Das

Novellenbuch

von

Eduard von Bülow.

Erſter Theil.

Das Novellenbuch;

oder

Hundert Novellen,

nach
alten italieniſchen, ſpaniſchen, franzöſiſchen,
lateiniſchen, engliſchen und deutſchen
bearbeitet
von

Eduard von Bülow.

Mit einem Vorworte
von
Ludwig Tieck.

Erſter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1834.

Qui nunquam sensit amoris
ignem, aut lapis est, aut bestia.

Aeneas Silvius.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Sobald das Leſen unterhaltender Schriften ein Bedürfniß des Publikums geworden iſt, ſo zeigen ſich in jedem Lande Talente, die es zu befriedigen ſuchen. Neben der eigentlichen Literatur der verſchiedenen Völker läuft ſtets der Strom der Mode und Neugier, der wechſelnd bald dieſe und jene Geſtalt, die heitre oder finſtre Manier, das Geſellige oder Unmoraliſche, falſche Frömmigkeit oder aufgeſchmücktes Laſter, oder was es nur ſei, auftauchen läßt. Vieles, was der Augenblick ſchafft, gehört oft, ohne ſich deſſen bewußt zu ſein, der Kunſt und der Geſchichte der Poeſie an: vieles zeigt nur die Stimmung des Jahrzehends, was die Menge fodert und erwartet, und dem feinern Auge des wahren Geſchichtforſchers ſind oft Produkte, die eine ächte Kritik als ganz nichtsnutzig verwerfen muß, als Symptome der Krankheit, als Ahndungen der Zukunft, als unbewußte Prophezeiung merkwürdig und lehrreich.

Es iſt ganz in der Ordnung, daß jedes Zeitalter die frühern Moden in der Kleidung häßlich, oder unpaſſend findet: eben ſo iſt es mit den meiſten Schriften, die der Unterhaltung des Tages dienen ſollen. Die ältern Bücher werden von der Gegenwart in der Regel langweilig gefunden, und nur ein geübtes Auge unterſcheidet in den beſſern Witz, Scharfſinn, Menſchenkenntniß oder Kunſtanlage. Selten nur klingt ein vergeſſenes Buch in die Stimmung der Zeit wieder ſo laut und harmoniſch hinein, daß es von neuem auftauchen kann und wieder beliebt wird.

Der wahre Autor, der ächte Dichter, der große Künſtler iſt ein Sohn ſeiner Zeit: in ſeinen Produktionen ſpiegelt ſich das Beſte des Jahrhunderts, deſſen Streben, die wahre Bildung, und Vergangenheit und Zukunft ſind in den Reflexen der Lichter erkennbar. Mode, Stimmung, Vorurtheil, Krankheit, Fanatismus und Leidenſchaft gehören der Zeit, machen ſie aber nicht, ſind nicht dieſe. Ein Autor, der nur dem Zufälligen nachgeht, mit dem Strome ſchwimmend, das Richtige für das Wahre hält und ſo ſich hinreißen läßt, daß er dieſe Hitze mit der ächten Begeiſtrung verwechſelt, wird nie etwas hervorbringen, das ihn überlebt. Die Zeit ſelbſt vertritt die Stelle der Kritik und bewahrt das auf, was würdig, macht vergeſſen, was unbedeutend iſt. Oft trifft ſie es recht und ergänzt oder erſetzt die wahre Kritik; oft aber iſt ſie nur vergeßlich wie das Alter, und es hat ſich wohl getroffen, daß ächte Kunſtwerke auf eine Zeit lang in die Polterkammer gelegt, oder manierirte Dichtungen als Muſter in ſpätere Jahre herübergeſchleppt wurden.

Die natürlichſte Unterhaltung, der nächſte Zeitvertreib und die wohlfeilſte Ergötzung in den älteſten wie neuſten Zeiten, bei rohen wie kultivirten Völkern, iſt die Erzählung. Derjenige, der ohne Vorbereitung in der Geſellſchaft eine Begebenheit und Geſchichte gut und intereſſant vortragen kann, iſt beliebt, jedes Auge hängt an ſeinem Munde, und ein langweiliger betäubter Zirkel lebt auf und erheitert ſich, wenn der Begabte in den Kreis tritt. Nicht einem Jeden hat die Natur dies Talent verliehen: und ſo wie ſich im Leben Dieſer und Jener als begabt auszeichnet, ſo ſcheint es mit Geſellſchaften, Zeiten und Völkern zu ſein. Jedes Kind wird durch den Zauber der beiden großen Homeriſchen Gedichts-Erzählungen ergriffen; warum aber weder früher noch ſpäter etwas dem Aehnliches auftrat, warum dieſe Werke nur jener Zeit angehören konnten, iſt ſelbſt der gründlichſten Kritik nicht ſo gar leicht beſtimmt darzuthun. Weshalb kein Buch in unſern heiligen Schriften, nichts im Heſiodus, oder den ſpätern Dichtern ſich mit jenen Liedern nur fern vergleichen darf. Und doch erkannten Jahrhunderte und Philoſophen und ächte Dichter bis vor nicht langer Zeit dem Virgil, ja ſelbſt dem Lucan den Preis und ſtellten den Homer tiefer als dieſe. So früh war der ioniſch-griechiſchen Zunge dieſe Magie, das Ohr zu feſſeln verliehn, und große, ſtaunenswürdige Sachen vorzutragen, oder ſelbſt kleinen, geringfügigen Gegenſtänden durch den Vortrag ein Intereſſe zu verleihen.

Viele der ſpätern mileſiſchen Märchen, die leichten Geburten einer nur ſpielenden Phantaſie, ſind untergegangen: die Fabel Lucians iſt ſo artig erfunden und reichhaltig, daß ſie Apulejus mit neuem Reitz ausſtatten, und ein Italiäner ſie mit Glück neu bearbeiten konnte. Dieſe drei Werke gränzen nahe an das Kunſtwerk und können ihrer Vortrefflichkeit wegen niemals wieder vergeſſen werden. Weniger glücklich und witzig, weil ſie ſchon dem falſchen Effekt und einer ſchwachen Sentimentalität huldigen, ſind die wenigen übrig gebliebenen griechiſchen Romane der ſpätern Zeiten, obgleich auch dieſe ihre Freunde und Bewunderer hie und da gefunden haben.

Schon ſehr früh zeichneten ſich die Italiäner im lieblichen, witzigen und ſcharfen Vortrag von kleinen Geſchichten, Tagesneuigkeiten, komiſchen Begebenheiten aus, und Boccaz kann als Muſter und vollendeter Meiſter, als Künſtler und wahrer Dichter in dieſer Gattung genannt werden, wenn ſeine ernſtern, größern Werke, ſeine „Fiammetta", „Filocopo" u. ſ. w. nur theilweiſe großes Lob verdienen und ſein Heldengedicht, die „Theſeide", faſt ganz vergeſſen iſt. Man kann den Boccaz als den Vater und Erfinder gewiſſermaſſen der kleinern proſaiſchen Erzählung anſehn. In ſeiner Zeit fingen jene großen Gebilde des Mittelalters, die Sagenkreiſe des Artus ſchon an in der Meinung der Gelehrten zu ſinken: eine einſeitige Freude an den großen Schätzen des neu entdeckten römiſchen Alterthums blendete das Auge der meiſten Gebildeten, die auf der Höhe des Zeitalters zu ſtehen meinten. An die hohe Vollendung des Boccaz reicht keiner der vielen italiäniſchen Novelliſten, aber faſt jeder hat ſeine Vorzüge, und unter denen des zweiten Ranges ſteht Bandello wohl oben an, deſſen Schärfe, Präciſion und Lebendigkeit das gröſte Lob verdient. Manzoni in ſeinen „Promessi sposi" hat uns einen Roman geliefert, der mehr als ein Jahrhundert überdauern und leben wird, wenn viele der jetzt berühmten längſt vergeſſen ſind. Waren die Italiäner in dieſer Gabe der Erzählung immerdar ausgezeichnet, und neben den Novellendichtern ſtehn mehr oder minder glänzend ihre epiſchen, ſo konnten ſie dagegen das wahre Drama niemals finden. Und umgekehrt, ſo viele Kränze die Spanier mit ihren Komödien errangen, wo neben Calderon, den man vollendet nennen muß, der reichbegabte, immerdar mannichfaltige Lope glänzt, Mira de Mescua, Guevara, de Caſtro, und ſpäter Roras, Diamante, Moreto, Cannizares, und wie

Viele ſchimmern, ſo hinken durch Convenienz und falſche Poeſie die meiſten Novellen des Lope, des Montalban, und vieler Andern, wenn Einzelnes auch vortrefflich zu nennen iſt, und nur wenige Erzählungen von dieſen Fehlern auszunehmen ſind. Hier ſteht nur Cervantes mit ſeinen leuchtenden Novellen und ſeinem einzigen „Don Quixote“, dem erſten modernen Roman, auf einer noch bis jetzt unerreichten Höhe.

Ein hundert Jahre und mehr vorher waren große, weitſchweifige Geſchichtserzählungen in den Romanen der Amadis, der Reinold, Tirante u. ſ. w. in Europa beliebt geweſen. Dieſe, in welchen der forſchende Kenner manches Poetiſche entdecken kann, waren doch gleichſam der proſaiſche todte Niederſchlag jener großen Poeſieen des Mittelalters, die ſeit und durch Petrarch ſchon anfingen verkannt zu werden. Es iſt eine beliebte, aber irrige Meinung, daß Cervantes ſeinen „Don Quixote“ gedichtet habe, um dieſe Schriften zu verdrängen und lächerlich zu machen. Wäre der Urſprung dieſes Buches nicht tiefer, ſo wäre es ſchon längſt, wie ſo viele Parodieen und engherzige Satyren vergeſſen worden. Aber dieſer große Erfinder wies die Leſer und Autoren auf das wirkliche Leben hin, und ſein großer Genius zeigte, wie das Alltägliche und Geringe den Schimmer und die Farbe des Wunderbaren annehmen könne, und ſeitdem beſitzen wir die Erzählungen und Darſtellungen aus der wirklichen Welt, jene Zufälligkeiten und Schwächen des

Lebens, die zuletzt auch nicht die niedrigſten Armſeligkeiten verſchmäht haben. Galt der Abſchreiber der Jämmerlichkeit doch ſeitdem jezuweilen für einen Dichter. Seit Cervantes hat ſich in Spanien kein ausgezeichneter Erzähler gemeldet.

Früh entwickelte ſich in England ein großartiges Volkstheater; die herrlichſten Talente widmeten dieſem ihre Bemühungen, und das mag zum Theil die Urſache geweſen ſein, warum unter den Engländern erſt ſpät ſich das Talent dem Vortrag einer Begebenheit in der Erzählung widmete. In Chaucer's „Canterbury-Märchen“ oder Erzählungen ſind die komiſchen muſterhaft und haben ſchon ganz den Styl der ächten und guten Komödie. Seitdem ſchweigt in England das Epos, denn die „Feenkönigin Spencer's“, ſo ſchön Einzelnheiten ſind, ſowie die gereimten Geſchichten Drayton's oder Daniel's kann man nicht rechnen, und Shakeſpear's „Adonis“ und „Lucretia“ verdienen aus andrer Rückſicht eine tiefſinnige Betrachtung. Die einſt bewunderte „Arcadia“ des Phil. Sidney, welche unſer berühmte Opitz verdeutſchte, verdient weder das ungemeſſene Lob der Zeitgenoſſen, noch die ſcharfe Kritik der Neueren, denn das verdienſtvolle ſinnreiche Buch iſt für den Kenner und Liebhaber der engliſchen Poeſie immer noch wichtig und bedeutend. Nur gehört das nicht immer dem Volke, was dem Forſcher lehrreich ſein kann. — Mit Richardſon meldet ſich erſt bei den Engländern das erzählende Talent, oder, wenn man will, etwas früher mit De Foe's „Robinſon", der auch manche andre populäre Erzählung ſchrieb, die früher verſpottet ward und jetzt wohl zu hoch gewürdigt ſein möchte. Dieſe Zergliederungen der Seele, dieſe patentirte Pruderie, der Hochmuth der Geſinnungen, ſoviel Lobenswerthes auch von der „Clariſſa" vorzüglich geſagt werden kann, wurden von Fielding's heitern „Tom Jones" verdrängt und gewiſſermaſſen lächerlich gemacht. Seitdem gab Smollet in ſeinen oft willkührlichen, ſtets gut colorirten Gemälden den Ton noch tiefer an, Goldſmith ward wieder gemüthlicher, und ſo hat mancher, wenn auch keiner der Berühmten und weniger Bekannten zu den eigentlichen Poeten gerechnet werden darf, viel Gutes dargeſtellt und geleiſtet, die Schweſtern Lee in einer ſehr vorzüglichen Art. W. Scott erſchlug auf eine Zeit lang faſt jeden frühern Namen, und wenn man ihn überſchätzte, ſo war es doch für dieſes ſo ausgezeichnete Talent eine zu herbe Unterſchätzung, daß man nachher ſeine ſchwächern Nachahmer über ihn hinaufſtellen wollte. Durch ihn, indem er den Weg wies, wie ſich ein erzählendes Buch einrichten ließ, ſind unzählige Werke faſt in allen europäiſchen Sprachen geſchrieben worden, die ihren Werth haben und eine Zeit lang für das Gute und Beſſere geachtet werden.

Der bewegliche Geiſt der Franzoſen hat ſich früh auf die ſchönſte und edelſte Weiſe in poetiſchen Schöpfungen aller Art erwieſen. Immer iſt noch nicht kritiſch entſchieden, was dieſer Nation an der großen poetiſchen Zeit, die im Mittelalter das gebildete Europa enthuſiasmirte, gehört, was und wie viel ſie wirkte. Schon lange vor Boccaz und Dante ſchufen ſie die großen epiſchen Romane, deren ewiger Glanz noch in Arioſt und Taſſo zurückleuchtet; ſie ſangen jene muthwilligen Märchen und Neuigkeiten, von denen Boccaz begeiſtert ward, und deren er verſchiedene faſt nur überſetzte. In allen Geſtaltungen erzeugten ſich dieſe Novellen, Geſchichten, Romane, heiter, wunderbar und ſeltſam: das geiſtliche wie das weltliche Leben ſpiegelte ſich mannigfaltig ab in dieſen Erzählungen. Ihr Theater war eben ſo reich und wunderbar, es verknüpfte ſich dem wahrhaft romantiſchen, und erwartete nur die großen Dichter, um vielleicht ein Gegenbild zu dem zu erſchaffen, was ſeitdem das Erſtaunen der Welt und das Muſter der Kunſt geworden iſt. Ein wunderliches, noch nicht hinlänglich erklärtes Verhängniß lähmte dieſe poetiſche Kraft, welche ſich noch nicht ausgebildet hatte, und Convenienz, Rhetorik, Eleganz, kalte Galanterie und Unnatur, die ſich alle in thörichter Einbildung auf den ewigen Werken eines Sophokles zu ſtützen glaubten, hemmten jeden ächten tragiſchen nationalen Aufſchwung. Voltair's Gewandtheit und Rednergabe benuzte die Geſinnung der Zeit, um auch von der Bühne herab polemiſch zu wirken. Was ſeitdem die Meiſten hervorgebracht, die den Namen der Romantik zum Spott gemacht haben, iſt bekannt genug. Schon unter Ludwig XIII. entſtanden jene allegoriſchen Hofromane, die faſt unter ſeinem Nachfolger noch mehr gefielen, dieſe weit ausgeſponnenen kalten Galanterieen in den Werken des d'Urfé, der Scudéry und ähnlicher. Der Hof war für die Franzoſen der Garten der Poeſie geworden, und jene Bücher, die jetzt nur noch dem Gelehrten den Namen nach bekannt ſind, waren damals die Erbauung aller Poeſie-Bedürftigen. Das gläubige Deutſchland, das immer das Fremde mit Aberglauben hinnimmt, entzückte ſich auch an dieſen froſtigen Gebilden. Der Adel ehrte ſich, indem er franzöſiſche Bücher las, und jeder Bürgerliche beſſern Standes und unterrichtet genug, um ſie zu verſtehn, glaubte faſt, ein Adeliger zu ſein, wenn er ſeine Zeit zwiſchen dieſen Redensarten verlor. Faſt auf gleiche Weiſe macht es jetzt unſer Theater ſo. Die unzähligen Nichtswürdigkeiten, die in Paris entſtehn, und dort nur in vier Wochen wegen der Anſpielungen verſtändlich ſind, überträgt nach ſechs Wochen das große Heer unſrer ſchnellfingrigen Ueberſetzer raſch genug, und wir ſpielen die Thorheit, ohne ſie zu verſtehn, weil weder eine ähnliche große Stadt, noch Sitte, noch Klätſcherei und Anekdote uns das würzen können, was dem Pariſer nur unter dieſen Bedingungen auf wenige Wochen intereſſant werden kann.

In der Erzählung blieben die Franzoſen immer reich und vielſeitig. Der jetzt vergeſſene Scarron ſelbſt iſt in ſeinen Novellen nichts weniger als verächtlich. Die ſpäteren Marivaux, Hamilton, Prevoſt, und viele andre leſenswerthe, ſind bekannt genug. Die neueſten Romanciers haben einen ſonderbaren Aufſchwung genommen, dem man mit eben ſo viel Verwundrung als Mißfallen zuſehn muß. Junge Männer von großem Talent haben recht eigentlich das Unſchöne, Häßliche, Greuelvolle und Unmenſchliche ſich zur Aufgabe ihrer Dichtungen gemacht. Nur wahre Talente können ſo ihre Zeit beleben und hinreißen, daß ihre Zeitgenoſſen das Widerliche, was allem Behaglichen und Schönen durchaus gegenüberſteht, nicht nur erträglich, ſondern ſelbſt intereſſant finden; und große Talente ſind es von je an geweſen, die ihre Umgebung und ihr Jahrzehend irre geleitet haben. Dieſe Luſt am Scheuslichen, den körperlichen Martern, einer mehr als feigen Todesangſt inmitten der furchtbarſten Grauſamkeit, alles dies, indem es gefällt und hinreißt und immer wieder Nachahmer entzündet, erſcheint als ein ſehr bedenkliches Krankheits-Symptom: es iſt ein gewaltſamer Galvanismus, nicht blos für überſatte und erſchlaffte, ſondern für völlig erſtorbene Gemüther: ähnlich den Romanen des jüngern Crebillon zur Zeit Ludwigs XV. (Das „Theater der Clara Gazul“, und noch mehr „Etats de Blois“, ein Meiſterwerk, begreife ich unter dem Vorigen nicht.) Wenn ich dieſe Erſcheinung auch faſſe, ſo verſtehe ich doch darin die Franzoſen nicht, daß ſie ihren Victor Hugo als den Fürſten dieſer neueſten Schule betrachten. Nach meiner Einſicht iſt das Talent eines Balzac und Charles Nodier weit gediegener, etwas mehr Humanität miſcht ſich den Erfindungen dieſer Erzähler bei, und nicht Alles iſt ſo auf die Spitze der Unmöglichkeit getrieben, auch iſt die Bitterkeit und der Menſchenhaß mehr motivirt, als bei jenem neuen Höllenbreughel in ſeinem „Notre Dame“, oder in ſeinen ganz verwerflichen Theaterſtücken. Doch hat ſich manches Talent neuerdings gezeigt, und ſelbſt ein Paul Kock iſt beachtenswerth, denn ſo ſehr er ſich wiederholt und in jedem Buch dieſelben Späße ausſpielt, ſo iſt die ſchlechte Geſellſchaft vielleicht noch nie vor ihm ſo geiſtreich geſchildert worden. Sein Leichtſinn und ſeine Frevel gegen Religion und Prieſter ſind auch weit unſchuldiger und erträglicher als die ſeines Vorfahren Pigault Le Brün. — Ein merkwürdiger Mann, Retif de la Bretonne, machte ſich ſchon vor der Revolution bekannt. Er gehört zu jenen Autoren, die zu viel geſchrieben haben, um ſich einen dauernden Ruf zu erhalten. Wo er gut iſt, iſt er vortrefflich, und wo er ſchlecht wird, iſt er vielleicht ſchlechter, als irgend ein Schriftſteller. Die ſogenannte Wirklichkeit, das Leben der kleinen Geſellſchaft, die Tugenden und Gebrechen dieſer hat er ſehr gut aufgefaßt und dargeſtellt. Um 1780 ward er geprieſen, nachher vergeſſen, dann verachtet und geſchmäht, und es wird die Zeit kommen, wo man ſeinen wahren Werth zu würdigen und ſein Gutes von ſeinem Schlechten zu ſondern weiß.

Vielleicht hat kein Volk in Europa ein ſo altes National-Epos gehabt als wir Deutſchen. Die Unterſuchungen über die „Niebelungen" und alle ihre verſchiedenartigen Abzweigungen ſind noch lange nicht geſchloſſen. Daß es vergeſſen werden konnte, beweißt, welche Drangſale, welche Unglücksfälle aller Art, politiſch, religiös und bürgerlich die Nation, die mehr wie einmal ihrer Auflöſung nahe war, überlebte. Alle jene großen epiſchen Gedichte, die vielleicht urſprünglich den Franzoſen nachgeahmt waren, können wegen der Vollendung in der Ausführung und der muſterhaften Sprache ebenfalls für originell gelten. Nach dem Interregnum und mit Rudolf dem Habsburger ſchon tritt für Poeſie, Bildung und Literatur jene troſtloſe Zeit ein, die immer dunkler wird, die ſich erſt allgemach wieder aufhellt, und erſt wieder, wenn wir aufrichtig ſein und es genau nehmen wollen, mit der Erſcheinung Göthe's ſich als vorüber gegangen ankündigt, weil mit ihm erſt das wahrhaft Nationale, Großartige, die eigenthümlich deutſche Natur in ihrer edelſten Geſtaltung wieder an das Licht tritt. Von 1300 bis 1580, auf H. Sachs, beſitzen wir in der erzählenden Poeſie nichts Bedeutendes; den Meiſterſängern ſelbſt kann nur ein bedingtes Lob zugeſtanden werden, und was hundert Jahre ſpäter der Simpliciſſimus uns etwa ſein kann, wird jedem Unbefangenen einleuchten. Seit 1700 haben in geometriſcher Progreſſion die Deutſchen mehr und mehr an Erzählungen hervorgebracht. Nachahmungen aller Art, Robinſonaden, Avanturiers, Räuber, galante Helden, Liebesgeſchichten ſo wie häusliche Begebenheiten, moraliſche ſo wie freigeiſtige Darſtellungen. Was einſt geprieſen wurde, iſt großentheils vergeſſen und ſelbſt das Beſſere etwa nur noch dem Literator merkwürdig und bekannt. Mit dem „Meiſter“ von Göthe beginnt die glänzende Periode unſrer Roman- und Novellen-Literatur (denn „Werther“ gehört wohl in eine andere Region), und eben ſo verkünden ſeine „Wahlverwandſchaften“, wie die kleineren Erzählungen, den vollendeten Künſtler. Ueber die „Wanderjahre W. Meiſters“ wird die Kritik wohl eine andre Meinung haben dürfen. Schiller zeigte ſich in der Erzählung „Verbrecher aus Infamie“ groß, und auf immer zu bedauern iſt es, daß er den „Geiſterſeher“, dies merkwürdige Buch, deſſen Sprache muſterhaft iſt und ſeiner Zweckmäßigkeit, Kraft und Innigkeit nach weit ſeinen hiſtoriſchen Darſtellungen vorzuziehn, nicht vollendet hat. Jakobi, Heinſe und einige Andre folgten dem Vorbilde, das ihnen Göthe gegeben hatte; aber gleichzeitig kam den Freunden der Lektüre eine ſo ſeichte und barbariſche Romanen-Literatur entgegen, und ward mit Liebe und Begierde aufgenommen, daß es jetzt ſchon lächerlich iſt, die Namen jener Lieblinge nur zu nennen. Zahlloſe haben ſich ſeitdem des gutwilligen Publikums bemächtigt, und es iſt wenigſtens ſo viel deutlich geworden, daß man zu einer Zeit, wo man kaum ein Gedicht mehr anſehen, kein Theaterſtück, wenn es auch in der Aufführung gefallen hat, leſen will, immer mit erneuter Begier nach den Romanen und den ſogenannten Novellen greift.

Frankreich abgerechnet zählt man im übrigen Europa das Theater nicht mehr zur Literatur: es treibt ſein Weſen, wie die Mode des Anzugs, oder dergleichen; nicht ſelten ſteigt es zu den Künſten der Seiltänzer und Taſchenſpieler hinab und darf ſich alsdann des lauteſten Beifalls erfreuen. Sagen uns doch jetzt auch die Klügern, vom pariſer Melodram müßten die Engländer wie die Deutſchen ihr erneutes und verbeſſertes Theater holen. Daß heißt den an Schierling Vergifteten durch Arſenik kuriren wollen.

Iſt alſo die Freude an Novellen ſo allgemein, wie man deſſen geſtändig iſt, ſo muß es den gebildeten Freunden der Novellen-Literatur erwünſcht ſein, wenn ein Kenner und Freund dieſer Gattung der Poeſie ihnen das Charakteriſtiſche und Merkwürdige der Italiäner, Spanier, Franzoſen und hie und da der Engländer und unbeachteter Deutſchen vorführt. Dieſe intereſſante Sammlung beſchäftigt ſich aber natürlich mehr mit dem Seltenen, jetzt nicht mehr am Wege liegenden, als mit jenen allgemein bekannten Erzählungen des Boccaz, die, wie alles, was eben ſo weltkundig und in Jedes Bereich iſt, ausgeſchloſſen bleiben. Selten, oder faſt nie iſt der Bearbeiter ſeinem Original ganz treu geblieben, er hat abgekürzt, unnütze Zier, Zufälligkeit und alles, was Mode und Manier eingeführt haben, unterdrückt und ſich beſtrebt, den Gebildeten unſrer Tage dieſe ältern und neuern Erzählungen verſchiedener Nationen annehmlich zu machen.

In vier Bänden wird der ſein auswählende Bearbeiter hundert größere und kleinere Erzählungen der Leſewelt mittheilen; ohne Zweifel eine intereſſante Gallerie, in welcher mancher Beſchauer eine ſelbſt erlebte Begebenheit, oder ein Portrait aus ſeinem Familienkreiſe zu erblicken wähnen möchte; denn trotz aller Veränderungen, bleibt der Menſch ſich gleich in allen Zeiten.

L. Tieck.

Vorrede des Verfaſſers.

Seit der Herausgabe von Friedrich Ludwig Schröders dramatiſchen Werken habe ich mich ausſchließlich mit dieſer Arbeit beſchäftigt.

Es iſt meine Abſicht, mit ihr eine vollſtändige Auswahl des Guten und Beſſeren der alten italieniſchen und ſpaniſchen Novelliſtik insbeſondre, ſo wie im Allgemeinen auch deſſen, was ſich in den andern abendländiſchen Sprachen einzelner davon vorfindet, und zwar in Bearbeitungen darzubieten, welche die Volksthümlichkeit und Eigenthümlichkeit der Verfaſſer ſchonen und beibehalten, und alſo dem Kenner oder Freunde dieſer bei uns wenig bekannten Schätze die oft ſchwer erreichbaren Originale ſo viel als möglich erſetzen. Zugleich möchte ich aber auch dem größern Theile der deutſchen Leſewelt eine annehmliche Unterhaltung gewähren, indem ich von dieſen alten Novellen alles Unſchickliche oder Ungeſchickte, Breite, Störende, Unweſentliche in Styl und Stoff abtrenne, und mit einem Worte die Anſprüche zu befriedigen bemüht bin, welche man an eine zweckmäßige Redaction ſtellen darf.

Wer die Sache kennt, wird nicht in Abrede ſtehen, daß meine Aufgabe eine ſehr kritiſche war; denn erſtens mußte das Beſſere oft aus einem ungeheuren Wuſte von Schlechtem und Mittelmäßigem hervorgeſucht und erwogen werden, und in ganzen Sammlungen von hundert und mehrern unbedeutenden Novellen fanden ſich kaum einige erwählbare, oder das Vortreffliche war in ſofern das Verwerfliche, als es theils in der That auf Unanſtändigkeiten beruhte, theils nach den jetzt geltenden Begriffen von Unanſtändigkeit in deren Gebiet gehörte. Es hatten aber auch ſchon ſo viel frühere Bearbeiter und Überſetzer alter Novellen durch die That ihres Fehlſchlagens bewieſen, daß es kein Kleines iſt, den ſchmalen Weg des edlen Geſchmackes nicht zu verfehlen, der weder dem Kenner noch dem Laien ausſchließlich huldigen, ſondern beide befriedigen will, weil man die alten Novellen vermeintlicherweiſe ebenſo volksgemäß machen, und hinwieder ſo ungeſchickterweiſe getreu überſetzen kann, daß kein gebildeter Menſch ſie zu leſen im Stande iſt.

Es wird mir der erfreulichſte Lohn meiner Bemühungen ſein, wenn man mir das Zeugniß geben will, daß ich nicht allein dieſe beiden Klippen glücklich zu vermeiden wußte, ſondern daß ich auch nirgend das Zartgefühl beleidigte. Für weibliche Penſionsanſtalten geben dieſe Novellen allerdings keine Lectüre ab.

Man wird es in der Ordnung finden, von dieſer Sammlung Boccaccio und Cervantes ausgeſchloſſen zu ſehen. Beide ſind die klaſſiſchen Schöpfer und die Mittelpuncte der ältern Novellenpoeſie und müſſen vollſtändig und getreu überſetzt werden.

Alle übrige ältere Novelliſten ohne Ausnahme, ſo weit ſie mir allmählig zugänglich werden und nicht ganz werthlos erſcheinen, ſollen in dieſem Novellenbuche mehrere oder mindere Berückſichtigung erlangen; aller übrigen Arbeiten müſſen mehr oder weniger geändert, gewendet oder ausgewählt werden. Ich bin ſo glücklich geweſen, bei weitem die Mehrzahl derſelben, mitunter die ſeltenſten, benutzen zu können; andere, die mir noch fehlen, hoffe ich mir Behufs der folgenden Theile meiner Sammlung zu erwerben; ich darf mir alſo wohl ſchmeicheln, in derſelben ein Werk zu beendigen, das die ganze Novellenliteratur gewiſſermaßen vollſtändig umfaßt, und wofern ich bei Wahl und Bearbeitung des Stoffes in keine Grundirrthümer verfallen bin, uns in gleicher Maße gelten und erfreuen kann, wie dem Morgenländer ſeine märchenhaften Erzählungen; denn es möchte wohl eben die wahre Novelle dem Märchen gerade ſo entgegenſtehen wie der Begriff des Abendlandes dem des Morgenlandes überhaupt.

Daß ich dieſe Novellen weder nach der Zeitfolge der Verfaſſer noch nach den Sprachen geordnet habe, brauche ich gewiß nicht zu rechtfertigen. Die Zeitfolgeordnung war an ſich unmöglich, weil mir noch manche der frühern Novelliſten mangeln, die ich vielleicht ſpäter in meinen Beſitz bringe. Ich würde ſie aber auch ohne dies Hinderniß nicht befolgt haben, weil mein Hauptaugenmerk das poetiſche war, welchem die bunte Folge und Abwechslung zunächſt zu entſprechen ſchien. Wem daran gelegen iſt, der mag ſich die Novellen nach Sprachen und Zeitfolge mit leichter Mühe ordnen, wofern er meine Vorreden zu jedem einzelnen Theile nicht überſehen will. Den Titel Novellenbuch entnahm ich den Italienern, deren älteſte Novellenſammlnng, die cento novelle antiche, ſchon libro di novelle benannt iſt, und die ebenſo den Titel noveliero ſpäterhin öfter anwandten. Die beſten italieniſchen und ſpaniſchen Novelliſten, vor allen andern der ſehr ſchätzenswerthe Bandello haben übrigens bei vielen ihrer Novellen kein anderes Verdienſt als das einer geſchmackvollen Nacherzählung deſſen, was vorher ſchon Andere erfunden oder nach Begebniſſen erzählt, aber weniger kunſtreich vorgetragen hatten. Ohne mir im Mindeſten ein ähnliches Verdienſt wie ſo ausgezeichnete Männer anzumaßen, will ich mit dieſer Bemerkung nur darauf aufmerkſam machen, wie eben in Folge der Vielſeitigkeit des deutſchen Geiſtes ein deutſcher Autor es wagen darf, ohne an einem guten Erfolge zu verzweifeln, dem Publicum eine Sammlung Novellen anzubieten, die außer allem Vergleiche reichhaltiger und vollſtimmiger iſt, als eine je vorher bei irgend einem Volk erſchienene, indem die Italiener, wo ſie nicht erfanden, immer nur ſich ſelbſt untereinander oder franzöſiſchen Fabliaur, die Spanier in demſelben Falle den Italienern nacherzählten; aber weder die einen noch die anderen ſchwerlich jemals fähig geweſen wären, die Eigenthümlichkeit aller ausländiſcher Novellen bei ſich gelten zu laſſen und anzuerkennen, oder ſich derſelben, wie wir es gewohnt ſind, zu erfreuen.

Eine angenehme Überraſchung würde ich empfinden, wenn dieſe meine Novellenſammlung dazu beitrüge, über das eigentliche Weſen und den Begriff der Novelle klarere und feſtere Anſichten zu verbreiten, als die ſeither anſcheinend allgemein beſtehenden, und unter den beliebten ſogenannten Novelliſten unſerer Tage und Stunden die falſchgültige Meinung zu beſeitigen, als dürfe man ſich für berechtigt halten, jedwede breit vorgetragene Erzählung eine Novelle zu benennen. Von den Urhebern unſerer neuen ungleich vollendeter als jene alten Novellen ſich erweiſenden, wenn auch urſprünglich an ihnen erwachſenen Kunſtſchöpfung dieſes Namens abgeſehen, erinnere ich mich keines einzigen Dichters untergeordneterer Größe, außer Heinrichs von Kleiſt, der Novellen im Geiſte der alten mit klarem Bewußtſein geſchrieben hätte. Einzelne Producte, die dieſen Namen verdienen, finden ſich wohl bei Einigen, wie bei Wilhelm Müller, Immermann u. A. vor; geplündert hingegen wurden die alten Novelliſten in neueſter Zeit mannichfalt und zwar auf eine ſehr grobe Art. —

Um inzwiſchen zu meinem Gegenſtande ſelbſt überzugehen und die bearbeiteten Novellen einzeln zu erörtern, finde ich zunächſt zu bemerken, daß die erſte Novelle dieſes erſten Theiles der Sammlung, „der dicke Bildſchnitzer“ — il grasso legnajuolo — welche ich in ihrer Vortrefflichkeit ganz getreu wieder zu geben ſuchte, einen unbekannten Verfaſſer hat. Sie iſt mit drei andern Novellen einigen Ausgaben der Cento novelle antiche angehängt, daraus in dem vierten Theile des Noveliero Italiano, Venedig bei Paſquali 1754, und in den Novelle di alcuni autori fiorentini abgedruckt, und auch 1744 von dem bekannten D. M. Manni, der ſie für eine wahre Geſchichte hält, in-4. beſonders herausgegeben worden. In den „Italieniſche Novellen, von hiſtoriſchem Intereſſe" u. ſ. w. des Herrn von Rumohr, worunter eine von dem Originale etwas abweichende Bearbeitung dieſer Novelle aufgenommen iſt, ſpricht der Herr Herausgeber von einer guten Handſchrift der Magliabecchiana, wonach ſie verbeſſert werden könnte, und ſtellt ſie derſelbe natürlich unter die Erzeugniſſe des funfzehnten Jahrhunderts, indem er in ſeinen kritiſchen Bemerkungen darüber den Brunelleſco ſelbſt als Verfaſſer zu erkennen glaubt. Nach des Abbate Franceſco Saverio Quadrio „della Storia e della Ragione d' ogni Poesia etc.", Milano 1789. 4. 5 vol. iſt „der dicke Bildſchnitzer" auch von Bernardo Giambullari in ottave rime übertragen worden, und befand ſich dies Gedicht zu damaliger Zeit als Mſcpt. in den Händen des Buchhändlers Antonio Riſtori in Florenz. In dem zweiten Theile der Elite des contes du Sieur d'Ouville, à la Haye 1703 habe ich eine ähnliche Novelle vorgefunden, die beſte der ganzen ſonſt nicht viel bedeutenden Sammlung.

Eine tief gedachte Novelle des bekannten, 1495 zu Florenz geborenen Dichters Luigi Alamanni, wahrſcheinlich die einzige welche er geſchrieben hat, ward in den Notizie de Novelieri Italiani, possedute dal conte Ant. Maria Borromeo, con alcune novelle inedite. Bassano 1794, dem ziemlich vollſtändigen, ſogenannten Borromeo'ſchen Kataloge italieniſcher Novelliſten, aus einem im ſechszehnten Jahrhunderte geſchriebenen als No. 124 unter den vom Abbate Morelli bekannt gemachten und erläuterten Manuſcripten der Libreria Naniana befindlichen Quartcoder zum erſten Male abgedruckt und alsdann unter die Novelle di alcuni autori fiorentini wieder aufgenommen. Ich habe ſie unter der Aufſchrift „die Gräfin von Toulouſe" hierin etwas freier bearbeitet.

Die Novelle „der graue Zelter" ſchrieb ich ziemlich ungebunden nach dem Lai du Palefroi vair, von Hugues-le-Roi. Das franzöſiſche Vorbild ſteht im dritten Theile der Fabliaux et contes du XIIème et XIIIème siècle, Paris 1779, welche Sammlung der bekannte Le Grand veranſtaltete. Nach dieſen alten Fabliaur und Lais arbeiteten die ſpäteren italieniſchen Novelliſten öfter.

Die zart hingehauchte Novelle „Ippolito und Gangenova", die im Italieniſchen eine unnachahmliche Lieblichkeit der Sprache in ſich trägt, entnahm ich, ohne mich ſtreng an das Vorbild zu halten, dem ſchon genannten Noveliero Italiano, Venezia 1754. Ihr Verfaſſer iſt Scipione Bargagli aus Siena, und die Originalausgabe ſeiner nächſt dieſer noch fünf andere Novellen von ihm enthaltenden „I trattenimenti di Scipione Bargagli etc. Venetia, Giunti 1587," iſt mir unbekannt geblieben.

Die poetiſche Kleinigkeit „der Kaufmann aus Genua" habe ich etwas gewendet nach Sebaſtiano Erizzo erzählt. Der Autor ward 1525 in Venedig geboren und ſtarb 1585. Die erſte und einzige Ausgabe ſeiner in der Jugend abgefaßten Novellen beſorgte Ludovico Dolce im Jahre 1567 in Venedig bei Giov. Varisco. Sie ſcheinen in Italien wenig Glück gemacht zu haben und verdienen allerdings nur geringe Aufmerkſamkeit, da ſie, bei einer geſuchten Nachahmung des Boccaccio'ſchen Styles weder in der Wahl der Gegenſtände noch in der Behandlungsweiſe Antheil erregen, und eigentlich nur Anecdoten oder einzelne Vorfälle aus der ältern Geſchichte vortragen. Ich habe den verbeſſerten und um eine Novelle erweiterten Wiederabdruck derſelben von 1794 vor mir gehabt, welcher einen Band der ſehr ſchön ausgeſtatteten, von Gaetano Poggiali zu Livorno von 1791—98 in ſechsundzwanzig Bänden herausgegebenen unter dem Titel: Raccolta de' novelieri italiani. Milano. Silvestri 1817, (groß 16. 26 Bde. Preis 75 Mail. Lire) nachgedruckten und mit zwei unedirten Novellen des Lasca vermehrten Sammlung italieniſcher Novellen füllt. Der Gegenſtand dieſer kleinen Geſchichte iſt von den italieniſchen Novelliſten oft und mannichfalt behandelt worden.

Unter den Dichtern im Fache der mit Bandello in Spanien beliebt gewordenen und aufgenommenen Boccaccio'ſchen Novelle iſt zunächſt dem großen Meiſter Cervantes, der Inquiſitionsgerichtsnotar D. Juan Perez de Montalvan aus Madrid mit Recht der berühmteſte. Er war zugleich ein fruchtbarer dramatiſcher Dichter und als ſolcher Lope de Vega's eifrigſter Schüler und Bewunderer, fing, nach der Bibliotheca Hispaña Nova des D. Nicolaus Antonius ſchon in ſeinem ſiebenzehnten Lebensjahre Komödien zu ſchreiben an und ſtarb 1639, in ſeinem ſechsunddreißigſten. Wir kennen von ihm außer ſeinen Komödien nur zwei ſelten vorkommende Bücher. Das eine mit dem Titel: Para Todos. Exemplos morales, humanos y divinos etc., liegt vor mir in einer 1736 in Sevilla bei Gomez erſchienenen Groß-Octav Ausgabe, welche mir die Güte des Herrn Hofraths und Dechanten D. Keil in Leipzig, des gelehrten Herausgebers des Calderon, geliehen hat, und enthält, außer allerhand Betrachtungen über Himmel und Erde, geiſtliche und moraliſche Angelegenheiten, einige Novellen und Komödien, von welchen erſtern mir die hier mitgetheilte: Al cabo de los años mil; „Nach tauſend Jahren“ genannte, eine der graziöſeſten und vortrefflichſten zu ſein ſcheint, welche die ſpaniſche Novellenliteratur irgend aufzuweiſen hat. Sie wurde von mir mit großer Liebe, ich hoffe im Geiſte des Originales übertragen. Die öffentliche königliche Bibliothek in Dresden beſitzt eine entſtellte alte franzöſiſche Überſetzung von Para Todos, welche ich durchgeſehen habe. Das andere Werk Montalvans Sucesos y prodigios de amor. En ocho novelas exemplares, benutzte ich in der neunten, 1648 in Sevilla herausgekommenen Auflage, in dem ich darnach la mayor confusion, „die allergrößte Verwirrung“ bearbeitete und in den folgenden Theilen noch Einiges daraus mitzutheilen gedenke. Der Stoff zu dieſer Novelle iſt vielfältig bearbeitet worden. Der älteſte Autor, welcher ihn, ſoviel mir bekannt iſt, aufgenommen hat, war Maſſuccio in ſeiner dreiundzwanzigſten Novelle. Bei ihm iſt alles herber, und wird die Verbrecherin, welche er ungleich roher hält als Montalban, verbrannt. Nach ihm behandelte die Königin von Navarra, Margarethe von Valois dieſen Stoff weit milder und, wie mich dünkt, ironiſcher, als einen am Hofe ihres Vaters theilweiſe vorgekommenen Fall, und Bandello erzählte die Novelle wieder mit einigen Änderungen in der fünfunddreißigſten des zweiten Bandes dieſer Königin nach. Bei letzteren Beiden iſt das Ende merkwürdig. Die Mutter beichtet nämlich, bei der Königin, dem Legaten von Avignon, der ſich mit einigen Theologen deshalb berathet und den Beſchluß faßt, ſie ſolle zeitlebens Buße thun, ohne weiter geſtraft zu werden; den Kindern ſolle aber das ſchwere Geheimniß verſchloſſen bleiben, weil ſie unwiſſentlich ſündigten. Bei Bandello beichtet hingegen die Verbrecherin dem Biſchofe und ſtirbt, worauf dieſer der Königin alles eröffnet und ſich mit ihr verſteht: da Niemand außer ihnen von der Sache wiſſe, keine Maßregeln zu ergreifen und die glückliche Ehe der Kinder fortbeſtehen zu laſſen.

Montalban arbeitete offenbar Bandello nach und ſeine Novelle iſt bei weitem die ausgeführteſte und gelungenſte, denn was bei den Anderen und ſogar bei Bandello nur kurz entworfen ward, bereitet er mit ſeinen Zügen vor. Was den Schluß betrifft, ſo hätte ich gern den der Königin wiederhergeſtellt; die Anlage der ſpaniſchen Novelle vertrug dieſe Änderung aber nicht, und ich fühlte nicht den Muth in mir, auf die Grundlage beider eine neue Novelle, ſo kunſtreich wie Montalban, auf Bandellos Schluß hinauszuführen. Gelänge dieſer Verſuch jemals irgendwem, ſo trüge ſeine Arbeit vor allen dieſen vieren freilich den Preis davon. Eben die Novelle von der die Rede iſt, wurde 1597 nach Margarethe von Valois mit vierzehn andern Novellen derſelden Verfaſſerin in das Engliſche überſetzt. Denſelben Gegenſtand behandelte auch der bekannte Horace Walpole, nachmaliger Lord Orford in einem Trauerſpiele: The Mysterious Mother. Montalbans Novellen wurden von Rampale ins franzöſiſche überſetzt und 1644 in Paris gedruckt.

Einer der ausgezeichnetſten italieniſchen Novellenſchreiber aus der erſten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts iſt Antonio Franceſco Grazzini, geboren im Jahre 1503 zu Florenz und auch unter dem Zunamen il Laſca (die Barbe) bekannt, den er in der von ihm mitgeſtifteten anfänglich degl' Umidi (der Feuchten) geheißenen florentiniſchen Academie führte. Grazzini ſteht auch als dramatiſcher Dichter bei ſeinen Landsleuten in Anſehen. Von ſeinen trefflichen Novellen ſind leider neun verloren gegangen. Die vorhandenen einundzwanzig kenne ich in der italieniſchen Ausgabe, welche vorgeblich 1756 bei G. Nourſe in London gedruckt iſt. Ich habe nach dieſem Autor zwei Novellen für den erſten Theil meines Novellenbuches bearbeitet. Die erſte heißt: „der Alchemiſt,“ die andere „Verſtändig geträumt!“ Grazzini's Novellen wurden 1788 ins Deutſche überſetzt und erſchienen in Leipzig in zwei Bänden. In den nächſtfolgenden Theilen komme ich wieder auf Grazzini zurück.

Der geiſtvolle Schnell- und Vielſchreiber Nicolas — Anne — Edme Retif de la Bretonne, der Sohn eines Landmanns aus Sacy bei Auxerre, und im Jahre 1734 geboren, iſt viel bekannt und ſoll jetzt, hoffentlich um ſeines Geiſtes und nicht um ſeiner Sittenloſigkeit willen, auch in ſeinem Vaterlande Frankreich mehr geſchätzt werden als ehedem. Er brachte die längſte Zeit ſeines Lebens als Buchdrucker in Paris zu, wo ihn ſeine grenzenloſe Leidenſchaft für das weibliche Geſchlecht, bei ſeinem gänzlichen Mangel an Erziehung, in eine faſt unglaubliche Tiefe der Sittenloſigkeit und Erniedrigung ſtürzte. Das vollgültigſte Zeugniß dafür, das freilich kein ſo hervorſtechendes ſein würde, wenn manche Andere in ihren Selbſtbekenntniſſen aufrichtiger wären, gibt ſeine ſechszehn Bände füllende Autobiographie: Monsieur Nicolas, ou le coeur humain dévoilé, publié par lui-même, Paris 1794; denn geſetzt auch, daß man von der Hälfte des Inhalts als von Übertreibungen oder Erdichtungen abſehen wollte, ſo bliebe doch einſolcher Lebenslauf immerdar ein unerhörter für einen geiſtig begabten Mann. Retifs Schriftſtellertalent entwickelte ſich frühzeitig und muß unſtreitig als eines der bemerkenswertheſten ſeiner Zeit und ſeines Vaterlandes angeſehen werden. Es finden ſich in ſeinem Character die edelſten und größten Eigenſchaften, in ſeinen Schriften, unzählige Züge wahren Genies neben einer Maſſe von Geſchmackloſigkeit und Rohheit vor. Sein ganzes Leben floß in Armuth, man kann ſagen in Verachtung hin und die zweihundert und mehr Bände, welche er ſchrieb und mitunter gleich ohne Manuſcript ſetzte, enthalten zumeiſt eigene Erlebniſſe. Das beſte von ſeinen kleineren Novellen, deren es mehrere Sammlungen gibt, ſind ohne Zweifel ſeine: Contemporaines, ou aventures des plus jolies femmes de l'âge présent welche aus drei, zweiundvierzig Bände umfaſſenden Abtheilungen beſtehen, von denen freilich nur die erſte oder ſiebenzehn, früherhin auch in das Deutſche überſetzte, Bände des

Trefflichen viel enthält, die folgenden dagegen nur mattere Wiederholungen bieten. In den achtziger und neunziger Jahren wurden viele Bücher von Retif unter andern durch Wichmann und Mylius in unſre Sprache übertragen. Wieland ſoll, ich habe nicht aufſuchen können wo, auf ihn aufmerkſam machen; auch Hamann ſchätzte ihn.

Die dreizehnte und die vierundzwanzigſte Novelle aus den Contemporaines findet man hierin, natürlich frei bearbeitet. Erſtere, la fille garçon, „das Fräulein als Lakai" enthielt eine kleine offenbar einer alten Quelle — dem Giraldi Cintio nicht — nacherzählte Epiſode, wegen des vielfältigen wörtlichen Übereinſtimmens anſcheinend das Vorbild zu Schillers Ballade, der Gang nach dem Eiſenhammer, welche ich jedoch als nicht in den Rahmen dieſer Novelle paſſend bei der Verdeutſchung wegließ. Die zweite Novelle, l'Amazone, ou la fille qui veut faire un enfant, von mir auch „die Amazone" überſchrieben, glaube ich, ſo wie man ſie hier erblickt, durch Entfernung größerer Anſtößigkeiten lesbar gemacht zu haben. Jeder der folgenden Theile des Novellenbuches wird noch einige Arbeiten von Retif enthalten. Dieſer ſeltene Mann ſtarb, ungerechterweiſe ſelbſt gleich wie ſeine Schriften vergeſſen, in Paris im Jahre 1806. Der Artikel über ihn in der Biographie universelle, welcher anerkennender ſein ſollte, enthält ein vielleicht vollſtändiges Verzeichniß ſeiner Schriften.

Der fruchtbare Spaniſche Dichter Frey Lope-Felix de Vega Carpio ſchrieb neben ſeinen Schauſpielen verſuchsweiſe auch Novellen, womit er ſo viel mir bekannt iſt, der erſte Nachfolger des Cervantes wurde. Die erſte und bei weitem die trefflichſte derſelben, ja eine der lieblichſten ſpaniſchen Novellen, die es gibt, und worein Lope auch zuerſt nach des Cervantes Beiſpiel Geſänge verflocht, iſt die in einem der folgenden Theile dieſes Werkes mitzutheilende: las fortunas de Diana, zuerſt gedruckt in der Filomena 1621. Die drei folgenden Novellen Lopes erſchienen zuerſt in der Circe 1624. Alle vier, an denen ſeine Autorſchaft erwieſen iſt, wurden zuſammen mit vier andern in den Jahren 1649 und 50 zweimal unter dem Titel Novelas amorosas de los mejores ingenios de España, wieder abgedruckt, und der Herausgeber der Coleccion de las Obras sueltas des Lope de Vega hat alle acht in dieſelbe aufgenommen, obgleich man nach dem erſteren Titel auf verſchiedene Verfaſſer ſchließen könnte, und erhebt nur einige an ſich nicht viel beſagende Zweifel gegen die Echtheit der letzteren vier.

Es verhalte ſich damit wie es wolle, ſo bleibt ſo viel entſchieden, daß, die Diana abgerechnet, in dem poetiſchen Werthe der ſieben andern dieſer Novellen keine weſentliche Verſchiedenheit ſtatt findet. Nach meinem Dafürhalten ſind im Gegentheile zwei der vier letzteren el pronostico cumplido und el zeloso hasta morir, die ich zur Bearbeitung auserwählt habe, vorzüglicher als die andern fünf. Man muß alſo wohl alle acht Novellen, deren letztere vier Lopes Namen überdies gar keine Schande bringen, bis auf weiteres ihm um ſo mehr zugeſchrieben laſſen, als die Spanier ja trotz ihrer Zweifel es ſelbſt thun.

El pronostico cumplido, „die erfüllte Weiſſagung,“ lege ich in dieſem erſten Theile, um ihres ſehr vernachläſſigten Styles willen, ganz umgeſchmolzen vor und glaube, ſie wird ſo für keine allzugewöhnliche Novelle angeſehen werden Herr Richard, der verdiente Überſetzer einiger Dichtungen Lope de Vega's hat auch ſechs Novellen deſſelben verdeutſcht, gedenkt aber dieſer Novelle gar nicht. Ihre rohen Anfänge gehören der italieniſchen Novelliſtik an und finden ſich in der Novella quarta der giornata settima der Cento novelle scelte des Sanſovino, ich habe nicht aufgefunden welchem Verfaſſer zugehörig, vor.

Die Novelle „der Gaſtwirth von Maderno“ habe ich einer des Vincenzo Rota aus Padua nacherzählt, welche von dem Manuſcripte des gleichzeitig lebenden Verfaſſers in dem obengenannten Buche des Grafen Borromeo zum erſten Male abgedruckt ſteht. Sie verlieh wohl mittel- oder unmittelbarerweiſe Zacharias Werner den Gegenſtand zu ſeinem verderblichen vierundzwanzigſten Februar, deſſen Rohheit durch dieſe Novelle vielleicht in noch helleres Licht geſtellt wird.

„Der grüne Graf“ iſt eine der Garduña de Sevilla y Anzuela de las Bolsas des um das Jahr 1642 in Spanien lebenden Don Alonſo de Caſtillo Solorzano, eingeflochtene Novelle, die ich, in Ermangelung des Originales einer alten augenſcheinlich ſehr getreuen franzöſiſchen Überſetzung nachbildete, welche den Titel führt: La Fouyne de Seville ou l'hameçon des Bourses, Paris 1661, 8. und, wie ich aus dem Quadrio erſehe; von dem Sieur d'Ouville dem Bruder des durch ſeine Nouvelles Eroïques et amoureuses bekannten Abbé de Bois

Robert herrührt. Die ſehr ſchlechte vor Jahren in Wien herausgekommene moderniſirte deutſche Überſetzung der Garduña kenne ich.

Der wohlbekannte, der zweiten oder Bandello'ſchen Periode der Novelliſtik in Italien angehörige Dichter Giovanni Battiſta Giraldi, als Academiker Cintio beigenannt, ein Ferrareſiſcher Edelmann, gab mir in ſeiner ſchönen Sammlung Hecatomithi, overo Cento novelle etc., deren erſte Ausgabe, Monteregale, per Lionardo Torrentino 1565, Tomi due, 8. ſehr ſelten iſt, und die ich in einer Venetianiſchen Ausgabe von 1608 kenne, den Stoff der anmuthigen Novelle „Daphne und Delio". Giraldi muß zu den beſten Novelliſten Italiens gezählt werden, und ich behalte mir in den folgenden Bänden noch Mehreres von ihm mitzutheilen vor. Er ſchrieb ſeine, durch Gabriele Chapuys 1584 auch in das franzöſiſche überſetzten Novellen, in der Jugend, und arbeitete ſie bei der erſt nach dreißig Jahren erfolgten Herausgabe wieder um. Bouterweck tadelt ihn in der Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit, weil er entweder auch ihn, wie viele Dichter und Autoren über die er darinnen ſpricht, niemals geleſen hat, oder denn überhaupt wohl eine unzulängliche poetiſche Urtheilskraft beſaß.

In einem ſtarken Buche, welches ungemein viel Schlechtes, ſchlecht gedruckt, enthält, und ſeinem gewiſſenhaften Leſer ein wahres Kreuz wird, ich meine die Cento Novelle amorose de i Signori Academici incogniti, divise in tre parti, zuerſt in Venedig und Cremona, 1642, in-8. gedruckt, und von mir in der zweiten Ausgabe Venezia, presso il Querigli 1651, in-4. benutzt, woran einer der ſpäteſten und mittelmäßigſten Novelliſten Italiens Loredano vielen Antheil genommen hat, fand ich, nach meinem Bedünken, eine Perle, in der von mir frei bearbeiteten und „Fürſt Cantacuzeno“ überſchriebenen Novelle eines Tomaſo Placido Tomaſi. Ich habe mich vielfach wiewohl umſonſt bemüht, in den Quellen der Geſchichte eine Spur der hiſtoriſchen Grundlage dieſer Novelle vorzufinden; des ungeachtet glaube ich nicht, daß ihr dieſe Begründung fehlt, und es würde gewiß dankbar anzuerkennen ſein, wenn ein Anderer ſeine etwaigen glücklicheren Forſchungen über dieſen in der Geſchichte ſo vieler Länder vorhandenen Gegenſtand der Veroffentlichung werth erachtete. Meine Bearbeitung einer zweiten Novelle aus dieſen Cento novelle amorose wird einer der folgenden Theile bringen.

In einer noch ſpäteren und viel trockneren Novellenſammlung als dieſe academiſche: Il Decamerone di Francesco Argelati, Giureconsulto e Cittadino Bolognese, Bologna 1751. 2 vol^{i}. befindet ſich eine Kleinigkeit, deren Bearbeitung man hierin unter dem Titel „das Luftſchloß“ lieſt, und der vielleicht ihre feine ironiſche Haltung Freunde erwirbt. Argelatis Decamerone iſt 1783 in drei Bänden auch deutſch erſchienen.

Meinem Beſtreben ſehr entſprechend, in dieſem Novellenbuch alle Töne, vom höchſten bis zum tiefſten herab, anzuſchlagen, das Leichtſinnigſte ſo wenig wie das Frömmſte davon auszuſchließen, ſobald es ſich durch poetiſchen Werth rechtfertige, traf ich in den Novelle di alcuni autori fiorentini die Arbeit eines Giovanni Bottari an, welche daſelbſt zum erſten Male nach dem Manuſcripte des Verfaſſers abgedruckt und von mir als „der Mönch von Maronia“ hierin übertragen worden iſt. Bottari hatte die Abſicht, in dem frommen Geiſte dieſer Novelle, wiewohl in der Nachahmung der Proſa Boccaccios ein neues Decamerone zu ſchreiben, vollendete aber nur noch zwei andere Novellen, die ſich als Manuſcripte im Beſitz des Herausgebers der alcune novelle befanden.

Zum Behufe meiner Novellenſammlung habe ich manche in dem fünfzehnten, ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhunderte geſchriebene lateiniſche Bücher der Art geleſen, welche als langgedehnte Erzählungen von jeher Romane genannt worden ſind; konnte aber darunter durchaus nichts Novellenartiges vorfinden. Deſto größere Freude empfand ich deswegen an des Äneas Sylvius (Piccolomini) des nachmaligen Pabſtes Pius II. im Jahre 1444 geſchriebener Historia de duobus amantibus Lucretia et Euryalo, in deren Gange und Characteren ich das eigenthümlich Ungewöhnliche der Novelle entwickelt zu ſehen glaube. Ich habe die Geſchichte von „Lucrezia und Euryalus,“ abgeſehen davon, daß eine tiefe Moral darin verborgen liegt, um ſo unbedenklicher für dieſen erſten Theil, mildernd und abkürzend, bearbeitet, als ich auch ihr Element keinesweges darin fehlen laſſen mochte und ſie eben als einen wohlannehmlichen Erſatz für die mitunter vortrefflichen anſtößigeren italieniſchen Novellen dem Leſer zu bieten meine. In dem dieſer Geſchichte im Originale vorgedruckten Briefe an den eben wie der Verfaſſer aus Siena gebürtigen Marianus Sozinus, der ihn aufgefordert hatte eine Liebesgeſchichte zu ſchreiben, ſagt Äneas Sylvius: Es ſtünde ihm, der da ſchon den Mittag ſeines Lebens vorüber ſei und ſich dem Abend nähere, eben ſo ſchlecht an, eine Liebesgeſchichte zu ſchreiben, als ſeinem älteren Freunde ſelbſt ihn dazu aufzufordern. Indeſſen wolle er dem Verlangen der Freundſchaft in ſofern Genüge leiſten, als er zwar keine Geſchichte erdichte, wohl aber eine zu ihrer Beider Zeit in ihrer Vaterſtadt vorgegangene wieder erzähle. Es habe auch ihn ſelbſt die Liebe allerdings in tauſendfache Gefahren gebracht; er möge aber lieber fremder als eigener Liebe eingedenk ſein, damit er nicht, indem er die Aſche des alten Feuers ausſchütte, noch einen lebendigen Funken antreffe. Eines der Liebenden ſei zwar dem Norden entſtammt, habe aber, nachdem der Schmerz des Weibes über des Geliebten Verluſt die Urſache ihres Todes geworden, die Fröhlichkeit ſeiner Seele niemals wieder gefunden.

In dem andern einleitenden Briefe an den Kaiſerlichen Kanzler Schlick erklärt der Verfaſſer dieſe Geſchichte ſei in Siena während der daſigen Anweſenheit des Kaiſers Siegismunds und Schlicks vorgefallen und dieſem, ſeinem Freunde, gewiß nicht unbekannt geblieben, da man von ihm behaupte, daß er dereinſt auch ſehr der Liebe gedient habe. Er möge alſo die Geſchichte leſen und zuſehen, ob ſie wahr geſchrieben, ſich auch nicht ſchämen zu gedenken, daß ihm vielleicht eine ähnliche Menſchlichkeit geſchehen ſei.

Der als erſter Deutſcher Bibelüberſetzer berühmte Stadtſchreiber von Eßlingen und Freund des Äneas

Sylvius, Nicolaus von Wyle ſtand mit demſelben in Briefwechſel und überſetzte dieſe Geſchichte, beiläufig geſagt, an vielen Stellen fehlerhaft, vielleicht auch nach einer mangelhaften Abſchrift. In ſeiner Vorrede dazu vom Jahre 1462 ſagt er, daß zu Zeiten der Baſeler Kirchenverſammlung, als Kaiſer Siegismund, um ſich krönen zu laſſen, nach Rom gezogen, mit dem Pabſte aber noch vor ſeiner Ankunft uneins geworden und deswegen einige Monate in Siena verweilet ſei, zwiſchen dem Kanzler Kaspar Schlick und einer edeln ſieneſiſchen Bürgerin eine Buhlſchaft ſich entſponnen, welche der damalige kaiſerliche Geheimſchreiber, und ſpätere Pabſt Äneas Sylvius in dieſer Novelle in zierlichem Latein, mit verkehrten Namen beſchrieben habe. Dieſe in der außerordentlich ſchönen alterthümlichen Innigkeit der Sprache abgefaßte Überſetzung Nicolaus von Wyle's gereichte meiner Bearbeitung zu weſentlichem Gewinn. Man wird hoffentlich mit Vergnügen den altdeutſchen Ton in derſelben anklingen hören; denn ich wenigſtens halte dafür, daß der mit Äneas Sylvius vertraute erſte Überſetzer die Geſchichte ſo hielt, wie ſie ſich der Verfaſſer ſelbſt deutſch denken mußte, und daß man alſo, wenn man will, darin noch eher eine altdeutſche als eine lateiniſche Novelle erblicken kann.

In dem bekannten Buch der Liebe u. ſ. w., Frankfurt am Main, bei Carl Feyerabend 1587, ſteht eine andere wunderſam verkehrte und veränderte Bearbeitung derſelben Geſchichte, unter dem Titel: „Hiſtorien und Geſchicht Camilli und Emilie". Sie hält keinen Vergleich mit der Novelle des Äneas Sylvius aus, der ſie doch gewiß unmittelbar nachgebildet wurde, und ihr Deutſch iſt eben ſo ſchlecht wie das Wyle'ſche vortrefflich. Der mögliche Fall, daß dem Piccolomini die große Ehre der Erfindung nicht zuſtünde und daß er gleichwie der Autor des Buches der Liebe nach einem unbekannten älteren Gedichte arbeitete, iſt unwahrſcheinlich.

Lucrezia und Euryalus iſt 1493 in das Franzöſiſche und 1492 in das Italieniſche übertragen worden. Eben ſo findet es ſich in einer auf wenige Seiten gedrängten Verdeutſchung in den: „Zweihundert der allerſchönſten neuen Hiſtorien, hiebevor hundert durch den weitberühmten Boccatium beſchrieben, jetzt aber mit 100 vermehrt. Frankfurt. In Verlegung Johann Gottfried Schönwetters, Ao. 1646." Der Heinſiusſche Bücher-Catalog führt den Titel einer anderen deutſchen Überſetzung dieſer Geſchichte an, die 1798 neu aufgelegt worden ſein ſoll.

In dem ich dieſes ſchreibe kommt mir auch noch eine gleichzeitige Überſetzung zu Handen, die den Titel trägt: „Lucrezia und Gasparo, oder die zwei Liebenden zu Siena. Nach Äneas Sylvio Piccolomini (Pabſt Pius II.), bearbeitet von Ernſt Münch. Ludwigsburg. Baumann, 1833". Es iſt ſeltſam, daß man ſich ſo begegnet! Ich hoffe indes, meine etwas ſpäter erſcheinende Überſetzung ſoll von einer vergleichenden Kritik deswegen nicht für überflüſſig erachtet werden. Ein Kunſtwerk wie dieſe Novelle wird nie genugſam bekannt, und jede der zwei Bearbeitungen erwirbt ſich wohl ihr eigenes Publicum.

Als Boccaccio's unmittelbarſter Nachahmer, ſchrieb ſein Freund und Zeitgenoſſe Franco Sacchetti, ein Florentiner Edelmann, geboren 1335, geſtorben um 1400, dreihundert Novellen, größtentheils nacherzählte Vorfälle ſeiner Zeit, die freilich weit entfernt ſind wie die Novellen des Boccaz Anſprüche an poetiſchen Kunſtwerth zu befriedigen; nichts deſtoweniger aber eine angenehme Unterhaltung gewähren. Sie wurden ſehr berühmt und geleſen, und ihr Verfaſſer diente gleich Boccaccio der Republik in den höchſten Staatsämtern eben ſo wie zu verſchiedenen Geſandtſchaften. „Die Geſandten aus der Caſentiner Landſchaft" hielt ich für die einzige meinem Novellenbuch ſich eignende Novelle Sacchetti's.

Für mein langes fruchtloſes Forſchen nach engliſchen Novellen belohnte mich zuletzt der Fund des Büchelchens: Nugae venales, or a pleasant Companion: Being new Jests, domestick and foreign Bulls, Rhodomontados, Pleasant Novels and Miscellanies, the third edition etc., by Richard Head, Author of the English Rogue. London, for Edward Poole, 1686, woraus ich die artige kleine Novelle, „der Selbſtbetrüger", die einzige die darinnen ſteht, gezogen habe. The English Rogue, das Werk deſſelben Verfaſſers iſt eine in England ſehr hoch bezahlte und geſchätzte literariſche Seltenheit.

Die Novelle überhaupt ſcheint bei den Engländern nur einzeln vorzukommen. Deren Sucht nach Seltenheiten hat auch in dieſem Zweige der Literatur ihr unheimliches Weſen getrieben, und ſo z. B. von der unter dem Titel: the Palace of pleasure, beautified, adorned and well furnished with pleasant histories and excellent novels, chosen and selected out of divers good and commendable authors, bekannten, 1575, in-4. und in 2 Theilen, von W. Painter veranſtalteten Sammlung, im Jahre 1813 in London bei Triphook durch Joſ. Haſlewood zwar eine neue Ausgabe veranlaßt; aber freilich nur 250 Exemplare abzuziehen geſtattet, ſo daß von der neuen Ausgabe wahrſcheinlich gar kein Exemplar zu kaufen iſt, während eins der erſteren nach Ebert mit £42. bezahlt wird. Allerdings ſoll dies Buch nicht eben Werthvolles enthalten, und ſo iſt es am Ende kein Verluſt; man läßt ſich aber nur nicht gern am Hörenſagen genügen und trachtet nach dem eignen Augenſcheine. Einige, in Kleinigkeiten und in der Überſetzung der Nov. III. der Giorn II. Boccaccio's beſtehenden Proben theilt the British Bibliographer, by Sir Egerton Brydges, K. J. London, 1810, aus dem Palace of Pleasure mit. Der Beifall, welcher dieſem Buche bei ſeinem Erſcheinen zu Theil ward, regte einen gleichzeitigen, 1589 geſtorbenen Autor, George Pettie an, eben ſo wie Painter aus dem Italieniſchen überſetzt hatte, kleine Geſchichtchen aus der klaſſiſchen Literatur zu ziehen und a petite Pallace of Pettie his Pleasure, containing many pretie Histories etc. London, kl. 4. zu ſchreiben, welches Buch mehrere Auflagen erlebte; natürlich aber nur für den Bibliographen Werth haben kann.

Gegen das Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts lebten in England zwei Frauen, welche Novellen geſchrieben haben. Die eine iſt Eliza Heywood, die andere die bekannte, ſchöne, galante, geiſtreiche Aphra Behn. Ich kenne der erſteren Schriften nicht, von denen der letzteren bin ich jedoch ſo glücklich ſo eben einige Bände aus England zu erhalten, ſo daß ich ſie für den zweiten Theil dieſer Novellen benutzen werde.

Die zwanzig Bände der Cent nouvelles de Mme. de Gomez, à la Haye 1734, enthalten mitunter treffliche Erzählungen, die acht Bände der höchſt langweiligen Journées amusantes derſelben Verfaſſerin haben dagegen zur Ungebühr drei Auflagen erlebt. Die achtzehnte Novelle des erſteren Werkes iſt die von mir hierin überlieferte: „die unterbrochene Hochzeit" deren Längen ich zuſammengezogen habe. Madeleine Angélique Poiſſon, geboren zu Paris 1684, geſtorben zu St. Germain en Laye 1770, war die Tochter eines Schauſpielers und heirathete einen ſpaniſchen Edlen, de Gomez, den ſie für ſehr reich hielt; ſahe ſich aber, da er nur Schulden hatte, genöthigt, ihre vielen Bücher, worunter auch Comödien, zu ihrem Lebensunterhalte zu ſchreiben. In ihren Novellen, deren Schauplatz Frankreich iſt, kann ſie oft geiſtreich ſein, ſo wie ſie ſich aber damit zu den Tartaren, Indiern, Türken und Spaniern verſteigt, wird ſie flach und unausſtehlich.

Der italieniſche Novelliſt, Ascanio de' Mori, ein Edelmann aus Ceno im Mantuaniſchen, blühte in der zweiten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts und ſchrieb in Verſen und Proſa. Seine funfzehn Novellen ſind zuerſt in Mantua, bei Francesco Oſanna 1585 in-4. gedruckt und ſodann 1794 zum zweiten und letzten Male in der ſchon erwähnten Sammlung italieniſcher Novelliſten. Mori war ein den Fürſten aus dem Hauſe Gonzaga ſehr ergebener Hofmann, und ein Krieger, der unter Orazio Gonzaga für Kaiſer Maximilian in Ungarn, und ſpäter für die Venezianer gegen die Türken ſehr tapfer focht. Die kleine von ihm in dieſe Sammlung aufgenommene Novelle, „Ercole Torelli“ halte ich in ihrer Herbheit für eine der beſten, die ich von dieſer alten Dichtungsart überhaupt kenne.

Deutſche Novellen, außer manchen der ſchönen theilweiſe ſo zu nennenden Geſchichten in der Inſel Felſenburg, von denen ich einige für die folgenden Theile beſtimmt habe, gibt es ſchwerlich. Inzwiſchen enthält das Buch: Wendunmuth, darinnen 550 höflicher, züchtiger und luſtiger Hiſtorien, Schimpfreden und Gleichniſſen, begriffen, gezogen aus etlichen Scribenten und Facetiis Henrici Bebelii, gekrönten Poeten, ſammt etlichen andern neuergangenen und wahrhaften Geſchichten, durch Hans Wilhelm Kirchhof u. ſ. w. Neue verbeſſerte Auflage mit Holzſchnitten, gedruckt zu Frankfurt am Main 1589 (die erſte iſt von 1581) bei Feyerabend, die Geſchichte: „die vier Ketzermönche in Bern“, die ich als ein ſeltſames wunderbares Ereigniß mich von dem Beiſpiele der Italiener für berechtigt anſah, als Novelle umgearbeitet hierein aufzunehmen.

Den Schluß dieſes erſten Theiles meines Novellenbuches macht eine mit vieler Luſt und Liebe von mir gefertigte getreue Überſetzung, von Bandellos ſchöner neunundvierzigſter Novelle des erſten Theiles, von dem Montanino und dem Salimbene, welche ich „des Adels Stolz“ genannt habe, und von der ich mich nicht entſchließen konnte, auch nur eine Zeile zu ändern oder auszulaſſen. Ein anderer italieniſcher Novelliſt hat denſelben Gegenſtand wiewohl weniger kunſtreich als Bandello bearbeitet. Geleſen habe ich dieſe Novelle, ich hatte aber unterlaſſen aufzuſchreiben, an welchem Orte, und ſo iſt es mir bis jetzt unmöglich geworden, ſie aus der großen Menge von Büchern der Art, die ich durchforſcht habe, wieder aufzufinden, um den Autor angeben zu können. Mme. de Gomez erzählt dieſe Novelle höchſt unglücklich verändert im zwanzigſten Theile ihrer Cent nouvelles.

Matteo Bandello, deſſen Leben der Graf Mazzuchelli weitläufig beſchrieben hat, ward zu Caſtelnuovo di Scrivia an den Apenninen geboren, trat in Mailand in den Predigerorden; brachte jedoch nicht lange Zeit in ſeinem Kloſter zu, ſondern wurde bald nach dem Jahre 1520 in Staatshändel und in Unruhen verwickelt, flüchtete aus ſeinem Vaterlande, und ging nach Frankreich, wo ihn König Heinrich II. 1550 zum Biſchofe von Agen machte, obwol er ſich auch um ſein Bisthum nicht bekümmerte, ſondern, deſſen Obhut Andern übertragend, den Wiſſenſchaften und ſeinen Studien lebte. Er ſtarb im Jahre 1562. Bandello ahmte in ſeinen 214 Novellen, deren drei erſte Theile 1554, der letzte 1573 gedruckt wurden, allerdings dem Boccaccio nach, that dies jedoch mit ſo vielem Glück und Geiſt, daß er ſein Vorbild in ſo weit erreichte, als eine Nachahmung ein Vorbild irgend erreichen mag. Bandello ſelbſt hatte wieder viele Nachahmer und Nachfolger in Italien, und ſchuf alſo die zweite Epoche der Novellenpoeſie. Unſtreitig gebührt ihm unter allen italieniſchen Novelliſten der erſte Platz zunächſt Boccaccio, und er beſitzt auch nach dieſem gewiß die meiſte Eigenthümlichkeit. Bandello wurde zugleich mittelbar der Schöpfer der Novelliſtik in Spanien, indem ſeine Novellen, die erſten, welche ſich in dem ſtrengen katholiſchen Lande Eingang zu verſchaffen wußten, aus dem des Boccaz erſt 1524 zum erſten Male in das ſpaniſche überſetztes Decamerone früher verbannt geblieben war, Cervantes die Veranlaſſung zu den ſeinigen gaben. Bandello's Novellen haben in Italien viele Auflagen erlebt. Sie wurden in mehrere Sprachen und 1568 durch Belleforeſt frei in die franzöſiſche überſetzt. Neuerdings iſt eine abgekürzte Auswahl von Bandellos Novellen, mit welcher ich nicht einverſtanden bin, von D. Adrian in das Deutſche übertragen worden.

Manche, beſonders ältere italieniſche Novelliſten habe ich, nachdem ich ſie durchgeleſen, als für meinen Zweck untauglich bei Seite laſſen müſſen. So darf man z. B. nicht erwarten hierin aus den Cento novelle antiche Proben anzutreffen. Es ſind großentheils kurze unbedeutende Anecdoten und Späße. Die beſſeren hat Boccaccio genügend nacherzählt. Eben ſo gewann ich dem alten Maſſuccio, dem Coſta, dem Agnolo Firenzuola und auch dem Maleſpini kein Intereſſe und keinen Stoff ab. Maleſpinis Ducento novelle ſind entweder zu anſtößige Geſchichten oder nur den Franzoſen unverbeſſert nacherzählte Kleinigkeiten. Von den anſtößigen haben allerdings viele Werth. Mit den Gozziſchen Novellen wußte ich nichts anzufangen. Ebenſo habe ich die Trattenimenti italiani ovvero Conti da ridere, 2 tomi. Venezia 1752, mit beigedruckter franzöſiſcher Überſetzung, ohne Nutzen kennen gelernt.

Was die Novellenliteratur der Franzoſen betrifft, ſo iſt z. B. die alte oftgenannte Sammlung des Heptameron der Margarethe von Valois, Königin von Navarra nicht ganz unbedeutend, mir aber war dennoch keine ihrer Novellen anwendbar. Die franzöſiſchen Erzähler aus dem ſechszehnten, ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhundert ſchrieben faſt nur auf eine geiſtloſe Art von den früheren Italienern ab, eben ſowie dieſe auf eine geiſtvolle Art den alten Franzoſen nacherzählten. Die in ihrer Unanſtändigkeit faſt alle Italiener überbietenden Cent nouvelles Nouvelles de la Cour de Bourgogne enthalten nur eine bedeutende Novelle und zwar die hundertſte, welche Göthe in den Ausgewanderten von dem jungen Procurator vorträgt. Sie findet ſich auch in Maleſpini und in Eybe's Eheſtandsbuch, welcher letztere ſie aus dem Lateiniſchen geliehen haben will, und dem ſie Leonhard Meiſter in ſeinen Beiträgen zur Geſchichte der deutſchen Sprache nachgedruckt hat. Die nouvelles Récréations et contes nouveaux de Buonaventura des Periers, eines Edelknechts der Königin von Navarra, die immer als Novellen angeführt werden, und eigentlich nicht von dem Herausgeber ſondern von Jaques Pelletier von Mans und von Nicolas Deniſſot, dem ſogenannten Conte d'Alcinois herrühren ſollen, ſind nur kurze Anecdoten. Als ähnliche Bücher aus dieſen Zeiten nenne ich: Chronique burlesque ou recueil d'histoires etc. Londres 1742; Histoires facétieuses et morales, assemblées et mises au jour, par J. N. D. P. Leyden 1669. 3ème édit. Le facétieux et agréable chasse-chagrin etc. 1679, und endlich le facétieux réveille-matin des esprits mélancoliques etc. Utrecht, 1654. Die Nouvelles tragi-comiques von Scarron ſcheinen mir keinen ſehr eigenthümlichen Werth zu beſitzen. Ihr Autor plünderte und verderbte oft die

Spanier. Noch weniger Verdienſte als Scarron hat Florian, von deſſen ſo bekannt, man möchte ſagen, berühmt gewordenen und in alle Sprachen überſetzten Novellen die beſſeren nur ſchlechte Überſetzungen italieniſcher und ſpaniſcher Novellen, namentlich der hoch zu ſchätzenden Maria de Zayas y Sotomayor ſind. Des Spaniers Lozano, **Soledades de la vida y desengaños de el mundo. Novelas exemplares, Madrid 1748**, ſehe ich als unbedeutend an.

Eine portugieſiſche Novelliſtik, glaube ich behaupten zu dürfen, hat es nicht gegeben. Eberts bibliographiſches Lexicon führt zwei Titel portugieſiſcher Novellenſammlungen an. Die erſte heißt: **Novelas escolhidas de diversos autores. Rio de Janeiro 1820. 18. 2 vol.** die andere **Lances de ventura, acasos da desgraça e heroismos da virtude. Novellas offerecidas à naçao portugueza para seu divertimento etc., por Don Felix Moreno de Monroy. Lisboa 1813.** Ich habe mir beide, letztere in der dritten Auflage, kommen laſſen und gefunden, daß erſtere uneingeſtandene Überſetzungen nach Cervantes, Florian und ganz modernen geringfügigen ausländiſchen Autoren, letztere hingegen die ärgſte Verworrenheit, und auch nur ſchlechte Nachahmungen des Cervantes u. A. enthält. Eine dritte Sammlung in das Portugieſiſche überſetzter Novellen: **Escolha das melhores Novellas e contos moraes escritos em Francez, por M. d'Arnaud, Marmontel, Mme. de Gomez e outros, traduzidos por M. J. D. S. L.**, erſchien 1784 in Liſſabon in ſieben Bänden.

Am Ende des funfzehnten und im Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts lebte unter Emanuel dem Großen der portugieſiſche Dichter Bernardim Ribeyro, der auch einen Roman, Menina e Moça, ein Bruchſtück geſchrieben hat, worin er ſeine eignen Schickſale verdeckt erzählt. Nach Sismondi, der dieſen halb Schäfer- halb Ritterroman für den Anlas zu Montemayors Diana betrachtet, ſollen auch Novellen darein verflochten ſein. In der älteren Literatur der Holländer wie der Dänen findet ſich, ſo viel mir bewußt iſt, ebenſo wenig wie bei den Portugieſen eine Spur von Novellen vor; ich würde aber jede etwaige Angabe vom desfallſigen Gegentheil mit vielem Danke annehmen.

Schließlich kann ich es nicht unterlaſſen, hier auszuſprechen, wie mir nur die unendlich gütige Bereitwilligkeit des Herrn Hofraths D. Tieck, mich bei dieſem Unternehmen mit Rath und That zu unterſtützen, die Ausführung möglich gemacht hat, und wie ich mich demſelben alſo nicht allein für das dazu geſchriebene Vorwort, ſondern auch für die Überlaſſung ſo vieler ſeltener Bücher aus ſeiner auch in dieſem Fache ungemein reichhaltigen Sammlung und für die Belehrung über ſo viele Fragen und Ungewißheiten zu dem allerinnigſten Danke verpflichtet fühle.

Inhalt.

Seite
Vorwort von Ludwig Tieck v
Vorrede des Verfaſſers xxi
I. Der dicke Bildſchnitzer 1
II. Die Gräfin von Toulouſe 21
III. Der graue Zelter 46
IV. Ippolito und Gangenova 59
V. Der Kaufmann aus Genua 75
VI. Die allergrößte Verwirrung 83
VII. Verſtändig geträumt! 111
VIII. Das Fräulein als Lakai 124
IX. Die erfüllte Weiſſagung 142
X. Der Gaſtwirth von Maderno 161
XI. Der Alchemiſt 175
XII. Der grüne Graf 191
XIII. Daphne und Delio 220
XIV. Fürſt Cantacuzeno 234
XV. Die Amazone 265
XVI. Das Luftſchloß 284
XVII. Der Mönch von Maronia 297
XVIII. Lucrezia und Euryalus 311

Seite

XIX. Die Geſandten aus der Caſentiner Landſchaft . . 357

XX. Nach tauſend Jahren 364

XXI. Der Selbſtbetrüger 413

XXII. Die unterbrochene Hochzeit 428

XXIII. Ercole Torelli 462

XXIV. Die vier Ketzermönche in Bern 475

XXV. Des Adels Stolz 492

I.

Der dicke Bildſchnitzer.

Eines Sonntags Abends im Jahre vierzehnhundert neun verſammelte ſich eine Geſellſchaft junger Leute zum Nachteſſen bei dem Edlen Tomaſo de' Pecori in Florenz, einem großen Freunde der Kurzweil und Geſelligkeit. Und als man über dies und jenes plaudernd nach Tiſche um das Feuer herum ſtand, ſagte Einer aus der Geſellſchaft: Was meint ihr, daß Manetto Ammanatini heute nicht gekommen iſt? Wir haben ihm zugeredet, was wir konnten; er war nicht von der Stelle zu bringen.

Dieſer Manetto, ein junger Bildſchnitzer, hatte ſeine Werkſtatt auf dem Platze San Giovanni und galt für den geſchickteſten Meiſter in Verfertigung ausgelegter Holzarbeiten. Er war ein aufgeweckter poſſirlicher Menſch, eher arglos als ſchlau von Natur, und wegen ſeiner ziemlich ſtarken und großen Körpergeſtalt, in der erwähnten von ihm häufig beſuchten Geſellſchaft fröhlicher, lebensluſtiger Leute vorzugsweiſe der Dicke genannt.

An dieſem Abende hielten ihn entweder Geſchäfte, oder Grillen, oder Anderes ab, und er hatte ſich trotz aller Bitten nicht entſchließen wollen, mit den Geſellen zu gehen.

Indem ſie ſich nun darüber beſprachen und ſich die Urſache nicht erklären konnten, aus der er zurückgeblieben war, kamen ſie endlich überein, es möge nichts Anderes als Grillenfängerei von ihm geweſen ſein. Ein wenig unwillig deshalb, ſagte der Sprecher von vorhin: Wir ſollten ihm einmal einen Streich ſpielen, auf daß er ſich nicht gewöhnt, ſeine Grillen an uns auszulaſſen. Worauf ein Anderer erwiederte: Was können wir ihm anhaben? Laſſen wir ihm nicht etwa die Zeche wo bezahlen, oder treiben einen ähnlichen Spaß mit ihm?

Es war unter dieſer munteren Tiſchgeſellſchaft Einer Namens Filippo di Ser Brunellesco, um ſeiner Kunſt willen allbekannt. Dieſer ging vertraut mit dem Dicken um und kannte ihn genau. Wie er alſo jetzt ein wenig ſtill nachgedacht und bei ſich erwogen hatte, daß der Dicke von ſehr ſchwachem Verſtande ſei, brach er in die Worte aus: Hört, lieben Freunde, wenn ihr Luſt habt, ſo denke ich, wir könnten eine allerliebſte Poſſe mit dem Dicken ſpielen, die uns gewiß den größten Spaß abwürfe. Käme es auf mich an, ſo machten wir ihm weiß, er ſei aus ſich ſelber heraus verwandelt, und nicht mehr der Dicke, ſondern ein Anderer. Hierauf wandten zwar die Anderen ein, daß dies unmöglich auszuführen ſei. Filippo wußte ihnen aber ſeine Meinung ſo annehmlich zu machen, ſtellte ihnen die Verſtandesſchwäche des Dicken ſo augenfällig dar, daß ſie zuletzt nicht mehr an Ausführbarkeit des Planes zweifelten. Sie verſtändigten ſich, wie einer nach dem andern den Dicken in dem Glauben beſtärken ſolle, daß er ein gewiſſer Matteo ſei, der auch zu der Geſellſchaft gehörte, und die Sache nahm am nächſtfolgenden Abende ihren Anfang dergeſtalt: Filippo di Ser Brunellesco, bekannter wie geſagt, mit dem Dicken, als die Uebrigen, trat zu der Stunde, da die Handwerker ihre Läden zu ſchließen pflegen, in den Laden des Dicken ein, und ſchwatzte eine lange Weile mit ihm, bis verabredetermaßen ein kleiner Knabe eilig gelaufen kam und fragte: Kommt hier nicht zuweilen Filippo di Ser Brunelleſco her, und iſt er jetzt vielleicht da? Filippo trat auf ihn zu, ſagte, er wäre der Mann, und fragte das Kind, was es begehre? Der Knabe erwiederte: Ach! geht doch ja ſo ſchnell als ihr könnt nach Hauſe; es hat eure Mutter vor zwei Stunden der Schlag gerührt, und ſie iſt bald todt. Kommt aber ja recht bald. Filippo ſtellte ſich an, heftig zu erſchrecken, rief: Gott ſteh' mir bei, ſchüttelte dem Dicken die Hand und nahm haſtig von ihm Abſchied. Der Dicke ſagte theilnehmend: Ich will mit dir gehen, im Fall du meiner bedarfſt. Das ſind Fälle, in denen man ſeine Freunde nicht ſchonen muß. Filippo bedankte ſich und ſprach: Ich nehme dich nicht mit, aber wenn mir dein Beiſtand fehlt, ſo ſchicke ich nach dir. Er ging und ſchlug anſcheinend den Weg nach ſeiner Wohnung ein, als er aber eine Strecke entfernt war, bog er um und begab ſich zu des Dicken Hauſe, das der Kirche Santa Reparata gegenüber lag. Er öffnete, bekannt mit ſolchen Dingen, mit einem kleinen Meſſer, das er bei ſich trug, die Thüre und ſchob innen den Riegel vor, ſo daß Niemand hinein gelangen konnte.

Der Dicke hatte ſeine Mutter bei ſich, die dieſer Tage nach Polveroſa gegangen war, wo ſie ein Gütchen beſaß, um da ihre Wäſche zu waſchen und zu trocknen, und er erwartete ſie alle Tage zurück. Er machte ſeine Werkſtatt zu, ging ſeiner Gewohnheit nach, einige Mal auf dem Platze San Giovanni auf und ab, den Kopf mit Gedanken an Filippo und deſſen kranke Mutter erfüllt und ſagte bei ſich ſelbſt, nachdem ein Uhr des Nachts vorüber war: Nun bedarf der Filippo meiner doch nicht mehr, da er nicht zu mir ſchickt. Er beſchloß alſo, nach Hauſe zu gehen. Und als er vor ſeiner Thüre, zu der man zwei Stufen in die Höhe trat, angelangt war und wie ſonſt aufſchließen wollte, verſuchte er es mehrere Male und merkte endlich, da es nicht ging, daß von innen der Riegel vor ſei. Er klopfte an und rief: Wer iſt denn oben? Mach' auf! — der Meinung, daß wol ſeine Mutter vom Dorfe zurückgekommen ſei und aus Vorſicht den Riegel vorgeſchoben habe. Filippo drinnen trat an den Treppenhals und rief, des Dicken Stimme nachahmend: wer iſt unten? Worauf der Dicke entgegnete: Mach' auf! Filippo, als halte er den Pochenden für den Matteo, von dem ſchon die Rede war, rief, gleichwie der Dicke hinab: Ach, Matteo! geh' mit Gott, ich bin heute nicht aufgelegt; eben war Filippo di Ser Brunellesco in meiner Werkſtätte bei mir und ward abgeholt, weil ſeine Mutter ſeit ein paar Stunden ſchon auf den Tod krank liegt. Das hat mich für den ganzen Abend betrübt gemacht. Und nach innen gewendet, fügte er hinzu: Monna Giovanna, ſo hieß des Dicken Mutter, macht, daß ich zu eſſen bekomme. Es iſt gar zu arg: vor zwei Tagen ſolltet ihr ſchon wieder da ſein, und heute kommt ihr nun ſo ſpät. Er ſchalt noch einige Worte ſo verdroſſen hin und ahmte des Dicken Stimme immer dabei nach.

Wie der Dicke drinn ſo ſchreien hörte und es ihm doch ſeine eigne Stimme ſchien, ſagte er: Was heißt denn das? Kommt mir es doch vor, als ſei der da oben ich, der da ſagt, daß Filippo in ſeiner Werkſtatt geweſen, als er zu ſeiner erkrankten Mutter gerufen ward! Und überdies ſchwatzt er ja mit Monna Giovanna. Bin ich bei Sinnen, oder wie iſt mir? Er trat die beiden Stufen wieder hinab, ein wenig zurück, um zu dem Fenſter hinaufzurufen. Da kam alsbald der Bildhauer Donato di Niccolo di Benedetto Bardi, Donatello benannt, ein großer Freund des Dicken, hinzu;

und wie er ſo in der Dämmerung vorüberging, ſagte er: Guten Abend, Matteo; ſuchſt du den Dicken? Der ging eben ins Haus hinein. Nach dieſen Worten hatte er ſich ſchon entfernt.

War aber der Dicke vorher voll Verwunderung, ſo ſtand er nun, wie er hörte, daß Donatello ihn Matteo nannte, ganz verplüfft und ging wieder auf den San Giovanniplatz, indem er zu ſich ſagte: Ich will ſo lange hier ſtehen, bis Jemand vorbeigeht, der mich kennt und mir ſagen kann, wer ich eigentlich bin. Zu dem ſo halb von Sinnen Daſtehenden kamen, nach Abrede, vier Diener des Handelsgerichtes nebſt einem Notar und mit ihnen ein Gläubiger jenes Matteo, für den der Dicke ſchon auf dem beſten Wege war, ſich zu halten. Der Gläubiger trat dicht zum Dicken heran und ſagte zu dem Notar und den Bewaffneten: Führt den Matteo hier weg, er iſt mein Schuldner. Zum Dicken aber: Siehſt du wohl, ich bin dir ſo lange auf den Ferſen gefolgt, bis ich dich doch erwiſcht habe. Die Gerichtsdiener und der Notar nahmen den Beklagten feſt und ſchickten ſich an, ihn hinweg zu führen. Der Dicke aber ſagte zu dem, der ihn greifen ließ: Was habe ich mit dir zu ſchaffen, der du Gewalt gegen mich brauchſt? Heiß den Leuten, mich loslaſſen: Du nimmſt mich für einen Andern; ich bin nicht der, für den du mich halten magſt, und du begehſt ſchweres Unrecht, daß du mir ſolche Schande anthuſt. Ich habe nichts mit dir gemein. Ich bin der dicke Tiſchler und nicht der Matteo, und weiß nicht, was für ein Matteo ich ſein ſoll. Hiermit wollte er anfangen, ſich zu widerſetzen, da er ſehr ſtark und kräftig war; die Häſcher fielen ihm aber raſch in die Arme und hielten ihn. Der Gläubiger trat vor ihm hin, ſah ihm ſcharf ins Auge und ſagte: Wie! Du hätteſt nichts mit mir zu thun? So, ſo; und ich ſollte den Matteo, meinen Schuldnern nicht kennen und nicht wiſſen, wie der dicke Tiſchler ausſieht? Du ſtehſt in meinem Schuldbuche und ich habe das Urtheil gegen dich ſchon ein Jahr lang, troz deiner Schliche bei mir. Du thuſt wohl daran, ſchlechter Menſch, zu ſagen, daß du nicht der Matteo ſeiſt. Aber ich will dich ſchon lehren, daß es beſſer iſt, du bezahlſt mich, als daß du dich zu einem Andern machſt. Führt ihn immer fort: wir wollen ſchon ſehen, ob er es wirklich iſt. Unter heftigem Gezänk ward der Dicke aufs Handelsgericht geführt. Und weil es faſt ſchon Zeit des Abendeſſens war, ſo trafen ſie weder unterweges noch an Ort und Stelle Jemand an, der ihn kannte.

Im Gerichtshauſe ſchrieb der Notar ſcheinbar einen Verhaftbefehl auf des Matteo Namen ein. Der Dicke ward ins Gefängniß gebracht, und wie er hineintrat, drängten ſich die anderen Gefangenen, die den Lärm bei ſeiner Ankunft vernommen hatten und ihn öfter Matteo nennen hörten, ohne ihn zu kennen, um ihn herum und riefen ihm zu: Guten Abend, Matteo, was gibt's denn mit dir? Der von dem einen wie von dem anderen Matteo genannte Dicke meinte alſo ziemlich gewiß Matteo zu ſein und erwiederte die Begrüßungen ganz verwirrt: Ich bin da einem, der mich hat ſetzen laſſen, eine Summe Geld ſchuldig; aber morgen bei guter Zeit komme ich los. Die Gefangenen entgegneten: Du ſiehſt, wir ſind eben beim Abendbrode; iß mit uns: du kannſt deswegen morgen früh immer wieder gehen. Bedenke aber wohl, daß man hier jedesmal länger bleibt als man bleiben will. Der Dicke ſpeiſte mit den Gefangenen, und nach der Mahlzeit räumte ihm einer den ſchmalen Rand ſeines Lagers ein, indem er ſagte: Matteo, richte dich für heute Nacht ein ſo gut du kannſt. Kommſt du morgen früh los, ſo iſt es gut für dich, wo nicht, ſo bringt man dir wohl aus deinem

Hauſe ein Bett hierher. Der Dicke dankte und legte ſich nieder, um zu ſchlafen, während in ſeinem Kopfe folgende Gedanken aufſtiegen: Was will ich machen, wenn ich einmal aus dem Dicken der Matteo geworden bin? Und das kommt mir jetzt ziemlich ausgemacht vor, nach allen den Beweiſen, die ich habe. Schicke ich nach Hauſe zu meiner Mutter und der Dicke iſt da, ſo machen ſie ſich luſtig über mich und werden ſagen, daß ich verrückt geworden ſei. Und auf der andern Seite dünkt es mir doch immer noch, daß ich der Dicke bin. Unter ſolchem Selbſtgeſpräche, bald ſeiner Sache gewiß, daß er Matteo, bald wieder der Dicke ſei, blieb er bis gegen Morgen wach, ohne ein Auge zuzuthun. Und als er in der Frühe aufgeſtanden war und an dem kleinen Fenſterchen des Gefängniſſes ſtand, in der Erwartung, von da irgend eines vorübergehenden Menſchen habhaft zu werden, der ihn kenne, kam ein junger Mann, Namens Giovanni di Meſſer Francesco Rucellai auf das Handelsgericht, der auch zu der Geſellſchaft gehörte und an der Abendmahlzeit ſowie an der ſpaßhaften Verſchwörung Theil genommen hatte. Er war ein genauer Bekannter des Dicken, der eben den Rahmen zu einem Madonnenbilde für ihn fertigte, und brachte noch voriges Tages, um ihn anzutreiben, eine lange Weile in ſeiner Werkſtatt zu, bis der Dicke ihm verſprochen hatte, ihm die Schilderei in vier Tagen fertig zu liefern. Wie nun Giovanni in das Gerichtshaus getreten war, ſteckte der Dicke ſeinen Kopf durch das Gitterfenſter des Kerkers, der ſich zur ebenen Erde befand, in die Flur, und ſah und lächelte ihn freundlich an. Giovanni ſah ihn wieder an, als hätte er ihn noch niemals geſehen und ſprach: Was lachſt du, guter Freund? Der Dicke, dem es vorkam, er werde von jenem nicht erkannt, antwortete: O! ich lache über weiter nichts; ſagt mir, kennt ihr nicht Einen, den man den Dicken nennt, der gleich dort hinten am San Giovanniplatze wohnt und ausgelegte Arbeit macht? Wie! ob ich ihn kenne? ſagte Giovanni, ja wohl, er iſt mein guter Freund, und ich werde bald wegen einer kleinen Arbeit, die er mir macht, zu ihm gehen. Der Dicke fuhr fort: Ach! thut mir doch den Gefallen, da ihr einmal zu ihm geht und ſagt ihm, es ſitze einer ſeiner Freunde im Handelsgerichte, er möge doch ihm zu Lieb' im Vorbeigehen einmal mit hier zuſprechen. Giovanni, der ihm fortwährend ſtarr ins Geſicht ſah und nur mit Mühe das Lachen verhielt, ſagte: Recht gern will ich das thun, worauf er ſich entfernte und an ſeine Geſchäfte ging.

Der Dicke blieb allein am Gefängnißgitter ſtehn und ſagte bei ſich ſelbſt: Nun kann ich ſicher ſein, daß ich nicht mehr der Dicke, ſondern Matteo geworden bin. Verwünſchtes Schickſal! Wollte ich den Leuten was von meinem Unfalle ſagen, ſie glaubten gar noch, ich ſei närriſch geworden, und die Kinder liefen mir auf der Gaſſe nach. Und ſage ich nichts, ſo fallen noch hundert Mißverſtändniſſe wie geſtern Abend vor, da man mich gefangen ſetzte. Ich mag thun was ich will, es geht mir ſchlecht. Wir wollen aber doch ſehen, ob der Dicke nicht kommt. Und wenn er kommt, ſo erzähle ich es ihm und werde ja hören, was er ſagt. Er wartete, in dem Wahne, der Dicke ſolle kommen, eine lange Zeit, und machte endlich, da er nicht kam, einem Andern am Fenſter Platz. Dann ſetzte er ſich und ſah bald den Fußboden, bald die Wand, mit gefalteten Händen an. Es war dieſer Tage auch ein Rechtsgelehrter in der Haft, ein ſehr braver Mann, deſſen Namen wir aus Achtung vor ihm verſchweigen wollen, der zwar den Dicken nicht kannte, doch da er ihn ſo ſchwermüthig ſitzen ſah und ſich einbildete, er ſei um ſeine Schuld betrübt, ihn ein wenig zu tröſten gedachte, indem er ſprach. Nun, Matteo, du biſt ja ſo trübſelig, als wenn es dir an Leib und Leben ginge, und deine Schuld iſt doch, wie du ſelber meinteſt, klein. Man muß ſich nicht im Unglück niederdrücken laſſen. Warum ſchickſt du nicht nach einem deiner Freunde oder Verwandten aus und ſuchſt deinen Gläubiger zu bezahlen oder dich mit ihm zu verſtändigen, damit du auf freie Füße kommſt und den Muth nicht ganz und gar verlierſt? — Wie ſich der Dicke ſo wohlmeinend und freundlich tröſten hörte, entſchloß er ſich, dem Fremden ſeine Noth zu klagen. Er zog ihn in einen Winkel des Gefängniſſes und hub an: Obgleich ihr mich nicht kennt, mein lieber Herr, kenne ich euch doch wohl und weiß, daß ihr ein braver Mann ſeid. Ich will euch alſo den Grund geſtehen, weswegen ich ſo ſchwermüthig bin. Ihr ſollt nicht glauben, daß eine kleine Schuld mir ſolches Leid erregt. Es iſt etwas Anderes. Und ſo erzählte er ihm ſeine Lage und jeden Umſtand, der ſich bisher mit ihm zugetragen hatte, vom Anfang bis zu Ende weinerlich, und bat ſich zweierlei von ihm aus: daß er erſtens mit Niemand von ſeinem Unfall ſpreche, und ihm dann irgend einen guten Rath oder Hülfe in ſeiner Noth ertheile. Er ſetzte hinzu: Ich weiß, daß ihr erfahren in den Wiſſenſchaften ſeid, und beleſen in vielen Autoren und alten Hiſtorien, in denen mannichfache Ereigniſſe beſchrieben ſind. Fandet ihr niemalen eine Geſchichte darin, die der meinigen gleicht? Als der wackere Mann dieſe Rede vernommen und ſtill bei ſich erwogen hatte, meinte er, es könne mit dem Guten nur zweierlei Bewandniß haben, entweder ſei er verſtandeskrank, oder treibe ſeinen Spott mit ihm. Er entgegnete alſo ſchnell: er habe vielerlei der Art geleſen, wie nämlich aus einem Menſchen ein anderer ward, und dies möge denn gerade kein ſo neuer Fall ſein. Der Dicke antwortete: Sagt aber, wenn ich der Matteo geworden bin, wo iſt dann der alte Matteo hin? Der Rechtsgelehrte: Nothwendigerweiſe muß der Dicke aus ihm geworden ſein. Worauf abermals der Dicke: Recht ſehr wohl, könnte ich ihn nur einmal, meine Neugier zu ſtillen, ſehen!

Unter ſolchen Betrachtungen verging der Tag. Um die Vesperzeit kamen zwei Brüder Matteo's in das Gerichtshaus und fragten den anweſenden Notar, ob nicht ein Bruder von ihnen Namens Matteo hier gefangen ſitze, und wie groß die Summe ſei, die er ſchulde; ſie wollten ihn aus ſeiner Haft befreien. Der Notar, der als genauer Freund des Tomaſo Pecori um den ganzen Handel wußte, bejahte die erſte Frage, blätterte aufmerkſam in ſeinem Buche herum und ſagte: er iſt der und der Summe halber, auf des und des Antrag hier. Gut, erwiederten ſie, wir wollen ihm ein paar Worte ſagen, alsdann ſchaffen wir das Geld herbei. Und auf das Gefängniß zugehend, ſagten ſie zu Einem, der am Fenſter ſtand: Sage doch dem Matteo drinnen, es wären ſeine Brüder hier, um ihn zu befreien, er ſolle einen Augenblick herantreten. Der Gefangene richtete ſeinen Auftrag aus und der Dicke kam an das Gitter und grüßte ſie, worauf der ältere der beiden Brüder ihn ſolchergeſtalt anredete: Matteo, du weißt, wir haben dich ſchon unzählige Mal ermahnt, von dem ſchlechten Lebenswandel abzulaſſen, den du ſeither geführt haſt; du weißt, wir haben dir immer geſagt: Du geräthſt tagtäglich in Schulden, heute bei dem, morgen bei dem, und bezahlſt keinen Menſchen je. Was du heute nicht verſpielſt, bringſt du morgen liederlicher Weiſe durch, ſo daß du nie einen rothen Heller in deinem Beutel haſt. Nun haben ſie dich aber gar eingeſteckt! Du weißt, wie wir uns behelfen müſſen, und ob wir immerdar im Stande ſind, für dich Schulden zu bezahlen, der du mit deinem Saus und Braus die Zeit her einen wahren Schatz durchgebracht haſt. Wir ſagen dir, wenn es nicht um unſerer Ehre willen wäre, und weil uns unſere Mutter keine Ruhe läßt, wir ließen dich diesmal eine Weile zappeln; damit du wo möglich in dich gingſt. Wir wollen uns jetzt noch einmal deiner annehmen und für dich bezahlen, doch wenn du wieder ſo tief hineingeräthſt, ſo ſollſt du länger drin ſtecken bleiben als dir lieb ſein mag; das merke dir. Damit uns Niemand bei hellem Tage mit dir hier herausſchleichen ſieht, ſo werden wir heute Abend um das Avemaria dich abzuholen kommen, wann wenig Menſchen auf der Straße ſind; denn es ſoll nicht Jedermann Zeuge unſeres Elends ſein, und wir mögen nicht noch mehr Schande deinetwegen auf uns laden. Der Dicke gab ihnen gute Worte und verſprach hoch und theuer, er wolle in Zukunft ein ganz anderes Leben führen, als er bisher gethan habe und ſich hüten, wieder ſo liederlich zu ſein und ihnen ſolche Schande ins Haus zu bringen. Er beſchwor ſie um Gotteswillen, ſie möchten ihn ja abholen, wann die Stunde gekommen ſei. Sie verſprachen es und gingen hinweg, und er zog ſich wieder in ſeine Ecke zurück, wo er gegen den Richter ſich äußerte: Es kommt immer beſſer mit mir. Eben waren zwei Brüder des Matteo, jenes Matteo, mit dem man mich verwechſelt, hier, und haben mit mir geſprochen und mir geſagt, um's Avemaria kämen ſie wieder und holten mich ab. Und, fügte er kläglich hinzu: Wie ſoll es nun werden, wenn ich hier weggeführt worden bin? Wo ſoll ich hin? In mein Haus kann ich nicht gut wieder, denn iſt der Dicke drinnen, was ſoll ich ſagen, will ich nicht für einen Narren ausgeſchrieen werden? Und ganz gewiß muß der Dicke drin ſein; meine Mutter hätte mich ja ſuchen laſſen, wär er's nicht; ſo aber ſieht ſie ihn gewiß vor ſich und wird ihren Irrthum nicht gewahr. Der Rechtsgelehrte verbiß ſich das Lachen und hatte über den Dicken unendlichen Spaß. Er ſagte: Lauf ja nicht etwa zum Dicken hin; geh nur mit denen, die ſich für deine Brüder ausgeben; du wirſt bald ſehen, wohin ſie dich führen und was weiter mit dir geſchieht.

Während ſie noch zuſammen ſprachen, kam der Abend heran, die Brüder kehrten zurück, ſtellten ſich an, als bezahlten ſie den Gläubiger und das Gericht, und der Notar ſtand von ſeinem Sitze auf, nahm die Schlüſſel des Gefängniſſes, ging hinein und fragte: Welcher iſt Matteo hier? Der Dicke drängte ſich vor und rief: Hier bin ich, Herr. Der Notar ſah ihn an und ſagte: Dieſe deine Brüder haben deine Schuld bezahlt, du biſt frei. Er machte die Thüre des Gefängniſſes auf und fügte hinzu: Geh' deines Wegs. Der Dicke ging heraus, wo es ſchon ziemlich Nacht war und entfernte ſich mit den beiden Brüdern, die nahe bei Santa Felicità wohnten, unfern davon, wo man nach San Giorgio hinauf geht. Zu Hauſe angelangt, traten ſie mit dem Dicken in ein Zimmer zur ebenen Erde und ſagten ihm: Bleib hier, bis es Zeit zum Abendeſſen iſt. Gleich als ſollte ihn ihre Mutter nicht ſehen, um ſich nicht zu betrüben. Der eine ſetzte ſich mit ihm ans Feuer, an einen gedeckten Tiſch, der andere ging zu dem Pfarrer von Santa Felicità, einer ehrlichen Haut, und ſagte ihm: Ich komme zu euch im Vertrauen, mein lieber Herr, ſo wie ein Nachbar zum andern kommt. Ihr müßt wiſſen, daß wir drei Brüder ſind, davon einer Matteo heißt. Der ward nun geſtern, einer gewiſſen Schuld wegen, auf das Handelsgericht geſetzt und hat ſich die Verhaftung ſo zu Gemüthe gezogen, daß er faſt von Sinnen gekommen zu ſein ſcheint, obgleich er ſich nur eine einzige fixe Idee merken läßt; denn er ſcheint uns in allen Stücken der alte Matteo nach wie vor, außer in einem einzigen, und zwar darin, daß er ſich in den Kopf geſetzt hat, aus dem

Matteo ein anderer Menſch geworden zu ſein. Habt ihr jemals eine tollere Geſchichte gehört? Er ſagt geradezu, daß er ein gewiſſer dicker Bildner ſei, der ſeine Werkſtätte dicht hinter San Giovanni und ſein Haus bei Santa Maria del Fiore hat. Die Dummheit können wir ihm mit aller Gewalt nicht aus dem Kopfe ziehen. Wir haben ihn nun aus dem Gefängniſſe befreit und nach Hauſe geführt, wo er für ſich in einer Stube ſitzt, damit er ſeine Narrheiten nicht weiter unter die Leute bringen kann; denn ihr wißt wohl, wer einmal aus dieſem Horne geblaſen hat, mag hernach den ſchönſten Verſtand von der Welt zeigen, ſo viel er will, er wird immer gefoppt. Wir wollten euch alſo bitten, aus Erbarmen mit nach unſerm Hauſe zu kommen und zu verſuchen, ob ihr ihm vielleicht ſeine Einbildungen aus dem Sinne bringt. Wir würden euch zeitlebens dafür dankbar ſein. Der dienſtfertige Prieſter erwiederte, er wolle ſehr gern kommen, und wenn er mit dem Kranken geſprochen habe, bald ſehen, was noch in der Sache zu hoffen ſtehe. Er werde ihm ſoviel und auf ſo eindringliche Art zureden, daß er wo möglich wieder zur Vernunft zu bringen ſei.

Er machte ſich mit dem Bittſteller ſofort nach dem Hauſe der Brüder auf den Weg, und wie er daſelbſt angelangt war, trat er in die Stube, worinnen der Dicke ganz in ſeine Gedanken vertieft ſaß. Der Dicke ſtand beim Anblicke des Prieſters auf, der zu ihm ſagte: Guten Abend, Matteo. Der Dicke erwiederte: Guten Abend und gute Zeit, was wollt ihr von mir? Worauf der Prieſter weiter redete: Ich bin gekommen, um ein wenig bei dir zu bleiben. Er nahm einen Stuhl, ſetzte ſich und ſagte: Setz dich an meine Seite her und laß ein paar Worte mit dir reden. Der Dicke ſetzte ſich ihm gehorſam zur Seite nieder und der Prieſter fuhr fort: Ich bin hierher gekommen, Matteo, weil ich mir habe eine Sache erzählen laſſen, die mir ganz und gar mißfällt. Wie ich nämlich höre, hatte man dich dieſer Tage Schulden halber auf das Handelsgericht geſetzt, und nun will verlauten: du ſeiſt darüber in ſolche Schwermuth gefallen, daß du drauf und dran, ein Narr zu werden, biſt. Unter andern Albernheiten, die man dir Schuld gibt, ſollſt du denn auch der Grille fröhnen, daß du behaupteſt, du ſeiſt nicht mehr der Matteo, ſondern durchaus ein Anderer, der der Dicke heißt und ſeines Gewerbes ein Bildner iſt. Du biſt ganz gewiß ſehr zu tadeln, mein Freund, daß du, um einer kleinen Widerwärtigkeit willen, einen ſo großen Schmerz in deinem Herzen empfindeſt, der dich in den Verdacht bringt, nicht recht bei dir zu ſein, und daß du, was dir nicht eben zur Ehre gereicht, durch deine übertriebene Hartnäckigkeit dich zum Geſpötte der Menſchen machſt. In Wahrheit, Matteo, ich wünſchte ſehr, du ließeſt davon ab, und bitte dich, daß du mir, aus Liebe zu mir, verſprichſt, von dieſem Augenblicke an deine Narrheit aufzugeben und dich zu befleißigen, nach wie vor an deine Arbeit zu gehen, wie es einem rechtſchaffenen Manne geziemt und wie alle andere Menſchen thun. Dieſe deine Brüder würden ſich recht innig darüber freuen. Erführe die Welt, daß du von Sinnen geweſen biſt, man würde dich immer für verrückt halten, wäreſt du nachher auch der Allervernünftigſte, und du bliebeſt ſo oder ſo ein verlorner Menſch. Bedenke dies daher wohl, entſchließe dich, ein Menſch und keine Beſtie zu ſein, und ſchüttele die Albernheiten von dir ab. Was ſchiert es dich, ein Dicker oder kein Dicker zu ſein? Folge meinem guten Rathe, der ich dein Beſtes will. Er ſah ihn freundlich bei dieſen Worten in's Geſicht und klopfte ihm mit der Hand auf die Schulter. Der Dicke hatte ſchweigend den liebevollen Ermahnungen des Prieſters zugehört, deſſen eindringliche Rede ihn bewog, nicht im geringſten mehr zu zweifeln, daß er Matteo ſei. Er erwiederte ohne anzuſtehen, daß er entſchloſſen ſei, von Allem, was man ihm gerathen habe, ſo viel zu thun als ſeine Kräfte geſtatteten, weil er ſich gern überzeugen und einreden wolle, man habe ihm das Alles nur um ſeines Beſten willen geſagt. Und er verſprach, er wolle ſich von Stunde an auf das ernſtlichſte beſtreben, nie wieder zu meinen, daß er ein Anderer als Matteo ſei, der er denn wohl auch in der That ſein müſſe, habe ſich nicht alle Welt vor ihm auf den Kopf geſtellt. Er verlange, wenn es irgend möglich ſei, nur eine Gunſt und zwar keine andere, als daß ihm erlaubt werde, mit jenem Dicken zu ſprechen, um ſeinen Irrthum einzuſehen. Der Prieſter entgegnete: Dies könnte deinem Zuſtande nur nachtheilig ſein und ich ſehe leider, daß du dir die Narrheiten noch nicht aus dem Sinne geſchlagen haſt. Was kann es dir helfen, wenn du mit dem Dicken ſprichſt? Was haſt du mit dem Dicken zu thun? Je mehr du von dem Dicken ſprichſt und mit je mehr Menſchen, deſto mehr machſt du deine Dummheiten ſelber bekannt, und deſto ſchlimmer und gefährlicher wird es mit dir. Er ſagte ihm noch ſo viele Dinge, daß er ihn endlich beſchwichtigte und der Dicke ſich zufrieden gab, den Dicken nicht zu ſehen. Der Prieſter nahm Abſchied und erzählte den Brüdern, die ſich vorher bei ſeiner Ankunft entfernt hatten, den ganzen Hergang des Geſprächs und die Zuſicherungen, die der Dicke gethan habe, worauf er von ihnen in ſeine Kirche ging.

Mittlerweile, während der Prieſter den Dicken vernahm, war Filippo di Ser Brunellesco heimlich herbeigeſchlichen und hatte ſich von den Brüdern, in einem entfernten Zimmer, unter vielem Gelächter, wieder erzählen laſſen: wie der Dicke aus dem Gefängniß gebracht worden war, was ſie ihm unterweges geſagt hatten, und ſofort. Und wie ſie ſich beim vollen Becher Weines dergeſtalt beluſtigten, ſagte er zu ihnen: Seht zu, daß, während ihr mit ihm zu Abend eßt, ihr ihm entweder im Weine oder auf andere Art dies unverſehens beibringen könnt. Es iſt ein Opiumpulver, auf das er ſo feſt einſchlafen muß, daß er es nicht fühlen würde, prügeltet ihr ihn Stunden lang. Gegen fünf Uhr frage ich wieder nach und wir beſorgen dann das Übrige.

Die Brüder gingen in das untere Zimmer zum Dicken zurück, aßen mit ihm zu Nacht, als ſchon drei Uhr vorüber war und brachten ihm ſo geſchickt den Schlaftrunk bei, daß der bald vom Schlaf überwältigte Dicke die Augen unwillkührlich ſchloß. Die Beiden ſagten zu ihm: Matteo, du ſcheinſt ja vor Müdigkeit umfallen zu wollen? Nun, du haſt vorige Nacht wohl wenig ſchlafen können. Sie ſchwiegen und erwarteten, was er ſagen werde, worauf der Dicke ſprach: Ich geſtehe euch, daß ich in meinem ganzen Leben noch nicht ſo ſchlaftrunken geweſen bin; es könnte nicht ärger ſein, hätte ich einen Monat lang kein Bett geſehen. Wie er ſich zu entkleiden anfing, war er kaum im Stande, Schuh und Strümpfe auszuziehen und ſich niederzulegen, denn er fiel alsbald in tiefen Schlaf und ſchnarchte wie ein Ratz.

Zur verabredeten Stunde kam Filippo di Ser Brunellesco mit ſechs ſeiner Gefährten zurück und ging mit ihnen und Matteo's Brüdern in das Zimmer, worin der Dicke lag. Wie ſie ihn in feſtem Schlafe hörten und ſahen, nahmen ſie ihn auf, luden ihn mit ſammt ſeinen Kleidern in einen Korb und trugen ihn in ſein immer noch ganz leer ſtehendes Haus, worein zufälligerweiſe ſeine Mutter noch nicht vom Lande zurückgekehrt war. Sie trugen ihn bis zu ſeinem Bette, legten ihn da hinein und ſeine Kleider, wohin er ſie gewöhnlich that, wenn er ſchlafen ging; ihn ſelbſt aber kehrten ſie mit dem Kopfe dahin, wo er ſonſt mit den Füßen lag. So wie dies geſchehen war, nahmen ſie das an der Wand an einem Haken hangende Schlüſſelbund, begaben ſich nach der Werkſtätte, ſchloſſen die Thür auf und traten ein, nahmen alles Handwerksgeräth einzeln vom rechten Ort und warfen es an einen anderen. Die Hobeleiſen riſſen ſie entweder vom Hobel ab, oder drehten den Rücken nach unten, die Schneide nach oben hin; die Hämmer machten ſie von den Griffen los und ſchleuderten das Eiſen in eine Ecke, das Holz in die andere; daſſelbe geſchah mit den Beilen, und auf dieſe Art kehrten ſie im ganzen Laden das Unterſte zu oberſt um, ſo daß der Teufel darin gehauſt zu haben ſchien. Sie ſchloſſen darauf die Thüre ordentlich wieder zu, trugen die Schlüſſel in die Stube des Dicken zurück, machten auch die Thüre des Hauſes zu und gingen ein Jeder heim, um auszuſchlafen. Betäubt von dem Opium ſchlief der Dicke die ganze Nacht, ohne ſich zu rühren. Des andern Morgens, um die Zeit des Avemaria in Santa Maria del Fiore, hörte die Wirkung des Trankes auf, und er erwachte als es ſchon heller Tag war, über das Anſchlagen der Glocke. Er öffnete die Augen, warf einen dämmernden Blick über die Stube, erkannte, daß er in ſeinem eignen Hauſe war, rief ſich alle ihm kürzlich widerfahrenen Dinge ins Gedächtniß zurück und verfiel in das höchſte Erſtaunen. Er erinnerte ſich, wo er ſich am vergangenen Abend niedergelegt hatte und wo er ſich damals befand, und mit einem Male war er von Zweifeln beſtürmt. Hatte er jenes geträumt, oder träumte er jetzt? Bald ſchien ihm das eine wahr zu ſein, bald das andere. Nach einem herzlichen Stoßſeufzer ſagte er: Gott helfe mir! ſprang aus dem Bette, kleidete ſich in der Geſchwindigkeit an, raffte die Schlüſſel zur Werkſtatte auf und rannte dahin. Wie er aufgeſchloſſen hat, ſieht er mit vor Erſtaunen offenem Munde die überall herrſchende Unordnung. Kein Geräth an rechter Stelle, Alles halb zerbrochen oder verſchoben umher geſtreut. Und während er inſtinktmäßig anfängt, es wieder zuſammenzuleſen und an Ort und Stelle zu thun, kommen die beiden Brüder des Matteo hinzu und ſagen, als ſie ihn ſo beſchäftigt ſehen, indem ſie ſich ſtellen, als kennten ſie ihn nicht: Guten Tag, Meiſter. Der Dicke wendete ſich nach ihnen um, veränderte ein wenig die Farbe, als er ſie erkannte und ſprach: Guten Tag und gutes Jahr; was ſucht ihr bei mir? Der eine antwortete: Ich will es dir ſagen. Wir haben einen Bruder, der Matteo heißt und dem es vor einigen Tagen geſchah, daß er aus Betrübniß über eine kleine Verhaftnahme den Verſtand verlor. Unter anderen Faſeleien begeht er nun auch die, daß er nicht mehr Matteo, ſondern der Meiſter dieſer Werkſtätte ſein will, der, wie es ſcheint, den Beinamen der Dicke haben muß. Wir ermahnten ihn viele Male umſonſt, ſich wieder zu beſinnen und holten in unſerer Rathloſigkeit geſtern Abend den Prieſter unſerer Gemeinde, einen wohlwollenden Mann, hinzu, dem er auch verſprach, ſich den Sparren aus dem Kopfe zu ziehen. Er aß zu Nacht mit dem beſten Appetite und legte ſich in unſerer Gegenwart zu Bett, läuft aber dieſen Morgen, wie ſich deſſen Niemand verſieht, aus dem Hauſe, wir wiſſen nicht, wohin. Wir ſind deshalb hierher gekommen, um zu ſehen, ob er ſich vielleicht zu dir verſtiegen hat oder ob du etwas von ihm weißt. Dem Dicken ging es, derweil jener ſprach, wie ein Rad im Kopfe herum, und er wendete ſich mit den Worten zu ihm: Ich verſtehe nicht, was ihr da ſagt und weiß nicht was das für Poſſen ſind. Matteo iſt nicht hierher gekommen und begeht eine große Schurkerei, wenn er ſich für mich ausgiebt. Bei meiner Seele! treffe ich einmal mit ihm zuſammen, ſo büße ich meine Luſt an ihm und will wol ſehen, ob ich er bin oder ob er ich iſt. Was zum Henker iſt das für ein Spuk die zwei Tage her! Mit dieſen Worten ergriff er zornerfüllt ſeinen Mantel, warf die Thüre des Ladens hinter ſich zu und ſtürmte unter heftigen Drohungen nach Santa Maria del Fiore zu. Die Brüder machten ſich eilig davon und der Dicke ging in die Kirche, in der er, wie ein Löwe, innerlich über Alles was ihm begegnet war ergrimmt, auf und niederſchritt. Nach einer guten Weile trat ein junger Mann in die Kirche, ſein ehemaliger Freund, der mit ihm zuſammen vordem bei Meiſter Pellegrino in Terma das Schreinerhandwerk erlernte, vor Jahren aber ſchon nach Ungarn auswanderte, wo er unlängſt mit Hülfe eines andern Florentiners, des lo Spano zubenannten, von Sigismund, dem Sohne des Königs Karl von Böhmen, als Generalkapitain ſeines Heeres angeſtellten Filippo Scolari, ſein Glück gemacht hatte, der als ein wohlwollender Herr allen ſeinen irgend tüchtigen und betriebſamen Landsleuten Schutz und Zuflucht verlieh. Es kam nun jener dem Dicken befreundete Mann gerade damals nach ſeiner Vaterſtadt Florenz, um zu ſehen, ob er einen Meiſter ſeines Handwerks bereden könne, zu Beendigung vieler von ihm übernommener Arbeiten mitzugehen. Er hatte auch ſchon öfter, wiewol erfolglos, den Dicken ſelbſt für ſeine Abſicht zu gewinnen verſucht und ihm dargethan, ſie würden in Ungarn Beide in wenig Jahren reiche Leute ſein. Wie der Dicke ihn jetzt auf ſich zukommen ſah, entſchloß er ſich auf der Stelle, in ſeinen Vorſchlag zu willigen. Er trat zu ihm und ſprach: Du haſt mir oftmal zugeredet, ich möge mit dir in die Fremde wandern, und ich habe immer nicht gewollt. Ein Zufall, der mir gegenwärtig widerfahren iſt, auch daß ich oft mit meiner Mutter uneins bin, beſtimmt mich auf einmal, dich zu begleiten, wofern du mich noch willſt. Verlorſt du alſo nicht die Luſt zu mir, ſo mache ich mich ſchon morgen auf den Weg; denn es könnte mir wol was dazwiſchen kommen, bliebe ich länger hier.

Der junge Mann erwiederte, der Entſchluß ſei ihm ſehr erwünſcht; am andern Morgen erlaubten ihm zwar ſeine Geſchäfte noch nicht fortzugehen, er möge indeß aufbrechen wenn er wolle und ihn nur in Bologna erwarten, wo er in wenigen Tagen gewiß bei ihm ſei. Der Dicke war es zufrieden; ſie verſtändigten ſich über Alles und der Dicke ging in ſeine Werkſtatt zurück, wo er ſein nothwendigſtes Handwerkszeug und einige Kleinigkeiten, die er fortbringen konnte, ſo wie etwas baares Geld nahm und zuſammenpackte. Nach dieſem begab er ſich in die Vorſtadt San Lorenzo, miethete bis Bologna einen Gaul, auf den er ſeine Habe lud, beſtieg ihn ſelber und trat ſeinen Weg an, indem er einen Brief an ſeine Mutter zurückließ, worin er ihr ſagte, er ſei nach Ungarn gegangen und ſchenke ihr, was noch in der Werkſtätte vorhanden bleibe, zu ihrem Unterhalt.

Auf dieſe Art wanderte der Dicke von Florenz aus, erwartete in Bologna ſeinen Freund und reiſte mit ihm nach Ungarn, wo ihre gemeinſamen Geſchäfte ſo gut von Statten gingen, daß ſie durch des genannten Spano Gunſt, der ſie zu ſeinen Kriegswerkmeiſtern machte, in wenig Jahren reich geworden waren, in den Verhältniſſen ihres Standes. Der Dicke ward Meiſter Manetto von Florenz genannt und kam in der Folgezeit öftere Male in ſeine Vaterſtadt. Befragte ihn Filippo di Ser Brunellesco um ſeine Auswanderung, ſo erzählte er ihm gemeinhin dieſe Novelle, und gab ſie als Grund dazu an.

II.

Die Gräfin von Toulouse.

Als das Languedoc noch nicht unter der Herrſchaft der goldenen Lilien ſtand, lebte in Toulouſe ein Graf Renatus, den die Natur in vielen Dingen und unter anderen darin begünſtigte, daß ſie ihm wohlerzogenere Kinder als irgend einem Fürſten Frankreichs gab. Des Grafen Schickſal blieb nur in ſo fern kein freundliches, als der Himmel ihm zu ſeinem und des Landes bittrem Leide ſeine Gattin, die Schweſter des Grafen von Provence, in ihrem funfunddreißigſten Lebensjahre durch den Tod entriß. Wie die Gräfin auf ihrem Sterbebette den Grafen demüthig um Vergebung aller Beleidigungen, die ſie ihm doch nie erwieſen hatte, bat, legte ſie ihm, ganz in Thränen erweicht, die Obhut ihrer Söhne, insbeſondere aber ihrer Tochter Bianka an das Herz, und verlangte ihm das feierliche, ſeinem Herzen unverbrüchliche Verſprechen ab: ihre Tochter keinem Mann, und wenn es der König von Frankreich wäre, zu vermählen, den ſie nicht als den allein durch Tod oder Schande von ihr zu trennenden Gefährten ihres Lebens anzuerkennen zufrieden ſei. Der Graf ſah in der Erfüllung dieſes zärtlichen und gerechten Wunſches die letzte, ſeiner geliebten Gattin in dieſem Leben erweisliche, Gunſt und ſicherte ſie ihr unter Verpfändung ſeiner heiligſten Schwüre weinend zu. Er tröſtete die Sterbende, wiewol er eher ſelbſt Troſt bedürftig war, und hielt ſie in ſeinen Armen, bis ihre Seele dem theuern Körper entfloh, den er mit fürſtlichen Ehren in der Hauptkirche von Toulouſe, wo das Grab noch heutiges Tages zu ſehen iſt, beiſetzen ließ.

Zu derſelben Zeit, da auch Catalonien noch nicht dem König von Caſtilien und Aragonien unterthänig war, lag Don Ferrando, Graf von Barcelona, in langwieriger Fehde mit dem Grafen von Toulouſe. Unzählige blutige Schlachten wurden geſchlagen und endeten bald zum Nachtheil des Einen, den der König von Spanien ſchützte, bald unerwünſcht für den von Frankreich unterſtützten Anderen. Wie wir nun aber täglich geſchehen ſehen, daß unbedachte Fürſten aus eitlem Ehrgeiz mit einander Kriege beginnen, die zuletzt immer in Erſchöpfung und Armuth beider Theile ausgehen, ſo erkannten auch die beiden Grafen zu ihrem eignen Schaden zu ſpät, daß ihre Fehde nur ihre Nachbarn auf ihre Koſten bereicherte und ihre beiderſeitigen Feinde erfreute. Sie verſtändigten ſich deshalb in einem Vergleiche, der Keines Vortheil und Ehre beeinträchtigte, und verabredeten, zu engerer Stiftung der neuen Freundſchaft und zu ewiger Bewahrung des Friedens ſolle fernerhin ein verwandtſchaftliches Band beide Fürſtenhäuſer vereinigen und die einzige Tochter des Grafen von Toulouſe dem einzigen Sohne des Grafen von Barcelona verſprochen ſein. Nach Einigen ward zur Mitgift Salces und Perpignan, nach Andern eine Summe Geldes feſtgeſetzt, die der durch Romeos treffliche Herrſchaft damals zu großen Reichthümern gelangte Graf von Provence; auf einige bei Arles und Tarascon gelegene Güter des Grafen von Toulouſe lieh. Nach ſo weit verrichteter

Sache, brachte der Graf von Toulouſe das ſeiner ſterbenden Gemahlin gegebene Verſprechen allerdings in Erinnerung. Es ſchien jedoch beiden Theilen dieſer Punkt ſehr leicht zu beſeitigen, denn der junge Graf war als Erbe ſo großer Reichthümer, an Adel der Geburt ſeiner Verlobten völlig werth und überdies ſchön und tugendhaft, wie nur irgend ein damaliger Edelmann ſein konnte. Sein Vater ſendete ihn alſo zu Einholung der vom ganzen Lande feſtlich erwarteten Braut mit großer Pracht und ſtattlichem Gefolge nach Toulouſe, wo man ihn ehrenvoll und liebreich wie einen hohen Fürſten und werthen Sohn empfing und nichts unterließ, was die wohlgekannte franzöſiſche Höflichkeit und ſpaniſche Ceremonie erfoderten. Nach den erſten Bewillkommungen ward der junge Graf im Palaſte ſeiner königlich geſchmückten Braut vorgeſtellt, die ihren wunderbaren Reiz durch ſo anmuthigen Anſtand und ſo gewinnende Freundlichkeit erhöhte, daß der Bräutigam in das ſüßeſte Staunen verſank, und ſeine, durch den Ruf ihrer Schönheit nach ihrem Beſitz entſtandene Sehnſucht bei ihrem Anblick alles Maß verlor. Die in des ganzen Hofes Gegenwart öffentlich von der Abſicht ſeines Beſuches unterrichtete Jungfrau beobachtete ihn mit nicht minder ſcharfen Blicken als er ſie, wiewol ſie eben ſo verſchämte weibliche Zurückhaltung als der Graf feurige Lebhaftigkeit bewies. Bei Tafel trug man die ausgeſuchteſten Speiſen der Jahreszeit und mannigfache Leckerbiſſen auf und reichte, der Landesſitte gemäß den Gäſten in koſtbaren Vaſen unter andern auch Granatäpfel dar, die in jenen Gegenden beſonders gut gedeihen und dazu dienen, den Mund von dem Geſchmack und den Fettigkeiten der verſchiedenen Speiſen zu reinigen. Der Graf hatte auch einen Apfel zugelangt und verlor zufälligerweiſe ein Stück davon aus der Hand, erhaſchte es aber — wie er und viele Andere ſpäterhin verſicherten — mit Behendigkeit und führte es in den Mund, ohne daß es zu Boden gefallen wäre. Reizte nun ihr Schickſal die Braut zu einer vorübergehenden Laune an, oder ſchien ihr die geringfügige Handlung wirklich eines vornehmen Mannes unwürdig zu ſein, kurz, ſie verdachte ihm dieſelbe ungemein und vernünftelte in ihrem Innern darüber folgendergeſtalt: Da haben wir's nun, was ich ſo oft von wohlunterrichteten Leuten ſagen hörte, daß die Catalonier die filzigſten, dürftigſten Menſchen des Abendlandes ſind. Ich habe zwar an dieſem hier manche Cataloniens unwerthe Eigenſchaften geſehen; doch es mag wohl ſein, daß er ſie nur zu unſerer Täuſchung erheuchelte. Betrug iſt ja von Alters her in Catalonien gemein. Wer aber nicht einmal auf kurze Zeit, bis er ſeinen Zweck erreicht hat und zu ſeiner Natur wiederkehrt, in Worten und Thun tugendhaft ſcheinen kann, verräth gar wenigen Verſtand. Der Geiz, die Mutter und Amme aller andern Laſter, ſoll eben, wie ich von einem meiner Lehrer weiß, die Eigenthümlichkeit haben, daß er ſich auch von dem geübteſten Heuchler nicht verbergen läßt. Iſt Einer von der Natur geizig geſchaffen, ſo ärgert er ſich nicht nur, wenn er ſelber etwas ausgeben muß, ſondern auch, wenn er ſeine Freunde ihre Reichthümer genießen ſieht, und fühlt darüber größere Ungeduld, als etwa ein Verſchwender empfinden würde, wäre ihm der ausſchließliche Beſitz aller Schätze der Welt auferlegt. Was ſoll aus mir werden, ſteht es mit dem Grafen von Barcelona ſo? Wie geizig würde er nicht erſt im Nothfalle mit ſeinem Eigenthume ſein, da er ſchon im Überfluſſe, mit dem Biſſen eines Andern kargt! Es iſt gewiß kein Weib beklagenswerther als die hochherzige Gattin eines reichen Geizigen. Kummer und Verzweiflung wird ihr, was den Andern zu Beluſtigung und Geſpötte dient. Der Himmel verhüte, daß es mir geſchieht! Ich lebte lieber bis in mein ſpäteſtes Alter unvermählt, als in der ſchmerzlichſten Reue, eine ſo übereilte Ehe eingegangen zu ſein. Mein Vater mag ſagen, was er will; ich weiß recht wohl, wie thöricht einer iſt, der ſich bewegen läßt, durch Andrer Zureden ſich ſelbſt zu ſchaden. — Sie ſetzte mit dieſer Schlußfolge ihren Gedanken desfalls ein Ziel, und wie nach beendigten Feſtlichkeiten der Graf von Toulouſe im Einverſtändniß mit dem Catalonier ſeine Tochter bei der Hand nahm und ſie in ein Cabinet führte, wo er ihr unter den väterlichſten Ermahnungen ſeine Willensmeinung eröffnete, antwortete ſie mit herzhafter Erbitterung: ein Gemahl, der ihre Neigung nicht verdiene, werde nie der ihrige. Der alte Vater hatte ſich ihrer Weigerung nicht verſehen und empfand ſie ſchwer. Er hatte von dieſer Verbindung Frieden und Landesglück erhofft, und ſah nun ſtatt deſſen abermals Krieg und Verwüſtung voraus. Er verlangte ſeiner Tochter Gründe zu wiſſen, und hätte faſt über deren Nichtigkeit gelacht, indem er, wiewohl vergebens, trachtete, ſie eines Beſſern zu belehren. Es blieb ihr letztes Wort: Gebrauche er Gewalt gegen ſie, trotz dem, was er ihrer Mutter angelobt habe, ſo opfere ſie, ehe ſie einwillige, lieber mit eignen Händen ihr Leben auf. — Der alte Graf gedachte ſeiner verſtorbenen Gattin, und von der Zärtlichkeit zu ſeiner Tochter auch gerührt, erwiederte er betrübt: Wenn es dein ernſter Wille iſt, ſo mag es ſein. Ich thue dir nicht mehr Gewalt an, als du dir ſelbſt. — Dann verließ er das Zimmer und gab mit den höflichſten Ausdrücken, auf den oft am ſchlimmſten gegen ihr eignes Glück gerichteten Launen der Frauen beruhend, dem Grafen von Barcelona zu verſtehen, ſeine Tochter Bianka verweigere ihm ihre Hand. Dieſe Worte gingen wie die ſchärfſten Pfeile durch des Cataloniers Gemüth und verwundeten es um ſo ſchmerzlicher, als er ſein gutes Glück nicht bezweifelt hatte und nur der Erfüllung ſeiner Wünſche entgegen ſah. Nichtsdeſtoweniger barg er ſeinen geheimen Groll in ſeiner Bruſt, lächelte bitter und meinte, daß Höheren wie er wol ſchon manchmal eine Abſicht fehlgeſchlagen ſei. Bei ſo bewandten Umſtänden bleibe ihm freilich nichts Anderes zu thun übrig, als ehemöglichſt nach Barcelona zurückzugehen. Zu Vergütung der auf ſeiner weiten Reiſe erlittenen Beſchwerden wünſche er aber wenigſtens zu erfahren, was dem Fräulein eigentlich an ihm mißfällig ſei, damit er in Zukunft ſeine Fehler beſſere. Der Graf von Toulouſe ſchämte ſich der Antwort ſeiner Tochter, konnte aber nicht umhin, ſie einzugeſtehen. Der Catalonier mußte lachen, wie er ſie vernahm und erwiederte: Fällt es mir wieder einmal ein, auf die Brautſchau zu gehen, ſo erwähle ich dazu gewiß die Jahreszeit, wann die Granatäpfel noch unreif ſind, denn ſie haben die Ceres der Tochter wie mich der Gemahlin beraubt. — Er lobte hierauf des alten Grafen Lieb und Treue, ſicherte ihm wiederholt Frieden und Freundſchaft zu und ging zu anderen Geſprächen über, bis dieſer Tag zu ſeiner eben nicht großen Zufriedenheit endigte. Am nächſtfolgenden nahm er ſcheinbar freundlichen Abſchied, indem er ſeinen innerlichen Groll verbarg, trat in raſchen Tagereiſen den Rückweg nach Catalonien an und entließ ſein anſehnliches Gefolge an der Landesgrenze, vorgebend, er wandere zu einem unfernen Andachtsorte, worunter ſeine Diener unſre liebe Frau zu Montſerrat vermutheten, und behalte, wie man bei ſolchen Wallfahrten allen weltlichen Prunk von ſich ablege, nur zwei ſeiner vertrauteſten Diener bei ſich, auf daß er ſein Gelübde voll Demuth und heiligen Eifers erfülle. Nicht ſobald war der Graf aber mit ſeinen Freunden allein, als er ihnen ſeine Abſicht entdeckte und verkleidet mit ihnen zu Fuße nach Toulouſe aufbrach.

Er ſelbſt ſchnitt ſich ſeinen Bart ab und trug als

Juwelenhändler ein Käſtchen unterm Arme mit dazu erkauften goldnen Koſtbarkeiten und den für ſeine Braut beſtimmt geweſenen Juwelen, deren anſehnlichſte er abgeſondert barg, um alles Aufſehen zu verhüten.

Am Ziele ſeiner Wanderung angekommen, mußten ſeine Freunde ſich ſorgſam verborgen halten, und trieb er ſelber ſich vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend handelnd in der Nähe des Palaſtes umher, damit er des Fräuleins Aufmerkſamkeit wo möglich auf ſich lenke.

Es währte auch nicht lange, bis er, am Abende eines äußerſt ſchwülen Tages, das ſchöne Mädchen, für das er gleich ſehr in Haß und Liebe glühete, in Geſellſchaft der erſten Jungfrauen des Landes, höchſt anmuthig weiß gekleidet, auf ihrem Balkone ſitzen ſah.

Vor Überraſchung bebend begrüßte er ſie demuthvoll und fragte, ob es einer der Damen gefällig ſei, etwas zu kaufen, er habe vortreffliche Waaren von ungemeiner Billigkeit. Die Gräfin und ihre Damen verſchmähten, der Landesſitte nach, des Krämers Anerbieten nicht, ließen ihn in ihre Mitte kommen und verlangten ſeine Waaren zu ſehen. Sie fielen gleich ungeſtüm darüber her, Eine nahm dies, die Andere jenes in die Hand, und Alle beſtürmten ihn ſolchergeſtalt mit Fragen, daß der überhaupt nicht erfahrene Handelsmann weder was noch wem zu antworten verſtand und ſich, ſo gut er konnte, dadurch aus der Schlinge zog, daß er ſeine Worte immer an die Gräfin richtete. Nachdem er zur Zufriedenheit der Damen ziemlich viel von ſeinem Krame abgeſetzt hatte, vertrieb ihn die Veſperſtunde. Er unterhielt ſeinen Handel geraume Zeit, fand ſich faſt jeden Tag bei derſelben Geſellſchaft ein und war bald ſo bekannt mit den jungen Mädchen geworden, daß es allen großes Vergnügen machte, mit ihm zu plaudern. Die andern Tabuletkrämer beneideten ihn bald höchlich um ſein gutes Glück, denn ſie wurden insgeſammt um ſeinetwillen abgewieſen, der, der Landesſprache zu unkundig, um für einen Franzoſen zu gelten, ſich für einen Navarreſer ausgab, um kein Spanier zu ſcheinen. An einem der nächſten Tage paßte er die Gelegenheit ab, unbemerkt einer Kammerfrau der Gräfin, die zumeiſt ihre Gunſt genoß und ſich ihm für einige Geſchenke freundlich erwieſen hatte, nur ſo hingeworfen zu vertrauen, er ſei im Beſitz eines der ſchönſten und koſtbarſten Juwelen von der Welt, das er aber nicht mit ſich herum zu tragen wage, aus Furcht, man raube es ihm, denn er halte es ſo lieb und theuer wie ſein Leben ſelbſt. Als er ſich gleich darauf entfernt hatte, ſchien der Kammerfrau jede Minute eine Ewigkeit, bevor ſie ihrer Gebieterin des Navarreſers Mittheilung wieder erzählen konnte. Indem ſie nun die Gräfin vor Schlafengehen auszog, ſchwatzte ſie ihr von der wunderbaren Schönheit und Koſtbarkeit dieſes Edelſteins unter mancherlei Bemerkungen nach Art gemeiner Leute vor. Wäre ſie an der Gräfin Stelle, meinte ſie, ſie fände um jeden Preis Mittel und Wege aus, das Juwel zu beſitzen, der Navarreſer möge es verkaufen wollen oder nicht, denn es gäbe für alle Leiden in der Welt, außer für den Tod, ein Kraut. Sie trieb ihr Weſen ſo lange auf dieſe Weiſe fort, bis dem jungen Fräulein ein ſo übermäßiges Verlangen nach dem Edelſteine erſtand, daß ſie die ganze Nacht keinen andern Gedanken hatte und von nichts Anderem als von ihm träumte. Mit dem früheſten Morgen gebot ſie der Kammerfrau, alsbald zu dem Navarreſer zu gehen und ihn in ihrem Namen ſo lange zu bitten und zu beſchwören, bis er in den Verkauf des Edelſteins willige, oder ihr mindeſtens deſſen Anblick zulaſſe, der vielleicht am beſten geeignet ſei, ihre Sehnſucht danach zu ſtillen. Die Kammerfrau begab ſich zu dem heimlich über die Maßen erfreuten Grafen und trug ihm ihre Botſchaft vor. Hatte er aber vorher ſchon das Juwel gerühmt, ſo erhob er es nun über alle Koſtbarkeiten der Welt, und betheuerte neuerdings unter tauſend Schwüren, er ließe eher ſein Leben als dieſes Eigenthum. Aus Rückſichten und Gefälligkeit wolle er ſich allenfalls dazu verſtehen, es der Gräfin ſehen zu laſſen; er mache aber die ausdrückliche Bedingung, daß außer ihnen Beiden kein Menſch da, wo er ſie träfe, zugegen ſei. Die Kammerfrau ſah, daß weiter nichts mit ihm zu thun ſei und nahm das Anerbieten an. Sie verabredete mit ihm, zu welcher Stunde des Tages er kommen ſolle, und erſtattete der Gräfin ihren Bericht. Zur feſtgeſetzten Zeit brachte der Navarreſer den erſehnten Schatz, eine, von den ſeltenſten Diamanten gebildete, durch cataloniſche Kreuzer jenſeit der Meerenge von Gibraltar gefangenen normänniſchen Seeräubern abgenommene und in die Hände des Grafen von Barcelona gebrachte Nadel, die ſpäterhin der König von Neapel beſeſſen haben und gegenwärtig der Großherr als koſtbarſtes Kleinod beſitzen ſoll. Spaniſcher Weiſe gemäß pries der verkleidete Graf das Juwel mit hochtrabenden Worten und tauſend Vorerinnerungen, verſicherte bei ſeiner Redlichkeit, er ſchätze gerade deſſen Schönheit, wegen anderer trefflicher Eigenſchaften, am wenigſten, machte ſeine Gefälligkeit gelten und ſchloß, indem er das Beſteck öffnete, mit der abermaligen Bemerkung, er geſtatte den alleinigen Anblick und weiter nichts. Die junge Gräfin hielt das unſchätzbare Kleinod in ihrer zitternden Hand. Je länger ihr Auge darauf weilte, deſto mehr bezauberte ſie ſeiner Strahlen Pracht, und eine unwiderſtehliche Sehnſucht flößte ſich ihr ein, es zu beſitzen. Sie ſchlug ihren mit dem Feuer der Diamanten wetteifernden Blick zu dem Navarreſer auf und fragte: Welch' andere geheime Eigenſchaften hegt das Kleinod noch? Der Fremde ſchien einen

Augenblick anzuſtehen und erwiederte, als bezwänge er ſeine Abneigung, es zu ſagen: Gnädige Frau! Iſt irgend Wer einmal in Zweifel, was er in einer Sache beſchließen ſoll, die ihm nahe geht und ſchaut hinein, ſo wird, wofern es rathſam iſt, zu vollbringen, der Stein ſo rein, als gingen von ihm der Sonne Strahlen aus, wofern es aber unterlaſſen bleiben ſoll, ſo finſter wie eine mond- und ſternenloſe Nacht. Es gab ſchon Menſchen, die behaupteten, es ſei der lang geſuchte Stein der Weiſen, doch ſchien er Andern mehr ein Werk der Alchemie als der Natur. Man hat aber auch die Meinung aufgeſtellt, er habe Alexander dem Großen, der niemals ohne ihn in Krieg gegangen, und ſpäterhin dem Julius Cäſar angehört, der eben nur durch ſeine Kraft unüberwindlich geblieben ſei.

Nach dieſen Worten hatte der ſchlaue Handelsmann das Kleinod ſchon wieder eingepackt und verabſchiedete ſich. Die Gräfin blieb mit ihrer Kammerfrau allein und rief zu wiederholten Malen: Wie glücklich wäre ich nicht, beſäße ich ein ſo köſtliches Ding, könnte es nach Belieben tragen und beſchauen! Würde ich in der Folge wieder einmal, wie jetzt von dem Grafen von Barcelona, zur Ehe verlangt, welcher Vortheil für mich, ertheilte mir mein Juwel untrüglichen Rath! —

Aus dieſem Sinnen entſtand ihre dringende Bitte an die Kammerfrau, den Fremden abermals um den Verkauf der Nadel anzugehen und ihn ſelber den Preis beſtimmen zu laſſen. Die Kammerfrau ging zum erſten und andern Male zu ihm. Er verweigerte nicht allein den Verkauf, ſondern ſogar den Anblick des Juwels. Erſt bei der dritten Sendung ſchien es dem Grafen Zeit, ſeine vom Anfang herein gehegte Abſicht zur Sprache zu bringen, und er erwiederte der Kammerfrau: Deine Bitten und Vorſtellungen, mein Kind, nicht minder auch die Anmuth und Schönheit deiner Gebieterin, machen mich beinahe zu Verzichtleiſtung auf ein ſo theures Kleinod geneigt. Geh' denn hin und ſage der Gräfin, ich überließe es ihr, wofern ſie mir dagegen geſtatte, eine einzige Nacht ſo vertraut bei ihr zu ruhen, als wäre ich ihr Gemahl. Will ſie dies nicht thun, ſo hinterbringe ihr, daß weder Geld noch irgend etwas auf der Welt im Stande iſt, mir mein Eigenthum zu entziehen; ſie möge ſich alſo dann ihre Luſt vergehen laſſen, und mir nicht länger mit Bitten beſchwerlich werden. Die Kammerfrau hinterbrachte ihrer Gebieterin dieſen Beſchluß und fügte, für des Navarreſers Intereſſe gewonnen, hinzu, wofern ſich die Gräfin nicht entſchließe, dieſe Bedingung einzugehen, könne ſie ſelber ſich nicht länger dazu verſtehen, in der Sache noch einen Schritt zu thun oder noch ein Wort zu verlieren, denn ſie ſei überzeugt, es führe zu nichts. Die Gräfin erzürnte ſich über dieſe Botſchaft auf das Äußerſte. Sie hielt ihre Ehre für ſchwer gekränkt und drohte mit heftigen Reden der Verwegenheit desjenigen, der ihre Keuſchheit und Hoheit zu beflecken verſuche, ſchalt aber auch die Kammerfrau, ihn nicht gebührenderweiſe zurecht gewieſen zu haben, welch' Betragen ſeines Gleichen gegen vornehme Frauen gezieme. Die Kammerfrau lächelte ein wenig, indem ſie erwiederte: Als ihr mich das erſte Mal zu ihm ſchicktet, gnädige Frau, glaubte ich, daß euer Auftrag ſo gut ihm auszurichten ſei wie ſeine Antwort euch; ich verſchwieg und änderte, meiner Pflicht getreu, kein Wort. Seid ihr mißvergnügt mit dem, was ich euch hinterbracht habe, ſo iſt es eure Schuld. Es läßt ſich aber ſelbſt unſer Herr Gott gerechte Wünſche ſo gut wie ungerechte vortragen, hört gute wie böſe Menſchen an und erhört trotz dem immer nur, was ihm gut dünkt. Ich weiß alſo nicht weshalb ihr etwas vor ihm voraus haben wollt. Worin beleidigte euch der fremde Mann? Das Fragen hat man überall in der Welt umſonſt. Ihr ſeid noch zu jung, und verſteht nicht von einander zu trennen, was eigentlich gut oder böſe iſt. Sind eure Haare einmal ſo grau wie die meinigen, ſo werdet ihr ganz anders zu reden wiſſen. Man muß allerdings oft ſo ſprechen, wie ihr geſprochen habt. Aber wo und zu wem? Weder hier, noch zu mir und zu denen, die euch ſo ergeben ſind wie ich, wol aber zu fremden Menſchen, die euch, wofern ſie euch auch nicht glauben, wenigſtens für eine kluge Frau halten, die unſere Kunſt zu heucheln wol verſteht. Mir, die ich euch ganz ergeben bin und nur euch auf der Welt habe, kommt nicht ſo. Ich weiß recht wohl, daß ein Mann einer Frau keine größere Ehre und kein größeres Vergnügen erzeigen kann, als von ihr etwas zu verlangen, ohne das wir ein Tag ohne Licht, ein Meer ohne Wellen ſind. Ich entſchuldige euch mit eurem zarten Alter und habe mit eurem Zorn Geduld, darum ſage ich euch, befriedigt ihr den Navarreſer klüglich und erhaltet ihr den Edelſtein von ihm, ſo habt ihr nach meiner Meinung einen guten Handel gemacht. Der Sünde wegen ſeid nur unbeſorgt. So etwas ſteht dem Alter und den Betſchweſtern an, die nichts weiter zu thun und zur Sünde überhaupt nicht mehr Gelegenheit und Luſt haben. Die Jugend hat eine Ewigkeit vor ſich, in der ſie ihre Fehler gegen ihren Schöpfer bereuen kann. Die Ehre verliert man erſt, wenn Andere wiſſen, daß man ſie verlor; wer ſie geheim verlor, hat ſie noch. Ich gebe euch meinen Rath, und ihr könnt es dann immer halten wie ihr wollt, ihr wißt aber wol, daß ich um ſo viel weiſer als älter bin. Es iſt ein Unglück, daß ihr nicht meinen Willen und Verſtand habt oder mir nicht eure Jugend und Schönheit zuertheilt wurden, die binnen vierzig Jahren beide vergangen ſind. Dieſer Fremde ſcheint zwar nur ein geringer Handelsmann zu ſein, iſt aber ſeinem Angeſicht, ſeinen Geſinnungen und ſeinem Betragen nach vielmehr ein Edelmann, der eure Gunſt verdient.

Mit dieſen und vielen andern Worten beſtürmte und widerlegte das ſchlaue Weib der Jungfrau Einreden ſo lange, bis ſie, des Streites müde, ſich überwand, ihr zu heißen: Geh denn und thue, was du willſt, beſtehe aber darauf, daß ihm eine Nacht genügt und beſtelle ihn ſo ſpät wie möglich, damit ich weniger Ungemach erdulde und weniger gefährdet bin. Haſt du dir einmal was in den Kopf geſetzt, ſo kommt man nicht eher zu Ruhe, bis man es thut. Ohne weiter viel zu ſprechen, ſuchte die Kammerfrau nun, ſobald ſie konnte, den Navarreſer auf und verabredete mit ihm, daß er in der folgenden Nacht um die Zeit der Frühmette an einer Hinterthüre des Gartens mit ſeinem Edelſteine ſei. Es geſchah Alles, wie es beſprochen war, und wie der Fremde ſich von der Gräfin trennte und ihr den Diamanten gab, ſagte er ihr, er beſäße noch einige andere Kleinodien von gleichem Werthe, die er ihr um denſelben Preis überliefern wolle. Die Kammerfrau hatte ſeinen Antrag gehört und ſtellte ihrer Gebieterin unter Anderm ſo einleuchtend vor, die nun einmal geſchehene Sache verſchlimmere ſich nicht, werde ſie wiederholt, daß die Gräfin, außer der Brillantnadel noch einen koſtbaren Rubin und einen Smaragden gewann, denen der Navarreſer ſchützende Kraft gegen Gift und die, trotz des heiligen Rochus, damals Languedoc verheerende Peſt zuſchrieb.

Wie es aber zumeiſt geſchieht, daß man findet, was man gerade am wenigſten ſucht, ſo fühlte ſich die Gräfin zu ihrem äußerſten Grame nach Verlauf einiger Wochen ſchwanger. Sie berathſchlagte über ihren Zuſtand mit der treuloſen Kammerfrau, die ihr Muth und Geduld zuſprach und ſie ermahnte, ihr Geheimniß nur ja ſorgfältig zu bewahren, weil in der Welt für Alles Rath zu finden und ſie gewiß eben ſo wenig die Erſte als die Letzte ſei, die man nach einem erlittenen Unfall dieſer Art einſt als Jungfrau verheirathet. Wollte ſich ein jedes Frauenzimmer, das einmal geſtrauchelt ſei, darum graue Haare wachſen laſſen, ſo würde man bald keines mehr ohne Haube gehen ſehen.

Es weckten aber eben ſolche und ähnliche Reden in der Seele der Gräfin alle Hoheit und allen Adel der Geſinnung wieder auf, die ihrem Stande gemäß in ihr ruheten. Sie erwiederte: Mögen Andere thun, was ihnen das Beſte dünkt, mich behüte Gott davor, daß ich meinen erſten Fehltritt durch einen zweiten verheimliche und ungeſchehen mache. Ich werde nimmermehr einem Manne angehören, den ich betrügen müßte, um ihn in dem Wahne zu erhalten, er beſäße in mir ein von meinem Leichtſinn verſcherztes Gut. Über den Sünder komme die Buße und die Frucht empfange, wer ſie ſäete. Ich bin deinem Rathe ſeither leider nur zu ſehr gefolgt; verſchone mich ferner damit, wenn du mich nicht beleidigen willſt, und bringe mir den Navarreſer hierher. Erniedrigte ich mich auch einmal ſo tief, ſo will ich es doch nicht zum zweiten Male thun, indem ich einen andern Mann hintergehe. Ja, ich halte entſchloſſen ferner auf dem Wege aus, wohin mich das Schickſal durch deine falſchen Einflüſterungen und meine Unklugheit geleitet hat. — Die Kammerfrau verſuchte ihrer Gebieterin Entſchluß vergebens ſchwankend zu machen und brachte endlich wohl oder übel den Navarreſer herbei, deſſen Scharfſinn bereits aus der Jungfrau kränklichem Anſehn ſeit kurzem richtig ihren Zuſtand ahnete.

Wie tief auch von innerſten Schmerzen gebeugt, empfing ihn die Gräfin doch mit thränenloſer Feſtigkeit, und nicht wie ein junges, ſchwaches Mädchen, ſondern wie ein entſchloſſenes, ſtarkes Weib ſprach ſie zu ihm: Dieweil dein gutes und mein ſchlimmes Glück, mein Freund, dein großer und mein geringer Verſtand mich dahin gebracht haben, daß ich, Hochgeborene, eines Krämers Weib werden muß, wenn ich nicht Gott und die Menſchen betrügen will; dieweil du alſo, wer du auch ſein magſt, der Gemahl einer Grafentochter biſt: ſo bitte und beſchwöre ich dich, daß du mich nicht verwerfen, und mich als dein Eigenthum anerkennen wolleſt. Ich fühle mich ſchwanger von dir und gedenke auf keine Weiſe hier zu bleiben, um Andern Kummer und Ärgerniß, mir ſelbſt aber Schmerz und Schande zu verurſachen. Ich bin bereit, mit dir in das Elend zu gehen und lieber dieſem ſterblichen Körper, der geſündigt hat, wehe zu thun, als durch leiblichen Wohlgenuß meine Seele und die Seelen Anderer zu beleidigen. Richte dich ſo ein, daß wir morgen vor einbrechender Nacht geflohen ſind. Ich nehme deine und meine eignen Juwelen und etwas Geld mit mir, das uns vor dem Hunger ſo lange ſchützen wird, bis ich begreife, was über meine Zukunft in den Sternen geſchrieben ſteht.

Wie überaus erfreut auch der Graf von Barcelona über das, was er die Gräfin ſagen hörte, war, ſo hätte ihn doch die Betrachtung des der Jungfrau bevorſtehenden Schickſals, im Fall er wirklich wäre, was er ſchien, der heiligen Gewalt des Himmels über das menſchliche Gemüth und der Leichtigkeit, womit die Frauen zu bethören ſind, faſt bis zu Thränen übermannt. Nichts deſto weniger beherrſchte er die Bewegung ſeines Herzens, indem er ſprach: Ich bin, wie ihr wißt, edle Frau, ein armer ſchlichter Handelsmann, deſſen Sinn immer dahin gerichtet ſtand, unbeweibt zu leben und zu ſterben. Darum erſuche ich euch, fallet mir nicht zur Laſt und ſtürzt euch nicht ſelber in Mißgeſchick. — Er würde noch mehr geſprochen haben; doch verſchloß ihm ſein Mitleiden mit ihr, der Wunſch, ſie ganz zu beſitzen, und Furcht, ſie möge ihren Entſchluß bereuen, den Mund.

Sie erwiederte: Ich ſage dir nichts mehr, mein Freund, als daß du bedenken wolleſt, wie dem geſegnetſten Menſchen der Welt in ſeinem Leben nur einmal eine ſolche Gelegenheit, wie gegenwärtig dir von deinem guten Stern, geboten werden kann. Sieh alſo wohl zu, daß des Glückes Lächeln ſich nicht in Zürnen über die Thorheit wandle, ſchlägt ein geringer Knecht, wie du, die Hand eines Fräuleins aus, das vor nicht allzu langer Zeit ſich weigerte, des Grafen von Barcelona Gemahlin zu werden.

Dieſe letztern Worte entzündeten wieder einigermaßen des Grafen alten Groll und trieben ſein Gemüth zur Rache an. Ohne fernere Weigerung erklärte er denn, er willige in ihren Wunſch; ſie müſſe ſich aber gefaßt machen, in allen Dingen wie ſeine Frau, und nicht wie die Tochter eines Edelmanns zu leben und mit ihm von Land zu Land allein und zu Fuße zu wandern, wie ſeine Gewohnheit, ſein Stand und Vorſicht es erfordere, um den Gefahren zu entgehen, die dem Entführer einer Grafentochter droheten. Die Jungfrau bewilligte auch dieſe Forderung mit Unterwürfigkeit und ging in der folgenden Nacht, nur von der weinenden Kammerfrau geſehen, in Pilgerkleidern, als Wallfahrer zum heiligen Jakob von Galizien, mit dem Grafen auf und davon. Ein gewaltiger Aufruhr entſtand in Toulouſe und dem ganzen Lande, als ſich die Kunde von ihrem Verſchwinden verbreitete. Wie denn kein einziger Menſch die Wahrheit ahnete, ſo glaubten Viele wol, ſie möge, von Gott plötzlich erleuchtet, in irgend ein heiliges Nonnenkloſter entflohen ſein, weil ſie in den Tagen, ſeit denen ſie ſich ſchwanger fühlte, größere Andacht, als früher, bewieſen, und jede Geſellſchaft, ſo viel ſie umhin konnte, gemieden hatte. Auch benutzte die allein beſſer als Andere unterrichtete Kammerfrau dieſen Umſtand ſo geſchickt, und erſann ein ſo wahrſcheinliches Mährchen dazu, daß faſt Jedermann ſich vollends überzeugte, die Sache verhalte ſich ſo. Die mit geringem Eifer betriebenen Nachforſchungen blieben demnach ohne Erfolg, und die Flüchtigen gelangten unangefochten über die Grenzen von Languedoc. Es würde zu weitläufig ſein, alle Prüfungen zu nennen, die der verliebte, frohe Graf ſeine betrübte Gattin unterwegs beſtehen ließ. Vorher ungewohnt, nur wenige Schritte zu der bequemſten Zeit zu Fuße zu gehen, wo dann die vornehmſten Edelleute ihres Hofes ſie geleiteten, war ſie jetzt genöthigt, im heißeſten Juli, von der Bürde ihres Leibes bedrückt, über ſcharfes Steinicht zu wandern und, dem ärmſten Geſchöpf des Erdbodens gleich, Kummer und Ungemach zu erdulden. Denn der Graf lud ſie nur ſeltene Male und mit rauhen Worten, die ihr mehr Kränkung, als Troſt oder Stärkung bereiteten, zu ruhen ein. Und ſie bedurfte der Geduld, mit der ſie ſich an dem Tage gewaffnet hatte, da ſie aus Toulouſe floh, um alle Verachtung zu ertragen, die ihr entſcheidender Schritt nach ſich zog. Befand ſie ſich auf ihrem Wege alſo des Tages ſchlecht, ſo genoß ſie des Nachts, wo ſie gehofft hatte, in der Herberge Schlaf und Erquickung zu finden, keiner größern Ruhe, weil theils die Gaſthäuſer Cataloniens in der Welt die ſchlechteſten ſind, theils es dem Grafen gefiel, ſie zu peinigen.

In Barcelona, wo der Graf mit den beiden ihm auf dem Fuße aus Toulouſe nachwandernden Hofleuten zugleich ankam, bezog er mit ſeiner Gemahlin eines der ärmlichſten Gaſthäuſer der Stadt, in dem eine brave Frau Wirthin war, die nicht, wie die meiſten ihres Gewerbes, lieber auf die Taufe, als auf Schelmerei verzichtete. Nachdem Beide hier die erſte Nacht und den ganzen folgenden Tag verbracht hatten, gab der Graf der Gräfin zu verſtehen, ſein Handel beſchäftige ihn des Tages in der Stadt und erlaube ihm nur die Nächte über bei ihr zu ſein. Sie ſelber möge, zu Erwerbung ihres Unterhaltes, mit ihrer Hände Arbeit der Wirthin beiſtehen; denn er ſei nicht gemeint, ihretwegen ſeine Juwelen oder ſein Geld zu verthun; er erwarte im Gegentheil, wofern ſie Frieden mit ihm halten wolle, daß ſie von ihrem Verdienſt noch erübrige. Die unglückliche Gräfin ſeufzte in ihrem Herzen ſchwer, gedachte ſie, wie vielen Menſchen ihr Vater zu leben gab, und wie ſie ſelber nun für ihren kümmerlichen Lebensunterhalt zu ſorgen gezwungen ſei; ihrem Gatten aber erwiederte ſie heitern Angeſichts, ſie werde nach ſeinem Willen thun.

Der Graf ging von ihr im Pilgergewande auf das Schloß, wo ſeine freudig überraſchten Eltern mit Zärtlichkeit den lang Erſehnten empfingen, deſſen Reiſe um ſo viele Wochen länger gedauert hatte, als vorher zu erwarten ſtand. Der junge Graf verweilte unter ſeinen Freunden und Hofleuten bis zu Einbruch der Nacht und ſchlich ſich alsdann wieder im Pilgerkleide verſtohlen zu der Gräfin zurück, die er in der Frühe des nächſten Tages nicht eher verließ, bis er ihr neue Laſten auferlegt und ſie ermahnt hatte, ihrer Wirthin in aller Art von Dienſten beizuſtehen. Ja, noch nicht zufrieden mit dem Geſchehenen, ſann er auf neue Mittel, ſeine Gattin zu prüfen und zu demüthigen, indem er eines Nachtes zu ihr ſprach: Ich gedenke morgen einem Rauchhändler, meinem Freunde, in der Werkſtatt eines Schneiders zu trinken zu geben und müßte dazu eigentlich Brod kaufen, das hier theuer iſt. Weil es mich nun ärgert, ſo viel Geld zu verthun, ſo ſollſt du, wenn du morgen früh die neubackenen Brode aus dem Ofen trägſt, dich anſtellen, als verlöreſt du etwas, und vier Stück davon, indem du dich bückſt, in deiner Rocktaſche verbergen. In der zweiten oder dritten Nachmittagsſtunde komme ich und hole ſie ab. — Der hochherzigen Gräfin erſchien dieſe Zumuthung über alle Maßen erniedrigend und ſie würde ſie nicht für Ernſt genommen haben, hätte ſie nicht vorher ſo Vieles über die ſchmutzige Armſeligkeit der Spanier und Navarreſen reden gehört. Wie ſie aber glaubte, dafür halten zu müſſen, ihr Gebieter ſcherze keineswegs, ſo bat ſie ihn inſtändigſt, er möge ſie nicht zwingen, ſo etwas zu thun. Zornig entgegnete er: Iſt es dir noch nicht aus dem Sinn, daß du des Grafen von Toulouſe Tochter biſt? Verſprachſt du mir nicht an dem erſten Tage, da wir aus Toulouſe wanderten, du wolleſt alles Vergangene vergeſſen und nur gedenken, das arme Weib des Navarreſerkrämers zu ſein? Ich wiederhole dir, wenn du in Frieden mit mir leben willſt, ſo thue dies und Alles, was dir von mir geboten wird; oder ich laſſe dich allein und gehe anderswo meinem Glücke nach. Die Duldende ſagte ihm gezwungenen Gehorſam zu und vollbrachte am andern Morgen ſein Geheiß.

Der Graf ritt zu ſeinem Vergnügen jeden Abend durch die Stadt. Als er an dieſem Tage, mit einem ſeiner beiden Begleiter nach Toulouſe, vor der kleinen Wohnung ſeiner Gattin vorüberkam und Gelegenheit genommen hatte, dabei ſtill zu halten, drängte ſein ihm verwandter Freund, verabredeter Maßen, ſein Pferd zu der vor dem Hauſe mit der Gräfin ſitzenden und Speiſen zubereitenden Wirthin und fragte ſie: Wer iſt die Jungfrau neben euch, Alte? Die Wirthin erzählte, wer die Fremde und wann ſie bei ihr angekommen ſei, und der Edelmann fuhr fort: Wie, Alte! ſeid ihr ſchon in dieſer Welt ergraut und noch ſo neu darin? Das Weib da iſt das ſchlaueſte und böſeſte ihrer Art, und ſtiehlt euch noch Alles, was ihr habt, hütet ihr euch nicht vor ihr. Wie dies die Alte leugnete und die Jungfrau höchlich pries, ſagte der Cavalier: Ihr ſollt, noch eh' ich von hier gehe, euch mit Augen überzeugen, daß ich wahr geſprochen habe. Lüftet ihr ein wenig vorn die Röcke und greift ihr in die Taſchen, ſo werdet ihr darin etwas finden, das euch beweiſen kann, ich habe nicht umſonſt ſieben Jahre lang in Toledo Nekromantie ſtudirt. Erſt als er Miene machte, ſelbſt den Beweis zu führen, unterſuchte die gute Frau die Taſche ihres Gaſtes, mehr um dem Ritter zu gehorchen, als aus Mißtrauen, und fand die verborgenen vier Brode vor. Trotz ihres Staunens vertheidigte ſie aber doch die Unſchuldige gegen den Kläger, der ſattſam über ſie lachte und ſpottete und von dannen ritt.

Es läßt ſich nicht beſchreiben, wie ſehr die bedauernswerthe Gräſin in Schmerz und Schaam verſank, ſich vor ſo edler Geſellſchaft in dem verächtlichſten Verdachte zu ſehen. Die faſt mütterliche Ermahnung ihrer Wirthin beantwortete ſie ſanft weinend mit der Bitte, ihr dieſen Fehltritt zu vergeben, den ſie nimmermehr wieder begehen wolle, verſchwieg jedoch ſtandhaft, auf weſſen Gebot ſie die Brode entwendete. Der Graf ſagte ihr in der folgenden Nacht, er habe der Brode nicht bedurft, ſtellte ſich aber ſehr unzufrieden mit ihrer erhaltenen Zurechtweiſung an, die ſie durch ihre eigne Widerſpenſtigkeit und ihr Ungeſchick verſchuldet habe.

Die Gräſin von Catalonien hatte damals, einem Gelübde gemäß, für eine Andachtsſtätte in Barcelona einige koſtbare Arbeiten bei einem Künſtler beſtellt. Unter Anderm waren dabei auch Perlen nach der beſtehenden Mode zu Thiergeſtalten zuſammen zu nähen. Mittelſt dieſes Umſtandes dachte der Graf ſeiner Gemahlin eine neue Beleidigung zu, und ſagte zu ſeiner Mutter, er habe von einem armen, in derlei Arbeiten geübten franzöſiſchen Weibe gehört, das er ihr nächſten Tages zuſenden wolle, weil er ihres Aufenthaltsortes kundig ſei. In der Nacht ſprach er deshalb mit ſeiner Frau und gebot ihr bei Verluſt ſeiner Gnade, ſo viele Perlen wie möglich zu entwenden. Die Arme weigerte ſich zwar, es zu thun, mit bittern Thränen, theils wegen der eben erſt erlittenen Schmach, theils um nicht deſſen Haus zu betreten, deſſen Hand ſie vor kaum neun Monaten auf beleidigende Art von ſich wies und von dem ſie leicht erkannt werden konnte, wenn er ſie ſah. Doch nach unendlichen ſchmählichen Drohungen des Grafen ergab ſie ſich darein und verabredete mit ihrem Peiniger, in ihrem Mund unter der Zunge die geſtohlenen Perlen zu verbergen, von denen ſchon wenige anſehnlichen Gewinn einbrachten. Sie ward gleich des andern Morgens von der Mutter des Grafen beſchäftigt, und gefiel durch ihr Betragen derſelben und Jedem, der ſie ſah, ſo ungem[illegible] daß Alle glaubten, ſie müſſe eine vornehme Dame ſein, wie ſie ſich denn in allen Beſchäftigungen einer Edelfrau erfahrener und gewandter, als Andere, erwies. Die Jungfrau kümmerte ſich wenig um das, was man von ihr ſprach, und jedes vernommene Wort des Lobes durchſchnitt, wie ein ſcharfes Meſſer, ihr Herz. Nur ihres Auftrages eingedenk, hatte ſie ſchon drei der ſchönſten Perlen unter ihre Zunge gebracht, als eben der Ritter, der ihren Broddiebſtahl verrieth, auf des Grafen Befehl in das Zimmer trat und der alten Gräfin ſein Erſtaunen bezeigte, ein ſolches Weib, deſſen erſteren und abermaligen Betrug er verkündete, in ihrem Palaſte zu ſehen.

Die Gräfin von Toulouſe empfand gegenwärtig um ſo empfindlicher Schande und Schmach, je edler Art und Gegenſtand des Betruges und die Betrogene war. Die alte Gräfin aber maß alle Schuld ihrer Armuth bei und entließ ſie mit reichlicher Belohnung ihrer Mühe.

Es war nun allmälig des zürnenden Grafen Rachedurſt für die erlittene Beleidigung geſtillt und er hielt das verwegene

Vorurtheil ſeiner Gemahlin für hinlänglich dadurch beſtraft, daß ſie viel niedrigere Dinge hatte begehen müſſen, als das Aufheben eines Granatapfelſtückes an ſich iſt. Überdies rückte ihre Schwangerſchaft weiter vor. Und ſo gab er denn jedes weitere Verlangen, ſie zu kränken, auf und gedachte nur ſeines geprüften ſeltenen Glückes und ſeiner Gemahlin eigner Beruhigung. Er erzählte alſo ſeinen Eltern, was vorgefallen war, wie die Gräfin vielmehr aus Unerfahrenheit, als eitler Habſucht geſtrauchelt ſei, und welche Beſchämungen, welchen Schmerz und Kummer er ihr dafür bereitete. Schließlich offenbarte er ihnen ſeinen Wunſch, ſie des andern Tages als Tochter des Grafen von Toulouſe und als ſeine Gemahlin heimzuführen. Des Grafen Eltern bewieſen ſich über dieſe Neuigkeiten eben ſo erfreut, als ſie vorher über die geſtörte Verbindung mit ihrem alten Feinde mißvergnügt geweſen waren, und veranſtalteten alsbald ein reiches, prachtvolles Feſt, ohne öffentliche Angabe der Veranlaſſung. Der junge Graf aber ſagte in der Nacht zuvor zu ſeiner Gemahlin: Morgen begeht man im Hauſe des Grafen dieſes Landes ein großes Hochzeitfeſt, an dem ſein Sohn, der Gott nicht genug danken kann, daß du ihn ausgeſchlagen und Freiheit gegeben haſt, ein ſo weit ſchöneres Loos zu ziehen, ſich mit der älteſten Tochter des Königs von Aragonien, der reizendſten Jungfrau Spaniens, vermählt.

Die Gräfin war nicht ſtark genug, hier einen der Erinnerung gewidmeten Seufzer zu erſticken; der Graf aber fuhr fort: Morgen iſt in der ganzen Stadt ein Feſt- und kein Werkeltag. Da du alſo nichts weiter zu beſorgen haſt, ſo denke ich, du gehſt zu deinem Zeitvertreibe mit unſrer guten Wirthin ein wenig auf das Schloß, um zuzuſehen, ob nicht das Eine oder Andere dort unbemerkt zu ſtehlen iſt. Ertappen ſie dich auch, ſo kommſt du ſchon, als ein Weib, mit ein wenig

Schande los, die vorübergeht und die der Arme ſich gewöhnen muß, zu ertragen.

Schien es der Gräfin vorhin hart, das Andere zu thun, ſo kam ihr dies Gebot ganz unerträglich vor, und hatte ſie jenes durch Bitten und Entſchuldigungen von ſich abzuwenden geſucht, ſo betheuerte ſie jetzt mit Thränen und Klagen, lieber ſterben zu wollen, als dazu ſich zu verſtehen. Desungeachtet zwang ihr der Graf durch die härteſten Drohungen das abermalige Verſprechen ab, ſeinen Willen zu thun, beſtimmte, nachdem er die alte Frau in ſein Geheimniß gezogen hatte, wie und wann ſie des andern Morgens auf das Schloß gehen ſollten und begab ſich ſelbſt dahin zurück.

Am nächſten Tage fanden ſich die vornehmſten Ritter und Frauen Barcelona's zur beſtimmten Stunde des Gaſtmahles ein, vor dem die Gäſte ſich mit heiterem Geſpräch und Tänzen beluſtigten. Die alte Gaſtwirthin führte, nach des Grafen Anordnung, eine Stunde vor dem Gaſtmahle die Gräfin faſt mit Gewalt aufs Schloß. Wie ward aber der Gepeinigten, die ſich lieber unter das ärmſte Volk, in einen düſtern Winkel verborgen, als in Prunkſälen ſich gezeigt hätte, als der feſtlich gekleidete Graf heitern Angeſichts auf ſie zutrat und mit lauter, vernehmlicher Stimme ſprach: Willkommen ſei mir die edle Gräfin, mein geliebtes Weib! Es iſt endlich an der Zeit, daß aus dem navarreſer Juweliere der Graf von Barcelona, aus der armen Pilgerin die Grafen-Tochter und Gemahlin wird. — Ganz aus der Faſſung gebracht, ſah die erſtaunte und beſchämte Jungfrau umher, ob nicht neben ihr ein Anderes ſtünde, an das ſich dieſe Worte richteten. An Stimme und Anſehen aber bald erkennend, wer mit ihr ſprach, blieb ſie ſtumm und ſteif, und ungewiß, was ſie thun ſolle. Der Graf endete ſeine Anrede folgendergeſtalt: Wofern es dich bedünkt, edle Gräſin, daß ich zu hart mit dir verfahren ſei, ſo verſetze dich einen Augenblick an meine, des in Liebe zu dir Entzündeten, Stelle, den du ſo willkührlich beleidiget und mit Spott und Hohn abgewieſen haſt. Vielleicht geſteht mir dann eine Stimme deines Innern Nachſicht und Vergebung zu. Aber bei der Hoheit und dem Adel deines von mir beſſer in dem Stande der Erniedrigung, als im Glück, erkannten Gemüths beſchwöre ich dich, du wolleſt meine Beleidigungen vergeſſen und vergeben, wie ich die deinige. Vermagſt du dies über dich, ſo reiche mir jetzt frei, vor meinem Vater und vor meiner Mutter und vor ſo vielen Herren und Frauen dieſes Hofes in Barcelona, die Hand, die du mir in Toulo[illegible] verweigerteſt.

[illegible]e Gräſin hatte ihren verlornen Muth wiedergefunden und erwiederte mit feſter Stimme, ernſten, ſittſamen Angeſichts, nicht als ein armes Krämerweib, ſondern als Fürſtin Folgendes: Zu meiner unſäglichen Freude, mein Herr und Gebieter, laßt ihr mich heute erkennen, wie viel größer mein Glück, als mein Verſtand geweſen iſt, und ich mag euch eure Härte gegen mich um ſo leichter verzeihen, als die Rache immer gerechter iſt, wie die Beleidigung. Ich reiche euch hier meine Hand und gebe oder beſtätige euch vielmehr damit, was ich euch früher in Toulouſe verweigerte, und alsdann in Gegenwart ſo unwürdiger Zeugen dennoch gab. Ich bin bereit, euch anzugehören, oder mich verworfen zu ſehen, je nachdem es euer Wille iſt und eurem Herrn Vater oder eurer Frau Mutter wohlgefällt, deren Entſcheidung mir, als ihrer gehorſamen Tochter, heilig ſein ſoll. — Sie würde noch weiter geſprochen haben, hätten nicht Thränen ihre Stimme erſtickt und die Eltern des Grafen ſie weinend und unter dem freudigen Zuruf der Menge in ihre Arme gefaßt.

Sie ward alsbald hinweg geleitet, ihrer ärmlichen Lumpen entkleidet und in königliche Gewande gehüllt, in denen ſie vor dem Hof und Volke, an der Seite ihres Gatten, erſchien.

Dem Grafen von Toulouſe theilte man umſtändlich alles Geſchehene mit, und er beſtätigte, zu ſeiner höchſten Freude, die verlorene Tochter wieder gefunden zu haben und ſeinen liebſten Wunſch dadurch ſo unerwartet erfüllt zu ſehen, das geſchloſſene Band, indem er eine reiche Ausſteuer nachſendete. Die Freundſchaft und das gute Vernehmen zwiſchen beiden Landen blieb in der Folge ungetrübt, und die junge Gräfin, die bald nachher von einem ſehr ſchönen Knaben genas, gebar ihrem Gatten noch viele andere Kinder und führte mit ihm ein langes glückliches Leben.

Dieſe Geſchichte iſt in den Chroniken der einen und anderen Grafſchaft genau ſo aufbewahrt, und überläßt es jedem Leſer ſelbſt, ob er mehr toulouſiſche Keuſchheit oder cataloniſche Höflichkeit bewundern will.

[illegible]

III.

Der graue Zelter.

Tief in einſamer Waldung der Champagne lebte auf ſeiner Burg einſt ein wackerer Rittersmann, der Wilhelm hieß und an guten Eigenſchaften reich, an Beſitzthum aber ſo arm war, daß ihn faſt nur die Tapferkeit ſeines Armes aus dem Stegreife erhielt. In Wilhelms grüner Nachbarſchaft lag ein großes, feſtes Schloß, und darin hauſte ein vornehmer alter Herr, als Witwer, mit einem ſehr ſchönen Töchterchen.

Es verſtand ſich von ſelbſt, daß die reiche Erbin Nina viele Bewerber fand. Daß aber gerade des armen Wilhelms Sorgfalt, ihr bei häufigen Beſuchen durch Ritter- und Minnedienſt zu gefallen, gute Erfolge nach ſich zog, mißbilligte der geſtrenge Vater ſo ungemein, daß er ſeiner Tochter mit dem Ritter zu reden verbot, ihn ſelbſt aber fortan ſo kalt behandelte, daß er ſich gar nicht wieder zu kommen erdreiſtete. Es hörte ſonach alle Gemeinſchaft zwiſchen den Liebenden um ſo mehr auf, da Nina's Vater vor Alter nur mit Beſchwerden zu Pferde ſtieg und die Jungfrau ſelten oder niemals in ſeinem Schloſſe unbewacht verließ. Der alte Fuchs hatte in ſeiner Jugend ſelbſt Liebeshändel gehabt, und war mit den Schlauheiten der Liebe aus eigener Erfahrung ſo vertraut, daß er ſich wol hütete und den jungen Ritter auch des einzigen Troſtes beraubt hielt, ſeine Geliebte zu ſehen. Eines Tages, als Wilhelm traurig um die Burg des Alten ſchlich, nahm er in der hohen Mauer eine abgelegene, nicht mehr gebrauchte Pforte wahr, durch die es ihm möglich ſchien, ſich mit Nina zu beſprechen. Er fand Mittel, das Fräulein von dieſer Entdeckung zu benachrichtigen, und ſie benutzte ſie. Was ihn ſelbſt anlangte, ſo kannte er die geheimen Fußpfade durch das Dickicht des Waldes und das die Burg beſchützende, undurchdringliche Dorngebüſch gut genug, um ohne Gefahren ſtets an den Ort des Stelldicheins zu gelangen. Dieſe kleine Entſchädigung war anfänglich der Liebenden Glück, und mit Entzücken genoſſen ſie es einige Zeit. Aber was iſt's am Ende, ſich zu ſprechen, ohne ſich zu ſehen? Muß man es ſich nicht beweiſen, daß man ſich zärtlich liebt? Nicht eine Umarmung, nicht ein Kuß! Und immer in der Furcht, verrathen und auf ewig getrennt zu werden! Wilhelm ertrug eine ſolche Lage auf die Dauer nicht, beſchloß, auf eine oder die andere Art daraus hervorzugehen, und kam auf das Schloß, in der Abſicht, dem alten Ritter ſeine Wünſche zu vertrauen und ihn zu einer entſcheidenden Antwort zu nöthigen. Ich habe euch um eine Gunſt zu erſuchen, Herr, ſagte er zu ihm, hört mich einen Augenblick geduldig an. Ich liebe eure Tochter, mein ganzes Glück beruht auf ihrem Beſitz, und ich wage es, euch um ihre Hand zu bitten. Meine Geburt und meinen Namen kennt ihr. Ich glaube auf eure Achtung mir ein Recht erworben zu haben und Nina's nicht unwerth zu ſein. Sagt alſo eure Antwort, die mir Leben oder Tod verleihen kann. — Ich begreife ſehr wohl, daß man meine Tochter liebt, erwiederte der Greis, ſie iſt jung, ſchön, klug, von hoher Geburt und meine einzige reiche Erbin, wenn ſie ſich meiner Liebe würdig zeigt. Unter ſolchen Umſtänden, meine ich, wäre ſie jedem Prinzen in Frankreich recht. Schon mehr als ein mächtiger Edelmann hat um ſie angehalten, aber ich beeile mich nicht, und warte einen Ehemann für ſie ab, der mir behagt. Ein Ritter aber, der, wie ſeine Falken, nur vom Raube lebt, behagt mir nun und nimmermehr. Der betroffene Wilhelm hatte die Kraft nicht, etwas zu erwiedern. Er ſtürzte fort, verbarg ſich im einſamſten Walde und weinte den ganzen langen Tag, bis die einbrechende Dunkelheit ihm erlaubte, an die kleine Pforte zu gehen. Nina kam auch dahin, und nun erneuerte das Schluchzen und die Thränen des Einen den Schmerz des Anderen. Empfange mein letztes Lebewohl, ſagte der Ritter, es iſt um mich geſchehen. Für mich gibt es in dieſem Lande kein Glück mehr; ich muß ihm entfliehen, weil ich dich nicht beſitzen kann. Verwünſcht wären doch auf ewig die Schätze, die mich von dem trennen, was mir theuer iſt. — Ach! klagte die zärtliche Nina, ich wünſchte mir zu ihrem Beſitze Glück, weil ich wähnte, ſie dir anbieten zu können. Iſt es denn des Schickſals Wille, daß ich ſie nun auch verwünſchen muß? Aber laß uns noch nicht verzweifeln, mein liebſter Wilhelm, es bleibt uns eine Hülfe, auf die meine Zärtlichkeit für dich ſchon ſeit lange gerechnet hat. Es lebt unweit von hier, in Medot, dein alter Oheim, meines Vaters Jugendfreund. Wenn er dich, wie ich nicht bezweifele, liebt, ſo gehe zu ihm, vertraue ihm das Geheimniß unſerer Liebe an. Er hat in ſeiner Jugend ſicherlich auch geliebt, und wird uns bemitleiden. Sage ihm, daß er mein und dein Glück machen kann, bewege ihn, ſich deiner anzunehmen, der du ja doch ſein natürlicher, nächſter Erbe biſt, dir, wenn auch auf wenige Tage nur, das ſchriftliche Verſprechen zu geben, ſeine Burg gehöre nach ſeinem Tode dir. Mein Vater bewilliget ſie gewiß, legt er eine Bitte für dich ein. Und ſind wir erſt vereiniget, ſo ſtellen wir ihm die Schrift, mit der er uns eine ſo große Wohlthat erzeigte, gleich zurück, ja, danken ihm zeitlebens für den frommen Betrug. Ach! mein ſüßer Freund, bedarf ich denn ſeines Gutes, um dich zu lieben? — Ich war zu ſterben bereit, ſagte Wilhelm freudig, und du, Holde, gibſt mir durch deiner Liebe Erſindungskraft das Leben wieder. — Er eilte alsbald auf ſeines Oheims Schloß und flehte den Alten an, ſeiner Liebe beizuſtehen, ohne ihm jedoch zu vertrauen, wie weit er mit dem Fräulein einverſtanden war. Der Oheim erwiederte: Deine Wahl iſt aller Ehren werth, mein Kind, ich kenne das Mädchen und finde ſie allerliebſt. Beruhige dich, ich verſpreche dir, ſie von ihrem Vater zu erlangen und gehe deswegen augenblicklich ſelbſt zu ihm.

Der Alte ſtieg allerdings gleich zu Pferde, aber mit Abſichten, gar nicht den Wünſchen des Jünglings gemäß. Denn da er eben noch nicht geradezu hinfällig und dabei lebensluſtig war, ſo hatte er zum öftern Nina's Vater beſucht und ſehr wohl die Schönheit und Reize des Mädchens bemerkt, die ſich überdies ihm, als dem Oheim und der Stütze ihres Wilhelms, beſonders freundlich erwies. Waren nun ſeine Augen einerſeits noch hell genug, daß ſie an weiblichem Reiz ſich weideten, ſo zeigten ſie ſich doch in ſofern verblendet, als ſie das Gefühl mißdeuteten, das ſich in Nina's Augen gegen ihn äußerte. Dieſe Bethörung ſeiner ſelbſt, verbunden mit dem Verdruß, fremde Erben auf ſeinen Tod warten zu ſehen, dem vielleicht auch Wilhelm, gegen welchen er nie gütig geweſen war, durch Unvorſichtigkeiten zuweilen Nahrung verlieh, wenn ſeine verzweifelnde Liebe ſich auch an den entfernteſten Troſt klammerte, brachten ihn allmälig auf den Gedanken, in einer ſpäten Heirath wohl noch ſelbſt Erben zu gewinnen, und Wilhelm's vertrauliche Mittheilung zeitigte jetzt plötzlich den Gedanken zum Entſchluß.

Während alſo der Jüngling, freudetrunken über des Oheims zweideutiges Wort, ſich entfernte, um nach Galardon auf ein zweitägiges Turnier zu gehen und unterweges nur von dem Glück träumte, deſſen Genuß er als eine reife Frucht ſich ſchon in den Schooß fallen ſah, ward von dem Vater ſeiner vermeintlichen Braut ſeinem Oheime der gewöhnliche gute Empfang zu Theil. Die beiden Alten zechten und ſchmauſten bei Tiſche und plauderten von ihrer Jugend Heldenthaten und Liebesglück.

Nach Mittag aber allein mit ſeinem Freunde, hub der Herr von Medot an: Hört einmal, Alter, ich bin Junggeſelle, und die Zeit wird mir nach gerade in meiner Einſamkeit lang. Ihr verheirathet bald eure Tochter, und dann geht's euch eben ſo. Nehmt den Vorſchlag an, den ich euch thue, und gebt mir eure Nina. Ich verſchreibe ihr mein ganzes Vermögen, ziehe hierher zu euch und bleibe bei euch bis an euren Tod.

Nina's Vater nahm dieſen Vorſchlag mit Freuden an, umarmte ſeinen alten Schwiegerſohn und ließ auf der Stelle ſeine Tochter rufen, der er das fürchterliche Uebereinkommen eröffnete. Es läßt ſich denken, ob die Jungfrau erſchrak. Sie ging in ihr Zimmer, um ſich auszuweinen, verwünſchte den verrätheriſchen Alten und ſeine Treuloſigkeit tauſendmale und rief im Stillen ſehnſuchtsvoll ihren Geliebten zu Hülfe herbei, der ſich einſtweilen in Galardon Ruhm zu erndten beſchäftigte, und ſich von der Abſicht ſeines Oheims, ihn zu enterben und ſeiner Geliebten zu berauben, nichts träumen ließ.

Nina eilte am Abend an die Pforte, denn ſie wußte nicht, daß Wilhelm auf dem Turniere war; nachdem ſie aber lange vergebens gewartet hatte, glaubte ſie, auch von ihm verlaſſen zu ſein, und ſendete ihre Seufzer troſtlos in die ſtille Nacht.

Den zweiten Tag nach dieſem verhängnißvollen hatten die Alten zu Vollziehung ihres Eigenwillens anberaumt; und weil der Bräutigam durchaus Trauung und Hochzeit in Medot feiern wollte, ſo beſchloß man, die Braut mit dem erſten Grauen des Tages abzuſenden, damit ſie bei guter Zeit mit ihrer Begleitung an Ort und Stelle ſei. Inzwiſchen ſchickten Schwiegervater und Eidam in der Nachbarſchaft herum, luden ihre Freunde, daß heißt Alle, die ſo alt wie ſie und noch nicht todt waren, ein, und als des andern Morgens nach und nach die alten gebrechlichen, runzlichen, zitternden Kahlköpfe herbeihumpelten, hätte man glauben mögen, ſie kämen zu einander und ſagten ſich das letzte Lebewohl, um aus dieſer Welt zu gehen. Man konnte ſchwerlich komiſchere Hochzeitgäſte ſehen.

Der Tag verſtrich unter feſtlichen Zubereitungen und unter Anfertigung des Putzes der betrübten Braut, die ihre Thränen nothgedrungen barg, und ruhig ſchien, ob ſie gleich faſt vor innerlichem Schmerz vergehen wollte. Von Zeit zu Zeit kam ihr Vater hinzu und ſah, wie die Arbeit gedieh. Und indem er ſo für Alles in Haus und Hof Sorge trug, fragte ihn ein Knappe, ob denn für ſo viele Menſchen nicht Pferde zum Ritt nach Medot mangelten? — Die Ritter haben die ihrigen, auf denen ſie gekommen ſind, erwiederte der Herr, und für die Andern reichen meine Ställe aus. Damit es aber in keinem Falle zu knapp hergehe, mag Einer welche von meinen Nachbarn leihen. Dem Knechte, der mit dieſem Auftrage abgefertigt ward, fiel es unterweges ein, daß Ritter Wilhelm ein prächtiges, in der ganzen Landſchaft als das ſchönſte gekanntes, graues Pferd beſaß. Der

Tölpel meinte, es müſſe ſeiner jungen Herrin jedenfalls eine Freude ſein, verſchaffe er ihr zu ſo feierlichem Ritte ein ſolches Thier und begab ſich zu dem Ritter, ihn darum anzugehen.

Nachdem Wilhelm auf dem Turniere den erſten Preis errungen hatte, war er in der Hoffnung, eine günſtige Antwort zu holen, zu ſeinem Oheim und, da er ihn nicht zu Hauſe angetroffen hatte, der Meinung, Nina's Vater habe Schwierigkeiten erhoben, heim in ſeine Burg zurückgekehrt; übrigens ſo vollkommen beruhigt über dieſe Angelegenheit, ſo voll Vertrauen in die Zuſage ſeines Vermittlers, daß er, ſo wie er nach Hauſe kam, einen Spielmann rufen ließ, um ſich mit Liedern der Minne zu erluſtigen.

Auf einmal ſieht er einen Fremden vor ſich ſtehen. Es iſt jener Knappe, der ihm einen Gruß ſeines Herrn hinterbringt und ihn in des Greiſes Namen zum andern Morgen um ſeinen grauen Zelter erſucht. O! von Herzen gern, erwiedert Wilhelm, und für längere Zeit, wenn er ihn haben will. Wozu gebraucht er denn das Thier? — Um unſer Fräulein Nina nach Medot zu bringen, Herr. — Seine Tochter? Ei! was hat das Fräulein in Medot zu thun? — Nun, ſie heirathet dahin. Wißt ihr denn nicht, daß euer eigner Oheim bei unſrem gnädigen Herrn um ſie gefreit hat und das Fräulein in Medot morgen, ſo wie der Tag graut, heirathen wird? — Bei dieſen Worten ſcheint Wilhelm verſteinert zu ſein. Er glaubt an ſo ſchwarzen Verrath unmöglich gleich und läßt ihn zum zweiten Male ſich beſtätigen. Unglücklicherweiſe iſt es ihm nicht erlaubt, Rache an dem Schuldigen zu nehmen. Er ſchreitet eine Weile mit niedergeſchlagenen Augen und wüthenden Geberden ſtillſchweigend auf und ab. Plötzlich ſteht er an, ruft ſeinen Stallmeiſter, läßt den Grauſchimmel ſatteln und übergibt ihn dem Knechte.

Sie wird ihn beſteigen, ſagt er zu ſich ſelbſt, und indem ſie dies thut, denkt ſie vielleicht noch einmal an mich. Bin ich nicht überglücklich, daß ich zu ihrem Vergnügen beitragen darf? Aber nein, ich klage ſie mit Unrecht an; ſie gibt ihre Hand nur gezwungen hin und iſt um ſo beklagenswerther. Ich beſitze ihr Herz und ſo lang ich lebe, gehört ihr das meinige. — Jetzt ruft der Ritter alle ſeine Leute zuſammen, vertheilt ſein weniges Geld unter ſie und erlaubt ihnen, von dieſem Augenblick an aus ſeinen Dienſten zu gehen. Die betroffenen Menſchen fragen, womit ſie ſo unglücklich geweſen ſind, ihm zu mißfallen? — Ich weiß nur Lobes von euch, antwortet er, und ich wünſchte im Stande zu ſein, euch beſſer zu belohnen. Aber das Leben iſt mir zur Laſt geworden, laßt mich ſterben und geht. — Die Unglücklichen werfen ſich weinend ihm zu Füßen, beſchwören ihn, zu leben und ſie bei ſich zu behalten, damit ſie ſeine Leiden ihm erleichterten. Er verläßt ſie ohne Antwort und ſchließt ſich ein.

Während dies vorging, war in der Burg bei Nina's Vater bereits Alles in Schlaf verſenkt. Um mit dem früheſten Morgen abreiſen zu können, hatte man ſich zeitig niedergelegt und dem Thurmwart das Geheiß ertheilt, das ganze Schloß mit der großen Glocke wach zu läuten, ſo wie der Tag aufdämmere. Wer keine Ruhe fand, war Nina allein. Der Augenblick ihres unwiderruflichen Unglücks nahete und ſie ſah keine Ausflucht mehr. Zwanzig Male des Tages hatte das arme Mädchen Gelegenheit zu entfliehen geſucht.

Wäre es ihr möglich geworden, ſie hätte ſich ohne Furcht entfernt; aber es waren zu viele Augen zu hintergehen, und als einziger Troſt blieben ihr die Thränen dieſer Nacht. — Gegen Mitternacht ging der Mond auf. Der Thurmwächter, der am Abend ein wenig zu viel getrunken hatte und eingeſchlafen war, fährt plötzlich aus ſeinem Taumel empor, glaubt, wie er die große Helle ſieht, es müſſe ſpäter ſein, und fängt geſchäftig an, ſeine Glocke zu ziehen. Augenblicklich ſpringt im Schloſſe Alles vom Lager auf, und die Knechte ſatteln die Pferde im Stall. Der graue Zelter, als das ſchönſte, wird der Braut beſtimmt. Gebietet Nina bei des Thieres Anblick nun ihren Schmerzen nicht länger und bricht in Thränen aus, die Niemand beachtet, weil man ſie der Wehmuth beimißt, zum erſten Male das väterliche Haus zu verlaſſen; ſo weigert ſich, als davon die Rede iſt, das Pferd zu beſteigen, das arme Mädchen ſo hartnäckig, daß es mit Gewalt darauf gehoben wird. — Man tritt die Reiſe an. Zuerſt kommt die Dienerſchaft, Männer und Frauen, dann die Hochzeitgäſte, und endlich die Braut, welche, nicht eben ſehnſüchtig nach dem Bräutigam, den Zug beſchloß. Man hatte ſie einem alten Ritter anvertraut, der, als bekannter Ehrenmann, zum Zeugen der Trauung beſtimmt war und unmittelbar hinter ihr ritt.

Der Weg bis Medot war drei Stunden lang, blieb immer im Walde und ſo ſchmal, daß er nicht zwei Pferden neben einander Raum geſtattete. Deshalb ſchritt eines hinter dem andern. Während der erſten halben Stunde ward geplaudert und ein wenig geſcherzt; aber die alten Herren, die nicht ausgeſchlafen hatten, überwältigte bald der Schlaf. Es ſah lächerlich aus, wie die Kahl- und Grauköpfe bald nach dieſer, bald nach jener Seite wackelten, oder vorn über den Hals des Pferdes duckten. Die Jungfrau folgte, viel zu ſehr mit ſich beſchäftigt, um auf ſie zu ſehen; den Verbrechern ähnlich, die man zum Richtplatze führt, und die, um einige Augenblicke länger zu leben, ſo langſam gehen, als es möglich iſt, hielt ſie den Schritt ihres Pferdes an. Man hatte noch keine Stunde Weges zurückgelegt, ſo war ſie, ohne es zu wollen, von dem Zuge auf dieſe Art abgeſondert. Ihr alter Führer verſah ſich deſſen eben ſo wenig, weil er, wie die Übrigen, ſchlief; und obſchon ſeine Augen ſich dann und wann öffneten, ſchloſſen ſie ſich jedesmal wieder, wie ſie den Grauſchimmel vor ſich ſahen. Die Pferde bedurften übrigens keines Führers, denn ſie konnten auf einem ſolchen Wege nicht irre gehen. Dennoch gab es eine Stelle, wo ſich der Weg theilte und einer nach Wilhelms Burg abging, ſchmaler als der weiter nach Medot führende. Alle Reiter waren natürlich dieſem gefolgt, und das Roß des alten Zeugen trat in die Fußtapfen der anderen, was aber den grauen Zelter betraf, ſo war derſelbe ſeit der Zeit, da ſein Herr ihn nach dem Stelldichein an der Pforte ritt, ſo ſehr an den ſchmaleren Pfad gewöhnt, daß er ihn auch diesmal einſchlug.

Man mußte, um auf Wilhelms Burg zu gelangen, durch eines kleinen Fluſſes Fuhrt. Über das Geräuſch, das das Pferd machte, als es mit dem Fuß in's Waſſer trat, erwachte Nina aus ihrer ſchwermüthigen Träumerei. Sie wendet ſich um, indem ſie ihren Führer zum Beiſtand aufrufen will, und wird Niemand gewahr. Allein und zu ſolcher Tageszeit verlaſſen im Walde, iſt ein Schauder das erſte Gefühl, was ſie durchzuckt. Aber der Gedanke, dem ihr drohenden Unheil entfliehen zu können, ſteigt auf, erſtickt alle Furcht, und ſie treibt entſchloſſen ihr Pferd durch das Waſſer an, eher zu ſterben, als zu Vollziehung der verhaßten Ehe bereit. Es hatte keine Gefahr; das Pferd wadete, ſeiner Gewohnheit nach, ſicher durch die Fluth und kam bald zu dem Schloſſe ſeines Herrn.

Sobald der Thurmwart die Reiterin halten ſah, ſtieß er in ſein Horn, um ihre Ankunft zu verkündigen, und fragte ſie durch die kleine Pforte der Zugbrücke nach ihrem Begehren. Öffnet ſchnell, ich bin ein von Räubern verfolgtes

Mädchen, das euch um Hülfe fleht, rief ihm die Jungfrau bittend zu.

Der Voigt ſchaut durch das Pförtchen und ſieht ein wunderſchönes, junges Weib, mit einem Scharlachmantel angethan. Der feſtliche Schmuck, die Schönheit des Mädchens im Glanze des früheſten Morgenrothes und des nächtlichen Thau's in der Grüne, der Grauſchimmel, der ſie trägt und der ihm doch ſeines Herrn Zelter ſcheint, verwundern ihn in der Maße, daß er irgend eine, vom Mitleiden zum Troſte ſeines Herrn herbeigeführte, wohlthätige Fee zu erblicken meint. Er läuft alſo mit ſeiner Neuigkeit ſtracks zu dem Ritter hin.

Wilhelm hatte die Nacht in Thränen zugebracht. Seine Leute, wahrhaft betrübt, weil ſie ihn liebten, hatten ſo wenig, wie er ſelbſt, geruht und ſchlichen von Zeit zu Zeit lauſchend an ſeine Thüre, ob ſich nicht ſein Schmerz erleichtere. Aber wenn ſie ihn immerfort ſchluchzen und ſtöhnen hörten, kehrten ſie wieder um und weinten zuſammen über ihn. Wie nun Wilhelm vernahm, daß ein Weib vor ſeinem Thore ſei, ging er aus Höflichkeit ihr entgegen und befahl, die Zugbrücke herabzuziehen. — O, unverhoffte Freude! O, Glück! Er ſieht ſeine Geliebte vor ſich. Sie wirft ſich in ſeine Arme mit dem Ausruf: errette mich! drückt ihn mit aller Inbrunſt und Kraft an ſich und ſchaut mit Entſetzen zurück, als wären ihre Verfolger hinter ihr. — Komm zu dir, Geliebte, ruft er, faſſe dich, ich halte dich in meinen Armen und keine Gewalt auf Erden entreißt dich mir wieder.

Er rief ſeine Leute herbei, ertheilte ihnen die nöthigen Befehle und ließ die Zugbrücke aufziehen. Nicht genug; um vollkommen glücklich zu heißen, muß er Nina's Gatte ſein. Er führte ſie alſo in ſeine Capelle, ſchickte nach ſeinem Capellan, und befahl ihm, ihn mit ihr zu trauen. Und nun erſt kehrte die Freude wieder in ſeine Burg. Herr und Diener insgeſammt ſchienen von Vergnügen berauſcht zu ſein, und niemals folgte in der Welt auf ſolchen Kummer ſo ſchnell ſolche Fröhlichkeit.

Nicht alſo war dem in Medot. Der ganze Zug war mit Ausnahme der Jungfrau und ihres Führers angelangt. Man hatte aber gut fragen, was aus dieſen geworden ſei; kein Menſch wußte es. Endlich kam der alte Ritter, immer noch ſchlafend, auf ſeinem Roſſe nach, ſehr erſtaunt, als er über den Lärm in der Burg erwachte und die Braut nicht vor ſich ſah. Man gerieth auf die Vermuthung, ſie habe ſich im Walde verirrt und ſchickte berittene Knechte nach ihr aus. Doch ehe die wiederkehrten, wußte man, was bei der Ankunft eines von Wilhelm abgeſandten Knappen zu denken war, der hinterbrachte, das Fräulein ſei wohlbehalten bei ſeinem Herrn.

Drängten ſich nun alsbald Hochzeitgäſte und Bräutigam eilig nach deſſen Burg, ſo zog ihnen der Ritter an der ſchönen Nina Hand entgegen, und ſtellte die Jungfrau der Geſellſchaft als ſeine Gattin vor. Anfänglich erregte er damit allerdings ein gar großes Gemurr. Doch wie ſich Wilhelm das Wort erbat, und die Geſchichte ſeiner Liebe bis zu dem Ereigniß mit dem Grauſchimmel erzählte, gewann die Sache eine andere Geſtalt. Die Alten, ergraut in den Grundſätzen der Ehre und Billigkeit, bezeigten ihre Entrüſtung, ſich zu Mitſchuldigen der Verrätherei gemacht zu ſehen, und vereinigten ſich insgeſammt mit Bitten bei dem Vater der Braut, dem geſchloſſenen Bund der Liebenden ſeinen Segen zu verleihen. Der Greis vermochte nicht ewig zu widerſtehen, und ſo feierte man dann die Hochzeit in Wilhelms Schloß.

Der Oheim ſtarb noch in dieſem Jahre, und der Ritter Wilhelm erbte von ihm Medot. Und wie kurz darauf der Schwiegervater auch verſchieden war, lebte er als einer der reichſten Herren der Champagne nach Verdienſten beglückt.

IV.

Ippolito und Gangenova.

Der in Siena ehedem in hoher Blüthe ſtehenden Familie der Saracini war vor Jahren ein ſchöner, mit achtzehn Jahren verwaiſter Jüngling, Ippolito, entſproſſen, der ſeines edlen Sinnes und zarter Sitte wegen allgemein hoher Achtung genoß. Was Jünglingen meiſt zu geſchehen pflegt, geſchah auch ihm. Ippolito entbrannte in Liebe zu der holdſeligſten Jungfrau, die je ein menſchliches Auge ſah, zu Gangenoven, der Tochter der Witwe Meſſer Reame Salimbeni's, deſſen den Saracini an Alter und Adel ebenbürtiges Haus in Siena beſonders wegen der Wohlthaten verehrt wurde, die es dem Gemeinweſen oft in drängender Noth erwies.

Das liebliche Mädchen war durch ihre Tugenden eben ſo, wie durch ihre ungemeine Schönheit in der Stadt bekannt, der Stolz ihrer Verwandten, die Luſt und Freude ihrer Mutter, ja wohl deren einzige Hoffnung auf der Welt. Vom Zauber der Anmuth Gangenovens bis in ſein innerſtes Weſen umfangen, nährte Ippolito ſeiner Liebe Flammen nicht nur mit der Lockſpeiſe des Verlangens; ihr Betragen gegen ihn, die ſüßen, ihm von ihren Augen dann und wann gezollten Blicke und andre Zeichen, die die Liebe kennt, goſſen das Öl der Hoffnung darauf, indem ſie ihm ſagten, wie ſein Leiden ganz und gar nicht ihr Wille ſei.

Weil nun die für Gangenoven am zärtlichſten geſinnte Mutter ſie wachſamer, als ihre andern beiden Töchter hütete, ſo ward es den faſt gleich heftig einander Liebenden nur ſeltene Male gegönnt, ſich zu geringer Linderung ihrer leidenſchaftlichen Gluthen zu ſehen. Auch hatte ſich Ippolito's unbeſtändiges Alter vielmehr gewöhnt, ſeine ungeſtümen Lüſte im Augenblick zu befriedigen, als zarterer Liebe Kummer zu überſtehen. Von immer feurigerem Verlangen ſonach angereizt, bewarb er ſich um des geliebten Mädchens Hand, ohne anzuſtehen, und erklärte ſich bereit, jegliche Bedingung gegen ihre Mutter einzugehen, die ſeinen Antrag nichts deſtoweniger unter dem Vorwand ablehnte, ihre andern Töchter hätten zuerſt das Licht der Welt erblickt, und wären alſo zuerſt nach Fug und Recht zu verſorgen. Ippolito glich auf dieſe Weigerung einem Menſchen, der über allzugroßen Schmerz den Verſtand eingebüßt hat, und Gangenova grämte ſich nicht weniger, wie ſie die böſe Kunde ausgeſpäht hatte, ſo daß ihre Liebe, die vorher auch nicht klein geweſen war, zu dem Jünglinge wuchs.

Da nun Ippolito ſein heißes Verlangen auf keine Art zu zähmen, oder ſeine Liebe zu bergen verſtand, und immer neuen Grund zu Argwohn ſchuf, ſo hütete die Mutter ihre Tochter eiferſüchtiger als je, geſtattete ihr kaum die freie Luft und verſagte ihr alle unſchuldigen Vergnügungen; obgleich ſie nicht hinderte, daß Gangenova ihren Geliebten von der Lage unterrichtete, in der ſie ſich ſeinetwegen befand, und ihm, wie ungern auch, ſagen ließ, wenn es ſein Wille ſei, ſie aus dieſer engen Beſchränkung zu erlöſen, ſo möge es ihm gefallen, einige Zeit aus ihrer Nähe entfernt zu bleiben, ja, wo möglich, ſelbſt ein paar Tage aus der Stadt zu gehen, eingedenk, wie ſie für ſeine Liebe und Neigung ihm verpflichtet bleibe, und ihrer gegenſeitigen Hingebung gewiß. Solcherlei in Gangenovens Namen empfangene Nachrichten erhöhten einerſeits die ſchon in des Jünglings Kopf ſteigende Fieberglut, durch den Gedanken, er habe die Ruhe der Jungfrau, deren einziger Troſt er doch ſein wollte, getrübt, andrerſeits durch die neue Entſagung, die ihm der Geliebten ſo ſchmerzhafte Worte aufbürdeten, aus denen er hinwieder abnehmen konnte, nicht etwa in der Gunſt, wonach all ſein Dichten und Trachten ſtand, geſunken zu ſein. Damit er ſich ihrer nun verſichere und der Geliebten beweiſe, er ſorge, ſie der Unluſt zu entheben, nicht, ob ihm dadurch ſelber Zwang und Beſchwerlichkeit entſtehe, nahm er ſich vor, öffentlich verlauten zu laſſen, er pilgre nach San Jago in Galizien, um ein Gelübde zu erfüllen. So meinte er auch zu ergründen, ob ſeine Abweſenheit ihr zu Herzen gehe oder nicht. Er ordnete ſeine Angelegenheiten, wie Einer, der ſich auf weite Reiſen begibt, und ſchied eines Tages von Verwandten und Freunden im Pilgerkleide aus der Stadt. Gangenova empfand über dieſe Reiſe nicht geringe Traurigkeit, und, eingeſchüchtert von Trennung und Liebespein, gab ſie ſich im Stillen jeden etwaigen Unfall des Geliebten Schuld, weil ſie ihm jene Worte hatte ſagen laſſen, deren Folgen ſie damals allerdings nicht berechnete.

Ippolito war nicht allzuweit von der Stadt entfernt, als er mit Sonnenuntergang ſeine Straße verließ und abſeits in den nächſten Wald ging, wo er ſorgfältig Stab, Muſchelhut und Pilgergewand verbarg, in ſeiner gewöhnlichen Kleidung zurückwanderte und mit Thorſchluß unerkannt wieder in Siena war. Er begab ſich geradesweges nach der Wohnung ſeiner ihn mütterlich liebenden Amme, der er unweit der Kirche San Lorenzo ein bequemes Häuschen mit Garten geſchenkt und ſein Geheimniß jetzt anvertraut hatte, indem er bei ihr die nöthigen Einrichtungen zu verborgenem Aufenthalte treffen ließ.

Zunächſt dieſer kleinen Beſitzung lag ein anmuthiger Garten, Eigenthum der Mutter Gangenovens, in dem ſie oft mit ihren Töchtern verweilte und während des heißen Sommers und der Blüthenzeit wohnen blieb. Auf dieſen Umſtand gründete jetzt der verliebte Jüngling die Hoffnung, ohne daß irgend ein Wächter Gangenovens Argwohn hege, Zeit und Gelegenheit zu finden, ſeine Geliebte zu ſehen und zu ſprechen. Er blieb den ganzen lieben Tag wie ein Nachtvogel in ſein Zimmer gebannt und ging niemals, auch des Abends nicht, daraus hervor, ehe die finſtere Nacht anbrach. Dann klomm er über eine hohe Mauer hinweg, und verbarg ſich im Garten des geliebten Mädchens.

Ein ſchöner hoher Maulbeerbaum beſchattete mit ſeinen laubreichen Äſten ſanft die Fenſter des Zimmers, worin die Mutter allein mit Gangenoven, dem jüngſten und liebſten Kinde, ſchlief. Unter dieſem Baume blieb Ippolito ſchlaflos die Nächte, aufmerkſam auf Alles, was in dem nahen Hauſe geſprochen wurde oder geſchah. Doch erlauerte er lange Zeit nichts, was ihm hätte günſtig werden können, außer daß Gangenova allmorgentlich bei Sonnenaufgang einige Lilien und Violen, die in Scherben auf dem Balkone ſtanden, begoß. Sie fand bei dieſer Beſchäftigung immer Vergnügen daran, mit Stimme und Hand einen kleinen Stieglitz zu ſich zu locken, der ſein Neſt auf den Maulbeerbaum gebaut hatte und ſo zahm geworden war, daß er am Fenſter ihr auf den Buſen flog und ſich von ihr füttern und liebkoſen ließ. Dies geſchah nur leider ſtets zu der Morgenſtunde, wann Ippolito fortzuſchleichen gezwungen war und nichts mehr mit Sicherheit unternehmen durfte, was einen erwünſchten Ausgang hätte verſprechen können. Zufrieden mit dem, was ihm der Augenblick zu genießen bot, wartete er inzwiſchen auf beſſeres Glück und verſäumte nicht, ſeine Amme oft unter allerlei Vorwand in das Haus der geliebten Nachbarin gehen zu laſſen, bei der ſich die Alte bald gern geſehen zu machen und Gangenoven in Erinnerung zu bringen verſtand, ſo oft ſie mit ihr ungeſtört plauderte, wie Ippolito ihr von jeher und noch immer mit Liebe zugethan ſei, oder wohl auch zu lauſchen, wie ſie der Jungfrau Herz etwa an ihn feſſele. Die alſo Beſchäftigte unterbrach Gangenova dereinſt, begierig, von dem Pilger zu hören, deſſen Bildniß tief in ihre Seele gegraben ſtand, indem ſie ihr herzinniges Vergnügen verhehlte und ſich das Anſehen gab, als meſſe ſie ſolcherlei Rede keinen Glauben bei. Sie warf die Bemerkung hin: nähre Ippolito in Wahrheit dieſe Geſinnungen, ſo hätte er ſich gewiß nicht durch Land und Meere ſo weit von ihr entfernt.

Es ſchien der Alten gerathen, jetzt einen Schritt weiter zu thun, und ſie erwiederte, ihr edler Herr weile näher, als das Fräulein vermuthen möge, und werde einmal, wenn ſie ihn am wenigſten erwarte, vor ihr ſtehen. Da ſie diesmal nicht mehr ſagen konnte, ſo kehrte ſie mit einem großen Troſte zu ihrem eingekerkerten Herrn zurück, dem ſie Wort für Wort wiederholte, was ſie von Gangenoven gehört und bei ſeines Namens Erwähnung in ihrem Antlitz geſehen hatte, ein Troſt, der den Armen zwar am Tage mit größerer Herzensleichtigkeit ſeine Haft ertragen, Nachts aber ihn an deſto heißerer Sehnſucht leiden ließ.

Die Stunde der Erfüllung ſeines nächſten Wunſches, die Geliebte zu ſprechen, ihre Liebe zu prüfen, ſchlug, und eines Nachts, als er, wie andere Nächte, im Garten unweit ihrer Fenſter ſtand, vernahm er, wie Gangenovens Mutter, zu ihres Bruders Frau in Kindesnöthen, von der Straße aus haſtig gerufen, ging, und das junge Mädchen, verdrießlich, allein ſchlafen zu müſſen, im Bette ließ. Freudig überraſcht, ſann er alsbald nach, wie er Gangenoven, trotz der ungelegenen Stunde, an das Fenſter locken möge und gerieth auf den Gedanken, die Ruhe des dem Mädchen ſo theuren Vogels zu ſtören, in der gewiſſen Erwartung, ſie werde, von ſeinem Gezwitſcher erweckt, neugierig ſehen wollen, was ihm zugeſtoßen ſei. Er ſchüttelte alſo den Baum, auf dem der kleine Stieglitz der Ruhe pflog und ſtieg, da ihn dies nicht ſchreckte, ſelbſt hinauf. Da flatterte denn das eingeſchüchterte Thierchen empor und brach auf einem der naheſtehenden Bäume in ſo traurige Klagen aus, ſchlug ſo ſchmerzreiche Töne an, daß ſeine erwachende, liebliche Beſchützerin ſich beſorgt aus dem weichen Flaume wand und ihre zarte Bruſt nur mit dünnen Schleiern bedeckt, mit den blonden in reizender Verwirrung niederwallenden Locken an das Fenſter trat. Furchtſam umherforſchend, welch räuberiſches Thier, oder was ihren geliebten Pflegling ſonſt bedrohete, gewahrte ſie den Jüngling, der nicht zögerte, ſich zwiſchen Zweigen und Laub zu erkennen zu geben und mit zärtlichen Tönen leiſe ſprach: Sei, Gangenova, du einziger Troſt meines Lebens, unbeſorgt um dein Vögelchen, es hat nur einen kurzen Schreck gehabt und iſt ſicher dort auf dem Baume. Aber deines getreuen Liebſten, Ippolito Saracini, erbarme dich, den du jetzt wirklich vor Augen ſiehſt, wiewol du glauben konnteſt, er wallfahrte in entlegenen Theilen der Welt, ſei vielleicht ſchon zu Ende mit ſeiner irdiſchen Wallfahrt. Ja, von der Stunde an war ich dir nahe, als ich vor den Augen der Stadt eine weite Reiſe antrat, mit dem leiſeſten Gedanken nicht von dir entfernt, des Tages in jenes Häuschen verſchloſſen, wo Niemand mich wußte als die verſchwiegene Alte, ſtand ich allnächtlich im Schatten dieſer Laubgewinde, zuweilen vom Anſchauen deiner Holdſeligkeit erheitert, wenn du, meine einzige

Sonne, mit der Morgenröthe deine Blumen begoſſeſt oder deinen Stieglitz liebkoſeteſt, bis mich in meiner träumeriſchen Einſamkeit heute Nacht hier mein Glück heimgeſucht hat. Kein anderer Wunſch aber beſeelte mich zu der Kühnheit, deine Nähe zu ſuchen, als dir zu ſagen, was mein Herz um dich leidet und ſeit dem Tage empfunden hat, als du vor meinen Augen zum erſten Male wie ein himmliſches Weſen erſchienſt; ja wie ich, aus Liebe zu dir, was mehr als Thränen oder Seufzer ſpricht, von aller Gemeinſchaft mit Welt und Menſchen geſchieden bin. Gib alſo in deinem Herzen, Geliebteſte, dem Erbarmen Raum, ſei mir ſo huldvoll, wie dein ſeltener Geiſt dich lehrt, der mich unwiderſtehlicher, als deine bewundernswerthe Schönheit, zu dir zog. Nach dieſen Worten ſchwieg Ippolito und erwartete brennend vor Verlangen Gangenovens Antwort, die wohl mit Furcht und Zagen um ihren kleinen Liebling herausgetreten war, bei dem Anblick und den Worten des Jünglings auf dem Baume aber vielmehr Angſt und Leben in ihrer Bruſt empfand, und eingedenk der Fabeln der Poeten, von Menſchen, die in Pflanzen verwandelt worden ſind, und von Pflanzen in menſchliche Bildung zurückgekehrt, vor Entſetzen laut aufgeſchrieen haben würde, wie ſie es innerlich that, hätte ihr nicht die Stimme den Dienſt verſagt. Keines Wortes mächtig, drückte ſie Verwunderung und Schrecken nur durch Geberden aus, nachdem ſie, mehr als einmal zum Entfliehen gewandt, Standhaftigkeit genug behalten hatte, den Fuß nicht von der Stelle zu ziehen. Minder aufgeregten Gemüthes erkannte ſie freilich den von ſeiner Amme ſchon verkündigten Geliebten und verſtand, wie er ſein unvermuthetes Erſcheinen rechtfertigte. Muth und Sprache dabei wiederfindend, ward ſie heiterer, indem ſie näher in der Wirklichkeit und näher in Gedanken, als ſie vermuthet hatte, den bei ſich ſah, deſſen ſchönes Bild noch nicht in ihrer Seele erloſchen war. Sie erwiederte: Es ſchmerzt mich innig, mein Ippolito, dich ſo wiederzuſehen, wie deine Hoffnung dich allzuleicht wähnen ließ; aber es freut mich inniger, als es mich ſchmerzt, dich zu ſehen, wann ich es am wenigſten erwartete. Nur beſchwöre ich dich bei deiner Liebe, jetzt zu gehen und ja nicht zu glauben, daß ich dies bitte, weil deine Liebe Gangenoven nicht werth und theuer wäre, oder ſie jemals ſich ihr abwenden könne, die ſie an mehr als einem Zeichen für heiß und wahr erkannt hat. Verlaſſe mich aber in dieſer Stunde und geh mit Gott. Gangenoven hatte nämlich gedäucht, ihre älteſte mit der mittleren im Vorzimmer ſchlafende Schweſter ſei erwacht, und ſie fürchtete, ſich ihr zu verrathen, da die Zwiſchenthüre nie geſchloſſen ward. Zu derſelben Zeit war es auch Ippolito, als höre er in ihrem Zimmer ein gewiſſes anhaltendes Geräuſch, das allerdings ſtatt fand und von Gangenovens, in unruhigen Träumen auf ihrem Bett zuſammenzuckenden Hündchen, herrührte, wenn es mit dem Schellenhalsband läutete.

Voll ängſtlicher Beſorgniſſe, weil er wußte, daß Gangenovens Mutter nicht zu Hauſe war, ohne der Schweſtern, die ſie doch hüteten, noch ihrer eignen liebreichen Worte zu gedenken, verblendete ſich der Jüngling dergeſtalt, daß er, wie es Mißtrauiſchen meiſt geſchieht, gleich auf das Ärgſte fallend, annahm, es möge Jemand in ihrem Zimmer ſein, deſſentwegen ſie ihm Antwort weigere. Dieſer Anfall von Eiferſucht griff mit ſolcher Kälte und Heftigkeit an ſein Herz, daß Leben und Kraft den äußeren Theilen ſeines Körpers entwichen, und er ſtarr und beſinnungslos zur Erde fiel.

Beſtürzt und außer ſich über dies Ereigniß, bog Gangenova den Kopf zum Fenſter hinaus, und rief mit zärtlicher

Stimme leiſe mehr wie einmal Ippolito bei Namen, der aller Empfindungskraft beraubt, mit keinem Laut antwortete.

Das liebe Mädchen war in der ſchmerzlichſten Unſchlüſſigkeit. Auf der einen Seite trieb ſie wiedererwachende Liebe zu ihrem ſchönen Ippolito nicht minder, als Mitleiden, an, hinunter zu gehen, um zu ſehen, was nach dem ſchweren Fall mit ihm geſchehen ſei, auf der andern hielt Furcht vor ihren Schweſtern ſie zurück. Am Ende erwieſen die Foderungen der Liebe und des Mitleidens ſich dennoch ſtärker, als die Feſſeln jedweder Rückſicht. Sie richtete ihre beflügelten Schritte nach dem Garten und zog der Sicherheit wegen, vor, durch einen unterirdiſchen Gang eine Wendeltreppe hinabzugehen, welcher Weg von den Bewohnern des Hauſes nur höchſt ſelten betreten ward und nicht bloß in den Garten führte, ſondern in alten Zeiten dazu gedient hatte, heimlich aus den Mauern der Stadt zu gelangen, weil er mit anderen Gruben zuſammenhing. Gangenova fand ihren Geliebten unter dem Maulbeerbaume, von dem er gefallen war, kalt und bleich und auf den erſten Anblick leblos vor. Es wandelte ſie eine Ohnmacht an und fehlte wenig, ſo wäre ſie ihm todt zur Seite niedergeſunken. Ihr Schmerz hielt ſie dennoch mit ſtärkeren Banden im Leben feſt und ſie ſchüttete ihr Herzeleid ſo kläglich aus, daß es wilde Thiere hätte erbarmen mögen, indem ſie ſprach: O, du beweinenswerther Jüngling, o betrübtes unſeliges Mißgeſchick! Welch grauſam giftiger Schlangenbiß, welch tückiſches Geſtirn hat dir Kraft und Leben vor meinen Augen geraubt, der du nach meinem Anblick nur verlangt haſt? O, du Seele meines Lebens! Wie fällt mir dein Unheil zwiefach ſchwer! Er iſt todt und empfindet nicht mehr, ich bedrängtes Kind aber muß es tragen und weiß doch nicht, wie ich es ertragen kann. Und nicht genug, daß ich den holden Jüngling, den getreueſten Liebhaber verlieren ſoll, auch meine mir über Alles theure Ehre kommt in Gefahr. Wie mag ich nur, die ich doch ſo frei und rein von aller Schuld bin, den Ruf meiner Keuſchheit erretten und meinen zärtlichen Geſinnungen gegen ihn Genüge thun? Wohin wende ich mich um Hülfe? Von wem verlange ich Rath in ſo kläglichem Fall, in ſo drohender Gefahr, als die meinige? Das verzagte Mädchen quälte und peinigte ſich, fühlte mit den zitternden Händen bald in das Antlitz, bald an den Puls Ippolito's, bald auch drängte ſie ihren Mund an den ſeinigen und lauſchte, ob noch ein Hauch von Leben in ihm ſei, um alles zu thun, was ſie vermöge, den Geliebten wieder zu ſich zu bringen.

Da ſie aber gar keinen Erfolg ihrer Bemühungen ſah, zog ſie den Jüngling ſanft in ihren Schoß und badete mit heißen Thränen ſein erſtarrtes Geſicht. Rief nun die Wärme dieſer Thränen ſeine entwichenen Lebensgeiſter zurück, oder half ſeine Natur ſich ſelbſt, kurz, er hatte ſeine Beſinnung wiedergefunden und noch einen Theil der Klagen und Seufzer des Mädchens angehört. Er überließ ſich, ſo lange dieſem nie geahneten Genuß, bis Gangenova, von der höchſten Verzweiflung angereizt, entſchloſſene Hand an den Dolch legte, den er in ſeinem Buſen trug, ihn entſcheidete und männlichen Muthes den Arm erhob, um ſich das Herz zu durchſtoßen. Hier konnte er nicht länger anſtehen; wie aus ſchwerem Traum erwachend, bewegte er alſo aufſeufzend den rechten Arm und hielt das drohende Eiſen von dem theuren Herzen ab, das mit dieſem Zeichen des Lebens alle verlorne Hoffnung wieder gewann. Lange Zeit ſahen die Liebenden einander ſprachlos und ſtaunend an, wie Beide ihrer ſelbſt nicht gewiß, ob ſie wachten oder träumten, ob es nicht Täuſchung ſei, nach ſolchem Schmerz in den Armen der Liebe zu ruhen. In Kurzem von der Wirklichkeit in allen Zweifeln bewältiget, ſaßen ſie mit unbeſchreiblichem Vergnügen neben einander und erklärten ſich unter ſüßen Küſſen, was Beiden begegnet war. Derweil aber ſo ſtiller Frieden um ſie waltete, veranſtaltete das den Menſchen oft neidiſche Glück, daß es Gangenoven war, als vernähme ſie eine Stimme, die ihr zu wiederholten Malen aus dem Hauſe riefe. Erſchreckt eilte ſie aus Ippolito's Nähe fort und ſagte ihm kaum das letzte Lebewohl. Derweil ſie aber den Weg, auf dem ſie gekommen war, zurück maß, ſchien es ihr, was immer die Urſache ſein mochte, als höre ſie plötzlich, in einem Augenblicke, Gebrüll von Löwen, Geheul von Wölfen, Gekrach und Rauſchen von Bäumen um ſich, dazwiſchen Jammern und Wehklagen menſchlicher Stimmen hindurch, ſo daß theils dieſe ſeltſame Einbildung, theils Furcht vor des Gartens Einſamkeit, Schmerz über die Trennung von Ippolito, ihr alle Gedanken verwirrte und ſie von Kopf bis zu Füßen mit tödtlich kalten Schauern überlief. Außer Stande, ein Glied zu bewegen, einen Gedanken zu faſſen, blieb ſie wie eingewurzelt mit aufſträubenden Haaren ſtehen, bis mächtigeres Entſetzen ſie weiter trieb, durch die finſtere Grube in's Haus empor, wo ſie, ohne einem Menſchen ein Wort von ihrem Unfalle zu ſagen, ſtill und heimlich, mit hingewelktem Leben in ihr Bette ſchlich. Gangenoven's, gleich ihr von der mütterlichen Obhut befreite, Schweſtern, hatten auf kindiſche Weiſe in ihren Betten geſcherzt und ſie mehrmals, während ſie im Garten war, gerufen, damit ſie mit ihnen plaudere. Wie ſie nun bei wiederholten Scherzen keine Antwort gab, ſtand die beherztere der Schweſtern im Finſtern auf, tappte behutſam in das andere Zimmer nach dem Bett, rief und rüttelte die Stumme, Regungsloſe aber- und abermals, und zündete eine Kerze an, damit ſie des andern Morgens nicht ausgelacht werde, und ergründe, warum Gangenova gar nichts von ſich hören ließ.

Da lag die Jungfrau vor ihr im tiefſten Schlafe, einem Bilde ähnlicher, als einer Lebenden. Die Schweſter fragte ſie, von welchem Übel ſie ſo ſchnell befallen ſei, ſie gab kein Zeichen des Lebens kund, die dritte ängſtlich gerufene Schweſter ſtürzte auch herbei und weinte, fragte, bat, ohne beſſeren Erfolg. So ſchickten ſie endlich Leute nach ihrer Mutter aus, die, voll ernſtlicher Beſorgniſſe um das zarte Kind, nach Hauſe eilte und mit mütterlicher Dringlichkeit an ſeinem Bett umſonſt zu erforſchen trachtete, woher der plötzliche, betrübte Wechſel mit dem Lieblinge entſtanden ſei, den ſie nur erſt in den Armen leiſen Schlummers gewiegt verlaſſen hatte.

Die beiden andern Schweſtern wußten nichts zu ſagen, als, wie ihnen die beklagenswerthe Entdeckung geworden war, und Gangenova flüſterte, es ſei ihr in Wahrheit ſelbſt unbekannt, welch ſchlimmes Übel ſie betroffen habe. Die geſchickteſten Ärzte der Stadt wurden zu Heilung der ſeltſamen Krankheit herbeigeholt.

Sie erklärten alle das Übel für gefährlicher, ernſter Art, aber keines der angewendeten Mittel verſchaffte Linderung, da ſich freilich kein Arzt einbildete, es könne ungemeſſene Furcht der Anlaß ſein, den die auf ihre Ehre ängſtlicher, als auf ihre Geſundheit bedachte Jungfrau allen Menſchen verſchwiegen hielt. Nur der ſollte wiſſen, wie ſie in dieſen Zuſtand gefallen war, um deſſentwillen ſie ihn erduldete. Auch wünſchte ſie den letzten Schritt, der ſich doch nimmer wieder zurückthun läßt, nicht zu thun, ehe ſie womöglich ihren wiedergefundenen Ippolito geſehen hätte. Sie ließ deshalb die Amme zu ſich kommen, der ſie vertraute, wie es mit ihr ſtand und auftrug, ohne den geringſten Verzug ihren Gebieter von dieſer Gefahr zu benachrichtigen, damit er, wenn ihm noch etwas an ihr gelegen ſei, Mittel und Wege erſinne, wie ſie ihn möge vor ihrer letzten, vielmehr ſchon gegenwärtigen, als nahenden, Stunde noch einmal ſehen.

Der Ausdruck der wildeſten Schmerzen verwandelte plötzlich die Züge des Antlitzes Ippolito's, da er von ſeiner Geliebten ſo troſtloſe Botſchaft vernahm. Er verſchaffte ſich die ungewöhnliche Kleidung eines armen Wanderers, befeſtigte an ſeine Backen einen falſchen Bart, der ihn um ſo unkenntlicher machte, als man ihn allgemein in fernen Landen vermuthete und ging, Almoſen ſammelnd, in einigen Häuſern umher, bis er zu der nachbarlichen Wohnung gelangte, worin die kranke Gangenova lag. Den verſtellten Bettler befriedigte die Hausfrau ſelbſt mit milder Hand, wiewohl betrübten Angeſichts über den jammervollen Zuſtand ihrer Tochter, von dem ſie auch ihm, wie allen Menſchen, die ſie an dieſem Tage ſah, erzählte, weil ſie doch hoffte, es habe Einer für ſie Hülfe oder Troſt.

Der Pilger erkannte wohl, wie ihm der Zugang zu ſeiner geliebten Kranken leicht ohne Hinderniſſe offen ſei, wandte ſich bedächtig zu der alten Edelfrau und ſagte: ſie möge nur nicht alle Hoffnung fallen laſſen, ihre Tochter wieder geneſen zu ſehen, wäre die Krankheit auch noch ſo ſchwer. Das Fräulein ſei ſo jung und lebensfriſch, und ſie kenne Gottes Allmächtigkeit, der in ſeiner unerſchöpflichen Gnade bald dieſen frommen Knecht, bald jenen der ſeltnen, wunderbaren Gabe theilhaftig mache, die Kräfte zu ergründen, die ſeine himmliſche Barmherzigkeit in Kräuter, Pflanzen und Säfte zum Heil der armen Sterblichen gelegt habe. Er ſelbſt ſei einen großen Theil der Welt durchwandert, und, obwohl ſie ihn in ſo niederem Stande ſehe, über Natur und Heilkunde mit weiſen und erfahrenen Männern in Verkehr geweſen, durch deren Werke ihm, gleich wie durch eigne Betriebſamkeit, viel hohe Geheimniſſe, die menſchlichen Krankheiten zu heilen, wären erſchloſſen worden. Die leichtgläubige Alte hob nach Weiberart in Bedrängniß die Hände zum Himmel auf und gedachte ihrer unzähligen Gebete, um deretwillen ihr vielleicht von der göttlichen Fürſorge dieſer hülfebringende Mann in's Haus geſchickt worden ſei. Ohne ihn ſonach weiter auszuforſchen, führte ſie den neuen Arzt in das Krankenzimmer, wo er leider, zu der Geliebten tretend, ſah, wie wahr ſie von ihrem Zuſtande ſelber ausgeſagt habe. Und es hätte der Schmerz über dieſen Anblick ihn beinahe übermannt, wenn Gangenovens Antlitz, die ſeine Züge gleich wieder erkannte, nicht ein Schimmer ſüßer Freude überflogen wäre. Ippolito ergriff mit ſeiner zitternden Hand die Hand des Mädchens, als fühle er nach ihrem Puls und bat in einer Weile die Umſtehenden, ſich zu entfernen, bis er ſein Gebet über ſie verrichtet habe. So fand er Gelegenheit mit Gangenoven allein zu ſein. Als er ſie aber mit unendlicher Zärtlichkeit anſah und der lieblichen Geſichtszüge gedachte, von denen jede Spur verſchwunden war, ſank ihm der Muth; er verlor die Hoffnung ganz und gar, die er gehabt haben mochte, ihr durch ſeine Gegenwart Hülfe zu bringen und konnte vor Schmerz, der ihm das Herz zuſammenpreßte, kein einziges Wort ſagen. Die Kranke ſah wohl, daß ihr Arzt ſelber der Arzenei bedürftig war, tröſtete ihn und ermahnte ihn, mit Beſtändigkeit das Geheimniß ſeiner Liebe vor Jedermann zu bewahren. Und nachdem ſie ihm ihre ſchwere Krankheit geſchildert hatte, bat ſie, ſeine Hand immer in der ihrigen haltend, er wolle niemals ſeiner Liebe zu ihr, ſo wenig, wie ihrer gegenſeitigen Zärtlichkeit vergeſſen, die das Schickſal ihr leider nicht geſtatte ihm darzuthun. Sie ſcheide gern aus dieſer Welt, weil ihr der Tod um ſeinetwillen geworden ſei und der Himmel ihr zwei große Bitten erfüllt habe, ihn noch einmal vor ihrem Ende zu ſehen und von einem edlen Jünglinge ſo innig geliebt zu werden, wie ſie von ihm geliebt worden ſei.

Der troſtloſe Ippolito bat das betrübte Kind, weniger zu fürchten und noch nicht auf alle Hoffnung zu verzichten, und verpfändete ihr mit theuren Schwüren ſeine unwandelbare ewige Treue. Er beugte ſein Haupt, indem er von Thränen und Schluchzen unterbrochen ſprach, hinab zu dem ihrigen, ließ es einen Moment neben ihm ruhen, trocknete ſeine Augen und gab und empfing das letzte Lebewohl. Er ging dann zu der Mutter zurück, der er weiter nichts zu ſagen vermochte, als daß ihn Mitleiden mit dem unheilbaren Übel ihrer Tochter zu den ihn überwältigenden Thränen gerührt habe, er verlaſſe ſie, wie er ſie gefunden und vermöge nichts zu thun. Auf der anderen Seite wuchs Gangenovens Herzensweh über die Trennung von Ippolito ſo ſehr, daß ihr ward, als müſſe ihm ihre Seele folgen, derweil der Körper nicht im Stande war, es zu thun. Ihr Leben endigte, faſt indem er von ihr ging. Und Ippolito war noch in der Flur des Hauſes, als er über ſich lautes Weinen und Wehklagen der Mutter und Verwandten vernahm. Geſellte ſich alſo dieſer Schlag zu ſeinem herben Leiden, ſo geſchah es, daß an ihm bewieſen ward, wie der Menſch am höchſten Schmerz, wie an der höchſten Freude, zwar nicht, wie man zu ſagen pflegt, in Einem Augenblicke ſtirbt, doch ein ähnlicher Schmerz, wie der Ippolito's, ſich auf die Dauer weder mildert, noch aufhört, jung zu ſein. Ippolito wollte das Leichenbegängniß ſeiner geliebten Freundin ſehen, ging zu ſeiner Amme zurück, bei der er keine andere Speiſe, als Seufzer und Thränen zu ſich nahm und ſo den andern Tag erwartete. Die Stunde kam, und Gangenovens Leichnam ward mit adlichen Ehren nach der Gruft geführt. Eine lange Reihe von Verwandten und Freunden geleitete ihn und die halbe

Stadt folgte, um des großen Rufes der Schönheit und Tugend einer ſolchen Jungfrau willen.

Gekleidet wie die andern Leidtragenden, eine brennende Kerze in den Händen, ſchritt Ippolito der Todtenbahre unmittelbar aus dem Hauſe nach, und wendete kein Auge von derjenigen, die er nun bald nimmer wieder ſah, ja, trug oft ſelbſt mit an der ſüßen Laſt.

In der Kirche San Francesco, bei der Familiengruft der Salimbeni angelangt, vollzog man die heiligen Gebräuche mit der Todten, und ſendete ſie in die Tiefe, worein ſie mit dem alten Leichenſteine verſchloſſen ward. So wie ſich aber die ſchwere Platte in die Öffnung fügte, verließen Ippolito's Lebensgeiſter ihn mit dem Leben ſelbſt, er ſank auf dem kalten Marmor zuſammen, um nicht wieder zu erſtehen, denn er war todt.

Alle Gegenwärtigen, die dieſen Unfall mit angeſehen hatten, drängten ſich ſtaunend hinzu und erkannten, daß der Geſtorbene Ippolito Saracini war, der um ſeiner Andacht zu genügen, jüngſt ſcheinbar zum heiligen Jakob nach Galizien pilgerte. Der Ruf von dieſem Ereigniß verbreitete ſich ſchnell in der ganzen Stadt, und die Angehörigen des Unglücklichen liefen jammernd der Kirche zu, worin eine ungeheure Menge Männer und Frauen Sienas ſich gedrängt verſammelte.

Der Körper des edlen Jünglings empfing alle Ehren, die bei der frommen Handlung des Begräbniſſes zu erzeigen ſind und ward, unter Zuſtimmung der Ihrigen, in Gangenovens Grab mit beigeſetzt, auf daß der Liebenden ſterbliches Theil hier vereinigt werde, wie gewiß dort ihr ewiges.

ist das [illegible]

[illegible] Herz [illegible]

V.

Der Kaufmann aus Genua.

Einen jungen Kaufmann aus Genua, Gianotto benannt, hatte ſein Handel früh hinaus aus ſeiner Vaterſtadt und weit und lange Jahre in der Welt umhergeführt. Wie ihm endlich das Bedürfniß nach Ruhe wünſchenswerth machte, ſich irgend wo niederzulaſſen, kam er nach Neapel, wo er theils von dem glücklichen Fortgang ſeiner Geſchäfte, theils wohl auch von der wunderſchönen Lage des Ortes beſtimmt, einige Zeit wohnen blieb. Er ergriff die Gelegenheit zur Ehe mit der Tochter eines neapolitaniſchen Edelmanns, weil ſie ihm ehrenvoll und in vielem Betrachte annehmlich erſchien und führte, nach einem prachtvollen Hochzeitfeſte, ſeine junge Braut Leonora heim. Giannotto mochte vielleicht ein Jahr mit ihr gelebt haben, da fiel es ihm ein, nachdem er ſo lange Zeit von ſeiner Heimath entfernt geweſen ſei und durch ſeinen Handel und Fleiß einiges Vermögen erworben habe, nach Genua zurückzugehen. Der Einfall reifte zum Entſchluß. Giannotto beſtieg mit ſeiner Gattin ein Schiff, worauf er ſeine Güter hatte laden laſſen und fuhr, heiter und guter Dinge, wie die übrige Mannſchaft, aus dem Hafen von Neapel ſeiner Vaterſtadt Genua zu. Wie nun das launenhafte Schickſal oft gern die Vorhaben der Menſchen durchkreuzt, ſo wollte es, nachdem es Giannotto von Jugend an in allen ſeinen Unternehmungen günſtig geweſen war, daß die gegenwärtige einen ganz anderen Ausgang nahm, als er dachte.

Denn eines Morgens mit Sonnenaufgang überfiel die Schiffenden bei Piombino ein heftiger Wind, das Meer begann zu ſchwellen und wogte allmälig im wüthendſten Sturm empor, der das Fahrzeug nach kurzem Kampfe wider die Corſica gegenüber gelegene Inſel Caprara warf, an deſſen hüglichem Strand es ſcheiterte und alle Mannſchaft ertrank. Der unglückliche, von ſeinem Geſchick in ſo äußerſtes Elend gebrachte Giannotto, klammerte ſich an ein Bret, das ihm der Zufall entgegenſtieß, und ſtürzte in das Meer. Von Wind und Wellen bald hierhin, bald dahin geworfen, trieb er zuletzt auf der unfernen Inſel Elba an's Land.

Leonora ſprang dagegen mit ihrer Magd aus Furcht nicht in die See, ſondern erwartete auf dem Hintertheile des Schiffes jeden Augenblick ihren Untergang, den ſie durch dieſe Unentſchloſſenheit eben abwendete, indem das Wrak auf einer Sandbank unbeweglich ruhete. Die beiden Frauen verbrachten die fürchterlichſte Nacht ihres Lebens in ſteter Todesangſt. Doch legten ſich Ungewitter und Sturm endlich, und ſie erblickten mit der Morgenröthe ein anderes von Corſica abgegangenes Schiff, das auf ſie zuſegelte. So wie es unfern von ihnen vorüberfuhr, gab Leonora alle möglichen Zeichen, und ſchrie und rief, je näher es kam, ſo lang mit ihrer Magd um Hülfe, bis die Seeleute aufmerkend erkannten, was vorgegangen war, die Segel einzogen, und auf das geſcheiterte Fahrzeug losſteuerten. Durch Leonorens Klagen und ihre äußerſte Gefahr bewegt, nahmen ſie beide Frauen zu ſich an Bord, und retteten unter andern auch einige ihnen überbliebene Sachen von dem Verdeck des zertrümmerten Schiffes. Leonora hatte vorſichtigerweiſe für den Fall, daß auch dieſe Sachen, gleich den anderen über Bord geworfenen Waaren ihres Mannes, verloren gegangen wären, aus einem Käſtchen eine gute Summe Geldes zu ſich geſteckt; gab aber desungeachtet gegen die Seeleute vor, von Allem entblößt zu ſein.

Ihre Schönheit entzündete auf dem fremden Schiffe eine heftige Leidenſchaft in zweien Reiſenden, die ſie, bei ihrer Keuſchheit und Ehrbarkeit, vergebens um Erwiederung beſtürmten, bis die Fahrt nach nicht allzulanger Zeit in dem Hafen von Livorno zu Ende ging, wo die Paſſagiere mit ihren Waaren landeten.

Leonora beabſichtigte, nach Genua zu gehen, um dort Giannotto zu erwarten, hätte ihm das Schickſal ſein Leben aufgeſpart. Vermöge einer Summe Geldes, die ſie dem Kapitain durch ihre Verwandten zahlen zu laſſen verſprach, erlangte ſie die kurze Überfahrt, befriedigte bei der Ankunft zuerſt den Schiffsherrn ſelbſt, und zog dann überall Erkundigungen über ihren Gatten und die Seinigen ein, erfuhr aber von keinem Menſchen etwas von dem längſt Ausgewanderten, den längſt Verſtorbenen.

Nichtsdeſtoweniger vermochte die gelobte Gattenliebe und Treue ſo viel über Leonorens Gemüth, in ihrem zwanzigſten Jahre feſt an dem Entſchluſſe zu halten, an dieſem Orte in ehrbarer Zucht auszuharren, bis Giannotto wiedergefunden ſei: erführe ſie hingegen ſeinen Tod, oder gelange ihr niemals Nachricht von ihm zu, ihr übriges Leben daſelbſt als Witwe zu vertrauern.

Der, wie geſagt, von den Meereswogen an die Inſel Elba geſpülte Handelsherr erholte ſich bald körperlich von dem erlittenen Ungemache und fuhr nach Piombino über, wo er, alles Beſitzthums beraubt, bis auf die Kleider, die er auf dem Leibe trug, ohne Mittel des Unterhaltes und ſogar von dem leiſeſten Gedanken fern, ſeine Gattin könne gerettet ſein, nachdem er lange Tage mit dem bitterſten Mangel gekämpft hatte, ſich glücklich ſchätzte, einen anconitaniſchen Edelmann zu finden, der ihn aus Mitleiden mit zu ſich nach Hauſe nahm. —

Zehn Jahre waren vorüber gegangen und Giannotto hatte, anfänglich im drückendſten Gefühl ſeiner Lage, allmälig duldſamer und ergebener in ſein Schickſal getreulich die Zeit über ſeinem Herrn gedient.

Seiner Seele war dieſe ſchwere Prüfung zuträglich geweſen. Vorher leichtſinnig und verſchwenderiſch, unfähig edlerer Gefühle und ſinnlos für des Lebens wirklichen Genuß, ward, bei der ſtrengen Behandlung ſeines trübgeſinnten, ſelten heitern Herrn, ſein Geiſt erweckt. Er lernte den Ernſt des Daſeins kennen und eignete ſich, durch das Beiſpiel ſeines Gebieters vor dem andren Äußerſten gewarnt, männliche, Leiden und Mißgeſchicke ſtill ertragende Beſonnenheit an. Dieſe glückliche Beſonnenheit ließ er ſich auch nicht entgehen, als der alte, geſetzliche Erben nicht hinterlaſſende Edelmann eines Nachts plötzlich ſtarb und bei gerichtlicher Eröffnung ſeiner Papiere, es erhellte: Giannotto ſei zu Beſitznahme ſeines beträchtlichen Vermögens, in Anerkennung der ihm erwieſenen Anhänglichkeit, berechtiget.

In einiger Zeit hatte Giannotto ſein Erbe angetreten und in Geld umgeſetzt, und gedachte zunächſt der Rückkehr nach Genua. Hoffnung- und freudelos ſeit dem Verluſte ſeiner Gattin, die ihm jetzt ſeltſamerweiſe näher als je wieder vor der Seele ſtand, machte er ſich auf den Weg nach ſeiner Vaterſtadt, wo er bei ſeiner Ausflucht in die Welt zwei Brüder verließ, in deren Umgang er ſein Leben zu beſchließen wünſchte. Unbekannt mit Jedermann, von Niemand mehr gekannt, kam er nach fünfundzwanzigjähriger Abweſenheit in Genua an und erfuhr, als er in das elterliche, von fremden Leuten bewohnte Haus trat und nach ſeinen Brüdern fragte: ſie wären ſchon ſeit langer Zeit Hab- und Kinderlos, todt.

Leonora hatte die ganze Zeit, während Giannotto in Ancona diente, in Genua zugebracht und ſich, da er nimmer erſchien, ſo ſehr in der Gewißheit beſtärkt, er ſei ertrunken, daß ihr nicht mehr die geringſte Hoffnung blieb, ihn wieder zu ſehen. Kümmerlichen Lebensunterhalt gewährte ihr das aus dem Schiffbruch gerettete Geld. Zwar zog ihre Schönheit ihr mannigfache Nachſtellungen und Verſuchungen von genueſiſchen Edelleuten zu; die reichſten und liebenswürdigſten Jünglinge trachteten nach ihrer Liebe. Sie ſchenkte jedoch keiner Bitte und Vorſtellung Gehör, hätte das größte Ungemach eher erlitten, als ihrer Ehre Eintrag gethan.

Von den Schmerzen ſeiner letzten fehlgeſchlagenen Hoffnung betäubt, wanderte Giannotto langſam durch die Straßen der Stadt ſeiner Herberge zu. Wie einſam fühlte er ſich, nachdem er ſich vom Tode auch um den geringen Troſt einer Zuflucht an dem Heerde der Seinigen für die Einſamkeit ſeines Lebens betrogen ſah! Jede friſch in ſeiner Erinnerung auflebende Jugendfreude ward ſeiner Bruſt zum ſtechenden Schmerz. Er ahnete nicht, daß ihm das Schickſal endlich wieder lächele, ihn einer neuen Freude zuführe, die ihm das Thor eines neuen Lebens öffnete.

Jene Magd Leonorens, die mit ihr Schiffbruch erlitt und getreulich immer bei ihr geblieben war, ſah Giannotto vor der Wohnung ihrer Gebieterin vorübergehen. Sie erſchrack über ſeine Geſichtzüge und ſeine Geſtalt. Eine dunkele Erinnerung durchflog ſie, wie ſie ihren Blick ſcharf auf ihn heftete. Es ſchien ihr durchaus, ſie kenne ihn, und nach und nach ſtellte ſich Giannotto's ehemaliges Bild lebendig in dieſem Fremden vor ſie hin. Sie rief haſtig Leonoren an's Fenſter und wies auf den Vorübergehenden. Auch Leonora erkannte den Gatten wieder und von unſchätzbarer Freude erfüllt, ſchickte ſie die Magd hinunter, ihn in das Haus zu bringen und wartete ſelber in der Flur auf ihn. Wie Giannotto in ihre Gegenwart gekommen war, weinte ſie vor überſtrömender Zärtlichkeit und ſprach: Ihr glaubt mir ſicherlich, lieber Herr, daß nur ein hochwichtiger Grund mich bewogen hat, euch meine Magd nachzuſchicken; ich konnte nicht hoffen, euch auf andere Weiſe vor mir zu ſehen. Sagt mir um des Himmels willen, ob ihr jemals in einer Lebensgefahr waret, in der euch das Schickſal eine euch theure Perſon raubte, obwohl es euch ſelber wohlbehalten errettet hat? Wenn euch irgend ein ſolcher Unfall in's Gedächtniß kommt, ſo bitte ich euch, denkt nach, welchen Gegenſtand ihr von denen am innigſten vermißtet, die ihr dabei eingebüßt habt; ſo wie ihr ihn mir nanntet, erfahrt ihr auf der Stelle, aus welchem Grunde ihr gerufen worden ſeid. Giannotto erwiederte Leonoren, nachdem er ihre Worte vernommen hatte: Ich erlitt in meinem Leben nicht wenige Unglücksfälle, edle Frau, und befand mich ihretwegen ſeit langer Zeit ſchwer bedrängt. Ja, ſo reich an Gefahren waren einige, daß ich nicht hoffen konnte, ihnen mit dem Leben zu entgehen, obgleich mir des Allmächtigen Gnade es dennoch, er weiß zu welchem Ende, erhalten hat. Ich bin in Genua geboren, das mir jetzt fremd geworden iſt, weil ich es ſchon in der Jugend verließ. Als ich vor vielen Jahren hierher zurückkehren wollte, verlor ich mein Vermögen in der See. Verlangt ihr zu wiſſen, ob ich von den koſtbaren Gegenſtänden, deren mich der Sturm beraubte, einen vor allen theuer hielt, ſo antworte ich euch allerdings ja. Denn ich verlor etwas, in deſſen Betracht mir jede andre ſchwere Herzenswunde leicht zu erdulden ſchien: mein Weib, das ich in eben dem Jahre erſt in Neapel genommen hatte. Es ging zugleich mit meinen Waaren zu Grunde, ein Raub der See. Wie Giannotto den Verluſt ſeiner geliebten Gattin erwähnte, ſtürzten Leonoren die Thränen in ſolchem Uebermaße aus den Augen, daß deren Gewalt ihr jede Empfindungskraft benahm, und ſie bewußtlos zu ihres Mannes Füßen ſank.

Vorher ſchon durch der Fremden Einladung aufmerkſam gemacht, fing Giannotto, nach dieſem wunderbaren Ereigniſſe an, ſie näher zu betrachten. Einige Geſichtszüge Leonorens wachten wieder in ihm auf, und er erkannte ſie. Ohne weitere Beweiſe zu erwarten, warf er ihr die Arme um den Hals und ſagte: O mein geliebtes Weib! Wie vermochte ich zu ahnen, daß du allein von allen Schiffsgenoſſen dein Leben in dem ſtürmiſchen Meere retten würdeſt, das die kühnſten und geſchickteſten Seeleute verſchlang. Wie hätte ich glauben können, der bittere Schmerz über unſer Trübſal würde dies koſtbare Leben, wäre es dennoch in der See erhalten worden, ſo lange friſten? — Mehr zu ſprechen geſtattete ihm die überſtrömende Freude nicht. Auch er vergoß heiße Thränen, hielt Leonoren feſt in ſeinem Arm und blieb ſo mit ihr eine geraume Zeit vereiniget, ohne daß eines von beiden ſprach. Und als Leonorens erſtarrte Lebensgeiſter allmälig in den ſchwachen Körper wiederkehrten, Giannotto's beklommenes Herz ſich erleichterte, bewillkommten ſie ſich noch viele Male auf das zärtlichſte, und brachten dieſen wie viele folgende Tage mit Liebkoſungen und Mittheilungen ihrer gegen ſeitigen ſchmerzlichen Erlebniſſe zu.

Giannotto kaufte in einiger Zeit, als die Gelegenheit ſich ihm darbot, ſein älterliches Haus an ſich zurück, und bewohnte es mit ſeiner getreuen Gattin, die ihm einen Sohn und eine Tochter gebar, lange Jahre bis an ſeinen Tod in Eintracht und Glückſeligkeit.

Aus Giannotto's Geſchichte läßt ſich erſehen, wie veränderlich Glück und Schickſale der Menſchen ſind, und wie leicht ein Jeder im Verlaufe ſeines Lebens von einem Aeußerſten zum andern gebracht werden kann; wie preiswürdig aber auch die Treue des Weibes gegen ſeinen Mann zu nennen iſt, das aus Liebe zu ihm und ſeinem Gedächtniſſe die Blüte ihrer Jugend in Keuſchheit und Entſagung vergehen läßt, und an Seelenſtärke der antiken Penelope gleicht.

VI.

Die allergröste Verwirrung.

Am Hofe Philipps des Vierten von Spanien ward Caſandra, ein elternloſes junges Mädchen von Stande, mit größerer Freiheit erzogen, als ihr mochte zuträglich ſein. Denn da Niemandem hinreichendes Anſehen gegeben war, ſie zu beherrſchen, ſo nahm ſie ſich manche Dinge heraus, die zwar in der Kindheit nicht eben an ſich ſtrafbar zu nennen ſind, doch ſehr leicht Stufen zu weiteren Vergehen werden. Caſandra war ziemlich ſchön, aber unzüchtig in Blicken und Handlungen. Sie ſang zur Bewunderung, und hatte, angefeuert von dem Verlangen zu gefallen, das Talent in hohem Grade an ſich ausgebildet, alle ihre Reize geltend zu machen. Mit ſolchen Naturgaben, und zehntauſend Ducaten Ausſteuer, fand ihre Hand eine große Menge, theils von ihrer Schönheit gefeſſelte, theils von ihrem Beſitzthum angezogene Bewerber, die ſie alleſammt um ſich litt, und mehr aus dem Wunſche, angebetet zu werden, begünſtigte, als weil ſie für einen beſondere Neigung empfunden hätte. Nur ihren Vetter Gerardo, einen verſtändigen, mit ihr aufgewachſenen Jüngling, von angenehmer Geſtalt und Geſichtsbildung, hielt ſie in Wahrheit ihres Herzens werth. Gerardo ertrug die Sinnesart ſeiner Muhme ſchwer. Sie erregte ihm ſtündlich Verdruß und Misvergnügen, das er entſchuldigte. Denn wiewohl ſie ihn liebte, war ſie doch nicht geſonnen, um einer Liebe willen, auf die Verehrung ſo vieler Männer zu verzichten. Sie meinte, eine Frau, die einem Mann angehöre, beleidige ihn nicht, laſſe ſie die Liebe Andrer zu. Gerardo benahm ihr zwar dieſen Gedanken, indem er ihr ſagte, da es ihm genüge, für ſie da zu ſein, ſo müſſe ſie entweder nur ihm ausſchließlich leben, oder ſich gefaßt machen, ihn zeitlebens nicht wieder zu ſehen. Caſandra glaubte aber nicht, daß ihr Vetter als Liebender im Stande ſei zu vollbringen, was er in der Eiferſucht gedroht habe, und betrog ſich allerdings. Denn die Forderungen ſeiner Ehre erwieſen ſich ſtärker, wie ſeine Leidenſchaft, ſo daß er vierzehn Tage vorüber ließ, ohne die Geliebte zu ſehen. Caſandra empfand ſeine Gleichgültigkeit nicht ohne Schmerz. Sie ſah ſich wohl gern von den Uebrigen gefeiert; da aber dieß Gefühl mehr ihre Eitelkeit als ihr Herz anging, ſo erlöſchten die Bewerbungen keines Einzigen das Angedenken ihres abweſenden Vetters, und ſie erkannte, bedächtiger, der Klagen Gerardo's Gerechtigkeit. Alſo fügſamer geſtimmt, zweifelte ſie zwar anfänglich noch, ſollte ſie ihn zurückrufen oder nicht, indem die Frauen verſöhnt ſein wollen, auch wenn ſie ſelbſt beleidigten; nahm jedoch zuletzt die Feder in die Hand und beſchied den Geliebten in einem zärtlichen Billet zu ſich.

Derweil nun Gerardo's Verwandte durch den päpſtlichen Nuncius nach Rom um Dispens ſchreiben ließen, drang die Kunde von des Ritters gutem Erfolg unter Caſandrens Freier, deren einige danach ganz verzweifelten, andere ihr ungünſtiges Geſchick bejammerten, noch andere ihre Hoffnungen auf Caſandrens neuen Stand vertröſteten.

Am heftigſten betrübte Gerardo's Glück Don Bernardo de Zuñiga, einen Cavalier aus Cordova, der in Flandern Hauptmann der Reiterei geweſen, und der Schönheit Caſandrens dermaßen unterworfen war, daß er beinahe Verſtand und Leben darüber verlor. Unter ihren Liebhabern bei weitem der bedeutendſte, war er aus eben dem Grunde ihr zunächſt erwünſcht; denn da ſie nicht verſchmähte, ihn anzuhören, ſeine Leidenſchaft gelten zu laſſen, ja ſogar zu begünſtigen, ſo hatten Bernardo's Hoffnungen ſeine Liebe dergeſtalt anwachſen laſſen, daß er nicht mehr widerſtehen konnte, hätte er auch ſelbſt gewollt. Er erwartete die Jungfrau eines Tages, wie ſie aus der Meſſe kam, trat bleich und verſtört auf ſie zu, und beſchwerte ſich vor allen Leuten, die ſie begleiteten, gegen ſie, ſie habe anfänglich die Liebe, die er zu ihr trage, begünſtiget, und verſpotte ſie nun, nachdem ſie ihm Einbildungen erregt, die ſie bei ihrem Verhältniß zu Gerardo nicht befriedige. Solch Betragen ziemt Frauen von Stande, wie ihr ſeid, nicht, fügte er hinzu, es ſteht nur gemeinen Perſonen an, die ein Geſchäft aus dem machen, was ein Vergnügen iſt. — Genug der Verwegenheit! rief Caſandra, es berechtiget euch nichts als euer Stolz, mich zu beleidigen. Was zwiſchen uns beiden vorgegangen ſein mag, war eine ehrbare Unterhaltung, euch keineswegs aus Liebe, ſondern aus Dankbarkeit gewährt. Wenn ich euch zwei oder drei Nächte an meinem Fenſter empfing, ging ich noch keine Verbindlichkeit ein, euch anzugehören. Ich verzeihe euch zwar euren Unverſtand, bringe euch aber in Erinnerung, daß mein von Kindheit an von mir geliebter Vetter Gerardo einſt mein Gemahl ſein wird, der es übel empfinden dürfte, hättet ihr nicht die Gnade, künftig behutſamer mit meiner Ehre umzugehen. — Ich werde euch darum ſchonen, erwiederte Don Bernardo, weil nur der niedrig geborene Menſch verächtlich von Frauen ſpricht, und ich dem

Geſchlechte der Monterrey's entſproſſen bin. Aber nimmermehr gibt meine Liebe zu, daß Gerardo oder irgendwer euch beſitzt, ſo lange meine Hand dies Schwert zu halten vermag.

Caſandra bekümmerte ſich dieſer Worte halb; denn ſie kannte aus Erfahrung Don Bernardo's Verwegenheit und ihres Vetters jähen Zorn. Gerardo erfuhr auch alsbald von einer Dienerin, was vorgefallen war, und hielt durch Bernardo's Benehmen ſeine Ehre natürlich für gekränkt. Er ging bei Anbruch der Nacht, mit Schild und Schwert bewaffnet, aus, um ſeinen Gegner zu ſuchen, und blieb, da er ihn weder in ſeiner Wohnung, noch in einem Spielhauſe, das er zu beſuchen pflegte, fand, in Caſandrens Straße auf der Lauer ſtehen, überzeugt, er müſſe dahin kommen, wenn er wirklich ein ſo feuriger Liebhaber ſei, wie er vorgebe. Was er geglaubt hatte, wenn auch nicht, was er wünſchte, geſchah. Denn Gerardo hatte kaum Bernardo erkannt, als er, ohne Genugthuung zu verlangen, oder die Gerechtigkeit ſeines Zornes zu bewahrheiten, was beides hätte Feigheit ſcheinen können, den Degen in der Hand, auf ihn eindrang. Don Bernardo erwartete den Wüthenden mit Ruhe und Zuverſicht auf die Geſchicklichkeit ſeines Armes. Die Dunkelheit der Nacht verhinderte ihn eine Weile, ſeine Rache zu befriedigen; zuletzt aber brachte er Gerardo, wie derſelbe ſeinen Schild ein wenig zu hoch hielt, einen ſo heftigen Stoß bei, daß der Unglückliche gleich fühlte, ſein Leben entweiche ihm, und, niederſinkend, Bernardo um Chriſti willen beſchwor, ihm einen Prieſter zu ſenden, dem er ſeine Sünden reuig beichtete. Es liefen über den entſtandenen Lärm viele Leute herbei, Lichter erſchienen an den Fenſtern, und die Gerichte kamen gerade dazu, als Bernardo ſich in eine Kirche flüchtete, aus der ſie ihn mit Gewalt hervorzogen. Gerardo ward in das Haus ſeiner Muhme getragen, die, in Thränen gebadet, ſo unmäßigen Schmerz kund gab, daß man ſie mehr als den Todten bemitleidete. Ihre Gefühle löſten ſich in einer Ohnmacht auf, aus der ſie nach zweien Tagen noch nicht ihr Bewußtſein wieder gewann. Gerardo ſtarb, indem er ſeinem Feinde vergab und ſeinen Tod an ihm nicht zu rächen bat. Die erzürnte Familie verfuhr jedoch gegen Bernardo mit ſolcher Heftigkeit, daß er verloren geweſen wäre, hätten ihn nicht viele Fürſten ſeiner Geburt und Ritterlichkeit wegen geſchützt. Er blieb über vierzehn Monat im Gefängniſſe. Die Kirche forderte ihn allerdings zurück, und die Gerichte waren geneigt, ihn ihr zu überantworten, wäre die mächtige Partei der Kläger erſt beſänftiget. Um alſo deren Verzeihung zu erwirken, miſchten ſich einige Perſonen von Bedeutung mit dem Vorſchlag in die Sache, Caſandra möge Bernardo heirathen, womit ihre Ehre gerettet und aller Verdruß gütlich geſchlichtet ſei. Sie theilten ihr ſelber dieſen Gedanken mit, und erhielten anfänglich eine herbe, mißfällige Antwort, die jede Hoffnung benahm, auf dieſem Wege Bernardo's Angelegenheit zu beſeitigen. Wie indeſſen Caſandrens Feſtigkeit nicht von Dauer, und ihre Gemüthsart höchſt veränderlich war, ſo ſchenkte ſie in wenigen Tagen Bernardo's Unglück ſchon größere Theilnahme, weil ſie nicht Stärke genug beſaß, lange Zeit troſtlos zu bleiben. Sie bedauerte ihn zuvörderſt und ergab ſich dann. Bernardo ging, wenn man ſo ſagen darf, frei, nachdem er ſich hatte trauen laſſen, aus dem Gefängniſſe. Man pries allgemein Caſandrens hochherzige That, und beging ihre Verbindung mit Freuden und Feſtlichkeiten. Bernardo kannte Caſandren. Er fing bald an ihr mißzutrauen, und ſuchte alle Gelegenheiten abzuwenden, bei denen ſie hätte ſtraucheln können; obſchon es einem Ehemann nicht geſtattet iſt, überall zu ſein, wo der Schönheit ſeiner Frau gehuldigt wird, und manche Frau ihre Tugend blos um des Verdachtes willen, der ſie traf, aufgegeben hat. Der Himmel ſchenkte dem Ehepaar einen ſchönen Knaben, der ihre gegenſeitige Liebe vergrößerte. Sie genoſſen ſich mehrere Jahre, bis der Tod, oder vielmehr ſtill in ſich verſchloſſene Eiferſucht, dem Leben Bernardo's ein Ende machte. Caſandra trauerte aufrichtig über ſeinen Verluſt, denn ſie hatte ihn ſehr geliebt, und der einzige Troſt ihrer Einſamkeit war Don Felix, ihr Sohn, der ſie in ihrer Melancholie erheiterte. Don Felix war beſcheiden, liebenswürdig und ſo ſchön, daß ihm jede Dame ſein Antlitz beneiden konnte. Wollte der Himmel, es wäre minder ſchön geweſen; denn er gab, freilich ſchuldlos, Gelegenheit zu dem ſeltſamſten Verbrechen, das die Welt geſehen hat.

Es ſuchten zu dieſer Zeit viele angeſehene Männer die Verbindung mit Caſandren nach, die in ihrem vier und dreißigſten Jahre ſchöner, als jemals, und viel jünger erſchien, als ſie war, da ihre Reize durch keinerlei Noth und Bekümmerniß gelitten hatten. Zu Jedermanns Verwunderung blieb ſie trotz alles Bewerbens unvermählt; und obwohl Manche glaubten, daß es aus Tugend geſchehe, hingen doch weniger Gutmüthige einer anderen Meinung an, die ſich auf ihre mit ſolcher Zurückgezogenheit eben nicht übereinſtimmenden weltlichen Geſinnungen gründete.

In Wahrheit nährte Caſandra eine heimliche Liebe, vor der ſie innerlich ſelbſt erröthete; denn Gemüth, Weſen und Körperſchönheit ihres eigenen Sohnes bewegten ſie dergeſtalt, daß allmälig ein unwiderſtehliches Verlangen nach ſinnlichem Genuß mit ihm ſie feſſelte. Von dieſem Gefühl verblendet, war ſie nicht mehr im Stande, einen andern Gedanken zu faſſen, fand an keiner Freude, keiner Zerſtreuung mehr Geſchmack, und beſchloß, wie die Vernunft alle Herrſchaft über ſie verlor, ſich ihrer brennenden Luſt hinzugeben. Sie ſah wohl ein, daß ſie nach Unmöglichem trachtete, was ausgeſprochen, jedes Gehör beleidiget. Aber die Leidenſchaft ließ ihr kein Bedenken zu. Das Verlangen wird ohne Augen geboren, erblickt kein Hinderniß und fürchtet keine Gefahr. Caſandra hatte eine Dienerin, Namens Liſena, die ihr ganzes Vertrauen beſaß. Das Mädchen bat ihre augenſcheinlich verſtimmte Gebieterin, ihr den Grund des Trübſinns mitzutheilen, der ſie überwältige. — Ach! Freundin, erwiederte Caſandra, wollte Gott, meine Schwermuth wäre entweder heilbar, oder der Mittheilung würdiger! Mein Schickſal erheiſcht, daß ich ſie ſchweigend ertrage, damit mein eigenes Schweigen mich verzehrt. Aber ich thue Unrecht, eben dir nicht zn ſagen, was mir Freude, Geſundheit und Leben raubt. Ich weiß, deine Liebe zu mir ſieht mein Unglück für dein eigenes an, und erleichtert mir das Gewicht meines Kummers, weil derjenige, der mitleidig Klagen hört, die Seele tröſtet, ob er ſchon das Leiden nicht entfernt. Es wird meiner Schaamhaftigkeit manches Erröthen koſten. Aber ich ſpreche ja zu keiner Fremden; du biſt ein Weib, wie ich, und willſt mir wohl. In dieſer Vorausſetzung vernimm das allergrößte Unheil, was einer Frau, wie mir, zuſtoßen konnte. Mein Unmuth und Trübſinn entſteht, weil ich einen Mann liebe, den ich, ob er gleich meines Standes iſt und mich wieder liebt, nimmermehr beſitzen darf. Du wirſt ſagen: Was hindert denn eine Liebe, die ſonach Alles vielmehr zu begünſtigen ſcheint? Um dir dieſen Zweifel zu heben, deinen Verſtand vorzubereiten, mir beizuſtehen, höre ein Wort, und entſetze dich über meine Unkeuſchheit: Ich liebe meinen eignen Sohn, ich bete Don Felix mit ſolcher Leidenſchaft an, daß die Gewißheit, mein Verlangen nie befriedigt zu ſehen, mir das Leben koſtet. Ich habe geſtrebt, meinen Gefühlen Einhalt zu thun. Weder der Gedanke, daß ich die Geſetze der

Natur beleidige, noch das Bedenken, wie gefahrvoll und verwegen meine Abſicht iſt, noch ſogar das Bewußtſein, den Himmel zu erzürnen, haben mir den Willen wieder befreit. Sage nun, ob ich nicht genügende Urſache zu weinen habe, da mein Ruf und mein Leben auf dem Spiele ſteht. — Mit Erſtaunen hörte Liſena Caſandrens unwürdige Erklärung an, und nachdem ſie vergebens ſie zu überreden geſucht hatte, ſich von dieſer Liebe zu reinigen, ſagte ſie: wollte Gott, gnädige Frau, des Don Felix Liebe zu mir, hälfe euch etwas. Ich überließe euch gern die Gunſtbezeugungen, womit er mich ſo verfolgt, daß ich oft, aus Furcht vor ſeinen Zumuthungen, nicht wage, mit ihm allein zu ſein. Ich verſichere euch, daß ich niemals in Verſuchung gekommen bin, in ihm etwas anderes, als euren Sohn und meinen Herrn zu ſehen. Es hält überdies eine andere Leidenſchaft meine Schritte gegen ihn zurück, und behütet mich, euer Haus zu beleidigen.

Mit Aufmerkſamkeit, ſo gar mit Neid hörte Caſandra dieſen Worten zu. Aus dem Gifte, das ihr die Eiferſucht einflößte, indem ſie eine andere, was ihr ſelbſt nicht zukam, genießen ſah, ſog ſie Arzenei für die Fieberſchauer ihrer Leidenſchaft. Ja der Scharfblick ihrer Einbildungskraft gab ihr plötzlich ein Mittel an die Hand, ihre unzüchtige Sehnſucht zu ſtillen. Sie ließ Liſenen insgeheim zu ſich kommen, und ſagte ihr, von ihr allein und ihrem Beiſtande hinge die Befriedigung ihrer heißeſten Wünſche ab. Liſena antwortete, beſtürzt über die Hoffnung ihrer Gebieterin, ſie wäre bereit ihr zu Gefallen jede Kühnheit zu begehen, brächte ſie ſelbſt ihr Leben oder ihre Ehre in Gefahr. Worauf Caſandra folgendermaßen weiter ſprach: Geſetzt auch, Liſena, daß du für Don Felix keine Liebe hegſt, ſo beſchwöre ich dich dennoch, erweiſe dich ihm um meinetwillen dankbar für die ſeinige, und mache ihn glauben, du trageſt gegenſeitiges Verlangen zu ihm, auf daß er in der Sehnſucht nach deinem Beſitz beharrt. Du beſcheideſt ihn dann eines Nachts, wann es dich gut dünkt, in dein Schlafgemach, wo ich, unkenntlich in der Dunkelheit, ſtatt deiner bin. Liſena hieß das Unternehmen leider gut und ſchickte ſich, um Caſandrens Nachſicht mit ihren eignen Leichtfertigkeiten zu verdienen, zur baldigen Ausführung an. Sie verabredete mit Don Felix in der Stille der Mitternacht ein Stelldichein, und bat ihn, wenig zu ſprechen, damit ſie nicht Gefahr liefen, von den andern Dienerinnen ſeiner Mutter gehört und verrathen zu werden. Don Felix ſagte willig zu, ſtumm zu ſein. Es kam die Nacht, Liſena holte Caſandren, die als Liebhaber deſſen gewärtigte, den ſie einſt unter ihrem Herzen trug, und der betrogene Don Felix ahndete ſein Verbrechen nicht, indem er wähnte, in den Armen einer Magd zu ruhen.

Caſandra blieb, wie er von ihr geſchieden war, vor ſich ſelbſt erröthend und beſchämt zurück, und hätte gern das Leben verloren, um das Bewußtſein einer ſo empörenden That los zu ſein. So groß iſt der Schmerz, den genoſſene, aus unverantwortlichem Grund entſproſſene Freuden nach ſich ziehen, daß eine ſchlechte Handlung gar keiner weitern Strafe, als ihrer ſelbſt bedarf. Allſtündlich zernagt er die menſchliche Seele, und hält ihr das Bild der Sünde vor. Caſandra leerte dieſen Leidenskelch, denn die Natur führte Klage über ihre Schändung wider ſie, und auf den Ferſen des Genuſſes folgt die Reue ſtets. Sie wußte nicht, was ſie beginnen ſollte, um ſich ſelbſt zu entfliehen. Sie kam ſich jetzt ſelber wie ihre größte Feindin vor. Ihr Unglück beſchränkte ſich aber nicht einmal auf das Geſchehene. Denn aus der beſonderen Zerrüttung ihrer Geſundheit nahm ſie ab, daß ihr Fehltritt Folgen, die ſie nicht befürchtet hatte, und nicht verhehlen konnte, nach ſich zog. Sie ergriff zwar, ehe ihr Zuſtand vorrückte, die grauſamſten Mittel zu Zerſtörung der unglücklichen Frucht, doch keine Vorkehrung half gegen ihres Geſchickes Macht. Bedenkend, wie nun auch vor der Welt ihre Ehre gefährdet ſei, und wie viel ärger es wäre, würde der Urheber ihrer Schande entdeckt, veranſtaltete ſie binnen vier Wochen, daß Don Felix mit einem Briefe von zweitauſend Escudos und mit Soldzulage nach Flandern ging. Denn er verlangte ſelbſt, wie jeder junge Mann, die Welt zu ſehen, und hätte gern erfahren, daß das Vaterland ſich ſeinen Söhnen gerade nicht wie eine Mutter zeigt.

Unter dem Vorwande, in Folge eines Gelübdes nach Guadalupe zu wallfahrten, begab ſich Caſandra, um den üblen Nachreden des Volkes, ihrer Verwandten und Liebhaber zu entgehen, einige Zeit nachher, zu Liſenens Eltern, in eine kleine Meierei, und blieb verborgen, bis ſie allda ein ſchönes, Diana genanntes Töchterchen gebar. So bald ſie für deſſen Ernährung und Erziehung Sorge getragen hatte, kehrte ſie nach ihrem Hauſe zurück und richtete ihr ferneres Leben mit ſolcher Klugheit ein, daß ſie ihren guten Ruf wieder gewann, den die Meinung Vieler ihr wegen ihres unbeſonnenen Betragens gegen Männer vorenthielt. Diana wuchs und gedieh, und Caſandra nahm ſie zu ſich, indem ſie verlauten ließ, das Kind ſei von ihren Leuten des Nachts an der Hausthür gefunden worden, und ſie erkenne es zum Troſt über ihres Sohnes Abweſenheit als Tochter an.

Don Felix ward unterdeß ein eifriger Soldat, von Jedermann, weil er ſich liebenswürdig und tapfer zeigte, gern geſehen, und ſo ungemein tugendhaft, daß er weder ſpielte, noch einen Fluch ausſtieß. Bei alledem huldigte er ſeiner Leidenſchaft für die Frauen mit ſo vielem Glück, daß er in deſſen Folge mit einem Kavalier, aus einer der erſten Familien

Flanderns, Händel bekam, die ihn nach langem Aufenthalt in dieſem Lande nöthigten, in ſein Vaterland zurückzukehren.

Er kam in Madrid an, wo ihn ſeine Mutter und Verwandten mit Feſtlichkeiten empfingen. Diana war mit der Zeit vierzehn Jahr alt und ſo reizend geworden, daß ſie für eine der erſten Schönheiten der Hauptſtadt galt. Don Felix fragte nach ihr, und Caſandra erwiederte, das Mädchen kenne ſonſt keine Eltern, als den Himmel und ihr eignes Mitleiden, das, von der zarteſten Jugend an, es erzogen habe, um die Härte ſeiner Einſamkeit in der Welt zu mildern. Der junge Krieger betrachtete ſie mit Aufmerkſamkeit und widerſtand nicht lange dem göttlichen Feuer ihrer Augen. Bald auch errieth die kluge Diana, was er bei jeder Gelegenheit ſich bemühte ihr kund zu thun; denn eine heftige Liebe ſpricht ſich mit Leichtigkeit in tauſend Zungen aus. Es konnte ihr nicht unangenehm ſein, von einem Manne geliebt zu werden, deſſen geiſtiges und körperliches Weſen aller Frauen Gunſt erwarb. Zwar beging ſie muthwillig, in Hinſicht auf die Ungleichheit ihres Standes, einige Unarten gegen ihn, um eine Leidenſchaft zu vermeiden, von der kein gutes Ende zu erwarten ſtand. Wie nun aber in ſo jungen Jahren die Seele jedem Eindruck offen liegt, ſo bekannte ſich die Jungfrau bald in ihrer eignen Bruſt die Liebe zu dem Manne, der trotz aller Leiden, die ihm ihre Ehrbarkeit bereitete, ſich nicht von ſeinen Bewerbungen um ſie abſchrecken ließ. Sie blieb zwar dennoch undankbar, weil ſie in ihrem Betragen mehr ihren Verſtand, als ihr Herz zu Rathe zog, und ſagte eines Morgens zu Don Felix, er möge keine Mühe verſchwenden, ſie zu rühren, denn er zähle leichter die Sandkörner des goldigen Tajo, und erwecke in eines Felſen Bruſt eher, als in der ihren, Mitgefühl. Ihr eignes Herz ſtrafte ſie aber Lügen, denn ein Weib flieht nicht ſelten den Gegenſtand ſeiner Anbetung als ſeinen ſchlimmſten Feind.

Caſandra erkannte dieſe verhängnißſchwere Leidenſchaft, und trug nicht mindere Seelenangſt um die Abſichten ihres Sohnes, wie um des Mädchens Gefahren, wofern es ſeinen Worten trauete. Sie nahm das Kind bei Seite, und hielt ihr die Verwegenheit vor, von Don Felix zu träumen, der nur ihre Entehrung beabſichtige, da an eine Verbindung zwiſchen ihm und einem namen- und elternloſen Mädchen nicht zu denken ſei; eröffnete ihr hingegen ihren Entſchluß, ſie wie ihr eignes Kind zu verheirathen, wiche ſie kein Haar breit von dem ſtrengſten Gehorſam ab, ohne den ſie ſofort alle Freiheit habe das Haus zu verlaſſen, und zu beginnen, was ſie Willens ſei. Die ſchöne Diana erwiederte unter Thränen, ſie wiſſe ſehr wohl, daß ſie als ein mit den Urhebern ihres Lebens unbekanntes Kind ihres Herrn Don Felix unwerth ſei; ſie fände aber keinen Grund in ſich, ſich deshalb der Verachtung blosgeſtellt zu glauben, denn am Ende trage ſie doch nicht die Schuld. Ihre Wohlthäterin klage ungerechterweiſe ihre Ehrbarkeit an; ſo wenig es in ihrer Gewalt geſtanden habe, ſich eine unzweideutige Geburt zu geben, ſo wenig könne ſie es verhindern, empfände Don Felix Liebe zu ihr, wofern es wirklich Liebe zu nennen ſei, richte er zuweilen einige mehr angehörte als erhörte Worte an ſie. Hätte irgend eine falſch unterrichtete Dienerin, aus Neid oder Eiferſucht, anders über dies Verhältniß ausgeſagt, ſo möge ſie ſich verſichert halten, daß es Lug und Trug, und nur in ihrer unglückſeligen Schönheit begründet ſei. Zu völliger Bewahrheitung dieſer Geſinnungen, erkläre ſie ſich alſobald zu jeder anderen Verſorgung, außer zu einer Heirath, bereit. Sie traue ſich zwar nicht Muth genug zu, einen Mann zu erdulden; es gäbe aber Klöſter am Hofe genug, in denen ſie ihr Leben beſchließen könne, ohne weiteren Beſchimpfungen ausgeſetzt zu ſein.

Mit vielen Umarmungen dankte Caſandra Dianen für ihren heiligen Entſchluß. So zärtlich ſie die Tochter auch liebte, ſchien es ihr doch erträglicher, getrennt von ihr zu leben, als länger in der Gefahr, der verliebte, unternehmende Don Felix könne in ſeiner Thorheit weiter gehen, und ihr begangener großer Fehler einen größern veranlaſſen. Denn leiſtete ihm Diana auch gewiß Widerſtand, ſo überwinden doch der Liebe Bitten und Ungeſtüm jedwedes Hinderniß. In dieſer Geſinnung beſprach Caſandra ſogleich heimlich mit der Aebtiſſin eines Kloſters die Ausſtattung, und in wenigen Stunden ſah Diana ihre Wohnung mit einer Zelle, ihren weltlichen Putz mit der Nonnentracht des heiligen Franziskus vertauſcht. Groß war ihr Schmerz in dem neuen, von ihren Wünſchen und Hoffnungen ſo verſchiedenen Zuſtande; denn ſie hatte ſich bei der überzeugenden Liebe ihres Gebieters doch immer für ſeine Gattin angeſehen. Bedachte ſie die viel größere Qual, einem andren Mann anzugehören, ſo ſtellte ſie allerdings ihre Klagen ein, verſöhnte ſich mit ihrem Schickſale und widmete ihre Freiheit dem beſſeren Bräutigam. Don Felix erfuhr, was vorgegangen war, und empfand es ſo übel, daß er ſich beinahe gegen ſeine Mutter, wegen der Vereitelung ſeiner Wünſche, vergaß. Er brachte viele Nächte unter den Kloſtermauern zu, und rief und verlangte, wie unſinnig, ſeine Gattin, ohne daß auch ſeine beſten Freunde ihn hätten über ſeinen Verluſt tröſten können.

Don Felix ermangelte nicht der Entſchuldigung. Seine wahrhafte Liebe ließ keine Zerſtreuung oder Erheiterung zu. Er hatte verloren, was ihm das theuerſte war: ein Wunder daß er nicht ſtarb. Aber Leichtſinn wäre es geweſen, hätte er ſich getröſtet. Nur die Erkenntniß ſeines Irthums konnte ihn beruhigen, in dem er eine Gattin verlangte, die zugleich ſeine Schweſter und Tochter war. Niemand verrieth ihm natürlich, was Niemand wußte, als der Himmel, Caſandra und eine Magd. Don Felix verlor faſt den Verſtand, da er ſah, wie wenig es Dianen koſtete, auf ihn zu verzichten. Caſandra ſagte, das Mädchen habe ihn nicht nur vergeſſen, ſondern bereue ſelbſt ihre frühere Neigung zu ihm. So viel war gewiß: Diana wußte, daß die Verbindung mit Don Felix unmöglich ſei, und hatte ihr Gemüth der Religion zugewandt. Don Felix glaubte ſeiner Mutter nicht, weil Andere ihn des Gegentheils verſicherten. Er wünſchte aus Dianens eignem Munde zu erfahren, ob der Stand, zu dem ſie ſich bekannte, ihre eigne Wahl, oder ob ſie nicht vielmehr durch Caſandrens Ueberredung auf dieſen Weg geleitet worden ſei, der ihr vordem ſo ferne lag. Eines Abends, als Caſandra der Jungfrau ein Geſchenk ſendete, fand er unbemerkt Gelegenheit, einen Zettel beizuſchieben, worin er ſich beklagte, von ihr ohne Grund verlaſſen zu ſein, und ſie beſchwor, den entſcheidenden Schritt wohl zu bedenken, ehe ſie ihn thue. Der Himmel nehme es gewiß wohlgefällig auf, widme ſich ein Menſch dem Kloſter aus Herzensdrange; es verwirke jedoch ſein irdiſches und ſeiner Seele Heil, wer einen ſolchen Beruf erheuchele. Noch ſei es Zeit, umzukehren, und ihre Freiheit zu erretten. Er verſpreche feierlich, ihr Gatte zu werden; denn er bedürfe zu ſeinem Glück nur ihrer Liebe, und keines andern Beſitzes, als ihrer Perſon.

Diana fand dies Papier und öffnete es in der Meinung, es ſei von ihrer Gebieterin. Sie zerriß es, wie ſie nach der Unterſchrift geſehen hatte, weil es Unklugheit iſt, eine Erinnerung zu wecken, die Kummer erregen muß. Einen Moment unentſchloſſen, bedachte ſie, was ihr ein Mann ſchreiben möge, der ſie geliebt hatte, und in wenigen Tagen verlor.

Die Wahrheit zu ſagen, bereuete ſie, das Papier zerriſſen zu haben, ſuchte, verwirrt, die einzelnen Stücke zuſammen, ſchob jedes an ſeinen Ort und las zu ihrem Erſtaunen des Geliebten Entſchluß. Das Feuer ihrer Liebe hatte unter der Aſche geglommen und war nicht erloſchen. Es loderte wieder zur hellen Flamme auf, und ſie erkannte die Thorheit, blos Caſandrens Launen halb ihr ganzes Leben unglücklich zu machen. Wenige Tage vor ihrer Einkleidung erklärte ſie: Man möge ſich nicht mit Feſtlichkeiten und Zubereitungen übereilen; ſie beſitze den Muth nicht, im Kloſterſtande zu beharren; ihr Gatte verhindere ſie. Sie ward auf der Stelle aus dem heiligen Hauſe entfernt, von allen Nonnen öffentlich beweint, wiewohl manche ſie ſtill beneidete, und ihr mit Freuden gefolgt wäre, hätte ſie gedurft. Halb todt vor Schrecken, rief Caſandra Dianen bei Seite. Entſchloſſen, ihr zu ſagen, wer ſie ſei, betheuerte ſie ihr, daß der Tag, an dem ſie ſich mit Don Felix vermähle, der letzte ihres Lebens ſein würde, und verſprach, ſie wie ihr eigenes Kind auszuſtatten, verſtände ſie ſich zu einer anderen Ehe. Diana erwiederte: Ich begreife nicht, Herrin, was dich ſo ſehr gegen unſere Verbindung bewegen kann. Liebſt du mich in der That ſo zärtlich, wie du ſagſt, warum biſt du bemüht, mein Schickſal zu trüben, und mir das Gut zu entreißen, was mir der Himmel beſcheert? Du ſprichſt von Liebe zu deinem Sohne, und biſt ſeiner Liebe und ihren Freuden hinderlich! Ob mein Blut edler oder geringer iſt, als das ſeinige, weiß ich nicht, da meine Eltern mir verborgen ſind. Man pflegt die Gegenſtände zuweilen über Gebühr zu verſchönen, die man in der Einbildung oder Ferne liebt. So mag auch Don Felix vermuthen, daß ich adlich bin. Es koſtet ihm nichts als einen Wunſch, und mir iſt ja überdies genug Adel zuertheilt, da ich des Glükkes genieße, von ihm geliebt zu werden. Wozu nützt es dir alſo, ſo grauſam mit deinem Blute zu verfahren? Würde es dir nicht beſſer anſtehen, mir Vorſchub zu thun, anſtatt mich in Furcht und Schrecken zu ſetzen?

Caſandra wollte ihr mit Enthüllung der Wahrheit antworten: Schaam und Beſorgniſſe ſchnürten ihr die Kehle zu. Es muß wohl auch die Natur empören, gelangt eine Frau dahin, ſich ſelbſt ihrer Ehre zu entledigen. Caſandra fehlte ſehr, eine Wahrheit zu verſchweigen, die allſtündlich ihre Stimme laut in ihrer Bruſt ertönen ließ, und nur die Seltſamkeit des Verbrechens entſchuldigte ſie. Wie ſie alſo Dianen entſchloſſen ſah, ſich dem zu vermählen, der ihr Bruder und Vater war, ſuchte ſie nach Mitteln und Wegen, der Liebenden gegenſeitige Eintracht zu zerſtören, und erinnerte ſich einer Dame, die Don Felix vor ſeiner Liebe zu Dianen gern geſehen hatte. Sie begab ſich nach deren Hauſe und ſagte ihr, ſie habe erfahren, daß ihr Sohn ihr nur mit ſeiner Hand abzutragende Verbindlichkeiten ſchuldig ſei, und erkenne dieſelben um ſo gerechter gegenwärtig an, wo Don Felix im Begriff ſtehe, ſich mit einer Magd zu verbinden, deren Geburt den Adel ſeines Bluts verdunkele.

Mit billigem Erſtaunen hörte die Dame Fulgencia Caſandren an, dankte ihr für die bewieſene Gunſt und erzählte ihr, indem ſich ihre Bruſt zu einigen Seufzern hob: Es mögen etwa acht Monate verfloſſen ſein, als ich an einem Maimorgen mit zwei Freundinnen und einer Dienerin unter dem Vorgeben, mich nach einer Unpäßlichkeit zu ſtärken, eigentlich aber mit dem Wunſche, geſehen zu werden, ausging. Don Felix erblickte mich, wie wir Blumenſträuße kauften, da wo allmorgentlich in dieſem Monate ein tragbarer Garten ausgeſtellt iſt. Er trat zu mir mit der Freimüthigkeit eines Soldaten, und machte mich durch die Schmeicheleien, die er mir ſagte, glauben, ich gefiele ihm, obwohl er mich mit

Worten und Thaten täuſchte, wie mir ſein nachheriges Betragen zur Genüge bewieſen hat. Es ſteht mir leider nicht an, über ſeine Verwegenheit zu klagen; denn wenn die Frauen ſelbſt die Gelegenheit geben, ſo iſt es kein Wunder, denken die Männer von ihrer Sittſamkeit gering. Don Felix folgte mir den ganzen Morgen, und log und ſchwur mir — was ein und daſſelbe war — von ſeiner Liebe vor, bis er mich endlich meines Weges gehen ließ. Kaum hatte aber nächſt kommenden Tages die Sonne ihre erſten Strahlen ausgeſandt, als ich den Cavalier ſchon an der Thüre meines Hauſes warten ſah. Meiner Eroberung gewiß, ging ich ſorgfältig gekleidet aus. Don Felix beſtürmte meinen geringen Verſtand mit ſüßen Reden, und ich opferte ihm, gerührt von ſeinen Bitten, ſeinen Worten vertrauend, vornehmlich aber von ſeiner Schönheit überwunden, das unwiderbringliche Kleinod meiner Ehre am Ende auf. Denn was vermöchte nicht die Liebe einer Frau, die Ueberredungskraft eines Mannes und die Gelegenheit! Es entſchuldiget mich nicht, daß er mein Gatte zu werden verſprach. Denn keine Frau darf glauben, was ein Mann in der Leidenſchaft verſpricht und ſtets verläugnet, ſo bald er ſie befriedigte. Auch mich enttäuſchte die Erfahrung, ſo bald meinem Liebhaber nichts mehr zu wünſchen blieb. Er fing an mich dergeſtalt zu vernachläſſigen, daß er mich allmälig in vielen Tagen nicht ſah. Ich ſage nicht, was ich weinte und empfand, als ich gar hörte, daß ich eben wegen ſeiner heftigen Liebe zu einem dienenden Mädchen vergeſſen ward. Verſpottet und verachtet, bemühte ich mich, ihn zu ſprechen; aber weder Bitten noch Thränen verſchafften mir ein Gehör, das die Männer niemals Klagen ertheilen, die ſie nicht Luſt haben zu befriedigen. Ich fand mich genöthiget, meine Beſchwerden einem Papier und meinen Leichtſinn einer Freundin anzuvertrauen, die den Ungetreuen an ſeine Schuld erinnerte. Seine Antwort ſchüchtert mich jetzt noch ein. Ach! gedächte jedes Weib, das ihren guten Ruf in Gefahr bringt, des Undankes, womit ſchon Anderen vergolten ward, es gäbe weniger Betrogene in der Welt! Don Felix erwiederte: wie er mir geſagt habe, er liebe mich, habe ſeine Liebe ſchon Dianen angehört, und nur um ſich für ihre Verſchmähung zu rächen, habe er ſich mit mir beſchäftiget, der ſeine Bewerbung augenſcheinlich erwünſcht — geweſen ſei. Ich möge alſo den Gedanken, die Seinige zu werden, aufgeben, hätte ich ihn jemals genährt. Verfolge ich hingegen meine vermeintlichen Anſprüche an ihn, ſo verringere ich nur ſeine gegenſeitige Verbindlichkeit, und trüge ſelbſt bei, meine Schande zu veröffentlichen. Ich muß geſtehen, es war, als ich dieſe Worte las, mein einziger Wunſch, ihn in meinen Händen zu haben, um ihn in Stücken zu reißen und meinen gerechten Zorn in ſeinem Blute zu ſättigen. Legte ich die mir einzig mögliche Rache in die Hände der Juſtiz, ſo ſtand mir nur unauslöſchliche Schande bevor, weil er reich genug war, ſich ein günſtiges Urtheil zu erkaufen und jedem Angriff zu entgehen. Ich entſchloß mich alſo zu ſchweigendem Erdulden meines Schimpfs.

Caſandra fand große Beruhigung in der Erzählung Fulgenciens, die ihr ſo gute Gelegenheit bot, Don Felix von Dianen zu trennen. Sie tröſtete das betrübte Mädchen, ſprach mit den Eltern von dem Verrathe ihres Sohnes zu Fulgenciens völliger Entſchuldigung, und verbürgte ſich, Don Felix ſolle ihr Gemahl werden, er möge wollen oder nicht. Weit entfernt, einen Scudo auszugeben, um ihn zu befreien, ſei ſie bereit, die Klage gegen ihn auf alle Weiſe zu unterſtützen, damit er keinen andern Ausweg habe, als etwa, nach der Trauung, Spanien zu entfliehen, wodann die Ehre Fulgenciens gerettet ſei, der überdies ihr eigenes Einkommen von ſechstauſend Ducaten den anſtändigſten Unterhalt ſichere.

Die Eltern behandelten, um Caſandrens Verſprechungen willen, ihre Tochter nachſichtsvoll und zogen ohne weiteren Aufenthalt in der Stille Erkundigungen ein.

Don Felix ſah mittlerweile von Tag zu Tag verliebter in Dianens ſchönes Augenpaar, und beſchleunigte die Zeit ſeiner Verheirathung, als Fulgenciens Vater in der Hoffnung zu ihm kam, ihn vielleicht durch gute Worte und Eröffnung alles Geſchehenen zu dem zu vermögen, was man außerdem von ihm zu erzwingen beabſichtigte. Er erhielt eine ſo ſtolze und ungeberdige Erwiederung, daß er dazu ſchritt, einen Verhaftsbefehl gegen den jungen Mann auszuwirken, deſſen ſoldatiſches Feuer das Gefängniß wo möglich mildere.

Ein guter Freund verrieth Don Felix, welche Gefahr ihm durch die Verfolgung ſeiner eignen Mutter drohete. Vorſichtigerweiſe ging er darauf gleich zu Dianen, ſagte ihr, er ſei um ſeiner Liebe willen einige Tage verhindert, ſie zu ſehen, und entzog ſich ihren Augen und Umarmungen. Diana begriff gar nicht das Räthſel, ihm von den Gerichten nachgeſtellt zu ſehen, wie ſie den eigentlichen Grund erfuhr. Es kam ihr zu unglaublich vor, daß Don Felix, bei ſeiner Liebe zu ihr, auch für Andere Augen gehabt hätte. Sie nahm aber wahr, da der Rechtshandel anhängig gemacht wurde, daß Fulgencia, in Anſehung unabweislicher Verpflichtungen, den Verſchwundenen für ihren Gatten anſprach, und hätte, wie ſie ſich überzeugen mußte, von ihm verrathen zu ſein, beinah mit eignen Händen ihrem Leben ein Ende gemacht. Undankbarer! rief ſie in Thränen gebadet aus, iſt dies die Liebe, mit der du meiner gedenkſt und meine Treue erwiederſt, die dies, Gott weiß es, nicht an dir verdient? Die Züchtigung des Himmels trifft mich nun, weil ich mich um deinetwillen weigerte, ſeine Braut zu ſein. Hätte ich doch Männern von ſo hoher Geburt niemals ſo niedre Geſinnung zugetraut! Ich täuſchte mich, und mein einziger Troſt bleibt, daß mich Keiner zum zweitenmale täuſchen ſoll. Benimmt ſich Don Felix bei ſeinen Vollkommenheiten ſo, was mag erſt von anderen Männern zu erwarten ſtehen? Wäre er hier, er antwortete mir gewiß, ein Mann höre darum nicht auf, ſeiner Geliebten treu zu ſein, weil er Genuß bei einer Anderen finde. Aber ich würde ihn Lügen ſtrafen. Wer wahrhaft Eine liebt, findet keine Andere einen Augenblick wünſchenswerth. Es war unrecht von mir, daß ich dir glaubte. Aber konnte ich dir mißtrauen, wenn ich dich in deiner Leidenſchaft tauſend Thorheiten begehen ſah? Ach! Verräther, Don Felix! Hätte ich auch deine anderen Wünſche gehört, wie ich dir meine Seele ergab, was wäre aus mir geworden, da du ſchon einer Anderen gehörteſt und mich, meiner Ehre und Tugend beraubt, gewiß nur verſpotteteſt?

So beklagte ſich die ſchöne Diana ſchwermuthvoll, indem ſie den Himmel anrief: ehe er ihren Geliebten in Fulgenciens Beſitz laſſe, möge er ſein oder ihr Leben endigen. Sie empfing in vielen Tagen keine Nachrichten von Don Felix. Der Prozeß wurde eifrig betrieben und das Urtheil wäre zum Spruche reif geweſen, hätte man erſt des Beſchuldigten Perſon inne gehabt. Caſandra lebte beſchämt, Fulgencia der Hoffnung, ihre Ehre wieder zu erlangen. Beider Zweifel und Beſorgniſſe endete aber plötzlich ein aus San Lucar von Don Felix an Caſandren geſendeter Brief. Er ſchrieb: eine Mutter, die ſtatt einer ihn beſchützenden Freundin, naturwidrig ihm eine verfolgende Feindin ſei, ſollten ſeine Augen nie wieder ſehen. Morgenden Tages ſchiffe er ſich nach Lima ein, wo er hoffentlich vor ihren Grauſamkeiten Ruhe habe. Die Gefahren des Meeres ſchreckten ihn weit weniger, als eine

Heirath, die er verabſcheue. Erinnere ſie ſich jemals wieder, was ſie ihm als Mutter ſchuldig ſei, ſo möge ſie Dianen auf keine Art nöthigen, an ihm eine Untreue zu begehen.

Nicht wenig zu denken und zu empfinden gab dieſer Brief beſonders Fulgencien, die ſich, ohne Hoffnung und Ehre, von ihren Eltern und Verwandten täglich gepeiniget und leichtfertig geſcholten ſah, und am Ende ihre Zuflucht vor Allen in ein Kloſter nahm, wo ſie ſich das erſte Jahr ſolche Zufriedenheit durch des Himmels Gunſt erwarb, daß ſie ihren Fehltritt faſt als den Anlaß geſegnet hätte, ſich den Drangſalen und Widerwärtigkeiten der Welt zu entziehen. Sie vergaß Don Felix, leiſtete das Gelübde und dankte dem Himmel, ihre Seele erleuchtet zu haben, da ſie meiſt alles Rathes und Heils ermangelte. Ganz anders brachte Diana anderthalb Jahre zu, ohne Don Felix zu ſehen. Sie ſtrebte vergeblich, ſein Andenken aus ihrer Seele zu verbannen, und beweinte die Trennung von ihm, als wäre ſie nur eben erſt erfolgt. Caſandra drang unabläſſig in ſie, ſich zu verheirathen. Wie hätte ſie es aber vermocht, ſo lange Don Felix lebte, und nun das einzige Hinderniß einer Verbindung mit ihm, Fulgencia, nicht mehr im Wege ſtand!

Um dieſe Zeit ward Caſandra zu einer vierzehntägigen Abweſenheit von Madrid genöthiget. Sie wollte Dianen, die gar nicht geneigt ſchien, ſie zu begleiten, nicht geradezu zwingen, mit ihr zu gehen, und empfahl ihr nur, derweil ſie allein ſei, mit ſich über irgend einen Lebensplan einig zu werden. Sie ermüde endlich an den Zudringlichkeiten der vielen Freier und werde ihre Hand gänzlich von ihr ziehen, wofern ſie bei ihrer Wiederkehr noch nicht für einen entſchloſſen ſei. Sie ging und ließ das Mädchen in Betrübniß zuruck, gegen ihre Wohlthäterin undankbar ſcheinen zu müſſen.

Spät eines Abends, wie Diana eben des Geliebten Abweſenheit und ihr Schickſal beweinte, ſchlich ein Mann zu ihr an den Balkon, der mit einer Botſchaft von einer ihrer Freundinnen beauftragt ſein wollte, ihr aber, wie er gewiß war, Dianen wirklich vor ſich zu ſehen, ein Blatt einhändigte, das ihm bei ſeiner Abreiſe aus Indien ein Kavalier heimlich für ſie mitgegeben habe. Beſtürzt las Diana die Ueberſchrift, an der ſie erkannte, daß es von ihrem abweſenden Geliebten ſei, und antwortete, bevor ſie es eröffnete: Ich denke, ihr habt in meinen Augen meine Seele geleſen, und verhehle euch das Vergnügen nicht, ſo ich über eure Kunde empfinden muß. Um den Leuten meines Hauſes keinen Verdacht zu geben, verweile ich aber um ſo weniger, als die Sehnſucht, zu erfahren, was Don Felix ſchreibt, mich keine Rückſichten auf euch nehmen läßt. — Ich habe euch viel von ihm zu erzählen, wenn ihr mir Gelegenheit gebt, euch ohne Zeugen zu ſehen, erwiederte der Bote. — Am Tage iſt es unmöglich, meinte Diana, denn ich habe viele Aufpaſſer, die Don Felix Neigung nicht begünſtigen. Ermüdet ihr aber nicht in eurer Gefälligkeit gegen mich, ſo kommt dieſe Nacht; durch jenes niedrige Fenſtergitter ſprechen wir uns ungeſtört. Sie ſchieden mit dieſer Uebereinkunft von einander. Diana ging freudvoll in ihr Zimmer zurück, und las den mit Klagen erfüllten Brief ihres Geliebten, der ihr das betrübte, fern von ihrer Schönheit ſeither geführte Leben ſchilderte, jedoch ſeine Zuverſicht ankündigte, ſich nach Verlauf weniger Tage in ihren Armen zu ſehen, und weitere Kunde von ſeinem Entſchluß durch den Boten verſprach.

Derweil Diana Seligkeit in dem Gedanken ihres Glückes empfand, kam die Nacht und Stunde heran, worin ſie von Don Felix mehr erfahren ſollte. Wie ſie an das Gitterfenſter herabgekommen war, ſah ſie dicht daran gedrückt einen

Menſchen ſtehen, der bei dem Geräuſch, das ſie verurſachte, aufmerkend, zu ihr ſprach, der Saumſeligkeit wenigſtens verdiene er nicht angeklagt zu werden, denn er erwarte ſie ſchon zwei Stunden lang. — Ich verſichere euch, erwiederte ſie, daß ich auch meinerſeits nicht aus Sorgloſigkeit zögerte. Ich ließ aus Vorſicht erſt alle Leute des Hauſes zu Bette gehen, um ohne Furcht bei euch zu ſein. — Ohne Furcht, entgegnete der Mann etwas unruhig, bin ich keineswegs, denn der Liebhaber, welche dieſe Mauern belagern, ſind ſo unzählige, daß ich, die Wahrheit zu geſtehen, in der kurzen Zeit, die ich in dieſer Straße zubrachte, mehr Furcht empfunden habe, als während mancher Jahre, da ich in Mailand dem Feinde vor Augen ſtand. Wäre es darum ſonſt eurer Liebe recht, ſo möchte ich euch wohl erſuchen, daß ihr unſer Geſpräch auf einen andren Tag verſchöbt. Ich bin allein, und ohne die gehörigen Waffen, mich zu vertheidigen. — Ich weiß nicht, ſagte Diana, wann und wo meine Augen irgend wem Gelegenheit gegeben haben, dieſe Fenſter verwegen anzuſehen. Ich kann euch verſichern, ſeitdem Don Felix von hier gegangen iſt, habe ich ſogar den Muth und die Luſt nicht gehabt, in einen Spiegel nach meiner Schönheit zu ſehen. Er gab mich zu ſehr dem Kummer der Eiferſucht und Sehnſucht preis, und ich erlebte außer heute noch keinen heiteren Augenblick. Ich ſage euch dies, damit ihr nicht glaubet, ich habe an der Narrheit eines einzigen Menſchen, der ſich hier herumtreibt, Theil. Was eure Furcht angeht, ſo mag ich euch eben ſo wenig einer Gefahr ausſetzen, als dieſe Nacht hinbringen, ohne von Don Felix zu ſprechen. Sehet ihr alſo Niemand in der Nähe, ſo tretet an dieſe Thür, öffnet ſie hier mit dem Schlüſſel und kommt zu mir herein, wo ihr mir mit größerer Sicherheit vor Tagesanbruch erzählen ſollt, was ich wiſſen will. Der Fremde that, was ihm Diana hieß, und ſtand plötzlich in ihrem Zimmer als Don Felix vor ihr, der ſie in die Arme ſchloß und eine lange Weile kein Wort ſagen konnte. Diana betrachtete ihn wieder und wieder ſo erſtaunt, daß ſie ihn faſt mit Beſorgniß umarmte, er möge nur eine Erſcheinung ihrer Einbildungskraft ſein, die zuweilen den erſehnten Gegenſtänden der Erinnerung vor den Augen Geſtaltung leiht.

Um ſie der Zweifel zu entheben, erklärte ihr Don Felix nach den erſten begrüßenden Liebesworten ſeine Gegenwart. So wie ich, ſagte er, Fulgenciens Entſchluß gegen mich erfahren hatte, theuerſte Diana, hielt ich für beſſer, mich nicht der Strenge der der Ehre eines Weibes Schutz verleihenden Geſetze blos zu ſtellen, und begab mich in das Haus eines Freundes, um von da meine Flucht zu bewerkſtelligen. Der Freund beſtimmte mich, den Ausgang der Sache in Madrid abzuwarten und unterdeß nicht aus dem Zimmer zu gehen. Fulgencien um ſo mehr die Hoffnung zu benehmen, jemals die meinige zu werden, ſchrieb ich Caſandren jenen Brief, angeblich aus San Lucar. Ich erfuhr, daß Fulgencia mit der Zeit Nonne geworden und ſchon eingekleidet war, und verſprach mir, nun aller Beſorgniſſe ledig, den gewiſſen Beſitz deiner himmliſchen Schönheit. Als ich eben wieder öffentlich erſcheinen wollte, empfing ich die Nachricht, Caſandra werde einige Tage abweſend ſein. Damit ſie nicht abermals unſere Liebe hindere, blieb ich verborgen, bis ſie abgereiſt war, und ſandte dir geſtern meinen Brief. Dies iſt die kurze Geſchichte meiner Trennung von dir. Ich bete dich, deine Tugend und Standhaftigkeit, wie immer, an, und bin bereit, dir mein Wort zu erfüllen. Es hindert mich keine Caſandra und keine Fulgencia mehr.

Die ſchöne Diana glaubte ſich nun ihr vieles, in Freuden ausgehendes Leid reichlich vergolten. Sie ſagte zu Don Felix, ſie ſei von ſeinem Verlangen befriediget und er möge Anſtalten treffen, vor der Rückkehr ſeiner Mutter ihre Verbindung durch die Trauung zu vollziehen. Don Felix bezeigte ihr ſeine feurigſte Dankbarkeit für dieſe Geſinnungen. Er eilte ſogleich zu ſeinem Freunde, kehrte mit ihm, einem Diener und dem Pfarrer des Sprengels bald zurück und blieb, nach vollzogener Zeremonie, mit ſeiner beglückten, ſehnſuchtvollen Braut allein.

Die unſelige Caſandra erſchrak auf den Tod, wie ſie bei ihrer Wiederkunft ſo unvorbereitet ihren Sohn als Dianens Gatten fand. Um ſich nicht verdächtig zu machen, billigte ſie den gethanen Schritt. So oft ſie aber allein war, löſte ſie ſich, voll des Bewußtſeins, ſie trage die ganze Schuld des Geſchehenen, in endloſes Weinen auf, und verlor faſt den Verſtand darüber, daß ſie es mußte geſchehen laſſen, blieben die Neuvermählten ſtundenlang in Freiheit bei einander. Zwei Jahre lebte ſie unter ewigen Thränen und in tiefſter Traurigkeit, bis ihr mit dem Tode die Erlöſung kam. Eine an ſich geringfügige Krankheit reichte hin, ihr Leben zu endigen, weil dazu kein heftiger Anlas bei dem erforderlich iſt, der ſterbend lebt. Don Felix beweinte ſeiner Mutter Tod, doch mehr den Kummer, den er ihm mittelbar bereitete. Denn als Caſandra mit dem Tode rang, rief ſie ihren Sohn zu ſich, entweder falſch von ihrer Dienerin berathen, die um das Geheimniß wußte, oder ſelbſt der Meinung, es ſei die Enthüllung ihre Pflicht. Sie übergab dem Ritter ein Papier und ſagte ihm: Wofern der Name eines Sohnes, Don Felix, irgend etwas über dich vermag, ſo beſchwöre ich dich bei ihm, du wolleſt dies Papier nicht eher leſen, bis ich aus dieſem betrübten Leben geſchieden bin, und bis mein Körper in dem engen Raume ruhet, der unſer Aller endliche Wohnung iſt; dann aber mit Ernſt betrachten und bedenken, daß einzig, was ich dir darinnen ſage, mich in den Zuſtand gebracht hat, worin du mich erblickſt.

Sie ſegnete ihren Sohn tauſendmale, wendete ſich einem Kruzifixe zu, vor dem ſie mit Augen und Herzen verrichtete, was ihre Zunge nicht mehr im Stande war zu thun, und gab ihren Geiſt, die irdiſchen Bande löſend, auf. — Don Felix erwies ſeiner, von allen Anweſenden betrauerten Mutter die letzten Ehren, zog ſich nach dem Begräbniſſe in ſein Zimmer zurück, öffnete das Papier, und las, was mit zitternder Hand darin geſchrieben ſtand: Ich geſtatte dir, Don Felix, daß du mich nach Durchleſung dieſer Zeilen für die unſeligſte und verworfenſte Frau anſiehſt, die jemals auf der Welt geboren ward. Auf daß du dieſe Wahrheit ganz erkenneſt, wiſſe, ich war von ſo entarteter Natur, daß mir alles recht ſchien, was ich that; ich war unkeuſch, unbeſonnen, frech genug, von einem leichtſinnigen Gelüſte beſiegt, meine Augen auf deine Perſon zu werfen. Ich wußte, daß du als ein junger Menſch Liſenen, meiner Dienerin nachſtellteſt, und beredete mit ihr, ſtatt ihrer eines Nachts bei dir zu ſein. Der Betrug gelang; fiel aber ſo unglücklich für mich aus, daß ich mich unmittelbar darauf ſchwanger fühlte und nothgedrungen dich aus Spanien wegſendete. Ich ſelbſt entfernte mich ſo lange aus Madrid, bis ich mit Dianen niederkam, die du als Gattin beſitzeſt, die deine Tochter, weil du ſie erzeugteſt, deine Schweſter aber, als meine Tochter iſt. Du erklärſt dir nun, warum ich ſo vielfach deiner Liebe entgegen war, obgleich mein Widerſtand zuletzt meinem Unglück erlag. Ich habe es dir ſagen müſſen, damit du ein Mittel ſucheſt, deine Seele zu retten, und nicht länger Himmel und Natur als eine Heide beleidigeſt.

Unter tauſend Seufzern las Don Felix dieſen Brief zu Ende, hielt ihn ins Feuer, damit ſeine Bruſt allein die Vertraute ſeines Unglücks ſei, und warf ſich auf das Bett, indem ſein Schmerz ihn dergeſtalt überwältigte, daß jedermann ihn mitleidend in der Meinung tröſtete, der Tod ſeiner Mutter betreffe ihn ſo ſchwer.

So wie kein Menſch von Sinnen weiß, was er thut, noch beachtet, was man zu ihm ſagt, ſo hörte und ſprach Don Felix auch kein Wort und wußte ſogar nicht, was mit ihm vorgegangen war. Die troſtloſe Diana trat zu ihm und zahlreiche Thränen rannen ihre farbloſen Wangen hinab, den Waſſertropfen von den Blättern der Lilie oder weißen Roſe gleich. Sie flehte den Gatten an, ſie nicht ſo grauſam ſchnell zu verlaſſen, da er doch wiſſe, ihr Leben überdauere nicht das ſeinige. Der Unglückliche blickte auf das geliebte Weſen, deſſen Stimme ihm durch die Seele ging. Die Furcht aber, ſie mit den Augen des Gatten anzuſehen, wofern er ihre Liebkoſungen duldete, trieb ihn, wie von einem Gegenſtande des Haſſes, von ihr hinweg, hinaus auf das Feld, wo er laut über die Grauſamkeit ſeiner Mutter ſchrie, die ihre Schande hätte verſchweigen und ihn in der Täuſchung leben laſſen können. Er brachte den ganzen Tag wie außer ſich, beſtürmt von troſtloſen Einbildungen, hin, fand aber keinen Weg ſein Gemüth zu beruhigen. Seiner Gattin konnte er das Geheimniß nicht anvertrauen. Es hätte ſie empört, und war für eines Weibes Bruſt zu verhängnißvoll. Gelegenheit zu einem neuen Verbrechen gab er, hätte er länger mit ihr gelebt. Aus ihren Augen ſich zu entfernen, vermochte er nicht; länger in ihrer Geſellſchaft zu leben, ohne die Sehnſucht eines Liebhabers zu befriedigen, die Pflicht des Gatten zu erfüllen, hätte Dianen argwöhniſch gegen ſeine Liebe gemacht. Der Rathloſe ſah alſo überall Schwierigkeiten und Hinderniſſe, und befand ſich in der allergrößten Verwirrung, in der jemals ein Menſch geweſen iſt. Der Anblick der weinenden, verzweifelnden Diana betrübte ihn am tiefſten und durchſchnitt ihm das Herz. Der Kummer über ihren Zuſtand ging ſo weit, daß er ſeine Geſundheit zerrüttete. Wie ein heftiges Fieber bei Herzensleiden immer lebensgefährlich wird, ſo gab Don Felix, unter dem tödlichen Drucke ſeiner Betrübniß, nach und nach ſein Leben auf. Menſchliche Hülfe reichte gegen ſein Uebel, deſſen Heilung nur im Himmel ruhete, nicht aus, und er ſtarb binnen zwanzig Tagen. So groß iſt alſo die Kraft eines in die Seele gewurzelten Grames. Gerade wenn er unterdrückt wird, weiß die Seele am beſten, wie ſie fühlen ſoll. Dianens Zuſtand läßt ſich nicht beſchreiben. Um nie von dem Glücke fremder Ehen zu hören, und ihr Märtirerthum zu erhöhen, nahm ſie ſich vor, ſich, nach ihres Gatten Tode, gänzlich dem Himmel zu weihen, und beſchloß ihr Leben in einem Kloſter, wo ſie die Bewunderung Aller, die ihre Tugend kannten, erntete.

Möge dies Beiſpiel allen Frauen zur Warnung dienen, die leichtſinnigerweiſe die Natur beleidigen. Es geht aus ſolchen Handlungen nichts als Tod, Thränen und Reue hervor. Sie beſudeln aber auch, was ſchlimmer als Alles iſt, die Seele, und verhöhnen die göttliche Gerechtigkeit.

Antonio Francesco
Grazzini geb. 1503

VII.

Verständig geträumt!

Liſabetta, die Tochter der Frau Laldomine degli Uberti, einer edlen und reichen Witwe in Florenz, war nicht gerade zu tugendſam, aber wunderſchön. Es ward ihr deshalb von vornehmen Jünglingen nachgeſtellt und geliebäugelt, und unzählige verlangten ſie, in Anſehung der Ausſteuer und einſtigen Erbſchaft von ihrer Mutter zur Ehe. Aus allzugroßer Sorge, ihre geliebte Tochter gut zu verheirathen, konnte ſich die Mutter aber nie entſchließen, ſie von ſich zu geben, denn ſie ſuchte einen jungen, ſchönen, adlichen, reichen, klugen und geſitteten Mann, und fand keinen nach ihrem Sinne, da jedem immer wenigſtens eine dieſer Eigenſchaften mangelte. Inzwiſchen verliebte ſich Liſabetta heftig in einen jungen, Aleſſandro genannten Menſchen, der in dem Nachbarhauſe wohnte, und ſich in jeder Hinſicht für ſie geſchickt hätte, außer daß er arm und nicht vom älteſten Adel war. Er hatte weder Eltern noch Geſchwiſter mehr, und lebte für ſich allein, mit einer einzigen Magd.

Da er den größten Theil des Tages zu Hauſe dem Studium der Wiſſenſchaften oblag, und Liſabetta ſeinetwegen oft an ein Fenſter oder auf den Balkon hinaustrat, ſo gewahrte dies der ſcharfſinnige Jüngling nothwendigerweiſe bald, und ſchloß die Jungfrau dermaßen ~~gegenſeitig~~ in ſein Herz, daß er Tag und Nacht an nichts Anderes als an ſie dachte, die ſeine Leidenſchaft durch ihre verliebten Blicke tauſendfach ſteigerte, und ihn endlich bewog, den Verſuch zu unternehmen, ob ſie wohl in eine, ſobald ſie ſchnell vollzogen werde, unwiederrufliche Vermählung mit ihm willige. Fällt mir das Glück ſo zu, dachte er, wer lebt zufriedner und glücklicher in der Welt als ich? — Er ſchrieb ihr einen Brief, worin er ihr ſeine ganze Seele öffnete, und Liſabetta gab ihm ihr Herz ohne weiteres Bedenken hin; denn, abgeſehen von ihrer eigenen Meinung, hatte ſie die verſtändigſten Männer Aleſſandros Einſicht und Fähigkeiten bewundern hören, der als ein guter Wirth ihr Vermögen gewiß eher zu vermehren, als zu verſchwenden fähig war.

Sie verſtändigte ſich alſo mit dem Jünglinge, und er ſtieg in der folgenden Nacht, mit Hülfe einer Leiter, von ſeinem Dache auf ihren Altan, wo ſie ſehnſuchtsvoll ſeiner harrete, und die Morgendämmerung beide noch bei Küſſen und zärtlichem Geſpräche fand. Aleſſandro ſteckte an Liſabettens Finger ſeinen Ring, und überließ ihr, wie ſie es verlangte, ganz allein die Sorge, ihre Verlobung zu entdecken und geltend zu machen. Sie trennten ſich endlich, eines gleich zufrieden mit dem anderen.

Frau Laldomine hatte ſich nach langer Wahl entſchloſſen, ihre Tochter an Bindo, den Sohn Meſſer Geri Spina's, eines der vornehmſten Florentiniſchen Bürger zu geben, obgleich er ſehr wenig der erforderlichen Eigenſchaften beſaß. Liſabetta, der dieſe Abſicht nicht entging, kam ihrer Mutter zuvor, und erzählte ihr einſt nach dem Abendeſſen Punkt für Punkt, was zwiſchen ihr und Aleſſandro vorgefallen war. Frau Laldomine ſchalt und zürnte und unterſagte ihr jeden ferneren Gedanken an Verlobung oder Ehe, denn ſie erhalte nun gar keinen Mann. Des andern Morgens brachte ſie mit dem Früheſten die Tochter in ein Kloſter, ließ Meſſer Geri zu ſich kommen, dem ſie alles erzählte, und verabredeten mit ihm wie Liſabetta in Güte zur Vernunft zu bringen, oder nach Rom zu ſchreiben ſei, um von dem Pabſte den Befehl zu erkaufen, daß der Vikar die Verlobung bei Strafe der Exkommunikazion vereitele. Das Gerücht von dieſen Schritten verbreitete ſich, und der fehlgeſchlagene Liebeshandel ward zum Stadtgeſpräche. Der tiefbetrübte Aleſſandro verlor ſchon die Hoffnung, ſeine Geliebte jemals zu beſitzen; denn Meſſer Geri hatte ernſthaft mit ihm reden laſſen und ihn ſo eingeſchüchtert, daß er nichts zu unternehmen wagte. Er begriff gar nicht die Meinung und Zuverſicht ſeines Mädchens, das der Einwilligung ihrer Mutter ſo gewiß geweſen war. Liſabetta aber, die das Kloſter nicht verlaſſen durfte und Niemand mit Aufträgen oder Briefen an den Jüngling abſenden konnte, hegte Zweifel an ſeiner Standhaftigkeit, und Beſorgniſſe, er möge aus Furcht vor Meſſer Geri's Anſehen und Gewalt auf ſie verzichten. Die unerwartete Maasregel ihrer Mutter hatte ſie ſehr übler Laune gemacht, und ſie dachte Tag und Nacht nur daran, ihre Wünſche dennoch zu erfullen. Tauſend Gedanken, tauſend verſchiedene Mittel und Wege erwog ſie ſtündlich in ihrem Sinn; zuletzt blieb ſie bei einem ſtehen. Sie ging zu der Aebtiſſin und ſagte, ihr Gewiſſen laſſe ihr gar keine Ruhe mehr, es treibe ſie an, von dem armen Aleſſandro abzuſtehen, und ihrer Mutter zu Willen des reichen Bindo Frau zu werden. Nach reiferem Bedachte wolle ſie alles thun, was Frau Laldominen gefällig ſei. Der Aebtiſſin war dieſer Entſchluß äußerſt lieb, und ſie ließ ihn augenblicklich der Mutter wiſſen, die voller Freuden in's Kloſter eilte, mit Zärtlichkeit ihre Tochter küßte und in die Arme ſchloß und ſie deſſelben Abends noch in der Abſicht mit ſich nahm, am nächſten Morgen Meſſer Geri zu ſich zu beſcheiden, um die nöthigen Anordnungen zur Hochzeit zu veranſtalten. Liſabetta, die im Vorzimmer geſchlafen hatte, ſtand, ſo wie die Morgenröthe durch die Fenſtergatter ſchien, zu Ausführung ihres Vorſatzes auf, und ging eilig und ſcheinbar ſehr erſchreckt in das Schlafzimmer ihrer Mutter, zu der ſie mit bebender Stimme ſprach: Meine liebe gute Mutter, ich habe ſo eben einen böſen Traum gehabt, über den ich noch wie ein Espenlaub vor Furcht zittere. — Was ſoll ich dabei thun? erwiederte Frau Laldomine, denke nicht mehr daran. Du weißt ja, das Sprichwort ſagt: Träume ſind Schäume. — Ach, nein! nein! ſagte Liſabetta. Ihr wißt nicht was ich ſah. Aber laßt euch nur ſagen, es geht euch auch mit an; deshalb möchte ich gern, wir dächten zuſammen darüber nach. — Was iſt wegen eines Traumes groß zu überlegen? fiel die Mutter ein, und kam auf das Kapitel, wohin das Mädchen ſie haben wollte. Wenn du willſt, laſſe ich Bruder Zaccaria, unſren Beichtiger kommen, der ein halber Heiliger und großer Traumdeuter iſt. — Ei ja, dafür würde ich euch recht dankbar ſein, meinte Liſabetta, ſchickt zu ihm, es kommt mir eine Ewigkeit vor, bis ich die Sorge los bin.

Frau Laldomine trug einer Magd auf, nach Santa Croce zu gehen und dem Bruder Zaccaria zu ſagen: er möge doch wegen einer Sache von Wichtigkeit gleich zu ihr kommen. — Es war dieſer Bruder ein Geiſtlicher vom beſten Rufe, und mehr voll Menſchenliebe als Gelehrſamkeit, ein einfältiger, frommer Mann, der unmittelbar nach erhaltener Botſchaft den Weg zu Frau Laldominen einſchlug, und ſie, ſeiner gewärtig, noch mit Liſabetten in der Schlafſtube antraf. Die Frauen gingen ihm mit ehrerbietigem Gruß entgegen, ließen ihm einen Stuhl reichen und ſetzten ſich ihm gegenüber, deſſen Begleiter im Saale wartete. Die Mutter hub folgendermaßen an: Ihr werdet euch verwundert haben, Herr Pater, daß wir ſo frühen Morgens und ſo eilig zu euch ſchickten. Meine Liſabetta hat aber einen Traum gehabt, der ſie ſehr zu fürchten macht, und um deſſen Auslegung ſie euch als ihren wohlmeinendſten Rathgeber erſuchen will. — Mit Hülfe Gottes, Schweſter, und um euch gefällig zu ſein, erwiederte der Geiſtliche, werde ich ſoviel ſagen, als ich ſelber weiß, und der Himmel mir offenbaren will. Zuvörderſt muß ich euch nur erinnern, daß es Thorheit iſt, macht man ſich zu viel Sorge um Träume, oder ſetzt zu viel Glauben darein, denn ſie ſind faſt immer falſch. Hinwieder ſoll man ſie freilich nicht ganz verſpotten und verachten, denn zuweilen treffen ſie ein und bewähren ſich, wie viele Stellen des alten und neuen Teſtamentes Zeugen ſind. So lieſt man, wie ihr wißt, vom Pharao und ſeinen ſieben magern und ſieben fetten Kühen, und von den Kornähren. Und Sanct Lucas ſagt im Evangelium, daß dem Joſeph ein Engel im Traum erſchienen ſei und ihm geheißen habe, mit der Jungfrau und Chriſtus damals nach Egypten zu fliehen, als Herodes ihn tödten wollte.

Nach dieſer Rede wendete er ſich zu dem Mädchen und bat um Mittheilung des Geſichts. Liſabetta ſchlug die Augen zur Erde nieder, ließ ſich vom Bruder Zaccaria und ihrer Mutter die Zuſage geben, ſie nicht zu unterbrechen, und ſie ruhig bis zu Ende anzuhören, und hub mit Zittern und Zagen an: Geſtern Abend, nachdem ich ſpäter als gewöhnlich zu Bett gegangen war, geſchah es mir, daß ich auf mannigfache Gedanken gerieth und ſann und ſann, ſo daß ich lange kein Auge ſchloß. Wie ich endlich eingeſchlafen war, ſchien es mir, ich ſei vor dem Thore San Friano, an des Arno Ufer, das grünte und blühete, und ſetze mich in das zarte friſche Gras unter den kühlen Schatten eines Baumes. Während ich allda mit unausſprechlichem Vergnügen und Wohlſein in das klare Waſſer ſah, und auf das Gemurmel der ſanft hinplätzſchernden Wellen horchte, ſtand plötzlich ein großer Wagen vor mir, halb weiß wie Elfenbein, halb ſchwarz wie Ebenholz, vor dem rechts eine große, ſchneeweiße Taube, links ein ungeheurer, kohlſchwarzer Rabe geſpannt waren, ſo wie es Pferde und Ochſen vor unſern gewöhnlichen Wagen ſind. Immitten dieſes Wagens befand ſich ein Stuhl, halb weiß, halb ſchwarz, wie überhaupt wunderbarerweiſe Alles an dem Fuhrwerke gearbeitet war, in das ich im träumenden Staunen, weiß nicht von welch unbekannter Gewalt, gehoben ward. Ich ſaß nicht ſo bald darinnen, als die weiße Taube und der düſtere Rabe die Flügel ausbreiteten und ſchneller wie der Wind, mit dem Wagen durch die Lüfte flogen, höher und höher in die Himmel empor. Ich mag die Wunder nicht beſchreiben, die ich ſah, und erzähle nur, daß ich zuletzt in einem geräumigen, runden, ganz nach unſerer Art gebauten Saale war, mitten hinein[illegible]ben eine große Kugel geſtellt. Um die Kugel herum ſtanden auf dreien Stufen wunderſchöne Jünglinge, auf der erſten grün=, auf der zweiten weiß=, auf der dritten rothgekleidete. Furchtſam und erwartungsvoll deſſen, was weiter erfolgen ſolle, ſtand ich da, als plötzlich die große Kugel mit einem Knall aufſprang und einen hohen Lehnſtuhl ſehen ließ, der zu brennen ſchien, und auf dem ein in Feuer gekleideter, mit leuchtenden Flammen gekrönter Jüngling ſaß. Wie er ſein Antlitz mir zuwendete, ertrugen meine Augen nicht ſo vielen Glanz; denn er ſtrahlte tauſendmal heller als die Sonne; ich mußte geblendet ſie zu Boden ſchlagen, und hielt ſie geraume Weile zu. Als ich ſie wieder öffnete und um mich ſah, gewahrte ich, daß ich an dem überirdiſchen Glanz er=

blindet war; hörte aber von der Stimme des Jünglings, die wie der furchtbarſte Donner erklang, ein noch nie vernommenes Wort, das vielleicht auch niemals auf der Welt ausgeſprochen worden iſt, worauf ich fühlte, abermals, ich weiß nicht von wem, getragen und, nachdem ſie mich lange herum gedreht hatten, zur Erde niedergeſetzt zu werden, auf eine grasreiche Wieſe, ſo ſchien es mir. Ich vernahm alsbald eine menſchliche Stimme, die zu mir ſprach: Sei getroſt, meine Tochter, und gedulde dich, du wirſt das Geſicht wieder erhalten. Beim Ton dieſer ſüßen Worte wandte ich mich und wollte antworten, aber die Zunge ſprach, was mein Herz fühlte, nicht aus; ich befand mich nicht allein blind, ſondern auch ſtumm, und erwartete voll Angſt und Kummer, was aus mir werden würde. Da ergriff ein lebendes Weſen meine rechte Hand und gebot: Strecke dich aus, ſo lang du biſt. Gehorſam that ich es, und berührte gleich mit der Stirne den friſchen Waſſerſtrahl eines Quells. Der Unſichtbare führte mir die Hand in's Waſſer und hieß mir, ſie damit an die Augen zu halten und mein ganzes Geſicht mit dem heiligen Quelle zu baden. Ich that es, und, o Wunder! ich konnte wieder ſehen. Wie ich den Blick umhergleiten ließ, ergriff mich ein wunderbares Staunen, mir war als ſolle mir vor Wonne und Freudigkeit das Herz aus dem Buſen ſpringen, und ich ſah einen heiligen Einſiedler vor mir ſtehen, von Anſehn ſchön und ſtreng, das Geſicht blaß und hager, die Augen ſanft und nachdenklich, den Bart dicht und lang auf die Bruſt herabhangend, das Haupthaar wie gelockte Silberfäden über beide Schultern wallend. Er trug ein langes, fein geſponnenes Gewand von der natürlichen Farbe der Wolle, in der Mitte mit zwei geſchmeidigen Binſenſeilen gegürtet, und auf dem Kopfe einen leichten Kranz von friedlichen Oelzweigen. Sein ganzer Anblick erregte Ehrfurcht und Vertrauen. Die Wieſe, auf der ich ſaß, hatte weiches, dunkelgrünes Gras, das ins Braune ſpielte, überall bunt und tauſendfarbig mit den lieblichſten Blumen durchmiſcht. So weit mein heiteres Auge trug, vielleicht noch weiter hinaus, erſtreckte ſich die reizende Ebene, ohne von Bäumen oder Geſträuch unterbrochen zu ſein. Der Himmel darüber leuchtete hell und klar, ohne Sterne, Mond oder Sonne. Der göttliche Greis ließ ſich zu einem erhöhten Sitze an einem über und über mit grünem Epheu bewachſenen Felſen nieder, aus dem ein zweiter, nicht künſtlich in Marmor oder Alabaſter von Meiſterhand gehauener, ſondern von der Natur ſelbſt gebildeter Springquell ſprudelte. Das Becken des einen umkränzten friſche, thauige Lilien, das des andern bleiche, blutgefärbte Violen, das Waſſer des erſteren ſchien weich und milde wie Milch, das des anderen ſcharf und ſchwarz, wie Dinte zu ſein. Derweil ich aufmerkſam all dieſe Gegenſtände betrachtete, ſegnete mich der fromme Greis, und ich hatte die Sprache zurück, warf mich auf die Knie vor ihm nieder und bezeigte ihm in Demuth und Ehrfurcht meine innige Dankbarkeit. Er unterbrach meine Worte und ſagte: Gib ſorgſam auf das, was ich zu deiner Belehrung jetzt thun werde acht. Er nahm mit ſeiner Rechten einen kleinen Stein und warf ihn, zwiſchen den beiden Quellen ſitzend, in die, welche gen Morgen lag; nicht ſobald aber durchſchnitt der Stein die weißliche Fluth, als ihr ein weißes, lockiges Kind entſtieg, mit Sternen und himmliſchem Glanze umſtrahlt, ſingend und lachend, gleichwie beflügelt ſich durch die Lüfte zum Himmel empor ſchwingend, höher und höher, bis es meinen Augen entſchwand. Der Alte ergriff mit der Linken einen anderen Stein und warf ihn nach Abend in den anderen Quell, aus dem, ſo wie der Stein in das trübe Waſſer ſprizte, gleich ein andres Kind ſichtbar auftauchte, ſchwarzgelb und geſchwollen über und über, mit ſengenden Flammen umkreiſt, in denen es ſich wie brennend krümmte und wand. Im nächſten Augenblick that ſich vor mir die Erde zu einer Tiefe auf, in die das Kind ſchreiend und kreiſchend hinabſtürzte. Wie es verſchlungen war, ſchloß die Oeffnung ſich wieder, und wie vorher grünte die Erde und blühete. Nunmehr rief der Mann Gottes mich, die ich halb ſinnenlos über die geſchauten Wunder daſtand, unwiſſend, was ſie bedeuteten, und ſagte zu mir: Wofern du thuſt, meine Tochter, was ich dir ſagen will, ſo wird am Ende deines Lebens deine Seele wie jenes erſte Kind entfliehen, das der milchweißen Quelle da entſtiegen iſt. Brichſt du hingegen, fügte er hinzu, mein und Gottes Gebot, ſo wirſt du und deine Mutter zugleich mit dir, wie das andre, der zweiten Quelle entſtiegene Kind, in die Tiefen der Hölle zu ewiger Verdammniß und Strafe gebannt.

Zwiſchen Furcht und Hoffnung, Schmerz und Freude ſchwebend, erwiederte ich: Gebiete mir, du Diener Gottes, was ich zu thun habe, um dir und meinem Schöpfer wohlzugefallen. Er ſagte: Es gefällt Gott, daß du Aleſſandro Torelli zu deinen Gatten nimmſt, der er rechtmäßigerweiſe iſt, weiter an keine andre Verlobung denkſt, und überdies dem erſten Prieſter, der dir vor Augen kommt, dreihundert Lire gibſt, die er, um Gottes Barmherzigkeit willen, einem armen Mädchen zu ihrer Ausſtattung ſchenken ſoll. Kaum hatte er dies geſprochen, ſo ſchwanden Wieſe, Quellen, der heilige Eremit, ſo wie der ganze Traum plötzlich vor meinen Augen und ich wachte auf. — Sie ſchwieg.

Bruder Zaccaria, der faſt eine halbe Stunde mit geſpannter Aufmerkſamkeit und Theilnahme zugehört hatte, und Wort für Wort Glauben beimaß, da er nicht im entfernteſten dachte, es habe ein ſo zartes Kind ſo ſchlauen Anſchlag ſelbſt erfunden oder ausgeführt, überlegte und erwog den Traum, in Staunen verſenkt, mit ängſtlicher Genauigkeit, und wandte ſich zu Frau Laldominen, die ſich gekreuziget und geſegnet hatte, und eben auf die Tochter losſchelten wollte, mit dem Erſuchen, aus Gunſt für ihn ſtill zu ſein. Er ließ Liſabetten umſtändlich erzählen, was zwiſchen ihr und Aleſſandro vorgefallen war. Unterrichtet, wie ſie von neuem ſich mit Bindo verſprechen und mit Hülfe des Pabſtes die erſte wahre Verlobung rückgängig machen ſolle, meinte er, der Herr Gott habe dem Mädchen aus dieſem Grunde ſolchen Traum verliehen. Er fing alſo Frau Laldominen zu tröſten und zu beſänftigen an, hielt ihr eine ſchöne Predigt über den Eheſtand, und ſchloß mit der Erklärung, daß auf keine Weiſe die Verlobung mit Aleſſandro ungeſchehen gemacht werden dürfe, weil er in Wahrheit von Gott zu Liſabettens Gatten auserſehen worden ſei. Was Gott verbunden hat, ſagte er, ſoll und kann der Menſch nicht trennen, denn die Bande der Ehe ſind ſtärker und unauflöslicher, als der Menſch gemeiniglich denkt. Zu dem Traume zurückkehrend, legte er ihn Punkt für Punkt aus, indem er behauptete, von jenen zwei Quellen ſtelle die weiße den Stand der Unſchuld und Gnade, die ſchwarze den der Bosheit uud Sünde vor. Wie ſie nun beide, vollbrächten ſie den Willen Gottes nicht, am Ende ihres Lebens in den Pfuhl der Hölle verſinken würden, ſtellte er ihnen ſo augenfällig dar, daß Frau Laldomine vor Entſetzen ſchon glaubte, in des Teufels Händen zu ſein. Der gute Pater, eingedenk, wie das Almoſen der dreihundert Lire zu nichte ſei, erhalte Liſabetta ihren Aleſſandro nicht, half der an ſich ſchon vernünftigen Sache, ſo viel bei ihm ſtand, nach, und ſchilderte den Jüngling, der Wahrheit getreu, ſo fleißig, gelehrt, geſittet und gut, daß er Frau Laldominen, ihm ihre Tochter zu gönnen, überredete. Denn, hatte er ihr geſagt, die Tugend iſt der einzige, wahre Reichthum auf dieſer Welt. Eure Tochter iſt ſo ſchon reich und bedarf keines reichen Ehemannes, wohl aber eines rechtſchaffenen, der ihr Vermögen zu bewahren und zu mehren verſteht, und freigebig iſt, bietet ſich die Gelegenheit dar und erheiſcht es die Noth. Ihr findet in ganz Florenz keinen Menſchen, geeigneter als Aleſſandro zu dieſem Zweck, und ſo iſt es nicht minder gerecht als klug, nehmt oder behaltet ihr vielmehr dieſen Sohn. Nachdem alſo Furcht vor angedrohter Verdammniß und gute Worte ſich gleich wirkſam auf Laldominens Sinnesänderung bewährt hatten, blieb ihr das einzige Bedenken, Meſſer Geri zu verabſchieden, durch den ſchon nach Rom geſchrieben, mit dem Vikar geſprochen, und der Magiſtrat der Stadt aufſätzig gemacht worden ſei. Sie wandte beſcheidentlich dem Bruder Zaccaria ein: Ihr habt mich, werther Mann, durch Auslegung des Traumes, wie durch Gründe der Vernunft ſo zu überreden gewußt, und mich mit der Hand darauf gewieſen, wie meine Seele, die mir wichtiger als Alles iſt, und die Seele meiner Tochter in die Hölle kommen würden, daß ich wohl zufrieden wäre, was ihr wollt, zu thun, wüßte ich nur Meſſer Geri zu beſeitigen, der doch nicht gar zu ſehr beleidigt werden darf. — Bruder Zaccaria gab ihr darauf zu verſtehen: Madonna, wo es die Liebe zu Gott und der Seele Heil gilt, muß man weder Bedenken tragen noch Rückſichten nehmen. Ich unterziehe mich, iſt es euch eben recht, der Sache gern, und will zu Meſſer Geri gehen; ich weiß, ich ſtelle ihn zufrieden und erhalte ihn euch freundlich geſinnt. — Ihr würdet mir eine große Wohlthat erzeigen, entgegnete die Frau, ich bitte euch, es zu thun, und wünſche überdies, die ganze Heirathangelegenheit möge durch eure Hände gehen, damit ihr der erſte ſeid, der Aleſſandro meine Einwilligung hinterbringt. Liſabetta wußte ſich vor Freude über dieſe allmäligen Reden gar nicht zu laſſen, und ſagte: Es iſt aber nöthig, daß vor allen Dingen der geiſtliche Vater dreihundert Lire empfängt, um ein gutes Werk an der Verheirathung eines jungen Mädchens zu ſtiften. — Du haſt wohlgeſprochen, Kind, nahm der Bruder das Wort auf, man thut auf Erden nichts Gott Wohlgefälligeres, als übt man Werke der Barmherzigkeit aus. Ihr müßt wiſſen, daß eine Muhme von mir eine gutgezogene, geſittete Tochter hat, die ſchon ſeit zwei Jahren einen Mann haben möchte, und nur noch wartet, weil es ihr an der Ausſtattung fehlt. Ihr Vater iſt ein Weber, der außer ſeiner Frau noch mehr Kinder ernähren muß und kaum die Trauung bezahlen kann. Darum wird euer Werk ein recht chriſtliches bei den Leuten ſein. Frau Laldomine ſtellte dem Bruder einen Zettel über dreihundert Lire an die Bank der Peruzzi aus, und erſuchte ihn, ſobald er ſie abgeholt habe; aus Gefälligkeit für ſie den Gang zu Meſſer Geri zu thun. Zaccaria ging vergnügt, und ließ auch die Frauen, beſonders Liſabetten, zufriedengeſtellt, trug das Geld nach Hauſe, womit er zu gelegener Zeit ſeine Nichte verheirathete, und machte ſich, als es an der Zeit war, zu Meſſer Geri auf den Weg, der aus Ehrfurcht vor ihm und aus Vertrauen in ſeine Vorſtellungen Vernunft annahm. Der Bruder dankte ihm beſtens und kehrte zu den ihn erwartenden Frauen zurück, denen er ſeine Erfolge wiſſen ließ. Aleſſandro, gerade beim Mittagseſſen zu Hauſe, ward herbeigeholt, und mußte ſich zu den Frauen und dem Bruder ſetzen, der ihm zu ſeiner höchſten Freude alles Vorgefallene in einem ſchönen Sermon ankündete, und ihm ſchlüßlich ſagte: es werde dieſen Abend, bei einem ſtattlichen Feſte, in Gegenwart von Verwandten und Freunden ſeine Trauung mit Liſabetten vor ſich gehen. Sie begaben ſich insgeſammt zu Tiſche, wobei ſie ſich über alle Dinge genugſam verſtändigten, und am Abende ward eine prunkvolle Hochzeit angeſtellt, da Aleſſandro denn öffentlich vor den Gäſten als Liſabettens Mann mit ihr die Ringe wechſelte. —

Die näheren Umſtände dieſer Heirath wurden in Florenz bekannt, gefielen Jedermann, und Mutter wie Tochter erndeten Lob ein. Aleſſandro zog aus dem ärmlichen Häuschen in den Palaſt ſeiner Frau, nahm von ihren Reichthümern Beſitz, vernachläſſigte aber nichtsdeſtoweniger nicht ſeine Studien. Er gedieh an Reichthum, Kenntniß und Tugenden, und ward als Bürger ſo geehrt, daß der Staat in wichtigen Fällen auswärts und im Innern öfter ſeine Dienſte anſprach. Geſegnet mit Würden und Kindern lebte er zur Freude und höchlichen Zufriedenheit Frau Laldominens lange Zeit. Und alſo beſiegte ein verliebtes Mädchen durch Klugheit Mißgeſchick, verſchaffte ſich und ihrem Gatten Freuden und dauerhaftes Wohlergehen, ihrem Vaterlande aber Heil und Ruhm.

Anne, Edme Retif de la Bretonne 1734 – 1806

VIII.

Das Fräulein als Lakei.

In Sens, einer Provinzialſtadt Frankreichs lebte ein adlicher Gutbeſitzer der Art, die der wohlhabende Bürger gemeinhin Krautjunker zu nennen pflegt. Dieſer Edelmann beſaß etwa vierzigtauſend Livres Vermögen, das ihm aber nur acht- bis neunhundert Livres jährlichen Zins eintrug, weil ein Theil ſeines Grundſtücks aus Haide und todten Sandſtrecken beſtand. Mit ſo geringen Mitteln mußte er eine Frau von guter Familie, die ihm aber nichts eingebracht hatte, und drei Kinder ernähren, einen Sohn, Stipendiat in einer gelehrten Schule zu Paris, und zwei liebenswürdige Töchter. Die älteſte, Armide des Troches war das reizendſte Mädchen von der Welt: ſchlank wie eine Nymphe, mit goldenem Haar, holdſeligen Augen und einem Munde, den man ohne das liebliche Korallenroth der Lippen gar nicht geſehen haben würde. Unglücklicherweiſe verſah dieſer Reize ſich ein junger, halb unreifer Menſch, ein für Geld gemachter Baron, der Sohn eines Mannes von ſo niederem Herkommen und Stande, daß der geringſte Bürger ſtolz neben ihm ſein durfte. Er hielt um das Fräulein an, und der ſeines Elends müde Vater, gab ſie ihm, indem er glaubte, ſein alter bisher unbefleckter Adel werde die unreine Quelle der Reichthümer des zukünftigen Eidams bemänteln, die ſich überdies unter der Freiherrenkrone barg. Armide konnte den ihr beſtimmten Gemahl nicht ohne Schauder ſehen. Sie erinnerte ſich aus ihrer Kindheit, wie ihr Vater ehedem den hohen Adel ſeines Blutes erhob, mit welcher Verachtung er im Kreiſe ſeiner Familie von unwürdigen Emporkömmlingen ſprach, deren ſchlechteſter doch gegen dieſen Baron erhaben war. Des ungeachtet hätte ſie ja geſagt. Aber die Verwandten ihres Bräutigams kamen nach Sens; ſie erblickte einen wahren Bullenbeiſer, den Schwiegerpapa, ein freches Hallenweib, die Schwiegermama, junge ſchäkernde Dirnen, die künftigen Schwiegerinnen, und hätte den Tod lieber, als das ihr beſtimmte Loos erwählt. Armide flüchtete zu ihrer Mutter, warf ſich zu Füßen der edlen Frau, die ihre Thränen mit denen des geliebten Kindes vereinigte, ihr aber nichts andres als Gehorſam anrieth, da ſie, an die ſtrenge Herrſchaft ihres Mannes gewöhnt, ihren Willen ſtets ſeinem unterordnete. Ja ſie mußte bei Armidens Widerſtand ihr endlich ſagen, Unterwerfung ſei ihre Pflicht. Die Unglückliche hatte nicht den Muth zu ihrem Vater zu gehen. Der Tag der Hochzeit kam näher. Da wandte ſie ſich an die Schweſtern des Barons, trotz deren Unausſtehlichkeit, um Erkundigungen über die alleinſtehenden Frauen in Paris einzuziehen. Sie vernahm nichts tröſtliches. Sie ſprachen von hübſchen Mädchen, denen reiche vornehme Herren ihr Glück machten, von talentvollen, die auf den verſchiedenen Bühnen figurirten, und lobten deren Gewerbe, das gegenwärtig zu hohem Anſehen geſtiegen ſei. — Gibt es in Paris aber nur leichtfertige Dirnen oder Schauſpielerinnen? Was fängt ein ehrbares Mädchen ohne Geld und Verwandte dort an? — Wenn ſie nicht nähen oder Putz machen will, der zweideutigſte und elendeſte Erwerb vor allen, ſo muß ſie in Dienſte gehen. — Solche Nachrichten dienten Armiden alſo nicht zur Beruhigung. Sie that ähnliche Fragen an ihre Mutter, die Alles beſtätigte und ihr die Gefahren eines hübſchen, jungen, armen und verlaſſenen Mädchens in dieſer Stadt ſo erſchrecklich ſchilderte, daß ſie noch furchtſamer ward. Zur Flucht war ſie entſchloſſen. Aus Allem, was man ihr geſagt hatte, konnte ſie abnehmen, daß in der Kleidung ihres Geſchlechtes keinerlei Sicherheit für ſie zu finden ſei, mithin faßte ſie ſich kurz und gut.

Eines Tages, es war der dritte Tag vor der Hochzeit, hatten die Herren des Troches, Vater und Sohn, den jungen Baron nebſt ſeinem vierſchrötigen Vater, ſeiner würdigen Mutter und dem züchtigen, als Amazonen gekleideten Schweſternpaare, auf die Jagd gefühtt. Armide hatte ſich unter dem Vorwand einer Unpäßlichkeit, manchen drohenden Blick ihres Vaters ertragend, von der Partie los gemacht. Madame des Troches war mit Vorbereitungen zum Feſte beſchäftiget, Armide alſo unbeachtet und frei.

Da zog ſie eines der abgetrageneren Kleider ihres Verlobten an, ſteckte ihre wenigen Sparpfennige zu ſich, ſchlich aus dem Hauſe und warf ſich in ein Kariol von Villeneuve-la-guiarre, mit dem ſie, ohne anzuhalten, bis Montereau-faut-Jonne, acht Stunden weit fuhr, bevor ſie zu Hauſe von Jemand vermißt worden war. Ein anderes Kariol brachte ſie nach Melun, wo ſie das Marktſchiff beſtieg, welches ſie in dem Aufenthalte der Freiheit, in Paris ausſetzte. Sie entfernte ſich in einem Fiaker ſofort von dem Hafen Saint-Paul, und trug dem Kutſcher auf, vor ein Dienſtbotenamt zu fahren. Der Kutſcher wohnte auf der Straße de l'Arbre ſec und fand es am bequemſten, den jungen Menſchen vor das Hotel d'Aligre auf der Straße Saint-Honoré zu bringen, wo er ihn ausſteigen ließ. Armide war bis in die

Mitte des Hofes gelangt, als eine prächtige Equipage hereinraſſelte. Der junge Menſch drehte ſich herum, und bot zwei ausſteigenden Damen den intereſſanteſten Anblick dar. Sein ſchönes blondes Haar, das er auf dem Marktſchiffe geflochten hatte, war auf dem Hinterkopfe mit einem Kamm feſtgeſteckt, und fiel in Ringellocken auf die Schultern hernieder; ſein ſanftes durch Betrübniß ſchmachtenderes Auge und ſein ganzes Weſen konnte nicht geeigneter ſein, allen Frauen die Köpfe zu verdrehen. Die ältere Dame ſagte zu der hübſcheren: da iſt gleich etwas fur Sie, Markiſe, wenn der Burſche einen Dienſt ſucht; ſein Geſicht gefallt mir. — Die junge Dame ſah ihn nachläſſig an: er iſt mir zu jung. — Er wird älter werden. Freund, ſucht ihr einen Dienſt? — Ja, gnädige Frau. — Ich nehme euch für die Frau Markiſe hier an. — Könnt ihr euch auf Jemand berufen, junger Menſch? — Ich ſage für ihn gut, fiel die erſte Dame ein. — Aber, liebſte Freundin, es wäre Unklugheit .....—. Gnädige Frau, ſagte Armide, ich komme im Augenblick aus der Provinz hier an. — Im Augenblick, rief die Aeltere, du haſt alſo Paris noch nicht geſehen? — Nein, gnädige Frau. — Sie muſſen ihn nehmen, Liebe, ſonſt nehme ich ihn ſelbſt. Ich will Ihnen etwas ſagen, Markiſe, Sie brauchen einen Kammerdiener: nehmen Sie ihn. Steht er Ihnen nach einigen Tagen nicht an, ſo zieht er zu mir. Er muß aber auf der Stelle mit uns.

Die Markiſe hatte nichts mehr einzuwenden. Sie winkte dem jungen Menſchen, hinten aufzuſteigen, wo ihm von den anderen ihn begrüßenden Lakeien, die Imperiale eingeräumt ward, und der Wagen fuhr in's Hotel der Gebieterin zurück.

Von dieſem Abend an trat Armide unter dem Namen Champagne, ihr Amt als Kammerdiener der Markiſe an, der ſie eben ſo wohl wie ihrer Freundin gefiel. Das gute

Vorurtheil der Vicomteſſe widerlegte ſich nicht, und man konnte keinen eifrigeren Bedienten als Champagne ſehen. Gewandt durch die Natur ſeines Geſchlechtes, ermuthiget von dem ſeiner Herrin, errieth Champagne jeden Wink und Blick, und hatte er vorher für ſich eingenommen, ſo ward er nach Verlauf von acht Tagen geliebt, war jede andere Bedienung als die ſeinige unerträglich und wurde ihm ſogar das Amt der Kammerjungfern zuertheilt. Das war noch nicht Alles. Seine Unterhaltung bezauberte die Markiſe; der neue Lakei hatte ſo gar nichts von den Sitten, der Denkungsart, der ungeſchliffenen Sprache ſeines Gleichen. Seine Ausdrücke waren anſtändig, gewählt; niemals entſchlüpfte ihm ein Wort, das nicht aus dem Munde jedes wohlgezogenen, jungen Mädchens hätte gehört werden können. Dieſe Bemerkungen machte die Markiſe alſobald. Nach den acht Tagen kam die Vicomteſſe zum Beſuch, und ihr erſtes Wort war, wie es mit ihrem Schützlinge gegangen ſei. — Nun, ſagte die Markiſe mit Unparteilichkeit, ich bin zufrieden mit ihm. Und ohne der Vicomteſſe die Mühe zu laſſen, weitere Fragen zu thun, erzählte ſie ihr alles haarklein. Sehen ſie wohl? Ich ſah es dem Menſchen gleich an; er hat eine ſo ausdrucksvolle Phyſiognomie! Alſo behalten ſie ihn? — Allerdings. Er gefällt Jedermann, und Zephirette ſcheint ganz vernarrt in ihn zu ſei[illegible] — Die Kammerjungfer Zephirette, der nur die Wahl blieb, auf Champagne eiferſüchtig oder in ihn verliebt zu werden, hatte wirklich das letztere Gefühl vorgezogen und ihm ihr Herzchen zugewandt. Das freut mich ungemein. Aber laſſen Sie ihn doch ſehen, meinte die Vicomteſſe. Die Markiſe klingelte und Champagne erſchien. Eine liebliche Röthe überzog des Mädchens Geſicht, als es ſeiner Beſchützerin anſichtig ward, und in der erſten Bewegung machte ſie eine halb männliche, halb weibliche Verbeugung, die den

Damen viel zu lachen gab. Die Zartheit ihrer Züge, die Friſche und Weiße der Haut rührten die Vicomteſſe. Sie vergaß ſich einen Augenblick und nahm die weiche, niedliche Hand Champagne's in die ihrige: deine Herrin iſt mit dir zufrieden, mein Sohn, das freut mich ſehr, weil ich dich vertreten habe. Fahre ſo fort, und es wird zu deinem Glücke ſein . . . Aber, mein Gott, welch feine Haut! Er erröthet ja! ich habe dieſe Schüchternheit recht gern. Champagne küßte, aus allzubedachtloſer Dankbarkeit, die Hand der Vicomteſſe, die mit einiger Bewegung ſie ihm entzog und zu der Markiſe ſagte: ſchicken ſie ihn fort. Der arme Junge iſt gewiß nicht für den Stand, in dem er lebt, geboren. — Ach! Frau Vicomteſſe, ſagte Champagne, indem er ging, ich habe über mein Schickſal nicht mehr zu klagen, ſeit mir das Glück geworden iſt, ihnen zu gefallen und im Dienſte der gnädigen Frau zu ſtehen. Als er fort war, ſprach die Vicomteſſe: Es iſt wahr, der Menſch intereſſirt. Hätten wir ihn nicht zufällig geſehen, ſo möchte ich faſt glauben, er ſei — aus Neigung in ihrem Dienſt. — Welcher Gedanke! ſie ſind manchmal ein wenig romanesk! — Das Romaneske iſt aber manchmal natürlicher als man denkt. Brachte nun zwar die Eiferſucht der niedlichen Zofe Champagne keine Gefahr, ſo war es nicht alſo mit der der koketten Kammerfrau und der männlichen Dienerſchaft. Vorzüglich ein Lakei, deſſen Amt bisher geweſen war, der gnädigen Frau Gebetbuch und Kniepolſter nachzutragen, wann ſie in die Kirche ging, empfand ſehr übel, daß daſſelbe Champagne'n überlaſſen und er wieder als Schleppträger angeſtellt ward. Nicht etwa, daß ihm dies Geſchäft unlieb geweſen wäre, denn ihre Leute verrichteten der Markiſe mit Vergnügen jeden Dienſt. Briaſſon erſtickte aber vor Neid, einen andern ſich vorgezogen zu ſehen, und der Unwille ſeines Herzens brach in einem vertraulichen Zwiegeſpräche mit der Kammerfrau aus. Sie erhöhten ſich beiderſeits ihren Aerger über den Unſchuldigen und brüteten einen Plan aus, wie er ohne Nachtheil der gnädigen Frau zu verderben ſei. Zu dem Ende beobachteten ſie Champagne auf jedem Tritt und Schritt und verfertigten nach und nach ein Sündenregiſter ſeiner Vermeſſenheiten, worin es unter anderm hieß: heute hat er die gnädige Frau ohne ihr Wiſſen eingeſchnürt, denn ſie rief erſt Zephiretten und dann Barben, mich. Er machte Mienen dabei, die Ohrfeigen verdient hätten, aber die gnädige Frau ſah ſie nicht. — Heute zog er der gnädigen Frau die Schuhe an, warf ſich, wie ſie unwillig über ihn klagte, die Schnalle drücke ſie, und Zephiretten rufte, vor ihr auf die Kniee, nahm wider ihren Willen ihren Fuß und rückte die Schnalle daran zurecht. — Er hat die gnädige Frau auch gekämmt, und zwar ſo leiſe und ſanft, daß ſie es ſich gefallen ließ, weil eben weder Zephirette noch Barbe zugegen war. — Es läßt ſich kaum ſagen, was er ſich heute unterſtanden hat: er hat Fächer und Handſchuhe der gnädigen Frau, nachdem er ſie ihr abgenommen, hinter ihrem Rücken an den Mund geführt. — Heute ſtieß er gar Zephiretten hinweg, um der gnädigen Frau, wie ſie aus der Oper kam, die Schuhe auszuziehen. — Der Unverſchämte blieb heute eine halbe Stunde im Kabinet der gnädigen Frau, obgleich ſie ihn von Zeit zu Zeit ſehr ſtreng anſah, und ſchwatzte und lachte, bis ſie gezwungen war, ihn kurz abzufertigen. — Im Grunde waren dieſe Anklagepunkte wahr; aber Champagne blieb immer ſchüchtern und ehrfurchtvoll, was ſeine beiden Feinde ſich hüteten zu ſagen. Er that nichts, wozu er nicht von einem Blick ſeiner ſchönen Gebieterin aufgefordert worden wäre. Die Markiſe hatte allerdings ſein Eifer und ſeine Ergebenheit gerührt, aber ihr Gefühl war eher Freundſchaft als Liebe, und nur durch die Vicomteſſe lebhafter, die ihn eigentlich liebte und ſich weniger Zwang gegen ihn anthat, da er nicht ihr Bedienter war. Eine Frau, die das Beiſpiel einer andern ermuntert, geht ſtets weiter, als ſie allein gehen würde. Wie ſich alſo die Markiſe geſtehen mußte, ſie ſei in Champagne verliebt, erſchrak ſie heftig und ihr Stolz empörte ſich auf das Aeußerſte. Zwar beruhigte ſie ein wenig des jungen Menſchen Beſcheidenheit, die niemals die Grenzen des Anſtandes überſchritt, doch nahm ſie ſich zur Strafe ihrer zärtlichen Gefühle und ihrer Schwachheit gegen ihn vor, Zephirettens Neigung zu begünſtigen. Der kleinen Zofe Herz hatte keine Urſache, ſich Gewalt anzuthun, und kannte in dem Feuer ſeiner Leidenſchaft bald keine Schranken mehr. Eines Tages, an dem Champagne dem Mädchen, das er gern hatte, beſonders freundlich geweſen war, faßte ſie mithin einen raſchen Entſchluß, von dem die Markiſe durch einen Zufall in Kenntniß geſetzt wrude. Inzwiſchen hatten aber auch die beiden Eiferſüchtigen ihren Anſchlag ausgeführt. Der Lakei erbat ſich nehmlich eines Morgens geheimes Gehör bei ſeinem Herrn. Der Markis fragte ihn verwundert was er wolle; Briaſſon beſtand aber ſo lange auf ſeiner Bitte, bis der Herr ſie bewilligte. Er legte dann zuerſt das Regiſter oder Tagebuch vor, fügte ſeine mündlichen Bemerkungen bei, nachdem der Markis geleſen hatte, und wirkte ſich die Erlaubniß aus, Barbara erſcheinen zu laſſen, die ſich dann wie alle Frauen in der Verläumdung viel beredt erwies. Der Markis erſchrak. Er glaubte wol ſeine Gemahlin keines anderen Fehls, als zu großer Güte ſchuldig; hielt aber nicht für rathſam, eine junge Frau von neunzehn Jahren ſolcher Verführung länger auszuſetzen. Um ſie nicht zu kränken und ihr keine demüthigenden Zweifel blicken zu laſſen, ſollte Champagne verſchwinden, ohne daß man ahne, er habe Theil daran. Er verſchloß daher ſeine Gedanken in ſein Inneres, ſchickte die beiden Dienſtboten mit der ſtrengen Weiſung hinweg, fernerer Beobachtungen der Art ſich gänzlich zu enthalten, und mit Niemand, wer es auch ſei, von der Sache zu reden, und beſtrafte die Boshaften, indem er ihnen alſo verheimlichte, daß ihr Anſchlag gelungen war. Er hatte ſich vorgenommen, Champagne blos aus dem Hauſe zu entfernen, fände er ihn frei von Schuld, ihm aber ſchwere Strafe zu verhängen, ergäbe es ſich, er habe eine verbrecheriſche Abſicht im Sinn gehabt. Um indeſſen nichts, was er thäte, dem Zufall anheim zu ſtellen, hielt er ein wachſames Auge auf Champagne's Betragen, das ihm freilich nur zu ſtarke Gründe lieh, von der Wahrheit der Ausſagen der eiferſüchtigen Domeſtiken überzeugt zu ſein. Der Markis mußte ſich beinahe geſtehen, ſie hätten ſeine Gemahlin zu ſehr geſchont; denn er las in ihren Augen, ſie nehme Champagne's Dienſte mit eben ſo großem Vergnügen an, als er ſie leiſtete. Dieſe Bemerkung entflammte ſeinen Zorn und beſchleunigte den Augenblick der Rache. Sie ward für denſelben Abend anberaumt, an dem Zephirette die Ausführung eines ſehr verwegenen und ſehr verliebten Unternehmens beſchloß, das die Markiſe mit dem Scharfblick der Eiferſucht aus verſchiedenen Anordnungen errieth, und wiewohl zu ſtören doch nicht weiter, als mit ernſtlichen Ermahnungen zu beſtrafen gedachte. Die verhängnißvolle Nacht kam, in der drei Perſonen ſo Verſchiedenes mit Champagne beabſichtigten, und er war vollkommen ruhig und ahnungslos. Um die Mitternachtſtunde hielt in dem Hotel des Markis eine Poſtchaiſe, um dem unglückſeligen Kammerdiener in den nächſten Hafen zu bringen, von wo er nach den Kolonien eingeſchifft werden ſollte. Der Markis wollte ſich ſeiner entledigen, bevor er zu Bette ginge, und des andern Tages ſeiner Gemahlin erzählen, Champagne habe durch einen Unglücksfall das Leben eingebüßt. Zephirette wartete ungeduldig, daß ihre Gebieterin ſie nicht mehr nöthig habe, um ihren Angebeteten in ſeiner Kammer aufzuſuchen und zu Erwiederung ihrer Leidenſchaft zu vermögen. Die Markiſe dagegen beeilte ſich, die Zofe zu entlaſſen, und ging zu Bett, um ſie deſto ſicherer zu überraſchen. Alle dieſe Dinge erfolgten in einem Augenblick.

Der falſche Champagne hatte ſich an dieſem Abende, ungewiß, ob die Markiſe ſeiner noch bedürfe, angekleidet auf ſein Bett geworfen, das in einem Kabinet im Entreſol, unfern ihres Zimmers, ſtand. Es war heiß, ſein Kopf ruhete auf den zurückgebogenen Armen, ſeine Weſte war aufgeknöpft und der übrige Anzug in bedeutender Unordnung. In dieſem Momente tritt der Markis, zwei ſeiner handfeſteſten Lakeien hinter ſich, Blendlaterne und Knebel in der Hand ein, richtet den Schein des Lichtes Champagne zu, und ſieht ..... Bei dieſem Anblick, der einen Tiger hätte rühren können, winkt er den beiden Bedienten fortzugehen und ſchreitet nah hinzu, um das Wunder nach Gefallen zu betrachten. Es iſt ein Mädchen! Er tritt ans Bett, und hätte vielleicht mit unbeſcheidener Hand den Schleier gelüftet, wären nicht leiſe Frauentritte genaht. Er kehrt die Laterne mit dem Licht gegen ſich und verbirgt ſie im Rock. Es kommt jemand, eine Wachskerze in der Hand. Zephirette. Sie bläſt ihr Licht aus und ſchleicht zum Lager ihres Geliebten. Sie fängt mit einem Kuſſe an. Champagne erwacht: Wer iſt da? — Was gibt's? — Mein lieber Champagne, ich bin Zephirette, die dich liebt und ohne dich nicht leben kann. — Ach! biſt du es Zephirettchen? ich bin dir auch von Herzen gut. — Ach! Champagne, was mich die Eiferſucht plagt! ich ſehe deutlich, daß die gnädige Frau dich liebt, und du ſie natürlich wieder anbeten mußt. — Ja, meine liebe Zephirette, ich bete ſie an, das thut aber meiner Freundſchaft zu dir keinen

Eintrag. Jetzt erhob ſich ein leiſes Geräuſch, ein Lichtſtrahl fiel in das Kabinet. Es war die Markiſe im Nachtkleide, eine Leuchte in der Hand: was machſt du hier, Zephirette? — Gnädige Frau! — zu den Füßen der Markiſe: Verzeihen ſie ..... Wenn die gnädige Frau wüßten ... — Und ihr, Champagne? — Er hat nicht vorher gewußt, daß ich zu ihm kommen würde. — Champagne, ſprecht. — Ich bitte um Verzeihung, gnädige Frau, mein Schickſal liegt in ihrer Hand. Ich bin nicht ſtrafbar . . . auch Zephirette nicht. Vergeben ſie uns. Wir ſind ihnen ſo zugethan, gnädige Frau. Wenn Sie wüßten ... ſie wären von unſerer Unſchuld überzeugt. — Entferne dich, Zephirette; ich habe große Nachſicht mit dir... Mit euch, Champagne, werde ich morgen ſprechen. Zephirette hatte ſich nach erhaltenem Befehle ſo ſchnell entfernt, daß die Markiſe ſich einen Augenblick allein mit Champagne ſah. — Ich beſchwöre ſie, gnädige Frau, haben ſie mich nicht in Verdacht, glauben ſie, meine Rechtfertigung fällt mir ſehr leicht. Geruhen ſie nur ſo lange zu warten, bis die Frau Vicomteſſe kommt. — Die Markiſe ging, ohne ein Wort zu ſagen, fort. Wie er ſich allein glaubte, ſtand der falſche Champagne auf, zündete ſein Licht an, und verſank in Nachdenken, das er dann und wann laut äußerte: — Was ſoll das alles heißen? Zephirette . . . die Markiſe . . . Verlöre ich das Vertrauen der Markiſe, ich tröſtete mich nimmermehr ... Wie unglücklich bin ich doch! Soll ich mein Geſchlecht entdecken, meine Geburt? . . . Ja, die Markiſe gäbe ihren Verdacht nicht anders auf. Sie dächte von Zephiretten ſchlecht . . . ich muß. Soll ich ſie aber allein in mein Geheimniß ziehen? Es iſt beſſer, ich ſage es auch der Frau Vicomteſſe, die mich liebt. Unter langwierigen Betrachtungen zog ſich endlich Champagne aus, und ließ den Augen des Markis das ſchönſte Mädchen ſehen.

Nachdem er ſich zu Bette gelegt hatte, und nach der Meinung ſeines Herrn eingeſchlafen ſein mußte, wollte ſich dieſer in der Stille zurückziehen, ſtieß aber an. Die junge des Troches rief: Wer iſt da? es erfolgte keine Antwort und tappte an der Thüre herum. Endlich entkam der Markis, ohne erkannt zu ſein, und ſchickte die Poſtchaiſe wieder fort. — Andern Tages war der gnädige Herr von auffallender Luſtigkeit. Er erwies ſeiner Gemahlin tauſend Aufmerkſamkeiten und verlangte, daß Champagne ihr die geheimſten Dienſte leiſtete. War es Ironie? dies Bedenken ſetzte die Markiſe in nicht geringe Verlegenheit. Aber der Markis war ſo heiter, ſo zärtlich ſogar. Sie beruhigte ſich.

Um drei Uhr fuhr die Vicomteſſe vor. Die Markiſe erzählte ihr, was geſchehen ſei. Man wollte eben zu Tiſche gehen; aber die Neugier der Damen war ſo groß, daß ſie vorher Champagne's Rechtfertigung hören wollten und ihn kommen ließen. Man befahl ihm zu reden. Ich gehorche, gnädige Frau, aber darf ich ihrer Vergebung gewiß ſein? — Ja, ſagte die Vicomteſſe, wenn deine Aufrichtigkeit ſie verdient. — Ich bin ein Mädchen! . . . Dies Wort war ein Donnerſchlag für die Damen und machte ſie vor Erſtaunen regungslos. — Ein Mädchen von Stande, fuhr Champagne fort. Man wollte mich zwingen, einen gewiſſen Baron zu heirathen, einen Knaben, der nicht einmal Edelmann, ſondern der Sohn eines ganz gemeinen Menſchen iſt. Ich würde lieber geſtorben ſein, und zog das freundlichere Schickſal vor, das ſie, gnädige Frau, mir bereiteten. Bei dieſen Worten warf ſich die Vicomteſſe Champagne an den Hals und ſagte: Sie nehmen mir eine große Laſt vom Herzen, Mademoiſelle. Wie heißen ſie? Armide — Judith — Viktorie des Troches. — Ach! ich habe von ihrer Geſchichte gehört. Aber umarmen ſie ſie doch, Markiſe. Was fangen wir nun an? — Ich bitte um die Gnade, meine Damen, laſſen ſie mich in der Verkleidung, wie ich jetzt bin. Mein Vater iſt fürchterlich. Er will dieſe Heirath einmal, und ich bin verloren, werde ich entdeckt. — Wohl denn, erwiederte die Vicomteſſe, bleiben ſie einige Zeit noch ſo, bis wir wiſſen, wie ihr geſtrenger Herr Papa zu beſänftigen iſt. — Die ſchöne Markiſe trat der Meinung der Vicomteſſe bei, und ließ von jetzt an dem falſchen Champagne alle mögliche Zeichen ihrer Achtung heimlich angedeihen. Ihres Mannes wegen machte ſie eine Einwendung. — Ach, was! ſagte die Vicomteſſe, ich denke ſchon, wie viel Spaß uns ſeine Eiferſucht machen ſoll. Er iſt eiferſüchtig. Er ſoll nicht wiſſen wo aus noch ein. Man ſprach über Armidens Angelegenheiten mancherlei, und die Damen meinten ihr Schickſal und Geſchlecht in das tiefſte Geheimniß gehüllt. Der Markis hingegen ergötzte ſich an den kleinen Heimlichkeiten ſeiner Frau. Er that zuweilen, als empfände er es ſehr übel, daß Champagne faſt beſtändig um ſie ſei, und dies hauptſächlich, um ihr den Reiz an ſeiner Nähe zu erhöhen. Denn da er ſich für den alleinigen Mitwiſſer des Geheimniſſes hielt, meinte er, nichts von den ſchädlichen Einflüſſen der Hauptſtadt zu befürchten zu haben, hielte eine Liebe der Art ſo ein fünfzehn Jahre bei ſeiner Gemahlin aus. — Meiner Treu, ich bin glücklich, dachte er, daß dieſe Flüchtige in mein Haus gekommen iſt, und daß die leichtfertige Vicomteſſe, die ich fürchtete, ſich hat einfallen laſſen, ſie meiner Frau aufzudringen.

Aber es iſt nichts übereinſtimmendes, nicht beſtändiges im Denken und Thun der ſchwachen Sterblichen. Dieſer Markis, der im Begriffe ſtand, den vermeintlichen Liebhaber ſeiner Frau über's Meer zu ſchicken, der, ſo lange er ihn für einen Mann hielt, ſich arg geberdet haben würde, hätten die roſigen Wangen, die ſammetne Haut, die Anmuth der Geſtalt und des Weſens eines Lakeien beſonderen Eindruck auf ſeine Frau gemacht, konnte nicht umhin, alles dies zum Bezaubern ſchön zu finden, ſobald er wußte, daß es die Reize eines Mädchens wären. Er ſpähte alle Gelegenheiten aus, ſie allein zu überraſchen, und gab ihr tauſend Zeichen von Vertrauen und Freundlichkeit. Ja, er trieb die Vertraulichkeit ſo weit, daß er ſich herabließ, mit dem Kammerdiener ſeiner Gemahlin zu ſcherzen, und ihm vorwarf, er ſpiele den Grauſamen. Champagne gab von dieſem veränderten Betragen der Markiſe Rechenſchaft, die mit ihrer Freundin den Inſtinkt der Natur bewunderte. Um ſich deſto beſſer über den Markis zu beluſtigen, beſchloſſen die Damen, dem falſchen Kammerdiener an den letzten Carnevalstagen die Kleider ſeines wahren Geſchlechts anzuziehen. Er ſtellte ſich zu dem Ende einige Tage vorher krank und die Vicomteſſe ſchaffte ihn unter einem Vorwande in ihr Haus. Montag Abend war große Geſellſchaft beim Markis. Die Vicomteſſe erſchien mit einem jungen, liebenswürdigen Mädchen, die ſie als eine eben aus der Provinz angekommene Verwandte ihres Mannes vorſtellte. Es iſt nicht möglich, Armidens Anmuth im einfachen eleganten Anzuge zu beſchreiben, deſſen Mode damals nach dem ſteifen, bienenkorbähnlichen aufkam. Sie überſtrahlte an Schönheit alle Anweſenden, und die Vicomteſſe ward mit Glückwünſchen ihretwegen überhäuft. Die Markiſe ſchien in ihrem Lobe unerſchöpflich zu ſein. Der Markis wußte aber ſehr bald, woran er mit der ſchönen Fremden war. Er machte ſich viel um ſie zu thun, ſah und bewunderte nur ſie, und am Ende wußten die beiden Damen nicht, hatte er ſie erkannt oder nicht. Nach ſeinem ehrerbietigen Benehmen zu gehen, hätten ſie glauben müſſen, er wiſſe nicht, daß es Champagne ſei. Dennoch blieben ſie bei der Vermuthung des Gegentheiles ſtehen, und es kam ihnen nur darauf an, zu erfahren, ob er ſie wirklich für ein Mädchen hielt. Deshalb trat Champagne nächſten Tages ſeinen Dienſt wieder an. Der Markis, nicht minder fein als die Damen, ſtellte ſich, als bemerke er ihn kaum, und ſchenkte ihm, ſelbſt unter vier Augen, keine Aufmerkſamkeit. Dies machte die Damen ſicher. Man lachte jedesmal, wünſchte er die ſchöne Nichte der Vicomteſſe zu beſuchen, und gab vor, wenn er dringender ward, daß ſie im Kloſter ſei. Nur einen gefährlichen Umſtand hatte man nicht vorausgeſehen. Der achtzehnjährige Sohn der Vicomteſſe war einſt mit Armiden bei einem Mittagsmahle, verliebte ſich in ſie und quälte fortan ſeine Mutter mit dem Verlangen zu ſeiner Kuſine zu gehen. Man antwortete ihm lachend und obenhin. Jedoch ſo ſonderbare Ausreden ſpornten die Neugier des jungen Mannes an. Er ſah recht wohl, daß man die angebliche Kuſine vor ihm verbarg, und nahm ſich vor, immer in ſeinem Zimmer und, wenn Jemand käme, auf der Huth zu ſein. Er wartete lange Zeit umſonſt. Endlich, zu Mittfaſten, wollten die Damen den Markis völlig zur Verzweiflung bringen, und er ſollte Armiden nochmals bei Tiſch im Hauſe der Vicomteſſe ſehen. Der junge Baron ſah Champagne zwiſchen vier und fünf Uhr ankommen. Sein Herz ſagte ihm, dies habe etwas zu bedeuten. Er ſchlich aufmerkſam an das Zimmer ſeiner Mutter und gukte durch das Schlüſſelloch der Thüre. Champagne ſaß ziemlich frei zur Seite der Vicomteſſe. Er prüfte ſorgfältiger die Geſichtszüge des Lakeien, und fand Aehnlichkeiten mit der lieblichen Kuſine darin. Seine Zweifel wurden bald gelöſt, indem die Vicomteſſe aufſtand und zu dem falſchen Kammerdiener ſagte: Es iſt Zeit dich anzukleiden, meine Tochter, verriegle die Thüre, daß wir nicht überraſcht werden. Weiter konnte der junge Mann nichts ſehen und hören. Er ging auf der Gallerie hin und her, um verſichert zu ſein, daß weiter Niemand käme. Um neun Uhr fuhren einige Wagen vor. Er muſterte genau die ausſteigenden Damen. Keine Kuſine dabei. Seiner Entdeckung gewiß, beſchäftigte ihn über Tafel die angebetete Schönheit ganz allein. — Es iſt Champagne. Aber was hat die Verkleidung zu bedeuten, dachte er, und verlor ſich in dem Bedenken. Auch die Aufmerkſamkeiten des Markis für die ſchöne Unbekannte machten ihn ſtutzig. Er zweifelte keinesweges, daß derſelbe im Geheimniß ſei, begriff aber nicht, aus welchen Gründen das Ehepaar ein ſo reizendes Mädchen als Lakei dienen laſſe. Seine Mutter mußte es wiſſen. Doch wagte er nicht, ſie zu befragen, aus Beſorgniß, ihre Aufmerkſamkeit auf ſeine Leidenſchaft zu ziehen. Die Leidenſchaft des Markis ſtieg bei Armidens wiederholtem Anblick auf den höchſten Punkt. Am folgenden Tage machte er es möglich, unbemerkt im Schlafkabinette des Kammerdieners zu ſein, während ſeine Gemahlin Champagne'n beſchäftigte. Er ſuchte nach Papieren, die ihn über deſſen Angelegenheiten unterrichteten, und ſeine Bemühungen waren erfolgreicher, als er erwarten konnte; denn er fand eine Art Tagebuch, das Armide über alles was ihr begegnete, hielt, um dereinſt ihre Aufführung zu rechtfertigen. Beſitzer dieſes wichtigen Geheimniſſes, dachte der Markis darüber nach: Armide war von guter Familie ..... ſeine Frau ſchätzte ſie hoch .... Er faßte den großmüthigen Entſchluß, das junge Mädchen mit ihren Eltern zu verſöhnen, und ihre Freundſchaft zu verdienen, indem er ſie vor weiteren Gefahren ſichere. Er reiſte nach Sens unter dem Vorwand, auf eines ſeiner Güter zu gehen, ſuchte Herrn des Troches auf, den er das Tagebuch ſeiner Tochter leſen ließ und am Ende beruhigte. Man kam überein, das Fräulein des Troches ſolle bei der Markiſe als Freundin bleiben, bis man Gelegenheit fände, ſie auf anſtändige Art unterzubringen. Herr des Troches ging ſelbſt nach Paris. Stolz auf dieſen glücklichen Erfolg dachte ſich der Markis bei ſeiner Ankunft eine Szene aus, die die allgemeine Aufmerkſamkeit auf Armiden's ehrenvolles Abenteuer lenke, und ihr vielleicht eine angemeſſene Heirath vermittle. Er lud alſo zum nächſten Abende alle Freunde ſeines Hauſes ein und natürlich auch die Vicomteſſe und den Baron. Einen Augenblick ehe die Geſellſchaft ſich verſammelte, ſagte der Markis zu ſeiner Gemahlin: Madame, ich wünſche daß uns heut Abend Champagne mit bedient, und zum Nachtiſch allein da bleibt. Er iſt ein verſchwiegener Menſch, und ich habe einiges zu erzählen, was ich nicht gern den andern Leuten hören ließe, was er aber eigentlich wiſſen ſoll. Die Markiſe war über dieſes Verlangen erſtaunt. Champagne hatte noch niemals bei Tiſche aufgewartet. Um indeſſen keine Erklärung herbeizuführen, die ſie fürchtete, willigte ſie ein. Champagne wartete auf. Der Markis lächelte, wann er mit ihm ſprach, ſchien ihn einige Male der Mühe des Bedienens überheben zu wollen. Und als dies Betragen augenſcheinliche Verwunderung erregte, ſagte er zu der Geſellſchaft: der Tafel der Götter, war eine Hebe genug. Ahmen wir ſie nach. Wir ſchicken die Leute hinweg, und behalten nur Champagne. Die Vicomteſſe wollte ſich widerſetzen; aber der Baron bat ſie, ſich dem Einfalle des Markis zu fügen. Kaum hatten die Bedienten ſich entfernt, als der Markis ein Zeichen gab, und ein Edelmann aus der Provinz gemeldet ward. — Er trete ein, rief der Markis, und zeigte auf ein Gedeck. Hier iſt ſein Platz. Herr des Troches erſchien. Niemand kannte ihn außer Champagne, der erblich. Gib dem Herrn zu trinken, ſagte der Markis zu Champagne; er ſcheint durſtig zu ſein. — Aber als der Bediente einſchenken wollte, zitterte ſeine Hand ſo heftig, daß der Markis die Flaſche nahm.

Die Verwunderung der Gäſte war unbeſchreiblich. Die Markiſe und die Vicomteſſe ſahen ſchon eine Kataſtrophe kommen, als der Markis zu der letzteren ſprach: Gnädige Frau, ich bitte mir eine beſondere Gunſt von ihnen aus. Die Dame erhob ſich und er führte ſie beiſeit. Machen Sie mir das Vergnügen, Armiden des Troches ſo anzuziehen, wie ſie ſchon zweimal hier angezogen war, damit wir ſie mit Anſtand dieſem Herrn, ihrem Vater vorſtellen. Verräther! rief die Vicomteſſe. Sie entgelten es, wenn ihr das Geringſte widerfahrt. — Furchten ſie nichts. Dies, er ſtellte ihr das Tagebuch zu, hat mich unterrichtet. Die Vicomteſſe las eine Seite des Tagebuchs, fand es nach ihrem Geſchmack und folgte dem Markis zur Tafel. Komm zu mir, meine Tochter, ſagte ſie zu Champagne, ich bin dein Schutz gegen Jedermann, und wenn es dein Vater wäre. Sie umarmte ſie. Und während die ganze Geſellſchaft in unausſprechlichem Erſtaunen da ſaß, benutzte ſie den Augenblick und las das Tagebuch vor, das Alle bis zu Thränen rührte.

Die erkannte Armide warf ſich zu den Füßen ihres Vaters, der Freudenthränen vergoß. Ihr junger Anbeter erhob ſie, indem er es wagte, ſie von der Vicomteſſe zu ſeiner Gemahlin zu verlangen. Die Damen drängten ſich mit Liebkoſungen um die Heldin des Tages, die Männer verlangten ſie in der Kleidung ihres Geſchlechts zu ſehen, und bald nach dieſem Vorgange ward Armide die Gattin des Barons.

Lope Felix de Vega Carpio
1562 – 1635

IX.

Die erfüllte Weissagung.

Ein ehrenwerther Bürger der Republik Venedig, Fabrizio, ſtand, ſeiner Klugheit und Fähigkeiten wegen, in ſo großem Anſehen, daß der Senat ihn in den wichtigſten Staatsangelegenheiten zum Geſandten erwählte, weil er ein jedes Geſchäft gut beendete. Er war mit einer vornehmen venetianiſchen Dame, Camilla, vermählt, und liebte ſie zwar außerordentlich, hatte aber nach ſechsjähriger Ehe mit ihr noch keine Kinder zu Erben der vielen Glücksgüter, womit er ſich geſegnet ſah. Es geſchah, daß der Senat dieſem Fabrizio einſt eine Geſandtſchaft an den Kaiſer von Deutſchland auftrug, die ihn über ein halbes Jahr, ſehr gegen ſeine Wünſche, in dem fremden Lande feſſelte; denn er erhielt daſelbſt von ſeiner Gemahlin die überraſchende Nachricht ihrer Schwangerſchaft. Nach endlich vollbrachtem Auftrage kehrte er in ſeine Vaterſtadt heim, wo er von Camillen vergnügt empfangen ward und ſich freute, ſie ihrer Niederkunft nahe zu ſehen, die übrigens früher, als man erwartet hatte, von ſtatten ging. Denn binnen vierzehn Tagen nach Frabrizios Rückkehr gebar Camilla einen Knaben, von dem die Gevatterinnen behaupteten, er ſei erſt von ſieben Monaten.

Des Vaters Vergnügen über dieſes jungen Erben Geburt läßt ſich nicht beſchreiben. Er gab ihm den Namen Silvio, und ſtellte an dem Tage, da er getauft ward, ein großes Feſt für ſeine Verwandten und Freunde an. Der Knabe wuchs und gedieh bis zu dem Alter von achtzehn Jahren, reich ausgeſtattet durch Natur wie Erziehung, mit Anmuth des Geiſtes und Körpers, und von Jedermann geliebt. Die Republik hatte damals eine Angelegenheit von Bedeutung auf der Inſel Cypern abzuthun, wobei ſie denn wie ſchon andere Male die Dienſte Fabrizio's in Anſpruch nahm, der ſich auf ſeiner Reiſe, gegen ſeiner Gattin ausdrücklichen Wunſch, von ſeinem jungen Sohne Silvio begleiten ließ, und bald an ſeinem Beſtimmungsorte landete, wo er mit Eifer an die ihn erwartenden Geſchäfte ging. Sie waren freilich nicht ſobald zu ſchlichten, wie er gemeint hatte, denn es traten Zeit erfordernde Schwierigkeiten hervor; doch gedieh es endlich ſo weit, daß nur die nahe Ankunft eines Abweſenden ſeiner Abfertigung noch im Wege ſtand.

Unthätig mittlerweile, hörte Fabrizio in der Stadt Nicoſia viel von einem unfern davon wohnenden berühmten Aſtrologen und Magiker reden, den er zu ſehen begierig ward, um ſich von ihm die Nativität ſeines Sohnes Silvio ſtellen zu laſſen und zu ergründen, was mit dem Jünglinge einſt werden würde, und ob ihm Glück in der Ehe, oder welcher Ausgang ſeinem Geſchicke ſonſt bereitet ſei, eine Sache, die, wie man ſagt, dieſe Wiſſenſchaft lehren ſoll. Vater und Sohn traten den Weg zu dem Navateo genannten Alten an, deſſen Wohnung am Fuße eines hohen Berges lag. Sie gelangten vor den engen Schlund einer dazu leitenden Höhle, gingen hinein, und ſtießen, als ſie darin etwa dreißig Schritte vorwärts gethan hatten, auf eine, bei dem durch die Oeffnung der Höhle ſchwach dringenden Lichtſchimmer kaum zu erkennende verſchloſſene Thüre. Sie ſuchten den Klöpfel, um anzuſchlagen, und indem ſie ihn erhoben, bewirkte die bloße Berührung, daß drinnen eine läutende Glocke unverkennbar das Zeichen ihrer Ankunft gab. Nach einer kleinen Weile öffnete ſich die Thüre; ſie traten in einen viereckigen, mit ſchönen Marmorſäulen gezierten, mit verſchiedenfarbigen Jaspisquadern ausgelegten Hof, und ſtaunten nicht wenig, indem ſich die Thüre hinter ihnen ſchloß, wieder unter freiem Himmel, in hellem Tageslichte zu ſtehen, ohne zu begreifen, wie ſie hinausgelangt wären.

Erwartungsvoll der Dinge, die da kommen ſollten, ſahen ſie eine andere Thür, dem Eingange gegenüber, aufgehen, und einen Mann von hohem Alter und ehrwürdigem Aeußeren, bekleidet mit einem langen, auf dem Boden nachſchleppenden Gewande, den müden Körper auf einen Stab gelehnt, hervortreten. Mit langſamem Schritte ging er dem Vater und Sohne zu, ſah beide freundlich an, und ſprach: Willkommen heiß ich die edlen Fabrizio und Silvio in meinem einſamen Aufenthalte. Die Fremdlinge grüßten ihn höflich, und folgten ihm in einen geräumigen Saal, das Studirzimmer des gelehrten Magikers, worin ſie ſich auf Seſſel niederließen, Vater wie Sohn, über die große Menge von Büchern verwundert, die in zierlicher Ordnung an den Wänden ſtanden. Und als Fabrizio ſich nach dem Befinden des Magikers theilnehmend erkundigt hatte, wendete er ſich mit den Worten zu ihm: der große Ruf, o hochgelahrter Navateo, der um deines Wiſſens willen, nicht blos auf dieſer Inſel, ſondern auf dem ganzen Erdenkreiſe dir zu Theil iſt, führt mich in deine verehrungswürdige Nähe, die mich ſo ſehr beglückt, wie ich es dir mit Worten nicht ausdrücken kann. Die Urſache warum ich hierher gekommen bin, will ich dir, obgleich es nicht nöthig wäre, ſagen, da ſie durch deine Kunſt dir gewiß ſchon offenbar iſt. Du wirſt wiſſen, wie ſehr der Wunſch, ihre Kinder erhöht, deren Schickſal beſtimmt zu ſehen, der Väter Herzen erfüllt. Ich wünſche Silvio's Glück mit ſolcher Leidenſchaft, daß ich mich getrieben fühlte, zu dir zu gehen, um dich über ſeine Zukunft zu befragen. Ich bitte dich alſo dringend, du wolleſt mit Sorgfalt zuſehen, welch Schickſal für dieſen Jüngling im Schooße der Zukunft ruht, und ob ſein Geſtirn ihm ein glückliches Leben prophezeiht. Nach dieſen Worten ſchwieg Fabrizio und der Magiker entgegnete: von dem Augenblick an, verſtändiger Fabrizio, als du die Stadt verließeſt, um mich meiner Wiſſenſchaft halb zu beſuchen, kannte ich die Sorge, die euch in dieſe Einſamkeit zog. Ich weiß, daß ein Vater gern über die Geburtsſtunde ſeiner Kinder grübelt, und ſinnt, welches Ende ihnen beſchieden ſein möge, welchem Stande ſie ſich ergeben und welch Glück oder Schickſal ihrer harrt. Wenig Mühe wird es mir jetzt koſten, dir zu eröffnen, was ich ſchon bei anderer Gelegenheit ſah. Bei alledem aber erſuche ich dich, daß du in jenem Garten ein wenig mit deinem Sohne verweilſt, während ich über deine Fragen ein Buch nachſchlagen will.

Fabrizio und Silvio traten in einen anmuthigen Garten, in welchem die Fülle und Wohlgerüche der Blumen, die ſie ſahen, und der harmoniſche Geſang der Vögel aller Art, der ihnen von den belaubten Zweigen der Bäume entgegen drang, ſie mit Zauber umfingen. Sie ließen ſich an einem künſtlichen Springquell nieder, deren überall aus dem üppig grünenden Raſen emporſprudelten, erfriſchten ſich an ſeiner lieblichen Kühlung und vernahmen bald des weiſen Mannes Ruf, der ſie in ſeinem Arbeitzimmer erwartete, mit einem Winke ſie zu ſitzen einlud, und folgendergeſtalt zu ihnen redete: Ich habe aufmerkſam die Nativität dieſes Jünglings geſtellt, und beſtätiget gefunden, was mir, wie geſagt, vormalen ſchon meine Wiſſenſchaft offenbart hat: daß ihm nehmlich in den Geſtirnen ein günſtiges Schickſal geſchrieben ſteht. Er wird zu einer hohen Würde gelangen, die es mir nicht erlaubt iſt, euch zu nennen, ſo daß du, Fabrizio, aus Ehrfurcht, dich ihm zu Füßen demüthigeſt, ja ihm eine Art von Anbetung zollſt, die er aus Rückſicht auf den Stand, in dem er ſich dann befindet, geſtatten muß. Ich kann euch deſſen ganz gewiß verſichern, denn meine Kunſt ſagt mir, daß es ſo kommen wird. Vater und Sohn verließen den alten Navateo, erſterer nichts weniger als befriedigt von der Prophezeihung des Magikers, weil ihm daraus hervorzugehen ſchien, daß Silvio aufhören ſolle, ihm als ſein Sohn unterworfen zu ſein. Sie ſtiegen beide zu Pferd, und ritten nach der Stadt zurück; den ganzen Weg über ſprach Fabrizio aber nicht ein Wort mit ſeinem Sohne, ſo vertieft war er in ſeinen Gedanken, und Silvio konnte ſich nicht genug wundern, welch ſeltſame Wirkung die glückliche Prophezeihung des Magikers augenſcheinlich auf ſeinen Vater gemacht hatte, der vorher doch gewiß nichts ſehnlicher wünſchte, als der Erhöhung ſeines Sohnes verſichert zu ſein. Sie kamen in der Stadt an, wo Fabrizio nun in Kurzem ſeine ihm aufgetragenen Geſchäfte beendigte, ſchifften ſich ein, und immer noch, ſeit dem Beſuche beim Magiker, hatte der Vater dem Sohne kein freundliches Geſicht gezeigt. Ja, ſolche Pein erregte ihm die Weiſſagung, daß Neid ihm jeden Tag das Herz bei dem Gedanken zernagte, ſein Sohn werde dereinſt ſein Gebieter ſein.

Unaufhörlich von dieſer Vorſtellung gefoltert, beſchloß er endlich in der Ermordung ſeines Sohnes eine Grauſamkeit zu begehen, wie keine Geſchichte je größer beſchrieben hat. Seinem Vorhaben erbot ſich auch die günſtige Gelegenheit. Denn als ein ſo fürchterlicher Sturm ſich erhob, daß die

Matroſen anfingen, Sorge um das Schiff zu tragen, gedachte Fabrizio, ſich von ſeiner Sorge durch den Sturm zu befreien. Mitten in der Verwirrung, während der Sturmwind heulte und das erkrachende Schiff, unter dem Gekreiſch und Fluchen der Seeleute, mit den bergehohen Wellen auf- und niederwarf, umfaßte der Grauſame, mit einem Diener, dem Mitwiſſer ſeines abſcheulichen Plans, den unſchuldigen Silvio, ſchleuderte ihn in die Fluth, indem er dem Schiffsvolke zurief, er ſei unverſehens hineingeſtürzt, und verbarg ſeine Verrätherei hinter falſchem Schmerz. Der muthige und überdies im Schwimmen erfahrene Jüngling ſah zwar den nahen Tod vor Augen, bot aber alle Kräfte auf, und rang mit der Gewalt der Wogen über eine Stunde lang. Zu derſelben Zeit hatte ein anderes Schiff aus Noth ſeine Waaren über Bord geworfen, und einige Kiſten trieben im Meere herum. Der ſchiffbrüchige Silvio erſah eine, erreichte ſie, und ſchwang ſich darauf, wo er denn mit größerer Erleichterung dem Ungeſtüm der Wellen noch eine Weile widerſtand, bis der gütige Himmel, der keinen Menſchen verläßt, ſich ſeiner erbarmte, die kämpfenden Winde, die empörten Wellen allmählig beruhigend.

Ein Schiff, das, auf dem Wege nach Sizilien, mit Leuten aus dieſer Inſel bemannt, vorüber fuhr, erblickte den Armen, an ſeine Kiſte Geklammerten, und ſtieß, um ihn aufzunehmen, ein Boot aus, von deſſen Wänden ihn die mitleidigen Seeleute zu ſich emporzogen. Sie entkleideten ihn, und legten ihn in ein Bett, in dem er ſich nach Verlauf von zweien Tagen, von ſeinen Beſchwerden zwar, wiewohl nicht von der Traurigkeit erholen konnte, die er über die arge ihm unerklärliche Grauſamkeit ſeines Vaters empfand.

Von dem Schiffskapitaine nach ſeinem Geburtslande befragt, erwiederte er, er ſei ein deutſcher Kaufmann und, von der Inſel Candien kommend, mit einem Fahrzeuge geſcheitert, von deſſen Mannſchaft er allein ſich auf dieſer Kiſte gerettet habe, in der ſich ein Theil ſeiner faſt insgeſammt ein Raub des Meeres gewordenen Güter befinde. Der Capitain tröſtete ihn, bot ihm, was er irgend nöthig habe, an, und ſagte ihm, das Schiff ſegele nach ſeiner Heimath Sizilien. So war denn Silvio äußerſt beruhigt, nach ſeiner erſchrecklichen Kataſtrophe, in die Hände von Leuten ſeines Glaubens, und nicht in die Willkür ungläubiger Corſaren gefallen zu ſein. Mit günſtigem Wind und Wetter lief das Schiff in den Hafen von Meſſina ein, wo alle Mannſchaft, froh, den Gefahren des Meeres zu entrinnen, landete, und man alsbald erfuhr: es werde der damals über Sizilien herrſchende König Roger von dem eroberungsluſtig zu Durchſetzung vermeintlicher Anſprüche in ſein Land eingebrochenen Könige Karl von Neapel bekriegt, und beide Fürſten ſtänden ſich mit ihrem Adel und ihren Herren bei Palermo zur Schlacht fertig gegenüber. Der in Meſſina wohnende Steuermann des Schiffes hatte ſich mit Silvio befreundet, nahm ihn als Gaſt zu ſich in ſein Haus, und ſchilderte, nach den erſten Bewillkommnungen, ſeiner Frau und ſeinen beiden Töchtern die gefährliche Lage, in der Silvio auf das Schiff gerettet worden, um ſo rührender für die Herzen der mitleidigen Frauen, als der Jüngling ſo ſchön von Antlitz und Geſtalt war, daß er Jedermann für ſich einnahm, der ihn ſah, und bedachte, wie ſeine Jugend ſo leicht auf ewig in den tiefen Abgrund des Meeres hätte begraben werden können, wäre die Hülfe einen Augenblick ſpäter genaht. Silvio ließ den Kaſten, der ihm in dem Meer ſein Leben friſtete, und den er bis jetzt noch nicht Zeit gehabt hatte zu öffnen, in das Haus des Steuermanns bringen, um zu ſehen, was darin enthalten ſei. Und eines Tages, da er ſich allein zu Hauſe befand, nahm er einen Hammer und ſchlug den Deckel auf. So wie er das obere Bret und einige Tücher hinweggenommen hatte, fuhr er vor Erſtaunen und beinahe vor Schreck über das, was er ſah, zurück. Denn ſo weit ſeine Blicke den Inhalt des Kaſtens überſchauten, war alles eine unermeßliche Menge koſtbarer Edelſteine und orientaliſcher Perlen, deren geſammter Werth an Gelde ſich gar nicht ſchätzen ließ.

Dieſer unerwartete Glücksfall gewährte Silvio dadurch einen großen Troſt, daß er ihn frei und unabhängig in dem fremden Lande machte, wohin er durch ſeines Vaters Unmenſchlichkeit gebannt warden war.

Fabrizio langte unterdeſſen glücklicher, als er verdient hätte, in Venedig an, und trug unter erheuchelten Wehklagen ſeiner Gattin eine falſche Erzählung vom Tode ihres inmitten des furchtbarſten Sturmes in's Meer geſtürzten Sohnes vor. Es läßt ſich nicht ermeſſen und ſagen, was die arme Mutter dabei fühlte, aber viele Tage hindurch trockneten ihre Augen nicht von den Thränen, die ſie über den Verluſt ihres Lieblings vergoß.

Seinerſeits dachte Silvio, im Beſitze ſo vieler Reichthümer, zuerſt daran, ſeinen Wirth für die ihm erwieſene gute Aufnahme zu belohnen. Er gab ihm von den Edelſteinen und Perlen ſo viele, daß er den gefahrvollen Dienſt eines Steuermanns verlaſſen konnte, um einen ruhigen Handel anzufangen, der ihn nicht mehr auf das ſtürmiſche Meer hinaus nöthigte. Mit Hülfe des klugen Marcello, wie der Mann hieß, gelang es, im Verlauf weniger Tage die Koſtbarkeiten umzuſetzen, von deren Ertrage Silvio ein Haus in Meſſina und zahlreiche Dienerſchaft miethete, und ſich durchaus ein ſtattliches Anſehen gab, das ihm bald viele Kavaliere zu Freunden machte, bei denen er ſich für einen Edelmann aus Deutſchland, deſſen Sprache ihm geläufig war, gelten ließ.

Der Fortgang des Krieges fiel mittlerweile ungünſtig für den Sizilianiſchen König aus, der in einem heftigen Gefechte viele Leute verloren hatte, und bald an Truppen und Geld ſolchen Mangel litt, daß er ſich genöthiget ſahe, den Befehl ergehen zu laſſen, neue Steuern und Truppen zu erheben.

Es nahm Silvio dieſe Gelegenheit ſich hervorzuthun mit Freuden wahr, und bot dem Könige, wie Jedermann nach Kräften ſteuerte, funfzigtauſend Scudi an, indem er mit hundertfunfzigtauſend, von den Juwelen übrigen, ſich vorbehielt, ihm einen andern wichtigen Dienſt zu leiſten, und auf eigene Koſten in Meſſina und der Umgegend eine Schaar von fünfhundert Streitern warb, die er, reich gekleidet und beſoldet, dem Heere zuführte. Die Nachricht von dem erſten Dienſte war ſchon voraus zu dem Könige gedrungen, und man ſprach allerwärts nur von dem reichen Deutſchen, der faſt allein durch ſeinen Beiſtand die äußerſte Gefahr des Reiches abgewendet hatte. Wie daher Silvio mit ſeiner glänzenden Schaar zum Heere ſtieß, empfing ihn der König mit großer Huld, und ließ ihm, wie ſeinen Soldaten, Ehren und Auszeichnungen aller Art angedeihen.

Schon zwei Tage darauf entſpann ſich mit dem Feinde ein Treffen, das bald zu allgemeiner Schlacht ſich verbreitete. Die Könige eilten, ihre Soldaten anzufeuern, ſelbſt hinzu, und der Sizilianiſche wagte ſich ſo weit, daß ihm ein Pferd unter dem Leibe getödtet ward, und er zu Fuße, inmitten des Gewühls der Feinde, in Lebensgefahr gerieth. Silvio, der an dieſem Tage zum erſten Mal die Waffen führte, brannte vor Begierde, Proben ſeiner Tapferkeit abzulegen, und durchflog auf einem leichten muthigen Roſſe, viele Feinde tödtend, ihre Reihen. Gerade im Augenblick, als dem Könige die höchſte Gefahr drohte, kam er in deſſen Nähe, hieb ſich hindurch zu ihm, ſprang von ſeinem Pferde, und half dem

Könige darauf, der dem Thiere die Sporen gab, und bald wieder bei den Seinigen war. Bevor aber die Hülfe anlangte, die er ſeinem Erretter ſendete, hatte der kraftvolle Jüngling einen Neapolitaniſchen Fürſten vom Pferde gehauen und machte ſich auf dieſem durch die Feinde Bahn, wie eben die Sonne am Horizont unterging, und die einbrechende Dunkelheit die Schlacht beendete.

Von einer großen Menge Volkes begleitet, kam Silvio im Lager an, wo ihm der König die Rettung ſeines Lebens laut und öffentlich dankte, und ſeinen Wundärzten befahl, den jungen blutenden Helden auf das ſorgfältigſte zu heilen.

Das meiſte Wohlwollen bewies indeſſen der Herzog von Kalabrien, der Bruder des Königs und oberſter Anführer des Heeres, dem tapfern Silvio, den er in ſein Zelt begleitete und nicht eher verließ, bis ihm nach dem Verbande ſeiner Wunden Ruhe nöthig war.

Daß die Neapolitaner in der vergangenen Schlacht viele Leute verloren hatten, trieb den ſiegesfrohen Beherrſcher von Sizilien ſchon am zweiten Tage zu Erneuerung des Angriffs an, bei dem die noch nicht wieder ermuthigten Feinde in völlige Flucht geſchlagen wurden.

Silvio nahm, ſeiner Wunden ungeachtet, abermals am Kampfe Theil, und wurde noch mehr, als am erſten Tage, darin vom Glück begünſtiget, daß er den König von Neapel nach heftigem Widerſtande gefangen nahm, und, wie er ihn dem ihn mit verſöhnender Rede anſprechenden Könige von Sizilien übergab, von demſelben aus Dankbarkeit zum Rang eines Markeſe ſeines Reichs erhoben ward.

Die Gefangennahme des Königs von Neapel endigte den ~~den~~ Krieg, und führte einen erſehnten baldigen Frieden herbei, nach deſſen Abſchluß die beiden verſöhnten Fürſten zuſammen nach Palermo gingen, wo der Neapolitaniſche ſich um die zu des Bundes Befeſtigung ihm zu Theil werdende Hand der Tochter des Sizilianiſchen bewarb.

Bei der Hochzeitfeier fanden große Feſte, Lanzenrennen und Luſtgefechte des Tages und Nachts mit Fackeln ſtatt, an denen es Silvio Allen durch Pracht und Anſtand zuvor that, und deshalb mächtiges Anſehen bei Hofe gewann. Beſonders groß war ſeine Vertrautheit mit dem Könige, der ihn zu ſeinem Kammerherrn gemacht, und ihm anſehnliche Summen geſchenkt hatte, obwohl Sillvio's Meeresſchätze noch keinesweges zu Ende gingen.

Es hatte der Herzog von Kalabrien, in deſſen Hauſe der neue Markeſe öfter war, eine ſchöne Prinzeſſin, die ihre Augen dergeſtalt auf den Jüngling warf, daß der göttliche Liebesknabe ſie mit den ſtarken Banden des Verlangens nach ihm feſſelte. Als er nun eines Tages ihren Vater beſuchen wollte, und die Prinzeſſin allein antraf, entſchleierte ſie ihre Leidenſchaft ſo ernſtlich gegen ihn, daß Silvio errieth, was er errathen ſollte; doch, ob er gleich ihr zärtliches Gefühl erwiederte, den Abſtand zwiſchen ſeiner und ihrer Geburt angeſehen, ſich zu Dianens ſchwerem Kummer dieſes Mal wie immer beherrſchte, wann er ſie ohne Zeugen ſprach. Inzwiſchen nahte der Tag der Abreiſe des fremden Königs und ſeiner jungen Gemahlin, die leider nicht Neapel ſah, weil ihr der Schmerz der Trennung und eine ſchwere Krankheit unterwegs den Tod bereiteten. Ihr Gemahl war troſtlos über ihren Verluſt, und ihr alter Vater folgte ihr in Kurzem in das Grab. Den Herzog von Kalabrien rief man aber, da ſein Bruder keine anderen Kinder hinterließ, alsbald nach dem Begräbniſſe zum König aus, deſſen dereinſtige Thronerbin dem Markeſe Silvio ſehmſüchtiger noch als vorher in Liebe zugethan blieb.

Der neue König von Sizilien hatte in früherer Zeit, als

Herzog, Zwiſtigkeiten mit dem Markeſe Erneſto, einem gewaltigen Großen des Landes, gehabt, und ihn mit Worten arg beleidiget, ſo daß derſelbe anfänglich deshalb lange Zeit von Sizilien entfernt geweſen, und ſpäter, nach des alten Königs Tode, des Grolles nicht vergeſſen, einſam auf ſeinen Gütern geblieben war. Nichts deſtoweniger hatte er nicht eher an Rache an ſeinem gegenwärtigen Herrn und Gebieter zu denken gewagt, bis ihn ein anderer, ihm verwandter unzufriedener Vaſall dazu ermunterte. In würdiger Gemeinſchaft ſchrieben beide dem Könige von Frankreich, und erboten ſich, mache er ſie zu den Erſten in Sizilien, ihm dieſes Reich mit dem Tode ſeines Königs und ſeiner Fürſten in die Hände zu ſpielen. Der König von Frankreich willigte aus Eigennutz darein, und ſie ſchritten zu Ausführung des teufliſchen Anſchlags: die Zimmer des Königs zu untergraben, und eines Nachts in die Luft zu ſprengen. Sie fingen ihre Arbeit an der Mauer eines Thurmes in einer Mitternacht an, und ſetzten ſie jederzeit von dieſer Stunde an bis gegen Morgen, unter dem Beiſtand einiger, in das Geheimniß gezogener Freunde fort. Nach Verlauf eines Monats war das Werk faſt zu Ende gediehen und in der nächſt folgenden vierten Nacht ſollte die Verrätherei vor ſich gehen. Da geſchah es, daß der Markeſe Silvio den fortwährenden Gunſtbezeigungen der Prinzeſſin Diana nicht länger widerſtand, indem er ſich ſagte, wie wohl Andere mit weniger Verdienſten und Naturgaben, als er, an ſeiner ſtatt ein ihnen ſo dargebotenes Glück zu verfolgen wagen würden, und überdies, da ihm der Magiker auf der Inſel Cypern, eine hohe Würde wahrgeſagt habe, meinte, es ſei unſtreitig des Himmels Wille, ſeine Erhöhung auf dieſem Wege zu bewerkſtelligen. Wie er alſo mit großem Eifer, doch nicht minderer Vorſicht, angefangen hatte, ſich um Dianens Neigung zu bemühen, ward er von ihr einmal zu einer mitternächtigen Unterredung unter eine Galerie beſtellt. In früher Stunde zurückſchleichend, ſah der junge Mann dicht neben ſich Menſchen aus der Finſterniß hervorgehen. Erſtaunt über dieſe Erſcheinung, miſchte er ſich mit Gewandheit unter ſie, und hörte einen von ihnen leiſe ſagen: mir ſcheint das Pulver gut angebracht. Ein anderer erwiederte: ich denke aber nur, daß es zu wenig iſt; es reicht nicht aus, wenn eine Maſchine, wie der Palaſt, ſpringen ſoll. Wir müſſen mit dem Markeſe Erneſto morgen ſprechen, ſonſt ſchlägt am Ende alles fehl. Das iſt auch das beſte, ſagte der andere, es liegt ja noch ein Tag dazwiſchen, eh der gewiſſe kommt. Eine ſchlimme Nacht wird's für den armen König ſein! — Hieraus konnte Silvio ſchließen, daß der Markeſe Erneſto Verrath gegen den König ſpann. In eine Ecke gedrückt, bis die Leute nicht mehr zu erſehen waren, kehrte er dann zu dem Orte um, wo er ſie gefunden hatte, und erforſchte beim klaren Schimmer des eben aufgehenden Mondes die ſorgſam verborgene Mündung einer Höhle. Dies reichte zu Beſtätigung ſeines Argwohns hin, und er blieb in ſeiner Wohnung faſt die ganze Nacht über die Sorge wach, mit dem früheſten Morgen dem Könige, von dem was er geſehen und gehört hatte, Rechenſchaft abzulegen.

Die leuchtende Aurora ſtieg träger am Horizonte auf, als der ungeduldige Silvio erwartete, der ſich raſch ankleidete, in den Palaſt ging, und um ein geheimes Gehör beim König bat. Unter vier Augen eröffnete er ihm nach ſeiner Wahrnahme die Ereigniſſe der vergangenen Nacht, ließ ſich aber vorher des Königs Wort geben, nicht zu fragen, warum er ſelbſt zu ſolcher Stunde an dem bezeichneten Ort geweſen ſei. Der König war über Alles, was er von Silvio hörte, ſo erſtaunt, daß er ihn des Betruges geziehen haben würde, hätte er nicht hinreichende Beweiſe ſeiner Treue und Wahrhaftigkeit gehabt, und nicht ſchon in der folgenden Nacht den verbrecheriſchen Anſchlag entſchleiert ſehen ſollen. Er brachte den ganzen Tag mit Silvio hinter verſchloſſenen Thüren berathſchlagend zu; während der Mitſchuldige und Verwandte des Markeſe Erneſto von der zu Ausführung der Verrätherei anberaumten Zeit die Franzoſen benachrichtigte, deren ſtark mit Truppen bemannte Galeeren, zur Landung bereit, auf der Höhe der Inſel kreuzten. Es brach die Nacht vor der verhängnißvollen an, und der Verräther Erneſto kam, die letzten Anordnungen zu treffen, um Mitternacht in die Mine, wo ſeine Leute ſich mit Vermehrung der Pulvervorräthe beſchäftigten. Silvio hatte ſeine Zeit wohl zu nutzen verſtanden, geräuſchlos Soldaten zuſammen gezogen und rings um den Ausgang der Mine geſtellt, wo er die, keine Gefahr ahnenden zurückkehrenden Verſchwornen ohne Blutvergießen und Widerſtand verhaftete.

Die Verbrecher wurden mit Ketten belaſtet, ſtreng bewacht, in einen Thurm geſchafft, und die übrigen gefangenen Arbeiter in finſtere Kerker geworfen. Silvio aber berichtete, was geſchehen war, dem Könige, der ihn, für die Errettung ſeines Lebens aus ſo naher Gefahr, mit Zeichen der innigſten Zuneigung von der Zeit an als den Erſten im Lande hielt, und nichts mehr ohne ſeinen Rath unternahm.

Zu ſeiner völligen Ueberzeugung von der Schuld des Markeſe Erneſto und der Verſchwornen, begab ſich der König mit großem Gefolge ſelbſt in die Mine, und nahm die Pulverfäſſer in Augenſchein. Die gefangenen Arbeiter wurden auf die untrüglichſten Beweiſe hin auf die Folter geſpannt und bekannten, der Markeſe habe ſie, um den königlichen Palaſt mit dem Könige und der Prinzeſſin in der nächſt folgenden Nacht in die Luft zu ſprengen, zu dieſem Werke angeſtellt und bezahlt. Auf dies Geſtändniß ſprach man dem Markeſe und ſeinen Mitſchuldigen das Urtheil, als Hochverräther geköpft zu werden, was binnen vier Tagen auf dem Marktplatze von Palermo vollzogen ward. Die Güter des Markeſe, und alles übrige der Krone anheim gefallene Vermögen erhielt der ſonach Siziliens mächtigſter Fürſt gewordene Silvio.

Einige Verwandte Erneſto's wollten zwar eine Empörung wider den König anſtiften, er erhielt aber zur rechten Zeit davon Kunde, und vereitelte alle Unternehmungen der Aufwiegler, die er in verſchiedene Schlöſſer feſtſetzen ließ. Auf dieſe Weiſe entging er allen Gefahren, die jedesmal nur dazu beitrugen, ihn bei ſeinen Vaſallen geachteter und gefürchteter zu machen. Die Liebe Silvio's und der Prinzeſſin wuchs mittlerweile, bis es dem Himmel gefiel, das Leben des Königs mit einer ſchweren Krankheit zu beſchließen. So wie er ſich am Ende ſeiner Tage ſah, ließ er ſeine Tochter vor ſich rufen, und ſprach folgendes zu ihr: der Himmel will, geliebteſte Diana, daß ich mit dieſem Leben ein Lehen zurückgebe, das allen Sterblichen verliehen iſt. Wohl hätte ich gewünſcht, dies vergängliche Daſein möge mir noch ein einziges Jahr vergönnt werden, um dir einen deiner würdigen Gatten, deiner Wahl zu geben. Da ich aber fühle, daß mein Ende naht, der Beſorgniß, daß nach meinem Tode neue Unruhen wegen des Verräthers Erneſto entſtehen, habe ich erwogen und erkannt, daß, zu deinem Glücke ſowohl als zu der Wohlfahrt und Vertheidigung dieſes Königreiches, kein Gemahl dir geeigneter iſt, als der Markeſe Silvio, der in ſich alle Eigenſchaften eines vollkommenen Fürſten vereint. Ich weiß es wohl, daß er dir nicht ebenbürtig iſt, [illegible] iſt auch nicht der erſte Menſch, der ſich durch ſeinen [illegible] in der Welt einen Thron erwarb. Wir ſehen viele [illegible] in der Geſchichte, wie niedrig geborene Menſchen dur[illegible]pferkeit oder Tugenden Monarchen geworden ſind. Ich hoffe von Silvio, daß er, dankbar für das Glück dieſer Verbindung, dich immerdar lieben und dir mit Achtung begegnen wird.

Der König erwartete ſeiner Tochter Antwort, die kurz und bündig genug ausfiel, weil ſie nur ſagte, ſein Wille ſei in allen Dingen der ihrige, umarmte ſie, und ſchickte ſofort nach den alten Herren ſeines Staatsrathes aus, denen er mit wenigen Worten ſeinen Willen zu wiſſen gab. Dann ließ er Silvio holen, deſſen Hand er mit der Prinzeſſin ihrer zuſammenfügte. Der als Staatsrath anweſende Erzbiſchof von Palermo mußte die Trauung vollziehen, und Silvio und Diana ſahen ſich, man denke, ob zu ihrer Zufriedenheit, vermählt.

Als der alte König noch an demſelben Tage geſtorben und die neuntägige Begräbnißfeier vorüber war, empfing Silvio am zehnten Tage unter großem Gepränge, indem er viele Handlungen der Gnade ausübte, als König von Sizilien die Huldigung, und lebte in der Folgezeit froh und zufrieden im Beſitze des durch ſeine Tapferkeit und Tugenden erlangten, und von dem weiſen Magiker der Inſel Cypern ihm wahrgeſagten höchſten Amts. —

In Venedig trat dieſes Jahr große Unfruchtbarkeit an Waizen ein, und die Noth der Republik gedieh ſo weit, daß Fabrizio ernannt ward, in des Senates Auftrag nach Sizilien zu gehen, und zur Abhülfe der Hungersnoth in ſeinem Vaterlande, Waizen einzuhandeln. Der alte Mann diente der Republik diesmal ſehr ungern, weil ſeine Frau krank daniederlag. Die Nothwendigkeit zwang ihn freilich, ſeine Reiſe anzutreten, und er kam mit günſtigem Winde in Sizilien an, wo er ſich alsbald nach ſeiner Landung an den Hof begab. Denn da in andern Ländern ebenfalls, wie in Venedig, Mißwachs geweſen war, und der neue König Silvio deshalb verboten hatte, Waizen aus dem Reiche zu führen, wäre nicht dazu erſt von den ausländiſchen Käufern ſelbſt ſeine Erlaubniß eingeholt, ſo mußte Fabrizio den König ſehen, dem er auch ein Schreiben des Senates zu übergeben hatte. Auf Nachrichten aus ſeinem Vaterlande begierig, bewilligte ihm der König eine geheime Audienz. Fabrizio trat in das fürſtliche Prunkgemach, und erkannte den gereiften, bärtigen Mann nicht wieder. Der König aber, der vor einem Tiſche ſtand, auf den er ſich ſtützte, wußte beim erſten Blick, daß er ſeinen grauſamen Vater vor ſich ſah. Fabrizio trat zu ihm heran, ließ ſich auf ein Knie vor ihm nieder, küßte ihm die Hand und ſtellte ihm das Schreiben des Senates zu. Der König hatte einen Augenblick gezögert, ihm die Hand zu überlaſſen; that es aber doch ohne Bedenken, daß, der ihm huldigte, ſein Vater ſei, denn er empfand innerlich einen Widerwillen gegen ihn, in dem alle Kindesliebe erſtarb. Nachdem er das Schreiben der Republik geleſen und dem Abgeſandten ſein Geſuch bewilligt hatte, fragte er nach unterſchiedenen, zu Fabrizio's Staunen mitunter abſichtlich geringfügigen Dingen in Venedig, und endlich, gleich als wenn er ihn nicht kennte, nach ihm ſelbſt. Der Abgeſandte erwiederte, er ſei eben dieſer Fabrizio ſelbſt, und glaubte, der König habe durch den Ruf von ihm gehört. Der König fragte ferner nach einem Sohne, den er gehabt habe, Namens Silvio. Fabrizio antwortete erweicht: Gnädiger Herr, der Jüngling, nach welchem eure Majeſtät mich fragt, ſtarb eines unglückſeligen Todes, denn er ſtürzte, auf einer Rückfahrt von Cypern nach Venedig, vom Schiffe herab in's Meer und ertrank, und ſeit dieſem ſchweren Verluſte habe ich keine zufriedene und heitere Stunde mehr gehabt. — Man ſprach von der Sache in Venedig noch anders, ſagte der König, obwohl nicht öffentlich. Man wollte wiſſen, nachdem ihr auf der Inſeln Cypern einen Magiker beſucht, und von ihm erfahren, euer Sohn werde zu einem ſo hohen Range ſteigen, daß ihr ihm müßtet huldigen, und euch vor ihm demüthigen, ihr einen ſolchen Haß auf ihn geworfen hättet, daß, uneingedenk väterlicher Liebe, ihr ihn mit Hülfe eines eurer Diener, Namens Camillo, in das Meer geſtürzt. — Bleich vor Entſetzen hörte Fabrizio die Worte des Königs an, und die Zunge klebte ihm ſo feſt am Gaumen, daß er nur unverſtändliche Worte hervorſtotterte. Der König fuhr fort: damit ihr ſehet, daß keine irdiſche Gewalt hindern kann, was der Himmel einmal beſchloſſen hat: ich bin Silvio, ich ſage nicht euer Sohn, denn die grauſame Handlung, ſo ihr begangen habt, widerſtreitet dem Namen eines Vaters, der ihr dennoch ſeid, ſo lange kein Beweis des Gegentheiles da iſt. Er umarmte ihn, zwar mit Zeichen der Zärtlichkeit im Antlitz, von der aber ſein Herz nichts empfand. Dem vor Erſtaunen außer ſich verſetzten Fabrizio ſchien dies alles im Traume vorzugehen, er umarmte und küßte den König tauſend Male, und geſtand unter Thränen ſeine Schuld. Der König ſagte ihm, es ſei jetzt noch nicht thunlich, daß er ihn öffentlich für ſeinen Vater anerkenne, weil er vorher ſeine Heimath verläugnet habe, indeſſen möge er ſeine Mutter von Allem benachrichtigen. Er ließ Fabrizio nach dieſer Unterredung eine Wohnung in ſeinem Palaſte anweiſen, in dem er ihn mit vieler Sorgfalt bewirthete; befahl Waizen zuſammenzubringen, und ſchiffte ihn auf ſeine Koſten nach Venedig ein. —

Es iſt ſchon geſagt worden, daß Fabrizio, bei ſeiner Abreiſe von Venedig, ſeine Gemahlin krank verließ. Das Uebel nahm zu, und hatte Camillen an den Rand des Grabes geführt, als ihr die freudige Nachricht wurde, ihr Sohn Silvio ſei König von Sizilien. Ob ſchon ſie darüber das größte Vergnügen empfand, ſo reichte daſſelbe doch nicht zu Wiederherſtellung ihrer zu ſehr verfallenen Geſundheit hin, und des andern Tages, als ſie das Ende ihres Lebens vor Augen ſah, erklärte ſie in Gegenwart ihres Beichtigers und zweier alten Oheime, ihr verunglückter Sohn Silvio ſei nicht der Sohn ihres Gatten Fabrizio geweſen. Denn als Fabrizio bereits nach Deutſchland abgereißt, und der aus ſeinem Staat vom Herzoge von Mailand vertriebene Markeſe von Montferrat, Zuflucht ſuchend, nach Venedig gekommen ſei, habe er durch ſeine unermüdlichen Bewerbungen ihre äußerſte Gunſt erlangt. Sie brachte in Erinnerung, daß das Kind bei ſeiner Geburt von ſieben Monaten, und ihr Gemahl zwei Monate vor dieſer Zeit zuletzt bei ihr war. Dieſe Erklärung ward von einem Notar gerichtlich aufgenommen und alsbald nach Sizilien zu eigener Eröffnung an den König geſchickt, der ſich nicht wenig freute, einem edleren Vater anzugehören. Er ließ Fabrizio zu ſich kommen, und theilte ihm, zu ſeinem tödtlichſten Aerger, unter vier Augen, dieſe Neuigkeit mit.

Silvio ſah nun ein, wie Fabrizio ihn in's Meer werfen konnte, da er nicht von ſeinem Blute war. In der That bewies er demſelben nicht, von fremdem zu ſein, denn er beſchenkte ihn reich, erließ ihm die Zahlung des nach Venedig geſchickten Waizens, und ſendete ihn ſelbſt, nach alſo erfüllter Weiſſagung, dahin zurück.

Fabrizio gelangte nach ſeiner Heimath zwar reich, aber nicht ſehr erfreut, und empfing vom Senate Dank für den wohlgeleiſteten Dienſt. Er ruhete einige Tage aus, wiewohl wenige, denn die Untreue ſeiner Gattin war ſein Tod. Silvio beherrſchte Sizilien in Gemeinſchaft ſeiner Königin, die ihm viele Söhne und Erben gebahr.

X.

Der Gastwirth von Maderno.

In Maderno, einem Dorfe auf Brescianer Gebiet, lebte vor nicht langer Zeit ein Gaſtwirth, der Niccolà heißen mag. Er beſaß dicht an der Dechanei, wo die Straße am beſuchteſten iſt, ein Haus, in dem er den Landleuten zu eſſen und zu trinken gab, und Reiſende, die in ihren Geſchäften durch die Gegend kamen, beherbergte. Niccolà war überaus karg, und ſo begierig nach Geld, daß er, um eines kleinen Gewinnſtes willen, wohl die verruchteſte Handlung beging. Er betrog deshalb die Einkehrenden entweder mit Maaß und Gewicht, oder nahm ihnen unbillig viel für ihre Zehrung ab.

Das Schickſal hatte ihm eine Ehegefährtin von gleichen Geſinnungen und Gewohnheiten zuertheilt, die nicht nur die Betrügereien ihres Mannes billigte, ſondern ihn gar oft zu neuen ermunterte. Wo ſie irgend Mittel und Wege zu einer ihm entgangenen Schurkerei offen ſah, trieb ſie ihn entſchloſſen dazu an, indem ſie zu ſagen pflegte: wer hat, will mehr haben, wer aber nichts hat, der ſuche ſich etwas. Bei alledem bereicherten ſie ſich nicht, und behalfen ſich im Gegentheil immer kümmerlicher, wie denn die göttliche Gerechtigkeit keinem Menſchen auf der Welt unrechtes Gut gedeihen läßt. Dieſe Leute hatten einen einzigen Vico getauften Sohn, den ſie ſehr ſpärlich und ſtreng ernährten und behandelten, obgleich er ihnen ſtets alle Liebe und allen kindlichen Gehorſam zu erkennen gab. Sie hielten ihn zwar auch ihrerſeits theuer und werth, nur nicht gerade als ihren einzigen Sohn, vielmehr weil ſeine Aufmerkſamkeit und Anſtelligkeit ihnen einen Knecht erſparen half.

Geſchah es nun, daß Vico der harten Zucht ſeiner Eltern am Ende müde ward, oder daß jugendliche Lüſternheit ihn verleitete, kurz, er hatte ziemlich ſein funfzehntes Jahr erreicht, als er eines Nachts plötzlich ſeine Lumpen zuſammenraffte, und mit einigen an Trinkgeldern erſparten Paoli in der Taſche, heimlich aus dem Hauſe floh, um ſein Glück in der Welt zu verſuchen. Wie der Knabe, der ſeiner häuslichen Verrichtungen wegen immer zuerſt aufſtand, am anderen Morgen nicht gleich zum Vorſchein kam, ſprang der Vater zornig der leeren Kammer zu, um ihn auszuſchelten, und rief die Frau. Du wirſt mir den Jungen ganz und gar verderben, Ceca, zankte er auf ſie los. Wo iſt Vico? ich ſehe ihn wieder einmal nicht. Das ſchickt ihn zwecklos immer hin und her, und was zu thun iſt, bleibt liegen. Sieh ſelber zu: die Küche nicht gekehrt, die Betten nicht gemacht, kein Feuer auf dem Heerde, alles buntübereck! wir behalten das liebe tägliche Brod nicht, treibt ihr es länger ſo! — Gottes Kreuz! erwiederte Frau Ceca, etwas aufgebracht, du biſt nicht bei Verſtande, Mann. Was fällt dir heute Morgen ein? ich ſoll den Jungen verderben? hätte er immer acht auf das, was ich ich ihm ſage und ſtündlich vorpredige, ſo ſtünde es gut mit ihm. Ich ſage dir, er ſteckt voller Tücken und Schelmerei, und nimmt noch ein ſchlechtes Ende, wenn ihm Gott nicht hilft. Ich habe ihn weder geſehen noch weggeſchickt, und ſchwieg nur, weil ich meinte, du hätteſt es ſelber gethan. Der Herr mag wiſſen, wo er iſt. Er liegt doch nicht etwa noch im Bette? — Im Bett iſt er nicht, brummte Niccolà. — Derweil ſie ſo ſchwatzten, ſuchten ſie den Knaben in Haus und Hof und jedem Winkel eine Weile lang, rufteten ihn vergebens laut und wiederholt, und bildeten ſich endlich ein, er möge in die Meſſe gegangen ſein.

Wie deshalb Niccolà der Dechanei zuwanderte, begegnete er unterweges dem aus der Kirche kommenden Dechanten, der den Vico aus der Taufe gehoben hatte, und bei deſſen Firmung Zeuge geweſen war. Willſt du in die Meſſe gehen, Gevatter, ſo kehre nur wieder um, ſprach der Dechant. Da heute Markt iſt, wie du weißt, hielt ich den Morgengottesdienſt gleich miteinander ab und ſchloß die Kirche, weil ich auch meine Geſchäfte habe. Ich muß zuſehen, ob ich mein wenig Wicken, Getraide und Gemüſe verkaufen, und etwa mein Saumroß vortheilhaft vertauſchen kann, das gar nicht mehr auf die Beine zu bringen iſt. Die Meſſe bleibt heute einmal weg und es reicht hin, beteſt du dein Diesilla oder nach Gefallen deinen Roſenkranz ab. — Ach, Gevatter Puccio, ich habe andere Dinge als Meſſe und Gebet im Kopf. Ich ſuche meinen Vico, den ich nirgend finden kann. Ich ging eben nach der Kirche, um zuzuſehen, ob er in der Meſſe ſei. — Ich ſage dir, antwortete Don Puccio, ich habe die Kirche mit meinen eignen Händen geſchloſſen, und es blieb Niemand darin. Mein Pathe iſt ja übrigens kein Kind mehr, und weiß wohin er geht und was er thut, wird alſo nicht zu Schaden gekommen ſein. Ich will dir ſagen, wie es ſich verhält. Du weißt, er iſt neugierig und beherzt. Die Stricke ſchrecken ſolche Jungens nicht, wandelt einmal die Luſt ſie an. Ich wollte wetten, er treibt ſich auf dem Markte herum. Laß mich nur ſchaffen, ich ſchicke ihn dir wohl oder übel nach Hauſe, und mache ihm die Hölle vorher auf meine Weiſe heiß. Geh an deine Geſchäfte, und gib dich indeß zufrieden. — Wollte Gott! meinte Niccolà, daß es ſo iſt, wie du ſagſt. Er empfahl ſich ſeinem Gevatter und ging nach Hauſe, wo er die Ankunft ſeines Sohnes erwartete. Es ward Mittag, die Vesper, auch das Avemaria war vorbei. Und wie der Dechant kam und berichtete, er habe auf dem ganzen Markte herum geſucht und geſchaut, aber von Vico keine Spur entdeckt, konnte Niccolà nicht wohl anders glauben, als daß der Knabe ihm entlaufen ſei. Schwermüthig und betrübt blieb er, in der Hoffnung, Vico kehre dennoch wieder, einige Stunden länger als gewöhnlich wach, und legte ſich erſt ſpät zu ſeiner Frau in's Bette, die ſo wenig wie er die Nacht über ein Auge ſchloß. Folgenden Tages fragte Don Puccio bei Zeiten im Gaſthauſe wegen ſeines Pathen zu, und erſchrak nicht wenig, wie er hörte, er werde noch immer vermißt. Der gute, derbe Mann, vertröſtete die Eltern nach ſeinem beſten Wiſſen mit vielen ſchönen Beiſpielen aus dem Legendenbuche zur Geduld, führte ihnen aus der Geſchichte auch andre fromme, von Gott geprüfte und in Leiden ſtarke, beſtändige Seelen an, die ſich das ewige Heil verdient hätten, und brachte ſeine Worte und Tröſtungen zwar tölpiſch genug vor; erleichterte aber doch ſeines Gevatters Kummer in ſo weit, als derſelbe ſich gut genug faßte, und in den göttlichen Willen ergab, mehr als jemals vorher, uneingedenk des verlornen Sohnes, ſich ſeines Vortheils befleißigend.

Vico trieb ſich lange Zeit weit und breit als Landſtreicher umher, führte, auf Koſten der Einfältigen, das vergnügteſte Leben von der Welt und gelangte zuletzt bis Neapel, wo er ſich einfallen ließ, nachdem er alſo als eigener Herr gelebt habe, auch einmal Anderer Willen zu befolgen, und in irgend ein Haus als Diener zu gehen.

Das Glück wollte ihm wohl. Von gutem Ausſehen, munter und lebhaft, wie er war, erregte er die Aufmerkſamkeit eines vornehmen Herrn, der ihn zu ſich nahm und allmählig, ſeines Fleißes und ordentlichen Betragens halb, ſo lieb gewann, daß er ihm die Aufſicht über ſein ganzes Hausweſen anvertraute, und ihm außer einem anſehnlichen Lohne, Kleider und häufige Gſechenke gab, wovon Vico, ſparſam und Wucher treibend, ſich mit der Zeit ein kleines Kapital ſammelte.

Fünfundzwanzig und noch mehr Jahre mochten verfloſſen ſein, ſeitdem er aus dem Hauſe ſeiner Eltern floh. Weil dem Gaſtwirthe und ſeiner Frau niemals Nachricht von ihrem Sohne zugekommen war, hegten ſie auch nicht die geringſte Hoffnung, ihn wieder zu ſehen, und glaubten feſt und beſtimmt, er müſſe durch einen Unfall das Leben eingebüßt haben.

Da ging Vico eines Tages in ſich und gedachte der Heimath und der ſeinigen ernſter und herzlicher, wobei er das folgende Selbſtgeſpräch hielt: wie wunderbar nicht die Wege des Schickſals ſind! Ich laufe vordem, fünf oder ſechs Paoli in der Taſche, ein paar Lumpen auf dem Leibe, von Hauſe weg, und nenne jetzt ſo viel Geld, ſo viele Kleider und Habe, mehr als ich brauche, mein, derweil mein Vater und meine Mutter gewiß noch immer, wie vordem, Hunger und Kummer leiden. Der Himmel mag wiſſen, wie viel Thränen und Sorgen ihnen meine Flucht verurſacht hat! Was habe ich nun aber ſonſt zu thun, als zurückzukehren, ſie zu tröſten und ihrer Noth abzuhelfen, ſo gut ich kann? Wem als ihnen verdanke ich denn mein Leben und meinen jetzigen Wohlſtand? Vielleicht gab ihn mir der Himmel nur, damit ich die Pflichten eines Sohnes erfülle. —

Ohne weiteres Bedenken verlangte er alſo mit guter Art den Abſchied von ſeinem Herrn, der ihm denſelben, ſeine gute und gerechte Abſicht angeſehen, wiewohl ungern, bewilligte, zog allerwärts ſein Beſitzthum zuſammen, das er in Gold und Wechſel verwandelte, ſtieg zu Pferde, und ritt geradeswegeſ ſeiner Heimath zu.

In Maderno angelangt, erkundigte er ſich auf der Stelle, ob Niccolà, der Gaſtwirth bei der Dechanei, und Ceca, ſein Weib, noch lebten? Es fiel ihm wie ein Stein vom Herzen, als ihm die Dorfleute mit ja antworteten, und er dankte dem Himmel, das Daſein ſeiner Eltern ſo lange gefriſtet zu haben, daß er ſie vor ihrem Tode noch ſah und tröſtete. Mit ſich uneinig, was er nun vor allen Dingen thun ſolle, lenkte er ſein Pferd nach der Dechanei, ſtieg vor dem Pfarrhauſe ab und klopfte an die Thüre, die ihm der Dechant ſelbſt, das Brevier in der Hand, öffnete, aus dem er eben bei Sonnenuntergang das Complet betete. Vico hatte ſich, ſeit er als junger Menſch von dannen ging, ſo ſehr an Geſtalt, Antlitz und Kleidung verändert, daß ihn unmöglich Jemand, der ihn vorher geſehen, gleich wieder erkennen konnte. Der gute Prieſter ſetzte ſich alſo die Brille auf die Naſe und muſterte den Fremden von Kopf zu Füßen, indem er ſprach: nach wem verlangt ihr, junger Mann? — Nach euch, erwiederte Vico, der ihr mich, euren alten Bekannten, wohl nicht ſo leicht wieder erkennt, wie ich euch. Um euch nicht unnützerweiſe aufzuhalten, wiſſet, daß ich Vico, der Sohn des Niccolà da drüben bin, euer Pathe, der vor vielen Jahren, wie ihr euch beſinnen werdet, vom Hauſe weggelaufen iſt. Seht mich recht darauf an. Vielleicht trage ich noch eine Spur von damals an mir.

Der ſtaunende Prieſter ſchenkte den Worten des Fremden, der dem Vico, wie er ihn gekannt hatte, gar nicht glich, nicht alsbaldigen Glauben, und fing zu ſeiner Ueberzeugung an, ihn um viele Einzelheiten zu befragen. Vico antwortete auf alles genau und verſetzte dann: ihr könntet, mein lieber Don Puccio, von den Beweiſen, die ich euch für meine Ausſage gegeben habe, ſchon überzeugt ſein. Desungeachtet füge ich noch einen, mir dünket, den größten hinzu, wofern das Kirchenbuch das unzweifelhafteſte Zeugniß abzulegen kann. Er ſagte ihm Jahr und Tag ſeiner Geburt. Der Dechant holte das beſagte Buch herzu, und wie er ſah, daß es Vico's Angabe beſtätigte, ließ er ſeiner Freude freien Lauf. Er warf dem Wiedergefundenen die Arme um den Hals, kußte ihn zärtlich auf die Stirn und ſprach: O, ſei du mir geſegnet, mein lieber Pathe, daß ich dich vor meinem Tode wiederſehe. Wir haben dich bis auf dieſe Stunde nicht mehr in der Welt geglaubt. Wiſſe, dein Vater und deine Mutter leben noch, wenn ſie gleich ſo alt, wie du mich da ſiehſt, und hinfälliger durch Kummer und Noth, als durch der Jahre Laſt geworden ſind. Sie werden vor Freuden umkommen, dich zu ſehen. Komm, laß uns geſchwind hingehen, ſie zu tröſten, damit ich ihnen der Ueberbringer ſo unverhofften Troſtes bin. — Der geſchäftige Alte zog Vico bis zur Thüre mit ſich fort. Da drängte ihn dieſer mit den nachdenklichen Worten von ſich: nein, laß es noch ſo für dieſen Abend. Ich gedenke, wie ein Reiſender allein in ihr Haus zu gehen, und über Nacht bei ihnen zu ruhen. Erkennen ſie mich wieder, ſo iſt es gut. Sonſt ſage ich ihnen erſt morgen früh, wer ich bin, wenn ihr kommt und ihnen jeden Zweifel benehmen könnt. Die gemeinſchaftliche Freude wird ſo vollſtändiger. — Ach! gutes Kind, entgegnete der alte Dechant, enthalten wir ihnen die Freude nicht länger vor. Wie ſollen ſie dich ſo verändert wieder erkennen? Staun' ich dich doch ſelbſt noch wie träumend als den Vico an! warum willſt du ihnen ihre Zufriedenheit ſchmälern, und verſchiebſt ſie auf den kommenden Tag? das Gute, was wir heute zu thun im Stande ſind, ſollen wir nicht erſt morgen thun, denn es kann vieles in der Zwiſchenzeit geſchehen. — Was willſt du, das geſchehen ſoll! verſetzte Vico. Kurz, ich bin entſchloſſen, ſo und nicht anders zu thun. — Wenn du durchaus nicht anders willſt, ſagte Don Puccio, ſo ſei es alſo und geſchehe dir danach. Er küßte ihn liebevoll, indem die Zärtlichkeit ſeiner Geſinnung einige Thränen ſeine runzlichten Wangen entlang rollen ließ, empfahl ihn unter wiederholtem Schluchzen Gott und verabſchiedete ihn. Vico führte ſein Pferd am Zügel nach dem elterlichen Hauſe, vor deſſen Thüre auf der Bank ſein Vater ſaß. Wie er den von Alter und Elend gebeugten Mann erſah, fühlte er ſein Herz dermaßen bewegt und ergriffen, daß er beinah vor ihm auf die Knie niederſtürzte und ſich ihm zu erkennen gab. Nichts deſtoweniger nahm er ſich mit Gewalt zuſammen und fragte den Greiß: kann ich bei euch ein Nachtlager haben, alter Vater? — Der Alte horchte ein wenig bei der Anrede auf, denn vielleicht ſchwebte ihm das Bild ſeines Sohnes vor Augen. Aber der Gedanke an ihn entſchwand ihm blitzesſchnell wieder. Wie hätte er auch die Wahrheit im entfernteſten ahnen mögen! Er erhob ſich gemächlich von ſeinem Sitz und erwiederte: Du ſollſt es haben, mein Sohn. Ja ja, dem Alter nach könnte ich dein Vater ſein. Ceca, heh, Ceca! wo biſt du? hier iſt ein Gaſt. Führ ihn in das Stübchen nach dem Garten hinaus, und mach alles für ihn zurecht, ich bringe das Pferd in den Stall. — Gelobt' ſei Gott! ſagte die Alte, kommt, Herr, ich trage euren Mantelſack. Ein gutes Nachtmahl ſoll bald fertig werden. — Das hätte ich eben gern, Mütterchen, rief ihr Vico zu. Gut zu eſſen und ein guter Schlaf iſt das Beſte, was man ſich nach der Reiſe wünſcht. — Laßt mich nur ſorgen, ihr ſollt ſchon zufrieden ſein, meinte ſie. Sie ließ ihn in derſelben Kammer zurück, wo er ehedem ſchlief, und bereitete eilig, von dem, was ihr in Haus und Hof zu Gebote ſtand, ein Abendmahl, das alle drei, nach Vico's Verlangen, mit einander aßen. Ob Vico aber gleich die Alten nicht anders als Vater und Mutter anredete, und ob er gleich manches that, was er als Kind ſo gewohnt geweſen war, kam doch keine Ahnoung von ihm in der Eltern Herz, und er freute ſich ſchon im Stillen, ſie ſtaunen zu ſehen, erführen ſie anderes Tages, wer in ihrem Hauſe ſei. Nach beendigtem Abendeſſen nahm Niccolà ein Licht in die Hand und führte den Fremden in ſeine Kammer, wo er ein Papier mit den Worten hervor zog: hier iſt deine Rechnung, mein Sohn. — Gut, antwortete Vico, ich bezahle ſie morgen früh, auf keinen Fall reiſe ich bald von euch. — Was, morgen früh! entgegnete der Alte barſch. Ich ſage dir, daß ich auf der Stelle bezahlt ſein will. Ich ſtehe des Morgens bei Zeiten auf und kaufe von Lebensmitteln ein, was ich für den Tag bedarf, denn ich bin ein armer Mann, der kein Geld hat, und ſich behelfen muß. — Recht gern, ſagte Vico freundlich, ich möchte euch nicht erzürnen, guter Vater, hier iſt das Geld. Bei dieſen Worten zog er aus dem Felleiſen einen großen Beutel mit Gold und Silber und Wechſelbriefen angefüllt, ſchüttete ihn, vielleicht von Eitelkeit verleitet, auf dem Tiſche aus und bezahlte den Alten freigebig, ohne einen Heller abzuziehen. Seid ihr nun mit mir zufrieden, Väterchen? fragte er. — Der Alte bedankte ſich, eines ſolchen Zahlers froh, und bot ihm beim Weggehen eine gute Nacht.

Wie er die Treppe hinabſtieg, kamen ihm die blanken Goldſtücke in den Sinn, erregten ſein Wohlgefallen, und am Ende den Wunſch, ſie zu beſitzen, der in einem Augenblicke der Verderbtheit die um ſein Herz höher als je auflodernden Flammen der Begierde und des Geizes entzündete. In ſich verſunken und verſtört, ſetzte er ſich neben ſeine Frau nieder und begann dies Geſpräch: weiß du wohl, Ceca, daß wir heut einen reichen Gaſt beherbergen? wie vieles Gold habe ich bei ihm geſehen! guter Gott, wie viel Silber und Wechſelbriefe! wir ſind ſo bettelarm! O, Welt! der Eine ſchwelgt, der Andre darbt. Und über Alle, ſagen ſie, wacht doch die Vorſehung. — Was bekümmerſt du dich darum? ſagte die Frau. Wir ſind für's Elend geboren, nicht weil es gerade unſer Schickſal iſt, ſondern weil wir es in unſerer Dummheit nicht anders wollen. In Gottes Namen! Er hat alſo recht viel Geld bei ſich? — Die Hülle und Fülle, ſage ich dir, murrte der Alte. — Hätteſt du nur wenigſtens die Rechnung mit doppelter Kreide angeſetzt, fügte Ceca hinzu: aber geſchehen iſt geſchehen. Laß dir es ferner zur Regel dienen, wenn er ein paar Tage bei uns bleibt. — Ich dachte eben an was anderes, hub der Mann nach einer Pauſe an: Frau, weißt du wohl, daß uns mit einem Mal geholfen wäre, ſtählen wir ihm ſein Geld? daß wir alsdann nicht mehr an der Straße zu lauern brauchten, bis uns das Glück einmal in den Schooß fallen will? — Du ſprichſt ſchon recht ſo, ſchmunzelte die Frau und kratzte ſich den Kopf: ſchliefe er nun aber gerade nicht, wenn wir ihn beraubten, oder wachte plötzlich auf? ginge des anderen Morgens zum Richter und ſchlüge Lärm? hülfe uns dann am Ende unſer Läugnen etwas? ich weiß nicht, wie wir es anfangen könnten: was meinſt du denn? — der Alte erwiederte, von ſchmutziger Habgier immer mehr verblendet und umgarnt: mir ſteckt noch ein anderer Gedanke im Kopf, der alle Schwierigkeiten und Gefahr beſeitigte. Da er gar nicht von mir wankt und weicht, ſo glaube ich faſt, der Himmel gab ihn mir zu unſerm Heile ein. — Was iſt es? ſprach ſie vor ſich hin. — Nun, brummte er kaum hörbar, du weißt es ja. —

So ſprich es doch nur aus, zögerte die Frau. — Er flüſterte: der Burſche iſt ſo allein angelangt, zu einer Stunde, da ihn kein Menſch kommen ſah. Kein Menſch kann wiſſen, daß er bei uns iſt. Er iſt doch gleichſam da, als ob er nicht da wäre. Wenn wir ihn erſticken, oder erſchlagen, oder auf andere Art tödten, hinten im Garten ſtill und heimlich begraben, wer ſoll was davon wiſſen, außer Gott? Es iſt gar nicht übel, wird man ſo auf ein Mal reich und von allen Sorgen frei. Ich wäre gern das Schelmenhandwerk loß und genöſſe mein Alter behaglich und in Frieden. Du würdeſt dich auch freuen, deine Lumpen abwerfen zu können, in ſeidnen Kleidern, mit ſchönen Halsſchnüren und Armſpangen, glänzenden Ohrgehängen unter die Bürgerfrauen zu gehen, ſtatt daß du jetzt wahrhaftig nicht unter die Dorfleute ohne Scham treten kannſt. Kurz, er ſagte ihr ſo Vieles vor, daß die, von Geiz und weiblicher Eitelkeit verblendete Ceca, vermeſſen in den Vorſchlag willigte. Ich weiß nicht, was ich dir antworten ſoll, ſagte ſie, du haſt den Gedanken gehabt. Gottlob! es hört nun endlich alle Noth und Sorge auf, und ich werde eine angeſehene Frau im Dorfe. Laß du mich machen, Mann. Deine Eingebung ſoll nicht vergeblich geweſen ſein. — Nachdem ſie hierauf noch mancherlei über den Unglücklichen geſprochen, tauſend Pläne geſchmiedet hatten, was mit ſeiner Habe anzufangen ſei, ſchlichen ſie, zur Stunde, da ſie ihn in feſtem Schlafe vermutheten, leiſe und auf den Zehen in ſeine Kammer und, wie ſie ihn laut ſchnarchen hörten, an ſein Bett. Der Alte hielt einen Lichtſtumpf, ſein Weib ein abgezogenes Scheermeſſer in der Hand. Sie entblößte behutſam des Fremden Hals — ihre Hand zitterte — ein Zug — die Gurgel war durchſchnitten. Ein heißer Blutſtrahl ſpritzte empor und beſudelte den Mördern Geſicht und Bruſt, zum erſten Vorwurfe ihrer That. Beim letzten Röcheln ſchlug der unglückſelige Sohn das gebrochene Auge matt noch ein Mal auf. Ach! Vater, ach! Mutter, ſtöhnte er und ſtarb. Die zärtlichen Namen hätten die ruchloſen Eltern auf den Tod betreffen ſollen, machten aber keinen größern Eindruck auf ihr Herz, als am vergangnen Abende, da der Jüngling ſie ſo oft vergebens ausſprach. Nach vollzogener Greuelthat begruben ſie den Leichnam in dem Obſtgarten, und rannten, wie hungrige Wölfe, nach dem Raube; legten ſich aber nicht eher nieder, bis das ſchauderhafte Bett, als wäre nichts vorgefallen, wieder in Ordnung gebracht, und Alles, was das Verbrechen hätte verrathen können, ſorgſam entfernt worden war. Dann ſuchten ſie Ruhe und Schlaf, wofern ihnen ihr Bewußtſein des Entſetzlichen ein Auge ſchlieſſen ließ.

Dem Dechanten ſchien es eine Ewigkeit, bevor der Tag anbrach und er nach ſeinem Pathen fragen konnte. Kaum hatte er alſo das erſte Gold der Morgenröthe am Himmel erſchaut, ſo ſtand er auf, las eilig ſeine Meſſe ab und verfügte ſich ungeſäumt zu ſeinem Gevatter, den er bereits im Gaſtzimmer beſchäftiget traf, und nach freundlichem Gruße wie ſpottend fragte: was gutes Neues, heute Morgen, Gevattersmann? du biſt ja ſchon recht früh auf dem Zeuge? haſt alle Hände voll zu thun! Wohl bekomme dir's. —

Bei dieſer Rede ſtand Niccolà wie vom Donner gerührt, da er ſich nicht hatte träumen laſſen, jemand wiſſe um die Ankunft ſeines Gaſtes. Kein Wort zu erwiedern fähig, blieb er ſtumm. — Warum keine Antwort, Gevatter? Scheinſt ja wie verhext zu ſein. Ich weiß es ſchon, daß Jemand bei dir eingekehrt iſt, der dir willkommen war. Warum willſt du mir's verheimlichen? Die ſein Herz zerreißenden Gewiſſensbiſſe mit aller Kraft bändigend, erwiederte Niccolà dreiſt: was für ein Gaſt ſoll bei mir ſein? was ſprichſt du da? es gemahnt mich faſt, als hänſelteſt du mich oder ſprächſt im Traume. Ich habe weder einen Reiſenden im Hauſe noch ſeit vielen Wochen einen geſehen. Das verdammte Gewerbe bringt an den Bettelſtab. Ich gelobe aber zu Gott, daß ich es zuletzt noch von mir werfen und die paar Lebenstage, die er mir friſtet, zum Heil meiner Seele anwenden will. — Ich hoffe, fügte der Dechant hinzu, du vermagſt dies künftighin, Dank ſei es dem, den du dieſe Nacht beherbergteſt, in deiner Gemächlichkeit zu thun. — Ich ſage dir aber, rief der Wirth aufgebracht und beſtürzt, ich beherbergte kein Menſchenkind. Verſtehſt du mich? jetzt geh mit Gott! — Mittlerweile war Frau Ceca dazu gekommen und ſchwur und betheuerte auch ihrerſeits, wie ſie den Grund des Wortwechſels vernahm, ſie habe keinen fremden Menſchen geſehen. Am Ende ſchien dem Prieſter die Sache zu weit zu gehen. Er ſagte: ich weiß nicht, meine Brüder, was ihr mit ſolchen Betheuerungen und überflüſſigen Schwüren beabſichtiget? wollt ihr mich etwa mit der frohen Nachricht überraſchen, ſo wiſſet, es iſt zu ſpät. Denn der Gaſt in eurem Hauſe war geſtern bei mir, eh' er zu euch kam, und gab ſich mir zu erkennen. Ich habe ihn, wie ihr wohl denken kennt, ſchon tauſend Male umhalst und geküßt. Ich nehme von Herzen an eurer Freude Theil, und der Herr Gott ſegne ihn eurem und meinem Alter zum Troſte und Heile. Kalt und regungslos wie Stein vor Entſetzen ſtand das Ehepaar da. Die Wahrheit ahndend, rief die Alte zuerſt: Ach, gerechter Gott! wer war der Fremde, den ihr meint? — War es nicht, entgegnete Don Puccio, mein Pathe, euer Vico, der ſeit ſo vielen Jahren vermißte Sohn? was kommt denn für ein Schrecken über euch? Wehe! was muß ich ſehen? — Er hatte dies noch nicht ausgeſprochen, als er nach der einen Seite Niccolà ohnmächtig fallen, auf der anderen, die raſende Ceca ſich ein Meſſer in die Kehle ſtoßen, und unter gräßlichem Geheul mit einem Blutſtrom ihre Seele aufgeben ſah. Es läßt ſich nicht beſchreiben, was bei dieſem Schauſpiel aus dem armen Dechanten ward, der die Veranlaſſung weder ahndete, noch errieth. Erſtaunt, entſetzt, bewußtlos wandte er ſich bald dem Greiſe zu, um ihm beizuſtehen, bald richtete er den Blick auf die entſeelte Frau. Sein verzweifeltes Geſchrei zog endlich viele Leute des Dorfes herbei. Der wieder zu ſich gekommene Niccolà erhob ſeine jammernde Stimme: O, wehe mir Unglückſeligen! was habe ich gethan! wozu verleitete mich meine ungezügelte Begier nach Geld? den Gaſt, von dem du ſagſt, er war mein Sohn, haben wir mit unſeren eigenen Händen getödtet, um ihn ſeines Geldes zu berauben. Ich reizte mein Weib an, ihm die Kehle abzuſchneiden, ich bin der Urheber des Kindesmordes, und verdiene kein augenblickliches Leben mehr.

Von den Furien des böſen Gewiſſens gepeitſcht, hatte er mit der Fauſt ſchon jenes Meſſer angepackt, und würde es ſich in den Leib geſtoßen haben, hätten ſich nicht der Prieſter und andere Anweſende auf ihn geworfen und ihm die Waffe entwunden. Er ward von Allen heftig geſcholten, mit herben Reden beſchämt, und zum Erdulden wohl verdienter Strafe, der öffentlichen Gewalt überliefert.

Sein gottloſes, von der chriſtlichen Kirche ausgeſtoßenes Weib ſcharrten ſie auf dem Felde ein. Den Mann aber, erwürgte der Henker auf dem Richtplatze der Stadt Venedig, und ſtellte ſeinen Leib, nachdem er ihn in Stücken gehauen, hatte, nach hergebrachtrr Weiſe, über dem beſuchteſten Kanal der Laguna auf. Eine Warnung und ein Spiegel allen böſen Menſchen; beſonders den verwünſchten Habſüchtigen, deren verabſcheuungswürdiges Gezücht Gott vertilgen möge.

XI.

Der Alchemist.

In den Hiſtorien von Piſa ſteht geſchrieben, daß vor Alters Guglielmo Grimaldi, ein von einer Partei aus Genua vertriebener junger Menſch ſich daſelbſt niederließ. Er hatte wenig Geld mitgebracht, miethete ſich ein Häuschen und lebte ſparſam, indem er anfing auf Wucher zu leihen. Durch dies Gewerbe bei wenig Ausgaben viel verdienend ward er in Kurzem wohlhabend und im Verlaufe der Zeit außerordentlich reich, obgleich immer begieriger, reicher zu ſein. So war er alt geworden und hatte tauſende aufgehäuft, während er aus Geiz immerdar allein und in ſeiner anfänglichen engen Wohnung blieb. Da er Niemanden traute, hütete er ſeine Schätze ſelbſt mit der äußerſten Wachſamkeit, und hing ſo völlig mit ſeiner Seele daran, daß er keinen Scudo gegeben hätte, um einem Menſchen das Leben zu retten.

Wie nun Jedermann in Piſa Guglielmo, dieſes Lebens und Wandels halb, haßte und beneidete, ward er dereinſt, nachdem er mit Freunden auswärts zu Abend geſpeiſt hatte, in tiefer, ſtockfinſterer Nacht beim Nachhauſegehen, ob aus böſer Abſicht oder verkannt, angefallen und mit einem Dolchſtoße über der linken Bruſt verwundet. Der arme Teufel ergriff in dem Augenblicke die Flucht, als die dunkelen Wetterwolken ſich entluden, und aus ihrem Schooße ein ſchwerer Platzregen niederfiel. Etwa auf Armbruſtſchußweite gelaufen und ſchon ganz durchnäßt, ſah er die Thür eines Hauſes offen ſtehen, in dem ein großes Feuer loderte. Er trat hinein. Das Haus bewohnte ein gewiſſer Fazio, der ſeines Handwerks eigentlich ein Goldſchmidt war, ſeit einiger Zeit ſich aber der Alchemie ergeben und ihr ſchon ein gut Theil ſeiner Habe aufgeopfert hatte, im Bemühen, aus Blei und Zinn feines Silber zu verfertigen. Auch dieſe Nacht hatte er ein gewaltiges Feuer angeſchürt und gab ſich mit Schmelzen ab, ließ aber die Hausthüre wegen der Hitze des Feuers und der Jahreszeit offen ſtehen. Beim Geräuſch des Eintretenden wandte er ſich raſch um und ſprach, da er ihn ſogleich erkannte: Je, Guglielmo! was machſt du zu dieſer Stunde, bei dem gräßlichen Wetter hier? — O weh! krächzte Guglielmo, mir iſt ſchlecht. Ich ward angefallen und verwundet, ich weiß nicht von wem und warum? Er ſprach die Worte, ließ ſich zum Sitzen nieder und ſchied aus dieſem Leben in Einem Augenblicke. — Die letzte fernere Thurmuhr der Stadt hatte eben die mitternächtliche Stunde angeſchlagen, und die Glockentöne bebten wellenartig vom Winde gepeitſcht durch die Stille der Finſterniß. Verwundert, den fremden Mann umfallen zu ſehen, und über die Maaßen beſtürzt, ſtand Fazio da; doch beſann er ſich, knöpfte ihm das Wams über Bruſt und Magen los, bemühte ſich, ihn aufzurichten, rief ihm Guglielmo! zu, der Meinung, es müſſe ihm eine Ohnmacht angewandelt ſein. Aber da er ihn kein Glied regen ſah, und fühlte, daß er weder athmete, noch ſein Puls mehr ſchlug, dann auch die Wunde in der Bruſt fand, aus der ſchlimmerweiſe ſoviel als gar kein Blut gefloſſen war, überzeugte er ſich von Guglielmo's ſchon erfolgtem

Tode. Außer ſich vor Entſetzen, rannte er dem Eingange zu, um die Nachbarſchaft zu rufen, denn der Zufall wollte, daß er ſich allein zu Hauſe befand, weil ſeine Frau, mit ſeinen zwei kleinen fünfjährigen Zwillingsknaben zu ihrem todtkranken Vater gegangen war. Aber wie er den Regen auf das Pflaſter praſſeln und den Donner hörte, auf der ganzen Straſſe keinen Menſchen ſah, der Heilmittel herbeizuſchaffen vermocht hätte, und zweifeln mußte, daß man ſeine Stimme vernähme, ſtand er an und änderte ſeinen Entſchluß. Er kehrte in das Haus um, ſchloß es hinter ſich ab, und riß vor allen Dingen die Geldtaſche des Todten auf, um zu ſehen, wieviel darinnen ſei. Er fand vier Lire und, unter vielem alten werthloſen Plunder, ein großes Bund Schlüſſel vor, das wahrſcheinlich, wie er meinte, den Zugang zu den Thüren, Kiſten und Kaſten in dem Hauſe Guglielmo's öffnete, deſſen Reichthum, beſonders an baarem Gelde, ſtadtkundig war. Mit wüſten Gedanken beſchäftigt, verſchmitzt und klug von Natur, fuhr es ihm wie der Blitz durch den Sinn, ſeinem Leben mit einem Male einen höheren Schwung zu verleihen. Er ſagte zu ſich ſelbſt: ja, warum geh ich mit den Schlüſſeln nicht auf der Stelle nach ſeinem Hauſe, wo, wie ich gewiß bin, keine Menſchenſeele iſt? wer hindert es, wenn ich ſein Geld nehmen und leiſe, leiſe her in mein Haus tragen will? zu meinem guten Glücke regnet es und der Donner rollt, es wird Niemand herumgehen, wann die Mitternacht durch iſt; ein jeder bleibt gern im Trocknen unter ſeinem Dache und kriecht nicht aus ſeinem Schlafwinkel hervor. Ich bin allein in meinem Hauſe, und wer den Guglielmo erſtochen hat, iſt nach geſchehener That ſicherlich entflohen und hat ſich verſteckt. Sonach hat ihn ſchwerlich ein Menſchenkind hereinkommen geſehen. Wenn ich ſchweigen kann, und keiner Seele je was von dem Vorfall ſage, wer wird ſich einbilden, daß Guglielmo Grimaldi verwundet zu mir gekommen, und auf die Weiſe geſtorben ſei? unſer Herr Gott hat mir ihn zu meinem Heile zugeſchickt. Wer weiß, ob man mir glaubte, ſagte ich in der Sache die reine Wahrheit aus? könnten ſie nicht denken, ich hätte ihn ermordet, um ihn zu berauben, wozu mir nach der That der Muth gefehlt habe? wer ſchützt mich, wenn man mich greift und auf die Folter ſpannt? und wie könnte ich mich rechtfertigen? die Herren Diener der Gerechtigkeit ſind ſehr geſtrenge, und ich trüge wohl zuletzt einen Ruck mit dem Stricke, oder gar was Schlimmeres davon. Was ſoll ich thun? am Ende iſt es beſſer, ich entſchließe mich, mein Glück zu machen, ſie ſagen ja, wagen gewinnt! und ſehe zu, ob ich mit einem Male alle Sorgen abſchütteln kann. —

Geſagt, gethan. Er warf ſich einen tüchtigen Filzmantel über die Schultern, ſtülpte einen breitkrempigen Hut auf den Kopf, und ſchlug, die Schlüſſel im Buſen, die Laterne in der Hand, unter Regen, Donner und Blitzen den Weg nach Guglielmo's nicht ſehr entferntem Hauſe ein. An Ort und Stelle, ſchloß er mit den zwei größten Schlüſſeln des Bundes den Eingang auf, und ging vorerſt nach der Schlafkammer, worin er eine große Lade fand, die er nach vielen Verſuchen mit dem rechten Schlüſſel öffnete. In der Lade ſtanden zwei Geldkoffer, deren Schlöſſer endlich ſeinen wiederholten Anſtrengungen wichen und ſich gleichfalls aufthaten. Der eine war mit Koſtbarkeiten, goldenen Ringen, Ketten, Armſpangen, Perlen und Juwelen, von großem Werthe angefüllt; der andere mit vier Beuteln vollwichtiger Dukaten, zugeſchnürt und mit Zetteln verſehen, auf denen geſchrieben ſtand: dreitauſend richtig abgezählte Scudi d'Oro. Ob ſolchen Anblicks hoch erfreut und lüſtern, nahm Fazio nur dieſen Koffer, und ließ den anderen mit den Koſtbarkeiten ſtehen, weil er vielleicht fürchtete, durch ſo leicht wiedererkennbare Dinge ſich verrathen zu ſehen. Er ſchloß dann die Truhe wieder zu, brachte Alles in die Ordnung, in der es vorher geweſen war, verließ, die Schlüſſel im Gürtel, den Koffer auf dem Kopfe, das Haus, und ging, von Niemand wahrgenommen, in ſeine Wohnung zurück. Es glückte ihm dieſe Nacht Alles um ſo vortrefflicher, da der Regen immerfort in Strömen vom Himmel floß, und der Gewitterſturm ärger als jemals noch in dieſem Jahre wüthete. Fazio's erſtes Geſchäft zu Hauſe beſtand darin, daß er den Koffer in ſeine Kammer ſtellte und ſich ganz umkleidete. Stark und rüſtig, wie er war, bürdete er ſich den Todten nachher behende auf und trug ihn in den Keller, wo er mit Hacke und Spaten in einem Winkel ein langes, vier Ellen tiefes Loch eingrub. Dahinein legte er Guglielmo mit Kleidern und Schlüſſelbund, und ſcharrte ihn wieder mit der Erde zu, die er ebnete, feſt zuſammen trat und mit einem im Keller liegenden Haufen Schutt und Kalk beſchaufelte, ſo daß es ſchien, als könne der Fleck niemals berührt worden ſein. Sobald er in ſeine Kammer zurückgekommen war, und den Koffer geöffnet hatte, ſchüttete er einen der Säcke auf den Tiſch aus, und überzeugte ſich, daß er wirklich lauter blanke, ihm die Augen faſt verblendende Goldgulden enthielt. Eben ſo prüfte und überſchaute er den Inhalt der anderen Beutel, und fand in jedem richtig dreitauſend Stück Ducaten vor. Freudeberauſcht band er die Beutel wieder zu, und ſtellte ſie in ſeiner Schreibſtube in einen verſchloſſenen Schrank, den Koffer warf er ins Feuer, und gab Acht, bis er ihn gänzlich zu Aſche gebrannt ſah. Seine Schmelzöfen, ſein Blei und ſeine Deſtillirgläſer aber ließ er von ungefähr ſtehen, und legte ſich ſchlafen, als es eben zu regnen aufgehört hatte und zu tagen anfing. Die durchwachte Nacht wieder einbringend, ſchlief er bis zur nächſten Veſper ununterbrochen fort, ſtand hiernach auf, und ging zuvörderſt auf den Marktplatz in einige Läden, um an den Orten ſeiner täglichen Geſchäfte zu hören, ob nichts über Guglielmo verlautete. Man ſprach weder dieſen noch den folgenden Tag von ihm. Als Guglielmo aber auch am dritten, ſeiner gewöhnlichen Bedürfniſſe wegen nicht erſchien, ſo fingen die Leute an zu munkeln, und zu glauben, da ſie in ſeinem Hauſe Fenſter und Thüren verſchloſſen ſahen, es möge ihm etwas zugeſtoßen ſein. Die Freunde Guglielmo's, mit denen er zuletzt zu Abend gegeſſen hatte, ſagten bis dahin, wo er von ihnen geſchieden war, die Wahrheit über ihn aus. Von der Zeit an wußte aber Niemand, was er weiter gethan hatte, noch wo er geweſen war. Es ließen alſo die Gerichte aus dieſem Grunde, und weil von Guglielmo gar keine Spur erſichtlich ward, in der natürlichen Befürchtung, er möge in ſeiner Wohnung geſtorben ſein, durch Verpflichtete die Thüren aufbrechen, und das Haus unterſuchen, in dem ſich Alles in der gehörigen Ordnung befand, und nur der Beſitzer ſelbſt nicht zum Vorſchein kam. Erſtaunt über dieſe unerwartete Lage der Dinge brach man in Ermangelung der Schlüſſel vor Zeugen alle vorhandenen Thüren, Kiſten und Kaſten mit Hülfe von Schloſſern auf, brachte alle Koſtbarkeiten und Sachen genau zu Papier, und ſchaffte ſie nebſt den Büchern aus dem leer ſtehen bleibenden Hauſe in gutes Gewahrſam aufs Gericht. Zu gleicher Zeit ergingen ſtrenge Aufforderungen, der Obrigkeit etwaige Nachricht von dem Vermißten zu geben, und man ſicherte demjenigen eine große Belohnung zu, der ihn lebendig oder todt zur Stelle ſchaffe, oder Kunde von ſeinem Aufenthalt ertheile. Es blieb Alles vergebens. Und wie nach Verlauf dreier Monate noch nichts von ihm verlautete, gerade damals aber die Genueſer mit den Piſanern in Feindſchaft und Fehde lebten, und Guglielmo's Verwandte ſich deshalb nicht wegen der Erbſchaft meldeten, ſo zogen die Gerichte ſein ganzes Vermögen ein. Es verwunderte ſich allerdings Jedermann, daß gar nicht von vorhandenem baarem Gelde die Rede geweſen war; einige glaubten, daß er damit in die Hölle gefahren, andere, daß es vergraben, oder von ihm an geheimen Orten verborgen ſei; viele wohl auch, die Gerichte hätten es vertuſcht. Fazio hatte ſich mittlerweile ganz ſtill verhalten und lebte, wie die Sachen ſo gut und immer beſſer gingen, munter und vergnügt. Seine Frau war ſchon ſeit lange mit den Kindern zu ihm zurückgekehrt. Er hatte ihr von jener Nacht kein Wort geſagt, und es würde ſein Glück geweſen ſein, hätte er es nie gethan, derweil das Gegentheil Schuld an ſeinem, ſeiner Frau und Kinder Verderben war. Als Guglielmo's Geſchichte nach und nach aufhörte beſprochen zu werden, ſprengte Fazio in der Stadt aus, er habe eine Anzahl Brode Silber gemacht, und wolle nach Frankreich gehen, um ſie zu verkaufen. Die meiſten Menſchen lachten ihn aus, weil er ſchon zwei Mal vorher ſich vergebens abgearbeitet, und Zeit, Mühe und Geld an ein Produkt weggeworfen hatte, das kein Mal die Probe aushielt. Seine Freunde und Verwandten riethen ihm von ſeinem Vorhaben ab, mit dem Bedeuten, er könne ja auch in Piſa die Probe anſtellen, und, ſchlüge es gut aus, ſein Silber ſo gut da verkaufen, wie in Paris. Im unglücklichen Falle erſpare er ſo wenigſtens die Koſten der Reiſe und das Ungemach. Aber es half Alles nichts. Fazio war auf jeden Fall entſchloſſen zu reiſen, und nirgend anders als in Paris die Probe anzuſtellen, weil er diesmal der Güte und Vortreſſlichkeit ſeines Silbers vollkommen verſichert ſei. Er ſtellte ſich darauf an, als habe er das Geld zum Reiſebedarf nicht, verpfändete ein Gutchen, das er beſaß, für hundert

Gulden, von denen er funfzig zu Beſtreitung ſeiner Ausgaben nahm, und funfzig ſeiner Frau, zu ihrem und der Kinder Unterhalte, bis zu ſeiner Rückkehr ließ, und verdung ſich, unbekümmert um das Gerede der Leute, auf ein Raguſaniſches Schiff, das im Hafen ſegelfertig nach Marſeille lag. Wie die Frau dies hörte, erhub ſie ein großes Lärmen und Weinen, und ſagte zum Manne: „So läßt du mich denn allein mit zwei kleinen Kindern, du böſer Menſch, und bringſt auch das Wenige noch durch, was uns geblieben iſt, auf daß ich mit den armen Würmern Hungers ſterben ſoll? Verwünſcht ſei die Alchemie, und wer ſie dir in den Kopf geſetzt hat! wann werden wir doch ein Mal beſſere Tage ſehen, und wann kehreſt du, als ein fleißiger Mann, zu deinem Handwerke zurück! Fazio ließ nicht ab, ſie zu tröſten und aufzurichten, und verſprach ihr goldene Berge, von ſeiner Wiederkunft. Sie entgegnete auf Alles nur: wenn dein Silber gut und ächt iſt, ſo iſt es hier ſo ächt und gut, wie es in Frankreich nur ſein kann, und du verkaufſt es überall wie dort. Aber ich weiß wohl, du gehſt, weil du nicht wiederkehren willſt. Und wenn die funfzig Dukaten, die du mir läßt, alle ſind, ſo bleibt mir Armen nichts übrig, als mit den Kinderchen betteln zu gehen. Die betrübte Frau hörte Tag und Nacht nicht auf zu weinen und zu jammern, worüber denn Fazio, der ſie liebte, wie ſeinen Augapfel, ja wie ſein Leben theuer hielt, ſo gerührt und mitleidig ward, daß er ſie eines Tages nach Tiſche allein mit in ſeine Kammer nahm, und um ſie zu tröſten und zu ermuthigen, ihr genau vom Anfang herein erzählte, was ihm mit Guglielmo geſchehen war. Darauf nahm er ſie bei der Hand, und führte ſie in ſeine Schreibſtube, wo er ihr die mit Gold angefüllten Beutel ſehen ließ.

Es läßt ſich nicht mit Worten beſchreiben, nicht mit Gedanken ermeſſen, in wie freudiges Erſtaunen die Frau über das, was ſie hörte und ſah, gerieth. Tauſend Mal umarmte und küßte ſie, aus überſtrömendem Entzücken, den geliebten Mann, der ihr mit umſtändlichen Worten darthat, wie nothwendig es ſei, über dieſe Dinge zu ſchweigen, und ihr fernerweit auseinanderſetzte, was er im Sinne habe zu thun, und wie ruhig und glückſelig ihr Leben nach ſeiner Wiederkunft ſein werde. Der Frau gefiel Alles über die Maaßen, und ſie gab ihrem Manne gern die Erlaubniß, ſo bald als möglich abzureiſen, damit er nur deſto eher wieder bei ihr ſei. Fazio ordnete mit ſeiner Pippa Alles an, ließ des andern Tages einen ſtarken Kaſten mit feſtem Doppelſchloß machen, that zu unterſt drei ſeiner Goldſäcke, indem er für alle möglichen Fälle den vierten ſeiner Frau zur Aufbewahrung einhändigte, legte zwölf bis vierzehn, aus einer Miſchung von Blei, Zinn, Queckſilber und anderen Materien gemachte Brode darauf, und ließ die wohl verwahrte Kiſte zu Schiffe bringen, gegen den Willen ſeines Schwiegervaters, ſeiner Verwandten und Freunde, ja, anſcheinend ſeiner Gattin auch, die ihm mit verſtellten Thränen nachging. Ganz Piſa lachte und ſpottete über den Thörichten, und Manche, die ihn vorher als ſchlau und erfinderiſch gekannt hatten, glaubten nicht anders, als daß er, wie ſchon ſo viele, übergeſchnappt und zu Grunde gegangen ſei über die vermaledeite Alchemie.

Die Pippa blieb vor den Leuten ſchwerbetrübt daheim, beſorgte ihre Wirthſchaft und erzog ihre Kinder. Das Schiff aber ſpannte mit günſtigem Winde ſeine Segel auf, fuhr von dannen und langte zu guter Zeit in Marſeille an, wo Fazio, nachdem er eines Nachts zuvor alle ſeine alchemiſchen Brode in die See geworfen hatte, mit ſeinem Kaſten landete. Er reiſte mit Mauleſeltreibern ſofort weiter nach Lyon, trug einige Tage nach ſeiner Ankunft ſeine Beutel in eine der erſten Banken dieſer Stadt, und nahm dafür zwei Wechſelbriefe auf Piſa, einen an die Firma Lanfranchi, den andern auf das Haus der Gualandi ausgeſtellt. Dann ſchrieb er einen Brief an ſeine zurückgebliebene Frau, worin er ſie benachrichtigte, er habe ſein Silber gut verkauft, und werde bald als ein reicher Mann wieder in Piſa ſein. Verwandte und Freunde, denen die wohlunterrichtete Pippa dieſen Brief leſen ließ, glaubten freilich von ſeinem Inhalte nichts, und erwarteten geradezu das Gegentheil. Fazio ſelbſt verließ aber wirklich nach einiger Zeit Lyon wieder, reiſte nach Marſeille, beſtieg ein mit Getraide beladenes Biscaiſches Schiff, und fuhr in ihm nach Livorno, von wo er vollends zu Lande nach Piſa ging. Dort angekommen, eilte er zuerſt zu ſeiner Frau und zu ſeinen Kindern, küßte und umhalste vor Freude und Fröhlichkeit jeden, der ihm auf der Straße begegnete, und ſagte, er ſei mit Gottes Hülfe reich zurückgekehrt, indem ſich ſein Silber bei jeder Probe gut und ächt erwieſen habe. Dann begab er ſich mit ſeinen Wechſelbriefen nach den Banken der Gualandi und Lanfranchi, und erhielt neuntauſend Ducaten dafür ausgezahlt, die er zum Erſtaunen und zur Freude ſeiner Verwandten und Bekannten nach Hauſe tragen ließ, während ihm Alles liebkoſte und ſchön that, und ſeine Fähigkeiten unerhört pries. Fazio, der ſich nunmehr der reichſte unter ſeines Gleichen ſah, und bei ganz Piſa feſten Glauben fand, daß ſein Reichthum aus der Alchemie entſtanden ſei, dachte daran, ihn geltend zu machen, und zu verthun. Er löſte zuvörderſt ſein Gütchen ein, kaufte ein ſehr ſchönes Haus, dem ſeinigen gegenüber, ſo wie vier der fetteſten Meiereien, die es in der Grafſchaft gab, nahm ferner für zweitauſend Scudi Schuldverſchreibungen des römiſchen Stuhls, und lieh zweitauſend in einen Tuchladen, auf zehn vom hundert Zinſen, ſo daß er ſich wie ein Fürſt befand. Als er in das neue große Haus gezogen war, hatte er zwei Mägde und zwei Bedienten angenommen, hielt zwei Reitpferde, eines für ſich, das andre für ſeine Frau, und kleidete ſeine Kinder anſtändig und reich. Die Pippa aber, ungewohnt ſolcher Wohlhabenheit und Fülle, ward übermüthig, und ſetzte ſich vor, eine ihr bekannte alte Frau mit deren Tochter, einem wunderſchönen Mädchen von ſechszehn bis ſiebenzehn Jahren zu ſich in's Haus zu nehmen. Sie brachte es dahin, daß Fazio einwilligte, weil ſie ihm vorſchwatzte, wie ſehr ſie des Mädchens zum Kochen, und zum Nähen von Hemden und Hauben bedürftig ſei, und lebte allerdings, nach Erfüllung dieſes Wunſches zufriedengeſtellt, mit Mann und Kindern in Eintracht und Glück.

Ein neidiſches Schickſal aber, aller Zufriedenheit, aller irdiſchen Freuden Feind, wandelte die Fröhlichkeit dieſes Hauſes in Schmerz, alle Süße in Bitterkeit, jedes Lächeln in Thränen um. Fazio verliebte ſich heftig in Maddalenen, die Tochter der alten Frau, und, indem er jede günſtige Gelegenheit wahrnahm, das Ziel ſeiner Wünſche zu erreichen, beſtach er endlich die bettelarme Frau mit Geld und guten Worten, und ſie gab ihm das Mädchen preis. Derweil er nun den verbotenen Umgang ohne ſeiner Frau Wiſſen trieb, wuchs ſeine Leidenſchaft von Tag zu Tage, und obwohl er das Verſprechen abgegeben hatte, das Mädchen bald mit guter Ausſteuer zu verheirathen, ſo leiſtete er doch nimmermehr auf ſie Verzicht, und blieb in Maddalenens Beſitz, da er von Zeit zu Zeit einige Gulden ſpendete. Sie beherrſchten ſich aber beide nicht ſo ſehr, daß die Pippa nicht hätte merken ſollen, was zwiſchen ihnen einverſtanden war. Sie hatte anfänglich deswegen mit dem Manne Ungelegenheiten und Verdruß, gerieth härter mit der Alten und dem Mädchen in

Streit und ſchickte eines Tages nach der Mahlzeit, als Fazio eben ausgegangen war, unter ſchmählichen Läſterungen beide mit Sack und Pack fort. Fazio, der einen gewaltigen Aufſtand machte, beſuchte das Kind nun in ihrem Hauſe, verwilderte immer mehr in ſeinen zügelloſen Begierden, und lebte in ſtetem Kriege mit ſeinem Weibe, das Tag und Nacht nicht vor Eiferſucht und Zorn ruhete. Ja, es gedieh ſo weit, daß vor ihrem Geſchrei und Keifen kein Bleibens mehr in dem Hauſe war, und Fazio, nachdem er geſcholten, getröſtet und öfter noch gedroht hatte, und gar nichts half, ihrem Wüthen freien Lauf gab und auf's Land ging, wohin er Maddalenen und ihre Mutter kommen ließ, mit denen er fern von ſeiner ihm beſchwerlichen Frau ſich beluſtigte. Die Pippa ward darüber ſo troſtlos und mißvergnügt, daß ſie unaufhörlich weinte, wehklagte und ſeufzte über den ungetreuen Mann, die ehrvergeßne Alte und das verhaßte Geſchöpf. Ein Monat verging, und Fazio war weder zurückgekehrt, noch hatte er das geringſte Zeichen von ſich gegeben, daß er Willens ſei, es je zu thun. Dagegen brachte er die Zeit mit ſeiner Geliebten unverhehlt in Freuden und übermäßigem Genuſſe zu, wovon die ſichere Kunde die Pippa ſo außer ſich vor Schmerz und Erbitterung ſetzte, und ſo plötzlich zu übermenſchlichem Zorne gegen die beiden Weiber und Fazio entflammte, daß ſie, ohne den Schaden zu bedenken, der daraus erfolgen könne, verzweiflungsvoll ihren Mann anzuklagen beſchloß: er habe ſeinen Reichthum nicht aus der Alchemie erlangt, ſondern alles deſſen, was er vorgeblich in Frankreich für verkauftes Silber gelöſt, den Guglielmo Grimaldi beraubt. Auf dieſe Art meinte ſie, die verhaßten Weiber zugleich mit dem undankbaren Mann zu züchtigen. Und ohne eines anderen Gedankens mächtig zu ſein, von Minute zu Minute zu größerer Wuth ſich entzündend, kleidete ſie ſich an, und ging in der

Raſerei gegen Abend allein zu einer der Gerechtigkeitspflege obliegenden Magiſtratsperſon. Sie theilte derſelben die ganze Geſchichte ihres Mannes mit, wie ſie ihr ſelbſt von ihm erzählt worden war, und forderte ſie auf, hinzuſenden, und an der Stelle, die ſie genau bezeichnete, im Keller des alten Hauſes nachſehen zu laſſen, wo Guglielmo begraben ſei. Der Rathsherr ließ vorerſt die Frau in Gewahrſam bringen, weil er der Meinung war, ihre Ausſage könne ſo gut wahr als unwahr ſein, und ſchickte dann ohne Aufſehen in das Haus, wo Guglielmo's todter Leichnam, nach der Pippa Angabe, richtig gefunden ward. In derſelben Nacht begaben ſich die Diener des Bargello auf das Land zu Fazio, den ſie im Bett bei ſeiner Geliebten überraſchten, trotz ſeines Wüthens feſtnahmen, und noch vor Tage nach Piſa in den Kerker ſchleppten, in dem er düſter und in ſich gekehrt bis zum Morgen blieb. Im Verhöre bekannte er anfänglich nichts. Als man ihm aber ſeine Frau gegenüber ſtellte, ſchrie er bei ihrem Anblick laut auf und ſagte: Wohlan denn, es ſei. Und zu ihr gewandt: meine allzugroße Liebe zu dir hat mich hierher geführt. Er erzählte den Richtern die ganze Sache, wie ſie wirklich vorgegangen war. Allein ſie ſetzten ihm hart mit Drohungen zu, und ſagten, ſie wären feſt überzeugt, er habe den Guglielmo böslicher Weiſe verwundet und gemordet, um ihn ſeines bisher genutzten Geldes zu berauben. Grauſamer Weiſe ward er dann auf die Folter geſpannt, und ſo lange gemartert und gequält, bis er zuletzt, um ſich der unerträglichen Schmerzen zu entledigen, Alles, was man ihm aufbürdete, eingeſtand. Die Richter ſprachen ihm das Urtheil, er ſolle des andern Morgens durch die Straßen der Stadt geführt, enthauptet und geviertheilt werden, ſein ganzes Vermögen aber falle dem Staat anheim. Guglielmo ward aus dem Kerker heraufgeſchafft, und zum Erſtaunen von Jedermann, der es mit anſah, in geweihter Erde begraben. Die Landgüter des Verurtheilten nahmen die Gerichte ohne weiteren Verzug in Beſitz und jagten Alles daraus fort, ſo daß auch Maddalena und ihre Mutter arm und troſtlos nach Piſa in ihr Häuschen zurückkehren mußten. Die Pippa wandelte nach ihrer Freilaſſung wieder ihrem Hauſe zu, in dem ſie glaubte, nach wie vor als Gebieterin ſchalten und walten zu können. Aber ſie täuſchte ſich; denn von den Schergen auf die Gaſſe geworfen, fand ſie Mägde, Bedienten und Kinder vor, ſuchte, auf den Tod betrübt, mit ihnen in ihrem öden kleinen Hauſe Schutz, und bereute weinend und jammernd ihren Irrthum nun zu ſpät. Die Kunde von allen dieſen Ereigniſſen kam in der Zwiſchenzeit in Piſa herum, die Leute entſetzten ſich drob, und brachen der ruchloſen Schlauheit des Alchemiſten nicht minder als der Undankbarkeit des verrätheriſchen Weibes den Stab. Auch ihr Vater und ihre Verwandten, die ſie zu beſuchen kamen, ſchalten und tadelten ſie ſchwer, und betheuerten ihr, ſie werde noch mit ihren Kindern Hungers ſterben, wie ſie es durch ihre Greuelthat und die unmenſchliche Behandlung des armen Mannes verdient habe. In Thränen aufgelöſt und in düſtere Gedanken verſunken blieb ſie allein.

Am nächſten Morgen zur beſtimmten Zeit ward der unſelige Fazio auf einem Karren durch ganz Piſa bis auf den Markt gefahren, und auf einem zu dem Ende erbauten Gerüſte, indem er fortwährend ſich ſelbſt und ſein gottloſes Weib verwünſchte, vom Henker, vor den Augen alles Volkes, gerichtet und geviertheilt, ſein Körper dann aber wieder zuſammengefügt und zum warnenden Beiſpiel aller böſen Menſchen am Galgen aufgeſpannt.

Von Schmerz, ſo ſehr man es ſein kann, nach Empfang der furchtbaren Botſchaft zerriſſen, durch ihre eigne blinde Wuth und Eiferſucht ihres Mannes und ihrer Güter beraubt, ſchickte die Pippa ſich an, für die begangene Sünde ſich ſelbſt Buße aufzuerlegen. Ihres Bewußtſeins nicht mehr mächtig, nahm ſie, als ſie mit ſich über das, was ſie thun wollte, einig war, zur Mittagsſtunde, in der die größte Menſchenmenge ſich verlaufen hatte, ihre kleinen Kinder, eines an jede Hand, und trat, häufige Thränen vergießend, den Weg nach dem Markte an. Wer ihr begegnete und ſie kannte, rief ihr zwar Verwünſchungen und Scheltworte nach, ließ ſie aber weiter ziehen. Auf dem Markt unten am Gerüſte ſtanden nur wenige Menſchen. Kannten einige von ihnen die Unglückliche, ſo machten ſie ihr, nicht wiſſend, was ſie vorhatte, Platz. Sie ſtieg, immerdar ſchluchzend, mit den Kinderchen die ſchauderhafte Leiter empor, und wie ſie ihren todten Gatten umarmen wollte und zu beklagen ſchien, ward ſie von den Umſtehenden hart geſchmäht: Das abſcheuliche Weib weint nun über das was ſie ſelber gewollt und angeſtiftet hat! Sie aber zerfleiſchte ſich mit den Nägeln das Geſicht, zerraufte ſich das Haar, bedeckte das Antlitz des Todten mit Küſſen und Thränen, und ließ die zarten Kleinen mit den Worten niederknieen: umarmt und küßt euren unglücklichen Vater zum letzten Male! Wie nun die Kleinen ſchluchzten und alles Volk Thränen vergoß, riß die grauſame Mutter ein ſcharf geſchliffenes, ſpitzes Meſſer aus dem Buſen, ſtieß es dem einen Knaben in den Hals, wandte ſich, grimmiger als eine getretene Otter, zu dem andern, und wiederholte die That ſo raſch, als es die verſammelte Menge kaum erſah. Dann richtete ſie das bluttriefende Meſſer krampfhaft gegen ſich ſelbſt, zog es ſich bis zum Heft durch die Gurgel und ſank verſcheidend rücklings auf ihre Kinder und den Leichnam ihres Gatten hin. Das unten gaffend umherſtehende Volk drang aufkreiſchend bei dieſem Anblicke hinzu, und fand die beiden unglücklichen Kinderchen in den letzten Zügen, wie unſchuldige Lämmer von der verzweifelten Mutter hingewürgt. Auf der Stelle erhob ſich ein gräßliches Toben und Schreien, und die Kunde vom Geſchehenen drang wie ein Lauffeuer durch die Stadt. Alles weinte und rannte herbei, das empörende Trauerſpiel zu ſehen, wie Vater und Mutter mit zwei ſo ſchönen blonden Söhnchen, mit ſchmählichen Wunden, blutbeſudelt und todt kreuzweiſe übereinander lagen. Der Thränen und Wehklagen gab es in der Stadt ſo überflüſſig viel, daß es ſchien, als müſſe das Ende der Welt bevorſtehen. Zumal beklagte das Volk den Tod der beiden unſchuldigen Brüderchen, die ohne Sünde oder irgend ein Vergehen, zu grauſam mit dem Blute ihres Vaters und ihrer entarteten Mutter gefärbt, auf dem Boden ruheten, gleichſam als ſchliefen ſie. Aus der geöffneten zarten Kehle entträufte ihr warmes rothes Blut und erregte in den Buſen der Zuſchauenden ſolch Mitleiden und Weh, daß einer, der ſeine Zähren oder ſein Schluchzen hätte zurückhalten können, vielmehr müßte Stein oder Eiſen, als ein menſchlicher Körper geweſen ſein. Denn der grauſame wilde Anblick hätte wohl in der todten Natur ſelbſt den Laut des Mitleidens erweckt.

Einige Freunde und Verwandte Fazios und der Pippa ließen die irdiſchen Hüllen von Mann und Weib, mit Erlaubniß der Obrigkeit, auf eine Bahre legen, und, weil ſie als Verbrecher geſtorben waren, nicht an geweihter Stätte, ſondern der Mauer entlang beerdigen. Aber die Leichen der beiden Brüderchen wurden zum unausſprechlichen Schmerz aller Piſaner in Santa Caterina beigeſetzt.

XII.

Der grüne Graf.

Don Pedro Oſorio y Toledo war der jüngere Sohn eines vornehmen Hauſes aus der alten galliziſchen Stadt Villafranca de Vierco. Der frühe Tod ſeiner Eltern und ein ſpärliches Erbtheil nöthigten ihn ſchon in ſeinem funfzehnten Jahre in Kriegsdienſte nach Flandern zu gehen, wo er ſich bei Bekämpfung der Holländer allmälig dermaßen auszeichnete, daß er bis zu dem Range eines Hauptmanns ſtieg und durch Vermittlung des Erzherzogs Albert vom Könige den Orden von Alcantara mit dem Verſprechen der erſten erledigten Komthurei erhielt. Die während eines Waffenſtillſtandes ihn überraſchende Nachricht vom Tode ſeines älteren Bruders, deſſen hinterlaſſene beide Söhne, gleichwie eine erwachſene Schweſter, ſeine Fürſorge erforderten, veranlaßte ihn, auf Urlaub in ſein Vaterland zu gehen. Er kam in Villafranca an, nachdem ſeine Schweſter vor einiger Zeit an den in Valladolid reſidirenden Hof mit einer Tante abgereiſt war, die die junge Waiſe an Kindesſtatt zu ſich genommen hatte, um ſie in Ausſicht auf die dereinſtige Erbſchaft ihres Vermögens glänzender zu verheirathen. Don Pedro ordnete zuvörderſt ſeines Bruders Angelegenheiten, trat die Vormundſchaft über ſeine Neffen an, die er der einſtweiligen Obhut eines alten Verwandten übergab, und ſtand eben in Begriff, nach Valladolid zu ſeiner Schweſter zu reiſen, als er eines Tages über den Markt von Villafranca ging, und eine große Menge Menſchen neben zwei Sänften auf ſich zukommen ſah. Er blieb ſtehen, und unterſchied in der Nähe bald in der einen Sänfte einen alten Kavalier, in der andern eine junge prächtig gekleidete Dame von wunderbarer Schönheit, die alles Volkes Augen, und das Herz des Ritters ſo bezauberte, daß er ſeinen Orden mit dem Mantel bedeckte und ſich von ſehnſüchtigen Gefühlen, neben der Sänfte hin nach dem Gaſthauſe ziehen ließ, vor dem der Fremde mit ſeiner Begleiterin ausſtieg, deren Geſtalt Don Pedros leidenſchaftliche Gluthen zur hellen Flamme entzündete. Der Zufall begünſtigte des Verliebten Neugier, zu wiſſen, wer die Schöne ſei, und führte bei einbrechender Nacht einen Bedienten Geſchäfte halber vor das Haus, der auf Don Pedro's Fragen geſprächig antwortete: ſein Herr ſei der Markis Rodolfo, und komme als Geſandter Seiner kaiſerlichen Majeſtät mit ſeiner Tochter Margarethe nach Spanien, um ſie nach einem längſt einverſtandenen Plane, mit einem jungen vornehmen Deutſchen zu verheirathen, der ſehr früh auf Reiſen nach Frankreich, England und Italien gegangen, und in Valladolid geblieben ſei, wo er durch ſeinen großen Aufwand vornehmlich die Gunſt des Königs und des Hofes erlangt habe. Er fügte weiter hinzu: ſein Herr habe die Reiſe zu Waſſer gemacht und während eines lebensgefährlichen Sturmes an der Küſte dem von ihm beſonders verehrten Schutzpatrone Spaniens gelobt, errette ihn ſeine Fürſprache im Himmel von dem augenſcheinlichen Tode, nach der weltberühmten Stätte zu wallfahrten, an der ſein wunderthätiger Körper begraben liege. Er habe alſo nach ſeiner Ankunft nur einige Tage in

Valladolid verweilt, um auszuruhen die nöthigen Vorkehrungen zur Hochzeit zu treffen und ſich gleich nach San Jago auf den Weg zu begeben. Der Bräutigam ſei aber in Valladolid geblieben, und bemühe ſich in der Zwiſchenzeit um Erlangung der päbſtlichen Diſpenſation.

Don Pedro hatte ſich dieſe Nachrichten durch eine ziemlich lange Unterredung in der Dunkelheit verſchafft, bei der es dem Bedienten unmöglich fallen mußte, ſein überdies verhülltes Geſicht genau zu ſehen. Er machte ſich endlich mit einem guten Trinkgelde von dem Schwätzer los, und ging ſchwer betrübt über die Gewißheit nach Hauſe, daß die Schönheit, der ſein Herz huldigte, ſchon einem Andern beſtimmt ſei. Seine Liebe beſchäftigte ihn jeden Augenblick, und er konnte ſich nicht enthalten, Margarethen noch beim Abendeſſen wieder zu ſehen, indem er ſich von dem Gaſtwirthe an einen Ort bringen ließ, wo er ſie, ohne bemerkt zu werden, nach Gefallen beobachtete, und dem Feuer ſeiner Leidenſchaft immer neue Nahrung verlieh. Als der Markis am andern Morgen mit ſeiner Tochter weiter reiſte, hatte ſich Don Pedro in einer ſchlafloſen Nacht ein auf den Umſtand, den Fremden und ihrem Gefolge ganz unbekannt geblieben zu ſein, gegründetes Wageſtück ſeiner Liebe ausgedacht.

Der Weg von Villafranca nach San Jago bleibt immer ſteil und rauh, weil das ganze Königreich Gallizien gebirgig iſt. Da nun der Markis deshalb zu kurzen Tagereiſen gezwungen war, ſo nahm Don Pedro an, er könne, eingerechnet der zu der Andacht in Compoſtella erforderlichen Zeit, nicht wohl vor zwanzig Tagen wieder zum Rückwege fertig ſein. Er traf alſo ſeine Einrichtungen demgemäß, nahm von allen Bekannten Abſchied, und begab ſich nach Ponteferrada, einer vier Meilen weiter als Villafranca vom Hof entfernten Stadt, wo er einen Gaſthof bezog, und um von keinem Menſchen geſehen zu werden, nur des Nachts ausging; hingegen ſtets die Tageszeit dazu verwendete, den verſchlagenen Wirth in ſein Vertrauen und Intereſſe zu ziehen.

Don Pedro's erprobter Diener Felizian, der getreue Begleiter ſeiner vielen Reiſen, nahm die mit ſeinem Herrn entſtandene Veränderung wahr, ſah wie er oft bekümmert ſeufzte, nicht ruhete und nicht ſchlief, und verſuchte ſo lang auf mannigfache Weiſe vergeblich hinter das ihm unergründliche Geheimniß zu kommen, bis er ein Mal die Geduld verlor und ſtatt zu gehen, wie ihm geheißen war, ſtumm und unbeweglich vor Don Pedro ſtehen blieb. Es bedurfte des Ritters wiederholte Fragen, was er von ihm wolle, um ſeinem Unmuth Luft zu machen, der ſich endlich nach mehrfachen Anſätzen in einem Strome gutgemeinter Vorwürfe über ſeine Verſchloſſenheit ergoß. Don Pedro konnte nicht umhin, ihm nach kurzem Sinnen in folgenden Worten lächelnd genug zu thun: es iſt ſehr ſchwer, wo nicht unmöglich, Freund Felizian, daß ein Menſch dem ausweiche, was der Himmel über ihn beſchloſſen hat; man mag auch immerhin zu ſagen pflegen, der Weiſe herrſche über ſein Geſtirn, und glauben, Menſchenklugheit ſei mehr als des Geſchickes Weisheit werth. Ich bin von Geburt beſtimmt, ein Weib zu lieben, dem ſich alle Kraft meiner Seele unterworfen hat. Ich fühle, daß ich nicht mehr der Herr meines freien Willens bin, daß ich ein Thor wäre, wollte ich dieſer von einer höheren Gewalt in mir erzwungenen Neigung widerſtehen. Daß ich mich aber blindlings einer Leidenſchaft überlaſſen muß, die unmöglich einen erwünſchten Ausgang nimmt, halte du immerhin für den Grund, warum ich ſo ſchwermuthvoll, die Nächte ohne Schlaf, die Tage ohne Gedanken bin, und mit tauſend unausſprechlichen Leiden mein Leben verbittere. Ich habe jenes Wunder von Schönheit geſehen, die Tochter des

Markis, der unlängſt mit ihr durch Villafranca kam, und was du von ihr gehört haben wirſt, erkläre dir den Zuſtand, worin du mich ſchmachten ſiehſt. Die Erfüllung meiner Wünſche hemmt leider eine große Schwierigkeit. Der Gegenſtand meiner Anbetung iſt eines Andern Braut, deſſen Reichthum und Anſehen meine geringen Verdienſte in Schatten ſtellt, trotz dem daß Hoheit und Alterthum der Häuſer Oſorio und Toledo, Aſtorga und Villafranca, denen ich entſproſſen bin, nicht hinter dem Adel des Markis und meines Nebenbuhlers bleibt. Ja, der Abſtand zwiſchen meiner Sehnſucht und ihrer Befriedigung iſt ſo groß, daß ich ſelbſt ohne Mittel und Wege bin, meine Leidenſchaft der Geliebten zu geſtehen, deren Verbindung nicht länger als drei Monate bis zu Ankunft der päbſtlichen Dispenſation aufgeſchoben ward. Nach langem Dichten nnd Trachten hielt ich die einzige Möglichkeit, Zutritt bei ihr zu erlangen, wie ich glaube, darin feſt, daß ich eine Geiſteszerrüttung, die mir freilich faſt ſchon natürlich iſt, in der Hoffnung erkünſteln will, den alten Markis mit meinen anzuſtellenden Thorheiten ſo zu ergötzen, daß er mich mit ſich nimmt. Mein Vorhaben iſt gewiß abenteuerlich und verträgt ſich nicht mit meinem Range und mit der Meinung, die die Welt von mir hegen ſoll. Aber ich verlaſſe mich darauf, bei Hofe nur von wenigen Menſchen aus früherer Zeit gekannt zu ſein, und gedenke meinen Aufzug ſo ſeltſam einzurichten, daß ich meinen Freunden und nächſten Verwandten ſogar unkenntlich werden will. Führe ich mich auf dieſe Weiſe glücklich in dem Hauſe des Markis ein, ſo gebe ich noch nicht alle Hoffnung auf, meinen Betrug gelingen zu ſehen. Denn ich habe ſagen gehört, das Fräulein ſolle nicht ganz mit dieſer Heirath zufrieden ſein und werde ſchwerlich ſelbſt um ihres Vaters willen dieſem Vetter ihre Hand reichen, der in dem Rufe ſtehe, den Frauen gar zu ſehr zu huldigen. Dem ſchlauen Wirth in dieſem Hauſe habe ich mich wie dir vertraut, und er verſpricht, ſeinerſeits mir nach Kräften in meiner Abſicht mit dem Markis beizuſtehen. Du weißt nun mein Geheimniß, Felizian, du kennſt meine Noth ſo gut wie ich, und magſt mir helfen, willſt du nicht Zeuge meines Todes werden. Felizian hielt von dem Vorhaben ſeines Herrn zwar wenig oder nichts, erkannte aber, daß ein ſogenannter guter Rath in deſſen Zuſtand gar nichts beſſere und ſagte ſeinen Beiſtand zu. Der erſte Auftrag, den er übernahm, war die Beſorgung eines Anzugs, der Don Pedro's wunderlichem Plan entſprach, und aus einer kurzen engen Jacke von grünem Tuche mit Bauſchärmeln und Schößen, einem Mäntelchen, und einem Mailänder Hute von grünem Sammet beſtand. Sobald dieſe Verkleidung vollzogen war, tauſchte Don Pedro ſeine Wohnung mit einer andern, bei dem auch in das Geheimniß gezogenen Bruder ſeines Wirthes um, und beſtritt alle dieſe Unkoſten mit einigen im Spiel gewonnenen Juwelen und Flandriſchen Erſparniſſen. Wie nun der Markis mittlerweile zu der von Don Pedro richtig berechneten Zeit von ſeiner Wallfahrt wiederkehrte, brach, ſehr erwünſcht, vor Ponteferrada die Gabeldeichſel ſeiner Sänfte, ſo daß er zu Pferde nach der Stadt zu kommen und in ihr zwei Tage, ſo lang die Deichſel ausgebeſſert wurde, ſich zu verweilen gezwungen ſah. Der Markis ſtieg in demſelben Gaſthauſe ab, wo Don Pedro gewohnt hatte, weil es das beſte war. Genau von dem unterrichtet, was er zu thun hatte, ſuchte der Wirth die Gelegenheit ſich ſeines Auftrags zu entledigen und fand ſie bald, indem der, in der Spaniſchen Sprache ſeit früheren Reiſen erfahrene Markis, wie die meiſten Reiſenden an fremden Orten thun, den Wirth rufen ließ, und ſich nach Ponteferradas Merkwürdigkeiten, ſeinen Alterthümern, vornehmen Familien, ſchönen Frauen, Sitten und Gebräuchen erkundigte. Der Wirth befriedigte dieſe Neugier mit dem was er wußte, und führte unter den Seltſamkeiten des Städtchens, mit einer Miene, die den Markis neugierig machen mußte, auch Don Pedro an. Es kam, ſagte er, vor etwa vierzehn Tagen, ein curioſer grüner Menſch in unſere Stadt, der eben ſo ausſchweifend ſpricht als er gekleidet iſt; desungeachtet aber aus ſeinen Narrheiten zuweilen Züge geſunden Menſchenverſtandes hervorblicken läßt, deretwegen man ihn gern um ſich leiden mag. Auf die Frage einiger Bürger, wer er ſei, nannte er ſich einen Sohn des draußen vor der Stadt fließenden Fluſſes, und behauptete, aus einer der erſten Familien Galliziens zu ſtammen. Er läßt ſich Gnaden nennen, weil er den Rang eines Grafen haben will, und gibt dabei ſo viele Albernheiten zum Beſten, daß er die Ernſthafteſten zu lachen macht. Er kommt faſt niemals aus ſeiner Wohnung hervor, ißt und trinkt ſehr gut, und wir wiſſen nicht, woher er die Mittel zu ſeinem Unterhalte nimmt. Er hat einen Diener bei ſich, der ihn in ſeinem Humor beſtärkt, entweder weil er Nutzen davon zieht, oder eben ſo närriſch iſt wie ſein Herr. Gewiß iſt einer wie der andere der Aufmerkſamkeit des Herrn Markis werth. Und ich wundere mich, daß er ihrer Excellenz nicht ſchon aufgewartet hat, weil er ſich gern mit Fremden unterhält und gleich einen jeden angekommenen beſucht. Den Markis beluſtigte die Erzählung ſeines Wirthes, und er wünſchte ſich die baldige Bekanntſchaft des wunderlichen Kavaliers. Auch die ſchöne Margarethe hatte Alles mit angehört und trug Verlangen ihn zu ſehen, ſo daß der hocherfreute Wirth zu Don Pedro lief, um ihn abzuholen, nachdem er dem Geſandten vorſorglich gerathen hatte, dem Narren mit Achtung zu begegnen, wolle er nicht bei dem leiſeſten Zeichen von Spott oder Vernachläſſigung ſeinen Stolz gekränkt und ſich ſelbſt allen Spaß verdorben ſehen.

Der Markis verſprach Alles zu thun und empfing Don Pedro mit großer Höflichkeit, obwol er ſich des Lächelns nicht enthalten konnte, wie er des Narrenanzuges, der ſtudirten Miene und des trefflich in ſeiner Rolle geübten Felizians anſichtig wurde. Er begrüßte den grünen Grafen an der Thüre als die Blüthe der Spaniſchen Ritterſchaft, worauf Don Pedro erwiederte, es könne ihm durch eine Schmeichelei über die von der Natur ihm verliehenen glänzenden Eigenſchaften durchaus nichts Neues zu ſagen ſein. — Ein geſchliffener Diamant, meinte der Markis, gefällt allerdings Jedermann; und ich werde des Herrn Grafen treueſter Bewunderer ſein, wofern mir derſelbe ſeine anmuthige Geſellſchaft gönnt. Don Pedro, der in der Nähe der ſchönen Margarethe ſtand und ihre wunderbaren Reize mit Erſtaunen und Entzücken betrachtet hatte, fiel dem Fremden in die Rede und ſprach: laſſen wir mein Lob, Herr Markis, es würde eine Schmähung der Vollkommenheiten ſein, die ſich in ihrer Tochter oder dem wundervollen Weſen, das ich dafür halte, vereinigen. Ich fühle, daß mein Herz von dem Augenblick an, da ich dieſes Meiſterwerk des Himmels und der Erde erblickt habe, mir nicht mehr angehört, und ihrer Schönheit dienſtbarer Sclave iſt. Ja, ich glaube in der That, Herr Markis, daß ich nicht mehr derſelbe bin der ich war, und wie ich mich antaſte, erſtaune ich über meine unſchätzbare Umwandlung. — Die Lobſprüche, die ſie mir ſpenden, Herr Graf, antwortete die Dame, grenzen ſo ſehr an Schmeichelei, daß ich überzeugt bin, ſie glauben nicht die Hälfte deſſen was ſie mir ſagen, ſelbſt. Es wird ihnen Mühe koſten, ſich bei mir Glauben zu verſchaffen, da ihre erſten Worte zu mir ſolche Unwahrheiten ſind. — Die Wahrheit, die ich ihnen ſage, fiel ihr der verliebte Kavalier ins Wort, iſt ſo lauter und rein, daß ſie dieſelbe jederzeit beſſer aus ihrem Spiegel als aus meinem Munde erkennen werden. Er wechſelte, zum höchſten Vergnügen der beiden Fremden mit ihnen noch mehrere Reden dieſer Art und hub auf des Markis Bitten endlich nachſtehende Erzählung ſeiner Abenteuer an: In alten Zeiten wurde Gallizien von Grafen ſo wie nachher von Königen regiert. Es hatte einer der erſten Könige, Gundemar, keine weiteren Kinder als die Infantin Theodomire, die zu ihren Regierungszeiten die leichtfertige Königin hieß. Als Prinzeſſin verliebte ſie ſich ein Mal in einen der vornehmſten Ritter des Reiches, mit dem ſie ſo wenig auf ihre Ehre hielt, daß ihr heimlicher Umgang Folgen nach ſich zog, die ſie zu einer gewiſſen Zeit zwangen einer unerklärlichen Krankheit halb das Bett zu hüten, und einem Kinde das Daſein gaben, das die Prinzeſſin gleich nach ihrer Entbindung einer ihrer Kammerfrauen um es deren Bruder zuzutragen, überlieferte. Indem nun aber die Kammerfrau, auf ihrem Wege durch das Schloß den König auf ſich zukommen ſah, gerieth ſie ſo ſehr in Furcht, er möge wiſſen wollen, was in dem Korbe, den ſie trage, enthalten ſei, daß ihre Verlegenheit ſie eine Seitentreppe hinunter in den Garten und durch eine Nebenpforte an das Ufer des Fluſſes Sil verleitete, in den ſie den Korb zuſammt dem Kinde warf, obgleich ſie der Prinzeſſin verſicherte, ſie habe es der Abrede gemäß den Händen ihres Bruders zugeſtellt. Die kriſtallenen Wogen des Fluſſes theilten ſich, ſobald der Korb auf ihnen lag, unter mir, denn ich war eben dieſes Kind, und ließen mich in die Arme des Flußgottes ſinken, der in der Tiefe mit ſeinen Nymphen ruhete. Wofern ſie glauben möchten, unterbrach ſich Don Pedro hier mit einer komiſchen Geberde zu dem Markis gewendet, daß dieſe Erzählung von mir nur zu ihrer Beluſtigung erfunden ſei, ſo verſichere ich ſie bei meiner fürſtlichen Geburt, daß Alles wie ich ihnen ſage, vor ſich ging. Die Nymphen erzogen mich in ihrem feuchten Aufenthalte, und der Flußgott unterrichtete mich, meinem Stande gemäß, indem er mich beſonders mit Sprachkenntniſſen ausſtattete. Ich wuchs mit der Zeit heran und war zwanzig Jahre alt geworden, als der Liebe-Feuer ſelbſt in das Waſſer drang, und mich in Leidenſchaft zu einer Nymphe entzündete, der der Flußgott leider auch gewogen war. In allen Dingen ſchien die ſchöne Anacarſia der ſchönen Margarethe Ebenbild! Es verging lange Zeit ehe es mir glücken wollte, ihr meine Liebe zu geſtehen, weil ſie beſtändig mit dem Gott und den Nymphen in Geſellſchaft war. Ihre eigene Neigung bereitete mir endlich eine heimliche Zuſammenkunft, und ſchützte Unwohlſein vor, um nicht bei ihren muſizirenden Freundinnen zu ſein. In Worten und Blicken begegnete ſich unſere gegenſeitige Zärtlichkeit, und ich war nahe daran, das Bewußtſein über ihre Nähe zu verlieren, als der Flußgott in die Grotte trat und beim Anblick unſerer Vertraulichkeiten in ſolchen Zorn gerieth, daß er augenblicklich ſeine klaren Wellen trübte, und mich hinauf an das Ufer ſchleuderte, wo ich, als ich wieder zur Beſinnung kam, die folgenden, von einer unſichtbaren Stimme an mich gerichteten Worte vernahm: du heißeſt Gundomar, und entſtammſt den Königen, denen im Alterthume von andern Fürſten die Herrſchaft dieſes Reichs entriſſen ward. Du biſt ein geborner Heide und kannſt dich bekennen zu welchem Glauben du immer willſt. Ich habe dich gerechterweiſe von mir vertrieben, denn ich durfte nicht dulden, daß durch deine irdiſche Liebe eine Nymphe verführt ward, deren Keuſchheit mir geweiht iſt und unter meinem Schutze ſteht. Wohne fernerweit in deinem Königreiche und bleibe meiner Huld gewiß, die ich dir beweiſen werde, wo ich nur vermag. Nach dieſen

Worten bewegten ſich die Gewäſſer abermals und nahmen ihre frühere Klarheit und Ruhe wieder an. Ich ſaß aber im Umſehen in einem Gemüſegarten mitten auf einem Peterſilienbeete, von dem ich meinen Namen abzuleiten mich verbunden hielt. Ich ließ mich nämlich ſeitdem taufen und nannte mich Peter Gil von Gallizien, nach dem, wie ich in der Geſchichte geleſen habe, vor vierhundert Jahren von meiner Mutter regierten Königreiche. Der Titel eines Grafen gebührt mir von meinem Vater her. So wiſſen ſie denn, Herr Markis, wer ich bin. Würdigt mich meine Geburt und Perſönlichkeit, der Ehre ihr Schwiegerſohn zu werden, ſo gewähren ſie mir die Erlaubniß, dieſer anbetungswürdigen Schönheit dienſtbar zu ſein. Sie willigen ohne Zweifel darein, wenn ſie bedenken, daß ſie durch ihre Weigerung meinen Tod beförderten, der ich der erlauchteſte Ritter Spaniens, und der nahe Verwandte unſeres Königs bin.

Dieſe letzteren Worte begleitete Don Pedro, um ſeinen Zuſtand zu bezeichnen, abermals mit ſo abſonderlichen Bewegungen, daß der Markis und ſeine Tochter ſich nur mit Mühe des Lachens enthielten. Felizian begriff nicht die Allmacht einer ſolchen Leidenſchaft, die einen vollkommenen Kavalier zu einem Gegenſtande des Geſpöttes umſchuf, und einen ſo verſtändigen geiſtvollen Mann, den man in Flandern noch unlängſt für ein Orakel anſah, wahnwitzig werden ließ. Es beruhete freilich die letzte Hoffnung ſeiner Liebe auf dieſer erkünſtelten Albernheit, die ihm allein den Zutritt bei ſeiner Geliebten ſicherte.

Nachdem der Markis ein wenig ſeine Luſt zu lachen bemeiſtert und ſein Geſicht wieder in ernſthafte Falten gezwungen hatte, erwiederte er in feierlichem Tone: Mein Herr Don Peter Gil, Graf von der Peterſilie, ich habe mich unendlich gefreut, ihre Bekanntſchaft zu machen und von ihrer wunderbaren Erziehung etwas zu hören. Hätte mir eine minder erlauchte Perſon als die ihrige derlei Geſchichten erzählt, ich hätte mit gutem Recht in ihre Rede Zweifel geſetzt und ſie für ein Mährchen angeſehen. Aber einem Manne ihres Standes und ihrer Verdienſte glaubt man Allerlei. Wie möchte ich auch daran zweifeln, bedenke ich, daß ein Prinz mit mir ſpricht, deſſen bloßes Grafenthum ſchon ſeinen Worten Glauben verſchaffen muß. Als Beweis wie unſchätzbar mir ihre Freundſchaft, und wie ergeben meine ganze Perſon der ihrigen iſt, ertheile ich ihnen die Erlaubniß, meiner Tochter ihre ſie gewiß vergnügenden Dienſte zu widmen, ob ſie gleich ſchon einem ihrer Vettern von mir zugeſagt wurde, und wir blos der nachgeſuchten päbſtlichen Dispenſation gewärtigen, um dieſe Verbindung zu vollziehen. Wäre uns die Ehre ihrer Bekanntſchaft früher zu Theil geworden, ſo hätten wir freilich um eines dem königlichen Blute von Gallizien verwandten Eidams und Gemahles willen Alles daran geſetzt.

Der grüne Graf bezeigte ſein äußerſtes Leidweſen über dieſe troſtloſe Nachricht, und ſeine Dankbarkeit für des Geſandten günſtige Geſinnungen, und reizte durch ſeine ausgelaſſene Weiſe alle Anweſenden zu ſchallendem Gelächter an, dem ſogar die ſchöne Margarethe nicht widerſtand, obgleich ſie ſich gedrungen fühlte, mit ihrem Vater mitleidige Betrachtungen anzuſtellen, daß ein ſo wohlgebildeter Kavalier närriſch genug ſei, ſeine Geburt fünfhundert Jahre hinaus zu ſchieben und ſeine Erziehung von einem Fluſſe abzuleiten. Indem nun der Wirth und einige Anweſende, um Don Pedro ſprechen zu hören, Einwendungen gegen ſeine Mährchen erhoben, die er vertheidigte, theilte der Markis ſeiner Tochter den ihm in den Sinn gekommenen Gedanken mit, den Fremden, deſſen ſeltſame Laune ſie unterweges unterhalten würde, mit an den Hof zu nehmen und als einen vornehmen Mann zu behandeln, der er nach ſeines Bedienten Ausſage auch wirklich ſei, und nur von dieſer Narrheit nach einer überſtandnen ſchweren Krankheit angeſteckt. Die ſchöne Margarethe ging in den Vorſchlag mit Freuden ein, und der Markis ſagte zu Don Pedro, als er ihn entließ, er möge ihm, was dieſer mit Bereitwilligkeit verſprach, die Ehre erzeigen, zum Abendeſſen ſein Gaſt zu ſein. Als Don Pedro fort war, ſprach der Markis noch viel mit den Leuten von ihm und ſeiner Einbildung, und gab ſeinen Plan kund, ihn bei ſich zu behalten. Der gleichfalls anweſende Wirth äußerte, er möge freilich nicht für Don Pedro Gils Einwilligung ſtehen, wofern der Herr Markis ihn im Geringſten von oben herab behandele, denn derſelbe thue ſich ſehr viel auf ſeinen Rang zu gut. Abgeſehen aber auch davon, liege eine große Schwierigkeit in der Art zu reiſen ſelbſt, weil der grüne Graf gewiß nicht werde reiten wollen, wenn ſeine Excellenz in der Sänfte ſei. — Dem wäre vielleicht dadurch abzuhelfen, meinte der Markis, daß meine Tochter ihn bittet, ſie an dem Sänftenſchlage zu unterhalten. Wenn er irgend in ſie verliebt bleibt, ſchlägt er es ihr gewiß nicht ab; und ich leihe ihm ein ſchön angeſchirrtes Pferd, das ich mir immer für den Fall nachführen laſſe, daß ich einmal der Sänfte überdrüßig bin. Don Pedro verfehlte nicht ſich eingeladenermaßen zur Abendmahlzeit einzuſtellen, und der Markis, der ihn mit noch größerer Höflichkeit empfing, wieß ihm ſeinen Platz neben der ſchönen Margarethe als eine beſondere Gunſtbezeigung an. Man ſprach von verſchiedenen Dingen, und Don Pedro zeigte ſich in ſeinen Intervallen als einen ſehr guten Kopf, indem er dazwiſchen lauter angenehme Narrheiten zum Beſten gab. Die Mahlzeit verging in heiterer Weiſe, und nach aufgehobener Tafel redete der Markis ſeinen Gaſt folgendermaßen an: Es iſt ungemein Schade, mein Herr Graf, daß eine mit ſo vortrefflichen Eigenſchaften nnd mit ſolchem Geiſt ausgeſtattete Perſon, wie ihre Gnaden, in einer ſo kleinen Stadt dem Hof und dem Könige verborgen leben ſoll. Ich weiß, daß ſie nur aus dem Grunde von der Reſidenz entfernt bleiben, weil ſie nicht Vermögen genug beſitzen, um ihrem Stande und dem ihnen gebührenden Range gemäß aufzutreten. Es bewegt mich daher die ungemeinſte Hochachtung, ihnen die Frage zu thun, ob ſie mir wohl die Gnade erzeigen wollen, mit mir nach Valladolid zu gehen, wo ihnen in meinem Hauſe, ohne daß es ihnen etwas koſtet, jedwede ihrer hohen Geburt entſprechende Rückſicht erwieſen werden ſoll? Sie können ſich auf dieſe Art bekannt und geltend machen, und wenn das Glück ihnen ſonſt wohl will, gar eine reiche vornehme Heirath thun, wozu ihnen meine Tochter dadurch behülflich ſein wird, daß ſie ihre Verdienſte bei den jungen Damen ihrer Bekanntſchaft herausſtreicht und ſich bemüht, ihnen derer Gunſt, die ihre Wahl trifft, zuzuwenden. Ja, ſie mögen ſich ſogar bei ihrer zu erhoffenden Einwilligung für überzeugt halten, daß ihre reine und aufrichtige Neigung zu meiner Tochter deren zukünftigem Gemahle ſelbſt viel Vergnügen machen muß.

Don Pedro war höchſt erfreut, ſeinen Betrug ſo gut ausfallen zu ſehen, und entgegnete dem Markis ungeſäumt: Es würde nichts in der Welt, außer dieſer mir von ihrer Excellenz erwieſenen Güte jemals im Stande geweſen ſein, mich aus der Stadt zu entfernen, in der ich den Reſt meiner einſamen Tage zu verbringen entſchloſſen war, weil ein Mann meines Standes nicht ohne großes Vermögen in der Welt beſtehen kann und alſo beſſer thut, an einem Orte zu leben, wo er gekannt iſt und keiner zahlreichen Dienerſchaft bedarf. Ich nehme aber das großmüthige Anerbieten ihrer Excellenz, von deren Seite meiner königlichen Abſtammung gewiß keine Beleidigung widerfahren wird, unter der einzigen Bedingung mit Freuden an, unterweges des jungen Fräuleins Ritter ſein zu dürfen, deren Schönheit ſo wie die Muſik des Thraziſchen Orpheus Thiere, Pflanzen und Steine, aller Männer Herzen bewegt und an ſich zieht. Die einzige Beſorgniß des Markis, wie Don Pedro zum Reiten zu bewegen ſei, hob ſich ſonach zu ſeiner Zufriedenheit von ſelbſt, und Don Pedro fühlte ſich bei der Abreiſe am andern Tage hochbeglückt durch den erſten Dienſt, den er Margarethen leiſtete, als er ſie in die Sänfte hob. Er unterhielt das Fräulein während des ganzen Weges von Ponteferrada bis Valladolid mit allerhand närriſchen Erfindungen und verliebten Reden, und Donna Margaretha unterließ nicht, in jedem Gaſthauſe, wo ſie einkehrten, ihrem Vater zu verſichern, wie angenehm ihr Don Pedro's Geſellſchaft ſei. Auf der letzten gemeinſamen Tagereiſe wollte Don Pedro ſeine Geliebte erforſchen, ob ſie ihre bevorſtehende Vermählung wünſche oder nicht, und ließ das Geſpräch mit Geſchicklichkeit dahin fallen, um keiner unberufenen Neugier verdächtig zu werden. Wie ein Betrübter nun ſeine Noth gern mitzutheilen pflegt, ſo erwiederte Margarethe ihrem Begleiter, mit dem ſie in eine gewiſſe Vertraulichkeit getreten war, auf ſeine nicht eben verſteckte, offenbare Frage: Ohne Zweifel, Señor Don Pedro Gil, beſitzt mein Vetter Don Leopold auch liebenswürdige Eigenſchaften; ich kenne nur leider an ihm eine große Unbeſtändigkeit und unlöbliche Neigung zu allen Frauen, ohne Unterſchied, ob ſie vornehm ob geringe ſind, die mich gegen ſeine mir ſonſt vielleicht nicht unerwünſchte Freiwerbung ſehr erkältet und ſchüchtern macht. Da ich nun jetzt gefunden habe, daß ihn ſogar meine Anweſenheit in Spanien nicht bewegen kann, ſich etwas angelegener um meine Gunſt zu bemühen, da ich ſeine Fehler ſchon jetzt für ſo groß erkennen muß, ſo weiß der Himmel, mit welchem Widerſtreben ich dieſer Heirath entgegen ſehe, und was mir erſt von ihm als meinem

Gebieter nach unſerer Verbindung bevorſtehen mag, der ich mich nicht widerſetze, weil ſie zum Nutzen unſeres Hauſes und zur Zufriedenheit meines Vaters gereicht. Ich laſſe daher, wie ungern auch, der Sache ihren Lauf, und bitte nur den Himmel, daß er meinem Vetter eine edlere Sinnesart ſchenkt.

Don Pedro hätte das Fräulein lieber nicht ſo ergeben geſehen als ſie ſchien, und erwiederte ihr in ihres Vetters Intereſſe, weil er dieſesmal glaubte, ſeines Narrenthums ungeachtet vernünftig ſprechen zu müſſen, ſie ſolle nur nicht verzagen, und dürfe recht wohl der beſten Hoffnung leben, daß ihren Verlobten der Beſitz einer ſo vortrefflichen Gemahlin beſtändig an ſie feſſele. Er nahm ſich allerdings bei der nächſten Gelegenheit vor, ſeine Sprache zu verändern, und hatte noch an dieſem Tage, ehe ſie Valladolid erreichten, Grund über den freundlichen Empfang eiferſüchtig zu werden, den Vater wie Tochter ſeinem an äußerer Bilhung würdigen, eine Strecke Weges ihnen entgegenkommenden Nebenbuhler bereiteten. Der Markis machte ſeinen Eidam zuvörderſt mit ſeinem ſeltſamen hochgebornen Gefährten und deſſen ritterlicher Anhänglichkeit an ſeine Tochter in einer pathetiſchen Rede bekannt, die Leopold leicht errieth und aus Gefälligkeit für den Geſandten mit einigen an Don Pedro gerichteten Verbindlichkeiten aus eben dem Ton erwiederte. In der Stadt und zu Hauſe aber, wo Margarethen einige Freundinnen erwarteten, bereitete der glückliche Nebenbuhler dem unglücklichen dadurch, daß er ſeine Braut aus der Sänfte hob und ein prachtvolles Abendeſſen zu ihren Ehren veranſtaltet hatte, erneutes Aergerniß. Don Pedro überdachte bei ſpäter Nacht in ſeinem Bette ſein angetretenes ſchwieriges Unternehmen mit großer Verlegenheit. Er ſah weder Mittel noch Wege, alle ihm entgegenſtehenden Hinderniſſe zu beſeitigen, betrübte ſich aber freilich zu meiſt über Margarethens vorgefaßten Entſchluß, ihrem Vater zu gehorſamen, der auf der Vollziehung ihrer Verbindung, trotz der auch ihm wohlbekannten Leichtfertigkeit ſeines Neffen, beſtand. Felizian machte ſeinem Herrn ebenfalls Vorſtellungen gegen fernere Beharrlichkeit, und gab ihm die Gefahr, der er ſich ausſetze, zu bedenken, in dem Lichte eines Luſtigmachers eben dem Hofe zu erſcheinen, auf deſſen Gunſt ſein Glück beruhete. Es verbrachten Herr und Diener einen großen Theil der Nacht unter ſolcherlei Berathungen, doch als Don Pedro entſchlief, verſchlief er auch ſeinen ſchon gefaßten Entſchluß, ſich des andern Morgens Margarethen zu entdecken, und ohne weitere Säumniß nach Gallizien zurückgehen, nehme ſie ſeine Leidenſchaft nicht wohl auf. Die zahlreichen Beſuche der Herren und Damen des Hofes hielten ſechs Tage lang an, während welcher Zeit der Geſandte und ſeine Tochter ſich über Don Pedro's wohl oder übel angeſtellte fernere Thorheiten ſehr beluſtigten, die ſie dermaßen veröffentlichten, daß überall von nichts anderem, als von ihrem poſſirlichen Narren geſprochen ward, den man dem Geſandten zuredete zu des Königs Unterhaltung mit an den Hof zu bringen. Der Markis ſpielte einigemal gegen den grünen Grafen auf dieſen Vorſchlag an; ließ ihn aber vor der Hand bis zu günſtigerer Zeit fallen, da er dem, innerlich darüber nicht wenig entrüſteten Zöglinge des Fluſſes nicht zuzuſagen ſchien, der ſich mit ſeinen Beſorgniſſen entſchuldigte, der König möge nicht auf eine ſeinem Rang und ſeiner Geburt angemeſſene Art mit ihm umgehen, oder ihn wohl gar Beleidigungen ausſetzen, die er zu dann rächen gezwungen ſei.

Der ebenfalls in dem Hauſe des Markis wohnende Leopold hatte zwei Bedienten, denen die Beſorgung ſeiner galanten Abenteuer oblag. Wie nun zufälligerweiſe beide einmal zu einer und derſelben Zeit erkrankten, als er ſich ſeiner Braut wegen mit ſeinen Liebſchaften hätte einſchränken ſollen, beherrſchte er doch ſeine Leidenſchaft ſo wenig, daß er nach wie vor alle Nächte ausging, und ſich in Ermangelung ſeiner Vertrauten von Felizian begleiten ließ, den er ſich als einen zu ſeinem Zweck brauchbaren gewandten Burſchen von deſſen Herrn erbat. Drei oder vier Nächte nahm er ihn mit in ein Haus, aus dem er erſt ſpät nach ein Uhr gewöhnlich wieder ſchied. Und obwohl ihn Felizian dort jedesmal erwartete, ſo wagte er doch nicht zu fragen, wer die Bewohnerin ſei, bis er ſich endlich in der vierten Nacht bei der ihn, wie ihre Gebieterin ſeinen Herrn, begünſtigenden Zoſe danach erkundigte. So wie nun in der Regel kein Verliebter, und eine verliebte Zoſe am allerwenigſten, etwas verſchweigen kann, erfuhr denn Felizian bald ohne Mühe, daß er ſich in dem Haus der Tante ſeines Herrn befand, und daß Don Leopolds Geliebte ſeines Herrn, Don Pedro's, unbefangen und zurückgezogen lebende Schweſter war, die nichts von Leopold's bevorſtehender Verbindung mit ſeiner Kuſine ahndete und ihn ihre Gunſt gegen ein eigenhändig geſchriebenes Eheverſprechen genießen ließ. Ueber dieſe nächſten Tages von Felizian hinterbrachten Zeitungen erſtaunte zwar Don Pedro voll gerechten Unwillens, fühlte aber ſeine Hoffnungen durch dies Verhältniß einer ihm ſo naheſtehenden Perſon wie ſeine Schweſter neubelebt, weil ſeine Ehre natürlich nicht dulden durfte, daß Leopold eine andere heirathete, als die ihm ebenbürtige Beleidigte. Vor allen Dingen befahl er ſeinem Diener, der Zoſe ſeiner Schweſter zu hinterbringen, Don Leopold ſei im Begriff, eine andere Verbindung mit einer überaus ſchönen und reichen Verwandtin alsbald nach der von Rom eintreffenden Dispenſation einzugehen. Er wollte darnach zuſehen, welchen Entſchluß ſeine Schweſter faſſen und was ſie überhaupt zu Wiederherſtellung ihrer verlorenen Ehre thun werde. Felizian richtete ſeinen Auftrag pünktlich aus, und in der folgenden Nacht hatte Don Pedro's Schweſter, Donna Blanca, ihrerſeits wieder von ihrer Zofe von Allem in Kenntniß geſetzt, einen großen Streit mit ihrem Liebhaber, der unverſchämterweiſe läugnete, mit ſeiner Kuſine verſprochen zu ſein. Nachdem er alle möglichen Betheurungen aufgeboten hatte, ſich zu rechtfertigen, ſchien Donna Blanca von ſeiner Unſchuld überzeugt zu ſein und ließ ihn von dem Erfolge ſeiner Beredſamkeit gänzlich zufrieden geſtellt, in der verrätheriſchen Abſicht von dannen gehen, ſich krank zu ſtellen und die Geliebte ſobald nicht wieder zu ſehen. Don Pedro erfuhr noch in derſelben Nacht das zwiſchen Leopold und ſeiner Schweſter Vorgefallene und war außer ſich vor Zorn, ſie von den Worten des Treuloſen abermals bethört zu wiſſen. Desungeachtet nahm er ſich vor, zwei Tage vergehen zu laſſen, und um abzuwarten, was Donna Blanca etwa beſchließen werde, trug er Felizian ausdrücklich auf Alles Acht zu haben auf.

Schon am folgenden Tage ließ Donna Blanca's in der Nacht verborgene Eiferſucht ihr keine Ruhe mehr. Sie wollte aus des Geſandten eignem Munde die Wahrheit der ihr bereiteten Schmach ergründen, nahm eine Kutſche, in der ſie ihr Geſicht hinter die Mantille verbarg, und fuhr geradesweges zum Hauſe des Markis. Sie hatte bei dieſem Schritte ihre Zeit ſo ungünſtig gewählt, daß ſie eben, als ſie ſich melden laſſen wollte, auf der Flur Don Leopold begegnete, der ſie augenblicklich erkannte und ſich der Abſicht, in der ſie gekommen war, gar wohl verſah, indem er ſie, trotz alles Sträubens und zu nicht geringer Beſtätigung ihres Argwohns, mit Liebkoſungen überhäufte. Unter dem Vorgeben ihr etwas Geheimes mittheilen zu wollen, bat er ſie inſtändigſt in das Zimmer neben dem ſeines Oheims zu treten, konnte ſie jedoch lange nicht dazu bereden, weil ſie ihn durchaus nicht eher hören wollte, bis ſie den Geſandten geſprochen hätte. Doch gab ſie endlich den wiederholteſten Verſicherungen nach, ſein Oheim ſehe eben vom Kaiſer eingegangene Depeſchen durch und folgte in das Zimmer Don Pedros, den Leopold erſuchte, die fremde Dame bei ſich zu behalten, bis er wiedergekehrt ſei, was er, um Zeit zu gewinnen, nicht ſobald und nicht ohne entſcheidende Schritte zu thun willens war. Don Pedro erkannte zwar ſeine, mit der Mantille verſchleierte Schweſter nicht, konnte aber leicht errathen, daß ſie vor ihm ſtand, ohne daß es ihr hingegen möglich fiel, unter ſeiner abenteuerlichen Kleidung ihren von einer grünen Brille überdies entſtellten Bruder zu ahnen. Wie Don Pedro ſich mit ihr allein ſah, riegelte er, um ſich nicht überraſchen zu laſſen, die Thüre zum Vorzimmer ab, ging auf die Fremde zu, deren Geſicht er mit einer raſchen Handwendung entſchleierte, und ſprach ſeine ehrvergeſſene Schweſter alſo an: Iſt es wohl erhört, du Ungerathene, die du deiner Geburt und Familie unwürdig biſt, daß du dich ſo weit vergeſſen konnteſt, auf ein nichtsnutziges Verſprechen hin deine Ehre aufzuopfern, und nun in dieſem Hauſe einen Mann aufzuſuchen; der dich ſo ſchmählich gemißbraucht hat? der ſtadtkundig im Begriff ſteht, ſeine Kuſine zu heirathen? Berückſichtigte ich nicht dieſen Ort, ſo würde ich in dieſem Augenblicke mit dieſem Degen dein jämmerliches Daſein endigen. Wo war deine Vernunft, deine Ehrerbietung vor deiner Tante, als du dich unterſtandeſt, dieſem keinem beſſeren Hauſe als dem unſrigen angehörigen Leopold nächtliche Beſuche zu bewilligen? Es iſt ein großes Glück für dich, daß mir die Luſt angekommen iſt, in dieſem lächerlichen Aufzug am Hofe zu erſcheinen, wo ich noch verhindern kann, daß dich der Räuber deiner Ehre verhöhnt. Geſtehe mir unumwunden Alles, was zwiſchen euch vorgefallen iſt, und verſchweige mir die Wahrheit in keinem Wort.

Die betrübte Donna Blanca hatte vom Schreck wie vom Donner gerührt ihren weit entfernt gewähnten Bruder bei ſeinen erſten Worten erkannt, und ihn bis zu Ende mit niedergeſchlagenen in Thränen zerfließenden Augen ſtill und ſchweigend angehört. Seinen gerechten Zorn angeſehen, beichtete ſie ihm, als ſie der Sprache wieder mächtig ward, in möglicher Kürze und Bündigkeit, wie Leopold ihrer bei einem Feſte anſichtig geworden und wie ihre Leichtgläubigkeit bald durch ſeine ihr zugeſandten verliebten Briefe, ſo wie durch vielfältige Beweiſe ſeiner Beſtändigkeit verleitet worden ſei, ſich des Nachts von ihm beſuchen zu laſſen und gegen ein ſchriftliches Eheverſprechen, das ſie bei ſich trage, Alles, was er verlangt habe, ihm zuzugeſtehen. Sie ſprach dies mit ſo augenſcheinlicher Reue und Aufrichtigkeit, daß Don Pedro glaubte, ſie ein wenig aufrichten zu dürfen und ſie hoffen ließ, er werde den Verräther nöthigen, ihr ſein Wort zu halten.

Es hatte die ſchöne Margarethe inzwiſchen die ganze Unterredung im angrenzenden Zimmer mit angehört, wohin ſie von ihrer Neugierde oder Eiferſucht durch die ihr hinterbrachte Ausſage einer ihrer Kammerfrauen, daß ihr Bräutigam mit einer verſchleierten Dame in Don Pedro's Zimmer gegangen ſei, geführt worden war. Wie ſie nun aus Don Pedro's Reden ſeine wirkliche hohe Geburt und ſeine geſunde Vernunft abnahm, konnte ſie nicht genug ſtaunen, weshalb ein ſo ausgezeichneter Kavalier ſich die Narrenkappe übergezogen habe, und in ihrem Hauſe wie beim ganzen Hofe wolle als Wahnwitziger angeſehen ſein. Allerdings hatte ſie eine leiſe Ahndung, es könne aus Liebe zu ihr geſchehen. Und es beſtimmte ſie dieſer mit der Gewißheit von Leopold's doppeltem

Verrath verbundene Gedanke, den Geſchwiſtern im Nebenzimmer nicht Zeit zu laſſen, ſich ferner zu verabreden, oder nach ihrer leidenſchaftlichen Aufregung zu beruhigen. Sie öffnete alſo plötzlich die Thüre und ſtand unerwartet vor Don Pedro, deſſen Verſuch, ſeine bisherige Rolle als Narr gegen ſie fortzuſetzen, ſie mit folgenden Worten unterbrach: Ich weiß recht wohl, Señor, daß ſie nicht ſind, was ſie ſcheinen, und ich erinnere ſie daran, daß auf die ihnen widerfahrne Beleidigung vielmehr geheime Rache als verſtellte Albernheit ſich geziemt. Meine Neugier und ein wenig Eiferſucht haben mich mehr entdecken laſſen als ſie glauben. Ich weiß, daß meines Vetters Treuloſigkeit ſogar noch weiter ging, als ich nach ſeiner erzwungenen Zärtlichkeit vermuthete, und will mich aus der Verlegenheit, in der ich mich befinde, mit einem Male befreien. Ich bitte ſie daher ernſtlich, erklären ſie mir dies Räthſel bald, und entheben ſie mich der Zweifel, die ich ihretwegen hegen muß. Inzwiſchen iſt es nothwendig, daß dieſe Dame in mein Zimmer kommt. Meinem Vetter mögen ſie ſagen, ſie ſei nach langem Harren endlich erzürnt fortgegangen, ohne daß ſie im Stande geweſen wären, ſie zurückzuhalten. Für das Uebrige ſorge ich. Sie führte nach dieſen Worten Donna Blanca mit ſich fort, und flößte der Unglücklichen durch ihre Freundlichkeit wieder beſſere Hoffnungen ein, als Leopold's Verſchmähen und ihres Bruders Unwille ihr bisher geſtatteten. Sie übergab Donna Blanca der Vorſorge ihrer Frauen und kehrte zu Don Pedro zurück, der zwar anfänglich über die entdeckte Schmach ſeiner Schweſter verlegen ſchien, ſich im Grund aber doch Glück wünſchte, daß die Verrätherei ſeines Nebenbuhlers und ſein eignes Geheimniß der ſchönen Margarethe enthüllt worden waren. Das Fräulein lud ihn ein ſich zu ſetzen, und indem ſie ſich ſelbſt auf einen Stuhl niederließ, ſagte ſie: ich bin ſeit einigen Tagen in ſo großer Verwirrung, und gegen meinen Vetter Leopold ſo voll Zorn und Erbitterung, mich von ihm auf dieſe Art behandelt zu ſehen, daß ich mich mit ihnen tröſten, und mich von ihnen über verſchiedene Dinge aufklären laſſen möchte, unter denen das Hauptſächlichſte die Frage iſt: was ſie wohl beſtimmen möchte, ſich an einem Hofe, wo ſie eine ehrenvolle Rolle ſpielen könnten und ſollten, ſo herabzuwürdigen, daß ſie als wahnwitziger Luſtigmacher ein Gegenſtand des Geſpöttes geworden ſind? ich bin nicht wenig neugierig zu erfahren, welch großes Geheimniß dahinter ſteckt.

Auf dieſe mit ungemeiner Anmuth geſprochene Anrede, ſchwieg die ſchöne Margarethe ſtill, und Don Pedro that ihr folgendermaßen Genüge: ſie wiſſen ohne Zweifel, anbetungswürdiges Fräulein, wenn auch nicht aus Erfahrung, doch vom Hörenſagen, daß die Liebe eine mächtige Gottheit iſt, der man nicht nur jedes Opfer bringt, ſondern die auch, um zu ihrem Ziele zu gelangen, durch die erfindungsreichſten Liſten jedes Hinderniß bewältiget. Ich enthalte mich hiernach nicht ihnen zu geſtehen, daß mich die Liebespfeile ihrer ſchönen Augen an dem Tage verwundeten, da ihre Reiſe durch meinen Geburtsort Villafranca ging. Ich widerſtrebte dieſer Leidenſchaft mit aller Kraft, aber ſie war ſtärker als ich, und es heilte mich ſogar die Gewißheit der Verbindung mit ihrem Vetter nicht. Denn da ich die näheren Umſtände dieſes Verhältniſſes erfuhr, und was mir ihr eigener Mund ſeitdem beſtätigte, wie ihre Einwilligung vielmehr aus Unterwürfigkeit gegen ihren Vater als aus Neigung zu ihrem unwürdigen, überglücklichen Verwandten gegeben ſei, beſchloß ich, ihre Verbindung alſo verkleidet zu hintertreiben, und es ſcheint das meiner Abſicht jetzt ſo günſtige Schickſal meine Kühnheit zu rechtfertigen. Wie ſollte ich nun die kurze Verläugnung meines Blutes und meiner Ehre bereuen, da ſie mir das

Licht der Hoffnung angezündet hat. Ich habe mich ihnen bisher noch nicht zu entdecken gewagt, weil ihre Heirath ſchon ſo nahe bevorſtand, und weil ich Gefahr würde gelaufen ſein, bei ihnen nicht Glauben und Erhörung zu finden. Das Unglück meiner Schweſter und ihre gerechtfertigte Eiferſucht haben dieſe Entdeckung zufällig herbeigeführt. Mein wahrer Name iſt Don Pedro Oſorio y Toledo, und ich darf meinen Adel als dem beſten Spaniens gleich anſehen. Ich habe die Ehre Ritter des Ordens von Alcantara zu ſein, den mir der König als Lohn meiner langen Kriegsdienſte in Flandern mit der Anwartſchaft auf die erſte erledigte Komthurei verliehen hat. Sie wiſſen jetzt Alles von mir, und ich hoffe meine Liebe wenigſtens damit zu entſchuldigen, daß ſie ihnen die Augen über ihren treuloſen Bräutigam öffnete. Meine Ehre liegt in ihrer Hand, denn ihre Liebe könnte ſie mir wiedergeben. Die Ehre meiner Schweſter aber rettet oder rächt meine eigne Hand, wofern es mir nicht mein Leben koſtet. Die ſchöne Margarethe hörte mit Vergnügen dieſe Aeußerungen ihres verkleideten Liebhabers an und erwiederte mit wenigen Worten, wie viele Dankbarkeit ſie für ſeine ſo große Wagniſſe ihretwegen beſtehende Liebe empfinden müſſe, und wie ſehr ſie ſich ihm für ihre Rettung verpflichtet fühle. Don Pedro hätte ſich gern vor ihr auf die Knie geſtürzt, um ihre Füße zu küſſen, und dankte ihr in den wärmſten Ausdrücken für dieſe Geſinnungen. Die ſchöne Margarethe ging darauf zu Donna Blanca zurück, um ſie zu tröſten, und Don Pedro erwartete Leopold, der erſt nach geraumer Weile zu ſeiner verlaſſenen Dame kam, und ſich nicht wenig freute, als er erfuhr, daß ſie ſchon lange die Geduld verloren habe und alles Zuredens ungeachtet wieder nach Hauſe gegangen ſei. Es iſt mir ſehr lieb, ſagte er, daß mein Ausbleiben dieſe beabſichtigte Folge gehabt hat, denn ich würde in Verlegenheit gekommen ſein, hätte dieſe Frau, die mich ſo verfolgt und peiniget, mit meinem Oheim geſprochen. Don Pedro verſuchte auf ſeine angenommene Weiſe durch wunderliche Fragen mehr von ihm zu erfahren, Leopold erklärte ſich aber nicht weiter, obgleich er in einigen hingeworfenen verächtlichen Worten ſeine Abſicht mit Donna Blanca verrieth, die deren Bruder ſo zornig machte, daß er ſich nur mit Mühe enthielt den Degen gegen den Ehrenräuber zu ziehen.

Margarethe hatte inzwiſchen das unglückliche Mädchen getröſtet, und ſoviel ſie vermochte ermuthigt, und ließ darauf ihren Vater bitten in ihr Zimmer zu kommen, wo ſie ihn dergeſtalt anredete: Es iſt immerdar eine ſehr große Weltklugheit bei Vätern geweſen, ihre Töchter nach ihrem Gutdünken und Ermeſſen zu vermählen, ohne gänzlich von deren eigner Neigung abzuſehen. Wie nun der Männer Sinnesart zuweilen nach der Hochzeit anders wird, obgleich dieſes Beſſerungsmittel ſich keinesweges bei allen bewährt, ſo mögen die Töchter gewiß nicht zu tadeln ſein, die mit blindem Gehorſam den Willen ihrer Väter thun; ich kann es aber auch Vorſichtigeren nicht verdenken, beugen ſie ſoviel an ihnen iſt, jedem möglichem Uebel vor. Wie ich nun zu Allem, was ſie mir geboten haben, jederzeit und namentlich bei meiner Verheirathung bereit geweſen bin, wo ich doch voraus ſah, daß von der Gemüthsart meines Vetters für mein ganzes übriges Leben wenig Zufriedenheit zu erwarten ſtand; ſo habe ich doch gegen meine Neigung in dieſe, alsbald nach eingegangenem päbſtlichen Erlaß abzuſchließende Verbindung gehorſam gewilligt. Hätte nun ſicherlich meinem Vetter zu ſolcher Zeit eine aufmerkſamere Liebe zu mir geziemt, ſo erfahre ich im Gegentheile, daß er einer anderen Dame, welche ſie gleich ſehen ſollen, die Ehe verſprochen hat.

Sie öffnete in dieſem Augenblicke das Nebenzimmer, aus dem Donna Blanca mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung gegen den Geſandten trat, reichte derſelben einen Stuhl, damit ſie ſich zu ihnen ſetze, und fuhr in ihrem Vortrage alſo fort: dies iſt die durch Leopold betrogene Dame, von der ich ſprach. Sie kam hierher, um bei ihnen, gnädiger Herr Vater, Klage über die erlittene Schmach zu führen, begegnete aber unglücklicherweiſe ihrem Entehrer ſelbſt, der ſie mit glatten Worten überliſtete und in Don Pedro's Zimmer unter dem Vorwande verſchloß, ſie wären eben beſchäftigt. Aus dem anſtoßenden Gemach, wohin ich aus Zufall und Neugier gerathen war, vernahm ich einen Theil des Geſpräches, das mich nach Leopolds Entfernung zur Genüge ermächtigte, dieſe Dame hierher zu führen, um ſie von ſeiner Strafbarkeit zu überzeugen. Die Dame gehört dem berühmten Hauſe der Oſorio y Toledo an, und iſt entſchloſſen, durch ihre ſehr vornehmen und einflußreichen Verwandten meine Heirath zu hintertreiben, um den uns gemeinſamen Schimpf wenigſtens ihrerſeits zu rächen. Sie geben mir gewiß das Zeugniß, daß ich ihnen bisher als Tochter in Allem gehorſam war. Gegenwärtig fordere ich ſie aber auf, mein Richter zu ſein, und beſchwöre ſie, mich einer in dieſem Falle höchſt ungerechten Unterwerfung zu entheben. Ich bin feſt entſchloſſen, mich eher in das ſtrengſte Kloſter einſperren zu laſſen, und meine Tage darin zu beſchließen, als die Frau eines ſolchen Böſewichts zu werden, wie mein Vetter iſt.

Der Geſandte war über das, was er hörte und ſah, überaus erſtaunt. Er las das Heirathsverſprechen Donna Blanca's, und erkannte, daß dieſes Papier ſchon allein zu Störung der Ehe zwiſchen Leopold und Margarethen hinreichen würde. Er entſchloß ſich alſo zu einem raſchen Bruch, damit von der ganzen Angelegenheit keine weitere Rede ſei. Er entfernte die beiden Damen und ließ ſeinen Neffen kommen, dem er das entſcheidende Papier mit der Frage, ob er die Handſchrift kenne, vor Augen hielt. Leopold ward verlegen, wechſelte die Farbe, ſtotterte, und wollte läugnen; der Geſandte erklärte ihm aber feſt, er werde dies weder im Ernſt noch mit Anſtand thun können, weil man im Stande ſei, ihm die Anklage durch verſchiedene, von der nämlichen und anerkannt ſeiner eigenen Hand geſchriebene Briefe zu beweiſen.

So konnte Leopold nicht umhin, zu ſeiner äußerſten Beſchämung einzugeſtehen, er habe, von der Leidenſchaft verblendet, einer Dame das Verſprechen der Ehe allerdings ertheilt, wolle aber eher ſein Leben verlieren, als die Verbindung durch Prieſterhand mit ihr vollziehen.

Mittlerweile hatte Don Pedro ſein Narrenkleid abgelegt, und, in einem ſehr reichen Anzuge, mit dem Alcantarakreuze auf Bruſt und Mantel geſchmückt, von dem leiſe geöffneten Eingange des Zimmers her dem Geſpräch eine Weile unbemerkt zugehört. Bei der letzten Erklärung Leopold's, trat er, unfähig länger an ſich zu halten, plötzlich hervor, und rief ſeinem Gegner zu: bedenken ſie beſſer, was ſie ſagen, Señor, und erwägen ſie den Stand der Beleidigten, deren Geburt wenigſtens eben ſo gut iſt, wie die ihrige. Ich bin als ihr Bruder verpflichtet, ſie zu vertheidigen. Erfüllen ſie nicht das gegebene Verſprechen, ſo trage ich einen Degen an meiner Seite, womit ich ſie dazu zwingen werde, im Fall ſie es nicht freiwillig und mit Ehren thun.

Leopold's hitzige Erwiederung, er werde ſich nimmermehr durch Drohungen zwingen laſſen, etwas gegen ſeinen Willen zu thun, verdoppelte Don Pedro's Zorn, der eine Ausforderung erfolgen ließ. Bei heftiger werdendem Streite ſtürzten die Damen herein, ließen die Thüren ſchließen, damit die erbitterten Gegner ſich nicht entfernten, und verſuchten lange Zeit vergebliche Vermittlungen.

Dem Geſandten war anfänglich Don Pedro's Perſon nicht aufgefallen, weil er annahm, derſelbe ſei ſeiner Schweſter gefolgt. Die reiche mit dem Orden von Alcantara verzierte Kleidung, ſo wie die Abnahme der Brille hatten den Sohn des Fluſſes unkenntlich gemacht. Bei näherer Betrachtung erkannte der Markis freilich, daß er ſeinen phantaſtiſchen Gaſt vor Augen ſah, und indem er ihn noch mit prüfendem, halberſtauntem, halb errathendem Blick betrachtete, erklärte Margarethe, die ihn nicht aus den Augen gelaſſen hatte, das halbe Räthſel auf dieſe Art: Den ſie hier in einer anderen als der ihnen ſo ſpaßhaften Narrentracht ſehen, iſt Don Pedro Oſorio v Toledo, deſſen Anlaß zu ſolcher Verkleidung ſie erfahren ſollen, ſobald dieſer Streit geſchlichtet iſt. Der Geſandte würde von ſeiner Tochter eine alsbaldige Befriedigung ſeiner höchſt rege gewordenen Neugier verlangt haben, hätte er nicht die beiden Kavaliere mit gezogenen Degen bereit geſehen, das Zimmer zu ihrem Kampfplatze zu machen. Er ſtellte ſich zwiſchen beide, und verſuchte ſeinen Neffen in Güte zu einer Sache zu bereden, die doch keinesweges gegen ſeinen Vortheil ſei. Ja er fügte ſogar hinzu: Gebe er dem erzürnten Spanier keine Genugthuung, ſo ziehe er ſich ſelber die ſchlimmſten Folgen zu und habe auf nichts weniger als auf ſeinen geſandtſchaftlichen Schutz zu rechnen. Er werde vielmehr gegen ihn und ſeine ungerechte Sache auf die Seite ſeines Feindes treten, und erkläre ihm, von ſeinen früheren Anſprüchen auf Margarethen könne nicht mehr die Rede ſein. Sie müſſe kein Herz haben, erdulde ſie ſeine Bewerbung nach ſolchen Mißhandlungen noch einen Augenblick.

Der alſo von allen Seiten und allerdings von ſeinem Gewiſſen mehr als von etwaiger Furcht vor dem Tode bedrängte Leopold, wurde der Meinung, daß der ihm von ſeinem Oheim ertheilte Rath der beſte ſei. Er ſtürzte zu Füßen ſeiner Geliebten, die ihm nach kurzem Bedenken verzieh und ihm ihre Hand als Gattin gab, und verſöhnte ſich mit ſeinem Schwager. Margarethe erzählte ihrem Vater bei ſo günſtiger Gelegenheit auf der Stelle, wie Don Pedro nur aus Liebe zu ihr als Narr in ihr Haus gekommen ſei, und wie gern, wenn er es billige, ſie ſich verpflichtet fühle, den Ritter für einen ſo großen Beweis ſeiner Anhänglichkeit durch ihre Hand zu belohnen. Der Geſandte gab aus verſchiedenen Gründen ſeine Einwilligung, und Don Pedro hatte nun die Erfüllung ſeiner Wünſche, wenn auch durch ſeltſame Mittel erreicht. Die doppelte Hochzeit ward nach einigen Tagen gefeiert, und die Grandezza des Hofes fand ſich dabei zu einem prächtigen Ballet und großen Ringelrennen ein. Der König zeichnete beide Kavaliere ungemein aus, und beide lebten in ſehr zufriedenen Ehen.

XIII.

Daphne und Delio.

In der Stadt Ferrara, die zwar vielen anderen Städten Italiens an Alter, keiner einzigen aber an innerem Werthe und an Berühmtheit, an Güte und an Gerechtigkeit ihrer Beherrſcher, an Schönheit ihrer Lage, an der Pracht ihrer Paläſte, an der Fruchtbarkeit des Landes, und an den Tugenden und Fähigkeiten der ausgezeichneten Geiſter, die in ihr blühten, nachſteht, lebte ein Jüngling Namens Delio, von edler Familie und von guter Erziehung, der als er kaum ſieben Jahre alt war, anfing, in dem Hauſe eines Meſſer Gianni Mazzo, das der Wohnung ſeines Vaters ſchräg gegenüber lag, vertraut aus- und einzugehen.

Es hatte dieſer nachbarliche Edelmann eine ſchöne und anmuthige vierzehnjährige Tochter, die, gleichviel ob wegen ihres wirklichen Namens oder ob wegen ihrer höchſt ſeltenen Reize, von ihren Hausgenoſſen und von der ganzen Nachbarſchaft Daphne genannt ward. Ein jedes Mal, da Delio mit dieſer Jungfrau ſprach, ſcherzte ſie mit ihm, angeſehen, daß er ein ſehr artiger Knabe war, liebkoſete ihn nach Mädchenweiſe und fragte ihn bald über dies bald über das. Delio, der zwar noch in zu frühem Alter ſtand, um das Feuer der Liebe in ſeine Bruſt aufzunehmen, blieb aber doch immer gern bei ihr, erwiederte ihre Scherze, und meinte jederzeit, wenn er ſich in ihren Armen fühlte, eines Vorſchmackes der Himmelsfreuden theilhaft zu ſein. Inzwiſchen dieſer kleine Liebeshandel ſeinen Fortgang hatte, wuchs Delio zu dem Alter von vierzehn Jahren heran, und ward aus dem kindiſchen Wohlgefallen, das er an Daphnen und ihrer Gegenwart empfand, in ſeinem Herzen allmählig eine ſo ſtarke Leidenſchaft, daß es vor krankhafter Sehnſucht ſich nur bei ihr wollte zufrieden geben. Er liebte ſie von Tag zu Tage heißer und heftiger, und da Daphnens Gemüth eben ſo ſehr für ihn entbrannte, wie Delio's Gemüth für ſie, ſo offenbarten ſich die vermeintlich tief verheimlichten Gefühle der jungen Leute bald den beiderſeitigen Eltern, die zunächſt Daphnen ſorgfältiger als vorher hüteten, Delio aber fortan hinderten, ſeine Geliebte zu ſehen. Denn ſo wie Vater und Mutter Delios fürchteten, dieſe anwachſende Liebe zu Daphnen möge ihn von den philoſophiſchen Studien abziehen, die ſie ihn bereits hatten beginnen laſſen, ſo begaben ſie ſich mit ihm auf einen zwölf Miglien von der Stadt entfernten ihnen zugehörigen Landbeſitz, und nahmen einen ſehr gelehrten Meiſter mit ſich, der den jungen Schüler auf dem eingeſchlagenen Pfade der Wiſſenſchaft zu einem löblichen Ziele führe. Sie hielten dafür, durch Delio's Entfernung von der Urſache ſeiner Liebe, die ihn verzehrende Flamme erlöſchen zu ſehen. Wie ſich nun aber die Liebenden nicht nur der ſüßen Gewohnheit des Zwieſprachs, ſondern auch der Möglichkeit ſich zu ſehen beraubt fanden, geriethen ſie beide wie außer ſich ſelbſt, und kannten keinen Augenblick der Ruhe mehr als den ihnen die Kunde gab, die eins vom anderen vernahm. Ja, Delio, der Jüngere und minder Fähige, der geheimen Allmacht der Liebe Widerſtand zu leiſten, erkrankte ſo gefährlich, daß er nach Ferrara gebracht und ärztlichen Händen übergeben werden mußte, die ſich ſeiner Wiederherſtellung indeß nur vergeblich mit Sorgfalt und Mühe befleißigten, weil der ärztlichen Kunſt doch kein Heilmittel ſeines Uebels zu Gebote ſtand.

Zu dieſer Zeit erſah Daphne, die um der Krankheit des Jünglings willen vielleicht eben ſo großen Schmerz empfand, als der Leidende ſelbſt, eines Tages von ohngefähr einen zehnjährigen Bruder Delio's, von dem ſie hörte, daß weder ſein Vater noch ſeine Mutter eben zu Hauſe wär, und dem ſie deswegen einen Strauß von Damascenerroſen für ſeinen kranken Bruder, mit dem Auftrage vielfältiger Grüße an ihn gab. So einfältig der Knabe die Blumen von der Jungfrau nahm, ſo dienſtfertig und liebreich trug er ſie ſeinem Bruder hin. Der Anblick des Geſchenkes derjenigen, der über ſein Leben Gewalt zuſtand, der herzliche Gruß, den ſie ihm ſendete, brachte Delio eine ſo große Freude bei, daß der Geruch der ſchönen Blumen und die Vorſtellung dieſer Liebesbezeugung ſeines Mädchens ſein Befinden merklich beſſerten. Er ließ ſich von ſeinem kleinen Bruder Papier und Feder reichen, und dankte Daphnen die Wohlthat, die ſie ihm durch ihre Gunſt erwieſen habe, in einem zärtlichen Briefe, den er mit zitternder Hand an ſie ſchrieb, und in Ermangelung eines zuverläſſigeren Boten, eben wieder dem Kinde zur Beſtellung gab. Er hatte dem Kleinen allerdings eingeſchärft, den Brief ja Niemanden zu übergeben, als Daphnen ſelbſt; das Schickſal wollte dem Armen aber auch in dieſem geringen Troſte ſeinen Groll empfinden laſſen, denn das unbefangene Kind trat zu dem Mädchen in ein Zimmer, worin ſie mit ihrer Mutter ſaß, hielt ihr den kleinen Zettel hin und ſagte: das ſendet dir mein Bruder, Daphne, nimm.

Die Jungfrau ward an der Seite ihrer Mutter feuerroth im Geſicht und verläugnete den Brief; wie die Mutter aber ſah und hörte, von wannen die Botſchaft kam, ergriff und las ſie ihn, erhub einen großen Lärm gegen ihre Tochter, zerriß ihn in deren Gegenwart, ſchalt das Kind das ihn gebracht hatte heftig aus, und hätte es beinahe mit Schlägen fortgejagt. Der kleine Knabe lief zu ſeinem Bruder zurück, ſagte ihm indeſſen kein Wort von dem erlittenen Ungemach, weil ihn ſeine erſte Unachtſamkeit behutſam gemacht hatte, keine zweite zu begehen, und hinterbrachte ihm im Gegentheile, Daphne habe den Brief mit Freuden empfangen und grüße ihn. Ueber dieſe Nachricht fühlte Delio ſo großes Vergnügen, daß er nicht nur in kurzem ſeine Geſundheit wieder gewann, ſondern auch, von dem Verlangen angetrieben, die Jungfrau, in der ſeine Seele lebte, wiederzuſehen, ſeine völlige Herſtellung ſich ſelbſt ſo angelegen ſein ließ, daß er in wenigen Tagen im Stande war, auszugehen. Indem er nun ſehnſuchtvoll den Troſt ihres Anblicks in ſeiner Trübſal ſich zu erwerben trachtete, kam Daphnens an ihn abgeſandte Amme einſt auf der Straße auf ihn zu und erzählte ihm, was nach dem Unbedachte des Knaben vorgefallen ſei, und wie Daphne von ihren Eltern in ſo ſtrengem Gewahrſam gehalten werde, daß ſie noch nicht einmal ſo viele Freiheit gehabt habe, die Feder zu ergreifen, um ihm ihre Betrübniß ſchriftlich zu ſchildern. Es läßt ſich nicht ſagen, wie empfindlich den Jüngling dieſe Botſchaft traf. Da ihm alle perſönliche Gemeinſchaft mit ſeiner Geliebten benommen blieb, ſo verabredete er mit der Amme ihr zu ſchreiben. Und indem beide durch zärtliche Briefe einander ſagten, was ihnen bei Daphnens ſtrengem Gewahrſam nicht gegönnt war ſich mündlich zu verkündigen; ſo nährten und erleichterten ſie ſich ihre Liebesgluthen lange Zeit.

Mittlerweile hatte Meſſer Gianni die vollſtändige Gewißheit erlangt, der Vater Delios berge durchaus nicht die

Abſicht, Daphnen mit ſeinem Sohne zu verheirathen. Da Daphne nun bereits einundzwanzig Jahr alt war, ſo beſchloß er unverzüglich, ſie einem Anderen zur Frau zu geben, und ſprach über dieſen Gegenſtand ſelbſt mit ſeiner Tochter, der er mit vielen Gründen auseinander ſetzte, ſie könne unmöglicherweiſe länger ſo bleiben wie ſie ſei, und eröffnete, er habe ihr ſchon einen ihrer würdigen Gatten auserſehen. Das Mädchen wendete wohl Vieles ein und bat endlich ihren Vater, er möge ihr geſtatten noch eine Zeitlang bei ihm zu bleiben. Er erwiederte ihr aber beſtimmt, ſie ſei nicht dazu geboren, ihr ganzes Leben in dem elterlichen Hauſe zuzubringen, und bei reiflichem Nachdenken werde ſie gewiß einſehen, daß er blos auf ihr eigenes Beſtes Bedacht nehme. So verließ ihn Daphne, das Herz mit bittrem Leidweſen erfüllt und ſuchte ihre Amme auf, an deren treuer Bruſt ſie ihren Kummer über das väterliche Verlangen ausſchüttete. Die Amme tröſtete ſie ſo gut ſie vermochte, indem ſie ihr den Rath gab, in einem warmen und liebevollen Briefe Delio Alles wiſſen zu laſſen, was ihre Liebe bedrohe. Und ſo ſetzte ſich das gute Kind nieder, um dem Geliebten ſchriftlich zu vertrauen, was ſie betrübe, und wie ſchwer es ihr nicht blos deswegen falle, dem Vater zu gehorſamen, weil ihr Herz ihm allein angehöre, und weil ſie im Beſitz eines Andern ewig unzufrieden bleiben werde, ſondern auch, weil ſie die Ueberzeugung habe, ihr Verluſt müſſe ſeiner innigen ihr oft bewieſenen Liebe zu ihr eine bittere Kränkung bereiten. Die Amme überbrachte dem Jünglinge dieſen Brief und verſtärkte ihrerſeits Daphnens heiße Worte durch Alles, was ſein Gemüth bewegen konnte, auf des Mädchens ehrbare von ihr genährte und auferzogene Wünſche einzugehen. Doch bedurfte es bei dem gleichgeſtimmten Delio ſo gar vieler Worte nicht. Er las den Brief der Geliebten, hörte die Worte der Amme an und erwiederte: Auch ſeine ganze Seele ſei Daphnen's Eigenthum, es gäbe für ihn außer ihr kein Gut auf dieſer Erde, und er hätte wohl gewünſcht, daß es dem Himmel gefallen haben möge, auch ſeinen Vater ihrer gegenſeitigen Liebe günſtigen Sinnes ſein zu laſſen, denn er würde ſodann nicht gewartet haben, bis ihn ihre Briefe und Botſchaften ermunterten, von ſeinen Eltern dasjenige zu erflehen, wonach über Alles in der Welt ſeine Sehnſucht ſtehe. Da die Dinge gegenwärtig nun aber ſoweit gekommen ſeien, wie er ſie erblicke, ſo werde er nicht unterlaſſen, alles Mögliche zu Erfüllung ihrer beiderſeitigen Wünſche zu thun.

Die Amme hatte ihn auch kaum verlaſſen, als der tief niedergeſchlagene Delio einen ſeiner Verwandten, der bei ſeinem Vater in großem Anſehen ſtand, in ſein Vertrauen zog und inſtändig bat, alle Beredſamkeit, deren er fähig ſei, und allen Einfluß, den er auf den alten Mann ausübe, aufzubieten, um zu verhindern, daß derſelbe ihn, zu der lebenslänglichen Störung ſeines Schickſals, derjenigen beraube, die er ſich zu ſeiner Gefährtin und zu ſeinem Glück auf dieſer Erde auserſehen habe. Der wackere Mann empfand Mitleiden mit dem Jünglinge und ging zu dem Vater, dem er mit aller möglichen Eindringlichkeit auseinanderſetzte, was ihm Delio ſelbſt vorgeſtellt hatte, und alle Gründe zu bedenken gab, die er für dienlich erachtete, die Billigkeit deſſen in das hellſte Licht zu ſtellen, was der junge Menſch von ſeinen Eltern forderte. Meſſer Chriſtophano, ſo hieß Delios Vater, war ein gemäßigter, weiſer und verſtändiger Mann, wie kein anderer ſeines Orts. Wiewohl er ſehr liebreich gegen ſeinen Sohn geſinnt zu ſein pflegte, meinte er doch nichtsdeſtoweniger, in dem, was deſſen irdiſche Wohlfahrt betreffe, weiter als er ſelbſt zu ſehen, und hatte feſt beſchloſſen, das Mädchen nimmermehr als ſeine Schwiegertochter aufzunehmen.

Er äußerte ſich alſo auf die ihm gemachten Vorſtellungen, er liebe Delio über alles Maaß und Ziel, und werde demſelben, ſobald er über ſeine Zukunft mit ihm reden wolle, die Ueberzeugung abzugewinnen trachten, daß es ihm, bei ſeiner väterlichen Handlungsweiſe, um nichts anderes, als um ſeines Sohnes wahres Heil zu thun ſei. Der ehrliche Fürſprecher berichtete dem Jünglinge von dieſer Unterredung Wort für Wort, deren keines freilich, wie wohlwollend auch ein jedes klang, zu beſſeren Hoffnungen berechtigte. Das Bedenken, daß es mit ihm nicht ſchlimmer werden könne, als es war, beſtimmte indeß Delio, ſich am Ende ein Herz zu faſſen und gegen ſeinen Vater mit der Sprache herauszugehen. Er paßte ſeine Zeit und ſeinen Ort wohl ab, eröffnete dem Greiſe mit ſchuldiger Ehrerbietung ſeine Abſichten und legte ſich auf die allereindringlichſten Bitten um die ihm zu ſeinem Glück erforderliche Einwilligung. Der Vater hatte ihm freundlich zugehört, ſchwieg eine gute Weile, und hub endlich mit halb finſterem halb heiterem Geſichte zu erwiedern an: Ich habe ſehr wohl deine Wünſche verſtanden, mein lieber Sohn, glaube aber behaupten zn dürfen, ſie würden dir nicht halb ſo verſtändig vorkommen wie im gegenwärtigen Augenblick, wäre dir erſt eine weitere Einſicht in die Folgen gegönnt, die ſolche jugendliche Lüſternheit zuletzt nach ſich ziehen muß, und die das gerade Gegentheil deſſen ſind, was dir als dein höchſtes Wohl erſcheinen mag. Denn abgeſehen davon, daß dein derzeitiges Alter vielmehr ein kindiſches als ein zur Ehe taugliches zu nennen iſt, und daß deine bereits mit ſo abſonderlichem Erfolge begonnenen Studien, zu einem glücklichen Ausgange gefördert, dir annehmlicherweiſe eine Frau von ganz anderem Stande verdienen können als du jetzt verlangſt. Gehe ich zu deiner Meinung über, dieſe Jungfrau ſei deine Ruhe und Zufriedenheit, und ſage dir, wofern dem alſo wäre, ſollteſt du gewiß und wahrhaftig nicht nöthig haben, mich mit Bitten zu beſtürmen, eure Hände zu vereinigen. Eben weil mein Auge klar in dem beruht, was dein thörigtes Sehnen dich nicht ſehen läßt, indem es das Licht deiner Vernunft verdunkelte, erkläre ich dir: erköreſt du Daphnen zu deinem Eheweibe, ſo wär es eben nichts anderes, als trauteſt du dir eine ewige Plage an. Denn betrachten wir zuvörderſt dieſer Jungfrau Beſchaffenheit, ſo iſt es ein höchſt unnatürlicher und ungewöhnlicher Fall, daß du dich in Liebe zu ihr entzünden mochteſt, die da nicht mehr als ein Jahr von zweiundzwanzigen entfernt ſteht, derweil du ſelbſt kaum funfzehn Sommer zähleſt, ſo daß bei dem erſten Sohne, den ſie dir gebären würde, ganz unzweifelhaft der Uebelſtand einträte, daß ſie vielmehr deiner Mutter als deiner Gattin ähnlich ſähe, ja wenn ſie gar erſt mehr als ein Kind von dir hätte, ſo welk werden würde, daß ſie dir ſelbſt unkenntlich wäre, und mit der nächſten Zeit nach der Sättigung deiner jugendlichen Lüſte dir fürwahr ſo läſtig fiele, daß du ſie ungern dir entgegen kommen ſäheſt. Nahm ich nun ſelbſt, mein lieber Sohn, in meinem fünfundvierzigſten Jahre deine Mutter zur Frau, die damals noch nicht in ihrem achtzehnten Jahre ſtand, und will es mir ſcheinen, als hätte ich dies zu rechter Zeit gethan und als wäre ſie eben alt genug für mich; ſo bedenke du wohl, was aus dir werden würde, wenn du in dieſem deinen zarten Alter jenes Mädchen nähmſt. Nächſtdem aber eine Frau auch zu der Ruhe und zu dem Heile des Hauſes und der Familie da ſein ſoll, und dir bewußt ſein wird, wie wenig Daphne deiner Mutter behagt und wohlgefällt, ſo begreifſt du leicht, daß von zwei unvermeidlichen Dingen nothwendig eines geſchehen müßte, wäre ſie deine Frau: entweder gäb es zwiſchen Schnur und Schwiegermutter ſtets Mißhelligkeiten und Zwiſt, eine Sache, die dem zwiſchen mir und deiner Mutter obwaltenden ehelichen Frieden leicht eine weſentliche Störung werden könnte; oder du trennteſt dich mit deiner Frau von uns; wogegen ich freilich meinen möchte, daß die Liebe, mit der ich dich ernährt und erzogen und vor allen meinen Kindern werth gehalten habe, mir einen beſſeren Lohn als den verdient, von dir in meinem Alter um eines ſolchen Frauenbildes willen, das weder für das reichſte noch das edelſte dieſer Stadt gelten kann, verlaſſen zu werden. — Mit thränenden Augen endete der Greis hier ſeine Rede. Und von der Ehrfurcht überwunden, die Delio ſtets gegen ſeinen Vater im Herzen trug, von deſſen letzten Worten gerührt, wußte er zum Schluſſe dieſes Geſpräches nichts anderes zu ſagen, als daß er zwar mit der geliebten Jungfrau ſein höchſtes und einziges Gut in dieſem Leben verlieren werde, daß er ſich aber den väterlichen Geboten allerdings eher gehorſam zu fügen, als da ſolch aufgeſtellte Gründe mit den eigenen zu beſtreiten willens ſei. Hiernächſt hatten Vater und Sohn noch viel ähnliche Unterredungen über denſelben Gegenſtand, doch Delio verſuchte ſein Glück jedes Mal ohne beſſeren Erfolg. Und ſo verloren die Liebenden, indem Meſſer Gianni ſeine Tochter einem anderen Jünglinge verſprach und gab, zu ihrem beiderſeitigen tiefſten Schmerze jede Hoffnung, ihr Leben durch die Ehe zu vereinigen.

Es trug ſich zu, daß Daphne, nach ihrer Verheirathung, dem Willen ihres Schickſals zu Folge, mit Delio auf einer Hochzeit zuſammen kam, wo ihnen die bequeme Gelegenheit ſich zu ſprechen ward. Daſelbſt ſagte ihr Delio: Ich danke dem Himmel, Daphne, der mir heute, nachdem er mir ſo viele Widerwärtigkeiten hat zuſtoßen laſſen, die Gunſt geſtattet, dich zu ſprechen und zu ſehen. Wie auch mein Unglück und die Härte Anderer bewirken konnten, daß ich dich an eines anderen Mannes Hand ſehen muß, ſo wird es ihnen doch nimmermehr gelingen, weder mein Herz von dir abzuwenden, noch dein Bildniß in meiner Bruſt zu erlöſchen, noch mein eifrigſtes Verlangen zu erkalten, dir wohlgefällig zu ſein; und es iſt mir der höchſte Troſt, mein Angedenken bei dir eben ſo geſtaltet zu wiſſen, wie mir das deinige in meiner Seele friſch und ewig lebt.

Mit einem ſchweren Seufzer antwortete Daphne: Du wirſt aus freiem Willen erkennen, Delio, wie ſehr es mich ſchmerzen muß, daß es zwiſchen uns zu einem ſolchen Geſpräche kam. Da indeſſen unſer hartes und ungerechtes Schickſal mich weder die deinige ſein noch dich beſitzen läßt, ſo werde ich zwar zeitlebens elend bleiben; beſchwöre dich aber fürwahr, angeſehen, daß meine Ehre mich nöthiget, dem zuzugehören, der mir aufgezwungen ward, bei aller Liebe, die mein Herz für dich empfindet, und bei der zarten Sorge, die du immer, wie ich weiß, für meine Ehre getragen haſt, daß es dir gefallen möge, weder meinem Gatten noch einem anderen Menſchen mit deiner Liebe irgend Argwohn gegen mich zu veranlaſſen, weil du doch nur nutzlos meinen guten Ruf befleckteſt und deine Zeit und Mühen verlörſt. Ich werde dich immerdar lieben, aber fernerhin dir mit anderem Verlangen und für ein andres Ziel, als vorher, zugethan ſein. Denn damals liebte ich dich, wie eine Braut ihren Bräutigam liebt; jetzt liebe ich dich, als ob du mein Bruder wäreſt. Laß uns der Nothwendigkeit uns fügen, Delio, und nichts Anderes wollen und wünſchen, als was mit meiner Keuſchheit und Ehrbarkeit verträglich zu nennen iſt.

Delio lobte Daphnens Vorſätze, dankte ihr für ihre guten Geſinnungen gegen ihn, und beſchloß damit dies gegenſeitige Geſpräch.

Die junge Frau lebte noch einige Monate mit ihrem Gatten, der ſie viel ſchlechter behandelte als er bei ihrer Güte und Sanftmuth hätte verantworten können; geſtattete aber des ungeachtet, nur unbeſcholtenen Gedanken den Zugang in ihr Gemüth.

Um dieſe Zeit ſuchte eine ſchwere und grauſame Peſt nicht blos die Stadt Ferrara, ſondern ganz Italien heim, und es erfolgte aus ihr überall wo ſie herrſchte unter den Menſchen eine ſolche Sterblichkeit, daß es ein Graus und Entſetzen war, in den von Kranken und todten Leichnamen ganz überfüllten Städten zu ſein. Auch in Meſſer Chriſtophano's Haus drang die peſtilenzialiſche Seuche mit ſo wilder Heftigkeit, daß er, obgleich er ſich auf das Land begab, und alle Vorkehrungen und Arzeneien dagegen anwendete, weder ſich noch ſeine Frau noch ſeine meiſten Kinder zu retten vermochte, denn die Gnade Gottes allein zog ſeinen Sohn Delio lebendig und heil aus den tödtlichen Umarmungen der Krankheit.

Wie nun der geneſene Jüngling eben wieder von dem Lande nach Ferrara wanderte und an das Thor der Stadt gekommen war, erblickte er unfern von ſich Daphnens Amme, die er ſogleich befragte, wie es um ihre Herrin ſtehe. — O weh! rief das Weib aus, es ſteht ſo gar ſchlimm mit ihr, daß es mir das Herz zerbricht. Die Peſtilenz iſt in ihrem Hauſe ausgebrochen. Ihr eigner Mann hat ſie Menſchenſeelen allein und hülflos darin verlaſſen und iſt geflohen.

Starr vor Empörung und Entſetzen ſahe Delio die Unglücksverkünderin ſo lange ſie ſprach mit großen lebloſen Augen an. Im nächſten Moment aber ſtürzte er, von Mitleiden überwältiget, uneingedenk der Lebensgefahren und Todesſchrecken, in denen er ſich und ſeine ganze Familie geſehen hatte, mit dem feſten Entſchluſſe nach Daphnens Hauſe, ſie mit Aufopferung ſeiner ſelbſt und aller Rückſichten zu erretten. Allein in der öden Wohnung, erſchien die Unglückſelige auf ſein Klopfen am Fenſter, und meinte, wie ſie Delio wahrnahm, einen Engel des Himmels zu ſehen, abgeſandt, ihr in ihrem Elende hülfreich beizuſtehen. Sie ſprach ihm weinend vom Fenſter herab zu: Es iſt ſo gekommen, wie ich immer meinte, Delio, daß es kommen müſſe, wenn ich mit dir nicht verbunden würde, daß ich nehmlich die elendeſte Frau geworden bin, die auf Erden lebt. Denn ich Arme erfahre jetzt zu meinem unſäglichen Schmerz, daß es noch anderer Dinge als goldener Ketten und Ringe bedarf, um die Gattin dem Gatten in Liebe zu verbinden. So bald mein Mann die Gewißheit erſehen hatte, daß ſein Haus von der Krankheit angeſteckt war, floh er von dannen, und ließ mich hier unter Todten und Sterbenden, ohne die geringſte Hoffnung eines Beiſtandes und Schutzes, zurück. Hierauf erwiederte ihr Delio, von grenzenloſer Rührung ergriffen: ſo lange ich lebe, Daphne, ſoll man nicht ſagen, daß du verlaſſen geweſen ſeiſt. Das Schickſal hat mir, wie ich vor dem leider zu unſerem Unglück erfahren mußte, Mitleiden genug für Anderer Betrübniß in mein Herz gelegt, und ſo ſoll es mir auch jetzt nicht ermangeln, ſo lange ich für deine Bedürfniſſe und dein theures Leben ſorgen kann.

Daphne dankte ihm für ſeine Treue, und empfahl ihm vor allen Dingen die Rückſicht auf ihre Ehre an. Er ſicherte ihr mit einem heiligen Eide Alles was ſie verlangte zu, und bat ſie, ihm ihre Thüre zu öffnen, damit er zu ihr komme. Sie entgegnete: ich will nicht, daß du zu mir herauf ſteigen ſollſt, ich komme zu dir hinab, zog bei dieſen Worten die Leine an und öffnete die Thüre. Delio trat in die Hausflur, und Daphne kam die Stiegen herab. Doch welch ein ſchwerer Unfall, der auch das verſtockteſte Herz rühren könnte, begab ſich da! Daphne hatte faſt ſchon die unterſte Treppenſtufe erreicht, als eine Ohnmacht ſie anwandelte und ihr die Fähigkeit ſich aufrecht zu erhalten benahm. Ob ihr die plötzliche Freude über den Anblick des zu ihrem Beiſtande in ihrer höchſten Noth bereiten Delio die Adern erweitert und alles Blut nach ihrem Herzen gedrängt, oder ob ein Funken der Peſt ihre edleren Lebenstheile, in der Aufregung ihres Blutes, mit größerer Allgewalt ergriffen haben mochte, bleibt ungewiß. Der Schwankenden eilte Delio mit offenen Armen zu, indem er beſtürzt ausrief: O weh, meine theuerſte Seele! was iſt mit dir? Daphne, deren Geiſt faſt ſchon ihrem Körper entflohen war, antwortete nichts; aber ſie wendete ihre vom Tode gebrochenen Augen wie Hülfe flehend nach ihm empor. Delio legte ſie auf ein Bett nieder, das in einer Stube im Erdgeſchoſſe ſtand, löſte ihr die Kleider auf und fing bitterlich an zu weinen. Als er aber umſonſt verſucht hatte, die entflohenen Lebensgeiſter zu nöthigen, ihre Pflichten wieder zu erfüllen, als er ſich endlich überzeugen mußte, daß ſie geſtorben ſei, ſprengten Wehklagen gewaltſam die Bande ſeiner Zunge, und er rief aus, indem er ihren Körper feſt mit ſeinen Armen umſchloß: Welch übergrauſames Geſchick, meine Daphne! zwingt mich eben jetzt, da ich dich dem Tode zu entreißen hoffte, dich todt in meine Arme fallen zu ſehen? warum hat mich der Himmel ſolcher Unglückſeligkeit aufbewahrt? warum hat er mich nicht lieber mit den Meinigen zugleich ſterben laſſen? warum läßt er mich dich alſo vor mir ſehen? — Sie wiederholt umarmend und an ſich drückend, vermochte er ſeinen Thränen und Klagen lange kein Ende zu ſetzen, bis er zuletzt ſich aus ſeinem Schmerz ermannte und ſprach: da ich denn, mein ſüßes Leben, nichts mehr für dich zu thun fähig bin, ſo liegt mir in dieſem Aeußerſten nur noch die Pflicht gegen dich zu erfüllen ob, dieſe Glieder, ſeither die würdige Hülle deines edlen Geiſtes, in eine ſo würdige Ruheſtatt niederzulegen, als ich ihnen in dieſer ungewöhnlichen Zeit verſchaffen kann, bis es dereinſt in meiner Macht ſtehen wird, ihnen größere Ehren anzuthun.

Er kleidete die Geliebte in ein weißes Gewand, und da er in einem Fenſter einen Aſch mit blühenden rothen Nelken hatte ſtehen ſehen, ſo brach er zwei der ſchönſten ab, und ſteckte ſie an den Buſen der Geſtorbenen, zu der er ſagte: Nimm dieſe Blumen, meine Freundin, an deine einſt ſo ſchöne wie getreue Bruſt, zum Zeugniß des herben Angedenkens, das mir, ſo lang ich lebe, von dir bleiben ſoll. Hiernach ließ er ſie in einem ausgepichten Sarge auf die Zwiſchenzeit beerdigen, bis die Verhältniſſe ihm geſtatten würden, ſie wieder ausgraben zu laſſen. Nach Verlauf eines Jahres aber befahl er ſie dem Pechkaſten zu entnehmen und in die Gruft ſeiner Ahnen beizuſetzen, wohin auch er dereinſt an ihrer Seite ſeinen Leichnam zur Ruhe beſtattet haben wollte, damit an dem jungſten Tage der Welt, ſeine Gebeine, mit den ihrigen vereiniget, auf den Poſaunenruf des Engels neues Fleiſch annähmen, und in unauflöslicher Gemeinſchaft der Glorie des Himmels ſich erfreueten.

Wunderbar genug, waren die beiden Nelken, die Delio an den Buſen Daphnens geſteckt hatte, unter dem Staube und unter dem Gebein, das er aus dem Sarge hob, ſo friſch und blühend geblieben, als wie er ſie fur den geliebten Körper brach. Der leidtragende Jüngling nahm die Blumen hinweg und erhielt ihnen ihr Anſehen, ſo lang es möglich war, wodann er ſie zu ſeinen theuerſten Sachen that und ſo heilig bewahrte, wie das unverlöſchliche Bild und Angedenken ſeiner geliebten Daphne ewig jung und neu in ſeinem Herzen lebt.

Principe Tommaso Tomasi

gest. 1642

XIV.

Fürſt „Cantacuzeno."

„[illegible]"

Das königliche Geſchlecht von Frankreich, welches in dem fürſtlichen Hauſe Anjou ſeine Lilien nach dem Königreiche beider Sizilien verpflanzt hatte, um in dem Schatten dieſes Thrones zu gedeihen, trieb auf dem fruchtbaren Boden des Südens bald ſo zahlreiche junge Sprößlinge, daß deren Vermählung mit den edelſten Familien Europens viele Länder in Glück und Herrlichkeit erblühen ließ.

Von dieſen Ländern war auch Morea eines, wo die Verheirathung Helenens Cantacuzena mit Johann, dem Sohne Karls II. von Neapel, eine fürſtliche Nachkommenſchaft hinterließ, die länger als ein Jahrhundert im ungeſtörten Genuſſe der Herrſchaft, gleichwie des Geſchlechtsnamens der eigentlichen Cantacuzeni beharrete. So wie aber meiſtentheils die Rathſchlüſſe menſchlicher Weisheit eitel ſind, geſchah es auch, daß dieſe Fürſten auf demſelben Wege, der ſie mit eiligen Schritten dem Gipfel ihrer Hoheit zuführen ſollte, ihr Geſchlecht an den äußerſten Abgrund des Verderbens leiteten.

Georg Cantacuzeno, von deſſen Vorfahren ſich zwei bis zu dem kaiſerlichen Throne von Conſtantinopel emporgeſchwungen hatten, begnügte ſich nicht, in ſeinem Hauſe eine mäßige

Hoheit zu ſehen, ſondern wollte ſich mit einem doppelten Verwandtſchaftsbande der kaiſerlichen, ihm wenig befreundeten Familie der Paläologen anſchließen, und wie er ſchon eine Schweſter dem Kaiſer Johannes von Conſtantinopel zur Gemahlin gegeben hatte, von dem Kaiſer Emanuel deſſen Schweſter Euphroſine zur Gemahlin ſeines Sohnes erlangen. Um ſeinem Sohne eine ihm den Weg zu ſeiner Erhebung eröffnende Gemahlin gegeben zu ſehen, verſprach er, unter anderen Bedingungen, ihm die Regierung des Staates zu überlaſſen, obgleich deſſen zartes Alter und unreifes Wiſſen ſolchen Anforderungen nicht gewachſen war.

Mit dem Zügel, Andere zu lenken, erhielt alſo Theodor die Freiheit, ſelbſt zügellos zu werden, und mit den Anreizungen ſeiner eignen üblen Neigungen vereinigten ſich gegen ihn die Verführungen derer, die ſeinen Liederlichkeiten Vorſchub leiſteten, um in höherer Gunſt bei ihm zu ſtehen, und er ſtürzte ſich in jede Art von Verderbniß und Ausſchweifung. Wollüſtige Liebe der Frauen blieb der Hauptquell ſeiner Leidenſchaften und war zugleich das Meer, worein Alle mündeten. Er liebte ſeine Gattin nicht, weil ihn entweder ihr unſchönes Aeußere nicht an ſie zog, oder weil das ernſte Anſehen, worin ſie ſich behauptete, ihn der Zärtlichkeit gegen ſie entfremdete, die in tauſenderlei Zwang und ſeiner Sinnesart läſtigen Rückſichten keine Nahrung fand. Inzwiſchen diente er bald der Schönheit dieſer bald jener, deren Liebe erkäuflich war, denn er hatte ſich gewöhnt, nie um Anderer, als um derer Gunſt zu buhlen, die ſie vermietheten, weil er zu ſagen pflegte, es ſei ihm kein anderer Liebesgenuß theuer, als der theuere.

Der Ruf von der Gemüthsart dieſes Fürſten und noch mehr die Kunde von ſeinen Grundſätzen in der Liebe zog eine große Anzahl Leute, deren Gewerbe es iſt, Anderen das Geld für eitle Vergnügungen aus der Taſche zu locken, nach Sparta, ſeiner Reſidenz. Es befand ſich darunter auch eine Geſellſchaft Schauſpieler oder Gaukler, deren es immerdar in Griechenland, wo ſie ſehr geſchätzt wurden, eine große Menge gab. Und ſie erſchienen nicht ſobald auf der Bühne, als ſie ſich der freigebigſten Gunſtbezeigungen des Fürſten erfreuten, der keinen, auch noch ſo edlen Schatz ſeiner Krone für koſtbar genug hielt, daß er ihn nicht an Unwürdige jedes und vornehmlich dieſes Schlages vergeudet hätte. Er ſah und hörte nicht nur allen dieſen Komödianten mit unerſchöpflichem Ergötzen zu, ſondern fand an einer der Frauen unter ihnen ganz abſonderlichen Geſchmack. Denn ſo wie ſich ſeinen Augen die Reize Platina's, einer famoſen Schauſpielerin der Geſellſchaft, darboten, denen gerade das in hohem Grade eigen war, was der Lüſternheit des Fürſten vor Allem entſprach, fühlte er ſich auf das heftigſte in ſie verliebt, und von den Flammen einer wilden Leidenſchaft zu ihr ergriffen.

Es war dieſe Frauensperſon, wer hätte es glauben ſollen, ſechzig bis ſiebenzig Jahre alt, voll Runzeln, abgezehrt und mürriſch. Sie hatte ſich in ihrem Alter der Kunſt ergeben, die hölliſchen Geiſter zu ihrem Dienſte zu gebrauchen, gleichwie ſie ſelber in ihrer Jugend ihnen dienſtbar geweſen war, und hatte darinnen eine ſolche Vollkommenheit erlangt, daß ſie, vermöge der Kraft ihrer Zaubereien, ihre ſcheußliche Ungeſtalt unter den anmuthigſten Formen barg, durch deren Anblick jemals ein menſchliches Auge entzückt werden konnte. Theodor verliebte ſich, wie geſagt, in ſie, und ſtand nicht an, ihr ſeine Liebe auf mannigfache Weiſe kund zu geben. Platina war davon über alle Maßen zufrieden geſtellt, und beſchloß, um ſich dieſe Eroberung allmälig aber gänzlich zu eigen zu machen, ſich dem Fürſten nicht nur günſtig geſinnt zu zeigen, ſondern auch nicht minder als er ſelbſt entbrannt zu ſcheinen. Sie wußte dies ſo gut anzuſtellen, daß ſich gar nicht ſagen läßt, bis zu welchem Grade Theodor ſich über ſie verblendete, und zu was für Dingen allen ihn ſeine betrügliche Leichtgläubigkeit verleitete.

Platina verzögerte mit den feinſten Künſten die Befriedigung ſeiner Lüſte ſo lange Zeit, bis ſie ihn feſt in ihren Liebesnetzen verſchlungen ſah, und ihn überzeugt zu haben glauben konnte, ſie ſei aus Liebe eben ſo vernarrt in ihn wie er in ſie. Da hub ſie eines Abends, als ihnen, wie gewöhnlich, unter verliebten Reden und Scherzen bei einander die Zeit verging, indem ihr Antlitz glühete, ihre Augen die leidenſchaftlichſten Blicke auf ihn flammten, und ſie zwei oder drei tiefe Seufzer, gleichſam Aushauchungen oder Verkündiger eines Feuers ſich entſchlüpfen ließ, das ihren Buſen zu zerſprengen drohe, und nicht länger zurückzuhalten ſei, mit einer weichen ſchmachtenden Zärtlichkeit die Hand des verliebten Jünglings drückend, alſo zu ihm zu reden an: O mein Herr und mein Leben! ich vergehe unter der drückenden Schwere meiner Sehnſucht, meine Liebe geſtattet mir keinen Aufſchub und keine Zurückhaltung mehr, ich muß ſterben oder dich beſitzen. Ich habe bis jetzt deinen dringenden Bitten und meinen eignen Wünſchen den Genuß unſerer Liebe gewehrt, weil ich erkannt habe, daß wir deſſen Süßigkeit hier nicht ſchmecken können, ohne offenkundige Gefahr nicht blos meines Lebens, an dem wenig liegt, ſondern auch des mir unendlich theuren deinigen. Gegenwärtig vermag ich zwar nicht länger dir und mir zu verſagen, was unſere beiderſeitige Leidenſchaft verlangt. Es bedarf aber die Verwirklichung deſſelben eines muthigen, den Herzen wahrhaft Liebender würdigen Entſchluſſes, und es müſſen die Wünſche und Gefühle, welche dich beſeelen, ſo ſtark wie die meinigen ſein. Denn über mich ſelbſt gebietet eine ſo gewaltige Leidenſchaft zu dir, daß ich ihr blindlings zu folgen, ihr jede andere Rückſicht und jedes Intereſſe nachzuſetzen gezwungen bin. Ich bin überzeugt, daß in dir kein Zweifel daran beſteht. Liebſt du mich aber ſo ſtandhaft und ſo wahr wie ich dich, ſo entfliehen wir zuſammen von hinnen an einen entlegenen Ort, wo wir mit Freiheit und Sicherheit eine Zeitlang unſerer Liebe in Frieden leben mögen.

Fürſt Theodor verging faſt in der ſeinem Herzen für die Liebe angebornen Heftigkeit, gleichwie in der Kraft dieſer ſchmeichleriſchen Worte, vor ſehnſüchtigen Gefühlen und antwortete in ähnlicher Rede folgendes: Wie ſehr ich dich liebe, theuerſte Platina! weißt du nicht? haſt du zu verkennen Urſache, was ich dir beweiſe, und nur nicht auszuſprechen weiß? Ueberzeugt mein Entzücken über deine Reize dich nicht von der Liebesinbrunſt, die mich für dich durchdrungen hat, ſo habe ich kein anderes Zeugniß mehr. Die Ueberlegenheit dieſer nicht ſowohl liebenswerthen als anbetungswürdigen Reize mag dir ſagen, wie unendlich ich dich liebe und wie ſehr ich vor Verlangen glühe, mich in deinem meines höchſten Gutes Beſitz zu beſeligen. Ich bin bereit Alles für dich zu thun, was ein blinder Liebender zu thun vermag, obgleich ich mich nicht blind nennen kann, da ich Augen gehabt habe, die dieſe wunderbare Schönheit bezauberte. Ich werde nicht anſtehen zu vollbringen, was du mir irgend befehlen magſt und was mich zu dem erſehnten Ziel unſerer Liebe führt, gefährdete es auch meine Herrſchaft und mein Leben ſelbſt. Aber ich begreiſe in der That nicht, mit welcher Lebensgefahr unſere verliebten Freuden mich in meinem eignen Staate bedrohen; und ſehe noch weniger ein, auf welche Weiſe ich mit dir von hier entfliehen könnte, ohne daß die Kunde unſerer Flucht und unſeres Zufluchtsortes, an dem wir ungleich größerer

Gefahr und Beſchämung als hier ausgeſetzt ſein würden, ſich allgemein verbreite. Nichts deſtoweniger gebiete du über mich was du willſt, mir fehlt es weder an Luſt noch an Entſchloſſenheit, Alles zu vollbringen. — Entzückt über dieſe Worte drückte Platina einen ehrerbietigen Kuß auf Theodors Hand, die ſie brünſtig in die ihre ſchloß, und ſagte: O, wann kommt doch die Zeit, geliebter Herr, da ich dir mein Mitgefühl deiner Liebe und Liebenswürdigkeit bezeigen darf! Warum ich eben auf keinerlei Weiſe unſere gegenſeitige Sehnſucht hier befriedige, das, beſchwöre ich dich, verlange nicht eher von mir zu wiſſen, bis wir einſt fern von dieſem Orte ſind. Wohl aber vernimm jetzt, von dem Scharfſinn der Liebe ausgedacht, wie und auf was für Wegen wir anderwärts die Erfüllung unſerer Wünſche mit muthigem Herzen herbeiführen mögen. Unter unſerer Geſellſchaft iſt ein Mann, der in bewundernswürdigem Grade die Kunſt der Magie beherrſcht. — Schlauerweiſe ſchrieb ſie dieſe Kunſt einem Anderen zu, um in Theodors Augen nicht verabſcheuungswerth zu erſcheinen, entdeckte er ſie in ihr ſelbſt. — Ich habe ihn öftere Male ſich rühmen gehört, obgleich er durchaus kein Prahler iſt, daß er nicht allein die Kraft beſitze, jedweden Körper in einem Augenblicke von einem Orte an einen anderen entfernten, unzugänglichen zu verſetzen, ſondern auch die Wiſſenſchaft, einen menſchlichen Körper ſo zu verwandeln, daß er einem Anderen nach ſeinem Gutdünken zu erwählenden vollkommen gleicht. Der Treue und Verſchwiegenheit dieſes Menſchen verſichert, habe ich uns ſeiner Fähigkeiten alſo zu bedienen gemeint, daß er uns einerſeits beide durch die geheimen Pfade der Luft an irgend einen entlegenen Ort entführe; andererſeits aber irgend einen fantaſtiſchen Körper vollkommen dem deinigen ähnlich bilde, und wie plötzlich geſtorben, ſtatt deiner in dein Bett lege, damit du, derweil du hier in einem falſchen Leichnam für todt beweint werdeſt, mit deinem wirklichen Körper anderswo des höchſten Lebensgenuſſes dich erfreueſt. Von dieſem Betruge kann dir für deinen Staat kein Nachtheil erwachſen, und es möge der Himmel alle Folgen verhüten, die ich außer glücklichen und wohlthätigen dadurch beabſichtige, denn es würde jederzeit in deinem freien Willen beruhen, durch deine Rückkehr und Gegenwart die Täuſchung zu erledigen, die du durch deine jetzige Entfernung veranlaſſeſt. Das kräftige und geſunde Leben deines alten Vaters verhütet überdies jede Beeinträchtigung deiner Rechte und jede gefahrbringende in deiner Abweſenheit mögliche Veränderung. — Es genügt zu ſagen, daß den Fürſten ſeine Leidenſchaft verblendete, um zu erklären, daß er den Weg, auf welchem er durch falſche Liebesluſt zum Abgrunde gezogen ward, blind überſah. Es zeigt ſich in der That der Liebende niemals blinder, als wenn er die Geliebte und den Genuß der Liebe vor Augen ſieht, denn es verdunkelt ſich ihm alsdann das Licht ſeiner Vernunft in der Maße, daß er der Herrſchaft ſeiner Sinne gänzlich unterliegt. So geſchah es, daß Theodor's Augen nur die zauberiſche Schönheit Platinens, ſeine Sinne nur die nahen Freuden der Liebe vor ſich ſahen, und daß es ſeinem Verſtande unmöglich fiel, all das Verderbliche und Unſchickliche zu berechnen, was ein ſo ſeltſamer Entſchluß nach ſich ziehen mußte. Ohne einen Augenblick anzuſtehen und ohne die vorgeſchlagenen Bedingungen irgend einer Prüfung zu unterwerfen, antwortete er freudig: Deine Gedanken und Wünſche ſollen die Regeln meines ganzen Thuns und Laſſens ſein. Was du mir gebieteſt, vollbringe ich. Aber wie haſt du dem Umſtande vorgebeugt, fügte er hinzu, daß man auch deine Anweſenheit vermiſſen wird?

Ich werde Sorge tragen, erwiederte ſie, daß eben der

Menſch, deſſen Kunſt das Werkzeug unſeres Glückes werden ſoll, meinen Genoſſen, ſo bald ſie mich nicht mehr finden, einrede, der wüthende Schmerz über deinen Tod habe mich verzweiflungsvoll angetrieben, mir im Waſſer oder auf andere Weiſe das Leben zu nehmen. Sie meſſen dieſer Erdichtung gewiß um ſo leichteren Glauben bei, da ihnen meine Leidenſchaft, trotz aller Behutſamkeit, kein Geheimniß geblieben iſt. Um dieſe Nachricht in der Stadt nicht allzu ruchbar werden zu laſſen, gedenke ich jenem Mann das Geheiß zu ertheilen, die Geſellſchaft ohne Verzug durch die Warnung aus ihr zu entfernen, man möge auf die Vermuthung hin, Einer von ihnen habe meinen Tod herbeigeführt, ſie vielleicht alleſammt einkerkern und auf die Folter ſpannen.

Ohne weitere Schwierigkeiten ward eine Verabredung dieſer Wichtigkeit unter ihnen feſtgeſtellt. Da beide die raſche Ausführung gleich ſehr wünſchten und beförderten, der eine, weil aller Aufſchub ſeines Genuſſes gegen die Heftigkeit ſeines Verlangens verſtieß, die andere, weil der Lauf der Zeit ihre Abſichten hindern könne, ſo ordnete die Hexe, nachdem ſie ſcheinbare Rückſprache mit dem negromantiſchen Schauſpieler genommen hatte, ihre gemeinſchaftliche Entfernung auf die folgende Nacht an. Sie ſchärfte dem Fürſten mit gutem Vorbedachte vorher ein, mit ſo viel Juwelen und Geld, als ihm immer möglich und gefällig ſei, ſich zu verſehen, zu der gewohnten Stunde ſich zu Bett zu legen; unter irgend einem Vorwande aber eine Stunde vor Anbruch der Morgenröthe ſein Zimmer zu verlaſſen, und erſt eine halbe Stunde ſpäter dahin zurückzukehren, um, wie er ſich zu äußern habe, durch den Schlaf das verabſäumte Bedürfniß der Natur zu befriedigen. Er könne ſich überzeugt halten, ſodann Alles bereit zu finden, was zu ihrer ungeſtörten Flucht vonnöthen ſei.

Theodor verſicherte der Geliebten, ſeinerſeits für die pünktliche Ausführung ihrer Befehle eben ſo beſorgt, als in der Sehnſucht nach dem vollſtändigen Beſitz ihrer Reize entzündet zu ſein, trug, in ſeinen Palaſt zurückgekehrt, zuvörderſt mit eignen Händen eine anſehnliche Menge Gold und Edelgeſteine, aus dem von ſeinen Vorfahren geſammelten unermeßlichen Schatz, bei Seite, verlangte ſodann zu Nacht zu ſpeiſen, und ließ während des ſeinen Stallmeiſter vor ſich rufen, dem er den Befehl gab, zwei Stunden vor dem Anbruche des nächſten Tages die ſechs frieſiſchen Roſſe, welche ihm aus Deutſchland zugekommen und von ihm ſeinem Vetter dem Kaiſer als Geſchenk beſtimmt geweſen wären, nach Trapezunt einzuſchiffen. Er fügte hinzu, ſie ſollten, vor der Einſchiffung, in den Hof ſeines Schloſſes geführt werden, und er wolle geweckt ſein, um ſie von dem Balkon herab noch einmal zu ſehen. Nach dieſen Beſtimmungen ſtand er von Tafel auf und zog ſich in ſein Schlafgemach zurück. Ob er daſelbſt anderer Ruhe pflog als der, welche ihm das bunte Spiel ſeiner Einbildungskraft bereitete, mögen diejenigen entſcheiden, welche in Liebeshändeln erfahren ſind, und wiſſen, wie wach die Seele von dem Vorgefühl einer Freude erhalten wird, die, um von ihr gefaßt zu werden, zu überſchwänglich groß erſcheint.

Ehe noch das Licht des Tages in Oſten aufdämmerte, erhob ſich der erweckte Fürſt von ſeinem Lager, um die Pferde zu beſichtigen, und begab ſich, in ein Wammus gehüllt, aus ſeiner Schlafkammer in einen Saal, von deſſen Balkone er den Schloßhof überſehen konnte. Kaum war er aus der Kammer heraus, ſo eilte, von den Fittichen hölliſcher Geiſter getragen, die Zaubrerin Platina herein, die mit reiflicher Ueberlegung des Fürſten Entfernung verlangt hatte. Denn ob ſie gleich ſchon die ganze Nacht hindurch beſchäftigt geweſen war, mit ihren Zauberkünſten die Dämonen unter ihren Willen zu bannen, ſo bedurfte es doch erneuter kräftigerer Beſchwörungen, damit die böſen Geiſter ihr ein Abbild des Fürſten aus der Luft verfertigten, und er ſollte in keinem Falle ahnden, weſſen Händen eine unkeuſche Leidenſchaft ſein irdiſches und ſeiner Seele Heil überantwortete. Sie murmelte emſig und wirkſam ihre unheiligen Laute vor ſich hin, und noch ehe der wahre Theodor wieder kam, lag ſein von den Teufeln geſchaffenes falſches Scheinbild da. In ſein Zimmer zurückkehrend, entließ er ſeine Dienerſchaft mit dem Beſcheide vor der Thür, er wolle ſich wieder zu Bett legen, um den früh verſtörten Schlaf noch ein Mal zu feſſeln, entſetzte ſich aber nicht, als er bei ſeinem Eintritt ſich ſelbſt in ſeinem hingeſtreckten Leichnam ſah. Denn die ſcheinbare Lebensfülle der Schönheit Platinas verwahrte ſein Herz gegen die Schrecken ſeines ſcheinbaren eigenen Todes. Auch nahm er, unter dieſem Anſcheine des Todes, die Aehnlichkeit ſeines Ebenbildes um ſo lebendiger wahr, als er ſich in jedem Augenblicke von den Blitzen dieſer himmliſchen Schönheit getödtet ſah und von der Flamme ſeiner heißen Liebe verzehrt fühlte. Die Liebenden bewillkommten und küßten ſich wechſelsweiſe, und Platina rieth Theodor, ſich alsbald ein anderes Kleid, das von den Seinigen nicht vermißt werde, anzuziehen und übrigens Alles an ſich zu nehmen, was ihr Bedürfniß erfordere. Er that was ſie ihm gebot. Darauf ergriff die Hexe ſeine Hand, ſprach: hinweg! erhob ſich von der Erde, und flog mit ihm durch ein in dem nämlichen Augenblicke von unſichtbarer Hand geöffnetes und hinter ihnen geſchloſſenes Fenſter des Schlafgemachs, ohne Flügel in die unermeßlichen Räume der Luft empor.

Ob wohl die guten gleich wie die böſen Geiſter die Kraft beſitzen ſollen, menſchliche Körper auf tauſenderlei Weiſen unſichtbar zu machen, ſo gab es doch manche Bewohner Arcadiens, um deretwillen Gott vielleicht den Teufeln die Ausübung ihrer Kraft für diesmal nicht geſtattete, die da behaupteten, mit dem Anbruche dieſes Tages den Fürſten Theodor Cantacuzeno in die Lüfte ſich erheben geſehen zu haben; nur ward den Ausſagen dieſer Leute eben kein anderes Gehör als allen wachend Träumenden geliehen.

Nachdem der Fürſt ſich lange voller Bewunderung erfreut hatte zu ſehen, mit welchem Glück und welcher Leichtigkeit er von den Lüften über Länder und Meere hingetragen ward, ſagte er zu ſeiner Geliebten: wofern ſie nur von Zeit zu Zeit ſich zur Erde herablaſſen, ihrer Liebe genießen, und nebenbei die vornehmſten Städte der Welt anſehen könnten, ſo bliebe ihm die Fortſetzung ſolcherlei Reiſen gewiß eine längere Weile wünſchenswerth. Platina erwiederte: die ſie durch die Luft tragenden Kräfte wären ihr gänzlich zu Gebote geſtellt, und es möge Alles, was ihm gefällig ſei, geſchehen.

Inzwiſchen war die Stunde gekommen, zu der der Fürſt gewöhnlich aufzuſtehen pflegte. Die Vorzimmer ſeines Schloſſes hatten ſich mit Höflingen angefüllt, die der Dienſt des Tages zu ihm rief. So lange ſie aber auch harreten und harreten, vernahmen ſie doch nicht das geringſte Zeichen, daß er aufgewacht oder aufgeſtanden ſei. Es ging darüber der Morgen und ſogar der Mittag hin, und wie ſie anfänglich ein ſo langes Verweilen im Bette verſchiedenen nicht eben unglücklichen Urſachen zugeſchrieben hatten, brach plötzlich bange Ahndung über Alle herein, ſo daß die allgemeine Neugier wie die eigene Sorge zwei Kavaliere, denen die Gunſt des Fürſten beſonderes Anſehen und höhere Zuverſicht lieh, antrieb ihre Zweifel zu bewahrheiten. Bei ihrem Eintritt riß der eine den Fenſterladen auf, der andere rief dem Fürſten zu: Die Zeit zum Schauſpiel iſt ſchon gekommen, Herr! In einem und demſelben Augenblicke erkannten aber beide ſein auf der Bühne ſeines Bettes vorgeſtelltes Trauerſpiel.

Es ſtrafte Niemand dieſen Anſchein des Todes Lügen, denn die Kunde davon verbreitete ſich bei Hofe nicht anders als durch lautes Schluchzen und Weinen, deſſen Uebermaß alle Worte ertränkte, wenn auch der die Seele betäubende Schmerz irgend Worte zugelaſſen hätte, über den unglücklichen Fall zu tröſten und zu beruhigen. Es ſtelle ſich ein jeder das Leidweſen ſelber vor, das die falſche Nachricht vom Tode ihres Fürſten in den Herzen der Unterthanen erregen muß, denen ihr angeborener und geliebter Herr verloren geht; die Betrübniß der Gattin, die ein ſo plötzlicher Unfall in der Blüthe ihrer Jahre zur Witwe des Mannes macht, mit dem ſie von dem Himmel verbunden war; die des Vaters, der durch ein unſeliges Geſchick mit einem Schlage den Sohn verloren, ſein Geſchlecht erloſchen und ſeinen Thron erledigt ſieht. Ein jeder vergegenwärtige ſich mit ſeiner eigenen Einbildungskraft dieſe und andere denkbare Wirkungen eines ſolchen Ereigniſſes. Denn was den vermeintlichen Tod des falſchen Theodors betrifft, bedarf hier keiner weiteren Schilderung und ſtehe der Erzählung der fortgeſetzten luftigen Reiſe des lebendigen wirklichen Theodors mit Platinen nach.

Das Liebespaar hatte das joniſche und adriatiſche Meer hinter ſich, durchflog im eigentlichen Sinne des Worts Italien, Ungarn, Polen, Deutſchland, Frankreich, Spanien und England, ließ ſich aber häufig, bald zu dieſer bald zu jener Stadt, je nach dem Verlangen des Fürſten hernieder, der ſich, in den fremden Landen, beſonders gern unerkannt an den vornehmſten Höfen einige Tage verhielt, und jedesmal öffentlich und unverholen die beſten Gaſthäuſer zu ſeiner Wohnung nahm. Es blieb freilich nicht aus, daß Theodor von Vielen wiedererkannt wurde, die, in Geſchäften oder zu ihrem

Vergnügen die Welt bereiſend, Gelegenheit gefunden hatten, ihn in Morea als Herrſcher zu ſehen, ſo daß Manche von dieſen oder Andere, denen es vergönnt geweſen war, den Fürſten zu kennen, und die aus jenen Ländern nach Sparta kamen, als er dort ſchon von Jedermann für todt beweint worden war, vielen Eingebornen bezeugten, in ihrer Heimath dieſen ſo räthſelhafterweiſe geſtorbenen Fürſten lebendig und wohl geſehen zu haben. Der Begriff ſeines Todes wurzelte aber in den Gemüthern der Menge nichtsdeſtoweniger mit ſo ſtarken Beweiſen feſt, daß dieſer wiewohl der Wahrheit getreue, doch als ein leeres Geſchwätz überall verſpottete Bericht bei Niemand Glauben fand und daß kein Menſch, der davon gehört hatte, wagen durfte, ihn Andern mitzutheilen, um nicht den Verdacht auf ſich zu laden, er gäbe einer albernen Leichtgläubigkeit über ſich Gewalt.

Wie ſehr auch in den Gedanken ſterblicher Menſchen der Schein immerdar vor der Wahrheit herrſcht, ſo fühlte doch am Ende Theodor ſeine Neugier geſtillt, hielt ſeine innerlichſte Abſpannung für Sehnſucht, mit Platinen an einem ungeſtörten Orte zu ſein, und ſagte ihr, wie lieb es ihm ſein werde, begegne ihr Wunſch, ihrer Reiſe irgendwo ein Ziel zu ſetzen, dem ſeinigen. Sie erwiederte, ſie kenne kein anderes Vergnügen, als dem ſeinigen nachzuleben, lenkte ihren Flug, der eben über Schottland hinwegging, gleich dem Vogel, wenn er ſich aus hohen Lüften, der Ruhe bedürftig, zur Erde niederſenkt, abwärts zu der Inſel Irland oder Hibernia, und hielt in einer reizenden, anmuthigen Ebene einen bezauberten Palaſt zu ihrer Aufnahme bereit, in dem ſie, von Geiſtern umgeben und bedient, alle Herrlichkeiten und Genüſſe ſahen und koſteten, wonach die menſchliche Einbildungskraft irgend Verlangen trägt.

Inzwiſchen hatte Georg, der vormalige Gebieter von Morea, dem durch Alter und Mißgeſchicke allmählig die Erkenntniß der Nichtigkeit des Weltlichen geöffnet war, aus ſeiner Seele den Ehrgeiz zu herrſchen verbannt, und an deſſen Statt die Sehnſucht nach Ruhe in dieſem Leben, und nach der ewigen Seligkeit in einem andern darein aufgenommen, weswegen er das für eine zitternde Hand zu ſchwere Zepter nicht wieder zu ergreifen beſchloß. Er beharrte um ſo mehr in dieſem Willen, als er erkannte, daß er unter denen die auf den Thron Anſpruch machten, und die dem Volke als neuaufgehende Sonnen ſich darſtellten, als eine untergehende ihm nicht eben vorzüglich ſchien. Ueberhaupt traten nicht Wenige hervor, die ſich berechtiget glaubten, Nachfolger des verſtorbenen Fürſten zu ſein. Der erſte unter ihnen war Emanuel Paläologus, Kaiſer von Conſtantinopel, ein Sohn der älteſten Tochter von Georgs Vater Theodor. Nach ihm kam mit geringeren Anſprüchen der Kaiſer von Trapezunt, der Sohn einer jüngern Tochter deſſelben Theodors. Peter Rali, Graf von Arkadien, ſtellte ſeine noch lebende Gemahlin vor, die Tochter von Georgs älterem aber ſchon zu des Vaters Lebzeiten geſtorbenem Bruder Demetrius. Stephan, der Herzog des alten Liburniens, beſchützte Theodor, den Sohn Clara's, der nicht mehr lebenden Erſtgebornen deſſelben Demetrius. Ueberdies ſprach ein gewiſſer Antidius, obgleich nicht vom legitimen Blute der Cantacuzeni, die legitime Erbfolge in ihrem Staate an, weil ihm des nicht nach Legitimität fragenden Volkes Gunſt zu ſtatten kam. Und es ermangelte auch nicht die Königin von Ungarn laut zu werden, indem ſie von der Ungültigkeit einer zweiten Heirath eines ehemaligen Despoten von Morea auf die Illegitimität der ganzen ihr entſtammenden Nachkommenſchaft ſchloß, und vorſchlug, man ſolle einem ihrer Söhne die Krone aufſetzen, da ſie allein dem erſten geſetzmäßigen Ehebett entſproſſen ſei.

Fürſt Georg erklärte hiernächſt nur die Anſprüche des aus entartetem Blute ungeſetzlich ſtammenden Antidius für ungültig, und ſchlug ſich ſodann, es bleibt ungewiß, ob von ſeinen Gründen überzeugt, oder von ſeinen Drohungen gezwungen, auf die Seite des Kaiſers von Conſtantinopel, indem er dem Vertreter der Perſon und der Rechte der Schweſter, den Vorzug vor der weiblichen Nachkommenſchaft des Bruders zuwendete. Weil nun in dem Vertrage zwiſchen Emanuel und Georg als Bedingung feſtgeſtellt worden war, daß erſterer baldigſt einen ſeiner Söhne zu Empfangnahme des Eides der Treue ſeiner neuen Unterthanen und zu Verwaltung des Staates abſende, von welchem letzterer ſich nur den Herrſchertitel und einige zur Zufriedenheit ſeiner letzten Lebensjahre beitragenden Ehrenrechte vorbehielt; ſo ſendete der damals an Nachkommenſchaft eben ſo wie nachmals an Unglück in derſelben reiche Kaiſer dem Despoten von Morea ſeine beiden Söhne Theodor und Thomas zu, die ſpäterhin beide Beherrſcher dieſes Landes wurden und beide ein unglückliches Ende nahmen, weil die zur Rache gegen das Haus der Paläologen aufgeſtandene göttliche Gerechtigkeit deſſen gänzlichen Untergang ſehen wollte, und geſchehen ließ, daß der eine Bruder zum Nachtheile des anderen die ottomanniſchen Waffen nach Morea rief, welche beide des ſchlecht erworbenen Reiches beraubten, und in ſolches Elend brachten, daß ſie mit ihren Kindern eine jährliche Unterſtützung zu ihrem Lebensunterhalt erbettelten. Zu gleicher Zeit als der Kaiſer ſeine Söhne nach Sparta ſendete, ließ er von da ſeine Schweſter, die Gemahlin Theodors nach Conſtantinopel zurückkommen und verheirathete ſie als Witwe bald zum zweiten Male mit Johann II. von Luſignan, Könige von Jeruſalem, Armenien und Cypern.

Alſo ward in Theodors Heimath auf die vermeintliche

Gewißheit ſeines Todes hin ein unüberſteigliches Bollwerk gegen ſein Glück aufgeführt, derweil er ſelbſt mit Platinen ein Uebermaß von Vergnügungen in dem ſchon erwähnten Palaſte genoß, der binnen Kurzem mit dem ganzen Kunſtgerüſte ſeiner trügeriſchen Freuden in Staub zerfallen ſollte.

Platina, die aus Erfahrung wußte, wie ſehr es den Fürſten vergnüge, Komödien auf der Bühne ſpielen zu ſehen, trug Sorge, ihm mit Hülfe von Schauſpielern, denen es nicht nur leicht fiel unter allen Geſtalten zu erſcheinen, ſondern denen Trug und Täuſchung ſogar natürlich war, tagtäglich ein ergötzliches oder ſinnreiches Gedicht zu ſeiner Unterhaltung vor Augen zu führen, und ſtellte dereinſt auch ein Mal mit großer Geſchicklichkeit, zu ſeiner nicht geringen Beluſtigung eben die Mythe vom Icarus dar, als Theodor, der mit Entzücken den glücklichen Flügen des Dädalus und ſeines Sohnes zuſah, und beobachtete, wie dieſer, von den Schönheiten des Himmels verblendet, nicht länger unter der ſicheren Leitung des Vaters blieb, ſondern ſich verwegen empor in die höheren Sphären ſchwang, plötzlich wahrnahm, daß ihm die Flügel ſich von den Schultern löſten und er den verderblichen Sturz in ein kunſtreich vorgeſtelltes Meer hernieder that. Ein natürliches Mitgefühl entlockte ihm den Ausruf: O, mein Gott! Es ertönte aber kaum dieſes heilige Wort, das nicht nur im Himmel und auf der Erde, ſondern auch in den tiefſten Abgründen der Hölle der höchſten Verehrung genießt, ſo verſchwand in einem Augenblicke Alles, was durch des Teufels Künſte hervorgezaubert worden war. Es zerfloß die Bühne in Nichts und mit der Bühne zugleich jenes prachtvolle Gebäude des Zauberſchloſſes; ſo daß Theodor, außer ſich vor Staunen und Entſetzen, ſich neben Platinen unter dem Schatten eines vielaſtigen Nußbaumes auf der kahlen Erde doch nur ſo lange wiederfand.

bis ihm im nächſten Augenblicke die Sinne abermals vergingen, da er ſich zu der ihrer natürlichen Geſtalt wiedergegebenen Geliebten wendete, die das ſcheußlichſte, und mißgeſchaffenſte Antlitz und Bild einer nur irgend erdenklichen Hexe darbot, und ſich nicht ſobald vor dem Fürſten zu Schanden geworden ſah, als ſie die Flucht ergriff und ſich wenige Schritte von ihm in einer unterirdiſchen Höhle barg.

Jene Augen der Seele, die in dem Jünglinge von der falſchen Schönheit der Zauberin verblendet worden, und an ihr erblindet waren, öffnete jetzt ihre wahre Mißgeſtalt, deren Anblick ihn die begangenen Irrthümer erkennen und das Unglück, worein er ſich durch ſie gebracht hatte, im Voraus ahnden ließ. Nachdem er ſich lange vergebens bemüht hatte, den Eingang der Höhle aufzufinden, in der die Hexe verſchwunden war, und worin ſie, wie er ſich einbildete, ſein Geld und ſeine Juwelen verborgen hielt, richtete er ſeine Gedanken auf die Rückkehr in ſein Vaterland, und ſetzte ſeine ganze Hoffnung in ſofern auf zwei Diamanten, die er noch an ſeinem Finger trug, und von deren Werthe er die Koſten ſeiner weiten Reiſe zu beſtreiten gedachte. Er erforſchte den Ort ſeines Aufenthaltes, eine Inſel des Erne Sees in Irland und trat mit dem aus dem Verkaufe eines ſeiner Ringe gelöſten Gelde auf einem dazu gemietheten Schiffe, die Reiſe nach Morea an. Er gelangte, nach einer weiten Fahrt über den Ozean, an die Meerenge von Gibraltar, durchſchnitt das ganze Mittelmeer, und lief endlich in dem lakoniſchen Meerbuſen ein, wo er freilich, anſtatt den ſichern Hafen zu finden, den verderblichſten Schiffbruch erlitt.

Fürſt Theodor hatte bereits vorher, zu ſeiner nicht geringen Trauer, die Verfügungen ſeines Vaters über den durch ihn verwaiſten Staat gehört, und hielt für gerathener, bei Nacht an das Land zu ſteigen, um unter dem Schutze der

Finſterniß Sparta zu erreichen, weil er eben ſo ſehr beſorgte, es möge ihm gefährlich und nachtheilig werden, würde er von Andern erkannt, als er es für vortheilhaft, ſich ſelber zu erkennen zu geben, erachtete. Er ging nach Sparta hinein und ſuchte noch in derſelben Nacht einige ſeiner Unterthanen in ihren Häuſern auf, in deren Herzen er zumeiſt ſein durch große ihnen erwieſene Wohlthaten unterſtütztes Andenken lebendig fortdauernd zu finden wähnete. Umſonſt verſuchte er aber durch eine wahrhafte und ergreifende Erzählung ſeiner Schickſale ihre Treue, Zuneigung und Hülfe ſeiner Sache zuzuwenden. Die mehrſten von ihnen trieben ihn mit Beleidigungen und Drohungen von ſich hinweg, indem ihnen von dem trügenden Anblicke des Todes ihre freie Urtheilskraft ſo ſehr zu Gunſten einer falſchen Meinung befangen war, daß ſie der Enttäuſchung ihres Irthums durchaus kein Gehör verliehen. Einige, die übermächtige Neugier veranlaßte, ſeine Rede anzuhören, und bei denen die Beweiſe der Wahrheit die Täuſchung des Scheines überwogen, fühlten ſich allerdings gezwungen, in ihrer Ueberzeugung der Wahrheit ihr Recht einzuräumen; von ihrem perſönlichen, ſie an die neuen Machthaber feſſelnden Intereſſe aber beherrſcht, verlautbarten ſie ihre innerſten Gedanken nicht, ſondern wendeten ſich ihrem wahren Fürſten ab und bedeuteten ihn, die Erzählung ſeiner Unglücksfälle ſei ein von ihm erfundenes Märchen unwahrſcheinlicher und abenteuerlicher Art, das bei Menſchen von geſunden Verſtandeskräften nicht wohl Glauben finden könne. Es halfen ihm auch ſeine Bemühungen, ihre Herzen durch Vorſtellungen, Beſchwörungen, Liebkoſungen und Thränen zu rühren nichts, weil Herzen, die einmal von dem Eiſe des Eigennutzes ſtarren, keines andern Eindruckes mehr fähig ſind, und weil die Sinnesart dieſer Menſchen nothwendiges Bedenken tragen mußte, auf Unternehmungen einzugehen, deren Nachtheile für groß und gewiß, deren Vortheile aber für höchſt unſicher und gering zu erachten ſtanden. Sehr unbedeutend war die Anzahl derjenigen, denen die Wahrheit ſo hell genug einleuchtete, daß ſie ihn für ihren lebendigen und angebornen Fürſten Theodor erkannten, von einem freimüthigen Geiſte angetrieben, ihm als ihrem rechtmäßigen Herrn zu Füßen ſtürzten und als treue ergebene Unterthanen ſich erboten, ſich mit Leib und Gut und Leben ſeinem Dienſte zu weihen. Dieſe Wenigen gaben ihm einhellig zu bedenken, wie der alte Beherrſcher Georg dadurch, daß er fremde Fürſten, Diener und Truppen in das Land gezogen, um es vor der Zerrüttung nach ſeinem Tode zu bewahren, es ihm ſelbſt äußerſt ſchwer, wo nicht gar unmöglich gemacht habe, den Thron ſeiner eigenen Größe jemals wieder einzunehmen, ſo bald ihm die ganze kaiſerliche Macht entgegen trete. In dieſer Rückſicht würde ihm alſo nicht nur ihre eigene ohnmächtige Hülfe ſchlechthin ohne Nutzen ſein, ſondern auch ſogar der Beiſtand ſeines eigenen Vaters, dem außer dem Titel nichts von der Herrſchaft des Staates geblieben ſei. Und es ſtehe ihm keine Hoffnung mehr und kein anderer Ausweg offen, als zu dem Kaiſer ſeine Zuflucht zu nehmen, und zu verſuchen, ob ſich derſelbe vielleicht von den Beweiſen der Wahrheit und des Rechts bewegen laſſe, ihm freiwillig die Krone zurückzugeben, mit der weder er noch ſeine Söhne ſich mit anderem Rechte als mit dem des Gewaltraubes zu ſchmücken im Stande wären.

Wenn auch der Fürſt ſich durch dieſe Beweggründe nicht von dem überzeugen ließ, was ihm zu Beförderung ſeines wahren Beſten zu thun anſtändig ſei, ſo erkannte er doch ſo viel, daß ein längerer Aufenthalt in Sparta oder irgend einem anderen Orte Morea's, ihm unter ſolchen Umſtänden vielmehr zum Schaden als zum Vortheil gereichen könne.

Er empfahl alſo der kleinen Schaar, die er als treu erfunden hatte, fortdauernde Anhänglichkeit an ſeine gute Sache, und verließ Sparta, das Herz von Trauer über fehlgeſchlagene Hoffnungen erfüllt, mit der Morgenröthe des nächſten Tages. Er ſchiffte ſich von neuem auf ſeinem iriſchen Fahrzeuge ein, um ſich nach Candien überführen zu laſſen, in welchem, der erlauchten Republik Venedig unterworfenem Reiche, die ihren Ruhm darein ſetzt, der Zufluchtsort der Freiheit zu heißen, er ſo lange zu verweilen gedachte, bis er ſeinen Angelegenheiten eine entſcheidende Richtung zu geben wiſſe. Daſelbſt angekommen, machte er mit größerer Uebereilung als Ueberlegung überallhin ſeine ſeltſamen Begegniſſe kund, deren Erzählung bei Vielen, beſonders beim gemeinen Volke, Glauben fand und ihm in kurzer Zeit ein kleines Gefolge ermittelte. So wie aber dieſe Erfolge dem Herzoge zu Ohren kamen, der die Regierung der Inſel im Namen der Republik leitete, ließ er Theodor ins Gefängniß werfen, und gab ſeinem Schickſale damit anfänglich eine üblere Wendung, erreichte jedoch durch dieſe Maßregel nichts anderes, als daß er deſſen Anſprüche allmälig glaubwürdiger und bekannter werden ließ. Die günſtige Stimmung für Theodor ging ſo weit, daß mehrere angeſehene Männer Morea's zu ihm kamen, um für ſich und Andere Beweiſe einzuholen, ob er wirklich, wie der Ruf verkündigte, ihr wahrhafter Fürſt und Gebieter ſei. Den vielfältigen Forderungen, die man deshalb auch an den Herzog ſtellte, entſprach dieſer allerdings nicht; er vergewiſſerte ſich aber, daß der Jüngling ſich keines Vergehens gegen die Republik oder gegen die guten Sitten ſchuldig gemacht hatte, und gab ihn ſodann unter der Bedingung frei, daß er ſich auf der Stelle einſchiffe und aus dem Reiche entferne.

Man ermangelte nicht, dem unglückſeligen Fürſten einzuflüſtern, er habe kein anderes Mittel ſein Leben zu ſichern und ſeinen Staat wieder zu gewinnen, als zu den Türken, der dem griechiſchen Kaiſerthume feindlichen Macht, ſeine Zuflucht zu nehmen, die in Aſien wie in Europa mächtiger als der Kaiſer und allein im Stande ſei, ihm die Gerechtigkeit angedeihen zu laſſen, die man ohne ſie gewiß verhöhnen und mit Füßen treten werde. Theodor weigerte ſich aber ſtandhaft, zu Erreichung eines höchſt würdigen Zieles unwürdige Mittel aufzubieten, und entſchloß ſich, geraderes Weges und gemacher ſein Recht zu verfolgen, und nach Trapezunt zu gehen, wo er hoffte, es werde ihm ſein Vetter, der Kaiſer dieſes Landes, gegen den von Conſtantinopel Hülfe und Beiſtand leiſten.

Er durchſteuerte auf dieſer Reiſe den Archipelagus, war aber nicht ſobald den Cicladen vorbei, und befand ſich in dem öffneren ägeiſchen Meere, als von den widerſtreitenden Winden ein raſender Sturm erhoben ward, der dermaßen anwuchs, daß ein feſtes vor Anker liegen in ſeiner Gewalt für nichts anderes konnte angeſehen werden, als für einen von Augenblick zu Augenblick in den Wogen erwarteten Tod. Da nun den Seeleuten dies auch das ſchlimmere und gefährlichere Theil zu ſein ſchien, ſo entſchloſſen ſie ſich, die Taue der ſchon ausgeworfnen Anker zu durchhauen, und ſich verzweiflungsvoll der Willkür der Fluthen und Winde zu übergeben, deren unwiderſtehliche Gewalt das Schiff alsbald an den Strand von Böotien treiben und unſern des alten Thebens ſcheitern ließ, in welche Stadt ſich Theodor mit den Steuerleuten und Reiſenden, um ſich von den Leiden des Schiffbruches zu erholen, rettete. Es war ein alter Gebrauch in dieſem Orte, den der König von Teſſalien beſaß und mit der ſtrengſten Eiferſucht hütete, daß man ſich nach der Perſon und den Umſtänden jedes Fremden, der ihn betrat, genau erkundigte. Wie man nun auch bei dem Fürſten Theodor dieſe

Nachforſchungen anſtellte, ſo nahm er nicht den mindeſten Anſtand, die einfache Wahrheit zu geſtehen, die ſofort dem eben in Theben hofhaltenden Könige gemeldet ward.

Der König ließ den fremden Abenteurer in ein ſtrenges Verhör ziehen und erkannte aus den ihm vorgelegten desfallſigen Berichten, daß man es ihm in Conſtantinopel für einen erheblichen Dienſt aufnehmen werde, liefere er ihn an den Kaiſer ab, dem er als ſeinem Lehnsherrn untergeben war. Er führte dieſen Gedanken ſonder Aufſchub aus, indem er den Fürſten Theodor gefangen nach der griechiſchen Hauptſtadt abführen ließ. Da man ihm zu derſelben Zeit hinterbrachte, daß die nämliche Platina, durch deren Truggewebe der Jüngling in ſein Verderben geſtürzt worden zu ſein vorgab, ſeit Kurzem ſich in ihrem Vaterlande Theſſalien wieder eingefunden habe, ſo befahl er auch ſie zu ergreifen, und ſandte ſie auf einem zweiten Schiffe dem Kaiſer zu.

Es iſt nicht wohl zu ſagen, welches von den Beiden, vordem durch Täuſchung in Liebe verbundenen, jetzt durch Noth befeindeten ſich bereitwilliger vor die Schranken und in das Verhör ſtellen ließ, aus dem nothwendigerweiſe Eines den Tod davon tragen mußte. Theodor hatte die Gerechtigkeit ſeiner Sache und die eine untrügliche Wahrheit ſelbſt für ſich, Platina erſchien gewaffnet mit Lügen und Erdichtungen, und ward von den eigennützigen Abſichten des Kaiſers unterſtützt, deſſen Urtheilsſpruch die Lüge zur Wahrheit, oder die Wahrheit zur Lüge wendete.

Alſobald der Fürſt in Conſtantinopel angekommen und ſeine Sache ruchbar geworden war, hatte ihn auch, gleichviel ob ſie gerecht oder ungerecht ſei, der Wille des Kaiſers wie das allgemeine Gutachten derer zum Tode verdammt, die da bedachten, was es auf ſich habe, daß von den kaiſerlichen Söhnen bereits die Herrſchaft über Morea angetreten und die kaiſerliche Schweſter in erneuter Ehe verbunden ſei. Der Kaiſer überantwortete Theodor und ſeine Anſprüche ohne Säumniß einem peinlichen Gerichte, deſſen beſonders dazu ernannten Beiſitzern er die eilige Schlichtung des Handels mit den Worten empfahl: Der König von Theſſalien habe zur Vollziehung der Todesſtrafe an demſelben, einen höchſt verwegenen und ruchloſen Lügenſchmied eingeſandt, der unter allerlei Erdichtungen vorgebe, und kühnlich behaupte, kaiſerlicher Majeſtät hochſeliger und vielgeliebteſter, unläugbarermaßen von ſeinen Höflingen, ſeiner Gemahlin, und ſeinen nächſten Anverwandten und Freunden in ſeinem eigenen Bette für todt erkannter und beweinter Schwager, Fürſt Theodor von Morea, zu ſein. Ermangelten zwar die Richter nicht, zu Folge der erhaltenen ferneren Weiſung, ſolchen Uebelthäter ſummariſch zu richten und die verwirkte Strafe erdulden zu laſſen, um den Leidenſchaften ihres Gebieters zu gefallen, die Wahrheit und Gerechtigkeit möglichſt zu unterdrücken und zu umgehen, ſo wußte Theodor doch ſeine Sache ſo wohl zu vertheidigen und darzuſtellen, daß ſie, deren Viele waren und deren einer Scham vor dem anderen trug, nicht wagten, ſeiner Unſchuld ein offenbares Unrecht anzuthun. Sie gingen an den Kaiſer mit der Eröffnung zurück: daß ſie den Rechtshandel des falſchen Theodors, wie ſie ihn nannten, noch nicht hätten beendigen können, weil er, wenn er nicht, wie ſie eben nicht glauben wollten, der wirkliche Theodor, ganz gewiß ein Schwarzkünſtler, wo nicht gar der Teufel ſelbſt in menſchlicher Geſtaltung ſei; denn er verſtehe ſowohl ſich durch Aehnlichkeiten und Beweiſe als jener darzuſtellen und zu rechtfertigen, daß ihnen kein Mittel ausreiche, ihn des Betruges zu zeihen. Er gibt einen Fall an, ſagten ſie, deſſen Möglichkeit ſich weder in der Philoſophie noch in der Theologie wegläugnen läßt, und den er durch mannigfache Gründe ſogar wahrſcheinlich macht. Er verlangt zu Beſtätigung ſeiner Wahrhaftigkeit vor Allem, ſeinem Vater gegenüber zu ſtehen, dem er Geheimniſſe ſagen wolle, in die außer ihnen beiden kein Menſch eingeweiht ſei, ſeiner Gemahlin, um ihr Dinge mitzutheilen, die kein anderer wiſſen könne als Theodor, und ſeiner Amme, um ihr an ſeinem Körper Merkmale zu zeigen, die die Natur ſelbſt, in der Ahndung ſeiner Schickſale, ihm zu Verwahrung ſeines Rechtes aufgedrückt habe. Platina, fügten ſeine Richter hinzu, läugnet zwar ſtandhaft alles Böſe, was ihr aufgebürdet wird, und ſtellt das dreiſte Verlangen, ihrem Anſchuldiger gegenüber vernommen zu werden, den ſie der Unwahrheit und Verläumdung überführen will. Doch haben wir uns ſeither geweigert, darauf einzugehen, weil wir beſorgen müſſen, ihre Abſichten nicht nur fehlſchlagen zu ſehen, ſondern auch dieſen ſchlimmen Handel dadurch vielmehr zu verwickeln als zu beendigen, und weil wir ſonach anderer Befehle ihrer Majeſtät gewärtigen.

Auf Anhörung dieſes Berichtes äußerte ſich der ſchon mit den Richtern mißvergnügte Kaiſer grollend gegen ſie: Ich ſehe wohl, daß ihr zu nichts weiter als dazu taugt, dickleibige Prozeſſe zu ſtiften und zu verewigen. Hat man die augenfällige Wahrheit in der Hand, ſo braucht man ſie nicht erſt auf dem herkömmlichen Wege des Rechts zu ſuchen, der öfter dazu dient, ſie aus den Augen zu verlieren, und der Ungerechtigkeit den falſchen Titel der Gerechtigkeit zu leihen. Geht aus meinen Augen hinweg und lernet erſt Recht ſprechen, da ihr noch ſo wenig verſteht, was Rechtens iſt. Nachdem er alſo, in leicht zu erachtender Hinſicht, die Richter aus ſeiner Gegenwart entlaſſen hatte, ließ er einen ihm getreuen und doch treuloſen Miniſter vor ſich rufen, einen ſo gewiſſenhaften und doch gewiſſenloſen Vollzieher ſeines Willens, daß er vor keiner Ungerechtigkeit Scheu trug, die ihn in ſeines Gebieters Gunſt förderte, bedeutete dieſem in der ſtärkſten Aufregung das Mißvergnügen, welches er über das Verfahren der Richter in Theodors Angelegenheit empfinde, und ſagte ihm, er übertrage dieſelbe ſeiner zuverläſſigen Fürſorge, in der Ueberzeugung, ſie ſicherlich alsbald zu ſeinem Genügen beendigt zu ſehen.

Der Miniſter dankte dem Kaiſer auf das demüthigſte die Ehre eines ſolchen Vertrauens, verſicherte ihm, daß er ſich eifrigſt beſtreben werde, ihrer würdig zu handeln, und ging mit dem Entſchluſſe hinweg, die Gerechtigkeit ſo zu handhaben, daß ſie die Verurtheilung des gefangenen Fürſten beſchönige. Er ließ auf der Stelle Theodor und Platinen vor ſich führen, an beide Beklagte die gewöhnlichen einleitenden Fragen ergehen und forderte dann Platinen insbeſondere auf, zu erklären, ob ſie den Fürſten Theodor von Morea in der Perſon des ihr gegenübergeſtellten Mannes anerkenne und mit ihm, vermöge der Künſte der Magie, in der Welt herumgewandert ſei. Sie entgegnete entſchloſſen, ſie halte dieſen Menſchen nicht nur keineswegs für jenen ſeit ſo langer Zeit als todt beweinten Fürſten, ſondern wiſſe auch durchaus nicht wer er ſei und was er von ſeiner Durchwanderung der Welt mit ihr und von ihren Zauberkünſten fabele. Eben ſowohl möge es der Fall ſein, daß er ſelbſt ſich dieſer Künſte bediene, um ſich für den verſtorbenen Fürſten gelten zu machen, denn er habe allerdings Aehnlichkeit mit ihm. So wie Theodor dieſe Rede vernahm, rief er ſchmerzlich aus: Du haſt wohl Urſache, Platina, mich nicht wieder zu erkennen. Indem ich mich von meiner ſchmählichen Liebe mit dir in die Welt verlocken ließ, bin ich von den Pfaden, die ein Fürſt wandeln ſoll, in ſo hohem Grade abgewichen, indem ich ein Ungeheuer von Bosheit, wie du biſt, lieben konnte, bin ich ſo ausgeartet, ja habe ich mich, wie unſchuldigerweiſe auch, beiner Unthaten ſo theilhaft gemacht, daß ich nicht verdiene, für den wieder erkannt zu werden, der ich war. Wenn ich aber auch äußerlich von dem verſchieden zu ſein ſchiene, der ich bin, was der Himmel gewiß nicht zulaſſen wird, ſo würde ich mit dieſem Gebrechen doch erſt von dir angeſteckt ſein, die du mit deinem eignem Willen gewiß nie ein ſo entſetzliches Scheuſal ſcheinen wirſt, als du biſt. Es kam dem Fürſten der Gedanke in den Sinn, ob er das treuloſe Weib nicht aus der Faſſung bringen und auf eben die Weiſe zwingen möge, ihr ſcheinbares Weſen mit ihrem wahrhaftigen zu vertauſchen, wie es ihm ſchon in Irland geſchehen war. Er verſuchte vorher ſie der Wahrheit zu überführen und fügte hinzu: Sage mir, Platina, die du läugneſt, die vergangenen Monde her mit Hülfe deiner ſchwarzen Kunſt in meiner Geſellſchaft durch die Welt geſtreift zu ſein, wo haſt du dich derweil aufgehalten und womit dich beſchäftiget? —

Ich verachte es, erwiederte Platina, dir ehrloſen Betrüger die Wahrheit zu antworten; da ich indeſſen nicht ſowohl dir als dieſem ehrwürdigen Miniſter des Kaiſers, meines gnädigen Herrn, Rede ſtehe, ſo ſage ich, daß ich, wie ich es immerdar gewohnt geweſen, durch verſchiedene Städte Griechenlandes gewandert bin, bis ich zuletzt nach Teſſalien heimkehrte, wo man mich vorgefunden hat. — O, Jeſus Chriſtus! rief Theodor, ſich kreuzigend, ihr zu, wie darfſt du die Stirn haben, mir dieſe frechen Lügen ins Geſicht zu ſagen?

Ganz gewiß hatte Platina, kraft dieſer ausgeſprochenen Worte nicht mehr daſſelbe Antlitz wie vorher. Ihre natürliche Häßlichkeit und Widerwärtigkeit war wieder hergeſtellt. Sie verſah ſich der mit ihr vorgegangenen Veränderung ſelbſt ſehr wohl, indem ſie mit lauter Stimme zu rufen anhub: Herr, ſteh mir bei! Herr, befreie mich von dieſem Hexenmeiſter! und zu dem Miniſter gewendet hinzufügte: O, kommt ihr mir zu Hülfe, mein gerechter Richter, ſchafft mich von hinnen, er verzaubert mich.

Der Richter frohlockte über den Anblick dieſes Ereigniſſes, das ihm eben ſo gelegen wie erwünſcht erſchien, um der Ungerechtigkeit zum Vorwande zu dienen, die er beabſichtigte. Ohne noch einen Augenblick anzuſtehen, rief er die außen harrenden Schergen herbei, und ertheilte ihnen ſeine gemeſſenen Befehle, Platinen frei zu laſſen, und jenen Nekromanten in den Kerker zurückzuführen, der in ſeiner Gegenwart ſogar ſich nicht entblödet habe, ſeine gottloſen Künſte anzuwenden, um der Unſchuldigen ein Leides anzuthun. Sein Geheiß wurde ſchnell vollbracht, und es half dem unglückſeligen Theodor nichts, auf das kläglichſte um ferneres Gehör zu flehen, oder die Gerechtigkeit des Himmels zum Zeugen ſeiner Unſchuld anzurufen.

Ehe ſich der Richter ſelbſt von ſeinem Stuhl erhob, ſprach er dem Fürſten den ungerechten Spruch, der ihn als einen Betrüger, Magiker und Majeſtätsverbrecher verdammte, auf einem ſchlechten Eſel durch die Stadt Conſtantinopel geſtäupt und ſodann eben nach Morea, für deſſen Gebieter er ſich ausgebe, übergeführt zu werden, um an dem Galgen den Tod zu erleiden.

Dies eben ſo grauſame wie gottloſe Urtheil ward von dem Miniſter dem Kaiſer zur Beſtätigung vorgelegt, und von dem kaiſerlichen Kanzler dem Fürſten eröffnet. Das beifällige Vergnügen, mit welchem es jener, den Abſcheu und das Herzensleid, mit welchem es dieſer aufnahm, zu ſchildern, bleibe hier dahingeſtellt, wo nicht von den inneren Regungen der Seele, ſondern von der Geſchichte der äußeren Erfolge die Rede iſt.

Mit der wenigen Beſinnung, die ihm nach einem ſo tödtlichen Schlage bleiben konnte, ſagte Theodor: So muß ich denn ungerechter- und unwürdigerweiſe ſterben, ohne daß der Kaiſer, mein Herr, ſich die Vertheidigung meiner Unſchuld gefallen laſſen will, ohne daß es mir erlaubt ſein ſoll, mich mit meinem Vater zu beſprechen, ohne daß ich der Prinzeſſin Euphroſine vor Augen treten darf, die ſo ſchweres unverhehltes Unrecht gewiß nicht an mir geſtattete? — Man bedeutete ihn, er möge ſich zufrieden geben und ſich dem Willen der irdiſchen und himmliſchen Gerechtigkeit fügen, weil bei ihm nicht mehr die Errettung des Körpers, ſondern nur noch die Errettung der Seele zu hoffen ſtehe, richte er ihr ſein Sinnen und Trachten zu. Auf dieſe Worte gab der Unglückliche all ſeine Lebensgeiſter der Verzweiflung preis, und ließ, wie ein Sterbender, dem Tode freie Gewalt über ſich, ihn mit ſeinen Aengſten zu foltern.

Denen, die mit Ruchloſigkeit und Hinterliſt ihre Abſichten zu einem erwünſchten vorgeſteckten Ziel zu führen ſuchen, kommt jeder Augenblick der ihnen im Wege ſtehenden Zeit wie ein Jahrhundert vor, denn ſie finden darin unzählige Fährlichkeiten der Entdeckung oder der Hinderung ihrer Betrügereien. Aus dieſem Grunde trug der Kaiſer Emanuel, ſo bald das Urtheil geſprochen war, unverzügliche Sorge zu deſſen Vollzug; ließ aber vorher dem bejammernswerthen Fürſten eine ſo unwürdige Behandlung angedeihen, daß ſeine in die Ermattung der Todesvorgefühle verſunkenen Lebensgeiſter ſich noch einmal empörten, und er, auf dem ſchmachvollen Ritte durch Conſtantinopel, unter der Geißel des Henkers, wiederholt in die von dem Volke, aber auch von Gott gehörten Worte ausbrach: O, du himmliſche Gerechtigkeit! die du meine Unſchuld und mein gutes Recht von der Gewalt mit Füßen treten ſiehſt, nimm es auf dich, das Böſe, was man mir anthut zu rächen und laß geſchehen, daß zum Verderben dieſer tyranniſchen Fürſten und ihres Reiches eben die

Türken, die ich verſchmähte zu meinem Beiſtande anzurufen, die Vollſtrecker deines Zornes ſeien. Rache! Rache für mein unſchuldig vergoſſenes Blut!

Nachdem alſo ſein ſchmachvolles Elend ein Beiſpiel abgegeben hatte, wie tief irdiſche Größe zu erniedrigen iſt, wurde Theodor zu der Seefahrt eingeſchifft, nach der er in den Armen des Todes ſeinen Hafen finden ſollte. Man wird nicht zweifelhaft ſein, was er unterweges zumeiſt, ob Hafen oder ob Schiffbruch erſehnete. Der Spruch des Richters hatte ihn zwar um deswillen verdammt, nach Morea zum Tode geführt zu werden, daß die Welt eben in der Ueberzeugung des moreotiſchen Volkes erkenne, wie offenbar und wie verabſcheuungswürdig die Schuld des Büßenden ſei. Die Getreuen des Kaiſers wußten aber in der That, daß dem Volke nichts mehr als der Anblick des Gefangenen, der ihm über ſeinen wahrhaften Fürſten keinen Zweifel gelaſſen haben würde, zu verhüten war. Den in Conſtantinopel empfangenen Vorſchriften gemäß, landete das Schiff an dem lakedämoniſchen Cap Malio, wo ohne anderweitigen Verzug, als ſoviel die Aufſtellung des Galgen Zeit bedurfte, die Hinrichtung vor ſich ging. Auf die Ermahnung der ihm in ſeinen letzten Augenblicken zum Beiſtand gegebenen Geiſtlichen willigte Theodor ein, ſich für den weiten Weg, den er vor hatte, der Bürde ſeines Gewiſſens durch die Beichte zu entledigen, und gab in ihr ſeinem geiſtlichen Vater kund, wie ſein einziges Vergehen jugendlicher Unbeſtand, das Verbrechen aber, um deswillen man ihn ſtrafe, das Gewebe der Bosheit ſei. Der fromme Mann ſuchte zwar den unglücklichen Fürſten zu tröſten, und ermuthigte ihn, ſich in den göttlichen Willen zu ergeben, der ihm den Tod nicht wegen der Sünde, der man ihn unſchuldigerweiſe zeihe, ſondern wegen anderer auferlege, die er wirklich verſchuldet habe. Es erwiederte ihm aber Theoder immer, er möge ſich in ſeinem Gemüthe nicht eher in der Ueberzeugung zufrieden geben, er verdiene um ſeiner anderen Sünden willen in dieſer Welt einen ſolchen Tod, als bis er ſähe, daß Gott die Vergehen der Fürſten überhaupt durch Henkershand züchtige. Er ſei keinesweges von ſo ſchwachem Geiſte, daß er den Tod nicht unerſchrocken aufzunehmen wiſſe, er müſſe jedoch ehrenvoll und würdig ſein. Er könne nicht hindern, daß es den Adel ſeiner Seele empöre, durch fremde Gewalt wie ein verworfener Sünder aus dieſer Welt geſtoßen zu werden.

Auf die oberſte Sproſſe der Leiter geklommen, von der er in den Tod geſtürzt werden ſollte, fühlte er ſich gedrungen noch einmal zu den Wenigen zu ſprechen, die die beflügelte Kunde von der an ihm da zu vollziehenden Strafe auf den Richtplatz geführt hatte. Er redete ſie mit tödtlicher Hinfälligkeit an:

Der mir bevorſtehende Augenblick mag der Wahrhaftigkeit meiner Worte Zeuge ſein. Ich ſterbe, und ſterbe unſchuldig, weil ich Theodor, euer und dieſes Landes Fürſt und Gebieter bin. Wäre dem nicht alſo, ich ſagte es euch jetzt, um euch des Wahnes zu entheben, von einem Tyrannen beherrſcht zu ſein, der freilich nicht wiſſen mag, daß er zum Tyrannen geworden iſt, und daß er mich unſchuldig dieſem ſchmählichen Tod ergibt. Laßt euch mein Unglück lehren und mahnen, daß der Menſch unerlaubte Liebe meiden ſoll, die ihn jederzeit in Elend und Verderben führt, bezeigt euch mir noch einmal als getreue Unterthanen, indem ihr unſeren Herrgott bittet, er möge mich in ſein Himmelreich aufnehmen und mich in jenem Leben ſo glücklich machen, als ich in dieſem unglückſelig war, und ſeid gewiß, daß wenn mich der Schöpfer in das Paradies eingehen läßt, ich ihn um all das Heil und Wohlergehen für euch anflehen werde, was euch während meines Lebens und während meiner Herrſchaft nicht geworden iſt. So ſtarb Fürſt Theodor Cantacuzeno. Sein unſchuldiger Tod zog nicht allein das Erlöſchen ſeines Hauſes, ſondern auch den Untergang der Familie der Paläologen, ſo wie den Fall des griechiſchen Kaiſerreiches in Conſtantinopel ſelbſt herbei.

XV.

Die Amazone.

Omphale Maſſillon, die Tochter eines reichen Kaufmanns in Dijon erhielt von ihren Eltern eine vortreffliche Erziehung. Ihre glücklichen Anlagen kamen der Sorgfalt, die man um ſie trug, allenthalben zu ſtatten. Alle ihre Neigungen nahmen einen höheren Schwung. Sie war eigentlicher als ein junges liebliches Mädchen, ein hübſcher, munterer Knabe, mit allen geiſtigen Eigenſchaften des männlichen Geſchlechts verſehen. Ihre Eltern waren von ihr entzückt, und ihr Vater wie ihre Mutter fanden oft Vergnügen daran, ſie als Amazone anzuziehen. Sie lernte Latein und ging alle Klaſſen durch. Auch begnügte ſie ſich nicht mit der Gelehrſamkeit. Sie focht und ritt, verſtand ſehr wohl mit Schießgewehr umzugehen, und war die geſchickteſte Jägerin weit und breit.

Schon mit dreizehn Jahren konnte Omphale erwachſen genannt werden, und ihre Eltern dachten an ihre Verheiratung; unfreundlich genug fertigte ſie aber alle Freier ab. Man ſchrieb ihr herbes Betragen ihrer zarten Jugend zu, weil die Mädchen in der Regel ſich in dieſem Alter noch wenig um die Männer kümmern, und die liebenswürdige halb kindiſche halb jungfräuliche Sprödigkeit beſitzen, die gefällt, weil ſie natürlich iſt. Ihre Eltern trugen Geduld mit ihr und riethen ſogar dem begünſtigten Bewerber, ſich nicht abſchrecken zu laſſen, Omphale würde ſchon umzuſtimmen ſein, ſobald ſie erſt vernünftiger geworden wäre. Drei Jahre lang hielt indeß dieſer Zuſtand der Dinge an. Omphale war ernſter und geſetzter geworden. Man ſah ſie die Einſamkeit ſuchen und alle Vergnügungen ihres Alters fliehen. Man nahm noch längeren Anſtand mit ihr, und in der Vorausſetzung, daß ſie irgend eine geheime Neigung nähre, wollte man abwarten, ob dieſelbe nicht mit den elterlichen Abſichten zuletzt in Uebereinſtimmung zu bringen ſei. Trotz aller erdenklichen Aufmerkſamkeit entdeckte man aber nichts. Omphale ward von Tag zu Tage verſchloſſener, ſogar ſchwermüthig, und ihre Geſundheit litt augenſcheinlich unter dem Zuſtande ihres Herzens und Gemüths. Die Eltern fingen an beſorgt zu werden. Sie boten Liebkoſungen, Verſprechungen aller Art auf, um der Tochter Vertrauen zu gewinnen. Es blieb umſonſt. Von dem was, ihnen unbewußt, ſich eigentlich mit Omphalen in der Stille zutrug, gebe das Folgende Rechenſchaft.

Seitdem die erſte Bewerbung um ihre Hand an ſie ergangen war, hatte Omphale reiflich überlegt, daß ſie ſich dereinſt verheirathen müſſe, daß ſie die Frau, Gefährtin, Ehehälfte eines Mannes zu werden, ihm zu gehorchen beſtimmt ſei, und daß ſie ſich, wenn auch nicht in allen Dingen, doch in gewiſſen Verhältniſſen der Ehe ihm zu fügen habe. Sie ertrug dieſen Gedanken nicht. Sie kannte keinen einzigen Mann, deſſen Namen ſie hätte führen, dem ſie ſich hätte hingeben mögen, keinen, mit dem ſie eine gänzliche Gemeinſchaft gewünſcht hätte, dem ſie hätte Kinder gebähren mögen, vielweniger einen, dem ſie gern ihren Willen untergeordnet, ihre Sorgfalt zugewendet hätte. Sie nährte, wie geſagt, einen

Haß und einen Widerwillen gegen das männliche Geſchlecht, denen kein Maß und kein Ziel geſetzt war. Von allen Männern haßte ſie nur einen einzigen, ihren Vater nicht. Man will behaupten, daß dieſe ſeltſame und unnatürliche Sinnesart ihren Urſprung aus der Erziehung genommen habe, die man Omphalen ſchon in früher Jugend gab, und ſehr kluge Leute hangen der Meinung an, man könne die Frauen eben nie zeitig genug gewöhnen, immer weiblich zu ſein. Dem ſei wie ihm wolle, Omphale hatte ſich in ihrem kleinen Kopfe den Gedanken erſonnen und groß gezogen, nimmermehr in den Stand der heiligen Ehe zu treten, obgleich ſie in dem Gefühle der Mutterſchaft etwas ſehr angenehmes ahndete. Denn da ſie ihre Mutter mit Zärtlichkeit liebte und eben ſo ſehr von ihr wieder geliebt ward, ſo fand ſie eine Unendlichkeit von Vergnügen in der Vorſtellung, ein Weſen zu beſitzen, das ihr das Leben verdanke und nur von ihr allein abhängig ſei. Um das Geſchlecht dieſes kleinen erſehnten Weſens kümmerte ſie ſich wahrſcheinlich anfangs nicht. Was ſie aber in ihren ſeltſamen Einfällen immer mehr zu beſtärken beitrug, war, daß ſie nicht ſelten anhörte, wie ihr Vater ihretwegen mit ihrer Mutter in Widerſpruch gerieth, und anſah, wie dieſe gute Mutter deswegen oft heimliche Thränen vergoß. Die Gründe dieſer Zwiſtigkeiten gereichten hauptſächlich dem Vater nicht zu Ehren und zu Gewinn, weil eben er die Hinneigung ſeiner Tochter zum Männlichen vertrat, während die Mutter dagegen Omphalen eine weiblichere Erziehung zu geben beabſichtigte.

Die junge Maſſillon hing drei ganzer Jahre lang, vom dreizehnten bis in das ſechszehnte, ihrem Wahne nach. In dieſem Alter entſchloß ſie ſich ihn zu verwirklichen. Bei der Ausführung ihrer Abſichten bedachte ſie vor allen Dingen einen jungen Menſchen ſo hinlänglich niedrigen Herkommens aufzufinden, daß ihren Eltern auch nicht die Möglichkeit des Gedankens freiſtehe, ihn ehelich mit ihr zu verbinden. Eine zweite Sorge, die ſie bei dieſer Wahl trug, betraf die Eigenſchaften des Herzens und des Verſtandes dieſes Mannes, denn ſie hätte ihr Kind gern hübſch, gut und klug werden geſehen. Die Schwierigkeit, bei einem gemeinen Mann veredeltere Ausbildung anzutreffen, beſeitigte ihr unbefangener Verſtand dadurch, daß er ſie die reine Einfalt des Gemüthes als Erſatz anſehen ließ. Mit ſolcher, von ihrer Sonderbarkeit abgeſehen, des größten weiblichen Verſtandes würdigen Beſonnenheit, warf Omphale ihre Augen auf einen Gärtnerburſchen von etwa zwanzig Jahren, der nächſt einem ausdrucksvollen Geſichte, helles kaſtanienbraunes Haar beſaß, das ihm in großen Locken auf die Schultern herab fiel, geſittet war, weder trank noch fluchte, in ſeiner Arbeit ſein Vergnügen zu finden ſchien, und zuweilen ſogar ein wenig in dem Bibelauszuge und in anderen ähnlichen Büchern las.

Omphale fing damit an, daß ſie öfter allein und in der Gegend des Gartens, wo der Gärtnerburſche arbeitete, luſtwandelte, und jedesmal, wenn ſie an ihm vorbei ging, die Gelegenheit, das Wort an ihn zu richten, ergriff. Sie brachte auf dieſe Art eine Bekanntſchaft zu Wege, die von ihrer Seite nur die kalte Vernunft ſtiftete, ohne daß der geringſte Grad leidenſchaftlichen Verlangens dabei im Spiele war und ſie an der geraden Verfolgung ihres Zieles irgend hinderte.

Mit dem Gärtnerburſchen war es freilich ein anderer Fall. Er konnte ſo viele Reize nicht gleichgültig in der Nähe ſehen, und fühlte ſeine Sinnlichkeit in hohem Grade aufgeregt. Omphale hatte ein wachſames Auge auf ihn gehabt, und überſah dieſe erwünſchte Wirkung nicht, ſondern nutzte ſie, indem ſie verſuchte, ſie durch tauſend kleine Künſte zu ſchärfen, die den Frauen immer zu Gebote ſtehen, und um ſo gefährlicher werden, je weniger ihnen eine Abſicht unterzuliegen ſcheint. Als ſie annehmen zu dürfen glaubte, daß es mit dem ehrlichen Burſchen ſo weit ſie es haben wollte gediehen ſei, rief ſie ihn eines Tages, da kein Menſch zu Hauſe war, zu ſich, ließ ihn in eine Laube treten und redete ihn alſo an: Benignus, ihr ſeid ein guter Junge, ich halte euch für verſtändig, klug und verſchwiegen. Ich habe euch etwas zu ſagen, das geheim gehalten werden muß. Doch ehe ich euch in mein Vertrauen ziehe, muß ich euch zu wiſſen thun, daß ihr für den Dienſt den ich von euch verlange, Geld genug haben ſollt, um für eure ganze Lebenszeit ſelbſtändig zu ſein. Denn alles was mir ſeit langer Zeit geſchenkt worden iſt, habe ich zurückgelegt und an zweitauſend Thaler in blanken Goldſtücken zuſammengeſpart, die, alſobald ihr euch meinen Vorſchlag gefallen laſſet, euer leicht erworbenes und wohl geſichertes Eigenthum ſind. Nur das einzige Verſprechen verlange ich von euch dafür mit einem Schwure, daß ihr euch ſofort, nachdem ihr mir den Dienſt leiſtetet, für immer aus der Stadt entfernt. Für dieſes Verſprechen lege ich den zweitauſend Thalern noch einige Koſtbarkeiten, die faſt eben ſoviel werth ſind, zu, und ſtelle euch einen eigenhändigen Schein aus, daß ihr das Alles zum Lohn eines großen mir gethanen Dienſtes erhalten habt. — Verſprechen ſie mir nicht ſo viel, Mamſell; was ſie von mir haben wollen, thu ich gern umſonſt. Reden ſie nur. — Die Gelegenheit . . iſt ſo günſtig . . erwiederte Omphale zögernd, . . . daß ich es euch gleich auf der Stelle ſagen will . . . . aber vergeßt nicht meine Bedingungen. . . . — Nein, nein, Jungfer Omphale — Wollt ihr mir einen Schwur thun, daß ihr ſie zu halten denkt? — Befehlen Sie mir nur, was ich ſchwören ſoll. — Ich ſchwöre bei meiner armen Seele . . . und meiner ewigen Seligkeit . . . . niemals einem Menſchen zu verrathen . . . was ich Mademoiſelle Maſſillon für einen Dienſt leiſtete, und augenblicklich darauf dieſe Stadt zu verlaſſen, um keinen Schritt je wieder hierher zurück zu thun. — Benignus ſchwur. — So fern ich dieſen Schwur nicht unverbrüchlich halte, ſtraf mich Gott. — Benignus ſprach es nach. — Hebt eure Hand zum Himmel auf. — Da iſt ſie . . . — So iſt es gut. Nun hört mich . . . — Ich ſoll doch keinem Menſchen etwas Böſes thun? . . Dafür ſei Gott! Es bringt euch keinerlei Gefahr, Benignus. Es läßt ſich aber ſo ſchwer ſagen, was es iſt. Ich möchte gern . . . Ihr ſollt . . Benignus . . . ich will . . . Stellt euch ganz nah zu mir . . . noch näher . . . immer mehr heran. Ich würde gern, Benignus, . . . was eure Baſe, Marthe Maſſé iſt — Was Marthe Maſſé . . . — Ja . . . — Sie wollen ſchwanger werden, Mamſell Omphale? — Ihr habt's gehört, Benignus. Es iſt euch kein Geheimniß mehr. — Das iſt doch wunderlich! ſagte Benignus und lachte ſie einfältig an. Nun, wollt ihr alſo, Benignus, oder wollt ihr nicht? — Ja, ich fürchte mich nur gar zu ſehr vor dem Herrn. — Ich gebe euch nicht an, Benignus, und ihr ſollt auch fort. — Aber er hat lange Arme, der Herr Papa! — Er kann nicht wiſſen wo ihr ſeid, ihr nehmt einen anderen Namen an. . . .

Es iſt, nach allen dieſen glücklich beſeitigten Einwendungen, ein junges Mädchen ſchwerlich jemals mit kälterem Blute, mit ſolcher Ueberlegung und Beſonnenheit gefallen, wie Omphale Maſſillon; es hatte aber auch ſchwerlich je eine Andere derlei Beweggründe dazu wie ſie.

Noch an demſelben Abende ſchickte Omphale, nach Erfüllung ihrer ihm gemachten Verſprechungen, den Gärtnerburſchen fort, und gab durch dieſes raſche Verfahren gewiß den beſten Beweis ihrer Unſchuld und Unerfahrenheit. Indeſſen hatte das Schickſal gewollt, ihre Abſicht ſolle erreicht worden ſein. Die erſten Tage nach Benignus Entfernung verrieth die junge Amazone ungewöhnliche Heiterkeit; aber dieſer Zuſtand hatte keine Dauer. Omphale empfand in kurzer Zeit gewiſſe Unbequemlichkeiten, in deren Folge die Roſen ihrer Wangen verblühten. Es kamen Aerzte herbei, die zwar die Natur ihrer Krankheit nicht begriffen, aber doch der zu verſchreibenden Arzeneien keiner Art ermangelten. Omphale hüthete ſich, irgend ein Mittel anzuwenden und ließ ſechs Monate darüber vergehen. Gegen die Mitte des ſiebenten hätte ſich die Veränderung ihrer Geſtalt wohl der Kurzſichtigkeit ſelbſt offenbart. Auf das beſtimmteſte Zeugniß der Eltern, daß ihre Tochter niemals mit einem Manne vertraut oder allein geweſen ſei, behandelten die Aerzte das Uebel als Waſſerſucht. Bemerkenswerth blieb es freilich, daß die Eltern ſo weit von allem Verdachte oder von der Ahndung der Wahrheit entfernt waren, daß es ihnen auch nicht ein einziges Mal in den Sinn kam, das junge Mädchen ernſtlich zu vernehmen. Erſt wie Omphale ſich auf das hartnäckigſte weigerte, in Anderer Gegenwart auch nur einen Tropfen Medizin zu ſich zu nehmen, richtete ihre Mutter eine Gewiſſensfrage an ſie. Hatte nun das junge Mädchen keinen Drang gefühlt, ſolchen Fragen zuvorzukommen und aus freien Stücken das Geſtändniß ihres wahren Zuſtandes zu thun, ſo war ſie doch von jeder Verſtellung weit entfernt. Auf die einfache Anrede ihrer Mutter: Aber, meine Tochter, du haſt alle Kennzeichen . . . warf ſie ſich ihr an die Bruſt und rief, ihr in das Wort fallend, aus: Erwarten ſie von mir, meine Mutter, kein reuiges Bekenntniß einer That, die ich mit aller möglichen Ueberlegung und in Folge eines Planes begangen habe, den ich ſchon ſeit drei bis vier Jahren in meinen Gedanken hegte. Ich verabſcheue die Männer, und vor Allen die, welche mich heirathen wollen; aber ich habe ſtets das innige

Verlangen getragen, mir eine Freundin und Geſellſchafterin in einem anderen Selbſt zu erziehen, ſo wie ich das Ihrige bin. Ihr Vermögen ſetzt mich in den Stand keines Mannes zu bedürfen, um ſorgenlos zu leben. Darum will ich unabhängig mit meinem Kinde bleiben, das keinem anderen Menſchen auf Erden als mir angehören ſoll. Ich will nicht, daß ein Vater meines Kindes Zärtlichkeit und mein Anſehen mit mir theile. Ich habe den, der mich zur Mutter machte, bezahlt, ich habe mein Kind von ihm erkauft und es gehört mir an, wofern das Geſetz nicht duldet, daß alle geſunde Vernunft und alles Eigenthumsrecht umgeſtoßen wird. Ich weiß, meine theure Mutter, daß meine Aufführung ungewöhnlich iſt; aber ich bin auch nicht wie andere Frauen geſinnt. Ich weiß auch, und dies iſt das einzige Bedenken, das ich dabei gehabt habe, daß mein Betragen ihnen Kummer machen wird; aber glauben ſie mir, und verſichern ſie dies auch meinem Vater, daß dieſe Handlung die einzige ſein und bleiben ſoll, die ſie mir jemals vorzuwerfen haben. Es iſt mein ernſteſter Wille, ſie ihnen durch die zärtlichſte Sorgfalt, durch die vollkommenſte Ehrerbietung und durch gänzlichen Gehorſam in allen Dingen außer in dem Punkte meiner Verheirathung, zu vergüten; denn bewürbe ſich jemals noch ein Mann von Ehre um meine Hand, ſo würde er ihrer ſchon durch ſeine Bewerbung unwürdig ſein. Alles, was ich verlange, liebſte Mutter, iſt Mutter zu ſein, Gattin mag ich nun und nimmermehr werden, hundert Mal lieber wäre mir der Tod. Der zukünftige Zweck meines Daſeins ſei nur der, ihnen Freude zu machen und mein Kind unter ihren Augen zu erziehen. Ueberlaſſen ſie es mir ſelbſt, denen zu antworten, die meine Aufführung tadeln und verdammen wollen, ich nehme es auf mich, ſie verſtummen und über die Verwegenheit, mich geſchmäht zu haben, erröthen zu machen. —

Ich habe dich ausreden laſſen, Omphale, entgegnete ihr die Mutter. Dein Geſtändniß, die Art wie du es vorbringſt haben mich der Sprache und ſogar der Kraft des Gedankens beraubt. Das Erſtaunen, worein du mich verſetzeſt, kommt nur meiner Betrübniß darüber gleich. Wenn ich noch allein wäre! . . Aber dein Vater . . . ein Vater, der dich ſo zärtlich liebt, der ſtolz iſt, dir das Leben gegeben zu haben! . . Da ſind wir nun hart genug für unſern Hochmuth beſtraft! — . . . Ach, was wird der Vater dazu ſagen! — Aber, Mutter! rief Omphale mit einer gewiſſen Ungeduld aus, was denken ſie von mir! Sie ſetzen ihre Tochter zu den ſchwachen Geſchöpfen herab, die die Leidenſchaft verblendet oder eine freche Luſt überwältigt hat! Ich, ich ſollte einem Manne unterliegen! Nein, liebe Mutter, lernen ſie ihre Omphale beſſer kennen: es iſt mein Wille geweſen, ich habe mich keines Mannes Willen gefügt . . . . Erlauben ſie mir, daß ich meinen Vater davon benachrichtige. — Was für eine Tochter! — Eine Tochter, die ihres Vaters und ihrer Mutter würdig iſt. — Und wer iſt der Mann? . . . — Fragen ſie mich nicht; ſein Name wird nie über meine Lippen kommen: ich habe ihn aus meinem Gedächtniſſe verwiſcht. Ich habe ihn noch an demſelben Tage bezahlt, er iſt fort, er kann niemals wiederkommen, ohne den abſcheulichſten Meineid gegen mich zu begehen. — O, mein Gott! Alles, was ich hören muß, demüthiget mich immer mehr! — Beruhigen ſie ſich, liebſte Mutter, nur ihr Schmerz geht mir nahe. Laſſen ſie uns das unſchuldige Weſen, das ich unter meinem Herzen trage, ſchonen. Meine Pflichten gegen daſſelbe haben begonnen, und ich darf ſie ſo wenig, wie meine Pflichten gegen ſie, vernachläßigen. — Wollte Gott, du hätteſt die Pflichten gegen uns nicht vernachläßigt, ſo wärſt du noch das, was du ſein ſollteſt. — Ich kann es nicht wünſchen, meine Mutter, wie ſehr mich auch ihre Milde rührt. — Geh', Grauſame, du weißt nicht, wie ſehr dein Vergehen deinen Vater anklagt! — Mein Vergehen? Ja, wenn ich in eine Verbindung gewilligt hätte, würde ich mich unläugbar vergangen haben . . . . Dieſe widerwärtigen Männer werden mir niemals etwas gelten! Ich haſſe, ich verabſcheue ſie! Nur einen einzigen, meinen Vater, liebe ich. — Und jenen anderen? . . . — Ich liebe ihn nicht. Weil er einfältiger, gefügiger als die andern war, habe ich ihn zu meinen Abſichten auserſehen. — Und ihn verbannt? — Ja, Mutter, ihn verbannt. — Omphale, Omphale! ich fürchte, daß du andre Abſichten haſt, und daß dir unſer Leben zu lange währt, um dich mit dieſem deiner Neigung unwürdigen Gegenſtande zu vereinigen. — Nein, nein, meine liebe Mutter, glauben ſie ihrer Tochter, daß ſie weder an dieſem noch an einem andern Manne jemals hangen wird.

So weit war das Geſpräch zwiſchen Mutter und Tochter vorgerückt, als der Vater ſelbſt eintrat. Madame Maſſillon ſchwieg ſtill, Omphale bat ihren Vater um Erlaubniß ihm Dinge von der größten Wichtigkeit zu ſchreiben, die ſie nicht wage ihm mündlich mitzutheilen. — Meine geliebte Tochter wagt nicht mir ihr Herz zu öffnen! ſagte der gute Vater. Habe ich ihr jemals eine Bitte verſagt? — Sie ſind immer unendlich gütig gegen mich geweſen, beſter Vater, aber gerade deswegen würde es mir zu ſchmerzlich ſein zu reden. Geſtehen ſie meiner Schamhaftigkeit die Bitte zu, ihnen ſchreiben zu dürfen . . —

Der Vater gab wie gewöhnlich den Wünſchen einer Tochter, die er vergötterte, nach, und fügte hinzu, indem er ſie bei ihrer Mutter verließ: Wie verſtändig iſt ſie doch! Man zeige mir auf der Welt noch ein Mädchen das meiner Omphale gleicht! — Wie er dich verzieht! ſagte Madame Maſſillon.

Aber was haſt du eigentlich vor deinem Vater zu ſchreiben? — Ein aufrichtiges Geſtändniß, meine Mutter. Ich will ihm die Gründe auseinander ſetzen, die mein Betragen geleitet haben, ich will ihm meine Ausſichten in die Zukunft eröffnen, und an ſein Herz die Bitte legen, meinem Kinde nicht ſeine Zärtlichkeit vorzuenthalten. — So ſchreibe ihm, was du willſt, und thue, was du vermagſt, um den harten Schlag zu lindern, der das Gemüth eines ſolchen Vaters treffen wird. Omphale umarmte ihre Mutter und beeilte ſich ihren Brief folgendermaßen abzufaſſen:

Mein geliebter und verehrter Vater!

Es ſchreibt ihnen eine Tochter, die ihrer würdig iſt und ihnen ein Bekenntniß zu machen hat, das recht wohl jeden andern Vater in Staunen und Zorn verſetzen könnte, der da nicht wie ſie wüßte, wie dieſe Tochter von jeher geſinnt geweſen iſt. Ich habe zwar niemals gewünſcht, ein Knabe zu ſein, aber ich habe nur mit Entrüſtung zugeſehen, wie die Männer uns in der That mit vermeintlichem Rechte immer ſich unterzuordnen gewohnt ſind, obgleich ſie in Geſellſchaften ſcheinen mögen, uns als ihres Gleichen oder ſogar als Weſen, die beſſer ſind als ſie, anzuſehen. Für eben ſo beleidigend halte ich es, daß das Daſein der Frauen in der Ehe ſo ganz untergeht, daß ein Mann, der etwa wie ſie, beſter Vater, nur eine Tochter hat, den Troſt, für ſeine Familie und ſeinen Namen zu arbeiten, nicht erhoffen kann, weil ein Eidam der geliebten Tochter und des elterlichen Erbtheils ſich bemächtiget und eine fremde Familie wie einen fremden Namen damit bereichert und beglückt.

Seit meinem zwölften Jahre habe ich mir zugeſchworen, daß es dereinſt mit Omphale Maſſillon anders werden ſoll.

Ich habe ſie öfters meine Geſinnungen errathen laſſen, und ſie haben ſie zu belächeln geruht. Ich verabſcheue die Männer und habe mir angelobt, mich niemals zu verheirathen. Aber ich habe wohl empfunden, mein Vater, daß mir Pflichten gegen ſie zu erfüllen ſind, und daß ich ihnen Nachkommen ſchuldig bin. Ich habe drei volle Jahre über die Art und Weiſe nachgedacht, meine Wünſche und Neigungen mit meiner Pflicht zu vereinbaren. Es hat ſich meinem Geiſte ein Mittel dargeboten, das ich noch ſechs volle Monate zu der Ausführung reifen ließ, und dann erſt geltend machte, als ich es für erprobt und gut anſah.

Hier ſteht aber, mein theurer Vater, ihre Tochter an dem Punkte, der ſie um Ausdrücke verlegen macht, keuſch genug ihnen zu ſagen, was ſie kühn genug zu vollbringen war. Mit einem einzigen Worte ſei es ausgeſprochen: Ich habe ihnen einen Erben gegeben! . . . . Aber, mein beſter Vater, ich habe alle mögliche Vorſicht angewendet, daß dieſer Erbe ganz ihr Eigenthum ſei und von ſeinem Vater niemals in Anſpruch genommen werden könne. Ich habe nicht mindere Sorge getragen, ihm einen Mann zum Vater auszuſuchen, der einfache Sitten, reines Blut, ein angenehmes Aeußere und einen vortrefflichen Charakter beſitze, ja deſſen gerader unverdorbener Sinn noch von keinem Laſter unſerer Zeit angeſteckt ſei. Dieſem Manne habe ich ſeine Gefälligkeit und die Verzichtleiſtung aller Anſprüche auf mein Kind nicht nur mit zweitauſend Thalern abgekauft, ſondern ihm auch überdies alle meine Juwelen geſchenkt, und mit meiner eigenen Hand einen Schein ausgeſtellt: dies ſei alles eine freiwillige Gabe meiner Erkenntlichkeit für einen höchſt wichtigen mir geleiſteten und in einer beſondern, in meinen Händen gelaſſenen Schrift näher bezeichneten Dienſt.

Dies, mein lieber Vater, iſt das Geſtändniß, das ich ihnen zu machen hatte. Ich werfe mich ihnen zu Füßen, nicht um ſie für etwas um Verzeihung zu bitten, das kein Vergehen iſt, ſondern um ſie zu beſchwören: ihr väterliches Wohlwollen gegen mich auch auf mein Kind zu übertragen, das da bald das Licht der Welt erblicken ſoll, es auf ihren Namen taufen zu laſſen, da ſein unbekannter Vater von mir nimmermehr genannt werden wird, und mir zu geſtatten, daß ich es unter ihren Augen, in ihrem Hauſe ſelbſt ernähre und erziehe. Ich werde immer bedacht ſein, ihm die Empfindungen einzuflößen, die ich ſelbſt für ſie hege, ich werde dieſem Kinde meine volle Zärtlichkeit widmen und mir mein ganzes übriges Leben hindurch ſagen: Mein würdiger Vater hatte den Kummer, mich als Mädchen auf die Welt kommen zu ſehen, aber ich war ihm um deswillen nicht minder lieb und werth. Für dieſes Uebermaß von Zärtlichkeit und Güte, erſetze ich ihm, ſo viel an mir iſt, die Stelle eines Sohnes, und gebe ihm einen Erben der ſeinen Namen führt.

Ihre gehorſame Tochter, Omphale Maſſillon.

Dieſen Brief ſtellte des andern Morgens die Kammerfrau dem Herrn des Hauſes zu.

Madame Maſſillon hatte darauf gerechnet, ihre Tochter werde ihn ihr vorher leſen laſſen, und zitterte, wie ſie ihn den Händen ihres Mannes übergeben ſah, am ganzen Körper, nicht allein aus Furcht vor dem zweifelhaften Eindrucke des Geſtändniſſes, ſondern auch aus Wißbegierde, wie das verhängnißvolle Wort von Omphalen ausgeſprochen ſei. Sie blieb gegenwärtig, um ihren Mann zu tröſten oder zu beruhigen, und ward von dem Eingange des Briefes allerdings zufrieden geſtellt. Wie erſtaunte ſie aber über jedes folgende Wort! Sie hätte nimmermehr geglaubt, daß Omphale ſo zu ſchreiben fähig ſei. Der Vater las bis zu Ende, ohne ſeinen Vortrag durch mehr als einzelne Blicke zum Himmel zu unterbrechen, und verrieth ſeine Gedanken dabei auf keine Art. Als er fertig war, ſtürzten Thränen aus ſeinen Augen. —

Wo iſt deine Tochter? ſagte er zu ſeiner Frau. —

Mein lieber Freund, antwortete Madame Maſſillon und umarmte ihn, beruhige dich. Omphale iſt nicht ſo ſtrafbar. Es iſt weder Schwäche noch Leichtfertigkeit von ihr; bedenke die Art, wie du ſie erzogen haſt. — Rufe deine Tochter, meine Liebe, kann ich ſie nicht ſehen? — Verſprich mir wenigſtens, daß du ſie ſchonen willſt. — Ich verſpreche es dir. — Omphale ſoll zu uns kommen, ſagte ſie zu der eintretenden Kammerfrau.

Das junge Mädchen kam mit aufrechtem Haupte, beſcheidenem aber würdigem Anſtande in das Zimmer. Sie trug ein Leibchen von grünem Atlas mit goldenen Borten und ein roſafarbenes mit Spitzen von Silberfäden beſetztes Hauskleid, das ſie beſonders liebte. — Omphale, ſagte der Vater, ich habe deinen Brief geleſen. Nur eines oder das andere findet mit dir ſtatt: entweder du biſt verloren, oder ich geſtehe dir meine volle Achtung und Liebe zu. Ich fordere dich auf, mir die Wahrheit zu ſagen; die geringſte Abweichung von ihr würde meine höchſte Entrüſtung und den ganzen Zorn eines ſchwer gekränkten Vaters nach ſich ziehen. Haſt du nie geliebt? Bedenke, daß ich nur die Wahrheit wiſſen will. — Niemals, mein Vater. Wenn auch dieſes Bekenntniß der Wahrheit gegen mich zeugen ſollte, bin ich doch zu ſtolz, um gegen irgend Jemand auf der Welt, zu ehrfurchtsvoll, um gegen meinen Vater unwahr zu ſein. — Gefiel dir der Mann, den du dir auserwählteſt? — Er iſt von allen Männern der einzige, den ich vielmehr, weil er keine Anſprüche machte, als weil er liebenswürdig war, erträglich fand. — Haſt du ihn für immer von dir verbannt? Für immer, mein Vater. Ich habe ihm die fürchterlichſten Schwüre zu der Bekräftigung ſeines Wortes auferlegt. — Kennt irgend Jemand den Namen und das Verhältniß dieſes Mannes zu dir? — Kein Menſch. Und weder ſie, mein Vater, deſſen Nachſicht ich anflehe, noch meine Mutter, noch irgend Jemand auf der Welt ſoll jemals erfahren, wie er heißt. — Sind alle deine ausgeſprochenen Beweggründe wahr? — So wahr als dieſes himmliſche Licht, dem ich das Glück verdanke, die würdigſten Eltern vor mir zu ſehen. — Beſchwöre mir Alles, was du mir geſagt und geſchrieben haſt. — Ich ſchwöre es ihnen, mein Vater, und meiner zärtlichen Mutter zu. Der Himmel ſtrafe mich mit dem Verluſt ihrer Liebe, wenn ich lüge! — Ich glaube dir Omphale, und erlaube dir, einen Vater zu umarmen, der ſich zu dieſem Namen Glück wünſchen, ja ſich für den beglückteſten Vater halten wird, wenn deine Aufführung fortwährend ſo bleibt, wie du mir ſie jetzt geſchildert haſt.

Madame Maſſillon ſtieß einen Schrei der Freude aus und Omphale umarmte ehrerbietig ihren Vater, der ſie gegen ſeine Bruſt gedrückt hielt. Indem er ſie in die Arme ihrer Mutter zurücklegte, ſagte er: Wir wollen nichts verbergen, liebe Frau, Omphale hat nichts Schimpfliches begangen, was zu verbergen wäre. Betragen wir uns ſo beſcheiden dabei, daß Niemand ſich ein Aergerniß an uns nimmt. Ich werde dein Kind, meine Tochter, an Kindesſtatt annehmen, ſo weit dies mit unſern Geſetzen ſich verträgt. Ich werde alle mögliche Mittel ergreifen, ihm unſere Erbſchaft zu ſichern. Beruhige dich über dieſen Punkt. Ich werfe es dir nicht vor, daß du weder mich noch deine Mutter zu Rathe gezogen haſt, denn wir hätten doch ſchwerlich deine Abſichten anerkannt. Jetzt, da das Unwiderrufliche geſchehen iſt, handelt es ſich nur darum, dich den ſchlimmen Folgen einer ſo ungewöhnlichen Aufführung, ſo weit es möglich iſt, zu entziehen. Du biſt unſere Tochter, und wir können dir unſere Liebe nicht beſſer an den Tag legen, als indem wir uns darein fügen, dich auf deine eigene Weiſe vielmehr als auf die unſere glücklich zu ſehen. — Die ſtolze Omphale war von den Worten ihres Vaters ſo gerührt, daß ſie ſich ihm zu Füßen warf, indem ſie ausrief: Sie, ein Mann! Sie ſind ein Gott! O, mein würdiger Vater! welche Freude wird es mir ſein, ihnen meine ewige Dankbarkeit und Verehrung zu beweiſen. — Omphale, erwiederte er ihr, du haſt Verſtand, vielleicht zu viel, um eine gewöhnliche Frau zu ſein; aber ich weiß nicht, ob du der Rolle, die du übernimmſt, gewachſen biſt. Das ganze Publikum wird die Augen auf dich richten. Ueber dein außerordentliches Betragen werden die Einen lachen, die Anderen Unwillen äußern, Einige, wie wohl die wenigſten, werden dich zwar bewundern, aber es nur in der Stille, dir unvernehmlich thun. Die Dummen, Vorurtheilsvollen werden deine Vertheidiger zu ſchweigen bringen. Faſſe alſo getroſten Muth, denn wenn du der Laſt unterliegen ſollteſt, die du freiwillig auf dich geladen haſt, ſo machſt du dich der Verachtung werth. Omphale, die ſich wieder aufgerichtet hatte, nahm bei dieſem Wort eine ſtolze Haltung an. — Ich, unterliegen! Und wenn ich kleinmüthig genug geweſen wäre, zu zagen, ſo erhöbe mich ſchon dieſe großherzige Rede meines Vaters über mich ſelbſt. Aber glauben ſie mir, ich bedurfte ihrer nicht. Ich wage es ihnen zu ſagen, ſo durchdrungen wie ich auch von dem Uebermaß ihrer Güte bin, ich erröthe nicht über meinen Muth.

Alſo ging ein Auftritt vorüber, von dem gewiß nicht wenig vorher zu fürchten ſtand. Omphale begab ſich in ihr Zimmer und zu ihren ruhigen Beſchäftigungen zurück. Sie fertigte ſelbſt einige kleine Arbeiten, an die junge Frauen in ihrem Zuſtande zu denken pflegen. Der tiefſte Frieden herrſchte in dem ganzen Hauſe, und man begnügte ſich, Omphalen nicht gerade abſichtlich fremden Menſchen vor Augen zu führen. Das Gerücht von ihrem Abenteuer verbreitete ſich allmälig überall hin und ſie ward zum Stadtgeſpräche, als ſie einer Tochter das Leben gab. Ihre Eltern ließen das Kind, wie ihre Tochter es gewünſcht hatte, auf ihren Namen taufen, gaben zu, daß ſie es ſelbſt ſtillte, und verhüteten nur, daß ſie öffentlich ſichtbar ward.

Drei Jahre verfloſſen. Die kleine Hypſipyle Maſſillon wuchs und gedieh als ein liebliches Kind. Ihre Mutter betete es faſt an und trennte ſich keinen Augenblick von ihm, auch wann ſie das Haus verließ. — Anfänglich zeigte man mit Fingern nach ihr, mit der Zeit aber gewöhnte ſich die ganze Stadt unmerklich, ihre That eben ſo anzuſehen wie ſie ſelbſt.

Im dritten Jahre nach der Geburt der kleinen Hypſipyle empfing Omphale Nachrichten von dem Gärtner Benignus. Da der Brief zufällig in die Hände der Eltern gerieth, ſo öffneten ſie ihn und entdeckten das Geheimniß ihrer Tochter.

Der Brief lautete ſonderbar genug alſo:

Sie müſſen wiſſen, liebe Jungfer; daß ich in Paris bin und daß ich mich gleich hierher wandte, nachdem das Bewußte was ſie von mir verlangten, zwiſchen uns vorgefallen und ich von ihnen fortgeſchickt worden war. Da ich nun jetzt eine gute Gelegenheit gefunden hätte mich mit einem Mädchen zu verehelichen, das freilich nicht ſo vornehm iſt wie ſie, und da ich unſerem Pfarrer, ohne ſie zu nennen, unſere Geſchichte in der Gartenlaube beichtete, ſo gab er mir den Beſcheid, er dürfe uns nicht eher trauen, als bis ich es von ihnen ſchriftlich aufweiſen könne. ſie machten keine weteren Anſprüche an mich und meine Perſon. Ich ſchreibe ihnen dieſerhalb, meine liebe Mamſell, und bitte ſie mir zu antworten. Denn ſie haben mir doch blos verboten, daß ich nicht in ihre Gegend kommen ſoll, was ich auch nimmermehr thun werde, weil ich ihnen Alles verdanke was ich bin.

Ihr gehorſamſter

Benignus, der Gärtner.

Nachdem Omphalens Eltern dieſen Brief geleſen hatten, ſchloſſen ſie ihn ſorgfältig wieder zu, um ihn ihrer Tochter einzuhändigen und derſelben durch die Enthüllung ihres Geheimniſſes keine Kränkung anzuthun. Omphale antwortete dem Gärtner, er möge ſich immerhin verheirathen und ſchickte ihm noch ein kleines Geſchenk, was der brave, ihr an Großmuth und Ehrlichkeit nicht nachſtehende Burſche aber nicht annahm, damit ſie nicht etwa glauben möge, er habe ſich aus Eigennutz an ſie gewandt. Er heirathete ſein Mädchen, und Omphalens Geheimniß wäre gewiß nie verlautbart, wenn der junge Mann gegen ſeine Frau hätte ſchweigen können. Wahrſcheinlicherweiſe plauderte er es in einer ſchwachen Stunde gegen ſie aus, und ſie hielt nicht reinen Mund, als ſie einige Zeit darauf, anſtatt ihres Mannes, der ſeines Verſprechens eingedenk blieb, in ſeine Heimath kam. So bald ſich Omphale verrathen ſah, vertraute ſie einigen genauen Freunden ihrer Eltern die Beweggründe ihres Verfahrens ſelber an.

Es würde ſchwer ſein, ſich von der Aufmerkſamkeit und Sorgfalt einen Begriff zu machen, mit welcher ſie ſich der Erziehung ihrer Tochter widmete. Ihre Abſicht ging dahin, aus dem Mädchen eben wieder eine Amazone wie ſie ſelbſt war zu bilden. Es bedurfte aber gar nicht des Einſchreitens der oberſten über ſie wachenden Behörde der Provinz, um jeden entſcheidenden Schritt zu verhindern, den ihr hartnäckiger Wahn ſich möglicherweiſe gegen das wahre Lebensglück ihrer Tochter erlauben konnte. Hypſipyle ward ein ſanftes liebenswürdiges Mädchen, dem die unnatürliche Neigung ſeiner Mutter ſo fremd wie jedem anderen blieb, und das ſich ſpäterhin als erwachſene Jungfrau glücklich verheirathete.

Francesco Algarotti
1712 – 1753

XVI.

Das Luftſchloſs.

Man glaubt, daß die von dem letzten Czar Peter, dem Kaiſer der Moskowiten erbaute Stadt St. Petersburg als Hauptſtadt auch die vergnüglichſte und gelehrigſte Stadt der weiten ruſſiſchen Reiche ſei.

Indem des großen Mannes Geiſt vor Zeiten mit Gründung dieſer Stadt umging, beruhten ſeine Gedanken nicht bloß auf den eigentlichen Dingen des Baues, ſondern ſchweiften auch in die Gebiete der Wiſſenſchaften, der Künſte und des Handels hinüber, weil ſein Beſtreben war, einem barbariſchen, halsſtarrigen Volke zum Trotz, einen Wohnſitz der Kultur zu ſtiften, der würdig ſei, neben den anderen das ſchöne Europa zierenden zu beſtehen.

Der Ruhm dieſes hochſinnigen Fürſten drang im Verlaufe der Zeit auch nach Italien. Es wurde allmälig da bekannt, wie aus vielen Städten nach St. Petersburg gewanderte Künſtler mit offenen Armen empfangen, und mit großen Vorrechten begünſtigt worden waren, ſo bald ſie ſich entſchloſſen, dieſe Stadt als eine neue Heimath anzuſehen. Und es erweckten ſolcherlei Nachrichten in vielen Menſchen und unter andern auch in dem Gemüthe eines jungen Mailänders das Verlangen, nach dem weitentfernten Lande in Verfolgung guten Glückes zu ziehen.

Verlaceci, eben dieſer junge Mann, hatte einen Oheim, einen zwar ſehr gelehrten aber ſchon gar zu lange Zeit in den Gränzen einer von der Stadt unfernen, ihm anvertrauten Pfarrei außer Gemeinſchaft mit anderen Menſchen gebliebenen Herrn oftmals ſagen hören, daß er aus eigenen Verſtandesmitteln die ſchöne Erſindung einer neuen vielfach zuſammengeſetzten Maſchine gemacht habe, womit er zu Folge einer ſeither noch unerhörten Mechanik im Stande ſei, Häuſer, Thürme und ſteinerne Gebäude aller Art, unbeſchadet ihrer Feſtigkeit und Dauerbarkeit, leicht von einem Orte nach dem andern zu verſetzen. Er ging alſo eines Tages zu dem weiſen Seelenhirten und trug ihm ſeine Bitte vor, die Liebe und Freundlichkeit für ihn zu haben, ihm das Geheimniß der Zuſammenfügung einer ſolchen Maſchine anzuvertrauen. Er hege die Abſicht, in entfernte Länder zu gehen, wo ſchon Anderen die Sonne des Glücks freundlich geſchienen habe, und meine, mit einer ſo wichtigen Entdeckung könne auch er dort eines günſtigen Schickſals gewärtig ſein. Der gute Oheim lobte einen ſo verſtändigen Wunſch ſeines jungen Neffen und gab ihm zu verſtehen, daß er gar nicht abgeneigt ſei, darauf einzugehen. Indeſſen fand er doch in der allzugroßen Jugend des Bittenden und vielleicht auch darin eine Bedenklichkeit, daß er wußte, deſſen größte ſeither unternommene Reiſe ſei keine weitere geweſen als die zu den Thoren Mailands in ſein Kirchſpiel hinaus, wonach am Ende zu fürchten ſtehe, er werde, ſo bald er einige Meilen gewandert ſei, die Straße ſchon zu lang finden, und ſeinen Entſchluß bereuend, wiederum nach Hauſe gehen. Es ſchien ihm deshalb gerathen, ein ſo bedeutendes Geheimniß, wie das ſeinige, nicht eher in des Jünglings Hände zu legen, als bis derſelbe am

Orte ſeiner Beſtimmung angekommen ſei, und er ſagte zu ihm mit freundlichem Angeſichte: So wie du überzeugt ſein kannſt, mein lieber Sohn, daß du mich durch einen tugendhaften Wandel gewiß immer bewegſt, für deine Zufriedenheit Alles, was ich für mich ſelbſt thun würde, gern zu thun, ſo magſt du dich auch für verſichert halten, daß ich dir mein Geheimniß jetzt aus keinem andern Grunde vorenthalte, als weil ich dir damit wirklich nützen will. Wofern es dein ernſter Wille iſt, unter jenem andern fernen Himmel dein Glück zu verſuchen, ſo laß mich zuvörderſt von dir hören, daß du an Ort und Stelle gekommen biſt. Gibſt du mir dann die ſichere Kunde, daß mein Geheimniß, zur ſchnellen Bewerkſtelligung und mit der Ausſicht auf einen reichen Gewinn von dir nachgeſucht wird, ſo ermangele ich meinerſeits der vollſtändigſten Mittheilung deſſelben an dich gewiß nicht, ich verſpreche es dir. — Der Jüngling, der vor Verlangen brannte in der Welt herum zu ſchweifen und nicht länger leben zu können glaubte, erreichte er nicht ſeinen Wunſch, erwiederte: Ich bin entſchloſſen, mein lieber Herr Oheim, dieſen meinen Entſchluß auszuführen, du magſt ihn benennen wie du willſt. Aber weil ich mir vorgenommen habe, nach der ſo weit entlegenen Stadt Petersburg zu ziehen, ſo glaube ich nicht, daß es dir leicht fallen werde, mir eben dahin die nöthige Belehrung und Auskunft zu ertheilen, die du mir gegenwärtig durch deine Worte hoffen läßt. — Er erſuchte ihn darauf mit einem großen Umſchweife von Worten, ihn doch wenigſtens in ſo weit zu unterrichten, daß er dem Kaiſer eine nach ſeiner Idee beſchaffene Maſchine anzubieten und deren Vortheile anſchaulich genug zu machen im Stande ſei, um in demſelben das Verlangen zu erwecken, ſie in ſeiner Hauptſtadt in Anwendung gebracht zu ſehen. Ob nun wohl der ehrliche Pfarrherr im Allgemeinen ſehr geheimnißvoll that, und insbeſondere der Beharrlichkeit des jungen Mannes in ſeinem Entſchluſſe, in Betracht der Länge und des Ungemachs einer ſolchen Reiſe, wie auch der Hinderniſſe, die deſſen Unkenntniß der fremden Landesſprache mit ſich brachte, keinen rechten Glauben beimaß, ſo hielt er doch dafür, daß es oftmals als eine Pflicht anzuſehen ſei, die Neigungen junger Leute zu begünſtigen, und beſchloß, ſich gewiſſermaßen ſeinem Neffen anzuvertrauen. Er ertheilte ihm denn zuvörderſt mancherlei Rathſchläge in Bezug auf ſeine perſönliche Sicherheit, empfahl ihm in ſofern die gänzliche Vermeidung vertrauten Umganges mit den Frauen und kam alsdann zu näheren Angaben des großen Maſchinenwerkes. Nichts deſtoweniger behielt er, aus Beſorgniß, es möge einem andern Menſchen verrathen werden, die Hauptſache des Geheimniſſes noch für ſich ſelbſt zurück, und faßte nur mit bedeutender Selbſtverläugnung den Entſchluß, dem Jüngling etwas Geld zu ſchenken, das ihm die Beſchwerden der langen Reiſe erleichtere. Er zählte ihm unter vielen Soldi zwei Filippi auf, umarmte ihn auf das zärtlichſte und wünſchte ihm vom Himmel alles Reiſeglück herab. Der Neffe, der ſeinen Oheim vorher noch nie ſo freigebig geſehen hatte, erheiterte ſich darüber ungemein, und wagte im geringſten nicht mehr zu bezweifeln, er werde ihm ſo bald er erſt in Petersburg angelangt ſei, den Schleier vollſtändig von dem Geheimniſſe des Maſchinenbaues ziehen. Er ging ohne weiteren Verzug nach Mailand zurück, wo er ſich ſchon ſeit einiger Zeit eine Summe Geld aufgeſpart hatte, verwendete einen Theil deſſelben zu einem Pferdekaufe, füllte mit dem übrigen ſeinen Beutel an, ſattelte ſein Roß ohne Aufenthalt und trabte in die weite Welt hinein. Sparſam und rüſtig, von einer Stadt zur andern, kam er vor Ablauf von vierzig Tagen vor Petersburgs Thoren an, in die er noch nicht eingeritten war, als ihm ein junger Kaufmann aus Piacenza begegnete, der vor langer Zeit in Mailand mit ihm in inniger Freundſchaft gelebt hatte und ihm auf der Stelle, indem er ihn wieder erkannte, den Weg vertrat.

Der von den Beſchwerlichkeiten der Reiſe ermüdete Berlaceci hatte ſich mit großen Augen, wie einer, der zum erſten Mal in eine fremde Stadt kommt, überallhin umgeſehen, wendete ſeinen Blick jetzt dahin, wo er ſich bei Namen rufen hörte, und konnte bei dem ſo unerwarteten Anblick des Piacentiners vor Erſtaunen kein Wort hervorbringen. Am Ende ſtieg er jedoch von ſeinem Gaul, umarmte ſeinen alten Freund, der da, ſobald über das gegenſeitige Fragen und Antworten die Nacht eingebrochen war, verlangte, daß Berlaceci ſein Gaſt in ſeinem Hauſe ſei, und ſtimmte gern in dieſen Antrag ein, weil er nach ſo vielen ſchlafloſen Reiſenächten wohl eben Sehnſucht nach einem guten Bette trug. Wie ſie nun zuſammen zur Stadt herein gekommen waren, der Piacentiner ſeinen Freund in der Dämmerung nach ſeiner Wohnung geführt hatte, und Berlaceci wahrnahm, daß dieſelbe ein kleines hölzernes aus ſchlecht zuſammengefügten Bretern und dem bloßen Erdgeſchoſſe beſtehendes Häuschen ohne Treppe war, das keinen andern Hausrath als vier ringsum an den Wänden feſtgenagelte Bänke hatte, erſtarb ihm gar vor Erſtaunen und Schreck das Wort im Munde über das, aus einem paar geſalzenen Fiſchen und ſchwarzem Roggenbrode beſtehende, auf dem nackten Fußboden aufgetragene Abendmal. Er ſagte zu ſeinem guten Freunde: Es ſcheint mir, mein Bruder, als ſei deine hieſige Lebensart und Weiſe, ohne daß es anderer guten Werke bedürfe, der geradeſte Weg zur Seligkeit; aber ich, der ich müd und matt von meiner langen Reiſe bin, gedenke doch von ſo ſtrengem Faſten und von ſolcher Buße befreit zu ſein. Der Piacentiner verwunderte ſich wie es ſchien ſeinerſeits über Berlaccis Worte und ſprach: Kennſt du denn die Sitte dieſes Landes nicht? Hier in St. Petersburg ſind alle Häuſer, wie du morgen ſehen kannſt, von Holz. Das meine iſt vielleicht noch eine der bequemſten Wohnungen in der ganzen Stadt. Der Czar baut jetzt für ſich das erſte ſteinerne Haus, und alle Welt beſtaunt es wie ein Wunderding.

Was bei ſolchen Nachrichten aus dem armen Berlacci wurde, denkt man ſich nicht leicht. Es fiel ihm erſt in dieſem Augenblicke wie ein Stein aufs Herz, ſich auf eine ſolche Reiſe ſo unbedacht eingelaſſen zu haben. Er ſah mit ſtummem Entſetzen, daß ihm der Weg, durch ſeinen unerhörten Mechanismus zu dem gewaltigen Glück zu gelangen, das er in Gedanken ſchon beim Schopfe hielt, ganz abgeſchnitten war, und ließ willig zu, daß ſein Freund ihn weiter belehrend ſprach: Das iſt bei weitem noch nicht die ſchlimmſte Unbequemlichkeit. Sogar eine Matratze und was außerdem zu einem Bette gehört, worauf bei uns jeder arme Wicht in ſeiner Schlafſtätte liegen kann, ſucht man umſonſt in dieſem Lande des Mißbehagens. Wir anderen ehrlichen Leute müſſen wohl oder übel von Fiſchen und Ungethier unſer kümmerliches Leben friſten, und erlangen nicht einmal, wenn wir krank ſind einen Biſſen Fleiſch, weil das froſtige Volk hier faſt Jahr aus Jahr ein ſeine ſtrengen Faſten hält. Berlacci, der als ein denkender Mann ſein Unternehmen faſt ſchon zu bereuen anfing, antwortete: Ach, Freund, aus dem was du mir da geſagt haſt, erkenne ich, daß wir Thoren ſind, um der Hoffnung willen, dereinſt die läſtigen Tage unſeres Alters mit minderer Noth zu verbringen, uns die ſchönen Jahre unſerer Jugend durch tauſenderlei Sorgen zu verkümmern. Droht uns überdies nicht ſtete Ungewißheit, ob wir des Genuſſes, für den wir ſammelten, auch ergraut noch fähig ſind?

Denn das Ungemach, was die Jugend nicht achtet, ſchneidet uns das Leben entweder in ſeiner ſchönſten Hälfte ab, oder bringt uns in die zweite Thränen und Traurigkeit. — Alſo bald ſchlecht geſtimmt, ſich der Sitte und den Gewohnheiten der Moskowiter zu fügen, dachte Berlaceci ſchon auf den Heimweg nach Italien, indem er ſeinem Freunde den Grund ſeiner Reiſe nach St. Petersburg und die Geſchichte der ſchönen Maſchine vortrug, womit er ſteinerne Häuſer über Stock und Stein hinweg zu ſchaffen ſich ſchmeichele. Es gefiel aber dem aufmerkſam ſeiner Rede und deren phantaſtiſchen Ausſchmückungen zuhörenden Piacentiner der Grundgedanke ſeines großen Baus ſo ungemein, in der Annahme, wie viele Leute ihre in der alten Stadt Moskau gelegenen Wohnungen gewiß um jeden Preis nach der neuen noch unbehaglichen Kaiſerſtadt gebracht zu ſehen wünſchten, daß er den verzagten Baumeiſter ermunterte, von ſeinem Wageſtücke ja nicht abzuſtehen, und ihm von ſeinen vielfältigen Erfahrungen goldene Berge verſprach, wofern er ſich mit verſtändigem Willen in die Umſtände ſchicke und getroſten Muthes ſei. —

Berlaceci hatte vorher in ſeinem Freunde nicht den Philoſophen gekannt, der aus deſſen weiſen an ihn gerichteten Lehren jetzt zum Vorſchein kam. Jemehr dieſelben ihn überraſchten, deſto größeren Eindruck machten ſie auf ihn. Und um dem Piacentiner ſeinen guten Willen darzuthun, ſich mit den fremden Sitten zu verſtändigen, bat er ihn, ihm eine Decke zu reichen, und ſtreckte ſich damit auf eine der Bänke hin, um auszuſchlafen.

Wie ſehr ihm des anderen Morgens auch jedes ſeiner Glieder ſchmerzte und zerſchlagen ſchien, ſo ſprang er doch rüſtig und bei Zeiten auf, um ſich in der Begleitung ſeines gefälligen Landsmannes und Wirthes, die Merkwürdigkeiten der Stadt anzuſehen. Vor allen Dingen führte ihn der Piacentiner zu dem Bau des prächtigen Kaiſerpalaſtes, wo der ſelbſt gegenwärtige Czar, die ungeheuern Mauern immer höher empor ſteigen ſah, und die Arbeiter zu regerer Thätigkeit antrieb.

Der Piacentiner war der Meinung, hier ſei die günſtige Gelegenheit, dem Kaiſer ſeinen Freund vorzuſtellen. Er führte ihn in die Nähe und hatte noch nicht lange Zeit verweilt, als Peter den jungen Mann wahrnahm, deſſen angenehme Körpergeſtalt und gute Sitte er wohlgefällig zu betrachten ſchien. Er erkundigte ſich bei dem Piacentiner, wer der Fremde ſei, ließ ihn vor ſich kommen und beſprach ſich auf italieniſch freundlich mit ihm über ſeine Verhältniſſe und Abſichten. Berlacci ſtellte dem Kaiſer ſeine Lage freimüthig vor und ließ ſich auf die Beſchreibung ſeiner großen Transportmaſchine ein, die er ſich willfährig zeigte, zum Nutzen und Frommen der neuen Stadt aufzuerbauen. Der Kaiſer ließ ihn ruhig zu Ende reden, erwog inzwiſchen die Nutzloſigkeit einer ſolchen Erfindung wohl bei ſich und rieth dem Jünglinge, das edle Waffenhandwerk ſo ſchwierigen Unternehmungen vorzuziehen, wodann er ihm in ſeinem Heere eine angemeſſene Stelle übertragen und ihn zu den höchſten Würden befördern werde, führe er ſich immer tapfer und lobenswürdig auf. Berlacci hatte ſich aber leider einmal in den Kopf geſetzt, ſein Glück mit der großen Maſchine machen zu wollen, und wieß die Huld und Gnade des Monarchen von ſich ab, der ihn um ſeiner Unklugheit willen bald verabſchiedete. Der weltweiſe Piacentiner mißbilligte es, daß ſein Freund dies unverhoffte günſtige Geſchick ſo beharrlich verläugnete, und rieth ihm, wofern es ihm jemals wieder ſo freundlich lächele, dem Glücke ja mit keinem ſo traurigen Empfange entgegen zu ſtehen. Er führte ihn ſodann zu den weiteren Sehenswürdigkeiten der neuen Stadt und unter anderen in eine Leineweberei, deren Aufſeherin, eine alte Holländerin, ſie ſehr gefällig aufnahm und wie ſie von dem Piacentiner hörte, der fremde wohlgeſtaltete Jüngling ſei ein Italiener aus Mailand, ein heimliches Auge auf ihn warf. Der Piacentiner überſah nicht ihre günſtigen Geſinnungen, und da er wußte, daß die reiche Frau vom Kaiſer ſehr geachtet wurde, weil ſie nicht nur achtzig gelehrige Kinder des Landes mit der Schärfe ihrer Ruthe, im Spinnen und Weben unterrichtete, ſondern auch ihre Linnen in großer Vollkommenheit verfertigte, ſo fing er an ſeinen Freund verſtohlen zu tröſten, und aufzumuntern, die Alte ja mit glatten Worten zu erfreuen. Er ſelbſt erzählte ihr auf ihre Frage nach den Beweggründen Verlaccis, in die Hauptſtadt des entlegenen Rußlands gekommen zu ſein, auf das Umſtändlichſte, wie ſehr derſelbe in der Kunſt Gebäude jeder Art von einem Orte zum andern zu verſetzen erfahren ſei, und ſchilderte ihr die großen Vortheile, die dem Kaiſer daraus entſpringen würden, feſſele er dieſen Mann durch ehrenvolle und anſtändige Belohnungen in St. Petersburg; ſo daß die gute Dame ungemein begierig in der That zu erfahren ward, was ihr der Piacentiner durch ſeine Rede zu verſtehen gab, indem ſie ihn erſuchte, ihr eine ungeſtörte Unterredung mit dem jungen Manne zu veranſtalten. Gleichwie ſich nun in dieſer Zuſammenkunft die Alte, die da ihr Toskaniſch ſo gut wie eine geborne Italienerin ſprach, bemühte, dem jungen Maſchinenbauer zu offenbaren, was ſie für ihn empfand, ſo verſtand Verlacci, nachdem er ihr ein langes und breites von ſeinem Plane vorgetragen hatte, ſehr gut, in Verfolgung ſeiner Abſichten weiter zu gehen, und zur großen Freude des ihn beobachtenden Piacentiners, die Holländerin mit ſüßen Worten zu girren, bis er allmälig alle ſeine Gedanken über ſein Unternehmen bei ihr geltend gemacht hatte, und ſie durch ſeine

Bitten zu dem Verſprechen bewog, den Kaiſer wo möglich dahin zu veranlaſſen, ihn in der von ihm gewünſchten Eigenſchaft in ſeine Dienſte aufzunehmen. Nach ſo guten Erfolgen ſchied er mit ſeinem Freunde hocherfreut von ſeiner Gönnerin, und ſetzte ſich vor, ihr in allen Dingen zu Gefallen zu leben, damit ſie ihn in ſeiner Laufbahn fördere. Er ſchrak zwar von dieſen Vorſätzen bei dem Gedanken an ſeines Oheims Warnung vor dem vertrauten Umgange mit Frauen reuig einen Augenblick zurück. Sein guter Piacentiner Freund bewies ihm aber, daß jene Warnung auf dies Verhältniß wohl nicht anzuwenden ſei, und gab ihm im Gegentheil eine ganz andere Richtung ſeines Benehmens an. Dieſer Unterweiſung zu Folge beſuchte er von Stund an die Alte, bald unter dieſem bald unter jenem Vorwande und ſchmeichelte ihr, die noch eitel genug war, ſeine Aufmerkſamkeiten auf ſich ſelbſt zu beziehen, ſo ungemein, daß ſie ihm nicht nur jederzeit äußerte, wie gern ſie ihn bei ſich ſähe, ſondern ihm auch zu wiederholtenmalen Gelder gab, mit denen er ſich reich und ſtattlich wie ein moskowitiſcher Edelmann kleidete. Der guten Frau genügte es überdies nicht, nur ſo viel für ihn zu thun. Eines Tages da der Kaiſer zu ihr kam und mit ihr über ihre Webſtühle ſprach, nahm ſie die Gelegenheit zu klagen war, daß das Haus gar zu eng und klein für ihre Arbeit ſei, und erwähnte mit guter Art der außerordentlichen Erfindung Berlaceccis von Mailand, der da in Polen oder Preußen aufzukaufende große Gebäude mit leichter Mühe zu der Zier und Bequemlichkeit der neuaufblühenden Hauptſtadt in ſie herüber zu verpflanzen erbötig ſei. Sie hatte dieſe Worte kaum geſprochen, als ihr der Kaiſer, ein ſehr einſichtiger Herr, erwiederte: Laß ihn auf den Hauptplatz dieſer Stadt den alten baufälligen Thurm von Kronſchlott ſchaffen, Frau, ſo will ich dies für einen Beweis ſeines Wiſſens und Geſchicks anſehen und bereit ſein, ihn mit anſehnlichem Gehalte als meinen Architekten anzuſtellen. Inzwiſchen ſoll der Befehl gegeben werden, daß man dem Berlacci zu ſeinen Verſuchen allen nöthigen Vorſchub thut, und auf der Newa Tannen herunterfährt, weil in der Stadt ſchwerlich Hebebäume genug für ihn aufzubringen ſind. Die alte Holländerin war über den Beſchluß des Czaren ſo erfreut, daß ſie Berlacci auf der Stelle wiſſen ließ, wie ihm nun mehr, als er ſelbſt verlange, zugeſtanden ſei. Des Italieners Scharfſinn erkannte die ſchriftliche Mittheilung ſolch eingetretenen Glücksfalles nach Mailand für das Nöthigſte, damit ihn der Oheim vollſtändiger und genügend die Beſchaffenheit der großen Maſchine erläutere. Er befürchtete nur, ſein Brief könne entweder unterweges verloren gehen, oder, im Fall er glücklich anlange, ſeines mistrauiſchen Oheims Zweifel nicht beſeitigen, und entſchloß ſich, ſich ſeinem Freunde gänzlich anzuvertrauen, den er bei Seite rief und ſeine Wünſche folgendermaßen erörterte: Wenn meine Bitten irgend etwas über dich vermögen, mein lieber Freund, ſo erſuche ich dich, mir zu Gefallen nach Mailand zu gehen und meinen Onkel dahin zu vermögen, ſich ſeines mir gegebenen Verſprechens durch völliges Vertrauen zu entledigen. Der Piacentiner erwog dieſen Vorſchlag eine Weile unſchlüſſig hin und her. Wie ſchwer ihm aber auch der Entſchluß zu einer ſolchen Reiſe ward, ſo nöthigte ihn doch einerſeits das Unternehmen gewiſſermaßen ſelbſt dazu, weil es ſchon zu weit gediehen war, als daß ein vor dem Kaiſer anzuſtellender Verſuch hätte füglich unterbleiben können. Andererſeits vollbrachte ſeine Liebe und Freundſchaft zu Berlacci gern Alles irgend zu Verlangende. Er riß ſich alſo von ſeinen eigenen Geſchäften los, ließ ſich das nöthige Geld geben, und trat die Reiſe nach Italien an.

Inzwiſchen fuhr die gute Alte fort, ihren Berlacci mit Allem zu verſehen, was er bedurfte, um die nöthigen Anſtalten zu einem Verſuche ſeiner Kunſt zu treffen. Es kamen in Petersburg viele Tannenſtämme zu dem großen Baue an, und der Bauherr ſelbſt hielt in Erwartung des inhaltſchweren Briefes aus Mailand ſeine Gönnerin und den Kaiſer mit verſchiedenen Kleinigkeiten auf. Wie es nun aber wohl je zuweilen geſchieht, daß allzugroßes Wohlergehen die Menſchen der nöthigen Vorſicht vergeſſen macht, und daß Ueberfluß an Gütern in ihnen Ueberdruß erzeugt, ſo hub zuletzt der von dem immerwährenden Umgange mit der Holländerin gelangweilte Berlacci alſo mit ſich ſelbſt zu reden an: Berlacci! Was haſt du eigentlich noch länger mit der alten Frau zu thun? Sie hat dich reich gemacht und dir den Weg zu allen Dingen, die du wünſchen mochteſt, gebahnt. Warum ſieheſt du dich nun nicht nach einem jungen Mädchen zu deinem Weibe um, das dir ein hübſches Vermögen zu der Mitgift bringt und dich zu dem zufriedenſten Menſchen von der Welt machen kann? — Als er dieſem Selbſtgeſpräche gemäß auf einem Feſte bald nachher eine ſchöne und reiche Jungfrau des Landes wahrnahm, ſchickte er ſich an, ſich mit Eifer und Aufmerkſamkeiten jeder Art um ihre Gunſt zu bemühen, und entflammte ſeine Holländerin, die ſich dieſer Veränderung ſeines Sinnes wohl verſah, zu ſolcher Eiferſucht, daß ſie jeden ſeiner ferneren Schritte bewachte und ihn ſo lange mit Klagen und Vorwürfen umſonſt beſtürmte, bis ſie die Ueberzeugung gewann, daß ihr dies Alles bei ihm von keinem Nutzen ſei. Dann aber verwandelte ſich auch ihre frühere Liebe zu ihm in bitteren Haß, und obwohl ſie noch viele Thränen um ſeiner Untreue willen vergoß und in tiefſte Betrübniß darob verſunken blieb, ſo nahm ſie ſich doch recht gefliſſentlich vor, aus Rache für die ihr angethane

Schmach ihre Hand und Hülfe von ihm abzuziehen. Berlacecis Unbedachtſamkeit kehrte ſich allerdings nicht daran, daß die Quelle ſeines Wohlſtandes allmälig zu verſiechen ſchien; denn er verſchwendete ſein geringes Beſitzthum ſchneller, als er es erworben hatte, und kam ſo weit herunter, daß er bei keinem Menſchen mehr Hülfe und Vertrauen fand.

Vier Monate ſtrichen darüber hin. Er hoffte zwar immer noch durch ſeine Maſchine mit einem Male Alles wieder zu gewinnen, was ihm durch den verlornen Beiſtand und den guten Willen ſeiner beleidigten Gönnerin zerronnen war. Aber als der längſt erwartete und erſehnte Brief des Piacentiners aus Mailand kam und von dem freudig ungeduldigen Berlaceci erbrochen ward, las er daraus, zu ſeiner ſchweren Demüthigung und Beſchämung, ja zu ſeiner gänzlichen Vernichtung: daß ſein Oheim, ohne irgend etwas an ihn zu hinterlaſſen, geſtorben ſei. —

Furcht vor dem Zorne der Alten und vor der Gerechtigkeit des Kaiſers bemächtigte ſich nach dieſer Kataſtrophe des Unglücklichen dergeſtalt, daß er, ohne ſich von einem Menſchen zu verabſchieden, die wenigen Gelder, die ſich in ſeinem Bereiche vorfanden, nahm, ſein kleines Bündel ſchnürte und an das Geſtade des Meeres lief, über das er ſich in einer Barke, man hat niemals erfahren wohin, flüchtete.

Was die arme Holländerin anbelangt, ſo kann man leicht erachten, daß ſie in der Folge gewiß weniger über die zu Waſſer gewordene Häuſerfahrmaſchine gelacht, als über ihre ſchlecht vergoltene Liebe und Anhänglichkeit geweint haben wird. —

XVII.

Der Mönch von Maronia.

Man muß wiſſen, daß zu den Zeiten des heiligen Kirchenvaters Hieronymus, wie er uns ſelbſt erzählt hat, in Maronia, einem nicht weit von Antiochia gelegenen Dorfe ein braver Mann von dem Ertrage eines kleinen Landgütchens lebte, das er ſelbſt beſtellte, und daß dieſer Landmann von ſeinem Weibe einen einzigen wohlgearteten Sohn Namens Malco hatte, der ſeinen Eltern faſt nicht früher, als zu der Zeit, da er in das erwachſene Alter getreten war und von ihnen verheirathet werden ſollte, zu ſorgen gab. Seine Eltern riefen ihn ſodann einmal vor ſich und ſein Vater ſprach liebreich zu ihm: Du biſt nun ziemlich groß geworden, wie du ſiehſt, mein lieber Sohn, und haſt keine Brüder und Schweſtern; wir aber ſtehen unſrem Alter nahe, und ich ſelbſt trete gar ſchon in mein ſiebenzigſtes Lebensjahr. Da wir alſo bedacht haben, dir ein Weib zu geben, das uns ein Troſt unſerer Hülfloſigkeit, dir ein Glück und eine Freude ſei, indem es mit dir in Gnade vor Gottes Angeſicht leben, und hoffentlich dir den Segen des Himmels durch Kinder in dein Haus bringen wird, ſo wünſchen wir freilich, daß du nicht lange mehr zauderſt dazu zu thun, weil es dir, wie du leicht aus Urtheilen und Beiſpielen anderer Menſchen erkennen magſt, bei vorgerückterem Alter ungleich ſchwerer fallen muß, eine lebenswierige Verbindung einzugehen.

Mit Aufmerkſamkeit hatte Malco der freundlichen Rede ſeines Vaters zugehört, und erwiederte, nach einigen Ausdrücken ſeiner Ehrerbietung, kurz und bündig: er möge ſo geſtaltete Wünſche nicht befriedigen, denn er habe ganz und gar der Welt zu entſagen und dem Dienſte Gottes ſich zu widmen angelobt. Die Eltern wurden über dieſe Worte ſchwer betrübt, und ſtellten zu wiederholten Malen ihrem Sohne vor, wie er durch die Beharrlichkeit in ſolchem Entſchluſſe ſeinen Stamm ausgehen laſſe, deſſen Erhaltung jedem Menſchen erfreulich bleibe, er ſei wer er immer ſei, und wie er ihrem Beſitzthume alſo gar den rechtmäßigen Erben entziehe. Sie mochten ihn aber mit dieſen und ähnlichen Gründen ſo liebreich beſtürmen und bitten wie ſie wollten, er widerſtand unerſchütterlich. Er blieb bei einer und derſelben Antwort die da lautete: er habe ſich entſchloſſen, nur für das Heil ſeiner Seele ferner bedacht zu ſein, und kümmere ſich nicht um das Irdiſche. Ohne daß es dabei ſein Bewenden hatte, erneuerten ſich die elterlichen Bitten und Beſchwörungen beinahe jeden Tag, und wollten kein Ende nehmen. Ja, die alten Leute ſchritten in ihrer Bedrängniß zuletzt zu Drohungen, da ſie ſahen, daß keine guten Worte fruchteten. Und ſo nöthigten ſie leider ihren des unaufhörlichen Verdruſſes müde gewordenen Sohn, ſich vor ihnen Ruhe zu verſchaffen, und zu ſchnellerer Vollziehung ſeines heiligen Entſchluſſes zu entfliehen.

Von der Nähe Perſiens abgehalten, nach dem Oſten vorzugehen, da die große Feindſchaft und die Kriege mit dem Volke der Perſer ſogar die römiſchen Grenzheere nöthigten, auf ihrer Hut zu ſein, ſchlich Malco verſt[illegible] und allein den Einſamkeiten der ſteinigen Wüſte zu, und erreichte nicht ohne Beſchwerden in ihr nach einigen Tagen ein von Heiligkeit und Mönchen erfülltes Kloſter, deſſen Regel er ſich mit Herzensfreudigkeit unterwarf.

In ſeinem neu angenommenen Berufe kaſteiete er ſeine weltlichen Begierden und die Kraft und Friſche ſeiner Jugend mit Faſten und Nachtwachen angelegentlich, und verdiente ſich mit ſeiner Hände Arbeit Tag für Tag die ſpärlichen Bedürfniſſe ſeines Lebens. Als er aber nach einigen in dieſem Kloſter zugebrachten Jahren von ungefähr den Tod ſeines Vaters erfuhr, ergriff ihn die Sehnſucht zu ſeiner verlaſſenen Mutter zu gehen, um ihre Wittwenſchaft zu tröſten. Er hatte nebenbei die Abſicht, das ihm zugefallene Landgütchen und ſein übriges Erbe zu Gelde zu machen, und theils den Armen des Herrn und ſeinem Kloſter zu ſchenken, theils in Gewahrſam zu behalten, um damit nach ſeinem anderweitigen Gutdünken zu thun. Er ging zu ſeinem Abte, um nach Pflicht und Gewiſſen von ihm die Erlaubniß zu ſeiner Reiſe zu erbitten und ſich bei ihm zu verabſchieden. Der vor Alter, wie vor Einſicht und Erfahrung ergraute heilige Abt, machte aber einen großen Aufſtand, indem er zu ihm ſagte, daß dies eine Verſuchung des Teufels, unſeres alten Feindes ſei, der unter dem Deckmantel eines frommen ehrbaren Dinges ſeine Liſten und Schlingen verborgen halte, und auf dieſe Art ſchon viele weiſe und wackere Männer und Mönche genug betrogen habe. Er ſuchte dies durch mancherlei Geſchichten und Beiſpiele zu veranſchaulichen, und gab ſich eine vergebliche Müh, ſeinen geiſtlichen Sohn von den beharrlich feſtgehaltenen Gedanken abzuziehen. Denn weder dieſe noch ähnliche abredende Worte, die vielleicht der heilige Geiſt ſelbſt dem braven Mann auf die Zunge legte, erſchütterten Malco. Da nun der Abt am Ende ſah, daß Vernunftgründe und

Vorſtellungen nichts über den Jüngling vermochten, warf er ſich vor ihm nieder und beſchwor ihn, ſeine Knie feſt umklammernd, bei dem einigen Gott, ihn und ſein Kloſter, das ihn ſo liebreich aufgenommen und ſo ſorgſam erzogen habe, nicht zu verlaſſen, und ſeine Seele und ſeinen Körper doch nicht der Gefahr gleichſam gewiſſen Verderbens auszuſetzen; da der von Varia nach Edeſſa führende Weg, den er nothwendig einſchlagen müſſe, noch unlängſt wegen einiger Schaaren Sarazenen, die durch ihre beſtändigen Räubereien jene Gegenden verwüſtet hätten, unſicher geweſen ſei. Er führte ihm auch das heilige Wort des Evangeliums an: Wer ſeine Hand an den Pflug leget, und ſiehet zurück, der iſt nicht geſchickt zum Reich Gottes, und bedeutete ihn, wie ſein Thun im Grunde eben nichts anderes ſei, als ſich dem Hunde gleich zu ſtellen, der immer zurückkehrt, um ſeinen eignen Auswurf zu beſehen, oder auch dem verirrten und verlaſſenen Schaafe, das freiwillig in den Rachen des Wolfes läuft.

Trotz allem dem beharrte Malco feſt in ſeinem übel berathenen Entſchluſſe zu gehen, und ſo geleitete ihn der heilige Abt, indem er ihm die Gunſt erwies, welche die menſchliche Gerechtigkeit zum Tode Verurtheilten noch zuletzt angedeihen läßt, bis hinaus vor das Kloſterthor, wo ſich der Jüngling, aus Furcht vor den Räubern, anderen deſſelben Weges ziehenden Wandersleuten mit der Uebereinkunft anſchloß, ſich in allen ſie betreffenden Gefahren untereinander beizuſtehen. Die kleine Caravane von etwa ſiebenzig Männern und Frauen jedes Standes und Alters, hatte aber kaum eine Tagereiſe zurückgelegt, als eine ſtarke Schaar Ismaeliten, ſie aus einem Hinterhalte ſo plötzlich und unerwartet mit gezückten Schwertern und wildem Todesgeſchrei überfiel und zerſtreute, daß zwar ein Jedes gleich durch die Flucht ſich zu retten geſonnen war, doch keines der Gefangenſchaft entging. Die

Theilung der Beute gab Malco und ein junges Weib einem und demſelben Herrn, der beide auf Kameele ſteigen ließ und nach einem langen beſchwerlichen Wege, über einen Fluß hinüber, in eine tiefe Einſamkeit führte, wo dem Mönche die Obhut einer Heerde anvertraut ward, und er fern von aller menſchlichen Gemeinſchaft in ſoweit zufrieden lebte, als er an dieſem abgelegenen Aufenthalte ſeinen Beruf ſogar beſſer als im Kloſter zu erfüllen im Stande zu ſein glaubte. Er erwog überdies in ſeinen Gedanken, daß die heiligen Patriarchen des alten Teſtamentes, wie er oftmals in ſeinem Kloſter erzählen gehört und ſelbſt geleſen hatte, an ein eben ſolches Leben lange Zeit gewöhnt geweſen waren. Und ſo blieb ihm von ſeinen vorher ausgeſtandenen Gefahren allerdings die Erinnerung; er ſöhnte ſich aber mit ſeinem dermaligen Zuſtande aus und lobte Gott mit vergnügter getroſter Seele, indem er die Pſalmen, welche er auswendig kannte, zu ſeiner Erbauung abſang. Nur gleichſam noch nicht befriedigt von dem über ihn verhängten Ungemach dachte ihm ſein Schickſal inzwiſchen erneute Betrübniß zu. Einſam und in der Verborgenheit floß ihm ſein ſtilles Leben hin, kein Menſch auf der weiten Welt kümmerte ſich um ihn, und dennoch konnte er ſich den Augen jener Feindin der irdiſchen Glückſeligkeit nicht entziehen. Denn wie ſich in dem Verlaufe der Zeit Malco's Herr der treuen und redlichen Dienſte verſah, die ihm dieſer Chriſtenſklave leiſtete, wie er wahrnahm, daß ſeine Heerde und der Gewinn, den er daraus löſte, von Tag zu Tage wuchs, ließ er ihn zugleich mit der mitgefangenen Magd vor ſich kommen und ſprach zu ihm: Ich bin mit deinem Dienſte ſo wohl zufrieden, Malco, daß es mein Herz gerührt hat und daß ich beſchloſſen habe, dir einen Beweis meines Wohlwollens zu geben, der, wenn du ſeither ſchon eifrig für meinen Nutzen geſorgt haben magſt, groß genug ſein ſoll, dich in der Folge durch das Gefühl der Dankbarkeit zu beſtimmen, mir durchaus ergeben zu ſein. Nimm dieſe Chriſtin hier zu deinem Weibe hin. Ich habe ſie mit dir zugleich gefangen und als meine Magd gebraucht. Lebe mit ihr in Frieden und erfreue dich mit ihr, ſo wie du willſt. Vielleicht daß ſie dir ein Troſt in der unglücklichen Lage wird, die dir dein böſes Geſchick bereitete.

Wie übermäßig auch beſtürzt und traurig ob dieſer Gunſtbezeugung, entgegnete der Mönch doch voller Zuverſicht, er wolle kein Wort von der Ehe hören, denn ſein Geſetz verbiete ihm, ein Weib zu nehmen, das, gleich wie dieſes, bereits eines anderen mit ihr gefangen genommenen und anderwärts entführten Mannes ſei.

Vor Zorn und Wuth knirſchend riß der unbändige Herr ſein Meſſer aus dem Gürtel, um Malco zu tödten, und würde es unzweifelhaft gethan haben, hätte dem Mönche nicht daſſelbe Weib, welches er ſich weigerte anzunehmen, augenblicklichen Schutz verliehen, indem es ſich mit Thränen im Angeſichte vor ihn warf. Der Himmel wollte, daß der ungläubige Ismaelite Malco's Verſtummen über den plötzlichen Schreck und des Weibes rührende Fürbitte für eine ſtillſchweigende Einwilligung in ſein Verlangen nahm und ſich beruhigte; ſo daß der arme Mönch mit ſeiner neuen Gefährtin in die Grotte zurückgeſchickt ward, die ihm und ſeiner Heerde Obdach und Wohnung lieh, und in der er ſich bei einbrechender Nacht von der ihm früher nicht verhaßten Frau, die ihn mit nicht geringerem Unwillen als er ſie betrachtete, ſo entfernt als möglich niederließ.

Wie er nun in Gedanken ſeine vergangene daheim in ſeinem Kloſter verlebte Glückſeligkeit zuſammenfaßte, und mit der Härte ſeiner gegenwärtig ihm erſt recht fühlbar werdenden Knechtſchaft verglich, durch die er ſich gar gezwungen ſehen ſollte, ſeine bisher bewahrte Keuſchheit aufzugeben, ſo überkam ihn plötzlich der verzweifelte Entſchluß, ohne Barmherzigkeit ſein Leben zu beendigen, und er zog ein Meſſer hervor und ſagte, indem er es auf ſich gezückt hielt, zu dem fremden Weibe: Bleibe du hier in Gottes Frieden, Unglückliche. Ich ſcheide aus dieſer Welt, denn ich will mich eher meines Lebens, als meines frommen Gelübdes entledigen. Die Frau hörte dieſe Worte und ſah zugleich den erhobenen Stahl durch die Dunkelheit der Höhle leuchten. Sie ſtürzte auf ihren Leidensgenoſſen zu, griff ihm in den Arm, den ſie mit ausdauernder Kraft abhielt, warf ſich ihm weinend zu Füßen, und beſchwor ihn liebreich bei Allem, was ihr in den Sinn kommen wollte, ſich zu beruhigen. O, Malco, ſagte ſie zu ihm, werde doch nicht dein eigner Mörder, und ſtürze deine Seele nicht auf demſelben Wege ins Verderben, auf dem du ſie thörichterweiſe zu erretten meinſt! Bringt dich der Wunſch, das Gelübde deiner Keuſchheit zu halten, zu einem ſo grauſamen Vorſatze, ſo wiſſe, daß auch ich mich lieber will in Stücken zerhauen laſſen, als mich gegen das heilige Gottesgeſetz vergehen. Und ob ich gleich bis zu unſerer Trennung meinem Gatten in allen Dingen treu und gehorſam geweſen bin, ſo iſt es doch mein Vorſatz, mich der Gemeinſchaft mit ihm zu entziehen, wofern er jemals wieder zu mir käme. Unſerer gemeinſamen Noth mögen wir wohl zu unſerer beiderſeitigen Zufriedenheit entgehen, ſo daß uns weder Vorwürfe in unſeren Gewiſſen, noch Unbill und Mißhelligkeiten von unſerem Gebieter daraus entſtehen, der uns als Mann und Frau ſoll verbunden glauben, derweil wir wie Geſchwiſter zuſammen leben und uns zugethan ſind.

Es geſchah Alles, wie es die junge Frau gerathen und erſonnen hatte. Das fromme Paar ward von Tag zu Tage ſeinem Herrn werther und lieber, und er geſtand ihm immer größere Freiheiten zu, ſeitdem er es durch die Ehe verbunden glaubte, weil er dafür hielt, es müſſe ihm nun auch der leiſeſte Gedanke an Flucht benommen ſein.

Nach einigen Jahren ſtand indes Malco, der dieſe lange Zeit her ein elendes Leben erduldet hatte, eines Tages ſchwermuthvoll in der Wüſte, die weit und breit umher ſeinen Augen nichts als den Himmel und die nackte Erde erſehen ließ. Derweil ſeine Heerde um ihn weidete und ſein tiefſinnendes Haupt in ſeinen auf den Hirtenſtab geſtützten Händen ruhete, ging er in ſeinen Gedanken ſtill und ſchweigend durch, wie viele und wie große Unfälle ihm ſein vergangenes Leben ſchon geboten hatte, und ſein gegenwärtiges noch bot. Da machte ſich in ſeiner Erinnerung auch die Geſellſchaft der heiligen Mönche gelten, in der er auferzogen und erwachſen war. Vor allen anderen ſtellte ſich aber ſeinen Augen das Bild ſeines ehrwürdigen Abtes dar, der ihn mit ſo erbarmender Liebe immer den Weg des Heiles geleitet hatte und bei ſeinem Scheiden ſo herzinnig über ihn betrübt geweſen war.

Indem er ſich ſolcherlei gedankenſchweren Vorſtellungen tiefer als je ergab, nahm er von ungefähr einen Haufen Ameiſen wahr, die nach ihrer Gewohnheit, in einer langen Reihe, geſchäftig einen ſchmalen Pfad ab und zu liefen, bald verſchiedene zu ihrem Unterhalt dienende, feſt in den Mund genommene Dinge zuſammenſchleppten, bald aus den kleinen Höhlen die Erde heraus räumten und dammartig zum Schutze gegen eindringendes Waſſer anhäuften, bald mit ihren Zähnchen die Spitzen der Samenkörner benagten, damit ſie während des Winters nicht in der Erde keimeten, bald die kleinen Leichen ihrer Gefährten mit großer Mühe hinwegtrugen, doch bei keiner dieſer Beſchäftigungen, trotz ihrer ungeheuren Menge, einander beſchwerlich fielen, vielmehr immer zu gelegener Zeit denen, die ſie allzuſchweren Laſten erliegen ſahen, ihre Schultern hülfreich unterſtemmten, und unbeſchadet aller vorwaltenden Ordnung und Geſetzlichkeit, bei zufälligem Begegnen überdies verweilten, und ſich bekrochen, um ſich ihre wechſelsweiſen Abſichten anzuvertrauen.

Die Betrachtung ſolcher Emſigkeit regte ſein unthätiges Gemüth mit einem Male auf, ließ ihm ſeine Knechtſchaft unleidlicher als vorher empfinden, oder ſich wohl mehr ſein dumpfes Unbehagen endlich klar vergegenwärtigen, und flößte ihm wieder ſeine alte Sehnſucht nach den Uebungen ſeines Kloſterlebens ein, deſſen getreues Abbild er in dieſem Ameiſenhaufen zu finden meinte.

Wie er nun in ſeine unwohnliche Behauſung zurückkehrte und ſeine Gefährtin ihm entgegen trat und ihn fragte, warum er ſo tief niedergeſchlagen ſei, ſchloß er ihr ſeine ganze Seele auf. Die gute Frau hatte ihn erſt mitleidend angehört und getröſtet, weil ihr die harte und einſame Lebensart auch ſchon verdrüßlich geworden war. Sie ermahnte und bat ihn aber dann mit ſo vielen und großen Beweggründen ſo herzlich und rührend, ſobald es ihm gelegen ſcheine mit ihr von dannen zu fliehen, und ſich mit ihr dieſer Gefangenſchaft und dieſen Gefahren zu entziehen, daß er ſich entſchloß und erbitten ließ, den Verſuch zu wagen, nach welchem auch die Flamme ſeiner Sehnſucht ſchlug. Er erwog und bedachte Alles lange Zeit bei ſich, und wie es ihm ſchien, die rechten Mittel und Wege gefunden zu haben, wandte er ſich mit den Worten an das Weib: Beachte du wohl, gute Frau, daß es dir nicht nur zukommt, geruhig die ſchickliche Zeit und Gelegenheit zur Ausführung unſeres Vorhabens abzuwarten, und dich mir gänzlich zu vertrauen, ſondern daß du auch mein Vertrauen zu dir dadurch zu rechtfertigen haſt daß du dich wohl hüteſt, irgend etwas, das ich dir ſage, Anderen zu wiſſen zu thun. Eben ſo mußt du unbedingt alle

Furcht von dir werfen, damit du durch keine Unſicherheit oder Zweifel unſere Flucht hinderſt oder zu unſerem Verderben gar vereitelſt. Er vertraute ihr dann das Geheimniß ſeines Planes an, traf jede nöthige Vorkehrung, ſchlachtete zwei der größten Böcke ſeiner Heerde, denen er die Felle zu Schläuchen abzog, und deren Fleiſch er dergeſtalt zubereitete, daß es ihnen auf den langen und öden Wegen ausreichende Nahrung ſei, und nahm den erſten günſtigen Augenblick wahr, mit ſeiner Leidensgenoſſin bei einbrechender Nacht dem Ufer des nächſten Fluſſes zuzufliehen, wo ſie nach einer beſchwerlichen und nicht unbedeutenden Reiſe, die an zehn Meilen gerechnet werden konnte, kaum angekommen waren, als Malco die beiden mitgenommenen Schläuche, die er aufgeblaſen hatte, in die Fluthen warf, ſich rittlings auf den einen ſetzte, ſeine Begleiterin eben ſo auf dem anderen ſich einzurichten nöthigte, und ſich mit ihr der Willkühr der Wellen übergab, die ſie die Strömung des Fluſſes entlang fortriſſen. Beide Flüchtlinge ſtrebten, ſo gut ſie mit ihren Füßen konnten, dem jenſeitigen Ufer an einer entfernten, weiter unten gelegenen Stelle zu, damit ihr, ſie gewiß verfolgender Herr nicht im Stande ſei, ihren friſch getretenen Spuren auch drüben nachzueilen. Während dieſer unbehaglichen und gefahrvollen Schifffahrt büßten ſie einen großen Theil ihrer Mundvorräthe ein, und es blieb ihnen leider nur ſo viel übrig, als im äußerſten Falle bis zum dritten Tage ausreichend war. An dem erſehnten Ufer endlich angetrieben, verwendeten ſie zwar die möglichſte Eile auf ihre Flucht, ſahen ſich aber bei jedem Schritte aus Beſorgniß verfolgt zu werden um, und ſetzten ſowohl aus dieſem Grunde als wegen der glühenden Sonne, die auf ihre Häupter brannte, und aus Furcht vor andern Räubern ihre fernere Reiſe nur bei Nachtzeit fort. Nach dem dritten Tage eines ſo beſchwerlichen Weges, auf dem die

Angſt ihres Herzens ſie zwang bei jedem Athemzuge ihre Augen rückwärts in die öde endloſe Ebene forſchend zu richten, erſahen ſie zwei Menſchen, denen ihr eilender Schritt den Anſchein Verfolgender gab. Eine Unglück verkündende Ahnung zeigte ihnen ſogleich das Bild ihres ihnen auf die Spur gekommenen Herrn, und erhöhete die Beklemmung ihrer Gemüther ins Unendliche. Der Gedanke der ſie bedrohenden unvermeidlichen Todesgefahr nahm ihnen alle Beſinnung und allen Muth hinweg, und keines von beiden wußte mehr wo es war noch wohin es wollte. Erſt als ſie die mit einem Male verlorene Faſſung allmälig wieder gewannen, ſtieg auch der Wille, noch das irgendmögliche für ihre Rettung zu thun, in ihnen auf. Sie ſahen rechter Hand eine tiefe finſtere Höhle vor ſich liegen und drangen in Haſt und Eile hinein. Ihre Schritte hatten ſie aber noch nicht weit vor in den düſteren Schlund getragen, als eine weit ſtärkere Furcht, die anfängliche überwältigend, in ihnen rege ward. Sie bedachten nämlich, daß wildes Raubgethier und giftiges Gewürm vor der übermäßigen Hitze und Sonnengluth jener Gegenden an ſolch ſchattigen Orten Zuflucht zu ſuchen pflegt, und bargen ſich in einer Grube, die ſie links neben ſich offen ſahen. Die beiden Verfolger aus der Ferne, Herr und Knecht, eilten den in den Sand geprägten Fußtapfen nach, kamen zu dem Eingang der Höhle und ſtiegen von den Kameelen ab, auf denen ſie ritten. Der Herr ſchickte zuerſt den Knecht hinein, um die Flüchtigen herauszutreiben und blieb mit entblößtem Schwerte und böſem Willen in ihrer Erwartung ſtehen.

Geblendet, wie man es unter ſolchen Umſtänden von dem grellen Sonnenlichte zu werden pflegt, ſchritt der Knecht tiefer und tiefer vor dem verfolgten Paare, ohne es zu gewahren, vorbei in die Finſterniß, blieb zuletzt unmuthig und ungeduldig ſtehen, und ſchrie mit ſtarker Stimme, ſo laut es ihm möglich war, vor ſich hin: Kommt heraus, ihr niederträchtigen, verruchten Sklaven, die ihr aufgeknüpft zu werden verdient. Euer Herr erwartet euch, um euch den wohlverdienten Lohn eurer ſchmählichen Flucht zu geben. Die unterirdiſche Höhle wiederhallte von dieſem ungeheuren, übermäßigen Gebrüll. Ehe ſich der elende Knecht aber deſſen verſah, ſprang eine grauſame entſetzliche Löwin auf ihn zu, warf ihn in einem Augenblicke zu Boden, packte ihn ſo feſt an der Kehle, daß er umſonſt verſuchte, ſchwach um Hülfe zu rufen und ſchleppte ſeinen, feſt mit den Zähnen in ihrem Rachen gehaltenen, von ſeinem eigenen Blute beſudelten Körper den unheimlichſten Schlupfwinkeln zu. Der Herr erwartete ſeinen Diener geraume Zeit und wußte ſich nicht zu ſagen, was ein ſo langes Ausbleiben bedeute und verurſache. Der Gedanke des vielleicht von zweien gegen einen verſuchten Widerſtands erbitterte ihn zu ſolcher Wuth, daß auch er ſich blindlings und mit wüthendem Geſchrei in die Höhle ſtürzte, indem er nicht nur ſeinen Diener wegen ſo allzugroßer Säumigkeit ſchalt, ſondern auch den unglücklichen Flüchtlingen die ärgſten Läſterungen ſagte, die ſich irgend erſinnen ließen. Er war aber noch nicht weit über die Grube hinausgedrungen, die das Weib und Malco barg, als dieſelbe Löwin, die ſo eben den Diener zerfleiſcht hatte, wüthender wie vorher auch ihm ihre Klauen in die Gurgel ſchlug und ihn auf der Stelle in Stücken riß; darauf aber aus Furcht, in ihrem Lager entdeckt und gefährdet zu ſein, mit den Enden ihrer Haken ihre kleine Löwenbrut faßte und, unbekümmert um die von ihr zerriſſenen Leichname, tiefer in die Höhle trug.

Ungeſehen hatte Malco und ſeine Gefährtin dem Vorgegangenen zugeſehen, und es beſtürmten mannigfaltige ſich widerſprechende Gefühle zu einer und derſelben Zeit ihre Herzen. Erſt machte ſie das in ihre Ohren dröhnende Geſchrei und die wilden Drohungen des Knechtes, der Anblick des zu unerbittlicher Rache gegen ſie bewaffneten Gebieters, über alle Maßen beſtürzt, dann entſetzte ſie das furchtbare Ausſehen des reißenden Thieres auf das äußerſte. Jeden Augenblick gewärtig, deſſen Grimm ſich auf ſie wenden zu ſehen, ſträubte ſich ihnen jedes Haar ihres Kopfes empor, und war das ſchwache Weib, furchtſamer und unvorſichtiger als Malco, drauf und dran einen lauten Schrei zu thun, hätte ſich nicht die Vorſtellung der ihr Leben bedräuenden Gefahren ihr mit ſo ernſter Gewißheit vor Augen geſtellt, daß ſie kalt und regungslos wie ein ſteinernes Bild des Ausganges gewärtigte. Auf der andern Seite wollte es wieder beiden ſcheinen, der Himmel habe ſich jetzt ihrer in der höchſten Noth erbarmt, und ihnen ſolche Hülfe verliehen, wie ſie ſelbſt hätten weder erſinnen noch von ihm erflehen können. Doch glaubten ſie, nach dem Verſchwinden der Löwin, noch immer nicht vollkommen ſicher zu ſein, und wagten ſich erſt unter dem Schutze des anbrechenden Abends aus ihrem Verſteck hervor. So wie ſie die Höhle in ihrem Rücken hatten, beſtiegen ſie die beiden Kameele der Getödteten, ſtärkten und erneuerten mit dem reichlichen Vorrathe von Lebensmitteln, den ſie darauf fanden, ihre durch die ausgeſtandene Ermüdung und Todesangſt erſchöpften Kräfte, ſetzten dann mit neubelebten Hoffnungen, in ihren Herzen Gott dankend und lobpreiſend, auf das ſchleunigſte ihre Reiſe fort, und beendeten dieſelbe nach zehen Tagen glücklich in dem Lager der Römer, deren Tribun ſie, nach Anhörung ihrer ungemeinen Schickſale, dem Proconſul Meſopotamiens Sabinus zuſendete.

Nicht lange hierauf erfuhr Malco das Hinſcheiden ſeines heiligen Abtes aus dieſer Welt und begab ſich mit ſeiner getreuen Genoſſin ſo langer und ſchwerer Mißgeſchicke nach Maronia, wo beide, unter ſtetigem Kirchenbeſuche, dem alleinigen Dienſte des Herrn geweiht, alle Eitelkeiten dieſer Welt verſchmähend, in geſchwiſterlicher Eintracht und gegenſeitiger Liebe bis in ihr hinfälligſtes Alter mitſammen ein heiliges und geruhiges Leben führten, während deſſen Dauer ſie den Bewohnern dieſer Gegenden, und ſelbſt dem heiligen Hieronymus, der ſie ſchrieb, ihre Schickſale oft und wiederholt, nicht ohne ihren Zuhörern Thränen zu entlocken, erzählten und verkündeten.

XVIII.

Lucrezia und Euryalus.

Wie große Ehren dem Kaiſer Siegismund entboten wurden, als er in Siena einzog, iſt bekannt. Man hatte ihm einen Palaſt erbaut, aus dem ihm, nach den Feierlichkeiten ſeiner Empfangnahme, vier verheirathete, an Schönheit, Jugend und Leibeszier reich ſtrahlende Edelfrauen entgegen traten, die man eher für eine Erſcheinung himmliſcher als ſterblicher Weſen hielt. Der Kaiſer war zwar ſchon in Jahren vorgerückt, empfand aber noch große Neigung zu dem Geſchlechte der Frauen, und ergötzte ſich an nichts mehr, als an deſſen Umgange. Sobald er die Edelfrauen ſahe, ſprang er vom Pferde herab, bewillkommte ſie, und brach, zu ſeinen Begleitern gewendet, in Bewunderung ihrer Lieblichkeiten aus. Die Frauen neigten ihre Augen zur Erde und wurden ſchöner durch ihre Schamhaftigkeit. Denn die ihre Wangen überfließende Röthe glich dem Blute des Purpurs auf dem indiſchen Elfenbeine, oder der von der Lilien Schnee gekühlten Roſengluth. Allen Anderen zuvor leuchteten die Vollkommenheiten Lucreziens, eines jungen Weibes unter zwanzig Jahren, das dem Geſchlechte der Camillen entſproſſen und dem überreichen Menelaus als Gattin verbunden war. Lucrezia ragte an Kördergeſtalt über die Anderen empor; ihr reiches goldenes Haar floß ihr nicht wie den Jungfrauen in den Nacken hinab, ſondern war mit Gold und Edelſteinen verflochten und aufgebunden. Auf ihrer edlen, hohen Stirn war keine Falte zu ſehen. Die von wenigem ſchwarzen Haar ſanft geſpannten Bogen ihrer Augenbrauen ſchieden ſich von einander im rechtem Ebenmaße, ihre Augen leuchteten mit ſolchem Scheine, daß ſie wie die Sonne die Sehkraft der Anſchauenden verdunkelten, ja nach ihrer Willkühr tödteten oder die Getödteten wieder ins Leben erweckten. Ihre Naſe trennte die roſigen Wangen in gerader Richtung und Gleichheit, und es konnte Niemand die Lieblichkeit, wann ſie lachte und in jeder Wange ein kleines Grübchen entſtand, ohne das Verlangen ſie zu küſſen ſehen. Ihr Mund war ziemlich und klein, und die korallenfarbigen Lippen, luden zum Kuſſe ein. Ihre kleinen, in gleicher Ordnung geſtellten Zähne ſchienen aus Kriſtall gebildet, und die Rede ihrer beweglichen Zunge lautete gleich dem ſüßeſten Geſange. Was läßt ſich von der Geſtaltung ihres Kinns, und von der Weiße ihres Halſes ſagen, als daß an ihrem Körper nichts unlöbliches war! Ihre innere Bildung entſprach ihrer äußeren, der Niemand, ohne ihren Gatten zu beneiden, anſichtig ward. Nichts hörte ſich lieblicher an, als die züchtigen Worte und der anmuthige Scherz ihrer Lippen. Nicht, wie viele Frauen thun, gab ſie ihre Ehrbarkeit mit ſtrengem Angeſichte kund; ~~wohl aber~~ verhehlte ſie ihre fröhliches Gemüthe nicht mit mehr als ziemlicher Scheu und Blödigkeit, und hegte einen männlichen Geiſt in zarter, weiblicher Bruſt. Ihre Kleidung war mannigfalt und ermangelte nicht der Halsſchnüren, Gürtel, Bänder und Armſpangen, der Schmuck ihres Hauptes wunderſam, und eine Fülle von Perlen und Demanten wand und ringelte ſich ihr um Finger und Haar. Es befand ſich zwar auch unter dieſen Frauen die wenige Tage darauf geſtorbene Katharina Petrucci, deren Sohn der Kaiſer noch als Knaben die Ritterſchaft verlieh, und deren Leichnam er zu Grabe begleitete. Aber ihre wunderſame Schöne und ihr Liebreiz ſtanden Lucrezien nach. Von aller Munde erſcholl Lucreziens Name, der Kaiſer und Alle redeten ihr Lob, und wohin ſie ſich wendete, dahin folgten ihr ſeine und Aller Augen, die ſie ſahen. Vor allen Anderen aber ward Einer mehr als billig zu ihr hingezogen, ein Franke, Euryalus, dem weder ſeine Geſtalt noch ſein Reichthum die Liebe verleideten. Er war an Alter zwei und dreißig Jahr, nicht von hoher, aber von angenehmer ſchöner Geſtalt, hatte leuchtende, ſtets gütig blikkende Augen, und in ſeinen übrigen Gliedern Würde und natürliches Ebenmaß. Die andern Hofleute hatten ſich durch den langen Umzug von Geld entblößt. Dieſer Euryalus aber, der ſchon an ſich reich war und durch die Freundſchaft des Kaiſers viele Geſchenke erhielt, erſchien von Tag zu Tage geſchmückter und herrlicher, in Gold und Purpur und die köſtlichſten Stoffe des Morgenlandes gekleidet, mit ſeinen vielen Dienern und Pferden vor der Welt. Es ging ihm nichts ab, als der Müßiggang, zu Erregung der ſanften Wärme des Gemüths und der gewaltigen Kraft der Seele, die wir die Liebe nennen, und die da Jugend und Ueppigkeit auch in ihm über die freundlichen Güter des Glücks ſiegen ließ. Seiner ſelbſt nicht mehr mächtig, ſo wie er Lucreziens anſichtig ward, begann Euryalus ihr inbrünſtig anzuhangen, und meinte fernerhin nichts zu ſehen, ſo bald ſeine Augen ſich nicht an ihrer Schönheit weideten. Es blieb ſeiner Liebe nicht die Vergeltung aus. Wunderbar! Es gab da ſo viele wohlgeſtaltete Jünglinge. Und eben dieſen einen erwählte ſich Lucrezia. Es gab da ſo viele ſchöne Frauen. Und eben dieſe eine erwählte ſich Euryalus. Nur an dieſem Tage erkannte keines vom beiden die Liebesflamme des Anderen, und jedes meinte in der ſeinigen vergebens zu glühen. Als daher dem geheiligten Haupte des Kaiſers die ſchuldige öffentliche Ehrerbietung erwieſen war, und Lucrezia heim nach Hauſe kam, fand ſie ihr Gemüth eben ſo gänzlich Euryalus zugethan, wie Euryalus das ſeine Lucrezien, und ſie fing ſchon ihrer Ehe zu vergeſſen und ihren Gemahl zu haſſen an, indem ſie ihre Wunde durch das ihr eingeprägte ſüße Bild des Geliebten offen erhielt, und keine Raſt und Ruhe in ſich zu finden wußte. Sie ſprach zu ſich ſelbſt: Ich weiß nicht, wie es kommt, daß ich meinen Gemahl gar nicht lieb haben mag, daß mich ſeine Worte verdrießen, und daß mir allzeit doch das Bild des fremden Mannes, der heute zunächſt dem Kaiſer ſtand, vor Augen ſchwebt? Reiß die empfangenen Flammen aus deiner keuſchen Bruſt, wenn du kannſt. Unglückliche! Wenn du es könnteſt, würdeſt du eben nicht krank ſein, wie du biſt. Eine unbekannte Gewalt zieht mich wider meinen Willen hin. Ein Anderes rathet mir die Liebe, ein Anderes die Vernunft. Ich weiß nicht was das Beſſere iſt, aber dem Schlimmeren folge ich. O, edle ausbündige Bürgerin! Was hat dir dieſer Fremde angethan? Was entbrenneſt du ſolchergeſtalt? Was verlangt dich nach einem Fremdlinge? Wofern dir dein Gemahl mißfällig iſt, ſo mag dir dieſes Land einen Andern geben, den du liebſt. Doch wehe mir! ein ſolcher hätte nicht ſein Angeſicht. Wen rührte nicht ſeine Geſtalt, ſein Alter, ſein Geſchlecht, ſeine Tugenden! Meine Bruſt hat er fürwahr gerührt, und ich verzweifele. Gott ſchick es zum Beſten. Doch wehe! ſollt' ich mich einem Fremdlinge hingeben, ich weiß nicht wem, der wohl von dannen ſchiede, mich verließe und einer Anderen ſich zu eigen gäbe? Dem ſieht freilich ſein Angeſicht nicht gleich, und es berechtigt mich der Adel ſeines Gemüthes, nicht zu fürchten, daß er unſere Liebe verrathen und vergeſſen werde. Was fürcht ich denn, das da ſicher iſt? Ich bin ſchön genug, ihm eben ſo heißes Verlangen nach mir zu geben, wie mir nach ihm gegeben ward, ich bin ſchön genug, ihn ewig an mich zu binden. Wie viele Freier umgeben mich allenthalben, wohin ich mich wende! Wie viele Nebenbuhler bewachen ſich ſtets vor meinen Thüren! Wag ich's und gebe der Liebe nach, ſo wird er entweder hier bei mir bleiben, oder mich mit ſich nehmen, wann er von hinnen zieht. Ich verlaſſe alſo meine Mutter, mein Gemahl und mein Vaterland? Streng iſt meine Mutter und meinen Freuden allezeit hinderlich; meinen Mann will ich lieber entbehren als dulden, das Vaterland iſt da, wo es uns wohl ergeht. Aber meinen guten Ruf verlöre ich. Was ſind mir die Reden der Menſchen, die ich nicht höre? Wer allzuviel auf ſeinen Ruf gibt, wagt nimmer etwas. Viel andere Frauen haben es auch gethan! Den beſchuldigt Niemand des Irrthums, der mit Vielen irrt. So redete Lucrezia innerlich mit ſich ſelbſt. Und auch Euryalus nährte nicht minderes Feuer in ſeiner Bruſt.

Zwiſchen des Kaiſers Hof und ſeiner Herberge lag Lucreziens Haus, ſo daß Euryalus nicht an den Hof gelangen konnte, ohne Lucrezien an den hohen Fenſtern, wo ſie ſich ihm zeigte, zu ſehen. Daß ſie jedesmal erröthete, ſo wie ihr Blick ihn betraf, gab dem Kaiſer zuletzt ihre Liebe kund; denn da er ſeiner Gewohnheit nach, bald dahin bald dorthin und häufig an ihrem Hauſe vorüber ritt, ſo nahm er wahr, daß Lucrezia, ſo oft ſie ſeinen Begleiter Euryalus ſah, die Farbe wechſelte. Er ſagte deshalb einſt zu ihm: Nun, Euryalus, verführſt du die Frauen hier? Das Weib hat dich lieb. Desgleichen hielt er ihm ein andermal, als neide er ihm ſein Glück, wie ſie vor Lucreziens Hauſe vorüber kamen, die Augen mit ſeinem Hute zu und ſprach: Du ſollſt heute nicht ſehen, was du liebſt, ich will mich des an deiner Statt erfreuen. Worauf Euryalus erwiederte: Was Zeichens iſt das, Kaiſer? ich habe nichts mit ihr gemein, und es iſt unvorſichtig von dir, daß du die Umſtehenden argwöhniſch machſt. Euryalus hatte ein kaſtanienbraunes Pferd mit ſtrackem Halſe und fein gebautem Kopfe, das durch ſeine kräftigen Muskeln und ſeinen feurigen Muth auffällig ward, und bei dem gewohnten Schalle der Trompeten nicht ſtille zu ſtehen vermochte, ſondern die Ohren ſpitzte, aus ſeinen Naſenlöchern Funken ſprühte, in das Gebiß knirſchte, die üppige Mähne ſchüttelte und den Boden mit den Hufen zerſtampfen wollte. Dieſem edlen Thiere glich Lucrezia, ſo bald ſie Euryalus geſehen hatte. So lange ſie allein war, ſetzte ſie ſich wohl vor, der Liebe den Weg zu ihrem Herzen zu verſperren; erblickte ſie aber Euryalus, ſo überſtrömten ihre Flammen alles Maß und Ziel. Es iſt wahr, wie es den Weiſen bedünkte, daß die Keuſchheit nur in demüthigen Häuſern wohnet und nur durch Genügſamkeit erhalten wird, in reichen Häuſern dagegen nicht heimiſch bleibt, weil ein jeglicher, der im Schooße des Glückes ruht, ſeinen leiblichen Begierden nachhängt, und immer Ungewöhnliches begehren mag. Je öfteremale Lucrezia Euryalus vorübergehen ſahe, deſtoweniger zügelte ſie auf die Dauer ihre Leidenſchaft. Sie erwog lange Zeit bei ſich, wem ſie ſich vertrauen ſolle. Denn wer da ſchweigend liebt, fühlt um ſo ſchärferes Herzensweh. Zuletzt erſchien ihr einer von ihres Mannes Knechten, ein bejahrter Deutſcher, Soſias mit Namen, der ſeinem Herrn lange gut und getreu gedient hatte, eher ſeines Volkes als ſeiner Perſon wegen ihres Vertrauens am würdigſten. Und da der Kaiſer einſtmals mit einem großen Gefolge von Edlen durch die Stadt an ihrer Wohnung vorüber ging, und ſie Euryalus auch bei ihm ſah, rief ſie Soſias: Tritt hierher, Soſias, und blick aus dem Fenſter hinab. Wo findet man unter allen Völkern dieſen ähnliche Männer? Schaue, wie ſie aufrecht und ſtattlich einherſchreiten, wie ſchön ihnen das goldlockige Haar um das Antlitz wallt! Wie milchfarben ihre Hälſe, wohin ſie ſich wenden! Wie ſtark ihre Bruſt! Dieſer Leute Geſchlecht iſt ein anderes, als unſere Erde erzeugt. Es iſt der Same der Götter, oder ein vom Himmel herabgeſandter Stamm. Wenn meine Augen nicht des Zeugen wären, ſo würde ich dir niemals geglaubt haben, was du mir von ihnen hätteſt erzählen mögen, wiewohl der Ruf von ihnen ſagt, daß den Deutſchen vor allen Völkern der Vorzug gebührt. Kennſt du einige von ihnen? — Ihrer viele, antwortete Soſias. — Auch den Franken Euryalus? — Ich kenne ihn, wie mich ſelbſt. Wozu fragſt du dies? — Ich will es dir ſagen, ſprach Lucrezia weiter, denn deine Gutartigkeit läßt mich hoffen, daß es durch dich nicht offenbar werde. Unter allen, die bei dem Kaiſer ſind, iſt Niemand mir werther als Euryalus, meine Seele iſt voll von ihm, ich weiß nicht, in was für Flammen ich entbrannt bin, ich mag ſein nicht vergeſſen, noch mir ſeinethalb Frieden gönnen, ich gebe mich ihm denn zu erkennen wie ich bin. Geh hin, Soſias, bitt ich dich, und ſag ihm, daß ich ihn lieb habe; ich fordere ſonſt nichts von dir, du ſollſt mir auch nicht umſonſt dieſe Botſchaft thun. — Was höre ich? entgegnete Soſias, ſollte ich eine ſolche Schandthat begehen oder denken? Meinen Herrn verrathen? Frau! Jetzt da ich altere, ſoll ich die Sünde begehen, die ich jung vermieden habe? Lieber verbanne du, edle Tochter dieſer Stadt, die unreine Liebe aus deiner Bruſt und hange nicht verderblicher Anfechtung nach. Löſche das Feuer deiner Begierden aus, denn dies fällt demjenigen nicht ſchwer, der ihrem erſten Andrange widerſteht. Wer hingegen das ſüße Uebel liebkoſend in ſich nährt, der gibt ſich der Knechtſchaft eines harten und übermüthigen Gebieters hin, und vermag ſein Joch nicht abzuwerfen, wann er es will. Wie? wenn dein Mann dies inne würde! Weh! mit was für Strafen würde er dich peinigen! Keine ſolche Liebe mag lange verborgen ſein. — Schweig, ſagte Lucrezia, hierin findet der Schrecken keine Statt. Wer nicht zu ſterben fürchtet, fürchtet nichts. Dieſe Sache mag ein Ende nehmen, wie ſie will, ſo werd ich's leiden. — Wo geräthſt du hin, Unglückliche? fuhr Soſias fort, du willſt dein Haus entehren, und allein von deinem Geſchlechte eine Verbrecherin ſein? Du ſiehſt es für eine ſichere Sache an? Tauſend Augen bewachen dich. Nicht deine Mutter, nicht dein Mann, nicht deine Sippſchaft, nicht deine Mägde werden mit deinem Laſter unbekannt ſein. Geſetzt, daß deine Dienſtleute ſchweigen, ſo werden deine Pferde und Eſel reden, deine Hunde, deine Thüren, deine Marmorſteine werden dich anklagen. Und wenn du es auch Allen verbirgſt, verbirgſt du es doch Gott nicht, der Alles ſieht. Was iſt deine gegenwärtige Pein gegen die Gewiſſensangſt, die du empfinden wirſt, wenn dein verſchuldetes Gemüth ſich vor ſich ſelber ſcheut? Bei großen Sünden wohnt keine Treue. Darum beſchwöre ich dich, bezähme deine gottloſe Liebesgluth und behüte dein reines Gemüth vor ſolcher Unthat. — Ich weiß wohl, daß es recht iſt, wie du ſprichſt, fiel ihm Lucrezia ein, aber ich fühle mich gezwungen, das Unrechte zu thun. Meine Seele erkennt den tiefen Abgrund, vor dem ich ſtehe, und ich ſtürze mit Bewußtſein hinein. Die Leidenſchaft überwindet mich und die Gewalt der Liebe zwingt mein Herz zu thun, was ſie ihr gebeut. Viel, o viel habe ich dawider geſtritten, aber umſonſt. Trag hin die Botſchaft, wenn du dich mein erbarmſt. — Soſias erſeufzete über dieſe Worte und ſprach: Bei dieſem weißen Haare meines Alters, bei dieſer von Sorgen müden Bruſt, und bei den treuen Dienſten, die ich deinem Manne leiſte, fleh ich dich, laß von deinem böſen Willen ab und hilf dir ſelbſt. Wer geſund werden will, iſt ſchon zum Theil geſund. — Lucrezia ſagte: Es iſt noch nicht alle Scham von mir gewichen und ich will dir folgen, Soſias. Meine einzige Rettung in dieſen Nöthen iſt, mit dem Tode der Sünde zuvorzukommen. Vor dieſen Worten erſchreckend ſprach Soſias: Frau, mäßige den Frevel deines zügelloſen Gemüths, und ſei auch im Leben würdig, wie du es im Tode bleiben willſt. — Ich bin entſchloſſen zu ſterben, redete Lucrezia, und durch einen freiwilligen Tod meine Keuſchheit zu bergen. — Ich leid es nicht, rief Soſias. — Lucrezia aber: Wer ſich zu ſterben vorgeſetzt hat, dem iſt nicht zu wehren. — Nun denn, ſprach Soſias, iſt deine Leidenſchaft alſo heiß und zügellos, ſo iſt eher dein Leben als dein Ruf zu berathen, denn der Ruf iſt oftmals trügeriſch und ſagt von dem Böſen Gutes wie von dem Guten Böſes aus. Ich will Euryalus verſuchen. Ich nehme es auf mich dir zu dienen und werde dir wiſſen laſſen, was ich für dich that. Mit dieſen Worten richtete er ihr entzündetes Herz zu neuer Hoffnung und Zuverſicht auf; war aber durchaus nicht willens, was er ihr verſprach, zu erfüllen, ſondern gedachte ihr Verlangen von Tag zu Tag hinzuhalten und zu ſchwächen, weil er wohl wußte, daß durch Aufſchub und Krankheit ſchon viele Liebesflammen erloſchen ſind: bis entweder der Kaiſer von dannen zöge, oder bis ihr Sinn ſich zum Beſſeren wende. Von ſich abweiſen mochte er ihren Auftrag darum nicht, weil er beſorgte, ſie würde einen andern Boten wählen, oder ſich gar ein Leids anthun. Er ſtellte ſich an, oft bei dem Franken ein- und auszugehen, und verſicherte Lucrezien, Euryalus freue ſich ihrer Liebe und trachte nur nach Zeit und Gelegenheit, mit ihr zuſammen zu kommen; benahm ihr aber entweder jede Möglichkeit ihn zu ſehen, oder veranſtaltete, daß er ſelbſt aus der Stadt geſchickt ward, und vertröſtete ſie dann auf ſeine Wiederkehr. Alſo hielt er ihre krankhafte Sehnſucht viele Tage hin, ſagte zuletzt, um nicht zu lügen, wirklich einmal zu Euryalus: O, wenn du wüßteſt, wie lieb du hier gehabt biſt! ließ ſich aber gegen den Fragenden auf keine nähere Erklärung ein.

Inzwiſchen hatte auch Euryalus keine Raſt und Ruhe in ſeinen Gliedern; ein heimliches Feuer durchloderte ſeine Adern und zehrte das Mark ſeiner Gebeine auf. Er wußte freilich von Soſias und von Lucreziens Botſchaft nichts, und ſtrafte ſich innerlich oft, ſo lange er noch ſeines Verſtandes mächtig war, mit den Worten: Weißt du nicht, Euryalus wie gewaltig die Leidenſchaft iſt? Lang Weinen, kurz Lachen. Wer lieb hat, der ſtirbt allweg und liegt doch nimmer todt. Was widerſtrebe ich Armer vergebens? Und warum ſollte es mir nicht anſtehen, der Liebe zu fröhnen? Wer iſt je ein größerer Buhler geweſen als unſer Kaiſer? Was iſt natürlicher, als dieſerlei Anfechtung? Wann die Liebe ſich regt, entflammt ſie die unvernünftigen Thiere und die Wunder des Meeres. Nichts iſt ausgeſchloſſen und der Liebe undurchdringbar. Aller Haß ſtirbt in der Liebe ab. Die Liebe facht die ungeſtümen Flammen der Jugend an und erwärmt dem müden Alter das erkaltete Herz. Unbekannte Wunden ſchlägt ſie ſelbſt der jungfräulichen Bruſt. Warum ſollte ich allein den Satzungen der Natur widerſtehen? —

Nachdem er mit ſich ſelbſt zu dieſem Beſchluſſe gekommen war, that er ſich nach einer Kupplerin um, die an das Weib ſeiner Liebe einen Brief beſtellen möge. Er gab ſein Verlangen einem in ſolchen Dingen wohlerfahrenen und ihm getreuen Diener und Begleiter kund, durch den ihm eine

Frauensperſon gebracht ward, der er dieſen mit ſeinem edlen Geſteine verſiegelten Brief übergab:

Ich entböte dir, Lucrezia, durch dieſes Schreiben gern Gruß und Heil, wäre mir nur einige Macht des Heils. Aber alles Heil und aller Troſt meines Lebens kommt von dir. Ich liebe dich mehr als mich ſelbſt, und glaube, daß das Feuer meines verſehrten Herzens dir nicht verborgen ſei. Es verkündet dir es, wann ich dich ſehe, mein Seufzen und mein thränenfeuchtes Angeſicht. O, leid es, ſanftmüthiglich, daß ich mich gegen dich aufthue. Mich feſſelte dein Liebreiz und die edle Anmuth deiner Geſtalt, die dich vorzüglicher als Alle macht. Was Liebe ſei, habe ich vorher nicht gewußt, du haſt mich ihrer Gewalt unterworfen. Ich habe lange gekämpft, ich bekenne es. Aber die heißen Sonnenſtrahlen deiner Augen haben mich meiner Kraft beraubt. Um deinetwillen entbehre ich Schlaf und Speiſe und Trank, dich lieb ich Tag und Nacht, dein begehr ich, dich rufe ich, dein harr ich, dein denk ich, dich hoff ich, dein freu ich mich, dein iſt mein Gemüth, dein bin ich ganz, du allein vermagſt mich zu erretten oder zu verderben. Thue denn das eine oder das andere, und ſchreibe mir was dir zu willen iſt, auch ſei gegen mich nicht härter mit Worten als du mir mit deinen Augen warſt, die mich banden. Ich bitte nichts größeres, als daß ich zu dir reden und dir ſagen dürfe, was ich dir jetzt ſchrieb. Gib du mir das, ſo leb ich und lebe ſelig, verſagſt du es, ſo erliſcht mein Herz. —

Die Kupplerin ſuchte Lucrezien auf und ſagte zu ihr, da ſie ohne Zeugen war: Dieſen Brief ſendet dir der alleredelſte und mächtigſte Liebhaber des kaiſerlichen Hofes, der dich inniglich bittet, daß du dich ſeiner erbarmen mögeſt. — Die Frau war ihres Gewerbes wegen allgemein und auch bei Lucrezien berüchtigt, der es leid that ſich ein ſo ehrloſes Weib zugeſandt zu ſehen. Sie ſchalt alſobald mit den Worten auf ſie los: Sag an, du Läſterliche, welch Begehren führt dich in dieſes Haus? Was für Unbeſonnenheit hat dir gerathen, mir vor Augen zu kommen? Du unterſtehſt dich in edle Häuſer zu gehen, und mächtige Frauen in Verſuchung zu bringen? Du gibſt mir Briefe! Du ſiehſt mich an und redeſt mit mir! Bedächte ich nicht mehr, was mir zu thun anſtändig iſt, als was du verdienſt, ſo wollte ich dich heut ſo behandeln, daß du nimmer wieder Bulbriefe trügſt. Hinweg, du Vergiftete. Nimm deinen Brief wieder hin. Oder gib ihn mir, daß ich ihn zerreißen und verbrennen mag. —

Sie nahm das Papier, zerriß es in mannigfalte Stücken, und ſagte, als ſie es in die Aſche des Feuers warf: Auch dir gebührt dieſe Strafe, du Kupplerin, die du des Feuers würdiger als des Lebens biſt. Aber entweiche ſchnell, daß dich mein Mann nicht erſieht und nicht die Strafe, die ich dir nachgelaſſen habe, über dich verhängt. Hüte dich wohl, mir je wieder vor Augen zu ſtehen! —

Das Weib hatte Schlimmeres beſorgt, und ſprach bei ſich ſelbſt: Nun willſt du allermeiſt, derweil du nicht zu wollen ſcheinſt. Laut ſagte ſie: Vergib mir, Frau, ich meinte hieran recht zu thun und dir zu gefallen. Es iſt dem anders. Und ſo laſſe ich von meiner Thorheit ab, und komme nicht eh wieder als du willſt. —

Sie ſchied von ihr mit dieſen Worten, hinterbrachte Euryalus: Faſſe Muth, du glücklicher Liebhaber, die Frau hat dich mehr lieb als du ſie. Sei nicht müßig ihr zu ſchreiben. Ich fand ſie traurig, aber ſo wie ich ihr deinen Namen nannte und deinen Brief gab, machte ſie ein freundlich Geſicht und küßte das Papier tauſend Male. Ich zweifle nicht, daß ſie dir bald Antwort gibt. Empfing dann ihren Lohn und ging; trug aber Sorge, um der Verantwortung willen, nicht aufzufinden zu ſein. Lucrezia hingegen ſuchte die einzelnen Stücke des Briefes auf, fügte ſie zuſammen, ein jedes abgeriſſene Wort an das andere, und machte die Handſchrift wieder leſerlich, die ſie mit gierigen Augen tauſend Mal überflog, und mit ihren brennenden Lippen tauſend Mal küßte, bis ſie zuletzt die koſtbaren Bruchſtücke ſorgfältig in ein Neſſeltuch ſchlug, und, bald dies bald jenes Wort ſich in Gedanken zurückrufend, in wenigen Stunden ein Uebermaß von Liebe in ſich ſog. Ihre Antwort an Euryalus lautete:

Laß ab von dem, Euryalus, was du nicht erſtreben ſollſt. Bekümmere mich nicht mehr mit Boten und Briefen, und halte mich fürwahr nicht für eine der Frauen, denen man ein verrufenes Weibsbild zuſenden darf. Suche dir eine andere Bi[illegible]erin, meine Liebe wird immer keuſch und ehrbar ſein, und geſtattet mir nichts Frevles und Ungebührliches. —

Wie hart auch dieſer Brief klang, und wie ſehr er der Ausſage des alten Weibes zu widerſprechen ſchien, ſo eröffnete er doch zu fernerer Gemeinſchaft den Weg. Euryalus ſtand nicht an, auch ſeinerſeits Lucreziens Boten zu vertrauen, und beſorgte nur, der Welſchen Sprache, deren Erlernung er ſich mit allem Fleiße widmete, nicht mächtig genug zu ſein. Wie die Liebe indeß in allen Dingen die beſte Lehrmeiſterin iſt, ſo ſetzte ſie ihn bald in den Stand, ohne fremde Beihülfe, die ihm zu ſeinem erſten Briefe nöthig geweſen war, Lucrezien zu antworten:

Ganz unverſchuldeterweiſe treffe ihn ihr Zorn wegen der Sendung des übelberüchtigten Weibes. Er habe daſſelbe als Fremder nicht gekannt und keine andere Botin ſeiner nichts Unehrbares hoffenden und verlangenden Liebe gehabt. Denn eben als ein frommes Weib halte er ſie über alle Maßen theuer und werth, weil er die Meinung hege, das höchſte Gut einer Frau ſei nicht die vergängliche ſchöne Form und

Bildung, ſondern ihre Zucht und Schamhaftigkeit. Seine Sehnſucht ſtehe nur darnach, ihr ſein Gemüth in mündlicher Zwieſprach zu eröffnen, was da in ſchriftlicher nicht möglich ſei. — Er ſandte ihr mit dieſem Briefe mannigfalte an Stoff und Arbeit koſtbare Gaben zu, und Lucrezia erwiederte:

Ich habe deinen Beief empfangen und klage fürder nicht wegen der Kupplerin. Daß du mich lieb haſt, achte ich nicht groß, denn du biſt nicht der erſte und einzige, den meine Geſtalt dazu verführt. Es haben mich Viele ſchon vergebens geliebt und Viele lieben mich noch vergebens ſo wie du. Mit dir Worte haben mag und kann ich nicht, und wo du nicht eine Schwalbe biſt, findeſt du mich nicht allein, denn die Häuſer ſind hoch und die Zugänge verſchloſſen und verwahrt. Deine Gaben habe ich empfangen. Mich freut ihre künſtliche Arbeit. Auf daß ſie aber nicht als Pfand der Liebe und nicht umſonſt bei mir ſeien, ſo ſende ich dir einen Ring, den mein Vater meiner Mutter gab, und deſſen Edelgeſtein dir nicht weniger gelten mag. —

Euryalus ſchrieb ihr darauf zurück:

Wie übergroße Freude mir dein Brief auch bereitet hat, ſo betrübt es mich doch, daß du meine Liebe zu dir ſo klein achteſt. Es mögen dich Viele lieben, doch es kommt Keines Feuer dem meinen gleich. Du glaubſt mir nicht, weil du nicht mit mir reden willſt. Thäteſt du dies, du dächteſt bald anders von mir. O, daß ich eine Schwalbe wär, daß mir dein Fenſter nicht verſchloſſen bliebe! Warum willſt du nicht mit mir reden, Lucrezia, der ich ganz dein eigen bin, der ich nichts begehre als nach deinem ſittſamen Willen zu thun? Warum tödteſt du mich mit deinen Worten, derweil mir deine Augen das Leben verleihen? Sprich es aus, daß du mich lieb haſt, ſo bin ich ſelig. Daß du meine Gaben nimmſt, danke ich dir. Du magſt dabei denken, was du willſt, meiner Liebe biſt du in ihnen doch eingedenk. Nimm auch gütig auf, was du hierbei empfängſt. Dein Ring kommt nimmermehr von meinem Finger und iſt immer von den vielen Küſſen, die ich ihm deinetwegen gebe, naß. —

Als nun ſolchermaßen viel hin und wieder geſchrieben worden war, fertigte zuletzt Lucrezia folgenden Brief an Euryalus ab:

Ich wollte dich gern, Euryalus, wie du bitteſt, meiner Liebe theilhaft machen, wie es dein Adel und deine Sitte verdient. Ich ſage nicht, wie ſehr mir deine Geſtalt und dein liebreiches Angeſicht gefällt, aber ich muß mich hüten zu lieben, denn ich kenne mich ſelbſt, und weiß, daß ich in der Liebe kein Maß und Ziel halten würde. Ihr Männer ſeid feſteren Gemüthes als wir Frauen, und beſſer im Stande, das Ungeſtüm der Liebe zu bändigen. Ergriff erſt die Gewalt der Leidenſchaft eine Frau, ſo läßt ſie nur im Tode von ihr ab, und gibt ihr nur in Augenblicken Ruh. Wir opfern ihr unſern Ruf und unſer Leben. Jemehr wir des Geliebten entbehren, deſto wilder und rückſichtloſer verlangen wir nach ihm. Darum iſt es mir, der Vermählten, Edlen, Angeſehenen gerathen, mir den Weg der Liebe, fürnehmlich gegen dich den Fremdling, zu verſchließen, und ich will dich gebeten haben, erſtrebe meine Liebe nicht ferner durch die deinige, die da meinen Tod nicht begehren wird. Für deine Gaben ſende ich dir ein klein golden Perlenkreuze. Als Euryalus dieſen Brief empfing, ſchwieg er nicht, ſondern ergriff die Feder und ſchrieb ihr, zu neuen Bitten entzündet, folgendes:

Sei gegrüßt, meine Seele, Lucrezia, die du mich, wenn auch nicht ohne den Beiſchmack der Bitterkeit, mit deinem Briefe beſeligteſt. Ich habe ihn oft geleſen, und öfter geküßt; er rathet mir aber anders als er mir rathen ſoll. Du bitteſt mich, daß ich aufhöre dich zu lieben, weil es dir nicht anſtehe, eines Fremden Liebe zu befriedigen. Aber je länger ich auf deine abmahnenden Schriftzüge ſehe, deſtomehr entzündet mich die Vorſtellung der zierlichen Hand, die ſie niederſchrieb. Genug alſo laß es der unnützen Worte ſein. Heiß die Berge hinab in die Ebene, die Flüſſe zurück in ihre Quellen gehen! Ich vermag ſo wenig meine Liebe zu dir aufzugeben, als die Sonne ihre Bahn aufgibt. Nicht ſo leicht wie du dafür hältſt, Lucrezia, löſcht ein Mann ſeiner Liebe Flammen aus. Glaube mir, daß ich ewig dein bin, und kein Fremder, weil ich nicht als Bürger dieſer Stadt geboren ward. Meine Heimath wird immer da ſein, wo du biſt. Und ob ich jemals von hinnen nach Deutſchland ginge, würde ich doch ſchnell wieder bei dir ſein. Der Geſchäfte des Kaiſers ſind viele in dieſem Lande, bald eine Geſandſchaft bald ein andres Amt. Der Kaiſer bedarf eines Statthalters in Etrurien, und ernennt mich gewiß dazu. Darum glaube nicht, Lucrezia, daß ich von dir ſcheiden kann. Erbarme dich deines Liebhabers, der wie Schnee vor der Sonne vor dir vergeht. Sieh meine Leiden an und ſetze ihnen ein Ziel. Was peinigſt Du mich ſo lange? Ich wundere mich, wie ich ſo langen Kummer habe aushalten, ſo viele Nächte ohne Schlaf und ſo viele Tage ohne Speiſe und Trank habe zubringen können. Siehe, wie mager und wie bleich ich bin. Es iſt ein klein Ding, was noch meine Seele und meinen Leib zuſammenhält. Hätt' ich dir Vater, Mutter oder Kind getödtet, du möchteſt keine härtere Strafe an mir vollbringen können. Strafſt du mich alſo, weil ich dich liebe, was würdeſt du mir erſt in Vergeltung für Böſes thun? Ach, Lucrezia! empfahe mich in Gnade. Laß mich dein Diener ſein, Lucrezia! Könige und Kaiſer haben ihre für getreu erfundnen Diener lieb. —

Wie ein innerlich gebrochener Thurm, der äußerlich noch feſt war und unüberwindlich ſchien, beim erſten Widerſtoße zuſammenſtürzt, ſo ſchloß Lucrezia auf dieſen Brief ihrem Geliebten ihr Herz mit folgenden Worten auf:

Ich mag dir nicht mehr zuwider ſein und dir meine Liebe nicht mehr bergen, Euryalus. Du haſt geſiegt und ich bin die deinige. Ich, Arme, daß ich deine Briefe jemals empfangen mußte! Welchen Gefahren ſetzen ſie mich aus! Sieh zu, daß du halteſt, was du mir geſchrieben haſt. Ich gebe mich deiner Liebe hin. Verläßt du mich, ſo biſt du ein grauſamer Verräther und Böſewicht. Ein Weib zu betrügen iſt leicht, aber je leichter deſto abſcheulicher. Noch iſt Alles wie es war. Gedenkſt du mich zu verlaſſen, ſo ſage es, bevor die Liebe heftiger entbrennt, auf daß wir nicht beginnen, was uns hernach begangen zu haben reut. In allen Dingen iſt das Ende anzuſehen. Ich, als eine Frau, verſtehe wenig. Dir, als dem Manne, liegt es ob, für dich und mich zu ſorgen. Ich gebe mich dir und deiner Treue auf ewig hin. —

Die Liebenden ſandten ſich noch viele Briefe gegenſeitig zu, und glühten beide vor deshalb ſchwer zu befriedigender Sehnſucht nach einander, weil Lucrezia nie allein ausging oder der Obhut ermangelte. Allerdings hütete Menelaus ſeine Hausfrau nicht nur ſo ängſtlich ſondern auch ſo vergeblich wie einen Schatz. Denn es iſt ein allgemeines weibliches Gebrechen, gerade darnach zumeiſt zu ſtreben, was am ſtrengſten verboten iſt. Jemehr die Frauen ihren freien Willen haben, deſtoweniger ſündigen ſie, und ihre Keuſchheit hütet Niemand, wenn ſie es nicht ſelber thun. Eine Frau iſt ein unbezähmtes Thier, das keinen Zaum verträgt.

Lucrezia hatte einen unächten Bruder, dem ſie heimliche Briefe an Euryalus zu beſtellen gegeben und ihre Liebe anvertraut hatte. Dieſer Baſtard wohnte bei der Mutter Lucreziens, die mit ihrer Tochter häufig zuſammen kam, weil ihre Häuſer unfern von einander lagen, und hatte mit ihr den Anſchlag verabredet, an dem Tage nach dem nächſtfolgenden, zu der Stunde, da ihre Mutter in der Kirche ſein würde, Euryalus in ſeine Kammer zu beſcheiden, wodann Lucrezia jene zu beſuchen kommen und bis zu ihrer Rückkehr bei ihm bleiben ſolle. Die Zwiſchenzeit dehnte ſich den Liebenden zu Jahren aus. Das Glück begünſtigte aber ihre Wünſche nicht. Denn an dem feſtgeſetzten Tage ſchien die Mutter Verdacht zu ſchöpfen, verſchloß ihr Haus, wie ſie von dannen ging, hinter ſich, und ſchickte ihren Stiefſohn mit ſeiner traurigen Zeitung fort.

Lucrezia hatte ſich auch einem Vetter ihres Mannes, Namens Pandalus vertraut, und forderte ſogar Euryalus auf, ihn anzureden, indem er treu und verſchwiegen, und vielleicht ihrer Liebe förderlich ſei. Euryalus hielt aber immer nicht für gerathen, ihn in ſein Geheimniß zu ziehen, weil er ihn allerweges Menelaus anhangen ſah, und hintergangen zu werden fürchtete. Während er ſich noch bedachte, was zu thun ſei, erhielt er den Befehl, nach Rom zu gehen, um wegen der Krönung mit dem Pabſte zu verhandeln, und mußte wohl oder übel dem kaiſerlichen Willen Folge leiſten. Er blieb zwei volle Monate aus, die Lucrezia daheim in ihrem Hauſe, bei verſchloſſenen Fenſtern, und, zu Jedermanns Erſtaunen, in Trauerkleidern, verweilete. Ihre Verwandten und Freunde, die ſie oft betrübt und traurig im Bette liegend fanden, maßen es einem körperlichen Uebel bei, und riethen ihr, obwohl vergeblich, zu Arzeneien. Sie ward nicht heiter und froh, und wollte nimmermehr aus ihrer

Schlafkammer gehen, bevor ſie hörte, daß Euryalus wiederkehre und der Kaiſer ihm entgegen geritten ſei.

Gleich als ob ſie aus einem krankhaften Schlaf erwacht wäre, legte ſie aber alsdann ihre leidſamen Kleider von ſich, öffnete ihre Fenſter, und gewärtigte, mit ihren vorigen Zierden angethan, in Freuden des geliebten Mannes. Der ſie alſo erblickende Kaiſer ſprach zu Euryalus: Läugne nicht mehr das Offenbare, Euryalus. In deiner Abweſenheit hat Niemand Lucrezien geſehen, jetzt geht ſie wie die Morgenröthe auf, da du wiederkehrſt. Die Liebe und den Huſten verbirgt man auf Erden nicht. — Du ſcherzeſt, Kaiſer, mit mir, wie du gewohnt biſt, ſagte Euryalus, und gäbſt mich wohl gern dem Gelächter preis. Ich weiß nicht wovon du ſprichſt. Das Wiehern deiner Pferde und das Geräuſch deiner Begleitung hat vielleicht das Weib herbei gelockt. — Dabei blickte er verſtohlen zu Lucrezien empor, und warf Auge in Auge, der erſte Troſt Beider nach ſeiner Wiederkehr.

Wenige Tage darauf erkundſchaftete Euryalus getreuer Diener eine hinter Menelaus Haus gelegene Herberge, aus der man heimlich in ein Gemach deſſelben ſehen konnte. Er machte ſich den Gaſtwirth zum Freunde und führte ſeinen Herrn an den zuvor ſelbſt wahrgenommenen Ort. Beide Häuſer waren nur durch einen engen Sack getrennt, in den nie ein Sonnenſtrahl oder ein menſchlicher Fuß drang, und die Fenſter ſtanden kaum drei Ellbogenlängen von einander ab. Lange ſaß der Liebende daſelbſt, auf einen Glücksfall harrend, der ihm Lucrezien zuführe, und täuſchte ſich am Ende nicht, da ſie kam. Er flüſterte der Geſchäftigen leiſe zu: Was thuſt du, Gebieterin meines Lebens? Wohin wendeſt du deine Augen, mein Herz? Ich bin hier. Auf mich, auf mich ſieh, meine Luſt! — Du biſt hier, mein Euryalus! ſagte Lucrezia, mit dir darf ich reden? O, daß du in meinen Armen wärſt! — Das will ich bald ſein, ſprach Euryalus, ich lege ein Bret hier an, und du öffneſt mir dein Gemach. — Davor hüte dich, Euryalus, antwortete Lucrezia, willſt du mich bei Ehren erhalten ſehen. Es iſt hier zur Rechten ein Fenſter und ein ſehr böſer Nachbarsmann; auch dürfen wir dem Wirthe nicht trauen, der uns beide wohl für weniges Geld verräth. Suchen wir einen andern Weg. Genug daß uns dieſer uns zu ſprechen dient. — Dein Anblick bringt mir den Tod, ſagte Euryalus, drücken dich meine Arme nicht bald an mein Herz.

Sie unterredeten ſich lang an dieſem Orte, warfen ſich mit einem Rohr Geſchenke zu, und Soſias vermerkte mit Schmerzen ihren Verkehr. Umſonſt bemühe ich mich, dachte er, dieſer Liebe Einhalt zu thun. Es ſei denn, daß ich mit Liſt dieſem Ding zuvorkomme, ſo muß meine Frau zu Grunde gehen und meines Herrn ehrlicher Name wird geſchmäht. Von zweien Uebeln ſtelle man das ſchlimmre ab. Die Frau liebt, und das ſchadet nichts, wenn es heimlich iſt. Sie iſt vor Liebe blind und erkennt nicht, was ſie thut. Mag ihre Keuſchheit nicht behütet werden, ſo iſt es genug die Ehre ihres Hauſes zu retten. Die Unkeuſchheit iſt eine allgemeine Sünde der Menſchen, aber der Keuſchere begeht ſie insgeheim.

Indem ſah er Lucrezien aus ihrer Schlafkammer gehen, trat zu ihr und redete ſie mit den Worten an: Wie kommt es, daß du mir von deiner Liebe nichts mehr wiſſen läßt? Du haſt Euryalus nicht minder lieb als zuvor, und verbirgſt es mir? Siehe wohl zu, wem du dich vertraueſt. Die erſte Staffel echter Weisheit iſt, nicht lieb zu haben, die andere ſo zu lieben, daß es nicht offenbar werde. Allein und ohne Beihülfe wirſt du es nicht vollbringen. Du weißt, was Treu und Glaubens du zu mir haben magſt, darum ſage mir was du willſt. Es ſoll meine höchſte Sorge ſein, deine

Liebe geheim zu halten und dich vor der Strafe zu bewahren, damit deinen Mann keine üble Nachrede trifft. — Es iſt dem wie du ſagſt, Soſias, antwortete Lucrezia, und ich vertraue dir. Du warſt, ich weiß nicht wie, allzeit ſäumig ſeither und meinem Verlangen abgeneigt. Jetzt, da du dich mir ſelbſt anbieteſt, will ich deine Dienſte gebrauchen und fürchte nicht von dir betrogen zu werden. Du weißt wie heftig ich liebe. Ich halte es nicht länger aus. Euryalus krankt vor Liebe und ich ſterbe. So wir nur einmal zuſammen kämen, würden wir mäßiger lieben und blieb unſere Liebe eher verdeckt. Geh zu Euryalus und ſage ihm, der einzige Weg zu mir zu gelangen ſei der: Ueber vier Tage brächten uns die Bauern Korn. Er möge ſich als Kärner kleiden, einen Sack auf ſich laden und den Waizen die Treppen hinauf in den Speicher tragen helfen. Mein Gemach habe einen Ausgang nach der Stiege zu, ich wolle ſein an dieſem Tage harren, und ihn zu mir einlaſſen, ſo bald er an die Thüre klopfe. Soſias belud ſich mit dem Verbrechen dieſes Auftrages, weil er größere Uebel fürchtete, und entledigte ſich deſſelben pünktlich an Euryalus.

So traf die Morgenröthe des anberaumten Tages den fürbündigſten und liebſten Diener des Kaiſers, den reichſten an Gütern, Weisheit und Gelehrſamkeit ſehnſuchtvoll des Augenblickes harrend an, da er ſeine purpurnen ſeidnen Kleider ablegen, einen Sack auf ſich nehmen, ſein Antlitz mit häßlichen Farben entſtellen und ſich zu ſchnöden Knechten geſellen möge. Mit kluger Vorſicht der Letzte der von dem Speicher Zurückkehrenden, öffnete Euryalus leiſe die inmitten der Stiege gelegene Thür, verſchloß ſie hinter ſich, und war bei dem geliebten Weibe, das allein bei ſeidner Arbeit vor ihm ſaß. Gott grüße dich, mein ſüßeſtes Leben, ſagte er, da er zu ihr trat. So hab ich dich gefunden, meine

Sehnſucht, ſo mag ich dich umfahen, wonach ich ſo lange dürſtete, wo uns Niemand ſieht, ſo birgt dich keine Wand, keine Ferne mehr meinen Augen! — Hatte auch Lucrezia dieſen Anſchlag ſelbſt gemacht, ſo erſchrak ſie doch über Euryalus plötzlichen Eintritt und meinte eher einen Geiſt als ihn zu ſehen. Unter ſeinen Küſſen und Umarmungen ihr Bewußtſein wiederfindend, erkannte ſie ihn und ſagte: Biſt du es endlich, liebſter Euryalus? — Eine dunkle Röthe übergoß ihre Wangen, ſie ſchloß ihn enger in ihre Arme und drückte einen langen brennenden Kuß auf ſeine Stirn. Dann fuhr ſie fort: In welche Gefahr haſt du dich um meinetwillen begeben! Jetzt weiß ich, daß ich dir die Liebſte bin. Jetzt hab ich deine Liebe zu mir verſucht und bewährt erfunden; aber auch du ſollſt dich nicht in mir täuſchen. Der Himmel wolle unſere Liebe zum Beſten fügen und ihr einen glücklichen Ausgang geben. So lange dieſer Geiſt meine Glieder beſeelt, bin ich keines Menſchen als die deinige. Mein Mann iſt mir wider meinen Willen gegeben und mein Gemüth weiß nichts von ihm. Wohlan, meine Wolluſt und Freude, wirf dies grobe Gewand, die Stricke von dir, und zeige dich mir wie du biſt, als meinen Euryalus. Schon ſtrahlte Euryalus in Purpur und Gold vor ihren Augen, als Soſias an der Thüre rief: Seht euch vor, ihr Liebenden. Menelaus kommt mit raſchen Schritten hierher, ich weiß nicht was er ſucht. Behelft euch ſchnell. — Es iſt ein heimlich Behältniß unter dieſem Bette, ſprach Lucrezia, es ſind koſtbare Sachen darin aufbewahrt. Verbirg dich drein, du biſt in der Finſterniß ſicher vor meinem Manne; aber hüte dich daß du dich nicht rührſt und keinen Laut von dir gibſt. Euryalus war anfangs zweifelhaft, was er thun ſolle, doch befolgte er das Gebot der Frau, die die Thüre aufſchloß und an ihre Arbeit ging.

Menelaus trat mit einem Freunde in ihr Gemach, und ſuchte einige Briefe, deren Inhalt das gemeine Weſen betraf. Als er ſolche weder in Schreinen noch Truhen fand, ſagte er: Vielleicht liegen ſie dort in unſerem verborgenen Fache, bring ein Licht her, Lucrezia, damit ich ſuchen kann. Euryalus erſchrak des bis auf den Tod und mistraute ſchon innerlich Lucrezien, indem er dachte: Weh' mir Thoren! Was anderes als mein Leichtſinn führte mich hierher. Jetzt werd' ich ergriffen, jetzt büße ich meine Ehre und des Kaiſers Gnade ein. Was ſag ich von Ehre und Gnade! Wollte Gott, ich trüge das Leben davon! Wer zieht mich lebendig hier heraus? Der Tod iſt mir gewiß. O, ich eitelſter und größter aller Narren! In dieſen Jammer hab' ich mich freiwillig ſelbſt geſtürzt. Was ſind die Freuden dieſer Liebe, ſo theuer erkauft? Eine kurze Wolluſt für den allerlängſten Schmerz! Belüden wir uns noch damit um das Himmelreich! Aber wunderbar iſt des Menſchen Einfalt. Die kürzeſte Mühe wollen wir nicht um der längſten Freuden willen erdulden. Und in der Liebe, deren Freuden mit Rauch zu vergleichen ſind, untergehen wir willig tauſendfältige Angſt und Sorgen. Jetzt werd' ich bald ſelbſt eine Warnung und ein Gerede aller Menſchen ſein, und weiß nicht, welchen Ausgang es mit mir nimmt. Hilft mir der Himmel über dieſe Gefahr hinweg, ſo ſollen mich der Liebe Schlingen nimmer wieder fahen. O, Gott, erlöſe mich diesmal! Schone meiner Jugend, miß mir nicht meine Unwiſſenheit bei, friſte mir mein Leben, daß ich meine Sünden beichten und büßen mag. Lucrezia hat mich nicht lieb gehabt, ſie hat mich wie einen Hirſch im Netze gefangen. Meine Stunde iſt kommen, und Niemand kann mir helfen als du, mein Gott. Ich habe oft von trügeriſchen Weibern gehört und mich doch nicht vor ihnen zu bewahren gewußt; komme ich aber jetzt davon, ſo ſoll mich keine Frauenliſt je wieder täuſchen. Von nicht minderer Angſt bedrückt, fürchtete Lucrezia für ihres Liebſten Heil wie für ihr eigenes. In drängender Noth immer behender als die männliche, erdachte die weibliche Vernunft indeſſen auch jetzt Hülfe zu rechter Zeit, und gab Lucrezien die Worte ein: Es iſt ein Käſtchen ob dem Fenſter, Menelaus. Bin ich des eingedenk, ſo bargſt du einſt Briefe drin. Laß ſehen ob es die rechten ſind. Sie lief nach dem Fenſter, um das Käſtlein zu holen; ſtieß es aber unbemerkt in die Gaſſe ſo hinab, daß es von ſelbſt zu fallen ſchien und rief: O, eile, Mann, daß wir nicht Schaden erleiden, das Käſtlein iſt zum Fenſter hinuntergefallen. Eile, ſonſt büßen wir unſere Kleinodien und Briefe ein. Lauft, lauft beide hinunter, was ſteht ihr an? Ich will es von hier oben in Augen behalten, damit es nicht fortgetragen wird. —

Wie nun ſchwerlich irgend ein Mann ſo hell ſehen mag, daß er nicht von Weiberliſt betrogen würde, und wie der allein nie betrogen worden iſt, der ſein Weib nie in Verſuchung ihn zu betrügen geführt hat, ſo verdanken wir unſer Glück überhaupt öfter dem Zufall als unſerer Vernunft. Und ſo lief jetzt Menelaus mit ſeinem Begleiter aus dem nach Toskaniſcher Bauart ſehr hohen Hauſe auf die Gaſſe hinab, allwo ſie dem beklommenen Euryalus, zu Vertauſchung ſeines alten Verſteckes mit einem neuen nach Lucreziens Anweiſung, Zeit und Weile ließen. Fanden ſie nicht, indem ſie die einzelnen Schriften und Koſtbarkeiten mühſam und ſorgfältig zuſammenlaſen, weſſen ſie benöthigten, ſo begaben ſie ſich ſodann nach dem Behältniß, worin Euryalus geweſen war, holten das Fehlende daraus hervor, und entfernten ſich. Lucrezia wisperte leiſe, ſobald ſie den Riegel vor die Thüre geſchoben hatte: Komm hervor, mein Euryalus, mein herziges Gemüth, jetzt ſind wir ſicher, komm hervor! Das Glück wollte unſerer Sehnſucht widerwärtig ſein, aber unſere inbrünſtigen Gefühle haben es gerührt. Komm an meine Bruſt! du haſt nichts mehr zu fürchten; was zauderſt du, dich an deine Lucrezia zu ſtürzen? Hier bin ich, komm!

Euryalus entledigte ſich allgemach ſeines Schreckens, und kam hervor. Er umarmte ſeine Geliebte und ſprach: Eine ſo furchtbare Pein habe ich noch nie überſtanden; aber du biſt werth, daß ich ſie um deinetwillen litt. Wer möchte auch ſo ſüßer Küſſe und Umarmungen umſonſt ſich freuen! Ich habe dies köſtliche Gut noch nicht theuer genug erkauft. Ja, ich wollte tauſend Mal ſterben, könnte ich nach meinem Tode wiederum aufleben und dich um dieſen Preis genießen. O, mein Glück, meine Seligkeit! Träume ich, dich zu ſehen, oder ſehe ich dich wirklich? Halte ich dich in meinen Armen? Habe ich dich? —

Lucrezia war mit einem dünnen Gewande bekleidet, das glatt und faltenlos ihren Gliedern anlag, und alle Formen zu erkennen gab, wie die Natur ſie ſchuf. Schneeweis war ihr Hals, ihre Augen glänzten wie das Licht des Morgenſterns, ihr Antlitz verklärte Heiterkeit, auf ihren Wangen blühten Roſen und Lilien, das Lächeln ihres Mundes übertraf den Frühling an Lieblichkeit, ihre vollen Brüſte ſchwellen zu beiden Seiten üppig empor, ſehnſüchtige Luſt erweckend und athmend.

Euryalus riß die Geliebte glühend an ſich, und vergaß aller Scheu und Mäßigung. Sie widerſtand ihm zwar und ſagte: Es gebühre ihr die Sorge um ihre Ehre und um ihren Ruf, ihre Liebe begehre nichts als Küſſe und freundliche Worte. Euryalus antwortete ihr aber: Entweder weiß man es, daß ich zu dir kommen bin, oder man weiß es nicht. Weiß man es, ſo argwöhnt man auch das Schlimmſte von uns, und es iſt thöricht, Schande auf ſich zu laden, die man nicht verdient; weiß man es nicht, ſo erfährt man auch dieſes nicht. Es iſt ein Pfand der Liebe und ich wollte eh ſterben, als daß ich ſein ermangelte. — Auch ſprach Lucrezia: Es iſt Sünde. — Es iſt Sünde, erwiederte Euryalus, nicht zu genießen, was man genießen kann. —

Hinterließ ihnen auch der Genuß ihrer Liebe keine Erſättigung, ſondern deſto heißeren Durſt, ſo gedachte doch Euryalus der obſchwebenden Gefahr, ſchied wider Willen von Lucrezien und ward von Jedermann im Hauſe abermals für einen Kornträger angeſehen. Er beſorgte Unterweges in ſeiner Verkleidung erkannt zu werden, und trug beſonders vor dem Lucrezien ſelbſt liebenden Kaiſer Scheu, der ihn gewiß zum Geſpötte des Hofes machen würde, wenn er ihm nicht gar ſeine Gnade entzöge und diejenige mit ſeinem Zorne träfe, der er ſein Glück und Leben ſchuldig war. Er erwog dies aber noch bei ſich, indem er unerkannt an zweien ſeiner Diener vorüber ging. Was er ſeinem Getreuen zu Hauſe von dem Geſchehenen erzählte, rief ihm zwar zu ſeinem erneuten Entſetzen friſch und lebhaft alle Gefahren in das Gedächtniß zurück, die ihn bei Verrath oder Entdeckung, durch eine glückliche oder unglückliche Vertheidigung, hätten betreffen müſſen. Er erkannte aber auch von neuem Lucreziens Klugheit und Treue, und die Vorſtellung ihrer Reize ermuthigte ihn zu neuen unbedenklichen Wagniſſen. O! rief er vor Entzücken aus: Wann wird meine Hand wieder dieſe zarten Brüſte fühlen, wann ſchau ich wieder in dieſe ſanften Augen, wann vernehme ich wieder dieſen ſüßen Mund! O, ihr marmornen, üppig ſchwellenden Glieder, wann ſchmiege ich mich wieder an euch! Wann beiße ich wieder in dieſe korallenen Lippen? Wann empfinde ich dieſe bewegliche ſchmeichelnde Zunge wieder in meinem Munde! —

Lucrezia lebte unterdeß eben ſo in dem Angedenken jener

Stunde, aber ihre Wonne war nicht ſo gränzenlos, weil ſie dieſelbe gezwungen in ſich ſelbſt verſchloß, und Scham wie Furcht ihr nicht geſtatteten, ſich einer ihrer Dienerinnen zu vertrauen.

Zu der Zeit begab es ſich, daß ein ungariſcher Edelmann aus dem Gefolge des Kaiſers, Lucrezien zu lieben und, weil er ſelbſt wohlgeſtaltet war, zu hoffen begann, er werde von ihr wieder geliebt, und nur ihre weibliche Schamhaftigkeit verzögere ſein Glück. Die auch von Lucrezien befolgte Sitte unſerer Frauen, Jedermann freundlich anzuſehen, trug dazu bei, daß er vollends von Sinnen kam und nicht ruhen mochte, bis ihm ihr Gemüth offenbar geworden ſei.

Die Frauen von Siena ſind gewohnt, das am erſten Meilenſtein gelegene Kirchlein der hochgelobten Jungfrau Maria, Bethlehem genannt, oft zu beſuchen. Dahin ging Lucrezia mit zweien Jungfrauen und einem alten Weibe, und der Edelmann folgte ihr, in ſeiner Hand eine Viole mit vergoldeten Blättern haltend, in deren Stil ein auf Jungfrauenpergament geſchriebener Buhlbrief verborgen war. Er bot mit höflicher Rede Lucrezien die Blume an, die ſie trotz ſeines dringenden Bittens anfänglich nicht empfangen wollte, und als ihr endlich auch das alte Weib zuredete, ſich das Geſchenk zwar gefallen ließ, ein wenig fürbaß gegangen es aber einer der Jungfrauen gab, die ſich deſſelben bald an zwei ihnen begegnende Studenten auf deren Bitten entäußerte.

Das Volk der Studenten war den ſieneſiſchen Frauen zuvor lieb und angenehm geweſen. Doch wie des Kaiſers Hof nach Siena kam, wurde es nach und nach verſpottet, verachtet und verhaßt, weil denſelben Frauen das Geräuſch der Waffen gefälliger vorkam als die Zierlichkeit der Schrift. Hieraus entſtand großer Neid und gewaltige Zwiſtigkeit, und die langen Mäntel und großen Kappen ſuchten allerweges den reiſigen kurzen Röcken Schaden anzuthun. Die beiden Studenten hatten auch nicht ſobald die Blume aufgemacht und den Buhlbrief entdeckt, als ſie ihn zu Menelaus trugen, der ihn mit Aerger las, und gegen ſeine Hausfrau flugs in zorniges Geſchrei ausbrach. Lucrezia läugnete zwar ihre Schuld und erzählte den Hergang der Sache, indem ſie ſich auf das Zeugniß der Jungfrauen und des alten Weibes berief. Es ward aber nichtsdeſtoweniger beim Kaiſer gegen den Ungar Klage geführt, der ſeine Kühnheit eingeſtand und, um Vergebung zu erlangen, eidlich verſprach, in Zukunft nimmermehr mit ſeiner Buhlſchaft Lucrezien nachzuſtehen, wiewohl er die unfruchtbare Flamme ſeiner Liebe heimlich nur deſto wilder anwachſen ließ.

Es kam der Winter heran. Seine rauhen Stürme zogen über das Land, vom Himmel fiel Schnee, und die ganze Stadt gerieth darob in Freuden und Munterkeit. Die Frauen warfen den Schnee in die Gaſſen, die Jünglinge hinwieder in die Fenſter empor. Und hieraus erwuchs dem Ungar die Gelegenheit, einen anderen Brief, mit Wachs umgeben, das er mit Schnee umballte, Lucrezien in das Fenſter zu werfen. Das launige Glück wollte ihm freilich diesmal ſo wenig wie das erſte Mahl wohl, denn der Schneeball fiel an einem Feuer nieder, das ihn zerſchmolz und das Wachs von einander theilte, aus dem der Brief einigen ſich allda wärmenden alten Weibern und dem anweſenden Menelaus ſichtbar ward, deſſen auf ihn gegründete Klage der Edelmann mit keiner Verantwortung ſondern mit ſeiner Flucht aus Siena begegnete.

Weſentlichen Gewinn zog aus dieſer Liebe Euryalus, den Menelaus ganz aus den Augen verlor, obgleich er wie Lucrezia eifrig nach wiederholten heimlichen Zuſammenkünften trachtete.

Es war zwiſchen Lucreziens und dem Nachbarhauſe, wie geſagt, ein ſehr ſchmales Gäßchen, aus dem man, wenn man ſich mit den Füßen an beiden Wänden ſperrte, zu Lucreziens Fenſter, allerdings nur des Nachts, emporklimmen konnte. Menelaus wollte einſt auf ein Landgut reiſen und über Nacht ausbleiben. Die Liebenden erwarteten dieſen Tag wie ein Freudenfeſt. Der Ehemann begab ſich wirklich auf den Weg, und Euryalus ſchlich verkleidet in das enge Gäßchen, worin Menelaus einen Stall hatte, und barg ſich nach Soſias Anweiſung bis zu völligem Einbruche der Nacht unter das Heu darin. Da kam ein anderer Knecht, der den Pferden zugegeben war, und nahm, um die Krippe zu füllen, von Euryalus Seite Heu hinweg. Er würde fortgefahren haben, dies zu thun und hätte den gefährdeten Liebhaber gewiß mit der Gabel durchſtochen, wäre Soſias nicht raſch hinzugeeilt und hätte zu dem Knechte geſprochen: Laß mir den Pferden das Futter geben, lieber Bruder, ſieh du indeß zu, daß uns etwas zum Abendeſſen zurecht gemacht wird. Wir haben es am beſten, wenn der Herr nicht zu Hauſe iſt. Die Frau iſt immer freundlich und freigebig mit uns, er immer voller Zorn und Geſchrei, geizig und mißmuthig, ſo daß uns zu keiner Zeit wohl wird, ſo lang er zugegen iſt. Merkſt du nicht, mit wie kargem Maaße er unſre Bäuche ſtraft? wie er ſelbſt Hunger leidet, um uns nur mit Hunger zu peinigen? wie er uns ſchimmliches Brod eſſen läßt? die kleinen Fiſche mit Zwiebelbrühe einen Monat lang aufhebt? Abends übrigbleibende Welſe und geſalzene Aale uns noch einmal vorſetzt? oder die Schnittlauchblätter zählt und mißt? Unſelig wer da im Leben darbt, um im Tode erſt reich zu ſein! Wie viel beſſer iſt nicht unſere Frau, die uns Kalbfleiſch und junge Böcklein, Hühner und Krammetsvögel zu eſſen, des beſten Weins genugſam zu trinken gibt! Achte du darauf, daß uns eine fette Küche zubereitet wird. — Das will ich wohl thun, ſprach der Andere, ich mache lieber den Tiſch als die Pferde rein. Ich habe den Herrn aufs Land gebracht. Daß es ihm doch nimmer glücke! Nicht ein Wort redete er mit mir! Zur Vesperzeit erſt, da er mich heim zu den Pferden ſchickte, ließ er der Frau noch einmal ſagen, er käme nicht zu Nacht zurück. Ich lobe dich, Soſias, daß du doch auch am Ende nichts mehr von dem Herrn wiſſen magſt. Ich wäre ſchon längſt aus ſeinem Dienſte gegangen, hielte mich die Frau nicht mit ihren Morgenſüppchen feſt. Laß uns heute Nacht einmal den Schlaf durch den Bauch ſtechen, und ſchlucken und trinken bis der Tag anbricht. Der Herr ſoll in einem ganzen Monate nicht ſoviel ergeizen können, als wir in einer Nacht durch die Gurgel jagen wollen. — Euryalus hörte das gern, ob er wohl zuvor wußte, ſeine Leute machten es in ſeiner Abweſenheit zu Hauſe eben ſo. Wie der Pferdeknecht fortgegangen war, kroch er aus dem Heu und ſagte: O, welche ſelige Nacht kann ich mit deiner Hülfe haben, Soſias, der du mich ſchon ſo weit geführt, ſo redlich verborgen und behütet haſt. Ich habe dich billig lieb, du guter Mann, und will dir gewiß dankbar ſein. —

Die anberaumte Stunde war da, und der erſt zwei großen Gefahren entronnene Euryalus ſtieg rüſtig die Mauer empor durch das offenſtehende Fenſter zu Lucrezien, die an der Feuerſtätte ſeiner mit gutbereiteten Speiſen harrete und ihn mit offenen Armen empfing. Doch wie kurz ſind die Wollüſte, wie lang die Aengſte dieſer Welt! Euryalus hatte kaum eine frohe Stunde bei ihr gehabt, als Soſias eintrat und Menelaus Rückkehr verkündete. Derweil er nun mit dem Gedanken ſchnell zu entrinnen umging, verbarg Lucrezia Speiſen und Wein und eilte ihrem Manne bewillkommend entgegen, den ſie in der Halle, worin das Hausgeſinde aß, mit der Einladung zum Nachtmahle und mit Fragen über ſein langes Ausbleiben zurückzuhalten ſuchte. Menelaus hatte ſchon auf dem Lande zu Nacht gegeſſen und drängte ermüdet nach dem Schlafgemache. Sie ſchalt aber auf ihn: Ich merke, du haſt mich wenig lieb, ſonſt hätteſt du nicht ohne mich geſpeiſt. Ich aß und trank heute nicht, ſo lange ich allein zu Hauſe war. Die Meyer von Roſalia brachten unterdeß Trebianer Wein. Ich koſtete ihn auch aus Mißvergnügen nicht. Wenn es dir recht wäre, könnten wir aber jetzt noch in den Keller gehen und verſuchen, ob er ſo gut iſt, wie ſie ſagen. — Ohne ſeine Antwort abzuwarten, nahm ſie zu gleicher Zeit eine Laterne in die rechte, ihren Mann bei der linken Hand und ging nach dem unterſten Keller, wo ſie ſo lange bald aus dieſem bald aus jenem Faſſe mit ihm trank und koſtete, bis ſie gewiß ſein konnte, Euryalus, der in ſpäter Nacht heim kam, müſſe entronnen ſein.

Des andern Tages, ob es nun der Sicherheit wegen oder aus böſem Argwohne geſchah, ließ Menelaus das Fenſter zumauern. Wahrſcheinlich hatte er die Bequemlichkeit deſſelben zu Liebeshändeln eingeſehen, und wollte, wie denn die ſieneſiſchen Bürger in ſolchen Dingen allgemein argwöhniſch ſind, ſeine Hausfrau vor den, wie er wohl wußte, ſie allerwärts bedrohenden Verſuchungen hüten. Indem er alſo, die Unbeſtändigkeit des weiblichen Gemüthes angeſehen, das ſo mannigfalten Willen wie ein Baum Blätter hat, mit Bedachtſamkeit ſeinem Unglück entgegen trat, beraubte er ſein Weib nicht nur der Gelegenheit, mit Euryalus wieder einen Augenblick zuzubringen, ſondern auch des ferneren Verkehrs mit ihm, weil, auf ſeine Veranſtaltung, von dem Rathe der Stadt auch der Weinſchenk vertrieben ward, aus deſſen Hauſe Euryalus gewohnt war, Lucrezien zu ſprechen und Briefe zuzuwerfen. Es blieb den Liebenden nur der einzige

Troſt ſich zu ſehen, und durch Winke zu verſtändigen, obgleich ihnen auch dieſe Liebe aus der Ferne, bei den tödtlichen Schmerzen und Qualen ihrer beiderſeitigen Sehnſucht nach einander, keine Freude gab.

Da nun Euryalus angſtvoll in ſich erwog, wo er Troſt finden möge, gedachte er des Rathes Lucreziens, ſich Menelaus Vetter, Pandalus zu vertrauen. Er ahmte den erfahrnen Aerzten nach, die in gefährlichen Krankheiten lieber ein zweifelhaftes Mittel anwenden und das Aeußerſte wagen und verſuchen, als daß ſie den Kranken ohne weitere Fürſorge aufgeben. Was er anfänglich abgelehnt hatte, beſchloß er jetzt zu thun. Um Hülfe bei ihm zu ſuchen, ließ er Pandalus in ſein innerſtes Gemach zu ſich kommen, und ſagte zu ihm: Setz dich nieder, Freund, ich will dir eine Sache anvertrauen, in der ich ſolcher Eigenſchaften von dir bedarf, als da, wie ich wohl weiß, in dir ſind, ich meine Treue, Eifer und Verſchwiegenheit. Ich wollte dich ſchon vor langer Zeit in mein Geheimniß ziehen, aber ich kannte dich damals noch nicht ganz. Jetzt kenne ich deine Redlichkeit und liebe dich; wüßte ich aber auch ſonſt nichts Gutes von dir, ſo achtete ich dich ſchon deshalb, weil alle deine Mitbürger dich loben, und weil meine Gefährten, mit denen du in Freundſchaft gekommen biſt, mich von deiner Tugend unterrichteten. Biſt du alſo meiner Gunſt eben ſo würdig, wie ich es der deinigen zu ſein glaube, ſo laß mich dir mit wenigen Worten, wie unter Freunden, ſagen, was ich von dir will. Du weißt, wie ſchnell die ſterblichen Menſchen unwillkührlich von der Liebe entzündet werden, ſie mag eine Tugend oder ein Laſter ſein, und wie es eben eine Eigenſchaft und die Natur des in Liebe entzündeten Herzens iſt, daß es deſto heftiger brennt, je größere Hinderniſſe ihm entgegen ſtehen, und daß ihm durch kein anderes Mittel geholfen werden kann, als durch den vollen Beſitz des geliebten Gegenſtandes. Es ſind da viele Männer und Frauen zu unſerer und unſerer Altvorderen Zeit und Gedächtniß geweſen, denen verbotene und geirrte Liebe eine Urſache des härteſten Todes ward. Hinwiederum haben wir viele gekannt, ſo der ihnen gewährte Genuß von der Raſerei der Leidenſchaft befreiete. Es iſt gewiß nichts gerathener, als dem Ungeſtüm der Liebe nachzugeben, ſo bald ſie einmal das innerſte Mark durchdrang, dagegen der wider Wind und Wellen Fahrende oft ſchiffbrüchig wird. Ich ſage dies, Pandalus, um dir zu wiſſen zu thun, daß ich bin hold worden Lucrezia und hab ſie innerlich lieb, was da nicht mein, ſondern des die Welt beherrſchenden Schickſals Wille iſt. Mir waren eure Sitten und die Gewohnheiten eurer Stadt unbekannt. Ich wähnte, eure Frauen fühlten in den Herzen, was ihre Augen verkündeten, aber ſie reizen und locken die Männer an und lieben ſie nicht. Darin betrog ich mich, daß ich von Lucrezien geliebt zu werden hoffte, weil ſie mich mit lieblichen, wohlgefälligen Augen anſah, und daß ich ſie wieder zu lieben anhub, um eine ſo der Liebe würdige Frau nicht unvergolten lieben zu ſehen. Damals kannte ich weder dich noch dein Geſchlecht. Ich liebte, weil ich wähnte geliebt zu werden, und weil, der da geliebt würde, ohne wieder zu lieben, von Stein oder Eiſen ſein müßte. Nachdem ich aber meine Täuſchung erkannte und mich im Garne fand, befliß ich mich mit allen möglichen Künſten, Lucrezien auch ihrerſeits zu entzünden, deren Angedenken mich, zu meiner Scham und zu meinem Kummer, Tag und Nacht peinigte und mich keinen Weg aus mir ſelbſt heraus finden ließ. Meiner Beharrlichkeit lohnte der Erfolg, daß wir jetzt beide gleich heftig für einander glühen. Doch müſſen wir beide ſterben, weil wir kein Mittel ſehen, unſer Leben zu verlängern, wenn du uns deinen Beiſtand gegen Mann und Bruder nicht verleihſt.

Ich kenne euer Geſchlecht, und weiß, daß es zu den edelſten und vornehmſten, zu den reichſten und mächtigſten dieſer Stadt gehört. Wollte Gott, ich hätte dieſe Frau nie geſehen! Aber wer kann dem Schickſale widerſtehen! Ich habe mir dieſe Liebe nicht gegeben, ſondern das Schickſal gab ſie mir. So ſteht die Sache. Unſere Liebe iſt verborgen und geheim. Wird ſie aber nicht wohl geleitet, und verhütet es der Himmel nicht, ſo geht ein großes Unheil aus ihr hervor. Ich könnte mich vielleicht bezähmen, wenn ich von hinnen ritte, wiewohl es mir das allerſchwerſte Opfer wäre, und brächte es um euretwillen gern; aber ich kenne die Leidenſchaftlichkeit Lucreziens, und weiß, daß ſie mir entweder folgte, oder, wenn ſie gezwungen hier bleiben müßte, ſich ſelbſt, zum ewigen Schimpfe eures Hauſes, tödtete. Ich habe dich zu mir berufen, weil es unſre gemeinſchaftliche Sache iſt, dieſem Uebel zu ſteuern, und weil es keine andre Hülfe gibt, als daß du der Beſchützer unſrer Liebe und der Hüter des verborgnen Feuers wirſt. Darum bitte ich dich, ſchaffe, daß wir zuſammen kommen. Du kennſt die Zugänge des Hauſes, du weißt, wann der Mann ausgegangen iſt, auf welche Weiſe du mich zu ihr führen kannſt. Auf des Mannes Bruder muß man acht haben, denn der behütet Lucrezien an Menelaus ſtatt, und nimmt ihre Worte, Gebehrden und Seufzer, ihr Huſten, Räuspern und Lachen wahr. Auch ihn täuſchen wir ſchwer ohne dich, doch leicht mit dir, weil er dir vertraut, und dich gewiß vor allen Andren zu Lucreziens Hüter beſtellt, ſo oft er mit Menelaus zugleich gehindert iſt in ihrer Nähe zu ſein. Führſt du mich zuweilen zu ihr, wann Alles im Hauſe ſchläft, ſo iſt Alles wohl, und du erretteſt nicht allein die Ehre deines Geſchlechtes, die unſre Liebe, verlautbarte ſie, vernichtete, ſondern auch das Leben deiner Muhme, und Menelaus Glück, der durch eine mir vergönnte Niemand bewußte Nacht nicht ſo viel verliert, als durch den öffentlichen Schimpf, der ihn treffen würde, entlieſe ihm ſeine Ehefrau. Vielleicht möchte einer ſprechen, ob es nicht beſſer wäre, die Frau mit dem Schwerte oder mit Gift zu tödten, ehe ſie ſolches thut. Aber wehe dem, der ſich mit menſchlichem Blute befleckt und eine mindere Sünde durch eine größere verhüten will. Gefahren drohen uns allerwärts; aber es iſt ſoweit mit uns gekommen, daß uns keine Wahl mehr bleibt, ob wir dies oder jenes thun. Stehſt du mir jetzt mit Rath und That bei, ſo will ich dir nicht undankbar ſein. Du weißt wie viel ich bei dem Kaiſer vermag. Was du begehrſt, richte ich dir bei ihm aus. Vor allen Dingen verheiße ich dir, mit meinem Ehrenworte, daß du zum Pfalzgrafen erhoben werden ſollſt, und daß deine Nachkommenſchaft dieſer Würde genießen wird. Ich empfehle dir Lucrezien, unſere Liebe und Ehre, und dein und dieſes Hauſes Wohl. Es beruht Alles auf dir. Siehe zu, was du thuſt. Du vermagſt Alles zu erhalten oder Alles zu verderben. —

Pandalus lächelte, wie er dieſe Rede angehört hatte und ſagte nach einem geringen Verzuge: Ich habe dies Alles längſt gemerkt, Euryalus, und wünſchte, es wäre nicht geſchehen. Die Dinge ſind aber, wie du ſelber meinſt, dahin gekommen, daß ich wohl oder übel thun muß, was du von mir begehrſt, wenn ich nicht über unſer Geſchlecht Schande bringen und ein großes Aergerniß geben will. Auch Lucrezia hat mir ihre Liebe eröffnet, und ich weiß, daß ſie ſich nicht mehr ſelbſt bezwingen kann, ſondern ſich mit einem Meſſer oder mit einem Sprung aus dem Fenſter, wenn ich ihr nicht zu Hülfe komme, tödten wird, weil ihre Ehre und ihr Leben ihr nichts mehr gilt. Ich habe ihr umſonſt widerſtanden, ſie geſcholten, und ihrer Leidenſchaft Einhalt zu thun verſucht. Du füllſt allzeit und allein ihre Seele aus, dein begehrt ſie, nach dir verlangt ſie, nur dein gedenkt ſie. Sie iſt alſo durch die Liebe verwandelt, daß ſie ſich nicht mehr ähnlich ſieht. Ach! Es gab vorher kein keuſcheres und weiſeres Weib in unſrer Stadt als Lucrezien. Es iſt ein wunderſam Ding, daß die Natur der Liebe ſo große Gewalt über des Menſchen Herz gegeben hat. Eine ſolche Krankheit muß gehoben werden, gibt es auch keine andere Art der Heilung als du nennſt. Ich will mich des Werkes unterziehen und dir kund thun, wann die Zeit gekommen iſt. Dank und Gnade verlang ich von dir nicht, denn es geziemt ehrſamen Männern nicht, Dank für Dinge zu empfahen, darin ihnen kein Verdienſt erworben ward. Ich thue es, um unſer edles Haus vor Schimpf und Schande zu bewahren, und du brauchſt mich nicht lieb zu haben, weil dir Nutzen daraus entſteht. — Hierauf erwiederte Euryalus: Dem ſei, wie ihm wolle, ſo hab ich dir des Dank, und will darauf achten, daß du zu einem Pfalzgrafen gemacht werdeſt, geſetzt du verſchmäheſt dieſe Würde nicht. — Ich verſchmähe ſie nicht, ſprach Pandalus. Aber ich will nicht, daß ſie hieraus gekommen ſei. Soll ſie mir werden, ſo komme ſie mir von freien Stücken zu. Ich bedinge nichts. Hätte ich, dir unwiſſend, daß es durch meinen Beiſtand geſchehen, dich zu Lucrezien bringen können, ſo wäre es mir lieber geweſen. Gott behüte dich. — Gehabe dich wohl, ſagte Euryalus, du haſt mir den Muth wieder gegeben. Erdenke, thu', erfinde, damit wir bald beiſammen ſind! —

Vergnügt und fröhlich ſchied Pandalus von ihm, eines Theils, weil er die Gnade eines ſo vornehmen Mannes erworben hatte, anderen Theils, weil er ſich ſchon zu der Pfalzgrafenwürde erhoben ſah, wonach er um ſo größere Begierde trug, je geringere er Euryalus blicken ließ.

Wenige Tage nach dieſer Zuſammenkunft entſtand auf dem Lande unter Menelaus Leuten ein großer Streit, indem Etliche, die mehr als genug getrunken hatten, vom Leben zum Tode gebracht wurden. Die Nothwendigkeit verlangte, daß Menelaus an Ort und Stelle ſelbſt gegenwärtig ſei, um den verworrenen Handel zu ſchlichten. Und ſo traf Pandalus mit dem ſehnſuchtvollen Euryalus die Verabredung, zur fünften Stunde der Nacht in Menelaus Gaſſe zu harren, bis er ihn ſingen höre. Menelaus ritt hinweg. Vom Himmel ſenkte ſich die Finſterniß der Nacht hernieder. Lucrezia wartete in ihrer Kammer ungeduldig der beſtimmten Zeit, und Euryalus vor ihrer Thüre umſonſt des verabredeten Zeichens. Schon war die Stunde vorüber und Euryalus Diener rieth ſeinem Herrn, hinweg zu gehen, weil er Verrath fürchtete. Dem Liebenden fiel das Scheiden aber alſo ſchwer, daß er bald aus dieſer, bald aus jener Urſache blieb. Seinerſeits ſang Pandalus nicht, weil Menelaus Bruder nicht das Haus verließ und in allen Winkeln und Zugängen, aus Furcht vor Veruntreuungen zu ſchaffen fand, bis jener zuletzt ungeduldig zu ihm ſagte: Wollen wir denn in dieſer Nacht nicht ſchlafen gehen? Es iſt jetzt weit über die Mitternacht hinaus, und mich bedrückt ſchwere Müdigkeit. Ich bewundere dich, der du jung biſt, und doch eine Natur haſt wie die alten Leute, denen ihres Körpers Trockenheit den Schlaf benimmt und kaum, wann der Tag anbrechen will und der Himmelswagen ſich nach Norden kehrt, die Augen zuzuthun geſtattet. Laß uns endlich einmal zu Bette gehen! Wozu die unnütze Wachſamkeit? — Gehen wir denn, ſprach Agamemnon, weil es dir gut bedünkt. Vorher aber laß uns die Thüren des Hauſes nachſehen, ob ſie genugſam verſchloſſen und nicht den Dieben zu öffnen ſind. — Als er zu der Hausthüre kam, und Schloß und Riegel beſichtigte, nahm er eine ſchwere Eiſenſpange wahr, die kaum zwei Männer erheben konnten und die zuweilen quer vor die Thüre geſchloſſen ward. Er bemühte ſich eine Weile vergebens, ſie allein in die Höhe zu bewegen und ſprach dann zu Pandalus: Hilf mir noch dies Eiſen vor die Thüre bringen, Pandalus, dann wollen wir ruhig ſchlafen gehen. — Euryalus hörte ihn und dachte ſchon bei ſich: Wird dieſes Eiſen vorgelegt, ſo iſt es um mich geſchehen. — Pandalus entgegnete aber: Was treibſt du da, Vetter? Thuſt du doch wahrlich, als wolle man das Haus belagern! Sind wir nicht ſicher genug in der Stadt? Hier iſt uns Allen Freiheit und Ruhe gemein. Sind nicht die Florentiner, unſere Feinde, mit denen wir Krieg führen, fern und weit? Fürchteſt du nur Diebe, ſo iſt es genug verwahrt; fürchteſt du die Feinde, ſo beſchirmt dich kein Eiſen und kein Stein in dieſem Hauſe. Ich will mich nicht noch in ſpäter Nacht mit der Bürde beladen. Mir thun meine Schultern weh, und ich bin ungeſchickt, ſchwere Laſten zu heben, wie du weißt. Hebe du ſie für dich allein, oder laß es bleiben. — Nun ſo mag es gut ſein, ſprach Agamemnon, und ging ſchlafen. — Eine Stunde will ich noch hier bleiben, ſagte Euryalus leiſe, wie er dies vernahm, vielleicht wird mir dennoch aufgethan. — Seinen Diener verdroß das Warten baß und er verwünſchte heimlich den verliebten Herrn, der ihm ſeinen Schlaf vorenthielt. Es währte hierauf nicht lange, ſo ward Lucrezia, ein Lichtlein in ihrer Hand tragend durch eine Spalte geſehen. Euryalus drückte ſein Geſicht an die Thüre, und ſprach: Gott grüße dich, mein herziges Gemüth, Lucrezia. — Sie wollte erſchrocken im erſten Augenblick fliehen, fragte aber dann beſonnener: Wer biſt du Mann? — Dein Euryalus, antwortete er. Schließ auf, mein Herz, ich warte dein ſchon die halbe Nacht. Lucrezia erkannte die Stimme, wagte aber nicht eher, aus Beſorgniß eines Betruges, aufzuthun, als bis er ihr ein heimliches unter ihnen bekanntes Zeichen gab. Sie löſte mit großer Anſtrengung die Schlöſſer ab; weil aber gar zu vieles, einer weiblichen Hand zu ſchwer zu hebendes Eiſenwerk die Thüre verriegelte, ſo ward es ihr kaum möglich, ſie einen halben Schuh weit aufzuziehen. Das ſoll nicht irren, ſagte Euryalus, indem er ſeine rechte Seite vorſchob und ſich zu ihr in das Haus drängte. Der Diener blieb ſeiner gewärtig, draußen ſtehen; Lucrezia aber ward in Euryalus Armen, ob aus Freuden oder aus Furcht, ohnmächtig, und lag ſtumm und mit geſchloſſenen Augen wie eine Todte da, nur daß ihr Puls noch ſchlug und die Wärme nicht aus ihrem Körper wich. Der beſtürzte Euryalus wußte nicht, was er in dieſer unerwarteten Noth beginnen ſolle, und ſprach bei ſich ſelbſt: Gehe ich hinweg, und verlaſſe ſie in dieſer großen Gefahr, ſo bin ich an ihrem Tode ſchuld. Bleibe ich, ſo kommt Agamemnon oder das Hausgeſinde herzu, und gibt mir den Tod. O, du unſelige Liebe! Wie viel mehr der Galle als des Honigs haſt du in dir. Es gibt nichts herberes und nichts bittreres als du biſt. Wie vielen Gefahren haſt du mich ſchon unterworfen! Wie oft haſt du meinem Haupte nicht mit dem Tode gedroht! Jetzt bleibt dir nur übrig, daß du dies Weib in meinen Armen ſterben läßt. Wehe mir! Warum tödteſt du nicht lieber mich? Wie viel wünſchenswerther wäre mir der Tod in ihrem Schooße, als daß ich ſie in dem meinen todt erblicken muß! — Große Liebe überwand den Mann, daß er, der Sorge für ſein eigenes Heil uneingedenk, bei dem geliebten Weibe blieb, deren von ſeinen Thränen naſſen Körper er höher zu ſich empor zog, indem er, ihn mit ſeinen Küſſen bedeckend, ſprach: Weh! Lucrezia, wo biſt du in dieſer weiten Welt? Warum hörſt du mich nicht? Warum antworteſt du nicht? Oeffne deine Augen, ich beſchwöre dich und ſieh mich an, lächle mir wie ſonſt. Ich, dein Euryalus bin hier und umfange dich, mein Herzblut. Warum küſſeſt du mich nicht wiederum? Biſt du todt? oder ſchläfſt du? Wo ſuch ich dich? Wollteſt du ſterben, warum ſagteſt du mir es nicht zuvor, daß ich mich mit dir tödtete? Es ſei denn, daß du mich höreſt, ſo ſoll jetzt dies Schwert meine Seite öffnen und dir und mir ſei ein einiger Ausgang des Todes. O! du mein ſüßes Leben, mein Glück, meine Hoffnung und Ruhe! Soll ich dich verlieren, Lucrezia? Ach! thu deine Augen auf, erhebe dein Haupt. Ich ſehe, du biſt noch nicht todt, du biſt noch warm, du athmeſt noch. Warum redeſt du nicht mit mir? Empfängſt du mich alſo? Beriefeſt du mich zu ſolchen Freuden? Giebſt du mir eine ſolche Nacht? — Unter dieſen Reden floß ein ſo reicher Thränenſtrom aus Euryalus Augen auf Lucreziens Schläfe und Stirn, daß ſie wie durch Roſenwaſſer erquickt ward und wie aus ſchwerem Traum erwachend aufſtand und beim Erblicken ihres Liebhabers ſprach: Weh mir, Euryalus! wo bin ich geweſen? Warum haſt du mich nicht lieber ſterben laſſen? Ich Arme, wäre ſelig unter deinen Händen verſchieden, ehe du mich verläßt. —

Sie führte den geliebten Mann mit leiſen Schritten in ihr Schlafgemach, und bereitete ihm eine Nacht, wie ſie die Liebe ſelten ihren Auserwählten gönnt. Im entzückten Anſchauen ihrer ihm hingegebenen Reize, rief Euryalus: O, Lucrezia! Wie leicht wäre es jetzt zu ſterben, da unſre Freude ſo neu und friſch und groß und ungetrübt iſt! Hab ich dich, Geliebte, oder träumt es mir? Wo dieſe Wolluſt nicht wahr iſt, bin ich meiner Sinne entrückt. Nein, ich träume führwahr nicht, ſie iſt Wahrheit. Niemand lebt glücklicher, Niemand ſeliger als ich. Aber, wehe mir, wie flüchtig die Stunden enteilen! Warum fliehſt du ſo ſchnell dahin, du neidiſche Nacht? Bleib aus, o Sonne! und verweile noch unter der Erde. Warum ſchirrſt du deinen Wagen ſo bald an, Apoll? Geſtatte deinen Roſſen noch länger zu graſen. Gib mir eine Nacht, wie du ſie Alkmenen gabſt. Warum, Aurora, verläßt du ſchon deines Titans Bett? Wäreſt du ihm ſo hold wie mir Lucrezia iſt, er ließe dich nicht ſo früh aufſtehen. Nie hat mir eine Nacht ſo kurz bedäucht wie dieſe, wiewohl ich in Britannien und Dänemark war. — Alſo redete Euryalus, und nicht weniger ſprach Lucrezia, die kein Wort, keinen Kuß ihm unvergolten ließ, und in ihrer Liebe ſo wenig wie er ſelbſt ermüdete. Da aber die Nacht verging und Aurora ihr Haar immer höher aus dem Ozeane zog, ſo ſchieden ſie, und fanden lange Tage nachher noch keine Gelegenheit, wieder beiſammen zu ſein, weil Lucrezia immer ſtrenger gehütet ward und ihre Wächter ſich mehreten. Die Liebe überwand freilich auch diesmal jedes Hinderniß, und gab ihnen andere Wege zu einander an, deren ſie ſich klug bedienten. Inzwiſchen verſöhnte ſich der Kaiſer mit dem Pabſte Eugenius und eilte gen Rom, ſo daß die betrübende Kunde von der ihr bevorſtehenden Trennung mit einem Male überraſchend zu Lucrezien drang. Sie ſchrieb ihrem Geliebten folgendes:

Möchte mein Gemüth auf dich zürnen, Euryalus, ſo zürnte es dir jetzt fürwahr, daß du mir unſre nahe Trennung verſchwiegen haſt. Aber mein Geiſt liebt dich mehr als mich ſelbſt, und wird in keiner Art wider dich aufgeregt. O, mein ſüßes Herz! warum ſagteſt du mir nicht, daß der Kaiſer von hinnen zieht? Ich weiß, er rüſtet ſich zu der Fahrt und du bleibſt nicht hier. Was ſoll ich, Arme, nun thun? Wo bleib ich? Nicht zwei Tage überleb ich deinen Verluſt. Ich mache dieſen Brief mit meinen Thränen naß. Ich beſchwöre dich bei deiner mir gegebenen Treue, hab ich irgend deine Liebe verdient, oder iſt dir jemals Liebes und

Gutes von mir geſchehen, ſo erbarme dich mein, der Verzweifelnden. Ich bitte nicht, daß du bleibeſt, aber nimm mich mit dir. Ich will dergleichen thun, zur Vesperzeit gen Bethlehem zu gehen und ein einziges altes Weib mit mir nehmen. Daſelbſt ſtellſt du zwei oder drei deiner Diener hin, die mich ergreifen und hinweg führen. Es iſt kein ſchwerer Kampf mit einer willigen Frau. Glaube auch nicht, daß dir dieſer Raub eine Unehre ſei. Du thuſt meinem Manne kein Unrecht an; denn er verliert mich ſo oder ſo. Magſt du es nicht vollbringen, ſo nimmt mich ihm der Tod. Aber du verläßt nicht ſo grauſam und ſterbend, die dir ſtets mehr angehörte als ſich ſelbſt. —

Er antwortete ihr:

Ich verſchwieg dir mein Scheiden bis jetzt, meine Lucrezia, um dir nicht ſchon vor der Zeit weh zu thun. Ich kannte dein inniges Gemüth und wußte, daß du dich allzuſehr peinigen würdeſt. Der Kaiſer ſcheidet jetzt nicht, auf daß er nimmer wiederkehre. Unſer Weg aus Rom in unſere Heimath geht über hier zurück. Will der Kaiſer eines anderen ziehen, ſo ſollſt du ſehen, ich führe ihn durch dieſe Stadt, oder der Himmel führe mich niemals wieder in mein Vaterland. Faſſe Muth und Kraft, mein liebſtes Herz, höre auf dich zu quälen, lebe heiter und froh. Du willſt, ich ſoll dich entführen, und ich möchte es mit größten Freuden thun, es könnte mir nur die ſüßeſte Wolluſt daraus entſtehen, dich allerwärts bei mir zu haben. Aber es gebührt ſich das, deine Ehre eher als meine Wolluſt zu berathen. Die Treue, mit der du mich umfangen haſt, erheiſcht, daß ich dir einen getreuen Rath gebe, der dir frommt. Du weißt ſelbſt, daß du edel geboren und in ein edles Geſchlecht verheirathet biſt. Du haſt den Namen einer allerſchönſten und keuſcheſten Frau! Raubte und entführte ich dich, ſo brächte ich uns beide in

Schande und Geringſchätzung. Bedenke deine Freunde und deine Sippſchaft! Welchen Kummer und Gram legteſt du deiner Mutter auf! Wie ſpräche man von dir allerwärts, wo man dich kennt! Welch Geſchrei und Lärmen erhöbe ſich darob in der ganzen Stadt! Und welche Schmerzen müßte ich empfinden, deinen guten Ruf geſchmähet zu ſehen! Jetzt iſt unſere Liebe geheim und es lobt und preiſt dich jedermann. Aber je mehr man dich jetzt preiſen muß, deſto heftiger ſchölte man dich nach deinem Raube. Ließen wir auch den Leumund und der Welt Meinung fallen, wir erfreuten uns doch unſerer Liebe nicht. Ich diene dem Kaiſer. Er hat aus mir einen gewaltigen reichen Mann gemacht. Ich könnte nicht von ihm gehen ohne meines Standes und Anſehens Untergang, und wie vermöchte ich dann dich ziemlich und in Ehren zu haben und zu halten? Folgte ich dem Hofe nach, ſo fänden wir nirgend Raſt und Ruhe, denn wir ſchlugen unſer Lager täglich noch wo anders auf, und der Kaiſer verweilte, nach Kriegesbrauch, noch an keinem Orte ſo lang als hier. Sollte ich dich im Lager mit herumführen wie ein öffentliches Weib, welche Schande lüde ich auf dich und mich! Aus dieſen Gründen bitt ich dich, meine Lucrezia, daß du in dich geheſt und dich faſſeſt, damit dich das Uebermaß deines Leides nicht zu Boden drückt und du dich nicht ſelbſt in dir zerſtörſt. Ein anderer Liebhaber riethe dir vielleicht anders und bäte dich ſelbſt mit ihm zu fliehen, auf daß er dich ſo lang er es möchte, mißbrauchte und der Zukunft uneingedenk genöſſe. Aber der liebte dich nicht recht, der mehr ſeine Begierden zu Rathe zöge als ſeine Vernunft. Ich rathe dir dein Beſtes, Lucrezia. Ich bitte dich, bleibe hier, und bezweifele meine Rückkehr nicht. Was der Kaiſer in dieſen welſchen Landen jemals zu ſchaffen hat, ſoll er mir übertragen, des ſorge nicht. Und ich will mich befleißigen, daß ich ohne Nachtheil deines Rufes immer mit dir leben kann. Gott behüte dich, lebe, und liebe mich. Glaube, daß ich nicht ohne groß Herzeleid von dir ſcheide. Noch ein Mal, behüte dich Gott, du meine Süße, du Speiſe meiner Seele. —

Lucrezia öffnete dies Schreiben und ſchrieb ihm wiederum, daß ſie ſeinem Rath und Willen unterworfen ſei.

Wenige Tage darauf reiſte Euryalus mit dem Kaiſer nach Rom, wo er kaum angelangt war, als das Fieber den Unglückſeligen ergriff, und ſeine Gluth zu der der Liebe geſellte, die ihn ſchon ſo verzehrend umfangen hielt. Auch war es vielmehr die Kunſt und Kraft der Aerzte und Arzneien, was ſeinen Geiſt und ſein Leben rettete, als ſeine eigene ausgeſtorbene Natur. Der Kaiſer beſuchte ihn an jedem Tage ſeines Siechthums, tröſtete ihn und ließ ihn warten und pflegen wie ſeinen Sohn.

Von allen Heilmitteln trug ein Brief Lucreziens, durch den er von ihrem Leben und ihrer Geſundheit Nachricht erhielt, das meiſte zu ſeiner Geneſung bei. Gleich nach deſſen Empfange nahm ſein Fieber um einige Grade ab und geſtattete ihm aufzuſtehen und der kaiſerlichen Krönung beizuwohnen, die ihm die Ritterſchaft und den goldnen Sporen eintrug.

Als der Kaiſer ſpäterhin nach Perugia reiſte, blieb der noch nicht ganz geneſene Euryalus in Rom zurück, eilte jedoch in kurzer Zeit, wiewohl noch ſchwach und abgezehrt, nach Siena. Er konnte Lucrezien ſehen, doch nicht ſprechen. Sie ſchrieben ſich Briefe hin und her, und es war abermals von Flucht die Rede. Drei Tage blieb Euryalus in der Stadt. Wie er ſich dann zuletzt alle Zugänge zu der Geliebten verſchloſſen ſah, kündigte er ihr ſein Scheiden an. Nimmermehr lag in dem Genuß ihrer Liebe ſo viele Freude und Süßigkeit, als in ihrer Trennung Bitterkeit und Leiden.

Lucrezia ſtand an ihrem Fenſter. Euryalus ritt durch die Stadt, ihre Gaſſe entlag. Ein jedes warf ſeine naſſen Augen zum Abſchied in die des Anderen. Eines weinte wie das Andere. Und beide wurden mit unſäglich großen Schmerzen und Aengſten gepeiniget, weil ſie empfanden, eine unſichtbare Gewalt rücke ihre Herzen aus deren Statt. Wäre da Jemand, der nicht wüßte wie große Schmerzen im Tode ſind, der betrachte die Trennung zweier Liebenden, wiewohl in ihr noch ſchärfere Pein als in ihm verborgen iſt. Im Sterben trauert die Seele, daß ſie ihren geliebten Körper verlaſſen ſoll, aber der Körper trauert nicht und empfindet nichts mehr, ſobald ihm die Seele entflohen iſt. Wenn aber zwei Seelen durch die Liebe zuſammengefügt und vereinet ſind; ſo iſt ihre Scheidung um ſo empfindlicher, je inniger ihre Verbindung und ihre Glückſeligkeit war. Dieſes Liebespaar hatte in der That nicht zwei Seelen, ſondern war, wie Ariſtophanes von Freunden ſagt, zu einer Seele in zwei Körpern geworden. Und alſo ſchied nicht Gemuth von Gemüth, oder Seele von Seele, ſondern ihre einige Liebe ward in zwei Theile zerſchnitten, das Herz ward in zwei Theile getheilt, von denen der eine ſchied, der andere blieb, und alle Sinne wurden von einander geriſſen und weinten ſelbſt über ſich und ihre Trennung. In der Liebenden Angeſicht blieb kein Tropfen Blut, und nur durch ihre Thränen und Seufzer ſtraften ſie den Schein des Todes Lügen, der auf ihnen lag. Wer möchte ihrer Seelen innerſte Betrübniß und Leiden ſchreiben, ſagen oder gedenken, als der desgleichen einmal unſinnig geweſen iſt und dieſe Dinge ſelbſt empfunden hat! Lucrezia fiel auf das Erdreich nieder, da ſie ihren Euryalus aus dem Geſicht verlor, und ward von ihren Dienerinnen in ihre Schlafkammer getragen, damit ſie ihren Geiſt wieder fände. Wie ſie aber das Bewußtſein ihrer ſelbſt wieder gewann, beſchloß ſie ihre goldenen und purpurnen Gewande und aller Freuden Gezierd, gebrauchte fürder nur wollene Kleider, iſt darnach nimmer wieder ſingen gehört oder lachen geſehen worden, und mochte auch mit keinem Schimpf und Scherz wiederum zu Freuden gebracht werden.

Nachdem ſie in ſolchem Zuſtand eine Weile ausgedauert hatte, fiel ſie in Krankheit, und weil ihr Herz nicht bei ihr ſondern von ihr war, und kein Menſch ihrem Gemüthe Troſt geben konnte, hauchte ſie in den Armen ihrer vielweinenden Mutter ihre ſchwer betrübte Seele aus.

Euryalus hingegen, als er aus dem Bereiche ihrer Augen kam, die ihn nimmer wieder ſehen ſollten, redete auf ſeinem Wege zu keiner Menſchenſeele, denn er trug in ſeinem Gemüthe allein Lucrezien und gedachte, ob er ſie wohl jemals wieder ſähe. Er kam zuletzt zu dem Kaiſer, der ſein zu Perugia harrete, und folgte ihm über Ferrara, Mantua, Trient, Coſtnitz und Baſel nach Ungarn und Böhmen.

Wie er ſelbſt dem Kaiſer des Tages, ſo folgte ihm des Nachts Lucrezia in Träumen, und ließ ihm keine Ruhe. Da der getreue Liebhaber vernahm, daß Lucrezia geſtorben ſei, durchdrang ihn großer Schmerz. Er legte leidſame Kleider an und wollte von Niemand irgend Troſt und Beruhigung empfahen, bis ihm der Kaiſer eine ſchöne, keuſche und weiſe Jungfrau aus herzoglichem Blute in der Ehe vermählete.

Wer die Geſchichte dieſer unglücklichen wahren Liebe leſen wird, der wiſſe, daß ſie nicht erdichtet iſt, und der wolle ſich von anderer Leute Schaden warnen laſſen, den Becher der unerlaubten Liebe zu leeren, der weit mehr Aloë und Bitterkeit als Honig und Süße in ſich hegt.

XIX.

Die Gesandten aus der Casentiner Landschaft.

Zu der Zeit da Biſchoff Guido über Arezzo herrſchte und eingeſetzt war, erwählten die Gemeinen der Caſentiner Landſchaft aus ihrer Mitte zwei Geſandte, um ſie an ihn abzufertigen und ihn wegen gewiſſer Dinge durch ſie anzugehen.

Sie theilten dieſen Geſandten ihren zu erfüllenden Auftrag in der Ordnung mit und gaben ihnen eines Abends ſpät das Geheiß, des andern Morgens ihre Reiſe anzutreten. Die Geſandten beſtellten auch in der Geſchwindigkeit Haus und Hof, ordneten ihre Angelegenheiten, packten ihre Sachen zuſammen und machten ſich zur rechten Zeit und Stunde auf den Weg.

Wie ſie nun aber etwa einige Meilen mochten zurückgelegt haben, ſagte der Eine zum andern: Erinnerſt du dich noch des Auftrages, den ſie uns gegeben haben? — Der Andere erwiederte, er habe ſich ihn nicht gemerkt. — Worauf jener ſprach: Ich verließ mich dabei auf dein Gedächtniß, und dieſer hinwiederum, und ich mich auf das deinige. Sie ſahen ſich mit Erſtaunen einander an und einer wie der andere meinte, das haben wir gut gemacht! Was iſt da zu thun? —

Weißt du etwas, nahm der erſtere wieder das Wort, wir werden nun bald in dem Wirthshauſe ſein, wo wir Mittag machen. Dort wollen wir mit unſerem Verſtande ein übriges thun, und ihn mit Nachdenken recht in die Enge treiben, ſo weit es immer gehen mag. Es müßte doch mit unrechten Dingen zugehen, wenn wir uns der Geſchichte nicht wieder erinnerten. — Der Andere nickte mit dem Kopfe und brummte in den Bart: Wohlan, ſo mag es immerhin geſchehen. —

Träumend und trabend, von Ort zu Ort, kamen ſie um die dritte Stunde in der Herberge, wo ſie zu Mittag eſſen wollten, an. Wie ſie allda aber auch hin und her dachten und überlegten, ehe ſie ſich zu Tiſche ſetzten, ſo erfüllte ihr Gedächtniß doch nicht die gelindeſte an daſſelbe geſtellte Forderung. Des Mittags wurden ſie von ihrem Wirthe mit einem ſehr feinen und vortrefflichen Weine bedient. Und angeſehen, daß ihre Gedanken ſich natürlicherweiſe lieber mit dem Weine als mit der verzweifelten Ergrübelung ihres Auftrages beſchäftigten, ſo huben ſie der Flaſche zuzuſprechen an, tranken und tranken, füllten die Gläſer und leerten ſie wieder, ſo oft und ſo lange, bis ſie es nach aufgehobener Tafel dahin gebracht hatten, daß ihnen Zweck und Bedeutung ihrer Geſandſchaft nicht nur nicht in den Sinn ſondern ſie ſelbſt ſo ganz und gar von Sinnen gekommen waren, daß ſie nicht mehr wußten, wo ſie ſich befanden und daß ihnen nichts beſſeres zu thun übrig blieb, als ihren Rauſch auszuſchlafen. Nachdem ſie eine lange Weile ohne ſich zu rühren dagelegen hatten, wachten ſie ganz dumm und betäubt wieder auf, und ſagte der eine zum andern: Biſt du dir unſeter Angelegenheit bewußt? — Der Andere erwiederte: Mir iſt nichts bewußt. Ich weiß nur, daß ich niemals einen beſſeren Wein als den unſers Wirthes getrunken habe. Seit dem wir zu

Mittag aßen, habe ich nichts von mir gewußt. Und jetzt weiß ich eigentlich auch noch gar nicht wo ich bin. — Ich ſage dir, mir geht es um nichts beſſer, ſagte der erſtere. Was haben wir aber nun zu thun? Was ſagen wir? — Sein Gefährte entgegnete ihm kurz und gut: Verhalten wir uns nur heute noch den ganzen Tag hier bei unſrem Wirthe. In dieſer Nacht könnte es doch ſein, daß wir uns der Sache erinnerten, du weißt ja, daß man zu ſagen pflegt: über Nacht kommt Rath. —

Mit dieſem Vorſchlage zufrieden willigte der Andere gern darein. Und ſo blieben ſie dann den ganzen übrigen Tag im Wirthshauſe ſitzen, wo ſie noch öftere Male ſo tief in ihr Glas hinein guckten, daß ſie den Himmel für einen Dudelſack anſahen; beim Abendbrode aber auch lieber Glas als Bauholz zimmerten, und alſolange zechten und plauderten, bis keiner mehr den andern verſtand. Dann gingen ſie zu Bette und ſchliefen und ſchnarchten die ganze Nacht hindurch.

Des andern Morgens beim Aufſtehen ſprach der Eine: Was iſt aber nun zu thun? — Der andere entgegnete: Der Himmel muß ſich wider uns verſchworen haben. Mir iſt keine Sylbe von unſerem Auftrage dieſe Nacht in die Gedanken gekommen, und ich fange beinah an zu fürchten, daß ich ihn rein weg vergeſſen haben mag. — Der erſte ſagte wieder: Bei meiner Treue, da ſieht es eben nicht zum Beſten mit uns aus. Ich weiß gar nicht was das heißen will, ob es der Wein oder ob es etwas anderes iſt. Ich habe mein Lebelang noch nicht ſo feſt in einem Zuge fortgeſchlafen, ohne mich wieder ermuntern zu können, als in dieſer Nacht hier in dieſem Wirthshauſe. — Was Teufel! will das ſagen? rief der Andre. Laß uns zu Pferde ſteigen, und in Gottes Namen weiter reiten. Vielleicht fällt es uns unterweges ein.

Sie ſetzten ihre Reiſe alſo fort, und ſagten unterweges einer oft zum anderen: Iſt es dir eingefallen? — Mir nicht. Dir? — Mir auch nicht. — Auf dieſe Weiſe gelangten ſie nach Arezzo und kehrten in dem Gaſthauſe ein, wo ſie ſich oft einander bei Seite in eine Kammer zogen und ſich die Backen ſtrichen, wiewohl keinem von beiden ſein unglückliches Gedächtniß zu Hülfe kam. Da ſagte der Eine zuletzt ganz verzweifelt: So laß uns geradesweges hingehen, und Gott ſtehe uns bei. — Der Andere wendete zwar ein: Wie ſollen wir denn mit ihm reden, wenn wir nicht recht eigentlich wiſſen was? — Der Erſtere aber beharrte dabei: So kann die Sache doch einmal nicht bleiben. — Und ſo ließen ſie es denn auf das Gerathewohl ankommen, gingen zum Biſchoff, dem ſie ihre tiefe Verbeugung machten, nachdem er ſie vor ſich gelaſſen hatte; blieben aber auch dabei ſtehen, und brachten kein einziges Wort hervor.

Der Biſchoff war ein wackerer anſehnlicher Herr, erhob ſich, ging auf die Geſandten zu und ſagte ihnen, indem er einen jeden bei der Hand ergriff: Seid mir willkommen, meine Kinder, was Neues bringt ihr mir? Einer ſchauete den Andern an und ſagte: Rede du — nein, rede du, — doch keiner von beiden ſprach ein Wort. Am Ende nahm ſich der eine freilich zuſammen und redete den Biſchoff an: Herr Biſchoff, Wir ſind von euren ergebenen Dienern den Bürgern der Caſentiner Landſchaft als Geſandte zu Eurer Herrlichkeit geſchickt. Es ſind indeſſen, die uns da abſchickten, leider Gottes wohl eben ſo ungeſchickt als wir ſelbſt, ſie theilten uns unſern Auftrag überdies des Abends in der Uebereilung über Hals und Kopf mit, und ſo hat es ſich nun allerdings zugetragen, die Sache mag ſich verhalten wie ſie will, entweder verſtanden ſie nicht es uns zu ſagen, oder wir merkten uns das Geſagte nicht, daß wir eigentlich nicht mehr wiſſen, weshalb wir als Geſandte an Euch abgeſchickt worden ſind. Wir bitten euch demnach inſtändigſt, ihr möget unſre Gemeinden und Bürgerſchaften von Caſentino in gutem Andenken behalten, und wir wünſchen, daß der Henker diejenigen holen mag, die uns abgeſchickt haben, und uns eben auch dazu, die wir ſo ungeſchickterweiſe an euch abgeſchickt worden ſind. —

Der weiſe Biſchoff legte ihnen ſeine Hand auf die Schultern und ſagte: Geht in Frieden wieder heim und ſagt meinen lieben Kindern von Caſentino, daß ich immerdar bereit ſein werde, ſoviel für ihr Beſtes zu thun als in meinen Kräften ſteht; daß ſie ſich aber nie mehr in die Unkoſten einer Geſandtſchaft an mich ſetzen mögen, ſondern, daß ſie mir nur jedesmal in einem Briefe ſchreiben, was ihnen zu Dienſten iſt, wo dann ich ihnen gern auch ſchriftlich Antwort geben will.

Die beiden Geſandten nahmen ihren Abſchied von dem Biſchoffe und reiſten wieder ab. Unterweges ſagte bald der Eine zum Anderen: Hüten wir uns, daß es uns auf dem Rückwege nicht ſo ergeht wie auf dem Hinwege. — Der Andere entgegnete zwar: Ach, was haben wir denn großes im Sinne zu behalten! — Der Erſtere warnte aber: Wir müſſen ja doch darauf bedacht ſein zu hinterbringen, wie wir unſern Auftrag ausgeführt haben und was uns darauf geantwortet worden iſt; denn wenn unſere guten Caſentiner jemals erführen, daß wir ihre Botſchaft ſo vergeſſen haben, und daß wir wie Dummköpfe und wie Einfaltspinſel ſogar jetzt zu ihnen zurückzukehren im Begriffe ſtehen, ſie ſchickten uns in unſerem Leben nirgend wieder als Geſandte hin, und erachteten uns wohl unbilligerweiſe ſelbſt gar für unfähig überhaupt einem andern öffentlichen Amte genügend vorzuſtehen. — Der Andere, der ein wenig ſchlauer als ſein Gefährte war, erwiederte: Ueberlaß du mir die Sorge da nur ganz allein. Ich werde ihnen ſagen, wir hätten uns gegen den Biſchoff unſerer Sendung entledigt und wären von ihm mit dem Beſcheide in Gnaden entlaſſen worden, daß er in allen und jeden Dingen ſtets erbötig ſei, unſerm Nutzen und Frommen gemäß zu thun; daß er uns aber aus übergroßer Gunſt und Zufriedenheit noch den Rath und die Erlaubniß dazu gegeben habe, ins künftige, lediglich um des Erſparniſſes willen, ſo oft wir ſeiner benöthigten, es mit der gehörigen Ruhe und Bequemlichkeit ihm in einem einfachen Briefe kund und zu wiſſen zu thun, und von dem weitläufigen und verwickelten Geſandtſchaftsweſen abzuſtehen. Der Gefährte billigte dieſe weiſe Darſtellung der Sache und erläuterte ſie nicht weiter, indem er entgegnete: das haſt du dir wohl überlegt und ausgedacht. Laß uns nun in Gottes Namen unſern Pferden die Sporen geben und tüchtig zureiten, damit wir nach unſerem vollbrachten Tagewerke bei guter Zeit — Du weißt ſchon! — wieder bei unſerm köſtlichen Weine ſind. — Sie trieben in der innigſten Uebereinſtimmung ihrer Seelen in einem und demſelben Augenblicke ihre Gaule an und hielten bald vor dem Wirthshauſe ſtill, aus dem ihnen ein Knecht, um ihnen die Zügel abzunehmen, entgegen gelaufen kam, und ſie auf ihre erſte weder nach dem Wirth noch nach dem Mittagsmahl, ſondern nach dem edlen Getränke und ſeiner widerhaltigen Wohlbeſchaffenheit und ſeinem Fortbeſtande geſtellte Frage zu ihrer völligen Zufriedenheit berichtete. Sie tranken ſich an dieſem Orte auch dieſesmal ſo dick und voll wie das erſtere und wankten und wichen nicht eher von der Stelle, bis mit der redlichen Hülfe andrer Zechbrüder durch ihre in einander greifenden Beſtrebungen der Wein auf die Neige, und der Boden des Faſſes zum Vorſcheinen gebracht worden war. Sobald ihnen dieſer bedenkliche Umſtand nach des Kellners Pflicht und Gewiſſen gemeldet ward, überzeugten ſich die beiden Geſandten zu ihrem ſchmerzlichſten Leidweſen mit eigenen Augen von deſſen Wahrhaftigkeit, hoben das Faß mit eigenen Händen empor, und gingen ſodann zu ihren Obern.

Ihre ſelbſt erfundenen Lügen hatten ſich beſſer, als vorher die Wahrheit, ihrem Gedächtniſſe eingeprägt. Sie ſtatteten ſolchergeſtalt zu Hauſe einen ſo umſtändlichen und ſo glänzenden Bericht über ihre gegen den Biſchoff aufgebotene Beredſamkeit ab und wußten ihren Mitbürgern ſowohl zu verſtehen zu geben, daß der eine von ihnen ein Tullius, der andre ein Quinctilian geweſen ſei, daß ſie ſehr großes Lob einerndeten und auch fernerhin zu Aemtern aller Art, bald zu Verwaltern und bald zu Vertretern des Gemeinweſens berufen und erkoren wurden.

Wie oft mag es nicht in der Welt vorkommen, daß nicht gerade ſo kleine Männer wie dieſe hier, doch wohl viel höhere und angeſehnere im Verlaufe der Zeit als Geſandte, wenn auch nicht als Geſchickte, verſchickt und entſendet werden, die da in den zu beſorgenden und zu befördernden Dingen, eben ſo bewandert und betheiligt wie der Sultan in Frankreich ſind, und die dennoch ſchreiben und berichten, daß ſie weder Tag noch Nacht gefeiert und geruht, ſondern mit dem allergrößeſten und allerwirkſamſten Eifer den Geſchäften obgelegen haben; ja die behaupten, daß Alles, was geſchieht und was eben nach ihrem Sinne iſt, ihr Machwerk ſei, trotz dem, daß nicht ſelten jedem Klotze mehr Antheil daran als ihnen ſelbſt gebührt; und die da nichts deſtoweniger von denen die ſie entſendeten, belobt und geprieſen und mit Würden und Ehren belohnt und überſchüttet werden, weil das ganze Geheimniß, um es in der Welt zu etwas zu bringen und um Glauben zu finden, eben einzig und allein darin beruht, daß man nur recht unverſchämt lügen muß.

[illegible]

1663

XX.

Nach tauſend Jahren.

In des Königs Don Alonſos des achten zwölfhundert zweiundſiebenzig gegründeter Stadt Ciudad-Real, die unfern der Ruinen von Alarcos, an der Grenze von Andaluſien, umgeben von anmuthigen, durch den wie ſcherzweiſe ſieben Stunden lang ſeinen Anblick bergenden Guadiana befruchteten Gefilden liegt, hatte der Stolz und die Freude der ganzen Gegend, eine Tochter vornehmer, mächtiger Eltern das Licht dieſer Welt erblickt, und konnte mit ſechszehn Jahren und mit eben ſo vielen tauſend Dukaten Ausſteuer, wenn Jugend und Reichthum ſchon an ſich nie häßlich ſind, Liſarda aber reich, jung und überdies ſchön daneben war, gerechte Anſprüche machen, die Augen aller Männer zu feſſeln die ſie ſahen.

Es beſaß dieſe Dame, trotz ihrer natürlichen Schönheit, einen hellen, ſcharfen Verſtand, denn es müſſen ja weder alle Schönen albern noch alle Häßlichen verſtändig ſein. Durch das, was ſie in Büchern geleſen und in der Unterhaltung mit ihren Freundinnen gehört hatte, war ſie unwillig und ſchüchtern geworden, ſich zu vermälen. Sie ſehnte ſich zwar nach der Ehe ſo wie irgend ein andres Frauenzimmer; trug aber vor der Gemüthsart der Männer allzu große Scheu, da von einer Heirath doch eben das Wohl oder Wehe des ganzen menſchlichen Lebens abhängig iſt. Wer vermag da, ſagte das kluge Kind zu ſich ſelbſt, das Herz und die Gedanken eines Mannes zu ergründen, die ſo mannigfaltig ſind, daß ſie zuweilen wohl der ſelbſt nicht kennen dürfte, der ſie lenkt! Zweierlei kann die Männer bewegen, ſich um meine Hand zu bewerben, entweder meine Perſon oder auch mein Geld. Meine Perſon ſollte ich nicht meinen, denn ich kenne viele Mädchen in der Stadt, die zwar nicht edler geboren, aber ſchöner ſind als ich, und die ſich nicht nur nicht verheirathen, weil ihnen kein Vermögen zu eigen gegeben iſt, ſondern die da überdies noch zu Gegenſtänden des Geſpöttes geworden ſind. Bringen alſo meine Glücksgüter allein ſolche Wunder hervor, ſo wäre es doch hart, daß ich mich einem Manne unterwerfen ſollte, der ſich nicht eben mir, ſondern vielmehr meinem Gelde und meiner Mitgift antrauen läßt. Wollte ich aber auch das hingehen laſſen, weil ja die Verderbtheit ſo tief in der Welt gewurzelt und eingeriſſen hat, daß man keinen uneigennützigen Menſchen finden würde, ſchüfe man nicht die ganze Menſchheit von neuem um, ſo frage ich: wer ſteht mir für Sinnesweiſe und für Neigungen, wo da ſo vieler Betrug und ſolche Unbeſtändigkeit obwaltet und vorherrſcht? Kein Mann heißt eben böſe, wann er ſich vermählt: der Kuppler verbürgt ſich für ihn, der Verwandte ſucht ihm Anſehen zu verſchaffen, der Betheiligte lobt ihn unbedingt; aber nach Verlauf eines Jahres ſteht der Eine wie der Andere, und zwar auf Koſten der Armen, als Lügner da, die ihre Hand und ihre Seele einem Feinde hingegeben hat, der entweder ihr Eigenthum verſpielen, oder ſich ſchlechten Sitten ergeben oder, was noch ſchlimmer als Alles iſt, derer, die ihn anbetet, überdrüßig werden wird. Denn der Wille mancher Männer läuft den Forderungen der geſunden Vernunft ſo ſehr zuwider, daß eben gegen die größten Verpflichtungen die geringſte Dankbarkeit zu finden iſt. Heißt dies alſo lieben und heirathen? wiederholte ſie ſich unter Thränen öftere Male. Begibt man ſeine Freiheit darum in ewige Gefangenſchaft? Behüte mich der Himmel davor, und mögen es meine Eltern nicht von mir verlangen! Ich gäbe mein Leben eher einem Dolche oder einem Gifttranke hin, als daß ich mich verheirathete, ohne vorher Monate ja Jahrelang über das Betragen und die Neigungen, über den Verſtand und die Sitten meines zukünftigen Gebieters hinreichende Erkundigungen einzuziehen. —

Das ſchöne Mädchen blieb nach dieſem Selbſtgeſpräche entſchloſſen, für jetzt nicht in den heiligen Stand der Ehe zu treten, weil ſie nicht nur in ihrer Wahl zu irren fürchtete, ſondern weil ſie ſich auch von ſo verſchiedenartigen Perſonen beworben ſah. Es ging ihr in der Liebe, wie es den Spielern mit den Karten zu gehen pflegt, wenn ſie ſich unwillkürlich bald zu dieſer bald zu jener wenden, und doch im Grunde eigentlich nicht wiſſen, warum ſie dieſes laſſen oder jenes thun. Ihr beſonderes einem der vollkommenſten Kavaliere, Namens Ricardo bewieſenes Wohlwollen hatte es, ihr unbewußt, allerdings ſchon ſoweit mit ihr gebracht, daß des Volkes Stimme ſich für berechtigt hielt, beide als ein Brautpaar anzuſehen, und zu erklären, es ſei kein Anderer als Ricardo Liſardas, keine Andere aber als Liſarda Ricardos werth.

Ciudad-Real ſahe ſich damals genöthigt, einige unvermeidliche Feſte zu Bezeigung ſeiner Freude über die Verbindung Frankreichs mit Spanien durch den Austauſch der zwei ſchönen Sterne Iſabelle und Juana anzuſtellen, die die Freundſchaft zwiſchen beiden mächtigen Reichen mit verwandtſchaftlichen Banden auf ewig feſtigen ſollten. Es gab daher viele

Tage lang Erleuchtungen, Feuerwerke und nächtliche Turniere in der Stadt, und man hatte zum Beſchluß einen Kampf mit zwölf kraftvollen Stieren aufbewahrt, welche Feierlichkeit beliebter als alle übrigen iſt, weil ſie entweder mehr Geräuſch verurſacht, oder weil der ſpaniſche Muth darin beſſer als anderswo Gelegenheit findet, ſich hervorzuthun. Liſardas Liebhaber machten die Feſtlichkeiten um ſo ausgezeichneter und glänzender, als gleiche Eiferſucht, gleicher Ehrgeiz und gleiche Luſt ihr zu gefallen ſie antrieb, weder Koſten noch Anſtrengungen zu ſchonen, um den Tüchtigſten und Erſten es zuvorzuthun. Es konnten freilich dieſe Wettkämpfe keinen anderen als Ricardo zum Sieger krönen, da er als der Begünſtigtere ſchon der Sieger war. Und er bewies alſo, daß das Bewußtſein des Glückes immerdar den Erfolg zu ſichern pflegt, während demjenigen der ohne Lohn oder ohne Hoffnung irgend ein Unternehmen beginnt, Alles, was da geſchieht, ſich zum Verderben wenden muß, weil er es entweder nicht zu nutzen oder nicht wahrzunehmen verſteht. So kam der letzte Tag der Feſtlichkeiten, der des Stierkampfes, zu einer Zeit heran, als die ſchöne Liſarda, trotz dem, daß ſie ſeither weder geliebt hatte noch zu lieben verſtand, Ricardo innig zu lieben begann, weil das Verlangen uns, zu unſrem Unheil, dieſe Kenntniß leicht von einer Nacht zum andern Morgen lehrt. Da nun Ricardo keine Gelegenheit verſäumen wollte, in Liſardens Augen zu gewinnen, ſo erſchien er am Morgen dieſes Tages mit einem langen mit einer Stachel verſehenen Stecken in den Schranken, unter dem Beifalle aller Zuſchauer außer Liſarden, die ihn unmöglich anders als mit Bekümmerniß der Gefahr unter die Augen konnte treten ſehen. Die übrigen unbezähmten Beſtien wurden wohl verwahrt, und ein an Wildheit, Geſtalt und Farbe gleich entſetzlicher Stier ſtürzte zuerſt herein, und erfüllte nicht nur die ihn zunächſt Umgebenden, ſondern auch die entfernteſten Zuſchauer mit Entſetzen. Nichts deſtoweniger ſtellte ſich ihm Ricardo mit ſo gutem Erfolge entgegen, daß das Thier bloß um ſeiner Tapferkeit willen zu leben ſchien. Durch ſeine Streiche auf das äußerſte erbittert, wollte es ſich zwar im Verlaufe des Kampfes an einem Menſchen zu Fuße rächen, den es erreichte und ſtückweiſe zu zerreißen drohte, indem es ihn mit der hartnäckigſten Wuth wiederholt emporſchleuderte und auf ſeinen Hörnern fing. Das allgemeine Mitleiden an dieſem Trauerſpiele empfand Ricardo aber am innigſten. Zornerfüllt, die nächſten Berittenen dem Hülfloſen nicht beiſtehen zu ſehen, ſchleuderte er ſeinen Stachelſtab hinweg, zog ſein ſtarkes Schwert, und ſprengte gegen den Stier, der ihn nicht ſobald nahen ſah, als er von ſeiner Beute augenblicklich abließ, wie verdroſſen über dieſe Kühnheit, ihn zu ſeinem Ziele nahm, die ſpitzen Hörner ſeiner Stirn zu Boden ſenkte, und in der augenſcheinlichen Abſicht auf das Pferd losſtürmte, in ihm ſeine blinde Wuth zu kühlen, obwohl es ihm damit nicht nach Willen ging. Denn indem er das Haupt noch tiefer ſenkte, um den Stoß zu thun, brachte ihm Ricardo einen ſo gewaltigen Hieb bei, daß er ihm faſt das ganze Genick durchſchnitt, und daß das blutige Thier zu ſeinen Füßen beſtätigen mußte, daß die Kraft und die Klugheit des Menſchen jede Wildheit bändiget. Ricardo's That gewann ihm die Herzen derer, die ſie ſahen in nicht geringerem Maße, als hätte er ihnen allen das Leben gerettet; laute öffentliche Segnungen, Beifall und Lobpreiſungen erſchollen ihm von allen Seiten zu. Nur Liſarda beweinte ihn in ihrem Innerſten, denn der Schmerz über die ihn bedrängende Gefahr beraubte ſie mit einem Male ihrer Empfindungskraft, ſo daß ſie für todt in den Schoos ihrer

Mutter ſank und nicht ſo viele Zeit behalten hatte, den guten Ausgang des Kampfes abzuſehen.

Hier erklärte ſich das Räthſel ihrer heimlichen Neigung zu Ricardo, verlautbarte die von ihrer Vorſicht ſo lang verborgene Liebe und Leidenſchaft, denn eine Ohnmacht pflegt ohne Worte in einem Augenblicke zu offenbaren, was die Schamhaftigkeit und die Furcht vor Gefahren viele Jahre lang verſchwiegen hält. Die ohnmächtige Jungfrau kam vielmehr von den günſtigen Nachrichten wieder zu ſich, die man ihr zu wiſſen that, als von dem Waſſer, womit man ſie benetzte und ihre Schläfe rieb. Doch wie ſie vernahm, daß der von ſeinem guten Glück am Morgen befeuerte Ricardo beſchloſſen habe, am Abend abermals in die Schranken zu reiten, zog ſie vor, ſich lieber einem einzigen Menſchen anzuvertrauen, als am Ende wieder durch die unwillkührliche Bewegung ihres Herzens ſo vielen ihre Gefühle zu verrathen; wie es denn in der Natur der Frauen liegt, daß eine jede ſich zwar ſehnet die Liebe kennen zu lernen, keine einzige aber ſie willig bekennen mag. Verliebt und entſchloſſen, ergriff die Jungfrau Feder nnd Papier und ſchrieb, zum Zeichen daß ihr ſolches vorher nicht viel in die Hand gekommen war, an Ricardo folgendes:

Eine meiner Freundinnen, die dafürhält, ſeit zweien Jahren von euch geliebt zu ſein, ſchätzt euer Leben höher als ihr ſelbſt, weil ihr es ohne Rückſicht wagt, und weil ſie es mit höchſter Innigkeit beweinen muß. Sie hat mich erſucht euch zu veranlaſſen, an dieſem Abende um ihretwillen dem Feſte nur zuzuſehen, ohne ſelbſt die Gefahr zu beſtehen. Denn wofern eure Unerſchrockenheit ihre Liebe habe erringen wollen, ſo ſei jetzt euer Zweck erfüllt; habe ſie aber einer anderen Dame gegolten, ſo reiche euer Ungehorſam freilich zu ihrer Enttäuſchung hin. Meine Gefälligkeit trägt euch dieſe Bitte im Namen ihrer Liebe vor, die eben nicht gering ſein kann, weil ſie der Sicherung eures Lebens ein unendliches Erröthen zum Opfer bringt. Da ich ein Weib bin, ſo iſt es offenbar, daß ich euch bitten muß; da es aber auch ein Weib iſt, die euch liebt, ſo bitte ich nur was euch nahe geht, mit der Weiſung, daß ſie weit entfernt ſein wird, wofern ihr mich vergeblich bitten laßt, euch in ihrem ganzen Leben je wieder eine andere Bitte zu thun. —

Ricardo ſchenkte der Ueberbringerin dieſes Blattes einen Diamanten und einige Escudos zum Botenlohn, und erfuhr durch ſie den Namen ihrer Gebieterin. Er ließ ſie auf Antwort warten, und ſchickte ſich an einen Brief abzufaſſen, obwohl Ueberraſchung und Freude ihn ſo närriſch machten, daß er weder, was er wußte noch was er wollte, zu ſchreiben fähig war, wie denn die Liebenden überhaupt nie ungeſchickter ſind als bei unverhofftem Glück. Zuletzt antwortete er mit wenigen Worten dies:

Wofern das Wagniß meines Lebens euch Sorge macht, möchte ich mein Leben viele Male daran ſetzen, um euch dieſe Gunſt ſchuldig zu werden. Damit ich euch, ich will ſagen eure Freundin, aber nicht erzürne, ſo verſichere ich euch, daß ich unverzüglich von meinem Vorſatz abſtehen, und mit dieſer übergroßen Gefälligkeit euer liebreiches Mitleiden erwiedern will, wie wohl ich nicht weiß, ob ich es wirklich Mitleiden nennen darf. Denn indem ihr mich auf dem Kampfplatze zu erſcheinen verhindert, damit mich alsdann eure Augen ſehen, ſcheint ihr eher zu beabſichtigen, euch mit meinem Tode aufzurichten, als zu wünſchen mein Leben in Obacht zu nehmen. Ich hatte vergeſſen, daß eure Dienerin wartet gleich mir ſelbſt, ſie der Abfertigung, und ich der Uebergabe dieſer Zeilen in eure Hand, damit ihr nicht aufhöret mich zu bitten, und damit ihr anfanget mir zu gebieten, wie eurem

Gatten, wollt ich ſagen, und ſo nehmt es für geſagt. Gott behüte euch und mache euch glücklich, obwohl ihr ihm euer Antlitz nicht zuwenden möget. —

Ricardos Brief brachte dieſelbe Wirkung auf Liſarden hervor, die der ihrige auf ihn hervorgebracht hatte. Sie konnte ſich nun unbekümmert an dem Feſte freuen, weil ſie Ricardo dicht neben ihren Fenſtern ſah, und war nur um einiger Neugierigen willen beſorgt, die ſich immerdar um das Thun und Laſſen anderer Menſchen kümmern, weil ſie ſelbſt unbeſchäftigt und um ſich ſelbſt unbekümmert ſind. Das Feſt ging ohne irgend einen Unfall zu Ende und das gute Einverſtändniß der Liebenden gewann immer größere Innigkeit, ſo daß Liſarda allgemach alles, was Ricardo ſagte oder that, für den Ausdruck der höchſten Vollkommenheit auf Erden hielt. Ricardo brachte Tag und Nacht auf Liſardens Straße auf und abwandelnd zu, und Liſarda ſtahl dem Schlummer manche Weile, die ſie der Erinnerung an ihren Geliebten widmete, um entweder mehr zu leben oder um die kurzen Stunden des Lebens angenehmer zu genießen; weil man nach der Meinung Senecas nur in der Zeit ſeines Daſeins wirklich lebt, in welcher man mit Genuß oder mit Nutzen leben kann.

Wer hätte wohl glauben mögen, daß eine ſolche Glückſeligkeit von einem Unfalle durchkreuzt werden würde, der nicht nur eine Zeitlang die hellen Liebesflammen beider verdunkelte, ſondern beide auch in einen Zuſtand verſetzte, dem gemäß Liſarda in noch nicht vierzehn Tagen mit einem Andern verbunden und Ricardo nach Barcelona in der Abſicht ſich nach Neapel einzuſchiffen gekommen war! Wer würde es aber nicht glauben mögen, der da das unbeſtändige Rad des Schickſals und den allgemeinen Wechſel der Zeiten in Betracht und Erwägung zieht. Ricardo erfuhr die Launen dieſes Wechſels in ihrem höchſten Grade, denn er ſah ſich mit einem Male, von der Größe ſeines Glückes in die höchſte Sphäre ſeiner Hoffnungen, oder um es kurz auszuſprechen, faſt in Liſardens Arme verſetzt, und doch wieder, in dem nämlichen Augenblicke, ſeines Vaterlandes, ſeiner Verwandten und Freunde, ſogar der Geliebten ſelbſt beraubt, deren Verluſt ihm der härteſte Schlag ſeines widrigen Geſchickes ſein mußte.

Ricardo hatte nämlich, bevor er noch in dem eben genannten Grade Liſardens Gunſt genoß, als ein junger, leichtfertiger Mann ſehr vertraut mit einer ſevillaniſchen Dame gelebt, die nach ſeiner Vaterſtadt in keiner andern Abſicht als um durch ſie an den Hof zu reiſen, um zu ſehen und um geſehen zu werden, und mit keinem andern Vermögen als mit dem ihrer Jugend und ihres hübſchen Geſichts gekommen war, und nachdem er ſie in ihrem Wirthshauſe bemerkt und als fremde Dame lange Zeit mit Artigkeit unterhalten, eine ſolche Neigung zu ihm gefaßt hatte, daß ihre mitgebrachte Sänfte von ihr bezahlt und leer zurückgeſendet worden, ſie ſelbſt aber als Gaſt in Ciudad-Real geblieben war, wo ſie mit Ricardo einen Monat lang ſo vergnügt und in ſolchen Freuden lebte, als ob ſie ihre ganze Jugend hindurch bei ihm geweſen wär. Denn mit der Liebe derjenigen, die davon beſtehen, Verlangen einzuflößen und zu befriedigen, ſcheint es wie mit dem Wetterſtrahl zu ſein, bei deſſen kurzem Lichte niederfallen, zünden und verzehren alles deſſen, was er trifft, die Sache eines Augenblicks iſt.

Gefeſſelt von Donna Claras Zuneigung, wenn man Zuneigung nennen will, weshalb ſie für ihn that, was ſie in ihrer Heimath ſchon für Andre aus Eigennutz gethan haben mochte, verſchaffte ihr der edle Kavalier eine anſtändige Wohnung, ſorgte für ihre Bequemlichkeit auf das Freigebigſte, und erklärte ihr allerdings, dafern ſie ſich in dieſer Stadt aufhalten wolle, müſſe ſie die größte Klugheit beobachten, theils um ſich überhaupt nicht zu verdächtigen, theils aber auch um zu verhüten, daß ſeine Eltern ihr Verhältniß zu ihm erführen, wie in einer kleinen Stadt ſo leicht Alles zu erfahren ſei, und daß ſie deswegen ſie beläſtigten. Aus beiden Gründen lebte Donna Clara ſo zurückgezogen in Ciudad-Real, daß außer den Himmel und Ricardo nur ein verheiratheter Diener des jungen Mannes, in deſſen Hauſe ſie wohnte, von dieſer geheimen Freundſchaft unterrichtet war.

Indeſſen ſah Ricardo wohl ein, daß der Verlauf dieſes auf ſeiner Seite mehr aus einem flüchtigen Geſchmacke als aus Leidenſchaft entſprungenen Verhältniſſes ihn mit Liſarden in Verlegenheiten bringen könne, vernähme ſie etwas davon durch ein Ohngefähr, oder Mißgeſchick. Als es daher zwiſchen den Liebenden ſo weit gediehen war, daß die beiderſeitigen Verwandten ſchon Vorkehrungen zur Hochzeit zu treffen begannen, ſo führte Ricardo eine Erklärung mit Donna Clara herbei und theilte ihr ſeine bevorſtehende Vermählung mit, indem er ihr zu ihres Kummers Linderung ein Geſchenk von zweihundert Eskudos machte, und ſie veranlaſſen wollte, an den Hof zu gehen, wo er jederzeit, wann ſie ſeiner bedürfe, bereit ſein würde, ihr mit ſeinem Vermögen und mit ſeiner Perſon beizuſtehen. Sobald eine Frau einmal erſt anfängt die Geduld zu verlieren, beſchwichtigen ſie weder Gründe noch Zureden noch Vortheile. Donna Clara war zwar ein gemeines Weib, aber ſie liebte Ricardo, und wenn ſie ihn auch nicht geliebt hätte, wäre doch ſchon der Gedanke, ſich um einer Andern willen verlaſſen zu ſehen, hinreichend geweſen, ihren leidenſchaftlichen Zorn in Erregung zu bringen. Unter andern Thorheiten, die ſie alſo hierauf anſtellte, erwiederte ſie ihm, ſie würde zu Liſarden gehen, und, zu den äußerſten

Wagniſſen entſchloſſen, ſich die Störung ihrer Liebe zu ihm dermaßen angelegen ſein laſſen, daß er ſie um keinen Preis wieder zu erwerben vermöge.

Beſtürzt über dieſe Antwort, wußte der gequälte Liebhaber nicht, auf welche Weiſe er ſich von Donna Clara los machen ſolle, deren Liebe ihm nicht nur ſeiner zukünftigen Gattin und ſeines Rufes wegen, ſondern auch hauptſächlich um deswillen läſtig ward, weil Donna Clara, trotz ihrer Schönheit, ihrer Jugend und ihres aufgeweckten Geiſtes nicht mehr ſeine Sinne feſſelte, und weil keine Qual in der Welt der Qual gleichkommt, eine Frau, die man verabſcheut, liebkoſen zu müſſen, wodurch man gleichſam ſeine Seele an Ketten legt und ſich das Herz aus dem eignen Buſen reißt. Um ſich vor größeren Nachtheilen zu behüten, beſchloß Ricardo, ſich aus dieſer Verlegenheit durch ein allerdings unhöfliches Mittel zu ziehen, indem er dem Corregidor, einem ſeiner Verwandten ſeine Lage eröffnete und ihn erſuchte, deſſelbigen Abends in Donna Claras Wohnung zu kommen, in der er zugegen ſein werde, und die Dame vorgeblich als ein ſtrenger uneigennütziger Richter feſtnehmen, in eine Kutſche ſetzen und unter der Obhut einiger Wächter nach Madrid, woſelbſt ſie ſich ohnedies habe aufhalten wollen, entführen zu laſſen. Der Corregidor hieß dieſen Anſchlag gut, weil er eben ſowohl ſeiner Pflicht als ſeinem Wunſche entſprach, Ricardo beruhigt zu ſehen. Er hielt gegen eilf Uhr des Nachts eine Kutſche, zwei Gerichtsdiener und eine vermeintlich gerichtliche Anklage der beiden Liebenden und des Dieners, der ihr Geheimniß hehlte, bereit. Und Ricardo meinte ſich auf dieſem Wege am beſten Donna Claras zu entledigen, ohne daß ſie ſich über ihn bei Liſarden beklagen könne, die er, wofern ſein Betragen zu ihrer Kenntniß gelange, verloren gab. Wer da aber einmal zum Unglück beſtimmt iſt, der irrt niemals mehr als wenn, er ſich zumeiſt vorſehen will. Denn da in der nämlichen Nacht, in welcher Ricardo alles Nöthige veranſtaltet hatte, um Donna Clara ohne Aufſehen aus der Stadt zu entfernen, Liſardens Vater abweſend war, und ihre Mutter zu einer todtkranken Freundin abgerufen ward, das ſcharfſinnige Mädchen alſo, allein und betrübt, ihren Geliebten den ganzen Tag nicht geſehen zu haben, ſich zu Hauſe befand, ſo entſchloß ſie ſich, für ihn etwas, das ihr Verſtand eine Verwegenheit nannte, zu thun; denn, einen Schleier über ihr Haupt geworfen, die Basquiñas in den Händen, und in Begleitung einer Dienerin, verließ ſie ihre Wohnung, um Ricardo aufzuſuchen oder wenigſtens um auf ſeine Straße zu gehen, weil der Liebende, in Ermangelung beſſern Glükkes, ſich ſchon zufrieden gibt, die Wände zu ſehen oder die Thüren zu berühren, hinter denen der Geliebte weilt. Liſarda kam auf die Straße, an das Haus, wollte durch eine Hinterthüre eintreten, und hätte ſich zwar gern die Freude gemacht, Ricardo zu ſehen und zu ſprechen, nahm ſich aber doch, da ſie die Thüre verſchloſſen fand, nach klügerem Bedachte vor, nicht anzuklopfen, damit ſie nicht des Leichtſinns zu zeihen ſei. Denn viele Male verweigert eine Frau dem ihr beſtimmten Gemahle, was ſie vielleicht einem Liebhaber geſtatten würde, der ſie nicht zur Ehe verlangt, weil zu große, vor der Hochzeit geſtattete Freiheiten dem Gatten nur Anlaß geben, für ſeine Ehre Sorge zu tragen. Von dieſem Bedenken überwunden, beſchloß Liſarda, wiewohl ungern und nicht allzuſchnell zurückzugehen. Wie ſie nun auf ihrem Wege an einem Dominikaner Nonnenkloſter vorüberkam, unterſchied ſie beim Schimmer der Laterne am Kloſterthore einen Mann, deſſen Geſtalt ihr in die Augen fiel und den ſie bei näherer Betrachtung in dem Momente für Ricardo erkannte, als ihm auf ein gegebenes leiſes Zeichen die Thüre des nächſten

Hauſes geöffnet ward, die er, ſo wie er eingetreten war, der mit Licht herabgekommenen Magd offen zu laſſen befahl, weil er, wie er ſagte, alsbald wieder fortgehen werde, in der That aber, weil er von den erwarteten Gerichten deſto ſicherer mit Donna Clara überraſcht werden wollte. Liſarda ſah zwar dieſen Vorgang mit an, ahndete aber nicht, es könne eine Beleidigung ihrer Liebe dahinter verborgen ſein, denn ſie glaubte Ricardo in eines Freundes Hauſe, um entweder mit jungen Leuten ſeines Gleichen die Zeit zu verplaudern, oder um ſein Geld zu verſpielen, oder um die Welt zu verbeſſern, oder auch um Abweſende und zuerſt Fortgehende zu verläumden, wie es in Geſellſchaften allerweges zu geſchehen pflegt. Mehr aus Neugier als aus Argwohn trat ſie durch die unverſchloſſen gebliebene Thüre ein, ſtieg in das erſte Stockwerk empor, und nahte leiſe einer Seitenthüre, an der kein Schlüſſel ſtak, ſo daß ſie, durch das Schlüſſelloch ſchauend, ihren unvorſichtigen Liebhaber auf dem Fußkiſſen des erhöhten Sitzes einer durch das Vergrößerungsglas ihrer Eiferſucht ihr unvergleichlich ſchön erſcheinenden Dame knien und ſie zärtlich liebkoſen ſah, indem er ſich bei ihr folgendermaßen zu entſchuldigen ſtrebte: Ich ließ mir nicht träumen, Donna Clara, daß du die Erklärung meiner bevorſtehenden Heirath nicht am Ende für das erkennen würdeſt, was es war, für eine Prüfung deiner Beſtändigkeit und deiner Leidenſchaft. Ich geſtehe dir, daß ich meine Unfreundlichkeit und Kälte nur, um dir dieſe kleine Lüge glaubhaft zu machen, erkünſtelte, und du wirſt hiernach ſchwerlich behaupten mögen, daß in der Welt nur die Frauen geſchickt eine Täuſchung zu erhalten verſtehen, denn du haſt dich durch ſo vielen Kummer, ſo viele Thränen und Seufzer vom Gegentheile ſelbſt überzeugt. Es iſt wohl wahr, daß meine Familie geſinnt war, mich durch eine Verbindung mit jener Liſarda zu feſſeln, welche dich unnöthigerweiſe eiferſüchtig macht; aber ich habe durch meinen Widerſtand alle ihre Bemühungen vereitelt, weil das Fräulein eben trotz ihres Adels, ihrer Schönheit und ihres Reichthums mir das Blut meines von dem Anblicke deiner Schönheit ohne Gleichen befangenen Herzens nicht erregt. Auch wiſſe, damit du die Wahrheit ganz erfahreſt, daß ich dich jetzt um ſo ſtärker und um ſo inniger liebe, je mehr ich erkenne, daß einige meiner Verwandten die von unſerm Verhältniß gehört haben, es, nach ihrem Bedünken zu meinem Beſten, zu ſtören beabſichtigen, als ob gegen zwei Liebende irgend Bitten, Ueberreden oder Drohen etwas fruchtete. —

Liſarden ſchwanden über dieſe Worte ihre Sinne hin, und ſie konnte nicht mit ſich einig werden, ob ſie wache oder träume. Da ſich der Liebhaber indeß zu völliger Ausſöhnung mit ſeiner Dame ſchon ihrer Hände bemächtigte, und da die Frauen, ſo lange ſie ſich mit Klugheit betragen, gewiß nicht eiferſüchtig ſind, ſo ſchlug Liſarda heftig an die Thüre, ohne die Gefahr zu bedenken, der ſie ſich ausſetzte, in Ricardos Augen wegen ihres Unternehmens verächtlich zu erſcheinen, und machte ihn dadurch glauben, die Gerechtigkeit habe ſich bereits eingeſtellt, wie denn die Liebe allerdings mit dem Gerichtsſtabe der Eiferſucht ſo offenbare Verhöhnungen züchtiget. Er ſtellte ſich an zu erſchrecken, befahl einer Dienerin zu öffnen, weil er gern erfahren wolle, wer die Verwegenheit habe, die Schwelle eines Hauſes zu betreten, deſſen Herr ſein Diener ſei, und fügte, zu Donna Clara gewendet, hinzu: Wer weiß, ob es nicht ein geheimer Liebhaber iſt, der ſich um dich bewirbt und vielleicht nur erwartet, wie es wohl zu geſchehen pflegt, daß ich ſcheide, um den Beſitz deiner Liebe nach mir anzutreten. Er ſagte ihr dies mit Vorbedacht, um ſie vor dem Argwohne gegen ihn zu bewahren, er könne ſelbſt der Verräther ſein. Indem ſich nun die Sevillanerin unausgeſetzt bemühte, ſeinen erheuchelten Zorn zu ſtillen, hörte Liſarda nicht zu pochen und Ricardo nicht die Magd zu rufen auf, bis er zuletzt, da er wahrnahm, daß dieſelbe aus Schüchternheit nicht öffnete, ſelbſt emporſprang und die Thüre aufriß, weit entfernt den Beſuch zu ahnden, der ihn erwartete. Liſarda trat ein, Ricardo ſchrack zurück, und Donna Clara, die er vorher nur zum Scheine mit ſeiner Eiferſucht geplagt hatte, beſtürmte ihn mit den ernſthafteſten Vorwürfen der ihrigen. Er bemühte ſich zwar keinesweges ſie zu befriedigen, denn es war ihm einzig und allein um Ergründung des unvermutheten und auffallenden Erſcheinens ſeiner Braut zu thun. Liſarda wollte ihn aber weder hören noch ſehen, und ſagte mit aller der Veranlaſſung angemeſſenen Beſcheidenheit zu Donna Clara: Ich kann euch, ſchöne Dame, nicht den Schrecken, den Schmerz und die Gefühle verbergen, mit denen ich vor euch ſtehe. Verſuchte ich auch, um des Anſtandes willen, meine Geſinnungen zu verläugnen und zu verheimlichen, ſo verkündigte ſie euch doch meine Röthe, mein Verdruß, meine Angſt und meine Unruhe. Auf daß euch meine Gegenwart nicht eben ſo erſchreckt, wie mich die eurige, und auf daß eine ſolche Undankbarkeit nicht mehr als ein Leben koſten mag, welches am beſten das einer Seele iſt, die es nicht achtet, weil ſie es ſchon nicht mehr lebt: ſo thue ich euch zuvörderſt kund, daß ich euch gewiß nicht einen Liebhaber entführen will, der euch mit allem Rechte zugehört, und der eurer wohl um ſeiner körperlichen Eigenſchaften willen würdig iſt, wenn auch der Himmel außerdem nimmermehr einen ſo falſchen, ſo veränderlichen und ſo trügeriſchen Mann wie Ricardo geſchaffen hat; erſuche euch aber dann, damit ihr mich entſchuldiget nnd ihm keinen Glauben ſchenket, daß ihr mich ohne Zürnen höret. — Sie ſchilderte hiernächſt, indem ſie ſich auf einen Stuhl niederließ, mit mehr Seufzern als Gründen und mit mehr Thränen als Worten Ricardos Bitten, Briefe und Beſtrebungen, und wendete ſich endlich mit folgender Rede an ihn ſelbſt: Glaubet vielmehr, Undankbarer, daß dieſe Klagen aus meinem Ehrgefühle als aus meiner Liebe zu euch entſtehen, die an der Eiferſucht in mir erſtorben iſt, gleich wie ſie bei Andern vielleicht durch Beleidigungen lebendiger werden mag; und gebt euch alſo fürderweit ganz der Liebe zu dieſer Dame hin, deren Gunſt koſtbar genug iſt, um euch bei mir zu entſchuldigen. Ich nehme nicht an, daß ihr mich um ihretwillen verlaſſen habt, denn da die Liebe vielmehr aus Uebereinſtimmung der Geſtirne als aus Vollkommenheiten und Verdienſten entſteht, ſo erhöht eure Liebeswerbung eben ſo wenig die ihrigen, als eure Untreue die meinigen erniedriget, und es geſchieht doch auch nicht ſelten, daß die Liebe blind ober verblendet genug iſt, gerade denjenigen zu Theil zu werden, die ihrer am wenigſten würdig ſind. Ich beklage mich aber darüber bei euch, daß ihr mich wie ein gemeines Weib behandelt und mich, wenn auch nur mit Worten, denn im Uebrigen würdet ihr und die ganze Welt es nicht im Stande ſein, betrogen habt. Allerdings mag es mir zum Troſte gereichen, daß ich aus reinem Adel der Geſinnung eure Lügen geglaubt habe, denn gleich wie redliche Menſchen ſich nicht überzeugen können, daß es Andre in der Welt gibt, die Schlechtigkeiten begehen; alſo glauben Frauen meines Standes, die da von ſolchen Niederträchtigkeiten nichts wiſſen, nicht, daß man ſie irgend nur erſinnen, viel weniger ausführen kann. Ich muß euch freilich für ſehr übermüthig halten, daß ihr meine Gunſt verſpottet habt; ihr beleidigtet euch aber auch ſelbſt mehr damit, als ich mich würde beleidiget haben, hätte ich von euch verſpottet zu werden geglaubt, denn ihr ſeid durch eure Geburt ein Edelmann und ſolltet es drum auch in euren Sitten ſein. Inzwiſchen bin ich die eigne Schuld meiner Leichtgläubigkeit damit zu ſühnen gemeint, daß ich euch vor dieſer Dame hier mein Wort gebe, euch von jetzt an niemals wieder von Angeſicht zu ſehen, ja indem ich ihr ſelbſt verſpreche, ihr morgendes Tages alle Papiere zuzuſenden, die ich von euch beſitze und die ſie zu den ihrigen fügen mag. Denn ſo wie in dem Reiche der Liebe nicht mehr als eine Krone zu vergeben iſt, und ſo wie ich dieſe Krone nicht von euch beſitzen kann, geſtehe ich ſie ihr aus freiem Willen zu, die ſie als eine ſo ſchöne Dame und als eure Geliebte mehr als eine Krone verdienen mag. —

Liſarda ſprach dieſe Worte in ſolcher Leidenſchaftlichkeit, daß die Empfindung ihrer Seele ſich durch ihre Augen wie durch Fenſterſcheiben erblicken ließ. Ohne eine Antwort oder eine Entſchuldigung Ricardos abzuwarten, ohne ihn, der an ihrem Munde hing, irgend anhören zu wollen, riß ſie hiernach die Thüre auf und ſtürzte, wie ein Spieler, der, wenn er Alles verloren hat, in der Verwirrung über ſeine eigne Seelenangſt ſtrauchelt, auf die Straße hinab. Ricardo rannte ihr trotz Donna Claras, die ihn zurückhalten wollte, wie ſinnlos nach; die Finſterniß der Nacht und Liſardens Eile entzogen ſie jedoch ſeinem Anblicke ſo ſchnell, daß er ſie nicht wiederfinden konnte. Hätte er ſie dennoch eingeholt, ſo würde es freilich nur dazu gedient haben, ihren Zorn zu erhöhen; denn es gibt Vergehen, die ſo unläugbar ſind, daß jeder Verſuch ihrer Rechtfertigung den Augenzeugen mehr als ihr Eingeſtändniß beleidigen muß. Während Ricardo daran dachte, ſich ſchriftlich bei Liſarden zu entſchuldigen, und ihr die volle Wahrheit zu geſtehen, wie ſein Verhältniß zu Donna Clara entſtanden war, und wie er ſie durch den Anſchlag dieſer Nacht von ſich habe entfernen wollen, kam die zu deſſen Ausführung mit dem Corregidor verabredete Stunde heran.

Um ſich alſo nicht nur von dieſer Laſt zu befreien, ſondern auch um Donna Clara einen Theil des Kummers aufzubürden, den er um ihretwillen erduldete, kehrte er zu ihr zurück, von der er zwar ſehr ſchlecht empfangen ward, weil ſein leidenſchaftliches Betragen ihrer glühenden Eiferſucht verrathen hatte, daß er Liſarden anbetete; an deren Thüre alsbald aber die Juſtiz ſich vernehmen ließ, und der Corregidor erſchien, der bei angeſtellter Hausunterſuchung Donna Clara und Ricardo beiſammen fand und zum Eingeſtändniß nöthigte. Der Vollziehung ſeines Urtheils, dem gemäß Donna Clara in einer vor der Thüre haltenden Kutſche augenblicklich die Stadt zu verlaſſen hatte, wollte ſie zwar anfänglich entgegen ſein; ſobald ſie aber die Entſchloſſenheit des Richters ſah, der ihr mit härterer Strafe drohte, erbat ſie ſich nur eine zweiſtündige Friſt, um ihre Kleider und Koſtbarkeiten zuſammen zu packen, und nahm bloß mit den Augen Abſchied von Ricardo, den der Corregidor durch zwei Wachen nach Hauſe führen ließ. Vor ſieben Uhr des Morgens befand ſich Donna Clara ſchon jenſeit Malagon und ehe fünf Tage vergingen, war ſie in Madrid angelangt, in welchem zweiten Babilon ſie vor Ende der erſten Woche ſich Ricardo's kaum noch erinnerte.

Nicht alſo verlebte Liſarda dieſe Zeit, denn ſo wie die erſte ſchlimme Nacht vorüber war, wußte die Schwermuthvolle, Traurige, Verzweifelnde, weder was ſie thun noch was ſie ſich zur Entſchuldigung ihres treuloſen Geliebten ſagen ſollte, weil der wahrhaft Liebende immerdar und ſelbſt in der Schuld des Geliebten ihn zu entſchuldigen ſucht. Ihre traurige Erfahrung und ihr vorher ſchon gegen die veränderliche Gemüthsart der Männer gehegtes Mißtrauen, führte ſie zuletzt freilich zu dem Entſchluſſe, keinen Mann mehr zu lieben und dadurch auf den beſten Weg, das ganze männliche

Geſchlecht zu verabſcheuen. Bald nahm ſie ſich vor, in ein Kloſter zu gehen, in einſamer Zelle ihr Leben zu beſchließen und ſich durch ſolche Heiligkeit an Ricardo's Verrätherei zu rächen; bald fand ſie ſich zu minderer Geduld aufgelegt und ſprach zu ſich ſelbſt: Wenn nun der ſtolze, eitle Ricardo zufrieden in den Armen ſeiner Schönen ruht, welche Rache bereite ich mir dann, verdamme ich mich zu einem ewigen Tode, in ſolchem öden Mauerwerke? Kann der Kloſterberuf überhaupt demjenigen ein heilbringender ſein, der ſich ihm vielmehr aus Aerger und aus Verdroſſenheit als aus freier Wahl ergibt? Eine beſſere Rache, bedünkt mir, müßte es ſein, ſähe Ricardo, neben ſeiner Donna Clara, mich mit einem Anderen, der eben ſoviel werth wär als er ſelbſt; denn es mag ein Mann der Liebe vergeſſen haben wie er will, ſo wird es ihn doch nicht freuen, die vergeſſene Geliebte im Beſitz eines Anderen zu ſehen, um ſo weniger als er ſein Verlangen nach ihr noch nicht völlig befriedigte. Hätte mich Ricardo ſchon ein Mal ganz ſein genannt, ſo zweifle ich nicht, daß er mich jetzt verabſcheute, weil eine genoſſene Schönheit den eigenen Strick zu ihrer Buße jederzeit nach ſich ſchleppt, während alſo mein Verluſt ihn doch ein wenig ſchmerzen wird. Es vergeht kein Tag, an dem nicht mein Vater meine Verdroſſenheit mich zu verheirathen ſchilt. Was ſtehe ich darum an mich zu rächen, indem ich ihm gehorſame? indem ich ſage, daß ich meine Hand einem Manne, dem er geneigt und befreundet iſt, daß ich ſie Don Fulgencio, einem wohlgeſtalteten, geſetzten, reichen, dreißigjährigen Edlen geben will, der ſich nicht mehr mit anderen Frauen vergnügen wird, wiewohl die Natur der Männer ſich in der Regel nicht mit dem, was ſie beſitzen, begnügen will, und weder Alter noch graues Haar, noch die Beſorgniß, daß die beleidigten Frauen ihnen Gleiches mit Gleichem vergelten, ſie bezähmt? Doch was ginge es mich an, wäre Don Fulgencio wie die Anderen! Heirathete ich ihn doch mehr, um meinem Zorne Genüge zu thun, als aus Zuneigung. Und es würde mir eben recht ſein, brächte er ſeine Zeit in anderen Häuſern zu, weil er mich dann in Frieden ließe und weil ich inzwiſchen mein unglückliches Schickſal ruhig beweinen könnte, das freilich am Ende gar nicht ſo ſchlimm ausfällt, denn der vertrauliche Umgang in der Ehe ſoll große Wunder bei den Menſchen thun. Was zweifle und warte ich alſo noch? Was hält mich ab? Ricardo hat mich in der Seele gekränkt und beleidigt. Wer beleidigt, hofft auf keinen Lohn, denn wir leben in einer Zeit, in der man für Wohlthaten ſogar nicht dankbar iſt. Was dachte Ricardo, als er meine Gunſt verrieth, und die ganze Nacht in den Armen einer Anderen blieb? Mein Entſchluß zu Don Fulgencio's Gunſten iſt gefaßt. Ich bin ein beleidigtes Weib, und, wenn ich die Wahrheit ſagen ſoll, ſo erſcheint mir die Qual, die mir ein verhaßter Ehemann viele Jahre lang bereiten kann, bei weitem nicht ſo groß, als die Genugthuung, die ich empfinden werde, wenn ich ſehe, daß Ricardo vielleicht nur einen einzigen Tag über meinen Verluſt bekümmert iſt. —

Alſo klagte Liſarda und drängte einige Thränen, die ſie ihren Augen nicht entfallen laſſen wollte, ſtandhaft in ihr Inneres zurück. Ricardo ſchrieb inzwiſchen Briefe über Briefe, bezahlte und beſtach Mittelsperſonen und Dienerinnen, und entſchuldigte ſein anſcheinendes Verbrechen in und außer ihrem Hauſe gegen Jedermann. Nur Liſarda allein wollte nichts von ihm hören und ſehen, denn ſie befürchtete die allgemeine Schwäche ihres Geſchlechtes gegen Bitten und Klagen, weil ſie wohl wußte, daß die Ohren der Liebe wächſerne Thore haben, und daß die Worte der Liebe ein Feuer ſind, das ſie erweicht und ſchmilzt. Ihr Vater kam von dem Hofe, wo er auf einige Tage geweſen war, zurück, bat und bedrängte ſie abermals, ihn doch der Sorge um ihre Verheirathung bald zu entheben, die ſie von ſo Vielen beworben ſei und ſie antwortete ihm: ſie wäre bereit, Don Fulgencio von jetzt an für ihren Gebieter anzuſehen. Dies iſt Alles, was ich wünſche, entgegnete ihr der Greis, umarmte ſie viele Male und verließ ſie alsbald, um ſich mit dem überraſchten Bräutigam zu beſprechen, ſo daß Einwilligung, gegenſeitiges Verſtändniß, Abſchluß des Ehevertrages und kirchliches Aufgebot beinahe die Sache eines Augenblickes war. Wie Ricardo eines Morgens in der Hauptkirche ſtand, hörte er nach dem Meßopfer abkündigen, daß Don Fulgencio und Donna Liſarda mit einander den Bund der Ehe zu ſchließen geſonnen wären, und daß Jedermann ſomit aufgefordert würde, als bald einen etwaigen Einſpruch zu thun. Es ſahen alle Umſtehenden den Edlen an, als ob ſie glaubten, er ſelbſt werde dieſer Aufforderung Folge leiſten; er verſtellte ſich aber ſo gut er konnte, bis der Gottesdienſt zu Ende war und ſtürzte ſinnlos, bleich und eilig zur Kirche hinaus, Liſardens Hauſe zu, vor deſſen Thüre er umſonſt laut und ungeſtüm Einlaß und Zutritt bei ihr oder bei ihren Eltern verlangte, die ſich vor ihm verläugneten, während Liſarda jeden beſchenkte, der ihr von ſeinem troſtloſen Zuſtande Nachricht gab. Ueberhaupt bot der unglückliche Liebende alle erdenklichen Mittel auf, Liſardens grauſame Rache zu verhindern. Und erſt wie er ſah, daß Alles erfolglos blieb, und wie er hörte, daß Don Fulgencio nach Hofe abgereiſt ſei, um Schmuck und Juwelen für ſeine Braut einzukaufen, entſchloß er ſich, die Ferne zu Hülfe zu nehmen, damit er nicht Gefahr laufe, irgend eine vielleicht für ſein ganzes Leben verderbliche Thorheit zu begehen. Er berieth ſich über dieſen Gedanken mit ſeinen Eltern die aus Beſorgniß vor größerem Unheil in ſeine Abweſenheit willigten, und eilte des nächſten Tages, mit Poſtpferden, zum offenbaren Zeichen ſeiner Eiferſucht und Betrübniß dunkelroth und blau gekleidet, durch Liſardens Straße auf und davon. Ueber das Lärmen der Pferde neugierig geworden, trat Liſarda eben an ein Fenſter, als Ricardo vor ihrem Hauſe vorüber ritt. Beider ſchmerzliche Abſchiedsblicke begegneten ſich, und indem Ricardo ſeines Weges zog, bereuete Liſarda zwar ihre unbeſonnene, ihrem Geliebten heilloſe Strenge ſchwer, beharrte aber freilich, da es ihr nichts mehr half, auf ihrem Entſchluſſe, die eingeleitete Vermählung einzugehen.

Inzwiſchen ſich Liſarda in Ciudad-Real mit Glückwünſchen wegen eines Glückes, das ſie nicht glücklich machte, beläſtigen laſſen muß, legt der außer ſich ſelbſt verſetzte Ricardo, zwanzig Meilen zurück, ohne noch zu wiſſen, daß er unterweges iſt. Mit tauſend Escudos und mit unbeſchränkten Creditbriefen auf Rom verſehen, langt er in Barcelona, nach ſeinem Bedünken in wenigen Tagen an, weil derjenige immer viel reiſt, der wider Willen reiſen muß, nimmt die günſtige Gelegenheit wahr, ſich auf einer mit anderen zu der Rückreiſe nach Italien ſegelfertigen Galeere des Großherzogs einzuſchiffen, und trifft die dazu nöthigen Veranſtaltungen, wonächſt er ſeinen Eltern von ſeinem Wohlbefinden Nachricht gibt. In der Kajüte am Hintertheile des Schiffes, worin der Kapitain Ricardos Stand gemäß ihn untergebracht hatte, verkürzte ſich derſelbe die Zeit bald mit einigen Büchern, die er in Barcelona gekauft hatte, bald mit Geſprächen über verſchiedene Staatsangelegenheiten, bald mit Waffenübungen und bald mit den beiden Dingen, womit ſich die Jugend am beſten die Langeweile vertreibt, mit der Liebe und mit dem Spiel. Denn ſolcher Zeitvertreib iſt in Wahrheit vonnöthen, um der Gefahren vergeſſen zu machen, die

die Menſchen eingehen, vertrauen ſie, bald um der Ehre, bald um des Gewinnes willen, ihr Leben ſechs betheerten Balken an, die da ſie geboren wurden, als Bäume in der Erde wurzelten, und, da ſie ſterben, Ruheſtätten in dem Waſſer ſind. Ricardos Nachbar in der Galeere war ein durch ſeine äußere Bildung ausgezeichneter Kavalier, der ſchon um deswillen, zumeiſt aber durch ſeine Traurigkeit und durch ſeine Schwermuth deſſen Aufmerkſamkeit und Neugier in hohem Grade an ſich zog, denn bald richtete er ſeine Augen gen Himmel, bald ſeufzte er, bald verwünſchte er ſein widerwärtiges Geſchick. Eines Nachts, als Ricardo ihn wie viele Nächte klagen hörte, als alle Andern ſchliefen und nur ſie beide allein wachten, weil der Betrübte weder Luſt noch Schlaf noch Ruhe kennt, ſagte er daher zu ihm: Euer Kummer, Señor, geht mir in der That ſo nahe, daß ich gern mein Leben hingeben möchte, erleichterte ich dadurch das eurige. Ich muß freilich glauben, daß Ihr einem übermenſchlichen Schmerz erliegt, der keinen Gedanken an Tröſtung aufkommen läßt; da aber die Zeit der Reiſe immer Gelegenheit zu innigen Freundſchaften zu geben pflegt, ſo bitte ich euch inſtändigſt um die eurige, damit ich euch meine Schickſale erzählen kann, die glücklicher- oder unglücklicherweiſe gewiß eben ſo verdrüßlich wie die eurigen ſind; und ihr bezahlt mir ſodann meine Gefälligkeit mit derſelben Münze, damit ich eure Empfindungen entweder theilen oder mich mit euch in irgend einer trügeriſchen Hoffnung tröſten mag. —

Der traurige Fremde hörte dankbar Ricardos höfliche Rede an und bat ihn dagegen, ſich von ſeinen Sonderbarkeiten nicht in Erſtaunen ſetzen zu laſſen, deſſen Leid ſo überſchwenglich groß ſei, daß es nur durch eine beſondere Fügung des Himmels nicht ſein Leben endige. Scheine er nun in Wahrheit mitleidend zuzuhören aufgelegt, und lade doch auch die Stille der Nacht ſich gegenſeitig mitzutheilen ein, ſo möge er eine Weile der Erzählung ſeiner traurigen Begegniſſe lauſchen, und darin erkennen, wie gerechterweiſe er verzweifele. Mit einem abermaligen Seufzer hub er dann folgendermaßen ſeine Geſchichte zu erzählen an:

Mein Name iſt Enrique, meine Vaterſtadt Barcelona, der Mittelpunkt Cataloniens, mein Rang und mein Stand der erlauchteſte, mein Vermögen nicht geringfügig, mein Alter vierunddreißig Jahre, die Zahl meiner Mißgeſchicke unendlich. Dies iſt Alles, was ich euch im Allgemeinen von mir zu ſagen habe. Dicht neben meinem Hauſe lebte eine Dame, die ich faſt von meiner Geburt an liebte, was ſage ich liebte, anbetete; denn es iſt mehr als Liebe zu nennen, daß ich gar nicht lebte, wenn ich ſie nicht ſah. Ihr Vater war ein vertrauter Jugendfreund des meinigen; weshalb unſer Umgang unvermeidlich ward, ſtets unbeachtet von den Nachbarn blieb und auch den Neidiſchen kein Aergerniß abgab. Ich verliere die Zeit nicht mit Wiedererzählung der Liebeszeichen und der Liebesworte, die wir wechſelten, der Liebesluſt, womit wir uns immer wieder ſahen, ich würde euch damit ermüden, wie mich ſelbſt; denn die Erinnerung an Alles, was mir Donna Eſtefania, die Urheberin meines Kummers, ſchuldig ward, und an die Undankbarkeit, womit ſie es vergolten hat, wäre mir eine Qual. Es genüge mir euch zu ſagen, daß wir zuſammen Kinder waren, daß wir uns heftig liebten, daß ihre Schönheit keines Gleichen hatte, und daß die Verſuchung nicht gering ſein konnte, da wir uns ſtündlich mit Genehmigung unſrer Väter ſahen, die uns miteinander verbanden, ſobald ſie, zum noch feſteren Bunde ihrer Freundſchaft, die äußren Merkmale unſres Verlangens ſahen. Daß unſre gegenſeitige Liebe ſchon ſeit unſrer Kindheit beſtanden hatte, machte unſre Verbindung nur zu einer Beſtätigung deſſen, was uns in unſern Seelen längſt geweisſagt worden war. Wer da ſagt, daß die Liebe mit der Ehe aufhört, ſollte nicht von denen ſprechen, die ſich aus Liebe verehlichen, denn bei ihnen nimmt ſie mit dem Umgange zu. Ich wenigſtens halte mich für verpflichtet, dieſe Wahrheit einzugeſtehen, weil mir die Erfahrung ihre Folgen zu erkennen gab, und weil der ſtärkſte Beweis dafür eben meine, wollte Gott! nicht ſo große Liebe zu meiner Gattin iſt, die ſo unerſchöpflich war, daß, wenn die Liebe überhaupt von der Welt hätte verloren gehen können, ſie ſich doch in unſern Herzen vorgefunden haben würde. Zehn Jahre lang genoß ich des Umgangs meiner Gattin und niemals trübte der geringſte Zwiſt unſre Zufriedenheit. Zehn Jahre lang war ich der allerglücklichſte Ehemann der Welt! Unſer Vermögen, das ihrige mit dem meinigen verſchmolzen, war groß genug, ihre Wünſche niemals meiner Freigebigkeit gleich kommen zu laſſen. Unſer Aufwand blieb unſrem Reichthume gemäß, und das Verlangen, womit wir uns gegenſeitig liebten, immerdar ſo neu, daß wir niemals vorher ſo ſehr wie Liebesleute erſchienen, als wie als Mann und Frau. Wer hätte unter ſolchen Liebesverhältniſſen denken ſollen, Ricardo, daß Eſtefania, ich ſchäme mich es auszuſprechen, mich um Leben, Ehre und Liebe betrügen würde! Wer hätte denken ſollen, daß ſie ihre keuſche Ehe zu beeinträchtigen und der Umarmungen eines Andern zu genießen im Sinn haben würde! Und wer hätte denken ſollen, daß ich, ſo wie ich bin, dies einmal ſagen könnte, ohne daß mir der Schmerz über dieſen Schimpf das Leben endigte! Ich will nicht von der Ehre der Frauen übel reden, Ricardo, und mein Adel geſtattet mir auch nicht es zu thun, denn am Ende müſſen wir ihnen doch dankbar ſein, daß ſie uns mit Gefahr ihres

Lebens geboren und unter vielfältigen Beſchwerden erzogen haben. Laſſen wir aber dieſe natürlichen Pflichten bei Seite und gedenken wir nur der Beſtändigkeit, die ſie haben ſollen und die ſo wenige von ihnen haben mögen, ſo ſagt mir, wie vermeſſen derjenige nicht iſt, der vor ihren Verräthereien ruhig ſchläft, wenn Eſtefania, die mich anbetet, meiner Liebe vergißt, ihre Ehrbarkeit aufgibt und Schande über mich zu bringen trachtet, wofern die Sünde, die er nicht ſieht, nicht billigt und nicht abwenden kann, einem Manne Schande bringt. Um aber zu dem zurückzukehren, was ich erzählen will, ſage ich euch, daß ich nach der Geburt eines ſchönen Knaben, den uns der Himmel ſchenkte, mich entſchloß, an den Hof zu gehen, um von Seiner Majeſtät für die Dienſte meiner Vorfahren ein Ordenskleid oder einen Titel zu erlangen, der das Majorat meines Hauſes in dem Range verbeſſere, wofern dies nicht in dem Einkommen zu bewirken ſei. Ich berieth dieſen Gedanken mit meiner Gattin, die zwar immerdar mir zu gefallen trachtete; indem ich aber jetzt von unſrer Trennung ſprach, mir ſo innige Betrübniß darüber zu erkennen gab, daß ich meinen vorgefaßten Entſchluß faſt bereuete. Die Rückſicht auf unſres Hauſes Glanz und auf meinen eignen Wunſch vor allem Andern, ſtillte ihre Thränen nichtsdeſtoweniger und bewog ſie, mich auf vierzehn Tage von ſich zu laſſen, weil in der Unkenntniß des Hofes mir zu hoffen ſtand, in dieſer kurzen Zeit meine Anſprüche gelten gemacht zu ſehen. Ich ging von Barcelona ab und kam in der berühmten Stadt Madrid, der Sphäre des größten Planeten, der die Welt erleuchtet, an, und brachte meine Geſchäfte mit ſolcher Leichtigkeit in Gang, daß es ſchien, als habe das Glück Eſtefaniens Wünſche berathen, die mich in allen ihren Briefen nichts Anderes bat, als meine Rückkehr zu beſchleunigen und die Beſorgung meiner Angelegenheiten

Jemand, der ſich ihrer für Geld unterzöge, anzuvertrauen. Wer hätte ſonach nicht glauben ſollen, daß mich Eſtefania zärtlich liebe, die da reich, adlich und wiewohl ein Weib, doch mein, aus Liebe mein gewordenes Weib war? Wer da nicht weiß, daß die Abweſenheit große Gefahren mit ſich bringt, der hat zwar eine Entſchuldigung für ſein Vergehen, doch immer keine für ſeine Unwiſſenheit. Der Verſtand, Ricardo, ſtellt dem Verlangen nichts vor, ſondern iſt das, was mit dem Gedächtniſſe bewahrt; das Gedächtniß iſt eine ſchwache Kraft, die nur das feſthält, was die Augen ſehen. Sehen die Augen nichts, ſo ſtellen ſie dem Verſtande nichts vor, und hat der Verſtand keinen Gegenſtand vor ſich, ſo wirkt er nicht; das Verlangen ohne Verſtand liebt nicht und kann nicht lieben, ſo daß es, ſich aus den Armen einer Frau zu ſcheiden, faſt daſſelbe iſt, als ſie für die ganze Zeit zu verlieren, in der man ſie nicht ſieht. Dies widerfuhr mir genau mit Eſtefanien, ich trennte mich von ihr, ſie betrübte ſich einige Tage, tröſtete ſich, vergaß mich, und einmal meiner vergeſſen, vergaß ſie auch ihrer Ehre, ihres Standes und ihrer Sittſamkeit. Es iſt wahr, daß ſie mich in allen ihren Briefen zu kommen bat. Wer zweifelt aber daran, daß dies bloß eine leere Höflichkeit war, oder, was wahrſcheinlicher iſt, aus dem bloßen Verlangen geſchah, zu wiſſen, wann ich wiederkäme, um nicht von mir plötzlich überraſcht zu werden. Sobald Seine Majeſtät mich für die von meinen Voreltern der Krone geleiſteten Dienſte, mit dem Orden von Santiago huldvoll bekleidet und ich um deswillen ihr die Hand geküßt, und zwei Diener zurückgelaſſen hatte, um die nöthigen Ausfertigungen zu beſchleunigen, reiſte ich mit Poſtpferden unverzüglich nach Barcelona ab und ſahe mich, ſo groß war meine Eile, in dreien Tagen nur vier Stunden noch von meinem Hauſe entfernt, als mit einem Male, beim Einbruch der Nacht ein ſolches von Sturm und Hagel begleitetes Unwetter ſich erhob, daß unterweges zu bleiben eher verwegen als verſtändig geweſen wäre, und daß ich in eine von der Straße abgelegene Meierei einzukehren beſchloß. An dieſem Orte eben mit meinem Abendeſſen beſchäftigt, um darnach von den vorher verbrachten ſchlafloſen Nächten auszuruhen, ſah ich von ungefähr auf einem ſchlechten Gaule einen, ſeinem Anzuge nach auf der Jagd geweſenen und ſo durchnäßten Reiter herbeikommen, daß ich mich veranlaßt fühlte, ihm, ohne ihn zu kennen, meine Leute zuzuſchicken, um ihn auskleiden und wieder trocken anzuziehen, ja daß ich, der ich überdies aus ſeiner Geſtalt, aus ſeiner Haltung und aus ſeinem Betragen den Mann von Stande errieth, ihn auf das höflichſte erſuchen ließ, er möge bei Tiſche und des Nachts in meinem Zimmer mein Gaſt und Gefährte ſein. Federico, ſo nannte ſich der Fremde, nahm meinen Vorſchlag dankbar an, ſpeiſte mit mir und gab, während wir in Erwartung der Schlafenszeit über verſchiedene Dinge uns unterhielten, einen hellen Verſtand und ein ſchlichtes ungeziertes Weſen kund. Wie nun bei Jünglingen der Mittelpunkt aller Geſpräche immer die Liebe iſt, ſo fingen wir auch einer dem andern, eigene und fremde Liebesabenteuer zu erzählen an, und indem wir das Licht auslöſchen und uns zur Ruhe begeben wollten, ſprach Federico, über ſein eigenes Mißgeſchick betrübt: Wie ich von einem eurer Leute weiß, die mich entkleideten, war euer Gnaden auch auf eine beſſere Nacht, als dieſe iſt, bei eurer Gebieterin gefaßt. Es trifft uns dieſer Unfall darin beide gleich. Wir hätten beide ohne unſer böſes Schickſal eine gute Nacht gehabt. Anſtatt wie andre Nächte einen Engel mir zur Seite zu ſehen, ſah ich mich zwiſchen Felſen und Strömen und würde ohne dieſe Meierei und ohne des Sennor Don Enriques Schutz ſehr ſchlimm daran geweſen ſein. — Ich erwiederte ihm, ohne meine Schande zu ahnden: den Verluſt dieſer Nacht hat eure Dame gewiß nicht minder als ein Unglück angeſehen. — Wenn ſie ihre Schönheit nicht hätte, antwortete der unvorſichtige Kavalier, ſo würde dieſe Dame durch die Einwirkung ihres Namens beſtimmt ſcheinen unglücklich zu ſein. — Um das Geheimniß ſeiner Worte nicht vor den anweſenden Dienern aufzudecken, wartete ich bis dieſelben ſich entfernten und ſagte, als wir allein waren, von einer eben ſo unzeitigen als ſchalkhaften Neugierde angereizt, daß ich nicht wüßte, wie es in Spanien, wo nur die Namen Heiliger gebräuchlich wären, einen Namen geben könne, der demjenigen, der ihn führe, unheilbringend ſei. Er erwiederte mir darauf, ſeitdem in Caſtilien eine Dame Namens Eſtefania von ihrem, durch eine Magd getäuſchten Gatten ohne ihn jemals auch nur in Gedanken gekränkt zu haben, ermordet worden ſei, erachte man das Unglück gemeinhin für ein Erbtheil aller Eſtefanien, blos wegen des Namens dieſer einen Unglückſeligen. — Eure Dame nennt ſich mithin Eſtefania? fiel ich ihm etwas beſtürzt ins Wort. — Er antwortete, nachdem er das Eine geſagt habe, wäre es ungereimt, das Andere verſchweigen zu wollen, wünſchte mir eine gute Nacht, weil ihn der Schlaf ſchon beläſtige, legte ſich auf die andre Seite, und überließ mich, nicht eben ſehr zufrieden geſtellt, mir ſelbſt, der ich unfähig war, einem niedrigen Verdachte zu widerſtehen und mich bald tröſtete bald wieder beunruhigte; zuletzt aber allerdings zur Erkenntniß der Thorheit gelangte, der glänzender, heller und reiner als die Sonne ſcheinenden Ehre meiner Gattin in der Einbildung eine Kränkung anzuthun, während es doch in unſerer Stadt ſo viele andere, ihren Taufnamen, wenn auch nicht ihre Ehrbarkeit mit ihr gemeinhabende Frauen gäbe. Kaum erleuchtete die Morgenröthe, die dem Buche des Tages als Prolog und Eingang dient, mit ihrem Dämmerlichte die Berge und Thäler, als ich Federico einen guten Morgen wünſchte, und ihn aufzuſtehen ermunterte, um noch an demſelben Vormittage in der Stadt zu ſein. Er erwiederte mir zwar, er wünſche erſt mit der Abenddämmerung in Barcelona einzutreffen, und müſſe mich allein dahin abreiſen laſſen, wo er mich in meiner Wohnung ſpäterhin ſchon zu finden wiſſen werde. Ich verſicherte ihm aber, die Wahrheit zu geſtehen, um meine Zweifel zu endigen, ich würde gleichfalls bis zum Abende bei ihm bleiben, indem ich auf Rechnung der Höflichkeit und Zuneigung ſtellen ließ, was eigentlich aus Argwohn, Schrecken und Beſorgniſſen entſprang. Von dem und jenem im Verlaufe dieſes Tages ſprechend, kamen wir am Ende auf den abgebrochenen Gegenſtand des vorigen zurück, und ich erklärte Federico, daß ich ihm ganz zu eigen wäre, wenn er irgend über mich geböte und daß ich ihn gern begleitete, wofern er glaubte in dem von ihm beſuchten Hauſe gefährdet zu ſein. — Es iſt ein Haus, entgegnete er mir, von dem ich ſelbſt nicht weiß, ob es mich gefährden kann, denn ob ich gleich viele Nächte darin geweſen bin, ſo weiß ich doch nicht welches Haus es iſt. Ich habe niemals weder die Straße, worin es liegt, ins Auge gefaßt, noch hat mir die Schlauheit ſeiner Gebieterin Gelegenheit gegeben, ſeine Wände von außen zu ſehen. — Verhalten ſich dieſe Dinge, wie ihr ſagt, antwortete ich ihm, ſo ſcheint ihr im Widerſpruche mit euch ſelbſt zu ſtehen, denn wenn ihr viele Male in dem Hauſe und in der Straße wart, ſo müßt ihr wiſſen wie ſie äußerlich beſchaffen ſind. Habt ihr ſie aber nicht geſehen, wie iſt es da möglich, daß ihr drin geweſen ſeid? — Damit euch, ſagte Federico, dies nicht unmöglich ſcheint, ſo hört. Ihr werdet ſtaunen, wie groß die Erfindungsgabe eines Weibes iſt, das ſeine Schwachheiten verbergen will. Ich ſtand eines Abends in der Hauptſtraße und behandelte Tuch zu einem neuen Wamms, als eine Dame in denſelben Laden trat, um einige Kleinigkeiten zu kaufen, die zwar verſchleiert war, doch nicht ſo dicht verhüllt, daß ich nicht die höchſte Schönheit, die mir jemals vor Augen erſchienen, hätte erblicken ſollen, als die ſeidene Wolke ſich ein wenig von ihrem Geſichte hob. Ich näherte mich ihr mit der Höflichkeit, die Männer von Stande den Frauen ſchuldig ſind, und bat ſie Alles, was ihr gefalle, mitzunehmen, ohne weiter etwas dafür zu entrichten als die Gunſt, meiner Bitte genug zu thun. Sie wendete ſich zu ihrer Dienerin, wie über meine Worte oder über meine Freigebigkeit, als über etwas Ungewöhnliches ſpottend und erſtaunt, weil die Männer wenn ſie etwas geben, in der Regel verlangen, daß man ſie gleich bezahlt, oder ihnen ſchriftlich verſpricht, daß man ihnen nichts ſchuldig bleiben will. Ich ſprach übrigens eine Weile mit ihr und brachte ſie endlich ſo weit, mir zu ſagen, daß ihr meine Perſon weniger aus Leichtſinn als um einer geheimen Neigung willen angenehm ſei, die ſie von dem erſten Augenblicke an zu mir gefaßt habe. Denn da die Seelen weder männlich noch weiblich ſind, ſo verlieben ſich die Frauen zuweilen eben ſo plötzlich, wie die Männer ſelbſt. Und ſo verſprach mir die Fremde, unter der Bedingung, daß ich ihr nicht folge, weil ſie eine Frau war, die mehr Rückſichten zu nehmen hatte, als ich mir einbildete, mich des andern Tages auf dem Spaziergange an der Seeküſte zu erwarten. Ich geſtehe euch, daß ich mir anfangs einbildete, ſie möge dieſe Beſtellung nur als eine Liſt angewendet haben, um mich abzuhalten, ihr zu ihrer Wohnung nachzugehen. Aber ich hatte zu der beſtimmten Zeit kaum den Spaziergang betreten, als mir durch das Fenſter einer Kutſche die ſchöne Sonne ſichtbar ward. Um freier und einſamer zu ſein, mietheten wir, nachdem ſie mit reizendem Anſtande ausgeſtiegen war, ein Boot und entfernten uns von dem Ufer, derweil ſie mir ihre große Liebe ſchilderte und mir viele Male verſicherte, wie ſehr ſie im Stande zu ſein wünſchte, über ihre Perſon zu gebieten, und derweil ich ihr, dankbar für ſo viele Gunſtbezeugungen, verſprach, ferner nichts Anderes, zu wollen als was ihr zu Willen wäre, verlöre ich darüber auch noch ſo viele Gelegenheiten zu meinem Glück. Wir ſetzten unſre Zuſammenkünfte auf dieſe Weiſe fort, und bedienten uns an den meiſten Tagen des duftigen ſmaragdnen Teppiches der Blumen und Gräſer zu unſerm Sitz. Eines Abends, als ich ſie ungewöhnlich zärtlich für mich geſinnt fand, obgleich ſie ſich wieder zurückgehalten und erkältet fühlte, ſobald ihre Augen in mir den Fremden ſahen, bat ich ſie, mehr in der Abſicht, ihren Stand kennen zu lernen, als mir größere Freiheiten zu nehmen, unſre Zuſammenkünfte ſo einzurichten, wie ſie ja doch Schlauheit genug beſäße, Alles zu bewirken, daß ſie nicht nöthig habe ihr Haus zu verlaſſen, denn darin, daß ich ihr angehöre, fänden ſolche Schritte hinreichende Entſchuldigung. Mein Verlangen befremdete ſie zwar anfänglich etwas, wie ſie mich indeſſen liebte, und wie es für den Liebenden keine Schwierigkeiten gibt, ſo antwortete ſie mir, ſie werde, was ich wünſche, doch auf eine Weiſe thun, daß ich mich weder erkühne, ihre Keuſchheit zu beleidigen, noch daß ich das Haus kennen lerne, worein ich käme, weil ſie wohl fürchten mochte, ich könne mich des andern Tags, wie eben Viele es gewohnt ſind, deſſen rühmen, was in ihrem Zimmer vorgegangen ſei. Ich verſprach ihr die erſte Bedingung zu erfüllen, die nach meinem Bedünken von meinem eignen Willen abhing. Und was die zweite anlangte, ſo ordnete ſie an, daß ich um zehn Uhr des Nachts auf derſelben Stelle, wo wir eben waren, von ihrer ihr in allen Dingen ergebenen Dienerin, in einer von zweien Sklaven getragenen Sänfte abgeholt und zu ihr gebracht werden ſollte. Es geſchah, wie es angeordnet war. Ich wurde von außen wohl verſchloſſen und verdeckt, befand mich, ehe ich mich deſſen verſah, in einem reichen geräumigen Saale, der mit flamändiſchen Tapeten, ſilbernen Kohlpfannen, Schränken von Elfenbein mit koſtbaren Gemälden ausgeſchmückt war, und es erſchien alsbald die ſchöne Urſache meiner Schlafloſigkeit, in deren Hauſe ich viele Male mit derſelben Liſt aus und einging, ohne den Muth zu beſitzen, irgend mehr zu verlangen, als ſie anzuſehen. Denn es gibt Frauen von ſo gebietender Kraft und Sitte, daß ſie ſogar bei Gelegenheiten, wo die Dreiſtigkeit am rechten Orte iſt, ſich mit einem Augenblicke Achtung zu verſchaffen vermögen. In dieſem Verhältniſſe hat meine Liebe die Zeit her bis zu der vorletzten Nacht fortbeſtanden, in der ich bei der Geliebten war und in der ſie mir auf meine Frage, zu welchem Ende ſie mich wie den Tantalus ihrer Schönheit mit ſolcher Strenge ſchmachten laſſe, verſprach, ſie wolle ſich in der nächſtfolgenden Nacht gegen mich erklären, und um meinetwillen einen Fehltritt thun, wofern ich ihr in dem, was ſie beſchloſſen habe, nach ihrem Sinne antwortete. Ich trennte mich von ihr, höchſt zufrieden mit den Hoffnungen, die mir ihre Liebe zugeſtanden hatte, und ging auf das Land, um die Stunden des Tages abzukürzen, die dem, der die Nacht erwartet immer langwierig ſind, wo ich mich von der edlen Jagdluſt, dem erlaubten Ergötzen kräftiger Männer, ſo ſehr hinreißen ließ, daß mich dieſe rauhe ſtürmiſche Nacht überraſchte, und daß ich nicht wagen konnte, mein über die Blitze und Donnerſchläge ſcheu gewordenes Pferd weiter als in dieſe Meierei zu bringen, in der ich beherbergt wurde, wie ihr geſehen habt, anſtatt daß ich gehofft hatte, in Eſtefaniens Armen zu ruhen. Was ihren Namen anlangt, ſo habe ich ihn zwar aus ihrem eignen Munde nicht; da ich aber jüngſt eines Nachts aus ihrem Hauſe kam, vernahm ich, daß ein Mann fragte, wem es zugehörig ſei, und daß ein andrer, der zufällig an der Thüre ſtand, ihm erwiederte, eine Dame dieſes Namens ſei die Bewohnerin, woraus ich ſchließen konnte, daß meine Dame, die Gebieterin dieſes Hauſes, Donna Eſtefania mit Namen heißt. —

Don Federico hörte hiermit zu reden auf und ich blieb nach wie vor in meine Zweifel verſenkt, weil alle ſeine Worte zweideutig und ungewiß waren und Unheil veranlaſſen konnten. Er nahm ſich aber ferner ſolche Mühe, mir ſein Glück bis in die kleinſten Umſtände auszumalen, daß ich aus den Zeichen, die er mir vom Hauſe gab, aus der Beſchreibung der Betten, der Schränke und der Teppiche, und vorzüglich aus ſeinen Lobeserhebungen einiger ausgezeichneter Gemälde, die ich beſitze, weil ich ein großer Freund der Kunſt Titians, Baſſanos, Mudo's, Albert Dürers und andrer berühmter Maler bin, zuletzt wohl oder übel anerkennen mußte, daß mein eignes Haus das entehrte und daß ich der Unglückſeligſte aller Menſchen war. Ich verſtellte mich, ſo gut ich konnte, und wir ſtiegen ungefähr in der zweiten Abendſtunde zu Pferde und begaben uns auf den Weg, während deſſen er unaufhörlich von ſeinem erwarteten Vergnügen ſprach; ein jedes ſeiner Worte aber meiner Ehre einen Dolchſtoß verſetzte, und ich nach Ort und Gelegenheit ihm den Tod zu geben heißes Verlangen trug. Ich befahl den beiden Dienern, die ich bei mir hatte, voraus zu eilen, und meiner ehrloſen Gattin die Zeitung meiner bevorſtehenden Rückkehr zu hinterbringen. Wie wir beiden aber durch einen dichtverwachſenen Wald ritten, in dem die Sonne ſo ſehr ſie auch glühete, niemals das Antlitz der Blumen ſah, die darin aufgeſchoſſen waren, ohne ihrer Strahlen zu bedürfen, riß ich mein

Schwert aus der Scheide und hieb Federico, ehe ich von dem Pferde herunter ſprang, eine ſo ſtarke Wunde in die Bruſt, daß er mehr von dieſem Schlage als von ſeinem Zorne auf den Boden herabgeworfen ward, wo ich ihm noch ſo viele andre Wunden beibrachte, daß er in kurzer Zeit überwunden zu meinen Füßen lag und mich flehte, ihm nur auf zwei Stunden das Leben zu ſchenken, damit er beichte und den Himmel um Vergebung ſeiner Sünden bitte, deren von ihm wenigſtens gegen mich keine begangen ſei, denn er kenne mich nicht, und wiſſe nicht, warum ich gegen ihn frevele.

Da ich nun einſah, daß es unmäßige Grauſamkeit wäre, ihn ſofort vollends zu tödten, indem er die ihm vergönnte kurze Friſt dazu anwenden möge, wo nicht ſeinem Körper doch ſeiner Seele Erholung zu verſchaffen, ſo ließ ich ihn leben, weil es doch zweierlei iſt, zu zürnen und ein Chriſt zu ſein. Als Beleidigter und als Edelmann ſchien ich verpflichtet ihn zu ermorden; aber als Katholik fühlte ich mich verbunden, meinem Arme Einhalt zu thun, auf daß er ſeine Seele errette. Denn wer den Sterbenden nicht beichten läßt, rühmt ſich der Gottloſigkeit geradezu und verhärtet Gottes Herz gegen ſich, ſo daß auch ihm, wenn er es dereinſt um Erbarmen bittet, nicht vergeben wird. Als ich überdies Leute kommen ſah, ſtieg ich zu Pferde und erwog bei mir ſelbſt, was ich weiter zu thun habe. Bedenkend daß ich meine Schande nur veröffentlichen würde, tödtete ich meine Frau, weil die ganze Stadt alsdann der Meinung werden müßte, daß das, was nur in Gedanken geſchehen war, eine wirklich ausgeführte Beleidigung geweſen ſei, die den alten Glanz unſres Hauſes verdunkele, ſchien es mir klüger und gerathener, für ihre verrätheriſche Geſinnung dadurch Rache zu nehmen, daß ich ſie zu ihrer Strafe in meinem ganzen Leben nicht wieder ſähe. Mit dieſem Entſchluſſe holte ich bald meine

Leute ein, weil der Flüchtling immer ein ſchneller Reiſender iſt, und erklärte ihnen, mit jenem Kavalier wegen eines unbedeutenden Zwieſpaltes unſrer Anſichten in ſo heftigen Wortwechſel gerathen zu ſein, daß wir zu den Waffen gegriffen hätten und daß er auf dem Platze geblieben wäre; wir dürften uns alſo in Barcelona durchaus keinem Menſchen zu erkennen geben, um nicht die allergrößten Gefahren auf mich zu ziehen, weil der Ermordete, wie ich von ihm wiſſe, ein ſehr angeſehener Mann geweſen ſei. Da ich nun, bevor ich noch Barcelona erreichte, von dieſen ſegelfertigen Galeeren Kunde empfing, ſo ſchiffte ich mich in aller Stille auf eben derjenigen ein, deren Kapitain mein vertrauteſter Jugendfreund iſt, und der mich gegenwärtig von neuem verpflichtete, indem er mir an euch einen ſo guten Reiſegefährten gab. Und ſo urtheilet ihr ſelbſt, ob meine Unglücksfälle nicht groß genug ſind, indem ſie mich, der ich meine Gattin anbete, zwingen ſie zu fliehen, und der ich eben ſo bin, wie ich ſein muß, einen jeden von meinem Verſchwinden denken zu laſſen wie es ihm gefällt, wiewohl man ſich nach meinem Dafürhalten zunächſt einbilden wird, daß irgend ein Räuber, deren es in dieſem Lande viele gibt, mir unterwegs das Leben genommen hat. Wollte nur der Himmel! daß es alſo gekommen, oder daß ich ein gemeiner Menſch wäre, dem die Kränkung ſeiner Ehre ſich nicht ſo tief in die Seele geprägt hätte, damit ich in meinem Vaterlande und in meiner Häuslichkeit bleiben könnte. Zu meinem Unglücke bin ich in dieſem Punkte ſo empfindlich, daß es mich reut, mein Weib nicht eben ſo wie Federico behandelt zu haben, wenn ich daran denke, daß mir nach ihrem Willen die Ehre, welche ſie mir behüten ſollte, in der That ſchon befleckt geweſen iſt. —

Ricardo war mit Recht über die ſeltſame Geſchichte Don Enriques erſtaunt, und erwiederte deſſen Vertrauen, ihm ſeine

Unfälle mitgetheilt zu haben, durch die weitläufige Erzählung der ſeinigen, derweil ihre Reiſe den beſten Fortgang nahm und ein günſtiger Wind ſie bald nachher in den Hafen von Neapel einlaufen ließ. Nachdem ſie die Merkwürdigkeiten dieſer ſchönen und großen Stadt geſehen hatten, reiſten ſie über Civitavecchia nach Rom, wo Ricardo auf die Creditbriefe, die er bei ſich führte, tauſend Scudi erhob, küßten Seiner Heiligkeit die Füße, ſahen Kirchen, Paläſte, Kunſtwerke und Ruinen, und brachten auf einer Wanderſchaft durch ganz Italien zwei volle Jahre zu. Als aber nach deren Verlaufe Don Enrique vergebens geſtrebt hatte, das Andenken ſeiner ungetreuen Gattin aus ſeinem Herzen zu verbannen und als ſeine Traurigkeit und Bekümmerniß ihn zuſehends mehr belaſteten, ſagte Ricardo eines Morgens in Mailand zu ihm: Ganz gewiß, mein Freund, thut ihr Unrecht, in euer Vaterland und in die Arme eurer Gattin nicht zurückzukehren, da dies früher oder ſpäter doch geſchehen muß, weil es euch auf die Länge der Zeit unmöglich fallen wird, geheim zu halten, daß ihr noch am Leben ſeid, und weil ihr eben durch eure beſtändige Trennung das ſchlimme Geheimniß ſelbſt verrathen würdet, in deſſen Beſitz außer euch nur ich und der Himmel bin. Wofern das größte Hinderniß eurer Rückkehr die von Federico und Eſtefania euch zubereitete Beleidigung iſt, welch andere Rache kann euch dafür noch wünſchenswerth ſein, nachdem ihr ihm für ſeine bloße Abſicht das Leben genommen, und ſie dafür mit eurer zweijährigen Entfernung büßen gelaſſen habt? Und doch ſteht es dem Menſchen nicht zu, die Gedanken zu richten wie Gott. Für die göttliche Gerechtigkeit bedarf es allerdings keines weitern Umſtandes zu Verſchuldung eines Verbrechens, als den Willen es zu begehen. Doch iſt es mit der Welt nicht ſo. Ihr werdet niemals einen Menſchen haben beſtrafen ſehen, weil er zu morden geſinnt geweſen ſei, ſondern weil er gemordet hat. Wenn man Gedanken beſtrafen wollte, wer vermöchte ſich dann frei zu ſprechen, keine böſen zu allen Arten von Verbrechen jemals gehabt zu haben? Der Freund verlangt unter dem Deckmantel der Freundſchaft, um von dem gewöhnlichen Laufe der menſchlichen Schwachheit zu reden, immer nach ſeines Freundes Frau, der nachgeborene Sohn nach dem Tode des älteren, der Neidiſche erſehnt den Sturz des Begünſtigten, der Gefangene möchte allnächtlich ſeinen Kerkermeiſter umbringen, der Arme beſtiehlt den Reichen in ſeiner Einbildungskraft, der Eiferſüchtige ſieht ſeinen Degen in das Blut ſeines Nebenbuhlers gebadet, der Rechtsſtreitende gedenkt falſche Zeugen zu ſuchen, um ſeine Sache zu gewinnen, der Verehlichte wirft die Augen auf ſeine Nachbarin, der Ledige auf ſo viele Frauen er ſieht, ohne daß es für einen von ihnen menſchliche Strafe gäbe. Denn da ſie innerlich ſündigen, und da Gott allein der Richter der Herzen iſt, ſo gehören alle dieſe Sachen nur vor ihn. Da ihr nun vor der Welt nicht beleidigt ſeid, und eben ſo wenig vor eurer eignen Frau, die nicht wiſſen kann, daß euch ihre Abſicht kund geworden iſt, welch ein Unglück oder was für Grillen entfremden euch dann noch euch ſelbſt, eurer Zufriedenheit und eurer Heimath? Donna Eſtefania wollte ſich gegen euch vergehen, ob ſchon ich dies noch gar nicht für gewiß anſehen mag, weil der, welcher es ſagte, keine Bürgſchaft gab, daß er nicht lüge. Setzen wir jedoch den Fall, daß er Wahrheit ſprach, wo gibt es in der Welt einen Ehemann, der ſich vor derer Gedanken, die ſeine Frau ſehen, ſo wie vor denen ſeiner Frau beim Anblick anderer Männer bewahren kann? Und wo, ſagt ihr bei eurem Leben ſelbſt, gäbe es wohl eine Frau, die, wenn ſie aus ihrem Hauſe geht, ſich nicht die Finger mit Diamanten, den Hals mit Perlen, den

Kopf mit Locken und die Bruſt mit Geſchmeide zierte? Aus welcher Abſicht kann dies aber ſonſt geſchehen, als weil ſie allen, die ſie ſehen, wohlgefallen will? Der Entſchuldigungsgrund, daß ſie den Augen ihres Mannes angenehm erſcheinen wolle, rechtfertigte ohne Zweifel ihre Ehrbarkeit. Bis heutiges Tages dürfte man aber billigerweiſe die Frau für ein Wunder anſehen, die da, anſtatt aus dem Hauſe zu gehen, ſich ihres Mannes erinnerte. Ein Beweis dieſer Wahrheiten iſt, daß ſie, ſobald ſie nach Hauſe zurückkehrt, wo ſie von ihrem Manne geſehen wird, ihren Schmuck und ihre Kleider ablegt, ihre Juwelen verſchließt und ſich deswegen ſo wenig für ſtrafbar, wie ihr Mann ſich dadurch für beleidigt hält. Ich ſage euch die Wahrheit, Enrique, wie euer Freund, der eure Ruhe wünſcht. Der Gedanke iſt ſo zart und fein, daß es, ihn hegen und ihn gut heißen, oft eins und daſſelbe iſt. Beleidigen wollen auf dieſe Weiſe iſt nicht beleidigen, um ſo weniger, als dieſe Abſicht keinem Menſchen kund geworden iſt. Und mag es, im andern Falle, nicht der Rache genug ſein, daß, der da beleidigen wollte, todt, ſeine Mitſchuldige im Gedanken zwei Jahre des Gatten beraubt geweſen iſt? —

So ſtarken Gründen vermochte Don Enrique um ſo weniger zu widerſtehen, als ihnen ſeine eignen Wünſche entgegen kamen. Und da Ricardo ebenfalls nach Spanien zurückzukehren wünſchte, um bei ſeinen Eltern, Freunden und Verwandten zu leben, und Liſarden, an die ihn Liebe und Gram nach wie vor feſſelten, wenn immer auch in eines Andern Beſitz, wiederzuſehen, ſo veranſtalteten beide ihre ſchleunige Abreiſe von Mailand, und ſchifften ſich zwar mit günſtigem Winde ein, hatten aber ſchon nach zweien Tagen auf der See einen ſo gefährlichen Sturm zu beſtehen, daß ſie ſich gleichſam an den Pforten des Todes ſahen. Da wir ſterblichen Menſchen nun ſo verderbter Natur ſind, daß wir Gefahren und Mühſale, um die wir alſo gar zu beneiden ſein möchten, auszuſtehen nöthig haben, um uns des Himmels zu erinnern, ſo gelobte Enrique der heiligen Jungfrau von Montſerrate, unmittelbar nach ſeiner Landung nach ihrem Hauſe zu wallfahrten, wendete ſie jetzt durch ihren Beiſtand ſeinen Schiffbruch ab, und da der Himmel auch ſo mildthätig iſt, oft zu derſelben Zeit, wenn die Menſchen bitten, um ſo mehr zu gewähren was ſie bitten, erwählten ſie die erhabene Königin der Engel zu ihrer Fürſprecherin; ſo hatte Enrique kaum ſein Gelübde gethan, als auch das Meer ſich beruhigte, der Sturm in ſeiner Wuth nachließ und die Galeere ihre anfängliche Säumniß mit ſo vielem Glück wieder einbrachte, daß ſie ſich nach wenigen Tagen im Angeſichte Barcelonas befanden, von wo Ricardo und Enrique, ohne irgend zu verweilen, mit den beiden Dienern zu Pferde nach Montſerrate eilten. Mit der Morgenröthe daſelbſt angelangt, ſtatteten ſie zuvörderſt tauſend fromme Dankgebete in dem Heiligthume ab, und begaben ſich dann, nachdem ſie auf der höchſten Spitze des Berges die herrliche Natur rings um ſie her überſchaut und den völligen Anbruch des Tages erwartet hatten, unter das gaſtliche Obdach eines unfern dem Kloſter gelegenen Hauſes, wo ſie von den Fenſtern ihrer Wohnung aus ihre Blicke bald an dem ſchönen reinen Schnee weideten, der hinfälliger durch die Zeit ſein mochte, ſeit der er auf dieſen Bergen gelegen hatte, als er es nach der Weiße zu ſein ſchien, womit er in den hohen Lüften aufgeſchmückt war; bald an den anmuthigen Labyrinthen der Bäume, die die höchſten Felſen wie Haare oder Kronen umſcheitelten, bald an dem Gemurmel der klaren Bäche, die ihr natürliches Vaterland verließen und ſich in raſchen Fällen in die Thäler herab ergoſſen; und nahmen mit einem Male wahr, daß an der Thüre ihres Hauſes eine Sänfte hielt, die ſechs auf Maulthieren reitende Bediente und ein Kavalier begleiteten, welcher letztere in Ricardos Augen ſehr ſtattlich erſchien; von Don Enrique aber, als er beſtürzt und nachdenklich ſeine Züge und Geſtalt in ſich erwog, augenblicklich für ſeinen Feind Federico erkannt ward. Enrique entſetzte ſich über dieſe Entdeckung dergeſtalt, daß Ricardo faſt die Wahrheit ahndete, ehe ſein Freund ſie ihm mitzutheilen im Stande war. Er beruhigte ihn, ſo gut er es vermochte und hielt ihm vor, daß dies eine Angelegenheit ſei, die mit Klugheit vielmehr als mit Aufſehen behandelt werden müſſe, daß aber ein Freund ihm zur Seite ſtehe, der bereit ſei tauſend Leben hinzugeben, um das geringſte Bedenken ſeiner Ehre zu beſeitigen. Wenn ſich Don Enrique auf dieſe Vorſtellungen ein wenig mäßigte, ſo dauerte dies doch nur ſo lange, bis er erkannte, daß die aus der Sänfte ſteigenden Damen keine anderen als die undankbare Donna Eſtefania und ihre Schweſter waren.

Hier bedurfte es Ricardos ganzer Verſtandesüberlegenheit, um Enrique zurückzuhalten, denn unbewaffnet und zornentbrannt wie er war, wollte er hinabſtürzen, und ohne weitere Unterſuchung ein Blutbad anrichten, in dem er die unausgeſetzten Beleidigungen ſo vieler Monate mit einem Male abzuwaſchen geſonnen war.

Wie es ſich nun jetzt erwies, daß in Folge beſonders zahlreicher Wallfahrten Platz für die neuen Gäſte in dem Hauſe mangelte, ſo begab ſich Ricardo in den Hof, nachdem er Don Enrique eingeſchloſſen hatte, damit deſſen gereiztes Ehrgefühl ihn nicht etwa eine Uebereilung begehen laſſe, ohne ſeine Beſonnenheit zu Rathe zu ziehen, und bot den neuen Ankömmlingen eines ſeiner Zimmer an, darin wenigſtens die Damen ein Unterkommen fänden und ihr Gepäck in größerer

Sicherheit wäre. Die Damen ſowohl als Federico dankten ihm und nahmen ſein gefälliges Anerbieten an, wie denn die Nothwendigkeit ſelbſt die verwöhnteſten Menſchen zufriedenzuſtellen pflegt. Ricardo benachrichtigte hierauf Enrique von den getroffenen Veranſtaltungen, deren gemäß ſeine Feinde in ſeinem eignen Zimmer eine Wohnung finden ſollten, und es für ihn gerathen ſein würde, ſich in dem andern verborgen zu halten, von wo aus er ungeſehen, mit deſto größerer Sicherheit ſeinen Argwohn verfolgen könnte. Der betrübte Enrique fügte ſich gehorſam in Alles, und Ricardo richtete das Zimmer, ſo gut er es vermochte, ſogleich für die ſchönen Damen und für den unglückſeligen Federico ein, der ſich ſehr erkenntlich für ſeine Höflichkeit erwies, Licht bringen und Stühle ſetzen ließ, und von der Andacht zu der glorreichen Himmelskönigin und Mutter Gottes zu ſprechen anfing, deren Liebe ſie alleſammt an dieſen Ort geführt habe. Auf die Frage, die er an Ricardo richtete, woher er gekommen und wohin er zu reiſen geſonnen ſei, antwortete dieſer, er gehe nach Caſtilien und komme aus Italien, das er in keiner andern Abſicht durchſtrichen habe, als um zwei Jahre lang aus ſeinem Vaterlande entfernt zu bleiben. Donna Eſtefania hatte ſeine Aeußerung kaum gehört, als ſie zu ihrer Schweſter und zu Federico gewandt ſagte: Eben ſo lange Zeit wird es her ſein, obſchon es mir Ewigkeiten geſchienen hat, daß mein armer Gatte von ſeinem Hauſe entfernt iſt, der nach den Nachrichten die wir von ihm zufällig erhielten, etwa den gleichen Weg mit dieſem Señor eingeſchlagen haben muß. — Es gibt ſo viele Spanier in jenem Lande, ſagte Ricardo, und ich bin mit ſo vielen umgegangen, daß ich ihn leicht gekannt haben mag. — Er heißt Enrique, rief Donna Eſtefania und wiederholte viele Male dieſen Namen, weil die Liebe immer daran Wolgefallen findet, auf die Zunge zu bringen, was ihr das Herz erfüllt. Da nun Ricardo ſah, daß ihm die Gelegenheit geboten war, ſo entgegnete er, er kenne Don Enrique wohl und habe mit ihm faſt ganz Italien bereiſt. Als Grund, warum derſelbe in Mailand geblieben und nicht zurückzukehren geſonnen geweſen ſei, habe er ihn viele Male eine Ehrenſache erzählen hören, die ihn von ſeinem Vaterlande verbanne und ihm keine Hoffnung laſſe, es jemals wieder zu ſehen. Bei dieſen Worten konnte Donna Eſtefania ſich nicht enthalten einen Strom von bittren Thränen zu vergießen. In ihnen gebadet und einen zärtlichen Seufzer aushauchend, deſſen Echo die gebirgige Gegend in der ſie ſich befanden mitleidend wiederzuhallen ſchien, wollte ſie eben anfangen Ricardo zu antworten und genug zu thun, als Federico ſie unterbrach und ſie bat, ihm als einem beſſeren Zeugen von der Sache, die Erlaubniß zu reden zuzugeſtehen, die er gegen Ricardo gewandt folgendermaßen benutzte.

Die Begebenheiten dieſer Welt, ſagte er, ſind ſo wunderbar und ſo ſchwer zu durchſchauen, daß zuweilen eben der, den ſie betreffen, ſie verkennt. Damit ihr euch davon überzeugen und auch euren Freund, Don Enrique, von ſeiner Täuſchung und von meiner Unſchuld belehren könnt, ſo hört mir um euer Leben willen eine kleine Weile zu. Ich hatte in der Stadt Valladolid, in der ich geboren bin, mit einem Edelmanne meines Standes eine ſo böſe Angelegenheit, daß ich ſie, weil er mich Lügen geſtraft hatte, nicht anders beendigen konnte, als indem ich ihm meine Genugthuung mit blutigen Buchſtaben in ſein Antlitz ſchrieb. Meine Verwandten fürchteten die Rache meines Feindes, der ein Mann von Vermögen und Anſehen war, und beſchloſſen, mich an irgend einen Ort bei Seite zu ſchaffen, wo ich mit minderer Gefahr leben könne, weil der da beleidigte keine eigentliche Sicherheit hat, bevor er im Grabe ruht. Ich entfernte mich demgemäß eines

Nachts von Valladolid mit zwei paar Anzügen und mit hinreichendem Silber und Gold verſehen, und befand mich in wenigen Tagen in der Stadt Barcelona, wo ich eines Abends auf der Jagd geweſen war und mich ſo ungewöhnlich weit verirrt hatte, daß ich nicht umhin konnte in einer Meierei zu übernachten, die von der Landſtraße links abliegt. Ich machte daſelbſt Bekanntſchaft mit einem andern Edelmann, der ebenfalls in dieſer Meierei Schutz geſucht hatte, und in dem wir ſpäterhin, nach der Beſchreibung die ich von ihm gab, und nach dem was mir mit ihm begegnet war, Don Enrique erkennen mußten. Wir unterhielten uns zuſammen über verſchiedene Liebesabenteuer und Frauendienſte, und ich vertraute ihm ein Verhältniß an, das ich damals mit einer Dame ſchloß, indem ich ihm irrthümlich einen Namen als den ihrigen nannte, der mir das Leben hätte koſten können, weil es der ſeiner hier anweſenden Gemahlin war. Es iſt ſo viel gewiß, daß ich ihm weder Stand, noch Wohnung noch Perſon meiner Geliebten genau angeben und beſchreiben konnte, weil ich, wie ihr nachher ausführlich erfahren ſollt, nichts von alledem ſelber wußte. Leider mußte er aber aus den Kennzeichen, die ich ihm von ihr gab, den Verdacht ſchöpfen, ſeine Ehre durch mich angegriffen zu ſehen. In der Eiferſucht, und in dem Wahne, wenn auch nicht durch die That, doch durch den Willen beleidigt zu ſein, zog er, als wir über einen waldbedeckten Hügel ritten, zu unſrem beiderſeitigen Unglück ſein Schwert, und brachte mir, ohne mir zu meiner Vertheidigung Zeit zu laſſen, weil der Beleidigte nicht immer dieſer ritterlichen Pflicht gedenkt, viele Wunden bei, von denen manche einzelne hätte hinreichen können, mir das Leben zu nehmen, wäre mir daſſelbe nicht von dem Himmel ſelbſt erhalten worden und wäre ich nicht eben auch, aus Beſorgniß vor den Nachſtellungen meines Gegners aus Valladolid, wohl gewappnet geweſen. Don Enrique ließ mich für todt liegen und begab ſich nach der Stadt, wo er weder ſeine Gattin ſah, noch irgend Jemand von dem Geſchehenen Nachricht gab, und ſich auf einer der Galeeren einſchiffte, die im Hafen ſegelfertig nach Italien lagen. Wie nun indeſſen nichts in der Welt verſchwiegen bleibt, ſo ſagte man ſich zwei Monate nach ſeiner That allgemein in der Stadt, daß Enrique deren Urheber geweſen ſei, einestheils weil ſie mit der Zeit ſeiner Abreiſe von Madrid, und mit der der Poſten, die er unterweges nahm, zuſammentraf, anderentheils nach der Beſchreibung, die ich von ihm und ſeinen Dienern gab, und nach der Ausſage vieler Perſonen, die ihn in Neapel geſehen und geſprochen hatten; überhaupt aber wohl, weil das Wort Gottes ſagt, daß kein Geheimniß dieſer Welt verborgen bleibt. Das gemeine Volk redete ſogleich der Ehre Eſtefaniens Uebeles nach, denn wenn es dies in der Regel ſchon auf den Schatten einer Schuld hin thut, um wie vielmehr muß es ſich nicht dazu berechtigt glauben, wo ſoviel anſcheinende Wahrheit iſt, als bei dieſer höchſten Täuſchung von der Welt, die ſich in der Wirklichkeit folgendergeſtalt verhält.

Wie nämlich Don Enrique ſich in Madrid aufhielt, und wie ſeine Gemahlin ſah, daß er um ſoviel länger als ſie wünſchte abweſend blieb, wie ihre Einſamkeit ihr tagtäglich läſtiger ward, nahm ſie, um ſich die Zeit zu verkürzen, aus ihrem elterlichen Hauſe ihre hier gegenwärtige Schweſter Donna Angela zu ſich. Eines Tages, als dieſe junge Dame einige weibliche Bedürfniſſe einkaufen wollte, Donna Eſtefania aber nicht geneigt war, ſich während der Abweſenheit ihres Gatten von dem Orte zu entfernen, wo ſie keinen Menſchen ſahe, fuhr Donna Angela allein und ohne ihre Begleitung aus. Ich ſprach mit ihr bei dieſer Gelegenheit, und war ſo glücklich, eher durch den Einfluß ihres Geſtirnes als durch die Verdienſte meiner Perſon ihre Neigung in ſo hohem Grade zu gewinnen, daß ſie mich, wenn auch nach vielen Bedenklichkeiten, und ohne Vorwiſſen ihrer Schweſter, die es nimmermehr geduldet haben würde, doch unter Beachtung aller Rückſichten, die ſie ihrem Stande ſchuldig war, und mit ſo ungewöhnlicher Klugheit in ihrem Hauſe empfing, daß ich kein einziges Mal die Straße worin es lag und noch weniger das Haus erſah, bis ich eines Nachts, faſt an der Thürſchwelle einen Menſchen nach der Bewohnerin fragen, und einen Bedienten Donna Eſtefanias Namen zur Antwort nennen hörte. Aus dieſem Grunde nannte ich nun eben Don Enrique dieſen Namen, als der Himmel uns zu unſrem Unglück einander an dem verhängnißvollen Abende begegnen ließ, und aus dieſem Grunde ward ich halbtodt von ſeinen Händen hingeſtreckt, wiewohl die Gnade Gottes mich wieder in das Leben rief, nachdem ich von einigen auf mein Wehklagen herzueilenden Hirten nach Barcelona geſchafft worden war, wo ich gar ſpäterhin die Beſchleunigung meines Glückes in dieſem Unfalle fand. Denn es erklärte ſich Donna Angela, ſo bald ſie von meinem Zuſtande Nachricht erhielt, nicht nur gegen ihre Schweſter, ſondern auch gegen mich, und es vermochte mich eben ſowohl ihre Liebe, ihre Schönheit und ihr Adel, als auch nicht weniger die Verunglimpfung der Ehre Don Enriques und Donna Eſtefanias, ihr Gatte zu werden, um die verleumderiſche Stimme des Volkes tief beſchämt zum Schweigen zu bringen, daß ſie durch eine ſo übelwollende Erdichtung das beſte Ehepaar auf Erden gekränkt und beleidigt habe. —

Es iſt unnöthig zu ſagen, daß Don Enrique dieſe Erzählung mit angehört hatte. Er hing wie der Verbrecher, der ſeinen Urtheilsſpruch erwartet, an den Worten Federicos, und gerieth ſo außer ſich über die offenbare Enttäuſchung ſeiner Eiferſucht, daß ihm die Freude faſt eben ſo tödtlich ward, als ihm der Kummer irgend werden konnte, hätte er das Gegentheil gehört. An ſo zarten Fäden hängt das Leben des Menſchen, daß ihm ſein Glück ſogar Gefahren bringt. Schon wollte Ricardo alle Anweſenden mit der frohen Nachricht überraſchen, daß Enrique ſo nahe bei ihnen und nur durch eine Zwiſchenwand von ihnen geſchieden ſei, als der entzückte Ehemann hervorſtürzte und, ſeiner Gattin Knie umfaſſend, ihr ohne ein einziges Wort Alles ſagte, was er ihr ſagen wollte, weil die Sprache der ſtärkſten Gefühle eben nicht in Worten ſondern nur in Schweigen beruht. Nachdem er ſie um Vergebung ſeiner langen Abweſenheit gebeten, und nach ſeinem Sohne gefragt hatte, bewillkommte und umarmte er Donna Angela und Federico, die daſſelbe mit Ricardo thaten, der die Veranlaſſung zu Don Enriques Rückkehr gegeben hatte.

Auf dieſe Weiſe brachten Alle neun Tage an dem heiligen Orte zu, weil Donna Eſtefania in ihrem Leiden eine neuntägige Andacht gelobt hatte. Und wie ſie in der letzten Nacht, nachdem ſie zu Abend geſpeiſt hatten, ſich untereinander über die Schickſale Federicos und Don Enriques beſprachen, baten die beiden ſchönen und wie alle neugierigen Frauen, Ricardo, auch ſeine Abenteuer zu erzählen. Er kam bereitwillig ihrem Wunſche entgegen und vertraute ihnen Alles an, was ihm in dem Verlaufe ſeiner Liebe zu Liſarden zugeſtoßen war, die er nach wie vor uneingeſchränkt anbetete. Die Zuhörerinnen wurden von der Geſchichte ſeiner Liebe eben ſo zufrieden geſtellt wie von der Art auf die er ſie vorgetragen hatte. Denn da er all dieſe Pein und Leidenſchaft ſelbſt empfunden hatte, ſo ſchilderte er ſie ſo lebendig, daß er Alle zu Mitleiden und zugleich zu dem Wunſche bewegte, ſeine treue Anhänglichkeit an Liſarden zu einem glücklichen Ausgange führen zu ſehen. Mit beſonderer Heiterkeit blickte ihn

Donna Eſtefania an, indem ſie zu ihm ſagte: Ich würde vor dem Gedanken wie ich euch Señor Ricardo, das Gute was ihr mir erzeigt habt, vergelten könnte, keine Ruhe haben, weil edlere Naturen eine Wohlthat meiſtens in Verlegenheit zu bringen ſcheint, bis ſie erwiedert iſt; wenn ich diesmal nicht ſo glücklich wäre, euch ſagen zu können, daß die Dame, von der ihr redet, oder wenigſtens eine Dame deſſelben Namens und aus derſelben Stadt in Barcelona weilt, wodurch ich alles Gute, was ihr mir erzeigtet, in demſelben Maße bezahlt zu haben glaube. Ich füge noch hinzu, daß ich eine vertraute Freundin dieſer zumeiſt in meiner Geſellſchaft verweilenden Dame bin, die, was das wunderbarſte, nicht vermählt iſt, wie ihr uns verſichert habt, ſondern in Witwenkleidern bei ihren Eltern lebt. —

Ricardo war über dieſe Nachricht eben ſo verwirrt als erfreut. Er wagte nicht ſie in ihrem ganzen Umfange zu glauben, weil ihm ſein Glück durch ſie zu unmäßig zu werden ſchien; konnte ſie aber auch nicht gänzlich bezweifeln, weil Donna Eſtefania ſie ihm ſelber gab. Um ſich alſobald von der Wahrheit zu überzeugen, bat er ſeine Freunde, ihre Reiſe zu beſchleunigen, und ſie entſprachen ſeiner Bitte mit ſolcher Bereitwilligkeit, daß ſie ſchon um zehn Uhr früh des nächſten Tages in Barcelona anlangten, wo Donna Eſtefania den Eltern der caſtilianiſchen Dame ihre Ankunft auf der Stelle wiſſen und ſie erſuchen ließ, ihr Donna Liſarden für einen Tag anzuvertrauen. Die Eltern nahmen die Freundlichkeit, die ſie ihnen erwies, als eine große Ehre auf, ließen Eſtefanien über ihre Rückkehr und über die Ankunft Don Enriques bewillkommen, die ſchon von Montſerrata aus in der Stadt bekannt geworden war, und ſandten ihr Liſarden in einer Sänfte zu. Bei der Meldung, daß ſie angekommen ſei, gingen ihr Don Enrique, Federico, Eſtefania und Angela zu ihrem Empfange entgegen und Ricardo blieb ein wenig zurück, um erſt zu erkennen, ob ſie die verloren geglaubte Geliebte ſei. Wie Eſtefania ihr Don Enrique als ihren von Neapel zurückgekehrten Gatten vorſtellte, ſagte derſelbe Liſarden, er habe ihr von einem gewiſſen Don Ricardo, der auch aus ihrer Vaterſtadt gebürtig ſei, einen Brief mitgebracht. Liſarda ward betroffen, da ſie den Namen deſſen hörte, den ſie ſo zärtlich liebte, und obſchon die Stimme der Schamhaftigkeit in ihr nicht ſchwieg, ſo beſiegte die Liebe doch ihre Blödigkeit, die Sehnſucht ihre Scham, und ſie wendete ſich zu Don Enrique, dem ſie nicht vergaß vorher die Hände zu küſſen, und ſagte ihm, indem ſie ihn über ſeine willkommne Rückkehr beglückwünſchte: Ich bitte euch dringend, Señor, mir dieſes Papier zu geben, denn es können darin nicht ſo viele Buchſtaben ſtehen als ich Thränen über den vergoſſen habe, der ſie ſchrieb. — So erkennt hier den Brief, den ich euch aus Neapel mitgebracht habe, antwortete Don Enrique und führte aus dem Hintergrunde des Zimmers Ricardo an der Hand herbei. Liſarda ſtand bei ſeinem Anblick wie ein Blinder da, der plötzlich das Geſicht erlangt und ſeine Augen an den ihn umgebenden Gegenſtänden nicht ſättigen kann. Sie ſah Ricardo einmal über das andere an, ohne ſich durch irgend eine an ihn zu richtende Frage ſtören, und ohne ihre Augen, die zwei Jahre nichts als Thränen und Leid gekannt hatten, der Wohlthat dieſes Anblickes berauben zu wollen. Ricardo fragte ſie vor allen andern Dingen, ob ſie verheirathet ſei. Sie aber that ſeinen Beſorgniſſen und der billigen Neugierde der Anweſenden, nachdem die Damen auf dem Eſtrado und die Herren auf Seſſeln Platz genommen hatten, mit folgenden Worten genug:

Ihr könnt wohl glauben, Señor Ricardo, daß ich außer mir ſelbſt gerieth als ich euch zum letzten Male mit Poſtpferden vor meinen Fenſtern vorbei reiten ſah, und daß ich es noch jetzt nicht begreife, euch nicht laut gerufen zu haben. Was wäre auch daran zu verwundern geweſen, hätte ich es gethan, da ihr mir die Hälfte meines Herzens entriſſet und da ich wohl einſah, daß ich nach einem ſolchen Verluſte nicht mehr lebensfähig war! Meine Augen weinten, meine Seele ſeufzte, mein Herz bebte und alle meine Sinne feierten das Leichenbegängniß meiner geſtorbenen Hoffnungen. Es iſt ein großes Leid, ohne Gegenliebe und ohne Vergeltung zu lieben, unbarmherziger Zwang ſeine Seele jemand zu eigen zu geben, der mit ihr als ein Henker umgeht, ſein Herz jemand aufzuſchließen der es nicht verſtehen will, harte Pein, die Leiden einer langen Trennung zu ertragen, wenn jede Trennung ſchon den Liebenden eine lange iſt, und grauſame Tirannei, mit Gunſtbezeigungen den zu verbinden, der ihnen nur mit Verachtung entſpricht! Es gleicht aber kein Schmerz dem zweier zärtlichen Liebenden, die ſich trennen, ohne daß einer dem andern helfen kann. Und dieſen Schmerz empfand ich an dem betrübten Tage, da ihr euch entferntet, ohne daß ich mich, trotz dem daß ich euch liebte, entſchließen konnte, euch zu hindern oder zurückzuhalten. Denn wiewohl man in ſo dringenden Augenblicken und verzweifelten Fällen weder Unwillen noch Rückſichten gelten laſſen ſoll, ſo verſchloß mir doch das Bedenken, einem andern anzugehören, den Mund, benahm mir die mir wiederfahrne Beleidigung die Sprache, und hemmte meine Verpflichtung gegen meine Eltern jeden Schritt meinerſeits. Ihr entferntet euch in der That, und ich blieb gleichſam in den Armen des Todes, den ich mehrmals anrief, zurück. Ach! wie betrübt iſt es nicht, daß das Unglück der Unglücklichen größtentheils darin beſteht, zu leben, wenn es ihnen beſſer zu ſterben wäre! Zu derſelben Zeit kam der mir beſtimmte Gemahl von Madrid zurück, und brachte mir reiche Hochzeitgeſchenke mit, die ich lieber mit düſteren Trauerkleidern hätte vertauſchen mögen. Man bereitete Freuden und Feſtlichkeiten zu der unglückſeligen Nacht unſerer Hochzeit vor, die kirchlichen Zeremonien wurden vollzogen. In dem Augenblick aber, da die Abendtafel aufgehoben werden ſollte und da mir nichts anderes bevorſtand, als der Gang nach dem Brautgemache und Hochzeitbett, das mir an ſeiner Seite, anſtatt an der eurigen wie mein Grabgerüſte erſchien, ließ die göttliche Vorſehung geſchehen, daß Don Fulgencio urplötzlich von einem hitzigen Fieber befallen ward, das ihn nicht nur abhielt, mir ferner ein zärtlicher Liebhaber zu ſein, ſondern ihn vielmehr nöthigte, auf ſeine Geſundheit ernſtlich Bedacht zu nehmen. Entkräftet legte er ſich zu Bett, indem er ſein Uebel den Ausſchweifungen der vergangnen Tage zuſchrieb, und hoffte ſich an dem nächſtfolgenden wieder hergeſtellt zu ſehen. Es verwandelte ſich aber inzwiſchen alle Luſt und Freude in Betrübniß und in Schrecken, und mir allein war ſeine Unpäßlichkeit willkommen, denn ich hätte ihm zwar den Tod gewiß nicht gewünſcht; die nothwendigen Folgen die ſein Leben und ſein Wohlſein aber für mich haben mußten, erregten mir ſchon in Gedanken wahre Seelenpein. Am andern Morgen eilten die Aerzte herbei, und gaben trotz dem, daß ihnen die Bösartigkeit des Pulſes einleuchtete, die beſten Hoffnungen zu ſeiner Wiederherſtellung. Am fünften Tage ſteigerte ſich jedoch durch einen hinzutretenden Seitenſchmerz die Gefahr ſeines Zuſtandes bedeutender, keine Mittel der ausübenden Heilkunde hoben oder verringerten ſie, und Don Fulgencio hinterließ mir auf die Zeit meines Lebens den Genuß ſeines ſämmtlichen Vermögens, indem er das ſeinige am neunten Tage beſchloß. Er gab noch im Sterben ſo lebhaften Schmerz über die Trennung von mir kund, daß ich der Rührung nicht widerſtand, obgleich ich durchaus keine Liebe für ihn fühlte, und daß ich, als wenn es mir möglich geweſen wäre, frei und unvermählt bei ſeinem Leben zu bleiben, gern Alles hätte aufopfern mögen um es ihm zu erhalten. Ich blieb nach ſeinem Tode in der Tracht, wie ihr mich ſehet, als Witwe und als Jungfrau, obgleich ich dieſe Trauerkleider mehr für euch als für den Todten trug. Es haben mich um meiner vergrößerten Mitgift willen ſeither viele Freier aus der Entfernung bedrängt; ich widerſtand aber allen unerſchütterlich, indem ich die Achtung vor meinem verſtorbenen Gatten zum Vorwande nahm; in Wahrheit aber freilich die Liebe zu euch mich durch den Gedanken an die dereinſt mögliche Erſcheinung dieſes Tages und durch das Verlangen gefeſſelt hielt, an ihm ohne Hinderniß die eurige zu ſein. Da nun der jüngſt ernannte Vizekönig dieſer Stadt, ein genauer Freund meines Vaters, der ihm in ſeiner Jugend manche Dienſte geleiſtet und ihm ſpäter mehrmals in Verlegenheit beigeſtanden hatte, in die auch vornehme Herren und zwar öfter noch als geringere Menſchen gerathen, weil ihnen die Erfüllung ſchwererer Pflichten obliegt, bei ſeiner Erhöhung ſich meinem Vater dankbar zu erweiſen Verlangen trug, ſo nahm er ihn mit ſich hierher, wo er ihm ein eben ſo einträgliches als ehrenvolles Amt verlieh. Alte Leute, Ricardo, begnügen ſich ein für Allemal mit dem, was ſie haben, nicht. Ich ſage dies, weil mein Vater zwar keines größeren Einkommens bedurfte, um die kurze ihm noch verliehene Lebenszeit in Ruhe und Zufriedenheit zu beendigen; weil er ſich aber nichts deſtoweniger mit ſeinem ganzen Hauſe nach Barcelona zu gehen entſchloß. Was mich betraf, ſo widerſetzte ich mich ihn zu begleiten nicht, weil ich es für einen Gewinn hielt, euch näher zu kommen. Und da ich jetzt endlich ſo glücklich bin zu verdienen, was mir zwei Jahre hindurch ſo viele Thränen gekoſtet hat, ſo verlangt von mir was ihr wünſcht; ich liebe euch noch eben ſo zärtlich, wie in der Stunde, da ihr meinen Augen entſchwandet, und will euch jeden Beweis dafür geben, den meine Ehrbarkeit geſtatten kann. Ich ſage euch dies nur für den Fall, daß ihr etwa ſchon vermählt oder ermüdet in der Liebe zu mir wärt, was von einem Manne, der ſeine Geliebte in zwei Jahren nicht geſehen hat, wohl zu fürchten ſtehen mag, wo dann ich euch in meinem ganzen Leben nicht wieder ſäh und ſpräche, brächte mich auch meine eigne Sehnſucht um. Wofern ihr aber, wie ich vermuthe, noch in denſelben Verhältniſſen ſeid wie ſonſt, und wofern eure ehemalige Liebe zu mir noch fortbeſteht, ſo ergebe ich euch meine Seele, meine Hand, meinen Willen, mein Leben und meine geringe Schönheit, damit euch dies Alles, als meinem Herrn und Gebieter, unbeſchränkt zu Gebote ſtehe. —

Alle Umſtehenden erwiederten Glückwünſche auf Liſardens vergnüglichen Redefluß. Ricardo reichte ihr die Hand als ihr Gemahl, und eines befriedigte ſomit das andere mit gleicher Liebe und mit gleicher Zärtlichkeit. Es kamen ſpäterhin auch Liſardens Eltern dazu, um die Zurückgekehrten zu bewillkommen und ihre Tochter wieder abzuholen. Wie ihnen aber Donna Eſtefania ſagte, ſie habe dieſelbe inzwiſchen vermählt, und wie Ricardo ſich zu erkennen gab, indem er, nach den erſten Höflichkeiten, Anſpruch machte ihr glücklicher Schwiegerſohn zu werden, war ihre eigene Zufriedenheit mit ihm, der aus ihrem Lande ſtammte und den ſie ſchon gekannt hatten wie er geboren ward, ſo groß, daß die Vermittlung Enriques, Eſtefanias, Federicos und Angelas gar keine Hinderniſſe des Glückes der Liebenden zu beſeitigen fand, und daß die Einwilligung der Eltern, deren Wünſche ſchon lange ſehnſüchtig einer Fortpflanzung ihres Hauſes entgegen ſahen, alsbald den geſchloſſenen Bund ſegnete. Liſardens

Vater theilte das Geſchehene dem Vizekönige mit, der ſich zum Beſchützer des jungen Brautpaares aufwarf und Ricardo um ſo größere Begünſtigungen zuſicherte, als er allmälig deſſen großen Verſtand und deſſen weiſe Urtheilskraft in allen Dingen erkannte. In vierzehn Tagen fand die Hochzeit zu eines Jeden Freude ſtatt, der von dem ſeltſamen Schickſale der beiden Liebenden unterrichtet war. Und es erfüllte ſich alſo mit ihnen ſo wie mit den Andern, von denen in dieſer Novelle die Rede geweſen iſt, das alte Sprichwort: Nach tauſend Jahren kehrt die Welle, wiederum zu ihrem Quelle, welches ſoviel ſagen will, als, daß man ſehr ſelten auf die Dauer von einer Sache ablaſſen kann, an die man vom Anfang her gewöhnt geweſen iſt. Die Nutzanwendung, oder der Beweis dieſer Wahrheit liegt in der Hand; denn nach Verlauf zweier Jahre, die für den Liebenden ſo viele Jahrhunderte ſind, kehrt Don Enrique zu ſeinem gewohnten häuslichen Glück, zu der Freude an ſeinem Sohne, zu dem Genuſſe ſeines Ordens und beſonders zu den zärtlichen Umarmungen ſeiner geliebten Gattin zurück. Federico hat daſſelbe mit ſeiner ſchönen und klugen Donna Angela gethan, die er liebte ohne ſie zu kennen, wenn auch mit ihren Vollkommenheiten ſchon bekannt. Und Liſarda erneuert ihre in Ciudad-Real Ricardo erwieſene Gunſt, und genießt mit beſſerem Glücke als vorher der erſten Liebe desjenigen, der ihre Schönheit um ſo mehr anbetet, je länger er ſich ihres von dem Sakramente gerechtfertigten Beſitzes und der ſchönen Kinder erfreut, die ihnen der Himmel ſchenkt, und die, auf dem Schooße der ehrwürdigen Großeltern gewiegt, deren Leben verlängern, indem ſie deren Zufriedenheit und Geſundheit erhöhen.

Thomas D[illegible]
geb. 1660

XXI.

Der Selbstbetrüger.

Ein Kaufmann von London wurde alt und reich und zog ſich, um des Genuſſes der freien Luft willen, auf eine kleine Entfernung von der Stadt zurück, wohin er ſeine einzigen lebenden Verwandten, ſeine Schweſter und ſeine Tochter mit ſich nahm. Ob er nun gleich den Handel aufgegeben hatte, ſo riefen ihn doch ſeine Geſchäfte mit einem andern Kaufmann in der City regelmäßig dreimal in der Woche dahin.

Ein Diener dieſes Korreſpondenten des alten Gentleman trug eine große und wahrhafte Liebe zu deſſen Tochter, deren Schönheit allein, ohne die Ermunterung eines großen Beſitzthums, das ihr ihr Vater mitzugeben gedachte, ein zureichender Grund für jedes Mannes Liebe zu ihr ſein konnte. Des Dieners Glück war ſo groß, daß das Mädchen mehr als gewöhnliche Zuneigung zu ihm empfand. Ihr beiderſeitiges Unglück aber ließ geſchehen, daß der Vater ſich ihrer Liebe verſah und daß er, um dieſelbe durch fernere Zuſammenkünfte nicht mehr erwachſen zu laſſen, ſeine Tochter der ſorgſamen Aufſicht ihrer Tante übergab und anempfahl, die ſein Vertrauen ſo gewiſſenhaft in Obacht nehmen zu müſſen glaubte, daß ſie das junge Mädchen nicht mehr anders als in ihrer Gegenwart ausgehen oder mit irgend einem Menſchen ſprechen ließ. Wie unzugänglich ſie aber auch dadurch ihre hübſche Nichte dem ſchmachtenden und verzweifelnden Liebhaber machte, ſo wendete derſelbe doch fortwährend jedes Mittel, den Gegenſtand ſeiner Liebe wo nicht zu ſprechen, doch zu ſehen an, und umging, wie wohl erfolglos, jederzeit das Haus, worin ſie unter Schloß und Riegel gehalten ward, wie ein aus ſeiner Ruhe geſtörter Geiſt.

Zuletzt erbarmte ſich das Schickſal dennoch der Leiden der beiden getreuen Liebenden und gab dem Köpfchen der jungen Dame einen Anſchlag ein, dem zufolge ſie einen wechſelſeitigen ununterbrochenen brieflichen Verkehr mit ihrem Geliebten haben könne. Sie unterrichtete denſelben von dem, was ſie erſonnen hatte, in den folgenden geſchriebenen Zeilen, die ſie gelegentlich einmal zum Fenſter hinausfallen ließ.

Theuerſter Freund meines Lebens!

Die Sittſamkeit verhindert mich, Dir den Kummer und die Unruhe zu ſchildern, die es mir erregt, alſo alles Umganges mit dir, deiner Unterhaltung und deiner Geſellſchaft beraubt zu ſein. Mein Leidweſen darüber iſt um ſo größer, als ich dich ſo oft ſehe, ohne daß ich doch zu dir kommen kann. Inzwiſchen hat mir meine Erfindungskraft jüngſt einen kleinen Troſt gegönnt, indem ſie mir einen Weg ausfindig machen ließ, auf dem wir uns unſere Gemüther durch Briefe gegen einander aufſchließen mögen. Dies verhält ſich mit kurzen Worten ſo. Du mußt wiſſen, daß ich den Kragen von meines Vaters mit Sammet gefütterten Mantel ein wenig aufgeſchlitzt, und einen Brief dahinein verſteckt habe. Sei alſo dienſtfertig gegen ihn, ſobald er wieder zu deinem Herrn kommt und hilf ihm ſeinen Mantel abnehmen, den er von ſich zu legen pflegt, wann er zu Tiſche geht. Du findeſt in dem Kragen meine Seele enthalten, und ich erwarte, daß du an ihrer ſtatt die deine an mich zurückſenden wirſt, die da nicht länger lebt als liebt. —

Das Vergnügen, welches der junge Kaufmannsdiener über dieſe Zeilen empfand, war unausſprechlich und ſtand nur ſeiner Freude über den ſowohl erſonnenen Anſchlag nach, dem gemäß er jede Woche zweimal von dem Troſte ſeines Lebens und von der Bewahrerin ſeiner Glückſeligkeit Nachrichten zu erhalten hoffen konnte.

Das verliebte Paar unterhielt durch dieſe Liſt den lebhafteſten Briefwechſel eine geraume Zeit, bis ihre Sehnſucht nach einer Zuſammenkunft beinah Alles verdorben hätte. Der Liebhaber gab nämlich der Geliebten einen Ort an, wo er ſie treffen wollte, und ſie ſtahl ſich, wie er es wünſchte, nur freilich nicht unbemerkt aus dem Hauſe. Ihre Tante hatte ſie wohl bewacht, folgte ihr nach dem Orte der Zuſammenkunft und fand daſelbſt den jungen Mann bei ihr, den ſie kannte und den ſie für ſeine Kühnheit, ihre Nichte verführen zu wollen und einem Glücke nachzuſtreben, das viel zu erhaben für einen ſo niedrigen Erdwurm ſei wie er, mit einem Strome von Vorwürfen übergoß, indem ſie ihm erklärte, ſie wolle ihren Bruder von ſeinen betrüglichen Abſichten in Kenntniß ſetzen, der ſich ſchon vor ihm zu ſchützen wiſſen werde, und indem ſie ihn mit ihren andern Drohungen aller Art, wie ſie mit ihrer Verwandtin ſich entfernte, ſo danieder geſchlagen hatte, daß er mehr zu bemitleiden war, als man ſich denken konnte.

Sofort als der alte Herr am Abende nach Hauſe kam, ward er von ſeiner Schweſter auch wirklich mit dem bekannt gemacht, was in ſeiner Abweſenheit trotz ihrer Vorſorge und Wachſamkeit mit ſeiner Tochter vorgegangen ſei. Nahe daran über dieſe Mittheilungen verrückt zu werden, würde er auch gewiß von jedermann für unſinnig gehalten werden ſein, der da ſeine Aeußerungen und Reden vernommen hätte, deren jede ein unabläugbares Zeichen der Tollheit in ſich trug. Er legte ſeiner Tochter hunderte von Schimpfnamen bei, durch deren gelindeſten ſchon er ihr eine empfindliche Kränkung bereitete, ſchalt ſie eine liederliche, leichtfertige Dirne, ein ungerathenes Kind, ſchwur ihr auf das theuerſte zu, daß ſie ſich eben ſo wenig ſchmeicheln könne, ihn jemals in dieſe Heirath willigen zu ſehen, als er etwa geneigt werden möge, ihr eigener Kuppler zu ſein, ſo lange ihm keine Zauberei ſeine geſunden Sinne verblendete, und machte ihren Zuſtand dadurch wahrhaft unerträglich, daß er ihr nicht ein einziges Wort zu ihrer Selbſtvertheidigung vorzubringen geſtattete, ſondern zur Thüre hinausſtürmte und ſie ſtehen ließ, als ſie es dennoch eben verſuchen wollte, ihn mit guten Worten zu beſchwichtigen.

In einer Art war es dem Mädchen allerdings lieb, daß ſie einige Friſt in ihrer Bedrängniß gewann, denn ſie begab ſich alsbald, nachdem ihr Vater von ihr gegangen war, in ihr Zimmer, ſchloß ſich ein und ſchrieb ihrem Geliebten einen Brief, den ſie, wie ſchon geſagt, in den Mantelkragen ſchob, und worin ſie ihm ihres Vaters Betragen gegen ſie ſchilderte, ja ſogar die Schimpfnamen, die er ihr gegeben hatte und die andern Ausbrüche ſeines Zornes auf das genaueſte verzeichnete.

Der alte Mann ſtand nächſtes Tages mit dem früheſten Morgen in heftiger Leidenſchaft auf, und trabte London zu, weil er keine wichtigern Geſchäfte hatte, als dem Kaufmann, ſeinem Freunde, zu wiſſen zu thun, wie er von dem verwegnen Diener gemißbraucht werde, und als ſeine Galle und Bosheit deswegen an dem Unglückſeligen auszulaſſen.

Der junge Mann war eben nicht zu Hauſe als er kam.

und der Handelsherr hatte alſo das volle Maß der erſten Wuthausbrüche des alten Gentleman auszuſtehen, den er inzwiſchen ſchon ein wenig beſänftiget hatte, als ſein Diener zurückkehrte, indem es ihm gelungen war, denſelben in dem Lichte eines durchaus nicht ſo verächtlichen Schwiegerſohnes erſcheinen zu laſſen, als es den Anſchein haben dürfe, denn er beſitze ſo und ſoviel an jährlichem Einkommen in Ländereien, überdies ein gutes Stück Geld, mit dem ſchon ein Anfang zu verſuchen ſei, und würde von ihm ſelbſt, ſobald er frei wäre, mit ein tauſend Pfunden Credit bereitwillig aufgeholfen werden, weil er das größte Vertrauen rechtfertige.

So lange dies Geſpräch dauerte, ſchritten die beiden Freunde eine große Halle auf und ab, und hing der Mantel des alten Herrn vom Lande im Sprechzimmer, wo zu Mittag gegeſſen ward. Dieſer Umſtand gab dem Liebhaber bei ſeiner Ankunft die Gelegenheit, zuvörderſt nach den gewöhnlichen Mittheilungen ſeines Mädchens unter den Kragen zu ſehen. Es läßt ſich wohl denken, wie ſehr es ihn ſchmerzen und wie ſehr es ihn betrüben mußte, daraus abzunehmen, welche Behandlung ihr um ſeinetwillen von ihrem Vater widerfahren war. Er konnte das Geſchehene freilich nicht ändern, und ſo entſchloß er ſich, ſo viel Nutzen wie möglich aus den empfangenen Nachrichten zu ziehen.

Er hatte ſeinen Brief eben vollſtändig überleſen, als die beiden alten Herren in das Sprechzimmer zu ihm eintraten, wo der vom Lande alsbald gegen ihn zu toben und ihn auf eine faſt unerträgliche Weiſe zu ſchelten anhub, indem er ihn einen Bettler, Dieb, Taugenichts und Betrüger nannte, und ihm ſeine unverſchämte Dreiſtigkeit vorhielt, ihn ſeiner einzigen Tochter, der dereinſtigen Erbin von mehr als vierzigtauſend Pfunden zu berauben.

Der junge Mann hörte mit vieler Geduld alle Schmähungen bis zu Ende an, und ſagte dem Vater ſeiner Geliebten ſodann beſcheidentlich: Sie verdienen gewiß großen Tadel, lieber Herr, mich ſo heftig zu ſchelten und zu erniedrigen, da es ihnen doch wohl bekannt ſein muß, daß ich ebenfalls ein Gentleman und überdies ein geborner Grundbeſitzer bin. Es iſt aber kein Wunder, Sir, fügte er hinzu, daß ſie mich mit ſo unſchicklichen Ausdrücken beleidigen, da ſie ja ſelbſt ihre eigene ſittſame und tugendhafte Tochter nicht ſchonen, ihr die gemeinſten Schimpfnamen beilegen, und ſie ein ungerathenes Kind, eine liederliche, leichtfertige Dirne ſo unverdienterweiſe nennen, daß ihnen keine Rückſicht gegen ſie heilig iſt und daß ſie ſich unnöthigerweiſe ſo hoch und theuer gegen unſere Verbindung verſchwören, als würden ſie eben ſo wenig darein willigen, wie etwa in eigener Perſon unſer Kuppler zu ſein oder ihre geſunden Sinne durch Zauberei verblenden zu laſſen. — Ei, Gott bewahre mich vor Hexenmeiſtern und Zauberern! rief der alte Mann. Ein anderer Menſch als ein Teufelskünſtler hätte die Namen nicht gehört. Ich habe freilich meine Tochter ſo genannt, ich geb es zu. Doch es iſt ſchon gut, mein Herr. Ich weiß nun, wie ich mir einen ſolchen Schelm vom Halſe ſchaffen kann. Ich freue mich darüber ſehr. Ich werde ſie als einen Schwarzkünſtler vor Gericht ziehen und anklagen, und hoffe ſie wegen ihrer Teufelskünſte alsbaldigſt brennen zu ſehen. —

Der verſtändige Kaufmann veranlaßte aus Wohlwollen ſeinen Diener fortzugehen, wie er die Leidenſchaft und das kindiſche Toben ſeines veralteten Freundes ſah, und verlieh jenem dadurch die gehörige Zeit an ſeine Geliebte zu ſchreiben, derweil er dieſen eine beſſere Meinung von dem jungen Manne einzuflößen trachtete. Nach Tiſche begab ſich der Kaufmann mit dem alten Herrn abermals in den großen Saal, und der Liebhaber benutzte ihre Entfernung dazu, ſeinen Brief mit dem abgeſtatteten Berichte gewohnter Weiſe unter den Kragen des Mantels zu bergen.

Ein redlicher Bote war der alte Herr gewiß, der da die Liebesbriefe ſeiner Tochter meilenweit, ohne einen Pfennig Lohn zu fordern, hin und wieder trug! Noch an dieſem Tage nach ſeiner Behauſung zurückgekehrt, hing er ſeinen Mantel an dem Nagel auf, wie es ſeine Weiſe war, führte ſeine Schweſter in den Garten beiſeit und beſprach ſich da mit ihr, indem er ihr Alles erzählte, was zwiſchen ihm und ſeinem Freunde und deſſen Diener vorgegangen ſei. Mittlerweile ſuchte aber ſeine Tochter in dem Mantel nach, fand was ſie erwartete, und unterrichtete ſich daraus von dem gewaltigen Aufſtande, den ihr Vater auch gegen ihren Geliebten erhoben hätte, welcher ihr Wort für Wort deſſen beleidigende gegen ihn angewendete Sprache wiederholte und ihr ſchlüßlich, um dies Alles zu verſüßen, ſcherzhafterweiſe erzählte, wie er von demſelben gar im vollen Ernſte für einen Hexenmeiſter gehalten worden ſei, weil er ihm ſeine gegen ſie gebrauchten unbilligen Ausdrücke vorgehalten habe.

Sobald der alte Mann mit ſeiner Schweſter aus dem Garten zurückkehrte, fiel er ſcheltend und ſchimpfend abermals heftig über ſeine Tochter her. Sie ſagte aber zu ihm: Lieber Vater, thun ſie mit mir wie ſie wollen, behandeln ſie mich, nennen ſie mich nach ihrem Wohlgefallen. Obſchon ich ihren Zorn und ihre unfreundlichen Reden nicht verdiene, ſo will ich doch alles geduldig ertragen. Behandeln ſie nur nicht jenen rechtſchaffenen jungen Mann ſo ſchlecht; halten ſie ſich verſichert, daß er kein Bettler, kein Taugenichts, kein Dieb und Betrüger, noch weniger aber ein Zauberer und Hexenmeiſter iſt, der als Schwarzkünſtler angeklagt und verbrannt zu werden verdient. — Gott ſei bei mir und bewahre mich! rief der alte Mann entſetzt von neuem aus. Muß ich meine eigene Tochter zur Hexe werden ſehen! Nun gut, nun gut! Wenn es denn ſo iſt, ſo geb ich meine Einwilligung, daß ihr zuſammen an einem Pfahl verbunden und vermählt werden möget, und daß ſie euch an eurem Hochzeittage ein Freudenfeuer anzünden, wie es lange Zeit keinem Brautpaare ſo leicht geleuchtet haben wird. —

Eben dieſe Worte ſchrieb das Mädchen ihrem Liebhaber und ſendete ſie ihm in ihres Vaters Kragen nächſten Tages zu. Der junge Mann fand ſie richtig vor, las ſie und erwartete den alten Papa, der mit ſeinem Herrn zuſammen war, um ſich von demſelben genaue Auskunft über des Dieners Vermögen und Aufführung ertheilen zu laſſen, und der danächſt ſo vieles Gute und Löbliche über ihn im Allgemeinen und über ſeinen Fleiß und ſeine Betriebſamkeit in den Geſchäften von dem braven Manne vernahm, daß er von allen dieſen Dingen höchlich zufrieden geſtellt ward, und allmälig anfing zu einer Unterredung mit ſeinem wohl oder übel ihm aufgedrungenen Schwiegerſohne willig zu werden. Wie er nun nach einer kleinen Weile dieſem gegenüber ſtand und eben den Mund aufthun wollte, um ihn mit etwas weniger Aerger und Erbitterung, nach ſeinem Sinne ſehr gemäßigt, anzureden, fiel ihm der Jüngling in das Wort und ſagte zu ihm: Laſſen ſie ihre Grauſamkeit mit einem Mal fahren, Sir, ich bin bereit zu der Heirath am Pfahle, die ſie geſtern Abend ihrer Tochter vorſchlugen, und wofern ich nur mit meiner Geliebten leben kann, werde ich auch froh und zufrieden ſein, mit ihr in den Tod zu gehen. Der alte Herr war ein Staunen und eine Verwunderung, daß er ſich mußte auswärts wiederholen hören, was er in ſeinem eignen Hauſe im Schooße ſeiner Familie erſt vor ſo wenigen Stunden geſprochen hatte. Sobald er ſich ein wenig hatte ſammeln und ſeinen Groll in ſich zurückdrängen können, ſagte er zu dem Jünglinge: Da ich nun wohl einſehe, daß ſich Alles für dieſe Heirath gegen mich verſchworen hat, und daß die Geſtirne ſogar wider mich zu Felde ziehen, ſo ſollen ſie meine Tochter unter der einzigen Bedingung haben, daß ſie mir zu wiſſen thun, wie ſie zu dieſer höchſt wunderbaren Mitwiſſenſchaft, ob mit des Teufels oder mit ihres Schutzengels Hülfe, gekommen ſind. — Der junge Mann entgegnete: Weder ich noch ihre Tochter kommen zu der gegenſeitigen Kenntniß deſſen, was ſie in der Entfernung geſagt haben, auf eine andre geheime Weiſe, als auf eine ſolche, wozu uns menſchliche Mittel und Wege befähigen. Soll ich ſie ihnen verrathen, ſo müſſen ſie mir vorher das Verſprechen geben, demjenigen zu verzeihen, welcher uns dabei behülflich iſt. — Nun und nimmermehr, rief der alte Mann vor Wuth außer ſich, nein, nein! ich will den Schurken eher im Hospital verfaulen, oder in Tyburn hängen, oder ewig verdammt ſehen als das thun. — Nicht doch, Sir, ſagte der Jüngling, ſie thun Unrecht, ſo unerbittlich grauſam gegen ſich ſelbſt zu ſein; eben durch ſie, durch ſie ganz allein wurden wir von ihrem Thun und Laſſen in Kenntniß geſetzt. Sie waren unſer Briefträger und Liebesbote, der unſere Liebesbriefe hin und wieder trug. — Himmel! Was! Wie kann das ſein! ſchrie der Alte, und ließ vor Verwunderung ſeinen Mund offen ſtehen. — Um ſie zu überzeugen, daß ich die Wahrheit rede, ſprach der andere, will ich ihnen gleich auf der Stelle einen Brief in dem Kragen ihres Mantels zeigen, der dieſen Abend durch ihre gütige Vermittelung ihrer Tochter zugeſtellt werden wird. —

Bei dieſen Worten nahm er den Mantel in die Hand und zeigte ſeinem künftigen Schwiegervater den Schlitz, welcher ſchon ſo viele Briefe des einen Liebenden an das andere geborgen hatte.

Um nicht weitläufig zu ſein, bleibt nur noch ſoviel zu ſagen übrig, daß der liſtige Anſchlag dem alten Herrn am Ende ſelbſt großes Vergnügen machte. Er gewann in kurzer Zeit den rechtſchaffenen Jüngling lieber, als er ihn vorher gehaßt hatte, gab am Hochzeittage ſeiner Tochter eine große Summe Geldes mit, und hinterließ ihr und ihrem Gatten Alles was er hatte, als er noch vor dem Verlaufe von zwölf Monaten das Zeitliche geſegnete.

Madame
Angelique de Gomez née Poisson
née 1684 mort. 1770

XXII.

Die unterbrochene Hochzeit.

Die junge Hortence, ein ſchönes Fräulein von ſechszehn bis ſiebenzehn Jahren hatte ſchon in der Wiege ihre Eltern durch den Tod verloren und war deren letztem Willen zufolge unter die Vormundſchaft eines Oheims geſtellt worden.

Dieſer Oheim hieß Geronte, galt für geiziger als Molieres Geizíger, und bemächtigte ſich des jungen Mädchens und ihres Vermögens mit eben ſo vieler Freude als Habgier. Ob er gleich für ihre Erziehung lieber gar nichts ausgegeben hätte, ſo ward er doch durch ihre andern Verwandten genöthiget, dieſelbe ſtandesgemäß einzurichten und die Geiſtesanlagen und Naturgaben ſeines Mündels ausbilden zu laſſen, ſo viel dies im Bereiche der Lehre und der Unterweiſung ſtand. Die Leichtigkeit mit welcher ſeine Nichte Alles begriff und Alles an ſich entwickelte, kam allerdings der weiſen Sparſamkeit des Oheims zu ſtatten und befähigte ihn, ihre Lehrer und Lehrerinnen bald wieder zu entlaſſen, nachdem er ſie angenommen hatte. In der Zwiſchenzeit, von ihrer Kindheit bis zu dem Alter der Vernunft verlor Hortence alle diejenigen ihrer Verwandten, welche geeignet geweſen wären, ihres Oheims Schritte gegen ſie zu beaufſichtigen. Er blieb alſo der unumſchränkte Herr und Gebieter ihres Schickſals, und hatte ſich wohl vorgenommen ſeine Gewalt nicht weniger zu mißbrauchen als es ihm irgend möglich ſei, indem er ſich auf Koſten ihres Vermögen ſelbſt bereichere.

Indeſſen konnte es nicht anders ſein, als daß ein Mädchen von Hortences Vorzügen, die überdies als eine gute Partie angeſehen ward, Anbeter und Liebhaber zur Genüge fand. Und zwar trotz der Vorſichtsmaaßregeln des Vormundes, der keinen Menſchen bei ſich ſah und ihr nur zu Erfüllung der Pflichten der Religion erlaubte, am früheſten Morgen, nachläſſig gekleidet, und ſtets in Begleitung einer alten geſtrengen Aufſeherin auszugehen, die da nicht einmal duldete, daß ſie die Augen vom Boden erhob und auf einen Menſchen richtete.

Da Hortence nirgend anders als in der Kirche ſichtbar ward, ſo fanden ſich alle jungen Männer, die nach ihr ſchmachteten, regelmäßig zu der Stunde daſelbſt ein, wann ſie ſich mit ihrer Gouvernante hinbegab; und ihr Argus konnte nicht verhindern, daß ihr einer oder der andere das Weihwaſſer oder einen Stuhl anbot, oder mancher ſich gar ein paar Worte an ſie zu richten vermaß, die ſie freilich in ihrem mit dem Gefühle der Liebe noch unbekannten jungen Herzen allen dieſen Artigkeiten nur mit Gleichgültigkeit begegnete.

Es ging eine geraume Zeit darüber hin, Hortence fing mit ihrem ſechszehnten Jahre an, ſich der Abſichten ihres Vormundes und ihrer drückenden Lage bewußt zu werden, und konnte ſich um ſo weniger darein ergeben lernen, jemehr ihrem Verſtande der Schleier der Kindheit und der Unmündigkeit entzogen ward, und je größeren Widerwillen ihr die Sehnſucht nach Freiheit und Mitgefühl gegen ihre geſtrengen Wächter einflößte.

Indem nun ſolcherlei Regungen in ihrer zarten Bruſt auflebten, war ein junger ſehr verſtändiger und unabhängiger Edelmann, Namens Hippolite, ſo oft in den Frühſtunden mit ihr in eine und dieſelbe Kirche gegangen, daß die ſüße Gewohnheit ihres Anblicks ſeinem Herzen um ſo unentbehrlicher zu werden anfing, je ſtrenger er ſich hütete, ſeinen zahlreichen Nebenbuhlern durch ſeine verliebten Augen ſehen zu laſſen, in welchen leidenſchaftlichen Flammen es entloderte.

Hippolite war mit Geronte bekannt, und wußte wie geizig derſelbe ſei und wie ſtreng er ſeine Nichte bevormunde. Weit entfernt freilich Gerontes ſchändliche Abſichten auf Hortences Vermögen zu ahnden, ſchrieb er deſſen eiferſüchtige Strenge gegen ſie nur den häufigen Vorurtheilen und dem Ungeſchick alter Leute in Bewahrung der Jugend zu. Des ungeachtet hielt er dafür, daß es auf jeden Fall gerathener ſei, verſichere er ſich vor allen Dingen, um ſich den völligen Beſitz des jungen Mädchens zu erwerben, ihres Herzens und ihrer Gegenliebe, und bewerbe er ſich dann erſt um ihre Hand bei ihrem Oheim und Vormunde, den er ſchon zu nöthigen wiſſen werde, in ihre Verbindung zu willigen. Die großen Schwierigkeiten die es hatte, ſich Hortencen zu nähern und ein Verhältniß mit ihr anzuknüpfen, beſeitigte der junge Mann auf die folgende Art.

Aufmerkſam auf alle Schritte der Geliebten und ihrer Gouvernante hatte Hippolite wahrgenommen, daß das alte Weib öfters von einem anderen begleitet ward, mit dem es ſehr vertraut umging, und daß Gerontes junge Nichte ſich dann und wann auch mit in deren Geſpräch einließ. Er glaubte bei näherer Prüfung zu finden, daß die Geſichtszüge dieſer zweiten Alten nicht ſo zurückſtoßend ſchienen, wie die der erſteren, und nahm ſich es mit ihr zu verſuchen vor. Zu dieſem Ende redete er ſie eines Tages an, da ſie mit ihrer Freundin und Hortencen in die Meſſe ging, unterweges aber bei Jemand ſtehen und weit hinter den andern beiden zurückgeblieben war, und bat ſie mit gewinnender Freundlichkeit, ihm einen Ort anzugeben, wo er ſie in einer wichtigen Angelegenheit ungeſtört ſprechen könne. Die erſtaunte Alte beſorgte anfangs einen ſchlimmen Handel; indem ſie aber ihre Antwort bei ſich erwog und, den Jüngling aufmerkſamer betrachtend, ſein edles Angeſicht, ſeine reiche Kleidung und ſein geſetztes zuverläßiges Weſen ſah, lud ſie ihn, von ihrer erwachenden Neugier angetrieben, ihr ſogleich zu folgen ein.

Hippolite war es zufrieden, ließ ſie voraus gehen und folgte ihr aus der Ferne in ein ziemlich anſtändiges Haus, an deſſen Thüre ſich die Frau noch einmal umwendete, um zu ſehen, ob er ihr folge, und ihm ein Zeichen gab, ſchritt hinter ihr die Treppen hinauf und vor ihr in ein reinlich ausſehendes Zimmer hinein, deſſen Thüre die Alte hinter ſich offen hielt.

Da Hippolite aus ihrer angewendeten Vorſicht den Gang ihrer Gedanken erkannte, ſo lächelte er und fragte ſie, indem er ihr ſechs Louisd'or in die Hand rollen ließ, ob ſie dies über ſeine Abſichten mit ihr beruhige. Eine ſolche Freigebigkeit ſchloß der Alten die Augen und einen Theil des Geheimniſſes ihres vornehmen Beſuches auf. Sie ahndete, daß wohl ihre Vermittelung in irgend einem Liebeshandel nöthig ſein möge, und machte ihre vorher bewieſene Einfalt durch eine ehrerbietige Verbeugung wieder gut. Ehe ſie noch zu entſchuldigenden Worten kommen konnte, gab ihr Hippolite ſeinen Namen, ſeine Verhältniſſe und ſeine Wohnung an, eröffnete ihr in der Kürze ſeine Abſichten auf Gerontes Nichte und fragte ſie, ob ſie willens und im Stande ſei, ihm mit ihren guten Dienſten beizuſtehen, in welchem Falle ſie auf einen Lohn rechnen könne, der in dem eben Empfangenen nur einen ſehr unweſentlichen Anfang nehme. Mit vor

Freude glänzenden Augen ſagte die Alte: er habe ſich an Niemand beſſer wenden können als an ſie, und in ſeiner Liebe zu der ſchönen Hortence die allerglücklichſte Wahl getroffen, da gewiß kein Mädchen auf der Welt unverdienterweiſe ſo ſchlecht und ſo ſtreng gehalten werde als eben dies. Sie ſei ihm herzlich gern bei ihr zu dienen bereit und hoffe ſeinen allerdings ſchwierigen Auftrag eben ſo gut zu beendigen, wie ſchon manchen früheren Liebeshandel Anderer. Er möge nur an das Fräulein ſchreiben und ihr alles übrige anvertrauen. Hippolite erwiederte, ſein Brief ſolle auf der Stelle geſchrieben ſein, gebe ſie ihm die dazu nöthigen Bedürfniſſe. Und indem die Geſchäftige ihm alles zuſammentrug, und ihm von allen den Heirathen, die ſie geſtiftet und von allen den Liebeshändeln, die ſie geführt habe, mit vieler Discretion vorplauderte, ſetzte er ſich mit tauben Ohren nieder, und ging in ſeinen Gedanken mit der Abfaſſung eines zärtlichen Briefes an Hortencen um, den er aller Störung zum Trotz niederſchrieb, ſiegelte und der Alten übergab.

Wie er darauf von der Kupplerin, die ſich Aimée nannte, nach Hauſe ging, verſprach ſie ihm noch an demſelben Abende eine Antwort zu bringen, und warnte ihn, ſich nur ja nicht der Gouvernante anzuvertrauen, die zwar ſeit dreißig Jahren ihre Freundin, aber übrigens das boshafteſte Weib auf der Erde ſei. Die ſchlaue Aimée fing unmittelbar nach Hippolites Entfernung ihre übernommene Rolle zu ſpielen an, begab ſich nach Gerontes Hauſe, in dem ſie ſehr vertraut aus- und einzugehen pflegte, entſchuldigte erſt bei der Gouvernante ihr Ausbleiben aus der Kirche mit der eben erfolgten Ankunft eines Bruders von ihr aus der Provinz, der ſich acht bis zehn Tage in Paris aufzuhalten gedenke, und dem ſie ihr eignes Zimmer habe einräumen müſſen, und bat ſie ſodann ihr den Aufenthalt in dem ihrigen bis zu ſeiner wieder erfolgten Abreiſe zuzugeſtehen.

Die beiden Weiber hatten in ihrem Leben ſo viele Intriguen mit einander in Händen gehabt, daß ſie ſich gegenſeitig nichts abzuſchlagen wagten, und es hatte beſonders Hortences Gouvernante von jeher ſo viele Schlechtigkeiten begangen, daß ſie jetzt vielmehr aus Furcht vor der Mitwiſſenſchaft ihrer Genoſſin, als aus Freundſchaft deren Bitte zugeſtand. Sie hielt die alte Aimée überdies für einfältiger als dieſelbe war, weil ſie ſich nicht wie ſie ſelbſt ſtets zu allen Dingen ohne Unterſchied hatte gebrauchen laſſen, und glaubte ihr alſo das junge Mädchen ohne Gefahr anvertrauen und ihre Anweſenheit zu manchem Ausgange in eigenen Geſchäften benutzen zu können.

Wie die beiden gefährlichen Perſonen den erſten Tag mit der unerfahrnen jungen Hortence zu Mittag gegeſſen hatten, und letztere wieder an ihre Arbeit, eine Stickerei, die ſie fertigte, ging, ſetzte ſich Aimée zu ihr und fing an, wie ſie ſchon öfter gethan hatte, ſie mit unterhaltenden Geſchichten zu beluſtigen.

Die Gouvernante nahm den, ihrem Dafürhalten gemäß günſtigen Augenblick wahr und ließ ſich von ihrer Freundin das Verſprechen geben, nicht eher von Hortencen zu gehen, bis ſie nach einer nothwendigen Beſorgung, die ſie zu machen habe, ſelbſt wieder gekommen ſei. Aimée hatte aber mit geheimer Freude ſie nicht ſobald aus dem Hauſe ſich entfernen geſehen, als ſie ſich überzeugte, daß auch ſonſt Niemand in der Nähe war, und dem jungen Mädchen zuflüſterte: ein junger Edelmann habe ihr einen Brief an ſie mitgegeben, der eine Bitte enthalten ſolle, deren Gewährung nur ſie allein von ihrem Oheim bewirken könne, und ein Geheimniß, das nur ihr allein anzuvertrauen ſei. Hortence erröthete. Eine gewiſſe Furcht ergriff ſie. Der Gedanke eines Geheimniſſes war ihr etwas Fremdes, Unbekanntes. - Sie begriff nicht, daß es einer ſolchen Vorſicht in einer ihrem Oheime mitzutheilenden Sache bedürfe, und erwiederte: Man wendet ſich ſehr falſch an mich, wegen einer Fürſprecherin bei Herrn Geronte. Wüßte mein Vormund, daß man mir geſchrieben hat, ſo verdürbe dies allein Alles bei ihm. Er fände es auch gewiß ſehr ſeltſam, wenn ich, die ich Niemand ſehe, mich für Jemand verwendete. —

Leſen ſie nur ſelbſt den Brief, Fräulein, erwiederte Aimée, indem ſie ihn ihr hinhielt, er ſagt ihnen gewiß am beſten, was zu thun iſt. Der Herr verdient, daß man ſich ſeiner annimmt; er iſt der liebenswürdigſte Mann den ich jemals ſah. Von weiblicher Neugier angeregt, nahm Hortence den Brief, öffnete ihn und las Hippolites feurige Liebeserklärung und Bitte, bei Geronte um ihre Hand anhalten zu dürfen.

Hortences Erſtaunen war unbegrenzt und ihre Verlegenheit konnte nicht größer ſein. Einerſeits wußte ſie nicht, ſollte ſie ſich über die Alte erzürnen oder mit ihr über ihre Verſchlagenheit ſcherzen. Andererſeits flößte ihr das offenbare Gepräge der Aufrichtigkeit des Briefes den Wunſch ein, deſſen Schreiber zu kennen, und litt ihre Verſchämtheit doch wieder nicht, daß ſie dieſen Wunſch äußerte. Ihre verſchiedenen Empfindungen erhielten ſie einige Augenblicke in Unentſchloſſenheit. Am Ende ſagte ſie raſch zu der Alten: Ich empfinde es ſehr übel, Aimée, daß ihr und eure Freundin mich zur Zielſcheibe eures Spottes wählt, und mich durch ſolche Erfindungen auf die Probe zu ſtellen meint. Es wäre um euch beide geſchehen, beklagte ich mich über euch bei Geronte. — Wie vom Donner gerührt, warf ſich die Alte vor Hortence nieder, weil ſie beſorgen mußte, ihr Geheimniß der Gouvernante verrathen zu ſehen, und verſicherte ihr mit tauſend Schwüren, daß ſie ſie nicht verſuchen wolle, ſondern wahr geredet habe, daß der junge Herr ſie liebe und ſie heirathen wolle, und daß die Gouvernante nicht im mindeſten davon unterrichtet ſei, ja wiederholte ihr ſogar, um ſie deſto beſſer zu überzeugen, Wort für Wort ihre Unterredung mit Hippolite. Dies war es eben, was die ſchlaue Hortence zu wiſſen trachtete. Sie gab ſich den Anſchein, ſich zu beſänftigen, ließ die Alte aufſtehen, faltete den Brief zuſammen, und ſagte ihr, unter der Bedingung nie wieder ſolche Aufträge zu übernehmen, ihre Vergebung zu. Die Ränkevolle verſtand ſich zu gut auf ihr Handwerk, als daß ſie dem liebenswürdigen Mädchen nicht hätte in das Herz blicken und leſen ſollen, was ſich darin ereignete. Da ſie alſo auch in Hortence's Augen mehr Neugier, als dieſelbe kund geben wollte, ſah, ſo ermuthigte ſie ſich nach und nach, und fing, um ihre Abſichten deſto gewiſſer zu erreichen, von andern Dingen zu reden an.

In der That gelang ihr dieſe Liſt ſo wohl, daß Hortence, die nicht gewohnt war ſich zu verſtellen, allmälig nachdenklich und unruhig ward und ſich zuletzt nicht enthalten konnte, ſelbſt nähere Nachrichten über Hippolite zu verlangen, die ihr Aimée mit ſo kunſtgeübtem Munde beibrachte, daß das Mädchen eingeſtehen mußte, ſie wünſche ihn zu ſehen. Aber, fügte ſie hinzu, laßt ihn ja nicht wiſſen, daß es mein Wunſch geweſen iſt, Aimée. Sagt ihm, daß ich über ſeine Dreiſtigkeit recht böſe ſei. Hat er ernſthafte Abſichten, ſo mag er zu meinem Oheim gehen. — Ich werde es ſchon machen, antwortete Aimée. Nichts kann ihnen leichter werden, als ihn zu ſehen. Er iſt alle Tage in der Kirche mit ihnen und ſtellt ſich immer neben den Weihkeſſel, um näher bei ihnen zu ſtehen. Ich werde ihnen morgen zeigen, welcher es iſt. —

Dies Geſpräch war ſo weit gediehen, als die Gouvernante zurück kam, deren Eintritt es nach ſtillſchweigender Uebereinkunft beider beendigte. Aimée gab am Abende vor, nach Hauſe gehen zu wollen, um nach den etwaigen Bedürfniſſen ihres Bruders zu ſehen, und verſprach im Augenblicke wieder da zu ſein. Sie ſahe ſich aber nicht ſo bald in Freiheit, ſo verfügte ſie ſich zu dem ungeduldig ihrer harrenden Hippolite, deſſen verliebte Seele zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwebte, erſtattete ihm einen genauen Bericht von Allem, was ſie für ihn gethan und was ihr Hortence geſagt und verrathen hatte und ſchloß mit der Weiſung, ſich des andern Morgens in der Kirche einzufinden, wo ſie die Gouvernante zu beſchäftigen ſuchen werde, damit er ſich mit dem Fräulein durch Worte, oder Blicke zur Genüge verſtändige.

Hippolite liebkoſete und dankte der Alten in ſeiner Herzensfreude auf tauſenderlei Weiſe, machte ihr neue Geſchenke, und knüpfte ſie damit ſo eng an ſein Intereſſe feſt, daß ſie für ihn willig durch das Feuer gegangen wäre. Er ließ ſich von ihr dieſelbe Sache, bis auf die kleinſte Bewegung Hortence's immer wieder und wieder ſo lange erzählen und beſchreiben, bis die Kupplerin endlich für nöthig fand, in Gerontes Haus zum Abendeſſen zurückzugehen.

Die jungen Leute brachten die nächſtfolgende Nacht in der höchſten Spannung und Aufregung ihrer Herzen zu. Keines fand Ruhe und Schlaf, und beide ſahen mit gleich großer Freude den Tag aufgehen. Hortence ſetzte es trotz der vielfältigen Einreden ihrer Gouvernante an dieſem Tage durch, ſorgfältiger als gewöhnlich ſich zu kleiden, und ging in der Mitte ihrer beiden Wärterinnen mit lautem Herzklopfen der Kirche zu. Kaum zu der Kirchthüre eingetreten, bot ſich Hippolite ihren Augen dar, denen ſchon ſein edles Aeußere, ſeine Geſtalt und Haltung und die Pracht ſeiner Kleidung hätte auffallen müſſen, wären ſie auch nicht durch einen heimlichen Seitenſtoß Aimée's an ihn gefeſſelt worden. Das ſchlaue Weib drängte ſich in dem nämlichen Augenblick an ihre Freundin und richtete deren Augen nach einer andern Seite hin, um ſich den Gegenſtand eines Gemäldes von ihr erklären zu laſſen, während Hippolite Hortenceen mit der einen Hand das Weihwaſſer mit der andern einen Brief darbot.

Ohne zu wiſſen, was ſie that, nahm das ſchüchterne Mädchen eines wie das andere an und ging, in ſchwer zu ſchildernder Verwirrung an ihren gewöhnlichen Platz. Ihre Aufſeherin bemerkte nichts und ſetzte ſich mit Aimée neben ſie. Hippolite nahm aber mit ſcheinbarer Abſichtloſigkeit ſeinen Platz dergeſtalt, daß er Hortenceen die von ihr in vollem Maße benutzte Freiheit gab, ihn zu beobachten.

Sie erröthete hundertmal über ſeinen Anblick, wendete ihre Augen hundertmal von ihm weg und richtete ſie ihm eben ſo oft wieder zu, weil ihr Herz ſchon nicht mehr das Bedürfniß verläugnen wollte, beſchäftigt zu ſein. Wie vielerlei ſagten ſich nicht ihre Augen jetzt in einem Augenblick! Hippolite beſtätigte tauſendfältig mit den ſeinigen, was ſeine Hand ihr geſchrieben hatte. Die Jungfrau antwortete ihm in den ihrigen, daß Verſchämtheit und Unſchuld allein ſie hinderten, ihm daſſelbe kund zu thun.

Hortence kam nach beendigter Meſſe in einem ſehr veränderten Zuſtande in ihres Oheims Haus zurück. Ihre erwachenden zärtlichen Gefühle kämpften mit mannigfachen Bedenken. Hippolites Liebenswürdigkeit und Liebe gegenüber ſtellte ſich der Geiz und der Mißmuth Geronte's und die Ahndung ſeiner unheimlichen Abſichten mit ihr auf. Die Verwirrung ihres Innern machte ihr eine augenblickliche Einſamkeit wünſchenswerth. Und als die beiden Alten ihr dieſelbe bald darauf geſtatteten, und ſie Hippolites zweiten Brief ſchnell aus dem Buſen zog und las, fanden ſeine Wünſche und Betheurungen in ihrem Herzen eine ſo gut vorbereitete Statt, der Unterſchied zwiſchen dem traurigen freudeloſen Leben, das ſie gegenwärtig führte und dem glänzenden freudevollen, das ihr die Ehe mit einem Manne wie Hippolite verſprach, machte ſich ſo ſehr bei ihr geltend, erinnerte ſie ſo lebhaft an ihr Vermögen und an ihren Stand, die ſie zu ganz andern Anſprüchen, als man ihr erfüllte, berechtigten, und an ihr Alter, in dem ſie doch bereits aus den unmündigen Kinderjahren herausgetreten ſei, daß ſie ohne große Schwierigkeiten mit ſich über einen raſchen Entſchluß ins Reine kam.

Sie nahm die ſich ihr im Laufe des Tages darbietende Gelegenheit wahr, der alten Aimée zuzuflüſtern, des andern Morgens mit dem Früheſten zu ihr an das Bett zu kommen, ſtand in der Nacht, als ſie von ihrer läſtigen Geſellſchafterin befreit war, leiſe wieder auf und ſchrieb an Hippolite: ſie wiſſe zwar nicht, wie ſie ſich gegen ihn ausdrücken ſolle, da ſie ohne alle Zeichen von Zärtlichkeit erzogen und alſo mit dieſem Gefühle nur dem Namen nach bekannt geworden ſei. Indeſſen laſſe ihr Herz ihr wohl die Ahndung einer erlaubten innigern Theilnahme an einem andern Menſchen zu. Wenn daher ſeine Zärtlichkeit für ſie eine ähnliche Empfindung wäre und wenn die innern Eigenſchaften ſeines Herzens den äußern ſeiner Perſon entſprächen, ſo möge ſie wohl glauben, daß die Verknüpfung ſeines Schickſals mit dem ihrigen ihr Lebensglück ſichere. Ein andres Geſtändniß möge er nicht von ihr verlangen, und er dürfe ſich wohl überzeugt halten, daß er ohne ihre ganz beſonders unleidlichen Verhältniſſe ſich nimmermehr einer Zuſchrift von ihrer Hand zu erfreuen gehabt haben würde.

Das reizende Kind beſaß nicht den Muth dieſen Brief nochmals zu überleſen, weil ſie befürchtete, ſie habe ſchon zu viel geſagt; ſie ſiegelte ihn alſo und übergab ihn am nächſten Morgen der pünktlich erſcheinenden Alten mit dem mündlichen Zuſatz an Hippolite, dies für ihre erſte und letzte Mittheilung an ihn anzuſehen, bevor ſein Verhältniß zu ihr ein anerkanntes und erlaubtes geworden ſei. Die Kupplerin war ſcharfſinnig und klug genug, dieſe Erklärung als eine ernſtlich gemeinte zu verſtehen und als eine ſolche auch dem jungen Manne zu beſtellen, der eben deshalb über Brief und Botſchaft die ungemeſſenſte Freude empfand und der Geliebten ſeine feurigſte Dankbarkeit mit der Antwort zurückbringen ließ, ſie möge noch heutiges Tages der Beweiſe von der Reinheit ſeiner Geſinnungen gewärtigen.

Derweil Hortence der Verwirklichung dieſes Verſprechens mit Ungeduld entgegen-ſah, begab ſich Hippolite, der die Sache durchaus nicht wollte in die Länge gezogen und von Geronte irgend gehindert ſehen, zu einem ſeiner Verwandten, der Fabrice genannt werden mag, und deſſen Geburt, Rang und Anſehen hoch und bedeutend genug waren, um ſeine Wünſche allerwärts für Befehle gelten zu machen, und entdeckte ihm das Geheimniß ſeiner Liebe, indem er ihm den Charakter und die Abſichten Gerontes ſchilderte und ihn bat, ſein Begleiter zu dem geizigen Vormunde und ſein Freiwerber um Hortences Hand zu ſein. Der vornehme Herr ſchätzte und liebte nicht bloß den jungen Hippolite, ſondern hatte auch Hortènce's Vater gekannt und wußte, daß deſſen Tochter eine ſehr vortheilhafte Heirath war, billigte alſo ſeines Neffen Abſichten ganz und gar und zweifelte auch nicht, daß es dem geizigen Geronte zur großen Ehre gereichen werde, darein zu willigen, weshalb er nach Tiſche mit Hippolite in den Wagen ſtieg und nach der Wohnung des Alten fuhr. Das große Gepränge, mit dem Fabrice überall zu erſcheinen pflegte, das Geräuſch der Pagen und Livreebedienten, die ihn begleiteten, drang in Hortence's Ohr und lockte ſie an das Fenſter, wo ſie die glänzende Equipage in den Hof fahren ſah. Der Anblick ihres Liebhabers, der gebietende Ton, mit welchem Fabrice ſich nach Geronte erkundigte, ließ ihr keinen Zweifel beſtehen, daß ſie der Gegenſtand dieſes Beſuches ſei. Sie vermochte nicht, die Freude, die ſie darüber empfand, aus ihren Augen zurückzuhalten und erhielt deswegen von ihrer mit Aimée gegenwärtigen Gouvernante eine gewohnte rauhe Zurechtweiſung. Aimée benutzte dieſe Gelegenheit, Hortence auf unverdächtige Weiſe über das was vorging aufzuklären und ſagte unbefangen: Was für ein Geſchäft führt wohl den vornehmen Fabrice zu Geronte? — Kennt ihr den Fremden? fragte Hortence. — Ob ich ihn kenne! erwiederte ſie, wer kennt einen ſo großen und ſo gewaltigen Herrn am Hofe nicht? Es muß ihn etwas ganz außerordentliches hierher führen, da ſein Neffe, der liebenswürdige, junge Hippolite bei ihm iſt. — Während die Kupplerin ſo zu reden fortfuhr und ihre Freundin ihr erfolglos winkte und huſtete, um ſie zum Schweigen zu bringen, ſtiegen Fabrice und Hippolite zu dem Wohnzimmer Gerontes empor, der ſie mit eben ſo großer Verwunderung als Unruhe über ihr Begehren empfing. Er ermangelte inzwiſchen keiner der Fabrices Rang gebührenden Ehrenbezeugungen, lud die beiden Fremden zum ſitzen ein, und hing mit geſpannter Aufmerkſamkeit an Fabrices Lippen, als ſie ſich zu folgender Rede öffneten. Ich glaube, ſprach Fabrice beſtimmt, daß unſer gegenwärtiger Beſuch ihnen angenehm ſein wird, weil ihm keine andre Abſicht zum Grunde liegt, als ſie der Vormundſchaft und der Obhut der ſchönen Hortence ins künftige zu enthebem. Der Ruf ihrer Tugend und Schönheit iſt durch Hippolites Ohr in ſein Herz gedrungen, und ich komme, als ſein Freund und Verwandter, jetzt auch ſein Freiwerber um die Hand des Fräuleins zu ſein. Die jungen Leute ſeines Alters laſſen ſich nicht leicht etwas entgehen. Er hat ihr Mündel einige Mal in der Kirche geſehen und iſt von ihren Reizen trotz dem gefeſſelt worden, daß ſie dieſelben ſorgfältigſt zu verhüllen ſtrebt. Hippolite und Hortence ſind beide von edler Geburt, das Glück hat beide mit weltlichen Gütern geſegnet, und ſo darf man, bei gegenſeitiger Zuneigung, gewiß einer glücklichen Ehe zwiſchen ihnen entgegen ſehen. — Es brachte hierauf auch Hippolite ſeine Worte an und erklärte, er würde ſich durch des Fräuleins Hand hoch beglückt fuhlen, geſetzt auch ihr Vermögen käme nicht dem ſeinen gleich, und von der großen Ordnungsliebe des Herrn Geronte überzeugt, über die vormundſchaftliche Verwaltung deſſelben durchaus nicht eher Rechenſchaft verlangen, bis es ihm ſelber eben recht und gefällig ſei.

Im Verlauf dieſer doppelten Rede wechſelte Gerontes Antlitz hundert Mal die Farbe, und er erſtickte faſt vor Furcht, Geiz und Zorn. Auf der einen Seite ſah er mit einem Male ſeine Hoffnungen von Grund aus zerſtört, gab er ſeine Einwilligung, auf der andern erkannte er ſein gewiſſes Verderben, beleidigte er durch grundloſe Ausflüchte einen Alles vermögenden Mann. Er war Witwer und hatte einen einzigen Sohn, der im Collége von Hortence's Vermögen erzogen und von ihm als ihr dereinſtiger Erbe betrachtet ward. Von der Wuth über Fabrices Antrag übermannt, der eben in den Tagen erfolgte, da er beſchloſſen hatte, Hortence in ein Kloſter zu thun und ſie zu zwingen, den Schleier zu nehmen, blieb er eine Weile der Sprache beraubt, und ſpuckte immerfort, um ſeine Verwirrung zu verbergen, bis er zuletzt die Antwort hervorſtotterte: Die Ehre, welche ſie meiner Nichte erzeigen, gnädiger Herr, iſt ſo groß, daß ich ihnen nicht dankbar genug dafür ſein kann. Ich muß indeſſen zu meiner äußerſten Betrübniß darauf verzichten, weil Hortence ſelbſt, trotz aller meiner Bitten und Vorſtellungen, entſchloſſen iſt und bleibt, nicht zu heirathen, ſondern in ein Kloſter zu gehen. Ihr elterliches Erbtheil iſt auch durchaus nicht ſo bedeutend, als man glaubt. Die Angelegenheiten ihres Vaters waren bei ſeinem Tode ſo verwirrt, daß ich ſie nur mit langen Mühen und anſehnlichen Aufopferungen zu ordnen vermochte. — Die Liebe iſt zwar eine ſchöne Sache, junger Herr, . . . ſagte er mit einem Lächeln zu Hippolite, indem er verſuchte, der Unterredung eine ſcherzhafte Wendung zu geben. Doch errieth Fabrice ſeine Abſicht und fiel ihm ernſt und ſtreng mit dem Bedeuten in das Wort: Hippolite habe ihm bereits erklärt, daß er keinesweges Hortences Vermögen berückſichtige. Wohne dem jungen Fräulein eine ſo ſtarke Abneigung gegen die Ehe innen, ſo dürfe man ihr allerdings keinen Zwang anthun. Bei ihrer großen Jugend bedünke ihm eine ſolche Geſinnung indeſſen ſo unerhört, daß er ſich den Wunſch zu äußern erlaube, ſie zu ſehen und von ihr ſelbſt zu hören, daß ſie im vollen Ernſte ſchon mit der Welt zerfallen ſei.

Eine neue Verlegenheit für Geronte, der über dies neue unerwartete Verlangen außer ſich ſelbſt gerieth. Sie iſt nicht im Stande, ſich heute ſehen zu laſſen, ich werde die Ehre haben, ſie ihnen ein andermal vorzuſtellen, ſagte er. — Verzeihen ſie, ich habe ſie dieſen Morgen geſehen, warf ihm Hippolite ein, und fügte hinzu, als er den Alten mit den Lippen zittern ſah, um neue Schwierigkeiten zu erheben: Auch iſt das Fräulein ſo reizend, daß es um hier vor uns zu erſcheinen, gar keines Schmuckes bedarf. — Herr Geronte, fuhr Fabrice zu dem ſchweigenden Alten nach einer Pauſe fort, ich ſehe daß ſie Ausflüchte ſuchen; aber ich warne ſie, mir keine Urſache zu geben, mit ihnen unzufrieden zu ſein, und erkläre ihnen hiermit rund heraus, daß ich ſie nicht eher verlaſſen werde, bis ich das Fräulein ſah. —

Der Ausdruck, mit dem er dieſe Worte ſprach, ging Geronte durch und durch. Außer Stande, ſich länger zu weigern, ſah er ſich genöthiget Hortence holen zu laſſen, da Fabrice nicht geſtattete, daß er perſönlich zu ihr ging.

Die Verachtung, welche Hippolite über die Kunſtgriffe des alten Geizigen empfand, läßt ſich nicht beſchreiben; eben ſo wenig indeſſen auch Hortences Verwunderung, als man ſie zu ihrem Oheim abrief. Furcht, Hoffnung und Freude beherrſchten ſie zu gleicher Zeit, obwohl ſie vereinigt nur dahin wirkten, ſie ſchöner zu machen.

Bei ihrem Eintritt in das Zimmer Gerontes ſtand der von ihrem Liebreiz faſt verblendete Fabrice auf, ging ihr entgegen und ſagte zu ihr, indem er ihre Hand ergriff: Ich war der beſte Freund ihres Vaters, mein liebes Kind, und lege ihnen als ein väterlicher Freund die Bitte vor, mir zu ſagen, ob ſie ihr freundliches Daſein wirklich in der Zurückgezogenheit von der Welt zuzubringen geſonnen ſind? — Geronte wollte reden; aber Fabrice kam ihm zuvor und ſagte: Laſſen ſie ſie meine Frage allein beantworten. — Wie ſich alſo die liebenswürdige Hortence genöthigt ſah zu ſprechen und wie ſie in Hippolites Augen das Verlangen las, die Wahrheit von ihr zu vernehmen, ſagte ſie mit einem beſcheidnen Lächeln zu Fabrice: Ich lebe allerdings ſchon ſo lange Zeit in der Abgeſchiedenheit von der Welt, daß es eben nicht zu verwundern iſt, glaubt man, ich liebe ſie; da ſie mir aber gebieten aufrichtig zu ſein, ſo erwiedre ich, daß eine ſolche Einſamkeit gar keine Reize für mich hat. — Deine Gouvernante, rief ihr Geronte mit wüthenden Blicken zu, verſicherte mich des Gegentheils. — Meine Gouvernante, fuhr Hortence fort, hat immer darauf geſonnen mir weh zu thun, und es iſt meine erſte Bitte, die ich an ſie zu richten wage, mich von ihr zu befreien. — Sie wollen alſo nicht in das Kloſter gehen? — Nein, gnädiger Herr, und ich glaube auch nicht, daß es meines Vormundes Abſicht iſt mich dahin zu thun. — Demnach, fuhr Fabrice fort, der ſich allgemach an dieſer Scene beluſtigte, darf ich ihnen nun wohl einen Freier vorſtellen, ohne beſorgen zu müſſen, ihnen damit läſtig zu werden. — Geronte, der ſie liebt, wagte ſeine Einwilligung nicht zu geben, weil er an der ihrigen zweifelte. Entſcheiden ſie über Hippolites Schickſal, ſchöne Hortence. Er iſt aus keinem andern Grunde hierher gekommen, als um ihnen ſein Herz und ſeine Hand anzubieten. — Ja, reizendſte Hortence, rief der leidenſchaftliche Liebhaber mit Entzücken aus, ich liebe ſie, auf ihrer Entſcheidung beruht mein ganzes Lebensglück. — Weil denn mein Oheim, antwortete ſie, ſich gütig genug von mir beſtimmen laſſen will, ſo glaube ich in der That ſeinen freundlichen Geſinnungen gegen mich nicht beſſer entſprechen zu können, als indem ich ſeine Wahl billige. — Sie hören alſo, Geronte, führte nunmehr Fabrice gegen ihn das Wort, daß nichts weiter dabei zu bedenken iſt, da wir allerſeits einig ſind. Sorgen ſie dafür, daß der Bräutigam fortan bei der Braut Zutritt hat, und daß das liebe Kind nur von Dienerinnen umgeben werde, die ſich ihr wohlgefällig erweiſen. —

Geronte ſah ein, daß ihm die Möglichkeit Fabrice entgegen zu handeln benommen war, und verhehlte ſeine Geſinnungen, indem er plötzlich einen andern Ton annahm. Er dankte Fabrice ſeine an den Tag gelegte Sorgfalt für Hortence, umarmte auf das zärtlichſte Hippolite, den er um ſeine Freundſchaft bat, fügte die Hände der jungen Leute in einander, und wünſchte ihnen tauſendfaches Glück und Wohlergehen. Hortence's Freude, Hippolite's Entzücken und Fabrices Zufriedenheit hatten den höchſten Grad erreicht, und der treuloſe Greis heuchelte dergeſtalt, daß man überzeugt ſein mußte, er handle aus Herzensgrunde. Der gütige Fabrice krönte ſein Werk, indem er einen Notar kommen, die Bedingungen des Ehevertrages aufſetzen und von allen Theilen unterſchreiben ließ; ſodann aber, da es ziemlich ſpät geworden war, die jungen Verlobten gleichwie den Vormund mit ſich zum Abendeſſen nach ſeinem Hauſe nahm, wo Hortence alle anweſenden Gäſte durch ihre anmuthvolle Perſönlichkeit bezauberte, und ihren Bräutigam ſich den glücklichſten Sterblichen fühlen ließ.

Als Hortence, von Hippolite zurück begleitet, wieder in ihrer unerwünſchten jetzt zum erſten Mal ihr nicht betrübten Einſamkeit ſich zur Ruhe begeben wollte, erſchien die alte Aimée zu ihrer Bedienung vor ihr und hinterbrachte ihr, daß die Gouvernante mit ihrem Vormunde in eifrigen Verhandlungen begriffen ſei, deren Kenntniß das junge Mädchen nicht beunruhigte, weil ſie die Meinung hegte, ſie beträfen die Entlaſſung der böſen Frau, und weil ſie überdies hinreichend beſchäftigt war, von ihrem zukünftigen Glück mit Aimée zu plaudern, die tauſend Mal ihre Einmiſchung in dieſen Liebeshandel ſegnete, und ſie auch in der Folge nicht bereuete, da Hippolite für den reichlichen Unterhalt ihres Lebens Sorge trug.

Des andern Morgens kam die Gouvernante zu Hortence, um ſich bei ihr zu verabſchieden. Das junge Mädchen konnte ſich nicht von ihr trennen, ohne ihr einen ſehr werthvollen Ring als Zeichen ihrer Großmuth zu ſchenken, den das alte Weib mit ſcheinbaren Thränen der Rührung annahm, hinter denen ſie ihre Freude über ihre nahe bevorſtehende Rache barg.

Mehr als vierzehn Tage verfloſſen unter den nothwendigen Vorbereitungen zur Hochzeit. Hortence und Hippolite waren inzwiſchen faſt unzertrennlich. Fabrice nahm die Sorge des Hochzeitfeſtes auf ſich und lud die Freunde und Freundinnen der Brautleute dazu ein. Prachtvolle Kleider, Perlen und Diamanten glänzten in Hortences Zimmer, an ihrem Putztiſche; doch wendete ſie dieſen eitlen Dingen bei weitem geringere Aufmerkſamkeit zu als den Betheurungen Hippolite's, mit dem ſie eine wahrhafte Liebe verband. Es erſchien endlich der von Beiden heiß erſehnte Tag der Trauung, und ein prächtiges Gefolge begleitete das Brautpaar zur Kirche. Der eingeladenen Zeugen waren ſo viele, daß ſie funfzehn Kutſchen füllten. Nach beendigter Zeremonie beeilten ſich alle, ohne Berückſichtigung des Ranges und der vorigen Ordnung, Plätze zu finden, um unverzüglich bei Fabrice zu ſein, wo man ſich verſammelte. Hippolite half, nach Gerontes Anleitung, ſeiner Braut in einen Wagen, der ſie erwartete und in dem noch einige andre Damen Platz nahmen. Er ſelbſt ſtieg mit Geronte und mit einigen Verwandten in einen andern. Um dem Gedränge auszuweichen, ſchlugen die Wagen verſchiedene Wege ein. Sobald Hippolite und Geronte angekommen waren, fragten ſie nach Hortence, man ſagte ihnen, ſie wäre noch nicht da, und ſie beunruhigten ſich nicht weiter, weil ſie erwarten durften, ſie aus dem nächſten Wagen ſteigen zu ſehen. Wie indeſſen die Geſellſchaft vollſtändig verſammelt war und Jedermann vergebens fragte, wo die Neuvermählte ſei, fing Hippolite über ihr langes Ausbleiben ungeduldig zu werden an. Da es wohl zuweilen bei Hochzeiten zu geſchehen pflegt, daß man, um den Bräutigam zu necken und um ſeine Liebe auf die Probe zu ſtellen, die Braut auf kurze Zeit ſeinen Augen vorenthält, ſo bemühte ſich die Geſellſchaft ihn damit zu beruhigen, daß gewiß ein ähnlicher Scherz im Werke ſei, und vertröſtete ihn auf ihre bald zu erhoffende Wiederkehr. Aber keinerlei Zureden beſchwichtigte ſeine Angſt und Unruhe, die allmälig, als alles Fragen und Forſchen fruchtlos blieb, und als man die Ueberzeugung gewinnen mußte, daß Hortence wirklich verſchwunden ſei, auf den höchſten Gipfel ſtieg. Aller Gemüther bemächtigten ſich Schmerz und Beſorgniſſe, Geronte ſchien höchſt entrüſtet zu ſein, Hippolite war wüthend, Fabrice in Verzweiflung, und überhaupt die ganze Geſellſchaft außer ſich.

Wie zuletzt immer längere Zeit verging, vermochte man Hippolite, Geronte und Fabrice nicht mehr zurückzuhalten, und ein jeder lief nach den Orten, wo er möglicherweiſe von Hortence Nachrichten zu finden glaubte. Einige von den Gäſten verſtreuten ſich in derſelben Abſicht in der Stadt umher. Als aber Tag und Nacht in erfolgloſen Bemühungen dieſer Art verſtrichen war, und als die Beſtürzung und Betrübniß die Hoffnung und Freude gänzlich verſcheucht hatte, trennte man ſich allgemein in ſchwer zu beſchreibenden Stimmungen. Hippolites Zuſtand flößte wahres Mitleiden ein, und Geronte ſchien nicht weniger beklagenswerth. Ob er gleich ein Schurke war, ſo wollte doch das Unglück, daß nicht der leiſeſte Argwohn ihn betraf, der ſeine Rolle ſo gut zu ſpielen verſtand, daß man ſich faſt eben ſo ſehr beſtrebte, ihn zu tröſten als Hippolite. Die angeſtellten Nachſuchungen beſchränkten ſich nicht bloß auf Privathäuſer und Familien. Fabrice wirkte Befehle aus, die ihm Gefängniſſe, Klöſter, Spitäler und Stifter öffneten. Es ward nichts geſpart und vernachläßigt, aber Alles blieb umſonſt. Man ſchrieb nach den Provinzen, man ſchickte Hortences Bildniß ſogar in entfernte Länder, und Hippolite's wirkliche, Geronte's ſcheinbare Anſtrengungen dauerten länger als ein Jahr, ohne beſſern Erfolg, als ſie am erſten Tage hatten.

Der unglückliche Hippolite verzweifelte. Er liebte und ward geliebt, die heiligſten Bande hatten ihn bereits mit dem Gegenſtande ſeiner Liebe vereint, und in dem Augenblicke, da er in deſſen ruhigen Beſitz treten ſollte, ſah er ſich auf die grauſamſte, unerwartetſte, unbegreiflichſte Weiſe von ihm getrennt.

Am Ende, da ihm weder Freunde noch Gönner, noch Macht, noch Geld zu etwas geholfen hatten, verlor er die Hoffnung, wenn auch die Liebe nicht, gab ſich ganz und gar ſeinem Schmerze hin und entfremdete ſich dergeſtalt der Luſt und Freude an der Welt, daß er ſich dem geiſtlichen Stande zu widmen beſchloß, der ihm ſchon deshalb nahe lag, weil er demſelben in ſeiner früheren Jugend beſtimmt geweſen und nur nach dem Tode eines ältern Bruders ihm entzogen worden war, der ihn in ſeinem funfzehnten Lebensjahre den einzigen Sohn und Erben ſeiner Eltern bleiben ließ. Er hatte dieſen Entſchluß nicht ſobald gefaßt, als er ihn auch auszuführen begann. Seine gelehrte Bildung und ſein großer Verſtand kürzten ihm die Zeit der Vorbereitung um vieles ab. Er empfing die Weihe und, vermöge ſeines allgemein anerkannten Werthes, ſeiner mächtigen Freunde und Verwandten, bald nachher eine Pfarr-Priorei, einige Stunden von Paris, wohin er ſich mit Frau Aimée zurückzog, die er zu ſeiner Haushälterin gemacht hatte, weil ſie eines beſſeren Weges als vor Zeiten wandelte.

Jn ſeinem neuen Stande wußte ſich Hippolite dieſelbe Achtung und Liebe zu verdienen, die ihm in ſeinem früheren zu Theil geworden war. Theilnehmend und dienſtfertig gegen Jedermann, wohlthätig und großmüthig gegen Hülfsbedürftige und Leidende, verwendete er den größten Theil ſeiner Einkünfte zum Beſten Anderer und behielt nur ſoviel für ſich, als ſein nothdürftiger Unterhalt erforderte. Wie bewundernswerth aber auch ſein Leben und ſein Wandel genannt werden mußte, ſein Herz war doch um nichts ruhiger als vorher. Hortences Bild folgte ihm überall hin, ihr Verluſt blieb ſeiner Seele immerdar gegenwärtig, und die Ausübung der heiligen Pflichten, die ſein Amt mit ſich brachte, beeinträchtigte und ſchwächte ſeine Liebe nicht. Vergebens rief er den Beiſtand des Himmels an, ihn von dem ihn verzehrenden Feuer zu befreien. Je mehr er dieſer raſtloſen Leidenſchaft Widerſtand leiſtete, deſto größere Gewalt maßte ſie ſich über ſeine Seele an. Er hatte ſeiner Haushälterin befohlen, Hortences Namen niemals über ihre Lippen zu bringen und überhaupt ſeiner ganzen Liebesgeſchichte niemals gegen ihn eingedenk zu ſein, weil er ſich alſo ſie zu vergeſſen ſchmeichelte. Das Weib gehorchte ihm pünktlich und hütete ſich gewiſſenhaft irgend ein auf Geronte's Nichte bezügliches Wort auszuſprechen. Aber den unglücklichen Liebhaber langweilte bald wieder dieſes Stillſchweigen, und er brach es ohne Aufhören ſelbſt, um ſich von derjenigen zu unterhalten, die er nicht zu verſchmerzen im Stande war.

Beinah fünf Jahre waren über Hortences Verſchwinden hingegangen, und beinah ſeit vieren verwaltete Hippolite ſein Pfarr-Priorat auf das muſterhafteſte, als Geronte ſtarb. Die Nachricht dieſes Todes erneuerte Hippolites Schmerz auf das lebhafteſte, indem ſie ihm alle die kleinen an ſeinem Hochzeittage vorgefallenen Umſtände wieder in das Gedächtniß rief, und er ſprach drei Monate lang mit ſeiner Haushälterin von nichts anderm als von der Grauſamkeit ſeines Schickſals, das ihm mit Hortencen ſelbſt nicht auch ihr Bild und Angedenken aus dem Herzen genommen habe.

Da klopfte es eines Tages, als er eben in lebhaftem Geſpräche darüber mit der alten Aimée begriffen war, heftig an ſeine Thür. Aimée ging hinaus und öffnete, und ſah eine junge, wie es den Anſchein hatte, ſehr hülfloſe Bettlerin vor ſich ſtehen, die da verlangte, bei dem Herrn Prior vorgelaſſen zu werden. Aimée ſchlug ärgerlich die Thüre zu und ſagte, ihr Herr wäre nicht zu Haus. Es klopfte aber ſtärker und ſtärker, der Prior hörte es ſelbſt und fragte die Alte, wer es wäre und warum ſie nicht öffnete? — Es iſt ein Bettelweib, ſagte Aimée, das ſie ſprechen will. Ihr Haus wird aber ſchon genug von ſolchen Leuten überlaufen, laſſen ſie ſie nur, ſie ſucht ſie in der Kirche auf! — Während dieſer Worte ward immerfort geklopft. Mach auf, ſagte der Prior; ich erleichtere mir meine Leiden doch nur ſo lange ich Andern wohlthun kann. — Aimée gehorchte und ließ die Bettlerin in den Saal treten, worin der Prior eben war. Da die vermeintliche Bettlerin gewahrte, daß die Haushälterin anweſend blieb, ſo trat ſie auf den Prior zu und ſagte ihm leiſe: Was ich ihnen zu ſagen habe, läßt keine Zeugen zu. Entfernen ſie dieſes Weib. — Hippolite winkte der Alten fortzugehen. Darauf erhob die Unbekannte ihre Stimme und ſagte: Ich verwundre mich nicht, daß mich deine Augen nicht wieder erkennen, Hippolite; aber iſt wohl auch dein Herz ſchon meiner nicht mehr eingedenk? — Der Ton dieſer Stimme klang dem Prior bis in ſein innerſtes Mark. Er riß die Augen weit auf und heftete ſie neugierig auf das fremde Weib. Hortence! ſchrie er plötzlich auf: meine geliebteſte Hortence! biſt du es? preßte ſie, denn ſie war es ſelbſt, in ſeine Arme, an ſeine Bruſt, bedeckte ſie mit ſeinen Küſſen, benetzte ſie mit ſeinen Thränen, indem er die ihrigen in ſeine Lippen ſog, vereinigte ſein Schluchzen und die Ausrufungen ſeiner Freude mit den ihrigen, und war lange Zeit eben ſo wenig wie ſie im Stande ein Wort hervorzubringen. Endlich, nach vielen vergoſſenen Thränen und nach vielen geſprochenen und angehörten Worten ohne Folge und Zuſammenhang, ſagte er: Durch welches Unglück wurdeſt du mir aber entriſſen? Welchem Glück verdanke ich es, dich wieder zu ſehen? Welche Unfälle haben dich in dieſes entſetzliche Elend gebracht? Ich bitte dich, ich beſchwöre dich, laß mich jeden Umſtand jenes Ereigniſſes wiſſen, das mir ſo überſchwenglich viele Leiden bereitet hat, daß ich ein Recht habe, Alles zu vernehmen was ſie mir lindern kann. — Ich komme nur in der Abſicht hierher, um dir Alles zu erzählen, was ſich mit mir zugetragen hat, mein lieber Hippolite, und es iſt ein großer Troſt für mich, daß ich mich noch in deinem Herzen wiederfinde, nachdem ich ſo lange Zeit aus deinen Augen entfernt geweſen bin. Dein zärtlicher Empfang läßt mich nicht zweifeln, daß du den glücklichen und unglücklichen Tag nicht vergeſſen haſt, der uns mit unauflöslichen Banden vereinigte. Ich beginne meine Erzählung darum erſt von dem Augenblicke an, als ich von dir und Geronte in einen Wagen gehoben ward, durch den ich hoffte in wenigen Minuten wieder zu dir geführt zu werden. Es waren ſo viele Perſonen bei der Trauung zugegen, und alle mir ſo unbekannt geweſen, daß ich nicht wiſſen konnte, wer geladen und wer nicht geladen war. Du ſelber täuſchteſt dich, indem du mir in einen Wagen halfſt, den du für einen der unſrigen hielteſt, und indem du mich dir alſo vor deinen eignen Augen entführen ließeſt. In Gedanken mit meinem Glück beſchäftiget, ſah ich den Wagen ſorglos von dannen rollen, und beſchleunigte noch ſelbſt meine Entführung, indem ich meine Geſellſchafterinnen bat, ſchneller fahren zu laſſen, damit wir deſto früher bei dir in Fabrice's Hotel ankämen. Die Fremden gingen ſcheinbar mit vieler Bereitwilligkeit in mein Verlangen ein, und befahlen dem Kutſcher, die Wagenreihe zu verlaſſen und durch Straßen zu fahren, die ſie ihm nannten und mir als den kürzeſten Weg angaben. Meine gänzliche Unbekanntſchaft mit den Labyrinthen der Stadt, die ich niemals aus unſerm Viertel herausgekommen war, verhinderte mich irgend eine Einwendung zu machen. Der Wagen raſſelte durch mehrere Straßen, der Weg ſchien mir am Ende doch etwas zu lang zu werden, und ich fragte wiederholt, ob wir noch nicht bald ankämen. Wie erſtaunte ich aber, als wir uns plötzlich auf dem freien Felde befanden und mit verhängtem Zügel auf der Landſtraße hinflogen. Schrecken ergriff meine Seele, ich ſchrie, man möge halten, man ſei im Irrthum, Fabrice's Haus liege nicht außerhalb Paris.

Man hielt allerdings an, aber aus keinem andern Grunde, als um meine Begleiterinnen ausſteigen zu laſſen, die lachten und ſangen, um das Geſchrei zu übertäuben, welches ich erhob, als ich ſtatt ihrer eine Frau und zwei Männer zu mir einſteigen ſah, welche letztern ſich meiner ſogleich bemächtigten und mich hinderten aus dem Wagen zu ſtürzen, während jene mir ein Tuch über den Kopf warf, und mir den Mund verſtopfte um meine Stimme zu erſticken. Was damals in meiner Seele vorging, vermag ich dir nicht zu beſchreiben, Hippolite. Stelle es dir ſelber vor, indem du bedenkeſt, daß mir die Gewißheit dich nimmer wieder zu ſehen vor Augen ſtand. Meine Entführer ſprachen kein Wort. Die einzigen Laute, welche ſich vernehmlich machten, waren die ſo viel als möglich von ihnen unterdrückten und geſchwächten Laute meines Schmerzes und meiner Verzweiflung. Nach langem Fahren hielt unſer Wagen ſtill und ich ward in ein Haus geſchleppt, das meinen Begleitern gänzlich zu Gebote ſtand, und in dem ich, wieder im Stande frei aus meinen Augen zu ſehen und aufzuathmen, erkannte, daß das Weib, dem ich untergeben, meine ehemalige Gouvernante war.

Bei dieſem Anblick einen Theil der Wahrheit ahndend, brach ich in die bitterſten Klagen aus und hoffte durch ſie die andern Leute zu rühren, die ich im Hauſe ſah. Es waren jedoch nur die verworfenſten und gefühlloſeſten Menſchen, deren Gewerbe eben in Betrug und Räubereien beſtand, und meine Gouvernante verſpottete überdies meine Freude an meiner Verheirathung.

Ich verſuchte alle Mittel und Wege, die ich irgend geeignet glaubte, das Weib zu gewinnen, ich bat ſie auf das inſtändigſte, mir lieber den Tod zu geben, aber umſonſt. Sie erwiederte mir: Der Tod würde ein zu glückliches Loos für mich ſein, ich müſſe im Gegentheile leben bleiben, um die verdiente Strafe meines Ungehorſams gegen meinen Oheim zu erleiden, und in dem Kloſter meinen Uebermuth zu bereuen. Ich geſtehe dir, mein Lieber, daß mich dieſe Worte etwas beruhigten, weil ich daraus erkannte, deß man die Schlechtigkeit doch nicht ſo weit trieb, meiner Ehre oder meinem guten Rufe zu nahe zu treten. Als mir dieſe zunächſt drohende Furcht benommen war, trat meine Verzweiflung über deinen Verluſt und über den Zuſtand in den ich dich durch den meinigen verſetzt glauben mußte, in ihre vollen Rechte ein.

Mit dem Einbruche der Nacht gebot mir meine unerbittliche Feindin, meine hochzeitlichen Kleider abzulegen und bereitliegende männliche dafür anzuziehen. Sie erwählte dieſelbe Verkleidung auch für ſich und führte mich in den Hof, wo ich zwei Pferde halten ſah, die meine beiden männlichen Gefährten beſtiegen, indem der eine mich, der andre meine Gouvernante rittlings hinter ſich nahm, und beide, von zwei andern zur Seite begleitet, mit uns von dannen ſprengten. Die Räuber hatten ihre Maßregeln ſo gut zu ergreifen gewußt, daß wir auf unſrer fortgeſetzten Reiſe auf den einſamen Pfaden denen wir folgten, auch nicht einem einzigen

Menſchen begegneten, den ich hätte um Hülfe anrufen können. Was blieb mir in meinem Elende anders übrig, als mich in Alles zu ergeben, was mit mir geſchah? Ich ſtellte mein Geſchick dem Himmel anheim und flehte ihn an, mit meiner Unſchuld Erbarmen zu tragen und dein theures Leben zu erhalten. Wir ritten die ganze Nacht, durch Wälder und Einöden, vermieden ſorgſam jeden befahrnern Weg, und gelangten, indem wir auf dieſe Weiſe Tag für Tag weiter gekommen waren, unter übermäßigen Beſchwerden und Entbehrungen, nach Verlauf von mehr als vierzehn Tagen in ein Land, deſſen unter dem Volke gemeine Sprache und Sitte mir verrieth, daß ich mich in einer von Paris ſehr entlegenen Provinz befand. Hier erſt hielt meine Feindin dafür, keiner Gefahr weiter ausgeſetzt zu ſein. Sie verabſchiedete unſer Geleite, gebot mir von neuem, meine männlichen Kleider mit weiblichen zu vertauſchen, die ſie ebenfalls in Bereitſchaft hielt, nahm eine Sänfte an, und brachte mich darin durch hohe Gebirge, über Felſen und Abgründe hinweg, nach einem Kloſter im tiefſten Perigord.

Ich ward an dem Ziel unſerer Reiſe mit derſelben Härte empfangen, mit welcher ich hingeführt worden war. Man räumte mir eine Zelle ein, in der das Tageslicht nur durch eine mit Eiſenſtäben vergitterte ſo hoch in der Wand angebrachte Oeffnung drang, daß man ſie nicht mit den Händen erreichen konnte, und deren ganzes Geräth nur in einem ſchlechten Bette, einem Tiſch und einem Stuhle beſtand. Wie abſcheulich mir aber auch dieſer Kerker erſchien, ſo blieb ich in ihm doch mit Freuden, weil er mich von der Geſellſchaft des gräßlichen Weibes befreite, das ich ſeitdem nicht wieder geſehen habe. Man ſchloß mich in mein Zimmer ein, und öffnete deſſen Thüre zu keiner andern Zeit, als wenn man mir zu eſſen und zu trinken brachte, ohne daß man mir geſtattete, eine einzige der Nonnen zu ſehen oder zu ſprechen. Du erräthſt leicht, was meine tagtägliche Beſchäftigung war. Ich weinte, klagte, betete, wachte und gedachte dein. Indeſſen brachte eine ſo plötzliche und ungeheure Veränderung meiner gewohnten Lebensweiſe bald eine bedeutende Störung meiner Geſundheit hervor. Ich ward gefährlich krank, und erkannte erſt bei dieſer Gelegenheit, daß doch ein Schatten von Mitleiden in dieſen Mauern wohnte.

Das Frauenzimmer, welches mir meine Lebensmittel zutrug, erkannte den gefährlichen Zuſtand, worin ich mich befand, benachrichtigte davon die Oberin, und ich war ſehr erfreut, als ich zwei Nonnen eintreten ſah, die mich, ohne mir ein Wort zu ſagen, in das Krankenzimmer führten, wo man mich mit mehr Sanftmuth und Sorgfalt behandelte. Eine dieſer Schweſtern war Krankenwärterin, und ich nahm wahr, daß ſie mich von Zeit zu Zeit mit Verwunderung anſah. Einige Tage darauf ſprach ſie leiſe zu einer andern: Es iſt doch ſeltſam, daß dieſes Mädchen ſo iſt, wie ſie ſagen; ſie hat ein ſo beſcheidenes Weſen, und iſt ſo jung, daß ich nicht begreife, wie ſie ſo werden konnte. — Auch dieſen Worten konnte ich abnehmen, daß man mich an dieſem Orte ſehr ſchlimm geſchildert haben mochte. Aber der Zuſtand, in dem ich mich befand, ließ mich dieſe Kränkung mit Gleichgültigkeit anſehen, denn ich hatte meine Gedanken vielmehr auf den Tod als auf die Meinung gerichtet, die hier über mich obwaltete. Meine Jugend und der gütige Himmel, der mich dich wiederſehen laſſen wollte, zogen mich indeß nach einer dreimonatlichen Krankheit von dem Rande des Grabes zurück. Meine Geduld, mein Schweigen, und ich kann wohl ſagen, meine Sanftmuth hatten die Krankenwärterin ſo ſehr für mich eingenommen, daß ſie mich ſo lang als es ihr irgend möglich war, für krank ausgab, um mich pflegen zu können.

Als ſie mich wieder aus ihrer Obhut entlaſſen mußte, ſchickte man mich in mein Gefängniß zurück, wo ich beinah fünf Jahre lang in einer ſteten Einſamkeit und unter allen Qualen der Troſtloſigkeit gelebt habe. Ich hatte mich längſt darein ergeben, mein Leben dort zu beendigen, als vor ungefähr zwei Monaten die Krankenpflegerin zu mir kam, und, indem ſie ſich zärtlich an meinen Hals warf, zu mir ſagte: Endlich, meine Tochter, hat deine Geduld den Herrn erbarmt, und er hat unſrer Oberin deine Unſchuld offenbart. Hätte ſie von ihr frühere Kenntniß erlangt, ſo würde ſie dich nicht ſo lange Zeit hier haben leiden laſſen. Komm zu ihr, ſie will mit dir reden. —

Meine einzige Antwort beſtand in Thränen. Ich ließ mich zu der Zelle der Dame führen, die durch ihr hohes Alter und durch ihr vornehmes Weſen ehrwürdig erſchien. Sobald ſie mich ſah, erhob ſie ſich auf ihrem Armſeſſel, ließ mir einen Stuhl geben, und ſagte zu mir: Das Weib, welches ſie hierher gebracht hat, gab ſie bei uns für ein Mädchen aus, das wegen eines ſchlechten Lebenswandels zu beſtrafen und über welches ſie alle Gewalt auszuüben berechtigt ſei. Die Elende hat Perigord nicht verlaſſen und iſt gegenwärtig geſtorben, nachdem ſie auf ihrem Sterbebette ihrem Beichtvater alle ihre Sünden bekannt und ihn ermächtiget hat, mir das von ihr an ihnen begangene Verbrechen zu enthüllen, an welchem ſie uns in Folge ihrer falſchen Anklage, unſchuldigerweiſe Theil nehmen ließ. Sie hat uns zugleich erklären laſſen, daß ihr Oheim geſtorben und daß die Penſion, welche er für ſie an uns entrichtete, erloſchen iſt. — Ich thue ihnen alſo kund, fuhr ſie weiter fort, daß ihnen die Thore dieſes Hauſes geöffnet ſind. Wir würden zwar gern erbötig ſein, ſie ſo lange bei uns zu behalten, bis ſie ihren Freunden hätten mittheilen können, was ihnen zugeſtoßen iſt; ich glaube aber, daß ſie allerdings beſſer thun werden, unterrichten ſie dieſelben von ihren Unfällen in Perſon. Es ſchmerzt uns außerordentlich, uns auf eine ſolche Weiſe hintergangen zu ſehen. Aber unſre Häuſer ſind fortfortwährend ähnlichen Begegniſſen ausgeſetzt. —

Die Vorſteherin hörte zu reden auf. Und da ich wohl erkannte, daß ſie trotz aller ihrer Entſchuldigungen und Anerbietungen, ſich meiner gern alsbald entledigen wollte, ſo benutzte ich ihren Rath, dankte ihr für ihre Höflichkeiten, ohne ihr auch den leiſeſten Vorwurf zu machen, daß ſie der Verläumdung ein ſo leichtes Gehör geliehen habe, und erſuchte ſie, mir meine Freiheit auf der Stelle zuzugeſtehen.

Es war keinesweges ihre Abſicht mich länger zurückzuhalten. Sie ſagte mir, es ſtünde mir jederzeit frei zu gehen, und bot mir ſehr obenhin etwas Geld zu meiner Reiſe an. Da indeſſen eine Aufwallung von Stolz in meiner Seele nicht dulden wollte, daß ich ihr, die mich ſo hart behandelt hatte, die geringſte Verbindlichkeit ſchuldete, ſo wieß ich es zurück und gab ihr zu verſtehen, es würde mir an nichts gebrechen, ſobald ich erſt aus ihrem Hauſe wäre. Unwillig über die Kälte der Vorſteherin, bewies mir die Krankenwärterin, die mich in ihr Herz geſchloſſen hatte, ihre Theilnahme auf eine ſehr verſchiedene Art. Denn ſobald ich die Dame verlaſſen hatte, und von ihr in meine Zelle geführt worden war, ſprach ſie zu mir: Du kannſt nicht glauben, meine Tochter, wie ſehr mir dein Unglück zu Herzen geht. Wäre ich die Oberin, ſo ſollteſt du nicht auf dieſe Weiſe aus unſerm Kloſter ſcheiden. Ich ſehe recht wohl, daß du die Hülfe der Vorſteherin nur deswegen ausgeſchlagen haſt, weil ſie dir nicht mit gutem Willen geboten ward. — Hier nimm, fügte ſie hinzu, indem ſie mir zwei Goldſtücke gab, einen geringen Beitrag zu deinen Reiſekoſten. Erlaubten es meine Kräfte, ſo würde ich mehr für dich thun. Laß mich mit der Zeit wiſſen, wie es dir ergangen iſt. —

Ich war nicht unempfindlich gegen die Theilnahme der guten Schweſter. Ich umarmte ſie, um ihr die Achtung zu beweiſen, die ſie mir einflößte, nahm die beiden Louisd'ors und ſagte ihr tauſend Dank. Da ſie ſich wohl meiner Ungeduld, meine Reiſe anzutreten, verſah, ſo vertraute ſie mich darauf einer Drehladendienerin an, die mir zu meinem Fortkommen behülflich ſein ſollte, und dieſe Perſon übergab mich einem Kaufmann und ſeiner Frau, die nach Paris reiſten und mit mir bald zu Fuße wanderten, bald zu Pferd oder Eſel ritten. Die Sehnſucht dich wieder zu ſehen, ließ mich alle die unzähligen Beſchwerden einer ſolchen Reiſe glücklich und mit einem mir ſelbſt unglaublichen Muthe überſtehen. Meine beiden Goldſtücke reichten nicht weit aus. Ich ſahe bald meine letzten Sous ſchwinden, und kam vor vier Tagen in Paris, ohne andre Mittel meines Unterhaltes als die Mildthätigkeit meiner Begleiter, an, die mich die Zeit über, da ich dich ſuchte, ernährten und beherbergten. Mit Hülfe dieſer guten Leute gelangte ich in Fabrices Hotel, wo ich aus Schaam über den Zuſtand, worin ich mich befinde, mich nicht zu erkennen gab, jedoch von den Bedienten erfuhr, daß du die geiſtliche Weihe empfangen hätteſt und dich hier in deiner Priorei aufhielteſt. Dieſe Nachricht erweckte in mir zugleich Freude und Schmerz. Freude, weil ich mir ſagte, mein Verluſt und deine Treue wären die Urſachen deiner Abgeſchiedenheit, Schmerz, weil ich dich zum andern Mäle zu verlieren fürchtete. Indem ich aber bedachte, daß nichts in der Welt die heiligen Bande die uns vereinigen, zu trennen und zu löſen vermag, und daß es dir nicht freiſtand, ohne meine Einwilligung dein Gelübde zu thun und jenes erſte Sacrament durch ein zweites aufzuheben, ſo ſuchte ich dich hier auf, mein theuerſter Hippolite, wo du mich entſchloſſen vor dir ſiehſt, dich als meinen Gatten im Angeſichte des Himmels wie der Erde nimmer wieder zu verlaſſen. —

Ja, meine Hortence, erwiederte ihr Hippolite bebend vor Wonne, ich gehöre dir bis zum Grabe an. Laß uns jetzt die geeigneten Maßregeln ergreifen, auf daß da nichts in der Welt wieder unſere Glückſeligkeit ſtört. —

Nachdem ſie mit einander überein gekommen waren, was zu thun und zu laſſen ſei, rief Hippolite die Dame Aimée herein, die über ſeine lange Unterredung ſchon ihre Gedanken zu haben anfing, gab ihr, ohne ihr etwas anzuvertrauen, Geld, und befahl ihr, in einem Laden des Orts, wo ſolche Gegenſtände immer vorräthig waren, einfache aber anſtändige Frauenkleider und Wäſche einzukaufen. Die an ihres Herrn Wohlthätigkeit gewöhnte Aimée gehorchte ohne Anſtand zu nehmen, ließ ſich von ihrer Neugier, die Unbekannte ſelbſt näher vor Augen zu ſehen, zur Eile antreiben, und kam bald mit allem zurück, was der Bettlerin zunächſt zu mangeln ſchien.

Sobald ſie in das Zimmer getreten war, ſagte Hippolite: Kleide ſie Madame jetzt anders an, Aimée. Die Gouvernante ſchickte ſich an zu gehorchen, und gab dem Prior ein Zeichen über das andere fortzugehen, wie ſie ſah, daß er nicht daran dachte ſich zu entfernen, ſondern vielmehr als ein aufmerkſamer Zuſchauer gegenwärtig blieb. Hippolite lächelte, und wich und wankte nicht. Nothgedrungen ſetzte Aimée ihre Beſchäftigung fort, weil ſie ſich nicht unterſtand in Gegenwart der Fremden ihrem Herrn ſeine Neugier vorzuhalten.

In dem Maaße als ſie die ſchmutzigen Lumpen von Hortence's Körper zog und in dem eine ihr ſo bekannte Schönheit nach der andern zum Vorſchein kam, ward ſie aufmerkſamer und verwunderter, erkannte zuletzt trotz der darein gegrabenen tiefen Spuren von Kummer und Leiden, die Züge ihres Geſichts, ſtieß einen lauten Schrei aus, und warf ſich weinend und lachend zu Hortence's Füßen, ausrufend: Gott im Himmel! was ſeh ich! Hortence! gnädige Frau! . . . Mehr zu ſagen erlaubte ihr ihre Freude und ihr Staunen nicht.

Hortence, die die Alte gleich beim Eintritt in die Priorei erkannt hatte, ließ ſie aufſtehen, umarmte und überzeugte ſie durch ihre liebreichen Worte ganz und gar, daß ſie nicht träume, und veranlaßte ſie dadurch, ihrer Freude in tauſend Ausrufungen Luft zu machen.

Hippolite der ſich und Hortence dieſen Scherz zur Entſchädigung für ſo viel verlebte kummervolle Stunden hatte gönnen wollen, theilte der Alten in wenigen Worten die Wahrheit mit und zog ſich in ſein Kabinet zurück, um ſeine Gemahlin in völliger Freiheit zu laſſen, ſich reinlich umzuziehen. Gab auch die neue, ſorgſamere Kleidung der Jungfrau nicht gleich alle ihre Reize wieder, ſo ließ ſie doch erkennen, daß Heiterkeit und Wohlergehen hinreichen würden, ſie bald gänzlich herzuſtellen. Eben die Abnahme derſelben, aus den um ſeinetwillen erduldeten Leiden verlieh Hippolites Liebe eine um ſo größere Lebhaftigkeit.

Der Prior ſpeiſte mit ſeiner Gattin in unbeſchreiblicher Zufriedenheit zu Mittag in ſeiner Wohnung, gab von dieſem Augenblicke an alle Verrichtungen ſeines geiſtlichen Amtes auf, fuhr gleich nach Tiſche mit Hortencen nach Paris, und ließ die alte Aimée zur Behütung der Priorei zurück.

Fabrice, in deſſen Hauſe das junge Ehepaar abſtieg, empfing es mit eben ſo großer Freude als Verwunderung, und beeilte ſich, die Wichtigkeit der Sache angeſehen, ihnen von dem nämlichen Tage an mit ſeinem Einfluſſe beizuſtehen.

Zu gleicher Zeit trat die mit ihrem Ehevertrage und Trauſcheine durch Hippolite verſehene Hortence, gegen die Gültigkeit der Prieſterweihe ihres Gatten Einſprache erhebend, beim biſchöflichen Stuhle auf.

Geronte's von Hortence's Wiederkehr unterrichteter Sohn, verſäumte zwar nicht das geringſte, um ſich aus dem böſen Handel zu ziehen, und beſchuldigte Hortence der Lüge und des Betruges. Aber die Wahrheit ging ſiegreich aus allen Umwölkungen hervor. Die Entſcheidung der Sache ward vor den Senat gebracht, und derſelbe erklärte, durch einen feierlichen Spruch, daß Hippolites Prieſterweihe irrthümlich vorgenommen worden und alſo ungültig ſei, daß das Sakrament ſeiner Ehe in voller Kraft beſtehe, und daß Hortence in den unbeſchränkten Beſitz ihres Vermögens geſetzt werden müſſe; Geronte's Sohn aber demzufolge verurtheilt und anzuhalten ſei, es ohne den geringſten Verzug mit allen ſeit dem Beſtehen der vormundſchaftlichen Verwaltung aufgelaufenen Zinſen, die er nicht zu verrechnen vermöge, herauszugeben.

Dies unwiderrufliche Urtheil wurde mit ſtrengſter Gewiſſenhaftigkeit, zu Hortences und Hippolites und ſelbſt zu des an ihren unverdienten Widerwärtigkeiten Antheil nehmenden Publikums Genugthuung zur Vollziehung gebracht.

Nach ſo langen Leiden und Stürmen endlich in dem Hafen angelangt, genoß das zärtliche Ehepaar mit vollen Zügen ſeiner Glückſeligkeit. Ruhe des Gemüthes und Freudigkeit des Herzens gaben der Schönheit Hortences alle Reize und alle jugendliche Friſche wieder, und ſie beglückte ihren Gatten durch einen ſeltenen Verein von Tugenden.

Ascanio de Mori

in der zweiten Hälfte des 16. Jhd

XXIII.

Ercole Torelli.

Das Geſchlecht der Torelli iſt eines der älteſten und edelſten Mantuas und hat während eines langen Zeitraumes von Jahren eine Reihe außerordentlicher Männer jeder Art erzeugt.

Es ging einſt auch ein Jüngling Namens Ercole daraus hervor, der durch Tapferkeit und Tüchtigkeit bereits in ſeinem fünfundzwanzigſten Lebensjahre viele Stufen des Waffenhandwerks erſtiegen hatte, und zu großen Hoffnungen berechtigte, deſſen Tugend und Freundlichkeit ihm zwar in der Stadt ſo große Achtung und Liebe erworben hatte, daß ihn die kampffähige Jugend bei allen Gelegenheiten zu ihrem Haupt und Führer erkor; dem es aber nichts deſtoweniger geſchah, als er eines Tages mit einem vertrauten Freunde über Land ging, wo derſelbe mit andern Edelleuten verfeindet war, und in einem zufälligen ihrer ganzen Schaar das Leben koſtenden Zuſammentreffen und Handgemenge mit ihnen die mehrſten eigenhändig tödtete, daß er ob dieſer Verſchuldung aus ſeinem Vaterlande vertrieben und ſeines anſehnlichen väterlichen Vermögens verluſtig erklärt ward.

Alſo flüchtig und gezwungen, ſein Leben mit dem Verdienſte ſeines Schwertes zu friſten, hatte Ercole indeſſen kaum das mantuaniſche Gebiet hinter ſich, ſo bewarben ſich viel vornehme Herren um den Vortheil und die Ehre, einen ſo guten und tapfern Ritter in ihrem Dienſte zu haben, und auf das wärmſte vor allen andern ſuchte ihn Giacomo Malateſta von Rimini nach, der ſo große Stücken auf ihn hielt, nachdem ſich derſelbe ihm ergeben hatte, daß er ihn ſtets wie ſeines Gleichen behandelte.

Es gefiel Malateſta nach Verlauf einiger Zeit, um gewiſſer Abſichten willen, einen Sommer in Lugo, einem Schloß im Ferrareſiſchen zu ſein, und er nahm Ercole, den er keinen Tag mehr von ſich ließ, mit ſich dahin. Wie es nun die Gewohnheit der Edelleute iſt, in der ſchönſten Jahreszeit die Städte zu verlaſſen und auf ihre Güter zu ziehen, ſo kam auch ein Ferrareſe aus der Familie der Turchi, Poro genannt, mit ſeiner ſehr ſchönen und ſittſamen Gemahlin nach Lugo, wo er gleichfalls angeſeſſen war.

Weil Poro mit einem in der Nähe wohnenden Edlen, Renato mit Namen, der in Lugo Verwandte hatte, in Feindſchaft lebte, ſo ſchloß er ſich eng an Giacomo, um deſſen Gunſt willen an. Aus demſelben Grunde pflog er auch vertrauten Umgang mit Ercole, der ihm noch über den Ruf von ſeinem großen Werthe angenehm erſchien, und lud ihn häufig, bald zu Spiel bald zu Tafel, zu ſich ein, gewiſſermaßen gegen des Jünglings Wunſch, der da beſcheidener war, als es ſich für einen Krieger und Hofmann vielleicht geziemen will.

Eben dieſe letztere große Freundſchaft mißfiel über die Maßen einem, ſeiner Schlechtigkeit wegen Magagna zubenannten Söldner Poro's, dem es vorkam, er ſelbſt ſtehe nicht mehr in ſolchem Anſehen und in ſolcher Gunſt bei ſeinem Herrn, als ehe von Ercole die Rede war. Böſewichter haſſen von Natur alle rechtſchaffenen wackeren Männer, und dulden keinen leicht neben ſich. Magagna begann alſo, aus bloßer Tücke, Ercole's nichts deſto weniger immer löbliches Thun und Laſſen ſcharf zu beobachten, um wo möglich einmal im Stande zu ſein, ihn auf dieſe oder auf jene Weiſe aus dem Wege zu räumen, und erſann einen ihm von der eiferſüchtigen und leichtgläubigen Gemüthsart ſeines Herrn an die Hand gegebenen Betrug, der zwar gegen Ercole gerichtet war, doch zu ſeinem eigenen und zu des unklugen Poro Verderben endete.

Magagna hatte wahrgenommen, daß Ercole, wann er in Poro's Hauſe war und wann Poro ſich mit ſeinen Freunden beim Spiel beſchäftigte, oft abſeits in einem grünen Laubgange allein zu luſtwandeln pflegte, um über ſeine Angelegenheiten nachzudenken, wie eben kluge und verſtändige Menſchen thun. Ercole unbewußt, befand ſich ein Fenſter in dem Laubengange, das nach dem Zimmer der Gemahlin Poros ging. Magagna hatte ferner ausgeforſcht, daß Ercole die Gewohnheit angenommen hatte, in ſeinen einſamen Selbſtgeſprächen gewiſſe Bewegungen mit den Händen zu machen, die dem, der ſie übel auslegen wollte, ſcheinen konnten, Andern ertheilte Winke zu ſein. Auf dieſen Umſtand gründete er den ſchmählichen Verrath, den er in Gedanken trug. Er ging drum eines Tages, während der gute Jüngling nach ſeiner gewohnten Weiſe ſorglos auf und nieder ſchritt, zu ſeinem Herrn, der eben wie faſt alle Eiferſüchtigen kein großer Prophet zu nennen war, und ließ ihm mit vieler Hinterliſt geheimnißvoll von weitem ſchauen, wie Ercole zufälligerweiſe eben in ſeinen tiefen Gedanken einige Handbewegungen machte, die auf ein Haar nach jenem Fenſter gerichteten Winken glichen.

Der thörigte Poro verlangte keine gültigeren Beweiſe und keine größere Augenſcheinlichkeit. Er hielt ſich für überzeugt, daß Ercole mit ſeiner Gattin in heimlichem Einverſtändniſſe begriffen ſei, und daß ſie den ſchönen Jüngling nicht weniger liebe als er ſie. Er verſetzte ſich darob in ſolche Wuth, daß er ſich gern auf Ercole losgeſtürzt und ihm das Schwert durch den Leib gerannt hätte. Abgeſehen aber auch davon, daß er es bei der weit berühmten Tapferkeit deſſelben nicht für ſo leicht halten mochte, eine offenbare Rache zu bewerkſtelligen, hielt ihn Magagna mit guten Gründen, nicht ſowohl aus Menſchlichkeit, als um ſicherer zu gehen, zurück, machte ihn auf die Gefahren aufmerkſam, die ſeine Ehre und ſein Recht bei einem ſolchen Mord bedroheten, ließ ihn ferner die nothwendige Achtung vor Giacomo bedenken, der alſo liebreich gegen Ercole geſinnt und alſo für ihn eingenommen ſei, und forderte ihn ſchließlich auf, ihm allein die Sorge zu überlaſſen, ſeinen Feind in kurzem und geräuſchlos zu beſeitigen.

Blutdürſtig und entſchloſſen, es nicht lange dabei bewenden zu laſſen, fügte ſich der verblendete Ferrareſe in dieſe Anordnung und übertrug dem boshaften und treuloſen Magagna, wie er ſich dazu erboten hatte, die Sorge, Mittel und Wege auszufinden, um den vermeintlichen Ehebruch und die Unkeuſchheit ſeines Weibes ungeſchehen zu machen; unterließ aber bei ſeiner Rückkehr zum Spiele, auf den Rath des falſchen Anklägers nicht, dem wieder eintretenden Ercole eben ſo freundlich wie zuvor zu begegnen, und wie andere Male bei ſich zu behalten. Aehnlicher Verräthereien gewohnt, und erfreut über den glücklichen Anfang ſeines Verbrechens, überlegte Magagna, wie es auch zu einem erwünſchten Ausgange zu bringen ſei.

Sein in der Kürze geſchmiedeter Plan ward folgender: Er verabredete mit ſeinem unbedachten, von ihm wie ein Büffel bei der Naſe herum geführten Herrn, das Gerücht verlauten und zu Giacomo's, Ercole's und einigen ſeiner Anhänger Ohren gelangen zu laſſen, man habe ſichere Kunde erſpäht, jener genannte Feind Renato gedenke in der nächſtfolgenden Nacht auf Poro's Haus einen Angriff zu thun, rieth Poro ſodann, ſich mit wohl in den Waffen geübten Männern, lauter Genoſſen Magagnas, zu verſehen, die derſelbe vorher aus Friaul, wo er ſelbſt zu Hauſe war, heimlicherweiſe hatte kommen laſſen, und zwei arme ihm verhaßte Bergamasker Jünglinge, ebenfalls in der Stille, zu bewaffnen, die man, um zwei Fliegen mit einem Schlage zu treffen, in der anzuſtellenden Verwirrung niederſtoßen und ihre Leichen nachher als angeblich feindliche öffentlich aufweiſen möge, und veranlaßte ihn endlich, ſowohl an Giacomo die Bitte zu richten, ihm Ercole, der gewiß gern kommen werde, auf eine Nacht zum Beiſtande zu leihen, als auch ſelbſt ſcheinbar mit ungewöhnlicher Fürſorge und Obhut allerwärts im Hauſe beſchäftigt zu thun: was der Ferrareſe alles mit blinder Hingebung in Magagna's Willen verwirklichte.

Die ganze bewaffnete Schaar, mit Ausnahme Ercole's und einiger andern vom Lande unter demſelben Vorwande herbeigerufener Männer, die man nach dem Abendeſſen zu verabſchieden gedachte, wurde außer dem Hauſe in einige unbewohnte verfallene Gebäude abſeits der Straße in den Hinterhalt gelegt und Magagna's Leitung anvertraut, der da die Veranſtaltung getroffen hatte, wenige Stunden vor Tagesanbruch in das Schlafgemach ſeines Herrn zu dringen, wohin der von ihm zu tödtende Ercole unter dem Vorwande ihn zu ehren, zur Ruhe geführt werden ſollte, um nach vollzogener Schandthat unter dem allergrößten Aufruhre zu den Waffen zu rufen und die beiden Bergamasker gleichſam im Kampfe mit den vermeintlichen Feinden zu tödten, die den Anſchein haben ſollten, nach gewähnter glücklicher Beendigung ihrer Abſicht, Poro in ſeinem Bette zu ermorden, geflohen zu ſein.

Wie nun, nach allen dieſen Vorbereitungen, der Gott vergeſſene Poro wenige Stunden vor dem verhängnißvollen Augenblicke der Ausführung mit Ercole zu Abend gegeſſen hatte, der als ein wahrer und getreuer Freund bereitwillig zu ſeiner Hülfe gekommen war und lieber ſein Leben daran ſetzen, als ihn beleidigen laſſen wollte, ſo blieben beide noch eine lange Weile beiſammen wach, indem der Ferrareſe vorgeblich in Erwartung des Feindes ſtand. Tief in der Nacht kam dann endlich verabredetermaßen eine Botſchaft Magagna's an, daß nichts mehr von dem Feinde zu beſorgen ſcheine, weil er von den gegen ihn getroffenen Empfangsanſtalten unterrichtet worden ſei. Hierauf entließ der Eiferſüchtige, ſcheinbar beruhigt, die Bewaffneten des Landes, welche er im Hauſe hatte, und ſagte zu Ercole gewendet, es möge nun wohl gerathen ſein, ſchlafen zu gehen, da Renato es bereut habe, dieſe Nacht ein Ruheſtörer zu werden, nahm den Freund bei der Hand und führte ihn, als ob es um ihn zu ehren geſchehe, in ſein eigenes Schlafgemach, wo er ihn auskleiden ließ und ſich von ihm verabſchiedete. Poro war jedoch ſo tief in der Sehnſucht nach Rache befangen, daß er nicht nur ſeiner Gemahlin zu ſagen vergaß, er werde dieſe Nacht in einem andern Zimmer ruhen, ſondern daß er auch manche andre Dinge und Geſchäfte, die er zu beſorgen pflegte, eh er zu Bette ging, unterließ, und auf der Stelle ſich zu Magagna und zu deſſen Bande begab, der nicht eher losbrechen wollte, als bis er glaubte ſicher ſein zu können, daß Alles in feſtem Schlaf begraben liege, und der deswegen noch eine geraume Weile vergehen ließ.

In der Zwiſchenzeit hatte das ſchöne Weib des Ferrareſers, unbekannt mit Allem, was ſich ereignete, lange vergeblich geharrt, daß ihr anderwärts beſchäftigter und ihrer uneingedenk bleibender Mann ſeiner Gewohnheit gemäß ihr es ſagen laſſen werde, wann er zu Bett gegangen ſei. Da ſie Niemand deshalb zu ſich kommen ſah und doch auch Niemand mehr im ganzen Hauſe ſich regen hörte, ſo bildete ſie ſich ein, er möge auch ſchon ſchlafen gegangen ſein und nur vergeſſen haben, ſie davon zu benachrichtigen. Sie entkleidete ſich alſo mit Hülfe ihrer Frauen, die ſie dann entließ, und ging ohne Licht behutſam nach ihrem und ihres Mannes Schlafgemache, worin der zu ermordende Ercole, nachdem er lange Zeit wach geweſen, feſt eingeſchlafen war.

Die ſchöne Frau legte ſich an deſſen Seite, den ſie für ihren Mann hielt, in das Bett nieder, und gab ſich, da ſie ihn ſchlafend fand, ſo viele Mühe ihn zu erwecken, um ihn zur Rede zu ſetzen, weshalb er ſie nicht habe rufen laſſen, daß ihre Abſicht ihr zuletzt gelang. Wie ſie nun dem Erwachenden freundliche und beſcheidene Vorwürfe über ſeine Vergeßlichkeit machte, und wie Ercole ihren Irrthum erkannte, wagte er ihr aus Ehrerbietung nichts zu antworten, und gerieth, als ſie gar nicht aufhören wollte, ſich gegen ihn zu beklagen, in die größte Verlegenheit. Er war zwar in den Waffen und in deren Gebrauche genugſam unerſchrocken und erfahren; bei dem weiblichen Geſchlechte aber ſchon von Natur verzagt, um wie vielmehr alſo nicht in einer ſolchen Lage wie ſeine gegenwärtige, die dieſe Schüchternheit auf den höchſten Grad ſteigen ließ, und überdies die Pflicht der Beobachtung ſeiner Freundſchaft hinzugeſellte, die er um nichts in der Welt hätte beflecken mögen. Er wußte ſo wenig, was er zu thun oder was er zu laſſen habe, daß er weder zu bleiben noch zu gehen verſtand. Seine gänzliche Unkenntniß der Liebe und ihrer Freuden ſteigerte ſeine Verwirrung und Rathloſigkeit mit jedem Augenblicke. Aergerlich über ſein beharrliches Schweigen, verfolgte ihn Poro's Gattin mit ihren Vorwürfen einerſeits immer eifriger. Andrerſeits drang ſich ihm nun auch die Beſorgniß, Poro ſelbſt, den er im Hauſe und in ſeiner Nähe wähnte, möge ſie hören, ſo drohend auf, daß er lieber mitten im Gewühl des gräßlichſten Kampfes als in dieſer Noth hätte ſein mögen. Entſchloſſen, das Bett zu verlaſſen, erhob er ſich, um fortzugehen; ſeine Abſicht wahrnehmend, umfaßte ſie aber mit beiden Armen ſeinen Körper und hielt ihn feſt an ſich gedrückt, indem ſie ſprach: Du haſt gewiß wieder einmal einer Anderen dein Verlangen zugewendet, weil du mich verſchmähſt und nicht bei mir bleiben willſt. Ich weiß nicht, woher dir wieder die Grillen gekommen ſind. —

Der brave Mantuaner war am Ende weder leblos geſchaffen, noch von Gyps oder Marmor zuſammengefügt. Wie er ſich alſo mit ſo liebender Gewalt zurückgehalten fühlte, und, bei einem dennoch wiederholten Verſuche, ſich der Umarmung des Weibes zu entwinden, wie es nicht anders ſein konnte, mit ihrem Buſen und mit andern Theilen ihres glühenden zarten Körpers in die nächſte Berührung kam, ſo entſchwand ihm zu gleicher Zeit der Wille wie die Kraft des Widerſtandes, und er ergab ſich, unwiderſtehlich zu jeder Kühnheit hingeriſſen, ohne ein Wort zu ſprechen oder geſprochen zu haben, dem Genuſſe, zu dem ſie ihn in aller Keuſchheit und Ehrbarkeit ſelbſt zu veranlaſſen ſchien.

Nicht ſo bald hatte ſich Ercole auf dieſe Weiſe einer ſo gewaltigen Verlegenheit enthoben, als ihm eine weit ernſtere andrer Art bereitet ward. Es hatte nämlich den eiferſüchtigen Ehemann und ſeinen Magagna bedäucht, daß die rechte Stunde nunmehr gekommen ſei. Sie drangen in das Haus hinein, deſſen Thür ihre Fahrläſſigkeit nicht wieder hinter ſich ſchloß, und geradesweges auf die Kammer zu, wo ſie der

Meinung waren, Ercole, arglos und wehrlos ſchlafend, anzutreffen. Da ſie aber in dieſer allzugewiſſen Vorausſetzung ſogar der anfänglich unter ſich verabredeten Vorſicht ermangelten, bis zu vollbrachter That ſich ſtill und geräuſchlos zu verhalten, ſo vernahm der keineswegs dem Schlaf ergebene Ercole den heranbrechenden Lärm, ſprang, in der allerdings richtigen Vorausſetzung, die Feinde auf dem Halſe zu haben, mit gleichen Füßen aus dem Bette, ergriff mit der rechten Hand ſein gutes Schwert, mit der linken einen runden Schild, den er vorher zufälligerweiſe an das Bett gelehnt hatte ſtehen geſehen, und ſtellte ſich, ohne weitre Zeit zu haben, ſich den übrigen Körper zu wappnen, an den von Magagna's Leuten ſchon aufgeriſſenen Eingang des Zimmers zur Vertheidigung.

Während er alſo, ein wahrer Hercules, den wüthenden Angriffen der Böſewichter begegnete, die wie Drachen auf ihn losſtürmten, geſchah es, daß Renato von Ohngefähr dieſen Abend, wie er häufig zu thun pflegte, in dem Hauſe ſeiner Verwandten war, um das Thun und Laſſen des Ferraresers in der Nähe zu beobachten, nach deſſen Blut er dürſtete, weil Poro den Anlaß zu ihrem gegenſeitigen Haſſe dadurch gegeben hatte, daß er ſeinen Sohn hatte tödten laſſen. Es geſchah ferner, daß Renato von einem ſeiner Aufpaſſer, deren er mit großen Koſten viele gegen ihn beſoldete, gemeldet ward: er ſei eben um Poro's Haus geſchlichen und habe den Eingang offen und unbewacht geſehen. Hatte nun Renato gerade eine anſehnliche Menge Leute in der Nähe ſeiner Perſon, ſo bedachte er zuvörderſt wohl, wie es mit dieſem Umſtande beſchaffen ſein möge; glaubte aber doch annehmen zu dürfen, daß eher der Wille des Himmels und eine Fahrläſſigkeit, als eine Liſt ſeines Gegners dabei im Spiele ſei, den er immerdar, wie er es in der That auch war, für mächtiger und reicher, als für verſchlagen und vorſichtig gehalten hatte. Er faßte ſich alſo das Herz, ſein gutes Glück auf die Probe zu ſtellen und zu verſuchen, ob und wie weit es ihm diesmal geſtatten werde, ſeinen Feind in die Enge zu treiben, wofern die Ausſage des Kundſchafters auf ſicherem Grunde ruhete, verſammelte die Seinigen wohlbewaffnet um ſich herum, begab ſich an ihrer Spitze ungeſäumt in Poro's Haus, und gelangte ohne das geringſte Hinderniß bis dahin, wo er den Kampf anfänglich nur vernahm und alsdann bei dem Scheine der brennenden Fackeln, die er ſelbſt mitgebracht hatte, und einiger anderen die Magagna hatte anzünden laſſen, ſah. Ohne dann an etwas andres zu denken, rollte er ſein Auge über das Getümmel hin, und ſuchte ſeinen Todfeind, den Ferrareſen, auf, über den er ſich, als er ihn unterſchieden und erkannt hatte, mit ſo wild entlodertem Grolle ſtürzte, daß er ihn mit zweien Streichen tödtete. Zu gleicher Zeit machten ſich ſeine Begleiter mit den Genoſſen des Gefallenen handgemein, die ſich nicht ſobald mit ſolchem Ungeſtüme und ſo ungelegen im Rücken angegriffen ſahen, als ſie von Ercole abließen, um ſich ſelbſt zu vertheidigen. Ercole wußte zwar in der That nicht, wie ihm geſchehen war und was er von dem überſeltſamen Ereigniß halten ſollte, dem gemäß er ſich von Freunden angegriffen ſah; er ſtürzte ſich aber nichts deſtoweniger von neuem in den Kampf, griff Renato, den Mörder ſeines falſchen Freundes an, rächte deſſen Tod, indem er ihn mit wenigen Schwerthieben zu Boden ſtreckte, und machte ſich ſodann, wie ein grimmiger Löwe, mit der ganzen Länge ſeines Schwertes durch das Getümmel Raum. Das Lärmen und Toben hatte eine ſolche Höhe erreicht, daß es auch zu Giacomo's Ohren drang, der, wie ſchon geſagt, durch des Ferrareſers erheuchelten Argwohn darauf vorbereitet, ſofort mit allen ſeinen Leuten auf den Kampfplatz eilte, und Ercole zu gelegner Zeit zu Hülfe kam. Denn eine wie große Niederlage der muthvolle gewaltige Jüngling auch unter den Haufen ſeiner Feinde angerichtet hatte, ſo würde es ihm am Ende doch eine Unmöglichkeit geworden ſein, der allzugroßen Ueberlegenheit ihrer Menge mit dem Leben zu entgehen, weil er ohnedies ſchon mit Wunden bedeckt, unbewappnet, allein unter ſo vielen ſtahlbekleideten Männern ſtand, die da alle, Freund wie Feind, in dem alleinigen Kampfe gegen ihn ſich vereinigten. Der erlittne bedeutende Blutverluſt hatte ihn bei Giacomo's Ankunft überdieß ſchon dergeſtalt ermattet und geſchwächt, daß er kaum im Stande ſich aufrecht zu erhalten war.

Bei dieſem ſeinen jammervollen Anblicke, denn die Liebe, die er zu ihm trug, ließ ihn ſeine Geſtalt vor allen andern ſehen, tobte nun Giacomo, in ſeinem Innerſten von Schmerz und Wuth empört, an der Spitze der Seinigen ſturmwindſchnell, wie ein gereizter Eber, unter die ihm zunächſt erreichbaren, und wenn auch meiſtentheils von dem tapfern Ercole ſchon ſchwer verwundeten, doch immer noch zahlreich genug vorhandnen Söldlinge, und metzelte ſo furchtbar unter ſie, daß in kurzem Alles zuſammen in Stücken gehauen war.

Nur der boshafte Magagna, der, ſobald er geſehen hatte, daß ſein Anſchlag eine ſchlimme Wendung nahm, ſich nach ſeines Gleichen Art feige verkroch, war, von ſeiner ganzen Schaar der einzige, dem entſetzlichen Blutbad mit heiler Haut entſchlüpft. Nächſt ihm hatten zwei von Renato's Leuten und auch die beiden Bergamasker ihr Leben auf gleiche Weiſe gerettet, und unter ihren Betten Schutz geſucht. Alle fünf wurden nach geſtilltem Aufruhr in ihren Verſtecken aufgeſucht und gefunden, und von den Bewohnern des Ortes, die auf das Sturmlauten der nach Landesgebrauch angeſchlagnen Glokken nach geſchlichteter Sache herbeigeeilt waren, auf mannigfache Weiſen ausgeforſcht.

In das Gefängniß geworfen und in das Verhör genommen, ſagten alle der Wahrheit getreu, was ſie mit angehört und mit angeſehen hatten, aus. Der einzige Magagna verſuchte zwar auf ſeine gewohnten Sprünge zu kommen, und hätte gar zu gern ſeine Niederträchtigkeit bemäntelt oder verheimlicht. Er verwickelte ſich aber ſo tief in ſeine eignen Reden und lud ſo großen Verdacht auf ſich, daß er ſich auf der Folter gezwungen ſah, nicht nur das Böſe, was er bei dieſer Gelegenheit begangen hatte, ſondern auch das volle Maaß ſeiner frühern Schuld zu bekennen. Er erhielt dafür an dem Galgen den verdienten Lohn, die beiden Begleiter Renato's wurden auf die Galeeren geſchickt, und die Bergamasker Jünglinge verbannt.

Giacomo Malateſta ließ, nachdem er am Ende des furchtbaren Kampfes mit ſeinen Leuten allein in dem Hauſe lebendig geblieben war, den in ſeinem eignen wie in der Feinde Blut gebadeten Ercole zurück nach ſeiner Wohnung bringen, und weit und breit die geſchickteſten Aerzte zu ſeiner Heilung entbieten, die der gnadenvolle Wille des die Unſchuldigen immerdar beſchützenden Gottes, durch die angewendeten wirkſamen Arzneien, vor allem jedoch durch die ſeltene Geſchicklichkeit eines Wundarztes mit der Rettung ſeines Lebens und mit der völligen Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit vollendete. Hiergegen wüthete zwar die in ihrem Gemüth immerdar ehrbare und keuſche Erſilia genannte Witwe Poro's, nach dem ſchmählichen Ende ihres Gatten und nach der Kenntniß deſſen, was ihr unverſchuldeter Irrthum in jener Nacht zwiſchen ihr und Ercole herbeigeführt hatte, nicht mit ihren eigenen Händen gegen ſich, um nach einer vollbrachten eitlen und grauſamen That eine Lucrezia geweſen zu ſein; ſie empfand aber wohl ſo großes Leidweſen darüber, als ſich nur irgend ſagen läßt. War auch ihr eigenes Gewiſſen rein und unbefleckt, ſo fand ſie doch um des Geſchehenen willen, das ſie nimmermehr hatte vorausahnden können, keine Ruhe in ihrer Bruſt, weil ſie ſich gegen die ſtets über Alles heilig gehaltene Reinheit ihrer Ehre allzuſchwer verſündigt zu haben und ſich nicht zugeſtehen zu dürfen meinte: daß doch alle Schuld nur auf dem Ungeſchicke und auf der Verblendung ihres ſinnloſen Gatten lag.

Nachdem ſie zuletzt in vielen Unterredungen und Zuſammenkünften mit Ercole ſeinen großen Werth anzuerkennen ſich gedrungen fühlte, und nachdem ſie reifliche und klügliche Ueberlegung deshalb mit ſich gepflogen hatte, ergab ſie ſich in die unabweisliche Nothwendigkeit, und willigte darein, durch die beſondere Vermittlung Giacomo's, der ſeinem Freunde und deſſen Wohlfahrt mit ganzer Seele ergeben und förderlich war, Ercole's Gattin zu werden.

Ercole hatte Erſiliens große Schönheit und große Ehrbarkeit vordem erkannt und fühlte ſich in ihrem Beſitze hochbeglückt. Sie ſelber brachte ihm eine Mitgift von vielen tauſend Scudi ein und lebte ungleich zufriedener in ihrer zweiten Ehe mit Ercole, als in der mit ihrem erſten rohen und eiferſüchtigen Mann.

Nach nicht allzulanger Zeit bewirkte Giacomo's Einfluß in Mantua die Begnadigung ſeines Freundes, und Ercole kehrte mit ſeiner geliebten Gattin in ſein Vaterland und in den völligen Genuß ſeines väterlichen Erbes zurück, und lebte bis an ſeinen Tod in ungeſtörtem Glück und in dauernder Zufriedenheit. —

[illegible]

[illegible]

XXIV.

Die vier Ketzermönche in Bern.

In dem Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts unſrer Zeitrechnung wuchſen die zwei Orden der Prediger und der Barfüßer heftig an einander der Empfängniß Mariä halb. Die Barfüßer hielten dafür, ſie wäre rein ohne alle Erbſünde und Makel, die Prediger darwider, ſie wäre wie andre Menſchen in Erbſünde empfangen.

Wie nun viel deswegen verhandelt und zu Heidelberg ein Disputaz darum angeſchlagen und vorgenommen ward, ſo kam es am Ende ſo weit, daß die Prediger ſich unterfingen, ihre Sache und Meinung mit falſchen Wundern hinauszuführen.

Doktor Wigandus, ein Prädikant und Predigermönch ſchrieb ein Büchlein wider die reine Empfängniß Mariä, beſchuldigte darin die heiligen Väter, daß ſie allzumal geirrt hätten, und ward darum nach Rom beſchieden. Das Capitel zu Wimpffen faßte aber funfzehnhundert ſechs den Beſchluß zu falſchen Mirakeln und bedachte die Aufſuchung eines füglichen Ortes dazu. Vor Frankfurt ſcheuten ſie ſich, wegen der fremden Kaufleute, die ihnen ihren faulen Anſchlag abmerken möchten, Nürnberg gedäuchte ſie zu ihrer

Fantaſei auch zu liſtig. Alſo ward Bern in der Schweiz dazu erkoren, weil das bäuriſche Volk allda fromm, einfältig und ungelehrt ſei und ihnen, wo ihre Sache fehlſchlüge, ſie mit Gewalt ſchützen und wahr machen hülfe. Es unterzogen ſich des Anſchlages vier Predigermönche der Obſervanz zu Bern, die Oberſten im Kloſter, Prior, Superior, Prädikant und Schaffner, deren Namen ungenannt bleiben mögen, weil ſie chriſtlicher Namen unwürdig ſind, und begannen fleißig Fug und Mittel zu ſuchen, am eheſten zu den fürgenommenen Wunderzeichen zu kommen. Um daß dies deſto füglicher geſchehe, beſchwuren ſie, weil einer von ihnen ein Schwarzkünſtler war, den Teufel, der ihnen in eines Mohren Geſtalt erſchien, ſich mit ihnen berathſchlagte und ihnen ſeinen Beiſtand zuſagte, indem ſie ſich ihm mit ihrem eignen Blute verſchrieben.

Es begab ſich zudem, daß ein einfältiger Schneiderknecht, dreiundzwanzig Jahre alt, als Laienbruder in den Orden aufgenommen zu werden bat, und wiewohl es ihm abgeſchlagen wurde, die Väter doch ſo andächtig bedeutete, wie er nicht mit leerer Hand käme, ſondern dreiundfunfzig Gulden und etlichen Damaſt und rothe Seiden hätte, daß er ſie erweichte, und daß ſie unter einander beredeten, den Fiſch nicht aus dem Garne zu laſſen, der, wie es ihnen gedäuchte, um ſeiner groben Einfältigkeit willen, zu ihrem Vorhaben ungemein tauglich wär. Sie nahmen ihn alſo nach reiflichem Vorbedachte willig bei ſich auf und ſein Geld in ihre Hände und begannen an dem heiligen drei Königstage tauſendfünfhundertſieben mit Steinwerfen, rumpeln und dergleichen geſpenſtigen Geberden ſeine Thorheit zu verſuchen, daß er darob ſich entſetzte und des Morgens den Vieren klagte. Sobald ſie nun ſahen, daß ſich die Sache ſchicken wollte, bereiteten ſie ihm ein Loch in des Schaffners Zell, daran er lag, hingen darein

ein Glöcklein, das er, ſo ihm etwas zuſtieße, läuten ſollte, und gaben ihm auch Weihwaſſer und andres Heiligthum in ſeine Zelle. Darauf kam eines Nachts am Freitage vor Sankt Mathiastag der Superior in ein weiß Leilach als ein Geiſt verhüllt, mit großem Ungeſtüm in die Zell, ſo daß dem Bruder vor Zagen der Schweiß über den Leib abrann, ſchlug das Kiſtlein, das der Bruder in ſeiner Zell hatte, oft auf und zu, zog ihm ſeine Decke ab, daß er in großen Aengſten in ſeinem Ordenskleide bloß liegen blieb und vor Noth das Glöcklein läutete, trat noch baß zu ihm und griff ihm an den Hals, ſo daß der Bruder benöthigt ſprach: Helf dir Gott und ſeine milde Mutter, wann ich dir nicht helfen mag. — Es antwortete der falſche Geiſt: O, Sohn und Diener Gottes! Du und deine Brüder vermögen es mir zu helfen. Wenn du dich vier Tage bis auf das Blut mit Ruthen ſtreicheſt, wenn du mir acht Meſſen in Sankt Johannis Capelle leſen läſſeſt und wenn du mit ausgebreiteten Armen allweg dahinter liegeſt und ſo oft du ein Paternoſter beteſt, die Erde küſſeſt, wird mir geholfen. —

Dieſe Disciplin bedünkte dem Bruder ſchwer, doch wollt' er es an ſeine Väter bringen, was der Geiſt zufrieden war, der ihm verkündigte, er ſolle ſeiner Wiederkunft am nächſten Freitage zwiſchen neun und zehn Uhr mit großem Sturme gewärtigen; ſich aber nicht irren laſſen, denn die Teufel, die ihn ſelbſt quälten, würden ihm als einem Heiligen, keinen Schaden thun. Mit dieſen Worten ließ der falſche Geiſt den Bruder in ſeinem Schweißbad liegen und rumpelte davon mit Freuden, daß er den Einfältigen ſo meiſterlich geäffet hatte, in guter Hoffnung, der Anfang würde ſich zum Ende nach ihrem Willen ſchicken.

Am Morgen erzählte der arme thörichte Bruder die ganze Geſchichte gar ernſtlich den Vieren und begehrte Erlöſung des Geiſtes, durch Beiſtand zur Buße, den ſie ihm, als die ſolchen Anſchlag angezettelt hatten, gern verwilligten. Da ward aufgepaukt und erhub ſich ein merkliches ſagen und zulaufen von dem Geiſte und von der Buße. Der Prediger Doktor Steffan fing an davon zu predigen, legte den Geiſt und die Buße aus, wie ein ſo ſelig Weſen in ihrer Obſervanz wäre, daß dieſer Geiſt Hülfe bei ihnen ſuchte, dagegen ein üppiges, verruchtes und unbeſchloſſenes Barfüßer Leben ſonderlich in Bern, deren Kappen allzeit nach Wein röchen und die da in Schimpf und Schande verſunken lägen, und erreichte mit ſeinen Worten ſo viel, daß gegen den Barfüßer-Orden ein großer Groll im Volke erwuchs, dagegen ein mehrerer Zufall derer zu den Predigern, die den heiligen Mann täglich ſahen hinter der Meſſe auf der Erden liegen. Die Prediger hegten unter andern auch das Geſchleck, daß die große Brüderſchaft Sankt Jacobs zu Bern von den Barfüßern ſolle zu ihnen gelegt werden.

Darnach wurden die vier Anſtifter dieſer wunderbarlichen Hiſtorie eins, daß Doktor Steffan in der Beichte des Bruders Wiſſen, Willen und Einfältigkeit, wie auch ſein hingebracht Leben erfahren ſollte; zuvor aber ob er an dem Geiſte zweifle. Der Bruder trug keinen Zweifel, ſondern blieb beſtändig in ſeiner Einfalt, und ſie richteten auf die beſprochene Nacht weiter zu, und brachten in des Bruders und in die nächſten Zellen das heilige Sakrament mit Weihwaſſer, Lichter und dergleichen Heiligthum vom heiligen Kreuz. Der Prior ſprach über die Zelle etliche Gebete und vermahnte den Bruder, daß er ein Herz faßte, keck wär und ſich nicht entſetzte, denn diesmal wollten ſie erfahren, ob es ein guter oder ein böſer Geiſt ſei.

Als nun alle Dinge verordnet waren, begab es ſich am Freitage zu Nacht, um die anberaumte Stunde, daß der

falſche Geiſt mit andern böſen dazu beſchwornen Geiſtern ungeſtüm zu Aller Entſetzen in das Kloſter kam, und nach langem grauſamen Rumpeln ſich in des Bruders Zelle fügte. Der Bruder hub ihn beim Leiden Chriſti zu beſchwören an, daß er rede und der Geiſt ſprach: O, Bruder! es iſt nicht noth mich zu beſchwören, ſondern vielmehr die böſen Geiſter, ſo bei mir und um mich ſind und mich quälen. — Der Bruder beſchwor darauf in ſeiner Einfalt dieſe und hielt dem Geiſte etliche Fragen vor, die er unbeantwortet ließ, indem er ſich eine lange Hiſtorie zu erzählen anſchickte, wie er ein Meiſter der Schrift auf der hohen Schule zu Paris geweſen, nachmals Prieſter geworden und in den Orden in dies Convent gekommen wäre, darinnen man ihn in kurzer Zeit zum Prior gemacht hätte, wobei er den Namen eines längſt verſtorbenen Priors angab; wie er aber, bald ſeines Amtes wieder entſetzt, aus Zorn gen Paris zurückgezogen, daſelbſt einſtmals in einer böſen Geſellſchaft aus dem Kloſter geſtiegen und in fremder Kleidung angetaſtet, ungebeichtet erſtochen worden wäre, aus welchem Grunde und weil er wegen einer Ehefrau in Bann gerathen, die er oft heimlich in das Kloſter gelockt hätte, er dieſe Noth und Strafe gegenwärtig erduldete. Der falſche Geiſt zeigte überdies einige Menſchen an, die tief im Fegefeuer ſäßen, und berichtete, wie trotz dem, daß den Mönchen nichts ſchädlicheres wäre denn Eigenthum, in dieſem Kloſter doch noch ein Bruder etliche gekrümmte Pfennige beſäße, welche die Teufel vor Freude oft zählten. Er ſagte dies, damit ihm deſtomehr Glauben gegeben würde, wenn er Heimlichkeiten offenbarte und das Verborgene anzeigte, und verſchuf des Morgens, daß die Pfennige in des Priors Zelle gelegt wurden, dem das Eigenthum nicht ſchädlich war. Weiter dankte der Geiſt dem Bruder und den Vätern, was ſie ſchon Gutes an ihm gethan hätten, und ſagte ihnen, wo die Väter noch dreißig Meſſen und vier Vigilien für ihn läſen, und der Bruder ſich noch eins bis auf das Blut mit Ruthen peitſchte, ſo würde er von der Pein, die er nun ſchon hundertſechszig Jahr erlitten hätte, erlöſet werden.

Verdrüßlich wäre es, alle Fantaſei zu erzählen, die der falſche Geiſt mit den Brüdern verhandelte. Sie haben ſie ſelbſt aufgezeichnet, in Hoffnung, ob ihnen die Sache geriethe, ſie als eine chronikwürdige Hiſtorie im Druck ausgehen zu laſſen. So hat ſich aber das Blatt gewendet, und ihre eigne Handſchrift hat ſie verrathen und ohne ihren Willen mit Schanden in die Chronik gebracht. Der Geiſt erhub auch dem Bruder den Prediger-Orden über alle andern, und ſagte zu ihm: Obgleich etliche dieſem Orden um Sankt Thomas willen abgünſtig waren, der da, die Wahrheit bekennend, lehrte, daß Maria in Erbſünde empfangen ſei, ſo ſind doch viele derſelben dafür im Fegefeuer geſtraft, als Doktor Alexander de Haleas, desgleichen der ſubtile Lehrer Johann Scotus, beide Barfüßer Ordens. Auch ſollſt du wiſſen, daß die Stadt Bern in Kürze untergehen wird, weil ſie die unſern Vätern in dieſen Stücken zuwiderhandelnden Barfüßer nicht vertreibt und eine jährliche Penſion des Königs von Frankreich nimmt. Ferner ſprach der gedachte Geiſt: Der Teufel hat dich einmal angefochten, du ſollteſt von dieſem Orden zu den Karthäuſern ſteigen; wo dies aber geſchehen wäre, hätten Dich fünf ſchwarze Katzen zerriſſen, woraus du des Ordens Heiligkeit abnehmen ſollſt. Du liefſt auch einmal im Rheine zu ertrinken Gefahr, und da iſt dir eine heilige Jungfrau zu Hülfe gekommen, die ich dir nicht nennen will, weil ſie dir ſelbſt erſcheinen wird. —

Dieſe zwei Dinge kamen von dem Doktor Steffan, der ſie von dem Bruder in der Beichte erhalten hatte. Mit dem geſegnete der Geiſt den Bruder mit Dankſagung ſeiner Erlöſung, gab vor, ſo wie er in den ſiebenden Chor der Engel käme, wollt' er Meſſe leſen für alle ſeine Gutthaten, und verſchwand.

Doktor Steffan ſetzte den Bruder wiederum zur Rede, was er von dieſem Geiſt hielte. Und als er vernahm, daß die Sache noch recht ſtünde und daß er den Betrug noch nicht merkte, gab er ihm einen Brief mit dem großen Kreuze verzeichnet, darin die nachfolgenden Fragen begriffen waren:

Zum erſten ſollte er vom Geiſte erkundigen, wie es um Papſt Alexander ſtünde, der da zu Ferrara einen Predigermönch, Hieronymus genannt, als einen Ketzer hatte verbrennen laſſen? zum andern, ob unſre Frau in Erbſünde empfangen wäre oder nicht? zum dritten, welcher künftig im Capitel des Ordens Obermeiſter ſein würde? und noch andre mit Fleiß übergangne ſechs Fragen.

In der beſtimmten Nacht kam der Eine in weißem Frauengewande vor des Bruders Bett, zu ihm ſprechend, daß er ſich auf die Ankunft Maria's zur Mettenzeit bereiten ſolle, ſie würde ihm alle Dinge und Fragſtücke berichten, des Geiſtes dürfe er aber nimmermehr gewärtig ſtehen, der ſei in ewiger Ruh. Gefragt wer ſie wäre, antwortete ſie dem Bruder: Ich bin Sankta Barbara, der du fleißig gedienet haſt. Mir iſt von Doktor Steffans Brief wohl bewußt, ich will ihn der Jungfrau Maria bringen und er wird wunderbarlich verzeichnet an einer ſichern heiligen Statt gefunden werden. — Sie ging mit dem Briefe hinweg, den ſie getroffener Abrede nach in das Sakramenthäuslein mit Blut beſtrichen legte.

Der Bruder läutete ſein Glöcklein, ſobald er allein war, und mit großer Freude verkündigte der einfältige Gauch den Anſtiftern, wie ihm Sankta Barbara erſchienen und wie er unſrer Frauen gewärtig wäre. Er begehrte deshalb Doktor Steffan zu beichten, um ſich Maria's Zukunft würdig zu machen und hieß den Brief an heiliger Statt ſuchen, wohin ihn Sankta Barbara getragen hätte.

Sie ſuchten den Brief hin und her, bis ſie ihn in dem Sakramenthäuslein fanden, trugen ihn mit großer Herrlichkeit auf den Frohnaltar und gaben vor, er wäre mit dem Blute Chriſti verſiegelt, aus ſeiner Seite gefloſſen, und die Kerzen hätten ſich wunderbarlicherweiſe ſelbſt angezündet.

Um die Mettenzeit erſchien dem Bruder die falſche Maria mit weißer Kleidung angethan, ein ſeltſam Geſpenſt, die Lichter entzündeten ſich von ſelbſt, und ſie erklärte unter vielen andern Aufträgen Chriſti an den Bruder, daß Papſt Julius der heilige Mann wäre, durch den die zwei widerwärtigen Orden verglichen und reformirt werden ſollten und daß dieſer das Feſt der befleckten Empfängniß Mariä aufrichten würde, auch ſprach ſie, ſie wolle dieſem Papſte ein Kreuz mit drei Blutstropfen ihres Sohnes bezeichnet zu Urkund ihrer Erbſünde, zuſchicken, und man werde im Sakramenthäuslein noch ein mit fünf Blutstropfen beſprengtes Kreuz finden, das bei dieſem Kloſter bleiben ſolle. Sie gab auch dem Bruder ein rein blutig Tüchlein von dem Blute der Seiten Chriſti beſprengt und einen Brief, den ſollten drei Mönche aus dreien Conventen, aus Nürnberg, Baſel und Bern dem Papſte überantworten. Es geſchahe über dem viel Sagens und Schreibens zu dieſer Zeit von denen Dingen.

Nach gemeldeter Offenbarung hatte die gemachte Maria ein lang Geſpräch mit dem Bruder, was er weiter von ihrem Sohne begehrte, und zu einem Zeugniß aller der Dinge ſprach ſie: Recke deine Hand her, und nimm das Wunderzeichen in ſie, zu einem Exempel der ganzen Chriſtenheit, — und drückte ihm damit, ob er ſich gleich etwas ſperrte, einen ſcharfen Nagel durch ſeine Hand aus, alſo daß der Bruder vor Schmerzen ſchrie: O, Maria! — Sie antwortete: Heiliger Bruder! Dieſe göttliche Gnade haſt du durch dein fünf Jahre lang gethanes Gebet erlangt, und du ſollt dich ihrer nicht ſchämen. Dieſe Wunde wird dir zwei Mal im Jahre, an dem Karfreitage und an meines Sohnes Frohnleichnamstag erneuert. — Sie gab ihm eine Arznei zu der Wunde, und verhieß ihm Ablaß vom Papſte Julius, mit dem Befehl, daß er ſonſt demüthig im Herzen bliebe, nicht viel rede, einig von der Welt abgeſondert wohne und alle Tage drei Stunden bete, worauf ſie ſich ſeinen Blicken entzog.

Da ſtießen die vier Ketzermönche die Köpfe zuſammen, daß ihnen ihr Anſchlag ſo weidlich von ſtatten ging, und gedachten erſt aus dem Bruder einen ganzen Herrgott oder Franziskus zu machen, ſie richteten ein Waſſer durch Zauberei zu, das, eingenommen, den Bruder aller ſeiner Sinne und ſeiner Vernunft ſo weit beraubte, daß ſie ihm mit einem andern Aetzwaſſer die andern vier Wunden an Händen, Leib und Füßen eindrücken konnten; mit einem dritten Waſſer wußten ſie ihn aber alsdann wieder zu ſich ſelbſt zu bringen.

Als nun der Bruder mit Verwunderung die andern vier Wunden ſahe, da gaben ſie vor, ſie hätten etwas Heiliges bei ihm geſehen und gehört, und es hätte ihm ohne Zweifel göttliche Offenbarung ſolche Wunden geſchlagen und eingedrückt.

In dem kam das Geſchrei in der Stadt aus, und wollte Jedermann den neuen Herrgott ſehen. Sie gaben ihm ein eignes Stüblein ein, und unterrichteten ihn, wie er ſich vor den Leuten gebehrden ſollte, wiewohl ſie doch Niemand mit dem Bruder reden oder ihn allein ſehen ließen, weil ſie vor ſeinen ungeſchickten oder unförmlichen Antworten Scheu trugen. So ſie nun Jemand, daran ihnen etwas gelegen war, dieſen heiligen Mann wollten ſehen laſſen, mußte der arme

Bruder die Paſſion ſpielen und gleichwie ein Gaukler mit dem Himmelreiche dem Volke ein Spektakel machen. Zuletzt gaben ſie ihm einen Trank ein, darob er ſchäumte, und mit Chriſtus aus großer Andacht mit dem Tode rang, und ſo es ihnen Zeit bedäuchte, gaben ſie ihm den andern Trank ein, der ihn labte und gänzlich wieder zu ſich brachte, wonach das Spiel ein Ende hatte, mit dem ſie des Volkes Glauben und Geld an ſich kauften, und wegen Bonaventura, Thomas von Aquino, Bernhard und dem vom Papſte Alexander verbrannten Hieronymus zu Ferrara der lügenhaften ferneren Erſcheinungen die Menge auftreten ließen.

Eines Nachts kleidete ſich Doktor Steffan an und erſchien dem Bruder mit vielen Worten alſo, daß ein Argwohn in ihm zu erwachſen begann, die Sache möge nicht gar recht zugehen, und daß Doktor Steffan mit Schanden von ihm weichen mußte. Bald darauf rüſtete ſich der Prior in ſeiner Mummerei und Schönbart, grüßte den Bruder, und ſprach: Ich bin Maria, an der du die vordere Nacht gezweifelt haſt. Damit du alles Argwohnes frei ſeieſt, ſo nimm den Frohnleichnam meines Sohnes hin, auf daß du fürderhin glaubeſt, daß ich kein Geſpenſt ſei. — Sie reichte ihm eine gefärbte Hoſtie, und fügte hinzu: Mehr bringe ich dir ein Gläßlein voll ſeines koſtbarlichen Blutes, damit ich dich und dies Kloſter begaben will, — womit die Väter eine große Wallfahrt aufzurichten vermeinten.

Nun wollte dem Bruder die Sache aber nicht mehr gefallen, und er ſprach: Biſt du kein Geſpenſt, ſo bete mir das Vater unſer und Ave Maria. Der Prior fing anſtatt Maria's zu beten an, und als er ſprach: Vergib uns unſre Schuld, erklärte er, dies iſt eine Urkunde, daß ich in Sünden empfangen bin. Gegrüßet bin ich Maria, voll Gnaden, der Herr iſt mit mir. —

Der Bruder erkannte die Stimme und ergrimmte. Er zückte ein Meſſer, womit er den Prior in den rechten Schenkel ſtach. Der Prior erwiſchte zwar eine Platte von der Wand und warf ſie nach dem Bruder; aber der Bruder ſtellte ſich zur Wehr, weshalb Maria ſchmählich von dannen fliehen mußte.

Der Superior tröſtete ſeinen Geſellen, der halb todt war, vermeinte, er wollte der Sache recht thun, erſchien dem Bruder als wär er Sankta Catharina von Siena, um ihn ſeiner an Maria begangenen ungläubigen Sitten willen zu ſtrafen und ſprach: Ich ſoll dir verkündigen, daß du die rechten Wunden Chriſti an deinem Leibe haſt, die weder ich noch Sankt Franziskus habe. Sie redete auch noch mehrere Worte zu ihm, doch der Bruder wieß ſie dermaßen von ſich, daß ſie ihm nicht ferner erſchien.

Es ängſtigte die vier Mönche, die Sache wäre zu weit gekommen. Sie kannten mit dieſem Bauren-Herrgott nicht mehr zurück, der Bruder wollte nicht mehr Narr ſein, und ſo fand Doktor Steffan einen Sinn und ſprach zu ihm, es wäre wahr, daß ſie etliche betrügliche Erſcheinungen, allein bloß darum, gemacht hätten, ihn in ſeiner Andacht zu erhalten, jedoch wäre die Sache an ſich ſelbſt gerecht, und er ſollte ſo wenig zweifeln wie ſie, er hätte ſeine Wunden von Gott. Sintemal, ſagte er ferner, wir dies aus deinem Geheiß und Willen in das Volk gebläuet haben und du wollteſt ſchwanken, ſo brächteſt du dich und uns in Angſt, in Spott und Noth. Bleibeſt du aber beſtändig, ſo wird dir und uns großer Nutzen daraus entſtehen, die wir die vier Oberſten ſind, und thun und laſſen mögen was uns gefällt. Deshalb hilf dir und uns, die Sache iſt angefangen und ſteht gut, bringe du ſie zu einem erwünſchten Ende hinaus. —

Mit ſolchen und vielen andern Worten erweichten ſie den einfältigen Bruder, daß er ſich in ihren Willen ergab, des ſie ſich hoch erfreuten, indem ſie verhofften, die Sache wollte noch recht thun und gut werden. So ein arm Ding iſt es um einen Menſchen, der ſich ſelbſt überlaſſen bleibt, daß nichts ſo arg und ſo ungereimt zu denken iſt, daß er nicht auch thäte, wie wir hier an dieſem Bruder und an den vier Mönchen ſehen, darinnen wir unſern Jammer und unſer Elend beweinen ſollen, weil ſie unſre Brüder, unſer Fleiſch und Blut, ja eben aus dem Kothe, um nichts beſſer oder böſer denn wir gemacht ſind, und kein ſo greulich Laſter iſt, das ein Menſch thun kann, das nicht ein andrer auch thun könnte.

Die Väter erdachten behend eine Liſt, gaben dem Bruder den Trank ein, heilten ihm ſeine Wunden, daß allein rothe blutfarbne Narben verblieben und ſetzten ihn nach langer Unterrichtung knieend auf den Altar in unſerer lieben Frauen Capelle vor ein zugerichtetes Vesperbild. Da ſtand Doktor Steffan hinter einem Vorzug und redete durch ein Röhrlein in der Perſon Chriſti zu Maria alſo: Mutter, was weineſt du? Hab ich dir nicht verſprochen, daß dein Wille geſchehe? — Das Bild Mariä antwortete hinwieder: Ich weine darum, daß dieſer Sache kein Austrag gemacht wird. — Da ſprach das Bild Chriſti: Glaube, Mutter, ſie wird geoffenbart. — Solche Worte hörte der vor dem Bilde knieende Bruder, in Kraft des Trankes ganz unbeweglich und erſtarrt, als wär' er verzückt. Doktor Stephan ſtahl ſich bald aus der Capelle hinaus und verriegelte ſie. Inzwiſchen hatten ſie alte Weiber verordnet, die ein Geläuf machten und das Geſchrei in der ganzen Stadt ausbreiteten, daß unſere Frau zu den Predigern weinete und redete. Wie nun deshalb ein großes Zulaufen entſtand, kamen auch die vier Mönche mit Verwunderung hinzu, gleich als wüßten ſie nichts davon, geboten die

Capelle aufzuſchließen, gingen zu dem Bruder, ihn fragend, wie er dahin gekommen wär, und was dies bedeutete. Der Bruder antwortete, ein Geiſt wäre ihm in ſeiner Andacht erſchienen, und das Bild hätte geredet, auch möchte er nicht von dannen gehen, es kämen denn die vier Oberſten der Stadt, mit denen er zu reden hätte und er empfinge denn zuvor das heilige Sakrament.

Man ſchickte alsbald nach den vier Oberſten der Stadt aus, zu denen der Bruder ſprach, unſere Frau beweine den elenden Untergang der Stadt Bern, der darum bevorſtehe, weil ſie vom Könige von Frankreich Penſion nähmen und die Barfüßer nicht austrieben, die ein ungeiſtlich Weſen führten und ihr die erlogene Ehre gäben, die ſie weder bedürfe noch begehre, daß ſie nämlich ohne Erbſünde empfangen wäre.

Die Herren ſchwiegen darauf; und es war von den Vätern angeſtellt, im Angeſichte ihrer und des Volkes den Bruder im Sakramente zu vergeben, damit ihre Sache verſchwiegen bliebe und er heilig geachtet würde, wodann ihre Glocke gegoſſen geweſen wäre. Dem Bruder ahndete indeſſen Böſes, er wollte die gefärbten, vergifteten Hoſtien nicht einnehmen, die wie ſie ſagten, wunderbarlich alſo von dem Blute Chriſti beſprengt wären, und ſie reichten ihm eine andre dar, die empfing er und ließ ſich mit Herrlichkeit in das Chor führen.

Der Bruder wurde mit den Vieren vor den Rath beſchickt, der ſich alle Dinge von ihm beſtätigen ließ; den Vieren begann aber zu ſchwindeln und zu grauen, und ſie hielten einen engen Rath, wie ſie es angreifen wollten, ſintemal der Bruder ihren Betrug wüßte und ſie in großen Sorgen ſtehen müßten, er verriethe ſie, weil er auch auf dem Altare gemerkt hätte, daß ſie ihn vergeben wollten.

Um kürzlich davon zu reden, ſo vermeint' ihn der eine einzuſperren und zu verhungern, der andre zu ertränken, dieſer mit Gift zu vergeben, jener zu erſtechen oder zu erwürgen. Jedoch vernahm der Bruder dieſen Anſchlag gegen ſein Leben, allwo er, nach Gottes Schickung, heimlich an einem Orte ſtill verborgen war, und alſo gewarnet wurde, wenn er ſich auch ängſtlich fürchtete. Die Väter brachen ihm täglich an ſeiner Speiſe ab, damit er einem geiſtlichen Märtirer gleich ſähe; das wollte aber den Bruder baß verdrießen und er ſchlich ſich dereinſt den Vieren nach, die er weltlich in ſeine nach dem Kloſter gebrachte Seide gekleidet, bei ſchönen Frauen ſitzend und Capaunen praſſend fand, ſo daß ſie ob ſeines Anblicks erſchrocken davon liefen, wiewohl Doktor Steffan die Frauen bei ihm für ſeine Schweſtern gelten ließ. Der Bruder hatte nun erſt den Brei gar verſchüttet, weil ſie gedachten, er hätte ſchon allzuviel geſehen, und es wäre Zeit, daß ſie ihm zuſetzten. Sie gaben ihm ein mit zerdrückten Spinnen vergiftetes Kraut, das ihm, aus Gottes Willen, ohne Schaden blieb, denn wie ſie vermeinten, das Kraut hätte nicht Gift genug gehabt, und es an einer Katze verſuchten, ſtarb ſie alſo bald. Der Prior brachte ihm ferner eine vergiftete Suppe, die der Bruder aber nicht eſſen wollte, ſondern fünf jungen Wölfen, die ſie im Kloſter hatten, vorſchüttete, welche darauf ihr Leben ließen.

Zum dritten ſtießen ſie ihm gewaltſam ein vergiftetes Sakrament in den Hals, das er wieder von ſich brach und das Blut ſchwitzte, als es auf einen Schemmel fiel, ſo daß ſie des übel erſchraken und den Schemmel mit dem Sakrament in den Ofen warfen, um beides zu verbrennen; darüber aber ein ſo großes Ungeſtüm im Kloſter erregten, daß ſie beinahe verzagten und ſprachen: O, weh! was haben wir gethan? — Desungeachtet ließen ſie nicht ab, ſchmiedeten den Bruder an eine Kette, und zwickten ihn mit glühenden Zangen, mit

Eidespflicht ihn zwingend zu ſchweigen, was er ihnen aus großer Marter auf das höchſte verhieß.

Derweil der Bruder jedennoch merkte, daß ſie ihm täglich nach dem Leben ſtellten, ward ihm die Sache am Ende gar zu ſchwer, und er ſuchte aus dem Kloſter zu entrinnen, was er in kurzem bewerkſtellte, indem er ſeine Kappe von ſich warf, und nach wie vor ſein Handwerk trieb, auch die Sache und das Bubenſtück nicht allein dem Rathe ſondern Jedermann eröffnete. Die Väter wurden des vor den Rath belangt und gegeneinander verhört, der Unglimpf und die Schuld dem Bruder gegeben, damit ſie leichtlich entrönnen, weil die Herren nicht eben bereit waren, ſchnelle Hand an geiſtliche Perſonen zu legen, und weil ſie ſich vor dem Verbrennen hüteten.

Der Orden machte ſich hiernächſt auf und ſchickte eine Legation, nämlich den Doktor Steffan und den Superior gen Rom, damit der Papſt ihre Sache beſtätige und Niemand darwider reden dürfe. Inzwiſchen hielt man den Bruder in Haft und erkundigte an ihm ernſtlich allen Grund der Sache, wiewohl der Bruder, auf beiden Seiten hinkend, etliche Stücke beſtätigte, etliche verwarf und den Orden nicht ganz ſchänden wollte.

Die Zween kamen von Rom zurück, der guten Hoffnung ihr Handel ſtünde wohl. Der Provinzial und der Prior von Baſel übten ſich auch hart, daß ſie dieſe baufällige Sache herſtellten und allen Unglimpf auf den Bruder wendeten. Aber als man die Viere feſtſetzte, und in Eiſen ſchmiedete, nahmen die beiden hinter der Thüre Urlaub, daß die Kugel ſich nicht auch auf ſie wälze. Die Stadt Bern ſchickte ſelbſt nach Rom und begehrte einen ordentlichen Richter, der nach Gebrauch Rechtens förmlich verführe und der Sache einen Austrag machte, des ſich Papſt Julius nicht weigerte, der ihnen zu willen dreien Biſchöffen und dem Prediger Provinzial darin alle Gewalt übertrug.

Als die Väter nunmehr gefangen zur Marter und ſtrengen Frage geführt worden waren, bedeutete der Provinzial des Predigerordens den Doktor Steffan mit aufgelegtem Finger auf ſeinen Mund, er ſollte nicht bekennen, weil ihn ſelbſt die Sache, der er wohl bewußt ſein mochte, nah betraf. Ein Biſchoff verſah ſich aber dieſes Zeichens und ſtieß ihn aus dem Gericht, des er zu Coſtnitz vor Leid ſtarb.

Die vier Mönche bekannten unerhörte Dinge auf der Folter und man ſchickte zu dem Papſte Julius um weitere Vollmacht gen Rom. Indeſſen ſtreckte man auch den Bruder, der Alles beichtete, was von Anfang herein mit ihm vorgenommen worden war. Seine Ausſagen wurden in zweiundzwanzig Artikel zuſammengefaßt, und handelten: von ſeiner Aufnahme, von den falſchen Offenbarungen und Erſcheinungen, der Zauberei, den Schmerzen und Plagen, die man ihm angethan, und den Anſchlägen, die man wider ſein Leben gerichtet hatte; von dem Zwieſpalte des Ordens mit den Barfüßern, ſeiner Meinung von der befleckten Empfängniß Mariä und ſeiner Abſicht, ſich eine nützliche Wallfahrt zuzurichten; von dem Bankette Doktor Steffans mit ſchönen Frauen, der da in dreien Jahren in keine Meſſe gekommen wär und den der Bruder dereinſt in Weibskleidern in ſeiner Zelle betroffen hätte, woher ihm der Argwohn von den Bübereien gekommen wär; von dem ihm durch den Provinzial gegebenen Befehl, den Vätern in allen Stücken folgſam zu ſein; von einem Diebſtahle von fünfhundert Pfunden, den der Superior am Kloſter begangen hätte; und endlich von der Vermuthung des Bruders, daß die heilige Katharina von Siena mit ihren fünf Wunden mit gleicher Fantaſei möchte betrogen worden ſein.

Zu dieſen Mähren kam die Legation von Rom an, mit voller Gewalt bekleidet in der Sache zu handeln. Man zog die vier Väter abermals in ein ſtrenges peinliches Verhör. Die Biſchöffe begehrten zwar das eigentliche aufgeſchriebene Geſtändniß allein dem Papſte zu erläutern; dies ward ihnen aber nicht bewilliget, es mußte auch acht Rathsherren eröffnet und zu wiſſen gethan werden, und nach öffentlicher Abnahme der prieſterlichen Würde wurden die vier Miſſethäter in Gegenwart einer großen Menge Volkes am letzten Tage des Maien im Jahre funfzehnhundertneun zu Bern auf einer Matten als Ketzer zu Pulver gebrannt, dagegen man den Bruder fernerer Haft und Strafe ledig erachtete.

XXV.

Des Adels Stolz.

Es ſind noch nicht gar viele Jahre her, ſeit in der alten berühmten toskaniſchen Stadt Siena zwei ſehr edle und ihres Alters und Reichthums wegen ſehr angeſehene und groß geachtete Familien, die der Salimbeni und die der Montanini beſtanden, deren jeder tugendhafte Männer aller Art entſproſſen waren. Eines Tages ward eine große Hirſch- und Eberjagd angeſtellt, wozu viele Jünglinge des einen wie des andern Hauſes, wohl geſchaart und beritten, ſich eingefunden hatten, und es geſchah dabei, daß die Hunde einen wilden Eber tödteten; die Jäger aber, herkömmlicherweiſe, über die Tüchtigkeit ihrer Thiere hin und wider ſtritten, weil ein jeder die Partei der ſeinigen nahm und behauptete, eines von dieſen habe den Eber zuerſt angefallen und gebiſſen, und daß es hiernächſt, wie ſie ſich deswegen nicht verſtändigen konnten, zwiſchen ihnen von Worten zu Thaten und zu einem Handgemenge mit bloßen Schwertern kam, dem zufolge einer der Montanini einen der Salimbeni tödtete. Aus dieſem Morde erwuchs eine tödtliche Feindſchaft zwiſchen den zwei Familien und es gedieh ſo weit, daß von der einen wie von der andern Seite Viele ihr Leben einbüßten, und am Ende die Montanini an Männern wie an Vermögen faſt gänzlich vernichtet wurden.

Im Verlaufe der Zeit, als die Unbilden in Vergeſſenheit gekommen waren, und als keine Erbitterung mehr die Herzen derer erfüllte, welche in Siena lebten, trug es ſich zu, daß die Familie der Montanini nur noch in einem Jünglinge, der Carlo di Meſſer Tomaſo hieß, und in deſſen einziger Schweſter beſtand. Der junge Mann hatte in dem Thale von Strove eine einzige ſehr ſchöne Beſitzung, ungefähr tauſend Dukaten werth, von deren ſchmalem Ertrage er mit ſeiner Schweſter kümmerlich lebte, weil ihm von den großen, in den vergangnen Fehden theils verſchwendeten, theils von dem Fiscus eingezognen Gütern und Reichthümern ſeiner Ahnen kein andres Erbe übrig geblieben war.

Carlo erhielt ſich ſo gut als möglich, und wiewohl er ſich in Kleidern, Pferden und anderm dergleichen Aufwande nicht als Edelmann zeigen konnte, ſo ſah man doch nichtsdeſtoweniger in ſeinem Aeußern, in ſeinen Reden und Handlungen, wie in der Würde ſeines Weſens und Betragens, den Wiederglanz der alten Herrlichkeit und Größe ſeiner Vorfahren. Seine Schweſter Angelica galt in Siena für das ſchönſte und anmuthigſte Fräulein damaliger Zeit, und gewiß entſprach ihr Name ihren ſeltenen und göttlichen Reizen, bei denen ſie in der That einem dem Himmel entſchwebten Engel glich.

Nahe bei Carlo's Hauſe wohnte Anſelmo Salimbene, ein ſeines Adels und ſeines Reichthums wegen ſehr geſchätzter Jüngling, der Angelica's Schönheit ſo oft mit ſo unnöthiger Sehnſucht in ſein Auge faßte und mit ſo übermäßiger Gewogenheit betrachtete, daß er ſich auf das heftigſte in ſie verliebte, und wenn er ſie eine Stunde lang nicht geſehen hatte, der Hölle Qual und Feuer in der Ruheloſigkeit ſeiner Seele zu empfinden glaubte. Was ihn zumeiſt betrübte, ohne Unterlaß peinigte und faſt in Verzweiflung brachte, war, daß er um der alten Feindſchaft zwiſchen ſeinem und Angelica's Hauſe willen nicht wagte Jemand in der Welt ſeines Herzens brennende Flammen zu offenbaren, weil er nicht hoffte, jemals eine Blüthe oder Frucht ſeiner brünſtigen Liebe zu pflücken, und die feſte Meinung hegte, von Angelica niemals wieder geliebt zu werden.

Derweil Anſelmo ſeine Flammen im Verborgnen nährte und immer, wann er ſein geliebtes, ſich ſeiner Liebe nicht verſehendes und um ihn unbekümmertes Mädchen erblickte, wunderſame Freude empfand, warf ein in dem Rathe ſehr mächtiger und beim Volke gemeiner Bürger dieſer Stadt ſein Augenmerk auf Carlo's Landbeſitz, verlangte begierig, ihn an ſich zu bringen, weil er ſeinen übrigen Gütern in der Nähe lag und ließ bei Carlo anfragen, ob er geneigt ſei, ihm denſelben zu verkaufen, er wolle ihm baare tauſend Dukaten dafür zahlen. Carlo hatte außer ſeinem Palaſte in Siena, wie geſagt, nur dieſes Erbgut zu ſeiner und ſeiner Schweſter Lebensnothdurft, wußte nicht, wo er ein anders Grundeigenthum ſogleich wieder erkaufen könne, und antwortete, er möge ſich deſſelben auf keinerlei Art und Weiſe entäußern; worauf aber der böſe, habſüchtige Bürgersmann einen ſolchen Haß gegen ihn faßte, daß er ihn zu verderben und aus der Welt zu ſchaffen beſchloß.

Es war zu jener Zeit der größte Theil des ſieneſiſchen Adels aus der Stadt verbannt, und die Bürgerlichen, welche herrſchten, haßten den Adel höchlich überhaupt und gaben ein Geſetz, daß Jedermann, welcher mit Verbannten Gemeinſchaft unterhalte, um ihre Rückkehr in das Vaterland zu betreiben, tauſend Gulden zahllen oder, dazu unfähig, das Haupt verlieren ſolle. Als der boshafte Bürger nun einſah, daß er ſeine Abſicht bei Carlo nicht erreichen konnte, ſo erſann er einen Anſchlag gegen ihn und ließ ihn vermittelſt falſcher Zeugen bei der Signoria beſchuldigen und überführen, den Geſetzen der Stadt zuwider, mit den Verwieſenen Umgang gepflogen zu haben. Carlo wurde von den Gerichtsdienern feſtgenommen und in das Gefängniß der Stadt abgeführt, und wiewohl ſich ihm der gottloſe Bürger nicht als Feind zu erkennen gegeben hatte, ſondern, im Trüben fiſchend, ſich als Freund zu ſeinen Gunſten zu bemühen ſchien; ſo wurde Carlo doch verdammt, binnen vierzehn Tagen die tauſend Gulden zu bezahlen oder widrigenfalls ſein Leben einzubüßen.

Der arme junge Menſch ſah ſich auf eine ſo kurze Lebensfriſt beſchränkt, derweil er wie alle Menſchen doch das natürliche Verlangen trug, länger zu leben, und gedachte deshalb ſein Gut nothgedrungen zu verkaufen, um von den tauſend Dukaten die tauſend Gulden Buße zu entrichten und das Ueberbleibende zu andern Bedürfniſſen zu verwenden.

Nach dieſem bei ſich ſelbſt gefaßten Beſchluſſe, ließ er einen Mäkler kommen, um dem vorgenannten Bürger ſein Landbeſitzthum zu dem Preiſe anzubieten, für den derſelbe es vormals hatte kaufen wollen. Der Mäkler ging und entledigte ſich ſeines Auftrags. Der habgierige Bürger aber ſagte, wie er Carlo auf das Aeußerſte gebracht und ihm das Meſſer an der Kehle ſtehen ſah, er möge nun das Gut nicht mehr, und wenn er ſich ja noch dazu verſtünde es anzunehmen, ſo würde er keinen Soldo mehr als ſiebenhundert Gulden geben. Der Mäkler kehrte mit dieſer traurigen Antwort zu Carlo zurück, der, als er ſie vernommen hatte, des Bürgers Geiz und Bosheit klar erkannte, und um deßwillen ſeinen Sinn veränderte, indem er ſich vornahm, den Tod geduldig zu ertragen und das Gütchen ſeiner Schweſter zu laſſen, auf daß ſie ſich damit ernähren und anſtändiger verheirathen möge.

Wohl fühlend, daß er ſeine Unſchuld nicht gelten machen würde, und daß es ihm nicht vergönnt ſei, ſich auf eine andre Weiſe zu befreien, da er ſich alle Mittel und Wege, ſein Gut zu verkaufen, abgeſchnitten ſah, ſchickte ſich Carlo ſodann an, für das Heil ſeiner Seele Sorge zu tragen. Er hatte zwar viele reiche Verwandte mütterlicher Seits; ſie bedachten aber, daß er wegen vermeintlicher Uebertretung der Befehle des Magiſtrates verhaftet ſei, und wagten weder zu ſeinen Gunſten laut zu werden, noch die Strafe für ihn zu entrichten, um ſich nicht der Behörde ſelbſt verdächtig zu machen.

Angelica, die ihren theuren Bruder einzig liebte, hörte von ſeinem vorgefaßten Entſchluſſe und bemühte ſich vielfach ihn bitten und ermahnen zu laſſen, das Gut zu verkaufen, um ſich aus dem Kerker und vom Tode zu befreien, und auf ihre Ausſteuer nicht zu achten. Es blieb jedoch Alles vergebens und das bedrängte Mädchen lebte in ſo bitterm Leide, daß es nichts Anders that als Tag und Nacht weinen, ſich abhärmen und bekümmern, ohne des geringſten Troſtes theilhaft zu werden.

Als der letzte Tag der Friſt gekommen war, und Carlo, wenn er an dieſem die von der Signoria feſtbeſtimmte Geldbuße nicht zahlte, an dem nächſtfolgenden auf öffentlichem Markte als Empörer wider die Staatsgewalt enthauptet werden ſollte; begab es ſich, daß der viele Tage auf ſeinen Gütern geweſene Anſelmo Salimbene zur Nonenzeit nach Siena zurückkehrte und, vor Carlo's Hauſe vorüberreitend, einige Damen weinend aus demſelben herausgehen ſah, wonach er einen der Nachbarn zu ſich rief und fragte, ob er den Grund wiſſe, warum dieſe aus des Montanino Haus gekommenen Frauen weinten. Der von Allem unterrichtete Mann trug

Anſelmo genau Carlo's Unglück vor. Anſelmo vernahm die Carlo drohende Gefahr, und begab ſich nach ſeinem Hauſe, das, wie ſchon geſagt, in der Nähe von Carlo's Hauſe lag. Sobald er vom Pferde geſtiegen war, ging er ſchnell in ſein Zimmer, worin er ſich verſchloß, und kam nach innerlichem einſamen und reiflichen Nachdenken über das, was er gehört hatte, zu der Erkenntniß: daß Carlo, er mochte ſchuldig oder unſchuldig ſein, was eben nicht zu beurtheilen war, lieber ſterben, als da ſeine Schweſter ihres Erbes berauben wolle. Nach mannigfaltigem Beſprechen dieſes Gegenſtandes mit ſich ſelbſt, ſagte er ſich zuletzt in ſeinem Gemüthe: Es ſcheint mir nicht mehr zweifelhaft zu ſein, daß das Schickſal ſorgſamer für mich geweſen iſt, als ich irgend ſelbſt hätte verlangen können. Es bewirkt, daß Carlo Montanino, der letzte ſeines mit dem meinigen in altem wilden Haſſe verfeindeten Hauſes, als Staatsverbrecher morgen öffentlich getödtet wird, und daß ich alſo meine Rache an ihm vollzogen und das Ende einer mir ſo feindſeligen Familie, wie der ſeinigen, ſehen ſoll, demzufolge die Salimbeni Niemand mehr in Zukunft zu fürchten haben. Da ich überdieß in ſeine Schweſter verliebt bin, ſo kann ich ſie jetzt nach meinem Gefallen haben und in Liebe genießen, weil, wann Carlo der Kopf abgeſchlagen worden iſt und er als Staatsverbrecher ſtirbt, wahrſcheinlicherweiſe auch ſeiner Schweſter ihr Vermögen entriſſen und dieſelbe der Armuth und Hülfloſigkeit, alles Schutzes ermangelnd, preis gegeben werden wird, ſo daß mir die Mittel, ſie meinen Lüſten zu unterwerfen, gewiß leicht aufzufinden ſind. —

Auf der andern Seite ſchien ihm freilich ein andrer Gedanke dieſen erſtern unterbrechen zu wollen und ſagte zu ihm: Ach! Anſelmo Salimbene! wie kleinlichen und niedrigen Sinnes biſt du? Gedenkſt du nicht, daß du einer der höchſt gebornen Edelleute biſt? Weißt du nicht, daß es edlen und erhabnen Herzen offenbar anſteht, ſich entweder für empfangene Beleidigungen ſelbſt Rache zu nehmen, oder ſie mit kaiſerlicher Großmuth zu vergeben und in ewiges Vergeſſen zu begraben? Wenn es ruhmwürdig und tugendhaft iſt, Wohlthaten immerdar im Angedenken zu hegen und mit doppelter, überſchwenglicher Dankbarkeit zu vergelten, ſo verdient es gewiß nicht minder Lob und Preis, Beleidigungen in der Erinnerung zu unterdrücken. Sage mir, worin hat dich Carlo Montanino je gekränkt, oder was hat er zu deinem Schaden je gethan? Haben ſeine Vorfahren die deinigen beleidiget, ſo faſſe die Strafe, ja vielmehr das Verderben ins Auge, das der Familie der Montanini geworden iſt, ſo daß ohne Zweifel die Buße die Sünde bei weitem überragt. Du gedachteſt nicht dich zu rächen, da die Schönheit und das ehrbare anmuthige Weſen der Schweſter Carlo's dein ſo großes Wohlgefallen erregte. Wo ſind die hohen und öfteren Lobſprüche, die du ihr gabſt, als du dir ſagteſt, ſie ſei die ſchönſte, edelſte, ſittſamſte, reizendſte und tugendhafteſte Jungfrau Siena's? Sie ſind dir, bei Gott! ſchnell aus dem Sinne geſchwunden. Du ſollteſt doch eingedenk bleiben, daß ſie dich kein Mal, ſo oft du ſie ſaheſt und ziemlich begrüßteſt, wie es denn den Männern zukommt, das weibliche Geſchlecht zu ehren und zu achten, für ihren Feind zu erkennen ſchien, wie du dich gegenwärtig ihr bezeigſt, wohl aber dir jedes Mal gegenſeits die Ehre zukommen ließ, die es da ſittſamen edelgebornen Jungfrauen nicht übel anſteht dem zurückzugeben, der ihnen ſeinen Gruß entbeut. Sie wandte ihren Kopf nicht anderwärts, verdrehte ihre Augen nicht, gab dir keinen Unwillen und keine Beſtürzung in ihrem Antlitz kund, ſondern betrug ſich gegen dich nur höflich und lobenswerth, ja ſogar gütig, friedſam und mit Beſcheidenheit, nicht aber, wie ſo viele Andre thun, die ihre Rechtſchaffenheit dadurch bewähren zu müſſen glauben, daß ſie ſich ungezogen, grob und bäuriſch bezeigen, und wenn ſie, an den Fenſtern oder an der Thüre ſtehend, einen edlen Jüngling auf ſich zukommen ſehen, entweder ungeſtüm zurückfahren, oder ſobald ſie gegrüßt werden, den Kopf zurückwerfen und die Naſe rümpfen, oder ſteif und unbeweglich, gleichwie aus Stein, Marmor oder Erz gebildet, ſtehen bleiben. Angelica, wiewohl mit deiner Sinnesweiſe unbekannt, hat ſich nichts deſtoweniger, ſo oft ſie dich ſah, nicht als Feindin und Widerſacherin mit Abneigung deinen Blicken entzogen, ſondern ſich dir immerdar milde und freundlich erwieſen. Die Vernunft gebietet dir alſo, ſie nicht als deine Gegnerin anzuſehen. Und wenn du ſie liebſt, wie du ſie denn wirklich auf das inbrünſtigſte liebſt, wie kann es dir in den Sinn kommen, da du ſie in der äußerſten und gefahrvollen Lage ſiehſt, worin ſie gegenwärtig iſt, ihr dein Mitleid verſagen zu wollen? Schmerzt es dich nicht unendlich, ſie ſo leiden zu ſehen? Was ſage ich ſchmerzen! Vielmehr ſcheint es mir, du ſollteſt nimmermehr ertragen, daß ein einzig geliebter Bruder deiner Geliebten den Tod erleide, weil er keine tauſend Gulden finden kann. Du haſt des Geldes ſo viel in deinen Truhen, daß du nicht weniger reich und nicht weniger geachtet werden würdeſt als vorher, nähmeſt du tauſend Gulden davon hinweg. Wahrlich, wenn man jemals erführe, daß du, an Geld und Gütern überreich, tauſend Gulden höher achteteſt als das Glück und die Zufriedenheit derer, die du ſo zu lieben vorgibſt, ſo würde dich ein Jeder ſicherlich mit vollem Rechte für einen herzloſen, geizigen und ruchloſen Menſchen halten. Rede dir nicht ein, daß es zu deiner Entſchuldigung gelten könnte, beriefeſt du dich auf die vergangenen Kränkungen deiner Vorfahren, die, wenn ihnen mit richtigem Maße gemeſſen würde, wohl deren mehr erwieſen als erlitten haben möchten; ſo daß man in Betrachtung der verfloßnen Zeit gewiß allgemein von dir ſagte, du habeſt eher die Natur eines wilden grauſamen Thieres, als Gemüth und Urtheil eines vernünftigen Geſchöpfes. Carlo Montanino hat dich, wie bekannt iſt, nie beleidigt und das Recht der Vernunft geſtattet alſo nicht, daß ihm die Buße für eine Schuld auferlegt werde, an der er unſchuldig iſt und welche an demjenigen zu ſühnen und zu beſtrafen ſein mag, der ſie begangen hat. Indem dich nun, Anſelmo, die Natur zu einem Edelmann aus einem großmüthigen, erlauchten Geſchlechte, und das dir mit ſeinen Gütern ſo höchſt freigebig ſich erweiſende Glück dich ſo reich wie irgend einen Andern in Siena gemacht hat, ſo wolle du weder der einen noch dem andern Schmach anthun und dich ihnen für ſo viele von ihnen empfangene Gaben dankbar erweiſen. Wenn du, meinem Rathe folgend, was deine Ehre und dein Wohl dir heißen, thuſt, ſo ſetzeſt du alle Rückſichten bei Seite, und gibſt der Welt zu erkennen, daß deine Geliebte und die ihrigen dir ungleich werther und theurer als alle Schätze der Erde ſind. —

Nachdem Anſelmo alſo allein in ſeinem Gemache dieſen und ähnlichen Gedanken in ſich Raum geſtattet und Alles reiflich bei ſich erwogen hatte, faßte er den Beſchluß, Carlo, aus Mangel an Gelde nimmermehr ſterben zu laſſen, und ſeine Buße zu entrichten, es möge daraus was da wolle entſtehen.

Er ſchloß eine ſeiner Kaſſen auf, zog tauſend Dukaten, einen weit größern Werth als die tauſend zu bezahlenden Gulden, da heraus, nahm, weil es über ſein Bedenken ziemlich ſpät geworden war, einige ſeiner Diener mit ſich, ſuchte den Kämmerer auf, den die Signoria beauftragt hatte, die zum Beſten des Staates auferlegte Geldbuße einzunehmen, und ſagte zu ihm, als er ihn noch an der Stelle ſeines Amtes gegenwärtig fand: Hier, Schatzmeiſter, hab ich dir tauſend Dukaten in Gold gebracht, die Carlo di Meſſer Tomaſo Montanino dir an ſeiner zu entrichtenden Strafe ſtatt zahlen läßt. Siehe ſie durch und tilge ſeine Schuld, wodann du mir einen Schein ausſtellen magſt, daß er entlaſſen und in Freiheit geſetzt werde. — Der Schatzmeiſter empfing die tauſend Dukaten, zählte ſie durch, wollte den Mehrbetrag auf die tauſend Gulden herausgeben, was Anſelmo nicht annahm, und ſchrieb den Befreiungsſchein, den er dem Salimbene einhändigte. Anſelmo empfing die Schrift, gab ſie einem ſeiner Bedienten, ſtieg zu Pferde, da es ſchon um die ſechſte Abendſtunde war, und begab ſich auf das Land zurück.

Der Bediente, welcher den Schein in Händen hatte, ging in das Gefängniß, ſuchte den Häſcherhauptmann auf und ſagte ihm: Carlo Montanino hat ſo eben die tauſend Gulden Strafe abzahlen laſſen, zu denen er von der Signoria verurtheilt war. Hier iſt ſein von dem Schatzmeiſter ausgeſtellter und unterzeichneter Befreiungsſchein, den ich euch in ſeinem Namen überreiche, indem ich euch erſuche, den Verhafteten, dem darin gegebenen Befehle gemäß, aus dem Kerker zu entlaſſen und durchaus noch dieſen Abend in Freiheit zu ſetzen. —

Der Hauptmann nahm den Zettel, überlas ihn und ſagte, er werde Alles pünktlich beſorgen. Der Diener ging hinweg, und der Hauptmann verfügte ſich ungeſäumt in die Gefängniſſe, wo er Carlo vor ſich beſcheiden ließ. Sobald ſich Carlo rufen hörte, glaubte er, daß man einen Geiſtlichen habe kommen laſſen, um ihn zu beichten und für das Heil ſeiner ſchon auf den Tod vorbereiteten Seele Sorge zu tragen. Der Hauptmann befahl aber, da er vor ihm ſtand, ihm ſeine Feſſeln abzunehmen und ſprach: Sei fröhlich, Carlo, es kam mir zur Stunde der Befehl deiner Entlaſſung zu. Du biſt frei und kannſt nach deinem Gefallen nach Hauſe gehen; ſieh hier, ich thue dir deinen Kerker auf. —

Ueber dieſe gute und unverhoffte Neuigkeit empfand Carlo plötzlich unendliches Vergnügen und ungemeine Verwunderung. Er fragte den Hauptmann, wer ſeine Strafe für ihn entrichtet habe; dieſer erwiederte ihm jedoch, er wiſſe es nicht, und kenne auch den Menſchen nicht, durch den ihm der Schein des Schatzmeiſters zugeſtellt worden ſei.

Die Stunde des Ave Maria war ſchon vorbei und die anbrechende Nacht bräunte die Luft. Carlo ſagte dem Hauptmanne für ſeine Geſellſchaft und Behandlung Dank, nahm Abſchied von ihm und ging ſeinem Hauſe zu, an deſſen ſchon für die Nacht geſchloſſener Thüre er zu klopfen begann.

Angelica, in Thränen ſchwimmend, ſchickte ein Mädchen hinab, um zu ſehen, wer an der Pforte Einlaß begehre, ſprang auf, wie ſie hörte, daß es Carlo ihr Bruder war, eilte ihm noch weinend, doch voller Freude über ſeine Befreiung entgegen, und ſchloß ihn mit nicht geringerer Luſt und Liebe in ihre Arme, als ob er vom Tode wieder zum Leben erſtanden wäre.

Es waren eben einige ihr verwandte Frauen bei Angelica, um ihr Geſellſchaft zu leiſten und ſie in ihrem großen Herzensleiden zu tröſten. Sie umarmten Carlo ebenfalls, da ſie ſeiner anſichtig wurden, betrübten und freuten ſich mit ihm, und ließen ihren Männern die frohe Botſchaft wiſſen, ſo daß Carlo's Haus in kurzer Zeit mit ſeinen ihn beglückwünſchenden Verwandten angefüllt war, die ihn wegen ſeiner Gefangenſchaft bemitleideten, ſich ſeiner Errettung freueten und ſich bei ihm mit der Aufzählung der Gründe, die ſie abgehalten hätten, ſeine Geldbuße zu bezahlen, entſchuldigten.

Hatte nun Carlo vorher ſchon von ſeiner Schweſter gehört, ſie wiſſe nicht, wer ihn befreit und ſeine Strafe abgetragen habe, ſo gerieth er in das höchſte Erſtaunen, als er jetzt vernahm, daß keiner von denen, die ihn zu beſuchen gekommen waren, der Zahler geweſen, und erwartete mit dem ungeduldigſten Verlangen von der Welt den neuen Tag, um zu erfahren, wem er eine ſo außerordentliche Wohlthat ſchuldig geworden ſei.

Der neue Tag kam und ſobald das Schatzmeiſteramt geöffnet wurde, begab ſich Carlo dahin und begegnete dem Schatzmeiſter, wie er eben in das Zimmer trat. Er fragte ihn, nach freundlichem Gruße, wer die tauſend Gulden bezahlt habe, zu denen er von der Signoria verurtheilt geweſen ſei, und der Beamte erwiederte: Du ſollſt wiſſen, Carlo, daß geſtern Abend zwiſchen ſechs und ſieben Uhr Anſelmo di Meſſer Salimbene hierher zu mir kam, tauſend Dukaten in Gold für dich entrichtete und mir den Befehl dich frei zu laſſen abforderte, den ich gab. Ich muß dich überdies benachrichtigen, daß er den Ueberſchuß auf dieſe Summe, den ich ihm herauszahlen wollte, von mir nicht wiedernahm. Ich bin aber gern bereit, ihn dir gegenwärtig zu überantworten, wenn du ihn haben willſt, denn ich füllte in dieſer Hinſicht den Betrag deiner Zahlung geſtern Abend noch nicht aus, wiewohl ich deine Rechnung abſchloß. — Zu dieſer Kunde ſagte Carlo: er verlange keinesweges eine Rückzahlung, und wolle immerhin die tauſend Dukaten in Gold abgeſchrieben haben, dankte dem Beamten für den geäußerten guten Willen, entfernte ſich von ihm und ging in ſeine Wohnung zurück.

Ueber die Freigebigkeit und Höflichkeit Salimbene's nachdenkend und nachſinnend: was denſelben bewogen haben könne, ihm ſolchen Edelmuth zu erkennen zu geben, angeſehen, daß zwiſchen den Salimbeni und den Montanini unter vielem Blutvergießen, eine ſo alte grauſame Feindſchaft beſtanden habe, wußte Carlo nicht, was er davon halten und dazu ſagen ſolle. Indem er ſich in dieſe Gedanken immer mehr vertiefte, Anſelmo's ganzes Thun und Laſſen auf das genaueſte prüfte, und erkannte, daß er ſich ſelbſt niemals um ihn verdient gemacht, erinnerte er ſich doch, daß Anſelmo zuweilen mit verliebten Augen Angelica zärtlich angeblickt und jedes Mal, wann er ſie geſehen, ihr viele Ehren erwieſen und viel mehrere Zeichen der Freundſchaft als der Abneigung kund gegeben habe. Alles alſo wohl bei ſich erwägend, zog er den Schluß: Salimbene ſei durch nichts Andres bewegt worden, die tauſend Dukaten für ihn zu entrichten, als durch die Liebe zu Angelica, weil dieſe vergnügliche Leidenſchaft der Liebe, ſo bald ſie ein Mal ein edles großes Herz umfangen hat, wunderſame Wirkungen in ihm hervorbringt und es zu allen Vortrefflichkeiten und Tugenden erregt. In dieſer Ueberzeugung ſagte Carlo zu ſich ſelbſt: Da Anſelmo Salimbene mein Leben, welches ſchon getödtet war, meiner Schweſter wiedergeſchenkt hat, ſo ſcheint es mir ziemlich, daß Angelica und ich uns für ein ſo bedeutendes, wohl dargebrachtes Geſchenk dankbar erzeigen, und daß wir die empfangene Wohlthat, welche wir durch Geld nicht bezahlen können, durch eine ähnliche in unſern Kräften ſtehende Gabe vergelten. Welches Geſchenk entſpricht aber auf eine würdige Weiſe einer ſo verdienſtlichen hochherzigen That, wie der des edlen Salimbene? Wahrlich, es kann nichts Andres geſchehen, als daß meine Schweſter und ich uns ihm freiwillig zu Sklaven ergeben und ihn für unſern ſteten Herrn erkennen! —

In dieſen Gedanken und in dieſer angenommenen Meinung verharrte Carlo, ohne ſich Jemand anzuvertrauen, bis er wußte, Anſelmo Salimbene, der, wie geſagt, auf das Land gegangen war, ſei nach Siena zurückgekehrt. Noch an demſelben Tage, da dies geſchah, rief Carlo ſeine Schweſter in ſein Gemach und begann folgendermaßen zu ihr zu ſprechen: Meine theuerſte Angelica! Ich bitte dich bei der aufrichtigen und herzlichen Liebe, welche du, ich weiß es, für mich hegſt, daß du mit aller Aufmerkſamkeit anhöreſt, was ich dir jetzt ſage, und daß du bedenkeſt, ich habe meine Worte lange Zeit bei mir erwogen und reiflich überlegt, bevor ich ſie gegen dich habe äußern wollen. Ich ſage dir alſo, daß ich jedes Mal, wann ich bedenke und mir in das Gedächtniß zurückführe, in welchem Zuſtande einſt in Siena unſre Familie geweſen iſt, von deren Größe und Vorzüglichkeit dieſe Stadt noch mancherlei Spuren, wie die ſchönen und reichen Paläſte, die heiteren Räume nnd Gemächer und hohen Thürme in ſich trägt, die unſre Ahnen in Pracht und Herrlichkeit bewohnten und denen noch die Wappenſchilder unſers Hauſes angemalt und eingehauen ſind; wenn mir die marmornen Grabmale in die Augen fallen, die da in verſchiednen Tempeln ſo berühmten Rittern aus unſerm Blute errichtet wurden, ſo kann ich nicht umhin, darob eine ſo große Qual zu fühlen, daß ſich mein Herz vor wilder unglaublicher Leidenſchaft umwenden will. Ich komme niemals nach Hauſe in dieſen unſern weiten ungeheuren, für die reichſte und größte Familie Siena's übergeräumigen Palaſt, der uns mit dem kleinen Gütchen von dem ganzen Erbe und Reichthum unſrer Vorfahren allein übrig geblieben iſt, ohne daß ich ſterben zu müſſen glaube, wenn ich bedenke, daß er zu unſrer Altvordern Zeit immerdar mit ſieneſiſchen Edelleuten und Bürgern erfüllt war, und daß unſer Großvater noch ſo oft in der Signoria oder zu Geſandſchaften gebraucht wurde, die er ſtets mit Ehren beendigte. Wie elend iſt unſer Leben, meine geliebteſte Schweſter, die wir ſo viele Güter verloren haben, und in ſolche äußerſte Noth gekommen ſind, daß wir unſer kümmerliches Daſein kaum mit einer Magd und einem Diener friſten können, nachdem unſre Familie ehedem ſo unzähligen Menſchen Nahrung verlieh! Und dennoch würde ich dieſes Elend weit ſchmerzlicher empfinden und ewigem Mißvergnügen darum unterliegen, wenn ich nicht die gewiſſe Ueberzeugung hegte, daß unſern Seelen noch dieſelbe Begierde nach Ruhm und Ehre, wie denen der alten Ahnen des Geſchlechtes der Montanini innen wohnt, die ſich zu jeder Zeit ſo ſtolz und ſo groß geſinnt erwieſen: daß, wenn ſie auch von Andern an Reichthum überragt worden wären, ſie doch nimmermehr geduldet haben würden, daß irgend wer ſie in Werken der Dienſtfertigkeit nnd Dankbarkeit übertroffen hätte. Stehe du mir alſo bei, mir den eignen Glauben zu rechtfertigen, daß, wiewohl Natur oder Schickſal, oder was es ſei, uns auf dieſe Weiſe in Armuth verſetzt und uns der Mittel beraubt hat, die Größe unſrer Seelen durch Thaten zu beweiſen, ſie uns doch nicht das Bewußtſein entziehen konnte, einer höchſt edlen und höchſt ehrenwerthen Familie zu entſtammen, und es gewiß in dem Willen, wenn uns auch die Kräfte fehlen, dem Edelmuthe und der Größe unſrer Vorfahren gleich zu thun, was uns eben nicht weniger edel macht, als ſie geweſen ſind. Es bleibt mir deswegen in dieſer Noth, in dieſem Kummer und Elende, und in dieſen Mühſalen, in welchen wir, wie dir bewußt iſt, befangen ſind, wenigſtens die Beruhigung: daß uns beiden, nachdem uns die größte, vielleicht jemals in dieſer Stadt erhörte und gegen irgendwen ausgeübte Gefälligkeit erzeigt worden iſt, wenn du es willſt, die Gelegenheit ſich darbietet, ſo zu handeln, daß man uns niemals für undankbar ſoll halten oder ausgeben können. Du weißt, daß, indem ich in den vergangenen Tagen als Staatsverbrecher das Haupt verlieren ſollte, obgleich ich in der That unſchuldig war, dir zwar nach meinem Tode unſer ärmliches Beſitzthum verblieben wäre; dich aber nichts deſtoweniger eine augenſcheinliche Gefahr bedroht hätte, deine wenige Habe zuſammt deiner Ehre und deinem guten Rufe zu verlieren, weil du die geringe Theilnahme unſrer Verwandten an unſerm ſo bedeutenden Mißgeſchicke kennen gelernt haſt, von denen kein einziger bereitwillig war, uns mit Geld und, was das ſchlimmſte iſt, noch viel weniger mit Worten beizuſtehen, Du weißt auch, daß uns von alledem, was wir hofften und fürchteten, das gerade Gegentheil widerfahren iſt. Wir hofften, unſre Verwandten und Freunde würden uns, wo nicht mit Geld, ſo doch mit Worten helfen, und uns den ihnen gegönnten Einfluß leihen: kein einziger rührte ſich. Wir trugen die größte Furcht, unſre Gegner und Feinde würden wider uns rege werden, und mit Eifer und Sorgfalt meinem Verderben und meinem Tode nachſtreben. Aber, guter Gott! von wannen Schaden und Verderben zu erwarten ſtand, erwuchs uns Heil und Nutzen, ging Beiſtand und Hülfe hervor. Anſelmo Salimbene, meine theuerſte Schweſter, den wir für unſern Widerſacher und Feind erachteten, hat ſich uns, Dank ſei es ihm, als unſern innigſten Freund und Beſchützer kund gethan. Ohne darum angeſprochen zu werden, ohne Sicherheit zu verlangen, und ohne von uns irgend einen Dienſt oder eine Wohlthat empfangen zu haben, iſt er derjenige geweſen, welcher aus Menſchenfreundlichkeit der Signoria tauſend Gulden oder vielmehr tauſend Dukaten in Gold entrichtet und meine Freiheit dafür von ihr erworben hat. Daß ein Freund für den Freund, ein Verwandter für den Verwandten, oder irgend Jemand, gegen gehörige Sicherheit und Verpfändung in den Händen, für einen Andern Geld bezahlt, iſt, wäre es in der That auch ein aus Gefälligkeit oder um Gewinn geleiſteter Dienſt, dennoch eine Sache, welche nicht alltäglich unter den Menſchen gebräuchlich ſein mag. Daß aber ein Feind, aus freiem Antriebe, eine bedeutende Summe Geld für dich hergibt, ohne des gegen dich irgend zu gedenken, oder ohne für ſeine Sicherheit Vorkehrungen zu treffen, das iſt in Wahrheit etwas Ungewöhnliches, Wunderbares, Preiswürdiges und eine übermäßige, ſelten, wenn jemals ausgeübte Freigebigkeit, die da mit dem lauteſten Lobe nicht ſo, wie ſie es verdient, zum Himmel erhoben werden kann. Nun aber, meine ſüße und geliebte Schweſter, da ich die verlorne Freiheit und das Leben zugleich wieder gewonnen habe, und da dir der Bruder, den du ſchon als todt beweinteſt, zurückgegeben, ſo wie deine gefährdete und der Willkühr des Schickſals ſchon anheim geſtellte Ehre geſichert und gerettet ward, iſt es vonnöthen, wenn wir nicht gegen unſre erlauchten Ahnen als ausgeartet erſcheinen und von dem Pöbel als treulos, ungerecht und undankbar mit dem Finger bezeichnet werden wollen: daß wir ein Mittel ausfindig machen, ſo weit unſre Kräfte reichen, Salimbene die große uns erzeigte Wohlthat zum Theil zu vergelten. Indem ich forſchte und nachſann, zu welchem Ende und aus welchem Grunde er ſich bewogen gefunden haben möge, eine ſo ritterliche Handlung an uns zu begehen, habe ich nach vielen und mancherlei darob angeſtellten Betrachtungen aus den früher an ihm wahrgenommenen und gegenwärtig beobachteten Kennzeichen die Gewißheit erlangt, daß ihm die Liebe zu dir den Anlaß zu ſeiner an uns verwendeten Großmuth und Freigebigkeit lieh, gegen welche du ſelbſt gewiß eben ſo wenig unerkenntlich bleiben, als mich auf gemeine Weiſe unempfindlich erſcheinen laſſen wirſt, da du ihm leicht für dich und mich, was er an uns gethan hat, vergüten kannſt. Denn, wohl erwogen, daß uns keine Glücksgüter mehr geblieben ſind, damit unſre Schuld an ihn abzutragen, würde es mir am beſten ſcheinen, du entſchlöſſeſt dich: deine Perſon freiwillig in die Gewalt und Willkühr Anſelmo Salimbene's zu geben, wodann ich dir mein Leben eben ſo ſehr als ihm verdanken müßte, dem du dafür verpflichtet biſt, weil er es aus Liebe zu dir vom Tode errettet hat. So vergeltend, befreieſt du dich und mich, nach deinen Kräften, von einer Verbindlichkeit, die er für vollſtändig abgetragen erachten wird, da er ſeine große Liebe zu dir bereits alſo wirkſam zu erkennen gab. Ich hange der feſten Meinung an, daß er, der jetzt ſchon ſo viel für dich gethan hat, und dich ſo hoch ſchätzt, bevor du die ſeinige warſt, dich weit mehr lieb haben und werth halten muß, wenn du dich erſt in ſeiner Gewalt befindeſt, weil er eben ſo edel und ſo großen Gemüthes, wie wir ihn kennen, iſt. Auch glaube du, meine liebenswürdige Schweſter, nicht, daß die Liebe in Salimbene's Herz gedrungen und feſt gewurzelt ſein würde, wofern ſie daſſelbe nicht ſo, wie ich dir ſage, erfunden hätte, ich meine, menſchlich, edel und höchſt wohlwollend geſinnt, demgemäß ihm deine Zufriedenheit gewiß jederzeit vor allen Dingen in der Welt zu beachten ſtehen bleibt. Es verhalte ſich dies indeſſen wie es wolle, ſo ſehe ich keine andre Weiſe, unſre Verbindlichkeit gegen Anſelmo zu löſen, als die dir angegebene. Und wenn du Bedenken tragen ſollteſt, das in Ausführung zu bringen, was ich dich heiß und inſtändigſt bitte aus freiem Willen zu thun, weil ich dir durchaus keinen Zwang auferlegen mag, ſo verſichre ich dich, daß ich beſchloſſen habe, nicht allein meine Vaterſtadt, ſondern mein Vaterland Italien überhaupt zu verlaſſen, und in ferne weit entlegne Lande zu fliehen, damit kein Menſch, der mich kennt, je wieder von mir hört und mich der Undankbarkeit anklagt, auf den da, nach meinem Dafürhalten, wenn ich bliebe, die Kinder auf der Straße ſelbſt mit Fingern zeigen müßten. —

Nach dieſer Anrede ſchwieg Carlo ſtill und erwartete die Antwort der heftig weinenden Angelica, die aufmerkſam ihren

Bruder angehört hatte und, in einen übermäßigen Thränenſtrom zerfließend, ihm folgendermaßen erwiederte: Mein theurer, von mir über Alles geliebter Bruder! Ich bin ſo verſtört, daß ich nicht weiß, wo ich dir zu antworten anfangen ſoll. Da ich indeſſen nothwendigerweiſe reden muß, ſo ſage ich dir, was mir in der Verwirrung über die Lippen kommt. Ich glaubte, o wie veränderlich und wandelbar ſind doch die Dinge dieſer Welt! als du aus dem Gefängniſſe kamſt, und als ich dich dem dir ungerechterweiſe drohenden Tode entronnen ſah, ich glaubte, ſage ich dir, dem Groll und der Bosheit des Schickſals ſeien die ſchon ſo lange Zeit gegen unſer Haus abgeſendeten ſcharfen, vergifteten Pfeile ausgegangen und es werde uns, von nun an ſich beruhigend, den Frieden gönnen. Doch, ich Arme! fand mich arg getäuſcht, und es ſcheint mir, als zeige ſich uns ſein Antlitz drohender als je; denn wenn es unſre Vorfahren ſchon verfolgt hat und ihnen nachtheilig geweſen iſt, ſo ſtrebt es gegenwärtig darnach, uns in den Abgrund des Verderbens zu ſtoßen, unſern Namen gänzlich auszutilgen, und insbeſondre mich ſo grauſamen Qualen und Beſchimpfungen auszuſetzen, als ein unglückliches Weib in dieſer Welt erfahren kann. O, wehe mir! daß ich mich von einem ſo widerwärtigen, ſtürmiſchen Geſchicke, in einem ſo frühen Alter als das meinige, als ein ſo ſchwaches Mädchen wie ich bin, einer ſo gefahrvollen, fürchterlichen Gemüthserſchütterung muß überlaſſen ſehen, die den weiſeſten, erfahrenſten und ſtärkſten Männern genug zu thun geben würde, um geradesweges daraus hervorzugehen. Ich, Unglückliche! ſehe mich auf zwei äußerſte Schritte zurückgeführt, entweder mich gewaltſam von dir zu trennen, mein Bruder, den ich einzig liebe und auf den ich nach Gott meine einzige Hoffnung geſetzt hatte, da mir in dieſem Leben kein andrer Troſt, keine andre Hülfe und Rettung geblieben iſt, oder, um dich mir zu erhalten, einem Andern jenen unwiederbringlichen Schatz hinzugeben, für deſſen Erhaltung jedes Weib, das einen Funken von Vernunft in ſich trägt, gern und willig tauſend Leben, wenn ſie ſo viele hätte, der Gefahr des Todes ausſetzen würde, weil nur mit ihm das Leben wirklich Leben iſt, und nur wer da ihn ſich erhalten, an dem Leben Freude hat, wogegen diejenige, welche ihn nicht zu bergen weiß, oder thörichterweiſe verliert, nicht lebendig iſt, obgleich ſie lebt, ja ſogar weit ſchlimmer als todt genannt werden muß; denn was, bei Gott! hat ein Weib Gutes, Achtungswerthes, Liebenswürdiges, deren Ehre befleckt und verloren iſt? Sonach willſt du, mein Bruder, daß ich das einzige mir übriggebliebene Erbtheil meiner alten Ahnen, die Ehre, einem Andern hingeben, aus einer ehrbaren Jungfrau, als welche ich bisher gelebt habe, eine ſchmachvolle allgemeine Dirne werden ſoll, auf die man von allen Seiten her mit Fingern zeigt? O, boshaftes Schickſal! O, unglückliches, allzuſtrenges Geſtirn! O, widerwärtiges Loos! O, Elend, meines ſo verſchiedenen und mannigfalten Gattungen von Drangſalen, Kummer und bitterſtem Herzeleid unterworfelnen Lebens! O, allergrauſamſter Tod! der du mich zu dieſem äußerſten Punkte verführen mußteſt, auf dem ich gegenwärtig ſtehe, aus welchem Grunde löſchteſt du nicht zugleich mit dem Leben meiner vielgeliebten Mutter, die du bei meiner Geburt tödteteſt, mein eignes höchſtunglückſeliges Leben, die Herberge alles Elends aus! Oder ſollte ich einmal ſo große Verfolgungen ausſtehen, warum ſchließeſt du nicht, nur einigermaßen mitleidend, in dieſer Stunde dieſe meine thränenſchweren Augen? O, komm doch, Tod! komm, und laß mich nicht länger das Licht der Sonne ſehen, ſondern beſchatte mit ewiger, finſterſter Nacht dieſe Augen, die da Andern geringe Luſt, mir aber unendlichen Verdruß verleihen. —

Kaum vermochte die betrübte troſtloſe Angelica dieſe letzten Worte hervorzubringen, denn überreichliche Thränen und ſchmerzliches Schluchzen erſtickten ihr die Sprache. Nachdem ſie einigermaßen wieder ihrer ſelbſt mächtig geworden war, hub ſie ſo gut ſie vermochte alſo weiter zu ſprechen an: Doch wohlan, mein Bruder, da mein mißgünſtiges Geſchick beſchloſſen hat, mich ſolchem Elende preis zu geben, da ich ſehe, daß dir an mir nichts gelegen iſt, dem da eben ſoviel an mir gelegen ſein ſollte als mir ſelbſt, und da du verlangſt, daß ich mich unfreiwillig deinem Sinne fügen ſoll, der da immerdar weit höher geſtanden hat und weit adlicher geweſen iſt, als es ſich mit der Vernunft vereinbaren laſſen will, ſo bin ich zufrieden, deinem Willen mit mir und der Liebe, die du mir bis zu dieſem Augenblicke bewieſen haſt, Genüge zu leiſten. Gib dieſen meinen Leib zum Geſchenke, wem es dir zumeiſt gefällt, doch halte dich für verſichert, daß ich dir nicht mehr angehöre, ſobald du mich einem Andern überlaſſen haſt, wodann mir, nach dem Verluſte meiner mir über Alles theuern Ehrbarkeit, der Tod, den ich mir ſelbſt mit meinen eignen Händen geben werde, ein wahrhaftiges und immerwährendes Zeugniß gegen die nach uns Lebenden ablegen ſoll, daß ich Dir in allen Dingen habe gehorchen wollen; daß aber mein Gemüth in dein unzuläſſiges Geſchenk und in dieſe deine unerlaubte Beruhigung nicht eingewilligt hat, und daß ich vorgezogen habe zu ſterben, als mit einem ſo häßlichen Schandfleck im Angeſichte leben zu bleiben. —

Nachdem ſie dies geſprochen hatte, öffnete ſich die Ader ihrer abermals entſtrömenden Thränen von neuem und ſie ſchwieg. Carlo erwiederte auf dieſen Entſchluß ſeiner Schweſter folgendes: Niemals war mir dies armſelige Leben ſo theuer, meine ſüßeſte Schweſter, daß ich es nicht unzählige

Male freiwillig und bereit den höchſten Fahrniſſen eher preis gegeben, als dich oder deine Ehre der leiſeſten Kränkung ausgeſetzt haben würde, und ich hätte dir dies ohne Anſelmo's uns erwieſenen ungemeinen Dienſt und ohne ſeine wunderbare Freigebigkeit gewiß immer bethätiget. Aber da ich in meinem Gemüthe nicht begreife, wie in einem Menſchen neben dem ſchmählichen Laſter der Undankbarkeit irgend eine freundliche Tugend beſtehen kann, oder wie ſich der ſchwarze Rabe zu dem ſchneeweißen Schwane ſchickt, und da ich des feſten Glaubens bin, daß Anſelmo, der dir ſo liebreich geſinnt geweſen iſt, nimmermehr ſchimpflich an dir handeln wird, ſo bitte ich dich nochmals, daß du unſre Verbindlichkeit löſen wolleſt, und äußre dir danächſt den Wunſch, indem die erſte und fürnehmlichſte Dienerin der preiswürdigen Dankbarkeit die Seele iſt, deren Aufrichtigkeit ſich durch ein heitres Angeſicht zu erkennen gibt, daß du deinen Thränen ein Ende ſetzeſt und, wenn es dir gefällt, dein umwölktes Antlitz aufkläreſt; damit unſer darzubringendes Geſchenk um ſo angenehmer werde, jemehr ein vergnügtes Geſicht verkündiget, daß es der innern Zuſtimmung des Herzens nicht entbehrt. —

Die beiden Geſchwiſter wechſelten noch viele Worte mit einander, Angelica nahm ſich vor, heitrer zu erſcheinen, als es möglich ſei, es kam die Nacht, und um die von Carlo dazu anberaumte zweite Stunde, ging er mit ſeiner Schweſter und einem Diener, der eine angezündete Laterne trug, nach Anſelmo's Hauſe, an deſſen Thor er zu klopfen anhub, ſobald er angekommen war. Es erſchien ein Diener, der ihn fragte wer er ſei, und voller Staunen und Verwunderung ſeinem Gebieter hinterbrachte, Carlo Montanino verlange nach ihm. Anſelmo ließ, nach angehörter Botſchaft, ſchnell zwei Fackeln anzünden, ſtieg die Treppe herab, ließ die Thüren öffnen und ging Carlo höflich entgegen, den er willkommen hieß und nach deſſen Begehren er ſich erkundigte. Carlo erwiederte ihm die ſchicklichen Begrüßungen und gab ihm zu verſtehen, daß er mit ihm in einem Zimmer, wo ſie von Niemand geſtört würden, zu ſprechen habe. Der über die Neuheit des Ereigniſſes, Angelica bei ſich zu ſehen, unmäßig erſtaunende Anſelmo wußte nicht im mindeſten was er davon zu denken oder zu halten habe und erwiederte nur: Wenn es euch gefällig iſt, ſo gehen wir. — Er ließ alſo Angelica den Vortritt, faßte Carlo's Hand, dem er zur Linken blieb und begab ſich mit ihnen die Stiegen empor durch den Saal in ſein eignes, ſeinem Adel und Reichthume gemäß, herrlich und koſtbar geordnetes und ausgeſchmücktes Gemach, worin er Angelica und Carlo Seſſel reichen ließ und ſelbſt einen Platz einnahm, indem er den Dienern das Geheiß ertheilte fortzugehen.

Sobald ſie alle drei allein waren, richtete Carlo zu Salimbene gewandt folgende Worte an ihn: Verwundre dich nicht, Anſelmo, daß ich dich auf eine in unſrer Stadt ungebräuchliche Weiſe anrede, indem ich dich, Herr! nenne, und daß ich dich von nun an immerdar ſo nennen und ehren werde, denn was du an uns thateſt, hat dir dieſen Namen wohl von uns verdient. Ich verdanke dir dieſes arme Leben, welches ewig deinem Willen unterworfen ſei. Meine Schweſter erhielt von dir mich, ihren Bruder, ihre Ehre und ihren Frieden. Hätte uns nicht der Groll eines widrigen Geſchickes heimgeſucht, ſo würde ſie, wie ich, mit gleicher Erkenntlichkeit der Verpflichtung genüge gethan haben, die wir dir ſchuldig ſind. Da es uns indeſſen nichts als unſre Seelen und dieſe beiden uns von deiner Gnade geretteten Körper übrig gelaſſen hat, ſo verlangt die Gerechtigkeit, daß dieſe dir angehören. Und da es offenbar iſt, daß du das Gethane aus Liebe zu Angelica gethan haſt, ſo zeigt und leuchtet uns der Funken der Dankbarkeit, den der Hauch des Unglücks nicht im Stande geweſen iſt in uns zu erlöſchen, den Weg voran, den wir einzuſchlagen haben, um nicht undankbar genannt zu werden. Angelica iſt dem zufolge füglich dein, ſie begibt ſich freiwillig in deine Gewalt und will ſtets die deine ſein, ich, der ich ihr Bruder bin, überlaſſe ſie dir als die deinige. —

Nach dieſer Rede ging Carlo, ohne eine Antwort zu erwarten, aus dem Gemache und mit ſeinem Diener in ſein Haus zurück. Anſelmo hörte Carlo's Antrag und ſah die einzig Geliebte vor ſich ſtehen. Sie widerſetzte ſich zwar ihrem Bruder nicht, ſchien aber doch auch nicht zufrieden zu ſein. Er ſtand lange Zeit zweifelhaft an. Alsdann rief er eine Tante, die bei ihm im Hauſe war, und ſagte ihr, ſie möge mit ihren Frauen Angelica Geſellſchaft leiſten. Er ſelbſt entfernte ſich aus dem Zimmer, ließ alle ſeine Verwandten und Freunde zu ſich entbieten, die ſich alsbald einfanden, bat ſie, nachdem er viele Fackeln hatte anzünden laſſen, ihm den Dienſt zu erzeigen ihn zu begleiten, ließ auch ſeine Tante und Angelica gleich den übrigen Frauen rufen und begab ſich mit Allen zu Aller Erſtaunen auf den Weg nach Carlo's Hauſe, wo er Carlo zu ſprechen verlangte, der augenblicklich herabkam und ihn fragte, was zu ſeinem Gebote ſtehe. Anſelmo ſprach zu ihm: Vor einer kleinen Weile, Carlo, kamſt du mit deiner Schweſter in mein Haus und wollteſt mit mir ohne Zeugen ſprechen. Jetzt komme ich zu dir und ſage dir, daß ich mit dir in deinem Saale, in Gegenwart dieſer ganzen Verſammlung ſprechen will. —

Sie ſtiegen in den ſehr geräumigen aber ſchmuckloſen Saal empor und hier erhob Anſelmo ſeine Stimme, der Alle lauſchten, und ſagte: Ehrſame Frauen und edle Bürger! Ich denke, ihr wundert euch Alle in nicht geringer Maße, daß ich zu dieſer Stunde in ſolcher Begleitung in dieſes Haus gekommen bin, und verlangt zu wiſſen, zu welchem Ende dieſe Zuſammenkunft, als eine ſeit langen Jahren unerhörte und ungeſehene Sache, veranſtaltet worden iſt. Ich will es euch ſagen, wenn ihr mir ein günſtiges Gehör ſchenken wollt. Nur müßt ihr wiſſen, daß die von der ſinnreichen Natur der menſchlichen Seele eingeprägte Großmuth in ihrem Wirken niemals unterläßt, alle in ihr keimenden tugendlichen Eigenſchaften um ſo beſtimmter an den Tag zu bringen, je mehr löbliche und ihrer würdige Thaten ſie ſchon hervorgerufen hat. Ja ihre Kraft iſt ſo außerordentlich und ungemein, daß, wenn ſie auch, als die Zielſcheibe eines widerwärtigen Geſchickes Tag für Tag von Unfällen bedrängt, erſchüttert und verwundet würde, wie denn alles Weltliche vergänglich iſt, ſie doch feſt und ungebeugt und unerſchütterlich wie eine Klippe gegen die ſtürmiſchen Meereswogen bliebe. Weder Reichthum noch Anſehen kann ſeinen Beſitzer edel und anmuthig machen, ſobald er niedrigen und gemeinen Sinnes iſt, doch die Armuth iſt nimmermehr im Stande, ein edles großgeſinntes Gemüth zu erniedrigen. Dieſes ſage ich, indem ich in meinen Gedanken die Hochherzigkeit, den Edelſinn und die Vortrefflichkeit Carlo Montanino's und ſeiner Schweſter Angelica, nach meinem Ermeſſen einer Jungfrau ohne Gleichen, erwäge, aus deren Bruſt der Untergang ihrer Familie nicht vermocht hat, den ihnen innenwohnenden angebornen Adel zu vertilgen. Und ich kann deswegen nicht umhin, meine Ahnen zu tadeln, daß ſie um eines zufälligen Zwiſtes willen alle ihre Kräfte aufgeboten haben, eine ſo edle Familie, wie die der Montanini iſt, zu Grunde zu richten, welche ohne Zweifel verdiente, zu den beſten Häuſern unſrer Stadt gezählt zu werden, hätte ſie auch nur die mit ſo ſeltnem adlich ritterlichem Sinne begabten Carlo und Angelica erzeugt und wären ihr auch nicht, wie mir wohl zu Ohren gekommen iſt, ſo viele ehrenwerthe und ausgezeichnete Ritter entſproſſen, die ſich jederzeit, wann es die Noth erheiſchte, zu Nutzen, Frommen und Ehren des Vaterlandes ermüdeten. Jetzt möge es euch nicht misfallen, anzuhören, welcher Art und wie groß Carlo's und Angelica's Dankbarkeit geweſen iſt. Es iſt wahr, daß ich ſchon vor geraumer Zeit ein Auge auf die Schönheit und das ehrbare Weſen Angelica's warf, und daß ich ſie am Ende heftig liebte, nachdem ich langes Vergnügen daran gefunden hatte, mit verliebten Augen nach ihr aufzuſchauen. Bei der zwiſchen unſern Häuſern beſtehenden Feindſchaft wagte ich nicht, irgend Jemand meine Liebe kund zu thun. Inzwiſchen geſchah es, wie ihr Alle wißt, daß Carlo, eines Staatsverbrechens angeklagt, ſich nicht zu rechtfertigen im Stande war und von der Signoria verurtheilt wurde, binnen vierzehn Tagen tauſend Gulden Strafe zu bezahlen oder den Kopf zu verlieren. Ich nahm wahr, daß ſeine Verwandten keine Anſtalten machten, für ihn zu zahlen, daß er ſelbſt nicht zahlungsfähig war, und bezahlte unaufgefordert tauſend Dukaten für ihn, wodurch ich ihn aus dem Gefängniß befreiete. Er wurde durch den Schatzmeiſter von dem Hergange der Sache in Kenntniß geſetzt, wollte es nicht dulden, weder mir, noch einem andern Menſchen eine ſo kleine Summe ſchuldig zu ſein, und beging alſo eine Handlung der höchſten Erkenntlichkeit, die jemals von einem Menſchen begangen ward. Denn, nachdem er, ich weiß nicht wie, erfahren hatte, daß die Geldbuße von mir aus Liebe zu Angelica bezahlt worden ſei, kam Carlo dieſen Abend mit ſeiner Schweſter in mein Haus, wo er ſich mir zum Sklaven ergab und mir die Schweſter zu meiner freien Willkühr überließ. Weil mir nun das eine wie das andre Geſchenk gleich wie mein Leben lieb und theuer iſt, ſo gedenke ich Angelica ſo ſehr als die Meinige anzuſehen, daß ich ſie mit Recht und Ehren als meines Gleichen beſitzen kann, indem ich ſie zu meiner geſetzmäßigen Gemalin, und Carlo zu meinem Schwager und Bruder mache. —

Wie groß hierüber Angelica's und ihres Bruders Freudigkeit war, läßt ſich nicht ausdrücken. An Worten gebrach es gegenwärtig nicht und zuletzt verlobte ſich Anſelmo ſeiner innig Geliebten mit einem koſtbaren Ringe, indem er zu den Umſtehenden gewendet heiter ſagte: Es würde mir nicht geziemend ſcheinen, eine ſo edle und vollkommene Jungfrau, wie meine theuerſte Angelica, ohne Mitgift vermählt zu ſehen. Seid ihr Alle darum Zeugen, und wenn ein Notar unter euch iſt, ſo ſetze er es ſchriftlich auf, daß ich aus freiem Antriebe und mir wohl bewußt meiner geliebten Braut Angelica Montanina von allen meinen beweglichen und unbeweglichen Gütern, ohne Ausnahme, die Hälfte zur Ausſteuer ſchenke, und daß ich desgleichen die mir überbleibende Hälfte mit meinem Adoptiv-Bruder Carlo Montanino theile, dem ich kraft der Gewalt, die er mir über ſich zugeſtanden hat, dies Alles anzunehmen gebiete, indem ich ihn, ſobald er dies gethan haben wird, ſeiner vorgängigen Freiheit wiedergebe. —

Weil es ſchon ſpät an der Zeit war, ſo küßte Anſelmo ſeine liebliche Braut und ſagte ihr, nächſtkommenden Sonntag ſolle ihre Hochzeit in Carlo's Hauſe ſein. Man wünſchte ſich dann gegenſeitig eine gute Nacht und trennte ſich, indem Anſelmo's Tante bei der Verlobten blieb. Wer dabei geweſen war, lobte und pries ohne Aufhören Salimbene ſowohl als Montanino und deſſen Schweſter, und ging von unendlicher Bewunderung erfüllt nach Hauſe.

Mit dem Anbruche des neuen Tages verbreitete ſich die Kunde von dieſem neuen Verwandtſchaftsbande durch Siena, und die ganze Stadt nahm freudigen Theil an der Vereinigung der beiden Familien, zwiſchen denen ſo lange Zeit über eine ſo wilde, grauſame Feindſchaft obgewaltet hatte. Anſelmo begann alles Nöthige zu ſeiner Hochzeitfeier anzuordnen, damit ſie recht herrlich und prachtvoll ſei, und ließ ſodann einen geſchwornen Notar kommen, der die am Abende vorher mündlich geſtellten Bedingungen ſchriftlich abfaſſe.

Faſt die ganze Stadt beſuchte Salimbene und ſeine Braut. Das Fräulein war klug und beſcheiden und ließ einem jeden Beſuchenden einen höflichen Empfang angedeihen, je nachdem ſein Stand es erforderte, ſo daß ein Jeder ſie höchlich pries, und ſämmtliche Verwandte Anſelmos ſich von ihr zufriedengeſtellt fanden, weil es ihnen ſchien, er habe in ſeiner Wahl gut gethan. Die junge Braut dankte unſerm Herr Gott inbrünſtig das ihr bereitete Glück, und hörte nicht auf den verſtändigen Rath ihres Bruders einzuſehen.

Am zunächſt folgenden Sonntage waren die Vornehmſten der Stadt zu einem ſtattlichen Mittagsmahle in Carlo's Hauſe eingeladen und man verjubelte den Tag in reinſter Fröhlichkeit. Alle Männer und Frauen erklärten Angelica einſtimmig für die ſchönſte und anmuthigſte Jungfrau Siena's. Sie war noch nicht über ſiebenzehn Jahre alt, und doch ſo zuvorkommend, ſo höflich, ſo edel und ſo leutſelig, als hätte ſie die allervornehmſte Erziehung genoſſen. Zur Stunde des Nachteſſens führte Anſelmo mit großem Gepränge und im Triumphe ſeine junge Braut in ſein Haus, wo die köſtlichſten Speiſen der Verſammlung warteten, die ſich noch lange Zeit bei Spiel und Tanz erluſtigte, bis die Gäſte am Ende nach Hauſe, Anſelmo und Angelica aber in das Brautgemach ſich begaben.

Einen ſolchen Ausgang nahm Anſelmo's Freigebigkeit und Carlo's und Angelica's ungemeſſenes Dankgefühl. Man könnte wohl darüber ſtreiten, wer von den Dreien zu meiſt zu loben ſei.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druckfehler.

Seite 5. Zeile 6. v. o. lies ward anſtatt ſtand
— — — 10. — lies ſinnlos gewordenen Manne anſtatt von Sinnen Daſtehenden
— — — 11. v. u. lies loszu- anſtatt los-
— — — 7. v. u. lies Bildſchnitzer anſtatt Tiſchler
— — — 3. v. u. lies ihn anſtatt ihm
— 6. — 2. v. o. lies Bildſchnitzer anſtatt Tiſchler
— 15. — 5. v. u. lies vornahm anſtatt vernahm
— 16. — 2. v. o. lies gab er ihnen ein zuſammengerolltes Papier und ſagte: anſtatt ſagte er zu ihnen:
— — — 12. v. o. lies überwältigte anſtatt überwältigte Dicke
— — — 11. v. u. lies lautes Schnarchen und in tiefen Schlaf. anſtatt tiefen Schlaf und ſchnarchte wie ein Ratz.
— 65. — 15. v. u. lies Beben anſtatt Leben
— 110. — 7. v. u. lies beſchloß ſie ihr anſtatt beſchloß ihr
— 151. — 10. v. u. lies und anſtatt unb
— 159. — 9. v. u. lies dem anſtatt bem
— 240. — 3. v. u. lies Abweſenheit anſtatt Anweſenheit
— 327. — 4. v. o. lies Widderſtoße anſtatt Widerſtoße
— 370. — 14. v. o. lies ſollte anſtat wollte
— 455. — 13. v. u. lies aus anſtatt auch
— 465. — 8. v. u. lies und ihn wie anſtatt und wie
— 466. — 1. v. o. lies einiger anſtatt einigen
— 511. — 12. v. u. lies ſenen anſtatt ſeinen

Das Novellenbuch

von

Eduard von Bülow.

Zweiter Theil.

D

Das Novellenbuch;

oder

Hundert Novellen,

nach

alten italieniſchen, ſpaniſchen, franzöſiſchen,
lateiniſchen, engliſchen und deutſchen

bearbeitet

von

Eduard von Bülow.

Mit einem Vorworte

von

Ludwig Tieck.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1835.

Qui nunquam sensit amoris
Ignem, aut lapis est, aut bestia.

Aeneas Silvius.

BIBLIOTHECA
REGIA.
MONACENSIS.

Vorrede.

Der vielgeleſene italieniſche Novelliſt Giovanni Francesco Strapparola aus Caravaggio lebte vom Ausgange des funfzehnten bis in die Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts. Seine dreiundſiebenzig Novellen und Fabeln erſchienen in der erſten Ausgabe in Venedig 1551. Die mir vorliegende ſpätere venetianiſche von 1580 iſt betitelt: Le tredici piacevoli notti del Signor Giov. Franc. Strapparola da Caravaggio, divise in due libri, novamente ristampate e con somma diligenza riviste e corrette, etc.

Strapparola erfindet nicht immer, ſondern erzählt zuweilen Anderen, wie dem Boccaccio, oder dem Giovanni Fiorentino, letzteren hie und da verbeſſernd, häufig auch den 1520 in Neapel in lateiniſcher Sprache erſchienenen anſtößigen Novellen des Girolamo Morlini nach. Seine Märchen ſind zumeiſt älteren Urſprungs, wie Valentin Schmidt in den ſchätzbaren Anmerkungen zu ſeiner 1817 erſchienenen deutſchen Überſetzung eines Theils derſelben nachweiſt. Eine andere unvollſtändige Überſetzung Strapparola's kam 1791 in zwei Bänden in Wien heraus. Den Franzoſen iſt er in einer Überſetzung von Jean Louveau und Pierre de la Rivey, Les facetieuses nuits etc. bekannt geworden, von der das erſte Buch ſchon 1560 in Lyon, die vollſtändige Ausgabe aber erſt 1572 eben da erſchien, und ſpäter zu wiederholten Malen abgedruckt wurde.

Ich habe von Strapparola eine ihm eigenthümlich zugehörende Novelle, ſeine favola seconda der notte settima für dieſen Theil meiner Sammlung ausgewählt und „die Liebenden in Dalmatien“ genannt. —

In den beiden Novellen: „die beſte Frau“ und „die unüberlegte Vorſicht“ lege ich wieder zwei aus Retif de la Bretonne's Contemporaines vor. Jene, darin die ſe[illegible]ndachtzigſte, le bourru vaincu par l'amour, iſt dem Originale treu gehalten, dieſe, die einundſiebenzigſte, la fille entretenue, hingegen freier bearbeitet, weil ich eine in das Original verflochtene, einen gewiſſen Gegenſatz dazu bilden ſollende dramatiſche Epiſode als überflüſſig und ſtörend von ihr ablöſen mußte. —

„Störung zu rechter Zeit“ iſt jene andere Arbeit, die zehnte Novelle des zweiten Theils der Cento Novelle amorose de i Sigri academici incogniti, die ich in der Vorrede zum erſten Theil erwähnte. Der Verfaſſer nennt ſich Liberale Motense. —

„Die Vergiftung“ habe ich nach der Novella 2 der Giornata 23 des: Il peccorone di Ser Giovanni Fiorentino, nel quale si contengono cinquanta novelle antiche, belle d'inventione e di stile übertragen, welches berühmte Buch mir in einer mailänder Ausgabe von 1554 zugänglich geworden, deſſen beſte Ausgabe hingegen die vom Jahre 1558 iſt. Der Verfaſſer, Ser Giovanni aus Florenz, den Poggianti Giovanni Comico nennt und über deſſen Perſon man allerlei unerwieſene Vermuthungen gehegt hat, war als Novelliſt einer der erſten Nachfolger Boccaccio's, indem er ſeine Erzählungen drei Jahre nach deſſen Tode, 1378, zu ſchreiben anfing. Die näheren Umſtände ſeines Lebens ſind uns faſt ganz unbekannt. Aus der Einleitung zum Peccorone erhellt, daß er denſelben in Dovadola, einem Schloſſe in der Romagna, unweit dem damals unabhängigen Forli abfaßte, wo er, freiwillig oder gezwungen von Florenz ausgewandert, eine Zeitlang gelebt zu haben ſcheint, weil er als Guelphe ſich nicht gut mit den Florentinern ſtand, und hingegen durch ſeine Handlungen eine ſein ganzes Leben fortwährende Anhänglichkeit an den römiſchen Hof verrieth. Auch Giovanni Fiorentino, gleichwie viele italieniſche Novelliſten, ausgenommen der geſchmackvolle Bandello, hielt in unnöthiger Nachahmung Boccaccio's dafür, ſeine Novellen durch den Faden einer fortlaufenden Erzählung verbinden zu müſſen. —

Die hierin aufgenommene Novelle: „der deutſche Hans“, die mich wegen ihrer Wahl hoffentlich ſelbſt rechtfertigt, iſt die Geſchichte des Tiſchlers Lademann aus der bekannten und für die Verhältniſſe unſerer neuerlichen Romanen- und Novellen-Literatur mit Unrecht verrufenen ſogenannten Inſel Felſenburg, die ihrem eigentlichen Titel nach heißt: „Wunderliche Fata einiger Seefahrer, abſonderlich Alberti Julii u. ſ. w., ausgefertigt von Giſandern. Nordhauſen 1731—43, 4 Thle. 8.“, im Jahre 1772 in Halberſtadt, 1788—89 in 3 Theilen in Gotha neu aufgelegt wurde und im Auszuge auch in Reichards Romanenbibliothek enthalten iſt.

Der Buchhändler Max in Breslau hat dieſes Buch, in der Sprache etwas angefriſcht, mit einem Vorworte von Ludwig Tieck vor einigen Jahren neu herausgegeben, und es möchte und ſollte vielleicht gerade jetzt mancher Leſer, der an dem neueſten von Frankreich ausgehenden Geſchmack ſich den Magen verdorben zu haben fühlt, zu ihm als zu einer geſunden heilſamen Hauskoſt ſeine Zuflucht nehmen.

Sind auch keineswegs alle darin enthaltenen Erzählungen zu loben oder gut zu heißen, ſo zeichnen ſich doch gewiß deren mehrere vortheilhafter aus, und es verleihen dem Buche ſowohl dieſe, als der verſtändige Sinn, mit dem es in jener poetiſch öden Zeit geſchrieben wurde, faſt mehr als hiſtoriſche Wichtigkeit. Denn dürfte man auch vielleicht die Vermuthung feſthalten, daß es damals mehrere der Inſel Felſenburg ähnliche bemerkenswerthe Bücher gegeben habe, ſo ſteht dieſelbe bis dahin, wo man ſolche etwa zu Tage fördert, doch als Kennzeichen der Geſchmacks-kultur ihrer Mitwelt eben ſo einzig da, als etwa der außer allem Vergleich vortrefflichere deutſche Simpliciſſimus uns aus einer viel früheren noch kräftigeren Zeit überblieben iſt. —

Neben Montalban verdient vor allen anderen Novellenſchreibern älterer Zeit in Spanien beſonders Doña Maria de Zayas y Sotomayor aus Madrid genannt zu werden. Die Literarhiſtoriker wiſſen nichts Näheres von ihr und laſſen ihr wohl aus Unbekanntſchaft mit ihren Erzählungen das gebührende Lob nicht widerfahren. So kommt es, daß man nicht einmal die Zeit, wann ſie lebte, genau angeben kann, geſchweige denn über ihre Lebensverhältniſſe bisher etwas erfahren hat. Vielleicht, daß ein dereinſtiges geiſtiges Wiedererſtehen Spaniens auch über die Dichtungsart, worinnen ſie ſchrieb, und dabei zugleich über ihre Perſon ein jetzt ganz erloſchenes hiſtoriſches Licht verbreitet! Meine Ausgabe der Novellen dieſer Dame trägt den Titel: Primera y segunda Parte de las Novelas amorosas y ejemplares de Doña Maria de Zayas y Sotomajor, natural de Madrid, corregidas y emendadas en esta ultima impression etc. Madrid 1664, und es ſcheint aus denen ihr vorgedruckten Privilegien hervorzugeben, daß der erſte Theil in erſter Auflage 1634, der andere 1646 herausgekommen iſt, ſo wie auch die Angabe des Titels, daß die letzte Ausgabe von 1664 eine verbeſſerte ſei, darauf hinweiſt, daß die Verfaſſerin damals noch am Leben ſein mußte. Der Dr. Nicolaus Antonius macht in ſeiner Bibliotheca Mariens de Zayas Schriften unter folgenden zwei Titeln namhaft: Novelas amorosas y ejemplares. (Tum alibi tum Caesaraug. 1638); Novelas y Saraos, segunda Parte. Caesaraug. 1647. Eine franzöſiſche Uberſetzung ihrer Novellen iſt in fünf Theilen 1680 in Paris und ſodann in zweien 1711 erſchienen. Ein neuer 1814 in Spanien erfolgter Wiederabdruck derſelben, den ich zum Behufe dieſer Sammlung verſchrieben, aber noch nicht erhalten habe, beweiſt, daß man auf die Verdienſte der Verfaſſerin daſelbſt von Neuem aufmerkſam geworden iſt. Von ihren drei erſten Novellen hat uns Sophie Brentano früherhin eine, trotz einiger kleinen Unrichtigkeiten ſehr ſchätzbare, 1804 in Penig gedruckte Überſetzung geboten, von der es nur zu bedauern iſt, daß ſie nicht vollendet wurde. Eine neueſte deutſche Bearbeitung derſelben drei Novellen, dem Titel nach von dem Verfaſſer des „Don Enrique“ 1833 beſorgt, möchte wohl den Geiſt ihres Vorbildes verkannt haben. Scarron und Florian haben ſich in ihren Novellen Vieles von der Zayas angeeignet.

Ich biete dem Leſer hierin drei mehr oder minder getreu überſetzte Novellen von ihr dar. Die erſte, bei der

Verfaſſerin der Reihenfolge nach die ſechste des erſten Theils, el desengaño amado y premio de la virtud, heißt bei mir: „Die Erkenntniß durch die Liebe.“ Die andere, „Don Jayme“, iſt im Originale die fünfte des zweiten Theils und ohne Überſchrift. Der Stoff zu der ihr ſehr weislich einverwebten Epiſode von der Prinzeſſin Lucrezia iſt dem Italieniſchen entnommen, wo ſie ſich bei Bandello als fünfundzwanzigſte Novelle des vierten Theiles ſelbſtändig, wiewohl minder anziehend vorfindet, und iſt auch daraus in die Contes du monde avantureux übergegangen. Die dritte Novelle endlich: „Der Liebe Kraft und Ende“, iſt im Originale die fünfte des erſten Theils, la fuerça del amor.

Die vernachläſſigte Interpunction der von mir benutzten Ausgabe, welche auch in alten ſpaniſchen Büchern etwas Gewöhnliches iſt, zwang mich zuweilen zu gewagten Erklärungen des Textes, doch hoffe ich weſentlich nicht gefehlt zu haben. Einige dieſen drei Novellen eingeſtreute Verſe habe ich in der Überſetzung ausgelaſſen, weil ſie mir theils an ſich nicht beſonders gelungen zu ſein, theils auch nicht eben bedeutungsvoll an ihrem Orte zu ſtehen ſchienen. Wo deren in ſpaniſchen Novellen, wie etwa in der für den nächſten Theil beſtimmten Diana Lope's, als weſentlich zur Sache gehörend vorkommen, werde ich ſie mit Fleiß nachbilden. –

Von Bandello theile ich dieſes Mal mehrere, von mir etwas abgekürzte Novellen mit. Die erſte: „die Erretttung aus dem Grabe", bei dem Autor die einundvierzigſte des zweiten Theils, hat ihm Florian auf ſeine Manier und die Gomez in ihrer achten Geſchichte ſchlecht nacherzählt, ſo wie denn auch die von Marien de Zayas verſuchte Nachbildung in el impossible vencido, ihrer achten Novelle, zu ihren ſchwächeren Arbeiten gehört. Deutſch iſt ſie mir einmal in irgend einem Taſchenbuche vorgekommen. Die andere Novelle, „der Kuß", iſt im Originale die ſiebenzehnte des dritten Theils. Die nächſtfolgende, „die Kaſtellanin von Vergy", bei Bandello die fünfte des zweiten Theils, ſchrieb er mit ſeiner ungemeinen Geſchicklichkeit, ältere Erzählungen einzurichten und abzurunden, obgleich er behauptet, ſie aus dem Munde eines burgundiſchen Edelmanns gehört zu haben, doch wohl dem berühmten altfranzöſiſchen Fabliau gleiches Namens nach, das als ſolches in der Naivetät der alten Verſe gewiß großen Werth haben mag; proſaiſch aber alſo in Bandello's Weiſe auf das Vortrefflichſte ausgeführt worden iſt. Das Fabliau findet ſich im Auszuge bei Legrand vor. Margarethe von Valois hat es in der ſiebzigſten Novelle des zweiten Theiles ihres Heptameron in der Kürze nacherzählt, und ein Commandeur de Vignacourt machte dereinſt einen langweiligen Roman daraus, der in der Bibliothèque de campagne, ou amusements de l'esprit et du coeur. Genève 1761. wieder abgedruckt worden iſt. Von etwaigen neueren Bearbeitungen iſt mir nur eine in den „Herbſtzeitloſen. Erzählungen und Novellen, von O. L. B. Wolff. Erſte Folge. Leipzig 1832.“ bekannt, deren Verfaſſer ſich an den Auszug des Fabliau's gehalten hat. Daſſelbe beruht offenbar auf einer wahren Begebenheit; ob ſich dieſelbe nun aber gerade mit dem Herzoge Hugo I. von Burgund zugetragen habe, der hiſtoriſch gewiß ſeine Gemahlin ermordete und im Jahre 1078 in Clügny ſtarb, bleibt dahingeſtellt. Die vierte Novelle endlich: „Frauentreue: Männertugend“, iſt im italieniſchen Vorbilde die funfzehnte des erſten Theils. Franzöſiſch überſetzt ſteht ſie in der Chronique burlesque, ou recueil d'histoires etc. Londres 1742. —

Wie ich bereits in der Vorrede zum erſten Theile geſagt habe, ſind mir aus England zwei Bände Novellen von Aphra Behn zugekommen. Ich habe ſie mit Aufmerkſamkeit durchleſen und darnach nicht begriffen, wie ſich die Verfaſſerin mit ihnen zu ihrer Zeit einen ſo großen Ruf als Schriftſtellerin begründen konnte. Ihre glänzenden perſönlichen Eigenſchaften hatten gewiß großen Theil an ihrem Glücke in der literariſchen Welt; und wir erleben es ja in jedem Luſtrum unſerer ungleich raſcher als die damalige wirkenden oder webenden Zeit wiederholt, daß Schriften, die bei ihrem Erſcheinen die Bewunderung der Menge auf ſich ziehen, weil ſie entweder deren Neugierde zu erregen wiſſen, oder eine ihrer kranken oder ſchwachen Seiten treffen, eben ſo ſpurlos und flüchtig, wie ſie ſich Bahn machten, wieder in Vergeſſenheit gerathen.

dieſe Novelle wohl eben deshalb beſſer als ihre übrigen gelang, weil ſie Charaktere und Begebenheiten nach dem Leben ſchilderte, ſagt davon ſelbſt, daß ihre eigne diplomatiſche Anweſenheit in Antwerpen mit der ihres Helden zuſammengetroffen ſei, über deſſen mehre oder mindere Abenteuerlichkeit man in der Novelle ſelbſt keine rechte Auskunft erhält. —

Die Verfaſſerin der Novelle: „Das ſeltſame Mißverſtändniß“ iſt Madame de Gomez, die ſie in ihren Cent nouvelles, le gentilhomme Picard benennt. Die Novellen dieſer Dame ſind uns Deutſchen übrigens theilweiſe ſchon ſehr früh mitgetheilt, und zwar in zwei Theilen, als: Einhundert neue Neuigkeiten oder auserleſene Hiſtorien, aus dem Franzöſiſchen der Frau von Gomez, ins Deutſche überſetzt von P. G. v. K. 1730 und 1741 in Berlin zwei Mal aufgelegt worden. —

„Eiferſucht bis in den Tod“ iſt eine getreue Überſetzung der letzten jener vier beſtrittenen Novellen Lope de Vega's, el zeloso hasta morir. —

Von G. B. Giraldi habe ich diesmal die drei nachgenannten Novellen ausgewählt. „Signor Filippo und ſein Herr“, in den Hecatomithi die ſiebente der ſechsten Deca des zweiten Theils; „Des Vaters und der Tochter Schuld“, die fünfte der zweiten Deca aus dem erſten Theile; und endlich „Die Wittwe von Fondi“, die ſechſte der ſechſten Deca des zweiten Theils. Man ſieht auch aus ihnen, daß Giraldi nicht im mindeſten etwa

Seltenheiten zu betrachten. Einer der beiden Bände, die ich erhielt, iſt, wiewohl mit Unrecht, betitelt: All the histories and novels, written by the late ingenious Mrs. Behn, intire in one volume. The sixth edition. London **1718**, indem der andere nächſt einigen Überſetzungen noch fünf in jenem nicht enthaltene einzeln gedruckte und zuſammengebundene Novellen von der Verfaſſerin enthält. In der dem erſteren vorgedruckten, in Anſehung ihrer gewiß beziehungsreichen Lebensverhältniſſe wenig genügenden Biographie wird ihr von der Freundin, welche dieſelbe abgefaßt hat, das Lob ertheilt, daß ſie ſehr großmüthig und gefällig und überhaupt eine Ehre und Zierde ihres Geſchlechts geweſen ſei. Sie ſtarb den 16. April 1689 und ward in der Weſtminſterabtei begraben. Dr. R. Watt in ſeiner Bibliotheca britannica. Edinburg 1824. nennt eine Ausgabe ihrer Plays, Histories and Novels. London 1724. 4 Vol. 12mo. 8th Edition, 1735. 2 Vol. 12mo.

Sind nun ihre mir bekannt gewordenen Novellen nur nachläſſig geſchriebene Geſchichten ohne Anordnung, ſo ſchien mir doch eine einzige ausnahmsweiſe von größerem Werthe zu ſein, und ich bearbeitete ſie für dieſen Theil unter der Aufſchrift: „Miranda und Tarquinius“. Sie ſteht unter den Histories and Novels, benannt the fair filt or the amours of Prince Tarquinius and Miranda und beruht auf einem gleichzeitigen wirklichen Ereigniſſe. Die Verfaſſerin, der dieſe Novelle wohl eben deshalb beſſer als ihre übrigen gelang, weil ſie Charaktere und Begebenheiten nach dem Leben ſchilderte, ſagt davon ſelbſt, daß ihre eigne diplomatiſche Anweſenheit in Antwerpen mit der ihres Helden zuſammengetroffen ſei, über deſſen mehre oder mindere Abenteuerlichkeit man in der Novelle ſelbſt keine rechte Auskunft erhält. —

Die Verfaſſerin der Novelle: „Das ſeltſame Mißverſtändniß“ iſt Madame de Gomez, die ſie in ihren Cent nouvelles, le gentilhomme Picard benennt. Die Novellen dieſer Dame ſind uns Deutſchen übrigens theilweiſe ſchon ſehr früh mitgetheilt, und zwar in zwei Theilen, als: Einhundert neue Neuigkeiten oder auserleſene Hiſtorien, aus dem Franzöſiſchen der Frau von Gomez, ins Deutſche überſetzt von P. G. v. K. 1730 und 1741 in Berlin zwei Mal aufgelegt worden. —

„Eiferſucht bis in den Tod“ iſt eine getreue Überſetzung der letzten jener vier beſtrittenen Novellen Lope de Vega's, el zeloso hasta morir. —

Von G. B. Giraldi habe ich diesmal die drei nachgenannten Novellen ausgewählt. „Signor Filippo und ſein Herr“, in den Hecatomithi die ſiebente der ſechsten Deca des zweiten Theils; „Des Vaters und der Tochter Schuld“, die fünfte der zweiten Deca aus dem erſten Theile; und endlich „Die Wittwe von Fondi“, die ſechſte der ſechſten Deca des zweiten Theils. Man ſieht auch aus ihnen, daß Giraldi nicht im mindeſten etwa jene anmuthige gemüthliche Wortfülle Bandello's beſitzt. Er iſt ſchweigſamer und ſtrenger. Was aber ſeine Erfindungen angeht, ſo iſt in denſelben eine poetiſche Ader ſchwerlich zu verkennen. Die Witwe von Fondi veranlaßte wol ſpäter erzählte ähnliche Geſchichten.

Die Komiſchen Erzählungen im Geſchmack des Boccaz, Halle 1788—90, 6 Theile, nach dem Vorworte von Urſi…, ſind, von den namhaften Autoren abgeſehen, faſt das einzige mir bekannt gewordene deutſche Buch aus jener Zeit, das eine Ahndung des richtigen Weges kund gibt, den ein guter Novelliſt oder Erzähler einzuſchlagen hat. Es enthält ohne Quellenangabe inſofern tadelnswerthe Überſetzungen alter italieniſcher und ſpaniſcher Novellen, als dieſelben das Eigenthümliche und Volksthümliche der Originale verwiſchen; trägt aber dagegen franzöſiſche und vielleicht auch engliſche Erzählungen, die dem Bearbeiter näher lagen, ſchon beſſer vor. Ein weſentlicher Gewinn ward es für denſelben, daß er nach dieſen alten Muſtern ſeinen Geſchmack bildete. Er beweiſt dies dadurch, daß er in den letzteren Theilen einige eigene, wohl auf Erlebniſſe und Thatſachen begründete Erzählungen mittheilt, die mir um deswillen vielleicht nicht mit Unrecht merkwürdig erſcheinen, weil ſie ſich auf gedrungene Schilderung aus dem Leben gegriffener Charaktere verſtehen und einlaſſen, und die Wendung der Geſchichte in ſich enthalten, die eine ſolche zur Novelle vereinzelt. Der einzige Punkt nur, worin des Verfaſſers Geſchmack unverbeſſerlich war, iſt ſein Verkennen der Malerei des Nackten, die ſich in den alten Novellen großentheils durch die Geiſtesfülle des Gedankens, dem ſie dient, rechtfertigt, während ſie ſich bei ihm öfters als platte Unanſtändigkeit hinſtellt, die er mit einer ausgearteten Vorliebe in die Länge zieht. Wiewohl nun dieſe Erzählungen eben ſo, wie ſo manche in dieſe Novellenſammlung aufzunehmende franzöſiſche, in unſere neuere Zeit hineinfallen, ſo habe ich doch für gut befunden, auch von ihnen einige Proben mitzutheilen, deren erſte dieſer Theil in der etwas verbeſſerten Erzählung „die alte Thörin“, der fünften des dritten Bandes im Originale, bringt; weil das Beiwort alt, womit man jene früheren Novellen bezeichnet, natürlicherweiſe nicht allein auf den ſich nirgends ſtreng abſchneidenden Zeitraum, worin ſie geſchrieben wurden, zu beziehen iſt, ſondern vornehmlich auch auf die alte beſſere Schreibweiſe deutet, die von der im Allgemeinen jetzt gebräuchlichen durch eine unabſehbare Kluft ſich trennt, und deren Spur ſich eben nur allmälig verlieren dürfte.

Bei Gelegenheit des hier beſprochenen Buches, in dem ſich noch das Bedürfniß nach beſſeren novelliſtiſchen Vorbildern fühlbar macht, kann ich nicht unterlaſſen, eines auffallenden ähnlichen Verſuches in früheren Zeiten zu gedenken. Es iſt nehmlich: „Der große Schauplatz jämmerlicher Mordgeſchichte u. ſ. w., verdolmetſcht und vermehrt durch Georg Philipp Harsdörffer. Hamburg 1650. 8 Theile", der Erzählungen aus dem Spaniſchen, Italieniſchen und Franzöſiſchen, ſo wie zum Theil auch ſelbſt erhörte Vorfälle mittheilt. Der Verfaſſer, der zu ſeiner Zeit angeſehene Stifter des Ordens der Hirten an der Pegnitz, handelt in der Vorrede über die Novellen der Ausländer ab, ſpricht darin z. B., um ihn in der Kürze zu charakteriſiren, von Cervantes „unnöthiger Weitſchweifigkeit", und erklärt, daß aus Boccaccio denn auch mehr Böſes als Gutes zu erlernen ſei, wonach er ſeinerſeits ſich freilich einer ſo trocknen Kürze ſelbſt befliſſen hat, daß ſeine vierhundert Geſchichten durchaus unlesbar geworden ſind. —

Die kleine Erzählung: „Die Flucht aus dem Vaterhauſe" iſt die ſiebenundvierzigſte aus les comptes du monde avantureux, contenant 54 discours par A. D. S. D. de nouveau augmentées de cinq discours modernes facétieux advenus en divers pays pendant les guerres civiles en France. à Paris 1582, die 1555 zuerſt gedruckt wurden und viele Auflagen erlebt haben. Dieſelbe Geſchichte tragen auch die alten Cent nouvelles nouvelles in der achtundneunzigſten Novelle vor. —

Unter der Aufſchrift: „Die Birne, die der Vater iſt, macht zuweilen dem Sohne die Zähne ſtumpf" theile ich hierin die einzige uns überbliebene Novelle der dritten Cena Grazzini's, eine ſeiner ausgeführteſten, mit, die den Verluſt der andern neun Novellen der dritten Abtheilung um ſo mehr bedauern läßt. Die Frage, in wieſern dieſe Novelle hiſtoriſch iſt, erörtert Herr von Rumohr in ſeinen „Novellen von hiſtoriſchem Intereſſe", unter welche er ſie mit aufgenommen hat. Der Meinung, daß ſie überhaupt auf hiſtoriſchem Grunde beruhe und nicht reine Erdichtung ſei, möchte man wol immerhin beitreten dürfen, wenn man auch etwa Boccaccio's achter Novelle des dritten Tages dabei gedächte. —

Die ſcharfangelegte Skizze „Verderbniß aus Entehrung" verdanke ich dem engliſchen Buche: The Court of Venus, or Cupid restord to Sight, being a history of Cuckolds and Cuckoldsnakers, containing an account of the secret amours and intrigues of our british kings, noblemen and others, with the most celebrated beauties and famous Jilts, from Henry II to this present time etc. 2 Vol. by Capt. Alexander Smith, London 1716, in welcher Chronique scandaleuse das gut Erzählte allerdings dünn genug ausgeſät iſt. —

„Der erſte Bärenhäuter" iſt eine Arbeit Samuel Greiffenſon's aus Hirſchfeld, der im Jahre 1668 geſtorben und uns als Verfaſſer des „Simpliciſſimus", gewiſſermaßen ſeiner eignen Lebensbeſchreibung, berühmt geworden iſt. Die meiſten ſeiner anderen 1684 in drei Theilen im Druck erſchienenen Schriften wollen zwar bei weitem nicht ſo viel beſagen als jenes vortreffliche Werk, das wir deſto höher ſtellen werden, je freier und ſicherer wir unſere ältere Literatur überſehen lernen; ſie ſind aber als Denkmale ihrer traurigen Zeit nichts weniger als unwichtig, und es ſchien mir eben die vorgenannte gut vorgetragene Geſchichte als ſolche in dieſer Sammlung einen Platz zu verdienen. —

„Der Chevalier auf den Knien“ endlich wird als ein heiterer Scherz, den ich den Nouvelles toutes Nouvelles par M. D. L. C. Paris 1708. frei nacherzählte, worin er einer der fünf langweilenden Erzählungen einverwebt iſt, hoffentlich keinen Anſtoß geben und alſo dieſen zweiten Theil nicht unpaſſend beſchließen. —

Indem ich nun dieſe Vorbemerkungen hiermit beendigt habe, fühle ich mich gedrungen, auch einige Rechenſchaft über meine fernere fruchtloſe Lectüre zum Behufe dieſes Buches abzulegen.

Als ziemlich werthlos habe ich nehmlich außer der bekannten vielbändigen Bibliothèque de Campagne etc. auch noch die nachverzeichneten franzöſiſchen Novellenſammlungen kennen lernen: Amusements de la Campagne, de la Cour et de la ville etc. 10 Vol. Amsterdam 1737—40; Le Passe-partout galant, par Mr. le Chevalier de l'ordre de l'industrie etc. Constantin. 1722; Les contes et discours d'Eutrapel, par le feu Seign. de la Herissaye, gentilhomme breton. Rennes 1603; Les nouvelles galantes, comiques et tragiques. 3 Tomes. Paris 1680; Les nouvelles choisies. 2 Vol. Paris 1645; Les nouvelles heroïques et amoureuses de Mr. l'abbé de Boisrobert. Paris 1657, des bekannten Spaßmachers des Kardinals Richelieu; Nouvelles amoureuses et galantes, Paris 1679 und 1688. 12.; Le gage touché, histoires galantes et comiques. 2 Tom. Amsterdam 1724.

Mit großer Spannung nahm ich zwar das ſeltene Werk: Deleytar aprovechando. Por el Maestro Tirso de Molina. Madrid 1677. zur Hand, als ich ſo glücklich war, es jetzt geliehen zu erhalten, denn ich hatte den Verfaſſer deſſelben als namhaften dramatiſchen Dichter ſchon früher ſchätzen lernen. Meine davon gehegten Erwartungen wurden aber leider in nicht geringem Maße getäuſcht, da die neben vielen Verſen darin befindlichen drei Novellen wohl zu den werthloſeſten und langweiligſten möchten gerechnet werden müſſen, die die ſpaniſche Literatur irgend hervorgebracht hat.

Die ſiebenzehn I diporti betitelten Novellen des Kapellmeiſters Girolamo Parabosco aus Piacenza, der lange Zeit in Venedig lebte und um die Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts ſchrieb, ſind ohne namhaften Werth und großentheils anderen bereits gedruckten nacherzählt.

Zu nicht größerem Gewinn, als dieſe Novellenſammlung mir brachte, habe ich kürzlich auch die Novelle di autori Sanesi. 2 Tomi. Londra 1796. (aus der Poggialiſchen Sammlung) zur Durchſicht erlangt, da auch in ihnen, außer wenigem ſchon anderswo Abgedruckten, nichts von innerer Bedeutung enthalten iſt.

Indem ich nun aber dieſe letztere Sammlung erwähne, muß ich auf einen Gegenſtand zurückkommen, der dem erſten Theile meines Novellenbuches angehört, und zwar auf die berühmte Novelle „des Adels Stolz" von dem Montanini und dem Salimbene, von deren Geſchichte mir ſeitdem noch das Folgende bekannt geworden iſt.

Zum erſten Male und ziemlich in eben der Geſtalt, wie bei Bandello, nur nicht ſo gewandt und correct vorgetragen wird dieſelbe nehmlich als ein Ereigniß des Jahres 1395 von dem unbekannten alten ſieneſiſchen Chroniſten, der in Muratori Scriptores etc. Vol. XIX. S. 398 u. f. abgedruckt iſt. Darnach ſchrieb Gentile Sermini, deſſen Novellen neuerlich beſonders herausgegeben wurden, und der nach Apoſtolo Zeno in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts in Siena lebte, ſeine kleine ſkizzirte Novelle, wie wir ſie in der Novelle di autori Senesi wiederfinden. Dieſelbe Sammlung enthält aber auch noch eine andere Novelle, als die einzige eines Bernardo Illicini, der um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts gelebt hat und als Philoſoph namhaft geweſen ſein ſoll, die das nehmliche Ereigniß behandelt und mit der Chronik wie mit Bandello genauer übereinſtimmt, nur daß ſich ihr am Schluſſe ein ſo lang wie die Novelle ſelbſt ausgeſponnenes geiſtloſes Geſpräch über dieſelbe anfügt, das ſich in der Art ſeines Vortrages durchaus von der Novelle ſondert.

Der Herausgeber dieſer Novelle, deſſen desfallſige Angabe der Graf Borromeo beſtätigt, führt von ihr zwei ſeltene Ausgaben, die erſte von 1511, die andere von 1515 an; erklärt aber allerdings, daß kein einziger Bibliograph dieſes Werkes gedenke, und fügt überdies hinzu, er habe zu ſeinem Wiederabdruck die erſte Ausgabe benutzt, die ſo unvollſtändig und verderbt geweſen ſei, daß er ſie vielfach habe verbeſſern müſſen.

In wiefern nun dieſe Angabe Poggiali's mit der Wahrheit übereinkömmt, und in wiefern die vier Bearbeitungen und Erzählungen des bedeutenden Gegenſtandes in der Zeitfolge neben einander zu ſtellen ſind, muß vor der Hand unentſchieden bleiben.

Bemerkenswerth iſt es, daß der, wie es ſcheint, dem alten Chroniſten zugehörige und von Bandello beibehaltene Ton des Vortrags ſo entſchieden das Gepräge der liebenswürdigen Geſprächigkeit deſſelben, wie ſie auch viele andere ſeiner Novellen kund geben, an ſich trägt, daß man vielmehr glauben möchte, wenn das Daſein des Chroniſten dem nicht entgegenſtünde, Bandello, der dieſe Novelle vollendeter als die anderen Erzähler ausgeführt hat, habe an derſelben auch das Verdienſt des erſten Entwurfs. Was ſeine eigne Angabe deshalb betrifft, ſo behauptet er in der Widmung, er habe ſie bei der Markeſa Gonzaga in Sabioneda von einem mantuaniſchen Edelmanne erzählen gehört.

Inhalt.

Seite

Vorrede V
I. Die Liebenden in Dalmatien 1
II. Die beſte Frau 9
III. Störung zu rechter Zeit 38
IV. Die Vergiftung 58
V. Der deutſche Hans 67
VI. Die Erkenntniß durch die Liebe 100
VII. Die Errettung aus dem Grabe 133
VIII. Miranda und Tarquinius 163
IX. Der Kuß 229
X. Das ſeltſame Mißverſtändniß 244
XI. Eiferſucht bis in den Tod 269
XII. Signor Filippo und ſein Herr 290
XIII. Die alte Thörin 306
XIV. Des Vaters und der Tochter Schuld 322
XV. Don Jayme 345
XVI. Die Witwe von Fondi 381

Inhalt.

Seite

XVII. Die unüberlegte Vorſicht 392
XVIII. Der Liebe Kraft und Ende 410
XIX. Die Kaſtellanin von Bergy 430
XX. Frauentreue: Männertugend 462
XXI. Die Flucht aus dem Vaterhauſe 492
XXII. Die Birne, die der Vater ißt, macht zuweilen dem Sohne die Zähne ſtumpf 501
XXIII. Verderbniß aus Entehrung 548
XXIV. Der erſte Bärenhäuter 559
XXV. Der Chevalier auf den Knien 568

I.

Die Liebenden in Dalmatien.

Die Liebe, wie ſie von verſtändigen Männern ſehr richtig geſchildert worden, iſt nichts Anderes als eine unvernünftige Sehnſucht und eine raſtloſe Leidenſchaft, die vermöge unzüchtiger Gedanken ſich in das Herz geſchlichen hat. Ihre heilloſen Folgen ſind: Verſchwendung der irdiſchen Güter, Vergeudung der Kräfte des Körpers, Verwirrung des Geiſtes und Verluſt der Freiheit. Es iſt in ihr kein Grund, keine Ordnung und gar keine Beſtändigkeit. Sie iſt die Mutter der Untugend, die Feindin der Jugend und des Alters Tod. Daß ſie ſelten, wenn jemals, zu einem glücklichen, ruhmwürdigen Ausgange führt, mag hiermit auch dieſe Geſchichte von einer Jungfrau aus der Familie Spoletina beweiſen, die der Liebe zufolge elenderweiſe endete.

Unfern der namhaften, am Meere gelegenen dalmatiſchen Stadt Raguſa liegt eine kleine, gemeinhin die mittlere genannte Inſel, auf welcher ſich ein feſtes, wohlbegründetes Schloß befindet. Zwiſchen Raguſa und dieſer Inſel ragt eine Klippe aus der See empor, auf der man weiter nichts als eine äußerſt kleine Kapelle und eine ſchlechte Brethütte antrifft. Es wohnen daſelbſt keine Menſchen, weil der Boden unfruchtbar und die Luft ungeſund iſt, und nur ein Jüngling Namens Calogero Teodoro brachte vor Zeiten einmal auf dem Felſen, einem um ſeiner Sünden willen gethanen Gelübde gemäß, ſein Leben im Dienſte des armſeligen Gotteshauſes zu. Weil er ſeinen Unterhalt nicht mit dieſem Amte zu verdienen vermochte, ſo ging er dann und wann nach Raguſa oder nach der mittlern Inſel und bettelte, und ſo trug es ſich zu, daß Teodoro, ſeiner Gewohnheit nach auf der Inſel Brod als Almoſen einſammelnd, eines Tages fand, was er nimmermehr zu finden vermeint hatte.

Denn es traf mit ihm eine ſchöne und liebreiche Jungfrau, Margarita genannt, zuſammen, der es bei dem Anblicke ſeiner männlichen Wohlgeſtalt und Bildung bedünken wollte, daß er doch vielmehr zum Genuſſe menſchlicher Freuden als zur Einſamkeit geſchaffen ſei, und die ihn deswegen ſo innig in ihr Herz ſchloß, daß ſie Tag und Nacht keinen andern Gedanken hatte als ihn. Calogero, der in ſeiner Unbefangenheit ſich deſſen nicht verſah, fuhr fort des öftern, um Almoſen anſprechend, in ihr Haus zu kommen, und wie heftig auch Margarita in Liebe zu ihm entzündet war, ſo wagte ſie doch niemals, wenn ſie ihm ihre milden Gaben ſpendete, ihm ihre Leidenſchaft zu verkündigen. Am Ende freilich gab ihr die Liebe, der getreue Hort Aller, die ihren Spuren folgen, und die allzeit ſichere Führerin zu dem erſehnten Ziele, eine ausreichende Kühnheit ein, und ſie wendete ſich mit den Worten an den Jüngling: Bruder Teodoro, du Troſt meines Herzens, mich quält eine ſo heftige Leidenſchaft zu dir, daß du mich bald entſeelt vor dir erblicken wirſt, wenn du mir keine Hülfe leihſt. Die Flammen meiner Liebe verzehren mein Leben, und es löſcht ſie nur deine Gegenliebe aus.

Margarita vergoß reichliche Thränen, ſobald ſie dies geſprochen hatte, und der ihre Liebe vorher nicht ahndende Calogero blieb wie bethört vor ihr ſtehen. Nachdem er ſich indeſſen ein wenig wieder geſammelt hatte, ließ er ſich mit ihr des weitern ein, und es gab ſo lange ein Wort das andere, bis ſie unter einander die himmliſchen Dinge beſeitigten und ſich zu den verliebten wendeten, wobei ihnen denn eben nichts Wichtigeres mehr zu bedenken übrig blieb, als die Ermittelung einer Gelegenheit, heimlicherweiſe zuſammenzukommen, um ihre ſehnſüchtigen Lüſte zu befriedigen. Die ſchlaue Jungfrau ſagte zu ihrem Geliebten: Verlaß dich auf mich, mein Theuerſter, daß ich bereits ausfindig machte, was wir zu thun haben, und höre mich aufmerkſam an: Du ſtellſt in der vierten Stunde der nächſtfolgenden Nacht ein brennendes Licht an das Fenſter deiner Hütte, und ich komme zu dir, ſobald ich es wahrgenommen habe. — Teodoro ſagte zwar: Wie gedenkſt du aber über das tiefe Meer zu kommen, mein ſüßes Kind? Du weißt, daß keines von uns beiden einen Kahn zur Überfahrt beſitzt, und daß es unſere Ehre und unſer beider Leben in Gefahr bringen würde, vertrauten wir uns andern Menſchen an. — Die Jungfrau erwiederte ihm aber: Sei du nur keineswegs zweifelhaft und überlaß mir dieſe Sorge einzig und allein; ich werde dich beſuchen ohne unſere Leben zu gefährten: ſobald ich das brennende Licht geſehen habe, komme ich ſchwimmend zu dir hinüber, und kein Menſch erfährt etwas von unſerm Thun. — Auch ſeine fernern Einwürfe: Du läufſt aber Gefahr zu ertrinken, da du als ein ſo junges, zartes Mädchen unmöglich Kraft und Athem genug haben wirſt, dich die weite Strecke entlang über dem Waſſer zu erhalten, wußte ſie mit den Worten zu beſchwichtigen: Fürchte nicht, daß ich aus Mangel an Athem ſinken könnte, ich ſchwimme mit den Fiſchen um die Wette. —

Calogero gab am Ende dem feſten Willen der Jungfrau nach. Sobald die finſtere Nacht angebrochen war, zündete er ihrer Weiſung gemäß ein Licht an ſeinem Fenſter an, legte ein ſchneeweißes Linnentuch zurecht und erwartete mit heißem Verlangen die Liebreizende. Margarita hatte zu ihrer innigſten Freude nicht ſobald das leuchtende Flämmchen entdeckt, als ſie ihre Kleider von ſich warf und ſich barfuß und im bloßen Hemde allein an das Geſtade des Meeres ſchlich, wo ſie auch die letzte Hülle von ihrem Körper zog, und um ihren Kopf wickelte. Darauf ſtürzte ſie ſich nackend in das weite Meer und verſtand ihre Arme und Füße ſo wohl zum Schwimmen zu rühren, daß ſie in weniger als einer Viertelſtunde bei der Hütte des ſie erwartenden Calogero landete. Teodoro nahm das Mädchen, ſo wie er ſie vor ſich erblickte, bei der Hand, führte ſie in ſeine niedrige Behauſung ein, wo er mit dem weichen Linnen eigenhändig ihre feuchten Glieder trocknete, und pflog mit ihr auf ſeiner Lagerſtätte zwei volle Stunden lang der ſeligen Ruhe zärtlicher Geſpräche und enger Umarmungen.

Die gar wohl befriedigte Jungfrau ſchied zwar endlich dies erſte Mal von dem geliebten Freunde, mochte aber auch in der Folge der Zeit dem ſüßen Drange der Gewohnheit ſo wenig widerſtehen, daß ſie jedesmal, wenn ſie das verabredete Zeichen des brennenden Lichtes erſchaute, zu Teodoro durch das Meer hinüberſchwamm.

Das ewig blind wechſelnde Glück harrte freilich nicht lange Zeit bei den Liebenden aus. Denn eines Nachts, als die Luft von einem läſtigen Nebel ringsumher eingehüllt war, warf ſich die Jungfrau, die das Licht hatte ſchimmern ſehen, in das Meer und ward von einigen, unfern von ihr auf den Fang ausgegangenen Fiſchern durch die Wellen ſich Bahn brechend wahrgenommen. In der anfänglichen Meinung, der ſchwimmende Körper ſei ein Fiſch, ſetzten ſich die fremden Männer alsbald in Bewegung, um näher hinzuzuſehen, und erkannten ein in des Calogero Hütte verſchwindendes Weib. Höchlich darob verwundert, ruderten ſie nunmehr dicht zu dem ärmlichen Häuschen hinan und blieben in deſſen Nähe ſo lange verborgen, bis die Jungfrau es wieder verließ und nach der mittlern Inſel zurückſchwamm.

Der Schleier der Nacht hüllte die Unglückliche nicht ſo tief in ſeine Falten ein, daß er ſie hätte bewahren können, von ihren Verfolgern erkannt zu werden. Gewannen die neugierigen Fiſcherleute alſo die Gewißheit, in der kühnen Schwimmerin Margarita Spoletina vor ſich zu ſehen, ſo begleiteten ſie dieſelbe öftere Male in der Stille der Nacht auf ihren gefahrvollen Wegen und nahmen ſich jedesmal unter einander vor, nachdem ſie zum Verſtändniß des anzeigenden Lichtſchimmers gelangt waren, das Ereigniß geheim zu halten. Gedachten ſie aber andrerſeits wiederholt der Beſchimpfung, die eine ehrenwerthe Familie bedrohete, und der Todesgefahren, in welche das junge Mädchen ſich begab, ſo wurden ſie am Ende andern Sinnes und entſchloſſen ſich, Margaritens Brüdern das bedenkliche Geheimniß anzuvertrauen.

Die Brüder ergriff kein geringer Zorn, als die Fiſcher zu ihnen ins Haus kamen und ihnen die unerwartete Neuigkeit hinterbrachten. Sie wollten ihr keinen Glauben beimeſſen, bevor ſie ſich nicht durch den eignen Augenſchein davon überzeugt hätten. Sobald ſie aber erſt keine Zweifel mehr gegen die Wahrheit der Anklage ihrer Schweſter hegen konnten, beſchloſſen ſie deren Tod, den ſie nach reiflicher Überlegung auf die folgende Weiſe bewerkſtelligten.

In der Dämmerung des Abends beſtieg der jüngere Bruder einen Kahn, fuhr allein in aller Stille zu Calogero und erſuchte ihn, ihn für dieſe Nacht bei ſich zu beherbergen, weil ihm ein Unfall zugeſtoßen ſei, um deſſentwillen er Gefahr laufe von den Gerichten verhaftet und zum Tode verurtheilt zu werden. Calogero, der ſeinen Gaſt als Margaritens Bruder kannte, nahm ihn wohlwollend und mit Freuden auf, indem er die ganze Nacht hindurch über verſchiedene Dinge mit ihm ſprach und ihm das Elend ſowie die Nichtigkeit alles Weltlichen und die menſchliche Sündhaftigkeit auseinanderſetzte, welche die Seele zu ertödten und zur Sklavin des Teufels zu machen pflegt.

Derweil alſo der jüngere der Brüder beim Calogero blieb, verließen auch die andern heimlicherweiſe ihre Wohnung, nahmen eine Segelſtange und ein Licht, und beſtiegen eine Barke, in der ſie nach der Hütte Calogero's ſteuerten. In deren Nähe angelangt, richteten ſie die Segelſtange empor, befeſtigten die angezündete Laterne daran und erwarteten, was erfolgen werde. Das Mädchen hatte kaum das brennende Licht aus der Ferne mit ihren Blicken erſpäht, ſo vertraute ſie ſich, wie ſie es gewohnt war, dem Meere an und ſchwamm der Hütte ihres Geliebten rüſtig zu; ihre Brüder aber faßten bei dem Geräuſche, das ihre die Fluthen zertheilenden Arme machten, ihre Ruder in die Hand und entfernten ſich höchſt langſam und geräuſchlos mit dem aufgeſtellten Lichte von der Hütte, ohne von der Schweſter gehört oder in der Finſterniß der Nacht irgend geſehen zu werden. Der armen Margarita Auge erblickte nichts als das trügeriſche Licht, wonach ſie ihre Richtung nahm. Die grauſamen Brüder ruderten allmälig weit in das hohe Meer hinweg, zogen dann die Segelſtange ein und löſchten das Licht aus.

So wie Margarita das Licht nicht mehr leuchten ſah und nicht mehr wußte, wo ſie war, entſetzte ſie ſich über die

Maßen und gab ſich für verloren, da ſie ſich außer dem Bereich aller menſchlichen Hülfe ſah. Das Meer verſchlang die von der langen Anſtrengung des Schwimmens Ermattete wie ein geborſtenes Schiff. Überzeugt, daß ein Ausweg der Rettung für ihre ihnen nachgefolgte Schweſter nicht mehr vorhanden ſei, verließen die Brüder ſie mitten auf dem offenen Meere und kehrten in ihre Wohnung zurück. Der jüngere Bruder dankte beim Anbruche des Tages Calogero für ſeine gaſtliche Aufnahme und ging von dannen.

Es verbreitete ſich durch den ganzen Flecken die traurige Kunde, Margarita Spoletina werde vermißt. Die Brüder gaben ſich das Anſehn, darüber ſchwer betrübt zu ſein, doch in ihren Herzen waren ſie erfreut.

Erſt mit dem Ausgange des dritten Tages warf das Meer den Leichnam der Verunglückten an Calogero's Geſtade aus. Der Jüngling fand ihn vor, erkannte ihn und hätte vor Schmerz über dieſes Wiederfinden faſt ſelbſt ſeine Seele ausgehaucht. Ohne daß ſich deſſen Jemand verſah, zog er den todten Körper bei einem Arme aus den Wogen in die Höhe und trug ihn in ſein Haus, wo er ſich über das bleiche Antlitz der Geliebten warf und lange Zeit ihren Verluſt beweinte, indem ſeine Thränen im Übermaße auf die weiße Bruſt hinabtroffen, und ſeine von Schluchzen und Seufzern erſtickte Stimme oft umſonſt wiederholt ihren Namen anrief.

Der nächſte Gedanke des leidtragenden Teodoro war die würdige Beerdigung der Ertrunkenen und die Stiftung frommer Werke in Gebeten und Faſten zu der Wohlfahrt ihrer Seele. Er nahm deshalb den Spaten zur Hand, mit dem er gemeiniglich ſein Gärtchen umzugraben pflegte, grub eine Grube in ſeinem kleinen Gotteshauſe, drückte dem Leichnam unter vielen Thränen Mund und Augen zu, ſetzte ihm einen Kranz von Roſen und Violen, den er ſelbſt wand, auf das Haupt und ſenkte ihn, indem er ihn küßte und ſegnete, in das Grab hinab, das er mit Erde wieder zuwarf.

Auf ſolche Weiſe wurde die Ehre der Brüder und der Schweſter gerettet, und nimmermehr verlautete, was aus Margarita Spoletina geworden ſei.

II.

Die beste Frau.

Ein Edelmann in Puiſaie, einem an Nivernois, Berri und Bourgogne grenzenden ärmen Ländchen, hatte eine zahlreiche Familie von acht Töchtern und ſechs Söhnen. Sein ganzes Vermögen beſtand in einem unbedeutenden Lehen, das ihm kaum die nöthigſten Mittel zu ſeinem Unterhalt einbrachte und, bei einer dereinſtigen Zerſtückelung in vierzehn Theile, ſogar für den älteſten Sohn nur wenig betragen konnte. War alſo der wackere Mann nichts weniger als reich zu nennen, ſo beſaß er doch die ſchönſten Töchter des Bezirks, vielleicht des ganzen Königreichs, und ſeine Söhne waren die wohlgebildetſten, tüchtigſten jungen Männer, die man ſich denken mochte. Ihr Vater gab ihnen den Rath, da ſie nicht bemittelt genug wären, das Waffenhandwerk zu ergreifen, nach Paris zu gehen, um dort unter den Schutz irgend eines vornehmen Herrn zu treten. Die wohlerzogenen und edeldenkenden Jünglinge begaben ſich denn ihrer Fünfe nach der Hauptſtadt, und nur der Jüngſte blieb im väterlichen Hauſe zurück. Sie hatten das Glück, einem Prinzen vorgeſtellt zu werden und zu gefallen, der ihnen Beſchäftigung gab und ihnen den Weg in die Welt eröffnete. Ihre Eltern hatten ihnen ihre

Schweſtern, die ihnen gewiß nur Ehre machen würden, dringend an das Herz gelegt, falls eine vortheilhafte Gelegenheit ſich darböte, ſie entweder etwa bei einer Dame unterzubringen oder gar zu verheirathen.

Sie hatten ihnen daneben, eben ſo wie die jungen Mädchen ſelbſt, verſichert, daß ſie ihnen in dieſer Hinſicht unbeſchränkte Vollmacht gäben, und verſprächen, auf jedwedes von ihnen vorzuſchlagende Verhältniß mit zugedrückten Augen einzugehen. Auch in den Briefen, die die Schweſtern ihren Brüdern von Zeit zu Zeit nach Paris ſchrieben, beharrten ſie bei den nehmlichen Geſinnungen.

Zudem geſchah es, daß der älteſte der fünf Brüder ſich mit einem Edelmann aus Poitou, Namens de Malrepos, befreundete, der ſehr reich, faſt häßlich und ſo barſch und ungeſchliffen war, daß kein Menſch als der junge de Saintamand mit ihm auskommen konnte. Das abſtoßende Weſen dieſes Menſchen ging ſo weit und war in ſeiner Heimath ſo allgemein bekannt, daß er um deswillen dort keine Frau hatte finden können. Aus dieſem Grunde hielt er ſich nun in Paris auf, wo er, noch unbekannt, eher die Gelegenheit zu ſeiner Verehelichung zu finden meinte. Er wußte es ſelbſt noch nicht, daß er deſto rauher werden, je mehr er lieben würde, weil dieſes Laſter von ſeinem Charakter unzertrennlich war, und daß er, indem er irgend eine Leidenſchaft in ſeinem Herzen aufkommen ließe, zu gleicher Zeit die Rauhigkeit darin befeſtige, gleichwie ſtarke Nahrungsmittel ein Fieber erhöhen.

Wenige Tage nach ſeiner Ankunft machte er bei einem gemeinſchaftlichen Freunde die Bekanntſchaft des ältern de Saintamand. Das angenehme Weſen und Äußere des jungen Mannes nahmen ihn für denſelben ein, beide ſchloſſen ſich an einander an und wurden unzertrennliche Geſellſchafter. Warum ſind Sie nur kein Weib? ſagte ihm dereinſt de Malrepos. — Darüber vermöchte ich ſie leicht zu tröſten, erwiederte Saintamand; ich habe eine Schweſter von achtzehn bis neunzehn Jahren, die mir Zug für Zug ähnlich ſieht. — Iſt ſie auch eben ſo liebenswürdig wie Sie? — Sie iſt ſo ſanftmüthig, wie man nur eine Frau wünſchen kann, und hat den einzigen Fehler, daß ſie ohne Heirathsgut iſt. — Ach, mein Beſter! rief de Malrepos und umarmte ſeinen Freund, wie freut es mich, daß ich Ihre vortreffliche Schweſter glücklich machen kann! Ich habe eine ſchwierige Gemüthsart, keine Frau meines Standes will mich bei mir zu Hauſe haben, weil man allen eingeredet hat, ſie würden mit mir unglücklich werden; wenn aber Ihre Schweſter ſo iſt, wie Sie ſagen, ſo verbürge ich mich dafür, daß ſie mit mir zufrieden ſein ſoll. Wann reiſen wir? — Sie haben hier Geſchäfte, ſagte Saintamand. — O! die ſtehen nach. — Das wäre nicht gut gethan. Laſſen Sie uns unſere Reiſe noch vier Wochen aufſchieben und unter der Zeit unſere beiderſeitigen Angelegenheiten in Ordnung bringen. — Dem ungeſtümen de Malrepos kam es zwar ſchwer an, ſich dieſer verſtändigen Anordnung zu fügen; aber ſein Freund beſtand darauf.

Noch an dem nehmlichen Tage ſchrieb Saintamand an ſeine Eltern: es fände ſich für eine ſeiner Schweſtern eine vortheilhafte Verbindung; er wünſche jedoch, daß man ihm in Erwägung der menſchlichen Geſchmacksverſchiedenheit die beiden älteſten zuſende, er werde Sorge tragen, daß ihnen nicht das mindeſte Unangenehme begegne, und ſei übrigens überzeugt, ſeinen Plan mit einer von beiden unzweifelhaft gelingen zu ſehen; nach erhaltener Antwort würden zwei ſeiner Brüder nach Hauſe kommen, um ihre Schweſtern abzuholen.

Der alte de Saintamand und ſeine Gattin waren vor Freuden über dieſe Nachricht außer ſich. Sie ſchrieben ihrem älteſten Sohne ſeinen Wünſchen gemäß zurück, und nach Verlauf, von zehn Tagen befanden ſich die beiden jungen Mädchen in Paris.

Den zweiten Tag nach ihrer Ankunft lud der ältere Saintamand ſeinen unverbindlichen Freund zum Abendeſſen zu ſich ein. Die jungen Damen hatten ihre Kleidung bereits nach der Mode der Hauptſtadt umgewandelt, und nur ihre etwas von der Sonne gebräunten Wangen zeigten die in der Provinz allgemeiner als dort herrſchende Mode der Geſundheit an. An eben dem Tage hatte Malrepos einen ſo heftigen Streit mit ſeinem Hauswirthe gehabt, daß er ihn geſchlagen hatte und zum Fenſter hinausgeworfen haben würde, wenn nicht alle Saintamands in dem kritiſchen Augenblicke dazu gekommen wären und den armen Mann aus ſeinen Händen befreit hätten. Der Wirth hatte allerdings Unrecht, hätte aber doch vielleicht eher auf gütliches Zureden als aufs Todtſchlagen gehört. Der ältere Saintamand beruhigte ſeinen Freund, indem er ſeine Einladung glücklich anbrachte, und de Malrepos vergoß Thränen der Reue über ſeinen Jähzorn. Die Brüder boten alles Mögliche auf, ihn in der Zwiſchenzeit zu zerſtreuen, und führten ihn in das Theatre français. In einer Loge des zweiten Ranges ihnen gegenüber befanden ſich zwei junge Mädchen, allerliebſten Angeſichts, die der jüngſte der Saintamands begrüßte. Der Murrkopf betrachtete ſie höchſt aufmerkſam. Wie reizend! ſagte er; wer ſind ſie? — Die Töchter eines wackern Edelmanns unſeres Landes, der ſie zu Verwandten hierher geſchickt hat. — Sie ſind wahrhaftig recht ſehr hübſch! — Finden Sie? ſprach der ältere Saintamand. — Ich habe noch niemals ſo ſchöne Frauen geſehen. —

Es hatte dabei ſein Bewenden. Am Ende des Schauſpiels führten die Saintamands den Murrkopf mit ſich nach ihrer gemeinſchaftlichen Wohnung, und derſelbe nahm bei ſeinem Eintritt die Vorbereitungen zu einer großen Abendtafel wahr. Man unterhielt ſich in vertraulichen Geſprächen, bis gemeldet ward, daß es Zeit zu Tiſch zu gehen ſei. Es waren acht Gedecke aufgelegt. Die ſechs Männer nahmen Platz. Sie erwarten noch Jemand? ſagte Malrepos. — Ja, die beiden jungen Damen, die Sie im Schauſpiel ſo hübſch fanden. — Wie! dieſelben? Sie ſind doch nicht etwa mit Zweien von Ihnen vermählt? — Wir ſind alle unvermählt. — Verwandte alſo? — Unſere Schweſtern. — Ach, mein Freund! rief der Ungeſchliffene, den älteſten der fünf Brüder umarmend, ſie ſind unwiderſtehlich! — Der jüngſte Saintamand war hinausgegangen, um ſeine Schweſtern zu holen, er führte ſie bei der Hand herein. Anne, die ältere, war groß und ſchön, hatte blaue Augen und zwar braunes Haar, war aber ſo ſanft, als ob es blond geweſen wäre. Celine, die jüngere, hatte ein rundes Geſichtchen, eine Stumpfnaſe, aſchblondes Haar, und war zwar durchaus weniger ſchön als ihre Schweſter, dabei aber ſo ungewöhnlich hübſch, daß man nicht wußte, welcher von beiden man den Vorzug geben ſollte.

De Malrepos gab ihn der Älteren, weil er ſie für die Sanftere hielt. Celine war lebhaft, aufgeweckt, luſtig, und je mehr Einer mürriſch iſt, deſto mehr liebt er eine duldſame Frau. Beide Schweſtern ſetzten ſich mit an den Tiſch und eine jede betrug ſich ihrer Eigenthümlichkeit gemäß. Celine bezauberte ſogar ihre Brüder durch ihre Heiterkeit. Dagegen blieb Anne, oder Annette, wie ſie genannt wurde, meiſtens ernſt, oder lächelte nur ein wenig und ſo anmuthig und ſanft, daß de Malrepos kein Auge von ihr verwenden konnte. Man verſah ſich deſſen alſobald. Der ältere de Saintamand, nicht ſowohl Annettens Bruder, als ihr Ebenbild, gab ihr Veranlaſſung, ihre Gedanken und Gefühle mannichfaltig auszuſprechen, und ſie that dies mit einer ſo ſanften, wohllautenden Stimme, daß ſie damit ſelbſt in einer fremden Sprache jedes Herz gerührt haben würde. Der Murrkopf vermochte kaum ſich zu halten, die ſeinen Leidenſchaften natürliche Heftigkeit hatte ihn außer ſich ſelbſt verſetzt. Er war im Begriff, der ſchönen Anne zu Füßen zu ſinken, und nur ſein Charakter verhinderte ihn, dem Zuge ſeines Herzens zu folgen. Er hatte noch keinen Abend angenehmer zugebracht. Man ſah es ihm an, daß er von Zeit zu Zeit etwas Angenehmes oder eine Höflichkeit ſagen wollte; nachdem er aber mit einer verbindlichen Wendung begonnen hatte, endete er mit einer barſchen, nicht ſelten ſogar unhöflichen Äußerung. Sein Freund wie deſſen Brüder nahmen ihm nichts übel auf, denn jener hatte dieſe auf ihn vorbereitet und verſichert, ihre Schweſter Anne, wofern ſie ihm gefiele, würde durchaus die einzige Frau ſein, die ihn menſchlicher und liebenswürdiger machen könnte. Nach eingenommenem Abendeſſen verließ de Malrepos ſeine Freunde nur ungern, beobachtete aber, wenngleich er ſich ernſthaft in die ſchöne Anne verliebt hatte, dennoch den Schein einer gewiſſen Zurückhaltung gegen ſie.

Als er fort war, ſprach Saintamand zu ſeiner Schweſter: Nun, was meinſt du zu deiner Eroberung? — Sie iſt nicht glänzend, kann aber annehmbar ſein. — So denke ich ebenfalls; er iſt die alſo nicht zuwider? — Als der Freund meines Bruders muß er ein Mann von Ehre ſein, und das iſt mir genug. — Ich ſtehe dir dafür, daß er das iſt; überzeuge du mich nur deinerſeits, daß du nicht unglücklich mit ihm zu werden glaubſt. — Ich halte mich für verſichert, daß du alle Vorſicht und Klugheit anwenden wirſt, die dir die Sorge für mein Glück anräth, und werde darum Alles billigen, was du in dieſer Sache für mich thun willſt. —

Ich kenne deinen Charakter und deſſen Urſprung, dein vortreffliches Herz, meine liebe Schweſter, ich weiß, daß du die Frau biſt, deren mein Freund bedarf, obgleich ich daraus nicht wohl zu folgern wage, daß er auch der Mann iſt, der dich glücklich machen wird. Du würdeſt freilich wohl mit allen Männern glücklich ſein, oder ſie wenigſtens alle glücklich machen, was faſt eben ſo viel ſagt. — Ich wiederhole dir, daß du von meiner Seite auf einen gänzlichen Gehorſam rechnen kannſt. Du vertrittſt hier meines Vaters Stelle an mir, und ich werde mich deiner Leitung blind überlaſſen. — Die ſämmtlichen Geſchwiſter prieſen Annettens muſterhafte Geſinnungen, und des anderen Morgens fand Saintamand ſeinen Freund ein wenig verſtimmt. Nachdem das Geſpräch über gleichgültige Gegenſtände begonnen hatte, ſagte Malrepos plötzlich ohne allen Übergang: Wiſſen Sie, daß Ihre Schweſter Alles übertrifft, was Sie mir von ihr erzählt hatten? — Es freut mich, daß Sie eine ſo günſtige Meinung von meiner lieben Annette gefaßt haben. — Sie iſt vollkommen! — Deſto beſſer. — Deſto ſchlimmer! — Wie ſo, deſto ſchlimmer? — Ja, weil eine ſolche Frau mich wie einen Narren bei der Naſe herumführen würde, und weil mir damit nichts gedient iſt. — Sie irren, mein Theuerſter, Sie kennen den Charakter meiner Schweſter nicht, ſie iſt das ſanftmüthigſte, unterwürfigſte Weſen von der Welt. — Das geb ich recht gern zu; aber ich würde ſie leider anbeten, ich würde ihr nicht verhehlen können, daß ich es thäte, und wäre dann geprellt, die ganze Provinz, alle meine Bekannten würden mich auslachen. Hören Sie, Freund, ich bleibe dabei, ich will Ihr Schwager werden, ich will eine Ihrer Schweſtern heirathen, aber nicht die mir zumeiſt gefallen hat. — Das iſt ein wunderlicher Einfall! — Ich weiß wohl, aber ich kann um meiner Ruhe willen nicht anders handeln. Sobald Fräulein

Anne mir nichts als eine Schwägerin iſt, darf ich mich ihr ungeſtraft ſo freundlich und ſo zuvorkommend erweiſen, als mein Herz mich antreibt es zu ſein; wogegen ich, wenn ich ihr Gatte wäre, nicht umhin könnte, mich aufs äußerſte trotzig und ungeſchliffen gegen ſie zu betragen, um nicht Gefahr zu laufen ihr unterthäniger Sklave zu werden. — Saintamand fing an zu lachen. Sie ſind in der That originell, aber ich liebe Sie ſo, wie Sie ſind. Sprechen Sie mit meinen Schweſtern und wählen Sie, ich kann ihnen freilich nicht für Celinens Antwort ſtehen; - dagegen hat Anna einen unvergleichlichen Charakter, und es würde mir leid thun, wenn Sie ſie, ohne ſie zu kennen, vernachläſſigten. Nehmen Sie ſich Zeit, beſuchen Sie uns alle Tage. Ich hoffe, meine liebe Schweſter wird Sie andern Sinnes machen; ſie iſt ſo ſanft, ſo nachgiebig, ſo gut. — Liebe, liebe Annette! rief de Malrepos unwillkürlich aus; o, nein, ich mag ſie nicht heirathen, gewiß und wahrhaftig nicht, ich würde ſie zu zärtlich lieben, ich wäre ein verlorener Menſch! Aber Celine, mein Freund, Celine ſchickt ſich für mich. — Wollen Sie uns alſo mit Ihren Beſuchen erfreuen? — Von Herzen gern, ich werde alle Tage kommen. —

Sie gingen zu Mittag nach Hauſe, Malrepos ſah die beiden Schweſtern wieder und mußte wohl oder übel abermals Annetten den Vorzug geben. Seine Gefühle ſprachen ſich in ſeinen Blicken und Geberden aus, aber ſeine Worte richteten ſich an Celinen. Als ſie von Tiſche aufſtanden, ging er ein wenig mit dem ältern Bruder abſeits und ſagte zu ihm: Ich bin entſchloſſen, Ihre Schweſter Celine zu heirathen, wann Sie wollen. — Nun, ſo will ich auf der Stelle an meine Eltern ſchreiben, uns ihre Einwilligung für ihre älteſte Tochter entweder zuzuſenden oder ſelbſt zu überbringen. — Was ſagen Sie! — Weil ich nun völlig überzeugt bin, daß

Sie ſich gedrungen fühlen werden, ſich mit Annetten zu verbinden: Sie lieben ſie. — Meiner Treu! eine große Neuigkeit: ich bete ſie an! aber eben deswegen heirathe ich ſie nicht. — Nun, ſo werde ich mir die Einwilligung meiner Eltern für beide Schweſtern erbitten, und Sie wählen inzwiſchen nach Ihrer Bequemlichkeit. — An jedem der folgenden Tage ſah de Malrepos die Schweſtern ſeines Freundes öfter zweimal als eines. Bei jedem neuen Beſuche gewann er die ältere lieber und entſchied er ſich nichtsdeſtoweniger immer beſtimmter für die jüngere. Dieſe letztere war gewiß auch in ihrer Art reizend genug, aber ſie flößte keine ſo ernſten und unwiderſtehlichen Gefühle ein. Unterdeſſen verſtrich die Zeit. Die Eltern kamen nicht ſelbſt nach Paris, weil ſie bei der ihnen von ihrem älteſten Sohne eröffneten Unſchlüſſigkeit ihres zukünftigen Eidams befürchteten, ihn durch ihre Gegenwart und den Zwang, den ihm dieſelbe auferlegen würde, abzuhalten, bis zum letzten Augenblicke den Regungen ſeines Herzens frei und ungeſtört zu folgen. Saintamand war ſo feſt überzeugt, de Malrepos würde Annetten heirathen, daß er nicht nur die Hochzeitkleider ihr anmeſſen, ſondern auch das Aufgebot unter ihrem Namen abhalten ließ.

Am Ende war der Vorabend der Trauung da. Nun, mein Freund, ſagte de Saintamand, ſo weit wären wir. Prüfen Sie Ihr Herz wohl, noch iſt es Zeit dazu. — Ich bin feſt entſchloſſen, ich wähle Celinen. — Und Annen lieben Sie? — Allerdings; aber wir würden nicht mit einander glücklich ſein! — Wenn dem ſo iſt, ſo bietet ſich für Annen eine andere Verbindung dar, und ich werde ſie zu beſtimmen ſuchen, darauf einzugehen. — Das können Sie thun. — Es bewirbt ſich um ſie ein verdienter liebenswürdiger Mann, der ſie über Alles hochſchätzt. — Kennt ſie ihn? — Sie verläßt ſich in dieſem Punkte ganz auf meine Wahl. — Iſt es eine gute Partie? — Eine vortreffliche. — Hat er einen guten Ruf? denn damit muß man ſehr beſonnen ſein. — Dafür verbürge ich mich. — Ach, er fühlt aber doch gewiß nicht ſo wie ich, wie hoch ſie zu ſchätzen iſt! — Er fühlt es gewiß nicht weniger als Sie, er iſt entzückt von ihr. — Wo hat er ſie geſehen? — Hier, er kommt alle Tage in unſer Haus. — Hab' ich ihn da geſehen? — Ich weiß es nicht gewiß; aber ich glaube, daß Sie eben ſein Freund nicht ſind. — Warum das nicht? — Weil Sie ihn deſſen, was ihn glücklich machen muß, zu berauben ſuchen. — Ich verſtehe Sie nicht. — Ich glaube es, Sie kennen ſich ſelbſt nicht und wiſſen nicht, was Sie wollen. Annette heirathet dieſen Mann; nachher werden Sie Ihr eignes Herz verſtehen, und was kann daraus erfolgen? — De Malrepos ſchüttelte etwas ungeduldig den Kopf. Einige Augenblicke vor Unterzeichnung des Vertrages ſagte er zu Saintamand: Könnte ich nicht einmal Annettens Freier ſehen? — O ja, ſobald Sie wollen. Er iſt ein wackerer Mann, der ſich gewiß ihre Liebe erwerben wird. Aber wir werden erwartet, um zu unterſchreiben. Wollen wir nicht gehen? — Einen Augenblick. Annette iſt wunderhübſch! — Aber die Sache iſt ſchon weit vorgerückt, mein Freund, ſie iſt mit ihrem Bräutigam ſchon aufgeboten. — Wer? Annette? — Ja, der Ehevertrag liegt zur Vollziehung bereit. — Zur Vollziehung bereit? — Morgen ſoll die Trauung ſein. — Morgen . . . Trauung ſein? Ich bin verrathen und verkauft. — Was! Wollen Sie meine beiden Schweſtern heirathen? — Nein, nein, das hat ſich aber doch mit Annetten ſehr ſchnell gemacht. — Meine Schweſtern ſind hier bei uns fünf Brüdern in Paris und entbehren der Obhut der Mutter. — Ich ſehe es recht wohl ein, mein Freund, aber ich bin raſend eiferſüchtig. — Auf wen? — Ich wage kaum es auszuſprechen . . . . auf

Annetten. — Sie ſind mein liebſter Freund, ſprechen Sie. — Sie wollten alſo Alles rückgängig machen? — Das gerade nicht, aber ich würde einen Tauſch zu treffen ſuchen. — Ach! ich lebe wieder auf. — Ich muß vorher allerdings mit den Betheiligten Abrede nehmen. — Thun Sie das ja, mein Beſter; meine Ruhe, mein Glück, mein Leben ſteht auf dem Spiele. —

Saintamand hinterbrachte Annetten und Celinen, daß ihr Liebhaber endlich ſeine wahren Geſinnungen an den Tag lege. Celine war darüber nicht betrübt, und Annette ſehr .... erfreut, denn der Grillenfänger mißfiel ihr ganz und gar nicht. Nachdem er ſie alſo auf das, was erfolgen werde, vorbereitet hatte, ging der Bruder zu ſeinem Freunde zurück. — Ich weiß nur ein einziges Mittel, Ihnen zu dienen, ſagte er zu ihm: wir unterzeichnen auf der Stelle den Ehepact, worein ich Annettens Namen ſetzen laſſe, und dieſen Abend iſt anſtatt Verlobung Hochzeit. Ihr Nebenbuhler mag ſich morgen darein finden. Celine iſt mit Allem zufrieden, und die arme Annette iſt ein ſanftes Lämmchen, das keinen Willen hat. — De Malrepos umarmte ſeinen Freund einmal über das andere mit einem Entzücken, das dieſen in Erſtaunen ſetzte. Es ward unterzeichnet. De Malrepos ordnete die Trauung zur Mitternachtſtunde an und kam des Abends um zehn Uhr wieder, wo man ſich dann zur Abendtafel niederſetzte. Es ward alles mit ſolcher Eilfertigkeit betrieben, der Bräutigam war ſo aufgeregt und beſchäftigt, daß er zu keiner Frage Zeit gewann. Aus der Kirche begab er ſich mit ſeiner Neuvermählten in das Brautgemach, und hier überließ er ſich nicht dem Genuſſe, ſondern einer langen Reihe von Betrachtungen.

Da wär' ich nun ein Ehemann, dachte er, als er im Bette lag, und zwar mit Verläugnung meiner weiſeſten Vorſitze! . . . . Ich würde freilich in Verzweiflung gerathen ſein, hätte Annette einen Andern geheirathet; aber wenn ich nicht wohl Acht auf mich habe, werde ich alsbald unter ihrem Pantoffel ſtehen! Wohlan denn, einen männlichen Entſchluß gefaßt! Behandle ich ſie von dieſem Augenblick an mit der äußerſten Gleichgültigkeit, ſo thue ich, was ich nicht ungeſtraft unterlaſſen darf. Ich entſinne mich noch recht wohl aus meiner Jugend, daß in meinen damaligen Träumen von dereinſtigem Lebensglück meiner Einbildungskraft immer ein junges liebreizendes weibliches Weſen vorſchwebte, das ich von mir zurückſtieß und zum Weinen brachte; ich entſinne mich, daß mich der Anblick ihrer Thränen dann immer noch härter gegen ſie machte, daß ſie mit Zittern und Zagen vor mir ſtand, daß ich mich an ihrer Furcht erlabte und weidete, und daß ich es mit ihr bis zum Äußerſten kommen ließ, wenn ich ihr auch freilich weiter nichts zu Leide that. Ja, das iſt gewiß und wahrhaftig der einzige Weg, glücklich zu werden, beſonders zu einer Zeit, in der die Frauen ſo geneigt ſind, ihre Männer zu beherrſchen und am Gängelbande zu leiten! . . . . Alſo nicht zärtlich und nicht liebevoll, ſondern kalt wie Eis! Schlafen will ich, oder wenigſtens ſo thun, kein Wort reden, ſchmollen, mich verdrießlich ſtellen. Dann wird ſie ſich morgen Mühe geben, mir zu gefallen, zu errathen ſuchen, was mich rühren könnte. . . . Welche Wonne! Und wie werden die Andern hernach ſinnen und grübeln, um den Schlüſſel zu meinem Benehmen zu finden, um mich zu erforſchen! Ich werde aber ernſt wie ein Sultan bleiben. Wenn ſie mir zulächelt, bin ich kalt und ſtolz. Wenn ſie etwa zu mir kommt und mich küßt, ſage ich kurz angebunden: Laß mich. — Was haſt du, mein Lieber? — Nichts. — Ja, du haſt etwas mit mir. — Du ſtörſt mich, Frau. — Entfernt ſie ſich dann traurig und betrübt, ſo lach' ich ins Fäuſtchen; fängt ſie an zu weinen, ſo geb' ich mir den Anſchein es nicht zu ſehen; wirft ſie ſich vor mir auf die Kniee und ruft ſie aus: Du bringſt mich in Verzweiflung, mein liebſter Mann, — ſo antworte ich ihr: Wozu, womit? ſei vernünftig und ruhig, ſo wirſt du glücklich ſein, ich halte nichts von dem Schönthun, ich bin ein Mann und ſchwatze nicht ſo viel wie ein altes Weib. Laß mich los. — Sie wird ſich von mir wenden, mich für einen rohen Barbaren, für einen liebloſen Menſchen halten und ſich nicht träumen laſſen, daß ich ſie anbete. Ja, ſie ſoll in der Ungewißheit bleiben, ob ich ſie liebe oder nicht. Dieſe liebliche Annette neben mir iſt ſchöner als alle meine ſonſt erträumten Schönen, und ich werde eine doppelte Luſt daran haben, ſie auf meine Weiſe zu quälen. Wie reizend ſie iſt! — ſchloß er ſein Selbſtgeſpräch, indem er ſein lüſternes Auge über den zarten, leicht verhüllten Körper der an ſeiner Seite endlich entſchlummerten Jungfrau gleiten ließ.

Nach dieſen ſeltſamen Grundſätzen richtete de Malrepos ſein ferneres Betragen ein, durch das er alle Beſorgniſſe, die ſeine Gemüthsart hatte einflößen müſſen, rechtfertigte. Er ſtand des andern Morgens auf, ohne ſeine Frau der geringſten Liebkoſung gewürdigt zu haben, und behielt ſeine üble Laune bei, indem er ſich ankleidete. War auch die ſchöne Anna auf etwas Außerordentliches von ihm gefaßt geweſen, ſo verwunderte ſie ſich darüber doch ein wenig. Das erſte Wort, was ihr Gatte an ſie richtete, war: Ich habe Sie aus Zuneigung für Ihren Bruder geheirathet, Madame, und hoffe, daß Ihr Betragen mich dieſen Freundſchaftsdienſt nicht wird bereuen laſſen. — Ich verſpreche es Ihnen, mein Herr, entgegnete Annette. — Dies war die ganze Unterhaltung. De Malrepos verließ ſie und dachte zum erſten Male daran, ſeinen Schwager zu fragen, wie er es mit dem Aufgebot gehalten habe. Saintamand erwartete nur dieſe Aufforderung, um ihm der Wahrheit gemäß wiſſen zu laſſen, daß er vom Anfange herein, von ſeiner Liebe zu Annetten überzeugt, in dieſem Sinne gehandelt und das Aufgebot unter ihrem Namen beſorgt habe, ohne daß von einem Nebenbuhler die Rede geweſen ſei. De Malrepos war zwar über dieſe Erklärung innerlich entzückt, weil ihm die Eiferſucht bereits hart zugeſetzt hatte; er nahm aber eine erkünſtelte äußere Kälte an und antwortete: Ich kann wohl der Freundſchaft dieſen Streich verzeihen, Ihrer Schweſter aber, wenn ſie daran Theil hatte, nimmermehr. — Meine Schweſter hatte keinen Theil daran, entgegnete Saintamand; ich habe alles für mich gethan, meine Schweſter iſt zu furchtſam und beſcheiden, als daß ich ihr davon ein Wort hätte ſagen können. — Sie iſt, wie ſie ſein ſoll; ich bin gut, aber ich möchte um keinen Preis eine ränkeſüchtige, verſchlagene Frau. — Der Meinung bin ich auch. — Nach dieſen wenigen gegen einander ausgetauſchten Worten wurden die beiden Schwäger von ihren eingeladenen Freunden umzeben, und es war weiter von nichts als von Vergnügen die Rede. Der junge Ehemann behielt ſeinen komiſchen Ernſt inmitten aller Freude bei, und Saintamand, der ihn allmälig zu verſtehen begann, ließ ihn nicht aus den Augen, um ſeine Schweſter zu ermuthigen. Annette wußte ihrerſeits nicht, was ſie von der Gemüthsart ihres Mannes denken ſollte. In manchen Augenblicken fürchtete ſie ſich vor ihm und fand ſie nur in dem Gedanken Troſt, daß ein zärtlicher und verſtändiger Bruder dieſe Heirath betrieben habe. Die zweite Nacht verging wie die erſtere, der häusliche Tyrann ſprach, ſeinem angenommenen Syſteme getreu, mit ſeiner Gattin nur auf eine ſo verſchmähende trotzige Art, daß dieſelbe, ungeachtet der ſteten Beruhigungen ihres Bruders, ihr Schickſal recht beklagenswerth finden mußte, wenn ſie es mit dem der anderen jungen Frauen verglich, deren Bekanntſchaft ſie durch Saintamand gemacht hatte.

Erſt nach Verlauf eines Monats ereignete ſich ein Auftritt, der für das eheliche Verhältniß günſtige Folgen nach ſich zog. In der höchſten Verſtimmung kam de Malrepos eines Abends nach Hauſe, und ſeine Gattin ließ ſich nur zagend vor ihm ſehen. Er fand an Allem, was ſie gethan und angeordnet hatte, oder was ſie ſagte, etwas auszuſetzen. Annette zog ſich beſtürzt in ihr Zimmer zurück, ihr Tyrann ließ ſie aber wieder kommen, um das Vergnügen zu haben, ſie zu ſchelten. Dennoch hatte er ſie nie ſo leidenſchaftlich geliebt, als in dieſem Augenblicke, und der Vergleich, den er mit ihr und andern Frauen anſtellte, trug nicht wenig zu ſeiner Zufriedenheit bei. Er war in jedem Momente bereit, einen milderen Ton anzunehmen, und that es einige Mal unwillkührlich; aber die arme Annette gewann dabei nicht das mindeſte, weil er ſich danach jedes Mal zu einem noch härteren Tone zwang. — Iſt es denn möglich, Herr de Malrepos, daß Sie ſo hart mit mir umgehen können? ſagte endlich das junge Weib. — Ihr Bruder hatte mir mehr verſprochen, Madame, als Sie halten. — Was verlangen Sie denn von mir? ich will es ja thun; reden Sie nur, gebieten Sie über mich, ich werde mich nicht allein willig, ſondern ſelbſt mit Freuden nach Ihren Wünſchen fügen. — So etwas iſt bald geſagt, erwiderte er, weil er gegen ihre Sanftmuth nichts aufzubringen wußte. — Verſuchen Sie es nur in Güte mit mir, Sie werden ſehen, daß dies die Sprache meines Herzens iſt. — Ich will errathen, ich will zuvorgekommen ſein, ſagte er und dachte: Ach, du liebliches Weſen! du erräthſt mich nur zu ſehr, du thuſt Alles, was nach meinen Wünſchen iſt! — Ich werde mich beſtreben, es zu thun .... und mich glücklich ſchätzen (es rannen ihr hier die Thränen von ihren Wangen herab), Ihre Achtung und Zuneigung zu verdienen. — De Malrepos, der vielleicht gewünſcht haben mochte, Annetten in Schmerz aufgelöſt, ohnmächtig werden zu ſehen, war doch nicht im Stande, einige leiſe Thränen von ihr auszuhalten. Er entfernte ſich, floh und verging faſt vor Weh, obgleich ſeine demüthige Gattin in der falſchen Meinung, daß er ſo von Zorn erſchüttert ſei, ſich in der Einſamkeit ganz ihrem Kummer ergab.

In der höchſten Aufregung ſeiner Gefühle ſchritt de Malrepos mit großen Schritten im Garten auf und nieder, und tauſend Gedanken durchkreuzten ſeinen Kopf: So wär er denn gekommen, der erſehnte Augenblick: ich habe ihre Thränen fließen geſehen! Und doch habe ich keinen Genuß davon gehabt. . . . Sie iſt ſo ſchön! . . . Aber eben deswegen muß ich mich hüten, zu wanken; mein ganzes Glück wäre dahin; ich muß ſtark bleiben und darf ihr nicht weichen, wenn ich auch meine Zärtlichkeit nicht ganz und gar verläugnen mag, da ich mir ſonſt eine allzugrauſame Strafe ſelbſt auferlegen würde. Ich will ihr die ſchönſten und geſchmackvollſten Sachen ſchenken, die ich auffinden kann, . . . ich verſtehe mich zwar nicht darauf, aber ich werde ihrem Bruder, unter dem Siegel der ſtrengſten Verſchwiegenheit, den Auftrag geben, ſie zu beſorgen. Wenn er mich dennoch verriethe . . . . . ? würde ich zeitlebens unverſöhnlich mit ihm bleiben. — Er ging bei dieſen Worten aus, um ſeinen Schwager zu ſuchen. Mein Freund, ſagte er dem älteſten de Saintamand, ich bitte Sie um eine Gefälligkeit: ich wünſchte meiner Frau ein recht ausgeſuchtes Geſchenk zu machen, das ihr beſonders angenehm wäre; aber ich will es durchaus geheim gehalten wiſſen, und ſie ſoll nicht ahnden, daß es ein Geſchenk von mir iſt; ſie ſoll es finden, als ob es ſchon vor meiner Verheirathung bei mir geweſen wäre. — Dies iſt ein Auftrag, der mich ſehr erfreut, ſagte de Saintamand. — Sparen Sie ja nicht, lieber Freund. Das Schönſte, was es irgend gibt, iſt für Ihre Schweſter noch nicht ſchön genug. — Ihr ſeid alſo auf einem ſo guten Fuße mit einander? — Unter uns geſagt, hat ſie ſoeben über mich geweint. Ach, wenn Sie wüßten, wie liebenswürdig ſie war! ich habe noch über nichts ein ſolches Vergnügen als darüber empfunden. — Sie weinen zu ſehen? — Ja, mein lieber Saintamand. — Wenn Sie ihr nicht das Geſchenk machen wollten, würde ich eine ſehr üble Meinung von Ihnen gewinnen. — Sparen Sie nur ja nichts, und vor allen Dingen ſchweigen Sie, ſonſt erhält ſie's nicht. — Ich weiß, mein Freund, daß ein jeder Menſch auf ſeine Weiſe glücklich ſein will, alſo widerſpreche ich Ihnen nicht. — So hab ich's gern. —

Saintamand befragte auf eine ungezwungene Weiſe ſeine Schweſter Celine über Annettens Geſchmack und berieth ſich über das, was er erfahren hatte, mit ihrem Manne. De Malrepos kaufte mit ihm die koſtbarſten, feinſten Stoffe, die ſchönſten Spitzen, die geſchmackvollſten Modeſachen und ſogar Diamanten ein, deren Annette ſehr wenige beſaß. Saintamand war über dieſe Freigebigkeit höchlich erſtaunt. Bei jeder Bemerkung, die er darüber machte, rief de Malrepos: Wie ſie ſich verwundern wird! Nicht wahr, Saintamand, es wird ihr eine große Überraſchung ſein? Sie ſoll es morgen in einem Zimmer finden, deſſen Schlüſſel ich bisher aufbewahrt habe, und das ich wie unverſehens offen laſſen will. Alle dieſe Dinge ſollen darin ausgebreitet werden; ich gedenke ſie unbemerkt zu beobachten und, ſobald ich Alles mit angeſehen habe, vorüber zu gehen, um ihr zu ſagen, daß ſie es verwahren laſſen ſoll. Wenn ſie mir dann den Schlüſſel wieder bringt, werfe ich ihr ſo hin: Sie können ihn immerbin mit dem Flitterſtaate behalten, den er verſchloſſen hält; den Weibern ſind ſolche Dinge doch das Liebſte auf der Welt. — Sie kann daraus erkennen, daß das Alles ihr angehört, und die Art, wie ich es ihr übergebe, wird ſie doch verhindern, anzunehmen, daß es ein abſichtliches Geſchenk von mir iſt; denn man muß ſich hüten, die Frauen zu verwöhnen, Saintamand. — Darin haben Sie wohl recht, erwiederte ſein Schwager, und ich will ſchon zufrieden ſein, wenn ich weiß, daß meine gute Schweſter Ihr Herz beſitzt. —

Sie kamen unter dieſen Reden zu Hauſe an; das anſehnliche Geſchenk ward an Ort und Stelle gebracht, und der verſtändige de Saintamand glaubte, ſeiner Schweſter ihres Gatten Geheimniß nicht verrathen zu dürfen, um nicht beiden einen ſchlimmen Dienſt zu erweiſen.

Als Malrepos an dieſem Abende mit ſeiner Frau ſchlafen gegangen war, erſchien ſie dem durch die beabſichtigte Gabe Aufgeregtern zehn Mal ſchöner als je, und er vermochte zum erſten Male nicht, ſeiner Zärtlichkeit gegen ſie zu widerſtehen. Machen nun aber in der Regel dieſe zärtlichen Augenblicke der Liebe den Menſchen milder und mittheilender, ſo bewirkten ſie in de Malrepos das Gegentheil, und er ſchien ſich gewiſſermaßen zu ſchämen oder zu ſcheuen, ſeiner Gattin dankbar zu ſein.

Dies ſeltſame Betragen ging ihm ſo gut von ſtatten, daß es am andern Morgen in Annetten, als ſie die Geſchenke ſah, auch nicht den leiſeſten Gedanken aufkommen ließ, ihr Mann könne als der Geber ein ſo großmüthiger Liebhaber ſein. Sie wurden ihr auf eine ſo rauhe Weiſe dargeboten, daß ſie dieſelben für alte Einkäufe halten mußte, die ihr de Malrepos überließe, weil er ſonſt nichts damit anzufangen wüßte. Sie ſchenkte ihnen aus dieſem Grunde anfänglich keine große Aufmerkſamkeit; ſobald aber am Nachmittage Celine kam, die ihr in der Abweſenheit ihres Mannes Geſellſchaft zu leiſten pflegte, nahmen ſie die Geſchenke nochmals beide in Augenſchein. Celine erſtaunte über die geſchmackvolle Auswahl und Pracht alles deſſen, was ſie ſah, und wünſchte ihrer Schweſter einmal über das andere dazu Glück. Annette erwiederte: Alle dieſe Dinge würden mir unſchätzbar ſein, wenn ich ſie einer liebevollen Regung ſeines Herzens verdankte; ſo hat ſie mir aber leider nur der Zufall zugeführt, und ſie haben für mich keinen Werth. — Wollte mir nur der Zufall eben ſo günſtig ſein, meinte Celine lachend; ich verſichere dich, ich wüßte ihm recht vielen Dank dafür. Du ſiehſt mehr auf die Abſicht als auf die Sache, ich mehr auf dieſe als auf erſtere. Das iſt einer Jeden verſchiedene Denkungsart. Die Sachen ſind alle wunderhübſch, und ich würde deinen Haustyrannen jedem ſchmachtenden Schäfer vorziehen, wenn er ſich mir öfter von dieſer Seite zeigen wollte. —

Dies war bei Celinens Charakter alles recht gut, aber es genügte Annetten nicht. Und es iſt dennoch gewiß, daß de Malrepos in Celinens Beſitz ſeinen Trotz nimmermehr überwunden haben würde. Sie würden Tag für Tag neue Zwiſtigkeiten miteinander gehabt haben, und es hätte entweder Malrepos ſeinen Charakter ändern müſſen, den man füglich eben ſo ſchwer wie ſein Temperament ablegen kann, oder es wäre eine Eheſcheidung erfolgt.

Nach ſeinem Geſchenke und nach der Nacht, die denſelben vorangegangen war, fuhr de Malrepos fort, in der Dunkelheit gegen ſeine Gattin zärtlich zu ſein. In dem Maße aber, als ſich dabei ſein Gefühl für ihre Liebkoſungen entwickelte, zwang er ſich während des Tages unfreundlich gegen ſie zu ſein. Er trieb es endlich ſo weit, daß Annette faſt zu verzweifeln gedachte und ihrem älteſten Bruder ihr Herz aufſchloß. Saintamand fühlte ſich einen Augenblick verſucht, ſie in das Geheimniß des Geſchenkes zu ziehen; glücklicherweiſe unterließ er dies jedoch bei reiferem Bedachte, indem er ſich vornahm, es bis zum Äußerſten kommen zu laſſen.

Annette fühlte ſich ſchwanger. Ihr Zuſtand machte ihren Gatten etwas menſchlicher gegen ſie geſinnt. Da ihr de Malrepos jedoch deswegen eben nicht beſondere Sorgfalt und Aufmerkſamkeiten zuwendete, wie etwa andere Männer in dieſem Falle ihren Frauen, ſo brachte es ihr keinen unmittelbaren Gewinn, denn ſie konnte nicht in ſein Inneres ſehen. Als ſie nun nach ihrer Niederkunft und Geneſung auch in ihm die höhere Theilnahme erweckte, die eine hübſche Frau durch die Mutterſchaft in Anſpruch nimmt, war de Malrepos jeden Augenblick drauf und dran, ſich gegen ſie zu verrathen, und ſah ſich alſo, in Übereinſtimmung mit ſeinen Grundſätzen, genöthigt, ihr nur um ſo rauher und trotziger zu begegnen.

Annettens Gram, der nur eine Weile zurückgedrängt geweſen war, erneuerte ſich hierauf mit größerer Heftigkeit als jemals. Sie verſank in eine Art von Entkräftung, denn ſie wagte nicht mehr gegen ihren Bruder zu klagen. Ihr mürriſcher Eheherr fing an ſich ungemein zu beunruhigen. Er bat ſeinen älteſten Schwager und ſelbſt Celinen, zu erforſchen, was ſeiner Frau fehle. Wenn nun auch Celine Annetten umſonſt zu bewegen ſuchte, ſich ihr anzuvertrauen, ſo glaubte ſie doch nichtsdeſtoweniger die Urſache ihres Leidens zu erkennen, und erklärte de Malrepos auf ſeine wiederholten Nachfragen, daß es Kummer ſei. Dieſer Ausdruck traf ihn tief. Er ging zu ſeinem Freunde und ſagte ihm: Ihre Schweſter hat Kummer, ſie ſtirbt daran, was macht ihn ihr? — Ich vermuthe, antwortete de Saintamand, daß ſie Ihr Herz nicht kennt, und Sie ſo beurtheilt, wie Sie ſich ihr zeigen. — Es iſt wohl wahr, daß ich hart gegen ſie bin! — Das ſind

Sie allerdings; behandeln Sie ſie ein wenig ſanfter, ſeien Sie liebevoller mit ihr. — Sie haben Recht. —

De Malrepos kam nach Hauſe, feſt entſchloſſen, beſſer mit ſeiner Frau umzugehen. Als er zu ihr eintrat, hatte ſich Annette, auf die Vorſtellungen ihrer Schweſter, daß immerwährende Traurigkeit einen Mann vielmehr entferne und abſchrecke als anziehe, zur Heiterkeit gezwungen, ſie hatte ſich geputzt und in ihrem Geſicht ſelbſt die Farben der Geſundheit gewonnen. Der Haustyrann änderte ſeine Stimmung, wie man die Hand umdreht. Der Augenblick, in dem er ſich vorgenommen hatte, milder als gewöhnlich zu ſein, führte eben den ärgſten Ausbruch ſeines Zorns herbei. Es ſchien, als ob dieſer Mann, der in der That ein empfindſames Herz beſaß, ſich über ſeine eigene Empfindſamkeit gegen ſich ſelbſt erbittere, und dafür diejenige, die ſie ihm errege, zu beſtrafen trachte. Er warf einen wilden Blick auf Annetten, der um ſo furchtbarer war, als er anfangs hatte zärtlich ſein ſollen; es lag darin ein widriges Gemiſch zweier ungleichartigen Seelenregungen. Frau von Malrepos ward vor Schrecken blaß. Der Eindruck, den ihr Gatte auf ſie machte, erhöhte nur ſeine Wildheit, anſtatt daß er ſie hätte rühren ſollen. So erbitterten auch nur die Wehklagen ihrer Schlachtopfer manche Tyrannen und reizten ſie an, ihnen um ſo größere Leiden aufzubürden. Sie näherte ſich ihm ſchüchtern, um ihn zu umarmen; er ſtieß ſie unſanft von ſich: Sie ſind ja außerordentlich heiter, Madame, meine Abweſenheit ſcheint ſie zu erfreuen. — Ich habe das Gefühl der Heiterkeit in der That eben nicht empfunden, Herr von Malrepos. — O ja, Madame, Sie waren ſehr vergnügt . . . das iſt ſo Ihre Art . . . ich weiß es wohl, Sie haſſen mich . . . aber ich vergelte Ihnen Ihren Haß reichlich! Ihr Bruder . . . hatte Sie gegen mich gelebt; aber er wollte mich täuſchen, denn es iſt ſeit unſerer Verbindung eine große Veränderung mit Ihnen vorgegangen. Die Weiber ſind überhaupt alle ſo! — Ich weiß wahrhaftig nicht, mein Freund, womit ich verdient habe .. — ? — O, ſchweigen Sie, ich weiß ſchon, was Sie ſagen wollen. — Aber laſſen Sie ſich doch vorſtellen ... — Ich will von keinen Vorſtellungen wiſſen, die kommen einer Frau nicht zu. ... — Annetten entfielen einige Thränen, die ſie ihrem Tiger vergebens zu verbergen ſuchte, er erblickte ſie. Ja, ja, daran erkennt man das Schlangengezücht! rief er aus; wenn ſie uns nicht durch ihre Schlauheit bei der Naſe gängeln können, ſo nehmen ſie Thränen zu Hülfe. Ich bin Ihres Betragens gegen mich müde, Madame, ſehr müde, und wofern Sie meine Geduld auf das Äußerſte treiben .... Immerfort dieſes heuchleriſche Weſen, dieſe Gaukeleien! Entweder unerträgliche Zuvorkommenheit oder trotzige Zurückhaltung. — Ich beſchwöre Sie, mein Freund, ſagen Sie mir doch, wie ich mein Benehmen gegen Sie einrichten ſoll? — Das wiſſen Sie noch nicht? Wenn Sie Ihre ehelichen Pflichten nicht beſſer kannten, hätten Sie nicht heirathen ſollen. — Befehlen Sie über mich, ich werde gehorchen. — Ich will nicht befehlen, ich will errathen ſein. — Ich werde thun, was ich thun kann ... — Sie ſchwieg einen Augenblick ſtill und bat ihren Mann um die Erlaubniß, ſich zu entfernen, da ſie ſah, daß er ungeduldig ward. — Nein, Sie bleiben hier. — Sie blieb. Was thun Sie noch da, Madame, halte ich Sie an Ketten feſt? — Sie ging, beſchäftigte ſich. Man iſt nicht im Stande, Ihnen etwas zu ſagen, Sie hören ganz und gar nicht darauf! — Sie hörte ihrem Manne zu, indem ſie näher trat. Sie ſind ein unerträgliches Geſchöpf! ſagte er, und berührte ihre Wange. — Von dem Übermaße ſeiner Brutalität ſelbſt betroffen, floh er gewiſſermaßen zu dem Zimmer ſeiner Frau hinaus.

Annette zerfloß in Thränen, ſobald ſie allein war. Ihr Schluchzen erſtickte ſie beinah. De Malrepos war unvermerkt zurückgekehrt und belauſchte ſie. Er ward von innerlichſter Reue gepeinigt. Indem trat Celine zu ihrer Schweſter ein. Annette nahm eine unbefangene Miene an und gedachte ihres Grams gegen ſie nicht im entfernteſten. Du haſt geweint, ſagte die jüngere Schweſter; was haſt du? iſt es wegen deines Mannes? — Nein, Schweſter, de Malrepos iſt ein rechtſchaffener Mann, der mir abſichtlich nie etwas zu Leide thun wird. Wenn aus deiner jetzt beſprochenen Heirath etwas wird, meine liebe Celine, ſo wünſche ich dir einen ſo edlen Mann, als der meinige iſt. —

Wie dringend auch die Zureden ihrer Schweſter wurden, Annette vertraute ihr keine ihrer Beſchwerden an. Einen Augenblick ſpäter erſchien de Saintamand. Wie, meine liebſte Annette! immer noch verweinte Augen? Was bekümmert dich ſo? — Nichts, mein Bruder. — Du biſt unglücklich in deiner Einbildung; kenneteſt du deinen Gatten ſo wie ich, Du wärſt die allerglücklichſte Frau auf Erden. Sieh, ich habe heute nicht Zeit, viel mehr mit dir darüber zu reden. Hier haſt du aber eine Zeitſchrift, worin eine kleine Erzählung ſteht. Lies ſie mit Celinen zuſammen; du magſt mir nachher ſagen, was du davon hältſt. —

Der Haustyrann.

Einer jener Landedelleute, für welche die glänzende Sklaverei der Höfe keine Reize hat, und deren Vergnügungen ſich darauf beſchränken, auf die Jagd zu gehen und ihren Unterthanen zu befehlen, ward veranlaßt, dem Marquis von F... einen Beſuch allzuſtatten, der die Herbſtjahreszeit auf einem ſeiner Güter in Saintonge zubrachte. Der Marquis beſaß eine zahlreiche Familie und hatte erklärt, er werde kein einziges ſeiner Kinder zu einem unfreiwilligen Cölibat verdammen. Er hatte ſechs liebenswürdige Töchter, von denen beſonders Polyxene, die dreiundzwanzigjährige älteſte, der Inbegriff aller weiblichen Reize und Tugenden zu nennen war.

Der vorgedachte Landjunker hatte noch nicht dreißig Jahre zurückgelegt, war ſonnenverbrannt, ſehr geradezu, aber doch nicht unangenehm; ſein ungeſchliffenes Weſen hatte mehrere ſeiner Nachbarn abgehalten, ihm auf ſeine Bewerbungen ihre Töchter zur Ehe zu geben. Er ward von ſeinen Bauern wie der Tod gefürchtet, weil er ſie eben ſo ſehr durch ſeine Strenge bis in die kleinſten Einzelheiten als durch ſeine Grobheit plagte. Derſelbe Menſch verliebte ſich nun in das in Paris erzogene, feingebildete Fräulein von F...

Der Marquis von F... zog über die Familie und die Vermögensumſtände des Freiers ſeiner Tochter Erkundigungen ein, und ſie fielen ganz zu ſeiner Zufriedenheit aus. Von dem Charakter ſprach er nicht, und ſeine Correſpondenten wagten nicht, deſſelben zu gedenken. Die Heirath ward geſchloſſen, und acht Tage darauf entführte der junge Ehemann ſeine Frau nach Poitou. Hatte er ſich ſchon bisher keinen allzugroßen Zwang auferlegt, ſo ließ er ſich nun mit einem Male gänzlich gehen und gab ſich, wie er war. Er liebte ſeine Frau zwar auf das zärtlichſte, gab ihr aber ohne Unterlaß faſt überzeugende Beweiſe vom Gegentheile. Polyxene fügte ſich mit Ergebung darein, und anſtatt ſich der Verzweiflung oder auch nur dem Unwillen zu überlaſſen, nahm ſie ſich vor, ihre ſchwere Aufgabe gewiſſenhaft zu erfüllen. Sie beklagte ſich auch keineswegs gegen ihren Vater, denn ſie liebte ihn zu ſehr, als daß ſie ihn hätte kränken mögen. Ihr trotziger Gemahl verſchlimmerte ſich inzwiſchen von Tag zu Tag, nichts war ihm recht zu machen, er bekrittelte Alles, was ſie that, und ließ ſie die langſame, aber unerträgliche und unausgeſetzte Marter des Mißbehagens untergehen. Trotz ihrer äußerlichen Ruhe weinte Polyxene oft im Stillen, ihre Geſundheit fing an darunter zu leiden und ſchwankend zu werden, aber ihr Peiniger ſchien ſich nicht rühren zu laſſen. Dennoch war er wirklich gerührt, und nur die unglückliche Gewohnheit, Allem zu widerſprechen, ſich immer unzufrieden anzuſtellen und ſich ſogar den Liebkoſungen zu entziehen, für die ſein Herz nicht unempfindlich war, hielt ihn ab, dem ſanften Drange der Empfindungen nachzugeben, die ihn zu ſeiner Frau zogen.

Einſt, nach einem ungewöhnlich heftigen Ausbruch ſeiner übeln Laune, ſchlich ſich Polyxene in ihr Zimmer und weinte ſtill für ſich. Ihr Gatte folgte ihr auf dem Fuße, ohne daß er den Anſchein zu haben ſchien, es zu thun. Die ſtille Klage, die dieſes edle Weſen in ihren Thränen gegen ihn erhob, rührte ſein Herz, er konnte dieſen Anblick nicht ertragen und verbarg ſeinen Schmerz. Dies war vielleicht das erſte Mal in ſeinem Leben, daß er in ſich ging; er vergegenwärtigte ſich innerlich alles Unrecht, das er jemals dieſem muſterhaften Weibe angethan hatte; er ward nicht ſowohl dadurch bewegt oder gerührt, als in ſich vernichtet und zerriſſen; er ſchluchzte und weinte laut und wüthete dies Mal gegen ſich ſelbſt. Seine Gattin hörte ihn, eilte verwundert und erſchrocken heimlich in ſeine Nähe; da vernahm ſie deutlich, wie er ſich ſelbſt voller Erbitterung alles ihr zugefügte Unrecht vorwarf, ſich der Brutalität, der Barbarei anklagte, ſeine harte, ſtörrige Sinnesart verwünſchte und es beſeufzte, das Glück von ſich geſtoßen zu haben, das er ſo ſehnſüchtig war zu genießen und doch verzweifelte jemals wieder erlangen zu können. Die eben ſo verſtändige als edle Polyxene fühlte ſich vollkommen befriedigt.

Wohlan denn, dachte ſie, ich habe keinen Grund mehr unglücklich zu ſein, ich kenne meines Mannes Herz; er iſt gut, er liebt mich, alles Übrige iſt nur die rauhe Oberfläche des ungeſchliffenen Diamanten, ich ſehe darüber hin. — Und von dieſem Augenblick an gewann dieſes ſtarke Weib ihre frühere Heiterkeit und Ruhe wieder und wurde ſo liebenswürdig, ſo zuvorkommend, daß ihr häuslicher Tyrann ſich gar nicht mehr zu enthalten wußte, ihr zu Füßen zu fallen, und zwanzig Mal des Tags verrieth, daß er im Begriffe ſtand, es zu thun.

Seitdem iſt ſein Betragen im eigentlichen Sinne komiſcher als kränkend, er brummt zwar noch immer, aber wider ſeinen eigenen Willen iſt ſein Ton dabei zur Hälfte menſchlicher geworden. Obgleich ſeine Frau ihm in dieſen Momenten mit keinen Liebkoſungen zu begegnen wagt, weil ſie damit nur ſeinen Jähzorn herausfordern würde, ſo ſieht man es ihm doch an, wie er ſeine Hitze aus freien Stücken dämpft, gleich als hätte man ſich ihm zu Füßen geworfen, um ihn zu entwaffnen. Er geht ſo weit, ſich wie ein fremder Menſch ſein Unrecht ſelbſt vorzuhalten und es ſich darauf ſelbſt halb und halb einzugeſtehen.

So fühlt ſich denn dieſe junge Dame, Dank ſei es ihrem Charakter, nicht unglücklich mit einem Gatten, der jede Andere zur Verzweiflung gebracht haben würde. Ohne eine ſo untadelhafte Aufführung, ein ſo unverbrüchliches Feſthalten an ihren Pflichten, eine ſo gewiſſenhafte Aufmerkſamkeit, nicht den leiſeſten Grund zur Eiferſucht zu geben, würde ſie freilich verloren geweſen ſein. Ein Mann voller Fehler bedarf einer vollkommenen Frau, ſo wie gerade Xantippe eines Sokrates bedurfte, hat einſt ein geiſtreicher Mann geſagt.

Man möchte glauben, dies ſei deine eigne Geſchichte, meinte Celine, indem ſie zu leſen aufhörte; ich habe unſern

Bruder in Verdacht, eine Wahrheit in erdichtete Namen gehüllt zu haben. — Es iſt aber doch gedruckt, Liebe. — Was thut das? Ich wette, er hat die Geſchichte ausdrücklich für dich verfaßt. Er hat deinem Manne verſprechen müſſen, ihn nicht zu verrathen, und die unſchuldige Liſt zu deiner Beruhigung erdacht. — Wenn ich das gewiß wüßte, Celine! — Ich zweifle ganz und gar nicht daran. Gib auf das Thun und Laſſen deines Mannes acht, vielleicht entdeckſt du bald etwas. —

Annette befolgte dieſen Rath. Sie gewann alsbald ihre frühere Heiterkeit wieder, oder nahm wenigſtens eine ruhige Haltung an, und ſprach mit ihrem Manne, als er zu ihr kam, ohne Spannung, als ob nichts zwiſchen ihnen vorgefallen wäre. Er verließ ſie auf der Stelle wieder. Annette folgte ihm neugierig mit leiſen Schritten. Er ging in ihr Schlafgemach, ſetzte ſich nieder, richtete den Blick auf ihr Bildniß und ſtrafte mit zwei Thränen, die er ſeinen verſtörten Augen entrollen ließ, die Tigerhärte Lügen, welche ſein ſeitheriges Betragen gegen ſie bezeichnete. Auf einer Kommode lagen verſchiedene zu Annettens Anzug gehörige Gegenſtände. Malrepos berührte und küßte ſie, und ſprach, zu ihrem Bilde gewendet: O du, die ich anbete und peinige, vergib! Ein unglückſeliger, durch eine vernachläſſigte Erziehung noch verſchlimmerter Charakter macht mich mir ſelbſt unerträglich, und verleitet mich, Andern und vor allen Andern meinem liebenswürdigen Weibe das Leben zu verbittern. O, Geliebte, Angebetete! wenn du ſäheſt, wie ich leide, du würdeſt mich bemitleiden, ſtatt mir zu grollen. — Indem er dieſe Worte geſprochen hatte, nahm er in einem in einer Ecke angebrachten Fache ein paar, kaum einige Mal erſt von ihr getragene Schuhe Annettens wahr. Er ſprang haſtig auf: Welch reizende Form! Welche Frau kann einen niedlichern Fuß haben!

Er iſt zum Küſſen ſchön! — Und der mürriſche, die zärtlichſte und lieblichſte aller Frauen unabläſſig ohne Urſache ſcheltende Ehemann drückte, in dieſem Augenblick ein verliebter Anakreon, Tauſende von Küſſen dieſem unempfindlichen Gegenſtande auf, den er am Ende mit einer Art von Ehrfurcht wieder an ſeinen Ort zurückſtellte.

Annette hatte Alles mit angehört und angeſehen. Von der höchſten Freude erfüllt, entzückt, bezaubert, wollte ſie augenblicklich zu ihrer Schweſter eilen, um ſie an ihrem Glücke Theil nehmen zu laſſen, als ſie, über ein entſtandenes kleines Geräuſch den Kopf umdrehend, dieſelbe ebenfalls zuſchauen ſah. Beide Schweſtern entfernten ſich miteinander.

Als ſie weit genug waren, um nicht mehr gehört werden zu können, ſagte Celine zu der ältern: Ich möchte um Alles in der Welt deinen Tyrannen zum Manne haben. Ehe zwei Tage vergangen wären, müßte er mir zu Füßen ſinken oder vor Liebe umkommen. — Ich gehe großmüthiger mit ihm um, erwiederte Annette. Ich bin zufrieden, daß er mich liebt, und es iſt mir ganz recht, daß er dieß auf ſeine Weiſe thut. Preiſe mich glücklich, gute Schweſter, ich bin von nun an mit meinem Schickſale ausgeſöhnt. —

Am Abende kam der älteſte de Saintamand, um ſich nach dem guten oder ſchlimmen Erfolge ſeiner Erzählung zu erkundigen. — Sie hat ſich auf das genaueſte hier in der Wirklichkeit wiederholt, rief Celine lachend aus, und ich glaube dich, mein lieber Bruder, im Einverſtändniſſe mit unſrem Haustyrannen. — Als Saintamand leugnen wollte, theilte ihm Celine den Vorfall im Schlafzimmer mit. — Da ihr es denn mit eignen Angen angeſehen habt, ſo will ich euch wohl geſtehen, daß de Malrepos ſeine Frau anbetet; er hatte mir aber ſtreng unterſagt, ihn zu verrathen. Was wird nun meine theuerſte Annette thun? — Ich werde ihn lieben wie er iſt. — Bei dieſen Worten ließ ſich ihr Bruder vor ihr auf ein Knie nieder, küßte ihre Hand und ſagte: Ich erkenne meine liebe Schweſter für die weiſeſte und ſchönſte aller Frauen an. Dann ſtand er auf und fügte hinzu: Ich verbürge dir dein Glück, Annette; bei ſolchen Geſinnungen iſt es keinen Gefahren weiter ausgeſetzt. — Alſo von ihrem Bruder in ihren guten Vorſätzen beſtärkt, beharrte Frau von Malrepos dabei.

Ihr Betragen glich von dieſem Tage an mehr dem eines Engels als einer Frau. De Malrepos fand nicht mehr den mindeſten Tadel gegen ſie zu erheben. Von ſeinem Aufbrauſen und Ungeſtüm ließ ſie ſich nur noch ſcheinbar bewegen, um von ihm nicht für unempfindlich dagegen gehalten zu werden. Zuletzt gerieth er ſelbſt über ſie in Erſtaunen. Die Zärtlichkeit ſeiner Liebe nahm bei ihm allmälig wie bei allen Männern ab, und es verlor ſich mit ihr ſein heftiges Weſen in eben dem Maße, als die Grauſamkeit überhaupt der Wolluſt nahe verwandt iſt.

Nach zehn Jahren der Ehe, als ſeine Leidenſchaften etwas abgekühlt waren, ward er ein friedfertiger, in ſeinem Alter ein vortrefflicher und liebenswürdiger Gatte. Je länger er ſich überzeugte, daß ſeine Frau ihn nicht zu beherrſchen ſuche, deſto weniger drängte er ſein überwallendes Gefühl für ſie in ſich zurück, und deſto mehr nahm die männliche Würde ſeines Betragens zu.

III.

Störung zu rechter Zeit.

Es lebte unlängſt in Florenz eine Dame, Celidea genannt, deren große Schönheit männiglich in Feuer und Flammen ſetzte. Floriandro, ein junger, ihr ebenbürtiger Edelmann, liebte ſie, erhielt ſie, als er ſich um ſie bewarb, in Anſehung ſeines bedeutenden Vermögens zur Frau, und hatte die Freude, ehe noch ein Jahr abgelaufen war, ein Pfand ihrer Zärtlichkeit in einem Töchterchen zu beſitzen, das in ſeiner kindiſchen Geſichtsbildung ein Wunder von Schönheit zu werden verſprach und bei Celidea's fernerer Unfruchtbarkeit der einzige Troſt ihrer Eltern über getäuſchte Hoffnungen auf mehrere Nachkommenſchaft ward. Da nun nach einem Zeitraume von fünf Jahren Floriandro zu der Erkenntniß gelangte, er ſehne ſich vergebens darnach, wiederholt mit Kindern geſegnet zu werden, ſo beſchloß er, der Thatkraft ſeiner Jugend nachzugeben und eine Reiſe übers Meer zu machen, ſowohl um ſich mit Kränzen des Ruhmes zu ſchmücken, als auch um ſich auf den Rath der Ärzte von ſeiner Gattin, und von ihr ſelbſt damit die Urſache ihrer Unfruchtbarkeit zu entfernen. Denn die Ärzte behaupteten eben, dieſe Unfruchtbarkeit entſpränge aus einer allzuheißen, von dem beiderſeitigen ſehnſüchtigen Verlangen nach Kindern genährten Liebesinbrunſt, und hofften, wenn dieſe übermäßige Gluth von der Zeit abgekühlt und gedämpft werden würde, ſie dereinſt noch des Segens, den ihnen keine Heilmittel und Recepte hatten verſchaffen können, ſich erfreuen zu ſehen.

Floriandro ließ alſo öffentlich verlauten, daß er ſein Vaterland verlaſſe, um einem abgelegten Gelübde zufolge eine Wallfahrt nach Galizien anzutreten, war innerlich jedoch ganz anderer Sinnesart und nahm Abſchied von ſeiner Frau, die ihm, den frommen Beweggrund ſeiner Reiſe angeſehen, nicht daran hinderlich zu ſein wagte, als ein Pfand ihrer Liebe aber einen reichlichen Strom von Thränen an ſeiner Bruſt vergoß, deren Angedenken ſeinem Herzen Troſt und Stärke verleihen möchte, würde es ihrer wechſelſeitigen Zärtlichkeit jemals uneingedenk. Er reiſte nach Livorno ab, ließ daſelbſt in möglichſter Geſchwindigkeit ein tüchtiges Schiff ausrüſten, lichtete die Anker, zog die Segel auf und fuhr mit günſtigem Winde wie der Blitz zum Hafen hinaus.

Die Trennung von ihrem Gatten zerriß Celidea's Herz, ſie verlor ihre gewohnte Heiterkeit und verſank in grenzenloſe Schwermuth. Fürchtend und beſorgend, wie alle Liebende, wußte ſie ſich mit gar nichts zu tröſten, denn alle ihre Gedanken drehten ſich um den einzigen, daß der Aufenthalt zur See tauſendfältigen Gefahren unterworfen ſei, und ihr Herz ſagte ihr irgend ein großes Unglück voraus. Ihre Ahndung trog ſie auch inſofern nicht, als ſie das erſte, zweite und dritte Jahr vergebens ihren Gatten zurückerwartete und auf keine Weiſe Nachricht von ihm erhielt. Sie ließ ohne den mindeſten Erfolg durch ganz Galizien die genaueſten Nachforſchungen nach ihm anſtellen und ward endlich der feſten Überzeugung, daß das Meer, ſeiner alten übeln Gewohnheit nach die Schätze der Erde verſchlingend, auch dieſes ihr höchſtes

Beſitzthum in ſeinen Abgrund gezogen habe. Da ſie alſo annahm, daß Floriandro nicht mehr unter den Lebenden wandle, und ſah, daß allen ihren Leiden zum Trotz ihre Schönheit ſich keineswegs verminderte, ſondern vielmehr die Blüthe ihrer Wangen ſich nur um ſo ſchöner erſchloß, jemehr ſie dieſelben mit ihren Thränen, die ſie vertilgen ſollten, befeuchtete, ſo legte ſie zum Zeichen ihrer erſtorbenen Hoffnungen Trauerkleider an, in denen ihr Liebreiz freilich, gleich wie ein Stern auf dem dunkeln Grunde der Nacht, noch heller als vorher leuchtete. Um ihres Unglücks willen beklagt, um ihrer Jugend willen bemitleidet und um ihrer Schönheit willen bewundert, übte ſie allmälig eine ſo vollkommene Herrſchaft über alle Herzen aus, daß der allgemeine Neid der Männer ſich ſchon im Voraus demjenigen zuwandte, dem das Glück ſie zur Lebensgefährtin zuführen würde. Nichtsdeſtoweniger ließ ſie ſich von Keinem bewegen, ihn eines liebreichern Blickes zu würdigen, ſondern widmete ſich ganz dem Dienſte Gottes und der Ausbildung ihrer Seele, vermied, ſoviel ſie vermochte, alle Geſelligkeit und lag mit der größten Sorgfalt der Erziehung ihrer Tochter ob, die durch die Anmuth ihres Weſens vorauszuverkünden ſchien, daß ſie wohl noch eines Tages unter den ſcharfen Dornen ihrer Gedanken hervor die Roſe ihres Herzens entwickeln werde.

Celidea beharrte in ihrem löblichen Lebenswandel ſo lange, bis ſie eines Abends auf der Hochzeit eines ihrer Brüder, deſſen Einladung dazu ſie nicht füglich hatte ablehnen können, mitten in den Freuden eines die Blüthe der toscaniſchen Jugend vereinigenden Balles, einen jungen, Beliarco genannten Cavalier erblickte, der eben von der Univerſität zurückgekehrt war, ſeiner Geburt nach zu den vornehmſten Jünglingen der Stadt gehörte, an Reichthum keinem Andern nachſtand, an innerm Werthe der erſte von Allen genannt werden mußte, und übrigens noch als ſchön, klug und beſcheiden ſo viele treffliche Eigenſchaften in ſich verband, daß nur eine abgeſtumpfte oder verderbte Natur ſich erwehren konnte, ihn zu lieben. Eine ſeinen Verdienſten entſprechende Aufnahme findend, ward er mit einem Male das Ziel der ſüßeſten Blicke der ſchönen Damen, die ſein Lob um die Wette erſchallen ließen, und ſo war es nicht zum Erſtaunen, daß auch Celidea, die die Strenge ihrer Gedanken noch durch keinerlei Troſt gemildert hatte, jetzt, durch eine unbekannte Wonne verlockt, ſein Bild in den Rahmen ihrer Seele einſchaltete und der Neigung ihres Herzens zu ihm durchaus keinen Einhalt that. Sie betrachtete ihn, bewunderte ihn und fand an ihm Gefallen, wiewohl dies mehr mit der Seele als mit den Augen geſchah, die ſie, um ihrem Rufe nicht zu ſchaden, in dem Geſchäfte, mit ihm zu liebäugeln, ſo wohl zu beaufſichtigen wußte, daß Niemand anders als er ſich deſſen verſah, was ſie ihm ſagten, als ſie bei einem flüchtigen Begegnen mit den ſeinigen in einem einzigen tiefen Blicke das lieblichſte gegenſeitige Verſtändniß eröffneten. Es iſt ſchwer zu beſchreiben, in welcher Aufregung die beiden verwundeten Herzen ſich befanden, als der Ball beendigt war und ein Jedes ſich in ſeine Behauſung zurückgezogen hatte. Beliarco, den bisher jede Schönheit gleichgültig gelaſſen hatte, wußte nicht, wie ihm geſchehen war, daß eine Dame, die man allgemein als eine beſeelte Eisſcholle ſchilderte, ſein Herz ſo wider Willen in Feuer und Flamme hatte ſetzen können. Hoffnungen, Zweifel, Begierden hatten ihn abwechſelnd in ihrer Gewalt. Er erinnerte ſich des Begegnens mit dieſen ſchönen Augen, und konnte nicht umhin, verſichert zu ſein, daß er darin eine verliebte Übereinſtimmung geſehen habe. Sein Widerwille gegen die Liebe überhaupt zog ihn mit angſtvoller Beſorgniß von ihr zurück, und die Vorſtellung von Celideens Reizen flößte ihm wieder das glühendſte Verlangen ein, ſie zu beſitzen. Celidea andererſeits, die bei Beliarco's Entfernung zu ihrer höchſten Verwirrung ihr Herz von den Pfeilen ſeiner Blicke durchſchoſſen und ſich von dem Abglanze ſeiner Schönheit, die ihre verliebte Einbildungskraft ihrem Herzen um ſo näher vorhielt, je entfernter ſie ihren Augen war, ganz entzündet fühlte, machte ihn nach und nach zu dem einzigen Gegenſtande ihres Verlangens. Ihres Gatten völlig vergeſſen, hielt ſie nun endlich dafür, daß die Zeit gekommen ſei, wo ſie mit vollem Rechte das Angedenken der Aſche vernichten dürfe, die als erkaltet ſich eben nicht mehr eigne, ein Herz zu erwärmen. Unſchlüſſig und zweifelhaft in ihrem Innerſten, ſprach ſie zu ſich ſelbſt: Wenn die Liebe nicht ohne Erwiederung Beſtand hat, ſo kann mein vom Todte überwundener Gemahl nicht länger der Gegenſtand meiner lebendigen Liebe ſein. Ein beerdigter Leichnam erweckt keine Liebe und Leidenſchaft mehr, ſondern Schrecken und Abſcheu. Beliarco's Schönheit iſt geeignet, marmorne Bildſäulen für ſich zu entflammen, geſchweige denn eine junge, lieberfüllte weibliche Bruſt. Ich habe mein dreißigſtes Jahr noch nicht erreicht und ſtehe alſo in der kräftigſten Blüthe meines Alters, wo dann der Menſch am geeignetſten iſt, die Freuden der Liebe zu genießen. Ich vermag es mir alſo nicht zu verſagen, wieder zu lieben und eine neue Ehe einzugehen. — Mit ſolcherlei trügeriſchen Vorſpiegelungen und beſonders mit dem Scheingrunde, daß ihr Mann ihr untreu geworden ſei, verführte ſie ſich zu der Anſicht, ſich der Verpflichtung gegen ihn: in der Ungewißheit ſeines Todes ihm ihre Keuſchheit und Treue zu bewahren, für erledigt zu halten. Ihr Entſchluß zu einer neuen Liebe war gefaßt. Das Einzige, was ihr in der heitern Reihe ſolcher Gedanken läſtig und ſtörend ward, war der Anblick ihrer Tochter, die eben ihr vierzehntes Jahr erreicht hatte und ſchon ſo groß, ſchön und verſtändig geworden war, daß ſie durch ihr einfaches, ungeſchmücktes Weſen ihre verliebten Raſereien ihr ſtillſchweigend vorzuwerfen ſchien. Ja, die verirrte Mutter ging ſo weit, eiferſüchtig auf die erblühenden Reize der Tochter, dieſelbe mehr als ehedem eingezogen zu halten und ſelten oder niemals auf Bälle, öffentliche Verſammlungsorte, Beſuche oder Kirchenfeſte mit ſich aus dem Hauſe zu nehmen, weil ſie beſonders von dieſen letztern ſagte, daß die verderbte Jugend dabei immer weniger auf die Anbetung des Ewigen als auf den Mißbrauch des Heiligen im Götzendienſte irdiſcher Liebe bedacht zu ſein pflege, und ſich alſo von der Mehrzahl der Mütter unterſchied, die es kaum erwarten können, ihre halberwachſenen Töchter den Gefahren der Welt auszuſetzen, und wohl ſogar in tadelnswerther Schwäche und Eitelkeit, um mit ihnen zu prunken, ihnen ſelbſt Anleitung geben, ſich durch gefallſüchtiges Verziehen des Mundes, Verdrehen der Augen und Verrenken des Körpers Anbeter in Menge zu erwerben. Dieſe Gründe ließ ſie ſich zu Vorwänden dienen, ihrer Liebe ungeſtörter allein nachzuhangen, und nachdem ſie ſich nicht nur wieder geliebt wußte, ſondern ſich ſogar mit der unbeſchränkteſten Ergebenheit, die billigerweiſe von einem Liebhaber zu erwarten ſteht, bedient und beworben ſah, auch ein ganzes Jahr lang faſt mit Aufopferung ihres Lebens ihre Leidenſchaft beſtritten hatte, konnte ſie doch zuletzt nicht umhin, deren durch den langen Druck um ſo ungeſtümer und unaufhaltſamer gewordenem Andrange die Zügel ſchießen zu laſſen.

Celidea beſaß einen hinter ihrem Hauſe belegenen, ſorgfältig beſtellten Garten, unter deſſen von ihrer Hand gepflegten ſeltenen Gewächſen auch einige aus dem Morgenlande ſtammende, einer beſonders großen Pflege bedürfende Blumen blühten. Um dieſe Blumen zu warten und zu begießen und in der anmuthigen Einſamkeit ungeſtört nach Beliarco's Geſellſchaft ſeufzen zu können, begab ſich das junge Weib alle Abende an dieſen Ort. Daſelbſt erſpähte ſie Beliarco dereinſt faſt bei einbrechender Nacht durch die Spalte einer nach einem ſchmalen Wege führenden, Andern mehr als dem Scharfblicke der Liebe verborgen gebliebenen Thür und verrieth ihr durch ein leiſes Klopfen ſeine Gegenwart. Unwiſſend, wer es ſei, öffnete ſie. Das Erſtaunen über ſein unvermuthetes Erſcheinen in der Dunkelheit der Nacht benahm ihr die Kraft und Fähigkeit, ſich aufrecht zu erhalten; ihr Blut ſtrömte in eben dem Augenblicke von ihrem Herzen zurück, und ſie fühlte das Bedürfniß eines Stützpunktes, den ihr Beliarco in ſeinen Armen lieh. Da rief ſie, über die Lage erſchreckend, worein ſie durch die Innigkeit ihrer Gefühle, wie unbewußt, verſetzt worden war, mit plötzlichem Unwillen aus: O, weh mir, laßt mich! Was hat euch hierher geführt? Wie durftet ihr euch erkühnen, dieſe Pforte durch euer verwegenes Klopfen zu verdächtigen? Würde meine Ehre nicht vernichtet werden, ſähe man euch zu dieſer Stunde bei mir? Entfernt euch, Beliarco, und es genüge euch anſtatt der Strafe, die ich euch gefliſſentlich auferlegen könnte, die Gunſt, die ich euch unwiſſentlich erzeigt habe, indem ich euch in die Arme ſank. Entfernt euch ſchnell, wenn ihr nicht wollt, daß ich euch meine Achtung entziehen ſoll. — Ich werde mich entfernen, Herrin, um euch gehorſam zu ſein, erwiederte der Liebhaber, und ich werde gern auch aus dieſem Leben ſcheiden, um euch nicht zu kränken, wenn euch meine Liebe ein Dorn im Auge iſt. Vergebt mir meinen Fehler, den ich nur deswegen, weil ich euch mißfallen habe, ſtrafbar nennen kann, und bedenkt, daß euer Haß doch nur die Flammen in mir trifft, die ſich an der Sonne eurer Augen entzündeten, und die nicht eher als mit meinem Leben erlöſchen werden. —

Ohne weiter etwas zu ſagen, entfernte er ſich. Der in dem Augenblicke, als ſie ihren Geliebten ſo betrübt ſcheiden ſah, Celideens Seele durchdringende Schmerz bewies, daß ſie ihre Strenge gegen ihn aufrichtig bereute, und ihn mehr als ſich ſelbſt liebte, da ſie die Gewalt ihres Zornes auf ſich zurückfallen ließ. Auch ſie ging alsbald aus dem Garten, warf ſich, ohne Ruhe finden zu können, auf ein Bett und brachte die ganze Nacht mit der Vorſtellung zu, denjenigen gemißhandelt zu haben, der durch ſeine gänzliche Ergebenheit ſchon ſeit ſo lange des Beſitzthumes ihres Herzens würdig ſei. Sie, die vorher keinen ſehnſüchtigern Wunſch gekannt hatte als den, ihm die Heftigkeit ihrer Leidenſchaft kund zu geben, und eine ſo günſtige Gelegenheit, als ihr jetzt erſchienen war, zu finden, hatte ihn nicht nur entfliehen laſſen, ſondern ihn ſogar, fernerhin unwerth ihn zu ſehen, zur Flucht ſelbſt angetrieben! — Nachdem ſie ſich die ganze Nacht hindurch ſchmerzlichſt beklagt und gepeinigt hatte, vermochte ſie am andern Morgen, als der erſte Lichtſtrahl kaum den jungen Tag verkündigte, ſich ſelbſt nicht länger Widerſtand zu leiſten. Genugſam verblendet von ihren verliebten Wünſchen, um ihre eigene Schande unbedacht zu laſſen, ergriff ſie die Feder und erſuchte Beliarco in einem Briefchen, ſich Abends zehn Uhr an der Thüre ihres Gartens einzuſtellen. Beliarco ſeinerſeits hatte mittlerweile eben ſo wenig Schlaf und Ruhe gefunden, und ſich in ſeinen Federn hin und her geworfen, bis er, aufgeſtanden, der in ſein Herz ſtechenden Dornen ſich durch die Entfernung von der ſchönen Roſe ſeiner Liebe zu entledigen beſchloß. Er wollte bereits an die Ausführung dieſes Entſchluſſes gehen, als er mit einem Male, durch den ihm von einem kleinen Pagen überbrachten Brief Celidea's, anderen Sinnes gemacht ward. Er gab dem Pagen die Antwort, daß er pünktlich gehorchen werde, und erwartete die anderammte Stunde der Nacht mit ſo heißer Ungeduld, daß ſie ſich in ſeiner Einbildung vielmehr von ihm zu entfernen als ihm zu nahen ſchien. Als ſie dennoch endlich geſchlagen hatte, verfügte er ſich, ohne zu zögern, an den genannten Ort und brauchte ſeine Ankunft nicht erſt durch Zeichen anzudeuten, denn ſeine glühende Geliebte war im Voraus ſchon ſeiner gewärtig da. In der höchſten Aufregung ihrer beiderſeitigen Gefühle bewillkommte ſie ihn, und nach einer kleinen Weile ſprach Beliarco zu ihr: Signora, die Gunſt, die mir gegenwärtig eure Zuneigung ohne mein Verdienſt und Würden widerfahren läßt, wiegt die Kränkung, die mir meine allzugroße Verwegenheit geſtern Abend von eurer Strenge zuzog, ſo vollſtändig auf, daß ich nicht umhin kann, ein Vergehen zu ſegnen, das mir dieſen glücklichſten Moment meines Lebens erworben hat. — Haltet ein, Beliarco, erwiederte ſie, denn ich fühle recht wohl, daß ich, wenn ich jemals eure Liebe verdiente, mich doch gegenwärtig ihrer unwerth gemacht habe, weil ich meinem Verlangen nach euch keinen Einhalt zu thun verſtand, und euch zu dieſer Stunde, allein, unter dem Schleier der Nacht zu mir kommen ließ, der doch, anſtatt meine Schande zu verhüllen, ſie mir vorwurfsvoller vor Augen ſtellt. Das Einzige, was ich zu meiner Vertheidigung gegen euch vorbringen kann, iſt das Geſtändniß meiner Schuld, die, als eine von der Liebe an meinem guten Rufe begangene, mich hoffen läßt, bei einem Richter, der ſich zu meinem Liebhaber bekennt, ein mildes Urtheil zu finden. Bemitleidet mich daher, wenn ihr ſeht, wie meiner Liebe heute die Keuſchheit unterliegt, die geſtern noch kräftig genug war, meine Neigung zu beſiegen, und wofern es wahr iſt, daß derjenige, welcher gar zu vernünftig handelt, ſchwerlich liebt, ſo rechtfertigt mich, wenn ihr in meinem Betragen die Vernunft nicht allzuſehr vorherrſchend findet, damit, daß meine Liebe zu euch deſto größer iſt. — So wie nun Beliarco den Ausdruck ſo zärtlicher Geſinnungen an ſein Ohr treffen hörte, wollte er, zu noch feurigerer Bezeigung der ſeinigen, ſeine Arme um ihren Nacken ſchlingen, um ihr ſeine Dankbarkeit, zu der keine Worte mehr ausreichten, auf eine wirkſamere Art zu bethätigen; ſie hielt ihn aber mit ſanfter Gewalt von ſich ab, indem ſie hinzufügte: Ich bitte euch, Signor, wollet keine ſo üble Meinung von mir haben, etwa zu glauben, ich könne meinen guten Ruf gegen unreine Freuden der Liebe irgend hintanſetzen. Entſchloſſen, meiner überſchwänglichen Liebe zu euch doch keinen andern als einen ehrbaren, rechtmäßigen Ausgang zu gewähren, bin ich gegen euer heiliges Verſprechen, den Bund der Ehe mit mir zu ſchließen, die Eurige, wogegen ich mich außerdem lieber dem Tode, als euren unkeuſchen Umarmungen preisgeben mag. — Der verliebte Jüngling, der ſich durch Celidea's Einladung, ſie zur Nachtzeit zu beſuchen, und durch ihren zärtlichen Empfang, gewiß überredet hatte, Alles, was er von ihr wünſchte, erfüllt zu ſehen, ohne nöthig zu haben, ſie zu ſeiner geſetzlichen Gemahlin zu machen, war, als er dieſe Hoffnung ſchwinden ſah, nicht ſtark genug, ſeinen glühenden Begierden Widerſtand zu leiſten, und willigte auf der Stelle in die Forderungen der Geliebten ein, die ſich ſodann, wie ſie ſeinen Handſchlag als Pfand der Treue empfangen und mit einem Kuſſe beſiegelt hatte, nicht eben lange von ihm bitten ließ, ihn dieſelbe Nacht über bei ſich zu behalten. Sie führte ihn mit möglichſter Vorſicht in ihr Schlafgemach, das ſie mit Licht erhellt fanden, und der feurige Liebhaber wollte ihr nicht einmal ſo viel Zeit ſich zu entkleiden geſtatten, ſondern nahte ſchon, gleich als wenn ihm ſein Glück unter den Händen entfliehen möchte, dem innigſten Beſitze ihrer geliebten Reize mit ſtürmender Eilfertigkeit, als auf einmal ſtark an die Thüre geklopft und Celidea von ihrem Bruder gebeten ward, auf das ſchleunigſte zu ſeinem in Kindesnöthen liegenden Weibe zu kommen und ihr hülfreich beizuſtehen. Von einem ſo unvermutheten zufälligen Hinderniſſe zu ihrem äußerſten Schrecken überraſcht, und überzeugt, es nicht umgehen zu können, entwand Celidea ihre runden glänzenden Schultern den bebenden Armen Beliarco's, die allmälig alle Gewande von ihnen abgeriſſen hatten, und glitt von dem Trunkenen hinweg zu der Thüre, wo ſie ihrem Bruder zur Antwort gab, ſie werde ihm auf dem Fuße folgen, ſobald ſie nur erſt wieder ihre Kleider umgeworfen habe. Von Wolluſt noch durchſchauert, nahm das liebliche Weib ſodann, ehe ihre Furcht etwa zuließ, daß die Begierde ſie zu einem verwegneren Entſchluſſe antriebe, den erſtaunten und überraſchten Beliarco bei der Hand und führte ihn in ein anſtoßendes Zimmer, das vermittelſt einer Reihe anderer Gemächer mit einem großen Saale zuſammenhing, durch den er nach Gefallen, ohne der Gefahr der Entdeckung ausgeſetzt zu ſein, zur Gartenpforte hinaus entfliehen konnte. Sie beſchwor ihn, indem ſie von ihm ſchied, da doch kaum das erſte Viertel der Nacht vorüber ſei, wenigſtens bis zum Nahen der Morgenröthe gegenwärtig zu bleiben, damit ſie ihm, wenn ſie ſo glücklich wäre, derweil zu ihm zurückzukehren, mit einem Übermaße von Liebe und Zärtlichkeit den Kummer vergelten könne, den ſie ihm jetzt durch die Flucht von ſeiner Seite bereite, und verſicherte ihn, daß ihm von ihren Dienerinnen, die ſie mit ſich nehme, nichts zu befürchten ſtehe. Der Arme fügte ſich wohl oder übel in die verzweifelte Nothwendigkeit, die ſich unſern Willen mit geſetzloſer, tyranniſcher Gewalt unterwirft. Sobald er ſich aber in der Dunkelheit allein zurückgelaſſen und ſich noch trüberen Gedanken preisgegeben ſah, fing er ſein unſeliges Geſtirn über die Maßen zu bejammern an, das ihn, nachdem es ihn bis zu der Pforte ſeiner Seligkeit habe gelangen laſſen, in den Abgrund der ſchmerzlichſten Todespein ſtürze. Er verſuchte vergebens, mit der Vorſtellung der erhofften Liebesfreuden und wollüſtigſten Genüſſe der Sinne ſeine über die Ungewißheit der Wiederkehr Celideen's verdüſterte Einbildungskraft zu erheitern. Zwei volle Stunden brachte er in dieſer unbehaglichen Aufregung in dem Zimmer, worein ihn Celidea verwieſen hatte, ohne ſich zu rühren zu. Endlich ſchritt er weiter durch ein Gemach mit einem Balkone, wohinein zu einem geöffneten Fenſter der Schimmer des bleichen Mondes leuchtete, bis in ein an den Saal grenzendes Kabinet, deſſen von ihm zufälligerweiſe berührte Thüre von ſelbſt aufging. Hier verbreitete eine an einem ſeidenen Bande von der Decke herabhängende brennende Lampe ein üppiges Dämmerlicht und zeigte ihm dabei eine auf einem Bette ſchlafend hingegoſſene nackte Venus, der ſich die Finſterniß, vielleicht mehr aus Ehrfurcht vor dem ſanften Glanze der ſchönen Glieder, als von dem Lampenſcheine zurückgehalten, nicht zu nahen wagte. Beliarco trat, neugierig, dieſes Wunder zu betrachten, näher hinzu, und ſah oder glaubte Celideen zu ſehen, obwohl er, ſeine Blicke ſchärfend, erkannte, daß ſeine Einbildungskraft gleichſehr von ſeinen Begierden wie von der Ähnlichkeit getäuſcht worden war. Celidea war es nicht, es war ihr Ebenbild, eben ſo viel ſchöner als ſie, als die Roſe des Morgens ſchöner als des Mittags iſt. Er erkannte ſie für Zafira, Celideens Tochter, und würde um des reinen Schnees ihres Körpers willen dafürgehalten haben, daß ſie in eine alabaſterne Bildſäule verwandelt worden ſei, hätte das ihren Buſen in ſanfter Wallung erhaltende Klopfen ihres Herzens nicht verrathen, daß Leben in ihr ſei. Jeder Theil dieſes wunderreizenden Körpers athmete Liebe. Sie ruhte auf ihrer rechten Seite. Von der Hüfte bis zu dem blendenden Knie verſchleierte zwar faltiges Linnen dem Blick die geheimſten Schönheiten, den Gedanken hielt es aber nicht ab, ſie ſich vorzuſtellen. Ihr Haupt ſtützte ſich in die weiche Fläche der ausgeſtreckten Hand, ihre aufgelöſten Haare waren theils in einen Knoten von Licht zuſammengeſteckt, theils floſſen ſie in verführeriſcher Unordnung über ihre Bruſt, den Luſtgarten ihrer Schönheit, nieder, aus dem unter den friſcheſten Knospen und Blüthen zwei kleine niedliche Äpfel emporragten, die eben in ihrer Herbe von der höchſten Süßigkeit durchdrungen waren. Von der heitern Morgendämmerung ihrer Stirn tröpfte, um die Roſen ihrer Wangen zu tränken, durch die Hitze der Jahreszeit hervorgelockt, ſüßer Thau herab, und würde ſich in Perlen gewandelt haben, wäre er ſo glücklich geweſen, von dem Blick der Sonne getroffen zu werden, die ſich hinter der Wolke ihrer ſchönen Augenwimpern barg. Regungslos vor Erſtaunen ſtarrte Beliarco dieſe Reize ohne Gleichen an, ſeine ganze Seele war in dem geringen Umlaufe ſeines liebeglühenden Augapfels zuſammengedrängt, der gleichſam wie eine verwegene Biene ſich mit den Flügeln der Blicke bald auf dieſe bald auf jene Blüthe der Schönheit ſchwang und ihren, zwar für die Augen ſüßen, für das Herz aber um ſo giftigern Honig daraus ſog. Der arme Sterbliche entbrannte am Ende zu ſo verzehrender Flamme, daß er, ganz außer ſich ſelbſt verſetzt, und ohne die Gefahr zu bedenken, der er ſich bei dem etwaigen Erwachen der ſchönen-Schläferin preisgab, ſich ihr zur Seite niederlegte, ſie leiſe in ſeine Arme ſchloß, und, von der Liebe gelehrt, ihr bald von der lieblichen Härte des Buſens, bald von den weichen Korallen des Mundes die ſüßeſten Küſſe raubte. Zafira ihrerſeits war dagegen zwar von den Banden des Schlafes umfangen, ward ſich aber dennoch ſeiner Liebkoſungen wohl bewußt, und ſchmiegte ſich, des Glaubens in den Armen ihrer Mutter zu ruhen, die oftmals bei ihr ſchlief, immer inniger an Beliarco's Bruſt, der eine ſolche Beſeligung darob empfand, daß er ſich größerer Vertraulichkeiten enthielt und die ſchöne Nackende in dieſer Lage einige Sicherheit finden ließ, weil er ſie, wenn er das Unglück hatte, ſie zu erwecken, aus ſeinen Umarmungen zu verſcheuchen fürchten mußte. Während er nun, guf dieſe Weiſe in unſäglicher Wolluſt ſchwelgend, das reizende Weſen bald mit den Augen verſchlingt, bald mit leiſen glühenden Küſſen bedeckt, bald mit ſeinen zitternden Armen umtaſtet, und ſich ſomit der Neigung und Leidenſchaft zu Celideen allmälig durchaus entlediget, macht ſie ſelbſt ſich glücklich von ihrer Schwägerin los, die, noch ehe ſie dazugekommen war, zur Freude des ganzen Hauſes einem ſchönen Kindlein das Leben gegeben hatte, beſeitiget die Einwendungen ihres Bruders, der ſie bei ſo nächtlicher Weile nicht wieder fortlaſſen will, und zögert nicht, von der höchſten Inbrunſt beſeelt, nach ihrer Wohnung zurückzukehren.

Als ſie Beliarco nicht mehr in ihrem Zimmer vorfindet, und ſich alſo die Hoffnungen entzogen ſieht, deren Befriedigung hienieden einen Vorſchmack der himmliſchen Seligkeit gewährt, der Anbruch des Tages aber noch in weiter Entfernung liegt, ſo bricht ihr wilder Schmerz in die leidenſchaftlichſten Klagen aus. Sie zeiht ihren Geliebten des Kleinmuths, der Liebloſigkeit, des Unbeſtandes, der Kälte und Zaghaftigkeit, und da ſie dem ſie verzehrenden Feuer ihrer Begierden in ihrer Einſamkeit nicht Einhalt zu thun vermag, ſo begiebt ſie ſich zu ihrer Tochter, um den übrigen Theil der Nacht mit einiger Erleichterung zuzubringen, und das liebliche Mädchen durch die Kunde von der Geburt des kleinen Kindes zu erfreuen. Das Kabinet offen findend, gewahrt ſie ihre Tochter nackt in Beliarco's Umarmungen. Die Verwirrung, welche ihr dieſer unerwartete plötzliche Anblick erregte, war ſo grenzenlos, daß ſie ihre Lebensgeiſter dem Erſticken nahe brachte, ihre Augen mit Dunkel umſchleierte, und ſie ſelbſt unter der Laſt ihres Schmerzes bewußtlos zu Boden warf. Das Geräuſch ihres Falles erweckte Beliarco aus ſeiner verliebten Trunkenheit und Zafira aus ihrem Schlummer, die, als ſie ſich in ihrem ſchamhaften Zuſtande ſo nah bei einem Manne ſah, aufſchrie, verrathen zu ſein, ihre Blößen bedeckte und bitterlich zu weinen anhub. Ohne darauf zu achten, ſprang Beliarco aus dem Bette, um der auf dem Boden liegenden Celidea beizuſtehen. Als er aber alle Zeichen des Todes in ihrem Antlitz erkannte, und es bleich, ſtarr und kalt fand, vermochte auch er, trotz dem, daß er ſeine ganze Kraft zuſammennahm, ſich nicht aufrecht zu erhalten, ſondern erlag der Angſt, die ihm das Herz gewaltſam zuſchnürte, und ſank beſinnungslos neben Celideen hin.

Die mit einem Nachtgewande nothdürftig bekleidete, auf dieſe kläglichen Ereigniſſe herzugeeilte Zafira wollte um Hülfe rufen; da aber in dieſem Augenblicke ihrem Gefühl kein anderer Ausdruck zu Gebote ſtand als Thränen, ſo äußerte ſie ihr Leidweſen nur darin, daß ſie ſich ſo lange die Bruſt zerſchlug und die Haare zerraufte, bis ihre Mutter, deren Angeſicht ſie mit ihren Thränen badete, und deren Namen ſie mit der innigſten Betrübniß zu immer wiederholten Malen auf das zärtlichſte anrief, mit einem tiefen Seufzer ſich das Herz erweiternd, wieder ins Leben kam. Als nun Celidea ihre weinende Tochter über ſich hingebeugt ſah und das unwiderſprechlichſte Zeugniß ihrer Unſchuld eben in den Thränen erkannte, mit denen ſie die Spuren der ihr von einem ſo unreinen Mund aufgedrückten Küſſe vertilgen zu wollen ſchien, war es ihr erſter, von dem Mitleiden mit ihr erweckter Gedanke, ihre wiedergekehrten ſchwachen Kräfte in Vorwürfen gegen den undankbarſten aller Männer zu erſchöpfen. Ihre Augen ſuchten Beliarco und erblickten ihn regungslos neben ihr ausgeſtreckt. Da erwachte ſchnell die alte Liebe wieder, die der unglückliche Moment jenes Anblicks doch nicht mit einem Male hatte auslöſchen können. Ihre großmüthige Seele verwarf allen Zorn über ſeine Verrätherei, und ſie fühlte ſich gedrungen, ihm auf das liebevollſte beizuſtehen. Sie befeuchtete ihn mit ihren Thränen, erwärmte ihn mit dem Hauche ihrer Seufzer, rieb ihn mit ihren Händen, und ſo mochte es wohl leicht geſchehen, daß die Lebenskräfte dieſer Augen, dieſes Mundes und dieſer Hände auch Beliarco von dem Scheine des Todes entfeſſelten. Wie ihn Celidea nun offenbar der Gefahr entronnen, obwohl dem Anſehen nach eher todt als lebendig vor ſich ſah, weil ihm das Bewußtſein ſeines gegen ſie verſchuldeten Betruges keinen Blutstropfen in das Geſicht kommen ließ, ſtürmten die verſchiedenartigſten Gefühle, Liebe, Zorn und Mitleiden auf ſie ein, von denen ein jedes den Sieg für ſich, entweder mit Liebe, oder Rache, oder Vergebung, in Anſpruch nahm. Zuletzt machte ſich der gute Genius geltend, der von dem Menſchen ſelten vor ſeinem letzten Athemzuge abläßt, und ſie brach nach kurzem Nachſinnen in die folgenden Worte aus: Ich weiß nicht, Beliarco, ob ich mich mehr über mich oder über euch betrüben ſoll? Über euch, weil ihr euch mir, die ich mich euch gänzlich zu eigen gegeben habe, mit ſolchem Unbeſtande ſo ſchnell entziehen und einer Anderen widmen konntet. Über mich, weil ich unkeuſche Lüſte und Neigungen mit Verleugnung jedes beſſern Gefühls in mein Herz aufnahm, anſtatt, meiner heiligen Verpflichtungen eingedenk, mich in dem Angedenken meines vielbeweinten Gatten Floriandro rein und ſchuldlos zu erhalten. Über euch, der ihr, des Vertrauens ſpottend, das ich in eure Tugend ſetzte, mit einer ſo ruchloſen That die Treue brachet, die mir euer Handſchlag verpfändete. Über mich, die ich mich von der Sinnlichkeit verlocken ließ, meinen guten Ruf in der Meinung der Welt, wenn auch nicht in der That, vielleicht für immerdar zu vernichten. Über euch, der ihr mehr aus Unzüchtigkeit als mit Beſinnung, und mehr wie ein Dieb als wie ein Liebhaber unverdienterweiſe die unſchuldigen Gunſtbezeigungen eines Kindes geraubt habt. Mehr habe ich indeſſen über mich als über euch zu klagen, daß ich ſo fahrläſſig geweſen bin, die Sorgfalt für meine Tochter aus der Acht zu laſſen, und, anſtatt auf ihre Vermählung, wie es die Vernunft von mir forderte, ernſtlich bedacht zu ſein, meinen eignen unzüchtigen Wünſchen zu fröhnen. Da ich nun für meinen Aberwitz zur Genüge beſtraft bin, und da das Schickſal viel mehr als meine Vorſicht für ſie geſorgt hat, ſo bin ich es zufrieden, daß ſie die eurige ſei, angeſehen, daß ihre Jugend eurem Alter auch weit angemeſſener iſt als das meinige. So ſoll mir der Zufall, der meine Enttäuſchung förderte, geſegnet ſein, und ich betheure mir, daß ich euch in Zukunft mit geregelterer Zuneigung wie meinen Sohn lieben will. Entſchloſſen, ferner ſo zu leben, daß ich euch ſowol wie Andern jedweden Zweifel an der Aufrichtigkeit meiner Tugend benehme, will ich mich in ein Kloſter zurückziehen, um dem Allmächtigen zu dienen, und in ſolcher heiligen Einſamkeit und Betrachtung der Schönheiten des Himmels mir das Bildniß meines Floriandro vor die Augen des Geiſtes führen, auf daß ich mich rühmen könne, durch die Sympathie der Liebe ſchon hier auf Erden die Freuden und Tröſtungen des Paradieſes genoſſen zu haben. —

Wer war froher als Beliarco, ſich ſo wohl aus dem Labyrinthe errettet zu ſehen, in das er mit Recht der Meinung war ſich durch das Celideen angethane Unrecht verirrt zu haben, und ſogar anſtatt der verdienten Strafe von der Großmuth ſeiner verlaſſenen Geliebten die eigne Tochter zur Gattin zu empfangen. Er wollte danken, ſich rechtfertigen, um Vergebung flehen; aber ſie geſtattete ihm nicht, darüber noch mehre Worte zu verlieren, um nicht durch abermalige Erregung ihrer Leidenſchaft ihre frommen Entſchlüſſe wankend machen zu laſſen, empfahl ihm ihre Tochter an, küßte ſie und ging hinweg, indem ſie das Mädchen ermahnte, dies verhängnißvolle Begegniß als den Willen des allgütigen Himmels anzuſehen, der ſich den Menſchen jederzeit in Wundern offenbare. Zafira's Herz war nicht wenig von den aufrichtigen Beweiſen der heißen Liebe und Zuneigung ihrer Mutter gerührt, und ſie gab ihr ihre Erkenntlichkeit durch häufige Thränen kund. Da ſie aber im Grunde wohl einſah, wie reichlich der Gewinn eines ſo würdigen und liebreichen Gatten ſie für die erlittene Unbill entſchädige, ſo lehrte die Menſchlichkeit ſelbſt ſie in ſeinen Armen Troſt ſuchen und finden. Der Stern der Liebe, der ſeit einer Stunde am Horizonte aufgegangen war, diente mit ſeinem funkelnden Schimmer der wiederholten Süßigkeit ihrer innigſten Vereinigung als Hochzeitfackel, und ward vielleicht von der Beſeligung dieſer Liebenden gerührt, auch Celideen wieder zu lächeln, nachdem er ſie ſein finſteres Grollen ſo lange Zeit hatte erfahren laſſen. Sowie die betrübte Witwe nehmlich mit dem ſchon vorgerückteren Tage von ihrem Schmerzenslager aufgeſtanden war, um ſich in ihren guten Vorſätzen zu ſtärken und zu befeſtigen, die vergänglichen Freuden der Welt aufzugeben und dagegen den Weg zu den ewigen, unvergänglichen des Himmels zu betreten, ward ſie plötzlich durch ein helles Trompetengeſchmetter aus ihren demüthigen Gedanken geriſſen und nahm, raſch an das Fenſter ſchreitend, unter vielen andern Menſchen vorerſt ihren geliebten Floriandro auf der Straße wahr.

Der ſeit langer Zeit von ihr gehegte Glaube an ſeinen

Tod jagte ihr einen ſolchen Schreck über ihn ein, daß ſie, kalte Tropfen ſchwitzend, ſtarr vor Entſetzen zu Boden geſtürzt ſein würde, hätte ſie in demſelben Augenblicke nicht auch ihren eigenen, Floriandro begleitenden Bruder geſehen, der ihm, indem er hatte wollen zur Stadt hinausgehen, glücklicherweiſe begegnet war, und, als er jetzt ihr Erbleichen gewahrte und begriff, ſie mit einem abermaligen Zujauchzen fröhlicher Stimmen ermuthigte. Bald überzeugten ihres Floriandro enge Umarmungen und heiße Küſſe Celideen beſſer als alles Andere, daß er keine von ihr erträumte geſpenſtiſche Erſcheinung, ſondern wahrhaft Fleiſch und Blut und ihr lebender Gatte ſei, und wenn ſie an der überſchwänglichen Freude ſeines Wiederſehens nicht augenblicklich ſtarb, ſo verdankte ſie ihr Leben eigentlich nur den ihr Entzücken mäßigenden geſegneten Zweifeln an der Wahrheit ihres Glücks. Sie warf ſich ihm laut ſchluchzend an die Bruſt, preßte ihn mit unverſiegbaren Thränen in ihre Arme und konnte ſich nicht erſättigen, ihm die Freude ihres Herzens auszudrücken. Sobald dieſe gegenſeitigen Zärtlichkeiten endlich durch die Ankunft vieler Edelleute und unzähligen Volkes unterbrochen wurden, die Floriandro über ſeine Rückkehr beglückwünſchten, fand Celidea Zeit und Gelegenheit, Belliarco von dem Geſchehenen zu unterrichten und zu Vermeidung alles Ärgerniſſes durch die hintere Gartenpforte unbemerkt zu entfernen. Sie verſprach ihm nicht allein, ihren Gatten zur Einwilligung in ſeine Vermählung dermaßen zu bereden, daß die Hochzeit noch vor Ablauf dieſes Tages ſtattfinden ſolle, ſondern hielt ihm auch, zur unſäglichen Zufriedenheit beider Betheiligten, Wort. Das höchſte Glück war jedoch vielleicht ihr eignes, da ſie, die alte Aſche ihrer Leidenſchaft neu entzündend, in dem unbeſchränkten Genuſſe ihrer Liebesfreuden eine erneute Ehe mit ihrem Floriandro begonnen zu haben meinte und in ſeinen Armen ihre Tochter nicht um deren Seligkeit beneidete. Es geht aus den wunderbaren Begebenheiten dieſer Geſchichte auf das deutlichſte hervor: daß das Schickſal zuweilen durch Mittel, die ſich uns als Widerwärtigkeiten darſtellen, die Verirrungen unſerer Leidenſchaften wieder ausgleicht und uns einer unerwarteten Glückſeligkeit in die Arme führt.

IV.

Die Vergiftung.

In der Romagna lebte vor Zeiten ein reicher Edelmann, der ſich nach dem Tode ſeiner Frau, welche ihm einen Sohn geboren hatte, zum zweiten Male verheirathete und durch dieſe zweite Ehe Vater eines zweiten Sohnes ward, der zwölf Jahre zählte, als der ältere dreiundzwanzig alt war.

Da ließ ſich die mit Reizen mehr als mit guten Sitten ausgeſtattete Stiefmutter von der Schönheit ihres tugendſamen Stiefſohnes ſo arg verblenden, daß ſie die Augen einer leidenſchaftlichen Liebe auf ihn warf, die zwar anfänglich ihre edleren Kräfte nicht überſtieg, in der Folge aber ihr innerſtes Mark ſo tief mit verzehrendem Feuer durchdrang, daß ſie ſich, zur Verleugnung ihrer Herzenswunde, das Anſehen geben mußte, von einem geheimen Fieber ergriffen zu ſein.

Unfähig, ihre frechen Wünſche länger in ſich zurück zu drängen, ließ ſie ihren Stiefſohn durch eine Magd zu ſich in ihre Schlafkammer entbieten, wo derſelbe ſie mit freundlichen Worten um ihre Leiden befragte, und redete ihn, dadurch verwegener geworden, folgenderweiſe an, indem ſie ihr Antlitz aus Scham in die Linnen ihres Bettes verbarg und einen Strom von heißen Thränen aus ihren Augen weinte:

Der Grund und der Urſprung meines ſchmerzenvollen Leidens, mein Heil und meine Rettung aber auch biſt du allein. Dieſe deine glühenden Augen haben ihre Strahlen durch die meinen in mein Herz geſenkt und in meiner armen Bruſt verderbliche Flammen entzündet. Trage Mitleiden mit mir, die um deinetwillen ſtirbt, und laß dich von dem väterlichen Verwandtſchaftsbande nicht abhalten, mir zu helfen, denn du erhältſt mich alſo meinem Gemahle, deſſen Ebenbild mir die Liebe in dir zu erkennen giebt. Wir ſind beide hier allein und unbewacht, und was ohne geſehen zu werden geſchieht, iſt ſo gut wie ungeſchehen. —

Der fromme Jüngling empörte ſich innerlichſt über dieſe Zumuthung, und obſchon er eine ſo ungeheure Sünde ſo tief verabſcheute, daß er aus den Augen ſeiner Stiefmutter hätte entweichen mögen, ohne ſie einer Antwort zu würdigen, ſchien es ihm doch bei reiferem Bedachte nicht rathſam, ſie durch eine entſchiedene Zurechtweiſung aufs äußerſte zu reizen, und er nahm ſich vor, ſie eine Zeit lang hinzuhalten, damit ſie ſich womöglich ihres ſchmählichen und ſeltſamen Gedankens entäußere. Er antwortete ihr darum: ſie möge ſich nur ihrer Geneſung befleißigen und getroſten Muthes werden, er verheiße ihrer Liebe den verdienten Lohn; mit welchem Zuſpruch er ſie für den Augenblick beſchwichtigte.

Da nun der Jüngling bei ſich erwog, daß einer ſo außerordentlichen Noth auch nur auf eine ungemeine Weiſe abzuhelfen ſei, ſo erachtete er es für angemeſſen, die ganze Sache einem verſtändigen Greiſe zu vertrauen, der ihm in ſeiner Kindheit ein getreuer Lehrer geweſen war und ihn auch gegenwärtig noch durch die Fährniſſe der Jugendjahre leitete. Der weiſe Meiſter wußte, was ein luſtbeſeſſenes Weib vermag, und rieth ſeinem Zöglinge, mit beflügelter Eile dem Verderben zu entfliehen, das das finſtere Schickſal über ſeinem

Haupte zuſammenzog. Doch ehe noch der junge Mann dieſe wohlmeinende Warnung beachten konnte, hatte ſchon das, jeden Tag der Verzögerung ihres ſchändlichen Genuſſes für ein Jahr anſehende Weib ihrem Gatten die Einſicht beigebracht, einige ſeiner auswärtigen Beſitzungen bedürften ſeiner Gegenwart, und ihn ſolchergeſtalt auf ungewiſſe Zeit von ſich entfernt, indem ſie ihren Stiefſohn mit allſtündlichen Mahnungen an ſeine Zuſage beläſtigte.

Der Jüngling ſuchte ſich zwar bald auf dieſe, bald auf jene Art und Weiſe bei ihr zu entſchuldigen, und hätte ſie gern ſo lange mit Worten befriediget, bis ihn eine von ihm beabſichtigte Reiſe vor ihr ſichere. Indeſſen verſah ſich das durch ihre lang umſonſt genährten Hoffnungen über die Maßen ungeduldig gewordene Weib der Nichtigkeit der Gründe, womit er ihr unabläſſig die Erfüllung deſſen verzögerte, was er ihr immer wiederholt verſprach, und ihre Entrüſtung darüber verwandelte ihre ruchloſe Liebe zu ihm in einen noch viel ruchloſeren Haß, dem zufolge ſie mit einem ihres Vertrauens theilhaften Sklaven Mittel und Wege der Rache berieth, und den Unglückſeligen durch Gift zu tödten beſchloß.

Der bübiſche Sklave litt keinen Aufſchub dieſer grauſamen That, ſondern ging alsbald aus dem Hauſe und kehrte am ſpäten Abende mit einem in einen Becher gefüllten Tranke zurück, den er in dem Zimmer ſeiner Gebieterin mit Wein vermiſchte und in einen Schrank zu andern Lebensmitteln ſtellte, um ihn dem Jünglinge nächſten Tages zum Mittagsmahle zu reichen.

Wie es nun aber das Schickſal dagegen eben ganz anders wenden mochte, ſo fühlte der zwölfjährige Sohn des gottvergeſſenen Weibes, nachdem er am folgenden Morgen aus der Schule gekommen war und ein kleines Frühſtück verzehrt hatte, ſo ſtarken Durſt, daß er dem aus Fahrläſſigkeit des Sklaven unverſchloſſen gebliebenen Schranke den Becher mit dem vergifteten Weine entnahm und bis auf den Boden leerte. Er ſank in Kurzem wie todt zur Erde nieder, und es entſtand ein großer Lärmen im Hauſe, als das Unglück zu allgemeiner Kenntniß gedieh. Der Glaube an Vergiftung ward ausgeſprochen, und die herbeigerufene Mutter zog den Sklaven, der das Gift eingekauft hatte, bei Seite und verabredete mit ihm, ihren Stiefſohn der erſchrecklichen That des Zufalls zu beſchuldigen.

So trat dann der feile Knecht öffentlich mit der Erklärung auf: er wiſſe für gewiß, daß der älteſte Sohn des Hauſes der Urheber des Verbrechens ſei, weil derſelbe ihm vor wenigen Tagen funfzig Scudi geboten habe, wenn er die Ermordung des Knaben befördere; auf ſeine desfallſige Weigerung ihn hingegen mit der Androhung des Todes habe einſchüchtern wollen, damit er von dieſem an ihn ergangenen ſtrafbaren Antrage nimmermehr das Mindeſte verlauten laſſe. Die böſe Stiefmutter ſchickte eilig nach den Häſchern aus, ließ den unſchuldigen Jüngling auf dieſe Anklage hin in den Kerker führen und unterrichtete ihren Gatten von dem, was geſchehen ſei, durch einen Boten, den ſie ihm auf das Land hinaus zufertigte.

Wer beſchreibt den Schmerz des beklagenswerthen Vaters, als er bei ſeiner Rückkehr zuerſt das von dem Sklaven ihm wiederholte Zeugniß und ſodann die Ausſage ſeiner Frau vernahm: der Jüngling habe das Verbrechen begangen, weil ſie ſeinen tödtlichen Drohungen Trotz geboten und ſich fortwährend geweigert habe, ſein unkeuſches Verlangen nach ihr zu befriedigen. Er ſah ſeinen jüngſten Sohn todt vor ſich hingeſtreckt liegen und den älteſten um dieſes Brudermordes willen dem Tode verfallen. Das heuchleriſche Jammergeſchrei des Weibes erhöhte die Gewalt ſeines Zornes gegen den Unſchuldigen. Und ſo war das Begräbniß des Knaben kaum beendigt, als der alte Mann mit ſeinem in Thränen gebadeten Antlitz unmittelbar von der Gruft nach dem Rathhauſe ging und laut und dringend das Todesurtheil deſſen erflehete, den er der Blutſchande, um des dem väterlichen Ehebette zugedachten Schimpfes willen, des vollbrachten Brudermordes und des angedroheten Muttermordes zieh. Er hatte mit ſeinen Klagen und Thränen die Gemüther des Volkes zu ſo ſtürmiſchen Mitgefühlen aufgeregt, daß daſſelbe mit lautem Geſchrei verlangte, den unmenſchlichen Verbrecher, ohne weiteren Zeitverluſt mit Anklage und Vertheidigung, auf öffentlichem Markte zu ſteinigen. Die Richter waren freilich der gerechteren Meinung, den Spruch nicht anders als dem alten Brauche gemäß zu fällen, nachdem die Sache vollſtändig abgehört und reiflich erwogen worden ſei, und ließen durchaus nicht zu, daß ein ſo grauſames Beiſpiel auf bloße Erbitterung hin, ohne Überführung und Rechtskräftigkeit an einem Menſchen geſtiftet werde. Sie beſchieden Kläger und Beklagten förmlich vor Gericht, der Vater wiederholte in Gegenwart des Sohnes ſeine Beſchuldigung, und der Jüngling leugnete. Eine ſo ernſte Sache war nicht mit Muthmaßungen und unbegründetem Verdachte, wohl aber nur mit überzeugenden Beweiſen der Wahrheit zu beendigen. Darum ward auch der Sklave vorgeführt, der da ſein richterliches Verhör mit kaltem Muthe beſtand und ſein Zeugniß noch durch das freiwillige Anerbieten, mit dem Jünglinge zugleich die Folter zu erdulden, bekräftigte. Es war unter den Richtern kein einziger dem Beklagten günſtig genug geſinnt, um nicht dem einſtimmigen Erkenntniſſe beizupflichten, die Marter des Strickes zuerſt ihm ſelbſt und nur auf ſein beharrliches Leugnen ſodann dem Sklaven zuzuerkennen.

Demnächſt erhob ſich aber aus der Mitte des unbetheiligten anweſenden Volkes ein höchſt unbeſcholtener und in großem Anſehen ſtehender Arzt dieſer Stadt und brach in folgende Worte aus: Ich vermag es nicht zu dulden, daß dieſer Jüngling ungerechterweiſe von euch gefoltert und getödtet werde. Ich zeuge zwar für ſeine Unſchuld nur als ein Einzelner gegen einen Einzelnen; aber ihr erkennt mich alle für den rechtſchaffenen Mann, der ich bin, und meinen Gegenpart für einen feilen Knecht, der nicht einen, ſondern tauſend Galgen verdient. Ich ſtütze mich auf die Kraft meines guten Gewiſſens und erzähle euch die Sache, wie ſie ſich in der That verhält. Der Schurke da kam zu mir und forderte mir ein ſchnell wirkendes Gift ab, wofür er mir einen Preis von funfzig Goldducaten bot, indem er vorgab, deſſelben für einen Kranken bedürftig zu ſein, der Tag und Nacht von einer unheilbaren Waſſerſucht geplagt werde und mit äußerſter Sehnſucht nach dem Tode und der Erlöſung von ſeinen zahlloſen Leiden verlange. Da ich ſah, wie verlegen der elende Sklav um Worte war, ſeinen faulen Antrag zu beſchönigen, ſo fing ich an zu argwöhnen, er möge darunter einen ſchlechten Streich im Sinne hegen, und ſtand im Begriff, ihn abzuweiſen. Indem drängte ſich mir aber der Gedanke auf, wofern ich dies thäte, würde er zu einem Andern gehen, der vielleicht, weniger vorſichtig als ich, in ſein Verlangen willige. Ich fand alſo für angemeſſen, ihm zwar einen Trank zu geben, von deſſen Natur ihr ſpäterhin hören ſollt, ſeine mir angebotene Bezahlung aber nicht unbedingt dafür anzunehmen, weil ich in der gewiſſen Überzeugung ſtand, daß dieſe Sache mit der Zeit einmal in Unterſuchung kommen werde. Ich ſagte alſo zu ihm: Da unter deinem Gelde wohl einige falſche oder leichte Ducaten befindlich ſein könnten, mein Freund, ſo thue mir doch den Gefallen und zähle ſie hier in dieſen Sack, den du mit deinem Ringe verſiegeln magſt. Wenn du ſpäterhin wieder einmal zu mir kommſt, ſo haben wir beide wohl mehr als heute Zeit, damit an eine Bank zu gehen, um ſie prüfen zu laſſen. Der Sklave ſiegelte nach meinem Willen den Sack mit ſeinem Siegel zu, und hier nehmt ihn ſelbſt in Augenſchein, mein Bruder brachte ihn für euch herbei. Der Schelm verleugne mir ſein Siegel, wenn er es im Stande iſt, und ſehe zu, wie er den guten Jüngling noch länger des Myrdes mit Gift beſchuldige, das er ſelbſt von mir empfangen hat. —

Mittlerweile der Ehrenmann dieſe Worte ſprach, ward der ſchmuzige Sklave wie eine Leiche anzuſehen. Seine Knie ſchlotterten, Fieberſchauer durchzuckten ihn, einzelne Tropfen eiskalten Schweißes traten ihm auf die Stirn, und er warf den Kopf krampfhafterweiſe bald da bald dorthin empor, indem er anhub mit kleinlautem Munde einige unverſtändliche Worte abzukauen, deren ſich ſelbſt widerſprechende Verworrenheit das offenbarſte Zeugniß von ſeiner Schuld ablegte. Nichtsdeſtoweniger bekämpfte der ausgelernte Böſewicht ſeine Furcht ſo erfolgreich, daß er, ſeine vorige Beſonnenheit ſofort wieder gewinnend, den Arzt der Lüge zieh und Alles kurzweg leugnete.

Aber auch der ehrſame Alte, deſſen eigner guter Name jetzt mit auf dem Spiele ſtand, verabſäumte nicht, in ſeinen Gedanken alle Mittel zu Rathe zu ziehen, den Schuldigen zu entlarven und die Wahrheit an den Tag zu bringen. Er forderte alſo einen der Diener der Gerechtigkeit auf, dem Sklaven ſeinen Ring vom Finger zu ziehen und mit dem Siegel zu vergleichen. Es geſchah: Ring und Siegel wurden als übereinſtimmend erfunden, und die Richter hielten ſich nun für berechtigt, den Verbrecher auf die Folter bringen zu laſſen, die ihm anfänglich allerdings kein Geſtändniß ſeiner That entriß.

Der Arzt redete hierauf die Richter ſolchergeſtalt nochmals an: So wiſſet denn, daß, als mich dieſer Schelm bewegen wollte, ihn mit Gift zu verſehen, es mir als einem guten Arzte ~~mir~~ nicht wohl anzuſtehen ſchien, durch meine Wiſſenſchaft einen Menſchen um das Leben zu bringen, inſofern der Herr uns armen Sündern die Kunde zu heilen zu unſerm Nutzen und nicht zu unſerm Schaden verliehen hat, und daß ich ihm eben deswegen, weil ich, wie geſagt, beſorgte, er möge, wo ich ihn abwieſe, von einem Andern durch die Liebe zum Golde das erlangen, was er fordere, nicht Gift, ſondern einen Trank von Alraunwurzel gab, der die Eigenſchaft beſitzt, ſo lange ſeine Wirkung dauert, an ſo tiefen Schlaf zu feſſeln, daß derjenige, welcher ihn zu ſich genommen hat, wie todt erſcheint. Wofern alſo jener Knabe den ihm von mir bereiteten Trank genoſſen hat, ſo lebt er, ruht und ſchlummert, und wird ſeine Augen wieder nach dem ſchönen Sonnenlichte aufſchlagen, ſobald die Kraft ſeiner Natur den dichten Nebel dieſes Schlafs durchbrochen hat. Iſt er hingegen wirklich todt, ſo ſuchet anderwärts den Grund dazu. — Nachdem der Arzt dieſe Worte geſprochen hatte, ſchien es Allen das Wichtigſte, unverzüglich nach der Gruft des Knaben zu gehen, um ſich über den ſeltenen Fall Licht zu verſchaffen. Der Sklave und der ältere Sohn wurden inzwiſchen in ſicherer Haft gehalten, und der Vater wälzte mit eigenen Händen den Denkſtein von dem Grabmahle ab. Da erwies es ſich denn, daß die Hülfe nicht länger hätte anſtehen dürfen, indem die bleierne Decke der Schlaftrunkenheit ſchon des aus des Pluto Reiche wiedergekehrten Kindes Augen entzogen war. Der Vater umarmte ſeinen Sohn mit leicht zu erachtender Zärtlichkeit, und da es ſeiner Freude an allen Worten gebrach, ſo trug er ihn ſtillſchweigend aus der Gruft und ſtellte ihn dem Richter vor.

Weil der Sklave den Knaben am Leben ſah, und Verzeihung für eine That zu erlangen hoffte, die keinen Mord nach ſich gezogen habe, nicht weniger aber auch um der ferneren Tortur zu entgehen, geſtand er Alles ein.

Man ſchleppte hiernächſt in Folge ſeiner Ausſage die böſe Stiefmutter in den Kerker, und ſie bekannte nach einem kurzen Verhör und nach wenigen angewandten Martern auch ihrerſeits Alles.

Das richterliche Urtheil ſprach dem Knechte für ſeinen beabſichtigten Mord den Tod am Galgen zu, und würde auch gegen die Sünden der Stiefmutter ſtreng ausgefallen ſein, hätten derſelben nicht die Bitten des Vaters und Sohnes das Leben errettet. Sie wurde für immer aus der Stadt verbannt, dem Arzte ließ man nach allgemeiner Übereinkunft das von ihm für den Trank bereits in Gewahrſam gehaltene Gold, und der glückliche Vater oder unglückliche Gatte tauſchte alſo für ein treuloſes Weib zwei ihm ſchon verloren gegangene Kinder ein.

V.

Der deutsche Hans.

In einem Dorfe unweit Altenburg lebte gegen das Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts ein armer Bauersmann, der allda ein Häuschen und einige Äcker Feld beſaß und von ſeinem tüchtigen Weibe bewirthſchaften ließ, während er ſelbſt ſich ſeinen Unterhalt hier und da mit der Geige, Schallmei und ſonderlich mit dem Hackebret verdiente, welches er von ſich ſelbſt erlernt hatte und gut genug zu ſpielen wußte, daß er unter noch ſechs anderen dergleichen Dorfmuſikanten der ſogenannte Oberſte wurde. Seiner Kinder waren fünf, nehmlich drei Töchter und zwei Söhne. Der Älteſte, der in der Schule mit größter Mühe nebſt dem Katechismus etwas weniges leſen und ſchreiben gelernt hatte, wollte ſich zu nichts Anderem als zu dem Ackerbaue bequemen, weshalb man ihn dabei ließ. Hans, der Jüngſte, hätte es dagegen wohl etwas weiter bringen können, wenn ihn ſein Vater nicht frühzeitig ſchon mit auf Hochzeiten und andere Aufwartungen genommen hätte, wo er wider ſeinen Willen die Bratſche ſpielen mußte.

Außer der Zeit, wann eben nichts zu thun war, trug der Vater freilich Sorge, ſeinen Sohn Hans mitunter in die Schule zu ſchicken, und da derſelbe Alles weit leichter als ſein

Bruder faßte, ſo geſchah es, daß ihm außer dem Leſen, Schreiben und Rechnen auch noch etwas Weniges vom Donat in den Kopf gebracht wurde. Um die Hausarbeit durfte er ſich dagegen wenig oder gar nicht kümmern, ſondern mußte außer den Schulſtunden ſeine Zeit auf das Hackebret, die Schallmei und Discantgeige verwenden, ſolchergeſtalt er ſchon in ſeinem zwölften Jahre einem halb vollkommenen muſikaliſchen Pfuſcher ſo ähnlich wie ein Ei dem andern ſah.

Der Vater hatte eine beſondere Freude, daß Hans in ſeiner Profeſſion ſo trefflich wohl einſchlug und bei ſo jungen Jahren ſein Brod nicht allein mit Muſiciren, ſondern vielmehr mit Haſeliren verdienen konnte. Denn er machte ſich mit den vornehmſten Liederträgern bekannt, kaufte ihnen jederzeit die neueſten und luſtigſten Lieder ab, lernte ſie aufs beweglichſte ſingen und auf dem Hackebrete ſelbſt dazu ſpielen, und verdiente alſo, zumal wenn der Vater den Baß dazu brummte, manchen ſchönen Groſchen beſonders, welches Geld er freilich mehrentheils dem Schulmeiſter zuwendete, der ihm die Noten und das Orgelſpielen lehrte.

Dem Schulmeiſter ſtand Hanſens anſchlägiger Kopf vor allen andern ſehr wohl an. Der junge Burſche lernte einen feinen Discant ſingen und war bei den Kirchenmuſiken, die ſein Vater und deſſen Conſorten, wenn ſie mitſpielen ſollten, vorher auswendig lernen mußten, ſehr gut zu brauchen. Vor allen Dingen ward er dem Schulmeiſter nützlich, wenn ſie um die Neujahrszeit ſtapuliren gingen und auf den umliegenden Dörfern das neue Jahr ſangen. Solches währte gemeiniglich vierzehn Tage bis drei Wochen, weil ſie täglich ſelten mehr als ein oder ein halbes Dorf vornahmen. Sie ſetzten ſich dann Abends in die Schenke, wo Hans ſein kleines Hackebret und des Schulmeiſters Geige aufzuheben gegeben hatte, fingen an zu ſingen und zu muſiciren, und nahmen ſich öfters auch kein

Bedenken, zum Tanze aufzuſpielen, da denn Alt und Jung Geld über Geld gab und dazu Maul und Naſe über ſolche Virtuoſen aufſperrete. Von Allem, was ſie verdienten, bekam Hans den halben Theil, es müßte denn ſein, daß der Schulmeiſter die Theilung nach ſeinem Gefallen gemacht hätte, weswegen ſich der alte Spielmann hernachmals mit ihm zankte und ihn des offenbaren Betrugs beſchuldigte. Hans war ſeines Orts vollkommen zufrieden, wenn er, ſo lange es währte, alle Tage acht, zehn, ja gar bis zwölf Groſchen verdienen konnte, wofür ihm ſeine Mutter rothe Bruſtlätze, ſchöne Schuhe und Strümpfe kaufte, derweil er bunter Bänder die Genüge von den Bauertöchtern auf Hochzeiten geſchenkt erhielt.

Der ganze Handel kam indeſſen endlich vor den Pfarrherrn, der dem Schulmeiſter ſeinen Singſang legte und Hanſen mit ſeinem Vater ebenfalls vor ſich beſchied, da er denn dem letzteren einen derben Verweis abgab, daß er ſeinen Sohn in allem ärgerlichen Leben erziehe, allerlei Schandlieder zu ſingen erlaube, ja, noch ſeine Freude darüber bezeige; erſterem aber mit der Zurückweiſung vom Beichtſtuhl und heiligen Abendmahle drohte, welches er in ſeinem vierzehnten Jahre zum erſten Mal empfangen wollte, wofern er ſich nicht beſſern und in Güte von ſolchen Schandpoſſen ablaſſen würde.

Dieſe Drohungen verurſachten ſo viel, daß Vater und Sohn ihr Gewerbe etwas heimlicher trieben und deſtomehr Geld damit verdienten. Weil nun der Pfarrherr einige Kundſchaft daraufgelegt und erfahren hatte, daß Hans an etlichen Orten, wo er wohl wußte, daß er keine Aufſeher hatte, durchaus keine leichtfertigen Lieder mehr hatte ſingen wollen, ſo hielt er ihn für einen bekehrten Sünder und mithin für ſeinen beſten Beichtſohn. Aber der fromme Mann erfuhr bald, wie er ſich in ſeiner Meinung ſchändlich betrogen habe. Denn gleich des

Tages darauf, nachdem er zum heiligen Abendmahl geweſen war, wurde Hans von ſeinem Vater in die nächſtgelegene Stadt geſchickt, um Saiten und Kolophonium einzukaufen. Der Pfarrer hatte dies erfahren und gab ihm einen Brief an den Buchdrucker ſelbiger Stadt mit, nebſt dem Geheiß, ihm von dieſem Manne einen Pack gedruckter Sachen zu überbringen. Wie nun Hans ſeine Dinge in der Stadt meiſtens ausgerichtet hatte, bei dem Buchdrucker aber eine gute Zeit warten mußte, während eine Anzahl Bettelleute ebenfalls mit gedruckten Sachen heimlich in der Kammer abgefertigt wurde, erblickte er in der Stube einen gedruckten Bogen unter dem Titel: Vier ſchöne weltliche luſtige Lieder. Das erſte: Liſettchen hat Studenten-Gut im Arme u. ſ. w. Das andre: Wer kann die kranken Jungfern tröſten? der u. ſ. w. Das dritte: Mei Hans komm met mer ins Korn u. ſ. w. Das vierte: Ä Schmätzchen ſchmeckt wie Zuckerkant u. ſ. w. Gedruckt zu Cöln am Rhein, da die wackern Mädgens ſein.

Sein Herz im Leibe fing vor Freuden an zu hüpfen, da er dieſe allerneuſten, noch nie erhörten vortrefflichen Lieder nebſt beigeſetzten bekannten Melodieen ins Geſicht bekam. Er fragte mit ängſtlichen Geberden den Buchdruckergeſellen, ob er dieſe Lieder zu verkaufen hätte, und was ſie koſteten? Der Geſelle forderte einen Groſchen und antwortete auf Hanſens Frage, wie es käme, daß dieſe ſo theuer, andere ſolche Stücken Papier aber um acht oder neun Pfennige wohlfeiler wären: Ja, mein Sohn, neue Sachen gelten allezeit mehr und noch viermal ſo viel als die alten, ein Anderer als ihr müßte wohl achtzehn Pfennige dafür geben. Hans zahlte einen Groſchen, ſteckte den Bogen zu ſich und fragte: ob nicht mehr dergleichen Lieder vorhanden wären, indem er als ein junger Muſiker ihrer höchſt vonnöthen hätte und ſein baares Geld ſchon wieder herauszubringen wüßte. Sogleich meldete ſich der Meiſter ſelbſt, brachte unzählige andere allerneuſte Lieder, ließ ſich aber beſſer behandeln als der Geſelle, denn Hans bekam für ſechszehn Groſchen ein ſo ſtarkes Pack Lieder, daß er es kaum ertragen konnte. Er ſollte zwar für dieſe ſechszehn Groſchen ſeiner Schweſter zwei Ellen blauen Kattun mitbringen, allein er gedachte: Kattun iſt alle Tage zu bekommen, dergleichen vortreffliche Lieder aber ſehr ſelten, und legte alſo ſein Geld mit Freuden an, in Hoffnung, ſich mit ſeiner Schweſter desfalls ſchon zu vergleichen. Im Hinweggehen ſteckte ihm der Buchdrucker noch ein ziemliches Pack dergleichen Lieder in den Buſen und ſagte dabei: Mein Sohn, ſagt eurem Herrn Pfarrer ja nichts, daß ihr dieſe Lieder von mir gekauft habt, auch ſonſt Niemanden etwas, ſondern haltet dieſelben heimlich, ſo will ich euch in Zukunft mehrere für halb Geld zukommen laſſen, denn ich habe faſt alle Wochen ganz ſpanneue, und zwar die allervortrefflichſten, welche ein berühmter guter Meiſter in der Vers- und Singekunſt macht, und wenn ihr verſchwiegen ſeid, will ich euch jederzeit ein paar Stück in den Kauf geben. — Hans verſprach Alles wohl zu merken, was der Meiſter ihm ſagte, und reiſte über ſeinen erhandelten Schatz höchſt vergnügt von dannen. Kurz vor der Stadt begegnete ihm ſein Bruder und brachte an: daß ſein Vater nahebei auf einem Vorwerke Aufwartung hätte, und daß er eiligſt dahin kommen ſollte. — Dieſemnach gab Hans dem Bruder ſowohl des Pfarrers als ſein eignes Pack gedruckter Sachen, befahl ihm, das ſeinige in ſeine Lade zu ſchließen, dem Herrn Pfarrer aber das andre auf die Pfarrwohnung zu tragen, und band ihm dabei ſehr ernſtlich ein, die Päcklein nicht zu verwechſeln. Er ſelbſt machte linksum und lief auf das Vorwerk zu, wo er ſeinen Vater mit zweien ſeiner Gehülfen in voller Arbeit antraf, jedoch um ſo freundlicher bewillkommt wurde, als die Kindtaufsgäſte wenig Luſt mehr zum Tanzen, deſto größere aber ihn ſingen zu hören bezeigten und an ſeiner Ankunft bereits gezweifelt hatten. Hans verdiente mittelſt der Zugabe von den neuen Liedern, welche ihm der Buchdrucker in den Buſen geſchoben hatte, dieſen erſten Abend redliche achtzehn Pfennige über die ſechszehn Groſchen, welche er ſeiner Schweſter anſtatt des Kattuns wiederzugeben ſchuldig war, und konnte nebſt ſeinem Vater, der auf ſein Theil auch über zwei Thaler verdient hatte, nach Mitternacht vergnügt nach Hauſe gehen. Sie legten ſich, indem der Himmel ſchon zu grauen anfing, ſehr ermüdet nieder, und Hans wäre gewiß durch nichts als durch die klappernden Teller zum Aufſtehen bewogen worden, wenn ihn nicht einer von des Pfarrers Söhnen erweckt und mit auf die Pfarre zu gehen beredet hätte. Er kam dahin, eben da der Pfarrherr von der Mittagsmahlzeit aufſtand, und deſſen erſte Frage war: von wem er das Pack Druckſachen an ihn zu beſtellen empfangen hätte. Hans konnte nicht anders als der Wahrheit gemäß antworten: Von dem Buchdrucker. Hierauf ergingen noch viel andere Fragen und Antworten, endlich aber kam es zu des Knaben größtem Schrecken heraus, daß ſein dummer Bruder die Bündel verwechſelt, die Lieder dem Pfarrer gegeben, deſſen Sachen hingegen vermuthlich in die Lade verſchloſſen hatte, welches er noch nicht eigentlich wiſſen konnte, weil derſelbe bei ſeiner Heimkunſt bereits im Bette, vor ſeinem Aufſtehen aber ſchon mit dem Pfluge ins Feld gezogen war.

Der fromme Pfarrherr machte dem armen Burſchen die Hölle ſiedend heiß und ihn ganz und gar zu einem Teufelskinde. Nachdem Hans ihm jedoch Alles offenherzig bekannt und ſich rechtſchaffen zu beſſern verſprochen, auch dabei die bitterſten Thränen vergoſſen hatte, fing er ihn wiederum an zu tröſten und zu vermahnen, nahm aber das Bündel weitlicher Lieder, führte ihn in die Küche und verbrannte es in ſeiner Gegenwart auf dem Feuerheerde, beſchenkte ihn hingegen mit einer Bibel und einem Gebet- und Geſangbuche, dergleichen Sachen in des Spielmanns Hauſe theils ſchlecht, theils gar nicht anzutreffen waren.

Hanſens armer, einfältiger Bruder mußte nachher das Gelag bezahlen, indem Vater, Mutter und Alles über ihn allein her war; allein was half's? geſchehene Dinge konnten nicht geändert werden. Hans trug dem Pfarrherrn ſein Pack hin und bekam eine nochmalige gute Vermahnung, ihm ſein Wort zu halten und ja bei Leibe keine ſchlechten Lieder mehr zu leſen, viel weniger zu ſingen. Allein ob er auch ſchon den ernſtlichen Vorſatz gefaßt hatte, ſo wurde doch derſelbe, des leidigen Geldverdienſtes wegen nicht allein von üppigen Leuten, ſondern ſogar von ſeinem Vater ſelbſt in wenig Tagen dergeſtalt zernichtet, daß er nicht allein ſeine alten Lieder wieder hervorſuchte, ſondern auch gegen die Herbſtzeit, da es die meiſten Hochzeiten zu geben pflegt, einen eignen Weg in die Stadt vornahm, um von dem Buchdrucker etwa für einen halben Thaler neue Lieder zu kaufen.

Er kam indeſſen bei dieſem Bürger übel an. Nicht ſobald hatte er ſein Begehren mit der größten Freundlichkeit vorgebracht, ſo ſtieß der Meiſter die ſchändlichſten Läſterreden gegen ihn aus und ſchloß mit ſelch tröſtlichen Worten: Geh, du Spion, du Schelm, an den hellen lichten Galgen, und ſage dem, der dich abgeſchickt hat, er ſolle ſich um ſeine Poſtillenreiterei und um die weiten Ärmel am Pfaffenrocke bekümmern, andere ehrliche Leute in ihrer Nahrung aber ungehudelt laſſen. — Da Hans bald merkte, wohin der erboste Mann zielte, und welch wunderlichen Argwohn derſelbe auf ſeine Unſchuld gelegt hätte, ſo eröffnete er ihm das Verſtändniß mit treuherziger Erzählung ſeiner neulichen Verdrießlichkeiten und erhielt endlich mit großer Mühe von ihm, was er ſo eifrig ſuchte.

Es iſt hierbei zu bemerken, daß dieſer Buchdrucker für einen beſonders frommen Mann gehalten ſein und dem Scheine nach allen Heiligen die Füße abbeißen wollte, in der That aber ein Erzheuchler war, der die liederlichſten Sachen von der Welt und zwar um einen weit geringeren Preis als ſeines Gleichen druckte. Wegen der dem jungen Burſchen verkauften ärgerlichen Lieder hatte ihm der Pfarrer in einem Briefe das Gewiſſen ziemlich geſchärft und ſolchergeſtalt ſeine Galle über alle Maßen aufgerührt. Nur durch die glaubwürdigſten Betheuerungen gelang es Hanſen, ſeine Unſchuld darzuthun und ſich den Mann wieder in ſo weit zum Freunde zu machen, daß derſelbe es ſich gefallen ließ, nachher noch manches Hundert dergleichen und anderer luſterweckender Sachen durch ihn los zu werden.

In ſolcher löblicher Lebensart war nun faſt Hanſens fünfzehntes Lebensjahr verſtrichen, und weil er ſchon ziemlich kunſtmäßig auf der Orgel und andern Inſtrumenten ſpielen konnte, ließ ſich ſein Vater endlich auf Zureden rechtlicher Leute bewegen, ihn zu einem Stadtpfeifer in die Lehre zu verdingen, damit er nach ausgeſtandenen fünf Lehrjahren für einen zünftigen Kunſtpfeifergeſellen gelten könnte. Sein Lehrherr nahm ihn mit Freuden für ein blutweniges Lehrgeld an, weil er ſchon geſchickt war, ihm gute Dienſte zu leiſten. Allein der junge Menſch griff ſich bei den Blasinſtrumenten ſo ſcharf an und liebte außerdem das ſtarke Bier- und Branntweintrinken ſo ſehr, daß ſich gleich nach Verlauf ſeines erſten Lehrjahres heftige Blutſtürze einſtellten, in deren Erwägung ſich ſein Vater gezwungen ſah, ihn, ſeinen liebſten Sohn, wieder nach Hauſe zu nehmen. Es ſah einige Zeit ſehr ſchlimm mit dem kranken Hans aus, ja, der Arzt, welchen der Vater mehrentheils alle Wochen aus der Stadt holen ließ, zweifelte ſelbſt an ſeinem Geneſen; jedoch, nachdem er über anderthalb Jahr gekränkelt hatte, fand ſich die Beſſerung nach und nach vollkommen ein.

Während der Krankheit hatte der Pfarrer ſeinen Beichtſohn ſehr fleißig beſucht und einen veränderten Menſchen aus ihm gemacht, ſo daß er durchaus kein muſikaliſches Inſtrument zu Beförderung üppiger Lüſte mehr anrühren wollte, ja es ſtellte ſich bei ihm ein Ekel faſt überhaupt gegen alle Muſik ein, von der er doch ſonſt ein ſo großer Liebhaber geweſen war. Sein Vater wollte zwar haben, daß er wieder zum Stadtpfeifer in die Lehre gehen ſollte; da aber der Pfarrherr von ohngefähr in einer Predigt den Spruch mit anbrachte: Siehe zu, du biſt geſund worden, ſündige hinfort nicht mehr, auf daß dir nicht etwas Ärgeres wiederfahre, ging derſelbe dem guten Jungen dermaßen zu Herzen, daß er augenblicklich noch in der Kirche den Schwur that, die Muſik liegen zu laſſen und ein anderes ehrliches Handwerk zu erlernen. Noch ſelbigen Sonntags gegen Abend ging Hans zu dem Pfarrer, um ſich wegen dieſes Vorſatzes ſeines Rathes zu erholen, und dieſer ſchlug ihm ſehr erfreut die Organiſtenkunſt vor, weil er doch ſchon etwas davon gefaßt hätte; allein auch dazu war bei ihm alle Luſt verſchwunden. Andere Künſte zu erlernen, ſchien etwas zu koſtbar, deswegen fiel ihm endlich das Tiſchlerhandwerk ein und zwar bei der Gelegenheit, da des Pfarrers Bruder, als ein berühmter Meiſter, in daſiger Kirche einen neuen Altar, Kanzel, Taufſtein und Orgel bauen half.

Anfänglich wollte zwar, ſowol bei dem Pfarrer als bei dem Meiſter ein Zweifel entſtehen, ob Hans wegen ausgeſtandener gefährlicher Krankheit der mit dieſem Handwerke verknüpften ſchweren Arbeit gewachſen wäre; er befand ſich jedoch innerlich wie äußerlich ſo wohl ausgeheilt, daß er ihnen dieſen Zweifel mit gutem Recht ausreden konnte, und wurde drum für ein billiges Lehrgeld, welches der Pfarrer zur Hälfte aus ſeinem Beutel bezahlte, dem Vater zum ziemlichen Verdruß, in die Lehre genommen.

Es ſchien dieſer Entſchluß dem Himmel gefällig geweſen zu ſein, denn Hans hatte ſeit der Zeit nie mehr den geringſten Anfall einer innerlichen Krankheit. Sein Meiſter war, wie geſagt, ein ſehr künſtlicher Mann, ſonderlich im Fourniren und anderer ſubtiler Tiſchlerarbeit, außerdem nahm er wenig andere als Kirchenarbeit an, von gemeinen und groben Sachen gar nichts. Hans fand ſich während der Lehrzeit in dem Allermeiſten nach ſeinem Wunſche; nachdem er aber ausgelernt hatte, blieb er noch zwei Jahre um halbes Lohn bei ihm, und zwar deshalb, weil der Meiſter ſich keine Mühe verdrießen ließ, ihn in den Hauptſtücken der Architektur zu unterrichten, welche er ſehr wohl verſtand.

Mittlerweile war Hanſens Vater geſtorben, die Mutter abgebrannt, und die Kinder hatten ein jedes für ſein Theil kaum zwanzig Gülden zu fordern. Hans ſchenkte ſeiner Mutter dieſe Erbſchaft und reiſte einige dreißig bis vierzig Meilen in die Welt hinein. Dieweil er etwas Rechtſchaffenes in ſeinem Gewerbe gelernt zu haben ziemlich verſichert war, ſo ſuchte er keine andere Arbeit als in den größten Städten und zwar bei ſolchen Meiſtern, die keine Markt- oder Bauerarbeit machten, hatte auch immer das Glück, nicht lange auf der Bärenhaut zu liegen. Seine ſtille und anſcheinend melancholiſche Lebensweiſe, die einen deſto ſtärkern Fleiß bei der Arbeit beförderte, erwarb ihm gemeiniglich die Gunſt der Meiſter, wenngleich auch einen heimlichen Haß bei den Mitgeſellen. Doch machte er ſich deshalb nicht die geringſte Sorge, und hatte im Gegentheile Vortheil davon, weil er ſo von vielen Ungelegenheiten, die durch das Saufen, [illegible] len und anderes liederliches Leben zu entſtehen pflegen, befreit blieb.

Als Hans dereinſt bei dem vornehmſten Tiſchlermeiſter in der berühmten Reſidenz eines römiſch-katholiſchen Biſchofs in Arbeit ſtand, ward er eines Tages nebſt einem Jungen in das Haus eines ſehr reichen Mannes geſchickt, um das Täfelwerk aus deſſen Wohnſtube zu reißen und dieſelbe aufs Neue mit Nußbaumholz auszutäfeln. Indem der Lehrjunge eben im Begriff war, eine Kanne Bier von der Ausgeberin zu holen, Hans aber das aus Holz geſchnitzte, oben in einer Ecke angenagelte Bild des heiligen Bonifacius herunter zu langen, brach ihm der wurmſtichige Heilige unter den Händen entzwei und ſchüttete aus ſeinem Leibe eine große Menge Goldſtücke über Hanſens Kopf aus, weswegen derſelbe zwar ungemein erſchrak, jedoch das Bild vollends herunter hob, die ausgeſtreuten Goldſtücke alle in ſeine Mütze ſammelte, und befand, daß es ſechshundertzweiunddreißig Stück kremnitzer Dukaten waren.

Hans hatte dieſe Arbeit vollbracht, ehe der Lehrjunge mit dem Biere und der Hausknecht mit dem Mittagsbrode ankam, welchen letzteren er bat, dem Hausherrn zu ſagen, er möchte augenblicklich in die Stube zu ihm kommen, weil er ihm etwas Beſonderes anzuzeigen hätte. Da der Hausherr eben bei der Mittagsmahlzeit ſaß, ſo kam er nicht eher zur Stelle als nach aufgehobener Tafel, wodann er fragte, was es Beſonderes gäbe? — Mein Herr, gab ihm Hans zur Antwort, es wird euch bewußt ſein, daß die Lutheraner, als zu welcher Partei ich mich bekenne, nicht glauben, daß die verſtorbenen Heiligen den annoch lebenden Menſchen Wohlthaten erzeigen können; allein euer heiliger Bonifacius, deſſen vortrefflichen Namen ich zu ſeinen Füßen angeſchrieben ſehe, hat mich heute eines Andern überzeugt. Denn ohngeachtet ich ſo unglücklich geweſen bin, ſeinen von Würmern ganz durchfreſſenen Körper zu zerbrechen, hat er mir dennoch dies Geſchenk euch als dem Hausherrn zu überreichen anvertraut. — Bei dieſen letzteren Worten ſetzte der junge Tiſchler ſeine mit Dukaten ausgeſtopfte Mütze vor ſich auf den Tiſch, und indem er ſie öffnete, erſtaunte der Mann ungemein, ſagte aber weiter nichts als: Verzieht ein klein wenig, ich muß doch dieſes Heiligthum meiner Frauen zeigen, und lief eiligſt fort. Hans wartete länger als eine Stunde auf ſeine Zurückkunft und ſtand in der Hoffnung, er würde ihm wenigſtens etliche Stück Dukaten Trinkgeld einhändigen; allein ſtatt deſſen kam bald hernach die Wache und führte ihn mit ſammt dem Lehrjungen in Gewahrſam ab.

So lange er auf der Welt gelebt hatte, war dem jungen Tiſchler kein Zufall unvermutheter und wunderſamer vorgekommen als dieſer. Weil er ein gut Gewiſſen hatte, blieb er die ganze Nacht hindurch, wenn auch nicht ohne Verdruß, doch ohne große Bekümmerniß. Am folgenden Morgen aber wurde der Junge von ihm hinweg-, und er ſelbſt etwa eine Stunde darauf, in Ketten geſchloſſen, vor das geiſtliche Gericht geführt, bei dem ihn der Hausherr nicht allein auf einen vermuthlichen Diebſtahl, ſondern auch wegen Läſterung Gottes und ſeiner Heiligen angeklagt hatte. Hans verantwortete ſich nach ſeinem guten Gewiſſen, ſo gut er konnte, erzählte die ganze Sache nach ihren wahrhaften Umſtänden und wurde wieder zurückgeführt, eine halbe Stunde hernach aber noch einmal ſo hart geſchloſſen.

Trotz dem, daß ſein Meiſter ein ſehr eifriger Katholik war, hatte derſelbe kaum Erlaubniß bekommen, ihn mündlich zu ſprechen. Er erforſchte deswegen deſto genauer, was die Sache nach Hanſens Vorgeben für eine Bewandniß habe, und da er endlich den Verlauf von ihm vernommen hatte, ſprach er: Traget nur Geduld und bleibet bei der reinen Wahrheit, ich hoffe, ihr ſollt morgen oder übermorgen bei dem Biſchofe ſelbſt zum Verhör kommen. Solches traf ein, denn nach Verlauf zweier Nächte wurde Hans von den Ketten befreit und geradesweges in des Biſchofs Palaſt, ja ſogar in deſſen Zimmer geführt, wo der ehrwürdige Herr auf einem Stuhle ſaß und das wurmſtichige Bildniß des heiligen Bonifacius auf einem kleinen Tiſche vor ſich liegen hatte. Zu ſeiner Seite ſtanden verſchiedene Bedienten, etwas weiter unten der Ankläger, der die Mütze mit den Dukaten in Händen hatte, und dann der Meiſter. Sobald der Angeklagte ſeine Verbeugung gemacht hatte, ſprach der Biſchof mit einer zornigen Geberde: Biſt du der frevle Ketzer, welcher das wunderthätige Bild des heiligen Bonifacius boshafterweiſe zerbrochen und überdies ſchimpflich von demſelben geſprochen hat? — Hochwürdigſter, gnädigſter Herr! gab Hans zur Antwort; ich rufe den Gott, den ſowol die lutheriſchen als die römiſch-katholiſchen Chriſten anbeten, zum Zeugen an, daß ich dieſes Heiligen Bild nicht muthwilliger- oder boshafter Weiſe zerbrochen habe, ſondern daß es mir, gleichwie es dem Anſcheine nach ſehr wurmſtichig iſt, unter den Händen entzweigegangen und zwar vermuthlich nicht ohne ſonderbare göttliche Fügung, damit der darinnen verborgene Schatz dem Hausherrn zu gute kommen ſollte. Ich bin allein geweſen und hätte mit leichter Mühe das Geld bei Seite ſchaffen können, allein mein Gewiſſen iſt zu eng, dergleichen Gut, ſo mich nicht für den Eigenthümer erkennt, an mich zu bringen, und es hat mich hingegen angetrieben, ſolches dem Hausherrn einzuliefern und auf einen ihm ſelbſt beliebigen Dank zu warten, wiewohl mir meine Redlichkeit übel belohnt worden iſt. — Hierauf ſah der Biſchof den Ankläger an, welcher in die empfindlichen Worte ausbrach: Hochwürdigſter! dieſer Kerl iſt ein Schelm, wie alle Ketzer ſind. Man laſſe ihn auf die Tortur bringen, ſo wird er nicht allein geſtehen, daß er das heilige Bild, welches ich höher als eine Tonne Goldes geſchätzt und täglich hundertmal geküßt habe, muthwilligerweiſe zerbrochen, ſondern mir auch daraus mehr denn dreizehnhundert Dukaten entwendet hat. Denn da mein ſeliger Großvater auf dem Todtenbette lag und ſeine Erben, zweitauſend Stück kremnitzer Dukaten vermiſſend, ihn befragten, wo er dieſelben hingelegt hätte, wies er beſtändig mit dem Finger auf den heiligen Bonifaz, konnte aber, weil ihm ein Schlagfluß die Zunge gelähmt hatte, weiter nichts mehr herausſtammeln als: San-ctus Bo-ni-fa-cius, San-ctus Bo-ni-fa-cius hat Al-les. Ich erinnere mich deſſen in meinem achtundſechszigſten Jahre noch ſo wohl, als ob es vor acht Tagen geſchehen wäre, ungeachtet ich damals nur ein Knabe von vierzehn Jahren war. Wir ſämmtlichen Erben haben nach der Zeit rund um das Bild herum geſucht, aber nichts gefunden, bis es dieſer diebiſche Ketzer endlich entdeckt und mehr als die Hälfte davon genommen hat. — Gerechter Himmel! rief der arme Hans aus; iſt es möglich, daß in einer ſo kleinen Höhlung mehr als ſo viel Dukaten Raum haben? man laſſe das Bild zertheilen und nachſehen, ob ſich vielleicht noch mehr geheime Öffnungen darin finden; ich bezeuge nochmals bei Allem, was heilig iſt, daß mir nicht mehr als ſechshundert zweiunddreißig Goldſtücke zu Handen gekommen ſind, kann auch unmöglich glauben, daß etwa ein oder etliche Stück auf dem Boden des Zimmers ſich verlaufen hätten, denn es iſt Alles glatt, eben und ohne Löcher. — Der Biſchof betrachtete das Bild etwas genauer und befand, daß die weiteſte Höhlung in der Bruſt deſſelben war; von dem Scheitel aber ging ein Loch herunter, dergleichen in den Sparbüchſen zu ſein pflegt, welches zu alleroberſt ſehr dünn und mit gelbem Wachs vollgegoſſen war. Deswegen ließ er alles Wachs herausſchmelzen, das Bild im Bruche ordentlich auf einander ſetzen und die ſechshundert zweiunddreißig Stück Dukaten einen nach dem andern hineinzählen. Da dieſes geſchehen, das Loch aber noch nicht erfüllt war, mußte der biſchöfliche Schatzmeiſter einen großen Beutel mit kremnitzer Dukaten herbeibringen, deren etliche gezeichnet und hineingeſteckt wurden; allein da der Schatzmeiſter den dreizehnten Dukaten hineingeſteckt hatte, war das Loch ſchon bis oben angefüllt. Nachher mußte Hanſens Meiſter eine ſaubere Säge herbeiſchaffen und das Bild von unten auf in vier Theile ſchneiden, wobei ſich weder Geld noch fernere Höhlung darinnen fand. Der Ankläger beſtand alſo wie Butter an der Sonne, und ob er gleich noch viele Winkelzüge machen wollte, ſo kehrte ſich dennoch der Biſchof nicht im geringſten daran, ſondern that zu aller Menſchen Verwunderung gegen den Ankläger gewendet dieſen unerwarteten Ausſpruch: Höret, mein Freund! es erhellt aus allen Umſtänden, daß ihr ein unerſättlicher Geizhals und mit dem Schatze, den euch dieſer ehrliche Kerl eingeliefert hat, aus keinem andern Grunde unzufrieden ſeid, als weil ihr euch verbunden geſehen habt, ihm ehrenhalber ein anſehnliches Geſchenk davon zu geben. Ich werde deswegen ſprechen was rechtens iſt: Es werde dieſe Summe in drei gleiche Theile getheilt; der erſte Theil gebührt vor allen Dingen dem heiligen Bonifacius, der die ganze Summe ſeit ſo langen Jahren, in den gefährlichen Kriegsläuften vor den Raubklauen der franzöſiſchen Soldaten, vor den langen Fingern der Diebe, vor Feuer, Waſſer und anderm Unglücke ſicher erhalten hat. Der andre Theil kommt von Rechtswegen dem Hauswirthe zu; der dritte aber ohne allen Streit dem glückſeligen Finder des Schatzes, und es ſchadet hierbei gar nichts, daß er ſeinem eignen Geſtändniſſe nach ein Ketzer iſt, denn man muß die Treue und Redlichkeit als eine von den vornehmſten Haupttugenden auch bei Feinden belohnen. —

Es fehlte wenig, der ungerechte Ankläger wäre über dieſen Urtheilsſpruch in Ohnmacht gefallen; er wollte zwar noch ſehr viel Einwendens machen, allein es blieb dabei, und zum größten Gelächter aller Anweſenden wurde der letzte Betrug ärger als der erſte. Indem nehmlich der Ankläger mit zitternden Händen zugreifen und ſeinen abgezählten dritten Theil hinwegnehmen wollte, ſprach der Biſchof: Haltet ein, mein Freund, ich habe noch etwas zu erinnern: Der heilige Bonifacius iſt durch eure ungeſtüme Anklage mehr beleidigt als durch die leichtſinnigen Reden des gegenwärtigen Ketzers, denn um euretwillen iſt man genöthigt worden, denſelben zu viertheilen. Sehet, er wird in Zukunft Kleider vonnöthen haben, ſolche ihm unſchuldig zugefügte Schmach zu bedecken; auch iſt's billig, daß man ein ſo uraltes und wunderthätiges Heiligenbild wieder zuſammenleime und ihm zur Erſtattung ſeiner Ehre einen Altar aufrichte. Zu dieſem heiligen Geſtifte werdet ihr euren Antheil des Geldes am allerbeſten anzulegen wiſſen und damit eure Schuld büßen. Gegenwärtiger Ketzer ſoll von ſeinem Antheil ebenfalls funfzig Dukaten dazu geben, damit er in Zukunft beſcheidener und andächtiger von den verſtorbenen Heiligen reden lerne. — Hierbei mußte es bleiben, der Ankläger mochte ſich ſo verzweiflungsvoll anſtellen als er wollte. Hans bekam zu ſeinem Theile hundert ſechzig kremnitzer Dukaten, zwei Kaiſergulden und etliche Batzen richtig in den Hut gezählt, und zugleich die Freiheit, hinzugehen wo ihm beliebte. Weil nun der ganze Streich und mancherlei desfallſige luſtige Stadtgeſpräche dem jungen Tiſchlergeſellen Verdrießlichkeiten zugezogen hatten, ſo ſetzte er ſeinen Stab etliche zwanzig Meilen weiter und kam zu einem

Meiſter, der im Nonnenkloſter die Tiſchlerarbeit zu einer Orgel und zugleich viele andere Dinge im Kloſter und in der Kirche zu machen hatte. Von da aus ſchickte Hans hundert und zwanzig Stück Dukaten an den Pfarrer ſeines Geburtsortes und ſchrieb ihm den gehabten wunderlichen Zufall, indem er ihn bat: das ſeinetwegen ausgelegte Lehrgeld von der Summe wegzunehmen, ſeiner Mutter fünfzig Gulden zum völligen Ausbau des abgebrannten Hauſes und beſſerer Nahrung auszuzahlen, das Übrige aber bis zu ſeiner Zurückkunft in Verwahrung zu halten. Er bekam auch wenige Wochen hernach von dem braven Manne eine eigenhändige Antwort, worin er ihm nicht allein Alles, was ſeit ſeiner Abreiſe Veränderliches vorgegangen war, berichtete, ſondern auch eine gerichtliche Abſchrift der ſeiner Mutter übergebenen Quittung über den Empfang der hundertundzwanzig Stück Dukaten, und der ihrigen über die ihr davon ausgezahlten fünfzig Gulden ſendete, mit dem Bedeuten, daß er die Wiedererſtattung des ausgelegten Lehrgeldes bis zu ſeiner Rückkehr ausgeſetzt wiſſen wolle und einſtweilen das übrige Kapital an ſichere Orte auf Zinſen ausgethan habe.

Hans hatte Geld genug zurückbehalten, um ſich ſaubere Kleidung, Wäſche und andere Bedürfniſſe anzuſchaffen, verdiente auch unter dem neuen Meiſter bei dem Orgel- und Kloſterbaue von Zeit zu Zeit ein ſchön Stück Geld, deſſen größten Theil er dazu anwendete, bei einem Baumeiſter in der Architektur die neueſten und beſten Stücke zu erlernen und auch bei dem Orgelbauer die ihm noch unbewußten Stücke ſeiner Kunſt auszuforſchen. Es ging ihm auf beiden Seiten ſehr wohl von ſtatten, da er dazu alle ſeine müßigen Stunden, in denen Andere ſich vergnügten, verwendete. Mit dem älteſten Orgelbauergeſellen, der bereits einen Meiſter hätte abgeben können, ſtiftete er binnen wenig Wochen eine vollkommene Freundſchaft und erlernte alſo von ihm auch die Vortheile, welche er und ſein Meiſter ſonſt als Geheimniſſe zu halten pflegten.

Nachdem Hans aber eigentlich vermerkt hatte, daß dieſer Freund öfters in eine große Tiefſinnigkeit verfiel und dabei unzählige Seufzer ausſtieß, lag er ihm ſo lange an, bis derſelbe ihm endlich offenbarte, daß er ſich aufs äußerſte in eine Nonne verliebt, mit welcher er zwar noch kein einziges Wort geſprochen, jedoch mehr als zwölf Liebesbriefe gewechſelt hätte.

Hans belachte dieſen Streich von Herzen und wollte ſeinen Freund und Glaubensgenoſſen von ſolcher gefahrbringenden Liebe abmahnen, allein der Orgelbauer ſeufzte und ſprach: Ach! mein wertheſter Freund, wenn ihr meine Nonne, welche die vornehmſte Sängerin iſt und jetzt in Ermangelung der Orgel das Klavier ſpielt, nur ein einziges Mal ſehen ſolltet, ſo würdet ihr ganz anders reden. Ich bin verſichert, daß die ſchönen Kinder eben ſo gern Männer hätten, als wir das Leben haben, allein ich weiß mich auf kein Mittel zu beſinnen, meine Liebſte aus dieſem verzweifelten Käfiche zu entführen. —

Des Tiſchlers Neugier erſtreckte ſich ſo weit, den Orgelbauer zu erſuchen, ihm gelegentlich dieſe gerühmten Schönheiten ſehen zu laſſen, und es verhieß ihm dieſer, ihm binnen drei Tagen zu willfahren, wofern er ſich nicht die Mühe verdrießen laſſen wolle, in einem engen Behältniſſe mit einiger Unbequemlichkeit eine ganze Nacht hindurch auf den vortrefflichen Anblick zu warten. Hans verſprach, Alles zu thun, was er von ihm verlangen und irgend ſelbſt thun könne, und ſo ſperrte der Andere ihn und ſich ſelbſt eines Abends, nachdem ſie ihre Mitarbeiter fortgeſchickt und die Kirchthüren hinter ſich abgeſchloſſen hatten, in ein enges Behältniß des neugebauten Orgelgehäuſes ein, wo ſie nur ſehr unbequem ſitzen und kaum ihre mit hinein genommene Weinflaſche nebſt Zwieback zum Munde führen konnten. Weil indeſſen um die damalige Jahreszeit ſehr warme Nächte waren, ſo kam ihnen dieſe Nachtwache nicht eben zu beſchwerlich an, und es machte ſie nur die Möglichkeit bange, ſich im Betreffungsfalle vielleicht das größere Verbrechen, die Kirchenräuberei, Schuld gegeben zu ſehen. Sie zagten überdies um die Mitternachtzeit beide vor Geſpenſtern und Bethörungen; jedoch alle dergleichen fürchterliche Gedanken verſchwanden, da gegen Morgen das ganze Orgelchor von muſikaliſchen Nonnen zur Feier des Feſtes der Heimſuchung Mariä angefüllt wurde. Zeitlebens hatte Hans keine angenehmere Muſik gehört als dieſe, welche von alten und jungen Nonnen gemacht wurde. Sie ſpielten nicht allein allerhand Arten von Inſtrumenten, ſondern die Vokalmuſik war dermaßen beſtellt, daß er vor Vergnügen immer in einen Klumpen zu ſinken meinte. Seine Vernunft raffte ſich freilich ein wenig zuſammen, da eine alte, ſehr runzlichte Nonne mit der penetranteſten Baßſtimme eine Arie ſolo ſang; ſobald aber eine andere, welche als Kapellmeiſterin den Takt führte, mit einer, der lieblichſten Nachtigall gleichenden Diskantſtimme das darauf folgende Recitativ herausdrechſelte, und der Orgelbauer ſeinem Freunde das verabredete Zeichen gab, daß dieſes ſeine verliebte Briefſtellerin ſei, hätte derſelbe abermals vor übermäßiger Verwunderung aus der Haut fahren mögen. Inzwiſchen ſtand ihm die Nonne, welche den Baß ſang, beſtändig im Wege, die auf dem Klavier ſpielende Nonne im Geſicht zu ſehen, ſo lange bis das Muſikſtück völlig abgethan war. Indem nun das alte Brummeiſen auf die Seite trat, war die wunderſchöne Organiſtin eben im Begriff, die bei ihr ſtehenden zwei Wachslichter zu putzen, und alſo fiel dem jungen Tiſchler ihre unvergleichliche Geſichtsbildung auf einmal in die Augen. Dieſer einzige erſte Anblick war vermögend, ſein Herz vollkommen verliebt zu machen, ſo daß er kein Auge von der Nonne verwenden konnte, bis ihm endlich dazwiſchentretende Andere ſeine Ausſicht verhinderten. Als er nachher die eingebildete Glückſeligkeit aufs neue hatte, wurde ſeine heftige Liebe dermaßen befeſtigt, daß er beſchloß, ſogar ſein Leben daran zu wagen, um ſein oft den Vortheil zu erlangen, mit ihr Briefe zu wechſeln, gleichwie ſein Gefährte mit der ſeinigen.

Die Frühmette ging den verliebten Thoren mehr als zu ſchnell vorüber, und die Kirche ward von den Nonnen und allen andern Leuten verlaſſen. Sein Gefährte fragte ihn, ob ſie ſich davon ſchleichen oder noch etliche Stunden verziehen und die hohe Meſſe abwarten wollten? Hans erwählte das letztere und gab vor: daß er eher drei Tage und Nächte ohne Eſſen, Trinken und Schlafen verbleiben, als dieſes Vergnügens, welches ſo wenig Mühe koſtete, beraubt leben wollte. Weil nun der Orgelbauer vermerkt hatte, daß ſeine Geliebte einen kleinen, von ihm unter ihr Singepult geſteckten Brief zu ſich genommen, ſo ſagte er, auf ſeine Muthmaßung hin, ganz leiſe zu ſeinem Freunde: Wo es wahr iſt, mein Lieber, daß ihr in die ſchöne Klavierſpielerin verliebt ſeid, ſo bin ich desfalls bereits euer Freiwerber geweſen und verſichert, daß dieſe vertrauten Schweſtern eben jetzt im Begriff ſein werden, meinen Brief zu leſen; ſeid ihr aber ja bei einer ſolchen Schönheit von Eiſen und Stahl, ſo ſtellt euch zum wenigſten eine Zeit lang verliebt, damit ihr mir mein Spiel nicht verderbt, denn da meine Liebſte einmal die Unbehutſamkeit gehabt hat, ihr Liebesgeheimniß ihrer vertrauten Geſpielin zu offenbaren, muß ich in beſtändiger Furcht ſchweben, daß die letztere nicht verſchwiegen genug ſei, ſondern aus Neid eine Verrätherin werden möchte; welches aber nicht leicht geſchehen kann, wenn ſie ſelbſt etwas Liebes weiß. — Ach, mein Freund! gab ihm Hans zur Antwort; mein Herz brennt vor Liebe lichterloh, allein ich zweiſle ſehr, daß mich die ſchöne Nonne zu ihrem Liebſten annehmen möchte, denn ſie ſcheint mir ihrer Geberden wegen von etwas hohen Sinnen und vornehmem Stande zu ſein. — Ich weiß das beſſer, verſetzte der Gefährte; ſie iſt zwar eines Edelmanns Tochter, aber wegen der vielen Geſchwiſter und unzulänglichen Mittel von ihrer Mutter nach dem Tode des Vaters mit Gewalt ins Kloſter geſteckt worden. Ach! fuhr er fort, die Liebe zur Freiheit und zu einem rechtſchaffenen Kerl kann ein Frauenzimmer leicht dahin bringen, die Eitelkeiten eines höheren Standes hintanzuſetzen, und ihn zu heirathen, ſobald er nur ſein Gewerbe aus dem Grunde verſteht. Überdieß weiß ich gewiß, daß ſie an die dreihundert Speciesthaler in Gold und Geſchmeide hat, welche wol mit Liſt fortzuſchaffen wären, fänden wir die Gelegenheit zur Flucht. — Wenn ich nur die Perſon erſt in meiner Heimath hätte, ſprach Hans; ich machte mir wenig oder nichts aus dem Heirathsgute, weil ich zu meinem Anfange ſchon Geld zur Gnüge weiß. —

Indem er ferner reden wollte, wurde die hinterſte Thüre, welche aus dem Kloſter aufs Orgelchor führte, geöffnet, und die ſich ſehr ſtill haltenden Geſellen ſahen mit zitternden Freuden ihre beiden Geliebten ankommen.

Die zwei Nonnen ſetzten ſich an das Klavier, ſtimmten es und zogen etliche Saiten auf; endlich aber brachte die Sängerin, welche Karoline hieß, ein Schreibzeug nebſt einem Blatt Papier hervor und beſchrieb das letztere auf dem Pulte, da inmittelſt die zweite Schöne, die ſich Lucia nannte, ihr über die Achſel ſehend, ſprach: Schweſterchen, du ſchreibſt zu viel; ich habe ja den lieben Menſchen noch nicht ein einziges Mal recht im Geſichte geſehen, vielweniger ein Wort mit ihm geſprochen; laß ihn doch erſtlich ein Mal ſich mir irgendwo zeigen. — Schweig, Lucia, antwortete Karoline, ich weiß ſchon im voraus, daß er dir im Herzen wohlgefallen wird, ſobald du ihn nur von fernher ſiehſt. Wo es heute nicht geſchieht, ſollſt du doch aufs längſte morgen einen Brief von ihm haben. —

Gleich mit Endigung dieſer Worte ließ der Orgelbauer die oberſte Klappe von dem Verſchlage herunterfallen, in welchen er ſich mit ſeinem Freunde verſteckt hatte, und ſagte: Erſchreckt nicht, ſchönſte Kinder, eure allergetreuſten Liebhaber ſind hier gegenwärtig und haben von geſtern Abend an auf das Vergnügen gehofft, euch durch dieſe kleinen Löcher zu ſehen. Da wir nunmehr den erwünſchten Vortheil haben, euch zu ſprechen, ſo erkläret euch, ob ihr unſre heftige Liebe auf ehrliche und eheliche Weiſe vergnügen wollt, dafern wir erſt Gelegenheit genommen haben, euch aus dieſem Kerker in unſer Vaterland zu führen. — Die guten Kinder erſchraken anfangs heftig, erholten ſich aber gar bald und führten das treuherzigſte Geſpräch mit ihren beiden Liebhabern. Kurz, da Keines an dem Andern etwas auszuſetzen fand, ſo wurde das Verlöbniß in der Geſchwindigkeit geſchloſſen, ſie ſchwuren ſich einander ewig feſte Treue zu, und die Jungfrauen verſprachen, ſich allerwärtshin entführen zu laſſen. Nach fernerer Abrede kehrten ſie beide zurück, und die Männer ſchlichen ſich, ohne von Jemand bemerkt zu werden, noch eine gute Stunde vor Anfang der hohen Meſſe zur Orgel und Kirche hinaus.

Wenn Hans betrachtete, wie ſich binnen ſo wenig Stunden ſeine ganze Natur in einen verliebten Haſenfuß verwandelt hatte, mußte er ſich ſelbſt auslachen. Es fielen ihm zwar ein und andere Skrupel wegen dieſer plötzlichen Verbindang in die Gedanken; allein das ſtets vor ſeinen Augen ſchwebende Geſicht der ſchönen Lucia und ſeine heftige Liebe wären vermögend geweſen, ſeinen ganzen Verſtand, vielweniger dergleichen geringſcheinende Grillen zu verſcheuchen.

Nach dieſem liefen beinahe vier Monate vorbei, binnen welcher Zeit die beiden Geſellen ihre Geliebten zwar öfter ſehen und Briefe mit ihnen wechſeln, aber nur zwei Mal auf einige Minuten ſprechen konnten, und ſich deswegen auf allen Seiten immer heftiger von der Liebe angefochten fühlten. Die meiſte Arbeit an der Orgel war gethan, es ſtand alſo zu befürchten, daß ihnen in Zukunft die beſte Gelegenheit abgeſchnitten werden möchte, überdies rückte die rauhe Herbſtzeit ſtärker heran, und ſo ſchickten die jungen Männer ihre beſten Sachen nach und nach fort in eine andre Stadt zu den Anverwandten des Orgelbauers. Die frommen Nonnen machten ſich auch kein Bedenken, ihr Geld, Geſchmeide und andere leicht fortzubringende Sachen bei nächtlicher Weile in die Hände ihrer Liebhaber zu liefern, welche zwei Officierskleider fertigen ließen, und zwei Degen, Stöcke, Hüte, und was ein paar Kavaliere ſonſt noch nöthig hatten, kauften, ſich ſelbſt aber zwei Bedientenkleider anſchafften, um ſolchergeſtalt mit den als Officiere verkleideten Nonnen glücklich von dannen zu kommen. Der Orgelbauer beſtellte nach völlig genommener Abrede in der nächſten Stadt eine Extrapoſt, welche auf einen gewiſſen Tag und Stunde bereitſtehen ſollte, zwei Officiere mit ihren Dienern abzuführen; in der Vorſtadt ihres Wohnorts miethete er einen Lohnwagen, der alle Minuten, wenn es ihm beliebte, abfahren konnte, und in den er auch die übrigen Sachen hinaustragen ließ, und endlich, wie die Officierskleider bei Tage heimlich in die verſchloſſene Orgel gebracht worden waren, verſchloſſen ſich auch die unternehmenden Liebhaber mit Feuerzeugen und Blendlaternen ſelbſt hinein. Die Nonnen verſäumten nicht, ſich zu beſtimmter Zeit einzufinden, kleideten ſich mit den Officierskleidern, weißen Perücken und allem Zubehör in der Blaſebalgskammer um, und wurden von den Entführern glücklich zur Kirche und in die Vorſtadt hinaus geleitet, wobei dieſe zugleich die eingepackten Nonnenkleider nebſt noch einigen andern mitgebrachten Sachen unter ihren Mänteln mit forttrugen.

Es war Abends noch nicht völlig zehn Uhr, da ſie die Stadt ihres bisherigen Aufenthalts verließen. Mit dem anbrechenden Tage trafen ſie bei der beſtellten Extrapoſt ein, welche ſich, inmittelſt ſie einige Erfriſchungen zu ſich nahmen, völlig fertig machte und aufs allergeſchwindeſte davonfuhr, und nachdem ſie noch zwei andere Stationen zurückgelegt hatten, erreichten ſie einen Ort, wo unter der Botmäßigkeit eines proteſtantiſchen Landesherrn ſattſame Sicherheit für ſie anzutreffen war, um einige Tage daſelbſt auszuruhen. Während derſelben hatten ſie Zeit genug, die Priorin und die andern Kloſterſchweſtern ins Fäuſtchen auszulachen, zumal da die Mädchen ihren Geliebten erzählten, wie ſie beiderſeits ihre Zellen aufs allerbeſte verſchloſſen, die Schlüſſel aber ſowohl als die Kirchſchlüſſel nebſt zweien Abſchiedsbriefen in ein Schnupftuch gebunden und zwiſchen die Blaſebälge geſteckt hätten, wo ſie die Schweſter Calcantin mit der Zeit ſchon finden würde. Die Liebhaber ließen bei der Gelegenheit ihren Nonnen feine Frauenkleider zurecht machen, weil ſie ſich nicht getraueten, ſie als Officiere weiter durchzubringen, und die Mädchen auch ſelbſt, als ungemein fromm, keuſch und züchtig, dergleichen Kleider nicht ferner tragen wollten. Der Orgelbauer, von Geburt ein Heſſe, trennte ſich in dieſem Lande mit ſeiner Liebſten von dem jungen Tiſchler, und zwar in einer Stadt, wo ſich viele Studenten befanden. Der Abſchied, welchen die zwei Kloſterſchweſtern von einander nahmen, war ungewöhnlich zärtlich, indem ſie ſolchermaßen ſehr weit von einander zu wohnen kommen ſollten. Da nun Hans mit ſeinem guten Freunde die Abrede getroffen hatte, an dieſem Orte ſo lange zu verweilen, bis ihre, bei deſſen Anverwandten eingeſetzte Sachen ankämen, und ihm ſeinen Koffer nachzuſchicken, ſo bewegte ihn ſeine Geliebte öftere Male zu einem Spaziergange, wobei ſie nicht ſelten wünſchte, bereits an Ort und Stelle zu ſein, damit ſie ſich ordentlich trauen laſſen und die Haushaltung anfangen könnten, obgleich ſie ihm vorerſt nicht die geringſten Vertraulichkeiten, und nicht einmal einen Kuß auf den Mund geſtattete, welche Liebkoſungen, wie ſie beſtändig ſagte, nicht eher als bis nach geſchehener Copulation anzuſtellen ſchicklich ſei.

Mittlerweile traf Hans von ohngefähr einen ehemaligen in dieſer Stadt Meiſter gewordenen Nebengeſellen an, der daſelbſt eine reiche Heirath geſchloſſen hatte und nicht abließ, bis er ihm verſprach, den folgenden Abend ſein Gaſt zu ſein. Er beurlaubte ſich deshalb bei ſeiner Liebſten, kam aber zeitig in ſeine Wohnung zurück, wo er ſie mit einem ſchwarzgekleideten, ſehr wohl ausſehenden Menſchen im eifrigen Geſpräche an einem kleinen Nebentiſche ſitzend fand. Ungeachtet noch etliche Perſonen in der Stube gegenwärtig waren, entfärbte ſich doch die vormalige Nonne ziemlich bei Hanſens Ankunft. Nichtsdeſtoweniger gab er ihr die freundlichſten Mienen und bat um Erlaubniß, ſich bei ihnen niederzulaſſen und dem ſchwarzgekleideten Herrn eine Pfeife Taback anzubieten, die derſelbe mit größter Bereitwilligkeit annahm, indem er den jungen Tiſchler und ſeine Nonne treuherzig genug machte, ihm und den andern Anweſenden ihre ganze Lebensgeſchichte zu erzählen. Als es faſt Mitternacht war, bedankte ſich der Schwarze bei dem argloſen Jünglinge für die ihm erzeigten Gefälligkeiten und bat, daß er ſich die Freiheit nehmen dürfte, ihm des andern Morgens mit einem Kaffee und einer Flaſche Wein aufzuwarten, welches Hans zwar indeſſen annahm, da ihm dieſes Mannes Weſen ſonderlich wohlgefiel, ſehr frühzeitig aber Alles ſelbſt zurecht machen ließ, ſo daß er den Fremden den ganzen Vormittag als ſeinen Gaſt bewirthete. Nachmittags langten auf der Poſt Hanſens und ſeines geweſenen Gefährten Sachen an. Hans löſte ſie alsbaldigſt aus und ließ die letzteren gleich weiter gehen. Nachdem er aber Anſtalten getroffen hatte, nächſten Tages ſelbſt abzureiſen, und gegen Abend ausgegangen war, um von ſeinem Freunde Abſchied zu nehmen, fand er bei ſeiner Rückkunft den Schwarzrock abermals im eifrigen Geſpräche mit ſeiner Liebſten vor. Sie gab ihm, als derſelbe ihnen eine glückliche Reiſe gewünſcht hatte und fortgegangen war, auf ſeine ſehr freundlich an ſie geſtellten Fragen, welcherlei Reden ſie mit ihm geführt habe, allerdings zu ſeiner Freude die Antwort: er habe ihr die Irrthümer der römiſch-katholiſchen Kirche entdeckt. Allein ſeine Leichtgläubigkeit zeigte ihm hernach ganz andere Irrthümer an; denn, da er frühmorgens nach ſeiner Liebſten ſehen ließ, die in der Höhe ihre beſondre Kammer hatte, war ſie über alle Berge und hatte den Schlüſſel zu ihrem gemeinſamen Reiſekoffer in einen auf den Tiſch gelegten Brief folgenden Inhalts geſiegelt:

Mein guter Freund!

Ich habe euch bis dieſe Stunde für einen frommen, tugend- und gewiſſenhaften Menſchen erkannt, der allein wegen ſeiner Treue und Redlichkeit von der ſchönſten Perſon auf der Welt geliebt zu werden verdient. Nehmt mir es indeſſen nicht übel, daß ich, euern Gedanken nach, eine Untreue an euch ausübe: es iſt mir unmöglich, mich mit euch zu verehelichen. Sollte ich dieſerwegen eine Urſache anzugeben gezwungen ſein, ſo wüßte ich keine andre vorbringen als dieſe: daß es mir eben unmöglich iſt; ungeachtet ich an eurem ganzen Weſen nichts auszuſetzen weiß. Ich glaube, daß euch der euch desfalls verurſachte geringe Verdruß weit leichter zu ertragen ſein wird, als wenn ihr zeitlebens mit mir eine unvergnügte Ehe führen ſolltet. Eures mir gethanen Schwures ſeid ihr hiermit ledig, erlaßt mir dagegen auch meine leichten Verſprechungen. Macht euch keine Mühe, mich aufzuſuchen, denn ich weiß gewiß, daß ihr meine Perſon ſo wenig finden als zwingen ſollt. Von euren Sachen habe ich mit Wiſſen und Willen nichts mitgenommen, hingegen euch etwas von den meinigen zum Angedenken, nebſt zweihundert Thalern für gehabte Mühe- und Reiſekoſten im Koffer zurückgelaſſen. Lebt wohl, vergebt mir meinen Fehler, den ich zu begehen mich von meinem Schickſal gezwungen ſehe, und haltet mich außerdem für eure dankbare Freundin, Lucia.

Hans hätte verzweifeln mögen, da er dieſen Brief ſo zu ſagen in einem Athem mehr als zehn Mal überleſen hatte. Die Poſt rückte angeſpannt vor die Thür; er konnte ſich aber unmöglich entſchließen mitzureiſen, ſondern blieb in vergeblicher Hoffnung, ſeine Geliebte auszuforſchen, da. Weil die Wirthsleute ein heimliches Geſpött über ſeine Klagen trieben, ſo merkte Hans gar bald, daß die Karte falſch geſpielt worden war, und ärgerte ſich zwar nicht wenig darüber, bedachte aber doch letztlich, daß bei unveränderlichen Sachen die Vergeſſenheit das beſte Mittel iſt, und reiſte ganz verwirrt in ſein Geburtsdorf, allwo ihn ſein getreuer Vormund, der gute Pfarrer, durch vernünftige Vorſtellungen bald wieder zufrieden ſtellte. Hanſens Mutter war mittlerweile geſtorben, zwei Schweſtern ſehr gut verheirathet, die jüngſte diente beim Pfarrherrn; der Bruder aber, welcher ebenfalls geheirathet und bereits zwei Kinder erzeugt, hatte das väterliche Haus angenommen, worauf Hanſens Erbtheil noch ſtand. Da derſelbe nun über vierhundert Thaler Geld mitbrachte, ſo legte er es meiſtentheils an Feldgüter, die er dem Bruder zur Verwaltung übergab, weil ſich der Pfarrer zum Aufſeher anbot. Auch nahm er ſein ihm von dieſem nebſt den Zinſen vorgelegtes Kapital nicht an, ſondern ließ es in ſeinen Händen, und ging, nachdem er jeder ſeiner Schweſtern ein anſehnliches Heirathsgeſchenk verſchrieben, dem braven Seelſorger aber zur Dankbarkeit verſchiedene weſentliche Hausrathſtücke fournirt hatte, wieder in die Welt hinein.

Es begegnete ihm binnen etlichen Jahren nichts Beſonderes, außer daß ihm die Luſt ankam, ſeinen ehemaligen Gefährten, den Orgelbauer, im Heſſenlande zu beſuchen, um zu erfahren, wie er mit ſeiner Nonne lebte. Unterwegs hatte er im Walde das Unglück, von Zigeunern ausgeplündert und bis aufs Hemde ausgezogen zu werden. Das wenige Geld, ſo er bei ſich gehabt hatte, wäre, in Betracht, daß er ſein Leben als eine Beute davontrug, zu vergeſſen geweſen; aber es kränkte ihn ſchmerzlich, daß er von einem Dorfe zum andern betteln mußte, und doch kaum ſo viel erbetteln konnte, ſeine Blöße mit alten Lumpen zu bedecken. Er kam zuletzt in ein großes Dorf, wo ſeine erſte Frage nach der Pfarrwohnung war, weil doch von Rechtswegen die Bewohner derſelben am barmherzigſten ſein ſollen.

Hans pochte an, die Magd öffnete die Thür und hieß ihn, auf ſein Anbringen: daß der Herr Pfarrer einem von den Zigeunern ausgeplünderten Handwerksburſchen mit ein paar alten Schuhen helfen ſolle, ein wenig warten. Die Thüre blieb etwas offen ſtehen, und alſo konnte er von ferne die Prieſterfrau im Hauſe ſizen ſehen, welche ein kleines Kind auf dem Schooße, ein anderes größeres aber vor ſich ſtehen hatte und mit beiden auf das liebreichſte ſpielte.

Wie wurde dem redlichen Geſellen zu Muthe, als er in dieſer Pfarrfrau ſeine ehemalige Geliebte Lucia erkannte! Sie war es leibhaftig ſelbſt, und es fehlte wenig, daß er nicht in Ohnmacht geſunken wäre. Ob nun wohl dies nicht geſchah, ſo blieb er hingegen ganz entgeiſtert mit halb weggewandtem Geſichte vor der Thüre ſtehen und konnte ſich auch kaum ermuntern, da ihm die Magd ein paar feine Schuhe, ein paar ſchwarze Strümpfe und ein heſſiſches Dreigroſchenſtück brachte. Die Pfarrfrau konnte ihn nicht erkennen, weil ſein Bart und die Haare ſehr verwildert waren, ſie ihn auch nicht einmal recht im Geſicht hatte. Hanſen wurden durch verſchiedene Gemüthsbewegungen die hellen Thränentropfen aus den Augen getrieben, ſo daß ihn die Magd fragte, nachdem er ihr ſeine Dankbarkeit mit jämmerlichen Geberden aufgetragen hatte, ob er etwa krank oder beſchädigt wäre. Er antwortete ihr mit Seufzern und Thränen und ſuchte mit betrübtem Herzen den Rückweg. Er war jedoch kaum hundert Schritte hinweg, ſo kam ihm die Magd mit einem halben Brode und zwei Knackwürſten nachgelaufen, welche ihm die Pfarrerin auf ihren Bericht, daß er vielleicht hungrig ſein würde, überſendete. — Sagt eurer Frauen, ſprach Hans, daß ich ihr von Grund des Herzens danke und alle beſtändige Glückſeligkeit anwünſche, denn die Zeiten ſind veränderlich, wie an mir zu ſehen iſt. Da ich eure Frau vor etlichen Jahren am Feſte Mariä Heimſuchung zum erſten Male muſiciren ſah, hätte ich nicht vermeint, dereinſt vor ihre Thüre betteln zu kommen. — Die Magd lief fort und Hans machte ſich in die Schenke, nicht ſowol aus dem Bedürfniſſe zu eſſen und zu trinken, als um etwa in einem Winkel ein wenig zu raſten und ſeinem Unglück in der Stille nachzudenken. Er hatte wenig Ruhe, denn erſtlich wurde er von vielen Leuten geplagt, ihnen die Art ſeiner letzten Plünderung zu erzählen, und hernach ſchickte der Pfarrer etliche Male und ließ ihn bitten, neuerdings in ſeinem Hauſe einzuſprechen, weil er aus gewiſſen Umſtänden einen verunglückten bekannten Freund an ihm vermerke. Hans entſchuldigte ſich zwar mit einer Unpäßlichkeit; gegen Abend aber kam der Pfarrer mit ſeiner Liebſten ſelbſt, um ihn aus der Schenke in ihr Haus abzuführen. Solchergeſtalt wurde das Räthſel, um das er ſich ſeit ſechs Jahren den Kopf ziemlich zerbrochen hatte, plötzlich aufgelöſt, denn dieſer Pfarrer war kein Andrer als eben der Schwarzrock, welcher Hanſen im Poſthauſe ſeine Geliebte abſpenſtig gemacht und ihr unter dem Deckmantel und Scheine, ihr die Irrthümer der römiſchen Kirche entdecken zu wollen, ſeine Liebe entdeckt hatte. Hans dachte wol billig genug, es der jungen Frau nicht mehr zu verdenken, daß ſie ſich, als eine von Jugend auf zart erzogene Perſon, von einem jungen wohlgeſtalteten Predigersſohne habe einnehmen laſſen, der eben ſeinem Vater hatte ſubſtituirt werden ſollen; der liſtige Betrug biß ihn aber doch immer noch am Herzen, und zwar troz dem, daß er wohl wußte, wie hier nichts Beſſeres zu thun ſei, als ſich in die Zeit zu ſchicken. Er vermochte inzwiſchen dem unabläſſigen Nöthigen des Ehepaares endlich keinen fernern Widerſtand zu leiſten, ſondern ließ ſich von ihnen an beiden Händen in ihr Haus führen.

Man bedenke, was dergleichen Aufzug, wenn nehmlich ein anſehnlicher Prieſter nebſt ſeiner ſchönen Ehefrau einen jämmerlich zerlumpten Handwerksburſchen, ja beſſer geſagt, Bettler, bei der Hand in ihr Haus einführen, für ein Aufſehen in einem volkreichen Dorfe machen kann. Hans ſchämte ſich mehr als ſeine Wohlthäter ſelbſt; deren Leutſeligkeit veränderte aber ſein Gemüth dergeſtalt, daß er allen Kummer und Verdruß ſchwinden ließ und ihnen zu ihrer vergnügten Ehe aus getreuem Herzen Glück wünſchte, ja ſich ſogar freute, ein Werkzeug zum Wohlſtande dieſer Menſchen geworden zu ſein.

Ohne der Geſpräche zu gedenken, die zwiſchen dem Gaſte und ſeinen Wirthen ſtatt fanden, iſt nur ſo viel zu berichten, daß die Pfarrersleute gleich folgenden Tages einen Schneider aus der Stadt kommen ließen, welcher alles Behörige mitbringen und dem Beraubten in der Geſchwindigkeit ein vortreffliches neues Kleid verfertigen mußte. Überdies verſorgte denſelben ſeine ehemalige Geliebte mit ſauberer Wäſche und andern höchſt nöthigen Sachen, und er mußte einen ganzen Monat lang im Pfarrhauſe bleiben, bis es ihm endlich ganz unmöglich fiel,. ſeinen lieben Freunden fernere Ungelegenheit zu verurſachen, und er ſich verlauten ließ, eher heimlich fortzugehen, als ihre Güte noch länger zu mißbrauchen. Seiner Weigerungen ungeachtet nöthigte ihn ſodann der treuherzige Pfarrer, noch dreißig Franzgulden als Zehrgeld anzunehmen, indem er zu ihm ſagte: Mein Freund, ich bitte gar ſehr, macht keine Weitläufigkeiten, dieſes Wenige zu empfangen, welches wir euch aus beſtem Gemüthe geben und gönnen. Ich bin euch ein weit Mehreres ſchuldig, und ihr müßt nur bedenken, daß ich ſeit wenigen Jahren her durch Raub und andern Schaden viel verloren habe, was mir Gott, wie ich allerdings nicht zweifle, mittelſt meines ſehr einträglichen Pfarramtes bald wieder erſetzen wird. Es ſteht euch mein Haus, Küche und Geldbeutel jederzeit offen, kommt alle Jahr etliche Mal und verlangt einen Theil unſres Vermögens, es ſoll euch mit dem größten Vergnügen gereicht werden, denn meine Liebſte und ich lieben euch als einen leiblichen Bruder. — Hans konnte auf dieſes redliche Anerbieten mit nicht ſo viel Worten als Thränen antworten, küßte beiden Eheleuten die Hand, und nahm mit den herzlichſten Glückwünſchen dank-

Bayerische
Staatsbibliothek
München

barlichen Abſchied, indem er ſeine Reiſe zu dem Orgelbauer fortſetzte. Dieſen ehrlichen Mann traf er zwar ſeiner Handthierung wegen in ſehr gutem Stande an, denn er hatte volle Arbeit und ſtarken Verdienſt; allein was ſeine Ehe anlangte, ſo lebte er im größten Mißvergnügen. Denn weil er, ſeinem Gewerbe gemäß, zum öſtern etliche Tage außerhalb des Hauſes ſein mußte, ſo hatte ſich ſeine allzuleichtſinnige Frau inzwiſchen Stellvertreter für ihn angeſchafft, und wenn auch der gute Mann ſie zu verſchiedenen Malen beinahe auf der That ertappt hätte, ſo konnte er doch immer keine hinlänglichen Gründe zur Eheſcheidung, und völlige Beweiſe ihrer üblen Aufführung beibringen.

Wie froh war Hans, daß die unerforſchliche Fügung des Himmels ſein Herz von dergleichen Kummer frei gehalten hatte! Seiner Lucia wären dergleichen Dinge deſto weniger zu verargen geweſen, da man ſie von Kindesbeinen an zu allem Staat und Wohlleben erzogen hatte, des Orgelbauers Frau dagegen nur eine Schuſterstochter war, die als ein armes Mädchen wegen ihrer ſchönen Stimme aus Gnaden in das Kloſter genommen worden. Hans ſahe kein Mittel, die beiden Eheleute zu vereinigen und mußte im Gegentheil vermerken, daß eins dem andern die empfindlichſten Herzensſtiche in Worten und Geberden verſetzte. Er nahm deswegen in wenig Tagen betrübten Sinnes Abſchied von ihnen und ſetzte ſeine Reiſe eiligſt fort, um noch vor dem Winter in einer niederländiſchen großen Stadt Arbeit zu bekommen. Es traf dies auch durchaus nach ſeinen Wünſchen ein; er hielt nachher für rathſam, die vornehmſten holländiſchen Städte zu beſehen und in dieſer oder jener etwa auf ein halbes Jahr oder weniger Arbeit anzunehmen, und trieb es damit ſo lange, bis ihn ſeine Luſt am Reiſen und an einer unſtäten Lebensweiſe auf die See verlockte, durch welche er auf die berühmte Inſel Felſenburg verſchlagen ward. Er verheirathete ſich allda mit einem braven Weibe ſeines Standes, und fand in ſolcher Ehe ſein Glück und ſeine Zufriedenheit.

VI.

Die Erkenntniss durch die Liebe.

In Toledo lebte vor nicht gar langer Zeit ein Jüngling Namens Don Fernando, der Sohn vornehmer, begüterter Eltern, der von ſo gefälligem Äußeren, ſo kraftvoll und muthig war, daß er die Zierde, der Stolz und Ruhm ſeines Vaterlandes würde haben genannt werden können, hätte nicht ſeine Neigung zu Ausſchweifungen und Laſtern die Vorzüge ſeiner Natur und ſeine guten Eigenſchaften unſcheinbar gemacht.

Von ſeiner zarteſten Kindheit an beſtrebten ſich ſeine Eltern, ihn in der guten Sitte zu erziehen und zu unterrichten, der junge Edelleute nothwendig bedürfen, um ihren von ihren Vorfahren ererbten erlauchten Namen zu rechtfertigen. Dieſe tugendſame Haltung fiel Don Fernando, der da gewohnt war, ſich ſeinen unlöblichen Gelüſten ohne den mindeſten Rückhalt hinzugeben, ungemein läſtig, und er leiſtete ſich um ſo weniger Widerſtand, als er gerade in der gefährlichſten Zeit ſeinen Vater verlor, nach deſſen Tode er ſeinen üblen Gewohnheiten durchaus den Zügel ſchießen ließ. Er fing an einen Theil ſeines väterlichen Vermögens zu vergeuden und fühlte den daraus entſtandenen Mangel bald, weil es nichts weniger als eines der anſehnlichſten ſeiner Heimath war.

Da geſchah es, daß die Liebe Don Fernando mitten auf ſeinen verderblichen Abwegen der Schönheit, Anmuth und Sittſamkeit einer in Toledo wohnenden Dame Namens Doña Juana unterwarf, deren zu einem beſſern Leben bereits eingegangene Eltern ihr zwar ein kleines Vermögen, übrigens aber weder Troſt noch Hülfe anderer Art hinterlaſſen hatten, weil ſie in Toledo fremd und ohne Verwandte geweſen waren.

Doña Juana ſtand in einem Alter von zwanzig Jahren, in dem die Frauen der Verführung am meiſten ausgeſetzt ſind, weil alsdann Schönheit, Eitelkeit und Thorheit von dem Verlangen berathen werden, der Vernnnft und dem geſunden Sinn ihr Ohr verſchloſſen halten, und ſich von unzüchtigen Lüſten in Feſſeln ſchlagen laſſen. Auch duldete ſie, in der Meinung, ſich auf dieſe Weiſe eine Heirath am eheſten zu ſichern, die Bewerbung und Liebesdienſte mehrer jungen Kavaliere zu gleicher Zeit. Dieſer Dame ſchloß ſich Don Fernando mit großem Eifer an, indem er ihre Gunſt durch die gewöhnlichen Hülfsmittel, die die Männer anwenden, um die ſchwache Kraft der Frauen zu beſiegen, durch Briefe, Ständchen und Geſchenke zu erwerben trachtete. Doña Juana bemerkte Don Fernando wohl und nahm es gar nicht übel auf, ſich von einem ſo ausgezeichneten Manne geliebt zu ſehen, denn ſie hielt dafür, daß ſie ſich glücklich ſchätzen könne, vermöge ſie ihn dazu, ihr Gatte zu werden, weil ſie in ſeinen ihr allerdings bekannten Ausſchweifungen nur Jugendſtreiche, wenn auch mit Unrecht, ſah, da der, welcher im Anfange der Ehe ſchon keine Geduld und Ruhe hat, noch viel weniger mit beiden bis zum Ende ausreichen wird. Don Fernando war klug und wußte, daß Doña Juana ſich ihm um keinen geringeren Preis als den der Ehe ergeben würde, weßwegen er gegen Jeden, von dem er glaubte, daß er es ihr wiederſage, beſonders gegen ihre Dienerinnen, ſo oft er mit einer oder der andern zu ſprechen kam, ernſtliche Abſichten auf ſie äußerte. Aber auch die Dame war verſchlagen und flößte ihm, um ihn zu quälen und deſto verliebter zu machen, Furcht und Beſorgniſſe in der richtigen Meinung ein, daß keine wirkſamere Lockſpeiſe des Verlangens als Rauhheit und Strenge vorhanden ſei. Don Fernando empfand ihr Betragen über die Maßen ſchwer, weil ihm entweder ſchon nicht mehr wie anfänglich die Liebe ein bloßes Spiel war, ſondern ſich in wahren Ernſt gewandelt, oder weil er nun einmal ſein entſchiedenes Augenmerk dahin gerichtet hatte, ihren Stolz und ihre Kälte zu überwinden. So bewarb er ſich immer eifriger und unermüdlicher um ihre Gunſt, und ſo brachte er es darin zuletzt ſo weit — wie denn weiblicher Wille überhaupt ſelten männlicher Ausdauer und Standhaftigkeit auf die Länge der Zeit widerſtehen wird — daß ſie die Liebende und Verlorene, er ſelbſt hingegen, der ihr zwar leidenſchaftlich zugethan, doch nicht ausſchließlich ergeben blieb, der Geliebte und Beworbene ward. Don Fernando erreichte ſein Ziel, und Doña Juana, was kein Wunder war, unterlag, weil er ſie mit dem Verſprechen, ihr Gatte zu werden, mit dem Golde verblendete, das den Männern zur Umhüllung der bitteren Pille ihrer Tücken dient. Daß Don Fernando's Mutter noch am Leben war, nahm er als Vorwand, ſeine Ehe nicht unverzüglich zu ſchließen, weil er, wie er ſagte, ſie dadurch zu kränken fürchte, und ihre Einwilligung lieber erſt bei günſtigerer Gelegenheit in Anſpruch nehmen, als unbedacht verſcherzen wolle. Doña Juana maß ihm Glauben bei und ließ ſich ſeine Entſchuldigungsgründe gern gefallen, weil ſie nach ihrem Bedünken doch Alles gewonnen hatte, wenn ſie ſich Don Fernando's Liebe erhielt, ohne welche ſie nicht mehr leben konnte, und in welcher ſie ſich über alle etwaige Beſorgniſſe ſeiner Untreue tröſtete. Über dieſe Freundſchaft gingen ſechs Monate hin, in deren Verlaufe Don Fernando ihr ſo viel gab, als ſie bedurfte, und ihren Hausſtand gleich dem ſeiner Gemahlin, für welche ſie ſich anſah, unterhielt.

Derweil nun Doña Juana ſich ihm in ihrer Liebe gänzlich aufopferte und er ihres Beſitzes allmälig ſchon überdrüſſig zu werden anfing, trug es ſich zu, daß eine in Doña Juana's Hauſe öfters aus- und eingehende Freundin derſelben, Lucrezia mit Namen, ein aus Rom gebürtiges, aber in ſpaniſcher Sitte und Sprache wie eine Caſtilianerin heimiſch gewordenes Frauenzimmer, eine durch häufigen Umgang heftig geſteigerte Leidenſchaft zu Don Fernando faßte. Dieſe Lucrezia war ein zwar mehr als achtundvierzigjähriges, doch immer noch ſtattliches und anmuthiges Weib, das ihre in ihrer Jugend erlangte Schönheit keineswegs verloren hatte, ſondern vielmehr kunſtreich mittelſt eines anſehnlichen Reichthums zu erhalten wußte, den ſie ſich in Rom und andern Städten Italiens als gewaltige Zauberin erworben haben ſollte; ihre wunderbare Geſchicklichkeit aber Niemanden kund werden ließ, weil ſie dieſelbe nur zu ihrem eignen Nutzen anwendete, ja ſogar Doña Juana nicht in ihr Geheimniß gezogen hatte, wie denn die junge Dame von ihrem äußern Weſen eher abgeſtoßen als angezogen ward.

Sehnſuchtsvoll, ihre Gefühle ihrem Geliebten zu offenbaren, fuhr Lucrezia fort Juana zu beſuchen und Fernando zärtlich, wenn auch vergeblich und ihm unverſtändlich, anzublicken, weil er eben dafürhielt, ſie ſei über das Alter der Liebeshändel längſt hinaus. Da ſie nun durch ihre ſchrankenloſen Begierden zu der Erkenntniß gelangte, wie wenig ſich Don Fernando um Doña Juana, und wie viel ſie ſich um ihn bekümmerte, die, ohne eine Verrätherei zu ahnden, ihr die größten Hinderniſſe entgegenſtellte, weil ſie ſich vom Gegenſtande ihrer Liebe niemals ſchied, ſo entſchloß ſich die ſchlaue Lucrezia, den folgenden Brief zu ſchreiben, den ſie, nachdem ſie die günſtige Zeit und Gelegenheit abgewartet hatte, Don Fernando übergab:

> Meine Liebe zu Ihnen, Señor Don Fernando, würde eine Thorheit begangen haben, hätte ſie verſucht, Sie von Ihrer Liebe zu Doña Juana abzuziehen, ſo lange ich die Meinung hegen mußte, ſie hätten meine Freundin zu Ihrer dereinſtigen Gemahlin auserſehen. Seit ich aber aus Ihrer Handlungsweiſe und Ihren Zögerungen abnehmen kann, daß Ihr Verlangen nur nach dem Genuſſe ihrer Schönheit ſteht, habe ich mich entſchloſſen, Ihnen meine Zuneigung zu geſtehen. Ja, ich liebte Sie von dem Tage an, da ich Sie ſah, und angeſehen, daß eine ſo entſchloſſene Liebe wie die meinige ſich nicht auf Umwegen erklären mag, ſo ſage ich Ihnen hier Alles, was ich Ihnen zu ſagen wünſche und zu ſagen weiß, mit den Worten: Meine Perſon und mein Vermögen ſteht Ihnen zu Gebote.
>
> Lucrezia.

Don Fernando las dieſen Brief und ging, veränderlich wie er war, auf den ihm gemachten Antrag ein, indem er Lucrezien von dem nehmlichen Tage an in ihrem Hauſe beſuchte. Er ſetzte freilich desungeachtet auch ſeine Gänge zu Doña Juana, nur hinter Lucreziens Rücken, fort, weil ſie von ihm verlangte, er ſolle ſich um ſeiner Verpflichtungen willen gegen ſie mit einem Male von jener trennen. Aus dem Wegbleiben ihres Liebhabers und aus einigen zweideutigen Handlungen Lucreziens, die ſich überdies nicht mehr in ihrer Wohnung erblicken ließ, mittlerweile die Wahrheit ahndend, begann Doña Juana Fernando verfolgen zu laſſen und ſeinem Thun und Laſſen nachzuſpüren, ſo daß ſie in Kurzem hinter das Geheimniß kam und erfuhr, wie große Summen ihm Lucrezia durchzubringen und zu verſchwenden gäbe. Sie hatte mit ihrem undankbaren Gebieter deswegen vielen Verdruß, bewirkte aber durch alle ihre Vorſtellungen und Klagen nichts anderes, als daß ſie ihm immer läſtiger, widerwärtiger und unlieber ward, denn Don Fernando hörte eben ſo wenig auf zu thun, was ihm Vergnügen machte, als die rathloſe Señora, ſich ſelbſt zu peinigen. Da ſie erkannte, daß alle dieſe Mißhelligkeiten ſie nur immer mehr ins Verderben ſtürzten, ſo nahm ſie ihre Zuflucht zur Verſtellung, um abzuwarten, ob nicht Don Fernando's Liebe, deren Lauheit ſie beinahe um den Verſtand brachte, dennoch einen erwünſchten Ausgang finden möge.

Lucrezia ſetzte indeſſen nachdrücklichere Mittel in Bewegung und entfernte den armen Kavalier, bald bekleidet, bald entkleidet, je nachdem ihn die Kraft ihrer Zaubereien betraf, jedes Mal aus Doña Juana's Hauſe, ſo oft er darinnen erſchien. Da ſonach Doña Juana wahrnahm, daß ihre Sache eine immer ſchlimmere Wendung erlitt, ſo wollte ſie ihn bei der geringen Wirkung, die ihre eigene Schönheit auf ihn äußerte, mit denſelben Waffen bekriegen, gab ſich deswegen Mühe, Jemand zu erforſchen, der ihr dazu behülflich ſei, und ermangelte auch nicht einer Freundin, die ihr einen in der gelehrten Stadt Alcalà ſich aufhaltenden Studenten empfahl, deſſen großer in dieſer Kunſt erlangter Ruf ihr den glücklichſten Erfolg ihrer Bemühungen verſprechen durfte. Damit nun durch etwaige Vermittler ihr gefährliches Vorhaben nicht verrathen werde, entſchloß ſie ſich, ihre eigne Botin zu ſein, gab aus dieſem Grunde vor, ein Gelübde gethan zu haben, verſchaffte ſich, was ihr nicht ſchwer hielt, Don Fernando's Erlaubniß, eine neuntägige Andacht an der heiligen Begräbnißſtätte des glorreichen San Diego abzuhalten, ſetzte ſich in eine Kutſche und trat ihren Weg zu dem Manne an, von dem ſie Hülfe erwartete.

Als ſie Alcalà und das Haus des Studenten erreichte, an den ſie mit Briefen von der Frauensperſon verſehen war, die ihr ſeinen Namen genannt hatte, ward ihr eine ſehr freundliche Aufnahme von ihm zu Theil, denn ſie händigte ihm mit dem Schreiben zugleich zwanzig Escudos ein. Die betrübte Señora klagte dem Magier ihre Noth und ſprach ihn um ſeinen Beiſtand an, worauf er ihr erwiederte, es ſei zuvörderſt nöthig, zu erfahren, ob ſich ihr Geliebter mit ihr vermählen werde, und erſt alsdann könne er ſich anſchicken, ihn dazu zu nöthigen. Er gab ihr zu dieſem Endzweck zwei Ringe mit grünen Steinen und ſagte ihr, ſie möge nach Toledo zurückkehren, und dieſe Ringe wohl verwahrt mit ſich nehmen, jedoch nicht eher, die Steine nach der innern Handfläche gekehrt, anſtecken, bis ſie Don Fernando bei ſeinem nächſten Beſuche in ihr Zimmer treten ſehe. Alsdann ſolle ſie ſeine Hände ergreifen, unverzüglich anfangen von ihrer Vermählung mit ihm zu ſprechen, und die Antwort, die er ihr ertheile, wohl im Sinne behalten, bis er, was binnen acht Tagen geſchehen, bei ihr ſein und ſie über das, was ſie ferner zu thun habe, unterrichten werde. Er warnte ſie ausdrücklich, die ihm ſo viel wie eine Million geltenden Ringe ja auf der Stelle wieder abzuziehen und mit der äußerſten Sorgfalt wie ihre Augäpfel zu behüten.

Doña Juana gab dem Studenten hiernächſt die Adreſſe ihres Hauſes, nannte ihm ihren Namen, damit er nicht fehl gehe, wann er ſie ſuche, und reiſte als das zufriedenſte Weib von der Welt nach Toledo zurück, wo ſie ihre Ankunft ſofort

Don Fernando wiſſen ließ, der dieſe Neuigkeit zwar weniger mit Freude als mit Verdruß empfing, ſeiner ſchweren Verbindlichkeiten gegen ſie aber dennoch eingedenk, ſich gedrungen fühlte, ſeinen Kaltſinn zu verbergen und ſchleunigſt zu ihr zu kommen, um ihr keine Gelegenheit zu geben, über ihn zu klagen.

Doña Juana erſah nicht ſobald die ihr von ihrem Glücke dargebotene günſtige Gelegenheit, als ſie auch ſchon, ſo wie ihr geheißen war, ihre Ringe an die Finger ſteckte, Don Fernando's Hände in die ihrigen nahm und ihn unter tauſend zärtlichen Liebkoſungen fragte: wann der Tag erſcheinen ſolle, an dem der Segen des Himmels ihrer Liebe zu Theil werde. Don Fernando entgegnete: Wofern er keine Rückſichten auf ſeine Mutter zu nehmen hätte, würde er ſie ſchon in der nächſten Nacht zu der Seinigen machen; nichtsdeſtoweniger bliebe die Zeit gewiß nicht aus, in der geſchehen könne, was ſie gegenwärtig für eine Unmöglichkeit erachte. — Nach dieſer Antwort und nach dieſer Nacht, die er bei ihr zubrachte, glaubte Doña Juana nun ſchon das Glück an ſich gefeſſelt zu haben und Don Fernando als ihren rechtmäßigen Gemahl anzuſehen. Sie zog ihre Ringe von den Fingern und gab ſie ihrer Dienerin aufzuheben. Der Magd gefielen die ſchönen glänzenden Ringe ſo wohl, daß ſie dieſelben anſteckte, damit Waſſer vom Brunnen holte, aufwuſch, des andern Tages an den Fluß ging und ſie nicht blos dieſen Tag, ſondern auch jeden folgenden bis zur Ankunft des Studenten auf alle mögliche Weiſe zur Schau trug, ja ſie nur in Gegenwart ihrer Gebieterin ablegte, um ſie derſelben nicht in die Augen fallen zu laſſen. Der Student wurde in Toledo von Doña Juana ſehr willkommen geheißen und gut bewirthet, empfing, nachdem ſie ihm Don Fernando's Antwort kund gethan hatte, ſeine Ringe von ihr zurück, und reiſte nächſten Tages unter vielen Dankſagungen wieder in ſeine Heimath ab, das Verſprechen zurücklaſſend, er werde über ihre Angelegenheiten reiflich nachdenken und ſie benachrichtigen, auf welchen Ausgang in denſelben ſie ſich gefaßt machen könne. Der Unglückliche hatte indeſſen kaum das Weichbild von Toledo hinter ſich, als ihm die an die Ringe gebannten Dämonen den Weg vertraten, ihn von ſeinem Maulthiere zu Boden riſſen und dergeſtalt ſchlugen und mißhandelten, daß ſie ihn bald ſeines Lebens beraubt hätten. Sie ſchrien ihm noch im Entfliehen zu: Du Verräther, du Böſewicht! was übergabſt du uns einer Frau, die dem Kehrbeſen, ihrer Magd, geſtattete, mit uns zu machen, was ihr einfiel, und uns auf den Markt, an den Brunnen, auf jedem Tritt und Schritt, kochend und ſpülend, mit ſich herumzutragen und zu handhaben! Dies Alles iſt dein Werk und deine Schuld, und es iſt billig, daß du den Lohn dafür empfängſt. Was gedenkſt du ihr zur Antwort zu geben? Biſt du der Meinung, daß er ſie heirathen werde? O, mit nichten! Gleichwie ſie hienieden zuſammen leben, werden ſie drunten in der Hölle zuſammen ſchmoren und ihr Geſchick erleiden, das du ſo wenig änderſt wie ſie ſelbſt. — Mit dieſen Worten verließen ſie ihn, und er blieb halbtodt bis zum kommenden Morgen liegen, wo ihn dann einige nach Toledo ziehende Brodverkäufer faſt entſeelt vorfanden, von Mitleiden bewegt auf einen Mauleſel luden und mit ſich nach der Stadt führten, in der ſie ihn auf dem Markte zur Schau ausſtellten, weil der Arme unfähig war, zu ſagen, wer er ſei, und wohin ſie ihn bringen ſollten, um zuzuſehen, ob ihn Jemand kennen und bei ſich aufnehmen werde. Zufälligerweiſe ging Doña Juana's Magd zu derſelben Zeit auf den Markt, um Lebensmittel einzukaufen, erkannte den Gemißhandelten auf der Stelle und lief mit der Nachricht von ſeinem Zuſtande zu ihrer Gebieterin heim, die augenblicklich, ſo wie ſie dieſelbe vernahm, ihren Manto überwarf, den Studenten auf dem Markte ſelbſt in Augenſchein nahm, und ihn ſodann in ihr Haus zu Bette bringen ließ, wo es ihrer Pflege mit Hülfe herbeigerufener Ärzte gelang, ihn dem gnadenreichen Willen Gottes zufolge glücklich wiederherzuſtellen. Derweil der arme Student krank darniederlag, erzählte er Doña Juana die Urſache ſeines Übelbefindens und die ihm von den Geiſtern in Betreff ihres Liebeshandels ertheilte Auskunft wieder, verſetzte der Dame aber durch die Drohung, daß es ihr in der Hölle eben ſo wie auf Erden ergehen werde, einen hinreichenden Schrecken, um ſie dahin zu bringen, ihre Leidenſchaft und Liebe freiwillig zu ertödten, und ſich alſo auf dem einzigen Wege der Rettung von aller Gefahr zu befreien. Der Student genas, und ehe er nach ſeiner Heimath zurückreiſte, erſuchte ihn Doña Juana, ihr mit ſeinem großen Wiſſen auch zu ihrer Geneſung beizuſtehen, was ihr der dankbare Jüngling mit Bereitwilligkeit verſprach.

Es iſt hier zu erwähnen, daß in der Zeit, als Don Fernando ſich in Juanen verliebte, auch ein genueſiſcher Edler ſich um ſie bewarb, deſſen Vater ein reicher Hofbedienter geweſen war und durch Freunde und Verbindungen für vieles Geld ſeinen Nachkommen den Adel erkauft hatte. Dieſer junge, Ottavio genannte Mann war der zweite Sohn, hatte auch noch zwei Schweſtern, deren eine in Toledo verheirathet, die andere Nonne war, und brachte, um Doña Juana's Anblick zu genießen, mit Bewilligung und zur Freude ſeines Vaters ſeine meiſte Zeit bei ſeinen Geſchwiſtern zu. Wie Ottavio nun anfänglich, ehe Don Fernando mit ſeinen Anſprüchen aufgetreten war, der begünſtigtſte Liebhaber ſchien, nachmals aber, als Doña Juana deſſen Verlangen gefeſſelt hatte, allmählig von ihr verabſchiedet ward und erkannte, daß ihn ſeine Dame um Fernando's willen verſchmähete, entſchloß er ſich, ſeinen glücklicheren Nebenbuhler aus dem Wege zu räumen, und fiel ihn eines Abends, als er mit einigen Freunden in Doña Juana's Straße verweilte, in Begleitung anderer Bewaffneter wüthend an. In Folge dieſes Zuſammentreffens gab es auf der einen wie auf der andern Seite mehre Verwundete, und forderte Ottavio Don Fernando, der damals ſchon, gegen ſein abgegebenes Eheverſprechen Doña Juana's höchſter Gunſt genoß, zu einem Zweikampfe heraus. Die Dame hörte von der Herausforderung, und ſchrieb, in der Beſorgniß Don Fernando zu verlieren, an Ottavio einen Brief, worin ſie ihm ſagte: der höchſte Liebesdienſt, den er ihr erweiſen könne, ſei der, das Leben ihres Gemahls mehr noch als das ihrige zu bewahren, weil das ihrige von ſeinem abhängig ſei, und ihm überdies ſo viel ſcharfſinnige und wehmüthige Gründe zu bedenken gab, daß Ottavio viele Tage lang davon auf das ſchmerzlichſte ergriffen blieb. Um Doña Juana's Wünſchen und Willen vollſtändige Genüge zu leiſten, beantwortete er ihren Brief mit tauſend Zärtlichkeiten und Klagen, und ſagte ihr den unbedingteſten Gehorſam zu, den er noch denſelben Abend wirklich bethätigte, indem er, ſie auf dem Balkone erblickend, in Reiſekleidern zu ihr trat und mit den Worten: Du ſchöner Baſilisk meines Lebens, du Undankbare, lebe wohl für immer! von ihr Abſchied nahm. Er ging von Toledo hinweg nach Genua, wo er einige Tage verweilte, und trat in dem Königreiche Neapel in des Königs Dienſte.

Doña Juana maß dem, was ihr der Student ſagte, Glauben bei, gab ihm in der Vorausſetzung, daß Ottavio, wenn er jemals wieder nach Spanien zurückkehre, zuletzt noch der tauglichſte Ehemann für ſie ſei, genaue Auskunft über ihr Verhältniß zu demſelben, und bat und beſtach ihn mit Geſchenken, vermittelſt ſeiner Zauberformeln und Ränke dieſen alten Liebhaber zu ihr herüber zu beſchwören. Durch den ihm zuvor geſpielten Streich gewitzigt, erwiederte ihr indeſſen der Student, er könne in dieſer Sache nichts weiter für ſie bewirken, als daß er ihr ſage, was ſie allenfalls zu thun und zu laſſen habe, um ihre Wünſche zu befriedigen, und werde in Zeit von einem Monate nach Toledo zurückkommen, wo ſie ſich ihm dann im Verhältniſſe zu dem, was er ihr geholfen habe, dankbar erzeigen möge. Er händigte ihr zugleich ein Papier ein, gebot ihr, ſich alle Abende in ihr Gemach zu verſchließen, und ſeinen Vorſchriften gemäß zu handeln, und begab ſich wieder nach Alcalà. Um keine Zeit zu verlieren, begann die Dame ſchon in derſelben Nacht ihr Werk, und las eben in der dritten darauf folgenden mit der höchſten Kraft ihres Willens ihre Beſchwörungen ab, als plötzlich — ob nun in Folge der Wirkſamkeit der niedergeſchriebenen Worte, oder ob der Himmel, was das wahrſcheinlichſte iſt, Doña Juana bei dieſer Gelegenheit für ſich gewinnen wollte — an der Thüre ihres Zimmers Geräuſch entſtand, und ihre aufmerkſam dahin gerichteten Augen Ottavio, mit Ketten belaſtet und von Feuerflammen umkreiſt, eintreten ſahen. Er ſprach zu ihr mit fürchterlicher Stimme: Doña Juana, was willſt du von mir? Genügt es dir nicht, mich im Leben gequält zu haben, mußt du es auch noch im Tode thun? Laß von dem ſchlechten Lebenswandel ab, den du führſt, fürchte Gott und die Rechenſchaft, zu der er dich dereinſt um deiner Sünden und Vergehungen willen ziehen wird, und überlaß mich mir ſelbſt, der ich die größte Pein erdulde, die eine in ihrem tiefen Elende nach Gottes Barmherzigkeit ſchmachtende Seele irgend erdulden kann. Du mußt wiſſen, daß ich im Verlaufe des erſten Jahres, nachdem ich dieſe Stadt verlaſſen hatte, meinen, gebe Gott nicht ewigen, Tod beim Nachhauſegehen aus einem Spielhauſe erlitt; darfſt aber ja nicht glauben, daß ich kraft deiner Beſchwörungen zu dir gekommen bin, um dir dies zu ſagen, denn mich entſendete nur der beſondere Wille und die Vorſehung Gottes, um dich zu warnen, daß deine Seele unerrettbar verloren iſt, wenn du nicht ſchleunigſt in dich gehſt. — Hierauf fing der Geiſt von Neuem an zu klagen und zu ſeufzen, raſſelte mit ſeinen Ketten, und verſchwand aus dem Zimmer, Doña Juana voller Furcht und Entſetzen verlaſſend, Ottavio nicht geſehen, ſondern vielmehr nur das dumpfe Stöhnen ſeines Schattens und eine Lehre vernommen zu haben, die ihr wie die Verkündigung ihres nahen Todes klang. Die Erſcheinung in ihrer Einbildungskraft feſthaltend, rief ſie mit lautem Geſchrei ihre Dienerinnen herbei und ſank in eine tiefe Ohnmacht zu Boden. Nicht nur die gerufenen Mägde, ſondern auch die Nachbarn ſtürzten erſchrocken in ihre Nähe und wandten mehrfache Mittel an, ſie wieder zu ſich zu bringen; die ganze Nacht hindurch währte aber ihr krankhafter Zuſtand, der ſie aus einer Ohnmacht in die andere warf, und denen, die ſich ihrer angenommen hatten, nicht geſtattete, ſie allein zu laſſen. Über dieſe Verwirrung brach der Tag an, ohne daß Doña Juana Erleichterung fand. Man hatte ihr die Kleider faſt gewaltſam vom Leibe geriſſen und ſie zu Bett gebracht. Don Fernando kam des nächſten Morgens zu ihr, über ihr plötzliches Unwohlſein erſtaunt und niedergeſchlagen, ſetzte ſich auf ihr Bett und fragte ſie, was ihr fehle, und wie ſie zu dieſem Übel gekommen ſei. Da erzählte ihm die ſchöne Juana, indem ihre Augen Bäche von Thränen vergoſſen, Alles, was ihr mit dem Studenten und mit Don Ottavio begegnet war, ohne den geringſten Umſtand zu verſchweigen, und ſchloß ihre Geſtändniſſe folgendergeſtalt: Ich beſitze nur eine Seele, Señor Don Fernando, und habe außer dieſer auf Erden nichts zu verlieren, der Himmel warnt mich ernſtlich, in etwas, das nicht zu ändern iſt, keine Hoffnung zu ſetzen, und da ich aus Ihrem Kaltſinn erkenne, daß Sie ſich nicht nur nicht mit mir vermählen werden, ſondern daß Sie mir ſogar Ihr Wort, es zu thun, niemals in einer andern Abſicht gaben, als um mich Ihrem Verlangen zu unterwerfen und von einer Zeit zur andern hinzuhalten, ſo habe ich mich nunmehr entſchloſſen, mein, den mir ſichtbar gewordenen Wundern zufolge nicht lange mehr anhaltendes Leben dem Dienſte Gottes zu widmen. Seien Sie nicht etwa der Meinung, daß ich dieſen heiligen Stand erwähle, weil ich in meiner Erwartung Ihr Weib zu werden getäuſcht worden bin. Ich gebe Ihnen hiermit mein Wort, daß, wenn es Ihnen und Ihrer Mutter gegenwärtig auch gefallen wollte, mich dazu anzunehmen, ich dennoch nicht einwilligen würde, denn ich gelobte mir von dem Augenblick an, da Ottavio mich mahnte, meines Seelenheils eingedenk zu ſein, nicht die Ihrige, ſondern Gottes Braut zu werden. Das Einzige, was ich Sie in Betracht der Verpflichtungen, die Sie mir ſchuldig ſind, bitte, iſt, daß Sie für meine klöſterliche Ausſteuer ſorgen wollen, weil mein Vermögen nicht zu Beſtreitung der nothwendigen Ausgaben hinreichen wird, und daß Sie meine Einkleidung in dem Kloſter zur Empfängniß Mariä ſelbſt betreiben, welchen heiligen Ort ich auserkoren habe, um mich darin von den Drangſalen dieſer Welt zurückzuziehen. — Doña Juana ſchwieg; alle Anweſende hatten ihr mit Erſtaunen zugehört, und Don Fernando war von ihr ſo zufriedengeſtellt und von Lucrezien ſo bezaubert, daß er gern ſein ganzes Eigenthum für dieſe Nachricht hingegeben hätte. Er umarmte Doña Juana, lobte ihren frommen Entſchluß, überhäufte ſie mit Liebkoſungen und Schmeicheleien, und ſchied endlich von ihr, um die erforderlichen Schritte zu ihrer Aufnahme ins Kloſter zu thun. Die tauſend Dukaten, welche zu ihrer Ausſteuer aufgebracht werden mußten, eben ſo wie die zu ihrer Ausſtattung und zur Entrichtung anderer Gebühren nöthigen Gelder gab Don Fernando mit vieler Freigebigkeit aus ſeinen Mitteln her, damit Doña Juana's eignes Beſitzthum von tauſend Dukaten theils zu Beſtreitung ihrer kleinen Bedürfniſſe auf Zinſen ausgeliehen, theils zu Befriedigung ihrer Dienerinnen verwendet werden konnte, unter die ſie desgleichen ihre Kleider, Wäſche und übrigen Hausgeräthe vertheilte. So geſchah es, daß Doña Juana in weniger als acht Tagen in ihrer Nonnentracht ſich glücklicher als jemals in ihrem weltlichen Leben fühlte, weil ſie einen Zufluchtsort gefunden zu haben glaubte, wo ſie für immerdar geborgen ſei, und, kaum der Hölle entronnen, ſich ſchon in den Himmel aufgenommen ſah. Der von dieſer Laſt befreite Don Fernando ſetzte ſeine Beſuche bei Lucrezien mit größerer Pünktlichkeit fort. Die ſchlaue Zauberin hingegen peinigte ihn mit ihren Künſten nicht mehr ſo ſehr wie zuvor, weil ſie ihn ſich ſo durchaus ergeben fand und ihre Nebenbuhlerin nicht mehr zu fürchten brauchte. Der Meinung, das bereits Geſchehene reiche aus, ihn in den Netzen ihrer Liebe feſtzuhalten, überließ ſie ihn wieder manche Zeit ſich ſelbſt, die er in Spielhäuſern mit großen Summen verſchwendete. Die natürliche Folge dieſer Lebensweiſe ward freilich, daß er immer tiefer in Schulden gerieth; er ſtillte aber alle ſeine Beſorgniſſe mit der Hoffnung auf den, in Anſehung ihres hohen Alters bald zu erwartenden Tod ſeiner Mutter. Dieſe Dame wußte, daß ſein Verhältniß zu Doña Juana, deren Begebenheiten nicht hatten unbekannt bleiben können, aufgelöſt worden war, und dachte deswegen ernſtlich an ſeine Verheirathung, weil ſie meinte, ſeine unſtäte Jugendhitze alſo am beſten zu beruhigen. Mit der eignen Zuſtimmung Don Fernando's, dem Lucrezia, wie geſagt, eine augenblickliche größere Freiheit gewährte, weil ſie ſich keine Gefahr drohen ſah, richtete ſie ihr Augenmerk auf eines der ſchönſten der damals in Toledo anzutreffenden Mädchen, das an Tugenden für noch reicher als an Verſtand und Reizen gehalten ward.

Dieſe Doña Clara genannte Jungfrau war eines Kaufmanns Tochter, deſſen ausgebreiteter Handel nicht nur durch ganz Spanien, ſondern ſelbſt bis nach Italien und den Indien hinüber ging und ihm den Ruf eines eben ſo ausgebreiteten Reichthums erworben hatte. Doña Clara war ſein einziges Kind, und in der öffentlichen Meinung, wenn auch mit Unrecht, die dereinſtige Erbin großer Schätze, denn der angeſehene Handelsherr hatte ſich ſchon längſt zu Grunde gerichtet, und hielt ſeinen Sturz nur in der Abſicht auf, ſeine geliebte Tochter nach ihren Verdienſten gut zu vermählen. Auf dieſe Dame warf alſo Don Fernando's Mutter die Augen für ihren Sohn. Zu gleicher Zeit bemühte ſich aber auch ein junger Majoratsherr, der Sohn und Erbe eines hohen Würdenträgers, um ihre Gunſt, nicht in der Abſicht ſie zu heirathen, ſondern von ihrer Schönheit überwunden, und ward von ihr, die in Toledo weder in dem Rufe der Unzüchtigkeit noch der Grauſamkeit ſtand, recht gern geſehen. Sie ließ ihn vor ihren Fenſtern luſtwandeln und ihr Ständchen bringen, ihre Schönheit rühmen und erheben, berechtigte ihn jedoch niemals zu größeren Verwegenheiten, obgleich der Marques es vielmehr auf ihre Tugend als auf ihren Reichthum abſah. Am Ende ſprach Don Fernando's Mutter eine edle und gewandte Vermittlung der Heirath ihres Sohnes an, und das Schickſal wollte, daß der Vater des jungen Mädchens keine Schwierigkeiten machte, ihre Hand dem Lüſtlinge zuzugeſtehen. Mit den Abſichten des Marques bekannt, achtete Doña Clara denſelben keineswegs ſo hoch, daß ſie nicht bereitwillig Ja geſagt hätte, und ſo ſand bald nach den nothwendigen Vorbereitungen und Verträgen die Hochzeit ſtatt.

Der alte Kaufmann übergab ſeinem Schwiegerſohne ſechstauſend Dukaten von der Ausſteuer ſeiner Tochter baar, und bedeutete ihn, der andere Theil derſelben ſei angelegt, ſo wie ja Doña Clara als ſein einziges Kind überhaupt ſeine einzige Erbin werde. Don Fernando begnügte ſich mit dieſer Summe, die er ſeine Schulden zu bezahlen und ſeine Ausſchweifungen zu verhehlen anwendete, und ſo gerieth das Lamm in die Gewalt des Wolfs. Schon vier Wochen nach Doña Clara's Verheirathung ſah ſich ihr Vater in die Unmöglichkeit verſetzt, die ſeiner Tochter gegebenen Verſprechungen zu erfüllen. Er fügte alſo zu den ſechstauſend Dukaten Alles, was er noch ſchnell zuſammenraffen konnte, entwich von Toledo, ging nach Sevilla, von wo er ſich nach Indien einſchiffte, und gab ſeine Tochter tauſendfältigem Kummer preis. Denn da Don Fernando Doña Clara aus keinem andern Beweggrunde als aus Eigennutz geheirathet und die ſechstauſend Dukaten auf ſeine liederliche Weiſe in der kürzeſten Friſt durchgebracht hatte, ſo ermangelte er ſchon in wenigen Tagen des Geldes und verrieth nicht nur ſeine geringe Liebe, ſondern verwandelte ſogar alle Zuneigung, die er ihr bisher erwieſen hatte, in Erbitterung und entſchiedenen Haß, womit er das arme Weib die Schuld ihres Vaters trotz dem entgelten ließ, daß ſelbſt ſeine ſie in Betracht ihrer Unſchuld und Tugend ſchützende Mutter ſich auf ihre Seite ſchlug. Lucrezia hörte von Don Fernando's Vermählung erſt zu einer Zeit, da ſie nicht mehr hintertrieben werden konnte, weil ſie ſchon geſchloſſen war. Sie rächte ſich inzwiſchen mit Hülfe ihrer teufliſchen Künſte zeitig genug, indem ſie ihren ungetreuen Liebhaber bettlägrig machte, und ihm ſo hart zuſetzte, daß er nicht aus einem Weh herauskam, und in Zeit von ſechs Monaten, als wie lange ſeine Krankheit dauerte, deren Urſache eben ſo wenig begriff, als ihm die unzähligen Heilmittel, die dagegen angewendet wurden, irgend etwas halfen oder ſeinen Zuſtand beſſerten.

Erſt als die Zauberin erkannte, daß ſie ihn gänzlich verderben und bei fortgeſetzter Rache dieſer Art tödten würde, ließ ſie nach ihn zu peinigen. Nicht ſobald nahm ſie aber wahr, daß er ſich wieder zu erholen begann, ſo veränderte ſie auch ihren Vorſatz, und gab der Sache eine ſolche Wendung, daß er ſeine Gattin verabſcheute. Durchaus wiederhergeſtellt, fing er ſeine gewohnte frühere Lebensweiſe von Neuem an und brachte ſeine mehrſte Zeit bei Lucrezien zu. Aus Verzweiflung über Doña Clara's Heirath hatte auch der Marques ſeine Geſundheit eingebüßt, und war kaum von ſeinem körperlichen Übelbefinden, wenn auch nicht von ſeinem Liebesleid, geneſen, als er ſchon wieder anfing, Doña Clara mit Liebesklagen und Anträgen zu beſtürmen, wogegen ſie ihm allerdings nicht nur die kleinſte Gunſt verweigerte, ſondern ſogar, wenn auch zu ſeinem deſto ſtärkeren Entflammen, ihren Anblick ganz entzog.

Um dieſe Zeit ſtarb Don Fernando's Mutter, und raubte der Tod mit ihr der ſchönen Doña Clara ihren Schutz und Schirm, Don Fernando ſelbſt den einzigen Zügel und Einhalt ſeiner wilden Leidenſchaften. Er behandelte von nun an ſeine Gattin härter und unfreundlicher als je vorher, indem er viele Tage und Nächte vergehen ließ, ohne nach Hauſe zu kommen, und die arme Doña Clara fühlte ſich um ſo unglücklicher und fand um ſo weniger Troſt, je mehr ſie ergründete, was der Zerrüttung ſeines ganzen Lebens eigentlich den Anlaß lieh. Ihre Lage ward immer bedrängter und drückender, denn zu ihrem innern Kummer geſellte ſich mit der Zeit auch äußere Noth. Nachdem Don Fernando ihr Vermögen verſchwendet hatte, griff er auch ihre Juwelen und Habſeligkeiten an, und ſo ſah ſie ſich darauf verwieſen, zwei Kinder, die ſie ihm in dem vierjährigen Lauf ihrer Ehe geboren hatte, eben ſo wie ſich ſelbſt und eine ihr dienende Magd von ihrer Hände Arbeit zu ernähren, ohne daß es weder dem Marques noch ihren Freundinnen gelang, ſie zur Annahme auch des geringſten Geſchenkes von ſeiner Hand zu bewegen, weil ſie die jedesmalige Antwort gab: eine Frau, die etwas auf ſolche Art empfange, neige ſich bereits dem Wiedererſtatten auf eine andere zu.

Im Verlaufe der Zeit konnte es nicht ausbleiben, daß Don Fernando's wilde Ehe mit Lucrezien öffentlich allgemein bekannt ward. Auch das geiſtliche Gericht nahm Kenntniß davon und ſtellte ihm, um ſich ſeiner zu bemächtigen, auf allen Tritten und Schritten nach. Lucrezia ward von einem guten Freunde gewarnt, und ſah keine andere Rettung, als ihr Heil in der Flucht zu ſuchen. Sie packte ihr Hab und Gut zuſammen und ging in Begleitung ihres Don Fernando, der das Angedenken an ſeine Frau und Kinder ſchon ganz und gar verloren hatte, nach Sevilla, wo ſie mit einander ein Leben führten wie Mann und Frau. Es war ein Wunder zu nennen, daß Doña Clara's Schmerz über dieſen äußerſten Schritt nicht mit einem Mal ihr Leben tödtete. Der Allmächtige bewahrte ſie aber zu noch härteren Prüfungen auf. Anderthalb Jahre waren verfloſſen, ohne daß ſie die mindeſte Nachricht von ihrem Gatten erhalten hatte. Ihre Noth war ſo hoch geſtiegen, daß ſie ihre Magd hatte verabſchieden müſſen, und ſich gezwungen ſah, in der demüthigſten Kleidung, Tag und Nacht thätig zu ſein, um Brod für ſich und ihre kleinen Kinder zu verdienen, ihr Hausweſen ſelbſt zu beſtellen, und ſogar ihre Handarbeiten aus einem Kaufladen ſelbſt abzuholen und wieder dahin zu tragen.

Da trug es ſich zu, daß ſie dereinſt eine Nacht durchwachte, um eine Arbeit zu beendigen, die des andern Tages fertig abgeliefert werden mußte, und, von Liebe, Schmerz, Betrübniß und Einſamkeit angereizt, vornehmlich aber, um ſich nicht vom Schlafe überwältigen zu laſſen, ihre Stimme laut ertönen ließ und ein klagendes Lied ſang, das ihr durch ſeine übereinſtimmenden Beziehungen auf ihre eigne Lage das Herz einigermaßen erleichterte.

Das Zimmer, in dem ſich Doña Clara befand, war zur ebenen Erde und hatte ein Fenſter nach der Straße zu, woran Don Sancho, der Marques, als ein geheimer Zeuge ihres Kummers ſtand und lauſchte. Der gerührte Liebhaber konnte nicht unterlaſſen, als der Geſang zu Ende war, an das Fenſtergitter zu klopfen, und als die Dame erſchreckend fragte, wer da ſei, leiſe zu antworten: Ich bin es, ſchöne Clara, höre nur ein Wort von mir an. Wer willſt du, daß es ſein ſoll, oder wer denkſt du, daß es ſein kann, als der Anbeter deiner Schönheit, der mit deiner Verhöhnung gleich wie mit den köſtlichſten Gunſtbezeigungen ſein Leben zu neuen Hoffnungen nährt? — Ich weiß nicht, was Sie zu Hoffnungen berechtigen kann, Señor Don Sancho, ſagte Doña Clara, oder wer ſie Ihnen giebt; denn ſeit meiner Verheirathung habe ich weder Ihren noch ſonſt irgend eines andern Mannes Wünſchen durch mein Betragen Nahrung verliehen. Wenn Sie auf die Gefälligkeit rechnen, mit der ich Ihre Dienſte annahm, ehe ich mich vermählte, ſo müſſen Sie doch bedenken, daß ein Mädchen, ohne ihre Ehre zu beeinträchtigen und ohne deswegen zu lieben, ſich wohl lieben laſſen darf. Ich habe einen Herrn und Gemahl, den mir der Himmel gab, gleichviel ob er gerecht oder ungerecht iſt, und bevor ihn mir der Himmel nicht wieder nimmt, muß ich ihm die ihm gelobte Treue halten. Wofern Sie mich wirklich lieben, können Sie mir von Ihrer Liebe keinen größern Beweis geben, als wenn Sie mich vor den üblen Nachreden behüten, die die Nachbarn gegen mich führen müſſen, ſehen ſie einen vornehmen und ſtattlichen Mann wie Sie vor der Thüre einer jungen, von ihrem Gatten getrennten Frau herumwandeln, deren nothdürftige Lage die ganze Stadt kennt, und von der alſo Jedermann ſagen wird, ſie habe Ihnen ihre Ehre feil gemacht. — Ich verſpreche Ihnen, daß ich für Ihre Ehre dieſe Rückſicht nehmen will, ſchöne Clara, ſagte Don Sancho, und der höchſte Lohn dafür ſoll mir das Bewußtſein werden, Ihre Leiden meinestheils gelindert zu haben. Erzeigen Sie mir nur gegen meine Zuſage, Ihnen mit nichts mehr läſtig zu fallen, die einzige Gunſt, tauſend Escudos von mir anzunehmen. — Keine Schulden, Señor Don Sancho, erwiederte Doña Clara, bezahlen ſich leichter, als die der Leidenſchaft, die Ihnen zu Ihrer Freigebigkeit den Anlaß leihen will. Ich darf kein ſo unbedingtes Vertrauen zu mir ſelbſt hegen, eine Verbindlichkeit gegen Sie einzugehen, die ich nimmermehr abzutragen im Stande ſein würde. Ich habe einen Gemahl, der für mich und meine Kinder ſorgen wird. Thut er es nicht, ſo kann ich nichts mehr für ihn thun, und kann er nichts mehr von mir verlangen, als daß ich ihm getreu bis in den Tod bin. — Mit dieſen Worten ſchloß ſie das Fenſter wieder zu und ließ Don Sancho verliebter und verzweifelnder als jemals ſtehen, weil er eben ſo wenig auf ſeine Liebe, wie ſie auf ihre Tugend verzichten konnte.

Mehr als achtzehn Monate waren, wie geſagt, verfloſſen, ſeitdem Don Fernando Toledo verlaſſen hatte, ohne daß irgend verlautete, wohin er geflohen ſei, bis einige Kavaliere nach Toledo kamen, die vorher Geſchäfte halber in Sevilla geweſen waren, und Doña Clara ſagten, ſie hätten ihren Gatten in dieſer Stadt geſehen. Es war dies gewiß eine Neuigkeit von großem Gewicht für das unglückliche Weib, und ſie entſchloß ſich unverzüglich, Don Fernando vor Augen zu treten und Alles zu verſuchen, ihn wieder nach Hauſe zu bringen. Indem ſie ſich nach einem Orte umſah, wo ſie während ihrer Reiſe ihre Kinder laſſen könne, von denen das eine bereits vier, das andre fünf Jahre alt war, ward ihre Verlegenheit Doña Juana kund, die inzwiſchen ihr Kloſtergelübde abgelegt hatte, und, ein heiliges und beſchauliches Leben führend, als das zufriedenſte Weib auf Erden Gott dankte, ſie in den ſichern Hafen errettet zu haben. Die fromme Nonne ließ die Leidende zu ſich kommen, ſagte ihr nicht minder, wer ſie ſei, als welche Gnade ihr der Himmel dereinſt habe wiederfahren laſſen, und drückte ihr ihre Bewunderung der in ſo hartem Schickſale von ihr bewährten Klugheit und Tugenden aus. Als ſie auch von ihrer nach Sevilla zu unternehmenden Reiſe und ihrer Abſicht, ihre Kinder an einem zuverläſſigen Orte zurückzulaſſen, ſprach, äußerte ſie die dringende Bitte, ihr dieſelben anzuvertrauen, und ſchloß mit der Verſicherung, ſie wie ihre eigenen halten und erziehen zu wollen, ſobald ſie das erwachſene Alter erreicht hätten, für ihre Ausſtattung zu einem klöſterlichen Berufe Sorge zu tragen, und dies Alles nicht eben aus Liebe zum Vater dieſer Kinder, ſondern nur aus Mitleiden mit ihrem Schickſale zu thun. Doña Clara dankte Juanen für die große Gunſt, die ſie ihr erzeige, und ließ, um ihre Reiſe nicht länger aufzuſchieben, die wenigen ihr überbliebenen Sachen, als ein Bett und einiges andere Geräth, mit ihren Kindern zu Doña Juana ſchaffen, die ſich beim Erzbiſchofe bereits die Erlaubniß ausgewirkt hatte, ſie aufzunehmen, und, als die Pförtnerin das Thor öffnete, um die Kleinen einzulaſſen, Doña Clara mit thränenerfüllten Augen in ihre Arme ſchloß und ihr einen Beutel mit vierhundert Silberrealen zum Abſchied in die Hände drückte.

Doña Clara trat ihren Weg noch dieſen Abend in einem nach Sevilla abgehenden Wagen an und ließ Doña Juana durch ihre angenommenen Kinder ſehr beglückt zurück. Sie kam zwar ohne Fährlichkeiten in Sevilla an; da ſie aber ganz im Finſtern tappte, ohne zu wiſſen, wo ſie Don Fernando aufzuſuchen habe, und da die Stadt ſo groß und volkreich war, ſo geſchah es, daß drei Monate vergingen, ehe ſie die geringſte Spur von ihrem Gatten fand. Mittlerweile ging ihr mitgebrachtes Geld, von dem ſie noch in Toledo einige Schulden bezahlt hatte, zu Ende, und es blieben ihr nicht mehr als hundert Realen übrig. Obgleich ſie ſich nun nahe daran ſah, Hungers zu ſterben, und an aller Rettung verzweifeln mußte, ſo wollte ſie doch lieber in Sevilla bleiben und fortfahren Don Fernando's Aufenthalt zu erforſchen, als nach Toledo zurückkehren, wo ſie um nichts beſſer daran war. Sie bemühte ſich deshalb vielfältig, in irgend ein Haus als Dienerin unterzukommen, empfahl ſich mehren Perſonen, namentlich in der Kirche, und ward dereinſt einmal von einer Dame berichtet: ſie wiſſe zwar einen ſehr guten Dienſt bei einer ältlichen Edelfrau, da der Gemahl derſelben aber noch ſehr jung ſei, und ſie ein ſo hübſches Geſicht habe, ſo fürchte ſie, es möge ihre etwaige Aufnahme in dieſes Haus Verdruß nach ſich ziehen. Doña Clara bat mit ſittſamem Erröthen, ihr die Dame dennoch namhaft zu machen, damit ſie ihr Heil bei derſelben verſuche, und ſo bezeichnete es ihr zuletzt ihre Gönnerin, indem ſie ihr eine Empfehlung an ihre bejahrte Freundin ſelbſt mitgab. Doña Clara betrat das unweit der Hauptkirche gelegene, durch ſeine ſorgfältige Ausſchmückung von der Wohlhabenheit ſeiner Bewohner zeugende Haus und gelangte, da alle Thüren unverſchloſſen waren, ohne daß ſie nöthig hatte anzuklopfen, bis in das Beſuchzimmer, wo ſie auf einer reichen Eſtrade Lucrezien, die Freundin ihres Gatten, ſitzen ſah, die ſie gleich erkannte, weil ſie dieſelbe in Toledo einmal geſehen hatte. Don Fernando ſelbſt ſaß, der Hitze der Jahreszeit wegen halb entkleidet, neben Lucrezien, ſpielte auf einer Guitarre, die er im Arme hielt, und ſang dazu mit zärtlicher Stimme eine liebeglühende Romanze. Über das, was ſie ſah und hörte, und noch mehr darüber verwundert, daß ſie von keinem der Beiden erkannt ward, blieb Doña Clara ruhig vor ihnen ſtehen, bis der Geſang zu Ende war, und Lucrezia die Frage, was ſie ſuche, an ſie richtete. Doña Clara antwortete: die Señora Doña Lorença ſende ſie hierher, damit die gnädige Frau zuſehe, ob ſie ihr etwa als ihre geringe Magd möge dienſtbar ſein. Nach dieſen Worten richtete Don Fernando ſeine Augen auf ſie, der Lucrezia bereits geheißen hatte näher heran, ihnen gegenüber, zu treten. Ob ſie dieſem Befehl aber gleich Folge leiſtete, ſo erkannte er ſie doch zu ihrem höchſten Erſtaunen ſo wenig wieder, als ob er ſie in ſeinem ganzen Leben nicht geſehen hätte, und ſie dankte Gott ſtill bei ſich, auf dieſe Weiſe den Ungetreuen gefunden zu haben, den ſie ſo lange Zeit vergeblich geſucht hatte. Allerdings ſchmerzte es ſie in der Seele, ihn ſeiner Sinne und ſeines Bewußtſeins durch die Künſte der Zauberin, die ſie vor ſich ſah, ſo gänzlich beraubt zu ſehen. Lucrezia, der ihr Geſicht und ehrbares Weſen gefielen, fragte ſie, woher ſie ſei. Ich bin von Toledo, antwortete Doña Clara. — Wer hat euch hierher gebracht? ſprach Lucrezia. — Gnädige Frau, erwiederte Doña Clara, obwol ich von Toledo gebürtig bin, ſo hielt ich mich doch nicht daſelbſt, ſondern in Madrid auf, und diente einer Herrſchaft, die nach Indien ging, ſo lange bis ſie ſich einſchifften, wodann ich aber plötzlich ſchwer erkrankte, und ſie zu ihrem Leidweſen verlaſſen mußte. Meine Krankheit währte drei Monate und koſtete mir das Wenige, was ich beſaß, und was ſie mir gelaſſen hatte, ſo daß ich heute, als ich mich aller Mittel entblößt ſah, die Señora Doña Lorença, die ich zufällig in der Kirche traf, fragte, ob ſie nicht eine Magd zu ihrer Begleitung, wie es die Sitte hier zu Lande iſt, nöthig habe. Doña Lorença wies mich hierher, und wofern die gnädige Frau alſo noch Niemand zu ihrer Aufwartung angenommen hat, ſo ſei ſie von mir überzeugt, daß ich ſie zu ihrer Zufriedenheit bedienen werde, denn ich bin ein edles, ehrbares Weib, und habe zu meiner Zeit beſſere Tage geſehen. — Lucrezia fand ſo großes Gefallen an Clara's Reden und Thun, daß ſie ihre Übereinkunft mit derſelben, ohne weiteren Anſtand zu nehmen, abſchloß, und das unglückliche Weib alſobald bei ſich im Hauſe behielt. Eines Theils war Doña Clara davon ſicherlich zufrieden geſtellt, andern Theils verſetzte es ſie jedoch natürlicherweiſe außer ſich ſelbſt, ihren Gatten vor ihren eignen Augen, ohne daß er ſie irgend wieder erkannte, einer Andern, die ihn nicht verdiente, ſo viele Liebe und Aufmerkſamkeit beweiſen zu ſehen. Lucrezia händigte ihrer neuen Magd alle Schlüſſel ihres Hauſes ein, und übertrug ihr die Sorge für die Pflege und Bedienung ihres Herrn, gleichwie die Aufſicht über ihre zwei Sklavinnen. Nur ein einziges unter dem Dache befindliches Gemach ließ ſie ihr nicht ſehen, weil ſie daſſelbe überhaupt vor Jedermann verſchloſſen hielt, und, wenn ſie ſelbſt hineinging, ſo behutſam alle Zeugen zu entfernen wußte, daß Doña Clara, die allerdings ſtarken Verdacht hegte, dies Zimmer möge die Werkſtätte der Betrügerin ſein, mit deren Hülfe Lucrezia Don Fernando's Sinne umnebele und ihn zwinge, ihr mit der ſeiner rechtmäßigen Gemahlin entzogenen Liebe und Leidenſchaft anzuhangen, den Inhalt deſſelben umſonſt zu erforſchen ſtrebte. Dieſes Leben dauerte länger als ein Jahr. Doña Clara ward von ihrer Herrſchaft ſehr geliebt, ſchrieb faſt mit jeder Poſt die ſie betreffenden Ereigniſſe an

Doña Juana, und fand in jeder Antwort derſelben guten
Rath und Ermunterung, nicht zu ermatten, oder vor einem
endlichen Erfolge von ihrem Vorhaben abzulaſſen. Nach Ab-
lauf dieſer Zeit ward Lucrezia von einem ſchweren Übel aufs
Krankenbett geworfen, und verſetzte ſie Don Fernando dadurch
in ſo grenzenloſes Leidweſen, daß er nahe daran war den Ver-
ſtand zu verlieren. Als ihre Fieberanfälle ſo ſtark geworden
waren, daß ſie ihr ſelten oder gar nicht mehr geſtatteten auf-
zuſtehen, ließ ſie Claren nach drei oder vier Tagen vor ihr
Bett kommen und redete ſie mit vieler Zärtlichkeit folgender-
maßen an: Du biſt nun, meine liebe Freundin Clara, ſeit
einem Jahre bei mir, und ich habe dich derweil mehr wie
meine Tochter als wie meine Magd behandelt, gedenke es dir
auch, für den Fall, daß ich meine Geſundheit wieder erlange,
noch beſſer ergehen zu laſſen, oder, wenn ich ſterben ſollte,
dir ſo viel zu vermachen, daß du fernerhin zu leben haſt.
Für Verpflichtungen dieſer Art darf ich von deinem dankba-
ren Gemüthe gewiß erwarten, daß du mir ein Geheimniß,
das ich dir jetzt anvertrauen werde, bewahren wirſt. Nimm
dieſe Schlüſſel, meine Tochter, und gehe unter das Dach in
das Kämmerchen, das du wohl ſchon geſehen haſt. Wenn
du hineintrittſt, findeſt du einen großen alterthümlichen Kaſten
und darin einen Hahn. Gieb dieſem Thiere zu freſſen, denn
du findeſt in derſelben Stube Waizen vor. Hüte dich aber
wohl, mein Kind, daß du ihm den Schirm nicht von ſeinen
Augen nimmſt, denn es handelt ſich dabei für mich um Le-
ben oder Tod. Auch bitte ich dich überdies, wofern ich an
dieſer Krankheit ſterben ſollte, daß du, ohne daß es dein Herr
oder Jemand Anderes ſieht, nach meinem Tode in dem Hof
eine Grube gräbſt, und den Hahn mit verbundenen Augen,
ſo wie er iſt, und mit der Kette, woran er geſchloſſen liegt,
darein eben ſo wohl wie den Sack mit Waizen, den du neben

ihm wirſt ſtehen ſehen, verſcharrſt. Dies iſt der Dank und der große Dienſt, den du mir erweiſen kannſt. — Clara hörte aufmerkſam der Erklärung ihrer Gebieterin zu und fühlte augenblicklich tauſendfältige Gedanken in ihrer Einbildungskraft entſtehen, die alleſammt auf ein und daſſelbe Ziel hinausliefen. Damit Lucrezia inzwiſchen aus ihrem Stillſchweigen keinen Verdacht ſchöpfen möge, dankte ſie ihr für die Gnade, die ſie ihr erzeige, indem ſie ihr ein ſo wichtiges und großes Geheimniß anvertraue, und verſicherte ihr, ſie ſei zu pünktlicher Vollziehung ihrer Befehle bereit. Darauf nahm ſie den Schlüſſel und ſtieg mit Vorſicht und Eile in die Dachkammer empor, um den Hahn zu ſehen. Als ſie die Thüre des engen Gemaches öffnete, ihren Fuß hineinſetzte, und zu dem Kaſten trat, bedeckte ſie bei dem Bedenken deſſen, was ſie vorhabe, und was man von Lucrezien in Toledo ſprach, ein kalter Schweiß, und überfiel ſie eine unmäßige, peinliche Furcht, daß ſie beinahe wieder umgekehrt wäre. Nichtsdeſtoweniger zwang ſie ſich, ſo gut ſie vermochte, Muth zu faſſen, öffnete den Kaſten und gewahrte darin ſogleich einen Hahn, der mittelſt eines eiſernen um ſeinen Hals gelegten Ringes und eines anderen an den Kaſten befeſtigten an eine Kette geſchloſſen war, an den Füßen desgleichen einige Schellen trug und durch einige vor ſeinen Augen angebrachte Schirme, nach Art der Scheuleder der Pferde, unfähig zu ſehen gemacht worden war. Über den Anblick aller dieſer Dinge fühlte ſich Clara ſo beſtürzt und verzaubert, daß ſie nicht wußte, wie ihr geſchehen ſei. Einerſeits mußte ſie lachen, andrerſeits ſich bekreuzen. Die Ahndung, daß die ganze Verblendung ihres Gatten vielleicht in dieſer ſie mit unbekanntem Schauder erfüllenden widerwärtigen Albernheit begründet ſei, zu gleicher Zeit wohl auch der natürliche Trieb der Frauen, gerade das, was ihnen verboten iſt, zu thun, gab ihr das Verlangen ein, dem Hahne die Augen zu öffnen. Sie hatte es nicht ſo bald gedacht, ſo war es auch ſchon geſchehen. Als ſie ihn ſehend gemacht und ihm Futter gegeben hatte, ſchloß ſie ſeinen Kaſten wieder zu, wie er vorher war, und kehrte zu ihrer ſie erwartenden Gebieterin zurück. Lucrezia ſprach zu der Kommenden: Nun, meine Freundin, fütterteſt du den Hahn? du haſt ihm doch nicht die Augen frei gemacht? — Nein, Herrin, antwortete Clara, wie ſollte ich ſo dreiſt ſein, etwas zu thun, das Ihre Gnaden mir nicht geboten hat! — und fügte hinzu: ſie möge nur ja glauben, daß ſie mit dem größten Vergnügen in ihrem Dienſte und ihr alſo jederzeit zu Gebote ſtehe. Mittlerweile rückte die Mittagsſtunde heran und kam Don Fernando nach Hauſe, der, nachdem er Lucrezien gefragt hatte, wie ſie ſich befände, ſich an den vor ihrem Bette ſtehenden gedeckten Tiſch ſetzte. Die Sklavinnen trugen die von Clara in der Küche bereiteten Speiſen auf, und Clara ſelbſt trat gegen das Ende der Mahlzeit zu ihrer Herrſchaft in das Zimmer ein. Kaum hatte Don Fernando einen Blick auf ſie geworfen, ſo erkannte er ſie und fragte mit der höchſten Verwunderung: Doña Clara, was machſt du hier? Wie kamſt du hierher? Wer ſagte dir, wo ich ſei? Welcher Anzug iſt dies? Wo ſind meine Kinder? Denn, träume ich nicht, ſo biſt du mein Weib, das ich verlorner Menſch in Toledo arm und ohne Hülfe und Rettung verließ! — Hierauf erwiederte Doña Clara: Eine geringe Unachtſamkeit iſt es gewiß nicht, mein Gemahl, daß du erſt, nachdem ich dir ein ganzes Jahr lang als eine Sklavin gedient habe, umſtrickt von den Künſten dieſer Zauberin, die Frage gegen mich aufwirfſt warum ich hier ſei? — Verrätherin! ſchrie Lucrezia auf. Wenn du auch die Verwegenheit begingſt, die Augen des Hahns zu befreien, ſo bilde dir doch nicht ein, daß du Don Fernando jemals wieder beſitzen wirſt, und daß dir deine

Liſt zu etwas hilft. — Indem ſie dies ſagte, ſprang ſie mit größerer Kraft aus dem Bette, als ſie, darin liegend, zu beſitzen geſchienen hatte, nahm aus einem Schranke eine von Wachs geſtaltete menſchliche Figur, die ſie mit einer großen, in demſelben Schranke verborgenen Nadel vom Kopfe abwärts ſo tief durchſtach, daß die Nadel ganz in der Wachsfigur verſchwand, ſchritt raſch auf den Kamin zu und warf ſie mitten in das Feuer hinein. In dem nehmlichen Augenblicke auch ſchon wieder umgekehrt, ergriff ſie ein auf dem Tiſche liegendes Meſſer, ſtieß es ſich mit der äußerſten Wuth, die ſich denken läßt, ſelbſt durch das Herz und fiel todt an dem Tiſche nieder. Alle dieſe Handlungen waren mit ſo ungemeiner Schnelligkeit auf einander gefolgt, daß weder Don Fernando, noch Doña Clara, noch die Sklavinnen ihr hätten einſchreitenden Beiſtand leiſten können. Sie ſchrien Alle laut auf. Viele Menſchen ſtürzten auf den überhandnehmenden Tumult herbei, und es kamen am Ende auch die Gerichte, die ſich Don Fernando's, Clara's und der Sklavinnen bemächtigten, die nothwendigen Verhöre begannen, und zuerſt durch die Sklavinnen in Fernando's und Lucreziens Betracht erfuhren, was ſie von jeher mit angehört und angeſehen hatten. Als die Reihe des Verhörs Doña Clara traf, erklärte ſie, ſie werde nicht eher ein Wort ausſagen, bis ſie den Bürgermeiſter vor ſich ſehe, und es ſei in dieſem beſondern Falle durchaus erforderlich, daß derſelbe ſich an Ort und Stelle des Ereigniſſes verfüge, anſtatt ſie vor ſich führen zu laſſen. Man ſtattete dem Richter alſobald Bericht von der Ausſage dieſes Weibes ab, und er kam in Folge deſſen unverzüglich, von den vornehmſten Männern Sevilla's begleitet, die von dem Vorfall Kunde erhalten hatten, zu ihr. In Gegenwart aller dieſer Zeugen bekannte Doña Clara, wer ſie war, was ihr mit Don Fernando geſchehen ſei und welche Leiden ihr Lucrezia bereitet habe, ohne den mindeſten Umſtand auszulaſſen. Der Kaſten mit dem Hahne ward herbeigeſchafft, Doña Clara öffnete ihn ſelbſt mit dem unter Lucreziens Kopfkiſſen verborgenen Schlüſſel, und ließ aller Welt den armen Hahn mit ſeinen Fußeiſen und Ketten und den Augenfeſſeln ſehen, die ſie neben ihm liegen gelaſſen hatte. Der verwunderte Bürgermeiſter nahm dieſe Werkzeuge eigenhändig auf, legte ſie dem Hahne an, und augenblicklich ward wieder aus dem unglücklichen Don Fernando, was er geweſen war. Er kannte Doña Clara ſo wenig wie vorher, als ob er ſie in ſeinem Leben noch nicht geſehen hätte, ſtürzte auf Lucrezien, die er in ihrem Blute gebadet, das Herz von ihrem Dolche durchſtoßen, vor ſich auf dem Boden liegen ſah, umklammerte ſie, tauſend Klagen ausſtoßend, mit ſeinen Armen, und verlangte, Rache an dem Urheber dieſer grauſamen That genommen zu ſehen. Der Richter zog die Blende von den Augen des Hahnes zurück, und Don Fernando war alsbald wieder zu völligem Bewußtſein hergeſtellt. Die Probe ward drei oder vier Mal mit demſelben Erfolge wiederholt, und am Ende gelangte der Richter dadurch zu der Einſicht, daß, was da Alle behaupteten, die Wahrheit ſei. Er ließ das verſammelte Volk aus dem Hauſe entfernen, verſchloß die Thüren und fand, indem er Schränke und Kiſten bis in die entfernteſten Winkel und Verſtecke durchſuchte, in Lucreziens Schreibtiſch eine Menge betrügeriſcher, Verwunderung und Schrecken erregender Verlarvungen vor, mit deren Hülfe ſie Don Fernando's Augen ſchön und liebenswerth erſchienen war.

Nach völlig beſtätigter Sache wurden die beiden Sklavinnen ins Gefängniß geworfen, weil ſie ſich verdächtig gemacht hatten, mitſchuldig geweſen zu ſein, Don Fernando und Doña Clara in Freiheit geſetzt, alles vorhandene Beſitzthum jedoch für den König eingezogen. Den Hahn und die übrigen übeln Dinge verbrannte man, gleichwie den Leichnam der unglückſeligen Lucrezia, deren Seele bereits in der Hölle für ihr ſündhaftes böſes Leben und ihren unchriſtlichen Tod büßte, öffentlich von Rechtswegen. Die Zauber waren aber noch nicht in Aſche zerfallen und verweht, ſo erkrankte Don Fernando ſo ſeltſamerweiſe, daß er ſich nach und nach in ſich ſelbſt verzehrte und auflöſte. Doña Clara verkaufte ein Kleid und einige andere Sachen, die ſie ſich mit der Zeit von ihren Erſparniſſen bei Lucrezien angeſchafft hatte, miethete von dem daraus gelöſten Gelde und dem ihr von den Gerichten zuerkannten Gnadengeſchenk eine Kutſche, und fuhr mit dem ſchon ſehr kranken Don Fernando nach Toledo, weil ſie der Meinung der Ärzte, er werde vielleicht in dem Klima ſeines Vaterlandes ſeine verlorne Geſundheit wiedererlangen, Glauben beimaß. Don Fernando mußte inzwiſchen gleich nach ſeiner Ankunft das Bett hüten und ſtarb nach wenigen Tagen, indem er viele Zeichen aufrichtiger Reue kund gab. Doña Clara war über ſeinen Verluſt ſo unmäßig betrübt und troſtlos, daß ſie beinahe denſelben Weg eingeſchlagen hätte, den er ihr vorangeeilt war, denn wiewohl ſie ihren Gatten krank vor ſich ſah und ſo große Noth litt, wünſchte ſie doch, beſonders da er ihr in den wenigen letzten Tagen ſeines Lebens die herzlichſte Liebe bewies, daß er noch viele Jahre leben möge. Sie befand ſich ſo ſehr von allen Mitteln entblößt, daß ſie nicht einmal Geld genug hatte, um Don Fernando beerdigen zu laſſen. Doña Juana wagte ſie in ihrer Noth nicht um Beiſtand anzuſprechen, weil es ihr ſchien, als thue dieſelbe in der Erhaltung ihrer Kinder ſchon das Äußerſte für ſie. Sie ſtand daher faſt im Begriff, ihr einziges Bett zu verkaufen, um ihrem todten Gatten dafür eine Ruheſtätte auszuwirken, trotzdem, daß ſie dann nichts mehr gehabt haben würde, worauf ſie ihr Haupt hätte zur Ruhe niederlegen können, als der

Himmel endlich mit ihrer Tugend und ihren Leiden Erbarmen trug. Don Sancho, der die ganze Zeit, ſo lange ſie von Toledo entfernt geweſen war, auf einem von ſeinem Vater geerbten Landgute verlebt und die günſtigſten Gelegenheiten ſich zu vermählen ausgeſchlagen hatte, erhielt nehmlich von einem in Toledo verheiratheten Diener die ſchriftliche Nachricht von dem, was mit Doña Clara vorgegangen ſei. Sehnſuchtsvoll, die geliebte Herrin ſeines Lebens und ſeiner Seele wiederzuſehen, kam er als ein getreuer, uneigennütziger Liebhaber und zwar an eben dem Tage nach der Stadt zurück, als Doña Clara ſo ganz rath- und hülflos war. Entſchloſſen, ihr verzweifeltes Vorhaben nicht zur Ausführung gedeihen zu laſſen, drang der verliebte Jüngling, als er davon hörte, ſtracks in der jungen Wittwe Gegenwart, bezeigte ihr ſein Beileid mit wenigen liebreichen Worten und gewann es über ſie, zuzulaſſen, daß er Don Fernando's Begräbniß mit der größtmöglichſten Pracht, gleich als wenn es ſein eigner Vater geweſen wäre, anordnete, und nebſt der ſeinem Beiſpiele folgenden Ritterſchaft von Toledo die Leiche zur ewigen Ruhe begleitete.

Von dieſem Trauergange zurückkehrend, begab er ſich mit der ganzen auserwählten Geſellſchaft zu der armſeligen Wohnung Doña Clara's und redete ſie im Beiſein Aller folgendermaßen an: Ich habe, ſchöne Clara, die Pflichten der Chriſten- und Menſchenliebe erfüllt und den Körper deines verſtorbenen Gatten zur Erde beſtattet. Der gute Wille, womit ich dieſen Pflichten Genüge geleiſtet habe, ward, wie dir und dieſer ganzen Stadt ſehr wohl bekannt iſt, durch nichts weiter als durch meine Wünſche genährt, die du, ehe du in den Stand der Ehe trateſt, nur mit einer ehrbaren Dankbarkeit erwiederteſt, wohingegen mir deine hohe Tugend nachher nicht einmal deinen Anblick mehr geſtattete. Ich habe keinen Vater mehr, der mich hindert, dich zu der Meinigen zu machen, ſo wie du mir auch aus keinem Grunde deine Hand vorenthalten kannſt. Sei daher gerecht genug, meine Liebe zu krönen und meine Beſtändigkeit und Treue mit dem einfachen Ja zu belohnen, das ich von dir fordere. O! verzögere mein Glück nicht länger, und verweigere dir nicht ſelbſt einen Troſt, auf den du dir ſo vollgültige Anſprüche erworben haſt. Deine Kinder werden in mir einen zweiten, gewiſſenhafteren Vater und du ſelbſt einen Sklaven finden, der deine Schönheit anbetet, ſo lange er lebt. —

Doña Clara wußte Don Sancho keine andere Antwort zu geben, als daß ſie ſich ihm mit den Worten zu Füßen warf, ſie ſei ſeine Sklavin und er möge ſie als ſolche hinnehmen.

Die auf Beileidsbezeigungen vorbereiteten Zeugen dieſes Auftritts brachten alſo an deren Statt ihre Glückwünſche an; die kirchlichen Gebräuche und Anordnungen, wie Aufgebote und dergleichen, nahmen ihren Lauf, und ſo lange dieſe dauerten, lebte Doña Clara in des Corregidors, eines Verwandten Don Sancho's, Hauſe und Familie. Nach Ablauf der geſetzmäßigen Friſten fand die Verlobung ſtatt, Don Sancho erhielt die Einwilligung des Königs zu ſeiner Verheirathung, beging in Freuden ſeine Hochzeit, und ſtattete in der Folge Doña Clara's Töchter, die bei Doña Juana bleiben wollten, für das Kloſter aus. Doña Clara lebte mit ihrem theuren Don Sancho viele Jahre lang in der einträchtigſten Ehe, ward allgemein geachtet und geliebt, und gebar ihm ſchöne Kinder, die dereinſt die Erben ſeines großen Vermögens wurden.

VII.

Die Errettung aus dem Grabe.

Wie man noch heutiges Tages aus den öffentlichen Urkunden der Republik erſehen kann, lebten in Venedig dereinſt zwei wohlhabende Edelleute, deren Häuſer an dem großen Kanale einander faſt gerade gegenüber lagen. Der Herr des einen nannte ſich Meſſere Paolo, und hatte von ſeiner noch lebenden Frau eine Tochter und einen einzigen, Gerardo genannten Sohn. Der andere Edelmann hieß Meſſere Pietro und war der Vater einer einzigen Tochter von dreizehn bis vierzehn Jahren, Namens Helena, die unglaublich ſchön war und mit jedem neuen Tage neue Reize entfaltete.

Der etwa zwanzigjährige Gerardo hatte ein vertrauliches Liebesverhältniß mit der ſehr anlockenden und gefälligen Frau eines Barbiers, und fuhr dieſes Weges mit ſeinem Diener beinahe täglich zu Gondel durch den großen Kanal in einen kleinen, der Pietro's Haus beſpülte, unter Helenens Fenſtern hinweg. Da geſchah es, wie denn je zuweilen Unglücksfälle eintreten, wann ſie gerade am wenigſten erwartet werden, daß Helenens Mutter erkrankte und zum ſchmerzlichſten Leidweſen ihres Mannes und ihrer Tochter ſtarb. Auf der andern Seite des kleinen Kanales, ſchrägüber Meſſere Pietro's Hauſe, wohnte ein Edelmann mit ſeiner Frau und vier Töchtern. Da nun Herr Pietro angelegentlich wünſchte, ſeine Tochter bei heiterer Laune zu erhalten und durch ehrbare Geſellſchaft zu zerſtreuen, ſo ſchickte er, wenige Wochen nach dem Tode ſeiner Frau, Helenens bei ihm im Hauſe wohnende ehemalige Amme zu dem Vater der vier Töchter ab und ließ ihn bitten, an dem nächſten Feſttage ſeinen Töchtern die Erlaubniß zu geben, beſuchsweiſe zu Helenen herüber zu kommen. Der höfliche Nachbar ertheilte ſeine Zuſtimmung, und ſo fanden ſich faſt an allen Feiertagen die vier Schweſtern ungehindert und mit Vergnügen in Helenens Hauſe ein, indem ſie, von Niemand geſehen, auf der Waſſerſeite ihres Hauſes in die Gondel ſtiegen und ſich bis zu der Waſſerſeite von Pietro's Hauſe überſetzten.

Wenn dann die fünf Mädchen beiſammen waren, ſpielten ſie mancherlei ihrem Alter und ihrem Geſchlechte angemeſſene Spiele, und unter andern auch ein Ballſpiel, indem ſie den Ball einander zuwarfen und in der Luft fangen mußten, ohne ihn zur Erde fallen zu laſſen. Die vier Schweſtern waren von ſiebenzehn bis zwanzig oder einundzwanzig Jahren, und eine jede in irgend einen jungen Mann verliebt. Es lief deshalb bald die Eine, bald die Andere, ſie liefen wohl auch ihrer Drei oder Alle zuſammen vom Ballſpiel hinweg an die Balkone, um ihre Liebhaber mit andern jungen Leuten auf dem Kanale in Gondeln vorüber fahren zu ſehen, und die unſchuldige, mit der Liebe noch unbekannte Helena ward darüber ſo unwillig und verdroſſen, daß ſie dieſelben oft an den Kleidern zurück zum Spiele zog. Es lag ihnen freilich an den Jünglingen mehr als an dem Ball, und ſo verweilten ſie an den Fenſtern, unbekümmert um Helenen, und warfen den unten Vorüberfahrenden zuweilen Blumen und andre Erzeugniſſe der Jahreszeit von den Balkonen zu. Eines Tages, als eine der vier Schweſtern von Helenen auch wieder einmal mit Zureden beläſtigt wurde, den Balkon zu verlaſſen, ſagte ſie ihr: O Helena, wenn du nur einen kleinen Theil des Vergnügens kennteſt, das wir an den Fenſtern empfinden, du würdeſt, beim Himmel! eben ſo gern hier verweilen als wir ſelbſt, und dich nicht um das Ballſpiel kümmern; aber du biſt noch ein kindiſches Mädchen und verſtehſt von ſolchen Dingen nichts. — Helena kehrte ſich an ihre Worte nicht und fuhr fort, mit kindiſcher Zudringlichkeit zum Spiele anzuhalten. Inzwiſchen kam wieder ein Feſttag heran, und die Schweſtern wurden diesmal verhindert, Helenen zu beſuchen. Betrübt und ſchwermüthig darüber trat ſie an eines der Fenſter, die nach dem kleinen Kanale und nach dem Hauſe ihrer Freundinnen die Ausſicht hatten, und fühlte ſich ohne ſie recht einſam und allein. Da trug es ſich zu, daß in dem nehmlichen Augenblicke Gerardo in ſeiner kleinen Barke vorüberglitt, um die Frau des Barbiers zu beſuchen, und, zufälligerweiſe emporblickend, das einfältige Kind am Fenſter ſtehen ſah. Helena wendete ihm gleich aus langer Weile ihr Köpfchen zu und lächelte ihn freundlich an, wie ſie es hatte ihre Geſpielinnen mit ihren Liebhabern machen ſehen. Der verwunderte Gerardo, dem das ſchöne Mädchen vielleicht noch nie vorher in die Augen gefallen war, unterließ nicht, ihr auch ſeinerſeits verliebte Blicke zuzuwerfen, und ſie erwiederte ſie mit lachendem Muthe, der Meinung, dies müſſe eben ſo im Spiele ſein. Als Gerardo eine kleine Strecke vorübergefahren war, ſagte ſein Barkenführer zu ihm: Lieber Herr, habt ihr nicht das ſchöne Mädchen geſehen und in euer Herz geſchloſſen, das euch mit ſo liebreichen Blicken an ſich locken zu wollen ſchien? Bei Sanct Zacharias! das dünkt mich eine ſchmackhaftere Speiſe als die Frau des Barbiers, bei der hättet ihr wohl noch eine beſſere Nacht. — Gerardo that als hätte er nicht darauf geachtet und ſagte zu dem Diener: Ich will doch einmal ſehen, wer ſie iſt, und ob ſie mir auch ſo ſchön als dir vorkommt. Wende die Gondel um und rudere ganz leiſe dicht am Hauſe hin. — Helena hatte ſich noch nicht vom Balkone entfernt. Der Jüngling ſah ſie alſo wieder, indem er in ſeiner unbedeckten Barke langſam vorüberfuhr, und warf ihr verſtohlen einige verliebte Blicke zu. Sie hatte eine ſchöne blühende Nelke im Haar, nahm ſie heraus, als die Gondel gerade unter dem Balkone war und ließ die duftende Blume ſo nah als möglich an dem Jünglinge hinunterfallen. Außer ſich vor Freude über dieſe Gunſt, erfaßte Gerardo die friſche Blume, verneigte ſich ziemlich vor der Jungfrau und küßte die blühende Gabe zu wiederholten Malen.

Der volle würzige Duft und die Schönheit Helenens drangen ſo tief in das Herz des Jünglings ein, daß ſie es zu unauslöſchlicher Liebesglut entzündeten und ihn bewogen, im jähen Zerreißen der ihn an ſeine zeitherige Geliebte feſſelnden loſen Bande ſich dem ſchönen Kinde ganz zu eigen zu geben. Helena hingegen, deren reine Bruſt noch für die Liebe unempfänglich war, ſah zwar Gerardo recht gern unter ihren Fenſtern vorübergleiten, empfand aber doch, wenn ſie ihm in ſeine ſich zu ihr aufſchlagenden Augen blickte, nicht mehr und nicht weniger als bei einem jeden Spiele. Vier bis ſechs Mal des Tages legte der verliebte Jüngling denſelben Weg zurück, nahm aber das Mädchen niemals wahr, außer Feſttags, weil ſie in ihrer Einfalt meinte, an Werkeltagen ſchicke es ſich nicht zu ſpielen. Ihrem Liebhaber bereitete ſie dadurch, daß ſie ihm weder die Gelegenheit bot, ſie zu ſehen, noch viel weniger die, ihr mündlich oder ſchriftlich ſeine Liebe zu erklären, kein geringes Leidweſen, und er bemühte ſich umſonſt, wenn er ſie Feſttags ſah, ihr mit Geberden, die ihr unverſtändlich blieben, die ihn verzehrenden Flammen zu offenbaren. Nichtsdeſtoweniger empfand Helena am Ende ein gewiſſes Vergnügen, Gerardo zu ſehen, und hätte gewünſcht, ihn zwanzig Mal in der Stunde vor Augen zu haben. Um aus dieſem Grunde Feſttags nicht von ihren Geſpielinnen geſtört zu werden, und weil ihr Gerardo's Anblick wünſchenswerther als das Ballſpiel geworden war, fing ſie bald unter dieſem, bald unter jenem Vorwande an, ſich der Geſellſchaft der vier Schweſtern zu entziehen.

Derweil die Sachen alſo ſtanden, ging der troſtloſe Liebhaber eines Tages auf dem Fußwege durch Helenens Straße, und ſah ihre Amme, die vorher die ſeinige geweſen war, im Begriffe durch Klopfen Einlaß zu begehren, vor ihrem Hauſe ſtehen. Er rief ihr wiederholt ſchon aus weiter Ferne zu; ihr Pochen an der Thüre des Hauſes übertäubte aber ſeine Stimme, es ward aufgemacht, und ſie ging hinein. Der junge Mann hatte ſich beeilt, die Amme zu erreichen, ehe ſie in das Haus eingetreten wäre, und rief ſie unausgeſetzt. Indem ſie nun die Thüre hinter ſich zumachen wollte und ſich umwendete, ſah ſie ihn haſtig auf ſie zueilen und wartete einen Augenblick. Er langte auf der Stelle bei ihr an und gewahrte wohl in demſelben Momente die um häuslicher Verrichtungen willen in den Hof hinabgekommene Helena. War es nun allzugroße Freude über ihre unverhoffte Nähe, oder übermäßige Anſtrengung des Laufens, oder was irgend ſonſt, kurz, es beengte und beängſtigte ihm das Herz plötzlich dergeſtalt, daß er leichenblaß, beſinnungslos und halbtodt auf der Schwelle des Hauſes zu Boden fiel. Bei dieſem kläglichen Anblicke fing die Amme, wie Helena und eine in dem Hofe anweſende Magd beſtürzt und wehklagend an um Hülfe zu rufen. Helena warf ſich ſogar, von ihrer geheimen Neigung hingeriſſen, weinend über den jungen Mann; die kluge

Amme ließ ſie aber ſogleich in ein Halbgeſchoß hinwegbringen und wandte ſich zu Gerardo, den ſie rieb und rüttelte, bei Namen rief, und am Ende, da er gar kein Lebenszeichen von ſich gab, mit Hülfe der Magd in das Haus zog, welches ſie hinter ihm verſchloß. Sie hatte den an ihren Brüſten genährten Jüngling ſo zärtlich lieb, daß ſie, über ſeinen Unfall höchſt erſchrocken, bitterlich zu weinen anfing. Der im Hauſe gegenwärtige Meſſere Pietro vernahm ihren lauten Schmerz und eilte mit andern Hausgenoſſen zu ihr in die Flur hinab, wo er ſich von ihr Alles genau erzählen ließ. Als ein gefälliger mitleidiger Greis befahl er, den Jüngling ſanft aufzunehmen und in eines ſeiner Zimmer empor in ein reiches Bett zu tragen. Wie es indeſſen weder der ſorgſamſten Pflege noch irgend einem Mittel gelang, ihn in das Leben zurückzurufen, ſo beſchloß er, ihn ſeinem Vater Meſſere Paolo zuzuſenden, und ließ ihn in eine Gondel auf den Kanal tragen, worein er ihm einen verſtändigen Diener und, zu pünktlicher Hinterbringung des ganzen Vorfalls, die Amme zur Begleitung mitgab.

Meſſere Paolo war, als er Alles vernommen hatte und den ſcheintodten Sohn vor ſich ſah, nahe daran, von ſeinem äußerſten Schmerz übermannt, bewußtlos umzuſinken. Eine Vorſtellung von den Thränen und Wehklagen, die er vergoß und ausſtieß, mag ſich ein jeder Vater machen, der einmal in demſelben Falle war. Wiewohl er noch eine verheirathete Tochter hatte, liebte er doch Gerardo, ſeinen einzigen Sohn, wahrhaft grenzenlos. Zur innigſten Betrübniß von Vater und Mutter und der ganzen Hausgenoſſenſchaft ward alſo der Jüngling in das Vaterhaus zurückgebracht und in ſein Bett gelegt. Mehre Ärzte und ein erfahrner Apotheker boten ihre ganze Heilkunſt auf, die entflohenen Lebensgeiſter in den Jüngling zurückzurufen, und ſo hatten ihre Bemühungen endlich den erwünſchten Erfolg, daß Gerardo allmälig wieder aufzuathmen und zu ſich zu kommen anfing. Sobald er die Zunge wieder bewegen konnte, ſtammelte er den Namen ſeiner Amme hervor. Sie war bei ihm und antwortete: Hier bin ich, mein lieber Sohn, was willſt du? — Der Jüngling, welcher ſich noch nicht gänzlich wiedergefunden hatte und in Gedanken immerdar der Amme nachzulaufen glaubte, rief ſie aber= und abermals. Als er mit der Zeit erkannte, wo er war, und daß ſein Vater und ſeine Mutter nicht minder wie ſeine mit ihrem Manne herbeigeeilte Schweſter und andere Verwandte und Freunde ſein Bett umgaben, ſo vermochte er ſich zwar noch nicht zu erklären, was eigentlich mit ihm vorgegangen war, hatte jedoch Überlegungskraft genug, einzuſehen, daß dies gewiß nicht der ſchickliche Ort zu einem vertrauten Geſpräche mit der Amme ſei. Den Fragen der Seinigen Rede und Antwort ſtehend, gab er ihnen die tröſtliche Zuſage, er empfände keinerlei Übel und Beſchwerde mehr, ſo wie er auch den Nachforſchungen ſeines Vaters und der Ärzte die wahrhafte Verſicherung entgegenſetzte, daß er der Urſache ſeines plötzlichen Übels gänzlich unwiſſend ſei. Nicht ſo bald hatten aber die Anweſenden nach einander das Zimmer verlaſſen, als Gerardo ſich zu ſeiner allein bei ihm gebliebenen Amme wendete und zu ihr nach einigen heißen Seufzern weichmüthig ſagte: Du wirſt, meine theuerſte Amme, aus meinem Unfalle leicht haben erachten können, wie es mit mir ſteht; denn mein Leben muß in der That zu Ende gehen, wo mir nicht bald geholfen wird. Ich weiß gar nicht, an wen ich mich um Hülfe wenden ſoll, wo nicht an dich allein, in deren Händen und in deren Willen es offenbar beruht, mich lebendig zu erhalten oder mich zu tödten. — Die fromme liebreiche Amme tröſtete den betrübten Gerardo und verſprach ihm, damit er nur wieder zu Kräften komme und ſich ermuthige, was ſie irgend vermöge für ihn zu thun. Der Jüngling dankte ihr dieſe Verheißungen auf das wärmſte, beſchwor ſie wiederholt, ihm ihren aufrichtigen Beiſtand zu leihen, und erzählte ihr die wunderbare Geſchichte ſeiner Liebe, ohne freilich den Namen der Geliebten zu kennen, indem er ihr nur angab, daß es eines der fünf Mädchen ſei, welche er Feſttags, zuweilen einzeln, zuweilen miteinander an den Fenſtern in Meſſer Pietro's Hauſe ſähe. Die Amme hörte aufmerkſam an, was ihr der Jüngling ſagte, und indem ſie bei ſich überlegte, welches wohl das Mädchen ſein könne, zu dem er eine ſo heftige Liebe fühle, hielt ſie ganz gewiß eine von Helenens vier Geſpielinnen dafür, die ſie als keck und aufgeweckt kannte. Auf Helenen ſelbſt hatte ſie bei der Einfalt und Reinheit des Mädchens nicht den geringſten Verdacht. Gerardo ließ ſich bald zufriedenſtellen und gab auf die Verſprechungen ſeiner Amme erneuten Hoffnungen in ſich Raum. Sie kamen überein, daß die Amme am nächſten Feſttage, wann Gerardo verabredetermaßen in der Gondel den großen Kanal auf und ab fahre, mit den jungen Mädchen an die Fenſter treten und Acht haben ſolle, welche von ihnen er als ſeine Geliebte bezeichnen werde. Da ſie dieſen Beſchluß an einem Montage faßten, ſo befolgte der Jüngling, trotz dem, daß er ſich ganz wohl fühlte, willig den Rath ſeines Vaters, auf deſſen wenige Stunden in das feſte Land hinein gelegenes Gut zu gehen, beluſtigte ſich daſelbſt auf mannigfache Weiſe bis Freitag Morgens und kehrte dann zurück.

An dem von Gerardo und ſeiner Amme ſehnſüchtig erwarteten Sonntage ließen die vier Schweſtern ihrer jungen Freundin wiſſen, ſie gedächten ſich ihrer Gewohnheit nach bei ihr einzufinden. Helena aber, die ſchon anfing an der Liebe des Jünglings zu erwarmen und ſeit ſeiner Ohnmacht ein gewiſſes Etwas in ihrem Herzen empfunden hatte, das ſie zu innigerer Theilnahme an ihn erregte, machte ſich unter allerlei Vorwänden von dieſem angekündigten Beſuche los, um deſto ungeſtörter an den Geliebten denken zu können, und ihn zu ſehen, wann er, wie ſie hoffte, an ihren Fenſtern vorüber führe. Der Amme kam die Nachricht, daß die vier Schweſtern Helenen nicht beſuchen würden, ſehr unerwünſcht, weil ſie nun nicht mehr wußte, wie ſie Gerardo's Verlangen befriedigen ſolle. Da ſie indeſſen ſah, daß Helena nach dem Mittageſſen gar keine Ruhe fand und wohl hundert Mal in der Stunde an die Fenſter lief, ſo gerieth ſie auf die Vermuthung, ſie möge wohl auch mit einem jungen Manne in einem Liebesverſtändniſſe ſtehen, und gab, um deſto beſſer hinter die Wahrheit zu kommen, vor, ein wenig ſchlafen zu gehen. Helenen war dieſer Vorſchlag nicht allein ganz recht, weil ſie alſo ſich ſelbſt überlaſſen wurde, ſondern ſie redete ſogar der guten Alten liebreich zu, der Ruhe zu pflegen.

Sobald ſich die Amme in ihre Schlafkammer begeben hatte, ging ſie ſelbſt in ein anderes Zimmer, um ihr verliebtes Spiel zu beginnen, und wurde dabei inſofern vom beſten Glück begünſtigt, als der wachſame Gerardo in dem Augenblicke, da ſie ſich am Fenſter zeigte, in ſeiner Gondel auf dem ſchmalen Kanale erſchien. Die ſchlaue Amme war ebenfalls an ein Fenſter getreten und hatte, wie ſie den Jüngling wahrnahm, das Fenſter ins Auge gefaßt, an dem Helena ſtand, die, über Gerardo's Anblick vor Freude ſtrahlend, ihm durch kindiſche Geberden zu ſeiner Geneſung Glück zu wünſchen ſchien und einen Blumenſtrauß, den ſie in der Hand hielt, mit einem ſüßen Lächeln in ſeine Gondel fallen ließ. Die Amme bedurfte keiner weiteren Beweiſe, daß Helena Gerardo's Geliebte ſei, und ging, da ſie glaubte, daß eine Ehe zwiſchen den beiden jungen Leuten wofern ihre Herzen ſie wünſchten, recht wohl in allen Ehren ſtattfinden könne, auf der Stelle zu der noch mit ihrem Gerardo liebäugelnden Jungfrau zurück, zu der ſie ſagte: Ei, ſage mir, meine liebe Tochter, was ich da von dir ſehen muß! Was haſt du mit dem Jünglinge zu ſchaffen, der eben den Kanal hinunter fuhr? Eine ſchöne und ehrbare Jungfrau, die den ganzen Tag an den Fenſtern ſteht und auf die Vorübergehenden Sträuße wirft! Wehe dir, wenn dein Vater jemals etwas davon erführe! Er würde dir ſo mitſpielen, daß du wohl fürwahr die Todten beneideteſt! — Die Jungfrau entſetzte ſich über dieſe plötzlichen heftigen Scheltworte dermaßen, daß ſie keinen Laut zu erwiedern vermochte. Nichtsdeſtoweniger erkannte ſie, der alten Amme in das Geſicht ſchauend, daß dieſelbe trotz ihres derben Zankens nicht ſehr erzürnt auf ſie war, warf ihr die Arme um den Hals und ſprach zu ihr, einen kindlichen Kuß auf ihre Stirn drückend, mit einſchmeichelnden Tönen: Ich bitte dich flehentlich um Vergebung, mein liebes Mütterchen, wofern es, wie ich freilich nicht glaubte, unrecht von mir war, das Spiel zu ſpielen, das ich eben geſpielt habe. Sei du nur aber auch ſo gütig, meine Entſchuldigungsgründe anzuhören; du kannſt mich ja immer für mein Vergehen ſtrafen wie du willſt. Du weißt, daß mein Herr Vater ſeit einiger Zeit die vier Schweſtern uns gegenüber Feſttags zu meiner Geſellſchaft herüber kommen läßt. Dieſe guten Freundinnen lehrten mich das Ballſpiel ſpielen, und ſagten mir, daß es ein noch viel anmuthigeres Spiel wäre, an die Fenſter zu treten, und, wann junge Männer auf dem Kanale in Gondeln vorüberführen, ihnen Roſen, Nelken und allerlei Blumen zur ſcherzhaften Unterhaltung zuzuwerfen. Mir gefiel ein ſolcher Zeitvertreib ganz wohl, und ich ſuchte mir den Jüngling, mit dem du mich eben geſehen haſt, zum Spielen aus. Ich weiß zwar nicht, was du an einem ſolchen Spiele auszuſetzen haſt, und ich wünſchte nur, er käme noch viel öfter, als er kommt; wenn du aber meinſt, daß es Unrecht ſei, ſo gebe ich es willig auf. — Die Amme konnte ſich nicht enthalten zu lachen, als ſie hörte, wie einfältig und ohne alles Falſch das gute Kind ſich ausſprach, und nahm ſich vor, die im Scherz angefangene Sache zu einem ernſten Ende hinauszuführen. Sie antwortete Helenen: Ich muß dir nothwendig ſagen, mein allerliebſtes Töchterchen, daß ich den Jüngling, der eben vorüberfuhr und des über dem großen Kanale drüben in dem ſchönen Palaſte wohnenden Meſſere Paolo's Sohn, Namens Gerardo, iſt, an meiner Bruſt genährt und länger als zwei Jahre gewartet und gepflegt habe, weswegen ich ihn wie meinen eignen Sohn liebe, und hinwieder meinerſeits von den Seinigen lieb und werth gehalten werde. Aus dieſem Grunde liegt mir ſein Glück und ſeine Ehre ſo nahe wie mein eignes Wohl am Herzen, obſchon ich auch nichts aufrichtiger zu befördern trachte als deine Ruhe und Zufriedenheit. —

In dieſem Tone fuhr die Amme fort, die Jungfrau mit den Gefahren bekannt zu machen, die in dem Spiel der Liebe verborgen lägen, in deſſen Folgen ſchon ſo viel argloſe Mädchen von den Männern berückt worden wären. Sie machte derſelben auch begreiflich, wie ein jedes Frauenzimmer, es möge ſein, welches es wolle, ſeine Ehre über Alles heilig halten und bewahren müſſe, ſagte ihr aber ſchließlich nach vielfältigen Ermahnungen, um zu ihrem Zwecke zu gelangen: wenn ſie ihr verliebtes Spiel auf eine ehrbare Weiſe zu beendigen wünſche, ſo müſſe ſie durchaus den Muth faſſen, Gerardo's Gattin zu werden. — Wie unerfahren und kindiſch auch Helena noch immer war, ſo ließ ihre geſunde Natur ihr doch Alles, was die Amme ſagte, verſtehen; zu gleicher Zeit machte ſich in ihrem Buſen die Liebe zu Gerardo gelten, und ſie entgegnete der alten Frau entſchloſſen: ſie wolle lieber dieſen, als irgend einen andern venetianiſchen Edelmann zu ihrem Gemahle annehmen. Mit dieſer günſtigen Antwort nahm die Amme die Gelegenheit wahr, zu dem zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwebenden Gerardo zu gehen. Wie der Jüngling ſie mit heiterer Miene auf ſich zukommen ſah, fand er darin gleich eine glückliche Vorbedeutung, und bewillkommnete ſie auf das freudigſte, indem er ſie fragte: Was gutes Neues bringt ihr mir, mein Mütterchen? — Die Amme entgegnete: Ich bringe dir die beſten Nachrichten, mein lieber Sohn, vorausgeſetzt, daß du noch deſſelben Sinnes biſt, — erzählte ihm vom Anfange herein ihr ganzes mit Helenen geführtes Geſpräch und ſchloß mit der Verſicherung: daß dieſelbe jederzeit, wann er es verlange, willig ſei, ſich mit ihm zu vermählen. Bei ſeiner heißen Liebe für das reizende Kind kannte Gerardo keinen ſehnſüchtigeren Wunſch als den, ſie zu beſitzen, die überdies als Herrn Pietro's einzige Tochter eine ſehr vortheilhafte Heirath war. Er dankte der Amme beſtens für ihre redlichen Dienſte und verabredete mit ihr, wie und wann er, zum Abſchluß ihrer erſehnten ehelichen Verbindung mit Helenen, zuſammenkommen möge. Die Alte ging nach Hauſe zurück, und die bereits eine gewiſſe ſchmerzlich ſüße Regung für Gerardo in ihrem Herzchen fühlende Helena fand bei dem Gedanken, nun in kurzer Zeit ſein Weib zu werden, keine Ruhe mehr. Die Sehnſucht, mit ihrem Geliebten ein Spiel zu ſpielen, das ihr noch ein verſchloſſenes Geheimniß war, ließ ihr in dem nahenden Hochzeitstage den anlockendſten ihres Lebens ſehen. Mit Entſetzen und Eiſeskälte durchſchauerte ſie dagegen das Bewußtſein, ohne Vorwiſſen und Billigung ihres Vaters zu handeln, und die Beſorgniß, es müſſe irgend ein großes Unheil daraus entſtehen. Zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwebend, und alſo im Kampfe mit ſich ſelbſt begriffen, redete ſie innerlich mit ſich: Werde ich denn je ſo kühn, je ſo verwegen ſein, ſo etwas heimlicherweiſe zu thun? — Und ermuthigte ſich: Wie ſollte ich denn auch nicht Alles um der ſüßen Freude willen wagen, immerdar mit meinem Gerardo zu ſpielen! — ſo daß ſie am Ende nach langem Beſinnen und Schwanken den Entſchluß faßte, ihren Liebhaber zu heirathen, es möge daraus erfolgen, was da wolle.

Hinterbrachte nun die Amme dem jungen Mädchen bald die frohe Botſchaft von Gerardo's unveränderten guten Geſinnungen gegen ſie, ſo verſtand ſich Helena mit ihr nach einigem Bedenken: eines Tages eine große Wäſche anzuſtellen und alle Dienerinnen und Mägde dabei gerade zu der Zeit zu beſchäftigen, wann Herr Pietro ausgegangen ſei, damit Gerardo ohne Schwierigkeit in ihr Haus kommen könne. Die anberaumte Stunde nahte. Herr Pietro befand ſich ſchon in der Verſammlung des Senates. Die Amme und Helena hatten der ſämmtlichen Hausdienerſchaft bei der Wäſche zu thun gegeben. Und ſo ſchlich ſich Gerardo durch die unverſchloſſene, leicht aufzuſtoßende Thüre des Hauſes, ohne von Jemand geſehen zu werden, leiſe ein, ſtieg auf den Zehen die Treppen empor und verſteckte ſich in ein ihm von der Amme bezeichnetes Gemach, woſelbſt er ihrer Ankunft gewärtigte. Die Amme verſäumte nicht, ihn aus dieſem Zimmer abzuholen und eine geheime Stiege empor zu Helenen zu führen, der bei ſeinem Anblicke ein kalter Schweiß die Glieder erſtarrte und eine kindiſche Verzagtheit die Fähigkeit ſich zu regen und ein Wort hervorzubringen benahm. Auch Gerardo war anfangs durch die ihn ganz erfüllende unerfaßlich große Freude des Gebrauches der Sprache beraubt, bis er, die Bande ſeiner Zunge löſend, die Geliebte mit bebender Stimme zu begrüßen wagte. Das verſchämte Mädchen hieß ihn gegenſeits willkommen, und die Amme ſprach lächelnd zu dem ſchweigenden Liebespaare: Ihr ſcheint ja faſt eine ſtille Muſik ſpielen zu wollen. Da indeſſen ein Jedes von euch Beiden die Urſache weiß, warum ihr hierher gekommen ſeid, ſo iſt es nach meinem Rathe beſſer, ihr benutzt eure Zeit zu Befriedigung der keuſchen Sehnſucht, die euch zu einander führt. Seht hier an dem Haupte dieſes Bettes das Bild der glorreichen Himmelskönigin mit dem heiligen Chriſtuskinde in ihrem Arme, und betet mit mir zu Beiden, daß die Ehe, welche ihr durch euer Verlöbniß mit einander hier vollzieht, durch einen guten Anfang, einen beſſeren Fortgang und das beſte Ende von ihnen geſegnet werde. — Nach dieſem Eingange ſprach die gute Amme die bei ſolchen Trauungen nach dem löblichen Gebrauche der römiſch-katholiſchen Kirche üblichen Worte, und Gerardo überreichte ſeiner geliebten Helena den Ring. Nachdem die Amme die Sache ſo weit gefördert hatte, ließ ſie die beiden Brautleute, man denke ſich ob zu ihrer Zufriedenheit, allein, und ging in das Waſchhaus zu der übrigen Hausgenoſſenſchaft hinunter. Lange Zeit genoſſen die Liebenden des Glückes einander zum erſten Male ganz anzugehören und Eines nur für das Andere da zu ſein; als aber die flüchtige Zeit die Amme nöthigte, ihren Sinnenrauſch zu beendigen, kehrte ſie, an die Trennung mahnend, zurück. Alle Drei nahmen mit einander Abrede zu ferneren ungefährdeten heimlichen Zuſammenkünften, bis daß die Gelegenheit ſich darböte, den alſo geſchloſſenen Bund der Ehe öffentlich gelten zu machen, und Gerardo entfernte ſich, nach vielen ſüßen Küſſen, unter der Leitung und unter dem Beiſtande der ſchlauen Amme unbemerkt wieder, wie er gekommen war, faſt außer Stande, die ihm zu Theil gewordene überſchwengliche Freude zu faſſen. Helena blieb über die Trennung von ihrem Gatten wohl betrübt, übrigens aber als das zufriedenſte Weib auf Erden zurück, die die Stunde und den Augenblick, da ſie Gerardo zuerſt geſehen hatte, ſegnete. Die Liebe bethätigte ihre wunderbare Kraft an ihr auf das entſchiedenſte. So wie ſie anfing das Spiel der Liebe zu verſtehen, und ſo wie deren Flammen allmählig ihr Herz erwärmten und entzündeten, gingen ihr auch die Augen des Verſtandes auf. Sie ward nicht allein ſo klug und behutſam, ſondern auch ſo artig und anmuthig wie Wenige, und an täglich zunehmendem Reiz und Schönheit kam ihr keine Jungfrau in Venedig gleich. Während nun Gerardo zwei Jahre lang, ſo viele Nächte, als es ſeiner gefälligen Amme möglich war, ihm den Zugang in Haus und Schlafgemach ſeiner Geliebten zu öffnen, ſich mit ihr an der Seligkeit der Liebesfreuden berauſchte, ließ das Schickſal ſie auch den bittern Trank des Ungemachs koſten, den es um ſo lieber und um ſo plötzlicher miſcht, je koſtbarer und ſchöner das zu ſtörende Leben iſt.

Es war in Venedig ein altes Herkommen, daß die Republik alljährig einige Galeeren nach Barutti ſendete und ihre desfallſige Abſicht öffentlich ausrufen ließ, damit die, welche die Reiſe machen wollten, eine oder die andere für ſich in Beſchlag nehmen könnten. Angelegentlich wünſchend, daß ſein Sohn ſich mit der Zeit an Handelsgeſchäfte gewöhnen und ſich auch mit den Angelegenheiten der Stadt näher bekannt machen möge, zahlte Herr Paolo, Gerardo's Vater, den bedungenen Preis in Gerardo's Namen ein und nahm für ihn, ohne ihm ein Wort davon zu ſagen, die eine der Galeeren in Beſchlag. Herr Paolo hatte gerade eine große Menge nach Barutti beſtimmter Waaren auf dem Lager, wünſchte ſie an Ort und Stelle gebracht und dagegen andre Waaren von ſeinem Sohne wieder nach Venedig zurückbeſorgt zu haben, und gedachte nicht nur damit ſein Vermögen um ein anſehnliches Theil zu vermehren, ſondern auch nachher Gerardo ein Weib zu geben und ihm zu gleicher Zeit alle ſeine eignen Geſchäfte zu übertragen, um ſich ſelber ferner ausſchließlich nur mit Staatsſachen zu befaſſen.

Als er nun, wie ſchon geſagt, die Galeere gemiethet hatte und zur Mittagszeit nach Hauſe kam, ſpeiſte er heitern Muthes mit ſeinem Sohne, und ſagte zu ihm nach aufgehobener Tafel, ſobald er ſich mit ihm allein ſah und einige einleitende Worte hatte vorausgehen laſſen: Du weißt, mein lieber Sohn, daß wir eine Ladung Güter nach Barutti überzuführen und als Rückfracht dort dergleichen Waaren einzukaufen haben, wie ſie hier einen guten Abſatz finden. Um deswillen habe ich dieſen Morgen in deinem Namen eine Galeere gemiethet, damit du dich ein wenig in der Welt umſeheſt, und auch allmälig anfangeſt, durch eigne Erfahrungen ein tüchtiger Geſchäftsmann zu werden, wie denn ja eben nichts mehr als der Anblick fremder Städte und Länder, gleich wie die Kenntniß der Sitten dieſes und jenes Volkes den menſchlichen Geiſt erweckt und bildet. Du ſiehſt und erkennſt in unſrer Stadt alle Tage, wie junge Männer, die bald im Morgenlande, bald in Abendländern und anderwärts auf Reiſen waren und nach wohlverrichteten Geſchäften wiederkehren, zu Hauſe für erfahrne und brauchbare Männer gelten und hochgeachtet ſind, ja, als ſolche ſogar oft zu Rathsherren und öffentlichen Beamten des Staats berufen werden, was hingegen keineswegs denen widerfährt, die ihre Lebenszeit im Nichtsthun und im Umgange mit leichtfertigen Frauensperſonen vergeuden und weder ſich noch ihren Nebenmenſchen nützlich ſind. Gemeiniglich währt die Reiſe nach Barutti ſechs, oder längſtens ſieben Monate. Verſorge dich denn, mein lieber Sohn, auf meine Koſten mit Allem, was du zu einer ſolchen Reiſe bedarfſt. Nach deiner zu erhoffenden glücklichen Rückkehr wollen wir unſere künftige Haushaltung ſo einrichten, wie es uns der Herr Gott in den Sinn geben wird. — Herr Paolo erwartete, ſein Sohn werde ihm mit Freudigkeit erwiedern, daß er zu Allem bereit und willig ſei, weil er demſelben mit dieſer Reiſe einen eben ſo ehrenvollen als vortheilhaften Auftrag zu geben meinte. Gerardo aber, dem es unmöglich ſchien, auch nur einen einzigen Tag fern von ſeiner Geliebten leben zu können, war darüber ſo außerordentlich beſtürzt, daß er, weil er ſeinen Unmuth und Schmerz nicht äußern durfte, kein einziges Wort hervorzubringen vermochte. — Du antworteſt mir nicht? ſagte endlich ſein Vater zu ihm. — Ich weiß nicht, was ich ſagen ſoll, erwiederte Gerardo; denn wie gern ich euch auch gehorchen möchte, ſo bin ich doch nicht im Stande, es zu thun, da mir jede Seereiſe von Natur zuwider und unerträglich iſt. Ich würde glauben, freiwillig einem ſichern Tode entgegen zu gehen, wenn ich mich einem Schiffe anvertraute. Geruht mir zu verzeihen, mein lieber Vater, und euch meine gerechte Entſchuldigung gefallen zu laſſen, es thut mir unendlich leid, euch ungehorſam ſein zu müſſen. — Herr Paolo hätte ſich nimmermehr träumen laſſen, eine ſolche Antwort jemals von ſeinem Sohne zu empfangen, und war darob über die Maßen ſchmerzlich erſtaunt. Er bat ihn aber- und abermals und hielt ihn im Guten und im Böſen, wiewohl vergebens, zum Gehorſam an. Gerardo gab durchaus keine andere Antwort als die frühere, und ſie ſtanden in Unfrieden von ihren Sitzen auf, indem der eine rechts, der andere links hin ging. Der Vater begab ſich auf den Rialto und fand daſelbſt ſeinen Eidam, einen reichen und edlen jungen Mann, zu dem er nach manchen Hin- und Widerreden ſprach: Lionardo (dies war ſein Name), ich hatte eine Galeere gemiethet, um darauf meinen Sohn mit einer Partie Waaren nach Barutti zu ſenden. Als ich ihm meine Abſicht eröffnete, gab er mir unter mancherlei Ausflüchten zu verſtehen, daß er derſelben nachzukommen nicht im Stande ſei. Geſetzt nun, daß du die Reiſe machen wollteſt, ſo bedürfte es zwiſchen dir und mir deshalb weiter nicht vieler Worte, und ich würde dir den Theil des Gewinns überlaſſen, den du ſelbſt irgend verlangen möchteſt. — Lionardo ſagte ſeinem Schwiegervater für dies Anerbieten den herzlichſten Dank, erklärte ſich in allen Dingen zu ſeinem Willen bereit und verſtändigte ſich mit ihm über die Nebenbedingungen in wenig Augenblicken.

Auf der andern Seite erwartete Gerardo die kommende Nacht, gab ſeiner Geliebten ſeinen Wunſch, ſie bei ihr zuzubringen, durch ein gewohntes Zeichen kund, ſchlich ſich zur günſtigen Stunde bei ihr in Haus und Zimmer ein, und ſagte, nach den gewohnten Bewillkommnungen, Küſſen und Umarmungen, ſich an ihrer Seite zum Sitzen niederlaſſend: Du wirſt dich vielleicht verwundert haben, mein mir über Alles theures Weib und Leben, daß ich heute ſchon wieder ſo dringend bei dir die Nacht zuzubringen verlangte, nachdem ich erſt die geſtrige mit dir zuſammen war. Abgeſehen aber davon, daß ich unabläſſige Sehnſucht nach dir in meinem Herzen trage, ſo hat mich gegenwärtig ein ganz andrer Beweggrund zu dir geführt. — Damit erzählte er ihr den ganzen Verlauf der Unterredung, die er mit ſeinem Vater gehabt hatte. Helena hörte mit der größten Aufmerkſamkeit der Mittheilung ihres Gatten zu, und als ſie wahrnahm, daß dieſelbe zu Ende war, ſagte ſie zu ihm, als ein junges Weib, das an Schärfe und Reife des Geiſtes weit über der geringen Anzahl ihrer Jahre ſtand, aufſeufzend: Fern ſei es von mir, mein liebſter Mann, von deiner Liebe, deren Größe du mir ſchon vielfältig zu erkennen gegeben haſt, dieſes Opfer anzunehmen. Es entzöge mir ja doch durch deinen Ungehorſam gegen deinen Vater jede Möglichkeit, dereinſt in dieſem Leben auch glücklich und zufrieden mit dir zu ſein. — Heftiges Schluchzen und ein Strom gewaltſam hervorbrechender heißer Thränen unterbrach hierbei ihre Stimme, und erſt als ihr wilder Schmerz ſich in ein ſanftes wohlthuendes Weinen auflöſte und milderte, war ſie im Stande, freier aufathmend, weiter zu ſprechen: Ach, mein geliebtes Leben! wie ſehr haſt du gefehlt, deinem Vater nicht pünktlichen Gehorſam zu leiſten. Wie beklagenswerth bin ich, daß ich meinem ehrwürdigen Schwiegervater, noch ehe ich ihn kenne, ſolchen Kummer und Nachtheil veranlaſſe! Wird er mich wohl irgend lieben können, wenn er mich auf dieſe Art kennen lernt? Muß er nicht ſagen, daß ich der böſe Engel, das Unglück ſeines Hauſes ſei, der deſſen Eintracht und Frieden ſtöre! Ganz gewiß hat er alles Recht dazu. Ich bitte und beſchwöre dich bei deiner Liebe zu mir, und dieſe einzige Bitte muß dir für tauſende gelten, wenn du mich nur ein wenig liebſt: deinem Vater durchaus gehorſam zu ſein, und die Trennung von mir für ſo wenige Monate geduldig zu ertragen. Tritt deine Reiſe glücklich an, mein Theurer, und bleibe meiner eben ſo wie ich deiner eingedenk; ich werde dich in Gedanken überall hin begleiten, denn meine Sehnſucht iſt nur darauf gerichtet, im Leben wie im Tode dein zu ſein. — Die Liebenden wechſelten noch viele andre Worte über dieſen Gegenſtand; am Ende aber gab Gerardo den vernünftigen Gründen des klugen Mädchens nach, und ging, nach reichlichem beiderſeitigen Thränenerguß, zu der gewohnten Stunde des anbrechenden Tages von ihr an ſeine Geſchäfte. Als er mit ſeinem mißvergnügten Vater zu Mittag gegeſſen hatte und mit ihm allein im Saale geblieben war, ſtand Gerardo von ſeinem Seſſel auf, ließ ſich vor dem Greiſe auf die Knice nieder und ſagte zu ihm mit entblößtem Haupte: Mein hochverehrter und ruhmwürdiger Vater! ich habe in der vergangenen Nacht der Seefahrt nach Barutti, die ihr mir geſtern vorſchlugt, reiflich nachgedacht, und bin zu der Erkenntniß des großen Fehlers gekommen, deſſen ich mich durch Ungehorſam gegen eure Bitten, die mir doch jederzeit als Befehle gelten ſollten, ſchuldig machen würde, ſo daß ich euch hiermit demüthigſt und von Herzen erſuche, mir meine Thorheit und Unverſtändigkeit zu vergeben, und, uneingedenk des euch bewieſenen Mangels an Ehrerbietung, mich eurer Gnade wieder theilhaft zu machen, indem ich euch meiner Bereitwilligkeit verſichere, nicht allein nach Barutti, ſondern allerwärts, wohin es euch gefällig iſt, zu gehen. — Sobald der liebreiche Vater dieſe Worte vernommen hatte, hieß er ſeinen Sohn aufſtehen und wollte reden, war aber ſo gerührt, daß er von den in großen Tropfen ſeinen Augen entrollenden Thränen daran verhindert wurde und eine lange Weile an Gerardo's Halſe hing, ohne der Sprache mächtig zu ſein. Aus kindlichem Mitgefühle an der heftigen Erſchütterung des alten Mannes weinte zwar auch der gutgeſinnte Sohn, inzwiſchen ſtillte er, bald ermannt, ſeine Thränen, und bemühte ſich mit liebevollen Worten, ſeinen Vater zu tröſten und zu beruhigen. In der höchſten Aufregung der Freude ſchickte Meſſere Paolo alsbald nach ſeinem Tochtermanne aus, um ihn zu vermögen, dieſe Reiſe dennoch, gegen die von ihm auch bald erfüllte Anwartſchaft auf eine andere, Gerardo zu überlaſſen; ſtellte ihm, als der Eidam kam, die zu ſeiner Zufriedenheit umgewandelten Verhältniſſe vor, und legte ihm ſeine Bitte, dieſes Mal zu Hauſe zu bleiben, an das Herz. Wie wenig nun auch Lionardo, der die Reiſe nach Barutti ſehr gern gemacht hätte, mit dieſer Kunde zufrieden war, ſo verhehlte er doch, als ein verſtändiger Jüngling, ſein Mißvergnügen, und erklärte ſeinem alten Schwiegervater, daß er aus Liebe zu ihm und zu ſeinem Schwager mit Allem zufrieden ſei. Herr Paolo und Gerardo dankten ihm ſeinen guten Willen auf das wärmſte, und ſchickten ſich demnächſt gemeinſam an, die Galeere mit allem Erforderlichen auszurüſten und mit ihren Waaren zu befrachten. Wer nun die zwiſchen Gerardo's Entſchluß zur Reiſe und ſeiner Abfahrt ihm bei der Geliebten vergehenden Nächte und deren Freuden ſchildern und beſchreiben wollte, der hätte ſich eine unerreichbare Aufgabe geſtellt, und es mag einem Jeden, der wahrhaft liebte und ſich einmal ſelbſt in ſolchem Falle befand, überlaſſen bleiben, ſich dieſelben mit ſeiner Einbildungskraft zu verſinnlichen. Als die Zeit der Abreiſe kam, löſten die Matroſen die Taue der Galeeren und ſegelten mit günſtigem Wind und Wetter von dannen. War Gerardo's Sinnen und Trachten zur See unabläſſig ſeiner geliebten Gattin zugewandt, ſo beſchäftigte ſein Angedenken ſie dagegen nicht weniger. Sie hatte vor ihm den Troſt voraus, daß ſie mit ihrer getreuen Amme von ihm ſprechen, und ſich bei jedem etwa in ihrer Bruſt aufſteigenden Zweifel an ſeiner Liebe und Treue von ihr tröſten und beruhigen laſſen konnte; wogegen Gerardo von der Gluth ſeiner Leidenſchaft um ſo ſtärker gepeinigt ward, je ſtrenger er ſie von jeher vor Jedermann in ſich verſchloſſen gehalten hatte, und auch auf ſeiner Reiſe fortwährend verſchloſſen hielt.

Es waren mit der Zeit etwa ſechs Monate verfloſſen, ſeitdem Gerardo Venedig verlaſſen hatte. Helena zählte inzwiſchen die Stunden, Tage, Wochen und Monate in Erwartung der ſich ihr bis zu einer Ewigkeit verzögernden Wiederkehr ihres geliebten Gatten, und pflegte oft zu der Amme zu ſagen: Nun muß er in vierzehn Tagen, auf das längſte in drei Wochen in Venedig ſein. Was für koſtbare Stoffe, wie viele andere ſchöne Sachen er mitbringen wird! Er ſagte mir, als er mich verließ, daß er auch auf dich recht freigebig bedacht ſein wolle. — Und ſo erhielt ſich das verliebte Mädchen bei fröhlichem Muthe, ohne zu ahnden, daß ein Anſchlag gegen ſie im Werke ſei, der ſie auf das äußerſte in Schmerz und Betrübniß verſetzen werde. Da ihr Vater nehmlich ſah, wie ſie über ihr Alter verſtändig und anmuthig geworden war, und wie doch in ſeinem Hauſe eigentlich keine rechte Zucht und keine ſchickliche Aufſicht auf ſie ſei, die ſie verhinderten ſich, wie es allerdings geſchehen war, gegen ſeinen Willen zu vergehen, ſo beſchloß er, ſie zu verheirathen. Er bedurfte nicht langer Zeit, um einen ihm anſtändigen Eidam zu finden, denn da er adelig und reich, ſeine Tochter ſchön und liebreizend war, ſo bewarb ſich der jungen Leute ſeines Standes die Menge um ihre Hand. Herr Pietro ſuchte ſich unter ihnen einen ihm zumeiſt gefallenden Jüngling aus einer reichen, vornehmen Familie aus, und kam mit ihm und den beiderſeitigen Freunden und Verwandten überein, daß derſelbe am nächſtkommenden Sonnabende Helenen ſehen, und, wofern ſie ihm gefiele, ſich den Sonntag darauf mit ihr trauen laſſen und verheirathen ſolle. Er eröffnete ſeiner Tochter dieſen vorgefaßten Beſchluß, und erſchreckte und betrübte ſie dadurch nicht minder, als wenn ihr Jemand zugeraunt hätte, ſie ſolle des andern Tages von Rechtswegen auf dem Sankt Markusplatze zwiſchen den beiden hohen Säulen aufgeknüpft werden. Ihre Unfähigkeit, in dieſer Stimmung ein Wort zu entgegnen, für kindiſche Verſchämtheit haltend, fügte der Vater auch nichts weiter über dieſen Gegenſtand hinzu, ſondern entfernte ſich von ihr, um die bereits begonnenen, ſeinem und ſeines auserwählten Eidams Stande und Reichthume angemeſſenen, prachtvollen Vorbereitungen zu der Hochzeit zu beendigen.

Sonnabend Abends, nachdem der Bräutigam ſie ſchon geſehen und ſein Gefallen an ihr ausgeſprochen hatte, genoß Helena wenig oder nichts, und als ſie ſich ſpäter mit ihrer Amme in ihr Schlafzimmer zurückgezogen hatte, brach ſie in das bitterſte und heftigſte Weinen aus, ohne daß es der guten

Alten gelingen wollte, ihr auch nur den mindeſten Troſt zuzuſprechen, weil ſie gar keine Mittel und Wege aufzufinden verſtand, ihr vor dem folgenden Tage und ſeinen verhängnißvollen Ereigniſſen, denen ſie um jeden Preis Widerſtand zu leiſten entſchloſſen war, zur Flucht behülflich zu ſein. Ihrem Vater wagte Helena ſich und ihre Vermählung, nicht anzuvertrauen, nicht ſowohl aus Furcht vor den Ausbrüchen ſeines Zornes gegen ſie ſelbſt, denn ſie hätte ſogar den Tod mit Freuden erlitten, ſondern vielmehr, weil ſie ihren Gerardo nicht ſeiner Rache und ſeinen Nachſtellungen ausſetzen wollte. Sie hätte in dieſer Nacht, unter dem Beiſtande ihrer Amme, vielleicht aus dem Hauſe und zu Gerardo's Vater entkommen können, um ſich in deſſen Arme zu werfen und ihm ihr Verhältniß zu ſeinem Sohne aufrichtig zu geſtehen, aber ſie wußte nicht, ob ihr Geliebter dieſen Schritt billigen würde. Wer alle die Gedanken und Pläne angeben wollte, die in dieſer einzigen Nacht ihren Kopf durchkreuzten, möchte eben ſowohl die Sterne zählen, die ſein Blick an dem nächtlichen klaren Himmel ſtrahlen ſieht. Sie litt und quälte ſich unendlich, ohne einen Augenblick der Ruhe zu gewinnen. Mit dem Anbruche des neuen Tages verließ die Amme, um ihrer häuslichen Obliegenheiten und Verrichtungen willen, Bett und Zimmer, unabläſſig, wiewohl fruchtlos ſinnend und trachtend, das verzweifelnde Mädchen aus ſeinen rathloſen Nöthen zu befreien. Sobald nun Helena, die ihre Kleider in dieſer Nacht nicht von ſich gelegt hatte, wahrnahm, daß ſie allein ſei, verſchloß ſie, von ſeltſamen böſen Gedanken beſtürmt, die Thüre ihres Zimmers von innen, beſtieg dann, angekleidet wie ſie war, ihr Bett, ſchmückte ſich beſcheidentlich und ehrbar auf und richtete alle ihre Gedanken ſo ſehr auf die eine Verlegenheit, ſich zu einer Verbindung angehalten zu ſehen, die ſie nicht eingehen konnte, und nicht zu wiſſen, ob und wann

Gerardo jemals wiederkehren werde, daß ſie ihr Leben aufzuopfern beſchloß. Des Muthes ermangelnd, ſich den Dolch in das Herz zu ſtoßen, oder ſich ſelbſt zu erwürgen, kein Gift in Händen habend, um ſich damit den Tod zu geben, hielt ſie, ſich ganz in ſich verſenkend, ſo lange mit aller Gewalt den Athem an ſich, bis ſie, da ihr Niemand Beiſtand verlieh, und auch der Schmerz fortwährend an ihrem Herzen nagte, das Bewußtſein verlor und von ihren verirrten Lebensgeiſtern faſt ganz verlaſſen ward.

Als die Zeit zum Aufſtehen da war, begab ſich die Amme wieder nach dem Schlafzimmer, um Helenen zu wecken und anzuziehen, fand aber zu ihrer Verwunderung den Eingang verſchloſſen. Indem ſie zu wiederholten Malen daran klopfte und immer ſtärker und ſtärker ſchlug, weil keine Antwort erfolgte, kam Herr Pietro auf das von ihm vernemmene Geräuſch hinzu. Die Thüre wich zuletzt den fortgeſetzten Anſtrengungen, ſie zu ſprengen, der Vater drang mit andern Genoſſen des Hauſes in das Gemach, man riß die Fenſterläden auf und ſah das arme Kind wie todt auf dem Bette hingeſtreckt liegen. Der darob entſtehende Aufruhr war grenzenlos. Der unglückliche Vater weinte und ſchrie vor Schmerzen bis zum Himmel empor. Die Amme warf ſich heulend und wehklagend wie raſend über ſie. Es gab kein Auge im ganzen Hauſe, das nicht von bittern Thränen überfloß. Aerzte, Bräutigam und Verwandte kamen gerufen herzu. Alle nur erdenklichen Mittel wurden angewendet, und unzählige Dinge geſchahen, um Helenen wieder zu ſich zu bringen; aber Alles war umſonſt. Auf die ernſtlichſten, gegen ſie angeſtellten Nachforſchungen ſagte die Amme aus: Helena habe die Nacht ſehr unruhig zugebracht, ſich, wie von einem heftigen Fieber ergriffen, hin und her geworfen, und, wie ſie früh aus dem Zimmer gegangen ſei, gewacht; innerlich hing ſie aber der feſten Überzeugung an, daß dem armen Mädchen an übergroßem Leidweſen das Herz gebrochen ſei, und konnte ſich nicht faſſen und zufrieden geben. Der troſtloſe Vater weinte unmäßig und ſagte Dinge, die hätten Steine erbarmen mögen. Da die Ärzte nun, nach tauſend angeſtellten Verſuchen, die Jungfrau nicht wieder zum Leben erwachen ſahen, ſo nahmen ſie an, ſie müſſe in Folge eines aus dem Kopfe nach dem Herzen getretenen Schnupfens vom Schlage getroffen und getödtet worden ſein. Man traf alſo Veranſtaltungen, die Todtgeglaubte noch am ſelbigen Abende nach der Patriarchalkirche zum Begräbniß tragen und außerhalb derſelben in die marmorne Gruft ihrer Vorfahren beiſetzen zu laſſen, und vollbrachte zum äußerſten Leidweſen Aller, die ſie kannten, dieſes traurige Geſchäft.

Hier zeigte es ſich nun, wie wunderbarerweiſe zuweilen Glücksfälle herbeigeführt werden, und daß da, eben ſo wie es keine vollkommne Freude ohne einen Beiſchmack von Trauer giebt, die bittre Wermuth derſelben niemals die Honigſüße des Vergnügens ganz unterdrückt. An dem nehmlichen Tage mußte es geſchehen, daß Gerardo nach einer über alles Hoffen und Erwarten glücklich vollendeten Fahrt, reich an Gewinn, mit ſeiner Galeere in dem Hafen von Venedig landete.

Es iſt ein löblicher Gebrauch in Venedig, daß jedes Mal, wann Schiffe oder Galeeren von weiten Reiſen zurückkehren, Verwandte und Freunde der glücklichen Seefahrer ſie gemeinſchaftlich einholen, um ſie zu bewillkommnen und ſich mit ihnen ihrer Rückkehr zu erfreuen. Es zogen daher auch nicht wenige Jünglinge und Bürger dem, nicht ſowohl um der erworbenen Schätze willen, als über die Hoffnung des baldigen Wiederſehens ſeiner erſehnten vielgeliebten Gattin ausgelaſſen fröhlich wiedergekommenen Gerardo entgegen. Der Unglückliche wußte und ahnete nicht, daß ſie eben in der Stunde ſeiner Landung begraben ward. Gleich nach ſeiner Ankunft nehmlich; zwiſchen Mitternacht und ein Uhr, ward vom Schiffe aus der ferne Lichtſchimmer der brennenden Fackeln des Leichenbegängniſſes am Ufer geſehen. Einige Seeleute befragten die ſie einholenden jungen Leute aus der Stadt: was die vielen Lichter bedeuteten? und erfuhren von denen, die mit dem unglücklichen Ereigniſſe bekannt waren: die junge Helena ſei an eben dieſem Morgen, da ſie habe vermählt werden ſollen, in ihrem Schlafzimmer todt gefunden worden, und werde nun in der Gruft ihrer Ahnen beigeſetzt. Gewiß bedauerte Jedermann, der dieſe traurige Geſchichte hörte, das arme Kind. Daß aber Gerardo ſeinen unmäßigen Schmerz und ſein Entſetzen, die ihn innerlich zerreißende Verzweiflung ſo weit bändigte, um ſie nicht durch lautes Weinen und Wehgeſchrei zu offenbaren, konnte in der That ein Wunder genannt werden. Er blieb ſtandhaft und ſcheinbar ruhig bei der Todesbotſchaft. Sobald es ihm jedoch möglich ward, trennte er ſich von ſeinen nach Venedig zurückkehrenden Schiffsgenoſſen, Verwandten und Freunden, um ſeiner geliebten Helena, gleichviel auf welche Weiſe, in den Tod zu folgen. Er hing der feſten Meinung an, daß das unglückliche Weib ſich vergiftet habe, um ſich von dem ihr durch ihren Vater aufzudringenden Gatten zu befreien. Ehe er indeſſen Hand an ſein eignes Leben legte und es ſo oder ſo endigte, nahm er ſich vor, nach der Gruft zu gehen, in der Helena ruhete, ſie zu öffnen, und im Anſchauen der Geliebten an ihrer Seite zu ſterben.

Da er beſorgte, das Grabmal nicht allein öffnen zu können, ſo fiel er auf den Gedanken, ſich dem Bootsmann der Galeere, der ſein genauer Freund war, zu vertrauen. Er nahm ihn bei Seite und trug ihm die Geſchichte ſeiner Liebe, ſo wie einen Theil ſeiner Abſichten vor. Der Bootsmann widerrieth dem Jünglinge zwar mit allen Kräften, in Anſehung der Mißhelligkeiten, die es geben könne, gewaltſam

Grüfte zu ſprengen; ſobald er ihn aber feſt dazu entſchloſſen ſah, bot er ihm ſeinen Beiſtand an und verſicherte ihm, daß er ihn nicht verlaſſen, ſondern ein und daſſelbe Schickſal mit ihm theilen werde. Sie beſtiegen Beide zuſammen, ohne Anderer Begleitung, eine Barke, übertrugen die Obhut des Schiffes einem zuverläſſigen Seemanne, ſtießen nach Venedig ab, und fuhren nach der Wohnung des Bootsmannes, worin ſie ſich mit den ihnen nothwendigen Werkzeugen verſahen. Ihre Gondel darauf weiter dem endlichen Ziele ihres nächtlichen Abenteuers zuführend, brachen ſie das Grabgewölbe bei ihrer Ankunft auf, und ſtieg Gerardo, nachdem er die Decke wieder geſchloſſen hatte, mit ſeinem Begleiter in daſſelbe hinab. Wer ihn darin, über den Leichnam ſeiner Gattin hingeſtreckt, hätte liegen ſehen, würde ſchwerlich gewußt haben, welches von Beiden, ob den Mann oder das Weib, er für todt halten ſolle. Nach einer langen Weile wieder zu ſich kommend, bedeckte der Jüngling das Antlitz ſeiner Geliebten mit ſeinen Küſſen und benetzte es mit ſeinen Thränen. Der Bootsmann fürchtete immerdar, von der Schaarwache überraſcht zu werden, und mahnte Gerardo wiederholt an ſeine Sicherheit. Der Bedauernswerthe vermochte ſich aber nimmer von den theuern Überreſten ſeiner Gattin loszureißen, und war überhaupt ſo außer ſich ſelbſt, daß er, als er von ſeinem Freunde unaufhaltſam zur Flucht angetrieben ward, ſich wider deſſen Willen nicht von Helenens Körper trennen konnte, ſondern denſelben, von ihm unterſtützt, ſanft aus der Gruft entnahm, und, den Eingang hinter ſich ſchließend, in die Barke trug, wo er von Neuem an ihrer Seite nieder kniete und nicht ſatt werden konnte, ſie zu küſſen und zu umarmen. Daß ihm der Bootsmann ſeine Thorheit, den todten Leichnam mit ſich herumzuführen, ohne zu wiſſen wohin, mit ſtrengen Verweiſen vorhielt, gewann ihm zuletzt allerdings den Entſchluß ab, auf ſo verſtändigen Rath achtend, die Geſtorbene in die Gruft zurück zu ſchaffen. Als er nun aber ſeine Barke wieder der Patriarchalkirche zugewendet hatte und mittlerweile Helenen immer nicht aus ſeinen Armen laſſen konnte, kam es ihm vor, als ſpüre er eine gewiſſe Regung in ihr. Er ſagte zu ſeinem Gefährten: Ich fühle, mein lieber Freund, in dieſem Körper etwas, das mich hoffen läßt, er ſei vielleicht nicht todt. — Eingedenk der häufig vorkommenden ähnlichen Fälle, verwarf der Bootsmann durchaus nicht dieſen Verdacht, ſondern bog ſich zu den Liebenden hinab, legte ſeine Hand unter Helenens linke Bruſt, und ſprach zu Gerardo, als er ihr Fleiſch ein wenig lauwarm fand und ein ſchwaches Klopfen des Herzens fühlte: Laßt eure Hand hier ruhen, Herr, und ihr werdet nicht bezweifeln, daß das Weib lebendig iſt. — Voller Freuden über dieſe glückliche Kunde, legte Gerardo die Hand auf Helenens immer ſtärker klopfendes Herz, worein die Natur die entwichenen Lebensgeiſter wieder rufen wollte, und rief aus: Sie lebt fürwahr! Was fangen wir aber nun mit ihr an? — Seid nur getroſten Muthes, erwiederte der Bootsmann, und laßt uns vor allen Dingen thun, was nöthig iſt. In das Grabgewölbe darf ſie auf keinen Fall zurückgebracht werden. Wir ſchaffen ſie in mein unfern von hier gelegenes Haus. Meine Mutter iſt eine kluge und erfahrene Frau, und wird uns mit Rath und That beiſtehen. — Sie ſchlugen alſo die Richtung nach des Bootsmanns Hauſe ein, und klopften, als ſie davor angelangt waren, ſtark an die Thüre. Die gute Alte hatte ſich, wie ihr Sohn jetzt wahrnahm, ſeiner erſten Rückkehr in das Haus gar nicht verſehen, und ließ, über ſeine Ankunft hoch erfreut, von der Magd Licht anzünden und die Thüre öffnen. Der Bootsmann umarmte ſeine Mutter, ſchickte die Magd in häuslichen Verrichtungen aus der Nähe fort, nahm Helenen, ohne von ihr bemerkt zu werden, mit Gerardo's Hülfe aus dem Kahne auf und trug ſie mit ihm in ein wohnliches Zimmer ſeines Hauſes auf ein Bett. Nachdem er ſodann Feuer angemacht und leinene Tücher gewärmt, auch die gute Alte in das Geheimniß gezogen hatte, entkleideten ſie die Scheintodte, und fingen ſie allmälig zu erwärmen und ihre Glieder zu reiben an. Sie ſetzten dies ſo lange und ſo eifrig fort, bis das junge Weib nach und nach wieder erwachte und zur Beſinnung kam, ja ſogar mit ſtammelnder und zitternder Stimme einige abgebrochene Worte ſprach. Die Augen aufſchlagend und das Geſichtsvermögen wieder gewinnend, blickte ſie Gerardo an, ſchien jedoch noch nicht völlig bei Bewußtſein ihrer ſelbſt und des Geſchehenen, ungewiß, ob ſie wache oder träume. Bei ſo überzeugenden Lebenszeichen umarmte und küßte Gerardo die Geliebte, indem er heiße Thränen der Freude vergoß. Als ſie ſich gänzlich wieder geſammelt hatte und von ihrem Gatten erfuhr, wie ſie begraben geweſen und durch ihn aus der Gruft errettet worden ſei, fehlte wenig, daß ſie vor Entſetzen und Freude von Neuem wieder in Ohnmacht gefallen wäre.

Das Glück und die Zufriedenheit zu beſchreiben, deſſen die Liebenden nach ihrer langen Trennung und ihrem ſchweren Herzensleidweſen genoſſen, erweiſt ſich als eine Unmöglichkeit, da ſchon der tauſendſte Theil davon unſäglich genannt werden könnte. Die von den Todten wieder erſtandene Helena wurde mit rohen Eiern, Piſtazien, Backwerk und koſtbarem Malvaſier neugeſtärkt, und beim Nahen der Morgenröthe von Allen angehalten, ſich dem Schlafe und der ihr ſo nöthig gewordenen Ruhe zu überlaſſen. Als ſie nun beim völligen Anbruche des Tages von einem ſanften Schlummer auf ihrem Lager war umfangen worden, ſchickte Gerardo den Bootsmann auf die Galeere zurück, nahm ſelbſt eine Gondel und fuhr nach dem Hauſe ſeines Vaters, der eben aufgeſtanden war und ihn mit herzlicher Freude willkommen hieß. Der glückliche und vergnügte Sohn erzählte Herrn Paolo in der Kürze den Verlauf ſeiner Reiſe und Geſchäfte, berechnete ihm den aus Verkauf und Ankauf ſeiner Waaren gelöſten und zu löſenden bedeutenden Gewinn, wodurch er ſich die größten Lobſprüche und Segnungen von dem zufrieden geſtellten alten Manne erwarb, und hielt mit Vater und Mutter ein frohes Mittagsmahl. Er verbrachte nach Tiſche einige Zeit damit, ſeine Galeere in Venedig einlaufen zu laſſen und die desfallſigen Gänge zu thun, begab ſich am Abende mit dem Bootsmann in deſſen Haus zu Helenen, mit der er ſpeiſte, und bei der er ſchlief, und berieth des nächſten Morgens mit ihr und dem getreuen Freunde, was ferner vorzunehmen ſei.

Nach vielfältigem Bedenken und Überlegen hielt es Gezzardo für das Bequemſte und Anſtändigſte, Helenen, bis zur Veröffentlichung ſeiner Heirath mit ihr, zu ſeinem Schwager Lionardo zu bringen. Er ging mit dieſem Plane folgendes Tages zu demſelben und ſeiner Schweſter zum Mittagseſſen, erſuchte Beide, nachdem ſie mit einander abgeſpeiſt hatten, ihm ein geheimes Gehör zu ſchenken, und redete ſie in dem Zimmer, worein ſie ſich mit ihm verſchloſſen, folgendermaßen an: Die Angelegenheit, mein werther Herr Schwager und meine theuerſte Schweſter, in der ich euch bemüht habe, mich abſeits hierher zu führen, iſt für mich von der allergrößten Wichtigkeit und bedarf eures Beiſtandes und eurer Geheimhaltung. Ich weiß, wie ſehr ihr mich Beide liebt, und komme deshalb gleich zur Sache, weil ich eben bei euch nicht ſo viele Worte und Umſtände wie bei Fremden zu machen brauche, um eine Gunſt von euch zu erlangen. — Er erzählte ihnen alſo die Geſchichte ſeiner Liebe vom Anfange herein bis zu der wunderbaren Art und Weiſe, auf welche er das Werkzeug zu der Rettung Helenens geworden war, und ſchloß mit der Bitte, ſeine jetzt im Hauſe des Bootsmanns befindliche Gattin bis zur öffentlichen Vollziehung ſeiner Verbindung mit ihr unter ihren Schutz ſtellen zu dürfen, wo ſie doch am ehrenvollſten und ſicherſten geborgen ſei. Lionardo und ſein Weib waren über das ſeltſame Abenteuer ihrer künftigen Schwägerin höchſt erſtaunt und hätten es ohne Gerardo's beſtimmteſte Verſicherungen ſeiner Wahrhaftigkeit für ein Mährchen angeſehen. Sobald ſie ſich aber am Ende in den Glauben daran gefunden hatten, bewilligten ſie ihres Bruders Bitte mit vieler Bereitwilligkeit, und holten gemeinſchaftlich mit ihm Helenen in einer Gondel aus des Bootsmanns Hauſe in ihr eignes ab.

Die troſtloſe Amme hatte mittlerweile Gerardo's Rückkehr vernommen, wagte aber aus Verzweiflung über Helenens Verluſt nicht, ihm vor die Augen zu treten. Meſſere Paolo ſeinerſeits ließ nicht viele Tage vergehen, bevor er mit ſeinem Sohne von Heirath zu ſprechen anhub. Gerardo entſchuldigte ſich zwar fortwährend mit ſeiner Jugend, und gab vor, noch nicht die Stimmung gefunden zu haben, in der er ſeinen Nacken unter das Joch der Ehe beugen möge, ſo daß über dieſen Verhandlungen zwiſchen Vater und Sohn mehre Tage vergingen, während denen Gerardo keine Nacht bei ſeiner Gattin zuzubringen unterließ. Als Herr Paolo aber aus dem ihm bekannten Umſtande, daß Gerardo für gewöhnlich keine Nacht in ſeinem Hauſe ſchlafe, auf die Vermuthung fiel, er weiſe wegen des unerlaubten Umganges mit irgend einer Buhlerin oder verderbten Frauensperſon jede eheliche Verbindung von ſich ab, ſo nahm er ihn eines Tages vor, da er gerade den Wunſch, ihn verheirathet zu ſehen, um ſeines vorrückenden Greiſenalters willen, recht lebhaft fühlte, und ſagte zu ihm: Ich habe dir ſchon vielmals zugeredet, Gerardo, du möchteſt dir eine Frau nehmen, und du haſt dich noch immer meinen Wünſchen nicht bequemt. Da ich nun des Troſtes, dein Schickſal vor meinem Ende beſtimmt zu ſehen, nicht entbehren möchte, ſo fordere ich dich jetzt auf, mir zu ſagen, ob du mir gehorchen willſt oder nicht, auf daß ich weiß, was ich weiter zu thun habe, und woran ich mit dir bin. Wenn du dir nur irgend eine Frau nehmen willſt, ſo ſoll mir eine jede recht ſein, die du wählſt, lehnſt du hingegen jede Heirath überhaupt von dir ab, ſo ſchwöre ich dir beim Evangelium St. Marci, daß ich einen von Lionardo's und deiner Schweſter Söhnen an Sohnes ſtatt annehmen und dir nicht einen rothen Heller vermachen werde. — Da Gerardo ſeines Vaters Angeſicht ſehr zornig werden ſah, ſo ſchien es ihm nicht mehr an der Zeit zu ſein, das Geſchehene verborgen zu halten. Er erzählte ihm drum mit wenigen Worten, wie er ſich bereits verheirathet habe, und was Alles ihm ſeit der Zeit mit ſeiner Frau widerfahren ſei. Herr Paolo meinte, als er ſeinen Sohn ſo reden hörte, zu träumen, und konnte ihm erſt gar keinen Glauben beimeſſen, bis er zuletzt, auf ſeine ſtandhaften Betheuerungen, daß er wahr geſprochen habe, ihm erklärte: er wolle ſich des nächſten Nachmittags durch Helenens Anblick ſelbſt davon überzeugen, und werde, wenn dem wirklich alſo ſei, gern Alles billigen und verzeihen. Gerardo ging am andern Morgen zu ſeiner Gattin und hinterbrachte ihr, ſeiner Schweſter und ſeinem Schwager den Erfolg des mit ſeinem gütigen Vater geführten Geſpräches, und als er ſich des Nachmittags mit Meſſere Paolo auf den Steinweg nach Lionardo's Wohnung begeben hatte, ſtürzte ihnen, faſt an dem ihnen auf ihr Klopfen geöffneten Eingange, die die Stiegen raſch hinunter geeilte Helena entgegen, warf ſich ihrem Schwiegervater zu Füßen, und bat ihn mit hellen Thränen um Vergebung des ihm, noch ehe ſie ihn gekannt habe, unvorſätzlicherweiſe bereiteten Kummers. Der wackere Greis weinte vor Zärtlichkeit über ſeine ſchöne Schnur, hob ſie vom Boden auf, küßte und ſegnete ſie und hieß ſie als eine geliebte Tochter willkommen. Darauf ſtieg er mit ihr die Treppen empor, blieb eine geraume Weile im Kreiſe ſeiner Kinder und konnte nicht aufhören, ſich mit Helenen, die ihm eben ſo klug und weiſe, als anmuthig und lieblich ſchien, zu unterhalten.

Binnen wenigen Tagen fand in einer der nächſtgelegenen Kirchen ein ſchönes Feſt ſtatt. Herr Paolo wollte, daß mit demſelben zugleich ſeines Sohnes Hochzeit gefeiert und Helena auf glänzende und ehrenvolle Weiſe zur Meſſe geführt werden ſolle. Er traf die dazu nöthigen Veranſtaltungen, und lud eine Menge vornehmer Frauen ein, denen er zu verſtehen gab, daß die Braut eine Fremde ſei. Eben ſo bat Gerardo ſeinen von Allem unterrichteten Bootsmann nebſt einigen angeſehenen Edelleuten, die die Braut gleichfalls für eine Fremde erachteten, zu Gaſte, und führte man ſie denn zum feſtgeſetzten Tage und zu der rechten Stunde mit großem Gepränge in die Meſſe, wo ſie von Jedermann mit Staunen und für die ſchönſte Jungfrau Venedigs angeſehen ward. Der Zufall fügte es, daß eben der junge Mann, dem Helenens Vater ſie anfänglich zum Weibe verſprochen hatte, mit einem andern, bei jenem ſonnabendlichen Verlobungsbeſuche mit gegenwärtig geweſenen, zur ſelben Zeit in der Kirche war. Beide betrachteten, wie es wohl zu geſchehen pflegt, die junge Braut mit großer Aufmerkſamkeit, prieſen ſie außerordentlich ſchön, und konnten nicht umhin, zwiſchen ihr und der geſtorbenen Helena eine auffallende Ähnlichkeit wahrzunehmen. Wie ſich ihnen dieſe Bemerkung nach und nach immer ſeltſamer beſtätigte, ſchienen ſie Helenen faſt mit ihren Blicken verſchlingen zu wollen. Sich deſſen verſehend und die beiden Jünglinge wieder erkennend, war die junge Frau, indem ſie anderwärts blickte, nicht im Stande, ſich eines leichten Lächelns zu erwehren. Die beiden Freunde fanden darin die Beſtätigung ihres Argwohns, verließen, feſt überzeugt, in der Getrauten Helenen erkannt zu haben, die Kirche und begaben ſich nach dem Patriarchate, wo ſie ſo viel über den Patriarchen vermochten, daß er ihnen die Gruft, worein Helena war beigeſetzt worden, öffnen ließ. Weder Fleiſch noch Knochen vorfindend, machten ſie alsdann ein gewaltiges Aufſehen in der ganzen Stadt, und drangen in das Haus, worin die Hochzeit gehalten wurde, um Helenen, die einem von ihnen Beiden von ihrem Vater verlobt geweſen ſei, mit aller Gewalt zu entführen. Es kam deshalb zu einem heftigen Wortwechſel, und Gerardo und ſein Nebenbuhler beſtellten einander mit Schwert und Schild um die dritte Nachmittagsſtunde auf einen der gewöhnlichen Kampfplätze der venetianiſchen Edlen. Ehe noch indeſſen dieſe Ehrenſache daſelbſt ausgefochten werden konnte, gelangte ſie zur Kenntniß des Rathes der Zehne und ward von demſelben mit der Weiſung unterdrückt, man ſolle ſie auf dem Wege Rechtens beendigen. Vor Gericht vermochte der Helenens Hand in Anſpruch nehmende junge Mann natürlich nichts weiter für ſich anzuführen, als das ihm von Meſſere Pietro gegebene Wort. Dagegen bewies Gerardo durch die Amme, wo und wann ſeine Heirath vollzogen worden war, Helena legte ihr eignes Zeugniß für ihn ab, und ſo ſprachen ihm die Richter ſeine Gattin förmlich zu.

Sobald Meſſere Pietro, der während dieſer Vorgänge nicht in Venedig geweſen war, dieſe unerwarteten Nachrichten hörte, ertheilte er ſeinem Eidam, den er als einen edlen und reichen Jüngling kannte, nicht nur ſeine Zuſtimmung zu Helenens Beſitz, ſondern nahm ihn auch ſogar an Sohnes Stelle an. Gerardo's Reichthum und Anſehen erhöhte ſich dadurch außerordentlich, und er führte an ſeiner theuern Helena Seite lange Jahre ein glückliches und zufriedenes Leben, oftmals mit ihr und der getreuen Amme der vergangenen Mißgeſchicke gedenkend.

VIII.

Miranda und Tarquinius.

Es war bekanntlich der Zweck des uralten Beguinenordens, daß ſeine Brüder oder Schweſtern, ohne ein Kloſtergelübde abgelegt zu haben, in großen Ordenshäuſern zu Übungen der Andacht und Wohlthätigkeit zuſammen vereinigt lebten. Weibliche Beguinen oder Begutten gab es in den Niederlanden noch gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Ihre Beguinerien waren große Paläſte, die funfzehnhundert bis zweitauſend Schweſtern aufnehmen konnten, und wurden von Priorinnen oder Gouvernanten beaufſichtigt. Die Begutten trugen, wenn ſie ſich öffentlich zeigten, dicke, ihre ganze Geſtalt verhüllende und ihr Geſicht unkenntlich machende Kreppſchleier, die ſie in der Kirche zurückzuſchlagen und zu Hauſe abzulegen pflegten. Eine jede hatte ihren Beichtvater, der zugleich ihr Vormund und Rathgeber war, und da die Schweſtern zumeiſt Mädchen von Stande waren und etwas mehr als gewöhnlich zurückgezogen lebten, ſo wurden ſie ſehr eifrig von dem männlichen Geſchlechte und beſonders von Fremden aufgeſucht und beworben, und ſahen ſtets die eleganteſte und beſte Geſellſchaft der Stadt bei ſich.

In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts lebte nun in einem Beguinenhauſe in Antwerpen ein achtzehnjähriges Mädchen, das, mit Verheimlichung ihres wahren Namens, Miranda genannt werden mag und ſich bei dem Tode ihrer Eltern dieſe Zufluchtsſtätte erworben hatte, während ihre jüngere Schweſter, die Miterbin ihres ſehr großen elterlichen Vermögens, ſich bei einem alten unverheiratheten Oheims aufhielt. Mirandens alle Reize der Natur in ſich vereinigende Schönheit ward der Neid der ganzen Schweſternſchaft. Sie war von hoher bewundernswerther Wohlgeſtalt, hatte blondes Haar, nußbraune, lieberfüllte Augen; jeder ihrer Geſichtszüge verkündete Anmuth, jeder ihrer Blicke, jede ihrer Geberden, ihr vornehmer Anſtand bezauberte, und ihre ſchwarze Kleidung diente nur dem Glanze ihres Antlitzes und Halſes zur Folie. Ihr Weſen war zwar ſo heiter, wie ihre Jugend es nur geſtalten konnte, doch ſo beſcheiden, ſittſam und unbefangen, daß Jedermann, der ſie ſah, ihre Seele für den Zwillingsengel ihres Körpers halten mußte, weil beide zuſammen ihre Erſcheinung in der That faſt zu einer göttlichen machten. Dazu kam, daß ſie einen durchdringenden Witz beſaß, viel las und in einem guten Gedächtniſſe Alles behielt, was zu ihren Zwecken dienlich war. Sie ſang und ſpielte die Laute zum Entzücken, tanzte ſehr ſchön, ſprach geläufig mehre Sprachen und hatte überhaupt die ſorgfältigſte, ihren Verhältniſſen entſprechende Erziehung genoſſen.

Es wäre überflüſſig, zu ſagen, welch großes Aufſehen der Ruf dieſer jungen Schönheit in der Welt viel eigentlicher als in der engen Begränzung ihrer Heimath machte. Kein Mann von Stande und Anſehen kam nach Antwerpen oder reiſte durch dieſe Stadt, der es nicht zu ſeinem angelegentlichſten Geſchäfte machte, die liebliche, von Allen angebetete Miranda zu ſehen. Tauſende verſchmachteten nach ihren Blicken oder erſtarben daran, derweil ſie eitel genug war, in ihre Eroberungen ihren Stolz zu ſetzen, ja ihre größte Freude daran fand, Herzenswunden zu ſchlagen und die ausgezeichnetſten Männer zu ihren Füßen als Sklaven ſeufzen zu laſſen. Sie behandelte Alle mit gleicher Huld und berechtigte Alle zu gleichen Hoffnungen. Sobald es dunkel wurde, ertönte unter ihren Fenſtern unabläſſig Muſik und Geſang zärtlicher Liebhaber, und ſie hätte, wenn ſie nicht ſchon reich geweſen wäre, von den koſtbaren Geſchenken, die ſie fortwährend empfing, Schätze ſammeln können. Man erwartete täglich, ihre Wahl auf einen Glücklichen fallen, deſſen Bewerbungen und Wünſche krönen zu ſehen. Miranda nahm Aller Geſchenke an, hörte der Stimme eines Jeden und ſeinen Liebeserklärungen mit Vergnügen zu, wollte ſich aber nicht entſchließen, ihr Herz und ihre zarte Hand einem Einzigen zu ſchenken, da ſie eben an dem Beſitze Vieler Gefallen fand. Sie war von Natur zur Liebe geneigt, aber außerordentlich unbeſtändig. Sie liebte den Einen um ſeines Verſtandes willen, den Andern wegen ſeines Geſichts, an einem Dritten gefiel ihr ſein Betragen wohl; vor allem Andern aber verehrte ſie hohen Rang und Stand, und dieſer allein vermochte es, ſie gänzlich, wenn auch allerdings nicht in einem einzigen Manne, ſondern vielmehr in Allen anzuziehen. Wo ſie ihn immer vorfand, da liebte ſie, oder verſtand wenigſtens ſo geſchickt mit dem Liebhaber umzugehen, daß ſie ihre Eroberung vollendete. Sie erdreiſtete ſich freilich nicht, ihre veränderliche Neigung durch eine Heirath zu feſſeln, da ſie wohl wußte, ihr Herz vermöge nicht, ſich einem Manne ausſchließlich zu ergeben, und alſo weislich vermied, ſich das Unbehagen aufzubürden, welches bei ihrer widerſtrebenden Natur das eheliche Leben nothwendigerweiſe für ſie haben mußte. Die Liebe aber, die bisher nur mit ihrem Herzen geſpielt und ihm nur leichte Wunden, die keinen Schmerz, ſondern Wolluſt erregen, geſchlagen hatte, beſchloß, entweder um alle die Unglücklichen an ihr zu rächen, die theils von ihr verlaſſen, theils nicht erhört worden waren, oder um ihre Gewalt über ein ſo wankelmüthiges Herz zu verſuchen, einen in das ſchärfſte Gift getauchten Pfeil in daſſelbe abzudrücken.

Miranda war gewohnt, oft in einer den Franziskanern zugehörigen Kirche ihre Andacht zu verrichten. Wie ſie nun auch dereinſt in Geſellſchaft einer andern jungen Schweſter ihres Ordens dahin gegangen war, geſchah es, daß, dem Gebrauche gemäß, nach beendigter Meſſe einer der Väter mit dem Klingelbeutel einſammelnd in der Kirche herumging, und an eben dem Tage ein junger neuaufgenommener Mönch dies Geſchäft verrichtete. Als er mit dem Beutel zu Miranden trat, hatte ſie kaum die Augen zu ihm aufgeſchlagen, ſo überzog die Röthe des Erſtaunens ihr Geſicht. Sie ſah ihm ſtandhaft in das ſeinige und erblickte darin alle Liebenswürdigkeit, die Tugend, Geiſt und Schönheit eigenthümlich beſitzen. Sein grobes, unförmliches Gewand verbarg ihr nicht ſeine zarten, ſie nur zu nahe berührenden Hände, und ſeine Wohlgeſtalt, ſein edles, hohes Weſen leuchtetete durch ſeine freiwillige Erniedrigung. Wie viel auch dieſe letztere Betrachtung bei Miranden galt, ſo dachte ſie doch bald nicht mehr daran, lieben zu wollen, denn ſie ſah ſich gezwungen, wahrhaft zu lieben, ſie wußte nicht warum und wie. Sie ſtarrte den Mönch, während er in Erwartung ihrer Mildthätigkeit gebückt vor ihr ſtand, ſo lange an, bis ſie bemerkte, daß er erröthete und ſeine Augen zu Boden ſchlug. Beſchämt griff ſie mit der Hand in die Taſche und ſuchte eine lange Weile nach ihrer Börſe, als ob ſie in Gedanken mit nichts Anderm beſchäftigt wäre. Als ſie dieſelbe endlich hervorzog, reichte ſie dem Bruder eine Piſtole, jedoch ſo langſam und zögernd, daß ſie leicht errathen ließ, wie viel Vergnügen es ihr mache, ihn anzuſehen. Der gute Mann empfing ihre Gabe, indem er ſich tief verneigte, und ſetzte ſeinen Umgang weiter zu den übrigen fort. Miranda begleitete ihn mit einem ſchmachtenden Blicke, ſo lang er in der Kirche war, verließ das Gotteshaus mit einem Seufzer, als ſie ihn fortgehen ſah, und begab ſich in ihre Wohnung zurück, unterweges in Gedanken ſo ausſchließlich mit dem heiligen Manne beſchäftigt, daß ſie zu ihrer jungen Gefährtin kein Wort äußerte. Cornelia, ſo hieß dieſe, bemerkte zwar der ſonſt ſo witzigen und gutgelaunten Miranda plötzliches Verſtummen und ſogar deren flüchtige Verwirrung beim Anblick des jungen Vaters, war aber doch weit entfernt, ihre Bewegung für Liebe zu erkennen, und nahm, ſobald ſie nach Hauſe gekommen waren, Gelegenheit zu ſagen: Haben Sie wohl auf den ſchönen jungen Franziskaner geachtet, der den Klingelbeutel herumtrug? — Bei einer Frage, die den Gegenſtand ihrer Leidenſchaft namhaft machte, mußte Miranda nothwendigerweiſe erröthen. Sie fühlte, daß es geſchah, gerieth darüber in doppelte Beſtürzung und hatte kaum den Muth zu ſagen: O ja, ich bemerkte ihn; worauf ſie mit erzwungenem Lächeln fortfuhr: es wunderte mich nicht wenig, in einem ſo ſtrengen und demüthigen Orden einen ſo lebenskräftigen jungen Mönch zu finden. — Wenn Sie ſeine Geſchichte wüßten, Schweſter, erwiederte Cornelia, ſo wunderten Sie ſich gewiß nicht mehr. — Ungeduldig, Alles zu erfahren, was ihren neuen Günſtling betraf, bat Miranda Cornelien, ſeine Geſchichte zu erzählen, und ſo begann die letztere folgendermaßen ihre Wünſche zu befriedigen.

Geſchichte des Prinzen Heinrich.

Sie müſſen wiſſen, daß dieſer junge Heilige ein deutſcher Fürſt aus dem Hauſe der *** iſt, deſſen Schickſal ihn in heftiger Liebe zu einer ſchönen jungen Dame entbrennen ließ, die ſein Gefühl für ſie mit gleicher Innigkeit erwiederte. Ihres Herzens verſichert und nur der Einwilligung ihrer und ſeiner Eltern noch ermangelnd, an welcher er, von Seiten der letztern, nicht zu zweifeln brauchte, da ſeine Geliebte auch von hohem Stande war, rühmte er ſich ſeines Glückes gegen ſeinen älteren Bruder, einen hochmüthigen, genußſüchtigen Jüngling, der den Frauen leidenſchaftlich ergeben, und nicht nur der Abgott ſeiner allzuzärtlichen Mutter, ſondern auch der Liebling ſeines Vaters war, und alſo vermittelſt ſeines Einfluſſes auf ihre Herzen über ihren Willen unumſchränkt gebot.

Dieſer junge Prinz verliebte ſich in ſeines Bruders, des Prinzen Heinrichs, Braut, alſobald er ſie ſah, und warnte ihn, eben den liebenswürdigen Mönch, vielmehr als gebietender Fürſt denn als wohlwollender Freund, der jungen Dame, die ſein eignes Verlangen erregt habe, fernerhin zu nahen. Vergebens beſtrebte ſich der beſtürzte Heinrich, ſein Recht an ihre Liebe und die Gegenſeitigkeit ſeiner und ihrer Schwüre für ſich geltend zu machen. Vergebens erinnerte er an die Verwandtſchaft ihres Blutes, an ihre Freundſchaft und an ſein von dem Beſitze des reizenden Mädchens abhängiges Leben. Alle ſeine Vorſtellungen ſchürten nur ſeines Bruders Flammen ſtärker an; je mehr der Eine bat, deſto mehr entbrannte der Andere, und während Jener Dieſem unter den inſtändigſten Beſchwörungen auf ſeinen Knieen folgt, entflieht ihm derſelbe in der Raſerei der Leidenſchaft, von ſeinen Thränen ungerührt, hegt, von ſeinem höheren Anſehen als älterer Bruder und von den Vorzügen ſeiner äußern Erſcheinung verblendet, keine Zweifel an einem günſtigen Erfolge, und iſt entſchloſſen, ſeinem wilden Feuer Alles aufzuopfern. Er ſprach von ſeinen Abſichten mit ſeiner Mutter, ſie ſagte ihm ihren Beiſtand zu, zog demnächſt den Fürſten, ihren Gemahl, in ihr Geheimniß und wußte dieſem den Zuſtand ihres geliebteren Sohnes ſo bedenklich zu ſchildern, daß ſie ihn bewog, mit den Eltern der jungen Schönheit einen Heirathsvertrag zwiſchen derſelben und des Prinzen Heinrichs Bruder abzuſchließen, ja ſchon Tag und Stunde der Hochzeit zu beſtimmen, ehe das arme Mädchen noch erfahren hatte, welch großes Opfer von ihr gefordert ward. Dem in wichtigen Angelegenheiten mittlerweile außer Landes geſchickten Heinrich ſagte zwar ſein ahndungsvolles Herz das ihm drohende Geſchick voraus, aber alle Briefe, die er an ſeine Geliebte ſchrieb, ſo wie alle, die ſie ihm zuſandte, wurden aufgefangen. Sie ſah ſich tagtäglich von den Anträgen und Bewerbungen des verhaßten Prinzen bedrängt, der immerdar ſeufzend zu ihren Füßen lag; vergebens waren alle ihre Vorwürfe und all ihre Kälte: er blieb unerſchütterlich, denn er dachte, was ihm die Liebe verweigere, erlange er von der elterlichen Gewalt.

Sie klagte in ihrem Herzen über den jungen Heinrich, daß er ihr nicht ein einziges Mal ſchrieb, und konnte zuletzt nicht umhin, trotz ihrer ganzen Kraft und ihres erkünſtelten Muthes, in Thränen auszubrechen, als der Prinz eines Tags zu ihr ſagte: Heinrich habe ſich nur deswegen entfernt, um ihm Zeit und Gelegenheit zu geben, ihr den Hof zu machen, da er, nach ſeinen Äußerungen, es bereue, ihr Schwüre verpfändet zu haben, die er zu jung ſei einzulöſen. Er behauptete ferner: Heinrich habe ihn aus eben dem Grunde zuerſt zu ihr geführt, und ſie deshalb auch weder mehr geſehen, noch Abſchied von ihr genommen; da doch in Wahrheit Heinrichs nächſter Beſuch ihm den Tod gebracht haben würde, weil ſein Bruder geſchworen hatte, ihn zu ermorden, und ihn in dieſer Hinſicht bis zu ſeiner Abreiſe bewachen ließ.

Der ältere Prinz wußte alles dies mit ſo leidenſchaftlichen Betheuerungen, Schwüren und anſcheinendem Mitleiden wegen der unmenſchlichen Art, wie ſie verlaſſen worden ſei, vorzubringen, daß ſie beinahe dem, was er ſagte, Glauben beimaß und genug zu kämpfen hatte, ſich in den Gränzen der Mäßigung und ſtillen Grams zu erhalten. Ihr Herz brach, ihre Augen verſchmachteten, ihre Wangen erblichen, und ſie wäre faſt todt in die verrätheriſchen Arme deſſen geſunken, der ihr dieſe Entdeckung bereitet hatte, hätte ſie nicht das Äußerſte gethan, ihren Muth zuſammenzuhalten und die Empfindlichkeit ihres lieberfüllten und jetzt von dem theuren Gegenſtande ihrer Freuden und Leiden verlaſſenen Herzens zu unterdrücken. So nahte endlich der Tag, an welchem die ſchöne weinende Unglückliche für immerdar hingeopfert werden ſollte. Sie ward von ihren Eltern, ohne zu wiſſen in welcher Abſicht, an den Hof geführt und dort gezwungen, dem Prinzen vor dem Altar ihre Hand zu geben. Heinrich, der inzwiſchen von ſeinem Unglück nicht mehr erfahren hatte, als was ihm von trüben Ahndungen eingeflüſtert worden war, kehrte nach einiger Zeit zurück, und kam ſogar, ſeines Schickſals unbewußt, bis vor ſeinen Vater, in deſſen Gegenwart er ſeine Geliebte und ſeinen Bruder ſo vertraut mit einander fand, daß er nicht in Ungewißheit über das Geſchehene bleiben konnte. Es möchte ſchwer zu entſcheiden ſein, welches von Beiden in größeres Erſtaunen gerieth, ob die junge Dame oder er; ſie blieb bleich und regungslos in ihrem Stuhle ſitzen, und Heinrich ſtand ſtarr wie eine Bildſäule vor ihr. Zuletzt nahmen Gram und Wuth die Stelle der Verwunderung in ihm ein, und er konnte ſich des Ausrufs nicht erwehren: Verräther! behandelſt du deinen Freund und Bruder alſo? Und du treubrüchige Zauberin! iſt dies der Lohn, den du meiner Liebe zollſt? — Er konnte nicht mehr ſagen, ſondern ſchwankte gegen die Thüre und würde ohnmächtig zu Boden geſtürzt ſein, hätte ihn nicht ſein hinter ihm eingetretener Page in den Armen aufgefangen. Der gute alte Fürſt, der Vater der beiden Prinzen, der nicht wußte, was dies ſagen wollte, wurde durch die weinende Prinzeſſin von Allem unterrichtet, und das junge unglückliche Weib trug ihm die Geſchichte ihrer und Heinrichs Liebe ſo rührend vor, daß ſie dem Greiſe Thränen in die Augen lockte, ihren Gatten hingegen zu der wüthendſten Eiferſucht erregte. Er befand ſich zwar in dem Beſitze der von ihm angebeteten Schönheit; dieſe Schönheit betete aber einen Andren, einen jungen, liebenswürdigen Prinzen an, der in eben ſo heftiger Leidenſchaft wie er ſelbſt für ſie entbrannt war. Dieſer gefürchtete und gefährliche Nebenbuhler lebte in einem und demſelben Hauſe mit ihm, worin er eines ähnlichen Anſehens genoß, und wenn zwei Herzen ſo gänzlich übereinſtimmen und in ſolchem Einverſtändniſſe mit einander ſind, da fällt es ihnen auch nicht unmöglich, die Gluth ihrer gegenſeitigen Sehnſucht bei Gelegenheit zu lindern und zu befriedigen. Dieſe allmäligen Bedenklichkeiten führten den eiferſüchtigen Ehemann zu dem Entſchluſſe, ſeinen Bruder aus der Welt zu ſchaffen und ſich durch eine eben ſo gottloſe, als grauſame und unnatürliche Mordthat Ruhe zu geben. Nachdem er dieſen Vorſatz gefaßt hatte, fühlte er ſich ein wenig erleichterter, und ſtrebte nun mit der höchſten Verſtellungskunſt, gegen ſeinen Bruder Heinrich gütig geſinnt zu ſcheinen, indem er denſelben oftmals in das Zimmer der Prinzeſſin zu kommen, und ſie mit ſeinem Geſpräche zu unterhalten geſtattete. Wenn auch dann gewöhnlich nicht nahe genug, um alles zu hören, was ſie zuſammen redeten, verlor er ſie doch keinen Moment aus dem Geſichte, und es entging ihm nicht, wie Heinrich die Prinzeſſin zwar immer ſchmachtend und vorwurfsvoll aus ſeinen zum überfließen mit Thränen erfüllten Augen betrachtete, ſeinen Schmerz aber nimmermehr gegen ſie ausbrechen ließ, während ſie ihre Blicke nicht vom Boden zu ihm erhob, und ſeine Unterhaltung überhaupt ſo viel wie möglich mied. Nichtsdeſtoweniger fühlte ſich der ungroßmüthige Gatte durch dieſe ſtrengſte Sittſamkeit und Pflichttreue der Prinzeſſin nicht beſänftigt und genug gethan. Er fand daß ihr Herz jederzeit hochauf ſchlug ſobald ihr Heinrich nahete, und ſo beſtätigte jeder neue Beſuch den dieſer ihr machte ſeinen Tod.

Der Vater beobachtete oft das Betragen ſeiner Söhne und beſorgte eben ſo viel von der Sanftmuth und dem ſchmachtenden Weſen des einen, wie von dem ärgerlichen Erröthen, den wilden Blicken und den trotzigen Antworten des Anderen, wenn er ſah, daß jener ſeinem Weibe nahete. Um den üblen Folgen dieſer Mißverhältniſſe zuvorzukommen, erſuchte er ſeinen jüngern Sohn, ſein Vaterland zu verlaſſen und nach Italien zu gehen, weil er eben bereits ein Alter erreicht habe, in dem es den Männern wohlanſtehe, einen Blick in die Welt zu thun. Heinrich erwiederte ſeinem Vater, er wolle zwar ſeinen Befehlen gern gehorchen, halte ſich aber für überzeugt, daß der Augenblick, in dem er ſeine ſchöne Schweſter verlaſſen müſſe, der letzte ſeines Lebens ſei, und fügte dazu eine ſo klägliche Schilderung ſeiner Liebesleiden, daß der alte Fürſt faſt von Erbarmen mit ihm bewogen worden wäre, ihm ein längeres Verweilen zu geſtatten, hätte er nicht die unausweichlichen Gefahren in Betracht gezogen, mit denen ihm ſeines Bruders Ingrimm drohete, und ſich für verpflichtet gehalten, ihm die Vorbereitungen zu ſeiner nahen Abreiſe nochmals einzuſchärfen. Da das zwiſchen Heinrich und ſeinem Vater Vorgefallene ein Geheimniß geblieben war, ſo hatte Niemand bei Hofe von des Erſteren Abreiſe geſprochen, und ſein Bruder ſchritt alſo zu der Ausführung ſeines verbrecheriſchen Plans, indem er eines Tages mit anderen jungen Männern von Stande eine Jagdpartie veranſtaltete und dabei einige Mörder dung, die den Prinzen Heinrich überallhin verfolgen, und ſobald er ſich von den Anderen entferne, umbringen ſollten. Der Zufall bot ihnen auch wirklich eine günſtige Gelegenheit dar, denn Heinrich blieb zögernd hinter der Jagdgeſellſchaft zurück und verlor ſich in ein anmuthiges Haſelgebüſch, wo er vom Pferde ſtieg und zu Fuße immer tiefer hinein luſtwandelte, den Kopf von Gedanken erfüllt, wie Liebe und Gehorſam in ſeiner Seele zu vereinigen ſei. Er wahr ſich wohlbewußt: verweilen dürfe er nicht mehr, weil er ſonſt die junge Prinzeſſin kränke und beleidige, deren Ehre ihr nimmermehr geſtattete, ſeine Leidenſchaft zu befriedigen, auch war er nicht etwa laſterhaft genug, ernſtlich daran zu denken, ihrer Tugend zu nahe zu treten. Er ſah in ſeiner Geliebten ſeines Bruders Frau, und würde ſich ſchon dadurch vor unzüchtigem Verlangen behütet haben, wofern ihre angeborene Ehrbarkeit auch nicht hinreichend geweſen wäre, ihn in den Schranken der Ehrerbietung gegen ſie zu halten. Er bedachte, daß er ihre Ruhe ſichere und ſeinen Bruder von tauſendfachen Ängſten befreie, wenn er ſeinem Vater Gehorſam leiſte. Er wollte in der Ferne ſein Heil ſuchen, wo es noch möglich ſei, oder den Tod, der ihm ja auch zu ihren Füßen ſchon bereitet war, denn er hielt es für rühmlicher, vor ihm zu fliehen, als ihn bleibend zu erdulden. In Betrachtungen über ſein hartes Geſchick verſunken, und mit den grauſamen Sternen grollend, in denen ſein ſo früher Untergang geſchrieben ſtehe, ſchwankte er alſo, weinend und ſeufzend, zwiſchen Entſchluß und Zweifeln hin und her, als er plötzlich die Fußtritte einiger Pferde und das Rauſchen der von ihnen geſtreiften Zweige in ſeiner Nähe vernahm, und, aufblickend, vier Berittene raſch auf ſich zuſprengen ſah. Er hatte kaum ſoviel Zeit gehabt, von der Erde aufzuſpringen, noch nicht genug aber, um ſich ebenfalls auf ſein einige Schritte weit von ihm graſendes Pferd zu werfen, als ihm der vorderſte Reiter barſch zurief: Du mußt ſterben, Prinz! — Das glaube ich Dir wohl, entgegnete er, nur durch keine ſo ſchlechte Hand als die deinige, — zog in dem nämlichen Augenblicke ſein Schwert und rannte es ihm durch die Weichen. Als ſich der Kerl ſchwer verwundet fühlte, wälzte er ſich hinweg und rief: Du biſt ein Prophet, und haſt meiner Verrätherei mit dem Tode vergolten. — Doch kamen die Übrigen dazu, von denen einer nach dem Prinzen ſchoß und ihn zu derſelben Zeit durch die Schulter traf, als die anderen Beiden, ihm in die Hand fallend, ausriefen: Halt, Schurke, wir bereuen, er ſoll nicht ſterben! — Der Mörder erwiderte: Es iſt zu ſpät, er iſt getroffen und liegt todt vor euch, wie ihr ſeht. Laßt uns für unſere Sicherheit ſorgen und dem Prinzen ſagen, daß wir ſeinen Willen gethan haben, denn ihr ſeid eben ſo ſchuldig wie ich ſelbſt. — Nach dieſen Worten flohen ſie alle von dannen und ließen den Prinzen in ſeinem Blute unter einem Baume liegen.

Gegen Abend dieſes Tages nahm der ſeines Weges gehende Förſter ein reich aufgezäumtes reiterloſes Pferd am Eingange des Waldes herumſtreifend wahr und fand, nach dem Beſitzer ſuchend, bald auch den halbtodten Prinzen vor. Er nahm ihn vor ſich auf das Pferd und brachte ihn nach ſeiner Waldwohnung, wo außer ihm nur noch ein Knabe und ſein Vater, ein alter in der Wundheilkunde erfahrener Mann, zugegen war. Sie legten ihn zu Bett. Der alte Förſter verband ihm, ſo gut er es verſtand, ſeine Wunde, und des anderen Morgens ließen ſie einen geſchicktern Wundarzt kommen, dem der Prinz, weil der Mann ihn kannte, Stillſchweigen gebot. Der Fremde war verſchwiegen, der Prinz genas allmälig und ging, ſobald er ſich wieder wohl fühlte, in Pilgerkleidung nach Flandern, wo er nach einiger Zeit in den Orten des heiligen Franziskus trat. Niemand erfuhr eher, als bis er das Kloſtergelübde abgelegt hatte, was aus ihm geworden war, ſodann ſchrieb er ſeine eigene Geſchichte an den Fürſten, ſeinen Vater, an ſeine Geliebte und an ſeinen entarteten Bruder. Die junge Prinzeſſin überlebte ſeinen Verluſt nicht lange, ſie zehrte ſich von dem Tage an, da er vermißt wurde, ab, und er fand ſich bald in ſeinem frommen Leben durch das Bewußtſein beſtärkt, daß ſie um ſeinetwillen geſtorben ſei.

Mein Bruder, ſo ſchloß die Begutte ihre Erzählung, aus deſſen Munde ich die Lebensgeſchichte des Prinzen Heinrich habe, war Offizier unter dem alten Fürſten und kannte die Verhältniſſe der Familie ſehr genau.

Pater Heinrich, rief hier Miranda dazwiſchen, iſt demnach ein Mann von ſo hohem Stande? — Ja, ſagte Cornelia, er hat ſeinen Namen mit dem Namen Franziskus vertauſcht. — Miranda fürchtete durch fernere Fragen die Gefühle ihres Herzens zu verrathen und brachte das Geſpräch auf andere Gegenſtände, zumal da eben einige vornehme Leute in ihr Beſuchzimmer traten, das um die ſechſte Stunde ſich gewöhnlich wie der Audienzſaal einer Königin mit der erſten Geſellſchaft füllte. Es ward indeſſen Jedermann erſichtlich, daß Miranda ſich nicht in ſo heiterer Laune wie andremale befand. Sie war nachdenklich, antwortete auf Alles, was man ihr ſagte, verkehrt, ſtand tauſend Male im Begriff, wider ihren Willen von dem liebenswürdigen Mönche zu reden, der ihr nicht aus dem Sinne kam, und bildete ſich ein, wenn er ſchon in einer groben, häßlichen grauen Kutte, geſchornen Scheitels, einen härenen Strick um ſeinen Leib gegürtet, barfuß, mit Sandalen anſtatt der Schuhe bekleidet, Liebe einzuflößen im Stande ſei, welchen Eindruck er erſt in vergangenen Zeiten, in dem vollen Glanze und Schimmer ſeiner Jugend, Schönheit und Hoheit gemacht haben müſſe. Sie ſtellte ſich ihn in Gedanken heiter und lebenskräftig vor, und betrachtete ſeine gegenwärtige Tracht wie eine für die Heimlichkeiten der Liebe geeignete Verkleidung, wie eine vorgenommene Maske, um deſto ſicherer damit einer Geliebten und dem Glück der Liebe zu nahen. Ja, ſie ſah den Jüngling in ſeiner angeborenen Schönheit, die immer die nämliche blieb, gleichviel ob unter der klöſterlichen Kutte, oder unter dem Prachtgewande. In der ſchweigſamen dunkeln Nacht, und in den ſanften Umarmungen der Liebe hörte er ganz auf Mönch zu ſein und ward er wieder Prinz, und die abſtoßende, nur ſeinem heiligen Kleide angehörende Ehrwürdigkeit opferte er den tauſendfachen Tändeleien der Zärtlichkeit, dieſem Erbtheile der Jugend, und dem höchſten Glücke des Lebens in der Liebe auf. In manchen Augenblicken erſchien er ihrer Phantaſie als Liebhaber, deſſen Herz der Gegenſtand ſeiner Anbetung ſo ganz erfüllte, daß kein Raum darin mehr für ſie vorhanden blieb. Dieſer Gedanke ſetzte ſie aber allerdings nicht lange in Verlegenheit, und ſie wendete ihn in ſeiner Geburt ſchon zu ihrem Vortheile um. Er war ein Liebender und beſaß alſo ein empfindſames, zärtliches Herz. Er hatte Jugendmuth und Kraft, eben ſowohl entzündliche als entzündende. Er war von dem geliebten Weſen auf ewig geſchieden und gänzlich hoffnungslos, und ſie folgerte ſehr verſtändig, daß eine Liebesflamme von ſelbſt erlöſchen müſſe, der nichts weiter als

Verzweiflung zur Nahrung gegeben ſei. Sie ſah ihre eigenen Reize, und die Erfahrung gleichwie ihr Spiegel ſagten ihr, daß ihnen, um ſo mehr, ſobald er ihre Abſicht geweſen, bisher noch jedesmaliger Sieg geworden ſei. Auch war Prinz Heinrich gewiß gern bereit, in einem Liebeshandel mit ihr eine Leidenſchaft zu erſticken, die ihn für ſeine geſtorbene Schweſter peinigte.

Dieſe und unzählige andere eitle und unbeſonnene Selbſttäuſchungen füllten Mirandens ſchlafloſe Nächte und einſamere Tage aus, während denen, um ſie wahrhaft elend zu machen, die Liebe ihr freilich nicht ſo anhaltend mit ſüßen lügenhaften Träumen ſchmeichelte, daß die Vernunft ſie nicht in manchen Augenblicken vor dem jähen Abgrunde, an dem ſie ſtand, hätte warnen ſollen. Desungeachtet litt ſie nimmermehr die etwaige Vorſtellung ihres Innern: daß der Prinz, der in einen heiligen Orden getreten ſei, den heiligen unverbrüchlichen Schwur ewiger Keuſchheit abgelegt habe, ſie unmöglich heirathen könne. Sie wieß alle Bedenklichkeiten, die ihren Untergang hätten abwenden mögen, ſtandhaft von ſich zurück und zog einzig und allein die Liebe zu Rathe, wie leichtſinnige Monarchen nur Schmeichlern ihre Ohren leihen. Entſchloſſen zu lieben, es entſtehe daraus, was da immer wolle und könne, unterließ ſie keinen Tag, ſich in der kleinen Kirche einzufinden, wo ſie das Glück oder vielmehr das Unglück hatte, den Räuber ihres Herzens und ihrer Seele zu ſehen, und neue Flammen an den Strahlen ſeiner lieblichen Augen in ſich zu entzünden. Ohne es zu wiſſen und zu wollen, ſchlug ihr Heinrich immer tiefere Wunden, und ward ſo der unſchuldige Urheber ihres ferneren Mißgeſchicks.

Sie bediente ſich tauſend verſchiedener Wege, um ihm die Noth ihres gequälten Herzens zu offenbaren, und blieb am Ende bei dem einen ſtehen, ihm zärtliche Briefe zu ſchreiben, in denen ſie mit ihrer ganzen Beredtſamkeit ihn zu erwärmen und zu rühren verſuchte. Sie ließ dieſe Briefe, die nachmals alle öffentlich vor Gericht gebracht wurden, durch ein ihr ergebenes junges Mädchen, ihre Magd, an einen einfältigen Laienbruder beſtellen, der der Küche des Franziskanerkloſters als Koch vorgeſetzt war, und, durch Gold treu und verſchwiegen gemacht, ohne zu wiſſen, was er that, ſie an den Pater Franziskus weiter beförderte. Sie ermüdete nicht, jeden Tag wiederholt, anfänglich als eine dritte Perſon, an ihn zu ſchreiben: eine ſchöne und reiche ungenannte junge Dame von Stande habe ſich in ihn verliebt, und ihn mit Bitten zu beſtürmen, zu antworten: ob ſich dieſelbe irgend einer günſtigen Aufnahme dieſer Erklärung von ihm zu verſehen habe, indem ſie ihn zugleich verſicherte, er werde ſicherlich nichts als ihres Anblickes bedürfen, um ſich zu ihrem Sklaven zu bekennen.

Als dieſer Brief dem frommen Pater überliefert wurde, las er ihn mit Erſtaunen durch, und wußte zuerſt ganz und gar nicht, wer ihn, den Fremden an dieſem Orte, alſo verſuchen konnte, gab ſich auch, da er an keine Erwiederung dieſer Leidenſchaft dachte, nicht die mindeſte Mühe, den Verſucher ſelbſt zu errathen. Miranda ihrerſeits ſchickte am Abende des nächſten Tages, da ihr Liebesbote ihr keine erwünſchten Zeitungen hinterbrachte, unfähig längeren Aufſchub zu erdulden, einen abermaligen Brief ab, worin ſie bekannte, daß eben die Dame, die ſich die Beſchämung auferlege, zu ſchreiben und zu bitten, diejenige ſei, welche ihn anbete.

Ihre raſende Liebe verführte ſie zu gleicher Zeit, alles zu ſagen, wonach ihre Sehnſucht gerichtet ſtand. Sie that dem Pater den Vorſchlag, das Kloſter zu verlaſſen und mit ihr nach einem entfernten Winkel der Welt zu entſliehen, indem ihr bedeutendes Vermögen ihr Glück allerwärts ſichere; gab ihm zu bedenken, daß ihm die Vorzüge ſeiner Geburt, und ſeine Jugend nicht zu dem Ende verliehen ſeien, ſie hinter öde Kloſtermauern in Armuthſeligkeit und Langeweile zu begraben, und ließ mit einem Worte, nichts unverſucht, ihn an ſich zu ziehen und ſeine Grundſätze und Schwüre zu erſchüttern. Der fromme Mönch erwiederte ihr auf keinen ihrer Briefe ein Wort, weil er der Meinung war, jede Ermahnung oder vernünftige Vorſtellung könne nur dazu dienen, ihre Flamme und einen unerfreulichen Briefwechſel zu nähren und zu unterhalten. Er verachtete ihre falſchen, verderblichen Gründe, bemitleidete die Verirrung ihrer Liebe, und war gegen jede Verſuchung probefeſt. Ungeachtet ſeines Stillſchweigens, das ſie zweifelhaft machte und peinigte, hörte ſie jedoch nicht auf, ihn mit ihren Briefen zu verfolgen. Zuweilen ſchrieb ſie wollüſtig, glühend und raſend, dann wieder klagte ſie ſich mit erkünſtelter Mädchenhaftigkeit ſelbſt an, tadelte ihre Handlungsweiſe, beſeufzte ihr Schickſal, das ſie durch die Gewalt ihrer Begierde zu ihren demüthigenden Geſtändniſſen nöthige, und flehte ihn an, ihr zu verzeihen und ſich ihrer zu erbarmen, indem er ſie durch ſeinen väterlichen wohlmeinenden Rath auf den Weg der Tugend zurückführe und ihr ſeinen Beiſtand verleihe, den böſen Feind in ihrer Bruſt zu bekämpfen. Sogar die kalte Vernachläſſigung, mit der er ihren Bemühungen begegnete, goß Öl in die Flamme ihrer Leidenſchaft. Da keine Worte und Bitten fruchteten, ſo nahm ſie ihre Zuflucht zu Geſchenken. Ihre Briefe waren mit koſtbaren Ringen und Juwelen angefüllt, die ſie vorher erſt von vornehmen Gecken erhalten hatte. Er ſah ſich bereits im Beſitze vieler dieſer Gegenſtände, ehe er noch wußte, wem und wie er ſie zurückgeben ſollte. Nur um ſich derſelben zu entledigen, überwand er endlich ſeine Abneigung, ihr zu ſchreiben, indem er, im Kloſter nicht uneingedenk ſeines Standes und ſeiner Erziehung geworden, ſeine Antwort mit aller möglichen Ehrerbietung abfaßte, die er ihrem aus ihren koſtbaren Geſchenken erſichtlichen Range ſchuldig zu ſein glaubte, und dabei den Verſuch nicht unterließ, ſie zur Vernunft und Frömmigkeit zu bekehren. Er ſendete ihr ihren goldenen Tand zurück, mit dem Bedeuten, daß derſelbe ſich beſſer zur Zierde einer jungen Dame eigne, die noch mit der Welt in Verkehr und Einverſtändniß lebe, als für Jemand, deſſen übriges Daſeyn auf Erden dem Himmel gewidmet ſei, ſegnete ſie tauſend Male und verſicherte ihr: ſie werde für immerdar in ſeine Gebete, wenn auch nicht in ſein Herz, aufgenommen ſein. Indeſſen hatte all das Wohlwollen und die Freundlichkeit, die er ihr bei dieſer Gelegenheit zu erkennen gab, dieſelbe Wirkung wie ſein Schweigen, es vermehrte ihre Liebe und Ungeduld. Von ſeinem Verſtande bezaubert, hatte ſie jetzt neue Gründe, ihm zu antworten und ſeinen Entſchluß zu bekämpfen, um ihn für die Welt und deren Freuden wieder zu gewinnen.

Nachdem ſie länger als vier Monate vergebens geſchmachtet, und keinen Tag verſaumt hatte, den geliebten Mann zu ſehen, ohne ſich zu erkennen zu geben, nahm ſie ſich vor, das Äußerſte zu thun, und ſich ſelbſt zu zeigen, damit vielleicht ihre Schönheit, Bitten und Thränen ihn erſchütterten. Am Vorabende des Tages, an welchem ſie das Sakrament empfangen ſollte, kam ſie demzufolge, in ihren Schleier gehüllt, in die Vesper und beabſichtigte, dem Pater Franziskus ihre Beichte abzulegen. Zitternd vor Liebe und Erwartung, trat ſie auf ihn zu und ſagte zu ihm: Vater, mein Beichtiger hat für einige Zeit die Stadt verlaſſen, und da ich morgen das heilige Abendmahl zu nehmen gedenke, ſo bitte ich Sie, daß es Ihnen gefallen möge meine Beichte anzuhören. — Er konnte ihr keine abſchlägliche Antwort geben, und führte ſie daher in die Sakriſtei, wo ein Beichtſtuhl ſteht, in den er ſich ſetzte. Sie kniete auf der einen Seite neben ihm nieder, gegenüber einem kleinen Altare, darin die Prieſtergewande liegen, und auf dem einige brennende Wachskerzen ſtanden, die dieſen Ort ſehr hell erleuchteten und ihren vollen Lichtglanz auf Miranda warfen.

Nach den zu der Beichte gewöhnlichen kleinen Vorbereitungen, ſchlug ſie ihren Schleier zurück und enthüllte vor des Paters Blicken die wunderbarſte Schönheit, die er je geſehen, in allem Glanze einer jungen Braut. Ihr Haar und ihr Buſen waren mit Demanten beſät, und ſtrahlten ihren blendenden Schimmer auf ihr Antlitz und ihre Augen wieder, deren höherer Glanz durch ſie wie durch eine Folie gehoben ward. Der Pater verſank in Staunen und Anſchauen ihres himmliſchen Reizes und wußte nicht, ob er ein Weib oder einen Engel zu ſeinen Füßen ſah. Ihre, wie zum Gebet erhobenen Hände ſchienen von geglättetem Alabaſter gebildet zu ſein, und er mußte ſich geſtehen, niemals etwas Vollkommneres auf Erden geſehen zu haben. Er brauchte einige Zeit, um ſich darauf gefaßt zu machen, ihre Beichte zu hören, und fühlte ſich genöthigt, ſeine Augen abzuwenden, um ſein Gemüth nicht durch einen ſo zauberiſchen Anblick zerſtreuen zu laſſen, als Miranda den ſchönſten Mund von der Welt öffnete, und, neue Reize entwickelnd, ihre Geſtändniſſe folgendermaßen anhub: Heiliger Vater, ſprach ſie, von meinen ſündhaften Vergehen betrübt mich dasjenige zumeiſt, daß ich liebe. Nicht etwa, weil ich eine erlaubte tugendhafte Liebe zu einem angemeſſenen Gegenſtand für Sünde hielt, ſondern, mein theurer Vater, fuhr ſie fort und weinte: weil ich mit einer Heftigkeit und einem Feuer liebe, das alle Schranken der Vernunft, der Mäßigung und Tugend durchbricht. Ich liebe einen Mann, den ich nicht ohne ein Verbrechen beſitzen, einen Mann, der mich nicht ohne einen Meineid zu begehen glücklich machen kann. — Iſt er verheirathet? erwiderte der Pater. — Nein, antwortete Miranda. — Sind Sie es? fuhr er fort. — Eben ſo wenig, ſprach ſie. — Iſt er zu nahe mit Ihnen verwandt? ſagte Franziskus: ein Bruder oder Blutsfreund? — Keines von Beiden, unterbrach ſie ihn, er iſt unverlobt, gehört keiner Andren an, iſt frei wie ich, nichts ſteht unſerem Glück entgegen, oder macht meine Liebe zu einem Verbrechen. Und dennoch verdammen Sie meine Leidenſchaft, mögen Sie mir nicht das Leben gewähren; wollen Sie mich tödten und mich nur im Grabe Rettung finden laſſen? Ja, Grauſamer! du biſt es allein, nach dem ich verſchmachtete, und hier, zu deinen Füßen, flehe ich dein Mitleiden an, das du allen meinen Bitten und Beſchwörungen vorenthalten haſt. — Bei dieſen Worten hielt ſie ihn an ſeiner Kutte feſt, weil ſie wahrnahm, daß er im Begriffe ſtand, ſich von ſeinem Sitz zu erheben, und betheuerte ihm, ſie werde ihm in dieſer Stellung allerwärts folgen, wohin er vor ihr flöhe. Sie erhob ihre Stimme ſo laut, daß er befürchtete, ſie möge gehört werden, und ſich deshalb von ihr in ſeinen Stuhl zurückdrängen ließ, wo er in den wärmſten Ausdrücken begann, ihr von ihrer unkeuſchen Liebe abzureden, und, da er ſie auf ihrem Sinne hartnäckig beharren ſah, ihr die zärtlichſten Verſicherungen gab: er werde ihr alle Achtung, Zuneigung und Freundſchaft zu erkennen geben, die es ihm irgend geſtattet ſei für ſie zu haben, er empfinde ein wahrhaftes Mitleiden mit ihr, ja ſie brachte ihn zuletzt, durch ihre Seufzer und Thränen dahin, ihr zu geſtehen, er fühle für ſie eine wirkliche innige Zärtlichkeit, vermöge ſo viele Reize nicht ohne Rührung zu ſehen, und hege alle die Liebesgluth in ſeinem Herzen und in ſeinen Sinnen, die ein ſo ſchönes junges Weib in männlicher Jugendkraft entzünden müſſe; da er ſich aber das Selbſtgeſtändniß zu machen habe, daß er niemals ihr Gatte werden könne, und ſich die Befriedigung unehrbarer Lüſte an ihr nicht geſtatten dürfe, ſo bitte er ſie auf das demüthigſte, nicht mehr von ihm zu verlangen. Hierauf führte er ihr ferner zu Gemüthe, wie kurz das Leben ſei, und wie vergänglich deſſen Freuden, wie bald ſie des Laſters überdrüſſig werden und wie ſchmählich ſich täuſchen würde, die wahre Ruhe darin zu finden. Er ſchloß damit, daß er ſie wiederholt ſeiner ewigen Freundſchaft verſicherte, ihr aber alle Hoffnung abſchnitt.

Verſchmäht, verworfen, überwunden, mit all ihrer Jugend und Schönheit, ihren Thränen und Bitten, auf ihren Knien vor ihm liegend, ihn an ſeinem Skapulier zurückhaltend und ſeine Füße umfaſſend, was ſollte ſie thun? Sie ſchwoll vor Stolz, Liebe, Entrüſtung und Begierde, ihr glühendes Herz borſt vor Verzweiflung, ihre Augen ſprühten Funken, ihr Gram verwandelte ſich in Wuth, und ſie begann, in dem Todeskampfe ihrer Leidenſchaft, ihn mit den ſchmählichſten Ausdrücken zu ſchelten und zu erniedrigen. Da alſo, fuhr ſie in dem zürnenden Strom ihrer Rede fort, alle meine edleren Mittel mir nichts fruchteten, und da Sie um ein wenig heuchleriſcher Frömmigkeit willen entſchloſſen ſind, die höchſte irdiſche Seligkeit zu verlieren, mich ſelbſt ihrer andächtelnden Hoffarth und Eitelkeit aufzuopfern, ſo will ich Sie nun entweder zwingen, dieſe ſtumpfe Scheinheiligkeit aufzugeben, oder ihre wahre Heiligkeit mit Ihrem Tode zu beſiegeln. Gib mir auf der Stelle nach, löſche dieſe heiße, unerträgliche Liebe, die deine Augen in mir entzündeten, oder zweifle nicht, daß ich dich in dieſem Augenblicke verderbe, und keinen Anſtand nehme, mein unendliches Leiden um dich durch die Vernichtung deiner Ehre und deines Lebens grauſam an dir zu rächen. —

Der zitternde junge Mann, der die ganze Zeit über mit äußerſter Seelenangſt und Beſorgniß vor dem endlichen Ausgange ihrer Raſerei zugehört hatte, fragte ganz betäubt, was ſie denn eigentlich von ihm verlange, und ſie entgegnete ihm: Daß du thuſt, was deine Jugend und Schönheit von dir fordern . . . Dieſer Ort iſt einſam, heilige Stille herrſcht rings um uns her, und kein Menſch wagt die Geheimniſſe dieſer Andachtſtätte zu erſpähen. Wir ſind hier ſo ſicher vor Überraſchung, wie in einer menſchenleeren Wüſte, oder in dem verlaſſenen Lager wilder Thiere. Auch die heiligen Kerzen ſollen ihre Flammenaugen ſchließen, und nur jene ſchimmernde Lampe Zeuge der Entzückungen unſerer Liebe ſein. Komm in meine verlangenden, bebenden Arme, an meine ſehnſuchtsvolle, wogende Bruſt, und verwünſche die Thorheit deiner blinden Frömmelei, die dich ſo lange Zeit eines Genuſſes beraubt hat, nach dem ſo viele Fürſten vergebens ſchmachteten. —

Bei dieſen Worten erhob ſie ſich von ihren Knieen und riß den Mönch gewaltſam in ihre Arme. Trotz ſeines Sträubens bedeckte ihn ihr lieblicher Mund mit tauſend üppigen Küſſen, und die ſchöne Sünderin lief ſelbſt zu dem Altare, deſſen Kerzen ihr Hauch in einem Augenblicke ausblies. Er rief ihr nichtsdeſtoweniger zu: Es hilft dir nichts, daß du die Lichter auslöſcheſt, unbeſonnene Buhlerin, denn auch der Himmel hat Augen und würde mit ihnen auf meine entweihten Gelübde herniederſehen. Ich leugne deine Gewalt nicht ab, ich geſtehe, daß deine wollüſtigen Berührungen meine Sinnlichkeit in Aufruhr bringen, ich bin auch nur ein ſchwacher Menſch von Fleiſch und Blut, wie andere, und dennoch . . . . dennoch vermag ich zu wiederſtehen und iſt mein Pflichtgefühl ſtärker, als alle Verſuchungen. Ich will taub und blind ſein, mein Herz mit Wällen von Eis umziehen und dir wiſſen laſſen, daß, wenn die Flamme aufrichtiger Gottergebenheit in einem Herzen aufgelodert iſt, keine andere neben ihr aufkommt und wirkſamer werden kann als Kerzenſchimmer bei Sonnenſchein. Geh und bereue, du ſchöne Sünderin, und kaſteie dein Blut, daß dich ſo ſchimpflich betrogen hat, und dich eines Tages mit Leib und Seele ins Verderben ſtürzen wird! —

Deſto erbitterter über dieſe Worte, je näher ſie ſich ihrem Ziele gewähnt hatte, antwortete Miranda nichts darauf, ſondern warf ſich augenblicklich in den Beichtſtuhl, zog den jungen Mönch kräftig in ihren Schooß und ließ von ihrer Stimme ſo laut das Geſchrei: Zu Hülfe! zu Hülfe! Gewalt! zu Hülfe! erſchallen, daß es durch die ganze zum Abendgottesdienſt mit Menſchen erfüllte Kirche vernommen wurde. Es ſtrömte Alles nach der von innen mit einer Feder abgeſchnappten Thüre der Sakriſtei, Niemand durfte ſich jedoch unterſtehen, das Schloß zu öffnen. Man kann leicht denken, in welche Lage dieſer letzte teufliſche Anſchlag der laſterhaften Miranda den jungen Mönch verſetzte. Er ſtrebte, ſich den Armen zu entwinden, die ihn feſſelten, und ſeine Anſtrengungen, ſich zu befreien, die ihrigen, ihn zurück zu halten, brachten ihr Haar und ihre Kleidung in ſolche Unordnung, daß ihre falſche Anklage dadurch eine weſentliche Verſtärkung erhielt. Die Väter hatten auf der andern Seite eine Thür, durch welche ſie gewöhnlich in die Sakriſtei kamen, um daſelbſt die prieſterlichen Gewande anzulegen. Auf die ihnen ſofort gemachte Anzeige, eilten ſie hinzu, und trafen den guten Pater mit Miranden auf eine ſehr unanſtändige, ihren Abſichten gemäß zu ſeinem Nachtheile falſch ausgelegt werdende Weiſe ringend an. Die in

Thränen zerfließende Buhlerin warf ſich dem zuerſt mit eintretenden Provinzial zu Füßen und flehte zu ihm: O heiliger Vater! rächen Sie ein unſchuldiges Mädchen, deſſen Ehre und guten Ruf dieſes von Menſchlichkeit und Religion nichts wiſſende ſcheußliche Ungeheuer beſchimpft und vernichtet hat. Er hat eine That gethan, die ſo barbariſch und empörend iſt, daß man faſt nicht begreifen kann, wie ihr Gedanke in einem menſchlichen Herzen entſtehen konnte. Er hat die Jungfräulichkeit eines reinen vornehmen Mädchens in dem Augenblick der Beichte angegriffen, als ich eben in des Himmels Angeſicht vor ihm kniete und ihm die Sünden meines zarten Gewiſſens bekannte. Ja, zu eben der heiligen Zeit, ehrwürdiger Vater, hat er verſucht, meine Seele mit dem ſchwärzeſten aller Verbrechen zu beflecken, und an die Laſt meiner Sünden ein Gewicht zu hängen, das ſie in den Abgrund der Hölle ziehen müßte. Ich war unter dem Schutze ſeiner unſchuldigen Blicke, ſeiner ehrwürdigen Kleidung und ſeines heiligen Amtes hierhergekommen, um mich mit Gott zu verſöhnen, aber ich befand mich nicht ſobald mit ihm allein bei verſchloſſener Thüre, als er, von meiner unſeligen Schönheit entzündet, aufſprang, die Kerzen des Altares auslöſchte, mich in ſeine Arme faßte, vom Boden aufhob, in den Beichtſtuhl drückte, und ſodann, ... o, erſparen Sie mir das Übrige. —

Dabei vergoß ſie einen ſo reichlichen Thränenſtrom aus ihren heuchleriſchen Augen, ſeufzte und ſchluchzte ſo natürlich und herzbrechend, daß die guten Väter im geringſten nicht an der Wahrheit ihrer Worte zweifelten. Anfänglich, ſprach ſie weiter, war Ich nicht Willens durch lautes Hülferufen Schande auf den Orden zu bringen, ſondern vertheidigte mich, ſo lang ich noch athmen konnte, warf ihm die Abſcheulichkeit ſeines Verbrechens vor, gab ihm meinen Stand und die Gefahren zu bedenken, die er unterging. Taub wie der Wind und ungeſtüm wie der Sturm verfolgte er aber ſeine wilden Abſichten mit ſolcher Kraft und Verwegenheit, daß ich zuletzt, unfähig zu wiederſtehen, von ihm gänzlich überwunden und meiner Unſchuld beraubt wurde. So viel noch Leben und Athem in mir war, wendete ich daran, Gott und Menſchen zu meinem Beiſtande aufzurufen, aber ach! Ihre Hülfe kam leider zu ſpät: Sie finden mich hier als ein entehrtes, verlorenes, bejammernswürdiges Mädchen. Rächen Sie mich, ehrwürdige Väter, an dem treuloſen Verräther, oder geben Sie mir den Tod, und verhindern Sie dadurch, daß der Ruf ihrer Grauſamkeit und Ungerechtigkeit die ganze Welt durchdringt, ſonſt wird meine Zunge Ihnen ewige Vorwürfe machen und den Urheber meiner Schande immerdar verfluchen. —

Sie endete, wie ſie begann, mit tauſend Seufzern und Thränen, und erhielt vom Provinzial jede gewünſchte Zuſicherung.

Das unſchuldige, betrogene Schlachtopfer hörte die ganze Zeit über, derweil ſie ſprach mit einem leicht begreiflichen Staunen zu, gab aber keine übertriebenen Zeichen deſſelben kund, wie diejenigen gethan haben würden, welche ſich unſchuldig geſtellt hätten; denn da er es wirklich war, ſo ertrug er ihre Anklagen mit einem demüthigen, beſcheidenen und erröthenden Antlitz. Als ihn der Provinzial, der ſeine ſtille Scham für ein offenbares Zeichen ſeiner Schuld nahm, mit ungewohnter Strenge in Blick und Stimme fragte, was er für ſich anführen könne, und ihn einen Entweiher ſeiner heiligen Gelübde, einen Schimpf des Ordens nannte, erwiederte der Gekränkte, Unſchuldige nur: Der Himmel möge dem verworfenen Weibe vergeben, und es bereuen laſſen. Ich meines Theils ſcheue den Tod nicht ſo ſehr, um für meine Unſchuld viele Beweiſe vorzubringen, denn ich bin der Welt und des Lebens herzlich ſatt, und es thut mir nur die Ehre des Ordens leid, dem ich angehöre. —

Er ſagte nichts mehr und ließ ſich geduldig vor den Richter führen, der ihn in den Kerker zu werfen befahl. Die unverſöhnliche Schöne trieb als Klägerin mit erheucheltem Leidweſen die Sache ſo weit, daß Heinrich peinlich verhört ward und, da er ſich nicht eben kräftig und wirkſam vertheidigte, verurtheilt werden ſollte. Am Ende brachten ihn die täglichen Beſuche der Mönche, ſowohl ſeines als anderer Orden, von denen einigen die Strenge ſeiner Lebensart, gleichwie die Urſache ſeines Grams und ſeines abgelegten Kloſtergelübdes wohlbekannt war, allerdings dahin, daß er den Entſchluß faßte, zu ſeiner Rechtfertigung aufzuſtehen und Alles zu entdecken, was er von dem gottloſen Weibe wußte, deſſen ſeitheriges Leben durchaus nicht ſo muſterhaft und tugendſam geweſen war, daß es der Welt ihre Leichtfertigkeit und Ausſchweifungen nicht hätte ſollen argwöhnen laſſen. Die täglichen Zudringlichkeiten der Väter bewogen ihn, ihnen Mirandens Briefe vorzulegen. Er betheuerte auch ſeine Unſchuld, und vertheidigte ſich gegen die Klägerin; aber von dem, was in der Beichte vorgegangen war, entdeckte er kein Wort. Er ſah es für ein ſeinerſeits heilig zu haltendes Geheimniß an und hielt es in ſeiner Bruſt verſchloſſen, obwohl ſein Leben von der Entdeckung abhing. Die Briefe wurden ihm gewaltſam entriſſen und vor Gericht gebracht. So wie aber die ganze Geiſtlichkeit auf Heinrich's Seite ſtand, ſo hatte er dagegen alle vornehme Leute gegen ſich, und Miranda's Sache wurde von ſo hoher Hand betrieben, daß weder die Briefe noch ſonſt ein Beweis und eine Behauptung ſeiner Schuldloſigkeit ihm

Nutzen ſtifteten, und er am Ende verdammt ward, auf dem Marktplatze öffentlich verbrannt zu werden.

Sobald dies Urtheil gefällt war, ſuchte die ganze Prieſterſchaft bei dem Marques Caſtel Rodrigo, dem damaligen Statthalter von Flandern, einen Aufſchub der Vollſtreckung deſſelben nach, und er ward ihr nach mancherlei Schwierigkeiten auf einige Wochen zugeſtanden; eine eigentliche Begnadigung jedoch, ſo einflußreich waren die, Miranden insgeſammt anbetenden, jungen Edelleute ſeines Hofes, erlangte man keineswegs.

Um die nehmliche Zeit, da der arme unſchuldige Heinrich in ſeiner Haft, einem düſteren ſchauerlichen Kerker, faſt verging und die, von ihrer Liebe geheilte, ſiegreiche Miranda Tag für Tag neue Eroberungen machte und erwartete, auch deswegen alle ihre frühere Munterkeit wieder angenommen hatte, entſtand in Antwerpen ein großes Aufſehen über die in zahlreicher Begleitung dort erfolgte Ankunft eines mit erlauchtem Namen und den ausgezeichnetſten Eigenſchaften ausgeſtatteten Prinzen Tarquinius.

Man hatte von dem großen Manne und ſeinen Reiſen in Frankreich und Deutſchland viel gehört, und unter anderem, daß er ſich einige Jahre zuvor, in dem achtzehnten ſeines Alters, und im lezten der Verbannung des Königs Karl von England, während deſſen Aufenthalts in Brüſſel, plötzlich leuchtend und blendend wie die Sonne daſelbſt aus dem Dunkel erhoben, als, vorgeblicher- und dargethanerweiſe, aus dem Geſchlechte der alten Könige von Rom abſtammend, bei den Fürſten dieſes Hofes Aufnahme erlangt, und ſich nachmals ſechs Jahre in der Welt herumgetrieben habe.

Man konnte ſchwerlich etwas Prachtvolleres als dieſen Fürſten ſehen. Er war ungewöhnlich ſchön und von Kopf bis zu Füßen wohlgebaut, ermangelte auch durchaus nicht deſſen, was dieſe körperlichen Vorzüge irgend gelten machen konnte. Seine innerlichen Eigenſchaften entſprachen den äußeren. Er hatte eine fürſtliche Ausbildung, ein erhabenes aber leutſeliges Weſen, war im Umgange leicht und unterhaltend, freigebig und gutmüthig, kühn und harmlos. Man ſah ihn zuweilen mit einem Gefolge von zwölf Bedienten in reichen Livreen, und von vier Pagen in grünen goldverbrämten Sammetröcken und weißen ſammetnen Pluderhoſen durch die Straßen ziehen, auch entſprachen ſeine Kutſchen und ſeine übrigen Umgebungen dem Aufzuge eines großen Herrn.

Er war das allgemeine Geſpräch der Stadt. Einige verſpotteten ſeinen Titel, andere verehrten ihn; einige behaupteten, er ſei ein Betrüger, andere, er habe ſeine Abkunft ſo klar dargethan, als ob der letzte Tarquinius erſt im vergangenen Jahre geherrſcht habe. Einige ſchloſſen Freundſchaft mit ihm, andere wollten nichts von ihm wiſſen und hören; alle aber konnten nicht begreifen, woher er die großen Summen bezog, mit denen er ſeinen Aufwand beſtritt, und hielten dafür, daß, wenn er auch ſeine Abſtammung von den römiſchen Königen noch ſo gut darzuthun vermöge, die Durchſetzung ſeiner Anſprüche an den römiſchen Staat dagegen gewiß noch eine ganz andere Aufgabe ſei. So bekümmerte ſich denn Jedermann um eine Angelegenheit, die ihn nichts anging, und glaubte, wie es in allen Dingen in der Welt zu geſchehen pflegt, die Wahrheit errathen zu haben, wenn er das Schlimmſte vermuthete.

Mochten aber auch die Männer ſeinetwegen noch ſo verſchiedener Meinung ſein, die Damen kamen Alle darin überein: er ſei ein Prinz, und zwar ein junger, ſchöner, unwiderſtehlicher Prinz. Er beſaß alle ihre Wünſche, Augen und Herzen. Sie ſchmückten und zierten ſich nur für ihn, und in der Kirche, welche er beſuchte, verſammelte ſich gewiß Alles, was ſchön war oder ſich für ſchön anſah.

Es war natürlich daß die üppige Miranda nicht zu des Prinzen Tarquinius letzten Eroberungen gehörte. Sie hörte nicht ſobald von ihm reden, was unmittelbar nach ſeiner Ankunft geſchah, als ſie ſich auch ſchon in ſeinen Namen verliebte. Sie hätte die Lucrezia dieſes jungen Tarquinius werden mögen, und wenn er ſeinem unbekannten Äußern und Innern nach vielmehr ein Affe als ein Menſch geweſen wäre.

Zu dieſem Ende ſendete ſie ihm mit dem Früheſten des nächſten Tages ein Billet, worin ſie ihm ihre Bewunderung für den ihm vorausgehenden Ruhm ausſprach, und ſich von ihm die Ehre ausbat, ihn als einen Fremden in die vernehmen Zirkel der Stadt einführen zu dürfen. Er nahm es für die Einladung irgend einer Kokette, die an ſchönen Mädchen betheiligt ſei, und antwortete ſehr höflich, daß er ihr aufwarten werde. Sie hatte an dieſem Tage aufpaſſen laſſen, in welche Kirche er gegangen war, und verfügte ſich alsbald nach ihm ebenfalls dahin, um ſich mit eignem Augenſcheine von der Wahrheit der über ſeine Perſon umlaufenden Gerüchte zu überzeugen, wie ja dieſe heiligen Andachtsſtätten nur allzuoft durch ſolche Beſucher entweiht werden, deren Geſchäft es darin iſt, zu liebäugeln und Schlingen auszuwerfen.

Welch Geräuſch und Gemurmel erhob ſich in der Kirche, als Tarquinius eintrat! Sein Anſtand, ſein Geſicht, ſeine Geſtalt, ſeine Kleidung ſetzten Alle in Erſtaunen, die ihn gegenwärtig ſahen. Ihrer Gewandtheit und Sorgfalt verdankte es Miranda, daß ſie gerade dem Prinzen gegenüber an dem Altare zu knien kam, ſo daß er, wenn er ſonſt nur wollte, nicht umhin konnte, voll in ihr Antlitz zu ſehen. Sie hatte ihren Schleier zurückgeſchlagen und zeigte die

Schönheit ihrer Geſtalt und Geſichtszüge im vortheilhafteſten, wahrhaft bezaubernden Lichte, ſo daß die ihre Wangen überfliegende Röthe, das in ihren Augen glühende Feuer, und die aus ihrem ganzen Weſen wiederſtrahlende Freude, den jungen Prinzen ſo reizend zu finden, ihre Erſcheinung beinahe zu einer überirdiſchen machten, von der Tarquinius kein Auge abzuwenden im Stande war. Sie richtete ihren Blick kein einziges Mal nach ihm hin, ohne den ſeinen zu begegnen, und erheuchelte dann eine ſolche Beſcheidenheit und Verſchämung, ſchlug ihre Augen ſo einladend zu Boden, daß er ſich ganz und gar in Entzücken über ſie verlor und ſie durch die ſichtbare Wirkung ihrer Reize immermehr erheiterte. So wie der Gottesdienſt zu Ende war, befahl er einem Pagen, der Dame bis zu ihrem Hauſe nachzugehen, und verfolgte ſie ſelbſt bis zu dem Ausgang der Kirche, wo er ſie mit Weihwaſſer beſprengte und ihr eine tiefe Verbeugung machte.

Sie zwang ſich zu einem unſchuldigen Blick und zu einem Ausdruck beſcheidenen Dankes in ihrem Antlitz, verneigte ſich und ſchritt an ihm, ihres Sieges halb gewiß, vorüber, indem ſie ihn in Freiheit ließ, nach ſeiner Wohnung zurückzugehen und der Ankunft ſeines Pagen ungeduldig zu gewärtigen. Alle Damen, die Zeuginnen dieſes erſten Zuſammentreffens des Prinzen mit Miranda geweſen waren, verwünſchten ſie und ihre Reize, die ſie aller ihrer Hoffnungen ſo ſchmählich beraubt hatten.

Hiernächſt verſtand es ſich von ſelbſt, daß der Prinz Miranden einen Beſuch machte. Und von dieſem Tage an verließ er ſie nur, wenn er des Nachts nach Hauſe ging oder dringende Geſchäfte zu beſorgen hatte, ſo durchaus hatte ihn die ſchöne Zauberin in ihr Garn verſtrickt. Der Biſchof und mehre vornehme Männer, die ihm befreundet waren, riethen ihm zwar von ihrem Umgange ab und ſagten ihm verſchiedene Dinge, die ihn, wenn er nicht von der Liebe verblendet geweſen wäre, von ſeinem Untergange hätten erretten können. Was ſie ihm aber auch immer von ihr zuflüſterten, ſie verſtand die Kunſt, ſich um ſein Herz zu winden, ihm alle ſeine Geheimniſſe abzulocken, und ihn durch Thränen und Seufzer ſo völlig zu bethören, daß er keiner Warnung vor ihr, ſondern nur einzig und allein ihr ſelbſt Glauben beimaß. Am Ende heirathete er denn auch, trotz allen Hinderniſſen, die ſich ihm hätten entgegenſtellen können, dies verrufene Weib, das ſchon ſo viele vornehme Männer und Fremde vor ihm beſeſſen hatten, und ward um ſeiner Schande und ſeines unglücklichen Schickſals willen von aller Welt bemitleidet.

Nach der Hochzeit miethete das neue Paar ein großes Haus, und da Miranda in der That ein bedeutendes Vermögen hatte und nun auch eine vornehme Prinzeſſin geworden war, ſo fehlte ihr nichts von alle dem, was das menſchliche Leben angenehm machen kann. Das Einzige, was ſie entbehren mußte, weil es ihr alle ihre Glücksgüter nicht zu verſchaffen vermochten, war die Achtung der Welt. Die Menſchen empfanden einen Abſcheu vor ihrem früheren Leben und verachteten ihren Gatten, weil er eine ſolche Frau zur Ehe genommen habe, nicht minder als ſie ſelbſt. Sie ſtaunten wohl ihren koſtbaren Aufzug und ihre glänzenden Umgebungen an; aber ſie ſahen das Ende mit Schrecken kommen, was allem dieſem Unweſen bevorſtand, und ließen ihrem Range wenig Ehre widerfahren. Bald nach dem Abſchluſſe dieſer Verbindung ſtarb Miranda's Oheim, der ſein Vermögen zwiſchen ſie und ihre Schweſter getheilt hatte, und dieſe junge Erbin mit dem ihrigen ganz und gar in den Händen der Prinzeſſin ließ.

Die Schweſter mag Alcidiana genannt werden, war etwa vierzehn Jahre alt und hatte ihren Schwager, den Prinzen, zu ihrem Vormunde gewählt. Wiewohl ſie für eine ſo vollendete Schönheit wie Miranda allerdings nicht gelten konnte, ſo beſaß ſie doch der Reize genug, damit eine Menge von Liebhabern anzulocken, wäre ihr Vermögen auch nicht ſo bedeutend geweſen, als es war. In ihren Verhältniſſen fehlte es ihr alſo an Freiwerbern aus den erſten Ständen keineswegs, trotz dem daß man ſie allgemein beklagte, unter der Vormundſchaft einer in allen Untugenden ihres Geſchlechts ſo erfahrenen und ſo übel berüchtigten Frau, wie der Prinzeſſin, zu ſtehen, die ſich ihrerſeits unabläſſig beſtrebte, durch Liebkoſungen und Zärtlichkeiten aller Art das Herz des jungen Mädchens an ſich zu feſſeln und es ihrem Willen gänzlich zu unterwerfen. Ihre Sinne wurden durch die bezauberndſten Vergnügungen in einem fortwährenden Taumel erhalten. Sie ſah nichts als Pracht und Glanz um ſich und hörte nichts als die ſüßeſte Muſik; die edelſten Düfte umwallten ſie, alles, was ſie genoß und berührte, war köſtlich und einladend, und da ſie zu jung war, um zu bedenken, wie dieſer Aufwand und dieſe Hoheit beſtritten werden könne, ſo bildete ſie ſich auch nicht ein, daß ihr großes Vermögen dadurch tägliche Abnahme erleide.

Wenn ſich die Prinzeſſin zur Kirche begab, ging ihr ein Hausofficiant, unbedeckten Hauptes, mit einem großen ſammetnen Kniekiſſen, das dicke goldene Quaſten zierten, voraus, ein ebenfalls barhäuptiger Kämmerling trug die unmäßig lange Schleppe, und hinter ihr drein folgte ein unendlicher Troß von Bedienten, Pagen und Kammerfrauen, in welchem Aufzuge ſie, der für vornehme Frauen eingeführten Landesſitte gemäß, durch die Straßen wandelte. Ein oder zwei Staats-

Kutſchen und zuweilen wohl auch ein reichgeſtickter ſammetner Tragſeſſel ſchloſſen ſich ihrem Gefolge an.

Auf dieſe Weiſe lebte das fürſtliche Ehepaar eine lange Zeit. Die Prinzeſſin ward tagtäglich von jungen ſchmachtenden Liebhabern dringend angegangen, in Alcidiana's Vermählung zu willigen, wußte aber den einen wie den andern immer unter irgend einem Vorwande entſchieden abzuweiſen, und alſo die großen Verbindungen, welche ihrer Schweſter nach und nach angetragen wurden, alle zu hintertreiben, obwohl ihre Verwandten und Freunde ſich eifrig bemühten, die eine oder andere zu Stande zu bringen.

Zuletzt trug es ſich zu, daß eine noch vortheilhaftere Heirath als die übrigen mit einem jungen Grafen ſich darbot, in den ſich Alcidiana heftig verliebte. Sie erſuchte ihre Schweſter angelegentlich, in dieſe Verbindung zu willigen, und bewog ſogar den Prinzen, ein Wort zu ihren Gunſten zu ſprechen. Tarquinius hatte aber freilich ſeiner Gemahlin geheime, ihm bei dieſer Gelegenheit eröffnete Beweggründe kaum vernommen, als er, andern Sinnes werdend, ſich in ſklaviſcher Hingebung auf ihre Seite ſchlug und es billigte, daß Miranda auch dies Verhältniß abbrach. Alcidiana ward darüber ſo ſehr erbittert, daß ſie die erſte günſtige Gelegenheit benutzte, ihre Wächter zu täuſchen und aus dem Hauſe ihrer Schweſter zu einem reichen, ihr verwandten Kaufmanne zu entfliehen, der des größten Anſehens in der Stadt genoß, und den ſie zu ihrem Vormund erwählte, um nicht länger Mirandens Tyrannei zu erdulden. Sie wußte ihre Maßregeln ſo entſchieden zu treffen, daß ſie zu gleicher Zeit an den abgereiſten jungen Grafen, ihren letzten Bewerber, ſchrieb, und ihn wieder nach Antwerpen zu ſich zurück berief.

Da die beiden betheiligten Hauptperſonen mit einander einverſtanden waren, ſo koſtete es keine große Mühe, alle weiteren Hinderniſſe zu beſeitigen, und es ward, trotz dem, daß die Prinzeſſin ihre Einwilligung verweigerte, der Tag der Hochzeit anberaumt, ſo wie die Aushändigung des Erbtheiles der Braut verlangt, wenn auch von einer Bezahlung deſſelben nicht die Rede ſein konnte, da der größte Theil ſchon vergeudet war. Miranda verzögerte die Berichtigung der Erbſchaftsangelegenheiten unter tauſend nichtigen Vorwänden von Tag zu Tag, und dachte endlich, wie ſie ſah, daß man zur Gewalt ſchreiten und bei Anwendung des Geſetzes gegen ſie ihr ganzes, nur noch auf dem Vermögen ihrer Schweſter beruhendes glänzendes Daſein vernichten werde, auf Mittel und Wege, durch Hinwegräumung Alcidianens deren Eigenthum zu dem ihrigen zu machen. Alcidiana befand ſich zwar außer ihrer Gewalt, und das Vollbringen einer ſolchen That der Finſterniß war alſo gewiß nicht leicht; was ſie aber einmal beſchloſſen hatte, mußte geſchehen, und ſo zog ſie von unzähligen Anſchlägen den folgenden, ſehr wohl ausgeſonnenen vor.

Sie hatte einen ſchönen ſechszehnjährigen Jüngling, Namens van Brune, einen ſchlauen, vielgewandten Pagen, der ihr ſchon lange zu ihren Abſichten tauglich erſchienen war, in ihrem Dienſte. Zu der Zeit, als Alcidiana bei ihr lebte, hatte dieſelbe ein wenig Liebe für dieſen anmuthigen Knaben empfunden, ihr Gefühl aber allerdings ſchon in ſeiner Kindheit erſtickt und niemals zur Leidenſchaft anwachſen laſſen. Nichtsdeſtoweniger hegte ſie noch immer eine gewiſſe Zärtlichkeit für ihn, während der junge Menſch in vollem Ernſte für die Prinzeſſin entbrannt war.

Miranda beſchied nun dieſen Pagen eines Tages in ihr Kabinet, verſchloß ſich mit ihm darein, und brachte, nach vielfältigen Fragen, was er alles zu thun vermöge, um ſich ihr gefällig zu erweiſen, den verliebten Knaben dahin, daß er, ſich mit der ihn liebkoſenden, von ihm angebeteten, üppigen Buhlerin allein ſehend, ihr unter freudigem, ſein Angeſicht verſchönerndem Erröthen geſtand: Es gäbe durchaus auf Erden nichts, was er nicht bereit ſei auf ihr leiſeſtes Gebot zu vollbringen. Sie machte ſich, um ihn völlig zu gewinnen, noch vertrauter mit ihm, und behandelte ihn, da ſie ſeine Augen in der Luſt entglühen ſah, auf die ſie ſich ſo wohl verſtand, überhaupt mehr wie einen Liebhaber als wie einen Diener, bis der entzückte Jüngling, zuletzt ganz außer ſich ſelbſt verſetzt, ihr zu Füßen ſtürzte und ſie auf das dringendſte beſchwor, ihm ihren Willen ſchnell zu wiſſen zu thun, damit er ſich beeile, ihn auszuführen, denn er ſei außer Stande, ihre bezaubernden Reden, Blicke und Berührungen länger zu ertragen, ohne ſeiner Pflicht uneingedenk zu werden. Sie lächelte dagegen und ſagte: das Werk, das ſie vollbracht zu haben wünſche, ſei der Art, daß es alle Liebesflammen in ihm ertödten und ihn weit mehr zu Zorn, Wuth und Bosheit auffordern, als ihn des Beiſtandes ſo zarter Gefühle, deren ſie, wie er jetzt geſehen habe, fähig ſei, bedürftig machen würde. Er verſicherte ſie, er wolle vor nichts zurückſchrecken, wenn es auch ſeine Natur empören ſollte, um die Verwegenheit zu ſühnen, die ſein Unbedacht ſo eben gegen ſie geäußert habe. Sie lächelte abermals und lispelte, er habe ſich ihres Wiſſens nicht an ihr vergangen, und es könne leicht geſchehen, daß ſie ihn für einen von ihm erwarteten Dienſt mit dem belohne, was er in der Welt am ſehnſüchtigſten wünſche. Er bog ſich bis zum Boden nieder, küßte ihre Füße und bat ſie, ihr Gebot zu nennen. Sie ſprach entſchloſſen: Tödte meine Schweſter Alcidiana! — Ohne davor irgend zu erbeben, oder einen Augenblick anzuſtehen, erwiederte der Jüngling: Es ſoll geſchehen! verneigte ſich tief vor ſeiner Gebieterin und verließ ſie ſchnell. Sie rief ihn, um ihm noch einige Verhaltungsregeln zu geben, zurück; er wollte aber von nichts weiter hören und ſagte: die Anordnung der That müſſe ihm eben ſo wie die Vollſtreckung ganz allein überlaſſen ſein, worauf er ſich mit einer mit hundert Piſtolen angefüllten Börſe, die ſie ihm in die Hand drückte, ſchweigend entfernte.

Unmittelbar, nachdem er ſie verlaſſen hatte, kaufte der Page eine Doſis Gift ein, und begab ſich nach dem Hauſe, worin Alcidiana lebte. Als er auf ſein Verlangen zu ihr geführt worden war, fing er an zu weinen und ſagte aus: ſeine Gebieterin habe ſich mit ihm entzweit und ihn aus ihren Dienſten fortgeſchickt, weshalb er, da er von Kindheit an in der Familie ernährt und erzogen worden ſei, Alcidianen demüthig bitte, ihn, in Betracht ihrer nahe bevorſtehenden Vermählung, in die ihrigen zu nehmen. Es bedurfte nicht vieler Bitten, um ſie zu etwas zu bewegen, das ſie mit Vergnügen that, und ſie nahm ihn auf der Stelle zu ſich. Er bediente ſie mehre Tage, ohne Gelegenheit zu finden, ſeinen teufliſchen Anſchlag auszuführen. Eines Nachts aber, als ſie nach ihrer Gewohnheit Wein mit geröſteten Äpfeln zu ſich nahm, miſchte er ihr anſtatt des Zuckers oder mit dem Zucker das tödtliche Gift dazu, und ſie trank es aus.

Es war viel und mannigfach in der Stadt beſprochen worden, daß der Page den Dienſt der einen Schweſter mit dem der andern vertauſcht habe, und als der vom Anfang bis zum Ende mit dem Anſchlag unbekannte Prinz Tarquin eines Tages, da die Prinzeſſin wegen einer leichten Unpäßlichkeit das Zimmer hütete, einige vornehme Männer an ſeiner Tafel von der Sache reden hörte, antwortete er: es walte ganz gewiß ein Irrthum dabei ob, weil van Beune von der Prinzeſſin nicht entlaſſen worden ſei, ließ einige Diener vorkommen und fragte ſie, ob ihres Wiſſens zwiſchen ihrer

Hoheit und dem Pagen etwas vorgefallen wäre, das ſeine Entfernung aus dem Dienſte zur Folge gehabt hätte. Die Leute ſchienen von nichts zu wiſſen, und diejenigen, welche davon geſprochen hatten, fingen an auf die Vermuthung zu gerathen, daß irgend eine Gaukelei dabei im Spiele ſei, die wohl mit der Zeit einmal an das Licht kommen werde.

Andern Tages war die ganze Stadt voll der Nachricht, daß Alcidiana vergiftet und zwar noch nicht geſtorben, doch dem Tode nahe ſei, und daß die Ärzte behaupteten, ſie ſei mit Queckſilber vergeben worden. Es konnte in der That keinen entſetzlicheren Anblick geben, als den dieſes junge liebreizende Weſen gegenwärtig darbot. Ihr Haupt und ihr Körper waren geſchwollen, ihre Augen aus den Augenhöhlen hervorgetreten, ihr Geſicht ſchwarz und ganz entſtellt. Es wurden die genaueſten Nachforſchungen nach dem Urheber dieſes abſcheulichen Verbrechens, und beſonders bei Denen, die ihr Speiſe und Trank bereiteten, angeſtellt, Koch und Kellner verhört, die Lakaien in Unterſuchung gezogen. Alles wohl erwogen, ergab es ſich, daß die junge Dame, ſeitdem ihr neuer Page in ihre Dienſte getreten war, Alles, was ſie genoſſen, von ſeiner Hand empfangen hatte. Er wurde vernommen und machte ſich durch tauſend ſchuldige Blicke verdächtig, ja, als der mit den Ärzten anweſende Apotheker bezeugte: der Page habe vor drei oder vier Tagen Merkur bei ihm gekauft, ſo ſuchte derſelbe, da er es nicht ableugnen konnte, dieſen Umſtand durch ſo ſeltſame Entſchuldigungen zu beſchönigen, daß er ſich immer mehr ſelbſt verwickelte und ſich durch ſeine eigne Vertheidigung verrieth. Man lieferte ihn deshalb augenblicklich an den Markgrafen oder Richter ab, der einen Verhaftsbefehl ſchrieb und ihn in den Kerker bringen ließ.

Es iſt leicht begreiflich, welche Furcht und Verwirrung die Prinzeſſin über dieſe Neuigkeiten befiel. Sie hütete fortwährend ihr Zimmer, mehr um ihr ſchuldbewußtes Angeſicht zu verbergen, als weil ſie unwohl war. Die Ärzte gaben Alcidianen inzwiſchen ſo wirkſame Mittel und Gegengifte, daß ſie ihre Wiederherſtellung in kurzer Zeit bewerkſtelligten. Sie verlor freilich das ſchönſte Haar von der Welt und ihre zarte Geſichtsfarbe ein für allemal.

Es währte nicht lange, ſo erſchien der Tag des Gerichts. Van Brune war von den Angeſchuldigten der Erſte, der vernommen ward, und es hatte ſchon Jedermann ſein Schickſal vorausbeſtimmt, wie es nach Recht und Gerechtigkeit wirklich ausfiel, und wie man es erbarmungslos wünſchte, um nur einen Theil der Rache und der Schmach auch auf die allgemein verhaßte Prinzeſſin fallen zu ſehen. Das Sitzungshaus war mit den vornehmſten Herren und Damen der Stadt angefüllt, die alle dem Ausgange der Unterſuchung mit Verlangen entgegenſahen. Der niedergeſchlagene Jüngling ward, mit Ketten beladen, bleich wie der Tod, vorgeführt, und, nachdem jeder Anklagepunkt zur Genüge gegen ihn erwieſen worden war, und er nur ſchwache Vertheidigungsgründe für ſich hatte anführen können, des Verbrechens überführt und zum Gefängniſſe zurückgeſendet, um des nächſten Morgens ſein Todesurtheil zu empfangen. Als nun der arme Sünder erkannte, daß es ſo weit mit ihm gekommen war, geſtand er mit einem Male Alles ein und nannte ſeine Verführerin. Er bekannte, er habe die That nicht um Lohn und Gewinn vollbracht, ſondern nur in der Hoffnung, ihr zufolge nach Willkühr mit ſeiner Gebieterin, der Prinzeſſin, ſchalten und walten zu können, die ihm nach einem bis zu dieſem Grade geſteigerten Vertrauen gewiß nichts verweigert haben würde. Überdies habe ſie ihm das Verſprechen des höchſten Lohnes ſelbſt gegeben, und ſein junges Herz mit ſo reizenden Ausſichten verlockt, daß er, von der Freude verblendet, beſinnungslos in ſein Verderben geſtürzt und auf nichts anderes als auf ſeine bevorſtehende Glückſeligkeit bedacht geweſen ſei; er ſehe nun freilich zu ſpät die Thorheit einer ſo anmaßlichen Leidenſchaft ein, und verwünſche die betrügeriſchen Künſte der ſchönen Heuchlerin, die ihn zum Opfer ihrer Sündhaftigkeit gemacht habe; indeſſen hoffe er, man werde, ſich ſeiner Jugend erbarmend, ſein Verbrechen, das allen jungen Leuten zur Warnung vor den Fallſtricken der Sinnlichkeit dienen könne, einzig und allein der Prinzeſſin Schuld geben, und, angeſehen daß Alcidiana nicht geſtorben ſei, ſein Leben gnädig verſchonen, damit er in irgend einem Winkel der Welt, wohin man ihn verbanne, Zeit fände, ſein fluchwürdiges Verbrechen zu bereuen.

Er endete mit Thränen, die in reichlicher Maße ſeinen Augen entſtrömten, und es ward unmittelbar auf ſeine Geſtändniſſe auch die Prinzeſſin ergriffen und in daſſelbe Gefängniß gebracht, wo noch der junge Pater Franziskus ſaß, deſſen Hinrichtung, auf die Verwendung der Väter, von Woche zu Woche aufgeſchoben worden war, und wo ſie nun wahrſcheinlich Gelegenheit fand, einige Betrachtungen anzuſtellen.

Prinz Tarquinius ließ natürlicherweiſe nichts unverſucht, die Verhaftnahme ſeiner Gemahlin und die öffentliche Schmach und Schande, die ſie in dieſer Angelegenheit betreffen mußte, von ihr abzuwenden; da ſich aber die ganze Stadt freute, ſie gedemüthigt zu ſehen, und Rath wie Geiſtlichkeit und Volk gegen ſie als die Urheberin des ganzen Unheils höchſt erbittert war, ſo nahm die Sache ihren gewöhnlichen Lauf, und man ließ ihr nicht mehre Begünſtigung als dem niedrigſten Verbrecher angedeihen. Sobald der Prinz die Unmöglichkeit einſah, Miranden aus den Händen der Gerechtigkeit zu erlöſen, duldete er mit unſäglichem Leidweſen, was er nicht verhindern konnte, und führte ſie ſelbſt, in Begleitung ſeiner ganzen Dienerſchaft, mit einer Pracht, als wenn ſie zum Altare gingen, in den Kerker, wo ſie bei ihrer Ankunft eben ſo wohl bedient und behandelt wurde, wie vorher, und er keinen Augenblick von ihrer Seite wich.

Am folgenden Tage ward die Angeklagte vor dem verſammelten Gerichtshofe in ein öffentliches Verhör genommen und erſchien an des Prinzen Hand im vollen Glanze ihres Standes. Da ſie nichts von alle dem zu leugnen vermochte, was der mit Ketten belaſtete, ihr gegenübergeſtellte Page wider ſie verbrachte und auch noch viele andere Umſtände wider ſie zeugten, ſo ward ſie ſchuldig befunden und erhielt ihren Urtheilsſpruch mit dem Pagen zugleich. Der des Pagen erkannte ihm den Tod durch den Strang an einem auf öffentlichem Markte zu errichtenden Galgen zu; wohingegen die Prinzeſſin verdammt ward, mittlerweile von zehn bis zwölf Uhr Morgens unter dieſem Galgen mit einem um den Hals gewundenen Strick zu ſtehen, deſſen Ende an dem Galgen unter dem aufgehängten Pagen zu befeſtigen ſei, und auf Rücken und Bruſt eine mit großen Buchſtaben abgefaßte Inſchrift zu tragen, die die Gründe ihrer Verurtheilung verkündige. Das Volk fand zwar dieſe Strafe einmüthig allzu gelinde für ein ſo ruchloſes Weib, deren Verbrechen ihr nicht minder wie van Brune den Tod verdient hätte; nichtsdeſtoweniger meinten aber einige, ſie ſei unendlich härter als der Tod.

Der folgende Freitag war zur Vollziehung der Strafe an den Schuldigen anberaumt, und es braucht nicht erſt geſagt zu werden, welche ungeheuere Menge Menſchen des Spektakels halber auf dem Markte zuſammenkam. Alle Fenſter waren ausgehoben, und eben ſo wie die Dächer der Häuſer mit Neugierigen angefüllt, als die berüchtigte Schönheit zu der beſtimmten Stunde erſchien. Sie hatte ein ſchwarzſammetnes Schleppgewand und ein Unterkleid von reich gallonirtem geblümten Goldſtoffe angelegt, um ihre Bruſt eine koſtbare Schnur Diamanten gereiht, eine große Diamantenſchleife an den Hinterkopf geſteckt und alle übrigen Stücke ihres Anzugs demgemäß ausgewählt. Einer ihrer Hausofficianten trug ein großes Sammetpolſter, worauf ihr geſticktes Gebetbuch lag, vor ihr her, ein Page folgte ihr mit ihrer Schleppe in den Händen, und der Prinz führte ſie, unbedeckten Hauptes, indem ihr ſämmtlicher Hausſtand hinter ihr drein ging. Als ſie den Richtplatz erreicht hatten, ward das Polſter auf den Boden über eine zu dem Ende daſelbſt ausgebreitete portugieſiſche Matte gelegt, die Prinzeſſin ſtellte ſich, mit ihrem Gebetbuche in der Hand und einem Prieſter ihr zur Seite, darauf, und ward an dem Galgen feſtgeknüpft.

Sie mochte etwa zehn Minuten dageſtanden haben, als ſie die Demüthigung erlitt, ihren zerknirſchten Pagen van Brune, ſchön wie einen Engel, aber abgezehrt und bleich, nahen zu ſehen. Sein Anblick regte alle Zuſchauer zu Mitleiden auf, eben ſo wie die Erniedrigung der Prinzeſſin nur Freude und Verachtung unter ſie verbreitet hatte. Er war in Trauer und in ſehr feine Wäſche gekleidet, trug ſein ſchönes langes Haar in loſen Locken über Rücken und Schultern niederwallend, ein in ſchwarzen Sammet gebundnes Gebetbuch in Händen, und gab in ſeinem Weſen viele Reue und Frömmigkeit kund. Als er unter dem Galgen ankam und ſeine Gebieterin in dem beſchriebenen Zuſtande ſah, bezeigte er unendliches Leidweſen und erröthete einmal über das andere im ganzen Angeſichte, indem er, ihr zu Füßen fallend, ſie demüthig um Vergebung bat: durch das Geſtändniß ſeiner Schwäche, gleichwie in der Todesangſt ſeiner Jugend, und in der Hoffnung auf das Leben, die Urſache ihrer Entehrung geworden zu ſein, da es ihm an männlicher Kraft gemangelt habe, ſeiner Pflicht getreu, vielmehr ſchweigend zu ſterben, als ſich ſo ſchwer an ihr zu vergehen. Die Prinzeſſin erwiederte ſeine Betheuerungen, daß er nicht ruhig ſterben könne, ohne ihrer Verzeihung gewiß zu ſein, mit einem unmerklichen Kopfnicken und den Worten: ich vergebe. Der Jüngling ſprach eine kleine Weile mit ſeinem Beichtiger, der ihm beiſtand, ſtieg getroſten Muthes die Leiter empor und ward vor den Augen der Prinzeſſin heruntergeſtoßen. Ein lauter Schrei, zumeiſt von dem ſchönen Geſchlecht ausgehend, erſcholl über den Markt. Der Page blieb ſo lange hängen, als die Prinzeſſin am Pranger ſtand. Als es zwölf Uhr ſchlug, ward ſie in eine reichgeſchmückte Sänfte geſetzt und fortgetragen. Tarquinius verbarg ſich in die ſeinige, da er die ganze Zeit hindurch die Prinzeſſin unter dem Galgen aufrecht erhalten hatte und ſehr müde war. Man brachte Miranden, bis zu ihrer Loslaſſung, die ungefähr um ſechs Uhr Abends erfolgte, in das Gefängniß zurück, und zu dieſer Stunde wurde ſie mit großem Gepränge, von zwölf brennenden Wachsfackeln umgeben, in ihrer Sänfte nach ihrem Palaſte abgeholt.

Wenn Alcidianens Vormund und ihre Freunde vorher ſchon ungeduldig trachteten, ihr Erbtheil aus den Händen des verrufenen Ehepaares zu ziehen, ſo iſt leicht zu erachten, daß ſich ihr Eifer zu dieſem Ende jezt verdoppelte. Sie entſendeten am nächſtfolgenden Tage, den Geſetzen gemäß, einen Beamten, um dem Prinzen die Zahlung, oder die Gründe abzuverlangen, aus denen er ſie verweigere. Der Beamte erhielt die Antwort, das Geld ſolle eingezogen und zu einer gewiſſen, nicht allzu lang hinausgeſtellten Zeit bezahlt werden. Da man nun aber fernerhin in jedem Augenblick erwartete, den Prinzen flüchtig werden zu ſehen, und ihm deshalb nicht ohne Bürgſchaft, die er außer Stande war zu ſtellen, ſo kam es zu männiglich Erſtaunen ſo weit mit ihm, daß er auf ſeine eignen Koſten in ſeinem Hauſe zwei Beamte halten mußte, die beaufſichtigten, daß man nichts entferne oder veräußere.

Sah ſich die Prinzeſſin alſo in die äußerſt bedrängte Lage verſetzt, entweder den Werth von hundert tauſend Kronen herbeiſchaffen zu müſſen, oder den Prinzen, ihren Gemahl, für immerdar in den Schuldthurm wandern und allen ihren Glanz in nichts zerfließen zu ſehen, ſo nahm ſie, bei der entſchiedenen Unmöglichkeit zu fliehen, ihre Zuflucht zu einem noch weit äußerſten Mittel als der Handel mit van Brune geweſen war. Ihren Abſichten gemäß, breitete ſie nehmlich eine Welt von Kummer und Betrübniß über das den Prinzen bedrohende Schickſal um ſich aus, und wenn ſie in der That jemals aufrichtige Thränen weinte, ſo geſchah es bei dieſer Gelegenheit. Faſt übernahm ſie ſich aber auch damit: ſie ſtand nicht mehr aus ihrem Bette auf, wies Speiſe und Trank von ſich, wollte nicht ſchlafen und das Tageslicht nicht ſehen, das ſie aus ihrem mit Wachskerzen erleuchteten Zimmer ſorgſam abgeſchloſſen hielt, und beraubte ſich alles Troſtes und aller Beruhigung.

Der von Liebe, Zärtlichkeit und bekümmerter Theilnahme ganz berückte Prinz wich keinen Schritt von der Seite ihres Bettes, und hörte nicht auf ſie zu beſchwören, daß ſie noch länger möge leben wollen. Miranda jedoch, die gegenwärtig in Tarquinius nicht ſowohl ihren Gatten als den Prinzen leidenſchaftlich liebte, ſich nichts aus ſeiner Perſon, wohl aber Alles aus ſeinen Titeln und ihrer Hoheit machte, ſah den gänzlichen Untergang der letztern voraus, woſern die Auszahlung der großen Summe nicht abgewendet würde, und erkannte für ihre einzige und letzte deßfallſige Hülfe Alcidianens Tod. Unaufhörlich weinend rief ſie aus: ſie könne nicht leben, ſterbe Alcidiana nicht. Dieſe Alcidiana, fuhr ſie fort, die die Urheberin meiner Schande iſt, und mich zur öffentlichen Ausſtellung unter den Galgen gebracht hat. O! ich bin taub gegen alle Vernunft, blind gegen alle natürliche Zuneigung. Ich ſage mich von ihr los, ich haſſe ſie wie meine tödtlichſte Feindin, die nicht allein mein Glück zerſtört hat, ſondern auch ſogar meinem Leben ein Ziel ſetzt, ehe noch deſſen halbe Laufbahn durchmeſſen iſt. — Dann ſchlang ſie ihre falſchen, ſchneeigen, liebreizenden Arme um den Hals ihres weichherzigen Herrn und Geliebten, der ſeufzend und lauſchend an ihrer Seite lag und verſtrickte ihn ſo tief in ihren Zauber, daß er alles Mögliche ſagte, um ſie zu beſänftigen, und am Ende ſogar in die Worte ausbrach: Alcidiana ſolle kein ferneres Hinderniß ihrer Ruhe ſein, und wenn ſie ſich nur wieder aufrichten und ihn wie vordem mit ihren Augen voll Liebe und Zärtlichkeit anblicken, ihren Gram vergeſſen und ihre verlorne Geſundheit wiederherſtellen wolle, ſo verſpreche er ihr, alle irgend erdenklichen Maaßregeln zu ergreifen, um dieſe Feindin ihres Glücks bei Seite zu ſchaffen. Dieſe Worte verfehlten nicht, dem Prinzen von ſeiner Gemahlin die zärtlichſten Liebkoſungen zu verdienen, die ein Weib, das ſchmeicheln will, nur erfinden kann; ſie küßte ihn ſo lange, bis er ihr mit einem feierlichen Eide die Erfüllung ſeines Verſprechens freimüthig betheuerte, fand mit einem Mal ihre gute Laune wieder, gab zu, daß ein Abendeſſen für ſie bereitet ward, und aß zum erſten Male wieder ſeit vielen Tagen der hartnäckigſten und meiſterlichſten Verſtellung.

Das Erſte, was nach dem vorgefaßten Beſchluſſe bedacht werden mußte, war die Art und Weiſe der Ausführung der That, denn es ſtand, wenn ſie geſchehen war, nicht zu bezweifeln, daß alle Welt ſie der Prinzeſſin zur Laſt legen werde. Miranda beharrte dabei, Verdacht ſei kein Beweis, man pflege keinen Mörder hinzurichten, deſſen Schuld man nicht ſonnenklar und unwiderleglich erwieſen habe, ſie bürge für ihre eigne Ausdauer und Feſtigkeit und werde durch keine Folter und Pein ihrer Bruſt jemals ihr Geheimniß entreißen laſſen; es komme alſo, um jeder Gefahr trotzen zu können, nur darauf an, daß Tarquinius ſeiner ſelbſt eben ſo verſichert ſei. Damit der Verdacht Andere träfe, veranlaßte ſie, daß Alcidiana in mehren, angeblich von van Brune's Verwandten aus Deutſchland an ſie geſchriebenen vorbereitenden Briefen mit dem Tode bedroht ward, weil ſie den Jüngling, der ein Edelmann geweſen ſei, ſo ſchmählich des Lebens habe berauben laſſen, ohne daß ſie durch ihn um das ihrige gekommen ſei, und daß die Kunde von dieſen an das junge Mädchen gerichteten Briefen ſich in der Stadt verbreitete. In der That hatte die Hinrichtung des Pagen ſo viele Menſchen gerührt, daß Alcidianen eine große Anzahl von Feinden in Antwerpen erwachſen war, weil ſie, die ihn hätte nach ihrem Gefallen retten können, ſtatt deſſen in vollkommener Geſundheit und Lebenskraft eine Zuſchauerin ſeines Todes abgegeben und alſo die öffentliche Theilnahme an ihrem Schickſale ſelbſt bedeutend vermindert hatte.

Nachdem der Prinz mit Miranden die Sache allmälig reiflich überdacht und erwogen hatte, ſah er die unumgängliche Nothwendigkeit ein, Alcidianen aus der Welt zu ſchaffen, und beſchloß, die That mit eignen Händen auszuführen, weil er ſich ſelbſt ſeinen getreueſten Dienern nicht anzuvertrauen wagte. Es hätte zwar vielleicht mancher von dieſen ſeinem Befehle dazu Gehorſam geleiſtet, denn ſie liebten ihn, ſo wie er es auch verdiente, insgeſammt, und er würde von aller Welt geliebt worden ſein, hätte er ſich nicht ſo gänzlich von der ſchönen Zaubrerin bethören laſſen. Da er aber, wie geſagt, ſein wichtiges Geheimniß in ſeiner eigenen Bruſt verſchloſſen halten wollte, ſo ſteckte er eine mit zwei Kugeln geladene Piſtole zu ſich, und harrte auf die Gelegenheit, ſeine Schwägerin eines Abends beim Ausgehen oder Rückkehren in ihrem Wagen oder in ihrer Behauſung zu erſchießen.

Er paßte Alcidianen in dieſer Abſicht mehre Abende in der Nähe ihrer Wohnung auf; aber ſie ging entweder gar nicht aus, oder war bei ihrer Nachhauſekunſt von ihren Freunden, ihrem Liebhaber und Fackeln ſo wohl behütet, daß er ſie nicht mit der gehörigen Sicherheit auf das Korn faſſen konnte. Eines Sonntags Abends jedoch, da er wußte, daß ſie in das Theater gehen würde, weil ſie es an dieſem Tage niemals verſäumte, erwartete er ſie an der Ecke des Stadthauſes, nicht fern vom Schauſpielhauſe, das Geſicht tief in den Mantel verhüllt und eine ſchwarze Perücke auf dem Kopfe, eben auch mit geſpanntem Hahne ſeines Piſtols, als er nach einer kleinen Weile die Kutſche anfahren ſah. Es war ſchon beinahe völlig dunkel, der Tag hatte ſeine tauſend Augen geſchloſſen und ſchaute unter ſeinen langen Wimpern, den Abendſchatten, nur mit einem ſchlummernden Blick hervor, an dem ein Gegenſtand kaum von dem andern zu unterſcheiden war. Tarquin ſah eine junge Dame, den Grafen und ſein Schlachtopfer aus dem Wagen ſteigen, das er, näher hinzuſchleichend, mehr an der Stimme als an der Geſtalt erkannte. Die fremde Dame lief raſch in das Schauſpielhaus voraus und ließ Alcidianen von ihrem Bräutigam hineinführen, der ſie bis an die Thüre brachte und umkehrte, um dem Kutſcher noch einige Befehle zu geben. Da viele Wagen vor dem Eingange hielten und der ihrige nicht hatte nahe vorfahren können, ſo betrug die Entfernung bis zu ihm, die der Graf zurücklegen mußte, etwa zwanzig Schritt.

Tarquinius war entſchloſſen, eine ſo ſchöne Gelegenheit nicht ungenützt vorübergehen zu laſſen, und ſchlich ſich hinter den Kutſchen heran. Als er der Thüre gegenüber ſtand, ſchoß er durch eine große Sammetkutſche, die zwiſchen ihm und Alcidianen hielt, nach ſeinem Ziele, fehlte es aber, da ſie die Schleppen ihres Ober- und Unterkleides über ihren Arm geſchlagen hatte und alſo einen großen Umfang einnahm, und traf durch die Gewande zwiſchen ihrem Arm und ihrem Körper hindurch. Sie glaubte voll Entſetzen, von etwas getroffen zu ſein, ſah den Rauch, hörte den Knall und ſchrie, in das Haus ſtürzend: Ich bin getroffen, ich bin erſchoſſen! — Der Lärmen drang auf der Stelle bis zu ihrem Geliebten, und viele Kutſcher und Lakaien ſetzten ſich ſofort in Bewegung, einer nach dieſer, der andere nach jener Seite hin. Einer von ihnen, ein derber, verwegener Deutſcher, der einen in einen Mantel gehüllten Mann von dannen eilen ſah, vertrat ihm mit bloßem Degen den Weg und gebot ihm, zu ſtehen und ſeine Piſtole auszuliefern, ſonſt renne er ihn durch und durch.

Erſtaunt über die Dreiſtigkeit dieſes Menſchen, ihm ſeine Waffe ſo entſchieden abzufordern, als wenn er ihn ſchon für den Mörder erkannt hätte, hatte der Prinz Geiſtesgegenwart genug, einzuſehen, daß er, wenn er ſich gefangen gäbe, einem ſchmachvollen Tode nicht entgehen könne, und entſchloß ſich deshalb raſch, ſein erſtes Verbrechen durch ein zweites zu verheimlichen. In dem Augenblicke, als der Deutſche ſich ihm mit jenen Worten entgegenſtellte, erwiederte er ihm: Wenn ich auch keine Piſtole habe, ſo habe ich doch einen Degen, deine Unverſchämtheit damit zu züchtigen, warf, indem er ſeine Piſtole weit von ſich ſchleuderte, ſeinen Mantel zurück, zog von Leder und verwundete nnd entwaffnete den entſchloſſenen Kerl.

Das Degengeklirr zog Jedermann der Stelle des Kampfes entgegen, und es verbreitete ſich das Gerücht, der Mörder ſei feſtgenommen worden, obwohl Niemand wußte, wer und wo er eigentlich war, und worüber ſich das Gefecht der beiden Männer in der noch dichter gewordenen Dunkelheit entſponnen hatte. Sobald Alcidianens Liebhaber die Entdeckung machte, daß ſeiner Dame nur durch die Schleppen ihrer Gewänder geſchoſſen worden, und ſie körperlich unverletzt geblieben ſei, ſprang er auf das laut erhobene Geſchrei nach der Gegend des Kampfes zu, wohin ſich Alles drängte und trieb, und kam mit einigen andern Männern gerade zu rechter Zeit an, um den tödtlichen Streich aufzuhalten, den der ſchon erhobene Arm des Prinzen dem entwaffneten Lakaien verſetzen wollte. Man beſtürmte den ſiegreichen Fremden mit Fragen, wer er ſei, Tarquinius erkannte aber, daß in ſeiner verzweifelten Lage das Äußerſte gewagt werden müſſe, und fing ſtatt aller Antwort an, mit einem Degen in jeder Hand, ſich einen Weg durch das gemeine Volk zu bahnen. Mehr als hundert Menſchen, die ihn, theils mit Degen, theils mit langen Kutſcherpeitſchen bewaffnet, umringten, waren nicht im Stande, ſich ſeiner zu bemächtigen, denn ſein unerſchütterlicher Muth brachte ihn unaufhaltſam durch Alle hindurch. Dem Flüchtigen ward freilich von einer immer ſtärker anwachſenden Menſchenmenge ſo hart auf den Ferſen nachgeſetzt, er fühlte ſich von ſeinem böſen Gewiſſen, wie von der Furcht, ergriffen zu werden, ſo gelähmt, von dem langen Kampfe ſo erſchöpft, daß er, immer ſchwächer und ſchwächer werdend, ſich am Ende in die Gewalt ſeiner Verfolger liefern mußte, von denen er augenblicklich für den verkleideten Prinzen Tarquinius erfunden und in das Gefängniß abgeführt ward, wo er, da es eben Sonntag war, bis zum andern Morgen übernachten mußte, ehe er vor Gericht geführt werden konnte.

Bevor noch eine Stunde verfloſſen, war der außerordentliche Vorfall in der ganzen Stadt bekannt, und wußte und bedauerte Jedermann, daß Prinz Tarquinius bei einem mißglückten Anſchlage auf Alcidianens Leben ergriffen und eingekerkert worden ſei. So wie nun aber gar verlautete, daß er ſich ſo wacker vertheidigt, ſo viele ſeiner Gegner verwundet und ganze Schaaren durchbrochen habe, ehe er ergriffen worden ſei, bedauerten im Grunde ihrer Herzen ſogar diejenigen, welche Zeugen ſeines Muthes und ſeiner Tapferkeit geweſen waren, und ihn zu fangen mit geholfen hatten, beſonders da ſie hörten, daß die Dame keinen Schaden erlitten habe, zu dem Verderben eines ſo tüchtigen Mannes auch nur das Mindeſte beigetragen zu haben. Tauſende von Geſuchen ergingen an Alcidianen, keine Klage wider den Prinzen zu erheben. Jedoch ihr Verlobter, ein hitzköpfiger viel mehr als muthiger junger Mann, wollte ſich auf keine Weiſe beſänftigen laſſen und ſchwur, ihn ſo lange zu verfolgen, bis er ihn auf dem Schaffotte ſähe.

Der Montag kam, und der Prinz bekannte im Verhör ſeine That, aus der kein Übel hervorgegangen, weil er der Meinung war, ein freimüthiges Geſtändniß werde ihn leichten Kaufes wieder auf freie Füße bringen. Wider alles Erwarten ward er aber gleich darauf in engeres Gewahrſam gebracht, bis zur nächſten Sitzung in Eiſen geſchloſſen, Alles, was ſich in ſeinem Hauſe vorfand, für Alcidianen mit Beſchlag belegt, und die ſich verzweiflungsvoll über den widerwärtigen Ausgang ihrer Pläne das Haar zerrauſende Prinzeſſin in das nämliche Gefängniß abgeführt.

Es läßt ſich nicht beſchreiben, wie düſter und entſetzlich das Zuſammentreffen dieſes Paares war. Miranda ihrerſeits brach einmal über das andere in Wuth und Zorn oder in Thränen und Schluchzen aus, wogegen der Prinz nur Liebe, Trauer und Zärtlichkeit zu erkennen gab, und ſich von keinem Leiden und Todesdrohen auch nur einen Funken des in ſeiner Bruſt lodernden Feuers entreißen ließ. Mitten unter ſeinem Seufzen kam er zuweilen wieder plötzlich zu ſich und rief aus: Ich habe Miranda noch!

Tarquinius wurde fortwährend von ſeinen Freunden und Bekannten beſucht, und ſeine zuletzt bewieſene Tapferkeit hatte ihm mehr Wohlwollen erworben, als ſein vorheriges Betragen Haß zugezogen. Die frommen Väter blieben beſtändig in ſeiner Nähe, machten es ihm einmüthig zur Pflicht, ein ſo laſterhaftes Weib wie die Prinzeſſin zu verlaſſen, und ſtellten ihm vor, daß er, welch Schickſal ihm auch immer zu Theil werde, keine aufrichtige Reue an den Tag legen könne, ſo lange er die Urheberin all des geſchehenen Unheils in ſein Herz geſchloſſen halte; ja daß ihm der Himmel nicht eher ſeine Vergebung angedeihen laſſen werde, bis er ſie aufgegeben habe, und legten ihm endlich die Erklärung ab: unter dieſer Bedingung würden Viele, die außerdem nicht den mindeſten Antheil an ihm nähmen, ihren ganzen Einfluß aufbieten, ihm das Leben zu erretten. Er war und blieb indeſſen gegen alles dies ſo taub, daß er ſich nicht einmal den Anſchein geben konnte, ſeine Verbindung mit Miranden zu bereuen.

Die ganze lange Zeit über, welche Prinz Tarquinius im Gefängniſſe ſaß, hielt man auch den guten Pater Franziskus darinnen feſt. Die frommen Mönche, welche das verbrecheriſche Ehepaar tagtäglich beſuchten und aus der Wendung ihrer Angelegenheiten abnahmen, daß der Prinz einen harten Stand haben werde, redeten mit ihm oftmals von heiligen Dingen und einem dereinſtigen Leben nach dem Tode, woraus er alſo, noch ehe ſein richterliches Urtheil geſprochen ward, errathen konnte, daß ſein Tod in den Sternen beſchloſſen ſei. Dieſe Lage der

Sachen verurſachte der bereuenden Schönen, welche Alles allein verſchuldet hatte, unausſprechliche Qual. Sobald die geiſtlichen Väter wahrnahmen, daß ſie einen etwas tieferen Schmerz zu erkennen gab, beſchloſſen ſie dieſe weichere Stimmung zu benutzen, und kamen, nach einer vorausgeſchickten Einleitung, von dem göttlichen Gericht über verſtockte Sünder, auf den Rechtshandel des Paters Franziskus zu ſprechen, indem ſie ihr das Gewiſſen ſchärften, wie ihr, ſeitdem ſie den armen Mann angeklagt, doch nichts in der Welt zu ihrem Heile gereicht habe, und ſie verſicherten, ſie würden, wenn ſie dieſe geheime Sünde öffentlich bekennen wolle, alles Mögliche thun, um zu bewirken, daß man ihr für die Errettung dieſes Menſchenlebens die Strafe ihres Verbrechens erlaſſe. Miranda ſchien anfänglich geneigt, nachzugeben; die Scham, ihre eigne Anklägerin in einer ſo entehrenden Sache zu ſein, überwand aber ihre Gutmüthigkeit, und ſie beharrte mit ihren letzten Kräften bei ihrer früheren Ausſage.

Nach Verlauf von ſechs Monaten wurde Prinz Tarquinius wieder vor ſeine Richter geſtellt, um gerichtet zu werden, als der Abſicht, Alcibianen zu morden, überführt und eingeſtändig, verurtheilt: auf öffentlichem Markte das Haupt zu verlieren, und ſodann, zum innigen Bedauern aller Gegenwärtigen, in das Gefängniß zurückgeſendet.

Die Prinzeſſin ſelbſt, der lebenslängliche Landesverweiſung zuerkannt worden war, verſank von der Zeit an, in ſo tiefen Kummer und in eine ſo gänzliche Kraftloſigkeit, daß ſie dem Grabe nahe gebracht wurde, und am Ende alle Ausſchweifungen ihres vergangenen Lebens, ihren loſen Umgang mit verſchiedenen Prinzen und vornehmen Männern, nicht weniger wie mit Leuten, die in ihren Dienſten ſtanden, oder Anderen aus dem gemeinſten Volke, bekannte, und auch der Wahrheit völlig getreu ihr Verhältniß zu dem jungen Mönche, und die Künſte, womit ſie den Pagen und den Prinzen, ihren Gemahl, verführt habe, ihrer Schweſter nach dem Leben zu trachten, eingeſtand. Sie ſetzte dies Bekenntniß ſchriftlich auf, unterzeichnete es in Gegenwart des Prinzen und mehrer geiſtlicher Herren mit ihrer eigenen Hand, und bewirkte damit, daß auf deſſen Vorzeigung an gerichtlicher Stätte der Mönch ſeiner mehr als zwei Jahre erduldeten Haft augenblicklich auf das ehrenvollſte entlaſſen ward und die Erlaubniß erhielt, zu ſeinem früheren muſterhaften Lebenswandel zurückzukehren, dem er ſich nach wie vor getreulich widmete.

Nach der Verurtheilung der beiden unglücklichen Menſchen, deren Schickſal die verſchiedenartigſten Empfindungen in dem Gemüthe des Volkes erweckte, und für die Prinzeſſin nur Hohn und Verachtung aufkommen ließ, derweil der bedauernswerthe Tarquinius ſo rege Theilnahme fand, daß ſich namentlich die Geiſtlichkeit eifrig um die Rettung ſeines Lebens bemühte, brachten ſie abermalige ſechs Monate in ihrem Kerker zu. Aber alle und jede inzwiſchen zu des Verbrechers Gunſten geſchehene Verwendungen, wozu auch das, anfänglich mit den beſten Hoffnungen auf Erfolg geſtellte Geſuch eines neunzigjährigen Aufſchubs der Hinrichtung zu rechnen war, ja ſogar des Paters Franziskus dringend auffordernde Schreiben an ſeinen Vater und mehre andere mit dem Marcheſe Caſtel Rodrigo vertraute deutſche Fürſten, für des Prinzen Tarquinius Leben zu bitten, weil vielmehr durch deſſen als durch Andrer Vorſtellungen Miranda bewogen worden ſei, ſeinethalb die Wahrheit auszuſagen, vereitelten die am brüſſeler Hofe ſich aufhaltenden Prinzen und Großen aller Länder, die geheim nach Rache an einem Manne dürſteten, welcher ſich, wie ſie vorgaben, einen falſchen Titel angemaßt habe, um als ihres Gleichen zu erſcheinen, da er doch in der That eines Kaufmanns Sohn aus Holland ſei. So bereitete ſich denn Tarquinius getroſt zum Tode, als er nach dem Ablaufe dieſer Friſt die Nachricht empfing, der langwierige Kampf der ſich um ſeinetwillen widerſtrebenden Kräfte ſei mit dem Unterliegen der ihm günſtigen beendiget, und es werde bereits in zwei Tagen ſein Urtheilsſpruch an ihm vollzogen werden.

Am nächſtfolgenden Freitage kamen mit dem früheſten Morgen alle ſeine Freunde und Bekannte, hohen und niederen Standes, um ihm das letzte Lebewohl zu ſagen, zu ihm, und es verließ ihn kein Einziger mit thränenloſen Augen oder ungerührtem Herzen; denn er ertrug ſein Schickſal, ſobald er es als unwiderruflich erkannt hatte, mit der männlichſten Feſtigkeit und wendete ſich an Alle die ihn umgaben, mit eben dem heiteren, beſcheidenen und vornehmen Weſen, das ihn in den Tagen ſeines Glückes auszeichnete. Sein Kammerdiener hatte den ganzen Morgen damit zu thun, ihn anzuziehen, weil er von immer neuen Beſuchen unterbrochen ward. Er trug eben ſo wie alle ſeine Begleiter Trauer, denn er behauptete ſeine Größe und den Anſtand zu Jedermanns Erſtaunen bis zuletzt, und genoß beſonders bei dem gemeinen Volke ſo großer Liebe und Verehrung, daß diejenigen, die er von ſeinen Leuten entlaſſen hatte, ihm freiwillig zu dienen fortfuhren und nicht beredet werden konnten, ihn zu verlaſſen, ſo lang er noch am Leben ſei.

Die Prinzeſſin und ihre beiden Frauen hatten gleichfalls Trauerkleider angelegt, und der Prinz betete Miranden trotz ihrer eingeſtandenen Liederlichkeit und ſchlechten Streiche fortwährend an, denn ſie beſaß noch dieſelben Reize, die ihn vom Anfange herein an ihr bezauberten, und konnte bis zu ſeinem letzten Augenblicke nicht zu dem Wunſche verleitet werden, ſie nie geſehen zu haben, ſondern ſprach im Gegentheile wie ein auf ſeine Feſſeln ſtolzer Mann: Die höchſte Genugthuung, die er aus dieſer kurzen Spanne Lebenszeit mit ſich hinwegnehme, ſei das Bewußtſein, im Dienſte ſeiner angebeteten Prinzeſſin Miranda den Tod erlitten zu haben.

Nachdem er, da man es für nöthig erachtete, ihn eine Zeit lang ſich ſelbſt zu überlaſſen, von Allen Abſchied genommen hatte, zog er ſich mit ſeinem Beichtvater zurück und brachte mit ihm etwa eine Stunde allein in Gebeten zu, wie denn die gebräuchlichen kirchlichen Handlungen bereits an ihm vollzogen worden waren.

Am Ende fing die Glocke an zu läuten, und er mußte von der Prinzeſſin Abſchied nehmen, alſo ſein letztes und ſchwerſtes Werk auf Erden vollbringen. Er warf ſich ihr zu Füßen, und ſtarrte ſie an, die mehr todt als lebendig, von ſtummem Gram überwältigt, vor ihm ſaß. Sie waren Beide einige Momente der Sprache beraubt, bis ſie, als ob eine und dieſelbe ſteigende Thränenflut ihre Augen zu gleicher Zeit gefüllt hätte, mit einem Male in heftiges Weinen ausbrachen. Sobald er vor ſeinen Seufzern wieder zu Worte kam, ſtammelte er ein ſo ſanftes, leidenſchaftliches und rührendes Lebewohl hervor, daß alle Beiſtehende davon auf das innigſte ergriffen wurden und ſagten, es könne nichts Herzbrechenderes und Trübſeligeres je geſehen worden ſein. Sie konnten nimmermehr von einander ſcheiden, ein Wort, ein Blick, eine Umarmung, ein letztes Lebewohl hielt immer Eins beim Anderen zurück. Tauſendmal bat ſie ihn um Vergebung, die Urſache an dieſer verhängnißvollen Trennung zu ſein, tauſendmal verſicherte ſie ihn, ihm folgen zu wollen, da ſie nicht ohne ihn zu leben im

Stande wäre. Und der Himmel weiß, wann ihre zärtlichen und traurigen Liebkoſungen geendet haben würden, hätten ihn nicht die Beamteten daran gemahnt, die Zeit ſei da, bei welchen Worten die Prinzeſſin ohnmächtig in die Arme ihrer Frauen umſank und Tarquinius zum Gefängniß hinausgeführt ward.

Auf dem Marktplatze angekommen, wohin er zu Fuße in Begleitung ſeiner Diener, von denen einige einen mit ſchwarzem Sammet ausgeſchlagenen Sarg mit ſilbernen Handhaben trugen, ſo wie des ihm mit dem bloßen Schwerte vorantretenden Scharfrichters, ſeines neben ihm wandelnden Beichtvaters, und vieler ihm folgenden Edelleute und Geiſtlichen, unter denen auch Pater Franziskus, gegangen war, beſtieg er, unter Millionen von Segnungen, die das weinende Volk über ihn ausſtrömte, das Schaffot, welches da, wo er niederknien ſollte, mit Sägeſpänen beſtreut war, um ſein Blut aufzufangen, ein ſchwarz behangenes, zu größerer Bequemlichkeit der Zuſchauer ſehr niedriges Geländer hatte und übrigens mit allem der ernſten Gelegenheit angemeſſenen Aufwande ausgeſchmückt war.

Der Prinz ſprach vom Schaffote herab nicht viel. Er bat ſeine Freunde nichts weiter, als gegen die reuige Sünderin, ſein Weib, gütig zu ſein und für ſeine brave redliche Dienerſchaft Sorge zu tragen, deren Treue ſo ſtadtkundig war, daß man ihnen insgeſamt ein baldiges Unterkommen zuſicherte. Eine kurze Zeit betete er, und eine kleine Weile unterhielt er ſich mit ſeinem Beichtiger, ſodann wendete er ſich zu dem Henker und bat ihn, ſeine Pflicht gut zu erfüllen, indem er ihm dafür einige Louisd'ors einhändigte. Mit Hülfe ſeines Kammerdieners und ſeines Pagen zog er ſeinen Rock aus, unter dem er weißatlaſſene Unterkleider trug, nahm ſeine Perücke ab, an deren ſtatt er über eine Mütze von holländiſchem Linnen eine weißatlaſſne mit Spitzen beränderte aufſetzte, die er ſich über die Augen zog, grüßte die ganze Verſammlung noch einmal freundlich und kniete mit dem an den Henker gerichteten Geheiße nieder, ſein Amt zu vollziehen, ſobald er ihn ſeine Hände zum dritten Male emporheben ſähe. Es geſchah, wie es ſein Wunſch geweſen war, der Scharfrichter gab ihm den Todesſtreich, und der Prinz fiel auf dem Schaffot zuſammen. Das untenſtehende Volk hub mit einer Stimme, gleich als ob es ein einziger Menſch geweſen wäre, für ſeine Seele zu beten an, und lautes Schluchzen und Weinen ſcholl aus der Menge empor, die ſich um die blutigen Sägeſpäne als um ein Angedenken an den Gerichteten riß und drängte.

Als nun aber der Henker das Haupt emporheben wollte, um es, dem Herkommen gemäß, dem Volke vorzuzeigen, fand er, daß er es nicht abgehauen hatte, und daß der Körper ſich noch rührte. Er ſchritt deshalb raſch auf ein Werkzeug zu, das ſeines Gleichen immer mit ſich führt, um Widerſpänſtige damit zum Stillhalten zu zwingen, weil er, wie er nachher ſagte, der Meinung war, das Haupt zwar von den Schultern getrennt, jedoch an einem ſchmalen Fleiſchbande hängen gelaſſen zu haben. Es war ein albernes Auskunftmittel des Kerls, indeſſen er bediente ſich deſſelben, und es blieb am Ende auch das Beſte, was ihm im Augenblicke zu Gebote ſtand. Inzwiſchen fing der Markgraf und ein anderer Officiant, beides alte Leute, die mit einigen Freunden und Bedienten des Prinzen auf dem Gerüſte ſtanden, gleich wie dieſe darüber laut an zu ſchreien, und das verſammelte Volk erhob einen ungeheuren Lärm. Der Prinz, der ſich noch lebendig fühlte, oder vielmehr, wenn er auch die Denkkraft verloren, doch ein unbewußtes dumpfes Lebensgefühl wiedergefunden hatte, ſteckte, als der Henker ihn aufnahm und mit dem Rücken gegen die Bruſtwehr lehnte, um ihm die Maſchine um den Hals zu befeſtigen, ſeine beiden Daumen zwiſchen den Strick und ſeinen Hals, weil er einen Druck dagegen fühlte, und ſtürzte ſich, um Tod und Leben mit ihm ringend, und ſeinen Körper rückwärts über die Lehne beugend, derweil der Henker ihn vorwärts zu ziehen ſtrebte, zufälligerweiſe und nicht abſichtlich über das Geländer hinweg, auf die Häupter und Schultern der vor Staunen und Freude laut aufjauchzenden Volksmenge hinunter. Der Scharfrichter ſprang zwar dem armen Sünder nach, wäre aber von dem wüthenden Pöbel faſt in Stücken geriſſen worden. Die ganze Stadt gerieth in Aufruhr, obwohl eigentlich niemand wußte, was es gab, als diejenigen, welche den Körper des Prinzen aufgefangen hatten, und, da ſie ihn noch am Leben fühlten, ohne ſich darum zu bekümmern, wie oder durch welches ſeltſame Wunder er erhalten worden ſei, ſo raſch, als ob die ganze Verſammlung nur von einem Geiſte beſeelt geweſen wäre, in ein einige hundert Schritt von dem Schaffotte entlegenes Jeſuiterkloſter in Sicherheit brachten. Alles dies, die mißglückte Enthauptung, der Fall und die Rettung, war die Sache eines Augenblicks geweſen, und das Volk frohlockte darüber wie über einen gewonnenen außerordentlichen Sieg. Einer der zwei gegenwärtigen alten Magiſtratsperſonen, ein äußerſt furchtſamer Mann, entſetzte ſich über den Vorfall, den Aufruhr, den Lärmen und die Verwirrung, die ihm ganz unbegreiflich waren, dermaßen, daß er vor Schrecken und Furcht auf der Stelle ſtarb, der andere ward ohnmächtig und mußte zur Ader gelaſſen werden.

Die Diener der Gerichte forderten ihren Gefangenen zwar von den Jeſuiten zurück, aber vergebens; die Geiſtlichkeit hatte jetzt ein Recht, ihn zu ſchützen, und übte es aus.

Seine vor Freude außer ſich verſetzten Freunde eilten zu dem Prinzen, um ſich ſelbſt zu überzeugen, in welchem Zuſtand er ſich befände, und alle, die von Stande waren, fanden Zutritt. Sie ſahen ihn im Bette liegen, indem er eben von den geſchickteſten Wundärzten, die freilich noch nicht zu verſprechen wagten, ihn am Leben zu erhalten, verbunden ward. Sie wurden alle gebeten, nichts zu dem Verwundeten zu ſagen, und keine Fragen an ihn zu richten. Es ergab ſich, daß der Henker ihn zu tief getroffen und mit dem bei ſolchen Hinrichtungen ungeheure Schwungkraft erhaltenden ſcharfen und breiten Schwerte eine ſehr tiefe Wunde in das Schulterbein geſchnitten hatte.

Die außerordentliche Sorgfalt, die von allen Seiten und beſonders von den frommen Vätern für den Kranken getragen ward, führte bald eine Beſſerung ſeines Zuſtandes herbei und gab Hoffnung zu ſeiner gänzlichen Wiederherſtellung. Als man ihm endlich wieder zu ſprechen geſtattete, betraf ſeine erſte Frage die Prinzeſſin. Seine Freunde betrübten ſich ſehr, daraus zu erſehen, daß all ſein Blutverluſt doch nicht ausgereicht hatte, die Flamme zu erſticken, oder zu erlöſchen, mit der er dieſem böſen Weibe noch immer in Liebe zugethan war. Er wurde täglich beſtürmt, nicht mehr an ſie zu denken, alle ihre Verbrechen wurden ihm ſo offen, in ihrer ganzen Abſcheulichkeit dargelegt, ſeine Tugenden dagegen ſo hoch erhoben und ſo bewunderungswürdig geprieſen, wenn er noch zu der Selbſtüberwindung gelangen könne, ſein Verhältniß zu dieſem ſchändlichen Geſchöpfe aufzuheben, daß ſie ihn am Ende, indem ſie ihm ihren ganzen Beiſtand und Schutz zuſicherten, ſobald er auf ſie verzichte, ihn dagegen völlig aufzugeben und auszuliefern drohten, halte er ferner halsſtarrig an ihr feſt, ſo weit brachten, ihnen das Verſprechen abzulegen, er wolle die Prinzeſſin allein in die Verbannung ziehen laſſen, ihr nicht folgen und nicht mehr mit ihr zuſammen leben. Es war aber leider nur die Dankbarkeit, die ihm dieſe Gefälligkeit abnöthigte, denn in ſeinem Herzen gelobte er ſich, Miranden niemals zu verlaſſen, gleichwie er auch, ſo lange noch Leben in ihm war, den Gedanken an eine ſolche That nicht würde haben ertragen können, die Vernunft mochte ihm immerhin zuflüſtern, ſie berechtige ihn dazu, und er könne am eheſten auf dieſem Wege ſeinen verlorenen Ruf wieder gewinnen.

Seine Freunde befragten ihn vielfach über ſeine Flucht, und warum er, da er blos verwundet und nicht enthauptet geweſen, nicht alſobald aufgeſprungen ſei? Er erwiederte, er ſei ſo durchaus in der Verſtellung befangen geweſen, ſobald er ſeine Hände zum dritten Mal emporhöbe, den Todesſtreich zu empfangen, daß er ſchon in dem Augenblicke als ihn das Richtſchwert berührt, die Beſinnung verloren gehabt und durchaus keinen Schmerz empfunden habe. Ja, er ſei in ſeiner Einbildungskraft ſchon ſo völlig todt geweſen, daß die Bewegung die der Henker darauf an ihm wahrgenommen, ſich ihm ganz unbewußt und unwillkürlich gemacht habe. Von dem Emporſtrecken der Hände an bis zu ſeinem Fall erinnere er ſich nichts. Nachmals ſei er wie aus einem Traume oder beſſer einem momentanen traumloſen Schlafe erwacht, und habe ſich gewundert, ſich wieder lebendig zu finden, ohne zu wiſſen, wie dies zugegangen, da noch nicht das mindeſte Gefühl ſeiner entſetzlichen Wunde in ihm erwacht geweſen ſei.

Alcidiana war nach allen dieſen Ereigniſſen äußerſt niedergeſchlagen, den Prinzen Tarquinius bis zum Tode verfolgt zu haben. Bedenkend, daß er, abgeſehen von dem letzten, auf Anſtiften ihrer Schweſter unternommenen Anſchlage wider ihr Leben, ihr immerdar mit der äußerſten

Freundlichkeit begegnet ſei, ſuchte ſie jetzt ſeine und ihre Vergebung auf jede mögliche Weiſe zu gewinnen, ungeachtet ſie, ſtatt der hunderttauſend Kronen, die ihr das ſtrafbare Ehepaar auszuzahlen ſchuldig war, aus dem Verkauf ihrer koſtbaren Betten und Hausgeräthe nur zehntauſend löſte und empfing. Da nach dem Verluſte ihres Reichthums der junge mit ihr verlobte Graf auf die Verbindung mit ihr verzichtete, ſo reichte ſie ihre Hand als Gattin einem jungen Kaufmanne, der gewiß eine beſſere Wahl für ſie zu nennen war.

Nach endlich geſchehener Ausſöhnung der Geſchwiſter verließ der Prinz Flandern, weil er nicht länger an einem Orte leben konnte, wo er ſo traurige Erfahrungen gemacht hatte. Er verſprach zwar wiederholt, mit der ſchönen Buhlerin in keine fernere Gemeinſchaft zu treten; noch vor ſeiner Abreiſe ſchrieb er ihr aber einen Brief, worin er ſie aufforderte, ihm in einiger Zeit nach Holland zu folgen, und ihr einen Wechſel einhändigte, von deſſen Betrage ſie ihre nächſten Bedürfniſſe beſtreiten ſolle. Zu ihrer Bedienung ließ er ihr, außer ihrer Kammerfrau und einem Pagen, einen ſeiner getreueſten Diener zurück. Er hatte nehmlich während ſeiner Gefangenſchaft einige Wechſel auf anſehnliche Geldſummen von ſeinem Vater erhalten, der ſehr wohlhabend war, und keine anderen Kinder als dieſen einzigen vielgeliebten Sohn beſaß.

Bei ihrer Ankunft in Holland wurde Miranda von dieſem alten Manne auch mit aller möglichen Zärtlichkeit und Achtung empfangen, weil Tarquinius ihm verſchwiegen hatte, daß ſie die Urheberin aller ſeiner Mißgeſchicke geworden war, und ihn in ihr nur ein getreues Weib erblicken ließ, das ihm hundertundfünfzigtauſend, in der Ehe mit ihm verloren gegangene Kronen eingebracht habe.

Mit unausſprechlicher Freude aber wurde Miranda vernehmlich von ihrem Gatten ſelbſt bewillkommt, der, um ſeinen-Namen einigermaßen wiederherzuſtellen und ſich neue Achtung bei der Welt zu verdienen, in dem franzöſiſchem Heere Kriegsdienſte nahm und Wunder der Tapferkeit verrichtete. Als er drei Feldzüge mitgemacht hatte, ſtarb ſein Vater, und kehrte er nach Hauſe zurück, wo er mit ſeiner Prinzeſſin auf einem einſamen Landgute — es iſt unbekannt, wie lange — in aller Ruhe eines wohlhabenden Bürgers lebte. Miranda ſoll in der Folge ein ſehr frommes Leben geführt, für ihre begangenen großen Sünden Buße gethan und dem Himmel gedankt haben, daß er ſie durch die ihr auferlegten Prüfungen gebeſſert und zu einer vollkommneren Glückſeligkeit vorbereitet habe, als in dieſer mühſeligen Welt zu finden iſt.

IX.

Der Kuss.

In Moncalieri, einem nahe bei Turin gelegenen Flecken, lebte einſt ein junges Weib von vier und zwanzig Jahren, Namens Madonna Zilia Duca, deren Mann vor kurzem geſtorben war, und die zwar für ziemlich ſchön erachtet wurde, dabei aber ein ſo unfreundliches Weſen hatte, daß es eher bäuriſch als ehrbar genannt werden durfte. Sie hatte den Entſchluß gefaßt, ſich nicht wieder zu verheirathen, und widmete ſich ausſchließlich der Sorge für einen kleinen drei bis vierjährigen Knaben, der ihrer Ehe entſproſſen war. Ihre Haushaltung glich vielmehr der einer armen Frau als einer Edeldame ihres Standes, denn ſie unterzog ſich ſogar der geringſten häuslichen Verrichtungen ſelbſt, um nur nicht mehrere Dienſtleute halten zu müſſen. Sie ließ ſich ſelten öffentlich ſehen und ging Feiertags am frühen Morgen in eine kleine unferne Kirche in die Meſſe, aus der ſie alsbald wieder nach Hauſe kam. Die allgemeine Sitte der Frauen dieſes Landes, alle Gäſte zu küſſen, die ſie in ihrem Hauſe beſuchen, und ſich mit jedem vertraulich zu unterhalten, vermied ſie, indem ſie ohne allen Umgang einſam für ſich blieb.

Da trug es ſich zu, daß Herr Filiberto von Birle, ein Edelmann des Landes und ſehr tapferer Krieger, einmal nach Moncalieri kam, wo er kurz zuvor, ehe er nach Birle zurückkehren wollte, in einer und derſelben Kirche mit Madonna Zilia die Meſſe hörte, die junge Frau ſah, und ſo ſchön und reizend fand, daß er, in Liebe zu ihr entzündet, ſich erkundigte, wer ſie ſei, und von ſeiner Neigung nicht ablaſſen konnte. wiewohl er von ihrem Denken und Thun nicht eben etwas Günſtiges hörte.

Herr Filiberto kehrte zwar noch an dem nehmlichen Tage nach Birle zurück, beſchloß aber, ſobald er einige Geſchäfte geordnet habe, wieder nach dem nicht entfernten Moncalieri zu gehen, um daſelbſt ſo lange als möglich zu verweilen und mit allem Fleiße die Gegenliebe der jungen Witwe zu erſtreben. Er führte dieſen Entſchluß aus, indem er ſich unter einem ſchicklichen Vorwande in Moncalieri niederließ und anfing, ſich aller Gelegenheiten zu bedienen, um ſeine Geliebte zu ſehen. Er gewann ihren Anblick freilich kaum Feiertags, und dann war ſie ſo kurz angebunden, wenn er verſuchte, ſich mit ihr in ein Geſpräch einzulaſſen, daß ſie ihn ſchon beim zweiten Worte ſtehen ließ und nach Hauſe ging. Er führte deswegen ein ſehr betrübtes Leben und wußte ſich auf keine Weiſe von ſeiner Leidenſchaft zu befreien. Er nahm ſeine Zuflucht auch zu anderen Frauen, um der Auserwählten mündliche und ſchriftliche Botſchaften zugelangen zu laſſen; aber es blieb alles vergebens, was er für ſeine Liebe that, denn Frau Zilia erwieß ſich ſchroffer gegen ihn als eine Klippe im Meere und würdigte ihn niemals einer Antwort. Da ſich nun der unglückliche Liebhaber ſolchergeſtalt gar nicht mehr zu tröſten und zu rathen wußte, ſo verlor er allen Schlaf und alle Eßluſt, und erkrankte gefährlich. Die Ärzte erkannten natürlich die Urſache ſeines Übels nicht, waren unfähig ihm ein Mittel dagegen zu geben, und ließen den armen Jüngling mit ſchnellen Schritten ohne Rettung dem Tode entgegen gehen.

Während ſeiner Krankheit beſuchte ihn ein anderer Kriegsmann, aus Spoleto, der mit ihm eng verbrüdert war. Dieſem erzählte Herr Filiberto die ganze Geſchichte ſeiner Liebe, ſchilderte ihm die Härte und Grauſamkeit ſeiner ſpröden Geliebten und verſicherte ihn, daß, wenn ſein Herz nicht bald erleichtert werde, es vor übergroßer Pein und Betrübniß gewiß brechen müſſe. Als der Spoletiner ſomit den Grund der Krankheit ſeines Freundes erfuhr, dem er mit vieler Liebe zugethan war, antwortete er: Laß mich nur gewähren, Filiberto, ich mache Dir ſicherlich Mittel und Wege ausſindig, wie du ſie nach deiner Bequemlichkeit ſprechen kannſt. — Ich verlange nichts mehr als dies, entgegnete der Kranke, um kühn genug zu ſein, ſie zum Mitleiden mit mir zu bewegen. Wie willſt du es aber anfangen? Ich habe ſchon ſo viele Mühe an ſie verſchwendet, ihr ſo viele Botſchaften und reiche Geſchenke überſendet, ſo viele Verſprechungen gethan, und doch nichts von ihr erlangt! — Sieh du nur zu, daß du geſund wirſt, fuhr der Spoletiner fort, alles Übrige laß meine Sorge ſein. — Von dieſer Zuſage ward Herr Filiberto ſo zufrieden geſtellt, daß er gleich darauf eine wunderbare Stärkung fühlte und in wenigen Tagen im Stande war, das Bett zu verlaſſen.

Die Spoletiner ſind bekanntermaßen allmächtige Schwätzer und unternehmende vielbewanderte Schlauköpfe, die zum Verwundern gut verſtehen, anderen Menſchen alles einzureden, was ſie ihnen einzureden im Sinne haben. Auch der größte Theil derer, die darauf ausgehen, einfältige Menſchen zu betrügen, indem ſie Schlangen und Nattern im Lande herumtragen, oder ein ähnliches Gewerbe treiben und an öf ſentlichen Orten ſingen ſind Spoletiner. Ein Landsmann von dieſen Leuten war Filiberto's Freund, und hatte zu ſeiner Zeit vielleicht auch auf mehr als einem Markte Bohnenaſche für Krätzenſalbe verkauft. Er ſah Herrn Filiberto nicht ſobald wieder hergeſtellt, als er, ſeines ihm gegebenen Verſprechens eingedenk, in die Herberge ſeiner Landsleute ging, die mit einem am Halſe feſtgebundenen unter dem linken Arme hängenden Korbe von Ort zu Ort ziehen, um ſeidene Bänder, Fingerhüte, Stecknadeln, Schnuren, Borden, Roſenkränze und andere weibliche Bedürfniſſe zum Verkauf auszurufen, und mit einem derſelben das Abkommen traf, ihm ſeine Kleider und ſeinen Kram zu überlaſſen. Als Hauſirer verkleidet, begab er ſich dann in die Stadtgegend, wo Frau Zilia wohnte, und begann Straße auf-, Straße abwandelnd ſeine Waaren laut und öffentlich feil zu bieten. Frau Zilia hörte ſeine Stimme und ließ ihn zu ſich rufen, weil ſie eben einiger Schleier benöthigte. Von dem Gelingen ſeines Anſchlags ermuthigt, trat er keck in ihr Haus und begrüßte ſie mit ſchmeichelnden, gefälligen Worten, als ob er ihr vieljähriger Bekannter wäre. Sie ſtreckte, bald dies, bald jenes aufnehmend, die Hand in ſeinen Korb, und er breitete ihr dienſtfertig bald Schleier aus, bald rollte er ihr Bänder auf. Wie ſie nun eine gewiſſe Art Neſſeltuch liegen ſah, die ihr gefiel, und von der ſie eben einige Schleier zu haben wünſchte, ſagte ſie: Guter Mann, wie verkauft ihr die Elle von dieſem Stück? Wenn ihr es mir billig ablaßt, ſo nehme ich fünfunddreißig Ellen davon. — Madonna, erwiederte der Spoletiner, geſetzt, daß dies Schleiertuch euch gefällt, ſo nehmt es hin und fragt nicht weiter, was es koſtet, denn ich bin ſchon bezahlt; und nicht nur die Schleier allein, ſondern auch alles, was ihr hier vor euch ſeht, iſt unentgeldlich euer, und ihr braucht es euch nur anzueignen. — O! ſprach die Dame, ich mag nichts haben, was ich auf keine ehrbare Art gewinnen kann; ich danke euch für eure Anerbietungen. Sagt mir, was ihr für das Neſſeltuch fordert, und ich werde es euch richtig bezahlen. Ein Mann, der ſich ſeinen Unterhalt ſo mühſam erwerben muß wie ihr, hat nicht ſo viel auf einmal zu verſchenken, darum nennt mir den genauſten Preis. — Ich ſchenke euch damit nichts, ſondern gewinne auch meinerſeits, wenn ihr von dieſen Sachen etwas annehmen wollt, verſetzte der Spoletiner: Und wofern ihr wirklich ſo freundlichen Sinnes ſeid, als euer Anſehn verkündiget, ſo werdet ihr dieſe Schleier und auch noch andere Dinge, die euch wohlgefallen, euch ſchenken laſſen, denn derjenige, welcher ſie euch anbietet, gäbe nicht blos ſein ganzes Hab und Gut, ſondern ſelbſt ſein Leben gern für euch hin. —

Die Dame ward über dieſe Äußerung roth wie eine rothe Roſe, wann ſie beim Aufgang der Maiſonne ihre jungen Blätter zu entfalten beginnt, ſah dem Spoletiner feſt ins Angeſicht und ſagte: Ihr ſetzt mich durch eure Reden in höchliches Erſtaunen, und ich möchte wohl wiſſen, wer ihr ſeid, und welche Abſichten ihr dabei haben könnt. Ihr irrt euch übrigens ganz und gar in mir, und haltet mich für ein Frauenzimmer, das ich auf keine Weiſe bin. — Der Spoletiner ließ ſich keinesweges aus der Faſſung bringen, ſondern erzählte der Dame vielmehr mit ſchicklichen Worten, wie ſehr Filiberto ihr ergeben ſei und aus Liebe zu ihr leide, wie ſie doch niemand in der Welt habe, über deſſen Perſon und Eigenthum ſie ſo verfügen könne wie über ihn und das ſeinige, und wie er nicht nur ein reicher und in Viele gewaltiger, ſondern auch ein ganzer Ehrenmann ſei. Kurz, er wußte ihr ſo vieles vorzureden und ſie ſo gut umzuſtimmen, daß ſie am Ende, Zeit und Ort nennend, ihrem Liebhaber ein geheimes Gehör zugeſtand. Herr Filiberto war, als er dieſe gute Nachricht hörte, von dem, was der Spoletiner für ihn gethan hatte, völlig befriedigt. Er begab ſich, der empfangenen Weiſung gemäß, zur Zuſammenkunft mit Frau Zilia in ein Zimmer ihres Hauſes zur ebenen Erde, und traf dort die ihn in Geſellſchaft einer Dienerin erwartende Dame an. Das Zimmer war groß genug, daß Beide gemächlich mit einander ſprechen konnten, ohne von der Magd gehört zu werden. Herr Filiberto fing alſo mit den gewählteſten Ausdrücken an, ſeiner Schönen die Liebesflamme ſeiner Leidenſchaft zu offenbaren, und bat ſie auf das zärtlichſte, ſich ſeiner mitleidend zu erbarmen und ihn als ihren getreueſten Diener ſich gefallen zu laſſen. Er mochte indeſſen ſagen, was er wollte, ſo konnte er doch keine andere Antwort von ihr erhalten, als daß ſie eine Witwe ſei, die für die Erziehung ihres Sohnes Sorge zu tragen habe, und der es nicht anſtehe, auf ſolche Sachen wieder zurückzukommen; daß es ihm aber dagegen an der Wahl unter andern viel ſchöneren Frauen, als ſie ſei, gewiß niemals fehlen werde. Wie nun der arme Liebhaber hieraus nach vielem Hin- und Widerreden erſah, daß er ſich eine vergebliche Mühe gab, ihre Grauſamkeit und unempfindliche Härte gegen ihn zu erweichen, ſo ſprach er zu ihr mit thränenfeuchten Augen, vor Herzensweh faſt vergehend: Da ihr mir denn, meine geſtrenge Gebieterin, auf alle Weiſe die Hoffnung abſchneidet, euch meine Liebesdienſte widmen zu dürfen, oder euch ſogar jemals wieder ſo ungehindert wie heute zu ſehen und zu ſprechen, ſo gewährt mir wenigſtens gegenwärtig bei unſerm Scheiden, für meine lebenslängliche Liebe zu euch die Gunſt eines einzigen Kuſſes, den ich mir, als ich hierher kam, nach unſerer Landesſitte nehmen wollte, den ihr mir aber unbilligerweiſe verweigertet, obwohl es euch recht gut bekannt ſein wird, daß ein bei einem Begegnen zwiſchen Männern und Frauen öffentlich gegebener Kuß keine Schande iſt. — Die Witwe dachte ein wenig bei ſich nach und ſagte dann: Ich will doch ſehen, Herr Filiberto, ob eure Liebe wirklich ſo brünſtig iſt, als ihr vorgebt. Ihr ſollt jetzt den von mir verlangten Kuß haben, wenn ihr mir etwas, das ich von euch verlangen werde, zu vollbringen ſchwört und euern Schwur ſo unverbrüchlich haltet, daß ich darin ein Zeugniß eurer getreuen, ächten Anhänglichkeit an mich erblicken kann. — Der unvorſichtige Liebhaber ſchwur, Alles zu thun, was ihm irgend möglich ſei, und fügte hinzu, daß er ihrer an ihn zu ſtellenden Forderung gewärtige. Sie ſchlang darauf ihre Arme um ſeinen Hals, küßte ihn auf den Mund und ſagte: Monſignore Filiberto, ich habe euch den von mir erbetenen Kuß in der Hoffnung gegeben, daß ihr auch eurerſeits thun werdet, was ich von euch fordere: ich erkläre euch alſo, daß ich erwarte, ihr werdet, eurem Verſprechen gemäß, von dieſer Stunde an bis nach Verlauf dreier Jahre mit keinem Menſchen auf Erden, ſei es, wer da wolle, weder mit einem Manne noch mit einem Weibe, auch nur ein einziges Wort reden, und alſo dieſe ganze Zeit über ſtumm bleiben. — Herr Filiberto kam von ſeinem Erſtaunen bald wieder zu ſich, und wiewohl ihm dies Gebot unbillig, unvernünftig und höchſt ſchwer zu halten ſchien, ſo winkte er doch mit der Hand, zum Zeichen, daß er es vollbringen wolle, beugte vor der Geliebten ſein Knie und ging von ihr in ſeine Wohnung zurück. Daſelbſt über ſeine Lage und über den geleiſteten verhängnißvollen Schwur nachdenkend, ſetzte er ſich vor, der Verbindlichkeit, welche er mit unbedachtem Leichtſinn auf ſich geladen hatte, ſich mit ſtandhaftem Ernſte und mit äußerſter Gewiſſenhaftigkeit zu entledigen. Er ſtellte ſich alſo an, die Sprache von ungefähr verloren zu haben, ging von Moncalieri wieder hinweg nach Virle, und machte ſich, wie ein Stummer, nur durch Zeichen oder ſchriftlich verſtändlich. Das Beileid, welches man ihm allgemein bezeigte, war groß, und Jedermann hielt es für ein höchſt wunderbares Ereigniß, ihn ohne alle äußere Veranlaſſung oder bedingenden körperlichen Krankheitsfall mit einem Male des Gebrauchs der freien Rede beraubt zu ſehen. Herr Filiberto brachte inzwiſchen ſchnellmöglichſt ſeine Angelegenheiten in Ordnung, beſtellte einen leiblichen Vetter zu ſeinem Anwalte, machte ſich wohl beritten und reiſte, nachdem er Sorge getragen hatte, daß ihm zu gewiſſen Zeiten Gelder nachgeſchickt würden, durch Piemont nach Lyon in Frankreich ab, unterwegs durch ſeine körperliche Schönheit und Anmuth bei Jedermann Theilnahme erweckend, der ihn ſah und von ſeiner traurigen Geſchichte Kunde erhielt.

Es hatte in jenen Zeiten König Karl VII. von Frankreich einen grauſamen Krieg mit den Engländern gehabt, und entriß ihnen mit der Gewalt der Waffen fortwährend die Eroberungen wieder, welche ſie vor vielen Jahren ſeinen Vorfahren auf dem franzöſiſchen Throne abgewonnen hatten. Indem er ſie nun gegenwärtig aus der Gascogne und andern Gegenden vertrieb, war er auch dabei, die Normandie von ihnen zu reinigen, wohin ſich Herr Filiberto, als er von dieſen Verhältniſſen benachrichtigt wurde, an den königlichen Hof begab. Bei ſeiner Ankunft fand er unter den anweſenden Baronen einige Freunde, die ihm einen ſehr guten Empfang bereiteten und ihn von Herzen bemitleideten, als er ihnen zu verſtehen gab, durch ein unglückliches räthſelhaftes Mißgeſchick die Sprache verloren zu haben. Über ſeine gegen ſie geäußerte Abſicht dieſer Reiſe, in die Kriegsdienſte des Königs zu treten, erwieſen ſie ſich ſehr erfreut, da ſie ihn als einen Mann von hohem Muthe und großer Tapferkeit kannten, und ſo geſchah es, daß unmittelbar nach ſeiner vollſtändigen Ausrüſtung ein Angriff auf Rouen, die Hauptſtadt der Normandie, unternommen ward. Herr Filiberto zeichnete ſich bei dieſem Sturme gleich den beſten Rittern des Heeres aus, und trug durch ſeine unter den Augen des Königs bewährte Tapferkeit und Erfahrung nicht wenig dazu bei, daß die Stadt bei einem zweiten Sturme fiel. Nach erfolgter Einnahme von Rouen ließ der König Herrn Filiberto vor ſich rufen, um zu erfahren, wer er ſei, und ihm den verdienten Lohn ſeiner Thaten zu geben. Als er darauf hörte, daß derſelbe einer der Herren von Virle in Piemont, und vor Kurzem ohne erſichtliche Veranlaſſung ſtumm geworden ſei, ſo behielt er ihn als ſeinen Kammerherrn mit Verleihung des üblichen Gehalts bei ſich, ließ ihm zweitauſend Franken gleich baar auszahlen, indem er ihn ermahnte, ihm ferner ſo zu dienen, wie er bereits den Anfang gemacht habe, und ihm verſprach, zu ſeiner Wiederherſtellung alles Mögliche zu thun. Herr Filiberto dankte dem Könige mit ſtummen Geberden demüthig für alle ſeine Gnade und erhob die Hand, zum Zeichen, daß er nicht ermangeln werde ihm getreulich zu dienen.

Eines Tages trug es ſich zu, daß beim Übergang über eine Brücke ein heftiges Scharmützel zwiſchen den Franzoſen und ihren Feinden, und über das allgemeine Schlachtgeſchrei ein ſolcher anwachſender Aufruhr in dem Heere des Königs entſtand, daß derſelbe zu Ermuthigung der Seinigen ſich bewogen fand, ſelbſt in den Kampf zu gehen, und bald dieſen, bald jenen tapfern Ritter, zuletzt auch namentlich Herrn Filiberto den weichenden Schaaren zu Hülfe zu ſenden. So wie nun der ſtumme Liebhaber des ſiegenden engliſchen Heerführers Talbot auf der Brücke anſichtig ward, ſprengte er mit eingelegter Lanze auf ihn ein, und wußte ſein Ziel ſo geſchickt zu treffen, daß er Roß und Reiter zu Boden warf. Er nahm dann einen ſtarken und gewichtigen Streitkolben zur Hand, ſtürzte ſich damit grauſam wüthend unter die Feinde, und that keinen Hieb umſonſt, ſondern tödtete oder ſchmetterte mit jedem wenigſtens einen der Engländer zu Boden, die er alſo mit ihrem mühſam auf ein Pferd gehobenen Feldherrn bald in wilder Flucht die Brücke zu verlaſſen zwang.

Dieſer Sieg bewirkte, daß die ganze Normandie den Franzoſen in die Hände fiel, deren König, in Anerkennung der ihm von Filiberto geleiſteten Dienſte, den Ritter in Gegenwart aller Großen ſeines Hofes belobte, ihm einige Schlöſſer ſchenkte, die Führung von hundert Kriegern übertrug und durch tägliche Begünſtigungen ſeine Huld zu erkennen gab. Auch ſtellte er nach beendigtem Kriege in Rouen ein feſtliches Kampfſpiel an, bei dem ſich die Blüthe der franzöſiſchen Ritterſchaft vereinigte, und Herr Filiberto den erſten Preis gewann.

Wie nun Karls VII. Liebe zu dieſem tapfern Manne immer mehr zunahm und ihm den innigen Wunſch erregte, denſelben von ſeinem Gebrechen geheilt zu ſehen, ſo veranlaßte ſie ihn zuletzt, öffentlich durch alle ſeine Länder bekannt zu machen: er habe an ſeinem Hofe einen plötzlich über Nacht ſtumm gewordenen Edelmann, und ſage demjenigen, der erbötig und im Stande ſei, ihn zu heilen, eine Belohnung von zehntauſend Franken zu. Dieſe königliche Bekanntmachung verbreitete ſich nicht nur durch ganz Frankreich, ſondern ſogar auch durch Italien. Die Habſucht trieb in der That viele Ultramontanen und Franzoſen an, einen Verſuch zu wagen. Es blieb aber Alles fruchtlos und vergebens, da kein ärztliches Bemühen dem Stummen die Sprache wiedergeben konnte. Wie nun der König ſah, daß die Anzahl der herbeiſtrömenden Ärzte und Laien, die ihre Kunſt und ihr

Glück an ſeinem Günſtlinge erprobten, ſich von Tag zu Tag vergrößerte, und dieſer Umſtand ihm am Ende den Gedanken eingab, ihre Geldgier möge viel eher als ihre Wiſſenſchaft oder als ein vernünftiger Grund, die Heilung zu erhoffen, der Antrieb zu ihrem großen Eifer ſein, ſo ließ er aufs Neue verkündigen: daß, wer ferner die Heilung zu unternehmen willens ſei, ſeine Bedingungen ſelbſt feſtſetzen, und ſobald er ſie glücklich vollbracht habe, die zehntauſend Franken nebſt vielen andern Geſchenken erhalten ſolle; wogegen er ſich, wenn ſie ihm fehlſchlage, und er nicht ſelbſt zehntauſend Franken entrichten könne, ſeines Kopfes verluſtig mache. Nachdem dieſer ſtrenge Beſchluß allgemein verbreitet worden war, verlor ſich die Zahl der Ärzte mit einem Male, wiewohl doch noch einige ſich von eitler Hoffnung verblenden ließen, die große Gefahr zu beſtehen, und alſo theils die zehntauſend Franken zu bezahlen oder das Haupt zu verlieren, theils zu lebenslänglicher Haft verurtheilt wurden.

Auch nach Moncalieri war der Ruf von dieſen Ereigniſſen und von Monſignore Filiberto's da Virie großem Reichthume und ungewöhnlichem Anſehen bei dem Könige von Frankreich gedrungen. Als nun Madonna Zilia davon hörte, der die Urſache, aus welcher Filiberto ſeit zwei Jahren nicht geſprochen hatte, am beſten bekannt war, nahm ſie an, daß er vielmehr aus Liebe zu ihr, als aus Ehrfurcht vor dem ihr geleiſteten Schwur geſchwiegen habe. Sie hegte überdies die Meinung, daß dieſe Liebe zu ihr noch in derſelben Inbrunſt, die er ihr in Moncalieri dargethan habe, fortbeſtehe, und beſchloß, nach Paris zu gehen, wo ſich der König damals aufhielt, und Herrn Filiberto die Zunge zu löſen, um die zehntauſend Franken zu gewinnen. An die Möglichkeit, daß der auf ihr Verlangen Verſtummte, wenn er ſie ſähe und von ihr gebeten würde zu ſprechen, etwa doch nicht ſprechen wolle, dachte ſie nicht. Ihre häuslichen Angelegenheiten alſo gehörig ordnend und über ihre Reiſe ungewiſſe Gerüchte in Umlauf bringend, trat ſie den Weg nach Frankreich an. In Paris angelangt, begab ſie ſich ſonder Verzug zu den königlichen Beamten, denen die Sorge für Filiberto's Wiederherſtellung aufgetragen war, und ſagte zu ihnen: Ich bin hierher gekommen, werthe Herren, um einige mir bekannte Geheimniſſe der edlen Heilkunſt zu Löſung der Bande, die Monſignore Filiberto's Zunge feſſeln, anzuwenden, und gedenke mit Gottes und dieſer Mittel Hülfe meine Aufgabe in vierzehn Tagen vollbracht zu haben. Stelle ich binnen dieſer Zeit ſeine Geſundheit nicht vollkommen her, ſo will ich mein Haupt verlieren. Ich verlange aber, ſo lange die Kur anhält, mit Herrn Filiberto in einem Zimmer allein gelaſſen zu werden, weil es mir nicht angenehm iſt, meine Heilmittel zur Kenntniß anderer Menſchen gelangen zu ſehen, und weil ich auch ununterbrochen bei ihm verweilen muß, um ihm zu gewiſſen Stunden des Nachts Arzneien zu reichen. —

Die königlichen Bevollmächtigten ſtaunten nicht wenig, dieſe Edelfrau in einem ſo ſchwierigen Falle, der die gelehrteſten Männer und Ärzte Frankreichs und anderer Länder getäuſcht hatte, ſo dreiſt und zuverſichtlich ſprechen zu hören. Sie berichteten Herrn Filiberto, daß eine Dame aus Piemont gekommen ſei, um ihn zu heilen, und er erkannte ſie auf der Stelle, als ſie nach ſeinem Wunſche zu ihm geführt ward. Wie er nun aber nicht umhin konnte, dafür zu halten, daß ſie nicht ſowohl aus Liebe zu ihm, als vielmehr aus Begierde, die zehntauſend Franken zu gewinnen, ſich die Beſchwerde einer ſolchen Reiſe aufgebürdet habe, und wie er ferner ihre große ihm erwieſene Härte und Grauſamkeit und alle die Leiden, die ſie ihm bereitet hatte, in Erwägung zog, ſo fühlte er, daß ſich ſeine vordem ſo inbrünſtige, doch ſchon erkaltete Liebe in den gerechten Durſt nach Rache umwandelte. Er beſchloß deswegen, ſich mit der geſtrengen Dame den Genuß zu verſchaffen, welcher ihm von ſeinem guten Glücke dargeboten ward, und ſie mit verdienter Münze zu bezahlen. Sobald ſich Frau Zilia mit ihm allein in ſeinem Zimmer befand, das hinter ihr verſchloſſen worden war, ſprach ſie zu ihm: Monſignor Filiberto, kennt ihr mich nicht mehr? Seht ihr nicht, daß ich eure theure Geliebte bin, die ihr einmal ſo innig zu lieben vorgabt? — Er nickte ihr bejahend zu, daß er ſie wohl kenne, legte aber zum Zeichen, daß er nicht reden könne, den Finger an die Zunge, zuckte die Achſeln und beharrte bei dieſen ſtummen Geberden, wiewohl ſie ihm wiederholt verſicherte, ſie entbinde ihn gänzlich ſeines ihr verpfändeten Wortes und Schwures, und ſei nur in der Abſicht nach Paris gekommen, um Alles zu thun und zu dulden, was ihm zu Gebote ſtehe. Da ſie nun am Ende zu ihrem größten Mißvergnügen ſah, daß er ſein Verhalten gegen ſie nicht änderte, und daß alle ihre Bitten keinen Eindruck auf ihn machten, ſo begann ſie ihn zärtlich zu küſſen und mit allen möglichen Liebkoſungen zu überſchütten, bis er als ein junger kräftiger Mann, der doch auch in heißer, glühender Liebe zu ihr entbrannt geweſen war, ſich in den längſt erſehnten vollen Beſitz ihrer Reize und ungewöhnlichen Schönheit ſetzte.

So fuhr er denn auch zwar fort, im Laufe der ihr von dem Könige zu ihrer Kur geſtundeten vierzehn Tage ſein leidenſchaftliches Verlangen viele Male zu befriedigen, löſte jedoch die Bande ſeiner Zunge nimmermehr, weil es ihm bedünkte, daß jener ihm in Moncalieri ſo theuer verkaufte Kuß von der Schönen nur durch eine lange und ſchwere Strafe abzubüßen ſei. Es würde nicht wohl möglich ſein, alle die Vorſtellungen zu berichten, die ſie ihm machte, die inſtändigen

Bitten und Thränen zu ſchildern, mit denen ſie ihn zu reden beſchwor. Es genüge zu ſagen, daß Frau Zilia nach abgelaufener Friſt, da Filiberto noch immer keinen Laut von ſich gab, endlich ihre große Einfalt und Verwegenheit, ſo wie die Grauſamkeit erkannte, die ſie gegen ihren Liebhaber angewendet hatte, und ihr Leben für verloren gab. Es wurde ihr darauf angedeutet, ſie möge die zehntauſend Franken zahlen oder beichten, weil ihr ſonſt des andern Tages unwiderruflich das Haupt werde abgeſchlagen werden; ihr eignes Vermögen reichte nicht zu Entrichtung der Buße hin, und ſo trennte man ſie von Herrn Filiberto, indem man ſie ins Gefängniß brachte, wo ſie ſich zum Tode vorbereitete.

Wie dieſe Kunde zu Filiberto's Ohr gedrungen war, hatte ſich auch allmählig ſeine Rache abgekühlt, und er ſah die ſpröde Dame für genugſam gezüchtigt an. Er ging zum Könige, verbeugte ſich mit ſchuldiger Ehrfurcht vor ihm, und hub zu des Königs und aller Anweſenden höchlichem Erſtaunen zu reden und die Geſchichte ſeines Verſtummens von Anfang bis zu Ende zu erzählen an. Er bat darauf den König auf das demüthigſte, Alle, die um ſeinetwillen in dem Kerker ſchmachteten, und alſo auch die Dame von Moncalieri zu begnadigen, was der König bereitwillig that. Frau Zilia ward ihrer Haft entlaſſen und wollte tief beſchämt nach Piemont zurückkehren. Herr Filiberto wünſchte aber, daß ſie mit ihrer Begleitung ſich abermals in ſeine Behauſung möge aufnehmen laſſen, rief ſie, als dies geſchehen war, bei Seite und ſprach zu ihr: Ihr erinnert euch, Madonna, daß ich euch in Moncalieri viele Monate lang meine Dienſte widmete, weil ich in Wahrheit in heftiger Liebe zu euch entbrannt war. Ihr erinnert euch auch noch, daß ihr mir für einen Kuß die Buße auferlegtet, drei Jahre lang ſtumm zu bleiben. Und ich ſchwöre euch, hättet ihr mich damals oder nachmals, als ich nach Viele gegangen war, meiner Verbindlichkeit enthoben, ich würde euch ewig und immerdar ein getreuer Liebhaber und Freund geworden ſein. Eure unmenſchliche Grauſamkeit hat mich aber faſt drei Jahre lang unſtät in der Welt mich umtreiben laſſen, und es war keineswegs euer günſtiger Wille, ſondern die Gnade des Himmels, die mir auf dieſer Irrfahrt Reichthum und Anſehen bei dieſem meinem edlen Fürſten erwarb. Solchergeſtalt denke ich zwar vollkommen zu der an euch genommenen Rache berechtigt geweſen zu ſein; will ich aber auch nunmehr zuvorkommend und rückſichtsvoll genug gegen euch handeln, euch nicht etwa, wie es eben in meiner Gewalt ſtand, den Kopf abſchlagen zu laſſen, ſondern euch vielmehr die Koſten eurer Reiſe hierher reichlich vergüten, und die Beſtreitung des Aufwandes eurer Rückreiſe meine Sorge ſein laſſen. Lernt ihr nur aus dieſer Begebenheit, inskünftige mit mehr Klugheit zu Werke zu gehen und Edelleuten größere Achtung bezeigen, denn ihr habt jetzt zu eurem eignen Schaden das alte Sprichwort beſtätigt gefunden, daß, wer da Andern eine Grube gräbt, zuweilen ſelbſt hineinfällt. — Hierauf ließ er ſie freigebig beſchenkt von dannen ziehen.

Der König wünſchte Herrn Filiberto ſpäterhin vermählt zu ſehen, und gab ihm eine reiche junge Frau, die ihm mehre Schlöſſer einbrachte. Filiberto entbot auch ſeinen ſpoletiner Freund mit der Zeit nach Paris und behielt ihn bei ſich, indem er ihm eine gemächliche Zukunft bereitete. Er ſelbſt erhielt ſich fortwährend in der Huld ſeines königlichen Herrn und Gebieters, und wußte ſich auch nach Karl's VII. Ableben bei deſſen Nachfolger Ludwig XI. beliebt zu machen.

X.

Das seltsame Missverständniss.

Ein Galeerenkapitain Namens Niſton lebte in Marſeille mit allem Anſtande und Wohlbehagen, das eine angenehme Stellung und ein ſorgenfreies Auskommen in der Welt verleihen. Eine gute Equipage, hinlänglich viel Bediente, eine wohlbeſetzte gaſtfreie Tafel ſind an und für ſich ſchon anſehnliche Mittel, ſich in der Provinz Liebe und Achtung zu erwerben, wenn man daneben auch keine anderen zu demſelben Zwecke aufbieten kann. Niſton beſaß aber zunächſt eine Gemüthsart, die ihm alle redliche Menſchen zu Freunden machen mußte; er war aufrichtig, freigebig und ſo heiter, daß er ſogar den Anſchein von Traurigkeit floh. Er konnte alles Mögliche thun, um ſeine Bekannten zu vergnügen, verſtand ſich aber auf nichts weniger als darauf, ſie zu tröſten, und floh ſchon vor einer Thräne, einem Seufzer oder einem ſchwermüthigen Blicke. Er war immer gleichgelaunt und hatte das vortrefflichſte Herz, obwohl er ſich durch ſein äußeres Weſen nicht gerade eben ſo auszeichnete, wie durch ſeine innern weſentlichen Eigenſchaften, weil er die ſtrenge Höflichkeit und Sitte zuweilen um der Freuden des Bacchus willen vernachläſſigte, und ſo auch in den zarten Verhältniſſen der Liebe nicht ſehr bewandert war.

Niſton ward von allen Menſchen, mit denen er umging, gern geſehen, und unter ſeinen Bekannten nahm ein Ingenieur, Namens Darcy, theils wegen ſeines perſönlichen Werthes, theils wegen der Annehmlichkeiten, die der Schiffskapitain in deſſen aus Frau und Tochter beſtehender Familie genoß, den erſten Platz in ſeinem Herzen ein.

Madame Darcy war eine der wenigen häuslichen Frauen, die ihren Männern den Aufenthalt im Kreiſe ihrer Familie vorzüglicher als den Umgang mit Freunden und Bekannten zu machen verſtehen. Herr Darcy konnte jederzeit gewiß ſein, ſeine Gäſte von ſeiner Frau gut aufgenommen zu ſehen, und lud deshalb nicht ſelten welche zum Mittagseſſen ein. Da die Bewirthung der Vortrefflichkeit der Wirthe ſelbſt entſprach, ſo wurden ſeine Einladungen mit eben ſo großem Vergnügen angenommen als gegeben, und da die Tochter des Hauſes noch ſo jung war, daß kein Theil dieſes Vergnügens auf ihre Rechnung geſtellt werden konnte, ſo ward dieſe Familie in der That nur um der Liebenswürdigkeit des Hausherrn und der Hausfrau willen aufgeſucht.

Madame Darcy kannte die Freundſchaft, die zwiſchen Niſton und ihrem Gatten beſtand, und ging deshalb auch ihrerſeits ſo vertraut mit dem erſterem um, daß ihr keiner ſeiner Fehler und keine ſeiner guten Eigenſchaften verborgen blieb, und daß ſie ſich alſo auch nicht des Wunſches erwehren konnte, ihn zu verheirathen, weil ſie die Geſellſchaft einer jungen lieblichen Frau für das einzige Mittel hielt, ihn von ſeiner großen Neigung zur Flaſche abzuziehen. Es hielt freilich ſo außerordentlich ſchwer, Niſton in dieſer Hinſicht zu belehren, daß Herr und Madame Darcy faſt ſchon verzweifelten, ihre Abſichten mit ihm jemals zu erreichen, als der

Zufall ſie, gerade da ſie es am wenigſten erwarteten, gelingen ließ. Darcy hatte Riſton nehmlich zu Tiſche gebeten, und dieſer Letztere, welcher jederzeit die beſte Eßluſt mit zu ſeinen Freunden zu bringen pflegte, fragte ſogleich, als er gegen die Mittagſtunde eingeladenermaßen beim Erſteren erſchien, mit der ihm gewöhnlichen Unbefangenheit: ob nicht bald angerichtet werde? Madame Darcy lächelte über ſeine Frage, und bat ihn, nur noch einen Augenblick um einer liebenswürdigen jungen Dame willen zu warten, die ihnen Geſellſchaft leiſten werde und dieſe Aufmerkſamkeit wohl verdiene. Riſton ſah ſeine Freundin wegen des Ausdrucks liebenswürdig lächelnd an und erwiederte: Da ich denn um dieſer Dame willen einmal warten muß, ſo reichen Sie inzwiſchen meinem Herzen einige Nahrung und ſagen Sie mir, wer die Schöne iſt? -- Von Herzen gern, antwortete Madame Darcy: Mademoiſelle Delaris, die Sie heute bei uns ſehen werden, iſt die Tochter eines Ingenieurs, der bei ſeinen Lebzeiten mit meinem Manne eben ſo nah verbunden war, wie ſeine nun ebenfalls geſtorbene Frau mit mir, und hat unſre beiderſeitige Freundſchaft zu ihren Eltern überer bt. Sie iſt ein junges Mädchen, das von einem kleinen elterlichen Vermögen ſelbſtändig lebt und die Ausſicht hat, dereinſt einen reichen kinderloſen Onkel und deſſen Frau, ein altes adeliges Ehepaar in der Picardie, als nächſte Verwandte zu beerben. Ihre Perſönlichkeit iſt eben ſo reizend als ſchätzenswerth. Sie hat braunes Haar, dunkelblaue Augen, einen kleinen lachenden Mund, blendendweiße Haut und die ſchönſten Zähne von der Welt, iſt aber überdies ſo anmuthig, heiter, geiſtvoll und beſcheiden, daß man darüber ihre Reize und faſt ihre friſche üppige Jugend ſelbſt vergißt. — O, hören ſie auf! unterbrach Riſton die eifrige Fürſprecherin: Sie denken nicht daran, daß man über eine ſolche Beſchreibung wohl oder übel verliebt werden muß, und daß einem ehrlichen Manne, der ſeine Freiheit zu würdigen weiß, nichts Schlimmeres als ſo etwas begegnen kann. — Ich wollte es begegnete Ihnen, meinte Madame Darcy, und gerade Mademoiſelle Delaris . . . . In dieſem Augenblicke trat das ſchöne Mädchen ſelbſt in das Zimmer und entſchuldigte ihr langes Ausbleiben mit der lieblichſten Freundlichkeit.

Niſton, der ſonſt in der Regel ſeine Freude in Geſellſchaft ein wenig zu laut werden ließ, ward bei ihrem Anblicke ganz ſtumm, und betrachtete ſie, da er ſie viel vorzüglicher als die ihm ſo eben von ihr gemachte Schilderung fand, mit ſo großer Aufmerkſamkeit, das er ſein Herz nicht vor einer gänzlichen Niederlage wahren konnte. Er verſah ſich augenblicklich deſſen, was mit ihm vorgegangen war, machte aber nicht den mindeſten Verſuch, ſeinen neuerwachten Gefühlen Einhalt zu thun. Man ging zu Tiſche, und Niſton ſetzte ſich neben die ſchöne Delaris, aß und trank wenig und beſchäftigte ſich nur damit, ſie anzuhören und unaufhörlich anzuſehen.

Den gefälligen Wirthen entging der veränderte Zuſtand ihres Gaſtes nicht, ſie trugen ihrerſeits alles Mögliche bei, denſelben zu befeſtigen, und dem jungen Mädchen ſelbſt war der Eindruck, den ſie augenſcheinlich auf Niſton gemacht hatte, gar nicht unangenehm. Da ſeine entſtehende Liebe zu Mademoiſelle Delaris ihm eine zuvorkommende Artigkeit abnöthigte, die ſonſt nicht in ſeiner Art und Weiſe lag, und die Lebhaftigkeit dieſer neuen Leidenſchaft das Feuer ſeiner anderen mäßigte, ſo gab er ihr nur gute Eigenſchaften kund, und ſo geſchah es, daß einige abſichtliche Worte, die Madame Darcy gelegentlich über ihn und ſeine wohlgeordneten Lebensverhältniſſe fallen ließ, mit dieſen günſtigen Vorurtheilen, die ſie ſchon für ihn gefaßt hatte, auch noch den Gedanken an eine nicht zu verwerfende Verbindung vereinigten, und ihr Betragen gegen ihn ſich mithin unwillkührlich ſo freundlich geſtaltete, als ihre nothwendige Beſcheidenheit und Ehrbarkeit es ihr nur irgend geſtatten wollte. Kurz, der Wunſch zu gefallen beſeelte Eines wie das Andere in gleicher Kraft, und Niſton faßte zuletzt den Entſchluß, das liebenswürdige Mädchen nicht zu verlaſſen, ohne ſie mit ſeinen Gefühlen für ſie bekannt gemacht zu haben. Er ſchlug nach Tiſche einen Spaziergang vor, der angenommen und angetreten ward, und ſo wie ein Jedes dem Zufall oder ſeiner Neigung unterwegs als ſeinem Führer folgte, bemächtigte ſich Niſton, der der jungen Dame ſeinen Arm gegeben und ſich mit ihr von den Andern weit genug entfernt hatte, um weder gehört noch geſtört werden zu können, dieſer Gelegenheit, ihr auf ſeine kurze und bündige Weiſe ſeine Liebe zu erklären, indem er ſie mitten im Geſpräche plötzlich mit dem Antrage ſeiner Hand und ſeines Herzens unterbrach. Mademoiſelle Delaris konnte ſich zwar nicht enthalten, über den eigenthümlich raſchen Gang dieſer Liebe den Mund zu einem Lächeln zu verziehen, indeſſen gefiel ihr Niſton's Offenheit gar wohl, da ſie eben auf den Sinn und das Weſen mehr als auf die Form ſah und gab, und ſie erwiederte ihm mit demſelben heitern Freimuthe, daß ſie allerdings auch gegenſeitig der Meinung ſei, mit ihm glücklich zu werden, daß ſie aber nichtsdeſtoweniger bei einer eintägigen Bekanntſchaft den Wunſch nicht unterdrücken könne, noch einen zweiten Tag hingehen zu ſehen, um eine ſo wichtige Angelegenheit des Lebens in fernere Überlegung zu ziehen. Beharre er in ſeinen gegen ſie ausgeſprochenen Geſinnungen, ſo werde ſie dieſelben ihrem Oheime, Herrn von Vilbart, eröffnen, um ſich deſſen Einwilligung zu verſichern, der ſeit ihrer Eltern Tode ihr zweiter Vater geworden ſei, und ſie verpflichtet habe, ſich als ſeine Tochter anzuſehen.

Der verliebte Niſton ſah dieſe Verzögerung ungern. Da ihm indeſſen ſeine Vernunft ſagte, daß Mademoiſelle Delaris der Klugheit gemäß handelte, ſo fügte er ſich in ihren Willen und ging eben ſo zufrieden, wie ſie ſelbſt, mit ihr zu der übrigen Geſellſchaft zurück. Darcy und ſeine Frau, die das zwiſchen ihnen Vorgefallene ahndeten, behielten das liebende Paar zum Abendeſſen bei ſich, und als die andern Gäſte ſich nacheinander entfernt hatten, weihte Niſton ſo wie das junge Mädchen, zu ihrer Freunde nicht geringer Genugthuung, ſie in ihr beiderſeitiges Geheimniß ein. Niſton brachte Mademoiſelle Delaris am Abende nach Hauſe, und konnte die ganze Nacht kein Auge ſchließen, da er ſich in Gedanken nur mit der Geliebten beſchäftigte. Der nächſte Morgen war kaum angebrochen, ſo eilte er ſchon zu Darcy, um ſein Entzücken und ſein Glück gegen einen Menſchen äußern zu können, und würde eben ſo ſchnell von ihm zu der jungen Dame geflogen ſein, hätten ſeines Freundes dringende Vorſtellungen von Schicklichkeit ſeine Ungeduld nicht eine Weile gebändigt. Als es Mittag geſchlagen hatte, war er inzwiſchen nicht mehr zurückzuhalten, ſondern verfügte ſich zu ſeiner Braut und lud ſich auch ſogleich zu Tiſche bei ihr ein. Sie lachte über ſeine Vertraulichkeit und behielt ihn bei ſich, hatte aber nicht ſo bald unter vier Augen behaglich mit ihm Platz genommen, als ihr ein ſchwarz geſiegelter Brief eingehändigt ward, den ſie überraſcht auf der Stelle aufbrach. Während ſie den Brief überlas, erhob ſich Niſton, der ſie aufmerkſam beobachtet hatte und aus der traurigen Miene, die ſie dabei annahm, erſah, daß ihr eine unangenehme Nachricht zugekommen war, plötzlich von ſeinem Platze und wollte Abſchied nehmen.

Mademoiſelle Delaris rief: Wie, Herr Niſton, Sie wollen mich in dem Augenblicke verlaſſen, da mir gerade ihre Gegehwart zu meinem Troſte über die betrübende Neuigkeit, die mir geſchrieben wird, nothwendig ſein könnte? — Ich habe es wohl gemerkt, erwiederte Niſton, daß etwas Unangenehmes darin ſtand. Da ich indeſſen gar nicht begierig zu erfahren bin, was das Vergnügen ſtört, das ich in Ihrer Geſellſchaft finde, ſo gehe ich fort, und werde wiederkommen, ſobald ihre Betrübniß von Ihnen gewichen iſt. — Wie ich daraus abnehmen kann, erwiederte ſie lächelnd, iſt es nicht eben Ihre Sache, die Traurigen zu tröſten. Geſetzt aber, Sie lieben mich wirklich ſo ſehr, als Sie mich es wollen glauben machen, ſo müſſen Sie wohl an der Nachricht Theil nehmen, die mir dieſer Brief hinterbringt, denn ſie betrifft Sie eben ſo nah wie mich. — Niſton war keineswegs darauf vorbereitet, ſich ſelbſt um dieſen Brief bekümmern zu ſollen, und bat alſo dringend, ihn mit dem Inhalte bekannt zu machen. Mademoiſelle Delaris ſagte ihm, der Brief ſei von ihrem Onkel, Vilbart, der ihr melde, daß ſeine Frau geſtorben ſei und ihn zu ihrem Erben eingeſetzt habe, weshalb er ſie, die er für ſeine Tochter anſehe, und der er, als kinderlos, ſeinen Namen und ſein ſämmtliches Vermögen nach ſeinem Tode ſichern wolle, erſuche, ehemöglichſt nach der Picardie zu kommen, um dieſe Sache in Ordnung zu bringen. Sie ſehen nun wohl ein, fuhr ſie fort, daß Sie hierbei ſelbſt betheiligt ſind, da ich abreiſen muß und nicht glaube, die Trennung von mir werde Ihnen durchaus gleichgültig ſein. — Dieſe Worte trafen Niſton wie ein Donnerſchlag. Je weniger er vorher gewohnt geweſen war, Kummer zu ertragen, deſto empfindlicher ward ihm der gegenwärtige. Er konnte lange Zeit kein Wort ſprechen, und ſeine Augen ruhten ſtarr und unbeweglich auf dem Fräulein von Vilbart, wie ſie ferner genannt werden wird, indem ſich tiefe Seufzer ſeiner Bruſt enthoben. Das ſchöne Mädchen hatte Mitleiden mit ihm, und bereuete, ſo ſchonungslos mit ihm geſprochen zu haben. Am Ende ſagte Niſton zu ihr, als er ſich ein wenig wieder geſammelt hatte: Ich begreife nicht, was Ihre Reiſe ſo unumgänglich nöthig macht. Ihre Anweſenheit in der Picardie iſt überflüſſig, und Ihr Onkel könnte Ihnen die Mühe, dahin zu reiſen, erſparen. — Mademoiſelle de Vilbart erwiederte: ſie könne desungeachtet nicht umhin, deſſen Verlangen Folge zu leiſten, und reiſe ohne Widerrede in drei Tagen ab. — Niſton verſuchte zwar alles Mögliche, ihren Entſchluß zum Wanken zu bringen, es half ihm aber nicht das mindeſte, und er gewann nur ſo viel über ſie, daß ſie ihm erlaubte, ſie bis nach Aix zu begleiten. Er verließ ſie, um zu Madame Darcy zu gehen und ſie zu bitten, die fatale Reiſe zu hintertreiben. Dieſe Dame ſtellte ihm aber vor: wer das junge Mädchen liebe, dürfe ſie nicht von ihrer Pflicht abhalten, die ihr vorſchreibe, ſich einem ſo edlen, wohlwollenden Onkel auf alle Weiſe gehorſam und dankbar zu zeigen, und könne nur loben und billigen, was ſie in dieſer Hinſicht ſich zu thun gedrungen fühle. —

Dem ungeſtümen Niſton fiel es ſehr ſchwer, dieſe Gründe gelten zu laſſen, denn ſeine Leidenſchaft erkannte weder Pflichten, noch Gehorſam und Dankbarkeit ſich gegenüber an; am Ende mußte er ſich freilich ſeinem grauſamen Geſchick unterwerfen, und ſo kehrte er, da er nirgendwo anders Ruhe fand, etwas gefügiger zu ſeiner Geliebten zurück.

Das Fräulein von Vilbart wurde nicht geradezu von der Liebe zu Niſton beherrſcht, denn da die Vernunft allein ſie bewogen hatte, ihn, als eine vortheilhafte und ehrenvolle Partie, zu ihrem Gatten zu erwählen, ſo ging die Trennung ihr bei weitem nicht ſo nahe als ihm, und ſo hatte ſie auch, in der Beſorgniß, er möge bei ihrem Scheiden irgend eine Thorheit begehen, es für gut befunden, ihre Abreiſe ſchon auf den nächſtfolgenden Morgen feſtzuſetzen, indem ſie nichtsdeſtoweniger ihn in dem Wahne ließ, ſie werde Marſeille erſt in drei

Tagen verlaſſen. Niſton war daher nicht ſo bald von ihr gegangen, als ſie ihre Anordnungen zur Reiſe, und zwar ſo ſchnell zu treffen begann, daß er ſie bei ſeiner Wiederkunft ganz ruhig fand und nichts von ihrer Abſicht ahndete. Sie behielt ihn ſogar zum Abendeſſen bei ſich, und bot alle ihre Kräfte auf, ſeine Schwermuth zu zerſtreuen, die freilich im Gegentheile nur zunehmen mußte, je liebenswürdiger ſie war, weil ihm dann der Gedanke der nothwendigen Trennung von ihr um ſo ſchwerer zu ertragen ward. Als der brave Schiffskapitain nun, am ſpäten Abende dieſes zweiten Tages ſeiner Liebe zu Mademoiſelle de Vilbart, von ihr ging, ſchien eine geheime Ahndung deſſen, was ihm an dem dritten bevorſtehen ſollte, einen augenblicklichen ſo heftigen Ausbruch ſeiner Gefühle hervorzubringen, daß ſie, von der Bewegung ſeines Innern ſelbſt mit ergriffen, keine geringe Mühe hatte, ihr vorſätzliches Schweigen gegen ihn zu behaupten. Seine Einbildungskraft ſpiegelte ihm Alles, was die Liebe Schmeichelhaftes und Tröſtendes hat, wachend und ſchlafend, dieſelbe Nacht hindurch vor, in der die ſchöne Vilbart mit dem Anbruche der Morgenröthe von dannen fuhr, nachdem ſie an Madame Darcy geſchrieben und auch einen Brief für Niſton bei ſich zurückgelaſſen hatte.

Was den getäuſchten Liebhaber anlangte, ſo begab er ſich nach ihrer Wohnung, ſobald es ihm am andern Morgen die Schicklichkeit geſtattete. Wie groß war aber ſein Schmerz und ſeine Verzweiflung, als er daſelbſt vernahm, daß ſie nicht mehr in Marſeille ſei. Nur ihre eigene ſchriftliche Zuſage, ihre Abweſenheit ſolle von kurzer Dauer und ihre Denkungsart gegen ihn unveränderlich ſein, that den Klagen einigen Einhalt, in die ſich, um des Vergnügens willen von ihr ſprechen zu dürfen, ſein Herz gegen Madame Darcy ergoß. Man hätte vorher gewiß nimmermehr geglaubt, der derbe Seemann könne bei ſeiner heitern Laune einer ſo ſtarken, ihn in ſolchem Grade verändernden Leidenſchaft fähig ſein. Darcy und ſeine Frau waren erſtaunt und zugleich erfreut, denn ſie hatten immer gemeint, Riſton bedürfe nur einer wahren Anhänglichkeit an irgend etwas, um ein tüchtiger, brauchbarer Menſch zu werden. Sie tröſteten ihn beide nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen und munterten ihn auf, ſeiner Geliebten häufig zu ſchreiben, da ſie ihm ihre Adreſſe zurückgelaſſen hatte. Ihr guter Rath entſprach zu ſehr ſeinen eigenen Wünſchen, als daß er ihn hätte unbenutzt laſſen können. Und ſo ſah man Riſton, vordem den unermüdlichen Freund und die Zierde aller Geſelligkeit, wunderbarerweiſe ſich gegenwärtig mit Vergnügen in ſein Zimmer ſchließen, der Einſamkeit und ſeiner Liebe leben, und beharrlich alles von ſich weiſen, was ihn hätte zerſtreuen können.

Mademoiſelle de Vilbart kam zwar glücklich bei ihrem Oheim an und wurde von ihm mit aufrichtiger Zärtlichkeit empfangen, hatte aber nicht lange nach ihrer Ankunft eine eben ſo unerwartete als weſentliche Gefahr ihrer Liebe zu beſtehen. Der alte Herr erblickte ſie nehmlich nicht ſo bald in ſeiner Nähe, als er auch daran dachte, ſie zu verheirathen, und wie nun ſeine Nichte es für zweckmäßig erachtete, nicht gleich in den erſten Wochen ihr Verhältniß mit Riſton zur Sprache zu bringen, ſo hatte Herr de Vilbart Zeit zur Genüge, nicht nur ſeine Augen auf einen Ehemann für ſie zu werfen, ſondern auch ſeine Pläne beinahe völlig zur Reife zu bringen, ehe ſie noch im Stande war, ihm ihren Widerſtand entgegenzuhalten. Es waren noch nicht vierzehn Tage vergangen, ſo ſtellte er ihr ihren Bräutigam in einem neunundſechszigjährigen, rothhaarigen, einäugigen, rieſenhaften, gichtbrüchigen und launenhaften quieſcirten Obriſtlieutenant vor. Ein Auserwählter dieſer Art entſprach natürlich ſchon an und für ſich nicht, abgeſehen von ihren eingegangenen Verbindlichkeiten, dem perſönlichen Geſchmack der jungen Dame, ihr Onkel hatte auch recht wohl vorausgeſehen, daß ſie ihn nicht lieben werde; er hatte aber dafür gehalten, Reichthum und Vermögen müßten bei einer ehelichen Verbindung ein Hauptaugenmerk ſein, und die zwanzigtauſend Franken Renten des alten Offiziers machten ihn ihr deswegen zum allerwünſchenswertheſten Gemahl.

Das Fräulein von Vilbart glaubte vor Schreck umſinken zu müſſen, als ſie aus dem Munde des alten Herrn das Gebot vernahm, dieſem Menſchen in wenigen Tagen vor dem Altare die Hand zu reichen. Wenn ſie auch keine andre als eine von der Vernunft geleitete Zärtlichkeit für Nifton empfand, ſo machte ihr Herz doch einen ſo bedeutenden Unterſchied zwiſchen den beiden Männern, daß ſie ſich nur mit der größten Mühe zwang, dem alten Penſionnair nicht ſchon in ſeiner Gegenwart ihren entſchiedenen Widerwillen kund zu thun. Er hatte kaum den Rücken gewendet, ſo ſprach ſie ſich über ihre Geſinnungen und bereits beſtehenden Verhältniſſe unbedenklich gegen ihren Oheim aus. Derſelbe hatte ſich indeſſen den Gedanken, ſeinen alten Bekannten zu ſeinem Neffen zu machen, ſo feſt in den Kopf geſetzt, daß er ihr nur die ſehr kurze Antwort gab, wenn ſie nicht auf ſeine Erbſchaft verzichten wolle, müſſe ſie ſeinem Willen gehorſam ſein. Das arme Kind wußte ſich in ihrer ſchmerzlichen Verlegenheit keinen andern Troſt zu verſchaffen, als daß ſie ihrem fernen Liebhaber einen Brief voll bitterer Klagen ſchrieb.

Es würde zu nichts führen, die Wuth und den Zorn zu ſchildern, in die der Galeerenkapitain über dieſe unerwünſchte Neuigkeit gerieth. Er wollte Knall und Fall nach der Picardie reiſen und ſich auf das Schloß des Herrn de Vilbart begeben, um ihm über ſeine Handelsweiſe gegen ſeine Nichte

Vorwürfe zu machen, und ſich mit dem alten Obriſtlieutenant zu ſchlagen, ohne die Folgen eines ſolchen Benehmens in Erwägung zu ziehen, und zu bedenken, daß das hohe Alter ſeines Nebenbuhlers ihn vor dergleichen Anforderungen ſichere. Ja, es hätte ihn wohl am Ende weder die Klugheit, noch die Mäßigung ſeiner Freunde Darcy abgehalten, die eine oder andere beabſichtigte Thorheit zu begehen, wäre ihm nicht wenige Tage nach dem übereilten erſteren Briefe ſeiner Geliebten ein anderer von ihrer Hand zugekommen, worin ſie ihm meldete, ihre verzweifelte Lage habe dadurch ein ſchnelles glückliches Ende erreicht, daß ihr alter Doppel-Bräutigam plötzlich an zurückgetretener Gicht geſtorben ſei, und ſie in ſeinem Teſtamente zur Erbin eines ſehr anſehnlichen Gutes eingeſetzt habe.

Derweil der gute Rifton nun auf dieſe Weiſe, ehe er ſich deſſen verſah, von dem äußerſten Leidweſen in das äußerſte Entzücken gerieth, und die Tage und Stunden bis zu der ihm bald verheißenen Rückkehr ſeiner liebenswürdigen Braut zählte, dachte Mademoiſelle de Vilbart nur daran, ihren Oheim ſo zu ſtimmen, daß er ihr freie Hand in der Wahl ihres Gatten ließe.

Herr von Vilbart war übrigens nicht leicht zu lenken. Er war ein braver Mann von beſchränkten Verſtandeskräften, auf einem alten Schloſſe geboren, das er einzig und allein, wenn ihn Geſchäfte mit ſeinen Unterthanen zuſammenführten, verlaſſen hatte, nur ſo weit erzogen, um ſeine Ländereien ſelbſt bewirthſchaften zu können, ſtarrſinnig und in nicht geringer Maße adelſtolz. Seine Nichte kannte ihn aber wohl, wußte auch, daß ſie Rifton nicht ſehr gegen ihn loben dürfe, weil er ſonſt geneigt ſein möge, in dem Guten, was ſie von ihm ſpreche, ein Vorurtheil zu ſehen, und begnügte ſich alſo, denſelben im allgemeinen als einen braven, reichen und angeſcheuten Mann zu ſchildern, ihn zu bitten, deſſen perſönliche Bekanntſchaft zu machen, und ihm zu verſprechen, durchaus nichts ohne ſeine Einwilligung zu thun.

Durch dieſe Rückſichten beſänftigt, wollte Herr de Vilbart ſeinerſeits auch nicht hart erſcheinen, ſondern verſicherte das kluge Mädchen, ohne ſich weiter ſehr umſtändlich nach Niſton zu erkundigen, daß er nach Marſeille zu ihr kommen und, wofern ihr Liebhaber wirklich ſo, wie ſie vorgebe, ſei, in ihre Verbindung mit ihm gern einwilligen werde. In dem Bedenken, daß, je früher ſie reiſe, deſto früher auch ihr Onkel reiſen könne, beſchleunigte das Fräulein, da alle ihre Erbſchaftsangelegenheiten geordnet waren, ihre Rückkehr nach Marſeille, und ſtellte ſich ſchon innerlich recht lebhaft vor, welchen günſtigen Eindruck die glanzvolle Stellung und anſehnliche Erſcheinung des Galeerenkapitains auf den alten Edelmann äußern würde.

Nach zweimonatlicher Abweſenheit wieder zu Hauſe angelangt, ließ ſie ihre Rückkehr ſogleich Madame Darcy wiſſen, und Niſton, welcher ſich bei derſelben alle Tage nach ſeiner Geliebten erkundigte, vernahm dieſe angenehme Neuigkeit wenige Stunden nachher.

Er eilte flugs zu Mademoiſelle de Vilbart, und bezeigte ihr ſeine Freude und Liebe auf eine ſo herzliche Weiſe, daß ſie wenigſtens nicht an ſeiner Treue zweifeln konnte, hätte ſie vielleicht auch ein wenig mehr der Zartheit in ſeiner Leidenſchaft zu erblicken gewünſcht, die da junge Liebhaber gewöhnlich in ihrem Bräutigamsſtande äußerlich zu erkennen geben. Sie empfing ſeinen Beſuch mit ihrer gewöhnlichen Heiterkeit und legte ihm, von ſeiner fortdauernden Anhänglichkeit überzeugt, genaue Rechenſchaft von ihrem Thun und Laſſen ab. Als ſie ihm nun aber auch unter Anderem erklärte, daß ihre Hochzeit nicht eher erfolgen könne, bis Herr von Vilbart ſelbſt nach Marſeille gekommen ſei, brach er in die ſchmerzlichſten Klagen aus, daß ſie demſelben, der ſich gewiß eine Ewigkeit erwarten laſſen werde, zu dieſer unnöthigen Reiſe Anlaß gegeben habe.

Die unbefangene Braut lachte ihn über ſeine Reden aus, nahm ſie ihm aber nicht übel, da ſie ſich ſchon an ſeine Art zu ſein gewöhnt hatte, und gab ihm den Rath, eigenhändig an ihren Oheim zu ſchreiben, um denſelben durch dieſes Zuvorkommen zu Beſchleunigung ſeiner Reiſe zu vermögen. Rifton hatte ſchon dieſelbe Idee gehabt, ſetzte ſich alſo, damit einverſtanden, auf der Stelle nieder, nahm die Feder zur Hand und ſchrieb den folgenden Brief:

> Das Fräulein von Vilbart, hochzuverehrender Herr, hat Sie von der ungemein großen Ungeduld in Kenntniß geſetzt, mit der ich in Ihre hochachtbare Familie aufgenommen zu werden verlange. Sie hat Ihnen indeß nur eine ſchwache Schilderung der Liebesgluth geben können, die mich peinigt und verzehrt, und ſo kann ich nicht umhin, mich hiermit ſelbſt gegen Sie auszuſprechen, wie gänzlich ich Ihrer anbetungswürdigen Nichte zu eigen bin, und wie ich derſelben meine Perſon und mein Vermögen zu Füßen lege. Ich bitte und beſchwöre Sie, bald zu kommen und durch Ihre Einwilligung in deren Verbindung mit mir mein Glück zu krönen, der ich mit der äußerſten Sehnſucht darnach ſtrebe, mich unterzeichnen zu dürfen als Ihren ergebenſten Neffen
>
> Rifton,
> Galeerenkapitain in Marſeille.

Mademoiſelle de Vilbart war mit dieſem Briefe außerordentlich zufrieden, und dankte ihrem Liebhaber dafür auf das verbindlichſte. Rifton ſeinerſeits wollte in Allem, was ſein Glück befördern konnte, ſicher gehen, und trug den Brief alſo ſelbſt auf die Poſt. Bei ſeiner Rückkehr kam er mit der jungen Dame bei Madame Darcy zuſammen, wo er in ihrer Geſellſchaft ein ſehr heiteres Mittagsmahl einnahm. Vierzehn Tage vergingen in Erwartung der Antwort des Herrn von Vilbart, und Riſton ſah derſelben mit ſolcher Ungeduld entgegen, daß er niemals ausging, ohne zu Hauſe zurückzulaſſen, wohin man ihm ſeine Briefe nachbringen ſolle.

Da gab Mademoiſelle de Vilbart eben eines Tages ein großes Mittagseſſen zu Riſton's und ihrer Freunde Darcy Ehren, als ihr über Tiſche eines von ihren Leuten einen eben angekommenen Brief einhändigte. Die ganze Geſellſchaft richtete ihr Augenmerk auf dieſes Schreiben, und da man das Zeichen der Picardie auf dem Umſchlage wahrnahm, ſo erſuchte man Riſton, es zu öffnen und vorzuleſen. Überzeugt, daß nichts anderes als die Erfüllung ſeiner Wünſche darin ſtehen könne, ließ ſich der verliebte Galeerenkapitain nicht lange bitten, ſondern hub ohne Zaudern folgende Worte laut mitzutheilen an:

> Als meine Nichte vorläufig mit mir von Dir ſprach, ließ ſie mich glauben, Du ſeiſt ein ehrenwerther Menſch, der ein anſehnliches Staatsamt bekleide; indeſſen habe ich aus Deinem Briefe erſehen, daß ich von ihr in dieſer Hinſicht getäuſcht worden bin. Wiſſe alſo, Herr Galeerenſklave, daß das Fräulein von Vilbart keine Beute für einen Menſchen iſt, der wie Du an der Spitze einer Rotte von Böſewichtern ſteht und deshalb ein doppelter und dreifacher Böſewicht genannt werden muß. Iſt es wohl ſchon erhört, daß ſolch ein nichtswürdiger Schurke, dem von Rechtswegen Naſe und Ohren abgeſchnitten worden ſind, die Frechheit hat, ſich mit einem Mädchen von Stande verheirathen zu wollen? Ja, ja, ich werde nach Marſeille kommen;

aber nur um die Strafe über Dich zu verhängen, die ein Straßenräuber zu erwarten hat. Ich ſehe mich genöthigt, Deinen ſchandbaren Titel auf dieſen Brief zu ſetzen, damit er an Deine abſcheuliche Perſon gelangt.

De Vilbart,
Onkel eines beweinenswürdigen Mädchens,
das einen verwünſchten Galeerenſklavenhäuptling zum Liebhaber hat.

Man denke ſich die Verwunderung der ganzen Geſellſchaft über dieſen Brief, und Nifton's Erſtaunen insbeſondere. Das Blatt entfiel ſeinen Händen, Herr und Frau Darcy waren höchſt beſtürzt. Die einzige Wirthin vom Hauſe behielt ihre gewöhnliche Faſſung, und brachte endlich auch die Übrigen ein wenig wieder zu ſich, indem ſie in ein lautes Gelächter ausbrach. Was Nifton betraf, ſo kam ihm die Sache zu ernſt vor, um darüber ſcherzen zu können. Ob er aber gleich ſehr hitzig und unduldſam war, und ſich für ſchwer beleidigt hielt, beſaß er doch Klugheit genug, kein Wort über den wunderlichen alten Mann zu äußern, das ſeine Braut hätte kränken können, und beobachtete demnach ein düſteres Stillſchweigen.

Das ſchöne Mädchen verſah ſich ſeiner innern Regungen wohl, und ſprach, um ihnen ein Ziel zu ſetzen, an ihre Gäſte im Allgemeinen gewendet: Nach der Beſchreibung, die ich Ihnen von meinem Onkel gemacht habe, begreife ich in der That nicht, meine werthen Freunde, wie Ihnen, bei Ihrer Einſicht, ſein Brief anſtößig erſcheinen kann. Ich habe Ihnen geſagt, Herr de Vilbart ſei ein ſehr rechtlicher und ehrbarer, aber daneben höchſt unwiſſender und geiſtig beſchränkter Mann, der faſt gar nichts von der Welt gehört und geſehen, und ſchon von den militairiſchen Würden und Einrichtungen, geſchweige denn von denen der Marine keinen Begriff habe. Sie ſollten alſo vielmehr mit mir belachen, daß er ſich von Herrn Niſton ſo ſeltſame Einbildungen macht. —

Ich kann unmöglich glauben, rief Niſton mit Entrüſtung aus, daß ein Menſch unwiſſend genug iſt, keinen Unterſchied zwiſchen einem Galeerenſklaven und einem Galeerenkapitain zu ſehen! Ohne meine Hochachtung vor Ihnen wollte ich Herrn de Vilbart ſchon lehren, daß man ſich von einer Sache wohl unterrichten muß, ehe man davon ſpricht. —

Darcy und ſeine Gattin, die Niſton kannten, und beſorgten, aus dieſer Ungelegenheit möge eine Störung ſeines Verhältniſſes zu Mademoiſelle de Vilbart hervorgehen, ſchlugen ſich auf deren Seite, um ihn zu der Erkenntniß zu bringen, daß das ganze Mißverſtändniß durchaus nur lächerlich und es viel vernünftiger ſei, darüber zu lachen, als ſich davon beleidigt zu fühlen, und daß man Herrn de Vilbart geduldig erwarten müſſe, um ſeine Einfalt ein wenig zum Beſten zu haben und ihm eine richtigere Vorſtellung von Niſton beizubringen. Und ſo beſchwichtigte dieſer Vorſchlag denn auch den Kapitain ſehr bald, da er ihm die Ausſicht auf eine Beluſtigung eröffnete. Ja er ſchämte ſich ſogar ſeines anfänglichen Zornes, bat ſeine Braut deswegen um Verzeihung, und las der insgeſammt wieder erheiterten Geſellſchaft den Brief zum zweiten Male vor, wo derſelbe dann eben ſo viele Fröhlichkeit wie vorher Ärgerniß hervorrief. Am Ende kam man dahin überein, die Bekehrung des alten Herrn nur in Gegenwart Darcy's und ſeiner Frau zu betreiben, denen es beſſer als ſeiner Nichte zuſtand, Niſton's Lob zu erheben. Das Einzige, was noch Niſton's Wünſchen zuwiderlief, war der Zeitaufſchub bis zur Ankunft des alten Edelmanns. Seine Ungeduld, ſich an dem Picarden zu rächen, und das Feuer ſeiner Liebe ließen ihm faſt keine Ruhe mehr. Mademoiſelle de Vilbart wußte ihn aber durch ihre Sanftmuth und ſcharfſichtigen Vorſtellungen, ihres Onkels Zorn werde ſeine Reiſe ſicherlich beſchleunigen, allerdings dahin zu bewegen, ihr in allen Dingen folgſam zu ſein.

Um die Zeit ſchnell zu verbringen, nahm man ſich vor, was man auch gewiſſenhaft ausführte, indem man die beſte Geſellſchaft der Stadt um ſich verſammelte, alle Tage bei einander zu ſein. Ein Monat ging auf dieſe Weiſe hin, ohne daß der alte Picarde etwas von ſich hören ließ, und Riſton hätte ſchon gern wieder die Geduld verloren, als er eines Morgens, da er eben bei Mademoiſelle de Vilbart war, um ſie zu Madame Darcy zu führen, und, während ſie noch einige Briefe ſchrieb, am Fenſter ſtand, eine altfränkiſch geformte Kutſche, mit zwei dürren Kleppern beſpannt, die ein einäugiger Kutſcher antrieb, und mit einem hinten aufſitzenden verkrüppelten Zwerg, in ihre Straße einlenken ſah. Dieſer abenteuerliche Aufzug kam ihm ſo ſpaßhaft vor, daß er ſeine Verlobte herbeirief, um ihn ihr zu zeigen; ſie hatte aber kaum einen Blick darauf geworfen, als ſie in die Worte ausbrach: Das iſt Herr de Vilbart! — Sie verſteckte den Galeerenkapitain auf das ſchleunigſte, bat ihn, nicht eher als in Gegenwart Darcy's zum Vorſchein zu kommen, die ſie ſogleich zu ſich einladen ließ, und empfing ihren Oheim auf die mit ihren Freunden verabredete Art.

Es war nehmlich in der That der alte Edelmann, der an der Hausthür ſeiner Nichte nicht weniger Lärm machte, als ob er ſechsſpännig angeraſſelt gekommen wäre. Mademoiſelle de Vilbart ging ihm entgegen, umarmte ihn zärtlich, indem ſie die geſtrengen Blicke, die er ihr zuwarf, nicht zu bemerken ſchien, und führte ihn in ihre Wohnung empor. Als ſie dann auch ihre Befehle, ſeine Leute unterzubringen, gegeben und ſich zu ihm geſetzt hatte, ſagte ſie: Da wären

Sie nun endlich in Marſeille, mein lieber Onkel, und hätten mir wenigſtens ein Mal in meinem Leben die Freude gemacht, in meinem Geburtsorte und in meiner eignen Häuslichkeit mein Gaſt zu ſein. — Ich meinerſeits, erwiederte er, habe die weite Reiſe leider in keiner andern Abſicht machen können, als um dir deine unwürdige Wahl vorzuwerfen. — Er wollte noch etwas hinzufügen, ſeine Nichte unterbrach ihn aber mit den Worten: Lieber Onkel, ich bitte Sie um die einzige Gunſt, von dieſer Sache nicht weiter zu reden. Ich glaube nicht, irgend etwas gethan zu haben, das Sie verletzen könnte. Vielleicht täuſchen Sie ſich, vielleicht täuſche ich mich ſelbſt; ſo viel aber kann ich Sie auf das entſchiedenſte verſichern, daß ich nichts ohne Ihre Einwilligung thun und über mich beſchließen werde. Da Sie nun einmal gekommen ſind, ſo ſtören Sie mir nicht meine Freude, Sie zu ſehen. Ich habe zu heute Mittag einige Perſonen von Stande bei mir, die ſich außerordentlich glücklich ſchätzen werden, Ihre Tiſchgenoſſen zu ſein, vorausgeſetzt, daß Sie bei recht guter Laune ſind. —

Herr de Vilbart, der ein Freund des Weins und guter Biſſen war, ließ bei dieſer Rede ſeinen Unwillen fahren, und antwortete mit plötzlich erheiterter Miene: Mir ſoll es ganz recht ſo ſein, ich bin von Natur fügſam und gefällig, und thue gern Alles, was man von mir verlangt; du mußt mir nur das Einzige verſprechen, daß du dir den verruchten Galeerenſklaven, der mir geſchrieben hat, aus dem Sinne ſchlagen willſt. — Als er dieſe Worte geendigt hatte, trat Nifton herein. Die Pracht ſeiner Kleidung, ſein gutes Ausſehen und ſein freies Weſen machten Eindruck auf den alten Herrn. Er ſtand ehrerbietig auf und fragte ſeine Nichte heimlich, ob dies irgend ein vornehmer Mann vom Hofe wäre. — Sie antwortete ihm eben ſo: Ganz recht, es iſt ein ſehr bedeutender Mann. — Vilbart ging darauf demüthig auf ihn zu, dankte ihm die Ehre, die er ſeiner Nichte erzeige, ſie zu ſeinen Freunden zu rechnen, und bat ihn um ſeinen Schutz gegen einen Galeerenſklavenhauptmann, der ſo verwegen ſei, ſie heirathen zu wollen.

Niſton konnte ſich nur mit der größten Mühe des Lachens enthalten, bezwang ſich aber dennoch und umarmte den alten Edelmann, dem er alle von ihm abhängigen Dienſte zu erweiſen verſprach. In dem nehmlichen Augenblicke traten auch Herr und Frau Darcy, eben ſo prachtvoll wie Niſton gekleidet, ein, da ſie ſämmtlich es darauf abgeſehen hatten, Vilbart zu verblenden. Neue Höflichkeitsbezeigungen von Seiten des Picarden und neue Artigkeiten von Seiten Darcy's und ſeiner Frau, die ihm zu einer ſo vorzüglichen Nichte ihre Glückwünſche abſtatteten.

Ich würde allerdings ſehr zufrieden mit ihr ſein, ſagte der alte Herr, als man Platz genommen hatte: wenn ſie ſich nicht in den Kopf geſetzt hätte, einen elenden verdammten Räuberhauptmann, einen Banditen heirathen zu wollen. — Das Fräulein von Vilbart, antwortete Madame Darcy, wider Willen lächelnd: iſt gewiß zu klug und verſtändig, um ſich für einen ſolchen Menſchen einnehmen zu laſſen; wir haben wenigſtens, ſeitdem wir ſie kennen, eine ſolche Sinnesweiſe nicht an ihr wahrgenommen. — Was mich anlangt, ſagte das junge Mädchen, ſo begreiſe ich nicht, wer ſich den Scherz gemacht haben kann, meinem Onkel eine ſo üble Meinung von mir beizubringen. Ich weiß mindeſtens ſo viel, fuhr ſie fort, daß dieſer Herr, der mich zum öfteren mit ſeinen Beſuchen beehrt, gerecht genug ſein wird, ein ganz anderes Zeugniß über mein Betragen abzulegen. — Um Herrn de Vilbart in dieſer Hinſicht jeden Argwohn zu benehmen, ſagte Niſton, gehe ich in der Gerechtigkeit ſo weit, zu erklären, daß es nur auf ihn ankommen ſoll, mich durch ihre Hand zu ſeinem Neffen zu machen. Ich trachte ſchon ſeit langer Zeit nach dieſem Glück, ohne daß ich mich zu äußern gewagt habe; da ich aber gegenwärtig die Gelegenheit dazu finde, ſo ergreife ich ſie mit beiden Händen, und glaube, daß dies zur Genüge beweiſen ſoll, der Ruf der jungen Dame ſei durch keinen Galeerenſklaven beſcholten worden. —

Entzückt über dieſe Worte, ſprang Herr von Vilbart auf, und warf ſich mit dem Ausruf in Niſton's Arme: Ach, mein gnädiger Herr, welch übergroße Ehre erweiſen Sie uns, wie glücklich iſt meine Nichte, daß ſie einem ſo vornehmen Manne gefällt! Er erdrückte den Galeerenkapitain faſt durch ſeine Zärtlichkeit, und derſelbe konnte ſein Leben nur dadurch retten, daß er ihm ſeine Umarmungen mit gleicher Heftigkeit erwiederte.

Dieſes luſtige Vorſpiel der Komödie, die man ſich vorgenommen hatte aufzuführen, erheiterte aller Anweſenden Stimmung, und man ſetzte ſich ſo wohl zum Lachen aufgelegt zu Tiſche, daß es bei dem geringſten Anlaſſe ausbrach, weil ein Jedes, bei dem was vorging, ſeine beſondern Gedanken hatte, und ſich denſelben ohne Rückhalt überließ. Herr de Vilbart lachte mit, weil er die Andern lachen ſah, und weil ihn der Wein, den ihm Niſton Glas für Glas einſchenkte, ſo hoch aufregte, daß er bald nicht mehr wußte, was er that. Die Mahlzeit wurde ſo lange, als es nöthig war, hinausgedehnt, um Niſton's Leuten Zeit zu laſſen, die geheimen Befehle, die er ihnen gegeben hatte, auszuführen. Als der Galeerenkapitain dann glaubte, daß Alles bereit ſein werde, gab er ſeiner Verlobten ein Zeichen, und Mademoiſelle de Vilbart erhob ſich ſogleich, indem ſie ſagte: Machen wir nunmehr den Freuden der Tafel ein Ende und benutzen wir das ſchöne Wetter, um ſpazieren zu fahren und meinem Oheim den Hafen zu zeigen. Der gute Alte, der keinen andern Willen als den der Andern hatte, war es zufrieden, und ſo ſtiegen alle in Niſton's unten harrende Equipage, die derſelbe dazu anbot, ein. Vilbart war ganz hochmüthig, in einem ſo eleganten Fuhrwerk zu ſitzen, und ſteckte aller Augenblicke den Kopf zum Schlage hinaus, um ſich den Vorübergehenden zu zeigen; ja es fehlte wenig, ſo hätte er ſie mit der Miene eines Beſchützers nach allen Seiten hin begrüßt.

Beim Hafen angekommen, ſtieg man aus, und über die große Menge Galeeren, die ſich ſeinen Augen darbot, erſtaunend, rief der alte Herr zu immer wiederholten Malen: Ach! wie ſchön! wie prächtig! — bis Niſton endlich, als er ſich ein wenig an dieſen Anblick gewöhnt hatte, ſeine Begleiter ſeine eigene durch ihre Pracht beſonders ausgezeichnete Galeere beſteigen ließ, worin ſie mit einer brillanten Symphonie empfangen wurden, und ein köſtliches Zwiſchenmahl mit den ausgeſuchteſten Likören für ſich bereitet fanden.

Der arme de Vilbart war wie bezaubert. Er riß die Augen immer weiter auf, und lachte wie ein Tropf. Nachdem er derb und tüchtig gegeſſen und getrunken hatte, rief ihm der Anblick ſo vieler angeſchmiedeter Ruderknechte indeſſen doch das Angedenken ſeines Galeerenſklaven zurück, und er richtete an Niſton die Frage: Wer iſt denn aber der Herr aller dieſer Schiffe? — Einer ihrer Herren bin ich ſelbſt, entgegnete Niſton kalt: Es ſind jedoch lauter Galeeren und keine Schiffe. — Galeeren? wiederholte Vilbart erſtaunt. Was! und die ſind alle Ihr Eigenthum? — O nein, fuhr Niſton mit demſelben Gleichmuthe fort: ſie ſind des Königs Eigenthum, und ich bin der Kapitain dieſer Galeere. — Himmel! ſchrie Vilbart erbleichend: und Sie heißen, wenn ich fragen darf? — Ich heiße Niſton, antwortete er. — Ach! ich bin verloren. Sie ſind mein verdammter Galeerenkapitain! — Herr und Frau Darcy, die bisher an dieſer Unterredung gar keinen Theil genommen hatten, traten nun zu dem alten Manne, der wie ein Eſpenlaub zitterte und ſich mitten unter Räubern zu befinden wähnte, baten Niſton, ſich zu entfernen, und ſagten Alles, womit ſie ihm irgend Muth einſprechen zu können glaubten.

Als Herr von Vilbart endlich wieder im Stande war, ſie zu verſtehen, erklärte Darcy in ſehr beſtimmten Ausdrücken, was eigentlich ein Galeerenkapitain ſei, ließ auf eine geſchickte Art Lobſprüche auf Niſton's Perſönlichkeit und Verhältniſſe einfließen, und brachte ihn allmählig zur Vernunft. Inzwiſchen immer noch von ſeinem anfänglichen Vorurtheile befangen, warf der Edelmann die Frage auf: Warum nennt man ihn denn aber nicht lieber Schiffskapitain als Galeerenkapitain? denn ich geſtehe Ihnen, ich ſetze mich darüber nicht hinweg. — Und es bedurfte abermals Darcy's ganzer Redekunſt, um ihm den Unterſchied zwiſchen dem einen und dem andern völlig klar zu machen. Je mehr nun der gute Picarde ſich in dieſem Punkte unterrichten ließ, deſto beſtürzter ward er über die Fehler, die er in ſeiner Unwiſſenheit begangen hatte.

Mademoiſelle de Vilbart, die wieder zu ihm getreten war, als die Unterredung dieſes Ziel erreicht hatte, ſagte ihm, er habe allerdings einen ſchweren Irrthum verſchuldet; Niſton ſei aber ein ſo vortrefflicher Menſch, daß es ihr, während er ſich habe von ihren Freunden Darcy belehren laſſen, mit leichter Mühe gelungen ſei, ihn zur Verſöhnung zu ſtimmen; ſie rathe ihm alſo, ſeine Abbitte unverzüglich und zwar ſolchergeſtalt zu thun, daß er Niſton überzeuge, ſeine einzige Schuld dabei ſei ſeine Unwiſſenheit geweſen.

Vilbart ließ ſich dies nicht zwei Mal heißen, und da er die Rache des Galeerenkapitains jetzt eben ſo ſehr fürchtete, als er vorher die Verbindung mit demſelben gefürchtet hatte, ſo eilte er über Hals und Kopf zu ihm, und warf ſich ihm faſt zu Füßen, um ſeine Vergebung zu erhalten. Nifton begegnete ihm wie ein Ehrenmann, und ſagte lachend, er bitte, ihm nur auch ſeinerſeits zu verzeihen, daß er ſich gerächt habe, indem er ihn ein wenig Angſt habe ausſtehen laſſen; indeſſen ſei es ihm unmöglich geweſen, weniger zu thun, um ihm zu beweiſen, daß er niemals andere Ketten als die der Liebe zu ſeiner ſchönen Nichte getragen habe. —

Nachdem dieſes Abenteuer alſo allen Erwartungen, die man davon gehegt, entſprochen hatte, ſtieg die Geſellſchaft wieder zu Wagen und fuhr zu Nifton, bei dem der feſtliche Tag mit einem geſchmackvollen Abendeſſen beſchloſſen ward. Noch beim Abſchiede zur Nacht konnte de Vilbart nicht fertig werden, ſich zu bedanken und zu entſchuldigen. Der verliebte Nifton ermangelte nicht, ſich des andern Morgens zur anberaumten Stunde bei ſeiner Braut und deren Oheim pünktlich einzufinden. Da der letztere ſeiner Nichte eben eine gefüllte Goldbörſe, ein Kreuz von Diamanten, und Ohrgehänge und Halsſchnüre von ſehr ſchönen Perlen zum Hochzeitgeſchenk überreicht hatte, ſo ließ der mit ſolcher Freigebigkeit ſehr zufriedene Schiffskapitain, um nicht zurückzubleiben, auch die ihr ſeinerſeits beſtimmten Gaben aus ſeiner Behauſung herbeibringen, und ſchenkte der jungen Dame einen kleinen Koffer von feuerfarbigem Chagrin, worin eine goldne Repetiruhr mit ſchwerer Kette und drei Petſchaften, eine von dem berühmten Gobert gearbeitete längliche und von beiden Seiten ſich öffnende goldne Tabacksdoſe, ein ciſelirtes goldnes Beſteck, eine Büchſe zu Schminkpfläſterchen, ein Fingerhut und ein Flacon, alles von demſelben Metall und demſelben Meiſter, befindlich war.

Mademoiſelle de Vilbart wußte und bezeigte ihrem galanten Bräutigam für dieſe Aufmerkſamkeiten den aufrichtigſten Dank; ihr Onkel aber war ſo entzückt darüber, daß er gar keine Worte fand, um ſich auszuſprechen, und nur unverſtändliche Laute hervorſtotterte. Da Niſton inzwiſchen Beide erſuchte, alle Komplimente bei Seite zu ſetzen und auf die Hauptſache Bedacht zu nehmen, ſo befahl de Vilbart ſeiner Nichte mit gebietendem Tone, einen Notar kommen zu laſſen. Die Nichte gehorchte, der Notar erſchien, und der Heirathsvertrag ward auf eine beiden Theilen vortheilhafte Art aufgeſetzt und vollzogen.

Drei Tage ſpäter fand die Hochzeit mit aller möglichen Pracht und zur allſeitigen Genugthuung ſtatt, und zwei Tage nach der Vermählung ſeiner jungen Erbin reiſte der rechtſchaffene Picarde nach ſeinem Schloſſe Vilbart zurück, indem er ſeinem Gott dankte, daß ſeine Unwiſſenheit nicht ſchlimmer für ihn abgelaufen ſei.

XI.

Eiferſucht bis in den Tod.

Ein Edelmann von ſehr altem Geſchlechte aus dem Gebirge von Burgos, Namens Bernardo de Salazar, kam wegen eines in ſeinem Vaterlande mit dem Tode ſeines Gegners geſchlichteten Zweikampfes nach dem Königreiche Valencia, und wurde um ſeines guten Rufes und Betragens willen bei der Hofhaltung des Señor Don Carlos de Borja, Herzogs von Gandia, in Gandia als Kavalier angeſtellt. Nachdem er einige Jahre ſeine Pflichten getreulich erfüllt hatte, erwarben ihm ſeine vortrefflichen Eigenſchaften die Zuneigung einer Edeldame der Herzogin, und er verheirathete ſich mit ihr, indem er ſich alſo an ſeine neue Heimath mit feſteren Banden feſſelte. Er zeugte in dieſer Verbindung eine Tochter, die in dem funfzehnten Jahre ihres Alters das ſchönſte Mädchen des ganzen Königreichs geworden war. Viele junge Edelleute des Herzogs trugen Verlangen, ſie als Gattin zu beſitzen, und bemühten ſich eifrig um ihre Hand; ihre Anſprüche wurden jedoch von ihrem Vater insgeſammt unter dem Vorwande zurückgewieſen, daß ſie noch in einem zu frühzeitigen Alter ſtehe, um verheirathet und aus der väterlichen Obhut entlaſſen zu werden.

Die Anbeter der ſchönen Marcela vernachläſſigten zwar darum keineswegeſ ihre Bewerbungen, oder gaben ſie auf; Bernardo de Salazar vereitelte ſie aber als ein ſchlauer und beſtändiger Gebirgsbewohner durch den in ſich vorgefaßten Beſchluß, ſeine Tochter einem ſehr reichen leiblichen Vetter von ſich in Aguilar de Campo zuzuwenden, der von ſeinen Ältern ein Vermögen von mehr als vierzigtauſend Dukaten in Ländereien und Einkünften geerbt hatte, und alſo einer der reichſten Männer ſeines Ortes zu nennen war.

Marcela erreichte ihr zwanzigſtes Lebensjahr, und ihr Vater begann mit anderen Verwandten, die ihre Vermählung mit dem Vetter behandeln ſollten, um ihretwillen Briefe zu wechſeln. Das dem Vetter zugeſchickte Bild des jungen Mädchens erleichterte den Abſchluß des Vertrags weſentlich. Der nachgeſuchte Erlaß von Rom kam binnen drei Monaten an, und mittlerweile bereitete man die Hochzeit vor. Der Bräutigam war als ein echter Gebirgsmann nicht eben ſehr galant, und ſeine Körpergeſtalt erhöhte ſeine guten Eigenſchaften nicht, denn ſie war ſehr unanſehnlich, und überdies durch eine Wulſt in den Schultern entſtellt, die, nach ſeiner Ausſage, in Folge eines Falles angeſchwollen war, von denen aber, die ihn von Jugend an gekannt hatten, für einen Höcker angeſehen ward. Er war alſo nicht allein bucklig, ſondern es ſaß ihm auch der Kopf ſo tief in den Schultern, daß er ſich kaum zwei Finger breit darüber erhob. Seine Beine erſetzten dieſen Mangel an Schönheit nicht, denn ſie waren im höchſten Grade krumm, und es erſchienen dieſe Gebrechen nur in Bezug auf ſeinen Verſtand geringer, weil derſelbe dem Körper an Kürze und Beſchränktheit glich, und faſt mit den Elementen der Höflichkeit und Sitte ſogar unbekannt geblieben war. Welchem Ungeheuer ſollte alſo Marcela's Schönheit hingeopfert werden! Welchen Teufel ſuchte man zur Begleitung dieſes Engels aus! Nur in dem einen Punkte war er klug, daß er nicht nach Gandia zur Hochzeit kommen wollte, ſondern verlangte, ſeine Braut ſich in ſeine Heimath zugeführt zu ſehen, was ihm wahrſcheinlich zu Verheimlichung ſeiner Mißgeſtalt wohlwollend angerathen worden war. Er wich von dieſer Bedingung nicht ab, ſondern beſtand ſo lange und feſt wie ein König darauf, daß ſein Schwiegervater und Vetter ihm ſeine Braut in das Gebirge überſende, bis Bernardo de Salazar ſeinem Starrſinne nachgab, und, weil er bei Lebzeiten der mächtigen Brüder des von ihm Getödteten nicht öffentlich in Aguilar erſcheinen durfte, heimlich dahin zu reiſen beſchloß.

Er verließ mit Marcelen Gandia, und langte nach mehren Tagereiſen bei der Vaterſtadt des Bräutigams an. Marcela ſah dem Ende ihrer Wanderſchaft mit keinem großen Vergnügen entgegen, denn ſie ſchloß aus der geringen Gefälligkeit ihres zukünftigen Gatten auf einen Mangel an Verſtand, wo nicht gar auf einen Überfluß an körperlicher Gebrechlichkeit ſeinerſeits. Dem Willen ihres Vaters gehorſam und unterworfen, verläugnete ſie am Ende aber allerdings den ihrigen und fügte ſich darein, in Begleitung ihrer Mutter ihrem körperlich und geiſtig ihr unbekannten Verlobten entgegen zu ziehen. Sie machten vier Meilen vor Aguilar halt, wo Bernardo de Salazar zurück zu bleiben beabſichtigte, und erwarteten, von Lorenzo de Santillana daſelbſt eingeholt zu werden; der Bräutigam entſchuldigte ſich aber mit vorgeblicher Krankheit und Bettlägrigkeit.

Salazar faßte nun den Entſchluß, zur Zuſammenkunft mit ſeinem Eidam ſelbſt nach Aguilar zu gehen, und ſendete Frau und Tochter in Begleitung einiger ihnen entgegengekommener Verwandten dahin voraus. Sie wurden zur Beluſtigung des ganzen Ortes von dem Bräutigam im Bett mit Freuden empfangen, erkannten aber bald nach ſeinen erſten Äußerungen ſeine Sinnesbeſchaffenheit, und fühlten darüber beide um ſo ſchwerere Betrübniß, als dieſe Heirath eben gar nicht in dem Willen der Mutter gelegen hatte. An demſelben Abende fand ein glänzendes Gaſtmahl ſtatt, woran die nächſten Verwandten mit ihren Frauen Theil nahmen, und wozu auch Bernardo de Salazar heimlicherweiſe kam. Mutter und Tochter hofften viel von dem Eindrucke, den der Anblick des von ihm zu ſeinem Tochtermanne erkorenen Menſchen auf ihn machen werde; er war jedoch dermaßen von der Begierde nach deſſen Beſitzthume eingenommen und ſo eingebildet auf deſſen Perſon, daß er deren Gebrechen ſogar wie Vollkommenheiten betrachtete. O, wie viele Mißgriffe begehſt du, menſchlicher Eigennutz, wie viele Irrthümer verſchuldeſt du! Die Nacht verging unter Beſuchen von Anverwandten, und am anderen Tage fand die Hochzeit ſtatt, die der ſchönen Marcela und ihrer Mutter nicht wenige Thränen koſtete. Der Bräutigam befand ſich dabei äußerſt elend, und es ſchienen ihm die acht Tage, während denen er ſeine Schwiegerältern bei ſich behielt, tauſend Jahre zu ſein. Ja ſeine Gäſte wurden ihm am Ende ſo zur Laſt, daß er ihnen mit finſteren Blicken zu verſtehen gab, es würde ihm Freude machen, ließen ſie ihn allein.

Die Schwiegermutter nahm die Unluſt des unhöflichen Eidams wahr und drängte Salazar zur Rückreiſe nach Gandia, wiewohl es ſie auf der anderen Seite bekümmerte, ihre Tochter in der Gewalt eines ihr ſo unähnlichen Menſchen laſſen zu müſſen. So verſündigen ſich die Ältern, die aus kleinlicher Selbſtſucht ihre Töchter gewaltſam mit Menſchen zur Ehe zwingen, bei denen ſie lebenslänglichen Tod erleiden, und von denen ſie nur der Tod befreien kann. Salazar kehrte mit ſeiner Gattin nach Gandia zurück, und ſein

Schwiegerſohn behandelte ihn beim Abſchiede unfreundlich genug, daß er ſchon einiges Leidweſen und Beſorgniſſe um das künftige Schickſal ſeiner Tochter empfinden konnte. Bei der Ankunft der ſchönen Marcela beeiferten ſich alle namhafteren Bewohner Aguilars, ſowol Damen als Edelleute, ſie zu beſuchen, und wurden alle von ihren Reizen entzückt, wie von ihrer Anmuth und Höflichkeit bezaubert. Die müßige Jugend des Ortes war ganz voll des Lobes der ſchönen Valencianerin, wie man ſie nannte, und ihre Schönheit ward unaufhörlich beſungen und mit Abendſtändchen gefeiert. In dem guten Santillana ſtörte man dadurch eine ſolche Staubwolke von Eiferſucht auf, daß er in derſelben ganz das Bewußtſein ſeiner ſelbſt verlor. Er gab ſich im Allgemeinen zwar wenig mit Denken ab, aber was dieſen Umſtand anlangte, ſo konnte er doch nicht wohl umhin, ſich bedachtſam zu Gemüthe zu führen, wie ſehr die Natur ihn an Körper und Geiſt vernachläſſigt habe, und wie unwürdig er mithin ſein und von den Anderen erachtet werden möge, eine ſo vollkommene, von dem ganzen Orte mit Recht gefeierte Schönheit als Gatte zu beſitzen. In Folge dieſer Betrachtung fing er nach und nach an, wachſam zu werden, ſeine Frau am Ausgehen zu verhindern, die ihr zugedachten Beſuche abweiſen zu laſſen, und ſogar ſeinen Verwandten den Zugang in ſein Haus zu unterſagen. Er erhöhte ſomit in der armen Frau das Gefühl ihres Unglücks dermaßen, daß ihre Schönheit von Tag zu Tag abnahm. Sie durfte nie anderwärts als in die Meſſe aus dem Hauſe gehen, und alsdann nur mit verhülltem Geſicht und in Santillana's eigener Begleitung, der ſie unterwegs fortwährend bei der Hand führte, und in der Kirche keinen Augenblick von ihrer Seite wich. Marcela empfand weniger ſchmerzlich ihre häusliche Abgeſchloſſenheit von allen Beſuchen und allen Freuden der Welt und Geſelligkeit, als das geringe Vertrauen, welches ihr unfeiner Gatte in ſie ſetzte, und die Ängſtlichkeit, mit der er ſie behütete, von irgend Jemand geſehen und etwa zum Leichtſinn, oder zur Kränkung ſeiner Ehre verführt zu werden. Sie theilte dies und die Beſchwerden, die er ihr unaufhörlich auferlegte, einige Male ſchriftlich ihren Ältern mit, und es bereuete beſonders Salazar, ſie zu einer ſolchen Ehe gezwungen zu haben. Eines Tages in der Kirche geſchah es, daß Santillana einen der Liebhaber, die ſeine Frau verfolgten, während der Meſſe gähnen ſah, und daß auch Marcela — ſo wie denn der, welcher gähnen ſieht, gewöhnlich mit gähnen muß — einigemal daſſelbe that, was ihren Gatten gleich zu dem Verdacht verleitete, dies möge ein zwiſchen beiden verabredetes Zeichen ſein, und ihm genügte, ſie bei der Rückkehr nach Hauſe mit ſeiner Eiferſucht aufs äußerſte zu beläſtigen. Es konnte nicht fehlen, daß auf dieſe Weiſe immer eines aus dem anderen hervorging, was der armen Marcela die empfindlichſten Kränkungen verurſachte und die Nachbarn, ſobald ſie es erfuhren, auf Koſten der thörichten Leidenſchaft ihres Ehemanns beluſtigte.

Die bitteren Klagen, in welche Marcela ſich über ihr betrübtes und verzweifeltes Leben ſchriftlich gegen ihre Ältern ergoß, zogen Bernardo de Salazar eine ſchwere Krankheit zu, die ihn ſo hart angriff, daß ſie ſein Leben beendigte. Seine Gattin liebte ihn ſo ſehr, und empfand ſeinen Verluſt ſo tief, daß auch ſie, vierzehn Tage nach ſeinem Begräbniß, zum großen Leidweſen ihrer fürſtlichen Herrſchaften, die ſie ſehr werthſchätzten, ihren Geiſt aufgab. Da nun Salazar einiges Vermögen hinterließ, und Marcela ſeine einzige geſetzliche Erbin war, ſo benachrichtigte man Santillana zugleich von dem Tode ſeiner Schwiegerältern und von der Erbſchaft ſeiner Frau. Habſüchtig und geldgierig wie er war, freute er ſich dieſes Erbes ungemein, und da er einſah, daß er, wenn er nach Gandia reiſe, um es anzutreten, ſeine Frau allein zurücklaſſen müſſe, ſo beſchloß er ſie mit ſich zu nehmen. Der ſchönen Marcela war dieſe Reiſe nicht wenig angenehm, und ſie nahm ſich vor, in Gandia alles zu thun, was ſie vermöge, um ſich der Geſellſchaft eines ſo unerträglichen Mannes zu entledigen, wobei ſie namentlich auf die Gewogenheit der herzoglichen Familie rechnete. Sie langten in Gandia an — und es muß hier zuvörderſt erwähnt werden, daß Santillana, ſeit ſeiner Geburt, Aguilar auf keine Meile im Umkreiſe verlaſſen hatte — ſtiegen im Hauſe eines Verwandten Marcela's ab, der ſie mit Freuden bei ſich aufnahm, und wurden noch an demſelben Abende im Namen der Fürſtlichkeiten von einem Pagen bewillkommt. Santillana erwiederte dieſe Höflichkeit mit der ihm eigenthümlichen Sprache, die von dem ſchlauen Pagen ſogleich aufgeſtochen und im Palaſte zu allgemeinem Ergötzen mit vielem Geſchicke nachgeſpottet wurde.

Zwei Tage nach ihrer Ankunft wünſchte Marcela dem Herzoge und der Herzogin aufzuwarten, und es begleitete ſie ihr plumper Ehegemahl, ſo wohl aufgeputzt, als es ſein Äußeres und ſeine Herkunft geſtatteten; denn obwohl Aguilar ein ſehr gebildeter Ort iſt, ſo war es daſelbſt doch noch nicht eingeführt, nach der Mode zu gehen.

Santillana ward von dem Herzoge, deſſen älteſtem Sohne und dem anweſenden Großmeiſter des Ordens von Monteſa mit Ehren empfangen, indem ein jeder, ſo gut er es konnte, das Lachen verbarg, welches ihm ſeine komiſche, widerwärtige Geſtalt und ſeine ungeſchliffenen Geberden erregten. Marcela ging dagegen, ſobald ſie dem Herzoge die Hand geküßt hatte, in das Gemach der Herzogin über, die ihr ſehr huldreich begegnete, und ſich nicht wenig über die Abnahme ihrer Schönheit und über die große Gewalt des Kummers verwunderte, und verſäumte denn bei dieſer Gelegenheit nicht, ihrer Excellenz und deren Damen ihre Leiden ſeit ihrer Verheirathung zu ſchildern, und ſich über deren Fortdauer zu beklagen, ohne daß ihr ein Mittel gegeben ſei, Santillana dahin zu bringen, von ſeiner auf den nichtigſten Gründen beruhenden Eiferſucht abzulaſſen.

Als ſie darauf mit ihrem Gatten in ihre Wohnung zurückgekehrt war, beſprachen und betrübten ſich die vornehmen Herrſchaften über das, was ihnen die junge Frau von der häßlichen Sinnesweiſe Santillana's mitgetheilt hatte, und der Herzog nahm es auf ſich, des andern Tages ernſtlich mit ihm zu reden, um zu verſuchen, ob er vielleicht zur Beſſerung und Sinnesänderung gegen ſeine Gattin zu bewegen ſei. Er ließ ihn deshalb zu ſich rufen, und wenn gleich dem guten Gebirgsbewohner nichts eben an Beſuchen im Palaſte gelegen war, ſo kam er dennoch des Herzogs Befehlen nach. Der Herzog erwartete ihn allein in ſeinem Kabinet, und als er ſich mit ihm unter vier Augen ſah, erinnerte er ihn an die Verpflichtungen, die ein Ehemann habe, ſeine Gattin ehrenvoll zu behandeln, ſobald ſie ſich ihm liebenswürdig erweiſe und ihm keinen Anlaß gebe, argwöhniſch auf ſie zu ſein, ſagte ihm, was ihm von ſeinem Betragen gegen ſie zu Ohren gekommen ſei, und bat ihn, ſeine Aufführung fortan zu ändern, mit dem Bemerken, daß er ihn auf einem anderen Wege dazu vermögen werde, erführe er ſpäterhin jemals das Gegentheil über ihn. Santillana fühlte ſich in der That eingeſchüchtert, als er ſich von einem großen Herrn in einer Sache, worin er ſo wenig, jener aber ſo viel Recht hatte, ausgeſcholten ſah. Er entſchuldigte ſich indeſſen mit den allerfüglichſten Gründen, die ihm ſeine Unbehülflichkeit im Augenblicke auffinden ließ, ohne im Stande zu ſein, ſeine thörichte Hartnäckigkeit irgend zu beſchönigen, und beurlaubte ſich damit von dem Herzoge.

Da Santillana ein Dummkopf vom Kopf bis zu den Füßen war, ſo verſtand er durchaus nicht, ſich gegen ſeine Frau zu verſtellen, ſondern erboſte ſich, in der Vorausſetzung, daß ihm dieſer Verweis in Folge von Marcela's Beſchwerden betroffen habe, dermaßen gegen ſie, daß er, ohne die Rückſicht auf ſeine Wirthe und Verwandten, Hand an ſie gelegt haben würde. Der Herzog erfuhr das Geſchehene alſobald, und theilte es ſeinen Söhnen mit, um ſich mit ihnen über das, was darauf zu thun ſei zu beſprechen. Einige waren der Meinung, daß auf eine Eheſcheidung angetragen werden ſolle; andere, daß die Herzogin Marcela auf einige Zeit zu ſich nehmen möge, um zu verſuchen, ob er ſich noch beſſere. Der Großmeiſter von Monteſa aber, ein kluger junger Mann und Freund der Kurzweil, wünſchte einen Scherz mit Santillana getrieben zu ſehen, und hoffte, auf dieſem Wege Marcelen am eheſten Hülfe zu verſchaffen. Er eröffnete ſeine Anſicht ſeinem Vater und ſeinen Brüdern, und veranlaßte den Herzog, zu beſchließen, daß dieſelbe verſuchsweiſe ins Werk zu richten ſei. Vor allen Dingen war es nothwendig, zwiſchen Santillana und ſeiner Frau wieder Frieden zu ſtiften. Die gaſtfreundlichen Verwandten nahmen dieſes Amt auf ſich, vollbrachten es anderen Tags und ſchlugen, zur Feier der Verſöhnung, eine Luſtfahrt auf dem Meere vor. Santillana weigerte ſich nicht wenig, darauf einzugehen, weil er ſo etwas vorher noch niemals verſucht hatte; auf die Bitten und Vorſtellungen aller übrigen Verwandten, daß gar keine Gefahr dabei zu beſtehen ſei, gab er aber endlich faſt wider Willen nach. Zwei große Fiſcherbarken von dem flachen Strande Gandias wurden ausgerüſtet und mit einem Vorrathe kalter Speiſen zum Veſperimbiß verſehen. Die See ging ruhig, man fuhr friſch in dieſelbe hinein, und die Ruder trübten die flüſſige Bläue mit Geſchäftigkeit, bis man über eine Meile weit meereinwärts gefahren war.

Der Großmeiſter hatte alle ſeine Diener zu der Poſſe angeſtellt, und ungefähr dreißig von ihnen, als Mohren verkleidet, auf eine mitten im Meere vor Anker liegende Brigantine geſchafft, deren Wimpel nach dem Gebrauche mit halben Monden ausgeſchmückt waren. Santillana beſtürmte die Geſellſchaft mit Bitten, nach dem Lande zurückzufahren, da ſie aber große Vorſicht beobachteten, ſo wagten ſie ſich, jemehr er bat, deſto tiefer in die See hinaus.

In kurzer Zeit kam ihnen die ſo wohl beſtellte Brigg zu Geſicht, daß ſie ſie wirklich für einen algierſchen Kaper gehalten haben würden, wären ſie nicht hinlänglich auf ſie gefaßt geweſen. Die Schiffer huben an zu ſchreien: Ans Land! ans Land! Weh uns Armen! Das Schiff iſt ein mauriſches. — Santillana entfärbte ſich, als er dieſen Ruf hörte, und wagte kein Wort zu ſprechen. Es fehlte nicht viel, ſo hätten die ihn Umgebenden den Betrug durch ihr losbrechendes Gelächter entdeckt, ein jeder that aber faſt das Unmögliche in der Verſtellungskunſt, indem er äußerliches Entſetzen über dies unvermuthete Ereigniß zu erkennen gab, und Gott anrief, ihn aus der offenbaren Gefahr zu befreien. Die Frauen verbargen ihr Geſicht in ihre Schnupftücher und ſchienen Thränen zu vergießen, und es herrſchte allgemein die größte Verwirrung. Die Brigantine holte in dieſem Augenblick die beiden Barken ein, und feuerte, unter dem Kriegsgeſchrei der Mauren, blindgeladenes Geſchütz auf ſie ab, deſſen Donner kaum an Santillana's Ohren ſchlug, als er, auf den Boden der Barke niederſtürzend, zu heulen, und um Erbarmen zu ſchreien begann. Die Brigg enterte die eine Barke, auf welcher ſich Santillana mit ſeiner Frau befand, und einige vermeintliche Mohren ſprangen ſofort hinein, und ſchleppten die Frauen unter Umarmungen mit ſich fort. Einige Männer, die ſich zum Widerſtande anſchickten, wurden alsbald entwaffnet und gebunden, und mit den übrigen und dem faſt beſinnungsloſen Gebirgsbewohner auf die Brigg geſchafft, wo man den Frauen allerdings nichts anthat, die Männer jedoch, weil dies in der herbſtlichen Jahreszeit eben noch erträglich war, bis aufs Hemd entkleidete und beraubte.

Die Brigantine kreuzte den ganzen Abend im Meere hin und wieder, und Santillana ward im unterſten Raume aufbewahrt, damit er den Weg, den ſie nahm, nicht erkenne. Der ſorgenvolle Gebirgsbewohner weinte und wehklagte zum Erbarmen, ohne daß ihn eine Menſchenſeele tröſtete. Zumeiſt bekümmerte es ihn, daß er ſich ſeiner Gattin beraubt, und ſie, wie er nicht anders glauben konnte, in die Gewalt der Mohren gefallen ſah. Die Nacht brach ein, und die Brigantine ſtrich die Segel, indem ſie das ſämmtliche Ruderwerk in der Nähe des Landes oberhalb der Küſte von Gandia ruhen ließ, wo ſich ein wenig landeinwärts eine Meierei befindet. Es fing alles an zu rufen: Land! Land! damit Santillana es vernehme, und ſeine Gefährten verkündeten ihm, ſie befänden ſich an dem Strande von Algier, in der Nähe eines Landhauſes, worin der König ſich aufhalte. Der Unglückliche wußte nichts anderes zu thun als zu weinen. Die Mohren ſtiegen in dem kleinen Boote an das Land, und führten den vor Mißhandlungen zagenden Santillana und die übrigen vermeintlichen Gefangenen mit ſich nach dem Landhauſe, wo, ihrer Ausſage gemäß, der König ſie erwartete, um die gemachte Beute in Augenſchein zu nehmen. Allen Anderen voraus ſchritt der über ſeinen Fang anſcheinend ſehr erfreute Befehlshaber der Brigg, dem das Schiffsvolk je zwei und zwei nach einander folgte. Sie gelangten auf dieſe Weiſe in die Meierei, und fanden an dem Eingange eines Saales vier Mohren als Thürhüter ſtehen, die ſie baten für ſie um die Erlaubniß nachzuſuchen vor dem Könige Muhammed Jafer zu erſcheinen. Der eine der Mohren leiſtete dieſem Geheiß Folge, während die anderen drei an ihren Plätzen verweilten, und kam bald mit der Nachricht zurück, der König erwarte ſie. Der Zug der Mohren und der Gefangenen bewegte ſich alſo in derſelben Ordnung wie er gekommen war, weiter bis in das Gemach des falſchen Königs, deſſen Rolle der Kammerdiener des Großmeiſters, ein Menſch von der trefflichſten Laune, ſpielte, der ſein ganzes Leben lang an den Höfen der Könige von Spanien gedient hatte und für einen der gewandteſten Schlauköpfe in Europa galt. Er war in einen engen, ſcharlachrothen mauriſchen Talar gekleidet, worüber er einen blauen Regenmantel trug. Seinen Kopf bedeckte ein großer von verſchiedenfarbig geſtreiſtem Neſſeltuche dick gewundener Turban. Er war groß von Körper, ſchwarzbraun, mit ſtarkem Knebelbart verſehen, und, kurz, wie dazu geſchaffen, die Figur zu ſpielen, die er auf eine ſehr natürliche Weiſe vorſtellte. Er ſaß auf zwei Polſtern von grünem Sammet, die auf einem großen Fußteppich lagen, und um ihn herum ſtanden einige Mohren. Selim, ſo wurde der Befehlshaber der Brigg genannt, trat zuerſt auf ihn zu, verbeugte ſich vor ihm auf muhammedaniſche Art, und redete ihn dann in einer ſelbſtgebildeten Sprache an. Als er mit ſeinem unverſtändlichen Geſchwätz zu Ende war, umarmte ihn der König und befahl ihm, bei Seite zu treten. Darauf wurden die für Gefangene geltenden Leute vorgeführt, die der König in ſpaniſcher Sprache einzeln nach Vaterland und Gewerbe befragte. Als die Reihe den erblaſſenden Santillana traf, trat derſelbe mit ungewiſſen

Schritten vor, und verwunderte ſich nicht wenig, den ungläubigen König ſo geläufig in ſeiner Mutterſprache ſich ausdrücken zu hören. Der König ſagte zu ihm: Wo biſt du her, Chriſt? — Dieſe Frage ſetzte den niedergeſchlagenen Gebirgsbewohner in ſolche Verwirrung, daß er nichts zu erwiedern vermochte, und die zweite Aufforderung an ſich ergehen ließ. Die Worte halb verſchluckend, ſtammelte er: Ich bin aus dem Gebirge von Burgos, Herr. — Was iſt dein Gewerbe? fuhr der König fort. — Ich bin ein Edelmann, erwiederte Santillana. — Nach meinem Bedünken, ſagte der König, iſt der Adel doch kein Gewerbe in deinem Lande, womit man ſein Brod verdient, ſondern wohl eine Erbſchaft des Blutes tugendreicher Vorfahren. — Da ſich der gute Gebirgsmann, wie ſchon geſagt, nicht eben auf das Denken verſtand, ſo war ihm die Erklärung des Begriffes Adel zu hoch gegeben, und ging an ſeinem nur das Wort Erbſchaft feſthaltenden Ohre vorüber. Er ſagte alſo: Señor, ſeit dem Tode meiner Ältern, gottſeligen Angedenkens, habe ich keine andere Erbſchaft als die meiner Frau gehoben, die mir überdies ſo theuer zu ſtehen gekommen iſt, daß ich mich, indem ich ſie kaum angetreten habe, in euer Gnaden Gefangenſchaft befinde. — Er fing bei dieſen Worten ſo bitterlich zu weinen an, daß ſich der König, trotz ſeiner Verſtellungskunſt, kaum bezwingen konnte nicht zu lachen, und dadurch den angefangenen Scherz ganz zu verderben. Du biſt verheirathet? fragte der König. — Euer Gnaden zu dienen, antwortete Santillana, wofern es Hochdenenſelben, die ich nicht zu benennen weiß, recht iſt, daß ich es hier in Algier bin. — Wie! rief der König aus, deine Frau iſt in dieſem Lande? — Um meiner Sünden willen, ja, Señor! Die Herren Mohren haben ſie als Gefangene mit hierhergeſchleppt, ohne mich ſie wiederſehen zu laſſen, und uns von Tiſch und Bett geſchieden, als wären ſie ein geiſtliches Gericht. — Iſt ſie jung oder alt? ſagte der König. — Das wird ſie beſſer als ich ſagen können, entgegnete Santillana; die Frauen haben es aber nicht gern, daß immer mehr Jahre zu ihrem Alter kommen, wiewohl es mir doch ſcheinen will, in der kurzen Zeit unſerer Ehe ſchon einige Jahre verheirathet zu ſein. — Iſt ſie unter dem Trupp? ſprach der König, zum Befehlshaber der Brigg gewendet. — Er bejahte es. Ich werde mich freuen ſie zu ſehen, fuhr der Schelm fort. — Der Hauptmann ließ Marcelen ſogleich vor den König führen. Er betrachtete ſie aufmerkſam, und ſie blickte nicht vom Boden auf, indem ſie über ihre uneigentliche Haft ſehr niedergeſchlagen ſchien. Als der König ſie eine lange Weile angeſchaut hatte, ſprach er: Deine Schönheit, Chriſtin, iſt erſtaunlich und ganz gewiß die höchſte, die ich jemals erſehen habe. Iſt es möglich, daß man in deinem Lande ſchöne Frauen ſo gering achtet, ſie an Männer von ſo ſchlecht beſchaffener Art, wie dein Gemahl da iſt, wegzuwerfen, derweil ſich Fürſten glücklich ſchätzen würden, dich zur Gefährtin zu haben? — Aufmerkſam hörte Santillana den Worten des Königs zu, und, wie die Eiferſucht ihn immerdar beunruhigte, ſo nahm er gleich an, der König müſſe an ſeiner Frau Gefallen finden, und ſprach, um in deſſen Augen nicht niederen Standes zu erſcheinen: Herr, meine Frau iſt ſchön, und weiß, daß ſie es iſt, was mir nicht gefällt; ich aber bin ſo hohen Standes wie irgend einer, denn es gibt in dem ganzen Gebirge kein beſſeres Geſchlecht als das meinige. — Nun wohl, ſagte der König, ſo mögt ihr es euch genügen laſſen, ein guter Chroniſt eures Adels zu ſein, während ich, der ich derzeitiger Gebieter eures Weibes bin, mich zu bemühen gedenke, ſie zur Annahme unſeres Glaubens zu bringen, damit ſie die meinige werde. — So lange ich lebe, ſoll dies nicht geſchehen, rief Santillana vom Zorn überwältigt aus. — Wie! Was! ſagte der König, in meiner Gegenwart erkühnt ſich ein elender Chriſtenſklave, der mir angehört, ſolche Reden zu führen? Hollah, Hauptmann! laß ihm eine Tracht Prügel mit einem indianiſchen Rohre aufzählen. — Mit Schreck und Betrübniß vernahm Santillana dieſen ſtrengen Beſchluß, und die Mohren ſäumten keinen Augenblick, nach dem Willen ihres Königs, Santillana trotz ſeines Sträubens zu greifen und ihm die Hände auf den Rücken zu binden. Unter Vergießung reichlicher Thränen ſtürzte er vor dem vermeintlichen Könige auf die Knie nieder und flehte zu ihm: Herr König oder Herzog von Algier, oder wie ihr euch ſonſt nennen mögt, widerruft den geſtrengen Urtheilsſpruch, den ihr gegen mich erlaſſen habt, und vergebt mir meine Unehrerbietigkeit. Die Eiferſucht allein ſprach aus mir, und weſſen ſich dieſe Leidenſchaft bemächtigt, der behält ſelten ſeine geſunden Sinne bei. — Je, je, du biſt eiferſüchtig auf mich? meinte der König; das wollte ich eben hören, um zu wiſſen, wie du zu behandeln ſeiſt. Den Spruch widerrufe ich zwar, aber ich verwandle ihn in Peitſchenhiebe auf den Theil, den man gemeiniglich an den Schulknaben zu geißeln pflegt. —

Hier ſtanden die ſpaßhaften Ungläubigen nicht länger an, ſondern ſchleppten ihre Beute im Umſehen, wie hölliſche Geiſter eine arme Seele, an einen geheimen Ort, wo ſie ihn ſo weit entkleideten, daß er wie ein bußfertiger Sünder ſtehen blieb, und ihn mit eben ſolcher Luſt als Genauigkeit züchtigten, indem der arme Teufel ſo laut ſchrie, daß er die Ohren aller Umſtehenden betäubte, und auch nicht wenig ſeine mitleidige Frau über ſich betrübte, die nimmermehr in den Scherz gewilligt haben würde, hätte ſie ſolche Folgen und Ergebniſſe vorausahnden können.

Nachdem die Strafe an ihm vollzogen worden war, führte man den Schuldigen abermals vor den König, der ihn ſolchergeſtalt anredete: Die über dich verhängte Züchtigung iſt von hoher Bedeutung, denn ſie ſoll anderen nichtswürdigen Sklaven ſo wie dir eine Warnung ſein, ſich gegen einen wohlwollenden König ſo wie ich nicht zu viel herauszunehmen. — Hätte Santillana Verſtand gehabt, ſo würde er an dieſem Fortgange den Betrug erkannt haben; aber den an und für ſich ſchon einfältigen Tropf hatte die Beſtürzung, ſich gefangen und geprügelt, ſeine Gattin der Willkür des Königs preisgegeben zu ſehen, aller Beſinnung beraubt. Der König fuhr zu reden fort: Inzwiſchen dich meine Diener abſtraften, habe ich dein Weib zu überreden geſucht, ihren Glauben abzuſchwören, und ſich mit mir zu vermählen; aber ſie zeigt ſich ſo widerſpenſtig, die Ehre zu erkennen, die ich ihr anthue, daß ich beſchloſſen habe, ſie, die nicht gutwillig meine Gemahlin werden will, mit Gewalt zu meiner Kebsfrau zu machen. — Santillana befragte ſich, was eine Kebsfrau ſei, und man ſagte ihm, daß dies eine von den Freundinnen oder Geliebten wäre, die ſich der König in ſeinem Serail hielte. Darüber verlor der Gefoppte aber gänzlich die Geduld, und rief aus: Du ungerechter König, du Tyrann, der du die nach Anderer Gut gelüſten läßt, tödte mich lieber, als daß du vor meinen Augen meiner Frau den Schimpf anthuſt, ſie zu deiner Beiſchläferin zu machen. Eine ſo vollkommene, ſo ſeltene Schönheit ſollte ihre Ehre verlieren! Ich kann darüber wohl mein Leben einbüßen; aber ehe ich das mit anſähe, ermordete ich nicht blos einen König, ſondern hundert Könige, die eine ſolche Dreiſtigkeit begingen. Möge ſich eure anonyme Größe mäßigen, und ſich nicht mit Gewalt anmaßen, was ihr nicht im Guten gegeben wird, begnüge ſie ſich mit den Kebsweibern, die ſie hat, und laſſe ſie Marcela außerm Spiele. — Hochverrath! Hochverrath! ſchrien die Mohren auf, und der König ſagte, als er die Bewegung des Volkes ſah: Abermalige Empörung des Sklaven gegen ſeinen Herrn zieht ihm eine abermalige Strafe zu. Du ſollſt geſchoren und als Ruderknecht auf eine meiner Galeeren geſchmiedet werden. Wohlan! ruft einen Bartſcheerer oder Bader herbei, und laßt ihn ſcheeren wie man Galeerenſklaven ſcheert. — Zum zweiten Male ſah ſich der Gebirgsbewohner in den Händen der Mohrenſchaar, die ihn durchaus entkleidete, nachdem ſie ihn geſchoren hatte, und ihm dann ein Hemd und ein Paar Hoſen von grober Leinwand, ſo wie eine Jacke, oder einen Kittel von ſcharlachrothem Fries überzog, auch eine Mütze von dem nehmlichen Zeuch aufſetzte, ſo daß er mit ſeinen Fußſchellen nebenbei ganz das Anſehen eines Ruderſklaven gewann. Der Unglückliche wußte nicht, wie ihm geſchehen war. Er fing von neuem ſeinen Jammer an, brachte die ganze Nacht in einem Keller zu, der die Stelle eines unterirdiſchen Gefängniſſes vertrat, worin die Mauren damals ihre Sklaven aufzubewahren pflegten, und wurde unaufhörlich von den Mohren bedroht, nächſten Tages an die Ruderbank befeſtiget zu werden. Kein Schlaf kam in ſeine Augen. Von tauſend Ängſten bedrängt, ſtellte er ſich das Leben vor, das ihn erwartete, und das ihm von ſeinen Wächtern mit tauſend Mühſalen und Schreckniſſen geſchildert ward.

Der von dem traurigen Santillana nicht eben ſehr erſehnte Tag brach an und brachte ihm den Befehl, vor dem vermeintlichen Könige zu erſcheinen. Er traf ſeinen Gebieter auf eben dem Platze wie vorigen Tages an, und, zu ſeinem gewaltigen Erſtaunen, ihm zur Seite ſeine ziemlich zufriedenblickende Frau. Der König ſagte: Sieh her, Chriſt, wie gegen Beharrlichkeit kein Ungehorſam aushält, und wie aller Widerſtand am Ende weicht: Marcela, dein Weib, hat ſchon zu meinem Glauben geſchworen und iſt entſchloſſen, weil ſie von dir mit deiner Eiferſucht vielfältig gekränkt und beleidigt worden ſei, hier in Algier mit mir verbunden zu bleiben. Erkenne nun, was dein wunderliches Betragen angeſtiftet hat. — Sobald Santillana dieſe Worte vernommen hatte, fragte er Marcela, ob der König die Wahrheit geſprochen habe. Sie ſchwieg ſtill, und der König entgegnete: Santillana, Schweigen bejaht. Ergieb dich in Geduld und verrichte deinen Dienſt auf der Galeere, wie es ſich gehört. — Der Gebirgsbewohner ſtürzte ſeiner Länge nach bewußtlos zu Boden, ſo ſehr ergriff ihn der Schmerz. Als er nach einer Weile wieder zu ſich kam, fing er aus Troſtloſigkeit an, ſich Bart und Haar auszuraufen. Die Art, wie er dies that, würde den Umſtehenden viel zu lachen gegeben haben, wenn ihnen nicht die ernſteſte Haltung in ihren Rollen eine Pflicht geweſen wäre. Alſo wurde Santillana auf die Brigantine geſchafft und bedeutet, daß man nur die Ankunft der Galeeren erwarte, um ihn nebſt den übrigen Sklaven dahin abzuliefern. Der Gepeinigte fing von neuem zu jammern und zu wehklagen an. Der Befehlshaber der Brigg ſchien Mitleiden mit ihm zu tragen, und ſagte ihm, um ihn zu tröſten und nicht ganz verzweifeln zu laſſen, ſo lange er ſeiner Obhut anvertraut bleibe, wolle er ihn nicht zwingen das Ruder zu führen, bis der König vielleicht andere Beſtimmungen über ihn treffe. Es vergingen acht Tage, und nach Ablauf derſelben wurde Santillana wieder vor den König beſchieden. Er fand ihn in der Geſellſchaft ſeiner neben ihm auf einem gleichen Polſter ſitzenden Gattin, und ſchloß daraus, daß die Hochzeit Beider ſchon vorüber ſei. Gleich nach ihm ſah er zwei Diener des Herzogs von Gandia als vermeintliche Geſandte deſſelben eintreten. Dieſe erklärten dem Könige, wie es dem Herzoge ſehr nahe gehe, Unterthanen von ſich als Sklaven in ſeine Gewalt gekommen zu wiſſen, und wie er ihn deshalb erſuche, ihm das für Alle zu entrichtende Löſegeld zu beſtimmen. Der König erwiderte ihnen: er wiſſe zwar ſehr wohl, daß die Gefangenen insgeſammt angeſehene Leute wären, wolle aber deßungeachtet zufrieden ſein, wenn ihm ſeine Excellenz zwölftauſend Stück Dukaten für ſie zahlen laſſe. Die Geſandten gingen auf ſein Verlangen ein; der König fügte jedoch gleich hinzu: daß in dieſem Vertrage die ſchöne Marcela nicht mit begriffen ſei, denn er nehme ſie unwiderruflich von allen Anderen aus, weil er von ihr wiſſe, daß ſie freiwillig nicht wieder zu ihrem Ehegatten zurückkehren werde, der ihr mit ſeiner unbegrenzten Eiferſucht gar zu ſehr das Leben verbittere. Wenn ſie nur deswegen und aus keinem anderweitigen Gelüſte bei euer Gnaden bleiben will, ſagte Santillana, ſo erbiete ich mich, von heute an nicht mehr eiferſüchtig zu ſein, oder mich wenigſtens nicht ſo gegen ſie zu erweiſen, und alles zu thun, was ſie von mir verlangt, werde ich nur dafür mit ihr aus der Sklaverei erlöſt.

Der König befahl, einen Gerichtsſchreiber herbei zu bringen, an dem es der Himmel hier nicht ermangeln ließ, und Santillana ſagte demſelben eine rechtskräftige Urkunde folgenden Inhalts in die Feder:

„Ich, Lorenzo de Santillana, wohlbekannter Edelmann aus dem Gebirge von Burgos, ehelich verbunden mit Marcela de Salazar meiner Verwandtin, und derzeitiger Sklave des . . . .“ hier fragte er den König, zu allgemeiner Erluſtigung um ſeine Titel und Würden, und fuhr fort, als ſie ihm genannt worden waren, „. . . . des Señor Muhammed Jafer, Königs von Algier ꝛc. ꝛc. ꝛc. thue hiermit kund und zu wiſſen: daß ich ferner nicht mehr wie ſeither meine vorgenannte Ehegattin mit Eiferſucht verfolgen und beläſtigen, ſondern ſtill und ruhig, ohne die böſe, verteufelte Leidenſchaft leben will, und daß ich Seine Hoheit den Herrn König berechtige, mich im Übertretungsfalle durch ſeine Mohren abholen zu laſſen, wo ich immer bin, und mich als ſeinen Sklaven bei Waſſer und Schiffszwieback mit Mißhandlungen zu halten, wie ich ſie bereits von ihm erfahren habe, und wie die blauen Flecke meines Sitzfleiſches ſie offenbaren können. Zur Bekräftigung deſſen dient meine eigenhändige Unterſchrift.“

Mit Abfaſſung dieſer Schrift beſchäftiget, hatte er nicht auf die Mienen der anweſenden, vor Lachen faſt berſtenden Zeugen acht. Sie waren alſo im Stande ſich wieder zu faſſen, und er vollzog ſein Verſprechen, das er dem Könige einhändigte. Der König ergriff Marcela's Hand, übergab ſie Santillana, und erinnerte ihn nochmals daran, daß er wieder in ſeine Gewalt verfiele, ſobald er ſeinem Verſprechen zuwider handelte. Santillana erneuerte ſeine Zuſagen auf das beſtimmteſte, und es wurden darauf die Gefangenen den Geſandten des Herzogs übergeben, in einige Barken geladen, und in der Richtung nach Gandia zur See abgeführt.

Der Herzog und die Herzogin, und deren Söhne waren bereits von dem Scherze unterrichtet, den der unkenntlich als Mohr verkleidet zugegen gebliebene Großmeiſter mit dem dummen Santillana vorgenommen hatte. Die Barken ließen nach einigen zur See gemachten Umwegen an den Strand von Gandia, und ſetzten die ganze Geſellſchaft an das Land, das von ihr mit derſelben Inbrunſt geküßt wurde, als ob ſie in Wahrheit aus der algierſchen Sklaverei erlöſt worden wäre. Sie wurden Alle vor den Herzog und die Herzogin gebracht, die ſich die Geſchichte von Santillana's Gefangenſchaft in ſeinem zierlichen Spaniſch von ihm erzählen ließen, und ſich ungemein darüber beluſtigten und der Herzog rieth ihm, nur ja ſeines dem Könige von Algier gegebenen Verſprechens gewiſſenhaft eingedenk zu bleiben. Santillana ſprach: Excellenz braucht mir das nicht weiter zu Gemüth zu führen; ich laſſe das Worthalten meine eigene Sorge ſein, denn ſie haben mich dort ſo übel zugerichtet, daß ich den König und ſeine Mohren in langer Zeit nicht vergeſſen werde, ich müßte denn ein wahrer Dummkopf ſein. — Die fürſtlichen Herrſchaften belachten den albernen Tropf abermals, und gaben ihm, wie den Übrigen, Urlaub nach Hauſe zu gehen. Santillana nahm ſeine Geſchäfte wieder auf, um ſie zu Ende zu führen und kam ſeinem Verſprechen pünktlich nach.

Marcela benutzte die ihr alſo zu Theil gewordene größere Freiheit dazu, ihren Freundinnen auswärts Beſuche abzuſtatten. Santillana kehrte jedoch innerlich mit deſto ſtärkerer Heftigkeit zu ſeiner eiferſüchtigen Gemüthsart zurück, und verzehrte ſich, weil er ſie nicht zu äußern wagte, dergeſtalt, daß er in eine gefährliche Krankheit verfiel, die ſein Leben beendigte. Marcela, als ſeine geſetzmäßige Erbin, trat den Beſitz ſeines ganzen Vermögens an, und ſuchte ſich nach Ablauf eines Jahres einen Gemahl nach ihrem Sinne aus, mit dem ſie ein zufriedenes und heiteres Leben führte.

XII.

Signor Filippo und ſein Herr.

Filippo Sala, ein edler ferrareſiſcher Bürger, war von der Natur mit Schönheit und Wohlgeſtalt des Körpers, Anmuth der Sitten und des Umganges reichlich ausgeſtattet, und auch mit den Gütern des Glücks nicht kümmerlich bedacht worden. Hätte nun aber ein ſo großes Vermögen, als ihm durch das Erbe ſeines Vaters und anderer Verwandten zugefallen war, gewiß jedem Andern genügen können, der nicht über ſeine Kräfte hinausgeſtrebt, ſo gab er, obwohl ein geborener Bürger, ſich doch das Anſehen eines großen Herren, und fing unbedachtſamer Weiſe an, ſo große Summen in Spiel, Kleidern, Pferden, Jagden, auf die er ſich zu Lande wie mit Falken gründlich verſtand, und Liebeshändeln zu verſchwenden, daß er in kurzer Zeit Alles ausgegeben hatte, was er beſaß, und in Armuth verſunken war.

Oft gewohnt nach Venedig zu kommen, das einen Überfluß an leichtfertigen, für Geld erkäuflichen Frauen beſitzt, lebte er daſelbſt mit vielen von ihnen äußerſt vertraut, und bewies ihnen eine ſo fürſtliche Großmuth und Freigebigkeit, daß er nicht nur dadurch, ſondern auch durch ſeine perſönliche Schönheit und durch ſeine Talente im ſingen und im ſpielen verſchiedener Inſtrumente, beſonders der Laute, ſich ein ſo hohes Anſehen bei ihnen erwarb, daß eine jede ſich glücklich ſchätzte, ihm anzugehören, und nach ſeinem Beſitze Verlangen trug.

Da geſchah es, daß eine dieſer Dirnen, die in ihrem ſchändlichen Gewerbe eines großen Rufes genoß, für Filippo ſo heftig entbrannte, daß ſie gar nicht mehr ohne ihn leben und ſein mochte, und auch er verliebte ſich in ihre außerordentliche Schönheit dergeſtalt, daß er nicht aufhören konnte, ſein immer ungeſchwächtes Verlangen nach ihr zu befriedigen, und ihrer gegenſeitigen Liebe durch Geſchenke und Gaben neue Nahrung zu verleihen. Es geſchah aber auch, wie ſchon geſagt, daß ſein Beſitzthum zu Ende ging, und daß er demzufolge, bevor noch ſeine Geliebte ſich dieſes Umſtandes verſah, unter einem guten Vorwande von ihr ſchied, wenngleich er ihr unter allerhand andern Dingen namentlich und ausdrücklich in wenigen Tagen zu ihr zurückzukehren verſprach. Sobald er wieder in Ferrara angelangt war, und ſich die Überzeugung aufgedrungen ſah, daß ihm von allem ſeinem ehemaligen Reichthume nichts als Mangel und Ungemächlichkeit übrig geblieben ſei, richtete er ſein Hausweſen ſehr ärmlich ein. Nichtsdeſtoweniger hatte er aber die ihm angeborne Seelengröße nicht eingebüßt; er ertrug ſeine Armuth mit eben der hohen Geſinnung, welche er in der Anwendung ſeiner Schätze kund gegeben, und trotz dem, daß er Alles verloren hatte, glaubte er doch in ſeinen Gedanken noch auf ſilbernem Geſchirr Faſane, Rebhühner, Haſen und andere Leckerbiſſen zu verſpeiſen, gleich als ob er ſie in der That noch in ſo reicher Menge wie vordem beſeſſen hätte, da er ſie zu bezahlen im Stande war. Eben ſo pflegte er es mit ſeiner Kleidung und mit den andern Bedürfniſſen des Lebens, an denen es ihm gebrach, zu halten. Wie große Noth er aber auch erlitt, und wie viele Edelleute ihm auch, aus Mitleiden mit ſeiner Armuth, ihre Unterſtützung anboten, ſo wollte er doch nimmermehr das Mindeſte von ihnen annehmen, ſondern behauptete, daß er eben ſo wohl ihnen, als ſie ihm, Wohlthaten erweiſen könne.

Es lebte in Ferrara ein Graf, Paolo Caſtabili, nicht weniger groß und edel geſinnt, als es ſich für einen ſo reichen Mann, als er war, geziemen wollte, der als ein Freund und Beſchützer kraftbegabter Menſchen, von Filippo's Charakterfeſtigkeit ſo angezogen und von ſeinem anmuthvollen Weſen und ſeinen übrigen vortrefflichen Eigenſchaften ſo eingenommen wurde, daß er ihn, nicht etwa wie einen Diener, ſondern wie einen theuren Freund in ſein Haus aufnahm, und auf das freigebigſte für Alles, was ihm vonnöthen war, Sorge trug, welchergeſtalt es Filippo freiſtand, ſich faſt wie den Herrn und Gebieter dieſes edlen Hauſes anzuſehen.

Derweil nun Filippo's Schickſal dieſe Wendung genommen hatte, erwartete jenes ſchon genannte Weib in Venedig ſeine ihr zugeſagte Rückkehr mit dem feurigſten Verlangen, deſſen ein Herz irgend fähig iſt. Wie ſie aber Monate, ja vielleicht Jahre darüber hingehen ſah, ohne daß ihr Geliebter wiedergekommen wäre, und wie ſie alſo beſorgen mußte, von ihm vergeſſen zu ſein und verſchmäht zu werden, weil ſie weder Briefe noch Botſchaften von ihm empfing, ſo bewog ihre glühende Leidenſchaft zu dem Jünglinge ſie nach mannichfachem Bedenken zu dem Entſchluſſe, ihn in Ferrara aufzuſuchen, wo ſie dafür hielt, ihn in dem Wohlleben und Reichthume anzutreffen, den er durch ſeinen großen Aufwand in Venedig verrathen hatte. Sie ſchickte einen Diener voraus, um ihr auf einige Tage eine Wohnung zu miethen, ließ eine Barke für ſich zurecht machen, die ſie in Geſellſchaft ihrer Dienerinnen beſtieg, und fuhr nach Ferrara ab. Als ſie ſich bei ihrer Ankunft nach einem Signore Filippo Sala erkundigte, fand ſie nicht die leiſeſte Spur von ihm auf, weil die Armuth, worein er verſunken war, ſeinen Namen faſt in gänzliche Vergeſſenheit begraben hatte, und weil er, gleichwie er ſich in Venedig Herr Filippo nennen ließ, in Ferrara nur unter dem Spottnamen Filippino bekannt war, ohne daß man ihm die in Venedig ihm von ſeinem Reichthume erworbene Benennung Herr zukommen ließ.

Die Dame fing hierauf ſchon ihre unternommene Reiſe zu bereuen an, als ſie dereinſt zufälligerweiſe einen von Filippo's Gefährten in Venedig zu Geſicht bekam, mit dem ſie dort ebenfalls bekannt geweſen war. Sie rief ihn zu ſich und fragte ihn nach Herrn Filippo. Der mit Filippo's dermaligen Umſtänden wohlvertraute Ferrareſe antwortete vorſichtig, er habe ihn geraume Zeit nicht geſehen, weil er in bedeutenden Geſchäften ſeines Herrn zu thun gehabt habe, halte aber übrigens dafür, daß es ihm wohl ergehe. Die Dame konnte alſo auf dieſen Beſcheid noch in der Hoffnung beharren, ihrem Geliebten durch ihren Beſuch in Ferrara nicht ungelegen gekommen zu ſein, und ſagte: Seien Sie doch ſo gut, zu ihm zu gehen und ihm zu ſagen, ich ſei, von meiner überſchwänglichen Liebe zu ihm angetrieben, nach Ferrara gekommen, um ihn zu ſehen, und veranlaſſen Sie ihn, mich aufzuſuchen; Sie können nichts angenehmeres und erwünſchteres für mich thun, als dies. — Filippo's Freund erwiederte: er werde ſich ihres Auftrags ſobald entledigen, als ihm derjenige vor Augen komme, an den er gerichtet ſei, ging unmittelbar von ihr zu Filippo und hinterbrachte ihm: Es iſt dir wahrſcheinlich unbewußt, daß das dir wohlbekannte Frauenzimmer von Venedig hierher gekommen iſt und dich auf das angelegentlichſte aufſucht. Ich fürchte, ſie erlangt am Ende Kenntniß von deinen jetzigen ſchlimmen Umſtänden und geht, unzufrieden mit dir und mit den geringen Ehren, in denen du ſtehſt, nach Venedig zurück, wo ſie alsdann ſicherlich Sorge trägt, daß du den Ruf eines großen Herrn am längſten behauptet haſt. —

Dieſe Worte gingen Filippo durch das Herz, und er fragte ſeinen Freund, wie er zu der Nachricht gekommen ſei. Der Freund erzählte, was zwiſchen ihm und der Fremden vorgegangen war, und Filippo dankte ihm vielmals, ſo behutſam gegen ſie geſprochen zu haben; ward aber tief betrübt und niedergeſchlagen, als er nach dieſem Geſpräch bedachte, wie er doch auf keine Weiſe im Stande ſei, dem Rufe, den er ſich in Venedig ſelbſt gemacht, und in dem ihn ſein Freund neuerdings gegen ſeine Geliebte beſtätigt hatte, zu genügen. Der Graf, der gewohnt geweſen war, ſeinen Freund immer luſtig und heiter zu ſehen, und nun mit einem Male dieſe unendliche Schwermuth an ihm entdeckte, derzufolge Scherz und Luſt und alle gute Laune, von der er ſonſt überſprudelte, von ihm gewichen war, ſagte zu ihm: Was haſt du nur, Filippo? was iſt dir ſo plötzlich angewandelt, das dich ſo außer dich ſelbſt verſetzt, und dich ſo ganz anders, als du warſt, erſcheinen läßt? Wo iſt deine Munterkeit, dein fröhliches Weſen hin? — Filippo kannte den Grafen allerdings als einen großmüthigen und gefälligen Mann; es ſchien ihm jedoch ſo unmäßig viel dazu zu gehören, der hohen Meinung, die jenes Weib in Venedig von ihm gefaßt hatte, zu entſprechen, daß er ſeinem Beſchützer die Urſache ſeiner Betrübniß nicht zu entdecken wagte. Er gab ihm zur Antwort: Der Grund des mich bedrückenden Kummers, Graf, liegt allzutief, und da ich weiß, daß Sie mein Leiden ſchmerzlich betreffen würde, wenn ich es Ihnen nennte, ſo ſchweige ich, um Sie damit nicht zu beläſtigen, und ertrage ein Übel, dem nicht abzuhelfen iſt, für mich allein. — Hierauf ſprach der Graf, wohlwollenden Angeſichts ſich ihm zuwendend: Ei, Filippo, ſo lange wir noch leben und athmen, giebt es in allen Dingen Rath und Hülfe. Verbirg mir die Urſache deiner Schwermuth nicht; vielleicht iſt das, was du jetzt aufgiebſt, doch nicht ſo unrettbar verloren, wie du glaubſt, und du ſiehſt wohl deine Hoffnungsloſigkeit in Entzücken übergehen. Sage es mir, ich bitte dich; wenn es etwas iſt, worin ich dir mit Allem, was mir zu Gebote ſteht, helfen kann, ſo ſollſt du mich ſo bereit finden, es zu thun, als wenn es für mich ſelber wäre. — Dieſe Worte erweckten in Filippo ſo große Hoffnungen, der ſchönen Venezianerin auch in ſeiner Armuth glauben zu machen, er ſei in Ferrara in nicht minder glänzender Lage, als er es in Venedig geſchienen hatte, daß er zu dem Grafen ſagte: Während mir noch das Schickſal lächelte, mein Herr Graf, liebte ich in Venedig eine ſchöne und reizende Kurtiſane, die ihrerſeits, ſei es nun zu meinem Glück oder zu meinem Unglück, in ſo heftiger Leidenſchaft zu mir entbrannte, daß ſie, alle ihre andern Liebhaber, denen ſie vorher angehört hatte und gefällig geweſen war, verſchmähend, ihr ganzes Sinnen und Trachten ſo ausſchließlich auf mich allein richtete, daß ſie mich in dem ungetheilten und vollſtändigen Beſitz ihrer wunderbaren Schönheit ließ. Dieſe glückliche Liebe dauerte zu dem grenzenloſen Neide aller derer, die ſich vorher vermeintlicherweiſe ihrer großen Gunſt erfreut hatten, ſo lange als mein Geld, und fand ihre Störung nicht etwa darin, daß meine Freundin mir die mindeſte Abnahme ihrer Zuneigung zu verſtehen gegeben hätte, wohl aber nur in meiner Erkenntniß der Unmöglichkeit, längere Zeit auf demſelben Fuße wie ſeither mit ihr zu leben. Ich hielt es demnach für gerathener, mich von ihr zu entfernen und ſie bei meinem Scheiden in der von mir vorgefaßten Meinung zu laſſen, als mich durch längeres Verweilen um mein ihr abgewonnenes Anſehen zu bringen und am Ende wohl gar zu meinem Schimpfe ein Gegenſtand der Verachtung derjenigen zu werden, die ſie um meinetwillen zurückgeſetzt hatte. Mit Verſprechungen nachhelfend, wo ich mit Thaten nicht ausreichte, ſchützte ich ein unvorhergeſehenes wichtiges Ereigniß vor, das mich nach Ferrara zurückrufe, und trennte mich von ihr. Es ſtanden ihr die Augen voll Thränen, als ich von ihr Abſchied nahm, und ſie beſchwor mich, als ſie mich das letzte Mal umarmte, unſre baldige Wiedervereinigung nicht zu verzögern. Ich ging nur mit dem innigſten Mißvergnügen von ihr fort, und wenn ich in jenem Augenblicke noch irgend etwas in meinem Vermögen gehabt hätte, ſo, betheure ich Ihnen auf meine Ehre, würde ich es, um ſie noch ferner genießen zu können, zu Gelde gemacht haben. Dem Willen meines Schickſals zufolge hatte ich indeſſen ſchon meinen letzten Heller mit ihr durchgebracht. Stellen Sie ſich nunmehr um des Himmels willen vor, daß ich, derweil ich mich von ihr vergeſſen und aus ihren Gedanken ganz und gar verſchwunden glaube, erfahren muß, ſie ſei hier in Ferrara um meinetwillen angelangt und ſuche mich. Ich fürchte ſo ſehr, ſie möge mich auffinden und für den armen Mann erkennen, der ich in der That, wenn auch nicht im Geiſte bin, daß es mir unendliches Leidweſen erregt. Denn wenn ich auch meine gar große Armuth immerdar mit männlicher geduldiger Kraft und Ausdauer ertragen habe, ſo wird mir doch jetzt der Gedanke einer ſo unvermeidlichen Herabſetzung meines Rufes in ihren Augen und der Unmöglichkeit, in der ich mich befinde, ſie nach meinen Wünſchen ſo zu ehren, wie es ihr liebreiches Weſen gegen mich verdient, ein unerträglicher. — Der Graf, deſſen Sinn nicht dahin gerichtet ſtand, Schätze aufzuhäufen, ſo wie diejenigen zu thun pflegen, die ihren Reichthum nicht beſitzen, ſondern vielmehr von ihm wie Sklaven in der Maße beſeſſen ſind, daß ſie keinen Heller für ſich ſelbſt, geſchweige denn für Andere, auszugeben wagen, ſagte, als er die ihm von Filippo vorgetragene Erzählung vernommen hatte: Wie nun, Filippo? Haſt du ſo wenig Vertrauen zu mir, daß du nicht glaubſt, ich werde dir das Unrecht, was dir dein ſchlimmes Geſchick anthut, mit Vergnügen vergüten? Sei gutes Muthes, denn es iſt mein Wille, daß, wenn dich dies Weibsbild in Venedig für einen großen Herrn gehalten hat, es dich in Ferrara für einen König halten ſoll. Die Meinigen ſind, wie du weißt, in Viconovo, und ich bin hier mit acht oder zehn Dienern, Pferden, Wagen und allen Dingen, die nur irgend vonnöthen ſein würden, der vornehmſten Dame die ihr ſchuldigen Ehren anzuthun. Mein Haus, mit Allem was darinnen iſt, ſei für zehn Tage dein. Hole deine Geliebte in meinem Hofwagen zu dir ab. Ich werde für die kurze Zeit aufs Land gehen, und den Befehl zurücklaſſen, daß dir meine ganze Dienerſchaft zu gehorchen hat; auch ermächtige ich dich, in meinem Hauſe Alles zu thun, was ich nach deinem Dafürhalten ſelbſt thun würde, um ein mir theures Weib auf das ehrenvollſte zu bewirthen. — Filippo fühlte ſich zwar durch die Worte des Grafen vollkommen getröſtet, da er ſich jedoch ſchämte, ihn ſeinetwegen aus dem Hauſe gehen zu ſehen und darin als Herr und Gebieter zu ſchalten und zu walten, ſo ſagte er: Ihre Gefälligkeit gegen mich, Herr Graf, iſt mir zwar unendlich lieb und werth, und ich konnte von Ihrem hohen Sinn nichts anderes als eine ſolche Handlungsweiſe erwarten; da ich aber nicht wünſchte, durch einen Mißbrauch Ihrer Güte mich gegen Sie ſelbſt in ein nachtheiliges Licht zu ſetzen, um einen anderen Menſchen in einem vortheilhaften zu erſcheinen, ſo nehme ich Ihr Anerbieten nicht in ſeinem ganzen Umfange an, ſondern es genüge mir, meine Geliebte mit ein oder zwei Abendmahlzeiten vermöge Ihrer Güte zu bewirthen und ſie mit Anſtand zur Rückreiſe nach Venedig auszuſtatten. Ich gedenke ſie im übrigen mit ſchönen Worten abzuſpeiſen, und bin überzeugt, daß ſie damit zufrieden wieder von dannen ziehen wird. — Großmüthiger noch als reicher entgegnete der Graf unveränderten Sinnes: Wenn du auch, Filippo, wie du mir ſagſt, mit ſo Wenigem zufrieden wärſt, ſo würde ich mich doch auf keine Weiſe ohne das Bewußtſein zufrieden geſtellt fühlen, für einen Freund nicht weniger gethan zu haben, als er in dem nämlichen Falle für mich thun würde. Ich verlange, daß Alles, ſo wie ich dir geſagt habe, geſchieht, und wenn dies deiner Beſcheidenheit zu viel bedünkt, ſo halte ich dafür, daß es zu wenig iſt im Verhältniſſe zu dem, was ich für einen Freund thun ſollte, wie du mir biſt. — Nachdem er dies geſprochen hatte, rief er alle ſeine Leute herbei und ſagte ihnen: Ich laſſe meinen Freund Filippo auf zehn Tage als unumſchränkten Herrn und Gebieter meines Palaſtes und alles deſſen, was er enthält, allein zurück, und befehle euch, ihm ſo lange nicht nur eben ſo pünktlich und gewiſſenhaft zu gehorchen, wie mir ſelbſt, ſondern auch die Dame, die er hier einführen wird, ſtreng in der Meinung zu laſſen und zu erhalten, daß dies Alles ſein Eigenthum ſei. Wer von euch dieſem Befehle irgend zuwider handelte, würde meinen höchſten Unwillen auf ſich laden. — Er nahm dann Filippo ſelbſt bei der Hand und ſagte: Du haſt zu Ehren deiner Dame über mein ganzes Hausweſen an meiner Statt zu verfügen, wie es dir gefällt. — Filippo weigerte ſich wiederholt, eine ſo große Gunſt anzunehmen, aber der Graf legte ihm die Pflicht zu ſchweigen auf, und ließ ihn im Beſitze ſeines Eigenthums, indem er ſich aus der Stadt auf ſein Landgut entfernte.

Nunmehr ſchmückte ſich Filippo mit den beſten Kleidern, die der Graf beſaß, beſtieg ein prächtiges, reich aufgezäumtes Roß, und ritt, von vier Dienern zur Seite begleitet, nach der Wohnung ſeiner Freundin aus. So wie ihn dieſelbe zu ihr kommen ſah, lief ſie ihm mit offenen Armen entgegen und rief: Ach, Signor Filippo! Wie haben Sie ſo lange Zeit anſtehen können, mich zu beſuchen! Ihr fortwährendes Ausbleiben hat mich faſt glauben gemacht, Sie liebten mich gar nicht mehr. Wie hätten Sie auch, wenn Ihre Liebesgluth ſo heiß geweſen wäre wie die meinige, nicht ſchon längſt das für mich thun müſſen, was ich, wie Sie ſehen, jetzt für Sie gethan habe! Ich vermochte nicht länger der Angſt um Sie und der Sehnſucht nach Ihrem Beſitze zu widerſtehen, und bin zu Ihnen herübergeeilt, anſtatt daß es Ihre Pflicht geweſen wäre, Ihrer Verſprechungen eingedenk, mir ein getreuer Liebhaber zu ſein. — Filippo erwiederte ihr koſend: Laß uns jetzt alles Klagen zwiſchen uns beſeitigen, mein ſüßes Herz, und nur dem Genuſſe und der Luſt unſrer Liebe leben, ſo lange wir bei einander ſind. — Er bediente ſich eben der Ausflucht, mit der ihn ſchon ſein Freund entſchuldigt hatte, indem er ferner ſprach: Wegen meines Ausbleibens entſchuldige ich mich bei dir mit nichts anderem, als mit den hochwichtigen Angelegenheiten meines Herrn, die mich ſo ſehr beſchäftigten, daß ich kaum frei aufathmen konnte. Geſtatteten mir dieſelben auch nicht ſelbſt nach Venedig zu kommen, ſo war ich doch mit meinem Herzen immer dort bei dir. Ich ſehnte mich zwar bis jetzt vergeblich nach einer Gelegenheit, mein dir verpfändetes Wort mit der Genehmigung meines Fürſten wieder einzulöſen; nichtsdeſtoweniger aber verpflichtet mich der Beweis deiner Liebe, den du mir durch deine Reiſe hierher gegeben haſt, zu dem innigſten Danke. Nur darüber habe ich gegen dich, meine Theuerſte, gegenſeitig Beſchwerde zu führen, daß du bei deiner Ankunft in Ferrara dir lieber eine Wohnung gemiethet haſt, als in meinem Palaſte abgeſtiegen biſt. Sobald ich die Nachricht erhalten habe, du ſeiſt hier, bin ich nun auf der Stelle zu dir geeilt, um dich nach deinem eignen Hauſe aus dieſem fremden abzuholen, weil ich eben wünſche, daß du den Palaſt, welchen ich bewohne, ganz als deinen eigenen anſehen magſt. — Er wendete ſich bei dieſen Worten zu einem der ihn begleitenden Diener um und ſagte ihm: Gehe zurück und laß augenblicklich meinen Wagen anſpannen und hierher fahren, um die gnädige Frau nach dem Palaſte zu bringen. — Der Diener leiſtete dieſem Gebote ſtracks Folge, und Filippo verweilte inzwiſchen in ſüßem Zwiegeſpräch bei ſeiner Geliebten, bis der Wagen ankam, den ſie mit ihren Dienerinnen beſtieg, und er ſie, zu Pferde neben demſelben herreitend, in des Grafen Palaſt geleitete.

Die Venetianerin ſah den Palaſt, der vielleicht ohne ſeines Gleichen in ganz Ferrara iſt, da er vielmehr der Reſidenz eines mächtigen Fürſten, als dem Wohnhauſe eines Edelmanns ähnlich ſieht; ſie ſah, in die prunkvollen Gemächer tretend, die reichen Betten und koſtbaren Tapeten und Teppiche, und es wollte ihr bedünken, daß dem Filippo nicht mit Unrecht der Ehrenname Herr beigegeben worden ſei. Als aber gar die Eſſensſtunden gekommen waren, vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend die Tafel mit den leckerſten Speiſen und den ausgeſuchteſten Weinen beſetzt blieb, und dabei immer eine Schaar von aufwartenden Dienern zugegen war, deren glattes vornehmes Weſen ihnen das Anſehen eben ſo vieler Herren und Gebieter gab, löſte ſich die ſchöne Dirne ganz in Staunen auf.

Sie hatte ſechs Tage lang ein Leben voller Herrlichkeit und Freuden bei Filippo geführt, als ſie am Ende doch auch der Rückreiſe nach Venedig eingedenk ward und eines Abends vor Schlafenszeit zu ihm ſagte: Herr Filippo, ich bin nun die längſte Zeit vom Hauſe entfernt geweſen, denn über meine Fahrt von Venedig hierher, über die Zeit, die ich daran gewendet habe, Sie zu ſuchen, und über meinen nunmehrigen Aufenthalt bei Ihnen ſelbſt ſind zwölf Tage vergangen. Ich habe den Zweck meiner Reiſe erreicht, denn ich habe Sie zu meiner Zufriedenheit geſehen und genoſſen, und ſo iſt es mein Vorſatz, mit Ihrer huldvollen Genehmigung in den nächſten Tagen den Rückweg nach Venedig anzutreten, nicht etwa darum, weil ich nicht mein ganzes Leben lang bei Ihnen verweilen möchte, ſondern weil ich eben auch, gleichwie Ihre Zeit von den Geſchäften ihres Fürſten dringend in Anſpruch genommen wird, in meiner Heimath meine eignen kleinen Angelegenheiten habe, die meiner Vorſorge benöthigen und einen gar verkehrten Gang nehmen würden, ſtünde ich nicht meiner Wirthſchaft vor. — Um ſich des ihm von dem Freiſinn des Grafen zugeſtandenen Rechtes vollſtändig zu bedienen, ſagte Filippo: Dir kommt es, ſüßes Herz, wohl vor, als ob du lange genug bei mir geweſen, mir hingegen, als ob du erſt geſtern zu mir gekommen wäreſt; ich wünſchte doch, daß du wenigſtens noch zehen Tage bei mir bliebſt. — Er wagte dieſe Äußerung, weil er die Eile ſah, mit welcher ſeine Schöne auf ihre Abreiſe drang, und überzeugt war, ſie werde ſeine Bitte nicht bewilligen. Er täuſchte ſich auch in ſeiner Berechnung keineswegs, indem ſie entgegnete: Ich würde gern, wie ich Ihnen ſchon geſagt habe, immerdar bei Ihnen weilen; aber die Nothwendigkeit treibt mich wider meinen Willen an, nach Venedig zurückzugehen, und ich erſuche Sie, laſſen Sie mich von dannen ziehen. — Filippo warf ihr, den Unwilligen ſpielend, ein: Wofern Sie nicht einmal noch ſo kurze zehen Tage bei mir bleiben mögen, ſo muß ich glauben, daß Sie mich ganz und gar nicht lieben. — Ich kann es nicht, mein theurer Herr, bei meiner Treue, antwortete ſie ihm. Ich bin verſichert, daß alle meine Angelegenheiten in Venedig zu Grunde gehen würden, bliebe ich längere Zeit aus, und ich weiß ja, daß Sie meinen Schaden nicht verlangen. — Nichts weniger als dies, verſicherte ſie Filippo: und wenn Sie denn nicht mehr zehn Tage bleiben wollen und können, ſo geben Sie mir mindeſtens noch ſechſe zu. — Auf dieſe Weiſe, indem ſie immerfort Einwendungen machte, und betheuerte, es ginge nicht, brachte er ſie am Ende dahin, ſich zu einem längeren Aufenthalte in ſeinem Palaſte bis zum Ablauf der zehntägigen Friſt zu entſchließen, und ſie verlebten auch dieſe vier übrigen Tage in ſolcher Pracht und Üppigkeit, daß in der Venetianerin nicht wohl ein Zweifel an Filippo's Reichthum und Herrlichkeit auftauchen konnte.

Am Morgen des zehnten Tages kehrte der Graf nach Ferrara zurück, ließ Filippo vor ſich rufen und ſagte zu ihm: Nun, wie iſt Alles abgelaufen, Freund? Haſt du deine Schöne in Ehren gehalten? — Dank ſei es Ihrer Güte, ja, mein theurer Herr, erwiederte Filippo. Ich wünſchte tauſend Zeugen und eine eherne Stimme zu haben, um Ihnen zur Genüge auszuſprechen, wie unendlich Sie mich dadurch für meine ganze Lebenszeit ſich verpflichteten. — Hierauf äußerte der Graf: Ich weiß nicht, ob du vielleicht wünſcheſt, noch längere Zeit im Beſitz meines Eigenthums zu bleiben? Sage es mir nur, und du ſollſt keine vergebene Bitte thun. — Schon allzulange haben Sie es mir überlaſſen, Herr Graf, erwiederte er, und es iſt wohl eine Unverſchämtheit zu nennen, daß ich, der ich Ihr Diener bin, Sie ſo lange Zeit aus Ihrem Palaſte verdrängt und entfernt gehalten habe. Dieſen Morgen reiſt meine Freundin unbezweifelt wieder nach Venedig ab, und es gelang mir nur mit Mühe, ſie bis heute zurückzuhalten, weil ſie ſehr große Eile hat. — Willſt du ihr nicht irgend ein Geſchenk machen, damit ſie ein Angedenken an dich beſitzt? — Ich würde ihr Alles geben, was ich hätte, Graf, fügte Philipp hinzu: da ich indeſſen nichts habe, ſo gedenke ich ſie ſo viel wie möglich mit Verſprechungen befriedigt fortzuſchicken. — Ich wünſche aber, ſagte der Graf, daß ſie ein ihrer Anhänglichkeit an dich würdiges Geſchenk von dir erhält. Darum nimm hier dieſen Ring und gieb ihn ihr. — Filippo wollte den koſtbaren Diamant, welchen der Graf ihm bei dieſen Worten überreichte, durchaus nicht annehmen, weil dieſer Edle nach ſeiner Meinung ſchon ſo viel für ihn gethan hatte, daß er ſeine Schuld gegen ihn nicht vergrößern zu dürfen glaubte. Der Graf drang ihm jedoch dieſe Gabe faſt gewaltſam auf, und verdoppelte und verdreifachte damit ſeines Dieners Fröhlichkeit. Wie nun der gütige Geber hierauf mit dem letzteren in den Palaſt zu gehen wünſchte, um ſich durch den eignen Augenſchein zu überzeugen, ob die Schönheit der fremden Dame in der That das Lob verdiene, welches ihr Liebhaber ihr geſpendet hatte, ſo führte ihn Filippo als einen ihm befreundeten Edelmann zu der Venetianerin. Da fand denn der Graf, indem er ihre Hand berührte, ſein verliebter Freund habe viel zu wenig Rühmliches von dieſen Reizen ausgeſagt, und konnte ſich nimmermehr an dem ſeltnen Anblicke ſättigen. Filippo wußte ſeinerſeits, daß der Graf ein großer Verehrer weiblicher Schönheit war, und keine Koſten ſcheute, den Beſitz einer jeden zu erwerben, die ihm wünſchenswerth erſchien. Nicht ſo bald glaubte er alſo, aus ſeines Wohlthäters Betragen abnehmen zu dürfen, er ſehe ſeine Freundin mit den Augen des Verlangens an, als er zu ihm ſagte: Sie iſt weder meine Tochter, Graf, noch meine Gattin, noch meine Schweſter, ſondern ein Weib, das zwar nicht Jedermann angehört, wohl aber auch gegen vornehme Herren, die ihren Leib zu beſitzen wünſchen, nicht grauſam iſt. Da ich nun wahrgenommen zu haben glaube, daß ihre Schönheit Eindruck auf Sie gemacht hat, ſo geſtatten Sie mir, daß ich ſie Ihrer Willkühr anheimſtelle, und, auf daß ſie ungeſtört mit Ihnen ſei und erkenne, ich habe nicht das Mindeſte dawider, ſie an Sie übergehen zu ſehen, gegenwärtig meinerſeits das Haus verlaſſe. Nicht etwa, daß ich Ihre Gefälligkeit und Gnade auch nur im allerkleinſten Theile auf dieſe Weiſe wieder vergelten wollte, denn dies würde ich nicht anders als durch Aufopferung meines Lebens in Ihrem Dienſte im Stande ſein. Ich kann aber doch, will ich nicht für den fühlloſeſten Menſchen gehalten werden, nicht umhin, Ihnen mit Bereitwilligkeit Alles, was Ihnen wünſchenswerth erſcheint und von mir abhängig iſt, zuzugeſtehen. —

Der Graf, der zu jeder andern Zeit und unter andern Umſtänden den ihm angetragenen Beſitz der ſchönen Venetianerin nicht nur mit Freuden und Entzücken angenommen, ſondern ſogar gern zu dem höchſten Preiſe erkauft haben würde, wollte doch jetzt durch eine vorübergehende ſinnliche Luſt dem ſeinem Diener aus reinſter Freundſchaft geleiſteten Dienſte keinen Eintrag thun. Er ſagte alſo: Deine Geliebte, Filippo, iſt bei weitem ſchöner und reizender als du ſie mir geſchildert haſt, und könnte mir wohl ein ſolches Verlangen nach ihr erregen, als du mir befriedigen willſt. Behüte aber der Himmel, daß mich ein loſes Feuer dazu verführe. Ich habe ſie zur Genüge genoſſen, indem ich deiner Leidenſchaft zu ihr Vorſchub leiſtete, und ſo führe du ſie, wie du ſie als die Deinige hierher gebracht haſt, als ſolche von hinnen. — Ohne weiter ein Wort hinzuzufügen, ging er aus ſeinem Hauſe fort, und ließ Filippo in Freiheit, alle nöthigen Vorkehrungen zur Abreiſe ſeiner Schönen zu treffen. Er brachte ſie, reichlich mit Lebensmitteln verſehen, in ehrenvollſter Begleitung, zu Schiffe, gab ihr, als er mit ihr die Barke beſtiegen hatte, den Ring des Grafen mit den Worten: Nimm dies, und trage es zum immerwährenden Angedenken deines Freundes Filippo, und verabſchiedete ſich zum letzten Male von der mit ihm über alle Maßen Befriedigten.

Als in der Folge der Zeit, was der edle Graf für ſeinen Diener gethan hatte, öffentlich verlautete, erachtete ihn Jedermann für den vollkommenſten Edelmann ſeines Landes und für einen der wenigen vornehmen Leute, deren es nur mehre in der Welt geben ſollte, die ihren Reichthum wirklich beſitzen, weil ſie ihn zum Nutzen und Frommen ihrer Freunde und Diener anwenden.

XIII.

Die alte Thörin.

Die verwittwete Frau von Kupferberg hatte ſchon zum ſechszigſten Male ihren Geburtstag gefeiert, und wollte doch noch Anſpruch auf Schönheit und Anmuth machen. Nichts war komiſcher anzuſehen, als die kleine ungeſtaltete Frau, geſtützt auf eine mit Gold beſchlagene Krücke, geputzt mit modiſchen Stoffen wie ein junges Mädchen von ſechszehn Jahren. Ihre Geſtalt ſtand in dem auffallendſten Gegenſatze zu dem Flitterſtaate, womit ſie ſich behängt hatte. Falſches Haar bedeckt das natürliche, das zu ſehr ihr Alter verrathen haben würde. Die Tour iſt mit einem kleinen Kopfputz nach der neueſten Mode überſetzt, das runzelige Geſicht mit dicker Schminke belegt, und hie und da ſind einige Schönpfläſterchen angeheftet. Sie will mit ihren unſtät blinzelnden Augen lachen und verdreht ſie nur, indem ſie durch dieſe Anſtrengung tropfenweiſe ein klares Waſſer daraus ablöſt, das in den Augenwinkeln alter Leute oft als ein Zeichen ihres abnehmenden Geſichtes ſteht und vertrocknet. Sie läßt gern einen langen knöchernen Hals, oder einen kleinen, vor einem Vierteljahrhunderte vielleicht reizend geweſenen Fuß ſehen, und glaubt ungeachtet der Zahl ihrer Jahre noch immer die Herzen der jungen Männer zu bezaubern, indeß ihr Spiegel ihr Tag für Tag deutlich und zu ihrem größten Verdruſſe ſagt, daß ihr ganzes Weſen ihnen ein Spott oder ein Greuel ſein muß. Da Frau von Kupferberg nun überhaupt auf mancherlei Art von der traurigen Wahrheit überzeugt ward, daß ſie wenigſtens nicht mehr die nehmliche ſei, die ſie vormals war, und da ſie wohl oder übel bemerken mußte, wie nach und nach ihre jungen und zuletzt auch ihre alternden Anbeter verſchwanden, ſo faßte ſie den Entſchluß, mittelſt der Toilette, ihren verfallenen Körper in eine beſſere Form zu bringen. In ihrem zuſammengekniffenen welken Munde wurden künſtliche Zähne in die entſtandenen häufigen Lücken geſetzt, und durch ein Treibwerk bekam ihr Buſen eine Elaſticität, wie bei den jüngſten Mädchen. Geld, Mühe und Schmerzen wurden nicht geſchont, wenn ſie dadurch ein friſcheres jugendliches Anſehen erlangen konnte. Sie ſchmeichelte ſich, hinter die Schliche der Natur gekommen zu ſein und ihren Taufſchein Lügen ſtrafen zu können. Ihre Eigenliebe machte ihr weis, einem Jeden zu gefallen, der ſie ſah. Alle, die mit ihr ein paar Worte ſprachen, waren, ihrer Meinung nach, ſchon ihre Liebhaber, und ſo fand ſie immer und überall Beweggründe zu Troſt und Beruhigung über etwaige Kränkungen.

Die Frau von Kupferberg hatte eine einzige Tochter. Anſtatt daß ſie dieſe wie eine zärtliche Mutter hätte lieben ſollen, hatte ſie vielmehr einen tödtlichen Haß auf ſie geworfen. Der Grund dieſes Haſſes iſt leicht einzuſehen. Die Gegenwart dieſer Tochter mußte ihr immer höchſt unangenehm ſein, weil man von deren Alter ungefähr auf das Alter der Mutter ſchließen konnte. Die arme Sophie ſollte deshalb faſt mit Gewalt aus dem mütterlichen Hauſe entfernt werden. Man rühmte ihr oft das Angenehme, Reizende der Stille und Einſamkeit eines Kloſters, ohne daß man ſie jedoch bewegen konnte, ſich wirklich darein vergraben zu laſſen. Frau von Kupferberg hätte ihrer Tochter gern die Hälfte ihres Vermögens überlaſſen, wenn ſie nur niemals in ihrer Geſellſchaft erſchienen wäre. Das beſte Mittel, ſie ſo bald als möglich los zu werden, wäre freilich geweſen, ſie zu verheirathen; allein das war nicht thunlich, weil die Alte fürchtete, bald darnach Großmutter genannt zu werden.

Sophie ertrug alles mit Geduld. Ihr Charakter war eben ſo liebenswürdig als ihre Perſon. Sie verdiente in der That ein beſſeres Schickſal, und Frau von Kupferberg war einer ſolchen Tochter nicht werth. Der Graf von Limbach, ein ſo wie Wenige ſeines Standes und Alters verſtändig zu preiſender junger Edelmann ward von den Vorzügen und Vollkommenheiten des Fräuleins gerührt. Seine vornehme Geburt und ſein großer Reichthum machten ihn vornehmlich, bei den Frauen angeſehen und beliebt. Junge und alte empfindſame Weiber und Koketten bemühten ſich um die Wette, ihn in ihre Netze zu locken. Er fand einmal Gelegenheit, das Fräulein Sophie in einem Hauſe zu ſehen, wo er vielen Zutritt hatte. Sie liebten ſich einander Beide von dem erſten Augenblick an, da ſie ſich ſahen. Der Graf ſagte ihr ſeine Empfindungen, ſeine Wünſche, bat um Erhörung. Sophie erröthete, ſtellte ſich anfänglich gleichgültig zu ſein, geſtand ihm aber am Ende eben ihre wahre Geſinnung: daß ſie nur allein für ihn leben würde, daß er aber vor allen Dingen die Einwilligung ihrer Mutter haben müßte. Der Graf wollte ſich augenblicklich zu den Füßen derjenigen ſtürzen, von der ſein ganzes Glück abhing, ihr ſeine Verhältniſſe ſchildern, und ſie bitten, ſeinem Liebesbunde mit ihrer Tochter ihren mütterlichen Segen zu verleihen. Sophie hielt ihn indeſſen auf. Eine Übereilung, ſagte ſie zu ihm, kann hier leicht Alles verderben, lieber Graf. Ich fürchte, meine Mutter willigt nie in unſere

Verbindung ein. — Thränen rannen bei dieſen Worten von Sophiens blühenden Wangen herab. Der Graf beſchwor ſie, ſich ihm näher zu erklären. Sie ſchilderte ihm mit töchterlicher Schonung ihre Mutter, wie ſie war. Der Graf ſann auf eine Rettung aus dieſer Verlegenheit hin und her, und wollte faſt vor Schmerz vergehen, da ſich ihm gar kein Ausweg zeigte. Endlich gab die Liebe Sophien ein Hülfsmittel an die Hand. Wir können uns alle Tage ſehen, ſagte ſie zu dem Grafen, allein Sie müſſen ſich entſchließen, meiner Mutter den Hof zu machen. Ein wenig Verſtellung und Verleugnung Ihrer wahren Empfindungen, ein wenig zärtlichere Aufmerkſamkeiten gegen ſie, als Sie ihr ohnedies als meiner Mutter erweiſen würden, öffnet Ihnen unſer Haus und ſetzt uns Beide in den Stand, in fortwährendem gegenſeitigen geheimen Verkehre Muth und Ausdauer zu finden, einen zukünftigen günſtigeren Augenblick zur Erfüllung unſerer Wünſche abzuwarten. — Entſchloſſen, wie der junge Graf wohl geweſen wäre, ſeiner Liebe alle, auch die ſchwerſten Opfer zu bringen, ging er bereitwillig auf dieſen Plan der Geliebten ein, und traf mit ihr bei dieſer nehmlichen Zuſammenkunft auch noch die näheren desfallſigen Verabredungen. Er fand bald Gelegenheit, ſich in den Häuſern Eingang zu verſchaffen, welche Frau von Kupferberg am meiſten zu beſuchen pflegte. Er überhäufte die eitle Alte mit Artigkeiten und zuvorkommender Gefälligkeit. Seine Blicke ſchienen ſie überall zu ſuchen, ſobald er von ihr geſehen zu werden vermuthete. Er ſprang vor ihr her, unterhielt ſie mit empfindſamen Geſprächen, ſeufzte ihr etwas vor, drückte ihr die Fingerſpitzen und küßte ihre Hände. Die gute Dame glaubte ihn ſehr bald bis zum Närriſchwerden in ihre Reize verliebt. Er ſah ſie mit der Lorgnette von oben bis unten an, ließ ſich abſichtlich auf kleine Zänkereien mit ihr ein, um eine Verſöhnung anſtellen zu können, kurz, er ſpielte die Rolle des Verliebten ſo gut als der beſte Schauſpieler unſerer Zeit. Einmal bot ihr der Graf ſeine Dienſte an, um ſie nach ihrem Wagen zu führen. Sie ſind ein kleiner Spitzbube, ſagte ſie zu ihm ganz leiſe mit ihrer, den komiſchen Eindruck ihrer Eigenthümlichkeit unendlich erhöhenden tiefen baßartigen Altſtimme: wenn Sie nichts Beſſeres zu thun haben, ſo nehmen Sie heute mit einem ſchlechten Abendeſſen bei mir vorlieb. — Man kann ſich leicht vorſtellen, mit welchem Ausdruck der Freude der Graf dies annahm. Die Alte war von ihrem Wahne, der Gegenſtand ſeiner Entzückungen zu ſein, beſeligt, und merkte im geringſten nicht auf die Blicke, die ſich der Graf und Sophie zuwarfen. Sie bat ihren vermeinten Anbeter, ſie oft mit ſeinen Beſuchen zu beehren. Auf dieſe Art ward der Graf bei der Mutter ſeiner Gebieterin eingeführt und hatte immer erneute Gelegenheit, ſie zu ſehen.

Das Benehmen der Frau von Kupferberg gegen den Grafen würde jedem Anderen, als ihm, lautes Lachen abgenöthigt haben. Zuweilen hörte ſie ernſthaft ſeine Unterhaltungen an, dann erkünſtelte ſie ein gewiſſes flüchtiges Weſen, und beſtrebte ſich, den jungen Mädchen nachzuahmen; oft antwortete ſie bloß mit Seufzern und ſchmachtenden Blicken. Sie biß ſich in die Lippen, preßte ſich die künſtliche Bruſt empor, ſang dem Grafen wohl auch, in einem Tone, der ſich nicht beſchreiben läßt, um ihn noch mehr zu bezaubern, ein neues Liedchen vor. Kurz, die Lächerlichkeiten der alten Frau überſtiegen faſt das Glaubliche, und flößten jedem rechtlichen Manne, beſonders auch dem Gegenſtande ihrer Bemühungen, wahres Mitleiden ein, den noch überdies die läſtige und unedle Verſtellung ſchwer betrübte, mit der er ſich den Anblick und jedes Lächeln ſeiner Geliebten erkaufen mußte. Er erwartete ängſtlich den Augenblick, wo er mit Sophien allein ſein konnte, um ſich wegen des traurigen Zwanges ſchadlos zu halten, der ihm auferlegt ward. Einmal, als ſie vermutheten, daß Frau von Kupferberg ausgegangen ſei, unterhielten ſich die jungen Leute mit einander von ihrer Liebe. Der Graf beklagte ſich über die lange Dauer ſeiner Rolle; Sophie ſprach ihm Muth zu, ſie fortzuſpielen, und fügte hinzu, wie ſie nichts ſehnlicher wünſche, als ſo bald als möglich ſein Glück zu machen. Der Graf warf ſich ihr ganz hingeriſſen zu Füßen, ergriff eine von ihren Händen, bedeckte ſie mit Küſſen und Thränen, und in dem nehmlichen Augenblicke trat die Mutter ins Zimmer.

Wenn es ja möglich iſt, ſich die Beſtürzung und Wuth der betrogenen Alten vorzuſtellen, ſo muß man ſich die heftigſten Leidenſchaften vereinigt denken, um ſich einen Begriff von ihrer Lage zu machen. Die beiden Liebenden ſtanden unbeweglich wie vom Blitz getroffen da. Mit feurigen Augen, aus denen der höchſte Grad des Zorns hervorſtrahlte, betrachtete ſie lange die Unglücklichen. Ihr betrügt mich alſo! rief ſie endlich aus. Treuloſer Graf, dem ich leider nur zu günſtig geſinnt war, Sie können eine Andere mir vorziehen? Gehen Sie, Ihr ſchlechter Geſchmack rächt mich hinlänglich an Ihnen. — Ich bete Ihre Tochter an, ſagte der Graf, und ſtürzte vor ihr auf die Knie, vergeben Sie mir, was ich verbrochen habe. Meine innigſte Achtung gehört Ihnen an, aber die reizende Sophie hat meine ganze Liebe und Zärtlichkeit gefeſſelt. — Frau von Kupferberg wollte den Grafen nicht weiter anhören, ſie benahm ihm alle Hoffnung, daß er jemals ihre Einwilligung in die Verbindung mit Sophien erlangen könne, und befahl ihm zugleich, ſie und ihr Haus zu verlaſſen. Er ſah ſich genöthigt zu gehorchen, und entfernte ſich verzweiflungsvoll von Sophien. Sobald er fort war, ließ die aufgebrachte Alte anſpannen und vorfahren. Sie ſtieg in den Wagen, und ihre Tochter mußte bei ihr Platz nehmen. Weder Bitten noch Thränen des armen jungen Mädchens rührten die eiferſüchtige Mutter, ſie brachte ſie wirklich in ein Kloſter, das zehn Meilen von Wien lag.

Der Verdruß und die mancherlei Kränkungen, welche die verliebte Alte in dieſer Angelegenheit ausgeſtanden hatte, griffen ſie nicht eben empfindlich an, und ſie vergaß bald alles wieder. Der Graf war jetzt in ihren Augen ein junger Geck ohne Verſtand und Geſchmack. Sie glaubte, es würde ſich bald genug ein andrer Liebhaber, ein beſſerer Kenner als der erſte finden, der ihre Verdienſte und Reize zu bemerken und zu ſchätzen verſtehen würde. Die Entfernung ihrer Tochter hielt ſie für die beſte Vorbereitung dazu. Um den glücklichen Sterblichen, der aus ihr einen Abgott machen würde, deſto eher anzutreffen, wendete ſie noch mehr Kunſt und Fleiß auf ihren Anzug, und verdoppelte ihre Bemühung, ihr Geſicht ſo jugendlich zu machen, als Farbe, Kreide und Waſſer es nur machen wollten. Sie ward dadurch zehnmal lächerlicher als vorher. Ihr Beſtreben, mit Gewalt zu gefallen, fiel Jedermann auf. Man ſah auf der Straße, in der Kirche, in allen Geſellſchaften, wo ſie ſich einfand, allein auf ſie, und keines wußte, ob es ſeinen Sinnen trauen könnte, eine Frau in ihrem Alter noch ſo als Närrin zu ſehen. Am Ende machte man ſich auf ihre Koſten luſtig, ſelbſt die Straßenjungen folgten ihr in langen Zügen, um den geputzten Affen in der Nähe anzuſchauen. Anſtatt daß ſie die Verachtung hätte merken ſollen, die ihre wunderliche, würdeloſe Erſcheinung zuwege brachte, glaubte ſie in der That ernſtlich, daß man ſie bewundere. Wenn Jemand ſie auslachte, wo ſie vorbeiging, hielt ſie es für ein liebevolles Lächeln. Wenn man in ihrer Gegenwart heimlich ſprach, bildete ſie ſich in ihrer Eigenliebe ein, daß man ſich ihr Lob zuliſpelte. Wenn ein lautes Gemurmel entſtand, ſo oft ſie ſich im Schauſpiel oder auf einem Spaziergange erblicken ließ, konnte nur das Erſtaunen über ihre Reize der Grund deſſelben ſein.

Indeſſen lebte Sophie im Kloſter, ohne weder von ihrer Mutter etwas zu hören, die ſie vergeſſen hatte, noch von ihrem Liebhaber, der ſich vergebens alle mögliche Mühe gab, zu erfahren, wo ſie hingekommen ſei. Sie würde vor Betrübniß geſtorben ſein, wenn nicht eine würdige Kloſterfrau alle Pflege und Sorge für ſie getragen hätte. Dies ſchätzbare Frauenzimmer tröſtete ſie und führte ihr in Gedanken eine beſſere Zukunft vor. Wenn ein Unglücklicher beklagt wird, wenn er ſieht, daß die Erzählung ſeiner Leiden einen Andern rührt, dann bekommt er einen gewiſſen Muth, ſeine Seele erheitert und erweitert ſich, und er vergißt ſchon halb ſeinen Kummer. Die betrübte Sophie erfuhr eben dieſe Wirkung von der Theilnahme ihrer Tröſterin.

Die Mutter Angelika, ſo hieß die würdige Kloſterfrau, welche die ſchöne Einſiedlerin ſo lieb gewonnen hatte, war alt und grau. Sie hatte Frau von Kupferberg ſehr genau gekannt, Beide waren in der Jugend mit einander aufgewachſen und hatten damals unter ſich eine genaue Freundſchaft errichtet. Gewiſſe Familienunglücksfälle nöthigten Angelika, den Schleier zu nehmen, mit Betrübniß trennte ſie ſich von ihrer Freundin. Frau von Kupferberg, an die Welt gefeſſelt, vergaß ſehr bald die Nonne Angelika, ja ſogar den Namen des Kloſters, wo ſie ſich aufhielt. Wenn ſie gewußt hätte, daß ſie ihre Tochter in ſolche Nähe ihrer Jugendfreundin brächte, ſo würde ſie nach aller Wahrſcheinlichkeit lieber ein anderes Kloſter für ſie gewählt haben, weil es ihr höchſt unangenehm ſein mußte, eine alte Freundſchaft zu erneuern, die beweiſen konnte, wie lange ſie ſchon gelebt hatte.

Die Thorheiten und Ausſchweifungen der Frau von Kupferberg nahmen immer mehr zu als ab. Täglich erdachte ſie ſich neue Weiſen, ſich zu kleiden. Die auffallendſten Moden waren ihr die erwünſchteſten, und ſie trug ſie gewöhnlich ſchon, wenn ſie noch kein Menſch in Stadt und Land kannte. Ein armer Edelmann, Namens Lenau, bemerkte mittlerweile ſchon längſt mit Vergnügen die Schwäche dieſer ſechszigjährigen Schönheit, und faßte den Entſchluß, von ihr ſeinen Vortheil zu ziehen. Der Ritter Lenau lebte blos von dem, was ihm ſeine Induſtrie einbrachte. Er war einer der zahlloſen Menſchen, welche die Kunſt verſtehen, Alle zu betrügen, mit denen ſie zu thun haben. Seinen eigentlichen wahren Charakter verbarg er vor Jedermann, und widerſprach ſich nie. Man ſah ihn mit den größten Spielern ſpielen, denen er öfters große Summen abgewann, um, wie er ſagte, ſeinen anderwärts gehabten Verluſt wieder zu erſetzen. Er war ein Freigeiſt in Worten und Thaten mit Wüſtlingen, die ihm ſehr theuer die Vergnügungen bezahlen mußten, die ſie in ſeiner Geſellſchaft genoſſen. Er war Pietiſt, Herrnhuter und Frömmling, wenn er es mit Schwärmern zu thun hatte, die ſtets die Liebe Gottes im Munde führen und von der Liebe der Menſchen nichts wiſſen; allein ſeine heuchleriſche Miene täuſchte ſie, und er wußte ihre Börſe manchmal zu ſchröpfen. Überdies hatte dieſer irrende Ritter ein feſtes und gewiſſes Einkommen von Frauen, die ungeachtet ihres Alters thörichterweiſe noch für ſchön und jung gehalten werden wollen und ſich freuen, wenn noch einmal Einer kommt und ihnen die Ehre anthut, ſie zu lieben, oder ſich wenigſtens in ſie verliebt zu ſtellen. Solche Frauen ſehen das Opfer ein, das ihnen die Männer bringen, und ſind auf Erkenntlichkeit bedacht: alle Bedürfniſſe, die nöthigen und die überflüſſigen, befriedigen ſie ihren Anbetern gern, und wenn ja eine durch Zufall dieſe Sitte nicht wiſſen ſollte, oder aus Geiz ſich ſtellte, ſie nicht zu wiſſen, ſo kann ein kluger Menſch, ihr ganz unbemerkt, ihr ſeine Wünſche beibringen; es wird ihm ein Leichtes ſein, ſelbſt die Geizigſte zur Verſchwenderin zu machen, und ihrem Geldbeutel ſo oft zuzuſprechen, als er will. Der Ritter Lenau war kein Neuling in dieſem Geſchäft, und machte ſich auf die alte Dame große Rechnungen.

Er ließ ſich bei ihr einführen, war liebenswürdig, galant, und wußte der Frau von Kupferberg ſo viele Süßigkeiten vorzuſchmeicheln, daß er in kurzer Zeit bei ihr die Stelle eines Hausfreundes bekleidete. Die Fortſchritte, wozu ſie ihm ſelbſt Gelegenheit gab, die zärtlichen Blicke, die ſie ihm zuwarf, machten ihm Muth, ihr ſeine Liebe zu entdecken. Die Alte ward zum Schein roth, zwang ſich eine kleine Weile zu widerſtehen, geſtand ihm aber bald nachher ſeinen Sieg. Der Ritter war ſchon zu weit gegangen, als daß er, wenn er auch gewollt, hätte zurücktreten können, und ſo mußte er mit erheucheltem Entzücken alle Liebkoſungen eines Gegenſtandes dulden, den er abſcheulich fand. Der bequemen Weite ſeines Gewiſſens würden die wenigen Vorwürfe eben nicht ſehr fühlbar, die er ſich dann und wann vielleicht über die ehrloſe Rolle machte, die er unternommen hatte durchzuführen. Frau von Kupferberg glaubte, in Folge dieſer glänzenden Eroberung, ſteif und feſt an die Gewalt ihrer Reize, und ließ es ſich nicht einfallen, daß Lenau blos aus Eigennutz für ſie ſeufze. Die Zerſtörungen, welche die Zeit bei ihr angerichtet hatte, hatten den Geſchmack am Vergnügen noch keineswegs bei ihr ausgelöſcht. Sie wünſchte zu genießen, und nöthigte alſobald den Ritter, die Pflichten eines zärtlichen Liebhabers gegen ſie zu erfüllen. Sie war ihm für die Dienſte, die er ihr als ſolcher leiſtete, nichts weniger als undankbar. Sie überhäufte ihn mit Geſchenken, die der Ritter alle mit einer Miene empfing, die ihr ſagte, wie beſchämt er über ihre Großmuth und ſeine Unfähigkeit, einer ſo theuren Hand etwas abzuſchlagen, ſei. Er betheuerte, weiter nichts von ihr annehmen zu können; allein ſo oft ſie ihm etwas gab, ſagte er ihr daſſelbe, indem er alles nahm. Als er gewahrte, daß ihre Freigebigkeit etwas nachließ, verſtand er die Kunſt, ſie wieder in Gang zu bringen, und wendete tauſend Liſten, tauſend Betrügereien mit ſo gutem Erfolge gegen ſie an, daß er faſt der unumſchränkte Herr ihres Vermögens ward.

Wenn die Alte ihre Schwachheiten verborgen gehalten hätte, ſo würde ſie damit nicht aller Welt ein Geſpötte und Ärgerniß geworden ſein. Sie verlangte aber, daß der Ritter ihr immer zur Seite ginge, ſie nahm ihn, um eben Aufſehen zu machen, mit ſich ins Schauſpiel, auf die Spaziergänge. Sie ſtellte ſich, als wenn ſie an öffentlichen Orten ihm etwas ins Ohr ſagte, lachte laut auf, wenn er ihr etwas ſagte, ſtützte ſich vertraulich auf ſeinen Arm, und trieb mit ihm die ſeltſamſten Poſſen aller Art. Einmal mußte ſie eine gewaltige Demüthigung ausſtehen, ein Schalk fragte ſie nehmlich, ob dieſer junge Menſch, den ſie ſo zärtlich zu lieben ſcheine, ihr Sohn ſei?

Es iſt ſchon geſagt worden, daß der Graf von Limbach vergeblich nachgeforſcht hatte, den Namen des Kloſters zu erfahren, in das ſeine geliebte Sophie verborgen worden war. Die Kenntniß ihres Aufenthaltsortes an ſich allein konnte ihm freilich auch nicht viel helfen, wenn er nicht Hoffnung hatte, ihre Mutter auf andere Gedanken zu bringen. Er hatte die Frau von Kupferberg in verſchiedenen Häuſern angeredet; ſie wollte jedoch weder unmittelbar von ihm ſelbſt, noch mittelbar von denjenigen, welche ein gutes Wort für ihn einzulegen geſonnen waren, irgend etwas von ihm und ſeinen Abſichten hören. Der arme Graf wußte ſonach gar nicht, was er anfangen ſollte, verwünſchte ſein unglückliches Schickſal, und nahm endlich Poſtpferde, um auf eines ſeiner Güter zu fahren und ſich in ländlicher Stille ſeiner Betrübniß zu überlaſſen. Indem er durch eine Landſtadt fuhr, ſtieg er zufälligerweiſe vor einem Nonnenkloſter ab. Eine glückliche Vorempfindung, oder vielmehr die Liebe, die diesmal ſeine Führerin war, erregte in ihm das Verlangen, in die Kirche zu gehen. Man ſang eben die Vesper. Eine gewiſſe Stimme ſchien ihm ſo bekannt zu ſein. Zitternd näherte er ſich dem Gitter des Chors. Wie groß war ſeine Beſtürzung und Freude: Er erblickte unter mehren andern Penſionairinnen ſeine ewig theure Sophie!

Die Vesper däuchte ihm unendlich lang zu ſein. Kaum war ſie aus, ſo flog er nach dem Sprachzimmer, und verlangte das Fräulein von Kupferberg zu ſprechen. Sie erſchien, ohne an das Vergnügen zu denken, das ihrer wartete. Sie ſchrie laut auf, als ſie ihren Geliebten erkannte, und die Überraſchung und plötzliche Freude hätten ihr bald eine Ohnmacht zugezogen. Nachdem ſie ſich einander alles Zärtliche geſagt hatten, was ſolche Liebende nothwendigerweiſe auf den Herzen haben mußten, eilte Sophie zu der Mutter Angelika, damit auch ihre Freundin ſich mit ihr freuen und einen Mann kennen lernen möge, von dem ſie ihr ſo oft geſprochen hatte. Der alten Nonne gefiel der Graf ausnehmend wohl. Sie verſprach ihr Möglichſtes zu thun, um Frau von Kupferberg zur Einwilligung in die Verbindung ihrer Tochter mit demſelben zu ſtimmen.

Der Graf, der nunmehr das Ziel ſeiner nächſten Wünſche erreicht hatte, gab natürlich gleich den Plan, auf ſeine Güter zu reiſen, auf. Er blieb in dem Landſtädtchen und beſuchte täglich ſeine Sophie. Beide Liebende erwarteten mit

Schmerzen die Frucht von Angelika's Bemühungen. Die Nonne ſchrieb verſchiedene Briefe, aber jedesmal ohne den gewünſchten Erfolg. Die Frau von Kupferberg beharrte in ihren immer kälter und kürzer werdenden Antworten dabei, daß es ihr leid thäte, ihr in dieſer Sache keinen Beweis ihrer Freundſchaft geben zu können, da ſie ihren unabänderlichen Entſchluß einmal gefaßt hätte und um keinen Preis jemals wieder aufgeben könnte. Zwei Monate verfloſſen, indeſſen über den Liebeshandel der beiden jungen Leute unabläſſig verhandelt ward. Der Graf äußerte ſeinen Schmerz durch Klagen. Sophie ſagte kein Wort und war im Grunde noch übler daran als der Graf. Die Mutter Angelika ermahnte Beide zur Geduld, und ſtellte ihnen vor, daß ſie ſich ganz in den Willen des Höchſten ergeben müßten.

Frau von Kupferberg beunruhigte ſich wenig über den Kummer ihrer Tochter und über die Leiden des Grafen, ſo oft auch Angelika Gelegenheit nahm, ihr wegen ihrer Weigerung die bitterſten Vorwürfe zu machen. Der Ritter Lenau erfuhr alles, er war ihr Gebieter, ihr Abgott. Jemehr er ihr koſtete, je liebenswürdiger erſchien er in ihren Augen. Der ehrbare Gegenſtand ihrer närriſchen Liebe, der Urheber ihrer Verirrungen und Ausſchweifungen erwartete nächſtens den Zeitpunkt, ſie völlig zu Grunde gerichtet zu haben, um ſie alsdann zu verlaſſen und ihre Thorheit zu verlachen. Sein Mißgeſchick verrieth ſeinen Plan noch vor der Ausführung. Er ließ im Zimmer ſeiner alten Geliebten unverſehens ein Papier aus der Taſche fallen, als er Abends nach Hauſe ging. Sie nahm es in der Abſicht auf, es ihm wieder zu geben. Es war ein Brief von einem Freunde des Ritters. Aus Neugierde wollte ſie doch den Inhalt wiſſen. Sie las Folgendes:

„Du meldeſt mir, mein Beſter, daß Du auf alle mögliche Art die arme alte Kupferberg ausziеheſt und alles anwendeſt, um ſie je eher je lieber aufs Trockene zu ſetzen und Dich dann gänzlich von ihr loszumachen. Ich bitte Dich, thue ja Alles, was Du kannſt. Man ſagt ſich ſchon Allerlei ins Ohr, warum Du mit dieſem Schattenbilde ſo lange umgegangen biſt. Deine Freunde haben wirklich Mühe, Dich gegen alle Beſchuldigungen zu vertheidigen. Eigentlich müßteſt Du ſchon längſt die Alte an den Bettelſtab gebracht und ihr die letzte Feder ausgerupft haben, ſonſt verdient wenigſtens ſo ein altes Geſchöpf einen ſo jungen, liebenswürdigen Menſchen, wie Du biſt, nicht."

Frau von Kupferberg knirſchte mit den Zähnen, und gedachte vor Ingrimm zu ſterben. Sie machte dem Ritter die kränkendſten Vorwürfe, zeigte ihm den unglücklichen Brief, zerriß ihn und warf ihm die Stücken ins Geſicht. Der Ritter ſtand verſteinert da, wußte anfänglich nicht, was er ſagen ſollte, endlich kam er wieder zu ſich ſelbſt, ſah die Frau von Kupferberg von Kopf bis zu Füßen an, lachte ihr mit der größten Kälte ins Geſicht und ging.

Die bedauernswerthe alte Dame hatte ſich noch nicht völlig von ihrem Zorn wieder erholt, als ſie einen Brief bekam, der ihr Gelegenheit genug zum Nachdenken verſchaffte. Er war von der Kloſterfrau Angelika. Die gute Nonne, die ſich der Sache ihrer Kinder, ſo pflegte ſie ſie zu nennen, von Herzen annahm, war nicht wenig betreten, beinahe alle Hoffnung aufgeben zu müſſen, Sophiens Mutter auf günſtigere Gedanken zu bringen. Noch ein Mittel wollte ſie verſuchen, da die vorigen fehlgeſchlagen waren. Dies iſt in der Kürze der Inhalt ihres wichtigen Schreibens:

Sie verhehlen die Hälfte ihres Alters, ich weiß nicht eigentlich warum; allein Sie müſſen doch Gründe dazu haben. Ich kenne Sie von Ihrer Kindheit an, es hängt blos von mir ab, deutlich zu beweiſen, daß Sie ſchon lange über den Frühling Ihrer Jahre hinaus ſind. Ich melde Ihnen alſo hiermit, daß, wenn Sie nicht je eher je lieber in die Heirath Ihrer Tochter mit dem Grafen von Limbach willigen, ich überall öffentlich bekannt machen werde, daß Sie älter als ſechszig Jahre ſind. Sie ſind 1724 geboren, haben ſich 1756 verheirathet, und jezt ſchreiben wir 1790; die Berechnung ihres Alters hält darnach nicht ſchwer. Ich bin leicht im Stande, Beweiſe meiner Behauptungen beizubringen. Glauben Sie mir, es liegen zu dem Ende ſchon Briefe an diejenigen meiner Freundinnen in Bereitſchaft, die die ärgſten Schwäzerinnen ſind. Wenn ich binnen drei Tagen keine befriedigende Antwort habe, ſo weiß in der nächſtfolgenden Woche ganz Wien vielleicht beſſer als Sie ſelbſt, wie alt Sie ſind. Stellen Sie ſich vor, welcher Schimpf dies für Sie ſein würde!

Die Kloſterfrau Angelika.

Sobald die Alte dieſen Brief geleſen hatte, war ihr Entſchluß auf der Stelle gefaßt. Sie ließ anſpannen, und fuhr nach dem Landſtädtchen, in dem das Kloſter lag. Ich willige in Ihr Verlangen, rief ſie der Mutter Angelika zu, als ſie dieſelbe ſah. Ihr Rath ſcheint mir ſo annehmbar zu ſein, daß ich die Abſicht hege, meinethalb noch heute meine Tochter mit dem Grafen zu vereinigen. — Der Graf trat jezt ins Zimmer, und Angelika kündigte ihm zu ihrer größten Freude ſein Glück an. Er fiel ſeiner Schwiegermutter zu Füßen, und ſagte ihr tauſend Dank für den koſtbaren Schaz, den ſie ihm anvertrauen wollte. Sophie verließ das Kloſter, die Hochzeit ward vollzogen und das liebende Paar ſchwamm in Seligkeit. Frau von Kupferberg unterſtand ſich nicht, ihre alte Freundin zu bitten, verſchwiegen zu ſein. Die Kloſterfrau merkte, was in ihrem Herzen vorging, und gab ihr beim Abſchiede die Verſicherung, daß ſie ſich noch immer in der Welt für eine Frau von dreißig Jahren ausgeben könne, ohne befürchten zu dürfen, ihr Geheimniß verrathen zu ſehen.

XIV.

Des Vaters und der Tochter Schuld.

In dem vor Zeiten von eigenen Beherrſchern erbauten und ſodann zum Pfeiler der Kirche gewordenen Imola lebte ein durch Glücksgüter und Volksgunſt hervorſtechender Edler, Namens Horatio, der zwar in ſeinem äußeren Weſen menſchlich genug erſchien; bei einem ihm etwa zugefügten Unrecht aber in furchtbaren Zorn gerathen, und es den Beleidiger auf das allerſchwerſte entgelten laſſen konnte. Dieſer Horatio hatte eine einzige Cicilia geheißene Tochter, die zu ſo hoher Schönheit erwuchs, daß ſie von den Imoleſen für die erſte Zierde ihres Landes erachtet ward, und deren allmälig die ganze Romagna durchdringender Ruf unter andern auch zu den Ohren des Jünglings Rinieri in Forli drang, den die Natur nicht minder wie Cicilien ausgezeichnet, das Glück mit ſeinen Gaben dagegen durchaus übergangen hatte.

Der junge Mann nahm die Schönheit Ciciliens, obwohl er ſie niemals geſehen hatte, mit ſo belebender Kraft in ſein Herz auf, daß er empfand, wie ihn die Sehnſucht nach ihr tödtete. Er fragte Jedermann, der von Imola nach Forli kam, ob er Cicilien geſehen habe, und ob ihre Schönheit wirklich ſo erſtaunend ſei. Und wie ſie ihm nun von Allen, denen der Zufall ihren Anblick gegönnt hatte als höchſt bewundernswerth geſchildert wurde, ſo beſchloß er, ſich ihretwegen ſelbſt nach Imola zu begeben.

Dort angekommen, erfragte er das Haus Meſſere Horatio's und begann davor ſtehen zu bleiben, um des Anblicks der Tochter zu gewärtigen. Wie indeſſen die Geburt der Jungfrau ſchon ihrer Mutter das Leben gekoſtet hatte, ſo hütete Horatio ſie von Kindheit an mit ſo ſcharfer Wachſamkeit, daß er ihr keinen Fuß anderwärts als in die Meſſe aus dem Haus zu ſetzen geſtattete, und ihr dann überdies noch einige alte ehrbare Verwandtinnen zur Begleitung mitgab.

Wie lange Zeit Rinieri auch aus dieſem Grunde vergebens lauerte, ſo ermüdete er doch nicht, Ciciliens Straße auf- und abzugehen, und begnügte ſich mittlerweile, in Ermangelung eines weſentlicheren Genuſſes, die ſo viele Reize in ſich verſchließenden Mauern anzuſehen.

Horatio's Hauſe gegenüber befand ſich ein Laden, worin wohlriechende Sachen verkauft wurden. Rinieri gab ſich das Anſehen einige Kleinigkeiten kaufen zu wollen, kaufte auch wirklich etwas, und ließ ſich mit der feilhabenden betagten Frau des Händlers in eine Unterhaltung ein, indem er ſich bei ihr auf unverfängliche Weiſe nach den in der Nähe wohnenden jungen Frauen und Mädchen erkundigte. Die alte Naſtagia erwiederte dem Jünglinge ungeſäumt: es gäbe der ſchönen Kinder viele in ihrer Nachbarſchaft. Unter ihnen ſei aber das eine ihrem Laden gegenüber wohnende wie ein wahrer Engel des Himmels anzuſehen, ſo oft oder ſo ſelten nehmlich der das Mädchen eiferſüchtig verbergende Vater anderen Menſchen ihren Anblick zugeſtände. Die Alte hatte dieſe Worte noch nicht ausgeſagt, als Cicilia, zufälligerweiſe aus einem Zimmer in das andere gehend, ſich ein wenig am Fenſter zeigte und mit der Verkäuferin begrüßte. Rinieri, der die Jungfrau Augenblicks erſah, ſprang auf und verbeugte ſich mit entblößtem Haupte gegen ſie. In ſeinem Gruße empfing aber zugleich Ciciliens Herz mit ſolcher Allgewalt ſein Bildniß, daß ſie, in der Luſt ſeines Anblicks ſchwelgend, ſich nicht enthalten konnte, Naſtagieh anzureden. Derweil ſie noch wenige Worte mit ihr wechſelte, kam eine der ſie bewachenden alten Baſen dazu, und rief ſie mit der Drohung, es ihrem Vater zu ſagen und ſie von ihm beſtrafen zu laſſen, wenn ſie ſie noch einmal dabei beträfe, von dem Fenſter ab. So wie er Cicilien erblickte, mußte ſich Rinieri geſtehen, daß alles, was er von ihr gehört habe, ſich zu ihr ſelbſt verhalte wie Traum zur Wirklichkeit, und daß ſeine Liebesglut ſchon zu heller Flamme erlodere. Es hatte ihm noch niemals ſo leid gethan als eben jetzt, ſo arm geboren zu ſein, denn er glaubte, daß er Cicilien zur Gattin erhalten würde, wenn er an Vermögen eben ſo reich wäre als Meſſere Horatio.

Bei der großen Vertraulichkeit, die zwiſchen der Verkäuferin und den alten Baſen beſtand, die faſt jede Woche von Naſtagien beſucht wurden, oder ſie mit der Jungfrau Cicilia ſelbſt beſuchten, ging die gute Alte gleich nach dieſem Ereigniſſe in Horatio's Haus und ließ ſich, ihrer Gewohnheit nach, auch mit Cicilien in eine ungeſtörte Unterhaltung ein. Die Jungfrau fragte unverzüglich, wer der Jüngling geweſen ſei, den ſie in ihrem Laden bei ihr geſehen habe? Naſtagia erwiderte, ſie wiſſe dies zwar nicht, habe aber einen höflichen und geſitteten jungen Mann in ihm erkannt. Darauf ſprach Cicilia: Es muß ja nothwendig auch mit ſolcher Schönheit jede Tugend verbunden ſein. — Erſtaunt, ſie alſo reden zu hören, fragte Naſtagia: So hat denn der fremde

Jüngling euer Wohlgefallen erregt? — Mehr als jemals einer, ſagte ſie, und es würde mir ſehr lieb ſein, wenn ihr, ſobald er wieder zu euch kommt, von ihm erkunden und mir wiſſen laſſen wolltet, wer er iſt. — Die gute Frau verſprach, der Jungfrau zu willfahren, und ſchied von ihr, nachdem ſie in ihrem Herzen deutlich geleſen hatte, es gehöre ganz dem jungen Fremden an. Es erhellt hieraus, daß einem einzigen Blicke und der innigen Übereinſtimmung der Natur zuweilen eine größere Allgewalt eigen iſt, als eine lange fortgeſetzte Buhlſchaft ſich andere Male erwirbt.

Am Nachmittage ging der Jüngling abermals in den Laden, und ward nun von Naſtagien ausgefragt: wer und woher er ſei. Er entgegnete: Ich bin Rinieri Chelini von Forli, und fuhr auf die andere Frage: aus welchem Grunde er nach Imola gekommen ſei, folgendermaßen zu reden fort: Ich will und kann euch nicht die Wahrheit verhehlen, gute Frau. Die große Schönheit eurer Nachbarin iſt mir in Forli durch den Ruf ſo hoch erhoben worden, daß ich mich gedrungen gefühlt habe, mein Haus und die Meinigen zu verlaſſen, und hierher zu kommen, um mich mit meinen eignen Augen von der Schönheit zu überzeugen, die ſchon ſeit langer Zeit durch Andrer Augen in mein Herz gedrungen iſt, und die ſich mir beim erſten Anblick ſo erwieſen hat, daß ich, wenn ich ſie vorher ſchon liebte, ſie jetzt anbeten muß. — Nun, ſo habt ihr eure Liebe wahrhaftig nicht übel angewendet, ſagte Naſtagia, denn ich halte dafür, daß wenn ihr für Cicilien entbrannt ſeid, Cicilie mindeſtens für euch glüht. — Rinieri freute ſich dieſer Meinung ſehr und fragte die Alte, wie ſie dazu gekommen ſei. Naſtagia erzählte ihm hierauf, was ihr die Jungfrau ſeinetwegen geſagt habe, Wort für Wort wieder, und verbarg ihm auch nicht, wie dringend ſie ſich nach ſeinen Verhältniſſen bei ihr erkundigte. Rinieri bat ſie dagegen, ſeine Liebe zu begünſtigen und verſicherte ihr, ſie werde es nimmermehr bereuen, ſich für ihn verwendet zu haben, da er mit der Jungfrau keine andere Abſicht als die, ſie zu heirathen, verfolge. Er gab ihr bei dieſen Worten einen ſehr hübſchen Ring mit zwei verſchlungenen Händen für Cicilien, indem er der Geliebten ſagen ließ: er überſende ihr damit ſein Herz, ſchenkte der Botin ſeiner Liebe ſelbſt einige Kleinigkeiten, und verſprach ihr die größten Dinge, wenn erſt Cicilie durch ihre Vermittlung ſein Weib geworden ſei.

Die gute Frau ſagte ihm ihren Beiſtand willig zu, gab ihm aber auch zu bedenken, daß das Mädchen, als dereinſtige reiche Erbin ſchon von Vielen zur Ehe verlangt, wiewohl von ihrem Vater noch Allen abgeſchlagen worden ſei, weil er ſie Keinem zugeſtehen wolle, der nicht eben ſo viel im Vermögen habe, als ſie ſelbſt, und daß ihr die Erfüllung ſeiner Wünſche aus dem Grunde faſt als eine Unmöglichkeit erſcheine. Der Liebe iſt nichts unmöglich, antwortete Rinieri: ermangelt ihr nur nicht uns beizuſtehen, und ihr werdet ſehen, daß Cicilia mir von der Liebe verheißen ward. —

Naſtagia nahm die gelegene Zeit zu dem, was ſie vorhatte wahr, und begab ſich zu Cicilien, von der ſie gleich mit ſo vielen Fragen nach Rinieri beſtürmt wurde, daß ſie kaum Zeit fand ihr zu ſagen: ſie habe ihn nicht allein geſprochen und geſehen, ſondern ſogar von ihm erfahren, daß ſie ihm gewiß eben ſo wohl gefallen habe, als er ihr, und daß er einzig und allein von dem großen Rufe ihrer Schönheit und der Sehnſucht, ſie zu ſehen, und ihr ſeine Liebe zu erkennen zu geben, von Forli nach Imola gezogen worden ſei. Bin ich denn wirklich ſo ſchön, Naſtagia, ſagte ſie, daß die Männer ſich ſchon auf den Ruf meiner Schönheit hin in mich verlieben? — Mir ſcheint es ſo, erwiderte Naſtagia. Ich habe euch ferner zu ſagen, daß er mir auftrug, indem er mit mir über eure Schönheit und ſeine Liebe ſprach, euch ſeinen Gruß und ſeine Bitte um eure Gegenliebe zu hinterbringen. Auch händigte er mir ein Geſchenk ein, das ich euch in ſeinem Namen geben ſoll. — Was iſt das? fragte die Jungfrau haſtig. — Es iſt der niedlichſte Ring, entgegnete ſie, den ihr jemals geſehen habt. — Ein Ring! rief ſie verwundert aus. Was, will er, daß ich damit thun ſoll? — Nichts anderes, meinte Naſtagia, als ihn zum Zeugniß deſſen annehmen, was ſeine Liebe von euch erſtrebt. — Und was iſt das? erwiderte Cicilia. — Euch als ſein Weib zu beſitzen, war die Antwort, wofern er euch nicht mißfällig iſt. — Er mißfällt mir keinesweges, ſagte Cicilia, ſondern gefällt mir mehr als jeder Andere; wenn es aber auch wahr iſt, daß er mich liebt, wie ihr ſagt, ſo kann ich ihm doch nicht verſprechen, was er von mir will, da ich in der Gewalt meines Vaters bin. Wo haſt du denn den Ring, den du für ſo ſchön ausgibſt? — Hier iſt er, ſagte Naſtagia; er hat mir auch geſagt, er überſende euch damit ſein Herz. — Die Jungfrau lächelte ein wenig über dieſe Worte, nahm den Ring an, lobte ihn ſehr und ſprach, indem ſie ihn an den Finger ſteckte: Wie ſoll ich es aber anfangen, ihn tragen zu können? — Indem ihr den Jüngling, der ihn euch ſendet, zum Manne nehmt, entgegnete Naſtagia. — Wenn es nur mein Vater eben ſo zufrieden wäre wie ich ſelbſt es bin, ſeufzte ſie, und gab der Alten zum Gegengeſchenk für den Jüngling, gleichwie zum Zeichen ihrer Gegenliebe, ein Paar feine Handſchuhe.

Dem verliebten Rinieri ward zu ſeiner großen Freude, dieſe gute Zeitung mit dem Liebeszeichen überbracht, und da er alſo nichts mehr zur Erfüllung ſeiner Wünſche benöthigte als die väterliche Einwilligung für Cicilien, ſo gab er ſich darum, wiewohl vergeblich, alle nur erdenkliche Mühe, denn alle ſeine Verſuche ſcheiterten an ſeinem Mangel an Vermögen, das in Vergleich zu Meſſere Horatio's Reichthum Armuth zu nennen war.

Mittlerweile die Liebe der beiden jungen Leute ihren Fortgang hatte, fand Rinieri Gelegenheit, ein Feſt zu beſuchen, auf dem auch Cicilia erſchien, und wie denn beide an dem Tanze Theil nahmen, wollte es der glückliche Zufall, daß am Ende des Balles beim Fackeltanze, als die Pläze und Perſonen, wie es dieſer Tanz mit ſich bringt, gewechſelt wurden, Rinieri Ciciliens Hand ergriff und drückte, gleichwie ſie auch mit der ſeinigen that, indem er mit leiſer Stimme zu der Jungfrau ſprach: Mein theures Leben, ich brenne für dich. — Ich bin ſchon faſt zu Aſche gebrannt, Rinieri, erwiderte ſie. — Beim Abſchiednehmen am Ende des Balles ſagte er zu ihr: Ich laſſe in eurer Hand mein Herz, — und ſie zu ihm: Und ich meine Seele in der eurigen, — worauf ſie, ohne daß Eines weiter ein Wort hätte ſprechen können, von heißer Leidenſchaft zu einander erfüllt, ſich trennten.

Die Erkenntniß, daß Ciciliens Vater ihren Wünſchen und den ſeinigen entgegen geſinnt blieb, führte Rinieri allmälig zu dem Entſchluſſe, mit Naſtagiens Hülfe zu ſeinem Ziele zu kommen, und er ſagte darum eines Tages geſprächsweiſe zu ihr: Naſtagia, ich ſehe den vertrauten Umgang, in dem ihr mit Cicilien lebt, die ſich ſo oft in eurem Garten beluſtiget (am Hauſe des Kaufmanns befand ſich nehmlich ein Garten, der zwar klein, aber doch einer der anmuthigſten in Imola war) und ich weiß recht wohl, daß, wenn ihr wolltet, ihr es mir leicht möglich machen könntet, mit ihr heimlich zuſammen zu kommen. Ich bitte euch alſo flehentlich, euch meiner zu erbarmen, und mich doch nicht gänzlich allen den Widerwärtigkeiten, die mich verfolgen, unterliegen zu laſſen; ihr könnt mich füglich und untadelhafterweiſe unterſtützen. — Naſtagia, die nicht von Eiſen war und dieſe durch ſie mit hervorgerufene Liebe wohl auch gern zu einem erwünſchten Ausgange geführt hätte, ſagte, ſie würde es, wenn anders die Jungfrau einwillige, mit Bereitwilligkeit thun. — Ich zweifle nicht, ſagte Rinieri, daß ſie meinem ſehnſüchtigen Verlangen nachgeben wird, wenn ſie mich wirklich ſo innig liebt, wie ich glaube, und wenn ihr ſie durch euer Zureden für mich zu gewinnen ſucht. — Die Alte wiederholte ihm die Verſicherung ihres guten Willens und ging zu Cicilien, der ſie ſeine Wünſche vortrug, und die da ſchon ſo ganz in der Liebe zu ihm befangen war, daß ſie erwiderte: ſie werde, wenn ſie auch der Verwahrung ihrer Ehre ſeither ſtets eingedenk geblieben, alles, was ihm gefällig ſei, für ihn thun. Naſtagia verſäumte nicht, Rinieri der Jungfrau Zuſage, ihn als ihren Gatten anzunehmen, zu hinterbringen und die nöthigen Verabredungen mit ihm zu treffen, und es vergingen darauf nicht viele Tage, als die alte Baſe, unter deren Obhut Cicilie geſtellt war, der Frau des Kaufmanns ſagen ließ, ſie werde folgendes Tages mit ihrer Nichte ein wenig zu ihr in ihren Garten kommen, welche Gelegenheit die durch Naſtagiens Zwiſchenträgerei einverſtandenen Liebenden zu ihrem heimlichen Zuſammentreffen auserſahen.

Wie nun die beiden Frauenzimmer ſich in Haus und Garten der Alten eingefunden hatten, und Cicilia ſich damit beſchäftigte, von den Blumen, die in reicher Fülle um ſie blüheten, einen Strauß zu pflücken, ließen ſich die Alten in allerlei Geplauder über ihre Wirthſchaft, über Flachs und Linnen ein, und ſagte unter anderem Naſtagia zu der Baſe: Ich möchte euch wohl ein wundervolles Geſpinnſt zeigen, das meine Tochter außerm Hauſe wirkt; aber ich weiß nicht, wen ich darnach ſchicken ſoll. — Die Baſe ſagte: Es trägt's uns meine Magd herzu. — Doch warf ihr Cicilia verabredetermaßen ein: Ach! laßt es nicht erſt holen, Baſe, ich wünſchte, es wäre euch recht, wieder mit mir nach Hauſe zu gehen, mich überfällt mit einem Male eine ſolche Schläfrigkeit, daß ich faſt nicht im Stande bin, die Augen offen zu erhalten. — Nun, Gott ſei gelobt! rief Naſtagia aus, hab ich in meinem Hauſe etwa nicht Raum genug, Tochter, wo du ſchlafen kannſt? Und, fuhr, zu der Magd gewendet fort: lauf du nur immerzu, wohin dich deine Herrin ſchickt, für Cicilien findet ſich bei mir ein eben ſo gutes Ruhebett wie ſie drüben hat. — Die Magd entfernte ſich, und Naſtagia führte in Begleitung der Baſe die Jungfrau in ein Zimmer, worin ſie dieſelbe ſich auf ein Bett legen ließ, machte Fenſter und Thüre zu und händigte der Baſe ſelbſt den Schlüſſel ein, indem ſie ſich, der Magd mit dem Linnen gewärtig, mit ihr wieder in den Garten zurückbegab. Kurze Zeit bevor ihre Gäſte kamen, hatte Naſtagia Rinieri in demſelben Zimmer verborgen. Der Jüngling merkte nunmehr nicht ſobald, daß er mit ſeiner geliebten Cicilia allein verſchloſſen war, als er auch ſeinen Schlupfwinkel verließ und zu ihr ins Bette ſtieg, wo er ſie unter tauſend ſüßen empfangenen und gegebenen Küſſen und Liebkoſungen in ſeine Arme ſchloß, an ſeine Bruſt drückte und endlich unter dem heiligen Verſprechen der Ehe von ihr alles erhielt was er wünſchte. Während dieſer Zeit war die Magd mit der Leinwand zurückgekehrt, und hatte die ſchlaue Naſtagia Gelegenheit gefunden, darüber ein Langes und Breites mit der alten

Baſe zu verhandeln. Es war ſchon ſpät nach der Vesperzeit, als die letztere endlich daran dachte, wieder nach Hauſe zu gehen. Sie begab ſich alſo mit Naſtagien nach dem Zimmer, worein ſie Cicilien verſchloſſen hatte, öffnete Thüre und Fenſtergitter, nachdem ſich Rinieri ſchon lange wieder in ſein Verſteck geborgen, und erweckte ihre Nichte, die ſie dem ihr nöthig gewordenen Schlafe ergeben fand, mit den Worten: Willſt du denn heute gar nicht wieder aufwachen, Langſchläferin? Es wird ja Zeit, daß wir nach Hauſe kommen. — Cicilia ſprang, ſich die Augen reibend, von ihrem Lager auf und ging viel zufriedener von dannen, als ſie gekommen war.

Faſt zu derſelben Zeit wurde Meſſere Horatio durch Verrath von dem, was zwiſchen den Liebenden auf dem Balle vorgefallen war, in Kenntniß geſetzt, und faßte alsbald den Entſchluß, ſeine Tochter ferner weder allein noch unter Aufſicht aus dem Hauſe gehen, und ſogar, wiewohl nur etwas zu ſpät, bei ſich in ſeinem eignen Zimmer ſchlafen zu laſſen. Auf Naſtagia warf er darum freilich noch keinen Verdacht, wenn gleich Cicilia durch ſie aus einem Mädchen ein Weib geworden war; denn es ſcheint faſt, als ob in dergleichen Fällen der Verdacht meiſt Jedermann außer gerade denjenigen beträfe, der ihn verdient. Die Liebenden empfanden es auf das ſchmerzlichſte, ſich alle Wege zu einander verſchloſſen zu ſehen, und nur die Botſchaften, welche Naſtagia zwiſchen ihnen hin und wieder trug, gewährten ihnen einigen Troſt. Es war indeſſen ſeit jener Zuſammenkunft bei Naſtagien kaum ein Monat verſtrichen, als Cicilie ſich über den Verluſt aller Eßluſt und über häufige Übelkeiten gegen Naſtagien beklagte. Ihr ſeid wohl ſchwanger, meine Tochter, erwiederte die alte Frau. — Ach, ich fürchte es nur zu ſehr, ſeufzte Cicilia, und bin das unglücklichſte Weib auf der

Erde; denn wenn mein Vater es erfährt, tödtet er mich ganz gewiß, und vielleicht auch in ſeinem unmäßigen Zorn über jede Beleidigung Rinieri mit. — Naſtagia tröſtete die Jungfrau nach ihren beſten Kräften, und trennte ſich dann von ihr, um Rinieri die Neuigkeit zu hinterbringen. Der Jüngling nahm ſich ſogleich vor, die Geliebte nach ſeiner Heimath zu entführen; über die Vorbereitungen dazu, die er der Sicherheit wegen für nöthig erachtete, vergingen jedoch einige Monate, in deren Verlaufe ſich CEiliens Vater ihrer Schwangerſchaft verſah.

Wie wilden Schmerz Horatio auch über dieſe Entdeckung fühlte, ſo verſchloß er ihn doch in ſein Innerſtes. Er verlangte nicht zu wiſſen, wer der Verführer ſeiner Tochter ſei, aber er richtete alle ſeine Gedanken darauf, ihr den Tod zu geben, ohne ſeine eigenen Hände mit ihrem Blute zu beflecken.

Er ließ zu dieſem Ende einen gewiſſen Maltrova, mit dem er ſchon lange Jahre bekannt war, und deſſen er ſich ſchon öfter bedient hatte, um Beleidigungen durch Mord zu rächen, zu ſich kommen, eröffnete demſelben ſeine Gedanken und bewog ihn mit leichter Mühe zu dem Verſprechen, Cäcilien aus der Welt zu ſchaffen und ſodann ſelbſt ſo weit zu flüchten, daß in Imola niemals wieder von ihm gehört werde, indem er ihm dafür mit einem reichen Lohne ein allerwärts ſorgenloſes Leben zuſicherte.

Nach alſo zwiſchen ihnen abgeſchloſſenem Handel und nach getroffener Abrede, wie die Unthat zu vollbringen ſei, führte Meſſere Horatio ſeine Tochter wie zum Vergnügen auf das Land, wo in wenigen mit falſchen Luſtbarkeiten hingebrachten Tagen der gottloſe Maltrova in Begleitung ſeines faſt eben ſo nichtswürdigen Weibes eines Abends wie unverſehens unter dem Vorwande in Horatio's Hauſe erſchien, ſeine Pferde wären zu ermüdet geweſen, um den mit ſeiner Frau und ſeinen Sachen beladenen Wagen weiter zu ziehen. In der Abweſenheit ihres Vaters, der mit einem ſeiner Sperber auf die Wachteljagd gegangen war, um dem ſein Herz beläſtigenden Verdruße zu entfliehen, empfing Cicilia das verrätheriſche Ehepaar mit Freundlichkeit. Auch Horatio liebkoſete ſeine Gäſte bei ſeiner Nachhauſekunft und fragte ſie, als ſie mit ihm und Cicilien beim Abendeſſen ſaßen, wohin ſie ihre Reiſe führe. Die Alte erwiederte, ſie gingen auf eine Hochzeit zu Verwandten nach Maſſa. Wie gern möchte ich euch dahin begleiten, ſprach Cicilia — die jede Gelegenheit ergriff, den Augen ihres Vaters zu entfliehen, um ihnen zu verbergen, was ihnen, doch ihr unbewußt, nicht mehr verborgen war — wenn es meinem Vater wohlgefällig wäre. — Ei, warum ſollte er etwas dawider haben? fragte die Alte. — Weil meine Tochter nicht gewohnt iſt, in der Welt herumzuſtreichen, warf Meſſere Horatio ein, indem er ſich den Anſchein gab, nicht zu wollen, wonach er doch ſo eifriges Verlangen trug. — Ach! hielt ihm die mitwiſſende böſe Alte vor, wollt ihr denn, Meſſere, daß das arme Mädchen immerdar wie eine Nonne in euren vier Wänden vergraben bleiben ſoll? Gönnt ihr doch zuweilen eine kleine Erholung! Das Ziel unſerer Wanderung iſt nicht fern, der Weg dahin bequem und ſicher, die Jahreszeit ladet zu Luſt und Freude ein, es werden auch gar viele andere edle Jungfrauen wie Cicilia auf der Hochzeit ſein, und ihr könnt euch auf mich verlaſſen, daß ich ſie euch behüte und bewahre wie mein eignes Kind. Darum gebt ſie uns nur ungehindert mit, wir ſind ja ihre älteſten Bekannten von Kindesbeinen an. — Bei Herrn Horatio's fortwährender beharrlicher Weigerung fing auch die unglückliche Cicilia, unwiſſend, was ſie that, inſtändigſt zu bitten an, und auf das ſtürmiſche Drängen der Alten und der übrigen Hausgenoſſen einerſeits, das Flehen der Tochter andererſeits ſchien der grauſame Vater ſich endlich erweichen zu laſſen. Er übergab die in ein purpurfarbenes ſeidenes Gewand gekleidete Cicilia am anderen Morgen dem ruchloſen Maltrova und ſeiner Frau; wie er aber Miene machte, zur Begleitung ſeiner Tochter noch eine zuverläſſige Dienerin das Fuhrwerk beſteigen zu laſſen, ſagte die Alte: Habt ihr denn ſo wenig Vertrauen zu mir, Herr, daß ihr eurer Tochter noch eine andere Begleitung mitgeben zu müſſen glaubt, wenn ich dabei bin. Werde ich es ihr wohl an etwas fehlen laſſen? — Der Vater ſchien ſich über dieſe Worte zu beruhigen, und das unglückliche Mädchen betrat, in der Meinung, der Freude entgegen zu gehen, den Weg, der ſie zum Tode führen ſollte. Maltrova ſchlug die Richtung nach Ravenna ein. Als er aber auf ſeinem Wege durch ein dichtes Gebüſch gerieth, hielt er mitten darinnen ſein Fuhrwerk an, indem er vorgab, daß etwas an dem Wagen zerbrochen ſei, und gebot ſeiner Frau und der Fremden auszuſteigen, damit er es wieder ausbeſſern könne. Die beiden Frauen erfüllten ſein Verlangen, und ſobald Cicilia den Fuß zu Boden geſetzt hatte, erfaßte er ſie bei dem Arme und ſprach: Befiehl deine Seele Gott, denn du mußt hier durch meine Hand ſterben. — Halbtodt vor Entſetzen fing das arme Mädchen an bitter zu weinen, laut aufſchreiend: Ach! Maltrova, iſt das die Hochzeit, zu der du mich bringen willſt? Gehſt du ſo mit meines Gleichen um? — Ja, ſprach der Böſewicht, ſo ergeht es allen, die in dem, was ſie thun die Ehre ihrer Familie ſo wenig wie du beachten, ſchlechtes Weib; keine andere Hochzeit ſieht dir bevor als die. — Die Arme erkannte hieraus, daß ihr Vater ſich ihres Vergehens verſehen und ſie den Händen des Mörders übergeben hatte, um ſie dafür mit dem Tode zu beſtrafen. Nichtsdeſtoweniger warf ſie ſich vor Maltrova auf die Knie und ſprach weinend: Ich leugne es nicht, daß ich gefehlt habe; aber ganz gewiß habe ich dich niemals gekränkt, oder Dir einen Schimpf angethan, wofür du dich an mir zu rächen hätteſt. Willſt du mit mir kein Mitleiden haben, ſo erbarme dich wenigſtens des ſchuldloſen Weſens, das ich in meinem Leibe trage, und tödte nicht zugleich mit mir ein Geſchöpf, das noch niemals ſündigte und noch nicht geboren iſt. — Auch bat ſie die grauſame Alte, zu der ſie ihr Angeſicht empor richtete: Ach, meine gute Mutter! laßt es nicht zu, ich beſchwöre euch, daß an mir ein ſo gräßlicher Mord von eurem Manne begangen wird, dem ich, wie ihr wißt, ſtets freundlich geſinnt geweſen bin. — Die Unbarmherzige erwiderte aber weiter nichts als dies: Willſt du, daß wir Mitleiden mit dir haben ſollen, da dein eigener Vater keines mit dir gehabt hat? Du mußt ſterben; alſo behüte dich wohl, daß du nicht zugleich mit dem Körper die Seele verlierſt. — Indem ſie alſo ſprach, riß Maltrova das Mädchen bei den Haaren empor und ſchwang das Schwert, um ihr das Haupt abzuſchlagen. Jedoch bei dieſer Bewegung durchzuckte dieſelbe Alte, in deren Bruſt vorher niemals Mitleiden gedrungen war, die heilige Regung dieſes Gefühls. Sie fiel ihrem Manne in den Arm und ſprach zu der unglücklichen Jungfrau: Wenn du uns verſprichſt, ſo weit zu entfliehen, daß Niemand, der dich kennt, je wieder etwas von dir hört, und daß du Niemanden anvertrauen willſt, wer du biſt, ſo ſoll dir das Leben gelaſſen ſein. — Die Jungfrau, der dieſe Worte wie eine Stimme vom Himmel erklangen, verſprach und beſchwor bei Gott, darnach zu thun, die Alte bewog hiernächſt, wiewohl mit vieler Mühe, ihren Gatten, ſie nicht zu tödten. Sie riſſen ihr das taffetne Kleid und alle anderen Zierden, die ihren Stand verrathen konnten, vom Leibe, ließen ſie im bloßen Hemde und in einem abgetragenen Unterrocke, den ihr die Alte dazu gegeben hatte, im einſamen Walde ſtehen, beſtiegen wieder ihren Wagen, und rollten mit den Kleidern des armen Mädchens, und mit den mehr als viertauſend Gulden, durch die ſie von Meſſere Horatio zu der Mordthat gedungen worden waren, von dannen. Sie hatten ſich allerdings kaum zehn Miglien von Cicilien entfernt, als ſie einer Räuberbande in die Hände fielen, die ihnen beiden den wohlverdienten Tod gab und ſie alles deſſen, was ſie bei ihnen fand beraubte, wenn gleich auch dieſen Schelmen die göttliche Gerechtigkeit bald nachher den Lohn ihrer Verbrechen angedeihen und ſie in die Gewalt des Bargello von Ravenna gerathen ließ, der mit einer großen Schaar ſeiner Knechte das Land durchſtrich, ſie gefangen nahm, und vor den Richter führte, wo ſie zum Geſtändniß ihrer Übelthaten gezwungen und gerichtet wurden.

Die verlaſſene Cicilia hatte in einem Gürtel, den ſie unter ihrem Hemde auf dem nackten Leibe trug, ſeitdem ſie den Entſchluß gefaßt, mit Rinieri ihrem Vater zu entfliehen, einige hundert Gulden und einige Juwelen, die ſie zu eigen beſaß, feſtgenäht. Sie trennte jetzt einige Paar Gulden von den anderen los, durchſtrich den Wald ſo lange nach allen Seiten, bis ſie den Weg zum Meere ausfindig machte, ſchiffte ſich in einer nach Loretto beſtimmten Barke ein und ließ ſich in dem Hafen von Ricanati an das Land ſetzen, wo ſie bei einer ehrbaren alten Frau ein Unterkommen fand und mit ihr, unter dem Namen Iſabella von Narne ein ärmliches und gottſeliges Leben führte.

Nach Verlauf von zweien Tagen fing Herr Horatio an über Ciciliens Ausbleiben unruhig zu ſcheinen. Er ſchickte einen der Seinigen nach Maſſa, wohin Maltrova vorgegeben hatte, zur Hochzeit zu gehen. Als aber der Diener mit der Nachricht zurückkehrte, daß derſelbe nicht nur nicht dahin gekommen, ſondern daß auch allda nirgends eine Hochzeit geweſen ſei, ſo erhob er ein überlautes Klage- und Jammergeſchrei, gab die ſchmerzlichſte Betrübniß kund, und verwünſchte ſich und ſein ſchlimmes Geſchick, das ihn verleitet habe, ſein einziges Kind einem ſolchen Ehepaare anzuvertrauen; indem er allerwärts berittene Leute entſendet, um von Maltrova eine Spur aufzufinden. Seine Mitbürger bemitleideten ihn wegen eines ſo ungemeinen Mißgeſchickes; verwunderten ſich aber untereinander allerdings, daß Horatio gerade dem Maltrova ein ſo wichtiges Vertrauen geſchenkt habe, und wußten eben nichts anderes dazu zu ſagen, als daß der Himmel, nachdem er es mit angeſehen, wie derſelbe vermittelſt dieſes Menſchen Anderen tauſenderlei Schaden zugefügt, am Ende dieſes Ereigniß zugelaſſen habe, um zu beweiſen, daß aus böſen Thaten und aus dem Umgange mit böſen Menſchen nimmermehr etwas anderes als Böſes erfolgen kann.

Die nach Maltrova ausgeſchickten Leute kehrten mit der Nachricht zurück, daß er in keinem Winkel der Erde aufzufinden ſei; daß ſie aber von einem aus dem Hafen von Ravenna nach Otranto ausgelaufenen und nach Conſtantinopel beſtimmtem Handelsſchiffe gehört hätten, worauf er ſich gewiß mit ihr begeben habe, um Cicilien als Sklavin nach der Türkei zu führen, und von ihrer Schönheit daſelbſt einen großen Gewinn zu löſen. Meſſere Horatio ſchickte auch nach Otranto, von woher ihm die Nachricht ward, daß das Schiff bereits vor acht Tagen abgeſegelt ſei, und ſo ſpielte er denn nunmehr die Rolle des unglücklichſten Vaters, obgleich wohl nicht mit blos erheucheltem Schmerze durch.

Derweil die Sachen alſo in Imola ſtanden, gebar

Cicilia in dem Hauſe der guten Alten einen ſchönen Knaben, den ſie Rinieri nannte, um ſich in dem Namen des Sohnes die Sehnſucht zu lindern, die ſie nach deſſen Vater verzehrte. Ihrem Geliebten wagte ſie ſich theils um der Heiligkeit des Maltrova geleiſteten Schwures willen, theils aus Furcht vor Herrn Horatio nicht zu entdecken, den ſie für fähig hielt, ſie beide zuſammen ermorden zu laſſen, ſo wie er ſeine Grauſamkeit ſchon an ihr bethätigt habe, wofern er von ihrem Leben jemals Kunde erhielte.

Cicilicns Unfall ward in der ganzen Romagna bekannt und natürlich auch von Rinieri vernommen, der, über alle Maßen betrübt, alsbald nach Imola eilte, um von Naſtagien zu erfahren, wie es ſo gekommen ſei; da er aber keine Möglichkeit erſah, Cicilien wiederzufinden, den Dolch von ſeiner Seite riß und ſein Leben geendigt haben würde, hätte ihn nicht Naſtagia zurückgehalten und überredet, ſeine Geliebte, mit der er gewiß noch einmal in Zukunft ein glückliches Leben führen werde, unermüdet zu ſuchen. Rinieri hielt ſich an dieſen Rath, erkundigte ſich ohne Zeitverluſt, welchen Weg Maltrova eingeſchlagen habe, und fing ſeine Nachforſchungen an.

Er war ſchon lange vergebens hin und wieder gewandert, als er einen Schäferknaben fand, der einen fremden Mann im Begriff geſehen haben wollte, ein junges Mädchen zu tödten, das er in ſeinem Wagen mit ſich geführt habe, und ferner ausſagte, daß er gewiß glaube, derſelbe habe die That vollbracht, denn er habe ihn, nachdem er ſelbſt vor deren Anblicke geflohen, ſpäterhin ohne das Mädchen mit ſeinem Weibe des Weges weiter fahren geſehen. Es läßt ſich nicht ſagen, wie ſchwer den Jüngling dieſe Nachricht betraf. Indem er weiter kam, hörte er eben von einem anderen Landmanne, daß der Mann im Wagen mit ſeinem alten Weibe von Räubern überfallen und getödtet, ein junges Mädchen aber nicht bei ihnen geſehen worden ſei. Ward er nun ſchon der Meinung, nicht weiter zu gehen, ſondern ſein Leben in Imola auf eben dem Lager, wo er ſich ſeiner Geliebten vermält hatte, freiwillig zu beſchließen, weil er nach dem, was er gehört hatte, nicht umhin konnte, ſie für umgebracht zu halten; ſo ſah er plötzlich einen Menſchen auf ſich zukommen, dem daſſelbe Kleid auf der Schulter hing, welches Cicilia getragen hatte, als Maltrova ſie ermorden wollte. Rinieri erkannte es auf der Stelle für das nehmliche, in welchem er ſie an jenem für ſie ſo glücklichen und in ſeinen Folgen ſo unglücklichen Tage geſehen hatte, und fragte den gegenwärtigen Beſitzer deſſelben höflich, woher er es genommen habe? Der Fremde erwiederte, er habe es in Ravenna bei einem Juden gekauft. Rinieri erſuchte ihn, mit ihm nach Ravenna zurückzukehren, und der Andere war es zufrieden und führte ihn in der Stadt dahin, wo er das Kleid gekauft hatte, und wo der Jüngling nun von dem Juden erfuhr, daß es unter den Sachen geweſen ſei. die man bei einigen in Ravenna aufgeknüpften Straßenräubern gefunden habe. Er verfügte ſich alſo zu den Richtern und Geſchwornen dieſes Ortes, ließ unter dem übrigen Raube der Verbrecher nachſuchen, und brachte auf dieſe Weiſe auch einen ihnen abgenommen Brief an ſich, den ſie bei Maltrova gefunden hatten, und den dieſer, gleich nachdem er ſich von Cicilien losgemacht, geſchrieben hatte, um ihn mit der erſten Gelegenheit an Herrn Horatio beſtellen und dieſem dadurch wiſſen zu laſſen, er habe ſeine Tochter ermordet, wie es ihm von ihm geheißen worden ſei.

Mit dieſem Briefe und mit dem von ihm zurückgekauften Kleide verſehen, ging hierauf Rinieri, des feſten Vorſatzes das geliebte Weib ſeines Herzens zu rächen, zu dem damals in Cervia wohnenden Präſidenten der Romagna, und bat ihn, bei Übergabe ſeiner Beweiſe, um Ausübung der Gerechtigkeit. Der Präſident hatte bereits Ciciliens Fall in ernſten Bedacht gezogen und hing bei ſich der Überzeugung an, ihr Vater könne deſſen, was mit ihr geſchehen, nicht unkundig ſein. Nachdem er der Brief überleſen hatte, begab er ſich alſo unverzüglich nach Jmola, ließ in der nächſtfolgenden Nacht Heratio verhaften, und ſtellte ihm, als derſelbe ihm des andern Morgens zum Verhör vorgeführt ward, die Frage: Was aus ſeiner Tochter geworden ſei? Obgleich dem Vater dieſe Worte das Herz durchbohrten, ſo nahm er ſich doch zuſammen und antwortete mit ruhigem Angeſicht: er wiſſe von ihr nicht mehr und nicht weniger als die ganze Stadt. Jndem trat Rinieri plötzlich hinter einem Schirme hervor, wo er, der Anordnung des Präſidenten zufolge, verborgen geweſen war, ſtellte ſich vor Meſſere Horatio hin und hielt ihm Ciciliens rothes Kleid mit den Worten vor die Augen: Kennſt du dieſes Kleid, ruchloſer Greis? Übergabſt du nicht deine Tochter darin dem Maltrova, daß er ſie morden ſollte? Schenkteſt du ihm nicht vier tauſend Gulden und ſo vielen Geldeswerth zu demſelben Ende? — Er hatte von den Gerichten zu Ravenna genau erfahren, was alles die Räuber nach ihren Ausſagen dem Maltrova abgenommen hatten. Kennſt du dieſen Brief, Pflichtvergeſſener? fuhr er fort, und hielt ihm den an ihn gerichteten Brief Maltrova's vor: lies ihn, und erſieh daraus, daß der ſcheußliche Henker dein grauſames Gebot erfüllt hat. —

Der beſtürzte Greis las den Brief, ſah das Kleid, und wußte nicht, was er erwidern ſollte, als er ſich noch überdies ſein ganzes Verbrechen ſo umſtändlich vorhalten hörte. Er blieb vor Erſtaunen ſtumm, da er nicht begreifen konnte, wie ſein Ankläger ſo gut von allem unterrichtet ſei. Der Präſident mußte aus ſeiner gänzlichen Beſinnungsloſigkeit ſeine Schuld deutlich erkennen und ſagte zu ihm: Dürfen Väter ihre Kinder ſo behandeln, Meſſere Horatio? Aber es ſoll euch theuer zu ſtehen kommen, elender Greis! — Der arme Mann erwiderte: So muß ein Vater handeln, wenn er den Makel nicht dulden will, den eine Tochter ihrer Familie anthut, indem ſie ſich einem Manne ergibt, der nicht ihr Gatte iſt. — Ihrem ihr verlobten Gatten hatte ſich Cicilia ergeben, Grauſamer, rief ihm Rinieri zu, von ihm und von keinem anderen war ſie ſchwanger, und ich bin ihr Gatte ſelbſt, der ich es dem Himmel danke, daß er dir deine Strafe angedeihen läßt. Ja, du ſollteſt zwiefachen Tod erleiden, wofern du zwei Leben zu verlieren hätteſt, da du mit einem Male deine Tochter und dein unſchuldiges Enkelchen gemordet haſt. — Herr Horatio wendete ſich hierauf mit den Worten zu Rinieri: Ich wollte, ich hätte dich eher als jetzt gekannt, ſo würdeſt du nicht mein Ankläger geworden ſein. Ich ſterbe nur darum ungern, weil du leben bleibſt. Du verdienſt eine viel härtere Strafe als ich, weil du der Grund alles geſchehenen Unglücks biſt. Und der Herr Präſident thut Unrecht, wenn er dich nicht ſtraft und belehrt, daß es den Vätern zuſteht, ihre Töchter zu verheirathen. — Heirathen ſollen freiwillig geſchloſſen werden, Herr Horatio, erwiederte der Präſident; und man ermordet ſeine Töchter nicht, weil ſie ſich nach ihrer Wahl verbinden. — Er ſchickte Meſſere Horatio darauf in ſeinen Kerker unter ſtrengem Gewahrſam zurück und berichtete den Stand der Sache an den Pabſt, der den Befehl gab, den Verbrecher nach Rom zu ſchaffen. Der Präſident vollſtreckte ihn, und Horatio ward, nach vorgenommenen Verhören, an beiden Morden für ſchuldig erkannt und verurtheilt, das Haupt zu verlieren, nicht ſowohl zur Strafe für den Todſchlag ſelbſt, ſondern weil er den Mörder mit Geld für das Verbrechen gedungen habe, und damit der Welt ein Beiſpiel geſtiftet werde, welcher Strafe diejenigen würdig ſind, die da ähnliche Böſewichter zur Ermordung anderer Menſchen, oder gar der Ihrigen anſtellen.

Meſſere Horatio war, wie ſchon geſagt, von edler Geburt und beſaß ein großes Vermögen, ſo daß er in ſeiner Heimath keines geringen Anſehens genoß, und nicht ſobald zum Tode verurtheilt worden war, als die Kunde davon ſich überallhin verbreitete, und auch Cicilien zu ihrem äuſſerſten Kummer nach Ricanati zu Ohren drang. Ungeachtet das Mädchen Rinieri höchlich liebte, vernahm ſie doch mit abſonderlichem Mißvergnügen, daß er es geweſen ſei, der ihren Vater auf den Tod angeklagt habe, und ſtand natürlich nicht an, dieſen zu erretten, denn ſie hielt dafür, daß ihr in Maltrova's Hand abgelegter Eid, ſich nicht zu erkennen zu geben, bei dieſer Gelegenheit, ohne eine Beleidigung Gottes gebrochen werden dürfe. Sie nahm alſo von ihrer guten alten Pflegerin Abſchied, machte ſich mit ihrem Söhnchen nach Rom auf den Weg und langte daſelbſt an eben dem Tage an, da Herr Horatio den Tod erleiden ſollte, und zwar als er ſchon auf den Richtplatz abgeführt worden war. Indem ſie nun den dazu eingerichteten großen Marktplatz erreicht hatte, und in der Ferne ſchon den Henker mit bloßem Schwerte ſtehen ſah, drängte ſie ſich durch das verſammelte Volk und rief ſo laut, als ſie es im Stande war: Haltet ein! haltet ein ihr Schergen! das Schwert hinweg von ſeinem Haupte! Er iſt unſchuldigerweiſe zum Tode verdammt, es leben ſeine Tochter und ihr Kind, die er getödtet haben ſoll. — Bei dieſem Rufe wendeten ſich alle Anweſenden nach der Gegend, woher er erklang, und die Umſtehenden hemmten, von Mitleiden mit dem unglücklichen Horatio ergriffen, den Fortgang der Hinrichtung, da ſie das junge Weib mit ihrem wunderſchönen Knaben im Arme erblickten und die Ahndung in ſich aufſteigen ließen, ſie könnten eben ſelbſt die Todtgeglaubten ſein. Cicilia kam mit ihrem Kinde am Fuße des Gerüſtes an, auf dem der arme Sünder knieend mit hinterwärts gebundenen Händen den Todesſtreich erwartete, warf ſich ihrem Vater um den Hals und rief: O mein theuerſter Vater! Sieh hier vor deinen Augen deine unglückſelige Tochter, der Gottes Barmherzigkeit ihr Leben erhalten, um dir in dieſer äußerſten Gefahr das deine zu erretten, und die es dir vergeben und vergeſſen hat, wozu du ſie in die Gewalt des gräßlichen Maltrova gabſt. Sieh hier auch dein Enkelchen, daß in ſeiner Unſchuld bald mitſchuldig an deinem Tode geworden wäre, und vergib mir alle meine Schuld an dir! — Dem alten Vater ſchnürte es bei dieſem Anblick und bei dieſer Rede dergeſtalt das Herz zu, daß er keines einzigen Wortes mächtig war, und, vor übermäßiger Zärtlichkeit weinend, ſeine Tochter und den zarten Säugling gern in ſeine Arme geſchloſſen hätte, wenn ſie ihm nicht gebunden geweſen wären. Der gegenwärtige Rinieri dagegen erkannte ſeine geliebte Cicilia in dem Augenblicke, wo er ſie und ſein ſchönes Söhnchen ſah, und ſtürzte, außer ſich vor Entzücken, öffentlich vor allem Volke in ihre Umarmungen.

Da nun ſolchergeſtalt Jedermann wahrnahm, daß das herzugekommene Weib Meſſere Horatio's Tochter und Rinieri's Gattin ſei, ſo füllten ſich vieler Menſchen Augen vor Fröhlichkeit und Mitgefühl darob mit Thränen. Der Gerichtshauptmann hinterbrachte dem Papſte getreulich alles, was vorgefallen war, und dieſer ließ voller Verwunderung

Herrn Horatio und die Übrigen vor ſich führen, hörte die umſtändliche Erzählung der ganzen Sache an, und pries Gott, daß das junge Weib ſo zur guten Stunde dazugekommen ſei.

Nachdem er hierauf die Tochter ernſtlich geſcholten hatte, ſich hinter dem Rücken ihres Vaters vermählt, und den Vater, ſie um deswillen dem Tode beſtimmt zu haben, ließ er für den folgenden Tag ein prächtiges Gaſtmal veranſtalten, und ordnete an, daß die geheime Verbindung der Liebenden ſofort in ſeiner Gegenwart, und unter Zuſtimmung des Vaters durch den Segen der Kirche beſtätigt wurde.

Herr Horatio ſetzte Tochter und Enkel zu Erben ſeines ganzen Vermögens ein, und ging im Überdruſſe der Welt in ein Kloſter, wo er ſein Leben als ein gottſeliger Mönch beſchloß. Rinieri erfreute ſich hingegen in der Ehe mit ſeiner geliebten Cicilia einer dauerhaften Zufriedenheit, und unterließ nimmermehr, ſo wenig wie ſie ſelbſt, Gott für ſeine ihnen offenbarte Gnade zu danken.

XV.

Don Jayme.

Möcht' ich meſſen meine herben Qualen,
Luſt, nicht Leiden würden ſie mir geben;
Doch es fänden eher Maß und Zahlen
All' die Vögel, ſo in Lüften ſchweben.

Eher fänd' ich Maß und Zahl den Sternen,
Denn den Augen ſind ſie zu erſchauen,
Leuchten ſie verſtreut in jenen Fernen,
In den weiten, unermeſſ'nen, blauen.

Ohne dich, mein ſüßes fernes Leben,
Sehn' ich mich in Nächten nach dem Tage,
Will mich Luſt der Leiden auch entheben,
Wein' ich Tages um die Nächte; klage,

Hoffe, ſeufze, lächle und vergehe,
Bis ich wieder mag in deine Augen,
Deren Strahl zu Luſt mir wandelt Wehe,
Meine tiefen Liebesblicke tauchen.

Alſo ſang, auf dem Verdecke eines Schiffes, um ſich von ſeinem Liebeskummer zu zerſtreuen, der ſo groß war, wie ein Jeder weiß daß ihn die Trennung von der Geliebten macht, Don Martin, ein junger, wohlgeſtalteter und verſtändiger

Edelmann aus Toledo, den ehrgeizige Abſichten von ſeinem Vaterlande und von einer ſchönen anmuthigen Dame, ſeiner Muhme und geliebten Braut, geſchieden hatten.

Don Martin hatte ſeinem katholiſchen Könige in Flandern mit tapfern Thaten gedient, ſchiffte jetzt nach Spanien zurück, wo er am Hofe belohnt und belobt zu werden hoffte, und gedachte ſeinen freien Nacken unter das Joch der Ehe zu beugen, deren Bande demjenigen lieb und linde ſind, der ſie aus freiem Willen trägt. Seine Seefahrt kam ihm wie eine ewige vor, weil ſie ihm den Genuß verzögerte, der ſeiner in den Armen ſeiner ſchönen Verwandtin wartete, und ſogar der günſtige Wind, der die Segel des Schiffes ſchwellte, ſchien ihm eine träge Stille zu ſein.

Da ſenkte das Schickſal, die grauſame Feindin unſrer Ruhe, die nimmermehr etwas nach unſren Wünſchen geſchehen laſſen will, eine finſtre ſchwarze Nacht mit grauenhaften Donnerſchlägen, entſetzlichen Blitzen und wüthenden Regengüſſen auf die Erde hernieder, und verwandelte den ſanften Wind in wilde Stürme, ſo daß die vor ihrem Untergange bangen Seeleute die Segel, wiewohl vergeblich, einzuziehen ſtrebten, um das Schiff nicht gegen Felſen werfen und ſcheitern zu laſſen, denn es blieb eine Beute und ein Spielwerk des Unwetters und der empörten Wogen, und ließ ihnen nichts anders zu thun übrig, als auf die Knie zu ſtürzen und Gott anzuflehen, mit ihren Seelen Erbarmen zu tragen, derweil für ihre Körper keine Rettung mehr vorhanden ſei. So ſahen ſie es auch für keine Vergrößerung ihres Unglücks an, als das Steuerruder die Richtung nach Cerdeña nahm, denn ſie hatten ſchon auf die Erhaltung ihrer Leben Verzicht geleiſtet. Mit lauten Wehklagen empfahl ſich ein Jeder dem Heiligen, dem er ſeine beſondere Verehrung widmete, und es möchte wohl die bloße Furcht ſie am Ende getödtet haben, hätte nicht Don Martin's tapferes Herz ſie ermuthiget, das als ein toledaniſches gleich unverzagt und getroſt dem Glücke wie dem Unglück auf Gott vertrauend entgegenſah.

Drei Tage hatten ſie in dieſer Lage zugebracht, ohne daß ihnen die Finſterniß und das hohe Meer, welches ſie verſchlungen hatte, zu erkennen geſtattete, wohin ſie getrieben wurden, und indem beides ſie alſo vor der Beſorgniß bewahrte, zertrümmert zu werden oder an das Land der Mohren zu treiben; als ſie ſpät Abends am vierten Tage hohe Felſen vor ſich wahrnahmen, die ſie mit neuer Furcht und mit böſen Ahndungen erfüllten, und gegen die das Schiff allen ihren Anſtrengungen zum Trotz ſo wüthend geſchleudert ward, daß es in Stücken zerborſt, und daß demnach ein Jeder, ſobald ſie ſich verloren ſahen, ſich anließ, ſein Leben, ſo gut es ihm gelingen wolle, und obgleich ihm dies faſt ſelbſt unmöglich vorkam, zu erretten.

Der ſich im Verfolge ſeines Waffenhandwerkes jetzt nicht zum erſten Male in Lebensgefahr ſehende Don Martin, ergriff entſchloſſen ein Bret, wie auch die Andern alle thaten, und rettete ſich nichtsdeſtoweniger, unter deſſen und des Himmels Schutz, trotz der tobenden Wogen, gleich ſeinen Leidensgefährten an das Land, wo ſie die noch augenſcheinlich drohende Gefahr zwar wohl erkannten, weil die Brandung hoch an die Felſen empor ſchlug, desungeachtet aber Gott für die ihnen angethane Gnade dankten. Don Martin und ein anderer mitreiſender Edelmann bargen ſich in eine vor dem Eindringen des Waſſers geſicherte Höhle oder Felſenkluft, und blieben bis zum Morgen darin, wodann ſich die Luft beruhigt und der Himmel ſein Grollen aufgegeben hatte, die Sonne aber zum Verſcheinen kam und ihnen einen, rings um die Felſen führenden, vier Fuß breiten ſandigen Strandpfad zeigte. Beſorgend nun, daß die nächſtkommende Nacht ſie noch in ihrer unwohnlichen Höhle beträfe, neugierig, zu wiſſen, wo ſie ſich befänden, und bedürftig der Nahrung, da ſie ſeit dem vergangenen Morgen nichts genoſſen hatten, ſchlug Don Martin mit ſeinem Begleiter den ſchmalen Fußſteig ein, um eine Schlucht aufzuſuchen, durch die ſie emporklimmen möchten, ſtets fürchtend, in dem Lande der Mohren zu ſein und die ihnen vom Himmel gefriſtete Freiheit zu verlieren; freilich aber den Hungertod ängſtlicher als den Verluſt dieſer Freiheit ſcheuend, indem dieſes traurige Daſein dennoch eine Süßigkeit in ſich hegen muß, die alle Noth und alles Unglück überwiegt. Der Hunger ſetzte Don Martin und ſeinem Gefährten in der That immer ärger zu, und ſie fühlten ſich bedrängter durch den Verluſt der mit dem Schiffe zu Grunde gegangenen Lebensmittel, als durch den ihrer Kleider und Sachen, weil Don Martin des Geldes keineswegs gebrach und in ſeiner Taſche einen Beutel mit einer guten Anzahl Dublonen und eine Kette gerettet hatte.

Über die Hälfte des Tages war ſchon verſtrichen, als die beiden Schiffbrüchigen auf ihrer Wanderung dem Geſtade des Meeres entlang einen wenig betretenen Pfad entdeckten, der an die Felſen hinaufleitete, und auf dem ſie gegen vier Uhr Nachmittags nicht ohne große Beſchwerden die Höhe erreichten, von wo aus ſich ein flaches anmuthiges Land, mit friſchen, grünen Hainen, ſchönen Gärten und Saatfeldern, dazwiſchen auch einigen Meiereien, jedoch ohne einen einzigen Menſchen, ihren Blicken darbot, ſo daß ſie noch immer nicht den Gedanken von ſich verbannen konnten, in Feindes Landen zu ſein.

Nichtsdeſtoweniger trieb ſie am Ende der Hunger an, den Willen ihres Schickſals über ſich ergehen zu laſſen und ihren Weg zu verfolgen, der ihnen nach Verlauf einer guten Stunde, als es eben Nacht werden wollte, ein großes ſchönes Schloß in der Ferne und einen vor ſie hinwandelnden Kavalier vor Augen führte, deſſen Körpergeſtalt, Anzug und edles Weſen ſie ihn wenigſtens für einen ſolchen halten ließ. Er trug, nach ſpaniſcher Weiſe, über einem reichen koſtbaren Kleide einen Roquelaure von hochrothem Sammet, mit vielen goldnen Borden beſetzt, und gewährte durch ſeinen Anblick den armen durchnäßten, verhungerten Wanderern eine große Freude, in der ſie Gott tauſend Dank ſagten, ſie aus ihrer Noth wider Erwarten dennoch in ein chriſtliches Land errettet zu haben. Wie ſie nun dem Kavaliere näher kamen, der ſtehen geblieben war, um ſie zu erwarten, und nach ihrem Ausſehen auf ihr Schickſal ſchloß, erkannten ſie in ihm einen etwa vierzigjährigen Mann, mit ſchwärzlichem, aber ſchönem, ernſtem Antlitz, ſchwarzem Knebelbarte und ſchwarzem, krauſem Haupthaar. Er begrüßte ſie, ſobald ſie ſich dicht vor ihm befanden, mit Höflichkeit, und fuhr alſo zu ihnen zu reden fort: Ich brauche Sie nicht zu fragen, Señores, welche Tücke des Schickſals ſie hierher geführt hat, denn daraus, daß ich ſie alſo zu Fuße vor mir ſehe, kann ich abnehmen, daß ſie ſich von irgend einem im vergangenen Sturme verunglückten Schiffe an dieſe Felſen gerettet haben, die Ihnen ohne die beſondere Gnade des Himmels eben ſo wie ſchon ſo vielen Andern den Tod bereitet haben würden.

So iſt es, erwiederte Don Martin nach gegenſeitigen verbindlichen Begrüßungen, und ich erſuche Sie, Herr Kavalier, daß Sie die Gnade haben, uns dieſes Land zu nennen und uns zu ſagen, ob wir wohl hier in der Nähe einen Ort finden, an dem wir uns von den ausgeſtandenen Mühſalen und von dem Übelſtande, zwei Tage lang nichts gegeſſen zu haben, wiederherſtellen mögen. — Sie befinden ſich, Señores, antwortete der Kavalier, auf der großen Canaria. Die Stelle, auf welcher Ihr Glück Sie dieſelbe hat betreten laſſen, würde ſie Ihnen freilich ſchwer als ſolche zu erkennen geben, denn Sie haben von hier zwei Stunden nach der Stadt, und angeſehen, daß der Tag ſchon zu Rüſte geht, ſo würden Sie unmöglich zeitig genug dahin gelangen, um als Fremde, die keinen Beſcheid wiſſen, Ihre Bedürfniſſe befriedigen zu können. Indeſſen, da Ihnen Erquickung und Schlaf gewiß höchſt nöthig iſt, und da ich aus Ihrer Sprache ſchließe, daß Sie Spanier ſind, für welches geſegnete Volk, wie ich zu meinem Ruhme ſagen kann, ich ſehr eingenommen bin, ſo erſuche ich Sie, dieſe Nacht und ſo lange es Ihnen gefällt, in meinem Hauſe auszuruhen und wie in Ihrem eignen zu gebieten. Ich werde Ihnen für dieſe Gunſt ſehr dankbar ſein und Sie ſelbſt nach der Stadt führen, die ich manchmal beſuche, und in der Sie ſich alles, was Ihnen zu Ihrer Weiterreiſe mangelt, anſchaffen können. —

Don Martin und ſein Begleiter nahmen in ihrer Nothdurft dieſen Vorſchlag mit vielen Dankſagungen an, traten mit dem Herrn und einigen entgegengekommenen Dienern ſpät in das Schloß ein, und ſtiegen die Treppen empor, indem man die Brücke des Hofes hinter ihnen aufzog und ſchloß, weil die Gegend durch Geſindel und Straßenräuber unſicher geworden war.

Die reichen Tapeten, trefflichen Gemälde und koſtbaren kunſtreichen Gegenſtände, womit alle Säle, durch welche ſie wandelten, aufgeſchmückt waren, gaben den beiden Fremden einen hohen Begriff von dem Reichthum und Anſehen ihres Wirthes. Es zeigten ſich Frauen, um brennende Kerzen aufzuſtellen und Befehle zu empfangen, und bald darauf erſchienen zwei junge Mädchen mit vier weißen Sklavinnen, denen das Zeichen ihrer Knechtſchaft auf die Stirne gebrannt war, und empfingen von dem Hausherrn das Geheiß, ihrer Gebieterin zu hinterbringen, ſie möge für zwei edle, nach Ruhe wie nach Speiſe und Trank verlangende Gäſte ſofort ein Zimmer mit zwei guten Betten und das Abendeſſen bereiten laſſen.

In Erwartung des letzteren verweilten die Schiffbrüchigen bei dem gaſtfreundlichen Kavaliere und erzählten ihm ihre Reiſe und die unglücklichen Begegniſſe, welche ſie zu ihm geführt hatten, indem ſie aus Art und Weiſe ſeiner gegebenen Befehle abnehmen zu dürfen glaubten, daß er verheirathet ſei.

So wie dann der Tiſch gedeckt und das Abendeſſen aufgetragen war, nöthigte ſie der Hausherr, ſich zu ſetzen, und indem er ſich ſelbſt auf einen Stuhl niederließ, zog er einen Schlüſſel aus der Taſche und gab ihn einem Diener, der damit eine in dem Saal befindliche kleine Thüre öffnete.

Wie erſtaunten die Fremden nicht, als aus dieſem Verſtecke keineswegs etwa einige Jagdhunde oder dergleichen Thiere, wie ſie erwarteten, ſprangen, ſondern ein Weib langſam hervorſchritt, und zu gleicher Zeit aus dem Eingange, durch welchen die Dienerinnen kamen und gingen, eine andere Frau trat, deren beiderſeitiger Anblick den Eindruck eines ſo höchſt ungewöhnlichen auf ſie äußerte, daß ſie darüber nicht nur vergaßen, was ſie zu thun im Begriff ſtanden, ſondern auch keine der Nöthigungen des Kavaliers, Platz zu nehmen, beachteten.

Das durch die kleine Thür getretene Weib mochte ungefähr ſechsundzwanzig Jahre alt ſein und war ſo ſchön, daß Don Martin weder in Spanien noch in Flandern jemals etwas Vollkommneres geſehen zu haben meinte, dabei aber auch ſo abgezehrt und bleich, daß ſie eher einer Todten als einer Lebenden glich, und wenigſtens alle Kennzeichen eines nahen Todes an ſich trug. Ihren blendendweißen zarten Leib bedeckte ein mit einem Strick gegürtetes Gewand von Sacklinnen, das ihr zugleich als Hemd, Unterrock und Kleid diente. Ihr in Flechten abgetheiltes Haar, das an Feinheit arabiſcher Seide glich, war hinter ihre Ohren gewunden, ein grobes Tuch ſchlang ſich um ihren Kopf, und ihre Hände, gleichſam Flocken des weißeſten Schnees, trugen einen Schädel. Tiefgerührt, aus ihren ſchönen Augen kryſtallhelle Perlen träufeln zu ſehen, hielt Don Martin dafür, daß ihre Schönheit, wenn ſie in dieſer Kleidung ſchon einen ſo hohen Grad der Vollkommenheit verrathe, in einer andern, koſtbareren das Entzücken der Welt ſein würde. Dieſes Weib kroch unter den Tiſch, als es zu demſelben herangekommen war. Das andere, welches zu der andern Thüre hereintrat, war eine Negerin, ſo ſchwarz, daß der Achat im Vergleiche mit ihr weiß genannt werden konnte, und überdies ſo ausnehmend häßlich, daß ſie nach Don Martin's Meinung, wo nicht der Teufel ſelbſt, ſo doch ſein getreues Abbild ſein mußte. Ihre Naſe glich an Stumpfheit denen der jetzt ſo beliebten Spürhunde, ihr Mund war mit ſeinen dicken aufgeworfenen Lippen eher eines Löwen Rachen zu nennen, und ihre übrigen Geſichtstheile entſprachen dieſer Schilderung. Indem ſie hinter zwei Dienerinnen drein, die in den Händen zwei ſilberne Leuchter mit brennenden Kerzen trugen, auf den Tiſch zuſchritt, hatte Don Martin Zeit, ihr Antlitz und ihre prachtvolle Kleidung zu betrachten. Die häßliche, abſcheuliche Negerin trug ein Kleid mit langer Schleppe und Spitzenärmeln, von purpurfarbenem Atlas mit Gold durchwebt, ſo reich und glänzend, daß keine Königin es beſſer haben konnte, Armſpangen und Gürtel von ſtrahlenden Diamanten, an Hals und Handgelenken, ſo wie als Ohrgehänge große ausgeſuchte Perlen, auf dem Kopfe viele Blumen und Edelſteine und an den Fingern Ringe von hohem Werthe. Sobald ſie herangetreten war, ergriff der Hausherr heitern Angeſichts ihre Hand, ließ ſie ſich an den Tiſch ſetzen, und hieß ſie als ſeine Gebieterin willkommen. Sie nahmen darauf alle Platz, er ſelbſt zur Seite der Negerin, und ihnen gegenüber Don Martin und ſein Gefährte, beide durch den ihnen vorgeführten Anblick in ſolches Staunen verſetzt und ſo ſehr damit beſchäftigt, daß ſie faſt das Eſſen vergaßen. Der Edelmann bemerkte ihre Verwunderung allerdings, ließ ſich aber darum nicht abhalten, ſeine Negerin und verteufelte Geliebte zu laben und zu liebkoſen, indem er ihr von ſeinem Teller die beſten Biſſen gab, der beweinenswerthen Schönheit unter dem Tiſche dagegen Knochen und Stücken Brod zuzuwerfen, die kaum für die Hunde gut genug geweſen wären, und die dieſelbe doch, vom Hunger angetrieben, abnagte, gleich als wenn ſie ſelber zu den Hunden gehört hätte. Nach geendigtem Abendeſſen ſchied die Negerin von den Fremden und ihrem Liebhaber oder Ehegatten, denn die erſteren konnten nicht ergründen, in welchem von beiden Verhältniſſen er zu ihr ſtand, und ging eben dahin, woher ſie gekommen war, mit derſelben Feierlichkeit zurück, von zwei Dienerinnen mit Kerzen begleitet. Unter dem Tiſche hervor kroch das gemißhandelte ſchöne Weib, der einer von den Dienern, welche aufgewartet hatten, Waſſer in die Hirnſchale ſchüttete, die ſie in den Händen trug, und begab ſich wieder in ihr enges Behältniß, deſſen Thüre ein Diener hinter ihr verſchloß und deſſen Schlüſſel er ſeinem Gebieter übergab. Auf dieſe Vorgänge, und nachdem ſich die Diener entfernt hatten, um ſelbſt zu Abend zu eſſen, redete der Edelmann folgendermaßen ſeine Gäſte an, die in Staunen und Nachdenken über die in ſeinem Hauſe geſchauten Dinge verſunken waren, ohne den Muth zu haben, nach deren Gründen zu fragen: Obſchon, meine werthen Freunde, Ihre zur See ausgeſtandenen Mühſale Ihnen Erholung und Ruhe eigentlich nothwendiger machen werden, als der Erzählung von Begegniſſen Anderer zuzuhören, ſo ſehe ich Sie doch über das, was vor Ihren Augen in dieſem Hauſe geſchehen iſt, ſo erſtaunt, daß ich verſichert zu ſein glaube, es werde Ihnen nicht unlieb ſein, meine Schickſale und den Urgrund der von Ihnen erblickten Außerordentlichkeiten zu vernehmen, die Ihnen faſt als dergleichen Wunder erſcheinen müſſen, wie ſie der Sage nach etwa in dem erſten Alter der Welt ſich ereigneten. Damit Sie nun von der in Ihnen obwaltenden Verwunderung zurückkommen, ſo laſſen Sie mich Ihnen, wenn Sie ſie zu wiſſen verlangen, meine wunderſame Geſchichte erzählen und Ihnen verſichern, daß Sie die Erſten ſind, welche ſie erfahren, und welche geſehen haben, was in dieſem Schloſſe vorgeht. Denn ſeitdem ich mich in daſſelbe aus der Stadt begab, habe ich nicht geduldet, daß weder irgend einer meiner mich beſuchenden Verwandten oder Freunde, den erſten Saal überſchritt, noch meine Diener ſich vermaßen, auf Gefahr ihres Lebens hin irgendwem mein Geheimniß anzuvertrauen. — Ich erſuche Sie, mein Herr und Freund, antwortete Don Martin, daß Sie mir Alles erzählen und mich dadurch aus der Verwirrung befreien, worin ich befangen bin. Die Ruhe, welcher, wie Sie ſagen, meine Ermüdung bedürftig iſt, kann mir nicht mehr Vergnügen und Erholung gewähren, als die Mittheilung einer ſo wunderbare Dinge in ſich begreifenden Geſchichte. — Wenn dem alſo iſt, ſprach der Edelmann, ſo hören Sie denn aufmerkſam meinen Worten zu.

Mein Name lautet Don Jayme de Aragon, gleichwie der meines Vaters, welcher aus Barcelona in dem Königreiche Catalonien gebürtig war, und von adeligen Vorfahren abſtammte, wie unſer Familienname beſagt. Mein Vater hatte, über einen Liebeshandel mit einer Dame, mit andern Edelleuten Zwiſtigkeiten und zwar der Art gehabt, daß ſie die Degen entblößten, und daß mein Vater, entweder als der Tapferſte oder als der Glücklichſte, einem ſeiner Gegner das Lebenslicht ausbließ, worauf er zu Pferde nach dem Königreiche Valencia flüchtete und ſich von da nach Italien einſchiffte. Er hatte indeſſen kaum einige Jahre in der Stadt Neapel und im Dienſte des Königs als ein tüchtiger Hauptmann ritterlich verlebt, als er es überdrüſſig ward, von ſeinem Vaterlande entfernt zu ſein, und ſich auf die Rückreiſe dahin begab. Unterwegs von einem Sturme überfallen, litt er an dieſen Felſen Schiffbruch, wie Sie, und rettete ſein Leben auf die nehmliche Weiſe. Während er ſich in der Stadt von dem erlittenen Ungemach erholte, ſah er meine Mutter, eine reiche elternloſe Waiſe, und vermählte ſich mit ihr, nachdem er zwei Jahre lang um ſie geworben hatte. Ich ward die einzige Frucht ihrer Ehe und erwies mich, als ich durch ihre Erziehung zu dem Alter von achtzehn Jahren erwachſen war, ſo ſehr dem Waffenhandwerke geneigt, daß ich meine Eltern um Erlaubniß bat, nach Flandern zu gehen, um einige Jahre daſelbſt zuzubringen und die Welt kennen zu lernen. Meine Eltern hießen mein Verlangen gut, damit mir die Ehre nicht entginge, die ich durch eine ſo rühmliche Beſchäftigung erwerben konnte, ſtatteten mich liebreich fürſorgend mit allem Erforderlichen dazu aus, und ertheilten mir ihren Segen, indem ich mich nach Flandern einſchiffte, wo ich mich nach meiner Ankunft anwerben ließ und meine Schuldigkeit als Soldat ſechs Jahre lang verrichtete. Ich glaube ſogar, daß ich noch gegenwärtig dort verweilen würde, wenn mir nicht der erſtaunlichſte Zufall, den Sie ſich vorſtellen können, begegnet wäre. Ich ſtand nehmlich damals in meinem vierundzwanzigſten Lebensjahre, meine körperliche Beſchaffenheit entſprach meinem blühenden Alter, ich beſaß den zierlichen Anſtand eines Kriegers, ermangelte der natürlichen Anmuth der Jugend nicht, und verband mit dieſen Vorzügen den Muth und die Würde des edlen Blutes, dem ich entſproſſen bin. Als ich mich nun eines Tages mit andern Kameraden und Freunden auf der Wachſtube befand, kam ein ältlicher Mann zu mir, der ſeinem Anſehen nach ein Escudero ſchien, und mir ſagte, indem er mich bei Seite rief, ich möge ihm einen Augenblick Gehör ſchenken. Ich beurlaubte mich bei meinen Freunden, ging mit ihm von dannen und ſah mir, als ich mit ihm allein war, von ihm ein Papier mit der Forderung in die Hand gedrückt, es zu überleſen und ihm eine mündliche Antwort darauf zu ertheilen. Ich las den Zettel und fand, daß er die folgenden Zeilen enthielt: „Dein Äußeres, Spanier, verbunden mit den übrigen perſönlichen guten Eigenſchaften, die dir der Himmel verlieh, nöthigen mir den Wunſch ab, dich zu ſprechen. Wofern du es alſo wagſt, unter den Bedingungen, die dir dieſer Diener angeben wird, in mein Haus zu kommen, ſo wird es dich nicht gereuen, mich kennen gelernt zu haben. Gott ſei mit dir.“ — Da ich ſah, daß das Blatt nichts mehr beſagte, und daß es ſich auf die Äußerungen des Dieners berief, ſo bat ich dieſen, mir die Art und Weiſe zu nennen, wie ich die Gebote dieſer Schrift erfüllen möge. Er antwortete mir, er wiſſe mich von weiter nichts zu benachrichtigen, als daß ich mich, wenn ich zu kommen entſchloſſen ſei, um die zehnte Stunde an demſelben Orte einfinden möge, von wo er mich abholen werde. Bei meiner Jugend, bei dem Stande, dem ich angehörte, und bei meinem edlen Blute, beachtete ich keine Gefahren und ſcheute ich mich vor keinen Wagniſſen, führten ſie mich auch dem Abgrunde des Verderbens zu. Ich nahm die Beſtellung an und erwiederte: ich würde zu rechter Zeit an Ort und Stelle ſein. Der kluge Bote verſicherte mich, ich unterzöge mich durchaus keiner anderweitigen Gefahr als der, mich irgend einem Menſchen zu vertrauen, und erſuchte mich dringend, ja weder einem Kameraden, noch einem Freunde, um meinet- und um deretwillen, die ihn geſendet habe, ein Wort von meinem Abenteuer zu ſagen. Ich verſprach ihm alles, was er von mir bat, und erwartete ungeduldig den Ausgang einer Sache, die mit ſo vieler Vorſicht eingeleitet ward. Kaum erkannte ich daher, daß die anberaumte Zeit nahete, ſo ſtahl ich mich von meinen Kameraden hinweg an den bezeichneten Ort, und es ſchlug die Glocke kaum die zehnte Stunde aus, ſo kam daſelbſt der Escudero auf einem in der erſt halbfinſtern Nacht erkennbaren ſtarken Roſſe an. Das erſte, was er that, als er herabgeſprungen, war, daß er mir mit einem dazu mitgebrachten Stück Taffet die Augen verband, derweil ich in mir bald an der Sicherheit meines Unternehmens zweifelte, bald über eine ſolche Verhüllung ſpottete. Alsdann ließ er mich das Pferd beſteigen, ſetzte ſich ſelbſt hinter mir auf, und wir begannen unſern Ritt. Der Zeit nach ſchien er mir eine gute Stunde zu währen. Wir durchſtrichen und durchkreuzten viele Gaſſen und Gäßchen, obwohl ich bei verbundenen Augen nicht erkennen konnte, wohin unſer Weg führte. Öftere Male kam es mir vor, als kehrten wir auf dem eben zurückgelegten Wege wieder um. Endlich aber erreichten wir ein Haus, in deſſen Vorhalle wir vom Pferde ſtiegen, und in dem mein Gefährte mich mit fortwährend verbundenen Augen bei der Hand eine Treppe emporführte. Ich geſtehe Ihnen, daß ich bei dieſem Vorgange einige Furcht empfand, und daß ich bereuete, mich in eine Lage gebracht zu haben, die eben durch die große Behutſamkeit, mit der ſie vorbereitet worden war, erkennen ließ, daß ſie mit einer ſchweren Gefahr drohte. Indem ich aber bedachte, daß ich nicht mehr umkehren konnte, und daß mir für den äußerſten Fall mein Dolch, mein Degen und eine kleine Piſtole, die ich in der Taſche trug, geblieben war, mit welchen Vertheidigungsmitteln ich mein Leben theuer verkaufen könne, gewann ich meine Faſſung wieder. Wir hörten zu ſteigen auf; inmitten eines Corridors, wie es mir ſchien, weil ich deſſen Geländer betaſtet hatte, ſchloß er eine Thüre auf, übergab beim Eintreten in ein Zimmer meine Hand, die er bisher in der ſeinigen gehalten hatte, einer andern, zarten, dem Gefühle nach, und ging, ohne ein Wort geſagt zu haben, hinweg, indem er die Thüre hinter ſich verſchloß. Er ließ mich bezauberter ſtehen, als ich vorher geweſen war, denn die Dame, welche, wie ich aus dem Rauſchen ihrer ſeidenen Gewande ſchloß, bei mir geblieben, führte mich durch drei andere Säle, nahm in dem letzten auf dem Eſtrado Platz, hieß mich ebenfalls mich niederſetzen und ermuthigte mich dadurch, daß ſie mich ihre Stimme vernehmen ließ, zu ihr zu ſagen: Gott ſei Dank, Señora, daß ich nun gewiß bin, im Himmel zu ſein und nicht in der Hölle, wohin ich glaubte geführt zu werden. — Woraus ſchließen Sie, daß hier der Himmel iſt? erwiederte ſie. — Aus der Seligkeit, die ich in meiner Seele empfinde, aus den ſüßduftenden Wohlgerüchen dieſes Aufenthaltes, und daraus, daß ich, wiewohl ich blind bin, mich für verſichert halte, entweder alles Bewußtſein verloren zu haben, oder mit dieſer Hand in der meinigen die Hand eines Engels feſtzuhalten. — Ach, Don Jayme, antwortete ſie, geben Sie mir in dem, was ich um Ihretwillen gethan habe, keine Unverſchämtheit ſchuld, ſondern bedenken Sie, daß mich die Allgewalt einer Liebe dazu gezwungen hat, von der ich mich oftmals zu befreien verſucht habe, ohne es fähig zu ſein. Denn wiewohl mich das Angedenken meiner Ehre und meines Standes nie verlaſſen hat, ſo beſiegten doch deine Verdienſte und Vorzüge mit ſtärkerer Gewalt mein Herz und zwangen alle Vertheidigungsmittel, die ich ergriff, deinem Werthe zu unterliegen, um deſſentwillen ich dich, mit Beſeitigung aller Hinderniſſe, auf die Art, wie du geſehen haſt, habe hierher führen laſſen. Unſer Geheimniß mit Klugheit zu bewahren, iſt uns gleich wichtig, dir und mir. Ich bitte dich alſo, im Verlaufe unſres Liebeshandels mit Niemand davon zu ſprechen, wiewohl, wenn ihr Spanier eine Untugend beſitzt, es eben die iſt, daß ihr kein Geheimniß geheim halten könnt. —

Sie band mir bei dieſen Worten die Augen los, mit denen ich freilich nach wie vor nicht ſehen konnte, da es durchaus finſter um uns war. Durch das Alleinſein mit ihr und durch die Dunkelheit kühn gemacht, bewies ich ihr meine Dankbarkeit für ſo große Gunſtbezeigungen, und ſuchte allmählig durch das Gefühl kennen zu lernen, oder durch die Phantaſie zu errathen, was meinen Augen verborgen blieb und ſich meiner Sinnlichkeit mit den üppigſten Reizen entſchleierte. Bis ein Uhr vorüber war, blieb ich bei ihr und erfreute ich mich ihrer äußerſten Zärtlichkeit und aller der Pfänder ihrer Liebe, die ich bei einer ſolchen Gelegenheit nur in Anſpruch nehmen konnte. Als es ihr Zeit zu ſcheiden zu ſein ſchien, gab ſie mir eine ſchwere, ſo vollgefüllte Börſe, daß ſie ſich kaum verſchließen ließ, nahm einen liebreichen Abſchied von mir, verband mir die Augen wieder und ſagte mir, ich möge nicht verſäumen, in der nächſten Nacht wieder pünktlich an demſelben Orte zu ſein, begleitete mich bis an die Thüre, durch welche ich hereingekommen war, und übergab mich demſelben Manne, der mich zu ihr gebracht hatte. Wir traten den Rückweg hinunter zu dem Pferde an, beſtiegen es abermals und ritten wieder eben ſo lange Zeit als vorher, bis mich mein Führer auf demſelben Orte abſetzte, wo er mich erſt aufgenommen hatte. Ich kam, nachdem er wieder zurückgeritten war, in meiner Wohnung an, wo ich meine Kameraden bereits in ihren Betten ſchlafend fand, verfügte mich in mein Gemach und kreuzte mich tauſendmal über mein glückliches Abenteuer. Als ich die Börſe öffnete, fand ich darin eine zweihundert Goldthaler ſchwere Kette, vier Diamantringe und hundert Doppelpiſtolen vor. Hocherſtaunt erwog ich bei mir, ein wie vornehmes Weib die Unbekannte ſein müſſe, und pries die ganze Nacht hindurch mein gutes Glück. Des andern Tages aber zeigte ich mich mit meiner Kette um den Hals, ſpielte hoch mit ſchimmernder Hand und bewirthete meine Freunde ſo verſchwenderiſch, daß ſie mich fragten, ob mir von Indien Geld zugekommen ſei. Ich befriedigte ihre Neugierde damit, daß ich ihnen ſagte, mein Vater habe es mir überſchickt, erwartete in der folgenden Nacht meinen Führer an dem gewiſſen Orte, wo er ſich zu der bezeichneten Stunde einfand, empfing ihn mit offenen Armen, indem ich ſeine Sorgfalt zu belohnen nicht unterließ, und ward ſelbſt eben ſo wohl aufgenommen, eben ſo geliebkoſt und belohnt, als in der vergangenen Nacht, denn meine Dame füllte mir dieſe Nacht die Taſchen mit einer ganz unglaublichen Menge von Dublonen an.

Auf dieſe Weiſe verlebte ich länger als einen Monat, ohne daß in keiner Nacht weder mein Führer mich abzuholen, noch ich meine bezauberte Geliebte zu genießen, noch ſie mich mit Geld und Koſtbarkeiten zu überſchütten verſäumte. In der Zeit, von der ich ſpreche, beſchenkte mich ihre Freigebigkeit nach und nach mit einer Summe von mehr als ſechstauſend Dukaten, mit denen ich mir das Anſehen eines Fürſten gab. Ihren eigenen Anblick enthielt ſie mir fortwährend ſtandhaft vor, und ſo oft ich ſie beſtürmte, mir ihn zu geſtatten, erwiederte ſie, daß dies eben nicht ſtatthaft ſei, weil es für mich eins und daſſelbe ſein würde, ſie zu ſehen und zu verlieren. Da nun aber kein Glück von Dauer ſein kann, das auf untugendlicher vergänglicher Luſt beruht, ſo wendete auch das meinige ſein eignes Rad gegen mich und ließ geſchehen, daß meine Kameraden, als ſie mich ſo reich und herrlich werden ſahen, von mir übel zu denken und übler zu reden anfingen. Denn, indem ſie unter ſich bedachten und beſprachen, woher ich ſo viel Geld und Geldeswerth nehmen könne, verfielen ſie auf die allerſchändlichſte Auslegung, und hielten dafür, ich müſſe ein Dieb oder Räuber ſein. Sie ſprachen dies auf eine ſo unverſchämte Weiſe hinter meinem Rücken aus, daß es auch einem meiner Freunde, Namens Don Baltaſar, zu Ohren kam. Derſelbe hatte nun zwar ſchon bei verſchiedenen Gelegenheiten meine Ehre in Schutz genommen und ſich meinetwegen vielen Gefahren ausgeſetzt; am Ende ward es ihm aber doch zu verdrießlich, mich in ſo üblem Rufe ſtehen zu ſehen, vielleicht beſorgte er auch, es möchte etwas Wahres an dem Gerede ſein, und ſo zog er mich eines Abends abſeits von den Andern mit ſich in das Freie, wo er zu mir ſagte: Ich kann in der That nicht umhin, Freund Don Jayme, dir zu ſagen, wie ich von dir denke, und aus welchem Grunde ich dich hierher geführt habe. Du magſt mir glauben, daß es nur aus Wohlwollen für dich geſchieht, denn ich höre täglich von Allen, die dich kennen, und die dich vordem in andern Umſtänden geſehen haben, die ſchlimmſten Dinge von dir reden. Um es mit einem Male herauszuſagen, ſo wiſſe, daß die Soldaten insgeſammt und jeder einzelne für ſich, ſeitdem ſie bei dir ſolche Zuſchüſſe, ſolche Koſtbarkeiten und ſolchen Aufwand wahrnahmen, ſich in Vermuthungen und Behauptungen, wie du dazu gekommen ſeiſt, erſchöpfen, und dich öffentlich beſchuldigen, deinen Wohlſtand auf eine Weiſe zu erlangen, die ich mich zwar ſchäme, aber doch nicht unterlaſſen kann zu nennen. Sie werfen dir, kurz und gut, Raub und Diebſtahl vor und folgern dies eben aus der Thatſache, daß ſie dich alle Nächte vermiſſen. Ich habe vielen Verdruß davon gehabt, dich zu vertheidigen, weil ein Einzelner einen ſchweren Stand gegen Viele hat. Ich beſchwöre dich alſo bei der Freundſchaft, die zwiſchen uns beiden beſteht, und die mehr als Verwandtſchaft iſt, daß du mir meine Zweifel benimmſt, der ich zwar nicht ſo wie die Andern an dir irre geworden, aber doch nichtsdeſtoweniger auch ein Menſch bin. Hüteteſt und verwahrteſt du dich fortwährend ſo gegen mich wie gegen Andere, ſo müßte ich zuletzt eben ſo argwöhniſch wie ſie ſelbſt gegen dich werden. Bin ich dagegen von deiner Unſchuld überzeugt, ſo vermag ich deinen guten Ruf und meine Meinung von dir mit Feſtigkeit zu vertheidigen. —

Ich mußte von Herzen über Don Baltaſar's Anrede an mich lachen, und verſuchte, mich gegen ihn zu entſchuldigen, indem ich die Sache aus einem andern Geſichtspunkte darſtellte, um nicht das Geheimniß meiner Schönen zu verrathen, die ich wegen ihrer mir erwieſenen vielen Wohlthaten und Gunſtbezeigungen liebte, ohne ſie noch geſehen zu haben. Am Ende aber wußte Don Baltaſar mich ſelbſt ſo bedenklich zu machen, daß ich mir von ihm bei ſeiner Freundſchaft die ſtrengſte Verſchwiegenheit zuſichern ließ, ihm die Gefahren, die mir drohten, ſchilderte, und ihm mein Abenteuer von vorn herein eröffnete. Don Baltaſar erſtaunte und verwunderte ſich über alle Maßen, und nachdem zwiſchen uns hin und wieder darüber geſtritten worden war, ſagte er zu mir: Sollte es denn nicht möglich ſein, Freund, vielleicht um der Sicherheit deines Lebens willen zu erfahren, in welchem Hauſe du biſt? — Bei der Art und Weiſe, wie ich dahin geführt werde, entgegnete ich, wüßte ich nicht, wie dies anzufangen wäre. — Es möchte doch nicht ſo ſchwer ſein, wie du denkſt, ſagte Don Baltaſar; denn wenn du etwa einen in Blut getauchten Schwamm in einem Gefäße zu dir ſteckeſt und mit demſelben beim Hinein- oder Herausgehen ein Zeichen an die Thüre machteſt, ſo würde es uns leicht fallen, andern Tages das Haus daran zu erkennen. —

Um nicht weitläufig zu ſein: ſchon dieſelbe Nacht nahm ich den Schwamm mit mir, bezeichnete die Thüre, und ließ zwar nächſten Tages in Don Baltaſar's Begleitung keinen Platz, keine Straße, keinen Winkel und kein Gäßchen der ganzen Stadt undurchforſcht, konnte aber nirgend ein ſolches Zeichen entdecken, bis wir, ermüdet und verwundert nach unſerer Wohnung zurückkehrend, nicht zwanzig Häuſer davon an der Thüre eines der anſehnlichſten den Blutfleck bemerkten. Unſrer Überraſchung und unſerm Staunen ſetzte das Bedenken ein Ziel, daß man mich wahrſcheinlich, um mich über die Entfernung zu täuſchen, in der Stadt herumgeführt habe. Wir erkundigten uns, wem der prächtige Pallaſt angehöre, und erfuhren, er ſei eines ſehr alten Fürſten und Großen dieſes Reiches Eigenthum, und werde von demſelben mit einer einzigen Tochter, der Erbin ſeiner Güter und Schätze, bewohnt, welche eine der ſchönſten Frauen des Landes, und wenn auch ſchon verwitwet, doch noch ſehr jung ſei, weil man ſie als Kind vermählt habe.

Wir betrachteten das Haus aufmerkſam und nahmen wahr, daß ſeine vielen Fenſter und Balkone mit dichten Gitterladen verſchloſſen waren, durch die man hinaus ſehen konnte, ohne geſehen zu werden. Wir unterhielten uns über unſre Entdeckung, derweil wir uns nach Hauſe wendeten, und nachdem wir zu Abend geſpeiſt hatten, begab ich mich an meinen Platz, in Erwartung meines Führers, und verbarg ſich Don Baltaſar unfern davon, bis der alte Diener mich abholte, und er ſich mit eignen Augen überzeugte, daß ich in den fürſtlichen Palaſt eingeführt ward. Don Baltaſar ging in unſre

Wohnung zurück, und ich verblieb bei meiner Dame, die ich diesmal endlich durch meine erneuten Liebkoſungen und größeren Ehrfurchtsbezeigungen, wiewohl gegen ihren Willen, vermochte, ſich vor mir ſehen zu laſſen. Sie ging ſelbſt nach einem Lichte aus, und indem ſie mit einer brennenden Wachskerze in ihrer ſchönen Hand wieder eintrat, erblickte ich — kein Weib, ſondern einen himmliſchen Engel, der ſich an meiner Seite niederſetzte und zu mir ſagte: Hier ſiehſt du mich vor dir, Don Jayme; gebe der Himmel, daß es nicht um mich zu verlieren geſchieht. Ich bin Lucrezia, Prinzeſſin von Erne. Sage niemals, daß du mit mir gethan haſt, was dir zu Willen war, und bedenke, was du thuſt. — Ach! welche Thorheiten begeht nicht die Jugend! Hätte ich dieſe Worte immer in meinem Gedächtniſſe bewahrt, ſo würde ich nicht in dieſen Zuſtand gerathen, ſondern in einem beſſern geblieben ſein! Das Licht wieder auslöſchend, fuhr ſie zu reden fort: Mein Vater iſt ſehr alt, er hat keine andern Erben als mich allein, und wiewohl mir viele Verbindungen angeboten worden ſind, habe ich doch in keine gewilligt, ja werde ich in keine willigen, bis mir der Himmel es in meine Willkühr ſtellt, dich zu meinem Gatten zu machen. — Ich küßte ihr die Hände für die Gnade, welche ſie mir ſchon erwieſen hatte und von Neuem erwies, und ſo wie es Zeit war, kehrte ich, mit Unheil und Geld beladen, und mehr als je in die ſchöne Lucrezia verliebt, in meine Behauſung zurück, wo ich Don Baltaſar von dem, was mir zugeſtoßen war, Rechenſchaft ablegte, obwohl ich mit Bekümmerniß erkannt hatte, Doña Lucrezia traurig und verwirrt verlaſſen zu haben. Am andern Morgen kleidete ich mich ſtattlicher und ſorgfältiger als andere Male an, ging mit meinem Kameraden wie andere Male auf die Straße, und wandelte mit ihm wie ein leichtſinniger, verliebter Jüngling vor ihrem Hauſe auf und ab, indem ich zu ihren Fenſtern emporſchaute und meinen Augen nicht wehren konnte, die Schönheit zu ſuchen, die ihnen endlich ſichtbar geworden war. Den Nachmittag brachten wir bis zum ſpäten Abende auf dieſelbe Weiſe zu. Doch wehe mir! ſchon begann mein böſes Geſchick, mich zu verfolgen, und mein gutes Glück ließ ermüdet von mir ab. Wir hatten den ganzen Tag nicht einmal den Schatten eines Weibes in dem beobachteten Hauſe geſehen und kehrten in das unſrige zurück. Don Baltaſar ging auf die Wachſtube, und ich blieb an der Thüre ſtehen. Kurz vor dem Einbruche der Nacht trat in der Dämmerung eine Frauensperſon in flamändiſcher Tracht, mit einer Larve vor dem Geſicht, auf mich zu, und ſagte zu mir auf Spaniſch, das um des Verkehrs mit den Spaniern willen in dieſem Lande Jedermann geläufig iſt: Fliehe augenblicklich aus der Stadt, unbeſonnener Jüngling, es ſteht nicht weniger als dein Leben auf dem Spiele. Du ſollſt dieſe Nacht auf das Geheiß derer ermordet werden, die dich über alles liebt. Ich ſetze mich ſelbſt großer Gefahr aus, um dich zu warnen, weil ich deine Jugend und Schönheit bemitleide. — Sie war nach dieſen Worten ſchnell wie der Wind hinweg, ohne meiner Antwort zu gewärtigen, und ich konnte ihr nicht folgen, da in demſelben Augenblick Don Baltaſar mit einigen andern bei uns wohnenden Freunden zu mir kam. Soll ich die Wahrheit ſagen, ich würde das Frauenzimmer nicht haben verfolgen können, wären auch die Freunde nicht genaht, ſo beſtürzt und faſt ohnmächtig hatte ihre Warnung mich gemacht, obſchon ich mir keinesweges träumen ließ, daß meine geliebte Gebieterin ſelbſt der mich zu einem ſo nahen und gewiſſen Tode verdammende Richter ſei. Nichtsdeſtoweniger beruhigte mich die Gegenwart der Freunde etwas. Ich zog nach dem Abendeſſen Don Baltaſar bei Seite, vertraute ihm an, was mir begegnet war, und pflog mit ihm bald zagend, bald mit dem ſolchen Abenteuern angemeſſenen Muthe tauſendfachen Rath, bis es drei Viertel auf zehn Uhr ſchlug, und ich mit dem ſtolzen Selbſtbewußtſein meines Muthes ungeduldig ſprach: Die zehnte Stunde naht; laß uns gehen, Freund. Trotz Himmel und Erde, und wenn es mir das Leben koſtete, laſſe ich von dem einmal begonnenen Unternehmen nicht ab. — Wir gingen. Ich kam an den beſtimmten Ort, es ſchlug zehn Uhr und der erwartete Führer kam nicht an. Ich wartete bis elf Uhr, und da ich ſah, daß er immer noch ausblieb, ſagte ich zu Don Baltaſar: Es kann ſein, daß er nicht kommt, weil er dich vielleicht wahrgenommen hat. Entferne dich und verbirg dich in jenes Gäßchen, wir werden ja ſehen, ob es daran liegt. — Kaum hatte ſich Don Baltaſar an den von mir ihm angewieſenen Ort begeben, als aus einem Hauſe unfern von mir ſechs bewaffnete und verlarvte Menſchen drangen, deren zwei ihre Piſtolen auf mich abſchoſſen, während die andern von Leder zogen und mich mit blanken Degen von allen Seiten anſielen. Einer der Piſtolenſchüſſe ging über mich hinweg, der andere traf mich in den Arm und verwundete ihn ſchlimm genug, wenn auch nicht ſo tief ins Fleiſch, daß er ihn zerſchmettert hätte. Ich legte Hand an meine Waffe und wollte mich vertheidigen; ich war aber nicht im Stande es zu thun, denn die Hiebe und Stiche der Sechſe gegen Einen warfen mich tödtlich verwundet zu Boden. Mein Kamerad kehrte auf den Lärm zurück, aus den benachbarten Häuſern ſtürzten Leute hervor, meine Freunde, die noch nicht ſchlafen gegangen waren, weil ſie geſpielt hatten, kamen auch dazu, und ſo ſuchten die Verräther ihr Heil in der Flucht, die ſie außerdem ſchwerlich, ehe ſie mir das Lebenslicht ganz ausgelöſcht, genommen haben würden. Ich wurde halbtodt in meine Wohnung getragen, Ärzte für Seele und Körper wurden zu gleicher Zeit herbeigeholt und die große Barmherzigkeit Gottes ließ mir beider Hülfe von Nutzen ſein. Ich ſah mich zwar bereits an dem Rande des Grabes ſtehen, aber der Himmel wollte nicht, daß meine letzte Stunde ſchon damals gekommen ſein ſollte. Weil ich mit Geld genug verſehen war, ſo wurde ich mit ſolcher Sorgfalt gepflegt, daß ich bald von meinen Wunden genas. Als ich zuerſt wieder im Stande war aufzuſtehen, ließ mir der General durch den Major ſagen, ich möge darauf bedacht ſein, alsbald dieſes Land zu verlaſſen und nach Spanien zurückzugehen, denn er könne mir die Verſicherung geben, daß derjenige, welcher mich in dieſen Zuſtand gebracht habe, ſich, nach einem ihm heimlich in die Hand geſpielten Billet, noch nicht für hinlänglich gerächt erkenne, und daß all mein Unglück von einem Weibe angeſtellt worden ſei, weil ich thörichterweiſe Anderer Geheimniſſe ausgeplaudert habe. Dies überzeugte mich zur Genüge, woher mein Unfall entſtanden war. Ohne alſo meine fernere Wiederherſtellung abzuwarten, begab ich mich auf den Weg, und erreichte nach vielem Ungemach, das mir meine leidende Geſundheit verurſachte, mein Vaterland. Ich fand daſelbſt, daß die unerbittliche Parze inzwiſchen den Faden des Lebens meiner Mutter, ſo wie auch den meines alten hinfälligen Vaters abgeſchnitten hatte, der der geliebten Gefährtin ſeines Lebens in Jahresfriſt in das Grab nachgefolgt war. Ich war alſo ein reicher Mann geworden, und ſtand in dem beſten Mannesalter, zwiſchen meinem dreiunddreißigſten und vierunddreißigſten Lebensjahre. Es boten ſich mir unverzüglich viele Heirathen mit reichen und vornehmen Damen an; aber ich fühlte gar keine Neigung mich zu vermählen, denn in meiner Seele lebte noch das angebetete Bildniß der Prinzeſſin Lucrezia fort, die ich an dem erſten Tage, da ich ſie ſah, verlor, und die ich, trotz dem, daß ſie die Urſache ſo bittern Wehs für mich geweſen war, weder haſſen noch vergeſſen konnte, bis ich in einer heiligen Woche, nach der Hauptkirche mich begebend, um dem heiligen Gottesdienſte beizuwohnen, eine Sonne, was ſage ich, einen Engel ſah. Ich ſah mit einem Worte Lucreziens ſo ähnliches Ebenbild, daß ich mich faſt tauſendmal überredet hätte, die Reue, mit mir ſo überſtreng umgegangen zu ſein, habe ſie zu mir zurück und mir entgegen geführt. Ich erblickte, ſage ich, Elenen, denn ſo heißt das unglückſelige Weib, das Sie die Knochen und Überbleibſel meiner Tafel verzehren geſehen haben. Ich fing nicht an, ſie zu lieben, als ich ſie ſah, denn ich liebte ſie vorher ſchon; ich betete ſie an und ſetzte mir auf der Stelle vor, ſie zu meiner Frau zu machen, wofern dem nichts entgegenſtehe. Ich folgte ihr, erkundigte mich nach ihrem Stande und ihrer Familie, und erfuhr, daß ſie zwar von Adel, doch ſogar in bürgerlichen Verhältniſſen arm zu nennen ſei. Sie war Jungfrau und ihre Tugend die wünſchenswertheſte, denn ſie fügte zu der Ausſteuer ihrer Schönheit die der Ehrbarkeit, Sittſamkeit und Verſtändigkeit. Sie hatte keinen Vater mehr, da derſelbe vor einem Jahre geſtorben war, und ihre Mutter war eine ehrwürdige, heilige Frau. Von allem zufriedengeſtellt, der Meinung, daß Tugend und Schönheit der größte Reichthum, durch deſſen Beſitz Elena reicher als Midas ſei, vermählte ich mich mit ihr und machte mir dadurch Mutter und Tochter ſo dankbar, daß ſie mich ihres Glückes immer und immer wiederholt verſicherten. Ich, der Verliebte, fühlte mich in ihrem Beſitze den glücklichſten Menſchen. Ich erhob Elenen aus dem tiefſten Elende zu der größten Herrlichkeit, wie Sie dieſelbe an der Negerin geſehen haben, die dieſen Abend an meinem Tiſche war, ſo daß ſie den edelſten Frauen der ganzen großen Canaria ſowohl wegen ihrer Schönheit, als wegen des Wohlſtandes, worin ſie ſie ſahen, ein Gegenſtand des Neides ward. Elenens Reize leuchteten ſo hell in Schmuck und Juwelen, daß ſie Jedermann bezauberten. Von Tag zu Tage verliebter, ſuchte ich immer neue Huldigungen auf und ward ihr mit ſo großer Zärtlichkeit zugethan, daß ich die Stunden ohne ſie für Jahrhunderte, die Jahre in ihrer Geſellſchaft für Augenblicke erachtete. Elena war mein Himmel, Elena war meine Seligkeit, Elena meine Luſt und meine Wonne! Wehe mir! Müſſen Sie mich nicht für närriſch halten, daß ich über Elenens Namen in Entzücken bin, derweil ich ſie dieſen Abend ſelbſt vor Ihren Augen mißhandelte! Elena iſt jetzt mein Haß, mein Schrecken und mein Abſcheu, denn Elena war ein Weib, und als ein Weib ſchuf ſie ihr Unglück und das meinige. Ihre Mutter ſtarb, als Elena ſechs Jahre verheirathet war, und ich empfand es mehr als ſie. Wollte der Himmel, daß ſie noch lebte; vielleicht wäre mir dann unter ihrem Schirm die Tochter, was ſie mir ſein ſollte. Elena hatte einen leiblichen Vetter, den Sohn einer Schweſter ihres Vaters, der ſich der Kirche widmete, und wiewohl ein tüchtiger und verſtändiger Jüngling, doch ſo arm war, daß er nicht einmal genug zu Fortſetzung ſeiner Studien beſaß. Ich, der ich alles Elenen Angehörige als Gegenſtand meiner eignen Sorgfalt anſah, nahm ihn zu mir in mein Haus, damit er ſeine Erziehung vollende, nährte, kleidete und unterhielt ihn in allen Dingen auf meine Koſten, und zwar auf das bereitwilligſte, weil ich ihn ganz wie meinen Sohn anſah. Wir waren ſchon acht Jahre lang vermählt, und unſere Ehe ſchien mir kaum erſt eine Stunde gewährt zu haben. Wir lebten in der Stadt, und brachten die heiße Jahreszeit, wie auch Andere zu thun pflegen, auf dem Lande, hier auf dieſem Schloſſe, um die Feldfrüchte zu erndten, zu. In dem Sommer nun, mit welchem eben mein unſeliges Geſchick anhub, geſchah es, daß Elena ſich unwohl fühlte.

Weil ich es wünſchte, ſah ich in ihren Zufällen Anzeichen ihrer Schwangerſchaft, und nahm ſie deswegen nicht mit hierher. Ich verließ die Stadt allein; wie es mir aber unmöglich fiel, ohne ſie zu leben, ſo trieb mich das Verlangen, ſie zu ſehen, ſchon nach acht Tagen in ihre Arme zurück. Ich ward zu meiner höchſten Befriedigung mit eben ſo großer Sehnſucht, als ich ſelbſt fühlte, von ihr empfangen. Ich glaube ſterben zu müſſen, wenn ich der Treuloſigkeit der Frauen gedenke. Mit welcher Verſtellung liebkoſte ſie mich und beſchwor ſie mich, ſie nicht zu verlaſſen, wenn ich nach dem Schloſſe zurückkehre, weil ſie gar nicht lebe, ſo lange ſie von mir geſchieden ſei! Ich war nehmlich kaum wieder in meinem Hauſe zur Ruhe gekommen, ſo zog mich die Negerin bei Seite, die Sie geſehen haben, und die die Tochter einer andern Negerin und eines Negers iſt, welche beide Sklaven meines Vaters waren und von ihm mit einander verheirathet wurden, und ſagte weinend zu mir: Ich würde das Brod, das ich eſſe, und die Wohlthaten verläugnen, Herr, die du und deine Eltern mir und den Meinigen durch unſre Ernährung erwieſen haben, wollte ich dir die Unthat verborgen halten, die man an dir begeht. Gott weiß, welche Pein es mir macht, dir dies ſagen zu müſſen; aber, da das Übel abzuſtellen iſt, ſo würde es ungerecht ſein, bliebeſt du durch mein Schweigen betrogen und deiner Ehre beraubt; wogegen ich freilich, ſobald ich rede, und ſobald ſie mich bei dir geſehen haben, wie ſie mir drohten, für mein Leben fürchten muß. Meine Gebieterin und ihr Vetter beleidigen dich durch eine unerlaubte Liebe zu einander, und ſo oft du nicht zugegen biſt, nimmt er deinen Platz bei ihr in deinem Bette ein. Ich hatte ihre Schuld geargwöhnt, und meine Wachſamkeit ließ mich ſie, wie ſie wohl wiſſen, ſehen. Ich habe dir den Verrath, den ſie an dir begehen, offenbart, ſorge du nunmehr für ſeine Abſtellung. — Der Himmel, meine guten Freunde, weiß, und Sie mögen es ſich vorſtellen, was bei dieſer Nachricht aus mir ward. Tauſendmal wollte ich der elenden Verläumderin die Zunge ausreißen, andremale keinen Menſchen im ganzen Hauſe am Leben laſſen. Ich erkannte aber, daß dies mit der Thüre würde ins Haus gefallen ſein, mäßigte mich und verbarg meinen unſäglichen Gram, indem ich, der Geduld ermangelnd, ſo lange zu warten, bis ich mit eignen Augen meinen Schimpf erkannt hätte, des andern Tages meine Reiſe hierher veranſtaltete. Unter dem Vorgeben, daß mein Aufenthalt auf dem Lande von längerer Dauer als andere Male ſein werde, ſchickte ich allen Hausrath, Dienerſchaft und Sklaven vor uns dahin ab. Elena war zufrieden und heiter, weil ſie mich heiter ſah, dem es nicht an Verſchlagenheit und Verſtellungskunſt gebrach. Für mich iſt die Ehre eines Ehemanns ſchon dadurch beſchimpft, geſetzt auch daß ſie nicht wirklich beſchimpft wäre, daß der Verdacht eines Schimpfes ſie traf, um ſo viel mehr, wo es Augenzeugen dafür gibt. Das erſte, was ich hier alſo vor Zorn und Wuth bei meiner Ankunft that, war, daß ich den treuloſen Vetter Elenens lebendig verbrannte. Sein Haupt ſparte ich zu dem, was Sie geſehen haben, auf, denn es iſt derſelbe Schädel, den ſie in den Händen trägt, und der ihr als Gefäß dient, um daraus Aloeſaft zu trinken, gleichwie ſie aus ſeinem Munde einſt Süßigkeiten trank. Alsbald darauf rief ich die Negerin zu mir, die mir den Verrath entdeckt hatte, gab ihr allen Schmuck und alle Koſtbarkeiten Elenens in deren Gegenwart, und ſagte ihr, um dieſelbe deſto mehr zu kränken: daß ſie von nun an meine Gemahlin ſei, als ſolche bedient werden, und über das ganze Hausweſen, über Diener und Dienerinnen gebieten, ſo wie auch mein Ehebett theilen ſolle, was inzwiſchen noch nicht geſchehen iſt, und daß ich

Elenen, ſtürbe ſie vor ihr, ſofort ebenfalls um das Leben bringen laſſen würde. Elena wollte ſich zwar entſchuldigen, aber ich geſtattete ihr es nicht. Ich tödtete ſie nicht ſogleich, denn ein ſchneller Tod iſt für den eine geringe Strafe, welcher ſich, wie ich Ihnen erzählt habe, ſo ſchwer an einem Menſchen verſündigt, der ihn aus dem elenden Staube zu ſolcher Größe erhob. Um kurz damit zu enden, habe ich ſie nun ſeit zwei Jahren ſo gehalten, wie Sie geſehen haben, ohne daß ſie etwas anderes als heute gegeſſen und getrunken, oder eine andere Ruheſtatt gehabt hat als eine Schütte Stroh, oder einen andern Aufenthalt als jenen Winkel, worein ſie verſchloſſen iſt, der ihrem Körper kaum ausgeſtreckt zu liegen geſtattet, und ſie nicht einmal aufrecht ſtehen läßt. Ihre Geſellſchaft iſt der Schädel ihres Mitſchuldigen und geliebten Vetters, und ihr Zuſtand ſoll derſelbe bis zu ihrem Tode bleiben, denn ſie muß noch überdies tagtäglich die ihr verhaßteſte Sklavin in ihren Kleidern an dem ihr verlorenen Platz an meiner Seite und an meinem Tiſche ſehen. Dies iſt die Erklärung deſſen, was Sie zu Ihrer Verwunderung geſehen haben. Rath verlange ich nicht von Ihnen, und würde ihn auch nicht annehmen, wofern Sie mir ihn gäben; erſparen Sie ſich alſo dieſe Mühe, denn wenn Sie mir ſagen, es ſei Grauſamkeit, daß ſie ſterbend lebe, ſo weiß ich das ſchon ſelbſt, und übe es eben deshalb aus. Sagten Sie mir hingegen, es wäre milder, ſie zu tödten, ſo antworte ich, daß dies die Wahrheit iſt, und daß ich ſie eben darum nicht tödte, auf daß ſie die Schande, die ſie mir angethan, mit ihrer Pein, die Zufriedenheit, die ſie mir genommen hat, mit ihrem Gram bezahle. Hiermit begeben Sie ſich zur Ruhe und ſagen Sie mir nichts, denn die wieder angefriſchte Erinnerung an dieſe Unthaten hat mich in ſo tödtliche Wuth verſetzt, daß ich wünſchte, es möchte heute wieder der Tag ſein, an dem ich meine Beleidigung erfuhr, damit ich ſie mit neuen Strafen rächen könnte. Morgen ſehen wir uns wieder. Es kann ſein, daß meine Leidenſchaft dann minder wild iſt, und daß ich es mir dann gefallen laſſe, anzuhören, was Sie mir vielleicht ſagen möchten, nicht um von meinen Entſchlüſſen abzuſtehen, ſondern um gegen Sie nicht unhöflich zu ſein. —

Hiermit ſtand der Hausherr von ſeinem Sitze auf, was auch Don Martin und ſein Begleiter thaten, befahl einem Diener, ſeine Gäſte zu ihren Betten zu führen, wünſchte ihnen eine gute Nacht und ging nach ſeinem eignen Schlafgemache. Die beiden Fremden folgten ihrem Führer, von Entſetzen über Don Jayme's Thaten erfüllt, und vermochten nicht zu begreifen, woher ein Kavalier von ſo edlem Blute, ein Chriſt und verſtändiger Mann habe den Muth nehmen können, eine ſo grauſame Rache ſo lange Zeit an einem unglückſeligen bejammernswerthen Weibe auszuüben, das er ſo ſehr geliebt habe. Ihre Beſonnenheit ließ ſie ſogleich vermuthen, daß die boshafte Sklavin ihre Herrin eben ſo leicht falſch beſchuldigt haben könne, da Don Jayme ſich nicht Zeit und Mühe genommen habe, das Zeugniß von ihrer Schuld zu prüfen, und Don Martin nahm ſich, während er ſich mit ſeinem Gefährten entkleidete, entſchieden vor, des andern Tages ſeine Zweifel auszuſprechen.

Don Jayme ſeinerſeits ſchritt in der höchſten Aufregung der Leidenſchaft, die ſich ſeiner, wie er geäußert hatte, beim jedesmaligen Angedenken der Unglücksfälle ſeines Lebens bemeiſterte, in ſeinem Zimmer auf und ab, indem er laute Seufzer ausſtieß und ſich wie unſinnig geberdete.

Mittlerweile verhängte nun aber Gott, der ſeiner Geſchöpfe nicht vergißt, Elenen, wie alsbald kund werden wird, bereits den Lohn für ſo viele Leiden hatte angedeihen laſſen und auch ihren Körper wieder zu Ehren bringen wollte, daß das Folgende geſchah. Es hatte ſich nehmlich kaum Alles in dem Schloſſe zur Ruhe begeben, als die Negerin anfing, auf ihrem Lager ein großes Geſchrei auszuſtoßen, zu kreiſchen: Jeſus, ich ſterbe, ich will beichten! die Mägde bei Namen zu rufen, und eine jede zu beſchwören, ihren Herrn zu ihr zu holen. Die Dienerinnen des Hauſes geriethen in Bewegung, und trafen die Schwarze mit dem nahen Tode ringend an. Ihr Antlitz und ihr ganzer Körper war mit Todesſchweiß bedeckt und von einem fieberiſchen Zittern ergriffen, das ihr Bett erſchütterte. Von Zeit zu Zeit fiel ſie in Ohnmacht, und ſchien ſie ihre Seele ſchon aufgegeben zu haben. Gleich darauf fing ſie aber unter denſelben Schmerzen und Wehklagen wieder zu erzittern und zu gleicher Zeit Schweiß zu treiben an. Da nun die Leute hörten, daß ſie vor ihrem Scheiden aus dieſer Welt durchaus ihren Gebieter zu ſprechen verlangte, ſo eilten ſie zu ihm. Don Jayme hatte indeſſen ſchon wie ſeine beiden Gäſte den entſtandenen Aufruhr vernommen, und war mit ihnen und einigen noch angekleideten Dienern herbeigeeilt. Als ſie in das Schlafzimmer der Negerin eintraten, fiel Don Martin der Reichthum des Bettes von blauem Damaſt mit ſammetnem Himmel und ſilbernen Borden und Franzen in die Augen, worin das widerwärtige Weſen lag, und er hielt es allem Anſcheine nach für Elenens, von dem unſinnigen Ehemann ihr bisher überlaſſene Lagerſtatt. Sobald die Schwarze ihren Herrn erblickte, ſagte ſie zu ihm: Bei dem Schritte, mein Gebieter, den ich im Begriff bin zu thun, verſchwindet Lug und Trug. Ich ſterbe, und fühle, daß mein Leben ſchnell zu Ende geht, Geſund und wohl aß ich zu Abend und legte ich mich zu Bett, und ſchon liege ich in den letzten Zügen. Ich bin Chriſtin, wiewohl eine ſchlechte. Ich erkenne, obwohl ich eine Negerin bin, daß es in meiner Lage für mich an der Zeit iſt, die Wahrheit zu reden, denn ich empfinde, daß mir das Gericht Gottes nahe bevorſteht. Ich habe Gott zwar im Leben nicht gefürchtet, aber im Tode iſt dem nicht ſo. Ich ſchwöre dir, bei der ernſten Stunde, in der ich lebe, daß meine Herrin unſchuldig iſt und die Sünde nicht begangen hat, um deretwillen du ſie mit ſo harten Strafen büßen läßt. Gott möge mir nicht vergeben, wenn das, was ich dir jetzt ſage, kein wahrhaftes Zeugniß iſt, daß ich ſie falſch beſchuldigte. Ich ſchwöre dir, daß ich ſie nie etwas habe begehen ſehen, das nicht ihrem ehrbaren, heiligen und tugendſamen Lebenswandel entſprochen hätte, und daß ihr Vetter einen unverſchuldeten Tod erlitt. Denn das Wahre an der Sache iſt, daß ich mich in ihn verliebte und ihn zu überreden ſuchte, mich wieder zu lieben, daß ich aber, als ich ihn immer mit meiner Gebieterin ſprechen und ſich um mich nicht kümmern ſah, den böſen Argwohn faßte, ſie müßten ſich einander lieben. An demſelben Tage darauf, als du wiederkehrteſt, zankte meine Gebieterin mit mir, und führte ich hinwider ſo unverſchämte Reden gegen ſie, daß ſie mich, über meine große Frechheit entrüſtet, mit Wort und That mißhandelte. Ja, derweil ſie mich eben abſtrafte, kam überdies ihr Vetter herein, der, nachdem er ſich die Sache hatte erzählen laſſen, ihr nicht allein beiſtand, mich zu mißhandeln, ſondern mir auch mit ihr zuſchwor, dir alles auseinanderzuſetzen. Weil ich mich vor deiner Beſtrafung fürchtete, ſo kam ich ihnen mit meinen Lügen zuvor, damit du mich an ihnen rächen möchteſt, wie du thateſt. Jetzt aber wolle Gott verhüten, daß meine Ruchloſigkeit länger verborgen bleibe, obwohl das Geſchehene nicht zu ändern ſteht. Was ich dich einzig bitte, iſt, daß du mir vergibſt, und daß du mir auch von meiner Gebieterin Vergebung erbitteſt, damit mir Gott vergebe.

Nimm deine Gattin wieder in Ehren zu dir auf, denn ich ſchwöre dir, daß ſie ihre Leiden unverſchuldet trägt. — Ich werde es thun, ſagte Don Jayme, die Augen roth vor Wuth. Dies aber iſt die Vergebung, die du verdienſt, Betrügerin, ſchmähliches Weib, und wollte Gott, du hätteſt viele Leben für dies eine, damit ich ſie dir alle nehmen könnte. — Bei dieſen Worten ſprang er mit einem Satz an die Seite ihres Bettes, riß ſeinen Dolch hervor und verſetzte ihr drei oder vier, oder ſo viele Stiche, als nöthig waren, um ihren Tod zu beſchleunigen. Er vollbrachte die That mit ſolcher Schnelligkeit, daß Niemand ihm zuvorkommen und ihn hindern konnte, was freilich wohl auch Niemand gethan haben würde, da Alle ſie als eine wohlverdiente Strafe anſahen. Nachdem er die Negerin zum letzten Male hatte röcheln hören, ging Don Jayme von ihr hinweg und ſchritt in tiefen Gedanken in ſeinem Zimmer auf und ab, von Zeit zu Zeit ſchwere Seufzer aushauchend. Don Martin trat zu ihm ein und ſagte heiter: Wie geht es zu, Don Jayme, daß Sie an einem ſo frohen Tage, an dem Sie Ehre und Gattin wiedergewonnen haben und ſich gewiſſermaßen von Neuem mit der ſchönen Elena vermählen, ſich ſo verwunderlich betragen und die koſtbare Zeit entfliehen laſſen, anſtatt ſich ihrer in ihren Armen zu erfreuen? Sie ſind nicht bei Beſinnung. Kommen Sie zu ſich und ſeien Sie fröhlich, wie wir es Alle mit Ihnen ſind. Geben Sie uns den Schlüſſel und laſſen Sie uns das jammervolle ſchuldloſe Weib befreien. — Der arme Kavalier beruhigte ſich etwas, ergriff den Schlüſſel und übergab ihn Don Martin, der damit die ſchmale Thür öffnete und der Dame zurief: Kommen Sie hervor, Señora Elena, der Tag der Ruhe iſt für Sie genaht; da er aber ſah, daß ſie nicht antwortete, bat, man möge das Licht ſo weit näher bringen, daß ihn Elena erblicken könne. Hineintretend, gewahrte er die Unglückliche auf einem elenden Strohlager todt vor ſich ausgeſtreckt, die Arme kreuzweiſe auf ihrer Bruſt zuſammengelegt, die linke Hand ausgebreitet, und die ſchönen Finger ihrer rechten zu einem wohlgebildeten Kreuze aneinandergefügt, das Angeſicht zwar blaß und abgezehrt, doch immer noch engelſchön, und den Schädel ihres unglücklichen unſchuldigen Vetters neben ihrem Haupte liegend.

Das Mitleiden, welches den edlen Don Martin bei dieſem Anblick überkam, war ſo groß, daß ſeine Augen von Thränen überfloſſen, und zwar von um ſo reichlicheren, als er hinzutrat und, ihre Hand ergreifend, fühlte, daß ſie kalt war. Allem Anſcheine nach mußte ſie ſo großen Schmerz darüber empfunden haben, in dem ſchmählichen Kerker ihren Gatten ihre trübſelige Geſchichte erzählen und dem ihr geſpielten Betruge Glauben beimeſſen zu hören, daß derſelbe, was ihren peinlichen Drangſalen nicht gelungen war, ihr Leben geendigt hatte.

Da nun Don Martin ſich überzeugte, wie hier weiter nicht zu helfen ſei, ſprach er zu der Geſtorbenen: Du biſt glücklich zu preiſen, Elena, daß du alſo deinem unſeligen Geſchick entgangen biſt; aber du Unglückliche erfuhreſt es wohl nicht mehr, daß der Himmel endlich mit deiner Unſchuld Erbarmen trug und deinem Scheiden aus dieſer Welt ſchon einen Troſt bereitete! — Sodann rief er Don Jayme mit den Worten herbei: Treten Sie herein, Señor, und ſehen Sie, was ihr grauſamer Irrthum angeſtiftet hat. Treten Sie ein, ich bitte Sie, und machen Sie ſich auf Schmerzen und auf Thränen gefaßt. Elena bedarf jetzt des Lohnes ihres Märtyrerthums nicht mehr von Ihnen, denn Gott gab ihn ihr ſchon im Himmel. —

Don Jayme trat beſtürzt und mit unſichern Schritten ein, und ſo wie er Elenen ſo vor ſich liegen ſah, begann er, der doch vorher das Herz eines wilden Thieres kund gegeben hatte, wie ein hülfloſes Weib zu weinen, ſtürzte ſich über ſie hin, küßte ihre Hände und rief: Ach, meine Elena, du haſt mich verlaſſen! Warum weilteſt du nicht lange genug, um dich an dem Schuldigen zu rächen, der der ſchändlichſten Verleumdung mehr als deiner Tugend Glauben lieh! Bitte du nun Gott, daß er jede Strafe über mich verhängt. —

Als Don Martin den Herrn des Schloſſes in ſolcher Aufregung ſah, ſprang er ihm vorſichtig bei, um ihm den Dolch zu nehmen, den er im Gürtel trug, weil er befürchtete, Don Jayme möge ſich in der Verzweiflung gegen ſich ſelbſt vergehen. Er hätte es auch gewiß gethan, denn indem ſeine Hand nach der Waffe taſtete und ſie nicht fand, hub er an, ſich Fauſtſchläge zu geben, ſich Haar und Bart auszuraufen und einige irre Worte zu reden. Die Seinigen ließen weinend hinzu und riſſen ihn faſt gewaltſam aus dem dunkeln engen Raume. Was ſie aber auch immer mit ihm thaten und verſuchten, ſo vermochten ſie ihn nicht zu beruhigen, und er verlor am Ende völlig den Verſtand, welches Unglück alle vorgängigen beſchloß und beſiegelte. Die Anweſenden behielten bei dieſem Vorgange ihren Schmerz nicht länger in ihrer Gewalt. Sie ſchrien und wehklagten, als ob einem Jeden von ihnen das Liebſte ſeiner Seele entriſſen worden wäre. Vornehmlich die Dienerinnen und Sklavinnen der verſchiedenen Elena ſtanden weinend um den Leichnam herum, führten tauſenderlei betrübte Reden, rechtfertigten ſie, und prieſen laut und hoch ihren tugendſamen Lebenswandel, was ſie vorher nur gezwungen unterlaſſen hatten, weil ihr Gebieter ſie nicht hatte anhören wollen. Sobald ſich Don Martin ſolcher Verwirrung bewußt ward, befahl er den Weibern, ſich zu entfernen, und brachte Don Jayme mit Hülfe der Diener nach ſeinem Bette, in welches ſie ihn legten und feſtbanden, damit er nicht etwa aufſtände und ſich durch ein Fenſter ſtürzte. Er fürchtete überhaupt, der Unglückliche möge ſich das Leben zu nehmen ſuchen, ſobald ſie ihn verlaſſen hätten, um ſich mit Elenen wieder zu vereinigen, und übergab ihn deshalb der Aufſicht zweier Bedienten, die keinen Augenblick von ihm weichen ſollten. Er erkundigte ſich, ob Don Jayme in der Stadt irgend einen Verwandten habe, und da er hörte, daß ein leiblicher Vetter deſſelben, der Sohn einer Schweſter ſeiner Mutter, ein reicher angeſehener Mann von edlem Hauſe, daſelbſt wohnhaft ſei, ſo fertigte er augenblicklich einen Boten mit einem Briefe an ihn ab, damit er alsbaldigſt herauskomme und der einreißenden Zerſtörung ſteuere.

Don Alexandro hatte ſich auch kaum von der Sache und allen ihren einzelnen Umſtänden unterrichten laſſen, als er mit ſeiner Frau, mit Dienern und Dienerinnen und andern in ſein Vertrauen gezogenen Edelleuten nach Don Jayme's Schloß kam, wo ſie alle zuſammen vor Rührung über ſo großes Leidweſen Thränen vergoſſen und ſich am wenigſten über Elena beruhigten, die von Stunde zu Stunde ſchöner zu werden ſchien. Sie nahmen ſie von dannen, wo ſie lag, denn Don Martin hatte bisher noch keinem Menſchen geſtattet, ſie anzurühren, legten ſie in einen Sarg, den ſie aus der Stadt hatten kommen laſſen, und begaben ſich, nachdem die Negerin, das leibhaftige Ebenbild Lucifer's, beerdigt worden war, mit Don Jayme, Elena's Körper und der ganzen Haushaltung und Dienerſchaft nach der Stadt zurück, in Alexandro's Haus. Don Martin und ſein Gefährte, denen Alle große Ehren wiederfahren ließen, begleiteten ſie dahin. Nach Elena's Beſtattung wurden die berühmteſten Ärzte um Don Jayme's Wiederherſtellung zu Rathe gezogen, jedoch umſonſt. Don Martin verweilte noch einen Monat, in der

Hoffnung, daß es ſich doch wieder mit Don Jayme beſſere. Wie er inzwiſchen erkannte, daß kein Mittel anſchlug, ſo verabſchiedete er ſich bei Don Alexandro, ſchiffte ſich nach Spanien ein, und gelangte glücklich in ſeinen Hafen ſo wie an den Hof. Seine der Krone geleiſteten Dienſte wurden von Seiner Majeſtät nach Verdienſt belohnt. Darauf nach Toledo gehend, heirathete er ſeine geliebte Baſe, mit der er in einer zufriedenen Ehe lebte. Gewitzigt durch die unter ſeinen Augen vorgegangenen Unfälle, hütete er ſich wohl vor den argliſtigen Betrügereien böſer Diener und Dienerinnen, und überall, wohin er kam, erzählte er dieſe Geſchichte, aus welcher der unwiderſprechliche Satz als bewieſen ſtehen bleibt: daß in Betracht des Jähzorns und der Grauſamkeit die Männer fürchterlich ſind, weil dieſe Leidenſchaften ſie dermaßen mit ſich fortreißen, daß ſie außer Stand verſetzt werden, einen Gegenſtand zum zweiten Male zu prüfen und anzuſehen. Es geht aus dieſer Novelle desgleichen hervor, daß es auch unſchuldig leidende Frauen gibt, und daß eben keineswegs Alle ſtrafbar ſind, wie man allgemein behaupten will.

XVI.

Die Witwe von Fondi.

In Fondi, einer der Familie Colonna gehörigen Stadt, lebte dereinſt eine verwitwete Edelfrau, Namens Livia, die einen ſehr wohlerzogenen, über alles in der Welt ſeine Mutter liebenden Sohn hatte. Dieſer Jüngling verliebte ſich in eines der den Männern mit ihren Körpern gefälligen Frauenzimmer, bekam ihretwegen Händel mit einem Anderen, da ſie, nach ihres Gleichen Art, beiden nur inſofern zugethan war, als ſie von ihnen Gewinn zu ziehen glaubte, und hatte, dem Willen ſeines Schickſals zufolge, das Unglück, von ſeinem Gegner in dem ſich mit ihm entſpinnenden Meſſerkampfe eine ſo tiefe Stichwunde unter die linke Bruſt in das Herz zu erhalten, daß er auf der Stelle entſeelt niederfiel.

Der Mörder ſah die Schergen des Stadtvoigtes auf ſich zuellen, um ſich ſeiner zu bemächtigen, verſuchte, ſchnellfüßig wie er war, ſich durch die Flucht zu erretten, ſtürzte in ſeinem Laufe in den offenſtehenden Eingang eines Hauſes, das, ihm unbewußt, der Mutter des Gemordeten angehörte, und trat die Witwe zitternd und zagend mit den Worten an: Erbarmt euch meiner, Madonna, und verbergt mich vor den Schergen des Stadtvoigts, ſie ſind hinter mir drein, um mich zum Tode abzuführen. — Die gute Frau, zu der die Nachricht von ihres Sohnes Ermordung noch nicht gedrungen war, forſchte, von tiefem Mitleiden mit dem Unglücklichen bewegt, der, wie ein Bild des Entſetzens, mit ſchlotternden Knien und verſtörtem Angeſicht vor ihr ſtand, nicht erſt weiter nach der Urſache ſeiner Todesnoth, ſondern erwiederte ihm: Sei verſichert, mein lieber Sohn, daß du in meinem Hauſe ſo wohl geborgen ſein ſollſt, wie mein eigenes Kind, und brachte den Jüngling an einen Ort, wo er, nach ihrem Dafürhalten, ſchwerlich aufzufinden war.

Bangend und ſorgend erwartete ſie nun die Gerichte in ihr Haus dringen und den armen Flüchtling ſuchen zu ſehen, als man ihr die von theilnehmenden Nachbarsleuten begleitete Leiche ihres Sohnes zutrug. Vor Jammer über dieſen Anblick vergehend, rang die Geprüfte die Hände, zerraufte ſich das Haar, und ließ ihren lauten Schmerz himmelan dringen, indem ſie ausrief: O, Scipione! (dies war der Name des Todten) wie ganz anders wirſt du mir jetzt zurückgebracht, als du noch vor kurzem von mir ſchiedeſt! Weſſen grauſame Hand hat dich mir ſo elendiglicherweiſe geraubt? In welchem unſeligen Augenblicke mußteſt du von deiner armen Mutter aus dem Hauſe gehen? O, wehe mir, die ich faſt das mir bevorſtehende Unglück ahndete und, bis an die Thüre dich begleitend, dich bei mir zu bleiben bat! O, daß ich mit dir gegangen wäre! Ich würde dich gegen die ruchloſe Hand vertheidigt haben, die mir dein Leben nahm! O, hätteſt du deiner Mutter gefolgt, ſo würdeſt du noch lebendig, und ich heute nicht das betrübteſte Weib auf Erden ſein! Du, mein Sohn, haſt alle meine Ruhe und Zufriedenheit mit dir hinweggenommen und mich in den tiefſten Abgrund der Trauer geſtürzt, der auf Erden einen menſchlichen Geiſt umfangen kann. Wohin ſoll ich nunmehr noch meine Hoffnungen richten? Wer ſoll nunmehr die Stütze meines hinfälligen Alters ſein, da du mir entriſſen biſt? Warum habe ich den Böſewicht, der dich getödtet hat, nicht in meinen Händen, um durch ſeinen Mord mit ihnen für den deinigen die Rache zu nehmen, die ich dir als deine Mutter ſchuldig bin! — Unter ſolchen und ähnlichen Klagen, die nicht blos durch ihr Haus, ſondern weit und breit außer demſelben wiederhallten, ſtillte ſie mit ihrem aufgelöſten Haar das Blut der Wunde, und wuſch ſie mit ihren heißen Thränen rein, derweil ſie in ihrem Gemüthe keinen anderen Wunſch hegte, als den Mörder baldigſt von den Gerichten eingefangen und von dem Henker in Stücken geriſſen zu ſehen.

Die Häſcher hatten bereits Anzelgen erhalten, daß der Jüngling, der den Scipione umgebracht habe, in das Haus der Witwe geflüchtet ſei, und traten zu der ihren blutigen Sohn in den Armen haltenden Mutter, indem ſie zu ihr ſagten: Wir haben vernommen, daß der Übelthäter hier in deinem eignen Hauſe verborgen ſei. Liefere uns ihn aus, auf daß man ihm die gerechte Strafe für ſein Verbrechen angedeihen laſſen und dich mit der nothwendigen Rache an ihm zufrieden ſtellen kann. — Von ihrem Schmerz überwunden, erwiederte Livia kein einziges Wort, und bekümmerte ſich, mit dem Todten beſchäftiget, überhaupt nicht um das, was um ſie her vorging und geſprochen wurde. Die Diener der Gerechtigkeit begannen alſo an allen Orten und Enden des Hauſes ihre Nachforſchungen, fanden zuletzt mit vieler Mühe den Verborgenen auf, der vom Anfang herein in Todesängſten das von ihnen verurſachte Geräuſch vernommen hatte, und bemächtigten ſich ſeiner mit den Worten: Siehſt du wohl das Walten der himmliſchen Gerechtigkeit? Sie hat dich eben in das Haus der Witwe geführt, deren Sohn du erſchlugſt. — Dann ſchleppten ſie den Gebundenen vor die troſtloſe Mutter ſelbſt, und ſagten ihr: Seht hier den Mörder, Frau! Morgen erleidet er vor euren Augen den verdienten Lohn. — Livia warf die Augen auf den Jüngling, erkannte in ihm Augenblicks den nehmlichen, der ſich unter ihren Schutz begeben hatte, und wurde mit einem Male vom heftigſten Zorn und vom frömmſten Mitleiden ergriffen und gerührt. Zu jenem ſpornte ſie der Anblick ihres todten Sohnes, zu dieſem der wie zerſchmettert vor ihr ſtehende Mörder an, deſſen unerhörtes Mißgeſchick ihn gerade in dem Hauſe derjenigen hatte müſſen Schutz ſuchen laſſen, die er am ängſtlichſten hätte meiden ſollen. Zunächſt trieb aber ihr ihm gegebenes Wort, ihn wie einen Sohn zu bewahren, ſie zu dem chriſtlichen Verlangen an, ihm zu vergeben und ihn von dem Verderben zu erretten.

So wie der in dieſe äußerſte Lage gebrachte Jüngling vor Livia's Angeſicht ſtand, warf er ſich, in der gewiſſen Vorausſicht ſeines Todes, auf die Knie vor ihr nieder, und ſagte mit Thränen in den Augen zu ihr: Da mein Unſtern gewollt hat, Madonna, daß ich, anſtatt aus dieſem Lande zu flüchten, oder, wenn es nicht angegangen, an tauſend verſchiedenen Orten dieſer Stadt, wo ich ſicher geweſen wäre, Zuflucht zu ſuchen, in eure Hand kommen mußte, die ihr nicht allein mich nicht retten dürft, ſondern mich vernünftigerweiſe ſogar als den Mörder eures Sohnes und als euren Todfeind auf das allerunverſöhnlichſte verfolgen müßt, ſo bitte und beſchwöre ich euch in meiner Bedrängniß, nur ſo viel wenigſtens für mich zu thun, daß ihr mir meine Miſſethat vergebt. Ich wage dieſe Bitte nicht etwa deshalb an euch zu richten, um von der Todesſtrafe für den begangenen

Mord befreit zu werden, die ihr von Rechtswegen in Anſpruch nehmt, weil ich für vergoſſenes Blut nicht anders als mit meinem eigenen Blute büßen kann, ſondern einzig nur um ſterbend in jenes andere Leben die Beruhigung mit hinüber zu nehmen, daß ihr mir mein unſeliges Vergehen verziehen habt. Ich mag überhaupt wohl befugt ſein, meine Schuld ein Vergehen zu nennen, da ich nicht abſichtlich, ſondern nur aus Zufall den Jüngling erſtach, der eben ſo gut mich ſelbſt erſtechen konnte, und deſſen Tod ich jetzt mit grenzenloſem Leidweſen nicht aus Furcht vor meinem Tode beweine, ſondern aus Mitgefühl des Kummers, den ich euch verurſacht habe, die ihr euch ſo liebreich meine Errettung angelegen ſein ließt. Könnt' ich mit meinem Tode euren Sohn ins Leben zurückrufen, ſo ſollte er mir unausſprechlich willkommen ſein, und ich würde mir ihn hier in eurer Gegenwart freiwillig geben, nicht um mich den Händen der Gerechtigkeit zu entziehen, in deren Gewalt ich ſtehe, ſondern um euch nach meinen Kräften genug zu thun. Oder vermöchte ich, die Geſetze des Blutes und der Natur umſtoßend, mich in euren Sohn zu verwandeln, und euch zu bewegen, mir Mutter zu werden, ich würde gewiß eben ſo liebreich und gehorſam gegen euch ſein, als ich es nur irgend ſein könnte, wenn ich von euch mein Daſein empfangen hätte. Da ich aber ſehe, daß ich dies nicht zu bewirken vermag und euch in Gegenwart dieſes Todten, der mich durch mein ſchlimmes Schickſal zu eurem ärgſten Feinde gemacht hat, vergebens bitten würde, mich an Sohnes Statt aufzunehmen, ſo komme ich auf meine erſte Bitte zurück, mir zu Erleichterung meines Elends und meiner letzten nahebevorſtehenden Augenblicke eure Verzeihung zuzugeſtehn, und zwar wenn nicht um meinetwillen, ſo doch um der Liebe zu eurem Sohne und um eures Wortes willen, das ihr mir erſt vor wenigen Augenblicken verpfändetet. — Dieſe Worte rührten ſogar die an Unempfindlichkeit und Grauſamkeit gewöhnten Schergen, geſchweige denn das durch ihr großes Leid erweichte Gemüth der zärtlichſten Mutter. Wiewohl ſie ihren getödteten Sohn noch in ihren Armen hielt, ſo wendete ſie ſich doch mit folgenden Worten an den unglücklichen Jüngling: Ich glaube nicht, daß es auf Erden einen ſchärferen Schmerz gibt und geben kann, als den ich um den beſten und kindlichſten, noch des Himmels unerforſchlichem Rathſchluſſe mir durch dich hingeopferten Sohn empfinde. Wenn ich blos meinen unerſetzlichen Verluſt und die dir von deinem Leichtſinn aufgebürdete Schuld anſähe, ſo würde ich es nicht nur nicht über mich gewinnen, Dir zu vergeben, ſondern ich würde auch gewiß nicht eher Ruhe finden, bis mir der Durſt nach Rache in deinem Blute geſättigt wäre. Angeſehen aber, daß es dem Himmel gefallen hat, dich, Schutz und Zuflucht ſuchend, in mein Haus zu ſenden, das du wie die Hölle hätteſt fliehen ſollen, und mein Herz mit ſo mütterlicher Theilnahme an dir zu erfüllen, daß es mir Entſchluß und Verſprechen abdrang, Dich darein gewiſſenhaft zu bergen, will ich glauben, daß dies alles nach dem geheimen Willen des allmächtigen Gottes ſo geſchehen iſt, der damit mein Herz hat prüfen und vielleicht zuſehen wollen, ob ich als ein ſündiges Weib, deren Geſchlechte die Befriedigung der Leidenſchaften in der Regel eine Freude iſt, auch Beleidigungen zu verzeihen weiß. Und ſo iſt es denn mein Wille gegenwärtig, nicht Unrecht mit Unrecht dir vergeltend, die von dir für ſo unverletzlich erachteten Geſetze des Blutes und der Natur wirklich umzuſtoßen, und dir die Vergebung, welche du von mir als einen Troſt für jenes Leben forderſt, angedeihen zu laſſen, damit du dich meiner Milde auch noch hienieden erfreuen mögeſt. Ich verzeihe dir alſo gern dein unbedachtes, folgeſchweres Vergehen, und nehme dich hiermit als meinen Sohn, der du ſein wollteſt, an, du ſollſt in mir eine eben ſo zärtliche Mutter finden als dieſer Geſtorbene hier, den ich unter meinem Herzen trug, und der nunmehr dein Bruder geworden iſt, immerdar in mir fand. Erfülle du nur auch deine Pflichten gegen mich ſo treu und liebevoll wie er, ſo will ich zufrieden ſein und nie bereuen, was ich für dich that. — Die Edelfrau umarmte nach dieſen Worten den jungen Mann und ſchloß ihn als ihren Sohn mit Innigkeit an ihre Bruſt. Ihre That erfüllte die Umſtehenden alle mit Rührung, Staunen und Bewunderung. Die Gerichtsdiener konnten ſich dadurch aber allerdings nicht von ihrer Pflicht für entbunden halten, den Gefangenen vor den Stadtvoigt zu führen. Es half nichts, daß die Witwe vorſtellte, da das Unrecht ihr geſchehen ſei, und ſie den Mörder verziehen habe, ſo dürfe ſich weiter Niemand um das Geſchehene, deſſen ſie uneingedenk ſei, kümmern. Sie führten den Jüngling zu dem Gerichtsvoigt ab, und er rief ihr noch ſcheidend zu: O meine Mutter! vertheidigt mich mütterlich, da ihr mich als euren Sohn aufgenommen habt, — mit welchen Worten er ſie ſo innig rührte, daß ſie, den Leichnam ihres Sohnes mit einem ſchwarzen Tuche bedeckend, dem armen Sünder bis in das Gerichtshaus folgte und den Amtmann mit folgenden Worten anredete: Es kommt euch nicht mehr zu, geehrter Herr, eure Gewalt gegen dieſen Gefangenen anzuwenden, denn ich, die Mutter des Jünglings, den er erſchlagen hat, habe ihm verziehen und ihn an Kindes ſtatt angenommen, ſo daß ich ſein Wohlergehen jezt eben ſo herzlich wie das meines leiblichen Sohnes wünſche, und euch alſo erſuche, nicht weiter gegen ihn zu verfahren. — Der ſehr geſtrenge Richter, der den Buchſtaben des Geſetzes mehr als die Milde der Witwe in

Betracht zog, erwiederte ihr jedoch nichtsdeſtoweniger: Wofern ihr dem Mörder verziehen und ihn als euren Sohn aufgenommen habt, Livia, ſo habt ihr wohl daran gethan, und einen gültigen Beweis eures edlen Sinnes abgelegt. Aber es hat ihn um deswillen noch keinesweges das Recht verziehen, und ich kann durchaus nicht umhin, ihn für etwas anderes als für einen Mörder anzuſehen, da ich zur Aufrechthaltung und Ausübung der Gerechtigkeit an dieſem Orte berufen bin und ihm den Tod zuerkennen muß. — Er gebot hierauf, den Verbrecher in den Kerker zu bringen und ihm des anderen Tages das Haupt abzuſchlagen. — Die Witwe ſprach zwar noch ferner zu ihm: O wollet mir doch, theurer Herr, mit eurer ſtrengen Gerechtigkeit nicht die Ungerechtigkeit anthun, mich doppelt elend zu machen. Ein unvorhergeſehener Unfall gab mir die Veranlaſſung, den Tod eines Sohnes zu beweinen, den ich der Natur verdanke, und ihr wollt mir mit vorbedachter Härte einen anderen tödten, der durch freie Wahl mein eigen ward! Hätte ich mich nicht, wofern ihr dies thätet, mehr über euch als über den Mörder zu beſchweren? — Dieſe Worte machten jedoch ſo wenig Eindruck auf das Gemüth des Richters, daß es vielmehr ſein unbeugſamer Wille zu bleiben ſchien, die volle Strenge der Geſetze obwalten zu laſſen, um den ihm von ſeinen Oberen auferlegten Pflichten Genüge zu thun.

Es befanden ſich gerade damals in Fondi der Signor Proſpero Colonna, ein eben ſo wohlwollender und menſchenfreundlicher als hochſinniger und kraftvoller Herr. So wie nun Livia von ſeiner Anweſenheit Kunde erhielt, ging ſie zu ihm und ſagte zu ihm zuverſichtlich: O, gnädiger Herr! ſeid mir doch auch ſo huldvoll und günſtig, wie eure Milde es ſchon ſo vielen Anderen, die zu euch baten, geweſen iſt. Denn da euch die göttliche Gnade Macht und

Gewalt über Geſetze und Richter gegeben hat, deren von euch nicht angeordnete Härte zu mäßigen und zur Billigkeit herabzuſtimmen: ſo bitte ich euch um Gnade für einen unglücklichen, von mir als Sohn angenommenen Jüngling, den euer Gerichtsvoigt verurtheilt hat, hingerichtet zu werden. Weder meine Bitten noch angeführten Gründe haben dem Armen das Leben zu retten vermocht, und ſo werde ich bald ſeinen Tod beweinen müſſen, wofern mir in meiner Herzensnoth eure Barmherzigkeit keinen Troſt verleiht. — Hierauf erzählte ſie dem edlen Herrn alles was vorgegangen war. Herr Prospero Colonna ſtaunte überaus das Wunder an, welches die göttliche Allmacht in dem Herzen dieſes Weibes bewirkt hatte, uneingedenk aller Rache aus reiner Chriſtenpflicht den Mörder ihres Sohnes an Sohnes ſtatt anzunehmen, und ſagte, in Betracht dieſer Seelengröße, da er römiſchen Sinnes war, zu der Witwe: Deine milde Geſinnung, du einziges Weib, gehe in dieſer Sache dem ſtrengen Ausſpruche der Geſetze und unſeres oberſten Richteramtes vor, und weil du ſo hochherzig und ſo tugendhaft gehandelt haſt, ſo ſchenke ich dir den Sohn deiner Wahl, dem zwar der Richter dieſer Stadt von Rechtswegen den Tod zuerkannt hat, doch meine Gnade das Leben ferner friſten will. — Er ließ darauf auch den Jüngling ſelbſt vor ſich führen, und erklärte ihm: Du haſt das dir geſetzlich abgeſprochne Leben durch deine That verwirkt, jedoch der Edelmuth, womit dir dieſe Witwe ihres Sohnes Mord vergilt, verdient, daß ich dich ihr lebendig überlaſſe. Dies ſei hiermit gethan: ſie nehme dich zum Lohne ihrer Barmherzigkeit, und du vergiß nimmermehr, was du ihr ſchuldig, und wie ſehr du berufen biſt, ihre Selbſterhebung über ihr Geſchlecht in ihrer Großmuth gegen dich zu erkennen. — Der Jüngling ſagte dem Signor Prospero Colonna unendlichen Dank für das Geſchenk ſeines Lebens, und verſprach, ſich immerdar ſo aufzuführen, daß die Witwe eben ſo wie er ſelbſt Urſache haben ſollten, mit ſich in den ihm erwieſenen Gutthaten zufrieden zu ſein.

Von ihrem hochſinnigen Oberherrn nach dieſem entlaſſen, ging die verwitwete Edelfrau mit ihrem angenommenen Sohn nach Hauſe, wo ſie beide dem Todten ein ehrenvolles, feierliches Begräbniß bereiteten und in Eintracht und Frieden zuſammen lebten. Als nach einigen Jahren die Witwe das Ende ihrer Tage nahen fühlte, ließ ſie, ehe ſie ihren Geiſt aufgab, den Jüngling zu ſich rufen, reichte ihm die Hand und ſprach: Ich fühle, Scipione, daß gegenwärtig meine letzte Stunde naht, und trage vor dem Tode, als vor der, der ganzen Menſchheit allgemeinen natürlichen Beſtimmung an ſich ſelbſt keine Scheu. Wohl aber ſchmerzt es mich, daß ich bei meinem Scheiden aus dieſem Leben mich auch von dir trennen muß, mit dem ich ſo gerne einen viel längeren Zeitraum, als das Schickſal mir gönnt, vereint geblieben wäre. Da es indeſſen die Naturnothwendigkeit ſo erheiſcht und nicht anders zuläßt, ſo will ich, Scipione, gleichwie ich mich dir im Leben als eine liebreiche Mutter erwieſen habe, daß du mich auch als eine ſolche im Tode erkennſt, und habe dich demgemäß in meinem Teſtamente zu meinem Haupterben eingeſetzt. Ich bitte dich bei dem Wohlwollen, das ich dir von dem Augenblicke an bethätigte, als ich dich wie meinen Sohn empfing, und bei der innigen Übereinſtimmung, die zwiſchen uns beſtand, ſo lange unſer gemeinſchaftliches Leben dauerte, daß du mein Angedenken immerdar lebendig in dir erhältſt. Wofern ich dieſe Hoffnung mit mir nehmen kann, wird es mir, wiewohl ich dich verlaſſen muß, doch nicht anders ſein, als lebte ich noch bei dir. — Scipione, der nach dieſes Anrede ſeine Thränen nicht zurückhalten konnte, erwiederte: Mir iſt es nicht minder ſchmerzhaft als euch, meine theuerſte Mutter, uns durch den Tod von einander geſchieden zu ſehen, und ich würde mich überglücklich ſchätzen, wenn ich irgend etwas thun könnte, um dies abzuwenden, eben ſo wie ich mich höchſt unglücklich fühle, es nicht in meiner Macht ſtehen zu ſehen. Da euch denn aber die verhängnißvolle Stunde ſo bald ſchlagen ſoll, ſo will ich in Gedanken unabläſſig bei eurem ſeligen Geiſte im Himmel weilen, gleichwie ich euch gegenwärtig hier vor Augen ſtehe. So werden unſere Seelen nimmermehr von einander geſchieden werden, und ſo wird euer Gedächtniß ſo lange in mir fortbeſtehen, als mein Leben währt, dem ich eine ewige Dauer wünſchen möchte, um nur dieſe geiſtige Vereinigung nie enden zu ſehen. — Ich glaube, daß es alſo geſchieht, fügte die Witwe hinzu, ließ ſich ſeine rechte Hand als ein Pfand ſeiner Treue von ihm reichen, drückte ſie ihm, zog ihn dann noch näher zu ſich heran, daß ſie einen Kuß auf ſeine Stirn hauchen konnte, und nahm mit folgenden Worten zum letzten Male von ihm Abſchied: Die himmliſche Gnade, mein Sohn, laſſe es dir wohl ergehen, und ſegne alles, was du hienieden thuſt, dies iſt mein letztes, herzlichſtes Gebet zu Gott. —

Damit ging zu des Jünglings unausſprechlichem Leidweſen ihr Leben zu Ende. Er ließ ſie in ein Grab von weißem Marmor auf das ehrenvollſte beerdigen, und gab in den Verſen, die auf ſein Geheiß ihrem Denkmale als Grabſchrift eingehauen wurden, die Großthat der edlen Witwe an ihm, und ſeine tieſe Trauer, ſie verloren zu haben, der Nachwelt kund.

XVII.

Die unüberlegte Vorsicht.

Herr von Carmanville hatte einen einzigen Sohn, deſſen glückliche Anlagen zwar viel für die Zukunft verſprachen, aber mit einer ſehr leidenſchaftlichen Gemüthsart verſchwiſtert waren, die er von ſeiner, um ihrer unſchuldigen, doch unbeſonnenen Abenteuer willen zu ihrer Zeit ihrem Gatten manche Beſorgniſſe erregenden Mutter geerbt hatte. Das abſchreckende Bild der Sittenloſigkeit mit ihren entſetzlichen Folgen ſtellte ſich dem geiſtigen Auge des Vaters dar. Er beobachtete dieſen Sohn, las in ſeiner Seele, verfolgte die Entwicklung ſeiner Kräfte, und wollte, als es an der Zeit war, die rathloſe Natur vor Verirrungen bewahren. Unfähig, oder ſich wenigſtens unfähig glaubend, die Unſchuld des jungen Mannes durchaus zu retten, begnügte er ſich in ſeiner Furcht damit, denſelben vor den Klippen des Laſters und Verbrechens vorbei zu leiten: er wählte ſeinem Sohn eine Geliebte aus.

Welch ſchwierige Rolle für einen Vater überhaupt und insbeſondere für einen mit den Grundſätzen de Carmanville's! Er wußte lange nicht, ob er ſeinen Sohn vorbereiten, oder nur das Mädchen allein von ſeinen Abſichten unterrichten und für ſie beſtimmen ſolle, denn beide Auswege widerſtanden gleich ſehr ſeiner Rechtſchaffenheit. Er war noch unentſchloſſen, als einige neue Entdeckungen ihn die Gefahr für dringend erachten ließen, und ihm einen Entſchluß abnöthigten: das Beſte ſeines Sohnes brachte alle anderen Bedenklichkeiten zum Schweigen und er erklärte ſich gegen das Mädchen.

In einem entlegenen Viertel der Hauptſtadt lebte eine etwa fünfundzwanzigjährige Spitzenklöpplerin, einſam und ohne Angehörige in der Welt. Sie war wohlgewachſen, anmuthig, gebildeten Sinnes und ſogar ſchön. Herr von Carmanville hatte Gelegenheit gehabt, das junge Mädchen in Folge eines ſie mitbetreffenden Abenteuers kennen zu lernen, um deſſentwillen ſie ihm anempfohlen worden war; er hatte ſie für durchaus unſchuldig darin erkannt und ſie nicht vergeſſen, um ſie vielleicht einmal in ſeine Pläne zu ziehen. Er warf jetzt ſein Augenmerk auf ſie, beſuchte ſie und redete ſie folgendermaßen an: Meine liebe Agathe, Sie ſind ein verſtändiges, ſittſames, tugendhaftes Kind: ich habe ihnen einen ſonderbaren Vorſchlag zu thun, den ich mich wohl hüten würde, gegen ein minder verſchwiegenes und bedachtſames Mädchen zu äußern. Ich will Ihr Glück machen, Sie für Ihre ganze übrige Lebenszeit vor Noth und Sorgen ſicher ſtellen, ich glaube, Sie kennen mich hinreichend, um meinen Zuſagen volles Vertrauen zu ſchenken. — Herr von Carmanville, antwortete Agathe, was ſich mit meiner Ehre vereinbaren läßt, werde ich mit Bereitwilligkeit thun, um Ihnen meine Erkenntlichkeit zu beweiſen. — Ich will Ihnen nichts Unehrbares zumuthen: jedoch ich geſtehe Ihnen allerdings, daß der Auftrag, den ich Ihnen geben möchte, etwas ſehr Mißliches und Zartes an ſich hat. Hören Sie mich bis zu Ende ruhig an. Es kommt mir darauf an, daß Sie meinem Sohne gefallen. Es fehlt Ihnen dazu nicht an Liebenswürdigkeit, und ich werde Sie in den Stand ſetzen, mehr Sorgfalt auf ſich zu verwenden, ohne deswegen durch Ihr Äußeres Aufſehen zu erregen und über Ihren Stand hinauszugehen. Ich ſetze Vertrauen in Sie und habe Sie dazu auserſehen, meinen Sohn vor den Fallſtricken gefallſüchtiger und verdorbener Frauen zu bewahren. Machen Sie ihn recht in ſich verliebt, und halten Sie ihn dann in ſo engen Schranken, als es Ihrer Sittſamkeit gefällt; dies bitte ich. Sollten Sie hingegen einen Fehltritt mit ihm begehen, ſo würde ich es als eine Gebrechlichkeit der menſchlichen Natur, und keinesweges als Verderbtheit anſehen und entſchuldigen. Da ich Sie ſelbſt der Gefahr ausſetze, würde ich, weit entfernt, Sie zu beſtrafen, Ihnen vielmehr eine Entſchädigung ſchuldig zu ſein glauben. Mein Sohn darf natürlicherweiſe von unſerer Übereinkunft nichts erfahren. Es würde Alles verloren ſein, erriethe er, bis zu welchem Grade meine Nachſicht mit ihm geht .... Ich hätte ihn vermählen können, aber zu jung verheirathete Männer ſind in großen Städten zu ſehr der Verführung und Reue ausgeſetzt. Ich will warten, bis er in ein reiferes Alter tritt, damit er ein ernſteres Verhältniß anknüpfe, und nach mehrfachen Wahlen ſich glücklich ſchätze, nicht geheirathet zu haben; mit einem Worte, ich will, daß er diejenige finde, von der er zu ſich ſelbſt ſagen kann, daß ſie alle Frauen, die er jemals kannte, übertrifft. Die jungen Männer ſind beim Heirathen nicht ſchwierig genug, jedwede Frau iſt ihnen recht, und es entſcheidet weniger die Liebe als die Neugier ihre Wahl. In einem gewiſſen Alter wählt man ſchon beſſer, und je länger man es erwägt, je ſpäter man heirathet, deſto weniger iſt man der Reue preis gegeben. Ich will damit nicht ſagen, daß man bis zum Alter warten ſoll, denn alsdann iſt die Verbindung mit einem jungen Mädchen eine Thorheit ſowohl wie eine Ungerechtigkeit ..... Kommen wir aber auf Sie ſelbſt zurück.

Da Sie älter ſind als mein Sohn, ſo kann die Leidenſchaft, welche Sie ihm natürlicherweiſe einflößen werden, indem die jungen Leute vorzugsweiſe die ausgebildeten Schönheiten lieben, nicht allzulange dauern, und wird ihn allmälig zu dem Lebensalter geleiten, in welchem er ſich eine Gattin wählt. Gewöhnen Sie ihn, meine liebe Agathe, durch Ihre Zurückhaltung und Sittſamkeit den Glauben an weibliche Tugend an, und ſehen Sie ſich wohl vor, daß er, ſelbſt wenn Ihnen eine Menſchlichkeit mit ihm begegnete, um deretwillen nicht gering von Ihnen denken darf. Ich vertraue Ihnen einen Theil ſeiner Erziehung an, und bin der Meinung, daß Ihnen dieſer Auftrag ſelbſt angenehm werden kann. Mein Sohn hat ein einnehmendes Äußere, iſt ſanft, großmüthig, gefühlvoll. Befeſtigen Sie ihn in dieſen Tugenden und flößen Sie ihm vor allen Dingen Abſcheu vor einer ausſchweifenden Lebensweiſe ein. Ich kenne Sie gut genug, um Sie für fähig zu halten, mir in meinen ausgeſprochenen Abſichten hülfreich zu ſein. Wir theilen uns unſere Gedanken über ihn ſchriftlich oder mündlich mit, und vermeiden ſorgſam jeden möglichen Verrath. Was halten Sie davon, Mademoiſelle? — Ich erſtaune, gnädiger Herr, denn am Ende würde ich doch immer ſeine Maitreſſe ſein. — Ja, aber eine ſo ſtrenge Maitreſſe, als es Ihnen ſelbſt gefällig iſt. Ich wünſchte ſogar, daß er Sie, wenn auch mit Maß, zu unterhalten ſchiene. Sie brächten ihm ſelbſt eine hohe Meinung von ſich bei, indem ſie nur das Nöthigſte von ihm empfingen, und mich für das Übrige ſorgen ließen. — Ich könnte ſo lange, als ich wollte, ſtreng gegen ihn ſein? — Immer, wenn es Ihnen möglich wäre. — Wenn das iſt, gnädiger Herr, ſo geſtehen Sie mir bis morgen Bedenkzeit zu. —

Am anderen Morgen willigte Agathe auf die wiederholten Zuſicherungen des Herrn von Carmanville ein, eine hübſche Wohnung auf dem Boulevard zu beziehen und ſich an allen den Orten einzufinden, wo ihr Beſchützer ſie ſeinem Sohne wollte ſehen laſſen.

Das erſte Zuſammentreffen fand bei Audinot im Parquet ſtatt. Herr von Carmanville führte ſeinen Sohn dahin. — Das große Schauſpiel, ſagte er, regt mich zu ſehr auf, ich will Zerſtreuung, laß uns die kleinen Theater des Boulevard beſuchen, dort muß man lachen und verbringt die Zeit. — Bei ihrem Eintritt war Agathe bereits in Begleitung eines Mädchens auf ihrem Platze, das ihr de Carmanville zu ihrer Geſellſchaft und Bedienung hielt. Die reiche, aber bürgerliche, der Art ihrer Schönheit eben angemeſſene Kleidung ſtand ihr allerliebſt. Vater und Sohn ſetzten ſich neben ſie. Erſterer beobachtete den jungen Mann, der der reizenden Agathe viele Aufmerkſamkeit ſchenkte. Herr von Carmanville fing ein Geſpräch mit dem Mädchen an, bewies ihr dabei eine Achtung, die ihren Werth in des Sohnes Augen erhöhte, und ließ die Unterhaltung der beiden jungen Leute ungeſtört, als der Letztere auch ſeinerſeits ein Wort an ſeine hübſche Nachbarin richtete.

Nach beendigtem Schauſpiele ging man mit Agathen hinaus, und ſagte der Sohn zum Vater: Die junge Dame hat keinen Wagen, wir könnten ſie nach Hauſe bringen. — Ich glaube nicht, daß es ſchicklich ſein würde, ihr den Vorſchlag zu thun. — Ach, lieber Vater! ich bitte Sie. — Nun, ich will den Verſuch wohl wagen. — Agathe ſchlug das Anerbieten anfänglich aus, und nahm es endlich nur auf die dringenden Bitten des Vaters und vornehmlich des Sohnes an. Man ließ ſie vor ihrer Thüre ausſteigen, und der junge de Carmanville gab ihr den Arm, und führte ſie in ihre Wohnung hinauf. Unterwegs ſprach er mit Feuer von ihr, wagte aber nicht fortzufahren, da er ſah, daß ſein Vater ſchwieg.

Acht oder zehn Tage ſpäter ward eine zweite Zuſammenkunft bei den Italienern in einer Loge des zweiten Ranges veranſtaltet. Der junge Mann war entzückt, Agathen wieder zu ſehen. Schon halb mit ihr bekannt, unterhielt er ſie in den Zwiſchenakten und ſogar während des Stücks, wodurch er ſich eine wiewohl erfolgloſe Zurechtweiſung von ſeinem Vater zuzog. Man brachte ſie abermals nach Hauſe, und der alte Herr von Carmanville erwartete ſeinen Sohn im Wagen, anſtatt, wie dieſer gewünſcht hatte, mit hinauf zu kommen.

Zuletzt begegnete man ſich zum dritten und letzten Male abſichtlich auf dem Spaziergange. Dieſes Wiederſehen ward entſcheidender. Der dazu erwählte Ort war in der Nähe von Agathens Wohnung, und man ließ ſich ihren Vorſchlag gefallen, einige Erfriſchungen bei ihr einzunehmen. Nach der Zeit ſah de Carmanville, der Vater, Agathen niemals in der Geſellſchaft ſeines Sohnes wieder, denn der letztere machte ihr am andern Morgen den erſten Beſuch.

Der gerührte, aber erfahrungsloſe Jüngling beſuchte Agathen oft um des bloßen Vergnügens willen ſie zu ſehen. Ihre Unterredungen waren unſchuldig wie ſein Herz, und man kann auch wohl ſagen wie das ihrige. Er dachte nicht daran, daß ein junges, wie ſie mit einer einzigen Dienerin allein wohnendes Mädchen in keiner ihr angemeſſenen Lage ſei. Weit entfernt, zu glauben, daß ſie etwas bedürfe, würde er mit Freuden Geſchenke von ihr angenommen haben, wenn ſie ihm welche angeboten hätte. Sein Vater las mit Agathens Hülfe in ſeinem Herzen. Er ſah, wie unſchuldig ſein Sohn noch war, trotz dem, daß die Leidenſchaften ſich ſchon in ihm geregt hatten. Der Widerſtand ward Agathen durch den Angriff nicht erſchwert; aber von ihrem eignen Herzen drohte ihr Gefahr. Sie war keineswegs für den Reiz der Jugend und unſchuldvollen Liebe unempfindlich. Der Jüngling erklärte ihr zwar nicht geradezu, daß er ſie liebe; aber er ſagte ihr, wie gern er bei ihr ſei, wie ſehnſüchtig er die Stunde erwarte, zu ihr kommen zu dürfen, wie in dem Umgange mit ihr das Glück ſeines Lebens beruhe, und ſein Eifer, ihr auf tauſenderlei Weiſen zu dienen und angenehm zu werden, ſein jedesmaliger Unmuth, ſie zu verlaſſen, bethätigten ſeine Zärtlichkeit, die nur von Zeit zu Zeit von ſeiner kindlichen Lebhaftigkeit zurückgedrängt und unterbrochen ward. Agathe ſah den liebenswürdigen jungen Mann nicht zu ihren Füßen liegen. Aber er ſprang und ſcherzte um ſie herum wie ein Kind, war ſo frei und unbefangen mit ihr wie eine Geſpielin deſſelben Geſchlechts, raubte ihr einen Kuß vielmehr aus Neigung als aus Leidenſchaft, drückte ſie in ſeine Arme und ließ ſie wieder los, ehe ſie noch daran denken konnte, ſich zu vertheidigen, ſchaukelte ſie eine Minute lang auf ſeinen Knien und ſaß in dem nächſten Augenblicke auf den ihrigen, flog an das eine Ende des Zimmers und kam mit derſelben Schnelle zu ihr an das andere zurück, um etwas aufzuheben, das ſie verloren hatte. Sie liebte den jungen Carmanville auf das zärtlichſte und fand ihr Glück in dem ihr von ſeinem Vater gegebenen Auftrage. Ein für jeden anderen Liebhaber unwiderſtehliches liebliches Schmachten drückte ſich in ihren Blicken aus und prägte dem Klang ihrer Stimme die ſanfte Wärme der Empfindung ein.

Herr von Carmanville, der Vater, erkannte Agathens Geſinnungen für ſeinen Sohn ohne Schwierigkeit und war darüber erfreut. Er fühlte wohl: jemehr das tugendhafte Mädchen liebe, deſto angelegentlicher werde ſie den Jüngling an ſich zu feſſeln, ſeine Sitten rein zu erhalten ſuchen, weil die Liebe in tugendhaften Seelen eben ſo eine Tugend wie in laſterhaften immerdar ein Laſter iſt. Er ermuthigte dieſe erwünſchte Neigung, und gab Agathen beſonders zu verſtehen, daß ſie ſich unendlichen Dank, Liebe und Ehre bei ihm verdienen würde, führte ſie ſeinen Sohn unverdorben und rein durch das Alter des Unbedachts in ein geſetzteres.

Der Erfolg der auffälligen Handlungsweiſe dieſes zärtlichen Vaters überſtieg ſelbſt die kühnſten von ihm anfänglich gehegten Hoffnungen, und er wagte eine glückliche fruchtbare Jugend für ſeinen Sohn vorauszuſehen. Er durfte glauben, der tägliche vertraute Umgang mit einer Frau werde in demſelben die gefährliche Illuſion ſchwächen, welche gemeiniglich die von den Frauen getrennten Männer zumeiſt betrifft und ſich zuweilen bis zur Raſerei und Brutalität ſteigern kann. Er ſchmeichelte ſich, ſein in der Befriedigung ſeiner Wünſche von nichts gehinderter oder eingeſchränkter Sohn werde um deßwillen eines Tages deſto leichter Herr derſelben ſein. Aber er wußte auch, daß ſich alles nur auf Agathens Tugend begründete. Ein weniger ehrbares, weniger gebildetes Mädchen würde ſeinen ihr in dem nehmlichen Falle anvertrauten Sohn eben durch das zu ſeiner Errettung angewandte Mittel haben verderben können.

Inzwiſchen, mit ſeinem zwanzigſten Jahre, entwickelte ſich der junge de Carmanville. Sein Vater gab ihm fortwährende Beſchäftigung, hütete ihn vor verderblichen Geſellſchaften, und am ängſtlichſten vor gewiſſen Frauen, und verwehrte ihm durchaus die Bekanntſchaft mit ſittenloſen jungen Männern, die in einem Tage das Werk ſeines halben Lebens hätten vernichten können. Er ließ ihm keine andere Stunde, als die er Tag für Tag bei Agathen zubrachte, frei, und erkundigte ſich niemals, wo er geweſen ſei, indem er ihn in dieſem Punkte wie einen der Aufſicht entwachſenen Menſchen zu behandeln ſchien. Des Jünglings Beſuche bei ſeiner Geliebten verlängerten ſich unmerklich, in dem Verhältniſſe, wie die Liebe größere Gewalt über dieſe beiden Herzen gewann. Agathe hielt ihn trotz ihrer Vernunft, die ihr den wohlmeinenden Rath zuflüſterte, ſtrenger zu ſein, zurück, und der junge de Carmanville verhehlte ihr nicht das Vergnügen, das er bei ihr empfand, und wie glücklich er ſich ſchätzte, in ſeinen Erholungsſtunden des ſüßen ungeſtörten Umganges einer reizenden Frau zu genießen. Die Gewohnheit, ſie zu ſehen, hob gewiſſermaßen das Verhältniß und die Beziehungen beider Geſchlechter zu einander auf. So liebenswürdig Agathe war, erſchien ſie ihrem Liebhaber doch mehr wie eine Freundin als wie ein ſchönes Weib; und nur in dieſem einzigen Falle hat die Freundſchaft zwiſchen beiden Geſchlechtern einen ſichern Grund, wenn nehmlich beide Theile tugendhaft ſind, und wenn der noch in der erſten Unſchuld lebende Mann jünger iſt als die Frau und das Vertrauen in ſie ſetzt, die Achtung für ſie empfindet, welche das, gleichviel ob nur wenige Jahre reifere Alter einflößt, mit einem Worte, wenn die Gewohnheit ſich zu ſehen und mit einander zu leben, die Selbſtſucht, dieſe Quelle alles Übels in der Liebe wie in allen Dingen, ertödtet.

Indem de Carmanville Agathen täglich ſah und die ſüßeſten Freuden bei ihr fand, hatte er das Glück dieſes Mädchens allmälig wie einen Theil ſeines eigenen anzuſehen gelernt. Ihre Ehre war ihm theuer, er erlaubte ſich nicht im mindeſten ſie preis zu geben. Er ging ſelten mit ihr aus, obgleich er es mit dem größten, auch von ihr mitempfundenen Vergnügen that. Er ſah ſie eben ſo wohl für ſeine Schweſter, wie für ſeine Geliebte an. Der Trieb der Natur erwachte ſonach bei ihm als Zärtlichkeit anſtatt als Begierde. Er empfand dieſe letztere zwar ebenfalls, und ſie zuckte dann und wann wie der Blitz in ſeinen kleinen Spielen mit Agathen auf; ſie verſah ſich derſelben aber jederzeit und hemmte ſie alsbald, ehe ſie unwiderſtehlich wurde.

Dieſes Verhältniß dauerte bis in de Carmanville's vierundzwanzigſtes Jahr. Seit ſechs Jahren hatte die tägliche Geſellſchaft Agathens ſein Herz jedem anderen Eindrucke verſchloſſen gehalten. Sie war dreißig Jahr alt, aber ihre Friſche, ihre liebliche Fülle übertraf ſelbſt die erſte Blüthe der Jugend an Reiz. Ihre Zärtlichkeit für de Carmanville nahm in dem Maße zu, als dieſer männlicher und verſtändiger ward. Er war ihr ſo theuer geworden, daß ſie ihm gern alles aufgeopfert haben würde, um ihn glücklich zu machen. Das zwiſchen ihnen beſtehende Vertrauen machte ſie minder zurückhaltend, und er ſchien ihr vielmehr ein alter Freund als ein junger Liebhaber zu ſein.

In dieſer Lage der Dinge brachte auf einmal die Ausbildung der Natur und des Verſtandes de Carmanville's eine weſentliche Änderung ſeines Betragens gegen Agathen hervor. Der erwachende dunkle Trieb der Natur und ihre unabweislichen Forderungen machten ihn gegen das ſchöne Mädchen gewiß nicht weniger zärtlich und aufmerkſam, aber wohl ungeſtümer und unerſättlicher. Die höhere Reife ſeines Verſtandes zeigte ihm ſein wunderbares Verhältniß zu ihr in einem helleren Lichte, und flößte ihm eine Neugier, ſie ganz und aus dem Grunde kennen zu lernen, ein, die die ſich ihrer nicht verſehende Agathe durch einige unvorſichtige Worte über ihre Bekanntſchaft mit ſeinem Vater, der ſie häufig in Stunden, wann der Sohn beſchäftigt war, beſuchte, ihrerſeits um vieles ſteigerte.

Erſtaunt über dieſe ihm zufällig kund gewordene Neuigkeit, und begierig, nicht ſowohl etwas zu erfahren, das ihm gar nicht in den Sinn kommen konnte, als vielmehr blos einmal ein Geſpräch Agathens mit ihrem Mädchen zu einer Zeit, wann ſie ſich allein wähne, zu belauſchen, entdeckte er was ihm ſo lange Zeit ſorgſam verborgen worden war. Er hatte ſich nehmlich des Schlüſſels zu einem Kabinet bemächtiget, worin ein Bett ſtand, und ſich eines Abends darein verſchloſſen, anſtatt nach Hauſe zu gehen. Um des anderen Morgens bei Zeiten recht wach zu ſein, ſchlief er tüchtig aus. Er hörte Agathen aufſtehen und mit ihrer Dienerin wirthſchaftliche Angelegenheiten beſprechen. Sodann kam die Rede auf ihn.

Herr von Carmanville iſt geſtern Abends wie ein Geſpenſt verſchwunden! ſagte das Mädchen. — Er hat wohl gefühlt, daß es ſpät war, und gefürchtet, ich möge ihm über ſeinen langen Beſuch beim Abſchiede zürnen. — Ich glaube, er hat ſich darin geirrt. — O gewiß, ſein Umgang iſt das einzige Vergnügen das ich habe: ich werfe mir es vor und muß es mir oft theuer genug bezahlen, denn am Ende währt das alles doch nur eine gewiſſe Zeit. — Wer auf dem Fuße mit einander ſteht, wie er und Sie, bleibt es lebenslang. — Ich weiß nicht . . . ., aber, wenn er einſt eine Gemahlin haben wird . . . . — Worin beeinträchtigten Sie wohl die? — Vielleicht in nichts. — Er iſt ſehr liebenswürdig und ſehr verſtändig für einen jungen Mann. — Das iſt ſeines vortrefflichen Vaters Werk. Ich erwarte Herrn von Carmanville dieſen Morgen. — Er iſt lange Zeit nicht da geweſen! — Er hat ſich für heute zu einer Unterredung bei mir anmelden laſſen; ich geſtehe dir, daß ich mit ihm ſchon längſt abgebrochen hätte, wenn mir der Sohn nicht ſo theuer wäre. In den Augen der Welt bin ich doch immer ein unterhaltenes Mädchen. — Aber nicht in ihren eigenen. — Und doch. Ich erhalte nur vom Vater, was ich vom Sohn erhalten würde, der in der öffentlichen Meinung doch der Geber iſt. Da ich nicht reich bin, muß ich es wohl annehmen . . . . Ach! ich ſeufze über meine Lage und zittre dennoch, ſie ſich ändern zu ſehen. Es iſt die glücklichſte Zeit meines Lebens, die übrige werde ich damit hinbringen ſie zu beweinen. — Ich glaube, da kommt der Vater ihres guten Freundes. —

Herr von Carmanville war es in der That. Guten Morgen, meine liebe Agathe, wie befinden Sie ſich, Mademoiſelle? Sind Sie mit meinem Sohne zufrieden? — Sehr zufrieden, gnädiger Herr, er iſt ein vortrefflicher junger Mann, und Sie ſind ein glücklicher Vater. — Einen Theil meines Glückes verdanke ich Ihnen, und den anderen doch vielmehr als meiner Sorgfalt, dem guten Charakter meines Sohnes. Indeſſen berge ich Ihnen nicht, daß ich heute Morgen ſeinetwegen etwas beunruhigt bin: er hat außerm Hauſe geſchlafen. Wiſſen Sie, wo er die Nacht zugebracht hat? — Nein, Herr von Carmanville. — Nicht! . . . . — Glauben Sie mir, daß Ihr Herr Sohn meines Wiſſens nicht hier geblieben iſt. — Ich werde mit ihm reden, ich glaube nicht, daß er mir etwas verheimlicht. Stellen Sie ſich an, als wüßten Sie von nichts. Er beſucht Sie nun ſchon ſeit ſechs Jahren, und ich habe Urſache weit zufriedener damit zu ſein, als ich hoffen durfte. Sie haben meine Erwartungen übertroffen, Mademoiſelle, und ich bin Ihnen eine angemeſſene Dankbarkeit ſchuldig. Sie beſitzen ein jährliches Einkommen von zweihundert Louisd'ors. Ich habe Ihnen nach und nach das Kapital zurückgelegt und jetzt auf ſichere Hypothek ausgeliehen. Ihre Unterſchrift wird das Geſchäft beendigen. Es hat übrigens an und für ſich nichts mit unſerem weiteren Übereinkommen gemein und iſt Ihr Sparpfennig. Ich belohne in Ihnen die Tugend, wie andere das Laſter zu belohnen pflegen, und ich fühle, daß das eine unendlich ſüßer als das andere iſt. — Ich ſage Ihnen tauſendfachen Dank, gnädiger Herr, es iſt zu viel, Sie müſſen Ihrer Freigebigkeit Grenzen ſetzen. — Ich kenne Ihre Aufrichtigkeit, ſchöne Agathe: nehmen Sie ſeit einigen Wochen keine Veränderung mit meinem Sohne wahr? — O nein, ... nein, ... Herr von Carmanville. — Ich bemerke ſie an ihm. Ich habe ihn auf Dinge neugierig werden geſehen, die bis zu dieſem Augenblicke ſeine Theilnahme nicht zu erregen ſchienen. Er iſt vier und zwanzig Jahr alt, nehmen Sie ſich in Acht. Die Kriſis iſt aufgehalten, aber ſie wird gewiß um ſo heftiger! Ich bedarf jetzt Ihres Beiſtandes dringender als je. Leben Sie wohl, Mademoiſelle, Sie ſind eben ſo reizend als tugendhaft. Ich gebe Ihnen unbeſchränkte Vollmacht mit meinem Sohne, ich werde Alles, durchaus Alles billigen, was ſie thun. Wo mag er denn aber nur geweſen ſein? — Er ging ſehr ſpät hinweg. — Er iſt noch bei Ihnen, ich will wetten. Beobachten Sie ihn. Ich gehe. —

Agathens kleine Wohnung in einem der leichtaufgebauten Häuſer des Boulevard hatte es dem jungen de Carmanville möglich gemacht, einen Theil dieſer Unterhaltung mit anzuhören. Man kann leicht denken, welche wichtigen Ergebniſſe ſie für ihn umſchloß, obgleich er daraus nichts anderes abnahm, als was ſeine Achtung vor Agathen ſo wie ſeine Ehrfurcht vor ſeinem Vater zu erhöhen beitrug. Er war eben im Begriff ſein Verſteck zu verlaſſen, als eine neue Unterhaltung ihn darinnen feſthielt.

Die Jungfer Julienne ſagte zu ihrer Gebieterin: Der Vater hat mit Ihnen geſprochen: gewiß wird es ihm ſchwer, an das zu glauben, was ich eben ſo gut weiß wie Sie. — O nein, Herr von Carmanville vertraut meinen Worten und iſt ſo gütig, die gute und geſetzte Aufführung ſeines Sohnes als mein Verdienſt anzuſehen. Ich trage freilich mit dazu bei, aber was würde auch ſonſt aus mir werden? — Ach, Mademoiſelle, an Ihrer Stelle .... — Julienne, ich weiß was du ſagen willſt, und wenn ich meinen jungen Freund auf eine andere Art hätte kennen lernen, würde ich mir vielleicht einige Rechte auf ſeine Perſon erworben haben. So hat mir ihn aber, wie du weißt, ſein Vater zugeführt, und wie ſehr ich ihn auch liebe, darf ich des edlen Mannes Vertrauen doch auf keine Weiſe täuſchen. Er erhält von mir nimmermehr etwas, ich werde in Zukunft nur um ſo ſtrenger gegen uns beide ſein. — Meiner Treu, Mademoiſelle, ich weiß nicht, was ich Ihnen darauf erwidern ſoll. Eine ſolche Art zu handeln würde in einem Romane am rechten Orte ſein, aber mit den Verhältniſſe eines ſchönen Mädchens, wie Sie ſind, verträgt Sie ſich ein für allemal nicht. Was wagen Sie denn auch, wenn Sie meinem Rathe folgen? Im ſchlimmſten Falle haben Sie ein Kind, das Sie lieben, und von dem Sie wieder geliebt werden, das Ebenbild Ihres Freundes und Geliebten, das die reiche Familie de Carmanville nicht verſchmachten laſſen wird. Sie hätten es ſchon vor fünf Jahren thun ſollen. — Laß mich allein, Julienne, ich habe etwas zu ſchreiben. —

Sobald Julienne ſich entfernt und Agathe ſich in ihr Kabinet verſchloſſen hatte, benutzte de Carmanville die Umſtände, um aus ſeinem Schlupfwinkel hervorzuſchleichen. Da er nicht, ohne von Juliennen bemerkt zu werden, aus dem Hauſe kommen konnte, ſo entſchloß er ſich kurz und gut, zu Agathen zu gehen. Es iſt ſehr liebenswürdig von dir, heute früh zu kommen, ſagte ſie, mir war ſo ſonderbar zu Muthe, und ich ſchrieb dir, in Erwartung der Stunde, da du kämſt. — Ich kann dir nicht ſagen, meine Liebſte, wie unruhig und aufgeregt ich ſeit einigen Tagen bin. Ich ſehe dich nicht mehr mit denſelben Augen an: du biſt eben ſo liebenswürdig als vorher, aber ich bin weniger bei mir ſelbſt. — Mir geht es eben ſo, wenn ich bei dir bin; ich glaube, wir ſollten uns ſeltner ſehen. — Ich gäbe lieber alles andere als unſere Vertrautheit auf. Ich bin dir über allen Ausdruck gut, meine Theuerſte. — Und ich liebe dich ſo zärtlich, de Carmanville. — Wie reizend biſt du! welche Lieblichkeit! — Er umarmte ſie. Laß mich, mein lieber Freund, du machſt mir das Blut ſo heiß, du biſt zu feurig heute, ich liebe dich ruhiger. — Ich werde nicht mehr ſo ruhig bei dir ſein, Agathe, ich bin dein Liebhaber und will als Liebhaber bei dir ſein. — Du biſt mein Freund, Wildfang, mein Liebhaber nicht. — Ich bin beides, meine Agathe, und dein Geliebter zu allermeiſt . . . .

Was er that, beſtürmte ſie heftiger, als was er ſagte, und beſiegte zuletzt den ſchwachen Widerſtand, den die von Juliennens Reden mehr, als ſie hatte erkennen laſſen, erſchütterte Agathe leiſtete.

Die beiden Liebenden fühlten, Eines in den Armen des Anderen, keine Reue über ihr Glück, denn ſie beeinträchtigten die Anſprüche keines Anderen. Sie ſchwuren einander, ſich ewig zu lieben, und wiederholten ſich dieſes Verſprechen Tag für Tag wie dieſen erſteren. Die Gewohnheit des Genuſſes ſteigerte de Carmanville's Liebe, oder vielmehr ſeine Zärtlichkeit. Agathe verſchwieg dem Vater ihres Geliebten das Vorgefallene, ihre Schamhaftigkeit verſchloß ihr den

Mund; aber unverleugbare Kennzeichen unterrichteten ihn bald davon.

— Sollte ich mich täuſchen? ſagte er, ungefähr gegen den ſechſten Monat. Agathe erröthete und ſenkte den Blick zu Boden. — Sie wiſſen was ich ihnen geſagt habe, ich achte ſie um deswillen nicht weniger. Wofern es übrigens leicht war, einem Knaben zu widerſtehen, ſo kann ich mir doch wohl denken, daß ein Mann von fünf und zwanzig Jahren in ganz andere Gefahren bringt. Sie haben mir größere Verbindlichkeiten gegen Sie auferlegt, Mademoiſelle; aber halten Sie mir eine Frage zu gut: liebt er Sie noch nach wie vor? — Er liebt mich mehr als je. — Nun gut, er hat ein edles Herz, das freut mich ungemein. —

Der alte Herr von Carmanville verlies Agathen ſehr zufriedengeſtellt und ſchickte ihr noch an demſelben Tage die koſtbarſten Geſchenke mit einem ſehr verbindlichen Briefe zu, worin er ihr Sinn und Anlaß ſeiner abermaligen Freigebigkeit erläuterte.

Agathe gebar einen Sohn. Der junge de Carmanville war vor Freude über ſeine Vaterſchaft außer ſich und nicht im Stande ſich zu faſſen; ſein Vater pries ſich im Stillen wiederholt glücklich wegen ſeines ihn auf dem Wege der Natur erhaltenden Erziehungsplans. Am Abende erſchien der Sohn beim Vater und erſuchte ihn um eine Gunſt. — Laß hören, was es iſt, mein Freund? — Ich habe eine Geliebte. — Nun? — Sie iſt gut, ſittſam, zuverläſſig, treu. — Was weiter? — Sie hat mich mit einem Sohne beſchenkt. — So, ſo, du biſt alſo Vater geworden? — Ja, mein Vater, und ich komme, Sie bei der mir immerdar von Ihnen bewieſenen Zärtlichkeit zu bitten, meinem Sohne ſelbſt einen Namen zu geben. — Das iſt ein wenig ſtark! — Verweigern Sie mir nicht dieſe Gunſt! — Das ſchickt ſich nicht. — Was hat es auf ſich, wenn Sie die Natur, mein Herz und ſelbſt das Ihrige befriedigen? — Er hat recht, dachte Herr von Carmanville bei ſich, und ſagte laut: Wohlan, ich will es thun, aber ohne daß es weitere Folgen nach ſich zieht. — Er wohnte der Taufe ſeines Enkels als Zeuge bei.

Nach dieſem wichtigen Ereigniſſe verlebte de Carmanville abermals fünf glückliche Jahre mit Agathen. Sein Vater war ſeinetwegen unbeſorgt; er wollte ſeinen Sohn erſt mit dem dreißigſten oder zwei und dreißigſten Jahre vermählen. Agathe war älter, ſie zählte ſchon fünf und dreißig Jahre, und ein junger Mann iſt einer Frau von dieſem Alter in der Regel nicht ſehr treu. Aber Agathe war eine der Frauen, die die Anmuth ſelbſt und noch ſchön mit fünfzig Jahren ſind. Überdieß war ſie nicht de Carmanville's Frau, ſondern ſeine Geliebte und Freundin, ſie hatte ihm in den fünf Jahren zwei allerliebſte Töchter geboren, und der Großvater ſelbſt liebte den kleinen verſtändigen Enkel auf das zärtlichſte. Was geſchah? Der alte Herr von Carmanville ſah ſich von ſeiner eigenen Vorſicht bethört. Er hatte durch ein gefährliches Mittel die Sitten ſeines Sohnes rein zu erhalten, ihn vor den Fallſtricken leichtſinniger Frauen, vor einer ungleichen Verbindung zu bewahren geſucht, und einer Griſette damit in die Arme geworfen. Im Grunde hatte er vielleicht nichts deſtoweniger Recht daran gethan.

Eines Tages, da der alte Herr, von ſeinen Enkeln umgeben, bei Agathen war, trat ſein Sohn aus demſelben Kabinet hervor, in dem er ehemals die drei bedeutungsvollen Geſpräche angehört hatte, ließ ſich vor ihm auf die Knie nieder, und forderte von ihm für die drei liebenswürdigen kleinen Weſen die Anerkennung ihrer Geburt. Wie wäre da zu widerſtehen geweſen! Der Großvater beſuchte ſeine

Enkel faſt wider ſeinen Willen ſo oft, liebkoſte ſie ſo herzlich, war ſo von ihnen entzückt. Er mußte ſich erweichen laſſen. Eine Maſſe von Bedenklichkeiten zog ihm zwar in dem Augenblicke zum erſten Male durch den Kopf, aber er war weiſe genug, einzuſehen, daß ſie zu ſpät kamen. Indem er ſie alſo verläugnete, ergriff er die Hand der mit niedergeſchlagenen Augen beſcheiden in einiger Entfernung ſtehen gebliebenen Agathe, legte ſie in die ſeines Sohnes und ſagte zu ihr: Ich hatte meinem Sohne nur eine Maitreſſe in Ihnen zu geben gemeint: Ihre Verdienſte, Ihre Tugenden und Ihre Kinder machen Sie zu ſeiner Frau. —

XVIII.

Der Liebe Kraft und Ende.

Don Antonio de Caraffa, Herr von Piedrablanca, aus einem reichen und vornehmen, mit den Herzögen von Nocera verwandten Geſchlechte Neapels, war Vater dreier Kinder, zweier Söhne Namens Aleſſandro und Don Carlo, und einer jüngeren Tochter, welche bei ihrer Geburt ihrer Mutter das Leben gekoſtet hatte. Donna Laura wurde in ihrer Vaterſtadt als ein Wunder von Schönheit, Anmuth und Sittſamkeit angeſehen und war der Stolz und die Augenweide der Ihrigen. Beſonders ihr jüngſter Bruder, Don Carlo, liebte ſie ſo zärtlich, daß er ſich ſelbſt darüber vergaß, was bei der engen Gemeinſchaft zwiſchen ihnen gar nicht verwundernswürdig war, da ihre Reize ſogar die, welche ihr am entfernteſten ſtanden, verblendeten. Sie vermißte in ihrer Zurückgezogenheit ihre Mutter nicht, denn ihr Vater und ihre Brüder, noch mehr aber ihre eigene Ehrbarkeit gaben die getreueſten Wächter ihrer Schönheit ab, obſchon ſie in dem Alter der Vernunft nicht umhin konnte, in Geſellſchaft ihrer vornehmen Verwandtinnen in die Welt zu treten und dem Unglück den Zoll zu entrichten, den ihre Schönheit ihm ſchuldete.

Es iſt Gebrauch und Sitte in Neapel, daß die Jungfrauen auf den Bällen und Feſten erſcheinen, welche der Vicekönig und die Großen in ihren Paläſten geben, obwohl dies in manchen Gegenden Italiens für nicht ſchicklich erachtet wird, weil ihnen daſelbſt nicht einmal der Ausgang in die Meſſe geſtattet iſt, und ſelbſt die von der geiſtlichen und weltlichen Obrigkeit der Befolgung dieſes von der Gewohnheit geheiligten Geſetzes auferlegten Strafen es nicht abzuſchaffen vermögen. Laura ging alſo, um zu ſehen und um geſehen zu werden, von ihrer Schönheit und Ehrbarkeit begleitet, aus, wiewohl ſie der letzteren nicht ſo ſehr vertraut haben würde, hätte ſie Dianens gedacht. Ihre ſchönen Augen waren Baſilisken für die Seelen, ihre Anmuth ein Ungeheuer für die Leben, ihre Glücks- und Naturgaben eine Lockſpeiſe für tauſend edle und ſchöne Jünglinge der Stadt, deren Sehnſucht nach dem ehelichen Beſitzthume ihrer Vollkommenheiten gerichtet ſtand. Unter denen, die ſich um Laura's Gunſt bewarben, zeichnete ſich Don Diego Pignatelo, aus dem edlen Hauſe der Herzöge von Monteleone, durch Reichthum und Anmuth aus. Er erblickte Lauren, ergab ihr ſeine Seele mit ſolcher Heftigkeit, daß er ſie, zunächſt faſt nur um ſein Leben nicht zu verlieren, begleitete, und fand auf einem Feſte bei einem Fürſten des Landes die Gelegenheit, ihr ſeine allmächtige Liebe zu erklären. Man pflegt in Neapel bei jeder Feſtlichkeit einen Ceremonienmeiſter anzuſtellen, der die Damen zum Tanze aufruft und beliebigen Cavalieren überweißt. Don Diego gewann bei dem eben erwähnten Balle — wer zweifelt daran? ob durch Beſtechung — dieſen Mann für ſich, denn kaum erwärmte ſein Geld des Meiſters Hand, ſo fühlte er die Hand der ſchönen Laura für die Dauer einer Gallarda in der ſeinigen. Es half ihm freilich nur dazu, ſich an dieſem Eiſe zu verbrennen, denn er hatte kaum die Kühnheit gehabt ihr zu ſagen: Signora, ich bete Sie an, als das ſchöne Mädchen ihn unter einem Vorwande ſtehen ließ und, zu ihrem Sitze zurückkehrend, denen, die ihn im Auge gehabt hatten, Anlaß gab, das Geſchehene zu ahnden. Don Diego wollte vor Betrübniß verzweifeln, den ganzen übrigen Abend nicht einmal eines Blickes mehr von Lauren gewürdigt zu werden, und brachte die Nacht von tauſendfachen Gedanken befangen, bald von Hoffnung ermuthigt, bald von Beſorgniſſen niedergeſchlagen, zu, derweil die ſchöne Laura, eben ſo oft ihrer ſelbſt vergeſſen, als ihrer Vorſicht eingedenk, wann ſie ſich die gewinnende Anmuth Don Diego's vor Augen hielt und ſich der von ihm vernommenen Liebesworte erinnerte, bald ihn zu lieben beſchloß, bald wieder ſich ſtrenge Rechenſchaft von ihrer Keckheit und Leichtfertigkeit abforderte, als ob die Liebe ſchon an und für ſich ein Vergehen wäre, und bereuend ſich ſelbſt in der Meinung ausſchalt, wofern ſie liebe, die ihr gegen ihren Stand zu erfüllenden Pflichten zu vernachläſſigen, wofern ſie aber verſchmähe, dieſelbe Gefahr einzugehen.

Mittelſt dieſer Bedenklichkeiten und Beſorgniſſe fing die junge Dame an, ſich ſelbſt ihre gute Laune und ihren Hausgenoſſen ihren Umgang zu entziehen, ſo wie die Gelegenheiten aufzuſuchen, die Urſache ihrer Befangenheit zu ſehen; nichtsdeſtoweniger verſtand ſie aber ſo wohl, den Schein der Unbefangenheit zu retten, daß Don Diego ſich bei ſich ſelbſt in unaufhörliche Klagen über die Sprödigkeit ſeiner Geliebten ergoß, die ihm nimmermehr eine höhere Gunſt als die ihres Anblickes, und dieſe zwar überdies auf eine ſo nachläſſige unfreundliche Weiſe geſtattete, daß ſie ihn damit nicht einmal ermuthigte, ihr ſeine Leiden zu klagen, obgleich die ihrigen, die ſie ſogar ihren vertrauteſten Dienerinnen verheimlichte, groß genug waren, ihr ſeine Bewerbung wünſchenswerth zu machen.

Da geſchah es in einer von den vielen Nächten, die Don Diego bis zur Morgenröthe in der vergeblichen Hoffnung vor Laura's Thüren verweilte, ſie bei günſtiger Gelegenheit von ſeiner Leidenſchaft zu unterhalten, daß er, von einem Diener auf einem Saitenſpiele begleitet, eine ſchöne Romanze vor ihren Fenſtern abſang, worin er ihr zugleich ſeine Liebe und ſeine Eiferſucht auf einen jungen Edelmann zu erkennen gab, deſſen Freundſchaft zu Laura's Brüdern ihn häufige Male in ihr Haus führte. Laura hörte die Muſik von Anfang bis zu Ende durch einen dünnen Gitterladen an, und was die Liebe nicht über ſie vermocht hatte, das vermochte die Beſorgniß über ſie, ihrem guten Rufe durch ſeine Eiferſucht geſchadet zu ſehen. Sie öffnete alſo, wiewohl mit widerſtrebender Verſchämtheit, das Fenſter und ſprach: Es würde ein Wunder ſein, Signor Don Diego, wenn Sie als Liebhaber nicht eiferſüchtig wären, denn es gab noch keine Liebe ohne Eiferſucht. Die Ihrige iſt aber ſo unbegründet, daß ſie mich zu dem, was ich mir nimmermehr als möglich hätte denken können, nöthiget. Denn da ich es ſchwer empfinde, meinen unbefleckten Namen in den Strophen Ihrer Poeſie, und auf den Saiten dieſer Laute, ja, was noch ſchlimmer iſt, in dem Munde dieſes Muſikers zu hören, der als ein Diener nothwendigerweiſe auch ein Feind ſein muß, ſo erkläre ich Ihnen hiermit: daß ich Ihrer um keines Menſchen willen uneingedenk bin, weil Sie meine Aufmerkſamkeit zumeiſt verdienen, und mich verdienen würden, brächten Sie auch ſelbſt mein Leben in Gefahr. Entſchuldige darum Ihre Liebe meine Dreiſtigkeit und Verhöhnung aller Beſcheidenheit, indem ich Sie ſomit den Meinigen nenne und mich glücklich ſchätze, die Ihrige zu ſein. Glauben Sie mir aber auch, daß ich Ihnen dies nicht ſagen würde, wenn die Nacht mit ihrem dunkeln Schleier mir nicht die Schaam und das Erröthen erſparte, das mir das Geſtändniß dieſer Wahrheiten koſtet. — In der freudigſten Verwirrung, die es auf Erden geben konnte, ſuchte der verliebte Don Diego noch nach Worten, Lauren ſeinen Dank auszuſprechen, als er die Thür ihres Hauſes öffnen hörte und ſich von zwei blanken Schwertern ſo plötzlich anfallen ſah, daß ſie, wenn er nicht vorbereitet geweſen wäre, und auch ſein Diener nicht raſch von Leder gezogen hätte, leicht für immer ſeinen verliebten Wünſchen ein Ziel geſetzt haben würden. Während Laura da ſie dies Ereigniß ſah und ihre beiden Brüder erkannte, aus Furcht, ſich zu verrathen, das Fenſter zumachte, und ſich, mehr um zu täuſchen, als weil ſie der Ruhe bedurfte, in ihr Schlafzimmer und Bett zurückzog. Es war nehmlich der Fall, daß Don Aleſſandro und Don Carlo, als ſie die Muſik vernommen, in Haſt und Eile ſich erhoben hatten, und, wie ſchon geſagt, mit entblöſten Degen hervorgeſprungen waren, wo ſie dann, wenn auch nicht tapferer, doch glücklicher als Don Diego fochten, der aus dem Kampfe eine Wunde davon trug, und über ſein Unglück, das doch eigentlich ſein Glück ward, bittere Klagen erhob. Denn ſo wie ſeine Ältern von dem Geſchehenen Kunde erhielten, und die Vortheile bedachten, die ihrem Sohne aus einer ſo edlen von ihm erſtrebten Verbindung erwachſen müßten, hielten ſie für ihn durch Mittelsperſonen bei Laurens Vater um ſie an, und geſchah es, daß eben als das ſchöne Mädchen beſorgte, um ihretwillen eine ewige Feindſchaft zwiſchen den beiden Häuſern entſtehen zu ſehen, ſie Don Diego's Frau ward. Wer nun dieſen erwünſchten Lauf der Dinge betrachtet und Don Diego's Liebe, ſeine Thränen, Klagen und herzlichen Stoßſeufzer bedenkt, ſollte nicht Lauren für höchſt beneidenswerth erachten? Wer zweifelt daran, daß diejenigen, die in ihren Buſen Hoffnungen hegen, und beſonders die Frauen, die an den meiſten Ungelegenheiten nur ihr Gefallen haben, ausrufen: O, wer doch ſo glücklich wäre, daß ſeine Sache einen eben ſolchen Ausgang wie die dieſer edlen Dame gewönne! Und wer wird Don Diego andrerſeits in Lauren ein Wunder von Schönheit, Verſtand, Reichthum und Liebe beſitzen ſehen, und nicht behaupten, daß der Himmel keinen zweiten ſo glücklichen Menſchen ſchuf? Iſt es wenigſtens bei ſo bewandten Umſtänden nicht leicht zu glauben, daß dieſe Liebe hätte ewig währen können? Und ſie würde auch von ewiger Dauer geweſen ſein, wäre Laura nicht als ſchön auch unglücklich, Don Diego nicht als ein Mann auch veränderlich geweſen. Denn ihm half weder die Liebe gegen das Vergeſſen, noch ſein Adel gegen ſeine Begierden, ſo wenig wie ihre Schönheit und Reichthum gegen Unglück, Klugheit gegen Verhöhnung, Liebe gegen Undenkbarkeit, weil dies eben zur Zeit theuer zu ſtehen kommende und wenig geltende Güter ſind.

Don Diego hatte vor ſeiner Liebe zu Laura ſeine Aufmerkſamkeiten einer ſchönen Neapolitanerin, Namens Niſe, zugewendet, die, wenn ſie auch nicht gerade zu den beſten Damen dieſer Hauptſtadt gehörte, doch eben ſo wenig eine von den ſchlechteſten war, und der Natur- und Glücksgaben ſo viele beſaß, daß ſie ihre Gedanken über ihren Stand erhob und Anſprüche machte, Don Diego's Gattin zu werden, weil ſie ihm in dieſem Sinne alle möglichen ihm wünſchenswerthen Gunſtbezeigungen hatte zu Theil werden laſſen. Da der Ungetreue nun in den erſten Tagen oder Wochen nach ſeiner Verheirathung anfing, ſeine Geliebte zu vernachläſſigen, wozu die Männer immerdar ſcheinbare Berechtigungen finden, ſo bemühte ſie ſich auf das ernſtlichſte, ſo lange ſein Betragen gegen ſie zu ergründen, bis ihr Jemand die ganze Wahrheit ſagte, die ihr um ſo weniger verborgen bleiben konnte, als der zu einer dauerhaften Verbindung mit ihr keineswegs geneigte Don Diego ſeine Hochzeit öffentlich gehalten hatte. Mit dem empfindlichſten Schmerze hatte Niſe die Nachricht, daß Don Diego vermählt ſei aufgenommen. Am Ende war ſie aber doch ein Weib, und zwar ein liebendes, das allzeit, ſelbſt auf Koſten ihres Rufes, willig iſt, Beleidigungen zu vergeſſen. Ihr Streben ging nach Don Diego's Beſitz, als Liebhaber wenigſtens, wo nicht als Gemahl, weil ſie nicht ohne ihn leben zu können glaubte. Um dieſe Abſicht zu erreichen, beſtürmte ſie ihn, und zwar zu Laura's Verderben, mit Briefen und mit Thränen, in ihr Haus zurückzukehren, denn ſie verſtand ſo gut, ihn mit ihren Reizen immer aufs Neue in ſich verliebt zu machen, und an ſich zu feſſeln, daß Don Diego Lauren als die Seinige und als eiferſüchtig, allmälig läſtig zu finden, als läſtig aber zu vergeſſen anfing, weil der zärtliche und unermüdliche Bewerber, der ſich anfänglich für den glücklichſten Sterblichen ausgab, nicht allein dieſe Eigenſchaften, ſondern auch ſogar das, was er ſich ſelbſt ſchuldig war, verleugnete, wie denn die Männer, wenn ſie es erſt ſo weit gebracht haben, offenbar zu verſchmähen, alles Unrecht beſchönigen, und nahe daran ſind ihre Ehre zu verlieren. Der Undankbare ſchied ſich von Tiſch und Bett ſeiner Gattin, achtete ihres Grams um ſeinetwillen ſo wenig, als ihrer Liebkoſungen, oder ihres Unmuthes über ſeine unverſchämten Reden, die er trotz dem führte, daß es klüger iſt, zu verhehlen, was man thut, als zu ſagen, was man nicht denkt. Wie nun Laura ſolcherlei Neuerungen in dem Betragen ihres Gatten ſah, legte ſie ihm zwar durch Thränen ihren Kummer und durch Worte ihre Verachtung an den Tag, gab ſich aber allerdings für verloren, indem ſie ihre Mitwiſſenſchaft ſeiner Ausſchweifungen verrieth; denn dadurch, daß ſie ihm nothwendigerweiſe ihre Geſinnungen ausſprechen mußte, veranlaßte ſie Don Diego, ſie nicht allein mit Worten zu mißhandeln, ſondern ſich ſogar thätlich an ihr zu vergehen. Nur um des Anſtandes willen, kam er noch zuweilen in ſein Haus zurück, ſo ſehr verabſcheute und verachtete er ſie, deren Anblick ihm in den Tod zuwider war. Laura wollte Licht in dieſer Sache haben und fand Jemand, der ihren Wunſch in voller Maße befriedigte. Da aber die Sache ſelbſt durchaus nicht zu vermitteln war, weil es gegen den Unbeſtand der Liebe keine Mittel gibt, ſo erfolgte auf ihre Kenntnißnahme von Don Diego's Wandel weiter nichts, als daß er immer mehr auf alle Scham verzichtete und ſeinen wüſten Begierden immermehr die Zügel ſchießen ließ, weil eben der Laſterhafte nur ſo lange ſeine Laſter verborgen bleiben bedächtig iſt. Laura ſah Niſen in einer Kirche und bat ſie mit Thränen, ihre Anſprüche aufzugeben, mit denen ſie nur ihre eigene Ehre verderbe, und ſie unglücklich mache. Das durch und durch verderbte, weder ihren Ruf achtende, noch irgend Scheu tragende Weib, ſich je mehr und mehr zu erniedrigen, antwortete ihr jedoch auf eine ſo unfreundliche Weiſe, daß die Arme durch eben das Mittel, womit ſie geglaubt hatte, ihrer Noth ein Ende zu ſetzen und ihre Feindin zu verſöhnen, das Übel nur ärger machte, und dieſelbe zu dem Entſchluſſe bewog, inskünftige ihrer Liebe deſto öffentlicher Genüge zu leiſten. Niſe ließ alle Scham und Scheu vor Gott und Menſchen fahren, und wenn ſie Don Diego ſeither unter der Hand Briefe, Geſchenke und andere Dinge zugeſendet hatte, ſo ſuchte ſie und ihre Botinnen ihn von jetzt an unverhohlen auf. Dieſe Frechheiten bereiteten Lauren neue Qualen und um ſo empfindlicheres Leiden, als ſie nunmehr noch weniger als vorher eine Rettung in ihrem Unglück ſah. Sie führte, aller Hoffnungen ledig, das troſtloſeſte Leben, das ſich denken läßt. Sie war eiferſüchtig; was Wunder! wenn ihre Eiferſucht eine raſende Krankheit ward. Ihr Vater und ihre Brüder nahmen ihre Betrübniß und ihre Schande wahr, und forſchten, als ſie Laura's Schönheit vergehen ſahen, ihren Verhältniſſen, und den üblen Wegen, auf denen Don Diego wandelte, weiter nach, ſo daß ſie mancherlei Verdruß und Ärger dieſerwegen hatten und zuletzt mit ihm in offenen Zwiſt geriethen. Laura brachte alſo einige Tage hin; je mehrere ihr aber inzwiſchen vergingen, deſto mehr nahm die Unverſchämtheit ihres Gemahls zu, und ihre Geduld ab. Da man nun nicht jederzeit über ſein Unglück weinen kann und mag, ſo gefiel es ihr eines Nachts, als ihre Sorgen und Don Diego's Ausbleiben ſie wach erhielten, es ſich durch Geſang zu erleichtern. Überzeugt, daß ihr Gemahl in Niſe's Armen ruhe, ergriff ſie eine Harfe, auf der die Italienerinnen ſehr geſchickt zu ſein pflegen, und begleitete mit den ſüßen Akkorden, die ihre Hand derſelben entlockte, bald die klagenden Geſangeslaute ihrer Stimme, bald die ſtummen Klagetropfen ihrer Augen. Don Diego war inmitten ihrer ſchwermuthsvollen Phantaſien unbemerkt bei ihr eingetreten, und hatte den Gang und Inhalt ihrer Gedanken aus ihren Worten klar erkannt. Verdroſſen über das, was ihn hätte erfreuen ſollen, ja erbittert von dem, was eigentlich ſeine Dankbarkeit hätte in Anſpruch nehmen müſſen, hub er an ſie mit ſo harten Worten zu beleidigen, daß er ſie nöthigte, kryſtallene Ströme über ihr himmliſches Angeſicht ergießend, zu ihm zu ſagen: Was iſt das, Undankbarer! Läßt du deinem ſchlechten Lebenswandel ſo ſehr die Zügel ſchießen, daß du dich ohne Furcht vor dem Himmel, und rückſichtlos über das erzürnſt, weswegen du mich billigerweiſe loben ſollteſt?

Errötheſt du nicht über deine Unthaten, die der ganzen Stadt, ja der Welt ein Ärgerniß, deiner eignen Schande und deinem Unrecht an mir eine ſtete Erinnerung ſind? Zürnſt du, daß ich über dich klage, ſo benimm mir den Anlaß, den du mir dazu gabſt, oder ſetze meinem von dir ſo ſchmerzlichſt gekränkten Leben ein Ziel. Gehſt du alſo mit meiner Liebe um? Gilt dir mein Kummer nicht mehr? Iſt das dein Dank für mein Erdulden? Weißt du wohl, daß ein Mann, der ſeine Frau ſo behandelt wie du mich, nichts anderes von ihr zu erwarten hat, als daß ſie, ihrer Pflichten uneingedenk, ihre Ehre von ſich wirft? Ich ſage nicht, daß ich dies trotz all der Gelegenheiten thun könnte, die du mir dazu gibſt, davor ſchützt mich, daß ich diejenige bin, die ich bin, und daß ich zu meinem Unglück dich ſo ſehr liebe; aber ich fürchte, daß du ſelbſt den laſterhaften Menſchen deines Gleichen Anlaß gibſt, das zu verlangen, was du verſchmähſt, und den Verleumdern und Müſſiggängern, von mir übel zu denken und zu reden; denn wer da eine Frau ſieht wie mich und einen Mann wie dich, ſoll nicht eben ſo verwegen mit ihr ſein, wie du um ſie unbekümmert biſt? — Dieſe Worte hätten Don Diego wohl die Augen ſeiner Seele und ſeines Körpers über Laura's volles Recht öffnen können. Da ſeine Seele aber eben ſo von Riſſen voll als leer an Pflichtgefühlen war, ſo ſtürzte er, von hölliſcher Wuth ergriffen, auf ſeine Gemahlin los, ſchleifte ſie bei den Haaren umher, und mißhandelte ſie dergeſtalt, daß alsbald die Perlen ihrer Zähne von ihrem über ſeine grauſamen Hände träufelnden Blute gefärbten Korallen glichen. Ja, damit noch nicht zufrieden, riß er ſeinen Dolch aus der Bruſt, um ſich mit einem Stoße aus dem ihn ſo ſchwer bedrückenden Joche zu befreien. Bei dieſem Anblicke erhuben jedoch die ihn von ihrer Gebieterin zu tren nen geſchäftigen Dienerinnen ein ſo lautes Geſchrei um Hülfe nach ihrem Vater und ihren Brüdern, daß dieſelben zornvoll und beſtürzt in Laura's Gemach emporeilten, und Don Carlo, wie er den wüthenden Don Diego und ſeine in Blut gebadete Schweſter erſah, in der Meinung, ſie ſei von ihrem Gatten verwundet worden, über ihn herfallend, ihm den Dolch aus der Hand wand, und ihm die Spitze in das Herz geſenkt haben würde, hätte der Bedrohete nicht, in der Erkenntniß ſeiner tödtlichen Gefahr, ſeinen Gegner feſt umarmt, und nicht auch Laura ſich mit den warnenden Worten an ihres Bruders Hals geſtürzt: Ach! Bruder, bedenke, daß an dieſem Leben das Leben deiner unglücklichen Schweſter hängt! —

So gelang es Don Carlo zu beſänftigen, der Vater ſchlug ſich ins Mittel, und beide zogen ſich, von der Klugheit ſelbſt zum Frieden aufgefordert, in ihre Zimmer zurück. Indeſſen traute ſich Don Antonio nicht den Muth zu, ein täglicher Zeuge dieſer Auftritte zu ſein, und da er ſich ſelbſt ins Verderben zu ſtürzen befürchtete, wenn er jemals wieder eine ſo geliebte Tochter mißhandeln ſähe, ſo ging er des anderen Tages mit ſeinen Söhnen und ſeinem ganzen Hausſtande nach Piedrablanca, die unglückliche Laura ſo gerührt und traurig über ſein Scheiden zurücklaſſend, daß es ihr faſt das Leben gekoſtet hätte.

In dieſer Zeit und Stimmung hörte Laura einmal davon reden, daß es in ihrem Lande Weiber gäbe, die durch Zaubermittel Liebe hervorrufen könnten. Da ſie nun die eheliche Liebe ihres Gemahls von Tag zu Tage abnehmen ſah, ſo gedachte ſie ſich damit zu helfen, daß ſie eines dieſer Weiber zu ſich kommen ließe. Der Kuppler, dem die ſchöne Laura ihren Auftrag gab, war nicht ſaumſelig, und ſo ſah die ſcharfſinnige Bedrängte bald eine Betrügerin in ihrer

Gegenwart, der ſie zuvörderſt den allen Geſchöpfen dieſer Art gemeinen Durſt nach Golde durch reichliche Geſchenke ſtillte, und die ſie ſodann, nachdem ſie ihr ihr Unglück geſchildert hatte, mit Thränen und Verſprechungen folgendermaßen beſchwor ihre Wünſche zu befriedigen: Wofern du, Freundin, bewirken kannſt, daß mein Gemahl Niſen verabſcheut und mich wieder ſo wie im Anfange unſerer Verbindung liebt, wo er der getreueſte Gatte, ich die glücklichſte Gattin auf Erden war, ſo ſollſt du aus meiner Dankbarkeit und Freigebigkeit erkennen, wie hoch ich deinen Dienſt zu ſchätzen weiß, den ich noch nicht vollſtändig vergolten zu haben glauben würde, gäbe ich dir auch die Hälfte meines Vermögens hin. Ja wenn dies nicht genügt, ſo ſtille deine Wünſche an meinen nächſten Bedürfniſſen, und beſtimme du ſelbſt den Lohn deiner Wohlthat. Ich bin gern bereit, ſie mit der Veräußerung meiner Perſon abzutragen, wenn mein Beſitzthum zu wenig iſt. — Das Weib gab Lauren die beſtimmteſten Verſicherungen ihres Wiſſens, erzählte Wunder von deſſen Erfolgen bei Anderen, und ſtellte ihr Geſuch als ſo leicht zu erfüllen dar, daß Laura ihr Ziel ſchon erreicht zu haben glaubte. Da ſagte ihr die alte Hexe zuletzt: ſie bedürfe aber zu gewiſſen von ihr zuzurichtenden Dingen, die ſie in einem kleinen Beutel bei ſich tragen müſſe, Zähne, Bart und Haupthaar eines Gehenkten. Mit dieſen und einigen anderen Gegenſtänden wolle ſie in Don Diego eine ſolche Sinnesänderung hervorbringen, daß es zum Erſtaunen ſein ſolle. Als Lohn ihrer Bemühungen verlange ſie keinen anderen als einen dem Erfolge angemeſſenen. Sie können mir glauben, Signora, ſprach die Ränkemacherin, daß die Menſchen weder durch Schönheit noch durch Reichthum glücklich werden, wenn ſie nicht ſolche und ähnliche Mittel zu Hülfe nehmen. Wüßten Sie, wie viele

Frauen blos durch meinen Beiſtand mit ihren Männern in Frieden leben, Sie würden ihr Glück von Stund an für feſt begründet halten und alle ferneren Beſorgniſſe beſchwichtigen. — Die ſchöne Laura war ſehr beſtürzt, von der Alten eine ſo außergewöhnliche Forderung an ſich geſtellt zu ſehen, der ſie ganz und gar nicht zu entſprechen verſtand. Sie händigte ihr hundert Goldſcudi mit dem Bedeuten ein, ſie für die Anſchaffung jener Bedürfniſſe auszugeben. Indeß erwiederte die verſchlagene Hexe, die die bekümmerte Dame nur hinhalten und auf eine verſteckte Weiſe um ihr Geld bringen wollte: es fehle ihr durchaus an Jemand, dem ſie ſich vertrauen könne, und überdies beruhe eben auch die Kraft des Mittels darin, daß ſie es ſelbſt hole und ihr übergebe. Als ſie nach dieſen Worten von ihr ſchied, fand ſich Laura in eine unbeſchreibliche Niedergeſchlagenheit und Verwirrung verſetzt, und überlegte vergebens hin und her, wie ſie die, von dem alten Weibe verlangten Dinge herbeiholen möge. Als ſie ſich nun allerwärts die größten Hinderniſſe entgegen ſtehen ſah, wußte ſie ſich keinen anderen Troſt zu verſchaffen, als zwei waſſerreiche Thränenbäche aus ihren ſchönen Augen zu ergießen, weil ſie nicht allein keinen Menſchen hatte, dem ſie ihr Vertrauen ſchenken konnte, ſondern es auch für eine Schande hielt, als eine Frau ihres Standes auf ſo niedrige Dinge einzugehen. Sie that geraume Zeit nichts als weinen, und ſagte endlich, ihre weißen Hände in einander verſchlingend, zu ſich ſelbſt: Unglückſelige Laura, wie hätteſt du auch glücklich werden können, da deine Geburt ſchon deiner Mutter das Leben koſtete, und alſo dein Leben ein geweihtes Opfer des Todes war! O Liebe! du Feindin der Menſchheit, wie viele Übel haſt du ſchon, beſonders über die Weiber, in die Welt gebracht, die wir, als ein ſo unterdrücktes, argloſes Geſchlecht, beſtimmt zu ſein ſcheinen, die Drangſale des Lebens faſt ausſchließlich zu ertragen. Ich weiß nicht, warum der Himmel mich ſchön, adelig und reich geboren werden ließ, wenn dies alles ſo wenig gegen das Unglück gelten ſoll, das mir das ſchlimme Geſtirn, unter dem ich geboren ward, bringt. Oder warum friſtet er mir das Leben, da ich ſo unglücklich bin? Iſt es für den Unglücklichen nicht viel weniger eine Wohlthat als eine Laſt? Wen ſoll ich um Hülfe in meiner Noth anſprechen? Wer wird meine Klagen hören, und ſich von ihnen rühren laſſen? Wer wird meine Thränen ſehen und ſie trocknen? Ganz gewiß Niemand, da mein Vater und meine Brüder mich verlaſſen haben, um ſie nicht zu hören und zu ſehen. Iſt nicht ſogar der Himmel, der Troſt der Betrübten, für mich taub? O, Don Diego, wer möchte denken, oder hätte denken ſollen, wenn er es geſehen, daß du ein Mann ſeiſt, deſſen Übelthaten ſelbſt die Macht der Teufel überbieten, und das bewirken, was die Diener der Bosheit ſogar unterlaſſen! Wo findet man einen wahrhaftigen Mann, deſſen Neigung auch nur einen einzigen Tag die Erwiederung ſeiner Liebe überdauerte! Wehe der Frau, die den Männern Glauben beimißt! ſie wird am Ende einen eben ſolchen Lohn der Liebe finden wie ich ſelbſt. Wo iſt die Thörin, die ſich noch zu vermählen wünſcht, da ſie ſo abſchreckende Beiſpiele vor ſich ſieht? Wie gering iſt jedoch mein Muth, wie entnervt meine Kraft, und wie groß meine Feigheit, daß ich weder der Feindin meiner Ruhe, noch dem Undankbaren, der mich mit ſolcher Härte behandelt, das Leben nehme! Ach! ich liebe, und auf jene Art würde ich ihn erzürnen, auf dieſe verlieren. Warum, ihr eingebildeten Geſetzgeber der Welt, laßt ihr uns nicht freie Hand, uns zu rächen, und macht ihr uns mit euren falſchen Anſichten, die uns weder den

Gebrauch der Waffen, noch den der Wiſſenſchaft zugeſtehen, unfähig, unſere Kräfte anzuwenden? Iſt unſere Seele eine andere, als die der Männer? Und wenn eben die Seele dem Körper ſeinen Werth verleiht, was zwingt die unſrige zu ſolcher Zaghaftigkeit! Ich bin überzeugt, wenn ihr einſähet, daß auch in ihnen Muth und Stärke wohnt, ihr würdet uns nicht ſo verhöhnen, wie ihr thut. So aber ſchwächt ihr, um uns von unſrer Geburt an in Unterwürfigkeit zu erhalten, unſere Kräfte mit der Furcht vor der Ehre, und unſeren Verſtand mit dem Bedenken der Schamhaftigkeit, und gebt uns anſtatt des Schwertes den Spinnrocken, anſtatt der Bücher das Nähkiſſen zur Hand. Doch, ich Elende! was helfen mir ſolcherlei Gedanken, da ſie ſolch unverbeſſerlichem Dinge nicht abhelfen können? Jetzt kommt es nur darauf an, nachzudenken, wie der Alten zu verſchaffen iſt, was ſie von mir fordert. — Indem ſie dieſes ſagte, fing ſie zwar an, ihre Gedanken auf das, was ſie zu thun habe, zu richten, kam aber alsbald wieder zu ihren Klagen zurück. Wer ſie mit angehört hätte, würde geſagt haben, daß Laura's Liebe in ihnen zu dem höchſten Kraftaufwond gekommen wäre, aber es fehlte dennoch das Äußerſte, was ſie darnach that. Als ſie nehmlich die Nacht, und zwar eine der dunkelſten dieſes Winters, anbrechen ſah, ſprach ſie, ihren Ruf ihren Abſichten unterordnend, und nicht bedenkend, welcher Gefahr ſie ſich ausſetzte, und was ſie wagte, wenn Don Diego käme und ſie außer ihrem Hauſe vorfände, zu ihren Leuten: wenn ihr Gemahl nach ihr frage, möchten ſie ihm ſagen, daß ſie bei einer ihr befreundeten Dame ſei, nahm den Mantel einer Magd um, eine kleine Laterne in die Hand, und machte ſich auf den Weg dahin, wo ſie Rettung zu finden hoffte.

Ungefähr eine Meile von Neapel entfernt, an der Straße, die nach unſerer lieben Frau im Schrein, einem in dieſem Reiche andächtig verehrten Marienbilde, und weiterhin nach Piedrablanca führt, liegt auf Steinwurfsweite abſeits eine kleine, funfzig Schritt in der Länge und eben ſo viel in der Breite meſſende Kapelle, die nach der Straße zu einen Eingang, und dem Eingange gegenüber einen Altar mit einem auf die Wand gemalten Heiligenbilde hat. Dieſer Andachtsort iſt anderthalb Klaftern hoch, ſein Boden beſteht in einer mehr als vier Klaftern tiefen, und den ganzen Flächenraum der Kapelle einnehmenden Grube, und nur ein anderthalb Fuß breites, ſich an den Wänden hinziehendes Geſims iſt zum Umgehen derſelben beſtimmt. Dort werden die auf dem Marktplatze von Neapel gehenkten Verbrecher an eiſerne, etwa von fünf zu fünf Fuß von einander in der Wand angebrachte Haken aufgehängt, und ihre Knochen fallen allmälig, ſo wie ſie abfaulen, in die zu ihrer Begräbnißſtätte geweihten Grube hinab. Nach dieſem ſchauderhaften Orte, wohin eben damals die Körper von ſechs vor wenigen Tagen als Straßenräuber hingerichteten Männern geſchafft worden waren, richtete nun Laura ihre Schritte, und ſchickte ſich, als ſie angekommen war, mit unglaublichem, ihr von der Liebe eingeflößtem Muthe zu Verfolgung ihres Zweckes an, indem ſie weder den empörenden Verkehr mit den Leichen, noch die furchtbare Gefahr ſcheute, von dem ſchmalen Steintritte hinunter in eine Tiefe zu ſtürzen, aus welcher, wenn es geſchehen, niemals wieder etwas von ihr gehört worden wäre.

Es iſt ſchon geſagt worden, daß Laura's Vater und Brüder, um ſie nicht vor ihren Augen mißhandeln zu ſehen, und nicht Gelegenheit zu einem blutigen Streite mit ihrem Eidam und Schwager zu geben, ſich nach Piedrablanca zurückgezogen hatten, wo ſie, wenn auch nicht ihrer uneingedenk, doch ihres Anblickes enthoben blieben. Da geſchah es, daß zu der nehmlichen Zeit, als Laura in der Kapelle ankam, Don Carlo, mit einem wilden jähen Schrecken erwachend, in ſeinem Bett emporfuhr und laut aufſchrie, als ob er das Leben verlieren ſollte. Das ganze Haus ward in Unruhe verſetzt, der Vater kam dazu, Diener ſtürzten herbei, und alle forſchten ihn verſtört, erſchrocken unter Thränen nach der ihm ſelbſt verborgenen Urſache ſeines Übels aus. Sobald er ein wenig zu ſich ſelbſt gekommen war, ſprang er aus dem Bette, erklärte, ſeine Schweſter ſei von irgend einer großen Gefahr bedroht, begann ſich in größter Eile anzukleiden, befahl einem Diener, ihm auf der Stelle ein Pferd zu ſatteln, ſchwang ſich, als dies geſchehen war, darauf, und ſprengte, ohne zu erwarten, daß ihn Jemand begleite, in ſo beflügelter Eile auf der Straße nach Neapel von dannen, daß er ſich ſchon um ein Uhr jener Andachtsſtätte gegenüber befand, wo ſein Roß, nicht anders als ob es plötzlich zu Stein geworden wäre, parirte. Don Carlo gab ſich die äußerſte Mühe, es von der Stelle zu bringen, aber er kämpfte gegen die Hartnäckigkeit ſelbſt, das edle Thier that keinen Schritt mehr vorwärts oder zurück, und ſchnaubte und wieherte einigemal entſetzlich auf, als er es durch Einſetzen der Sporen nach ſeinem Willen zwingen wollte.

Bemüht, ſich dieſe ſeltſame Erſcheinung zu erklären, erinnerte ſich der Reiter der kleinen Kapelle, ſah nach der Gegend hin, wo ſie lag, und ward, als er aus der Laterne, die ſeine Schweſter bei ſich trug, einen ſchwachen Lichtſtreifen ſchimmern ſah, der Meinung es halte ihn irgend eine Zauberei zurück. Begierig, zu erfahren, was es ſei, verſuchte er, das Pferd bis zu der Kapelle zu bringen, und hatte kaum die Hand mit dem Zügel gewendet, als es, ohne des mindeſten Zwanges zu bedürfen, ſeinen Willen befolgte. Vor dem Eingange ſtill haltend, rief Don Carlo, das Schwert in der Hand: Wer irgend da drinnen weilt, komme hervor. Thut er es nicht, ſo ſchwöre ich ihm beim Leben des Königs, daß ich nicht eher von dannen weiche, bis ich beim Lichte des Tages ſehe, wer es iſt, und was er hier beginnt! — Ihren Bruder an der Stimme erkennend, und in der Hoffnung, ihn zum Fortgehen zu bewegen, verſtellte Laura ihre Sprache, ſo gut ſie es vermochte, und erwiederte: Ich bin ein armes Weib, und um einer gewiſſen Angelegenheit willen an dieſem Ort. Da es Sie keineswegeſ etwas angeht, zu wiſſen wer ich bin, ſo entfernen Sie ſich um Gotteswillen von hier, und ſein Sie verſichert, daß, wenn Sie desungeachtet beharrlich bleiben, ich mich unverzüglich in das offene Grab hinunterſtürze, büße ich auch darüber Leib und Seele ein. — Sie hatte ihre Stimme nicht ſo wohl verſtellen können, daß ihr Bruder, der ihrer vielmehr, als ſie glaubte, eingedenk war, nicht, einen lauten Schrei ausſtoßend, und aus tiefſter Bruſt aufſeufzend, zu ihr geſprochen hätte: Ach, Schweſter! welch großes Unglück hat dich hierher geführt? Komm hervor! Die Ahnung meines Herzens trog mich nicht. — Wie ſich nun Laura von ihrem Bruder erkannt ſah, kam ſie, mit der größten Behutſamkeit, ſich bald an die Wände, bald an die Leichname ſelbſt, um nicht in die Grube zu ſtürzen, feſtklammernd, aus der Kapelle zu ihm, der ſie, von tauſend Gedanken beſtürmt, erwartete, ſie nicht ohne Thränen in ſeine Arme ſchloß, und, ſich ein wenig ſeitwärts mit ihr entfernend, ſich von ihr mit kurzen Worten erzählen ließ, was ſie hierhergeführt habe, ſo wie er auch ihr ſelbſt die Veranlaſſung ſeines nächtlichen, ungewöhnlichen Rittes zu wiſſen that. Die nächſte Maßregel, welche Carlo nach dieſem Zuſammentreffen ergriff, war, daß er ſeine Schweſter auf ſein Pferd hob, ſelbſt wieder hinauf ſtieg und den Rückweg nach Piedrablanca einſchlug, indem es ihm gleich wie Lauren zu Muthe war, als ob ihnen ein Wunder geſchehen ſei, und letztere, was ſie gethan und beabſichtigt hatte, ſchon bereuete.

Sie kamen gegen Morgen in Piedrablanca an, und ſobald ihr Vater daſelbſt das Vorgefallene vernahm, ließ er eine Kutſche anſpannen, ſetzte ſich mit ſeinen Söhnen und ſeiner Tochter hinein, und fuhr nach Neapel, geradesweges vor den Palaſt des Vicekönigs, zu dem er, vor ihm niederkniend, ſagte, er habe ihm ein außerordentliches Ereigniß mitzutheilen, und erſuche ihn, ſeinen Schwiegerſohn, Don Diego Pignatello eben deswegen vor ſich zu beſcheiden, weil ihm ſein Anſehen und ſeine Ruhe gegen denſelben vonnöthen ſei. Seine Excellenz leiſtete dieſer Bitte Genüge, und Don Diego erſtaunte ſchon nicht wenig, als er bei ſeiner Ankunft im Saale des Vicekönigs ſeinen Schwiegervater, ſeine Schwäger und ſein Weib anweſend fand, wie vielmehr aber nicht, als Laura in ſeiner Gegenwart dem Statthalter alles berichtete, was in dieſer Novelle über beide angeführt worden iſt, und zuletzt ihre Rede mit den Worten ſchloß: ſie ſei nunmehr über Welt und Menſchen ſo genügend enttäuſcht, daß ſie nicht länger mit ihnen ringen und kämpfen möge, ſondern gar nicht aufhören könne, zu ſtaunen, wenn ſie bedenke, was ſie gethan, und wo ſie ſich befunden habe, und daß ſie aus dieſen Gründen den Wunſch hege, in ein heiliges Kloſter zu gehen, um darin eine ſichere Zufluchtsſtätte gegen die mannichfachen Drangſale zu finden, denen ihr Geſchlecht hienieden unterworfen ſei. — Don Diego vernahm dieſe Worte, und mußte ſeine getreue Gattin nicht nur in der Seele freiſprechen, irgend eine Sünde an ihm verſchulbet zu haben, ſondern ſie auch ſogar als ein verſtändiger Mann mehr als jemals ſchätzen. Da er nun befürchtete, ſie möge fähig ſein, ihren Entſchluß zur Ausführung zu bringen, und da ſein Selbſtgefühl ihm ſagte, er ſelbſt werde von der Schwergekränkten nicht das Mindeſte erlangen, ſo rief er die Vermittelung des Vicekönigs an, und bat denſelben, ſie zur Rückkehr zu ihm zu überreden, indem er ſich in Zukunft durchaus zu beſſern angelobte. Der Vicekönig that, was Don Diego verlangte. Die von der Vergangenheit eingeſchüchterte Laura gewann es aber nicht über ſich, ihm Glauben beizumeſſen, ſondern beſtärkte ſich vielmehr in ihrem Vorſatze, indem ſie ſagte: Er verſchwende an ihr durchaus ſeine Mühe, denn ſie gedenke nun auf jeden Fall das für Gott zu thun, der ein dankbarerer Geliebter ſei, was ſie vorher für einen Undankbaren gethan habe. Sie ließ ſich noch an demſelben Tage in das edle, reiche und heilige Kloſter zur Empfängniß der Jungfrau Maria aufnehmen; Don Diego ging aber verzweiflungsvoll nach Hauſe, raffte ſo viel von ſeinen Juwelen und Geldern, als ihm gleich zur Hand war, zuſammen, und verließ, ohne von Jemand Abſchied zu nehmen, die Stadt, in der man wenige Monate ſpäter erfuhr, er habe in dem Kriege, den Seine Majeſtät Philipp III. von Spanien mit dem Herzoge von Savoyen führte, ſein Leben eingebüßt.

XIX.

Die Kaſtellanin von Vergy.

In alten Zeiten, als Burgund noch ungetheilt von ſelbſtändigen Fürſten beherrſcht wurde, ſchloß daſelbſt ein hochſinniger Herzog nach dem Tode ſeiner erſten Gemahlin eine zweite Ehe mit einer zwar tugendloſen, aber ſchönen, und, weil ſie ihre verderbte Natur ihm zu verbergen wußte, von ihm geliebten Frau. Es diente in ſeiner Hofhaltung ein Edelmann, deſſen viele, zu einem vollkommenen Hofmann ſich vereinigende ſeltene gute Eigenſchaften ihm nicht nur die höchſte Gunſt ſeines Gebieters, ſondern auch bei Vornehm und Gering allerwärts Liebe und Achtung erworben hatten. Der Herzog hatte den jungen Mann von Kindesbeinen an ſorgfältig erziehen und ernähren laſſen, und ihm auch, da er aus dem ſehr edlen und vornehmen, durch die Verſchwendung ſeines Vaters Adriano aber an Glücksgütern verarmten Geſchlechte der Vaudrais ſtammte, einige Schlöſſer geſchenkt. Desgleichen vertraute er ihm in allen Dingen wie ſich ſelbſt, berieth ſich mit ihm über alles, was er that und vernahm, und fand bei ihm immerdar einen weiſen und guten Rath.

Da geſchah es, daß die neue, von den Umarmungen ihres Gemahls nicht genugſam befriedigte Herzogin, uneingedenk ihres Standes und ihrer Pflichten, ihr lüſternes Augenmerk auf den ihr Tag für Tag vor Augen kommenden Jüngling, Namens Carlo, warf, und, weil ihr ſeine blühende Schönheit wie ſein zierliches Weſen über die Maßen wohlgefielen, in heftiger, alle Sittſamkeit und Scheu verhöhnender Liebe zu ihm ſich entzündete. Obwohl ſie nun und nimmermehr ſich ſatt an ihm ſehen konnte, deſſen Anblick ihr oft hundert Mal des Tags geboten ward, weil Carlo dem Herzoge nicht von der Seite wich und ihm mit Leib und Seele ergeben war, ſo wagte ſie doch nicht, ihm ihre Liebe mündlich zu erklären, ſondern beſtrebte ſich vielmehr, ihm die ſie verzehrende Flamme durch verliebte Seufzer und zärtliche Blicke kund zu thun. Es blieb freilich alles vergebens, da Carlo's Sinnen und Trachten anderwärts gerichtet war und ihm nicht geſtattete, auf ihr Thun und Laſſen zu achten. So entſchloß ſich denn das glühende Weib zuletzt, von ihrer nicht mehr zu zügelnden Begierde überwunden und hingeriſſen, ſeine etwaige eigene Bewerbung nicht abzuwarten, ſondern ihn ſelbſt um Linderung ihrer tödtlichen Leidenſchaft und zwar mündlich anzuflehen, weil ſie es ſchriftlich nicht anders als mit Aufopferung der mächtigſten Hülfsmittel, heißer Thränen und Seufzer, hätte bewirken können.

Als daher der Herzog eines Tages dem Geſandten des Königs von Frankreich ein geheimes Gehör verlieh und ſich mit ihm und einigen ſeiner Räthe in ſein Kabinet verſchloſſen hatte, benutzte ſie Zeit und Gelegenheit, rief Carlo zu ſich, gleich als ob ſie über wichtige Dinge mit ihm zu ſprechen hätte, trat mit ihm in eine Gallerie und führte mit ihm, auf und abwandelnd, folgendes Geſpräch: Ich verwundere mich fürwahr, Carlo, wie es möglich iſt, daß du in der Blüthe deiner Jugend und als der ſchönſte und vorzüglichſte Hofmann, wie du biſt, nicht irgend eine der vielen ſchönen

Frauen oder anmuthvollen Fräulein dieſes Landes zu lieben ſcheinſt. Du mußt doch wohl geſehen haben, daß es an dieſem Hofe keinen einzigen Edelmann gibt, der ſich nicht irgend eine Dame zu unterhalten beſchäftigte und nicht mit ihr, wie man bei uns zu ſagen pflegt, Verwandtſchaft ſchließt, um dieſe Baſe, jene Schweſter, andere Schwägerin, Gemahlin oder Freundin zu nennen. Faſt ohne Ausnahme Alle ergeben ſich dem Frauendienſte, und nur du allein machſt dich mit Keiner vertraut. Ich möchte gern wiſſen, woher dieſe deine Wildheit rührt. — Carlo erwiederte hierauf höchſt ehrfurchtsvoll: Wenn ich mich der Gunſt, daß eine dieſer Frauen ſich mit ihren Gedanken bis zu mir herablaſſen könne, würdig genug hielte, Dame, ſo würde ich vielleicht dann und wann ſo frei ſein, meine Dienſte einer von ihnen zu widmen. Da ich aber, wie es denn ſehr leicht geſchehen könnte, verſchmäht und verſpottet zu werden fürchte, ſo wage ich auf kein verliebtes Abenteuer einzugehen. — Die kluge Antwort des Jünglings mißfiel der Herzogin nicht, und machte ihre Liebe zu ihm nur um ſo inbrünſtiger. Mit faſt bebender Stimme ſprach ſie: Ich verſichere dich, Carlo, daß es keine Dame, wie hoch ſie auch ſtehe, an dieſem Hofe und in dieſem Lande gibt, die es nicht beglücken würde, dich zum Liebhaber zu haben und ſich von dir den Hof gemacht zu ſehen. — Derweil die Herzogin, der es nicht an Worten fehlte, ſprach, hielt Carlo die Augen auf den Boden geheftet, ohne ſo kühn zu ſein, ihr ins Antlitz zu ſchauen. Alsdann beurlaubte er ſich bei ihr, und ging, zu höchlichem Mißvergnügen der Herzogin, die ihre Unterhaltung mit ihm noch fortzuſetzen gewünſcht hätte, hinweg.

Wie bedenkliche Einbildungen auch Carlo's Sinn erfüllten, ſo gab er ſich doch nichtsdeſtoweniger niemals, weder mit Worten noch mit Blicken, den Anſchein, die Abſichten und

Wünſche der Herzogin durchſchaut und errathen zu haben, ſondern beherrſchte ſich, zu ihrem nicht geringen Leidweſen und Ärger, nach wie vor. Je zuverläſſiger ſie nun darauf gerechnet haben mochte, in Betracht ihrer Schönheit und ihres hohen Standes, ſich mit dringenden Bitten um ihre Gunſt beſtürmt zu ſehen, um ſo unerwarteter war ihr das unbefangene Betragen Carlo's, der ihr Entgegenkommen gänzlich zu überſehen ſchien. Mit Verleugnung aller Scham und Scheu ſagte ſie alſo zuletzt zu ihm, da ſie ihn eines Tages allein antraf: Ich habe dir eine Sache von der größten Wichtigkeit mitzutheilen, Carlo. — Mit der ihr ſchuldigen Ehrerbietung erwiederte er: Ich bin bereit, euch in allem, worin ich kann, zu gehorchen, gnädige Frau. — Die Herzogin trat hierauf, von allen anweſenden Herren und Damen entfernt, an ein Fenſter, verlangte, daß er ſich mit ihr in die Brüſtung lehnte, und fing wieder das nehmliche Geſpräch wie früher an, indem ſie ihn ſchalt, ſich immer noch keine zu ſeiner Herzensdame auserwählt zu haben, und ſich erbot, ihm in dieſer Angelegenheit hülfreichen Beiſtand zu leiſten. Carlo gab ihr zur Antwort: Ich habe euch ſchon geſagt, gnädigſte Frau, und ſage euch jetzt abermals, daß meine unmäßige Furcht, verſchmäht zu werden, mich nicht in dieſes gefahrvolle Labyrinth der Liebe eingehen läßt, weil ich die Natur meines Herzens kenne und weiß, daß ich, wenn ich einmal meine Liebesmühen zurückgewieſen und nicht erhört ſähe, niemals wieder in dieſer Welt froh werden, und fürder ein ſchlimmer als Tod zu nennendes Leben führen würde. — Die Herzogin erröthete in ihrem Angeſicht wie eine von der Morgenſonne erſchloſſene Roſe, und in der Hoffnung, ihn zu beſiegen und zu gewinnen, ſprach ſie ſtammelnd: Du biſt in einem großen Irrthume befangen, Carlo, und täuſcheſt dich ſehr, denn ich weiß, daß, wenn du ihr ein getreuer und aufrichtiger Liebhaber ſein wollteſt, die ſchönſte Dame dieſes Kreiſes ſich glücklich ſchätzen würde, dich mit dem Geſchenk ihrer Liebe zum Herrn ihrer Perſon zu machen. — Er fügte jedoch hinzu: er könne ſich nicht überreden, daß in dieſer ehrenwerthen Geſellſchaft eine Dame genugſam verblendet und übel berathen ſei, ihn einer ſo hohen Gunſt theilhaft zu machen.

Die Herzogin nahm daraus ab, daß er ſie nicht verſtehen würde, oder vielmehr nicht verſtehen wollte, da er doch, wie ſie wußte, ſchlau und verſchlagen war. Sie entſchloß ſich deswegen, die Maske gradezu abzuwerfen, und, eine deutlichere Sprache führend, ihm nicht nur zu eröffnen, welche Pein ſie aus Liebe zu ihm erdulde, ſondern auch, wie ihre Schmerzen ſie beinahe tödteten. Sie ſtellte ihm die folgende Frage: Wenn nun dein gutes Glück und ein günſtiger Himmel, Carlo, dir ſo hold gelächelt und dich ſo hoch erhoben hätten, daß ich es ſelbſt wäre, die dir ihr Herz mit treuer, heißer Liebe widmete, was thäteſt du? — Sobald Carlo dieſe Worte von ihr hörte, ließ er ſich auf ein Knie nieder und entgegnete ihr, faſt außer ſich verſetzt: Wofern unſer Herr Gott, meine gnädigſte Gebieterin, mich der ausgezeichneten Gnade würdigte, mir des Herzogs, meines Herrn, und eure Huld beſtändig zuzuwenden, ſo würde ich mich für den geſegnetſten Menſchen dieſer Welt erachten, weil eben dieſer Lohn der einzige und höchſte wäre, den ich für meine getreuen, redlichen und eifrigen Dienſte jemals von euch gewärtigen könnte. Ich bin feſt überzeugt, daß ihr eurem Gemahle, meinem erhabenen Herrn, mit ſo keuſcher und reiner Liebe zugethan ſeid, daß nicht allein nicht ich, der ich ein ſo kleiner Erdenwurm bin, ſondern ſogar nicht der größeſte Fürſt oder der ausgezeichnetſte Mann, der da lebt, eurer Ehre auch nur in Gedanken zu nahe treten oder ſie verdächtigen dürfte.

Ja, es iſt insbeſondere meine mehr als jedes andern eurer Diener Pflicht, mein Leben, ſo lang es währt, ganz und gar als euer Eigenthum anzuſehen, da der Herzog, mein Herr und Gebieter, mich von meiner zarteſten Jugend an ernährt und erzogen, und mich zu allem gemacht hat, was ich bin, ſo daß ich mich nimmermehr irgend unterfangen würde, weder ſeine Gemahlin, noch ſeine Tochter, noch ſeine Schweſter, noch ſeine Mutter mit einem andern Auge als dem eines treuergebenen Dieners anzuſehen. —

Wie die Herzogin dies wahrnahm, ließ ſie Carlo nicht weiter reden, da ſie ſich offenbar von ihm verſchmäht ſah. Weil nun einem Weibe überhaupt, es mag ſein, weß Standes es wolle, keine größere Beleidigung widerfahren kann, als da, wo es liebt, nicht wiedergeliebt zu werden, ſo verwandelte ſich plötzlich ihre brünſtige Liebe in wilden grauſamen Haß, und ſie ſagte, von Zorn und Wuth erfüllt, mit drohender Stimme und finſterm Angeſicht die ſtolzen Worte: Ich glaube, nichtswürdiger Menſch, der du biſt, daß du dir gar einbildeſt, ich ſei in dich verliebt. Du eitler, armſeliger Thor, triffſt bei weitem fehl, wenn du dir ſolcherlei Gedanken machſt. Wer hat etwas dem Ähnliches zu dir geſagt? Du glaubſt wohl, daß die ganze Welt in dich vernarrt ſei, und daß die Fliegen in der Luft für dich ſchwärmen? Sollteſt du frech und übermüthig genug ſein, dich zu vermeſſen, mich mit deiner Liebe in Verſuchung zu bringen, ſo gedenke ich dir zu deinem äußerſten Verderben den Beweis zu führen, daß ich weder dich liebe, noch jemals einen andern Mann als den Herzog, meinen Gemahl, lieben werde. Die Reden, die ich ſeither mit dir über die Liebe wechſelte, dienten mir zum Zeitvertreibe und wurden von mir geführt, um deine Geſinnungen zu ergründen und dich zu verſpotten, wie es dir als einem eingebildeten Gecken gebührt. — Dafür, erwiederte ihr

Carlo, habe ich alles, was ihr zu mir ſagtet, angeſehen und ſehe ich es noch an, weil ich weiß, wie es euch vornehme Frauen alle ergötzt, die Männer zum Beſten zu haben. — Bei dieſen Worten ging die Herzogin, unwillig mehr zu hören, in ihr Zimmer, worin ſie ſich einſchloß und mit wildem Muthe, unter bittern Schmerzen auf Rache an Carlo ſann. Auf der einen Seite war ihr jetzt ihre ehemalige Liebe zu ihm eine empfindliche Pein geworden, auf der andern konnte ſie ſich über ihre Selbſterniedrigung nicht zufrieden geben, auf ſolche Weiſe, wie es geſchehen war, mit ihm geredet zu haben und ſich von ihm antworten zu laſſen. Sie erhitzte ſich durch dieſe Vorſtellungen nach und nach zu ſolcher Wuth, daß ſie wie eine Raſende nicht mehr wußte, was ſie that. Es kam ihr einmal die Luſt an, ſich zu tödten, um ſich von allem Kummer zu befreien. Dann wollte ſie aber wieder leben bleiben, blos um des Vergnügens willen, an Carlo, den ſie für ihren tödtlichſten Feind anſah, ihre Rache zu ſättigen. Die Unglückſelige weinte bitterlich, und wußte ihren gehäſſigen Gedanken weder Maß noch Ziel zu ſetzen. Am Ende, nachdem ſie, von ihrer Unzucht verleitet, lange genug irre geredet und zwei unverſiegbare Thränenſtröme geweint hatte, trocknete ſie ihre Augen, und ſtellte ſie ſich vor ihren Leuten an, krank zu ſein, um nicht mit dem Herzoge, den Carlo als Mundſchenk gewöhnlich bediente, zu Abend ſpeiſen zu müſſen. Als der Herzog vernahm, daß ſie unwohl ſei, kam er zu ihr, um ſich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Sie ſagte ihm: Mein theurer Herr, ich glaube ſchwanger zu ſein, und vermuthe, daß mir die Schwangerſchaft einen Fluß zugezogen hat, der mir ein wenig läſtig fällt. Es wird indeſſen vorübergehen, und mein Übel erfodert keinen Arzt, denn wir Frauen helfen uns in dergleichen Fällen beſſer ſelbſt, als die Ärzte mit ihren Arzneien es im Stande ſind. — Sie brachte alſo, ärztliche Hülfe von ſich weiſend, drei Tage höchſt ſchwermuthsvoll zu, bis es dem Herzoge einfiel, es möge wohl etwas anderes als eine Schwangerſchaft die Herzogin veranlaſſen, das Bett zu hüten. Um ihren Sinn deſto beſſer zu ergründen, ſchlief er die nächſtfolgende Nacht bei ihr, liebkoſte ſie zärtlicher als jemals, und beſtärkte ſich deſto mehr in ſeiner Meinung, je öftere leidenſchaftliche Seufzer er aus ihrer bedrängten Bruſt hervorbrechen hörte. Er faßte ſie in ſeine Arme, küßte ſie wiederholt auf das zärtlichſte und ſprach: Ihr wißt ſehr wohl, meine theure Gemahlin, wie ich euch liebe, und wie mein Leben ſo innig mit dem euren zuſammenhängt, daß auch ich ſterben würde, ſobald euch der Tod beträfe. Wenn daher mein Leben, wie es nicht anders ſein kann, euch gegenſeitig theuer iſt, ſo ſteht es euch durchaus zu, mir den wahren Grund eurer heißen Seufzer zu entdecken, den ich nicht wohl in einer etwa bei euch eingetretenen Schwängerſchaft finden kann. Sagt mir, mein Herz und meine Seele, was es iſt, das euch betrübt? — Die Herzogin, welche ihren Gemahl ſo gut für ſie geſtimmt ſah, glaubte, daß die Zeit gekommen ſei, ihr Gift gegen den von ihr tödtlich gehaßten unſchuldigen Carlo auszuſpritzen. Sie küßte den Herzog liebevoll, ließ zu gleicher Zeit dem Strome ihrer Thränen freien Lauf, und löſte unter unendlichem Schluchzen ihre Zunge, indem ſie mit ſchwacher Stimme ſprach: Ach, Sire, das mich niederdrückende Übel beſteht darin, daß ich euch auf eine höchſt unwürdige Weiſe von demjenigen betrügen ſehe, der für das, was er euch zu danken hat, ſein Leben jedweder Gefahr in eurem Dienſte ausſetzen ſollte, ſtatt deſſen aber euch zu entehren und die Reinheit eures Rufes mit Schande zu beflecken ſtrebt. — Durch dieſe Worte mit mächtigem Verlangen erfüllt, die Wahrheit an der Sache zu erfahren, bat der Herzog ſeine

Gemahlin inſtändigſt, ihm ohne Rückſichten alles, was ſie auf dem Herzen habe, zu erzählen, und ſie gab ihm, nachdem ſie ſich lange und wiederholt hatte bitten laſſen, die folgende Antwort: Ich werde mich nimmermehr wundern, mein theurer Herr und Gemahl, wenn ich in dieſer verderbten Welt wieder höre, daß ein Fremder dem andern Schaden und Nachtheile zufügt, denn ich ſelbſt bin der lebende Beweis des Frevels, den ein Unterthan und Diener an ſeinem Oberherrn und Wohlthäter, nicht etwa durch irdiſcher Glücksgüter Raub und Verletzung, ſondern durch Beeinträchtigung ſeiner, alles Beſitzthum auf Erden nothwendig aufwiegenden Ehre begeht. Euer von euch ſo ſehr geliebter Günſtling Carlo, den ihr nicht als euren Diener, ſondern als euren Freund und Verwandten auferzogen und behandelt habt, hat ſich unterſtanden, mir ſeine Liebe zu erklären, und dadurch die Abſicht verrathen, eure und eures ganzen Hauſes Ehre in der meinigen zu vernichten. Ich habe ihn zwar mit der ihm gebührenden Antwort abgefertigt: Er möge niemals wieder ſo verwegen ſein, mir eine ſolche Zumuthung zu wiederholen, da mein Herz kein anderes Verlangen kenne, als das, euch meine eheliche Treue rein und unbefleckt zu erhalten; ſeine Frechheit hat mich aber bei alle dem ſo verdroſſen, daß ich faſt den Tod darüber gehabt hätte, und mich veranlaßt gefunden habe, das Bett zu hüten, weil ich mich nicht ſtark genug fühle, ihn wieder mit Augen zu ſehen. Ich flehe euch von ganzem Herzen an, mein Gemahl, daß ihr einen ſo ruchloſen und verderblichen Menſchen keineswegs in eurem Hauſe behalten wollet, weil er, in der Ungewißheit, ob ich auch ſein Verbrechen offenbart habe, wohl gar noch eine ärgere Miſſethat gegen eure Perſon unternehmen könnte. Wer den Weg des Laſters einmal betreten hat, ſcheut ſich nicht, darauf weiter fortzuſchreiten. Ihr ſeid weiſe und verſteht beſſer als ich, was es damit auf ſich hat. Laßt ihm alſo die verdiente Strafe angedeihen. — Hier ſchwieg das gottvergeſſene Weib, und gab ſich weinend den Armen ihres Gatten hin. Er, der ſie einerſeits auf das zärtlichſte liebte, und andrerſeits ſeinen als gut und getreu vielfältig von ihm erprobten Diener ſo ſchwer anſchuldigen hörte, wußte nicht, was er thun und laſſen ſollte, und ſah ſich mit ſeinen widerſprechenden Gedanken zwiſchen Thür und Angel geſtellt. Es fiel ihm ſchwer, zu glauben, daß Carlo einer ſolchen Bosheit fähig ſei. Seine Gemahlin klagte denſelben zwar fortwährend an, und er ahndete nicht, daß ſie ihn mit einem von ihr erſonnenen Mährchen beſchuldigte. Wie ſehr ihn aber auch ſein Zorn und ſeine Wuth erregten, an Carlo die empfindlichſte Rache zu nehmen, ſo geſtattete ihm doch ſeine Klugheit nicht, dieſem Verlangen blindlings Folge zu leiſten, und er nahm ſich vor, Carlo's Betragen einer bedachtſamen Prüfung zu unterwerfen. In ſein Gemach zurückkehrend, ſchickte er einen ſeiner Kämmerlinge mit dem Beſcheide zu Carlo aus, er möge ſich nicht erkühnen, ihm vor Augen zu kommen, ſondern auf ſeinem Zimmer erwarten, was weiter mit ihm geſchehen werde. Der Herzog glaubte, wenn Carlo ſchuldig wäre, würde er aus dieſem Befehle gewiß erkennen, von der Herzogin verrathen zu ſein, und außerhalb Landes eine Zuflucht ſuchen; war aber auch der Meinung, es könne deſſen Unſchuld durch nichts klarer bewieſen werden, als dadurch, daß er nur ſeines Herrn Ungnade zu ergründen, und ſich zu rechtfertigen ſuche. Carlo war über die ihm zu Ohren kommende überraſchende Weiſung unausſprechlich niedergeſchlagen und betrübt, weil ihm ſein reines Bewußtſein ſagte, er habe ſeines Gebieters Zorn auf keine Art verdient. Er ging deshalb in ſeiner Unſchuld zu einem andern Höflinge, ſeinem Freunde, erzählte dieſem ſein Unglück, und bat ihn, dem Herzoge gelegentlich einen Brief von ihm zuzuſtellen. Er beſchwor in dieſem Briefe den Herzog, keinen bei ihm etwa von irgend Jemand verſuchten Verleumdungen ſeines Betragens Gehör und Glauben zu ſchenken, ſondern überzeugt zu ſein, daß er ſich niemals, weder in Worten noch in Thaten, gegen ihn vergangen, und ſein Urtheil über ihn ſo lange aufzuſchieben, bis er die Wahrheit klar und deutlich erkannt habe. Carlo's Freund vollzog ſeinen Auftrag getreulich und übergab dem Herzoge den Brief. Der Herzog las, was ihm Carlo ſchrieb, und nahm aus ſeiner Rechtfertigung ſeine Unſchuld ab, indem er ſich, die Wahrheit freilich nicht ahndend, einbildete, die Herzogin möge aus einer kleinen weiblichen Schwäche einen Groll auf ihn geworfen haben. Er befahl darauf, Carlo ſolle zu einer heimlichen Unterredung vor ihn kommen, was der ſchuldloſe Jüngling augenblicklich that, und ſprach mit Entrüſtung zu ihm: Carlo, Carlo, die Wohlthaten, die ich dir von deiner Kindheit an erwieſen habe und tagtäglich erweiſe, verdienen, ſollt' ich meinen, eine andere Vergeltung, als daß du mich und meine ganze Nachkommenſchaft in meiner Gemahlin zu entehren und zu ſchänden dich bemüheſt. Hätte ich nach deinem Verdienſt und Würden an dir gehandelt, ſo würdeſt du jetzt nicht mehr am Leben ſein, ſondern die Frucht deiner böſen Saaten geerntet haben. — Carlo ward von dieſen Worten durchaus nicht betroffen, ſondern dankte dem Herzoge mit feſtem Muthe, nicht übereilt gehandelt zu haben, und erbot ſich, jedwede Prüfung ſeiner Unſchuld zu beſtehen, die er, da der Ankläger der Zeugen und Beweiſe ſicherlich entbehre, mit den Waffen in der Hand gegen ihn verfechten wolle. Der Herzog erwiederte: Dein Ankläger führt keine ſchärfere Waffen als ſeine Ehrbarkeit, denn es iſt meine Gemahlin, die mich auffodert, Rache an dir, von dem ſie in Verſuchung gebracht worden ſei, zu nehmen. — Carlo er=

maß zwar hiernach die innere Schlechtigkeit der Herzogin, wollte aber doch ſeinerſeits nicht durch Auseinanderſetzung der Sache, wie ſie war, gegen ſie Klage führen, ſondern antwortete ſeinem Gebieter ehrfurchtsvoll und mit feſter Stimme: Die erlauchte Herzogin, mein theurer Sire, darf ſagen, was ihr gefällig iſt; ich erlaube mir aber zu behaupten, daß ſie ſich meinetwegen in einem großen Irrthume befindet, und ſtehe als Vertreter meiner Unſchuld auf. Wollet ſelbſt bedenken, mein Gebieter, ob ich euch jemals Urſache gegeben habe, mich in Verdacht zu ziehen, und fragt euren ganzen Hof, ob mich irgend Jemand hat mit eurer Gemahlin heimlich ſprechen oder zu ihr gehen ſehen, ich wäre denn von euch ſelbſt an ſie abgeſchickt worden. Das Feuer der Liebe läßt ſich nimmermehr verbergen, und macht ſich gewiß auf irgend eine Weiſe Luſt, ja es verblendet die von ihm Ergriffenen oftmals dergeſtalt, daß es ſie die übermäßigſten Fehler begehen läßt, an denen es in den Augen von Groß und Klein offenbar wird. Ich bitte euch, mein gnädigſter Herr, auf das demüthigſte, geruhet zweierlei von mir als unzweifelhaft zu glauben erſtens, daß ich euch ein getreuer und ergebener Diener bin, der in ſeinen Pflichten gegen euch nicht wanken, oder ſich irgend an euch vergehen würde, wenn er auch eure Gemahlin für das allerſchönſte und reizendſte Weib auf Erden hielte und mit aller Kraft der Liebe für ſie glühte; zweitens, daß ich ſie gewiß und wahrhaftig nicht würde lieben können, wenn ſie auch nicht eure Gemahlin wäre, weil mein Blut von dem ihrigen eben zu ſehr verſchieden iſt, obwohl ich der andern Frauen manche kenne, mit denen ich leichtlich übereinzuſtimmen und mich zu verſtehen fähig wäre. — Der Herzog, deſſen Natur und Meinung es zu ſehr entgegen lief, von Carlo übel zu denken, antwortete ihm: Carlo, ich will dir in dem, was du hierüber ausſagſt, glauben.

Gehe hin und diene mir ferner, wie du es ſeither gewohnt geweſen biſt. Überzeuge ich mich dereinſt, daß ſich dieſe Sache wirklich ſo verhält, ſo werde ich dich immer lieber und lieber gewinnen; ſollte ich aber das Gegentheil erfahren, ſo bedenke, daß dein Leben in meinen Händen iſt. — Carlo dankte dem Herzoge ſeine Gerechtigkeit und verſicherte ihm, jederzeit, wann er von ihm ſtrafbar erfunden würde, ſeinem Urtheilsſpruche unterworfen zu ſein. Dagegen wollte die verrätheriſche Herzogin, als ſie Carlo nach wie vor ſeinen Dienſt verſehen und beim Herzoge wieder in Gnaden ſtehen ſah, vor Ingrimm und Bosheit, von ihrem Gemahle ſo gar nicht mit ihrer Anklage beachtet zu werden, faſt vergehen. Überwältigt von dem an ihr nagenden unerträglichen Ärger, der ihr keine Stunde mehr Ruhe ließ, brachte ſie eines Nachts, als der Herzog bei ihr war, die Rede auf Carlo und ſagte: Es würde euch fürwahr ganz recht geſchehen, mein Gemahl, wenn er euch vergiftete, da ihr eurem tödtlichſten Feinde mehr als der vertraut, die euch liebt. Wißt ihr nicht mehr, was ich euch von dem Buben Carlo geſagt habe? — Der Herzog erwiederte ihr: Macht euch darüber keine Gedanken, mein liebes Weib. Ich verſichere euch, daß Carlo auf das härteſte beſtraft werden ſoll, ſowie ich gefunden habe, daß er ſchuldig iſt; vor der Hand aber haben mich die untrüglichſten Beweiſe von ſeiner Unſchuld überzeugt. Was hätte ich auch mit ihm thun können, da ihr keine Zeugen wider ihn aufzuſtellen habt? Kann es nicht ſein, daß er einmal ein Wort im Scherze zu euch ſprach, das ihr ihm, eiferſüchtig auf euren Ruf und eure Ehre, im entgegengeſetzten Sinne deutetet? Indeſſen zweifelt nicht, daß er ſeiner Strafe nicht entgehen ſoll, wofern er ſie verdient. Er iſt nicht im Stande, ſich ohne mein Vorwiſſen aus der Stadt zu entfernen, denn meine vielen Aufpaſſer umgeben ihn bei jedem Tritt und Schritt. — Das nichtswürdige Weib, welches keinen andern Wunſch kannte, als Carlo zu verderben, und ihm ſo unverſöhnlich grollte, daß ſie, um ihn beide Augen verlieren zu ſehen, gern eines der ihrigen aufgeopfert haben würde, gab dem Herzoge die Antwort: Bei meiner Treue, theurer Herr, eure allzugroße Güte macht die Schlechtigkeit des Sünders um ſo abſcheulicher, jemehr Vertrauen ihr in ihn ſetzt. Verlangt ihr, bei Gott! noch größere Beweiſe ſeiner Schuld, als die euch ſein zeither geführtes Leben ſelbſt gibt? Habt ihr jemals geſehen, daß er mit Mienen oder Geberden verrathen habe, in irgend eine Frau oder in ein Fräulein dieſes Hofes verliebt zu ſein? Ich muß nothwendig glauben, und ich wünſche, daß ihr auch des Glaubens wäret, er könne ſich, ohne die alberne Verwegenheit, mein Liebesritter zu ſein, unmöglich ſo lange enthalten haben, einer in dem Falle gewiß nicht unbekannt gebliebenen Dame ſeine Liebe zu widmen. Wie vermöchte ein Liebender auch ſonſt in ſo guter Geſellſchaft ſo einſam zu leben wie er? Er thut dies aber deswegen, weil er in ſeiner thörichten Einbildung mein Herz erobert zu haben meint und mir zu verſtehen geben will, als ein wahrhafter und getreuer Liebhaber keine Andere gern zu ſehen als mich. Habt ihr nun, mein Gemahl, ſo feſtes Vertrauen zu ihm, und haltet ihr dafür, daß er euch die Geheimniſſe ſeines Herzens nicht verbergen darf, ſo nöthigt ihn mit einem theuren Schwure, euch zu ſagen, ob er liebt, und wer die Dame ſeiner Liebe iſt. Im Fall er liebt, genügt es mir, daß ihr es wißt und glaubt; liebt er dagegen nicht, ſo denkt daran, daß ich die Wahrheit geſagt habe. — Dem Herzog leuchteten die Gründe ſeiner Gemahlin für dieſe Handlungsweiſe ein, und ſo rief er, als er ſich eines Tages auf der Jagd befand, Carlo zu ſich, entfernte ſich mit ihm an einen Ort, wo ſie von Niemand geſehen werden konnten, und ſprach zu ihm:

Carlo, meine Gemahlin beharrt auf ihrer Meinung in deinem Betreff, und hat mir dafür einige nicht unwahrſcheinliche Gründe angeführt, die mich faſt geneigt machen, das Üble zu glauben, was ſie mir dieſer Tage von dir geſagt hat. Ich bitte dich alſo gegenwärtig als meinen Freund, und gebiete dir auf das ſtrengſte als meinem Unterthan und Vaſallen, mir zu geſtehen, ob du hier oder anderwärts irgend eine und welche Dame liebſt? — Obwohl nun Carlo vorher feſt entſchloſſen war, ſeine Liebe keinem Menſchen zu vertrauen, ſo erwiederte er doch, von ſeinem Gebieter dazu gezwungen, theils um ihn ſeiner falſchen Eiferſucht zu entheben, theils um ſich den weiteren Verfolgungen der böſen Herzogin zu entziehen: Gnädiger Herr, ihr drängt mich, etwas zu thun, das mein Tod ſein wird, betheuerte ihm mit einem Schwure, daß er in der That eine Dame liebe, deren Gleichen an körperlicher Vollkommenheit, an Treue und Keuſchheit in ganz Frankreich nicht zu finden ſei, und der die Herzogin ſelbſt an Reiz und Schönheit bei weitem nachſtehen müſſe, und ſchloß mit den Worten: Ich bitte euch aber auf das demüthigſte, mich aus beſonderer Gnade nicht zu nöthigen, euch ihren Namen zu nennen, denn wir verpflichteten uns gegenſeitig mit heiligen, uns vor den Schildereien vnſres Herrn Jeſus Chriſtus und der glorreichen Himmelskönigin, ſeiner jungfräulichen Mutter Maria, einander abgelegten Schwüren, nicht anders als mit unſrer beiderſeitigen Zuſtimmung irgend einem Menſchen den uns vereinigenden unauflöslichen Bund zu offenbaren. — Der Herzog ließ ſich an dieſer Auskunft genügen, verſprach ſeinem Günſtlinge, den Namen ſeiner Geliebten nicht weiter von ihm zu erforſchen, und war von der Zeit an wieder ſo freundlich gegen Carlo als vorher. Das Teufelsweib, die Herzogin, beſtürmte nun aber, da ſie alle ihre Lügen und Betrügereien nichts fruchten ſah, Tag und Nacht ihren Gemahl ſo lange mit Bitten, ſich die Dame nennen zu laſſen, und mit Vorſtellungen, daß die ganze Geſchichte gewiß nur ein von Carlo zu Verhehlung ſeiner Anmaßungen erfundenes, unglaubliches Mährchen ſei, bis ſie den ſchwachen Herzog durch das Schmeicheln ihrer falſchen Zunge dahin brachte, auf einem Spaziergange in einem ſeiner Gärten Carlo eines Tages zu ſich zu rufen und ihm zu ſagen: Ich finde vor meiner Gemahlin deinetwegen keine Ruhe mehr. Sie redet mir ſo unabläſſig vor, du hintergingeſt mich, weil du mir den Namen deiner Dame nicht nennen wollteſt, daß du mir wohl die Offenbarung deines Geheimniſſes ſchuldig biſt, wenn du mir irgend noch eine frohe Stunde gönnſt. — Carlo entgegnete ihm, von dieſen Worten ganz betäubt, in Thränen ausbrechend: Wenn wir an einem Orte wären, gnädiger Herr, wo uns Niemand ſähe, ſo würde ich mich euch zu Füßen werfen und euch ſo inſtändigſt wie eben jetzt bitten, mir den Verrath der Dame nicht zuzumuthen, die ich ſchon ſeit mehr als ſieben Jahren liebe und anbete, ohne meinen ihr verpfändeten Eiden jemals Eintrag gethan zu haben. Ich möchte lieber ſterben, als an ihr ſo großes Unrecht begehen, und es erleidet keinen Zweifel, daß mir damit in einer Stunde verloren ginge, was ich allmählig in ſo vielen Jahren erſt erworben habe. —

Als der Herzog ſo vielen Widerſtand ſah, gerieth er in die höchſte Eiferſucht, die ihm alle die böswilligen Einflüſterungen ſeiner Gattin glauben machte. Mit finſterm Angeſichte ſagte er: Du haſt unter den beiden Vorſchlägen, die ich dir jetzt thun werde, zu wählen, Carlo: entweder nennſt du mir die Dame, die du liebſt, oder du biſt auf immerdar aus meinen Staaten verbannt. Ich gebe dir acht Tage Zeit, um deine Angelegenheiten zu ordnen. Wirſt du nach Ablauf dieſer Friſt noch auf meinem Gebiete betroffen, ſo fällſt du der grauſamſten Todesſtrafe anheim. — Wenn jemals eine herbe Pein und ein wilder Schmerz das Herz eines redlichen und getreuen Liebhabers zerriß, ſo war es der den armen Carlo bei dieſen Worten wie ein ſcharfes Meſſer durchſchneidende. Der verzweifelte Wechſelfall: entweder die Geliebte zu verrathen und, wenn ſie jemals dieſen Verrath erführe, für ſich verloren zu geben, oder, wenn er ſchwiege, das Land und die Orte, wo ſie weilte, ohne Hoffnung, ſie jemals wieder zu ſehen, als ein Verbannter zu verlaſſen, bedrängte ihn ſo hart, daß ihm eine Ohnmacht nahe kam, und ein eiskalter Schweiß auf ſeine Stirne trat. Wie der Herzog ihn alſo die Farbe wechſeln und einem Marmorbilde ähnlicher als einem lebendigen Menſchen geworden ſah, ward er der Meinung, Carlo liebe dennoch keine andere Dame als die Herzogin, und ſagte zu ihm mit bitterm Unwillen: Carlo, Carlo, wäre deine Geliebte eine andere als meine Frau, du zaudertеſt fürwahr nicht ſo lange, ſie zu nennen. Mir ſcheint es aber, als verwirrte dich deine Schelmerei. — Carlo, der den Herzog unendlich mehr als ſich ſelbſt liebte, beſchloß, von dieſen Worten durch und durch getroffen, ſein koſtbares Geheimniß der Verſchwiegenheit und Redlichkeit deſſelben zu vertrauen. Mein gnädigſter Herr, ſagte er daher zu ihm, aus Dankbarkeit für die mir von euch zu Theil gewordenen vielen Wohlthaten und vielmehr aus Liebe zu euch, als aus Furcht vor tauſendfachem Tode, fühle ich mich gedrungen, euch von der verderblichen Krankheit der Eiferſucht zu heilen, und euch eure Zweifel an meiner Unſchuld durch ein Vertrauen zu benehmen, das mir keinerlei Qual hätte gewaltſam entreißen können. Vorher fordere ich aber von euch, mein Gebieter, euer heiliges Ehrenwort als Fürſt und euren Eidſchwur als ein gläubiger Chriſt, das Geheimniß, welches ich euch anvertrauen werde, keinem Menſchen auf der Welt, auf keinerlei Art und Weiſe zu eröffnen, ſondern es immerdar getreulich in eurer Bruſt zu bewahren. — Der Herzog verſprach bei Gott und allen Heiligen, von dem, was ihm Carlo ſagen werde, nicht das mindeſte, weder mündlich, noch ſchriftlich, noch durch Worte oder Zeichen, jemals einem Menſchen wieder zu verkünden, und legte zur Bekräftigung deſſen einen Schwur auf das Kreuz ſeines Degengefäßes ab. Und alſo hub Carlo, im Vertrauen auf das Wort des ihm als fromm und tugendſam bekannten Fürſten, die Geſchichte ſeiner bis dahin in das tiefſte Geheimniß gehüllten glücklichen Liebe zu erzählen an: Es ſind ſieben Jahre verfloſſen, mein hoher Herr, ſeit ich die angeborene, unglaubliche und anmuthreiche Schönheit der Kaſtellanin von Vergy, eurer leiblichen, eben damals verwittweten Nichte zum erſten Male ſah und mich um ihre Gunſt zu bemühen anfing. Im Gefühl meiner Niedrigkeit und ihrer Größe beſchränkte ich meine kühnſten Wünſche darauf, zu ihrem Diener angenommen zu werden und ſie lieben zu dürfen. Sie würdigte mich nicht nur dieſes Glückes, ſondern ſogar des überſchwänglichen, meine Gattin zu ſein, und ſo hat unſre Liebe, Gott ſei Dank, bis jetzt tief im Verborgenen, von Niemand als von Gott gekannt, zu unſrer innigſten Zufriedenheit fortbeſtanden. Ihr, mein Gebieter, ſeid der erſte und einzige Menſch, gegen den ich mein Gelübde des Schweigens breche. In eurer Hand liegt alſo auch in dieſer Hinſicht mein Leben und mein Tod, und ich bitte und beſchwöre euch nochmals, mein Geheimniß in eurer Bruſt zu verwahren. Von eurer Nichte werdet ihr um ihrer zweiten Heirath unter ihrem Stande willen nicht geringer als vorher denken, da es euch bekannt iſt, daß dieſes Landes Sitte einer jeden Dame, und wenn ihr erſter Gemahl ein König geweſen wäre, geſtattet, ſich zum zweiten Male mit jedwedem Edelmanne zu verheirathen, den ſie ſich ſelbſt erwählt. Haltet ſie daher als eure Nichte in ſo hohen Ehren wie ehedem, und ſeht mich nach wie vor für euren euch ewig treuergebenen Diener an. — Dem Herzoge mißfiel um ſeiner Liebe zu Carlo willen dieſe Ehe nicht. Er wußte auch, wie ſchön ſeine Nichte war, und daß die Reize der Herzogin nicht mit den ihrigen verglichen werden konnten. Höchſt ſeltſam wollte es ihn aber bedünken, daß eine ſo wichtige Angelegenheit, wie dieſe Verbindung der Liebenden, ohne irgend eines Menſchen Vorwiſſen und Beiſtand ſollte zu Stande gebracht worden ſein. Er erſuchte Carlo deshalb, ihm das Räthſel zu löſen, wie er es ganz allein für ſich möglich gemacht habe, ſich mit ſeiner Gattin zu verſtändigen, und Carlo befriedigte ſeine Neugier ſolchergeſtalt: Nachdem unſre Verbindung heimlich zwiſchen mir und eurer Nichte war beſchloſſen worden, befahl ſie mir, in einer beſtimmten Stunde der darauf folgenden Nacht ganz allein durch eine gewiſſe Thüre in ihren ungemein ſchönen, wie ihr wißt, ſehr nahe gelegenen Garten zu kommen. Aus ihrem Schlafzimmer führt ein beſonderer Eingang in den Garten. Als ihre Frauen ſie nun allein gelaſſen hatten, öffnete ſie leiſe dieſe Thüre und ſchickte daraus ihren kleinen Hund hervor, der im Garten zu bellen anfing, liebkoſend und ſchmeichelnd auf mich zugeſprungen kam, und mir alſo in dem Gebüſche, worein ich mich verborgen hatte, das Zeichen gab, ganz leiſe dem Zimmer zu nahen. Nachdem wir uns in der erſten Nacht unſre eheliche Treue gegenſeitig verpfändet hatten, gelobte ich ihr, wie ſchon geſagt, mit heiligen Schwüren Verſchwiegenheit an, traf mit ihr die nöthigen Verabredungen wegen unſerer ferneren Zuſammenkünfte, und nahm zu meiner höchſten Seligkeit in ihrem Bette und an ihrer Seite meinen Platz ein. So habe ich keine Nacht, als nur die wenigen, in denen ihr meine Dienſte in Anſpruch nahmt, verſäumt, ihrem Aufrufe, zu ihr zu kommen, Folge zu leiſten. Eine Stunde vor der Morgenröthe ſtahl ich mich jedesmal wieder aus ihren Armen fort. — Der Herzog, welcher zu den neugierigen Männern auf Erden gehörte, und, wiewohl er in ſeiner Jugend mannichfache Liebesabenteuer gehabt hatte, dieſe Geſchichte doch für die ſeltſamſte hielt, die er jemals vernommen, bat Carlo dringend, das erſte Mal, da er wieder in den Garten gehen würde, ihn, nicht als ſeinen fürſtlichen Gebieter, ſondern als ſeinen Begleiter mit ſich zu nehmen. Carlo ſagte es ihm zu ſeiner Freude ſchon für denſelben Abend zu, beſtieg mit ihm zwei Pferde, die er in ſeinem Stalle heimlich hatte ſatteln laſſen, und ritt mit ihm zu der gewohnten Stunde nach dem Garten aus. An Ort und Stelle bald angelangt, banden die Reiter ihre Roſſe etwas abſeits vom Eingange außen feſt, und begaben ſich in die gewiſſe Gegend des Gartens, wo Carlo den Herzog hinter eine alte, ſehr ſtarke Eiche treten ließ, die ihm geſtattete, alles, was vorging, genau mit anzuſehen. Sie hatten noch nicht lange Zeit verweilt, als das kleine getreue Hündchen zu bellen anfing. Carlo ließ den Herzog allein und eilte dem Thurme zu, in dem das Zimmer ſeiner Dame gelegen war. Sie kam ihm entgegen, begrüßte ihn mit einer zärtlichen Umarmung, ſagte ihm, daß es ihr hundert Jahre geſchienen, ſeitdem ſie ihn nicht geſehen habe, und ging, die Thüre hinter ſich ſchließend, Arm in Arm mit ihm in den Thurm. Es war eine ziemlich helle Nacht. Eine Menge kleiner lichter Wölkchen beedeckten zwar den Himmel, jedoch die ſilbernen Mondesſtrahlen ſchienen an vielen Stellen hindurch. Der Herzog konnte deutlich ſeine Nichte erkennen und hatte auch zum Überfluß ihre Worte gehört, ſo daß er mit vollkommener Überzeugung ſeinen Liebling den glücklichſten Mann in ganz Bourgogne pries. Carlo brachte eine geraume Weile bei ſeiner Gemahlin zu, und beſchloß endlich, vor der Zeit aufzubrechen, um den Herzog nicht allzulange warten zu laſſen. Von ſeiner Dame Abſchied nehmend, ſagte er zu ihr, er müſſe zu früher Stunde, noch vor Tages Anbruch, befohlnermaßen im Kabinette des Herzogs ſein. Sie wollte ihn, wie ſie es gewohnt war, bis an den Eingang des Gartens begleiten, er litt es aber nicht, ſondern bat ſie, zu bleiben, eilte zu dem Herzoge, ſtieg mit ihm zu Pferde und kehrte mit ihm nach dem Schloſſe zurück. Noch unterwegs ſicherte der Herzog Carlo wiederholt die Geheimhaltung ſeiner beglückten Liebe zu, und hielt ihn, wenn er ihn ſchon vorher wahrhaft liebte, als ſeinen ſo nahen Verwandten nun unendlich mehr als jeden Andern lieb und werth. Die boshafte Herzogin wollte darob vor Ärger ganz raſend werden und verzweifeln, ſie meinte nicht mehr leben zu können, ohne Carlo's Tod geſehen zu haben, und ſchmollte ſeinetwegen oftmals mit dem Herzoge. Er durchſchaute indeß ihre böſen Abſichten klar genug, und unterſagte ihr ausdrücklich, über dieſen Gegenſtand noch ein Wort fallen zu laſſen, weil er des jungen Mannes Unſchuld nicht bezweifeln könne und durch ſeinen eignen Augenſchein die Überzeugung gewonnen habe, deſſen Freundin ſei ungleich ſchöner als ſie ſelbſt. — Dieſer Ausſpruch ſchlug der Herzogin freilich eine ſo tiefe Herzenswunde, daß ein heftiges Fieber die nächſte Folge war. Der Herzog beſuchte ſeine Gemahlin an ihrem Krankenlager, um ſich nach der Natur des Übels zu erkundigen; die Ärzte erklärten aber, daß durchaus kein Krankheitsſtoff in ihrem Körper nachzuweiſen, und vielmehr zu vermuthen ſei, irgend ein heftiges unbefriedigtes Verlangen ihrer Seele bringe es hervor. Mit dieſem Verlangen ſeinerſeits wohl vertraut, verſuchte der Herzog auf mannichfache Weiſe, ſie zu tröſten; es blieben aber ſeine angewandten Mittel alle fruchtlos, denn er nannte ihr Carlo's Freundin nicht, und verließ ſie, da ſie ihn auf die allereindringlichſte Weiſe darum anging, mit den zürnenden Worten: Ich rathe euch, meine Liebe, von dieſer unbilligen Neugier abzuſtehen; verliert ihr noch ein einziges Wort darüber, ſo ſind wir auf ewig von einander getrennt. — Steigerte nun dieſer kurze Beſcheid die Verſtimmung und Neugier der Herzogin auf das höchſte, ſo nahm ihr körperliches Übel darnach im Verlaufe weniger Tage an ſo ſeltſamen Zufällen aller Art, Beklemmungen, kalten Schweißen und Ohnmachten zu, daß der Herzog des Glaubens ward, ſie müſſe wirklich ſchwanger ſein, und aus Beſorgniß, ſie möge ſich damit ſchaden und eine zu frühe Niederkunft herbeiführen, weil er große Sehnſucht nach Kindern trug, unter den innigſten Liebkoſungen und Troſtſprüchen die Nacht bei ihr zubrachte.

Wie nun eine Frau, um von ihrem Manne zu erlangen, was ſie ſich einmal in den Kopf geſetzt hat, ſo viele dahin führende Mittel und Wege einzuſchlagen weiß, daß ſie ihn am Ende wohl oder übel zwingt, ihren Willen zu thun, ſo benutzte auch die Herzogin dieſe Gelegenheit, ihr Verlangen wieder bei ihm anzuregen und ihm, auf ſeine abermalige beharrliche Weigerung, daſſelbe zu befriedigen, unter Thränen und Seufzern zu ſagen: Wie beklagenswerth wäre ich, mein Herr und Gebieter, wenn ich jemals in den Fall käme, eine Bitte von Wichtigkeit an euch zu richten, da ihr mir eine ſo geringfügige, leicht zu erfüllende verſagt. Ein unbedeutender Diener gilt euch mehr als ich. Ich war ſeither, und wohl der Vernunft gemäß, der Meinung, eins mit euch zu ſein, aber ich habe mich ſchwer getäuſcht. Ihr theiltet mir doch früher manch verhängnißreiches Geheimniß mit, und könnt gewiß nicht ſagen, ich habe eines ungetreu bewahrt. Habt ihr geſchworen, dies Geheimniß keinem Menſchen zu vertrauen, ſo wollet doch bedenken, daß ihr dieſen Schwur nicht brecht, wenn ihr es mir widerſagt, die ich, als eure Ehehälfte, ein Fleiſch und Bein mit euch bin. Da ich mich ſchwanger von euch fühle, ſo wird es zwar gewiß nicht euer Wunſch ſein, mich ſelbſt und meine Leibesfrucht zu tödten; der Mangel an Liebe, den ihr mir jetzt beweiſt, zehrt mich aber allmählig ganz in meiner Schwermuth auf. — Der Herzog maß ihrer erdichteten Schwangerſchaft Glauben bei, und fürchtete ſich vor ihrem und ſeines erhofften Erben möglichem Verluſte ſo ſehr, daß er ihre Neugier zu ſtillen beſchloß. Zuvor ſprach er ſie jedoch noch einmal mit ſtrengem Angeſicht und feſter Stimme folgendermaßen an: Ihr müßt das hartnäckigſte Weib auf Erden ſein, daß ihr mir, trotz meines erſichtlichen Widerwillens, mein Geheimniß mit aller Gewalt entreißt. Im Angeſichte und im Namen Gottes ſchwöre ich euch aber, bei der Taufe, die mein Haupt empfangen hat, und bei meiner fürſtlichen Ehre zu: laſſet ihr jemals, gleichviel auf welche Weiſe und gegen wen, auch nur das mindeſte Wort von dem, was ich euch jetzt ſagen werde, verlauten, ſo gebe ich euch mit meiner eignen Hand den Tod. Dies merkt euch wohl. — Von ihren zügelloſen Begierden verblendet, ging die Herzogin die Gefahr dieſer Bedingung ein. Der Herzog erzählte ihr die umſtändliche Geſchichte Carlo Baudrai's und der Dame von Vergy, und ſie verſchloß ihre ſich dabei empörenden Leidenſchaften ſorgfältig in ihr Innerſtes.

Nach Verlauf einiger Tage geſchah es, daß der Herzog ein großes Feſt anſagen und alle Edelleute und Damen der Stadt und Umgegend zu einem offenen achttägigen Hoflager einladen ließ. Unter den ankommenden Gäſten befand ſich auch die Dame von Vergy. Wie nun eines Tages getanzt ward, und eben viele Frauen und Fräulein um die Herzogin herum ſaßen, nahm dieſelbe in einer höchſt gereizten, über

Carlo ärgerlichen Stimmung die unvergleichliche wunderbare Schönheit der Dame von Vergy in ihrer Nähe wahr. Sie fing mit dieſem Kreiſe in böſer Abſicht von der Liebe zu ſprechen an, und jede einzelne Dame gab ihre Meinung davon zu verſtehen. Sie hatten alle geſprochen, und nur die Dame von Vergy ſchwieg. Da wandte ſich ihr die Herzogin plötzlich mit einem von der äußerſten Eiferſucht erfüllten Herzen zu und fragte ſie: Und ihr, ſchöne Nichte? Wär' es möglich, daß eure große Schönheit ohne Freund und Diener ſei? — Die Dame von Vergy erwiederte mit ungemeiner Anmuth ehrfurchtsvoll: Meine Schönheit, wie ſie eben iſt, Frau Herzogin, hat mir noch keinen Freund und Diener zugeführt. — Vor Neid und Eiferſucht berſtend, warf die Herzogin verächtlich den Kopf empor und ſagte: Schöne Nichte, ſchöne Nichte! ich muß euch ſagen, daß es in der Welt keine ſo verborgene Liebe gibt, die nicht am Ende an das Tageslicht gezogen würde, und auch kein noch ſo meiſterlich abgerichtetes und gezogenes Hündchen, deſſen Bellen zu rechter Zeit ſich auf die Dauer nicht vernehmen ließe. — Wer beſchreibt die das Herz der unglücklichen Dame von Vergy durchdringende ſchmerzlichſte Todesangſt, als ſie ihre ſo lange verſchwiegen gebliebene Liebe plötzlich offenbar werden ſah! Das Angedenken einer Äußerung, die Carlo dereinſt einmal über die Herzogin hatte fallen laſſen, drang ihr die Vermuthung auf, er habe ſich wirklich in ſie verliebt und ihr den Umſtand mit dem Hündchen verrathen. Ob ſie nun gleichwohl darauf fühlte, wie der giftige Zahn der tödtlichſten Eiferſucht an ihrem Herzen nagte, und wie ihre Lebenskräfte nach und nach von ihr ſchwanden, ſo blieb ſie doch ausdauernd ſtark genug, die Leidenſchaften und Schmerzen ihres Innern zu unterdrücken, und mit faſt lachendem Muthe der Herzogin zu antworten, ſie verſtände ſich auf die Sprache der Thiere nicht.

Es war unter den die Herzogin umgebenden Damen keine einzige, die dieſe Anſpielung auf das Gebell eines Hündchens verſtanden hätte. Die Dame von Vergy verweilte noch ein wenig, erhob ſich dann von ihrem Sitz und begab ſich, von unendlichem Kummer gequält, durch die Zimmer des Herzogs in das zu ihrer Wohnung eingerichtete. Der auf und abwandelnde Herzog gewahrte ſeine Nichte und hielt dafür, ſie ginge um irgend eines Geſchäftes willen aus der Geſellſchaft fort. Als nun die Unglückliche ihr Zimmer erreicht hatte, warf ſie ſich, ohne die Thüre zu verſchließen, in der Meinung allein zu ſein, wie mit einem Male aller Kräfte beraubt, auf ihr Bett. Es hatte ſich jedoch zwiſchen die Bettvorhänge und die Wand eine Zofe verborgen, um zu ſchlafen, die das Geräuſch vernahm, welches ihre Gebieterin verurſachte, als ſie auf das Bett umſank, den Vorhang darauf ein wenig lüftete und die Dame von Vergy zwar erkannte, jedoch keinen Laut von ſich zu geben wagte und ſich ganz ſtill verhielt. Die Dame von Vergy ließ ihren Thränen freien Lauf und machte mit matter Stimme ihrem gepreßten Herzen in folgender Rede Luft: Wehe mir Elenden! welche Worte habe ich hören müſſen! ſie enthalten das unwiderrufliche Urtheil meines Todes. So iſt mir denn das Ende meines bisher ſo glücklichen, jetzt ſo höchſt unſeligen Lebens genaht! O du, ſo wie kein Anderer jemals von einem Weibe geliebt! iſt das der Lohn und die Vergeltung meiner keuſchen und innigen Flamme? O, mein Herz! wie konnteſt du eine ſo große Täuſchung begehen, den Treuloſeſten für den Getreueſten, den Lügenhafteſten und Doppelzüngigſten für den Wahrhafteſten und Aufrichtigſten, den eitelſten Schwätzer für den verſchwiegenſten Mann zu halten! Ach! wie iſt es nur zugegangen, daß eine ſo vor den Augen aller Welt verheimlichte Sache der Herzogin offenbar geworden iſt? Du, mein kleines gelehriges, wachſames Hündchen kannſt nicht der Verräther ſein. Wer iſt es aber ſonſt? Einer, der eine viel lautere Stimme hat als du, ein viel undankbareres Herz, als irgend ein Thier haben kann, ein eidbrüchiger, ehrvergeſſener, gottloſer Mann! O, mein Freund, dem ich mit einer ſo tief in mein Herz gewurzelten Liebe zugethan war, daß dieſelbe allein mein Leben erhielt, muß ich dich gegenwärtig nicht für meinen grauſamſten und tödtlichſten Feind anſehen, nachdem deine Ehre wie Staub im Winde zu deiner immerwährenden Schande verflüchtigt iſt? Mein Leben geht zu Ende, da es nicht mehr dauern kann. Mein Körper wird der Erde zurückgegeben, und meine Seele eilt, wohin es Gott gefällt, um entweder als auserwählt der ewigen Seligkeit theilhaft zu werden, oder als verdammt in den Feuerpfuhl der Hölle zu verſinken. Sage mir nur, du wortbrüchigſter, undankbarſter aller Männer, ob die Schönheit und die Reize der Herzogin in der That ſo übermäßig ſind, daß ſie dich wie mit den Zauberkräften einer Circe verwandelten? Haben ſie dich aus einem tugendhaften Manne zu einer Arche aller Laſter verkehrt? aus einem Menſchen zu einem wilden Thiere? O, falſcher Freund, der du biſt! Obſchon du mir deine Eide der Treue brachſt, gedenke ich dir doch zu halten, was ich dir verſprach: nicht länger leben zu wollen, als du unſre Liebe geheim hielteſt. Da ich ohne deinen Anblick nicht leben kann und mag, ſo würde ich zwar gern, um dir genug zu thun, mir den Tod mit eignen Händen geben, aber die Scheu vor der ewigen Verdammniß hält mich davon ab, und ich fühle auch, daß der ſich meines Herzens bemeiſternde unbändige Schmerz den Faden meines kümmerlichen Lebens nach und nach durchſchneiden wird. Ich will dieſem willkommenen Grame weder durch Vernunft noch durch ärztliche Mittel Abhülfe verſchaffen. Der Tod iſt doch am Ende der einzige Helfer in der

Noth, und ich will ihn weit lieber freiwillig eingehen, als ohne Liebe und Zufriedenheit leben bleiben. O, Herzogin! welche Freude konnteſt du daran haben, mich, ohne daß ich dir jemals etwas zu Leide that, ſo öffentlich mit deinen Reden zu verſpotten, mir mit einem einzigen Worte das Herz zu verwunden, die Röthe der Scham und die Bläſſe der Eiferſucht in das Antlitz zu treiben, und mich alſo zugleich an den Flammen verſchmähter Liebe verglühen und erſtarren zu laſſen! Und du, meine arme, troſtloſe und troſtbedürftige Seele, die du aus allzugroßer Liebe, ja Anbetung eines Geſchöpfes. deinen eignen Schöpfer vergeſſen haſt, du mußt mit wahrhafter Reue und Zerknirſchung zu dem Erlöſer deine Zuflucht nehmen, den du um deiner irdiſchen ſündigen Liebe willen verleugneteſt. Sei voller Zuverſicht, daß, wenn du dich ihm zuwendeſt, er dir ein liebevollerer Vater ſein wird, als dein irdiſcher Freund dir ein liebevoller Gatte war. Ach, mein Gott und mein Schöpfer! der du die wahre und vollkommene Liebe biſt, und deſſen Gnade mich in der Liebe zu meinem Gatten nichts als eben dieſe unerlaubte Liebe ſelbſt, und die Geheimhaltung meiner Ehe, den kirchlichen Geſetzen zuwider, hat verſündigen laſſen; ich flehe zu deiner unerſchöpflichen Barmherzigkeit und Liebe, daß du die Seele derjenigen zu dir aufnehmen wolleſt, die ſich bereuend und tief betrübt ſelbſt anklagt, dich beleidigt und deine Gebote nicht gehalten zu haben. O gib, Herr, daß mein ungetreuer, liebloſer Gatte ſein Unrecht gegen mich erkennt! — Die unglückliche Dame wollte noch weiter reden, ward aber durch eine Ohnmacht daran verhindert und glich mit einem Male einem bleichen Marmorbilde. Derweil ſie ſich noch ſo ſchmerzlichſt über Carlo beklagte, trat er ſelbſt in den Saal, und begab ſich, da er ſie darin vermißte, in die Zimmer, wo der Herzog eben anweſend war. Der Herzog konnte ſich ſehr wohl denken, wen Carlo ſuche, als er deſſelben anſichtig ward, und raunte ihm leiſe ins Ohr: Sie iſt in ihrem Zimmer und ſcheint unwohl zu ſein. — Carlo trat mit ſeiner Erlaubniß alſo bei der Geliebten ein, wie ſie eben zu klagen aufgehört hatte und in eine tödtliche Ohnmacht verſunken war, nahm die mehr Todte als Lebendige in der äußerſten Beſtürzung, ſo ſanft er konnte, in ſeine Arme, und ſagte zu ihr, indem ihm bittere Thränen aus den Augen drangen: Welch ſeltſamer Unfall iſt dies, meine Theuerſte? Willſt du ſo grauſam ſchnell von mir ſcheiden? — Die wohlbekannte Stimme des Gatten rief die Sterbende noch einmal mit Erſchöpfung ihrer letzten Kräfte ins Leben zurück. Sie ſchlug ihre matten Augen auf, heftete ſie, wie um ihm noch einen liebreichen Vorwurf zu machen, auf des Gatten Angeſicht, und gab in ſeinen Armen, ohne ein Wort hervorbringen zu können, mit einem ſchweren Seufzer ihre Seele ihrem Schöpfer zurück.

Die Zofe war mittlerweile hinter dem Vorhange hervorgetreten, wußte aber auf Carlo's Frage nach dem Übel ſeiner Gebieterin nicht anders als mit Schilderung ihrer Wehklagen Auskunft zu geben. Der unglückliche Carlo nahm hieraus ab, daß der Herzog der Herzogin das Geheimniß ſeiner Liebe verrathen habe. Es überkam ihn darob eine ſolche das Herz zuſammenſchnürende Angſt, daß er faſt ſelbſt leblos umgeſunken wäre. Er ſprach, den Leichnam ſeiner geliebten Gattin wiederholt eng in ſeine Arme ſchließend und ihr blaſſes Angeſicht mit ſeinen Thränen befeuchtend: Weh über mich treuloſen, verruchten, unwürdigen, höchſt undankbaren Verräther! Warum iſt die Strafe meiner Sünde nicht über mich, ſondern über dieſes ſchuldloſe Opfer gekommen, das ein längeres Leben verdient hätte? Warum zerſchmetterte mich der langmüthige Himmel nicht mit ſeinen Blitzen in jener unſeligen, verfluchten Stunde, als ſich meine Zunge vermaß, das Geheimniß unſrer Liebe zu entweihen! Warum öffnete ſich die Erde nicht damals, um mich vor dem ſchmählichen Treubruche zu verſchlingen! O, mein geliebtes Weib, du biſt nicht mehr! Eben das, womit ich mich dir unwürdigerweiſe zu erhalten hoffte, hat dich mir geraubt und läßt mich dich jetzt todt in meinen Armen ſehen! Ich beſchwerte mich wohl gern über den Herzog, der meinem Vertrauen zu ihm ſo ſchlecht entſprach; doch über wen ſonſt als über mich habe ich zu klagen? wer anders als ich iſt der Schuldige, der ich wohl hätte wiſſen ſollen, ein wichtiges Geheimniß könne nur der allein behüten, dem es angehört? Der Herzog hatte weit mehr Recht, ſeine Geheimniſſe ſeiner Gattin anzuvertrauen, als ich, die der meinigen zu verrathen. Ich hätte tauſendmal lieber jede Marter und den Tod ſelbſt, geſchweige denn Verbannung erdulden, als meinen Mund öffnen ſollen; ſo würde meine liebenswürdige Gebieterin am Leben geblieben, und ich, meinem Worte getreu, eines ehrenvollen Todes geſtorben ſein, indem ich ihr den höchſten Beweis meiner Liebe gegeben hätte. Hiergegen lebe ich, weil ich ihren Geboten zuwider handelte, und iſt ihr liebendes Herz an übergroßem, ihm von mir bereitetem Kummer gebrochen. O, warum mußte ich ſo leichtſinnig und verblendet handeln! Der kleine Hund iſt beſſer als ich, denn er hat ſeine Gebieterin getreuer als ich geliebt. All die unſägliche Freude, der mich ſonſt ſein ſüßes Gebell zuführte, hat ſich mir nun durch meine Schuld in die ſchmerzlichſte Trauer verkehrt. O, wüßte doch meine unvergleichliche Freundin, wo ſie auch immer weilt, daß weder eine Leidenſchaft zu der mich ſo oft verſuchenden Herzogin, noch die Liebe zu einer Andern mich gegen ſie hat ſündigen laſſen, ſondern nur eine unbegreifliche Verblendung meines Verſtandes mich in dem Wahne erhielt, eben durch die Offenbarung unſres Geheimniſſes an den Herzog unſre Liebe auf das gewiſſeſte in Dunkel zu hüllen. Und doch entſchuldigt mich dieſe Verblendung nicht, da mein Wahn eben die einzige Schuld an ihrem Tode trägt. Dir, meine theuerſte Gattin, mußte der Tod ein herbes Leiden ſein, da ihn dir eben die Verzweiflung deines treuliebenden, ſich verrathen glaubenden Herzens gab. Was iſt er dagegen mir? Kann ich das Licht des Tages und das Angeſicht der Menſchen mit dieſem meinem entehrten Leben ertragen? Wird nicht Jedermann auf mich mit Fingern zeigen? Wird nicht Groß und Klein ſagen: ſeht da, Carlo Vaudrai, die Schande ſeines Stammes, der ehedem ſo viel ehrenwerthe Barone und Ritter der Bourgogne verlieh. Das eitle Geſchwätz der Menge kümmerte mich freilich an ſich nicht, aber die Stimme meines eignen Gewiſſens klagt mich an. Hätte ſich Jemand erkühnt, in meiner Gegenwart deiner Ehre oder deinem Leben zu nahe zu treten, würde ich nicht ſchleunigſt deine Vertheidigung ergriffen und furchtlos tauſendfache Todesgefahr zu deiner Errettung beſtanden haben? Und wäre es, wenn ich dieſes gethan hätte, nicht recht und billig, daß ich an dem ſchmählichſten und ruchloſeſten aller Mörder, an dem Urheber deines Todes, die gebührende Rache nähme? Er hat dich, du Geopferte, mit empfindlicheren Waffen als mit Schwert oder Dolch getroffen, darum erleide er auch die empfindlichſte aller Todesarten, durch Henkershand. Und weil es auf Erden keinen ehrloſeren Henker gibt, als ich ſelbſt bin, ſo treibe meine eigne Hand meine Seele aus dieſem meinem Körper aus. — Mit dieſen Worten ließ er die Leiche ſeiner Gattin ſanft auf das Bett zurückgleiten, riß ſich den Dolch von der Seite, womit er ſich eine tödtliche Wunde in die Bruſt beibrachte, und ſtürzte über die geliebte Todte hin. Die Kammerfrau erhub über den Anblick dieſer That ein raſendes Geſchrei um Hülfe.

Der Herzog riß augenblicklich die Thüre auf, eilte auf das unglückliche Liebespaar zu und bemühte ſich, wiewohl vergebens, Carlo emporzurichten. Als der Unglückliche fühlte, daß er gerüttelt wurde, und die wohlbekannte Stimme des Herzogs vernahm, wandte er ſein Haupt ein wenig nach ihm hin und ſagte mit gebrochener Stimme: Ihr ſeht, mein Gebieter, wohin meine Zunge und die eurige meine geliebte Gattin und mich geführt haben. Gott verzeihe es euch und verzeihe auch mir meine Sünden, die ich mir unabläſſig zum Vorwurf mache. — Der Herzog wollte dennoch verſuchen, Carlo aufzurichten, in demſelben Augenblicke ſah er ihn aber auf ſeine Gattin vorwärts gebeugt todt niederſinken. Nachdem er ſich dann den ganzen Hergang der Sache von der Zofe hatte berichten laſſen, kniete er vor die entſeelten Leichname der Liebenden, heiße Thränen vergießend, nieder, küßte ihnen wiederholte Male das bleiche Angeſicht, flehte ſie um Vergebung an, und ſtürzte, den blutigen Dolch aus Carlo's Bruſt reißend, wüthend nach dem Saale, in dem die Herrogin fröhlichen Muthes tanzte, weil ſie ihre Rache an Carlo und der ſchönen Dame von Vergy abgekühlt zu haben meinte. Mit dem Dolch an ihre Seite tretend, ſprach er zu ihr in der wildeſten Erbitterung: Gedenke des Schwures, verworfenes Weib, den ich dir leiſtete, als ich dir Carlo's Geheimniß auf Treu und Glauben verrieth! und tödtete ſie, indem er ihr den blutigen Stahl mehrmals durch den Buſen ſtieß.

Die ganze im Saale gegenwärtige feſtliche Geſellſchaft wich, vor Entſetzen erſtarrend, zurück und fürchtete, den Herzog von Wahnſinn ergriffen zu ſehen. Auf einen Wink von ihm ſchwieg aber alles ſtill, und er erzählte die klägliche Geſchichte des Liebespaares.

Die Herzogin ward in einer Kirche beigeſetzt und bei Eröffnung ihres Leibes nicht ſchwanger erfunden. Den unglücklichen Liebenden ließ der Herzog in einer kurz zuvor von ihm geſtifteten Abtei, worin ſie beerdigt wurden, ein mit kunſtreicher ausgehauener Arbeit verziertes, prachtvolles marmornes Grabmal errichten, deſſen Aufſchrift ihre Liebe und ihren Tod verkündigte. Carlo's Bruder, Rodolfo, ſchenkte er zwei Schlöſſer für ſich und ſeine Erben. Einige Zeit darauf unternahm er als Kreuzritter zu Vertheidigung des heiligen Landes mit Ehren und Erfolg eine Reiſe übers Meer. Als er aber glücklich wieder in Burgund angekommen war, trat er die Herrſchaft über ſein Herzogthum ſeinem leiblichen Bruder ab, zog ſich ſelbſt, um ſeine Sünden abzubüßen, in die Abtei zurück, worein er die beiden Liebenden hatte begraben laſſen, und widmete ſein Alter im alleinigen Dienſte Gottes einer heiligen und geſtrengen Lebensweiſe.

XX.

Frauentreue: Männertugend.

Zu der Zeit, als der weiſe Fürſt Francesco Foscari die Herrſchaft über das an lieblichen und ſchönen Frauen überreiche Venedig leitete, lebten daſelbſt zwei junge Edelleute, deren einer Girolamo Bembo, der andere Anſelmo Barbadico genannt wurde. Zwiſchen dieſen beſtand eine in Italien damals ſehr gewöhnliche, ſo bittere Feindſchaft und ein ſo tödtlicher Haß, daß ſie ſich einander auf jede Weiſe, öffentlich und geheim allen Schimpf und Schaden anzuthun trachteten, und den Streit und Hader zwiſchen ſich ſo weit aufkommen ließen, daß es beinahe unmöglich ſchien, ſie jemals wieder zu vereinigen.

Da geſchah es, daß Beide ſich zu einer und derſelben Zeit Weiber nahmen, und der Zufall wollte, daß ihre beiderſeitige Wahl zwei ſchöne und edle Jungfrauen traf, die von einer und derſelben Amme aufgenährt und auferzogen worden waren, und ſich ſo ſchweſterlich liebten, als ob ſie einer und derſelben Mutter Kinder geweſen wären. Anſelmo's Gattin hieß Iſotta, und war die Tochter Meſſere Marco Gradenigo's, eines hochgeachteten und zu den Procuratoren von San Marco gehörenden Mannes, deren Zahl damals noch ſehr gering war, weil nur die weiſeſten und beſten Bürger darunter aufgenommen wurden, kein einziger aber um ſeines Geldes oder Ehrgeizes willen zu dieſer Würde gelangte.

Luzia, die andere, hatte ſich dem andern der beiden Jünglinge Namens Girolamo Bembo vermählt, und war die Tochter Meſſere Gian Francesco Valerio Cavaliere's, eines ſehr gelehrten Mannes, der ſchon mehre Geſandtſchaften für das Vaterland in Auftrag gehabt hatte, und in jenen Tagen von Rom zurückgekehrt war, wo er zur höchlichen Zufriedenheit der ganzen Stadt beim heiligen Vater das Amt eines Bittſtellers verwaltet hatte.

Als nun die beiden jungen Frauen in der erſten Zeit ihrer Ehe die ihre Männer trennende Feindſchaft wahrnahmen, empfanden ſie es zwar mit nicht geringer Betrübniß und Verdroſſenheit, ja erachteten es für einen unerträglichen Zwang, nicht länger ihr von der zarteſten Jugend an beſtandenes freundſchaftliches Verhältniß fortſetzen zu dürfen. So klug und verſtändig aber, wie ſie waren, beſchloſſen ſie dennoch, um des Hausfriedens willen, auf ihre gewohnte innige Vertraulichkeit äußerlich zu verzichten, und ſich dieſelbe nur an gelegenen Orten und zu ſchicklichen Zeiten zu geſtatten.

Das Glück war ihnen inſofern günſtig genug, als ihre beiden Paläſte dicht neben einander lagen, und die dazu gehörigen kleinen Gärten nur durch einen dünnen Zaun von von einander geſchieden waren, der ihnen tagtäglich ſich zu ſehen und häufig auch ſich zu ſprechen die Gelegenheit gab. Überdies unterhielt die Dienerſchaft des einen Hauſes hinter dem Rücken ihrer Herren freundlichen Verkehr mit der des andern, und machte es den beiden Freundinnen dadurch um ſo leichter, jedesmal zuſammen zu kommen, ſobald ihre Männer ausgegangen waren.

Unter ſolchen Verhältniſſen verfloſſen ihnen drei Jahre, ohne daß eine von beiden Frauen ſchwanger geworden wäre. Mittlerweile hatte der Anblick der außerordentlichen Schönheit Luzia's in Anſelmo's Herzen eine ſo heftige Leidenſchaft entzündet, daß er ſich keinen Tag beruhigen zu können meinte, bevor er nicht eine lange Weile mit ihr geliebäugelt hätte. Ihr Scharfſinn und ihre Schlauheit verſahen ſich deſſen alſobald, und bewogen ſie, ihr Betragen gegen ihn ſo einzurichten, daß es ihn ſo lange in der Ungewißheit zwiſchen Furcht und Hoffen erhalte, bis ſie über ſeine eigentlichen Abſichten mit ihr im Klaren ſei. Auf der andern Seite hatte das ſittſame und anmuthvolle Weſen der Madonna Iſotta dem Meſſere Girolamo ſo wohl gefallen, wie eine Geliebte nur jemals einem Liebenden. Sein eben nicht eingeſchränktes Verlangen nach ihr hatte ſich zwar ihrem feinen Verſtande ſehr leicht kund gethan, ihre keuſche und ehrbare Liebe zu ihrem ehelichen Gemahle ihr aber nimmermehr zugelaſſen, den ſeiner Freiheit desungeachtet immer verluſtiger werdenden Girolamo freundlicher als jeden andern fremden Mann im Allgemeinen anzuſehen.

Die beiden jungen Damen waren gewohnt, faſt alle Tage zur Meſſe in die Kirche San Fantino zu gehen, weil des Morgens ſpät Aufſtehende ſie daſelbſt immer bis zur Mittagszeit hören können. Sie hielten ſich dann jederzeit in einer kleinen Entfernung von einander, und ihre beiden Liebhaber, die in Folge dieſer unwillkührlichen Begleitung ihrer Frauen als eiferſüchtige Ehemänner verrufen wurden, fanden ſich in ihrer Nähe auf- und abwandelnd ein.

Sonach kam es endlich dahin, daß die beiden getreuen Milchſchweſtern, von denen bis jetzt noch keine das Geheimniß der andern ahndete, ſich vornahmen, einander ihre Eroberungen zu vertrauen, damit dieſelben nicht etwa mit der Zeit dem zwiſchen ihnen beſtehenden guten Vernehmen eine Störung bereite.

Dieſer gegenſeitige Beſchluß führte ſie eines Tages, als ihre Männer beide außerm Hauſe waren, an dem Gartenzaune zuſammen. Sie lachten einander, als ſie ſich trafen, zu gleicher Zeit ins Geſicht, und nach den gewohnten freundlichen Begrüßungen nahm Frau Luzia folgendermaßen zuerſt das Wort: Meine liebe Schweſter Iſotta, weißt du wohl, daß ich dir eine allerliebſte Geſchichte von deinem Herrn Gemahl zu hinterbringen habe? — Nun, fiel ihr Frau Iſotta in die Rede, von dem deinigen habe ich dir etwas zu erzählen, das dich in gewaltiges Erſtaunen, wo nicht gar in gewaltigen Zorn verſetzen wird. — Was iſt es denn? — Was iſt es denn? — ſprach eine zu der andern, und am Ende vertraute eine der andern die Sinnesweiſe der beiden Männer an. Bot ihnen nun dieſe unerwartete Kunde auch reichhaltigen Stoff zum Lachen dar, ſo regte ſie in ihren Herzen doch einen gerechten Groll gegen die Ungetreuen auf, und ſie dachten übereinſtimmend, daß dieſelben eigentlich eine recht empfindliche Strafe verdient hätten, wenn ſie es gleich nach ruhigem Bedenken gerathen fanden, in geheimem Einverſtändniſſe abzuwarten, was ferner erfolgen werde.

Sobald ſie dann unter ſich verabredet hatten, wie ſie ſich regelmäßig davon in Kenntniß ſetzen wollten, ließen ſie es ihre erſte Sorge ſein, ihre Liebhaber mit ſchmachtenden und verliebten Blicken enger in ihr Garn zu locken und mit falſchen Hoffnungen auf ihre Gunſt zu erfüllen. Ihre Abſicht gelang ihnen ſo vollkommen, daß dieſelben, durch ihre anſcheinende Freundlichkeit kühner geworden, in Ermangelung aller Gelegenheiten, ſie zu ſprechen, ſich entſchloſſen, ihnen ihre Sehnſucht nach einer geheimen Zuſammenkunft in Brieſen anzuvertrauen, die ſie durch gewiſſe in Venedig immer feile Liebesbotinnen an ſie ſendeten.

Die verſchlagenen Frauen erwieſen ſich zwar anfänglich gegen die Kupplerinnen ſpröde genug, legten in ihre nachfolgenden Antworten indeſſen doch mehr Grund zur Hoffnung als zum Gegentheile. Sie hatten ihre empfangenen Briefe eine der andern gezeigt und überlaſſen, und beluſtigten ſich unendlich mit dem Plane, die Verräther zu hintergehen. Sie beſchloſſen nehmlich, ſich erſt eine lange Weile von ihnen bitten und beſtürmen zu laſſen, und ihnen ſodann zu wiſſen zu thun, ſie wären bereit, ihre Wünſche ſo oft zu befriedigen, als es auf geheime Weiſe geſchehen könne, und als ſie ſich getrauten, des Nachts in der Abweſenheit ihrer Männer zu ihnen zu kommen. Dagegen hatten ſie mit ihren in ihr Vertrauen gezogenen Dienerinnen Abrede getroffen, durch die Gärten eine in der andern Haus zu kommen, und daſelbſt, in die Schlafzimmer verſchloſſen, ohne Licht ihre Männer im Bette zu erwarten.

So ließ denn Madonna Luzia zuerſt ihrem Liebhaber ſagen, es werde zu der vierten Stunde der nächſtfolgenden Nacht die Straßenthüre ihres Hauſes für ihn offen ſtehen, und eine ihrer Dienerinnen ihn erwarten, um ihn zu ihr zu führen, indem Herr Girolamo an demſelben Abende in ſeiner Barke nach Padua zu fahren gedenke. Eben ſo beſtellte Frau Iſotta den letzteren eine Stunde ſpäter vor ihr Haus, damit keine Begegnung möglich ſei, und ließ ihm ſagen, daß Herr Anſelmo dieſen Abend mit einigen ſeiner Freunde auswärts ſpeiſen und in Murano ſchlafen werde.

Beide Betrogene ſahen ſich auf dieſe Nachrichten für die beglückteſten Menſchen an, und vor übergroßer Sehnſucht nach der Nacht ſchien ihnen jede Stunde des Tages eine Ewigkeit. Als der von Allen herbeigewünſchte Abend endlich genaht war, gaben die vergnügten Ehemänner ihren Frauen zu verſtehen, wichtige Angelegenheiten verhinderten ſie, dieſe Nacht im Hauſe zuzubringen. Die Frauen maßen allem, was ſie ſagten, ſcheinbaren Glauben bei, und die Jünglinge beſtiegen ihre Barken oder Gondeln und fuhren, nachdem ſie in Gaſthäuſern zu Abend gegeſſen hatten, in Erwartung der anberaumten Zeit und Stunde auf den Kanälen der Stadt umher. In der dritten Stunde kamen die beiden Frauen in ihren kleinen Gärten zuſammen, und begaben ſich, nachdem ſie ihren Scherz viel beſprochen und belacht hatten, eine jede in Begleitung ihrer Dienerinnen in der anderen Haus und Schlafgemach, woſelbſt ſie, mit dem Lichte in der Hand, alles, was darin Bemerkenswerthes war, auf das genaueſte in Augenſchein nahmen und ſich in das Gedächtniß einprägten, darauf aber das Licht auslöſchten und mit Zittern und Zagen der Ankunft ihrer Ehemänner entgegenſahen.

Punkt vier Uhr ſtand Luzia's Dienerin, Meſſere Anſelmo's gewärtig, an der Thür. Er war nicht ſäumig zu kommen, und ward von der Zofe zu ihrer Gebieterin bis an das Bett geführt. Jede Gefahr der Entdeckung wendete die ſorgſam in das Zimmer verſchloſſene Finſterniß ab und erſchwerte überdies die in Sprache und Geſtalt der Freundinnen obwaltende Ähnlichkeit. Anſelmo entkleidete ſich und legte ſich zur Seite ſeiner ihn liebreich empfangenden Gattin nieder, in deren Zärtlichkeiten er ſich eben ſo der Schönheit Iſotta's zu erfreuen wähnte, als wie Girolamo, in der fünften Stunde zu ſeinem eignen Weibe geführt, in Luzia's Umarmungen zu ſchwelgen der Meinung war. Beide Frauen wurden nach des Himmels Fügung, und da ſie beide kinderlos waren, zu ihrer großen Freude in dieſer Nacht mit Kindern geſegnet. Der geheime Umgang mit ihren Männern währte eine geraume Zeit, und es vergingen wenige Wochen, in denen ſie nicht eine Nacht zuſammengekommen wären. Desungeachtet erkannten die Betrogenen nicht ihre Täuſchung, und konnten um ſo weniger Argwohn ſchöpfen, als die Frauen bei jedem ihrer nächtlichen Beſuche die Schlafzimmer auch vor dem ſchwächſten Lichtſchimmer zu bewahren wußten, und es fortwährend ablehnten, ſie jemals am Tage bei ſich zu empfangen. Ihre Schwangerſchaft ſchritt mittlerweile bedeutend vor, und indem die Männer ungemeines Ergötzen daran empfanden, ſich nach ihrem Dafürhalten wechſelsweiſe einen ſo großen Schimpf angethan zu haben, überlegten jene hin und her, wie ſie ſich mit guter Art aus der Sache ziehen könnten, ohne ein weſentliches Ärgerniß zu ſtiften, das in ſeinen Folgen die zwiſchen beiden Häuſern beſtehende Zwietracht etwa gar feſter begründe. Da geſchah über dieſes Sinnen und Trachten etwas, das ihrer desfallſigen Verlegenheit ein plötzliches, wenn auch gerade kein von ihnen erwünſchtes Ende machte. Auf derſelben Straße oder an demſelben Kanale mit ihnen, unweit ihrer Häuſer, wohnte nehmlich die durch den Tod ihres Gatten, Niccolo Delfino, ſeit Kurzem verwitwete, noch nicht zwanzigjährige, ſchöne und liebenswerthe, Gismonda genannte Tochter Meſſere Giovanni Moro's. Dieſelbe beſaß außer ihrer väterlichen, auf mehr als zehntauſend Zechinen ſich belaufenden Mitgift eine ſchöne Summe Geld, viele Edelgeſteine, Silberzeug und andere koſtbare Geſchenke ihres verſtorbenen Mannes. Aloiſe Foscaro, der Neffe des Dogen, hatte ſich heftig in ſie verliebt, und ließ es ſich äußerſt angelegen ſein, ihre Hand zu erwerben. Wie er ſich alſo Tag aus Tag ein durch Minnedienſte und Liebesbotſchaften aller Art um ihre Gunſt bemühte, brachte er es ſo weit, daß ſie ihm eine nächtliche geheime Zuſammenkunft durch ein in ein ſchmales Gäßchen führendes Fenſter ihres Hauſes zugeſtand. In der höchſten Freude über ſein Glück, begab ſich Aloiſe in der fünften oder ſechſten Stunde der erſehnten vorbeſtimmten Nacht mit einer Strickleiter an Ort und Stelle, wo er das verabredete Zeichen gab und wartete, bis ſeine Geliebte den Bindfaden herabließ, um die Strickleiter zu ſich empor zu ziehen. Es geſchah dies alſobald, er knüpfte die Leiter ſorgfältig an die Schnur, Gismonda zog ſie empor, befeſtigte ſie an dem Fenſterſtock und gab dem Jünglinge ihrerſeits das Zeichen zu kommen. Von dem Feuer der Liebe zu jeder Verwegenheit begeiſtert, klomm Aloiſe muthig die anſehnliche Höhe hinauf und hatte das Fenſter beinahe erreicht, als er, aus übermäßiger Begierde, ſich hineinzuſchwingen und die Geliebte zu umarmen, unglücklicherweiſe mit den Füßen abgleitete und rückwärts hinunterfiel. Ein zwei- oder dreimaliger Verſuch, ſich an der Leiter wieder anzuklammern, glückte ihm zwar nicht, half ihm aber ſo viel, daß er die Gewalt des Falles brach, der ihm ſonſt unfehlbar tödtlich geworden ſein würde. Nichtsdeſtoweniger ſtürzte er mit ſolcher Heftigkeit auf das Pflaſter nieder, daß es ihm faſt alle Glieder zerſchlug und eine tiefe Wunde in den Kopf beibrachte.

Hielt ſich nun gleich der unglückliche Liebhaber in Folge dieſes elenden Falles für eine Beute des Todes, ſo blieb doch ſein heißes und wahrhaftiges Liebesgefühl für die junge Witwe ſtärker und mächtiger in ihm, als die tödtliche Ermattung ſeines zerſchlagenen Körpers. Er raffte ſich, ſo gut es möglich war, auf, hielt ſich den Kopf ſchnell mit beiden Händen feſt, um das Blut zu ſtillen und nicht zur Verdächtigung ſeiner Geliebten auf die Stelle rinnen zu laſſen, wohin er gefallen war, und ſchleppte ſich mit der höchſten Anſtrengung ſeiner Kräfte bis auf den Steinweg vor Anſelmo's und Girolamo's Häuſern. Weiter trugen ihn ſeine Füße nicht. Er ſank mit einem Male ohnmächtig und bewußtlos um, das Blut ſtrömte ihm unaufhaltſam aus dem Kopfe hervor und er blieb, unfähig ſich zu regen, ohne Leben ausgeſtreckt liegen, ſo daß ihn Jedermann, der ihn ſo wahrgenommen, hätte für todt erkennen müſſen.

Durch den ſchweren Unfall ihres Geliebten äußerſt betroffen, ſchwebte Madonna Gismonda ſchon in der höchſten Furcht, er möge den Hals gebrochen haben, als ſie ſich damit, daß ſie ihn fortſchleichen ſah, ein wenig beruhigte und darauf die Strickleiter in ihr Zimmer hinaufzog.

Mittlerweile war Aloiſe nicht ſobald in ſich zuſammengeſunken, als ein wachthabender Hauptmann, mit ſeiner Schaar die Runde machend, derſelben Straße gezogen kam, ihn liegen ſah, für Aloiſe Foscari erkannte und als einen Todten in die nächſte Kirche ſchaffen ließ, dagegen aber in Betracht des Ortes, wo er ihn aufgefunden hatte, den ihm von einem vermeintlicherweiſe in der Nähe gehörten Geräuſche beſtätigten Verdacht ſchöpſte, Girolamo Bembo oder Anſelmo Barbadico könnten die Mörder ſein, und ſeinen Leuten gebot, die beiden Häuſer rings zu umſtellen.

Der Zufall wollte, daß die Liebhaber dieſelbe Nacht, einer wie der andere in dem Hauſe des Andren, bei ihren Weibern waren, und daß die Nachläſſigkeit der Dienerinnen die Hausthüren unverſchloſſen gelaſſen hatte. Die Schergen drangen ungehindert ein, und die beiden Frauen ſprangen erſt über den näher dringenden Aufruhr und im Hauſe verurſachten Lärmen aus ihren Betten, warfen ihre Kleider eiligſt um, flüchteten ungeſehen durch die Gärten in ihre eigenen Behauſungen zurück, und erwarteten zitternd und zagend die Dinge, die da kommen ſollten. Girolamo und Anſelmo dagegen wurden, unbekannt mit dem entſtandenen Geräuſche, während ſie ſich noch in der Dunkelheit ankleideten, einer in dem Schlafzimmer des andern von der Wache feſtgenommen. Verwunderten ſich Hauptmann und Häſcher nun ſchon über dieſen Umſtand, der ihnen bei der zwiſchen beiden Edelleuten obwaltenden Feindſchaft unerklärlich vorkam, wie erſtaunten nicht dieſe ſelbſt, und wie erbitterten ſie ſich nicht neuerdings gegen einander, als ſie bei dem hellen Scheine vieler angezündeten Fackeln ſich von den Gerichten halb nackend einer aus dem Hauſe des andern hervorgezogen ſahen! Desungeachtet ſchleuderten ſie ſich ſelbſt nicht ſo wilde Blicke zu, als wilde, grauſame Gedanken ihren höchſt unſchuldigen Frauen. Sie wurden zuſammen gefänglich hinweggeführt, ohne zu wiſſen, warum, und erſt in dem Kerker erfuhren ſie, daß ſie des Mordes an Aloiſe Foscari und der Abſicht, einander zu beſtehlen, verdächtig wären.

Was dieſe beiden Anklagen betraf, ſo machte ihnen zwar ihr Bewußtſein keine Sorgen; in den höchſten Zorn verſetzte es ſie dagegen, in Venedig, wo ihre Feindſchaft eine ſo ſtadtkundige Sache war, ſich gegenwärtig in einer Gemeinſchaft genannt zu wiſſen, die für Männer wohl die allerempfindlichſte iſt. Ohne daß ſie ein einziges Wort mit einander gewechſelt hätten, waren ihre Gemüther einem und demſelben Gedanken zugewandt. Am Ende überwand dennoch der grenzenloſe Groll gegen ihre Weiber ihre wechſelſeitige Feindſeligkeit, und von der Dunkelheit ihres gemeinſchaftlichen, durch keinen einzigen Lichtſtrahl erhellten Kerkers der Scham entledigt, hatten ſie mit einander, ohne zu wiſſen, wie, ein Geſpräch angeknüpft, und erzählte einer dem andern, nachdem ſie ſich mit den fürchterlichſten Betheuerungen gegenſeitig die Wahrheit zugeſchworen hatten, wie er in ſein Schlafzimmer und allmählig in den Beſitz ſeiner Gattin gekommen ſei.

Konnten ſie nach dieſem Austauſch ihrer Geſtändniſſe freilich nicht umhin, ihre Frauen für die ehrloſeſten Geſchöpfe Venedigs anzuſehen, ſo brachten ſie ihnen andererſeits den Gewinn, daß ſie ihre ehemalige unverſöhnliche Feindſchaft aufgaben und theilnehmende Freunde wurden, als welche ſie

Beide, eingedenk, daß ſie niemals wieder einem Menſchen in Venedig würden freimüthig unter die Augen treten können, nur den einen ſehnſüchtigen Wunſch nach dem Tode hegten. Ja, da ihren empfindlichen Kummer auch nicht der mindeſte Troſtgrund linderte, ſo ergaben ſie ſich beiderſeits einer ſo unbegrenzten Verzweiflung, daß ſie den einzigen Weg gefunden zu haben meinten, aller Schande und Betrübniß zu entgehen, indem ſie beſchloſſen, ſich mit irgend einer erdichteten Angabe als Aloiſe Foscari's Mörder dem Tode zu weihen, und ſich von Stunde zu Stunde in ſehnlicher Erwartung ihres Verhöres in dieſem unbarmherzigen Vorhaben gegenſeitig mehr beſtärkten.

Der Foscaro war, wie ſchon geſagt, für todt in eine Kirche getragen und dem Kapellan ſorglich anempfohlen worden. Der Prieſter ließ ihn inmitten der Gottesſtatt niederlegen, zündete zu beiden Seiten des Leichnams zwei kleine Wachskerzen an, und gedachte, als die Schaarwache ſich wieder entfernt hatte, ſelbſt noch einmal ſein wohl noch nicht kalt gewordenes Bett zu beſteigen und vollends auszuſchlafen. Da es ihm aber ſchien, daß die ſchon tief heruntergebrannten Kerzen kaum zwei bis drei Stunden mehr zu brennen hätten, ſo nahm er zwei große und ſteckte ſie anſtatt der kleinen Stümpchen auf, damit, wenn ein Verwandter oder ſonſt Jemand Nachfrage hielte, ihm keine Vernachläſſigung des Todten Schuld gegeben werden könnte.

Indem er nach dieſer Verrichtung fortgehen wollte, nahm er wahr, daß der Leichnam ſich zu bewegen anfing, und ſogar die Augen ein wenig öffnete, wie es ihm ſchien, als er einen Blick auf das Antlitz deſſelben warf. Der Mann Gottes entſetzte ſich darob höchlich und hätte beinahe, laut aufſchreiend, die Flucht genommen; indeſſen trat er getroſten Muthes zu dem Körper hinan, legte ihm die Hand auf die

Bruſt, und fühlte das Klopfen des Herzens, woraus er ſich überzeugte, daß noch Leben in ihm ſei, wiewohl der übergroße Blutverluſt es auf das äußerſte geſchwächt haben müſſe.

Er rief ſeinen Mitgeiſtlichen aus dem Bette herbei, trug mit deſſen und eines Altarknaben Hülfe den Foscaro in ſeine eigne an die Kirche ſtoßende Wohnung und ließ einen in der Nähe anzutreffenden Wundarzt zur Unterſuchung der Wunde kommen. Der Arzt nahm den Schaden in genauen und gründlichen Augenſchein, reinigte ihn, ſo gut er konnte, von dem ſchon geronnenen Blute, beſtrich ihn, als er erkannte, daß er nicht tödtlich war, mit Ölen und koſtbaren Salben, die ſo viel bewirkten, daß Aloiſe bald wieder zu ſich kam, und rieb den ganzen verrenkten Körper des Verwundeten mit einem ſtärkenden Balſam ein, indem er ihn der Ruhe, die ſich auch der Prieſter bis zum anbrechenden Tage gönnte, überließ.

So wie nun am andern Morgen der letztere mit ſeiner frohen Zeitung zu dem Hauptmanne kam, der des Foscaro Leiche ſeiner Obhut anvertraut hatte, erfuhr er, daß derſelbe bereits nach dem Palaſte San Marco gegangen ſei, um mit dem Fürſten zu ſprechen, begab ſich auf der Stelle auch dahin, ward vorgelaſſen, und beeilte ſich, den niedergeſchlagenen Greis, dem ſo eben der Tod ſeines Neffen hinterbracht worden war, mit der Gewißheit von deſſen Leben wieder aufzurichten. Der Doge befahl einem hohen Gerichtsbeamten, mit zweien der berühmteſten Ärzte, und in Begleitung eben deſſen, der ſeines Neffen Heilung ſchon begonnen hatte, zur ſchicklichen Stunde zu demſelben zu gehen, ſeinen Zuſtand genau wahrzunehmen, und Sorge zu tragen, daß nichts vernachläſſigt werde, was zu ſeiner Wiederherſtellung beitragen könne. Dieſer Befehl ward pünktlich ausgeführt. Und die Abgeſandten des Dogen beſprachen ſich erſt mit dem dritten Wundarzte, von dem ſie erfuhren, daß die Verletzung zwar bedeutend, wiewohl nicht tödtlich ſei, und begaben ſich darauf insgeſammt zu dem noch immer betäubten Kranken, den ſie dringend aufforderten, den Verlauf ſeines Unfalls zu ſagen, von welchem ſie ſchon ſo viel aus der Natur der Wunde wüßten, daß ſie ihm gewiß mit keinem Schwerthiebe und viel wahrſcheinlicher durch einen Sturz aus bedeutender Höhe herab, als etwa durch einen andern Schlag beigebracht worden ſei. Durch dieſe Fragen und die die Wahrheit treffende Vermuthung überraſcht, gab der Jüngling, ohne daran zu denken, was er ſagte, das Haus und die Höhe des Fenſters an. Er hatte es aber kaum ausgeſprochen, als er es ſchon ſchwer bereuete. Ja der peinigende Schmerz, den er darüber empfand, regte ſeine ſchlummernden Lebensgeiſter mit einem Male dermaßen auf, daß er lieber zu ſterben, als etwas zu Unehren Frau Gismonda's zu bekennen beſchloß, und alſo auf die andere Frage des Gerichtsherrn: was er zu der nächtlichen Stunde an dem Hauſe und dem hohen Fenſter Madonna Gismonda's gethan habe, da er in Anſehung der hohen Würde des Fragenden nicht ſchweigen durfte, vorzog, die Sünden ſeiner Zunge an ſeinem Körper zu büßen, und ſein Leben wie ſeine Ehre den Händen der Gerechtigkeit zu überliefern, als dem guten Rufe derjenigen, die er mehr als ſein Leben liebte, zu nahe zu treten, indem er erwiederte: Da ich, was ich einmal geſtanden habe, nicht mehr ableugnen kann, und dem Tode ſo oder ſo verfallen bin, ſo will ich euch nur ſagen, daß ich Madonna Gismonda Mora in der letztvergangenen Nacht berauben wollte, weil ich wußte, daß ſie als eine junge Witwe ohne männlichen Schutz in ihrem Hauſe iſt und große Schätze in Geld und Juwelen bei ſich aufbewahrt. Ich hatte zu dem Ende eine Strickleiter an eines ihrer Fenſter zu befeſtigen gewußt, und ſtieg daran mit dem feſten Vorſatze empor, einen Jeden zu tödten, der mir Widerſtand leiſten würde. Mein Unglück wollte aber freilich, daß die nicht wohl angebrachte Leiter, unter meiner Laſt abreißend, mit mir zu Boden fiel, und daß ich unterweges, ich weiß nicht mehr wo, ohnmächtig umſank, als ich mich damit bis nach meinem Hauſe zu ſchleppen gedachte. — Der Richter, Meſſere Domenico Maripetro, erſtaunte über dieſes Bekenntniß nicht wenig, und betrübte ſich darob um ſo mehr, als alle in dem Zimmer Anweſenden es vernommen hatten. Er ſprach: Du biſt ein großer Thor geweſen, Aloiſe, und thuſt mir leid. Da ich indeſſen dem Vaterlande und meiner Ehre größere Rückſichten als irgend einem Menſchen ſchuldig bin, ſo ſehe ich mich genöthigt, dich hier in ſicherer Haft zurückzulaſſen, ſtatt daß ich dich, wofern du dich nicht in dieſem Zuſtande befändeſt, augenblicklich, wie du es verdienſt, in den Kerker abführen laſſen würde. —

Er gab dem Jüngling eine ſtarke Wache bei und entfernte ſich, um in den eben verſammelten Rath der Zehne zu gehen, dem er Alles gewiſſenhaft verkündigte. Die Herren dieſes Rathes, bei denen ſchon ſeit lange unzählige Klagen wegen nächtlicher Diebereien in der Stadt eingegangen waren, ordneten darauf einen ihrer Hauptleute ab, Aloiſe Foscari im Hauſe des Prieſters auf das ſtrengſte zu beaufſichtigen, bis er im Stande ſei, vernommen und durch die Folter zum Bekenntniß der Wahrheit genöthigt zu werden, angenommen nehmlich, daß man ihn ganz gewiß als den Urheber oder mindeſtens als den Hehler vieler anderer begangenen Räubereien anſehen könne. Es kam auch die Angelegenheit Girolamo Bembo's zur Sprache, der in Anſelmo Barbadico's, und Anſelmo's, der in Girolomo's Hauſe faſt nackend aufgegriffen und verhaftet worden war. Da man aber über andere, ungleich wichtigere Dinge, wie über den Krieg zu verhandeln hatte, den man mit dem Herzoge von Mailand, Filippo Maria Visconte, führte, ſo ward beſchloſſen, ſie auf ein andermal zu vertagen, und die Gefangenen inzwiſchen vernehmen zu laſſen. Der Doge war fortwährend im Rathe gegenwärtig geweſen, und hatte faſt am ſtrengſten gegen ſeinen Neffen geſprochen. Nichtsdeſtoweniger fiel es ihm ſchwer, zu glauben, daß derſelbe als ein ſo reicher und feingebildeter Mann, wie er war, ſich zu dem verächtlichen und gemeinen Laſter des Diebſtahls erniedrigt haben ſollte. Er trug deswegen in ſeinem Sinne mancherlei Bedenklichkeiten, und brachte zuletzt die Wahrheit von ſeinem Neffen heraus, da er Gelegenheit fand, im tiefſten Geheimniß mit ihm ſprechen zu laſſen. Auf der andern Seite bekannten Anſelmo und Girolamo, als ſie von den dazu angewieſenen Mitgliedern der oberſten Behörde befragt wurden, zu welchem Ende ſie bei nächtlicher Weile einer in des andern Hauſe ſich befunden: daß ſie, nachdem Aloiſe Foscaro öftere Male zu ungewöhnlichen Stunden an ihren Häuſern vorübergegangen, ihn dieſe Nacht zufälligerweiſe hätten davor ſtehen bleiben geſehen, und, in der Überzeugung, dies geſchehe um ihrer Weiber willen, aus ihren Häuſern von beiden Seiten auf ihn einbrechend, ihn getödtet hätten. Sie legten dies Bekenntniß, wie ſie es mit einander verabredet hatten, ein jeder einzeln für ſich ab. In Betreff des Umſtandes, daß ſie ſich einer in des andern Hauſe befunden hatten, ſagten ſie ein nicht eben wohl erfundenes Märchen aus, womit ſie ſich widerſprachen.

Nachdem nun der Doge mit dem höchſten Erſtaunen alle dieſe Dinge vernommen hatte, wußte er gar nicht, wie er die Wahrheit ausfindig machen ſollte. In der folgenden ordentlichen Rathsverſammlung der Zehne und ihrer Beiſitzer, als alle übrigen Geſchäfte abgethan waren und man auseinander gehen wollte, ſprach alſo der erleuchtete, durch alle Grade des

Staatsdienſtes bis zu der höchſten Würde emporgekommene Fürſt: Meine Herren, wir haben noch eine Sache zu beſprechen, die bisher vielleicht nicht erhört worden iſt. Es liegen uns zwei Rechtshändel vor, die nach meinem Dafürhalten einen ganz andern Ausgang nehmen werden, als zu erwarten ſein mag. Anſelmo Barbadico und Girolamo Bembo, zwiſchen denen von jeher eine bittere, ihnen von ihren Vätern vererbte Feindſchaft beſtand, ſind einer in des andern Hauſe halb entkleidet von unſern Schergen feſtgenommen worden, und haben nicht allein ohne peinliche Frage, ſondern ſogar ohne deren Androhung, auf die einfache Erkundigung unſerer Beamten aus freien Stücken bekannt: vor ihren Häuſern unſern Neffen Aloiſe gemordet zu haben, der dagegen am Leben iſt und keine Spur einer durch Waffen empfangenen Verwundung an ſich trägt. Wer vermag uns dieſe Widerſprüche zu löſen? Ferner hat unſer Neffe ſeinerſeits ausgeſagt, daß er, um in Madonna Gismonda Mora's Hauſe zu rauben und bei etwaigem Widerſtande auch zu morden, ausgegangen, von ihrem Fenſter aber zur Erde herabgefallen ſei; was bei den vielen jetzt in unſerer Stadt klagbar gewordenen Diebſtählen auch anderweiten Verdacht auf ihn zieht, und ihn eigentlich zur Folter bringen und nach ſeinem erfolgenden Eingeſtändniſſe ihm die verdiente ſchwere Strafe zuziehen ſollte, wenn nicht dagegen der Umſtand, daß man weder Waffen noch Strickleiter bei ihm fand, als man ihn aufnahm, die Vermuthung zuließe, die Sache möge ſich anders verhalten. Und wie denn unter allen Tugenden die Mäßigung eine der preiswürdigſten iſt, und die Gerechtigkeit, wenn ſie nicht recht gehandhabt wird, zur Ungerechtigkeit ausartet, ſo ſcheint es uns in dieſem ſonderbar verwickelten Falle der Gerechtigkeit angemeſſen, vielmehr Mäßigung als Strenge vorwalten zu laſſen. Damit ich nicht ohne Grund ſo zu ſprechen ſcheine, ſo hört mich weiter an. Die beiden Feinde bekennen ſich zu etwas, das ſchlechthin unmöglich iſt, weil mein Neffe, wie geſagt, noch lebt, und weil ſeine Wunde nicht von Menſchenhand geſchlagen ward. Könnte es nicht ſein, daß Schaam, einer in des andern Schlafzimmer gefunden worden zu ſein und ihre Weiber für unehrbar erkennen zu müſſen, ſie veranlaßt habe, aus Überdruß am Leben ſich in die Arme des Todes zu werfen? Wenn wir unſere Nachforſchungen hierin mit Fleiß anſtellen, ſo werden wir die Verhältniſſe ſich anders, als der gemeine Mann glaubt, geſtalten ſehen. Die Selbſtbeſchuldigungen meines Neffen ſind nicht wahrſcheinlicher, und es ſteckt auch hinter ihnen etwas anderes. Er hat ſich niemals etwas Entehrendes zu ſchulden kommen laſſen und ſich einen unbefleckten Ruf erhalten, auch wißt ihr allerſeits, daß er, Gott ſei es gedankt, im Beſitze rechtlich erworbener Reichthümer zur Genüge iſt und fremden Eigenthumes nicht bedarf. Seine Diebereien werden wohl anderer Art ſein, als er eingeſteht. Es will uns alſo bedünken, meine Herren, wofern ihr anders mit mir einverſtanden ſeid, daß ihr uns dieſe Unterſuchung am beſten ganz allein überlaßt. Wir geben euch unſer fürſtliches Ehrenwort, uns der Sache mit der äußerſten Gewiſſenhaftigkeit anzunehmen, und hoffen, ſie, deren Endurtheil euch überdies anheimgeſtellt bleibt, zu eurer völligen Genugthuung hinauszuführen. —

Den ehrenwerthen Senatoren gefiel die weiſe Rede des Dogen über die Maßen wohl, und es that ſich beim Abſtimmen dar, daß ſie insgeſammt der Meinung waren, nicht allein die Unterſuchung der beiden Rechtsſachen, ſondern auch deren Entſcheidung durchaus in ſeine Macht zu ſtellen.

Der bedachtſame Greis richtete nunmehr ſein ganzes Augenmerk darauf, eben ſo wie er das Geheimniß ſeines Neffen durchſchaut hatte, auch zu erfahren, warum Bembo und Barbadico ſich thörichterweiſe deſſen anklagten, was ſie nicht begangen hatten und nach reiflicher Überlegung und vielen gehaltenen Nachfragen und Verhören, als Aloiſe's Wiederherſtellung faſt ganz vollendet war, glaubte er zuletzt die Lage der beiden gefangenen Ehemänner ziemlich ermeſſen zu haben, und legte ſeine gemachten Erfahrungen dem Rathe der Zehne vor.

Um nun aber zu ſehen, was die Frauen für die um ihretwillen Gefangenen thun würden, ließ er auf eine unverdächtige Art die Nachricht in Venedig verbreiten, Anſelmo und Girolamo würden zwiſchen den beiden Säulen enthauptet, Aloiſe aber aufgehangen werden. Dieſe Neuigkeit ward natürlich mannichfaltig in Venedig beſprochen, und gab in allen Geſellſchaften und an allen öffentlichen Orten den Stoff zur Unterhaltung ab. Da alle drei Verbrecher den edelſten Geſchlechtern angehörten, ſo fingen ihre Verwandten und Freunde an, ſich um ihre Rettung auf das angelegentlichſte zu bemühen. Sobald jedoch ihre Bekenntniſſe ſtadtkundig wurden, und, wie es zu geſchehen pflegt, die Fama gar vergrößernd berichtete: der Foscaro habe alle möglichen vorgekommenen Diebſtähle bekannt, fand ſich kein Freund und kein Verwandter mehr, der bereit geweſen wäre, zu ihren Gunſten einen Schritt zu thun.

Madonna Gismonda hatte inzwiſchen den unglücklichen Fall ihres Geliebten auf das bitterſte beweint und, indem ſie aus der von ihm öffentlich gethanen Ausſage klar erkannte, er opfere ſeine Ehre und ſein Leben freiwillig auf, um die ihrige unbefleckt zu erhalten, ihr Herz von der innigſten Liebe zu ihm entbrennen laſſen. Es gelang ihr, ihm in ſeinem Kerker zu wiſſen zu thun: er möge gutes Muthes ſein und ſich beruhigen, denn ſie ſei bereit, um ihn vor dem Tode zu ſchützen, alles, was zwiſchen ihnen vorgefallen, öffentlich der Wahrheit getreu zu bekennen, und zum Zeugniſſe derſelben eben ſo wohl ſeine ihr geſchriebenen Liebesbriefe, als auch die von ihr aufbewahrte Strickleiter vorzuzeigen; und ſo machte ſie den über dieſe Beweiſe ihrer Zuneigung höchſt erfreuten Aloiſe, der ihr zurückſagen ließ: er werde ſie ungeſäumt nach ſeiner Befreiung als ſeine rechtmäßige Gemahlin vor den Traualtar führen, zu dem glücklichſten Menſchen von der Welt.

Madonna Luzia und Madonna Iſotta hatten zu gleicher Zeit die Kunde von dem Todesurtheile ihrer Männer und von Gismonda's Geſchichte empfangen, und Madonna Luzia hatte insbeſondere ein altes Weib über den wahren Hergang der letzteren munkeln gehört. Nachdem ſie nun hierauf Beide über das, was ſie für ihre Männer zu thun hätten, mit einander übereingekommen waren, beſtiegen ſie eine Gondel und fuhren zu Frau Gismonda, mit der ſie ſich in Folge ihrer wechſelſeitigen vertraulichen Mittheilungen bald verſtändigten. Sie waren nach der Einkerkerung ihrer Männer den beiderſeitigen Freunden und Verwandten ihrer Häuſer verhaßt geworden, weil Jedermann ſie für die unkeuſcheſten Geſchöpfe hielt, und es hatte ſie auch aus dieſem Grunde Niemand beſucht, um ſie zu tröſten oder zu beruhigen. Gegenwärtig ließen ſie daher ihren Verwandten wiſſen: ſie möchten ferner unbeſorgt und unbekümmert ſein und auf ihre Ehrbarkeit wie auf ihr zuverläſſiges Verſprechen bauen, daß ihren Männern kein Haar gekrümmt und weder Schaden noch Schande bereitet werden ſollte. Sie bäten ſie um weiter nichts, als einen der Herren Schirmvögte zu vermögen, ihre Vertheidigung in Antrag zu ſtellen, und ihnen übrigens die Sorge dafür ganz allein zu überlaſſen, da ſie nicht einmal eines Rechtsbeiſtandes dazu benöthigten. —

Den Verwandten kam zwar dieſes Anſinnen wunderlich genug vor, und ſie wußten nicht, was ſie davon denken ſollten, da ſie die ganze Angelegenheit als eine ſchmachvolle und entehrende anſahen. Indeſſen thaten ſie doch, was in ihren Kräften ſtand, und reichten, da ſie vernahmen, der Rath der Zehne habe die ganze Unterſuchung dem Dogen anheimgeſtellt, im Namen der drei Frauen dieſem eine Bittſchrift um ein gnädiges Gehör ein.

Der Fürſt ſah nach ſeinem Rathſchlage alſo alles ſich zum Beſten wenden, und beſtimmte einen Tag, an dem ſie vor ihm und dem Rathe der Zehne zu erſcheinen hätten. Der anberaumte Tag erſchien, die hohen Richter verſammelten ſich, begierig, zu erfahren, welchen Ausgang die Sache nehmen werde, und die drei Frauen begaben ſich an demſelben Morgen in anſtändiger Begleitung nach dem Palaſte. Indem ſie den Sankt Markusplatz überſchritten, hörten ſie mancherlei üble Nachreden über ſich ergehen. Einige beſchuldigten ſie mit der gemeinen Menſchen aus dem Volke eigenthümlichen Unbeſcheidenheit des Ehebruchs, andere ſchrien über ihre Unverſchämtheit, ſich noch öffentlich ſehen zu laſſen, und ſchmähten ſie auf eine andere Art, aber andere ſtanden bei Madonna Gismonda's Anblicke in der Meinung, ſie begäbe ſich auf die Signoria, um gegen Aloiſe Foſcaro klagbar zu werden, und ſo blieb eben einer wie der andere der Wahrheit unbewußt.

Mit ihren nächſten Verwandten im Palaſte angelangt und die hohen marmornen Treppen emporgeſtiegen, wurden ſie in den großen Sitzungsſaal geführt, den der Doge zur Audienz beſtimmt hatte. Ehe den drei Frauen aber daſelbſt das Wort zugeſprochen ward, ließ der Fürſt auch die drei Gefangenen vorbringen. Es waren überdies noch viele andre Edelleute gegenwärtig, von Theilnahme an dem ſeltſamen Rechtshandel und von geſpannter Neugier auf ſeinen Ausgang herbeigelockt. Der greiſe Herrſcher gebot Ruhe und redete die Edelfrauen folgendermaßen an: Ihr habt uns erſuchen laſſen, edle Frauen, euch ein öffentliches Gehör zu bewilligen, und ſo ſind wir denn bereit, hier geruhig zu vernehmen, was ihr für gut befindet zu ſagen. —

Die gefangenen Ehemänner waren auf das äußerſte gegen ihre Frauen erzürnt und von deſto bitterer Wuth durchdrungen, als ſie dieſelben mit kühnem Muthe und mit freier Stirn, gleichwie die ſchuldloſeſten und getreueſten Gattinnen, vor dem ſchreckenden und ehrfurchtgebietenden Gerichtshofe ſtehen ſahen. Die beiden Frauen verſahen ſich dagegen dieſer Geſinnungen ſehr wohl, und ließen ſich durch ſie nicht im mindeſten irren, ſondern lächelten heimlich für ſich und warfen ſogar den Kopf ein wenig wie zum Hohn in die Höhe, wodurch Anſelmo, noch ungeduldiger und jähzorniger als Girolamo, ſich ſo übermäßig erhitzte, daß er anhub, uneingedenk der Majeſtät des Ortes, wo ſie waren, ſeiner Gattin die empfindlichſten Dinge zu ſagen, und ſich gewiß an ihr vergriffen haben würde, wenn er es im Stande geweſen wäre. Ohne über dieſe erneute Beleidigung, Angeſichts des Fürſten und ſo vieler vornehmen Männer, irgend die Faſſung zu verlieren, erbat ſich Frau Iſotta von dem erſteren die Erlaubniß, das Wort zu führen, und ſprach mit feſter Stimme und heiterm Angeſichte Folgendes: Durchlauchtigſter Doge und ehrwürdige Herren! Angeſehen, daß mein vielgeliebter Ehegatte ſo ehrenrührige Beſchwerden wider mich erhebt, ſteht zu erwarten, daß Herr Girolamo Bembo die nehmlichen Geſinnungen gegen ſeine Gemahlin hegen mag. Wollten wir ſie nun hierauf ohne alle Erwiederung laſſen, ſo könnte es wohl ſcheinen, als wäre das Recht ganz und gar auf ihrer Seite und als geſtänden wir ein großes Verbrechen an ihnen begangen zu haben ein. Mit eurer Herrlichkeiten Vergunſt fühle ich mich daher gegenwärtig gedrungen, in Frau Luzia's und in meinem Namen die Vertheidigung und Entſchuldigung unſerer Ehre, und zwar auf eine andere Weiſe zu ergreifen, als auf welche ich, zu ihrer Beider Schonung, ihre Rettung in dem Falle betrieben haben würde, daß Herr Anſelmo, ſeinen blinden Zorn bemeiſternd, geſchwiegen hätte. Ich erkläre hiermit, und werde es, ſo weit meine ſchwachen Kräfte reichen, zu beweiſen ſuchen, daß unſere Gatten ohne alles Recht, und aller vernünftigen Gründe ermangelnd, über uns Klage führen. Ich wage die Behauptung aufzuſtellen, daß ihr Verdruß und Kummer nur aus zweierlei und keinen andern Urſachen entſpringen kann, entweder aus dem Bewußtſein des Mordes, deſſen ſie ſich fälſchlicherweiſe ſelbſt beſchuldigen, oder aus der an ihren Herzen nagenden Eiferſucht, ſich einer in des andern Schlafzimmer, ja wohl gar in ſeinem Bette offenkundig befunden zu haben. Hätten ſie ihre Hände mit eines andern Menſchen Blute befleckt, was ſie allerdings peinigen und betrüben müßte, ſo würde doch, bei Gott, eine von ihnen, ohne unſern Rath, unſre Hülfe und unſer Vorwiſſen begangene Schandthat uns nicht ſchuld zu geben ſein! Ich ſehe wahrhaftig nicht ein, was ſie in dieſem Betracht auf uns erbittern könnte, da doch Jedermann weiß, daß nach göttlichen und menſchlichen Geſetzen der Sünder ſeine Strafe eben zu erleiden hat, um andern Menſchen ein von ähnlichen Vergehen abſchreckendes Beiſpiel abzugeben. Wären ſie alſo der ſtrengſten Ahndung anheimgefallene Verbrecher, wie ſie es, Gott Lob, nicht ſind, da der hier anweſende Meſſere Aloiſe am beſten das Gegentheil ihrer unverſtändigen Ausſagen zu beweiſen vermag, ſo ſtünde es vielmehr uns zu, mit ihnen unzufrieden zu ſein, die da als Edelleute aus den vornehmſten Geſchlechtern dieſer freien Stadt fluchwürdige Mörder geworden wären und durch ihren mit Schande gebrandmarkten Tod uns in ſo jungen Jahren ſchon zu Witwen machen würden. Bleiben wir nun bei der Annahme ſtehen, die den Grund ihrer Unzufriedenheit mit uns in ihrer Eiferſucht erblickt, ſo will ich euch auf meine Gefahr verſichern, daß durchaus nichts anderes als dieſe häßliche Leidenſchaft das ihre Herzen durchbohrende und ſie zu ſo wilden Äußerungen ihres Schmerzes anreizende Eiſen iſt. Denn gleichwie Menſchen, die, ohne eine Sache vorher reiflich erwogen zu haben, ihr Vertrauen auf nichts ſtellen, in Verzweiflung fallen, ſobald ſie ſich betrogen ſehen, haben ſie ſich wie Verzweifelte und Unſinnige als Thäter deſſen, was ihnen niemals in den Sinn gekommen iſt zu thun, ſelbſt angeklagt. Um nun meine Worte nicht ferner in die Luſt zu ſprechen, und um endlich zu berühren, was ich eigentlich erörtern will, damit die hochweiſen Herren nicht durch meine langen Auseinanderſetzungen von wichtigeren Staatsangelegenheiten abgehalten werden, erſuche ich euch, erhabener Fürſt, unſre beiden Gatten zu der Erklärung aufzufordern, warum ſie eigentlich mit uns ſo verfeindet ſind? —

Auf des Dogen Geheiß deshalb von einem der Richter befragt, erwiederten die beiden Männer: die Überzeugung von der Untreue ihrer Weiber, die ſie bisher für keuſch und ehrbar gehalten hätten, ſei allerdings die Urſache ihres Zornes und Herzensleidens, und es habe eben die Unmöglichkeit, ſo viele Schande vor den Augen der Welt zu ertragen, und das Verlangen nach dem Tode ſie zum Bekenntniß eines nie begangenen Verbrechens vermocht. So wie Madonna Iſotta dies hörte, fuhr ſie, gegen ihren Mann und Girolamo Bembo gewandt, zu reden fort: Alſo beklagt ihr euch über uns wegen einer Sache, um die es uns zuſteht, über euch Beſchwerde zu führen? Was hattet ihr denn während der Nacht im Schlafzimmer meiner Freundin zu ſuchen, mein Herr und Gemahl? Und was zwang euch, Meſſere Girolamo, anſtatt eures eigenen Ehebettes das meines Mannes zu beſteigen? Warum begnügte ſich nicht ein Jeder von euch mit dem ſeinigen? Ich, durchlauchtiger Fürſt, trete laut und öffentlich als Klägerin gegen meinen Mann auf, der mich ſo ſchmählicherweiſe um einer andern willen verlaſſen hat, derweil ich doch gewiß noch nicht ſo alt und häßlich bin, daß ich ihm damit einen Scheingrund zur Entſchuldigung verliehe. Daſſelbe thut auch an ihrer Statt Madonna Luzia, die, wie ihr ſeht, zu den ſchönſten Frauen dieſer Stadt gerechnet werden kann. Ein ewiger Schimpf wird es euch, ihr ſaubern Herren, bleiben, ſo gute und vortreffliche Frauen, wie wir ſind, alſo ſchwer gekränkt und vernachläſſigt zu haben. Ihr glaubt mit uns unzufrieden ſein zu müſſen, und habt euch doch ganz allein die größte Beleidigung angethan. Gegen euch ſelbſt und niemand anderes ſolltet ihr wüthen und toben, und mit euren Nebenmenſchen fein geduldig ſein, da euch nur euer eigner Übermuth antrieb, einer den andern durch die Verführung eurer Weiber zu verhöhnen. Aber, Dank ſei es Gott und unſrer klugen Vorſicht, wenn irgend Schande oder Schaden daraus erwachſen iſt, ſo trifft er euch beide allein. Ich ſehe wahrhaftig nicht ein, warum die allzugroße Nachſicht unſres unterdrückten Geſchlechts euch gerade berechtigen ſollte, vorzugsweiſe zu ſündigen? Wir ſind ja nicht etwa eure Sklavinnen, ſondern wohl eure Gattinnen, und nach dem heiligen Gottesgeſetz der Ehe ſoll die Treue gegenſeitig ſein und von dem Manne eben ſo wenig gebrochen werden wie von der Frau. Wie könnt ihr ſo unverſchämt ſein, euch zu beklagen, da ihr doch das Sprüchwort kennt: Wie es in den Wald hineinſchallt, ſo ſchallt es wieder heraus, und da es euch bekannt ſein muß, daß die Wage der Gerechtigkeit ſich auf keine Seite neigen darf? Laſſen wir aber nunmehr dieſe unfruchtbaren Fragen auf ſich beruhen, und gedenken wir der

Dinge, um deretwillen wir hierher gekommen ſind; ſo erklären wir euch, erhabener Doge und Richter, und euch, hochweiſe Herren, daß uns zweierlei ſo kühn gemacht hat, hier öffentlich in eurer und dieſer ehrenwerthen Verſammlung Gegenwart zu erſcheinen und redend aufzutreten, was eigentlich nur erfahrenen und beredten Männern, nicht aber den kaum für die Nadel und Spindel geſchickten Frauen zuſteht. Zuvörderſt verließen wir unſer Haus, um mit Zeugniſſen, die wir in Händen haben, da Meſſere Aloiſe jedoch lebt, nicht vorzuzeigen brauchen, darzuthun, daß unſre Männer keine Mörder ſind. Dann aber wollten wir auch dem durchlauchtigen Dogen die ehrfurchtsvolle Bitte vortragen, uns durch ſeine und dieſes Gerichtes Gunſt und Anſehen mit unſern Männern wieder auszuſöhnen, und ſie dahin zu vermögen, friedfertig ferner mit uns zu leben, nachdem wir ihnen werden unwiderſprechlich bewieſen haben, daß wir die Beleidigten, ſie die Beleidiger ſind, und daß unſer Fehler, wenn man ſo ſagen kann, kein anderer geweſen iſt, als den ſie uns aufgebürdet haben, weil wir in der Erkenntniß ihrer unlöblichen Gelüſte nur den Verſuch machen wollten, ſie durch einen frommen Betrug zu bekehren. Ich weiß, daß es überflüſſig ſein würde, hier der Feindſchaft zu gedenken, die zwiſchen den Vätern unſrer Männer zum Entſtehen kam und von ihnen unnöthigerweiſe fortgeſetzt und beibehalten wurde, weil es in Venedig eben eine allbekannte Sache iſt. Sobald wir beide, von Kindesbeinen an miteinander aufgewachſen, uns dieſer Mißverhältniſſe verſahen, beſchloſſen wir, aus der Noth eine Tugend zu machen, und zogen vor, lieber des Umgangs mit einander zu entbehren, als zu häuslichen Zwiſtigkeiten mit unſern Gatten Veranlaſſung zu geben. Die Nachbarſchaft unſerer Häuſer bot uns indeſſen ein Mittel dar, das Bedürfniß unſerer Herzen dennoch zu befriedigen, denn wir kamen ſehr oft, wenn unſre Männer ausgegangen waren, in unſern kleinen, nur durch einen Zaun von Meerſchilf getrennten Gärtchen zu freundſchaftlichen Unterredungen zuſammen. Da wir nun im Verlaufe unſrer Ehen die Entdeckung gemacht hatten oder gemacht zu haben meinten, unſere Gemahle wären, der meinige in meine Freundin, der ihrige in mich verliebt, ſo vertrauten wir uns dieſe Untreuen gegenſeitig an, und laſen mit einander die uns zugeſchickten Liebesbriefe. Wir gedachten uns zwar nicht weiter an euch zu rächen, wenngleich ihr die Rache wohl verdient hättet, weil ein jedes gegen euch ſelbſt deshalb geäußerte Wort unſre wohlmeinende Abſicht, euch zu verſöhnen, für immer vereitelt und eure bittere Feindſchaft verewigt haben würde. Nachdem wir aber darüber vielerlei hin und her überlegt hatten und zuletzt eines Sinnes geworden waren, ſo begab ſich Madonna Luzia mit Hülfe Caſſandrens, meiner Dienerin, und ich mit Giovanna's, der ihrigen, Beiſtande, jedwede Nacht, die ihr unter verſchiedenen Vorwänden außer dem Hauſe zubrachtet, die eine in das Schlafgemach der andern, ſo daß ihr, gleichfalls von den ſchlauen Zofen dahin geführt, einer wie der andere die Nacht als Liebhaber, ohne es zu wiſſen, bei euren Frauen zubrachtet und dieſen Nächten das langerſehnte Glück, Kinder zu zeugen, verdanktet, als wir uns beide in kurzer Zeit ſchwanger fühlten. Belaſtet euch alſo kein anderes Verbrechen mehr, nagt an euren Gewiſſen keine andere Reue, und tragt ihr weiter keinen Schmerz mit euch herum, ſo ſeid fröhlich und guter Dinge, und wißt es unſrer Schlauheit Dank, euch einen ſo ſpaßhaften Streich geſpielt zu haben. Seid ihr bisher bittere Feinde geweſen, ſo legt nun euren alten angewurzelten Haß ab, verſöhnt euch mit einander und lebt fürder als gute Freunde, euren vergangenen Groll dem Vaterlande zum Opfer bringend, das wie eine zärtliche liebreiche Mutter alle ſeine Söhne in Eintracht ſehen möchte. Damit ihr aber nicht etwa glaubet, ich habe alle meine Behauptungen aus der Luft gegriffen und ſowohl zu eurer Errettung als zu unſrer Entſchuldigung fälſchlich vorgebracht, ſo ſehet hier alle eure Briefe, die ihr an uns ſchriebt. —

Es gaben nunmehr beide Frauen ihren Männern ſo viele Beweiſe und entſcheidende Zeichen an, ſie verſtanden beide ſo wohl dem Dogen und den Rathsherren die Wahrhaftigkeit ihrer Sache einleuchtend zu machen, daß die erſteren ſich für vollkommen zufriedengeſtellt erklärten, die letzteren dieſelben völlig freiſprachen. Alle Verwandte und Freunde der beiden Ehepaare hatten mit immer ſteigender Verwunderung den langen und beredten Vortrag Iſotta's zu Ende gehört, und prieſen ihr und ihrer Freundin Verhalten laut und einſtimmig. Girolamo und Anſelmo küßten und umarmten erſt ihre Frauen, die ſie zu vergeben und zu vergeſſen baten, reichten ſich alsdann Handſchlag und Bruderkuß, und lebten in der Folge in der engſten Freundſchaft zuſammen, ihr früheres unkeuſches Gelüſten einer nach des andern Frau in brüderliche Zuneigung verwandelnd.

Sobald die allgemeine Aufregung der Verſammlung über dieſen Vorfall in etwas nachgelaſſen hatte, wendete ſich der Doge mit erheitertem Angeſicht zu Madonna Gismonda, zu der er ſprach: Und was begehrt ihr von uns, ſchöne Frau? Tragt uns euer Anliegen freimüthig vor, wir hören euch mit Vergnügen zu. — In ihrem Antlitz über und über roth werdend, und durch dieſe natürliche Schamhaftigkeit unendlich verſchönt, hielt Madonna Gismonda ihre Augen eine kleine Weile auf den Boden gerichtet, ſchlug ſie dann ſchüchtern empor, und ſprach, nachdem ſie ein wenig Zuverſicht gewonnen hatte: Wenn ich, durchlauchtiger Fürſt, gegenwärtig vor Perſonen ſprechen ſollte, die nicht wüßten, was Liebe ſei, ſo würde ich ungleich zaghafter ſein, als ich bin, und mich vielleicht gar nicht getrauen, den Mund zu öffnen. Dieweil ich mich aber entſinne, von meinem Vater, gottſeligen Angedenkens, vor Zeiten gehört zu haben, daß ihr, erhabener Doge, in eurer Jugend eure Bruſt auch nicht den Flammen der Liebe verſchloſſen hieltet, ſondern vielmehr ein zärtlicher Liebhaber wart, und da ich mich für überzeugt halte, daß unter den hier Anweſenden Keiner iſt, der nicht mehr oder weniger geliebt habe, ſo ſchmeichle ich mir, bei Allen Mitleiden, wo nicht Entſchuldigung anzutreffen. Um alſo zur Sache zu kommen, ſo verhüte Gott, daß ich auf Koſten der Dankbarkeit eine der ſcheinheiligen Frauen werden möchte, die den ganzen Tag, mit den Heiligen redend, Paternoſter verſchlingen und den Teufel hervorbringen, da ich wohl weiß, daß die Undankbarkeit ein Wind iſt, der die Quelle der himmliſchen Barmherzigkeit austrocknet und zum Verſiegen bringt. Ich liebe das Leben, und die Ehre zunächſt, weil es keinem Zweifel unterliegt, daß das Leben ohne Ehre nicht der Mühe lohnt und nur ein fortwährenber Tod zu nennen iſt. Die Liebe zu meinem mir einzig und unendlich theuren Aloiſe Foscaro iſt mir aber mit vollem Rechte mehr als alles und bei weitem mehr als das Leben werth. Denn wenn ich ihn auch nicht ſo ſehr geliebt hätte, und von ihm nicht ſo innig wieder geliebt worden wäre, als beides in der That der Fall iſt, ſo würde mich ihm doch ſchon die rührende Aufopferung ſeines eigenen Lebens für die fleckenloſe Erhaltung meines Rufes auf das engſte verbinden und mich ihm ganz zu eigen hingeben. Ja, Meſſere Aloiſe's Großmuth hat ihn vermocht, nachdem er in der Betäubung ſeiner tödtlichen Schmerzen unwillkührlich ſich verrathen hat, von meinem Fenſter herabgeſtürzt zu ſein, ſich ſelbſt als Räuber anzuſchuldigen, um damit alle Nachtheile zu verhüten, die meinem guten Namen aus ſeiner nicht wieder zurückzunehmenden Äußerung hätten erwachſen können. Er ſetzte ſein Leben, ohne zu zaudern, der Errettung meiner Ehre nach; wie ſollte ich alſo Bedenken tragen, der Errettung ſeines Lebens meine Ehre aufzuopfern! Auch glaube ich mich, gerechter Fürſt, durch dieſes Geſtändniß meiner Liebe gar nicht zu entehren, da ich als Witwe über mein Herz und meine Hand nach Belieben ſchalten und verfügen kann. Ich ſage euch mit aller ſchuldigen Ehrfurcht, daß Herr Aloiſe durchaus nicht, um zu ſtehlen, noch ohne mein Wiſſen und Willen in mein Haus kam. Er kam im Gegentheile mit meiner Zuſtimmung als ein geliebter und zärtlicher Liebhaber zu mir. Wäre dem nicht alſo geweſen, wie hätte er es möglich machen wollen, eine Strickleiter zu einem ſo hohen Fenſter hinauf zu bringen und oben haltbar zu befeſtigen? Wie konnte das Fenſter zu meinem Schlafzimmer zu ſolcher Stunde ohne mein Zuthun offen ſtehen? Ich zog mit Hülfe meiner Dienerin die Leiter an dem hinuntergelaſſenen und von ihm daran geknüpften Bindfaden in die Höhe und band ſie oben feſt, wonach Meſſere Aloiſe, auf mein ihm gegebenes Zeichen emporklimmend, wie es unſer beiderſeitiges Unglück wollte, auf das Pflaſter ſchmerzlichſt hinunterſtürzte, ohne im Stande geweſen zu ſein, mir eine Hand zu reichen. Ich widerſpreche darum der Ausſage, womit er ſich als Dieb gebrandmarkt hat, und ſchildere die Sache, wie ſie iſt, ohne mich meiner Aufrichtigkeit zu ſchämen. Hier ſind die vielen Briefe, die er mir ſchrieb, in denen er mich dringlich um eine Unterredung bittet und ſich um meine Hand bewirbt. Hier iſt die Strickleiter, die ich ſeither in meinem Schlafzimmer aufbewahrt habe. Hier iſt mein Mädchen, das mir in Allem hülfreich war und von Allem weiß.

Meſſere Aloiſe ſah ſich genöthigt, auf die Frage der Richter die Angaben der ſchönen Witwe zu beſtätigen. Er ward demnächſt freigeſprochen, und forderte die Geliebte auf, ſeine rechtmäßige Gemahlin zu werden. Der Doge willigte mit Freuden ein. Und ſo begaben ſich die beiderſeitigen Verwandten mit ihnen in Frau Gismonda's Haus, wo die Trauung erfolgte und nach dem begangenen glänzenden Hochzeitfeſte das glückliche Paar lange Jahre in ſeligem Frieden mit einander lebte.

Frau Luzia und Frau Iſotta gebaren mit der Zeit zwei ſchöne Söhnchen, welche die Zufriedenheit ihrer Väter nicht wenig erhöhten. Dieſe lebten in vergnügten Ehen brüderlich neben einander, und belachten in der Folge oft den ihnen von ihren ſchlauen Gattinnen geſpielten Streich. Des Dogen in dieſem Falle beurkundete weiſe Urtheilskraft ward allgemein in Venedig anerkannt und vermehrte noch um vieles ſeinen großen Ruhm. Er war auch in der That ein um ſeines Wiſſens und ſeiner Klugheit willen ausgezeichneter Fürſt, der die Herrſchaft der Republik vergrößerte, zuletzt aber unverdienterweiſe dennoch von ihr mit Undank belohnt und wegen ſeines Alters der herzoglichen Würde entkleidet ward.

XXI.

Die Flucht aus dem Vaterhauſe.

In Englands Marken lebte vor Zeiten ein reicher Ritter, dem ſeine Frau eine einzige, Laurea genannte und mit ſiebenzehn oder achtzehn Jahren ſo überaus ſchöne Tochter geboren hatte, daß die Natur ſich vorgeſetzt zu haben ſchien, in ihr ein Muſter zu bilden, welches alle Reize und Schönheiten dieſes Landes in ſich vereinige.

So wie nun die Mutter dieſer Jungfrau ihr natürlicherweiſe mit zärtlicher Liebe zugethan war, empfand auch der gute Mann, ihr Vater, ſo große Freude über ihr anmuthiges Weſen, daß er, aus Beſorgniß, ſie dereinſt von ſich laſſen zu müſſen, beſchloß ſie mit einem alten Lord, ſeinem Nachbar, einem an Kenntniſſen und Gütern reichen Manne zu verheirathen, der Hoffnung, derſelbe werde ſie in Gemäßheit ſeines höheren Alters am beſten zu behandeln verſtehen, und bei der Nähe ihrer beiderſeitigen Beſitzungen möge ſie ihm auf ſeine alten Tage alſo auch beſſer Troſt und Pflege angedeihen laſſen.

Die Liebe hatte aber ſchon dieſes kindliche Herz in Beſitz genommen, und des Mädchens Neigung, gleichwie ihr Sinnen und Trachten, fernab von dem Greiſe, dem jungen liebenswürdigen Lord Barus zugewandt, der auch ſeinerſeits ſo ſehr im Verlangen der Liebe zu ihr befangen war, daß er nirgends als in ihrem Anſchauen Ruhe fand, in deren Dienſt er bereit war, zu leben und zu ſterben. Solchergeſtalt brachten die beiden Liebenden ſo viele Tage und Stunden heimlicherweiſe damit zu, die Sehnſucht ihrer Herzen einander zu erkennen zu geben, daß ihre Seelen zu einer einzigen verſchmolzen zu ſein ſchienen. Der Vater hatte zwar nur eine ſchwache Erinnerung an den Zuſtand der Liebe aus ſeiner Jugend her in ſich bewahrt, und gedachte um deswillen unveränderlich der Ausführung ſeines vorgefaßten Planes, indem er dem Einverſtändniſſe des zärtlichen Paares aus allen Kräften entgegen war; die immerdar wachſame Liebe wußte aber die Zeit und Gelegenheit zu Befriedigung ihrer Wünſche ſo wohl zu erſpähen, daß die jungen Leute viel mehr Stunden, als er ſich träumen ließ, und ganze Nächte in ſüßer Vertraulichkeit und zärtlichen Geſprächen, zuſammen verlebten, und bei ſich alle Mittel und Wege erwogen, dem kalten Liebesfeuer des alten, der Jungfrau aufgedrungenen Lords zu entfliehen. Laurea wünſchte nichts ſehnlicher, als durch die Ehe mit dem Manne verbunden zu werden, von dem ſie ihr Glück und ihre Zufriedenheit erwartete. Als ſie demnach den beharrlichen Willen ihres Vaters erkannt hatte, ſie gegen ihre Neigung zu vermählen, und als der Hochzeittag bereits anberaumt worden war, beſchloß ſie, lieber tauſendfachen Tod zu erleiden, als ihr Jawort von ſich zu geben, und ſomit die ihrem Freunde ſchon ſeit langer Zeit verpfändete Treue zu brechen. Die Liebenden verſiegelten ſich gegenſeitig mit einem langen innigen Kuſſe ihre Verſprechungen, und ordneten ihre Flucht auf den nächſtkommenden Morgen an, um an irgend einem verborgenen Orte ihre eheliche Verbindung zu vollziehen.

Der getroffenen Abrede zufolge, ſtellte ſich Lord Barus zu rechter Zeit und Stunde mit einer zahlreichen, für den Fall des Verrathes oder der Entdeckung wohlbewaffneten Dienerſchaft vor dem Hauſe ſeiner Geliebten ein, nahm ſie, die zur Abreiſe fertig ſeiner harrete, hinter ſich auf ſeinen tüchtigen Hengſt, und vertheilte ſeine Leute, um ja von keinem Unfalle überraſcht und aufgehalten zu werden, wie Jemand, der ſehr zu verlieren beſorgt, was er mit großer Mühe erworben hat, rechts und links, vor- und rückwärts aus ſeiner Nähe, damit ſie ihm von allen Seiten Schutz und Bedeckung verliehen. Er ſelbſt trat mit ſeiner Geliebten ſeine Flucht durchaus nicht eilig an, denn weil er ihrer zarten Jugend und Geſundheit durch die Erſchütterung eines ſcharfen Trabes zu ſchaden fürchtete, ſo ließ er ſein Pferd gemächlich und zwar querfeldein vorwärts ſchreiten, ohne ſich auf einem gebahnten Wege, oder in einer gewiſſen Richtung zu halten, und etwa Acht zu haben, ob er auch immer von den Seinigen umgeben ſei.

Er mochte eine lange Strecke durch Wald und Feld geritten ſein, ohne einen Zufluchtsort gefunden zu haben, als er in einem dichten Gebüſche an der Landſtraße ein Haus wahrnahm, das einer Herberge für Reiſende ähnlich ſah. Er lenkte ſein Pferd dahin, ſtieg mit der Dame ab und führte ſie in Erwartung des Mittagseſſens nach einem oberen Zimmer, um ſie ausruhen zu laſſen.

Unglücklicherweiſe hatten vier wohlbewaffnete Bauerlümmel, den Wald durchſtreifend, den Ritter mit ſeinem ſchönen Fräulein, das ſie für eine gefügige Dirne aus der Stadt hielten, in das Wirthshaus einkehren geſehen. Von einer Hochzeit zurückkehrend, auf der ſie ſich die Magen vollgeſtopft und das Gehirn durch Rebenſaft umnebelt hatten, verlangten ſie nichts mehr, als mit dem erſten beſten anzubinden und in Händel zu gerathen. Sobald ſie nun in dieſer Stimmung des Wirthes anſichtig wurden, beſtürmten ſie ihn mit der Frage, wohin das eben mit ihrem Schatze bei ihm abgeſtiegene Dämchen gekommen ſei? — Warum fragt ihr mich nach ihr? antwortete der Wirth. — Weil wir ihr Geſellſchaft leiſten und uns mit ihr in ihrem Gewerbe vergnügen wollen. — Was! rief der Wirth aus. Ich glaube, daß ihr von Sinnen oder närriſch geworden ſeid. Es iſt Mylord Barus, der die Dame hierher gebracht hat, und wie ich glaube, muß ſie ſeine Verwandte ſein. Ich bitte euch, daß ihr eures Weges gehen und mein Haus nicht mit ſolchen Reden in Unehren bringen wollt. Hätte ſie Mylord mit angehört, es entſtände gewiß und wahrhaftig Unheil daraus, denn es iſt ein Herr, dem das Herz auf dem rechten Flecke ſitzt und der lieber ſein Leben daran geben, als eine einzige Beleidigung dulden würde. Es ſind ja in der Stadt Orte genug, wohin ihr euch wenden könnt. —

Der brave Gaſtwirth beſtrebte ſich auf alle mögliche Weiſe, dem verwegenen Vorhaben der vier Trunkenbolde zu ſteuern und ſie davon abzulenken. Die Hitze des Weins hatte aber ihre Begierden dermaßen angereizt, und ihren Verſtand ſo ſehr befangen, daß ſie weder auf ſeine Vorſtellungen, noch auf die Gefahr der Strafe achteten, ſondern fortwährend gewaltſam in das Haus zu dringen drohten, und mit Flüchen und gottesläſterlichen Schwüren bekräftigten, ſie würden die Thüre der Stube ſprengen, in der ſich die Dirne befände, wenn man ſie ihnen nicht freiwillig überlieferte.

Über die Halsſtarrigkeit der vier Kerle entrüſtet, und beſorgend, auf die Dauer nicht ihrer wilden Heftigkeit widerſtehen zu können, begab ſich der Gaſtwirth zu dem Edelmanne in deſſen Zimmer empor, und hinterbrachte ihm ihre ſeltſamen Drohungen, indem er ihn erſuchte, ſelbſt im Garten mit ihnen zu ſprechen, da es ihm unmöglich gefallen ſei, ſie zu beſänftigen. Als ein wohlerfahrener Mann ſtellt ſich ihnen der Lord entgegen und fragt ſie mit Leutſeligkeit was ihr Begehren von ihm ſei? Die wilden Geſellen gaben mit Anmaßung und Verwegenheit zur Antwort, ſie wollten die von ihm im Hauſe verborgene Dirne zu ihrer Kurzweil haben, und er möge ſie ihnen dann wenigſtens überlaſſen, ſobald ſie in ſeinem Beſitz geweſen ſei. Wie, ihr Leute! entgegnete der Edelmann, iſt euch mein Stand und Herkommen ſo ganz unbekannt, daß ihr nicht wißt, wie ich ſchwerlich jemals eine übelberüchtigte Frau begleiten möchte, der ich von Jugend auf mit dem Könige erzogen worden bin? Unmöglich ſcheint es mir, daß ihr niemals von meinen Waffenthaten unter der Anführung ſo tapferer Feldherrn gehört haben ſolltet! Und überdies verſichert euch mein Wirth als Ehrenmann, daß das unter meinem Schutze hier befindliche Fräulein eine Verwandte von mir iſt, und einem ſo vornehmen Hauſe angehört, daß ihr ſie, wie ich von eurer Rechtlichkeit überzeugt bin, gewiß nicht beleidigen werdet. Wenn ihr mir das Vergnügen machen wollt, mit mir zu Mittag zu eſſen, ſo werdet ihr meine Dienerſchaft ſehen, die alsbald ankommen muß, und euch dann mit eignen Augen überzeugen, daß ich euch nicht belogen habe. — Alle dieſe höflichen und milden Worte vermochten inzwiſchen die vier Böſewichter nicht zu begütigen. Im Gegentheile, jemehr ihnen Lord Barus zuredete, deſto höher ſchwoll ihre verzweifelte Raſerei an, und ſie erklärten ihm geradezu: der Edelmann, deſſen Namen er ſich anmaße, ſei nicht gewohnt allein und auf ſolche Weiſe über Land zu ziehen, und er möge nur nicht viel widerſprechen und ſich weigern, ſondern die Dirne kurz und gut herausgeben, ſonſt würden ſie ſie ihm wider ſeinem Willen mit Gewalt und mit dem Schwerte in der Fauſt abnehmen.

Der brave Lord überſah zwar nicht, welchen ungleichen Kampf er allein gegen viere zu beſtehen haben würde, er hatte aber ſchon ſo viele Schlachten und Gefahren ritterlich durchfochten, daß er, als er jetzt dieſe letztere Drohung vernahm und die Entſchloſſenheit der Trunkenbolde ſah, in ſeinem Zorne viel lieber ſein Leben daran ſetzen, als ſeine Dame der geringſten Kränkung ihrer Ehre preisgeben wollte. Um ſich deſto beſſer zu vertheidigen, zog er ſich auf der Stelle zurück nach ſeinem Zimmer empor und ward an deſſen Eingange zwar von ſeinen Gegnern allerwärtsher wüthend angefallen, bekämpfte ſie aber mit ſo außerordentlicher Kraft und Geſchicklichkeit, daß er ſie alleſamt verwundete und in die Flucht ſchlug.

Nichtsdeſtoweniger erreichte ihn ſein widerwärtiges Geſchick, als er die fliehenden Schelme zu ungeſtüm und hitzig verfolgte, dergeſtalt, daß er die ſehr ſchmale Stiege hinab in die Spitze ſeines Dolches ſtürzte, und von einem der Flüchtigen, der, den Kopf zurückwendend, ſeinen Unfall wahrnahm, mit der Partiſane durchſtochen ward.

Die Mörder ſcharrten den Leichnam des augenblicklich Verſcheidenden in dem Garten des Wirthshauſes ein, und ſtürzten, nachdem ſie dies jammervolle Geſchäft beendigt hatten, wie heißhungrige Wölfe in das Zimmer der ſchönen Laurea empor, die, über ſolchen Überfall aus ihrem Schlummer erwachend, und über das rohe und verſtörte Weſen und Ausſehen der Fremden entſetzt, nach ihrem Geliebten dringend um Hülfe ſchrie.

Das zarte, blendend weiße Antlitz der Jungfrau, der Ausdruck von Angſt und Schrecken, der ſich darin malte, veranlaßte die Mörder allerdings, in einer gewiſſen Regung von Mitleiden ihr Troſt zuzuſprechen. Jedoch nur an die Geſellſchaft von Edelleuten gewöhnt, wie ſie war, und ſich jetzt inmitten der vier nach Wein und Speiſen höchſt ekel riechenden Landſtreicher ſehend, deren einer ſie dahin, der andere dorthin zerrte und zog, erwiederte ſie auf ihre Äußerungen kein einziges Wort, und brachte ſie dadurch von neuem in ihren vorigen Zorn, in dem ſie ihr unter rohen Flüchen erklärten: ihr Buhler habe bereits von ihren Händen den Tod erlitten, und ſie möge alſo, da ihr nicht im mindeſten zu hoffen ſtehe, jemals wieder mit deſſen Liebkoſungen erfreut zu werden, ihnen ſelbſt zu Willen ſein.

Bei der entſetzlichen Nachricht vom Tode ihres Freundes ſtieß das arme Mädchen einen ſo ſchweren und herben Seufzer aus, daß ſie damit ihre Seele aushauchen zu müſſen glaubte. Sie verſuchte ſich mit den Namen ihres Vaters und ihrer Verwandten und Freunde zu helfen; aber ſie predigte der übermäßigen ſinnlichen Luſt der Mörder umſonſt Vernunft.

In der Hoffnung, eher einen Einzigen als alle Vier zuſammen ſich durch ſanfte Worte günſtig umzuſtimmen, bat und beſchwor ſie nunmehr mit gefalteten Händen, ihr die Gunſt zu erzeigen, ſie jedesmal mit dem Einen allein zu laſſen, der bei ihr bleiben wolle. Das Geſindel erwies ſich bereitwillig, dieſen Wunſch zu befriedigen, und nachdem ſie den allerabſcheulichſten Mörder ſich auserſehen hatte, um ihn zuerſt zu gewinnen, ſagte ſie zu ihm: Obgleich ich als eure Sklavin und Gefangene in euren Händen bin, finſtrer Mann, ohne euch im geringſten bekannt zu ſein, ſo beſchwöre ich euch doch, da von euch das ganze Schickſal meines Lebens abhängt, aus freiem und eigenmächtigem Willen, mit einem troſtloſen Weibe Erbarmen zu tragen, indem ihr die Vertheidigung ihrer Ehre unternehmt, die euch von den größten Häuſern Dank und Lohn verdienen wird, während ihr euch ſonſt nur mit ihr ſelbſt ins Verderben ſtürzt, wenn euch das wenige Vergnügen, was ihr bei der gewaltſamen Entehrung eines edlen Weibes haben könnt, vorzüglicher erſcheint. Bedenkt ihr, der ihr mir zu der Errettung meiner Ehre der geneigteſte erſcheint, daß die Schändung derſelben nicht allein mit dem äußerſten Rachedurſte bis zu eurem ſchmählichſten Tode von den Meinigen geahndet werden wird, ſondern, daß die Strafe, die euch euer Gewiſſen für eine ſo gottloſe That bereiten müßte, euch auf ewig in den gräßlichſten Abgrund der Hölle ſchleuderte. —

Dieſe mit einem unverſieglichen Strome von Thränen begleiteten Worte übten auf die geſunde Vernunft des mit ihrem Hauſe wohlbekannten Barbaren eine ſolche Gewalt aus, daß er ſein Unterfangen augenblicklich aufgab. Entſchloſſen Hand an ſeine Waffen legend, bereitete er ſich ſchon vor, ſie zur Beſchützung der Jungfrau gegen ſeine Gefährten zu führen, die, über die lange Unterredung ungeduldig, anfingen wider die Thüre zu ſtoßen und ihn zu ermahnen, ſie einzulaſſen, als der die Sünder oft mit dem Auge der Gnade in ihrer Nothdurft anſchauende Herr mit der troſtloſen Dame himmliſches Erbarmen trug. Denn indem der eine Mörder im Begriff ſtand ſich gegen dreie zu vertheidigen, trug es ſich zu, daß die Diener des Lords Barus, die ihren Gebieter lange an allen Orten und Enden geſucht hatten, zufälligerweiſe in die Waldherberge gelangten, wo ihnen der Wirth ſogleich die betrübte Kunde von dem Edelmanne zu wiſſen that, und wo ſie als gute und getreue Knechte die vier Verbrecher gewaltſam ergriffen, in Banden ſchlugen, und der Gerechtigkeit demnächſt überlieferten, die durch eine grauſam vergeltende Hinrichtung ein abſchreckendes Beiſpiel an ihnen ſtiftete.

Die arme, ihrem älterlichen Hauſe wieder zugeführte Laurea erkannte, welcher Argwohn und Verdacht ihren guten Ruf betreffen konnte, und ward ſo zu dem Entſchluſſe bewogen, theils aus Verdruß über die ſchlechte Behandlung, die ihr von Seiten ihrer Verwandten angedieh, theils aus ewigem Leidweſen über den Verluſt ihres Geliebten, deſſen Tod ihr Lebensglück vernichtet hatte, nimmermehr den Bund der Ehe mit einem Andern zu ſchließen, ſondern ſich dem Himmel gänzlich anheim zu geben. Demzufolge ſtahl ſie ſich eines Tages heimlich aus dem Hauſe fort, und nahm den Nonnenſchleier, indem ſie, gegen den Willen ihres alten Vaters, allen Bitten und Vorſtellungen, mit denen man ſie beſtürmte, zum Trotz, ihre übrigen Lebenstage der Erfüllung eines ſtrengen Kloſtergelübdes widmete.

XXII.

Die Birne, die der Vater isst, macht zuweilen dem Sohne die Zähne stumpf.

Lorenzo, der Alte, von Medici war ohne Widerrede gewiß einer, wo nicht der erſte der allervortrefflichſten Männer, nicht nur der tugendhaften, ſondern auch der die Tugend liebenden und belohnenden, die da jemals in der Welt gefeiert wurden. Zu ſeiner Zeit befand ſich in Florenz ein Arzt und Wundarzt, Namens Meiſter Manente, aus dem Kirchſpiele von San Stefano, der mehr durch die Erfahrung als durch die Wiſſenſchaft gelehrt worden und, wenn auch kurzweilig und ſpaßhaft allerdings, doch dabei ſo anmaßlich und unverſchämt war, daß man es gar nicht mit ihm aushalten konnte. So liebte er unter andern auch über die Maßen den Wein, gab ſich für einen großen Wein-Kenner und Schmecker aus, und pflegte ſich viele Male, ohne eingeladen zu ſein, zum Mittags- und Abendeſſen bei dem Prächtigen einzufinden, der ſeiner übermüthigen Zudringlichkeit allmählig ſo überdrüſſig und ſatt geworden war, daß er ihn kaum mehr vor Augen erſehen mochte, und ſich bei ſich vorgenommen hatte, ihm einmal einen recht argen Streich zu ſpielen, um ſich des Läſtigen dadurch wenigſtens auf eine Zeit lang, wenn nicht für immer zu entledigen.

Wie es dem Prächtigen darum eines Abends zu Ohren kam, daß der beſagte Meiſter Manente ſich in dem Wirthshauſe zu den Affen dergeſtalt betrunken habe, daß er nicht mehr auf den Füßen ſtehen könne, und daß deshalb der Wirth, als er ſeine Gaſtſtube geſchloſſen, den von ſeinen Freunden Verlaſſenen durch die Kellner habe mühſam hinausſchleppen und auf eine große Bank vor dem Laden niederlegen laſſen, wo er ſo laut ſchnarche wie ein Ratz und ſo feſt ſchlafe, daß ihn Bombarden nicht aufwecken würden, ſo ſchien ihm die von ihm erwünſchte gelegene Zeit da zu ſein.

Anſcheinend das von Meiſter Manente Erzählte nicht verſtanden zu haben und ſich anderwärts in Gedanken zu beſchäftigen, erhob er ſich, vorgeblich um in der ſpäten Stunde zu Bette zu gehen, was er, da ſeine Natur nicht vieles Schlafes bedurfte, niemals vor Mitternacht that, ließ insgeheim zwei zuverläſſige Diener oder Stallknechte vor ſich kommen und trug ihnen ſeine Befehle auf. Die Diener gingen in Lorenzo's Auftrage mit verhülltem Geſicht unbemerkt aus dem Palaſte nach San Martino, wo ſie Meiſter Manente auf die oben beſchriebene Art ſchlafend antrafen, ergriffen ihn, ſtark und rüſtig wie ſie waren, ſtellten ihn aufrecht auf die Erde, vermummten ihn ebenfalls, und ſchritten mit ihm, indem ſie ihn faſt in der Schwebe trugen, auf und davon. Als der vom Weine wie vom Schlaf berauſchte Arzt fühlte, daß er hinweggeführt ward, glaubte er ganz gewiß, die Aufwärter des Gaſtwirths oder ſeine Freunde und Zechbrüder brächten ihn nach Hauſe, überließ ſich in ſeiner doppelten Trunkenheit geduldig der fremden Willkühr und ward von den Dienern des Prächtigen, nachdem ſie ihn eine gute Weile in Florenz herumgedreht hatten, vorſichtig und von Niemand geſehen, durch eine Hinterthüre in den innern Hof des Palaſtes der Medici gebracht, wo Lorenzo ſie in freudigſter Aufregung ganz allein erwartete. Sie ſtiegen die erſten Treppen nach einem Zwiſchengeſtock inmitten des Hauſes empor, begaben ſich in ein geheimes Zimmer, legten den Meiſter Manente nach Lorenzo's Willen auf ein aufgeſchütteltes Federbett, zogen ihn wie einen Todten bis aufs Hemde aus, trugen ſeine Kleider hinweg und ließen ihn wohlverſchloſſen liegen. Der Prächtige befahl ſeinen Dienern nochmals, reinen Mund zu halten, ſendete ſie darauf nach dem Poſſenreißer Monaco aus, der beſſer als irgend wer auf Erden Anderer Sprache nachzuahmen verſtand, führte ihn, als derſelbe vor ihm erſchien, und er die Diener fortgeſchickt und ihnen geheißen hatte, ſich zur Ruhe zu begeben, in ſein eignes Gemach, unterrichtete ihn in dem, was er zu thun habe, und ging dann ſelbſt wohlgemuth zu Bette. Monaco nahm die Kleider des Arztes zuſammen, ſchlich ſich heimlich nach Hauſe zurück, zog die ſeinigen aus und kleidete ſich vom Kopf bis zu Füßen in erſtere, worauf er ſich, ohne Jemand ein Wort zu ſagen, entfernte, und, als ſchon die Frühmette geläuten wurde, nach Meiſter Manente's Hauſe ging. Der Arzt wohnte damals auf der Straße am Graben und hatte, da es im September war, ſeine Familie, nehmlich ſeine Frau, ein kleines Söhnchen und eine Magd, auf das Land nach Mugello geſchickt, ſo daß er ganz allein in Florenz war, und nur zu Nacht nach Hauſe kam, weil er jederzeit mit ſeinen Gefährten in der Taverne oder bei Freunden zu Mittag aß. So wie nun der als Meiſter Manente verkleidete Monaco bei deſſen Hauſe angekommen war, holte er den Schlüſſel aus der Taſche, ſchloß die Thüre auf, verſchloß ſie wieder hinter ſich und legte ſich, munter und guter Dinge, dem Prächtigen dienſtreich zu ſein und den Arzt zu prellen, zu Bett. Etwa um die dritte Stunde nach Sonnenaufgang erwachend, ſprang er von ſeinem Lager auf, zog des Arztes Kleider an und einen langen Hausrock über das Wamms, ſetzte ſich einen großen Hut auf den Kopf und rief, des Arztes Stimme nachahmend, von dem nach dem Hofe zugehenden Fenſter aus einer ſeiner Nachbarinnen zu: er fühle ſich ein wenig unpaß und habe Schmerzen am Halſe, den er ſich wohlweislich mit Werg und Fettwolle umwickelt hatte. Die Stadt Florenz ſtand eben damals im Verdachte, von der Peſt angeſteckt zu ſein, die bereits in mehreren Häuſern ruchtbar geworden war. Die Nachbarin erkundigte ſich daher vorſichtig erſt, was er von ihr fordere. Monaco bat ſie um ein paar friſche Eier und um ein wenig Feuer, entfernte ſich vom Fenſter und grüßte ſie, indem er ſie mit Worten und Geberden bedeutete, daß er ſich nicht mehr auf den Beinen erhalten könne. Die gute Frau holte Eier und Feuer herbei, that ihrem Nachbar zu wiederholten Malen zu wiſſen, daß ſie ihm beides vor die Thüre nach der Straße zu ſtellen werde, und vollbrachte es. Dreiſt, als ob er Meiſter Manente wäre, ging Monaco, mit ſeinem langen Hausrocke bekleidet und mit dem großen in die Augen gedrückten Hute bedeckt, an den Eingang, nahm die Eier und das Feuer auf, und ſchlich damit, wie kaum noch im Stande ein Glied zu rühren, mit verbundenem Halſe wieder hinein, ſo daß ihn alle Nachbarn, die ihn ſahen, zu ihrem Leidweſen ſchon über und über mit Peſtbeulen behaftet glaubten. Das Gerücht von dieſem Vorfalle verbreitete ſich in der Stadt und zog denn auch einen Bruder von Meiſter Manente's Frau, der ein Goldſchmidt war und Niccolaio hieß, eiligſt in der Abſicht herbei, ſich nach dem Befinden ſeines Schwagers ſelbſt zu erkundigen.

Der Goldſchmidt pochte an die Thüre, pochte abermals, erhielt aber keine Antwort, weil Monaco ſeine guten Gründe hatte, nichts von ſich hören zu laſſen. Dahingegen beſtätigte ihm die ganze Nachbarſchaft, daß der Arzt zweifelsohne die Peſt habe.

Während dieſes Auftritts ritt Lorenzo in Geſellſchaft vieler Edelleute wie von ungefähr die Straße entlang, hielt an, als er ſo viele Leute verſammelt ſah, und fragte, was da vorgehe. Der Goldſchmidt nahm das Wort und ſagte ihm unter Anführung aller näheren Umſtände, wie Meiſter Manente wahrſcheinlicherweiſe von der Peſt befallen ſei. Der Prächtige ſprach, es werde wohlgethan ſein, dem Kranken einen Wärter beizugeben, und hieß dem Niccolajo, nach Santa Maria nuova zu gehen und in ſeinem Namen einen tüchtigen und erfahrnen Mann als ſolchen in Anſpruch zu nehmen. Der Goldſchmidt machte ſich eiligſt auf den Weg, richtete ſeinen Auftrag an den Spitalverwalter aus, und erhielt ſofort einen Wärter, den Lorenzo bereits in ſein Geheimniß gezogen und zu dem, was er zu thun habe, abgerichtet hatte. Lorenzo der Prächtige war indeſſen ab- und zugeritten und hatte an der Ecke der Allerheiligenſtraße den Krankenpfleger erwartet, dem er, als er ihn kommen ſah, entgegenritt und den Meiſter Manente dringend anempfahl, ingleichen er auch deſſen Thüre durch einen herbeigerufenen Schloſſer öffnen ließ.

Der Wärter begab ſich allein in das Haus und kam nach einer kleinen Weile an das Fenſter, durch das er hinabrief: der Doktor habe eine Peſtbeule ſo groß wie ein Pfirſich am Halſe und liege regungslos und wie halbtodt zu Bett, er werde ihm jedoch alle mögliche Hülſe leiſten. Lorenzo beauftragte den Goldſchmidt, für den Kranken und ſeinen Wärter die nöthigen Lebensmittel herbeizuſchaffen, ließ das Peſtzeichen an das Haus befeſtigen und ritt ſeines Weges, indem er in Reden und Mienen eine rege Theilnahme an dem Unglücke des Arztes an den Tag legte. Der Krankenwärter ging zum Monaco hinein, der vor Luſt und Lachen faſt berſten wollte. Der Goldſchmidt brachte Lebensmittel in Menge, im Hauſe fanden ſie Pökelfleiſch und ein Fäßchen guten Wein, das ſie alsbald anzapften, und ſo ſtellten ſie zum Abend einen Schmaus an wie die Päbſte.

Meiſter Manente hatte die Nacht und den folgenden Tag ununterbrochen geſchlafen, und wußte, als er ſich bei ſeinem Erwachen im Bette und im Dunkeln wiederfand, nicht, ob er zu Haus oder ſonſt wo anders ſei. Bei ſich ſelbſt darüber nachdenkend, erinnerte er ſich endlich, wie er in den Affen zuletzt mit Burchiello, dem Succia und dem Makler Biondo getrunken hatte, darauf eingeſchlafen und nach ſeinem Dafürhalten nach Hauſe gebracht worden ſei. Er ſprang aus dem Bette, taſtete vorſichtig nach einem Fenſter ringsumher, fand aber nach langem vergeblichen Suchen nichts als ein ihm eben allerdings willkommenes heimliches Gemach, worauf er abermals weiter an den Wänden hintappte und endlich wieder zu ſeinem Bett gelangte, in das er ſich ganz mit Staunen und Beſtürzung erfüllt verkroch. Nochmals alles, was ihm zugeſtoßen war, ſich in das Gedächtniß zurückrufend, und überlegend, in was für einer ſeltſamen Lage oder Welt er ſich eigentlich befinden möge, begann er ſo ſtarken Hunger zu empfinden, daß er hätte laut rufen mögen, wäre er nicht von ſeiner Schüchternheit gezwungen worden, die Dinge, die da ferner kommen würden, geduldig abzuwarten.

Die beiden Diener oder Stallknechte hatten ſich mittlerweile auf Lorenzo's geheime Anordnung in lange weiße Mönchskutten gehüllt, und große lachende Karnevalslarven aus ſeiner Kleiderkammer, die den ganzen Kopf bedeckten und bis auf die Schultern hinabreichten, aufgeſetzt. Der eine trug ein bloßes Schwert in der rechten, und eine große brennende weiße Fackel in der linken Hand, der andere zwei Flaſchen guten Wein und in einem kleinen Tiſchtuche zwei Brode, zwei fette kalte gebratene Kapaunen, ein Stück Kalbsbraten und Früchte, wie ſie die Jahreszeit darbot. Beide näherten ſich der Thüre des Zimmers, worin der Arzt gefangen gehalten ward, ohne Geräuſch, riſſen plötzlich mit großem Ungeſtüm den Riegel auf, traten ein und verſchloſſen den Eingang hinter ſich, indem der mit dem Schwerte und der Fackel Bewaffnete ſich als Wächter davor ſtellte. Als Meiſter Manente den Riegel knarren und die Thüre öffnen hörte, ſchauderte er zuſammen und richtete ſich im Bette auf. Die ſeltſam vermummten Geſtalten eintreten und in der Hand der einen das Schwert blitzen ſehend, wurde er von ſolchem Staunen und Entſetzen übermannt, daß ihm der Schrei, der ſich von ſeiner Zunge loswinden wollte, im Munde erſtarb, und er in Todesangſt wie feſtgewurzelt erwartete, was mit ihm geſchehen ſolle. Er hatte aber kaum gewahrt, daß die andere Maske das mitgebrachte Tiſchtuch auf einem ſeinem Bette gegenüberſtehenden Tiſche ausbreitete, die mannichfaltigen anlockenden Speiſen und Leckerbiſſen und die beiden Flaſchen Wein darauf ſtellte, und ihn mit einem Winke zuzulangen bedeutete, ſo ſprang er mit gleichen Beinen, barfuß und im bloßen Hemde aus dem Bette und auf die Lebensmittel zu, obgleich er auf einen abermaligen Wink des Verlarvten noch einmal umkehren mußte, um vorerſt einen Schlafrock und ein paar Pantoffeln anzuziehen, die er auf einem Ruhebette fand. Indem er ſich nun mit dem beſten Appetite von der Welt niedergeſetzt hatte und die Anforderungen ſeines Magens befriedigte, glitten die beiden Geſtalten in einem Augenblicke wieder zur Thüre hinaus, die ſie hinter ſich verriegelten, und ließen ihn im Dunkeln, um ſich umzukleiden und dem Prächtigen ihren Bericht abzuſtatten. Meiſter Manente fand den Mund im Dunkeln mit ſeinen fetten Braten, trank dazu aus der Flaſche und ſagte ſchmunzelnd zu ſich ſelbſt: Es geht mir doch nicht gar zu ſchlimm, mag nun geſchehen, was da will, ſo ſterbe ich wenigſtens nicht mit leerem Magen, wenn ich ſterben ſoll. — Er legte die Überbleibſel ſeiner Mahlzeit, ſo gut es gehen wollte, in das Tiſchtuch zuſammen und kehrte in ſein Bett zurück, wobei es ihm doch ſeltſam bedäuchte, ſo allein im Dunkeln zu ſein, ohne zu wiſſen wo, wie und warum, und was am Ende daraus entſtehen werde. Indem er ſich der lachenden Karnevalsmasken erinnerte, lachte er innerlich bei ſich ſelbſt mit, denn das ſchmackhafte Eſſen war ihm ganz recht geweſen, und er lobte vornehmlich den guten Wein, von dem er ziemlich eine volle Flaſche ausgeſtochen hatte. Des feſten Glaubens, es ſei alles nur ein von ſeinen Freunden angeſtellter Schwank, überließ er ſich der Hoffnung, über lang oder kurz das Licht des Tages wieder zu erblicken, und ward von dieſen angenehmen Vorſtellungen bald in Schlaf gewiegt.

Des andern Morgens kam der Krankenwärter an das Fenſter und rief den Nachbarsleuten und dem Goldſchmidt zu, der Meiſter habe die Nacht leidlich geſchlafen, die Peſtbeule komme mit Hülfe häufiger Umſchläge zur Reiſe, und er gebe der beſten Hoffnung Raum. Es war inzwiſchen den Anſchlägen des Prächtigen der Unfall zu ſtatten gekommen, daß ein franzöſiſcher Roßkamm, auf dem Plaze Santa Maria Novella gegen die Terz mit einem Pferde ſtürzend, das er zuritt und galoppiren ließ, den Hals gebrochen hatte, von den zu Hülfe geſprungenen Zuſchauern darauf bewußtlos in das nahe gelegene Hoſpital San Paolo gebracht, und, als man ihn bei näherer Unterſuchung todt befunden hatte, für den Erlös ſeiner wenigen Habſeligkeiten von den Mönchen von Santa Maria Novella als ein Fremder in eine der Begräbnißſtätten unter den Stufen vor dem Haupteingange der Kirche zur Erde beſtattet worden war.

Als nun Lorenzo am Abende hiervon Kunde erhielt, theilte er dem Monaco und ſeinem Wärter ſeine desfallſigen Gedanken mit, und es erſchien hiernächſt der letztere um die Zeit des Avemaria am Fenſter und klagte: der Zuſtand des Arztes verſchlimmere ſich auf eine bedenkliche Weiſe, indem ihm die Peſtbeule dergeſtalt den Hals verenge, daß er kaum noch Athem zu holen, geſchweige denn zu reden im Stande ſei. Der auf dieſe Nachrichten herbeieilende Goldſchmidt wollte Anſtalten treffen, ſeinen Schwager ein Teſtament machen zu laſſen. Der Wärter gab ihm aber zu bedenken, daß dies jetzt nicht wohl mehr thunlich ſei, und ward mit ihm einig, wenn ſich der Kranke bis dahin nicht gebeſſert habe, ihn des andern Morgens beichten und communiciren und ſeinen letzten Willen aufſetzen zu laſſen.

Mittlerweile kam die Nacht heran, da ſich denn die beiden Stallknechte auf Befehl des Prächtigen heimlich nach dem Kirchhofe von Santa Maria Novella begaben, den Franzoſen aus ſeinem Grabe hervorholten, auf ihren Schultern nach Meiſter Manente's Hauſe in der Grabenſtraße trugen, wo Monaco und der Wärter ihn geräuſchlos an der Thüre empfingen und verbargen, und ſich wieder entfernten, ohne von einem Menſchen erblickt worden zu ſein. Monaco und der Wärter ſchürten ein großes Feuer auf ihrem Heerde an, ſprachen tüchtig der Flaſche zu, näheten dem Leichname aus einem neuen Betttuche ein ſchönes Todtenhemd, umwickelten ihm den Hals mit beſchmiertem Werg, und gingen ſchlafen, nachdem ſie ihm braune und blaue Beulen ins Geſicht geſchlagen, eine Mütze, welche Meiſter Manente zur Oſterzeit zu tragen pflegte, auf den Kopf geſetzt, und ihn, über und über mit Pomeranzenblättern bedeckt, auf einen Tiſch im Erdgeſchoſſe ausgeſtreckt hatten. Es war der andere Morgen kaum erſchienen, als der Wärter heulend und ſchreiend den Nachbarn und Vorübergehenden verkündigte, wie Meiſter Manente mit Tagesanbruch aus dieſem irdiſchen Leben geſchieden ſei. Das Gerücht verbreitete ſich wie ein Lauffeuer durch Florenz und drang auch bald zu Ohren des Goldſchmidts, der ſchleunigſt herbeikam, um ſich von dem Wärter die näheren Umſtände erzählen zu laſſen, da nichts weiter zu thun war, mit ihm verabredete, den Todten noch an demſelben Abende zu beerdigen, und die nöthigen Anzeigen beim Geſundheitsamte, den Mönchen von Santa Maria Novella und den Prieſtern von San Paolo ſelbſt beſorgte, ſo daß um ſechs Uhr Abends Jedermann an Ort und Stelle war. Prieſter und Mönche zogen ein Stück Weges voraus, und die Peſtleichenträger folgten ihnen mit dem todten Franzoſen nach, den ſie aufrichtig als den Meiſter Manente aus dem Hauſe aufnahmen, und den auch Jedermann, der ihn etwa aus der Ferne ſah, dafür hielt, weil Alle insgeſammt die Entſtellung, die ſie allerdings in ſeinen Zügen wahrnehmen wollten, auf Rechnung der Krankheit ſchrieben, und Einer dem Andern zurief: Sieh, wie buntſcheckig er geworden iſt, es hat ihm doch recht mitgeſpielt! Wie nun die Mönche und Prieſter ſingend in die Kirche ſchritten, um die heiligen Gebräuche zu vollziehen, ſo warfen die Träger den Todten kopfüber gleich in das erſte Begräbniß vor der Kirchthüre, verſchloſſen es ſo ſchnell als möglich wieder und gingen an ihre Geſchäfte zurück. Dem ganzen Begängniſſe hatten aus der Ferne Tauſende zugeſehen, die ſich die Naſen zuhielten, an Eſſig, Blumen oder Kräutern rochen, und die feſte innerliche Überzeugung nährten, daß Meiſter Manente vor ihren ſichtlichen Augen zur Erde beſtattet worden ſei.

Als die Leiche fortgeſchafft und begraben worden war, empfahl der Goldſchmidt ſeines Schwagers Haus und Habe der Obhut des Wärters an, ging hinweg, um ihm zur Ermunterung ſeines Eifers ein gutes Abendeſſen zuzubereiten, und ſandte einen Boten aufs Land hinaus an ſeine Schweſter, der er ſagen ließ, ſie möge nicht nach Florenz kommen, da ihr Mann geſtorben und auch ſchon begraben ſei, die Sorge um ihr Haus und Eigenthum ihm allein anheimſtellen, und ſich übrigens tröſten und zufrieden geben, um nur auf die Erziehung ihres kleinen Söhnchens Bedacht zu nehmen.

Beim Anbruch der Nacht und nachdem er ſich mit Speiſe und Trank gütlich gethan hatte, verließ Monaco den Wärter und ſchlich unbemerkt aus Manente's Hauſe nach ſeinem eignen hinweg; Tags darauf aber verfügte er ſich zum Lorenzo, mit dem er über den trefflich gelingenden Schwank ſattſam lachte, und verabredete, was zu deſſen glücklicher Beendigung ferner anzufangen ſei. Es waren bereits vier bis ſechs Tage verfloſſen, derweil die beiden lachenden Larven alle Mittage und Abende dem Arzte eine eben ſo reichliche Mahlzeit wie das erſte Mal gebracht hatten, als ſie dereinſt einmal vier Stunden vor Tagesanbruch bei ihm eintraten, ihn nöthigten, aufzuſtehen, ein Kamiſol und lange Schifferhoſen von rothem wollenen Zeuche anzuziehen und eine griechiſche Mütze aufzuſetzen, und ihm ſodann die Hände feſſelten und den Schlafrock ſo feſt um den Kopf wanden, daß er nicht im Stande war, auch nur im mindeſten aus den Augen zu ſehen. So zugerichtet, führten ſie den Betäubten und Zaghaften, der wie vom Fieber geſchüttelt zitterte, aus ſeinem Zimmer in den Hof hinunter, hoben ihn daſelbſt in eine von zwei kräftigen Maulthieren getragene Sänfte, die ſo wohl verſchloſſen war, daß man ſie von innen unmöglich öffnen konnte, und machten ſich mit ihm, ſobald ſie ihre gewöhnlichen Kleider wieder angezogen hatten, nach dem Kreuzthore auf den Weg, das ſich ihnen ungeſäumt zum Durchgange öffnete. Meiſter Manente, der ſich, er wußte nicht wie und wohin, in Bewegung geſetzt fühlte, löſte ſich ganz in Furcht und Staunen auf, und überzeugte ſich erſt gegen Morgen, als er die Stimmen der Landleute und die lauten Fußtritte ihrer Thiere vernahm, daß er nicht träumte, wo er ſich denn, ſo gut es gehen wollte, tröſtete und ermuthigte. Die Stallknechte trabten mit ihm, ohne ein vernehmliches Wort zu einander zu ſprechen, von dannen, ruhten aus und aßen, wann es ihnen gelegen war, und richteten ſich ſo ein, daß ſie gerade um Mitternacht in der Einſiedelei von Camaldoli ankamen. Der Guardian empfing ſie freundlich an der Pforte, ließ die Sänfte ein, und begab ſich mit ihnen, nachdem ſie die Maulthiere in den Stall gebracht hatten, durch einige Vorzimmer in ein kleines Gemach, deſſen Fenſter er hatte zumauern laſſen, und das mit Bett, Tiſch und Schemel, ſo wie auch mit einem Kamine und einer andern Gelegenheit verſehen war. Da dieſes Zimmer ſich in dem entlegenſten Theile des Kloſters befand, und an einen tiefen einſamen Abhang gränzte, wohin ſich weder Menſchen noch Thiere jemals verirrten und nichts als Sturm und Gewitter, oder zuweilen ein Glöckchen ertönte, welches die Kloſterbrüder zum Avemaria oder zur Meſſe, zur Mittags- oder Abendmahlzeit rief, ſo ſchien es den Knechten zu ihrem Behuſe ſehr tauglich zu ſein. Sie gingen in das Gaſtzimmer zurück, wo ſie den Tragſeſſel hatten ſtehen laſſen, zogen den Arzt, halbtodt vor Hunger und Durſt, und von Furcht und Ermüdung verunfähigt, auf den Füßen zu ſtehen, hervor, wickelten ihm den Kopf abermals ein, und ſchleppten ihn in das für ihn eingerichtete Gemach, wo ſie ihn auf ſeine Lagerſtatt abſetzten und ihn, ohne ihm jedoch die Handſchellen abzunehmen, ſich ſelbſt überließen. Darauf begaben ſie ſich nach dem Zimmer des Guardians, in dem ſie zwei auf deſſen Gebot dahin gekommene Laienbrüder fanden, die beſtimmt waren, die fernere Obhut und Bedienung des Meiſters Manente zu übernehmen, verhüllten ſich in deren Gegenwart in ihre weißen Kutten und lachenden Larven, um ihnen zu zeigen, wie ſie damit umzugehen hätten, nahmen, der eine ein bloßes Schwert und eine brennende Fackel, der andere ſchmackhafte Speiſen, die der Pater hatte in der Kloſterküche zubereiten laſſen, in die Hände, und zogen damit wie eben vorher in Florenz zu ihrem Gefangenen. Meiſter Manente fühlte ſich wie neugeboren, als er ihrer anſichtig ward; wie er aber nun gar gewahrte, daß der, der die Speiſen trug, ein Tiſchtuch aufdeckte, anrichtete, und, auf ihn zukommend, ihm die Handfeſſeln abnahm, und ihm einen Wink gab, zuzulangen, ſo ſprang er wie ein Taucher auf den Boden herab und verſchlang abermals in der Dunkelheit, denn die beiden Wärter waren in demſelben Augenblicke im Eingange verſchwunden, alles, was er Eßbares vor ſich fand.

Die Laienbrüder, welche von dem Fußboden des oberen Gemaches leiſe einen Backſtein ausgehoben und durch die entſtandene Spalte alles mit angeſehen hatten, übernahmen Gewänder und Larven von den ſich auskleidenden Stallbuben. Dieſe erfriſchten und ſättigten ſich mit Speiſe und Trank und gingen, der Ruhe bedürftig, ſchlafen. Des andern Morgens aber, nach eingenommenem Frühſtück, da ſie dem Guardian und den beiden Laienbrüdern beim Abſchiede nochmals empfohlen hatten, wenn ſie dem Gefangenen Lebensmittel brächten, ja genau dieſelben Gebräuche zu beobachten, die ſie bei ihnen geſehen hätten, traten ſie mit ihrer Sänfte den Rückweg an, und ſtatteten, in Florenz angelangt, dem Prächtigen zu ſeiner großen Ergötzung vom Geſchehenen Bericht ab.

Unterdeſſen hatte der Krankenwärter ſeine Peſtwache beendigt, war, von dem Goldſchmidt bezahlt, nach Santa Maria nuova zurückgekehrt und hatte dagegen Meiſter Manente's Haus und Gut an jenen übergeben. Des Arztes Weib kam in Witwenkleidern mit ihrem Söhnchen und ihrer Magd vom Lande heim, beweinte ihren Ehegatten eine gewiſſe Zeit und hub dann wieder in Wohlſein und Behaglichkeit zu leben an.

Die Mönche ihrerſeits brachten, wie ſie unterwieſen worden waren, alle Mittage und alle Abende zu gewiſſen Stunden dem Arzte zu eſſen, und dieſer beſchäftigte ſich, da er nichts Beſſeres zu thun wußte, mit nichts anderem, als im Dunkeln ſeinen Bauch zu füllen und zu ſchlafen, oder, wenn er wachte, abwechſelnd darüber nachzudenken, in welchem bezauberten Schloſſe er ſich befinden möge.

Um dieſelbe Zeit trugen ſich ſo wichtige Dinge in Betreff des Staats- und Herrſchaftsweſens zu, daß Lorenzo eine Reiſe antreten mußte, die ihn auf zwei Monate von Florenz entfernte, und es nahmen auch nach ſeiner Rückkehr ſo ernſte Geſchäfte ſeine Zeit und Aufmerkſamkeit in Anſpruch, daß Meiſter Manente's eine lange Weile nicht mehr gedacht ward. Endlich gewahrte der Prächtige bei einem zufälligen Austritt einmal einen der Camaldolenſermönche, welcher mit Angelegenheiten ſeines Kloſters nach Florenz beauftragt war. Dieſer Anblick rief ihm augenblicklich den Arzt ins Gedächtniß zurück. Er ließ den Mönch vor ſich bringen, und gab ihm, da er von ihm hörte, er ginge des nächſten

Morgens nach der Einſiedelei zurück, einen Brief, den er in ſeinem Namen dem Guardian zuſtellen ſollte. Der Mönch übernahm das Schreiben ehrfurchtsvoll und verſprach es richtig zu beſtellen, was er ſeiner Zeit und ſeines Ortes that.

Es war bis dahin mancherlei Neues vorgefallen. Zunächſt hatte ſich Manente's Weib nach einer ſechsmonatlichen Witwenſchaft abermals, und zwar mit einem Goldſchmidte, Namens Michelangelo, ihres Bruders Niccolajo Genoſſen, vornehmlich auf deſſen Rath und inſtändiges Bitten verheirathet, weil der erſtere ſich dazu verſtand, in Folge dieſer Verbindung ſeinen Geſellſchafsvertrag mit ihm auf zehn Jahre zu erneuern. Darauf war Michelangelo zu ihr ins Haus gezogen, mit dem Vormunde eins geworden, die Erziehung des Knaben zu beſorgen, hatte von dem Hausgeräthe ein Inventarium aufnehmen laſſen, und mit ſeiner Frau Brigida, die ſich bereits von ihm ſchwanger fühlte, ein Leben voller Freuden begonnen.

Da der Guardian bei der Abreiſe und ſeit der Rückkehr des Prächtigen keine andern Verhaltungsregeln von ihm erhalten hatte, ſo war er fortgefahren, ſeinem Schutzbefohlnen, den er bemitleidete, eine gute Behandlung angedeihen zu laſſen. Er hatte ihm, als es kalt ward, durch die ihn bedienenden Larven einige Säcke Kohlen bringen, in eine Ecke ſeiner Stube ausſchütten und im Kamine davon ein Feuer anzünden, auch wärmere Kleider und Betten zuſtellen laſſen. Durch eine Öffnung in der Decke ward eine ſein Gemach ſpärlich erhellende, Tag und Nacht unterhaltene Lampe zu ihm herabgelaſſen, bei der er nun wenigſtens ſehen konnte, was er aß. Seine Beſchäftigung beſtand darin, daß er, theils um ſich ſeinen ihm unbekannten Pflegern dankbar zu erweiſen, oftmals ſeine Trinklieder abſang, oder aus dem Stegreif dichtete, oder auch wohl mit ſeiner ſchönen Stimme und guten Ausſprache Lorenzo's eben unter dem Titel: „Liebeswälder“, herausgekommenen Gedichte herſagte, womit er den Guardian und die beiden Laienbrüder, die ihn allein hören konnten, höchlich beluſtigte und ſich ſelbſt, ſo gut es gehen wollte, die Zeit vertrieb, ohne daß er freilich auch nur noch im mindeſten hoffte, das Licht der Sonne jemals wieder zu ſehen.

Sobald inzwiſchen der Pater Guardian von dem Kloſterboten jenen Brief des Prächtigen empfing und daraus deſſen Willensmeinung in Betreff ſeines Gefangenen erſah, befahl er den beiden Mönchen, denſelben in der nächſten Nacht hinwegzubringen, und ſchrieb ihnen die folgende Art und Weiſe, in der ſie es vollbrachten, dazu vor. Sie erſchienen nehmlich einige Stunden vor Tagesanbruch an ſeinem Bette, veranlaßten ihn durch Zeichen, aufzuſtehen und ſeine Fiſcherkleider anzuziehen, legten ihm wieder Handfeſſeln an, hingen ihm einen Mantel um, deſſen Kapuze ihm bis über das Kinn gezogen ward, und führten ihn von dannen. Meiſter Manente glaubte dieſesmal, daß nunmehr das Ende ſeines Lebens wirklich gekommen ſei, und daß er keinen Biſſen Brod jemals wieder zum Munde führen werde, weshalb er ſich, um das Übel nicht ärger zu machen, ganz de- und wehmüthig ſeinen Wärtern überließ. Die Laienbrüder führten ihn zwei gute Stunden lang der kreuz und quer im dickſten Walde herum, bis ſie zuletzt in die Nähe der Vernia gelangten. Daſelbſt banden ſie den Arzt in einem tiefen Thale mit Zaunrüben an den Stamm einer großen Tanne feſt, nahmen ihm den Mantel und die Handſchellen ab, drückten ihm den Hut tief in die Augen, und eilten, nachdem ſie die Fackel ausgelöſcht hatten, ſo ſchnell wie der Wind und ohne von einem Menſchen bemerkt zu werden, nach Camaldoli zurück.

Allein geblieben und nur ſchlaff und loſe gebunden, ſpitzte Meiſter Manente eine Zeit lang voll ängſtlicher Beſorgniß die Ohren, und fing, da er nicht das mindeſte Geräuſch mehr um ſich hörte, allmählig die Hände an ſich zu ziehen an, indem er ſich von ſeinen leichten Feſſeln ohne Schwierigkeit befreite. Eben ſo ſchob er den Hut von ſeinen Augen hinweg, ſchlug ſie empor und erblickte zwiſchen die lichten Bäume hindurch, ein Stück des geſtirnten Himmels, woraus er ſich zu ſeiner größten Freude und Verwunderung überzeugte, im Freien zu ſein. Indem er ſeine Augen fernerweit und beſtimmter um ſich her ſchweifen ließ, ſah er den Raſen zu ſeinen Füßen und die düſtern Bäume zu ſeinen Seiten, und erkannte alſo, daß er im Walde war. Immer indeſſen noch irgend etwas Neues und Ungewöhnliches erwartend, blieb er ſtill und regungslos auf ſeinem Platze ſtehen, und hatte kaum den Muth, einen lauten Athemzug zu thun, weil er nicht aufhören konnte, ſich die lachenden Larven vorzuſtellen, wie ſie ihm wieder die Handfeſſeln anlegen und ihn von dannen führen würden. Erſt als es heller lichter Tag um ihm ward, die Sonne mit ihren leuchtenden Strahlen jedes Dunkel durchdrang, und er weder Menſchen noch Thiere in ſeiner Umgebung ſah, faßte er, nun endlich ſeiner Sache gewiß, wieder in die Welt eingetreten zu ſein, das Herz, auf einem ſchmalen Fußpfade die ſteile Anhöhe vor ſich empor zu klimmen. Etwa nach einer Viertelſtunde bei ſeinem Ziele angelangt, traf er auf eine befahrene Straße, wo er einen Mauleſeltreiber mit drei mit Getreide beladenen Maulthieren auf ſich zukommen ſah. Er ging ihm raſch entgegen, und fragte ihn nach der Gegend, worin er ſich befände. Der Maulthiertreiber antwortete: ſie wären bei der Vernia, und fügte hinzu: Was Teufel, biſt du denn blind, daß du dort nicht San Francesco ſieheſt? indem er auf die nicht viel über zwei Armbruſtſchußweiten von ihnen entfernte Kirche auf dem Gipfel des Berges wies. Meiſter Manente dankte ihm, fühlte ſich nun ſogleich in der Gegend zu Hauſe, die er mit ſeinen Freunden öfters zum Vergnügen beſucht hatte, und pries und lobte Gott, indem er die Hände zum Himmel emporhob und ſich wie neugeboren fühlte. Er ſchlug den Weg zu ſeiner Rechten ein, und ging in ſeinem rothen Fiſcheranzuge ſtracks auf das Kloſter zu, wo er einen mailänder Edelmann antraf, der in Geſellſchaft eines andern Mailänders mit Pferden und Dienern aus Florenz gekommen war, um dieſen heiligen Ort, an dem der andächtige San Francesco Buße gethan hatte, zu beſuchen, am vergangenen Abende aber ausgleitend ſich den Fuß aufgeſchlagen und verrenkt, und durch eine dazugetretene Erkältung in der Nacht eine ſo ſchmerzhafte Geſchwulſt deſſelben zugezogen hatte, daß er ſich weder regen noch die geringſte Berührung dieſes Gliedes erdulden konnte, und ſich gezwungen ſah, das Bett zu hüten. Auf Anrathen der Mönche wollte er eben nach Bibiena ſchicken, um einen Arzt kommen zu laſſen, als Meiſter Manente mit einem Gruße vor ihn trat und, nachdem er ſich die Urſache des Übels hatte ſagen laſſen, die Brüder verſicherte, ſie hätten nicht nöthig, anderwärts nach Ärzten auszuſenden, denn er getraue ſich, den Edelmann in einer halben Viertelſtunde von ſeinen Schmerzen zu befreien und bis zum andern Morgen gänzlich wieder herzuſtellen.

Wenn auch Meiſter Manente als Arzt in einem ſeltſamen Aufzuge erſchien, ſo flößte ſein Äußeres wie ſeine Rede dem Mailänder dennoch Vertrauen ein. Er bereitete ihm alſo zuerſt mit Hülfe der Brüder eine Arzenei gegen die offene Wunde, richtete, ſalbte und ſtreuete ihm dann den Fuß ein, umwickelte denſelben ſorgfältig und ſtillte allen Schmerz, ſo daß der Edelmann, der in der vergangenen Nacht kein Auge hatte ſchließen können, in der nächſtfolgenden eines ruhigen Schlafes genoß, und als er am andern Morgen erwachte, ſich frei genug fühlte, nicht nur den Fuß aufzuſetzen, ſondern auch, nachdem er mit den Mönchen noch einmal getrunken und ſeinem Arzte zwei Dukaten geſchenkt hatte, zu Pferde zu ſteigen und ſich auf den Rückweg nach Florenz zu begeben. Der vergnügte Meiſter Manente nahm ebenfalls Abſchied von den Mönchen, ſchlug den Weg nach Mugello ein, um auf ſeinem Landgute abzutreten, und ſchritt ſo tüchtig zu, daß er es noch deſſelben Abends bei Sonnenuntergang erreichte. Dort angelangt, rief er ſeinen Bauer laut bei Namen, erhielt aber von einem kleinen Jungen die Antwort, derſelbe ſei jetzt auf einer andern, eine gute Strecke entfernten Meierei. Der Arzt äußerte ſattſam ſeine mißfällige Verwunderung darüber, daß ſeine Gattin ohne ſeine Zuſtimmung den Mann verabſchiedet und das Gut anderweit verpachtet habe, ließ jedoch den Vater des jungen Burſchen durch denſelben herbeirufen, und ſetzte ihm auseinander, wie er ein großer Freund ſeines Gebieters ſei und für die Nacht ein Unterkommen bei ihm zu finden hoffe. Die Art und Weiſe ſeiner Kleidung angeſehen, ſchöpfte der Landmann gegen den betrogenen Arzt Verdacht und beantwortete ihm nicht ſogleich ſein Verlangen. Indeſſen wußte Meiſter Manente den Zweifelhaften ſo wohl zu überreden und zu beſchwichtigen, daß er es am Ende zufrieden war, ihn bei ſich zu beherbergen, beſonders weil er keine Waffen an ihm wahrnahm, und ihn mit ſich in ſeine Hütte führte, wo er ihn an einem magern Abendbrode Theil nehmen ließ. Entſchloſſen, ſich ihm nicht zu entdecken, richtete Meiſter Manente durchaus keine Fragen in Betreff des Gutes und ſeines Weibes an den Bauer; da er aber auf deſſen Tiſche ein Schreibzeug und

Papier erblickte, denn der Pachter war zugleich der Schulze der Gemeine, ſo forderte er beides von ihm und ſchrieb einen kurzen Brief an ſeine Frau. Zu dem jungen Burſchen gewendet, ſprach er: Ich gebe dir ein Stück Geld, wenn du morgen früh bei guter Zeit nach Florenz gehen und dieſen Brief deiner Herrin geben willſt, die dir ſchon ſagen wird, was du dann weiter zu thun haſt. — Da ſein Vater nichts dawider hatte, ſo war der junge Landmann zufrieden dies zu thun, begleitete den Meiſter auf das Stroh und verſchloß die Scheune hinter ihm, der eine ſolche Behandlung mit Geduld ertrug, indem er zu ſich ſelbſt ſprach: Morgen wirſt du ſchon die Mütze vor mir abziehen, und dich glücklich ſchätzen, wenn ich dich in meinem Dienſte behalten mag. In Gedanken vertieft, ſtreckte er ſich auf ſein Strohlager nieder, und ſchickte ſich, ſo gut es gehen wollte, zu ſchlafen an.

Mit dem Anbruch des nächſten Morgens trat der junge Burſche, der am Abende Brief und Botenlohn empfangen hatte, den Weg nach Florenz an, erreichte das Haus ſeiner Herrin um die Mittagszeit und entledigte ſich ſeines Auftrags gegen ſie. Monna Brigida öffnete den Brief und glaubte in den Schriftzügen ihres Mannes Hand erkennen zu müſſen; Schmerz und Entſetzen brachten ſie aber einer Ohnmacht nahe und beraubten ſie faſt der Beſinnungskraft, als ſie den Inhalt überlas. Sie fragte den Bauer umſtändlich nach Alter, Geſtalt und Angeſicht des fremden Mannes aus, der das Schreiben an ſie abgefertigt habe, hörte mit immer wachſendem Erſtaunen zu und ließ alsbald durch ihre Magd ihren Gatten aus der Werkſtätte zu ſich entbieten. Michelangelo kam, war, als er den Brief geleſen hatte, auch ſeinerſeits ihrer Meinung, daß die Handſchrift nicht blos der des Arztes gleiche, ſondern wahrhaft eine und dieſelbe mit ihr ſei, wußte aber freilich auch, da er den Todten in die Gruft hatte ſenken ſehen, auf das gewiſſeſte, die Handſchrift müſſe betrügeriſch von einem Menſchen nachgemacht worden ſein, der auf eine ſolch unerhörte Weiſe einen Gaunerſtreich auszuführen gedenke. Der Inhalt von Meiſter Manente's Briefe lautete nehmlich wie folgt: er gebe ſeiner geliebten Gattin hiermit zu wiſſen, daß er nach mannichfaltigen ſeltſamen Schickſalen, und nachdem er länger als ein Jahr in ſteter Todesangſt eingeſperrt gehalten worden, endlich wie durch ein Wunder Gottes aller Gefahr entronnen ſei, wie er ihr mündlich alles umſtändlicher erzählen werde. Gegenwärtig beſchränke er ſich darauf, ihr zu ſagen, daß er friſch und geſund auf ihrem Landgute angekommen ſei, und ſie zu bitten, dies in Florenz überall bekannt zu machen, ihm ſein Maulthier, ſeinen Rock, Hut, Regenmantel und ſeine großen Stiefeln hinauszuſenden, und dem neuen Pächter kund zu thun, daß er als Meiſter Manente, ihr Ehegatte, ſein Herr und Gebieter ſei, damit ihm derſelbe Haus und Hof eröffne und ihn in den Stand ſetze, ſich die Nacht zu pflegen und auszuruhen, wodann er des andern Morgens nach Florenz kommen werde, um ſie zu umarmen.

Michelangelo ſchrieb ihm nun voller Gift und Galle im Namen ſeiner Frau einen Brief, der Hände und Füße hatte, und drohte ihm darin, wofern er nicht ungeſäumt mit Gott ſeines Weges ziehe, ſelbſt zu ihm hinaus zu kommen, um ihn tüchtig abzuprügeln, oder ihm den Büttel über den Hals zu ſchicken. Zudem gab er dem Bauerjungen noch den mündlichen Auftrag an ſeinen Vater mit, den fremden Abenteurer zum Henker zu jagen. Der Junge ging nach ſeinem Dorfe, und Michelangelo wieder in ſeine Werkſtatt zurück, ſeine Brigida blieb aber, in der ſchmerzlichſten Verwunderung befangen, allein.

Deſſelben Morgens luſtwandelte Meiſter Manente nach dem Vogelheerde, der etwa drei Viertelſtunden von ſeinem Gute entfernt lag, ſpeiſte, ohne ſich ihm zu erkennen zu geben, mit dem Wirthe, der ehemals ſein Freund geweſen war, und bei dem er ſich für einen Albaneſen gelten machte, luſtig und wohlgemuth zu Mittag, und ſchlenderte am Abende in der beſten Stimmung nach Hauſe, wo er, in der feſten Überzeugung, als Herr empfangen zu werden, ſich ſchon vorgeſetzt hatte, ein paar Kapphähne abſchlachten zu laſſen, die er am Morgen hatte mit den Schnäbeln auf der Tenne herumpicken ſehen.

Er war kaum in die Nähe ſeiner Wohnung gelangt, als ihm der bereits zurückgekehrte Knabe entgegen gelaufen kam und mit einem ſauren Geſichte, ohne einmal einen Bückling zu machen, den Brief, der ohne Aufſchrift und Siegel war, einhändigte. Meiſter Manente ward durch das unanſtändige Äußere des Briefes nicht wenig überraſcht und betroffen, und ſah es gleich für eine ſchlimme Vorbedeutung an. Als er ihn aber ſeiner ganzen Länge nach durchgeleſen hatte, gerieth er vor der heftigſten Leidenſchaft ſo außer ſich ſelbſt, daß er weder todt noch lebendig ſchien. Mittlerweile kam auch der alte Bauer dazu, dem der Sohn bereits ſeine mündliche Botſchaft ausgerichtet hatte, und ſagte ihm mit dürren Worten rund heraus, er möge ſich nach einer andern Herberge für die Nacht umſehen, da ſein Herr ihm befohlen habe, ihm unverzüglich die Thüre zu weiſen. Wie empfindlich es den armen Meiſter auch kränken mußte, ſich alſo von Demjenigen aus ſeinem Eigenthume verwieſen zu ſehen, von dem er nach der Ankunft des Briefes vorher als Gebieter begrüßt und geehrt zu werden erwartet hatte, ſo erwiederte er ihm doch gefaßt und ſanftmüthig, er werde gehen. Er gerieth beinahe auf die Vermuthung, daß er ein Anderer geworden ſein oder mehr als ein Meiſter Manente auf der Welt beſtehen möge, und fragte den Landmann um den Namen ſeines Herrn. Er empfing die Antwort, der Beſitzer dieſes Gutes ſei der Goldſchmidt Michelangelo, und ſeine Frau, die es ihm zugebracht habe, heiße Frau Brigida. Der Arzt erkundigte ſich ferner: ob dieſe Frau Brigida ſchon vorher einmal verheirathet geweſen ſei, und ob ſie Kinder habe? — Ja, ganz gewiß, antwortete ihm der Bauer, ſie hat vorher einen Arzt zum Manne gehabt, der, wie ich höre, Meiſter Manente genannt worden iſt, und, als er an der Peſt verſtorben, ihr ein Söhnlein, Namens Sandrino, hinterlaſſen hat. — O weh mir! fiel ihm der Arzt in die Rede, was ſagſt du da? und fing ihn nach allen Umſtänden auszuforſchen an. Der Pächter bedeutete ihn aber, er wiſſe ihm gar nichts weiter darüber mitzutheilen, da er von Caſentino gebürtig ſei und erſt ſeit dem Auguſtmonate das Gut bezogen habe. Entſchloſſen, ſich ihm nicht weiter zu erkennen zu geben, da es noch zwei volle Stunden Tag blieb, ſchied Meiſter Manente von dem Bauersmann und begab ſich unverzüglich auf den Heimweg nach Florenz, der Meinung, ſeine Frau und ihre Verwandten müßten, in einem ſeltſamen Irrthume befangen, ihn für todt gehalten haben, und eben auf dieſe Weiſe zu ihren folgeſchweren Schritten verleitet worden ſein, denn er kannte den Goldſchmidt Michelangelo recht wohl. In dieſen Gedanken tüchtig zuſchreitend, langte er noch ſpät Abends im Steinkruge, unweit der eine Viertelſtunde vor der Stadt gelegenen Mühle an, wo er die Nacht blieb und ſich alſogleich zu Bett legte, nachdem er ein paar weiche Eier genoſſen hatte, ohne jedoch einen Augenblick Ruhe zu finden und auch nur ein Auge ſchließen zu können. Des andern Morgens zog er gemeſſenen Schrittes vollends in Florenz ein, und wurde um ſeiner Verkleidung willen von keinem ſeiner vielen Freunde, die ihm auf der Straße begegneten, erkannt. Er durchwanderte die halbe Stadt, kam auf der Grabenſtraße an, und ſah eben ſein Weib, mit ihrem Söhnlein aus der Meſſe zurückkehrend, in ihr Haus eingehen. Daß ſie ihn, wie er überzeugt war, geſehen und doch nicht zu erkennen geſchienen hatte, änderte mit einem Male ſeinen Entſchluß, und anſtatt ſie anzureden, wendete er ſich nach Santa Croce, um ſeinen Beichtvater, Meiſter Sebaſtiano, aufzuſuchen, deſſen guten Rath und Vermittlung zwiſchen ihm und Frau Brigiden er anzuſprechen, und dem er ſonach ſeine Begegniſſe mitzutheilen Willens war. Leider berichtete man ihm aber, als er im Kloſter nach demſelben fragte, daß er nach Bologna verſetzt worden ſei.

Rathlos und verzweiflungsvoll ging er nunmehr von einem Platz zum andern, begegnete bald dieſem, bald jenem ſeiner Freunde und Bekannten, wie dem Makler Biondo, dem Trommelſchläger Feo, dem Meiſter Zanobi della Barba, dem Sattler Leonardo, und kam zuletzt halb von Sinnen, wie er ſah, daß er fortwährend von keinem einzigen wieder erkannt ward. Um die Mittagszeit ging er nach ſeinem gewohnten Erholungsorte, der Affentaverne, wo Amadore, ehedem ſein vertrauter Freund, den Wein ſchenkte. Dieſen erſuchte er, ihm beim Eſſen Geſellſchaft zu leiſten, was Amadore mit Vergnügen that, und wobei er jedoch erſt gegen das Ende der Mahlzeit die Bemerkung machte, er glaube ihn ſchon einmal geſehen zu haben, könne ſich aber durchaus nicht erinnern, wo. Meiſter Manente erwiederte ihm, dies könne ſehr leicht geſchehen ſein, da er lange Zeit in Florenz bei Meiſter Agoſtino in der Baderei an dem Platze Padella gelebt habe, wohin er jetzt auch von Livorno zurückkehre, weil er der Waſſerfahrten überdrüſſig ſei. Alſo von Einem ins Andre redend, beendigten ſie ihr Mittagsmahl, und es verließ der Arzt ſeinen Wirth, ohne ſich ihm zu erkennen zu geben, ganz verwundert und niedergeſchlagen, daß Amadore ihn durch ſeine Verkleidung nicht geahndet habe, und mit dem feſten Vorſatze, ſein Weib noch an dem nehmlichen Abende zu ſprechen. Er ſchlenderte deshalb ſo lange in der Stadt umher, bis ihm die ſchickliche Stunde gekommen zu ſein ſchien, ging um halb ſieben Uhr Abends auf ſein Häuschen zu, und klopfte zwei Mal ſtark an den Eingang. Frau Brigida ſah nach, wer es ſei, und Meiſter Manente rief ihr zu: Ich bin es, meine liebe Brigida, öffne mir. Sie fragte wiederholt: Wer ſeid ihr denn? Und Meiſter Manente antwortete ihr, um nicht ſo laut ſprechen zu müſſen, daß er von der Nachbarſchaft gehört werde: Du ſollſt es erfahren, wenn du herunterkömmſt. Brigida hörte Meiſter Manente's Stimme, ſah ſein wohlbekanntes Angeſicht, und ſagte zu ihm, weil ſie des Briefes eingedenk und, irgend ein ungewöhnliches Ereigniß befürchtend, nicht eben herunter zu kommen geſonnen war: Ruft mir nur immer hier herauf zu, wer ihr ſeid, und was ihr von mir wollt. — Siehſt du es denn nicht? fuhr der Arzt fort. Ich bin ja Meiſter Manente, dein wahrer und rechtmäßiger Ehemann, und ſuche dich, die du meine Gattin biſt. — Meiſter Manente, mein erſter Mann, könnt ihr nicht wohl ſein, weil der todt und begraben iſt, entgegnete die Frau. — Wie, Brigida, todt? ich bin noch niemals geſtorben, meinte der Arzt, und fügte hinzu: So mache mir doch auf, mein ſüßes Herz, kennſt du mich gar nicht mehr? Bin ich denn ſo ſehr entſtellt? Ich bitte dich, öffne mir nur, und du ſollſt ſchon ſehen, ob ich noch am Leben bin. — Ei, ja doch! fiel Brigida ein, ihr mögt wohl auch derſelbe Schelm ſein, der mir geſtern morgen vom Lande herein den Brief überſendete. Schert euch in Gottes Namen fort, denn wehe euch, wenn euch mein Mann hier betrifft! — Es waren unterdeſſen viele Leute aus Neugier vor dem Hauſe zuſammengelaufen, und ein Nachbar nach dem andern zeigte ſich am Fenſter und gab ſein Theil dazu. Frau Dorothea, die Betſchweſter, welche Brigiden gerade gegenüber wohnte und zuerſt von Allen den Zuſammenhang der geſchehenen Dinge errathen hatte, ſprach zu ihr: Nimm dich in Acht, liebe Tochter, das wird am Ende die arme Seele deines Meiſters Manente ſein, die hier umgeht, um ihre Sünden abzubüßen. Sie gleicht ihm doch in Sprache und Geſicht ausnehmend. Rufe es nur an, frage und beſchwöre es, ob es irgend etwas von dir fordere. — Brigida, die ſchon halb und halb an dieſe Auslegung glauben mochte, fing mit milder Stimme an, auf ihn einzureden: O du arme Seele! haſt du vielleicht etwas auf deinem Gewiſſen? willſt du ein Todtenamt? haſt du noch ein Gelübde zu erfüllen? Sprich es nur aus, was du willſt, gebenedeiete Seele, und geh mit Gott. — Wie Meiſter Manente dies hörte, kam ihm faſt die Luſt zu lachen an, doch betheuerte er ſtandhaft, daß er noch am Leben ſei, und bat, ihn nur einzulaſſen, damit er ſich mit Beweiſen rechtfertigen könne. Sie fuhr aber nichtsdeſtoweniger fort, ihn zu fragen, ob er die Meſſen des heiligen Gregor verlange, und ſich zu bekreuzen, und Frau Dorothea fügte auch hinzu: O du gottbefohlne Seele, ſag' es heraus, wenn du im Fegefeuer biſt, deine gute Frau wird für dich das Jubiläum mitmachen und dich erlöſen, indem ſie bei jedem Worte ellenlange Kreuze machte und requiescat in pace rief. Wie nun der Arzt ſah, daß Brigida ihm nicht weiter zuhörte, ſondern mit der Betſchweſter zuſammen das ungereimteſte Zeug ſchwatzte und ſich dabei zu tauſend und abertauſend Malen kreuzte und ſegnete, der verſammelte und immer mehr anwachſende Volkshaufen aber, ihrem Beiſpiele folgend, ſich ebenfalls unabläſſig bekreuzte und, ſcheu und grimmig darein ſehend, aus ſeiner Nähe zurückwich, ſo gedachte er, um ſich nicht etwa noch einen ſchlimmen Handel zuzuziehen, ſich aus dem Staube zu machen. Er ſchlug alſo mit ſtarken Schritten die Straße nach Santa Maria Novella durch die ihm entgegenſtehenden Menſchen ein, die bei ſeinem Nahen unter ängſtlichem Geſchrei und unter Bekreuzungen, gleich als ob ſie auf der Stelle die Auferſtehung eines Todten mit angeſehen hätten, von dannen flohen, wendete ſich raſch um die Ecke, lief was er laufen konnte, durch einige dunkle Gäßchen, und erreichte endlich glücklich und immer zurückſchauend, ob er auch noch verfolgt werde, ſein Wirthshaus. Hier überlegte er mit Unwillen bei ſich, daß ihm nun kein andres Hülfsmittel übrig bleibe, als des andern Morgens ſeine Zuflucht zu dem päpſtlichen Vikarius zu nehmen. Da er jedoch vorher noch den Verſuch machen wollte, ob ihn auch Burchiello, ſein vertrauteſter Freund, und Biondo nicht wieder erkennen würden, ſo ſagte er zu Amadore, indem er ihm Geld in die Hand drückte, daß er, wenn es irgend ſein könnte, gern noch deſſelben Abends dem Burchiello und dem Makler Biondo in ſeiner Geſellſchaft ein Nachteſſen geben möchte. J, das wird ſchon angehen, erwiederte der Wirth, laß du mich nur machen, traf in der Küche die nöthigen Anordnungen, nahm ſeinen Mantel um und ging nach San Giovanni, wo er den Biondo fand, den er gleich mit ſich nahm, indem er ihm ſagte, daß er dieſen Abend in Geſellſchaft eines Fremden und des Burchiello bei ihm ſpeiſen ſolle. Den Burchiello trafen ſie im Laden des Garbo an, und es bedurfte bei ihm nicht vieler Worte, um ihn zu gewinnen, denn ſo wie er hörte, daß es freie Zeche gäbe, wandelte ihn alsbald noch größere Luſt an als die beiden ſelbſt. Sie trafen demnach eine Stunde nach dem Einbruche der Nacht in den Affen alle zuſammen, und es mochte damals im Oktober nahe um Allerheiligen ſein. Gleich beim erſten Anblick, und zumal als er ihn reden hörte, glaubte Burchiello den Meiſter Manente zu erkennen. Dieſer empfing ihn mit der größten Höflichkeit und ſagte ihm, wie er, von ſeinem Rufe für ihn eingenommen, keinen andern Weg gefunden habe, ihn kennen zu lernen, als ihn durch den Wirth zum Nachteſſen einladen zu laſſen und den luſtigen Zecher Biondo, ſeinen guten Freund, zur Geſellſchaft zu ziehen. Burchiello ſagte ihm großen Dank, und ſie ſetzten ſich in einem für ſie zugerichteten Nebenzimmer zu Tiſch, wo ſie in Erwartung einiger großer Tauben und Krammetsvögel, wie die Jahreszeit ſie bot, verſchiedene Geſpräche begannen, in denen Meiſter Manente ſie mit einem Märchen von ſeinem Leben und ſeiner Überkunft nach Florenz bewirthete. Burchiello hatte ſchon einmal zu dem Biondo geſagt, daß ihm eine ſolche Ähnlichkeit wie die zwiſchen dem Fremden und dem Meiſter Manente noch niemals vorgekommen ſei, und hinzugefügt: Wenn ich nicht ganz gewiß wüßte, daß er geſtorben iſt, ſo würde ich ſagen, es könne kein Anderer ſein als er. Der Biondo pflichtete ihm in Allem bei, und der Wirth ließ mittlerweile, da Alles zubereitet war, den Sallat, Brod und zwei Flaſchen funkelnden Wein auftragen. Sie ließen nun die Geſpräche ruhen und fingen an zu eſſen. Burchiello nnd Amadore ſaßen an der Wand, Biondo und Meiſter Manente ihnen gegenüber. Burchiello behielt den Arzt immerdar im Auge, während ſie aßen. So ſah er ihn zu ſeinem äußerſten Erſtaunen, als es ans Trinken ging, gleichwie Meiſter Manente es zu thun pflegte, zwei Gläſer Wein auf einmal hinter dem Salat drein ausleeren und hernach jedesmal Waſſer hinzugießen. Als nun die gebratenen Vögel auf den Tiſch kamen und der Fremde ihnen gleich zuerſt die Köpfe abriß und ſie aufſpeiſte, weil ihm der

Kopf der liebſte Biſſen von jedem Thiere war, ſo war er drauf und dran, loszuplatzen, wiewohl er dennoch, um ſeiner Sache ganz gewiß zu werden, länger an ſich hielt. Da ward aber der Nachtiſch aufgetragen, der aus Birnen, Trauben und friſchem fetten Ziegenkäſe beſtand und mit einem Male alle Zweifel Burchiello's beſeitigte. Der Arzt hatte nehmlich wohl Birnen und Trauben zugelangt, jedoch damit auch ſeine Mahlzeit beſchloſſen, und trotz der Lobſprüche, die ſeine Tiſchgenoſſen dem Ziegenkäſe ſpendeten, denſelben nicht angerührt, weil er niemals davon aß, und einen ſolchen Ekel und Widerwillen dagegen empfand, daß er lieber ſeine Hände benagt, als davon genoſſen haben würde. Burchiello, der dies ſehr wohl wußte, ergriff mit einem lächelnden Blicke zuverſichtlich des Arztes linke Hand, ſtreifte ihm den Ärmel ſeines Kamiſols ein wenig zurück, und rief, als er ſcharf am Pulſe ein Muttermal mit Wildſchweinsborſten erblickte, mit lauter Stimme aus: Du biſt Meiſter Manente und kannſt es nicht länger verhehlen, und damit warf er ihm die Arme um den Hals, drückte ihn an ſich und küßte ihn. Biondo und der Wirth waren voll Entſetzen zurückgefahren und erwarteten ängſtlich, was der Fremde ſagen würde. Meiſter Manente erwiederte: Du, Burchiello, biſt von ſo vielen Verwandten und Freunden der einzige, der mich erkannt hat. Ich bin Meiſter Manente, wie du ſagſt, und ſtarb niemals, wie mein Weib und die ganze Stadt des Glaubens iſt. — Jene Beiden wurden bleich wie Aſche, Amadore bezeichnete ſich mit dem heiligen Kreuze, Biondo wollte ſchreiend davonlaufen, und ſie fürchteten ſich vor ihm wie vor einem dem Grabe entſtiegenen Geſpenſte. Burchiello redete ihnen zu: Tragt keine Scheu vor ihm, befühlt ihn nur und rührt ihn an, Geſpenſter und Geiſter haben kein Fleiſch und Bein wie dieſer da, den ihr ja mit euren ſichtlichen Augen habt eſſen und trinken ſehen. Meiſter Manente verſicherte ſie ferner: Glaubt mir, Brüder, ich bin lebendig, und fürchtet euch nicht, ich habe den Tod noch nicht gekoſtet. Seid nur ſo gut, mich anzuhören, ich will euch Dinge erzählen, die noch, ſo lange die Sonne ſcheint, nicht auf der Welt geſchehen ſind, und brachte es mit Hülfe Burchiello's endlich dahin, daß der Wirth und der Makler ſich ein wenig ermuthigten. Sie riefen die Aufwärter herein, ließen außer dem Wein und Fenchel Alles abdecken, ſchickten ſie zum Eſſen hinweg, mit dem Bedeuten, ungerufen nicht wiederzukommen, und ſchloſſen die Thüre ab, worauf ſie ſich mit Aufmerkſamkeit und Neugierde zurecht ſetzten, und Meiſter Manente ſeine Erzählung von dem Augenblicke an anhub, als er an jenem Abende auf die Bank vor die Thüre geworfen ward, und ſie durch ſeine außerordentlichen Abenteuer und Erlebniſſe eben ſo ſehr zu lachen machte, als zu erſtaunen bewog. Als er mit ſeinen Mittheilungen zu Ende war, fiel ihm Burchiello, ein feiner Kopf, plötzlich in die Rede und ſprach: Das iſt ein Streich von Lorenzo dem Prächtigen. Die Andern ſetzten ſich zwar alleſammt dem entgegen, und behaupteten, daß dies durch Hexerei und Bezauberung alſo gekommen ſei. Burchiello beharrte aber bei ſeiner Meinung und fuhr fort: Es kennt nicht ein Jeder dieſen wunderlichen Kopf. Wißt ihr nicht, daß er alles, was er einmal begonnen hat, zu Stande bringt? daß er ſich in ſeinen Planen nimmermehr täuſcht oder verrechnet? daß er ſich keine einzige Luſt ankommen läßt, die er nicht büßt? Er hat wahrhaftig den Teufel im Leibe, wenn er es auf Jemand abgeſehen hat. Gegen Meiſter Manente gewendet, ſetzte er hinzu: Ich dachte mir es längſt, daß er dir einmal einen ſchlimmen Streich ſpielen würde, ſchon von der Stunde an, als du zu Careggi mit ihm aus dem Stegreife reimteſt und dich ſo unartig gegen ihn betrugſt. O, Meiſter Manente, die Fürſten ſind Fürſten und verweiſen unſres Gleichen gar oftmals auf dieſe Weiſe in unſre Schranken, wenn wir uns mit ihnen allzu gemein machen wollen! — Der Arzt entſchuldigte ſich zwar damit, daß er meinte, den Muſen ſei allerwärts ein freieres Wort vergönnt, und wußte noch hundert andere Gründe für ſich anzuführen; betrachtete er aber die Sache an ſich ſelbſt und Burchiello's Worte dazu, ſo konnte er doch nicht umhin, mannichfache Zweifel und Bedenken in ſeiner Seele aufkommen zu laſſen. Als ſie eine gute Weile über ſeine Angelegenheiten hin und her geſprochen hatten, ließ ſich Meiſter Manente haarklein erzählen, was während ſeiner Abweſenheit und mit dem Menſchen geſchehen, der vorgeblich als er ſelbſt in ſeinem Hauſe an der Peſt geſtorben ſei. Er vermochte ſich ſo wenig wie die Andern eines dieſer Räthſel zu erklären, ſie zerbrachen ſich alle vergeblich damit die Köpfe, und ſogar Burchiello wußte nicht, was er denken ſollte. Es fing am Ende an, ſpät zu werden, und Meiſter Manente bat ſich nunmehr Rath und Gutachten ſeiner Freunde aus, wie er ſich aus dieſer Verlegenheit ziehen möge, da es ihm doch allzuhart vorkam, Gut und Blut zugleich verlieren zu ſollen. Vielerlei Mittel und Wege zuſammen erwägend, wurden ſie einig, daß der Arzt ſich an den Biſchof zu wenden habe. Darauf aber nahmen ſie von einander Abſchied, und ging Meiſter Manente mit dem Burchiello heim, weil die Andern ſeinethalb ihrer Sache doch noch nicht recht gewiß waren und ein heimliches Grauen vor ihm behalten hatten.

Unterdeſſen war Michelangelo nach Hauſe zurückgekehrt und hatte von Frau Brigiden einen umſtändlichen Bericht von dem, was ſich vor ihrer Thür ereignet habe, zugleich mit der Erklärung erhalten, daß ſie allerdings hätte darauf ſchwören mögen, die Sprache Meiſter Manente's zu hören und ſein Antlitz zu ſehen, was mit der Meinung der Frau Dorothea zuſammentreffe, daß es ſeine arme Seele ſei, die durch irgend ein frommes Werk aus dem Fegefeuer erlöſt ſein wolle. Was faſelſt du da von armer Seele und von Fegefeuer, du dumme Gans! rief Michelangelo aus; er iſt ein Schelm und liſtiger Betrüger, und es iſt dein Glück, daß du ihm nicht aufgemacht haſt. — Dennoch verwunderte er ſich innerlich bei ſich ſelbſt über die Maßen, und konnte nicht begreifen, weshalb und zu welchem Ende der Menſch die ganze Geſchichte begonnen habe, wobei er ſich eben nichts weniger einfallen ließ, als daß Meiſter Manente wirklich von den Todten wieder auferſtanden und friſch und lebendig ſei, ſondern vielmehr hoffte, der Beutelſchneider werde nach dieſem erſten mißglückten Verſuche nicht wieder zum Vorſchein kommen.

Des andern Morgens hieß Burchiello ſeinen Freund bei Zeiten aufſtehen, ließ ihm den Kopf waſchen, den Bart nach der Sitte jener Zeit ſcheeren, und bewog ihn, eines von ſeinen eigenen Kleidern, das ihm ſo gut ſaß, als ob es für ihn gemacht worden wäre, anzuziehen. In dieſer Umwandlung führte er ihn in der ganzen Stadt umher, und zeigte ihn öffentlich dem Volke, wo ihn denn viele Leute erkannten und ſogar anredeten, weil durch den Biondo und den Amadore die Zeitung, daß er lebendig wiedergekehrt ſei und ſein Weib und Eigenthum zurückfordere, allgemein verbreitet worden war. Ja, Niccolajo und Michelangelo ſelbſt, die ihm ebenfalls begegneten, glaubten in der That den leibhaften Meiſter Manente vor ſich zu ſehen, obwohl ſie ſich bei der Gewißheit ſeines Todes damit tröſteten, daß er es doch unmöglich ſein könne, und ſich auf die Nachricht, daß er beim Bisthume klagbar werden wolle, zur Gegenwehr bereiteten, indem ſie ſich von dem Peſtamte und nach dem Kirchenbuche von Santa Maria Novella einen Todtenſchein ausſtellen und Ihre Nachbarſchaft, den Krämer, der die Kerzen geliefert hatte, und die Todtengräber bezeugen ließen, daß Meiſter Manente in ſeinem Hauſe an der Peſt umgekommen, und wie und wo er begraben worden ſei. Dieſer Vorfall machte in Florenz das allergrößte Aufſehen, und Viele, welche den Leichnam hatten in die Gruft ſenken ſehen, wußten gar nicht mehr, woran ſie waren, und ſahen die außerordentlichſten Dinge kommen.

Meiſter Manente begab ſich nach Tiſche in Burchiello's Begleitung auf die biſchöfliche Reſidenz und trug dem Vikarius den ganzen Handel vor, in deſſen Folge er ſein Weib wieder erſtattet haben wollte. Der Vikarius, welchem die Sache höchſt wunderbar vorkam, ließ die Gegenpartei vorbeſcheiden; und als er dann auch Niccolajo's und Michelangelo's Gründe vernommen und ſo viele gültige Zeugniſſe und Ausſagen glaubwürdiger Männer hinlänglich erwogen hatte, ſchwindelte ihm vollends. In Erwägung, daß hierbei leicht Jemand ums Leben gekommen ſein könne, wofern ein fremder Todter mit im Spiele ſei, machte er insgeheim ſeine Anzeige bei dem Rathe der Acht, der ſogleich ſeine Häſcher hinzuſandte, und ließ durch dieſelben die noch in vollem Streite begriffenen Parteien mit alleiniger Ausnahme Burchiello's verhaftet zu dem Büttel abführen.

Nächſtkommenden Morgen, ſobald die Gerichte verſammelt waren, verhörten ſie zuerſt den Meiſter Manente, nachdem ſie ihn mit der härteſten Folter bedroht hatten, im Fall er von der Wahrheit abweichen würde, und wurden durch die umſtändliche Erzählung alles deſſen, was ihm vom erſten Anfange herein bis zu Ende zugeſtoßen war, mehr wie ein Mal von ihm zu unwiderſtehlichem Lachen hingeriſſen. Darauf ſchickten ſie ihn in ſeine Haft zurück, und nahmen die beiden Goldſchmidte einen nach dem andern vor, die ſo viel eingeſtanden, als ſie wußten, und ihre Worte durch die mitgebrachten Scheine bekräftigten. Da nun die Herren Achter aus dieſen Schriften erſahen, daß ein Spitaldiener den Kranken gepflegt und das Haus von der Anſteckung gereinigt habe, ſo vermeinten ſie, in ihm den Mann gefunden zu haben, der dieſen verwickelten Knoten würde löſen können, und ſandten ſeinetwegen eiligſt einen Gerichtsdiener nach Santa Maria Novella aus, der aber die Antwort zurückbrachte, daß der in Rede ſtehende Wärter, nachdem er einen Andern ſeines Gleichen im Streit mit einer Scheere ins Geſicht verwundet habe, aus Furcht vor der Strafe davon gelaufen und ſeitdem nicht wieder ſichtbar geworden ſei.

Blieben alſo die Achte, nach ſo weit gediehener Unterſuchung der Sache, ſo klug wie zuvor, ſo ließen ſie die Parteien ins Gefängniß zurückbringen und unter der Hand die Wahrheit ihrer Ausſagen und die Ächtheit der beigebrachten Zeugniſſe auf das gewiſſenhafteſte prüfen, wo ſie dann nach Verlauf von zwei oder drei Tagen zu äußerſtem Mißfallen und Erſtaunen von ihren Bevollmächtigten die Auskunft erhielten, daß eines wie das andere vollkommen richtig ſei.

Nunmehr begab ſich Burchiello, um dem Arzte beizuſtehen, zu einem der vornehmſten Herren dieſes Rathes, der zugleich ſein und Manente's großer Freund war; machte ihm bemerklich, wie alles dies ein Anſchlag des Prächtigen ſei, den derſelbe nur erſonnen habe, um mit dem Arzte ſeinen Spaß zu treiben, und gab ihm die muthmaßliche Veranlaſſung dazu an, indem er ſeine Anſicht mit ſo vielen Gründen unterſtützte, daß der Rathsherr eben ſo wie er ſelbſt die Überzeugung gewann, ein ſolcher Vorfall könne in Florenz nur durch Lorenzo von Medici veranſtaltet worden ſein. Als daher dieſe Streitſache eines Morgens wieder im Amte zur

Sprache kam, ſo äußerte ſich der Rathsherr dahin, daß es wohl gerathen ſein möge, deswegen an den Prächtigen zu ſchreiben, der ſich eben damals in ſeinem Luſtſitze Poggio aufhielt, und ihm die ganze verwickelte und bedenkliche Angelegenheit zur Entſcheidung zu übertragen. Die übrigen Mitglieder des Rathes billigten dieſes Gutachten höchlich, mit dem Hinzufügen, daß ſie nicht allein dem Prächtigen ein großes Vergnügen dadurch gewähren würden, ſondern daß er auch gerade der beſte Richter für ſolcherlei Fälle ſei. Es ward alſo einſtimmig dem Kanzler der Auftrag gegeben, einen vollſtändigen Bericht von dem dermaligen Stande der ſeiner Magnificenz anheimzuſtellenden Sache abzufaſſen, und ſobald dies geſchehen war, ſchickte man das Schreiben an ihn fort. Die Gefangenen wurden vorgeführt, und empfingen den Beſcheid, bei Strafe des Stranges, nicht auf hundert Schritte weit der Grabenſtraße zu nahen, oder mit Brigiden zu ſprechen, bevor ihr Handel bei des Prächtigen bald erwarteter Rückkehr nach der Stadt von ihm geſchlichtet worden wäre. Darauf gab man ihnen ihre Freiheit wieder, und ſie gingen ein jedes mit der Hoffnung von dannen, die Entſcheidung zu ihren Gunſten ausfallen zu ſehen. Ganz Florenz war indeſſen voll von dieſer erſtaunlichen Begebenheit, und es fühlte ſich vornehmlich Frau Brigida verſtimmt und zu dem empfindlichſten Verlangen angeregt, den ſich ihr, wie ſie meinte, ins Unendliche verzögernden Ausgang abzuſehen. Meiſter Manente zog fürs Erſte zum Burchiello, und fing wieder ſeine Kranken zu beſuchen an, derweil die Goldſchmidte ihrerſeits ſich ihren Geſchäften widmeten.

Als der Prächtige die Zuſchrift der Achte empfing, mußte er vor Ergötzen darüber ſo unmäßig lachen, daß er ſich gar nicht wieder zu faſſen wußte, weil es ihm vorkam, als habe der ganze Spaß eine Wendung genommen, wie man ſie ſich nimmermehr hätte luſtiger und komiſcher vorausdenken können. Acht bis zehn Tage ſpäter kehrte er nach Florenz zurück, und noch an demſelben Tage ging Meiſter Manente zu ihm, ohne daß er jedoch ſo wenig wie die Goldſchmidte vorgelaſſen wurde. Tags darauf, als er abermals in dem Palaſte erſchien, ſtand der Prächtige eben im Begriff die Tafel aufzuheben. Das Herz hüpfte dieſem innerlich vor Freude über die Anmeldung des Arztes, jedennoch gab er äußerlich Erſtaunen und Mißtrauen kund, und ſprach mit lauter Stimme zu dem Eintretenden: Meiſter Manente, ich glaubte bis daher nicht, dich jemals wieder zu ſehen, denn man hatte mir für gewiß berichtet, du wäreſt todt. Ich bin freilich noch immer nicht vollkommen überzeugt, ob du es ſelbſt biſt, oder ob irgend ein phantaſtiſches Truggebilde vor mir ſteht. — Der Arzt verſicherte ihm, daß er niemals geſtorben, ſondern immer noch derſelbe ſei, der er vormals geweſen, und wollte näher treten, um ſich auf die Knie niederzulaſſen und ihm die Hand zu küſſen. Der Prächtige aber ſprach: Halte dich fern, es genüge dir für jetzt, daß ich dich, wiewohl nur in dem Falle willkommen heiße, daß du der lebendige und leibhafte Meiſter Manente biſt. — Der Arzt wollte anfangen, ſeine Geſchichte vorzutragen, Lorenzo aber ſagte ihm, dies ſei gegenwärtig noch nicht an der Zeit. Dieſen Abend um ſieben Uhr, fügte er hinzu, erwarte ich dich in meinem Gemache, um dich anzuhören, indem er ihm überdies zu verſtehen gab, daß ſich auch ſeine Widerſacher eben dann bei ihm einfinden würden.

Meiſter Manente dankte ihm für ſeine Gnade, zog ſich ehrerbietig zurück und ging nach Hauſe, wo er dem Burchiello alles genau hinterbrachte, was mit ihm geſchehen war. Burchiello dachte innerlich lachend bei ſich ſelbſt: Ich weiß es ja wohl, daß die Sache an den rechten Mann gekommen iſt, dem Prächtigen glückt alles nach ſeinem Wunſch. — Doch konnte er keinesweges vorausſehen, welche Wendung der Handel noch nehmen würde.

Inzwiſchen war es Abend geworden, und die Goldſchmidte hatten ſich erhaltener Weiſung zufolge bereits eingeſtellt und ergingen ſich in der Gallerie, als Meiſter Manente ebenfalls erſchien. Seine Ankunft ward augenblicklich dem Lorenzo gemeldet, und er begab ſich in Geſellſchaft mehrerer Bürger und Edlen von Florenz, die alleſammt Bekannte und Freunde des Arztes waren, in ſeinen Saal, wo er zuerſt den Niccolajo, dann den Michelangelo und ſpäter beide zuſammen verführen ließ und unter mannichfachen Ausrufungen des Erſtaunens über ihre Ausſagen und vorgelegten Zeugniſſe vernahm. Zuletzt wurden beide auf ſeinen Wink abgeführt und Meiſter Manente ins Verhör genommen, der, auf Lorenzo's Verlangen, zu männiglich Verwunderung und unter allgemeinem, endloſem Gelächter ſeine Begebenheiten der Reihenfolge nach getreu und ehrlich vortrug. Die ergötzlichſte Kurzweil aber, die er Zeit ſeines Lebens gehabt hatte, bereitete ſich Lorenzo erſt, als er die beiden Goldſchmidte dem Arzte gegenüberſtellte und nun Augen- und Ohrenzeuge der leidenſchaftlichen Ausbrüche des Ingrimms ihrer erhitzten Gemüther ward. Darüber kam der Vikarius herbei, den der Magnifico hatte begehren laſſen, und nahm, nachdem ihm alle Gegenwärtigen ihre Ehrfurcht erwieſen hatten, ſeinen Platz zur Seite Lorenzo's ein, der ihn ſolchergeſtalt anredete: Mein Herr Vikarius, da ich weiß, daß ihr von den Streitigkeiten, die dieſe ehrenwerthen Männer mit einander führen, allbereits der Länge nach in Kenntniß geſetzt worden ſeid, ſo will ich auf nichts anderem als darauf gegen euch beruhen, wie mir, als dem von den hochachtbaren Herren Achtern in dieſer Sache erwählten Richter, zunächſt obliegt, zu erforſchen, ob der echte

Meiſter Manente jemals geſtorben, und alſo dieſer hier vor uns ſtehende nicht etwa ein bezaubertes Trugbild oder gar ein hölliſches Weſen iſt: welche Entſcheidung denn unzweifelhaft von eurem Amte zu erwarten ſteht. — Auf welche Art und Weiſe das? warf ihm der Vikarius ein. — Ich werde es euch eröffnen, fuhr Lorenzo fort und ſagte: Indem ihr ihn von einigen frommen Brüdern, die ſich damit abgeben, Teufel auszutreiben, förmlich beſchwören und Reliquien herbeiſchaffen laßt, welche gegen den Zauber Probe halten. — Ihr habt wohl geſprochen, entgegnete der Vikar. Gebt mir ſechs bis acht Tage Zeit, meine Vorbereitungen zu treffen, und wenn er alsdann den Hammer aushält, ſo wird man mit Sicherheit annehmen können, daß er leibt und lebt. —

Meiſter Manente gab ſich Mühe, zu Worte zu kommen, allein der Prächtige bekräftigte die Abſichten des Vikars durch ſeine Zuſtimmung, erklärte, daß er ſein Urtheil von dem Erfolge der Beſchwörung abhängig machen werde, und hob die Sitzung auf, indem er Jedermann entließ und ſich mit den ihn begleitenden Edelleuten zum Nachteſſen entfernte, wobei über dieſen ſeltſamen Vorfall ungemein viel gelacht und geſcherzt ward.

Des andern Tages machte der Vikar, eine gute, ehrliche Haut, und ein frommer, eifriger Chriſt, im ganzen Erzbisthume bekannt, daß alle Prieſter und Mönche, die Reliquien beſäßen, welche ſich zum Austreiben von Teufeln und zum Bannen böſer Geiſter eigneten, ſelbige bei Strafe ſeines Unwillens innerhalb ſechs Tagen nach Florenz in die Kirche Santa Maria Maggiore bringen ſollten. Weit und breit im Lande ſprach man mittlerweile von nichts anderem als von dieſer Neuigkeit, und den Betheiligten währte es eine Ewigkeit, bis die, ihre peinigende Ungewißheit endigende Stunde ſchlüge. Lorenzo hatte den alten Nepo von Galatrona, einen berühmten Hexenmeiſter und Zauberer damaliger Zeit, nach Florenz kommen laſſen, und hielt ihn, nachdem er ihn von dem, was er zu thun habe, wohl unterrichtet hatte, in ſeinem Palaſte verborgen, um ſich ſeiner bei ſchicklicher Zeit und Gelegenheit zu bedienen. Von Stadt und Land war in die beſagte Kirche Santa Maria Maggiore eine ſolche Menge Reliquien zuſammengebracht worden, daß es an das Wunderbare gränzte. Am feſtgeſetzten Tage erſchien Meiſter Manente, und bald nach der Vesper, in Begleitung von etwa dreißig der angeſehenſten Geiſtlichen von Florenz, auch der Vikarius, der auf einem in der Mitte der Kirche für ihn hingeſtellten Sitze Platz nahm, und den Meiſter Manente vor ſich führen und niederknien ließ. Zwei Mönche von San Marco begannen die Mummerei, indem ſie Evangelien, Pſalmen, Hymnen und Gebete über ihn verlaſen, ihn mit Weihwaſſer allmählig ganz durchnäßten und ihn beräucherten. Darauf hielten ihm Prieſter und Mönche alle ihre Reliquien nach einander vor und ließen ſie ihn berühren; es blieb aber alles vergebens, denn der Arzt veränderte ſich nicht im mindeſten, ſondern bewies vielmehr Allen ſeine Ehrfurcht, pries und dankte Gott, und flehte den Vikarius um ſeine Erlöſung an.

Da machte ſich plötzlich durch die mit Menſchen aller Art, die der Wunder gewärtigten, vollgepfropfte Kirche ein feiſter und rüſtiger junger Mönch aus Valombroſa, der für einen Teufelsbanner galt, Platz, drängte ſich dicht hinzu und rief: Laßt mich ein wenig ſchaffen, ich will euch bald ſagen, ob er beſeſſen iſt oder nicht; band ihm die Hände feſt, hing ihm noch einmal San Filippo's Mäntelchen über die Schultern, und fing ihn zu befragen und zu beſchwören an. Der Arzt antwortete zwar immerfort, wie es ſich gehörte; da indeſſen der Bruder unter anderm Dinge ſagte, die Steine hätten zum Lachen bewegen können, ſo wollte Meiſter Manente's Unglück, daß er zu einem heimlichen Lächeln den Mund verzog. Da brach der Mönch urplötzlich gegen ihn aus: Jetzt hab' ich ihn! gab ihm zwei derbe Maulſchellen und fuhr dann fort: Ja, ja, du biſt ein Feind Gottes, und ſollſt mir auf alle Weiſe weichen! — Schien auch dem Arzte der Spaß hier ein wenig zu weit zu gehen, ſo ſprach er doch ſeinerſeits gefaßt: Beſchwöre du, wie du willſt. — Da aber der dicke Mönch ihn unabläſſig auf die Bruſt und in die Seite ſtieß, indem er dazu ſchrie: Ei, du böſer Geiſt, dir zum Trotze ſollſt du heraus! — ſo rief auch der Arzt, der ſich mit weiter nichts als der Zunge wehren konnte: Wie? du ſchlechter, ſchurkiſcher Pfaffe! iſt das eine Art, mit ehrlichen Leuten umzugehen? Schämſt du dich nicht, du Faulenzer, du Saufaus, meines Gleichen ſo zu ſchlagen? Beim Leib des Herrn, ich räche mich noch dafür! — Als der Mönch ihn ſo läſtern hörte, machte er ſich erſt recht über ihn her, warf ihn zu Boden, ſetzte ihm den Fuß auf den Leib, legte ihm Hand an die Gurgel, und würde ihn ſicherlich erwürgt haben, hätte ihn Meiſter Manente nicht um Gottes willen gebeten, worauf er ihn fahren ließ, weil er glaubte, der böſe Geiſt wolle heraus, und ihn anfing zu fragen: Was für ein Zeichen gibſt du mir? — Jetzt gab Monaco, welcher auf Anordnung des Prächtigen mit dem Nepo in die Kirche gekommen war und ſich unter das Volk gemiſcht hatte, dieſem zu verſtehen, der rechte Augenblick ſei da. Nepo ſchrie mit lauter Stimme auf: Aus dem Wege! aus dem Wege! ihr ehrlichen Leute, laßt mich hindurch, ich komme mit dem Vikarius zu reden, und ihm die Wahrheit zu entdecken. — Beim Klange dieſer Stimme richtete Jedermann die Augen auf den Sprechenden, und machte, ſtaunend über die außerordentliche Erſcheinung, dem großen ſchlanken Manne mit dem olivenfarbenen, faſt braunen, abgezehrten, ſpitzen Antlitz, dem kahlen Haupte, dem braunen, auf die Bruſt herabhangenden Barte, den groben, ſeltſamen Kleidern, ſchüchtern und bereitwillig Platz, ſo daß er bis zu dem Vikarius vordrang, die Entfernung des Pfaffen von Meiſter Manente forderte und erlangte, der zu neuem Leben aufzuerſtehen glaubte, und alsbald folgendermaßen zu reden anhub: Damit nach Gottes Willen die Wahrheit allgemein bekannt werde, ſo wißt, daß Meiſter Manente allerdings niemals ſtarb, ſondern daß alles, was ihm begegnete, durch Zauberei und Teufelskünſte auf mein Anſtiften geſchah, der ich Nepo von Galatrona bin, und durch meine dienſtbaren Geiſter alles, was mir gefällt, vollbringen kann. Ich war es, der ihn, während er vor San Martino auf der Bank ſchlief, von den Teufeln in einen bezauberten Palaſt tragen ließ und ihn daſelbſt ſo lange gefangen hielt, bis ich ihn endlich eines Morgens früh in dem Walde der Vernia wieder in Freiheit ſetzte. Ich ſteckte einen Kobold in eine aus Luft geſchaffene ihm gleiche Geſtalt, ließ ihn darin als Meiſter Manente ſcheinbar an der Peſt erkranken und ſterben, und veranlaßte alſo ſeine vermeintliche Beerdigung, woraus dann alles Übrige entſtanden iſt, wie ihr wißt. Und dieſes alles habe ich vollbracht, um an Meiſter Manente eine Beleidigung zu rächen, die mir dereinſt in dem Kirchſprengel von San Stefano ſein Vater anthat, dem ich ſie ſelbſt nicht wieder vergelten konnte, weil er jederzeit ein Amulet an ſich trug, auf dem das Gebet des heiligen Cyprianus geſchrieben ſtand. Damit ihr euch von der Wahrhaftigkeit meiner Worte überzeugt, ſo geht jetzt hin und öffnet die Gruft, worein der vorgebliche Arzt begraben wurde. Findet ihr daſelbſt nicht die offenbarſte Beſtätigung meiner Ausſagen, ſo mögt ihr mich für einen Lügner und Betrüger halten und mir den Kopf abſchlagen. —

Der Vikarius und die Umſtehenden hatten dieſen Worten aufmerkſam zugehört, Meiſter Manente durchbohrte den Sprecher mit grimmigen und doch ſcheuen Blicken im halben Traume, und alles Volk gaffte ihn mit offnem Munde an.

Um nun dieſe Ränke völlig zu ergründen und aufzuklären, gebot der Vikar zweien Mönchen von San Marco und zweien von Santa Croce, jene geweihte Grabſtätte zu unterſuchen, und die vier Brüder ſetzten ſich, in Begleitung vieler anderer Mönche, Prieſter und Laien ſofort in Bewegung. Nepo blieb in der Kirche bei dem Vikar und Meiſter Manente zurück, welchen beiden ſo bange vor ihm geworden war, daß ſie ihm nicht offen ins Geſicht zu ſehen wagten, weil ſie mit dem größten Theile der gegenwärtigen Menſchen in ihm einen neuen Magier Simon oder einen Malagigi ſahen. Unterdeſſen waren die Mönche mit ihrem Gefolge auf dem Kirchhofe von Santa Maria Novella angelangt, und hatten den Sakriſtan herbeigerufen und ſich von ihm das Grabmal zeigen laſſen, worein der Leichnam des Arztes, wie es hieß, beigeſetzt worden ſei.

An dem nehmlichen Morgen eine Stunde vor Tagwerden hatte Monaco, auf Geheiß des Prächtigen, eine aus deſſen Taubenſchlage zu Careggi beigebrachte pechſchwarze Taube, die vortrefflich flog und ihren Schlag ſo gut wieder aufzufinden wußte, daß ſie ſchon von Arezzo und Piſa zurückgekommen war, unbemerkt und ſo geſchickt in daſſelbe verſchloſſen, daß nicht die geringſte Spur der kürzlichen Eröffnung der Gruft daran wahrzunehmen war. Wie nun der Sakriſtan den Haken anſetzte, den Stein in die Höhe hob und alſo in Gegenwart vieler hundert Menſchen das Grabmal öffnete, ſo ſchoß die, nach ihrer Farbe die Kohle genannte Taube, nach mehreren in der Finſterniß zugebrachten Stunden das Tageslicht wieder erblickend, in einem Nu daraus hervor, ſtieg ſo hoch in den blauen Himmel hinein, bis ſie Careggi erblickte, und langte, ihren Flug ſeitwärts richtend, in weniger als einer Viertelſtunde daſelbſt an. Alle Umſtehenden wurden darüber mit ſolchem Schrecken und Entſetzen erfüllt, daß ſie unter dem Geſchrei: Jeſus! Barmherzigkeit! auf und davon liefen. Der Sakriſtan fiel rücklings zu Boden, und der Stein über ihn hin, ſo daß er ſich den ganzen Oberſchenkel zerquetſchte und viele Wochen krank daran niederlag. Die Mönche und ein großer Theil des Volks liefen wieder nach Santa Maria Maggiore und riefen das Wunder aus. Der Eine ſagte, es ſei ein Geiſt in Geſtalt eines Eichkätzchens herausgefahren und habe Flügel gehabt, ein Anderer behauptete, es ſei eine feuerſpeiende Schlange geweſen, ein Dritter hatte eine Fledermaus geſehen, die Meiſten behaupteten aber doch, den Anblick eines Teufelchens gehabt zu haben, ja Der und Jener hatte ganz genau die Hörner und die Gänſefüße wahrgenommen. Ein ungeheuerer Schwarm von Geiſtlichen und Laien ſtürzte, unaufhörlich Ein Wunder! ein Wunder! ſchreiend, in die Kirche Santa Maria Maggiore, wo der Vikar, Meiſter Manente und vieles Volk des Ausgangs harrete. Alles ſtieß und drängte ſich um ſie herum, um das Wahre an der Sache zu vernehmen, und ſo benutzte Nepo den entſtandenen Tumult, um ſich unbemerkt, und von dem Monaco und den Stallknechten gedeckt, einen Weg durch das Gedränge bis vor die Kirche zu bahnen, wo ein raſcher Gaul ſeiner wartete, auf dem er, wie ihm befohlen war, eiligſt zurück nach Hauſe ritt.

Sobald ſich der Vikar den Hergang des Ereigniſſes von den Brüdern hatte umſtändlich erzählen laſſen, blickte er ſtaunend und etwas beſtürzt umher, ob er des Nepo nicht anſichtig würde. Als er ihn an keinem Ort und Ende mehr erblickte, begann er zu rufen, man ſolle ihn ſuchen und feſtnehmen, weil er dieſen wahrhaften Hexenmeiſter und Zauberer verbrennen zu laſſen beabſichtige. Nepo ward indeſſen nirgends aufgefunden, und man glaubte allgemein, er habe ſich durch Zauberkräfte unſichtbar gemacht, ſo daß der Vikarius aus dieſem Grunde Prieſter und Mönche insgeſammt mit dem Bedeuten entließ, ihre Reliquien wieder nach Hauſe zu tragen, und in Geſellſchaft Meiſter Manente's zu dem Prächtigen in ſeinen Palaſt ging. Burchiello hatte mit einigen vertrauten Freunden aus der Ferne alles mit angeſehen und beobachtet, und beſonders, als der dicke Pfaffe den Meiſter Manente prügelte, ſo viel gelacht, daß ihm die Kinnbacken ſchmerzten. Die beiden Goldarbeiter waren ebenfalls Zeugen des Vorganges geweſen, und folgten höchſt verwundert und mißvergnügt dem Vikarius nach dem Palaſte, um ſo früh wie möglich ſich aus dieſem Labyrinthe herauszufinden.

Der Prächtige, welcher von einem Ereigniſſe zum andern fortlaufende Auskunft erhalten hatte, konnte ſich mit einigen Edelleuten, ſeinen vertrauteſten Freunden, noch kaum vor Lachen wieder faſſen, als ihm die Ankunft des Vikars gemeldet ward. Derſelbe trat ſogleich mit dem Ausrufe vor ihn hin: er nehme den Beiſtand der Häſcher in Anſpruch, um den Nepo von Galatrona einfangen zu laſſen. Lorenzo ſtellte ſich befremdet, ließ ſich Alles noch einmal erzählen und ſprach: Mein Herr Vikarius, ſchreiten wir, ich bitte, nur ſacht in allem zu Werke, was den Nepo betrifft; was ſagt ihr aber denn zu Meiſter Manente, Ehrwürdiger? — Ich ſage, erwiederte der Vikar, es unterliegt natürlicherweiſe gar keinem Zweifel mehr, daß er es ſelbſt leibhaftig iſt und niemals geſtorben war. — Nun dann, ſprach der Prächtige, will ich das Urtheil fällen, damit dieſe armen Menſchen endlich einmal aus ihrer Bedrängniß hervorgehen.

Er ließ Niccolajo und Michelangelo, die er in der Menge wahrgenommen hatte, vor ſich führen, vermochte ſie in Gegenwart des Vikars und vieler anderer ausgezeichneter und bedeutender Männer, den Meiſter Manente zu küſſen und zu umarmen, und mit ihm Frieden zu ſchließen, und ſprach, als ſie ſich gegenſeitig um Verzeihung baten und alle Schuld des Unheils auf den Nepo ſchoben, dieſen Spruch: Michelangelo ſolle den nächſten Tag hindurch alle Sachen, die er zugebracht habe, aus Meiſter Manente's Hauſe wieder fortſchaffen, Brigida dagegen nur mit vier Hemden und einem einzigen Anzuge ſich in die Wohnung ihres Bruders begeben und dort ihr Wochenbette abwarten. Nach ihrer Niederkunft ſolle es Michelangelo überlaſſen bleiben, ob er das Kind nehmen wolle oder nicht. Wolle er es nicht, ſo könne es der Arzt zu ſich nehmen. Verſchmähe es auch dieſer, ſo möge man es ins Findelhaus geben. Die Koſten des Wochenbettes trage Michelangelo. Meiſter Manente aber könne in ſein Haus zu ſeinem Söhnlein zurückkehren, und müſſe Brigiden, ſobald ſie entbunden ſei und ihren erſten Kirchengang gehalten habe, wieder bei ſich aufnehmen und ſo gut behandeln wie zuvor.

Dieſer Urtheilsſpruch gefiel allgemein, und Jedermann, dem er zu Ohren kam, lobte und pries darum den Magnifico. Die Goldarbeiter und der Arzt dankten ihm höchlich und gingen wohlgemuth von dannen. An demſelben Abende ſpeiſten ſie alle drei mitſammen bei Frau Brigiden, und zogen auch den Burchiello in ihre Geſellſchaft, in deſſen Wohnung der Arzt noch einmal die Nacht zubrachte.

Der Vikar war bei dem Magnifico zurückgeblieben, und drang von Neuem darauf, den Nepo einzufangen, um ihn verbrennen zu laſſen. Lorenzo ſtellte ihm aber vor, daß es beſſer ſein würde, ſich ruhig zu verhalten, weil man ja doch erſtens die Verhaftnahme eines Mannes vielleicht gar nicht einmal zu Stande brächte, dem tauſend Mittel und Wege zu Gebote ſtünden, zu entfliehen und ſeine Verfolger zu närren, indem er ſich etwa nur unſichtbar zu machen, oder ein Vogel zu werden, oder als Schlange zu erſcheinen und ſich der geheimen Kräfte zu bedienen brauche, die der Herr Gott jenem Hauſe von Galatrona, wer wiſſe ob nicht zu einem guten, den Menſchen noch verborgenen Zwecke, verliehen habe. Dann laufe man aber übrigens auch die größte Gefahr, ſelbſt von ihm behext zu werden, ſobald er merke, daß man ihm übel wolle, wie er denn in ſolchem Falle Einen leicht ſtumm machen, oder Einem die Augen verdrehen, den Mund ſchief ziehen, oder die Glieder lähmen und ſonſt ein bösartiges Übel anhängen könne. Der Vikar, der, wie ſchon geſagt, von gutherziger, weicher Gemüthsart war, fiel auf ſolcherlei Vorſtellungen leicht der Meinung des Lorenzo bei, entſchuldigte ſeinen Eifer damit, daß er der Sache nicht ſo reiflich nachgedacht habe, und erklärte endlich ein- für allemal, daß er ferner nicht mehr davon zu reden entſchloſſen ſei. Er verließ nicht ohne ſtarke Beſorgniſſe wegen eines etwaigen böſen Übels den Prächtigen, ging nach ſeiner Wohnung zurück und erwähnte Nepo's in ſeinem ganzen Leben nicht weder im Guten noch im Böſen wieder.

Folgenden Tags ſchaffte Michelangelo all ſein Geräth aus Meiſter Manente's Hauſe hinweg, und Brigida zog in ihres Bruders Behauſung über, ſo daß der Arzt ſein voriges Beſitzthum ungehindert antreten konnte, und noch an dem nehmlichen Tage wieder bei ſeinem Söhnchen war.

Dazumal ſprach man in Florenz von nichts Anderem als von dieſem Ereigniſſe, und es trug vorzüglich Nepo aus ihm einen großen Ruf und Namen als Schwarzkünſtler beim gemeinen Volke davon. Meiſter Manente glaubte ſteif und feſt, daß die Sache ſich alſo verhalte, wie Nepo ſie vorgetragen habe, und pflegte in der Folge manchesmal geſprächsweiſe zu ſagen: Ja, ja, die Sünde der Väter wird oft an den Kindern heimgeſucht; oder auch: Die Birne, die der Vater ißt, macht zuweilen dem Sohne die Zähne ſtumpf; welche letztere Redensart ſpäterhin zum Sprichworte geworden iſt und ſich bis auf die neueſten Zeiten als ſolches erhalten hat. Der ehrliche Arzt ließ ſich auch in ſeinem Glauben durch nichts irre machen, trotz dem, daß nicht nur Burchiello, ſondern auch ſogar der Prächtige, Monaco und die Stallknechte im Fortgange der Zeit den ganzen Scherz erzählten, wie er ſich verhielt. Er kaufte ſich im Gegentheile vorſorglich viele Gebete des heiligen Ciprian, die er beſtändig auf dem Leibe an ſich trug und auch Frau Brigiden tragen ließ. Dieſe letztere gebar mit der Zeit ein Knäblein, das Michelangelo zu ſich nahm und bis in ſein zehntes Jahr auferzog. Als dem Kinde in dieſem Alter der Vater ſtarb, machten es die Seinigen im Kloſter zu Santa Maria Novella zu einem Mönchlein, als welches es in der Folge ſehr gelehrt ward und zu einem großen Prediger erwuchs, den die Leute um ſeiner ſcharfſinnigen Einfälle und anmuthigen Scherze willen Bruder Grübler nannten. Meiſter Manente erfreute ſich mit ſeiner Brigida eines ſteten Zuwachſes an Wohlſtand und Nachkommenſchaft, und feierte, ſo lang er lebte, alljährlich das Feſt des heiligen Ciprianus, dem er immerdar mit großer Andacht zugethan blieb.

XXIII.

Verderbniss aus Entehrung.

Die allgewaltige Leidenſchaft der Liebe hat ſchon ſo viele junge Leute in ihr Verderben geſtürzt, weil ſie dieſelben verleitete, unbedachtſamerweiſe dem Willen ihrer Eltern zuwider zu handeln! Eine abermalige traurige Beſtätigung dieſer Wahrheit ward das Beiſpiel einer jungen reichen Erbin in England, die einen gewiſſen Miſter Howard heirathete, der zwar aus einer guten, angeſehenen Familie abſtammte, aber wenig oder nichts im Vermögen beſaß, weil er allzuſehr dem Spiele und andern Ausſchweifungen ergeben war.

Der Vater des jungen Mädchens mißbilligte den von ſeiner Tochter gewagten Schritt, ſich ohne ſein Vorwiſſen, und ungeachtet ſeiner Abneigung gegen ihn, mit ihrem Liebhaber näher einzulaſſen, ſo ſehr, daß er ſie, ſogar ohne Zorn und Erbitterung, aus ſeinem Hauſe warf. Es war dem Verführer allerdings gelungen, ihr unſchuldiges Herz durch ſeine Schmeicheleien und, wenn er ſie anwenden wollte, ſicherlich gewinnenden Eigenſchaften ſich ſo gänzlich zu eigen zu machen, daß alle ihre Hoffnungen und Wünſche ſich nur in ihm als in ihrem Mittelpunkte vereinigten, und ſo lebte ſie denn Anfangs ihrer Ehe, ſo lange ſie noch keine Sorge und kein Mangel bekümmerte, recht glücklich und zufrieden mit ihrem Manne. Sie hatten beiderſeits viele Menſchen angeſtellt, eine Verſöhnung mit ihrem Vater zu vermitteln, die Tochter hatte alles Mögliche verſucht, ſein Herz gegen ſie zu erweichen, nichts verabſäumt, es zu rühren. Als nun aber Miſter Howard nach Verlauf zweier Jahre ſah, daß weder Briefe noch Freunde etwas über ſeinen harten, unbeugſamen Schwiegervater vermochten, und daß derſelbe nimmermehr wieder das Mindeſte von ſeiner Tochter wiſſen und hören wollte, ſo begann er an einem guten Erfolge zu verzweifeln und ſeinen Handel allmählig zu bereuen.

Sie hatten aus ihrer Ehe ein Kind, und die Frau ſtand im Begriff mit einem zweiten niederzukommen. Die Ausgaben nahmen zu, die vorhandenen Mittel, ſie zu beſtreiten, verringerten ſich, und um ſeinen Ausſchweifungen außer dem Hauſe deſto beſſer fröhnen zu können, ſchmälerte der Mann das gewöhnliche Wirthſchaftsgeld ſeiner Frau und ließ ſeine Familie darben.

Nicht ſobald war aber ein hölliſcher Anſchlag, den er im Sinne trug, bei ihm zur Reiſe gediehen, als er ihr nicht allein die vorigen Unterhaltsmittel und noch mehrere wieder gab, ſondern auch ſeine ganze Laune änderte, ihr neue Kleider kaufte und ſie neuerdings ſo freundlich wie in früheren Zeiten behandelte. Das arme Weib war über dieſe Veränderung entzückt und bezeigte ihm ihre Freude und Zufriedenheit mit allen den zärtlichen Ausdrücken, die Liebe oder Dankbarkeit nur erſinden konnten. Eines Tages ſaßen ſie in einer vertraulichen Stunde beiſammen und hatten eben eine liebreiche Unterredung mit einander gehabt. Er ſah ſie lächelnd und mit geſpannter Aufmerkſamkeit an, lobte ihr Geſicht, ſprach im Tone eines Liebhabers von jedem einzelnen ſchönen Zuge und eigenthümlichen Reize deſſelben, küßte ſie, erinnerte ſie an manche glückliche Stunden, bei deren Angedenken ſie hoch erröthete, ſchlang, als ihr das Blut in die Wangen ſchoß und er ihr Geſicht in Erregung gebracht und ſie gerührt zu haben glaubte, ſeinen Arm um ihren vollen Nacken, und ſagte zu ihr: Du haſt Reize genug, meine Theure, um die Geliebte eines Königs zu ſein. Worauf er in demſelben Athem fortfuhr, ihr die Großmuth und Freigebigkeit eines ſeiner Bekannten, des Generals Foulkes, anzupreiſen, der ſehr in dem Rufe der Unbeſtändigkeit und Sittenloſigkeit ſtand, und ihr zu eröffnen, daß ſie ſein Glück machen könne, wenn ſie dem Generale zu Willen ſein wolle, der ihm zur Vergeltung dafür eine Hauptmannsſtelle in ſeinem Regimente und ſeinen kräftigſten Beiſtand zu gelegentlicher Weiterbeförderung verſprochen habe.

Madame Howard, die niemals auch nur den leiſeſten Gedanken einer Untreue an ihrem Gemahl in ihrem Gemüthe gehegt hatte, und ihm noch mit eben ſo warmer Liebe und Zärtlichkeit, wie in den erſten Wochen ihrer Verbindung, ja wie in dem erſten Augenblicke, da ſie ihn geſehen hatte, zugethan war, achtete weder darauf, was für einen Mann er ſo hoch erhob, noch ahndete ſie die teufliſchen Abſichten, die er gegen ihre Ehrbarkeit gefaßt hatte. In ſeinen Worten durchaus keine geheime Meinung verborgen findend, nahm ſie an, er verlange von ihr nur manche mit ihrer Tugend wohl verträgliche zuvorkommende Gefälligkeiten gegen den General, und erwiederte daher, ohne ihre Stellung zu verändern, indem ſie ihm mit aller Innigkeit, deren ſie fähig war, in die Augen ſah: Kannſt du daran zweifeln, mein Lieber, daß ich dich glücklich zu machen trachte, womit ich es nur irgend vermag? — Er bat ſie, ihres Verſprechens eingedenk zu bleiben, ſprach noch einige Worte und ging dann von ihr, die ſich ſelbſt äußerſt beglückt fühlte, ihren Mann ſo zufrieden und liebreich mit ihr geſehen zu haben. Gegen Abend kam er zurück und führte ſie ins Schauſpiel, wo er, des Generals Foukes anſichtig werdend, ſie eine lange Weile von deſſen großem Verſtande und andern guten Eigenſchaften unterhielt. Drei oder vier Tage hindurch kam er keine Stunde von ihrer Seite, und fuhr fort, ihr alles nur erdenkliche Vergnügen zu verſchaffen. Der weſentliche Inhalt aller Geſpräche, die er inzwiſchen mit ihr führte, war eine Lobrede auf alle Arten von Laſter und Gottloſigkeit. Er zog die Sündhaftigkeit des Ehebruchs und ungeſetzmäßiger Liebe ins Lächerliche, rühmte jedwede Unzüchtigkeit, und bediente ſich dieſer Gründe und Folgerungen, gleich als wenn er eines Anderen Gattin im Begriff geſtanden hätte zu verführen. Er verſicherte ihr, wie wenig er zur Eiferſucht geneigt ſei, äußerte die Anſicht, daß unter Freunden Alles gemeinſchaftlich ſein ſollte, und erklärte denjenigen für einen Thoren, der ſeinen Garten etwa darum weniger gern haben wollte, weil ein Anderer darin geweſen wäre. Was ihn anlange, fuhr er fort, ſo halte er ſo etwas für eben ſo unbedenklich, als daß man wol aus einem und demſelben Becher mit einem andern Menſchen trinke.

Madame Howard war noch ſehr jung, denn obwol ſie zu der Zeit bereits zwei Kinder hatte, ſo zählte ſie doch kaum neunzehn Jahre. Alſo vorbereitet, wurde ſie mit dem Manne, dem ihr niederträchtiger Ehegatte ſie zugeſagt hatte, zuſammengebracht. Der Letztere, welcher ſich gegenwärtig befand, hatte ihr anbefohlen, ja nicht ſteif und förmlich, ſondern luſtig und ungezwungen zu ſein und ſo heiter zu ſcheinen als ſie vermöge. Er blieb noch eine kleine Weile da, ſchützte dann vor, von einer außerordentlichen Geſchäftsangelegenheit abgerufen zu werden, und entfernte ſich, Beide allein zuſammen laſſend, mit dem Verſprechen, bald zurückzukehren, wiewol er nur erſt am ſpäten Abende, als es

Zeit war, nach Hauſe zu gehen, wieder zum Vorſchein kam. Sein Gaſt verließ ihn und erhielt durch Howard's Vermittlung in den nächſten vier Wochen häufige Gelegenheit, ſeiner Frau Geſellſchaft zu leiſten. Sie beſaß eine angenehme Geſangſtimme, tanzte vorzüglich ſchön und entzündete in dem General, dem ſie ſchon beim erſten Anblicke wohlgefälliger als jedes andere Frauenzimmer, das er vor ihr geſehen hatte, geworden war, durch ihren perſönlichen Umgang allmählig eine wahrhafte Leidenſchaft zu ihr. Seine Bewerbung fiel Madame Howard ungemein läſtig. Sie gab ihrem Gatten zu verſtehen, wie große Ueberwindung es ihr koſtete, ihn bei ſich zu empfangen, und duldete ihn und ſeine Zudringlichkeiten zwar auch noch ferner um ſich, weil ihr Mann ihr ſagte, daß er den General um keinen Preis in der Welt beleidigen möchte. Die beiden Männer ſahen aber endlich ein, daß ſie nicht vorwärts mit ihr kamen, und ſo entſchloß ſich Howard eines Tages, wirkſamere Mittel gegen ſie zu ergreifen, indem er dem Generale verſprach, ihn zu befriedigen, und ihn erſuchte, mit dem früheſten Morgen des nächſten Tages zu ihm zu kommen.

Die nehmliche Nacht betrunken nach Hauſe zurückkehrend und ſchon gewohnt, ſie zu mißhandeln, überhäufte er ſein Weib mit Schmähungen, daß ſie ihren Eltern entlaufen ſei und ihren Gatten ins Verderben ſtürze, und hörte nicht auf, ſie zu kränken, ſo lange er die Zunge rühren konnte, bis er in feſten Schlaf verſank.

Sobald er dann am nächſten Morgen die Augen öffnete, blickte er ſie mit ſtrengem Angeſichte an und ſprach: Geſtern Abend ſchwatzte ich unſinniges Zeug, wie ich glaube; jetzt will ich aber in vollem Ernſte ein Wort mit dir reden. Es iſt in der Welt nichts ſchimpflicher, als kein Geld zu haben. Hätte ich voraus gewußt, daß es mir bei dir jemals daran mangeln ſollte, ſo würde ich dich gewiß nicht geheirathet haben. Meine desfallſigen Erwartungen von dir wurden auf das ſchmählichſte getäuſcht, und doch habe ich dir darum nicht gegrollt, ſo lange meine eigene Betriebſamkeit mir Erwerbsmittel an die Hand gab. Ich habe mehr als tauſend Pfund ausgegeben, ſeitdem ich dich zur Frau genommen habe. Du haſt deinen Theil daran mit aufgezehrt, und alſo iſt es, da ich mir auf keine Weiſe mehr zu rathen und zu helfen weiß, auch nicht mehr als recht und billig, daß du nach deinen Kräften beiträgſt, dir deinen Unterhalt zu erwerben, wenn ich dir den Weg zeige, auf dem du dies leicht und ſicher vollbringen kannſt. Der General, von dem ich Alles zu erwarten habe, iſt in dich verliebt und betet dich an. Dein Ehemann ſelbſt bittet dich, dich ihm zu fügen und gefällig zu erweiſen, nichtsdeſtoweniger bleibſt du aber unbeugſam und unwillig, Beider Glück zu machen. Ich habe dir Winke genug gegeben, aus denen du hätteſt meine Wünſche errathen können. Verlangſt du, daß ich noch deutlicher ſein ſoll? — Sei mir gehorſam, wo nicht, ſo kann ich dich nicht länger bei mir behalten und du mußt mit deiner Brut mein Haus verlaſſen. — Während er ihr dieſe verdammten Lehren einzuflößen bemüht war, öffnete eine Dienerin die Thüre und meldete, daß General Foulkes unten ſei. Miſter Howard hieß ihr, ihn herauf in das Speiſezimmer zu führen, drückte ſeiner Frau, als die Magd wieder fortgegangen war, die Hand, und ſagte ihr: Du gabſt mir dereinſt die Verſicherung, daß du mich glücklich zu machen trachteteſt, womit du es nur irgend vermöchteſt; jetzt iſt es an der Zeit, daß du mir dies beweiſeſt. — Dann fügte er noch hinzu, indem er in ſeinen Schlafrock fuhr: Sollte dein Gewiſſen thöricht genug ſein, vor der Sünde Scheu zu tragen, ſo bedenke, daß man keine Sünde begehen kann, wenn man keine Luſt dazu hat, denn da die

Sünde eine Thathandlung der Seele iſt, ſo ſteht es in deiner Macht, ſie nicht zu begehen, wenn du keine lüſternen Gedanken haſt. Bei dieſen letzteren Worten ſeiner Ermahnung ſprang er aus dem Bette, und als er den General in das Schlafzimmer einführte, ſagte er, auf ſeine Frau zeigend: Da liegt ein albernes Weib, das eigentlich nicht weiß, was es will; verſuchen Ihre Gnaden doch, ob Sie ſie können zur Beſinnung bringen; worauf er zu derſelben Thüre hinaus ging, durch die der General hereingekommen war, und ſie hinter ſich verſchloß.

Madame Howard hatte ihm anfänglich, als er das Wort an ſie richtete, aufmerkſam zugehört, bis er, wie er ſich ausdrückte, ihr ſeine Meinung deutlicher zu verſtehen gab, und ſie wohl erkannte, daß an ſeinen abſcheulichen Abſichten nicht zu zweifeln ſei. Alsdann ward ſie aber bei dem Gedanken an die unerhörte Verrätherei des Mannes, den ſie mit ſo leidenſchaftlicher Zärtlichkeit liebte, von ſo unendlichem Gram überwältigt, daß ſie kein einziges Wort hervorbringen konnte. Die bitterſten Thränen rannen nicht, ſondern ſtrömten aus ihren Augen hervor, und unter Schluchzen und Händeringen gab ſie alle Zeichen eines tiefen und wahren Schmerzes kund, der gewiß jeden anderen Mann als ihren eigenen zu Mitleiden gerührt haben würde. Als Miſter Howard die Thüre abgeſchloſſen hatte, und der General mit eifrigem Verlangen näher gekommen war, um ihr zu betheuern, daß er ſie wie ſeine Seele liebe und ihr nicht das mindeſte Leid zufügen wolle, hatte ſie ſich, ſo gut es ihr die Kürze der Zeit geſtattete, in das Bett verhüllt. Sobald er ſich jedoch bemühte, ſie in ſeine Arme zu faſſen, fing ſie an, ſich auf das lebhafteſte zu vertheidigen. Sie konnte zwar nicht hindern, daß er ſie mit öfteren Küſſen bedeckte; die Gewandtheit aber, mit der ſie ſeine Hände gegen die ihrigen zu beſchäftigen wußte, hielt ihn gänzlich davon ab, ſich größere Freiheiten gegen ſie herauszunehmen. Ohne irgend großes Geräuſch zu erregen, verrieth ſie doch eine ſolche Entſchloſſenheit und ſtellte ihm einen ſo ernſtlichen, hartnäckigen Widerſtand entgegen, daß ihr Liebhaber einſehen mußte, hier ſei nichts Anderes zu thun, als etwa geradezu die roheſte, unmenſchlichſte Gewalt anzuwenden, weshalb er vor der Hand noch einmal verſuchte, wie weit er mit guten Worten kommen möchte. Madame Howard benutzte inzwiſchen die Gelegenheit, ihr Nachtgewand zu ergreifen, und ſchwang ſich mit allen Kräften, die ihr noch zu Gebote ſtanden, von der entgegengeſetzten Seite des Bettes aufrecht auf den Fußboden hinab.

Der General war entweder nicht Willens, für den nächſten Augenblick zu gewaltſameren Maßregeln zu ſchreiten, oder fühlte ſich vielleicht auch außer Stande dazu. So wie nun aber der Ehemann wieder hereintrat und vernahm, daß er ſein Weib nicht habe bezwingen können, ſtürmte er mit gezogenem Degen auf ſie ein, um ſie zu verwunden, und ſchwur, er wolle ſie in hunderttauſend Stücke hauen, wenn ſie ſich ſeinem Freunde nicht gutwillig unterwerfe, der ihn alſo in ſeiner aus Entſetzen über dieſe unerhörte Verworfenheit in Ohnmacht geſunkenen Gattin faſt vor ſeinen eignen Augen entehrte.

Ihres koſtbarſten Gutes nunmehr auf immer beraubt, faßte Madame Howard, ſobald ſie wieder zu ſich kam, einen ſolchen Haß und Widerwillen gegen ihren Gatten, daß ſie, als der General ihr mit deſſen Genehmigung des andern Tages wieder einen Beſuch abſtattete, demſelben erklärte: ſie wolle ſich ſeinen Befehlen gänzlich unterwerfen, wenn er ihr die tödtliche Schmach, die ihr vorigen Tages ein Mann mit angethan habe, dem es doch zuſtände, ihre Ehre und Tugend mit Gefahr ſeines Lebens zu vertheidigen, dadurch an ihm zu rächen verſpräche, daß er ihn zu keiner Stelle befördere.

Der General nahm ihren Vorſchlag von ganzem Herzen an, führte Madame Howard, als er kurze Zeit darauf zu einem Zuge gegen die Franzoſen nach Weſtindien geſchickt wurde, mit ſich in die neue Welt, und der gottvergeſſene Ehemann hing ſich in Verzweiflung auf, als er ſich nicht blos um die ihm verſprochene Verſorgung, ſondern auch noch dazu um ſein Weib geprellt ſah.

Der General ſtarb auf der Rückreiſe nach England zur See und ward über Bord geworfen. Madame Howard hingegen ward durch die Verlegenheiten, in die ſie nach ſeinem Tode gerieth, bewogen, ſich mehreren Officieren zu gleicher Zeit zu überlaſſen, bis ſie nach England und nach London zurückkam. Als ſie in dieſer Stadt eines Tages einen Gentleman vom Lande wahrnahm, und nach dem Zuſchnitte ſeiner Kleidung dafür hielt, daß er eine für ihren Zweck taugliche Art von Squire ſei, ging ſie quer über die Straße vor ihm hin, ſtellte ſich an, einen Fehltritt zu thun, und fiel dicht bei ihm nieder, der ihr ſogleich bereitwillig ſeinen Beiſtand lieh, um ſie wieder auf die Füße zu bringen. Sie nahm ſeine Gefälligkeit mit einem erkünſtelten Erröthen an und dankte ihm ſeine Güte, worauf der Squire, von ihrem hübſchen Geſicht und ihrer ſcheinbaren Sittſamkeit ganz befangen, ihr einige Artigkeiten ſagte, und ſich erbot, ſie nach Hauſe zu bringen. Durch ſein Anerbieten nichts weniger als eingeſchüchtert, erwiederte ihm die Dame: ſie müſſe ſich einem Fremden ungemein verpflichtet fühlen, deſſen ihr äußerſt ſchätzbare Dienſtleiſtungen ſie ſo wenig verdient habe, und ſchien die Mühe, welche er ſich ihretwegen ſo großmüthig zu geben bereit ſei, gern von ſich ablehnen zu wollen. In Folge deſſen aber nur um ſo eifriger auf ſeinem Andringen beharrend, ſagte der Squire: So erlauben Sie mir wenigſtens, Madame, wenn es nicht ſchicklich iſt, ſo verwegen in meinen Anforderungen an Sie zu ſein, Ihnen in irgend einer Taverne, wo Sie unbekannt ſind, eine Flaſche Wein verſetzen zu dürfen. Seien Sie überzeugt, daß ich keinen weiteren Gebrauch von dieſer Ehre machen werde, als den es in Ihrer Willkühr ſteht, mir jeden Augenblick vorzuenthalten, ſobald Sie mir nur die leiſeſte Andeutung geben, daß er nicht mehr nach Ihrem Gefallen iſt. — So großmüthige Zudringlichkeiten von ſich zu weiſen, wäre eine allzugroße Unhöflichkeit, ſprach die Dame, indem ſie ihm ſeine Bitte zugeſtand. Sie gingen alſo in die Halbmond-Taverne am Strande, wo der Squire ganz Zärtlichkeit und die Dame ganz Abſicht war, tranken zuſammen und ſchwatzten zwei gute Stunden miteinander hinweg, während welcher Zeit der Squire weit genug vorgeſchritten war und in ihr durchaus nicht die Unerbittlichſte ihres Geſchlechts gefunden hatte, angeſehen, daß ſie ihm zuletzt die Erlaubniß zugeſtand, ſie in ihrer Wohnung zu beſuchen. Der hocherfreute Liebhaber wiederholte ihr tauſendmal ſeinen Dank für eine ſo große Gunſt, und drang ſeiner Geliebten mit vieler Mühe einen Brillantring als ein Zeichen ſeiner Freundſchaft auf. Zu Wagen in ihrer Wohnung angekommen, wo er von der Wirthin vom Hauſe ſehr freundlich willkommen geheißen ward, ſtieg ſeine ſehnſüchtige Ungeduld immer höher, je näher er dem Ziele ſeiner Wünſche kam. Er konnte nicht an das Abendeſſen denken, bevor er nicht die Schlafkammer ſeiner Schönen geſehen hätte, die ihn ohne viele Umſtände dahin führte, wo ſie zwar in ſeinen Umarmungen noch ein wenig ſpröde that, ſich ihm aber doch am Ende völlig überließ. Sie wurden darauf zum Abendeſſen abgerufen, wobei ſie der Flaſche wieder weidlich zuſprachen und ſich mit allen nur erdenklichen Genüſſen gütlich thaten. Hier hatte nun aber die verſchlagene Dirne ihre Karten zum Verderben des betrogenen Squires gemiſcht, den ſie, anſtatt in ihre eigene Wohnung, in ein öffentliches Haus gebracht hatte, worin ſie bekannt war. Mit der alten Kupplerin nehmlich, die dem Hauſe vorſtand, ihre Abrede treffend, wußte ſie auf eine unbemerkte Weiſe in des Squires Wein ein Opiumpulver zu ſchütten, das ihn in einen tiefen Rauſch einſchläfern und ſie alſo befähigen ſollte, ihre Abſichten mit ihm auszuführen, die in nichts Geringerem beſtanden, als ihn alles deſſen, was er um und bei ſich hatte und was von nicht unbeträchtlichem Werthe war, zu berauben. Es ging ihr damit Alles glücklich nach Wunſch. Keine verrätheriſche Hinterliſt ahndend, trank der Squire ſeinen Wein bis auf die Neige aus. Das Opiat verfehlte ſeine Wirkung nicht, er verſank alsbald in einen tiefen Schlaf, der es möglich machte, ihm nicht nur alles bis auf hundert Guineen ſich belaufende baare Geld, das er bei ſich trug, zu entwenden, ſondern ihm ſogar ſeine Kleider auszuziehen, und ihn darauf in einen alten rothen Rock und in ein paar Beinkleider von derſelben Farbe zu ſtecken, die einem Aufwärter im Hauſe angehörten. Mit Hülfe dieſes und eines anderen Menſchen deſſelben Schlages ward der Squire hiernächſt gegen Mitternacht auf den Platz Lamb's-Conduit getragen und allda ſich ſelbſt überlaſſen, um ſeine Unbefangenheit und ſein ſchlimmes Geſchick zu verwünſchen, wann er wieder zu ſich gekommen ſein würde.

Kurze Zeit, nachdem ſie dieſen Streich an dem Squire ausgeführt hatte, kehrte Madame Howard im Jahre 1694 nach ihrem väterlichen Hauſe in Nottinghamſhire zurück, wo ſie Aufnahme fand und im vierundzwanzigſten Jahre ihres Lebens an einem Fieber ſtarb.

XXIV.

Der erste Bärenhäuter.

Die, ſo den Urſprung des deutſchen Schandnamens Bärenhäuter aushecken wollen, haben vermeint, daß vor alten Zeiten, da die alten Deutſchen noch auf allerhand Häuten geſchlafen, diejenigen ſpottweiſe mit dieſem Namen benannt worden ſind, die aus Faulheit immerhin auf ihrer Bärenhaut liegen blieben und nie etwas Tapferes auszurichten begehrten. Es mag dies wol ſein, denn wer gedenkt ſo weit hinaus, daß er Nachricht davon geben könnte! Aber auf dem Schloſſe Hohen-Roth hat ſich ein altes Gemälde befunden mit nachfolgendem Bericht, woraus dieſer Name entſprungen ſei.

Im Jahre dreizehnhundert ſechsundneunzig, als Sigismundus, damaliger ungariſcher König, von den Türken bei Nicopolis geſchlagen worden war, iſt ein deutſcher Landsknecht aus der Schlacht in einen Wald entronnen und darin verirret.

Weil er nun noch dazu keinen Herrn, keinen Krieg, kein Geld und auch keine Handthierung oder ſonſt ein Mittel wußte, ſich inskünftige zu ernähren, ſo hatte er allerhand ſchwermüthige Gedanken.

Da erſchien ihm von ohngefähr und ehe er ſich's verſah ein abſcheuliches Geſpenſt oder Geiſt, gleichviel ob es der böſe Feind ſelber geweſen iſt oder nicht, und ſagte: wenn er ihm dienen wollte, ſo wollte er ihm Gelds genug geben und ihn endlich gar zu einem Herrn machen. — O ja, antwortete der Landsknecht; aber mit dem Beding, daß mir ſolche Dienſte an meiner Seligkeit nicht ſchädlich ſeien. — Ich muß nur aber auch zuvor ſehen, ſagte der Geiſt, was du kannſt und was du für einen Muth habeſt, damit ich mein Geld nicht umſonſt ausgebe. —

Indem er ſolches redete, kam ein großer, ungeheurer Bär daher gelaufen. Dieſen, ſagte der Geiſt, ſchieße vor den Kopf. — Der Landsknecht war nicht unbehend, ſondern traf den Bär auf die Naſe, daß er über und über purzelte. Sobald dies geſchehen war, fing der Geiſt oder das Geſpenſt an, mit ihm zu verhandeln, und ſprach: Wenn du mir dienen willſt, ſo mußt du mir ſieben Jahre zu dienen verſprechen, unterweilen alle Nächte eine Stunde Schildwacht um Mitternacht ſtehen, deine Haare und den Bart weder kämmen, noch wie auch die Nägel nicht abſchneiden, die Naſe nicht ſchneuzen, deine Hände und das Angeſicht nicht waſchen, dieſe Bärenhaut anſtatt eines Mantels und Bettes brauchen, und niemals ein Vater-Unſer beten. Hingegen will ich dich mit Commisbrod, Bier, Tabak und Branntwein verſehen, daß du keinen Mangel haben ſollſt, und nach den ſieben Jahren einen ſolchen Kerl aus dir machen, daß du dich über dich ſelbſt wirſt verwundern müſſen. — Der Landsknecht ging Alles ein und ſagte zum Geiſt: Alles, was du mir zu unterlaſſen geboten haſt, habe ich von Natur mein Lebtage niemals gern gethan, ich waſche mich nicht gern, ich ſchneuze und kämme mich nicht gern, und ich bete auch nicht gern. —

Nach geſchloſſenem Handel begehrte der Geiſt des Landsknechtes Namen zu wiſſen, um ihn in ſeine Rolle, die er bei ſich hatte, einzuſchreiben. Als derſelbe aber eines Heiligen Namen nannte, ſagte der Geiſt: Dieſer taugt mir nicht. Du ſollſt Bärenhäuter heißen, wegen der Bärenhaut, damit du heute biſt begabt worden. — Darauf zog er dem Bären die Haut ab, machte ſeinem Neugebornen einen Mantel daraus, und führte ihn mitſammt derſelben Haut und all ſeiner übrigen Bagage durch die Wolken auf ſein Luſthaus dahin, welches öde Schloß von dieſer wunderbaren Fahrt ſeinen Namen bekommen haben ſoll.

Daſelbſt verſah der Landsknecht ſeine ſiebenjährigen Dienſte, und wurde in dieſer Zeit von Haut, Haar, Bart und Nägeln ein ſo abſcheulicher Unflath, daß er dem Geiſte ſelbſt ähnlicher ſah als einem vernünftigen Menſchen, der nach Gottes herrlichem Ebenbild erſchaffen worden, ſonderlich wenn er anſtatt eines ehrbaren Mantels ſeine liebliche Bärenhaut um ſich hatte. Denn ſeine Haare wurden lauter Höllenzöpfe, die ihm um die Achſeln herumhingen, wie indianiſche Schaafſchwänze. Sein Bart war von allerlei Unluſt in einander gepicht wie ein grober Filzhut. Seine Nägel hatten eine Geſtalt wie Adlersklauen, und ſein Angeſicht lag ſo voller miſtigem Unflath, daß man dem gemeinen Sprüchworte nach gar wol hätte Rübſaamen hineinſäen können.

Nachdem er nun die ſieben Jahre beinahe überſtanden hatte, kam der Geiſt von ſich ſelbſt und deutete ihm an, daß es an der Zeit ſei, einmal mit ihm abzurechnen und ihm der Gebühr nach auszuzahlen. Doch ſteckte er ihm zuvor ſeine Hoſenſäcke voller Dukaten und Piſtolen, und befahl ihm, ſich luſtig zu machen und kein Geld zu ſparen, ſondern zu thun und zu laſſen, was ſeinem Herzen geliebte und dem Gelde wehe thäte. Nur gebot er ihm aber, damit dergeſtalt zu verfahren, daß er aus den Schranken des getroffenen Übereinkommens und ſeiner bisherigen Gewohnheit nicht ſchreiten ſollte, weil ſeine ſieben Jahre, für die ſie ſich zuſammen verbunden hätten, noch nicht vollkommen verfloſſen wären.

Der Landsknecht gehorſamte dem Geiſte; da ihn aber wegen ſeiner greulichen Abſcheulichkeit Niemand aufnehmen wollte, ſo wurde er traurig. Eines Tages wies ihn unter anderen auch ein Wirth von ſeiner Thüre ab, deſſen Gewerbe es war, Fremden um die Gebühr Koſt und Herberge mitzutheilen. Der Bärenhäuter zeigte ihm jedoch aus dem einen Hoſenſack eine Hand voll Dukaten und aus dem andern eine Hand voll Dublonen, und wurde ſofort ein willkommener Gaſt. Der Wirth räumte ihm ein beſonderes Zimmer ein und traktirte ihn auch darin abſonderlich, damit andere Gäſte ob ſeiner häßlichen Geſtalt kein Abſcheuens haben, noch ihm ſeinetwegen die Herberge in ein bös Geſchrei bringen ſollten.

In dieſem Zimmer mäſtete ſich denn der Bärenhäuter von des Geiſtes Gelde aus, bis derſelbe einen edlen Herrn vom Lande auf der Reiſe begriffen zu ſein wußte, der in der nehmlichen Herberge einkehren würde.

Da kam er bei Nacht und malte in dem Zimmer lauter Konterfei's nach dem Leben der berühmteſten Menſchen, ſo ſeit Erſchaffung der Welt gelebt hatten: als des Kain's, Lamech's, Nimrod's, Ninus, Zoroaſter's, der Helena, der trojaniſchen und griechiſchen Fürſten, nicht weniger des Seſoſtris, Nebuchadnezar's, Cyrus, Alexander's des Großen, Julius Cäſar's, Nero's, Caligula's, Mahommed's und Anderer; ja ſogar auch die Bildniſſe derjenigen, ſo noch in die Welt kommen ſollten, als der Widerchriſten und dergleichen.

Der Wirth verwunderte ſich darüber nicht unbillig, vornehmlich als der Bärenhäuter vorgab, er hätte dieſe Gemälde ſelbſt verfertigt. Als nun aber der angeregte edle Herr gegen Abend ſeine Herberge dort nahm und ſeinen Wirth, der ihm bekannt war, fragte: was Neues? erzählte ihm derſelbe Alles, was er von ſeinem ſeltſamen Gaſte wußte und nicht wußte, nehmlich ſeinen wunderlichen Aufzug, ſeine große Kunſt in der Malerei, und daß er Geldes vollauf hätte. Der Herr antwortete: Ich muß dies ungewöhnliche Wunder morgen auch ſehen, ſonſt werde ich euch, was ihr mir geſagt, ſchwerlich glauben.

Wie er hierauf nächſten Morgens früh ſelber ſah, was er gehört hatte, befand ſich zwiſchen ihm und dem Wirthe kein anderer Unterſchied, als daß er die Kunſt der Malerei beſſer verſtand und ſich dannenher auch Beides über die kunſtreiche Hand und die Arbeit ſelbſt Mehreres verwunderte, deren Vollendung in Wahrheit unvergleichlich war. Indem er nunmehr wahrnahm, daß viele der Konterfei's den künſtlichen Alterthümern glichen, die er allbereit anderswo geſehen hatte, ſo glaubte er, daß die übrigen auch denen gleich ſähen, deren Bildniſſe ſie vorſtellten und die ihm bisher noch nicht vor Augen geſtellt worden waren. Er fragte den Bärenhäuter: ob er ſolche Arbeit gemacht hätte? und derſelbe fragte ihn hinwiederum: Wer ſonſt? Der Herr aber ſagte hierauf: So mußt du viel wiſſen, wenn du auch die Geſtalten der künftigen Menſchen zu entwerfen weißt. — Der Bärenhäuter entgegnete ihm: Allerdings weiß ich mehr wie Mancher vermeint. — Der Edelmann fragte abermals: Wer biſt du? — und Jener antwortete wieder: Ich bin der Oberſt Bärenhäuter, ein Soldat von Fortun, und habe mich neulich im Kriege wider den Türken brauchen laſſen. — Weil nun dieſes ein neuer und noch kein ſchändlicher Name war, ſo fragte der Edelmann deſſelben auch nicht weiter bei dem Fremden nach. Er ſagte vielmehr: Ich habe drei Töchter von gleich ſchöner Geſtalt, welche auch ihre Mutter ihrer Ähnlichkeit wegen oft ſelbſt vor einander nicht kennt. Ich will dich ſolche ſehen laſſen. Wirſt du nun wiſſen, welches die älteſte, die mittlere und die jüngſte ſei, ſo will ich dir eine davon zum Weibe geben, welche du unter ihnen haben willſt. Wo nicht, ſo ſollſt du ſammt deinem Vermögen mir zum Eigenthum verfallen ſein. — Da der Bärenhäater mit dieſem Vorſchlage zufrieden war, ſo nahm ihn der alte Herr mit heim, um ihn ſeine Töchter zu ſolchem Ende ſehen zu laſſen.

Der Geiſt aber erſchien dem Bärenhäuter wieder und ſagte zu ihm: Du mußt wiſſen, daß der Herr auf ſolche Fälle die Jüngſte in die Mitte, und die Älteſte auf die linke, die Mittlere aber an ihre rechte Seite zu ſtellen pflegt.

Als er denn nun auf dieſen Unterricht ſagen konnte, welches die Erſte, die Andere und die Dritte war, und zumalen die Jüngſte zum Weib begehrte, ſo ſchwur der Herr alsbald: Er wollte ſein Wort halten, wie es einem ehrlichen Kavalier gebührte; Gott gebe! was die Mutter dazu ſagte, und wie ſich ſein Kind dazu bequemte. Er wollte zwar auch die Hochzeit gleich vor ſich gehen laſſen, ehe ein ander Gewirr drein käme. Aber der Bärenhäuter war dem entgegen, und wendete, wiewol mit dem Verſprechen, bald wieder zu kommen, andere Geſchäfte vor. Dem zufolge er, nachdem er einen koſtbaren Ring, der hierzu gemacht war, von einander geſchraubt und ein Theil davon ſeiner Braut gegeben hatte, ſeines Weges ging.

Die Jungfrau Hochzeiterin kleidete ſich nach dieſen Ereigniſſen vor Traurigkeit ſchwarz, und wünſchte vergeblich, lieber allein zu leben, als ſich mit dem abſcheulichen Bärenhäuter zu verehelichen. Aber was half ihr Alles, was ſie that:

ihr Herr Vater wollt's alſo haben. Ihre Schweſtern gönnten ihr dieſe Heirath, verſpotteten ſie täglich wegen ihres ſchönen Hochzeiters, und erneuerten damit ſtündlich und täglich die Wunden ihres ohnedies traurigen Herzens, welches ſie doch Alles mit Geduld überwand.

Der Geiſt kam hingegen wieder und führte den Bärenhäuter in den Rhein ins Bad. Er richtete ihm daſelbſt ſeine Haare zu, beſchor ſelbige ſammt dem garſtigen Bart auf die neue Mode und zierte ihn durch beſondern Anſtrich dergeſtalt auf, daß er dem ſchönſten Kavaliere glich. Jetzt gehe hin nach N., ſagte er am Ende zu ihm: rüſte dich wie ein rechter ehrlicher Obriſter aus und lebe wie ein Herr. Ich will meine Schätze aufthun, die ich hier herum vergraben habe, und dir Geldes genug dazu geben.

Der Bärenhäuter war deſto gehorſamer, je weniger ihm ein erwünſchterer Befehl hätte kommen können, und er hielt ſich mit ſchönen Pferden, herrlichen Kutſchen, köſtlichen Kleidern und vielen Dienern, Livree wie ein Großvezier.

Als es dann dem Geiſte Zeit zu ſein däuchte, ſtellte er ſich wieder ein und ſagte zu ihm: Jetzt fahre hin und vollführe deine Heirath. Ja, damit er deſto reicher erſcheinen konnte, füllte er ihm beide Kutſchkiſten voller Geld, welches er ihm zur Beſchuldigung ſowol als zum Heirathsgute mitgab.

Alſo machte ſich hiernächſt der Bärenhäuter auf die Reiſe und ſchickte einen Trompeter voraus, ſeinem künftigen Schwäher, neben Vermeldung ſeines Dienſtes und Grußes, anzuzeigen, daß ein ſittlicher Kavalier auf dem Wege begriffen wäre, ihm zuzuſprechen und ſeinem Frauenzimmer gebührend aufzuwarten, mit einem Worte, eine von ſeinen Töchtern zum Gemahle zu begehren, wofern er anders gelitten werden möchte und keine Ungelegenheit verurſachte.

Er bekam darauf die höfliche Antwort, daß er ein lieber Gaſt ſein würde. Und ſo iſt er dann mit ſeinem Gefolge prächtig eingezogen und wohl empfangen, auch zu Bezeigung mehrerer Willfährigkeit oben an die Tafel zwiſchen beide älteſte Töchter geſetzt worden.

Dieſe zwei Schweſtern hatten ſich trefflich geſchmückt, um ihm zu gefallen, weil eine jede in der Hoffnung ſtand, ihn zu bekommen. Die Jüngſte dahingegen behalf ſich unten an der Tafel wie ein Turteltäublein, das ſein Gemahl verloren hat, ſintemal ſie als eine Verſprochene keine Hoffnung ſchöpfen durfte, dieſem anſehnlichen Herrn ſich zuertheilt zu ſehen. Ihre Schweſtern gaben ihr auch deswegen mit den Augen manchen hämiſchen Blick und mit Worten manchen empfindlichen und verächtlichen Stich, der ihr tief in das Herz einſchnitt.

Als nun aber der Bärenhäuter nach Vorweiſung ſeines vielen Geldes das Jawort und unter den Töchtern von Vater und Mutter die Wahl erhielt, derweil noch jede der älteſten Schweſtern feſtiglich meinte, die von ihm Auserkorene zu ſein: offenbarte er ſich plötzlich der Jüngſten durch ein Stück des von einander geſchraubten Ringes, von dem er ihr hiebevor ein Theil zugeſtellt hatte.

So hoch nun die jüngſte Schweſter ſolchergeſtalt erfreut wurde, ſo ſehr erſchraken dagegen die beiden älteſten, als ſie ſich ihrer Hoffnungen ſo jähling beraubt ſahen. Sie wurden ſo beſtürzt, daß ſie nicht mehr wußten, was ſie thaten, und ihre Eltern wurden ſo erfreut über der einen Tochter Glück, daß ſie der andern Beiden Anliegen nicht wahrnahmen, welche zugleich von der Scham vor ihrer Schweſter und von dem Neide gegen ſie dermaßen angefochten wurden, daß die eine ſich ſelbſt erhenkte, die andere aber ſich in einen Brunnen ſtürzte.

Alſo nun, ſagte der Geiſt, der dem Bärenhäuter ganz fröhlich erſchien, haben wir miteinander ausgefiſcht. Du haſt eine und ich zwei von den Töchtern bekommen, die hiebevor ihr Vater manchem ehrlichen Kavalier verſagte.

XXV.

Der Chevalier auf den Knien.

Madame Graſſet war eine junge reizende Witwe von zwei und zwanzig Jahren, die noch alle ihre Kindesunſchuld und in Folge einer eigenthümlich ſtrengen Kloſtererziehung eine ungewöhnliche Sprödigkeit und Verſchämtheit an ſich hatte, welche Eigenſchaften durch ihre fünfjährige Ehe mit einem reichen alten Geheimſchreiber des Königs, der ihr ein Vermögen von dreißigtauſend Thalern hinterlaſſen, nichts weniger als geſtört oder beeinträchtigt worden waren.

Während ihres Kloſterlebens zur Genüge in ihren etwaigen Bedürfniſſen nach Einſamkeit geſättigt, fand ſie gegenwärtig ganz und gar keinen Geſchmack an der Abgeſchiedenheit einer Witwenſchaft, und ſah ſie deshalb auch ſchon vier Monate nach dem Tode ihres ehelichen Verſorgers nicht eben mürriſch darein, wenn ihre Freunde davon ſprachen, ſie zum andern Male auf eine ihrem Alter angemeſſene Art zu verheirathen.

Da nun auch bereits ihre Eltern und zwar bald nach ihrer Vermählung geſtorben waren, ſo ſtand ſie jetzt als unbeſchränkte Herrin ihres Schickſals ganz allein in der Welt, und lebte faſt ausſchließlich der Sorge für ihre Schönheit, die nebenbei ihrer erfahrenen Kammerfrau anvertraut war. Ihr Vermögen, ihre Jugend und ihre Reize ließen es ihr natürlich nicht an Anbetern fehlen. Sie hatte deren jeder Art, einige hatten ſich auch ſchon erklärt. Aber der Anſtand, die Rückſicht auf die öffentliche Meinung, und mancherlei Streitigkeiten, die zwiſchen ihr und den Verwandten ihres Mannes wegen der Erbſchaft obſchwebten, zwangen ſie, ihre Geſinnungen zurück zu halten, derweil andere Liebhaber noch nicht gewagt oder Gelegenheit gefunden hatten, ihre Abſichten auf ihre Hand auszuſprechen oder ſich ihr zu nähern.

Unter der Zahl dieſer Letzteren befand ſich der Chevalier d'Argencourt, ein junger Mann, der nicht viel älter war als ſie ſelbſt, ſeit fünf Jahren unter den Musketieren des Königs diente und als unbemittelt ſich durch eine vortheilhafte Heirath emporzuhelfen ſuchte. Er war von angenehmem Äußern und von gutem Hauſe, und verfehlte nicht, ſeit einem Monate, da er die Augen ſeines Herzens und ſeines Verſtandes auf die Witwe geworfen hatte, ſich ihr bei jeder Gelegenheit zu zeigen und ſie mit ſeinen verliebten Blicken allerwärts zu verfolgen.

Ein Musketier des Königs war nicht gewohnt, den ſchmachtenden Schäfer zu ſpielen. Ärgerlich über den geringen Erfolg ſeiner Liebäugeleien, und im Vertrauen auf ſeine perſönlichen Vorzüge, faßte alſo d'Argencourt den raſchen Entſchluß, ſeine Geliebte in der Nähe und mit einem entſchiedenen Angriffe zu beſtürmen, und ihr ſeine Leidenſchaft rund heraus zu erklären, es möge darauf erfolgen, was da wolle. Zu dieſem Endzwecke erkühnte er ſich, da die junge Witwe das zweite Stockwerk in dem Hauſe eines Sachwalters bewohnte, deſſen Hausthüre immer offen ſteht, noch deſſelben Abends bei einbrechender Dunkelheit ihre Treppen emporzuſteigen, um, nachdem er ſich verſichert habe, daß ſie allein ſei, ſich eine ungeſtörte Unterredung mit ihr zu verſchaffen. Seltſamerweiſe fand er, als er vor ihrer Wohnung angelangt war, die Eingangsthüre derſelben offen ſtehen, und nahm er doch Niemand wahr, der ſich erboten hätte, ihn anzumelden. Dieſer Umſtand nöthigte ihn, geradezu einzutreten; und ſo ſchritt er aus einem Gemach in das andere vor, bis er zuletzt in dem Schlafzimmer ſeiner Schönen dieſelbe in einer auffallenden Lage antraf.

Es hatte nehmlich die Kammerfrau ihrer Gebieterin ein gewiſſes, körperliche Erleichterung bewirkendes Mittel zurecht gemacht und das dazu dienende Werkzeug auf einen zur Seite ihres Bettes ſtehenden Seſſel neben eine das Zimmer ſchwach beleuchtende brennende Kerze gelegt. Die Bettvorhänge waren halb zurückgeſchlagen und die Witwe ruhte, das Geſicht gegen die Wand gekehrt, zur Aufnahme des lindernden Mittels bereit, auf ihrem nächtlichen Lager, derweil die Dienerin, die vergeſſen hatte, weiße Wäſche herbeizubringen, deswegen noch einmal in das obere Geſtock in eine Vorrathskammer geeilt war, und um Zeit zu ſparen, alle Thüren offen gelaſſen hatte.

Nicht wenig erſtaunt über das ſich ſeinen Augen alſo darbietende unerwartete Schauſpiel, wollte der Chevalier doch nicht eine ſo gute Gelegenheit verabſäumen, der ſchönen Witwe einen Dienſt zu leiſten, und ohne ſich daher von dem reizenden Anblicke blenden zu laſſen, nahm er geräuſchlos das Werkzeug zur Hand, ließ ſich vor der Dame auf ein Knie nieder und erfüllte mit eben ſo großer Schnelligkeit als Gewandtheit das Amt der Zofe, worauf er gleich die Vorhänge wieder niederließ, das Inſtrument auf den Stuhl zurücklegte und, ohne ein Wort zu ſagen, ſo geſchwind das Zimmer verließ, daß er die halbe Treppe ſchon hinabgeſtiegen war, als die Kammerfrau außer Athem die geholte Wäſche herzubrachte und beim Eintritt in das Schlafzimmer ihrer Gebieterin von weitem zurief: Verzeihen Sie, daß ich Sie habe warten laſſen. Sie haben wohl gethan, nicht unbedeckt liegen zu bleiben; geſchwind, kommen Sie. Ich fürchte beinahe, daß es kalt geworden iſt. — Ich glaube, du biſt närriſch, erwiederte die Witwe: willſt du, daß die Sache zwei Mal geſchehen ſoll? — Die Zoſe hatte mittlerweile das Inſtrument an ihre Wange gehalten, es leer und kalt befunden, und deswegen den Schluß gezogen, ihre Gebieterin habe ſich ſelbſt geholfen. Sie ſagte alſo zu ihr, indem ſie die Vorhänge von einander ſchlug: Ich hätte wahrhaftig nicht geglaubt, Madame, daß Sie im Stande ſein könnten, ſich in der kurzen Zeit, derweil ich oben war, vor Ungeduld ſelbſt zu bedienen! — Nun, ich geſtehe, Margot, ich weiß nicht, was ich von dir denken ſoll, ſprach die Witwe: du verrichteteſt mir den Dienſt vor einem Augenblicke, und gibſt dir jetzt ſchon das Anſehen, nichts mehr davon zu wiſſen! — Ich? Madame! entgegnete die Zoſe: auf Ehre und Gewiſſen, ich habe es nicht gethan. Sie treiben Ihren Scherz mit mir! — Nein, nein, wiederholte die Frau vom Hauſe, ich ſpreche im vollen Ernſte. Du mußt nicht wol mehr bei Verſtande ſein! —

Dieſer Wortwechſel zwiſchen der Witwe und ihrer Dienerin ward immer eifriger und führte am Ende dahin, daß Beide nach langen gegenſeitigen Betheuerungen nicht wußten, was ſie von dem Vorfalle denken ſollten, und lieber gar annahmen, der Geiſt des vor zwei Tagen geſtorbenen Apothekers, welcher der Witwe gegenüber gewohnt hatte, möge ſich in der andern Welt ihres Bedürfniſſes verſehen und der Verſuchung nachgegeben haben, ſeine gewohnte irdiſche Amtsverrichtung noch einmal an ihr auszuüben.

Die ſtarke Abergläubigkeit der beiden Frauenzimmer prägte ihnen dieſe abenteuerliche Vorſtellung ſo feſt in den Sinn, daß ſie keinen Augenblick anſtanden, ſie für wahr anzunehmen. Noch an dem nehmlichen Abende war es, Margot's Plauderhaftigkeit zufolge, das Geſpräch des ganzen Stadtviertels, daß der Apotheker aus Gefälligkeit für Madame Graſſet aus jenem Leben wiedergekommen ſei; und die junge Witwe entſetzte ſich darüber dergeſtalt, daß ſie nicht mehr allein ſchlafen wollte und Margot die Nacht bei ſich in ihrem Zimmer behielt, ja, am folgenden Morgen noch bei weitem ängſtlicher geworden war.

D'Argencourt war aus dieſer Unternehmung als der ſelbſtzufriedenſte und verliebteſte Mann auf Erden hervorgegangen. Seine Leidenſchaft hatte ſich um das Doppelte geſteigert. Er brachte die Nacht in der höchſten Unruhe zu, und als er mit dem Anbruche des Tages aufgeſtanden war, fand er in dem erlebten Abenteuer Gelegenheit zu einer Liebeserklärung von der luſtigſten Art. Er ergriff die Feder und ſchrieb einen Brief, den er ſich vorſetzte, der jungen Witwe ſolchergeſtalt in die Hand zu ſpielen, daß ſie nicht errathen ſollte, woher er käme. Um dies zu bewerkſtelligen, vertraute er ſich ſeiner Wirthin an, die er als eine in jeder Art von Intriguen bewanderte Frau kannte. Sie verſprach ihm, ſeinen Wünſchen nachzukommen, fand Gelegenheit, ſich auf eine unbefangene Weiſe in die Wohnung der Witwe Eingang zu verſchaffen, und wußte den Brief des Chevaliers ſo geſchickt auf deren Toilettentiſch zu bringen, daß ihn die Dame vorfand, ohne im mindeſten zu ahnden, wie er dahin gekommen ſei. Mit leicht erklärlicher Neugierde ihn erbrechend, las Madame Graſſet zu ihrer nicht geringen Verwunderung Folgendes:

Der Geiſt des Apothekers an die liebenswürdigſte der Witwen.

Werden Sie mir wol verzeihen, Madame, daß ich, vom Himmel entſendet, geſtern ſo glücklich ſein durfte, mich Ihnen dienſtbar zu erzeigen, und Ihnen alſo eine Liebe zu erklären, die Ihnen während meiner irdiſchen Lebensdauer verborgen blieb? Mein unſichtbarer Geiſt, den das Feuer ſeiner unwiderſtehlichen Leidenſchaft zu Ihnen antrieb, führte mich in Ihre Nähe. Was ſah ich da, Madame, oder was ſah ich da vielmehr nicht, als ſich eine ſolche Fülle von Reizen meinen Augen darbot, und mich hinriß, ſie kniend anzubeten! O, widerſtreben Sie nicht dem Schickſal, das mich durch dieſen Augenblick auf ewig zum Sklaven Ihrer Schönheit machte! Ich werde Ihnen nicht eher ſichtbar werden, als bis Sie anfangen, mit meiner Leidenſchaft Erbarmen zu tragen. Inzwiſchen beſchwöre ich Sie, mir keinen meiner Nebenbuhler vorzuziehen, von denen doch nicht Einer ſo viel Urſache haben kann, als ich, der grenzenloſe Verehrer Ihrer liebenswürdigen Perſönlichkeit zu ſein.

Die Witwe theilte dieſes anonyme Schreiben ihrer Zofe mit, und da Beide, Herrin und Dienerin, abergläubiſch genug waren, die amtliche Erſcheinung des Apothekers, ihres verſtorbenen Nachbars, fortwährend im Sinne zu haben, ſo trugen dieſe auf eine unbekannte Weiſe zum Vorſchein gekommenen Zeilen nicht wenig dazu bei, ſie in dem vorgefaßten Wahne zu beſtärken. Die junge Witwe machte dies wunderbare Ereigniß zum Gegenſtande ihrer ernſtlichſten Betrachtungen, und glaubte in ſeiner Natur und Beſchaffenheit faſt eine Ähnlichkeit mit dem Abenteuer der Pſyche zu ſehen. Die Vorſtellung des todten Apothekers ward ihrer Einbildungskraft nachgerade auch durchaus nicht unangenehm, denn ſie wußte recht wohl, daß die von dem Ballaſte ihrer Körper befreiten ſeligen Geiſter nichts mehr von der Niedrigkeit des Irdiſchen an ſich haben, und fühlte alſo allmählig in der That das Verlangen in ſich erwachſen, dieſen ihr wohlbekannten Geiſt vor Augen zu ſehen, indem ſie nur die eine Sorge trug, wie ſie wol im Stande ſein würde, ihn aufzufinden und von der Neigung zu benachrichtigen, die ſie gar nicht ungern in ſich aufkeimen fühlte.

Mittlerweile machte das Gerücht von der Erſcheinung des Apothekers nicht geringes Aufſehen in Paris, und wie denn Alles, was den ſogenannten Geſpenſterglauben und die Wiederkehr Geſtorbener betrifft, in der Leichtgläubigkeit und kranken Einbildungskraft der Schwachen einen fruchtbaren Boden findet, ſo war in der Nachbarſchaft nicht eine einzige Witwe oder alte Jungfer, die nicht der ſteten Angſt gelebt hätte, den Geiſt des Apothekers auf den Ferſen zu haben, und man hörte nichts als unaufhörliche neue Spukgeſchichten, die dem Chevalier, der die unſchuldige Urſache dazu geworden war, ungemein viel zu lachen gaben.

Nach Verlauf einiger Tage erſpähete d'Argencourt die Stunde, da die junge Witwe in die Kirche gehen würde, um ihre Andacht zu verrichten. Als ſie das Gotteshaus betrat, ſchlich ſich ein kleiner Knabe zu ihr heran, der ihr ein Billet zwiſchen die Finger ſchob und eben ſo ſchnell, als er gekommen war, wieder in die Menge entwich. Der Chevalier, der ſich wie durch Zufall in ihrer Nähe befand, bot ihr zu gleicher Zeit das Weihwaſſer dar und ſagte leiſe zu ihr: Wenn etwa ein böſer Geiſt Sie plagt, Madame, ſo verſcheuchen Sie ihn damit. —

Sie bezog dieſe Äußerung nur auf das umlaufende Gerücht von der Erſcheinung des Apothekers. Eine lebhafte Röthe überzog ihr Geſicht, und ſich einbildend, daß der ihr zugeſchobene Zettel desgleichen von dem ſpukenden Geiſte ſei, der ſie ſo ſehr beſchäftigte, ward ſie von der Ungeduld befangen, ihn zu leſen, und fand ſie darin, nachdem ſie ſich an einen dazu gelegenen Ort begeben und ihn geöffnet hatte, die nachſtehenden Zeilen:

Soll mein armer Geiſt noch lange Zeit unwiſſend deſſen bleiben, Madame, was in Ihrem Herzen ſeinetwegen vorgegangen iſt? und tragen Sie gar kein Verlangen, ſich Ihren getreuen Anbeter ſichtbar werden zu ſehen? Er iſt Ihnen ſchon erſchienen, ohne daß Sie ihn erkannten. Sie werden ihn, ehe Sie ſich von hier entfernen, noch einmal in derſelben Geſtalt ſehen, die er für Sie angenommen hat. Fürchten Sie nicht, daß er Ihnen mit ſeinem Äußern einen Entſetzen erregenden Anblick darbiete, und kommen Sie, wofern Sie ſeine nähere Bekanntſchaft wünſchen, dieſen Abend in die Tuilerien.

Der Chevalier, welcher ſich ſolchergeſtalt in ihre Nähe geſtellt hatte, daß er ſie beobachten konnte, ohne von ihr wahrgenommen zu werden, hatte das Vergnügen, ſie ſeinen Brief mit ungemeiner Aufmerkſamkeit leſen zu ſehen. Er erkannte ſelbſt, daß ſie nach allen Seiten verſtohlen umherblickte, um ſich zu überzeugen, ob ſie auch von Niemand beaufſichtigt würde. Da es ihm darauf ankam, ihr Herz zu erforſchen, bevor er ſich ihr entdeckte, ſo hielt er ſich noch eine Weile vor ihr verborgen, um ihre Unruhe länger hinzuhalten. Als er ſich dann aber ihren Augen abſichtlich bloßſtellte und ihr in den ſeinigen ſeine Geſinnung zu verſtehen gab, erkannte die ſchöne Witwe in ihm, ſobald ihre beiderſeitigen Blicke ſich begegneten, denſelben jungen Mann, der an der Kirchthüre gegen ſie des Geiſtes gedacht hatte. Ein tiefes Erröthen verkündigte die Regungen ihres Innern auf ihrem Angeſicht. Sie erinnerte ſich auf der Stelle, ihn ſchon vor dem Tode des Apothekers öfters geſehen zu haben, und dieſe Erinnerung, verbunden mit dem Ausdrucke der auf ſie gerichteten Blicke des Chevaliers, brachten in ihrem Geiſte eine ſolche Verwirrung hervor, daß ſie, jemehr ſie darüber nachdachte, deſto weniger das Geheimniß errieth.

D'Argencourt erwies ihr, als ſie die Kirche verließ, dieſelbe Höflichkeit, wie bei ihrem Eintritte, fügte einige doppelſinnige Worte dazu und vermehrte nur dadurch ihre Unruhe, indem er ſelbſt ungeduldig den Abend erwartete, um zuzuſehen, welchen Erfolg die Zuſammenkunft in den Tuilerien haben werde, und ſehr richtig ſchloß, daß ſie ihm keinen zuverläſſigeren Beweis ihrer Neigung geben könnte, als wenn ſie ſich daſelbſt einfände.

Die Witwe ermangelte nun auch zwar in der That nicht des Vorſatzes, ſich das Vergnügen eines Abendſpazierganges nach den Tuilerien zu geben; ein unvorhergeſehener Unfall ſtörte aber einigermaßen d'Argencourts davon vorgehegte Erwartungen. Der alte reiche Advokat nehmlich, ihr Hauswirth, der die Geſchäfte der jungen Witwe führte und ebenfalls Witwer war, hatte ſich in den Kopf geſetzt, ſie ſei eine ihm angemeſſene Partie, und wollte ſie heirathen. Er machte ihr mit Eifer und Ausdauer ſeine Aufwartungen, und ſie nahm ſo viele Rückſichten auf ihn, ihn nicht geradezu kurz abzufertigen, weil ſie eben ſeines Rathes und ſeiner Feder zu bedürfen glaubte. An dieſem Abende kam er nun zu der Stunde bei ihr an, als ſie ſich anſchickte, ihren Spaziergang anzutreten. Da er ſeinen Wagen vor der Thüre hatte, ſo konnte ſie nicht umhin, auf ſein Anerbieten einzugehen, ſie nach den Tuilerien zu fahren. Sie nahmen noch eine Nachbarin der Witwe und ihre Zofe mit, und waren nicht ſo bald in der Hauptallee angelangt, als der Chevalier, der ſie ſtehendes Fußes erwartet hatte, ſeine Geliebte mit ſo zärtlichen Blicken grüßte, daß ſie allmählig anfing, einen Theil der Wahrheit zu ahnden, die ihr bisher verſchleiert geblieben war, und die Überzeugung zu gewinnen, der Chevalier möge wol eben ſelbſt der vorgebliche Geiſt des Apothekers geweſen ſein. Die ſie nunmehr bewältigende Scham über das Angedenken deſſen, was er gethan und geſehen hatte, war ſo ſtark, daß ſie bei der ihr eigenen Sprödigkeit eine Zeit lang alle Faſſung in ſich ſelbſt verlor. Sie erröthete einmal über das andere, wiewol glücklicherweiſe keiner ihrer Begleiter ſich ihres Zuſtandes verſah. Als ſie zuletzt mit denſelben ausgeſtiegen und ein wenig wieder zu ſich gekommen war, führte ſich der Chevalier unter einem ſchicklichen Vorwande in ihre Geſellſchaft ein und begann mit ihr eine Unterredung, deren Vergnüglichkeit die Gegenwart des mürriſchen Rechtsgelehrten noch dadurch erhöhte, daß derſelbe dem jungen Krieger mannichfachen Anlaß lieh, ſich über ihn zu beluſtigen. Es koſtete d'Argencourt nicht große Mühe, die junge Witwe auf eine verſteckte Weiſe mit Andeutungen und halben Worten in Kenntniß zu ſetzen, daß ſie ſich in ihrer Annahme, die in ihm denjenigen ſah, der ihr jenen verfänglichen, dem unruhigen Geiſte des Apothekers ſchuld gegebenen Dienſt geleiſtet habe, nicht trüge, und da ſie bereits eine ernſtliche Neigung zu ihm gefaßt hatte, ſo verzieh ſie ihm am Ende in ihrem Herzen dieſe Verwegenheit. Der ſcharfe Verſtand, den er in dem Geſpräche verrieth, das er mit ihr führte, gefiel ihr wohl. Sie fand ſein äußeres Weſen zuvorkommend und liebenswerth, und die energiſche Liebesgluth, welche ſeine Augen auf ſie ausſtrahlten, zündeten auch in ihren Gefühlen für ihn eine Flamme an, die ſie, wenn ſie auch ſelbſt gewollt hätte, nicht im Stande geweſen ſein würde wieder auszulöſchen.

Der Spaziergang währte ziemlich lange, und zwar länger, als der alte Advokat, der ſich dabei nicht wenig langweilte, gewünſcht hätte, bis die einbrechende Nacht endlich zur Rückkehr und zum Abſchiede nöthigte, bei dem ſich der Chevalier heimlich von ſeiner Geliebten die Erlaubniß erbat, ſie beſuchen zu dürfen, und mit einem Händedrucke von ihr vernahm, wie gern ſie ihm dieſe Bitte zugeſtand.

Sobald der eiferſüchtige Advokat die ſchöne Witwe nach Hauſe zurückgebracht hatte, konnte er nicht unterlaſſen, ihr mannichfache Vorwürfe über ihre allzu frei und lebhaft geführte Unterhaltung mit einem Unbekannten zu machen. Er erreichte aber freilich damit nichts Anderes, als daß er ſich der jungen Dame um ſo unangenehmer ins Licht ſtellte, je entſchiedener er ſie alſo ihrer innerlichen Neigung ſelbſt bewußt werden ließ.

Als ihr nun der Chevalier bereits des nächſten Tages ſeinen Beſuch abſtattete, ſo brachte das Liebespaar nicht lange Zeit mit unergiebigem Wortwechſel zu, ſondern kam vielmehr bald dahin überein, daß der läſtige Nebenbuhler d'Argencourts gänzlich beſeitigt wurde. Madame Graſſet verlobte ſich nehmlich mit dem Letzteren noch bei eben dieſer Zuſammenkunft, nachdem ſie die Nacht vorher über ihr ferneres Schickſal mit ſich ſelbſt einig geworden war, und wer weiß in wiefern nicht allein ſchon durch ihre übergroße Verſchämtheit ſich hatte beſtimmen laſſen, ihre Hand auf ſein Verlangen einem Manne zu reichen, der ſchon ſo weit wie an jenem Abende dem Willen ihres Schickſals zufolge mit ihr vertraut geworden war. Sobald es die Schicklichkeit zuließ, fand die Hochzeit ſtatt, und empfing alſo die ſchöne Witwe in den Armen ihres zweiten Gatten vollſtändigen Erſatz für den Verluſt des erſteren.

BIBLIOTHECA

Druckfehler.

Seite	49	Zeile	4	von unten	lies:	worden ſtatt: worden ſei.
=	124	=	7	= =	=	Betrügereien ſtatt: Betrügerin.
=	237	=	16	= oben	=	verſprach ihm ſtatt: ihm verſprach.
=	238	=	14	= =	=	Gleichwie er auch nach ſtatt: Auch ſtellte er nach.
=	=	=	15	= =	=	anſtellte ſtatt: an.
=	335	=	3	= unten	=	und die = die.
=	337	=	8 u. 9	v. oben	=	entſendete = entſendet.
=	366	=	4	von oben	=	iſt bald vorüber ſtatt: naht.
=	388	=	8	= unten	=	befand ſtatt: befanden.
=	410	=	6	= oben	=	Don Aleſſandro ſtatt: Aleſſandro.
=	415	=	15	= =	=	ihr ſtatt: ihre.
=	=	=	17	= =	=	Undankbarkeit ſtatt: Undenkbarkeit.
=	425	=	15	= unten	=	geweihte ſtatt: geweihten.
=	=	=	11	= =	=	ſie ſich = ſich.
=	438	=	5	= =	=	euch = auch.
=	465	=	2	= oben	=	bereiteten = bereite.
=	482	=	6	= =	=	bittrerer = bitterer.
=	516	=	2	= =	=	herausgekommene ſtatt: herausgekommenen.

Das

Novellenbuch

von

Eduard von Bülow.

Dritter Theil.

Das Novellenbuch;

oder

Hundert Novellen,

nach

alten italieniſchen, ſpaniſchen, franzöſiſchen,
lateiniſchen, engliſchen und deutſchen

bearbeitet

von

Eduard von Bülow.

Mit einem Vorworte
von
Ludwig Tieck.

Dritter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1836.

Qui nunquam sensit amoris
Ignem, aut lapis est, aut bestia.

Aeneas Silvius.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Die erſte Novelle dieſes Theils, „Studentenglück" iſt ziemlich getreu aus dem Spaniſchen entlehnt. Wer deren Verfaſſer iſt, ſcheint ungewiß, denn ich habe ſie nicht nur in den Succesos prodigiosos in diferentes Novelas etc. auctor Don Baltasar Mateo Velasquez etc. Segunda Impression. En Zaragoza s. a. vorgefunden, welches mittelmäßige Buch moraliſche Erörterungen aller Art und viel kleine unbedeutende Geſchichten enthält; ſondern auch, wörtlich damit übereinſtimmend, unter den Novellen eines Don Isidro de Robles, der, nach Nic. Antonio, um 1666 geſchrieben haben ſoll, in der Coleccion de novelas escogidas, compuestas por los mejores ingenios españoles. Madrid 1787. 8 Vol. Daß dieſe Novelle nun an eben dem Orte den Namen des Don Isidro de Robles trägt, iſt allerdings ein Umſtand, der deſſen Autorſchaft daran wahrſcheinlicher macht, als die des Don Baltasar Mateo Velasquez. Was aber die genannte Sammlung ſelbſt angeht, die überdies Novellen von Don Luis de Guebara, D. Andres de Prado, D. Matias de los Reyes, D. Alonso Geronimo de Salas Barbadillo, D. Diego de Agreda y Vargas, D. Andres del Castillo, D. Alonso del

Castillo Solorzano, einem Ungenannten und Cervantes aufweiſt, ſo führt ſie ihren Namen durchaus nicht in der That, denn es ſind, Cervantes natürlich ausgenommen, nichts weniger als die beſten Novelliſten Spaniens, von denen man darin Arbeiten antrifft. Die meiſten derſelben ſind mittelmäßige, und geben nur ein Zeugniß von dem ſchnellen Verfalle, oder eigentlicher, dem geringen Aufſchwunge der ſpaniſchen Novellenpoeſie ab. Nur zwei, die alſo hier mitgetheilte, „Studentenglück“ und eine andere, die ich für den vierten Theil bearbeitet habe, ſchienen mir nicht blos ſtellenweiſe Verdienſte zu beſitzen. —

Von Bandello enthält dieſer Theil vier ziemlich treu bearbeitete Novellen, nämlich: die zweite „Antonio Bologna“, beim Autor die ſechsundzwanzigſte des erſten Theils, die er einem wirklichen Ereigniſſe ſeiner Zeit nacherzählte. Joh. Schopenhauer hat in ihren „Novellen, fremd und eigen“. Erſter Band. Rudolſtadt, 1816, dieſe Novelle Bandellos, ſowie auch die andere von mir für den zweiten Theil überſetzte: „die Errettung aus dem Grabe“ auf ihre Weiſe wiedergegeben. Auch erzählt ſie F. H. von der Hagen in den „Geſchichten, Mährchen und Sagen“, die er mit A. Hoffmann und H. Steffens 1823. herausgab. In ſeinen „Briefe in die Heimath“ Bd. 3. S. 168 ſagt er: er habe dieſe Geſchichte in Neapel in einer öffentlichen Bibliothek im Manuſcripte einer geheimen Chronik des Hofes von Neapel ſeit Alfons I, unter vielen anderen meiſt tragiſchen Liebesgeſchichten gefunden und ausgezogen. Von dem Königl. Bibliothekar Giuſtiniani habe er erfahren, der Verfaſſer nenne ſich Silvio Corona, und ſein Buch le corna di Napoli, welches man in mehren Bibliotheken unvollſtändig finde. Bandellos Novelle ſcheint Herr v. d. Hagen nicht gekannt zu haben.

Beide Quellen ſtimmen übrigens mit einander ziemlich überein, und ſo iſt wohl anzunehmen, daß der Verfaſſer des eben angeführten Buches die Novelle aus Bandello abgeſchrieben habe. — Die achte Novelle, „die blonde Ginevra" iſt bei Bandello die ſiebenundzwanzigſte des erſten Theiles, und unſtreitig eine der ſchönſten und an Poeſie reichſten, nicht blos dieſes Autors, ſondern der ganzen Novellenliteratur. — Die funfzehnte, auch von Anderen nacherzählte, „Balduin, der eiſerne, von Flandern" iſt nach Bandello I. 7. übertragen. — Die fünfundzwanzigſte endlich „Romeo und Julia", durch Shakeſpear weltberühmt geworden, iſt bei Bandello die neunte des zweiten Theils. Der erſte bis jetzt bekannte Autor der dieſe Novelle erzählte, war Maſſuccio. In ſeinem Noveliero iſt es die dreiunddreißigſte. Er erzählt ſie mit anderen Namen als Luigi und ohne Kunſt. Luigi da Porto, geboren um 1485 in Vicenza, geſtorben 1529, erzählte ſie hiernächſt. Er war ein tapferer Hauptmann im venetianiſchen Kriegsdienſte, und die erſte Ausgabe ſeiner Novelle iſt vom Jahre 1535. Die zweite erſchien 1539, eine dritte von 1731 enthält auch das Leben des Autors und ſeine Gedichte. Er ſoll auch noch mehrere Novellen geſchrieben haben; bekannt geworden iſt jedoch keine weiter, als dieſe, an deren Ausarbeitung, einem ſehr unſicheren Gerüchte nach, Pietro Bembo Antheil haben ſoll. Sie iſt desgleichen in dem von mir ſchon in der Vorrede zum erſten Theil erwähnten Noveliero italiano. Venezia 1754. abgedruckt. Nach Luigi wurde die Novelle von Romeo und Julie in ottave rime gebracht, und dies kleine Gedicht, das ich kenne, ſchon 1533, alſo vor der Novelle, in Venedig gedruckt. Bandello erzählte nach Luigi und zwar bei weitem kunſtreicher als dieſer, ſo daß ſeine Bearbeitung dieſes Gegenſtandes natürlich unter allen novelliſtiſchen die vorzüglichſte iſt. Er, wie Luigi ſagen aus, ein gewiſſer Aleſſandro Peregrino von Verona habe ihnen die Novelle erzählt, Bandello wohl nach Luigi. Die Novelle iſt früh und ſpät wiederholt in alle Sprachen überſetzt worden. In den Comptes du monde avantureux (ſ. m. Vorrede zum zweiten Thl.) iſt ſie nach Maſſuccio bearbeitet. Deutſch erzählt ſie ſchon Harsdörffer in ſeinem „Schauplatz jämmerlicher Mordgeſchichten". Spaniſch ſteht ſie in vorgedachten Novelas escogidas als ſiebenundzwanzigſte Novelle, betitelt: Aurelio y Alexandra, von D. Diego de Agreda y Vargas, mit ſehr ungeſchickten Veränderungen vorgetragen. Indem ich dieſes ſchreibe, kommt mir ein hierauf bezügliches Buch zur Hand, das nicht nach Verdienſt bekannt geworden zu ſein ſcheint. Es ſind die: Quellen des Shakeſpeare, in Novellen, Mährchen und Sagen, herausgegeben von Dr. Theodor Echtermeyer, Ludwig Henſchel und Karl Simrock". 3 Thle. Berlin, 1831. Darin ſagt Herr Simrock in ſeinen Anmerkungen zu der Novelle von Romeo und Julia: Girolamo della Corte in ſeiner Istoria di Verona. Ver. 1594. 96. 2 Vol. 4. erzähle ſie ebenfalls als eine wahre Begebenheit aus dem vierzehnten Jahrhunderte. In der Vermuthung, daß der Hiſtoriker nicht, wie es gewöhnlich geſchieht, dem Novelliſten den Stoff lieh, ſondern ihn in dieſem Falle hier von ihm entlehnte, ſtimme ich Herrn Simrock durchaus bei, und derſelbe Fall mag wohl auch bei Bandellos Novelle von dem Montanini und Salimbene in dem ſtatt gefunden haben, was ich darüber in der Vorrede zum zweiten Theile des Novellenbuches ſagte. Nach Herrn Simrock giebt es auch ein italieniſches Trauerſpiel, Romeo und Julia, von Luigi da Groto, mit dem

Beinamen Cieco d'Adria. Daß Shakeſpeare zwar hauptſächlich nach Bandello arbeitete, iſt entſchieden; ſehr möglich aber auch, daß ihm Luigi bekannt war. —

„Aucaſſin und Nicolette“, hierin die dritte Novelle, gehört urſprünglich der Provenzaliſchen Poeſie an, und iſt nicht nur eines der berühmteſten, ſondern auch allerdings eines der ſchönſten und lieblichſten Fabliaux. Es entſtand zu den Zeiten Ludwigs des Heiligen, wo es ſehr beliebt war, und iſt, im Gegenſatze zu allen anderen Fabliaux, die in gereimten Verſen geſchrieben ſind, abwechſelnd in Proſa und in Verſen abgefaßt. Bei jedem Wechſel ſteht die Ueberſchrift: Hier wird geſungen oder hier wird geſprochen (on dit, on conte, et on fabloye). Die Proſa bildet indeſſen den Kern des Gedichts, und ſcheint, mit Begleitung vieler Inſtrumente, von einem Chore rezitirt worden zu ſein. Legrand d'Aussy, der dies Fabliau in ſeinen Fabliaux ou contes du XII et XIII siècle etwas moderniſirt hat abdrucken laſſen, will auch die Muſik zu dem geſungenen Theile gefunden haben. Meiner Ueberſetzung liegt der Abdruck zum Grunde, den Sainte Palaye de la Curne im Jahre 1760 unter dem Titel: Les amours du bon vieux tems beſorgt hat. Derſelbe iſt, wie der Herausgeber ſagt, ziemlich getreu und hat nur die alte Sprache verſtändlicher gemacht. Der neueſten Ausgabe von Barbazan und Méon, in der Aucaſſin und Nicolette wörtlich wieder abgedruckt wurde, habe ich leider nicht habhaft werden können, in die ältere, die ich kenne, iſt es nicht aufgenommen. Die von Sainte Palaye ausgelaſſene Stelle vom Paradieſe habe ich nach Legraud ergänzt. Ich habe übrigens für gerathen gefunden, den poetiſchen Vortrag durchweg in Proſa aufzulöſen, inſofern doch die Verſe nirgend eigentliche lyriſche

Geſänge, ſondern nur Erzählung enthalten, und auch von ihrer urſprünglichen Einfalt in dem Abdrucke ſchon verloren zu haben ſcheinen. Die Strophen von zwanzig und mehreren Verſen haben eine jede gewöhnlich nur einen Reim, oder eine dem Reime nahe kommende Aſſonanz, und nur allein ihr letzter Vers reimt nicht, ohne Zweifel um damit dem Trouvère anzuzeigen, daß die Proſa wieder beginne. Da es mir nun bei einer Ueberſetzung dieſes Fabliaus hauptſächlich darauf anzukommen ſchien, die Einfalt oder Lieblichkeit der Worte und des Tones wiederzugeben, ſo hielt ich mich für entbunden, in unſerer klangarmen Sprache die faſt unmögliche Nachbildung der Strophen in Verſen mit einem Reime zu verſuchen; weil dann wenigſtens die Ueberſetzung hätte ganz frei gehalten werden müſſen. Reimloſe Verſe dafür zu liefern, wäre freilich etwas ſehr leichtes geweſen; hätte aber doch eben dem eigentlichen Zwecke nicht entſprochen, und wäre ſchon deshalb als überflüßig erſchienen, weil ja die Geſchichte bei uns als Novelle geleſen und nicht geſungen wird. Ueberdies wiederholen die Verſe häufig nur die vorhergehende Proſa. Sainte Palaye nimmt in einer Note an, das in dem Fabliau vorkommende Schloß Torelore, wofür Sismondi Logodoro in Sardinien hält, ſei keineswegs in einem fremden Lande gelegen, ſondern Aiguesmortes, zu des heiligen Ludwigs Zeit ein Seehafen, geweſen, welches noch gegenwärtig vulgo das Land Turelure genannt werde. Legrand hält ſich ſehr ärgerlich über den anmuthigen Scherz mit dem Könige im Wochenbette, den er ausgeſchieden hat, auf; bemerkt aber, daß die Sage ginge, dieſer Gebrauch, der ja auch noch bei einem amerikaniſchen Stamme beſtehen ſoll, habe vor Zeiten in Bearn ſtatt gehabt. König von Torelore ward zum ſprüchwörtlichen Spottnamen eines feigen weibiſchen Mannes.

Aus Aucaſſin und Nicolette hat auch eine franzöſiſche Dame ein Feenmährchen gemacht, und Sedaine eine Oper. Daß das Fabliau etwa von den Italienern oder Spaniern aufgenommen worden, iſt mir nicht bekannt. Bei uns iſt es wohl ſchon öfter überſetzt und bearbeitet worden. —

„Der ſtolze Melcher", die vierte Novelle, iſt aus dem dritten Theile der ſämmtlichen Schriften des Simpliciſſimus entlehnt. Einige Milderungen der Ausdrucksweiſe, Auslaſſungen u. ſ. w. mußte ich mir damit erlauben; übrigens iſt die Hauptſache daran geblieben wie ſie war, und ich hoffe, daß ſich dieſe treffliche kleine Geſchichte ſchon durch ſich ſelbſt, abgeſehen von dem Intereſſe, das die darin berührten Verhältniſſe in ihren Beziehungen auf die neuere Geſchichte erregen, Beifall erwerben wird. —

Die fünfte Novelle „Des Fiſchers Glück und Liſt" iſt die erſte Novelle der zweiten Deca Grazzinis, mit welchem trefflichen Erzähler ich meine Leſer ſchon in den beiden erſten Theilen dieſes Buches bekannt gemacht habe. —

Von Giov. Batt. Giraldi theile ich in der ſechſten und elften dieſes Theils wieder zwei Novellen mit. Die erſte „Treulos, doch getreu!" iſt die dritte der fünften Deca der Hecatomithj, die andere, „der Gang nach der Löwengrube", die ſechſte der achten. Dieſe erzählt auch Bandello mit etwas veränderten Umſtänden I. 24., wie mir ſcheint, minder gut. Retif trägt ſie, wie ich in der Vorrede zum erſten Theil geſagt, auch nach einem unbekannten Originale vor, und noch eine Variation deſſelben Thema's ſteht als ſiebenzehnte Erzählung in den Patrañas von Timoneda. Am frühſten erzählen wohl die Cento novelle antiche das Ereigniß, auf dem alle dieſe Geſchichten beruhen. —

Die ſiebente Novelle: „der Genius“ iſt eine abgekürzte und den Worten nach mitunter freibearbeitete der Frau von Gomez, die ſie als dreiundzwanzigſte und vierundzwanzigſte Novelle, in ihren Cent nouvelles nouvelles mittheilt, auf die ich ſchon in der Vorrede zum erſten Theile zu ſprechen kam. —

Die neunte Novelle, „die Kraft der Erkenntniß“ iſt die zweite aus Montalbans Sucesos y prodigios de amor, dort genannt la fuerça del desengaño. Die Ueberſetzung iſt nicht wörtlich. Ueber den Autor ſ. m. Vorrede zum erſten Theil. —

Die zehnte Novelle, „die drei väterlichen Verbote“ habe ich aus Straparola geſchöpft, der mir ſchon für den zweiten Theil eine Novelle lieferte. Sie iſt bei ihm die fav. prima der notte prima. Die ſechszehnte Novelle Sacchettis iſt eine ähnliche. —

„Schmelzers Prüfungen“, die zwölfte Novelle, iſt die andere und letzte Geſchichte, die ich aus der ſchon beſprochenen bekannten Inſel Felſenburg in dieſes Novellenbuch aufnehme. Ich habe für nöthig gefunden, ſie abzukürzen. —

Die dreizehnte Novelle, „Belfagor“ iſt zwar wohl ſchon oft überſetzt und bekannt genug; ich konnte aber dennoch nicht umhin, dies kleine ironiſche Meiſterwerk Machiavells zu dieſer Sammlung zu geſellen, die ja eben ſo vollſtändig als möglich alle guten Novellen der älteren Zeit in ſich enthalten ſoll. Es iſt meine Ueberſetzung ein ſehr ſchwacher Verſuch, Machiavells wahrhaft begeiſternde Sprache deutſch wiederzugeben; ich will aber ſchon zufrieden ſein, wenn Kenner und Freunde des großen

Schriftſtellers mein Beſtreben darin wahrnehmen. Die Novelle Belfagor erzählt auch Giovanni Brevio gleichlautend mit Machiavell; es iſt aber nicht nur bei den italieniſchen Literatoren, ſiehe Mazzuchelli,'gli Scrittori d'Italia, entſchieden, daß Brevio ſie von Machiavel geſtohlen habe; ſondern auch kritiſch gewiß, da die übrigen Novellen Brevio's gegen dieſe allzuſehr abſtechen, und zu weit darunter ſtehen. Auch Straparola hat ſie Machiavell nacherzählt. —

Die vierzehnte Novelle, „beſtrafte Untreue" iſt die ſechsundzwanzigſte, la démoiselle cavalière, aus den Cent nouvelles nouvolles, suivent les cent nouvelles, contenant les cent histoires nouveaux, qui sont moult plaisants à racconter en toutes bonnes compagnies, par manière de joyeuseté. Avec d'excellentes figures en taille douce, gravées sur les desseins du fameux Mr. Romain de Hooge. 2 Tomes à Cologne; chez Pierre Gaillard 1701. Ich gedachte dieſer Sammlung ſchon in der Vorrede zum erſten Theile und hatte Anfangs die Abſicht, daraus nichts mitzutheilen. Bei nochmaligem Zuſehen machte ſich aber denn doch dieſe Geſchichte bei mir geltender als vorher. Die Cent nouvelles nouvelles ſind wahrſcheinlich die erſte franzöſiſche Novellenſammlung, denn die Cent nouvelles worauf ſich der Titel bezieht, ſind doch wohl die Cento nouvelle antiche. Sie wurden erzählt von den vornehmſten Edelleuten des burgundiſchen Hofes, und theils auch von dem franzöſiſchen Dauphin, nachmaligen Könige Ludwig XI, derweil derſelbe, mit ſeinem Vater Karl VII zerfallen, als Flüchtling an dieſem Hofe lebte. Die erſte Ausgabe erſchien 1455, von Ludwig XI, nach ſeiner Thronbeſteigung ſelbſt beſorgt. Die obige Ausgabe, die ich benutzte, iſt äußerſt ſelten und enthält die Novellen in der alten Sprache, unverändert nach der erſten Ausgabe, wieder abgedruckt. Eine neuere Ausgabe mit dem Druckort London, erſchien 1744 und kommt auch nicht häufig vor. Die Novelle „beſtrafte Untreue" erzählt ein Herr von Loqueſſoles, und ſie iſt auch ſpäterhin in Les faveurs et disgraces de l'amour, ou les amans heureux, trompés et malheureux etc. Sixième Edition. Paris 1711 aufgenommen. —

„Kunſtkennerſchaft," die ſechszehnte Novelle, fand ich in dem dritten Theile der Opere del Conte Gasparo Gozzi, Viniziano. Padova 1819. 3 Vol., wo ſie in dem „Osservatore" erzählt wird. Gaspari Gozzi, geb. 1713, geſt. 1786 war der Bruder des bei uns durch ſeine dramatiſchen Schriften berühmteren Carlo Gozzi, und bekanntlich einer der ausgezeichnetſten italieniſchen Kritiker und Styliſten der neueren Zeit, ſo daß ich nicht nöthig habe, etwas Näheres über ihn hier beizubringen. —

Die ſiebenzehnte Novelle, „der Bigamiſt," iſt die einundachtzigſte, le bigame, aus Retif de la Bretonne's Contemporaines; die dreiundzwanzigſte, „die natürliche Tochter", die dreiundzwanzigſte aus dem nämlichen Buche. Beide Novellen habe ich, wie überhaupt die meiſten die ich von Retif ſchon mittheilte, frei bearbeiten müſſen, um ſie lesbar zu machen. Verſteht ſich, nur in Bezug auf die Sprache, die Fabel iſt dieſelbe geblieben. —

Die achtzehnte Novelle, „Wagen gewinnt!" iſt die fünfundachtzigſte des erſten Theiles der Ducento novelle del Sgr. Celio Malespini etc. Venetia 1609. Ich ſprach von dieſem Buche ſchon in der Vorrede zum erſten Theile und wollte es zuvor unberückſichtigt laſſen. Bei wiederholtem Leſen darin gewann mir jedoch die Genialität der hier vorliegenden Novelle den Entſchluß ab, ſie mit Entfernung der ſehr bedenklichen Stellen und Verarbeitung der zuweilen flüchtigen Sprache zu verdeutſchen. Die übrigens ſo ſchöne kantige Diction Malespinis hoffe ich dagegen in meiner Ueberſetzung ſo wenig wie möglich beeinträchtigt zu haben. Dieſer Autor ſcheint viel weniger gekannt und geſchätzt zu werden, als er es verdient. Es iſt wahr, viele ſeiner Novellen ſind nicht ſelbſt erfunden; es giebt aber mitunter deren dennoch, und die hiſtoriſchen, welche er als Zeitgenoſſe vorträgt, möchten auch für den Geſchichtsforſcher wichtig ſein. —

Die neunzehnte Novelle, „das glückſelige Liebespaar,“ los felizes amantes, iſt die eine der beiden Novellen, die der falſchen Fortſetzung oder dem falſchen zweiten Theile des Don Quixote einverwebt ſind, welche zu ihrer Zeit eine Verhöhnung des großen Cervantes und ſeines Meiſterwerkes vorſtellen ſollte. Das Buch führt den Titel Segundo tomo del ingenioso Hidalgo Don Quixote de la Mancha etc., compuesto por el Licenciado Alonso Fernandez de Avellaneda, natural de la villa de Tordesillas etc. En Taragona 1614., und der Verfaſſer, ein Aragoneſe und erbitterter Feind des Cervantes, der ſich den genannten falſchen Namen gab, erwarb ſich mit ſeinem Buche, ohne es zu wollen, das Verdienſt, die Vollendung des Don Quixote zu beſchleunigen. Dieſe Novelle, welche auf einer bekannten Legende der katholiſchen Kirche beruht, iſt im Grunde ſchlecht erzählt, und ich habe öfters abkürzen und dem Style nachhelfen müſſen, um ſie in der, wie ich hoffe, nicht ganz verwerflichen Geſtalt, wie man ſie hier vorfindet, zu überliefern. —

Die zwanzigſte Novelle, „die drei Geduldproben,“ habe ich aus den ſo eben erwähnten Les faveurs et disgraces de l'amour etc. entlehnt, welche Sammlung faſt nur italieniſche Novellen nacherzählt und keinen eigenthümlichen Werth hat. Auch dieſe Novelle iſt italieniſchen Urſprungs, ich habe ſie ſogar italieniſch geleſen; es wurde mir aber unmöglich, ſie in der bedeutenden Maſſe der italieniſchen Novelliſtik jetzt wieder aufzufinden, nachdem ich ſie früher als ich ſie las nicht zur Bearbeitung mir bezeichnet hatte. Die franzöſiſche Ueberſetzung iſt übrigens gut, und da das italieniſche Original, ſo wie ich mich erinnere, eben ſo kurz war, ganz gewiß getreu. Alſo wird mich wohl die treffliche kleine Geſchichte ſelbſt entſchuldigen, daß ich ſie lieber nach einer Ueberſetzung, als gar nicht, meinen Leſern vorlege. —

Die einundzwanzigſte Novelle, „der Kaufmann von Venedig" iſt die Nov. 1. der Giorn. 4 aus dem Peccorone des Ser Giovanni Fiorentino, der ſie den Gestis Romanorum entnahm. Ich habe ihren Autor ſchon vorher in dieſe Sammlung eingeführt. Eſchenburg ſpricht von einer deutſchen Bearbeitung derſelben Geſchichte vom Jahre 1538. Ueber die Art, wie Shakespear den Stoff zu ſeinem Schauſpiel daraus nahm, ſiehe Herrn Simrocks Anmerkungen zu „Quellen des Shakespear" u. ſ. w. —

Die bei weitem ſchönſte Novelle Lope de Vega's, las fortunas de Diana, iſt die zweiundzwanzigſte dieſes Theils, „Dianens Schickſale". Meine Ueberſetzung hält ſich nicht immer an die Worte des Originals feſt, da des Verfaſſers Styl bekanntermaßen nicht ſo klaſſiſch iſt, daß er eine gewiſſenhafte Treue zuließe oder gar nothwendig machte. Auch von den eingeſtreuten Gedichten habe ich einige weggelaſſen, wo die Gelegenheit ſie aufzunehmen ſich zu ſehr dagegen ſträubte, und weil der Dichter ſie überhaupt mehr willkürlich als poetiſch gezwungen mit der Novelle vereinte. So viel ich von den Gedichten an paſſenden Stellen habe ſtehen laſſen, reichen, wie ich meine, hin, den Charakter der Novelle in ſeiner Integrität zu erhalten. Ihrer mehrere würden deutſch ermüdet haben. Auch dieſe Gedichte ſehe ich keinesweges alle als vortrefflich an; aber ſie ſind charakteriſtiſch und inſofern kam es mir darauf an, den zuweilen verworrenen Sinn der Worte ſo gut wie es ſich thun ließ aufzuklären. Herr Richard dagegen, deſſen Ueberſetzung der Lopeſchen Dichtungen ich in der Vorrede zum zweiten Theil erwähnte, hat bei dieſer Novelle, um der Aſſonanz willen, die ich aufgeopfert, den wörtlichen Sinn drangegeben. Ich bin nun der Meinung, daß Lope'ſche Verſe, wenigſtens die, von denen hier die Rede iſt, ſo künſtliche Behandlung weder verdienen noch zulaſſen; denn etwas ganz anderes iſt dies bei klaſſiſchen, wie etwa bei Calderoniſchen, die ſich Wort- und Klang-treu viel leichter als ſolch verworrene überſetzen laſſen. Herr Richard hat, um die Aſſonanzen nachzubilden, der deutſchen Sprache oft Gewalt anthun müſſen und iſt noch dunkler geworden als ſein Urtext. Und dennoch iſt es nicht einmal immer Treue zu nennen, ſpaniſche Gedichte mit Aſſonanzen eben ſo deutſch wiederklingen zu laſſen, denn in der ſpaniſchen, an den vollen Vokalen ſo reichen Sprache fallen die Aſſonanzen dem Dichter von ſelbſt in die Feder, derweil wir ſie aus allen Winkeln des Wörterbuches ſorgfältigſt zuſammenleſen müſſen, und die natürliche Folge deſſen iſt, daß das Gezwungene dieſes Verfahrens dem Leſer dennoch einleuchtet und ihm nicht angenehm ſein kann. —

Die vierundzwanzigſte Novelle endlich, „Wie zerronnen ſo gewonnen!" iſt die ſiebenzehnte Novelle Sacchettis, von dem ich ſchon im erſten Theile eine mittheilte. —

Um dem Publikum den ferneren Beweis zu geben, daß, wenn es in dieſer Sammlung keine große Verſchiedenheit von Autorennamen antrifft, und vielmehr des öſteren von mir zu einem und demſelben Autor zurückgeführt wird, dieß keinesweges daher rührt, daß ich etwa an Nachforſchungen nach ſeltenen Büchern es hätte fehlen laſſen, ſondern daß dem eben nur mein Entſchluß zum Grunde liegt, in dieſe Sammlung keine anderen Novellen aufzunehmen, als ſolche, die einen echten poetiſchen Werth haben und eben nicht in allen Büchern zu finden ſind, mag hiernächſt noch eine Ueberſicht der Werke ſtehen, die ich ferner durchgeleſen habe, ohne einen unmittelbaren Gewinn für das Novellenbuch daraus zu ſchöpfen.

Die ſechs Novelas exemplares, compostas pelo autor das duas partes da Constante Florinda, o Licenciado Gasparo Pires de Rebelo. Em Lisboa 1701, die Bouterweck in ſeiner Geſchichte der portugieſiſchen Poeſie u. ſ. w. erwähnt, ſind nicht gerade ſchlecht geſchrieben, aber doch ſehr mittelmäßige Geſchichten, von denen einige ziemlich beſtimmt an ältere ſpaniſche Novellen erinnern. Es iſt ein Jammer mit der portugieſiſchen Proſa, daß der einzige große Dichter der Nation, Camoens, gar nichts für dieſelbe gethan hat! Noch unbedeutender als dieſe Novellen ſind die Erzählungen, welche ſich in einem anderen portugieſiſchen Buche befinden, von dem Bouterweck in dieſem Bezuge ſpricht, nämlich in der Seram politico, abuso emendado etc. por Felix da Castanheira Turacem, Lisboa 1704, ſo daß ich es beſtätigt finde, was ich ſchon in der Vorrede zum erſten Theile, von dem Nichtdaſein einer portugieſiſchen Novelliſtik ſagte, denn ſolche Bücher, wie die eben angeführten, verdienen ſogar in einer Geſchichte der Poeſie keiner Erwähnung, um ſo weniger, da es ſich ja nicht einmal nachweiſen läßt, daß ſie zu ihrer Zeit ſonderlich bemerkt wurden. Unter die unbedeutenderen ſpaniſchen Novelliſten gehört auch Don Andres del Castillo aus Brihuegas, wiewohl er in oben genannter Coleccion de novelas escogidas etc. auch mit figurirt. Sein Buch Mogiganga del gusto, en seis novelas etc. 2. impr. Madrid 1734, bot mir keinen Stoff dar. Ich ſage damit nicht, daß er ohne Verdienſte wäre, aber er zeichnet ſich als Poet nicht aus. Die Novelas amorosas por Joseph Camerino etc. 2. impr. Madrid 1736, deren erſte Auflage nach den Privilegien ſchon 1623 erſchienen iſt, ſind ſchwächer, als man bei einem ſolchen Alter denken ſollte, dem zufolge ſie noch in die gute Zeit der ſpaniſchen Literatur fallen. Eben ſo mittelmäßig ſind die zwölf langen Novelas morales y exemplares etc. su autor Don Diego de Agreda y Vargas etc. En Madrid 1724, von deren einige gleichfalls in die Coleccion de novelas escogidas etc. Aufnahme erlangten. Don Diego de Noche, autor Alonso Geronimo de Salas Barbadillo, natural de Madrid. Madrid 1623, ferner El necio bien afortunado deſſelben Verfaſſers, Madrid 1621., ſowie El no importa de España, compuesto por Francisco Santos. Madrid 1668, und La verdad en el potro y El Cid resucitado, su autor Francisco Santos, natural de Madrid. Madrid 1686. enthalten längere oder kürzere Geſchichten ohne Novellencharakter. Wichtiger als dieſe Art von Büchern iſt nun allerdings das El Patrañuelo oder Primera Parte de las Patrañas de Juan Timoneda, en las quales se tratan admirables cuentos graciosas, marañas, y delicadas invenciones, para saber contar el sabio y discreto relatador. Sevilla 1583, in dem was Styl und Ausdruck anbetrifft. Nichtsdeſtoweniger verdient das Werk ſogar die Aufmerkſamkeit nicht, deren Bouterweck es zu würdigen ſcheint, denn der Verfaſſer, ein Buchhändler, iſt eben kein Novelliſt, ſondern erzählt, ohne es einzugeſtehen, meiſt dem Boccaccio, Giovanni Fiorentino und Bandello nach, und wenn es darauf ankäme, würde man wohl von jeder einzelnen ſeiner Novellen das fremde Vorbild nachweiſen können. Etwas ganz anderes iſt es, daß er inſofern alle Ehren verdient, als er, deſſen Buch ſchon 1576 zuerſt erſchien und ſomit, nächſt el conde Lucanor, von dem ich im vierten Theile ſprechen werde und der 1575 gedruckt wurde, das erſte ſpaniſche Novellenbuch iſt, ein guter Nacherzähler der italieniſchen Novelliſten, ſich einen günſtigen und wohl bedeutenden Einfluß auf die Bildung des Geſchmackes ſeiner Landsleute in dieſem Theile der Poeſie erwarb. Zu obiger Ausgabe muß ich noch bemerken, daß Titel und Buch nicht zuſammen gehörten und erſterer wahrſcheinlich einer anderen entnommen wurde.

Die Geſchichte von Aurelio und Iſabella habe ich, franzöſiſch und italieniſch in der zweiten Aufl. Paris 1547 mit ſüperben Lettern (bei Arnould l'angelier) geleſen. Eine Novelle iſt ſie nicht und an ſich unbedeutend; eigentlich wird darin nur die Streitfrage abgehandelt, ob der Mann das Weib, oder dieſes jenen mehr verführe. Ihr Verfaſſer nennt ſich Lelio Aletophilo, und ſie iſt urſprünglich ſpaniſch geſchrieben. Poetiſch nichtig ſind auch die ſieben Novellen der Terza Giornata delle novelle de' novizi, di M. Pietro Fortini, ora per la prima volta data alla luce. Siena 1811, deren Zweck nur Verſpottung der Geiſtlichkeit iſt. Der Verfaſſer lebte um die Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts. Die Novelle di Monsignor Giovanni Brevio (edizione formata sulla rarissima di Roma, per ant. Blado Asolano del 1545, der einzigen) 1799, ohne Druckort, ſind ebenfalls unpoetiſch, wenn auch ſonſt leidlich gut geſchrieben. Ihr Verfaſſer, ein venezianiſcher Bürger, war Canonikus von Ceneda und ein großer Hofmann und lebte um die Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts. Er ward als Gelehrter geſchätzt, und Mazzuchelli erwähnt ſeiner. Dieſen Novellen beigedruckt ſind die ſechs ähnlichen Novelle di Marco Cademosto da Lodi (ediz. formata sulla prima rarissima di Roma per etc. Blado Asolano del 1544.) 1799, ebenfalls ohne Druckort, deren Autor am Ende der letzteren erklärt, daß ihm ſiebenundzwanzig andere bei der Plünderung von Rom geraubt worden wären. Von beiden Werkchen wurde nur eine kleine Ausgabe von 85 Exemplaren veranſtaltet. Aeußerſt unbedeutend ſind ſodann: di Sulpizia Romana trionfante trattenimenti cinque, nova novella di trenta novelle esemplari e facete, per estivo fuggi l'ozio, di Camillo Scaligeri della Tratta. Bologna 1668, theils Späße und Anektoden. Die Novelle morali deſſelben Autors erſchienen 1627 in Venedig. La inscrizione, Novella del Cavaliere Clementino Vannetti Roveretano, academico fiorentino. Treviso 1790. und die Novelle venticinque composte dal Marchese Francesco Albergati Capacelli, e dall 'abate Gianfrancesco Altanesi. In Venezia ed in Lipsia 1781, ſind moraliſche gutgemeinte moderne Geſchichtchen. In ſeiner Geſchichte der deutſchen Poeſie und Beredtſamkeit ſpricht Bouterweck von altdeutſchen Novellen, die hinter den Fabeln aus den Zeiten der Minneſänger, Zürich 1757, abgedruckt ſein ſollen. Ich habe das Buch jetzt angeſehen und zwölf altdeutſche, aus den Gestis Romanorum überſetzte Erzählungen darin gefunden. Auch noch an ein langweiliges franzöſiſches Buch, die Nouvelles espagnoles par Madame d'Aulnoy. 2 Vol. à la Haye 1693, habe ich die edle Zeit verſchwendet, es zu leſen.

Inhalt.

Seite

I. Studentenglück 1

II. Antonio Bologna 13

III. Aucaſſin und Nicolette 30

IV. Der ſtolze Melcher 60

V. Des Fiſchers Glück und Liſt 81

VI. Treulos, doch getreu 100

VII. Der Genius 111

VIII. Die blonde Ginevra 155

IX. Die Kraft der Erkenntniß 194

X. Die drei väterlichen Verbote 227

XI. Der Gang nach der Löwengrube 242

XII. Schmelzers Prüfungen 257

XIII. Belfagor 291

XIV. Beſtrafte Untreu 306

XV. Balduin, der eiſerne, von Flandern 324

XVI. Kunſtkennerſchaft 335

XVII. Der Bigamiſt 344

XVIII. Wagen gewinnt! 367

Seite
XIX. Das glückſelige Liebespaar 388
XX. Die drei Geduldproben 428
XXI. Der Kaufmann von Venedig 437
XXII. Dianens Schickſale 461
XXIII. Die natürliche Tochter 509
XXIV. Wie zerronnen, ſo gewonnen 531
XXV. Romeo und Julia 588

I.

Studentenglück.

Ein Jüngling aus Andaluſien kam auf die Univerſität Alcalà de Henares, um eine ihm zumeiſt beliebige Wiſſenſchaft zu ſtudiren. Er war von Eltern aus dem Mittelſtande erzeugt und geboren, die Gott bereits zu ihren Vätern verſammelt hatte; wollte aber mit ſeinen Anſprüchen höher hinaus, als wozu ihn ſeine Herkunft und ſein geringes Vermögen berechtigten, und wendete alſo leider! den Genuß ſeiner völligen Freiheit nicht anders an, als wohl auch ein wildes Pferd hätte thun mögen, das ſein Führer mit einem Male entzügelt laufen läßt.

Gleich nach ſeiner Ankunft in Alcalà beurkundete der neue Student die Thorheit, von der ſein jugendliches Alter und die Traumwelt ſeiner Gedanken ſtrotzte, dadurch, daß er ſich eine Wohnung miethete, die des vornehmſten Edelmannes würde würdig geweſen ſein. Er nahm zwei Bedienten und eine Wirthſchafterin an, die ihn begleiteten und ſein Hausweſen wie ſeinen Tiſch beſorgten, und es kam ihm dabei gar nichts weniger in den Sinn, als daß ein ſolcher Aufwand ſeinen Stand und ſeine Kräfte weit überſtieg. Er hätte vernünftigerweiſe ſeinem Beutel nur zumuthen können, auszureichen, wenn er etwa der Stubenburſche von noch drei anderen armen Teufeln in einem ärmlichen Hinterhofe geworden wäre, jeden Monat ſechszig Ollas gegeſſen und ſich mit ſeinen Kameraden der Reihe der Wochen nach gegenſeitig ſelbſt bedient hätte. Aber er war von der Befolgung ſo einfacher Klugheitsregeln weit entfernt und meinte, mit den drei= bis vierhundert baaren Realen, die er beſaß, nicht nur eine ſolche Lebensart, wie er begonnen hatte, fortſetzen, ſondern wohl auch noch damit zur Noth Algier erobern zu können.

In dieſer wiewohl trügenden Vorausſetzung ſchloß er ſich mit ſeinem Umgange den allerreichſten Studenten an, ließ ſich zu Gaſtereien einladen, beſuchte die vornehmſten Häuſer und machte wohl auch ſeinerſeits Geſchenke und erzeigte Aufmerkſamkeiten; indem er ſich auf dieſe Weiſe ſeinen Ruf als reicher anſehnlicher Mann am leichteſten ſicherte, und ſich bei Handel= und Gewerbetreibenden Leuten ein ſolches Vertrauen erwarb, daß er von ihnen ſeine Bedürfniſſe in Menge auf Borg erhielt, und alſo befähigt wurde, ſeine Lebensweiſe noch längere Zeit fortzuführen, als ſein Geld eigentlich dauerte.

Das große Herz und der kühne adliche Sinn, den er dabei, freilich neben einem nicht geringen Theil Eitelkeit und Ehrgeiz, bewies, wären in der That einer beſſeren Sache werth geweſen. Die Fakultät, der er ſich widmete, war die des kirchlichen und weltlichen Rechts; denn es galt ihm gleichviel, dermaleinſt geiſtliche oder weltliche Tracht anzulegen, wenn er nur das Glück hätte, ſich durch ſeine Studien hinreichend auszuzeichnen, um hier oder dort zu den höchſten Würden zu gelangen.

Dieſer abenteuerliche Student hieß in Andaluſien Pablo, ließ ſich aber in Caſtilien Don Pablo nennen, trotz dem, daß es keine wohlfeilere Waare als den Ehrentitel Don gibt, der, den Datteln ähnlich, mit einem wenig ſüßem Fleiſch einen übermäßigen Knochen verdeckt. Herr Don Pablo wanderte alſo ſeines eigenthümlichen Weges weiter, und wurde immer erfinderiſcher an Ränken, je mehr er ſich auf Koſten ſeiner Fortſchritte in der Gelehrſamkeit, mit Schulden bereicherte. Da er nun aber am Ende dennoch Niemand mehr fand, der ihm borgte, weil er ſeinen Gläubigern die ihm geſtellten Zahlungsfriſten immer weniger hielt, und da es ihm mithin an dem nothdürftigſten Unterhalte zu mangeln begann, wenn er nicht auch noch ſeine geringe ihm überbliebene Habe veräußern wollte, ſo ging ihm allmälig doch die unangenehme Einſicht auf, daß er ſehr unbedachtſam gehandelt habe und beſſer gethan haben würde, nach Alcalà zu kommen um zu dienen anſtatt um zu gebieten. Mit bitterer Reue im Herzen ging er oftmals an die Ufer des Henares hinaus, unter Seufzern und Klagen da zu luſtwandeln, und entwarf und verwarf bei ſich allerlei Pläne und Anſchläge, wie er ſich wohl aus ſeiner Verlegenheit heraus helfen möge. Da ſuchte ihn aber eines Tages, während eines ſolchen Spazierganges, einer ſeiner Freunde eiligſt auf, und warnte ihn, ja nicht wieder in die Stadt zurückzukehren, ſondern mit Hülfe der bevorſtehenden Nacht zu flüchten, oder ſich an einem ſicheren Orte zu verbergen, denn ſeine Gläubiger hätten ihre Sache den Händen der Gerechtigkeit übergeben, und der Pedell wäre nicht allein ſchon ausgezogen, ihn zu fangen, ſondern auch bereits auf ſeiner Spur, weil er, als er ihn nicht zu Hauſe angetroffen, erfahren habe, daß er im freien Felde ſei. Der arme Don Pablo fühlte ſeine bedrängte Lage auf das ſchmerzlichſte und entſetzte ſich beſonders über die drückende Vorſtellung, nunmehr in das Carcer wandern zu müſſen, gleichwie ſeine ganze Armuth aufgedeckt und zum Geſpötte ſeiner Feinde werden zu ſehen.

In dieſer Stimmung ſchied er von dem Studenten, der ihm einen ſo guten Dienſt geleiſtet hatte und zog ſich tiefer unter die Pappeln und Ulmen zurück, die die Ufer des Fluſſes beſchatteten, bis er zu einer Stelle kam, wo dieſe Bäume ein dichtes Wäldchen bildeten.

Da er ſich nun aber auch hier noch nicht ſicher genug glaubte, ſo ſtieg er mitten drinnen auf eine mit Laub und Aeſten reich bewachſene Pappel, auf der er nur der ſchärfſten Aufmerkſamkeit hätte ſichtbar werden können, und erwartete daſelbſt, in Schwermuth und ängſtliche Einbildungen verſunken, den Anbruch der Nacht, um ſich alsdann von ſeinem Baume herabzulaſſen, und ſo weit von Alcalà hinweg zu fliehen, daß man dort nie wieder etwas von ihm hören. Es laſtete ihm freilich ſchwer auf der Seele, ſeine Gläubiger alſo ohne alle Bezahlung laſſen zu müſſen, und er beweinte innerlich ſeine Thorheit, indem er zu Gott betete, ihn in Zukunft auf dem Pfade der Vernunft und Klugheit anzuführen.

Derweil der bekümmerte Pablo in der Höhe ſich auf dieſe Weiſe noch mit ſich ſelbſt und ſeiner üblen Lage beſchäftigte, hörte er mit einemmal Schritte nahen, und entdeckte, mit Vorſicht hinunterſchauend, einen ihm wohlbekannten angeſehenen Bürger aus Alcalà, Namens Roſino. Dieſer Mann war in ſeiner Jugend arm geweſen, dann aber plötzlich emporgekommen und ſo reich geworden, daß er ſeine Tochter an einen gelehrten Mann hatte verheirathen können, und auch ſeine beiden Söhne, die ihm Gott gegeben, gut untergebracht haben würde, wenn ſie nur hätten einſchlagen wollen. Sie hatten ſich dagegen leider! beide auf die üble Seite gelegt, und ſich angelaſſen, das ſchöne Beſitzthum, welches ihr Vater in dem Laufe ſeines langen Lebens mit Fleiß und ſaurer Mühe erworben hatte, auf das leichtſinnigſte zu vergeuden, wodurch denn der kluge und verſtändige Alte zu der Erkenntniß gelangt war, wenn es ſo fortginge, würde er, wohl noch auf ſeine letzten Lebenstage Hunger und Kummer erdulden müſſen. Dieſes Unglück war für ihn noch dadurch vergrößert worden, daß er ſeine Frau durch den Tod verloren und nunmehr keinen Menſchen mehr im Hauſe hatte, auf den er ſich verlaſſen und dem er auch nur einen einzigen Real ruhig anvertrauen konnte, weil ſeine ausſchweifenden, verſchwenderiſchen Söhne ihm Thüren und Schlöſſer aufbrachen, oder die Schlüſſel entwendeten und nachmachen ließen, und ſeine Tochter und ſein Schwiegerſohn mit ihren Kindern, wenn ſie ihn ja zuweilen beſuchten, nicht ſowohl zu ihm kamen, um ihn zu ſehen, als vielmehr, um ihm, ſo wie er nur die Augen abwendete, was ſie irgend konnten, hinwegzunehmen. So mußte er denn beſtändig auf ſeiner Hut ſein, und lebte wie unter Feinden, und wie er darum eben noch die runde Summe von tauſend Escudos in Gold beſaß, die er willens war, für den Nothfall zurückzulegen und außer dem Bereiche ſeiner Söhne und ſeines Eidams zu verbergen, ſo kam er gegenwärtig in dieſer Abſicht aus Alcalà daher gewandert, und trug ſein Geld in einem leinenen Sacke bei ſich, den er vorſichtigerweiſe in einen dazu gefertigten, der Erhaltung des Geldes wegen gewichſten und ausgeſchmierten Beutel von Katzenfell geſteckt hatte. In die buſchigſte Mitte dieſes Luſtwäldchens gelangt, da wo der Torote in den Henares fließt, und der Student Pablo auf ſeinem Baume ſich geborgen hatte, blickte er nach allen Seiten umher, ob auch keine Leute in der Nähe ſeien, und zog, als er ſich allein ſah, ein Weidmeſſer hervor, mit dem er ſehr geſchickt vier bis fünf Stücke Raſen vom Boden abhob, der mit dem grünen an baumreichen Flußufern wachſenden Brillenkraute bedeckt war. Er höhlte darauf ein anſehnliches Loch aus, legte ſeinen Schatz darein und ſprach, als er es zuſcharrte: O verhüte, Gott! daß dieſes Geld in ſchlechte Hände falle; du weißt, Herr! zu welchem guten Ende ich es hier vergrabe, damit ich in meinem Alter und in meiner mir bevorſtehenden Armuth nicht vor Anderer Thüren betteln gehen muß und mir doch eine Meſſe leſen laſſen kann, wann ich ſterbe und wann von meinen ungerathenen Kindern gewiß kein einziges für mich ſorgt. — Nach dieſen Worten trat er den Boden wieder feſt, und belegte ihn auch wieder ſorgfältig mit dem Raſen, ſodaß die aufgegrabene Stelle im mindeſten nicht bemerkbar blieb. Auf daß er aber dereinſt, wenn ihm vielleicht Zeit und Kummer ſein Gedächtniß geſchwächt hätten, ſeinen Nothpfennig deſto ſicherer wiederfinde, grub er mit ſeinem Meſſer in die Pappel, worauf Pablo ſaß und worunter er das Geld verborgen hatte, mit großen Buchſtaben das Wort HIER ein, und ging ſodann beruhigten Gemüthes nach der Stadt in ſeine Wohnung zurück.

Der arme Don Pablo, der alles dies mit angeſehen hatte, ließ Roſino von dannen gehen und verhielt ſich auf ſeiner Pappel ganz ſtill und ruhig, bis es völlig Nacht geworden war. Im Vertrauen auf die tiefe Finſterniß kletterte er dann herab, taſtete nach der Stelle, wo er dafür hielt, daß das Geld vergraben ſein müſſe, und war auch ſo glücklich, alsbald auf den ausgeſchnittenen Raſen zu treffen. Er grub den Beutel mit leichter Mühe augenblicklich wieder aus, öffnete ihn, im beſeligenden Gefühle ſeines Glückes, und warf ſich damit zur Erde nieder, wo er, beim klaren Lichte des eben aufgehenden Mondes, den goldenen Inhalt überzählte und fünfhundert Dublonen in ſeinem Beſitze vorfand. Allerdings gemeint, dieſen Schatz an ſeinen Eigenthümer zurückzuerſtatten, ſobald er es jemals im Stande ſein werde, ſtand er doch nicht im mindeſten an, ſich die Taſchen und ſeine zwar wohlriechende aber leere Börſe mit den blanken Goldſtücken anzufüllen, und warf er danächſt den leinenen und den ledernen Sack in das Loch hinein, das er zuſchüttete und eben ſo genau wieder mit dem Raſen bedeckte, wie es vorher bedeckt geweſen war. Er zog dann ein kleines Meſſer hervor, das er in einer Scheide bei ſich trug, und ſchnitt als Fortſetzung des Wortes, womit der geplünderte Roſino den verhängnißvollen Baum bezeichnet hatte, in deſſen glatte Rinde die folgenden Verſe ein:

HIER her kam, der nicht kommen ſah
den andren, der ſchon vor ihm nah
ſaß auf dem hohen Baume da,
und der zwar nimmt was er gebracht,
doch des Bezahlens bleibt bedacht
wenn je das Glück ihm wieder lacht.

In dieſen Beſchäftigungen hatte Pablo ein gutes Theil der Nacht hingebracht, und als er damit zu Ende war und ſich überzeugt hatte, von Niemand geſehen worden zu ſein, lächelte die Morgenröthe eben den neugebornen Tag an und ſchien zu gleicher Zeit den getäuſchten Greis auszulachen, indem ſie ſich mit dem glücklichen Pablo freute. Dieſer überlegte bereits ernſtlich mit ſich ſelbſt, was er vernünftigſterweiſe mit ſeinem neuen Reichthum anzufangen habe, und ging während deſſen auf der Straße, die von Madrid nach Alcalà führt, eilig nach der Stadt zurück. Durch das Thor wieder eingetreten, ſchritt er gerade auf ſeine Wohnung zu, und erſchreckte mit ſeinem Anblicke daſelbſt auf das äußerſte ſeine Freunde, die ſchon zu hoffen gewagt hatten, er werde durch die Flucht den Händen der Gerichte und dem Tode im Kerker entgangen ſein, aus dem er ſich, wie ſie verſichert waren, wegen ſeiner ſchlimmen Händel, nimmermehr würde wieder befreien können, und die ihn nun ſo frei und unbefangen mußten in ihre Mitte treten ſehen. Mit lachendem Muthe ſie in ſeine Arme ſchließend, ſprach er zu ihnen: Ihr müßt wiſſen, lieben Freunde, daß ich nicht ganz ſo arm bin, als wofür ihr mich gehalten habt. Wie würde ich mich denn auch ſonſt ſo tief in Schulden geſteckt haben, die ich nicht hätte bezahlen können! Ich beſitze in meiner Heimath Vermögen genug, um den Aufwand zu beſtreiten, den ich in Alcalà mache; aber die Nachläſſigkeit meiner Verwalter hatte mich in augenblickliche Verlegenheit gebracht. Wie ich ihnen nun gegenwärtig, wo ich von meinen Gläubigern ſelbſt gedrängt wurde, hart zuſetzte und androhete, ſie gerichtlich auspfänden und feſtnehmen zu laſſen, wenn ſie nicht ihre Verſchuldungen gegen mich abtrügen, ſo entſchloſſen ſie ſich endlich, in der Beſorgniß, die Gerichtskoſten möchten ihnen höher zu ſtehen kommen, als das ganze Kapital, mir nicht allein zweihundert und funfzig Escudos, als wieviel ſie mir für dieſes Jahr Zins ſchuldig ſind, zu überſenden, ſondern mir auch ſchon meine Gelder für das nächſte Jahr vorauszubezahlen. Sie fertigten mir die ganze Summe durch einen Boten nach Madrid zu und von da nach Alcalà, und indem ich nun geſtern eben nach Madrid gehen wollte, um ſie von dort aus mit neuen Mahnungen zu beſtürmen, gefiel es dem Himmel, mich in der Schenke von Viveros heute Nacht mit dem Boten und ſeinem Gelde zuſammentreffen zu laſſen. Ihr ſeht alſo, daß ich Gerichte und Carcer keinesweges zu fürchten brauche, denn da der Mann einen Theil meines Geldes in Gold bei ſich hatte, ſo habe ich ihm dies ſchon abgenommen, weil er ſo ſehr ermüdet war, daß er heute erſt ſpät zur Stadt kommen kann, und weil ich es nicht über mich gewinnen mochte, meine Angelegenheiten ſo lange in Verwirrung zu laſſen. Dahier ſind funfzig Dublonen: was ich ſchuldig bin, beträgt zuſammen etwa ein Tauſend Realen; lauft alſo, ich bitte euch, zu meinen Gläubigern in der Stadt umher und holt ſie mit ihren Rechnungen zu mir. Wenn ich gleich die ganze Nacht nicht geſchlafen habe, ſo will ich doch nicht eher wieder ein Auge ſchließen, als bis ſie ſammt und ſonders befriedigt ſind. — Er zeigte ihnen bei dieſen Worten die geringe Summe, die er ihnen angegeben hatte vor, damit der Anblick der größeren ihnen keinen Verdacht gegen ihn erwecke, und ſchenkte ihnen eine Dublone, mit der ſie ſich gütlich thun und beluſtigen möchten.

Seine Freunde, die Studenten, fanden eben ſo wenig wie ſeine ehemaligen Diener in ſeiner Ausſage den mindeſten Widerſpruch, denn es war darin Alles zuſammenhängend und begreiflich, und ſie hatten ihn in Alcalà jederzeit einen gewiſſen Aufwand machen geſehen, ohne daß ſie wiſſen konnten, ob er vorher in ſeiner Heimath arm geweſen ſei.

Es beeilte ſich alſo ein Jeder von ihnen, die Leute, denen Pablo etwas ſchuldete, aus der Stadt zuſammen zu holen, und es kam einer wie der andere derſelben auf das bereitwilligſte, herbei, um eine außenſtehende Schuld einzuziehen, auf deren Bezahlung er noch vor wenigen Stunden wohl nicht eben ſicher gerechnet haben mochte.

Als hierauf Pablo ſeine Sachen vollſtändig geordnet hatte, ermangelte er nicht mehr, ſich einzuſchränken, fleißig zu ſtudiren, und alle ungehörigen Ausgaben, ſowie jede prahleriſche Verſchwendung einzuſtellen. Er wendete auf dieſe Weiſe die nächſtfolgenden ſechs Jahre ſeines Lebens und ſeiner Jugendzeit ſo wohl an, und ging mit den ihm übriggebliebenen neunhundert Escudos ſo haushälteriſch um, daß dieſe an und für ſich vollkommen zu ſeinem Unterhalte derweil ausreichten, und ſein Fleiß ihm endlich die Erlaubniß verdiente, über das Dekret Gratian's öffentliche Vorleſungen zu halten, in deren Folge er ſehr bald zu Freunden und zu Gönnern, ſo wie zu großem Anſehen und zu Wohlhabenheit kam. Er widmete ſich ſpäterhin der ausübenden Rechtsgelehrſamkeit und heirathete die Tochter eines der begütertſten Einwohner von Alcalà.

Als nun Don Pablo ſah, daß ſein irdiſches Glück gemacht und feſt begründet war, ſo ging er in ſich, und erinnerte ſich des Schatzes des alten Mannes, dem er nicht allein, wie ihm ſein Gewiſſen ſagte, deſſen Zurückerſtattung ſelbſt, ſondern auch eine beſondere Dankbarkeit für die Wohlthaten ſchuldig ſei, die ihm jene Hülfe in der Noth allmälig zu Wege gebracht hatte. Noch bemüht, über den armen Roſino und ſein Schickſal Erkundigungen einzuziehen, ſah er denſelben auf der Straße von Haus zu Haus betteln gehen. So weit hatte ihn denn ſchon ſeine Nothdurft geführt. Einer ſeiner Söhne war, wie Don Pablo in Erfahrung brachte, geſtorben, und der andere, immer tiefer in Ausſchweifungen verſinkend, am Ende in das Gefängniß geworfen worden, wo man ihn zweier Mordthaten und noch anderer Verbrechen bezüchtigt und deswegen verurtheilt hatte, den Tod am Galgen zu erleiden.

Wie ſich alſo der arme Roſino durch dieſe Unglücksfälle in die äußerſte Armuth verſetzt fand, weil ſein Schwiegerſohn und ſeine Tochter ihn darum verlaſſen und ſich nach Sevilla gewendet hatten, von ſeinen Söhnen aber ihm auch nicht der Nagel an der Wand mehr übrig gelaſſen worden war, ſo hatte er zwar eingeſehen, daß es jetzt wohl an der

Zeit ſei, ſeine Zuflucht zu dem vergrabenen Schatze zu nehmen; man denke ſich aber, mit welchen Gefühlen, anſtatt des Geldes, jene in den Baum geſchnittenen Verſe gefunden! In bittere Klagen über ſein Schickſal ausbrechend, und nunmehr auch ſeines letzten irdiſchen Troſtes beraubt, ſtellte er ſeine Zuverſicht auf die Wohlthätigkeit guter Menſchen, und lebte fernerweit von dem, was ſie ihm um Gotteswillen gaben, indem er fortwährend in ſeinen Gebeten Gott anflehte, denjenigen, der ihm ſein Geld genommen habe, zu ſegnen, damit er ihm, wie er in den Verſen verſprochen, ſein Eigenthum zurückerſtatten möge. Sobald Don Pablo den Greis in dieſem Zuſtande wahrgenommen hatte, trat er eines Tages auf ihn zu und fragte ihn, um eben ſowohl mit Vorſicht als der Chriſtenpflicht gemäß, ſeinen Verbindlichkeiten gegen ihn Genüge zu leiſten, was ihn in ſolche Dürftigkeit verſetzt habe? Roſino trug ihm ſein Unglück mit wenigen Worten vor, und Don Pablo bat ihn darauf, ihn nach ſeiner Wohnung zu begleiten, indem er zu ihm ſagte: Dieweil ihm Gott keine Kinder gegeben habe, ſo wolle er, daß die Armen ſeine Erben würden. — Er kleidete ihn, räumte ihm in ſeiner Wohnung ein beſonderes Zimmer zu ſeinem Aufenthalte ein, und ſorgte für ſeinen täglichen Unterhalt. Desgleichen übernahm er die Vertheidigung ſeines Sohnes, der im Kerker ſchmachtete, und angeſehen, daß deſſen Schuld doch keinesweges ſo klar erwieſen, oder die peinliche Unterſuchung gegen ihn ſo durchaus erſchöpft war, daß man nicht mit gutem Gewiſſen noch einmal ſeine Losſprechung hätte betreiben können, ſo brachte er es durch ſeine Geſchicklichkeit und ſeinen Eifer dahin, daß das über ihn gefällte Todesurtheil in Landesverweiſung und in eine gewiſſe Geldbuße gemildert wurde, welche letztere Don Pablo ſich verbindlich machte, durch Almoſen für ihn einzuſammeln, wiewohl er ſie in der That aus ſeinem eignen Beutel bezahlte. Roſinos Sohn wurde aus ſeiner Haft entlaſſen, und ging in die Verbannung, wo er ſich, der Ausſchweifungen ſeiner Jugend müde, wie einer, dem das Meſſer allerdings ſchon an der Kehle geſtanden hatte, und der alſo durch Schaden klug geworden, aufs Arbeiten legte. Seiner Bekehrung und Beſſerung ſich darauf bei ſeiner Rückkehr wohl verſehend, verheirathete Don Pablo ihn mit einer ſeiner Dienerinnen, und trug nunmehr durch die Ausſteuer, die er derſelben mitgab, ſeine Schuld, gegen den armen Roſino vollſtändig ab, nachdem er, wie geſagt, durch den Unterhalt des Vaters und die Unterſtützungen, welche er dem Sohne bis dahin geleiſtet, das Kapital der tauſend Escudos, mit allen Zinſen, die etwa dazu zu rechnen geweſen wären, ſchon zum größten Theile zurückerſtattet hatte. Sich damit nichts deſtoweniger noch nicht begnügend, überließ er in ſeiner Dankbarkeit dem jungen Ehepaare und dem alten Manne ein kleines Häuschen, das zu dem ſeinigen gehörte, zur Wohnung, und hörte nimmermehr auf, dieſe Familie zu ſchützen und zu begünſtigen. Bemerkenswerth war es, daß Don Pablo, ſo oft ihm auch der alte Roſino ſeinen Unfall mit dem vergrabenen Schatz erzählte, in ſeiner weiſen Bedachtſamkeit doch niemals eine Miene dabei verzog, oder auch nur das leiſeſte Zeichen oder Wort von ſich gab, wodurch er hätte verrathen können, daß er der Finder des Geldes geweſen ſei.

II.

Antonio Bologna.

Antonio Bologna, ein neapolitaniſcher Edelmann, hatte dem unglücklichen Friedrich von Aragonien, welcher ſich nach ſeiner Vertreibung aus dem Königreiche Neapel dem ihm wohlwollenden Könige Ludwig XII. von Frankreich in die Arme geworfen, viele Jahre lang als Oberhofmeiſter gedient. Aus Frankreich endlich in ſeine Heimath zurückgekehrt, hatte er noch nicht allzulange Zeit daſelbſt verlebt, als die Herzogin Johanna von Amalfi, die Tochter Heinrichs von Aragonien, des natürlichen Sohnes Ferdinands I. von Neapel, und Schweſter des Kardinals dieſes Namens, ihn fragen ließ, ob er als Oberhofmeiſter in ihren Dienſt treten wolle?

An das Hofleben gewöhnt und der aragoniſchen Partei ergeben, nahm er ihren Vorſchlag an und begab ſich zu ihr.

Die Herzogin war frühzeitig verwittwet und hatte in ihrer Ehe einen Sohn geboren, deſſen Erziehung ſie gegenwärtig eben ſo wie die Beherrſchung des Herzogthumes Malfi leitete. Jung, rüſtig und ſchön, wie ſie war, und nicht geſonnen, ſich zum zweitenmale zu vermählen, wodann ſie ihren Sohn der Obhut fremder Leute hätte anvertrauen müſſen, erzeugte die üppige Lebensart, die ſie führte, in ihr das Verlangen, ſich einen Liebhaber auszuwählen, mit dem ſie ihrer Jugend froh werden könnte.

Sie warf ihre Augen auf viele Männer, ſowohl auf Unterthanen ihrer Herrſchaft, als auf andere, die ſie für geſittet und wohlerzogen hielt. Wie ſorgſam und genau ſie aber auch eines Jeden Perſönlichkeit und innerliches Weſen beachtete, ſo wollte es ihr doch ſcheinen, daß kein Einziger ſich mit ihrem Oberhofmeiſter vergleichen dürfe, der in Wahrheit ein ſehr ſchöner, ſtattlicher, mit feinen Sitten und glänzenden Eigenſchaften begabter Mann war.

Sie neigte ſich ihm allmälig immer leidenſchaftlicher zu, und wie ſie ſich dann Tag für Tag ſein Lob innerlich vorhielt und ſeine Tugenden preiſen mußte, ſo entbrannte ſie am Ende in wahrhaftiger Liebe für ihn. Lebendigen Geiſtes und ſcharfen Verſtandes von Natur, fühlte Antonio Bologna zwar den Abſtand zwiſchen ſich und der Hoheit ſeiner Gebieterin; er konnte ſich aber dennoch nicht erwehren, ſobald er ihrer Liebe zu ihm ſich erſt bewußt geworden war, ſie in die Tiefe ſeines Herzens dergeſtalt aufzunehmen, daß er fürder keinem anderen Gefühle mehr als der Liebe zu ihr darin Raum geſtattete.

Beide Liebende waren ſich bereits, wie hier geſchildert worden, eine geraume Weile gegenſeitig zugethan geweſen, als die Herzogin, von neuen Vorſtellungen überkommen, den Entſchluß faßte, theils um Gott nicht allzuſehr zu beleidigen, theils um jeder etwaigen übeln Nachrede wegen ihrer Liebe zu begegnen, nicht ſowohl die Geliebte Bolognas, ſondern vielmehr im tiefſten Geheimniſſe ſeine Gattin zu werden, und ſich ſeiner Liebe ſo lange im Verborgenen zu erfreuen, bis ſie es nicht mehr umgehen könne, ihre Verbindung mit ihm öffentlich zu erklären.

Sobald ſie mit ſich ſelbſt über dieſen Vorſatz im Reinen war, ließ ſie Bologna eines Tages zu ſich in ihr Zimmer kommen, trat mit ihm in ein Fenſter, wie ſie jedesmal zu thun pflegte, wenn ſie ihn über ihr Hausweſen berieth, und redete ihn folgendermaßen an: Spräche ich mit irgend einem anderen Menſchen als mit Dir, Antonio, ſo würde ich gegenwärtig nicht wiſſen, wie ich meine Worte anbringen ſollte. Da ich Dich aber als einen verſchwiegenen, mit hohem Verſtande begabten Edelmann kenne, der an den königlichen Höfen Alfonſo's des zweiten, Ferdinand's und Friedrich's, meiner Verwaandten, auferwachſen und gebildet worden iſt, ſo bin ich geneigt zu glauben, daß Du, nach Anhörung deſſen, was ich Dir jetzt zu eröffnen habe, mit mir übereinſtimmend denken wirſt. Sollte ich Dich nichts deſtoweniger anders erfinden, ſo würde ſich mein Vertrauen in die tiefe Einſicht die man Dir allgemein zuſchreiben will, allerdings nicht bewähren. Ich bin, wie Du weißt, durch das Ableben des Herrn Herzogs, Alfons Piccolomini, meines ehelichen Gemahles, ſeligen Angedenkens, in ziemlich jungen Jahren Witwe geworden, und habe ſeither als ſolche ein Leben geführt, wie es der ſtrengſte und weiſeſte Sittenrichter nicht hätte muſterhafter von mir verlangen können. Ebenſo habe ich der Regierung des Herzogthums mit ſolcher Sorgſamkeit vorgeſtanden, daß ich hoffen darf, wann die Zeit der Volljährigkeit meines Sohnes gekommen ſein wird, ihm daſſelbe in einem erwünſchteren Zuſtande zu übergeben, als ich es bei dem Tode des Herzogs ſelbſt übernahm. Denn nicht allein, daß ich funfzehn Tauſend Dukaten Schulden bezahlt habe, die in Folge der vergangenen Kriege gemacht worden waren, ich habe auch noch überdies eine einträgliche Baronie in Calabrien käuflich erworben, und mein ganzes Hausweſen auf das Vollkommenſte wohl beſtellt. Nunmehr hatte ich zwar bei mir beſchloſſen, in meinem leidigen Wittwenſtande nach wie vor zu beharren, und meine Reſidenz bald auf dieſem Landſitze, bald in jenem Kaſtell, aufgeſchlagen zu halten, bald auch meine Zeit in Neapel zu verleben, und ſie der Sorge um das Herzogthum meines Sohnes zu widmen; ich habe mich aber allerdings bewogen gefunden, meinen Vorſatz zu ändern und ein neues Leben zu beginnen. Ich wünſchte mir nämlich vielmehr einen neuen Gatten zu erwählen, als etwa gleich anderen Frauen zu thun, und Gott zum Hohne, wie der Welt zum böſen Beiſpiele, mich einem oder mehreren Liebhabern zu ergeben. Du ſiehſt, ich bin noch bei jungen Jahren und weder etwa lahm noch ſchielend. Ich lebe, wie Du ferner ſiehſt, in Wohlſtand und Ueppigkeit, um derenwillen ich verliebten Gedanken wohl oder übel Gehör geben muß. Wollte ich mir einen Gemahl erwählen, der dem erſteren im Stande gleich käme, ſo wüßte ich nicht, wie ich dies bewirken ſollte; ich müßte mich denn einem Knaben vermählen, der mich, meiner überdrüßig, wohl aus ſeinem Angeſicht verbannte, und meinen Platz an ſeiner Seite von verworfenen Dirnen einnehmen ließe. Denn es lebt gegenwärtig bei uns kein vornehmer Mann, deſſen Alter dem meinen entſpräche und der ledigen Standes wäre. Ich bin alſo nach reiflichem Erwägen und Bedenken dieſer Sache dahin mit mir einig geworden, daß ich einen ausgezeichneten Edelmann zu meinem ehelichen Gatten erheben will. Gleich ſehr um die Läſterungen des gemeinen Volkes zu vermeiden, wie um nicht mit meinen vornehmen Verwandten und beſonders mit dem Herrn Kardinal, meinem Bruder Ludwig, Ungelegenheiten zu haben, wünſchte ich dieſe ganze Sache freilich ſo lange verborgen zu halten, bis ſie ſich mit minder offenbarer Gefahr gelegentlich einmal eingeſtehen ließe. Derjenige, dem ich meine eheliche Treue anzugeloben beabſichtige, hat etwa tauſend Dukaten Einkünfte, und ich gebiete über deren mehr als zweitauſend, wenn ich meine Mitgift mit dem zuſammen ſchlage, was mir der Herr Herzog bei ſeinem Tode ausgeſetzt hat, wobei ich den mir zugehörigen Hausrath noch gar nicht mit berückſichtige. Ich würde mich dereinſt des Ranges einer Herzogin willig beſcheiden und mich als eine Edelfrau glücklich fühlen. Ich möchte nun aber gern von dir erfahren, was für einen Rath du mir ertheilſt? — Antonio hatte die lange Anrede der Herzogin vernommen und wußte nicht, was er darauf erwiedern ſollte; denn da er ſich für verſichert hielt, von ihr geliebt zu ſein, und ihr ſelbſt mit nicht geringer Liebe zugethan war, ſo konnte er natürlicherweiſe nicht wünſchen, ſie ſich wieder verheirathen zu ſehen, um noch Hoffnung zu behalten, dereinſt das Ziel ſeiner Liebe zu erreichen. Er blieb ſtumm ihr gegenüber ſtehen, wechſelte im ganzen Geſicht die Farbe, und ſeufzte tief ſtatt aller Antwort. Sie errieth die Gedanken ihres Geliebten, und da es ihr nicht misfiel, an dieſem Zeichen zu erkennen, wie inbrünſtig ſie von ihm wieder geliebt werde, ſo ſprach ſie zu ihm, um ihn nicht länger in Ungewißheit und Beſorgniß zu laſſen: Antonio! ſei getroſten Muthes und erſchrick nicht. Wenn du es ſelber willſt, ſo gedenke ich jedenfalls deine Gattin zu werden. — Dieſe Worte führten den Liebenden vom Tode zum Leben zurück, und er konnte gar nicht aufhören, den Entſchluß der Herzogin zu preiſen, indem er ſich ihr nicht zum Gatten, ſondern zu ihrem getreueſten Diener erbot. Eines hierauf des anderen verſichert, unterredeten ſie ſich lange mit einander und kamen überein, ſo bald und ſo geheim als möglich ſich zuſammen zu finden. Die Herzogin hatte eine Tochter derjenigen, die ihr die erſte Nahrung an ihrer Bruſt gereicht, in ihrem Dienſte bei ſich. Sie hatte dieſem Mädchen bereits ihre Abſichten anvertraut und rief ſie zu ſich, wo ſie ſich dann, in Ermangelung anderer Zeugen, in Gegenwart dieſer Kammerfrau mit Bologna verlobte. Ihre Vermählung blieb Jahre lang ein Geheimniß vor Jedermann. In Folge dieſer Ehe wurde die Herzogin zu ihrer und ihres Gatten großer Freude mit der Zeit geſegneten Leibes und genas eines Knaben, deſſen Geburt ſie ſo wohl zu verbergen wußte, daß vom ganzen Hofe Niemand ſich derſelben verſah. Bologna ließ das Kind mit vieler Sorgfalt ernähren und legte ihm in der Taufe den Namen Federico bei. Danächſt wurde die Herzogin zum andernmale ſchwanger und gebar ein ſchönes Töchterchen. Dieſe zweite Niederkunft konnte aber allerdings nicht ſo geheim gehalten werden, daß der Zuſtand der Herzogin und deſſen Erfolg nicht vielen Hofleuten kund geworden wäre. Wie zu erwarten ſtand, wurde ein ſo wichtiges Ereigniß auf die verſchiedenſte Weiſe von ihnen beſprochen, und ſo kam denn auch ein dunkles Gerücht davon dem Kardinale und einem zweiten Bruder der Herzogin, dem Markeſe Karl von Terace, zu Ohren, die ſich darauf zwar vorſetzten, die Schande ihrer Schweſter eben nicht zu einer öffentlichen Angelegenheit zu machen; nichtsdeſtoweniger aber anfingen, jeden ihrer Tritte und Schritte insgeheim beobachten zu laſſen, um den unbekannten Vater ihres Kindes zu erſpähen. Da nun das desfallſige Geflüſter und Gemurmel, welches ſich an dem Hofe der Herzogin immer lauter machte, und die von ihren Brüdern abgeſendeten Spione, welche daſelbſt immer häufiger erſchienen, in Bologna Beſorgniſſe erregten, die Kammerzoſe möge ſich zuletzt verleiten laſſen, zur Verrätherin der ihr mitbewußten Wahrheit zu werden, ſo ſagte er eines Tages geſprächsweiſe zu der Herzogin: Es iſt euch nicht unbekannt geblieben, meine theure Gebieterin, daß eure Herren Brüder in Folge eurer zweiten Niederkunft argwöhniſch gegen euch geworden ſind und eifriges Verlangen tragen, zu erforſchen, was eigentlich Wahres an der Sache ſei. Ich beſorge nicht ohne Grund, daß ſie einigen Verdacht auf mich geworfen haben, und mich eines Tages werden tödten laſſen. Ihr ſeid mit ihren Geſinnungen und ihrer Handlungsweiſe beſſer bekannt, als ich, und werdet euch vor ihnen hüten können, deren Rachedurſt ſich in meinem Blute ſicherlich ſtillen und ſie zu keinen weiteren Uebelthaten gegen euch ſelbſt antreiben dürfte. Ich habe deswegen bei mir beſchloſſen, nach Neapel zu gehen, um meine Angelegenheiten für jeden Fall in Ordnung zu bringen, und alsdann ſo lange in Ancona zu verweilen, als es euch gefällig iſt und bis es uns durch ſolche Trennung gelang, den Verdacht eurer Herren Brüder von der etwaigen richtigen Spur abzuwenden. —

Das liebende Paar wechſelte miteinander der Worte noch mancherlei über dieſen Gegenſtand, und am Ende ſchied Bologna, zu ihrem äußerſten Leidweſen, von der Herzogin. Seinem Vorſatze gemäß in Neapel ſeine Geſchäfte ordnend, übertrug er deren Fürſorge einem leiblichen Vetter von ſich und erwählte darauf Ancona zu ſeinem einſtweiligen Aufenthaltsorte, wo er ein ſeinem Stande gemäßes Haus machte. Er hatte daſelbſt ſeinen Sohn und ſeine Tochter zu ſich genommen, und ſtand ihrer Auferziehung getreulich vor.

Ihrerſeits war inzwiſchen die Herzogin zum drittenmale ſchwanger geworden, und fühlte dieſelbe eine ſolche Sehnſucht nach ihrem geliebten Gatten, daß ſie in der That meinte, nicht länger ohne ihn leben zu können. Nachdem ſie alſo zu wiederholtenmalen reiflich über ihre Lage nachgedacht hatte, und nicht mehr umhin konnte, zu befürchten, daß ihre Brüder ganz gewiß etwas gegen ſie unternehmen würden, ſobald ihre dritte Niederkunft verlautbarte, ſetzte ſie ſich nunmehr vor, ihre Zuflucht lieber zu ihrem Gatten zu nehmen, und mit ihm fernerhin als einfache Edelfrau zu leben, als, um den Preis fortwährender Trennung von ihm, der herzoglichen Würde theilhaft zu bleiben. Wer möchte wohl hiernach noch behaupten wollen, daß die Liebe nicht allmächtig ſei, und in ihren allgewaltigen Kräften nicht auch die kühnſte Einbildungskraft überſteige! Legt ſie nicht einen Tag wie den andern die ſeltenſten, verwunderungswertheſten Zeugniſſe davon ab? Einmal entſchloſſen, ihren ehelichen Gatten in Ancona aufzuſuchen, theilte ihm die Herzogin alsbald heimlich mit, was ſie für ihn thun wollte, und begann ſie ſoviel Geld und Geldeswerth als möglich nach Ancona zu ſchaffen. Hierauf öffentlich bekannt machend, daß ſie gelobt habe, nach Loreto zu wallfahrten, beſtellte ſie ihr Haus und ihre Herrſchaft, übertrug die Erziehung ihres Sohnes, der dereinſt Herzog werden ſollte, ſicheren Händen, und machte ſich in zahlreicher und ehrenvoller Begleitung auf den Weg. Sie langte mit einem großen Zuge Maulthiere in Loreto an, ließ daſelbſt eine feierliche Meſſe leſen, und brachte der verehrungswürdigen Gottesſtätte ihre reichen Gaben dar. Als nun aber die Ihrigen danächſt an die Rückkehr nach Hauſe dachten, ſagte ſie: Wir ſind nur funfzehn Meilen von Ancona entfernt, und da wir hören, daß dieſe Stadt ſehr alt und ſchön ſein ſoll, ſo will es uns gut dünken, dahin zu reiſen und einen Tag dort zu verweilen. — Ihre Begleiter fügten ſich in den Willen der Herzogin, und es ſetzte ſich der ganze Zug gen Ancona in Bewegung, wohin das Gepäck vorausgeſchickt worden war. Von alledem zu rechter Zeit benachrichtigt, hatte Bologna Vorbereitungen getroffen, die Herzogin und ihr Gefolge in ſeinem an der Hauptſtraße gelegenen Hauſe auf das prachtvollſte zu empfangen, und ihren vor ihr angekommenen Küchenmeiſter mit dem Bedeuten dahin geführt, er habe bereits für Herberge und Mahlzeit der Gebieterin geſorgt; wogegen dieſer eben nichts einzuwenden wußte, weil Bologna nur aus unbekannten Gründen den Hof verlaſſen hatte und überdies von männiglich daſelbſt gern geſehen wurde. Sobald es Bologna an der Zeit zu ſein ſchien, ſtieg er mit einer ſtattlichen Schaar anconitaniſcher Edelleute zu Pferde und ritt der Herzogin faſt drei Meilen Weges vor die Stadt hinaus entgegen. Die Begleiter der Herzogin riefen ihrer Gebieterin freudig zu, als ſie ihn ſahen: Ei, ſeht da, Frau Herzogin, unſern Herrn Antonio Bologna! und beeiferten ſich, ihn zu bewillkommnen. Er ſtieg vom Pferde, küßte ſeiner Gattin die Hände und lud ſie mit ihrem Gefolge nach ſeinem Hauſe ein, wohin ſie ihm auch als ſeine Gebieterin folgte, indem ſie ſich ſeinen Antrag gefallen ließ. Sie hatte aber mit den Ihrigen nicht ſobald das Mittagsmahl eingenommen, als ſie dieſelben insgeſammt zu ſich in den Saal beſchied, und weil ihr die rechte Zeit und Stunde gekommen ſchien, die Maske fallen zu laſſen, ſie ſolchergeſtalt anredete: Ich mag von heute an, meine lieben Getreuen und ihr Diener meines Hauſes, auch der Welt nicht länger verborgen halten, was vor dem Angeſichte Gottes geſchehen iſt. Mein Wittwenſtand hatte mir nach gerade den Wunſch eingegeben, ein neues Band der Ehe und zwar mit einem Gatten zu knüpfen, der nach meinem eignen Sinne wäre. Ich vermählte mich alſo ſchon vor mehreren Jahren in Gegenwart dieſer hier anweſenden Kammerfrau dem Herrn Antonio Bologna, den ihr vor euch ſeht, und erkläre euch hiermit frei heraus, daß derſelbe mein rechtmäßiger Gatte iſt, und daß ich als die Seinige fernerweit bei ihm bleiben werde. Bisher bin ich eure

Herzogin und Gebieterin geweſen, und waret ihr mir pflichtgetreue Vaſallen und Dienſtleute. Inskünftige liegt es euch nun ob, dem Herrn Herzoge, meinem Sohne Gehorſam zu leiſten und pflichtſchuldigſt getreu zu ſeyn. Dieſe meine Frauen werdet ihr nach Malfi begleiten, wo ich bei meiner Abreiſe ihre Ausſteuer in der Bank Paolo Toloſa's niederlegte und die desfallſigen Schriften der Aebtiſſin des Kloſters San Sebaſtiano übergab. Ich bedarf künftig Niemand weiter zu meiner Bedienung als meine Kammerfrau. Die Signora Beatrice, meine ſeitherige Ehrendame, iſt von mir bereits, wie ſie weiß, zufrieden geſtellt worden. Nichtsdeſtoweniger wird ſie in der ebengenannten Schrift finden, daß ich ihr noch eine erhebliche Summe ausgeſetzt habe, mit welcher ſie eine ihrer Töchter verheirathen kann. Iſt unter meinen Dienern irgend einer, der ferner bei mir bleiben will, ſo ſoll ihm eine gute Behandlung zugeſichert ſein. Für die übrigen wird, bei ihrer Rückkehr nach Malfi, der Oberhofmeiſter herkömmlicherweiſe Sorge tragen. Und ſo erkläre ich denn ſchlüßlich nochmals, wie ich entſchloſſen bin, von nun an mit meinem Gemahle, dem Herrn Antonio, meiner herzoglichen Würde ledig, im Privatſtande zu leben. — Die ganze Verſammlung hatte vor Erſtaunen und Beſtürzung über dieſe Anrede faſt alle Faſſung verloren. Wie ſich aber nach und nach ein Jeder überzeugte, daß er recht gehört habe, und wie Bologna ſeinen Sohn und ſeine Tochter hatte kommen laſſen, und die Herzogin dieſe Kinder als ihre eignen küßte und umarmte, ſo beſchloſſen ihre Begleiter insgeſammt, und nur mit Ausnahme jener getreuen Kammerfrau und zweier Reitknechte, die bei ihrer Gebieterin bleiben wollten, nach Malfi zurückzukehren. Der Worte wurden zuvor die Menge gewechſelt, und jedweder gab ſein Theil dazu. Sie brachen alle aus Bolognas Hauſe auf und begaben ſich in eine Herberge. Und wie denn kein Einziger von ihnen aus Furcht vor dem Kardinale und ſeinem Bruder gewagt hatte, bei ihr auszuhalten, nachdem er erfahren, wie die Sache ſtand, ſo kamen ſie auch unter ſich überein, gleich des anderen Morgens einen der Edelleute mit Poſtpferden nach Rom an den Kardinal abzuſenden, um ihn und den anderen Bruder von dem Vorgefallenen zu unterrichten. Sie thaten, wie ſie beſchloſſen hatten, und die Uebrigen traten inzwiſchen die Rückkehr nach ihrem Lande an.

Alſo verblieb die Herzogin bei dem Gatten ihrer freien Wahl und lebte mit ihm in äußerſter Zufriedenheit. Wenige Monate ſpäter gebar ſie ihm einen zweiten Sohn, der in der heiligen Taufe den Namen Alfonſo erhielt. Derweil nun aber das glückliche Ehepaar in Ancona in immer zunehmender gegenſeitiger Liebe und Zärtlichkeit ſeine Tage verlebte, bewirkte der Kardinal und ſein vorgenannter Bruder, die beide einen ſolchen Ehebund ihrer Schweſter auf keine Weiſe beſtehen laſſen wollten, unter dem Beiſtande des Kardinals von Mantua Gismondo's Gonzaga, der unter dem Papſte Julius II. Legat von Ancona war, daß die Anconitaner Antonio Bologna mit ſeinem Weibe aus ihrer Stadt verwieſen. Sie hatten ungefähr ſechs bis ſieben Monate in Ancona zugebracht, und wiewohl der Legat auf ihrer Entfernung hartnäckig beſtand, ſo gelang es Bologna dennoch, die Sache durch Unterhandlungen in die Länge zu ziehen. Es war ihm allerdings bewußt, daß ſie am Ende keinen anderen Ausgang als mit ſeiner Vertreibung nehmen konnte, und um deswegen davon nicht gar zu ſehr überraſcht zu werden, ſuchte er durch einen Freund, den er in Siena hatte, bei der Obrigkeit dieſer Stadt um ſicheres Geleit an, das ihm denn auch mit der Erlaubniß für ſich und die Seinigen, ſich daſelbſt niederzulaſſen, zugeſtanden wurde. Mittlerweile hatte er bereits ſeine Kinder vorausgeſchickt und ſeine ſämmtlichen Angelegenheiten ſo weit geordnet, daß er im Stande war, an demſelben Tage, als er von den Anconitanern den Beſcheid empfing, binnen vierzehn Tagen ihr Gebiet zu räumen, mit ſeiner Gemahlin und Dienerſchaft zu Pferde zu ſteigen und die Reiſe nach Siena anzutreten. Die beiden Brüder von Aragonien hatten gehofft, die Reiſenden unterweges in ihre Gewalt zu bekommen. Durch Bologna's vorbereitete Eile jedoch in ihren desfallſigen Erwartungen getäuſcht, bewogen ſie den Kardinal von Siena, Alfonſo Petrucci, durch ſeinen Bruder Borgheſe, der das Oberhaupt der Regierung von Siena war, den Flüchtigen auch den Aufenthalt in dieſer Stadt zu unterſagen. Seine Ungewißheit, wohin er ſich nunmehr wenden ſollte, endete Bologna durch ſeinen Entſchluß, mit den Seinigen in Venedig Schutz zu ſuchen. Er ſchlug den Weg durch das florentiniſche Gebiet nach der Romagna ein, und wollte ſich daſelbſt einſchiffen, um vollends zur See nach Venedig zu gehen. Da bemerkten ſie, ſchon in der Nähe von Forli angelangt, mit einemmale viele Reiter, die ihnen folgten und deren Abſichten ihnen verdächtig wurden. Voll Furcht und Schrecken und rathlos, wie ſie mit dem Leben davon kommen könnten, ſtarrten ſie einander mehr todt als lebendig an; jagten aber, von der Angſt angetrieben, dennoch mit beflügelter Eile weiter, um wo möglich eine unfern von ihnen gelegene Ortſchaft zu erreichen, in der ſie Rettung zu finden hofften. Bologna ritt einen ſtarken türkiſchen Renner, und hatte ſeinen älteſten Sohn desgleichen auf ein Pferd von türkiſcher Abſtammung geſetzt. Sein zweites Söhnchen und ſeine Tochter waren beide in einer Sänfte und ſeine Gemahlin trug ein Zelter. Er und ſein Sohn hätten ſich mit leichter Mühe retten können, weil ſie trefflich beritten waren;

die Liebe zu ſeiner Gattin ließ ihm aber die Flucht nicht zu. Dagegen war ſie ſelbſt der ſo feſten Ueberzeugung, ihre Verfolger hätten es nur auf das Leben ihres Gatten abgeſehen, daß ſie denſelben mit Thränen anflehte, auf ſeine Rettung Bedacht zu nehmen, und zu ihm ſagte: O! eilt von dannen, mein theurer Herr, mir und unſeren Kindern werden meine Brüder ganz gewiß kein Leid anthun; aber an euch würden ſie ihre Wuth ohne Zweifel auslaſſen, und es wäre euer Tod, wenn ſie euch fingen. — Sie drückte ihm nach dieſen Worten eine volle Börſe mit Dukaten in die Hand, und fuhr fort, ihn mit dringenden Bitten zu beſchwören, ſich zu flüchten, weil ja vielleicht dennoch der Himmel zuließe, daß ſich ihre Brüder beſänftigten. Der arme Ehemann erkannte aus der Nähe ſeiner Feinde die Unmöglichkeit, ſein Weib zugleich mit ſich zu erretten, und ſo ergab er ſich endlich, bis auf den Tod betrübt, in ihren Willen, nahm unter unzähligen Thränen von ihr Abſchied, und ſetzte ſeinem guten Roſſe die Sporen ein, indem er den Seinigen zurief, es möge ein Jeder fliehen ſo gut er könne. Der Sohn ſprengte dem Vater rüſtig nach, als er ihn mit verhängtem Zügel enteilen ſah, und ſo geſchah es, daß Bologna mit ſeinem älteſten Knaben und vier wohl berittenen Dienern glücklich nach Mailand entkam, weil er unterweges ſeinen anfänglichen Plan, ſich nach Venedig zu flüchten, aufgab.

Diejenigen, welche ausgeſandt waren, ihn zu tödten, bemächtigten ſich an ſeiner ſtatt ſeiner Gemahlin, ſeiner zwei kleinen Kinder und ſeines übrigen Gefolges, und der Anführer der Häſcherſchaar, mochte er nun von den Brüdern der Dame dazu beauftragt worden ſein, oder aus eignem Antriebe wünſchen, ſie ohne großes Aufſehen zu fangen und fortzubringen, ſagte zu ihr: Eure Herren Brüder, Frau Herzogin, haben mir geboten, euch in euer Land und euren

Palaſt zurückzuführen, damit ihr die Vormundſchaft eures Sohnes, des Herrn Herzogs, von Neuem übernehmt, und nicht länger bald hier- bald dorthin in der Welt umherſchweift. Herr Antonio Bologna war der Mann darnach, wenn er eurer überdrüßig geweſen wäre, euch wohl gar einmal in Elend und Dürftigkeit zu verlaſſen und ſeines eigenen Weges zu gehen. Seid alſo getroſten Muthes, und nehmt euch euer gegenwärtiges Schickſal weiter nicht zu Herzen. —

Die gefangene Dame ſchien ſich über dieſe Worte wirklich zu beruhigen, denn ſie glaubte annehmen zu dürfen, daß ſie wahr geſprochen wären, und daß ihre Brüder gegen ſie und ihre Kleinen allerdings nichts Feindſeliges beginnen würden. Dieſer Hoffnung lebte ſie einige Tage, bis ſie auf einem der Schlöſſer ihres Sohnes ankam, wo ſie mit ihren beiden Kindern und ihrer Kammerfrau in einen Thurm geſperrt wurde. Was daſelbſt aus allen Vieren geworden war, verlautete nicht alſobald. Die übrigen mitgefangenen Begleiter der Herzogin wurden ſämmtlich in Freiheit geſetzt; die unglückliche Mutter aber, ihre unſchuldigen Kinder und die getreue Dienerin ſtarben, wie man ſpäterhin auf das gewiſſeſte gehört hat, des elendiglichſten Todes durch Mord.

Der beklagenswerthe Gatte langte mit ſeinem Sohne und ſeinen Dienern in Mailand an, wo er einige Tage unter dem Schutze des Herrn Silvio Savello weilte, der gerade damals die Franzoſen im Kaſtell von Mailand belagerte, und dieſe Feſte bald im Namen Maximilians Sforza durch Capitulation einnahm. Als danächſt Savello mit ſeinem Heere nach Crema fortzog, begab ſich Bologna zu dem Markeſe von Bitonto, Francesco Aquaviva und ſuchte endlich, nach deſſen ebenfalls erfolgter Entfernung, im Hauſe des Ritters Alfonſo Vesconte eine Zuflucht.

Die aragoniſchen Brüder hatten inzwiſchen ihre Rache ſo weit getrieben, daß der neapolitaniſche Fiſcus, auf ihren Antrag, Bolognas Güter einzog. Bologna ſelbſt dachte einzig und allein daran, ſie mit ſich zu verſöhnen, weil er dem Gerüchte von der Ermordung ſeiner Gemahlin und Kinder auf keine Weiſe Glauben beimeſſen wollte. Er wurde mit der Zeit verſchiedene Male von Edelleuten gewarnt, ſich vorzuſehen, es ſei in Mailand keine Sicherheit mehr für ihn. Aber er verſagte dieſen wohlgemeinten Zuflüſterungen alles Gehör, und es ſteht zu glauben, daß er vornehmlich aus dem Grunde dagegen taub blieb, weil man ihm, um ihn deſto mehr einzuſchläfern und an etwaiger Flucht zu hindern, unter der Hand Hoffnung gemacht hatte, ſeine Gattin wieder mit ihm zu vereinigen. Von dieſer eitlen Hoffnung erfüllt und von heute auf morgen lebend, blieb er länger als ein Jahr in Mailand. Während dieſer Zeit trug es ſich zu, daß einer der Hauptleute der fremden Kriegsvölker, die damals im Herzogthume Mailand lagen, dieſe ganze Geſchichte einem Edelmann erzählte und ihn überdies verſicherte, es ſei ihm zwar aufgetragen worden, Bologna zu ermorden; da er aber Anderen zu Gefallen nicht zum Schlächter werden möge, ſo habe er denſelben auf eine gute Art warnen laſſen, ihm nicht in den Weg zu kommen, und ihm auch die Nachricht mitgetheilt, daß ſeine Gemahlin mit ihren Kindern und der Kammerfrau ganz gewiß ſchon erwürgt worden ſeien.

Als nun dieſer Edelmann eines Tages bei der Signora Ippolita Bentivoglia war, wo Bologna eben die Laute ſchlug und dazu ein rührendes Lied ſang, das er auf ſein Unglück ſelbſt gedichtet und auch in Muſik geſetzt hatte, ſo wurde er, der ihn früher nicht gekannt, und jetzt erfuhr, daß er der Gemahl der Herzogin von Malfi ſei, von ſolchem Mitleiden mit ihm ergriffen, daß er ihn bei Seite rief und ihm nicht allein eröffnete, was ihm über die Seinigen bekannt geworden war, ſondern auch noch hinzufügte, er wiſſe ganz beſtimmt, daß in Mailand Mörder für ihn gedungen ſeien. Bologna ſagte dem Edlen ſeinen Dank für dieſe wohlgemeinte Warnung, ſchloß aber mit den Worten: Ihr ſeid falſch berichtet worden, denn ich habe Briefe aus Neapel von meinen Freunden, die mich verſichern, der Fiſcus werde binnen Kurzem meine Güter wieder herausgeben, und der erlauchte und ehrwürdige Herr Kardinal zürne mir nicht mehr ſo heftig wie vorher, gleichwie auch ſchon ſein Herr Bruder ziemlich beſänftigt ſei, ſo daß ſie mir unzweifelhaft meine geliebte Gattin nächſtens wiedergeben würden. — Der Edelmann durchſchaute die Liſt, mit der man ihn umſtrickt hatte, warf noch einige bedenkliche Worte hin und ging von dannen.

Diejenigen, welche Bologna tödten wollten, ſahen am Ende ein, daß ſie ihren Zweck mit ihm, durch den Kriegsmann, den ſie zu ſeinem Morde angeſtellt hatten, nicht erreichen würden, weil er ſeinen erhaltenen Auftrag ziemlich läſſig behandelte, und vertrauten ſich alſo einem anderen Hauptmanne aus der Lombardei an, den ſie zu der Unthat, die ſie ihm zur Pflicht gemacht hatten, auf das ernſtlichſte anfeuerten.

Wie nun jener redliche Warner eines Tages mit einem ſeiner Freunde, der ebenfalls um Bolognas Schickſal wußte, zufälligerweiſe bei dem großen Kloſter in Mailand zuſammentraf, ſiehe! ſo kam Bologna, um in San Franceſco die Meſſe zu hören, auf einem ſchönen Roſſe daher und wurde von zwei ihm vorausreitenden Dienern begleitet, deren einer eine Lanze, der andere die Stundengebete unſerer lieben Frau in der Hand trug. Der eine der beiden Freunde rief ſogleich dem anderen zu: Siehe da, Bologna! Dieſem kam es aber vor, als ob Bologna ganz verſtört im Antlitze ſei, und er ſagte: Bei Gott! er thäte beſſer, in ſeiner ſchlimmen Lage noch einen zweiten Lanzenknecht anſtatt des Brevierträgers vor ſich herreiten zu laſſen. —

Beide waren hierauf noch nicht bis zu San Giacomo gelangt, als ſie einen großen Lärmen hörten, der daher entſtanden war, daß Bologna, ehe er noch zu San Francesco gekommen, von dem Capitano Daniele da Bozolo und drei wohlbewaffneten Begleitern war angefallen und mit einem ihm die Seite durch und durch dringenden Stoße elendiglicherweiſe getödtet worden, ohne daß ihm irgend Jemand hätte Hülfe leiſten wollen. Diejenigen, welche ihn alſo nach ihrer Gemächlichkeit umgebracht hatten, zogen nach vollbrachter That ungehindert ihres Weges weiter, und es dachte kein Menſch daran, ſie um deretwillen etwa auf dem Wege Rechtens zu verfolgen.

III.

Aucassin und Nicolette.

Der Graf Bongars von Valence führte einen ſo grauſamen Krieg gegen den Grafen Garins von Beaucaire, daß er keinen Tag vergehen ließ, ohne die Thore und Mauern von deſſen Stadt mit ſeinen hundert Rittern und tauſend Knappen zu Fuße und zu Roß zu umſchwärmen, deſſen Güter und Ländereien niederzubrennen und zu verwüſten und deſſen Unterthanen zu tödten.

Des altersſchwachen Garins Zeit war vorüber, und er hatte ſonſt keine Kinder und Erben als einen einzigen ſchönen, ſchlanken, blondlockigen Knaben, an dem ſich nichts Tadelhaftes weiter befand, als daß er gänzlich in Liebe befangen war, durchaus kein Ritter ſein, keine Waffen führen, nicht auf Turniere ziehen und überhaupt nichts von allem dem thun wollte, was ſeiner Geburt angemeſſen war.

Sein Vater und Mutter ſagten zu ihm: Lieber Sohn, wappne dich, ſteige zu Roß, ſchütze dein Land, ſteh deinen Leuten bei. Sobald ſie dich unter ſich ſehen, werden ſie deſto beſſer ihr Leib und Leben, ihr Hab und Gut vertheidigen.

Was ſagſt du mir da, mein Vater? ſprach der Knabe Aucaſſin. Gott möge mir nimmermehr gewähren, um was ich ihn bitte, wenn ich jemals Ritterrüſtung anlege, zu Roſſe ſteige und irgend Ritterſpiel oder Strauß beſtehe, darin ich die Kraft meines Armes mit anderer Ritter Kraft meſſe, ehe denn du mir Nicoletten gegeben habeſt, meine ſüße Freundin, die ich ſo ſehr liebe. — Lieber Sohn, ſagte der Vater, das geht nicht an, ſchlage dir das niedrige Geſchöpf aus dem Sinne. Sie iſt eine Sklavin aus fremden Landen, die der Vitzgraf dieſer Stadt von den Saracenen kaufte und hierher mit ſich brachte, wo er ſie erziehen und als ſeine Pathe taufen ließ. Er wird ſie nächſter Tage einem Jünglinge geben, der ſich ſein Leben ſauer werden läßt. Du brauchſt dir deines nicht erſt zu verdienen, und wenn du ein Weib nehmen willſt, ſo gebe ich dir eine Königs- oder Grafentochter; denn es iſt in Frankreich kein ſo großer Herr, deſſen Tochter du nicht zur Frau haben ſollteſt, ſobald du nach ihr Verlangen trügſt. — Mein Vater, ſprach Aucaſſin, gibt es wol auf Erden einen noch ſo ſchönen Thron, der nicht wohl vergeben wäre, wenn ihn Nicolette, meine ſüße Freundin, einnähme? Es wäre ein Geringes für ſie, Kaiſerin von Conſtantinopel oder Deutſchland, oder Königin von Frankreich oder England zu ſein, ſo frank und frei, ſo hold und gut und tugendreich iſt ſie. — Auch ſeine Mutter hielt Aucaſſin ſeine Liebe vor und ermahnte ihn, ein Weib ſeines Standes zu nehmen; er aber antwortete ihr: Mutter! wie kann ich anders thun? Nicolette, die milde, ihr ſüßer Leib, ihr Antlitz hat meine Seele gerührt, es iſt gerecht, daß ich ihre Liebe habe. — Da nun der Graf von Beaucaire ſah, daß er ſeinen Sohn Aucaſſin von der Liebe zu Nicoletten gar nicht abwenden konnte, die er ihm doch nicht laſſen wollte, ſo ging er zum Vitzgrafen der Stadt, ſeinem

Vaſallen, und ſprach zu ihm: Mein Herr Vitzgraf, jagt Nicoletten, eure Pathe fort, verflucht ſei das Land, aus dem ſie hierher gebracht wurde, ich verliere ihretwegen Aucaſſin, er will nicht Ritter werden und nichts thun, was er thun ſoll. Wiſſet, wenn ich ihrer habhaft werden kann, ſo laſſe ich ſie ins Feuer werfen und verbrennen und euch ſelbſt thue ich alles mögliche Böſe an. — Sire, ſprach der Vitzgraf, es verdrießt mich immer, wenn er zu ihr kömmt und mit ihr redet. Ich habe ſie für mein Geld gekauft, ſie erzogen, getauft und zu meiner Pathe gemacht. Ich würde ſie einem Jünglinge gegeben haben, der ſich ſein Leben verdient hätte, was euer Sohn nicht zu thun braucht. Da es denn aber euer Wunſch und Wille iſt, ſo werde ich Nicoletten an einen Ort ſenden, wo er ſie niemals wieder mit Augen ſieht. — Nehmt euch wohl in Acht, ſprach der Graf Garins, es könnte euch groß Leid daraus entſtehen. — Darauf ſchieden ſie.

Der Vitzgraf war ein reicher Mann und hatte einen ſchönen Palaſt. Er ließ Nicoletten in ein auf Maurenart gemaltes Gartenzimmer in das höchſte Geſtock empor bringen, und gab ihr eine Alte zur Geſellſchaft, die ſie nicht aus den Augen laſſen durfte. Auch verſorgte er ſie mit Brod, Fleiſch, Wein und Allem, was ſie nöthig hatte. Die Thüre aber ließ er feſt zumauern, ſo daß man weder aus noch ein konnte. Nur ein klein wenig Tageslicht drang durch ein enges Fenſterlein aus dem Garten hinein. Da lehnte ſich denn die arme Waiſe mit den blonden Locken an die graue Fenſterwölbung, die Roſe des Morgens war nicht ſo friſch wie ihr Angeſicht, ſah durch das Gitter die Blumen erblühen und hörte die Vögel zwitſchern, und beklagte ſich: Ach! weh, mir Unglücklichen! Warum wurde ich in dieſe Haft geſperrt? Aucaſſin, mein guter Herr! Ich bin deine treue Freundin und werde von dir nicht gehaßt: um deinetwillen bin ich hier in dieſem gewölbten Zimmer gefangen, wo ich meine langen Lebenstage zubringen werde, ohne mein Herz jemals zu wandeln, denn ich werde immer deine Freundin ſein. —

Wie Nicolette nun im Kerker war, verbreitete ſich durch das ganze Land das Gerücht, daß ſie verloren ſei. Die einen ſagten, ſie ſei geflohen, die anderen, Graf Garins von Beaucaire habe ſie tödten laſſen. Wer ſich auch immer des freuen mochte, Aucaſſin freute ſich nicht, er ging zum Vitzgrafen der Stadt und fragte ihn: Herr Vitzgraf, was habt ihr mit Nicoletten, meiner vielſüßen Freundin, gethan, die ich mehr als Alles in der Welt liebe? Habt ihr ſie mir genommen und entführt? Wiſſet, daß, wenn ich darüber ſterbe, die Schuld euer iſt und daß ihr dafür zur Rechenſchaft gezogen werdet. Denn ganz gewiß hättet ihr mir dann eigenhändig das Leben geraubt, weil ihr mir das entzogen habt, was mir auf Erden das Liebſte war. — Schöner Herr! ſprach der Vitzgraf, laßt von der Sklavin Nicolette ab, die ich aus der Fremde mitgebracht und von den Sarazenen für mein Geld gekauft habe. Ich erzog und ernährte ſie, ließ ſie als meine Pathe taufen, und würde ſie dieſer Tage einem jungen Dienſtmanne gegeben haben. Ihr ſeid euer eigner Herr und müßt die Tochter eines Königs oder wenigſtens eines Grafen ehelichen. Was glaubtet ihr denn wohl gewonnen zu haben, wenn ihr ſie zu einer Dame gemacht und in euer Bett gelegt hättet? In der That wenig genug, denn eure Seele würde in die Hölle kommen und nimmermehr in das Paradies. — Was habe ich mit eurem Paradieſe zu ſchaffen! rief Aucaſſin: ich will gar nicht hinein, wenn ich Nicoletten, meine vielſüße Freundin habe, die ich ſo ſehr liebe. In das Paradies kommen nur alte ſchmutzige Prieſter, Mönche, zerlumpte Eremiten, und halbnackte abgezehrte Hungerleider, ich kümmere mich nicht darum. Ich will in die Hölle kommen, worinnen die Könige der Erde ſind, die Ritter, die mit Ehren im Kampfe fielen und die Gelehrten, Getreuen und Prächtigen: und wo ich die ſchönen Frauen finde, die zärtliche Herzen hatten, und Sänger und Spielleute, die die Freude liebten. Wenn ich nur da Nicoletten, meine Freundin habe, ſo verlange ich kein ander Glück. — O! ſprecht doch nicht mehr von ihr, entgegnete der Graf, was ihr auch immer ſagen könntet, es hilft euch nichts, ihr werdet ſie niemals wiederſehen. Wenn ihr noch einmal mit ihr ſprächet und euer Vater erführe es, ſo würde er mich und ſie ins Feuer werfen und verbrennen laſſen, und ihr ſelbſt müßtet euch von ſeinem Zorne des ſchlimmſten verſehen. — Ich verzweifle ſchier darüber, ſagte Aucaſſin, indem er von dem Vitzgrafen ſchied, der faſt eben ſo betrübt war wie er ſelbſt. Er ging troſtlos und verlaſſen nach dem Palaſte zurück und ſtieg die Treppe empor in ein Zimmer, wo er anfing zu weinen, ſich in großem Leide abzuhärmen und über ſeine Freundin zu klagen: Nicolette, meine Schönſte, ſchön, wenn du ſteheſt und wenn du ſitzeſt, gehend und kommend ſchön, ſchön im Sprechen, Lachen und Spielen, ſchön zu küſſen und zu umfangen, ich bin um deinetwillen ſo troſtlos und in ſo grauſame Noth geſtürzt, daß ich mein Leben aushauchen möchte, du meine ſüße Schweſter. —

Während Aucaſſin das Zimmer hütete, um ſeine Freundin Nicolette zu betrauern, vergaß der Graf Bongars von Valence nicht, ſeinen Krieg zu führen. Er hatte ſeine Mannen zu Fuß und zu Roß entboten, und war gegen das Schloß gerückt, um es zu berennen. Bei dem ſich darauf allerwärts in der Umgegend erhebenden Lärmen und Schreien greifen nun Ritter und Knappen in der Burg zu den Wafſen und eilen zu den Thoren und Mauern, um ſie zu vertheidigen. Die Bürger ſchleudern hinter Bruſtwehren hervor und von Zinnen herab Wurfſpieße und geſpitzte Pfähle. Aber inmitten des alſo von allen Seiten erfolgenden heftigen Sturmes tritt der Graf Garins von Beaucaire in das Gemach, worin Aucaſſin ſeinen Klagen und Seufzern um ſeine vielſüße Freundin Nicolette, die er ſo ſehr liebte, nachhing. Was beginnſt du da? ſpricht er: Siehſt du nicht, Feiger, der du biſt, daß man deine Burg berennt, die beſte und ſtärkſte, die es gibt? Wiſſe, daß, wenn du ſie verlierſt, dir nichts von allem Dem übrig bleibt, was dir gehört. Zu den Waffen! mein Sohn, zu Pferde! vertheidige dein Land und begieb dich zu den beinen in den Kampf. Wenn du auch ſelber nichts vollbringſt, ſo iſt doch ſchon deine Gegenwart genug. Nehmen ſie dich in ihrer Mitte wahr, ſo werden ſie ſchon um deswillen ihr Leben und ihr Eigenthum, ſo wie dich und dein Land, beſſer vertheidigen. Groß und ſtark wie du biſt, kannſt du und mußt es thun. — Mein Vater, redete Aucaſſin, wozu ſprecht ihr immer noch davon? Gott möge mir nimmermehr gewähren, um was ich ihn bitte, wenn ich Ritter werde, zu Roſſe ſteige und in den Kampf ziehe, einen einzigen Streich auszugeben oder einzunehmen, ihr gäbet mir denn Nicoletten, meine ſüße Freundin, vorher, die ich ſo ſehr liebe. — Das geht nicht an, mein Sohn, ſprach der Vater, ich wollte lieber alle meine Güter verlieren, als dir die zum Weibe geben, und ging mit dieſen Worten fort. — Als Aucaſſin ſeinen Vater von dannen gehen ſah, rief er ihn zurück. Mein Vater! ſagte er, kommt noch einmal zu mir, ich will einen Handel mit euch ſchließen. — Welchen Handel, mein Sohn? — Ich will mich wappnen und zu Felde ziehen; aber ich bedinge mir aus, daß, wenn mich Gott friſch und geſund zurücke führt, ihr mich Nicoletten, meine ſüße Freundin, die ich ſo ſehr liebe, auf ſo lange Zeit ſehen laßt, bis ich ihr zwei bis drei Worte ſagen und ſie ein einziges Mal küſſen konnte. — Der Vater willigte in dies Verlangen ein, gab ihm ſein Wort darauf, und Aucaſſin entfernte ſich.

Von dem Gedanken an dieſen Kuß, der ihn bei ſeiner Wiederkehr erwartet, entzückter als er hätte ſein können, wenn er hundert Mark Goldes gewonnen, legt Aucaſſin eine ſchöne Rüſtung von Stahl an, die man für ihn bereit hielt, bekleidet ſich mit doppelten Halsbergen, bindet ſeinen Helm auf dem Haupte feſt, umgürtet ſich mit einem goldenen Schwerte und ſchwingt ſich auf ſein Roß. Dann ſein Schild und ſeine Lanze ergreifend, blickt er auf ſeine beiden Füße, die ihm trefflich in den Bügeln ſitzen, iſt ſeiner Freundin eingedenk und ſpornt ſeinen Renner an, der ihn zum Thore freudig hinaus in den Kampf trägt. Ob er nun wohl daran dachte, Ochſen, Kühe und Ziegen zu fangen, oder ſein Schwert gegen die Ritter zu führen und ſich vor ihren Streichen zu ſchützen? O, im geringſten nicht! Nur von Nicoletten, ſeiner ſüßen Freundin, träumend, vergaß er die Zügel zu halten und wurde deſſen, was er thun ſollte, uneingedenk. Das Pferd hat den Stachel gefühlt und trägt ihn in das Gedränge, mitten unter die Feinde hinein, die ihn von allen Seiten umſchließen. Sie nehmen ihn gefangen, entreißen ihm Lanze und Schild und führen ihn ohne Widerſtand mit ſich hinweg, indem ſie ſchon unter ſich bereden, wie ſie ihn tödten wollen.

Ach, Gott! ruft er aus, wie er dieſe Worte hört, wo bin ich? Meine Feinde haben mich in ihrer Gewalt. Sie werden mir den Kopf abſchlagen, und wenn ich den nicht mehr habe, werde ich nicht wieder mit Nicoletten, meiner ſüßen Freundin, reden können, die ich ſo ſehr liebe. Noch habe ich, ſagte er, ein gutes Schwert, und ſitze auf einem guten, friſchen und geruhten Pferde. Wenn es mich jetzt im Stiche läßt, ſo ſei es für immer verdammt! —

Der Jüngling war groß und ſtark, und ritt ein flinkes, lenkſames Roß. Er legte alſo Hand an ſein Schwert, fing an, damit rechts und links zu hauen und zu ſtechen, ſchnitt Köpfe, Arme und Beine ab, und machte ſich rings um ſich her einen ſo leeren und blutigen Raum, wie ein Eber, der im Walde von den Hunden angefallen wird. Nachdem er zehn Ritter todt hingeſtreckt und ſieben verwundet hatte, machte er ſich aus dem Handgemenge frei und jagte mit dem Schwerte in der Hand von dannen.

Der Graf Bongars von Valence, der gehört hatte, ſein Feind Aucaſſin ſei gefangen, kam ihm entgegengeſprengt. Aucaſſin erkannte ihn, ſchwang ſein Schwert und brachte ihm einen wüthenden Streich auf den Helm bei, der ihm in den Kopf drang und beſinnungslos zu Boden ſchmetterte. Darauf ſtreckte er die Hand aus, ergriff ihn und führte ihn bei der Naſe ſeines Helmes gefangen vor ſeinen Vater.

Vater! ſprach Aucaſſin, da iſt euer Feind, der euch in den zehn Jahren, ſeitdem ihr mit ihm kriegt, ſo viele Noth und Trübſal bereitet hat, ohne daß Jemand hätte mit ihm fertig werden können. — Das ſind deiner Jugend würdige Thaten, mein Sohn, ſprach der Vater, laß nun auch inskünftige von deiner thörichten Liebe ab. — Fangt mir nicht wieder an zu predigen, Vater, ſagte Aucaſſin, denkt vielmehr daran, mir euer Wort zu halten, das ihr mir gegeben habt. — Was für ein Wort, lieber Sohn? — Wie, Vater? ſolltet ihr es ſchon vergeſſen haben? Bei meinem Haupte! vergeſſe es, wer da will, ich werde es nicht vergeſſen, denn es iſt mir in mein Herz geprägt. Was! Habt ihr mir nicht, als ich mich waffnete und in den

Kampf zog, zugeſagt, wenn mich Gott friſch und geſund wieder heimführe, mich Nicoletten, meine ſüße Freundin, die ich ſo ſehr liebe, ſo lange ſehen zu laſſen, bis ich ihr zwei oder drei Worte ſagen und ſie einmal küſſen könnte? Das habt ihr mir zugeſagt, und ich verlange, daß ihr euer Wort haltet! — Gott ſtrafe mich, wenn ich das thue, ſagte der Vater. Wenn ſie hier wäre, wollte ich ſie verbrennen laſſen, und du ſelbſt haſt alle Urſache, mich zu fürchten. — Iſt das euer Wille? ſagte Aucaſſin. — Ja! bei Gott! ja! ſprach der Vater. — Wahrhaftig, erwiederte Aucaſſin, es ſchmerzt mich, daß ein Mann von eurem Alter lügt. — Darauf trat er zu dem Grafen von Valence mit den Worten: Ihr ſeid mein Gefangener? — Allerdings! ſprach der Graf. — Gebt mir eure Hand, hub Aucaſſin an. — Sehr gern, Herr, entgegnete der Graf und legte ſeine in Aucaſſins Hand, der ihm das Verſprechen abverlangt, zu vollbringen, was er ihm ſagen werde. Schwört mir, fuhr Aucaſſin fort, daß ihr kein einzigesmal, wenn ihr irgend Luſt oder Gelegenheit dazu habt, unterlaſſen wollt, meinem Vater an Leib und Gut Schmach oder Schaden anzuthun. — Spottet meiner nicht, Herr, antwortete jener, und beſtimmt mein Löſegeld, ſo hoch ihr wollt. Wie viel Gold und Silber, Roſſe und Zelter, weißes und graues Pelzwerk, Hunde oder Vögel ihr auch von mir fordert, ich will es euch geben. — Wie? ſpricht Aucaſſin, ihr erkennt euch alſo nicht für meinen Gefangenen an? — Ich geſtehe, daß ich es bin, antwortete der Graf Bongars. — So helfe mir Gott! ſprach Aucaſſin, ihr verpfändet mir euer Wort oder ich zerſchmettre euch das Gehirn. — Ich ſchwöre euch bei Gott Alles zu, was ihr von mir fordert, ſagte der Gefangene, und gab ihm ſein Wort. Hierauf läßt ihn Aucaſſin ein Pferd beſteigen, ſchwingt ſich auf ein anderes und bringt ihn in Sicherheit.

Als nun der Graf Garins ſah, daß ſein Sohn Aucaſſin von der holden Nicolette ganz und gar nicht ablaſſen wollte, ſo warf er ihn in einen unterirdiſchen Kerker von grauem Marmor, wo Aucaſſin ſo traurig wurde, wie er es noch niemals geweſen war und alſo zu klagen anhub: Nicolette, Lilienblume, du Freundin mit dem holden Angeſichte, ſüßer als Trauben und ſüßer Moſt! Jüngſt ſah ich einen Pilger aus Limouſin krank an der fallenden Sucht darnieder liegen: du gingſt an ſeinem Bette vorüber und augenblicklich war er heil und geſund wie nie vorher. Süße Freundin, Lilienblume, wer irgend wohl vermöchte dich zu haſſen! Um deinetwillen ſchmachte ich in dieſem unterirdiſchen Kerker, wo ich kläglich für dich ſterben werde. —

Auch Nicolette wurde in ihrem Zimmer ſtreng bewacht. Es war zur Sommerzeit im Monat Mai, wann die Tage ſo lang und klar, die Nächte ſo mild und heiter ſind. Nicolette lag eines Nachts in ihrem Bette und ſah durch das Fenſter den Mond ſcheinen und hörte im Garten die Nachtigall ſchlagen, da dachte ſie an Aucaſſin, ihren Freund, den ſie ſo ſehr liebte. Sie begann ſich auch des Grafen Garins von Beaucaire zu erinnern, der ſie tödtlich haßte, und bezweifelte nicht, daß ſie augenblicklich verloren wäre, ſobald ſie angeklagt würde, und daß Garins ſie eines grauſamen Todes würde ſterben laſſen. Sie merkte, daß die Alte, die ſie bewachte, eingeſchlafen war, und ſtand auf, nahm ihren ſeidnen Mantel unter den Arm, zog ihre Bettlaken hervor, die ſie eines an das andere, ſo lang ſie konnte, zu einem Seile zuſammenknüpfte, befeſtigte daſſelbe an den Fenſterpfeiler und warf es hinaus, wodann ſie ſich, ihr Gewand in beide Hände faſſend, die eine oben, die andere unten, auf den Thau hinab gleiten ließ, der den Raſen des Gartens bedeckte. Sie hatte blondes, gelocktes Haar, blaue, lachende

Augen, ein liebliches Geſicht, Lippen, röther als Kirſche und Roſe zur Sommerzeit, kleine weiße Zähne, und ihre jungen, das Gewand ſanft anſchwellenden Brüſte übertrafen an Weiße die grüne friſch geſchälte Nuß. Ihr Wuchs war ſo ſchlank, daß man ſie über den Hüften mit zwei Händen zu umſpannen vermochte und die Margarethenblümchen, die ſie niedertrat, und die hinter ihrem Fuße wieder aufſtanden, ſchienen ganz ſchwarz gegen ihn zu ſein, ſo blendend weiß war die Kleine.

Sie gelangte zur Thüre, öffnete ſie und trat in dem Schatten des Mondes, der eben voll und glänzend ſchien, in die Gaſſen von Beaucaire hinaus, durch die ſie zu dem Thurme ſchritt, wo ihr Freund war. Der Thurm war hie und da geſpalten. Die Arme duckte ſich an einen Pfeiler, hüllte ſich in ihren Mantel und lehnte ihr Köpfchen gegen das alte Gemäuer. Sie hörte ihren Aucaſſin weinen und ſeine Freundin, die er ſo ſehr liebte, bitter betrauern. Als ſie ihm genugſam zugehört hatte, ſprach ſie ihre Gedanken alſo aus: Du artiger Junker, Aucaſſin, was hilft dir dein Wehklagen und Weinen? Du wirſt dich meiner doch nicht erfreuen, da mich dein Vater und deine ganze Sippſchaft haßt. Ich ziehe deinetwegen über das Meer in fremde Länder fort. — Sie ſchnitt eine ihrer Locken ab und warf ſie durch die Spalte hinein. Aucaſſin, der Jüngling, nahm ſie auf, herzte und küßte ſie und barg ſie an ſeiner Bruſt. Weil er ſie aber ſagen gehört hatte, ſie wolle in ferne Länder ziehen, ſo hub er wieder an zu weinen und ſprach in Verzweiflung: Süße, liebe Freundin, nein, du darfſt nicht von mir gehen, denn es wäre mein Tod. Der Erſte, der dich ſähe, würde dich fahen und überwältigen. Und glaube mir, ſobald du einem anderen Manne als mir zu eigen wäreſt, würde ich wahrhaftig nicht warten bis ich ein Meſſer fände, es mir in das Herz zu ſtoßen und mich damit zu tödten. Nein! ſo wie ich nur von weitem eine Mauer oder einen harten Stein erſähe, würde ich meinen Anlauf nehmen und ſo ungeſtüm mit dem Kopfe dawider rennen, daß mir Augen und Gehirn daraus hervorſpringen ſollten. Und doch wollte ich lieber ſo ſterben, als daß ich erführe, du wäreſt einem Anderen zu Theil geweſen. — Ach! ſprach ſie, ich glaube nicht, daß ihr mich ſo ſehr liebt, als ihr ſagt, ich liebe euch viel mehr, als ihr mich. — Nein, ſchöne ſüße Freundin, ſagte Aucaſſin, du kannſt mich nicht ſo ſehr lieben, wie ich dich. Kein Weib vermag einen Mann ſo zu lieben, als ein Mann lieben kann. Die Liebe des Weibes iſt nur in ihren Augen, in ihrer äußerſten Bruſt und in ihren Fußſpitzen. Die Liebe des Mannes aber iſt inmitten ſeines Herzens geborgen, dem ſie nichts wieder entreißen kann. —

Während Aucaſſin und Nicolette zuſammeu plauderten, kamen die Straße entlang die Wachen der Stadt und trugen ihre blanken Schwerter unter ihren Mänteln. Der Graf Garins hatte ihnen anbefohlen, Nicoletten zu tödten, wo ſie ſie fänden. Der Wächter auf dem Thurme ſah die Männer nahen, und hörte, daß ſie miteinander davon ſprachen, ſie umzubringen. Ach, Gott! dachte er: wie Schade wäre es, wenn ſie einer ſo lieblichen Maid das Leben nähmen! Ich thäte doch ein gutes Werk, wenn ich ſie unbemerkt warnte, auf ihrer Hut zu ſein. Sobald ſie ſie getödtet hätten, ſtürbe gewiß auch Aucaſſin, mein junger Herr, und das wäre doch ein großes Leid. — Der Wächter war höflich, brav und gut, und fing an ein Lied zu ſingen, das ſchön und lieblich erklang:

Jungfrau mit dem blonden Haar,
Mit dem treuen kühnen Muth,
Mit den blauen Augen klar,

Mit dem Leibe ſchön und gut,
Hör' den Warner! Trautes Paar,
Dem den Sinn jetzt Liebesgluth
Ganz befangen hat fürwahr,
Sei, o! ſei auf Deiner Hut!
Holde Maid! der Feinde Schaar
Nahet ſchon mit ſtiller Wuth
Im Verborgnen dürſtend gar
Ach! nach Deinem Herzensblut,
Sei auf Rettung ſchnell bedacht,
Habe Acht!

O! rief Nicolette: Mögen die Seelen deines Vaters und deiner Mutter ſüße Ruhe haben, da du ſo freundlich und erbarmensreich mich warnſt. Wenn Gott will, werde ich mich wohl vor ihnen hüten. Der Himmel ſtehe mir bei! — Sie hüllte ſich wieder in ihren Mantel ein', barg ſich im Schatten des Pfeilers, bis die Wache weit fort war und nahm dann von Aucaſſin Abſchied. Sie ging ſo lange weiter, bis ſie zu der Mauer des Schloſſes kam. Die Mauer war ſtellenweiſe geſpalten und durchbrochen, ſie klomm empor und gelangte ſogar bis zwiſchen Mauer und Graben. Sie blickte hinunter und erbebte, den Graben ſo tief und ſteil zu ſehen. Ach, Gott, mein Schöpfer! rief ſie, wenn ich mich hinabfallen laſſe, ſo breche ich den Hals, und wenn ich hier verweile, ſo fängt man mich ein und giebt mich lebendig der Flamme preis; dennoch iſt es beſſer, hier zu ſterben, als aller Welt ein Schauſpiel abzugeben. — Sie ſchlug ein Kreuz und ließ ſich in die Tiefe des Grabens gleiten. Als ſie drunten war, hatte ſie ſich ihre niedlichen Füße und ihre ſchönen Hände, die nicht gewohnt waren, verletzt zu werden, ſo gequetſcht und zerſchunden, daß ſie an zwölf Stellen bluteten; die große Furcht, die ſie hatte, verhinderte aber dennoch, daß ſie darüber Schmerz und Weh empfand.

Es war nicht genug, daß ſie hinein gekommen war, ſie mußte auch wieder heraus, und hatte damit doppelte Mühe, denn ſie dachte, es wäre drinnen für ſie nicht gut ſein. Zu gutem Glück fand ſie einen der ſpitzen Pfähle, deren die Belagerten ſich zur Vertheidigung des Schloſſes bedient hatten. Mit Hülfe deſſelben ſetzte ſie Fuß vor Fuß weiter, bis ſie endlich nicht ohne große Beſchwerde zu der Höhe emporgeklommen war.

Nur zwei Armbruſtſchüſſe weit entfernt, befand ſich ein großer Wald, der über acht Meilen lang und breit und mit wilden Thieren und Schlangen aller Art dermaßen angefüllt war, daß Nicolette zauderte hineinzugehen, weil ſie beſorgte, darin ums Leben zu kommen, oder betreten und wieder nach der Stadt zurückgeführt zu werden. Sie hub an zu klagen und Gott anzurufen: Himmliſcher Vater! ich weiß nicht mehr, wohin ich mich wenden ſoll. Gehe ich in den dichten Wald, ſo zerreißen mich die entſetzlichen Löwen und Eber, deren es dort die Menge giebt: bleibe ich bis zum hellen Morgen hier, ſo finden ſie mich und übergeben mich dem Flammentode. Aber bei dem höchſten Gott! ich will lieber den wilden Thieren zur Nahrung dienen, als jemals nach der Stadt zurückkehren. — Alſo befahl ſich Nicolette Gott und ging weiter, bis ſie in den Wald kam. Nur wagte ſie ſich, um der reißenden Thiere und Schlangen willen, nicht tief hinein. Sie kauerte unter einem dichten Buſche nieder, entſchlief vor Müdigkeit, und wachte erſt am anderen Morgen mit Tagesanbruche auf, als die Hirten aus der Stadt zogen und ihre Heerden zwiſchen Wald und Fluß auf die Weide trieben. Die jungen Hirten begaben ſich abſeits zu einem klaren Quell, der am Saume des Waldes hinrieſelte, breiteten dort einen Mantel aus und legten darauf ihr Brod. Derweil ſie es verzehrten, war Nicolette über den Geſang der Vögel und das Geſchrei der Hirten erwacht. Sie näherte ſich ihnen und ſprach: Gott ſei mit euch, Kinder! — Gott ſegne euch, erwiederte ihr einer, der beredter war als die anderen. — Gute Leute, fuhr ſie fort, kennt ihr Aucaſſin, den Sohn des Grafen Garins von Beaucaire? — Ob wir ihn kennen! Gott weiß es, ja! — Nun gut, lieben Kinder, bat ſie, ſo ſagt ihm, es ſei eine Hirſchkuh im Walde, er ſolle kommen und ſie jagen. Er gäbe für ein einziges Glied von ihr gewiß viele hundert Mark Goldes, ja wohl alles Gold und Gut der Welt, wenn er es erkaufen könnte. — Bei dieſen Worten ſahen die Hirten ſie an und wurden von ihrer Schönheit ganz geblendet. Ich werde mich wohl hüten, es ihm zu ſagen, antwortete ihr der Wortführer lachend: Ihr habt uns mit einem thörichten Auftrage zum beſten. Es giebt im ganzen Walde kein ſo ſeltenes Wild, weder Hirſch, noch Löwe, noch Eber, deſſen Viertel mehr als zwei, drei Silberlinge werth wäre! Was lügt ihr uns denn vor? Der müßte ein Thor ſein, der euch glaubte und es ihm wiederſagte. Geht, ihr ſeid eine Hexe, wir mögen nichts von euch wiſſen. Macht, daß ihr fortkommt. — Ach! ſchöner Knabe! ſagte ſie, ich bitte dich. Das Thier hat ſolche Kraft in ſich, daß es Aucaſſin von ſeinem Uebel heilen wird. Da, nimm die fünf Pfennige, die ich bei mir habe und geh und ſage ihm, er ſolle es in drei Tagen ſpäteſtens jagen; findet er es nicht binnen der Zeit auf, ſo mag er nur nicht mehr daran denken, je wieder geſund zu werden. — Meiner Treu, ſprach der Hirt, das Geld kann ich ſchon mitnehmen. Ja, wir wollens ihm ſagen, wenn er kommt; zu ihm hin gehen wir aber darum nicht. — Nun, meinetwegen, ſprach Nicolette, nahm Abſchied von den Hirten und ging auf einem Fußpfade wieder in den Wald hinein, bis zu einer Stelle, wo ſich der Weg theilte. Da gebachte ſie ihren Freund zu prüfen, ob er ſie auch ſo ſehr liebe, wie er ſage. Sie flocht eine Laube, pflückte Lilien, Narziſſen, Blätter und Blüthen, ſchmückte ſie innen und außen ſo ſchön aus, wie noch niemals eine geſehen wurde, und ſchwur bei dem wahrhaftigen Gott, wenn Aucaſſin vorbei käme und nicht ihr zu Liebe drinnen ruhte, ſo wäre er ihr Freund und ſie ſeine Freundin nicht. Darnach barg ſie ſich abſeits in ein Dickicht und wollte zuſehen, was geſchehen würde.

Das Gerücht und Geſchrei von Nicolettens Verſchwinden ging durch das ganze Land. Einige meinten, ſie ſei geflohen, andere, Graf Garins habe ſie umbringen laſſen. Wer auch immer darüber froh ſein mochte, Aucaſſin war es ganz und gar nicht. Der Graf Garins, ſein Vater, entließ ihn, ſeiner Beſorgniſſe nun ledig, ſeiner Haft, und entbot alle Ritter und Edlen ſeines Landes zu ſich. Er ſtellte ein großes Feſt an, um ſeinen Sohn zu tröſten. Als der Hof am glänzendſten war, lehnte der betrübte Aucaſſin wehmüthig an einem Pfeiler, in Schmerz und Trauer verſenkt, weil er nicht dabei ſah, die er liebte. Ein Ritter betrachtete ihn, ging auf ihn zu und redete ihn an. Aucaſſin, ſprach er, ich war auch einmal an eurem Uebel krank, ich will euch einen guten Rath geben, wenn ihr mir glauben wollt. — Habt großen Dank, Herr, ſagte Aucaſſin, guter Rath thut mir noth. — Steigt zu Pferde, ſprach der Ritter, reitet zu eurer Luſt nach dem Walde aus, ihr werdet dort Blumen und Gräſer ſehen und die Vöglein ſingen hören. Vielleicht begegnet euch auch etwas, das euch tröſten mag. — Großen Dank, Herr, wiederholte Aucaſſin. Dann ging er aus dem Saale, die Stiegen herunter in den Stall, wo ſein Pferd ſtand, das er ſatteln und zäumen ließ, ſetzte den Fuß in den Steigbügel, ſchwang ſich auf und ſprengte aus der Burg fort. Er kam zu dem Walde und zu dem Quell. Da ſaßen die Hirten Emmerich, Martinez, Früelins, Johannes und Lucas, hatten ihre Mäntel ausgebreitet, aßen ihr Mittagbrod und waren froh, und da ſagte Lucas zu den luſtigen Geſellen: Gott ſchütze uns den artigen Junker Aucaſſin und die ſchöne blonde Maid, die uns Geld gab, dafür wir uns Kuchen, Pfeifen, Hörnchen, Flöten, Meſſer oder Netze kaufen können! —

Als Aucaſſin den Hirten ſo reden hörte, dachte er an Nicoletten, ſeine vielſüße Freundin, die er ſo ſehr liebte, und daß ſie wohl könnte da geweſen ſein, gab ſeinem Roſſe die Sporen und ritt auf die Hirten zu. — Schöne Kinder! ſagte er zu ihnen, Gott ſteh euch bei. — Gott ſegne euch, antwortete jener, der beredter, als die Anderen war. Schönes Kind, fuhr Aucaſſin fort, ſei ſo gut und wiederhole mir, was du da eben ſagteſt. — Das laſſe ich wohl bleiben, erwiderte, der immer für die Anderen das Wort nahm: Wehe dem, der es euch ſagte, ſchöner Herr! — Kennt ihr mich nicht, Kinder? ſprach Aucaſſin. — Ei ja wohl! wir wiſſen recht gut, daß ihr Aucaſſin, unſer Junker, ſeid. Wir gehören aber nicht euch an, ſondern dem Grafen. — Thut, was ich euch ſage, Kinder, ich bitte euch. — Mit nichten! je warum ſollte ich es euch denn ſagen, wenn ich keine Luſt dazu habe? Es iſt wahrhaftig kein ſo reicher Mann im Lande, als der Graf Garins, aber was geht das uns an? Wenn er meine Ochſen, meine Kühe und Schaafe auf ſeinen Wieſen und in ſeinem Weizen fände, er würde doch nicht das Herz haben, ſie wegzunehmen oder zu verjagen. Warum ſollte ich euch alſo etwas erzählen, wenn ich dazu nicht aufgelegt bin? — Um Gotteswillen! thue es, liebes Kind. Sieh, da haſt du zehn Pfennige dafür, die ich bei mir habe. — Was das Geld betrifft, Herr, das weiſen wir nicht zurück. Daſſelbe kann ich zwar nicht wiederſagen, denn ich habe verſchworen, es zu thun; aber was Anderes will ich euch wohl erzählen, wenn es euch recht iſt. — Bei Gott! verſetzte Aucaſſin, es iſt doch immer beſſer, ich höre etwas, als gar nichts. — Nun, Herr, wir ſaßen jüngſt hier zwiſchen Prime und None, ungefähr wie ihr uns jetzt an dem Quelle unſer Brod eſſen ſeht, als eine Maid zu uns trat, die ſo ſchön war, daß wir glaubten, ſie wäre eine Fee, und daß ſie den ganzen Wald von ſich erleuchtete. Sie gab uns ſo viel Geld, daß wir ihr verſprachen, wenn ihr hierher kämet, euch zu ſagen, ihr möchtet in dem Walde jagen, es halte ſich ein Wild drinnen auf, von dem ihr, wenn ihr es finget, kein Theil für viele hundert Mark Silbers, ja nicht für alles Geld in der Welt hingeben würdet, denn es hätte ſo wunderbare Kraft in ſich, daß es euch von eurem Uebel heilen könnte. In dreien Tagen müßt ihr es aber eingefangen haben, ſonſt erblickt ihr es nimmer wieder. Nun gehet hin und jagt es, wenn ihr wollt, oder laßt es bleiben, ich habe mein Wort gehalten. — Es iſt genug, Kinder, ſagte Aucaſſin, Gott laſſe mich es finden. — Die Botſchaft ſeiner zarten Freundin bewegte ihm das Herz, und ſein gutes Roß trug ihn bald im raſchen Trabe, bald im Galopp in die Waldung einwärts. Nicolette, mit dem ſüßen Leibe, ſprach er, um deinetwillen reite ich in den Forſt, um dich zu ſuchen, nicht auf Hirſch- und Eberjagd, um in deine Augen, um deine liebliche Geſtalt zu ſehen. dein ſüßes Lächeln, deine holde Rede hat mein Herz auf den Tod betroffen; wenn es Gott dem Herrn gefällt, ſo werde ich dich wiederſehen, meine Schweſter! — Dornen und Stauden ſchonten ihn in ſeinem Laufe nicht. Sie zerriſſen ſeine Kleider dergeſtalt, daß kein ganzes Stück daran blieb. Sein Blut rann ihm von Armen, Seiten und Beinen aus zwanzig oder dreißig Wunden herab, und man hätte den Spuren auf dem Graſe folgen können. Er dachte aber nur an Nicoletten, ſeine ſüße Freundin, ſo daß er weder Schmerz noch Weh empfand. Er irrte den ganzen Tag im Walde umher, ohne daß er etwas von ihr wahrnahm. Als er die Nacht einbrechen ſah, fing er an zu weinen, weil er ſie nicht fand.

Einen alten, mit hohem Graſe bewachſenen Weg verfolgend, ſah er plötzlich mitten darauf einen entſetzlichen, häßlichen großen Menſchen ſtehen. Derſelbe hatte ein breites Geſicht, das ſchwärzer als Kohle war, ſeine beiden Augen ſtanden eine Handbreit weit auseinander, dabei hatte er ungeheure Hängebacken, eine platte dicke Naſe, weit aufgeblaſene Naſenlöcher, und hinter dicken karfunkelrothen Lippen große abſcheuliche gelbe Zähne. Seine Füße ſtaken in rindsledernen Stiefeln, die ihm bis über die Knie gingen. Er war mit einem großen Mantel bekleidet und ſtützte ſich auf eine mächtige Keule. Als Aucaſſin auf ihn ſtieß, ſchauderte er zuſammen. Gott helfe dir, guter Freund! ſprach er. — Geſegne's Gott, antwortete das Ungeheuer. — Was machſt du hier? fragte Aucaſſin. — Geht's euch was an? verſetzte der Andere. — Nein, ſagte Aucaſſin: ich frage euch in guter Abſicht. — Was weint ihr denn? ſprach der Menſch weiter, was betrübt ihr euch ſo? Wenn ich ſo reich wäre, wie ihr, ſollte mich nichts in der Welt zu weinen bringen. — Ihr wißt alſo, wer ich bin? fragte Aucaſſin. — Ja, ich weiß, daß ihr Aucaſſin, des Grafen Sohn, ſeid, und wenn ihr mir ſagt, warum ihr weint, ſo ſage ich euch, was ich hier mache. — O, entgegnete ihm Aucaſſin, das will ich euch gern ſagen. Ich jagte dieſen Morgen hier im Walde mit dem ſchönſten weißen Windſpiele von der Welt und war ſo unglücklich, es zu verlieren; das iſt der Grund meiner Thränen. — Nun, wahrhaftig! rief Jener aus: wer hätte gedacht, daß ihr alſo um einen ſchmutzigen alten Köter weinen würdet, da euer Vater ein ſo großer Herr iſt, der gleich zehn andere dafür haben könnte, wenn er wollte. Ihr ſeid ein rechter Narr! Ich habe ganz andere Urſache zu weinen und traurig zu ſein. — Was iſt es denn, lieber Bruder? — Nun ſo hört mir zu. Ich diente bei einem reichen Bauersmanne, dem ich ſeinen Pflug führen mußte, und der mir ſeine vier Ochſen zu verſorgen gab. Da verlor ich vor drei Tagen Rogern, den beſten davon, den ich nun allerwärts ſuche. Ich habe ſeitdem nichts gegeſſen und getrunken, und wage mich doch nicht ins Dorf zurück, aus Angſt, eingeſteckt zu werden, weil ich nicht bezahlen kann. Ich beſitze nichts auf der Welt, als was ich an mir habe. Meine arme Mutter hatte auch nichts weiter als einen elenden Rock, den haben ſie ihr vom Leibe geriſſen, und ſo iſt ſie nun ganz und gar herunter gekommen. Ihretwegen bin ich noch beſorgter als um mich; denn Geld und Gut kommt und geht in der Welt, was ich heute verloren habe, kann ich morgen wieder finden, und ſo läuft mir mein Ochſe ſchon auch wieder einmal in den Weg. Um deswillen ſoll mir kein Auge naß werden; aber ihr, der ihr um einen Hund ſo weinen könnt, müßt euch ja eher auslachen als beklagen laſſen. — Guter Freund, Gott behüte dich! Was war dein Ochſe werth? — Sie verlangen zwanzig Sous dafür und laſſen keinen Heller davon nach. — Da, ſprach Aucaſſin, nimm was ich in meinem Beutel habe und bezahle damit deinen Ochſen. — Großen Dank, Herr! der gute Gott laſſe euch finden, was ihr ſucht. — Der Ochſenhirt ging fort und Aucaſſin ritt ſeines Weges. Die Nacht war ſchön und heiter, und er ritt ſo lange bis er an Nicolettens Laubhütte kam, die auf das ſchönſte mit

Blumen ausgeſchmückt war. Als Aucaſſin ſie ſah, hielt er ſtill. Ach, Gott! ſprach er, hier muß Nicolette geweſen ſein. Meine ſüße Freundin und keine Andere hat dieſe Laube mit ihren ſchönen Händen geflochten. Ich will aus Liebe zu ihr hier abſteigen und die Nacht hier verweilen. — Als er den Fuß aus dem Steigbügel zog, um von ſeinem hohen Pferde zu ſteigen, dachte er an Nicoletten, ſeine vielſüße Freundin, und fiel ſo derb auf einen Stein nieder, daß er ſich die Schulter verrenkte. Wie ſchlimm er ſich auch verletzt fühlte, ſo befeſtigte er doch ſo gut er konnte mit der anderen Hand ſein Pferd an einen Dornbuſch. Darauf wendete er ſich ein wenig und trat gebückt in die Laube ein. Er betrachtete die Sterne, die am Firmamente ſchienen, und deren einer heller als die anderen leuchtete und ſprach: du fern glänzender Stern, den der Mond nach ſich zieht, meine blonde Nicolette iſt bei dir. O, könnte ich dort oben bei ihr ſein, wie wollte ich ſie küſſen! Und wenn ich ein Königsſohn wäre, ich wäre deiner nicht werth, du ſüße Freundin! — Als Nicolette, die nicht fern war, Aucaſſin hörte, eilte ſie mit offenen Armen nach der Laube, warf ſich ihm an den Hals, und küßte und umarmte ihn. Lieber, ſüßer Freund, ſei willkommen! — und du, liebe ſüße Freundin, ſei willkommen! und indem ſie dieſe Worte ſprachen, herzten und liebkoſten ſie ſich. Man konnte nichts ſchöneres als ihre Freude ſehen. Ach! ſüße Nicolette! ſprach Aucaſſin, ſo eben hatte ich mir die Schulter ſchwer verletzt, doch nun da ich dich habe, fühle ich weder Schmerz noch Weh mehr. Sie fühlte nach und fand, daß er ſich die Schulter ausgefallen war. Da bemühte ſie ſich denn ſo lange mit ihren zarten Händen, bis der den Liebenden immer hülfreiche Gott es geſchehen ließ, daß die Schulter wieder in die rechte Lage kam. Darauf nahm ſie Blumen, friſches Gras und grüne Blätter, wickelte ſie in ein Stück ſeines Hemdes ein und legte ſie ihm auf, damit er völlig heil würde. Aucaſſin, ſchöner, ſüßer Freund! ſprach ſie, du mußt nun bedenken, was du thun willſt. Wenn dein Vater morgen dieſen Wald durchſuchen läßt, und mich findet, ſo iſt es, was auch immer mit dir geſchehen mag, gewiß, daß ſie mich umbringen. — Ach! ſchönes Liebchen! darüber würde ich verzweifeln; aber wenn es an mir liegt, ſollſt du nicht ihre Beute werden. —

Damit beſtieg der blonde Aucaſſin, ſeiner Leidenſchaft voll, ſein Roß, hob ſeine Freundin vor ſich in ſeinen Sattel und ritt mit ihr zum Walde hinaus, querfeldeinwärts, indem er ſie in ſeinen Armen hielt und ſie auf Stirne, Mund, Kinn und Augen küßte. — Aucaſſin, ſüßer Freund, in welches Land ziehen wir? ſprach die Schöne. Aucaſſin antwortete: Was kümmerts mich, wohin wir ziehen, da wir beiſammen ſind. — So ritten ſie über Berg und Thal, durch Städte und Burgen vorüber, bis ſie eines Tages zum Meere kamen und am Geſtade von ihrem Pferde ſtiegen. Aucaſſin führte ſein Roß am Zaume und ſeine Freundin bei der Hand, und ſo zogen ſie dem Strande entlang weiter, bis ſie ein Handelsſchiff auf der See gewahrten. Aucaſſin winkte den Schiffern, und die ſetzten ihr Boot aus, in das ſie ihn auf ſeine Bitten aufnahmen. Sie hatten kaum das hohe Meer erreicht, als ſie von einem furchtbaren Sturme betroffen wurden, der ſie von Küſte zu Küſte ſchleuderte und endlich in einem fremden Lande in den Hafen des Schloſſes Torelore trieb. Sie erkundigten ſich, in welchem Lande ſie ſich befänden, und man erwiederte ihnen, dies ſei das Land des Königs von Torelore. Was iſt das für ein Mann? fragte Aucaſſin wieder. Führt er etwa Krieg? — Allerdings ja! erwiederte man ihm, einen ſehr wilden Krieg. Augenblicklich nahm er nun von den Kaufleuten Abſchied, die ihn Gott anempfahlen, ſtieg zu Roſſe, mit ſeinem Schwert an der Seite und ſeinem Liebchen vor ſich und ritt nach der Burg. Wo iſt der König? fragte er. — Er liegt in Wochen, war die Antwort. — Und ſeine Frau? — Die iſt mit ihrem Heere im Kriege, ſagte man. Der artige Aucaſſin gerieth über dieſe Nachricht in das höchſte Erſtaunen. Er kam in den Palaſt, ſtieg mit ſeiner Freundin, die ſein Roß hielt, ab, begab ſich gewappnet in die Gemächer des Königs empor und durchſchritt deren Reihen, bis er in die Wochenſtube gelangte. Er trat voll Verwunderung vor das Bett des Königs und ſprach: Falſcher König! was machſt du hier? — Ich bin von einem Sohn geneſen, ſagte der König: wenn meine ſechs Wochen vorüber ſind, werde ich wieder hergeſtellt ſein, und die Meſſe hören, und alsdann nicht ermangeln, zu meinem Spaße in den Krieg gegen meine Feinde auszuziehen. — Wie Aucaſſin den König alſo reden hörte, nahm er ihm alle Decken hinweg, die auf ihm lagen, warf ſie in das Zimmer umher, und da er hinter dem Bette einen Stock liegen ſah, ſo ergriff er denſelben und prügelte ihn ſo derb damit ab, daß er ihn für todt liegen ließ. Ach! lieber Herr! rief der König, was wollt ihr denn von mir? Ihr müßt ja ganz von Sinnen ſein, daß ihr mich in meinem eignen Hauſe ſchlagt! — Was ich will! ſprach Aucaſſin. Ich ſchlage euch ſo wahr ich lebe todt, ihr elender Kerl, wenn ihr mir nicht gleich hier zuſchwört, daß in eurem Lande niemals wieder ein Mann im Kindbett liegen ſoll. — Der König gelobte es, und Aucaſſin fuhr fort: Nunmehr bringt mich zu dem Heere, bei dem eure Frau iſt. — Herzlich gern, ſprach der König, der alsbald zu Pferde ſtieg, und Aucaſſin begleitete ihn auf dem ſeinigen, indem er Nicoletten in dem Zimmer der Königin zurückließ. Der König und Aucaſſin ritten dahin, wo ſich die Königin aufhielt und trafen ſie mitten in der Schlacht an, in der mit Aepfeln, friſchen Eiern und Käſe geworfen wurde. Aucaſſin riß die Augen weit vor Staunen auf, als er dies wilde Treffen anſah, in dem als der beſte Krieger geprieſen wurde, wer das Waſſer einer Furt am ſtärkſten trübte. Er hub dann laut an zu lachen und wendete ſich mit den Worten an den König: Sire! ſind jene dort eure Feinde? — So iſt es, ſprach der König. — Soll ich euch an ihnen rächen? fügte Aucaſſin hinzu. — Wenn ihr ſo gefällig ſein wollt, ja! antwortete der König. — Sofort zog Aucaſſin ſeinen Degen, ſtürzte in ihre Reihen hinein und hieb rechts und links um ſich, ſodaß er Viele todt niederſtreckte. Was macht ihr denn da? ſchrie ihm der König zu, indem er ihm in die Zügel fiel. Ei, ſchöner Herr! ſchlagt ſie doch nicht todt. — Wie ſoll ich euch denn anders an ihnen rächen? fragte Aucaſſin. — Ihr ſchlagt zu derb zu, ſprach der König: wir ſind es nicht gewohnt, einander umzubringen, wir haben uns verpflichtet, uns gegenſeitig blos in die Flucht zu ſchlagen. — Der König und Aucaſſin kehrten in das Schloß von Torelore zurück, wo die Eingebornen dem Könige riethen, Aucaſſin aus dem Lande zu jagen und Nicoletten, die ihnen von vornehmem Stande zu ſein ſchien, für ſeinen Sohn zurückzubehalten. Nicolette hörte dies aber und ſagte verdrüßlich zu dem Könige: deine Leute müſſen nicht wiſſen, was ſie reden, Herr König: ich laſſe von meinem ſüßen Freunde nimmermehr ab, und Aucaſſin iſt zum närriſch werden in mich verliebt. Sein Koſen erfreut mich mehr als Tanz und Schaukel, mehr als Harfe, Leier und Viole. — Aucaſſin brachte mit ſeiner Freundin Nicolette, die er ſo ſehr liebte, ſeine Zeit auf dem Schloſſe von Torelore in Freuden und Kurzweil zu. Während es ihnen aber ſo wohl gefiel, ſiehe! da überfiel plötzlich ein Geſchwader Sarazenen das Schloß von allen Seiten, eroberte es im Sturme, plünderte es und nahm alles gefangen, was darinnen war. Sie banden Aucaſſin an Händen und Füßen, warfen ihn in ein Boot, Nicoletten in ein anderes und führten Beide von dannen. Ein entſetzlicher Sturm erhob ſich auf der See, als ſie unterweges waren. Das Fahrzeug, welches Aucaſſin aufgenommen hatte, wurde lange Zeit von den Wogen hin und hergeworfen und gerieth endlich vor dem Schloſſe von Beaucaire ans Land. Die Einwohner liefen an das Ufer und erkannten ihren Junker Aucaſſin, deſſen Anblick ſie mit Freude erfüllte, denn er hatte in dem Schloß von Torelore wohl drei Jahre zugebracht, und ſeine Eltern waren unterdeß geſtorben. Sie geleiteten ihn feſtlich nach dem Schloſſe von Beaucaire und huldigten ihm als ihrem Gebieter. Er beherrſchte ſein Land in Frieden nach ſeinem Willen, ſchwur aber beim höchſten Gott, daß er ſich um ſeine ganze Sippſchaft nicht ſo ſehr als um ſeine weiße Nicolette grämen würde, wenn ſie aus dieſem Leben geſchieden ſein ſollte, und gelobte ſich, die Welt zu Waſſer und zu Lande nach ihr zu durchirren.

Das Schiff, auf welchem Nicolette entführt worden, war inzwiſchen daſſelbe, auf dem ſich der König von Karthago ſelbſt befand, der Nicolettens ~~ihr~~ unbekannter Vater war, und zwölf Brüder hatte, lauter Prinzen oder Könige. Sobald ſie ſahen, daß Nicolette ſo ſchön war, erzeigten ihr Alle große Ehren, feierten ſie ſehr, und fragten ſie, wer ſie ſei, denn ſie hielten ſie für eine vornehme Dame von edler Herkunft. Sie wußte ihnen nichts weiter zu ſagen, als daß ſie in ihrer früheſten Kindheit geraubt worden ſei. Sie ſchifften ſo lange, bis ſie endlich bei der Stadt Karthago landeten. Als Nicolette das Land und die Mauern und Säle des Schloſſes erblickte, erkannte ſie ſich wieder und erinnerte ſich, dort als ganz kleines Kind geweſen und eben aus dem Palaſte geraubt und entführt worden zu ſein. Sie beſann ſich nun auch wieder, daß ſie die Tochter des Königs von Karthago war und brach in bittere Klagen über ihr Schickſal aus, als eine ſo hohe Königstochter in ihrer eigenen Heimath Sklavin ſein zu müſſen. Ach! du kluger, zarter Aucaſſin! ſprach ſie, du edler tugendlicher Jungherr, deine Liebe flößt mir Muth ein und läßt mich doch Tag und Nacht nicht ruhen. Dürfte ich dich nur noch einmal in meine Arme faſſen und auf meinen Lippen und meinem Angeſicht einen einzigen Kuß von dir empfinden! — Als der König von Karthago Nicoletten ſo reden und weinen hörte, ſchlang er ihr ſeine Arme um den Hals: Wer biſt du? fragte er: ſag es mir, ſüßes Kind, fürchte dich nicht vor mir. — Herr, ſprach ſie zu ihm: ich bin die Tochter des Königs von Karthago und wurde vor vierzehn Jahren als kleines Kind geraubt. — Da wußten ſie nun alleſammt gleich, daß ſie die Wahrheit ſagte. Sie überhäuften ſie mit Liebkoſungen, hielten ſie hoch und führten ſie als die Tochter ihres Königs mit großem Gepränge in den Palaſt. Sie wollten ihr zwar auch einen Königsſohn aus einem anderen heidniſchen Volke zum Gatten geben, ſie hatte aber keine Luſt zu heirathen.

Nachdem ſie drei bis vier Tage an dieſem Orte und in dieſer Lage zugebracht, fing ſie an, bei ſich zu bedenken, auf welche Art ſie flüchten könnte, um Aucaſſin aufzuſuchen. Sie verſchaffte ſich eine Geige, lernte ſie ſpielen, und da ſie ſich eines Tages verſah, daß man ſie einem reichen heidniſchen Könige zur Frau geben wollte, ſo entfloh ſie zur Nachtzeit nach einem Seehafen, und kehrte bei einer armen Frau am Strande ein. Daſelbſt nahm ſie ein Kraut, womit ſie ſich Geſicht und Hände einrieb, ließ ſich Mantel, Rock, Hemde und Hoſen machen, ſodaß ſie in dieſen Kleidern wie ein Jongleur ausſah, und ging mit ihrer Geige zu einem Seefahrer, dem ſie ſo lange darum gute Worte gab, bis er ſie in ſein Schiff aufnahm. Sie zogen die Segel auf und fuhren über das hohe Meer nach der Küſte von Provence, wo Nicolette landete, ihre Geige nahm und ſpielend durch das Land zog, bis ſie zu Aucaſſins Burg kam.

Als nun Aucaſſin eines Tages auf dem hohen Altane ſeines Schloſſes Beaucaire, von ſeinen Baronen umgeben ſaß, die Blumen und Gräſer blühen und grünen ſah und die Vöglein ſingen hörte, indem er ſeiner Liebe, ſeiner ſüßen Nicolette gedachte, nach der er ſchon ſo lange Sehnſucht trug, und ihrethalb weinte und ſeufzte, da trat Nicola vor den Balkon des Thurmes, zog ihre Geige aus dem Sack und ſang:

Hört auf mein Lied, ihr edlen Herr'n,
O, Ritter und Barone,
Ihr Alle dort, von nah und fern,
Vereint auf dem Balkone.

Ich ſinge euch von Aucaſſin,
Dem hohen Grafenſohne,
Und ſeinem treuen Liebesglühn,
Dem Vater ſein zum Hohne.

Wie Nicoletten er, die Maid,
Die in den Wald Gefloh'ne,
Entführte, über Meere weit,
Nach weit entlegner Zone.

Wo ſie ihn zu erfreu'n gewußt,
Mit ſüß'm Liebeslohne,
Bis Leiden wurd' aus ihrer Luſt
Im Schloſſe Torelore.

Es ſchweigt die Mähr von Aucaſſin,
Dem ſchönſten der Barone,
Wohin die Räuber mit ihm fliehn,
Ob er den Heiden frohne.

Doch Nicolette, das Königskind,
Wird hingeführt zum Throne,
Wo es den Vater wieder findt,
Bei dem es fürder wohne.

Ein Königsſohn die Kleine liebt,
Und beut ihr ſeine Krone;
Doch ſie ſpricht auf den Tod betrübt
Zum Vater: ach, verſchone!

Denn ſie liebt einzig Aucaſſin,
Den ſchönſten der Barone,
Es zieht ſie zu dem Treuen hin,
Dem holden Grafenſohne.

Als Aucaſſin dieſen Geſang an ſein Ohr tönen hörte, wurde er über die Maßen vergnügt. Er zog Nicoletten abſeits und fragte ſie: Schöner, lieber Freund! wißt ihr von dieſer Nicolette nichts mehr, von der ihr geſungen habt? — O, ja, Herr, ich weiß wohl von ihr, daß es das beſte und getreueſte, das artigſte und klügſte Kind iſt, das jemals geboren worden. Sie iſt die Tochter des Königs von Karthago, der ſie zu derſelben Zeit wieder fand, als Aucaſſin gefangen wurde und ſie nach ſeiner Königsburg führte, wo ſie ſich wieder auf ſich ſelbſt beſann. Jetzt bedrängt er ſie täglich und ſtündlich damit, einen der mächtigſten Könige Spaniens zum Gemahle anzunehmen. Aber ſie ließe ſich lieber lebendig verbrennen, als daß ſie ſich in ſeinen Willen fügte. — Ach! werther Freund, ſprach Graf Aucaſſin, wenn du wieder in jenes Land zurückkehren und Nicoletten ſagen wollteſt, daß ſie zu mir kommen möge, ſo würde ich dir gern ſo viel Geld und Gut geben, als du nur von mir fordern und wünſchen könnteſt. Wiſſe, daß ich aus Liebe zu ihr kein Weib nehmen mag, und wenn es vom höchſten Stande wäre, und daß ich ihrer immerdar gewärtig bin. Hätte ich vorher gewußt, wo ich ſie finden könnte, ich würde ſchon längſt bei ihr geweſen ſein. — Herr, erwiederte ſie, wenn ihr aufrichtig nach ihr Verlangen tragt, ſo will ich ſie euch um euret- und um ihretwillen, die ich zärtlich liebe, herbeiholen. — Er beſchwor ſie, dies zu thun, und ließ ihr zwanzig Mark Silbers auszahlen, und ſie ſchied von ihm, der da aus Liebe zu Nicoletten in Thränen ausbrach. Als ſie ihn weinen ſah, kehrte ſie noch einmal um und ſagte: Herr! verzweifelt nicht, in Kurzem werde ich ſie euch in dieſe Stadt bringen und ſie euch zeigen. — Aucaſſin wurde über dies ſüße Verſprechen gerührt und wieder froh. Sie ging in die Stadt nach dem Hauſe der Vitzgräfin, denn der Vitzgraf, ihr Pathe, war todt, und blieb bei ihr, der ſie ſich als die nämliche Nicolette zu erkennen gab, die ſie erzogen hatte. Die Edelfrau ließ ſie ſich baden, waſchen und acht Tage ausruhen. Und Nicolette nahm ein Kraut, rieb ſich damit und wurde wieder ſo ſchön, ja noch ſchöner als ſie jemals geweſen war. Alsdann kleidete ſie ſich in ſchöne reiche Seidenſtoffe, deren die Dame die Menge beſaß, ſetzte ſich in ihrem Zimmer auf ein ſeidenes Ruhebett, und bat die Vitzgräfin, Aucaſſin, ihren Freund, zu ihr zu führen, was dieſelbe alſobald auch that.

Als die Vitzgräfin im Palaſte angekommen war, fand ſie Aucaſſin, der um ſeine Freundin Nicolette, die ſo lange ausblieb, weinte und klagte, und ſprach zu ihm: Sei nicht länger betrübt, Aucaſſin, komm mit mir, ich will dir zeigen, was dir das Liebſte in der Welt, Nicoletten, deine ſüße Freundin, die aus fernen Landen zu dir zurückgekehrt iſt. — Als Aucaſſin hörte, daß ſeine lilienweiße Nicolette wieder da ſei, eilte er ſo freudig, wie er es noch nie geweſen war, mit der Vitzgräfin nach ihrem Palaſte, zu Nicolettens Zimmer empor. Nicolette ſah ihren ſüßen Freund wieder, ſprang ihm entgegen, breitete ihre Arme nach ihm aus, und umfaßte ihn, küßte ihm ſeine Augen und lächelte. So blieben ſie die ganze Nacht bis zum anderen Morgen beiſammen, da der Tag anbrach und ſie ihrem Freunde vermählt wurde, der ſie zur Gräfin von Beaucaire machte. Sie brachten ihre Lebenstage in unendlicher Luſt und Seligkeit mit einander zu und erfreuten ſich zu jeder Zeit ihrer Liebe.

IV.

Der ſtolze Melcher.

Zur Zeit der Kirſchenerndte des ſechszehnhundert drei und achtzigſten Jahres trieb ſich ein junger Bauersmann unweit ſeines am Ober-Rheine gelegenen Dorfes auf einem Spaziergange im Freien herum. Die ungewöhnlich große Hitze nöthigte ihn, in einen luſtigen Buſch abzutreten, der in dem verwichenen langwierigen Kriege aufkommen war, und neben der Straße einen guten Acker mit ſeinem grünen Ueberzuge zur halben Wildniß gemacht und noch waldmäßig überdunkelt hatte, um ſich daſelbſt hin in das friſche Gras unter den Schatten niederzulegen. Er gehorſamte, wie billig, weil es eben ein Ruhetag war, und las indeſſen für die Langeweile den Hirnſchleifer, ob er vielleicht das ſeinige, alſo auf der Bärenhaut liegend, ohne fernere Mühe und Arbeit ausbilden und glätten möchte, damit es ſchiene, als hätte ers in ſeinem dummen Kopfe auch hin und wieder in der Welt herumgetragen und allerhand Siebenſachen wie in ein Felleiſen hineingepackt, oder alles was ein weiſer erfahrner Mann wiſſen ſoll, gleichſam wie in ein Schreibtäflein notirt und mit mancherlei Wiſſenſchaften in der Fremde ausgeziert.

In ſolchem eifrigen Fleiße lag er ſchier ſo lange auf einer Seite, bis das grüne Gras ganz gelb unter ihm wurde. Er wußte nachher ſelbſt nicht, ob er darüber entſchlief oder nicht, ſo herzentzückend und ſanft that ihm ſeine Einbildung: daß er zugleich ruhen und geſchickt werden, zugleich faullenzen und ſtudiren könnte. Unangeſehen ihm ſein Herz ſagte, daß er die Hände anders anlegen, ein Ding ſelbſt in der Fremde erfahren und alles mit ſeinen eigenen Augen ſehen müßte, ſofern er anders ein eigentliches und rechtſchaffenes Wiſſen haben und erlangen wollte. Und dieſe innerliche Einſprechung erweckte ſehr nahe bei ihm eine Begierde, ja ſchier einen feſten Vorſatz, eine weite Reiſe in die Ferne zu wagen, als wozu ſich täglich Gelegenheiten anboten, eine ſolche, vermittelſt des Kriegsweſens ohne ſonderliche Unkoſten zu vollbringen. Er kam in ſolchen Gedanken ganz außer ſich ſelbſt, und blieb doch ſelber da. Was ihn aber wieder aus ſeinem Schlafe oder der Entzückung erweckte, war ein Geſpräch drei unterſchiedlicher Männer, ſo die Straße herkamen und ihr Geplauder mit einander hatten. Der eine war ein Savoyer, der andere ein fremder Handwerksgeſell, der Sprache nach aus dem Gebirge, das die Schweiz von Italien ſcheidet, und der dritte ein Landsmann des jungen Burſchen und zwar eines reichen Bauern ungerathener Sohn, der ſtolze Melcher genannt, den ſein Vater letztverwichene Weihnachten, um beſſer mores zu lernen, zum Nachbar Lorenz als Knecht verdingt gehabt hatte, aus welchem Dienſte er aber entſprungen und in den Krieg gegangen war. Alle drei zogen nicht feiertäglich auf, ob es gleich, wie ſchon gedacht, eben Feiertag war, und überdies marſchirte der Letztere gar matt und elend an einem Stecken daher.

Es ſtand gerade an dem Buſch, darinnen der junge Landmann lag, zwiſchen ihm und dem Wege, den die Wanderer herkamen, ein Baum voll madiger Kirſchen, die theils vor Fäule bereits herunter zu fallen begunnten. Unter demſelben bot ihnen der Schatten eine bequeme Ruheſtatt, und der Savoyer legte ſich am erſten, wiewohl er noch, unangeſehen ſeines Alters, der friſcheſte von den dreien war. Anſtatt: das walt Gott! ſagte er, als er die Augen über ſich hob und die halbfaulen Kirſchen auf dem Baume ſah, deren jede mit einem oder zwei lebendigen Würmlein geſpickt war: Hol das Teufel die Franzoskrieg! Hier iſt beſſer Land für die arme Bettelmann, als der Holland für das Franzos brave Soldat. —

Der entlaufene Bauerſohn ſah ſo bleich und abgemergelt drein, daß ſein Landsmann im Buſche nicht erſinnen konnte, ob er vor Krankheit, Hunger oder Mattigkeit ſich nicht niederlegen konnte oder mochte, denn er wußte noch nicht, wo denſelben der Schuh drückte und daß er von allen dieſen drei Qualen zugleich angefochten wurde. Der Handwerksgeſell ſagte zu ihm: Nun, Bruder, du haſt vorlängſt und alſo auch vor einer kurzen Weile erſt ſo einen Haufen gut Dings von dem Reichthume deiner Eltern, die in dieſem Dorfe wohnen ſollen, aufgeſchnitten; warum gehen wir denn nicht vollends hinein, uns bei ihnen, wie du Vertröſtung gegeben, zu erquicken? — Ach, Bruder, antwortete der ſtolze Melcher, ich ſchäme mich in Wahrheit vor mir und meinen Eltern ſelbſt, in dieſem meinem erbärmlichen Zuſtande, gleichſam wie ein elender Gutleutmann in das Dorf zu gehen; vornehmlich aber, weil ich mir vorgeſetzt hatte und bei meiner Abreiſe von Jedermann bedrohentlich verabſchiedet war, in daſſelbe bei meiner Wiederkunft als ein anſehnlicher Edelmann einzureiten und darinn als ein Herr zu herrſchen. Deswegen, mein Bruder, bitte ich dich, thue doch ſo viel an mir und gehe hinein, frage nach des Schulzen Claus

Gürge Haus, denn derſelbe iſt mein Vater, und ſage zu meiner Mutter, doch daß es bei Leibe der Vater nicht hört, ihr Melcher ſei da. Sag ihr auch, ſie ſolle herkommen und mir mein alt Wamms, wie ein weiß Hemde, ſammt meinen alltäglichen Hoſen und ein paar Strümpfe mitbringen. Ich weiß, ſie wird gleich mit dir laufen, wenn ſie anders nicht auch für mich ein Pferd oder gar einen Karch mitnimmt. Wann ich mich dann anders angethan habe, ſo wollen wir mit ihr heim, und da will ich dir halten, was ich dir ſchon vor zwanzig Meilen geſprochen habe. —

Der Handwerksgeſell nahm dieſen Auftrag zu verrichten an und zottelte damit dem Dorfe zu. Der junge Bauersmann im Buſch gedachte: Gehe nur hin, du wirſt willkommen ſein wie eine Sau in eines Juden Haus und ſo wenig ausrichten als der Hagel in den Stoppeln, ſintemal er die Bäurin, ſeines Landsmanns Mutter, als den Abſchaum aller böſen giftigen Weiber kannte, die da, ſeit ſich ihr Sohn unterhalten laſſen wollen, tauſendmal geſchworen hatte: ihr Melcher, der loſe Vogel, ſolle ihr Lebtage ihr nicht mehr unter die Augen kommen. Dennoch fand er ſich betrogen, denn die Affenliebe des mütterlichen Herzens und die Freude über die unverſehene Wiederkunft des verlorenen Sohnes machte für diesmal die Schärfe ihres gewöhnlichen Stiles um etwas ſtumpf, alſo daß der Abgeſandte nicht allzu biſſig empfangen wurde, wenn er ſich eben auch keines abſonderlich angenehmen Botenlohnes zu erfreuen hatte.

Inzwiſchen hielt ſich der Nachbar an ſeinem heimlichen Orte noch verborgen, um dort der Mutter Ankunft, ſie möchte nun zu Pferde, zu Fuß oder zu Karch erfolgen, zu erwarten, und zu vernehmen, mit was für Umſtänden ſie ihren Sohn empfahen würde; ſich einbildend, gleich wie ſie ihm, ſeit er hinweggezogen, wol tauſend mütterliche Segen von der Gattung nachgeſprochen habe, welche wieder niederzureißen pflegen, was der väterliche auferbaut, alſo würde es auch anjetzt ſchlechtes Bezeigen mütterlicher Zuneigung ſetzen. Der Savoyer ſtieg nach den Kirſchen, welche wider den gemeinen Lauf der Natur anfingen zu faulen, nachdem ſie zuvor lebendig worden waren. Der verlorne Sohn aber geberdete ſich fortwährend ſo jämmerlich, daß der verborgene Zuſchauer bei ſich über ihn gedachte: Hoho, Kerl! haben dich die ſeltſamen und übeln Läufe unſerer Zeit auf dieſe Weiſe züchtigen, demüthigen und zurecht bringen müſſen? jetzt wirſt du das ſtete Spielen und Trinken in den Wirthshäuſern, das nächtliche Kälbergeſchrei und Jöhlen auf der Gaſſe, dein gewöhnliches Saufen und Schlagen auf dem Kegel- und Tanzplatze einmal unterweges laſſen, und anderen ehrlichen Leuten weder mehr in die Gärten und Güter, ſolche zu beſtehlen und zu verderben, noch in die Häuſer ſteigen, ihre Mägde und Töchter zu verführen. Nun wirſt du weder Vater, Mutter noch Freunde mehr trillen, pochen, trutzen, noch bedrohen, dich unterhalten zu laſſen. Denn mich dünkt, deine Luſt am Kriege ſei gebüßt, dein unleidſamer Uebermuth ſei vergangen, deine flegelhafte Hoffarth ſei verſchwunden, dein boshafter ausgelaſſener Muthwille ſei gedämpft und erloſchen. Kurz, du wirſt in Holland ſo geſchmeidig gemacht worden ſein, als ob du gar in Amſterdam im Zuchthauſe geweſen wäreſt; denn deine anſehnliche von dir erlangte Beute wird dir die ganze Zeit deines Lebens und vielleicht auch nach dem Tode ſo wohl bekommen und eben ſo nöthig geweſen ſein, als ob du tauſend Dukaten oder mehr erobert und mit dir heimgebracht hätteſt. —

Dies und dergleichen waren ſeine Gedanken, bis die Mutter mit dem abgeſchickten Handwerksmanne und ihrer bei ſich habenden Tochter, ſo die begehrten Kleider trug, ankam, von der man ſchwer ſagen konnte, ob ſie erfreuter oder betrübter, erzürnter oder zufriedener geweſen ſei. Ach! ſagte ſie, da ſie ihren Sohn erblickte: du heilloſer Vogel! was machſt du mir für Kreuz und Herzeleid? Warum hab ich dich nicht im erſten Bad ertränkt? Es wäre kein Wunder, wenn ich dich gleich da liegen und hinter den Hecken wie einen Hund umkommen ließe. Du leichtfertiger Dieb! du Schelm! hab ich dirs nicht immer zuvor geſagt, du würdeſt ſo ſchön wieder heim geritten kommen, wenn du anders draußen keinen Graben fülleteſt? Daß dich der Donner und der Hagel! — Und mit dem lief ſie auf ihn zu, ihm in die Haare zu fallen und ihm etliche Ohrfeigen mitzutheilen, davon ſie aber durch ihre Tochter und den Handwerker abgehalten wurde.

Solches nun war der Anfang ihres erſten Sermons, die Mitte war etwas gelinder, und als ihr Sohn ſeine Lumpen aus-, und hingegen die Kleider, die ſie ihm mitgebracht, wieder anzog, ſo daß ſie beobachten konnte, wie mager, elend und jämmerlich er am Leib ausſahe, maßen er ganz verdorben, vom Fleiſch kommen und abgefallen war, beſchloß ſie aus mütterlichem Mitleiden das Ende davon mit Weinen, in das Tochter und Sohn mit einſtimmten. Der Vater, welcher ſeines Sohnes Ankunft erfahren hatte, kam mit einem ſtarken Knittel hinzugelaufen, ohne Zweifel des Vorhabens, den Takt zu dieſer kläglichen Muſik auf ſeines Sohnes Rücken zu führen. Er ließ dies jedoch unterweges, theils weil ihn das mürbe Pult dauerte, theils weil ihm die Mutter gar vernünftig und beſcheidentlich zuſprach, denn ſie ſagte zu ihm mit bedrohlichen Mienen: du alter Narr! was willſt du machen? Siehſt du denn nicht, daß der arme Teufel allbereit geſchlagen genug iſt? — Ueber das konnte der verlorene Sohn im heiligen Evangelium zu ſeiner Wiederheimkunſt bei ſeinem Vater ſchwerlich beweglichere Worte vorgebracht haben, als hier dieſer Landmann dem ſeinigen gab. Warum ſollte er ihn alſo geſchlagen haben? Doch ſagte er zu ihm: Er ſollte ſich wieder hinſcheeren, wo er hergekommen wäre, ſchwur ihm auch hoch und theuer, daß er nimmermehr über ſeine Thürſchwelle kommen ſollte, wenn er gleich verſichert wäre, daß er draußen wie ein Vieh ſterben müßte. Ich bin, hängte er ferner daran, die Tage meines Lebens keinem Krieger hold geweſen, und du leichtfertiger Schelm haſt dich deſſen ungeachtet, Gott gebe wie getreulich ich dich auch davon abgewarnt, mitten unter die Diebszunft und was das ärgſte iſt, unter die Welſchen begeben, um dein eigen deutſches Vaterland bekriegen, ſeine friedliche Ruhe zerſtören, ſeine Freiheit unterdrücken, ſeine Inwohner verderben, ſeine Städte umkehren, die Dörfer verbrennen, die Bauern plündern, und kurz ſoviel an dir iſt, Unheil anſtellen und das ganze deutſche Geblüt mitſammt ſeinen Nachkommen in ewige Knechtſchaft ſtürzen zu helfen? Schau nun, du ehrlicher Vogel, wie jetzt deine Leichtfertigkeit ſo ſchön belohnt wird! O, wie recht! Warum werden doch nicht alle deines gleichen böſe Buben ſolchergeſtalt abgefertigt? Aber höre! du haſt durch deinen Ungehorſam aufgehört, mein Kind zu ſein, darum bin ich auch nicht verbunden, mich gegen dich als ein Vater zu erzeigen. Ich hab allezeit gedacht, dies auch ſowohl als deine Mutter oft zuvor geſagt, du würdeſt mir wieder ſo herrlich nach Haus kommen, und anſtatt vieles Gelds und eines gewaltigen Gauls, darauf du das ganze Dorf braviren wollteſt, nur eine unzählbare Menge Läuſe und einen Stecken heimbringen, zur Anzeigung, daß deine Leichtfertigkeit verdient habe, dich alle Tage wie einen Tanzbär zu prügeln. Aber gehe hin, du haſt dich der väterlichen Zucht einmal entbrochen, darum will ich mich deiner auch kein Haar mehr annehmen. Haſt du dir wohl gebettet, ſo magſt du auch wohl liegen. —

Auf dieſen gegebenen Spruch befahl er auch ſeinem Weib, daß ſie, ſo lieb ihr eine friedſame Ehe wäre, ſich heim begeben und den ungerathenen Sohn liegen laſſen ſollte. Aber der Handwerksgeſell ſagte: Vater! ihr ſeid gar zu hart; eine ſolche Grauſamkeit, deren ihr euch gegen euren Sohn anmaßt, iſt niemals von einem Vater erhört worden. Iſt er gleich einmal gefallen, ſo wird er ſich doch künftig beſſern, und durch Wohlverhalten wieder einbringen, was er etwa geſündigt haben möchte. Sein voriger Unverſtand iſt nunmehr mit ſeinem Schaden geheilt, er iſt jetzt genug gewitzigt, und ſein Ueberſehen iſt, wie ihr ſelbſt ſehet, überflüſſig genug beſtraft worden. Deshalb nehmt ihn nur immer wieder zu Gnaden an und macht übel nicht ärger, ſondern glaubt mir, daß er ſich hinfort beſſer als jemals verhalten werde: er iſt gleichwohl euer Fleiſch und Blut. — Der alte Bauer fiel ihm in die Rede und ſagte: Halt du das Maul! was geht's dich an, was ich mit ihm mache? Ohne die Schande, ohne den Spott und ohne das Kreuz, das man von euch ungerathenen Schelmen hat, muß man ſorgen, daß ihr einem noch dazu das Haus, ja das ganze Dorf mit euren mitgebrachten Krankheiten anſtecken möchtet. Wenn ich Meiſter wäre, ſo wollte ich nicht allein euch drei, ſondern alle euresgleichen, die denjenigen im Kriege dienen, ſo unſere Friedensruhe ſtören, und der deutſchen Freiheit nachſtellen, als meineidige Verräther ihres Vaterlandes an den lichten Galgen henken laſſen. —

Ueber Anhörung dieſer Worte wurde der Handwerksgeſell ganz bleich um den Mund, und wofern er ſonſt ſeinen ſchwachen Leibeskräften getraut, oder den Bauersmann anderswo, als ſo nahe beim Dorfe gehabt hätte, würde er wohl ein Gänglein mit ihm gewagt haben. Er antwortete: Ich ſehe wohl, daß ich Urſache habe, euch für einen groben unverſtändigen Mann zu halten. Ich habe bei eurem Sohne ſo viel gethan, bis ich ihn wieder hieher gebracht, daß ich ihm, wenn er gleich mein leiblicher Bruder geweſen wäre, nicht mehr hätte thun können, wie er denn ſelbſt bekennen und dieſer Welſche bezeugen wird, daß er ohne meine geleiſtete Hülfe vorlängſt hätte ſterben und verderben müſſen. Ich hätte nun zwar deswegen viel einen anderen Dank als dieſen verdient zu haben verhofft; läßt euch dies aber eure unbändige Grobheit nicht erkennen, ſo laßt mich im übrigen als einen ehrlichen Kerl ungeſchändet. Ich werde euch, wenn ihr euer eigen Neſt in eurem Sohne beſudeln und nicht thun wollt, was einem Vater zukommt, im geringſten keinen Eintrag thun. Komm, Clade, ſagte er zum Savoyer, der wieder vom Kirſchbaume geſtiegen war, wir wollen weiter, ich habe von dieſem undankbaren Bauer genug. —

Es war, wie oben ſchon gemeldet worden, ein Ruhe- und dannenher zugleich ein Spatziertag, und deswegen ging der Junker mit dem Pfarrer des Dorfs in ſelbiger Gegend für die Langeweile im Felde herum, wo ſie denn den alten Landmann dem Geſellen alſo überlaut antworten hörten, wie ſolche Leute eben jederzeit ein groß Geſchrei zu machen pflegen: Ja, ja, ihr Geſellen, ihr könnt euch deſſen ſchon rühmen, wenn ihr einander in euren Nöthen beigeſtanden und etwas Gutes gethan habt. Aber das könnt ihr wohl verſchweigen, ja ihr gedenkt nicht einmal daran, daß ihr zuvor einander auch verführt und da euch euer toller Muthwille noch ritt, in den Krieg gebracht und in ſolche Noth geſteckt habt. Aufhenken ſollte man euch und weniger Mitleiden mit euch haben, als mit einem Diebe, der aus Mangel und äußerſter Armuth geſtohlen hat. —

Als nun der Junker und Pfarrherr dies Geſchrei hörten und die Worte verſtunden, gleichwol aber nicht erſinnen konnten, was für und mit wem der alte Mann Händel haben möchte, den ſie an der Stimme erkannten, eilten ſie hinzu. Der Junker fragte: Was Neues? Und da er von allem unterrichtet worden war, ſprach er zum ſtolzen Melcher: Ha, ha! du ehrlicher Geſell, biſt du auch wieder da? Wie dünkt dich, wenn ich dich jetzt ein drei oder vier Wochen in den Thurm ſetzen und nur mit Waſſer und Brod abſpeiſen ließe? — Ach! antwortete Melcher: Geſtrenger Herr! vergebt mir nur noch diesmal um Gotteswillen. Gedenkt, daß ich wegen meines hiebevoren Muthwillens und begangener Thorheit bereits ja ſo genugſam gebüßt habe, daß ich ſchier die Haut nicht mehr ſchleppen kann, und daß mir's tauſendmal träglicher gefallen wäre, wenn ich, ſeit ich in den Krieg gezogen, bis jetzt im Thurm hätte liegen und gleichſam nur mit Waſſer und Brod der Trübſal vorlieb nehmen müſſen. Denn beherziget doch nur: ich kriegte dort, wo ich für meine Leichtfertigkeit, daß ich mich hatte unterhalten laſſen, geſtraft wurde, oft in vier Wochen nicht halb genug Brod zu eſſen, und in einem ganzen viertel Jahre keinen einzigen geſunden Trunk friſch Waſſer, und hatte gleichwohl keine Ruhe, deren ich noch im Thurm genoſſen hätte, ſondern mußte Tag und Nacht ſchanzen, wachen, marſchiren, ſtürmen, ſcharmützиren, und unangeſehen ſolcher armſeligen Ausmergelung, gleichſam alle Augenblicke, entweder vom Feinde, oder von meinen eigenen Offizieren ſelbſt, ja gar von des Henkers Hand eines unverſehenen gewaltſamen Todes gewärtig ſein, welchen man doch den Armen, um Leib und Leben gefangen ſitzenden zuvor anzukünden pflegt. Wollte ich mir ſolches nun nicht zur Strafe dienen laſſen, ſo taugt mir's doch zur Warnung, künftig mein Leben beſſeanzuſtellen, denn jetzt weiß ich den Unterſchied zwiſchen dem Leben der Soldaten im Kriege und der Bürgersleute im Frieden. Jenes unleidliche Schärfe übertrifft die härteſte Gefängniß- und Todesſtrafe, deren man ſich in Friedenszeiten wider frevelhafte Uebelthäter bedient; dieſes aber iſt gegen jenen wie ein Paradies zu rechnen, worin man unter ſeinem Weinſtock und Feigenbaume ſicher wohnen und ſeiner Geſundheit pflegen kann. Jenes iſt allerdings eine gewiſſe Hölle, darin man auf unzählige Weiſen gequält und wegen ſteter vor Augen ſchwebender Gefahr mit Furcht des Todes gepeinigt wird; es ſei denn, daß ſich einer, wegen unerträglicher Bürde und Marter abzukommen, verzweifelterweiſe den Tod ſelbſt wünſche. Dies dagegen iſt beinahe ein ſicherer Himmel, darin man ſich nach leiblicher zur Geſundheit dienender Leibesbemühung, die mit großem Unrechte Arbeit genannt wird, mit angenehmer Ruhe wiederum ergötzt und mit Speis und Trank erquickt. Jetzt weiß ich, was ich zuvor nicht wußte, noch in den Schulen erlernen konnte, mir aber bisher ſo hoch vonnöthen geweſen iſt zu wiſſen: Unverſucht ſchmeckt nicht! Hätte ich eher gewußt, was ich nunmehr erfahren habe, ſo hätte ich mich nimmermehr durch meine Thorheit ſo weit verleiten laſſen. Und dieſe meine wenige Wiſſenſchaft und Erfahrung wird künftig nicht allein mir taugen, mich ſelbſt in den Schranken der ehrbaren Gebühr zu halten, ſondern ich werde auch andere ungerathene Burſche und böſe Buben zur Beſſerung weiſen, und ſie vor dem gefährlichen welſchen Soldatenhandwerke dergeſtalt zu warnen wiſſen, daß ſie ſolches ſchneller als die Peſt fliehen ſollen, gleichwie ſie hingegen ihre Lockvögel haben, die ſie in Krieg reizen, und damit zugleich in Hunger und Krankheit, und in allen Jammer, in alle Arbeitſeligkeit, in alles unbeſchreibliche Elend ſtürzen und ſie um Leib und

Seele bringen. Ja, ich getraute mir an zehen Werbern, die zum beſten aufſchneiden könnten und Gelds genug hätten, mit wenig Worten ſolchen Widerſtand zu thun, daß ſie aus tauſend in den Krieg lüſternden Kerlen keinen einzigen kriegen ſollten. Deswegen, hochedler Junker, bitte ich, erbarmt euch über mich, und verleihet mir zugleich, eures hochvermögenden Orts, ein gut Wort bei meinem erzürnten Vater, daß er mich wieder in ſein Haus aufnehme. Ich verſpreche ihm hingegen mehr Nutzen zu ſchaffen, als ſeine zwei Knechte, und mich auch gegen euer Geſtrengen ſelbſt ſo gehorſam und treu zu erzeigen, als ein Unterthan immer thun mag. — Zum Pfarrer aber ſagte er: Führet ihr doch auch, ehrwürdiger Herr, meinem Vater zu Gemüthe und beherziget es ſelbſt, daß uns unſer Heiland das Beiſpiel vom verlorenen Sohne keiner anderen Urſache halb vorgeſtellt hat, als damit wir demſelben ſeiner Lehre gemäß nachfolgen. — Der Pfarrer antwortete: Du biſt zwar bereits dem verlorenen Sohne nachgefolgt; ob aber dein Vater auch jenem nachfolgen und was für ein Mahl er dir zubereiten laſſen wird, ſteht zu erwarten. —

Hierauf ſagte der Junker zum Pfarrer: dieſer Baß ſcheint einmal wohl geſtimmt zu ſein, denn er geht ziemlich nieder. Zum Melcher aber ſprach er: deine Worte ſind gut, wenn nur die Werke auch folgten. Du haſt deinem guten alten Vater ſchon manchen Poſſen geſpielt, ſo daß ich nicht Urſache habe, mich zu verwundern, wenn er dich gleich in dieſen deinen Nöthen verläßt. Er hat dich von Jugend auf zu der Schule und den Studiis angehalten und ſchwere Unkoſten an dich verwendet, um dich über Herkommen, ja über ſich ſelbſt in einen höheren anſehnlichen Ehrenſtand zu erheben. Was hat er damit ausgerichtet? Dies: er mußte deine übermachten Schulden zahlen, und dich mit

Spott und Schande wieder zu ſich nach Haus nehmen, allwo er beides, dich ein Handwerk erlernen oder der Bauern Werk treiben zu laſſen, ganz ungeſchickt und verderbt zu ſein befand. Er that dich darauf, zu deinem Beſten und zwar mit meinem Gutbefinden, weil er dich in ſeinem eigenen Hauſe nicht mehr gedulden konnte, zu dem arbeitſamen und fleißigen Bauer Lorenz, welcher den Ruhm hat, daß ſeine wohlerzogenen Kinder der Jugend im ganzen Lande als ein Spiegel und Muſter, wie ſie ſich halten ſollten, mit großem Nutzen vorgeſtellt werden könnten. Aber ſiehe! du haſt bei demſelben ſowohl das väterliche ſüße, als das leidliche Joch dieſes rühmlichen Mannes abgeworfen und dich ſelbſt aus lauter Muthwillen zu höchſter Aergerniß der übrigen Söhne und Knechte meiner Unterthanen in den Krieg begeben, und alſo in die Blüthe deines Unglücks geſtürzt. Was vermeineſt du wohl, was deinem Vater an dir noch ferner zu thun übrig ſei? Man ſagt zwar: Gebrannte Kinder fürchten das Feuer; aber ich ſorge, ich ſorge! wenn dich inskünftige beim reichlichen Genuſſe deines väterlichen Friedensbrodes der Haber wieder ſticht, du möchteſt das gemeine Sprüchwort wahr machen, das beſagt: da der Kranke wieder genas, je ärger er was; das iſt: du dürfteſt wohl ein ärgerer Mauskopf werden, als du jemals einer geweſen biſt. Jedoch, dem ſei, wie ihm wolle, wenn ich einen ſicheren Bürgen deiner Beſſerung hätte, ſo wollte ich bei deinen Eltern wohl .... — Nix, nix, nix! fiel der Alte dem Junker in die Rede, in meinem Hauſe will ich ihn in Ewigkeit nicht mehr haben. Er ſoll mir die Schwelle nicht mehr betreten, will es lieber abreißen oder niederbrennen, es wird mich keine Obrigkeit dazu zwingen, ihn wieder anzunehmen. — Sacht, ſacht! antwortete der Junker: du wirſt auch nicht ewig leben, noch ihm nach deinem Tode dein Haus verbieten können, welches du ſelbſt räumen und einem Anderen überlaſſen mußt, wozu er alsdann als dein Sohn und nächſter Erbe den erſten Anſpruch hat. Er iſt ſowohl mein Unterthan als du. Wird er nun die verſprochene Beſſerung im Werke verſpüren laſſen, ſo iſt ihm von mir ſein Vergehen ſchon vergeben; wo nicht, ſo werden wir Zeit genug übrig haben, ihn wiederum zu allen Teufeln wegzujagen. Indeſſen mußt du ihm auch verzeihen und dich ſowohl, als ich mit Hoffnung der Beſſerung tröſten. — Und, Mutter! ſagte er zur Bäurin, die da ſtund und mit ihrer Tochter noch flennte, was ſprecht ihr dazu? — Was ſoll ich machen, Junker? antwortete ſie: er iſt mein Kind. —

Alſo wurde durch Unterhandlung des Junkers der Friede zwiſchen den Eltern und dem Sohne wieder gemacht. Hingegen fing der Pfarrer eine ſtattliche Predigt aus dem Stegreife an, darin er dem Melcher alle Laſter vorwarf, die bei der Jugend des gemeinen Mannes im Schwange gingen, und denen er allerdings beinahe insgeſammt zugethan und ergeben war; indem er ſomit bewahrheitete, was das gemeine Volk von den Predigern ſagt, daß ſie alsdann von den Kanzeln auf die Leute zu ſchimpfen gewohnt wären, wenn ſie aus Mangel genugſamen Studirens ſonſt nichts erbauliches vorzubringen wüßten. Er ſagte, daß auf ein ſolch Leben, wie der ſtolze Melcher eins geführt, nichts anderes, als eine ſolche Strafe erfolgen könnte, davon er bereits den Anfang gekoſtet hätte. Mithin gerieth er zugleich auf die Obrigkeiten und Eltern, auf welche er gewaltig zu ſchmählen wußte, weil ſie die Jugend nicht beſſer beobachteten und im Zaume hielten. Seines Theils, ſagte er, könnte er bei weitem nicht ſo viel ausrichten, als dieſe, wenn er gleich täglich Kinderlehre und ſcharfe Predigten hielte und in denſelben ſich vornehmlich befliſſe, ſeinen Pfarrkindern die chriſtliche Sittenlehre mit einzupflanzen; denn entweder käme niemand ihn zu hören, oder er würde mit Ungeduld gehört, oder ſein Vorbringen und Unterricht gingen zu einem Ohre hinein und zu dem anderen wieder hinaus. —

Weil aber der Junker ſich damals nicht gefaßt gemacht, oder ſonſt ſchlechte Luſt hatte, eine Predigt zu hören, ſagte er zum Savoyer, den er für einen Franzoſen anſah: Was Neues, Franzmann? Warum biſt du von deinem Könige ausgeriſſen? — Der antwortete: Hol das Teufel die Franzoskrieg, bin ich für mich Savoyard, was geht mir das König von Frankreich an? hab ich in Ammerich ſchon lang der Holländer gedient. —

Wie ſich nun, als der Welſche ſo anfing zu reden, die ganze anweſende Geſellſchaft anſchickte, allgemach nach dem Dorfe zu gehen und der junge Burſche im Buſche gedachte, es würde da etwas Neues zu vernehmen ſein, ſo kam er aus ſeinem verborgenen Lager hervor, um auch Theil an der ferneren Erzählung zu nehmen. Der Welſche erzählte, aber Welſch-Hoch- und Nieder-Deutſch faſt unverſtändlich unter einander, daß er in Emmerich unter der holländiſchen Beſatzung geweſen wäre, bei deſſen Einnahme ihn der König für einen ſeiner Unterthanen gehalten, und, wie allen anderen geborenen Franzoſen widerfahren, hätte aufhenken laſſen wollen. Als derſelbe nun verſtanden, daß er von Geburt kein Franzoſe, ſondern ein Savoyer ſei, wäre er zwar dem Stricke entronnen, habe aber unter den Deutſchen eine Muskete nehmen und ſeither bei denſelben gleichſam Roßarbeit verrichten müſſen; ſo daß ihn oft gereuet, daß er ſich nicht alsbald für einen Franzoſen habe aufknüpfen laſſen, welches ihm beſſer als eine ſolch elende Verzögerung ſeines armſeligen Lebens bekommen wäre: Denn man muß wiſſen, ſagte er, daß die Deutſchen den Franzoſen zugleich als Vorfechter, Schanzkörbe und lebendige Faſchinen dienen müſſen, ſie durch ihre Beſchirmung in gefährlichen Scharmützeln zu bedecken, die erſte Hitze des Feindes auszuſtehen und denſelben in die Flucht zu wenden, in den Beſtürmungen aber die Gräben auszufüllen. Er beſchrieb die Angriffe befeſtigter Oerter ſo vermeſſen und frevelbar, daß er hätte an die Rieſen erinnern mögen, die vor alten Zeiten den Göttern ihren Himmel abſtürmen wollten, und ſagte ferner: daß es ihm nach der Art wie man die Deutſchen behandelt, geſchienen habe, als ob ſie mit Fleiß nur dazu erkauft worden wären, ſie durch Feuer und Waſſer, Hunger und Krankheit, durch eigne wie Feindes Waffen, ja gar in der Luft an den Bäumen durch der Henker Hände aufzuopfern, damit nachgehends ihr Vaterland ſelbſt, das ſich ſeiner jungen kriegeriſchen Mannſchaft habe entblößen und ſie auf die Fleiſchbank liefern laſſen, ſeinen Feinden deſto eher zum Raube würde. Er brachte noch viel auf dergleichen Schrot vor und ſchloß endlich mit den Worten ſeines Anfangs, nämlich: Hol das Teufel die Franzoskrieg! welches er wohl dreißigmal wiederholte. —

Der Handwerksgeſell, welcher unter den Schweizern bei der königlich franzöſiſchen Armee gedient hatte, war noch viel ungehaltener über die Franzoſen, als der Savoyer. Dieſer erzählte ſein und des Melchers ausgeſtanden Elend dem Bauer und ſeinem Weibe ſo erbärmlich, daß der Vater, wie hartherzig und erboſt er auch auf ſeinen Sohn geweſen war, nunmehr ganz anders geſinnt wurde, und mit Weinen ſein Mitleiden bezeigen mußte. Ja! ſagte der Handwerksgeſell: nimmermehr werden meine Herren dem Könige in Frankreich einen Mann mehr ſchicken, ſo tyranniſch und wider allen Kriegsgebrauch und unſere wohlhergebrachte Freiheit iſt man mit uns umgegangen. O! was für ein großer Unterſchied befindet ſich zwiſchen dieſem und anderen vorigen Kriegen.

Ich ließe mich von den Franzoſen nicht wiederum unterhalten, und wenn man mir gleich hundert Dukaten auf die Hand und alle Monat zwanzig Reichsthaler Sold gäbe. Ich wollte eher arbeiten, daß mir die Schwarte krachte, daß mir die Hände ſo hart als Horn würden und das Blut zu den Nägeln herausginge: es ſei denn, mein eigen Vaterland beſchützen zu helfen, welches beſorglich noch wohl einmal wider die Franzoſen vonnöthen ſein dürfte. Da wollte ich auch alsdann umſonſt das meinige thun, und mit dem was ich bei ihnen gelernt habe, das Lehrgeld dermaßen bezahlen, und ihnen wiederum eintränken, was ihr Uebermuth an uns verübt hat, daß es eine Luſt und Freude ſein ſollte. —

Nach dieſer Erzählung zog er ein hart Stücklein grob geſchroten Brod, darunter ſich die Kleie noch befand, aus dem Sacke. Dies, ſagte er, mußte, wenn's wohl herging, bei ſo großen Mühſalen unſer Troſt und die einzige Auferhaltung unſeres elenden Lebens ſein, und deſſen noch dazu bei weitem nicht halb genug. Unangeſehen die Einwohner des Landes ſelbſt, ſo dabei geboren, auferzogen und daran gewöhnt worden, ſolches ohne genugſame Convoy von Butter, Käſe, Speck und dergleichen nicht genießen können. Der alte Bauersmann bat ihn um ein Stück, ſelbiges hinfort ſeinem Melcher alle Tage neben der Morgenſuppe anſtatt eines Schaueſſens vorzuſtellen, damit er ſich dabei, zu Verhütung künftig zu beſorgender muthwilliger Unbeſonnenheit, die ihn vielleicht bei guten Tagen wieder anſtoßen möchte, des Unterſchieds zwiſchen den franzöſiſchen Kriegstraktamenten und ſeiner väterlichen Küche täglich erinnern könnte, welches ihm der Schweizer denn auch gern mittheilte.

Der Junker und Pfarrer hatten indeſſen auch ihren Diskurs über den franzöſiſch-holländiſchen Krieg. Ueberhaupt und mit einem Worte davon zu reden, ſagte der Junker, ſo iſt's gewiß, daß ſich nicht finden wird, daß jemals die Deutſchen anders als durch Deutſche überwunden werden können. Das wiſſen die Franzoſen, und deswegen ſehen wir aus des Saveyers und Schweizers Bericht, daß ſie zu unſeren Zeiten um unſer Geld, das wir für franzöſiſche Waaren und mit unnöthigen Reiſekoſten in Frankreich hinein vernarren, unſere junge Mannſchaft, und hernach um deren Tapferkeit, Mühe, Arbeit, Blut und Leben ſowohl die großen Städte als die Siege im Feld von den Niederdeutſchen erkaufen, auch mit ſolcher Mode uns da und dort zu zwacken nicht aufhören, wenn wir die Augen nicht beſſer aufthun, bis ſie uns endlich noch gar um unſere Freiheit, um Hab und Gut, ja um alles was Deutſchland groß und ruhmreich macht, gebracht haben werden. — Der Pfarrer antwortete: Wir Deutſche ſollten es machen wie der König in Frankreich, welcher alle Franzoſen aufhenken ließ, die er unter dem Gegentheil wider ihn dienend ertappte. — Dieß läßt ſich, ſagte der Junker, noch zur Zeit ſchwerlich ausführen, iſt auch viel zu geſtreng gehandelt. Zudem iſt es mit dem großen Deutſchland und ſeinen unterſchiedlichen Ständen, deren jeder Theil ſeine abſonderliche Freiheit hat, und mit einem abſoluten Könige weit ein anderes. Allein man könnte dem ſtolzen Frankreich, welches nach Beherrſchung der ganzen Welt trachtet, die Senn-adern ſeiner Stärke, das iſt ſeine Goldgrube, dadurch es alles in's Werk zu ſetzen wagt, verſtopfen und ihm die Flügel beſchneiden, auf daß es nimmermehr ſo hoch zu fliegen gedenken dürfte, inſofern man nur eine politiſche Klugheit brauchen wollte, weswegen neulich einer, ſo ſich der Weſſenberg genennt, ſich weitläufig hat vernehmen laſſen. — Hierauf ſagte der Pfarrer: er hielte dieſen franzöſiſchen Krieg mit den Holländern für eine abſonderliche göttliche Strafe. Die Herren Holländer wären halt bei ihrem großen Glück und überflüſſigen Reichthume gar zu hochmüthig worden, ſo daß ſie keinem Potentaten nichts mehr nachgäben, ja ſich deren etliche in den Indien von den fremden Völkern gleichſam hätten anbeten und göttliche Ehre anthun laſſen. Und da ein ſolcher abſcheulicher Greuel noch nie von einem Chriſten erhört worden, dem allerchriſtlichſten Könige es aber ſolchen abzuſtrafen gebühre, ſo ſei derſelbe ihnen denn vielleicht von Gott über die Haube geſchickt. Er könnte zwar ſchwerlich glauben, daß ein Theil das andere gänzlich überwinden würde; halte aber dafür, ſie würden einander dermaßen abmatten und demüthigen, daß jene ſich endlich mit Treibung des Kaufhandels, dieſer aber mit alleiniger Beherrſchung ſeines Frankreichs begnügen laſſen müßte. Durch ſolchen Krieg würde dann auch der einen wie der anderen Betheiligten, gleichwie der auswärtigen Völker Unkraut, das ſich da und dort unter der tugendlichen Jugend befände, zugleich ausgejätet, und was Vater und Mutter nicht folgte, oder ſonſt dem Henker entlaufen wäre, mit geſtraft oder wenigſtens gezüchtigt, wie man an dem ſtolzen Melcher vor Augen ſähe und von Vielen, ſo todt geblieben oder erhenkt worden wären, genugſame Nachricht habe. —

Mithin kamen Alle zuſammen in das Dorf, worin ſich der Melcher ſchämte, als ob man ihn an das Halseiſen ſtellen oder gar mit Ruthen hätte ausſtreichen wollen; vornehmlich aber weil ſich die Leute in großer Menge verſammelt hatten, auf deſſen vernommene Ankunft auch ſeinen Einzug zu ſehen. Der gute Held mußte ſich gewaltig foppen laſſen. Etliche ſagten: man ſollte ihn hinfort nicht mehr den ſtolzen, ſondern den demüthigen Melcher nennen. Ein anderer meinte: als er ihn bei ſeiner Abreiſe gefragt: wohin, Melcher? da hätte er gar trutzig geantwortet: Nach Holland. Er wüßte, wenn man ihn jetzt fragte: woher? ſo würde er gar kleinlautbar ſagen: Aus Holland. — Ja, freilich kommt er aus Holland, ſagte der Dritte, denn ich glaube, daß nicht allein ſein Seckel, ſondern auch ſein Eingeweide und Gebeine hohl ſei. Der Vierte verwunderte ſich über ſein Pferd, mit welchem er zu ſeiner Wiederkunft zu prahlen gepocht, weil es hölzern war und nur ein Bein hatte. Kurz, Jeder wußte ihn auf eine andere Art auszuhöhnen, worüber endlich die Mutter ſo ungeduldig wurde, daß ſie allerlei derbe Aeußerungen an ſie ergehen ließ. Er ſelbſt aber ſchlich ſo ſtill und geduldig dahin, wie ein armer Sünder.

Der alte Vater war ſo gütig worden, daß er ſeines Sohnes Kameraden ſammt ſeinem Nachbarsſohne, der deſſen Schulgeſell geweſen war, mit ſich nach Hauſe nahm, und ſatt Eſſen und Trinken aufſtellte, allwo es etwas Lächerliches ſetzte, denn der Savoyer wurde von einem Würzkrämer, der alle Wochen einmal mit ſeiner Waare in dem Dorfe hauſirte, erkannt und beſprochen. Der fragte ihn unter anderem: Eh, Bruder Clade, wo iſt Bruder Entonnier? — Jener antwortete: Bruder Entonnier iſt gehang. — Darauf ſagte dieſer: iſt Bruder Entonnier gehangen? an die Galg? — Ne, antwortete jener: an der Erlebaum. — Ha! beſchloß der andere, das iſt brav! —

Der junge Burſche aber aus dem Dorfe ließ ſich dieſe Geſchichte eine Warnung ſein und wurde durch eines Anderen überſtandene Noth und Gefahr ſo witzig, daß er ſeine Gedanken änderte, die er gefaßt gehabt hatte, vermittelſt des Krieges auch etwas in der Fremde zu erfahren. Du willſt, dachte er, dich noch länger mit deinem Hirnſchleifer behelfen und keines fremden Guts begehren, ſondern den Holländern das ihrige laſſen. Wer weiß! die deutſchen Franzoſen möchten einmal wider ihr Vaterland zu kriegen genöthigt, und alsdann das ſcharfe Urthel, ſo der Pfarrer und dein Nachbar über ſie gefällt, an ihnen vollzogen werden. Es ſchickt ſich ein Ding wunderlich; aber weit von dannen iſt gut vor'm Schuß.

V.

Des Fiſchers Glück und Liſt.

Geraume Zeit bevor Piſa der Florentiniſchen Herrſchaft unterworfen wurde, kam ein Mailänder Arzt von Paris, wo er ſtudirt und die Heilkunde erlernt hatte, in dieſe alte Stadt, blieb allda eine Weile, indem er mit Gotteshülfe einige Edelleute behandelte und ihnen wieder zu ihrer verlorenen Geſundheit verhalf, und gelangte bei den Piſanern allmälig zu ſo großem Anſehen und Verdienſte, daß er nicht übel Luſt bekam, weil ihm überdies die Stadt, ſowie die Sitten und Lebensweiſe ihrer Bewohner, gar wohl zuſagten, nicht nach Mailand zurückzukehren, ſondern ſich in Piſa niederzulaſſen.

Da er nun in ſeiner Heimath von den Seinen Niemand als ſeine alte Mutter hinterlaſſen, und wenige Tage, ehe er nach Piſa kam, die Nachricht erhalten hatte, daß ſie aus dieſem Leben geſchieden ſei, ſo ſetzte er, alſo von nichts mehr dahin zurückgezogen, ſeine ferneren Hoffnungen ganz allein auf Piſa, und erwählte es zu ſeinem Wohnorte, wo er ſeine Kunſt mit vielem Glück ausübte, in Kurzem reich ward, und ſich Meiſter Baſilio von Mailand nennen ließ. Um ſeiner guten Verhältniſſe willen wünſchten mehrere Piſaner, ihn zu verheirathen, und brachten ihm eine Menge Jungfrauen in Vorſchlag, ehe er ſich dazu entſchloß. Zuletzt gefiel ihm ein Mädchen, das weder Vater noch Mutter hatte, zwar edelgeboren, aber arm war, und ihm nichts als ein Haus zur Mitgift einbrachte, in welchem der Meiſter, nachdem er luſtig und guter Dinge darin ſeine Hochzeit gehalten, und es bezogen hatte, viele Jahre lang ein glückliches und zufriedenes eheliches Leben führte, das ihn an Kindern und an Hab und Gut bereicherte. Seine Frau gebar ihm drei Knaben und ein Mädchen. Dieſes letztere und den älteſten der Söhne verheiratheten ſie im erwachſenen Alter, und der jüngſte Sohn widmete ſich den Wiſſenſchaften, weil der mittlere, Namens Lazzaro, denſelben lange Zeit vergeblich obgelegen hatte, und in ſeinem trägen, ſchwerfälligen Verſtande keine Neigung dazu empfand, ſondern vielmehr von Natur melancholiſch, zerſtreut, menſchenſcheu, wortkarg und ſo ſtörrig war, daß, wenn er einmal zu einer Sache nein geſagt hatte, die ganze Welt ihn nicht anderen Sinnes zu machen vermochte. Da ihn denn ſein Vater als ſo grob, halsſtarrig und bäuriſch erkannte, ſo entſchloß er ſich, ihn von ſich zu entfernen und ſchickte ihn aufs Land, wo er unweit der Stadt vier ſchöne Beſitzungen gekauft hatte. Mit dieſem Aufenthalte äußerſt zufrieden, weil er an den ländlichen Sitten viel mehr Geſchmack, als an den ſtädtiſchen fand, hatte Lazzaro allda wohl an die zehen Jahre gelebt, als Piſa von einem ſeltſamen, gefährlichen und überdies gleich der Peſt anſteckenden Uebel heimgeſucht wurde, das die daran erkrankenden Menſchen mit einem hitzigen Fieber, und zugleich mit einer ſolchen Schlafſucht befiel, daß ſie ſich niemals wieder daraus ermuntern konnten, ſondern beſinnungslos hinſtarben.

Gewinnſüchtig wie andere, war Meiſter Baſilio einer der erſten Aerzte, die die böſe Krankheit zu heilen verſuchten. Er zog ſie ſich aber dadurch bald im höchſten Grade ſelbſt zu, ſo daß ſie nicht allein, trotz ſeiner angewandten Arzeneien, in wenigen Stunden ihn tödtete, ſondern auch alle ſeine durch ihn damit behaftet werdenden Hausgenoſſen und Kinder allmählig unter die Erde brachte und nur eine alte Magd von ihnen am Leben ließ. Erſt nachdem die Krankheit in ihren verſchiedenen Stadien großen Schaden angerichtet hatte, der noch viel größer würde geworden ſein, wenn nicht eine Menge Menſchen ihretwegen die Stadt verlaſſen hätten, ließ ſie mit der neuen Jahreszeit in ihrem Wüthen nach, wodann ſich die verödeten Häuſer mit den ermuthigt zurückkehrenden Flüchtlingen wieder füllten, und Jedermann von Neuem an ſeine Geſchäfte und an ſein gewohntes Tagewerk ging. Auch Lazzaro wurde nach Piſa eingeholt, um die ihm zugefallene unmäßig große Erbſchaft anzutreten, und in deren Folge ſetzte er über ſeine Güter und Erndten einen Verwalter ein, außer der alten Magd, die er von den Seinen mit ererbt hatte, nur einen einzigen Mann zu ſeiner Bedienung annehmend.

Ließ es ſich nun zwar mit einemmale das ganze Land angelegen ſein, ihn, ſeiner Ungeſchliffenheit und ſeines Eigenſinns ungeachtet, mit einer Frau zu verſorgen, ſo erwiederte er doch mit Entſchloſſenheit: Vor der Hand wolle er noch vier Jahre warten, und alsdann die Sache in Erwägung ziehen, ſodaß kein Menſch ein ferneres Wort darüber gegen ihn verlor, weil ſeine Art und Weiſe zur Genüge bekannt war. Er beſchäftigte ſich allerdings inzwiſchen zumeiſt damit, ſich gütlich zu thun und ſein Leben zu genießen; ging aber fortwährend mit keiner Menſchenſeele um, und floh wie der Teufel das Kreuz die Nähe Anderer.

Lazzaros Hauſe gegenüber wohnte ein armer Mann, der ſich Gabbriello nannte, mit ſeiner Frau, Namens Santa, und zwei kleinen Kindern, einem Knaben von fünf und einem Mädchen von drei Jahren, in einer ärmlichen Hütte. Dieſer Gabbriello war ein geſchickter Fiſcher und Vogelſteller, der Netze und Käfige meiſterhaft verfertigte, und alſo im Schweiße ſeines Angeſichts mit fiſchen und vogelſtellen, wiewohl auch mit Hülfe ſeines Weibes, das Leinen webte, ſo gut es geben wollte, ſich ſein Brod verdiente und ſeine Familie erhielt. Der Himmel wollte, daß er dem Lazzaro auf das wunderbarſte in ſeinen Geſichtszügen ähnlich ſah. Beide hatten röthliches Haar, und trugen auch den Bart, der bei beiden von gleicher Farbe war, in gleicher Länge und auf gleiche Art. Da ſie überdies von gleicher Größe und von gleichem Alter waren, auch in ihrem ganzen Weſen mit einander übereinſtimmten, ſo hätte man ſie eher für Zwillingsbrüder, als für Leute, die einander fremd waren, halten mögen. Wären ſie in gleicher Kleidung neben einander erſchienen, ſo würde ſich gewiß nicht leicht Jemand gefunden haben, der ſie von einander hätte unterſcheiden können, ja ſelbſt Gabbriellos Ehefrau wäre wohl der Täuſchung unterlegen. Ihre damalige Kleidung war zwiſchen beiden der einzige Unterſchied, denn der eine war beinahe in Lumpen gehüllt, der andere auf das feinſte angethan.

Sobald ſich Lazzaro ſeiner ſo großen Aehnlichkeit mit ſeinem Nachbar verſah, hielt er dafür, daß dieſelbe nicht von ungefähr entſtanden ſein, ſondern mehr zu bedeuten haben möge, und fing daher an, ſich mit ihm zu befreunden, und ihm und ſeiner Frau des öfteren zu eſſen und zu trinken zu ſchicken. Ebenſo lud er Gabbriello nicht ſelten zu Mittag und zu Abend zu ſich ein, und unterhielt ſich dabei mit ihm auf das mannigfaltigſte, weil Gabbriello ihn die wunderlichſten Dinge von der Welt glauben machte, und wenn auch arm und von geringem Herkommen, doch klug und liſtig genug war, ſich dergeſtalt in ihn zu ſchicken und ihm nach dem Munde zu reden, daß Lazzaro am Ende gar nicht mehr ohne ihn ſein konnte. Wie nun Gabbriello dereinſt einmal zu Mittag bei Lazzaro aß und ſie ihre Mahlzeit ſchon ziemlich beendigt hatten, kamen ſie auf den Fiſchfang zu ſprechen, und nachdem Gabbriello ſeinem Wirthe einige Arten deſſelben beſchrieben hatte, namentlich auch auf das Untertauchen mit dem Hamen am Halſe, wovon der Fiſcher ſoviel zu ſagen wußte, wie ergötzlich und vortheilhaft es ſei, daß den Lazzaro plötzlich die größte Luſt anwandelte, ſelbſt in Augenſchein zu nehmen, auf welche Weiſe man durch untertauchen fiſchen und die großen Fiſche nicht nur mit Netzen und Händen, ſondern ſogar mit dem Munde fangen könnte, weswegen er alſo den Fiſcher dringend bat, ihm ſeine Neugier zu befriedigen. Gabbriello erwiederte, er ſei auf ſein Verlangen jederzeit bereit, ihm zu dienen, und da ſie ſich damals mitten im Sommer befanden, ſo kamen ſie mit einander überein, auf der Stelle darnach auszugehen, und ſtanden vom Tiſche auf. Sie verließen unverzüglich das Haus, Gabbriello holte ſeine Hamen, und Lazzaro begleitete ihn zum Seethore hinaus an das von Pfahlwerk gehaltene Ufer des Arno, das einen mit hoch in die Luft ragenden Bäumen und mit Erlengebüſch bepflanzten ſüßen, friſchen Schatten gewährenden Damm bildete. Dabei angelangt, ſagte Gabbriello zu Lazzaro: er möge ſich an einen kühlen Ort niederſetzen und zuſehen, zog ſich nackend aus, und befeſtigte ſich die Netze an die Arme. Der im Schatten ruhende Lazzaro erwartete indeſſen geduldig, was geſchehen würde. Gabbriello aber war kaum in den Fluß gewadet und unter das Waſſer getaucht, als er auch, ein vortrefflicher Meiſter ſeines Gewerbes, alsbald wieder auf die

Waſſerfläche emporkam und in ſeinem Hamen acht bis zehn große derbe Fiſche gefangen hatte. Sein Begleiter ſtaunte es wie ein Wunder an, unter dem Waſſer ſo gut Fiſche einfangen zu ſehen. Es wandelte ihn augenblicklich die unwiderſtehliche Luſt an, es näher zu betrachten. Und da die Mittagsgluth faſt ſenkrecht und verſengend auf die Erde herniedertraf, ſo gedachte er ſich auch ein wenig zu erfriſchen, entkleidete ſich mit Gabbriellos Hülfe, und ließ ſich von dieſem in den Fluß an eine Stelle führen, wo ihm das Waſſer kaum bis an die Knie ging und ſanft und ruhig in ſeinem Bette hinfloß. Gabbriello warnte ihn, als er ihn dahin geſtellt hatte, ausdrücklich, ja nicht über einen eingerammten Pfahl hinaus vorzugehen, der ein wenig über die anderen aufragte, und den er ihm bezeichnete, und fuhr dann mit ſeinem Fiſchfange fort. Lazzaro fand am Waten unſägliches Vergnügen, kühlte ſich durchaus im Waſſer ab, und behielt fortwährend ſeinen Freund im Auge, der immer wieder, Netze und Hände voll Fiſche, auftauchte und auch aus Luſt und Fröhlichkeit mehr wie einmal welche im Munde fing. Da nun Lazzaros Erſtaunen allmälig dermaßen anwuchs, daß er ſich einbildete, man möge unter dem Waſſer, worein er niemals getaucht hatte, hell ſehen können, weil er es für unmöglich hielt, im Finſtern ſo viele Fiſche zu fangen, ſo ließ er ſich zu dem Wunſche verleiten, ſich durch den eignen Augenſchein zu überzeugen, wie Gabbriello es zu Stande brächte, und ſteckte alſo, bei dem nächſten Zuge, ſo wie jener untertauchte, auch ſeinen Kopf unter das Waſſer, ließ ſich, ohne es weiter zu bedenken, eine Strecke mit dem Waſſer gehen, und drang aus Neugier bis zu dem Pfahle vor. Indem er ſich nun aber, weil das Waſſer an dieſer Stelle ſchon viel tiefer und reißender war, an denſelben feſthalten wollte, um der Gewalt der Wellen zu widerſtehen, ſank er, gleich als ob er von Blei geweſen wäre, immer tiefer mit ihm in den ſchlammigen Grund hinein. Unbehülflich, wie er von Natur war, und unfähig ſowohl zum ſchwimmen als, länger den Athem an ſich zu halten, bemühte er ſich nicht allein vergebens voller Schrecken ſich wieder empor zu richten, ſondern konnte auch nicht verhindern, daß ihm das Waſſer zu Naſe, Mund und Ohren eindrang: kurz, er verlor immermehr Beſonnenheit und Kräfte, und wurde bald unwiderſtehlich von der Strömung fortgeriſſen. Gabbriello war mittlerweile in eine größere Vertiefung der Umpfählung gewatet, in der ihm das Waſſer beinahe bis an die Bruſt ging und gedachte, weil er darinnen viele Fiſche merkte, ſich ſeinen Hamen vorerſt recht voll zu füllen, ehe er dieſe Stelle wieder verließe. Dagegen wurde der unglückliche, ſchon halbtodte Lazzaro zwar noch zwei- oder dreimale auf die Oberfläche emporgetrieben; als er aber zum viertenmale unterſank, kam er nicht wieder zum Vorſchein, ſondern gab ſeinen Geiſt, elenderweiſe ertrinkend, auf. Nachdem nun Gabbriello ſeinen Fiſchzug zu ſeiner Befriedigung beendigt hatte, kam er mit ſtrotzenden Netzen aus dem Waſſer hervor, und kehrte ſich, vergnügten Angeſichts nach Lazzaro ausſehend, um. Bei wiederholtem hin- und wider blicken denſelben aber nirgends erſpähend, erſtaunte und erſchrak er, beſonders, als er ſeines Freundes Kleider noch auf dem grünen Ufer liegen ſah, über die maßen, wurde immer ängſtlicher und unruhiger, und begann, ſich überall hin unter dem Waſſer umzuſehen, wo er denn am Ende wirklich den von der Fluth an das Ufer geſpülten todten Leichnam am Boden wahrnahm. Zitternd und zagend auf den Ertrunkenen zueilend, und ſich ſeines Todes verſichernd, wurde er urplötzlich von ſolchem Schmerze und von ſolcher Angſt erfaßt, daß er, alles Bewußtſeins beraubt, eine Weile regungslos wie eine Bildſäule daſtand, und zu keinem Entſchluſſe gelangen konnte, weil er beſorgte, man würde ihm, wenn er die Wahrheit ausſage, Schuld geben, ſeinen Geſellſchafter abſichtlich ertränkt zu haben, um ihn zu berauben. Zuletzt aus der Noth eine Tugend machend, und aus Verzweiflung kühn geworden, nahm er ſich vor, einen Gedanken zu verwirklichen, der ihm im Augenblicke in den Sinn gekommen war. Da nämlich durchaus kein Augenzeuge in der Nähe zu erſehen, weil die meiſten Menſchen entweder im Kühlen ſaßen oder ſchliefen, ſo hob er vor allen Dingen die gefangenen Fiſche in einem dazu vorhandenen Kaſten auf, lud ſich Lazzaro's Körper auf die Schultern und ſchleppte ihn, wie ſchwer er auch war, an das feuchte Ufer des Fluſſes, wo er ihn in das üppige Schilfgras niederließ. Alsdann zog er ſich die Waſſerhoſen aus und bekleidete ihn damit, wand die Netze feſt um den Arm des Ertrunkenen, den er hiernächſt wieder aufnahm und mit dem er untertauchte, und legte ihn in das Bette des Fluſſes nieder, wo er den Hamen ſo künſtlich an einen Pfahl verwickelte und feſtknüpfte, daß er nur mit großer Anſtrengung wieder losgeriſſen werden konnte. Dies gethan, tauchte er wieder auf, ſtieg an das Ufer zurück, legte ſich allmählig, vom Hemde bis zu den Schuhen, ein Kleidungsſtück ſeines Freundes nach dem anderen an, und ſetzte ſich einen Augenblick in die Abſicht verſunken nieder, doch einmal ſein Glück zu verſuchen, theils um ſich ſelbſt zu erretten, theils um ſich mit einem Wageſtücke der ihn ſo ſchwer bedrückenden Dürftigkeit zu überheben und aus ſeiner wunderbaren Aehnlichkeit mit Lazzaro vielleicht das Heil und Wohlergehen ſeines ganzen Lebens zu ziehen.

Mit Verſtand und Keckheit begann er darauf, als es ihm an der Zeit zu ſein ſchien, ſein eben ſo gefahrvolles, als verwegenes Unterfangen auszuführen, gleich als ob er Lazzaro wäre, zu ſchreien und zu rufen: Zu Hülfe, zu Hülfe, ihr guten Leute! ach, kommt herbei und rettet den armen Fiſcher, der untergeſunken iſt! — und ſo lange aus vollem Halſe fort zu brüllen, bis der benachbarte Müller mit vielen anderen Landleuten herbeigelaufen kam. Da gab ihnen Gabbriello nun, um Lazzaro deſto beſſer nachzuahmen, mit tölpiſchen Worten faſt weinend zu verſtehen, wie der arme Fiſchersmann viele Male untergetaucht und mit vielen Fiſchen wieder gekommen, das Letztemal aber faſt ſchon ſeit einer Stunde unter dem Waſſer geblieben ſei, ſo daß wohl gar zu befürchten ſtehe, er möge darin ſeinen Tod gefunden haben, und bezeichnete ihnen, als er um die Stelle befragt wurde, wo Gabbriello verſchwunden ſei, den Pfahl, woran er den Ertrunken vorher befeſtigt hatte. Gabbriello's Buſenfreund, der Müller, der ein guter Schwimmer war, warf raſch ſeine Kleider von ſich, tauchte dicht an dem Pfahle unter und fand alsbald den daran befeſtigten Leichnam vor, worauf er, nachdem er umſonſt verſucht hatte, ihn los zu wickeln und an ſich zu ziehen, von Schmerz durchdrungen wieder empor kam und den Anderen mit kläglicher Stimme zurief, daß der arme Schelm, mit dem Netzwerke an den Pfahl verſtrickt am Boden liege und ohne Zweifel ſchon ertrunken ſei.

Die beſtürzten Gefährten des Müllers gaben ihr äußerſtes Leidweſen über das Unglück mit Worten und Geberden kund, und es entkleideten ſich noch zwei Andere, die denn zuſammt dem Müller den Leichnam aus dem Waſſer fiſchten und an das Ufer zogen, nicht ohne daß ſie ſich dabei die Arme zerfleiſchten und die Netze zerriſſen, deren Verſchlingungen ſie den verzweifelten Tod des Unglücklichen ſchuld gaben. Indem ſich nun die ſchlimme Neuigkeit verbreitete, zog ſie auch einen Prieſter aus der Nachbarſchaft herzu, und lud man den Todten am Ende auf eine Bahre, auf der er in eine kleine unferne Kirche getragen und mitten darin ausgeſtellt wurde, damit ihn Jedermann in Augenſchein nehme und als Gabbriello erkenne, mit dem man ihn allgemein verwechſelte. Gabbriello's arme hülfloſe Frau rannte, mit ihren kleinen Kindern und von ihren nächſten Verwandten und Freunden begleitet, weinend und ſchreiend aus Piſa herbei, warf ſich, als ſie den Leichnam in der Kirche hingeſtellt ſah und ihn in der That für den ihres Gatten nahm, verzweiflungsvoll, mit aufgelöſten Haaren und verſchobenen Gewändern über ihn, und konnte ſo wenig ein Maaß und Ziel finden, ihn zu küſſen, zu umarmen, und auf das herzbrechendſte mit ihren bitterlich weinenden Kleinen zu bejammern, daß alle Umſtehenden vor Trauer und Mitleiden darüber faſt vergingen. Der noch anweſende, Frau und Kindern unendlich wohlwollende Gabbriello, vermochte vor tiefer Rührung ſeine Thränen eben ſo wenig zurückzuhalten und ſprach zu ihr mit gebrochener Stimme, um die allzubetrübte und verzagende Gattin ein wenig zu tröſten und aufzurichten, indem er Lazzaros Hut tief in die Augen gedrückt auf dem Kopfe trug und ſich mit einem Tuche die Thränen abtrocknete, von ihr und allen Andern für Lazzaro angeſehen: Gieb dich zufrieden und weine nicht ſo ſehr, gutes Weib, ich werde dich nicht verlaſſen. Dein Mann hat aus Liebe und Gefälligkeit zu mir, gegen ſeine eigene Neigung, heute ſeinen Fiſchzug angeſtellt, und da ich alſo theilweiſe ſchuld an ſeinem Tode und an deinem Unglücke bin, ſo will ich auch dir und deinen Kindern immer hülfreich beiſtehen und für euch ſorgen. Weine und jammere nur nicht mehr ſo, faſſe dich und geh nach Hauſe. So lange ich lebe, ſoll es dir an nichts fehlen, und wenn ich einmal ſterbe, will ich dir ſo viel hinterlaſſen, daß du für deinen Stand zur Genüge haben ſollſt. — Bei dieſen letzteren Worten weinend und ſchluchzend, gleich als ob er ſich Gabbriellos Tod, und das Elend ſeiner Familie ſo übermäßig zu Herzen nähme, ging er, von allem Volke belobt und geprieſen, als Lazzaro von dannen. Und nachdem ſich die Santa mit den allzuvielen Thränen faſt die Augen wund geweint und mit den unabläſſigen Wehklagen die Zunge müde geſprochen hatte, kehrte auch ſie, zur Stunde, da der Ertrunkene beerdigt werden ſollte, in Geſellſchaft ihrer Verwandten in ihre kleine Wohnung nach Piſa zurück, von dem Zureden deſſen, den ſie ſteif und feſt für Lazzaro hielt, allerdings einigermaßen beruhigt.

Gabbriello, der ſich zu Folge ſeiner Aehnlichkeit mit Lazzaro, zu dieſem umgeſtaltet hatte, war bereits als ſolcher in deſſen Haus getreten, und hatte ſich, weil er mit ſeines Freundes häuslicher Art und Weiſe innig vertraut war, ohne zu grüßen in ein reiches nach einem ſchönen Garten ausgehendes Gemach begeben. Daſelbſt die Schlüſſel aus der Taſche des geſtorbenen Eigenthümers ziehend, fing er an, alle Kaſten, Schränke und Koffer, und mit anderen Schlüſſeln viele Schatullen, Kiſtchen und Pulte zu eröffnen, und fand in denſelben zwar, außer den Tapeten und Teppichen, der wollenen, leinenen und ſammtnen Stoffe, und der reichen Kleider aus den Erbſchaften des alten Arztes und der Brüder des Ertrunkenen die Menge, zu ſeiner höchſten Freude aber auch, neben vielen goldenen Kleinodien und Juwelen, an die zweitauſend Goldgulden und vierhundert Silberſtücke vor. Gabbriello's ganzes Sinnen und Trachten war nun darauf gerichtet, zunächſt ſeine Hausgenoſſen genugſam zu täuſchen, um von ihnen für Lazzaro gehalten zu werden, und alſo kam er, deſſen Gewohnheit nach, gegen die Stunde des

Abendeſſens faſt weinend aus ſeinem Zimmer hervor. Diener und Magd, zu denen mittlerweile die Kunde von Santa's Mißgeſchick und das Gerede der Leute gedrungen war, daß Lazzaro zum Theil es mit verſchuldet habe, ſchrieben dieſe Stimmung der Trauer um Gabbriello zu. Er aber rief den Diener zu ſich, befahl ihm, ſechs Brode zu nehmen und zwei Flaſchen Wein zu füllen, und ſchickte damit noch die Hälfte ſeiner Abendmahlzeit durch ihn der Santa zu, die ſich ſeiner Gaben freilich nicht ſehr erfreuen mochte, weil ſie nichts that als weinen. Als der Diener zurückgekehrt war, ließ ſich auch Gabbriello an, ſein Abendbrod einzunehmen, da er aber, um Lazzaro deſto mehr zu gleichen, nur wenig zu eſſen ſich getrauete, ſo ſtand er bald wieder vom Tiſche auf, ging, ohne weiter etwas zu ſprechen, fort und ſchloß ſich in ſein Zimmer ein, aus dem er nicht früher wieder als am anderen Morgen um zehn Uhr zum Vorſchein kam. Dem Diener wie der Magd wollte es zwar dünken, daß er in ſeiner Art zu eſſen und zu reden etwas verändert ſei; ſie ſchrieben dies aber ſeinem Leidweſen über den Unfall des armen Fiſchers zu, verzehrten ihr Abendmahl und legten ſich auch ihrerſeits ſchlafen, als die Zeit dazu gekommen war. Die ſchmerzensvolle Santa aß mit ihren Kindern ein wenig von dem, was ihr Gabbriello zugeſchickt hatte, wurde von einigen ihrer Verwandten, die bei ihr geblieben waren, beſtmöglichſt mit Lazzaro's guten Geſinnungen gegen ſie über ihren Verluſt getröſtet, und legte ſich, als ſie ſich allein ſah, ebenfalls zu Bett. Gabbriello, dem eine Menge von Dingen und Gedanken den Kopf einnahmen, ſchloß natürlicherweiſe in dieſer Nacht kein Auge zu, und ſtand des anderen Morgens zu Lazzaros Stunde fröhlichen Muthes auf, demſelben, ſo gut er es nach ſeiner Bekanntſchaft mit ſeinem

Weſen im Stande war, fernerweit nachahmend, und es ſeiner Santa an nichts fehlen laſſend.

Da Gabbriello nun aber von dem Diener hörte, daß die Santa gar nicht aufhören konnte zu weinen und zu jammern, und da er ſie doch ſo zärtlich liebte, wie ein Ehemann ſein Weib irgend lieben kann, ſo nahm er ſich endlich vor, ſie zu tröſten und ging eines Tages nach der Mahlzeit zu ihr in ihre ärmliche Behauſung, wo er einen leiblichen Vetter von ihr antraf, der ihr Geſellſchaft leiſtete, und ſobald er erklärt hatte, daß er etwas Wichtiges mit ihr allein beſprechen wolle, mit den Worten von ihr Abſchied nahm: ſie möge ſich nicht abhalten laſſen, ihrem mildthätigen Nachbar Gehör zu ſchenken. Der Vetter hatte kaum das Haus verlaſſen, ſo ſchloß Gabbriello den Eingang zu, trat in ſein kleines Kämmerchen, und winkte der Santa, ihm zu folgen. Santa, der vielleicht ſeine Abſichten verdächtig verkommen mochten, wußte einen Augenblick nicht, was ſie thun und ob ſie mit ihm in die Kammer gehen oder außen bleiben ſollte. Endlich trug das Bedenken der Vortheile, die ſie von ihm bereits erlangt hatte, und wohl noch zu erlangen hoffte, den Sieg über ihre Schüchternheit davon, und ſie ſchritt an der Hand ihres älteſten Söhnchens ihm in die Kammer nach, wo ſie ihn auf einem ärmlichen Bette ausgeſtreckt liegen ſah, auf dem ihr Mann immer der Ruhe gepflogen hatte, wenn er ermüdet geweſen war. Sie blieb verwundert ſtehen; ihr Erſtaunen ſtieg aber auf einen noch viel höheren Grad, als ſich Gabbriello, den Knaben bei ihr wahrnehmend, mit einem zufriedenen Lächeln über die Reinheit ſeiner Frau, zu ihr wandte, und nicht nur ein Wort gegen ſie ausſprach, das er vorher die Gewohnheit gehabt hatte, öfter im Munde zu führen, ſondern auch darauf den Knaben beim Halſe nahm, ihn küßte und ſprach: deine Mutter weiß nicht, was ſie thut, daß ſie dein Wohl und ihre und ihres Mannes Glückſeligkeit beweint! — Da ſich Gabbriello indeſſen dem Kinde nicht anvertrauen wollte, weil es zu klein war, ſo trug er es auf dem Arme nach dem Zimmer zu ſeinem Schweſterchen, gab ihm eine Hand voll Geld, daß es ſich daran erfreuen möge, und kehrte zu ſeinem Weibe, das mittlerweile über ſeine Worte nachgedacht und ihn daran faſt erkannt hatte, in die Kammer zurück, wo er ihr denn, nachdem er die Thüre hinter ſich verriegelt, alles was er gethan, der Reihe nach erzählte und ſeinen ganzen Plan auseinander ſetzte. Die gute Frau wurde darob über alle Maßen erfreut, überzeugte ſich noch durch mancherlei zwiſchen ihnen auf das geheimſte bewahrte Dinge, daß es Gabbriello wirklich ſei, und konnte vor Entzücken gar nicht aufhören, ihn an ſich zu drücken und ihn zu umarmen, indem ſie jetzt eben ſo viel fröhliche Küſſe dem lebenden Gatten gab, als ſie jüngſt in ihrer innigſten Betrübniß dem ertrunkenen zu geben vermeint hatte. Mitſammen vor übermäßiger Freude weinend, tranken ſie ſich gegenſeitig die Thränen von den Wangen, bis auch durch die ferneren Beweiſe ihrer Zärtlichkeit die ſie ſich gaben die Santa vollkommene Gewißheit erlangte, ihren Gabbriello nicht verloren zu haben.

Nachdem ſie alſo lange Zeit auf das vertrauteſte zuſammen geplaudert hatten, mahnte nicht nur der Fiſcher ſein Weib an die Nothwendigkeit zu ſchweigen, ſondern ſchilderte ihr auch das glückliche Leben, das ſie mit den Schätzen, die er aufgefunden habe, führen könnten, und ſetzte ihr zu ihrem großen Wohlgefallen weitläufig auseinander, was er anderweit zu thun beabſichtige.

Als er die Kammer mit ihr verließ, ſtellte ſich die Santa an zu weinen, öffnete die Hausthüre, und rief ihm auf die Straße nach, ſo daß viele Menſchen ſie vernahmen: Ich empfehle euch meine armen Kinder an, worauf er erwiederte: verlaßt euch nur auf mich, und ſie, in ihre Wohnung zurückgehend, ſtill bei ſich überlegte, wie ſie ſich ihrerſeits zu betragen habe, um ihre Abſichten und Plane am ſicherſten zu befördern und gelingen zu ſehen.

Der Abend kam, Gabbriello aß, wie er ſeither gethan hatte, zu Nacht, ohne weiter ein Wort zu ſprechen, begab ſich in ſeine Schlafkammer und legte ſich zu Bett, um der Ruhe zu pflegen, vermochte aber eben kein Auge zu ſchließen, weil er die ganze Nacht beſchäftigt blieb, mit ſich einig zu werden, was er zu ſeinem Beſten ferner zu thun und zu laſſen habe. Es war daher nicht ſobald die Morgenröthe aufgegangen, als er ſich erhob, um nach der Kirche der heiligen Katharina zu wandeln, bei der ein ehrwürdiger, frommer Geiſtlicher, Namens Bruder Angelico wohnte, der von den Piſanern für einen halben Heiligen gehalten wurde, und als er denſelben rufen ließ, und zu ihm ſagte, er habe nothwendigerweiſe mit ihm zu ſprechen, um ihn wegen eines ihm zugeſtoßenen wichtigen und ſeltſamen Falles zu Rathe zu ziehen. Wiewohl dem barmherzigen Pater unbekannt, wurde er von ihm dennoch in ſein Zimmer eingeführt, und daſelbſt ſtellte ſich ihm nun Gabbriello als Lazzaro di Maeſtro Baſilio von Mailand vor, theilte ihm deſſen ganzes ihm wohlbekanntes Geſchlechtsregiſter mit, und erzählte ihm allmählig unter anderem: wie er, nach der großen Sterblichkeit, von den Seinigen allein am Leben geblieben ſei, bis er, zuletzt auf Gabbriello zu ſprechen kommend, ihm auseinanderſetzte, was er ungefliſſentlich an dieſem verſchuldet, indem er ihn wider ſeinen Willen verleitet habe, im Arno zu fiſchen und ſich dabei den Tod zuzuziehen, und wie er in Folge deſſen mit der Noth ſeiner Witwe und nachgelaſſenen hülfloſen Waiſen, die in ihm ihren Ernährer und einzigen Schutz auf Erden verloren hätten, ſein Gewiſſen dermaßen belaſtet und ſein Herz bedrängt fühle, daß er, wie auf göttliche Eingebung, den Vorſatz gefaßt habe, die Santa trotz ihrer Armuth und ihres niedrigen Herkommens zur Frau zu nehmen, wofern ſie ſelbſt, und ihre Verwandten darein willigten, und die Kinder des ertrunkenen Fiſchers nicht nur als ob es ſeine eigenen wären, zu erhalten und zu erziehen, ſondern ſie auch einmal zu ganz gleichen Theilen mit denen, die er mit ihrer Mutter vielleicht erzeuge, ihn beerben zu laſſen, damit er auf dieſe Weiſe womöglich Vergebung bei Gott und Nachſicht bei den Menſchen finden möge. Der geiſtliche Vater, der in dieſem heiligen Vorſatze ein äußerſt frommes Werk reifen ſah, tröſtete den vermeintlichen Lazzaro beſtens, ermahnte ihn, daſſelbe möglichſt bald zur Ausführung zu bringen, und ſprach ſich zuletzt ſogar entſchieden dahin gegen ihn aus, daß er ſich der göttlichen Barmherzigkeit alſo ganz gewiß verſichere. Um einen deſto kräftigeren und ſchnelleren Beiſtand von ihm zu erlangen, zog Gabbriello aus einer Börſe dreißig Lire in Silber hervor und gab ſie ihm mit den Worten: er möge dafür drei Montage hintereinander die Meſſe des heiligen Gregor für die arme Seele des todten Fiſchers leſen laſſen. Der ehrwürdige Mönch ſeinerſeits erfreute ſich aber ungeachtet ſeiner Heiligkeit an dieſem ſüßen Anblicke ſolchergeſtalt, daß er das Geld mit den Worten annahm: die Meſſe ſoll ſchon nächſten Montag geſungen werden, mein lieber Sohn, und was die Heirath betrifft, ſo rede ich dir nach meinem beſten Wiſſen und Vermögen zu ihrem Abſchluſſe zu, ja freue mich, daß du nicht auf Stand und Reichthum ſiehſt, auf welchen letzteren du doch bei der großen Wohlhabenheit nicht zu ſehen brauchſt, die dir die Gnade Gottes hat zufließen laſſen, und welcher erſtere von uns eben nicht in Anſchlag zu bringen iſt, da wir ja vom erſten Anfange her

Alle Kinder eines Vaters und einer Mutter und nur durch Tugend oder Gottesfurcht untereinander verſchieden ſind, an denen es der armen Wittwe und den Ihrigen, die ich recht wohl kenne nicht gebricht. — Ich bin auch eben in keiner anderen Abſicht zu euch gekommen, ſagte Gabbriello, als um euch zu bitten, daß ihr mir zu meiner Heirath behülflich werden mögt. —

Wann wollt ihr die Ringe wechſeln? fragte der Mönch. — Heute noch, wenn ſie es zufrieden wäre, erwiederte er. — Nun, ſo laß mich in Gottes Namen machen, ſprach der Mönch. Geh nach Hauſe zurück und verhalte dich ruhig, eine Gott ſo wohlgefällige Ehe ſoll bald zu Stande gekommen ſein. — Ich wünſche ſehnlich, daß es geſchehen möge, ſagte Gabbriello, und lege euch meine Sache an das Herz, worauf er den Segen des Mönchs empfing und aus deſſen Zelle in der frohen Erwartung nach Hauſe ging, die ganze Angelegenheit baldigſt nach ſeinem Sinne beendigt zu ſehen.

Der heilige Pater hob die dreißig Lire auf, begab ſich mit einem Begleiter erſt zu einem Oheime der Santa, einem Schuhmacher, und zu einem Barbiere, der Geſchwiſterkind mit ihr war, welchen beiden er gehörig vortrug, was im Werke ſei, und ſuchte in deren Geſellſchaft ſodann mit ſeinem Auftrage die Santa ſelbſt heim, die ſich anfänglich durchaus nicht darein ſchicken zu wollen ſchien. Nur erſt, nachdem alle drei ſie inſtändigſt gebeten, und ihr mit vielen Gründen vorgeſtellt hatten, wie von ihrer Einwilligung ihr eigenes und ihrer Kinder Glück abhängig ſei, gab ſie faſt weinend die Antwort von ſich: ſie wolle eine zweite Ehe, wenn auch nur zu Nutzen und Frommen ihrer Kinder, und um Lazzaros großer Aehnlichkeit mit ihrem Gabbriello willen zufrieden ſein.

Um in der Kürze zu ſchließen, bleibt nichts mehr zu ſagen übrig, als daß der gute Pater ſo viel zu Wege brachte, daß noch deſſelben Morgens in Lazzaros Hauſe, wohin ſich Alle begeben hatten, und in Gegenwart vieler Zeugen und des Notars Gabbriello zum zweitenmale als Lazzaro ſeinen Trauring der Santa anſteckte, die ihr ſchwarzes Kleid bereits von ſich gethan, und dagegen ein reiches Prachtgewand aus dem Nachlaſſe der Brudersfrau Lazzaro's angelegt hatte, das ihr ſo gut als ob es für ſie gefertigt worden wäre, paßte. Mittags und Abends nahmen ſie eilig bereitete Feſtmahle ein, und als die halbberauſchten Hochzeitgäſte zu Nacht insgeſammt von dannen gegangen waren, gingen die wiedervereinigten Ehegatten munter und guter Dinge zu Bett, und erfreuten ſich, unter Scherzen und Koſen, der Einfalt des Mönchs und der Leichtgläubigkeit ihrer Verwandten, Freunde und Nachbarn.

Lazzaros Magd und Diener waren erſtaunt, mit einem Male ſo großen Jubel und Aufwand im Hauſe einkehren zu ſehen, und fanden ſich durch dieſe ruheſtörende Verheirathung nicht eben zufrieden geſtellt.

Das Ehepaar ſtand des anderen Morgens ſpät auf, empfing die Beſuche der Verwandten Santa's, und ſtellte nicht allein an dieſem Tage ein ſtattliches Gaſtmahl an, ſondern feierte ſogar drei oder vier Tage lang ſein zweites Hochzeitsfeſt, nachdem Gabbriello auch ſeine armen Kinderchen neu und ehrbar gekleidet hatte.

Die mit einem Male von der Erde nach dem Himmel entrückte, oder aus der Hölle in das Paradies eingegangene Santa kam mit ihrem Manne überein, mehreze Dienſtleute anzunehmen. Gabbriello hielt es aus verſchiedenen Rückſichten für rathſam, die alten von Lazzaro überbliebenen fortzuſchicken. Und ſo rief er ſie eines Tages vor ſich, trug ihnen ſeine Worte vor, und gab nicht allein der alten Magd, außer ihrem Lohne dreihundert Lire, mit denen ſie eine Nichte verheirathen konnte, ſondern auch dem Knechte, den Lazzaro erſt vor kurzem angenommen gehabt hatte, ein gutes Stück Geld, über das, was er ihm ſchuldig war. Beide verließen demnach in Frieden und fröhlichen Muthes ſeinen Dienſt, der von neuen Mägden und Knechten verſehen wurde, und Gabbriello führte fernerhin mit ſeinem ihm zweimal angetrauten Weibe eine gemächliche Ehe. Er wurde darin in der Folge der Vater noch zweier Söhne, die er mit einem neuen Geſchlechtsnamen die Fortunati nennen ließ, und es gingen aus deren Nachkommenſchaft viele in den Waffen und Wiſſenſchaften berühmte und namhafte Männer hervor.

VI.

Treulos, doch getreu.

Vor nicht gar langer Zeit lebte in Pera ein Perote, Namens Caliſto, der eine Philotima genannte Griechin zum Weibe hatte. Wiewohl nun zwiſchen Peroten und Griechen von jeher wenige Uebereinſtimmung der Sitten ſtatt fand, ſo herrſchte doch zwiſchen Caliſto und ſeiner Frau eine vollkommene Eintracht, und ſie führten mit einander, in gegenſeitiger Liebe und Treue, die friedſamſte Ehe, die es geben konnte.

Da trug es ſich zu, daß Philotima eines Tages zu einer Hochzeit eingeladen wurde, und bei Tiſche einem jungen Griechen gegenüber zu ſitzen kam, der ſo ausnehmend ſchön und anmuthig war, daß man ihn hätte für einen dem Himmel entſtiegenen Engel halten mögen. Philotima ſah ihn unverwandten Auges an und konnte ſich nimmermehr an ſeinem Anblicke ſättigen, indem ſeine Blicke allmählig eine ſo energiſche Liebesgluth in ihrem Buſen entzündeten, daß ſie am Ende ganz in Feuer und Flamme ſtand.

In ihrem Hauſe wieder angelangt, verſah ſie ſich deſſen, was wider ihren Willen mit ihr vorgegangen war, und ſchickte ſich mit dem größten Ernſte und Eifer an, das geſchehene Uebel womöglich wieder gut zu machen. Sie wendete ihr ganzes Sinnen und Trachten ihrem Gatten zu; und jedesmal, wann ihr der Jüngling in die Gedanken kam, bildete ſie ſich ein, daß er Caliſto ſei, indem ſie dieſen in freiwilliger ſüßer Täuſchung wie eine Neuvermählte mit tauſend zärtlichen Liebkoſungen überſchüttete und alſo auf eine ehrbare, wiewohl vergebliche Weiſe ihre Leidenſchaft einigermaßen durch ihn ſelbſt zu lindern ſuchte. Alles was ſie inzwiſchen that, um ſich aus ihrer Verlegenheit zu befreien, verwickelte ſie nur immermehr darein, und da ſie keinen Menſchen hatte, dem ſie ihren Kummer hätte klagen, oder bei dem ſie ſich Rath und Troſt holen können, ſo empfand ſie ihn um ſo ſchwerer, als ſie ihn in ihr Inneres verſchließen mußte. Die Arme hielt dafür, es ſei das wirkſamſte Mittel gegen ihr Uebel, deſſen Urheber nicht mehr zu ſehen, und erwählte damit in Wahrheit auch das beſte Theil, da uns ja die Erfahrung unwiderleglich lehrt, daß man die Liebe nicht anders als durch Flucht vor ihr überwinden kann.

Nachdem ſie dieſen Entſchluß gefaßt hatte, ging ſie weder mehr aus dem Hauſe, noch ließ ſie ſich jemals wieder an Thüre oder Fenſter ſehen, um ein- für allemal den Anblick deſſen zu vermeiden, für den ſie ſich ſo wunderbarerweiſe entzündet fühlte. Es ſollte aber eben beiſpielsweiſe an ihr bewieſen werden, wie ſchwer man auf Erden einem ſchlimmen Geſchicke entgehen kann. Denn, ohne ihre Liebe irgend zu ahnen, ſchloß ihr Gatte eine enge Freundſchaft mit jenem Jünglinge und begann, ihn nicht allein zum Mittags-, und Abendeſſen mit ſich nach Hauſe zu bringen, ſondern auch überhaupt, als ob er ſein Bruder geweſen wäre, jederzeit in ſeiner Geſellſchaft zu ſein. Das bedauernswerthe junge Weib empfand darüber unendliches Mißvergnügen, und wollte gar nicht vor dem jungen Manne erſcheinen, indem ſie, wie es in der That auch der Fall war, ihrem Gatten zu verſtehen gab, daß ihr ſeine Gegenwart läſtig falle, der ſie wider ſeinen Willen ins Verderben ſtürzte. Caliſto bildete ſich dagegen ein, ſie zeige ſich dem Jünglinge nur um ſeiner Liebe willen zu ihm, abgeneigt, und ſagte deshalb zu ihr: ſie thäte ſehr unrecht daran, ihn zu haſſen, denn er verdiente in Wahrheit, von Jedermann geliebt zu werden. Er verbreitete ſich darauf weitläufig über deſſen Tugenden und Vorzüge und ſchloß mit den Worten: Philotima! wenn du ihn einmal ſollteſt ſingen und ſpielen hören, du würdeſt dafür halten müſſen, er verdiene nicht, daß man ihn haſſe. — Die Frau, deren Sinn auf nichts anderes, als darauf gerichtet ſtand, ihn aus ihrem Herzen zu verbannen, fühlte ſich auf das höchſte geängſtigt, als ſie ihren Gatten ſo ſprechen hörte, und erwiederte, um keine neue Veranlaſſung zu erhalten, ihn zu ſehen und zu hören, daß ihr dies völlig gleichgültig ſei, und daß er ihr kein größeres Vergnügen machen könne, als ihr den Jüngling nimmer wieder vor Augen zu bringen. — Es iſt wohl wahr, Philotima, ſprach Caliſto, daß die Frau die Freunde ihres Mannes in der Regel ſcheel anſieht. Aber über dich wundere ich mich dennoch, daß du, nachdem ſtets eine ſolche Eintracht zwiſchen uns obgewaltet hat, dich gegenwärtig meinen Wünſchen ſo abgeneigt zeigſt. — Dieſe Eintracht, von der du ſprichſt, antwortete ſie, ſollte dich im Gegentheile abhalten, mir um ſeinetwillen mißfällig zu werden. — Er brach hier das Geſpräch mit ſeiner Gattin ab, nahm ſich aber vor, auch fernerhin nach ſeinem eigenen Willen zu handeln, ſie möge darüber ſo mißvergnügt ſein als ſie wolle. Indem er nun ſeinen freundſchaftlichen Umgang mit dem Jünglinge fortſetzte, ereignete es ſich, daß derſelbe eben eines Tages zu ihm kam, als er mit Philotimen, wie er des öfteren zu thun gewohnt war, ſang und muſizirte. Caliſto war darüber ſehr erfreut, weil er meinte, daß, wenn ſeine Frau ihn ſingen höre, ſie wohl oder übel davon ablaſſen müſſe, ihm ſeine Freundſchaft zu dem jungen Manne zu verargen. Mit heiterem Angeſichte ſich demſelben zuwendend, ſprach er: Ihr kommt gerade zu rechter Zeit, uns mit eurem Tenore zu begleiten, gab ihm eine Geige in die Hand, und zeigte ihm die Noten des Liedes, das ſie ſangen. Sie fuhren dann alle drei fort zu ſingen und zu ſpielen, und der Jüngling trug ſeine Stimme ſo anmuthig und harmoniſch vor, daß er hätte Steine, geſchweige denn Weiberherzen in ſich verliebt machen müſſen. Philotimens Leidenſchaft wurde zwar alſo auch ungemein geſteigert; mit ihrer Ehrbarkeit gewaffnet, leiſtete ſie aber nichtsdeſtoweniger jedem unzüchtigen Verlangen in ſich Widerſtand. Hätte ſie ſich ſowohl ihrer Liebesgluth entledigen können, als ſie ernſtlich wünſchte, der Vernunft die Oberhand zu laſſen und ihre eheliche Treue rein zu erhalten, ſo würde ſie nicht nöthig gehabt haben, vor dem Anblicke und der Geſellſchaft des Jünglings ſo ängſtliche Scheu zu tragen. Inzwiſchen entbrannte ſie von Tag zu Tage mehr, und weil ihr Gatte auf die angegebene Weiſe dem wilden Feuer in ihr ſelbſt immer neue Nahrung verlieh, ſo wollte ſie doch einmal verſuchen, ob ſie ihn nicht könne gegen den Jüngling argwöhniſch machen, und ihn vielleicht alſo dahin bringen, denſelben aus ſeinem Hauſe entfernt zu halten. Caliſto, ſagte ſie eines Tages zu ihm, ich weiß nicht, wie du es geſchehen laſſen kannſt, daß dein Freund ſo vertraulich und ſo frei in deinem Hauſe aus- und eingeht, und allein bei mir bleibt, als ob er mein Bruder wäre? Bedenke doch, daß oft ein weit geringerer Anlaß hinreicht, demjenigen etwas zu denken und zu reden zu geben, der den Lauf der Welt mit ſcharfen Augen betrachtet, und gemeiniglich geneigter iſt was da geſchieht, zum Böſen, als zum Guten auszulegen. Ich will dir nicht nur in der That treu ſein und bleiben, ſo wie ich es bin, ſondern auch durchaus keinen Argwohn veranlaſſen, der meine Ehre beeinträchtigen könnte, und du ſelbſt ſollteſt es dir angelegen ſein laſſen, meinen guten Ruf und Namen vor jedem etwaigen ſchlimmen Verdachte ſorgfältig zu bewahren. — Der Ehemann erwiederte ihr, daß er ſich ihrer Ehrbarkeit ſehr wohl bewußt ſei; die Beſcheidenheit und den Werth ſeines Freundes aber ebenfalls nicht verkenne, und eben um der einen wie der anderen willen ſie mit ſo vollem Vertrauen bei einander laſſe. Was die öffentliche Meinung anlangt, fügte er hinzu, ſo ſpricht man von einer ehrenwerthen Frau, wie du biſt, auch nicht anders als ehrenvoll. — Und wenn ich eine Heilige wäre, antwortete ſie ihm, wie man ja je zuweilen ehrbare und getreue Frauen nennt, ſo ſage ich dir doch, Caliſto, daß die Frauen es nicht beſſer haben, als ihr Ruf ſie macht. Ich habe dir deswegen zu bedenken geben müſſen, was ich dir eben geſagt, weil ich fürchte, daß der vertrauliche Umgang mit deinem Gefährten meinem Rufe nachtheilig ſein möge, und damit du mehr darauf achteſt, mir auch in dem Namen die Ehre zu bewahren, die ich dir in der That erhalte. — Caliſto lachte über ihre Rede, und da er glaubte, daß die Abneigung, die ſie von Anbeginn dem Jünglinge dargethan habe, deren Urgrund ſei, ſo ließ er ſich in ſeiner Handlungsweiſe nicht irre machen. Es boten ſich nach gerade der jungen Frau tauſend Gelegenheiten dar, vor Sehnſucht nicht umzukommen, und zwar ihr dergeſtalt zu genügen, daß außer ihr und dem Jünglinge kein Menſch etwas davon erfahren hätte. Sie ſtand aber nicht an, einer wie der andern aus dem Wege zu gehen, weil es ihr ſchien, wie es jeder ehrliebenden Frau desgleichen ſcheinen ſollte, daß ſie ſchon ihre eigene Scham und Schande in ſich ſelbſt nicht wohl würde ertragen können. Wie ſie nun einſah, daß ſie umſonſt verſucht hatte, ihrem Gatten ihretwegen Beſorgniſſe einzuflößen, ſo glaubte ſie, ihr Heil darin zu finden, daß ſie anfing, den Jüngling ſcheel anzuſehen und ihm Worte anzuhören zu geben, aus denen er abnehmen konnte, ihr mit ſeiner Gegenwart beſchwerlich zu fallen. Es ſchien jedoch, als ob die Liebe jeden unfreundlichen Blick und jede verdroſſene Geberde dergeſtalt in ihr gemildert hätte, daß er ſich des Mißvergnügens, welches ſie ihm kund geben wollte, ganz und gar nicht verſah. Indem nun in Philotimen auf ſolche Weiſe ihre Vernunft, ihr Wille und ihre Ehrbarkeit in unabläſſigem Kampfe mit ihrer Leidenſchaft lagen, vermochte am Ende die Unglückliche, dieſe Laſt nicht länger zu ertragen, und erkrankte ſie gefährlich. Caliſto fühlte ſich durch die Krankheit ſeiner Gattin eben ſo aufrichtig geängſtigt, als er ihr mit Liebe zugethan war. Er ließ Aerzte herbeirufen und bot alle möglichen Mittel auf, ihre verlorene Geſundheit wieder herzuſtellen. Es verhinderten aber weder Aerzte noch Arzeneien, daß das in ihrem Innern entbrannte Feuer immermehr ihr Mark verzehrte. Den ſchlechten Erfolg ihrer Heilmittel zuletzt erkennend, erklärten die Aerzte, daß die Kranke ſchwermüthig und der Aufheiterung bedürftig ſei, und Caliſto verſuchte alſobald durch Muſik und Geſang, durch Tanz und Spiel, und durch alles, was ihm nur in den Sinn kommen wollte, ſeine geliebte Philotima zu zerſtreuen. In dieſer Bemühung ſang er vor ihr zuweilen allein, zuweilen in Begleitung ſeines Freundes, und es geſchah wohl auch, wenn eine Freundin Philotimens zugegen war, daß Caliſto muſizirte, und der Jüngling mit dem jungen Frauenzimmer zu Philotimens Beluſtigung einen Tanz aufführte, wobei er dann ſo anmuthige Stellungen anzunehmen und ſo liebliche Bewegungen auszuführen wußte, daß Jedermann die Ausbildung ſeines Körpers wie ein Wunder anſtaunte. Freilich verſenkte Caliſto alſo durch das, was er zum Troſte und zur Heilung ſeiner Gattin auserſonnen hatte, die Arme nur in deſto tiefere Traurigkeit, und bereitete ihr, anſtatt der Geneſung, nur den Tod zu, den ihr Uebel ihr von Stunde zu Stunde näher brachte.

In dieſer Zwiſchenzeit hin und her ſeine Noth erwägend, fiel der Ehemann plötzlich auf den Gedanken, hinter dem Widerwillen, den ſie dem Jünglinge kund gegeben, und ihm ſelbſt gegen ihn mitzutheilen geſtrebt habe, könne wol gar viel eher eine heftige Leidenſchaft zu demſelben verborgen geweſen ſein, die ſie habe, durch Entfernung des Gegenſtandes aus ihren Augen, erſticken wollen, und der ſie nunmehr als ein Opfer ihrer ehelichen Treue erliege. In Folge dieſes Bedenkens vorziehend, ſeine Gattin am Leben zu erhalten, indem er ſeinem Freunde im Verborgenen ſeine ehelichen Rechte abtrete, als ſie ohnedies ſterben zu ſehen, begann er eines Tages über dies und jenes mit ihr zu ſprechen und ließ endlich unvermerkt und abſichtlich das Geſpräch auf den Jüngling fallen. Er rühmte und pries deſſen Schönheit, die ganz gewiß jedes Weib reizen müſſe, fügte dazu, wie verzeihlich es nach ſeiner Meinung einer jeden ſei, die nach ihr Verlangen trage, und ſprach endlich aus: wenn er ein Weib wäre, und ein ſolcher Mann ſich jemals ſeinen Augen darböte, ſo würde er nicht eher ruhen, als bis er ſich des Genuſſes ſeiner Liebe erfreute. In dieſem Sinne auch noch weiter redend, ſuchte er Philotimen durchaus dahin zu bringen, ein Wort über den Jüngling zu äußern, woraus er ihr Gefühl für ihn erkennen möchte. — Mit kluger Vorſicht antwortend, ſagte ſie zu ihm: Es könnte ſehr wohl geſchehen, Caliſto, daß dieſer Jüngling die Liebe eines Weibes feſſelte, denn ich halte dafür, daß es nicht in unſerer Willkühr ſteht, ihren Flammen zu entfliehen, oder ſie durch keuſche, froſtige Gedanken in uns zu löſchen. Wenn aber ein ſolches Weib etwa ſchon einem Gatten vermählt wäre, und die Achtung vor ihrer Ehre hätte, die ſie nothwendigerweiſe haben müßte, wenn ſie für achtungswerth gelten wollte, ſo würde ſie weit lieber wie ein braves Weib ſterben, als ihre Ehre durch Verrath an ihrer ehelichen Treue beflecken und beſchimpfen. Was mich betrifft, ſo weiß ich wenigſtens für gewiß, daß ich ſo handeln würde, wofern mein Mißgeſchick es mit ſich gebracht hätte, mich für jenes Jünglings Schönheit, die du eine ſo ſeltene nennſt, in Liebe zu entzünden. Caliſto ſagte: Ich liebe dich ſo ſehr, Philotima, daß ich beklagen würde, geboren zu ſein, wenn du jemals daran dächteſt, ſterben zu wollen, um etwa deine Liebe zu einem Jünglinge, deſſen Reize dein Verlangen erregt hätten, mit deinem Tode zu büßen. — Und ich würde es bejammern, zu leben, fiel ſie ihm in das Wort, wofern eine thörichte Sehnſucht mich jemals zu dem Gedanken verleiten könnte, durch einen Treubruch an dir meine Ehre zu beeinträchtigen, denn in meinen Augen iſt ein Leben voll Schande nichts als Tod, ein ehrenwerther Tod hingegen für den Eingang in das ewige Leben anzuſehen. — Caliſto wollte nach dieſer Verſtändigung den letzten Verſuch wagen, ſie am Leben zu erhalten, und redete ſie alſo an: Philotima! ich weiß es, um von nun an unverhohlen mit dir zu ſprechen, daß du dieſen Jüngling liebſt, und daß dich dieſe Liebe allmählig nur um deswillen zu einem ſchlimmen Ausgange führt, weil du mir deine Treue und dir deine Ehrbarkeit erhalten willſt. Den unzweideutigſten Beweis dieſer Wahrheit finde ich darin, daß ich ſehen muß, wie es leider ſo weit mit dir kommen konnte. Da du denn aber keinen Vorſchub haſt benutzen wollen, den ich, ſchon lange Zeit im Geheimniſſe deiner Leidenſchaft, derſelben gern zu deiner Heilung geleiſtet hätte, und da du dich im Gegentheile von der Sehnſucht immer mehr verzehren läßt, ſo fordere ich dich hiermit auf, gleichwie du mir deine Ehrbarkeit zur Genüge bewieſen haſt, mir nunmehr auch die Liebe darzuthun, von der ich dich immer zu mir durchdrungen glaubte. Du kannſt dies auf keine beſtimmtere Weiſe thun, als indem du dich am Leben zu erhalten ſuchſt, und wie ich denn wohl weiß, daß dir dieß nicht ohne den Genuß deiner Liebe gelingen wird, ſo bitte ich dich, ihr zu leben, weil ich dich mir lieber dadurch erhalten, als dich ſterben ſehen will. Tröſte und ſtärke dich, wenn die äußerſte Hinfälligkeit, in der du dich befindeſt, dich für den Augenblick dieſen Genuß nicht wünſchen läßt, damit du dich ihm nach deiner völligen Geneſung überlaſſen kannſt. Und wofern ich alſo, Philotima, dir mein Mitleiden zu erkennen gebe, ſo ſei auch du, ich bitte dich, nicht grauſam gegen dich, oder trage wenigſtens, wo nicht mit dir ſelbſt, ſo doch mit deinem Caliſto Erbarmen, den du gewiß nicht in Folge deiner Beharrlichkeit auf deinem Entſchluſſe wirſt abſichtlich tödten wollen, und der dir mit ſo großer Liebe zugethan iſt, daß er dir, wenn du dich ſterben ließeſt, alsbald folgen und dich ſo zur Mörderin an dir ſelbſt, wie desgleichen an ihm machen würde. Bedenke, was ohne Vater und Mutter aus unſeren kleinen unerzogenen Kindern werden ſollte, die ſo leicht auf Irrwege gerathen könnten, und thue darnach, was deine Pflicht als gehorſame Gattin und als liebevolle Mutter von dir erheiſcht. — Sowie er dies geſagt hatte, ſchwieg er faſt weinend ſtill, und das ſchon am Rande des Grabes ſtehende Weib antwortete: Nachdem ich dir, Caliſto, jederzeit ſo innig zugethan war, daß mein Herz von keinem anderen Manne, als von dir wußte, bin ich aller=

dings, ich will dir in dieſen letzten Stunden meines Lebens die Wahrheit nicht verläugnen, in ſo glühender Liebe zu dieſem Jünglinge entbrannt, daß es nicht mehr in meinem Vermögen ſteht, der mich vernichtenden Allgewalt dieſer Flammen mich zu entziehen. Ich hätte wohl gern gewünſcht, du möchteſt mich vor dieſem Geſtändniſſe, aus dem du erkennen wirſt, wie gefährlich es für dich war, einen ſolchen Jüngling in dein Haus einzuführen, eben ſowohl und zwar als ſo ſchwach gekannt haben, wie du mich jetzt kennſt, weil du mich alsdann vor der ſchweren Verſuchung würdeſt behütet haben, der du mich durch ſeinen mir alltäglich gegenwärtigen Anblick preis gabſt. Da es denn nun aber, dem Willen meines widerwärtigen Schickſals zufolge, alſo mit mir gekommen iſt, ſo will ich dir, Caliſto, eben ſo getreu ſterben, als ich dir im Leben getreu war. Des Mittels, welches du mir jetzt zu meiner Rettung anbieteſt, kann ich mich eben ſo wenig bedienen, als ich mich der Gelegenheiten bedienen konnte, die du mir vordem dazu bereitet haſt, wie du ſagſt. Denn, wiewohl du mir in beiderlei Weiſe aufs neue die große Liebe zu erkennen gegeben haſt, mit der du ſchon unſer ganzes früheres Leben bereicherteſt, ſo bin ich doch nicht fähig, dir meine gegenſeitige Liebe und meine Dankbarkeit dadurch zu bethätigen, daß ich mein dem Tode einmal verfallenes Daſein mit Aufopferung meines reinen Bewußtſeins und meiner Selbſtachtung rettete. Nein! ich will mich viel lieber durch meinen Tod deiner und deiner Liebe würdig machen, als durch ein verdammliches Mitleiden mit dir und unſeren Kindern auch noch die Schuld der Schwäche und damit eine ewige Schande auf mich laden. Lebe du alſo, mein theuerſter Caliſto! und halte das Angedenken deiner geſtorbenen Philotima werth, indem du dir in Gedanken vorſtellſt, wie ſehr ſie dich in jenem anderen Leben lieben wird, wofern es wahr iſt, daß ſich auch jenſeit die Seelen lieben, die ſich einander in dieſem Leben angehörten. In unſeren lieben Kindern, die ich dir eng an dein Herz lege, erhalte dir das Angedenken unſerer dereinſtigen Liebe und Zärtlichkeit. —

Das junge Weib vermochte hier nicht weiter zu reden und verſtummte. Wenige Tage darauf ſterbend, hinterließ ſie ihren Gatten in ſo ſchwerem Herzeleid, daß er, ſo lang er lebte, keinen anderen Troſt mehr als in der Erinnerung an die Treue und Keuſchheit ſeiner geſchiedenen Philotima finden wollte.

VII.

Der Genius.

Eine junge Biscayerin aus einer guten Familie, die ſich in Bayonne niedergelaſſen hatte, verwaiſte ſchon in dem Alter von vier Jahren und wurde von einer alten Tante erzogen, deren ungeſellige ſchroffe Sinnesart ihr ſo wenige Zerſtreuungen zuließ, daß in ihr das Verlangen entſtand, ſich ihre einſame Abgeſchloſſenheit durch Bildung und Bereicherung ihres Geiſtes mit Kenntniſſen angenehmer zu geſtalten.

Da dieſes Verlangen ein durchaus löbliches war, ſo ſtellte ihm die alte Araminta keine Hinderniſſe entgegen, und geſtattete der ſchönen Leontine bei deſſen Befriedigung eine unbeſchränkte Freiheit. Geſchichte und Mythologie waren ihre erſte Beſchäftigung. Die Geographie, als geſchichtliche Hülfswiſſenſchaft, wurde nicht überſehen. Danächſt hielt ſie die Erlernung verſchiedener lebender Sprachen zum beſſeren Verſtändniſſe der Autoren für nothwendig. Sie erlernte auch das Lateiniſche und verband damit das Griechiſche, und da ihre Wißbegierde ſo ſtark war, als ſie bei einer Frau ſein konnte, ſo wollte ſie ſich auch die Kenntniß des Hebräiſchen aneignen. Araminta gab ihr alle Lehrer, die ſie bedurfte, und ließ es auch nicht an einem Hebräiſchen fehlen.

Ein namhafter Rabbiner, der in Bayonne nicht nur wegen ſeines ausgebreiteten Handels mit koſtbaren Stoffen, Juwelen und Antiquitäten, ſondern auch wegen ſeiner tiefen Kenntniſſe in Anſehen ſtand, wurde von der jungen Leontine zu ihrem Lehrmeiſter in dieſer Sprache auserwählt. Er entdeckte in ſeiner Schülerin ſo ſchöne Anlagen, daß es ihm zum Vergnügen gereichte, ihr ein gutes Theil deſſen mitzutheilen, was er ſelbſt wußte. Und obwol die Juden den Chriſten nicht eben gern die Geheimniſſe der Cabbala erſchließen, der ſie mit blindem Aberglauben anhangen, ſo konnte er doch nicht der Verſuchung widerſtehen, dem ſchönen Mädchen die allgemeinſten Begriffe davon beizubringen. Es iſt zuweilen gefährlich, zu viel Geiſt zu haben und über gewiſſe, beſonders über ſolche Dinge Belehrung zu ſuchen, die nur in der Einbildung geheimnißſüchtiger Menſchen beruhen, und deren Weſen kein anderes iſt, als daß ſie allzuleichtgläubige, unkräftige Seelen verwirren und bethören. Uebermäßige Wißbegierde führt häufig zu Irrthum, Irrthum zu Aberglauben, und das ſchöne Geſchlecht wird dazu nicht ſelten durch die ihm angeborene Eitelkeit verlockt, gegen welche die Natur ihm in ſeiner Liebe zu Aeußerlichkeiten eine wohlthätige Ableitung mitgab.

Die junge Biscayerin hatte das Unglück, daß ſich dieſe Eitelkeit bei ihr nach innen warf. Je mehr ſie zu lernen, zu wiſſen und zu ergründen trachtete, deſto mehr verfinſterte ſich ihr natürlicher und angebildeter Verſtand. Die jüdiſche Cabbala verblendete ſie, die Gemeinſchaft mit überirdiſchen Weſen, welche dieſelbe ihren Anhängern vorſpiegelt, verführte ſie, und indem ſie dieſer ihrer fixen Idee jede andere geiſtige Beſchäftigung aufopferte, kam es ſo weit mit ihr, daß ſie die nützlichſten Studien verachten lernte, und in der Sehnſucht befangen, einen jener himmliſchen Geiſter zu ſich zu bannen, Tag und Nacht nichts anderes that als Ziffern ſchreiben, rechnen und die vermeintlich geheimnißvollen Zahlen mit ſo großer Emſigkeit wie der gläubigſte Cabbaliſt zuſammenſtellen. Mittlerweile erreichte ſie dennoch ihr zwanzigſtes Jahr, ohne den Schlüſſel des Geheimniſſes gefunden zu haben, wie der von ihr ſo leidenſchaftlich erſehnte Genius vor ſie zu beſchwören ſei. Araminta ſtarb ungefähr um dieſelbe Zeit und machte ſie durch ihren Tod zur Herrin ihrer ſelbſt; es kam ihr aber nicht von weitem in den Sinn, ihre neue Freiheit anders als zur Fortſetzung ihrer myſtiſchen Studien anzuwenden. Zauberkreiſe wurden täglich gezogen, Zauberformeln geſprochen, Weihrauch geopfert; aber mit nicht minderer Erfolgloſigkeit als Sorgfalt. Sie hatte den Rabbiner oftmals gebeten, den Genius vereint mit ihr zu beſchwören; aber ſei es, daß er ſelbſt die Trüglichkeit ſeiner Cabbala erkannte, oder daß er in der That glaubte, was er ihr ſagte, kurz, er verſicherte ihr immer wiederholt, ſie allein ſei im Stande, das Erſcheinen des Geiſtes zu erzwingen, denn er habe ſie dazu hinlänglich wiſſend gemacht; dieſe reinen Geiſter ſeien jedoch ſo unendlich zart, daß der mindeſte Anſtoß ſie verletze. Es lebte nun dagegen Leontine ſo züchtig, es war ihr Herz allem Weltlichen ſo entfremdet, daß ſie ſich in dieſer Hinſicht nichts vorzuwerfen hatte. Da indeſſen das Ableben ihrer Tante ſie in Familienſachen verwickelt, und ſie genöthigt hatte, viele Menſchen zu ſehen, da ihre große Schönheit und ihr heller Verſtand, deſſen ſchwache Seite der Welt verborgen blieb, ihr viele Anbeter zuzogen, ſo wurde ſie der Meinung, dieſes geſellige Treiben möge ſchuld ſein, daß der Genius Bedenken trage, ihr zu nahen. Sie entſchloß ſich, aus dieſem Grunde, Bayonne zu verlaſſen und ſobald es ihre Geſchäfte zuließen, ſich auf das Land zurückzuziehen.

Leontine war nicht reich. Ob ihrem väterlichen Erbe ſchwebten verſchiedene Prozeſſe, und ſie hatte kein ſicheres Beſitzthum weiter, als den Nachlaß Aramintens, der in baarem Gelde beſtand. Jedermann verwunderte ſich billig, daß ſich das ſchöne Mädchen unter ihren zahlreichen Freiern keinen Gatten erwählte, der ihr Vermögen hätte ſicher ſtellen und ihr ſelbſt ein ihrer würdiges Loos anbieten können. Aber ihr nur nach himmliſchen Genien ſtrebender Geiſt blickte mit ſolcher Verachtung auf die Männer herab, daß ſie unmöglich einen zu lieben vermochte, wenn auch bei der Unkenntniß der wahren Urſache ihrer Gleichgültigkeit ein jeder ihrer Bewerber ſich unabläſſig bemühte, derſelben ein Ziel zu ſetzen. Sie hatte eine vertraute Freundin, der ſie auch ihre geheimſten Gedanken nicht verhehlte. Dies war eine junge, ſchöne Wittwe, die ſich aus Pflichtgefühl nicht wieder hatte verheirathen wollen, um ihre ganze Zeit der Erziehung einer Tochter zu widmen, die ihr aus ihrer Ehe geblieben war.

Dieſe Dame hieß Amalie, war mit Araminten bekannt geweſen und hatte dieſelbe öfters beſucht, weil ſie aus Neigung faſt eben ſo einſam lebte als Leontine gehalten wurde. Da ſie alſo Gelegenheit gefunden hatte, ſich mit der ihr verwandten verſtändigen Sinnesart des jungen Mädchens auf das engſte zu verbinden, ſo war es ihr zwar auch nicht ſelten begegnet, ihre Freundin mitten unter Büchern zu finden, die mit ſeltſamen Charakteren angefüllt waren. Da ſie Leontinen aber als Gelehrte kannte, ſo war es ihr niemals eingefallen, ſich dieſe Charaktere, von denen ſie dafür hielt, daß ſie ihre Begriffe überſtiegen, von ihr erklären zu laſſen, und das liebenswürdige Mädchen, das deswegen ausgelacht oder ausgeſcholten zu werden, oder wohl gar Widerſpruch zu erleiden befürchtete, hatte ſich über dieſen einzigen Gegenſtand gegen Amalien ein tiefes Stillſchweigen auferlegt. Nach Aramintens Tode war dieſe Freundin die erſte, welche in Leontinen drang, die Wahl eines Gatten zu treffen. Die junge Dame ihrerſeits legte ihr jedoch eine ſolche Abneigung gegen den Eheſtand und einen ſo entſchiedenen Widerwillen gegen das männliche Geſchlecht an den Tag, daß ſie nicht wohl umhin konnte zu vermuthen, ſie möge einen ganz beſonderen Grund haben, ſo geſinnt zu ſcheinen. Um ſich darüber Licht zu verſchaffen, beobachtete ſie Leontinen mit der angeſtrengteſten Aufmerkſamkeit, welcher ihre Freundſchaft ſie fähig machte, erwartend, vielleicht eine ihrer unwürdige Neigung oder eine verkehrte zu bekämpfende Richtung ihrer Anſichten zu entdecken.

Da ſie inzwiſchen durchaus keine andere Leidenſchaft als die zur Gelehrſamkeit und Einſamkeit an ihr verſpürte, ſo begann ſie faſt ſchon zu glauben, ihre Abneigung gegen die Ehe möge ihr angeboren ſein, als ſie eines Tages, da ſie eben im Begriffe ſtand, nach ihrer Gewohnheit in Leontinens Cabinet einzutreten, dieſelbe ſo laut darinnen ſprechen hörte, daß ſie einen Augenblick an der Thüre verweilte, um zu vernehmen, wer bei ihr ſei. Leontine hatte den Schlüſſel abgezogen und vermeint, die Thüre von innen verſchloſſen zu haben, während ſie doch nur angelehnt war. Amalie verſah ſich dieſes Umſtandes, und machte ſie leiſe auf, um ebenſowohl zu ſehen, als zu hören, mit wem ſich ihre Freundin unterhielt. Welcher Anblick bot ſich aber ihren Augen dar! Eine Art Hausaltar war in mitten des Cabinets aufgeſchlagen, eine Schale von japaniſchem Porzellan ſtand darauf einerſeits, andererſeits ein ſilbernes Kohlenbecken, in welchem die ſchöne Leontine, unbedeckten Hauptes und fliegenden Haares, Räucherwerk verbrannte, das ſie mit der einen Hand aus der Schale nahm, derweil ſie mit der anderen ein Buch hielt, aus dem ſie Amalien unverſtändliche Worte laut ablas. Da die Ueberraſchung der letzteren ſie nicht daran denken ließ, vorſichtig zu ſein, ſo trat ſie plötzlich ein und ſtellte ſich Leontinen vor. Was für Beſchwörungen nehmen ſie da vor, meine Liebe? ſagte ſie lachend: ſeit wann ſind ſie eine Zauberin geworden? —

Wenn ſich Amalie vorher hatte verwundern müſſen, ſo erſtaunte jetzt Leontine nicht minder, eine ſo unerwartete Zeugin vor ſich zu ſehen. Sie erröthete und erblaßte, und ihre Verwirrung wurde ſo groß, daß ſie das Buch, welches ſie in der Hand hatte, fallen ließ. Ihre Angſt und Verlegenheit regte ihre Freundin faſt zu den nämlichen Empfindungen auf, und es bot ein anmuthiges Schauſpiel dar, die beiden reizenden Weſen eines dem anderen gegenüberſtehen und ſich gegenſeitig ſtumm anblicken zu ſehen. Am Ende nahm Amalie zuerſt das Wort und ſprach, um ihre Zweifel zu enden: hätte ich mir denken können, liebe Freundin, ſie in ſolche Verlegenheit zu bringen, ſo würde ich ganz gewiß nicht eingetreten ſein; ich ſchmeichelte mir aber, ſie hätten keine Geheimniſſe vor mir, und es wäre mir der Zutritt zu ihnen zu jeder Zeit geſtattet. — Sie haben ſich darin auch nicht geirrt, antwortete Leontine, die allmälig ihre Faſſung wieder gewann, denn die Verwirrung, in der ſie mich ſehen, rührt vielweniger davon her, daß ſie mich in dieſem Zuſtande überraſchen, als weil ich ihnen verſchwiegen habe, was mich darein verſetzt. Wofern indeſſen, fuhr ſie fort, ein vollſtändiges Vertrauen meinen Fehler wieder gut machen und ſie bewegen kann, niemals irgend Jemand wieder zu ſagen, was ſie ſo eben geſehen haben und gegenwärtig hören ſollen, ſo bin ich bereit, ihre Neugierde zu befriedigen. —

Amalie, die vor Verlangen brannte, das wichtige Geheimniß zu vernehmen, verſprach ihr alles, was ſie von ihr forderte. Und Leontine bat ſie hierauf, ſie wegen deſſelben weder zu verſpotten noch zu tadeln, weil das eine wie das andere ſie zwar kränken, keinesweges aber anderen Sinnes machen könnte. Die ſchöne Witwe beſeitigte durch ihre Verſicherungen auch dieſes letztere Bedenken ihrer Freundin, und ſo ſetzte ſich Leontine mit ihr nieder, nachdem ſie ihre geheimnißvollen Geräthſchaften aufgehoben, und die Thüre des Cabinets ſorgfältiger als vorher abgeſchloſſen hatte, und hub folgendermaßen zu reden an: Meine liebe Amalie! ſprach ſie zu ihr: die menſchliche Natur unterliegt ſo argen Gebrechlichkeiten, daß man nicht ſorgſam genug ſein kann, ſie zu veredlen. Der Umgang der Menſchen mit einander, weit entfernt, dies zu bewirken, trägt vielmehr nur dazu bei, ihre Fehler zu vergrößern. Die Verderbniß iſt allgemein, das Gute iſt allzuſehr mit dem Böſen untermiſcht, als daß die Reinheit den Sieg davon tragen könnte. Wir können alſo nur, indem wir uns ſelbſt erheben, zu dem Grade der Vollkommenheit gelangen, der uns unſeres Daſeins würdig macht. Wie ſollen wir aber erfolgreich nach einer ſolchen Vollkommenheit ſtreben, wenn wir ausſchließlich nur mit irdiſchen, unſtäten, ſterblichen und ſündhaften Geſchöpfen umgehen, deren Geiſt ſogar nicht einmal für das Ewige, Unvergängliche, ſondern nur für den Schmutz des Materiellen empfänglich iſt? Nur alſo, indem wir mit rein geiſtigen, himmliſchen Weſen in Verbindung zu treten ſuchen, vermögen wir ihnen ähnlicher zu werden als wir es ſind, und können wir hoffen, uns die hohe Weisheit, Tugend und Erkenntniß, mit einem Worte den Grad von Reinheit anzueignen, zu dem unſere Seele beſtimmt zu ſein ſcheint ſich auszubilden. Sie müſſen wiſſen, meine theuerſte Amalie, daß es himmliſche Weſen beiderlei Geſchlechts giebt, wie Menſchen, die der Zuneigung und Zärtlichkeit fähig ſind, und ſich vor Zeiten, als das Menſchengeſchlecht noch im Stande einer höheren Unſchuld lebte, demſelben gern mitzutheilen pflegten, es unterrichteten, leiteten und beglückten. Die Sittenverderbniß aber und die Verwirrung, welche die Leidenſchaften in den Herzen der Menſchen anrichteten, entfernten ſehr bald dieſe glückſeligen Geiſter aus ihrer Geſellſchaft. Und indem ſie nun jene ſich ſelbſt überließen, gelobten ſie, keinen weiteren Umgang mit ihnen zu haben, oder wenn ja ſie ſich dem einen oder anderen einzelnen Sterblichen jemals wieder zu nähern geſonnen würden, dies doch nicht eher zu thun, als nachdem ſie ihn auf alle mögliche Art und Weiſe erprobt hätten. Als ſie ſich noch mit den Menſchen abgaben, hatten ſie dieſe gelehrt, ſie jedesmal, wann ſie ihrer bedürften, zu ihrem Beiſtande zu ſich zu rufen. Die Sünder unterließen nun zwar auch hernachmals nicht, dieſen Gebrauch zu befolgen. Aber die Himmliſchen hatten ihre Herzen ergründet und erſchienen nicht mehr auf ihren Ruf, weil ſie erkannt hatten, daß ſie ihre Laſter nicht ablegen würden. So verfielen denn fernerhin die nur noch von ihren Sinnen gelehrten und geleiteten Menſchen, aus Fehlern in Fehler, aus Unvollkommenheiten in Unvollkommenheit und bald auch, in nothwendiger Folge, aus Unglück immer tiefer in Unglück. Im Verlaufe der Zeit wurden unter ihren Nachkommen allerdings Manche geboren, die ihnen nicht ähnelten, und deren Gemüth von Natur znm Guten geneigt war, und die Himmliſchen wollten ihnen auch wohl und knüpften eine Gemeinſchaft mit ihnen an. Es fand jedennoch dabei der weſentliche Unterſchied ſtatt, daß dieſer Umgang nicht mehr ein allgemeiner, öffentlicher war, ſondern im Gegentheile im unverbrüchlichſten Geheimniſſe verborgen werden mußte, und den Sterblichen, welchem er zu Theil wurde, von der Gemeinſchaft mit allen ſeinen Nebenmenſchen des anderen Geſchlechtes ausſchloß. Wenn alſo ein weiblicher Geiſt einen Mann lieb gewinnt, ſo muß dieſer für immer auf alle Frauen verzichten, und eben ſo muß, wenn ein männlicher Geiſt ſich einer ſterblichen Frau nähert, dieſe ſich des Umganges mit Männern gänzlich entſchlagen. Ja es iſt ſogar vonnöthen, mit der Erfüllung dieſer Pflicht zu beginnen, um ſich die wohlwollende Aufmerkſamkeit der Himmliſchen zuzulenken, welche übrigens eine große Menge dienender, zur Fürſorge für auserkorene Menſchen die Welt durchſchweifender Genien zu ihrem Gebote haben.

Einige der von den Himmliſchen vormals begünſtigt geweſenen Menſchen haben ihren Nachkommen die Formel, die Geiſter zu beſchwören, überantwortet, und dieſe Formel iſt von den Hebräern ſorgfältigſt aufbewahrt worden. Sobald mich nun meine Kenntniß der hebräiſchen Sprache in ihre Myſterien eingeweiht hatte, kannte ich keinen anderen Wunſch mehr als den, mir einen dieſer wohlthätigen Genien geneigt zu machen, und mich einzig ihm anzuſchließen, um mich von den böſen Einflüſſen meiner Geburt völlig zu reinigen, meine Leidenſchaften der Herrſchaft der Vernunft zu unterwerfen und mich, mit einem Worte, zu der Vollkommenheit des himmliſchen Weſens zu erheben, dem ich mich vereinigen will. Daher, liebſte Amalie, entſpringt mein Haß gegen die Männer, mein Widerwille gegen die Ehe und um deswillen haben ſie mich vorhin in jener geheimnißvollen Handlung begriffen geſehen. Es vergeht kein einziger Tag, an dem ich nicht, wiewohl vergebens, meinen Genius anriefe, denn ich bin noch nicht rein genug, um ihn an mich zu ziehen. Meine Geſchäfte zerſtreuen mich nämlich allzuſehr und nöthigen mich, Gegenſtänden meine Aufmerkſamkeit zu widmen, die ſich durchaus nicht mit der Abſcheidung vereinbaren wollen, die die Himmliſchen von mir erheiſchen. Und eben dieſer Umſtand hat mich nun bewogen, insgeheim den Entſchluß zu faſſen, alles aufzugeben und mich mit dem Wenigen zu begnügen, was ich beſitze, um mich auf das Land zurückziehen zu können, wo ich mich einſam und ohne andere Geſellſchaft als die, der mir unerläßlich nothwendigen weiblichen Dienerinnen, meinem geſegneten Hange gänzlich überlaſſen will. —

Wie übermäßig Amalie erſtaunte, als ſie ihre Freundin mit ſo vielem Geiſte und ſolchem Anſcheine von geſunder Vernunft die vollendetſte Geiſtesverirrung kund geben hörte, läßt ſich nicht beſchreiben. Sie war davon ſo tief ergriffen, daß ſie kaum zu athmen vermochte. Je mehr ſie Leontinen anſah, deſto weniger konnte ſie glauben, daß ſie den Verſtand verloren habe. Ihr Blick und Weſen war ruhig, der Ausdruck ihrer Worte hatte nichts auffallendes und ungewöhnliches, und dennoch war der Sinn derſelben ein unableugbarer Beweis von Geiſteszerrüttung! Amaliens Stillſchweigen verrieth Leontinen einen Theil deſſen, was ſie dachte. Geſtehen ſie mir, liebe Amalie, hub endlich die letztere zu reden an, daß ſie dafürhalten, ich müſſe närriſch geworden ſein, weil es über ihre Begriffe geht, wie man bei völligem Verſtande meiner Meinung ſein könne? Ich verwundere mich darüber ganz und gar nicht. So tugendhaft ſie auch ſind, ſo ſind ſie doch nicht rein genug, ein ſo hohes Geheimniß einzuſehen. Ihre Tugend iſt nur weltlicher Art. Sie beruht auf den Vorurtheilen der Erziehung und auf den Grundſätzen menſchlicher Eitelkeit, und da eine ſolche uns nur darum weiſe macht, damit wir von Anderen bewundert werden, uns vor ihnen auszeichnen und unſerer Eigenliebe genug thun, ſo gewahren ſie nichts als Finſterniß, wo die der Bürde des Irdiſchen ledige Seele nur Licht ſieht. Um zu verſtehen, oder um ſich wenigſtens in den Zuſtand zu verſetzen, faſſen zu können, was ich ihnen ſo eben geſagt habe, muß man um ſein ſelbſtwillen weiſe ſein, ohne alle Nebenbedenken die Tugend nur darum lieben, weil ſie in der That liebenswürdig iſt, und nicht etwa damit man Anderen ein Beiſpiel abgebe, oder gar weil das Beiſpiel Anderer uns eine Vorſchrift daraus mache. —

Die ſchöne Witwe hatte ihrer Freundin troß dem mit Vergnügen zugehört, daß ſie die Ueberzeugung feſthielt, deren Lehre ginge von einem ſchrägen Geſichtspunkte aus. Wie ſie ihr nunmehr antworten mußte, bedachte ſie zuvor, daß doch gewiß einige Zeit vonnöthen ſein würde, ſie aus ihrem Irrthume zu ziehen, und hielt alſo für gerathen, ſie zwar keinesweges darin zu beſtärken, demſelben aber doch mit Nachſicht zu begegnen, ja ſich ihres Geiſtes dermaßen zu bemächtigen, daß Leontine ihren Rath annähme und befolgte, und ihre ſchwache Seite von ihr möglichſt vor der Welt verborgen halten ließe. Liebe Leontine! ſprach ſie, ihre Worte ſind zu ſchön und zu beſonnen, als daß ich an ihnen irre werden könnte. Alles was ſie ſagen, zeugt zwar nur von Weisheit und von Verſtand; aber ich geſtehe ihnen dennoch, daß ich zeither immer des Glaubens lebte, man könne eben ſo wie ſie geſinnt ſein, ohne gerade mit überirdiſchen Weſen verkehren zu wollen, deren es für uns, nach meiner feſten Ueberzeugung, nur das Eine, Höchſte giebt, für das allein wir eben thun ſollen, was ſie, wie ſie vorgeben, für die eingebildeten Genien aus ihren Büchern thun. Ich habe ihnen inzwiſchen Nachſicht und Stillſchweigen angelobt, und werde ihnen mein Wort in ſeinem ganzen Umfange halten.

Ja, um ihnen zu beweiſen, wie ſehr ich, abgeſehen von meinem Unglauben an ihre himmliſchen Weſen, ihre Grundſätze achte, und wie ich ihnen ihren ländlichen Aufenthalt ſo gern in jeder Art erleichtern möchte, erſuche ich ſie hiermit, ihre Einſamkeit mit mir und meiner Tochter auf meinem unfern gelegenen Schloſſe am Meeresufer zu theilen. Daſſelbe iſt ein reizender Aufenthalt. Sie ſollen dort eine von meinen Zimmern ganz abgeſonderte Wohnung inne haben und von Denen, die mich beſuchen, keinerlei Störung erleiden. Denn daß ich mit ihnen, meine liebe Leontine, fügte ſie lächelnd hinzu, mein Angeſicht vor den Menſchen verbergen ſollte, können ſie von meiner irdiſchen Einflüſſen noch unterworfenen Tugend nicht erwarten. —

Leontine fand den Vorſchlag ihrer Freundin zu vortheilhaft, um ihn von ſich abzulehnen. Sie ſchmeichelte ſich überdies mit der Hoffnung, in jener Abgeſchiedenheit von der Welt, Mutter und Tochter wohl gar zu ihren eigenen Anſichten zu bekehren, um auch ſie mit der Zeit des beglückenden Umganges mit den Genien würdig und theilhaft zu machen. Und wie ſie alſo auf Amaliens Anerbietungen nicht nur ohne Widerſpruch einging, ſondern ſogar um Beſchleunigung ihrer beiderſeitigen Abreiſe nach dem Schloſſe bat, ſo antwortete ihr Amalie, deren Wünſche mit dieſem Verlangen völlig übereinſtimmten, weil ſie beſorgte, Leontine möge durch ein längeres Alleinſtehen ihre Geiſtesſchwäche Anderen verrathen und ſich damit zum öffentlichen Geſpötte machen: daß ſie durch nichts verhindert würden, dies Vorhaben jeden Augenblick auszuführen. Nur, fuhr ſie zu der erfreuten Leontine gewendet fort, dürfen ſie durch ihre Entfernung ihre Erbſchaftsangelegenheiten nicht ins Stocken gerathen laſſen, und müſſen ſie dieſelben nothwendigerweiſe einem zuverläſſigen Sachwalter anvertrauen. —

Die ſchöne Phantaſtin bat hierauf Amalien, ihr Jemand finden zu helfen, der ihre Geſchäfte ein= für allemal auf ſich nehmen möge, weil es ihr feſter Wille ſei, ſich nimmermehr damit zu befaſſen. Und da ſich Amalie zur gelegenen Zeit eben eines Freundes ihres verſtorbenen Gatten erinnerte, der die ihrigen mit Sorgfalt und Gewiſſenhaftigkeit geordnet hatte, ſo führte ſie denſelben alsbaldigſt ihrer Freundin zu, die ihn von der Lage der Dinge gründlich unterrichtete, ihm ihre Papiere aushändigte und ihn bevollmächtigte, ganz wie in ſeinem eigenen Namen in dieſer Streitſache zu verfahren, indem ſie alles gutheißen würde, was er, ohne ſie weiter zu fragen, für ſie thäte.

Nach alſo getroffenen Vorkehrungen reiſten die beiden Freundinnen nach dem Schloſſe Amaliens ab. Leontine war davon bezaubert. Wälder, Kanäle, Gärten, und alles was einen ſolchen Aufenthalt verſchönern kann, fand ſich daſelbſt in der mannigfaltigſten Abwechſelung vor. Das Schloß war zwar alterthümlich, darum aber nicht minder ſchön. Es hatte zwei Flügel, die zwei große Pavillons bildeten, und ein jeder derſelben hatte ſeinen eigenen Hof und Eingang, ſowie an jeder ſeiner vier Ecken ein Thürmchen, und war mit dem anderen durch eine lange offene Gallerie mit marmorner Bruſtwehr verbunden. Amalie ließ Leontinen die freie Wahl einer Wohnung in einem dieſer Pavillons und dieſelbe entſchied ſich für den kleineren und abgelegeneren, der die Ausſicht in ein von unabſehbaren Baumgängen durchſchnittenes Luſtwäldchen hatte. Ihr Zimmer und ihr Cabinet waren durchaus getäfelt, ſo daß man nicht das mindeſte von einer Mauer ſah. Die Vorhänge des Himmelbettes und die Ueberzüge des Zimmergeräths waren von blauem mit ſilbernen Borden und Krepinen beſetztem Damaſt, und das Holzwerk an beiden verſilbert, was alſo gegen das dunkele Täfelwerk auf das angenehmſte abſtach. Leontine gab dieſem Zimmer um des himmelblauen Damaſtes willen den Vorzug vor anderen, weil dieſe Farbe ihrem Dafürhalten gemäß in engerer Uebereinſtimmung mit den ſie beſchäftigenden himmliſchen Dingen ſtand. An ihr Schlafgemach ſtießen zwei andere Zimmer, worin ſie ſich ankleidete und ihre Dienerinnen ſchliefen. Amalie kam mit Leontinen überein, wann ſie keine Geſellſchaft bei ſich hätte, in der Regel mit ihr zuſammen zu ſpeiſen; in jenem Falle aber ſie auf ihrem Zimmer bedienen zu laſſen. Die junge Wittwe war außerordentlich reich und lebte mit einem ihren Verhältniſſen angemeſſenen Aufwande und äußerem Glanze. Das ſchöne Schloß am Meere war eigentlich nicht ihr Eigenthum, ſondern fiel eines Tages halb ihrer Tochter, halb einem Bruder ihres verſtorbenen Gatten zu, der ſich ſeit funfzehn Jahren in Indien aufhielt, wohin er, dreizehn oder vierzehn Jahre alt, abgegangen war, und Amalie hatte nur den Nießbrauch davon, ſo lange ſie lebte. Leontine wußte von dieſen näheren Verhältniſſen nichts, und ergab ſich, von ihrem reizenden neuen Wohnorte entzückt, daſelbſt eifriger als jemals ihren abergläubiſchen fruchtloſen Beſchwörungen. Da ſie Amalien weiter kein Geheimniß daraus machte, ſo nahm dieſelbe zuweilen Gelegenheit, ihr mit Sanftmuth vorzuſtellen, daß ſie einem um ſo gefährlicheren Hirngeſpinnſte nachhange, als es ſie zugleich von den Grundgeſetzen ihrer Religion und von der nothwendigen Sorge für ihren Lebensunterhalt abwende. Aber Leontine ſchlug alle ihre guten Gründe ohne weiteres mit dem einen ab, daß an dem beharrlichen Ausbleiben des Genius nur ihr eigener Unwerth ſchuld ſei. Es war ihnen ſchon ein Monat in dem alten Schloſſe vergangen, während deſſen ſie tagtäglich immer heftiger werdende Worte über denſelben Gegenſtand gewechſelt hatten, und Amalie hatte nichts unverſucht gelaſſen, Leontinen die Augen über ihren Irrthum zu öffnen. Jemehr ſie aber ſtritt und kämpfte, deſtoweniger ſiegte ſie; ſo daß ſie ſich ſchon innig betrübte, ein ſo ſeltenes edles Weſen, wie ihre Freundin, an einem unglückſeligen Wahne zu Grunde gehen zu ſehen.

Da erhielt ſie zu der nämlichen Zeit einen Brief von ihrem Schwager Silamont, der nach ſeinem langjährigen Aufenthalte in beiden Indien, wo er ſich durch Handelsgeſchäfte ein unermeßliches Vermögen erworben hatte, wieder in Bayonne angekommen war. Er benachrichtete hiervon Amalien und meldete ihr zugleich, daß er ihr des nächſten Morgens einen Beſuch abſtatten würde. Dieſe Neuigkeit milderte einigermaßen für den Augenblick den Kummer, den Amalie über Leontinens Zuſtand empfand, denn ſie freute ſich von Herzen, einen Bruder zu umarmen, den ihr Gatte zärtlich geliebt hatte, und dem ſie ſelbſt mit aufrichtiger Freundſchaft anhing, weil ſie von Kindheit an mit ihm erzogen worden war. Wiewohl ſie ſich nun in Erwartung Silamonts mit nichts anderem als mit Vorbereitungen zu ſeinem Empfange beſchäftigte, ſo ſagte ſie dennoch ihrer Freundin nichts von ihm, der ſein Daſein und ſeine Verhältniſſe gänzlich unbekannt geblieben waren.

Silamont kam zu der beſtimmten Zeit an, und widmete die erſten Augenblicke ſeines Beiſammenſeins mit Amalien natürlicherweiſe dem Angedenken des ihnen beiden dereinſt ſo theuer geweſenen Abgeſchiedenen. Sobald aber eines wie das andere dieſer traurigen Pflicht ihrer Herzen mit Thränen und Klagen Genüge geleiſtet, und der Reiſende ſeiner Freundin von ſeinen eigenen Schickſalen Rechenſchaft abgelegt hatte, war Silamonts erſtes an Amalien gerichtetes Wort, die Frage, warum ſie ihren gewöhnlichen Aufenthaltsort Bayonne mit dieſem alten Schloſſe vertauſcht habe, das ſie, wie das

Gerücht gehe, willens ſein ſolle, zeitlebens zu bewohnen. Amalie lächelte bei dieſer Aeußerung, und da es ihr darauf unmöglich fiel, die Verirrung ihrer Freundin in ihrem Herzen verborgen zu halten, ſo trug ſie Silamont die Geſchichte derſelben auf eine Weiſe vor, die ihn eben ſo ſehr in Erſtaunen verſetzte, als zu Neugier aufregte. Die ſeltſame Miſchung von Schönheit, Reiz, Geiſt, Weisheit und Thorheit in Leontinens Charakter erſchien ihm nach Amaliens Beſchreibung ſo außerordentlich, daß er derſelben, hätte ſie von jemand Anderem hergerührt, nimmermehr Glauben beigemeſſen haben würde. Wie ihn ſeine Schwägerin alſo verſicherte, daß nur die alleinige Abſicht, ihre Freundin den Augen der Welt zu entziehen und durch ungeſtörteren Einfluß wo möglich zu heilen, ſie an dieſe Einſamkeit gefeſſelt habe, ſo bat er ſie inſtändigſt, zu vermitteln, daß er das junge Mädchen ſehen könnte. Die Sache war nicht leicht. Leontine wollte keinem Manne ſichtbar werden, und duldete nur Amalien und die weibliche Hausdienerſchaft in ihrer Nähe. Indeſſen wurde nach vielfachem Bedenken endlich ausgemacht, daß Silamont, als Gärtnerin verkleidet, in der Nähe ihrer Zimmer, wo ſie öfters zu luſtwandeln pflegte, den günſtigen Augenblick ſie zu ſehen abwarten ſollte. Um ſeiner Ungeduld zu entſprechen, ſchritt man ohne Säumen zur Ausführung dieſes Vorhabens, und da man bald eine Gärtnerin von ungefähr derſelben Geſtalt wie Silamont ausfand, ſo zog er deren Kleider an und begab ſich in ihnen nach der bezeichneten Gegend des Gartens. Amalie hatte mittlerweile Leontinen beſucht und ihr einen gemeinſchaftlichen Morgenſpaziergang durch die Alleen vorgeſchlagen; worein dieſe gewilligt hatte, weil ſie ſich in der Regel allda täglich um dieſelbe Stunde erging. Leontine hatte ſich an den Anblick der Bäuerinnen, die vom früheſten Morgen an im Garten arbeiteten, ſo gewöhnt, daß ſie auf diejenige, die nur für ſie da war, ganz und gar nicht achtete. Amalie führte ſie ſo langſam und ſo dicht bei Silamont vorüber, daß er Zeit und Gelegenheit hatte, ſie genau ins Auge zu faſſen. Sein Herz wurde von ihren ihm in dem leichten Morgenanzuge faſt übernatürlich erſcheinenden Reizen völlig überwunden und gerührt. Amalie begünſtigte ſeine Abſichten ſo weit, daß ſie Leontinen in eine mit einer dichten Hagebuchenhecke umgebene Jasminlaube führte, worinnen man durch das Gebüſch verhindert wurde was außen vorging zu ſehen. Sie ließ ſich darin mit ihr auf einen Raſenſitz nieder, und die vermeintliche Gärtnerin verbarg ſich hinter der Hecke dergeſtalt, daß ſie jedes Wort vernahm, was ſie zuſammen redeten. Das Geſpräch der Freundinnen drehte ſich nicht lange um Unbedeutendes. Amalie, die vor ihrem Schwager zur Bekräftigung deſſen, was ſie ihm geſagt hatte, alle guten Eigenſchaften Leontinens entwickeln wollte, gab der Unterhaltung eine wiſſenſchaftliche Richtung und berieth das junge Mädchen, wie um ſich von ihr belehren zu laſſen, über die erhabenſten Gegenſtände. So hörte ſie Silamont denn mit einer Weisheit, Beredtſamkeit und Gelehrſamkeit ſich äußern, die ihm ſo beiſpiellos vorkamen, daß er Mühe hatte, nicht in laute Bewunderung derſelben auszubrechen.

Er bezwang ſich nichts deſto weniger, und da er den Argwohn faßte, ſeine Schwägerin könne der Jungfrau eine Verſtandesſchwäche gegen ihn wohl gar nur angedichtet haben, um ihn in Verlegenheit zu ſetzen, ſo verdoppelte er ſeine Aufmerkſamkeit. Die ſchlaue Witwe hatte ihn hinter die Laube ſchleichen ſehen und errieth ſeine Gedanken. Sie hub darum ſogleich von Leontinens himmliſchen Weſen zu ſprechen an und beſchwor ihre Freundin wiederholt, den Glauben an dieſelben, der alle ihre glänzenden und ſchönen Eigenſchaften noch gänzlich aufheben und vernichten werde, endlich fahren zu laſſen, und, zu der Welt zurückkehrend, die Wahl eines Gatten zu treffen, in deſſen Liebe ſie ihr Ideal einer Verbindung zweier Seelen viel ſchöner als in ihren gegenwärtigen Träumereien erfüllt ſehen würde. Hier ergriff nun Leontine die Gelegenheit, der Ungläubigen mit großer Kälte und Sicherheit zu ſchildern: mit wie vielem Rechte ſie hoffe, ihr bald durch beſtimmte Thatſachen beweiſen zu können, daß ſie in keinem Wahne befangen ſei, und ſchloß mit der Erklärung: Ich kann unmöglich glauben, meine Liebe, der Gottheit durch meine Sehnſucht nach jenen himmliſchen Weſen misfällig zu werden, die ihr dienen und doch eben ſo wie wir Menſchen ſelbſt aus ihr hervorgegangen ſind. Denn da ein Sterblicher ſchwerlich fähig ſein dürfte, ſich durch ſich ſelbſt zu der hohen Tugend zu erheben, die ſeine als des Ebenbildes Gottes endliche Beſtimmung iſt, ſo müſſen wir ihretwegen wohl oder übel unſere Zuflucht zu reineren Geiſtern nehmen, von deren Daſein mich eben hinlänglich mein Bedürfniß überzeugt, es koſte was es wolle, mit ihrer einem in Gemeinſchaft zu treten. — Aber, warf ihr Amalie ein, geſetzt, daß ſich dies alles ſo verhält, wie reimen ſie die große Reinheit dieſer Geiſter mit den Leidenſchaften zuſammen, für die ſie empfänglich ſein ſollen, und die doch rein himmliſchen Weſen keinesweges anſtändig ſind? — Wie wunderlich ſind ſie, Amalie? antwortete Leontine mit all ihrer Lieblichkeit, habe ich ihnen nicht hundertmal geſagt, daß die Regungen der Seele nur bei den Menſchen, vermöge ihrer Verderbtheit, Ungerechtigkeit und Unkraft zu Leidenſchaften herabſinken! Bei himmliſchen Weſen erſcheinen ſie nur als Vernunft, Weisheit und Unſchuld. Ihre unſinnliche Liebe iſt zärtlich, treu und aufrichtig, ihre Eiferſucht bezieht ſich nur auf das Wohl des Geliebten, womit es ſich nicht vereinbart, daß er auch niedrigeren Geſchöpfen Antheil an ſeinem Herzen gewähre, und hat nichts mit den Launen der Sterblichen gemein. Ach, meine liebe Amalie! wenn ſie die Süßigkeit des Gefühls ſchmecken könnten, um ſein ſelbſtwillen geliebt zu werden, ohne Anſprüche auf anderen Lohn als den einer ähnlichen Anhänglichkeit, ſie würden es mir nicht mehr verdenken, daß ich mit ſolchem Eifer nach einem unſterblichen Geliebten verlange. —

Die Unterredung der beiden Damen wurde hier durch eine Zofe Amaliens geſtört, die ihrer Gebieterin ein Packet Briefe überbrachte, welche augenblickliche Beantwortung erforderten, und es zog ſich alſo eine jede in ihre Zimmer zurück.

Silamont war wie verſteinert hinter der Hecke geblieben, denn ſein Erſtaunen über das, was er gehört hatte, ſchien ihn faſt außer ſich ſelbſt verſetzt zu haben. Da ſeine erwachende Liebe zu Leontinen die Verirrung ihres edlen Geiſtes begreiflicherweiſe nicht ruhig dulden konnte, ſo gab ſie ihm bald das Verlangen ein, dieſelbe zu heilen, und wie ihm denn der Gedanke auch nicht fern lag, daß die Quelle ihres Uebels in der Tiefe ihres Herzens verborgen ſein möge, das, vielleicht ihr unbewußt, von der Natur zur Zärtlichkeit geſchaffen, ſich dieſe Menſchlichkeit nach der zarten Eigenheit ihrer durch wahrhafte Tugend gedämpften Gefühle zu geſtalten ſtrebe, ſo nahm er an, daß, wenn man ihr einen ihrem Bedürfniſſe entſprechenden Gegenſtand darböte, ſie wohl unmerklicherweiſe alſo wieder zur Vernunft zu bringen ſei, weil dann ihr Geiſt gewiß unſchwer mit ihrem einmal gefangenen Herzen übereinſtimmen werde. In dieſer Vorſtellung entſchloß er ſich, ſelbſt der von Leontinen beſchworene Genius zu werden und ſich ihre Zuneigung wo möglich in einem Grade zu erwerben, der es ihr nicht geſtatte, ſie ihm gänzlich wieder zu entziehen, ſobald ſie ihn als einen von einem himmliſchen Weſen etwas abweichenden Erdenſohn erkennen würde.

Die Sache war überaus ſchwierig und wollte auf das zarteſte behandelt ſein. Welche Hinderniſſe überwände aber eine zarte Liebe nicht! Ganz voll von ſeinem Plane ging Silamont unverzüglich zu Amalien und erklärte ſich gegen ſie. Ihre Freude über das Gefühl, das ihm Leontine eingeflößt hatte, war unbeſchreiblich, ſie drückte ſie ihm mit Entzücken aus. Nur konnte ſie nicht umhin, um die Ausführung ſeines Vorhabens beſorgt zu ſein, und ſie verhehlte ihm ihre Zweifel nicht. Einigermaßen beruhigte Silamont ſie allerdings dadurch, daß er ihr ſagte, er erinnere ſich, daß ſich hinter dem Täfelwerke in Leontinens Zimmer und Cabinet keine Mauer befinde, indem daſſelbe die einzige Scheidewand zwiſchen ihrer Wohnung und der mittleren Zimmerreihe ſei, und daß ſich das Getäfel mit der Füllung an dieſer Seite allerwärts wie eine Bühnenwand nach Gefallen auf und zu ſchieben laſſe. Eben dieſer Umſtand, liebe Schweſter, fuhr er fort, wird mir meine Vergeiſtigung weſentlich erleichtern, wenn ich, wie ich es denn auch geſonnen bin zu thun, meinen Aufenthalt in dem erſten an dieſe Couliſſe ſtoßenden Zimmer nehme, wo ich nicht allein jedes Wort, das ſie ſpricht, hören, ſondern ihr auch zu jeder Zeit ſelbſt erſcheinen kann. Das Einzige, was ich von ihrem Beiſtand erwarte, iſt, daß ſie mir alles, auch das Unbedeutendſte mittheilen, was ſie in ihrer Gegenwart thut und ſpricht, und unbeſorgt, daß ich etwa in meinem Betragen die Reinheit verleugnen könnte, die ſie ihren Genien beilegt, mich völlig frei gewähren laſſen, ihrem phantaſtiſchen Wahne eine wahrhafte, der meinigen ähnliche Leidenſchaft unterzuſchieben, um ihr dadurch das Trügeriſche der Cabbala und ihrer himmliſchen Weſen darzuthun. —

Amalie antwortete ihm: ſie ſetze ein unbeſchränktes Vertrauen in ſeine Rechtlichkeit, und Silamont fing auf der Stelle an, die nöthigen Einrichtungen zu treffen. Sobald ihm hinterbracht wurde, daß Leontine auf ihrem Spaziergange begriffen ſei, überzeugte er ſich ſelbſt, daß die Couliſſen geräuſchlos aufgezogen werden konnten, trat durch eine derſelben in Zimmer und Cabinet des jungen Mädchens ein, woſelbſt er alles ſo genau ins Auge faßte, daß er auch den kleinſten Winkel bei Nacht wie bei Tage hätte finden können, und erwartete dann bei Amalien ungeduldig den günſtigen Augenblick, ſeinen Plan ins Werk zu richten.

Die liebenswürdige Witwe unterhielt ihn mittlerweile von Leontinens Angelegenheiten und der geringen Sorgfalt, die darauf verwendet wurde und Silamont nahm ſich dabei vor, ihren bei den Parlamenten von Pau und Bourdeaux anhängigen Streitſachen nicht allein durch ſeine dort einflußreichen Verwandten dermaßen aufzuhelfen, daß man ihr Gerechtigkeit widerfahren laſſen müſſe, ſondern ſich derſelben auch perſönlich anzunehmen. Hiernächſt ſpeiſte Amalie, auf Silamonts Bitte, wie gewöhnlich mit Leontinen allein, damit ſie nicht Geſellſchaft im Schloſſe vermuthe, und ſo wie auch dies geſchehen war, benachrichtete Amalie ihren Schwager, daß die junge Dame im Begriffe ſtehe, zu Bett zu gehen.

Silamont ſchlich ſich leiſe in das Couliſſenzimmer, ſchob die erſte Wand zurück und hielt das Ohr an die Oeffnung, bis er hörte, daß Leontine ſich niederlegte und daß ihre ſie verlaſſenden Zofen die Thüre hinter ſich zumachten. Als er in einer Weile glaubte, annehmen zu dürfen, daß ſie eingeſchlafen ſei, zog er die zweite Couliſſe auf, verbarg, weil er ſah, daß kein Licht in ihrem Zimmer zurückgelaſſen worden, das ſeinige, damit ſie es, bei ihrem Erwachen, nicht etwa durch die geöffnete Wand ſchimmern ſähe, und fing dann an, einige zärtlich ſchmachtende Weiſen auf einer Flöte zu ſpielen. Die ſanften Melodien unterbrachen allerdings den Schlummer der ſchönen Leontine, die zu träumen meinte und ihnen ein aufmerkſames Ohr lieh. Sobald die Bewegung, die ſie machte, ihrem verborgenen Liebhaber verrathen hatte, daß ſie wach ſei, legte er die Flöte aus der Hand, und fing an, einzelne Akkorde auf einem Claviere anzuſchlagen, das er am Nachmittage hatte in das Couliſſenzimmer ſchaffen laſſen. Dieſe bald leiſeren bald volleren Töne erfüllten das ganze Zimmer des jungen Mädchens und verwunderten ſie dermaßen, daß ſie trotz des Vergnügens, das ſie dabei empfand, dennoch ein wenig geängſtet aufſprang und ihre Frauen rief.

Silamont ſchob die erſte Couliſſe wieder zu und hörte auf zu muſiziren. Leontinens Leute kamen herbei; ſie ließ ſich aber nur Licht von ihnen bringen und ſchickte ſie wieder fort. Silamont hörte ſie lange Zeit, einzelne Seufzer ausſtoßend auf- und abgehen, und nahm dann abermals ſein Clavierſpiel auf, deſſen harmoniſche Klänge unter der gewölbten Decke des Zimmers gleich ſtark nach allen Seiten hin erſchallten, als ob die Luft ſelbſt mit Tönen angefüllt wäre.

Ihres Glaubens an überirdiſche Weſen und an das dereinſtige Erſcheinen ihres Genius ungeachtet, wollte Leontine jedoch verſichert ſein, ſich nicht zu täuſchen, ehe ſie den in ihr aufdämmernden ſüßen Hoffnungen vertrauete. Sie nahm deswegen, von dem Schimmer der brennenden Kerzen ermuthigt, eine derſelben in die Hand, ging damit in ihr Cabinet und durchleuchtete gleichfalls jeden Winkel ihres Zimmers. Da ſie aber fand, daß das Getäfel ſo vollkommen feſt an einander gefügt war, daß man nicht anders glauben konnte, als, es müſſe auch hier wie allerwärts in dem Schloſſe, eine dicke Wand dahinter befindlich ſein, ſo zweifelte ſie nicht länger, die unmittelbare Einwirkung übernatürlicher Kräfte in dieſem Abenteuer erkennen zu müſſen und gab ihre ferneren Unterſuchungen auf, indem ſie den Leuchter an ſeinen Ort zurückſtellte und ſich auf ihr Bett zum ſitzen niederließ.

Sollte ich die Freude haben, ſprach ſie halb laut zu ſich ſelbſt, meine Wünſche in Erfüllung gehen zu ſehen! Biſt du es, himmliſcher Genius, der mir ſeine Gegenwart verkündigt? Darf ich mir mit einem Glücke ſchmeicheln, wonach ich ſchon ſo lange Sehnſucht trug? — Silamont, der vom Claviere aufgeſtanden war und jedes ihrer Worte vernommen hatte, hielt ſeinen Mund in den Verſchlag, um ſeine Stimme deſto ungewöhnlicher erklingen zu laſſen und erwiederte: Ja, ſchöne Leontine! ich bin der Genius deiner Sehnſucht, deine Treue hat mich gerührt, all dein Verlangen nach mir iſt mein Werk, auf meine Eingebung erſchloß dir der Rabbiner die geheimnißreichen Tiefen der Cabbala. Ich habe dich immer geliebt, du Liebliche! Ich ſehnte mich eben ſo innig danach, mich dir mitzutheilen, wie du ſelbſt dich nach mir ſehnteſt. Aber, um unſere beiderſeitige Glückſeligkeit zu ſichern, mußte ich dich und deine Beharrlichkeit prüfen, ehe ich deine Wünſche erfüllen durfte. Von nun an ſollſt du mit mir zufrieden ſein! Ich werde dir alles gewähren, was du von mir forderſt. Aber du mußt mich lieben ſo wie ich dich liebe, und mir unwandelbar treu ſein. — Leontine war im Anfange ſeiner Rede ein wenig beſtürzt geweſen; ihre lebendige Einbildungskraft überwand jedoch bald die natürliche Schüchternheit ihres Geſchlechts, und ſie erholte ſich von ihrem Schrecken, indem ſie keinen weiteren Anſtand nahm, auf ein Geſpräch mit dem Genius einzugehen. — Ach, himmliſcher Genius! ſagte ſie zu ihm: dem alles bekannt iſt, was in meinem Herzen vorgeht, du weißt am beſten, eine wie ſüße Pflicht es mir ſtets war, nur dich Einzigen zu lieben. — Ich weiß es, antwortete der Genius: aber warum, da du meiner ſehnſuchtvoll harrteſt, ließeſt du dich von der Furcht überwältigen, deine Frauen mit Licht herbei zu rufen, die ich doch mit Nacht und Schrecken raſch verſcheucht haben würde, wenn ich nicht, um dich zu ſchonen, hätte Milde wollen verwalten laſſen? — Es iſt wohl wahr, ſprach Leontine, in ihrem Glauben an den Genius durch ſein Mitwiſſen ihres Thuns beſtärkt, daß die menſchliche Gebrechlichkeit in dieſem Augenblicke in mir ſtärker war, als mein Wille; aber ich bewies mit dieſer Schwäche nicht ſowohl Unglauben an dich, als vielmehr an meinen eignen Werth. — Sorge nicht fürder, Leontine, ſprach der Genius, ich bin dein für immer, du wirſt täglich neue Beweiſe meiner Liebe von mir empfangen. Wenn du mich auch nicht mit Augen ſiehſt, ſo werde ich doch jederzeit bei dir ſein und alles wiſſen, was du denkſt und thuſt. Allnächtlich um dieſelbe Stunde komme ich zu dir, um mich mit dir zu unterreden, die leiſen Klänge himmliſcher Muſik ſollen dir meine Nähe verkündigen, und ſobald ich die Ueberzeugung habe, daß deine Liebe der meinigen an Stärke gleicht, wird dir die Freude meines Anblickes beſchieden ſein. Inzwiſchen wiſſe, daß, was du auch immer in deinen Zimmern vorgehen ſiehſt, es dir nicht geſtattet iſt, zuerſt das Wort zu nehmen, und daß du vorher meiner Anrede gewärtigen mußt. — Die ſchöne Leontine ſagte ihm ſtrengen Gehorſam zu, und Silamont unterhielt ſie noch eine Weile von der Innigkeit ſeiner Liebe, bis er mit dem Gebote von ihr ſchied, die Kerzen auszulöſchen und wieder zu Bett zu gehen.

Leontine hatte ein ungemeines Vergnügen an dem Geſpräche mit ihrem unſichtbaren Genius empfunden, der leidenſchaftlich erregte Ton ſeiner Stimme war ihr tief in das

Herz gedrungen, und ſie gab ſich dieſen Eindrücken um ſo unbedenklicher hin, als ſie bei einem Verhältniſſe dieſer Art die allgemeine Schwäche der Menſchlichkeit nicht berückſichtigen zu dürfen glaubte. Sie ſeufzte tief, als Silamont ſobald von ihr geſchieden war; aber ſie gehorchte ſeinen Vorſchriften und hörte unverzüglich darauf die ätheriſchen Klänge, mit denen er das flüchtige Entweichen eines überirdiſchen Weſens auf dem Claviere nach zu phantaſiren ſtrebte. Die ganze Nacht hindurch kamen ihre aufgeregten Lebensgeiſter vor Entzücken und Freudigkeit nicht zur Ruhe, und erſt gegen Morgen vermochte die äußerſte körperliche Ermüdung ſie in feſten Schlaf zu wiegen.

Was Silamont betraf, ſo ſteigerte ſein abenteuerlicher Anſchlag, der ſo viele Andere nur beluſtigt haben würde, ſeine Leidenſchaft und ſein Verlangen, die liebenswerthe Kranke zu heilen, zu einer unglaublichen Höhe. Er betrachtete die ganze Sache mit großem Ernſte, und das Vergnügen, was er bei der Ausführung ſeiner Liſt empfand, wurde von dem ſchmerzhaften Gefühle, ein von ihm hoch verehrtes, ihm ſo theures Weſen um ſeiner ſelbſt willen täuſchen zu müſſen, beinahe überwogen, indem daſſelbe in dieſer auch für ihn ſchlafloſen Nacht ſeine Augen mehr wie einmal mit Thränen anfüllte. Als der nächſte Tag graute, begab ſich Silamont, der noch am Abende vorher Amalien von dem ganzen Anfange ſeines Unternehmens in Kenntniß geſetzt hatte, leiſe und mit der größten Vorſicht durch eine Couliſſe in Leontinens Gemach, wo er die reizende Träumerin, aus Furcht vor ihrem möglichen Erwachen nur mit einem vorübergleitenden Blicke zu begrüßen wagte, ſtellte ein mit Gold beſchlagenes Schmuckkäſtchen von Bergkryſtall, das die edelſten Juwelen und Kleinodien in ſich faßte, auf einen marmornen Spiegeltiſch und entfernte ſich eben ſo ſchnell und ſchüchtern wieder, wie er gekommen war.

Leontine wachte erſt am ſpäten Morgen auf, nachdem Amalie, die gern die erſten Momente ihrer Ueberraſchung und Erinnerungen mit genießen wollte, in ihrem Vorzimmer ſchon mehreremale nach ihr gefragt hatte. Endlich ſchellte ſie ihre Zofen an ihr Bett. Amalie vernahm im Garten den Schall der Glocke, begab ſich ebenfalls in ihr Cabinet und warf ihr ihre Langſchläferei ſcherzhafterweiſe vor. Leontine wollte ſich zwar mit einer leichten Unpäßlichkeit entſchuldigen; aber der Strahlenglanz ihrer Augen und der über ihr ganzes Antlitz verbreitete Wiederſchein ihres inneren Seelenfriedens ſtrafte ihre Worte Lügen. Als Leontine aufgeſtanden war, machte ſich Amalie anſcheinend damit zu ſchaffen, alles was ihr ins Auge fiel, zu betrachten oder in die Hand zu nehmen. Indem ſie vor den Marmortiſch trat, auf den Leontinens Blicke ſich noch nicht gerichtet hatten, rief ſie, auf das Schmuckkäſtchen deutend, im Tone des Erſtaunens aus: Was iſt denn das für ein Kleinod, liebe Freundin? ſo viel ich mich beſinne, habe ich es noch nicht bei ihnen geſehen! Himmel! welche Schätze! —

Die über dieſe Worte dazu kommende Leontine verſank in ſtummes Erſtaunen. Sie nahm das zierliche Käſtchen, öffnete es, und wurde über den Reichthum ſeines Inhalts faſt verblendet, indem ſie dennoch keinen Augenblick ungewiß blieb, von welcher Seite ihr ein ſo koſtbares Geſchenk könne dargebracht worden ſein. Indem ſie es wieder zuſchloß, ſagte ſie ihrer Freundin heimlich ins Ohr: Gedulden ſie ſich bis Morgen, liebe Amalie, vielleicht dürfen ſie dann alles erfahren, was ich ihnen zu ſagen habe. — Amalie begann, wie aus Beſcheidenheit, von anderen Dingen zu reden und bemerkte zu ihrer nicht geringen Freude, daß Leontine viel unbefangener und weniger ſchwermüthig als gewöhnlich geſtimmt war und blieb. Sie brachten faſt den ganzen Tag in mannigfachen Beſchäftigungen mit einander zu und ſprachen kein Wort von den Genien. Silamont verträumte inzwiſchen ſeine Zeit im Walde und ſah mit Ungeduld der nächtlichen Stunde entgegen, die ihn wieder zu ſeiner theuren Schwärmerin führen ſollte. Je näher dieſe Stunde kam, deſto nachdenklicher und einſylbiger wurde Leontine. Amalie, die ſich deſſen verſah, ſagte ihr deshalb früher als gewöhnlich gute Nacht und begab ſich zu ihrem Schwager, dem ſie von Leontinens Tagewerk getreuen Bericht abſtattete. In dieſer Nacht erlebte Silamont, nachdem er ſich wie Tages zuvor bei Leontinen eingeführt hatte, die Freude, das ſchöne Mädchen ihm auf ſeine Fragen ſchon wärmer und traulicher, wenn auch immer noch mit jungfräulicher Scheu und Zurückhaltung die zärtliche Neigung ihres Herzens ausdrücken zu hören. Da er ihr nun diesmal nicht nur die Erlaubniß ertheilte, Amalien in ihr Geheimniß zu ziehen, ſondern ſie auch verſicherte, daß deren Anweſenheit bei ihren nächtlichen Zuſammenkünften dieſelben in Anſehung der reinen Tugend der jungen Wittwe keinesweges ſtören würde, ſo beeilte ſich Leontine des nächſten Morgens ihre ganze Seligkeit in den Buſen ihrer Freundin auszuſchütten, als Amalie auf ihre Einladung bei ihr erſchien. Amalie ſtellte ſich an, über alles was ſie hörte im höchſten Grade zu erſtaunen und weigerte ſich anfänglich mit entſchiedener Zaghaftigkeit, Leontinens Bitten gemäß, die folgende Nacht bei ihr zuzubringen; bis ſie jedoch endlich ihrer Furcht ſcheinbare Gewalt anthat und ja ſagte.

Die Zeit des Schlafengehens nahte und die beiden Freundinnen legten ſich nieder. Kaum war dies geſchehen, und hatten ſich die Zofen mit Licht entfernt, als die unſichtbare

Muſik anhub. Was auch Leontine ſagen und vorſtellen mochte, ſo gab ihr doch Amalie ſo großen Schrecken kund, daß ſie ſich nicht im Bette feſthalten ließ, ſondern aufſprang, und ſich auf den Rand deſſelben ſetzte. Silamont ſchob die Couliſſen auseinander, und unterhielt ſich mit Leontinen eine geraume Weile von ihrer gegenſeitigen Leidenſchaft. Von der Gegenwart ihrer Freundin ermuthigt, ſchilderte ihm Leontine ihre volle Zärtlichkeit und bat ihn, ihr zu ſagen, wodurch ſie ſich ſeiner immer würdiger machen könnte. Dadurch, erwiederte ihr der Genius, daß du dich deiner Liebe zu mir ohne Maß und Einſchränkung hingiebſt, und deine Glückſeligkeit nur in dieſe Gefühle ſetzeſt. Aber, wenn du mir dies beweiſen willſt, Leontine! fuhr er fort, ſo mußt du deine ganze Art zu leben ändern. Wie vermagſt du mir irgend deine Zärtlichkeit darzuthun, wenn du keine Gelegenheit nimmſt, mir etwas aufzuopfern, und wenn eine ununterbrochene Einſamkeit dich vor der Verſuchung ſchützt, an mir eine Untreue zu begehen? Lebe mit der Welt, meine Geliebte! Sieh Amaliens Freunde und Freundinnen. Zeige dich ihnen in allem Glanze deiner Schönheit und deines erleuchteten Geiſtes. Du wirſt Aller Herzen beſiegen und jemehr Sklaven du um meinetwillen verſchmähſt, deſto zufriedener werde ich mit dir ſein. Inzwiſchen, meine geliebte Leontine, trennt mich ein höherer Ruf einige Tage lang von dir. Beunruhige dich um deswillen nicht; meine Diener werden dich an meiner ſtatt umſchweben und alle deine Wünſche befriedigen. — Leontine empfand die ihr angedrohte Entfernung des Genius auf das ſchmerzlichſte. Du willſt mich ſchon ſo bald verlaſſen? rief ſie aus: Wie kann ich mich ohne dich der Welt und des Lebens erfreuen? Du hatteſt mich hoffen laſſen, dich bald zu ſehen, und muß ich es dir denn erſt ſagen, was du doch ſchon in den Tiefen meines

Herzens geleſen haſt: daß ich vor Verlangen nach einer innigeren Gemeinſchaft mit dir, als die uns jetzt verbindet, glühe? — Leontine! ſprach der hochbeglückte Silamont: Ich werde mein dir gegebenes Verſprechen erfüllen, glaube es mir; aber ich habe dir, indem ich dir ſichtbar werde, ſo erſtaunliche Dinge zu eröffnen, ſo außerordentliche Bedingungen dabei zu ſtellen, daß ich dazu nothwendigerweiſe Zeit bedarf. — Leontinens Augen floſſen von Thränen über und ſie ſagte mit erſtickter Stimme: Ach! ſo ſage mir wenigſtens, wie ich dich nennen ſoll, und gieb mir mit deinem Namen einen Troſt, den ich in deiner Abweſenheit unabläſſig auf meinen Lippen haben kann. — Der Genius erwiederte: Ich wünſche, daß du mich Silamont nenneſt, und Leontine ſprach dieſen Namen zu wiederholten Malen nach. Jetzt bog ſich Amalie, die die Zeit über geſchienen hatte, vor Angſt und Beben zum reden unfähig zu ſein, zu Leontinens Ohr herab, und flüſterte ihr zu: ſie ſolle fragen, wann der Genius wiederkommen werde? — Sie hatte dieſe Worte kaum geſprochen, ſo gab ihr Silamont einen leiſen Schlag auf eine ihrer Hände, mit welcher ſie Leontinens Hände hielt. Es iſt nur ihrer Freundin erlaubt, Amalie, ſprach er, meinetwegen neugierig zu ſein; ſie allein wird den Augenblick erfahren, wann mich das Schickſal wieder zu ihr führt. Lebe du nun wohl, meine Leontine, fuhr er fort, bleibe meiner Liebe, ſowie meiner Bitten und Forderungen eingedenk. — Er ſchob die Couliſſen leiſe wieder in einander und ſchlug zum Zeichen ſeines Scheidens allmählig immer ſchwächer austönende Akkorde auf dem Inſtrumente an.

Nach ſeiner Entfernung fiel Leontine Amalien ſprachlos um den Hals und nachdem dieſe jener auf ihre Fragen umſtändlich verſichert hatte, wie völlig ſie nunmehr durch die Wirklichkeit von ihrem Unglauben an Genien bekehrt worden ſei, ergab ſich die junge Witwe bald einem ruhigen Schlafe, weil Leontine vielmehr geſtimmt war, ihren inneren Träumereien ſchweigſam nachzuhangen, als den Gegenſtand ihrer Liebe mit ihrer Freundin ferner zu beſprechen.

Von der heißen Aufregung ihrer Seele abgehalten, in dieſer Nacht ein Auge zuzuthun, blieb ſie bis zum anderen Morgen ein Spielball der verſchiedenartigſten Empfindungen, die ihr bald mit ſüßen Hoffnungen das Blut raſcher durch die Adern trieben, bald es ihr mit den ängſtlichſten Vorſtellungen erſtarren machten.

Da es ihr der Genius freigeſtellt hatte, ſich ihrer geliebten Freundin anzuvertrauen, ſo ermangelte ſie des anderen Morgens, bei deren Erwachen, nicht, ihr den Zuſtand ihres Herzens mit den friſcheſten Farben auszumalen. Würde ſie den Geliebten mit ihren ſterblichen Augen ſehen? ihn mit ihren Armen umfaſſen? Würde er ſie in ſeiner Abweſenheit nicht völlig vergeſſen? Würde ſie jemals des Glückes genießen, ihn unauflösbar an ſich zu feſſeln? Die Witwe, der es darauf ankam, das Abenteuer unmerklich ſeiner endlichen Entwickelung zuzuführen, ging mit Vergnügen auf die Reihenfolge ihrer Gedanken ein, und erwiederte, daß ſie um ihretwillen vor allen Dingen wünſche, der Genius möge männlichen Geſchlechtes ſein, weil in der Welt nicht wohl eine unglückſeligere Leidenſchaft als die zu einem weſenloſen Gegenſtande denkbar ſei. Leontine fing allgemach an, der nämlichen Meinung zu werden; wagte aber noch nicht, ſich unumwunden darüber auszuſprechen, und verſchanzte ſich hinter der Anführung des männlichen Wankelmuthes, indem ſie äußerte, daß eine dauerhafte Seelenruhe einem unzuverläſſigen ſinnlichen Glücke dennoch vorzuziehen wäre.

Derweil die Damen dieſen Morgen hindurch fortfuhren, ähnliche Geſpräche miteinander abzuwickeln, war Silamont in der That nach Bayonne gereiſt, um den Geſchäftsangelegenheiten Leontinens ſeine perſönliche Fürſorge zu widmen. Alsbald nach ſeiner Ankunft daſelbſt hatte er nichts angelegeneres zu thun, als Amaliens Rechtsfreund zu beſuchen, der den ganzen Handel eben ſo weit gefördert hatte, daß die Gläubiger des Vaters Leontinens untereinander übereingekommen waren, von ihren Anſprüchen auf deſſen hinterlaſſenes Grundbeſitzthum gegen eine in gewiſſer Friſt baar zu zahlende Summe von zehntauſend Thalern ein für allemal abzuſtehen.

Da nun die dermalige endliche Hauptverlegenheit des Anwaldes nur darin beſtand, daß er niemand finden konnte, der dieſes geforderte Capital gegen eine billige Verpfändung des Gutes hergeſchoſſen hätte, und da Silamont erkannte, daß die ganze Verwirrung einzig und allein durch die Nachläſſigkeit der Vormünder in Abtragung der Verpflichtungen und durch die darum nöthig gewordene gerichtliche Verwaltung des Gutes entſtanden ſei, deſſen wahrer Werth die Schuldenmaſſe um das ſechsfache überſtieg, ſo beſchloß er, die ganze Streitſache mit einem Federzuge zu beendigen und ſchoß die zehntauſend Thaler zur Abfindung der Gläubiger auf der Stelle vor. Durch wohl angebrachte Geſchenke hierauf auch die ferneren an dem Gute haftenden Ungelegenheiten glücklich beſeitigend, ließ er die Verträge ausfertigen und ſich vollzogen einhändigen, und ſetzte er ſich dann ungeſäumt nieder, um an Leontinen zu ſchreiben, der er die nöthigen Papiere vorlegte, welche ſie ihm unterzeichnet zurückſenden ſollte, und damit zugleich meldete, daß er, um auf jede Weiſe ihr Freund und Beſchützer zu ſein, vermöge ſeiner Machtvollkommenheit alle ihr väterliches Erbe beeinträchtigenden Händel niedergeſchlagen habe, und ihr daſſelbe gegenwärtig als ihr freies Eigenthum überantworte. Er fügte dieſem Schreiben die Verſicherung ſeiner unwandelbaren Liebe zu ihr und das Verſprechen ſeiner baldigen Wiederkehr und Verkörperung vor ihren Augen in den zärtlichſten Ausdrücken bei, bat ſie ſich der mitfolgenden Geſchenke, welche aus den koſtbarſten Stoffen, Kleinodien und Gegenſtänden aller Art beſtanden, die ihm in Bayonne irgend käuflich geworden waren, als Pfänder ſeiner Treue zu erfreuen, und forderte ſie ſchließlich auf, ihre Antwort eben da hinzulegen, wo ſie dieſen Brief finden würde, indem ſein Bote ſie ſchon abzuholen verſtände.

Sobald Silamont dieſen Brief beendigt hatte, ertheilte er in einem anderen Amalien die erforderlichen Nachrichten und Anweiſungen, und ſendete beide, jenen in dieſen geſchloſſen, durch einen beſonderen Boten ab.

Seit ſeiner Abreiſe von dem alten Schloſſe waren acht Tage verfloſſen, und in dieſer Zeit hatte Amalie Leontinen genöthigt, den Geboten ihres Genius zufolge, mit ſeinen Geſchenken geſchmückt in Geſellſchaft zu erſcheinen und an den Vergnügungen und Feſten ihres Kreiſes Theil zu nehmen. Das liebenswürdige Mädchen unterwarf ſich dieſer Forderung mit einer Sanftmuth und Bereitwilligkeit ohne Gleichen. Wenn dann aber alltäglich die Schlafenszeit nahete, ſo erholte ſich ihr bedrängtes Herz in ſchmerzlichen Seufzern von dem Zwange, den es ſich um des Geliebten willen auferlegt hatte. Wozu helfen mir alle Zierden und Vergnügungen, ſprach ſie ſchmachtend zu Amalien, wenn ich mich ihrer nicht mit demjenigen erfreuen darf, dem ich ſie verdanke? Ach, Amalie! wie ſehr täuſchte ich mich doch, als ich glaubte, durch die Liebe zu einem himmliſchen Weſen würden wir von Unruhe und Betrübniß frei! Ich bin in meinen Gefühlen für den Genius Silamont zu eben ſolcher Bekümmerniß aufgeregt, als ob er ein gewöhnlicher Liebhaber wäre. Ich liebe ihn mit einer Inbrunſt, die mich manchmal ſchaudern macht, und deß ungeachtet bilde ich mir ein, ihn noch nicht ſtark genug zu lieben. Es kommt mir vor, als ginge meiner Zärtlichkeit etwas ab, ja, es giebt Augenblicke, in denen ich mich nicht entbrechen kann zu wünſchen, er möge von minder edlerem Stoffe ſein, damit ich ihm freier und ungezwungener meine Zärtlichkeit bethätigen könnte. Was mich aber zumeiſt beunruhigt, iſt die Furcht, er möge dieſe Herzensregungen wohl gar verdammen, und, etwa die gänzliche Ertödtung der Sinne, der dieſe Genien allein fähig ſind, vermiſſend, mir ein Verbrechen daraus machen, groß genug, mir um deßwillen ſeine Liebe zu entziehen. — Nun, ich geſtehe ihnen, erwiederte Amalie, daß dies ein ſonderbarer Genius ſein müßte, der die Gefühle tadeln wollte, die nur aus übergroßer Liebe zu ihm in ihrem Herzen entſpringen, denn da er das Innere dieſes Herzens kennt, ſo können ihm doch die Wünſche und das Verlangen, deren Gegenſtand er ſelbſt iſt, nicht mißfällig ſein. Inzwiſchen, meine liebe Leontine, fuhr ſie fort, müſſen ſie mir zugeben, wie alle ihre Verlegenheiten dieſer Art doch nur daher rühren, daß ihr Geliebter ein Trugbild iſt. Was mich betrifft, ich finde ſie im Schooße all der überirdiſchen Herrlichkeit, die ihnen bevorſtehen mag, zu beklagen. Glauben ſie mir nur, ihre eigenen Gefühle beweiſen ihnen, daß wir nicht dazu geboren ſind, für Luftgebilde zu leben. — Leontinens Herz machte ihr dieſe Wahrheit ſelbſt am fühlbarſten! aber die Vorurtheile ihres Geiſtes hielten ſie ab, zur Erkenntniß derſelben zu gelangen, wiewohl die ſüße Täuſchung, in welcher ſie befangen war, ſchon manchen harten Kampf mit ihr zu beſtehen hatte.

Sie befand ſich eben in dieſer Stimmung, als der Eilbote Silamonts in dem Schloſſe ihrer Freundin heimlich eintraf. Amalie befolgte alle Vorſchriften ihres Schwagers auf das genaueſte. Noch an demſelben Abende gelang es ihr, Leontinen mit einigen Damen aus der Nachbarſchaft, die bei ihr zu Beſuch waren, an einen Spieltiſch zu feſſeln, und wußte ſie den Augenblick ſo gut wahrzunehmen, daß ſie die Geſellſchaft unbemerkt verließ. Sie veranſtaltete ſogleich, daß Silamonts Geſchenke in das Couliſſenzimmer geſchafft wurden, und um die Sache deſto außerordentlicher erſcheinen zu laſſen, trug ſie eine prachtvolle Toilette und die Shawls und Gewande, aus denen die Geſchenke beſtanden, eigenhändig durch den Verſchlag in das verſchloſſene Cabinet der jungen Dame, deſſen Schlüſſel dieſelbe, wie ſie wußte, immer bei ſich trug, und breitete und ſtellte daſelbſt alles mit Sorgfalt auf. Das Packet mit den Verträgen und Silamonts Brief legte ſie unter den Spiegel; und begab ſich dann, ohne von den Gäſten vermißt worden zu ſein, zu dem Spiel zurück.

Mit einbrechender Nacht ging die Geſellſchaft auseinander, und die beiden Freundinnen ſagten ſich nicht lange nachher gute Nacht. Sobald Leontine in ihrem Zimmer war, ließ ſie ſich entkleiden, ſchickte ihre Zofen fort und trat in ihr Cabinet, wo ſie ſeit der Entfernung des Genius alle Abende noch eine Stunde zu leſen pflegte. Wie groß war ihr Erſtaunen, als ſie in dem Cabinet eine Toilette ſtehen ſah, deren Büchschen, Fläſchchen, Bürſten und Spiegel von Gold und Edelſteinen widerſtrahlten, und rings um dieſelbe herum die Reichthümer der fernſten Welttheile ausgebreitet fand! Sie hatte das Cabinet ſo eben ſelbſt aufgeſchloſſen, und wußte alſo, daß das Geſchenk von Niemand anders, als von dem Genius gekommen ſein konnte. Indem ſie ihre Blicke über alles hingleiten ließ, nahm ſie unter dem Spiegel die Papiere und Silamonts Schreiben wahr! Ihr Entzücken und ihre Dankbarkeit, als ſie auch dies letztere überleſen hatte, waren grenzenlos, und Silamont erreichte damit vollſtändig ſeine Abſicht, ihre Liebe auf den höchſten Grad zu ſteigern. Sie wußte ihrem übervollen Herzen auf keine andere Weiſe Luft zu machen, als indem ſie ſich augenblicklich an ihren Schreibtiſch ſetzte, und in dem Briefe, den ſie als Antwort auf den ſeinigen an den Genius ſchrieb, ihre mannigfaltigen Gefühle in Worte zu kleiden verſuchte. Sie endete damit, daß ſie ſich in lange Klagen über ihr grauſames Schickſal ergoß, das ihrer Dankbarkeit und Liebe, indem es ihn nicht zu einem ſchlichten Sterblichen ihrer eignen Art geſchaffen, ſo enge Grenzen geſetzt habe, und ihr nicht geſtatte, ihrer Leidenſchaft zu ihm anders als mit Worten zu genügen.

Als ſie dieſen Brief geſchrieben hatte, faltete ſie ihn zuſammen, vollzog mit ihrer Namensunterſchrift die Verträge und legte beides, wohl verſiegelt, auf den Tiſch zurecht. Dann begab ſie ſich, nach einer abermaligen Muſterung der unſchätzbaren Stoffe und Kleinodien, in ihr Bett und ſuchte höchſt erſchöpft die Ruhe, die ſie dennoch erſt nach ſtundenlangem träumeriſchem Hinbrüten fand.

Mit Tagesanbruch kam Amalie wieder in das Cabinet, nahm Leontinens Brief und die Acten, an deren Verſiegelung mit dem Ringe ihrer Freundin ſie erkannte, daß ſie vollzogen waren, geräuſchlos mit ſich hinweg, und fertigte durch den Currier ihres Schwagers beides nach Bayonne ab.

Was der edle Silamont fühlte, als er den Brief der Geliebten mit ſeinem beſeligenden Inhalte überlas, läßt ſich nicht wohl ſchildern. Da ihm von der Natur eines himmliſchen Genius eben nichts Anderes als die edelſten Eigenſchaften des Geiſtes eigenthümlich war, ſo mußte ihm die Wendung, die Leontinens Gefühle für ihn nahmen, natürlicherweiſe zu dem beglückteſten Bräutigam auf Erden machen. Er entſchloß ſich, das gewagte Unternehmen ſonder Verzug zu Ende zu führen, und reiſte noch an demſelben

Tage, da ihn durchaus keine weiteren Geſchäfte in Bayonne feſthielten, voll glühender Ungeduld nach dem Landſitze Amaliens ab.

Er kam am ſpäten Abende an, als Leontine ſich ſchon in ihre Gemächer zurückgezogen hatte und fand ſeine ſchöne Schwägerin auf ihrem Zimmer allein. Amalie lachte, als ſie ihn ſah; der ernſtgeſtimmte Silamont ſagte aber zu ihr, ſie möge Mitleiden mit ihm und ihrer Freundin haben, die er gekommen ſei, einer Täuſchung zu entziehen, um deretwillen er ſelbſt ſchon ſo vielen Kummer und Schmerz empfunden habe. Amalie theilte ihm auf das genaueſte mit, was Leontine in ſeiner Abweſenheit geſagt und gethan hatte, und fügte hinzu, ſie bezweifele nicht im mindeſten, daß er, ſobald er ſich zeigen und zu erkennen geben, den Sieg über alle Genien in der Welt davon tragen würde. Der Liebende begann auf der Stelle den entſcheidenden Moment vorzubereiten. Da er nämlich von Amalien vernahm, daß Leontine ſchon ſchlafen gegangen ſei, ſo verfügte er ſich in das Couliſſenzimmer, und fing an zu muſiziren. Wie angenehm wurde nicht Leontine überraſcht, und wie ſchwer kam es ihr nicht an, nicht zuerſt ſprechen zu dürfen! Nachdem Silamont ſie angerufen hatte, brach ſie in die Worte aus: Ach, mein himmliſcher Freund! biſt du es, den ich vernehme? — Ich bin's, Leontine, ſagte er, es iſt dein Silamont, der dir eine ewige Liebe zuſchwört. Biſt du mit mir zufrieden, ſchönes Mädchen? ſprich! habe ich deine Wünſche ganz erfüllt? Ich bin bereit Alles für dich zu thun. — Ach! erwiederte ſie, was könnte ich mir noch von dir erbitten, nachdem du ſchon die zarteſte Sorge jeder Art für mich trugſt? Das eitelſte Weib auf Erden müßte von deinen Gaben befriedigt worden ſein. Aber mir iſt die Leidenſchaft der Eitelkeit unbekannt. Eine andere, du weißt es, hat mein Herz entzündet, und verliert für mich alle Süßigkeit, weil ich ſie nicht ſo rein in mir erhalten kann, als ich möchte, und weil ich fürchten muß, daß die Schwäche, worein ſie mich zieht, mich deiner unwürdig macht. — O, fürchte das nicht, Leontine! rief Silamont: du kannſt mich niemals genugſam lieben. Laß dich durch die ſußen Heimlichkeiten deines Herzens nicht beunruhigen, ich bin kein Genius, wie andere, meine Seele empfindet alle Regungen der deinigen mit. Deine Wünſche ſind die meinigen. Die Sehnſucht meiner Liebe zu dir dringt über dieſe kalten Unterredungen hinaus; ich kann dir ein höheres Glück bereiten, wenn du darein willigeſt. Aber, meine theuerſte Leontine! ich habe es dir ſchon geſagt, dies iſt nur unter Bedingungen möglich, die dir ſeltſam erſcheinen müſſen. Ehe ich ſie dir indeß vorſchlagen werde, will ich mich deinen Augen ſichtbar vorſtellen, und wenn du mich dann geſehen haſt, ſollſt du über mein und dein Glück entſcheiden. Bereite dich vor, mich morgen bei hellem Tage in deinem Zimmer zu ſehen. Wenn du es verläſſeſt, ſo verſchließe es, du wirſt mich darin finden, wann du wiederkehrſt. Bedenke wohl, daß dein Schickſal ganz allein in deinen Händen ruht. Du wirſt mich für immer beſitzen, oder für immer verlieren. Lebe wohl! —

Bei dieſen Worten zog er, ohne ihre Antwort abzuwarten, die Couliſſe zu, deutete ſeine Entfernung durch muſikaliſche Klänge an, und begab ſich vor Schlafengehn noch einen Augenblick zu Amalien, der er ſein morgendes Vorhaben ankündigte.

Was Leontinen betraf, ſo ſann ſie lange Zeit über die ihr von ihrem Geliebten angedeuteten Bedingungen nach, die ſie zu erfüllen haben ſollte, um ſeines Beſitzes theilhaft zu werden. Die Feſtigkeit, mit welcher ihr Geliebter ſo eben mit ihr geſprochen hatte, und ſein plötzliches Entfliehen hatten ſie in Erſtaunen geſetzt. Sie blieb aber bei dem ernſten Entſchluſſe, um ſeinetwillen Alles zu thun oder zu erdulden, was er von ihr verlangen könne, da ihr ſchon der bloße Gedanke unerträglich fiel, für immer von ihm getrennt zu werden.

In dieſer Stimmung war ſie eingeſchlafen, und als ſie am anderen Morgen zu der gewohnten Stunde wieder erwachte, erhob ſie ſich, ließ ſich auf das prächtigſte ankleiden, und ſchmückte ſich mit den koſtbarſten Geſchenken Silamonts, um ihm zu beweiſen, wie hoch ſie dieſelben achte. Hiernächſt ſuchte ſie Amalien auf und unterließ nicht, ihr Schlafzimmer hinter ſich abzuſchließen und den Schlüſſel mitzunehmen. Beide Freundinnen gingen eine Weile ſpazieren, und da Leontine vor Ungeduld brannte, den Moment herbeizuführen, in dem ihr angebeteter Genius ihr vor Augen treten ſollte, ſo verließ ſie Amalien ſchon nach wenigen Gängen durch die Alleen, unter dem Vorgeben, noch vor Tiſche einen Brief ſchreiben zu wollen. Die von Allem unterrichtete Witwe hielt ſie nicht zurück, ſondern begab ſich im Stillen in das Couliſſenzimmer, wo bereits ihr Schwager anweſend war, der ſich nunmehr in Leontinens Zimmer ſelbſt einführte. Silamont war mit ausgeſuchter Pracht gekleidet, und die Art und Weiſe ſeines geſchmackvollen, ſeine Schönheit in ihr volles Licht ſtellenden Anzuges gab ihm in der That den Anſchein des Wunderbaren. Er hatte die Fenſtervorhänge halb zugezogen, und dadurch eine angenehme Dämmerung über das Zimmer verbreitet. Als er die Thüre öffnen hörte, verbarg er ſich hinter einem chineſiſchen Schirme, der am Kamin ſtand. Leontine trat ein, ſchloß die Thüre ſorgfältig hinter ſich zu, ließ ihre Blicke rings umher gleiten und ſetzte ſich auf ein Kanapee. Sie hatte kaum Platz genommen, als Silamont vor ihr niederkniete. So vorbereitet auch Leontine war, ſtieß ſie bei ſeinem Anblicke doch einen lauten

Schrei aus. Wie! meine anbetungswürdige Leontine, ſagte er, indem er feurig ihre Hände küßte: Iſt meine Gegenwart dir ſo entſetzlich, und flößt ſie dir nichts Anderes ein, als Furcht? Während er ſprach, betrachtete ihn das ſchöne Mädchen mit ſtummer Verwunderung und Aufmerkſamkeit. Seine ganze Perſon erſchien ihr göttlich, überirdiſch, der Ton ſeiner unverſtellten Stimme bezauberte unendlich mehr als vorher ihr Ohr, und das ſeine Augen belebende Feuer drang ihr erwärmend in das Herz ein. — Meine theuerſte Leontine! ſprach Silamont, der ihr Stillſchweigen mißdeutete, liebſt du mich nicht mehr? Könnteſt du mich von dir verſtoßen? Könnteſt du dich entſchließen, mich nicht mehr zu ſehen? —

Dich nicht mehr zu ſehen! rief ſie aus: O! lieber wollte ich tauſendmal ſterben, als mich jemals wieder von dir trennen! — Du würdeſt alſo, fragte er, vor Wonne bebend, eine ewige Vereinigung mit mir wünſchen? — Ich ſetze mein ganzes Glück darein, erwiederte ſie. — Es giebt ein ſicheres Mittel, du Reizende! fuhr er fort, mich dir als deinen Gatten auf das unauflöslichſte zu verbinden: du mußt in den Vorſchlag willigen, den ich dir thun werde. Aber wofern du einen Augenblick zaudern kannſt, ich wiederhole es dir, wirſt du mich nimmer wieder ſehen. —

Silamonts perſönliche Erſcheinung hatte das von ſeinen zärtlichen Reden und ſeinen Geſchenken begonnene Werk ſowohl zu Ende geführt, daß ihm die liebende Leontine jetzt ohne anzuſtehen ſchwur, Alles was ſie dieſes Glückes würdig machen könne, zu vollbringen. Wohlan denn! meine Freundin, nahm er das Wort, gieb deinen Glauben an Genien auf, die die Menſchen glücklich oder unglücklich ſollen machen können. Verzichte auf dieſe himmliſchen Weſen, und ſei wieder eingedenk, daß nur eine höchſte Kraft in der Welt beſteht! Bedenke, daß alle Menſchen, ſo wie du, Gottes Geſchöpfe ſind, die darum deine Achtung und Liebe verdienen, und daß es den Geſetzen der Natur widerſtreitet, freiwillig aus der Gemeinſchaft mit ihnen zu ſcheiden. Ich bin ein Mann, Leontine, erkennen ſie zuerſt an mir, den ſie ihrer Liebe werth erachteten, ſich ſelbſt und Andere durch ſich wieder. Ich habe ſie geſehen und geliebt. Um ſie von einer Verirrung ihres edlen Geiſtes zurückzuführen, habe ich mich der einfachſten Mittel bedient, und nur ihre Befangenheit legte ihnen übernatürliche Urſachen unter. Ich habe ihnen meinen wahren Namen genannt. Ich bin Amaliens jüngſt aus Indien zurückgekehrter Schwager. Deren zärtliche Freundſchaft nahm mich, bevor ich ſie geſehen hatte, für ihr Schickſal ein. Amalie kannte und billigte alle meine Schritte gegen ſie. Ich habe mich ihnen nun zu Füßen geworfen, um ihnen meine Hand und mein Herz anzubieten. Die Liebe hat angefangen, den Nebel zu zertheilen, der ihren Geiſt umhüllte, ſie hat ihnen die Lehre gegeben, daß wir Menſchen für einander geſchaffen ſind. O! weiſen ſie nicht eine Führerin von ſich, die die Bande der Ehe an ſie feſſeln werden! Sollte jedoch Alles verloren ſein, was ich ihnen hier geſagt habe, ſollte meine innige Liebe und Zärtlichkeit, meine Achtung, meine Bitten und Gründe ſie nicht rühren können, und ſollten ſie im Gegentheile um ihres Glaubens an Genien willen, die Liebe zu mir verleugnen und die meinige von ſich ſtoßen, ſo wiſſen ſie, daß es mein Entſchluß iſt, unverzüglich wieder nach Indien zurückzugehen und mich für immerdar aus meinem Vaterlande und aus ihren Augen zu verbannen. Kommen ſie, Amalie! fügte er, nach dem Cabinette gewendet hinzu, überzeugen ſie ihre Freundin, daß ſie, eben ſo wie ich es konnte, ohne den Beiſtand höherer Weſen in ihr Zimmer eindringen. — Bei dieſen Worten ſchob Amalie die Wand auseinander und eilte auf Leontinen zu, die ſie in ihre Arme ſchloß. Bei Allem was ihnen lieb und heilig iſt, Leontine, ſprach ſie zu ihr, kommen ſie zu ſich! Sollen ſo viele Kenntniſſe und Geiſtesgaben nur dazu dienen, ſie in's Verderben zu ſtürzen? Sollten ſo viele Reize und Tugenden für das Leben verloren gehen? Halten ſie ſich die koſtbare Zeit vor Augen, die ſie an die Beſchwörung der Gebilde ihres Aberglaubens verſchwendet haben; und preiſen ſie den gütigen Himmel, der es nicht hat zugeben wollen, daß ſie ſich wohl gar ſelbſt für ihren Irrthum beſtraften, indem ſie ihren Geiſt von immer düſtreren Wahngeſtalten umſchlingen und erdrücken ließen; derweil doch nur die Leidenſchaften des Menſchen ſeine böſen Genien ſind, ſein einziger Schutzgeiſt hingegen ſein Bewußtſein iſt, ſo daß es in ſeinem freien Willen ſteht, dem Zuge der einen oder der Stimme des anderen zu folgen, und ſich ſelbſt zu belohnen oder zu beſtrafen, je nachdem er es verdient. —

Scham, Reue, Staunen und Liebe hatten miteinander Leontinen in einen Zuſtand verſetzt, der unbeſchreiblich war. In Amaliens Arme hingefloſſen, den Kopf an ihre Bruſt gelehnt, die Blicke nicht von Silamont verwendend, hörte ſie ſtarr und unbeweglich an, was man ihr ſagte. Dieſe ihre äußere Unthätigkeit war jedoch nur eine Folge der höchſten Aufregung ihres Geiſtes, der im Kampfe mit ſich ſelbſt begriffen war, und der Vernunft allmählig den Sieg über den Wahn zubereitete, indem er die goldenen Wahrheiten, von denen jeder Menſch im Innerſten durchdrungen, und Myſterien, die es ſein Beruf iſt, anzubeten, an das Licht der Vernunft zu Tage förderte, und von den Schlacken des Aberglaubens, der ihn verblendet hatte, ſäuberte. Der ſie mit der Schärfe ſeines Auges beobachtende Silamont ahnete, was in ihrer Seele vorging und blieb vor ihr auf ſeinen Knieen liegen, des Spruches über ſein Leben oder ſeinen Tod aus ihrem Munde ſchweigend gewärtig. Amalie unterließ nicht, durch Liebkoſungen ihre Worte zu unterſtützen und ſuchte durch tauſend zärtliche Küſſe die Vorwürfe zu mildern, die das ſchöne Mädchen ſich in ihrem eignen Bewußtſein machte. Endlich zog Leontine ihre Blicke von Bruder und Schweſter ab, richtete ſie gen Himmel, und rief ſeufzend aus: Mein Gott! wie ſtrafbar bin ich! —

Ein unaufhaltſamer und wie es ſchien, unverſiegbarer Strom zu lange gehemmter Thränen ſtürzte aus ihren Augen. Sie bedeckte ihr Geſicht mit beiden Händen und ſagte zu ihrem Geliebten: Silamont! überlaſſen ſie mich in der Verwirrung, die mich zu Boden drückt, einige Augenblicke mir ſelbſt, entfernen ſie ſich auf ſo lange, ihr Sieg iſt ihnen gewiß; aber gönnen ſie es mir, daß ihn meine Vernunft allein erringt. —

Silamont gehorchte ſchweigend, bedeutete Amalien, ſie nicht zu verlaſſen, und ging in den Schloßgarten hinab, wo er ſeine Zurückberufung abwartete.

Er hatte nicht ſobald das Zimmer verlaſſen, als das ſchöne Mädchen ihre Freundin in die Arme ſchloß. Meine liebe Amalie! ſprach ſie, an welch gräßlichem Abgrunde ſtand ich! Meine Scham iſt unendlich, und meine Reue kommt ihr gleich. — Ihre Reue freut mich, ſagte die kluge Witwe, aber ihre Scham muß ich verdammen. Ihre Verirrung hat, dem Himmel ſei Dank! weiter keine Zeugin gehabt, als eine verſchwiegene Freundin, und einen Mann, der ſie anbetet und eben ſo ſehr verehrt als liebt. Alſo hinweg mit dieſer Scham vor den Augen der Welt, halten ſie nur diejenige in ſich feſt, die ſie dem Himmel gegen ſich ſelbſt ſchuldig ſind. — Es iſt geſchehen! erwiederte Leontine: die Augen ſind mir geöffnet, mein Wahn iſt zerſtört, und was ich vor wenigen Augenblicken noch ſo feſt glaubte, erſcheint mir jetzt wie ein Traum: möchte es doch Silamont und ihnen eben ſo erſcheinen, gegen die ich eine ſchwere Pflicht der Dankbarkeit zu erfüllen habe. —

Amalie führte hierauf Leontinen, die ſich über Alles, was ihr in Silamonts Betragen übernatürlich geſchienen hatte, ſelbſt aufzuklären wünſchte, bei der Hand in das Couliſſenzimmer, worin ſie ihr die vorhandenen Inſtrumente und die Maſchinerie der Couliſſen zeigte, und Leontine konnte nicht aufhören, ihre Entrüſtung über ſich ſelbſt deswegen zu äußern, indem ſie, zunächſt durch dieſe Umſtände aufgefordert, laut bekennen mußte, wie ſehr auch gerade ihr eigener Geiſt der von ihr vordem ſo tief verachteten allgemeinen menſchlichen Schwäche unterlegen ſei.

Als ſie ſich nach einer Weile ruhig genug glaubte, Silamont wieder zu ſehen, beſchied ſie ihn zu ſich; und erſt als ſie dann dem Glücklichen auf ſeine Frage: was ſie über ſein Schickſal beſchloſſen habe? mit einfachen Worten hocherröthend ſagte: wie glücklich ſie ſich fühlen werde, wenn er ihre innigſte Liebe und Zärtlichkeit als den einzigen Dank, den ſie ihm für ihre Rettung zu bieten wiſſe, des Vergangenen uneingedenk, von ihr annehmen möge, erkannte er aus dem grenzenloſen Entzücken, das ſie ihm alſo bereitete, wie ſeine Leidenſchaft zu dem wunderbaren Mädchen mit ſeinem ganzen Daſein eins geworden war.

Es wurde von den drei Betheiligten der Beſchluß gefaßt, daß Leontine nicht anders als vermählt nach Bayonne zurückkehren, und die Hochzeit auf dem Schloſſe Amaliens in möglichſter Kürze der Zeit ſtattfinden ſollte. Bis dahin brachte Amalie mit Leontinen die Nächte in einem Zimmer zu, und es trugen die heiligen und löblichen Gebräuche, welche Vermählungsfeſten vorangehen, nicht wenig dazu bei, die ſchöne

Braut von dem ſchwindelnden Stege ihres ſeitherigen Irrlebens in das befahrene Gleis des gewöhnlichen bürgerlichen bald wieder herabzulenken. Nicht lange nach dem Abſchluſſe ihrer Verbindung mit Silamont fühlte ſich Leontine ſtark genug, ihre wiedergeborene Weisheit dadurch zu bethätigen, daß ſie ihren vertrauteren Freundinnen das Geſtändniß ihrer Thorheit ſelbſt ablegte. Ihre Dankbarkeit gegen Amalien, und deren liebevolle Anhänglichkeit, blieb ihr ganzes Leben hindurch, während eines nimmer getrübten freundſchaftlichen Verkehrs mit derſelben ungeſchwächt, und wie aufrichtig ihre Liebe und Zärtlichkeit zu Silamont geweſen war, bezeugte dieſer ſelbſt am beſten, indem er in der Folge oftmals ihren dereinſtigen Aberglauben ſegnete, weil er dadurch zu einem der beglückteſten Ehemänner geworden ſei.

VIII.

Die blonde Ginevra.

Es lebte ehedem in Spanien, auf ihrem Schloſſe in der Nähe der Pyrenäen, eine verwitwete vornehme Edelfrau des Landes, die aus ihrer Ehe eine einzige ſehr ſchöne Tochter hatte und mit vieler Sorgfalt bei ſich erzog. Die Jungfrau wurde von Jedermann die blonde Ginevra genannt, weil ſie ſo lichtes Haar hatte, daß es blanken Goldfäden glich.

Nicht fern von dem Orte, wo die blonde Ginevra wohnte, lag die Burg eines jungen Ritters, der auch vaterlos war, und nach dem Willen ſeiner Mutter lange Zeit in Barcelona verweilt hatte, um ſich zu unterrichten und ſich adliche gute Sitten anzueignen. Er war nicht allein höflich und anmuthig geworden, ſondern hatte ſich auch dem Waffenhandwerke, wie den Wiſſenſchaften ſo ſehr ergeben, daß ihm von den ritterlichen Jünglingen in Barcelona nur wenige darin gleich kamen.

Als nun die Barceloner dereinſt zu Ehren Philipps von Oeſtreich, der durch Frankreich nach Catalonien zog, um ſeine Königreiche in Spanien in Beſitz zu nehmen, ein Turnier anſtellten, zu dem auch Don Diego, als einer der angeſehenſten Jünglinge eingeladen wurde, ſo bat er ſeine Mutter, ihn mit dem, was dazu vonnöthen ſei, zu verſehen, und die verſtändige Frau, die ihren Sohn wie ihren Augapfel liebte, ſendete ihm Geld und Diener die Menge mit dem Bedeuten zu, nichts zu ſparen, was die Ehre dieſes Feſtes von ihm fordere. Er verſah ſich alſo zur Genüge mit Waffen und Pferden, übte ſich unter einem geſchickten Meiſter täglich in deren Handhabung, und als der König kam und das Lanzenſtechen unter edlen Jünglingen ſtattfand, die noch nie vorher die Waffen geführt hatten, war er ſo glücklich, darin den Preis zu gewinnen und von dem Könige, Angeſichts der ganzen Stadt, hochbelobt und zum Ritter geſchlagen zu werden.

Nach der Abreiſe des Königs ordnete Don Diego ſeine Angelegenheiten in Barcelona, und, nach langer Zeit einmal ſeine Mutter wiederzuſehen wünſchend, begab er ſich auf ſeine Beſitzungen, wo er von ihr liebevoll aufgenommen wurde, und ſeine Tage auf der Hirſch- und Eberjagd zubrachte, von welchem Wilde es einen Ueberfluß in der Gegend gab, dann und wann ſich aber auch wohl in das Gebirge verſtieg und einen Bären erlegte. Da geſchah es eines Tages, daß er, ſeinen Hunden folgend, die die Spur einiger Rehkälber ausgewittert hatten, in dem Dickicht ein Rudel Hirſche antraf, von denen einer dem Ritter entgegen ſprang. Sobald Don Diego den Hirſch gewahrte, gab er die Spur der Rehkälber auf, um auf ihn Jagd zu machen, befahl einigen der Seinen, ihm zu folgen, und ſetzte dem edlen Thiere verhängten Zügels nach. Vier berittene Jäger von ſeinem Gefolge ſprengten zwar hinter ihrem Gebieter drein, da aber Don Diego einen vortrefflichen ſpaniſchen Renner ritt, ſo verloren ſie ihn bald aus dem Geſichte und entfernte er ſich von ihnen, im Verfolgen des ſchnellfüßigen Hirſches, immer weiter und weiter.

Er mochte ſchon eine gute Strecke zurückgelegt haben, als es ihm nach einer Weile däuchte, daß ſein Roß den Athem verlöre, und der Hirſch dagegen immer ſchneller entflöhe. Unwillig darüber, und weil er keinen der Seinigen mehr um ſich ſah, ſetzte er ſein Hifthorn an den Mund und fing an, ſtark darein zu blaſen, um ein Zeichen zu geben, wo er ſei. Die Entfernung zwiſchen ihm und den Jägern war jedoch ſo groß, daß er von ihnen nicht mehr gehört werden konnte. Alſo von keiner Seite eine Antwort vernehmend, fing er an, Schritt für Schritt zurückzureiten; verfehlte aber den Weg, da er dieſer Gegend des Waldes unkundig war und näherte ſich, indem er nach Hauſe zu kommen meinte, dem Schloſſe der blonden Ginevra, die mit ihrer Mutter und ihren Lehensleuten an dieſem Tage in demſelben Wald auf die Haſenjagd ausgezogen war. Das Jagdgeſchrei des Gefolges der blonden Ginevra hörend, nahm er ſeinen Weg darauf zu; wie er ihm aber je näher und näher kam, und es ihm doch ſcheinen wollte, als wären es die Seinigen nicht, wußte er nicht, was er thun ſollte. Der Abend dämmerte ſchon herein, die ſinkende Sonne warf längere Schatten, und wie Don Diego erkannte, daß ſein Pferd ſich kaum noch aufrecht zu erhalten im Stande war, eilte er, um nicht die Nacht allein unter freiem Himmel zubringen zu müſſen, ſo gut er konnte, dem Lärmen nach, und erblickte, noch ein Stück Weges vorwärts gekommen, mit einem Male in der Entfernung einer kleinen halben Stunde ein ſchönes Schloß vor ſich; in ſeiner Nähe aber eine Schaar Männer und Frauen, die ſo eben einen Haſen getödtet hatten. Als die Dame, welche Don Diego für die Herrin des Schloſſes hielt, des Ritters anſichtig wurde, und an ſeiner Kleidung ſeinen ehrenwerthen Stand erkannte, ſendete ſie, aus der augenſcheinlichen Müdigkeit ſeines Roſſes abnehmend, daß er nicht weiter kommen konnte, einen der ihrigen an ihn ab, um ihn fragen zu laſſen, wer er ſei, und ging ihm, ſobald ihr ſeine Antwort hinterbracht worden, freundlich entgegen, indem ſie ihn willkommen hieß, und ihm ſagte, wie ſehr ſie ſich, nicht nur um ihrer Freundſchaft zu ſeiner Mutter, ſondern auch um ſeiner Ritterlichkeit willen, die ihr der Ruf ſchon verkündigt habe, ihn kennen zu lernen freue.

Da es bereits ſpäter Abend war, ſo lud die Edelfrau Don Diego ein, die Nacht auf ihrer Burg zuzubringen, und ſchickte auch alsbald einen reitenden Boten an ſeine Mutter ab, damit dieſelbe, wenn ſie ihn nicht zurückkehren ſehe, ſich ſeinetwegen nicht beunruhige. Don Diego küßte Mutter und Tochter die Hand, dankte Beiden für ihre Höflichkeit und nahm ihre Einladung an; worauf ſich die Jagd nach dem Schloſſe zu in Bewegung ſetzte, und Don Diego, deſſen müdes Pferd nachgeführt wurde, ein anderes beſtieg, das man ihm auf Befehl der Dame überließ. Unterweges geſchah es unter mancherlei Geſprächen, daß der, der Landesſitte gemäß zur Rechten der blonden Ginevra reitende und ihr Pferd am Zügel führende Don Diego ſeine Augen aufſchlug, und daß ſein Blick gerade in ihr auf ihm ruhendes Auge traf. Dieſer wechſelſeitige Blick war ſo gewaltig und zündend, daß Don Diego zu Ginevren und die blonde Ginevra zu Diego in der heftigſten Liebe entbrannte. Der verwandelte Jüngling betrachtete nunmehr die ſchöne Jungfrau, die zwiſchen ſechszehn und ſiebzehn Jahre alt ſein konnte, und einen mit ſammetner Decke belegten Zelter ritt. Sie trug auf ihrem Haupte einen zierlichen Federhut, unter dem hervor die Fülle ihrer Locken auf die Schultern niederrollte, in ihren Ohren Kleinodien mit koſtbaren orientaliſchen Perlen, und inmitten ihrer freien, edlen Stirne ſtrahlte wie ein Stern am heitern Himmel ein in Gold gefaßter reiner

Diamant. Ihre ſchwarz wie Ebenholz von den feinſten kurzen Härchen gebildeten glänzenden Augenbrauen ſpannten ſich in zierlichſter Bogenform über ihre Augen aus, und der Blick des Beſchauenden konnte in deren Glanze ſo wenig wie auf der heißen Juniſonne, wenn ſie flammend inmitten des Horizontes ſchwimmt, ungeblendet oder unerblindend ruhen, ſondern mußte ſich vor ihnen niederſchlagen, weil eben die Jungfrau damit nach ihrem freien Willen ſowohl zu tödten, wie zu beleben im Stande war. Wenn ſie ſprach oder lächelte, erſchloß ſich der purpurne Schoß ihrer Korallenlippen über den Perlenreihen ihrer Zähne und ließ die ſüßeſten Wohllaute der Rede ertönen. Von der länglichen Naſe, den weißen, roſigen Wangen, dem ſchönen Kinn, dem Halſe von Elfenbein, den marmornen Schultern, den rundlichen Armen und der ganzen geſchmeidigen Geſtalt, was wäre da wohl noch Anderes zu ſagen, als daß Alles makellos und untadelig an ihr war! So wie auch ihr beſcheidenes, mildes, und immer heiteres Weſen in der reinſten Uebereinſtimmung mit ihrer Schönheit ſtand. Sie zog des öfteren die Wohlgerüche ausduftenden Handſchuhe von ihrer weichen Hand und ließ die zarten ſchlanken Säulchen ihrer weißen Finger ſehen. Um den Alabaſter ihres Halſes ſchlang ſich eine feingearbeitete goldene Kette und fiel in die Höhlung zwiſchen ihren dünnverſchleierten jüngfräulichen Brüſten hinein. Ihr Gewand war von weißem Zendel und durchweg kunſtreich ausgeſchnitten, ſo daß ein reicher Goldſtoff darunter vorleuchtete. In der Burg angekommen, forderte die Mutter der blonden Ginevra den Ritter auf, der Ruhe zu pflegen und ließ ihn in ein reich geſchmücktes Zimmer führen. Wiewohl nun Don Diego keineswegs ein ſolch Bedürfniß fühlte, ſo leiſtete er dennoch dem Willen der Burgfrau Folge, und vertauſchte ſeine Jagdkleider gegen andere reiche Gewänder, die ſie ihm durch ihre Diener reichen ließ, indem ihm unterweilen die himmliſchen Reize der Jungfrau Herz und Sinne erfüllten, deren Gleichen es ihn noch niemals geſehen zu haben bedünkte. Auf der andern Seite konnte auch die blonde Ginevra nicht umhin, das Bildniß des ritterlichen Jünglings unaufhörlich vor Augen zu haben und in dem Gedanken an ihn eine vorher nie empfundene oder geahnete Freude zu fühlen, bis ſie am Ende, ohne zu wiſſen, wie ihr geſchehen war, auf das allerzärtlichſte denjenigen lieben mußte, der dagegen mit rechtem Bewußtſein das ſüße Gift in ſich einſog und ſich geſtand, daß er anſtatt einen Hirſch zu tödten, von dem tödtlichſten aller Pfeile ſelbſt verwundet worden ſei.

Don Diegos Diener hatten lange Zeit ohne eine Spur von ihm zu finden, ihren Herrn im Walde geſucht, und kehrten endlich, in der Vorausſetzung, daß er auf einem anderen Wege in das Schloß gelangt ſein möge, dahin zurück. Kurz vor der Burg begegneten ſie dem Boten der Edelfrau, der der Mutter Don Diegos hinterbrachte, daß ſie ihren Sohn für dieſen Abend nicht zurückerwarten dürfe, und dieſelbe beſchloß alſo, da die Nacht ſchon eingebrochen war und ſie ihn gut aufgehoben wußte, ihm an dieſem Tage Niemand von den Seinigen zuzuſenden. Die beiden Liebenden hatten nicht allzulange ihren Gedanken an einander nachgehangen, als das Abendeſſen fertig war, das in einem Saale aufgetragen wurde. Mutter und Tochter empfingen den Ritter darin auf das freundlichſte. Man brachte Waſſer, mit dem ſich alle drei die Hände wuſchen, und Don Diego mußte wider ſeinen Willen den oberſten Platz an der Tafel einnehmen. Die Hausfrau ſetzte ſich ihm zur Rechten, die blonde Ginevra zur Linken und die anderen Tiſchgenoſſen nahmen neben einander der Reihe nach Platz. Das Abendeſſen beſtand aus den verſchiedenartigſten ſchmackhafteſten Speiſen;

aber die beiden Liebenden aßen wenig. Wiewohl Mutter und Tochter nicht davon tranken, waren die köſtlichſten Weine aufgetragen worden. Es ergab ſich jedoch, daß auch Don Diego von Kindheit an noch niemals Wein gekoſtet hatte und desgleichen nichts als Waſſer trank; wogegen ſich die Anderen allerdings nicht berufen fühlten, dem Beiſpiele dieſer drei zu folgen. Die nichts weniger als ſchweigſame Gebieterin des Schloſſes unterhielt den Ritter, den ſie vielfach zum eſſen nöthigte, bald von dieſem bald von jenem, und da auch die blonde Ginevra Antheil an dem Geſpräche nahm, ſo fühlte ſich Don Diego wie im Paradieſe. Was er ſagte, ermangelte ingleichen nicht des Beifalls der Damen, und als man ſolchergeſtalt die Zeit des Abendeſſens mit Freuden verbracht hatte, ſprach Don Diego noch eine Weile, bis man ſchlafen ging, mit ſeiner Geliebten, der er zwar ſeine heiße Liebe nicht zu geſtehen wagte, wohl aber im Allgemeinen ſagte, eine wie große Gunſt ſie ihm erzeigen würde, wenn ſie ſich ſeine Dienſte gefallen ließe. Das ſchöne Mädchen wurde bald blaß bald roth hierüber, indem ſie dem Ritter für ſeinen Antrag beſcheiden dankte, und wenn ſie auch aus ſeinen Worten und Geberden zu erkennen glaubte, wie ſehr er für ſie in Liebe entbrannt ſei; ſo gab ſie ſich doch, um ihn in Zukunft deſto beſſer ergründen zu können, den Anſchein, dies nicht zu bemerken. Sie wünſchten ſich hierauf gegenſeitig eine gute Nacht; wie wenig aber dieſer Wunſch bei den Liebenden in Erfüllung ging, kann ſich ein Jeder der jemals in ähnlichen Irrſalen befangen war, leicht vorſtellen. Sie thaten beide die ganze Nacht über kein Auge zu, ergaben ſich bald der Hoffnung, bald der Furcht, und warfen ſich innerlich bald ihre Gefühle vor, bald beſtärkten ſie ſich ſelbſt darin. Die blonde Ginevra meinte in dem Betragen des Ritters ein gewiſſes Etwas wahrgenommen zu haben, das ihr als Pfand ſeiner Liebe galt und ſie verſicherte, daß ſie ihrerſeits nicht vergebens lieben würde. Don Diego dagegen blieb mit ſeiner Liebe in Zweifel verſenkt, weil ihm eben nicht das leiſeſte Zeichen, wie ſehnlich er es auch wünſchte, ihre Gegenliebe kund gab, und wußte ſich mit nichts anderem als damit zu tröſten und zur Hoffnung aufzumuntern, daß ſie noch ein Kind ſei und ſchöne Kinder in der Regel ſittſam und ſchüchtern ſind, ohne auf die glatten Worte der Jünglinge zu achten.

Sobald es wieder Tag geworden war, kamen Don Diegos Diener an, um ihn nach Hauſe abzuholen. Die Edelfrau, die bereits aufgeſtanden war, hatte aber angeordnet, daß bei Zeiten ein gutes Mittagsmahl bereitet würde, weil ſie nicht wollte, daß ihr Gaſt ſchon des Morgens von ihr ſcheiden ſollte, und Don Diego, der des Anblicks der blonden Ginevra niemals wieder hätte entbehren mögen, willigte gern in ein längeres Bleiben ein. Die Jungfrau ſelbſt kleidete ſich an dieſem Morgen ſo reich und zierlich, daß alles an ihr zu lachen ſchien, und konnte gar nicht aufhören, ſich im Spiegel zu beſchauen und ihre Zofen zu Rathe zu ziehen, ob nicht noch dies und jenes an ihrem Anzuge zu beſſern ſei. Als ſie endlich damit zu Stande gekommen war, ging ſie aus ihrem Zimmer in den Garten hinab, wo ſich ihre Mutter luſtwandelnd mit dem Ritter unterhielt. Don Diego grüßte ſie ehrerbietig, ſobald er ſie ſah, und konnte kein Auge wieder von ihr abwenden, denn wenn er ſchon des vorigen Tages ihre Schönheit hatte anſtaunen und bewundern müſſen, ſo wollte es ihn jetzt bedünken, ſie ſei der Inbegriff aller irdiſchen Vollkommenheit, und es habe kein Dichter jemals einen weiblichen Reiz beſungen, der da ihrem Körper nicht noch lieblicher und friſcher eigenthümlich ſei. Die blonde Ginevra weidete ihre Augen nicht minder an dem ſchönen jungen Manne. Sie hörten darauf in der Burgkapelle mit einander die Meſſe und ſetzten ſich nach der Meſſe an den Mittagstiſch. Als ſie abgegeſſen und Don Diegos Leute ſeine Pferde in den Hof vorgeführt hatten, ſagte er der Herrin des Schloſſes ſeinen beſten Dank, küßte ihr die Hände und verſicherte ihr ſeine ſtete Dienſtbarkeit. Hierauf zu der blonden Ginevra gewendet, küßte er auch ihre Hand, war aber, vor übergroßer Liebe weder im Stande, ihr ein Wort zu ſagen, noch ihre zarte Hand wieder los zu laſſen, welche Umſtände das Mädchen zu ihrer größten Genugthuung als überzeugende Beweiſe ſeiner Liebe deutete. Sie ſprach mit bebender Stimme zu ihm: Herr Don Diego! ich bin ganz die Eurige; und er verabſchiedete ſich von den anderen ſo gut er konnte, ſtieg mit den Seinen zu Pferd, und begab ſich zu ſeiner Mutter zurück, der er ſagte, wie freundlich und ehrenvoll er bei ihrer Nachbarin aufgenommen worden ſei.

Die beiden Witwen beſuchten ſich aus alter Freundſchaft des öfteren und pflegten eine im Hauſe der anderen zu ſpeiſen. Wie Don Diego dies von ſeiner Mutter hörte, veranſtaltete er ein ſchönes Feſt, wozu nächſt vielen anderen angeſehenen Frauen auch die blonde Ginevra mit ihrer Mutter eingeladen wurde. Der Ritter tanzte am Abende mehrere Tänze mit der Jungfrau, und nachdem er dadurch allmälig bekannter mit ihr geworden, fing er an, ihr mit ſchicklichen Worten ſeine Liebe und die Leidenſchaft zu erklären, mit der er ihr zugethan war. Sie wollte zwar gern ſpröde mit ihm thun; aber ſie vermochte es ſo wenig, daß er wohl erkannte, wie es mit ihren Gefühlen gegen ihn beſchaffen ſei. Nach dem Tanze wurden noch verſchiedene Spiele geſpielt und unterließ Don Diego desgleichen nichts, was die Geſellſchaft vergnügen und die blonde Ginevra und ihre Mutter ehren konnte.

Indem nun der junge Rittersmann, nach dieſem guten Anfange, den Umgang mit ſeiner ſchönen Nachbarin fortſetzte, und die Liebenden nicht verfehlten, in dem Beſtreben, ſich ihr Herzensleid zu erleichtern, das ſüße Gift immer tiefer in ſich einzuſaugen, verſahen ſich nicht allein die beiden Mütter bei den vielmaligen Beſuchen und Gegenbeſuchen, die ſie ſich mit ihren Kindern machten, deſſen, was in deren Herzen vorging, ſondern mißbilligten es auch ſelbſt nicht im mindeſten. Don Diegos Mutter hätte nämlich mit Freuden die blonde Ginevra als ihre Schnur, und die andere Witwe den Jüngling eben ſo willig als Eidam anerkannt.

Wie es denn aber häufig zu geſchehen pflegt, daß gewiſſe kleine Rückſichten und Bedenklichkeiten die beſten Abſichten und Vorſätze der Menſchen vereiteln, alſo wollte keine von beiden Freundinnen die erſte ſein, die dieſe Angelegenheit zur Sprache brächte. Don Diego hatte einen anderen reichen Ritter zum Freunde, den er oftmals auf ſeinem in der Nähe gelegenen Schloſſe beſuchte und gar gern in ſein Geheimniß gezogen hätte, um ihn um ſeinen Rath zu befragen; nichts deſtoweniger hielt er aber damit ſtets zurück, weil er ſeiner Geliebten zu mißfallen fürchtete. Seine Vertraulichkeit mit ihr hatte inzwiſchen ſo weit zugenommen, daß er faſt alltäglich auf das Schloß ihrer Mutter kam, drei bis vier Stunden daſelbſt verweilte, oder wohl auch da zu Abend ſpeiſte und erſt ſpät wieder nach Hauſe ritt, woraus denn ſeine Liebe männiglich offenbar wurde. Das Liebespaar wünſchte nichts ſehnlicher, als durch die Ehe vereinigt zu werden; aber die blonde Ginevra hatte nicht den Muth, ſich ihrer Mutter zu entdecken, und der junge Ritter ſagte eben auch der ſeinigen nichts. Die beiden Mütter dagegen hielten eine jede dafür, ihre Kinder wären doch noch allzujung und würden in der Folge immer zeitig genug verheirathet, weshalb ſie die Sache ruhig gehen ließen und im Stillen ihre Freude daran hatten.

Zu derſelben Zeit trug es ſich zu, daß ein ſchönes junges Mädchen, die Tochter eines Edlen des Landes, die häufig in das Schloß der blonden Ginevra kam, ebenfalls eine heftige Liebe auf Don Diego warf, und ſich die größte Mühe gab ſeine Gegenliebe zu erringen, wiewohl des Ritters Sinn nur allein auf die blonde Ginevra gerichtet ſtand und er ſich ganz und gar nicht um ſie kümmerte. Da brachte dieſe Jungfrau dereinſt einen trefflichen Sperber in ihren Beſitz, und ſendete ſie denſelben, wohl wiſſend, wie großes Gefallen Don Diego an derlei Raubvögeln fand, dem Ritter zum Geſchenke zu. Er nahm ihn, ohne ſich dabei Arges zu denken, bereitwillig an, gab dem Brauche gemäß, dem, der ihn ihm überbracht hatte, ein paar Strümpfe zum Botenlohn, und ließ der Jungfrau unter tauſend Dankſagungen ſeine Gegendienſte dafür entbieten. Es war gerade an der Zeit, Rebhühner zu jagen, der Vogel erwies ſich als einer der zu dieſem Behufe beſtabgerichteten, und ſo konnte es nicht unterbleiben, daß ihn Don Diego bald außerordentlich lieb gewann. Er hatte der blonden Ginevra ſchon zwei Mal damit erbeutete Rebhühner zugeſandt, und wie er eines der nächſten Male wieder zum Beſuche zu ihr kam, führte er den Sperber auf der Fauſt mit ſich, und ſagte zu ihr, ſeine Verdienſte anpreiſend, daß er ihm ſo lieb wie ſeine eignen Augen wäre. Es iſt ſchon angedeutet worden, daß Jedermann ſich der Liebe der Beiden verſah. Als nun eines Tages in Ginevrens Hauſe und in ihrer Gegenwart von Don Diego geſprochen und deſſelben als eines ehrenfeſten, vollkommenen Ritters allgemein lobend gedacht wurde, ſagte ein Ser Graziano: er möge zwar auch nicht leugnen, daß Don Diego ein geſitteter Jüngling ſei, er komme ihm aber faſt wie der Eſel des Töpfers vor. Ueber dieſen Ausdruck verwundert, bat ſich die blonde Ginevra eine beſtimmte Erklärung deſſelben aus. Der Sprecher, der ſich für einen großen Witzbold hielt, antwortete: Gnädiges Fräulein, die Töpfer, wenn ſie, Töpfe, Näpfe und anderes irdenes Geſchirr verkaufend, auf ihrem Eſel durch die Gaſſen reiten, halten vor jeder Thüre ſtill, und alſo thut der Ritter Don Diego auch. Er ſchwatzt ſo vielen Jungfrauen als er ſieht von Liebe vor, und wirbt eben jetzt um die Minne der Tochter des Herrn Ferrando de la Serra, von der er einen Sperber geſchenkt erhalten hat, der ihm lieber als ſein Leben iſt. — Es mag unentſchieden bleiben, ob der vorlaute Schwätzer dieſe Worte von ſelbſt, oder von einem anderen dazu angeſtellt, ſprach; ganz gewiß iſt es aber, daß ſie großes Unheil ſtifteten. Die blonde Ginevra hatte ſie kaum angehört, ſo entfernte ſie ſich von dem Orte, wo ſie war, und ging auf ihr Zimmer, wo ein ſolcher Zorn und eine ſolche Eiferſucht über ſie kam, daß ſie faſt verzweifelt wäre. Ja, ſie erbitterte ſich nach und nach dergeſtalt, daß ihre vorher ſo große Liebe zu Don Diego ſich in den wildeſten Haß verwandelte, der ſie nicht im entfernteſten daran denken ließ, daß jener aus Neid oder Bosheit ſo geſprochen haben könne.

Kurze Zeit nach dieſem Ereigniſſe kam der Ritter, ſeiner Gewohnheit gemäß, nach dem Schloſſe der blonden Ginevra, nun nicht mehr der Seinigen, die ſich in ihr Zimmer verſchloß, als ſie vernahm, daß er im Hofe abgeſtiegen ſei. Er war in den Saal gegangen, wo er die Mutter des erzürnten Mädchens fand, und unterhielt die Witwe von den Wunderthaten ſeines Sperbers, der ihm auf der Hand ſaß. Als die blonde Ginevra ſich gar nicht wie ehedem vor ihm ſehen ließ, fragte er nach ihr und erhielt zur Antwort, daß ſie bei ſeiner Ankunft in ihr Zimmer gegangen. Er erwiederte darauf weiter nichts, ſondern verabſchiedete ſich von der Witwe, ſobald es ihm dazu Zeit zu ſein ſchien, und ſagte nur zu einer Zoſe der blonden Ginevra, der er begegnete, als er die Treppe hinunter ſtieg, ſie möge ihrer Gebieterin in ſeinem Namen die Hände küſſen. Dieſe Dienerin war in das Liebesverſtändniß Beider eingeweiht, wußte aber noch nichts von dem Aergerniſſe mit dem Sperber und entledigte ſich ihres Auftrags an das Burgfräulein. Die blonde Ginevra hatte bereits erfahren, daß Don Diego mit dem Sperber auf der Fauſt gekommen ſei und deſſen Tugenden über die maßen geprieſen habe. Ueberzeugt, wie ſie nun war, daß er ihr dies zum Hohn und Spott angethan, weil er eben jene Andere liebe, entrüſtete ſie ſich immer ärger über ihn und ſetzte ſich ihre Grille ſo feſt in den Kopf, daß ſie dieſelbe um nichts in der Welt wieder hätte aufgeben mögen. O, du treuloſeſter aller Männer! rief ſie aus, als ihr die Kammerfrau Don Diegos Worte hinterbrachte: iſt es dir nicht genug, mich, um einer Anderen willen, verlaſſen und verrathen zu haben, die ſo viel geringer iſt als ich, und mußt du auch ſo verwegen ſein, mir wieder zu nahen, um mir dazu noch ſolche Kränkungen anzuthun? Aber, ich will dir, bei Gott! die Ehre widerfahren laſſen, die du verdienſt. — Sie theilte hierauf ihrer Zoſe mit, was ſie von dem Sperber und Don Diegos vermeintlicher Liebe zu Don Ferrandos Tochter wußte, und die Zoſe billigte nicht nur, die Wahrheit dieſer Anklage nicht bezweifelnd, den Entſchluß ihrer Gebieterin, ſondern ſchürte ſogar noch das Feuer ihres Zornes an. Eben dieſes Mädchen war in einen jungen Menſchen im Hauſe verliebt, der Don Diego höchſt übel wollte, und dem deſſen dereinſtige faſt unzweifelhafte Verbindung mit der blonden Ginevra ein Dorn im Auge war. Wie er nun von dem Unwillen des Fräuleins Kunde erhielt, ſann er ſich alsbald eine Lüge aus und gab gegen ſeine Geliebte vor, von einer glaubwürdigen Perſon gehört zu haben, Don Diego würde, ohne die Rückſicht, welche er auf ſeine Mutter zu nehmen hätte, die Dame mit dem Sperber ſchon geheirathet haben. Die Zofe flüſterte dieſe Erdichtung ihrer Herrin zu, die ihr leider nur ein allzugeneigtes Ohr lieh, und da die blonde Ginevra hierauf entſchloſſen war, mit Don Diego ganz und gar zu brechen, und ſeine ferneren Beſuche zu verhüten, ſo gab ſie einem Pagen das Geheiß, nächſtfolgenden Tages vor das Schloß hinaus, an eine gewiſſe Stelle zu gehen und daſelbſt den Ritter zu erwarten, dem er, wann er käme, zu ſagen habe: Herr Don Diego! die blonde Ginevra ſchickt mich zu euch und läßt euch ſagen, ihr möchtet nur dahin gehen, woher ihr euren euch ſo werthen Sperber erhalten habt: hier finget ihr damit weder Rebhühner noch Wachteln mehr. Der Page that, wie ihm geheißen war, erwartete Don Diego an dem gewiſſen Orte, und trat, als er ihn kommen ſah, mit den genannten Worten auf ihn zu. Der kluge und einſichtige Ritter verſtand bald den Sinn dieſer dunkeln Rede, kehrte mißvergnügt ſogleich nach Hauſe zurück, und ging in ſein Zimmer, wo er einen Brief ſchrieb, wie ihn die Umſtände erforderten, den Sperber nahm und tödtete, und beides durch einen reitenden Boten der blonden Ginevra zuſandte. Die Jungfrau wollte dagegen, als der Diener vor ſie geführt worden war, weder Brief noch Vogel annehmen, und gab ihm nur die mündliche Antwort an ſeinen Herrn: er möge ihr nicht wieder vor Augen kommen, denn ſie ſei nun mit ſich im klaren über ihn, und danke Gott von Herzen, daß er ihr zu rechter Zeit über ſeine Treuloſigkeit die Augen geöffnet habe. Der Bote kehrte mit dieſer ſtolzen Antwort zu ſeinem Herrn zurück, und es iſt nicht zu ſagen, wie ſehr Don Diego darüber erſchrak und erſtaunte, in wie ſchmerzliche Klagen er ausbrach, und wie betrübt er wurde! Er verſuchte alles mögliche, ſie zu enttäuſchen und ihr zu wiſſen zu thun, daß ſie von böſen Zungen betrogen worden ſei: Es blieb umſonſt; ſie wollte ſich durchaus nicht beſänftigen laſſen, und den gerechten Entſchuldigungen ihres ſchuldloſen Liebhabers kein Ohr verleihen. Ihre vorgefaßte irrige Meinung hatte ſchon ſo tiefe Wurzeln in ihr Herz geſchlagen, daß ſie dieſelbe nicht mehr daraus entfernen konnte und zuletzt weder mehr Botſchaften noch Briefe annahm.

Sich ohne ſein mindeſtes Verſchulden alſo behandelt ſehend, unfähig einen ſo großen Kummer zu ertragen, und weder Mittel noch Wege kennend, ſeine Flamme, die nur immer weiter zu greifen ſchien, zu löſchen, verfiel er in eine Schwermuth, die ihm faſt tödtlich wurde. Es war leicht zu beurtheilen, an welchem Uebel der Ritter krankte, da er von ſeiner Gewohnheit, die Jungfrau zu beſuchen, ſo plötzlich abgelaſſen hatte, und den beiden Witwen war es wie ein kindiſcher Zwiſt nur zu lachen: Nachdem Don Diego aber die Ueberzeugung gewonnen, daß er alles vergebens aufgeboten hatte, die Gunſt der blonden Ginevra wieder zu erlangen, wurde er des Lebens ſatt, und beſchloß, da er ſich nicht ſelbſt tödten wollte, einen anderen Weg einzuſchlagen, und, von der Urſache ſeines Kummers ſich entfernend, denſelben vielleicht durch unſtätes Umherſchweifen in der Welt zu lindern. In dieſem menſchenfeindlichen Sinne wählte er von ſeinen Sachen aus was er nöthig zu haben glaubte, ließ für ſich und einen Begleiter, den er mitzunehmen gedachte, Eremitenkleider fertigen, und ſchrieb ſodann einen Brief, den er einem ſeiner Diener mit den Worten gab: Ich entferne mich von hier in einer gewiſſen Angelegenheit, und will nicht, daß meine Mutter oder irgend wer erfahre, wohin ich gehe. Wenn ich abgereiſt bin, und meine Mutter nach mir fragt, ſo antworteſt du, du wüßteſt nicht, wo ich ſei; ich hätte aber hinterlaſſen, ich kehrte binnen zwanzig Tagen wieder. Den vierten Tag nach meiner Abreiſe und nicht früher trägſt du dieſen meinen Brief, den ich dir jetzt einhändige, zu der blonden Ginevra, oder wenn ſie ihn nicht empfangen will, zu ihrer Mutter. Du ſtehſt mir übrigens mit deinem Leben dafür ein, daß du dieſem Befehle genaue Folge leiſteſt. — Der Diener erwiederte, daß er nicht unterlaſſen werde, ſeinem Willen gemäß zu thun. Danächſt beſchied Don Diego einen anderen ſeiner Vertrauten, einen wohlgeſinnten, weltkundigen Mann vor ſich, und ſchloß ihm ſein Herz auf, indem er ihm ſagte, was er willens ſei zu thun. Der gute Mann ſchalt ſein unverſtändiges Vorhaben höchlich, und bemühte ſich, ihn durch Vernunftgründe davon abzubringen; was ihm aber nicht gelingen wollte, da der Jüngling unerſchütterlich feſt auf ſeinem Entſchluſſe beharrte. Wie ſich nun der getreue Diener deſſen verſah, ſo bedachte er bei ſich, daß es ein geringeres Uebel ſei, wenn er ihn begleite, weil er ihn dann mit der Zeit vielleicht nichtsdeſtoweniger von ſeiner Thorheit heilen, und auf jeden Fall ihn vor Unfällen behüten könne, und erwiederte, daß er mit ihm gehen und ihn nimmermehr verlaſſen würde. Sie beſprachen ſich alſo miteinander des weiteren, trafen alle Vorkehrungen und ſtiegen in der nächſtfolgenden Nacht zu Pferde, Don Diego auf ſeinen ſpaniſchen Klepper, und der Diener mit dem Felleiſen auf einen rüſtigen Gaul. Es mochte etwa acht Uhr Abends ſein, als ſie ihre Reiſe antraten, ſie ritten die ganze Nacht hindurch ſcharf zu, und als es anfing zu tagen, ſchlugen ſie, um von Niemand geſehen zu werden, unbetretene Nebenwege ein, auf denen ſie bis zum Mittage weiter drangen. Es war im Monate September und nicht ſehr warm. Der

Ritter hielt dafür, nunmehr eine ziemliche Strecke von ſeiner Wohnung entfernt zu ſein, und den Pferden einige Erholung gönnen zu müſſen, und kehrte in ein abgelegenes Bauergehöft ein, wo er ſich für Geld reichen ließ, was er und ſein Diener und die Pferde bedurften, aß und trank mit jenem daſelbſt und ließ die Thiere an drei Stunden ausruhen. Nach dieſer kurzen Raſt wieder aufſteigend, ſetzten ſie ihre Wanderſchaft fort und blieben auf dieſe Weiſe drei Tage lang unterweges, bis ſie an den Fuß eines hohen in der Einſamkeit gelegenen Berges gelangten. Die Gegend umher war wild und öde, mit mannigfachen Bäumen bewachſen, und mit Kaninchen, Haſen und anderem kleinen Wilde bevölkert. Es lag hier eine für viele Menſchen geräumige Höhle, bei welcher ein friſcher klarer Quell aus dem Boden hervor rieſelte. Als der Ritter dieſen Ort, der ihm unendlich wohl gefiel, erſah, ſprach er zu ſeinem Diener: Hier ſoll mein Aufenthalt ſein, Bruder, ſo lange mir dieſes kurze Leben währt. Sie ſtiegen darauf beide ab, entſattelten und entzäumten die Pferde und ließen ſie, von denen nie wieder gehört worden iſt, laufen wohin es ihnen gefiel, denn da ſie, Gras und Kräuter abweidend, ſich von der Grotte entfernten, ſteht zu glauben, daß ſie den Wölfen zur Beute wurden. Der Ritter ließ Sattel und Zeug und das übrige Gepäck in der Grotte zur Seite ſtellen; legte ſeine alltäglichen Kleider ab, und kleidete ſich wie ſein Diener in die Eremitengewande; worauf ſie den Eingang der Grotte dergeſtalt mit Aeſten und Zweigen verſchloſſen, daß kein Raubthier dareindringen konnte. Sie bereiteten ſich ſo gut es gehen wollte, zwei dürftige Lagerſtätten von Buchenlaub, und brachten alſo viele Tage lang in der weiten Höhle und ihrer Nachbarſchaft zu, indem ſie ihren Hunger theils an wilden Thieren ſtillten, die der Diener mittelſt einer mitgebrachten

Armbruſt tödtete, theils an Wurzeln, Kräutern, wildwachſenden Früchten und Eicheln; ihren Durſt aber an dem friſchen Waſſer des Quelles löſchten. Solch ein elendes Waldleben führte nun Don Diego, der nichts anderes that, als daß er die Härte und Grauſamkeit ſeiner Dame beweinte und den ganzen Tag einſam durch die düſteren Bergſchlüchte ſtreifte, vielleicht einen Bären ſuchend, der ihn ſeines Lebens entledige. Der getreue Diener ließ es ſich angelegen ſein, Wildpret zu fangen oder zu erlegen, und ermahnte ſeinen Herrn jederzeit, wann es die Gelegenheit mit ſich brachte, aus dieſer Einöde nach Hauſe zurück zu kehren und die blonde Ginevra als eine Thörin zu behandeln, die da der Liebe eines edlen Ritters unwerth ſei und gar nicht wiſſe was ſie thue. Wenn dann die Rede auf dieſe Dinge kam, ſo mochte Don Diego doch nicht leiden, daß von der blonden Ginevra übel geſprochen wurde, und er gebot ſeinem Gefährten, von etwas anderem zu reden, indem er wieder anhub zu weinen und zu ſeufzen. Er verlor auf dieſe Weiſe bald ſeine geſunde Geſichtsfarbe und wurde mager und abgezehrt, ſo daß er einem Wilden ähnlicher als einem anderen Menſchen ſahe. Desgleichen hatte ihn ſein aſchgraues Gewand mit der Kapuze hinten, ſein lang gewachſener Bart, ſein verworrenes Haar und ſeine eingeſunkenen Augen ſo außermaßen entſtellt, daß von der ehemaligen Anmuth ſeines Aeußeren keine Spur daran überblieben war.

Wie Don Diegos Mutter ihn des nächſten Tages nicht zur Mahlzeit kommen ſah, fragte ſie nach ihm. Der Diener, welchem der Ritter den Brief an die blonde Ginevra gegeben hatte, berichtete ihr, daß er mit einem einzigen Begleiter ausgeritten ſei und hinterlaſſen habe, in zwanzig Tagen zurückkehren zu wollen. Auf dieſe Kunde beruhigte ſich die Edelfrau. Als die vier Tage nach Don Diegos Abreiſe verfloſſen waren, ging derſelbe Diener zu der blonden Ginevra auf ihr Schloß und händigte ihr, die er bei ihrer Mutter im Saale antraf, mit ſchuldiger Ehrerbietung das Schreiben ein. Sie hatte kaum erkannt, daß es von Diego ſei, ſo warf ſie es zu Boden und ſagte, ſich entfärbend, ganz zornerfüllt: Ich habe ihm ſagen laſſen, daß ich weder Briefe noch Botſchaften mehr von ihm annehmen will. — Die Mutter lächelte und ſprach: Du biſt ja in der That hoch erzürnt, meine Tochter, weiſe mir den Brief hierher, ich will ihn leſen. — Eines der Dienſtleute des Hauſes hob den Brief auf und übergab ihn der Gebieterin, und dieſe öffnete ihn und las folgendes: Dieweil alſo, Herrin! meine Unſchuld keine gute Statt in eurem Herzen findet, wo ſie ſich durch Eröffnung der Wahrheit rechtfertigen möchte, und angeſehen daß ich aus unzweideutigen Zeichen erkennen muß, euch nicht nur läſtig zu ſein, ſondern auch tödtlich von euch gehaßt zu werden, habe ich, der ich euch nicht im mindeſten mißfällig ſein will, beſchloſſen, ſo weit in die entfernteſten Länder zu ziehen, daß weder ihr noch ſonſt jemand jemals wieder von mir Unglückſeligen hören ſoll, der ſich ſelbſt gern aufopfert, um euch zufrieden zu ſtellen. Es iſt mir hart und qualvoll, von euch verſchmäht und verachtet zu werden, aber ungleich härter und qualvoller als jedes andere Leid, der Gedanke, euch, wenn auch unſchuldigerweiſe, durch mein Thun und Laſſen zu erzürnen oder zu kränken. Mein ſchwaches Leben wird nicht lange Zeit das Märtyrerthum aushalten, das es jetzt erduldet.- Ehe es alſo, was bald geſchehen wird, zu Ende geht, habe ich euch in dieſem meinem letzten Briefe, nicht etwa zu eurer Beſchämung, ſondern als ein Bekenntniß meiner Unſchuld die Wahrheit vorſtellen wollen. Ich erkläre euch auf das feierlichſte, daß ich, ſo ſehr ein Mann ein Weib irgend zu lieben vermag, euch geliebt habe, liebe und ewig lieben werde, und ſterbe der gewiſſen Hoffnung, daß ihr mir nach meinem Tode, wenn auch alsdann zu ſpät, euer Mitleiden ſchenken müßt, weil ihr euch am Ende überzeugen werdet, daß ich vernünftigerweiſe keines Vergehens an euch, weder in Gedanken noch in der That, geziehen werden kann. Ich liebte euch, wie ihr wißt und mir ſelbſt am beſten bezeugen könnt, nicht um euch eure jungfräuliche Ehre zu rauben, ſondern um euch mit eurem eignen Willen zur Gattin zu erhalten. Da ihr mir nun um keiner anderen Urſache als um des Sperbers willen, der mir geſchenkt wurde, zürnt, ſo ſage ich euch, daß mir dieſen Vogel Iſabella, die Tochter des Herrn Ferrando, ſendete, und daß ich geglaubt haben würde, eine große Unhöflichkeit zu begehen, wenn ich ihn nicht angenommen hätte, weil dies unter Adlichen gebräuchliche Geſchenke ſind. Mit Iſabellen aber habe ich nirgend und niemals als in eurem Hauſe und in eurer Gegenwart geſprochen. Ob ſie mich auf die Weiſe geliebt hat, wie ihr euch einbildetet, weiß ich nicht, weil ſie gegen mich ſelbſt kein Wort darüber äußerte. Hätte ſie dies je gethan, ſo würde ſie, wenn auch nicht erkannt haben, daß ich kein Herz hätte, ſo doch, daß dieſes Herz nicht mehr in ſeiner Freiheit wäre, weil ich es euch bereits unwiderruflich als Eigenthum ergab. Wann ſie nunmehr erfährt, daß ich aus Rückſichten für euch ihren Sperber erwürgt und den Hunden als Speiſe vorgeworfen habe, ſo denke ich, wird ſie verſichert ſein, daß ich ſie nicht liebe, und ſolltet ihr eurerſeits meine Unſchuld erkennen. Nichtsdeſtoweniger hat der düſtere, dichte Schleier ungerechten Zornes eure Augen dergeſtalt umfangen und erblindet, daß er euch die Wahrheit nicht durchſchauen läßt. Ich habe kein anderes Zeugniß meiner Unſchuld gegen euch aufzuſtellen als mein Herz, das bei euch iſt. Es ſei darum alſo, weil es euch wohl gefällt. Seitdem ihr mich haßt, kann ich nicht umhin, mich ſelbſt zu haſſen, und da ich ſehe, daß euch mein Tod angenehm iſt, ſo werde ich ſterben. Nur das allein ſchmerzt mich, daß meine Schuldloſigkeit euch ſchuldig macht. Mein Tod wird nur der kurze Aushauch eines Seufzers ſein, und das Angedenken eurer gegen mich ausgeübten Grauſamkeit wird euch unabläſſig vor der Seele ſchweben. Ich bitte den Himmel, euch eben ſo fröhlich zu machen, als ihr mich traurig wünſcht. Behüte euch Gott! —

Die Witwe war von dem höchſten Erſtaunen erfüllt, als ſie dieſen Brief geleſen hatte. Sie ſchalt ihre Tochter ernſtlich aus, einen ſo ehrenfeſten Ritter auf das Aeußerſte gebracht zu haben und ſagte ihr viel böſe Worte. Die blonde Ginevra zürnte ihm freilich ſo heftig, und haßte ihn ſo entſchieden, daß es ihr ein Genuß war, zu vernehmen, er trage ihretwegen Leid. Die Witwe ließ Don Diegos Diener wieder vor ſich rufen und fragte ihn, ſeit wie lange ſein Herr abgereiſt ſei? Er gab fünf Tage an. Wohlan denn, ſagte ſie, ſo geht und grüßt ſeine Mutter von mir. Sie wollte nicht, daß außer ihrer Tochter jemand den Inhalt des Briefes erführe, und als ſie mit derſelben ſchalt, befanden ſie ſich allein. Don Diegos Mutter blieb vierzehn und zwanzig und noch viele Tage länger vergebens der Rückkehr ihres Sohnes gewärtig, und ſchickte endlich, wiewohl ohne eine Spur von ihm aufzufinden, voller Ungeduld und Mißvergnügen, ihn nicht wieder zu ſehen, allerwärts Leute nach ihm aus. Daß ein unbeſtimmtes Gerücht von der Erzürnung der blonden Ginevra wegen eines Sperbers bis zu ihrem Ohr gedrungen war, veranlaßte ſie zwar, ihre Nachbarin fragen zu laſſen, ob ſie wiſſe, wo Don Diego ſei? Die Mutter der Jungfrau verheimlichte ihr aber, um ſie nicht in Verzweiflung zu ſetzen, was in dem Briefe über ihn enthalten war.

Wie ſchmerzlich mußte alſo das Leben ſein, das die Sorge und Betrübniß um einen ſo wohlerzogenen Sohn Don Diegos Mutter führen ließ! Sie weinte den ganzen Tag hindurch, rief wie unſinnig ihren Sohn bei Namen, und betrübte ſich auf das kläglichſte. Desungeachtet ſtarb ſie nicht, denn der Schmerz tödtet nicht, wie qualvoll er auch immer für uns wird.

Es war ſchon an die vierzehn bis funfzehn Monde her, ſeit dem der elende Don Diego ſeine Heimath verlaſſen und bei den wilden Thieren in Wäldern und Klüften Zuflucht geſucht hatte, ohne die ganze Zeit über, außer ſeinem getreuen Genoſſen, eine Menſchenſeele zu ſehen. Die ſtrenge Lebensart, welche er unabläſſig geführt hatte, die bitteren Thränen, welche er vergoß, und der Mißmuth, welcher allſtündlich an ſeiner Seele nagte, hatten ihn ſo ſehr entſtellt, daß ſeine Mutter ſelbſt, wenn ſie ihn wiedergeſehen, ihn nicht erkannt haben würde. Da fing das Glück endlich an, die vielen Unwürdigkeiten, die es dem Ritter ungerechterweiſe zu ertragen auferlegt hatte, zu bereuen und in ſeinem Grollen nachzulaſſen. Es geſchah nämlich, daß jener Ritter, von dem oben geſagt worden iſt, Don Diego habe ihn des Geheimniſſes ſeiner Liebe theilhaft machen wollen, ſich aber abhalten laſſen, es wirklich zu thun, aus der Gascogne zurückkehrend, wo er Geſchäfte halber geweſen war, durch dieſelbe öde Waldgegend kam, die der Ritter bewohnte, und, des Weges unkundig, ſich von ungefähr zu deſſen Höhle verirrte. Die Spuren menſchlicher Nähe wahrnehmend, glaubte er, noch etwa auf Bogenſchußweite von der Grotte entfernt, ein fremdes Weſen darein gehen zu ſehen. Es war der aus der Umgegend zurückkehrende Don Diego, der ſich oftmals, ſein Mißgeſchick beweinend, darin erging und auf das Geräuſch der nahenden Pferde, das er vernommen hatte, ſich jetzt in ſeiner Grotte zu verbergen ſuchte. Der reiſende Ritter, der ſich Roderico nannte, hieß alsbald einen ſeiner Diener auf den Ort zureiten, wo der Waldbewohner verſchwunden war, um ſich bei ihm nach dem rechten Wege zu erkundigen, den er jetzt verloren zu haben erkannte. Der Diener trieb ſein Pferd nach der Höhle an; da er deren Mündung aber mit Pfählen verrammelt fand, ſo wagte er nicht ihr ganz zu nahen, und noch weniger den etwaigen Eingang zu erſpähen, weil er beſorgte, ſie möchte wohl gar eine Zufluchtsſtätte für Räuber ſein. Er kehrte zu ſeinem Herrn zurück und berichtete ihm, was er geſehen hatte und was für Zweifel er im Sinne trug. Der Ritter war ein tapferer und muthvoller Mann, der überdies eine zahlreiche Begleitung bei ſich hatte, und ritt mit den Seinigen auf die Höhle zu. Auf ſeinen Ruf, wer darinnen ſei, ſah er den Eingang geöffnet werden und Don Diegos Diener hervorkommen, der gegen ehedem ſo entſtellt war, daß er einem Wilden glich. Roderico fragte ihn, wer er ſei, und wie er wieder auf den rechten Weg kommen möge, um ſeine Reiſe fortzuſetzen? Wir ſind, antwortete der Diener, zwei arme Geſellen, die ihr widerwärtiges Geſchick hierher verſchlagen hat, wo wir unſere Sünden büßen. Was für ein Land dies iſt, und wo ihr einen Weg finden mögt, bin ich nicht im Stande euch zu ſagen. — Herr Roderico bekam Luſt, ſich die Höhle anzuſehen, ſtieg mit einigen ſeiner Begleiter ab und trat hinein, wo er beim Anblicke des darin auf und abſchreitenden Don Diego, den er nicht erkannte, an dieſen die nämliche Frage richtete. Derweil er nun ſelbſt mit Don Diego ſprach, hatten ſeine Leute in der Grotte hin und her geforſcht und neugierig alles betrachtet. In einem Winkel zwei Sättel ſtehen ſehend, von denen der eine reich verziert und beſonders ſchön gearbeitet war, ſprach einer von ihnen ſcherzhafterweiſe zu Don Diegos Diener: Vater Eremit! ich nehme hier weder Pferd, noch Maulthier, noch Eſel wahr; es wird alſo beſſer ſein, daß ihr dieſe Sättel mir verkauft. — Wenn ſie euch gefallen, entgegnete der Waldbruder, ſo nehmt ſie immerhin mit euch, ihr braucht mir nichts dafür zu bezahlen. — Indem wendete ſich Roderico, der Don Diego nicht weiter hatte ausforſchen können, wieder zu den Seinigen und ſagte: Wohlan denn! laßt uns gehen und dieſe Einſiedler Gott befohlen halten. Vielleicht finden wir anderswo Jemand, der uns auf unſere Straße weiſt. — Hierauf ſprach einer der Seinigen zu ihm: Hier ſtehen zwei Sättel, Herr! deren einer reich ausgeſchmückt iſt und offenbar einem Ritterpferde angehört hat. — Herr Roderico ließ die Sättel vor ſich bringen und indem er den einen beſchaute, traf ſein Blick auf ein Sinnbild, das gar meiſterlich auf den Sattelbogen gemalt war, und dieſen Spruch zur Inſchrift hatte: Quebrantar la fe, es cosa muy fea, was ſo viel ſagen will, als: die Treue brechen, iſt ein ſchändlich Ding. Sobald Roderico Sinnbild und Inſchrift geſehen hatte, wußte er, daß dies Don Diegos Sattel war, und gedachte er auch, einer der beiden Waldbrüder müſſe derſelbe ſein. Er maß einen wie den andern mit ſcharfen Blicken, und dennoch fand er nicht die mindeſte Aehnlichkeit aus, ſo ſehr hatte das wilde Waldleben und unabläſſiges Weinen ſeine urſprünglichen Geſichtszüge entſtellt. Er fragte die Einſiedler, wie ſie zu den Sätteln gekommen wären? Don Diego, der ſeinen Freund gleich anfänglich erkannt hatte, und ſtark beſorgte, auch von ihm erkannt worden zu ſein, veränderte ſich bei dieſer Frage im ganzen Geſichte und erwiederte: ſie hätten ſie in der Höhle vorgefunden. Roderico nahm die Bewegung in den Geſichtszügen des Eremiten wahr, erkannte zugleich, bei ſorgfältigerem Hinblicken ein kleines mit ſechs oder ſieben goldgelben Härchen bewachſenes Muttermaal an deſſen Halſe, und fiel ihm, in der feſten Ueberzeugung, daß er Don Diego ſei, nunmehr um den Hals, indem er ihn zärtlich umarmte und ausrief: Ganz gewiß und wahrhaftig ſeid ihr Don Diego! — Der andere Waldbruder, der Herrn Roderico ſeinerſeits recht wohl erkannt hatte, konnte ſich der Rührung nicht erwehren, als er ihn weinen und ſeinen Gebieter ſchmerzlich umarmen ſah, und begann unter vielem Schluchzen auch ſeine Thränen fließen zu laſſen. Eben ſo war Don Diego, der ſich in den Armen eines ſeiner liebſten Freunde auf Erden fühlte, nicht ſtark genug, zu verhindern, daß ſich ſeine Augen wider Willen mit dem Thaue ſeiner Thränen füllten. Er antwortete zwar immer noch nichts; als aber Roderico nicht abließ, zu ſagen: Ihr ſeid es ja dennoch, Herr, ihr ſeid Don Diego! ſo ließ er eine heiße Thränenfluth über ſein Antlitz ſtrömen, und gab alſo ſein natürliches Gefühl kund, das er mit Worten nicht ausdrücken konnte oder wollte. Herr Roderico ſprach: Ihr könnt euch mir nicht länger verbergen, mein theurer Freund, ich weiß recht wohl, daß ihr es ſeid. — Und ſo wurde Don Diego genöthigt, unverſtellt zu ihm zu ſagen: Ja, ich bin der unglückſelige Don Diego, euer Freund. Wiewohl euch nun aber das Schickſal hier in dieſe Einſamkeit zu mir her geführt hat; ſo beſchwöre ich euch dennoch, wieder von hinnen zu gehen und euch damit zu begnügen, mich geſehen zu haben, auf daß weder durch euch noch durch die Eurigen irgend wem verrathen werde, daß ich am Leben bin, und alſo Niemand die kurze Spanne Zeit, die mir noch gegönnt iſt, ſtöre. — Herr Roderico antwortete: Ich danke Gott, euch wider mein Erwarten gefunden zu haben, denn eure Mutter und alle, die euch kennen, halten euch für todt. Bereitet euch nun, mit mir nach eurer Heimath zurückzukehren und eure Mutter wieder aufzurichten. Euer Verluſt betrübt ſie auf das äußerſte, und ſie bedarf gleichſehr wie eure Freunde des Troſtes. —

Es wurden zwar nicht wenige Worte deswegen zwiſchen Beiden gewechſelt; Don Diego wollte aber beharrlich nichts von einer Heimkehr wiſſen. Er führte ſeinen Freund abſeits und trug ihm die Geſchichte ſeines Mißgeſchicks und ſeiner Entſchließung vor. Als der wackere Roderico dies Alles hörte, wurde er faſt ohnmächtig vor Mitleiden. Er gedachte augenblicklich derjenigen, der ſeine eigene Liebe zugethan war, und erbebte vor der Möglichkeit eines ähnlichen Schickſals. Er bedauerte Don Diego deshalb innerlich ſo ſehr, als ob es ihn ſelbſt betroffen gehabt hätte. Entſchloſſen, nicht ohne ihn wieder von dannen zu gehen, bediente er ſich ſeiner ganzen Ueberredungskraft, ihm eine ſo harte unmenſchliche Lebensweiſe zu verleiten. Was er ihm aber auch immer ſagen und vorſtellen mochte, ſo bewog er ihn dennoch nicht, von ſeiner Einſamkeit abzulaſſen, und gewann ihm keine andere Antwort ab, als die, daß dies ohne die erneute Gunſt der blonden Ginevra nimmermehr geſchehen würde. Als Roderico am Ende ſah, daß er ſich vergebliche Mühe gab, bat er ſeinen Freund, ihm wenigſtens in ſo weit willfährig zu ſein, daß er ihm verſpräche, ihn zwei Monate lang an dieſem Orte zu erwarten und ein anderes Leben zu führen, weil er ihm Hoffnung machte, die blonde Ginevra wieder mit ihm auszuſöhnen. Don Diego war dies zufrieden, und Roderico ließ ihm ſein Bett zurück, das er auf der Reiſe bei ſich zu führen pflegte. Er wollte ihn zwar auch bereden, ſeine Eremitenkleider abzulegen und ſeine ehemaligen wieder anzuziehen, die noch in einem Winkel der Höhle vorhanden waren; deſſen weigerte Don Diego ſich aber, bevor er den Frieden wieder habe, unbedingt. Roderico überließ ihm außerdem auch noch zwei Diener, mit ihren Pferden und mit hinlänglichem

Gelde, damit bis zu ſeiner Rückkehr unabläſſig einer von ihnen aus benachbarten Ortſchaften die nöthigen Lebensmittel herbeibrächte. Darauf trennte er ſich von ſeinem Freunde unter vielen Thränen, ſetzte ſeine Reiſe fort, und unterließ nicht, ſich ſeinen Weg zu bezeichnen, auf daß er ihn wiederfände. Unterwegs beſchäftigte er ſich in Gedanken mit nichts Anderem als dem Mißgeſchicke des beklagenswerthen Don Diego und der Grauſamkeit der Jungfrau, und zu Hauſe wieder angelangt, verbot er ſeinen Leuten, von Don Diego das Mindeſte verlauten zu laſſen und begann er, als Nachbar und Hausfreund der blonden Ginevra, dieſelbe häufiger als vordem zu beſuchen und ihr Thun und Laſſen genau zu beobachten. Indem er nun bald dies, bald jenes von ihr hörte und ſah, gewahrte er alsbald, daß ſie einem im Hauſe auferzogenen Dienſtmanne ihr abſonderliches Vertrauen ſchenkte. Er machte ſich mit dieſem Menſchen allmählig bekannter und verſchaffte ſich durch wiederholte Geſchenke ſeine Freundſchaft, wodann es nicht eben lange dauerte, bis er in Folge ſeines Umgangs mit ihm alle Geheimniſſe der blonden Ginevra kannte. Er erfuhr auf dieſe Weiſe, daß ſie ſich kurze Zeit nach ihrer Entzweiung mit Don Diego in einen jungen Basken verliebt hatte, der in einer biscaiſchen Stadt ein kleines Gut beſaß und in ihrem Hauſe diente, wiewohl er als ein ſtarker Wortheld gegen Jedermann mit den Reichthümern prahlte, die ihm dereinſt nach dem Tode gewiſſer Verwandten zufallen müßten. Er war gerade damals nicht im Schloſſe anweſend, wurde aber bald zurückerwartet und hatte mit Ginevren verabredet, ſie ſodann in Geſellſchaft einer ihrer Zofen und jenes im Hauſe auferzogenen Dieners nach Biscaya zu entführen. Roderico erſtaunte, ſo gewiſſe Kunde von der Verblendung und Thorheit der blonden Ginevra zu erlangen, und ſprach bei ſich ſelbſt: Was für ein undankbares Weib biſt du doch, und wie unedel vergiltſt du alſo die getreue Dienſtbarkeit eines ſo tüchtigen und hochgeachteten Ritters wie Don Diego iſt, der dich mehr als ſein Leben lieb hat. Wo nur indeſſen nicht etwa meine Kraft ausgeht, ſo hoffe ich, ſollen dir deine ungebührlichen Vorſätze nicht gelingen, und ſollſt du Don Diego oder keinem Anderen zu Theil werden. — Zu dem Diener, der ihm dies Geheimniß verrathen hatte, ſagte er: Die Jungfrau thut in der That wohl daran, ſich ſelbſt einen Gemahl auszuwählen, denn ihrer Mutter iſt an ihrer Verheirathung, wie es ſcheint, nichts gelegen. Sie iſt ſchön und frei, und in erwachſenen Jahren, und hat ſich einen Edelmann ausgeſucht. Wenn der nun nicht gerade ſo reich iſt, wie er ſein ſollte, ſo hat ſie doch Vermögen genug für ſich und ihn, da ſie nach dem Tode ihrer Mutter deren einzige Erbin iſt. — Herr Roderico blieb nach dieſer Aeußerung des jungen Basken gewärtig, der nach dreien Tagen zurückkehrte und noch zwei kräftige Basken mitbrachte, die ihn auf ſeiner Flucht mit der blonden Ginevra begleiten ſollten. An dem Tage ſeiner Rückkunft war Herr Roderico eben auf der Burg der blonden Ginevra. Er ſprach zu dem Dienſtmanne, der ihm Alles anvertraute: Ich ſehe, daß der Liebhaber wieder da iſt und daß ihr nun bald fliehen werdet. Wünſcheſt du zuvor noch etwas von mir, ſo ſage es. Nimm dich aber in Acht, daß ihr eure Sachen klug anfangt und plaudere ſie nicht gegen Jedermann aus. Mir kannſt du Alles ſagen, denn von mir erfährt kein Menſch etwas davon wieder. Wann gedenkt ihr alſo fortzugehen? — Wir entfliehen in der vierten Stunde dieſer Nacht, wie mein Fräulein mir ſo eben geſagt hat, flüſterte ihm der Diener zu.

Mit dieſer Nachricht begab ſich der Ritter auf ſein Schloß zurück, wo er die nöthigen Anordnungen traf, um ſeinen vorgefaßten Plan auszuführen. Die anberaumte Stunde der Flucht nahte, und die blonde Ginevra ſtieg mit der Zofe, welche des Nachts bei ihr ſchlief, durch ein Fenſter ihres Zimmers, ſo leiſe, daß es Niemand hörte, an einer Strickleiter in den Garten hinab. An deſſen Pforte harrete der junge Baske ihrer mit ſeinen Begleitern, ſie ſchwangen ſich alleſammt zu Pferde, und jagten in ſtürmiſcher Eile von dannen.

Des Weges, den ſie nehmen mußten, kundig, hatte ſich Herr Roderico mit einem Dutzend handfeſter Knappen in ein einſames Gehölz in den Hinterhalt gelegt. Als die Flüchtigen nun zwei Stunden vor Tagwerden in die Nähe dieſer wohlbewaffneten und von ihrem Führer hinlänglich unterrichteten Schaar anlangten, ſtürzte Roderico an ihrer Spitze mit dem Geſchrei: Ihr ſeid des Todes, Verräther! auf ſie los, und rannte den hinterliſtigen Basken, den er in der Dämmerung alsbald erkannte, dergeſtalt mit ſeiner Lanze an, daß er ihm die Spitze derſelben mitten durch die Gurgel ſtieß und den Elenden todt zu Boden ſtreckte. Sobald die anderen Basken ihren Gebieter fallen ſahen, gaben ſie ihren Pferden die Sporen und zerſtreuten ſich, ohne die Angreifer zu erkennen, flüchtig nach verſchiedenen Seiten hin. Rodericos Begleiter dagegen, die keinem Widerſtande begegneten, nahmen die Frauen und den Diener feſt, und munterten jene auf, unverzagt zu ſein. Eben ſo wie ihr Gebieter möglichſt vermummt und ihren Gefangenen unkenntlich, luden ſie den getödteten Jüngling, dem ſie vorher ſeine Halswunde verſtopft hatten, damit ſie nicht Blutſpuren auf der Erde hinterließe, auf ein Pferd und jagten ihres Weges eiligſt weiter. Die blonde Ginevra weinte bitterlich und ſchrie anfänglich laut, bis einer der Bewaffneten, der einen ſchwarzen garſtigen Bart und ſchielende Augen hatte, und wie ein wahrer Teufel ausſahe, mit gezücktem Dolche vor ſie trat und ihr mit fürchterlicher Stimme die Drohworte zurief: Ich ſchwöre bei Gott! daß ich dir die Gurgel durchſchneide, wenn du nicht aufhörſt zu ſchreien. Schweig, denn du haſt es beſſer, als du verdienſt, es wird dein Glück befördert, und du erkennſt es nicht. — Bei einer kleinen, von der Straße abgelegenen Kirche begruben ſie den Todten, und als ſie gegen vier oder fünf Uhr Morgens ein Gehölz erreichten, in deſſen Nähe eine Stadt lag, machten ſie daſelbſt Halt, und erfriſchten ſich und ihre Roſſe mit Lebensmitteln, die ſie aus der Stadt herbeiholten. Die immerfort weinende blonde Ginevra aß wenig oder nichts und konnte gar nicht errathen, wer eigentlich ihre Entführer wären. Die Nächte brachten ſie in abgelegenen Wohnungen zu, wo ſie Niemand mit ihren Gefangenen reden ließen. Wie ſie nun am Ende einſt in einer kleinen Stadt ihr Nachtlager genommen hatten, in deren Nähe Don Diegos Grotte lag, ſo ſchickte Roderico einen der Seinigen an dieſen ab, durch den er ihm was er für ihn gethan hatte, und daß er Nachmittags bei ihm ſein würde, ſagen ließ. Es waren etwa funfzig Tage vergangen, ſeitdem Roderico den unglücklichen Liebhaber der Hoffnung lebend verlaſſen hatte, die Gunſt ſeiner Gebieterin vielleicht wieder zu erlangen. Don Diego hatte während deſſen von leidlicherer Nahrung und in heitererer Geſellſchaft als ſonſt gelebt, und nicht nur ſeine natürliche Geſichtsfarbe, ſondern auch ſeine ehemalige Schönheit und Lebhaftigkeit großentheils wieder erlangt. Wie er nun von dem an ihn abgeſandten Boten ſeines Freundes den Verlauf der Dinge vernahm, war er eine lange Weile vor Erſtaunen wie außer ſich ſelbſt verſetzt. Bei dem Gedanken, daß er in wenigen Stunden diejenige wieder ſehen ſollte, die er ſo ſehr liebte, fühlte er ſein Blut ſich erwärmen, ſein Herz höher ſchlagen und neben anderen Zufällen einen kalten Schweiß ſeine Glieder überziehen, ſo daß er nicht wußte, wo er bleiben und was er beginnen ſollte.

Herr Roderico nahete mittlerweile der Höhle und ſprach zu der blonden Ginevra, der er ſich noch immer verborgen gehalten hatte, und die, um des Todes ihres Liebhabers und ihrer bedrängten Lage willen, unablässig weinte, indem er auf ſie zu kam: Ich weiß, daß ihr hoch erſtaunen werdet, Herrin, mich hier zu ſehen, und ihr werdet mich, der ich immer der Freund eures Hauſes geweſen und von euch niemals beleidigt worden bin, ſchwer beſchuldigen, daß ich euch auf offener Straße angefallen habe, und jetzt in dieſe öde Wildniß als eine Gefangene entführe. Sobald euch aber der Beweggrund meines Verfahrens kund ſein wird, zweifle ich keineswegs, daß ihr der Vernunft ihr Recht einräumen und mich loben müßt. Wir ſind dem Ziele unſerer Reiſe nahe, und ich erkläre euch hiermit, daß ich euch nicht, um euch eure Ehre zu rauben, hierher geführt habe, ihr wißt, daß meine Liebe einer Andern angehört! ſondern um euch eure Ehre und euren Ruf zurückzugeben, die ihr unachtſamerweiſe zu beflecken ſtrebt. Ich habe für einen Andern das gethan, was ich wünſchte, daß ein Anderer im ähnlichen Falle für mich thun möchte. Es iſt Herr Don Diego, um euch nicht länger ungewiß zu laſſen, den ihr vormals ſo ſehr liebtet, der euch immer treu geliebt hat und noch liebt, ja euch anbetet, und der, der Heftigkeit eures Unwillens ſich entziehend, wie ein Verzweifelter in eine Höhle geflüchtet iſt, um ein von allen Menſchen abgeſchiedenes wildes Leben zu führen, zu dem ich euch gegenwärtig geleite. — Er erzählte ihr hierauf, wie er auf ſeiner Rückkehr aus der Gascogne ſeinen Freund in der einſamen Grotte gefunden, und was er mit ihm beſprochen habe, und bat ſie, ihre Thränen zu trocknen und ihren auf gar nichts begründeten Zorn fahren zu laſſen, um Don Diego ihr früheres Wohlwollen wieder zuzuwenden. Das verzweifelnde Mädchen war vor Erſtaunen über dieſe Rede ſo außer ſich ſelbſt gerathen, daß ſie kein Wort zu erwiedern vermochte. Im Gegentheil hatte der Tod ihres Geliebten ſie dergeſtalt in Schmerz und Wuth verſetzt, daß ſie, wenn ſie es vermocht, Herrn Roderico allzugern die Augen aus dem Kopf gekratzt hätte. Die bloße Erwähnung des Namens deſſen, den ſie ſo tödtlich haßte, erhöhete ihren Schmerz um das Zwiefache, und ſie platzte faſt vor Wuth, indem ſie zu dem Ritter gewendet, ſagte: Ich weiß nicht, wie es möglich ſein könnte, daß ich euch ſo ſchwere Kränkungen als ihr mir verrätheriſcherweiſe angethan habt, jemals vergäbe. Glaubt nicht, daß ich als ein ſchwaches Weib nur mit eitlen Worten drohe; ich habe ſie mir tief ins Herz gegraben, und wann ſich mir jemals eine Gelegenheit darbietet, mich zu rächen, ſo will ich euch erkennen laſſen, daß ihr als Mörder und nicht als Ritter gehandelt habt. Es ſteht euch nicht im mindeſten zu, euch um meine Angelegenheiten mehr zu bekümmern, als ich ſelbſt es thue. Ich bin frei, und kann für mich thun was mir wohlgefällt; laßt mich alſo mit meinen Leuten gehen wohin ich will, und macht euch meinethalben ja keine unnöthigen Sorgen, ſo lange ihr mit euch ſelbſt genug zu ſchaffen habt. Mich auf dieſe Weiſe, ſo lange ich in eurer Gewalt bin, zu Don Diego zu geleiten, ſteht euch frei; aber daß ich jemals freiwillig bei ihm bliebe, oder ihn gar wieder liebte, erzwingt ihr von mir nun und nimmermehr. Ich würde mich, ſei es wie es wolle, lieber tödten, als ihm den Beſitz meiner Perſon zugeſtehen. — Der Ritter bemühte ſich zwar äußerſt, ſie durch Gründe zur Erkenntniß deſſen zu führen, was ihr Beſtes ſei; alle ſeine Vorſtellungen ſcheiterten aber an ihrem Zorne und an ihrer

Hartnäckigkeit. Unter ſolchen Geſprächen waren ſie bei der Höhle angelangt, wo Don Diego nicht ſobald ſeine grauſame Gebieterin vor ſeinen Augen vom Pferde ſteigen ſah, als er ſich ihr demüthig zu Füßen warf und ſie mit heißen Thränen anflehte, ihm zu verzeihen, was er jemals an ihr verbrochen habe. Von Gift und weiblicher Galle ganz erfüllt, wandte ſie dagegen ihr Antlitz anderwärts und würdigte ihn nicht eines Blickes oder Wortes. Nun erhob ſich Don Diego auf ſeine Knie und ſprach zu ihr: da alſo die aufrichtigſten Betheurungen, euch, meine Gebieterin, nicht von meiner Reinheit überzeugen können, und da ich, ohne eure Gewogenheit, nicht ferner leben mag, ſo verweigert mir, wenn noch ein Funken von Menſchlichkeit und adlicher Geſinnung in euch iſt, wenigſtens nicht die letzte Gunſt, um die ich euch bitte, und nehmt mit eurer eignen Hand an mir die Rache, nach der ihr zumeiſt verlangt. Es wird mir zu meiner höchſten Befriedigung gereichen, wenn ich ſehe, daß euer Zorn ſich mit meinem Blute ſtillt. Und ganz gewiß wäre es für mich unendlich beſſer, euch ſterbend genug zu thun, als in eurer Ungnade fort zu leben, weil ich, in dem Bewußtſein, daß mein Leben euch mißfällig, mein Tod aber wohlgefällig iſt, mich ſonſt gedrungen fühlen müßte, mich um euretwillen ſelbſt zu tödten. — Die Jungfrau ſtand regungsloſer als eine Klippe im Meere da, und würdigte den fußfällig Bittenden keines einzigen Wortes der Erwiederung. — Wie nun Herr Roderico dieſes ſahe, ſagte er, über ihre Grauſamkeit außermaßen entrüſtet, voll gerechten Unwillens zu der blonden Ginevra: Ich ſehe wohl, daß ich wider meinen Willen mich fürder hierein miſchen muß. Höre mich alſo, Ginevra, und bedenke wohl, was ich dir ſage. Entweder du verzeihſt dem Ritter, der dich nie beleidigte und ſchenkſt ihm deine Gunſt wieder, die er auf tauſendfache

Weiſe verdient hat, oder du gewärtigeſt, daß ich, gegen dich und die deinen verwildernd, dich wohl oder übel zwinge, das zu thun, was du längſt aus freien Stücken hätteſt thun ſollen. Bei Gott! es gab noch niemals ein ſo undankbares Weib wie du biſt. Kannſt du in der That glauben, daß, wenn er, wie du meinſt, um dich zu verhöhnen den vermaledeiten Sperber zum Geſchenk empfangen und Ferrands Tochter mehr als dich geliebt hätte, er den Vogel getödtet haben und in dieſe Einöde gekommen ſein würde, um, wie die wilden Thiere, in einer unwirthbaren Höhle zu leben? Wer hätte ihn wohl gehindert, jenes Mädchen zur Frau zu nehmen, und mit ihr fröhlich und guter Dinge zu leben, wenn er es gewollt hätte? Es würde dir ganz recht geſchehen, wie du es verdienſt, wenn er in den Armen einer anderen Geliebten, dich verſchmähend, dich deine Thorheit bejammern und dich endlich von den Wölfen freſſen ließe. Bittere Klagen könnte er, wenn ihn nicht ſeine allzugroße Liebe zu dir über die Wahrheit verblendete, mit vollem Rechte über dich anſtellen. Ja, er ſollte dich wie ſeine ärgſte und tödtlichſte Feindin haſſen und durchaus verachten, wenn er bedächte, wie du ihn ohne allen Grund ſo ſchmählich verlaſſen haſt. Und wenn du dir nur eben noch einen Jüngling auserwählt hätteſt, der ſo tugendhaft, ſchön, reich und edel wie er geweſen wäre! Aber, o einzige Wahl! die du unter den vielen Edelleuten unſeres Landes getroffen haſt. Einem verlaufenen baskiſchen Prahlhanſe, der die Wahrheit niemals anders als aus Verſehen ſprach, hatteſt du deine Liebe zugewendet. Ich glaube, er entführte dich nach Biscaya, um dich ſeine Ziegen hüten zu laſſen, denn man weiß ja wohl, was er beſaß, und wenn er hätte zu Hauſe bleiben und ſich nur einen Knaben zur Bedienung halten wollen, ſo hätte er nicht ſechs Monate davon zu leben gehabt. Du magſt vielleicht ſagen wollen: aber ich bin reich, und beſitze genug, um meinem Stande gemäß mit Ehren auszukommen. Erinnere dich indeſſen nur, daß deine Mutter eine rüſtige Frau iſt, die da noch lange Zeit leben kann und, ſo lange ſie lebt, über ihr Beſitzthum zu gebieten hat. Hätteſt du dich dem elenden Basken vermählt, ſie würde dich nimmer wieder geſehen haben, und, Gott weiß! wie bald du die Todten beneidet und auf welche Weiſe du mittlerweile dein Leben gefriſtet haben würdeſt. Wenn ſich Don Diego von mir wollte rathen laſſen, ſo ſollte es in kurzer Zeit anders um ihn ſtehen, und du dürfteſt, mit ewiger Schmach beladen, gewiß nicht ſo leicht Jemand antreffen, der dich zur Gattin nähme, denn wer da erführe, du wäreſt einem Basken, einem Diener deines Hauſes, nachgelaufen, müßte nicht dafür halten, daß du auch ſeine Buhldirne geweſen? Die Menſchen ſind geneigter, Böſes zu glauben als Gutes. Da es denn nun aber Don Diego ſo haben will, und, ſeiner Liebe folgend, dich werth und theuer hält, ſo beachte wohl, was ich dir geſagt habe, lege deine Halsſtarrigkeit und unerbittliche Strenge ab und gehe in dich, damit dir nicht am Ende dennoch widerfahre, was dir gar nicht wünſchenswerth ſein möchte, denn du darfſt dich für verſichert halten, daß ich dieſes Unternehmen nicht begonnen habe, um es unvollendet zu laſſen. Ich ſtelle Waſſer und Feuer vor dich hin, und du kannſt von Beiden nehmen was dir zuſagt. — Durch dieſe Anrede nur um ſo unbeugſamer und erbitterter geworden, entgegnete die blonde Ginevra dem Ritter mit ſtolzem, zürnendem Angeſichte, nicht wie ein zartes, ſchüchternes Mädchen, ſondern wie ein mit den Schlägen eines widerwärtigen Schickſals vertrautes Weib, laut und vernehmlich: Du haſt geſprochen, Ritter, wie es dir gefällig war. Ob es recht oder unrecht, darüber ſtreite ich jetzt mit dir nicht. Aber du ſollſt wiſſen, daß ich eher auf das härteſte Leiden gefaßt, als etwa Willens bin, dieſen treuloſen Verräther je wieder zu lieben. Und wenn du mir den Tod giebſt, wie du drohſt, ſo werde ich ihn mit Freuden empfangen, um in ihm mit meinem unglücklichen Geliebten wieder vereinigt zu werden, den du grauſamerweiſe gemordet haſt. Ja, fange du es an, wie du immer willſt, du wirſt mich feſt und unerſchütterlich erfinden, denn weder du, noch die ganze Welt würde mich dazu bewegen, dieſen Mann jemals wieder zu lieben. — Dieſe herbe Antwort der gereizten Jungfrau erſchütterte den Ritter Roderico dermaßen, daß er, in der Einbildung, vor ſeiner eigenen Dame zu ſtehen und von ihr dergleichen zürnende Worte zu vernehmen, von übergroßem Schmerze beinahe des Bewußtſeins beraubt wurde, und ſich zur Erde niederſetzen mußte, wo er lange Zeit mit ſeiner Schwäche und Erſchöpfung kämpfte, ohne im Stande zu ſein, ein Wort hervorzubringen. Mittlerweile glaubten Zofe und Diener Ginevrens in ſeinem Stillſchweigen eine Steigerung ſeiner Wuth gegen ſie zu erkennen und warfen ſich ihrer Gebieterin weinend zu Füßen, indem ſie ſie beſchworen, Rodericos ehrſamen Forderungen ein günſtiges Ohr zu leihen und ſich mit Don Diego zu verſöhnen. Nichtsdeſtoweniger predigten ſie tauben Ohren, und ihre widerſpenſtige Antwort bewirkte nun auch noch, daß Don Diego beſinnungslos in die Arme ſeines treuen Unglücksgenoſſen niederſank. Die anderen Anweſenden umſtanden die blonde Ginevra und ſagten ihr, was ihnen irgend in den Sinn kommen wollte, um ſie zu beſänftigen, wiewohl ſie gegen alle Vorſtellungen ſo unbeweglich wie ein Fels im Meere blieb. Herr Roderico hatte inzwiſchen wieder Athem geſchöpft und die Sache ſtill bei ſich erwogen. Unfähig, ſeinen Freund länger in einem Zuſtande ſo tiefſter Betrübniß und ſchmerzlichſter Qual zu ſehen, ſagte er zu der blonden Ginevra: Ich komme von meinem Erſtaunen über dich noch immer nicht zurück und vermag nicht, zu begreifen, wie in dem Buſen einer zarten Jungfrau ſo wilde Grauſamkeit wohnen kann. Es war mir eben jetzt, als ſtünde ich vor meiner eigenen Geliebten, und vernähme von ihr eine eben ſo unfreundliche Antwort als von dir, worüber mir denn zu Muthe wurde, als ob mir Jemand mit einem ſpitzen Meſſer das Herz durchſtieße und noch gegenwärtig meinen Leib mit ſcharfen Jagdſpießen verwundete. Wie ich nun an meinem eingebildeten Schmerze die wirkliche überſchwengliche Pein ermeſſen kann, die dieſem unglückſeligen Don Diego von dir bereitet wird, ohne zu begreifen, daß ſie ihn noch nicht tödtete; alſo habe ich beſchloſſen, dich alles Aergerniſſes zu entledigen, und ihn, vermöge eines kurzen Schmerzes, ſeiner vielen Leiden um deinetwillen zu entheben, in der Hoffnung, daß er mit der Zeit erkennen werde, es ſei zu ſeinem Beſten geſchehen, und daß mich alle Welt darum preiſen muß. — Dies geſprochen, wendete er ſich zu den Seinigen mit den Worten: Führt das unmenſchliche Weib hier nebenan in eine andere Grotte und gebt ihr den verdienten Tod. Damit aber dieſe unſere That allen Menſchen verborgen bleibe, ſo bringt auch ihre beiden Diener um, wodann wir keinen Verrath zu beſorgen brauchen. — Bei dieſem grauſamen Befehle ſtieß das entſetzte Mädchen einen lauten Schrei aus, und ihre Begleiter ſchrieen erbärmlich um Gnade. Rodericos Diener ſchickten ſich bereits an, dem Willen ihres Gebieters Folge zu leiſten, als die blonde Ginevra ohne eine einzige Thräne zu verlieren, ſprach: Ihr guten Leute, ich bitte euch, gebt mir allein den Tod und ſchonet der Meinigen! Warum, Roderico! willſt du auch verderben, die dich nie beleidigten? — In dieſem Augenblicke hatte Don Diego ſich völlig wieder gefunden. Er winkte Allen, zu bleiben und ſprach zu Roderico: Wenn ich tauſend Jahre zu leben hätte, mein theurer Freund! ſo würde ich dennoch nicht die Verpflichtungen ablöſen können, die ihr mir auferlegt habt, weil es eben bei weitem mein Vermögen überſteigt. Da ich nun weiß, wie ſehr ihr mich liebt, ſo erſuche ich euch, mir eine Gnade zu erzeigen, mit der ihr, wenn es möglich iſt, mich euch noch mehr verbinden würdet. Ihr habt mit eurer Freundſchaft bereits viel mehr für mich gethan, als ich ſelbſt gethan haben würde. Geruht alſo gegenwärtig dieſe meine Gebieterin nicht anders, als ob ſie eure leibliche Schweſter wäre, nach ihrer Heimath zurück zu geleiten. Denn wiewohl es mir ein ſchwerer Kummer iſt, mich von ihr verſchmäht zu ſehen, die ich mehr als mein Leben liebe, ſo iſt es mir doch eine weit unerträglichere Laſt, ſie meinethalben betrübt zu wiſſen. Sie gehe wohin es ihr gefällt, denn ich will meine Leiden nicht noch durch ihre Qual erhöhen. Ich werde meine übrigen kurzen Lebenstage hier in dieſer waldigen Höhle beſchließen, und zufrieden ſein, wenn ich ſie zufrieden weiß. —

Verwunderungswürdig ſind doch die Kräfte der Liebe, wenn die Liebe ſie gebrauchen will, und oftmals werden die unmöglichſten Dinge durch ſie leicht und ausführbar! Der Jungfrau, die alle Dienſtbarkeit und alles Elend ihres getreuen Liebhabers, ja ſogar der Tod, den ſie ſich vor Augen hatte ſchweben ſehen, nicht im Stande geweſen war, zu beugen, öffneten jetzt Don Diegos letzte Worte die Augen des Verſtandes. Ihre ſpröde Härte brach, und, die wahrhafte Treue und Beſtändigkeit ihres Geliebten erkennend, warf ſie ſich, bitterlich weinend und keines Wortes mächtig, ihm an den Hals und flehte ihn unter Küſſen um Vergebung an. Wie hoch erfreut Don Diego darüber ſein mußte, mag ſich ein Jeder denken, der ſelbſt liebt, und jemals einen ähnlichen Kummer erduldete. Sie waren alleſammt von der größten Freude erfüllt. Mit Don Diego und der jungen Dame einverſtanden, ſendete Herr Roderico einen ſeiner Vertrauten auf der Stelle an die beiden Mütter ab, denen er bekannt war, und ließ ihnen von dem Vorgefallenen Bericht erſtatten. Darauf ſpeiſten ſie mit einander zu Mittag, ſtiegen nach der Mahlzeit zu Pferde. und langten nach vier Tagen auf dem Schloſſe Rodericos an. Sobald die beiden Mütter die guten Nachrichten von ihren Kindern und von deren Abſichten vernommen hatten, erklärten ſie öffentlich: Don Diego und die blonde Ginevra wären im gegenſeitigen Einverſtändniſſe abgereiſt und hätten ſich auf einer Burg Rodericos miteinander verlobt. Zu gleicher Zeit trafen ſie Veranſtaltungen zu einer prachtvollen Hochzeit, die ihrem Adel und Reichthume gemäß gefeiert werden ſollte. Und als die Sachen bis zu dieſem Punkte gediehen waren, begab ſich das Liebespaar in Rodericos Begleitung auf die Burg der Mutter Ginevrens, wo auch Don Diegos Mutter mit einer glänzenden und zahlreichen Geſellſchaft anweſend war.

Daſelbſt wurde die Trauung, dem Gebrauche gemäß, vollzogen, und es überließ ſich alles an dieſem Tage und in dieſer Nacht der Freude und Fröhlichkeit. Die jungen Gatten hielten ihr Beilager und lebten mit einander in Glück und Frieden, indem ſie ſich des öfteren mit Vergnügen ihres vergangenen Leides erinnerten. Die blonde Ginevra war in der Folge der Zeit faſt unfähig zu begreifen, wie ſie habe ſo ſtreng, ſo halsſtarrig und grauſam gegen ihren Geliebten ſein können, und jedesmal, wann ſie mit Herrn Roderico auf ihre Vergangenheit zu ſprechen kam, erging ſie ſich gegen ihn in Dankſagungen für das, was er zu ihrem wahren Beſten gethan habe.

IX.

Die Kraft der Erkenntniss.

Ein vermögender, körperlich und geiſtig begabter junger Edelmann, Namens Teodoro, bezog die berühmte Univerſität Alcalà, und fand neben ſeinen Studien Zeit und Weile, ſich in die Reize einer vornehmen jungen Dame zu verlieben.

Ein anderer Jüngling derſelben Stadt, Valerio genannt, ergab ſein Herz der ſchönen Narciſa ebenfalls, und wenn auch ihr Vater ſeiner Liebe eben nicht gewogen war, weil ſein großer Reichthum ſeine geringe Abkunft nicht ganz beſchönigen konnte, ſo bekümmerte ſich doch Valerio dieſerhalb wenig, da er Narciſens Dienerinnen durch ſeine Freigebigkeit dermaßen für ſich gewonnen hatte, daß er glaubte, ihren Vater entbehren zu können. So ganz unrecht hatte er wohl mit dieſer Art zu handeln nicht, denn um eines Weibes Gunſt zu erlangen, iſt es gewiß das beſte Mittel, in ihrer Umgebung einen Fürſprecher zu haben, der den Liebhaber immerdar lobt und vertheidigt. Nur ſchlug es gerade diesmal Valerio fehl, indem Narciſa ihn verabſcheute und hingegen Teodoro zärtlich liebte, deſſen Schönheit und Anmuth ihre Seele gewonnen hatte. Sie benahm ſich allerdings dabei mit ſo großer

Vorſicht, daß weder Teodoro ſein Glück, noch Valerio ſein Unglück ahnete, und trug ängſtliche Sorge, bei allen Gelegenheiten, wo die Augen die Verirrungen des Herzens zu verrathen pflegen, durchaus gleichgültig zu erſcheinen und ihr Angeſicht verborgen zu halten. Nur Wenige konnten ſich rühmen, ſie geſehen zu haben, und wenn ſie ſich zuweilen ja öffentlich zeigte, ſo beobachtete ſie eine ſolche Zurückhaltung, daß ſie, ohne ihre Faſſung zu verlieren, belebte und tödtete.

Da Teodoro ihr ſeine große Liebe zu erkennen zu geben
wünſchte, ſo trat er eines Abends, als er ſie aus ihrem
Hauſe geben ſah, auf ſie zu, ließ verſtohlnerweiſe ein Schnupf-
tuch vor ihr niederfallen, hob es wieder auf und ſagte zu
ihr, es küſſend: Sie haben hier das Schnupftuch fallen laſ-
ſen, Gnädige. — Narciſa wußte recht wohl, daß es nicht
das ihre war, Neugier und Liebe bewogen ſie aber, es mit
einer höflichen Verbeugung von ihm anzunehmen, wodann
ſie, zu Hauſe wieder angelangt und es allein in ihrem Zim-
mer auseinanderſchlagend, eine in zärtliche Verſe gekleidete
Liebeserklärung darinnen vorfand. Da ſie nun in Folge die-
ſes erſten Begegnens und dieſes ihr von Teodoro's Leiden-
ſchaft abgelegten Zeugniſſes ihre Geſinnungen gegen ihn auch
nicht mehr ſo ſtreng wie früher verheimlichte, ſo ermuthigte
ſie ihn dadurch, trotz Froſtes und Regens die meiſten Nächte
auf ihrer Straße zuzubringen, und gewann es allmählig über
ſich ſelbſt, ihm bis zum Anbruch der Morgenröthe an einem
Fenſter Geſellſchaft zu leiſten. Die Ständchen waren zu je-
ner Zeit eben ſehr im Schwunge, und ſo beſchäftigten die
ſanften Klänge mannichfaltiger Inſtrumente Narciſas Ohr
viele Nächte lang, wiewohl die Liebenden gegenwärtig ge-
wohnt ſind, ihre Bewerbungen auf ſichrere und weniger ge-
räuſchvolle Art einzurichten. Da die ſchöne Dame ſehnlich

wünſchte, ihre Liebe durch einen glücklichen Ausgang gekrönt zu ſehen, ſo beredete ſie Teodoro ſo lange, ſich ihren Eltern zu entdecken, bis er ſich zu dieſem Schritt entſchloß, weil er dafür hielt, ſein von einem ihnen durchaus ebenbürtigen Edelmanne geſtellter Antrag könne von ihnen nicht wohl anders als beifällig aufgenommen werden. Er hatte ſich in ſeinen kühnen Erwartungen freilich ſehr getäuſcht. Denn ob er gleich von Adel, klug und angeſehen war, ſo ſtand er doch in dem Rufe, ausſchweifend zu ſein, weil er ſchon vor ſeiner Bekanntſchaft mit Narciſen unterſchiedliche Händel mit dem Degen ausgefochten hatte. Allerdings war er, ſeit er ſie hatte kennen lernen, von ſeinen früheren Ausſchweifungen ziemlich zurückgekommen, und befleißigte ſich nur der Vollendung ſeiner Studien, um ſich Narciſens werth zu machen und ihren Beſitz zu erringen; ihre Eltern ſcheuten ſich aber nichtsdeſtoweniger vor ſeiner Sinnesart und Heftigkeit, und erwiederten ihm deswegen, er möge ſie entſchuldigen, ihre Tochter ſei bereits verſagt, und ſie könnten nicht wohl umhin, ihr einmal gegebenes Wort zu erfüllen.

Verzweifelnd hörte der Jüngling dieſe Antwort an, begab ſich, als die Nacht kam, zur Zuſammenkunft mit Narciſen an ihr Fenſter, und ſagte zu ihr zärtlich und betrübt: Es iſt ein Wunder, mein Herz, daß ich mit dem Bewußtſein, dich zu verlieren, lebendig vor dir ſtehe. Ich habe mich heute gegen deine Eltern erklärt, und von ihnen den Beſcheid erhalten, du ſeieſt, ihrem verpfändeten Worte gemäß, ſchon ſo gut als vermählt. Bedenke alſo, wie es mit einem Menſchen ſtehen muß, der dich ſchon ſeit Jahren liebt und nun plötzlich die Gewißheit, dich mit deiner Eltern Willen nie ſein zu nennen, vor ſich ſieht. Ich verliere dich, und muß dich vielleicht in eines Anderen Armen ſehen, wofern du nicht etwas für mich wagſt. Ich ſage dir dies, damit du auf

Hülfe ſinneſt, wenn du mich irgend liebſt, denn, wo ich nur deiner gewiß bin, gedenke ich, dein Gatte zu werden, befeindete uns auch die ganze Welt. — Wenn man ein Mädchen verheirathen kann, ohne daß ſie etwas davon erfährt, antwortete Narciſa, ſo bin ich vielleicht ſchon vermählt; wenn aber ihre eigne Zuſtimmung dazu erforderlich iſt, ſo kannſt du mir glauben, Teodoro, daß mich nur allein deine Liebe gewinnt. Sollten weder Bitten noch Widerſtand etwas gegen meine Eltern vermögen, ſo bin ich wohl fähig, irgend eine Thorheit um deinetwillen zu begehen; ſo lange ſie indeſſen keine Gewalt gegen mich anwenden, berechtigen ſie mich auch nicht, ihnen Kummer zu verurſachen. — Damit verabſchiedete ſie Teodoro, der ſich von ſeinen Beſorgniſſen in etwas hergeſtellt fühlte.

Narciſa hatte einen ſehr jähzornigen Bruder, der Teodoro eines Nachts dicht an der Thüre ſeines Hauſes ſtehen ſah und, weil er es für ſeine Pflicht hielt, ihn von der Straße zu vertreiben, zu erkennen ſtrebte. Da Teodoro ſeine Geliebte durchaus nicht beleidigen wollte, ſo verſuchte er, ſeinen Gegner mit den beſten Worten zu nöthigen, von ſeinem feindſeligen Vorhaben abzuſtehen, zuletzt aber, da denſelben weder Bitten noch Vorſtellungen beſchwichtigten, mußte er ſich doch wohl oder übel vertheidigen, indem er ſich, theils um ihn nicht zu verletzen, theils, um ſelbſt nicht erkannt zu werden, nach und nach zurückzog. Sein Gegner, der der Meinung war, dieſer beharrliche Rückzug beweiſe einen Mangel an Tapferkeit, forderte ihn auf, indem er ihn bei ſeinem Namen nannte, ihn zu erwarten, vorausgeſetzt, daß es nicht ſeine Gewohnheit ſei, zu fliehen, ſobald er allein wäre. — Ich glaube nicht, erwiederte Teodoro, daß ich jemals einem Menſchen Grund gegeben habe, mich für einen Feigling zu halten. Wer dies von mir denkt, der täuſcht ſich, um nicht zu ſagen, der lügt; denn ich fliehe keineswegs vor ihnen, weil ich ſie fürchte, ſondern vielmehr weil ich in ihnen Narciſen, die ich zärtlich liebe, abgeſpiegelt ſehe. Weil ſie mich nun aber einmal erkannt haben, ſo ſollen ſie doch fühlen, wen ſie vor ſich haben, damit ſie in Zukunft beſſer von mir denken lernen. — Er griff ihn bei dieſen Worten mit Zorn und Gewandtheit an, und verſetzte ihm unter der Bruſt einen Stoß, der den Verwundeten mehrere Tage an das Bett feſſelte, ihn ſelbſt aber ſich in ein Kloſter zu flüchten zwang.

Narciſas Eltern waren über dieſen Unfall außerordentlich betrübt, Teodoro warf ihn ſich ſelbſt aber noch weit ſtrenger vor, als ſie es hätten thun können, weil er ſich ſagen mußte, ſeine Geliebte leide ſicherlich dadurch zumeiſt und werde von Jedermann als die unſchuldige Urheberin der That bezüchtigt. Während nun eine Verſöhnung zwiſchen Teodoro und ſeinem bald wieder hergeſtellten Feinde vermittelt ward, ließ ſich Valerio die Sorge für ſeine Liebe ſo angelegen ſein, daß er eine Dienerin Narciſas durch Geld beſtach, ihn in ihr Zimmer zu verbergen, damit er mit Liſt und Gewalt die Gunſt erlange, die ihm ſein eignes Verdienſt nicht erwarb. Als die ſorgloſe Jungfrau daher eines Nachts Teodoro erwartete, um ihm einen Brief zuzuwerfen, in dem ſie ihm ihre Entſchloſſenheit, für ihn zu handeln, zu erkennen gab, ſah ſie hinter den Vorhängen ihres Bettes einen Mann hervorſchleichen. Nahe daran, vor Schreck laut aufzuſchreien, hielt ſie ſich nur in dem Bedenken zurück, es könne Teodoro ſein; das Lärmen ihres kleinen Hündchens über die fremde Erſcheinung war aber ſo unmäßig, daß ihr Bruder darob erwachte und eben dazu kam, als Narciſa ſich überzeugen wollte, wer es ſei. Sobald ſich der beſtürzte Valerio verrathen ſah, ſuchte er ſich nach der Thüre zu retten, durch die er hereingekommen war, bedeckte ſein Geſicht mit ſeinem Schilde und nahm ſeine Flucht der Treppe zu. Im Verlaufe dieſes Abenteuers gerieth das ganze Haus in Aufruhr, der alte Vater ſprang halb nackt aus dem Bette, und Valerio verwirrte ſich dermaßen, daß er, anſtatt vor ſeinen Verfolgern auf die Straße zu entfliehen, in einen Hofraum des Hauſes kam. Vater und Sohn ſetzten ihm auf den Ferſen nach, hielten, als ſie die Hauptthüre offen ſtehen ſahen, für gewiß, daß er dadurch entronnen ſei, ſchlugen die erſte Straße ein, und fielen ohne weitern Wortwechſel den erſten Mann, dem ſie begegneten, um ſo wüthender an, als ſie in ihm Teodoro erkannten, der, nachdem er lange Zeit vergeblich erwartet, Narciſa ſolle ſich ihm wie andere Nächte zeigen, ermüdet den Rückweg nach Hauſe antrat, und jetzt beim Anblick ſeiner beiden Gegner nicht anders glaubte, als daß ihr feindlicher Angriff eine beabſichtigte Rache für ihre früheren Zwiſtigkeiten mit ihm ſei. Einige Gerichtsbeamte der Univerſität kamen dazu, und brachten Teodoro, als ſie von deſſen Widerſachern den Grund ihrer Beſchwerden vernahmen, in den Carcer, ſo wie ſie auch Narciſen im Hauſe eines Verwandten ein ſicheres Unterkommen bereiteten. Valerio war mittlerweile, ſobald er erkannt hatte, daß er glücklicherweiſe nicht verfolgt wurde, auch herausgekommen und hatte ſich als ein Zeuge des Vorganges nach deſſen Urſache erkundigt, wie es ja oftmals zu geſchehen pflegt, daß der Verbrecher ſelbſt nach der Art des Verbrechens fragt. Teodoro ſeinerſeits äußerte, daß die wider ihn erdichtete Beſchuldigung ſeiner Feinde ein ſchlechter Vorwand ſei, ihm Narciſa vorzuenthalten, da ſie vielmehr ſeine Abſichten begünſtige. — Wir haben nichts weniger im Sinn als dies, erwiederte der erzürnte Greis, ſondern tragen nur Verlangen, ſie für die Bosheit zu züchtigen, mit der ſie mein Haus beleidigt, die Thüren erbrochen und die vermaledeiten Mägde beſtochen haben, ihnen eine junge vornehme Dame verführen zu helfen. — Teodoro verlor über dieſe Beſchuldigungen faſt den Verſtand, und wußte um ſo weniger, was er davon denken ſollte, als Narciſa ſelbſt in der feſten Überzeugung alles beſtätigte, daß er, der von den Ihrigen Feſtgenommene, auch wirklich in ihrem Zimmer verborgen geweſen ſei. Bei weiterem Nachdenken über die von allen Seiten gegen ihn erhobenen Beſchuldigungen erwachte in Teodoro der Verdacht, es möge ein anderer, entweder begünſtigterer oder verwegenerer Liebhaber als er in dieſer Nacht Narciſens Reize genoſſen haben, und es beſtärkte ihn darin eben der Umſtand, daß die bisherigen Widerſacher ſeiner Liebe ihn gegenwärtig zum Abſchluß ſeiner Vermählung drängten, weil Narciſa's Ehre auf keine andere Weiſe wieder herzuſtellen war. Als demnach auch alle ſeine Verwandten ſich dahin vereinigten, ihn mit ſeiner Geliebten verbinden zu wollen, erklärte er, von der Ehe mit ihr könne keine Rede mehr ſein, weil, wenn man einen Mann bei ihr angetroffen habe, und ihn dafür ausgeben wolle, der ſeinerſeits recht wohl das Gegentheil wiſſe, offenbar ein Anderer in dieſer Nacht mit ihrer Gunſt erfreut worden ſei. Narciſa verlor über dieſe Antwort alle Beſinnung, ſchrie und weinte wie außer ſich und klagte zum Himmel über Teodoro's Ungerechtigkeit. Ja, zu der Einſicht gelangend, daß ihr mit ihrem guten Rufe alle Freude am Leben verloren gehe, warf ſie ſich, indem ſie einen Strom von Thränen vergoß, ihrem Vater zu Füßen, bat ihn, ſie zur Strafe, ihre Augen auf einen ſo undankbaren Menſchen geworfen zu haben, zu tödten, und verſicherte ihn nochmals ihrer Unſchuld in dem ganzen Ereigniſſe, ſo wie ihrer Unwiſſenheit, wer der kühne Verräther geweſen ſei. Ein an Narciſa's Vater eingehender Brief endigte zuletzt deſſen Verlegenheit, indem Valerio, der ihn abgefaßt hatte, die Wahrheit bekannte und ſich ihm zum Sklaven ergab. Um ſeiner Tochter Ehre in keinem zweideutigen Lichte erſcheinen zu laſſen, ließ der alte Edelmann Valerio darauf zu ſich kommen und verlobte ihn mit ihr, ohne ihr jedoch deſſen Geſtändniſſe zu eröffnen, damit ſie keine Gelegenheit fände, ihr gutes Vernehmen mit Teodoro wieder herzuſtellen. Das betrübte Mädchen wollte ſich an ihres Liebhabers vermeintlicher Unbeſtändigkeit rächen, und willigte alſo darein, ſterbend zu leben, was eben gleichbedeutend mit der Annahme eines Gatten war, den ſie verabſcheute. Die gegen Teodoro anhängig gemachten Verfolgungen wurden eingeſtellt, und das Wahre an der Sache verlautete alsbald in der Stadt, da Valerio ſelbſt, um den guten Ruf ſeiner Braut zu rechtfertigen, ſich die allgemeine Bekanntmachung deſſelben angelegen ſein ließ. Auf ſolche Art erfuhr Narciſa mit der Zeit, daß Teodoro recht gehabt hatte, was er nicht begangen habe, nicht einzugeſtehen. Teodoro entſchuldigte ſie auch ſeinerſeits, und beide Liebende erſchöpften ſich in einſamen, fruchtloſen Klagen, ohne daß das eine im Stande war, dem andern beizuſtehen. O, du treuloſes Weib! ſprach Teodoro, ich zweifle nicht mehr, daß du deinen Gatten, wenn auch vielleicht nur um des Namens willen ehrſt, und mich Bedauernswerthen vergeſſen haſt, der ich dich, im Vertrauen auf dein Wort, ſechs Jahre lang liebte! Ach, Narciſa, Narciſa! wie ſchnell und wie ſchwer rächteſt du an mir ein Unrecht, das ich nicht beging. Du hätteſt wohl noch einen Tag lang warten können, um Valerio's Verrätherei und meine Redlichkeit einzuſehen. — Die betroffene Dame härmte ſich nicht weniger ab, ſich allſtündlich in die Geſellſchaft eines Mannes gebannt zu ſehen, deſſen Gegenwart ihre Seele peinigte, und empfand im Gegentheile herberes Leid über ihre Trennung, als Teodoro ſelbſt, weil ein Mann ſich doch zuweilen zu zerſtreuen vermag, und wenigſtens immer Zeit und Freiheit hat, zu weinen, derweil ein Weib ihren Kummer gezwungen in ſich ſelbſt verzehren muß, um den nicht von ihrer Seite weichenden Feind ihrer Ruhe nicht argwöhniſch zu machen, ja, ihrer Noth weder abhelfen noch ſogar gedenken darf. Ermangelte Narciſa ſolchergeſtalt alles und jedes Troſtes, ſo ſuchte Teodoro in der Entfernung von ihr einen zu finden. Er hätte freilich gewünſcht, ſie vorher noch einmal zu ſehen, um von ihren Augen Abſchied zu nehmen und ihr zu wiſſen zu thun, wie ſehr er leide, in welcher gegenſeitigen Mittheilung eine hohe Wolluſt für liebende Seelen liegt; die Befriedigung dieſer Sehnſucht vereitelte ihm aber lange Valerio's Eiferſucht, die dieſen antrieb, auf jedem Tritt und Schritt Narciſa's Begleiter zu ſein, bis Teodoro ſich endlich, von der Liebe befeuert, zu dem Wagniß entſchloß, ſeine Studentenkleider mit weiblichen zu vertauſchen, eines Abends, als Valerio ſie ſchon verlaſſen hatte, in Narciſa's Haus zu gehen und nach ihr zu fragen, die ihn, den Betrug nicht ahnend, auf ihr Zimmer kommen ließ und, wiewohl mit Vorſicht, zu erklären aufforderte: was ſein Geſuch an ſie ſei. — Ich mußte noch größere Vorſicht anwenden, als ſie in dieſem Augenblicke, ſagte Teodoro zu ihr: angeſehen, daß ich in dieſer Verkleidung bis zu ihnen gedrungen bin. — Hierauf erkannte ihn Narciſa nicht ſo bald, als ſie, zaghaft, ſtaunend und bebend die Worte an ihn richtete: Ach, mein Herr! wie wenig muß ihnen meine Ehre und mein Leben gelten, da ſie beides einer ſo offenbaren Gefahr preisgeben. Scheinen ihnen meine Leiden noch ſo gering zu ſein, daß ſie mir neue Befürchtungen und Schrecken einzuflößen gedenken? Iſt es nicht ſchon genug, Teodoro, daß ich weder für ſie leben noch ſein darf, und müſſen ſie mich überdies mit dieſer Angſt peinigen? Ich beſchwöre ſie bei ihrem Leben, Señor, gehen ſie hinweg, ehe Jemand kommt und ſie wahrnimmt, ſie ſehen ſelbſt, daß ein ſolcher Beſuch von ihnen mir nicht zur Ehre gereichen kann. — Der Himmel verhüte, erwiederte Teodoro, daß der, der dich ſo ſehr ſchätzt, dir den mindeſten Kummer bereite. Ich bin nicht zu dir gekommen, um etwa mein überſchwängliches Leid mit dir zu theilen, ſondern ich wollte dich vielmehr nur fragen, wie du von mir denkſt, damit ich, ſollteſt du dich über mich getröſtet haben, nicht ferner an meinen Feinden deinetwegen Rache zu nehmen ſinne. Es iſt ſchlimm genug, daß dies ein Mann mit Thränen ſagt, aber die Empfindung iſt für Alle da. Ich verlor dich, Narciſa, und es mußte wohl ſo kommen, weil ich dich nicht verdiente, obſchon in Wahrheit dein Gebieter nicht beſſer, ſondern nur glücklicher iſt als ich. Geſetzt aber, daß er deinen Beſitz erwirbt, ſo iſt es nicht zu verwundern, wenn ich verzweifle oder bei deinem Mitleiden Hülfe ſuche, die du mir nicht verweigern kannſt, ohne mich zu nöthigen, Dinge zu begehen, die der Welt ein Ärgerniß abgeben und mich dem Tode frühzeitig in die Arme werfen werden. — Narciſa war eine lange Weile nicht fähig, ihm zu antworten, weil unendliche Thränen ſie der Stimme beraubt hielten. Zuletzt ſprach ſie: ihre Eltern könnten ſie wohl vermählen, aber nicht zwingen, der Liebe ungetreu zu werden, die ſeit ſo vielen Jahren in ihrer Bruſt einheimiſch geworden ſei, und obſchon ihre Tugend ihr nicht zulaſſe, ihm andere Hoffnungen zu geben, ſo wolle ſie doch nicht in Abrede ſtehen, daß ſie, wenn ſie Gelegenheit dazu erhalte, ihre Ehrbarkeit auch vergeſſen könne. — Durch dieſe Gunſtbezeigungen ermuthigt, ſchied Teodoro von ihr, und ließ ſie, von mannichfalten Gedanken beſtürmt, allein, indem von einer Seite Teodoro's Liebe ſie rührte, von der andern die Ehre ihres Gatten ſie zurückhielt. Tugendhafte Grundſätze hatte ſie allerdings, aber ſie war auch leidenſchaftlich in Liebe entbrannt. Sie nahm ſich vor, Alles der Zeit anheim zu ſtellen, und inzwiſchen, um ſich in ihrem Unglück zu zerſtreuen, ſchriftliche Unterhaltungen mit Teodoro einzuleiten, bis das Schickſal entweder ihr Leben günſtiger geſtalte oder es durch den Tod beſchließe.

Teodoro empfing damals die Nachricht vom Tode eines Verwandten, der ihm eine große Erbſchaft hinterließ, mußte ſich aber die Freude über dieſen Zuwachs ſeines Vermögens dadurch geſchmälert ſehen, daß er denſelben nicht anders als perſönlich in Talavera erheben konnte. Er ſchilderte Narciſen ſeine Betrübniß über die Nothwendigkeit, ſich von ihr zu trennen, ließ ſie ſeine Rückkehr aber auch wieder ſo bald erwarten, daß das, was Verdruß hätte bereiten können, nur zu Erhöhung des Vergnügens erſonnen zu ſein ſchien. Nichtsdeſtoweniger reichte dies nicht hin, ihr die Zuſtimmung zu ſeiner Reiſe abzugewinnen, weil ſie einwarf, daß man ſich bei ſolchen Gelegenheiten recht wohl vermittelſt einer an einen Freund zu ſendenden Vollmacht perſönlich vertreten laſſen könne. Sie ſchrieb Teodoro, um ihm ihren Unwillen deswegen kund zu thun, verdrießlich und beleidigt:

> Wenn ſich Jemand, ſchon bevor er ein Weib ſein nennt, einfallen läßt, ihr Mißfallen zu erregen, ſo weiß man nicht, was er thun wird, wann ſie erſt alle ſeine Wünſche befriedigte. Sie ſcheiden und ſtürzen mich in ein Meer von Beſorgniſſen, womit ſie, wenn ſie mich wirklich lieben, eine große Grauſamkeit begehen. Ich fordere ſie bei ihren Verpflichtungen gegen mich auf, ihre Reiſe zu unterlaſſen, und bemerke ihnen, daß ich die Freude über eine baldige Rückkehr nicht als eine gültige Entſchädigung für ihre Abweſenheit annehmen kann, weil ich nicht voraus weiß, ob ſie mich noch am Leben und als die Ihrige wiederfinden werden. —

Teodoro las Narciſens Brief mit Verdruß, da er ihr nicht wohl gehorchen konnte, weil ſeine Eltern ihn mit Briefen über Briefen zu ſeiner Reiſe anhielten. Um die Zeit der Trennung ſo viel als er vermochte abzukürzen, und baldigſt wieder bei der Geliebten zu ſein, nahm er Poſt, und langte in einer kurzen Tagereiſe in Talavera an. Seine Geſchäfte gingen indeß nicht ſo ſchnell von ſtatten, als er erwartet hatte, denn es waren Rechtsſtreite über die Erbſchaft erhoben worden, die ihn hinderten, ſie anzutreten, und er mußte ſich entſchließen, wollte er ſonſt nicht noch einmal reiſen, deren Beendigung in Geduld abzuwarten. Teodoro ſchrieb zwei Briefe an Narciſa, worin er ihr über ſich und ſeine Angelegenheiten Nachricht gab, ſein böſes Schickſal wollte aber, daß keiner von beiden in ihre Hände kam. Die ſchöne Dame ereiferte ſich alſo nicht nur über ſeine ihr bewieſene Unfolgſamkeit, ſondern vornehmlich über die unerhörte Vernachläſſigung, die ihm nicht einmal zwei Worte ſchriftlich an ſie zu richten geſtattete. Valerio wußte, wie mißvergnügt Narciſa war, und ſo beſtrebte er ſich, ihre Liebe, die ſeine Verdienſte ihm nicht hatten erwerben können, durch fortgeſetzte Aufmerkſamkeiten gegen ſie zu verdienen. Der Geſchenke und Artigkeiten, womit er ſie überhäufte, wurden ſo viele, daß ſie ſich manchmal ſchämte, keine Liebe für ihn zu empfinden. Teodoro blieb immer länger aus, und Narciſa ermüdete zuletzt, um ihn zu weinen, weil es ihr thöricht vorkam, ſich wegen eines Mannes zu bekümmern, der ihr in vollen zwei Monaten kein Zeichen ſeines Angedenkens gab. Seine anſcheinende Gleichgültigkeit erkältete ihre Gefühle für ihn immer mehr, und da die Abweſenden ſchon überdies ein für allemal unrecht haben, ſo reichten wenige Tage hin, die Lage der Dinge gänzlich umzugeſtalten. Alle die Ungelegenheiten ſtill bei ſich erwägend, die ihre blinde Liebe ihr ſchon verurſacht hatte, ſprach die ſchon Getröſtete zu ſich ſelbſt: Ich war gewiß eine große Thörin, undankbarer Teodoro! daß ich dir meine Ehre aufzuopfern gedachte, denn, da ich ſolchergeſtalt nicht blos den Himmel beleidigt, ſondern auch meinen Gatten ſchwer gekränkt und mein Glück und Leben aufs Spiel geſetzt hätte, ſo würde ich, wie es ſo Vielen geſchieht, wenn mein Vergehen bekannt geworden wäre, alles verloren haben, und wenn ich mein Geheimniß auch vor Jedermann hätte bewahren können, doch immerdar in deinen und meinen eignen Augen geſchändet und unter die Zahl der gemeinſten Weiber verworfen worden ſein. Vergib mir alſo, Teodoro, wenn mir diesmal meine Ehre über dein Vergnügen geht. Ich geſtehe, daß ich verblendet genug war, nicht alles Unheil, das daraus erwachſen konnte, zu bedenken; da du mir aber durch deine Vergeſſenheit ſo vielen Anlaß gegeben haſt, wieder zur Vernunft zu kommen, ſo ſchwöre ich nun, beim Himmel! daß ich Valerio inskünftige wo möglich mit andern Augen, wenn auch nicht in Betracht deſſen anſehen will, was ich bin, ſo doch um ihm einigermaßen das zu ſein, wofür er mich hält. —

Man konnte von Narciſa nicht ſagen, es lügt, wer ſchwört und liebt, denn ſie veränderte ſich mit jedem Tage ſo ſehr, daß ſie ſich Teodoro's bald kaum noch erinnerte, und am Ende, ihrer Tugend erliegend, ihren Gemahl oder Bräutigam ſo heftig zu lieben begann, daß es ihr ſelbſt ganz unglaublich ſchien. Weit entfernt, ſich von dieſen Neuigkeiten etwas träumen zu laſſen, kehrte Teodoro nach Schlichtung ſeiner Geſchäfte in Talavera zu Narciſen zurück. Sie erfuhr ſeine Ankunft auf der Stelle, und wer hätte nicht denken ſollen, daß ſie dem Überbringer einer ſolchen Nachricht den anſehnlichſten Botenlohn geben würde? Sie dachte aber ſo wenig an ſolch eine etwaige Obliegenheit, daß ſie ſich nicht allein vornahm, ihn nicht zu ſprechen und ihm nicht zu ſchreiben, ſondern ſogar, um ihn nicht zu ſehen, ſich enthielt, aus dem Hauſe zu gehen. Teodoro fragte verſchiedene Perſonen, die mit ihr umgingen, wie ihr Verhältniß zu ihrem Bräutigam beſchaffen ſei, und alle ſchilderten ihm übereinſtimmend ihre große Liebe zu Valerio, und behaupteten, es gäbe kein glücklicheres Paar in der ganzen Stadt. Auf ſolche Weiſe, und weil Narciſa ſich weder vor ihm ſehen ließ, noch Botſchaften von ihm annehmen wollte, gelangte er zu der Erkenntniß, daß jeder Funken von Liebe zu ihm in ihr erloſchen ſei, und ſprach eiferſüchtig und verzweifelnd zu ſich ſelbſt: So ſchnell haſt du mich alſo verlaſſen können, unbeſtändige Narciſa? Welch giftiges Kraut haſt du zu dir genommen, wenn es deren gibt, die Abſcheu erregen, das mich von dem Platze verdrängte, den ich in deinem Herzen einnahm? Ich würde mich ſchon für unglücklich gehalten haben, wenn du meiner Liebe aus Rückſichten auf deine Sittſamkeit abhold geweſen wäreſt, und, wehe mir! nun muß ich mich gar von dir verabſcheut ſehen, weil du meine Liebe zu dir um deiner Liebe zu deinem Gatten willen verſchmähſt! Wenn du mir nur wenigſtens, Narciſa, gleichviel, ob du mich täuſchteſt, ſagen wollteſt: Teodoro, ich gehöre mir nicht an, ich liebe dich zwar von Herzen, aber meine Tugend verbietet mir, deine Leidenſchaft zu erhören; ſo würde mir doch der Gedanke einigen Troſt verleihen, daß du mir nicht aus Unbeſtand, ſondern aus Ehrbarkeit verloren gingeſt. Wenn du dich an mir zu rächen verlangteſt, weil ich mich von dir entfernte, ſo konnteſt du es doch für genugſame Strafe erachten, daß ich dich mir allnächtlich in eines Andern Armen denken muß, und brauchteſt mir nicht noch überdies die

Kränkung anzuthun, mir zu verſtehen zu geben, daß dich ſein Beſitz glücklich macht. Hätte ich dich zu deiner Untreue nur irgend berechtigt, ſo ſollte ſie mich nicht wundern, da ich recht gut weiß, daß eine Frau nichts verzeiht; aber, daß du mich tödteſt und haſſeſt, ohne daß ich dich erzürnte und beleidigte, iſt weder zu glauben, noch zu entſchuldigen. Die Gemüthsart der Frauen iſt in der That etwas Unerforſchliches. Bewirbt ſich zufälligerweiſe ein Mann um eine Schöne, ſo wird ſie übermüthig und verachtet ihn, erwiedert er ihre Aufmerkſamkeiten nicht, ſo erzürnt ſie ſich, verabſäumt er ſie, ſo ſucht ſie ihn auf, bemüht er ſich um ſie, ſo kühlt ſie ſich gegen ihn ab, kurz und gut, ſie werden nimmermehr zufriedengeſtellt und begütigt. Wer ſollte es für möglich halten, daß in dem weichen Herzen einer Frau ſo viele Härte anzutreffen wäre? Ich habe das beſte Beiſpiel vor meinen Augen, indem Narciſa mich anfeindet, blos weil ich ſie anbete, mich flieht, blos weil ich ihr folge, und mir das Leben raubt, blos weil ich ihr meine Seele überantwortete. —

Alſo beklagte ſich Teodoro, derweil Narciſa ſich der Freigebigkeit ihres geliebten Valerio erfreute, der mit der Zeit, als er gewiſſe Anzeichen an ihr wahrzunehmen glaubte, Vorkehrungen zu ſeiner Vermählung traf. Damit ſein Glück allgemein bekannt würde, lud er ſeine ſämmtlichen Verwandten zu ſeiner Hochzeit ein, und veranſtaltete dieſelbe in einer Einſiedelei, einem an dem Ufer des Henares gelegenen, Sankta Maria vom Thal genannten Andachts- und Vergnügungsorte der Stadt. Narciſa erſchien in Purpur und Silber, welche Farben ihre Strenge und Keuſchheit andeuteten, mit Juwelen geſchmückt und ſo ſchön, daß ſie zum Heirathen anlockte. Es gab keinen Kavalier und keine Dame, die nicht an dieſem Tage über Land gegangen wären, und unter ihnen befand ſich auch Teodoro, der nicht unterlaſſen konnte, ſich Narciſen als ein Zeuge ſeines Grams zu zeigen. Narciſa erblickte ihn und wurde von ihm gerührt, nicht weil ſie ihn etwa noch wie ehedem liebte, ſondern, weil es ſie ſchmerzte, ſeine Leiden um ihretwillen zu ſehen, die er beſonders bei einem Ringelrennen zur Schau trug, das ihr Bruder zur Feier dieſes Tages veranſtaltete, und woran unter andern jungen Edelleuten auch der verliebte Teodoro, ein Ärgerniß allen Männern und ein Gegenſtand des Mitleidens aller Frauen, Theil nahm. Derſelbe erfuhr von einem Freunde, daß Valerio um eines Rechtsſtreites willen nothwendigerweiſe auf einige Tage nach Madrid reiſen mußte. Er entſchloß ſich ſogleich, eine ſo gute Gelegenheit nicht ungenutzt vorübergehen zu laſſen, begab ſich des folgenden Abends in ihr Haus, und war ſo glücklich, bis in das Zimmer der ſtaunenden Narciſa zu gelangen, die gerade allein war und ihn, ohne abzuwarten, was er ihr ſagen werde, folgendermaßen anredete: Sie beweiſen mir, Señor Teodoro, durch dieſen Schritt, eben keinen Überfluß an Verſtand, denn es verträgt ſich weder mit der Klugheit, noch mit der Höflichkeit, daß ein Mann ſich eindrängt, wo er gewiß iſt, nicht willkommen genannt zu werden. Sie können mir zwar ſagen, daß ſie nicht ſchuldig waren, dies zu wiſſen, aber ich erwiedere ihnen darauf, daß ein Mann von ihrem Scharfſinn ſchon längſt hätte errathen können, daß er verabſcheut ſei. Hätte ich ſie geliebt, ſo, glauben ſie mir, würde ich nicht geduldig genug geweſen ſein, ihren Anblick zu entbehren, denn ein liebendes Weib weiß den Mann ihres Herzens überall zu finden, wo es ihn ſucht. Ich bin meinem Gatten mit Zärtlichkeit zugethan, weil er ſie verdient, oder weil ich mit ihm, wenn auch in kürzerer Zeit, doch inniger als mit ihnen verbunden wurde. Stehen ſie von ihren thörichten und verwegenen Unternehmungen gegen meinen guten Ruf und meine Ehre ab, denn ob ich gleich ein ſchwaches und einſames Weib bin, ſo werden ſie doch nimmermehr bei mir ihre Abſichten erreichen, weil ich ſchon morgen mich in den Schutz meiner Eltern zu begeben, und, wofern ſie auch deren Haus nicht achten ſollten, weit eher mit meinen eignen Händen ihr mir nichts mehr geltendes Leben zu endigen, als ihnen die mindeſte Freiheit zuzugeſtehen gedenke. —

Eine ſo ſchlechte Behandlung verdiente Teodoro's Ergebenheit und Liebe nicht, denn die Frauen können recht wohl ihre Ehre vertheidigen, ohne von dem Manne, der ſie bedroht, und den ſie gar dereinſt liebten, verächtlich zu ſprechen. Teodoro hörte ſie an, ohne die Augen von ihr abzuwenden, gleich als ob er ſie wohl ſchon manchmal weniger ſtreng geſehen hätte, und gab ihr zur Antwort: Geſtatten ſie mir, Señora Narciſa, über ihren, wenn ſie es offenherzig eingeſtehen wollen, grundloſen Zorn zu erſtaunen. Seit jenem unſeligen Tage, an dem ich von ihnen ſchied, habe ich ihres Anblicks nicht wieder bis zu ihrer Hochzeit genoſſen und ſie mit nichts wieder beläſtigt, ſie können mich auch eben ſo wenig eines Mangels an Rückſichten zeihen, denn, obwohl ich aus einigen Äußerlichkeiten die mäßigen Verbindlichkeiten kennen gelernt habe, die ich ihnen ſchuldig bin, ſo iſt dieſe Kenntniß doch eine täuſchende, weil eben viele Frauen, inſonderheit wenn ſie ihre Ehre verlieren können, ganz andere Gefühle kund thun, als ihre ſtumme und verſchwiegene Bruſt verbirgt. Gegenwärtig erſt, da ich weiß, daß ich ihnen mißfalle, können ſie ſich über mich beklagen, ſtelle ich ihnen ferner nach, und ich muß nur noch ſo viel erinnern, daß ſie gewiß nicht die rechten Mittel gewählt haben, ſich von meinen Zudringlichkeiten zu befreien. Sie fordern meine Verwegenheiten vielmehr heraus, als daß ſie ſie unterdrücken, da es ihnen wohl bewußt iſt, daß ich mich keineswegs klug und vorſichtig betrug, weil ich von Natur ſo bin, ſondern nur, weil ich mir aus Liebe zu ihnen, und ihrer Bitten und Thränen eingedenk, einigen Zwang auferlegte. Gott weiß es, daß ich ſeitdem nur unſchuldigerweiſe, aus Nothwehr und weil kein Mann bis zur Feigheit verſtändig ſein darf, gegen ihren Bruder den Degen zog. Daß ich ihrem Gemahl nicht dafür, daß er es durch ſeine Hinterliſt ward, das Leben nahm, als ich davon Kunde erlangte, geſchah auch nur aus Liebe zu ihnen. Bin ich ſonach immer darauf ausgegangen, ihnen meine Unterwürfigkeit zu bethätigen, ſo muß mich gerechterweiſe, und zwar noch mehr als ihre Liebe zu Valerio, die Verachtung ſchmerzen, die ſie mir zu erkennen geben, indem ſie die Meinung zu hegen ſcheinen, ich ſei mein ganzes Leben lang nur bedacht geweſen, ſie zu beleidigen. Im Gegentheile habe ich nichts als Kränkungen von ihnen erfahren, und gebe ich ihnen hiermit mein Wort, ſie ihnen ſo reichlich zurückzuerſtatten, daß ſie meiner jederzeit gedenken, und erſt darin wahren Grund erhalten ſollen, mich zu verabſcheuen. — Ohne eine Antwort abzuwarten, ſtürzte Teodoro nach dieſer Rede in der äußerſten Aufregung fort, und war auf nichts Andres mehr als auf Valerio's Ermordung bedacht, weil er nur dadurch ſeine Ruhe und Zufriedenheit wieder zu gewinnen hoffte. Er verfiel wieder gänzlich in ſeine alte ausſchweifende Lebensart, und ward ihr zufolge ſelbſt von denen gefürchtet, mit welchen er auf einem freundſchaftlichen Fuße ſtand, ja, er brachte keine Stunde des Tages anders als auf eine unwürdige und ſeiner Ehre nachtheilige Weiſe zu.

Ein ſchönes Weib derſelben Stadt, das Lucrezia heißen mag, obgleich ihre Sitten ſie durchaus nicht zu dieſem Namen berechtigten, hatte Teodoro ſchon ſeit längerer Zeit heiß geliebt, ihm ihre Leidenſchaft aber nimmer zu offenbaren gewagt, weil er nur für Narciſen da zu ſein und zu athmen ſchien. Als ſie nun jetzt das ſchmähliche Ende ſeiner Liebe zu ihr vor Augen ſah, betrachtete ſie Teodoro ſogleich als den Ihrigen und ſchrieb ihm ein Liebesbriefchen, das folgendermaßen lautete:

> Eine gewiſſe Dame verlangt ſie ſchon ſeit vielen Tagen zu ſprechen, um an einem thörichten Menſchen Rache zu nehmen, der ihr läſtig fällt, und hat nur bisher, ſo lange ſie der Señora Narciſa angehörten, nicht gewagt, ſich ihnen zu entdecken, weil ſie ſich einer abſchlägigen Antwort auszuſetzen fürchtete. Sie hat mir aufgetragen, ihnen zu ſagen, daß ſie ihnen gewogen iſt, und ſie zu fragen, ob ſie geneigt ſind, ihre Liebe zu erwiedern, die ſie keineswegs zu ihrem Vermögen, ſondern einzig und allein zu ihrer Perſon hegt, wie denn die Frauen überhaupt, wenn es auch einige geben mag, die auf eine andere Weiſe lieben, den Freuden der Sinnlichkeit gar nicht abhold ſind. Die Dame, die ſie liebt, iſt nicht ſo häßlich, daß ſie ihnen mißfallen würde. Sie iſt meine Freundin, und ich heiße Lucrezia, und glaube, daß ihnen meine Wohnung bekannt iſt, wiewohl es ihnen noch nicht gefallen hat, ſich derſelben zu bedienen. Wollen ſie der Unbekannten ihre Zärtlichkeit ſchenken, ſo laſſen ſie es mich wiſſen und kommen ſie dieſe Nacht nach elf Uhr zu mir. —

Teodoro erkannte wohl, ſobald er dieſen Brief geleſen hatte, daß die Vermittlerin auch die liebende Dame war, denn er hatte in ihren Augen ihre Wünſche geleſen. Da Lucrezia ungewöhnliche Reize beſaß, und wiewohl eine der unbeſtändigſten, doch auch eine der liebenswürdigſten Frauen von Alcalà genannt werden konnte, ſo entſprach er ihrer Aufforderung mit Vorſicht und Pünktlichkeit, und erſchien ſtattlich geſchmückt in ihrer Straße, mit Beinkleidern und Wamms von gewäſſertem purpurnen Taffet, Mantel von Tuch, farbigem Hute, goldenen Kniegürteln, büffelledernem Koller, einem kleinen runden Schilde an der Seite, und einem langen Stoßdegen in der Hand. Er fand ſie aber weniger unbeſucht, als er geglaubt hatte, weil ein neuer Anbeter der Schönheit Lucreziens, der ſich nicht an ihre Aufführung gewöhnen mochte, vor ihren Fenſtern mit einer Spottmuſik auf ihr Erſcheinen wartete. Teodoro verweilte unbemerkt in der Nähe, Lucrezia zeigte ſich auf dem Balkone, und die Begleiter ihres Feindes trennten ſich, indem einige die Straßenecken hüteten, die übrigen dagegen ein zu ihrer Verhöhnung gedichtetes Lied anſtimmten. Teodoro hielt ſich theils für verpflichtet, bei dieſer Gelegenheit Lucreziens Ritter zu werden, theils erkannte er die Schwierigkeit, in ihr Haus zu gelangen, vertriebe er nicht vorerſt die nächtlichen Ruheſtörer von der ſehr ſchmalen Straße. Er legte alſo ſeinen Mantel von ſich, und rief ihnen zu, daß man Geſang und Muſik zum Preiſe der Schönheit, nicht aber zu ihrer Beleidigung anzuwenden pflege. Darob erzürnten ſich, nicht die Muſiker, ſondern die bewaffnet zu ihrem Schutze mitgekommen waren, als ſie ſahen, daß ein Einzelner ſich unterſtand, ſie mit Worten zu ſtrafen. Sie zogen, ohne zu wiſſen, wer der Fremde ſei, ihre Degen, um zu verſuchen, ob er eben ſo geſchickt damit als mit Sylben zu ſtechen verſtände, lernten von ihm indeſſen bald zu ihrer eignen Schande, woran ſie waren, denn mehr als einer warf ſeinen Degen von ſich, um mit deſto größerer Leichtigkeit und mit minderer Gefahr wie die übrigen zu fliehen. Teodoro nahm ſeinen Mantel auf, bemächtigte ſich der Siegeszeichen, die er auf dem Kampfplatze fand, und eilte zu Lucrezien, als eine Dienerin zu ihm herunter kam, und ihm berichtete, daß ihre Gebieterin ohnmächtig geworden ſei. Durch ein Glas Waſſer wieder zu ſich gebracht, und ihn lebend vor ſich ſehend, ſagte ſie zu ihm: wenn er gewußt hätte, wie ſehr ſie ihn ſchätze, ſo würde er ihr dieſen Kummer erſpart haben. — Ich denke, antwortete Teodoro, daß ich ſie nicht wohl ins Angeſicht beleidigen laſſen durfte, auch hatten ſich ihre Feinde der engen Straße ſo ſehr bemeiſtert, daß ich nur erſt, wann ich ſie vertrieben hatte, zu ihnen gelangen konnte, der ich, geſetzt, daß dieſer Brief von ihnen kommt, ſie verſichere, durch ihn höchlich beglückt worden zu ſein, weil er mich die Erfüllung einer längſt gehegten Sehnſucht hoffen läßt. — Der Himmel weiß, antwortete Lucrezia, daß ich nur auf Narciſen in meinem ganzen Leben eiferſüchtig geweſen bin, weil ſie ſie ihrer Liebe würdigten. — Hätte ich ſie früher gekannt, ſprach Teodoro, ſo würde meine Leidenſchaft zu ihr gewiß nicht ſo groß geworden ſein, alles was ich gegenwärtig für ſie thun kann, beſteht darin, daß ich ihren Verluſt nicht empfinde. — Da ſie nunmehr wiſſen, Teodoro, nahm Lucrezia das Wort, wie aufrichtig und wie heiß ich ſie liebe, ſo laſſen ſie ſich ein einziges Hinderniß nennen, das dem ungeſtörten Fortgange unſerer Liebe entgegen ſteht. Ich bin einem Manne, den ſie kennen, Namens Andronio, ſehr große Verbindlichkeiten ſchuldig, als deren geringſte ich es anſehe, daß er alljährlich zweitauſend Escudos für mich ausgiebt. Ich möchte zwar überaus gern ihnen allein angehören, und mich gänzlich von ihm trennen; aber ich würde es für eine Niederträchtigkeit halten, ihm ſeine Wohlthaten mit Undank zu vergelten. Er iſt älter an Jahren als wir es beide zuſammen ſind, und beſucht mich, aus dieſem Grunde, nur ſeltene Male und mit großer Vorſicht. Wollen ſie nun unter dieſer Beſchränkung der meinige ſein, ſo verſpreche ich ihnen, ſie als den Herrn meiner Freiheit, meines Vermögens und meiner Perſon anzuſehen, und wünſche, daß ſie mir meine Liebe zu ihnen, derweil ich mir die Liebesdienſte eines anderen Mannes gefallen laſſe, nicht verdenken mögen, da es ja bei den Frauen ein Herkommen iſt, gerade den am wenigſten zu lieben, dem ſie das meiſte ſchuldig ſind. — Teodoro dankte Lucrezien, daß ſie ihn von dieſem Verhältniß unterrichtet und alſo in den Stand geſetzt habe, mit ſeiner Liebe dem Umgange mit ihrem alten Freunde aus dem Wege zu gehen, und ſie überließ ihm, nach dieſer Uebereinkunft, ihre Reize zu jeder Zeit, die ihr erſter Liebhaber nicht von ihr in Anſpruch nahm.

Wie viele Rückſichten ſie jedoch beiderſeits auf ihn nahmen, ſo ſchöpfte der alte Andronio, aus Lucreziens abnehmender Zärtlichkeit gegen ihn, endlich nichtsdeſtoweniger Verdacht. Sie beſtärkte ihn ſelbſt noch mehr darin, weil ſie dereinſt ihren Schreibtiſch unverſchloſſen ließ, und ihm ſo Gelegenheit gab, einige an ſie gerichtete Verſe und Briefe Teodoros zu finden. Sie vertheidigte ſich zwar mit der Behauptung, dieſe Papiere gehörten einer Freundin an; als aber Andronio, den ſie in Erwartung Teodoros gleich wieder fortgeſchickt hatte, eiferſüchtig umkehrte, und, ſie in deſſen Geſellſchaft antreffend, ihr unbedachterweiſe einige Ohrfeigen gab, durchbohrte ihm der über dieſen Schimpf blind wüthende Teodoro mit ſeinem Degen die Bruſt, und gebot nach geſchehener That Lucrezien, ihre Koſtbarkeiten zu nehmen, und ihm an einen Ort zu folgen, wohin er ſie in Sicherheit bringen werde. Hört nur ein einziges Wort von mir an, ſagte der ſchon halbtodte Andronio: ob wohl ihr meine Mörder ſeid, ſo vergebe ich euch eure Uebereilung dennoch, wenn ihr mir einen Wunſch erfüllen wollt. — Ich habe zwar Grund genug, erwiederte Teodoro, mich den Händen der Gerechtigkeit durch die eiligſte Flucht zu entziehen; glauben ſie mir aber, daß ich gern alles, was ich vermag, thun werde, um ihnen zu dienen. — Was ich zu bitten habe, fuhr der Verwundete mit ſchwacher Stimme fort, iſt, daß Lucrezia in ihrer Wohnung bleibt, und daß ſie mich nach der meinigen bringen, wo ich ausſagen werde: von zwei oder drei unbekannten Männern, entweder in der Abſicht, mich zu berauben, oder weil ſie mich für einen Anderen gehalten hätten, angefallen und verwundet, von ihnen aber aus ihren Händen befreit worden zu ſein. Ich beabſichtige mit dieſer Täuſchung dreierlei: erſtens, ihnen Rechtfertigung und Vergebung angedeihen zu laſſen; zweitens, wie ein Chriſt zu ſterben, und die Sacramente zu empfangen; drittens, meinen Freunden und Bekannten, die mich für keinen ausſchweifenden Menſchen erachten, kein Aergerniß zu geben. Daß ſie dies thun, beſchwöre ich ſie bei meinen grauen Haaren, bei meinem Blute, und ſogar bei der Liebe Lucreziens, angeſehen, daß ſie ſich und ſie auf dieſe Weiſe vor jedweder Nachſtellung ſichern. — Teodoro hatte mit Aufmerkſamkeit und Beſtürzung die Rede des Greiſes vernommen, glaubte dem, was er ſagte, wie denn manchen Worten der Stempel der Glaubwürdigkeit aufgedrückt iſt, und trug ihn in ſeinen Armen auf die Straße hinunter und in ſein Haus zurück. Die Gerichte ſtellten die üblichen Nachforſchungen an; konnten aber natürlicherweiſe nicht die leiſeſte Ahnung der Wahrheit aus ſeinem Bekenntniſſe entnehmen.

Teodoro war zu der nämlichen Zeit ſchon Lucreziens müde, weil ihn Narciſas Bild und Angedenken keinen Augenblick in Ruhe ließ. Er fing ſeit dieſer Begebenheit an, ſie zu vernachläſſigen, und ging bald ſo weit, daß er ihren Anblick floh, wenn gleich ihre Leidenſchaft für ihn in demſelben Maße zunahm, als er gegen ſie erkaltete. Am Ende, da ſie ſich ihres Erhalters durch ihn beraubt ſah, denn Andronio ſtarb binnen acht Tagen, kam ſie ganz von Sinnen, und beging die ärgſten Thorheiten, um ihn wieder an ſich zu feſſeln.

Teodoro hörte, daß ſein Nebenbuhler Valerio von Madrid käme, und nahm ſich vor, ihm unterwegs aufzulauern, und ihm den Tod zu geben, um auf dieſe Weiſe ſeiner Eiferſucht mit einem Male Grenzen zu ſetzen, und ſodann vor Narciſen, die ihn verabſcheute, und vor Lucrezien, die ihn langweilte, nach Flandern zu fliehen. Der Himmel hatte jedoch beſchloſſen, ihn zur Erkenntniß zu führen und ihm den Ausgang, den ſeine Uebelthaten nothwendig nehmen müßten, vor Augen zu halten. Als er nämlich eines Abends nach zehn Uhr durch Narciſens Straße ging, um die letzten ſehnſuchtsvollen Abſchiedsblicke nach ihren Fenſtern emporzuwerfen, weil er einige Stunden ſpäter an dem zurückerwarteten Valerio ſeine blutige Rache abzukühlen gedachte, ſah er eben aus deſſen Hauſe eine hohe weibliche Geſtalt hervorſchlüpfen, die ihn, um ihres würdevollen Weſens und der ungewöhnlichen Stunde ihres Ausgangs willen, veranlaßte, ſich von ſeinem Pferde herabzuſchwingen, und ſie zu fragen, ob er ihr irgend zu Dienſten ſein könne? Sie glitt, ohne ein Wort zu erwiedern, ſo eilig, daß Teodoro ihr kaum folgen konnte, durch verſchiedene Straßen bis ins Freie, wo ſich der erhitzte Kavalier plötzlich zu ſeiner höchſten Verwunderung in einſamer Abgeſchiedenheit mit ihr befand. Da er nun einſah, daß er die Gelegenheit, ſeinen Feind ums Leben zu bringen, verabſäumen würde, ſetzte er ſeine Verfolgung weiter fort, ſo ſiegte ſein Durſt nach Rache über ſeine Neugier, und er ſagte zu ihr, indem er ſich ihr mit Anſtrengung ein wenig mehr näherte, um ſie zu verlaſſen: wenn ſie ſich ihm auch nicht entdecken wolle, ſo möge ſie ihm doch kund geben, ob ſie nicht ſeines Schutzes auf eine oder die andere Weiſe benöthige, weil ein wichtiges Geſchäft ihn zu dieſer Stunde abrufe. — Ich mag leicht erachten, veränderlicher Teodoro, antwortete die verſchleierte Dame, daß andere neue Liebſchaften dich für meinen Verluſt entſchädigen, da du mich, wie ich aus meinem Hauſe komme, nicht erkennſt. Ich bin Narciſa, Teodoro, ich bin Narciſa! wohl wiſſend, daß du dich, mir zum Hohne, der ſchmachvollen Umarmungen Lucreziens erfreuſt, in Verzweiflung hier heraus geflüchtet, um mein Leben, vor der Zurückkunft meines widerrechtlichen Gatten, zu beendigen, denn obgleich ich dir zu verſtehen gegeben habe, daß ich dich verabſcheue, ſo geſchah dies doch nur, der Himmel ſei mein Zeuge, um dich zu prüfen. — Teodoro überzeugte ſich an Stimme, Geſtalt und Kleidung, daß es Narciſa ſei, trotz dem, daß er andererſeits beinahe den Augenſchein bezweifeln mußte, weil er Narciſen als ein tugendhaftes Weib kannte. Wie denn aber die Leidenſchaft zu Dingen verleitet, die man nicht wohl glauben würde, ſähe man ſie nicht mit eigenen Augen an, ſo überredete er ſich auch leichtlich, daß ſie es ſei, und folgte ihr ermuthigt auf dem Fuße nach, bis ſie zu einem von der Unbill der Witterung ſo beſchädigten Gebäude kamen, daß kaum die vier Wände davon ſtehen geblieben waren. Die fremde Geſtalt ſchwebte in dieſes verfallne Gemäuer hinein und zu deſſen einzigem noch erhaltenem Gemach empor, wohin ihr Teodoro ſo müde und ermattet nachſtürzte, daß er kaum noch zu reden fähig war, als er die an ſie gerichteten Worte herv orſtammelte: Was hilft es ihnen, meine Freundin, wenn ſie wirklich diejenige ſind, für die ſie ſich ausgeben, daß ſie ihren getreuen Anbeter fliehen! Ich bin Teodoro, der ihrige, nicht Lucreziens Liebhaber, und will es ihr ins Angeſicht ſagen, wenn es ihnen Vergnügen macht, daß ich ihnen mein ganzes Leben lang zu eigen angehörte, und mich gegenwärtig um ſo unglücklicher fühlen muß, als ich mich vergeblich abmühe, ihnen zu wiederholen, was ſie ſchon ſo viele Male von mir gehört haben. —

Teodoro bat ſie eine lange Weile, zu reden, und ſich ihm zu entſchleiern, und entſchloß ſich endlich, da er ſah, daß weder Bitten noch Beſchwörungen etwas fruchteten, ſeine Arme zu Hülfe zu nehmen. Wider ihren Willen alſo den Schleier ihres Antlitzes zurückſchlagend, erblickte er, anſtatt ſeiner verhofften geliebten Narciſa, darunter das traurige und geſtrenge Abbild des Todes, das mit ſeiner Senſe ſein Leben zu bedräuen ſchien. Bei dieſer Gelegenheit half Teodoros kühner Muth ihm zu nichts, denn als er ſich von den eiſigen Knochen umſchlungen fühlte, ſtürzte er bewußtlos zu Boden, und wurde erſt nach geraumer Zeit, ſobald wieder das erſtarrte Blut in ſeinem Herzen in Bewegung kam, fähig, ſich aufzuraffen und von dannen zu fliehen, viele Male den Kopf, in der Beſorgniß, nach dem öden Gemäuer zurückwendend, das entſetzliche Geſpenſt auf ſeiner Spur zu erblicken. In der Stadt wieder angekommen, und der Nähe einer Kirche ſich verſehend, warf er ſich an deren Schwelle nieder, und dankte Gott auf den Knieen für ſeine Errettung, indem er ihm feierlichſt verſprach, ſein, wie er aus dieſem Vorfalle abnahm, hart gefährdetes Leben in Zukunft zu ändern.

Derweil er noch in ſeinem Gebete begriffen war, hörte er in der Kirche ein leiſes, wie von einigen mit einander ſprechenden Perſonen herrührendes Geräuſch. Seine ungemeine Aufregung bedenkend, bildete er ſich ein, dieſe Wahrnehmung ſei eine bloße Wirkung ſeiner Furcht, und ſtand nicht an, ohne weitere desfallſige Forſchungen nach Hauſe zu gehen. Als er jedoch ſchon nahe bei ſeiner Wohnung war, drängte ſich ihm die Vorſtellung, es könnten Diebe in der Kirche ſein, ſo gewichtig auf, daß er zurückkehrte, um nicht durch ſeine Feigherzigkeit den etwaigen Raub der Heiligthümer mit zu verſchulden. Er hatte ſeine Hand kaum an die Thüre des Gotteshauſes gelegt, als ſich dieſelbe ohne Schwierigkeit öffnete. Er zog ſeinen Degen und wartete ab, ob Jemand herauskommen würde. Da aber die tiefe Stille der Nacht durch nichts unterbrochen wurde, ſo trat er voll Verwunderung und Neugierde ein, und ſchritt muthig bis zum Hochaltare vor, bei dem ihm der ſchwache Schimmer einer einzigen Lampe nichts als ſeinen eigenen Schatten wahrnehmen ließ. Er wollte ſchon glauben, ſein Gehör habe ihn getäuſcht, weil Diebe gewiß nicht das Silbergeräth würden haben ſtehen laſſen, deſſen Raub ihnen bei weitem zumeiſt eingetragen hätte; als er ſeine Augen nach einer Nebenkirche wendete, und in derſelben eine, mit einer Leuchte in der Hand, aus einer Gruft emporſtrebende dunkle Geſtalt, ſowie überdies einen dicht daneben an eine Fenſterbrüſtung gelehnten todten Leichnam wahrnahm. Wie ſehr ſich Teodoro auch darob entſetzte, ſo behielt er doch Kraft und Beſinnung genug, mit gezogenem Degen auf die Erſcheinung loszugehen, und ſie zu fragen, wer ſie ſei, und was ſie beginne. Augenblicklich antwortete ihm die Stimme Lucrezens, denn ſie war es ſelbſt: Ach, mein Teodoro! zieh deinen Degen zurück, und bedrohe nicht das Leben derjenigen, die ſich um deinetwillen unbedenklich dem Tode preis giebt. Ich bin Lucrezia, das allerunglücklichſte Weib! Erſtaune nicht, mich an einem Orte zu erblicken, wo ſonſt nur die kalten Gebeine Geſtorbener ruhen, denn eine verzweifelnde und verſchmähte Liebende mag ihren Aufenthalt wohl fern von den Lebendigen ſuchen. Ich kann den Zuſtand der Todten nur mit Neid und Sehnſucht betrachten, und tauſchte mein Leben willig gegen ihren Schlummer aus. Erregt das Angedenken an die Freuden, die du ehedem in meinen Armen genoſſen haſt, nur irgend noch die mindeſte Theilnahme an mir in deiner Bruſt, ſo bedenke, daß die Liebe zu dir mich in dieſe Lage verſetzt hat, und errette mich aus dieſen finſteren Gewölben. Die Barmherzigkeit des Himmels hat dich als den Schutzengel meines Lebens hierher geſandt, denn ich muß es als ein Wunder erkennen, daß ich mit Bewußtſein bis hierher entronnen bin. — Teodoro war über das, was er ſah und hörte, dermaßen beſtürzt, daß er Lucrezien nicht zu antworten vermochte. Die Beſorgniß, daß ihm mit ihr das nämliche wie mit Narciſen begegnen könne, machte ihn unſchlüſſig, ſich ihr zu nähern, und ihren Wunſch zu erfüllen; zuletzt aber gewann dennoch ſein Mitleiden die Oberhand über ſeine Furcht, und er trug ſie in ſeinen Armen aus der tiefen Gruft herauf. Er hatte die faſt bewußtloſe Lucrezia nicht ſobald befreit, als der Todte an ihrer Statt herunter ſank. Die beiden Lebenden verließen flugs die Kirche, und Lucrezia erſuchte Teodoro, ſie nach ihrem Hauſe zu begleiten, wofern er die ſeltſamen Begebenheiten dieſer Nacht zu erfahren begierig ſei. Teodoro folgte ihr, und als ſie in ihrer Wohnung angelangt waren, löſte ſie ſeine ängſtliche und ſcheue Spannung folgendergeſtalt:

Sobald ich nicht mehr daran zweifeln konnte, Teodoro, ſagte ſie, von dir verlaſſen zu ſein, empfand ich deine Verachtung ſo ſchwer, daß mir nur noch die Verzweiflung fehlte, um mich ganz und gar von Sinnen zu bringen. Was alles unternimmt aber nicht ein verſchmähtes Weib, ehe es dazu ſchreitet, mit ihren eignen, oder durch fremde Hände, dem Urheber ihres Unglücks das Leben zu rauben! Mein weiches Herz konnte ſich nicht zu dieſem äußerſten Schritt entſchließen, und ich wollte lieber ſterben, als dein Leben aus Rachedurſt irgend gefährden, obwohl du das meinige gewaltſam durch Gram endigteſt. Ich that alles, was ich vermochte, um deine Freundſchaft wieder zu erringen, da dich mir aber weder Liebkoſungen noch Bitten und Liebesdienſte geneigter machten, ſo wurde ich von meinen Freundinnen berathen, mich an ein gewiſſes Weib zu wenden, das in den Künſten der Zauberei ſo erfahren ſei, daß ſie jeden Mann nach Belieben zu lieben oder zu vergeſſen zwinge, als ob ein anderes Zaubermittel als das Verlangen Liebe oder Haß hervorbringen könne! oder gleichwie etwa der Kranke ſich gern von einem Uebel befreien möchte, das er für heilbar hält. Ich hielt einen ſolchen Verſuch allerdings für eine große Albernheit; nichtsdeſtoweniger wünſchte ich aber, die Erfahrung zu machen, ob wohl die Kräfte von Pflanzen und Worten im Stande wären, deine harte Bruſt zu erweichen. Ueberdies wähnt man ja ſchon eine Linderung ihrer Schmerzen zu ſpüren, indem einer Wunde ein Heilmittel aufgelegt wird, und ſo vertraute ich denn jenem Weibe mein Glück an, ob ſie dich werde geſchmeidiger gegen mich machen können. Wer hätte meinen ſollen, daß ich mit zwanzig Jahren und einem erträglichen Angeſichte beſonderer Zaubermittel dazu benöthigt ſein würde! Da ich wahrnahm, daß alle Mittel, die ſie mir anbot, nur dazu dienen ſollten, deinen Untergang herbeizuführen, anſtatt mir deine Liebe wieder zu erwerben, ſo antwortete ich ihr, daß ich durchaus nichts wünſchte und verlangte, was nur auf Koſten deines Wohls zu erhalten wäre. Alſo erkennend, welchen Werth dein Leben für mich hatte, erklärte ſie mir, das beſte und wirkſamſte Mittel, welches ihre Wiſſenſchaft ihr als ein für meinen Zweck taugliches anbiete, könne ſie mir aus dem Grunde nicht namhaft machen, weil es ein ſehr bedenkliches und frevelhaftes ſei. Es kann nicht ſo verwegen ſein, erwiederte ich ihr, daß meine blinde Liebe Anſtand nehmen würde, es in Anwendung zu bringen. Hierauf ſagte ſie: wenn ich Verlangen trüge, dich wieder ausſchließlich zu beſitzen, ſo möge ich einen beherzten Mann ſuchen, der ſich erkühne, nach der Gruft meines geſtorbenen Andronio zu gehen und ihm das Herz aus dem Leibe zu reißen, und es, zu Pulver geſtoßen, dir im Weine geben, wodann du, nach mehrmaliger Wiederholung deſſelben Verſuches, ganz gewiß anfangen müßteſt, mich anzubeten. Ich ertheilte ihr aber die Antwort: Nunmehr weiß ich, daß euresgleichen blos um eure Unwiſſenheit und Betrügereien zu verbergen, zu dieſen ſogenannten Zaubermitteln geradezu unmögliche und unausführbare Dinge vorſchreibt, damit der Glaube an eure albernen Märchen nicht untergehe. Die argliſtige Hexe ging von mir und ließ mich hoffnungsloſer als jemals allein. Sowie indeſſen das Verlangen, wenn es wahrhaftig in einer Seele Wurzeln treibt, das Unmögliche ſelbſt zu vollbringen trachtet, ſo entſchloß ich mich, aus inbrünſtiger Liebe zu dir, das größte Wagniß zu begehen, das vielleicht jemals eine Frau ſich zugemuthet hat, indem ich, ohne weiteren Bedacht zu nehmen, und in der Vorausſetzung, daß kein Mann gottlos und tollkühn genug ſein werde, ſeinen Stahl an einem entſeelten Leichname zu verſuchen, zu eigenhändiger Ausführung der von der Alten ausgeſprochenen Abſcheulichkeit. Aus dieſer Rückſicht ergab ich mich einem Manne, dem die Obhut dieſer Kirche anvertraut iſt, und der mir nicht allein um ſolchen Preis den Zutritt in die Kapelle, worin du mich fandeſt, in der gegenwärtigen Nacht geſtattete, ſondern mir ſogar die Leiche meines gemordeten Freundes unter den anderen darin befindlichen hervorſuchen half. Er nahm inzwiſchen kaum wahr, daß dieſelbe ſchon halb in der Erde verweſt war, als er, feigherzig bereuend, mich allein ließ. Ich legte entſchloſſen das Meſſer an den ſtarren Körper an; jedoch in dem nämlichen Augenblicke richtete ſich der Todte vor meinen ſichtlichen Augen empor, floh, wie entſetzt über mein ruchloſes Beginnen, aus ſeinem Grabe heraus, und rief mir mit furchtbarer Stimme zu: Iſt es möglich, Undankbare! daß du auch hier unten noch meinem Herzen keine Ruhe gönnſt? Aus dem Zuſtande eben, worein ich durch dieſe Worte verſetzt worden war, befreite mich deine Ankunft und Hülfleiſtung, und du retteteſt mir mein Leben, das ohne dich gewiß ein Raub meiner Verzweiflung und Furcht geworden wäre. Alſo, Teodoro! verhält es ſich mit dem, was mein Unverſtand gefrevelt hat, erwäge du ſelbſt, ob ich Urſache habe, ihn mein ganzes Leben hindurch mit meinen Thränen abzubüßen. Meine verſuchten Zaubereien haben zwar keine erneute Liebe in dir erzeugt; ſie brachten mir aber wenigſtens den Vortheil, daß ſie mich von meiner Leidenſchaft zu dir heilten, denn ich halte dafür, daß das Bild Andronios, wie ſein Leichnam ſich meinen grauſamen Händen entzog, Zeit meines Lebens mir vor Augen ſtehen bleiben wird. —

Kaum vermochte Teodoro der Vermeſſenheit Lucreziens Glauben zu ſchenken, trotz dem, daß ihr eigener Mund ſie ihm beſtätigte. Er ging tief betrübt nach ſeiner Wohnung zurück, und hielt ſich viele Tage lang, in Betrachtungen über ſeine Erlebniſſe verſenkt, darin verſchloſſen. Ich darf nicht zweifeln, ſprach der niedergeſchlagene Lüſtling zu ſich ſelbſt, daß mein Ende mir nahe bevorſteht, da mich der Himmel auf ſo verſchiedene Weiſen daran mahnt. Wozu haben mir nun alle meine Thorheiten und Ausſchweifungen genützt, da Valerio dennoch am Ende ſich Narciſas Beſitz erfreut, und ich mich dazu verſtehen muß, ihrer Schönheit zu entbehren? Und hätte ich auch Narciſas Liebe erworben, wie könnte ich in ihre Zuneigung Vertrauen ſetzen, da ich Lucrezias Verrath eben mit erlebt habe? Andronio war ihr Freund, machte ſie, wie ſie ſelbſt geſteht, ſeines Vermögens theilhaft, und genoß drei Jahre hindurch ihrer Liebe. Und ſie verrieth ihn nicht allein, verſchuldete dadurch theilweiſe ſeinen Tod, und beweinte ihn mit keiner Thräne, ſondern unterfing ſich ſogar, um die Liebe eines Andern, ſeines Mörders, wieder zu gewinnen, ihm ſein todtes Herz aus der Bruſt zu reißen, das für ſie geſchlagen hatte. Würde es alſo nicht die ärgſte Verblendung zu nennen ſein, wenn ich noch fernerhin ein Weib, und wäre es auch Narciſa, liebte, ja hinge ſie mir, ſo wie vordem Lucrezia, an, da ich mir ſagen müßte, daß ſie mich nach meinem Tode vielleicht eben ſo wie gegenwärtig den Andronio behandelte? Der Himmel hat ſich dieſer Mittel ohne Zweifel bedient, um mich vom ewigen Verderben zu erretten, und mich durch ſie, als durch eine Warnung und Züchtigung, zur Erkenntniß zu bringen. Ich ſehe nun, wenn auch ſpät genug ein, was die Welt iſt, die mir nichts als Reue gelaſſen hat. Mein väterliches Erbtheil geht, ebenſo wie meine Geſundheit, zur Neige, und, was das ſchlimmſte iſt, auch meine Seele ſchwebt in Gefahr. Der Himmel hat mir das klägliche Ende offenbart, das mich erwartet, wenn ich meinen zügelloſen Sitten nicht Einhalt thue, und ich fühle, wie vielen Dank ich ihm für ſeine Langmuth ſchuldig bin, die mir altem Sünder zur Buße und Beſſerung Zeit und Gelegenheit zugeſtehen will, derweil er manchen Anderen ſchon beim erſten Fehltritte ins Verderben ſtürzen läßt. — Auf dieſe Weiſe tröſtete ſich Teodoro, und die Kraft der Erkenntniß vermochte ſo viel über ihn, daß er eine Generalbeichte ablegte, und ſich gleich darauf in das vor Alcalà gelegene Barfüßermönchskloſter begab, wo er mit Thränen um das Ordenskleid des heiligen Vaters Franziscus bat, es ohne Thränen anlegte, und von

Stunde an einer der eifrigſten Brüder des ganzen Kloſters wurde. Narciſa dankte Gott inbrünſtig, ihn alſo in ſeinen Schutz genommen zu haben, denn da ſie ihn wahrhaft geliebt hatte, ſo hatte ſie ſich auch über ſeine Verirrungen ſehr betrübt. Von Lucrezien weiß man gewiß, daß ſie, über ihr vergangenes Leben ſich entſetzend, Teodoros Beiſpiel befolgte, ihren Schmuck und ihre Koſtbarkeiten verkaufte, und ihre Schönheit in einen ewigen Kloſterzwang begrub, indem ſie ſich unabläſſig ſo eifrig kaſteiete, als wenn Gott kein Erbarmen innen wohnte, und endlich ſo vertrauensvoll auf ſeine himmliſche Gnade ſtarb, als wenn er nicht auch der Allgerechte wäre.

X.

Die drei väterlichen Verbote.

In der uralten und ergötzlichen Stadt Genua lebte vor Zeiten ein durch Gaben des Glückes, wie durch Gaben des Geiſtes ausgezeichneter Edelmann, Namens Rainaldo Scaglia, der ſeinen ihn über Alles liebenden Sohn, Salardo, ſowohl erzog und unterrichtete, wie es die Pflicht eines guten Vaters iſt, und ihm nichts abgehen ließ, was ihm zum Nutzen, zur Ehre oder zum Ruhm gereichen konnte. Da geſchah es nun, daß Rainaldo, in ſeinem ſchon vorgerückteren Alter ſchwer erkrankte, und weil er fühlte, daß das Ende ſeiner Tage gekommen ſei, einen Notar rufen ließ, der ſeinen letzten Willen niederſchriebe, und demſelben zufolge ſeinen Sohn Salardo zu ſeinem Haupterben einſetzte, den er aber ſodann, als ein liebevoller Vater bat, drei Vorſchriften jederzeit vor Augen und im Herzen zu behalten, ohne ihrer jemals uneingedenk zu werden. Die erſte dieſer Vorſchriften lautete: daß er niemals, um der wenn auch noch ſo großen Liebe zu ſeiner Gattin willen, ihr ein Geheimniß offenbare. Die andere: daß er auf keine Weiſe einen von ihm nicht erzeugten Sohn an Kindesſtatt annehme und zu ſeinem Erden beſtimme. Die dritte: daß er ſich keinem Gebieter unterordne, der ſeinen Staat nur nach ſeinem alleinigen Willen beherrſche. Sobald er dies ausgeſprochen hatte, ertheilte er ſeinem Sohne ſeinen Segen, kehrte ſich nach der Wand hin und hauchte, nach Verlauf einer Viertelſtunde, ſeine Seele aus.

Rainaldo war kaum geſtorben und hatte Salardo in dem vollen Genuſſe ſeiner irdiſchen Glücksgüter gelaſſen, als der reiche, vornehme und lebenskräftige Jüngling, anſtatt auf das Seelenheil ſeines alten Vaters, und auf die vielerlei Geſchäfte Bedacht zu nehmen, die die gewöhnliche Folge eines neu angetretenen Beſitzthumes ſind, ein Weib von ſeinem Stande und nach ſeinem Sinne heim zu führen beſchloß. Es war noch kein Jahr ſeit dem Tode ſeines Vaters vergangen, ſo vollzog Salardo dieſen Beſchluß, und vermählte ſich mit Theodora, der Tochter Monſignore Odescalco Doria's, eines der erſten genueſiſchen Edlen. Als ſchön und wohlerzogen wurde die junge Frau, wenn ſie auch ein wenig ſpröde war, von ihrem Gatten doch ſo ſehr geliebt, daß er nicht von ihrer Seite wich. Da ihre Ehe indeſſen nichtsdeſtoweniger nach mehrjähriger Dauer eine kinderloſe blieb, ſo hielt Salardo, mit Zuſtimmung ſeiner Gattin, dafür, den letzten väterlichen Ermahnungen zuwider, einen Knaben fremder Eltern an Kindesſtatt anzunehmen, zu erziehen und zu ſeinem rechtmäßigen dereinſtigen Erben einzuſetzen. Was er ſich in ſeinem Innern vorgenommen hatte, führte er unverzüglich aus, und adoptirte den Poſthumio genannten Sohn einer armen Witwe, der von ihm und ſeiner Gemahlin vielleicht liebreicher und nachſichtiger, als es ſich ſchicken wollte, ernährt und erzogen wurde. Nach Verlauf einiger Zeit kam es Salardo in den Sinn, von Genua wegzuziehen und ſich anderswo niederzulaſſen, nicht etwa weil dieſe Stadt nicht ſchön und herrlich genug geweſen wäre, ſondern von einem jener unerklärlichen, unbeſtimmten Gelüſte dazu angeregt, die ein unabhängiger keinem Gebieter untergebener Menſch wohl je zuweilen hegt.

Er verſah ſich demnächſt hinlänglich mit Juwelen und Geld, brachte ſeine Pferde und Sachen in die erforderliche Ordnung, und machte ſich mit Theodora, ſeiner vielgeliebten Frau, und mit Poſthumio, ſeinem Pflegeſohne, von Genua durch Piement nach Monferrato auf den Weg, wo er ſeine Wohnung aufſchlug und, nach ſeinem Gutdünken, allmählig bald mit dieſem, bald mit jenem Bürger freundſchaftlichen Umgang pflegend, bald auf die Jagd mit ihnen ging, bald in anderen Vergnügungen und Ergötzlichkeiten, die er überhaupt ſehr liebte, ihr Genoſſe wurde. Er bewies dabei Jedwedem ſo große Freigebigkeit, daß er ſich bei aller Welt nicht nur Liebe, ſondern auch Hochſchätzung erwarb, und daß der Ruf von ſeinem adeligen Weſen ſogar bis zum Ohr des Markeſe drang, der zu Salardo, als zu einem edlen, reichen, verſtändigen und zu jedem Unternehmen fähigen Jünglinge eine ſo mächtige Zuneigung faßte, daß er keinen Tag mehr ohne ihn leben und beſtehen konnte. Ja, eine ſo innige Freundſchaft verband die beiden Männer nach und nach, daß wer da irgend eine Gnade von dem Herrn erlangen wollte, Salardo's Vermittelung dazu in Anſpruch nehmen mußte, weil ſie ihm außerdem gewiß verweigert wurde. Aus Dankbarkeit dagegen, daß er ſich vom Markeſe eine ſo hohe Stellung angewieſen ſah, bemühte ſich Salardo ſeinerſeits auf das eifrigſte, ſich ihm in Allem, was ihm nach ſeinem Bedünken angenehm ſein konnte, gefällig und dienſtfertig zu erweiſen. Der Markeſe, gleichfalls jung und der Sperberjagd ſehr zugethan, hatte in ſeinem Hofe viele Vögel, Jagdhunde, und andere dergleichen Thiere, wie es ſich denn eben für einen ſo großen Herrn geziemen mag; würde jedoch nimmermehr, weder auf Jagd noch Vogelfang, ohne Salardo's Begleitung ausgegangen ſein.

Als nun Salardo ſich eines Tages zufälligerweiſe allein in ſeinem Zimmer befand, hub er ſtill bei ſich zu erwägen an, in wie großen Ehren ihn der Markeſe halte, führte ſich das anmuthige, geſittete und ehrbare Weſen ſeines Sohnes Poſthumio, gleichwie deſſen Folgſamkeit zu Gemüth, und ſprach, in ſolcherlei Gedanken verſunken, zu ſich ſelbſt: Wie ſehr täuſchte ſich doch mein Vater in ſeinen letzten an mich gerichteten Ermahnungen! Ich bin überzeugt, er mußte, wie es ſo vielen alten Leuten geſchieht, noch vor ſeinem Tode kindiſch geworden ſein. Ich weiß nicht, welche Thorheit, ja Verblendung ihn antrieb, mir ausdrücklich zu verbieten: keinen von fremden Eltern erzeugten Sohn an Kindesſtatt anzunehmen, keinem unumſchränkt gebietenden Herrn zu dienen. Ich erkenne jetzt, wie ſeine Vorſchriften ſo gar nicht auf einem vernünftigen Grunde beruheten, indem nicht nur Poſthumio, mein angenommener Sohn, ein weiſer wohlgerathener, folgſamer Jüngling iſt, ſondern auch der Markeſe, eben ein alleinherrſchender, höchſter Herr, mich ſo werth und theuer hält, daß es ſcheint, er habe vielmehr mich zu fürchten, als ich ihn. Ich weiß nicht, was ich eben dazu ſagen und davon halten ſoll. Die alten Leute ſind einmal zuweilen wunderlich und gefallen ſich darin, uneingedenk deſſen, was ſie in ihrer eigenen Jugend gethan haben, ihren Kindern Geſetze vorzuſchreiben und Laſten aufzuerlegen, die ſie ſich wohl ſelbſt hüten würden, zu befolgen und zu tragen. Sie handeln auch nicht etwa alſo aus Liebe zu uns, ſondern nur um der einfältigen Sucht willen, immerdar mit irgend einer Sorge beſchäftigt zu ſein. Zwei der Verbote meines Vaters habe ich nun ſchon mit über Erwarten günſtigem Erfolge übertreten, und ſo will ich nur ſchnell die dritte Erfahrung dazu machen, da ich im voraus verſichert bin, daß meine ſüße Gattin, die mir theurer als das Licht meiner Augen iſt, mir alle möglichen Beweiſe ihrer herzlichen und wahren Liebe geben und mir dadurch an den Tag legen wird, wie unſinnig das wunderliche Teſtament des alten Mannes abgefaßt worden war. Wem in aller Welt ſollte ich mich denn ſicherer anvertrauen können, als meiner eignen Frau, die da Vater, Mutter, Brüder, Schweſtern, ja das eigene Haus um meinetwillen verlaſſen hat, und ein Herz und eine Seele mit mir iſt! Ich weiß recht wohl, daß ich ihr aus dieſem Grunde jedwedes, wenn auch noch ſo wichtiges Geheimniß offenbaren kann. Ich werde ihre Verſchwiegenheit und Treue nicht um meinetwillen erproben, denn ich bedarf keiner weiteren Beweiſe, daß ſie mich mehr als ſich ſelbſt liebt, ſondern nur zum Nutzen und Frommen einfältiger junger Menſchen, die dafür halten zu müſſen glauben, es ſei eine unverzeihliche Sünde, den albernen Maßregeln altersſchwacher faſelnder Eltern entgegen zu handeln. — Alſo bei ſich ſelbſt die weiſen und tief durchdachten drei Gebote ſeines Vaters verſpottend und verſchmähend, trieb Salardo den Frevel ſo weit, ſich zu entſchließen, dem dritten bewußt und abſichtlich zuwider zu leben. Er ging ohne Zeitverluſt aus ſeinem Zimmer die Treppe hinunter, und in den Palaſt des Markeſe, nach einem Gemache, das viele Falken enthielt, nahm den edelſten, den der Markeſe am liebſten hatte, ohne von einem Menſchen wahrgenommen zu werden, mit ſich hinweg, und trug ihn zu einem ſeiner Freunde, Namens Franſoe, dem er ihn übergab, indem er denſelben bei ihrer gegenſeitigen Freundſchaft bat, ihm das ſchöne Thier ſo lange ſicher aufzubewahren, bis er ihm ſeinen anderweitigen Willen darüber eröffnen werde. Darauf nach Hauſe zurückkehrend, nahm er einen ſeiner eigenen Falken, tödtete ihn insgeheim, und brachte ihn zu ſeiner Frau mit den Worten: Theodora, mein theures Weib! ich habe, wie du recht wohl wiſſen wirſt, mit unſerem Markeſe gar keine ruhige Stunde mehr, weil er bald jagend, bald vogelſtellend, bald luſtfechtend, oder andere ähnliche Dinge treibend, mich ſo ſehr in immerwährender Bewegung erhält, daß ich zuweilen kaum noch weiß, ob ich todt oder lebendig bin. Um ihn nun von dem tagtäglichen Jagen abzubringen, habe ich ihm einen Streich geſpielt, der ihn ziemlich mißvergnügt machen, und vielleicht dahin vermögen wird, ſich und uns Anderen einen Augenblick der Ruhe und Erhohlung zu gönnen. — Die Frau erwiederte: Nun, was haſt du ihm denn gethan? — Worauf Salardo ſprach: Ich habe ihm ſeinen beſten Falken, den er am liebſten hat, getödtet, und glaube, daß er vor Wuth berſten wird, wenn er ihn vermißt. — Er ſchlug, während er dies ſagte, die Tücher, worein er das todte Thier gewickelt hatte, auseinander, zog es hervor, und befahl ſeiner Gemahlin, es braten zu laſſen, denn er gedenke, es aus Liebe zu dem Markeſe zur Abendmahlzeit zu verſpeiſen.

Wie die Frau Salardo's Reden hörte, und den todten Falken erblickte, fing ſie laut an zu klagen und zu ſchelten, und machte Salardo die bitterſten Vorwürfe, wegen der begangenen That. Ich verſtehe gar nicht, meinte ſie, wie ihr euch habt ſo ſchwer vergehen und den Herrn Markeſe ſo ſehr beleidigen können, da er euch ſo herzlich liebt. Er erzeigt euch jede Gnade, um die ihr ihn bittet, hat euch den erſten Platz zunächſt ſeiner Perſon angewieſen. O, mein Salardo, ihr habt großes Unheil auf euer Haupt herabgezogen! Wenn der Herr zufälligerweiſe von dem, was ihr verbrochen habt, Kenntniß erlangte, was würde aus euch werden? Ihr brächtet ganz gewiß euer Leben in Gefahr. — Salardo ſprach: Wie willſt du, daß er es erfahren ſoll? Es weiß Niemand etwas davon, als du und ich. Und ich bitte und beſchwöre dich, bei deiner Liebe zu mir, dies mein Geheimniß ja nicht zu verrathen, weil du, wenn du es nicht ſtreng in dein Inneres verſchloſſen hielteſt, unfehlbar dein eignes, wie mein Verderben herbeiführen würdeſt. — Die Frau entgegnete: Zweifle nicht, daß ich weit eher den Tod erleiden, als ein ſolch Geheimniß offenbaren möchte. — Wie ſolchergeſtalt nun der Falke gar gekocht und wohl zubereitet worden war, ſetzten ſich Salardo und Theodora zu Tiſch; angeſehen aber, daß Theodora nicht mit eſſen wollte, ſondern ihrem Gemahle, der ſie mit ſanften Worten dazu anhielt, ſpitze Reden anzuhören gab, hob Salardo am Ende ſeine Hand empor, und reichte ihr einen ſo derben Streich auf die rechte Wange, daß dieſelbe über und über feuerte. Theodora fing heftig an zu weinen, beſchwerte ſich ſchmerzlichſt über dieſen Schlag, ſtand vom Tiſche auf, und entfernte ſich von Salardo, murrend und drohend: ſie werde ihm, ihr ganzes Leben lang, dieſe Mißhandlung nicht vergeſſen, und zu ſchicklicher Zeit und Gelegenheit ihre Rache dafür an ihm nehmen. Des anderen Morgens ſtand ſie frühzeitig aus dem Bette auf, kleidete ſich eilig an, und begab ſich, ohne Zögerung zu dem Markeſe, dem ſie die Ertödtung ſeines Falken pünktlich berichtete.

Den Markeſe entzündete die Ausſage der ungetreuen Gattin zu ſolchem Zorne und zu ſolcher Wuth, daß er den armen Salardo augenblicklich feſtnehmen ließ, deſſen Vertheidigungsgründe und Rechtfertigung durchaus nicht anhören wollte, und ihn an dem Galgen aufzuhängen, ſein Vermögen aber in drei Theile zu theilen befahl, von denen einen die Gattin, die ihn angeklagt hatte, den anderen der Pflegeſohn, und den dritten derjenige erhalten ſollte, der ſeinen Henker abgeben wolle. Poſthumio, ein Jüngling von einnehmendem und wohlgeſtaltetem Aeußeren, lief, als er den über ſeinen Pflegevater gefällten Urtheilsſpruch und die Gütertheilung vernahm, ſpornſtreichs zu ſeiner Mutter Theodora und ſagte zu ihr: O, liebe Mutter! würde es nicht gerathener ſein, ich knüpfte ſelbſt den Vater auf, und verdiente mir ſo den dritten Theil ſeines Erbes dazu, als daß ich das viele Geld in eines Fremden Hände übergehen ließe? — Theodora erwiederte ihm: du haſt in der That wohl geſprochen, mein werther Sohn, denn wofern du dies vollbringſt, bleibt Salardo's Vermögen unverſehrt in unſerem Beſitze. — Alſo begab ſich Poſthumio unbedenklich zu dem Markeſe, erſuchte ihn um die Gnade, ſeinen Vater ſelbſt henken zu dürfen, damit er alſo auch der Erbe des dritten Theiles ſeines Hab und Gutes würde, und der Markeſe geſtand ihm huldreich dieſe Bitte zu. Salardo hatte ſeinen Freund Franſoe, den er in ſein Geheimniß gezogen, erſucht, alſobald er von den Bütteln zum Tode abgeführt würde, zu dem Markeſe zu gehen, denſelben flehendlich zu bitten, ihn vor Vollziehung des Urtheils noch einmal vor ſich kommen zu laſſen, und ihm gnädiges Gehör zu verleihen, und der redliche Freund that genau, um was er von Salardo angeſprochen worden war. Derweil nun der Unglückliche, Hände und Füße in Feſſeln geſchlagen, in ſeinem harten Gefängniſſe ſaß, und von Stunde zu Stunde abgeführt zu werden gewärtigte, um den ſchmählichſten Tod am Galgen zu erleiden, ſprach er bitterlich weinend bei ſich ſelbſt: Jetzt erkenne und verſtehe ich klar und deutlich, wie die lange Erfahrung und die Weisheit meines alten Vaters für mein Seelenheil beſorgt geweſen iſt. Er, der Kluge und Verſtändige, gab mir einen ſo vortrefflichen Rath, und ich Elender, ich Unſinniger, verſchmähte ihn. Um mich vor meinem Verderben zu bewahren, gebot er mir, meine häuslichen Feinde zu fliehen, und ich habe mich ihnen zum Raube anheim gegeben, damit ſie mich tödten, und ſich meines Todes erfreuen. Er, mit der Natur der Fürſten wohl bekannt, die in einer und derſelben Stunde lieben und haſſen, erhöhen und demüthigen, ermahnte mich, ihnen fern zu bleiben, und ich, Unvorſichtiger! ſuchte ſie auf, damit ich durch ſie um Vermögen, Ehre und Leben käme. O, wollte Gott! ich hätte nimmermehr mein ungetreues Weib verſucht! O, Salardo! wie viel zuträglicher würde es dir geweſen ſein, wäreſt du in die väterlichen Fußtapfen getreten, und hätteſt Schmeichlern und Speichelleckern das Amt überlaſſen, Fürſten und großen Herren den Hof zu machen, und vor ihnen zu kriechen. Jetzt ſehe ich, wohin mich mein allzugroßes Vertrauen auf mich ſelbſt, mein Weib und meinen gottloſen Pflegeſohn, vor allen Dingen aber mein allzugroßer Glaube an den undankbaren Markeſe verleitet hat! Jetzt weiß ich ganz genau, wie ſehr er mich liebt, denn er hätte mir doch wahrhaftig keine ſchlimmeren Kränkungen anthun können, als er mich gegenwärtig erfahren läßt. Ich ſehe nun wohl die Wahrheit des gemeinen Sprüchwortes ein, das da lautet: Herrengunſt und Flaſchenwein pflege oft ſchon über Nacht verſauert zu ſein. O, elender Salardo! wie weit iſt es mit dir gekommen! Wo iſt jetzt dein Adel? Wo ſind deine lieben Verwandten, deine Reichthümer, wo iſt dein Anſehen und deine Macht hin? O, mein Vater! wenn du aus den ſeligen Höhen, in denen du weilen magſt, jetzt herniederſchauend, mich aus keinem anderen Grunde zum Tode verdammt ſiehſt, als weil ich deinen weiſen, liebevollen Wünſchen nicht folgſam geweſen bin, ſo hoffe ich, wirſt du nicht allein meine heißen Bitten um Vergebung mir gewähren, ſondern auch dein Gebet zum Höchſten richten, mit meinen jugendlichen Irrthümern Erbarmen zu tragen. — Salardo hatte dies Selbſtgeſpräch kaum heimlich in ſich beendigt, als Poſthumio, ſein angenommener Sohn, wie ein alter entſchloſſener Henker mit der Häſcherſchaar zu ihm in den Kerker trat, dreiſt auf ihn zuſchritt, und zu ihm ſagte: Da ihr, mein beſter Vater, nach dem Urtheilsſpruche des Herrn Markeſe unwiderruflich denn einmal gehangen werden müßt, und da, wie ihr ſelbſt wißt, der dritte Theil eurer Güter dem zufallen ſoll, der euch aufknüpft, ſo werdet ihr, bei der Liebe, mit der ihr mir immerdar gewogen geweſen ſeid, es mir ſicherlich nicht übel aufnehmen, ſondern zufrieden ſein, daß ich ſelbſt dieſes Amt vollſtrecke, damit ein ſo großer Theil eurer Güter nicht in Fremder Hände komme, und im Gegentheile bei den Eurigen verbleibe. — Salardo hatte den Worten ſeines Sohnes ein aufmerkſames Gehör geliehen und entgegnete: Gott ſegne dich, mein Sohn, was du da geſprochen haſt, gefällt mir wohl, und wenn ich vorher unwillig zu ſterben war, ſo ſehne ich mich nunmehr innig nach dem Tode. Vollbringe die Pflicht, die du übernehmen willſt, und zögere nicht. — Poſthumio bat ihn um Vergebung, küßte ihn auf den Mund, ergriff dann den Strick und warf ihm denſelben um den Hals, indem er ihn zu geduldiger Ertragung der Todesſtrafe ermahnte und ihn tröſtete. Erſtaunt und verſtummt über den furchtbaren Wechſel ſeines Schickſals, wandelte Salardo, die Hände gebunden auf dem Rücken, den Strick um den Hals, in Begleitung des Henkers und der Schergen, eilfertigen Schrittes aus dem Kerker hervor nach dem Richtplatze. Daſelbſt angelangt, ſtieg er mit dem Rücken gegen die an den Galgen gelehnte Leiter gewendet, von Sproſſe zu Sproſſe empor, ſchaute ſich, als er ſtandhaften und unerſchrockenen Muthes die letzte erreicht hatte, unter dem unten verſammelten Volke um, dem er umſtändlich die Urſache, aus welcher er zum Tode verurtheilt worden ſei, erzählte, und bat ſodann, mit ſanften liebreichen

Worten einen Jeden, den er etwa beleidigt habe, um Verzeihung, indem er noch überdies alle Söhne im Allgemeinen ermahnte, ihren alten Vätern immer zu gehorſamen.

Das Volk hörte den Grund zu Salardos Verdammungsſpruch und vergoß unzählige Thränen der Theilnahme an dem Schickſale des bedauernswerthen Jünglings, der ein längeres Leben ſich ſogar nicht zu wünſchen ſchien. Zu gleicher Zeit aber mit dieſen Vorgängen war Franſoe in den Palaſt geeilt und hatte den Markeſe folgendermaßen angeredet: Wenn jemals, mein erlauchter Herr, ein Funken von Mitleiden in der Bruſt eines gerechten Richters zu finden war, ſo darf ich hoffen, es in euch zu entzünden, gelingt es mir, eurer gewohnten Milde die Unſchuld des Freundes erkennen zu laſſen, der gegenwärtig in den Tod geführt wird, ohne daß er weiß warum. Was bewog euch denn, mein erhabener Fürſt, Salardo, der euch mit Leib und Seele ergeben iſt, das Leben abzuſprechen? Er hat euch weder in der That, noch ſelbſt in Gedanken gekränkt und beleidigt. Geſteht mir, ich beſchwöre euch, nur ſo viel zu, daß der zuverläſſigſte eurer Freunde, ehe er ſterbe, vor eurem Antlitz erſcheinen, und euch ſeine Unſchuld offenbaren darf. — Der Markeſe wollte Salardos Fürſprecher mit zornglühenden Augen ohne Antwort von ſich ſtoßen, Franſoe warf ſich aber vor ihm zur Erde nieder, umfaßte weinend ſeine Knie, und rief unter lautem Schluchzen: Gnade, o gerechter Richter! Gnade, o gütiger Fürſt! Ich bitte dich um deiner ſelbſt willen, laß Salardo nicht ungehört ſterben. Laß deinen Zorn fahren, ich will dir ſeine Unſchuld unwiderſprechlich darthun. Gieb ihm nur eine Stunde Friſt, um der Gerechtigkeit willen, die du gleichwie deine Vorfahren jederzeit ausgeübt haſt. Es werde nicht von dir geſagt, o Herr! daß du deine beſten Freunde ſo übereilterweiſe grundlos den Tod erleiden läſſeſt. —

Der Markeſe ſprach, auf das heftigſte gegen Franſoe erbittert: Sieh dich vor, daß du nicht am Ende Salardo's Schickſal theileſt. Wenn du das Feuer meines Zornes noch ein wenig mehr anfachſt, ſo gebe ich dir mit meiner eigenen Hand den Tod. — Ich habe nichts dawider, gnädiger Herr, daß meinen langjährigen getreuen Dienſten dieſer Lohn bereitet und ich ſelbſt in Gemeinſchaft mit Salardo aufgehangen werde, wenn du ihn nicht für ſchuldlos erkennen mußt. — Der Markeſe ermaß Franſoe's Seelengröße, bedachte, wie er ſich doch, ohne Salardo's gänzliche Rechtfertigung, gar nicht verbindlich machen ſolle, ihn zu begnadigen, und ſagte: Er willige darein, daß die Hinrichtung eine Stunde aufgeſchoben werde, beweiſe ihm jedoch mittlerweile Franſoe Salardo's Unſchuld nicht, ſo möge er ſich zu gemeinſchaftlichem Tode mit dem Verbrecher bereiten. Er rief darauf einen ſeiner Diener in ſeine Gegenwart, und gebot ihm, alſobald auf den Richtplatz zu eilen und den Dienern der Gerechtigkeit in ſeinem Namen zu heißen: ihr weiteres Verfahren gegen Salardo einzuſtellen, und denſelben, gebunden, wie er ſei, und mit dem Stricke um den Hals, in Begleitung des Henkers, vor ihn zu bringen.

Indem nun Salardo, zufolge dieſes Befehles, vor dem noch immer umwölkten Angeſichte ſeines Gebieters ſtand, redete er ihn mit aller Hoheit ſeines Gemüthes ſolchergeſtalt ruhig und entſchloſſen an: Meine Treue gegen dich, mein Fürſt, und die Liebe, mit der ich dir unaufhörlich zu eigen geweſen bin, haben die Kränkungen und die Schande nicht verdient, die du mir durch einen ſo ſchmählichen Tod anthuſt. Wenn auch dein Zorn über meine große Thorheit, vorausgeſetzt, daß es eine Thorheit war, dich ſo unnatürlicherweiſe gegen mich aufbringen konnte, ſo durfteſt du mir doch nicht ungehört und ungerichtet ſo ſchleunig das Leben abſprechen. Der Falke, wegen deſſen vermeintlicher Tödtung du einen ſo unverſöhnlichen Groll auf mich geworfen haſt, iſt lebendig und unverſehrt. Ich nahm ihn dir, weder um ihn zu tödten, noch um dich zu beleidigen, ſondern, einzig und allein, um eine geheime Erfahrung damit zu machen, die dir gegenwärtig kund werden ſoll. — Er bat nunmehr den anweſenden Franſoe, den Falken herbeizubringen, und ſeinem fürſtlichen Herrn wieder zuzuſtellen, und erzählte vom Anfange bis zu Ende die Geſchichte der liebreichen Lebensregeln, die ihm ſein ſterbender Vater gab, und ſeiner frevelhaften Geringſchätzung derſelben.

Ueber das Anhören der aus dem innerſten Herzen kommenden Worte Salardo's, und über den Anblick ſeines fetten und ſchöner als jemals ausſehenden Falkens, fühlte ſich der Markeſe eine Zeitlang der Sprache beraubt. Sobald er ein wenig wieder zu ſich ſelbſt und zur Einſicht in das große von ihm an ſeinem Freunde begangene Unrecht gekommen war, ſchlug er ſeine mit Thränen erfüllten Augen zu Salardo empor, ſah ihn feſt an, und ſprach zu ihm: Salardo, wenn du in dieſem Augenblicke mein innerſtes Herz erſchauen könnteſt, ſo würdeſt du offenbar erkennen, daß der Strick, der dir bisher deine Hände gebunden hat, und die Schlinge um deinen Hals, dir nicht ſo viel äußern Schmerzen als mir innere machen, der ich nicht hoffen kann, um des dir zugefügten Unrechtes willen, jemals wieder heiter und zufrieden zu werden. Wenn es möglich wäre, das Geſchehene auf irgend eine Weiſe ungeſchehen zu machen, ich vollbrächte es. Die Unmöglichkeit dieſer Aufgabe jedoch in Betracht gezogen, werde ich es als meine heiligſte Pflicht anſehen, dir das erlittene Ungemach, ſo ſehr ich es im Stande bin, zu vergüten. — Bei dieſen Worten nahm ihm der Markeſe den Strick mit eignen Händen vom Halſe ab, band ihm die Hände los, umarmte ihn mit großer Herzlichkeit, indem er ihn zu wiederholtenmalen küßte, und zog ihn an ſeiner rechten Hand neben ſich zum ſitzen nieder.

Der Markeſe verlangte zwar auch, daß der Strick Poſthumio, wegen ſeiner ſchlechten Aufführung, um den Hals gelegt, und er daran aufgehängt würde; Salardo geſtattete es aber nicht, ſondern ließ ihn vor ſich rufen, und ſagte ihm blos: Poſthumio! du, den ich um Gotteswillen von Kindesbeinen an bis zu dieſem deinem reifen Alter ernährt und erzogen habe, ich weiß, beim Himmel! nicht, was ich mit dir anfangen ſoll. Auf der einen Seite zieht mich meine bisherige Liebe zu dir hin, auf der anderen ſtößt mich meine gerechte Entrüſtung über deine Miſſethaten von dir ab. Die eine will, daß ich, als ein guter Vater, dir vergebe, die andere treibt mich zu unerbittlicher Strenge gegen dich an. Was ſoll ich thun? Wofern ich dir verzeihe, wird man mit Fingern auf dich zeigen, nehme ich meine gerechte Rache dagegen an dir, ſo handle ich dem göttlichen Gebote entgegen. Damit ich nun weder zu milde noch zu grauſam ſei, ſo will ich die goldene Mittelſtraße einſchlagen, und weder eine körperliche Strafe über dich verhängen, noch dir ganz und gar verzeihen. Nimm dieſen Strick, den du mir um den Hals geſchlungen hatteſt, und behalte ihn zur Entſchädigung für meine Güter, nach deren ungetheiltem Beſitze du trachteteſt, ſei meiner und deines ſchweren Verbrechens an mir immer eingedenk, und bleibe mir ſo fern, daß ich niemals wieder etwas von dir höre. — Nachdem er dies geſagt hatte, jagte er den Schelm aus ſeiner Gegenwart hinweg, in ſein Unglück: man hat ſpäterhin nimmermehr vernommen, was aus ihm geworden iſt. Theodora, zu deren Ohren das Gerücht von Salardos Befreiung auch ſchon gedrungen war, entfloh aus ſeinem Hauſe nach einem frommen Nonnenkloſter, wo ſie ihr Leben bußfertigerweiſe beſchloß. Salardo nahm in kurzem Abſchied vom Markeſe, verließ Monferrato, und ging nach Genua zurück, wo er lange Jahre in Frieden lebte, den größten Theil ſeines Beſitzthums zu guten Werken anwandte, und nur ſo viel für ſich behielt, als er zu ſeinem einfachen Unterhalt benöthigte.

XI.

Der Gang nach der Löwengrube.

Zu der Zeit, da Sultan Selim in Conſtantinopel herrſchte, raubten die Corſaren einen ſchönen aus Corfu gebürtigen Jüngling, Namens Lamprino, und brachten ihn ihm zum Geſchenke dar, der ſich durch den Anblick dieſes Chriſtenſclaven ſo gerührt fühlte, daß er, wider ſeine ſonſtige Gewohnheit, ihn nicht tödten ließ, obwohl er ihn um keinen andern Preis, als unter der Bedingung vom Tode frei gab, daß er den wahrhaften Glauben, in dem er geboren und damals bis zu dem Alter von funfzehn Jahren erwachſen war, abſchwöre.

Von ſeinem zarten Alter und ſeinen geringen Erfahrungen, zumeiſt aber von der Furcht vor dem Tode, dieſem ſchrecklichſten der Schrecken, verführt, entſchloß ſich der junge Menſch in dem Bewußtſein, ſich in der Gewalt eines ſo grauſamen Mannes zu befinden, zwar äußerlich den Heiland zu verläugnen und Muhamet mit Worten und Geberden anzubeten; aber in ſeinem Herzen blieb er der Chriſtusreligion nach wie vor getreu.

An Schönheit und innerem Werthe gedeihend, erlangte Lamprino die Gunſt des Königs mit der Zeit in immer höherem Grade; da es denn aber nicht anders ſein konnte, als daß demnach viele ältere und höhere Diener um ſeinetwillen zurückgeſetzt wurden, ſo zog ihm eben ſein gutes Glück viele Neider und Haſſer zu.

Unter den anderen Leuten des Hofes lebte auch Einer, der Zelimo hieß, und weil er bei dem Sultan Selim in großen Ungnaden ſtand, eigentlich immerdar gefährdet war, ſein Leben zu verlieren.

Wie nun dieſer Zelimo ſah, daß Lamprino ſo viel über den König vermochte, kam er auf den Gedanken, ob er ſich denſelben nicht durch ſeine Vermittlung auch wohl wieder geneigt machen könnte. Er ging deswegen eines Tages zu ihm, klagte ihm ſein großes Mißgeſchick, und erſuchte ihn um den Freundſchaftsdienſt, den König dahin zu bewegen, daß er ihn wieder als ſeinen getreuen Kämmerling bei ſich aufnehme, der er früherhin geweſen ſei. Er verſprach Lamprino dagegen, einer ſolchen Wohlthat nimmermehr gegen ihn uneingedenk zu werden, und ihm zeitlebens dafür dankbar zu bleiben.

Lamprino war von Natur menſchenfreundlich und wohlwollend, und verſah ſich alſo nicht ſobald dieſer Gelegenheit, Zelimo beizuſtehen, als er ihm auch bereitwillig das Verſprechen ablegte, für die Erfüllung ſeines Wunſches alles zu thun, was ihm irgend möglich ſei, und, ſodann ſeine Zeit wahrnehmend, eine Fürbitte für ihn beim König einlegte.

Als der König ſeinen Günſtling Lamprino ſo warm für Zelimo ſprechen hörte, ſagte er: Du kennſt ſeine Natur nicht ſo wie ich. Glaube nicht etwa, daß ich ihn aus bloßer Abneigung aus meinem Dienſte entfernt habe; nein, ich that es, weil er mir dazu nicht würdig genug erſchienen iſt. Desungeachtet will ich nicht, daß du ſagen ſolleſt, ich hätte dir eine deiner Bitten jemals nicht erfüllt. Es ſoll geſchehen, was du wünſcheſt, nicht darum, weil ich anderer Meinung über Zelimo geworden wäre, als ich ſeither geweſen bin, ſondern damit du ſelbſt erkenneſt, wie unwerth er des Amtes iſt, das du für ihn anſprichſt. — Lamprino erwiederte: Ich bin weit entfernt, mein hoher Herr, euch verleiten zu wollen, etwas gegen euren Willen zu thun, denn mein ganzes Sinnen und Trachten iſt nur dahin gerichtet euch zu Gefallen zu leben; aber ich bin überzeugt, daß Zelimo euch fortan der getreueſte Diener ſein wird, und habe ihm meine Verwendung bei euch nicht eher zugeſagt, als bis er mir dies feierlich ſelbſt beſtätigte. — Nun denn, ſprach Selim, weil es dir ſo ſcheint, will ich deſſelben Glaubens ſein; du wirſt aber ſehen, daß wir uns beide täuſchen. — Er geſtattete Lamprino hierauf, Zelimo vor ihn zu führen, den er, wie er ihm auch ſagte, um Lamprinos Fürbitte willen, huldreich empfing, zugleich aber ernſtlich ermahnte, ſich ins künftige alſo zu betragen, daß Lamprino ſeinen ihm bewieſenen Edelmuth nie zu bereuen habe. Zelimo entgegnete: ihr ſollt mit mir zufrieden ſein, mein Gebieter. Er hatte aber nicht ſobald ſeinen alten Dienſt wieder angetreten, und es ſo weit gebracht, daß er glauben konnte, das Vertrauen des Königes wieder erlangt zu haben, als er ausſchlüßlich nur mit dem Gedanken umging, wie er, zum Danke für die von Lamprino empfangene Wohlthat, den König dergeſtalt gegen denſelben aufbringen möchte, daß er ihm den Tod geben ließe. Er hielt nämlich gegenwärtig mit Gewißheit dafür, in der Gunſt des Königs ſo hoch geſtiegen zu ſein, daß er, wenn es ihm gelänge, Lamprino bei Seite zu ſchaffen, der Vornehmſte am ganzen Hofe werden würde. Vielerlei verderbliche Anſchläge gegen den Unſchuldigen in ſeinem Sinne erwägend, ſchwankte er eine lange Weile hin und her, welchen er ausführen würde. Denn da er die große Liebe des Königs zu Lamprino wohl beachtete, ſo konnte er ſich allerdings nicht verhehlen, daß, wenn es ihm nicht gelänge, dieſem eine Schuld aufzubürden, die den König auf das Aeußerſte gegen ihn erzürne, er ſich der Früchte ſeiner Bosheit in ſeinem ganzen Leben nicht würde erfreuen dürfen. Seine böſe Abſicht mittlerweile in ſein Innerſtes verſchließend, behielt er ſtets den äußern Schein der Dankbarkeit gegen Lamprino bei; erſpähete aber deshalb nicht weniger eifrig die Gelegenheit, ſein Gift wider ihn auszulaſſen. Und ſiehe da! das Schickſal, dieſe Zerſtörerin alles menſchlichen Glückes, veranſtaltete, daß ihm der König ſelbſt einen Fingerzeig gab, ſeinen lang geſonnenen Verrath zu verwirklichen.

Es befand ſich unter Selims Frauen eine, die urſprünglich Chriſtin geweſen, nachdem ſie aber, wie Lamprino, von den Corſaren aufgebracht und dem Könige zugeſendet worden war, ihren alten Glauben gegen den Muhamedanismus abgeſchworen hatte. Dieſelbe war als eine der ſchönſten Frauen des Serails dem Könige über alles lieb und werth; und weil Selim unſäglich eiferſüchtig war; ſein vollſtes Vertrauen aber vor allen ſeinen Dienern in Lamprino geſetzt hatte, ſo gab er dem jungen Weibe ihn zum Kämmerer, und machte es ihm zur Pflicht, ſie wie ſeinen Augapfel zu behüten. Lamprino verſprach es ihm, und hielt ſein Verſprechen um ſo mehr, als er in Erfahrung gebracht hatte, daß Tamulia ſeine Schweſter war, mit der er in brüderlicher Vertraulichkeit lebte, ohne freilich die ſie verbindende nahe Blutsverwandtſchaft irgend einem anderen Menſchen anzuvertrauen. Der undankbare Zelimo aber, der es mit dem mißgünſtigſten Auge angeſehen hatte, wie Lamprino die Obhut über Tamulia zuertheilt worden, gedachte vielleicht gerade durch dieſes Mittel ſeine Pläne zur Reiſe zu bringen und fand alſo in ſeiner Betrübniß darüber ſelbſt den Samen zu ſeiner höchſten Fröhlichkeit. Nicht ſobald hatte er nämlich wahrgenommen, daß Tamulia Lamprino liebevoll begegnete, und eines das andere häufig beſchenkte, als er ſich entſchloß, mittelſt dieſes Verhältniſſes Selims Gemüth in ſolcher Eiferſucht zu entzünden, daß dieſelbe ihn verleiten ſollte, Lamprino umbringen zu laſſen. Da nun der Verräther überdies auf Lamprinos Anſtiften von dem Poſten eines geheimen Kämmerlings zu dem eines Geheimſchreibers des Königs befördert worden war, als welcher er mit dem letzteren in der äußerſten Gemeinſchaft ſtand, die nur ein Diener bei ſeinem Herrn erlangen konnte, ſo benutzte er die Gelegenheit, eines Tages, da Selim geſprächsweiſe Lamprino's mit großem Lobe gegen ihn gedachte, ihm zu ſagen: Ein wie ſeltener Fall es in der Welt iſt, daß ein Herr ſeine Diener richtig ſchätzt, weil er in der Regel den Getreueſten mißtraut, während er hingegen die Ungetreuen ſeines Vertrauens würdigt, deſſen ſeid ihr jetzt ſelber ein lebendiger Beweis, mein Gebieter, weil eure ungemeſſene Huld gegen Lamprino in der Vorausſetzung fortbeſteht, daß er ein Inbegriff all der Tugenden ſei, deren trüglichen Anſchein er gegen euch zur Schau getragen hat, derweil er in Wahrheit der nichtswürdigſte aller bübiſchen Knechte iſt, die nur jemals die Wohlthaten ihrer allzugütigen Herren mit Undank vergalten. — So wie Selim Zelimo ſolchermaßen reden hörte, antwortete er raſch darauf, in Beachtung deſſen, was alles Lamprino für ihn gethan hatte: Iſt dies, mein Lieber, der gute Wille, mit dem du Lamprino lohnſt, dem du alles zu verdanken haſt, was du biſt? — Ich verkenne gewiß nicht meine Verpflichtungen gegen Lamprino, antwortete Zelimo, und wofern dies das einzige Bedenken wäre, das ich zu beobachten hätte, würde ich geſchwiegen haben. Aber da ich euch noch mehr als ihm ſchuldig bin, und wohl oder übel ſehen muß, wie er euch hintergeht, ſo macht es mir meine euch gelobte Treue zur Pflicht, euch die Wahrheit auszuſagen. — Und aus welchem Grunde, ſprach Selim, biſt du der Meinung, daß mir Lamprino ungetreu ſei? Mir hat er bis zu dieſer Stunde auch nicht den leiſeſten Verdacht erregt. — Weil euer günſtiges Vorurtheil für ihn, fiel ihm Zelimo in die Rede, das Auge eures Verſtandes ſo ſehr geblendet hat, daß es ſeinen Verrath in der wichtigſten Angelegenheit eures Hofes nicht erblickt. — Was ſcheint dir die wichtigſte Angelegenheit unſers Hofes zu ſein? fragte Selim. — Die Lamprino anvertraute Obhut über Tamulia, ſprach Zelimo ſcharf: deren äußerſter Gunſt er mit ſo gutem Glücke nachſtrebt, daß er ſie wohl ſchon erworben haben würde, hätte nicht bis jetzt noch die Furcht vor eurem Zorne ſeinen zügelloſen Willen gebändigt, der indeſſen nichts deſtoweniger, da auch das härteſte Weiberherz andrängenden Liebesbitten nicht auf die Dauer widerſteht, ſein ſchmähliches Ziel am Ende erreichen wird. — Indem er Tamuliens Namen nennen hörte, wurde Selims Antlitz feuerroth. Du behaupteſt alſo, ſprach er, Lamprino ſei im buhleriſchen Einverſtändniſſe mit Tamulien? — So iſt es, Herr, entgegnete Zelimo dreiſt, und wenn eure edle Zuverſicht euch, wie geſagt, ſeither nicht ſelbſt betrogen hätte, ſo würde die Art und Weiſe, wie die Strafbaren mit einander umgehen, euch ſchon längſt verrathen haben, weſſen meine gegenwärtige Anklage ſie beſchuldigt. Ich verwundere mich gar nicht, daß ein Menſch von einem fremden Volke und eines ſo ganz anderen Glaubens als der unſere, euch die Treue bricht. Die Chriſten ſehen uns eben ſowohl für ihre Erbfeinde an, wie wir ſie für die unſrigen, und ſie machen ſich nach den Geſetzen ihrer Religion ſogar ihrem Gotte deſto angenehmer, je größeren Schaden und je größeres Leid ſie uns anthun. Lamprino iſt ein Chriſt und Tamulia eine Chriſtin, ſie ſind beide aus Corfu, wie wir wiſſen, und alſo überdies Landsleute; wie ſollte es da nun nicht leicht geſchehen können, daß ſie ihm nicht minder als euch ſelbſt angehörte? Sie können ja auch Kinder mit einander zeugen, die ihr für eure eignen Kinder anſeht, und die mit der Zeit einmal eure Nachfolger auf dem Throne des Oſtens werden, wodann ſie, als von chriſtlichen Eltern entſproſſen, wohl den Samen des chriſtlichen Glaubens hier in dieſen Landen ausſäen, um unſere heilige Religion als ein wucherndes Unkraut auszujäten. — Der König, der Tamulien wie ſeine eigene Seele liebte, wurde zwar durch dieſe mit teufliſcher Schlauheit auf ihn berechneten Worte nach und nach mit dem glühendſten Argwohn erfüllt; dennoch aber wollte er nicht eher ſeine Rache nehmen, bis er ſich durch den eignen Augenſchein ſelbſt überzeugt hätte, daß er dazu berechtigt ſei. Er entgegnete: Ich werde fortan, Zelimo, wie du mir es räthſt, mit offenen Augen ſchauen, und den Treubrüchigen, wie er es verdient, beſtrafen, ſobald ich ihn für ſchuldig erkennen muß. Finde ich dagegen, daß du ihn unſchuldigerweiſe bezüchtigteſt, wie ich dies denn um der Wohlthaten willen, die dir Lamprino erwieſen, noch unmöglich glauben kann, ſo gedenke ich, an dir ein Beiſpiel für Andere zu ſtiften, wie unendlich haſſenswerth das Laſter der Undankbarkeit in meinen Augen iſt. — So mag es geſchehen, mein Gebieter, ſprach Zelimo, indem er entlaſſen wurde. —

Von nun an die Schlange der Eiferſucht in ſeinem Buſen hegend, ſah der König alles Thun und Laſſen Lamprinos und Tamuliens mit eben ſo befangenen als vorher mit unbefangenen Augen an, und es konnte daher nicht fehlen, daß ſich ihm die falſche Anklage bald in ſeiner eignen

Ueberzeugung beſtätigte. Er ging eines Tages im geheim zu Zelimo, und ſprach zu ihm, dem dieſe Nachricht die angenehmſte wurde, die er noch im ganzen Verlaufe ſeines Lebens vernommen, alſo beweiſend, daß der Samen des Argwohns in keinen fruchtbareren Boden als in das Herz eines leidenſchaftlich liebenden Mannes fallen kann: Ich habe deine Worte zu mir in Betreff Lamprino's geprüft, Zelimo, und für wahr erkannt. Und obwohl ich weiß, daß Tamulia's Ehrbarkeit ihr nimmer geſtatten würde, ſich einem anderen Manne als mir hinzugeben, ſo ſehe ich doch dagegen ein, daß Lamprinos Vertraulichkeit mit ihr aus keinem anderen Grunde, als aus einem unzüchtigen Verlangen nach dem Beſitze ihrer Schönheit entſpringen kann. Ich werde deshalb ſeinem frechen Unterfangen bei Zeiten Einhalt thun, und um ihm zu zeigen, daß ich ebenſowohl den Verrath zu ſtrafen, als der Treue zu lohnen weiß, will ich, daß der Verbrecher, weil er eben nicht würdig iſt, durch Menſchenhände zu ſterben, von wilden Thieren zerriſſen werde. —

Selim hielt in einer abgelegenen tiefen Grube eine Menge Löwen und anderer wilden Thiere, an denen er jedesmal, wenn er ſie zum Kampfe zuſammen laſſen wollte, großes Gefallen fand. Einer gewiſſen Anzahl Wärter lag die ſorgfältigſte Aufſicht über dieſe Beſtien ob. Er ließ nunmehr einen ſolchen vor ſich rufen, und ſprach zu ihm: Ich werde dir dieſen Abend einen Boten zuſenden, der dich in meinem Namen fragen wird, ob du mein Gebot vollzogen habeſt? Sobald du dieſe Worte von ihm vernimmſt, gebiete ich dir, daß du ihn greifen und den Löwen zur Speiſe vorwerfen läßt, ohne dich irgend daran zu kehren, was er dir vielleicht dagegen ſagen mag, und wenn gleich du ihn für einen meiner fürnehmſten Diener erkennen ſollteſt. —

Der Wärter ſagte ihm die pünktlichſte Befolgung dieſes

Auftrages zu und entfernte ſich, der Ankunft des verheißenen Boten daheim gewärtigend. Selim ließ hiernächſt Lamprino zu ſich kommen, gebot ihm, zu dem Löwenwärter nach der Grube zu gehen, und ihn zu fragen, ob er das Gebot des Königs vollzogen habe? Und Lamprino leiſtete dem alſobald wenn auch zweifelhaften Sinnes Folge, da es ihm doch ſeltſam bedünken wollte, nachdem er von dem Könige erſt ſo hoch erhoben worden, jetzt zu einem Menſchen ſo geringen Standes als Bote entſendet zu werden. Unterweges von Furcht überkommen, daß ihm ein Unglück bevorſtehen möchte, ging er, als ſchon der Abend dämmerte, vom der Straße abſeits in ein Gebüſch, das ihm zur Rechten lag, warf ſich auf ſeine Knie nieder und betete, ſeine Augem zum Himmel aufſchlagend und das Herz ſeinem Erlöſer zuwendend, inbrünſtig: Du weißt, o Herr! daß es nur meine Gebrechlichkeit allein verſchuldete, wenn ich, mich äußerlich zu dem falſchen Glauben Mahomets bekennend, deine heiligem Gebote übertrat. Es iſt mir dein Name dennoch mit unverlöſchlichen Zügen in mein Herz eingegraben geblieben, und ich habe dich immerdar im Geiſte und in der Wahrheit angebetet. Darum bitte ich dich, daß, wofern dieſer mir zu Theil gewordene Auftrag meines Gebieters mir Nachtheil oder Verderben bringen ſollte, du, mein Gott, meine eigene Unwürdigkeit nicht anſehen, ſondern mich davon erretten und mir die Mittel und Wege zeigen wolleſt, wie ich meine Freiheit aus dieſem Joche des Mahomedaniſchen Unglaubens wieder erlangen kann, um dir ſodann eben ſo offenkundig wie jetzt geheim zu dienen. — Nach dieſem Gebete machte er das Zeichen des Kreuzes und lenkte ſeine Schritte nach dem Orte hin, wo die Löwen aufbewahrt wurden.

Zelimo war in dem Gemache des Königs gegenwärtig, geweſen, als derſelbe dem Löwenwärter jenen Auftrag gegeben, und hatte ihn alſo vollſtändig mit angehört.

Da ſich nun ſeiner Ungeduld die Stunde, in der er die Gewißheit vom Tode des ihm ſo verhaßten Lamprino erlangen würde, ins unendliche zu verzögern ſchien, ſo machte er ſich, ſobald derſelbe den verhängnißvollen Gang angetreten hatte, im ſtillen ebenfalls auf den Weg, um Lamprinos Tod mit anzuſehen. Hier veranſtaltete jedoch die göttliche Gerechtigkeit, daß in Folge eben des Aufenthaltes, den Lamprinos Wanderung durch ſein Gebet in dem Gebüſche erlitten hatte, Zelimo vor ihm bei der Löwengrube eintraf.

Der Verräther ſah ſchon von weitem am Eingange der Grube den Wärter ſtehen, der des Opfers harrete, welches der König durch ihn dem entſetzlichen Tode weihen wollte. Als er ihm nahe gekommen war, trat er höhniſch lächelnd mit der Frage auf ihn zu: ob er das Gebot des Königs ſchon vollzogen habe? — Der Wärter hatte ihn aber nicht ſobald ins Auge gefaßt, und ſeine Frage vernommen; ſo hielt er ſich für überzeugt, daß es Zelimo ſei, dem der Auftrag ſeines Gebieters gälte, und ließ ihn daher durch ſeine bereitſtehenden Knechte ergreifen, und ihm die Kleider vom Leibe reißen, um ihn den furchtbaren Beſtien unverzüglich vorwerfen zu laſſen.

Zelimo verkannte die ungeheure Gefahr nicht, in der er ſich befand. Er begann ſeinen Gott anzurufen, ihm zu helfen und mit lauter Stimme zu ſchreien: Ich bin es nicht, der den Löwen vorgeworfen werden ſoll, es iſt Lamprino. Laßt mich los, und wartet bis er kömmt, er kann nicht mehr weit ſein, ihm laßt widerfahren, was ihr mir anthun wollt. — Indeſſen mochte er ſagen was er wollte, es blieb vergebens, und er wurde entkleidet den Löwen vorgeworfen, die mit Heißhunger über ihn herfielen, und an ſeinem ganzen Körper kein Glied unverſehrt ließen.

Nach einer kleinen Weile kam auch Lamprino bei dem Wärter an. Ehe er aber noch ein Wort hervorbringen konnte, ſprach dieſer zu ihm: ihr kommt gewiß, um euch zu erkundigen, ob ich die Befehle des Königs vollzogen habe? — So iſt es, erwiederte Lamprino, und wollte nichts weiter hinzufügen, um abzuwarten, was ihm der Wärter werde anzuhören geben. Dieſer fuhr zu reden fort: daß an dem, den mir der König vor Kurzem zuſendete, ſein Urtheilsſpruch vollzogen worden, möcht ihr hier mit euren eignen Augen wahrnehmen; — ließ ihn in die Löwengrube hinunterſehen, wo die Knochen des Böſewichts einzeln und dermaßen abgenagt umherlagen, als ob ſie niemals wären mit Fleiſch bekleidet geweſen, und zeigte ihm auch Zelimo's Kleider vor, an denen Lamprino erkannte, welcher Unglückliche einem ſolchen Schickſal unterlegen war.

Da er nun recht wohl wußte, wie ſehr ihn Zelimo gehaßt hatte, weil dieſer eben nicht im Stande geweſen war, ſeinen böſen Willen gegen ihn durchaus verborgen zu halten, ſo errieth er aus den gegebenen Umſtänden, wie es ſich hatte zutragen können, daß der Verräther ſelbſt hatte den Tod erleiden müſſen, deſſen Vollſtreckung an ſeinem Feinde er geſonnen geweſen war, ſich eine Augenweide ſein zu laſſen. Der Wärter ſelbſt beſtätigte ihm dieſe Vermuthung, indem er zu ihm ſagte: Der zerriſſene Schelm da wollte mich noch hintergehen, und behauptete, er ſei gar nicht der rechte, der den Löwen vorgeworfen werden ſolle, einen gewiſſen Lamprino habe der König dazu verdammt; aber ich hielt mich an Selims Worte feſt, und nicht an die ſeinigen, und habe gethan, was mir befohlen war. Dies hinterbringt dem Könige. — Das werde ich thun, antwortete Lamprino, von der

Löwengrube hinweggehend und überzeugt, daß ihn der wahrhaftige Gott, den er im ſtillen anbetete, aus dieſer entſetzlichen Lebensgefahr errettet habe, wogegen er nun, ſeinem Erlöſer für dieſe unverdiente Gnade dankend, alſobald den Entſchluß faßte, nicht länger in dem heidniſchen Lande zu verweilen.

Lamprino war gewohnt, des öfteren einen ſchnellfüßigen und leicht zu bändigenden Renner zu tummeln, den der König jedesmal beſtieg, wann er ſich in die Grube begab, um den Kämpfen der wilden Beſtien untereinander zuzuſchauen. Er gedachte ſich gegenwärtig dieſes Roſſes zu ſeiner Flucht zu bedienen, und ſprach zu dem Knechte, der es mit zu pflegen hatte: ſattle und zäume ſogleich den Renner des Königs, er hat mir aufgetragen, ihn ihm zuzuführen. — Der Wärter befolgte dies Geheiß, und Lamprino beſtieg auf der Stelle das raſche Thier, mit dem er im ſchnellſten Jagen die Straße nach Slavonien einſchlug. Unterweges gab er gegen die königlichen Beamten vor, in einem geheimen Auftrage Selims entſendet zu ſein, und da er nicht nur auf dem Renner des Königs ritt, ſondern auch als deſſen vertrauteſter Diener bekannt war, ſo ließ man ihn ungehindert bis zu den Chriſten entfliehen, wo er ungeſäumt wieder dem wahren Glauben zuſchwor.

Selim hatte es inzwiſchen für ausgemacht angeſehen, daß Lamprino von den Löwen zerriſſen worden ſei; wie er aber auch Zelimo nicht mehr am Hofe wahrnahm, verwunderte er ſich baß darüber, und ſchickte nach ihm aus, worauf er, da ihn Niemand finden konnte, und am ganzen Hofe kein Menſch war, der etwas von ihm geſehen oder gehört hatte, gar nicht wußte, was ihm möge zugeſtoßen ſein und was er davon denken ſolle, weil er auch im mindeſten nicht die Wahrheit ahnete.

Nach Verlauf einiger Tage kam es dem Könige in den Sinn, die wilden Thiere in den Gruben zu Kämpfen zuſammen zu laſſen, und ließ er deswegen ſein ſchnellfüßiges Roß dem Wärter abfordern. Der Wärter gab zur Antwort: Er habe das Roß Lamprino zugeſtellt, von dem es ihm im Namen des Königs abverlangt worden ſei. Wie nun der Bote ſeinem Gebieter dieſe Worte hinterbrachte, rief dieſer ſtaunend aus: Hat denn der Wärter Lamprino nicht den Löwen vorgeworfen? Befahl, daß der Wärter vor ihn gebracht würde, und rief ihm bei ſeinem Eintreten zornig zu: Warum haſt du mit dem Menſchen, den ich dir zuſendete, nicht nach meinem Gebote gethan? — Ich habe darnach gethan, mein König, erwiederte der Wärter. — Wie iſt das möglich, fügte der König hinzu, da du ihm das Pferd zu ſeiner Flucht gegeben haſt? — Ich habe das Pferd nicht dem gegeben, der von den Löwen zerriſſen werden ſollte, ſondern Lamprino, der es mir in eurem Namen abforderte. — Er war es ja aber eben, der den Tod erleiden ſollte, rief der König mit Entſetzen aus. — Ich weiß nicht, wie es damit zugegangen iſt, Herr, ſagte der Wärter, ihr gebotet mir, denjenigen den Löwen vorzuwerfen, der zu mir kommen und die Worte ſagen würde, die ihr mir zum Wahrzeichen deſſen, daß er der rechte ſei, ſelbſt angabt. Es kam vom Hofe einer und ſagte ſie, und ich habe mit ihm nach eurem Willen gethan. — Und wer war der Unglückliche? fragte der König. — Ich weiß nicht, wie er hieß, erwiederte der Wärter; aber ſeiner Kleidung nach ſchien er mir ein vornehmer Mann zu ſein. — Wie war er gekleidet? fragte Selim weiter. — Der Wärter beſchrieb die Kleidung des Zerriſſenen, und der König erkannte daran, daß es Zelimo geweſen war. Er erkannte aber zugleich aus den obwaltenden Umſtänden, daß Zelimo fälſchlicherweiſe Lamprino angeklagt und der gerechte

Himmel ihm dagegen den Lohn ſeiner Undankbarkeit in dem Augenblicke gegeben habe, als es ſeine Abſicht geweſen war, ſich an dem Tode ſeines Schlachtopfers zu weiden.

Da ſich nun in der nächſten Folge der Zeit an Selims Hofe das Gerücht verbreitete, der König habe Lamprino tödten laſſen wollen, weil er darauf ausgegangen ſei, ihm Tamulien zu veruntreuen, und da dieſes Gerücht auch zu Lamprino's Ohren drang, der um keinen Preis dulden wollte, daß der Ruf von ſeiner Treue durch eine ſolche Anſchuldigung beeinträchtigt würde, ſo ſchrieb er an Selim, wie ungerechterweiſe er bei ihm angeklagt worden, weil eben Tamulia ſeine leibliche Schweſter ſei; und wie er, um der allzugroßen Leichtgläubigkeit ſeines Königs willen, die ihn einem ſo ſchmählichen Tode ungehört unterworfen, ſich nicht habe überwinden können, ferner in ſeinem Dienſte zu leben, ſondern wie er vorgezogen habe, ſich auf dem königlichen Renner zu flüchten, den er hiermit wohlbehalten zurückſende, damit man von ihm nimmermehr ſage, daß er in ſeinem Dienſte irgend etwas veruntreut habe. — Er ſendete mit dieſem Schreiben und dem edlen Roſſe einen zuverläſſigen Boten an den König ab, und ſobald dieſer das erſtere empfangen und geleſen hatte, ließ er Tamulia zu ſich kommen und befragte ſie über ihre Vertrautheit mit Lamprino, worauf er dann, da ſie ihm deſſen Ausſagen beſtätigte, das größte Leidweſen empfand, ſich eines ſo getreuen Dieners ſelbſt beraubt zu haben. Er verſuchte anfänglich alles mögliche, Lamprino zur Rückkehr in ſeine Dienſte zu bewegen; da dieſer aber ſeine Anerbietungen ſtandhaft von ſich wies, ſo ging der Edelmuth des Ungläubigen endlich ſo weit, daß er die vormalige Treue ſeines Dieners nicht unbelohnt laſſen wollte, ſondern ihm, als Zeichen ſeines dankbaren Gemüthes, die reichſten Geſchenke überſendete. Wenige Monate ſpäter ſtarb

Selim und hinterließ Tamulien große Reichthümer. Unwillig, nunmehr noch längere Zeit in fremden Landen und im Irrglauben zu leben, ſchrieb ſie an ihren Bruder, und bat ihn, ſie nach ihrem chriſtlichen Vaterlande abzuholen. Lamprino wußte ſich von Selims Nachfolger Soliman freies Geleit zu verſchaffen, ging nach Conſtantinopel und führte ſeine Schweſter nach Corfu über, wo ſie, der Welt und alles Irdiſchen überdrüßig, als Nonne in ein heiliges Kloſter ging, und ihr ganzes Beſitzthum ihrem Bruder übergab, der ſie Zeit ihres Lebens mit allem, weſſen ſie benöthigte, im Ueberfluſſe verſorgte, und auch an ihr Kloſter jederzeit reiche Spenden verabfolgen ließ.

XII.

Schmelzers Prüfungen.

Gottlieb Schmelzer war der zweite, im Jahre ſechshundertzweiundneunzig geborene Sohn eines lutheriſchen Predigers, der in einem preußiſch-polniſchen, unweit Elbing gelegenen Dorfe ſein heiliges Amt zu verwalten hatte. Von ſeinem Eifer, ſeinem Berufe nachzukommen, abgehalten, ſich um Nahrungsſorgen zu bekümmern, und überdies von verſchiedenen Unglücksfällen, die von den damaligen allgemeinen Landesplagen herrührten, betroffen, war dieſer Prediger bei ſeinem frühzeitig erfolgten Tode ſo verarmt, daß ſeine beſte Verlaſſenſchaft, dem gemeinen Spruchworte nach, in libris et liberis, beſtand. Seine betrübte Witwe zog nach verfloſſenem Gnadenjahre mit ihren Kindern in ihre Geburtsſtadt Elbing, wo ſie von ihrer Mutter Schweſter, die eine betagte und kinderloſe Frau war, auf deren Sterbefall noch eine ziemliche Erbſchaft zu erwarten hatte. Und weil der älteſte Sohn keine Luſt zum ſtudiren bezeigte; Gottlieb, der andere hingegen, dem von ſeinem Informator die lateiniſche Sprache ſo zu ſagen mit der Muttermilch eingeflößt worden, von Jugend auf deſto eifriger auf die Bücher erpicht geweſen war und alles ſpielend gefaßt hatte, ſo ſetzten ihn ſeine Lehrer auf dem Elbinger Gymnaſium in ſeinem dreizehnten Jahre mit in Selectam, wodurch ſein beſtändiger Fleiß um ſo mehr angefriſcht wurde.

Seine Freiſtunden widmete der junge Menſch der Choral- und Inſtrumentalmuſik und brachte es durch unermüdete Luſt und Liebe darin ziemlich weit. Weil nun aber, außer dem Geldbeutel ſeiner Mutter, die nebſt den übrigen fünf Kindern ſelbſt von der Schnure zehren mußte, wenig Beihülfe für ihn vorhanden, indem die alte Muhme eine dem Geize ſehr ergebene Frau war und der Himmel dem Knaben, auf einem anderen Gymnaſium, wegen ſeiner Singſtimme Unterſtützung zeigte, ſo ſchaffte ihn ſeine Mutter, auf inſtändiges Anhalten, unter Vergießung häufiger Thränen mit Gelegenheit dahin, wo ihn ſonderlich die Zeugniſſe ſeiner Lehrer und Empfehlungsſchreiben anderer vornehmer Leute den vortheilhafteſten Unterhalt verſchafften.

Es war kurz nach Pfingſten des ſiebenzehnhundertundſiebenten Jahres, da Gottlieb Schmelzer in ſeinem ſtudiren alſo eine neue Einrichtung machte und weil er ſo glücklich war, ſich bei dem erſten Examen hervor zu thun, ſo fiel ihm auch die Gunſt ſeiner Schulherren und neuen Lehrer in reichlicher Maße zu.

Ein vornehmer Mann, mit deſſen zwölfjährigem Sohne er die Humaniora alltäglich repetiren mußte, gab ihm aus beſonderer Zuneigung freien Tiſch, Stube, Holz, Licht, Wäſche und überdies noch manchen ſchönen Thaler an baarem Gelde; wie ihm auch ſeine Singſtimme, die ſich wöchentlich im Chore, Sonntags bei der Kirchenmuſik und auch öfters in vornehmer Leute Häuſern hören ließ, eine ſtarke Beihülfe zu wege brachte, ſo daß er nach Verlauf des erſten halben

Jahres, nach Abzug aller Bedürfniſſe ſeiner Mutter ſechs Speziesdukaten nach Hauſe ſchicken konnte.

Solcher glückliche Zuſtand wurde ihm aber nach einiger Zeit durch eine üble Begebenheit mit deſto größerem Jammer eingetränkt. Denn es iſt zu wiſſen, daß an dem Orte ſeines damaligen Aufenthalts ein Collegium des Jeſuiterordens war, mit deſſen Schülern die Gymnaſiaſten in beſtändigen Zwiſtigkeiten lebten. Es befand ſich unfern der Stadt auf einem luſtigen Spaziergange von Natur ein Echo, welches die letzteren ſtark ausgerufenen Sylben der Worte zu zwei, drei, bis vier Malen ungemein vernehmlich wiederholte. In dieſer Gegend pflegten ſich nun der Jeſuiter Schüler öfters aufzuhalten, die zu damaliger Zeit beſonders den Gymnaſiaſten allen erſinnlichen Verdruß anthaten, und ſobald ſie merkten, daß ſich etwa ein oder der andere von dieſen ebenfalls da herum erluſtigte, ſchrie gemeiniglich einer von ihnen die Worte aus:

Quid est Lutheranus? Echo. Anus.
Quid est Lutheri aemulus? Echo. Mulus.
Quomodo vocatur Lutheranorum studiosus? Echo. O sus!

Die Gymnaſiaſten bemerkten zwar bald, daß dieſes eine Parodie auf den luſtigen Einfall eines längſt verſtorbenen gelehrten proteſtantiſchen Mannes wäre, doch waren einige von ihnen ſo herzhaft, die eigenen Worte deſſelben Gelehrten dem Echo entgegen zu rufen:

Quid est Jesuitulus? Echo. Vitulus.
Nonne nequam est Jesuita? Echo. Ita.

und es kam hierüber verſchiedene Male zum Handgemenge, wobei bald die Jeſuiterſchüler, bald die evangeliſchen Gymnaſiaſten blutige Köpfe und blaue Flecke davon trugen. Einsmals aber, da Schmelzer nebſt anderen Concertiſten, Muſik zu machen, auf eine Hochzeit berufen war, befanden ſich auch ein paar Jeſuiterſchüler oder Studenten, wie ſie gern heißen wollten, daſelbſt gegenwärtig, welche, indem jene nebſt anderen Muſikanten bei Tiſche ſaßen und ſpeiſten, nicht unterlaſſen konnten, ihre Gelehrſamkeit mit lateiniſchen Stichelreden an den Tag zu legen. Als nun unter anderen einer extempore folgendes Diſtichen zu Markte brachte:

Quo Lutheranus, dic possit nomine dici:
Haeresium dici bibliotheca potest.

und Schmelzer unter Anhörung dieſer Verſe ein Spitzglas Wein trank, ſo ſchwoll ihm ſeine poetiſche Ader mit einemmale dermaßen an, daß er, nachdem er daſſelbe in zweimaligen kurzen Abſätzen ausgeleert hatte, folgende Antwort nicht ſobald fertig gemacht, als auch unbedachtſamerweiſe herausgeſagt hatte:

Ordine nil melius, sed nil est ordine pejus,
Qui Jesu nomen, non tamen omen habet.

Man erſah augenblicklich an den ergrimmten Geſichtern der beiden Jeſuitenſchüler, daß ihnen die Galle über die Grenzen trat, von einem ſechszehntehalbjährigen Knaben ſo abgeführt worden zu ſein. Ein gewiſſer Muſiker aber, der ein guter Lateiner war, bat Schmelzern, ihm dieſes Diſtichen noch einmal herzuſagen, und da er ſich deſſen nicht weigerte, ſchrieben es ſogleich nebſt ihm ſeine Mitſchüler, wie auch noch andere Dabeiſitzende in ihre Schreibtafeln ein: weswegen ſeine Widerſacher aus Bosheit mit den Zähnen knirſchten, da ſie aber ſelbiges Orts keinen kräftigen Beiſtand wußten, es ſich für diesmal vergehen ließen, ihre Rache auf friſcher That auszuüben, und ſtillſchweigend davon ſchlichen.

Der Rektor hatte folgendes Tages dieſen Streich kaum vernommen, als er Schmelzern nebſt den anderen Gymnaſiaſten, die mit auf der Hochzeit muſicirt hatten, vor ſich rufen ließ. Nach ſeinem Befragen geſchah von Allen ein offenherziges Bekenntniß deſſen, was vorgegangen war. Er ſchrieb das Diſtichon in ſein Tagebuch, ſchüttelte hernachmals den Kopf und ſagte: Mein Sohn! euer gutes Ingenium iſt ſo wenig zu tadeln, als das herrliche Naturell zur Poeſie; allein gebraucht daſſelbe künftig mit größter Vorſicht, zumal an ſolchen Orten, wo gewiſſermaßen ecclesia oppressa iſt. Die Herren Jeſuiten ſind ſowohl als ihre Schüler ſehr rachgierige Leute; ſolchergeſtalt könntet ihr leicht euch und uns allen Verdruß und Unglück über den Hals ziehen. Wer weiß was ſie dieſer Affaire wegen zuſammenſchmieden werden! Indeſſen iſt mein getreuer Rath: daß ihr euch auf der Straße, und ſonderlich bei Abendszeit wohl in acht nehmt, um ihren Schülern nicht in die Krallen zu gerathen. — Gottliebs Prinzipal gab ihm nebſt anderen Gönnern und Freunden eben dergleichen guten Rath und Warnung zu vernehmen. Sein Diſtichon ward mittelſt faſt in allen evangeliſchen Häuſern kundbar. Die Herren Jeſuiten ſtellten ſich jedoch an, als ob ſie dieſen Streich entweder nicht wüßten, oder nicht achteten. Und deswegen fing er nach Verfluß eines Monats an zu glauben: ſeine Furcht und gebrauchte Vorſicht, nicht etwa ein Schlachtopfer ihres Eifers zu werden, ſei ganz und gar vergebens.

Allein, daß nicht alle ſchlafen, welche die Augen zuthun, und daß die ſtillen Waſſer gefährlich und tief ſind, mußte der Jüngling damals zu ſeinem Unglücke erfahren. Denn da er eines Abends vor der Hausthüre ſtand, kam ein grün gekleideter Lakai, bat ihn, ihn zu berichten, in welchem Hauſe der Gymnaſiaſte Schmelzer anzutreffen, und ſprach zu ihm, nachdem derſelbe ihn vergewiſſert, daß er ſelbſt derjenige ſei, den er ſuchte, mit freundlichen Geberden: er ſollte doch ſo gut ſein, ihm in ein Haus, welches er ihm nannte, zu folgen, wo zwei fremde Cavaliere ſeine ihnen gerühmte

Singſtimme bei einer Abendmuſik zu hören verlangten, ſeine Mühe aber reichlich belohnen wollten. Allein, ſetzte der Lakai hinzu: er dürfe nicht ſäumen, weil die Cavaliere und die Muſikanten mit Schmerzen darauf warteten. Zu Schmelzers Unglück war ſein Prinzipal nebſt ſeiner Familie bei einem Freunde zu Gaſte, und weil er über zwei oder drei Stunden nicht auszubleiben meinte, ſagte er dem Hausgeſinde nicht, wo er hin wollte, ſondern holte nur eiligſt einige Muſikalien von ſeiner Stube, mit welchen er dann dem unten vor der Thüre auf ihn wartenden Lakaien nachfolgte. Es traf ein, daß ein paar gut gekleidete Cavaliere in der Oberſtube des bezeichneten Hauſes ſaßen: allein es waren nur zwei unbekannte Muſikanten bei ihnen, deren einer eine Viol di Gamba, der andere eine Violine ſpielte. Man bewillkommte den jungen Mann auf das freundlichſte und ſagte zu ihm: Ihr hättet nicht nöthig gehabt, Muſikalien mitzubringen, weil wir bereits die Stücke, ſo wir gern hören mögen, bei uns haben. — Demnächſt legten ſie ihm eine Cantate vor, die er nach ſeinem beſten Vermögen abſang, bezeigten, ſobald ſie zu Ende war, ihr Vergnügen darüber und überreichten ihm noch eine dergleichen, nach deren Abſingung er eine kurze Zeit ruhen, und ein paar Gläſer Wein nebſt etwas Confekt genießen mußte. Hierauf wurden noch andere luſtige Arien und dergleichen Sachen hervorgeſucht, die ſich als leicht geſetzt mit wenig Mühe von ihm herausbringen ließen, und die Cavaliere legten ſeiner Kunſt ein ganz beſonderes Lob bei. Der Lakai brachte dem jungen Muſiker mehr Wein und Confekt; weil er aber wenig trinken unb eſſen wollte, ſprach der eine Cavalier: Er wird vielleicht dieſen Wein ſeiner Stimme nicht zuträglich befinden. Jakob! lange ihm ein Glas Kanarienſekt aus dem Flaſchenfutter, nebſt zwei von meinen köſtlichen Morſellen. Dies wird ihm ſchmackhafter und nützlicher ſein. — Gottlieb verbat ſich zwar alles; da aber der Diener beides augenblicklich herbeibrachte, ließen die Cavaliers nicht ab zu nöthigen, bis er es auf ihre Geſundheit verzehrte.

Mittlerweile zog einer der Muſikanten eine Partitur aus dem Buſen, und ſagte zu den Cavalieren: Gnädige Herren! ich habe hier eine artige neucomponirte Cantata; mit ihrer Erlaubniß wollen wir ſie doch verſuchen. — Da nun beide mit Neigung der Häupter ihr Wohlgefallen bezeigten, mußte ſich der junge Schmelzer bequemen, aus der Partitur zu accompagniren. Die letzte Arie dieſer Cantate, die er nachmals nie vergeſſen konnte, lautete alſo:

  So muß man die Füchſe fangen,
Die ſo ſchlau und kühne ſind.
Tölpel, merk's! du biſt betrogen,
Ja, du biſt in's Garn gezogen,
Füchſe riechen ſonſt den Wind,
Aber du biſt fehl gegangen.

Sie handelte zwar durchgehends von einem ins Garn gebrachten Verächter der Liebe, allein es mochte wohl unter dem gefangenen Fuchſe Niemand anders verſtanden ſein, als der arme Schüler ſelbſt. - Während dieſer letzten Strophe lachten ſowohl die fremden Herren, als die Muſikanten dermaßen, daß die letzteren faſt nicht ſpielen konnten, die erſteren aber die Bäuche halten mußten. Dennoch merkte Gottlieb nicht den geringſten Unrath, ſondern es wurde ihm im Gegentheil auf einmal ſehr übel, ein heftiger Schwindel des Hauptes verurſachte, daß er beinahe ohnmächtig zu Boden geſunken wäre, wenn ihn der Lakai nicht aufgefangen und auf ein in der Nebenkammer ſtehendes Bett getragen hätte, und ſobald er zu liegen kam, vergingen ihm vollends alle Gedanken, ja, er verfiel in einen ſo tiefen Schlaf, daß ſich endlich, bei deſſen allzulangem Anhalten ſeine Feinde genöthigt ſahen, ihn mit Schwefeldämpfen oder einer anderen häßlich riechenden Materie aufzuwecken.

Nachdem er völlig ermuntert war, wäre es kein Wunder geweſen, wenn er aufs Neue ohnmächtig geworden, oder gar den Geiſt aufgegeben hätte. Denn er befand ſich in einem fürchterlichen unterirdiſchen Kellergewölbe und ſah zehn oder zwölf ihm wohlbekannte Jeſuiterſchüler mit brennenden Pechfackeln, um ſein aus wenigen Halmen auf der Erde ausgeſtreuten Strohes beſtehendes Lager, als junge Teufel mit Feuerbränden gewaffnet, herumlaufen. Man hatte ihn bis auf's Hemde ausgezogen, und anſtatt der Kleider mit einer alten Jeſuiterkutte bedeckt, unter welcher er bereits ganz ſtarr gefroren war. Deſſenungeachtet mußte ein Knecht, der eine große Ruthe in Händen hielt, näher treten, ihm das Hemd über dem Kopfe zuſammen ziehen und den Leib des Unglücklichen von den Schultern bis auf die Fußſohlen, ſo lange geißeln, bis er überall mit Blut gefärbt war.

Schmelzer ſchrie und winſelte ſo erbärmlich, daß die Steine hätten mögen zum Mitleiden bewogen werden; ſeine Peiniger aber trieben ihr Geſpötte darüber, gingen endlich insgeſammt davon und ließen ihn in der Finſterniß und in den größten Schmerzen allein zurück. Doch kam nach Verlauf etlicher Stunden der Knecht und brachte ein Stück Brod nebſt einem Tropfen Waſſer zu Gottlieb's kümmerlicher Lebenserhaltung, wiewohl er vor Angſt und Weh wenig oder gar nicht an die Nahrungsmittel dachte.

Man ſollte zwar meinen, daß ſeine Feinde ſolchergeſtalt ſattſame Rache an dem armen Knaben genommen hätten. Allein nichts weniger als dies; denn des anderen Tages kamen ſie um die vorige Zeit wieder, daſſelbe Mordſpiel mit ihm zu treiben, und thaten am dritten Tage desgleichen, ſo daß nun faſt nichts Geſundes mehr an ſeinem ganzen Leibe zu finden war. Ach! wie betete er da ſo fleißig, daß ihn ein baldiger ſeliger Tod aus dieſem peinlichen Zuſtand erlöſen möchte, weil an anderweitige Befreiung nicht zu denken war. Um kein Selbſtmörder zu werden, nahm er in der dritten Nacht zum erſten Male etwas Brod und Waſſer zu ſich, er konnte es aber nicht bei ſich behalten, ſondern mußte es wiederum hinwegbrechen, weswegen ſeine Schwachheit in wenigen Stunden dermaßen zunahm, daß er nicht noch eine Nacht zu leben vermuthete. Gleichwohl kamen die Buben am vierten Tage ebenfalls wieder, ihn zu quälen. Deswegen redete er ſie ganz beherzt alſo an: So ſchlaget denn zu, ihr Tyrannen, und weidet eure Augen an meiner zeitlichen Marter. Wiſſet aber, daß dieſer Tag vielleicht der letzte meines Lebens ſein wird, und daß ihr euch werdet bequemen müſſen, mir dieſer Behandlung wegen vor Gottes Richterſtuhl Rede und Antwort zu geben. Sie lachten dieſerhalb überlaut, und ſtießen überdies die gotteslaſterlichſten Reden aus, befahlen auch dem Knechte, ſein Amt nur getroſt zu verrichten. Nachdem nun dieſer Schmelzers Hemde von der verwundeten Haut mit Gewalt abgeriſſen hatte, der Unglückliche aber nicht die geringſte Empfindung ſpüren ließ, ſprach er: Meine lieben Herren! meine Mühe iſt vergebens. Der verteufelte Ketzer fühlt jetzt nichts mehr, der Satan hat ihn abgehärtet. Laſſet ihm ſo lange Ruhe bis er wieder halb heil geworden iſt. Was gilt's, hernach ſollen meine Streiche deſto heftiger anziehen. —

Hierauf redete ihn Einer alſo an: Höre, Hund! willſt du dich entſchließen, deinen ketzeriſchen Glauben abzuſchwören, ſo wollen wir alle für dich bitten, daß dir die annoch zugedachten übrigen gerechten Strafen geſchenkt werden. Wo nicht, ſo wirſt du in wenig Tagen empfinden müſſen, daß alles bisherige Verfahren bloßes Kinderſpiel gegen die dir noch vorbehaltenen Martern zu achten ſei. — Da behüte mich Gott vor, gab Schmelzer zur Antwort, daß ich meinen allein ſelig machenden Glauben verleugnen und verſchwören ſollte! Macht mit mir was ihr wollt; Gott wird mich eher aus euren Mordklauen erlöſen, als ihr es vielleicht glaubt. — Dieſer Worte wegen ſtieß ihn einer mit dem Fuße dermaßen in die Seite, daß ihn faſt aller Odem verging; ſeine Peiniger verließen ihn aber für diesmal, ohne ihm fernere Marter anzuthun. Er hoffte ganz gewiß, daß die folgende Nacht die letzte ſeines Lebens ſein würde, allein ſie mochte kaum eingetreten ſein, da ihn zwei Knechte aus dem finſteren Kerker herauf trugen und in eine ziemlich gute Kammer zu Bett brachten. Nachdem ihm ein alter Chirurg ein weißes Hemde angezogen und den ganzen Leib mit einer ſchmerzſtillenden und heilenden Salbe beſtrichen hatte, brachte man ihm auch eine gute warme Suppe, eine halbe gekochte Taube, ingleichen etwas Wein, von welchem allem er zwar nur ein weniges zu ſich nehmen konnte, jedoch genoß er in dieſer Nacht einiger Ruhe.

Am folgenden Morgen kam nebſt dem alten Chirurgus auch ein alter Jeſuit mit vor Schmelzers Bett, da denn, ſobald ihn der erſte abermals mit der guten Salbe beſtrichen hatte, der andere ſogleich ein Geſpräch von ſeiner Religionsänderung mit ihm anfing. Daſſelbe währte länger als zwei Stunden. Weil er aber desfalls lauter unwichtige Beweggründe vorbrachte, blieb Gottlieb bei dem Schluſſe: daß es ihm unmöglich, eine andere Religion zu ergreifen, ſo lange er nicht von der Unrichtigkeit der ſeinen vollkommen überzeugt ſei. Desungeachtet gab ihm der alte Pater ſowohl als der Chirurgus lauter gute Worte, weil ſie ihn damit deſto eher zu gewinnen meinten. Sie wollten auch ſagen: Es hätten die Schüler wider der ehrwürdigen Väter Wiſſen und Willen ihn gefangen nehmen und dermaßen zurichten laſſen. Nachdem es einmal geſchehen wäre, ſtünde es nicht zu ändern; ſie ſollten aber nachdrücklich genug dafür geſtraft, und ihm alles Glück und Wohlſein befördert werden, dafern er ſich gutwillig zu ihrer Religion bekennen und den Ketzereien auf ewig abſchwören wollte. Schmelzer glaubte inzwiſchen von Allem nur ſo viel, als er für nöthig erachtete, und weil ſein Entſchluß bereits deutlich ausgeſprochen war, überging er das übrige mit Stillſchweigen, welches ſie ihm denn in Betracht ſeiner großen Schmerzen und Schwachheit zu gut hielten und ihn mit ferneren Anfällen einige Tage verſchonten.

Mittlerweile verſchaffte der alte Chirurg dem jungen Menſchen täglich die beſten Speiſen und Getränke, und ſparte auch ſonſt keinen Fleiß, ſeine Geſundheit wieder herzuſtellen, woher denn kam, daß er nach Verlauf dreier Wochen ziemlich friſch und munter wurde.

Von der Zeit an ſtellte ſich immer ein alter Pater um den andern in Gottliebs Kammer ein, aus welcher er keinen Fuß ſetzen, ſondern als ein, auf Leib und Leben gefangen ſitzender Delinquent Tag und Nacht hindurch verbleiben mußte. Desungeachtet fruchteten ihre beſtändigen, mühſamen Lehren nicht das geringſte bei ihm, ſondern er wurde nur immer mehr in ſeinem Vorſatze beſtärkt: die reine evangeliſch-lutheriſche Lehre nicht zu verſchwören und ſollte es gleich ſein Leben koſten. Solchergeſtalt wurde ihm nicht allein auf's Neue mit der täglichen Geißelung gedroht, ſondern man fing auch wirklich an, ihn wieder mit bloßem Waſſer und Brod zu ſpeiſen, welches ihm jedoch der gütige Himmel beſſer als die Leckerbiſſen gedeihen ließ. Wenige Tage hernach bekam er dennoch beſſere Speiſen, merkte aber in den Geſichtern derer, ſo bei ihm aus- und eingingen, eine allgemeine Beſtürzung und etwas ſchwächeren Eifer, ihn zu quälen und umzukehren;

und glaubte deswegen, man würde ihn vielleicht unter gewiſſen Bedingungen eheſtens ſeiner Wege laufen laſſen. Allein es war weit gefehlt, denn wie er nachher erfuhr und wohl erwog, waren ſeine Widerſacher damals aus keiner anderen Urſache ſo beſtürzt, als weil ſich eine in der Stadt herrſchende giftige Seuche auch in ihrem Collegium angemeldet und etliche ſowohl Junge als Alte plötzlich hinweggerafft hatte. Endlich wurde er in einer Nacht unvermuthet aus dem Schlafe geſtört und von einem Bedienten, der ſeine Kleider mit ſich brachte, angeſtrengt, ſich eiligſt anzuziehen. Die Einbildung, daß ſeine Erlöſungsſtunde nunmehr erſchienen ſei, machte ihn ſo fröhlich und hurtig, daß er in wenigen Minuten fertig war. Demnach führte man ihn in der Finſterniß hinunter und brachte ihn in einen Wagen, worin bereits zwei alte Patres und zwei ihm an Jahren gleiche ſogenannte Studenten ſaßen, zwiſchen deren Füßen er wie ein Hund liegen, auch nicht ſelten von ihnen empfindliche Tritte und Stöße erdulden mußte. Der Wagen war rings herum dicht zugemacht und verwahrt, deswegen konnte und durfte ſich der Gefangene gar nicht umſehen, ungeachtet das Tageslicht völlig angebrochen war, wiewohl es in den erſten zwei Tagen ſtark regnete. So oft ein natürlicher Antrieb ihn oder die Anderen aus dem Wagen zu ſteigen nöthigte, kam ihm nichts in die Augen als wüſtes Feld, Wälder und etwa weit entlegene Dörfer oder kleine Städte. Niemals gelangten ſie vor dunkler Nacht in ein Quartier und mehrentheils reiſten ſie früh vor Anbruch des Tages wieder fort. Gottlieb bemerkte auch, daß ſeine Führer lauter Klöſter zu ihrer Herberge erwählten und vermuthlich allzeit einen reitenden Boten vorausgeſchickt hatten, um ſich anmelden zu laſſen. Mittlerweile bekam er ſowohl des Abends im Quartier als bei Tage im Wagen ſehr gute Speiſen, hatte aber wenige

Gelegenheit, ſeinen Mund zum reden aufzuthun, welches ihm ungemein lieb war. Seine Führer redeten eine ſelbſt erdichtete aus anderen vermiſchte Sprache, und zwar ſo geläufig mit einander, daß es ihm unmöglich war, auch nur ein einziges Wort zu verſtehen. Nachdem ſie alſo ſieben ganzer Tage die Reiſe fortgeſetzt hatten, wurden endlich in einem großen Kloſter zwei Tage zum Ausruhen angewendet. Schmelzer befand ſich in einer feſten Kammer eingeſperrt, durch deren wohl verwahrte Fenſter ein großer See, gut beſtelltes Feld und weit davon ein dunkler Wald zu betrachten war. Nachts, wenig Stunden vor der Wiederabreiſe, ſagte einer von den jungen Jeſuiten zu dem armen Gottlieb: Nun, Ketzer! haſt du hohe Zeit dich zu bekehren; widrigenfalls wirſt du, ehe noch drei Tage vergehen, an einen Ort gebracht werden, wo allerhand ſchmerzliche Plagen deiner warten. — Ich überlaſſe mich, war ſeine Antwort, der Fügung des Höchſten, der mir nicht mehr Trübſal auflegen wird, als ich werde ertragen können; ja, es iſt ihm ein geringes, mich aus den Händen meiner Peiniger, wo nicht auf andere Art, jedoch durch einen ſeligen Tod zu erlöſen. — Wie kann ſich doch, verſetzte der Schüler hierauf, ſo eine Ketzerſeele der Hülfe des Höchſten getröſten? und ſchlug ihm mit der Hand dergeſtalt ins Angeſicht, daß ihm das helle Blut aus Mund und Naſe lief. Hierüber riß nun aber Gottliebs Geduldsfaden plötzlich entzwei, er nahm ſeinen Gegner beim Halſe, warf ihn zu Boden und klopfte ſeine Naſe mit der vollen Fauſt ſo lange, bis ſein Geſicht ebenfalls über und über mit Blut gefärbt war. Er hatte jedoch bald Urſache genug, ſeine Uebereilung zu bereuen, denn als der andere Schüler nebſt den beiden Vätern dazu kam und ihr Reiſegefährte ihnen berichtete: Schmelzer habe ihn meuchelmörderiſcherweiſe überfallen, und erdroſſeln wollen, deſſen Gegenklage nicht einmal gehört wurde; mußte der Kutſcher kommen und ihn mit einem dreifach zuſammengedrehten Stricke ſo lange ſchlagen, bis er ohnmächtig auf dem Fußboden liegen blieb.

Etwa zwei Stunden ſpäter, wurde er, dergeſtalt zerläſtert, ja faſt halb todt auf den Wagen getragen, und mußte, den folgenden Tag über, rechte Höllenmarter ausſtehen; denn die beiden Schüler traten und ſtießen faſt alle Augenblicke auf ſeinen ganz mit Blut unterlaufenen Leib, und thaten ihm außerdem alle nur erſinnliche Schmach an, und die ehrwürdigen Väter ließen dies nicht nur geſchehen, ſondern bezeigten auch ihre herzliche Freude darüber. Selbigen ganzen Tag gönnte ihm ihre Grauſamkeit nicht das mindeſte von Speiſe und Trank, ſie hingegen hatten etliche Flaſchen ungariſchen Wein aufgetrieben und tranken ſich darinnen voll. Abends in der Herberge gab der Kutſcher dem gemißhandelten Knaben etwas Brod und Waſſer, zum Nachtiſche aber dreißig Streiche, mit jenem knotigen Stricke, welche ſchmerzhafte Behandlung ihm alle Nachtruhe verwehrte, ſo daß er gegen Morgen, ohne einen einzigen Augenblick geſchlafen zu haben, abermals in den Wagen geſchleppt wurde. Ungeachtet er nicht ſchlafen konnte, hatte er doch vor ſeinen Peinigern in etwas Ruhe, weil alle viere, des vergangenen Tages und Nachts in Ueberfluß getrunkenen Weines wegen, in tiefen Schlaf verfallen waren.

Die aufgehende liebliche Sonne ſchickte einen ihrer erwärmenden Strahlen durch eine geringe Oeffnung des Wagens auf Gottliebs Geſicht und Hände; was, indem es ihm ſeltſam vorkam, ſich von der Sonne beſchienen zu ſehen, ihm ein innerliches und äußerliches Vergnügen verurſachte. Er verrichtete deswegen ſein andächtiges Morgengebet, und bat Gott mit heißen Zähren, dafern es ſein heiliger Wille wäre, ihn, auf was für Art ihm beliebte, aus den Händen ſeiner

Feinde zu reißen, damit er bei ſo ſtarken Anfechtungen nicht etwa in Verzweiflung fallen, oder gezwungenerweiſe den wahren allein ſeligmachenden Glauben verleugnen möchte.

Dieſes ſein heimliches Schreien war noch bevor er's vermuthete, erhört, und der Tag ſeiner Erlöſung erſchienen. Denn ehe eine Stunde verlief, hielt der Kutſcher plötzlich ſtill, riß den Wagen auf und fragte mit ängſtlichen Geberden in polniſcher Sprache: Was er anfangen ſollte, indem er von fern eine ſchwediſche Partei zu Pferde herankommen ſähe? Der Gefangene verſtund alles ſehr wohl, ohne daß es ſeine Feinde meinten, und wünſchte alſo von Herzen, daß die Schweden das Fuhrwerk anhalten möchten. Die Väter ſowohl, als ihre jungen Schüler ließen deutlich merken, daß ihnen das Herz im Leibe zittere, wenn ſie nur das Wort Schweden nennen hörten, wurden auch ſämmtlich ſo blaß wie Leichen, faßten aber einen kurzen Schluß und ſagten: Der Kutſcher ſolle nur links um lenken und dem dickſten Walde zueilen. Dieſerwegen ſchien die Hoffnung der Erlöſung fur Gottlieb in den Brunnen zu fallen; allein die Herren Patres hatten ſich mit ihrem Ausweichen ſelbſt verdächtig gemacht, die Schweden merkten Unrath, gaben ihren Pferden die Sporen, jagten querfeld ein und ertappten den Wagen kurz vor dem Walde, der, wie Gottlieb ſpäter vernahm, zwiſchen Kruswick und Gneſen in Polen lag. Sobald die Väter merkten, daß ihnen die Schweden auf dem Halſe waren und bereits den Kutſcher mit aufgezogenen Karabinern bedroheten, ihn, bei verweigertem Standhalten, vom Pferde herunter zu ſchießen, ſtiegen Beide aus dem Wagen, und gedachten, ſich mit Liſt von den Schweden loszuwickeln, indem ſie vorgaben: daß ſie Kruswickiſche Geiſtliche wären und in einigen da herum liegenden Dörfern Zinſen eintreiben wollten, wiewohl ſie zur Zeit noch keinen Chouſtack einbekommen hätten. Der befehligende Offizier nahm nun zwar dieſen Bericht als einen nicht unwahrſcheinlichen an, ließ ſich aber dennoch die Luſt ankommen, zu ſehen, ob ſonſt etwas verdächtiges im Wagen anzutreffen ſei. Als er demnach die Leder zurück riß und hineinſchaute, raffte ſich Schmelzer eiligſt auf und ſchrie ihm entgegen: Ach, Herr! ich zweifle nicht, daß ihr ein guter evangeliſcher Chriſt ſeid; deswegen habt die Barmherzigkeit, einen armen evangeliſchen Prieſtersſohn aus den Händen dieſer grimmigen Leute zu erretten, die ihn ſchon viele Wochen daher entſetzlich martern, weil er den evangeliſch-lutheriſchen Glauben nicht abſchwören will. Ja, mein Herr, fuhr er fort: ihre Reiſe iſt jetzt hauptſächlich darum angeſtellt, mich in ein abgelegenes Kloſter zu ſtecken, wo ich gewiß durch weit mehr Qual und Marter zum Abfall gezwungen werden oder darin jämmerlich ſterben ſoll. —

Wie klingt dies, ihr Herren Patres? fragte der Offizier, indem er ſie mit einer martialiſchen Miene anſah. Darauf gab der eine, welcher ein ausgelernter Erzvogel war, dem Scheine nach ganz ruhig und lächelnd zur Antwort: Geſtrenger Herr! ſie können nicht glauben, was maßen dieſer Bube eine rechte Quinta Eſſentia aller Schelmen iſt, die auf der Welt leben. Man bedenke nur, was für eine verzweifelte Lüge er ſogleich vorbringen kann, indem er doch eines römiſch-katholiſchen Kaufmanns Sohn iſt. Sein Vater hat viel an ihn gewendet, der Bube hat auch ſo ziemlich was gelernt, dabei aber mit Stehlen, Spielen, Saufen, ja mit allen Laſtern ſeinem Vater dermaßen viel Herzeleid zugefügt, daß dieſer endlich die Patres de Societate Jesu um Gotteswillen gebeten, ihn in ihre Zucht zu nehmen, damit er bekehrt und zuletzt nicht etwa an den Galgen gebracht werde. —

Mentiris, Cain! ja, du gewiſſenloſer Pfaffe, ſchrie ihm

Schmelzer in's Angeſicht: Du lügſt dies in deinen Hals und wirſt es nimmermehr vor der redlichen Welt, vielweniger bei Gott im Himmel verantworten können; wandte ſich abermals zum Befehlshaber und erzählte demſelben in der Kürze ſeinen Lebenslauf, auch warum und auf was für Art ihn dieſe erbitterten Jeſuiten in ihre Klauen bekommen hätten.

Wie künſtlich hierauf auch nun die Väter ihn zum Lügner, ſich ſelbſt aber zu unſträflichen Leuten machen wollten, ſo merkte doch der ihnen allzukluge Offizier an ihrem ganzen Weſen, daß ſie ihres Ordens gewöhnliche Streiche fortſpielen und ihm eine Naſe drehen wollten. Deswegen ſprach er: Wohlan, ihr Herren! ich muß geſtehen, daß es eine kitzliche Sache iſt, einen von unſeren Glaubensgenoſſen dergeſtalt zu behandeln. Weil nun, dieſen Handel nach Würden zu unterſuchen, beſſere Gelegenheit erfordert wird, als ſich hier auf freiem Felde zeigt, ſo werde ich euch insgeſammt mit zu unſerem Heere führen. Wofern ihr aber die muthmaßliche Wahrheit reden, und geſtehen wollt: daß mit dem Jünglinge von euren Ordensbrüdern alſo verfahren worden, will ich ihn zwar mit mir nehmen, jedoch euch reiſen laſſen, wo ihr hin wollt. —

Solchergeſtalt ließen ſich die Väter fangen, und bekannten, auf ein gütliches Zureden der Schweden, endlich die Wahrheit: So, ſo! ſagte darauf der Offizier! wie artig könnt ihr heiligen Herren doch dergleichen Kleinigkeiten an den armen Lutheranern rächen, und dieſelben zu eurer Kirche herein zu kommen nöthigen. Ich will zwar mein Wort halten und euch reiſen laſſen, wo ihr hin wollt; allein vorher müßt ihr von rechtswegen einigermaßen zu gebührlicher Strafe gezogen werden. Sodann mußten zwölf Mann von ſeinen Dragonern abſteigen und die vier Jeſuiten dahin nöthigen, ſich bis auf's Hemde auszukleiden, derweil ſie ſelbſt ihre Steigrieme abſchnallten und die unchriſtlichen Jeſuitenkörper dermaßen damit zudeckten, daß ſie endlich, eben ſo wie vor dieſem ihr Schlachtopfer, halb todt zur Erde ſanken. Dem Kutſcher widerfuhr eine gleichmäßige Behandlung. Nachher wurden ihre Kleider durchſucht, außer denen man ihnen nicht das geringſte von Geld oder Geldeswerth ließ, es ſetzte ſich mithin ein Dragoner auf den Platz des Kutſchers, und der Wagen wurde mit dem ganz allein darin verbliebenen Knaben unter Begleitung von drei bis vierhundert Schweden, auf und davon geführt, nachdem der Offizier den Vätern noch alſo zugeſprochen hatte: Nun könnt ihr zu Fuße reiſen, wohin euch beliebt, und habt zweierlei Vortheil erhalten: erſtlich, daß ihr in Zukunft wißt, wie mit den Lutheranern und anderen Nebenchriſten gehörig umzugehen, fürs andere aber erfahrt, wie euren Glaubensbrüdern, den Bettelmönchen, zu Muthe ſei. — Und dieſes war der Abſchied.

Dem jungen Schmelzer wurde von den Schweden alle Güte und Freundſchaft erzeigt, zumal da ſie, nach einigem Herumſchweifen, in einer ziemlich freien Stadt etliche Raſttage hielten, auf die ſich ſeine Geſundheit wieder in guten Stand ſetzte. Der Befehlshaber der Partei, ein ſchwediſcher Major, beſchenkte ihn freigebig und betheuerte, daß er von Grund der Seele gern alle Koſten herſchießen wollte, ihn nach Elbing zu ſeiner Mutter zu ſchaffen; allein es zeigte ſich keine Gelegenheit dazu, und er mußte deswegen, da es allzugefährlich geweſen wäre, ſolche Reiſen allein vorzunehmen, ſo lange unter den Soldaten bleiben, bis er wieder auf eine evangeliſche Schule kommen könnte. Inmittelſt hatte er bei dem Major täglich freien Tiſch, verdiente von den Offizieren manchen Dukaten wegen ſeines Singens, und erhielt auch von den Feldpredigern allerhand ſowohl deutſche als lateiniſche Bücher, um vermittelſt derſelben ſeine Studien beſtändig in friſchem Gedächtniſſe zu erhalten. Endlich aber, da er mit ſeinem Major nach Warſchau gereiſt war, traf er daſelbſt zu ſeiner größten Freude unverhofft einen ihm bekannten breslauer Kaufmann an, erzählte demſelben ſeine gehabten unglücklichen Abenteuer, und fand ihn ſogleich willig, ihn mit nach Breslau zu nehmen, dafern er ſolches, ohne mit dem ſchwediſchen Major Verdruß zu haben, thun könnte. Dieſer redliche Offizier war zu gewiſſenhaft, den jungen Menſchen an ſeinen vorgeſetzten Studien zu hindern. Er willigte deswegen gleich in deſſen Anſuchen, ließ den Breslauer ſelbſt zu ſich kommen, empfahl ihn demſelben aufs beſte, und beſchenkte ihn nicht nur abermals ſelbſt mit Geld, ſondern veranlaßte auch, daß andere Offiziere, von denen er Abſchied nehmen mußte, ihre milde Hand ebenfalls aufthaten, alſo daß der Jüngling eine Goldbörſe mit etlichen achtzig Stück Speziesdukaten mit nach Breslau brachte.

In dieſer Stadt ſchlug ihm ſein Gönner, der Kaufmann, mehrfache Gelegenheiten vor, ſeine Studien mit wenigen Koſten erſprießlich fortzuſetzen. Allein weil er eine grauſame Furcht vor den Katholiken und ſonderlich vor den Jeſuiten bei ſich ſpürte, alſo an keinem Orte leben wollte, wo dergleichen Leute anzutreffen wären, ſetzte er ſich auf die Poſt und langte bald in Sachſen auf einem berühmten Gymnaſium an, wo er, nachdem die Vorſteher und Lehrer ſeine Abenteuer vernommen hatten, mit Freuden auf- und angenommen wurde.

Gottliebs Mutter bezeigte ihm nach Verlauf weniger Wochen in einem zwei Bogen langen Briefe ihre Freude darüber, daß, wie ſie ſchrieb, ihr Sohn Joſeph noch lebe, von deſſen plötzlichem Verluſte ſie ſich weit elendere Vorſtellungen gemacht hatte, als der Erzvater Jakob, wegen ſeines Sohnes Joſeph, den er von einem wilden Thier gefreſſen zu ſein glaubte. Nächſtdem erfuhr er auch, daß ſein ehemaliger

Prinzipal vor wenig Monaten verſtorben ſei, jedoch kurz vor ſeinem Ende ſeine zurückgelaſſenen Sachen an ſeine Mutter geſchickt habe, welche ihm dieſelben nebſt einem Wechſelbriefe auf hundert Thaler überſendete, ja aus herzlicher Mutterliebe die weite Reiſe unternahm, um ihn im Gymnaſium perſönlich zu beſuchen, wobei ſie ihm dann ſagte, wie ſie vor kurzem von ihrer verſtorbenen Muhme ein Capital von zweitauſendachthundert Thaler geerbt und ſo wohl angelegt habe, daß ihr davon mit ihren kleinen Kindern ein vergnügliches Auskommen geſichert ſei.

Solchergeſtalt befand ſich der Jüngling nunmehr vollkommen vergnügt und brachte durch ſo unermüdeten Fleiß das Verſäumte wieder ein, daß er zu Oſtern ſiebenzehnhundertzehn eine der berühmteſten Univerſitäten beziehen konnte, wo er es ſich ſeine eifrigſte Sorge ſein ließ, ſittſam und mäßig zu leben, keine nützliche Doktrin zu verabſäumen und auf ſeiner Stube fleißig zu wiederholen und zu unterſuchen, was in den Collegien, ſowohl publice als privatim, war vorgetragen worden, um auf den wohlgelegten Grund der Theologie ferner fortzubauen. Da er desgleichen auch in eine Geſellſchaft trat, welche gemeiniglich alle Wochen ein oder zweimal Zuſammenkunft hielt, und wobei ein jeder ein Specimen ſeines Fleißes und Verſtandes aufzeigen mußte, das dann erwogen und von den Anderen nach Befinden beſcheidentlich gelobt oder getadelt wurde, ſo brachte er binnen drei Jahren einen ſo ſtarken Vorrath von geleheten Sachen in ſeinen Kopf und dazu gemächte Bücher, als wohl ohnedies in ſechs oder ſieben Jahren nicht geſchehen wäre.

Nach Verlauf dieſer Zeit konnte er die Kanzel herzhaft beſteigen, und da ſich öftere Gelegenheit zum predigen für ihn zeigte, ſo hatte er dabei das Glück, von den meiſten Leuten gern gehört zu werden. Jedoch begab er ſich, einem berühmten Theologen zu Gefallen, und um denſelben perſönlich zu hören, von der erſten hinweg auf eine andere Univerſität, und blieb noch drittehalb Jahre daſelbſt, bis er die betrübte Zeitung empfing, daß ſeine Mutter an einem auszehrenden Fieber ohne Hoffnung danieder liege und, wie ſie ihm in ihrem an ihn erlaſſenen Schreiben mit mehreren Umſtänden bekräftigte, deswegen Verlangen trage, ihn vor ihrem Ende noch einmal zu ſehen und zu ſprechen. Auf dieſe übeln Nachrichten trat der gute Sohn allerdings die Reiſe nach Elbing an, und ſah zwar auch in den folgenden Tagen nach ſeiner Ankunft, ſeine Mutter durch ſeine Gegenwart geſtärkt; ihr hektiſches Fieber nahm aber dennoch bald ſo ſehr von neuem überhand, daß ſie in wenigen Wochen ſanft und ſelig verſchied.

Da Gottliebs älteſte Schweſter ſeit mehreren Jahren an einen anſehnlichen Bürger verheirathet war, ſo übernahm derſelbe nach dieſem Todesfalle die Sorge um die jüngeren Geſchwiſter und um die mütterliche Verlaſſenſchaft, und er ſelbſt nahm eine der Hofmeiſterſtellen, die ihm angeboten worden, an, und ging als Informator in eines auswärtigen Kaufmanns Haus und Familie.

Nachdem er allda vier Jahre in Ruhe und Zufriedenheit zugebracht, ſchrieb ihm ein Univerſitäts-Gönner, mit dem er fortwährend Briefe gewechſelt hatte: er ſollte ſeine Stelle aufgeben und je eher je lieber zu ihm kommen, weil er verſchiedene tüchtige Subjekte in ein und anderes einträgliches Amt vorzuſchlagen und ſein Augenmerk ſonderlich auf ihn gerichtet habe, um Gott und der chriſtlichen Gemeinde entweder auf der Kanzel oder auf dem Schulkatheder ſeine Dienſte zu leiſten. Schmelzer konnte dergleichen Ruf nicht anders als für regelrecht erkennen, nahm deswegen von ſeinen ſeitherigen Wohlthätern und Freunden Abſchied und reiſte mit der geſchwinden Poſt zu ſeinem vermeintlichen Beförderer. Derſelbe empfing ihn auf das freundlichſte, und gab ihm nach einigen Tagen ein Empfehlungsſchreiben an einen Edelmann auf dem Lande, deſſen Pfarrer und Seelſorger verſtorben war, und der ihn deshalb erſucht hatte, ihm einen tüchtigen Menſchen zuzuſenden, welcher mittlerweile Predigten und Betſtunden in ſeiner Dorfkirche halten könnte, die von den benachbarten Paſtoren allzu ſparſam beſucht würde. Der Edelmann hatte zu Ende des Briefes noch die Clauſel angehängt, daß, wenn es ein gelehrter und brauchbarer Menſch ſei, man ihn bei künftiger Pfarrvergebung um ihrer Magnificenz willen, vor allen Anderen berückſichtigen würde. Schmelzer reiſte alſo ohne Säumniß dahin, und wurde von dem alten Edelmanne und ſeiner ebenfalls ziemlich bejahrten Gemahlin allem Anſehen nach treuherzig bewillkommt, ja ſobald er ſeine erſte Predigt abgelegt, mit Lobreden und täglichen Wohlthaten überhäuft. Ein volles Vierteljahr war er in dieſes Edelmanns Hauſe und an ſeiner Tafel geweſen, binnen welcher Zeit er nicht allein den Gottesdienſt der Gemeine aufs eifrigſte befördert, ſondern auch die zwei jüngſten, ſehr wild und übel erzogenen Söhne des Hauſes mit Treue und Liebe auf beſſere Wege zu bringen geſucht hatte; als eines Abends der am Podagra krank liegende Gutsherr ſeinen Verwalter, einen betagten, vernünftigen Mann, an den Candidaten abſchickte und ihm melden ließ: wie er für diesmal auf die künftige Sonntagspredigt zu ſtudiren nicht nöthig hätte, denn es würde an dieſem Tage nebſt anderen Gäſten ein benachbarter Edelmann ſeinen Informator mitbringen, welchem der Prinzipal eine Gaſtpredigt und zwar ehrenhalber thun zu laſſen habe verſprechen müſſen. Schmelzer gab zu verſtehen: ſolches wäre ihm von Herzen angenehm, da er zumal einen ſtarken Katharr auf der Bruſt hätte. Der Verwalter aber, der ſich ein wenig bei ihm aufzuhalten Luſt bezeigte, redete treuherzig fort: Mein lieber Herr, ich will ihnen im Vertrauen eröffnen, daß eben dieſer Informator auch ein Competent um den hieſigen Pfarrdienſt iſt. Allein ich weiß gewiß, daß mein Prinzipal ſie vor allen Andern erwählen wird, dafern ſie ſich nur in einem einzigen Stücke nach ſeinem und ſonderlich der Frau Prinzipalin Sinne richten. — Schmelzer ſtellte ſich aufmerkſam an, einer Sache, die er bisher nicht gemerkt hatte oder nicht hatte merken wollen, vollkommen vergewiſſert zu werden, und ſo wußte der Verwalter gar nicht Umſchweife genug zu machen, die ihm von ſeiner Gebieterin in den Mund gelegten Worte manierlich heraus zu bringen: daß nämlich derjenige, welcher die Pfarre haben wollte, ſich unumgänglich anheiſchig machen müßte, die fünfunddreißigjährige Jungfer zu heirathen, welche die Frau Prinzipalin zur Ausgeberin bei ſich hatte. Der Candidat gab jedoch dem Verwalter hierauf ganz trocken und deutlich zu vernehmen, daß, wenn auch das erwähnte Frauenzimmer ihr nicht eben häßliches Geſicht in ein engliſches und ihr mittelmäßiges Naturell in die ſchönſte Aufführung verwandeln könnte, ſo hätte er doch ein allzuzartes Gewiſſen, und würde eher Zeitlebens Schweine hüten, als daß er ſolchergeſtalt in eine Pfarre eindringen und ſeine Vocation in eine Weiberſchürze gewickelt annehmen könnte. Will mich Gott, ſprach er ferner, zum Hirten einer chriſtlichen Heerde haben, ſo wird er mich wohl auf erlaubten Wegen dazu führen, wo nicht, mir Gelegenheit zeigen, mein Brod auf andere ehrliche Weiſe zu verdienen. — Dieſe Erklärung war vermögend, ſeine ganze Pfarrhoffnung daſigen Orts über den Haufen zu werfen. Denn da er gleich des anderen Tages ſowohl von dem Prinzipal als deſſen Gemahlin und nicht weniger der Jungfer Ausgeberin die ſcheelſten Mienen empfing, war leicht zu merken, daß der Verwalter offenherzig ausgebeichtet hatte.

Folgenden Sonntag kam nebſt den vornehmen Gäſten auch der erwähnte Informator an, welcher zwar ein anſehnlicher, mit einer ſtarken Sprache begabter Menſch, im übrigen aber ein ſchwacher Gelehrter war, wie denn alle ſeine Reden und die zuſammengeſtoppelte Predigt davon ſattſames Zeugniß ablegten. Demungeachtet wurde in des Edelmanns Hauſe ein ziemliches Weſen von ihm gemacht: weil er einige verliebte Blicke auf die Jungfer Ausgeberin geſpielt, und ſich ſchon unterweges gegen den Kutſcher hatte verlauten laſſen: Derjenige hätte von Glück zu ſagen, welcher mit der Zeit dies kluge, hauswirthliche, tugendhafte und überhaupt wohlbeſchaffene Frauenzimmer zur Ehe bekäme, welches er nur ein einzigesmal von fern zu ſehen die Ehre gehabt hätte.

Nächſtfolgenden Tages ließ der Edelmann Schmelzern vor ſich kommen, that ihm mit einer hochadlichen ernſthaften Miene ſelbſt ungeſcheut den Vorſchlag, welchen ihm der Verwalter nur als im Vertrauen geſteckt hatte, und betheuerte dabei hoch, daß er Seiten ſeiner den Vorzug vor allen anderen Bewerbern hätte, wenn nicht ſeine Gemahlin und er ſelbſt für billig hielten, ihre fromme und keuſche Hausjungfer wegen ihrer von Jugend auf geleiſteten treuen Dienſte zugleich mit zu verſorgen. Der redliche Schmelzer wiederholte jedoch ſeinen dem Verwalter bereits eröffneten Schluß, und bat den Prinzipal, ſich ſeinetwegen nicht abhalten zu laſſen, die Pfarre zu geben, wem er wollte; er gönnte gern einem jeden was er ſich wünſchte und vor Gott wie ſeinem Gewiſſen zu verantworten getrauete. Seines Theils aber wäre er ſehr ſcrupulös und wollte lieber mit gutem Gewiſſen betteln gehen, als mit ſchwerem Gewiſſen in dem vornehmſten Amte ſitzen. Wiewohl nun die gnädige Frau ebenfalls dazu kam, und, nachdem ſie ihre Hausjungfer aufs beſte herausgeſtrichen hatte, faſt nicht Worte genug erſinnen konnte, Schmelzers ſogenannten Eigenſinn zu brechen, ſo beharrte er doch nichtsdeſtoweniger bei ſeinem Entſchluſſe und trug darauf an, ſobald es ohne Verhinderung des Gottesdienſtes geſchehen könnte, ihm ſeine Entlaſſung zu geben.

Er bekam ſie an eben dieſem Tage, mit der unerwarteten Erlaubniß des nächſten Sonntags noch einmal zu predigen, bei welcher Gelegenheit er von der ganzen chriſtlichen Gemeine öffentlichen Abſchied nahm und ihr wünſchte, daß die erledigte Seelenhirtenſtelle mit einem rechtmäßigerweiſe berufenen Diener des Worts erſetzt werden und deſſen Leben jederzeit mit Chriſti Lehre wohl übereinſtimmen möchte.

Es gab zwar nach verrichtetem Gottesdienſte ein ſtarkes Gemurmel unter der Gemeine auf dem Kirchhofe, allein Schmelzer ließ ſich nichts anfechten, ſondern reiſte mit Anbruch des folgenden Montags, nach genommenem freundlichen Abſchiede von Allen, ganz vergnügt zu ſeinem Gönner und Beförderer zurück, der, als er ihm ſein gehabtes Abenteuer erzählt hatte, ausrief: O tempora, o mores! ſeinen gefaßten Entſchluß aber lobte und ihn ermahnte, nur nicht zu verzagen, weil ſich ſein Glück noch zu rechter Zeit finden würde.

Inmittelſt hatte letztgedachter Edelmann keine andere Urſache der Verabſchiedung des jungen Schmelzers vorzuſchützen gewußt, als daß ſeine Sprache zu ſchwach ſei, und die Kirche nicht wohl ausfüllen könnte, welches doch ein wider die Wahrheit laufendes Geſchwätz war. Die Bauern aber, die etwan auch ein Wort bei der Wahl eines neuen Predigers zu ſprechen hatten, ſetzten ſich ſtark wider den Beruf des Informators, ja gebrauchten ſogar den groben Ausdruck: Wenn es nur auf die ſtark brüllende Stimme allein ankäme, ſo überträfe ihr Dorfochſe den Informator bei weitem. — Allein, die armen

Leute mußten, nach vielem prozeſſiren, denſelben endlich dennoch annehmen, ſo wie er ſelbſt die Jungfer Ausgeberin ebenfalls gezwungen heirathen, nachdem er viele liſtige Streiche, ſich von dem mit ihr eingegangenen Verlöbniß los zu wickeln, geſpielt hatte.

Wenige Wochen nach Schmelzers Zurückkunſt erhielt er abermals auf Unterhandlung ſeines Beſchützers ein Einladungsſchreiben zu einer Probepredigt in einer nahegelegenen Mittelſtadt; demzufolge er ſich zu gehöriger Zeit aufmachte und ſie nach ſeinem Vermögen unerſchrocken ablegte. Wenn er nun aber auch nach dortigem Brauche ein ziemlich ſcharfes Tentamen und zwar hauptſächlich über den Locum de providentia divina ſo rühmlichſt beſtand, daß er in der Wahl die meiſten Stimmen erhielt, ſo machte dennoch eine verzweifelte Verleumdung wiederum alles rückgängig.

Als er nämlich eines Abends im Poſthauſe, wo er wohnte, unter etlichen einheimiſchen Gelehrten und fremden Reiſenden Platz genommen hatte, und unvermerkt mit in das Geſpräch gezogen wurde, wobei Etliche einen berühmten Profeſſor wegen ſeiner etwas hart lautenden Grundſätze zum Atheiſten machen wollten; gab er ſich die Mühe, ihn disputationis gratia zu vertheidigen und zeigte auch, daß der gelehrte Mann in vielen Stücken ganz anders verſtanden ſein wollte.

Da nun die dabeiſitzenden einheimiſchen jungen Gelehrten zuletzt nichts mehr gegen dieſe, wiewohl meiſt ſcherzhafte Defenſion aufzubringen wußten, ſo mochten ſie etwa aus Verdruß und Bosheit in der Stadt ausſprengen: Schmelzer ſei ein Erzanhänger des Profeſſors und werde in dem heiligen Predigtamte treffliche Streiche machen. Nun mußte ihn zwar von rechtswegen die Ortsgeiſtlichkeit, welche ſeine theologiſchen Grundſätze ernſthaft angehört hatte, ſelbſt vertheidigen. Allein ein alter halbgelehrter Mitgeiſtlicher, der eine ſtarke

Freundſchaft in der Stadt hatte, und der, im Fall nur Schmelzer abgewieſen wäre, ſeinen nahen Vetter deſto eher auf die Kanzel zu bringen gedachte, trat ſogleich auf und rufte: O domini! o domini! latet anguis in herba; bedenket nach eurem Gewiſſen was das beſte ſei? Auch der geringſte Verdacht in dieſem Stücke iſt ſchon vermögend, Irrthümer anzurichten. Es ſind noch genug untadelhafte Leute in der Welt anzutreffen, ob ſie gleich nicht in ſo vielen ſpeculativiſchen Dingen geübt ſind. — Einige Gönner Schmelzers verurſachten hierauf, daß derſelbe ob dieſes Tadels vor der geſammten Geiſtlichkeit ſeines Glaubens wegen noch einmal Rechenſchaft geben mußte, und er vollbrachte es zu ſeiner gänzlichen Rechtfertigung, indem er ſich ſchlüßlich dabei die Gunſt erbat: daß ihm vergönnt werden möchte, gleich nächſten Tages vor Gelehrten und Ungelehrten, an einem öffentlichen Orte, jedoch außer der Kirche, ſeine Lehrart in einer deutſchen Rede ordentlich vorzuſtellen.

Dieſes wurde ihm in dem großen Schulhörſaal zugeſtanden, wo ſich früh zwiſchen acht und neun Uhr alle Honoratioren verſammelten. Demnach fing er an zu peroriren, erzählte ſeinen Lebenslauf ganz kurz, legte ſein Glaubensbekenntniß deſto weitläuftiger ab, und forderte nachmals ſeine Verleumder mit ſanftmüthigem Geiſte auf, allda öffentlich ſeiner Lehre, Leben und Wandel entgegen zu ſtehen und ſeiner ferneren Erklärung gewärtig zu ſein. Allein, ob ſie gleich alle anweſend waren, ſo wollte doch kein einziger den Mund aufthun, und ſprach alſo der Gekränkte nach langem Warten: Es iſt mir genug, daß ſich mein ganzes Weſen allhier gerechtfertigt erweiſt. Ich will deswegen nun meine Straße wiederum von dannen ziehen und mein anderweites Glück mit Gelaſſenheit erwarten, um ſowohl denen, ſo an ihrer Beförderung verzweifeln wollen, als meinen Feinden, keine fernere Ungelegenheit zu erregen. — Dieſerhalb wurde er zwar noch des folgenden Nachmittags in eine Verſammlung redlicher Leute gerufen, welche ſich, ſo wie der erſte Prediger ſelbſt, viele Mühe gaben, ſeine Abreiſe zu hintertreiben, indem ſie ihm feſt verſicherten, die Sache ohne ferneren Streit auf erwünſchten Fuß zu ſetzen. Da er aber binnen wenig Tagen erfuhr, daß jener beſorgtere Geiſtliche mit ſeinem Anhange allerhand verdrüßliche Händel in der Stadt anzuſpinnen ſuchte, derweil von anderen menſchenfreundlichen Bürgern Gegenverfaſſungen gemacht wurden, ſo nahm er, alles Bittens und Zuredens ungeachtet, von ſeinen Freunden plötzlichen Abſchied, um nicht durch ſeine Perſon Zwieſpalt, Zank und Streit entſtehen zu ſehen.

Ungeachtet dieſer abermaligen Unannehmlichkeit war Schmelzers Univerſitätsgönner, als derſelbe wiederum unverrichteter Sache vor ihm erſchien, unermüdet gefliſſen, ihn unterzubringen. Angeſehen aber, daß bei allen Gelegenheiten beſonders ungünſtige Umſtände eintraten, ward der Candidat allgemach der Meinung, daß es Gottes Wille nicht ſei, ihm durch die Fürſorge dieſes Mannes zu helfen. Ihm alſo keine weitere Mühe zu verurſachen, nahm er von demſelben auf etliche Wochen Abſchied, nachdem er ihm für ſeine Mühwaltung gedankt und ſich ſeines Wohlwollens verſichert hatte, und reiſte mit einem guten Freunde, der Jura ſtudirt, nach deſſen Geburtsſtadt, wo er bei ſeinen Eltern etliche Wochen als Gaſt verbleiben mußte. Hier fand er denn mittlerweile Gelegenheit, ſowohl bei dem Oberpfarrer, als bei den anderen Geiſtlichen Zutritt zu erhalten. Ja, weil der Oberpfarrer ziemlich hinfällig war, ſo ließ er ſich durch einen dritten bereden, eine Zeitlang den Aufenthalt in deſſen Hauſe zu ſuchen, an ſeinem Tiſche mit zu ſpeiſen und ihm ſeine Amtsverrichtungen ſoviel als zuläſſig mit beſorgen zu helfen. Der ehrliche Mann ſah wohl, daß ſein neuer Hausgenoſſe ſich in keinem Stücke, auch ſogar nicht in Haushaltungsgeſchäften, einige Mühe verdrießen ließ, und wollte deswegen nicht das geringſte Koſtgeld oder Stubenzins von ihm annehmen. Allein ſeine Ehefrau wußte ſich ſeines Geldbeutels dennoch auf eine ſo unſcheinbare Art zu bedienen, daß ſie zuweilen mehr aus ihm zog, als ein billiges Honorar austragen konnte. Es war immer Schade um dieſen ſonſt aller Ehren werthen Mann, daß er ein Sklave der Launen ſeines Weibes ward; denn weil ſie ihn betäubt hatte, den Biſchofsſtab nach ihrem Willen als eine Wünſchelruthe zu gebrauchen, ſo mußte dieſelbe bei Beſetzung geiſtlicher Aemter nur auf diejenigen ſchlagen, bei denen die geizige Frau auf anſehnliche Spenden ſicher rechnen konnte. So, zum Beiſpiel, hatte ſich um ſelbe Zeit ein gewiſſer Herrendiener zur Ungebühr weit mit einem Weibsbilde eingelaſſen, um welchen Flecken abzuwiſchen, er endlich die Trauung mit ihr einging und ſich der gewöhnlichen Geldbuße unterwarf. Wegen der Trauung wurde ihm zwar gewillfahrt; anderen theils aber wollte der Oberpfarrer, aus beſonderen Gründen, beide Leute nicht eher zum heiligen Abendmahle laſſen, bis ſie die ordentliche Kirchenbuße gethan und der chriſtlichen Gemeine das gegebene Aergerniß kniend abgebeten hätten. Der Herr des erwähnten Dieners wollte ihn nicht gern vor den Leuten blosgeſtellt wiſſen und wandte darum viele Mühe an, von dem Oberpfarrer die Rechtswohlthat zu erhalten, welche bereits vielen Anderen für baares Geld angediehen war. Allein er ſuchte lange Zeit vergebens nach, bis ſich endlich die Frau Oberpfarrerin ins Mittel ſchlug und ihn erſuchen ließ, ihrem Sohne, der Auditeur beim Militär war, für Geld und gute Worte ein paar Hirſchhäute zu Koller und Hoſen zu überlaſſen. Da nun der Herr merkte, wo er Bartheln müßte Moſt holen laſſen, ſo gab er dem im

Kirchenbanne ſich befindenden Diener zwei Hirſchhäute, ſie der Oberpfarrerin als ein Geſchenk zu überbringen, die ihm ſofort die völlige Sühnung ſeines Verbrechens mit der Erlaubniß zuwege brachte. noch deſſelben Tages in den Beichtſtuhl und den darauf folgenden zum Tiſche des Herrn zu kommen. Zu anderer Zeit hatte ein im Eheſtande lebender Mann ſich gelüſten laſſen, eine ledige Dirne zu verführen, die aber, nachdem ſie die Zeichen ihrer Schwangerſchaft und überdies erkennt, daß es am klügſten gehandelt ſei, von ihren Buhlen ein Stück Geld zu nehmen und auf einen anderen aus zu ſagen, ſich einen ſolchen alsbald erkürt, den ſie als Vater ihres Kindes angiebt. Beide Männer kommen hierauf miteinander zu Streite, ſo daß immer einer dem andern das Vaterrecht an den Hals wirft, bis die Sache am Ende an die Geiſtlichkeit gelangt. Der verehlichte mag unfehlbar beſſeren Beſcheid wiſſen als der andere, überbringt deswegen der Frau Pfarrerin ein paar Päcklein feines Zeug, welches kaum mit der Elle ausgemeſſen, da ſchon der fröhliche Geber von aller Schuld losgeſprochen iſt. Ja, als der andere Menſch dieſen Flecken nicht allein auf ſich haften laſſen will, giebt ihm der geiſtliche Herr noch die tröſtliche Vermahnung: Er ſollte es doch immer gut ſein laſſen, es wäre ein menſchlicher Fehler, welcher durch eine mäßige Kirchenbuße abgethan werden könnte. Er wäre ein lediger Menſch, der aus Liebe zu ſeinem verehlichten Nächſten dergleichen Sache eher auf ſich nehmen könnte als der andere, mit dem es ſchon etwas mehreres auf ſich hätte. — Man bedenke, ob allhier nicht eingetroffen, was Gott durch den Propheten Micha, im dritten Kapitel, zweitem Verſe redet: Ihre Häupter richten um Geſchenke, ihre Prieſter lehren um Lohn, und ihre Propheten wahrſagen um Geld. Denn Schmelzers Patron wußte zum Beiſpiel alles ſo politiſch zu ſpielen, daß niemand leicht einen Pfarr- oder Schuldienſt in der Stadt oder auf dem Lande bekam, als wer ſich vorher mit der Frau abgefunden hatte. Manche arme Dorfpfarrer hatten ſich wehe genug thun müſſen, ehe ſie das verſprochene Honorar theils mit Korn, Weizen, Gerſte, Flachs, jungen Schweinen, Kälbern, Hühnern und Gänſen, theils mit barem Gelde abtragen können. Ein, oder ein paar Bienenſtöcke, etliche Kannen Honig oder Pflaumenmuß, Butter und Käſe, welches die Dorfſchulmeiſter oder Cantoren, wie ſie gern heißen mochten, wohl zuweilen ſpendeten, wurden ganz gleichgültig angenommen. Derjenige aber, ſo ein paar fette Conſiſtorialvögel, wenigſtens ſo viel Kapaunen, eine mit vielen Küchlein geſegnete Gluckhenne und dergleichen brachte, bekam nicht allein freundlichere Mienen, ſondern verblümterweiſe ſogar Anwartſchaft auf die Pfarre. Sonſt war die Frau Oberpfarrerin die Zuflucht aller Männerbegierigen Jungfern, denn wenn dieſe nur erſt die rechten Schliche zu ihrem Herzen fanden, wurde ihnen nach Standesgebühr bald mit einem Pfarrer- Kirchen- oder Schuldienſte geholfen, und ſo büßte der gute Sanct Andreas auch bei dem abergläubigſten Frauenzimmer völlig ſeinen Credit ein. Den Witwen und Waiſen war dieſe Frau ungemein tröſtlich, denn ſie mochten hier oder da eine gerechte oder ungerechte Forderung anſtellen, ſo mußte ihnen dennoch ein günſtiges Urtheil geſprochen werden, wofern ſie etwas im Vermögen und zu ſpenden hatten. Den armen alten Leuten, aber nur weiblichen Geſchlechts, ſtand ihre milde Hand täglich offen, weil dieſe ſonderlich geſchickt waren, alle neuen Mähren, ſo in der Stadt oder auf dem Lande vorkamen, in ihr Cabinet zuſammen zu tragen, das zu gewiſſen Tagesſtunden allen dergleichen Poſtträgerinnen erſchloſſen war. Uebrigens, aller Einkünfte ungeachtet, herrſchte doch Schmalhans, ihrer außerordentlichen Nahrhaftigkeit wegen, in allen Ecken; ſo daß kaum die Kinder, das Hausgeſinde aber deſtoweniger, ſatt zu eſſen bekamen, weswegen auch ſelten eine Magd über ein Vierteljahr bei ihr blieb. Ein gerechtes Aergerniß war es, wie dieſe Frau ihre Kinder in allen nur erſinnlichen Thorheiten unterwies, indem ſie ihnen, ihrer Meinung nach, die Grundregeln der Politik beizubringen gedachte. Konnte der jüngſte Sohn ex tempore eine Lüge aus der Luft ſchnappen, ſo war es zwar nach ihrem Sinne eine Anzeige eines erfinderiſchen Kopfes; dafern er aber ſeine Lüge nicht mit beſonderen wahrſcheinlichen Umſtänden unverſchämterweiſe behaupten und fortführen konnte, mußte er einen Verweis einſtecken, und aus ihrem mütterlichen Munde die ſubtilſten Bedenken anhören und beherzigen. Den älteren Sohn unterrichtete ſie ſelbſt faſt täglich in der Kunſt, Frauenzimmer zu unterhalten, er mußte lernen ſchmeicheln, Artigkeiten ſagen, Hand und Mund nach der Mode küſſen, und hunderterlei andere Albernheiten begehen, von denen er der Frau Mama oft wiederholte Proben abzulegen hatte.

Hatte nun der ehrliche Schmelzer mit der Zeit alle Anſtalten dieſes Hauſes in genauere Betrachtung gezogen, und überdies erwogen, daß er daſigen Orts ebenfalls keine Beförderung ohne ſonderbare Knoten und Gewiſſensſcrupel erhalten würde, ſo empfing er zu ſeiner Freude plötzlich einen Brief aus ſeiner Heimath, worin ihm ein durch einen unerwarteten Todesfall daſelbſt erledigtes Schulamt angetragen wurde, und verabſchiedete er ſich alſo, weil ihm die größte Eile dabei zur Pflicht gemacht worden war, ſofort von ſeinem Prinzipale, indem er die ungeſäumte Rückreiſe nach Elbing antrat.

Allein das unerforſchliche Verhängniß hatte ganz widerwärtig ſcheinende Schlüſſe gegen ihn gefaßt, denn nachdem er bereits zwanzig Meilen zurückgelegt hatte, ſchlug einſt mitten in der Nacht der Poſtwagen dergeſtalt unglücklich für ihn um, daß nicht allein durch die nachſchießenden aufgepackten Kaſten ſeine beiden Beine ſehr geſchellert, ſondern ihm überdies der rechte Arm ſchmerzlich zerbrochen wurde. Einem Paſſagier ging es noch erbärmlicher, indem er im ſtürzen das Halsgenick zerbrach und augenblicklich ſeinen Geiſt aufgab, zwei andere aber waren faſt eben ſo unglücklich als Schmelzer. Der Wagen wurde mit größter Mühe wieder aufgerichtet, und die Paſſagiere ſämmtlich zu der nächſten Stadt weiter gefahren, die ſie mit dem anbrechenden Tage erreichten, und in der ein Arzt und Wundarzt den genommenen Schaden zu Hülfe kam.

Alſo ward Schmelzer nun zwar an Arm und Beinen gehörig verbunden, empfand auch daran einige Linderung ſeiner Schmerzen, jedoch die ſtarke Quetſchung am Rückgrat mochte eine innerliche Entzündung verurſacht haben, weswegen ihn wenige Tage hernach ein hitziges Fieber befiel, an dem er bis in die vierte Woche gefährlich krank darnieder lag.

Die Heilung ſeines zerbrochenen Arms, wie auch der angeſchellerten Beine, wurde dadurch um ein merkliches verzögert, endlich aber befand er ſich zwar in der ſiebenten Woche wiederum kräftig genug, die fernere Reiſe anzutreten; als er jedoch in ſeiner Vaterſtadt ankam, ſah er ſich zu ſeiner Kränkung und Bekümmerniß abermals in ſeinen Hoffnungen auf eine geſicherte Zukunft getäuſcht, indem er hörte, daß die in Frage ſtehende Schulſtelle von den Patronen bereits anderwärts vergeben war, weil denſelben ſein Ausbleiben allzulange gewährt hatte.

Wer hätte wohl bei dergleichen oft wiederholten Streichen des falſchen Glücks nicht endlich ungeduldig und verzagt, ſogar zweifelhaft an ſeiner Beförderung werden wollen! In einer ſolchen Stimmung betraf den geprüften Schmelzer der Ruf zum Predigtamte bei der Gemeine der Inſel Felſenburg, und ſtand er keinen Augenblick an, denſelben anzunehmen. Er vertheilte ſein Vermögen unter ſeine Geſchwiſter, ſetzte ſeine Weiterreiſe zu Lande nach Amſterdam fort und ſchiffte ſich an dieſem großen Seeplatze nach dem Orte ſeiner Beſtimmung ein, wo er ſich endlich der Behaglichkeit einer ihm angemeſſenen erwünſchten Lage zu erfreuen hatte.

XIII.

Belfagor.

Man lieſt in den alten Geſchichten von Florenz, was man ſchon aus der Erzählung eines heiligen Mannes weiß, deſſen Leben bei ſeinen Zeitgenoſſen hoch geprieſen wurde, daß derſelbe, in ſeine Gebete vertieft, mittelſt ihrer ſchaute, wie unzählige Seelen jener armen Sterblichen, die da, mit Gott zerfallen, umkamen, auf ihrem Wege nach der Hölle alleſammt oder meiſtentheils nur darüber klagten, ſich ſelbſt durch ihre Verehelichung in ihr Unglück geſtürzt zu haben.

Durch dieſen Umſtand wurden nun Minos und Rhadamanth, ſo wie die anderen Höllenrichter, in höchliches Erſtaunen verſetzt, weil ſie ſolche Verleumdungen des weiblichen Geſchlechtes nicht wohl glauben konnten. Da indeſſen das Geklage von Tag zu Tage zunahm, und am Ende auch der gehörige Bericht davon an Pluto abgeſtattet worden war, ſo kam es zu dem Beſchluſſe, den Fall mit ſämmtlichen hölliſchen Fürſten in reifliche Erwägung zu ziehen, und nächſtdem die geeignetſten Maßregeln zu ergreifen, um den etwaigen Betrug aufzudecken und das Wahre an der Sache herauszuſtellen.

Pluto ſchrieb eine hohe Rathsverſammlung aus, und eröffnete dieſelbe mit einer alſo geſtalteten Anrede: Wiewohl ich, meine Lieben, Getreuen, von Gottes Gnaden, in Gemäßheit eines unvermeidlichen Schickſals dieſes Reich beherrſche, und um deswillen keinerlei Richterſtuhl, weder einem himmliſchen noch einem irdiſchen unterworfen bin, ſo will es mir doch bedünken, daß die Gewaltigen wohl daran thun, Geſetze anzuerkennen und der öffentlichen Meinung ihr Recht einzuräumen, und habe ich drum gegenwärtig beſchloſſen, mich mit euch über mein Thun und Laſſen in einer Angelegenheit zu berathen, die da ſonſt gar leichtlich zur Unehre unſerer Herrſchaft ausſchlagen dürfte. Es ſagen nämlich zwar alle Menſchenſeelen, die ſich zu uns herablaſſen, aus, ihre Ehehälften ſeien ihr Urgrund dazu; es will uns aber dennoch ſcheinen, daß dies an und für ſich gewiß unmöglich ſei, und wir befürchten nun, wenn wir auf die Relation hin ein Verdammungsurtheil ſprächen, für allzugrauſam, oder wenn wir es nicht thäten, für allzuläſſig oder ungerecht verſchrieen zu werden. Die Menſchen ſündigen bald durch Leichtſinn, bald durch Unbilligkeit. Wir aber möchten gern auf keine von beiden Weiſen uns Tadel zuziehen, und haben euch hierher beſchieden, weil wir nicht wiſſen, wie wir uns verhalten ſollen, damit ihr uns mit eurem guten Rathe beiſtehet, zu bewirken, daß dieſes Reiches ſeither unangetaſtet gebliebene Ehre auch unbeſcholten fürder dauere. — Es ſchien einem jeden dieſer Fürſtenthümer der vorliegende Fall ein hochwichtiger, beachtenswerther zu ſein, ſie waren auch darin mit einander einverſtanden, daß die Wahrheit nothwendigerweiſe erforſcht werden müſſe; aber die Art und Weiſe betreffend, wie dies zu bewerkſtelligen, fanden verſchiedene Meinungen unter ihnen ſtatt. Einer hielt dafür, es ſei ein, ein Anderer, es ſeien mehrere Boten zur Erde empor abzufertigen, um unter menſchlicher Geſtalt perſönlich zu ergründen, was es mit der Sache für eine Bewandtniß habe. Viele Andere dagegen meinten, wozu denn deswegen ſo viele Umſtände gemacht zu werden brauchten, es reiche ja hin, daß man etwann ein paar Seelen bis zum Bekenntniß der Wahrheit insbeſondere martere. Da nun aber am Ende die Stimmenmehrheit allerdings für den Vorſchlag einer Geſandtſchaft war, ſo ging dieſe Meinung durch, und man beſtimmte ſich, in Ermangelung irgend eines armen Teufels, der den Auftrag freiwillig übernommen hätte, die Wahl dazu durchs Loos zu entſcheiden.

Das Loos traf den Erzteufel Belfagor, der vordem, ehe er aus dem Himmel gefallen, ein Erzengel geweſen war und jetzt zwar höchſt wider Willen ſich zu der Botſchaft hergab, Plutos Herrſchergewalt aber unterthänig, ſich dazu verſtehen mußte, unter den ausdrücklich vorgeſchriebenen Bedingungen den Beſchluß *des hölliſchen Conciliums zu vollbringen.*

Dieſen Bedingungen gemäß, erhielt Belfagor unverzüglich hunderttauſend Dukaten ausgezahlt, und verpflichtete er ſich dagegen, mit dieſem Gelde in die Welt zu gehen, ſich unter menſchlicher Geſtalt eine Frau zu nehmen und mit ihr zehen Jahre lang zu leben, um ſodann eines ſcheinbaren Todes zu ſterben und, nach der Hölle zurückkehrend, ſeinen Vorgeſetzten Bericht zu erſtatten, wie es eigentlich mit Luſt und Leid des Eheſtandes auf Erden beſchaffen ſei. Beiläufig wurde ihm überdies die Erklärung gegeben, daß er während der genannten Zeit allen Ungemächlichkeiten und Uebeln, mit denen die ſterblichen Menſchen zu kämpfen haben, und welche Armuth, Gefangenſchaft, Krankheit oder irgend eine andere Noth nach ſich ziehen, unterworfen ſein ſolle, er müßte ſich denn durch ſeine eigne Klugheit oder Liſt davor behüten können oder daraus befreien.

Belfagor begab ſich zu der Erde hinauf, verſah ſich mit

Pferden und Dienerſchaft und zog mit vielem Anſtande in Florenz ein, welche Stadt er vor anderen zu ſeinem Aufenthaltsorte erwählte, weil ſie ihm den Wucher, den er mit ſeinem Gelde zu treiben geſonnen war, ganz beſonders zu begünſtigen ſchien. Er nannte ſich hier Roderigo von Caſtilien und miethete ein Haus in der Vorſtadt Allerheiligen. Damit man ſeiner wahren Herkunft nicht auf die Spur käme, ſagte er aus, daß er vor einiger Zeit Spanien verlaſſen und ſich nach Syrien gewendet habe, wo er in Aleppo wohlhabend geworden ſei, wenn gleich es ihm dort auf die Dauer nicht gefallen wollen, und er ſich nunmehr Italien als eine menſchlichere, dem bürgerlichen Leben und ſeiner Art und Weiſe angemeſſenere Heimath auserkoren habe, um ſich daſelbſt ein Weib zu nehmen. Roderigo war ein ſchöner Mann, der in einem Alter von dreißig Jahren zu ſtehen ſchien. Er verrieth in wenigen Tagen, daß er im Beſitze großer Reichthümer ſei, und da er ſich außerdem bei mehrfachen Gelegenheiten als einen wahrhaft gebildeten und freigeſinnten Mann zu erkennen gab, ſo währte es nicht lange, daß an ihn von Seiten vieler edlen Bürger, denen der Himmel mehr Töchter als Thaler beſcheert hatte, Heirathsanträge in Betreff derſelben ergingen, unter denen ſeine Wahl auf eine ſchöne Jungfrau, Namens Honeſta, die Tochter Amerigos Donati, fiel, der außer ihr und drei erwachſenen Söhnen noch zwei andere, auch faſt mannbare Töchter hatte, und zwar aus einem guten Hauſe und in Florenz perſönlich geachtet war, aber, eben ſeine zahlreiche Familie und ſeinen Adel angeſehen, ſich dürftig behelfen mußte.

Roderigo richtete ſeine Hochzeit mit Pracht und Aufwand aus und benahm ſich übrigens bei dieſer Gelegenheit, da er, aus der Hölle austretend, jedweder menſchlichen Leidenſchaft unterworfen worden war, wie jeder andere Bräutigam. Er begann ſehr bald an Ehre und Herrlichkeit der Welt Behagen zu finden, und ſich daran zu erfreuen, von den Menſchen gelobt zu werden, wie er ſich denn dieſe Liebhaberei gar ſchweres Geld koſten ließ. Auch hatte er noch nicht eben lange Zeit mit ſeiner Ehegattin Honeſta gelebt, als er ſich in dieſelbe ſo außermaßen verliebte, daß er es nicht ertragen konnte, ſie traurig oder mißmuthig zu ſehen. Frau Honeſta hatte ihrem Roderigo neben ihrem Adel und ihrer Schönheit einen Hochmuth, wie ihn Lucifer ſogar nicht kannte, ſchon mit ins Haus gebracht, und Roderigo, der den einen wie den anderen ermeſſen hatte, erachtete den ſeiner Frau für den höheren. Er ward aber auf die Länge der Zeit noch ärger, als er war, bevor ſie ſich der großen Liebe ihres Mannes zu ihr verſah. Und da ſie nunmehr dafür hielt, er befinde ſich durchaus in ihrer Gewalt, ſo begann ſie ohne alles Erbarmen und ohne alle Rückſichten über ihn zu gebieten, und ermangelte nicht, wenn er ihr ja einmal etwas verſagen wollte, ihn mit böſen und beleidigenden Worten zu ſeinem unſäglichſten Aerger zu peinigen, weil er um ſeines Schwiegervaters, ſeiner Schwäger und der übrigen Verwandtſchaft, ſowie um des Ehebandes ſelbſt und insbeſondere um ſeiner großen Liebe willen zu ihr, eben viele Geduld mit ihr hatte. Sie verlangte von ihm, nach jeder neuen Tracht und nach der immer wechſelnden Mode gekleidet zu werden. Und nicht allein, daß ſie ihn damit immer größere Summen koſtete; wenn er Frieden zu Hauſe haben wollte, ſo mußte er auch ſeinem Schwiegervater, zur Verheirathung ſeiner anderen beiden Töchter mit ſchwerem Gelde hülfreich beiſtehen: gleichwie er denn wieder nicht umhin konnte, da er ſich einmal darauf eingelaſſen, einen ihrer Brüder mit Tüchern nach dem Oſten, den anderen mit Seidenzeugen nach dem Weſten zu ſenden, und den dritten als Goldſchläger in Florenz zu etabliren, um auf ſolche Art allmählig den größten Theil ſeines Vermögens zu verthun. Dieſes letztere bekam noch dadurch den gefährlichſten Stoß, daß Frau Honeſta, um Anderen nicht nachzuſtehen, ihn thörichterweiſe nöthigte, zur Karnevals- und Johanniszeit, wenn die Stadt Florenz, einer alten Gewohnheit nach, voller Feſtlichkeiten iſt, und viele reiche und vornehme Bürger die koſtbarſten Gaſtereien anſtellen, es damit allen Anderen zuvorzuthun.

Nichtsdeſtoweniger ertrug Roderigo alle dieſe Dinge um der ſchon angegebenen Urſachen willen leicht, und würde ſie, wie ſchwer ſie auch an und für ſich ſein mochten, nimmermehr läſtig gefunden haben, hätte er damit nur auch wirklich ſeine häusliche Ruhe erkauft und ſoviel gewonnen, dem herannahenden Zeitpunkte ſeines gänzlichen Unterganges mit Gemächlichkeit entgegenzuſehen. Aber es widerfuhr ihm in dieſer Hinſicht das entſchiedene Gegentheil. Denn von ihrer Prunk- und Verſchwendungsſucht abgeſehen, ſuchte ſie ihn, ihrer widerwärtigen Natur entſprechend, mit einer zahlloſen Menge von Ungelegenheiten heim, deren geringfügigſte etwa noch war, daß kein Knecht oder Diener es auch nur auf Tage oder Wochen, geſchweige denn auf längere Zeit, in ſeinem Hauſe aushalten konnte. Und es erwuchs dem armen Roderigo der empfindlichſte Nachtheil daraus, daß ihm jeder zuverläſſige und getreue Beiſtand in ſeinem Hausweſen mangelte, denn die anderen Teufel, die mit ihm als ſeine Diener aus der Hölle gekommen, waren nach und nach alle dahin zurückgekehrt, weil ſie deren ewige Flammenqualen lieber als die Herrſchaft ſeiner Hausfrau erdulden wollten. So führte Roderigo nun das ruheloſeſte und unbehaglichſte Leben von der Welt, und hatte es durch ſeine ſchlechte Wirthſchaft bereits dahin gebracht, daß er mit ſeinem ganzen beweglichen Beſitzthume fertig war, und da er dennoch eines guten Credits genoß, auf die aus dem Oriente und Occidente von ihm erwarteten Summen im voraus auf Wechſel zu borgen anfing, um nicht von dem hohen Pferde, auf das er ſich geſetzt hatte, herabſteigen zu müſſen.

Indeſſen nothwendigerweiſe darnach immer tiefer in Schulden gerathend, machte er ſich in kurzer Zeit allen denen verdächtig, die ſich auf ſolcherlei Schliche in Handel und Wandel verſtanden; und da es ſein Unglück wollte, daß gerade zu der Zeit, als ſein guter Ruf am ſchwankendſten war, aus dem Abend- und Morgenlande die plötzliche Nachricht eintraf und verlautete, der eine Bruder Frau Honeſtens habe all das Eigenthum, das ihm Roderigo anvertraut, im Spiele verloren, der andere ſei dagegen, auf dem Rückwege zur See, mit ſeinem Schiffe und ſämmtlichen darauf geladenen Waaren, die er nicht hatte verſichern laſſen, eine Beute der Wellen geworden: ſo verbanden ſich Roderigos Gläubiger, in der Beſorgniß, daß er möge zu Grunde gerichtet ſein, mit einander, ihn bis zum Ablaufe ſeiner Zahlungsfriſten, und zwar, wie geſagt, ſo geſchehen, auf das ſorgfältigſte bewachen zu laſſen, damit es ihm auf jeden Fall unmöglich würde, ſich ihnen durch die Flucht zu entziehen. Roderigo ſeinerſeits keine andere Hülfe in ſeiner Noth erſehend, und dennoch der Geſetze eingedenk, denen die hölliſche Rathsverſammlung ihn unterworfen hatte, war allerdings der Meinung, zu entfliehen, und warf ſich eines Morgens auf ein raſches Pferd, auf dem er ſich zu dem Thore hinaus rettete, in deſſen Nähe ſeine Wohnung gelegen war. Kaum, daß man ſich ſeiner Entfernung verſah, ſo entſtand ein großer Aufruhr unter den Gläubigern, ſie kamen bei der Obrigkeit klagbar gegen ihn ein, und ſchickten ihm nicht nur Gerichtsboten nach, ſondern verfolgten ihn insgeſammt perſönlich. Roderigo war noch keine Meile von der Stadt entfernt, als dieſe Gefahr wider ihn losbrach. Er erkannte ſeine üble Lage, und nahm ſich, um deſto verborgener zu fliehen, vor, die gebahnte Straße zu verlaſſen, und querfeldein weiter zu eilen, wohin ihn ſein gutes Glück führe. Er ſetzte dieſen Vorſatz ins Werk; fand aber bald, daß ihm die die Felder durchſchneidenden Gräben dabei hinderlich wurden, und daß er wegen des Gebüſches nicht immer zu Pferde darüber ſetzen konnte. Er floh deswegen zu Fuße weiter, und indem er ſein Roß die Straße entlang ledig laufen ließ, eilte er ſelbſt über das mit Röhricht und mit zahlreichen Weingärten bedeckte Land hin, bis er in die Nähe von Peretola zum Hauſe Giovanni Matteo del Bricca's, Feldbauers des Giovanni del Bene, kam. Er begegnete dem Giovanni Matteo gerade, als dieſer Futter für ſeine Ochſen heim trug, flehte ihn um ſeinen Schutz gegen die Feinde an, die ihn verfolgten, um ihn im Kerker umkommen zu laſſen, und verſprach ihm, wenn er ihn aus ihren Händen rettete, ihn reich zu machen und, vor ſeinem Scheiden, ihm ſeine Fähigkeit dies zu thun, entweder genugſam zu beweiſen, oder ihn im entgegengeſetzten Falle ſelbſt zu ermächtigen, ihn ſeinen Feinden auszuliefern. Giovanni Matteo war zwar ein Landmann, aber dennoch ein unternehmender Menſch, und da er der Anſicht war, er könne nicht wohl zu kurz dabei wegkommen, wenn er den Flüchtling rettete, ſo ſagte er demſelben ſeine Bitte zu und ſteckte ihn in einen Haufen Dünger, den er vor dem Hauſe liegen hatte, indem er einen Schober Abgänge und dünnes Rohr, das er zum Verbrennen zuſammen geleſen, vor ihn wälzte.

Roderigo war nun hierauf nicht ſobald in Sicherheit gebracht worden, als auch ſchon ſeine Verfolger herzukamen, und wiewohl vergebens den ehrlichen Giovanni Matteo durch Drohungen dahin zu bewegen ſuchten, ihnen ihren Schuldner zu verrathen. Die Gläubiger mußten mit leeren Händen ihres Weges weiter ziehen, ſuchten noch einige Tage lang in der Gegend umher, und kehrten endlich unverrichteter Sache und ermüdet wieder nach Florenz heim. Sobald der Lärmen und die Gefahr vorüber waren, holte Giovanni Matteo den Verfolgten aus ſeinem Schlupfwinkel hervor, und mahnte ihn an ſein gegebnes Wort. Roderigo erwiederte: Mein lieber Bruder! ich habe eine große Verbindlichkeit gegen dich auf mich geladen, und will ſie auf jede Weiſe abzutragen ſuchen. Damit du glaubeſt, daß ich dies im Stande ſei, ſo laß dir von mir ſagen, wer ich bin. — Er theilte ihm hier ſeine perſönlichen Verhältniſſe und die Bedingungen mit, unter denen er die Hölle verlaſſen und ſich ein Weib genommen hatte, und eröffnete ihm überdies die Art und Weiſe, auf die er ihn zu bereichern gedachte, und die eben keine andere war, als daß Giovanni Matteo, ſobald er von irgend einem Weibe höre, das beſeſſen ſei, nur getroſt annehmen dürfe, er ſei ſelber in ſie gefahren, und ſich anzuſchicken habe, ihn zu vertreiben, der da keinem Anderen als ihm weichen werde, um ſich nach glücklich vollbrachtem Werke von den Verwandten der Verteufelten nach Belieben bezahlen zu laſſen.

Nachdem Roderigo dieſe Erklärung von ſich gegeben hatte, wurde er plötzlich unſichtbar. Es waren aber hierauf kaum einige Tage ins Land gegangen, als ſich durch ganz Florenz die Neuigkeit verbreitete, daß eine an Buonaiuto Tebalducci verheirathete Tochter Meſſere Ambrogio Amedei's vom Teufel beſeſſen ſei. Die Ihrigen verabſäumten nicht, alle jene Hülfsmittel dagegen anzuwenden, die bei ſolchen Unfällen gebräuchlich ſind. Man berührte ihr Haupt mit dem Schädel des heiligen Zenobius, und mit dem Mantel des heiligen Johannes Walbert; aber alle dieſe Dinge wurden von Roderigo nur verhöhnt; und um jedermänniglich zu überzeugen, daß die Krankheit des jungen Weibes ein böſer Geiſt und keine andere fantaſtiſche Einbildung ſei, fing er an, aus ihr Latein zu reden, und über philoſophiſche Dinge zu disputiren, oder deckte auch zu allgemeiner Verwunderung die Sünden vieler anderer Menſchen auf, wie zum Beiſpiel die eines gewiſſen Kloſterbruders, der ſich vier Jahre lang ein als Mönch verkleidetes junges Weibsbild in ſeiner Zelle gehalten hatte. Herr Ambrogio war indeſſen über dieſe vergeblichen Heilverſuche höchſt misvergnügt geworden, und hatte bereits alle Hoffnung aufgegeben, ſeine Tochter wieder geſunden zu ſehen, als mit einem Male Giovanni Matteo zu ihm kam und ihm die Herſtellung derſelben zuſicherte, wofern er verſpräche, ihm fünfhundert Gulden zum Ankaufe eines Gutes in Peretola dafür auszuzahlen. Herr Ambrogio ging auf ſein Anerbieten ein; Giovanni Matteo aber ließ vorerſt etliche Meſſen leſen, traf ſeine Förmlichkeiten zur Vollbringung des großen Werkes, und raunte dann dem jungen Frauenzimmer ins Ohr: Ich bin zu dir hierher gekommen, Roderigo, um dich an die Erfüllung deines Verſprechens zu erinnern. Roderigo entgegnete ihm: Ich bin bereit, dir zu gehorchen; dies iſt aber noch nicht genug, um dich reich zu machen. Sobald ich von hinnen gewichen ſein werde, fahre ich in die Tochter des Königs Karl von Neapel, die ich auf keines Anderen als auf deine Beſchwörung wieder zu verlaſſen gedenke. Alsdann ſollſt du auch ein tüchtiges Handgeld, mit dem du zufrieden ſein kannſt, von mir kriegen, auf daß du mich fernerhin in Ruhe läßt. — Dies geſagt, fuhr er, zum Ergötzen und zur Verwunderung von ganz Florenz, aus der jungen Perſon heraus. Es währte hierauf gar nicht lange Zeit, ſo verlautbarte durch ganz Italien der Unfall, welcher der Tochter des Königs Karl zugeſtoßen war. Die Geiſtlichkeit erfand kein zweckdienliches Mittel dagegen, und da der König von Giovanni Matteo reden hörte, ſo ließ er ihn zu ſich von Florenz entbieten. Giovanni Matteo kam in Neapel an und vollbrachte ſeine vermeintliche Kur nach einigen Umſtänden glücklich. Ehe Roderigo ſich indeſſen auf und davon machte, ſprach er: Du ſiehſt, Giovanni Matteo, ich habe mein dir gegebenes Wort, dich reich zu machen, vollſtändig eingelöſt, und keinerlei Verbindlichkeit weiter gegen dich zu erfüllen. Hüte dich wohl, mir fernerhin jemals wieder ins Gehege zu kommen, denn ſo viel Gutes ich dir seither erwieſen habe, ſo vieles Böſe hätteſt du dann von mir zu gewärtigen. — Giovanni Matteo kehrte als ein reicher Mann nach Florenz zurück, denn er hatte funfzigtauſend Stück Dukaten als Belohnung ſeines ihm geleiſteten Dienſtes vom Könige empfangen, und war nur noch darauf bedacht, ſeines erworbenen Reichthumes ſich zu erfreuen, ohne daß er irgend beſorgte, in ſeinem friedlichen Genuſſe von Roderigo geſtört zu werden.

Mit einem Male aber wurde er aus ſeiner Ruhe durch die Nachricht aufgeſchreckt, daß eine Tochter Königs Ludwigs VII von Frankreich vom Teufel beſeſſen ſei. Die Kunde von dieſem Ereigniſſe brachte Giovanni Matteo's Gemüth, wenn er an die Allgewalt eines ſolchen Königes und an die warnenden Worte Roderigos dachte, aus aller Faſſung. Der König verſuchte dagegen erfolglos alle nur erdenklichen Mittel, das Uebel ſeiner Tochter zu heben, und ſendete darauf, von der Heilkraft Giovanni Matteos hörend, erſt ſeinen Laufer an ihn ab, um ihn freundlich zu ſich einladen zu laſſen, ſahe ſich aber am Ende gezwungen, den Teufelsbanner der Signoria förmlich abzufordern, weil derſelbe ſich unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit weigerte, ſeinem Rufe Folge zu leiſten. Von der Obrigkeit zum Gehorſam gezwungen, fügte ſich Giovanni Matteo wohl oder übel in ſein Schickſal, und wanderte denn auch ziemlich getroſten Muthes nach

Paris, wo er zuvörderſt dem Könige die Erklärung abgab: er habe zwar einige Male allerdings Beſeſſene geheilt; aber um deswillen ſei er ſeiner Sache noch gar nicht gewiß, daß ihm dieſes Unternehmen allemal gelingen müſſe, denn es gäbe der Teufel nur zu durchtriebene, die weder Drohungen, noch Zauberkünſte, noch irgend Gott und Religion ſcheuten. Er wolle freilich recht gern auch diesmal ſeine Pflicht und Schuldigkeit erfüllen, jedennoch hoffe er Vergebung und Entſchuldigung für den möglichen Fall zu erlangen, daß es ihm damit nicht nach ſeinem Wunſche glücke. — Der König hatte dieſe Worte mit Zorn und Entrüſtung angehört und erwiederte darauf nichts geringeres, als daß er ihn hängen laſſen würde, geſetzt, er heilte ſeine Tochter nicht. Wie großes Leid nun auch Giovanni Matteo über dieſe ihm eröffnete Ausſicht empfinden mochte, ſo machte er doch eine gute Miene zum böſen Spiel, ließ die Beſeſſene herbeiführen und bog ſich zu ihrem Ohre hinab, indem er ſich voll Demuth Roderigos Huld und Gnade anempfahl, ihn an die große Wohlthat erinnerte, die er ihm erwieſen habe, und ihm zu bedenken gab, welch auffallendes Beiſpiel von Undankbarkeit er geben würde, wenn er ihn in ſolcher Noth im Stiche ließe. Roderigo antwortete: Ei, du ſchurkiſcher Verräther! wie kannſt du frech genug ſein, mir wieder zu nahe zu kommen? Meinſt du, daß du dich wirſt lange zu rühmen haben, durch mich reich geworden zu ſein? Ich will es dir und einem jeden zeigen, wie ich nach meinem Belieben auch wieder nehmen kann, was ich gegeben habe. Du ſollſt nicht lebendig von hinnen kommen; ich bringe dich an den Galgen, es koſte was es wolle. — Da nun Giovanni Matteo hieraus erkannte, daß er auf die alte Weiſe diesmal nichts ausrichtete, ſo gedachte er ſein gutes Glück auf eine andere zu verſuchen, verfügte, daß man die Beſeſſene wieder von dannen brachte, und ſprach zum Könige: Wie ich ſchon geäußert habe, Sire, ſo giebt es der böſen Geiſter in Wahrheit ſo unbändige, daß gar nicht mit ihnen auszukommen iſt. Dieſer hier gegenwärtige iſt einer der böſeſten. Desungeachtet will ich noch einen Verſuch machen, ihn zu vertreiben. Gelingt er mir, ſo hat eure Majeſtät eure Abſicht erreicht, gleichwie ich die meinige; wo nicht, ſo bin ich in eurer Gewalt und muß es euch überlaſſen, wie vieles Mitleiden ihr verdientermaßen meiner Unſchuld angedeihen laſſen wollt. Ich erſuche euch nämlich, auf dem Platze unſerer lieben Frau ein hohes Gerüſte aufführen zu laſſen, das für euren Hof und für den ganzen Klerus dieſer Stadt geräumig genug ſei. Dieſes Gerüſte ſoll mit koſtbaren Tüchern, mit Gold und Seide behangen und in mitten deſſelben ein Altar errichtet werden. Des nächſten Sonntags früh ſollt ihr alsdann mit der Geiſtlichkeit und mit allen Fürſten und Baronen, in königlicher Pracht und im höchſten äußerlichen Glanze, daſelbſt erſcheinen und eine feierliche Meſſe mit anhören, die auf dem Altare abzuleſen iſt, bevor man die Beſeſſene hinführt. Ich wünſche überdies, daß auf der einen Seite des Platzes wenigſtens zwanzig Perſonen aufgeſtellt werden, die mit Hörnern, Trompeten, Trommeln, Sackpfeifen, Zimbeln, Schalmeien und anderen geräuſchvollen Inſtrumenten aller Art zu verſehen ſind, und, ſobald ſie mich den Hut in die Luft erheben ſehen, dieſe Inſtrumente laut ertönen laſſen, indem ſie damit raſchen Schrittes auf das Gerüſte zuziehen. Dieſe Dinge, verbunden mit einigen anderen geheimen Mitteln, ſollen, wie ich hoffe, zur Austreibung eben jenes Teufels genügen. —

Der König ließ unverzüglich alle Veranſtaltungen treffen, wie ſie Giovanni Matteo angeordnet hatte, der erwartete Sonntagmorgen kam, wo, in Gegenwart der Großen des

Reiches auf dem Gerüſte und unzähligen umſtehenden Volkes, die feierliche Meſſe geleſen wurde, und die Beſeſſene erſchien an der Hand zweier Biſchöfe, mit vielen vornehmen Herren in ihrem Gefolge. Die großen Zurüſtungen und die ungeheure anweſende Volksmenge erſchauend, ſagte Roderigo ganz verblüfft zu ſich ſelbſt: Was hat ſich nur der elende Bauerlümmel mit mir ausgedacht? Glaubt er, mich durch das Bischen Gepränge einzuſchüchtern? Weiß er nicht, daß ich an die Pracht des Himmels und an das Entſetzen der Hölle gewöhnt bin? Ich werde ihn ſchon dafür büßen laſſen. Dann, als Giovanni Matteo an ſeine Seite trat und ihn nochmals bat, auszufahren, brach er mit den Worten gegen ihn los: Ei, da haſt du ja eine herrliche Erfindung gemacht! Was gedenkſt du mit all dem Zeuge anzufangen? Glaubſt du, vermöge deſſelben, dich meiner Uebermacht und dem königlichen Zorne zu entziehen? Du Schurke, du alberner Tropf! Ich will dich hängen ſehen! — Wie nun Giovanni Matteo, auf ſeine wiederholten dringenden Bitten, nichts anderes als ſolche Grobheiten und Schmähungen aus ihm herausbrachte, ſo glaubte er weiter keine Zeit verlieren zu dürfen. Er ſchwenkte alſo ſeinen Hut empor, und auf dies Zeichen ließen jene Muſiker insgeſammt mit einem Male ihre Inſtrnmente zum Himmel erklingen und zogen unter dem betäubendſten Lärmen zu dem Gerüſte heran. Bei dem unerwarteten Geräuſche ſpitzte Roderigo die Ohren und fragte, da er es ſich durchaus nicht zu erklären wußte, voller Staunen und Verwunderung, ſeinen alten Bekannten Giovanni Matteo: was iſt das? — Wie in der höchſten Beſtürzung raunte ihm Giovanni Matteo zu: Wehe dir, mein Roderigo! das iſt deine Frau, die dich wieder zu ſich holen will! —

Die Veränderung, die in Roderigo vorging, als er den Namen ſeiner Frau wieder in ſeiner Gegenwart ausſprechen hörte, würde ſich in ihrem Umfange kaum in Gedanken ermeſſen, geſchweige denn etwa mit Worten ſchildern laſſen. Seine Gemüthserſchütterung war ſo groß, daß er, ohne zu erwägen, ob ſie möglicherweiſe ihn in ſolcher Geſtalt habe ausfindig machen können, ja ohne ein einziges Wort zu erwiedern, in Furcht und Grauſen entfloh, und den Körper des jungen Mädchens freigab. Belfagor wollte lieber nach der Hölle zurückkehren, um von ſeinen Thaten ſofortige Rechenſchaft abzulegen, als ſich etwa neuerdings, trotz all des Aergers, der Unluſt und der Gefahren des Eheſtandes, ſeinem Joche zu unterwerfen. In ſeiner alten Heimath angekommen, legte er ein Zeugniß von der unendlichen Bosheit ab, die ein Weib in ihrem Hausweſen auszuüben vermöge; Giovanni Matteo hingegen, der davon noch mehr als der Teufel auszuſagen wußte, machte ſich bald nachher munter und guter Dinge auf ſeinen Weg nach Hauſe.

XIV.

Beſtrafte Untreue.

In dem Herzogthume Brabant lebte, unlängſt noch friſchen Angedenkens, ein junger Edelmann Namens Girard, der bei dem Herrn des Landes in Dienſten ſtand und für ein Edelfräulein deſſelben Hauſes, Namens Katharina, in Liebe entbrannt war.

Der wohlgebildete Jüngling fand Gelegenheit, ſeiner Dame zu erklären, was er für ſie fühlte, und ſo geſchah es im Verlaufe der Zeit, als Katharina ihm eine günſtige Antwort gegeben hatte, daß beide Liebende ein Herz und eine Seele wurden. Wie denn nun aber die Liebe des öfteren die Augen ihrer Diener zu blenden pflegt, ſo überſah auch dieſes junge Paar, daß ſein vertrautes Verhältniß, nachdem es etwas länger als zwei Jahre gedauert hatte, nicht mehr wie Anfangs im Verborgenen fortbeſtand, ſondern in dem Palaſte zum öffentlichen Geheimniß geworden war, und männiglich daſelbſt zur Unterhaltung diente.

Eine junge Freundin Katharinens ſagte ihr endlich, daß die Sache mittelſt jener böſen Neidharte, die ſich immerdar um Dinge bekümmern, die ſie nicht betreffen, zur Kenntniß ihrer beiderſeitigen Gebieter und ihrer eigenen Eltern gekommen ſei. Ach! was iſt da zu machen, meine liebe Schweſter und Freundin? fragte Katharina. Rathe mir, ich bitte dich, oder ich bin ein verlornes unglückſeliges Weib. — Bei dieſen Worten drangen häufige Thränen aus ihren Augen, und rollten ihr ſchönes klares Antlitz entlang auf ihr Kleid nieder. Wie ihre gute Freundin dies ſah, betrübte ſie ſich äußerſt über ihren Schmerz und ſagte, um ſie zu tröſten: Es iſt thöricht von dir, Schweſter, deshalb ſo ſchwer zu trauern, denn man kann dir Gottlob nichts vorwerfen, was deine Ehre kränkt. Wenn du dir die Liebesdienſte eines Edelmannes haſt gefallen laſſen, ſo iſt dies etwas, das kein Ehrenhof verbeut, ſondern vielmehr die wahre Ritterſitte, deren du nicht Urſache haſt dich zu ſchämen, und um deretwillen dich in der That kein Menſch auf Erden ſchelten kann. Indeſſen würde ich es um der Gerüchte willen, die über deine Minne beſtehen, allerdings für gerathen halten, daß Girard auf eine unverdächtige Weiſe in Frieden und vielleicht unter dem Vorgeben von ſeiner Herrſchaft ſchiede, eine große Reiſe anzutreten oder in den Krieg zu ziehen. Er ginge dann in der Stille an einem anderen Hofe in Dienſt und wartete die Zeit ab, bis der Himmel eure Liebe begünſtigte, indem er dir mittlerweile durch Botſchaften Nachricht von ſich gäbe und ebenſo über dein Befinden unterrichtet würde. Eine ſolche Trennung, glaube mir, fuhr ſie fort, ſtört eure Liebe nicht im mindeſten, wenn ſie aufrichtig iſt, ſondern befeſtigt ſie im Gegentheile nur, indem ſie das zweifelhafte Urtheil eurer Augen, worauf ſie ſeither beruhete, ihrer Prüfung unterwirft. —

Katharina dankte ihrer Freundin für dieſen guten Rath und pries und billigte ihn als einen ſehr verſtändigen. Auch hatte ſie nicht ſobald die Gelegenheit gefunden, ihren geliebten Girard insgeheim zu ſprechen, ſo vertraute ſie ihm, daß ihre Liebe ſowohl ihren Eltern als ihren Gebietern verrathen ſei und ſtellte ihm nicht nur die Gefahren, die ſie demzufolge bedroheten, ſondern auch die einzige Abhülfe vor, die ihr dagegen von ihrer Freundin genannt worden war.

Vorher ſchon halb und halb des über ihn hereingebrochenen Unheils ſich bewußt, das ihn härter betraf, als geſchehen ſein würde, wäre etwa die ganze Welt außer ſeiner Dame zu Grunde gegangen, entgegnete Girard ihr die Worte: Ich bin euer getreuer und ergebener Knecht, meine ſüße Freundin, der nächſt Gott nichts auf Erden ſo ſehr liebt, als euch. Ihr mögt mir heißen und gebieten, was euch gefällig iſt und ihr werdet jederzeit finden, daß ich euch mit Freuden gehorche. Wollet jedoch bedenken, daß mir nichts ſchlimmeres zuſtoßen kann, als aus eurer Nähe ſcheiden zu müſſen, und daß die erſte Nachricht, die ihr nach unſerer Trennung von mir empfangen werdet, ganz gewiß keine andere iſt, als die, meines durch den Gram um euch herbeigeführten kläglichen Todes. Desungeachtet will ich euch lieber mein Leben aufopfern und den Tod erleiden, als ein noch ſo langes euch mißfälliges Daſein führen. Vernichtet, tödtet oder verbannt mich alſo, und thut mit mir in allem wie es euch gut däucht. — Als die beſorgte, kummervolle Katharina, die in ihrem Herzen eine wahrhafte Liebe zu ihrem Freunde trug, ihn ſo außermaßen ſich betrüben ſah, hätte ſie ſich faſt erbieten mögen, ihn auf ſeiner Reiſe zu begleiten, wenn die große Kraft der Tugend, womit ſie Gott begabt hatte, nicht in ihr geweſen wäre, und ſie bewogen hätte, geduldig abzuwarten, ob ihr vielleicht in der Zukunft ein Erſatz für das jetzt Verlorne verborgen ſei. Nach einer kleinen Weile ſagte ſie: Mein Freund, es iſt nothwendig, daß du mich verläßſt. Ich bitte dich, bleibe derjenigen eingedenk, die dir ihr Herz zu eigen ergeben hat. Damit du den Muth habeſt, deinen Wünſchen und Neigungen entgegen, zu thun, was die Vernunft von dir fordert, ſo verſpreche ich dir und verſichere dich bei meiner Liebe, daß ich nimmermehr mit meinem Willen eines anderen Mannes Gattin ſein werde, ſo lange du mir, wie ich hoffe, daß es geſchehen wird, deine Treue unverſehrt erhältſt. Zum Zeichen und zur Beglaubigung deſſen gebe ich dir hier dieſen mit ſchwarzen Tropfen überſchmelzten goldenen Fingerreif. Und wenn man mich jemals ſollte anderwärts vermählen wollen, ſo werde ich mich dieſes Zwanges ſolchergeſtalt erwehren, daß du mit mir zufrieden ſein und erkennen ſollſt, wie ohne Falſch ich dir treu zu bleiben gedenke. Gehe hin, und ſobald du eine neue Stätte deines Bleibens gefunden haſt, laß mich von dir wiſſen und erwarte getroſt, daß du auch von mir Nachricht empfängſt. — Ach! meine werthe Gebieterin, ſprach Girard, ich ſehe wohl ein, daß ich dich auf eine Zeitlang verlaſſen muß, und bitte nur Gott, daß er dir mehr Freuden ſchenken möge, als er mir zu gönnen ſcheint. Du haſt mir durch dein Verſprechen eine ſo hohe und unverdiente Gunſt erzeigt, daß ich dir gar nicht genugſam und mit nichts anderem als mit dem nämlichen Verſprechen meinerſeits dafür danken kann, indem ich dich zugleich inſtändigſt bitte, dir meinen geringen Willen für eine beſſere That gefallen und gelten zu laſſen. Lebe wohl, meine Augen grüßen dich zum leztenmale mit dem, was meiner Zunge die Sprache raubt. — Mit dieſen Worten küßte er ſie und ſie ihn auf das brünſtigſte, und ging ein jedes in ſein Zimmer, wo es ſeinen Schmerz in Klagen laut werden ließ, und, Gott weiß! ob Thränen des Herzens und der Seele vergoß. Zur Stunde, da ſie ſich öffentlich zeigen mußten, zwang ſich ein jedes anders auszuſehen als ihm um ſein troſtloſes Herz zu Muthe war; und in wenigen Tagen erlangte Girard von ſeinem

Gebieter ſeinen Abſchied nicht um deswillen ohne große Mühe, weil er ſich etwa in ſeinem Dienſte hätte Fehler zu ſchulden kommen laſſen, ſondern weil Katharinens Angehörige ſich mit ihrer Liebe zu ihm unzufrieden bezeigten, der lange nicht ſo reich wie ſie und nicht aus ſo gutem Hauſe war, und weil ſie befürchteten, daß die Jungfrau ihn heirathen möchte, wie es allerdings nicht geſchah. Alſo reiſte Girard ab, und kam nach mehreren Tagereiſen nach Barrois, wo er in dem Palaſte eines Großen des Landes ein Unterkommen fand und ſogleich ſeiner Dame von ſich Nachricht gab, die ſich darüber ſehr erfreute, und ihn durch den rückkehrenden Boten wiederholt ihrer Treue verſicherte.

Es iſt hier zu wiſſen, daß alsbald nach Girards Abreiſe aus Brabant verſchiedene Edelleute, Knappen ſowohl als Ritter, ſich an Katharinen mit dem Bemühen drängten, ihre Gunſt und Gewogenheit zu erwerben, die, während Girard ihr anweſend diente, ihr aus dem Grunde nicht genaht waren, weil ſie wußten, daß ſie ihm den Vorzug gab. In der That verlangten nun auch deren einige ſie von ihrem Vater zur Ehe, und wie denn demſelben vorzugsweiſe einer zu ſeinem Eidam genehm war, ſo berief er ſeine Vertrauten und ſeine ſchöne Tochter vor ſich, gab ihr ſein Alter und die große Freude zu bedenken, die er empfinden würde, könnte er noch bei ſeinen Lebzeiten ihr Schickſal in dieſer Welt entſchieden ſehen, und ſchloß mit der Erklärung: jener ihm ſehr wohl anſtehende Edelmann habe ſie von ihm zur Ehe begehrt, und er ſei Willens, wenn irgend ſonſt auch ſeiner Freunde Rath dahin ausfiele und ſeine Tochter ihm gehorchen wolle, auf deſſen ehrenvollen Antrag einzugehen.

Alle Freunde und Verwandte des alten Herrn prieſen und billigten dieſe Verbindung außerordentlich, in Anſehung der Tugenden, Reichthümer und anderweitigen Vorzüge des edlen

Freiers. Als nun aber die Reihe an Katharinen kam, auch ihren eignen Willen kund zu geben, ſo verſuchte ſie freilich, ſich damit zu entſchuldigen, daß ſie gar nicht heirathen möge, oder wenigſtens dieſe Heirath unter mancherlei Ausflüchten aufs Ungewiſſe zu verſchieben. Am Ende ſahe ſie ſich jedoch dahin gebracht, ſich entweder die Ungunſt ihrer Eltern, Freunde, Verwandten und Gebieter zuzuziehen, oder ihr ihrem Freunde Girard angelobtes Wort zu brechen. Da fiel ihr mit einem Male ein ſehr guter Anſchlag ein, vermittelſt deſſen ſie doch für den Augenblick die Ihrigen zufrieden ſtellen und ihrem Geliebten getreu bleiben könnte. Sie ſagte: Mein vielgeſtrenger Herr und Vater! ich möchte euch um keinen Preis in der Welt ungehorſam ſein; aber ich vermag auch ein Gelübde nicht zu brechen, das ich Gott, meinem Schöpfer, gethan habe, dem ich noch mehr als euch zu eigen angehöre. Es iſt nämlich der Fall mit mir, daß ich in meinem Herzen und vor Gott den Vorſatz gefaßt habe, nicht ſowohl gar nicht, als vielmehr nur jetzt noch nicht zu heirathen, bevor mir der Himmel dieſen oder einen anderen Stand als denjenigen angewieſen habe, der mir zu meiner armen Seele Heil von nöthen iſt. Ich bin zwar nichtsdeſtoweniger, um euch eben nicht zu betrüben, gern bereit, den Himmel um ſeinen desfallſigen Rathſchluß geradezu zu befragen; es müßte euch aber nur wohlgefällig ſein, mir zu geſtatten, eine Wallfahrt zu dem heiligen Nicolaus von Varengeuille zu thun, dem ich meine beſondere Verehrung gewidmet habe. — Sie that dieſen Vorſchlag, um unterweges ihren Geliebten zu ſehen und ihm ihre Noth und Drangſal zu klagen. Ihr Vater war nicht wenig erfreut, den guten Willen und die weiſe Antwort ſeiner Tochter zu vernehmen. Er bewilligte ihr Verlangen und wollte auf der Stelle die Vorbereitungen zu ihrer Abreiſe treffen, indem er in Gegenwart ſeiner Gemahlin zu ſeiner

Tochter ſprach: Wir geben ihr den und jenen Edelmann zur Begleitung mit. Iſabeau, Marguerite, und Jeaneton reichen zu ihrer Bedienung hin. — Ach! gnädiger Herr Vater, warf ihm Katharina ein, dem ſoll nicht alſo geſchehen, wenn es euch gefällt. Ihr wißt, daß der Weg zum heiligen Nicolaus ſchon an ſich nicht allzuſicher iſt, geſchweige denn für Leute, die mit großem Gefolge reiſen, oder gar für ein Frauengeleite. Das muß man wohl bedenken. Dann könnte ich auch nicht ohne bedeutenden Aufwand an Ort und Stelle gelangen, und wenn wir auf der Straße etwa an Geld und Gut ausgeplündert würden, oder gar meine Ehre Schaden erlitte, ſo wäre dies doch ein großer Uebelſtand. Ich möchte es alſo, vorausgeſetzt, daß es euren Beifall hätte, für räthlich halten, ihr ließet mir eine männliche Kleidung verfertigen, und vertrautet mich der alleinigen Obhut und dem Geleite meines Oheims, des Baſtards, an. Ich reiſte ſelbander mit ihm auf zwei kleinen Pferdchen in größerer Sicherheit, gleich wie auch billiger, und würde alſo viel getroſteren Muthes als in großem Gefolge ſein. —

Der ehrbare Herr dachte ein wenig dem Rathe ſeiner Tochter nach, befragte ſeine Hausfrau, was ſie davon halte, und kam mit ihr dahin überein, daß die Rede eines tief begründeten Sinnes nicht ermangele. Nachdem darauf die Vorbereitungen zur Reiſe raſch hintereinander waren getroffen worden, begab ſich die ſchöne Katharina, in zierlicher deutſcher Tracht, nur von ihtem Oheim, dem Baſtard, begleitet, auf den Weg und langte an dem Ziele ihrer Wallfahrt an. Als ſie nun bereits die Rückreiſe angetreten hatten und dereinſt, neben anderen Geſprächen, eben Gott dankten, daß er ihnen bis dahin nur Erfreuliches habe zuſtoßen laſſen, redete Katharina ihren Oheim folgendermaßen an: Mein Oheim, lieber Freund! ihr wißt, wie es von mir, der alleinigen Erbin meines Vaters, abhängt, euch viel Gutes zu erweiſen, und ich ſage euch, daß ich von Herzen gern bereit bin, dies zu thun, wenn ihr mir in einer kleinen Sache, die ich unternommen habe, inſofern dienen wollt, als ihr mir geſtattet, mich in den Palaſt jenes vornehmen Barons von Barrois zu begeben, bei dem ſich Girard aufhält, und mir darin wo möglich für einige Tage Aufnahme zu verſchaffen. Wir lernen alſo das Land kennen, und wiſſen was Neues zu erzählen, wann wir zurückgekommen ſind. Daß ich meine Ehre dort behüte, ſo wie es einem rechtſchaffenen Mädchen zuſteht, daran zweifelt nicht. —

Der Oheim wußte, daß die Tugend ſeiner Nichte Katharina keine Obhut erforderte, und da er überdies hoffte, durch ſie in der Folge eine beſſere Lage zu gewinnen, ſo ſagte er ihr ſeine Dienſte in ihrem Unternehmen zu, indem er mit ihr, die nicht aufhören konnte, ihm zu danken, übereinkam, ſie Conrad zu nennen.

Als ſie nun binnen kurzem an dem von Katharinen erwähnten Orte anlangten, kehrte der Oheim mit den Pferden in einer Herberge ein und wandte ſich Conrad danächſt allein an den Haushofmeiſter des Barons, der ehemals Schildknappe geweſen war, und ihn als Fremden ehrenvoll und höflich bewillkommte. Conrad fragte ihn: ob ſein Herr nicht einen jungen Edelmann in Dienſt nehmen möge, der auf Abenteuer, umherziehe, um die Welt zu ſehen. Der Haushofmeiſter fragte dagegen, aus welchem Lande er komme, und er erwiederte, daß er aus Brabant ſei Nun wohl, ſagte jener, ihr mögt hier zu Mittag eſſen, und über Tiſche rede ich euretwegen mit dem Herrn. — Er führte den Reiſenden in ein ſchönes Gemach ein, ließ den Tiſch decken, ein gutes Feuer anfachen, und eine Suppe mit einem Stück Hammelfleiſch und weißen Wein in Erwartung des Mittageſſens auftragen, und begab ſich ſodann zu ſeinem Herrn, dem er erzählte, daß ein junger Edelmann aus Brabant in der Abſicht angekommen ſei, ihm zu dienen, geſetzt, daß er ſeiner benöthige. Er hatte jedoch den Pflichten ſeines Amtes an der herrſchaftlichen Tafel nicht ſobald Genüge gethan, als er auch ſchon zu Conrad zurückkehrte, um gemeinſchaftlich mit ihm zu Mittag zu ſpeiſen, und zu Conrads Geſellſchaft Girard mitbrachte, weil derſelbe gleichfalls aus Brabant gebürtig ſei. Da iſt ein Edelmann aus eurem Lande, ſagte er zu Conrad. Ich freue mich ſeiner Bekanntſchaft, erwiederte dieſer, und Girard hieß ihn vollkommen, wiewohl er ſeine Dame nicht wieder erkannte.

Während ihrer gegenſeitigen Höflichkeitsbezeigungen wurde das Eſſen aufgetragen, und darauf ſetzte ſich der Haushofmeiſter mit den beiden jungen Leuten nieder. Dem verkleideten Conrad währte dieſe Mahlzeit überaus lange, denn er hoffte mit ſeinem Freunde nachher ein frohes Wiederſehen zu feiern, da er gar nicht zweifelte, daß derſelbe ihn alsbald an ſeiner Sprache ſowohl, wie an dem, was er ihm über Brabant zu ſagen gedachte, wieder erkennen werde, wenn gleich alles ganz anders kam, und Girard zu Conrads höchlichem Erſtaunen auch ſchon während des Eſſens ſich nach keiner Menſchenſeele in Brabant erkundigte. Nach Tiſche nahm der Herr des Hauſes den jungen Conrad in ſeine Dienſte auf, und der Haushofmeiſter verordnete als ein denkender Mann, daß Girard und Conrad als Landsleute Stubengenoſſen würden.

Sie gingen alſo beide Arm in Arm von dannen, um nach ihren Pferden zu ſehen, und was ferner Girard anlangte, ſo ſchwieg er beharrlich über Brabant ſtill.

Der arme Conrad oder die ſchöne Katharina fing daher ſchon allmälig an zu beſorgen, ihr Name möge von Girard auf ſein altes Sündenregiſter geſtellt worden ſein, weil er, wenn dem anders geweſen wäre, ſich doch gewiß nicht würde haben enthalten können, wenigſtens über das vornehme Haus, worin ſie lebte, Erkundigungen einzuziehen. Sie verhehlte ihm indeſſen die große Herzensangſt, die ſie bedrängte, und ſuchte im Stillen mit ſich einig zu werden, was ſie thun, ob ſie ſich ihm noch länger verbergen und ihn mit verfänglichen Fragen auf die Probe ſtellen, oder ob ſie ſich ihm gleich zu erkennen geben ſolle. Am Ende entſchloß ſie ſich dazu, noch länger Conrad zu bleiben und zuzuſehen, wie es mit Katharinens Angedenken in Girards Herzen beſchaffen ſei. Der Abend ſtrich wie der Mittag hin, und Girard und Conrad plauderten mit einander, als ſie in ihr Zimmer gekommen waren, mancherlei; es gefiel jedoch dem armen Conrad nichts von alle dem ſonderlich. Als er nun ſah, daß ſein Gefährte durchaus kein Wort vorbrachte, was ihm nicht in den Mund gelegt wurde, ſo fragte er ihn, aus welchem Hauſe er in Brabant ſei, wie er hierher gekommen, und was ſich daſelbſt, ſeit der Zeit, daß ſie ihr Vaterland verlaſſen, Neues zugetragen habe. Girard antwortete, wie er es für gut befand, und Conrad fragte ihn ferner, ob ihm nicht der und jener Edelmann bekannt ſei? Bei Sanct Johannes! ja, erwiederte Girard, als ihm Conrad ſeinen daſigen Gebieter nannte, den kenne ich recht wohl; ſagte aber nicht, daß er jemals in deſſen Haus gekommen ſei, geſchweige denn daſelbſt gewohnt habe. — Man ſagt, fuhr Katharina fort, es ſollen ſehr ſchöne Damen in dem Palaſte ſein. Habt ihr keine von ihnen kennen gelernt? Nicht näher, meinte er, und ich bekümmere mich gar nicht um ſie. Laßt mich ſchlafen, ich vergehe ſchier vor Schläfrigkeit. — Wie könnt ihr doch nur ſchlafen, ſprach ſie, ſo lange von ſchönen Mädchen die Rede iſt? Das iſt ein Zeichen, daß ihr nicht verliebt ſeid; Girard antwortete aber hierauf kein Wort, ſondern ſchnarchte wie ein Ratz.

Die arme Katharina wußte nun wohl ſo ziemlich, woran ſie war, aber ſie gedachte ihm noch eine ſchärfere Prüfung zu.

Am anderen Morgen ſprach ein jeder von dem, was ihm am Herzen lag, Girard von Hunden und Vögeln, und Conrad von ſchönen Mädchen in Brabant und am Orte ſelbſt. Nachmittags wußte Conrad Girard von den Anderen zu entfernen und ſagte zu ihm, als er mit ihm allein war: Barrois misfiele ihm ſchon ſehr ſtark, denn er finde, Brabant, ſei doch ein ganz anderes Land, wodurch er ihm zu verſtehen gab, ſein Herz zöge ihn gewaltig nach Brabant hin. Auf dieſe Aeußerung entgegnete Girard: Was ſeht ihr denn wohl in Brabant, das nicht auch hier wäre? Habt ihr hier nicht eben ſo viele und große ſchöne Wälder zur Jagd, eben ſo ſchöne Flüſſe, Ebenen, nicht minder wohl zur Ergötzlichkeit mit Vögeln gelegen, eben ſo viel Wildbret und andere wünſchenswerthe Dinge als dort? — Ach! was iſt das Alles! rief Conrad aus: ſind doch die Frauen von Brabant ganz andere als dieſe hier, und gefallen ſie mir eben ſo wohl und mehr als euer Jagen und Vogelſtellen! — Bei Sanct Johann! das iſt etwas anderes, ſprach Girard, ihr mögt, wie ich höre, gewaltig verliebt in eurem Brabant ſein? — Meiner Treu! antwortete ihm Conrad, warum ſollte ich es euch verhehlen? Ja, ich bin in der That verliebt. Um deswillen zieht mich auch mein Herz ſo gewaltſam und ſtark dahin, daß ich euer Barrois ſicherlich eines Tages einmal werde verlaſſen müſſen, denn es wird mir auf die Dauer unmöglich fallen zu leben, ohne meine Dame wiederzuſehen. — Sonach iſt es eine Thorheit, mein Freund, ſagte Girard, daß ihr ſie verlaſſen habt, wenn ihr nicht Unbeſtand oder Kraft zur Genüge in euch fühltet, ſie zu vergeſſen und die Herrſchaft über eure Sinne und Vernunft wieder an euch zu reißen! — Dieſes Geſpräch führte ſie vor der Hand nicht weiter, ſondern ſie kamen davon ab und griffen es nicht eher als nach dem Abendeſſen wieder auf, als ſie mit einander zu Bett gegangen waren. Alsdann würde Girard freilich auch an nichts anderes, als wieder an Schlaf gedacht haben, wenn nicht Conrad ein langes ſchmerzliches Geklage angeſtellt hätte, das er damit beſchloß: Ach, Girard! wie vermögt ihr nur neben mir ſo ſehr nach Schlaf zu verlangen, der ich von ſolcher Sehnſucht und ſolchem Kummer wach erhalten werde, daß es zu verwundern ſteht, wie es euch ſogar nicht einmal ein wenig rührt. Glaubt mir, wenn es eine anſteckende Krankheit wäre, die mich befallen hätte, ihr kämt nicht mit heiler Haut wieder aus meiner Nähe fort. — Beim Gotte der Liebe! ſprach Girard, ich ſah noch in meinem Leben keinen ſo thörichten Verliebten! Meint ihr denn etwa, daß ich ſelbſt niemals verliebt geweſen ſei? Ich weiß wahrhaftig auch, was es damit auf ſich hat, und habe das mit durch gemacht wie ihr; aber ich trieb das Ding nimmermehr ſo weit, darüber Schlaf und Beſinnung zu verlieren, ſo wie ihr jetzt thut! Glaubt ihr wohl, daß eure Dame ſich auch ſo anlaſſen wird wie ihr? O, mit nichten, mit nichten! — Ich bin deſſen gewiß, ſagte Conrad, ſie iſt mir zu treugeſinnt, um mich zu vergeſſen. — Ei was! warf ihm Girard ein, ihr mögt ſagen was ihr wollt, ich glaube nimmermehr, daß eine Frau jemals ihre Treue halten kann, nur verliebte Gecken bilden ſich noch ſo was ein. Ich habe eben ſo geliebt wie ihr und liebe eine Dame gegenwärtig noch recht ſehr. Die Wahrheit zu geſtehen, kam ich eigentlich wegen einer Liebſchaft von Brabant fort, denn zur Zeit meines Scheidens ſtand ich gar ſehr in der Gunſt eines ſchönen, guten und edlen Mädchens, von der ich nur mit großem Leidweſen ließ, und deren Verluſt mir einige Tage lang gewiß nahe ging, wenn ich mich darob gleich nicht ſo geberdete wie ihr und auf Schlaf und Speiſe ihrethalb verzichtete. Als ich mich nun aber einmal von ihr geſchieden ſah, da tröſtete ich mich natürlich über das, was ſich nicht ändern ließ damit, daß ich mir bei einer Anderen Zutritt verſchaffte, und ſo habe ich es, Gott ſei Dank! jetzt wieder ſo weit gebracht, daß ich von einem recht ſchönen Mädchen, das ich liebe, wieder geliebt und begünſtigt und meiner alten Liebe, wie meines Kummers, entledigt bin. — Wie iſt es aber möglich, ſprach Conrad, daß ihr die andere ſo ſchnell vergeſſen und verlaſſen konntet, wenn ihr ſie einſt von Herzen lieb hattet? Ich vermag nicht zu begreifen und einzuſehen, wie das zugehen kann? — Es iſt nichtsdeſtoweniger ſo geſchehen, entgegnete Girard, begreift es, wie ihr es im Stande ſeid. — Das iſt die Treue nicht wohl gehegt, blieb Conrad dabei, was mich betrifft, ich würde lieber tauſendmal ſterben, wenn es möglich wäre, als gegen meine Dame eine ſo große Falſchheit begehen, und Gott möge es mich nicht erleben laſſen, daß ich jemals auch nur den Gedanken einer Untreue an ihr faſſe. — Deſto ſchlimmer für euch, ſagte Girard, wenn ihr in der Albernheit beharrt. Ihr werdet alſo niemals glücklich und zufrieden werden, ſondern nur immer träumen und brüten, ohne Genuß davon zu haben, und auf Erden vertrocknen, wie ein ſchönes Kraut im Ofen. Ja, wenn ihr euch denn mit aller Gewalt zum Selbſtmörder macht, ſo wird eure Dame am Ende über euch lachen, falls euer Jammer euch das Glück beſcheert, zu ihrer Kenntniß zu gelangen. — Wie? fragte Conrad: So ſeid ihr vor Zeiten auch in der Liebe erfahren geweſen? Nun, dann erſuche ich euch, mich zu unterweiſen, auf was für Art ich mich eben ſo von meinem Uebel heilen kann, wie es euch gelungen iſt. — Laßt euch ſagen, ſprach Girard, ich führe euch morgen zu meiner Dame, eröffne ihr, daß wir Freunde und Genoſſen ſind, und bitte ſie, daß ſie ihre Gefährtin für euch gewinnt. So zweifle ich denn ganz und gar nicht, daß ihr bald gute Tage haben werdet, wenn ihr wollt, und daß eure Schwermuth allmälig von euch ſchwinden ſoll, wenn ihr die Nahrung entzogen wird. — Das würde mir alles recht wünſchenswerth ſein, erwiederte Conrad, wenn ich nur nicht meiner Dame die ihr zugeſchworne Treue brechen müßte. Indeſſen will ich verſuchen, wie es damit gehen wird. — Nach dieſen Wechſelreden wendete ſich Girard um und entſchlief, und Katharina fühlte ſich durch die offenbare Untreue und Verrätherei deſſen, den ſie mehr als alles in der Welt liebte, innerlich ſo zu Boden gedrückt, daß ſie ſich aufrichtig den Tod wünſchte. Desungeachtet faßte ſie ſich, indem ſie alle weibliche Schwäche verleugnete und waffnete ſich mit männlicher Kraft. Ja, am anderen Morgen hatte ſie ſogar die Ausdauer, mit derjenigen, die ihren geliebten Girard ihr entriſſen, eine lange Unterredung zu beſtehen und ihr Herz und ihre Augen zu zwingen, Zeugen der Vertraulichkeit zu ſein, mit der ſich die Liebenden in ihrer Gegenwart unbedenklich begegneten. Derweil die Dame nun mit ihrer Gefährtin im Geſpräche begriffen war, ſah Katharina von ungefähr den Ring in ihrem Zimmer liegen, den ſie beim Abſchiede ihrem ungetreuen Liebhaber zum Angedenken geſchenkt hatte. Sie beſaß Geiſtesgegenwart genug, ſogleich einen Entſchluß zu faſſen, nahm den Ring, wie um damit zu ſpielen, auf eine ſchlaue Weiſe in die Hand, betrachtete ihn hin und wieder, und ſteckte ſich ihn endlich an den Finger; worauf ſie, wie ſeiner uneingedenk, baldigſt aufbrach und von dannen ging.

Unmittelbar nach dem Abendeſſen des nämlichen Tages begab ſich Katharina zu ihrem Oheim, und ſprach zu ihm: Wir ſind gegenwärtig lange genug in Barrois geweſen. Es iſt Zeit wieder abzureiſen. Seid morgen früh mit Tagesanbruch fertig und bereit, ich werde es gleichfalls ſein. Auch unterlaßt nicht, Sorge zu tragen, daß alle unſere Sachen wohl aufgepackt ſind. — Kommt ihr nur ſo früh als es euch gut dünkt, entgegnete der Oheim, ihr ſollt nichts weiter zu thun finden, als euer Pferd zu beſteigen. — Von dieſem Ausgange in ihr Zimmer zurückgekehrt, benutzte Katharina die Abweſenheit Girards, der unterdeſſen bei ſeiner Dame weilte, ſetzte ſich nieder, und erinnerte ihn nicht nur, in einem langen Briefe, den ſie ihm ſchrieb, an ihre gegenſeitige Liebe in Brabant, ſo wie an die Schwüre, die er ihr bei ſeiner Abreiſe verpfändet hatte; ſondern ſchilderte ihm auch, wie man ſie trotz ihres Widerwillens habe mit einem Anderen vermählen wollen, weshalb ſie ihre Zuflucht zu einer Wallfahrt genommen, um ihre eignen Schwüre zu ſichern und ihn wieder zu ſehen. Danächſt fügte ſie die Erklärung gegen ihn hinzu: daß ſie, von ſeinem Treubruche durch Worte und Thaten hinlänglich überzeugt, ihres ihm gegebenen Wortes ſich für erledigt halte und in ihr Vaterland zurückkehre, wohin ſie keinen größeren Wunſch mit ſich nehme, als den, den allerwortbrüchigſten Mann auf Erden in ihm nimmer wiederzuſehen, der da ſogar ſchon ihren glücklicherweiſe von ihr wiedererlangten Ring veruntreut gehabt habe; und ſchloß mit der Bemerkung: er könne ſich zwar rühmen, drei ganzer Nächte an ihrer Seite geruht zu haben, er möge dies aber immerhin laut und öffentlich thun, ſie fürchte ſich deſſen nicht. —

Dieſen mit ihrer ihm wohlbekannten Hand geſchriebenen Brief unterzeichnete ſie mit ihrem Namen Katharina und richtete die Aufſchrift. „An den ungetreuen Girard“. Sie brachte faſt die ganze Nacht ſchlaflos zu und ſo wie ſie nur den Tag aufdämmern ſah, ſtand ſie leiſe von ihrem Bette auf, kleidete ſich ſo geräuſchlos an, daß Girard nicht im mindeſten davon erweckt wurde, nahm ihren Brief, den ſie gefaltet und verſchloſſen hatte, und ſteckte ihn in den Aermel von Girards Wammes, indem ſie ihn Gott anempfahl und bittere Thränen des Schmerzes über den ſchlechten Streich, den er ihr geſpielt hatte, vergoß.

Girard ſchlief ohne ſich zu rühren weiter und Katharina kam zu ihrem Oheim, der ihr in Bereitſchaft ſtehendes Pferd ihr übergab, beſtieg es und langte, vollends ihre Reiſe mit ihm beendigend, wohlbehalten in Brabant an, wo ſie mit vielen Freunden empfangen wurde.

Man kann ſich leicht vorſtellen, wie viele Fragen über die Begegniſſe ihrer Reiſe an ſie gerichtet wurden; indeſſen hüteten ſie ſich wohl, was ſie auch alles darauf erwiederten, nicht ihres vornehmlichſten Abenteuers gegen andere zu erwähnen. Was Girard betrifft, ſo wachte er am Tage der Abreiſe Katharinens ungefähr erſt um zehn Uhr Morgens auf. Da er ſeinen Genoſſen Conrad an ſeiner Seite vermißte, und ihn auch nicht mehr in Zimmer ſah, ſo ſprang er raſch aus dem Bette, in der Meinung, es ſei ſchon ſpät. Indem er ſich nun aber ankleidete, und mit dem einen Arme in den Aermel ſeines Wammſes fuhr, ſtieß er ſolchergeſtalt einen Brief aus demſelben heraus. Voller Verwunderung, weil er ſich bewußt war, keinen hinein verbergen zu haben, hob er das Schreiben auf und ſah, daß es verſiegelt und: „an den ungetreuen Girard“ überſchrieben war.

Hatte er ſich vorher verwundert, ſo war er jetzt über die maßen erſtaunt, erbrach den Brief nach einigen Augenblicken und fand, als er nach der Unterſchrift ſah, daß dieſelbe lautete: Katharina, benannt Conrad. Er wußte zwar noch nicht, was er von alle dem denken ſollte; aber er überlas den Brief nichtsdeſtoweniger. Indem er las, ſtieg ihm das Blut in den Kopf, erbebte ihm das Herz und wechſelte er des öfteren die Farbe, wie denn auch ſein ganzes Aeußeres ſich veränderte. Wie hart es ihm auch ankam, ſo ſetzte er ſich doch von dem Inhalte des Briefes in vollſtändige Kenntniß und erfuhr alſo, daß ſeine Treuloſigkeit derjenigen, die ihm ſo wohl gewollt hatte, nicht mehr verborgen war. Ja, das ſchlimmſte bei der Sache war, Katharina hatte dieſe Kenntniß nicht etwa durch Anderer Zuträgerei, ſondern durch ihren eigenen untrüglichen Augenſchein erlangt; und es mußte ihn überdies wohl außermaßen verdrießen, drei Nächte hindurch neben ihr in einem und demſelben Bette geſchlafen zu haben, ohne es zu ahnden. Er knirſcht vor Wuth und iſt nahe daran, raſend zu werden, als er ſich durch ſeine eigene Schuld ſo betrogen ſieht. Nach mancherlei Bedenken weiß er nichts anderes zu thun, als ihr zu folgen. Er nimmt alſo, in der Hoffnung, ſie einzuholen, ſeinen Abſchied von ſeinem Herrn, begiebt ſich auf den Weg, den Fußtapfen ihrer Pferde folgend; erreicht aber Brabant dennoch erſt, nachdem ſie ſchon dort eingetroffen iſt.

Girard kam ſo zur rechten Stunde in der Vaterſtadt ſeiner Geliebten an, daß er ein Zeuge ihrer Hochzeit ſein konnte, die er gehofft hatte, ſich durch Schmeichelreden, Küſſe und Liebesblicke leicht zu verſöhnen. Als er ſich Katharinen zu nähern verſuchte, drehte ſie ihm den Rücken zu, und gleich wie es ihm an dieſem Tage nicht gelang, ihr ein einziges Wort zu ſagen, alſo war er auch an keinem der darauf folgenden glücklicher. Er trat einesmals auf ſie zu, um ſie zum Tanze zu führen; aber ſie wies ſeine Aufforderung vor den Augen vieler Menſchen zurück; obwohl ſie gleich darnach, als ein anderer Edelmann die Spielleute aufſpielen ließ, und ihr die Hand reichte, zu ihm hernieder ſtieg und vor Girards Augen mit ihm tanzte.

Auf dieſe Weiſe verlor der Ungetreue ſeine Dame, und wenn es ſeines Gleichen noch mehre giebt, ſo mögen ſie ſich in dieſem Beiſpiele, das ſich wirklich zugetragen hat, ſpiegeln.

XV.

Balduin, der eiserne, von Flandern

Es war bei den fränkiſchen Königen ſeit Alters hergebracht, einem ihrer Vaſallen, oder wem es ihnen ſonſt gefiel, die Obhut des Landes Flandern zu übertragen, um deſſen uranfänglicher dichter ungeheuerer Wälder willen ein ſolcher dann der Waldmeiſter genannt wurde.

Als nun dermaleinſt Ludwigs des Frommen Sohn, Karl der kahle, König von Frankreich war, lebte am Hofe deſſelben Balduin, ein Sohn Audackers, Waldmeiſters von Flandern. Balduin war ein ſchöner tapferer Mann, der von König und Hof gern geſehen wurde, und da es der Wille ſeines guten Glückes war, ihn zu erheben, ſo geſchah es, daß er auf die Tochter des Königs eine heftige Liebe warf, die ihn in dem Verlangen nach ihrer Gegenliebe Tag und Nacht nicht ruhen ließ. Ja, unvermögend, ihres ſüßen und geliebten Anblicks zu entbehren, ſtrebte er mit ſolchem Geſchicke und alſo auch mit ſolchem Glücke darnach, ihre Gunſt zu gewinnen, daß ſie, die mit Namen Judith hieß, allmälig anfing, auch ihre Bruſt von dem Feuer der Liebe erwärmen zu laſſen und ihm über alles Maaß hinaus zugethan zu werden. Da Balduin nicht eben auf den Kopf gefallen war, ſo verſah er ſich dieſes erwünſchten Umſtandes alſobald, hielt ſich darum für den beglückteſten Liebhaber auf Erden, und ermangelte nicht, ſeinerſeits bei Turnieren, Waffenſpielen und ſonſtigen Gelegenheiten alles ihm nur erſinnliche zu Befeſtigung und Verſtärkung ihrer Liebe zu thun, indem er ihr zugleich, die er, der unſtrengen Landesſitte gemäß, des öfteren allein ſprechen konnte, zu immer wiederholten Malen auch mit Worten die Innigkeit ſeiner Gefühle für ſie verſicherte, wogegen ſie nichts weniger als ſpröde mit ihm that, und ihm gar kein Geheimniß daraus machte, wie gern ſie ſich ihm ganz zu eigen ergeben hätte.

Derweil es zwiſchen den beiden Liebenden alſo ſtand, gelangte zu dem Könige die Nachricht, daß der Waldmeiſter Audacker, Balduins Vater, geſtorben ſei, was dieſer mit gar großem Schmerze und Mißvergnügen vernahm. Der König mußte nun zur Beherrſchung von Flandern einen anderen ſeiner Diener abordnen, und nachdem er das Weſen und die Fähigkeiten aller ſeiner Barone und Hofleute reiflich erwogen hatte, kam er bei ſich zu der Erkenntniß, daß von ihnen Keiner ſo gut als Balduin zu dieſer Würde geeignet ſei, dem es überdies bei den Flamändern zu großem Gewinn gereichen mußte, daß ſein Vater von ihnen höchlich geliebt und verehrt worden war. Zu dieſem Beſchluſſe gekommen, theilte er ihn ſeinen Räthen mit, die ihn billigten, und ließ er darauf Balduin zu ſich rufen, zu dem er ſagte: Wie ſehr leid mir, mein lieber Freund, der Tod deines Vaters thut, vermag ich dir eben ſo wenig auszuſprechen, als du es würdeſt glauben und verſtehen können. Ich habe an ihm einen höchſt getreuen Diener eingebüßt, den ich auf das empfindlichſte vermiſſen werde. Und was ſeine Statthalterſchaft in dem wichtigen Flandern anlangt, ſo hat er dieſelbe auf eine ſo vortreffliche Weiſe verſehen, daß er den Flamändern weniger ein geſtrenger Herr und Richter, als ein liebevoller gütiger Vater zu ſein geſchienen hat. Es bedünkt nun meinen Räthen und mir ſelber gut, dieſes ſein Amt eines Waldmeiſters auf dich zu übertragen, weil wir das Vertrauen in dich ſetzen, du werdeſt es nach dem Beiſpiele deines Vaters, zum Nutzen und Frommen der Krone und zur Wohlfahrt jenes Volkes, dergeſtalt zu verwalten wiſſen, daß du dieſes eben ſo wie uns dadurch befriedigeſt, und, alſo das Angedenken deines Vaters am beſten ehrend, ſo viel als an dir iſt, ſeinen Verluſt uns zu erſetzen ſtrebſt. Bringe denn deine Sachen hier eheſtmöglichſt in Ordnung und bereite dich, nach Flandern abzugehen. — Balduin war ſeiner Natur nach freigebig und hochgeſinnt, und hatte mit ſeiner Kleiderpracht und Dienerſchaft, welche letztere er in die Farben gekleidet, die ihm Judith gegeben hatte, viel verſchwendet, weshalb auch der König ſeinen Schatzmeiſtern befahl, ihm zu ſeiner neuen Ausrüſtung zehen tauſend Franken auszuzahlen. Er dankte nun zwar ſeinem Gebieter für all dieſe Gnade auf das demüthigſte; verſuchte ihn aber dennoch zu bewegen, mit jener hohen Würde einen anderen erfahreneren Mann zu bekleiden, indem er ſich durch Vorſchützung ſeiner Jugend, wiewohl vergeblich, davon losmachen und auch jene bedeutende Geldſumme zugleich ablehnen wollte, weil der König mit unerſchütterlicher Feſtigkeit bei ſeinem guten Willen gegen ihn beharrte.

Es hatte ſich die Kunde von dieſem Ereigniſſe inzwiſchen durch den ganzen Hof verbreitet, und war auch der Prinzeſſin Judith zu Ohren gedrungen, die ſich unſäglich darob betrübte, ihren Geliebten vielleicht nimmer wieder zu ſehen, weil es ihr zu ihrer Troſtloſigkeit recht wohl bekannt war, daß die Statthalter von Flandern höchſt ſelten und nur in äußerſten Nothfällen ihre Provinz verlaſſen durften. Ja, es wurde ihr bitterer Schmerz in nicht geringer Maße noch dadurch erhöht, daß ſie ihn in ihr geheimſtes Innere verſchließen mußte, um ihre Liebe zu Balduin keinen Menſchen ahnden zu laſſen. Auf der anderen Seite befand ſich auch Balduin in großen Nöthen, der da einen freundlichen Blick und ein ſüßes Wort ſeiner Geliebten höher ſchätzte, als alle Statthalterſchaften und alle Macht auf Erden, weil er eben, der Vernunft zum Trotze, ſich einer Erhöhung nicht freuen wollte, die ihn, wie er ſich wohl ſagen konnte, für immerdar von Judith ſchied. Der ganze Hof erſtaunte, ihn in ſo offenbare Schwermuth verſunken zu ſehen, anſtatt daß er ſich hätte, der Anderen Dafürhalten gemäß, hoch erfreuen ſollen, in ſeiner Jugend ſchon ein ſo hohes Amt erlangt zu haben, nach dem die erſten Barone Frankreichs gegeizt haben würden, weil es außer dem bedeutenden Range, den es gab, einen in der That faſt unermeßlichen Gewinn abwarf. Von einigen Hofleuten über die Urſache ſeiner Niedergeſchlagenheit befragt, erwiederte er ihnen, es ſei keine andere, als die Ueberzeugung, die ihm inwohne, einer ſo hohen Stellung nicht gewachſen zu ſein. Und ſo klagten denn die beiden Liebenden einander im verborgenen ihr herbes Leid, indem eines das andere verſicherte, daß es daſſelbe unter allen Lebensverhältniſſen getreulich und ausſchließlich fortlieben würde. Hier und da vermuthete Einer allerdings, daß Balduin liebeskrank ſei; indeſſen kam doch keiner in ſeinen Gedanken der Wahrheit nah, weil ſie ſich beiderſeits ſo weiſe beherrſcht hatten, daß von dem obwaltenden Verſtändniſſe zwiſchen Judith und Balduin Niemand auch nur die leiſeſte Ahndung haben konnte.

Es kam der Tag, an dem ſich Balduin beim Könige beurlaubte und von dannen ging, und Judith fühlte ſich dadurch in ſo übermäßiges Leid verſenkt, inſofern ſie auch, man denke wie wider Willen, ſich zuweilen genöthigt geſehen hatte, ihn ſelbſt dazu anzuhalten, dem Könige Gehorſam zu leiſten, daß ſie bedeutend unwohl wurde und einige Tage ſogar gefährlich krank darnieder lag, ohne daß die Aerzte die Natur ihres Siechthums errathen konnten. Balduin hatte unter Thränen und Seufzern von ihr den zärtlichſten Abſchied des Nachts unter ihrem Fenſter genommen, und langte glücklich in Flandern an, wo er um ſeines Vaters willen von ſeinem Volke auf das ehrenvollſte empfangen wurde. Er fing an in die väterlichen Fußtapfen zu treten, und lernte ſein Land ſo wohl zu beherrſchen, mit vornehm und gering ſo klug und angemeſſen umzugehen, daß er ſich bei den Seinen bald um ſeiner ſelbſt willen die allgemeinſte Liebe erwarb; wenn auch gleich weder Ehre noch Macht und Vortheil, die er davon einerndete, vermögend waren, ſeine Liebesflammen irgend zu ſchwächen, geſchweige denn auszulöſchen.

Mittlerweile ſein Leben einen ſolchen Fortgang nahm, war Ethelwolf, König von England, auf einer Rückreiſe von Rom, durch Frankreich gekommen, und hatte auf ſein Anhalten daſelbſt von ihrem Vater die Hand der ſchönen Judith erlangt, die ihm wohl oder übel als ſeine Gattin nach England folgen mußte. Sie hatte indeſſen kaum ſechs Monate lang in ſeinem Königreiche mit ihm gelebt, als Ethelwolf plötzlich erkrankte und ſtarb, und ſie ſich nunmehr bewogen fand, an ihren Vater die ſchriftliche Bitte zu richten, ſie wieder nach Frankreich abholen zu laſſen. Auf der anderen Seite fertigte jedoch die Königin eiligſt einen zuverläſſigen Boten an Balduin ab, und that demſelben ſchriftlich zu wiſſen, ſie würde binnen kurzem zurück nach Frankreich überſchiffen und nunmehr aus ſeinem Thun und Laſſen dabei erkennen, ob er ſie wirklich ſo ſehr, wie er vorgegeben habe, liebe oder nicht, indem ſie ihm zu gleicher Zeit deutlich genug zu verſtehen gab, was ſie von ihm wünſche. So wie Balduin dieſe Botſchaft ſeiner Geliebten empfangen hatte, entbrannte ihm ſein Herz auf eine wunderbare Weiſe zu dem Entſchluſſe, um ihretwillen jede Kühnheit zu begehen. Er ſchrieb ihr wieder, er gedenke ihr bei dieſer Gelegenheit zu beweiſen, daß ſie ihm bei weitem theurer als ſein Leben ſei, und ſagte noch mündlich zu dem Boten, indem er ihn mit dieſer Antwort nach England zurückgehen ließ: Gehe hin und entbiete meinen Gruß deiner und meiner Gebieterin, der du ſagen magſt, daß ich bereit bin, ihre Wünſche zu erfüllen. Denn ob es mir gleich wohl bewußt ſei, daß mich die ganze Welt um des Treubruches willen an meinem Herrn und Könige, der mich ſo hoch geehrt hat, verdammen werde, ſo kann ich doch nicht anders handeln, als es mir die Liebe und die Dame meines Herzens gebeut, es mag für mich daraus entſtehen was da will. — Der Bote begab ſich mit dieſer Antwort über das Meer zurück, und die Königin Judith fühlte über den kühnen Entſchluß ihres Geliebten eine hohe Freude.

Hiernächſt ſchickte ſich Balduin an, einige Schiffe ausrüſten zu laſſen und übrigens alle weiteren Vorkehrungen, die er zu dem von ihm beabſichtigten Unternehmen für nöthig erachtete, zu treffen; natürlicherweiſe möglichſt heimlich und geräuſchlos, damit durchaus kein Menſch den Zweck ſeiner desfallſigen Thätigkeit erriethe. Es traf ſich zufällig, daß gerade damals einige genueſiſche Galeeren in Flandern anweſend waren, mit deren Patronen er insgeheim verabredete, ſie gegen eine anſehnliche Geldſumme im Fall der Noth zu ſeiner Verfügung zu ſtellen. Er hielt auch fortwährend Kundſchafter in England, um durch ſie von der Abreiſe ſeiner Geliebten zu rechter Zeit im voraus Kenntniß zu erlangen, und da alſo ſein Sinn auf nichts anderes als auf dieſe Sache gerichtet ſtand, ſo ſchien ihm jede Stunde tauſend Jahre zu währen, bevor ſich ſeine gewiſſe Hoffnung auf den Beſitz der ſchönen Königstochter verwirklichte. Mittlerweile war der König Karl weit entfernt, zu ahnden, daß irgend etwas der Rückkehr Judiths nach Frankreich hinderlich oder gefährlich werden könne. Vorſorgend, ihre Begleitung alſo wie ſie der Tochter eines Kaiſers und der Witwe eines Königes von England würdig und gemäß ſei, einzurichten, ſendete er eine große Anzahl Prälaten und Barone, ſo wie vornehmer Frauen und Jungfrauen zu ihrer Einholung an ſie ab. Dieſe ganze edle Schaar langte mit günſtigem Wind und Wetter in England an, wo ſie die junge Königin in völliger Bereitſchaft fanden, die Rückreiſe nach ihrer Heimath in Geſellſchaft einiger edlen Engländer und Engländerinnen anzutreten; und ſo ſchifften ſie ſich denn faſt unverzüglich insgeſammt nach Frankreich ein. Dagegen hatte aber auch Balduin, der von einer Zeit zur anderen von dem Geſchehenen genau unterrichtet worden war, mit den Galeeren und einigen anderen wohlbewaffneten Schiffen, die er mit einer großen Anzahl tapferer und ſeekundiger Krieger bemannt hatte, ſich auf das Meer begeben, wo er die Ankunft der Königin an einem gewiſſen Punkte, den ſie berühren mußte, erwartete. Er hatte ſich in ſeiner klugen Berechnung nicht getäuſcht; denn es dauerte gar nicht lange Zeit, daß er allda auf der Lauer gelegen hatte, bis er die Schiffe der Königin mit ſchwachem Winde höchſt langſam heranſegeln ſah. Er ermahnte die Seinigen, auf dem Fahrzeuge, das ihn trug, und ließ mit den Beſatzungen der übrigen Schiffe durch ſeine vertrauteſten Diener, die er darauf vertheilt hatte, ein gleiches thun: wacker zu fechten und Stand zu halten, im Fall man ihnen Widerſtand leiſte, gab ihnen jedoch zugleich zu bedenken, daß dies gewiß nicht geſchehen werde, weil die königlichen Schiffe auf keinen Angriff gefaßt und mit keiner kriegeriſchen Mannſchaft verſehen ſeien. Hierauf gebot er: alle ſeine Fahrzeuge den ihm faſt ohne Wind nahenden entgegen zu richten, deren franzöſiſche und engliſche Beſatzung über dieſes unerwartete kriegeriſche Begegnen in nicht geringe Furcht und Beſtürzung gerieth, und ließ dieſelbe alſobald auffordern, die Segel zu ſtreichen und ſich gefangen zu ergeben, wofern ſie nicht insgeſammt niedergemetzelt und den Fiſchen zur Speiſe vorgeworfen werden wollten. Die Franzoſen verlangten vor ihrer Antwort den Namen des Führers ihrer Feinde zu wiſſen, und ſo trat Balduin auf das Hinterkaſtell ſeines ihnen zunächſt ſchwimmenden Schiffes und rief ihnen mit lauter Stimme zu: Ich bin Balduin, Waldmeiſter von Flandern, gekommen um euch anzugreifen und gefangen zu nehmen; ergebt euch mir, da ihr mir nicht entfliehen könnt. — Die Franzoſen warfen ihm nun zwar die Nachricht ein, auf ihren Schiffen befinde ſich die Tochter des Königs, ihres und ſeines Herrn, die es, als die Witwe des Königs von England, ihre Abſicht ſei, nach Frankreich zurückzuführen. Balduin ließ ſich aber von ihnen nicht weiter irren, ſondern entgegnete: Ihr Herren täuſcht euch gewaltig, wenn ihr glaubt, daß ich etwa wie ein Corſar gewillt ſei, euch zu berauben und, wie ein Mörder, meine Hände mit eurem Blute zu beflecken. Ich wünſche und begehre weder das eine noch das andere, denn es hat mich ſolcherlei Abſicht keinesweges bewogen, mit dieſen ehrenwerthen Kriegern gegen euch auszuziehen. Um euch nicht länger über das, was ich eigentlich im Schilde führe, in Ungewißheit zu laſſen, ſo erkläre ich euch hiermit, daß es einzig und allein die Liebe iſt, die mir die Waffen in die Hand gab und mich zu dieſem Unternehmen antrieb und ermuthigte. Denn was ich eben von euch fordere, iſt nichts anderes als Frau Judith, die Königin, die ihr jetzt aus England wieder heim führen wollt. Wenn ihr ſie mir gutwillig und im Frieden übergebt, ſo ſoll Keinem von euch auch nur ein Haar auf ſeinem Haupte gekrümmt oder ihm das Mindeſte von ſeinem Hab und Gut genommen werden; im Gegentheile ein Jeder frei weiter ziehen können, wohin es ihm beliebt. Ich rathe euch deshalb um eures eignen beſten willen, euch in Betrachtung der Umſtände in meinen Willen zu fügen. Wofern ihr hingegen genugſam verblendet wäret, ſie mir vorzuenthalten und in ihrer Vertheidigung einen unnützen Kampf mit mir zu beſtehen, ſo ſeht euch wohl vor, denn ich betheure euch mit meinem Schwure, daß ich nicht eher von euch ablaſſen werde, als bis Frau Judith ſich in meiner Gewalt befindet. Wählet nunmehr das Theil, welches euch am genehmſten iſt, ihr habt den Krieg und Frieden in eurer Hand. — Es befanden ſich im Gefolge der Königin einige franzöſiſche Barone, die mit Balduin eng befreundet waren. Wie nun dieſe ihn erkannt und ſeine Rede vernommen hatten, ſagten ſie zu ihm, von übermäßigem Staunen ergriffen: O, Herr Waldmeiſter! was ſprecht ihr da? Was beginnt ihr? Habt ihr den Verſtand verloren? Iſt dies die Treue, die ihr euerm Könige gelobt habt? Iſt dies die Ehrerbietung, die ihr ihm ſchuldig ſeid? Bildet ihr euch ein, daß der König einen ſolchen Verrath unbeſtraft laſſen wird? — Sie wollten noch ein mehreres ſagen; aber Balduin ſchnitt ihnen die Worte vom Munde ab, indem er mit hochmüthiger Geberde ausrief: Entweder ihr übergebt mir die Königin, oder ihr mögt immerhin eure Schwerter ergreifen, um ſie gegen mich zu vertheidigen. — Die Begleiter der Königin ſahen ein, daß ſie, ungerüſtet wie ſie waren, ihm nicht widerſtehen konnten und gingen alſo, nachdem ſie deswegen mit einander gerathſchlagt hatten, zu ihr ſelbſt, ſie befragen, was ſie zu thun willens ſei. Was mich anbetrifft, ſprach

Judith heiter zu ihnen, ſo will ich ihn zum Manne haben, wenn er mich zur Frau verlangt. Sobald ihr zu meinem königlichen Herrn Vater werdet gekommen ſein, ſagt ihm: er habe, ohne Rückſicht auf mein Alter, das noch nicht die neunzehn Jahre überſtiegen, mich einem Gatten zuertheilt, der ſchon von ſeinem erſten Weibe her, Vater dreier Söhne geweſen, deren hier anweſender jüngſter bereits älter iſt als ich; und aus eben dieſem Grunde möge er mir es nicht verdenken, wenn ich, nach dem Tode des Königs Ethelwolf, für mich ſelber ſorgend, noch auf engliſchem Gebiete den Herrn Waldmeiſter zu meinem ehelichen Gemahl mir auserkoren habe, deſſen Alter, Tapferkeit und innige Liebe zu mir, mich wohl verdienen. Ich hatte ihm geſchrieben, daß er nicht unterlaſſen möge, mich in ſeine Gewalt zu bringen, und ſo bemächtigt er ſich gegenwärtig meiner, mit meiner Zuſtimmung, als ſein rechtmäßiges Eigenthum. —

Wenn die Franzoſen vorher über Balduins Worte geſtaunt hatten, ſo wurden ſie nunmehr von dieſer Rede der Prinzeſſin ganz betäubt. Sie verlobte ſich in aller Gegenwart ihrem Geliebten, und der glückſelige Balduin führte ſie hiernächſt auf ſeine Galeeren, wohin ihr ihre Ehrendamen, die nicht von ihr laſſen wollten, folgten. Er lud zwar auch ihre männlichen Begleiter zu ihrer Hochzeit mit nach Flandern ein; aber dieſe ſegelten ihres Weges nach Frankreich weiter, und ſo feierte Balduin zu Hauſe mit aller möglichen Pracht und Ehre ſeine Vermählung.

Als der König Karl dieſe Zeitung hörte, entrüſtete er ſich über Balduin im höchſten Grade, und wollte gegen ihn zu Felde ziehen; er ſah ſich aber gezwungen, ſeine Waffen gegen Italien zu wenden, um Karl den Dicken und deſſen anderen Bruder, ſeine leiblichen Neffen, zu bekriegen, die mit ſtarker Heeresmacht gegen ihn aufgebrochen waren, um den bereits von ihrem Vater begonnenen Krieg fortzuſetzen und ihm die römiſche Kaiſerkrone zu entreißen. Er machte daher mit Balduin ſeinen Frieden, und erhob ihn von einem Waldmeiſter zum Grafen von Flandern, indem er dieſes Land ſeiner Tochter Judith zur Mitgift gab und ihn und ſeine Leibeserben damit belehnte. Balduin brachte dagegen eine große Schaar Flamänder zuſammen und ſandte ſie ſeinem Schwiegervater zu, der mit ſeinem Heerbanne die Alpen überſtieg und, von ſeinen Neffen in einer Feldſchlacht in der Ebene von Verona überwunden, ſich nach Mantua flüchtete, wo er aus Schmerz über den verlorenen Tag ſchwer erkrankte und am Ende an Gift ſtarb, das ihm ſein von ſeinen Neffen beſtochener jüdiſcher Arzt, Namens Sedechia, den er ſtets bei ſich hatte, in einer Arzenei beibrachte. Als Balduin den Tod ſeines Schwiegervaters vernahm, wußte er ſich mit Ludwig dem Stammler, ſeinem Schwager, der ſeinem Vater in der Beherrſchung von Frankreich folgte, ſo wohl zu ſetzen, daß er im ungeſtörten Beſitze von Flandern blieb, und ein langes glückliches Leben mit ſeiner geliebten Judith führen konnte, die ihm viele Söhne gebar und vermittelſt derſelben ſein lange Jahre beſtehendes Geſchlecht begründete, aus dem auch mit der Zeit jener andere Balduin, Graf von Flandern, erwuchs, welcher, um ſeiner Tapferkeit und ſeinem Kriegsruhme willen, von vielen chriſtlichen Fürſten im Jahre des Heils 1202 zum griechiſchen Kaiſer erwählt wurde. Einen ſolchen Ausgang nahm die Liebe Judiths und Balduins, deſſen Verwegenheit ihn leicht zu einem ganz anderen Ziele hätte führen können.

XVI.

Kunstkennerschaft.

Es lebte ohnlängſt in Florenz ein edler Maler, der in ſeiner Kunſt ſo vortrefflich war, daß ſeine Mitlebenden wohl hätten darauf ſchwören mögen, die Natur ſelbſt ſei in ihn übergegangen und laſſe ſich von ſeiner Hand neu hervorbringen. Was ihm irgend in die Augen ſiel, das ahmte er mit ſeinem Pinſel ſo anmuthreich nach, daß faſt ein Jeder, der die Nachbildung ſah, in Verſuchung kommen konnte, ſie für das Vorbild zu nehmen. Es hatte aber auch nicht etwa blos der Zufall für eine ſo ſeltene Ausbildung ſeines Talents Sorge getragen, denn nächſtdem, daß er einen ihm angebornen Kunſtſinn und Kunſttrieb beſaß, war es von ſeiner zarteſten Jugend an ſein einziges Sinnen und Trachten geweſen, demſelben durch Fleiß und Nachdenken immerwährenden Vorſchub zu leiſten; indem er kein einziges Mal luſtwandelte, ohne in die Natur und ſeine Kunſt ganz verſunken zu ſein. Bald verweilte er hier und betrachtete ein ausdrucksvolles oder liebliches Angeſicht, bald feſſelte dort eine eigenthümliche Stellung ſeine Aufmerkſamkeit, oder er beobachtete auch menſchliche Schmerzen, Zorn und Aufregung. Im

Freien zeichnete er bald etwa eine ſchöne Felspartie, die durch einen kühnen Vorſprung ſeinen Blick an ſich zog, oder ein ſtilles klares Bächlein, das ſich durch grünende Auen ſanft hinſchlängelte. Oft bildete er desgleichen mit ſeinem Griffel die Thiere nach, wann ſie ſchliefen, oder ſpielten, oder weideten, und ſein Skizzenbuch war eine wahre Vorrathskammer belebter ſo wie lebloſer Natur. Mehr aber als in jeder anderen Art der Malerei that er ſich in derjenigen hervor, die das Angeſicht des Menſchen, dieſen fürnehmlichſten Vorwurf der Kunſt, nachbildet, welcher Zweig der Malerei in jenen früheren Zeiten ſonderlich gefördert und geachtet wurde, weil verliebte Männer und Frauen ſich eben damals noch nicht ſo häufig und ungehindert ſehen und ſprechen konnten, wie heutzutage, und jenes unnütze Blendwerk eines Bildniſſes als einen Troſt anſahen, der ihren Herzen nach gerade unentbehrlich geworden war.

Da trug es ſich nun eines Tages zu, daß ein in eine ſchöne Jungfrau ſeines Standes verliebter Edelmann dieſer Dame ſeines Herzens ſein wohlgetroffenes Bildniß eheſtmöglich zuſenden wollte, und deswegen zu dem wackeren Meiſter kam, ihm ſein Bedürfniß zu verſtehen gab und über die Befriedigung deſſelben in wenigen Worten mit ihm einig wurde. Der Maler legte unverzüglich Hand ans Werk und widmete ſich der Ausführung deſſelben mit aller Einſicht und Kunſtfertigkeit, die ihm zu Gebote ſtanden. Er trug Sorge, daß der Edelmann eine edle gefällige Haltung annahm, und in ſeinem Anzuge bei der Sitzung alles Auffallende, Ungewöhnliche vermied, das auf einem Bilde immer ſtörend einwirkt, es mag noch ſo maleriſch ausgeſonnen ſein, bemühte ſich durch die Wendungen, die er dem Geſpräche zu geben wußte, das er mit ſeinem Vorbilde während der Arbeit führte, auf das Antlitz deſſelben den natürlichen Ausdruck ſeines Innern hervorzulocken, wie er ihm nöthig war, und brachte dieſesmal, mit überaus glücklicher Hand, bald in dem Werke ſeiner Kunſt ein Bild zu Stande, das nicht allein dem Edelmanne zum Sprechen ähnelte, ſondern auch, wie der Künſtler glaubte ſich ſelbſt eingeſtehen zu dürfen, durch ſeine tiefe Auffaſſung, gleichwie durch ſeine geſchmackvolle Compoſition und techniſch vollendete Ausführung, bei weitem das gelungenſte geworden war, das er jemals in ſeinem Leben gemalt hatte.

Als das Bild ſeiner Vollendung nahe war und der Meiſter faſt nur noch die letzte Hand daran zu legen hatte, fiel es dem Edelmanne ein, es von einigen ſeiner Freunde in Augenſchein nehmen zu laſſen, um zu hören, was ſie dazu ſagen würden. Nachdem er ihnen alſo nachrichtlich mitgetheilt hatte, daß der berühmte Künſtler damit beſchäftigt ſei, für ihn ſein Bild zu malen, führte er eines Tages ihrer fünf bis ſechs in die Werkſtätte deſſelben, vor die Staffelei.

Wollten nun die jungen Männer zu erkennen geben, daß ſie den Weg dahin nicht aus langer Weile gemacht hätten, oder wußten ſie in der That vielleicht gerade ſo viel von der Malerei als die Malerei von ihnen, kurz, der Meiſter hatte ihnen das Gemälde nicht ſobald zurecht geſtellt, ſo ſchickte ſich ein jeder von ihnen an, den Kunſtrichter zu ſpielen und ſprach ſeine ſuperkluge, mehr oder minder mißfällige Meinung darüber aus. Dem einen ſchien der Mund ein wenig zu groß; ein anderer meinte, die Augen hätten nicht die natürliche Lebhaftigkeit des Originals, und die Naſe möchte wohl etwas allzulang gerathen ſein. Dieſer fand eine kleine Unrichtigkeit in den Augenbrauen; jener ſah die nothwendigen Schlagſchatten für Schmutzflecken an, und wünſchte, daß ſie hinweggetilgt würden. Und ſo war denn, mit einem Worte, das Ende vom Liede, daß das Bild ſeinem Originale auch nicht im mindeſten ähnlich ſei, und von der jungen Dame, für die es beſtimmt geweſen, ganz gewiß nicht erkannt werden würde. Dieſer letztere Punkt ihrer desfallſigen Aeußerungen war dem bedenklichen Edelmanne der empfindlichſte, und vermochte ſo viel über ihn, daß er, ſein eignes widerſprechendes Dafürhalten verleugnend, die Erklärung von ſich gab, er nehme unter ſo bewandten Umſtänden das Gemälde gar nicht an. Wie ſehr nun auch dagegen eine ſo vorſchnelle Weigerung den Künſtler kränken und erzürnen mußte, ſo behielt er dennoch ſeine ganze Faſſung bei, und erſuchte nur den Kavalier, ihm dieſe Beleidigung nicht anzuthun, indem er ihm noch ein zweites Bild von ihm zu malen verſprach, das alle ſeine und ſeiner Freunde Anſprüche vollkommen befriedigen ſolle. Der Kavalier war mit dieſem Verſprechen zufrieden, und der Maler ging alſo von neuem an ſeine Arbeit, die er, von der ihm vermeintlicherweiſe angethanen Schmach und von der Sehnſucht befeuert, die jungen altklugen Kenner, die ihn ſo ungerecht beurtheilt hatten, durch die äußerſte Entwickelung ſeiner Kunſt zum Schweigen zu bringen, mit ſolcher Anſtrengung und ſolchem Glück beendigte, daß auch die allerſchärfſte und eigenſinnigſte Kritik nicht einen Pinſelſtrich daran hätte tadeln dürfen. Der Edelmann war in ſeinem Herzen ſelbſt hocherfreut über dieſes ſchöne Werk der Kunſt, und wagte beinahe zu glauben, daß auch die vorlauteſte Zunge daran keinen Stoff zum Tadel vorfinden würde; weshalb er wieder wie das erſtere Mal ſeine Freunde abholte, und mit ihnen in die Werkſtätte des Künſtlers ging. Das zweite Bild hatte indeſſen kein beſſeres und vielleicht ſogar ein noch ſchlechteres Schickſal als das erſtere, denn abgeſehen davon, daß die Kenner viele Mängel des erſten auch in dem zweiten wieder antrafen, und in dieſem ſogar die geringe oberflächliche Aehnlichkeit vermiſſen wollten, die, wie ſie ſagten, jenem doch im Allgemeinen angehaucht geweſen ſei, ſo fingen ſie nunmehr an, mit einem gewiſſen Bedauern Betrachtungen darüber anzuſtellen, wie ſo etwas eben leider nicht erſtrebt werden könne, wenn es ſich nicht von ſelber mache, und wie alle dergleichen Verbeſſerungen der unmittelbaren erſten Auffaſſung, wenn ſie einmal eine verfehlte, zu nichts als Verſchlechterungen derſelben ausarteten; weil die geſtörte oder erkaltete Phantaſie und Begeiſterung des Künſtlers kein Wiederaufwärmen vertrüge. Ueberdies nahmen ſie die Gelegenheit wahr, ſo viel nichtiges, auf bloßen Gemeinſprüchen und erlernten Redensarten beruhendes Kunſtgewäſch, das auch dem einfältigſten Menſchen zu Gebote ſtehen kann, wenn er es ſich erlaubt, von dem hundertſten aufs tauſendſte ohne Zuſammenhang überzuſpringen, an dieſe ihre Ausſprüche anzuknüpfen, daß das Reſultat dieſer gelehrten Zuſammenkunft kein anderes, als die vollkommenſte Verzweiflung des armen Edelmanns war, auf dieſe Weiſe nimmermehr ein Bildniß erlangen zu können, das ihm wirklich ähnlich ſehe. Der Maler war zwar lauter Gift und Galle in ſeinem Innern und ſprühte Zornflammen aus ſeinen Augen; nichtsdeſtoweniger benahm er ſich aber nicht wie diejenigen, die eine Wette durch Zank und Streit zu gewinnen meinen, ſondern drängte ſeine Entrüſtung in ſich zurück und zuckte nur ein wenig mit den Achſeln, indem er bereits die Art und Weiſe bei ſich überlegte, wie er die jungen Ignoranten am eheſten zum Selbſteingeſtändniſſe ihrer an den Tag gelegten Unwiſſenheit bringen und ſie beſchämen könne, über einen ihnen wildfremden Gegenſtand, wie den der Kunſt, alſo abgeſprochen zu haben. Als die ſechs Kenner hierauf fortgegangen waren und ihn mit dem betretenen Kavaliere allein zurückgelaſſen hatten, hub der Maler folgendermaßen zu ihm zu reden an: Wiewohl ich, mein edler Herr, gar wohl einſehe, daß die beſchränkten Kräfte und Fähigkeiten eines Menſchen bei weitem nicht ausreichen, ihm in irgend einer Kunſt das an ſich Vollkommene und Tadelloſe gelingen zu laſſen, ſo kann ich doch nicht umhin, wenn ich die Art und Weiſe meines täglichen Lebens und ſeiner Mühen und Erfahrungen mit derjenigen der jugendlichen Kunſtrichter vergleichend zuſammenſtelle, die das Werk meines ernſten Fleißes und meiner beſten Einſicht ſo wegwerfend beurtheilt haben, mich ſelbſt für einen gültigern Kenner eines Gemäldes als ſie ſind anzuſehen. Ich habe von meiner früheſten Jugend an jeden anderen Gedanken, alle Freuden und Güter der Welt, ja mich und mein irdiſches Lebensglück ſelbſt aufgegeben, um einzig und allein dieſer heiligen Kunſt zu leben, der meine ungetheilte Liebe und mein ganzes Daſein gewidmet iſt. Ich habe alle menſchliche Gemeinſchaft und alles was den Menſchen an das Leben bindet, um dieſer meiner Pinſel und dieſer meiner Palette willen aufgegeben; ich habe Speiſe und Trank vergeſſen, und mir den ſüßen Schlaf geraubt, um nur den beſcheidenen Ruhm zu verfolgen, den uns die Kunſt gewährt. Ihre Freunde dagegen, denen es jetzt gefallen hat, ſo geſtrenge Richter über dieſes Werk meiner Kunſt zu ſein, haben ſich niemals auch nur mit dem leiſeſten Gedanken auf das Studium der Kunſt gelegt, haben weder Pinſel noch Palette jemals angerührt, ja haben nicht einmal den mindeſten Begriff von Zeichnung und von den Elementen der Malerei, indem ſie, aller ernſten Beſchäftigung und alles Berufes hienieden ermangelnd, es jederzeit nur ihre alleinige Sorge ſein ließen, ihren Vergnügungen nachzurennen und ihr höchſtes Gut in der Ertödtung ihrer edlen Zeit zu vergeuden, deren Werth ſie nicht zu ſchätzen wiſſen. Haben ſie jemals ihre Nächte ſchlaflos durchgewacht, wie es mit ihnen allerdings der Fall geweſen ſein mag, ſo geſchah dies gewiß aus einem anderen Grunde, als um da menſchliche Geſtalten und Aehnlichkeiten künſtlich nachzubilden. Trotz allem dem verlange ich von ihnen dennoch nicht, daß ſie zwiſchen dieſen Herren und mir einen Unterſchied machen, in dem was unſeren beiderſeitigen Beruf zur Kunſtkennerſchaft angeht; ſondern ſie ſollen durch ihren eignen unmittelbaren Augenſchein ſich überzeugen, daß ihre Freunde von der Kunſt ſo viel wie nichts verſtehen, und mir ſelber zugeben, daß das Recht auf meiner Seite war. Ich erſuche ſie alſo, ihren Freunden zu wiſſen zu thun, ich hätte das Gemälde retouchirt, und ſie in meinem Namen einzuladen, es ſich dieſen Abend noch ein einziges Mal bei mir anzuſehen. Sie ſelbſt erweiſen mir wohl die Gunſt, ſich einige Zeit vor ihnen hier wieder einzufinden. Zu welchem Zweck ich dieſe Bitte an ſie ſtelle, werden ſie aus dem was vorgeht zeitig genug erfahren. —

Als ein billig denkender und verſtändiger Mann, willigte der Kavalier in dieſe Forderung ein. Der Maler aber, von ſeiner Geiſtesgegenwart und ſeinem Scharfſinn unterwieſen, nahm ſofort ein Stück Leinwand zur Hand und ſchnitt daſſelbe ſolchermaßen aus, daß der Edelmann gerade in den dadurch entſtandenen leeren Mittelraum ſein Antlitz halten konnte. Um die alſo hervorzubringende Täuſchung, als ob es in der That auf die Leinewand gemalt ſei, deſtomehr zu erhöhen, nahm der Künſtler noch raſch den Pinſel zur Hand und malte die letztere mit Licht und Schatten als Hintergrund zurecht, wodann er ſie ſo hoch als möglich auf die Staffelei anbrachte und eben getroſt erwartete, ſeine komiſche Liſt theils mit Hülfe der in dem Zimmer herrſchenden Finſterniß, theils mit der einer vortheilhaften Beleuchtung, und einiger anderen kleinen Kunſtgriffe, vollkommen gelingen zu ſehen. Derweil er ſelber dieſe Vorbereitungen traf, hatte der Edelmann ſeine Freunde zum anderen Male an dieſem nämlichen Tage nach der Wohnung des Künſtlers beſcheiden laſſen, um ihr unmaßgebliches Urtheil über das angeblich retouchirte Bild zu fällen. Die Freunde verſprachen nun zwar auch ſich einzufinden; indeſſen fingen ſie, nach ihrer eigenthümlichen Art und Weiſe eine Sache beurtheilend, die ihnen unbekannt war, bereits unterweges an, von der veränderten Arbeit des Malers übel zu reden, und es unter ſich im voraus abzumachen, daß, in Beachtung der daran verwendeten, ſo ungemein kurzen Zeit, dieſelbe im Weſentlichen hätte ſchwerlich verbeſſert werden können. Sobald ſie durch Klopfen an der Thüre Einlaß in die Wohnung des Künſtlers begehrten, begab ſich der Edelmann augenblicklich an ſeinen ihm beſtimmten Platz, ſchob ſein Geſicht verabredermaßen in das Loch der Leinwand ein, deren Stellung der Maler ſo gut als möglich anordnete, und erwartete in Geduld den Ausſpruch ſeiner guten Freunde über die wichtige Frage: ob er ſich ſelbſt ähnlich ſehe oder nicht? Der Maler nahm nach der Ankunft der Kenner das Licht in die Hand und beleuchtete damit nach ſeinem Gutbefinden das Werk der Natur, derweil die auf daran geſtellten Seſſeln nach ſeinem Wunſche Platz nehmenden gelehrten Herren allmälig einer nach dem anderen anfingen, ihre Ausſtellungen zu machen. Der eine ſagte: Ich will ſie gern mit der Kurze der Zeit einigermaßen bei mir entſchuldigen; aber ich muß ihnen allerdings geſtehen, daß, nach meinem Dafürhalten, die Aehnlichkeit ihres Bildes mit dem Originale nunmehr geringer geworden iſt als ſie irgend vorher war. — Ein anderer verſicherte: Sein Freund habe in der Wirklichkeit kein ſo langes Geſicht als auf der Leinewand. Ein dritter aber ſprach: Was konnten ſie ihm nur da für eine Naſe anmalen, mit ſolcher Erhöhung mitten drauf? Ueberdies ſind eigentlich ſeine Augen von Natur himmelblau, hier ſind ſie ſchwarz. — Da nun der Maler ſein Werk dies dritte Mal gegen ihre Anfechtungen vertheidigte, ſo geriethen ſie immermehr in Feuer, und erhitzten ſich durch ihren eigenen Tadel und durch ſeine beharrliche Vertheidigung zu guter letzt ſo ſehr, daß ſie, damit noch weit über ihre eigene Ueberzeugung hinaus gehend, mit lauter Stimme einhellig die Erklärung abgaben: das Bild ſei eine wahre Schülerarbeit und verdiene durchaus keine Billigung. — Hier vermochte der Edelmann aber nicht länger an ſich zu halten, ſondern that in der Leinwand mit einem Male den Mund auf, indem er ihnen für ihre aufrichtige Kritik ſeines Angeſichtes ſeinen Dank abſtattete und ihnen erklärte, wie er ſich nun endlich allerdings deſſen verſehen habe: daß, wer da auch ganz und gar nichts davon verſtehe, dennoch oft ein eben ſo guter Beurtheiler der Kunſt wie der Natur ſei. — Die erzürnten Freunde entfernten ſich, und der Kavalier bezahlte dem Künſtler mit Freuden ſeine beiden Bilder, deren eines er als ein ihr ſehr werthes Geſchenk ſeiner Geliebten verehrte.

XVII.

Der Bigamist.

Ein Mann von dreißig Jahren verliebte ſich in eine noch ſchön zu nennende blonde Witwe, deren blauen Augen alle die Lebhaftigkeit innen wohnte, die ſonſt nur den ſchwarzen eigenthümlich zu ſein pflegt. Herr de Valbonne bemühte ſich um die Witwe angelegentlich: ſie waren beide frei, es ſtand ihrer Verbindung kein Hinderniß im Wege. Sie gefielen ſich gegenſeitig, ſagten es einander, und heiratheten ſich acht bis zehen Tage darauf.

Anfangs war ihre Ehe wie gewöhnlich eine glückliche. Beide Gatten waren einander noch fremd und neu, und hatten auf ihr wechſelſeitiges Betragen ein aufmerkſames Augenmerk. Frau von Valbonne war eben ſo zuvorkommend, zärtlich und liebevoll, wie ihr Gemahl einſchmeichelnd und dienſtfertig. Dieſes gemeinſchaftliche Leben währte etwa drei Monate. Nach deren Ablaufe begann die an die Selbſtſucht des Witwenſtandes Gewöhnte, unwiſſentlich hart und herriſch zu werden, und vernachläſſigte ſie, um die Geſammtheit ihrer Fehler deſto greller hervor zu heben, ihr Aeußeres ganz und gar. Unter dem Vorwande, ferner nur ihrem Gatten gefallen zu wollen, kleidete ſie ſich ſo geſchmacklos, daß ſie jedermann mißfallen mußte, und daß die geringen Ueberbleibſel ihrer Reize vollends unſcheinbar wurden. Herr von Valbonne achtete zuerſt nicht weiter auf das, was ihn gegen ſie erkältete. Es iſt die Art des menſchlichen Herzens ſo, ſagte er betrübt zu ſich ſelbſt: Es iſt nichts beſtändiges hier unten. Ich betete Madame d'Aigremont an, Madame de Valbonne läßt mich kalt! Ich würde zu glücklich geweſen ſein, wenn meine erſten Gefühle fortgedauert hätten. — Dieſen Betrachtungen gemäß gab der gute ehrliche Ehemann ſich allein alles Unrecht ſchuld und war nur darauf bedacht, es ſo viel wie möglich erfolglos und wieder gut zu machen. Er erſtickte in ſich alles Wohlgefallen, das er bei dem Anblicke anderer Frauen empfand. Er bildete ſich ein, er ſtehe mit ſeiner Frau allein in der Welt, und ſie ſei das einzige Weſen, das ihn glücklich machen könne. Gewiſſe Augenblicke, in denen Frau von Valbonne ihre frühere Anmuth und heitere Laune, ihr Wohlwollen gegen ihn theilweiſe wieder annahm, bekräftigten ihn in dieſen großmüthigen Vorſätzen, und ſo geſchah es, daß er, wo nicht glücklich, doch ruhig war. Seine Gattin ließ ihn indeß nicht lange in dieſem Zuſtande von Unempfindlichkeit.

Eine Witwe, die es lange Zeit geweſen iſt, wird faſt immer in zweiter Ehe eine ſchlechte Frau, ſie müßte denn ganz insbeſondere mit edlem Charakter, angeborener Sanftmuth und aufgeklärtem Verſtande begabt ſein. Madame de Valbonne, die dieſe vorzüglichen Eigenſchaften nicht beſaß, wurde ſo zänkiſch und mürriſch, ſobald ſie alterte, daß ihr Ehemann nicht umhin konnte, ſich vor ihr zu fürchten. Sie verſah ſich deſſen und wurde darum nur deſto anſpruchsvoller und unerträglicher: ſie machte ihm das Leben peinlich und ſchwer, das Joch der Ehe drückend. Die ihm von ihr vorgeſchriebenen Pflichten ſchienen ihm eine Qual und Strafe zu ſein. Desungeachtet beging ſie kein offenbares Unrecht an ihm, ſondern ſchlug ihm nur täglich, ja ſtündlich eine Menge kleiner Wunden und behauptete ihm gegenüber einen fortwährenden Widerſpruch. Alles was er anordnete, ſtellte ſie aus keinem anderen Grunde ab, als weil es ſein Wille war. Er war nicht mehr ſein eigner Herr, weder was das Hausweſen, noch was die Eintheilung ſeiner Zeit, noch was ſeine Geſchäfte anging, man wollte ihn gängeln wie ein Kind, man verſtand alles beſſer als er, und erhob, über das geringſte Zeichen von Feſtigkeit ſeinerſeits, ein lautes Geſchrei. Um ſeiner Ruhe willen ſah Herr de Valbonne ſich genöthigt nachzugeben, zu ſchweigen, und jedesmal wieder zuerſt die Hand zur Verſöhnung zu bieten, weil ſonſt das trotzige Schmollen ſeiner Gebieterin kein Ende fand. Was ihn zuletzt aber doch empörte und ſein unabläſſiges Mißbehagen auf die Spitze trieb, war folgender Zug. Herr von Valbonne hatte ſchon lange Zeit einen Diener, dem er ſehr zugethan war. Dieſer Menſch bediente ihn mit Eifer und Pünktlichkeit und trug für ſeinen Herrn die aufmerkſame Sorgfalt, welche ſich ſo ſelten bei Dienſtleuten vorfindet und eine große Annehmlichkeit des Lebens iſt. Um ihn zu belohnen, und ſein Glück zu machen, ſetzte ſich der dankbare Herr vor, ihn mit einer hübſchen Kammerjungfer der Frau von Valbonne zu verheirathen, in die ſich der junge Burſche verliebt hatte, und ihm eine anſehnliche Ausſteuer, die ſeine Zukunft ſichere, mitzugeben. Herr von Valbonne ſprach darüber mit ſeiner Gemahlin, erhielt aber von ihr die Antwort, ſie wolle nicht, daß ihre Zofe ſich verheirathe. Er beſtand darauf und ſetzte ſeine Gründe auseinander, ſie entgegnete ihm weiter kein Wort, und als er am Abende etwas ſpät nach Hauſe kam, ſtellte ſich ihm ein anderer Bedienter dar, um ihn auszukleiden.

Herr von Valbonne fragte nach Varzi, ſeinem Lakaien. Die gnädige Frau hat ihn fortgeſchickt, erwiederte die gegenwärtige Zofe. — Meine Frau hat ihn fortgeſchickt? — Ja, gnädiger Herr, mit dem Verbote von ihnen Abſchied zu nehmen. — Wo iſt er denn? — Ich weiß es nicht: er iſt dem Portier überwieſen worden. — Herr von Valbonne ging alſo gleich zu ſeinem Thürſteher hinab, und befahl ihm, Varzi nicht allein augenblicklich vor ihn zu führen, ſobald er ſich zeige, ſondern ihn ſogar aufſuchen zu laſſen. Der Portier zögerte. Sein Gebieter erröthete vor Unwillen, zu erkennen, wie geringes Anſehen er in ſeinem Hauſe habe. Er verſchaffte ſich Gehorſam. Man fand den armen Varzi vor der Thüre. Sobald der junge Burſche ſeinen Herrn wahrnahm, warf er ſich ihm zu Füßen. Herr von Valbonne hieß ihm, ſein Amt wieder antreten und ihn auskleiden. Als Frau von Valbonne am anderen Morgen hörte, was vorgefallen war, ſtürmte ſie, roth und blau vor Wuth, im Nachtgewande in ſein Zimmer und ließ ihn zum erſten Male in ſeiner Gattin den häßlichſten Gegenſtand von der Welt erblicken. Herr von Valbonne hörte ſie mit kaltem Blute, wie mit Abſcheu und Widerwillen an und ſchlug ihr Verlangen rund ab, ja ging ſogar noch weiter, und erklärte ihr: die Heirath werde vor ſich gehen, und wenn ſie die junge Perſon verabſchiede, ſo werde er ihr einen Mode- oder Weiß-Kramladen einrichten. Außer ſich ſelbſt vom Zorne verſetzt, ſchien Frau von Valbonne eine Beſeſſene, und warf ſie alles, was im Bereich ihrer Hände war, ihrem Gatten an den Kopf, der ſie halb erſtickt in ihre Zimmer zurücktragen ließ. Von dieſem Augenblicke an fühlte ihr Ehemann nur Abneigung gegen ſie und wurde ihm alles was ſie that und ſagte unausſtehlich. Er ſah ſich dennoch genöthigt, ſeinen getreuen Lakai aus ſeiner Nähe fortzuſchicken und der Furie, die ihn quälte, alles aufzuopfern, aber er ſah ſie nicht mehr. Er brach gänzlich mit ihr, und hatte den Verdruß, in der Welt verlauten zu hören: er lebe wegen einer hübſchen Kammerjungfer mit ſeiner Frau in Uneinigkeit. Dieſer letzte Umſtand war ihm der empfindlichſte und erhöhte ſeinen Kummer ſo ſehr, daß er ſich entſchloß, ſich zu entfernen und zu reiſen, um dem Gegenſtande ſeines Haſſes und ſeiner Verachtung zu entfliehen.

Mit dieſen Geſinnungen beſuchte er einige ſeiner Landgüter, um ſie vor ſeiner Abreiſe in Stand zu ſetzen. Eines Feſttags, als er mit ſeinem Getreuen eine Strecke von zehn Lieues zurücklegte, die eines ſeiner Güter vom anderen trennte, langte er eben in einem Dorfe an, als die Leute daſelbſt aus der Meſſe kamen. Da ihm ſelbſt, ſeinem Lakaien und ſeinen Pferden Erfriſchung nöthig war, ſo hielt er an der Kirchthüre ſtill, um die Andächtigen heraus kommen zu ſehen, und ſich nach der Schenke zu erkundigen Die jungen Bäuerinnen ſtellten ſich ſeinen Augen ſehr anmuthig dar, und er muſterte ſie eben mit Vergnügen durch, als er unter ihnen das liebreizendſte Kind wahrnahm, das er noch jemals in ſeinem Leben erblickt zu haben wähnte. Es war die Unſchuld und Reinheit ſelbſt, die in dem ſchönen Mädchen erröthete und ihr holdes Angeſicht mit Purpur übergoß, indem ſie die Aufmerkſamkeit inne ward, mit welcher der Fremde ſie beobachtete. Herrn von Valbonnes Herz widerſtand nicht dem ſüßen Zauber dieſes Erröthens. Er folgte der lieblichen Jeannette bis zu ihren Eltern, denen er ſeine Bedürfniſſe angab, und obwohl er noch keine beſtimmten Abſichten hatte, ſo unterſagte er ſeinem getreuen Diener dennoch, zu verrathen, wer er ſei. Jeannettens Eltern, brave, wohlhabende Dorfleute, freuten ſich des Vorzugs, den ihnen der Fremde gab, nahmen ihn gaſtfrei bei ſich auf, und luden ihn ein, mit ihnen zu Mittag zu eſſen. Jeannette erſchien jetzt noch reizender als vorher, wie ſie mit vorgebundener reinlicher Küchenſchürze geſchäftig in Haus und Hof wirthſchaftete und die Speiſen zurichtete. Man ſtand eben im Begriffe, ſich zu Tiſch zu ſetzen, als der rechtſchaffene Pfarrer der Ortſchaft eintrat. Ich komme, den Herrn für mich in Anſpruch zu nehmen, wenn er ein Fremder iſt, ſagte er: mein Haus und mein Tiſch gehören allen Reiſenden an, die durch unſer Dorf kommen, es ſteht mir vorzugsweiſe zu, im Namen der Gemeine die Gaſtfreundſchaft auszuüben. — Nun gut, Herr Paſtor, erwiederte der gebildete Bauersmann, der der Schulze des Ortes war: Sie ſollen den Vorſitz haben, aber man verläßt meinen Heerd nicht ſo unbewirthet wieder, wie man zu mir gekommen iſt. — Dieſer Großmuthsſtreit würde jedoch zuletzt mit dem Siege des Pfarrers geendigt haben, wenn Herr von Valbonne nicht nach den von Jeannetten bereits aufgetragenen Gerichten ſtarke Eßluſt empfunden hätte. Der gute Paſtor mußte nachgeben und ſich bei ſeinem Pfarrkinde zu Tiſch ſetzen, an dem er den Wirth machte. Es war rührend mit anzuſehen, wie kindlich ehrfurchtsvoll die ſchlichten Leute den alten Geiſtlichen behandelten. An dieſer Stätte der Freiheit und Gleichheit aß der Diener mit dem Herrn, der es ſo haben wollte, und wurde mit nicht geringerer Aufmerkſamkeit als er ſelbſt bedient.

Während der Mahlzeit ſog Herr von Valbonne vollends alle Liebe ein, deren ſein Herz nur fähig war. Jeannette war ein Engel an Sanftmuth und Güte. Ihre Stimme, ihr ganzes Weſen war das gerade Gegentheil der Frau von Valbonne. Wie glücklich wäre ich geweſen, dachte der unglückliche Ehemann, wenn ich dies liebliche Kind hätte kennen lernen, ehe ich mich verheirathete! Ich würde ſie glücklich gemacht, und ſie mich beſeligt haben. — Indem ihn dieſe Gedanken beſchäftigten und ihm das Anſehen gaben, ein wenig zerſtreut zu ſein, ſprach der Pfarrer mit den Eltern von Jeannetten und ertheilte ihr das aufrichtigſte unbefangenſte Lob. Herr von Valbonne ward ganz Ohr, ſtimmte mit ein und verſicherte, der lieben Kleinen alle die guten Eigenſchaften bei ihrem Heimgange aus der Kirche angeſehen zu haben. Da nun ſeine Augen und ſeine Art und Weiſe überdies noch viel mehr als ſeine Worte ſagten, ſo nahm der Gottesmann die Gelegenheit wahr, ihn zu fragen: Sind ſie noch ledig, mein Herr? — Ja, ſagte de Valbonne raſch, ſeine Wünſche mit der Wirklichkeit verwechſelnd. — Sie dürfen heute noch nicht fort, fügte der Geiſtliche hinzu. Wir eſſen alle das Abendbrod bei mir, und ſie übernachten unter meinem Dache. Herr von Valbonne nahm die Einladung an. Der Herr ſcheint mir ein Edelmann aus der Nachbarſchaft? — Ich heiße de Malmont, und bin in der Nähe angeſeſſen. Ich gedenke mich hier nieder zu laſſen, dieſer Ort gefällt mir. Ich beſitze einige Stunden von hier einen anſehnlichen Pachthof, den ich von einem Herrn von Valbonne gekauft habe. — Die rothe Meierei? fragte der Paſtor. — Ganz recht! — Das iſt ein ſchönes Gut, mein Herr. Es hat Holzung und hält drei Pflüge. — So iſt es, es iſt an die achtzigtauſend Franken werth. Ich habe noch ein anderes etwas entfernteres gekauft, das Laloge heißt und auf ſechszigtauſend geſchätzt wird. — Das kenne ich ebenfalls, ſprach der Geiſtliche: ſie ſind unſer Nachbar. Laſſen ſie uns mit einander bekannt und befreundet werden. — Die alte ehrliche Haut, die nichts weniger als etwa ein Schulfuchs war, zielte nämlich ſchon von weitem auf eine vortheilhafte Heirath für Jeannetten, die in ſeinen Augen das vortrefflichſte Mädchen unter der Sonne war.

Man hatte abgeſpeiſt. Durch die beiden Meierhöfe war nicht die Herzlichkeit gegen den Gaſt, wohl aber die Hochachtung vor ihm größer geworden, und er wurde von ſeinen Bewirthern wie eine Art von wohlthätiger Gottheit angeſehen. Als er dieſe günſtigen Geſinnungen, die man für ihn hegte, wahrnahm, wagte er es, der niedlichen Jeannette, die mit einem züchtigen Erröthen darauf erwiederte, einige Artigkeiten zu ſagen. Man trank den Kaffe beim Herrn Pfarrer, aber Jeannette kam nicht mit, das würde eine zu große Freiheit geweſen ſein, es würde ſich ſelbſt für den alten Prieſter nicht geſchickt haben, ſie mit einzuladen. Herr de Malmont vermißte ſie, er hätte gern unter einem und demſelben Dache mit ſeiner Geliebten zu Abend gegeſſen und zu Nacht geſchlafen. Es wurde zur Vesper geläutet. Man ging hinein. Der Pfarrer wies dem Fremden den ehrenvollſten Chorſtuhl an, de Malmont ſah aber die Bank, auf der Jeannette neben ihrer Mutter ſaß, und hätte ſo viel lieber da geſeſſen. Nach dem Gottesdienſte aß man das Vesperbrod, denn man ißt auf dem Lande viermal des Tages, und ſodann begab man ſich zu Jeannettens Vater. Der Pfarrer lud alle insgeſammt zum Abendeſſen zu ſich ein, und namentlich auch Jeannetten und ihre Mutter, was als etwas außerordentliches anzuſehen war, da in den Pfarrhäuſern auf dem Lande in der Regel nur die Männer zu Gaſte gebeten werden. Jeannette leiſtete der Haushälterin des Geiſtlichen, ihrer Baſe und Taufpathin, hülfreiche Hand, und zwar wurde die ganze Wirthſchaft in dem Zimmer des Paſtors beſtellt, weil ſich daſelbſt der Bratenwender befand, ſo daß de Malmont Jeannetten immerwährend vor Augen hatte. Jede ihrer Bewegungen verrieth ihm einen neuen Reiz, jedes Wort, das ihr zierlicher Mund ausſprach, ſchien ihm als eine Perle zu entquellen. Er fühlte ſich von ihr bezaubert. Man aß zu Abend. Die beſcheidene Jeannette am unteren Ende der Tafel, ſprach kein Wort; aber ſie lächelte zuweilen über de

Malmonts Erzählungen. Der Paſtor forſchte ſie aus, und ſie antwortete ihm ſchüchtern, aber nicht ohne Geiſt, meiſt mit einem wohlangebrachten Worte, ohne ein zweites hinzuzufügen, wenn ein einziges genügte, um ihre Meinung zu verſtehen zu geben. Auf die Veranlaſſung des Pfarrers gebot ihre Mutter ihr zu ſingen, und ſie leiſtete ihr auf das unbefangenſte Folge, indem ſie eine alte Romanze von der unglücklichen Liebe der Dame von Favel und des Sire von Coucy mit einer ſo einfachen, und zu Herzen gehenden Stimme vortrug, daß ſie de Malmont bis zu Thränen rührte. Man ſah es ihr indeſſen an, wie ſehr ſie der Eindruck ſchmeichelte, den ihr Geſang augenſcheinlich auf den Fremden hervorgebracht hatte. Der in Trauer verſenkte Ehemann hielt dieſen Abend für den angenehmſten, den ihm ſein Leben bis dahin hatte gönnen wollen. Nur zu ſchnell enteilte ihm die flüchtige Zeit, und er empfand einen wahren Kummer, als Jeannette endlich mit ihren Eltern nach Hauſe ging.

Es war nur eine Stube und ein Bett für ihn und ſeinen Bedienten da. Der gute Pfarrer benachrichtete ſie in eigener Perſon, daß ſie beiſammen ſchlafen müßten. Als ſie ſich allein befanden, ſprach der Herr zum Knecht: Ich habe nun einmal der irdiſchen Glückſeligkeit in die Augen geſehen; aber ich muß mir an dieſem einen Blicke genügen laſſen, und mit der Frühe des kommenden Morgens aus einem Dorfe fliehen, wo ich nicht hätte verweilen ſollen. — Warum das, mein lieber Herr? Die kleine Jeannette iſt eben ſo hübſch und gut, als die gnädige Frau häßlich und böſe? Sie ſind noch kein einziges Mal hier geweſen, ſie haben die Vorſicht gebraucht, ſich einen anderen Namen beizulegen; geben ſie ſich im Ernſte für ledig aus, heirathen ſie ſie, ich will ihnen mit Freuden dabei behülflich ſein. Sie geben mir als Belohnung meine liebe Verdon zur Frau, und wir führen alle viere zuſammen das glücklichſte Leben von der Welt. — Du bedenkſt nicht, was du ſprichſt, erwiederte Herr de Malmont: die Sache würde ruchtbar werden. — Ach! nicht doch, gnädiger Herr, bei den Vorſichtsmaßregeln, die wir anwenden könnten, gewiß und wahrhaftig nicht. Das Dorf iſt abgelegen, nur Kreuz- und Nebenwege führen durch; ſie ſind in der ganzen Gegend ungekannt: wir ſchließen einen gerichtlichen Verkauf ihrer beiden Pachtgüter an den Herrn von Malmont ab, ich ſtelle den Bevollmächtigten des Herrn von Valbonne in Paris vor, ſie bringen ſie alſo von ſich ſelbſt an ſich, verwalten durch meine Vermittlung ihre übrigen Beſitzungen, ſchreiben aller halben Jahre einmal an ihre gnädige oder ungnädige Frau, ich gebe ihre jedesmaligen Briefe ein zwanzig, dreißig Meilen weit von hier zur Poſt, und ſie werden ſehen, wie vortrefflich alles von ſtatten geht. — Schweig ſtill, und laß mich ſchlafen, Plauderhans! erwiederte ihm ſein Herr.

Am anderen Morgen übereilte Herr von Malmont ſeine Abreiſe nicht: er hatte den von ſeinem Kammerdiener geführten Reden des weiteren nachgedacht, und billigte ſie zwar nicht mit einemmale, erſah aber doch eine Möglichkeit, ſie zu verwirklichen. Er ging zu Jeannettens Vater. Er fand das liebenswürdige Mädchen im Alltagskleide noch verführeriſcher als Tags zuvor. Da ſie allein zu Hauſe war, ſo hatte er folgendes Geſpräch mit ihr: Guten Morgen, Jungfer Jeannette! ich freue mich, ſie zu ſehen. — Viel Ehre für mich, gnädiger Herr! — Wie hübſch iſt ſie ſo! — Sie ſind ſehr gütig, das zu finden. — Welches Glück müßte es ſein, ſie zur Frau zu haben! — Sie ward roth und antwortete nicht. Wenn ich es erwerben könnte, ich gäbe alles in der Welt darum. — Es erfolgte wieder keine Antwort, ſondern eine liebliche Verwirrung. Wenn ich um ihre Hand anhielte, dürfte ich wohl hoffen, geliebt zu werden? — Sie ſind all zu vornehm gegen mich, als daß ich daran denken könnte .... — Wenn ich es nun aber thäte? — Ich wage nicht, mir ſo etwas träumen zu laſſen. — Es hält mich nur eine einzige Bedenklichkeit ab, es zu thun. Sie kann ja vielleicht einen Liebhaber im Dorfe haben? — O, das iſt ganz und gar nicht der Fall! Sie können ſich erkundigen. — Aus dieſer Antwort konnte Herr de Malmont erſehen, daß er mit ſeinem Antrage nicht übel aufgenommen werden würde. Jeannette war ſo reizend! ... Er raubte ihr einen Kuß. Die Berührung ihres Roſenmundes flößte ihm eine ſo entzückende Empfindung ein, daß dieſer Kuß ihm Herz und Sinne mit Liebe umfing und durchaus erfüllte. In dieſem Augenblicke traten Vater und Mutter des unſchuldigen Kindes zur Thüre herein. Noch außer ſich ſelbſt, wie er war, verlangte er von ihnen ihre Tochter — zur Ehe. Die guten Leute wußten dem Beſitzer zweier fetten Meierhöfe mit nichts anderem als mit Dankſagungen und Segenswünſchen zu antworten.

Nachdem das verhängnißvolle Wort einmal ausgeſprochen war, überließ ſich de Malmont ohne Rückhalt ſeinem Schickſale. Er war allerdings nicht ohne Beſorgniſſe; aber ſein dienſteifriger Lakai ermuthigte ihn. Laſſen ſie mich nur machen, gnädiger Herr, ſagte er zu ihm, ſie werden ſehen, wie vortrefflich ich ihnen dienen will. — Der übrige Theil des Tages verging unter Vergnügungen. Jeannette hatte ihr Feſttagskleid angezogen. Sie aß mit ihrer Familie und ihrem Verlobten zu Mittage bei dem Pfarrer, man beſprach die Heirathspunkte, und des anderen Morgens reiſte Herr von Malmont mit ſeinem Bedienten unter dem Vorwande ab, ſeine Rundreiſe nach ſeinen neuen Beſitzungen zu beendigen; in der That aber um den eingebildeten Verkauf der

Meierhöfe abzuſchließen. Als dies geſchehen war, begaben ſie ſich in der That dahin, und ſtellte ſich Herr von Malmont ſeinen Pächtern, die ihn nie geſehen hatten, als ihren neuen Gutsherrn vor.

Nach völliger Beendigung dieſer Angelegenheiten eilte er nach Jeannettens Dorf zurück. Sein Plan war während dieſer Reiſe zur Reife gediehen. Er hatte die nöthigen Vorſichtsmaßregeln ergriffen, um nicht erkannt zu werden, und das Glück ſeines Lebens erſchien ihm kein bloßes Trugbild mehr, wie in dem erſten Augenblicke, da er Jeannetten ſah. Der auf die Wohlfahrt ſeines jungen Pfarrkindes ſeinerſeits ſorgſam bedachte Pfarrer wartete dagegen nicht ab, bis der Eigenthümer der beiden ſchönen Pachthöfe das erſte Wort in dieſer Angelegenheit an ihn richtete, ſondern führte eine Erklärung auf halbem Wege ſelbſt herbei. Jeannette, die zugegen war, denn man befand ſich eben in ihrem elterlichen Hauſe, verſtand von der Unterredung nichts. Ihr Liebhaber warf ihr einen verſtohlenen Blick zu, als der Pfarrer aufgehört hatte zu reden, und dieſer Blick beſtimmte ihn. Ich komme zum Abſchluß, ſagte er zu dem Greiſe. — Bei dieſem Worte umarmte der Pfarrer Herrn von Malmont. Ach! mein lieber Sohn! rief er aus: Sie machen eines meiner geiſtlichen Kinder, und ihre ganze Familie durch die Freude glücklich, die ſie über dieſe Heirath empfindet. Seien ſie überzeugt, daß es auch mich ſelbſt hoch beglückt. Ich habe zwar alle meine Schaafe in den Pferch meines Herzens geſchloſſen, und wünſchte, es geſchähe einem jeden, was ſie für Jeanetten thun: da dies aber freilich unmöglich iſt, ſo erfreue ich mich des Glückes eines Einzelnen. Ich betrachte ſie von dieſem Augenblicke an, als meinen Sohn. Der Himmel ſegne ſie, großmüthiger Mann, der ſie nicht, wie die Weltlinge, ein armes Mädchen zu verführen trachten, ſondern es durch das Sacrament der Ehe mit Ehren in die Reihe der Hausmütter einführen. — Dieſe Herzensergießung rührte de Malmont ſo lebhaft, daß er einige Gewiſſensbiſſe empfand. Er ſchlug aber ſeine Reue mit dem Verſprechen darnieder, das er ſich ſelbſt gab, Jeannettens Ruhe durchaus nicht zu gefährden, und jedwede mögliche Entdeckung mit der ängſtlichſten Vorſicht zu verhüten. Er ſah ein neues glückſeliges Leben vor ſich aufgethan, in mitten dieſer guten Leute, die er ſich durch Wohlthaten zu Freunden zu machen gedachte. Er fühlte ſein Herz bei der anmuthigen Vorſtellung all des Guten aufgehen, das er im Stande war, in dieſem Dorfe ſo harmloſen, unverdorbenen Menſchen zu thun; es entzückte und erhob ihn der Gedanke an die reine Freude, die er dadurch dem frommen Pfarrer machen würde, deſſen Gleichen als wahre Seelſorger und Hirten ihrer Gemeinde immer ſeltener zu finden ſind. Das Loos meines Schickſals iſt geworfen, dachte er: Ich erblicke in meinem Vergehen einen zu weſentlichen Gewinn für mein Leben, als daß es vor Gottes Augen nicht verzeiblich erſcheinen ſollte. Er ſtand nach dieſen Bedenken auf, ergriff Jeannettens Vater und Mutter bei den Händen, und bat ſie, ihn in ihre Familie durch eheſtmögliche Vereinigung mit ihrer älteſten Tochter aufzunehmen. Sie umarmten ihn ſtatt aller Antwort mit thränenden Augen, derweil der Pfarrer, mit vor Freude ſtrahlendem Antlitze und zum Himmel erhobenen Händen, auf ſeinen Knien Gott für das Glück dankte, welches er ſeinem liebſten Beichtkinde beſcheere.

Die Vorbereitungen zur Hochzeit dauerten nicht lange, da alle Betheiligten deren Beſchleunigung wünſchten. Barzi ſeinerſeits ließ ſeine liebe Berdon von Paris kommen, und heirathete ſie eben auch an dem Hochzeittage ſeines Herrn. Beide waren über den Streich entzückt, den ſie der böſen d'Aigremont ſpielten, die ſie von nun an nur bei dieſem Namen nannten, und Herrn von Malmonts Geheimniß war bei ihnen ſo gut aufbewahrt, als ob er es ganz allein in ſich verſchloſſen gehalten hätte.

Am Tage der Hochzeit ſtrahlte die kindliche, mit einem friſchen Blumenkranze gezierte Jeannette, im einfachen, weißen Muſſelinkleide, mit einem Halsbande von Bergkryſtallen, und Schnallen von Brillanten, auf den kleinen ſchwarzen Lederſchuhen, eine Lieblichkeit und Blüthe des Reizes aus, von der man in den Städten keine Vorſtellung haben kann. Und ſo führte ſie der Mann zweier Frauen, von ihr entzückt und bezaubert, mit ruhigem Gewiſſen, zum Altare, vor dem er ihr denſelben heiligen Schwur leiſtete, den er eben damit auf das frevelhafteſte brach. Nicht mit allem dem zufrieden, was er ſeinem Gebieter ſchon eingeflüſtert, hatte Barzi nach Mitteln geſucht, deſſen Ekel vor Madame d'Aigremont zu verewigen. Dieſer gegen ein unbilliges, gehäſſiges Weib erbitterte Diener bethätigte durch ſein Betragen eine ſchöne Wahrheit: daß nämlich auch die Dienſtleute Menſchen ſind, aus denen man ſich durch Erregung ihres Wohlwollens die nützlichſten Freunde, ſowie hingegen durch Herausforderung ihres Haſſes die gefährlichſten Feinde ſchaffen kann. In Barzi ging dieſes letztere Gefühl gegen ſeine ehemalige Gebieterin eben ſo weit, wie ſeine Anhänglichkeit an ſeinen Herrn, und dieſe Anhänglichkeit war grenzenlos. Er hatte von ſeinen Erſparniſſen eine Summe Geld darauf verwendet, Madame d'Aigremont in einem ihrer ungünſtigſten Momente malen zu laſſen. Man erblickte ſie in äußerſter Wuth, im abſchreckendſten unſchönſten Nachtkleide, mit niedergetretenen Schuhen und herabhangenden Strümpfen; ihre blauen Lippen ſchäumten, ihre Haare ſträubten ſich in der ſcheußlichſten Unordnung auf ihrem Kopfe durch einander, ihre Augen rollten wie zwei Kugeln wild umher, ihr Hals war geſchwollen, ſie ballte die Hände. Dies

Bildniß war am Abende vorher angekommen. Varzi ließ es, ſobald ſein Herr das Zimmer verlaſſen hatte, wohin er nicht eher als nach erfolgter Trauung wieder kommen konnte, darinnen aufſtellen, und es war der erſte Gegenſtand, welcher des falſchen de Malmont Blicken begegnete, als er, Jeannetten an der Hand führend, eintrat. Er erkannte Frau von Valbonne auf der Stelle. Das iſt das Bild meiner Frau! ſagte er leiſe zu ſeinem Vertrauten. Varzi lächelte und raunte ihm ins Ohr: Vergleichen ſie, gnädiger Herr, ich habe ihr Glück durch dieſes Mittel erhöhen wollen. — Dieſe Worte beruhigten Herrn von Malmont, indem ſie ihm die Gewißheit gaben, daß das erſchreckliche Gemälde durch ſeinen getreuen Diener an dieſen Ort geſchafft worden war.

Die von Varzi angeſtellten Feſtlichkeiten verkündigten ſeinen Dienſteifer. Das ganze Dorf nahm Theil daran, und der greiſe Pfarrer, der darüber die innigſte Genugthuung fühlte und ſelbſt gar kein Feind von Lachen und Frohſinn war, führte überall den Vorſitz, und veredelte dadurch gewiſſermaßen die allgemeine Luſt. Die Hochzeitfeier fand in ſeinem Garten ſtatt. Die Tiſche ſtanden unter Lauben von Haſelgeſträuch, die Gänge dienten den Männern zu Kugelſpielen, ein runder Grasplatz war der Tanzboden, am Abende wurden alle Bäume mit Lampen beſteckt, die man aus großen Schneckenhäuſern gemacht hatte, und die die Glöckner angehalten waren, wieder anzuzünden, ſobald eine oder die andere im Winde erloſch, ſolchergeſtalt daß die künſtliche Helligkeit der Nacht dem Tageslichte gleichkam. Jeannette eröffnete den Ball an der Hand ihres Gatten mit einem eben ſo lebhaften als leichten und einfachen Tanze. Sie entfernte ſich, kam zu ihm zurück, ließ ſich in ſeinen Armen davon tragen, floh, drehte ſich um ihn im Kreiſe herum, und tanzte die Touren alle ſelbſt. Die Rolle des Gatten beſtand nur darin, ſie auf den durchdringenden Ton der Hoboe fortzutragen und alſo den Zuſchauern den Anblick ihres zierlichen Fußes zu gewähren. Das Feſt dehnte ſich bis zu Mitternacht hinaus, und die beiden Paare wurden ſodann von dem ganzen Kirchſprengel zum Brautgemach geleitet. Der Pfarrer ſegnete Betten und Zimmer aus Furcht vor Bezauberungen ein, und nachdem der gewandteſte der jungen Burſche der Neuvermählten den Kniegürtel gelöſt hatte, den er triumphirend aufwies, wurden die Brautleute mit Segnungen überhäuft und allein gelaſſen. Herr von Malmont hatte in erſter Ehe eine abgelebte Witwe geheirathet: hier fand er eine Jungfrau, deren Reize noch ſo friſch und neu waren wie ihr Herz, und durch ihre mädchenhafte holde Schaam und ſcheue, zaghafte Zärtlichkeit ins unendliche erhöht wurden.

Am anderen Morgen bei Tagesanbruch ſah de Malmont anſtatt der welken Reize der Witwe, die er in der Stadt geheirathet hatte, die höchſte Blüthe der Jugend und Geſundheit vor ſich. Jeannette ſchlief noch, ein lieblicher Traum bewegte ihre reine Seele, ihre Geſichtsfarbe war belebt, ihr kleiner Mund zur Hälfte geöffnet, ihren ganzen Körper durchbebte ein leiſes Zittern. Ihr Gatte umarmte ſie, das liebenswürdige Weib drückte ihn noch halb ſchlummernd an ihre Bruſt. Als ſie die Augen aufſchlug, erröthete ſie, ſich in ſeinen Armen wieder zu finden, ſie wollte ſich ihnen ſanft entziehen, aber es war nicht mehr Zeit dazu. Nachdem er aufgeſtanden war, ſah de Malmont ſich von Jeannettens Familie umringt: Von Freude berauſcht, ſeines Glückes verſichert, ließ er auf ſeiner Stirne nicht die Wolke erſcheinen, die ſonſt nur allzu oft die Stirnen junger Ehemänner verdüſtert. Unverdienterweiſe glücklicher als ſo viele, trat er mit frei erhobenem Haupte mitten unter die jungen Bauerburſchen, die ihn in der Stille alle um ſein Glück beneideten. Die Feſtlichkeiten begannen wieder im Beiſein des rechtſchaffenen Pfarrers, und derſelbe beendigte ſie durch ein öffentliches Gebet für die Neuvermählten, das er am Abende vor der verſammelten Gemeine in der Kirche abhielt. Bis daß ein niedliches Häuschen, wozu Varzi ſchon die Bauſtelle ausgeſucht hatte, erbaut und eingerichtet wäre, blieb Herr von Malmont in der Pfarrei wohnen und aß mit an des Pfarrers Tiſch. Alle Sonn- und Feiertage gab er ein öffentliches Feſt, das ihm bei der Wohlfeilheit der Lebensmittel in dortiger Gegend nicht ſehr theuer zu ſtehen kam. Jeannette gewann immer mehr gleich ſehr an Schönheit, weil ſie beſſerer Ruhe genoß und ſich nicht mehr der Sonne ausſetzen durfte, wie an Anmuth, durch den Umgang mit ihrem Gatten, von dem ſie ſich die Sitten der höheren Stände unwillkürlich aneignete, und ſogar durch Verdon's Geſellſchaft, welches mit vielem Geiſt begabte Mädchen von Kindheit an in Paris gelebt hatte und immer in der Nähe vornehmerer Frauen geweſen war. Auch dieſe andere Ehe war eine durchaus glückliche. Die beiden Gatten dienten mit Luſt und Freuden dem beſten Herrn, und was Jeannetten anlangte, ſo flößte ſie ihnen durch ihre Sanftmuth und Güte eine ſo zärtliche Freundſchaft ein, daß ſie ſich tagtäglich zu de Malmonts gewagtem Entſchluſſe Glück wünſchten.

Der Bau des neuen Hauſes war in zwei Monaten zu Stande gebracht, und da es in der warmen Jahreszeit ſehr ſchnell austrocknete, ſo konnte man es bald darauf beziehen. Der Pfarrer machte aus der feierlichen Einweihung ein religiöſes Feſt, das de Malmont durch ein Gaſtmahl und durch Tänze erheiterte. All dieſes äußere Beiwerk ſeines Glücks kam aber nicht in Betracht zu dem, deſſen er ſich in ſeiner Häuslichkeit erfreute. Mußte er in Geſchäften nothwendigerweiſe einmal ausgehen, ſo brannte er vor Verlangen nach der Rückkehr, bei der das liebreizendſte zärtlichſte Weſen in ſeine Arme flog, ihn mit der Stimme eines Engels ihren geliebten Freund, ihren theuern Gatten nannte, und ihm ſo viele Hülfleiſtungen reichte, denen ihre zarte, weiche Hand einen doppelten Werth verlieh. Das iſt alſo das irdiſche Glück! dachte de Malmont zuweilen: hier weilte es für mich, ich habe es gefunden. Wer von meinen klugen Stadtfreunden möchte mir nun wohl aufrichtigerweiſe, vor meiner Verbindung mit Madame d'Aigremont, angerathen haben, was ich leider erſt nach derſelben that! Hätte ich vordem jemals einen ſolchen Gedanken gehabt und ausgeſprochen, ich würde wie ein Narr angeſehen worden ſein. O, du unſelige Weltklugheit der Städter, wie verderblich biſt du mir geworden! — Die Wolke dieſer Betrachtungen überzog zuweilen ſeine Stirn; ſobald ſich aber Jeannette ſeinen Blicken darbot, trieb das ſtrahlende Geſtirn der Freude allen Kummer und alle Reue aus ſeinem Herzen hinweg.

Um alle ſeine Wünſche zu krönen, machte ihn Jeannette im zweiten Jahre ihrer Ehe zum Vater eines freundlichen Knaben, im dritten gebar ſie eine Tochter, und dann wieder einen Sohn. Sechs Jahre verfloſſen.

Herr von Valbonne ließ ſich von Zeit zu Zeit, wie von weiten Reiſen rückkehrend, in Paris ſehen, ordnete ſeine Geſchäfte und entfernte ſich dann wieder nach ſeiner ländlichen Heimath. Das Glück des Menſchen kann nun aber einmal nicht von Dauer ſein, und dies zwar um ſo weniger, wenn es aus dem Kreiſe der bürgerlichen Ordnung herausgetreten iſt, und wenn das geringſte unvorhergeſehene Ereigniß den Schleier des Geheimniſſes zerreißen mag, der es einzig und allein vor der Ahndung der Geſetze ſchützt. Frau von Valbonne hatte die Abweſenheit ihres Gatten anfänglich mit ziemlich gleichgültigen Augen angeſehen, denn ſie herrſchte ihr zufolge zu Hauſe wie während ihrer Witwenſchaft als unumſchränkte Gebieterin. Als ſie aber mit ihrem vorrückenden Alter von ihren Anbetern verlaſſen wurde, erinnerte ſie ſich nach und nach daran, daß ſie einen Mann für ſich habe, den ſie wohl oder übel dazu anhalten könne, ihr Geſellſchaft zu leiſten, ſich mit ihr in der Welt zu zeigen, und, mit einem Worte, den Anſtand ihrer Erſcheinung zu retten, wann ſie für nichts anderes mehr als für eine alte Närrin werde angeſehen werden.

Nach dieſen Bedenken fing ſie an, über das Betragen ihres Mannes gegen ſie ungehalten zu werden, und eine gewaltige Ungeduld über ſeine Entfernung zu bezeigen. Der arme de Malmont vernahm dieſe veränderte Sinnesweiſe ſeines Hauskreuzes mit Furcht und Schrecken, und gewann ſeine Jeannette, in der eröffneten Möglichkeit ſie zu verlieren, nur um ſo lieber. Er vermied jene Furie noch ſorgfältiger als vorher, und verheimlichte ihr alle ſeine Schritte. Um zu der Quelle ſeines Glückes zurück zu gelangen, verließ er Paris jedesmal durch das ſeinem Wege entgegengeſetzte Thor. Nach derlei Vorkehrungen beruhigte er ſich zwar, ſchläferte jedoch die Wachſamkeit der mehr als jemals erbitterten Frau von Valbonne damit nicht ein. Ohne irgend zu ahnen, was ihr Gatte ſo nöthig hatte, ihr zu verbergen, glaubte ſie ihn glücklich oder wenigſtens ruhig und gönnte ihm doch dieſen Zuſtand nicht, weil er ihr die Wolluſt raubte, ihn allmählig todt zu quälen. Sie beſoldete Aufpaſſer, und ließ vorzüglich Varzi auf das ſtrengſte beobachten. Er kam häufiger nach Paris als ſein Herr, machte dort Einkäufe, und mochte ſeinen Rückweg nicht ſo leicht durch veränderte Richtungen den Späherblicken entziehen. Von einem ſeiner ehemaligen Dienſtgenoſſen einſt erkannt, der ſich hütete, ihm vor Augen zu kommen, wurde er von demſelben bis in ſeinen

Gaſthof verfolgt und alſo verrathen. Eines Tages, und zwar an einem der allerſchönſten deſſelben Jahres, hatte der von ſeinen ländlichen Mitbürgern faſt angebetete de Malmont ihnen zur Kirchweihe des Dorfes ein ungewöhnlich glänzendes Feſt angeſtellt. Er hatte einen jeden veranlaßt, ſeine beſten Freunde von den benachbarten Dörfern dazu herüber zu entbieten. Eine große Anzahl junger, auf das ſchönſte geſchmückter Mädchen zierten das Feſt, und waren, um das Kelchſchüſſelchen in den Händen des ehrwürdigen Pfarrers zu küſſen, den ſie mit ihren Blicken muſternden Männern und Jünglingen vorbei, mit verſchämten Wangen in die Meſſe gezogen. Die Tiſche wurden unter zweien dicht an die Kirche gepflanzten Linden gedeckt, ausgeſpannte Leinwand erſetzte den Mangel an ſchattenden Aeſten. Nach der Meſſe wurde ein auch für Andere als Landleute ſchmackhaftes Mittagsmahl eingenommen. Der den Männern in reichlichem Maße in Schaalen geſchenkte Wein verbreitete allgemeine Heiterkeit, und die Frauen und Mädchen kühlten ſein feuriges ihnen in Kryſtall gebotenes Blut durch das Waſſer des nahen Quells. Nach der Mahlzeit trug man die Tiſche hinweg, und Jeannette eröffnete eben ſchon, von dem ſchönſten jungen Burſchen, einem reichen Pächtersſohne aus dem nahen Flecken, aufgezogen, wie ſie gewöhnlich bei dieſen Feſten zu thun pflegte, den Tanz, als man auf einer das Dorf beherrſchenden Anhöhe eine Chaiſe rollen hörte. Aller Blicke richteten ſich der Gegend zu. Eine Chaiſe kommt! ... Sie iſt von Reitern umringt. Was will das heißen? Was giebts? — De Malmont ward bleich. Sein getreuer Barzi zitterte. Er ſchickte zwei junge Bauern ab, die Chaiſe näher in Augenſchein zu nehmen. Sie liefen ihr entgegen. Wein und Speiſen hatten ſie behender anſtatt ſchwerfälliger gemacht. De Malmont und ſein Diener ſprachen inzwiſchen heimlich mit einander. Ich ahne nichts gutes von dieſer Chaiſe, ſagte der letztere: Machen ſie ſich mit Jeannetten unſichtbar, gnädiger Herr. Ich werde zuſehen, was es giebt. — Herr von Malmont ſchickte ſich an, ſeines Freundes Rath zu befolgen, er nahm Abſchied vom Pfarrer und winkte Jeanetten zu ſich; aber er ward nicht verſtanden, es ging alles zu langſam vor ſich, die Chaiſe kam an. Es ſprang eine Frau heraus: Es war Frau von Valbonne, die zwei Abtheilungen Landreuter begleiteten. Sie lief auf ihren Gatten zu mit den Worten: Was machen ſie hier, mein Herr? Ach! ſie haben da eine Maitreſſe! — Sie iſt ſeine Frau, Madame, ſagte der redliche Pfarrer, der ihr damit den Mund zu ſtopfen glaubte. Seine Frau! ihre Frau, mein Herr? Sie haben hier eine Frau? — Herr von Valbonne ſchwieg. Antworte mir, Schurke! rief die Furie, indem ſie Varzi bei der Gurgel faßte: Ei, da iſt ja auch der kleine Teufel, die Verdon! ſprich, ſprich, oder ..... — Wenn man eine ſo böſe Frau wie ſie hat, Frau von Aigremont, antwortete der Lakai: ſo darf man ſich wohl anderswo etwas beſſeres ausſuchen. — Frau von Aigremont nennſt du mich, du Schelm! Ich will euch bald belehren, wer ich bin. Du haſt alſo meinen Mann geheirathet, mein ſchönes Püppchen? — Ihren Mann! hallte es durch die ganze Verſammlung wieder, und Beſtürzung malte ſich auf allen Geſichtern. Leugnen ſie es einmal, wenn ſie können, mein Herr, fuhr Frau von Valbonne, die ſo viel mehr gefunden als erwartet hatte, zu ihrem Manne gewendet, fort. — Nein, Madame! erwiederte er ihr mit feſter Stimme: Dies, auf Jeannetten zeigend, iſt meine wahrhafte, rechtmäßige Gemahlin: dieſe hat mich glücklich gemacht, ſie dagegen bereiteten mir nichts als Pein. Welche von beiden hat alſo die gerechteſten Anſprüche an mich? — Ihre Bäuerin ſicherlich, ſprach Frau von Valbonne, und fuhr zu den Schergen gewendet fort: ich bedarf ihrer nicht mehr, meine Herren. — Die Landreuter hatten indeſſen von Bigamie ſprechen hören, und ihr Anführer wollte den Schuldigen ergreifen. Der ganze Kirchſprengel ſtand im Begriff, ihm Einhalt zu thun. Nein! ſprach Herr von Valbonne, mein Glück iſt vorbei, da ich entdeckt bin, ich weiß nichts mehr mit dem Leben anzufangen. Uebertretet keines eurer Landesgeſetze, meine Kinder, es iſt ſchon an dem genug, was ich verſchuldet habe. Lebe wohl, meine theure Jeannette, dein Gatte wird dir geraubt, aber er betet dich bis zu ſeinem letzten Athemzuge an. Madame! wendete er ſich zu ſeiner Frau: ich empfehle ihnen meine Kinder an, ſeien ſie beſſer gegen ſie, als ſie gegen mich geweſen ſind. Meine liebe Jeannette, laß ſie mich zum letzten Male in meine Arme ſchließen! — Jeannette brachte ſie ihm weinend. Der gute Pfarrer, der vor Erſtaunen die Fähigkeit der Sprache verloren hatte, vermiſchte ſeine Thränen mit denen der jungen Frau und ihrer Angehörigen. Sobald Herr von Valbonne ſeine drei Kinder umarmt hatte, machte er eine Bewegung, als ob er ſich den Schergen nähern wollte. Da ſtürzte ihm Barzi zu Füßen. Geh, mein armer Barzi! ſprach er zu ihm: ich allein bin der Strafwürdige. Alsdann ſchaute er ſich rings in der Verſammlung um, breitete die Arme gegen ſie aus, und rief: Lebt wohl, lebt wohl, meine Freunde! Ihr hieltet mich für redlich, und ich war es, außer in dem einzigen Punkte, daß ich eure liebliche Dorfgenoſſin der Gefahr deſſen ausſetzte, was ſie heute erlebt. Sorgt aber nicht mich zu verlieren, ich werde euch nimmermehr verlaſſen. Ja, ich werde niemals von ihnen ſcheiden, mein Vater, ſie verehrungswürdigſter der Menſchen! wiederholte er, zu dem alten Pfarrer gewandt. Meine Jeannette! ich verlaſſe dich nimmermehr. —

Mit dieſen Worten näherte er ſich abermals ſeinen Kindern, die er mit ſeinen Thränen überſtrömte, indem er ſich zu ihnen niederbeugte, und vereinigte ſie mit ihrer Mutter in ſeinen Armen. Mit einem Male ſah man jedoch ſein Blut aufſpritzen, und den Unglücklichen bleich und entſeelt vor den Füßen ſeiner erſten Frau zuſammenſtürzen. Da iſt mein Leben, ſagte er: möge es ſie befriedigen! —

Alſo ſtarb der unglückliche de Valbonne, weil er den Gedanken nicht ertragen konnte, von ſeiner Jeannette getrennt zu werden.

Sein über dieſen fürchterlichen Schlag entſetztes Weib, das von dem Augenblicke an, da ſie die zwiefache Ehe erfuhr, bereuete, die Landreuter mitgebracht zu haben, ward, von Stunde an von ihrer Bosheit geheilt, wieder ſo gut, wie vor ihrer zweiten Verheirathung. Sie adoptirte ihres Mannes Kinder, ſo weit dies nach franzöſiſchen Geſetzen zuläſſig war, und bereitete ihnen ein möglichſt glückliches Loos in der Welt. Was Jeannetten betrifft, ſo war ſie nicht ſtark genug, ihren Gatten zu überleben. Der gute Pfarrer vereinigte beide Eheleute in einer Gruft und wünſchte, daß, wann dereinſt ſeine Stunde ſchlüge, auch er zu ihnen gebettet würde. Alle Bewohner des Dorfes und der Nachbarſchaft wohnten dem doppelten Begräbniſſe bei, und feierten lange Zeit den Jahrestag deſſelben dadurch, daß ſie auf dem Grabe ihres unglücklichen guten Freundes, wie ſie ihn nannten, friſche Blumen und Thränen opferten.

XVIII.

Wagen gewinnt!

Drei gute Freunde aus der Stadt Arezzo in Toscana, von denen einer ſich Giannozzo di Pippo, Cechino Leali der andere, und der dritte Simeone Miniati nannte, wollten gern das ſtolze Venedig ſehen und machten ſich in der Abſicht dahin auf den Weg, gleichviel ob durch dienen oder ſonſtiges arbeiten, dort ihr Glück zu verſuchen. Bei geringen Mitteln alſo zu Fuße wandernd, langten ſie in dieſer Stadt nach wenigen Tagen an, und nahmen bei einer armen Frau ihre Herberge, wo es eben ſchmale Biſſen für ſie ſetzte, weil ſie in ihrem Vermögen nur noch wenige Groſchen übrig hatten. Es war gerade zur Faſtenzeit, und wie ſie da nun eines Abends über die Brücke Santa Maria Formoſa gingen, die nach der Straße Gaglioffa führt, kam ihnen darauf in einem Kramladen eine Frauensperſon zu Geſicht, die Eierkuchen buk, und ſie, ganz heiß und friſch wie ſie waren, in eine irdene Schüſſel auf ihre Schauſpinde zum Verkauf auslegte. Ueber Anblick und Duft dieſes Backwerks lief den drei Geſellen das Waſſer im Munde zuſammen und ſie glaubten vor Begierde darnach ſchier vergehen zu müſſen, indem ſie, ohne Geld im Beutel es zu kaufen, ſich doch nicht von der Vorſtellung trennen konnten, es zu verſchlingen, und die Bude von allen Seiten umkreiſten. Da ſagte Cechino, der jünger und verſchlagener als die anderen war, zu dieſen: Euch beide braucht man nach gerade auch nicht lange anzuſehen, um zu wiſſen, daß ihr euch eben ſo gern wie ich mit dem Zeuge da den Magen anfülltet. Wenn es euch recht wäre, ſo wollte ich euch wohl den Weg zeigen, auf dem wir die leckeren Eierkuchen in unſer Maul führen könnten. — Wie wollteſt du denn das anfangen, du Narr! antwortete Giannozzo, da du recht wohl weißt, daß wir kein Geld mehr haben, ſie zu kaufen? Haben wir nicht faſt alles, was wir noch beſaßen, unſerer Wirthin für's Abendbrod geben müſſen? Und wenn wir heute auch unſere übrigen ſechs Groſchen noch verthäten, ſo hätten wir ja morgen nicht einmal ein Mittagsbrod mehr. — Ich wollte dich, meiner Treu! für einen ganzen Kerl anſehen, wenn du deine Worte wahr machteſt, ſprach Simeone. — Nur gemach, Herr Bruder! meinte Cechino; wenn ihr ſie im Ernſte ſchlucken wollt. — Nun, ſo rücke mit der Sprache heraus, erwiederte Simeone, wenn du kein bloſer Prahlhans biſt. — Hört mich an, Kinder! was ich davon denke, fuhr Cechino fort: Du, Giannozzo, gehſt in den Laden, und kaufſt von unſerem übrigen Gelde Zibeben, deren dort der große Korb ganz voll ſteht. Du mußt nur freilich das Weibsbild dabei ſo lange aufhalten als du kannſt, denn mittlerweile du feilſcheſt, ſchleichſt du, Simeone, dich hinzu, ſtiehlſt die Schüſſel mit den Eierkuchen weg und nimmſt das Reißaus ins Freie. Ich bleibe dort auf der Lauer ſtehen, und wenn ich etwa ſehen ſollte, daß dir eines nachliefe, ſo halte ich es in dem ſchmalen, finſteren Gäßchen auf. Ehe ſich das Weib ſelber in ihrem Laden von Giannozzo los macht, um dir nachzuſetzen, biſt du mit deinem Raube ſchon im weiten Felde, wo wir dich aufſuchen und mit dir theilen. — Du biſt uns doch wahrhaftig ein ſchlauer Fuchs! riefen die Anderen; aber friſch die Hand an's Werk gelegt, ehe unſer Leckerbiſſen kalt wird. — Giannozzo ging in den Laden hinein und ſagte: Gebe ſie mir doch für ein paar Dreier Zibeben, Mutter; was koſtet denn das Pfund? — Fünf Dreier, mein Lieber, antwortete die Alte: Na, weil er es iſt, ſoll er das halbe Pfund für zwei Dreier haben. — So wiege ſie mir einmal eins ab, ſprach er, daß ſie mir es aber nicht zu knapp macht. — Er wird ja wohl mit mir zufrieden ſein! — Sobald nun Simeone wahrnahm, daß die Verkäuferin mit dem Abwägen der Zibeben beſchäftigt war, bemächtigte er ſich raſch der Schüſſel, und lief was er laufen konnte, in der Richtung fort, über die er ſich mit ſeinen Gefährten verſtändigt hatte, unterweges mehr als einen Pfannkuchen verſchluckend, um ſich zu überzeugen, ob ſie gut gerathen wären. Die arme Frau ſah, daß ihr Backwerk geſtohlen wurde, und ſchrie laut: Halt' auf! halt' den Dieb mit den Pfannkuchen auf! indem ſie zum Laden hinaus eiligſt hinter drein lief. — Der ſchlaue Cechino vertrat ihr indeſſen mit der Frage den Weg: Was iſt euch widerfahren, gute Frau? — Ei! der Schelm, der da läuft, ſprach ſie, hat mir eine ganze Schüſſel voll friſch gebackener Pfannkuchen geſtohlen, die noch dampften. — Da muß ſie ſich zufrieden geben, gute Frau! ſprach er, der Kerl läuft ſchneller wie der Wind, und iſt ſo furios, daß er mich bald über und über gerannt hätte. — Derweil nun das Weib über den Verluſt ihrer Pfannkuchen jammerte, trat auch Giannozzo zu ihr, dem ſie Zeit und Weile gelaſſen hatte, ſich die Taſchen voll Zibeben zu ſtopfen, und ſagte: Da, Mutter, nehme ſie ihr Geld, ich hätte ihr damit bequem durch die Lappen gehen können, aber ich habe ſie um die paar Dreier nicht beſchuppen wollen. — Gott ſegne dich, mein Sohn, erwiederte das Weib, du biſt mir ein Anderer, als der garſtige Spitzbube, der doch dran erſticken möge, wenn er den erſten Pfannkuchen in ſein Maul ſtopft! — Sie ging hierauf brummend und keifend wieder in ihren Kramladen hinein, und fing aufs neue an Pfannkuchen zu backen; ſchon des nächſten Tages aber ließ ſie vor ihre Schauſpinde ein Gitter machen, damit ſie nicht abermals Gefahr liefe, beſtohlen zu werden.

Die drei windigen Geſellen konnten kaum die Zeit erwarten, ihren Raub unter ſich zu theilen, und trafen hinter der Kirche bei den drei Brücken zuſammen, wo ihre hungrigen Mägen die Pfannkuchen in einem Augenblicke verſchlangen, und die ſich danächſt auch, weil ſie vor Durſt faſt umkommen zu müſſen glaubten, über die Zibeben hermachten, deren Giannozzo für ſeine zwei Dreier mehr als ſechs Pfund eingeſteckt hatte.

Alſo beſchäftigt, hörten ſie über ihren Häuptern ein Fenſter öffnen und eine leiſe Stimme herunterrufen: Ich laſſe dich gleich ein, mein ſüßes Herz, verzieh nur noch ein klein wenig. — Die Nacht war ſtockfinſter und von einem dicken Nebel durchfloſſen, der ſich erkältend aus der Luft niederſenkte: man hätte keine Menſchenſeele zu erkennen vermocht. Der verwegene Cechino ſprach alſo: Das iſt gewiß irgend ein gutes Abenteuer; was rathet ihr? Ob ich hinein gehe, wenn ſie aufmacht? Wer weiß! ob es nicht zu meinem Glücke ausſchlagen könnte? und überdies ſind wir ja auch in eine verzweifelte Lage gerathen, und müſſen, meiner Treu! was wagen, wenn wir was gewinnen wollen. Was meint ihr, ſoll ich gehen? — Meinetwegen, geh du, wenn du willſt, antwortete Simeone: das iſt deine eigene Sache. — Du wärſt ein rechter Narr, warf Giannozzo ein, wenn du da hinein dingſt; wüßteſt du denn etwa wohin? Oder ruft ſie dich etwa? Und wenn ſie dich nun ſähe und zu ſchreien begönne: Ein Dieb! ein Dieb! wofür ſie dich doch halten müßte, was wollteſt du da anfangen, wenn du nicht wüßteſt, wo wieder hinaus? Sei geſcheidt, rathe ich dir, und miſche dich ſo wenig darein, wie ich. — Herr Gott! was können ſie mir denn thun? antwortete Cechino: Ich bin kein Dieb. Und wenn ſie mich nun auch auf ihr ſchreien erwiſchten, ſo könnte ich doch immer ſagen, ich ſei ein Fremder und hereingekommen, weil ſie mich gerufen habe, um zu hören, was ſie von mir wolle? Und Jacopo Salviati würde mir jedenfalls bezeugen, daß ich ein ehrlicher Mann bin, da ich drei Jahre lang in Florenz bei ihm geweſen und noch bei ihm ſein würde, wäre er nicht hierher gezogen, und hätte nicht mein Vater, der damals noch lebte, durchaus nicht einwilligen wollen, daß ich mit ihm ginge, weshalb ich alſo ſeinen Dienſt verließ. — Du kannſt thun und laſſen, was dir beliebt, meinten hierauf die anderen; wenn wir dir aber rathen ſollen, ſo gehe nicht hinein. Gehſt du desungeachtet, und es ſtößt dir was ſchlimmes zu, ſo ſoll es uns herzlich leid um dich ſein, indeſſen würdeſt du dich nur bei dir ſelbſt darüber zu beklagen haben. — Nun, kurz und gut, ich bin entſchloſſen, hinein zu gehen, ſprach Cechino. Beim Judas! was wäre denn auch weiter zu fürchten? Ich bin ja nicht auf den Kopf gefallen und weiß, wo Barthel Moſt holt. Ich werde mir ſchon zu helfen wiſſen, es mag mir geſchehen, was da will. Geht ihr immerhin in unſere Herberge zurück, ich bleibe hier und werde der Dinge, die da kommen ſollen, gewärtig ſein. Ihr mögt inzwiſchen, wenn ihr wollt, für mein gutes Glück beten, denn ſollte mir, wie es mir ſchwanen will, irgend was erfreuliches widerfahren, ſo entgeht euch euer Antheil daran ganz gewiß nicht. Aber horcht! ich höre etwas die Stiegen herunterkommen; ſie wird es wieder ſein, um mich einzulaſſen. — Sobald nun die beiden anderen Geſellen erkannten, daß der verwegene Cechino nicht von ſeinem Vorhaben abzubringen war, ließen ſie ihn an dem Eingange warten und kehrten in ihre Herberge zurück.

Es wohnte in dieſem Hauſe ein reicher portugieſiſcher Kaufmann, mit ſeiner einzigen unglaublich ſchönen und reizenden Tochter, die, da er Witwer und ſchon bei Jahren war, ſeinen höchſten Troſt und ſeine Freude ausmachte. Ein junger Edelmann derſelben Stadt hatte ſich heftig in ſie verliebt und war auch ſo glücklich, bald die erſehnte Frucht dieſer Liebe zu pflücken. Wie er nun gewohnt war, faſt alle Montage um die erſte Stunde der Nacht ſich an ihrer Thüre einzufinden, ſo räusperte ſie ſich dann jedesmal und kam auf ein Zeichen, das er von ſich gab, herunter, um ihn einzulaſſen, wo ſie ihn, mit großer Gefahr, durch den Saal, an den das Schlafzimmer ihres Vaters ſtieß, auf den Boden führte, der voller Baumwolle in Ballen lag. Zwiſchen dieſen Ballen hatte ſie ſich einen gewiſſen Raum wie ein kleines Zimmer zurecht gemacht, und darüber weiße Linnentücher und ſeidene Decken gebreitet, ſo daß ſie daſelbſt nicht allein die Nächte, ſondern auch wohl viele Tage, die Freuden ihrer Liebe genießend, mit dem jungen Manne verbrachte. Da Niemand im Hauſe außer ihr die Schlüſſel zu dieſem Bodenraum hatte, ſo war ſie vor Ueberraſchung ſicher, und hatte dort überdies, zur Erfriſchung ihres Liebhabers, die köſtlichſten Weine und nahrhafteſten Speiſen, wie auch vielerlei Leckerbiſſen in Vorrath, mit denen ſie ihn allemal den nächſtfolgenden Tag unterhielt, bis ſie ihn bei einbrechender Nacht, auf demſelben Wege wie er gekommen war, wieder hinwegbringen konnte. Das ſchöne Mädchen hatte an dieſem Abende das Geräuſch und Geflüſter der drei Pfannkuchendiebe vor ihren Fenſtern vernommen und dafür gehalten, daß es ihr gerade von ihr erwarteter Geliebter ſei. Nachdem ſie alſo, wie ſchon geſagt, jenes Zeichen gegeben hatte, kam ſie jetzt ſobald ſie konnte, herunter, führte den vermeintlichen Edelmann auf den Zehen und im Finſtern unter das Dach empor und ſprach zu ihm, indem ſie ihm die Arme um den Hals warf und ihn zärtlich küßte: Ich muß nun wieder zu meinem Vater gehen, mein ſüßer Schatz! und ihm, wie du weißt, bis es Schlafenszeit iſt, Geſellſchaft leiſten. Erfriſche dich einſtweilen an dem, was du hier findeſt, ich bin, ſobald es mir möglich iſt, im Fluge wieder bei dir. — Sie entfernte ſich hierauf wieder von dem unternehmenden Cechino und ließ ihn über den Umſtand, daß er weder wußte, wo er, noch wer die Jungfrau war, doch etwas bedenklich geworden zurück, ſo daß er beinahe ſchon bereuet hätte, auf das Abenteuer eingegangen zu ſein. In dem Bewußtſein, daß dem nicht mehr abzuhelfen, nahm er ſich dagegen allerdings vor, muthig und beherzt zu bleiben, und ſich durch nichts einſchüchtern zu laſſen; wie ihn denn ja auch die Erinnerung an den empfangenen Kuß zu der Erwartung berechtigte, in den Dingen, die da für ihn kommen ſollten, nichts weniger als Schreckniſſe zu erleben. Ueberdies von dem Wohlgeruche der in einem Korbe neben ihm ſtehenden Speiſen gereizt, fing er an, ſich daran gütlich zu thun, und leerte die eine der zwei dabei befindlichen Flaſchen guten Malvaſiers bis auf den Boden aus, ſich alſo ſeine Lebensgeiſter ſtärkend und erhöhend. Die ſich ihm bis zu einer Ewigkeit ausdehnende Zeit bis zu der Rückkehr des ſchönen Mädchens brachte er damit hin, den Marzipan und die eingemachten Pinien und Piſtazien zu verſpeiſen, die er außerdem noch in dem Korbe vorfand. Als die Erwartete endlich zu ihm auf ſeine Ballen kam, ſprach ſie: Vergieb, mein theures Leben, daß ich wider meine Gewohnheit ſo lange gezögert habe zurückzukehren! Mein Vater wurde von einigen Kaufherren abgehalten, ſchlafen zu gehen, die um dieſe Baumwolle mit ihm feilſchten, und wiewohl ſie nicht um die ganze Partie handels einig wurden, ihm doch einſtweilen zwei Ballen abkauften, die morgenden Tages zu dem einen von ihnen geſchafft werden ſollen, der ſodann, wenn ſie nach ſeinen Wünſchen ausfallen, auch die übrigen nehmen will. Der Umſtand würde uns nun zwar, wie zu befürchten ſteht, unſer bequemes Lager hier zerſtören; aber ich werde ſchon auf eine andere Art für uns zu ſorgen wiſſen. Du kannſt dir vorſtellen, mein trauter Freund! daß ich wie auf Kohlen ſaß, derweil ſie mit einander markten, da ich meinen Vater nicht wohl verlaſſen konnte; aber wir wollen ſchon die verlorene Zeit wieder einbringen, denn mein Vater wird morgen Mittag nicht zu Hauſe ſpeiſen und ſo können wir den ganzen Tag ungeſtört bei einander ſein. — So wie Cechino dieſe Worte von ihr vernommen hatte, legte er ſich zuerſt in das Bett nieder, wo er das junge Mädchen, das ihm folgte, zu tauſend wiederholten Malen küßte und umarmte und ſie in dem Verlaufe dieſer Nacht durch ſeine übergroße Zärtlichkeit, die ſie an ihrem Liebhaber nicht gewohnt geweſen war, auf gar keine unangenehme Weiſe überraſchte. Er bemühte ſich nämlich um ſo mehr, ihr auf jede Weiſe zu gefallen, als er ſich wohl ſelbſt ſagen konnte, daß ſie gewiß kein geringes Aufheben machen würde, ſobald ſie nächſten Morgens bei ihrem Erwachen den ihr geſpielten Betrug entdeckte. Warum nur, ſagte er zu ſich ſelbſt, hat mich mein widriges Geſchick nicht ſchöner und anmuthiger gemacht, als ich bin, damit ſie alſo einen Anlaß hätte, mir nicht allein die bei ihr genoſſenen Freunden zu vergeben, ſondern auch deren gleichen inskünftige freiwillig wieder zuzugeſtehen. — Er wollte ſie zwar darauf von neuem in ſeine

Arme ſchließen; da er aber bemerkte, daß ſie eingeſchlafen war, ſo gönnte er ihr ihren Schlummer Nach einer kleinen Weile ſah er zwiſchen die Ballen die Morgenröthe hindurch ſchimmern, und das Licht des Tages auch die ihn umgebenden Räume allmälig erhellen. Wie nun die erſten Strahlen der aufgehenden Sonne die entblößten Reize ohne Gleichen des jungen, noch immer feſt ſchlafenden Mädchens beſchienen, wähnte der ſtaunende Cechino eher ein himmliſches als ein ſterbliches Weſen in ihr zu erblicken. Er begann deswegen dermaßen zu erzittern, daß ſie über ſeine Bewegung erwachte, und, ſich in den Armen eines ſo gemeinen Mannes wahrnehmend, einen lauten Schrei ausſtieß. Cechino verſchloß ihr mit ſeinen Händen augenblicklich den Mund, und ſagte: Schreiet nicht, Herrin! ihr würdet nachher bereuen, es gethan zu haben, und euch lebenslängliche Schande dadurch zuziehen. Ich kann nichts für das, was geſchehen iſt; ihr habt mich ſelbſt zu euch hierher geführt. Ich ließ es mir gefallen, weil ich dafür hielt, ihr wäret etwa meines Gleichen. Hätte ich vorher gewußt, was meine Augen jetzt ſehen, ſo würde ich mir ſo etwas nimmermehr unterſtanden haben. Aber für euch wäre es jetzt gerathener, ſtill zu ſchweigen, und mich von hier hinweg zu ſchaffen, um mich meines Weges ziehen zu laſſen, als euch etwa durch ſchreien und lärmen für immer in Verruf zu bringen. — Das arme Mädchen erkannte recht wohl, daß ſich wider ſeine Worte eigentlich nichts einwenden ließ; nichtsdeſtoweniger brach ſie aber doch in einen großen Zorn aus, indem ſie ſagte: Wenn du derjenige nicht warſt, den ich rief, du ruchloſer Böſewicht! was mußteſt du denn mit mir kommen? Sprich, Unglückſeliger! — Was wußte ich, wer ihr wart, antwortete er: wie ich euch ſage, ich meinte, ihr wäret irgend eine Magd, die mich geſehen und ein verliebtes Auge auf mich geworfen hätte; darum gab ich euch meine Hand, als ihr mir eure reichtet; hätte ich wiſſen können, daß ihr etwas Beſſeres wäret als ich, ſo würde ich mich gewiß nicht ohne eure Einwilligung mit euch eingelaſſen haben. Iſt es alſo etwa meine Schuld, daß ihr mich nicht vorher genauer anſaht, ehe ihr mit mir ſchlafen gingt, und mich nicht wieder fort ſchicktet, wenn ich euch nicht gefiel, den ihr euch doch hereingerufen hattet? — Ich hätte dich hereingerufen, du ſchmutziger Menſch! Ich habe deines Gleichen niemals angeſehen. Deſſen aber ſei verſichert, daß wenn jemals, von dem was zwiſchen uns vorgefallen iſt, ein Wort verlautet, ich dich mit dieſen Händen hier ums Leben bringe. — Als der arme Cechino ſie nun ſo drohen und wüthen ſah, ſprach er bei ſich: Jetzt muß ich ihr zeigen, daß ich mich im geringſten nicht vor ihr fürchte, ſondern ihr zu antworten und meinen Vortheil über ſie zu nützen weiß. Was einmal geſchehen iſt, antwortete er, könnt weder ihr noch ein anderer ungeſchehen machen, und wenn ihr euch gar nicht zufrieden geben wollt, ſo ſollt ihr erfahren, daß ich mich den Teufel drum ſcheere! Was ihr auch immer mit mir beginnen könnt, wenn es gegen mich übel ausſchlägt, ſo bringt es euch desgleichen auf keinen grünen Zweig; und wenn ihr mir die Ohren noch länger vollbelfert, ſo bin ich im Stande, dort an ein Fenſter zu treten und der ganzen Nachbarſchaft euren Irrthum zu entdecken, gleichviel ob ich mir dadurch den Tod zuziehe, der mich doch einmal betreffen muß. — Als ſie ihn nun dieſe entſchiedenen Worte ſprechen hörte, ließ ſie ſich an, ihm zu ſchmeicheln und ihn zu beruhigen, indem ſie ſagte: Da denn mein ſchlimmes Geſchick dies über mich verhängt hat, und da ich das Geſchehene nicht zu ändern vermag, ſo will ich mich wohl oder übel gegenwärtig darein ergeben, und dein Leben zugleich mit meiner Ehre erretten; nur mußt du bereit ſein, auf die Art und Weiſe, die ich dir angeben werde, dich von hinnen zu entfernen. — Der erfreute Cechino ſah nicht ſobald, daß ſich der Sturm gelegt hatte und ſie mild und freundlich gegen ihn geworden war, ſo erwiederte er ihr: Wenn ich mit meinem Blute, Herrin, das Geſchehene, wie ich es leider nicht vermag, wieder gut machen könnte, ich wollte mir es unbedenklich aus den Adern entſtrömen laſſen. So verſichere ich euch aber nur, daß ich bereit bin, jede Gefahr und jedes Wagniß für euch einzugehen; ja daß ich mich aus Liebe zu euch auf der Stelle zu jenem Fenſter hinaus ſtürzen würde, wenn ich wüßte, daß in der That allein mein Verderben euch bewegen könnte, mir zu verzeihen, was ich an euch verſchuldet habe. Denn das Angedenken an eure himmliſche Schönheit und an die Reize, die mir in dieſer kurzen Nacht die überſchwenglichſten Freuden bereiteten, hat ſich meinem Herzen ſo unauslöſchlich eingeprägt, daß ich darin, ſo lange Zeit ich noch zu leben habe, mein höchſtes irdiſches Glück finden werde. — Dieſe ſo unerwarteterweiſe aus dem rauhen Munde Cechino's hervorgehenden zärtlichen Worte trugen nicht wenig dazu bei, das Herz der immer noch zürnenden Jungfrau vollends zu rühren. Sie ſah ihn mit einem etwas milderen Blicke von der Seite an, und da ſie fand, daß er, wiewohl in Lumpen gehüllt, dennoch ein ſehr wohl gebildeter Jüngling war, ſo fragte ſie ihn theilnehmend: woher er gebürtig ſei und was ihn in dieſe Stadt geführt habe? Sie ſprach weiter zu ihm, nachdem er ihr mit beſcheidenen Worten ſeine Lage geſchildert hatte: Seid nur fröhlich und guter Dinge, Cechino! da der Himmel einmal zugelaſſen hat, was ſich zwiſchen uns ereignet, ſo kann ich denn auch mit meinem Willen nicht umhin, euch alles Liebes und Gutes zu erweiſen. — Cechino, wie er ſie alſo reden hörte, dankte ihr demüthigerweiſe für ihre gütigen Geſinnungen gegen ihn und wagte in ſeinem freudigen Entzücken darüber ſogar, ihr einen Kuß zu geben, von dem er ſich, da er ihm nicht ſowohl vorenthalten als vielmehr erwiedert wurde, zu immer größerer Verwegenheit hinreißen ließ, bis er alſo durch ihre Gunſt erlangte, was er die Nacht vorher durch ſeine Verſchlagenheit über ſie gewonnen hatte. Allerdings bewog ſie wohl großentheils die Rückſicht auf ihren gefährdeten guten Ruf jetzt ſo nachgiebig gegen ihn zu ſein; es ließ ſich demgemäß aber auch nicht verkennen, daß die Spitze ihres Zornes offenbar gebrochen war. Bei alle dem überſah ſie nicht die Stunde, in der es an der Zeit war, von ihm zu ſcheiden. Cechino! denn alſo nennt ihr euch ja wohl, ſagte ſie zu ihm: jetzt müßt ihr mich verlaſſen. Ich hoffe, daß ihr mir vertraut, und dazu willig ſein werdet, euch auf dem Wege zu entfernen, den ich euch angebe. Ehe ich dies aber thue, geſtattet mir, eine kleine Summe Geld zu holen, die ich euch ſchenken will, ich bin im Augenblicke wieder bei euch. — Dem freudig überraſchten Cechino konnten keine angenehmeren Worte als dieſe ihm Geld verſprechenden zu Ohren kommen. Die Jungfrau ging und kam mit einer in Gold geſtickten Börſe, die funfzig Zechinen enthielt, in der einen Hand, in der anderen mit Hammer und Zange wieder, indem ſie ſprach: Nimm dieſes Wenige, vor der Hand beſitze ich nicht mehr; aber ſobald du von hier entkommen ſein und mich in der Kirche nebenan aufſuchen wirſt, in die ich alle Sonntage gehe, werde ich dich allda nicht nur immer gern wiederfinden, ſondern dich auch mit mehrerem Gelde verſehen, wann du dies ausgegeben haſt. — Der vergnügte Cechino nahm das Geld unter unendlichen Dankſagungen von ihr an; da er aber wahrnahm, daß ſie Hammer und Zange noch in der Hand hielt, ſo fragte er: Wozu ſollen die Dinge dienen, Herrin? — Das ſollt ihr gleich erfahren, erwiederte ſie: Es wird in einer kleinen Weile ein Kaufmann kommen, dem ich, wie ich euch ſchon geſtern Abend ſagte, zwei Ballen von dieſer Baumwolle übergeben ſoll. Da will ich euch nun, gleichſehr um eurer Liebe zu mir, und um der Behütung meiner Ehre willen, wie um euer eigenes Leben zu retten, gebeten haben, euch in deren einen zu verbergen, in dem ich euch eine bequeme Lage bereiten werde. — Sie unterrichtete ihn hierauf von Mitteln und Wegen, auf die er ſich zur gelegenen Zeit wieder aus ſeiner freiwilligen Haft befreien möge, und obwohl es dem armen Cechino ſeltſam genug vorkam, ſich alſo in einen Ballen Baumwolle zu verkriechen, ſo entſchloß er ſich am Ende dennoch, es zu thun, nachdem er reiflich bei ſich erwogen hatte, daß ihm die Jungfrau auch geſagt, ihr Vater habe ihr, als ſie nach ihrem Gelde unten geweſen ſei, zu wiſſen gethan, die beiden Ballen würden gleich abgeholt werden, und daß es ihm daher jedenfalls ſchlimm ergehen dürfte, würde er auf dem Boden angetroffen. Das Mädchen ließ ihn hierauf ſich mit Speiſe und Trank genugſam ſtärken, damit er es bis zur Nacht aushalten könne, küßte ihn, der ihr dieſe Zärtlichkeiten reichlich vergalt, viele Male, und verbarg ihn, indem ſie ihn auch noch bat, bald wieder von ſich hören zu laſſen, ſo geſchickt in den Sack, daß er ſehr wohl Athem ſchöpfen und alles, was vorging ſehen; nicht minder aber auch, nach ſeiner Bequemlichkeit, wenn er wollte, herauskriechen konnte. Es währte nicht lange, ſo kam der Kaufmann mit den Trägern an, die Jungfrau, die mit ihm ging, übergab ihnen die beiden Ballen, in deren einen ſie den armen Cechino geborgen hatte und die Ballen wurden in eine Gondel hinuntergeſchafft, und nach dem Magazine des Kaufmanns fortgefahren, in das er ſie zu anderen Waaren in Verwahrung nehmen ließ. Das Schickſal wollte dem wagehalſigen Cechino dabei ſo wohl, daß es ihn beide Male beim aus- und einladen auf die Füße geſtellt werden ließ. Denn was eben dieſen bedenklichen Moment ſeines Unterfangens anlangte, ſo hatte er ihn in der Eile eben ſo wenig wie ſeine Freundin vorausbedacht, welche letztere ſich und ihn ſonſt gewiß nicht einer ſo äußerſten Gefahr der Entdeckung ausgeſetzt, ſondern ihn auf andere Weiſe fortgeſchafft haben würde. Der Kaufmann verſchloß nunmehr ſeine Niederlage und ließ den unſichtbaren Cechino darin allein, der ſeine Flucht in der erſten Stunde der Nacht zu bewerkſtelligen gedachte. Er kehrte aber bald zurück, weil ſich ihm ſchon Gelegenheit gezeigt hatte, die beiden Ballen einem anderen Kaufherrn, der ihrer benöthigt, auf einem ſegelfertigen Schiffe zu überſenden, und es begleitete ihn der Schiffsſchreiber, um, nachdem die Fracht bereits bedungen war, das Gewicht der Waare aufzunehmen. Sie beendigten mit einander dies Geſchäft, und darauf ſagte der Schreiber: Ich werde ſie gegen das Avemaria hin abholen, wodann mich mein Weg ohnedies hier vorüber führt und will ſchon dafür ſorgen, daß ſie einen guten Platz im Schiffe bekommen. Laßt nur auch zur rechter Zeit einen eurer Diener mit den Niederlageſchlüſſeln mich hier erwarten, der mir die Waare übergiebt. — Nach dieſen Worten gingen ſie beide von dem Orte fort, den ſie hinter ſich verſchloſſen. Man mag ſich leicht vorſtellen, was aus dem armen Cechino wurde, der ihr Geſpräch mit angehört, als er nun die Ausſicht vor ſich hatte, auf ein Schiff verladen und zwar mitten unter anderes Gepäck in den Raum geworfen zu werden, wo er dem gewiſſen Tode, ſei es nun durch Hunger oder Erſtickung nicht entgehen konnte. Er hätte freilich in jedem Augenblicke aus ſeinem Ballen hervorkriechen können; aber wenn er bei Tage das Magazin erbrochen hätte, wie es ſeine Abſicht war, dies zur Nachtzeit zu thun, ſo würde man ihn gehört und ohne Zweifel feſtgenommen haben, um ihn, da er ſich vor Gericht nicht hätte rechtfertigen können, als Dieb an den Galgen zu knüpfen. Wie er alſo erkennen zu müſſen glaubte, daß für ihn auf keinerlei Weiſe mehr an Rettung zu denken ſei, ſo begann er die Stunde und den Augenblick zu verwünſchen, da er ſich hatte einfallen laſſen, das Haus der Jungfrau zu betreten, indem er bei ſich ſprach: Ach! wie elend bin ich doch durch die einzige ſüße und beſeligende Nacht geworden, die ich nun mit einer ſo tödtlichen und entſetzlichen, als mir die nächſtkommende im Schiffe werden wird, büßen muß. — Nachdem er eine Weile geſchluchzt und geweint hatte, fiel es ihm aber doch ein, daß er ja wohl, aus ſeinem Ballen hervorkriechend, verſuchen könne, ſich hinter die übrigen Waaren-Colli zu verbergen, um die ihn augenblicklich bedrohende Gefahr zu fliehen, und womöglich die Zeit zu gewinnen, ſich vielleicht ſpäterhin zu retten. Aber ſein böswilliges Schickſal raubte ihm auch dieſe letztere Hoffnung, indem es ſo eben einige andere Kaufleute kommen ließ, die jene übrigen Waaren fortſchafften und bis zum Einbruche der Nacht in der Niederlage verweilten. Wie alſo der arme Cechino ſchon nahe daran war, vor ſchmerzlichſter Betrübniß und Todesangſt umzukommen, hatten die Kaufleute ihre ſämmtlichen Waaren umgeladen, und gingen in demſelben Momente fort, als der Schiffsſchreiber mit dem eine Laterne tragenden Diener des Kaufmanns darin anlangte, um die beiden Ballen Baumwolle in Empfang zu nehmen. Er ließ alsbald die in mitten der Niederlage hängende Lampe von dieſem anzünden, und ſagte zu ihm: Geh und beſorge, daß das Boot gleich vom Schiffe abſtößt, um die beiden Ballen einzunehmen, ich erwarte dich unterdeſſen hier. — Dann zog er ſeinen Kaftan aus, legte ihn auf eine Kiſte

Gewürznelken, die neben dem Ballen ſtand, in welchem der arme, wie ein Eſpenlaub zitternde Cechino verborgen war, und ging, die Hände auf dem Rücken, in der Niederlage auf und nieder. Da er ſich nun auf einmal verſah, daß keiner von beiden Ballen irgend bezeichnet ſei, ſo ergriff er ein großes Dintenfaß und den Pinſel, um ein Zeichen darauf zu malen. Cechino ſah ihn auf ſich zukommen, und ſein gutes Glück gab ihm den Gedanken ein, ihn zu fürchten zu machen und ſich vielleicht ſolchergeſtalt das Leben zu erretten. Sobald alſo der Schreiber, der von Geburt ein Grieche war, ſeinen Pinſel an den Ballen brachte und damit an eine Stelle kam, wo gerade unter einigen kleinen Riſſen in der Leinewand, durch die er ſah und athmete, Cechino ſeine Augen liegen hatte, ſchlug derſelbe das eine in dem Momente groß auf, da der Schreiber mit dem Pinſel in dem Riſſe hängen blieb und ihn alſo weiter aufzog. Der Grieche ſah in das Auge hinein und fuhr entſetzt zuruck; Cechino fing aber nunmehr an ſeltſam zu ſtöhnen, die abenteuerlichſten Geberden zu machen und Geſichter zu ſchneiden, bei deren Anblick dem armen Schreiber die Haare auf dem Kopfe zu Berge aufſtanden. Da derſelbe im vollen Ernſte glaubte, es mit einem Teufel zu thun zu haben, ſo ſtürzte er, ſo ſchnell er konnte, nach dem Eingang der Niederlage, die er behutſam hinter ſich verſchloß, und ließ ſeinen Kaftan mit einigen Säcken Geld, die er unterm Arme gehabt hatte, auf dem Ballen liegen. Unterweges auf ſeiner Flucht begegnete er zufällig dem Diener des Handelsherrn, der zurückkehrte, um ihm die Nachricht zu hinterbringen, daß das Boot für dieſen Abend beſchäftigt ſei und ihm nicht zugeſandt werden könnte. Wie nun der Diener den Schreiber ohne Kaftan und außer Athem vor ſich ſah, ſo fragte er ihn verwundert: Was habt ihr, lieber Herr? Was iſt euch zugeſtoßen, das euch ſo beſtürzt hat? Wo iſt euer Kleid hin? Hat es euch vielleicht ein Dieb entwendet? — Iſtimbiſtim matateotocon! rief der Schreiber dagegen: Der leidige Teufel iſt in der Niederlage. Ich habe ſie zugeſchloſſen, fort von hier, nach Hauſe! — und wagte denn auch, bis er daſelbſt glücklich angekommen war, keinen Blick zurück zu thun. Sobald der glückliche Cechino ſich dieſer Wendung der Dinge verſah, dachte er bei ſich: Jetzt iſt kein Augenblick mehr zu verlieren! — Daher zog er ein Meſſer, das ihm die Jungfrau zu dieſem Behufe gegeben hatte, hervor, zerſchnitt im Nu die Nähte und Stricke des Ballens und ſprang, über und über mit Baumwolle bedeckt, aus demſelben heraus, auf das Thor der Niederlage zu, deſſen Schloß er mit Hülfe ſeines Hammers und ſeiner Zange ſehr geſchickt ablöſte. Den Kaftan des geflüchteten Schreibers und dagegen auch den Zuſtand ſeines eignen weißlichen Aeußeren wahrnehmend, durch das er beſorgte, ſich zu verdächtigen, wenn er auf der Straße mit irgend Jemand zuſammenträfe, nahm er jenes Kleidungsſtück, ſowie auch die Geldſäcke an ſich, die er zu ſeiner freudigen Ueberraſchung darunter vorfand, und entfernte ſich geräuſchlos, nachdem er den eiſernen Querbalken vor den Eingang gelegt hatte. Ohne von einem Menſchen erblickt worden zu ſein, ſchritt er ſodann auf das Haus eines Schneiders zu, der ſein Freund war, klopfte an deſſen Thüre an und wurde gern eingelaſſen, weil der Schneider ihn als einen in ſeiner Kunſt ſehr geſchickten Arbeiter eben nöthig hatte. Als ein ſchlauer und vorſichtiger Menſch warf Cechino den Kaftan des Schreibers noch in derſelben Nacht in den Kanal vor ſeinem Fenſter, und ſäuberte ſich beſtmöglichſt von der Baumwolle die ihm anhing. Er brachte hierauf zwei volle Tage in der Schneiderwerkſtatt arbeitend zu, nahm ſich aber wohl in Acht, nicht etwa ſeinen Genoſſen, wenn ſie zufällig vorüber gingen, ſichtbar zu werden. Unbekümmert um das, was aus ſeinem Abenteuer irgend ſonſt entſtanden ſein mochte, beſchäftigte er ſich fürder mit der Unterſuchung ſeiner Geldſäcke, deren einen er mit Zechinen, den anderen mit kleiner Münze angefüllt fand, kleidete ſich ehrbar und ſtaffirte ſich überhaupt nach ſeinem beſten Wiſſen und Willen aus. Seine Gefährten ſahen einen Tag nach dem anderen vergehen, ohne daß er wieder zu ihnen kam oder ihnen von ſich Nachricht ertheilte und wurden der feſten Ueberzeugung, daß er um ſeines tollkühnen Eindringens willen in fremde Häuſer ermordet worden ſei. Da ſie nun nicht allein kein Unterkommen in Venedig fanden, ſondern auch all ihr Geld längſt aufgezehrt hatten, ſo verkauften ſie ihre Mäntel und kehrten in ihre Heimath zurück. Cechino verſah ſich mit der Zeit ihrer Abreiſe und gedachte nun auch wieder einmal, ſo wie er es ihr verſprochen hatte, ſeine Schöne zu beſuchen. Nichtsdeſtoweniger und obwohl er ſie immerdar im Sinne und im Herzen trug, ließ er faſt ſechs Monate bis zu der Ausführung dieſes Entſchluſſes vergehen. Da begab er ſich eines Sonntages, wodann ſie, wie ſie ihm geſagt hatte, ſich ebenfalls allda einzufinden pflegte, in die Kirche Santa Maria Formoſa. Er hatte noch nicht lange Zeit gewartet, ſo kam ſie, in Trauerkleidern, von einigen anderen Frauen begleitet an. Er ſtellte ſich ihr gegenüber und fing an mit ihr zu liebäugeln und ſich ſo gut es gehen wollte, ſo lange zu beſtreben, ſich ihr durch Geberden und Winke zu erkennen zu geben, bis ſie, auf ihn aufmerkend, der da keinen Blick von ihr zu verwenden ſchien, ihn ſchärfer ins Auge faßte und ſich alsbald überzeugte, daß es ihr Cechino war. Sie begrüßte ihn nunmehr auch ihrerſeits im Verſtohlnen, nicht wenig verwundert, ihn anſcheinend in ſo guten Umſtänden zu ſehen, und verſank über ſeine Wiederkunft in mannichfaches Nachdenken. Es hatte nämlich bereits wenige Tage nach ihrem ſeltſamen Zuſammentreffen mit Cechino der alte Vater der Jungfrau das Zeitliche geſegnet und ſie im alleinigen Beſitze großer Reichthümer hinterlaſſen; wogegen der ehedem mit ihr in Liebe verbunden geweſene Edelmann ſie verlaſſen und eine Andere geheirathet hatte. Hatte nun das Angedenken an jene glückſeligen Stunden, die ſie in ſeinen Armen zugebracht, in ihrem Herzen wie in ihrer Einbildungskraft, nicht minder lebendig wie in Cechinos Gefühlen ſelbſt, fortbeſtanden und ſie eben ſo unabläſſig wie ihn beſchäftigt, ſo ermangelte ſie gegenwärtig nicht, eingedenk ihrer ſeitdem ihr gewordenen Freiheit, eine ihrer Dienerinnen gerade auf ihn zu zu ſenden und ihm ſagen zu laſſen, ſie wünſche ihn zu ſprechen und bäte ihn, ſie nach der Meſſe in ihrem Hauſe zu beſuchen. Es geſchah, was ſie verlangt hatte, und ſie kam ihm bis auf die halbe Treppe mit einem liebreichen Empfange entgegen. Hierauf ein prächtiges Gemach mit ihm betretend, nöthigte ſie ihn zum niederſitzen und fragte ihn, als ſie an ſeiner Seite Platz genommen hatte, welcher günſtige Wind, oder was für ein gutes Geſchick ihn angetrieben habe, ſie nach ſo langer Zeit einmal wieder aufzuſuchen? wo und wie er ſich bis jetzt befunden? und andere ähnliche Dinge, die ſie lächelnd mit der endlichen Frage beſchloß, ob er ſich wohl überhaupt noch jener mit ihr zugebrachten Nacht erinnere? — Ich bin darum nicht früher als jetzt wieder zu euch gekommen, meine Gebieterin, weil ich bald nach jenen ſeligen Stunden, die ich in euren Armen verlebte, nach meiner Heimath gehen mußte, um daſelbſt meine wegen des Todes meines Vaters in Verfall gerathenden Angelegenheiten zu ordnen. Gegenwärtig damit zu Stande gekommen, hatte ich nichts eiligeres zu thun, als zu euch hierher zurückzukehren, deren himmliſche Reize ich mir all die Zeit lang nicht in der Erinnerung vorſtellen durfte, ohne von verzehrender Gluth umfangen zu werden. Ja! meine Dankbarkeit für die mir von euch zu Theil gewordene überſchwengliche Gunſt iſt ſo groß, daß ich nicht ein, ſondern tauſend Leben, wenn ich ſie hätte, mit Freuden dafür in eurem Dienſte hingeben würde. — Die Jungfrau fand ſich durch nichts abgehalten, dieſer von ihm wohlerſonnenen Entſchuldigung ſeines langen Außenbleibens Glauben beizumeſſen, und da nun durch ſeinen erneuten Anblick das alte Feuer der Leidenſchaft, die ſeine Umarmungen in jener Nacht in ihrem Buſen entzündet hatte, bereits wieder zur hellen Flamme aufgelodert war, ſo ließ ſie plötzlich die Frage an ihn ergehen: Seid ihr ſchon verheirathet, Herr Cechino? — Ich war es niemals, erwiederte er. — Wenn ich euch nun eine Gattin gäbe, fuhr ſie fort, würdet ihr ſie von mir annehmen? Ich bin verſichert, daß meine Wahl von euch gebilligt werden dürfte, und ihr erzeigtet mir durch deren Annahme ſelbſt eine große Gunſt. — Es giebt in der Welt nichts, ſprach Cechino, das ich auf euer Gebot nicht jederzeit mit Freuden thun würde. — So will ich euch denn auf die Probe ſtellen, ſagte ſie, vor Liebe glühend: Wollt ihr mich zur Frau? — Wenn ihr im Ernſte mit mir ſprecht, erwiederte er, ſo ſage ich euch mit Entzücken: Ja! wofern dies aber auch der Fall nicht wäre, ſo würde ich dennoch immerdar euer getreueſter Diener ſein und bleiben. — Wie ſollte ich gegen dich anders ſcheinen können, als ich geſinnt bin, mein theures Herz! rief ſie, indem ſie ſich ihm an den Hals warf und ihn zärtlich küßte: ich ſcherze nicht mit dir, Cechino, es iſt mein voller Ernſt. — Als ſich Cechino jetzt ſo unerwartet ein ſolches Glück in den Schooß fallen ſah, und ſich von dem reizenden Weibe geliebkoſt und umſchlungen fühlte, hätte er mit keinem Menſchen auf Erden mehr tauſchen mögen, denn er wähnte ſchon der Seligkeiten des Himmels theilhaft geworden zu ſein. Gebenedeiet ſei mir die Stunde, ſagte er, in der, meine theuerſte Gebieterin, eure honigſüße Stimme mich ohne es zu wiſſen und zu wollen zum erſten Male rief! Ich habe weder Worte, noch Gedanken, ausreichend euch zu danken, und alſo vermag ich euch nichts anderes mehr zu ſagen, als daß ich ganz und gar der eurige bin und ewig ſein werde. —

Des hierauf folgenden Tages wurde zu höchlichem Erſtaunen der ganzen Stadt, die nicht begreifen konnte, warum eine ſo reiche und ſchöne Jungfrau ſich einem ſo armen und geringen Manne hingab, die Vermählung des glücklichen Paares auf das prächtigſte gefeiert. Sie hatten auch in der Folge immerdar Urſache, mit einander zufrieden zu ſein, und Cechino wurde des ſeinen ehemaligen Gefährten gegebenen Verſprechens, ſein aus jenem Unterfangen etwa hervorgehendes Glück mit ihnen zu theilen, nicht uneingedenk, denn er ließ ſie beide zu ſich kommen, bewirthete ſie mehrere Tage lang in ſeinem Hauſe, und ſchickte ſie endlich, mit Wohlthaten überhäuft, wieder heim, indem er ſie beim Abſchiede an das wahre Wort erinnerte: Wagen gewinnt!

XIX.

Das glückſelige Liebespaar.

Dicht an der Ringmauer einer der anſehnlichſten Städte Spaniens liegt ein Nonnenkloſter eines gewiſſen Ordens, worin eine junge geiſtliche Schweſter, Namens Doña Luiſa lebte, die eben ſo ausgezeichnet durch ihre Tugenden, wie durch ihre ſeltene Schönheit war. Von Tag zu Tage ſich in höherer Sittlichkeit ausbildend, gewann ſie allmälig einen ſo guten Ruf bei der ganzen Schweſterſchaft, daß ſie, trotz ihres noch ſo jugendlichen Alters von fünfundzwanzig Jahren, um ihrer Andacht, ihrer Bußfertigkeit und der nach innen zurückgeführten Beſchaulichkeit ihres Gemüthes willen, von derſelben einſtimmig zur Oberin des Kloſters auserwählt wurde, welchem Amte ſie dann auch mit ſolcher Muſterhaftigkeit und Treue vorſtand, daß ein Jeder, der ſie kannte und mit ihr zu verkehren hatte, ſie wie einen Engel des Himmels anſah.

Da geſchah es eines Abends, daß gerade zu der Zeit, als ein junger reicher und ſtattlicher Edelmann, der ſich Gregorio nannte, ſich mit einer Nonne, ſeiner Verwandtin, im Sprachzimmer unterhielt, die Priorin dazu kam, welche er wohl kannte, weil er wegen der Nachbarſchaft ihrer elterlichen Häuſer als Kind viel mit ihr zuſammen geweſen war und ſie auch mit kindlicher Zuneigung geliebt hatte. Beim Anblicke der Priorin ſtand Don Gregorio, ſeinen Hut in der Hand haltend, ſogleich auf, und erkundigte ſich höflich nach ihrem Befinden, auch erſuchte er ſie, ſeine ihm zugeſtandene Gegenwart im Kloſter zu ihrem eigenen Dienſte anzuwenden. Die Priorin hieß ihn freundlich willkommen, und nachdem ſie von ihm vernommen hatte, daß der Zweck ſeines heutigen Beſuchs bei ſeiner Muhme ein gewiſſer ſchriftlicher Auftrag von einem ihrer gemeinſchaftlichen Verwandten an ſie ſei, ſo erwiederte ſie ihm, ſie habe allerdings gerade eine dringende Gelegenheit, ſeine ihr angebotenen Dienſte zu benutzen, und bat ihn, einen beſchriebenen Zettel, den ſie ihm einhändigte, an ihre Schweſter zu beſtellen, die, wie er wiſſe, in einem anderen Kloſter Nonne ſei. Ich erwarte von ihr einige künſtliche Blumen, fügte ſie hinzu, die mir zu einem bevorſtehenden Feſte der heiligen Jungfrau vonnöthen ſind, und erſuche ſie, meiner Schweſter zu ſagen, daß ſie mir die Blumen ja noch an dieſem Abende mit ihrer Antwort zuſchicke. Da die Veranlaſſung zu meiner Bitte eine ſo gerechte iſt, und da ich ſie, Señor Don Gregorio, gewiſſermaßen von der Wiege an, als den meinigen betrachtet habe, ſo glaubte ich den Muth haben zu dürfen, ihre Gefälligkeit alſo in Anſpruch zu nehmen. — Der Ritter verſicherte ſie, wie gern er bereit ſei, ihre Befehle zu vollziehen, und ſagte ihr noch angelegentlich, daß es ihn außerordentlich glücklich mache, das ſchöne Angedenken an ihre ſo traulich mit einander verbrachten Kinderjahre in ihr fortleben zu ſehen. — Die Priorin lächelte, und erröthete ein wenig über dieſe letztere Aeußerung Don Gregorios, indem ſie ſich augenblicklich wieder unter dem Vorgeben entfernte, ſeine Unterhaltung mit ſeiner Muhme nicht ferner ſtören zu wollen. Sie hatte aber nicht ſobald den Rücken gewendet, als auch der Ritter ſich mit dem eifrigen Verlangen hinwegbegab, ihrem Auftrage alſobald Genüge zu leiſten, und den Weg nach dem Kloſter einſchlug, in welchem die Schweſter der Priorin lebte. Das Bild und die Erſcheinung dieſer letzteren in ihrer ungemeinen Schönheit und Anmuth, die ſüße Lieblichkeit ihrer Rede, und die Würde und der Anſtand ihrer äußeren Haltung, verbunden mit der edlen Einfalt und Zuverſicht, die ſie ihm zu erkennen gegeben hatte, indem ſie ihre frühere Bekanntſchaft mit ihm wieder gelten machte, ſtellten ſich unterweges ſo lebendig vor ſeine Seele hin und prägten ſich ihr ſo unwiderſtehlich ein, daß er an nichts anderes mehr, als daran dachte, ſo ſchnell wie möglich nach verrichteter Sache zu ihr zurückzukehren, und ihr ſeine ſehnſüchtigen Wünſche, ihr forthin zu dienen, auszuſprechen. Mit dieſem Gedanken bei der Drehladenthüre jenes anderen Kloſters ankommend, verlangte er nach der Schweſter Ines, ſtellte ihr den Zettel der Priorin zu, und erbot ſich zugleich dringend, derſelben ihre Antwort ſelbſt zu überbringen. Die Dame dankte ihm für ſeine Dienſtfertigkeit auf das verbindlichſte, gab ihm alſo dagegen ein Brieſchen von ihrer Hand, und händigte ſeinem Pagen in einem aus Weiden geflochtenen Körbchen die gewünſchten ſeidenen Blumen ein, mit denen er unverzüglich zu der Priorin zurückeilte, die ihn in dem nämlichen Sprachzimmer empfing, wo er ſie vorher geſehen hatte. Hier nun war der verliebte junge Mann in der freudigen Aufregung ſeines Herzens kaum an das Sprachgitter getreten, als auch die ſchöne Priorin ſtrahlenden Angeſichtes ihm daran entgegen kam, und ihm für den großen Dienſteifer dankte, mit dem er die von ihr gewünſchten Blumen bereits in ihre Hände abgeliefert habe. Es war natürlich, daß ſich bei dieſem Wiederſehen unter vier Augen das Geſpräch Don Gregorios mit der Priorin, von den wohlwollenden Geſinnungen angeregt, die eines für das andere in ſich erwachen fühlte, alsbaldigſt auf die gemeinſamen Erinnerungen ihrer früheſten Jugend wendete. Don Gregorio ward durch dieſen Austauſch von Empfindungen innerlich ſo erwärmt, daß er es ſich nicht erwehren konnte, ihr mit Thränen in den Augen einen Theil deſſen auszuſprechen, was ſeit wenigen Augenblicken in ſeinem Herzen vorgegangen war, und die Priorin ihrerſeits war nicht ſtärker gegen ihn, als er ſich ihr bezeigte, indem ſie ihm die Erlaubniß gewährte, ſie des öfteren ſo wie dieſes erſte Mal zu ſehen und zu ſprechen. Don Gregorio kehrte dermaßen in Liebe zu Doña Luiſa entbrannt nach Hauſe zurück, daß er nicht die mindeſte Ruhe mehr in ſich zu finden wußte. Er legte ſich ohne zu Abend gegeſſen zu haben, ſchlafen, und beklagte die ganze Nacht über ſein Schickſal, das ihn die Priorin zu ſo unglücklicher Stunde hatte ſehen laſſen. Dieſe letztere begab ſich dagegen, ſobald er von ihr gegangen war, eben ſo befangen, wie er ſelbſt, in ihre Zelle, wo ſie begann, ſich in ihrem Herzen all' die ſchmeichelnden Worte zu wiederholen, die ihr Don Gregorio geſagt, die Thränen vorzuhalten, die er um der heftigen Liebe willen, die er ihr bezeigte, vergoſſen hatte, und endlich zu erwägen, wie ſehr doch ſicherlich ſein Leben gefährdet ſei, wenn ſie nicht, wie ihr der Teufel einflüſterte, mit ihm als mit ihrem vertrauteſten Jugendfreunde Erbarmen trüge. Auf ſolche Weiſe geſchah es, daß dieſe unkeuſche Leidenſchaft hinreichenden Brennſtoff in ihrem Inneren fand, um die unglückliche Priorin zu verderben, ja, daß dieſelbe ſich ſchon in dieſer erſten Nacht weit genug von ihr hinreißen ließ, an die Möglichkeit einer Erklärung ihrer Gefühle gegen Don Gregorio zu denken.

In Folge dieſer Geſinnungen, die Don Gregorio und die Priorin gegen einander hegten, konnte es nicht fehlen, daß des erſteren Beſuche im Kloſter immer häufiger wurden, und daß die letztere ihm immer deutlicher zu verſtehen gab, wie gern er von ihr geſehen werde. Es kam zu einer Erklärung, und dieſe zu ihrer beiderſeitigen Zufriedenheit ausfallende Rückſprache zog allmälig einen ſo lebhaften Austauſch von zärtlichen Briefen und von Geſchenken zwiſchen ihnen herbei, daß ohne Zweifel dadurch das Anſehen der Aebtiſſin im Kloſter bald würde untergraben worden ſein, wenn es vermöge ihres früheren Lebenswandels nicht eben ſo feſt begründet geweſen wäre.

Dieſer unerlaubte Umgang hielt ſechs Monate lang an. Als nach deren Ablauf Don Gregorio eines Tages bei ſeiner Freundin im Sprachzimmer ſtand, und, wie er es ſchon oftmals gethan hatte, bitter über die unglückſeligen Verhältniſſe klagte, die der Erfüllung ſeiner höchſten Wünſche entgegenſtänden, fanden ſeine Klagen plötzlich einen ſo entſchiedenen Anklang in ihrem verwilderten Herzen, daß Doña Luiſa zu Don Gregorios eigenem Schrecken dagegen zu ihm ſagte: Iſt es möglich, Don Gregorio, daß ſie mir ſo viele Liebe bezeigen und dennoch kleinmüthig und verzagt genug ſein können, nicht einmal den Verſuch zu wagen, eines Nachts heimlich in dieſe Kloſtermauern einzudringen, um der ſüßen Frucht der Liebe ungeſtört mit mir zu genießen? Bedenken ſie, daß ich die Priorin bin und die Macht beſitze, unſere Zuſammenkünfte vor jeglichem Verrathe zu ſchützen, ja, daß ich bereit ſein werde, ihnen allerwärts in die Freiheit hin zu folgen, wenn ſie die Kühnheit hätten, mich aus dieſem Kerker zu entführen! — Ueber dieſen Entſchluß erſtaunt, erwiederte Don Gregorio: Ich habe ihnen ſchon viele Male geſagt, meine Geliebteſte, daß mir kein Wagniß zu hoch ſein würde, mir ihren Beſitz damit zu erringen. Da ſie mir alſo gegenwärtig ſelbſt eingeben, was ich thun ſoll, ſo laſſen ſie uns unſere Flucht auf dieſe Weiſe bewerkſtelligen. Ich komme mit zwei Pferden meines Vaters und mit ſo vielem Gelde als ich zuſammenraffen kann, um Mitternacht in die abgelegenſte Gegend des Kloſters. Sie treffen mit mir daſelbſt zuſammen, und die ſchnellfüßigen Roſſe tragen uns bald in ein entferntes Land, wo wir im Verborgenen uns und unſerer Liebe leben können. Da ſie im Beſitze der Schlüſſel zu dem Gelde und Silber dieſes Kloſters, ſowie zu allen darin ſonſt vorhandenen Koſtbarkeiten ſind, ſo können wir uns mit deren Hülfe leicht eine runde Summe aneignen, die uns in der Zukunft vor jeder Nothdurft ſchützt. Die Priorin antwortete nur: So ſoll es geſchehen, und verabredete dann mit ihm, um ein Uhr in der Nacht des nächſtkommenden Sonntags nach der Frühmette ihre gemeinſame Flucht zu bewerkſtelligen. Denn da ſie die ſämmtlichen Schlüſſel des heiligen Hauſes während der Nacht in Verwahrung hatte, ſo konnte ſie mit leichter Mühe die Sakriſtei aufſchließen und durch dieſe zu der Hauptthüre der Kirche hinausgelangen, wo Don Gregorio mit den Pferden ſie erwarten ſollte. Dieſer letztere verſprach ihr überdies, ehe er von ihr ſchied, ihr wohlverwahrt, als ob es Tapeten wären, den vollſtändigen Anzug einer weltlichen Dame zu ihrer Reiſekleidung zu überſenden.

Unmittelbar nach dieſer beſtimmten Verabredung fing nun die Priorin an, ihre Flucht vorzubereiten, indem ſie in eines ihrer Unterkleider ſo viele Goldſtücke einnähete, als ſie glaubte tragen zu können. Eine andere Summe, die ſie in Silbergeld zu ſich nahm, füllte ſie in eine Börſe, und ſo hatte ſie ſich im Ganzen mit nicht weniger als mit einem Werthe von tauſend Dukaten kirchlichen Eigenthumes bereichert. Don Gregorio war ſeinerſeits eben ſo, wie ſie ſelbſt darauf bedacht geweſen, ſich vor künftigem Mangel ſicher zu ſtellen, und hatte nicht allein, mittelſt nachgemachter Schlüſſel, andere tauſend Dukaten aus den Kaſſen ſeines Vaters entwendet, ſondern auch bedeutende Summen von ſeinen Freunden entliehen, die ſie ihm als dem einzigen Sohne ſeiner Eltern und dem Erben eines Majorates von mehr als dreitauſend Dukaten Einkünften bereitwillig anvertrauten.

Der vorbeſtimmte Sonntag kam, und um die Stunde der Mitternacht, als Todtenſtille überall herrſchte und der erſte feſte Schlaf alles was Leben hatte, umfing, ſtieg Don Gregorio reiſefertig mit ſeinem Mantelſacke in den Stall hinab, ſattelte ſo geräuſchlos, als es möglich war, zwei der beſten Pferde ſeines Vaters und führte ſie, ohne von Jemand wahrgenommen zu werden, zum Thore hinaus, nach der Kloſterkirche, vor deren Eingange er ſeiner Geliebten gewärtigte.

Doña Luiſa hatte kaum den Frühgottesdienſt beendigt, ſo begab ſie ſich in ihre Zelle zurück, vertauſchte da ihr Nonnengewand mit dem weltlichen, das ihr von Don Gregorio geſendet worden war, und legte das erſtere auf einen Tiſch zu einem Briefe, in welchem ſie die Urſachen ihrer Entweichung ausgeſprochen hatte, und neben den ſie eine brennende Kerze ſtellte, ſowie auch ihr Brevier und ihren Roſenkranz, die Zeugen ihrer vormaligen großen Frömmigkeit niederlegte. Hierauf ein großes Bund Schlüſſel zur Hand nehmend, die den Zugang zu allen Thüren des Kloſters öffnetem, ſchlich ſie durch den Kreuzgang leiſe in die Sakriſtei hinab, ſchloß dieſe auf und trat in das Schiff der Kirche ein. Da ſie hier vor einem Altare der heiligen Jungfrau vorüber mußte, deren Bild ihr jederzeit ein Gegenſtand der allerandächtigſten Verehrung geweſen war, und das ſie bei allen Feſten der Mutter Gottes auf das ſorgfältigſte ausgeſchmückt hatte, ſo warf ſie ſich vor dieſem heiligen Bilde auf die Knie nieder, und ſprach, in der Vorſtellung, es nun auf immerdar zu verlaſſen, zu gedrungenerer Innigkeit und Rührung augenblicklich aufwallend: O, Mutter Gottes und reine Jungfrau! du und der Himmel weiß es, wie nahe mir es geht, von dir zu ſcheiden. Aber ich bin von der Liebe zu jenem Jünglinge, der mich dir abwendet, ſo verblendet, daß ich mich kraft- und willenlos fühle, ihr zu widerſtehen. Ich gebe mich ihr hin, ohne die Gefahren zu beachten, mit denen ſie mir droht; aber ich habe dieſen böſen Weg nicht einſchlagen wollen, ohne dir, o Herrin! auf das inbrünſtigſte dieſe Nonnen zu empfehlen, die bis heute meiner Obhut anvertraut waren. Nimm ſie in deinen Schutz, du barmherzige Mutter, denn ſie ſind deine Töchter, die ich als eine böſe Stiefmutter gegenwärtig hülflos verlaſſe. Behüte ſie, o heilige Jungfrau! ich beſchwöre dich darum bei deiner engliſchen Reinheit, dem Urquell alles Erbarmens. O! vertritt meine Stelle bei ihnen, die deine getreuen Mägde ſind, und denen an dem Heil ihrer Seele mehr gelegen iſt als mir. Ich ſelbſt, o Maria! ſtürze mich jetzt in mein zeitliches und ewiges Verderben, wenn deine unerforſchliche Gnade mich nicht vielleicht um der aufrichtigen Andacht willen daraus erlöſen will, mit der ich deinen heiligen Roſenkranz jederzeit abgebetet habe. — Nachdem ſie dieſes kurze Gebet geſprochen und ſich vor dem Bilde tief verneigt hatte, ſchloß ſie die Pforte der Kirche auf und trug die Schlüſſel zurück, die ſie auf dem Altare der Jungfrau niederlegte. Die Thüre hinter ſich in das Schloß ziehend, trat ſie ins Freie hinaus und wurde ſogleich daſelbſt von den Armen des ihr entgegeneilenden Don Gregorio umſchloſſen, der ſie einige Augenblicke lang an ſeine Bruſt gedrückt hielt, ſie dann auf eines der beiden Pferde hob, das er für das frömmſte hielt, und ſich mit ihr an dieſem Tage noch ſechs bis ſieben Meilen weit von ihrer Vaterſtadt entfernte. An dem erſten Orte, den ſie auf ihrer Flucht berührten, verſahen ſie ſich mit ſo vielen Lebensmitteln, als ſie auf einige Zeit zu bedürfen glaubten, um fürs erſte nicht wieder, außer des Nachts, anderswo einkehren zu müſſen und alſo deſto beſſer den wahrſcheinlichen Verfolgungen zu entgehen, die man gegen ſie anſtellen würde. Sie ſetzten unter Angſt und Bangen mehrere Tage über ihre Reiſe auf dieſe Weiſe fort, und gelangten endlich nach Liſſabon, wo Don Gregorio ein geräumiges Haus miethete, das er mit dem nöthigen Hausrathe, ſo prächtig er ihn kaufen konnte, verſah, desgleichen einen Neger und eine Negerin zur Bedienung deſſelben anſchaffte, und auch nicht unterließ, ſeine Geliebte, wie ſich ſelbſt, mit Staatskleidern und Juwelen reichlich zu verſehen. Das glückliche Paar verlebte alſo eine geraume Weile in Herrlichkeit und Freuden. Die ſchöne Fremde, wie die Portugieſen Doña Luiſa nannten, verſäumte kein Feſt und keine Komödie, und Don Gregorio ſtolzierte des Tages auf den ſchönſten Pferden Straße auf und ab; indem er alle etwaige Gewiſſensbiſſe, die er über ſeine Gottloſigkeit empfinden mochte, theils in den Armen ſeiner reizenden Abtrünnigen, theils im Spiele vergrub, dem er ſich immer leidenſchaftlicher hingab.

Indeſſen konnte es freilich nicht fehlen, daß eine ſo verſchwenderiſche Lebensweiſe, wie dieſe Liebenden führten, auf die Länge der Zeit die Mittel erſchöpfte, mit denen ſie ſie beſtritten. Nach Verlauf zweier Jahre erkannten ſie zwar, daß ſie anfingen zu verarmen; nichtsdeſtoweniger fuhren ſie aber fort, ihr gänzliches Elend ſo ſchnell herbeizuführen, daß ſie ſich bald nothgedrungen ſahen, ihre koſtbaren Teppiche, ſo wie die meiſten ihrer Juwelen, und die drei oder vier Pferde, die Don Gregorio beſaß, zu verkaufen. Nur brachte ihnen auch dieſer äußerſte Schritt keinen Nutzen, denn von der Begierde zu gewinnen, oder vom Aerger über ſeine Verluſte angetrieben, trug Don Gregorio das daraus gelöſte Geld in ein Spielhaus und verſpielte es zugleich mit einem werthvollen Mantel, den er beſaß, ſo daß er bis zum Einbruche der Nacht in dem Spielhauſe bleiben mußte, um nicht vor den Augen Aller, die ihn kannten, wie er alsdann nicht umhin konnte in der Finſterniß zu thun, im bloßen Wamſe heimzukehren. Als er nun, von Schaam und Betrübniß niedergedrückt, ausgebeutelt und halb ausgezogen, ſeiner Doña Luiſa wieder vor Augen trat, die ihn in der äußerſten Nothdurft erwartete, wagte das arme Weib dennoch nicht, ihn um ſeines Leichtſinns willen zu tadeln, weil ſie ihm damit einen Anlaß zu geben befürchtete, ſie zu verlaſſen oder ſchlecht zu behandeln, ſondern bemühte ſich, ihn zu tröſten, und trug Sorge, daß ihre beiden Negerſclaven verkauft wurden. Allerdings hielt auch die kleine Summe, welche ſie hieraus löſten, nicht lange Zeit zur Befriedigung ihrer täglichen Bedürfniſſe wider, da Don Gregorio ſie großentheils im Spiele durchbrachte, und ſo kam es mit ihnen am Ende ſo weit, daß ſie nichts mehr weder zu verſetzen noch zu veräußern hatten, und daß ihr Hauswirth ihnen drohete, ſie auspfänden zu laſſen, wenn ſie ihm nicht ihre Miethe zahlten, oder ſichere Bürgſchaft ſtellten. Unfähig zu dem einen wie zum anderen, beeilte ſich der junge Verſchwender, nunmehr auch noch die letzten werthvollen Kleidungsſtücke ſeiner Gefährtin zu verkaufen, und ſagte er dann eines Tages zu der Entblößten, Weinenden, Verzweifelnden: Du ſiehſt wohl ein, meine Theure! daß wir, ohne unſere äußerſte Beſchämung, unmöglich länger in dieſer Stadt verweilen können, wo wir von den vornehmſten Leuten zu wohl gekannt ſind, um uns ihrer Aufmerkſamkeit zu entziehen. Unbedachtſam genug haben wir unſer mitgebrachtes Hab und Gut verſchwendet, und unſere Zukunft ſo gar wenig vor Augen gehabt; da denn aber einmal das Geſchehene nicht zu ändern iſt, ſo ſcheint es mir, daß uns zu Verhütung größeres Unglücks eben nichts weiter zu thun übrig bleibt, als bei nächtlicher Weile aus Liſſabon zu entfliehen und unſere Zuflucht nach der erſten kaſtiliſchen Stadt Badajoz zu nehmen. Dort kennt uns Niemand und hat uns Niemand, ſowie in Liſſabon, in beſſeren Umſtänden geſehen, und ſo können wir daſelbſt um ſo mehr mit Wenigem auskommen, als du ja in weiblichen Handarbeiten ſo geſchickt biſt, daß du theils jungen Mädchen Unterricht ertheilen, theils für andere Leute ſelbſt arbeiten kannſt. — Die gebeugte Doña Luiſa erwiederte ihm unter Weinen und Schluchzen, daß ſie alles thun werde, was er von ihr fordere, und bereit ſei, ihm allerwärts zu folgen. Und ſo wanderten ſie zu Fuße zu dem großen Liſſabon hinaus, mit keiner weiteren Habe und keinen anderen Unterhaltsmitteln, als die ſie an und in ihrem Leibe hatten, verſehen. Don Gregorio war zwar ohne Degen und Mantel, im bloßen Wamſe; es ſchmerzte ihn jedoch dieſe Erniedrigung bei weitem weniger, als daß er ſich mußte außer Stande ſehen, ſeine Doña Luiſa die Reiſe zu Pferde zurücklegen zu laſſen, da ihre zarten Füße von den rauhen Wegen und bei der dürftigen Bekleidung aufgeriſſen worden und geſchwollen waren, ſo wie denn ja das ſtete Wandern von Thür zu Thüre, um das tägliche Brod zu erbetteln, auch ſogar ſeine Fußſohlen bald mit Blaſen bedeckt hatte. Sie erreichten nach Verlaufe mehrerer Tage mit wunden Füßen Badajoz, und ſahen ſich gezwungen, im Hospitale dieſer Stadt ein Obdach für die Nacht zu ſuchen, weil ihre Armuth in der That ſo groß war, daß ſie, wenn einige barmherzige Arme ihnen nicht einige Brocken von ihrem Bettelbrode gegeben, ihren Hunger nicht hätten ſtillen können. Hier brachte nun die bejammernswerthe Priorin ihre Nacht mit Klagen und zwar mit ſo ſchweren Selbſtanklagen wegen ihrer Verſchuldungen an Gott und Menſchen zu, daß ſelbſt der gebeugte Don Gregorio nicht den Muth hatte, ihr zuzuſprechen, ſondern, beſchämt und ſchwermüthig in einem Winkel ſitzend, ihr zuhörte, und wenn er ja zuweilen den Mund zum ſprechen aufthat, doch ebenfalls nichts anderes zu vernehmen gab, als Ausbrüche der Troſtloſigkeit über ſeine gegenwärtigen und beſorglicherweiſe zukünftigen Leiden, ſo wie der Hoffnungsloſigkeit, jemals in ſein Vaterland und zu dem Genuſſe ſeines Majorates wieder zurückzukehren. Dieſe Betrachtungen und das Angedenken an ſeine Eltern, Verwandten und Freunde, entriſſen ihm von Zeit zu Zeit einen ſchmerzlichen Seufzer aus ſeiner tiefſten Bruſt, der da hätte Steine erbarmen mögen, indem er bei ſich ſein widerwärtiges Geſchick, die Verblendung ſeiner Leidenſchaft und den Augenblick verwünſchte, worin er Diejenige zuerſt wiedergeſehen habe, die da der Urgrund ſeines Unglücks geworden ſei und ihn im Verfolge deſſelben wohl gar noch zeitlich und ewiglich zu verderben drohe.

Als endlich der Morgen angebrochen war, kam ein junger Edelmann in das Hospital, den gerade in dieſer Woche die Reihe getroffen hatte, die milde Stiftung zu beaufſichtigen, um nachzuſehen, was für Arme die vergangene Nacht darin zugebracht hätten, und ihre etwaigen dringendſten Bedürfniſſe zu befriedigen. Als er Doña Luiſa nahte, deren Schönheit und Jugend ihm ihre Traurigkeit und ſchlechte Kleidung nicht verbergen konnte, fragte er ſie, woher ſie gebürtig? Sie erwiederte mit augenſcheinlicher Verſchämtheit, daß ſie aus Toledo ſei, und gab ihm auf ſeine ferneren Fragen nach dieſen und jenen namhaften Perſonen derſelben Stadt zur Antwort, ſie kenne ſie nicht, weil ſie ſchon vor geraumer Zeit ihre Heimath verlaſſen habe. Indem er aber alſo mit ihr redete, trat Don Gregorio hinzu und ſprach zu ihm: Dieſes Weib, mein Herr, iſt in Valladolid zu Hauſe. — Nun, wozu bedarf es dann der Lügen? fragte der Edelmann. Zeigt mir auf der Stelle euren Trauſchein vor, denn wofern ihr euch nicht als Mann und Frau ausweiſen könnt, ſeid ihr ſchweren Strafen verfallen. — Don Gregorio zog ſeine falſche Beſcheinigung heraus und reichte ſie dem Edelmann, der damit zufrieden geſtellt wurde, und nur noch weiter fragte, wohin ſie fürder ihren Weg einzuſchlagen gedächten, da ſie bekanntermaßen hier nicht länger als einen einzigen Tag zubringen dürften? Don Gregorio gab zur Antwort, er ſei in der Abſicht, ſich daſelbſt niederzulaſſen nach Badajoz gekommen. Was für ein Gewerbe treibt ihr? fragte ihn der Vorſtand weiter, und Don Gregorio berichtete ihn, er ſelbſt treibe gar kein Gewerbe, aber ſeine Frau ſei eine Nähterin und wünſche allhier Gelegenheit zu finden, jungen Mädchen im Nähen Unterricht zu ertheilen. Da werdet ihr alſo, ſprach der Ritter, wenn ſie euch ernähren ſoll, eine ſchwere Arbeit mit einander haben. Um Gotteswillen will ich euch indeſſen für heute in mein Haus aufnehmen und für euren Unterhalt ſo lange Sorge tragen, bis ihr und euer Weib, die beſſere Tage geſehen zu haben ſcheint, eine einträgliche Beſchäftigung in dieſer Stadt gefunden habt. — Er befahl damit einem Pagen, die beiden Fremden in ſein Haus zu führen, und das erfreute Ehepaar leiſtete dem willig Folge, nachdem es ihm großen Dank für ſeine Güte geſagt hatte. Unterweges ſich nach ihrem großmüthigen Wohlthäter erkundigend, erfuhren ſie, daß er ein mildthätiger und reicher Jüngling ſei, der den Armen viel Gutes thue, und auf den ſie vertrauen könnten, daß er ſie gewiß verſorgen werde. Der Ritter machte ihnen eine bequeme Wohnung ausfindig, in der ſchon einige Nähterinnen lebten, ſtattete dieſelbe mit gemietheten Betten und ſonſtigem Hausrathe aus und begab ſich dann um die Mittagsſtunde nach Hauſe, wo er ſeinen Gäſten eine gute Mahlzeit zubereiten ließ. Nach Tiſche führte er ſie in eigener Perſon in ihre neue Herberge ein, für die ſie ihm ungemein dankbar waren, und gab ihnen noch ein Almoſen von einem Piaſter, für den ſie ſich einen fröhlichen Abend machten. Als nun Doña Luiſa am anderen Morgen ihre Nachbarinnen fragte, an wen ſie ſich wohl zu wenden habe, um Arbeit zu erhalten, mußte ſie aus deren Antwort freilich erkennen, was ihr als einer Fremden an dieſem Orte bevorſtände, da ſchon jene als Einheimiſche faſt vor Hunger umkamen. Indeſſen gab ihr eines dieſer Frauenzimmer dennoch eine Arbeit, mit der ſie ſich einige Tage lang ihr Brod verdienen konnte, und legte ſie unverzüglich fleißige Hand an ihr Werk, derweil Don Gregorio im Bette liegen blieb, weil er darin beſſer als auf der Straße herumwandelnd den Hunger aushalten zu können glaubte. Noch an dem nämlichen Abende ſah der junge Edelmann, nachdem er das Hospital beſucht hatte, zu, wie es dem fremden Ehepaar erginge. Don Gregorio im Bette antreffend, fragte er ihn: Wie geht es, guter Freund? Wo iſt eure Frau? — Mir geht es bis jetzt ganz wohl, antwortete Don Gregorio, und meine Frau iſt bei ihrer Nachbarin. Euer Gnaden darf ſich aber ja nicht wundern, mich im Bette anzutreffen, ich muß wohl drinnen bleiben, denn ich habe keine Schuh. — Ein Mangel an Schuhen mag weniger euer Grund dazu ſein, als ein Ueberfluß an Faullenzerei, warf ihm der Jüngling hin, und wandte ihm den Rücken, indem er zu Luiſen ging und ſich auf einen Seſſel neben ſie ſetzte. Mit aufmerkſamem Blicke hier ihrer Hände Arbeit eben ſo wie ihr Angeſicht und ihr beſcheidenes Weſen beachtend, konnte er am Ende nicht umhin, ſich einzugeſtehen, ſie ſei das ſchönſte und liebenswürdigſte Weib, das er jemals geſehen, und ſie mit den unverhohlenſten Zeichen ſeiner Zuneigung um ihren Namen und die Veranlaſſung zu ihren betrübten Umſtänden zu befragen. Sie antwortete ihm ohne aufzuſehen, mit einiger Verwirrung: Sie heiße Doña Luiſa und ſei mit ihrem Gatten, wegen eines Unfalls, der demſelben allda zugeſtoßen, aus Valladolid geflohen, weswegen ſie anfänglich, aus Beſorglichkeit, Toledo als ihre Heimath genannt habe. Nach ihrer Flucht habe ſie zwei Jahre lang in Liſſabon gelebt, bis daß ihnen gegenwärtig alle Unterhaltsmittel ausgegangen — In der That, Señora Doña Luiſa, ſagte der Edelmann, es ſchmerzt mich empfindlich, euch einem Menſchen angehören zu ſehen, der euch ſo wenig verdient, wie dieſer Tagedieb, euer Mann, denn auf der einen Seite ſeid ihr ſo ſchön und liebenswerth, auf der anderen kann es nicht fehlen, daß er euch den geringen Verdienſt eurer Hände vergeuden wird. Wendet mir alſo eure Gunſt zu, reizendes Weib; ich gebe euch mein Ehrenwort darauf, daß ich euch helfen und beiſtehen will, wie ich es nur vermag, denn ihr habt mich mit einer ſo unwiderſtehlichen Leidenſchaft an euch gefeſſelt, daß ich keinen anderen Wunſch mehr kenne, als den, euch mit allen meinen Kräften dienſtbar zu ſein und eurer Befehle von euch gewürdigt zu werden. — Ich danke euch für eure Anerbietungen ſo ſehr ich kann, Señor, antwortete ſie, aber ich habe ſie nicht verdient, und kann ſie nicht verdienen, da ich ein verheirathetes Weib bin, und durch Erfüllung eurer Wünſche meinen Gatten ſchwer beleidigen würde. Wenn ihr mich wirklich ſo ſehr liebt, als ihr vorgebt, ſo werdet ihr davon ablaſſen und meine Dankbarkeit nur auf ſolche Proben ſtellen, die ſie beſtehen darf. — Sehet wohl zu, was ihr ſagt, ſprach der Jüngling ferner: Ich verſpreche euch, daß euer Gatte nichts von allem was ihr thut, erfahren ſoll.

Nehmt hier inzwiſchen dieſe Dublone und bereitet euch davon für heute ein Mittagsbrod; ihr ſollt künftighin doppelt und dreifach ſoviel täglich von mir erhalten, wenn ihr euch mir freundlich geſinnt erweiſen wollt. Eure entſchiedene Antwort auf meine Anträge hole ich mir morgen von euch ab; bis dahin überlegt ſie reiflich — Von der Noth gezwungen, dieſer furchtbarſten Feindin der weiblichen Ehrbarkeit, nahm Dona Luiſa das ihr dargebotene Goldſtück an, und that ſie alſo den erſten Schritt ihrem Falle entgegen, indem ſie freiwillig eine Verbindlichkeit auf ſich lud, die ſie nicht anders als mit ihrer Schande wieder löſen konnte. Der junge Mann ergriff hierauf, ohne daß ſie es hinderte, die Hand der Unglücklichen, küßte ſie auf das zärtlichſte und ſchied von ihr, indem er zu einem alten kuppleriſchen Weibe ging, das im Hauſe wohnte, und daſſelbe, gegen die Ausſicht auf einen reichen Lohn, als Vermittlerin bei der ſchönen Fremden in ſeinen Dienſt nahm. Die Kupplerin verſäumte ihrerſeits nicht, ſobald er ſich entfernt hatte, die Ausführung ihres übernommenen Auftrags zu beginnen, und ſie verſtand ſich auf ihr Handwerk vollkommen genug, um die bethörte Sünderin mit wenigen Vorſtellungen ſo weit zu bringen, daß ſie Don Gregorio während des Mittageſſens in den gefälligſten Ausdrücken verkündigte, was zwiſchen ihr und dem reichen Edelmanne vorgefallen war. Don Gregorio hörte ſie, ohne ſich zu erzürnen, an, und erwiederte ihr, da es einmal bis zu ſolcher äußerſten Noth mit ihnen gekommen ſei, und es keine andere Rettung für ſie gebe, ſo möge ſie immerhin ſeine Wünſche befriedigen, er willige durchaus darein und werde ihr in ihrem Umgange mit dem Ritter nicht beſchwerlich fallen; vorausgeſetzt, daß derſelbe ſie hinreichend mit Geld und Koſtbarkeiten verſorge und das Geheimniß zu bewahren wiſſe. Unmittelbar nach dieſer gegenſeitigen Erklärung eilte die alte Kupplerin, um das ihr verſprochene Botenlohn zu verdienen, in Doña Luiſa's Auftrage mit der guten Nachricht zu dem Ritter, daß er der Erfüllung ſeiner Wünſche entgegen zu ſehen habe, und ſchon die kommende Nacht brachte derſelbe bei ſeiner Geliebten zu, die ihn in ihrem eignen Zimmer aufnahm, nachdem Don Gregorio, unter dem Vorgeben, über Land zu gehen, ſeine Wohnung verlaſſen hatte. Der Ritter ermangelte auch in den hiernächſtfolgenden Nächten nicht, ſich bei der ſchönen Fremden einzufinden, und da er in den freigebigſten Belohnungen ihrer Gefälligkeiten für ihn nicht ermüdete, ſo waren Doña Luiſa und Don Gregorio nicht allein ſehr bald im Stande, ſich auf eine anſtändige Weiſe neu zu bekleiden, ſondern führten ſie auch wieder Beide das gemächlichſte Leben von der Welt. Indeſſen konnte es nicht ausbleiben, daß die ſchamloſe Vertraulichkeit der Fremden mit dem vornehmen Edelmanne, Doña Luiſa's anwachſender Hochmuth und Don Gregorio's Verſchwendung alsbald nach ſeiner ſo unverdeckt geweſenen äußerſten Armuth ſich allmälig zu immer größerem öffentlichem Aergerniſſe ausbildeten. Und Doña Luiſa vermehrte die üble Nachrede über ſich außerdem noch dadurch, daß ſie ſich mit Don Gregorios Zuſtimmung auf das auffälligſte geputzt zu allen Stunden am Fenſter ſehen ließ, um die Augen der Vorübergehenden auf ſich zu ziehen, ja in der Folge auch Anderer Beſuche als die ihres erſten Liebhabers annahm.

So trug es ſich unter anderem zu, daß drei reiche Jünglinge von Badajoz zu einer und derſelben Zeit ſich in Doña Luiſa verliebten, und ihr dieſe Liebe mit Briefen, Geſchenken, und Botſchaften zu verſtehen gaben, und daß die Dame keinen Anſtand nahm, auf Koſten ihrer Ehre allen dreien zu gleicher Zeit, wie ſie es wünſchten, dafür dankbar zu ſein. Als nun in Folge deſſen die drei Liebhaber ſich eines Abends auf einem und demſelben Wege vor Doña Luiſa's Thüre begegneten, entſpann die Eiferſucht zwiſchen ihnen einen ſo heftigen Kampf, daß der Sohn eines angeſehenen Bürgers darinnen getödtet wurde, und die Gerechtigkeit nicht nur alle die dabei zugegen geweſen waren, gefangen nahm, ſondern auch Doña Luiſa ſelbſt in dem Hauſe eines Sachwalters unter Aufſicht ſtellte. Die geſetzliche Unterſuchung dauerte einen Monat lang; da man aber inzwiſchen nicht im Stande war, den Mörder auszumitteln, ſo gab man ſämmtliche Eingezogene gegen Bürgſchaft und gegen das Verſprechen, die Stadt nicht zu verlaſſen, los. Don Gregorio kam am ſchlimmſten bei dem Handel weg, denn er wurde nicht nur ſpäter als die anderen freigegeben, ſondern empfing auch mit dieſer Freiheit zugleich die Weiſung, die Stadt Badajoz und deren Gebiet für immer zu meiden. Ja, er würde haben in dem ſchimpflichſten Zuſtande von dannen ziehen müſſen, wenn ihn nicht ſein Freund, der Aufſeher des Hospitals, mit dem nöthigen Gelde verſehen hätte, um Badajoz mit Anſtand verlaſſen und ſich nach Merida wenden zu können. Daſelbſt, ſo rieth ihm der Edelmann an, ſollte er ſich ein paar Monate zu erhalten ſuchen, mittlerweile er ſeinerſeits dahin wirken wollte, ſeinen Bann aufheben zu laſſen, und gewiß nicht ermangeln würde, für Doña Luiſa wie für ſeine eigene Schweſter Sorge zu tragen. Don Gregorio ging mit vieler Bereitwilligkeit um ſo mehr auf dieſen Antrag ein, als ihm derſelbe die Ausſicht, nach der er ſchon ſeit langer Zeit ſtrebte, eröffnete, ſich auf eine gute Weiſe Doña Luiſa's zu entledigen. Seiner ehemaligen Geliebten ſatt und müde, fing er bereits an, ſeine begangene Thorheit, ſich mit einer ſo drückenden Laſt beſchwert zu haben, zu bereuen und fürchtete er überdies, wenn er ſeine bisherige Lebensweiſe fortſetzte, und wenn ſein Verbrechen einmal an den Tag käme, wohl mit ſeiner eignen Perſon ſelbſt, einem Eſel die Straßen irgend eines Ortes entlang, oder gar einem Galgen zur Laſt zu fallen. Nichtsdeſtoweniger verſtellte er ſich gegen diejenige, von der er ſich trennte, und empfahl ihr Klugheit und Ehrbarkeit, ſowie noch insbeſondere an, die Aufhebung ſeines Banns zu betreiben, oder wenn keine Unterhandlungen fruchten wollten, ihm bald nach Merida nachzukommen, wo er ſie zu erwarten gedachte. Dieſe ganze Unterhaltung fand in Gegenwart des Ritters ſtatt, der ſich ſchon darauf freute, Don Gregorio abweſend zu ſehen, ſo wie denn überhaupt alle drei, da auch die Dame ſich nach ſeiner Entfernung ſehnte, um ihren Ausſchweifungen deſto ungeſtörter zu fröhnen, einen und denſelben Wunſch, wenn auch von einander verſchiedene Abſichten im Auge hatten.

Don Gregorio verließ, mit mehr als fünfhundert Realen von der Hand ſeines Freundes verſehen, Badajoz zu Fuße, um angeblich nach dem unfernen Merida zu gehen; ſchlug aber ſtatt deſſen den Weg nach Madrid ein, wo ſich in dem Babylon des Hofes ein Unglücklicher ſo leicht vor dem Angeſichte der Welt verbergen kann. Hier begab er ſich mit all ſeinem Adel, unter verändertem Namen, bei einem Ordensritter in Dienſt, und war alsbald ſo gänzlich, als ob er ſie niemals vorher geſehen gehabt hätte, ſeiner Dame uneingedenk geworden, die ihn dagegen ihrerſeits ſchon in den erſten Tagen nach ſeinem Abgange mit derſelben Münze bezahlte. Auf nichts weiter nämlich als auf ihr Vergnügen und ihren Vortheil bedacht, bemühte ſich Doña Luiſa, fernerhin ſo viele Männer als möglich um ihr Geld zu prellen. Sie trieb es damit allerdings inſofern etwas zu weit, als ſie durch dieſe Aufführung auch ihre Anbeter daran mahnte, daß ein Jeder ſich ſelbſt der Nächſte ſei. Und wie ſie ſich nun allmälig von einem nach dem andern verlaſſen ſah, ja ſogar ſchon der Adminiſtrator anfing, ſie wegen ihrer Undankbarkeit und Ausſchweifungen übel zu behandeln, ſo dachte ſie mit einem Male daran, in welcher Gefahr ihre Seele und ihr Leib ſchwebe. Es fiel ihr auf, daß Don Gregorio, der ſchon ſo viele Tage abweſend ſei, noch kein einziges Mal, was er ſo leicht hätte thun können, von dem nahen Merida aus an ſie geſchrieben und alſo ſeiner Verbindlichkeiten gegen ſie Genüge gethan habe, die er doch nicht verleugnen konnte, ohne ſie, wie er es eben leider gethan haben mochte, zu verlaſſen und ganz anderen Sinnes gegen ſie zu werden. Sie fing hiernächſt an, den bedenklichen Zuſtand ihres Gewiſſens in Erwägung zu ziehen, und da ihr der Himmel kräftig beiſtand, ſie zur Erkenntniß zu führen, weil es eben ſein unerforſchlicher Wille war, anderen bußfertigen Sündern an ihr ein Beiſpiel zu ſtiften, ſo entzündete ſich ihr Geiſt in kurzem wieder in ſolcher Liebe zu Gott und zu Gottesfurcht, daß ſie ſich faſt in Thränen auflöſen wollte, und von dem Gewichte ihrer ſchweren Verſündigungen an ihm, die ſie nimmermehr ſühnen zu können glaubte, ganz zu Boden gedrückt ward. Einige der ihr überbliebenen Liebhaber nahmen zwar ihre Thränen wahr, und baten ſie, um ſie zu tröſten, ihnen den Grund ihres großen Kummers wiſſen zu laſſen. Sie erreichten aber ihre Abſicht nicht, denn die reuige Sünderin dürſtete bereits nach einem höheren Troſte, und ſuchte ſich, ſo gut es gehen wollte, von ihnen los zu machen, wiewohl es ihr damit nicht ſo ganz nach Wünſchen ging, weil auch ſogar die laueſten Liebhaber neues Feuer gewinnen, wenn ſie von dem Gegenſtande ihrer Leidenſchaft verlaſſen zu werden glauben. Doña Luiſa nahm ſich, von Gott erleuchtet, vor, in ihre Vaterſtadt zurückzukehren, und einem ihr verwandten Edelmanne insgeheim den ganzen Verlauf ihres Lebens anzuvertrauen, um etwa mit ſeinem Beiſtande unerkannt nach Rom zu wallfahrten und zu den Füßen ſeiner Heiligkeit die Gnade zu erflehen: wo nicht in ihr eigenes Kloſter, ſo doch in ein anderes deſſelben Ordens Wiederaufnahme zu erlangen, damit ſie daſelbſt ihr vergangenes hölliſches Leben durch eine aufrichtige Buße ungeſchehen mache. Sobald ſie erſt über dieſen Entſchluß mit ſich im Reinen war, empfahl ſie ſich in den Schutz der heiligen Jungfrau, nahm alles Geld, das ſie baar beſaß und aus ihren Kleidern und Sachen löſte, die ſie verkaufte, zuſammen, verſah ſich mit Pilgerhut, Mantel und Stab, und wanderte in dieſer Büßertracht, mit einem großen Roſenkranz am Halſe und Spargatten an den Füßen, in einer finſteren Nacht verhüllten Angeſichtes zum Thore von Badajoz hinaus. Unabläſſig die Richtung nach ihrer Heimath verfolgend, hielt ſich die Reiſende, von ihren Seufzern und Thränen und der heißen Sehnſucht nach Sühnung begleitet, doch ſo viel als möglich von der Hauptſtraße entfernt, indem ſie faſt nur des Nachts auf Nebenwegen weiter wanderte, und nur ſeltene Male des Abends, zur Befriedigung ihrer unabweislichſten Bedürfniſſe in die entlegenſten Herbergen auf einen Augenblick einkehrte. Es ſtießen ihr zwar nichtsdeſtoweniger manche Unannehmlichkeiten und Anfechtungen von Seiten loſen Geſindels unterweges zu; es überwand ſie aber alleſammt ihre Beſcheidenheit und Geduld, und vor allem anderen ihr heiliger Vorſatz, ihren himmliſchen Schöpfer nimmer wieder in ihrem ganzen Leben zu beleidigen, wenn ſie daſſelbe auch darob unter tauſenden von Qualen verlieren müſſe. Sie ſtand gleich ſehr an Hunger, Durſt und Kälte aus, weil es eben in der rauhen Jahreszeit war, und die vielen Regengüſſe hielten ſie auch eine lange Zeit auf, während welcher ſie vor ihnen in den ärmlichſten Hütten eine Zuflucht ſuchte, deren Bewohnern ſie ſich mit reichlichen Almoſen erkenntlich bewies. Da ſie überdies nur ſehr kurze, ihren geringen Kräften angemeſſene Tagereiſen machen konnte, und auch an mehreren heiligen Orten zuſprach, die ihr gerade am Wege lagen, ſo verbrauchte ſie nicht weniger als vier ganze Monate zu ihrer Wanderung.

Der Himmel erbarmte ſich ihrer aber dennoch am Ende, und ließ ſie das Ziel ihrer weiten Reiſe erreichen. Sie langte gegen Abend vor ihrer Vaterſtadt an, ſah dieſelbe vor ſich liegen, vernahm das Thurmglockengeläute ihres Kloſters, und warf ſich, in Thränen zerfließend, von ihren Gefühlen überwältigt, auf ihr Angeſicht zu Boden nieder. Als ſie ſich wieder ein wenig geſammelt hatte, beſchloß ſie, bis zu einbrechender Dunkelheit auf dem freien Felde zu verweilen und zu deſto größerer Sicherheit erſt um Mitternacht in die Stadt einzugehen. Sie that, wie ſie ſich vorgenommen hatte, und als der dunkle Schleier der Nacht auf die Erde herniedergeſunken war, trat ſie in die Straßen ein, und lenkte ihre zögernden Schritte dem Hauſe ihres Vetters, in deſſen Schutz ſie ſich begeben wollte, zu. Sie kam in die Nähe ihres Kloſters, als es eben elfe ſchlug. Indem ſie nun an der kleinen Pforte des Haupteinganges der Kirche, durch die ſie einſt entwichen war, vorübergehen wollte, fühlte ſie ſich wie von einer innerlichen Gewalt gezwungen, einen Augenblick davor ſtehen zu bleiben und in ihrem Gemüthe jene Stunde der Flucht, im Vergleiche mit dieſer gegenwärtigen der Rückkehr und die unerträgliche ihr in den wenigen dazwiſchen liegenden Jahren aufgebürdete Sündenlaſt zu überdenken. Ohne daß ſie wußte, wie es kam, drückte ſie den Griff der kleinen Thüre nieder, und ſiehe da! ſie war nur angelehnt und öffnete ſich. Voller Staunen über dieſen ſeltſamen Umſtand, ſprach ſie zu ſich ſelbſt: Nun, beim Himmel! das nenn' ich eine große Sorgloſigkeit der Nonnen, oder des Sakriſtans, dem es obliegt, die Kirche zu verſchließen! Wie war es nur möglich, daß er die Thüre offen ließ! Aber wie leicht könnte es nicht auch ſein, daß Räuber das Altarzeug, oder etwa die Strahlenkrone der Jungfrau ſtehlen wollten, die, wenn ich mich nicht irre, von Silber iſt? Bei meinem Leben! da käme ich ja eben recht dazu, um, wenn dem ſo wäre, die Heiligthümer vielleicht mit Aufopferung meiner ſelbſt zu erretten, oder in dem erſteren Falle die Nachläſſigen an ihre Pflicht zu mahnen. — Sie ſtreckte zu gleicher Zeit vorſichtigerweiſe den Kopf hinein und lauſchte; aber weder vernahm ſie ein Geräuſch, noch ſah ſie etwas anderes, als zwei brennende Lampen, eine vor dem heiligen Sakramente, die andere vor dem Altar der gebenedeiten Jungfrau. Sie blieb eine lange Weile unſchlüſſig ſtehen, ohne daß ſie weiter vorzuſchreiten wagte; weil ſie fürchtete, irgend eine Nonne möge gerade auf dem Chore beten, und über ihren Anblick Lärm erregen, der ſie dann gefährde, erkannt und hart geſtraft zu werden. Dieſer Beſorgniß ungeachtet, beſchloß ſie, ihrer erſteren Eingebung, wenn auch auf die Gefahr ihres Lebens hin, getreu zu bleiben. Sie trat muthig ein, doch indem ſie vor dem Altar der heiligen Jungfrau vorüberging, ſtrauchelte ſie über ein großes Bund Schlüſſel, die vor ihr auf dem Boden lagen. Verwundert und beſtürzt bückte ſie ſich, um die Schlüſſel aufzuheben und zu betrachten; aber kaum hatte ſie ſich angelaſſen, dies zu thun, als das andächtige Bild der Mutter Gottes ſie wie mit verweiſender Stimme bei Namen rief, ſo daß Doña Luiſa halb todt vor Entſetzen zu Boden ſtürzte, und alsdann folgendermaßen fortfuhr, ſie anzureden: O, du ſo verderbtes Weib, wie es deren Wenige auf Erden giebt! Wie mochteſt du doch ſo verwegen ſein, vor meiner Reinheit wieder zu erſcheinen, nachdem du die deinige ſchamloſerweiſe, durch ſo viele gottesläſterliche Sünden als du begangen, verloren haſt! Sprich, Undankbare! wie du mir den Verluſt dieſes unwiederbringlichen Kleinodes jemals vergüten, wie deine ſchmähliche Abtrünnigkeit von Gott abbüßen willſt? — Die ſündhafte Nonne war durch dieſe geſtrengen Worte ſo zerſchmettert, daß ſie ihr Angeſicht weder zu erheben wagte, noch erheben konnte, und keine andere Erwiederung darauf hatte, als die bitterſten Thränen, die aus ihren Augen herabſtrömten. Die mildthätige Jungfrau wollte ſie aber auch wieder tröſten und aufrichten, als ſie die wahrhafte Reue und Betrübniß ihrer Seele ſah, und ſagte ferner zu ihr: Damit du bei alledem erkenneſt, daß mein göttlicher Sohn unendlich barmherziger iſt, als du böſe biſt, und daß er mehr verzeihen, als womit die ganze Welt ihn beleidigen kann, wie es denn nicht der Tod der Sünder iſt, was er wünſcht, ſondern deren Leben und Beſſerung, ſo habe ich um deſſenwillen, was du vordem zu meiner Ehre gethan haſt, als du noch auf den Wegen des Heiles wandelteſt, für deine Errettung bei ihm vorgebeten, und ſoviel von ſeiner Gnade erlangt, daß er deine Sache in meine Hand gelegt hat, die ich dem gemäß in ſeiner Nachfolge für dich gethan habe, was du mir niemals genug danken kannſt, und wenn du zweitauſend Jahre ſo muſterhaft wie in den erſten Jahren deines geiſtlichen Standes lebteſt. Erinnere dich, daß du, als du jetzt eben vor vier Jahren dieſes Haus verließeſt, vor meinem Altare vorüberfliehend, zu mir ſpracheſt, deine verblendete Liebe zu jenem Don Gregorio, der dich entführte, zöge dich von dannen, und daß du mir damals die deiner mütterlichen Fürſorge übergebenen Nonnen an das Herz legteſt, damit ich ihnen eine wahre Mutter würde, die du ſtiefmütterlich verließeſt, und ſie als die Meinen lenkte und behütete; worauf du endlich dieſes Bund der Schlüſſel in deiner Hand, hier vor mir niederwarfſt. Und ſo wiſſe, daß ich als eine liebevolle Mutter zu deiner Beſchämung deine Bitte erhörte, und von jenem Augenblicke an bis jetzt ſtatt deiner Priorin dieſes Kloſters war. Ich nahm in allen Dingen deine äußere Erſcheinung und dein Weſen an, und verſah dein Amt bei Tag und Nacht in Gegenwart der Nonnen, mochte es nun in Kloſter, Chor, Kirche oder Refectorium ſein, ſo daß mich eine jede für dich gehalten hat. Gegenwärtig bleibt dir nun nichts weiter mehr zu thun, als daß du mit dieſen Schlüſſeln die Kirchthüre hinter dir verſchließeſt und durch die Sakriſtei denſelben Weg zurückgeheſt, auf dem du dereinſt deine Zelle verließeſt. Du wirſt darin alles unverändert wiederfinden, ſowie es war. Deine Kleider liegen noch zuſammengefaltet an demſelben Orte. Ziehe ſie an und verſchließe dieſes Pilgergewand. Auch dein Brevier und der Brief, den du verließeſt, der letztere ungeleſen, liegen noch auf dem Tiſche, und jene ſelbige Kerze, die du anzündeteſt, brennt noch daneben. Es hat ſich während deiner Abweſenheit durchaus nichts neues in dem Kloſter ereignet und kein Menſch verſah ſich deiner Abweſenheit oder des Mangels der Gelder, die du mitnahmſt. Trage nur die einzige Sorge, zur Frühmette bereit zu ſein, beſſere dein Leben in Zukunft, wie es deine Pflicht iſt und waſche deine Schuld mit Thränen ab, wie alle diejenigen gethan haben, denen die Kirche jemals den ehrwürdigen Namen Büßender gegeben hat. — Sobald ſie dieſe Worte geſprochen hatte, verſtummte die glorreiche Himmelskönigin und verbreitete rings umher in der Kirche einen lieblichen Duft. Doña Luiſa gehorchte ihrem göttlichen Willen mit beſchämtem und zerknirſchtem, aber dennoch beruhigterem Herzen, erhob ſich, um die Zeit nicht verſtreichen zu laſſen, in Schweiß und Thränen gebadet, vom Boden, und verſchloß, nachdem ſie ſich vor dem Bilde der heiligen Jungfrau und dem Sakramente tief verneigt hatte, mit dem vorgefundenen Schlüſſelbunde die Kirchthür. Darauf ging ſie in ihre Zelle empor und hatte nicht ſobald ihre ehemaligen Kleider wieder angelegt, ihr Antlitz verhüllt und ihr Brevier zur Hand genommen, als zur Frühmette geläutet wurde, und die Nonne, die ſie abzurufen pflegte, bei ihr eintretend, den Leuchter vom Tiſche aufhob und ihr damit auf den Chor vorleuchtete. Hier nun verweilte die reuige Priorin, der da alles, was ſie um ſich vorgehen ſah, ein bloßer Traum zu ſein bedünkte, im Gebete auf ihren Knien, bis die Nonnen ſich verſammelt hatten, hielt dann die Frühmette und das gewöhnliche Gebet ab, und kehrte zuletzt von Allen, in Begleitung der ihr vorleuchtenden Schweſter, die ſie erſt abgeholt hatte, in ihre Zelle zurück.

In dieſem einſamen Gemache allein geblieben, mußte ſie von neuem, theils aus Schmerz, theils aus Dankbarkeit für die ihr zu Theil gewordene unerhörte Gnade der heiligen Jungfrau übermäßig weinen. Sodann aber nahm ſie, nach einem kurzen inbrünſtigen Gebete voll frommer Vorſätze, eine große Geißel, die über dem Kopfpfühle ihres Lagers aufgehängt war, zur Hand, und kaſteiete ſich damit eine halbe Stunde lang auf das erbarmensloſeſte, indem ſie alſo die ſtrengen Selbſtzüchtigungen begann, die ſie ſich fernerhin jeden Tag ihres Lebens für ihre ehemaligen Unthaten auferlegen wollte. Sobald ſie dieſe erſte Bußübung vollbracht hatte, zog ſie überdies ein rauhes, von Haar und Spartgras gewebtes Büßerhemd an, wie es in der Faſtenzeit getragen wird, das ihren Körper vom Halſe bis zu den Knien bedeckte, und deſſen Aermel bis zum Handgelenke eng anlagen, und entnahm demſelben Schranke, der es geborgen hatte, eine Kette, die ſie ſich unter dem Hemde dreimal um den zarten Leib ſchlang. Auf ſolche Weiſe vorbereitet, verließ ſie zum anderen Male ihre Zelle und begab ſich wieder auf das Chor, wo ſie vor dem

Bilde der Jungfrau, die zu ihr geſprochen hatte, bis zur Stunde der Prima ihren Roſenkranz abbetete. Danächſt ließ ſie den Beichtiger des Kloſters zu ſich kommen, legte demſelben unter Bezeigung der grenzenloſeſten Reue und Betrübniß eine Generalbeichte ab, und erzählte ihm der Reihenfolge nach alles, was ſie in den letzteren vier Jahren ihres Lebens Greuelvolles begangen hatte; indem ſie ihm ſchließlich eröffnete, welch großes Wunder die erhabene Mutter Gottes zu ihrer Errettung aus zeitlichem und ewigem Verderben aus Liebe für ſie gethan habe.

Der ehrwürdige Pater vernahm ihr verhängnißſchweres Geheimniß mit den Zeichen des höchſten Erſtaunens und der innigſten Rührung darüber, daß er in ſeiner Niedrigkeit ſeither ſollte für würdig befunden worden ſein, die himmliſche Reinheit ſelbſt zu beichten und ihr mit ſeiner Hand das heilige Abendmahl nicht ein-, ſondern ſo viele Male zu reichen. Bei alle dem wünſchte er aber dennoch das Angeſicht der bußfertigen Aebtiſſin ſelbſt zu ſehen, um ſich zu überzeugen, daß er nicht etwa, wie er beſorgte, ein teufliſches Weſen vor ſich habe, das ihn zu hintergehen beabſichtige. Und erſt, nachdem Dona Luiſa ſeinem Verlangen entſprochen und ihn durch die offenbare Aufrichtigkeit ihrer Thränen überzeugt hatte, daß er kein Blendwerk der Hölle vor ſich ſehe, tröſtete und ermuthigte er ſie, auf dem angetretenen Wege des Heiles und der Beſſerung getreulich zu beharren.

Doña Luiſa ihrerſeits gewann im ferneren Verlaufe ihres Kloſterlebens täglich einen neuen Sieg über ſich ſelbſt, durch Abtödtung des Irdiſchen in ihr, und ward je mehr und mehr das Räthſel und ein Gegenſtand der Bewunderung der ganzen Schweſternſchaft, die ſich nicht zu erklären wußte, weshalb ſie ſich ſo durchaus enthielt, das Sprachzimmer zu beſuchen, und nur unabläſſig betete, weinte oder ſich kaſteiete.

Inzwiſchen hatte aber auch, nachdem ſie ſchon ſeit mehreren Monaten wieder in ihrem Kloſter lebte, der Himmel beſchloſſen, ihren ehemaligen Geliebten Don Gregorio zur Tugend zurückzuführen. Er hörte in einer Pfarrkirche des Hofes zufälligerweiſe die Predigt eines Dominikanermönchs an, und da der Himmel die Zunge dieſes erleuchteten Mannes leitete, ſo geſchah es, daß deſſen Worte von Gottes unendlicher Barmherzigkeit gegen reuige Sünder und von dem Entzücken des ganzen Himmels über deren Rückkehr zur Tugend einen ſo geſegneten Eingang in ſein Herz fanden, daß er augenblicklich in ſich ging, und daß ihm die ſchwere Laſt ſeiner Sünden mit einem Male ſo unerträglich ward, daß er nicht umhin konnte, ſich unmittelbar nach dieſer Predigt in das Kloſter des frommen Mönchs zu begeben, dem er, als er in ſeine Gegenwart geführt worden war, die Zerknirſchung ſeines innerſten Gemüthes anfänglich nicht anders, als durch einen unverſiegbaren Quell von Thränen zu offenbaren vermochte. Erſt in der Zelle des Gottesmannes, wohin ihn dieſer darauf mit ſich nahm, gewann der Unglückliche die Sprache wieder und gebrauchte ſie dazu, indem er ſich vor ihm zu Füßen niederwarf, ihm eine ſo aufrichtige Generalbeichte ſeiner Sünden abzulegen, daß der Beichtvater ſich über dieſelbe faſt eben ſo ſehr entſetzte, als er über die plötzliche Umwandlung des Jünglings zum Guten entzückt ward. Er tröſtete ihn, ſo gut er konnte, abſolvirte ihn und entließ ihn von ſich, gekräftiget in ſeinen löblichen Vorſätzen, von denen nicht der geringſte derjenige war, nach Rom zu gehen, allda die heiligen Stätten zu beſuchen und dem Papſte die Füße zu küſſen, um auch ſeines vollſtändigen Sündenerlaſſes theilhaft zu werden. Don Gregorio kehrte alſo aus dem Kloſter nach der Stadt zurück, legte daſelbſt grobe Pilgergewande an, und begab ſich, ohne von ſeinem Herrn oder ſonſt Jemand Abſchied genommen zu haben, auf den Weg nach Rom, wohin er zwar mit ermüdeter Körperkraft, aber mit unverringerter Sehnſucht nach ſeiner gänzlichen Wiederausſöhnung mit der Kirche gelangte. Er erreichte am Ende die Abſicht ſeiner frommen Wallfahrt und verſäumte nicht, alsbald die Rückreiſe nach ſeiner Heimath anzutreten, da er ſeine Eltern noch einmal unerkannt zu ſehen wünſchte, und dieſes Verlangen zu befriedigen hoffen durfte, weil er durch körperliche Entkräftung, ebenſo wie durch die Leiden ſeines Gemüthes und durch die Mißhandlungen von Straßenräubern, die ihn unterweges- angefallen hatten, allerdings zur Genüge entſtellt und unkenntlich gemacht worden war. So wanderte er eines Tages bleich und abgefallen zu den Thoren ſeiner Vaterſtadt ein, wo er zunächſt an der Drehthüre des Kloſters, aus welchem er die Priorin entführt hatte, um ein Almoſen bat, weil er eben den Schauplatz ſeiner ſchweren Verſündigung auch zum erſten Zeugen ſeiner Buße in der Heimath machen wollte. Die barmherzigen Drehladendienerinnen reichten ihm eine anſehnliche Gabe und indem er ſie empfing, kam gerade die nämliche Magd dazu, die ihm vordem ſo viele Botſchaften von Doña Luiſa zugetragen hatte. Er konnte nicht unterlaſſen, ſie zu fragen, wer jetzt Priorin dieſes Kloſters ſei? Und die Frauensperſon erwiederte: Doña Luiſa iſt es ſchon ſeit vielen Jahren, denn die Schweſtern erwählen ſie mit Beiſtimmung ihrer Oberen wegen ihrer großen Tugenden immer von neuem wieder. — Doña Luiſa, fragte er verwundert, ſagt ihr, ſoll die Priorin ſein? Wie iſt das möglich? — Es iſt ganz gewiß ſo, wie ich ſage, fügte die Dienerin hinzu. — Ich muß glauben, daß ihr euren Scherz mit mir treibt! fuhr er fort, da ihr mich überreden wollt, daß Doña Luiſa Priorin dieſes Hauſes ſei, von der ich Dinge gehört habe, die es ſehr unwahrſcheinlich machen, daß ſie dieſe Eigenſchaft noch bekleide. — Doña Luiſa, beharrte ſie, iſt ſchon ſeit langer Zeit Priorin geweſen, und wird es auch noch lange trotz Allen ſein, die ſie um ihrer Tugenden und ihrer Erhöhung willen beneiden, und an denen gar kein Mangel iſt. — Don Gregorio ſenkte das Haupt voll der Verwirrung und Verlegenheit, die ſich denken läßt, zu Boden, und wagte dem Frauenzimmer, das ſchon drauf und dran war, ſich in der Vertheidigung ihrer Gebieterin zu erzürnen, kein Wort weiter zu entgegnen, weil er eines Theils an der Stimme von ihr erkannt zu werden, anderen Theils bei fortgeſetztem Geſpräche mit ihr ſelbſt etwas von ſeinen Erlebniſſen mit der Priorin zu verrathen fürchtete. Er entfernte ſich alſo von dieſem Orte, und trieb ſich bald in dieſer, bald in jener Stadtgegend, wie außer ſich, um Almoſen anſprechend und um den Namen der Priorin jenes Kloſters fragend, herum. Da er nun an dem einen, wie an dem anderen Orte die nämliche Antwort empfing, welche ihm die ihm wohlbekannte Dienerin bereits gegeben hatte, ſo beſchloß er zuletzt, um ſich aus ſeiner Verlegenheit zu ziehen, in das Haus ſeiner Eltern zu gehen, und ſich ihnen, wie er es ihnen denn auch ſchuldig war, zu entdecken. Bei ſeinem Eintritte fragte er den erſten Diener des Hauſes, dem er begegnete, ob ſeine Herrſchaft mildthätig gegen Arme ſei? und da der Diener ihm eine bejahende Antwort gab, ſo fragte er ferner um den Namen ſeiner Gebieter, ſo wie, als er hierauf die Namen ſeiner Eltern vernommen hatte, ob ſie auch mit Kindern geſegnet ſeien? Sie haben allerdings einen Sohn, ſprach der Diener, aber der macht ihnen großes Herzeleid, weil er nun ſchon vor vier Jahren aus ihrem Hauſe verſchwunden, und hinaus in die Welt entflohen iſt, ſie wiſſen nicht wohin und weshalb, denn das eben betrübt ſie von ihm zu allermeiſt, daß er ihnen gar keine Nachricht giebt, ob er noch und wo ſich am Leben befinde, damit ſie ihm in der Noth beiſtehen könnten, wenn er ihrer bedürfte. Don Gregorio ſchoſſen die Thränen in die Augen, als er dieſe Antwort vernahm; doch wandte er ſein Geſicht auf die andere Seite und verbarg ſie ſo gut es gehen wollte, indem er den Diener abermals fragte: Nannte ſich der Sohn dieſer Herrſchaft vielleicht zufälligerweiſe Don Gregorio? Wenn er dieſen Namen führt, ſo iſt er ohne Zweifel ein Soldat von der ſpaniſchen Garniſon von Neapel, den ich dort gekannt habe. Denn wie mir derſelbe, mit dem ich gute Kameradſchaft hielt, ſeine Herkunft und das Haus ſeiner Eltern in dieſer Stadt bezeichnete, von denen er ſagte, daß ſie keinen anderen Sohn und Erben ihrer großen Güter hätten als ihn, ſo kann er nicht wohl anderer, als dieſer vornehmen Leute Kind ſein. Wir könnten ja wohl gleich ausfindig machen, ob er es iſt, wenn mir jemand ſagt, ob er nicht zugleich mit einer vornehmen Dame, aus dieſem Ort entwichen iſt? — Ich war dazumal noch nicht hier im Hauſe, ſagte der Diener, als er entfloh, und habe ihn auch nicht gekannt; aber ich weiß allerdings, daß er, ſo wie ihr ſagt, Don Gregorio hieß, und ſich keines weiteren Vergehens ſchuldig gemacht als eine gewiſſe von Freunden entliehene Geldſumme, die aber ſeine Eltern ſogleich wieder bezahlt haben, mit ſich genommen hat. Daß er ihnen ſelbſt außerdem noch zwei Pferde und eine andere namhafte Summe Geld bei ſeiner Flucht entwendet, haben ſie ihm in ihrem Herzen niemals vorgeworfen, denn es war ja alles ohnedies ſein Eigenthum. — Nun, mein Freund, ſo beſchwöre ich dich denn bei Gottes Barmherzigkeit, du wolleſt die Herren dieſes Hauſes um ein Almoſen für mich vielleicht um ihres Sohnes willen anſprechen, den ich wohl gekannt haben werde. — O, nicht allein ein Almoſen werden ſie euch geben, erwiederte der

Diener auf dieſe Bitte Don Gregorios, ſondern euch ganz gewiß auf das freigebigſte bewirthen, wenn ihr ihnen dagegen etwas von ihrem geliebten Sohne erzählen wollt. Erwartet mich hier einen Augenblick, mein lieber Mann, ich eile mit eurer guten Nachricht zu ihnen hinauf. — Mit dieſen Worten entfernte ſich der Diener auf das eiligſte, ohne dem Fremden noch einmal in das Antlitz zu ſchauen, denn hatte er nicht unterlaſſen, dies zu thun, ſo würde er aus der Gemüthsbewegung und den Thränen deſſelben nothwendigerweiſe haben erkennen müſſen, daß er ſelbſt ſein Gebieter und der Erbe dieſes Hauſes ſei.

Nicht ſobald aber hatte der Diener Don Gregorio allein gelaſſen, um ſeiner Herrſchaft die frohe Botſchaft zu hinterbringen, als Don Gregorio ſchon bereuete, ſo viel von ſich ausgeſagt zu haben, denn da es eigentlich nur ſeine Abſicht geweſen war, ſich über ihr Leben oder ihren Tod Gewißheit zu verſchaffen und ohne ſich ihnen zu erkennen zu geben, ſofort in ein Kloſter deſſelben Ordens zu gehen, worin die Priorin war, um ſeine ſchweren Verſchuldungen auf eine angemeſſene Art abzubüßen; ſo wollte es ihm nun bedünken, daß ſein gegenwärtiges Beginnen dieſer ſeiner Abſicht hinderlich werden würde. Unzufrieden mit ſeiner Uebereilung, und um die Folgen derſelben bei dem Wiederſehen ſeiner Eltern zu verhüten, wendete er bereits dem Eingange den Rücken zu, um raſch von dannen zu eilen, als der flinke Diener auch ſchon wieder an der Thüre erſchien, um ihn zu holen, und die Eltern ſelbſt ihm zum Fenſter heraus zuriefen. Der verwirrte Pilgrim konnte ſich nicht weigern, in das Haus einzutreten und ſich in ein oberes Gemach einführen zu laſſen. Als er nun aber auf die Bitte der alten Leute daſelbſt in einem Seſſel Platz genommen hatte, ſetzten ſie ſich ebenfalls zu beiden Seiten neben ihn nieder, und richteten an ihn tauſende von Fragen nach jenem Don Gregorio, den er nach ſeiner Ausſage in Neapel gekannt habe, indem ſie dieſe Fragen durch nichts anderes unterbrachen, als durch eben ſo viele Verſprechungen. Unter zahlreichen Thränen ſprachen ſie zu ihm: Ach, lieber Bruder! was gäben wir nicht darum, gleich dir, dieſen unſeren geliebten Sohn und Erben geſehen zu haben, der die einzige Quelle unſeres tiefen Kummers iſt. Wie geht es ihm denn? Erleidet er Mangel und Noth? Iſt er noch Soldat, oder dient er anderswie? Hat er eine Frau genommen, oder wie lebt er? Der böſe, böſe, liebe Sohn! — Don Gregorio fühlte ſich vor Zärtlichkeit und Jammer über dieſe Fragen faſt mehr todt als lebendig; er verſtellte ſich indeſſen, ſo gut es ihm gelingen wollte, und ſprach dagegen zu ihnen: Alles was ich euch, meine edlen Gebieter, von ihm ſagen kann, iſt, daß er mir anvertraute, er habe unendliche Leiden ausgeſtanden, ſeitdem er aus eurem Hauſe und eurer elterlichen Obhut entwichen ſei, und daß ich beſtimmt weiß, er würde mit tauſend Freuden wieder zu euch zurückkehren, wenn ihn nicht ſeine tiefe Beſchämung daran verhinderte. — Worüber hat denn unſer Sohn Urſache, ſo beſchämt zn ſein, ſprach die Mutter, da er niemals in ſeinem ganzen Leben etwas Niedriges begangen, oder irgend Jemand in dieſer Stadt beleidigt hat? — Er gab mir ſeine näheren Gründe deshalb nicht an, fügte der Pilgrim hinzu, als er mir dies ſagte. Ich glaubte aber danächſt ſo viel aus ſeinen Worten abnehmen zu können, daß er ſich von ſeiner Heimath wegen eines Liebesverhältniſſes entfernte, das er allda mit einer Nonne, die er Doña Luiſa nannte, angeſponnen hatte. Ja, ich möchte beinahe dafürhalten, es müſſe dieſerwegen ein großes Aergerniß im Kloſter gegeben, oder er die Nonne gar entführt haben, weil er allen denen, die ihn etwa hätten kennen können, mit ſo übergroßer Scheu aus dem

Wege ging. — Ihr konntet uns kein gewiſſeres Anzeichen geben, antwortete ihm hierauf ſein greiſer Vater, daß jener Mann, den ihr gekannt habt, unſer Sohn geweſen iſt, als daß ihr uns eben dieſe Doña Luiſa namhaft macht, die ſchon ſeit vielen Jahren als Nonne und Priorin in einem unſerer Klöſter lebt, und die er vor ſeiner Entfernung des öfteren zu beſuchen pflegte; ihr thut aber ihr und ihrem außerordentlichen Werthe himmelſchreiendes Unrecht an, wenn ihr von ihrem jederzeit muſterhaften Wandel auch nur im mindeſten übel denken wollt. — Als Don Gregorio nunmehr auch das Lob vernahm, das ſeine Eltern in Beſtätigung deſſen, was die ganze Stadt von ihr ſagte, der Priorin gaben, und andererſeits nicht umhin konnte, über die Zärtlichkeit und Liebe, mit der ſie noch an ihm ſelbſt hingen, tief gerührt zu werden, ſo überkam ihn mit einem Male darob eine ſolche Schwäche, daß er beſinnungslos auf ſeinem Seſſel zurück ſank. Die Eltern ſprangen ihm bei dieſem unerwarteten Zufalle alsbald mit Stärkungsmitteln bei, weil ſie dafür hielten, es habe ihm der Hunger dieſe Ohnmacht zugezogen. Als ſie ihm nun aber den Hut abnahmen, den er ſich tief in die Augen gedrückt hatte, und ihm aus chriſtlicher Liebe die Bruſt lüfteten, ja ſeine alte Mutter ihm den kalten Schweiß abtrocknete, und ſeine Geſichtszüge dabei mit Aufmerkſamkeit betrachtete, ſo erkannte ſie ihn und ſchrie zum Himmel auf: O, mein Sohn! du Licht meiner Augen! in welcher Verhüllung kommſt du in dein elterliches Haus zurück! — Der Vater hörte das Geſchrei, mit dem die Mutter den Pilgrim als ihren Sohn in die Arme ſchloß, ſtürzte hinzu und wäre faſt eben ſo, wie Don Gregorio ſelbſt, bewußtlos umgeſunken, als er ihn desgleichen erkannte. Welch ſeltſamer Gedanke, mein Gregorio! rief er aus: alſo vermummt zu deinen Eltern zurückzukehren? Du wollteſt ihnen doch nicht eben ſo begegnen, wie der heilige Alexius den ſeinigen? Ich kann es nicht glauben, denn welcher Unterſchied zwiſchen ihm und dir, der du ſo ohne allen Grund, und ohne von ihnen zur Ehe gezwungen zu werden, ſo grauſam mit ihnen umgehſt! — Das ganze Haus kam alsbald in Aufruhr, die Kunde von Don Gregorios Rückkehr verbreitete ſich durch die halbe Stadt, und ehe er noch von ſeiner Ohnmacht wieder zu ſich gekommen war, umſtand ihn ſchon ein weiter Kreis von Dienern und Nachbarn. Er empfand daher eine wahrhafte Schaam, als er die Augen wieder aufſchlug und erkennen mußte, wie ſein Geheimniß durchaus verrathen ſei. Er umarmte ſeine Eltern, warf ſich ihnen zu Füßen und erſuchte ſie, ihn ſich allein und der Ruhe zu überlaſſen. auch verabſchiedete er die übrigen Umſtehenden, denen er ſagte, es genüge, daß ſie Zeugen ſeiner Beſchämung und der Reue geweſen ſeien, die er über ſeine vergangenen Miſſethaten empfinde. Die hocherfreuten Eltern kamen ſeinen desfallſigen Wünſchen alſobald nach, und veranſtalteten, daß er. um der Ruhe zu genießen, in ein Bett gebracht wurde. Hier fragte er nun ſeine ſorgſame Mutter, die auf einem Stuhle an der Seite ſeines Lagers ſaß: wie lange es her ſei, daß ſie die Priorin nicht geſehen habe? Die Mutter antwortete: es könnten etwa drei Tage her ſein, und fügte hinzu, wie die Priorin, als ſie derſelben von ihm und der Betrübniß geſprochen, . die ſeiner Abweſenheit und ſeines ungewiſſen Schickſals wegen in ihrem Hauſe vorherrſche, nicht wenige Thränen und recht herzbrechende Seufzer um ihn vergoſſen und ausgeſtoßen habe; wodurch ſie doch gewiß zu erkennen gegeben, mit welcher Liebe ſie an ſeinem Sickſale Theil nehme.

Don Gregorios Erſtaunen wuchs auf dieſe Nachrichten immer höher an, denn da er von dem geſchehenen Wunder keine Ahnung haben konnte und doch ſeines und der Priorin gemeinſchaftlichen Verbrechens genugſam verſichert war, ſo mußte ihm nothwendigerweiſe alles wie ein Traum erſcheinen, oder er mochte wohl auch zuweilen ſich nicht erwehren können, ſeine Rückkehr zu ſeinen Eltern und ſeinen ſicheren Wiederaufenthalt in deren Hauſe für ein Blendwerk des Teufels zu halten, weshalb ihn denn die Lebhaftigkeit dieſer Vorſtellung auf Augenblicke ſogar wie außer ſich ſelbſt verſetzte und aus Angſtgefühl verunfähigte, irgend ein Wort zu äußern. Nichtsdeſtoweniger bat er, als er einige Tage ausgeruht hatte, ſeine Mutter, ihm die Gunſt zu erzeigen, nach dem Kloſter und zu der Priorin zu gehen, um ihr zu verkündigen: daß er zurückgekehrt ſei, nachdem er als bußfertiger Pilgrim in Rom geweſen, und von Seiner Heiligkeit für ſeine in den Jahren ſeiner Abweſenheit von der Heimath begangenen argen Jugendſünden Abſolution erfleht und erhalten habe. So wie er denn Doña Luiſa desgleichen durch die alte Dame erſuchen ließ, ihm zu erlauben, ſie nur noch ein einziges Mal zu ſehen, um ihr die Hand zu küſſen und ihr von ſeinem Leben Rechenſchaft abzulegen, weil ſeine ganze zukünftige Ruhe und Zufriedenheit davon abhange. Don Gregorio's Mutter ermangelte nicht, dieſen von ihm gewünſchten Gang nach dem Kloſter zu thun, um ihm durch Doña Luiſa's zu erlangende Einwilligung in ſeine Bitte eine Erleichterung zu verſchaffen, die, wie ſie ſelbſt und alle Verwandten aus ſeiner tiefen Schwermuth abnahmen, ſeinem Gemüthe nothwendig war. Sie ſprach die Priorin bei ihrer Ankunft im Kloſter, entledigte ſich ihres Auftrags an ſie und hatte die Genugthuung, unter heißen Thränen, die Doña Luiſa vergoß, die die ehrwürdige Alte aber anderen Beweggründen als aus denen ſie floſſen, zuſchrieb, von ihr das Zugeſtändniß zu erhalten, ihren unglücklichen Sohn ſchon des nächſtkommenden Tages zu ſehen. Sie begab ſich mit dieſer erwünſchten Zeitung eiligſt nach Hauſe zurück und hinterbrachte ſie demjenigen, der ſie zum Gedeihen ſeiner guten Vorſätze und zu ſeinem Seelenheile ſo dringend bedurfte. Don Gregorio nicht minder wie Doña Luiſa verbrachten die nun herannahende Nacht vor ihrer letzten Zuſammenkunft, deren Vergleichung mit ihrem beiderſeitigen erſten Zuſammentreffen im Kloſter ſich ihnen jetzt aufdringen mußte, in den inbrünſtigſten Gebeten und in geiſtlichen Betrachtungen. Sie genoſſen am anderen Morgen beide der Wohlthat der heiligen Sakramente der Beichte und des Abendmahls, und ſobald die dazu anberaumte Friſt gekommen war, begab ſich Don Gregorio ſo wie die Priorin in das Sprachzimmer.

Welche Feder wäre nun wohl im Stande, die Verwirrung zu beſchreiben, mit der ſich dieſes ehemalige Liebespaar gegenwärtig unter ſo veränderten Umſtänden begrüßte und wieder ſah, wenn man irgend ſagen konnte, daß ſie ſich vom Anfange herein vor Thränen wirklich ſahen, wie ſie denn eben beide eine geraume Weile ſo beſtürzt und befangen waren, daß ſie ſo wenig von ſich ſelbſt wie von den Dingen außer ſich wußten. Don Gregorio trug ein grobes ſchmuckloſes Gewand, ohne Degen, den Hut in das Geſicht gedrückt, auf der nackten Bruſt und dem Rücken eine große wie ein Reibeiſen geformte Platte von Eiſenblech, zwiſchen Jacke und Wamms ein Kreuz, und in der Taſche Roſenkranz und Stundenbuch. Die Priorin ihrerſeits fortwährend daſſelbe Kleid, welches ſie in der erſten Nacht nach ihrer Rückkehr angelegt hatte. Sobald ſie ſich beide vor innerlicher Zerknirſchung ein wenig wieder geſammelt hatten, hub Don Gregorio an, folgendermaßen zu reden: Bei dem Kreuze, an dem der ewige Gott Sünder meines gleichen errettete, bei den Thränen, der Angſt und den Schmerzen, mit welchen er damals ſeinen Geiſt aufgab, und bei dem, was ſeine himmliſche Mutter am Fuße dieſes Baumes des Heils empfand, beſchwöre ich euch, ehrwürdige Frau, mir zu ſagen, ob ihr die nämliche Priorin Doña Luiſa ſeid, die mich vor vier Jahren durch ihren Anblick dergeſtalt bezauberte, daß ich ſie mit ihrer Zuſtimmung aus dieſem Kloſter entführte und in fremden Landen eine Zeitlang auf das allerruchloſeſte mit ihr lebte. Wofern ihr, wie ich nicht bezweifele, dieſes Weib ſeid, ſo ſagt mir, wie es möglich war, daß ihr, mit mir ziehend, hier verweiltet, oder, hier verweilend, mit mir flüchtetet, denn wiewohl ich meiner Sache gewiß genug verſichert bin, daß ich euch aus dieſen Mauern raubte und in irdiſcher unreiner Liebe Jahre lang beſaß, ſo behauptet man hier doch allgemein gegen mich, daß ihr als Priorin unausgeſetzt in dieſem Kloſter weiltet und ſeiner Schweſterſchaft ein ſtetes Vorbild an Frömmigkeit und Tugend geweſen ſeid. Ich bin Don Gregorio, der nichtswürdigſte, gottvergeſſenſte, verworfenſte Menſch auf der Welt, der ich mit einem wahrhaft teufliſchem Gelüſten meine Augen auf die Braut des Himmels und meines eigenen Gottes warf, deſſen überſchwengliche Gnade mir nun aber desungeachtet das Licht meiner Augen wiedergegeben hat. — Die Priorin machte den Jüngling hiernächſt in Antwort auf dieſe Anrede des unglaublichen Wunders mitwiſſend, welches die heilige Jungfrau um ihrer armen Seele Seligkeit willen an ihr hatte ausüben wollen, tauſchte von ihm, ſobald er ſich von ſeinem unmäßigen Staunen darüber allmälig erholte, die umſtändliche Erzählung ſeiner eigenen Schickſale ſeit ſeiner Trennung von ihr gegen die der ihrigen ein, und gewann alſo, in der Ueberzeugung von ſeiner wahrhaften Bekehrung, faſt einen eben ſo wirkſamen Troſt, als ihre eigenen Mittheilungen ihm hatten bereiten müſſen. Sie wünſchten ſich gegenſeitig Glück, dem ewigen Verderben entronnen zu ſein, beſtärkten eines das andere in dem begonnenen frommen Lebenswandel, und als Don Gregorio endlich der Priorin ſeinen Entſchluß anvertraute, eben ſo wie ſie ſelbſt der Welt und ihrem eitlen Scheine auf immer zu entſagen und ſich in ein Kloſter des nämlichen Ordens wie das ihrige zurückzuziehen, um ſeine irdiſchen Verſchuldungen im Dienſte Gottes abzubüßen, und ſeine unſterbliche Seele zum dereinſtigen Eingange in ein reineres Daſein vorzubereiten, ſo erfüllte er damit den letzten innigſten Wunſch der gottſeligen Frau auf dieſer Erde, und ſie ſchieden von einander, ſich wechſelsweiſe ihre Verſündigungen an einander vergebend, und ſich verſprechend, eines das andere in ſein tägliches Gebet eingeſchloſſen zu halten, um ſich hienieden nimmer wieder zu ſehen.

Die Priorin hörte in der Folge der Zeit niemals auf, ſich zu kaſteien und der heiligen Jungfrau Dank zu ſagen; Don Gregorio aber ging von ihr in ſein väterliches Haus zurück, wo er nach wenigen Tagen ſeine Eltern von ſeinem heiligen Vorſatz in Kenntniß ſetzte, und ſie um ihren Segen ſowie fußfällig um ihre Erlaubniß bat, ſein gethanes Gelübde zu erfüllen. Er bat ſie dann ferner, ihr ganzes Vermögen nach ihrem Tod an arme Leute zu vererben, erlangte durch ſeine Thränen und Ueberredungskraft von ihnen auch die Zuſicherung der Erfüllung dieſer Bitte und ward nach ſeiner Einkleidung ein ſo muſterhafter Mönch, daß ihn ſein Kloſter mit der Zeit zum Prior erwählte.

Don Gregorio und Doña Luiſa ſtarben endlich, der göttlichen Fügung gemäß, an einem Tage und in einer Stunde, nachdem ſie die heiligen Sakramente empfangen und ihre Brüder und Schweſtern durch eine fromme Abſchiedsrede erbaut hatten. Das Geheimniß ihrer Liebe und Verſündigung, ſo wie ihrer Bekehrung und des von der heiligen Jungfrau gewirkten Wunders ruhte bis zu ihrem Tode in der verſchwiegenen Bruſt ihrer Beichtiger. Als dieſelben es aber nun verkündigen durften und verkündigten, ſtrömte die ganze Stadt hinzu, um die heiligen Leichname auf ihren Bahren zu ſehen. Es fand ein prächtiges Begräbniß derſelben ſtatt, und Jedermann beneidete das gute Glück der Eltern des Bruders Gregorio, welche ſich eines geehrten troſtreichen Alters erfreuten, und am Ende ihrer Tage mit ihren irdiſchen Gütern gute Werke ſtifteten. Die Eltern der Priorin Doña Luiſa waren eben ſo wie ihre Schweſter in jenem anderen Kloſter ſchon lange Zeit vor ihr geſtorben.

XX.

Die drei Geduldproben.

Es lebte in Mantua dereinſt ein Edelmann, Namens Aloiſio, aus dem Hauſe Canoſſa, in großem Wohlbehagen und Anſehen. Er hielt immerdar offene Tafel und ermangelte niemals der guten Freunde, die bei ihm zuſprachen. Er hatte bereits ſechszig Jahre im ledigen Stande gelebt, als einige ſeiner Freunde es ſich einfallen ließen, ihm zuzureden, in den der Ehe zu treten. Es koſtete ihm zwar viele Ueberwindung, dieſen Entſchluß zu faſſen; indeſſen ergab er ſich am Ende in ihren Wunſch. Die Frau, die man ihm zuwendete, hieß Lukrezia; ſie war ſchön, edel geboren und noch jung genug, um mit Kindern geſegnet zu werden.

Aloiſio hatte zwar trotz ſeines Alters noch ein ſtattliches Anſehen, war aber Lukrezien in der That nicht mehr jung und rüſtig genug. Sie beklagte ſich darüber gegen ihre Mutter und erklärte ihr rund heraus, daß ſie eine ſolche Lebensart ohne Liebhaber nicht länger führen könne.

Die Mutter war eine ehrbare Frau, die zu ihrer Zeit ihrem Eheherrn die Treue nimmermehr gebrochen, und erſtaunte, ihre Tochter in einem ſolchen Zuſtande zu ſehen.

Sie erzürnte ſich höchlich über ihre Thorheit und ſtellte ihr die Gefahren, denen ſie ſich ausſetzte, auf das eindringlichſte, wiewohl vergebens vor. Lucrezia bat und beſchwor ſie, ihr ein Mittel anzugeben, das ſie von ihrem Uebel heile und ihre Ehre errette. Widrigenfalls, ſprach ſie, ſehe ich mich gezwungen, meine Ehre und mein Leben auf das Spiel zu ſetzen, denn ich ertrage die Gluth nicht länger, die mich verzehrt. —

Die Mutter verzweifelte, als ſie den Entſchluß ihrer Tochter ſah und glaubte ſchier aus Betrübniß darüber ſterben zu müſſen. Desungeachtet verſuchte ſie noch eines, um ſie von dem Pfade des Verbrechens abzulenken; denn als ſie alle ihre Vorſtellungen ſcheitern ſah, ſprach ſie: Meine Tochter! du biſt alſo feſt entſchloſſen, das heilige Band der Ehe zu zerreißen, und eine Untreue an deinem Gemahl zu begehen. Ich kann dir zwar, was mich betrifft, nicht genugſam ausdrücken, wie mißvergnügt dies mich macht. Da es ſich jedoch hierbei um nichts geringeres, als um deine Ehre und dein Leben handelt, ſo muß man ja wohl oder übel Maßregeln ergreifen, die deiner innerlichen Leidenſchaft, deinem guter Rufe unbeſchadet, Genüge thun. Zuvörderſt alſo kommt es darauf an, daß du dir einen Liebhaber ausſuchſt, der kein unbeſonnener junger Menſch, ſondern ein kluger, ſchweigſamer Mann ſei. Dann mußt du dich aber auch wohl hüten, etwa mehr als einem Manne deine Gunſt zu gewähren. — Ich habe meine Augen bereits auf einen Mann geworfen, der zu unſerem Zwecke tauglich iſt, antwortete Lucrezia. Er ſteht in ſeinen beſten Jahren, und gilt hier im Hauſe für einen Heiligen. Ich meine den Kaplan, von dem mein Gatte eine ſo gute Meinung hegt, daß er ihn mir zu meinem Beichtvater geben will. Er hat mich von Zeit zu Zeit auf eine Weiſe angeſehen, aus der ich wohl errathen möchte, daß er mir zugethan iſt, und ich müßte mich ſehr irren, wenn er mich nicht liebt. — Ich kann dir nicht leugnen, meine Tochter, ſagte die Mutter, daß ſich gegen dieſen Mann allerdings nichts einwenden läßt; obgleich ein ſolcher Umgang mit Frauen nach gerade nicht in den Beruf eines Kaplans einſchlagen dürfte. Sieh dich aber nur vor, daß du dich mit ihm nicht übereilſt, und gedulde dich noch eine kleine Zeit. Prüfe zunächſt die Sinnesart deines Mannes, und merke wohl auf, wie er ſich dabei benehmen wird, wenn du ihm irgend einen ſchlimmen Poſſen ſpielſt. —

Es iſt hier zu wiſſen, daß in Aloiſios Garten ein ſchöner Lorbeerbaum ſtand, den er mit ſeiner eignen Hand gepflanzt hatte. Dieſer Lorbeerbaum war in einer geringen Anzahl von Jahren ſo groß gewachſen, und Aloiſio hatte ſeine Zweige und Aeſte ſo wohl in einander verſchlungen und geflochten, daß ſie auch gegen die allerſtärkſte Sommerhitze ein undurchdringliches Laubdach bildeten. Er bewirthete deshalb ſeine Freunde in der ſchönen Jahreszeit häufig unter dieſem Baume und pflegte für gewöhnlich die heißeſten Tagesſtunden in ſeinem Schatten zuzubringen. Lucrezia wußte, wie werth und theuer dieſer Baum ihrem Gatten war, und nahm ſich vor, ſeine Geduld vor allem damit auf die Probe zu ſtellen, daß ſie ihn fällen ließe. Eines Tages, als er mit einigen Freunden auf der Jagd war, ließ ſie den Gärtner vor ſich rufen, und befahl ihm, den Lorbeerbaum auf der Stelle umzuſchlagen. Der Gärtner weigerte ſich zwar deſſen lange Zeit; ſie ließ aber nicht eher ab, in ihn zu dringen, bis er nach ihrem Willen that, und kleine Reisbündel daraus machte, die ſie ihm gebot, auf den Boden zu tragen.

Sobald Aloiſio von der Jagd zurückkehrte, ging er geradesweges in ſein Zimmer, um Wäſche und Kleider zu wechſeln. Lucrezia ſtellte ſich an, um ihn beſorgt zu ſein, und ließ alſo gleich eines der Bündel Lorbeerreis zum einheizen herbeibringen. Ihr Gatte wunderte ſich wohl über dieſes Reis, doch konnte er eben nicht ahnen, von welchem Stamme es gehackt war. Als er in den Garten kam, entdeckte er, was dem ſchönen Lorbeerbaume widerfahren, und gerieth darüber in ſolchen Zorn, daß er beinahe die Geduld verlor.

Nichtsdeſtoweniger hatte Lucrezia die Kühnheit, ihm in dieſem Zuſtande lachenden Muthes vor Augen zu treten. Mein Schatz, ſagte ſie, ich habe befohlen, den Lorbeerbaum umzuhauen, wenn du die That beſtrafen willſt, ſo mußt du deinen Unwillen an mir auslaſſen. Ich habe nicht etwa im Sinne gehabt, dich zu beleidigen, ich that es nur, um mich dir gefällig zu beweiſen. Wir hatten kein trocknes Reisholz mehr zu Hauſe, und da es ſeit einigen Tagen kalt geworden iſt, ſo dachte ich, bei deiner Rückkehr von der Jagd würde dir ein gutes Feuer heilſam ſein. Der Lorbeer, wie du wiſſen wirſt, brennt auf der Stelle, er mag noch grün oder ſchon getrocknet ſein, und aus dieſem Grunde gab ich dem Gärtner das Geheiß, den Baum umzuhauen. — Du haſt ſehr unrecht daran gethan, erwiederte Aloiſio, und ich kann faſt nicht anders glauben, als daß es in böſer Abſicht geſchehen iſt. War denn auf keinem anderen Wege dürres Reiſig zu erlangen, als durch Umſchlagen eines Baumes, den ich für ſich allein weit höher als den ganzen übrigen Garten ſchätzte? Indeſſen iſt dem Uebel einmal nicht mehr abzuhelfen, und ſo bleibt mir nichts übrig, als dich zu warnen, mir in Zukunft niemals wieder einen ſolchen Streich zu ſpielen. Das heißt einen Menſchen bei ſeiner ſchwachen Seite faſſen, und es würde mir ſchwer fallen, dir ſo etwas noch einmal nachzuſehen. —

Lucrezia ließ es desungeachtet mit ihrem Gemahle nicht dabei bewenden und ſtellte ſeine Geduld auf eine abermalige

Probe. Aloiſio hatte eine Hündin, die er außerordentlich liebte. Die Mutter ſprach zu der Tochter, es reiche noch nicht hin, ihren Mann mit einem Baume geprüft zu haben; wahrſcheinlicherweiſe würde er ſich viel mehr darob erzürnen, wenn er ſeine theure Florine, eben dieſe Hündin, einbüßte. Lucrezia verſprach, den Verſuch zu machen und ſchmeichelte ſich, ihren Zweck zu erreichen.

Eines Nachmittages, als Aloiſio mit einigen ſeiner Freunde eben ausgegangen war und Florinen mit ſich genommen hatte, ließ Lucrezia das Zimmer prächtig ausſchmücken und eine koſtbare Decke über das Bett breiten. Darauf zog ſie eines ihrer beſten Kleider an und ſetzte ſich, mit einem Buche in der Hand, ihren Mann erwartend, beim Feuer nieder.

Weil es draußen ſehr kalt war, ſo geſchah es, daß Herr Aloiſio nicht ſobald wieder heimgekehrt, als er mit ſeinen guten Freunden rings um das Feuer herum Platz nahm. Ganz kothig wie ſie war, ſprang die Hündin auf das Bett, und beſudelte die ſchöne Decke über und über, was inzwiſchen Lucrezia nicht zu beachten ſchien. Bald nachher ſprang ſie aber wieder auf den Boden und ſtreckte ſich, wie ſie gegen alle Anweſende ihre Liebkoſungen geäußert hatte, auf Lucreziens koſtbares Kleid hin, das ſie eben ſo ſchmutzig wie vorher die Decke machte. Da entriß Lucrezia in demſelben Momente den Händen ihres Gatten einen Dolch, den er der Geſellſchaft vorzeigte, und brachte der Hündin mit dieſer Waffe zwei bis drei ſowohl abgemeſſene Stiche bei, daß ſie auf der Stelle todt umſank.

Aloiſio hatte bei dem Anblicke mit ſich zu kämpfen, daß er an ſich hielt. Als ſie ſich wegen ihrer raſchen That mit der Unreinlichkeit des Hundes entſchuldigen wollte, befahl er ihr, ſtill zu ſchweigen und ſagte nur zu ihr: ſie nehme ſich ein wenig allzugroße Freiheiten heraus. Du ſinnſt auf nichts anderes, fügte er hinzu, als darauf, wie du mich kränken willſt; aber du kannſt verſichert ſein, daß du deine Abſicht nicht erreichſt. — Mit dieſen Worten brach er von der Sache ab, und leitete das Geſpräch mit den Anweſenden auf einen anderen Gegenſtand.

Nachdem Lucrezia ihrer Mutter von dieſer anderen Verwegenheit, die ſie begangen, Bericht erſtattet hatte, ſprach die Matrone zu ihr: Auch damit iſt es noch nicht genug, denn ſo wie du die duldſame Gemüthsart deines Mannes mit dem ermeſſen haſt, was er von Pflanzen und Thieren zumeiſt liebte, mußt du ihn nun ein drittes Mal an vernunftbegabten Weſen in Verſuchung bringen. Gelingt dir dieſes letzte Wageſtück eben ſo gut wie die beiden erſteren, ſo werde ich dann zuſehen, was ſich eben für dich thun läßt. — Wohlan denn, Mutter! ſagte Lucrezia, auch noch dieſer letzte Verſuch werde gemacht; ich hoffe aber, daß du mich darnach nicht länger ohne Beiſtand läßſt. —

Der Sanct Ludwigstag, an dem Aloiſio geboren war, nahte, und es war ſeine Gewohnheit, ſeinen Freunden und Verwandten zu dieſem Feſte ein prachtvolles Gaſtmahl zu geben. Lucrezia harrte auf dieſen Tag mit Ungeduld, denn ſie gedachte an ihm, zum dritten Male, gegen ihren Gatten zu freveln.

Sobald die Gäſte bei Tafel ſaßen, befeſtigte ſie einen Zipfel des Tiſchtuches mit Geſchick an ein Bund Schlüſſel, das ihr am Gürtel hing. Dies gethan, ſprang ſie plötzlich von ihrem Stuhle auf und eilte, wie um noch etwas zu beſorgen, das Tiſchtuch mit ſich fortziehend, vom Tiſche hinweg, indem ſie alſo alles, was darauf geſtanden hatte, zu Boden riß. Man ſtelle ſich vor, was bei dieſer That, die ſogar einen Salomo würde in Wuth verſetzt, und einen Hiob ungeduldig gemacht haben, aus Aloiſio wurde! Er war auf das augenſcheinlichſte hoch aufgeregt, wenn ihn auch die anweſende Geſellſchaft abhielt, ſeinem Zorne freien Lauf zu laſſen. Man gab der Sache eine luſtige Wendung und Lucreziens Bosheit wurde nicht allein anfänglich als ein Zufall, ſondern ſogar, nach einer kleinen Weile, als ein Uebermaß von Zärtlichkeit gegen ihren Gatten ausgelegt, denn wie dieſer ſie fragte, zu welchem Ende ſie aufgeſtanden, antwortete ſie: es ſei um ſeinetwillen geſchehen, weil ſie wahrgenommen, daß ihm ſein Meſſer fehle, das ſie ihm ſelbſt habe holen wollen; worauf nun die ganze gaſtliche Verſammlung in Bewunderung dieſer verbindlichen Aufmerkſamkeit ausbrach und Aloiſio als den glücklichſten Ehemann in Mantua pries.

Aloiſio, der ein Mann von vielem Verſtande war, freute ſich, ſeine Gäſte die große Störung ſo heiter geſtimmt hinnehmen zu ſehen, und trug ſelbſt das ſeinige dazu bei, den Unfall von einer ſcherzhaften Seite darzuſtellen. Er ließ die Tafel unverzüglich wieder beſetzen, und die Anzahl der neu aufgetragenen Speiſen war wirklich ſo groß, daß der erſte Gang nur verſchwunden zu ſein ſchien, um den anderen deſto mehr hervorzuheben. Freude und Fröhlichkeit bemächtigte ſich aller Eingeladenen, und Aloiſio hatte das Anſehen, eben ſo aufgeräumt zu ſein, als die anderen.

Er hatte indeſſen die Verwegenheit ſeiner Frau nicht vergeſſen, und nicht minder den Lorbeerbaum und Florinen noch in friſchem Angedenken. Sein Scharfſinn ließ ihn die allmälige Steigerung in den Verſündigungen Lucreziens wohl erkennen, und er konnte nicht umhin, dahinter ein Geheimniß zu ahnen.

Lucrezia dagegen meinte nicht anders, als daß ſie wohlgethan und ihre Abſicht völlig erreicht habe. Sie freute ſich ſchon innerlich darauf, ſich nach den verſchiedenen Prüfungen nunmehr ungeſtraft einen Liebhaber erwählen zu dürfen. Als ſie aber am anderen Morgen aus ihrem Bette aufſtehen wollte, befahl ihr Aloiſio, liegen zu bleiben. Ich habe Gelegenheit gehabt, ſeit einiger Zeit zu bemerken, ſagte er zu ihr, daß du eine zu große Ueberfülle von Blut in dir haſt, und deswegen mich entſchloſſen, dir etwas davon abzapfen zu laſſen. Du begehſt alle Tage neue Thorheiten und Ausgelaſſenheiten, und findeſt Vergnügen daran, mich zu beleidigen. Was du dir erſt geſtern noch erlaubteſt, hat mir das Angedenken an meinen lieben Lorbeerbaum und an meine Hündin erneut. Dieſe deine drei Vergehungen ſind mir das empfindlichſte geweſen, was du mir bis jetzt irgend anhaben konnteſt; wer weiß aber, was du mir wohl ſonſt noch widerfahren ließeſt, wenn ich dem nicht vorbaute. Entſchließe dich alſo dazu, einen tüchtigen Aderlaß auszuſtehen; ich bin überzeugt, daß du dadurch ruhiger und demüthiger werden wirſt. —

Nachdem er dies geſprochen hatte, ließ er ungeſäumt einen Wundarzt in ſeine Wohnung holen, gebot, ein ziemliches Feuer im Zimmer anzufachen, und forderte Lucrezien auf, das Bett zu verlaſſen und in einem Lehnſeſſel Platz zu nehmen. Sie leiſtete ihm willigen Gehorſam, und der Wundarzt öffnete ihr auf ihres Gatten Geheiß eine Ader, die ſo lange, in Aloiſio's Gegenwart, offen bleiben mußte, bis er die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß ein fernerer Blutverluſt aus derſelben ihr Leben in Gefahr bringen würde. Darauf ließ er ihr dieſelbe Ader auch am anderen Arme öffnen, und nicht eher wieder zu binden, als bis die Beklagenswerthe halbtodt in Ohnmacht geſunken war.

In dieſem Zuſtande wurde ſie zu Bett gebracht, wo ſie in kurzem wieder zu ſich kam. Aloiſio hatte unterdeſſen ſeine Schwiegermutter holen laſſen, die auch ſogleich ankam, und ungefähr errathen mochte, was vorgefallen war. Nun, liebe Tochter, ſagte ſie halblaut mit einem heimlichen Lächeln zu Lucrezien, biſt du noch aufgelegt, einen Liebeshandel anzuſpinnen? Ich bin bereit, dir mein Wort zu halten. — Ach, Mutter! entgegnete Lucrezia mit ſchwacher, erſterbender Stimme: ich bin hin, es iſt um mich geſchehen. Meine Gluth iſt erloſchen, ich denke an keinen Liebhaber mehr. —

XXI.

Der Kaufmann von Venedig.

Im Hauſe der Scali in Florenz befand ſich dereinſt ein Kaufmann, Namens Bindo, der zu verſchiedenen Malen in Paris und Alexandria geweſen war, und auch ſonſt noch viele große Handelsreiſen gemacht hatte. Dieſer Bindo war ziemlich reich und hatte drei erwachſene Söhne, von denen er, als er zu ſterben kam, den älteſten und den mittleren zu ſich rief, in ihrer Gegenwart ſeinen letzten Willen machend, demzufolge er beiden ſein ganzes Habe, ſeinem dritten Sohne dagegen nichts hinterließ. Sobald nun dieſer jüngſte, Namens Giannetto, hiervon Kunde erhielt, ging er zu ſeinem Vater an ſein Bett und ſprach zu ihm: Ich wundere mich ſehr, mein Vater, daß ihr euer Teſtament gemacht habt, ohne mich darinnen zu bedenken. — Der Vater entgegnete: Ich liebe, mein Giannetto, in der ganzen Welt Niemand mehr als dich, und darum wünſche ich, daß du nach meinem Tode nicht hier verbleibeſt, ſondern unmittelbar darauf nach Venedig zu einem deiner Taufpathen geheſt, der Herr Anſaldo heißt und weil er ſelbſt keinen Sohn hat, mir ſchon oftmals geſchrieben, dich ihm als ſolchen zuzuſenden. Ich muß dir ſagen, daß er heut zu

Tage der reichſte Kaufmann in der ganzen Chriſtenheit iſt. Und ich wünſche alſo, daß du mit dieſem Briefe zu ihm geheſt, wann ich todt bin, denn du wirſt ein reicher Mann werden, wenn du dich in ihn ſchicken lernſt. — Der Sohn antwortete: Mein Vater! ich bin bereit, nach deinem Geheiße zu thun; — und der Vater gab ihm ſeinen Segen, und hauchte binnen wenigen Tagen ſeine Seele aus. Die drei Söhne erhoben über ſeinen Verluſt laute Klagen und thaten dem entſeelten Körper alle ihm gebührenden Ehren an; nach Verlauf einiger Tage riefen jedoch die beiden älteren Brüder den jüngſten zu ſich und ſprachen zu ihm: Unſer Vater hat zwar ſein Teſtament gemacht, Bruder, und uns zu ſeinen Erben eingeſetzt, derweil er deiner gar keine Erwähnung gethan. Indeſſen biſt du nichtsdeſtoweniger unſer Bruder, und ſollſt als ſolcher auch der mit uns gleichberechtigte Miterbe ſeiner Hinterlaſſenſchaft ſein. — Giannetto ſagte: ich danke euch für euer Anerbieten, lieben Brüder; aber was mich betrifft, ſo iſt es mein feſter Wille, irgendwo in der Welt mein Glück zu verſuchen; behaltet ihr euer euch zugedachtes Erbe, und laßt es euch geſegnet ſein. — Seine Entſchloſſenheit erkennend, gaben ihm ſeine Brüder ein Pferd und Geld vollauf zur Reiſe; und Giannetto nahm von ihnen Abſchied, indem er nach Venedig aufbrach, und nach ſeiner Ankunft allda in den Laden des Herrn Anſaldo ging, welchem er den ihm von ſeinem ſterbenden Vater überantworteten Brief einhändigte. Herr Anſaldo erſah aus dieſem Briefe, daß er der Sohn ſeines theuren Bindo war, und ſobald er dies geleſen hatte, umarmte er ihn mit den Worten: Sei mir willkommen, mein theurer Sohn, den ich ſchon ſo lange erſehnt habe, worauf er ihn nach Bindo frug. Giannetto erwiederte, ſein Vater ſei geſtorben und Herr Anſaldo ſagte ihm unter Liebkoſungen und Thränen, wie ſehr ihn deſſen

Tod ſchmerze, weil er mit ſeiner Hülfe einen großen Theil ſeines Beſitzthums erworben habe; wie aber ſeine gegenwärtige Freude über ihn dieſen Schmerz um vieles lindere. Sodann ließ er ihn nach ſeinem Hauſe führen, und befahl ſeinen Ladendienern und ſämmtlichen Untergebenen, Knechten wie Mägden, Giannetto mehr noch zu gehorchen als ihm ſelbſt. Die Schlüſſel zu allen ſeinen Kaſſen händigte er ihm mit den Worten ein: Schalte und walte damit künftig, mein Sohn, wie es dir wohlgefällt, kleide dich wie du willſt, bitte deine Mitbürger zu Gaſte, und laß dich vor ihnen ſehen; ich heiße alles gut, was du in dieſer Hinſicht thun magſt, und ich werde dich je lieber haben, in je größeres Anſehen du dich ſetzeſt. Giannetto fing alſo an, mit venetianiſchen Edelleuten umzugehen, ein Haus zu machen, Tafel zu halten, Geſchenke auszutheilen, ſich mit Dienerſchaft zu umgeben, Pferde zu kaufen, und an Ritter- und Waffenſpielen Theil zu nehmen. Ja, da er eben ſo erfahren und lebensklug als großgeſinnt und anmuthig war, ſo verſtand er ſo wohl, als ob er hundert Mal ſein Sohn geweſen wäre, Herrn Anſaldo Ehre zu machen und ſich durch ſein Betragen Jedermann zu befreunden, daß Herr Anſaldo zuletzt nur noch für ihn allein auf Erden Herz und Sinne hatte, und ganz Venedig in ihm ſeinen Liebling ſah, wo denn überdies faſt kein einziges Feſt mehr gefeiert wurde, zu dem nicht Giannetto eingeladen worden wäre.

Da geſchah es, daß zwei ſeiner liebſten Gefährten, wie ſie es alljährlich gewohnt waren, in zweien Schiffen mit ihren Waaren nach Alexandria gehen wollten, und zu Giannetto dieſerhalb ſprachen: Du ſollteſt dich mit uns des Meeres erfreuen, um die Welt und inſonderheit jenes Damaskus und ſein Land kennen zu lernen. — Giannetto antwortete: Das wollte ich herzlich gern thun, wenn mein Vater, Herr

Anſaldo, mir ſeine Erlaubniß dazu gäbe. — Jene aber ſagten: Wir wollen es ſchon machen, daß er ſie dir giebt und daß er damit zufrieden iſt, gingen ungeſaumt zu Herrn Anſaldo und baten ihn, daß er doch Giannetto bewillige, in dieſem Frühjahre mit ihnen nach Alexandria zu gehen, und daß er ihm ein Schiff dazu ausrüſte. — Herr Anſaldo entgegnete: ich bin es zufrieden, wenn es ſein Wunſch iſt, und die Jünglinge ſagten, Herr, es iſt ſein Wunſch. Hiernächſt ließ Herr Anſaldo ein ſchönes Schiff ausrüſten, mit vielen Waaren befrachten, und mit Flaggen und Waffen hinlänglich verſehen, und gebot dem Capitaine und der Mannſchaft Giannetto in allen Dingen Gehorſam zu leiſten. Ich ſende ihn mit dieſem Schiffe nicht Gewinnes wegen über die See, fügte er hinzu: ſondern damit er zu ſeinem Ergötzen die Welt durchſchweiſe. — Als Giannetto zu Schiffe ſtieg, lief ganz Venedig zuſammen, um es mit anzuſehen, weil ſeit langer Zeit kein ſo ſchönes und wohlausgerüſtetes Fahrzeug als das ſeinige den Hafen verlaſſen hatte, und ſeine Abreiſe that einem Jeden leid. Er nahm von Herrn Anſaldo und von ſeinen Freunden Abſchied, ließ die Segel aufziehen und fuhr in Gottes Namen und auf gut Glück nach Alexandria von dannen. Wie nun die drei Jünglinge in ihren drei Schiffen über die Wogen hinſtrichen, trug es ſich eines Morgens vor Sonnenaufgang zu, daß Giannetto einen Meerbuſen mit einem ſchönen Hafen wahrnahm und ſeinen Steuermann nach dem Namen deſſelben fragte. Der Steuermann erwiederte: Mein Herr! jener Ort gehört einer Witwe an, die ſchon viele Männer zu Grunde gerichtet hat. — Wie das? fragte Giannetto. — Mein lieber Herr! erwiederte jener: ſie iſt ein ſchönes hohes Weib und befolgt dieſes Geſetz, daß ein jeder, der daſelbſt fremd hinkommt, bei ihr ſchlafen muß, um, wofern er im Stande iſt, ihren Beſitz zu erlangen, ſie zur Gattin zu gewinnen und damit zugleich der Herr dieſes Hafens und dieſes Landes zu werden; im Gegentheile aber all das ſeinige zu verlieren. Giannetto dachte ein wenig bei ſich nach und ſagte dann: Mache, daß ich auf was für Art es ſei, in den Hafen gelange. — Der Patron erwiederte: Bedenkt wohl, o Herr! was ihr ſagt, es ſind ihrer Viele in dieſen Hafen eingegangen und darin im Elende verblieben. Giannetto ſagte: Miſche du dich nicht in andere Dinge ein, ſondern thu', was ich dir ſage. — Und geſagt, gethan, ſie wendeten ihr Schiff und fuhren in den Hafen ein, ohne daß ihre Genoſſen auf den anderen Schiffen ſich deſſen verſahen. Die Nachricht von der Ankunft des ſchönen Schiffes verbreitete ſich am Morgen allerwärts hin und vieles Volk lief im Hafen zuſammen, um es anzuſtaunen, wie denn auch die Herrin, ſobald ſie davon gehört hatte, Giannetto zu ſich einladen ließ. Er begab ſich auf der Stelle zu ihr und begrüßte ſie auf das ehrerbietigſte, und ſie nahm ihn bei der Hand, und fragte ihn, wer und woher er ſei, und ob er den Brauch des Landes kenne? Giannetto bejahte dies und erklärte, daß er um keines anderen Grundes willen gekommen. Sie ſagte, daß er ihr hundertmal willkommen ſei, und that ihm den ganzen Tag lang große Ehren an, indem ſie ihre Barone, Grafen und Ritter vor ſich beſchied, ihm Geſellſchaft zu leiſten. Giannetto's offenes, mittheilendes Weſen und anmuthige Sitte gefiel Jedermann, und ſie wünſchten Alle, ihn zum Gebieter zu erhalten. Man ſang und tanzte bis in die Nacht hinein, und alsdann nahm die Dame Giannetto bei der Hand, führte ihn in ihre Kammer und ſagte: Es ſcheint mir jetzt an der Zeit zu ſein, zu Bette zu gehen. — Giannetto erwiederte: Madonna, ich bin der eurige, und ſofort kamen zwei Dienerinnen, die eine mit Wein, die andere mit Confekt. Die Schöne ſprach: Ich weiß, ihr werdet durſtig ſein, darum trinkt. Giannetto aß von dem Confekte und trank von dem Weine, der ihm unbewußt mit einem Schlaftrunke gemiſcht war, da er ihm gut ſchien, faſt einen halben Becher. Er hatte ſich aber kaum ausgekleidet und zu Bett gelegt, als er auch feſt eingeſchlafen war. Die Dame legte ſich ihm zur Seite nieder, der bis zum anderen Morgen nach der Tertie ſchlief, ſtand mit Tagwerden wieder auf und begann das Schiff entladen zu laſſen, das ſie voll reicher und koſtbarer Waaren fand. Ihre Zofen traten nach der Tertie vor Giannetto's Bett, weckten ihn und hießen ihn mit Gott weiter ziehen, da er ſich ſeines Schiffes mit allem was darinnen geweſen, verluſtig gemacht habe. Er ſtand beſchämt auf, denn er glaubte allerdings unrecht gethan zu haben, nahm ein Pferd und Reiſegeld, das ihm die Dame reichen ließ, und machte ſich traurig und betrübt auf den Rückweg nach Venedig. Daſelbſt angekommen, wollte er aus Schaam nicht gleich nach Hauſe gehen, ſondern begab ſich zur Nachtzeit zu einem ſeiner Freunde, der ſehr ſtaunte, ſeiner anſichtig zu werden, und zu ihm ſagte: O, weh, Giannetto! was iſt das? — Er entgegnete: Mein Schiff ſcheiterte eines Nachts an einer Klippe und ging mit ſeiner ganzen Ladung zu Grunde. Von der Mannſchaft verlor ſich eines hier- ein anderes dorthin, und ich rettete mich auf einem Brete, das mit mir ans Geſtade trieb, worauf ich denn zu Lande hierher zurückgekehrt bin. — Giannetto verweilte mehrere Tage in der Wohnung dieſes Freundes, und derſelbe ging dann einſt zu Herrn Anſaldo, den er ſehr ſchwermüthig antraf. Anſaldo ſagte zu ihm: Ich habe ſo große Angſt, mein Sohn möge todt ſein, oder auf dem Meere ſonſt ein Unglück erlitten haben, daß ich gar keine Raſt und Ruhe davor finde, ſo ſehr liebe ich ihn. — Hierauf erwiederte der Jüngling: Ich kann euch von ihm die

Nachricht geben, daß er auf dem Meere Schiffbruch erlitten und alles außer ſeinem Leben verloren hat. — Gelobt ſei Gott! rief Herr Anſaldo, ich bin zufrieden, daß er doch das Leben davon getragen hat und bekummere mich nicht um ſeine verlorenen Güter. Wo iſt er? — Der junge Mann entgegnete: Er iſt in meinem Hauſe. — Und ſofort ſetzte ſich Herr Anſaldo dahin in Bewegung, wo er, ihn erblickend, ihn in ſeine Arme ſchloß und zu ihm ſagte: Du brauchſt dich nicht vor mir zu ſchämen, mein Sohn, es iſt eben nicht anders, als daß Schiffe zur See untergehen, und darum verzage nicht, ich bin ſchon froh, daß du keinen Schaden genommen haſt. — Er fuhrte ihn, ihn alſo tröſtend wieder in ſein Haus ein, und die Kunde von ſeinem Unfalle verlautete zu Jedermanns Leidweſen durch ganz Venedig.

Nach einer gewiſſen Zeit kehrten jene beiden anderen Kaufleute, mit denen Giannette ausgefahren war, von Alexandria bereichert heim, und erkundigten ſich bei ihrer Ankunft ſogleich nach Giannetto. Als ſie ſein Schickſal erfuhren, eilten ſie zu ihm und ſagten ihm, ihn umarmend: Wir vermochten nimmermehr zu erfahren, wie du von uns und wohin du gekommen wareſt und kreuzten den Tag über, an dem wir dich verloren, vergebens in der Nähe hin und wieder; auch ſind wir die ganze Zeit der Reiſe über nicht wieder froh geworden, weil wir dich todt glauben mußten. — Giannetto entgegnete: Ja, es trieb uns ein widerwärtiger Wind in eine Bucht hinein, und darin ſcheiterte mein Schiff ſo plötzlich an einer Klippe, daß ich mich nur mit genauer Noth an die benachbarte Küſte retten konnte. Was aus meinen Seeleuten geworden iſt, habe ich nicht erfahren, wahrſcheinlich wurden ſie eine Beute der See. — Alſo ſuchte Giannetto durch dieſe Erzählung ſeinen Fehler zu verheimlichen und freute ſich des Wiederſehens mit ſeinen Freunden, die zu ihm ſagten:

Nächſten Frühling, ſo Gott will, wollen wir wieder verdienen, was du jetzt verloren haſt: unterdeſſen laß uns luſtig und guter Dinge ſein; — worauf ſie denn auch wie vordem ihres Lebens mit einander froh wurden. Indeſſen that Giannetto nichts anderes, als daß er unabläſſig darauf ſann, zu jener ſchönen Frau zurückzukehren, und zu ſich ſprach: Entweder ich muß ſterben, oder nothwendigerweiſe ſie zur Gattin gewinnen, ſo daß er am Ende über dieſen Gedanken alle Fröhlichkeit verlor. Herr Anſaldo ſagte ihm zwar des öfteren: Sei doch nicht ſo ſchwermüthig, Giannetto, wir ſind noch reich genug geblieben, um gut leben zu können; — Giannetto antwortete aber wiederholt: Ich werde mich nicht zufrieden geben, bevor ich nicht eine zweite Seefahrt gemacht habe. — Da Meſſere Anſaldo alſo ſeinen Willen erkannte, rüſtete er ihm zur gehörigen Zeit wieder ein Schiff aus, das noch ſchöner und werthvoller als das erſte war, und an deſſen Befrachtung mit Waaren er den größten Theil ſeines Vermögens verwendete. Giannetto's Gefährten machten ſich auch mit ihren Schiffen reiſefertig, zogen mit ihm die Segel auf und ſtachen in See. Unterweges war ſein Sinn nur darauf gerichtet, den Hafen jener Schönen wiederzuſehen, der der Hafen der Dame von Belmonte genannt wurde, und wie er nun eines Nachts bei deſſen Mündung ankam, die er ſogleich wieder erkannte, ließ er Segel und Steuerruder dahin richten und lief ein, ohne daß ſeine Begleiter auf den zwei anderen Schiffen ſich ſeines Entweichens verſahen.

Bei ihrem Erwachen am nächſten Morgen in den Hafen ſchauend, nahm die Dame die darin im Winde wehende Flagge wahr, die ſie augenblicklich erkannte. Sie rief ihre Zofe zu ſich und fragte ſie: Kennſt du die Flagge? — Die Zofe entgegnete: Madonna, es ſcheint das Schiff des Jünglings zu ſein, der gerade vor einem Jahre hier war und uns einen ſo großen Ueberfluß von Waaren hinterließ. — Die Dame ſprach: Du haſt in der That recht, und er muß wohl ſehr in Liebe zu mir entbrannt ſein, da er der erſte Mann iſt, der zum zweiten Male zu mir kömmt. — Die Dienerin aber verſicherte: ſie habe noch niemals einen anmuthvolleren und wohlgebildetern Mann als ihn geſehen. Die Dame ſchickte ihm eine ſtattliche Schaar ihrer Vaſallen und Frauen entgegen, um ihn zu bewillkommnen, und er ſtieg in geſelligem Verkehre mit ihnen zu dem Schloſſe empor und trat vor ihr Angeſicht. Als er vor ihr ſtand, ſchloß ſie ihn vergnügt in ihre Arme und gab ſich auch ſeiner ehrerbietigen Umarmung hin. Den ganzen Tag aber verbrachte ſie mit ihm bei Scherz und Spielen, indem ſie dazu viele ihrer Unterthanen hatte einladen laſſen, denen Giannetto abermals als ſo vortrefflich erſchien, daß ſie meinten, er müſſe, beſonders um ſeiner ungetrübten guten Laune willen, ganz gewiß der Sohn eines vornehmen Hauſes ſein, und keinen ſehnlicheren Wunſch hatten, als daß er nunmehr ihr Gebieter würde. Zur Schlafenszeit nahm die Schöne Giannetto bei der Hand und ſagte zu ihm: laß uns zu Bette gehen, wodann ſie ihn in ihre Kammer führte und mit ihm daſelbſt ſitzen blieb bis wieder zwei Zofen mit Wein und Confekt kamen, von denen ſie genoſſen, und bis Giannetto neuerdings ihr beiderſeitiges Lager vor ihr beſtieg, auf dem er unverzüglich in einen eben ſo tiefen Schlaf wie jenes erſte Mal verſank. Die Dame entkleidete ſich, legte ſich an ſeiner Seite nieder, der ſich die ganze Nacht hindurch wenig oder gar nicht rührte, und ſtand am nächſten Morgen bei Zeiten auf, um ſein Schiff abfrachten zu laſſen. Sobald die Tertie vorüber war, kam Giannetto wieder zu ſich und ſuchte nach ſeiner Dame, die er nicht neben ſich fand. Er fuhr mit dem Kopf in die Höhe und ſah, daß es heller Tag war, deshalb ſtand er ſogleich auf und fing an, ſich ſehr zu ſchämen. Dann gab man ihm wieder ein Pferd und Reiſegeld, und ſchickte ihn von dannen. Er brach voller Schwermuth und Betrübniß nach Venedig auf, und ruhte nicht eher, bis er daſelbſt anlangte, wo er wieder wie das erſte Mal zur Nachtzeit in das Haus ſeines Freundes ging, der hoch erſtaunte, ihn alſo wieder zu ſehen und zu ihm ſprach: Wehe mir! was iſt dies? — Giannetto entgegnete: Verwünſcht ſei mein ſchlimmes Schickſal, das mich jemals in dieſes Land kommen ließ! — Sein Freund meinte: Du haſt allerdings Urſache, es zu verwünſchen, denn du ſtürzteſt Herrn Anſaldo in's Verderben, der der reichſte Kaufmann in der ganzen Chriſtenheit war, und die Schmach iſt ärger als der Schaden. — Giannetto blieb mehrere Tage im Hauſe ſeines Freundes verborgen und wußte nicht, was er thun und ſagen ſollte, ja war drauf und dran, nach Florenz zurückzukehren, ohne Herrn Anſaldo wieder vor Augen zu kommen; am Ende entſchloß er ſich aber dennoch, zu ihm zu gehen, und that alſo. Herr Anſaldo ſprang bei ſeinem Anblicke auf und eilte, den Weinenden mit den Worten in ſeine Arme zu ſchließen: Sei mir willkommen, mein lieber Sohn! — Als er dann alles von ihm vernommen hatte, ſprach er: Weißt du, wie es iſt, Giannetto? Mache dir darum keine Sorgen; ich bin zufrieden, daß ich dich nur wieder habe, und es iſt uns ja auch ſo viel übrig geblieben, daß wir damit auskommen können. Das Meer pflegt einmal bald dem einen zu nehmen, bald dem anderen zu geben. — Die Nachricht von dieſem Ereigniſſe verbreitete ſich durch ganz Venedig, und Jedermann ſprach von Herrn Anſaldo und bedauerte den Schaden, den er erlitten hatte, und um deswillen er ſich genöthigt ſah, viele ſeiner Beſitzungen zu Befriedigung der Gläubiger zu veräußern, die ihm die verlorenen Waaren geliefert hatten. Inzwiſchen kamen Giannettos Reiſegefährten mit großen Reichthümern von Alexandria zurück und erfuhren in Venedig ſein abermaliges Mißgeſchick. Das iſt der außerordentlichſte Fall, der jemals erhört wurde! riefen ſie verwunderungsvoll aus und begaben ſich zu Anſaldo und Giannetto, denen ſie ihre Theilnahme ausdrückten und ſagten: Beruhigt euch immerhin, Freunde, und faſſet Muth! wir machen die Reiſe nächſtes Jahr zu eurem Beſten, denn die Schuld an eurem Unglück iſt beinahe unſer, da wir Giannetto anfänglich zu der Reiſe mit uns verleiteten. So lange wir noch irgend etwas unſer nennen, ſoll es euch ebenfalls an nichts fehlen. — Herr Anſaldo aber dankte den Jünglingen mit den Worten, daß er bis jetzt noch wohlhabend zur Genüge ſei, um nicht zu darben. —

Hierauf trug es ſich nun zu, daß Giannetto Tag und Nacht an nichts anderes als an ſein zwei Mal erlebtes Abenteuer dachte und deswegen durchaus nicht mehr froh werden konnte. Herr Anſaldo fragte ihn, was er habe, und er erwiederte: er würde ſich nicht eher zufrieden geben, bis er ſeine Verluſte wieder eingebracht. Mein Sohn, ſagte Herr Anſaldo, du darfſt mir die Reiſe nicht noch einmal wagen, denn es iſt klüger, wir halten mit dem Wenigen, was uns verblieben, ſparſam Haus, als daß wir es auch auf ein ſo gewagtes Spiel ſetzen. — Giannetto erwiederte: ich bin entſchloſſen, alles zu thun, was ich thun kann, denn ich würde es für eine zu große Schmach halten, es hierbei bewenden zu laſſen. — Wie Herr Anſaldo alſo ſeinen Willen einſah, ſchickte er ſich an, alles was er beſaß zu verkaufen, um ihm noch ein Schiff auszurüſten. Er führte dieſes Vorhaben auch beharrlich aus, und da ihm zuletzt noch zehentauſend Dukaten dazu mangelten, ſo ging er zu einem Juden nach Meſtre und erborgte ſie von ihm unter der Bedingung, wenn er ſie nicht an dem nächſtkommenden Sanct Johannistage wieder abgezahlt, ſolle der Jude berechtigt ſein, ihm ein Pfund Fleiſch von einem ihm beliebigen Theile ſeines Körpers auszuſchneiden. Der Jude ließ ſich von Herrn Anſaldo über dieſen Vertrag einen von Zeugen gehörig bekräftigten Schuldbrief ausfertigen, den er auch ſonſt noch durch Beobachtung aller möglichen Förmlichkeiten rechtsgültig machte, und ſchaffte ihm dann die zehentauſend Dukaten bei. Herr Anſaldo aber rüſtete nun vollends ſein drittes Schiff aus, das eine außer Vergleich reichere und koſtbarere Ladung als die erſten beiden bekam, und Giannettos Gefährten bereiteten die ihrigen ebenfalls zur Reiſe vor, um ihren davon zu erhoffenden Gewinn, wie ſchon geſagt, für Giannetto zu beſtimmen. Als die Zeit der Abfahrt gekommen war, ſagte Herr Anſaldo zu ſeinem Pfleglinge: Du gehſt, mein Sohn, und ſiehſt, wozu ich mich um deinetwillen verbindlich mache. Ich habe dagegen nur die eine Bitte an dich, daß es dir, geſetzt auch, du ſollteſt wieder unglücklich ſein, doch gefallen wolle, zu mir zurückzukehren, damit ich dich vor meinem Tode noch einmal ſehen, und zufrieden ſterben kann. — Giannetto legte ihm dieſes Verſprechen ab, empfing ſeinen Segen, und verabſchiedete ſich von ihm, indem er ſeine Reiſe antrat. Unterweges ſorgten Giannettos Freunde fortwährend um ihn, und hatte er nichts anderes im Sinne, als ſich nach dem Hafen von Belmonte hinwegzuſtehlen. Die Ausführung dieſes Vorſatzes gelang ihm eines Nachts mit Hülfe ſeines Steuermanns, der ihn dahinein führte, und ſeine Gefährten waren demnach, als der andere Morgen erſchien, höchlich verwundert, nichts mehr von ſeinem Schiffe zu erblicken, wiewohl ſie nach wiederholt gegen einander ausgeſprochenen Betheuerungen, daß ein ſolches Unglück in der That ein unerhörtes ſei, es am Ende doch gerathen fanden, ihre Weiterreiſe nach dem Orte ihrer Beſtimmung allein fortzuſetzen.

In dem Haſen und Schloß der Dame hatte ſich mit dem neuen Tage die abermalige Ankunft Giannettos nicht ſobald erwieſen, als daſelbſt Alles ſtaunte und ausrief oder dachte: er müſſe der Sohn eines großen Mannes ſein, daß er alljährlich mit einem ſo ſchönen neuen Schiffe und ſolchen Waarenvorräthen wiederkehre. Jung und Alt wünſchte, er möge ihr Gebieter werden, und die Vornehmſten des Landes beſuchten ihn im Haſen. Die Dame trat an das Fenſter ihres Palaſtes, ſobald ſie von ihm gehört hatte, ſah das ſchöne Schiff vor Anker liegen, erkannte die Flagge, und ſchlug ein Kreuz, indem ſie zu ſich ſagte: Nun, das iſt doch bei Gott außerordentlich! es iſt derſelbe, der uns ſchon mit Schätzen überſchüttet hat. — Sie ließ Giannetto einholen, begrüßte ſich mit ihm wechſelſeitig auf das freundlichſte und verbrachte dieſen Tag wie frühere Male in Herrlichkeit und Freuden in ſeiner Geſellſchaft, indem er ſeinerſeits an einem Turniere, das ſie ihm zu Ehren veranſtaltete, perſönlich Theil nahm und dabei um ſeiner meiſterlichen Handhabung der Waffen und Bändigung ſeines Pferdes willen von Jedermann als ein Wunder angeſtaunt wurde.

Wie es nun an dieſem Abende Zeit war, ſich zu Bette zu legen, nahm die ſchöne Frau Giannetto bei der Hand und ſagte: Laß uns ſchlafen gehen, wodann, ſchon am Eingange ihrer Kammer, eine Zofe, der er leid that, ſich zu ſeinem Ohr hinneigte und ihm zuflüſterte: Gebt euch nur den Anſchein zu trinken und trinkt heute Abend nicht. — Giannetto verſtand ihre Worte und trat in die Schlafkammer ein, wo die Dame zu ihm ſprach: Ich weiß, daß ihr durſtig ſein werdet und erſuche euch, noch einmal zu trinken bevor ihr euch niederlegt. — Augenblicklich kamen zwei Dienerinnen, ſo ſchön wie die Engel, mit Wein und Confekt, und ſtellten es ihm vor. Giannetto ſagte: Wer ſollte von zwei ſolchen

Schönen nicht gern zu trinken nehmen? und ſeine Dame lachte. Er nahm den Becher, that als ob er tränke und ließ ſich das Getränk in den Buſen laufen, ſo daß die Schöne dafür hielt, er hätte getrunken und bei ſich dachte: Du magſt mir immer noch ein anderes Schiff zuführen, denn dieſes haſt du verloren. — Dann ging Giannetto zu Bett, und fühlte ſich ganz munter und wach, ſo daß es ihn tauſend Jahre zu währen ſchien, bis die Dame ſich zu ihm legte. Um ſie deſto eher zu bewegen, es zu thun, gab er ſich das Anſehen zu ſchlafen und zu ſchnarchen; die Schöne hatte ſich aber kaum entkleidet und an ſeiner Seite das Bett beſtiegen, ſo wandte er ſich nach ihr um und ſagte: jetzt habe ich, wonach ich mich ſo lange ſehnte, — indem er ſie in ſeine Arme faßte, die ſie die ganze Nacht hindurch umſchloſſen hielten. Als die Dame ſich am anderen Morgen erhoben hatte, ließ ſie ihre Barone, Ritter und ſonſtigen angeſehenſten Unterthanen zu ſich kommen und ſagte zu ihnen: Giannetto iſt euer Herr, ſtellt ſeinetwegen Feſtlichkeiten an! — Allerwärts hin verbreitete ſich nunmehr die frohe Neuigkeit, es erhob ſich darüber ein großer Lärmen und gewaltiges Geſchrei, die Glocken wurden geläutet und Inſtrumente geblaſen und nach allen Seiten hin Boten entſendet, um die entfernteren Barone des Landes herbeizurufen. Giannetto ſelbſt wurde zum Ritter geſchlagen, wie er aus der Schlafkammer kam, auf einen Thron geſetzt, mit einem Scepter in der Hand verſehen und im Triumphe herum geführt, bis er, nachdem ſämmtliche Große des Landes zuſammen an den Hof gekommen waren, öffentlich mit der Dame ſeines Herzens getraut wurde. Der Freuden und Feierlichkeiten, die fortwährend zu Ehren des neuen Herrſcherpaares angeſtellt wurden, waren unzählige, und es iſt faſt nicht zu ſagen, wie großes Vergnügen das ganze Land über dieſe Vereinigung fühlte. Herr Giannetto theilte in ſeiner Großmuth ſeidene Tücher und andere werthvolle Gegenſtände, die er mitgebracht hatte, unter ſeine Anhänger aus, und wurde bald ſo mannhaft, daß er ſich durch ſeine Weisheit und Gerechtigkeit bei aller Welt gefürchtet machte; nur vergaß er in dieſem ſeinen Wohlleben des armen beklagenswerthen Anſaldo ganz und gar, der aus Liebe zu ihm eine ſo drohende Gefahr gegen den blutdürſtigen Juden eingegangen war. Eines Tages mit ſeiner Gemahlin in einem Fenſter ſeines Palaſtes ſtehend, ſah Herr Giannetto eine Schaar Männer mit brennenden Fackeln in den Händen über den Platz ziehen. Er fragte ſie: Was bedeutet dies? — Die Dame erwiederte: Dies iſt eine Geſellſchaft Handwerker, die in der Kirche des heiligen Johannes, deſſen Feſt heute iſt, opfern wollen. — Jetzt erſt gedachte Giannetto wieder des Herrn Anſaldo. Er trat, einen tiefen Seufzer ausſtoßend, vom Fenſter zurück, erblich im ganzen Geſichte, und ſchritt zu wiederholten Malen gedankenvoll im Saale auf und nieder. Seine Gattin fragte ihn: was ihm ſei? — Giannetto antwortete ihr aber: es iſt nichts! — Sie fing nunmehr an, ihn ernſtlich zu beobachten, ſagte: Es fehlt dir ganz gewiß etwas, du willſt es nur nicht geſtehen, — und ließ nicht eher ab, bis er ihr erzählte, auf welche Art Herr Anſaldo zehntauſend Dukaten für ihn geliehen habe, deren Rückzahlungsfriſt an dieſem Tage ablaufe, und wie ſehr er alſo beſorge, daß ſein Vater für ihn den Tod erleiden müſſe, weil ihm, wenn er nicht zu rechter Zeit jene Zahlung leiſte, der Jude ein Pfund Fleiſch aus dem Leibe ſchneiden dürfe. Die Dame ſprach: Steigt ſogleich zu Pferde, Herr, und reitet hin, ihr kommt zu Lande früher, als zur See; nehmt auch ſo viele Leute mit euch, als ihr wollt, und ſtatt der zehntauſend, hunderttauſend Stück Dukaten; raſtet ja nicht eher, als bis ihr in Venedig ſeid und bringt ihn mit hierher, wenn er noch nicht todt iſt. — Herr Giannetto ließ in die Trompete ſtoßen, ſtieg, mit reichlichem Gelde verſehen, gemeinſchaftlich mit zwanzig Begleitern, zu Pferde und ſchlug die Straße nach Venedig ein. Unterdeſſen war es geſchehen, daß nach abgelaufener Zahlungsfriſt der Jude Herrn Anſaldo hatte greifen laſſen und ihm ein Pfund Fleiſch ausſchneiden wollte. Herr Anſaldo bat ihn, ſeinen Tod nur ein paar Tage aufzuſchieben, damit er ſeinen Giannetto, wenn er bis dahin ankäme, noch einmal wiederſähe; und der Jude erwiederte: Was den Aufſchub betrifft, ſo will ich in euer Verlangen willigen; aber wenn er auch hundert Mal wiederkäme, würde ich doch nicht von meinem Rechte, das mir die Schrift giebt, ablaſſen, euch ein Pfund von eurem Fleiſche auszuſchneiden, — und Herr Anſaldo ſagte, daß er alles zufrieden ſei. Ganz Venedig ſprach nunmehr von nichts anderem, als von dieſem Falle; jedweder betrübte ſich darob, und viele Kaufleute traten zuſammen, die Schuldſumme zu bezahlen, wiewohl der Jude das Geld nimmermehr annehmen wollte, um den Mord begehen und ſagen zu können, daß er den reichſten Handelsherrn der Chriſtenheit umgebracht habe. Als Herr Giannetto abgereiſt war, hatte ſich auch unverzüglich ſeine Gemahlin, als Richter verkleidet, mit zweien Dienern auf den Weg nach Venedig gemacht. Giannetto war nun nicht ſobald angekommen, ſo begab er ſich zum Juden, umarmte Herrn Anſaldo mit Herzlichkeit und ſagte zu jenem, er wolle ihm nicht allein ſein Geld, ſondern auch noch ſo viel dazu geben, als er irgend verlange. Der Jude entgegnete: Er verlange gar kein Geld, da er es einmal nicht zu rechter Zeit erhalten habe, aber er beſtehe darauf, ein Pfund Fleiſch von ihm zu bekommen. Hierüber erhob ſich ein großer Streit und Jedermann gab dem Juden in der That Unrecht; angeſehen aber, daß Venedig ein wohlgeordneter Staat war, und der Jude der Form nach, das Recht auf ſeiner Seite hatte, ſo wagte Niemand, ihm zuwider zu ſein, und verſuchten Alle nur, ihn durch Bitten zu erweichen, der ſeinerſeits dagegen immer unerbittlicher wurde. Giannetto bot ihm anfänglich zwanzigtauſend, da er nicht wollte, dreißig-, vierzig-, ſogar funfzigtauſend Dukaten an; als er ſich jedoch endlich ſelbſt bis auf hunderttauſend geſteigert hatte, ſprach der Jude zu ihm: Weißt du was? Und wenn du mir ſo viele Dukaten gäbſt, als die Stadt werth iſt, ich ließe ihn dir doch nicht los, ich müßte denn vorher erhalten haben, was mir mein Schein verſpricht. — Die Sachen ſtanden aber eben auf dieſem Punkte, ſiehe! da langte die junge Dame als ein fremder Richter in einem Gaſthauſe von Venedig an. Der Wirth fragte einen ſeiner Begleiter: wer iſt der edle Herr? — Und der Diener antwortete, von ſeiner Gebieterin unterrichtet, was er auf eine ſolche Frage zu ſagen habe: Er iſt ein rechtsgelehrter Edelmann, der in Bologna ſtudirt hat, und jetzt nach Hauſe geht. — So wie der Wirth dies vernahm, that er ſeinem Gaſte viele Ehren an. Ueber Tiſche ſprach der Richter zu ihm: Wie geht es denn in dieſer eurer Stadt zu? — Der Wirth entgegnete: Es wird darin zu viel Recht ausgeübt, Herr. — Der Richter fragte: Wie das? — und der Wirth fuhr fort: Das will ich euch wohl ſagen. Es kam einmal ein Jüngling, der Giannetto hieß, von Florenz hierher zu einem ſeiner Taufpathen, Namens Anſaldo, und bezeigte ſich durchweg ſo anmuthsvoll und geſittet, daß Männer und Frauen ſich gleich ſehr in ihn verliebten, und ſich nicht zu erinnern wußten, in ihrer Heimath jemals ſchon ſeines Gleichen an tugendlichen Eigenſchaften gekannt zu haben. Nun rüſtete dieſer ſein Taufpathe in auf einander folgenden Zwiſchenräumen drei Schiffe für ihn aus, die von dem höchſten Werthe waren; jedwedes der beiden erſten Male aber war der Jüngling ſo unglücklich, Schiffbruch zu erleiden, ſo daß er Herrn Anſaldo ganz zu Grunde richtete und nöthigte, zur Ausrüſtung des dritten Schiffes zehentauſend Dukaten unter dem Beding von einem Juden zu erborgen, daß derſelbe, würde ihm das Geld am Sanct Johannistage nicht zurückgezahlt, berechtigt ſei, ihm, gleichviel aus welchem Theile ſeines Körpers, ein Pfund Fleiſch auszuſchneiden. Jetzt iſt nun der Jüngling zwar mit Segen zurückgekehrt, und hat anſtatt der zehntauſend hunderttauſend Stück Dukaten zahlen wollen; allein der falſche Jude will ſie nicht, und hat ſich nicht rühren laſſen, trotz dem, daß die erſten und edelſten Männer dieſer Stadt bei ihm für den armen Anſaldo vorgebeten haben. — Der Richter erwiederte: Dieſer Handel iſt aber dennoch leicht zu ſchlichten. — Wenn ihr es euch wolltet angelegen ſein laſſen, ſprach der Wirth, ihn dahinaus zu führen, daß der brave Mann nicht zu ſterben braucht, ſo würdet ihr euch die Gunſt und Liebe nicht allein des trefflichſten Jünglinges, ſondern auch aller Edlen dieſes Landes verdienen. — Hiernächſt ließ der verſtellte Richter öffentlich durch den ganzen Staat bekannt machen, daß, wer da irgend einen Rechtshandel zu ſchlichten habe, zu ihm kommen ſolle. Es wurde auch Herrn Giannetto vorgeſtellt, daß aus Bologna ein Rechtsgelehrter angekommen ſei, der eine jede Streitſache zu beendigen vermöge, und Herr Giannetto ſprach alſo zu dem Juden: Laß uns zu dieſem Richter gehen. — Der Jude ſprach: Meinetwegen, denn es mag doch kommen wie es wolle, mein Recht, das mir der Schein zuſpricht, vermag mir kein Menſch zu verkümmern. — Vor das Antlitz des Richters mit ſeinem Gegner getreten ſeiend, und die ſchuldige Ehrerbietung ihm erwieſen habend, wurde Giannetto zwar gleich von ihm wieder erkannt, erkannte er ihn aber ſeinerſeits nicht im mindeſten, weil die Schöne ſich ihre Geſichtszüge mit dem Safte eines gewiſſen Krautes entſtellt hatte. Herr Giannetto und der Jude trugen ein Jeder ſeine Sache und ſeine Gründe dem Richter vor, und ſobald dieſer den Schein genommen und geleſen hatte, ſagte er zum Juden: Ich wünſchte, du nähmeſt die hunderttauſend Dukaten und gäbeſt den guten Mann los, der dir gewiß immer dafür dankbar bleiben würde. — Der Jude entgegnete: was thue ich damit? ich will nicht. — Der Richter ſagte: Es iſt zu deinem Beſten; — jedoch der Jude wollte von alle dem nichts wiſſen. Sie begaben ſich hierauf insgeſammt an die Gerichtsſtelle, die für ſolcherlei Rechtsfälle eingeſetzt war, und der Richter verlangte nach Herrn Anſaldo. Als derſelbe vorgeführt worden, ſagte er zu dem Juden: Nun wohlan denn! ſo nimm dir ein Pfund Fleiſch von welchem Theile ſeines Körpers es dir beliebt hinweg, und gehe friſch zur Sache. — Der Jude hieß ihn ſich entkleiden und nahm ein Raſirmeſſer in die Hand, das er ſich zu dieſem Behufe hatte machen laſſen. Herr Giannetto wendete ſich zu dem Richter mit den Worten: Um dieſes Ausſpruches willen, nahm ich euch nicht zu Hülfe, Meiſter! — Der Richter antwortete aber: Sei nur getroſt! Er hat ſich das Pfund Fleiſch noch nicht herausgeſchält. — Und als dann der Jude eben an die Ausführung ſeines Vorhabens ging, rief er ihm zu: Siehe wohl zu, was du thuſt! denn wenn du auch nur den kleinſten Theil eines Lothes mehr oder weniger als ein Pfund Fleiſch von ihm nimmſt, ſo laſſe ich dir den Kopf abſchlagen. Auch ſage ich dir ferner, daß du ſterben mußt, wenn du nur einen einzigen Blutstropfen vergießeſt, denn dein Schein beſagt nicht das mindeſte von Blutvergießen, ſondern berechtigt dich durchaus zu weiter nichts als dazu, dir ein Pfund Fleiſch zu nehmen. Wofern du alſo weiſe biſt, wirſt du dich wohl hüten, etwas gegen dein eignes Wohl zu thun. — Er ließ hierauf unverzüglich den Scharfrichter holen und durch ihn das Henkerbeil und den Richtblock herbeibringen und ſagte: Sobald ich den erſten Blutstropfen fallen ſehe, fällt dein Haupt. — Der Jude fing an, in Angſt zu gerathen und Herr Giannetto wurde froh, und nach vielfältigem Hin- und Widerreden ſagte jener: Mein Herr Richter! ihr habt die Sache reiflicher erwogen als ich; laßt mir die hunderttauſend Dukaten auszahlen, ſo will ich zufrieden ſein. — Der Richter ſagte: Ich will, du ſollſt dir ein Pfund Fleiſch ausſchneiden, ſo wie es dir dein Schein verheißt, Geld erhältſt du ein für allemal nicht mehr, das hätteſt du vorher nehmen ſollen, als ich es dir anbot. — Der Jude ging auf neunzig- und auf achtzigtauſend zurück, aber der Richter blieb feſt. Herr Giannetto ſprach: Laßt uns ihm ſo viel geben, als er haben will, wenn er uns nur ſeinen Schuldner frei läßt. — Der Richter erwiederte jedoch: Ich ſage dir, laß mich machen. — Nun fuhr der Jude fort: Gebt mir funfzigtauſend. — Der Richter ſagte: Du ſollſt auch nicht einen rothen Heller erhalten. — Da rief der Jude aus: Nun ſo gebt mir wenigſtens meine zehntauſend Dukaten wieder, und die Luft und Erde ſei vermaledeit! — Der Richter ſagte: Haſt du mich nicht verſtanden? Ich will dir ganz und gar nichts mehr geben; wofern du nach dem Fleiſche Verlangen trägſt, ſo nimm es dir; iſt dies aber nicht der Fall, ſo biſt du hiermit angehalten, deinen Schein zu zerreißen und zurück zu geben. — Alle Gegenwärtigen wurden nunmehr voller Fröhlichkeit, und ein Jeder machte ſich über den Juden luſtig, indem er ihm zurief: Wer Anderen eine Grube gräbt, fällt öfters ſelbſt hinein. — Wie alſo der Jude einſah, daß er ſeinen Willen nicht durchſetzen konnte, nahm er den Schein und zerriß ihn voller Ingrimm, ſomit Herrn Anſaldo befreiend, der von Giannetto im höchſten Jubel nach ſeinem Hauſe zurückgeführt wurde. Giannetto nahm die hunderttauſend Dukaten und ging mit ihnen zu dem Richter, den er im Begriffe ſtehend fand, heim zu kehren. Er ſagte zu ihm: Ihr habt mir den größten Dienſt erzeigt, der mir je erzeigt werden konnte, und ich bitte euch, dieſes Geld dafür anzunehmen, das ihr wohl verdient habt. — Der Richter erwiederte: Mein Herr Giannetto! ich ſage euch großen Dank; aber ich bedarf deſſen nicht, nehmt es wieder mit euch, auf daß eure Hausfrau euch nicht beſchuldige, ſchlecht gewirthſchaftet zu haben. — Giannetto ſagte: Die iſt, bei meiner Treu! ſo großherzig, höflich und wohlwollend, daß ſie nichts dawider haben würde, wenn ich auch vier Mal ſo viel als dies ausgäbe, ja daß ſie wohl eher von mir verlangte, euch noch bei weitem mehr anzubieten. — Der Richter fügte hinzu: Ihr ſeid alſo mit ihr zufrieden? — Und Herr Giannetto antwortete: Es iſt kein Geſchöpf auf der Welt, das mir theurer als ſie wäre, denn ſie iſt ſo ſchön und weiſe, wie die Natur ſie nicht ſchöner und weiſer hätte ſchaffen können. Wenn ihr mir die Gunſt erweiſen wollt zu mir zu kommen, um ſie zu ſehen, ſo werdet ihr ſtaunen, wie viele Ehren ſie euch anthut, und euch überzeugen, daß ich nicht zu viel von ihr geſagt habe. — Zu euch kommen, kann ich nicht, ſagte der Richter, da ich andere Geſchäfte habe; aber da ihr ſagt, daß ſie ſo vortrefflich ſei, ſo grüßt ſie von mir, ſobald ihr ſie wiederſeht. — Es ſoll geſchehen, verſicherte ihm Herr Giannetto; aber ich wünſchte dennoch, ihr nähmet das Geld. — Indem er dieſe Worte ſprach, erblickte der Richter an ſeinem Finger einen Ring und ſagte: Ich wünſche, daß ihr mir dieſen Ring und ſonſt weiter kein Geld gebt. — Herr Giannetto erwiederte: Ich will ihn euch nicht vorenthalten; aber ich gebe ihn euch ungern, denn meine Gattin ſchenkte ihn mir mit den Worten: ich möchte ihn immerdar zum

Angedenken ihrer Liebe tragen, uud wenn ſie mich dereinſt einmal ohne ihn ſähe, würde ſie glauben, ich hätte ihn irgend einer anderen Frau gegeben; ſie wird ſich alſo mit mir verzürnen und mich in eine andere verliebt wähnen, derweil ich ſie doch mehr als mich ſelbſt liebe. — Der Richter ſagte: Ich bin verſichert, daß ſie euch lieb genug hat, um euch zu glauben, wenn ihr ihr ſagt, daß ihr den Ring mir gegeben habt. Aber vielleicht wollt ihr ihn irgend einer alten Liebe geben, die ihr hier habt? — Herr Giannetto ſprach: Meine Liebe und Treue zu ihr iſt ſo gewaltig, daß es kein Weib auf Erden giebt, gegen die ich ihre vollkommene Schönheit in jeder Art austauſchen möchte; — zog damit den Ring vom Finger und gab ihn dem Richter, den er ſodann umarmte und mit dem er ſich zum Abſchied begrüßte. Jedoch ſagte der Richter: Thut mir noch einen Gefallen. — Herr Giannetto antwortete: Fordert! — Und der Richter fuhr fort: Verſprecht mir, nicht hier zu verweilen, ſondern ungeſäumt zu eurer Gattin heimzukehren. — Herr Giannetto ſprach: Es bedünkt mich hundert Jahre, bis ich ſie wieder ſehe, — und entfernte ſich. Der Richter beſtieg eine Barke und fuhr mit Gott von dannen. Dagegen ſtellte Herr Giannetto Gaſtereien und Feſte an, ſchenkte ſeinen Freunden und Bekannten Pferde und Geld, und verſammelte einen glänzenden Hof um ſich, bis er endlich von den Venetianern Abſchied nahm und Herrn Anſaldo, ſo wie viele ſeiner ehemaligen Genoſſen mit ſich entführte. Er hatte ſich während ſeines Aufenthaltes in Venedig ſo wohl und menſchenfreundlich gegen Jedermann betragen, daß Alles, Männer und Frauen, weinte, als er nach Belmonte fortzog.

Nunmehr geſchah es, daß ſeine Gattin einige Tage vor ihm zu Hauſe ankam und ſich anſtellte, im Bade geweſen zu ſein. Sie legte wieder Frauenkleider an und traf große

Vorbereitungen, indem ſie alle Straßen mit Zendel aushängen und viele Kämpferſchaaren ausrüſten ließ. Als Herr Giannetto und Herr Anſaldo ankamen, zogen ihnen alle Barone und der ganze Hof entgegen und bewillkommten ſie mit wiederholten Lebehochs; an der Schwelle des Palaſtes aber empfing ſie die Gebieterin ſelbſt, die Herrn Anſaldo alsbald umarmte, wiewohl ſie mit Herrn Giannetto, der ihr theurer als ihr eignes Leben war, etwas kalt umging. Es wurden große Feſtlichkeiten aller Art, und Spiel und Tanz und Luſtgefechte begangen, woran alle Herren und Damen des Hofes Theil nahmen. Sobald indeſſen Herr Gianetto dabei wahrnahm, daß ihn ſeine Gemahlin nicht ſo freundlich wie ehedem behandelte, ging er in ſein Kabinet, rief ſie zu ſich und ſprach, indem er ſie umarmen wollte: Was haſt du mit mir? — Die Dame entgegnete: Es ſteht dir ſchlecht an, mich zu liebkoſen, denn ich weiß recht wohl, daß du in Venedig deine alten Freundinnen wieder aufgeſucht haſt. — Herr Giannetto begann ſich zu entſchuldigen, jedoch die Schöne fuhr fort: Wo iſt der Ring hin, den ich dir gab? — Herr Giannetto antwortete: Es geſchieht mir damit ganz ſo, wie ich dachte, und ich ſagte wohl, daß du es mir übel aufnehmen würdeſt. Aber ich ſchwöre dir bei der Treue, mit der ich Gott gleichwie dir zugethan bin, daß ich den Ring dem Richter ſchenkte, der mir den ſchlimmen Rechtshandel gewann. — Die Dame ſagte: Und ich ſchwöre dir eben ſo bei meiner Treue gegen Gott und dich, daß du ihn einem Weibe gabſt, wie ich wohl weiß, und was du dich ſchämen ſollteſt zu verſchwören. — Herr Giannetto fügte hinzu: Ich flehe zu Gott, mich von dieſer Welt hinwegzunehmen, wofern ich dir nicht und zwar noch mehr die Wahrheit ſage, als ich ſie dem Richter auf ſeine Nachfrage darum ſagte. — Die Dame ſagte wieder: Du hätteſt ja dort verbleiben und Herrn Anſaldo hierher ſenden können, derweil du dich mit deinen Geliebten vergnügteſt, die, wie ich höre, gar ſchmerzlich betrübt waren, da du von ihnen gingeſt. — Herr Giannetto hub an zu weinen, und empfand ſchwere Trübſal, indem er zu ihr ſagte: Du bekräftigeſt mit dem heiligen Eide eine Unwahrheit und Unmöglichkeit. — Seine Gattin aber glaubte den Stich eines Meſſers in ihrem Herzen zu empfinden, als ſie ſeine Thränen erſah, und ſchlang augenblicklich ihre Arme um ihn, unter hellem Gelächter ihm den Ring vorzeigend, und ihm erzählend, was er alles dem Richter geſagt habe und daß ſie ſelbſt der Richter geweſen ſei. Herr Giannetto erſtaunte über dieſe Neuigkeit außermaßen und wurde um ihretwillen äußerſt froh. Er theilte ſie, aus ſeinem Kabinette hervorgehend, einigen ſeiner Vertrauten mit, und ſie trug dazu bei, das Band der Liebe und Freundſchaft zwiſchen dem Ehepaare noch feſter zu knüpfen. Herr Giannetto berief nachmals jene Kammerfrau zu ſich, die ihn an ſeinem Hochzeitabende gewarnt hatte nicht zu trinken, und vermählte ſie mit Herrn Anſaldo, worauf ſie bis an das Ende ihrer Tage alleſammt ein beglücktes und friedliches Leben führten.

XXII.

Dianens Schicksale.

In der berühmten Stadt Toledo lebten dereinſt zwei Edelleute von gleichem Alter, die, wie es bei der Jugend ſo häufig vorkommt, um der Uebereinſtimmung ihrer Sitten willen, große Freunde waren. Der eine mag hier mit verändertem Namen Octavio, der andere Celio genannt werden. Octavio war der Sohn einer Witwe, die auf ihn und eine Tochter, Namens Diana, die Heldin dieſer Novelle, ſo ſtolz war wie Latona auf Apoll und Luna. Die Mutter hieß Liſena und ſorgte für Octavio's Bedürfniſſe und Vergnügungen eben ſo freigebig, als ſie mit Dianen karg und ſpärlich war, die ſie zu ihrem Leidweſen nur ehrbar kleidete, denn es iſt ja eben die immerwährende Sorge junger Mädchen, ihre erſte Schönheit durch den Glanz ihrer Kleidungen zu heben, wenn ſie ſich gleich in dieſer Sache wie in ſo mancher anderen trügen, weil die Roſe des Morgens keines anderen Reizes als ihres natürlichen Thaus bedarf, wahrend ſie, abgeſchnitten, aller Künſtlichkeit des Straußes zum Trotz, doch von ſo kurzer Dauer iſt und ſobald dem Auge mißfällt. Liſena irrte alſo nicht, indem ſie ihre Tochter einſchränkte, denn ein junges

Mädchen in einer ihrem Herkommen ungewöhnlichen Kleidung wird bald auch ungewöhnliche Dinge wünſchen und mehr als billig angeſehen werden. Diana gehorchte indeſſen mit heiterem Muthe und verging ſich im mindeſten nicht gegen die Vorſchriften ihrer Mutter, ſo daß ſie ſich weder in der Meſſe, noch bei öffentlichen Feſten der müßigen Neugier junger Männer blos ſtellte, und Niemand in der ganzen Stadt von ihr ſagen konnte, was man jetzt von vielen jungen Mädchen zu ſo gerechtem Vorwurfe elterlicher Pflichtvergeſſenheit ſagt, die da zu glauben ſcheint, ſie nicht früh genug durch Anpreiſen und Unterweiſungen losſchlagen zu können. Celio hatte keine Eltern mehr und war mit vielen Tugenden und mit natürlicher Anmuth ausgeſtattet, womit genugſam ausgeſprochen iſt, daß er arm und bei den Reichen nicht hochangeſehen war. Nur Octavio hing an ihm mit ſo großer Freundſchaft, daß bei Anderen darüber Anfangs Neid entſtand und ſeine Verwandten ſich nachmals gegen Liſena beſchwerten: er vernachläſſige ſie um Celio's willen ſo auffälligerweiſe, daß er ſie oft im Geſpräche mit ihnen geradezu ſtehen laſſe, ſobald er ſeiner anſichtig werde. Die darum misvergnügte Liſena ſchalt ihn alſo eines Tages wegen ſeiner übermäßigen Anhänglichkeit an Celio ernſtlicher, als vordem, wenn auch nur zum Nachtheile jener Anſtifter, aus. Denn Octavio, der den Köcher dieſer Pfeile erkannte, und errieth, mit welchen Schlichen man ihn von ſeinem Freunde trennen wollte, erwiederte ihr beſcheiden: Wenn ſie wüßte, wie ſehr Celio durch ſeine guten Eigenſchaften geliebt und geſchätzt zu werden verdiene, ſo würde ſie ihn vielmehr anhalten als abhalten, ausſchließlich mit ihm umzugehen. Bei anderen Freunden ſei Treuloſigkeit, Unwahrhaftigkeit, Unbeſtand, Unzuverläſſigkeit und Unſitte etwas Alltägliches; Celio hingegen ſei ein edler, verſchwiegener, getreuer, aufrichtiger, geſitteter und verſtändiger Jüngling wie keiner in Toledo, und ſie ſolle nur beachten, daß er ſeit ſeinem Verhältniſſe zu demſelben niemals weder den Degen gezogen, noch ihr ſonſt ein Aergerniß gegeben habe, indem Celio ſo friedſam und weltklug ſich betrage, daß er alle zwiſchen Edelleuten vorkommenden Zwiſtigkeiten zu ſchlichten wiſſe. Liſena hörte Octavio aufmerkſam zu und wußte ihm nichts zu entgegnen, weil ſie fühlte, daß er die Wahrheit ſagte und weil ſie niemals etwas Ungünſtiges über Celio vernommen hatte. Noch aufmerkſamer aber lauſchte Diana auf ſeine Rede, in deren Herzen dieſe Lobſprüche Celio's eine ſo plötzliche Wallung erregten, daß ſie ihr alle Kraft des Widerſtandes benahmen und ihren Willen bezwangen. Sie wollte zwar zu Gunſten ihres Bruders etwas von dem ſagen, was auch ſie von Celio gehört hatte; jedoch ſie bedachte ſchon, daß dies ein Geheimniß für ſie ſei, und drängte ihre Worte und Wünſche in ihre Seele zurück, mit der Verfärbung ihres Antlitzes ausſprechend, was ihre Zunge verſchwieg. Einige Tage hierauf kam in Liſenens Haus eine gewiſſe vornehme Verwandte von ihr mit einigen anderen ſchönen Damen, ihren Freundinnen, um ſie, weniger aus Höflichkeit als zu ihrer Unterhaltung zu beſuchen, deren Gegenſtand die Geſchenke abgaben, womit Diana ihren Bruder, nach dem in Spanien ſeit undenklichen Zeiten herrſchenden Gebrauche, am Vorabende ſeines Geburtstages angebunden hatte. Octavio bat Celio, an dieſem Abende zu ihm zu kommen, indem ſie recht wohl, von den Damen ungeſtört, bei einander ſein könnten, und führte ihn zu dem Ende in ein abgelegeneres Zimmer, das ſein Vater innen gehabt hatte. Es blieb von den Damen freilich nicht ſo ungeſtört als er glaubte, denn in dem Treiben, das die Gegenwart ihrer Gäſte erregte, ging Diana, die ſich auf ihre Dienerinnen nicht verlaſſen mochte, ſelbſt dahin, um aus einem Vorrathsſchranke in der Nähe einige Gläſer mit Leckereien zu holen, die bei ſolchen Gelegenheiten den Beſuchenden geboten zu werden pflegen. Sobald ſie nun ihren Bruder eintreten hörte, hielt ſie beſtürzt ihre Schritte an. Aber auch Celio war zurückgeblieben und traf eben mit Dianen zuſammen, als Octavio ihm aus dem Geſichte gekommen war. Sie richtete ihre Augen auf ihn, und der ganze Inbegriff ihrer Seele flog ihrem Angeſichte in der Farbe an, die dieſer Blick darauf hervorrief, ihre Schönheit um eben ſo viel erhöhend, als er ihren Muth verminderte. Celio, deſſen Beſtürzung ihm nicht zuließ, eine größere Verwegenheit zu begehen, trat ſo nah als möglich zu ihr heran, und ſagte zu ihr, als Diana vorüber kam: Wie ſehr erſehnte ich mir dieſen Anblick! — worauf ſie mit Huld erwiederte: Sie täuſchen ſich nicht. — Ueber dieſe liebreiche Antwort anſtatt einer geſtrengen, ſeine Verwegenheit beſtrafenden, hoch erſtaunt, ſchwankte Celio wie außer ſich ſelbſt zwiſchen kühnem Hoffen und der Größe ſeines Unternehmens. Er trat, ſich verſtellend, in das Zimmer zu Octavio ein und pries gegen ihn die von verſchiedenen Meiſtern gefertigten Schwerter und Waffen, deren Octavio viele beſaß, und die er ſorgfältig aufgeſtellt hatte. Er beredete ihn, ſich vollſtändig zu wappnen, und nahm ſelbſt ein Rappier in die Hand, indem er mit ſeinem Freunde übereinkam, ein Turnier zu probiren. Mit dieſer ſinnreichen Eingebung der Liebe verlieh er denn Dianen Gelegenheit, ihn zu ſehen und zu erſehnen, ſich ſelbſt aber, Octavios Haus des öfteren zu beſuchen, und ihr eines Tages, den ſie beide für glücklich erachteten, ein Briefchen mit einem Diamantringe in die Hand zu drücken, welches beides Diana mit deutlichen Zeichen von Freude und Dankbarkeit annahm, um erſteres zu tauſend Malen im Verborgenen zu küſſen und ihm die folgenden Worte zu entleſen: Beſchuldige mich meiner Kühnheit wegen nicht, ſchönſte Diana! denn du ſiehſt in deinem Spiegel tagtäglich meine Entſchuldigung. Ich weiß nicht, welcher glückliche Zufall mich dich ſehen ließ; aber ich ſchwöre dir bei deinen ſchönen Augen, daß ich dich liebte, eh ich dich ſah, und daß mein Geſicht erglühte, wenn ich vor deiner Thüre vorüber ging, indem das Herz mir ſagte: Hier lebe das Gift, das mich tödten werde. Was ſoll ich nun thun, ſeitdem ich dich ſah, und ſeitdem du mich verſicherteſt, du billigteſt meine Liebe, die ſo gerecht iſt, daß ſie Gefahr lief unvergolten zu bleiben? Jedoch im Vertrauen auf jene Worte, von denen mein Ohr kaum glauben würde, daß du ſie geſagt habeſt, wenn mich des nicht meine Augen verſicherten, die dich ſahen, als du ſie ſprachſt, und das Erſtaunen und die Rührung, die meine Seele empfand als ſie ſie hörte: gieb mir, wiewohl ich nicht weiß, ob ich dir etwas ſagen werde, die Erlaubniß, dich zu ſprechen. Geſtehſt du mir ſie zu, ſo wiſſe, daß du dadurch deine Ehre ſicherſt und an meiner Verwegenheit Rache nimmſt. —

Wie wenig hat doch derjenige einer beſonderen Willenskraft nöthig, über den die Geſtirne einmal beſchloſſen haben, ihn mit der Geliebten zu vereinigen. Es läßt ſich nicht mit Worten beſchreiben, was Diana über das empfand, was der verliebte Celio ihr mit dieſem Briefe in das Ohr ihrer Seele ſagte; und ſo antwortete ſie ihm denn, mehr durch ſeine Wahrheit und Einfalt, als durch ſeine Zierlichkeit gerührt und überwunden, alſo:

Celio! mein Bruder Octavio hat meine Liebe durch die Lobſprüche verſchuldet, die er Ihrer Perſon und Ihren Eigenſchaften ſpendete: er verzeihe es ſich ſelbſt, mich durch ſolche Unbeſonnenheit verpflichtet zu haben. In der Hauptſache, Sie zu lieben, wie meine Lage es erlaubt, gehorche ich Ihnen; darin, Ihnen Gelegenheit zu geben, mich zu ſprechen, vermag ich dies aber nicht zu thun, weil die Gemächer, wo ich ſchlafe, nach dem Hofraume einer Hütte ausgehen, die arme Leute bewohnen, und weil ich mich um nichts in der Welt unterſtehen möchte, etwa meine Mutter und meinen Bruder zu kränken, im Fall eine ſo ungebührliche Uebertretung meiner Pflichten ihnen jemals zu Ohren käme. —

Es fehlte ihr nicht an Gelegenheit, dieſen Brief Celio zuzuſtellen, der darob eine noch nie gekannte Freude empfand, inſofern er wußte, daß in der Hütte, von der ſie ſprach, ſeine ehemalige Amme wohnte. Er beſuchte dieſelbe zwei oder drei Male, und bat ſie das letzte Mal, in ſeinem Hauſe beſſere Zimmer zu beziehen, weil es ihm leid thue, ſie ſo ärmlich wohnen zu ſehen, auf welchen Vorſchlag die Amme bald einging, weil ſie glaubte, er thue ihn ihr aus Berückſichtigung ihres vorgeſchrittenen Alters. Celio erwarb ſich alſo den Schlüſſel zu jener kleinen Behauſung und zeigte ihn Dianen vor, indem er ihr durch Zeichen zu verſtehen gab, daß dieſelbe nunmehr ihm angehöre und daß ihre Beſorgniſſe gehoben ſeien. Die Nacht brach an und Celio ſah nach, ob ſeine Sonne aufginge, die, auf dem Hofe Schritte vernehmend, die in ihrer Seele wiederhallten, mit nicht minderer Sehnſucht ein Fenſter und ſodann einen Sommerladen öffnete und ihr von Liebe und Zagen erfülltes Antlitz in den Rahmen hielt. Hier nun von dem erſten Schrecken und der Ueberraſchung zurückgekommen, die ihm ſüßes Blut in das Herz und Wonne in die Augen gedrängt hatte, ſagte er ihr ſo viel Verliebtes und Zärtliches, daß Diana ſich kaum getrauete ihm etwas zu antworten, weil ihre Verſchämtheit ihre Zunge niederdrückte und die Neuheit dieſes Verhältniſſes ihren Verſtand befing. Hier fand ſie die Morgenröthe, die er nach der Sonne gar nicht erwartete und die ſie von oben wahrnahm. Es vergingen ihnen auf dieſe Weiſe mehrere Tage, ohne daß ſie etwas anderes thaten, als eines mit dem anderen, von ihrer Liebe zu ſprechen, und, eines von dem anderen getrennt, ihre Einſamkeit zu beklagen. Da das Fenſter nur etwa vierzehn bis ſechszehn Fuß über dem Boden war, ſo bat Celio Dianen eines Nachts um die Erlaubniß zu ihr hinauf zu ſteigen. Diana that zwar als ob ſie ſich deswegen ſehr erzürne; da ihr aber ſeine Bitte eben gar nicht unlieb war, ſo fragte ſie ihn blos: wie er denn wohl, ohne groß Aergerniß abzugeben, in ein von Niemand bewohntes Haus eine Leiter bringen wolle? Celio erklärte ihr, wenn er ihre Erlaubniß dazu erhalte, ſo wolle er ohne Leiter zu ihr kommen, und ſie verſtändigten ſich miteinander, unter der Bedingung, daß er nicht weiter als bis zum Fenſter dringe. O, Liebe! wie viele Dinge verweigerſt du doch, die du wünſcheſt! Wohl dem, der dich verſteht! Celio brachte eine Strickleiter herbei, die er ſchon ſeit einigen Nächten für ſeine nun ausgeſprochene Abſicht in Bereitſchaft gehalten, ergriff einen nicht blos zufällig daliegenden Stab, an den er ſie befeſtigte, und reichte Dianen dieſen zu dem Fenſter empor, nachdem er ſie unterwieſen hatte, wie die Stricke daran zu befeſtigen. Vor Verwirrung ganz bewußtlos, that ſie ſeinen Willen, und Celio ſah nicht ſobald die Leiter oben feſt gemacht, ſo vertraute er ſeinen Körper den ſchwankenden Sproſſen an, und befand ſich bald in Dianens Händen, die ihm dieſelben unter dem Vorwande ihn zu halten, damit er nicht falle, entgegenſtreckte. Celio küßte ſie ihr dafür, unter dem anderen der Dankbarkeit für ihre Sorge für ſeine Geſundheit und ſein Leben, denn die Liebe iſt ſo höfiſch, daß ſie, was ſie nothgedrungen thut, wohl für Pflichterfüllung ausgiebt; und nun ſahen ſie ſich behutſam nach allen Seiten um, in der Beſorgniß, das Fenſter möge etwa den Blicken Anderer ausgeſetzt ſein, bis ſie, vom Gegentheile verſichert, vielleicht, weil ſie es wünſchten, ſich ihr ſehnſüchtiges Verlangen näher zu verſtehen gaben, und mit ihrer Liebe begannen wie zärtliche Tauben, die ſich ſchnäbeln und einander mit ſüßem Girren locken. So wiederholten ſich die geheimen Zuſammenkünfte der Liebenden mehrere Nächte lang, ohne daß Diana weiter dem nachgeben oder das glauben wollte, was Celio mit den dringendſten Bitten von ihr forderte und ihr mit ſeinen Schwüren betheuerte. Endlich aber bat er ſie eines Abends ſo eindringlich, zu ihr kommen zu dürfen, daß es ihm gelang, ihren ſchweigſamen geringen Widerſtand überwindend, in ihr Zimmer einzuſteigen, wo er auf ſeinen Knien ſtrebte, mit erkünſtelten Thränen ſeiner Verwegenheit ihre Verzeihung zu erwirken. Das beſtürzte Mädchen fiel in Ohnmacht, und Celio fing ſie in ſeinen Armen auf, und trug ſie mit ehrfurchtsvollem Anſtande auf ihr Bett, wo ſeine Thränen als Waſſer zu ihrer Erfriſchung und als Feuer zur Entzündung ihres Herzens dienten; denn wie man wohl in Winternächten halb wachend vernimmt, daß es regnet, alſo empfand Diana halb im Traume der Ohnmacht und halb im Erwachen ihrer Gefühle, Celios, auf ihr Antlitz niederfallende Thränen. Sobald ſie ſich von dieſem Anfalle gänzlich erholt hatte, bat er ſie abermals um eine Verzeihung, die ſie ihm nicht vorenthalten konnte, weil es ſie ſchon bekümmerte, daß er ſie darum bat. Sie bat ihn zwar auch, ſein Wort zu halten, das er ihr gleich anfangs gegeben, als er ihr Zimmer erreicht hatte, es ohne die mindeſte Beeinträchtigung ihrer Ehre und ihres Willens wieder zu verlaſſen; Celio vermochte ihr aber ſchon nicht mehr zu gehorchen, und da er dafür hielt, daß ihr Widerſtand ſich nicht ſtärker als die Gelegenheit zeigen würde, ſo beſchloß er, der Tarquinius einer minder ſtandhaften Lukrezia zu ſein und trug unter Schwüren und Verſprechungen einen Sieg davon, der ihm die gerechte

Pflicht auferlegte, ihr Gemahl zu werden. Man erkannte an dem fröhlichen Edlen bald ſein gutes Glück, demzufolge er trotz ſeiner geringen Habe ſeinen Dienern Livree gab, denn wenn die Liebe gewinnt, ſo geizt ſie nicht, noch glaubt ſie wieder verlieren zu können was ſie einmal beſitzt Celio fragte Dianen, ob ihre Mutter zuweilen in ihr Zimmer käme, und ſie verneinte es, worauf er ſich nun erlaubte, ganze Tage darin zuzubringen, derweil ſich ſein Abbild unter ihrem Herzen immermehr kund gab, ſo daß ſie am Ende nicht umhin konnte, es ſich unter Thränenſtrömen der Reue in der Befürchtung ſelbſt einzugeſtehen, der Urgrund ihrer Schmach möchte bald auch Liſenen und ihrem Bruder in ſeiner Wirkung ſichtbar werden. Jetzt bedachte ſie erſt, was man in der Stadt von ihrer Sittſamkeit und Ehre ſagen würde, und wie ihre Verwandten und Freundinnen ihr Vertrauen ihr nur auf das Pfand ihrer Tugend geliehen hätten. Celio ſchlug ihr Mittel und Wege vor, dem Uebel abzuhelfen; es kam ihm aber niemals etwa in den Sinn, die Frucht zu tödten, und da er wohl einſah, daß er ſich mit Octavio verfeinden müßte, hielte er um Dianen an, und daß man ſie ihm nicht geben würde, weil er ſo arm war, ſo entſchloß er ſich, ſie durch das geiſtliche Gericht in Anſpruch nehmen. Jedoch widerſetzte ſich Diana dieſem Auswege, indem es ihr ſchien, ihre Ehre würde dadurch am meiſten leiden, daß ſie ihr Liebesverhältniß alſo zu einer öffentlichen Angelegenheit machte. Wie nun Celio demnach die ſchließliche Entſcheidung der ganzen Sache in Dianens Hände legte, weil er ſich nicht anders zu rathen wußte, ſo verwünſchte ſich Diana wohl tauſend Male ſelbſt, Celio Vorſchub zu ihrer Verführung geleiſtet zu haben, denn ſie liebte ihn auf das zärtlichſte und ſah das Licht durch ſeine Augen, wie man im gemeinen Leben zu ſagen pflegt. In ſolcher Ungewißheit von einem Rathſchluſſe zu dem anderen hinüberſchwankend, faßte Celio am Ende den Muth, ihr eines Tages zu ſagen: wofern ſie ſich entſchließen könne, das Haus ihrer Mutter zu verlaſſen, ſo wolle er mit ihr nach Indien entfliehen, und ſich dort mit ihr trauen laſſen. Dianens Verzweiflung war ſo groß, daß ſie den Vorſchlag annahm, und ihn unter Thränen bat, ſie nur nach irgend einem Orte zu bringen, wo ſie den Schmerz ihrer Mutter und den Zorn ihres Bruders nicht zu ſehen brauche, brächte er ſie auch in dem nächſten Walde um. Celio, der vielleicht nicht weniger reuig war als ſie, faßte die Gefahr ins Auge und von der Angſt getrieben, entwarf er einen Plan zur Flucht, denn bereits war an Dianen der neue Gaſt ſichtbar, den ihr Schooß umſchloß, und breitete ſich allmälig aus, da er in ſeinem eignen Hauſe war.

Celio beſaß zwei ſchöne Pferde, die ihm ſowohl in der Stadt wie zur Reiſe dienten. Beide ließ er, das eine mit einem reichen Weiberſattel verſehen, bereit halten, und ſo beſorgte er auch zwei an Schnitt und Farbe ganz gleiche Reiſekleider für ſich und Dianen. In einigen Nächten, die Celio bei ihr verweilte, machte er ſie mit den Vorbereitungen bekannt, die er zu ihrer Flucht getroffen hatte, und erfreute ſie damit ungemein, weil ſie ſich einbildete, alſo all ihrer ſchweren Sorgen ledig zu werden. Da ſie denn auch bedachte, daß ſie nicht wieder nach ihrer Heimath und zu ihren Verwandten zurückkehren würde, ſo wollte ſie nicht unterlaſſen, ſich mit verſchiedenen Dingen zn verſehen, theils aus dieſem Grunde, theils um auf alle möglichen Fälle bedacht zu ſein; denn das Glück iſt wandelbar und lächelt Liebenden außer ihrer Heimath ſelten. Sie nahm Liſenens Schlüſſel und entwendete ihr aus ihren Schränken die koſtbarſten Juwelen nebſt einer Summe Geld, was ſie alles zuſammen in ein kleines, ſeit ihrer frühſten Jugend ihr zugehörendes Käſtchen aufbewahrte. Die Nacht, in der ſie abreiſen wollten, brach an. Celio hatte ſich an dieſem Tage, um Octavio deſto ſicherer zu täuſchen, in feſtliches Schwarz gekleidet; jedoch als wäre ihm ſein Vorhaben verrathen worden, verließ ihn ſein Freund keinen einzigen Augenblick, wenn gleich ihm Celio zwei oder drei Mal ſagte, er habe dringende Geſchäfte. Schon war es neun Uhr, und Octavio wich nicht von Celio's Seite, den er, als derſelbe mit aller Gewalt von ihm ſcheiden wollte, mit auffallender, außerordentlicher Zudringlichkeit um ſeine fernere Begleitung bat. Sie gingen alſo in eines der Spielhäuſer, die der Sammelplatz der müßigen Jugend ſind, und in denen einige ſpielen, andere murren und noch andere der Sorge für ihre Häuſer vergeſſen, die dann auch, vor ihrer alsbaldigen Rückkehr ſicher, nicht leer zu bleiben pflegen. Celio war von trauriger Furcht befangen, denn verließ er Octavio, ſo konnte dieſer ihm wohl einen Pagen nachſenden, um zu erfahren, wohin er ginge, und blieb er bei ihm, ſo verlor er die Zeit, Dianen zu entführen. Desungeachtet faßte er ſich in Geduld und überließ ſich ſeinem Schickſale, weil er ſich bei Dianen hinlänglich damit entſchuldigen zu können meinte, daß es ihm unmöglich gefallen ſei, ſich von Octavio loszumachen. Diana, ganz mit dem beſchäftigt, was ſie zu thun und mit ſich zu nehmen hatte, zog Feſtkleider an, bemächtigte ſich heimlich der Schlüſſel und erwartete Celio dann auf einem Balkone, der über ihrer Thüre befindlich war. Es ſchlug zwölf Uhr, die Stunde, wann ihr Bruder immer vom Spiele oder von anderen jugendlichen Vergnügungen zurückkehrte. Da ſahe ſie, voll tödtlicher Angſt und Bekümmerniß harrend, beim Schimmer des Mondes einen wohlgebildeten Mann von ſtattlichem Aeußeren herkommen, der einen breitkrämpigen ſeidenen Hut mit weißer Feder trug und daran etwas Glänzendes hatte, das ſie für eine

Schleife von Diamanten hielt, wie ſie auch Celio beſaß, dem er auch ſonſt in allem Andern glich. Der Mann ging bei ihr vorüber, ohne ſich irgend aufzuhalten; blind vor Bangigkeit rief ſie ihm jedoch ein wiederholtes Pſt! zu. Er wendete den Kopf herum, und ſowie er die ſchöne Frauengeſtalt in dem vornehmen Hauſe ſah, näherte er ſich ihr, ohne etwas zu ſagen, mit einer gewiſſen Scheu vor dem was geſchehen könnte. Diana fragte ihn: Iſt die Stunde gekommen? — und er erwiederte: Eine jede iſt die rechte, — worauf ſie ihm, auf ſeine Stimme nicht achtend, und mit der anderen, auf die ſie gefaßt war, ihre Einbildung täuſchend, den Koffer mit den Worten zureichte: Verweile an der Thür! — Der Mann dagegen wußte wohl, daß dies Geſchenk nicht für ihn beſtimmt war, und daß die Dame eines anderen gewärtigte; die Habſucht verblendete ihn aber, und er entfloh in der Beſorgniß, ſie möge laut werden, ſobald ſie ſich ihres Irrthumes verſähe.

Diana kam geräuſchlos zu der Hausthüre herab, öffnete ſie mit vieler Behutſamkeit und glaubte, Celio nicht gewahrend, er möge zu deſto größerer Sicherheit die Straße hinauf gegangen ſein. In ſolcher Täuſchung befangen, gerieth ſie bis vor die Stadt hinaus, wo ſie ſich ſo einſam im Felde unter Bäumen befand, daß ſie tauſend Mal umkehren wollte. Indeſſen befürchtete ſie, ihr Bruder möge derweil nach Hauſe gekommen ſein und, wenn er die Thüre offen gefunden, alles in Aufruhr und Verwirrung gebracht haben. Da ſie nun ebenfalls nicht glaubte, daß Celio, als ein Edelmann, der ſie ſo innig liebte und ihr ſo große Verbindlichkeiten ſchuldete, ſich etwa durch die Begierde nach jenen Kleinodien hätte verleiten laſſen können, ſie auf eine ſchmähliche Weiſe zu verlaſſen, ſo überſchritt ſie die Brücke Alcantara, als es auf der Hauptkirche eben zwei Uhr ſchlug, und verfolgte, mit Todesſchweiß bedeckt und beſtürmt von den ängſtlichſten Vorſtellungen, einen Pfad, der zwiſchen die rauhen Felſen hindurchführte, bis ſie, ſo viel als möglich, von der Landſtraße entfernt bleibend, zu einem Walde gelangte, indem ſie ſich tauſend Mal das Leben genommen haben würde, wäre ſie nicht durch die gerechte Beſorgniß, ihre Seele zu verlieren, davon abgehalten worden.

Die beiden Freunde wurden inzwiſchen vom Spiele und von einigen Unannehmlichkeiten, die von dieſem unzertrennlich ſind, bis drei Uhr Nachts aufgehalten. Um dieſe Zeit kam Octavio nach Hauſe und wurde von Celio begleitet, der beim Abſchiednehmen von Dianen gehört zu werden wünſchte, damit ſie alſo ſein Ausbleiben zu entſchuldigen wiſſe. Octavio verwunderte ſich, ſeine Thüre zu dieſer Stunde unverſchloſſen zu finden, und rief einen Diener herbei, der ihn jedoch mit der Ausrede beruhigte, man habe ſie ſchon vorher geöffnet, um ihn nicht warten zu laſſen, weil man ihn habe kommen hören. Der Diener ſuchte die Schlüſſel, und da er ſie nicht finden konnte, ſo hielt er an der Thüre Wache, bis der vor Tage aufſtehende Octavio ihn daſelbſt antraf, dem er auf ſeine Erkundigung berichtete: er habe den Eingang bewacht, den er nicht habe verſchließen können, weil die Schlüſſel an ihrem gewöhnlichen Orte nicht vorhanden geweſen ſeien. Gegen den Diener mißtrauiſch, ließ Octavio eine Dueña zu ſich rufen, eine zuverläſſige, tugendſame Frau, und befragte ſie um die Schlüſſel, die noch ganz ſchlaftrunken, vor Beſtürzung darüber die geſammte übrige Hausdienerſchaft in Aufruhr ſetzte. Eine Zofe ging nach Dianens Schlafzimmer, fand ſie nicht darinnen vor, ſah ſogar das Bett noch unberührt und rief, von einem Argwohne ergriffen, den ſie wohl ſchon früher gehegt hatte, weinend aus: O, meine Herrin und mein Leben! warum nahmſt du deine unglückſelige Florinda nicht mit dir? — Mutter und Bruder kamen auf das Geſchrei herein, und da ſie ſahen, daß Diana ihrem Hauſe und ihrer Ehre fehlte, ſo ſank Liſena zu Boden, und ſo forſchte Octavio, erbleichend, und nach allen Seiten wie ein Wahnſinniger umblickend, mit verſtörten Reden das Hausgeſinde nach ihr aus. Florinda ſagte allein: ſie habe das Fräulein drei oder vier Tage lang ſo ſchmerzlich weinen ſehen, daß es, wenn gleich mit ganz anderen Dingen beſchäftigt, unter den unaufhaltſamſten Thränen, die ſchwerſten Seufzer und Klagen ausgeſtoßen habe. Schon war das Unglück eben ſo klar wie der Tag geworden, da beſchickte man ſeinethalb zwei Klöſter, in denen zwei Tanten Dianens Nonnen waren. Beide erklärten aber, ſie wüßten nichts von ihr, eben ſo wie alle Verwandtinnen und Freundinnen, die in einem Augenblicke das Haus erfüllten. Der Aufruhr, das Schreien und Nachforſchen verbreitete die Kunde durch die Stadt, und neidiſche Freunde, wenn es irgend Freunde giebt, die neidiſch ſind, ſagten ſchon, Celio habe ſie entführt, ja andere behaupteten ſogar, es geſehen zu haben. Feniſo, Celio's Diener, vernahm dieſe Reden an mehreren öffentlichen Verſammlungsorten, und zieh als ein rechtſchaffener Menſch jedweden der Lüge, der Celio eines ſolchen Verrathes an Octavio beſchuldige, indem er, den Läſterern den Rücken wendend, hinzufügte: Celio und Octavio ſeien bis drei Uhr Nachts bei einander geweſen und er habe erſteren, der alsbald ſelbſt ſeine Ehre vertheidigen werde, noch ſchlafend verlaſſen. Als nun Feniſo hierauf Celio weckte, war derſelbe, den Vorfall vernehmend, eine lange Weile wie außer ſich, bis er am Ende, einſehend, was er zu thun habe, ſich eiligſt ankleidete und bleich und verſtört an allen den Orten erſchien, wo man, Feniſo's Ausſage nach, von ihm übel geſprochen hatte, und wo er alſo durch ſeinen Anblick ſeine Verleumder beſchämte, die ſeine Betrübniß ſeiner allbekannten Freundſchaft zu Octavio zuſchrieben. Celio traf Octavio in der Halle ſeines Hauſes an. Als ſie einander erblickten, blieben ſie ſich ſprachlos gegenüber ſtehen, in ihren Schmerz verſunken, den Celio dennoch heftiger als Octavio empfand. Celio ſuchte ſich möglichſt zu faſſen, ergriff Octavios Hände, die kalt wie Eis waren und ſagte: Was hätte mir wohl widerfahren können, das mir und, wäre es auch der Verluſt meiner Ehre, ſo peinlich geweſen. Ach, Octavio! Ihr Schmerz durchbohrt mir die Seele. — Octavio, wiewohl ein kraftvoller Kavalier, fühlte ſich dadurch, daß er ſeine Augen voll Thränen ſah, ſo gerührt, daß er ohnmächtig in ſeine Arme ſank, und wurde auf ſein Zimmer getragen, wo er unter Celios Bemühungen ſeine Beſinnung wiederfand. Hier nun verſtellte ſich der Schuldige und befragte ihn dringend, um die bereits angeſtellten Nachforſchungen. Octavio berichtete ihm alles auf das ausführlichſte, und Celio meinte, da Diana denn nicht in der Stadt ſei, ſo wäre es wohl rathſam, ſie nach allen Richtungen hin in das Land zu verfolgen, wobei er der Erſte ſein wolle. Um Octavio zu ermuthigen, gab er ihm auch noch ſein Wort, nicht ohne ſie nach Toledo zurückzukehren, oder mindeſtens nicht ohne ausgekundſchaftet zu haben, was aus ihr geworden ſei. Er umarmte ihn hierauf und ging nach Hauſe, wo es ihm ſeine ſchon getroffenen Vorbereitungen möglich machten, unverzüglich abzureiſen. So verließ er an dieſen Abende, nur von ſeinem Diener Feniſo begleitet, mit Thränen in den Augen, die Stadt, und flehte den Himmel an, ihn dahin zu führen, wo Diana weile. Seine Seufzer, ſein Liebeskummer und ſeine Klagen bewegten Felſen und Bäume, und die Ufer des Tajo antworteten ihm mit dem Wiederhall.

Mit dem Anbruche des Morgens befand ſich Diana in einem Thale, das nach verſchiedenen Seiten hin ein Bach durchſchnitt, deſſen Waſſerſtreifen, zwiſchen Binſen und Kolbenrohr durch, gleichſam wie Stücken eines zerbrochenen Spiegels erſchienen. Sie ſetzte ſich ein wenig nieder, erfriſchte ſich die Bruſt, nach den Aengſten einer ſo trübſeligen Nacht, mit einem Trunke, und ſprach zu ſich, derweil ſie ihre Füße entkleidete, um durch den Fluß zu waten: O ihr eitlen Genüſſe! mit welchen Wahrheiten macht ihr euch für die Lügen bezahlt, die ihr uns vorſpiegelt. Wie täuſcht ihr mit ſo ſüßem Beginnen, um ſo kurze Freude mit ſo betrübtem Ausgange zurückzufordern! Ach, Celio! Wer hätte gedacht, daß du mich hintergingeſt? Sieh, was ich um deinetwillen erdulde! da es ſo weit mit mir gekommen iſt, daß ich mich verabſcheue, weil ich dich liebte, denn es iſt mir jetzt nichts läſtiger, als dies Leben, das dir theuer war; wiewohl ich glaube, daß es dich in der Seele betrüben würde, ſäheſt du, was ich für dich leide. — Sie blickte zu gleicher Zeit auf ihre eigenen Füße, bedachte gerührt, wie werth ſie Celio geweſen war, und ging nicht über den Bach, indem ſie weinte und noch eine Weile blieb, in halbem Schlummer auf das Murmeln des Waſſers und auf die Stimme eines Hirten lauſchend, der unfern von ihr alſo ſang:

Zwiſchen durch zwei grüne Ulmen.
Die ſich in einander wölbten,
Um die Vögel nicht zu wecken,
Floß der Tajo ſtill und ſchweigend.
Auch der Stämme Körper einen
Wollten die verliebten Arme,
Doch die Eiferſucht des Fluſſes
Ließ die Zweige nicht verſchlingen.
Aufmerkſam beſchaut ſie Silvio
Von der Höh' des bunten Felſens,
Der, die ſüße Fluth beſchattend,
Sich im grünen Felde aufthürmt.

Es verſtreuten ſich die Schaafe,
An das Waſſer, auf die Wieſe,
Dieſe trinken, jene weiden,
Andre ſtehen da und lauſchen.
Unzufrieden lebt der Schäfer
Mit dem neiderfüllten Lauſo,
Der mehr Geld hat als der Fluß führt,
Und ein eigenſinniger Thor iſt;
Denn er trennt ihn von Eliſen,
Wie die Ulmen trennt der Tajo,
Der wohl darf die Körper ſcheiden,
Doch die Seelen Beider nicht.
Silvio griff zum Inſtrumente,
Und auf die Klagen ſeines Leids
Erwiederten die Nachtigallen
In den Büſchen ſchlagend:
Eure Aeſte ſollt ihr einen,
Hohe Ulmen,
Wann des klaren Tajo Wogen
Einſt verſchwinden,
Aber giebt es ſolche Leiden,
Die Zeit bezwinget,
Wachſen auch mit Mondenjahren
Qual und Kränkung.

Die in ſich gekehrte, verſchüchterte Diana bildete ſich ein, daß entweder ihr Bruder ſie verfolge, oder der Sänger ihm ſagen werde, wo ſie ſei. Sie eilte alſo barfuß dem Rande des Baches entlang weiter, und ſobald ſie ſich für geſicherter hielt und das Waſſer nicht mehr ſah, weil es ihr ſeinen Lauf hinter einem vorſpringenden Hügel verbarg, beſchuhte ſie ſich wieder und wanderte langſam weiter, anderer Nahrung entbehrend als das Waſſer, das ſie am Morgen aus dem Fluſſe getrunken hatte, bis die Dunkelheit der Nacht ihre Schritte hemmte. Sie ſank erſchöpft zwiſchen einigen Fenchelſtauden nieder, und da ſie Niemand hatte, der ihr Troſt und Hülfe geben konnte, ſo ging ihre Ohnmacht in einen Schlummer über, der ihr zwar einige Ruhe gewährte, ſie aber nicht bis zum Anbruche des Tages umfing, indem das Geſchrei wilder Thiere in ihrer Nähe, ſo wie das verworrene Rauſchen einiger aus den Felſen ſpringenden Quellen, das immer in der Stille der Nacht lauter ertönt, ſie erweckte. Der junge Morgen trug entweder Mitleiden mit ihrer Furcht, oder war eiferſüchtig auf ihre Thränen und trat früher ein; wodann ſie, ihre weibliche Hinfälligkeit überwindend, ihren Weg immermehr dahin nahm, wo ſie ihre Sehnſucht nach dem Tode durch ein verzweifeltes Ende bald zu befriedigen hoffte.

Schon hatte die Sonne die Mittagshöhe erreicht, als es Dianen einfiel, daß ſie doch den Himmel noch mehr beleidige, wenn ſie ſich ſterben laſſe. Da ſie nun eben unter grünen Bäumen eine Quelle fand, an deren Rande Kräuter wuchſen, ſo verſpeiſte ſie dieſelben unter Thränen, und kühlte ſich das Herz mit dem einladenden Quelle ab, dem ſie ſein Waſſer durch ihre Augen wiedergab. Auf dieſe Weiſe wanderte ſie drei Tage lang fort, und gelangte nach deren Ablauf eben aus dem Dickicht ins Freie, als ihre Kräfte ſie verließen und ſie, ſich an einen Baum lehnend, in der Ferne einen jungen Hirten wahrnahm, der im Geſpräche mit einer Gebirgsbäuerin gerade auf ſie zuzukommen ſchien. Diana wähnte, die ganze Welt kenne ſchon die Urſache ihrer Flucht aus dem elterlichen Hauſe und dieſe Hirten kämen hierher, nur um ſie zu ſchelten und ihre Liebe zu Celio ihr vorzuwerfen. Sie ließ ſich darum von dem Baumſtamme ab auf den grünen Raſen niedergleiten, und ihr vor Schmerzen brechendes Auge verlor die Sehkraft.

Der Jüngling dagegen, nur darauf bedacht, ſeinem Mädchen zu gefallen, glaubte von ſonſt Niemand, als von den

Vögeln gehört zu werden, die ihn mit ihren Stimmen begleiteten, und fing alſo an zu ſingen:

Oft iſt in der Lieb' ein Wahres,
Das ſich unglückſelig fühlet,
So iſt meiner Liebe Wahrheit,
Die mit Lüge wird vergolten!
Täuſcht' ich, undankbare Phylis,
Jemals deine Wahrheit wohl,
Als ich Klagen dir im Munde,
Perlen dir im Auge ſah?
O! wie viele Nächte ſprach ich,
Wann du an meine Thüre klopfteſt:
Nutzlos klopfet an die Thüre,
Wer die Seele nicht erſchloß!
Meine Schäfer ſagten dir:
Fabio iſt nicht in der Hütte!
Und ich ſagte drinnen ſelbſt:
Warum ſuchſt du den dems läſtig?
Einzig nur allein das Waſſer
Gab auf deine Klagen Antwort,
Phylis, weil es murmelte,
Nicht etwa weil es dich hörte.
Eines Nachts, noch denk' ich dran,
Sagteſt du mit tauſend Aengſten:
Laß dich, Fabio, von mir lieben,
Denn es koſtet dir ja nichts.
Ich will nicht, daß du mich liebeſt,
Denn da Lieb' iſt Geiſt und Seele,
Sah' ich nie ein weiſes Mädchen,
Das die Lieb' erzwingen wollte.
Auf der Schwelle deiner Thüre
Stritten wir bis daß es tagte,
Du, dafür, daß ich dein Haus
Ich, daß ich es nicht beträte.
Da ſprachſt du verzweiflungsvoll:
Fabio, der Himmel ſtraft dich,
Daß du mich erſtarrſt mit Feuer,

Daß du mich mit Kälte brennſt.
Du beharrteſt, ſchöne Phylis,
Und Beharrlichkeit ſiegt ob;
Weil geliebt ſein den betrügt,
Der da denkt, daß er nicht liebe.
Denn auf Zeit und Einverſtändniß
Baue Niemand ſein Vertrauen,
Beide ſchwinden hin unfühlbar,
Erſt entſchwunden fühlt man ſie.
So begann ich dich zu lieben,
Daß die Lieb' uns neideten
Luna, wann die Nacht herabſank,
Sol, ſobald der Tag heraufſtieg.
Auen, Wälder, Berg' erfüllte
Liebe, weil ſie auf uns lauſchten,
Und es lernte grüne Bande
Der verliebte Epheu ſchlingen.
Doch von eisbedeckten Bergen
Niederſteigend brachte jetzt
Silvio, dein erſter Schäfer,
Deine Wandelung herbei.
Du erſaheſt die Gelegenheit
Und an meiner Anbetung
Wollteſt du nunmehr dich rächen
Für mein früheres Verſchmäh'n.
Sieh' mich, Phylis, für dich ſterben!
Wiſſe, daß ich Nacht für Nacht
Muß an deiner Schwelle weilen,
Tags vorbei den Fenſtern geh'n.
Nimmer klopf' ich an, ich denke,
Du erwiederſt mir ſonſt zürnend:
Soll ich öffnen dem die Thüre
Dem ich nicht die Seele öffne?
Schein' ich dich nicht anzuſehen,
Gab die Liſt mir Liebe ein,
Denn wenn du auf mich nicht ſieh'ſt,
Iſt mein Spiegel dein Geſicht.
Pfänder, die du mir gegeben,

Mir verdrüßlich ehedem,
Jetzt, o Phylis, heg' ich ſie,
Richte darauf Aug' und Seele.
Nicht mein Leid erheb' ich dir,
Damit ich den Urgrund ehre,
So lang' ich es ertragen muß,
Sondern daß du Rache üb'ſt
Wolle mehr nicht; denn die Thorheit
Meiner Lieb' iſt ſo gewaltig,
Daß ich da den Mund hin drücke,
Wo dein Fuß geſtanden hat
Doch mit all' dem, was ich ſage,
Mein' ich nicht, dich anzureden,
Wo die Eiferſucht erſt aufkam,
Hat die Freundſchaft aufgehört.

Fabio ſprach ſehr wohl ſo, denn da wo die Eiferſucht begründet, iſt es eine Schande zu lieben, nach dem Beiſpiele ſo vieler Thiere, wie Plinius und Ariſtoteles ſchreiben; wiewohl es Menſchen giebt, die nicht eher lieben, als bis ſie beleidigt wurden, und denen alſo das ein Reiz wird, was Anderen ein Abſcheu iſt. Das Mädchen, der der junge Landmann dieſes Lied vorſang, hörte ihm mit eben ſo vielem Vergnügen als Stolze zu. Als er geendigt hatte, befanden ſie ſich beide unter den Bäumen, bei denen die ihrer ſelbſt nicht bewußte Diana lag, und ſich in ihrer Einbildungskraft die mannigfachſten Gedanken über ihr Unglück vorſpiegelte. Bald beſchuldigte ſie Celio, bald ſchien es ihr wieder unmöglich, daß ein ſo vorzüglicher, ſo wohlgeborner, verſtändiger und zärtlicher Edelmann ſeine Pflicht gebrochen habe ſollte. Bald auch warf ſie ſich die Uebereilung ihrer Liebe vor, derzufolge ſie ſo leichtſinnigerweiſe hinausgeeilt ſei, um ihn aufzuſuchen, und nächſt dieſen Zweifeln quälte ſie überdies der Gedanke, vielleicht gar von Celio verabſcheut zu werden. Denn wofern ſie ſich nur vorſtellen konnte, von ihm geliebt zu ſein, ſo achtete ſie ihr Unglück nicht und dachte nicht einmal daran, daß es eines war, wäre es ihr auch wo möglich noch ſchlimmer ergangen, als es ihr erging, indem ſie, ein einzelnes Weib von hoher Geburt, ſo weite Wege durch wilde Wälder ohne Nahrung und ſogar ohne die Hoffnung wanderte, das Ziel ihrer Liebe ohne das Ende ihres Lebens zu erreichen. Die beiden Landbewohner erſtaunten, zwiſchen dieſen Bäumen ein ſolches Wunder von Schönheit ohnmächtig, barfuß und dem Tode in Wahrheit mehr als dem Schlummer unterliegen zu ſehen, der deſſen Schein annahm. Die Schäferin rief ſie zwei oder drei Male und ſetzte ſich zu ihr nieder, da ſie ihr nicht antwortete, ſie für todt oder ſterbend haltend. Sie ergriff ihre Hände, die eben ſo kalt als weiß waren und in beiden Eigenſchaften dem Schnee glichen, ſie ſchaute ihr ins Antlitz, und da ſie ſo viel Anmuth und Schönheit in ſolcher Hinfälligkeit wahrnahm, ſo legte ſie ſich Dianens Haupt in den Schooß und ſtrich ihr das Haar aus der Stirn, das ihr in Verwirrung auf den Hals niederhing, gleich als wolle es nun, frei von der Hand, die es zu einer anderen glücklichen Zeit feſſelte, und ihm Grenzen ſteckte, an den Augen Rache nehmen, die dieſelbe angeleitet hatten, es einzukerkern. Wie denn das Haupt Dianens ſich ſo leicht von einer Seite zur anderen fallen ließ, begann die Schäferin, die ſie wirklich für todt hielt, bitterlich und kläglich zu weinen. Dieſer Ausbruch ihres Mitgefühls und das des Schäfers, der auf eine höfiſche Weiſe liebte, weckte die Ohnmächtige mit einem Male auf. Obwol ſie aber den beiden alſo noch keine Hoffnung auf ihr Leben gab, ſo ſtillte ſie doch ihre Klagen und that ihren Thränen Einhalt, bis ſie nichtsdeſtoweniger, mit einem ſchmerzlichen Ach! ihre Hände auf ihr Herz drückend, als ob ſie darin eine tiefe Qual fühlte, in ihren vorigen Zuſtand zurückſank, aus dem nunmehr die ſchöne Phylis ſie erlöſte indem ſie ihr die Kleider öffnete und ſie ſo wieder zu Athem gelangen ließ. Ihr Begleiter brachte inzwiſchen Waſſer aus dem Quell herbei, das auf ihrem Antlitz Tropfen oder Perlen, jedoch der Art bildete, daß die aus ihren klaren Augen rinnenden ächte, die des Quells hingegen falſche zu ſein ſchienen. Diana ſprach ihnen ihren Dank aus, und da ſie von ihnen um die Urſache ihres Uebels befragt wurde, ſo ſagte ſie, daß ſie drei Tage lang gewandert ſei, ohne etwas zu genießen. Da zog Phylis aus ihrer Hirtentaſche hervor, was Schäfer in Schäferromanen darin bei ſich zu führen pflegen und nöthigte durch ihre Bitten Dianen zu eſſen, die ihre Schwäche mit Mäßigkeit ſtärkte, und ihrem erſchöpften Körper alſo einigermaßen wieder aufhalf. Während ſie die Nahrung zu ſich nahm, fragte Phylis Dianen, wer ſie ſei, und von wannen und weshalb ſie hierhergekommen, indem ſie ihre Verwunderung ihr zu erkennen gab, daß die Wölfe, welche, in Verfolgung der Heerden, aus dem Gebirge herab, bis an die Grenze von Eſtremadura kämen, ihr in den Nächten nicht das Leben genommen hätten. Damit erregte ſie aber in ihr die Einbildung: ſogar die reißenden Thiere verabſcheuten ſie wie Gift und gäben ihr den Tod nicht aus Todesfurcht. Wie Phylis Dianen in ſolcher Verzweiflung ſah, derzufolge ſie wieder in den Wald wollte, um darin ihr Leben zu enden, ſo redete ſie ihr zu, ſie nach dem Pachthofe ihres Vaters zu begleiten und wußte ſie mit ſo triftigen Gründen und ſo großen Freundſchaftsbezeigungen zu gewinnen, daß Diana ſich ihrem wohlwollenden Erbieten fügte, weil ſie bedachte, daß ſie dadurch das Weſen erhalten würde, das ſie in ihrem Schooße trug und für das ſie bei allem ihrem Lebensüberdruße doch eine natürliche Sorgfalt hegte. Sie folgte den Hirten und wurde gut aufgenommen, wiewohl Selvagio, der Vater der Schäferin, anfänglich nicht geneigt war ſie in ſeinem Hauſe zu behalten, und ſich ihr ſpäter nur von ihrer Schönheit und Demuth gerührt, und ſeiner Tochter zu gefallen, freundlicher bezeigte.

Celio hatte unterdeſſen, ohne einen anderen Wegweiſer als den ſeiner Liebe, das kaiſerliche Toledo verlaſſen und wäre, als er in dem erſten Walde, in den er gelangte, in laute Wehklagen ausbrach, bald vor Leidweſen umgekommen, indem er bedachte, wie Diana um ſeinetwillen ihr elterliches Haus, Mutter, Bruder, Verwandte und Freunde, ihre Ruhe und ihre Heimath aufgegeben und verlaſſen habe, und welches Ungemach Zufall oder Unglück ihr vielleicht auferlegen würden. Sechs Tage lang kehrte er in keinem Dorfe ein und ließ ſeine Betrübniß den Pferden entgelten, denen nur die Gräſer des Feldes zur Nahrung dienten. Da erſah Feniſo in der Ferne eine Ortſchaft, die faſt ganz hinter Bäumen verſteckt war, und nur mit zwei hohen Thürmen darüber aufragte, von deren Schiefern und Fließen die Sonne widerſtrahlte. Er überredete Celio hineinzureiten, und ſowie ſie drinnen angekommen waren, forſchten ſie bei Jedermann, der ihnen hätte Auskunft geben können, der Verlornen nach. Aber weder hier noch an vielen anderen Orten, in einem Umkreiſe von zehn bis zwanzig Stunden um Toledo, durch die ſie im Verlaufe eines Monats kamen, erlangten ſie von ihr die mindeſte Spur. Jetzt ſtieg in Celio der Gedanke auf, da es ihre Abrede geweſen war, nach Indien zu gehen, ſo könnte wohl gar Diana Jemand angetroffen haben, der ſie nach Sevilla geleitet hätte. In der Hoffnung alſo, ſie dort zu finden, ſowie um von ſeiner Vaterſtadt weiter fort zu kommen, entſchloß er ſich, ſie in jener berühmten Stadt aufzuſuchen. Dadurch, daß er ſich der Nahrung enthalten und die Nächte im freien Felde zugebracht hatte, war Celio ſo entſtellt worden, daß er nach Toledo hätte zurückkehren können, ohne erkannt zu werden. In Sevilla angelangt, ſtellte er alle Nachforſchungen an, die ſich nur von einem ſo verliebten und ſo viel verpflichteten Manne erwarten ließen. Aber, obgleich er weder Dianen ſelbſt, noch irgend Jemand fand, der ihm, wenn auch nur trügeriſche Nachricht von ihr hätte geben können, ſo verdroß ihn dies doch nicht ſo ſehr, als daß die indiſche Flotte ſchon ausgelaufen war, weil er annahm, Diana, deren Liebe, Muth und Kraft er kannte, befinde ſich darauf. Sein Schickſal wollte, daß er ein von einem Kaufmanne ausgerüſtetes Schiff antraf, das binnen zehn oder zwölf Tagen allein abfahren ſollte. Celio ſprach mit dem Patrone, verſtand ſich mit ihm wegen der Ueberfahrt, und da ſie beide zu einander Freundſchaft faßten, ſo ſpeiſten ſie mehrmals zuſammen. Gelegentlich befragte ihn auch wohl der Schiffer um die Urſache ſeiner Traurigkeit; Celio entſchuldigte ſich jedoch immer mit der Ausrede, daß er ſie ihm nicht mittheile, um ſich durch die Erinnerung an ſchmerzliche Erlebniſſe nicht noch mehr zu betrüben.

So kam die Zeit der Abreiſe heran, das Schiff lichtete bei günſtigem Winde die Anker und ſtach nach einem Abſchiedsſchuſſe in See, indem es Celio deſto weiter von Dianen entfernte, je mehr er ſich ihr, wie er ſich einbildete, näherte. Desungeachtet ſchaden die Hoffnungen, ein Glück wieder zu erlangen, auch wenn ſie trügen, nicht, denn ſie erhalten am Leben. Octavio brachte ſein Leben in tiefer Niedergeſchlagenheit und Trauer in Toledo zu, weil er von allen die Dianen ſuchten, Freunden und Verwandten, auch nicht die mindeſte Nachricht empfing, an die ſich die Schwäche ſeiner Hoffnungen hätte anhalten können. Da er nun aber Celio eben ſo wenig zurückkehren ſah, ſo argwöhnte er ſchon, es möge zwiſchen beiden verabredet geweſen ſein, daß ſie zuerſt hätte fliehen und er ihr alsdann unter dem Vorwande ſie aufzuſuchen, folgen ſollen. Doch wurde er von dieſem Gedanken durch das von einigen Leuten in der Stadt verbreitete Gerücht wieder abgebracht, daß ſie ihn allein hätten mit Feniſo in mehreren Dörfern die genaueſten Nachforſchungen anſtellen ſehen. Damit ſowohl, als weil auch ſeine Mutter ſein Mißtrauen in der Beſorgniß bekämpfte, wenn er es feſthielte, möchte ſie ihre beiden Kinder verlieren, beruhigte ſich Octavio.

Zwei Monate hatte Diana von Phylis wohl gepflegt, ſich bei den ehrlichen Landleuten aufgehalten, als ihre Niederkunft mit einem ſchönen Sohne erfolgte. Seltſamerweiſe geht oft, wo alles an einem Erben gelegen iſt, in Folge eines geringen Gelüſtens, das entweder aus Schamhaftigkeit verſchwiegen wird, oder nicht befriedigt werden kann, die Frucht und wohl ſogar der Baum ſelbſt verloren, während hier nach ſo übergroßer Trübſal und ſolch beſchwerlichen unter Hunger und Kummer barfuß zurückgelegten Wanderungen dies unglückſelige Kind den Hafen des Lebens ungefährdet erreichte. Als ein Monat nach ihrer Geneſung verfloſſen war, rief Diana Phylis zu ſich und ſagte zu ihr: Ich bin gezwungen, dieſe Gegend zu verlaſſen: Gott weiß es, und meine Verbindlichkeiten gegen dich ſagen es dir, ob mich die Trennung von dir ſchmerzt. Ich laſſe dir mein Kind als ein Pfand meiner Wiederkehr. Ich gedenke nicht, in meinen Kleidern und ſogar nicht, in Frauenkleidern fortzugehen, da ich in dieſen ſo unglücklich war; gieb mir alſo, ich bitte dich, von den Landleuten, die dir oder deinem Vater dienen, ein Wamms, Beinkleider habe ich mir ſchon, der Reinlichkeit wegen, aus einem Mantel, den ich bei mir hatte, ſo gut es mein Unglück mich gelehrt hat, ſelbſt verfertigt. — Dies geſagt, begann ſie ſich zu entkleiden, ohne daß weder Bitten noch Thränen der Schäferin vermocht hätten, die Feſtigkeit ihres Entſchluſſes zu erſchüttern. Sie zog zwei Kleinode von Diamanten aus ihrem Buſen hervor, gab Phylis das werthvollſte von beiden, auf daß ſie dafür ihren Sohn erzöge, und bezahlte ihr mit dem anderen ihre Bewirthung, denn ihre Liebe konnte ſie ihr nicht bezahlen. Zuletzt bekleidete ſie ſich mit einem Regenmantel, und ſetzte ſich, nachdem ſie ihr Haar abgeſchnitten hatte, einen groben Hut auf den Kopf, den vorher der zierlichſte Schmuck, Diamanten und Gold bedeckt hatten. Diana war wohlgebildet, und von hoher Geſtalt, ihr Geſicht nicht weibiſch und ſie nahm ſich daher gegenwärtig wie ein ſchöner Jüngling aus, als welcher ſie von Phylis und ihren alten Eltern, die ſämmtlich weinten, ſich verabſchiedete, indem ſie jedoch die meiſten Thränen aus den Augen des begünſtigten Liebhabers der ſchönen Phylis lockte, der ſie mit ſtädtiſchem Sinne angeſehen und ſeine Schäferin dadurch mit einiger Eiferſucht erfüllt hatte, welche ihr Unrecht gegen Fabio verdoppelte.

Nachdem die beherzte und unglückliche Diana einige Tage gewandert war, gelangte ſie an einen Ort in der Nähe von Bejar, denn ſie hatte Plaſencia aus Scheu vor einigen ihrer Verwandten, die daſelbſt lebten, nicht berühren wollen. Sie ging gerades Weges auf den Marktplatz, ſtellte ſich dahin und gab zu verſtehen, daß ſie einen Herrn ſuche. Ein reicher Landmann ſah ſie, verwunderte ſich über ihren ſchlanken Wuchs und ihr ſchönes Geſicht und meinte, daß es damit, wie es wirklich auch der Fall war, eine beſondere Bewandtniß haben müſſe. Er trat auf ſie zu und that ihr einige Fragen, die ſie, ſich einen falſchen Namen und eine falſche Heimath beilegend, ſo gut zu beantworten wußte, daß er ſie mit ſich nahm. Eben dieſer Landmann war mit dem Oberſchäfer der Heerden des Herzogs bekannt und wußte, daß derſelbe einen Hirtenburſchen ſuche, weil ſein ſeitheriger ſich verheirathet hatte, der Lebensmittel und andere Bedürfniſſe auf das

Feld hinaus beſorge, wo die Heerde ſich lange aufhält. Er gab Dianen zu eſſen, und ſchrieb einen Zettel an den Oberhirten, den er durch ſie abſendete, indem er ihr den Weg zeigte, und ihr für den folgenden Tag Nahrungsmittel mitgab. Der Oberhirte hatte Dianen nicht ſobald erſehen, als er über ſie und die Zuſchrift ſeines Freundes zu lachen anhub. Er berief die übrigen Landleute zuſammen, und ſie trieben nun mit ihr, ihrer boshaften Gewohnheit nach, ihre Neckereien. Der Oberhirt fragte den verkleideten Jüngling, wo er zu Hauſe ſei? und er erwiederte: in Andaluſien, denn er ſehe zwar wohl nicht ſo ſonnenverbrannt aus, wie es ſeiner Kleidung entſprechen möge; dies rühre aber daher, weil er lange Zeit in einem Walde gelebt habe, wo ihn die Sonne nicht mehr, als er ſelbſt gewollt, beſchienen. Nächſtdem wußte er ihm noch ſo vieles vorzuplaudern, und in ſeiner Vertheidigung gegen die Stichelreden und Spötteleien der Bauersleute ſo viele Munterkeit und Beherztheit kund zu geben, daß der Oberhirt ihn liebgewann und in ſeinem Hauſe aufnahm. Da er ihn an dieſem Abende nun halblaut für ſich ſingen hörte, während er aus einem Ziehbrunnen einige Eimer Waſſer ſchöpfte und in einen Trog füllte, um damit das Hausvieh zu tränken, ſo fragte er ihn, ob er wohl ein Inſtrument ſpielen könne, wie die andaluſiſchen Hirten in der Regel zu thun pflegten? Diana ſagte, ſie ſpiele die Laute, mit der ſie ſich zuweilen die Schwermuth verſcheuche, der ſie von Natur unterworfen ſei. — Liſandro, denn ſo hieß der Oberhirt, erſtaunte, daß ein Schäfer ein für das Feld ſo unzweckmäßiges Inſtrument ſpiele und ſeine ſiebzehn bis achtzehnjährige Tochter Silveria, die von ſeinem erſten Eintritte an in ihr Haus keinen Blick von ihm verwandt hatte, begann ihn nun mit anderen Augen und mit nicht geringer Theilnahme anzuſehen. Es lebte in der Nähe ein Student, der ſein Augenmerk auf ſie gerichtet hatte, und bei dem Studium ſeiner Geſetzbücher, die er von Salamanca mitgebracht, mehr an ſie dachte, als etwa an den Baldus und Bartolus. Deſſen Inſtrument ließ Liſandro holen, und obwohl es keine Laute war, ſo verſtand Diana dennoch das kleine Lied darnach einzurichten, welches ſie jetzt auf ſein Verlangen ſang und ſich darauf zu begleiten, indem ſie ihre Stimme mit ſolcher Gewandheit verſtellte, daß man ihr weder ihr Geſchlecht noch die Verſtellung anmerkte. Der Student war ſeinem Inſtrumente nachgegangen, und hörte dem fremden Sänger, ohne in das Haus einzutreten, von außen zu; Silveria aber verlor ſich ganz in ihre Empfindungen, als ſie Dianen zu ihren äußeren Vorzügen auch noch dieſes Talent fügen ſah. Nach wenigen Tagen fing ſie ſchon an, ſich um Dianens Gunſt zu bewerben und ihr bei allen Gelegenheiten, die ſich ihr darboten, gefällig zu ſein, bis ſie endlich am Abende eines Feiertages, als ſie ſich zufällig mit ihr allein in einem kleinen Garten befand, in dem, wie in Bauergärten immer, mehr Bäume als Blumen ſtanden, ſie auszufragen begann: woher ſie ſei, warum ſie ihre Heimath verlaſſen, und ob ihr vielleicht die Liebe dazu Grund gegeben habe? Ihr etwaiges Unrecht dabei entſchuldigte und rechtfertigte ſie ſogar ſchon im Voraus, weil ſie eben für nichts anderes mehr als dafür, was ſie ihr anſinnen wollte, Gedanken hatte. Auf alle dieſe Dinge antwortete Diana mit vieler Ueberlegung und Klugheit, indem ſie vorgab, durch eine zweite Verheirathung ihres Vaters aus ſeinem Hauſe vertrieben worden zu ſein, und ihr die böſe Sinnesart ihrer Stiefmutter ſchilderte. Es kamen Leute dazu und ſo endete dieſe Unterredung zu großem Verdruſſe Silveriens, deren Blicke von nun an deutlicher zu Dianen ſprachen. Die Landleute waren unzufrieden mit Dianens Blödigkeit, und um ſich nicht zu verrathen, ließ ſie ſich denn an, die jungen Mädchen zu liebkoſen, die zu ihrer Herrin kamen. Da das Gut ziemlich groß war und viele Leute darauf dienten, ſo wurden mitunter Tänze angeſtellt, und Diana nahm an dieſen eben ſo wohl zu ihrem Zeitvertreibe als zur Freude der Landmädchen und insbeſondere einer Schweſter des erwähnten Studenten Theil, die außerordentlich ſchön und geſprächig war und ſich viel damit wußte, daß ſie Ritterbücher und Liebesgeſchichten läſe. Silveria hingegen wurde deswegen unmuthig über ſie, und ſagte ihr, in Eiferſucht entbrannt, eines Abends unter Thränen, wie unglücklich ſie ſich fühle, daß ſie nicht wie andere Mädchen, ihre Zuneigung gewinne und wie ungerecht es von ihr ſei, ſie ohne ſie zu lieben, ihrem Mißgeſchick zufolge, mit der Eiferſucht zu tödten, die ihre Nachbarin ihr verurſache. Die Leidenſchaft ihrer Gebieterin ſchmerzte Dianen ſo ſehr, daß ſie wohl tauſend Male entſchloſſen war, ihr zu ſagen, ſie ſei ein Weib wie ſie; jedoch aus Beſorgniß, man möge dann zu ihrem Nachtheile ihre Verhältniſſe entdecken, bezeigte ſie ſich ihr für ihre Liebe dankbar und beruhigte ihre Leidenſchaft mit der Erklärung, ſie wage ſich nur deswegen blos an die Anderen und nicht an ſie, weil die ſchuldige Ehrerbietung vor ihr als ihrer Gebieterin ſie davon abhalte; von jetzt an wolle ſie aber ihren Fehler wieder gut machen. — Die von dieſer Hoffnung getäuſchte und zufrieden geſtellte Silveria ergriff Dianens Hand und küßte ſie trotz ihres Widerſtandes zwei Mal, indem ſie alſo mit deren Schnee die Gluth ihrer Liebe kühlte, wenn man anders das, was beide anfacht, eine Kühlung nennen kann. Dianens Liebe begann ſchon im Hauſe wahrgenommen zu werden, wie man ja zu ſagen pflegt, daß Liebe, Geld und Kummer ſich nicht verbergen laſſen: die Liebe nicht, weil ſie durch die Augen redet, das Geld nicht, weil es aus dem Glanze ſeines Herrn hervorſcheint, der Kummer nicht, weil er ſich in die Geſichtszüge eingräbt. Die beſorgte Diana ſuchte eine Gelegenheit auf, ſich zu entfernen; denn ſie wurde von Allen ſo ſehr geliebt, daß ſie eher ihr Leben gefährden als undankbar ſein mochte: jedoch meinte es das Glück jetzt beſſer mit ihr als ſie hoffte, und als es ſeither mit ihr verfahren war. Der Herzog von Bejar kam nämlich zur Jagd auf ſeine Güter und ließ ſich eine Nacht von ſeinem Oberhirten beherbergen, den er wohl kannte, weil ihm der Alte zu gewiſſen Zeiten Geſchenke brachte, die der Herzog gut aufnahm, wie denn eben die Früchte der Felder den Fürſten mitunter angenehmer ſind, als der Reichthum und Ueberfluß ihrer Paläſte. Da nun der Oberhirte den Herzog zu unterhalten wünſchte, ſo war es natürlich, daß er Dianen rufen ließ, und ſie, die dem Herzoge wohl gefiel, zu ſingen aufforderte. Der Student mußte, wie ſehr auch wider Willen, weil er vor Eiferſucht auf Dianen und Silverien faſt den Verſtand verlor, abermals ſein Inſtrument herbeibringen, und die erſtere ſang, nachdem ſie die Saiten mit ihrer Stimme in Einklang gebracht hatte, die folgenden Verſe, denen Alle zuhörten:

Liebeshaine und Gebüſche,
In deren Ulmen, deren Eſchen,
Noch das ſüße Angedenken
Eures alten Hirten lebt.
Hört, ich bitte euch bei dem,
Was ihr ſchuldig mir geworden,
Aufmerkſam auf meine Klagen,
Ich beklage, ſeht, mich ſanft.
Nehmet jetzt von eurem Schäfer,
Auf dem neuen Inſtrumente,
Mehr der Thränen, als der Worte.
Seufzer mehr, als Verſe hin.
Und ſo wißt: ich ging verloren;
Doch ich lüge, ſag' ich ſo,
Weil noch nie ſo viel als ich

Einer durch Verluſt gewann.
Ich gewann und ich verlor mich,
Ich verlor das Leben zwar,
Doch damit gewann ich ruhmvoll
Meiner Wünſche hohes Ziel.
Alſo, ihr verliebten Wälder,
Sterbe ich und bin zufrieden,
Sterb' aus Liebe zu zwei Augen,
Bin zufrieden, mich d'rin zu ſehen.
Gern wollt' ich ſie euch bezeichnen,
Trüg' ich nicht vor Andern Scheu,
Anzubeten wag' ich ſie,
Aber anzublicken nicht.
Lieb' ich ſie, ſo ſtirbt mein Leben,
Und doch hatt' ich tauſend Mal,
Wann ich lebend ſie erſah,
Nicht den Muth hineinzuſchauen.
Sagte ich euch, ſie ſind ſchwarz,
Gleich, ich ſchwör' es, ſagte man,
Der Jacinta Augen ſind es,
Durch die er verloren geht.
Ihr im Thale fraget mich:
Giebt's denn nur zwei ſchwarze Augen?
Viele giebt es, doch nur zweien
Iſt zu eigen ſolche Anmuth.
Mir, ihr Wälder, könnt ihr glauben,
Der ſich rühmt, Geſchmack zu haben,
Wären ſie nicht ſo lebendig,
Wär' ich nicht ſo nah' dem Tode.
Bäum', ich bin es nicht allein,
Der ſie liebt auf dieſe Weiſe,
Noch kein Leben ſah'n ſie an,
Das ſich ihnen nicht ergab.
Wollte einer mich verſpotten,
So ergreif' ihr Feuer ihn,
Denn es ſchützen Eiſesberge
Gegen ſolche Sonnen nicht.
Eis und Schnee war meine Seele

Bevor ich die Sonnen ſchaute,
Doch nun ſchmolz ihr Strahl den Schnee,
Hab ich anders noch die Seele.
Nicht undankbar waren ſie,
Denn ſie gaben voll Erbarmen
Anlaß mir, mich zu verderben,
Und mein Unglück dank' ich ihnen.
Was mich kränkt, iſt, daß ich weiß,
Daß ich unwerth, ſie zu lieben,
Wär's auch Wahrheit, Wälder, daß ich
Ihre Schönheit noch verdiene.
Alſo zwiſchen Furcht und Hoffnung,
Bin ich denn dahin gebracht,
Daß ich, ob ſie gleich mich tödten,
Ohne ſie nicht leben kann.
Bin ich fern, ſo bin ich muthig,
Nah' ich ihnen, zitt're ich,
Als der erſte in der Welt,
Der bei ſolchem Feuer zittert.
Das, was wir alltäglich ſchauen,
Pflegt an Schätzung einzubüßen,
Doch mit jedem Tag' des Umgangs
Muß ich ſie nur mehr verehren.
Auf den Auen meines Dorfes
Sag' ich ihnen ſo viel Süßes,
Daß die Wäſſer ſich verweilen,
Daß die Wind' und Vögel ſchweigen.
Nahen ſie, die Augen ſchauend,
Sind ſie ſtummer, unbelebter
Wie des Mitternachts die Quelle,
Schlug der Froſt in Bande ſie.
So verliebt bin ich geworden,
Daß ich, kam die Zeit einmal,
Ihres Glanzes mich zu freuen,
Ungenützt ſie ließ vergeh'n.
Als ich minder noch ſie liebte,
Da beſaß ich höher'n Muth,
Jetzo liebe ich ſie mehr,

Und mein Muth verminderte.
Doch ich ſchwör' euch, grüne Haine,
Ihretwegen lieb' ich mehr
Dieſe Qual als alle Wonne,
Die der Himmel in ſich faßt.
Es iſt Wahrheit, daß derweil
Mich die Eiferſucht bethört,
Denn jedwede Frucht der Liebe
Giebt ja Zoll der Eiferſucht.
Auf die Hirten nicht allein,
Die ſie nah und fern anſchauen,
Nein, auf alles was ihr Blick trifft,
Bin ich voller Eiferſucht,
Auf mich ſelbſt hab ich ſogar
Jezuweilen ſie empfunden,
Dacht' ich mir, ich ſei ein Andrer,
Wann geneigter ſie mir ſchien.
Tritt ſie über ihre Schwelle,
Feſſelt ſie mir Blick und Schritt,
Und es hängt mein Aug' an ihr,
Wie das Leben meiner Seele.
Alſo eiferſüchtig bange,
Folg' ich ihr, den Himmel bittend,
Daß die Schäfer, die ſie ſieht,
Alle roh und häßlich ſeien.
Tauſend Mal gelüſtet's mich,
Ihren Spiegel zu zerbrechen,
Weil er zwei Jacinta's bildet,
Und ſchon eine mir zu mächtig.
Wälder, wehklagt über mich;
Doch o laßt es, denn ich beſchwör' euch,
Sie zu ſehen ſchon vergütet,
Was ich um ſie leide, mir.

Schon allein Dianens Perſon hatte dem Herzoge ſonderlich wohlgefallen; noch vielmehr aber gefiel ſie ihm, als er ſah, mit welcher Anmuth, Gewandtheit und ſüßer Stimme ſie dieſe Verſe ſang. Er richtete all' die Fragen an ſie, die nur bei einer ſolchen Gelegenheit ein vornehmer Mann erſinnen kann, und vornehme Leute fragen viel, weil ſie eben wenig von dem wiſſen, was bei geringen vorgeht; was aber ihr Vaterland und ihre Eltern anging, als worauf er am meiſten beruhte, ſo ſagte ſie ihm: es habe ſie in Sevilla ein Mann erzogen, den ſie Vater genannt; von zwei zu zwei Monaten ſei jedoch ein anderer in ſein Haus gekommen, der ihm Geld und Briefe überbracht und ihm anempfohlen habe, für ſie zu ſorgen, woraus ihr denn der Argwohn erwachſen, ihr Vater möge ein Anderer, Edlerer, ſein und weit von Sevilla entfernt wohnen. Sie habe nun Jenen zwar, als er eines Tages recht guter Laune geweſen, gebeten: ihr zu ſagen, weſſen Sohn ſie ſei, da ſie doch ſchon wiſſe, ſie ſei der ſeinige nicht; aber weder bei dieſer Gelegenheit, noch bei vielen anderen, habe ſie ihn ſo wenig durch Dienſtfertigkeit, wie durch Liebkoſungen bewegen können, es zu thun, indem er ſie von einem Tage zum anderen mit Ausreden hingehalten und ihr zugeſchworen habe, dies ſei ohne die Zuſtimmung jenes Anderen unmöglich, bis er inmitten dieſer Vertröſtungen an einer Krankheit geſtorben ſei, ſo daß er es ihr denn nicht ſagen können, wenn er auch gewollt. Sie habe, alſo verlaſſen, nicht gewußt, welches Gewerbe ſie ergreifen ſolle, wie gern ſie ſich auch einem widmen mögen; zuletzt jedoch habe ſie das eines Hirten und Landmanns vielmehr deshalb erwählt, um in der Einſamkeit deſto beſſer ihrer Traurigkeit über ihre dunkle Geburt nachhängen zu können, als weil ſie etwa nicht gewußt, daß ſie auf dieſem Wege ihr Schickſal nimmermehr verbeſſern werde. – Hierin irrſt du dich, antwortete ihr der Herzog, denn ich gedenke, dich mit mir zu nehmen und dich ſo werth zu halten, als du es verdienſt, weil ich es für eine große Gewaltthätigkeit deiner Geſtirne halte, dich unter ſo geringen Leuten mit ſolchen Vorzügen leben zu laſſen, die man, ohne gegen den Himmel ungerecht zu ſein, weder ſchlecht anwenden noch verbergen kann. — Diana küßte dem Herzoge mit der Höflichkeit und dem Anſtande die Hände, die ſie in beſſeren Kleidern ſich angeeignet hatte und nahm die Gnade, die er ihr erwies, mit beſcheidenen und verſtändigen Worten an, durch welche ſie eine immer höhere Gunſt bei dieſem großen Herrn erlangte, der ſie, mit allem Nothwendigen verſehen, mit ſich nahm.

Silveriens Mißvergnügen darüber ließ ſich mit nichts vergleichen, wenn nicht etwa im Gegenſatze mit dem Vergnügen des eiferſüchtigen Studenten, den die Entfernung Dianens eben ſo ſehr erfreute, als ſie Silverien und ſeine Schweſter betrübte, welche ſie mit Thränen feierten.

Celio erlitt auf ſeiner Reiſe nach Indien mittlerweile große Unfälle, denn ein entſetzlicher Sturm zerriß, trotz aller Anſtrengungen der Seeleute, das ganze Tau- und Takelwerk ſeines Schiffes und brachte ihn in Gefahr, durch die unerbittliche Gewalt der Wogen ſein Leben zu verlieren. Mitten in der Verwirrung des Geſchreis beim Segel einziehen, des Aufhiſſens, Umlegens, Strandens und Hin- und Herlaufens bei den verſchiedenen Schwenkungen des Schiffes, derweil der Sturm wüthete und alle Ordnung der Schiffahrt aufgehoben war, dachte Celio, mit deſſen Innerem es noch ſchlimmer ſtand, als mit dem Tauwerk des Schiffes, nur an Dianens Verluſt, die er für die Sonne jener indiſchen Welt anſah; bis er, am Ende des ſchreckbaren Unwetters, mit ſeinem Schiffe auf eine afrikaniſche Inſel verſchlagen wurde, wo die Seefahrer zuweilen Waſſer einnehmen, wenn gleich es nöthig iſt, nur mit ſtarker, wohlbewaffneter Mannſchaft und großer Vorſicht daſelbſt anzulegen, weil die Mohren ſie um der Nachtheile willen beſetzt halten, die ihnen ſpaniſche Galeeren und Schiffe zuzufügen pflegen. Celios Fahrzeug war durch den

Orkan ſo übel zugerichtet worden, daß die Seeleute es nicht weiter bringen konnten und ſich entſchloſſen, es auszubeſſern. Die Paſſagiere ſtiegen alſo mit dem Patrone und zwar frohen Muthes an das Land, weil die Erde ſtets dem Menſchen eine Mutter, das Waſſer dagegen nur eine Stiefmutter iſt. Sie aßen zu Mittag auf dem grünen Raſen, der ihnen zum Tiſchtuch diente, und als ſie mit dieſer Mahlzeit, der ruhigſten auf der ganzen Reiſe, weil ſie ſie auf dem feſteſten Tiſche verzehrten, zu Ende waren, bat der Schiffer Celio, ſeinen Trübſinn wahrnehmend, ihm die Urſache deſſelben mitzutheilen. Von ſeinem mitleidigen Gemüthe bewegt, erzählte ihm Celio denn, wer er ſei, was ihm begegnet und was er ſuche, und darauf ſprach der Schiffer zu ihm: In derſelben Stadt habe ich einen Oheim, dem der größte Theil der Ladung dieſes Schiffes zugehört. Ich hatte denſelben eines Abends ſpät verlaſſen, nachdem ich ihm über unſeren Gewinn bei der letzten Flotte Rechnung abgelegt, und war eben von ihm mit neuen Aufträgen verabſchiedet worden, als ich etwa um die Stunde der Mitternacht eine Straße hinauf ging, wo mich von einem Ballone herab eine Dame anrief und fragte: ob die Stunde gekommen ſei? Ich antwortete ihr: es ſei eine jede Stunde recht, und ſo händigte ſie mir ein Köfferchen voll Geld und Juwelen ein, indem ſie mich aufforderte, ſie an der Thüre zu erwarten. Ich weiß nicht, was mich verleiten konnte, eine ſolche Schlechtigkeit zu begehen; denn ich lief wie raſend auf und davon, und wollte das Ende nicht abwarten, weil es eben manche Fabel giebt, die ſich durch zwei Akte glücklich fortſpinnt und beim dritten verunglückt. Ich verſetzte die Juwelen in Sevilla gegen Dinge, die mir nöthig waren, jedoch mit dem Vorſatze, wenn mich Gott von meiner anzutretenden Reiſe wohlbehalten zurückkehren ließe, ſie ihrer Eigenthümerin wieder zuzuſtellen. Solltet ihr, wie ich beinahe aus eurer Erzählung ſchließen möchte, die Dame kennen, ſo beſchaut hier dieſen Diamant, der ihr gehört, ob er euch vielleicht bekannt iſt? — Celio erkannte, daß es derſelbe war, den er Dianen mit ſeinem erſten Briefe zugeſchickt hatte und es war ihm, als ob ihm die Gurgel zugeſchnürt würde, ſo daß er nichts zu antworten wußte und nichts antworten konnte, ja es wurde noch ſchlimmer mit ihm, als der Schiffer hinzufügte: hätte er ihm die Abſicht ſeiner Reiſe in Sevilla geſagt, ſo würde er ihm dieſelbe haben erſparen können, denn er wiſſe zuverläſſig, daß Diana nicht auf dem Geſchwader ſei.

Celio, erfreut und auf den Tod betrübt, ſagte zu ihm: dieſer Ring ſei das erſte, was er Dianen geſchenkt habe, und die Juwelen müſſe er ohne allen Zweifel zurückgeben, denn die Dame ſei von Stande, und er könne, um ſeines Diebſtahls willen, leicht ſein Leben einbüßen; er möge indeß ſchweigen und ſie behalten, wenn er ihm nur den einen Ring zu ſeinem Troſte überlaſſen wolle. Was ſich aber auch Celio mit ihm abmühen, was er bitten und drohen mochte, er konnte den Barbaren nimmermehr dahin bringen, ihm den Ring zu laſſen. Worte pflegen öfter als Beleidigungen Händel anzuſtiften, und ſo kamen Celio und der Schiffer von einem auf das andere, bis ſie ſich entzweiten, wie denn eben der größte Feind der Liebe weder Abweſenheit, noch Eiferſucht, noch Gleichgültigkeit, noch Eigennutz, noch Unbeſtändigkeit des Sinnes iſt, ſondern Streit. Der gegenwärtige gedieh allmälig ſo weit, daß Celio dem Schiffer zwei Stiche mit dem Dolche gab, an denen dieſer ſtarb. Das Schiffsvolk lief über den Lärmen hinzu und obwohl ſich Celio wie ein Verzweifelnder wehrte, ſo nahmen ſie ihn dennoch feſt und ſchleppten ihn auf das Schiff, das, kalfatert und völlig in Stand geſetzt, mit gutem Winde wieder abſegelte und mit dem im unterſten Raume angeketteten Celio nach Cartagena in Indien fuhr. Unterweges hatte der Schiffsſchreiber ein Protokoll über die Ermordung des Schiffers aufgenommen, weil Celio dieſelbe keinesweges ableugnete, ſondern einfach ausſagte, daß er ihn als den Räuber ſeines Eigenthums, ſeines Glückes und ſeiner Ehre getödtet habe. Und ſo wurde er nach erfolgter Ankunft in den Kerker geworfen, weil dies neu eroberte Land noch keinen Statthalter hatte, und deshalb voller Aufruhr und Raub, als entlegen ungehorſam und durch Ehrgeiz ſtetem Wechſel unterworfen war, wie ja ſchon der ältere Plinius geſagt hat, daß keine Herrſchaft abſcheulicher ſei, als eine dem Volke beſtgefällige.

Unterdeſſen diente Diana dem Herzoge, der ſie um der Reinlichkeit und Zierlichkeit willen, die ſie in ihrer Kleidung beobachtete, in kurzem zu ſeinem Kammerdiener machte, in allen Dingen mit gutem Willen, weil ſie dazu eben die Einſicht unterſtützte: daß Niemand gut dient, der nicht zu gefallen ſtrebt, dem er dient.

Der katholiſche König entſchloß ſich zu der Eroberung des Königreiches Granada und ließ die Granden zu ſich entbieten, von denen der Herzog nicht der ſaumigſte war, denn er hatte den Aufruf kaum empfangen, ſo erkor er die Diener, die ihn begleiten ſollten und kleidete ſie reich und prachtvoll ein. Noch hatte Diana keinen ähnlichen Tag der Freude in ihrer Trübſal erlebt, indem ſie dafür hielt, ſuche Celio ſie, ſo könne er ſie nirgend anders eher als am Hofe finden, und ihre Zufriedenheit ging auch auf ihre Kameraden über, die ihr Glück wünſchten, ſie ſo heiter zu ſehen, denn ſie liebten und achteten ſie alle, weil ſie mit vieler Lebensklugheit Aller Eigenthümlichkeit ertrug. Ein ſolches Betragen iſt aber auch in einem Palaſte unumgänglich nothwendig, weil derjenige, der ſeine eigene Art und Weiſe etwa durchſetzen wollte, ohne die Anderer zu dulden und ſich ihr zu fügen, ſich weder die Gnade ſeines Gebieters erhalten noch ermangeln würde, ſeine Abſichten am Neide Anderer ſcheitern zu ſehen. Unterweges erlangte Diana großes Anſehen und bewies ihr der Herzog immer größere Huld, wie denn eben Reiſen und Kerker innige Freundſchaften ſchließen und das Gemüth öffnen. Sie bezauberte durch den Anſtand und die Anmuth ihres äußeren Weſens, ſowie durch ihren ſüßen Geſang, den ſie des öfteren ertönen ließ, nicht nur das ſämmtliche Gefolge des Herzogs, ſondern auch insbeſondere ihn ſelber immer mehr, und er dachte ernſtlich daran, wie er ihr Glück machen könnte, das er ſchon gemacht haben würde, hätte ſie nur irgend Neigung zum Eheſtande bezeigt, weil er mit der Herzogin übereingekommen war, ſie mit einem ihrer Kammerfräulein zu verheirathen, die ihre volle Gunſt und ihr Vertrauen beſaß, wiewohl Diana die Ausführung dieſes Plans, als eine Unmöglichkeit, ſo viel als es ihr möglich war hintertrieb. Der Herzog richtete ſich am Hofe mit einer Herrlichkeit ein, die einem ſolchen Fürſten zukam. Er ging im Palaſte ab und zu und hatte auf ſeiner Kutſche jedes Mal Dianen bei ſich, die mit Argusaugen umherforſchte, ob ſie etwa auf den Straßen, oder in den Höfen und Korridoren des Schloſſes ihren Celio erſähe, der dagegen bereits in dem Kerker von Cartagena in Indien eingeſchloſſen war. Es pflegte der König häufig auf einem Balkone über dem Portale des Palaſtes zu erſcheinen, der eine ſchöne Ausſicht gewährte, um daſelbſt durch die kriſtallenen Fenſter die Granden ankommen zu ſehen. Da wollte nun Dianens Glück, das bereits müde war ihr zu grollen, daß bei dem Begegnen und der Auffahrt der Kutſchen ein Diener ſich unehrerbietig gegen den Herzog betrug. Seine Begleiter, als noch unerfahrne Höflinge, geriethen zwar dadurch in Verlegenheit, Diana jedoch, die ſich vordem zuweilen zu ihrer Beluſtigung mit ihren Frauen in den Waffen geübt hatte, die ihr Bruder Octavio und Celio gegen einander zu führen pflegten, ſprang zierlich vom Kutſchentritt herunter und gab dem Unhöflichen, ehe er ſich noch zur Wehre ſetzen konnte, eine tüchtige Züchtigung mit dem Degen. Die Verwirrung wurde groß, inzwiſchen gebrauchte der Herzog ſein Anſehen und nahm ſeinen Kammerdiener mit ſich bis zum Eingange des königlichen Gemachs. Als der König mit dem Herzoge ſprach, lachte er des öfteren, der Herzog fragte: worüber ſeine Hoheit lache, und der König antwortete: Ueber den guten Anſtand eures dienenden Kavaliers, der jenen Menſchen, der ſich einer ſolchen Unhöflichkeit gegen euch erdreiſtete, ſo derb dafür abſtrafte. — Der Herzog ſah, daß der König nicht zürnte, nnd lobte und pries alſo die guten Eigenſchaften, Sitten und Vorzüge Dianens ſo hoch, daß der König ſie ſehen wollte und ihr geſtattete einzutreten und ihm die Hand zu küſſen. Ihr ſchöner Wuchs, und ihr gewandtes, feines und beſcheidenes Betragen vermochten den König, ſie ſich von dem Herzoge zu erbitten, der ihm darauf erwiederte: Dieſer Diener ſei zwar ſeine größte Freude; er habe jedoch, ſobald er ihn erworben, den Gedanken gehegt, ihn ihm anzubieten.

Alſo trat Diana in den Dienſt des katholiſchen Königs, und erlangte ſchon nach wenigen Tagen ſeine Gunſt in einem ſolchen Grade, daß er ſich bei tauſend vorkommenden Anläſſen über ſie freute und ſie allmälig eine immer wichtigere und anſehnlichere Rolle ſpielen ließ, wiewohl das arme Mädchen ſie nicht zu würdigen wußte, weil ihr Herz zweien abweſenden Celio's angehörte, deren einer, ihr Gemahl in Indien und deren anderer, ihr Sohn bei Plaſencia weilte. Ja die Zuneigung des Königs zu Dianen wuchs bei ihrer Anmuth und ihren Dienſten dermaßen an, daß ſie, ehe noch der Herzog den Hof verlaſſen, demſelben alles, was er für ſie gethan, wieder eingebracht hatte, indem ihm ſeine Hoheit auf ihre Bitte die größte Commende von Alcantara und ſeinem zweiten Bruder ſechstauſend Dukaten Einkunfte verlieh.

Die Anmuth der Stimme Dianens war zwar bei Hofe nicht verborgen geblieben; aber ſie konnte ſich in ihrem neuen Stand und Amte nicht hören laſſen. Es iſt ein Irrthum der Welt, daß durch gewonnenes Anſehen einem Menſchen die Anmuth verloren gehen ſoll, und daß dagegen eben ſo Jemand, dem der Himmel die Gabe zu ſingen, ein Inſtrument zu ſpielen oder Verſe zu machen, verliehen hat, etwa zu anderen Beſchäftigungen deswegen unfähig ſein ſoll, indem man ihm jene Vorzüge wohl gar als Schimpf und Schande auslegt. Alexander ſang und ſpielte, Oktavian machte Gedichte, und dennoch verhinderte dies weder den einen, die Welt im Frieden zu erhalten, noch den anderen ſie zu erobern. Der Sohn eines vornehmen Mannes liebte eine Dame und dieſelbe wünſchte ſehnlichſt Dianen ſingen zu hören, an deren Perſon und Geiſt ſie ſich angenehm zu unterhalten glaubte. Sie bat ihren Liebhaber alſo recht eindringlich, Dianen dazu zu vermögen, eines Nachts zu ſingen, und Diana, die ihm nicht mißfallen wollte, und der Meinung war, es würde nichts zu bedeuten haben, wenn es verlautete, begab ſich gegen ein Uhr nach Mitternacht auf einen gewiſſen freien Platz im königlichen Palaſte und ſang Folgendes:

Wälder, nie in meinem Leben,
Hatt' ich Grund ſo viel zu ſingen,
Nie mehr Grund zu hohen Liedern,
Grund zu zärtlichen Gedichten.
Höret mein vergangen Leiden
Und mein gegenwärtig Glück,

Denn zur Seele eures Schweigens
Soll ſich meine Stimm' erheben.
Nicht im Dorfe wollt' ich reden,
Wälder, denn ich fürchte faſt
Als geheime Zeichenſchreiber
Die Gedanken Anderer.
Hier bei euch iſt es mir wohl,
Denn wenn irgend auch ein Bächlein
Murmelte von meinen Reden,
Rinnt es eilig doch vorbei.
Von dem Zauberpalaſt Circe's
Waren meine Sinn' umſchloſſen,
Eingefangen ohne Schönheit,
Abgefunden ohne Lohn.
Und in ſolcher Umwandlung
Ueberſah ich ihre Mängel:
Weh der Liebe! die am Ende
Nichts als Reue hinterläßt.
Doch ſchon gab, geneigte Wälder,
Andrer Herrin mich das Glück hin,
Die ſo ſchön, als wäre ſie
Von Einbildungskraft erzeugt.
Grün, die Augen, wie gemalt,
Doch betrachtet, bitt' ich euch,
Nennt man ſo etwas gemalt,
Was iſt dann das Wirkliche?
Schau' ich in ſie, ſtaune ich
Und bewundre ſchon das Wunder,
Daß gemalte Sonnen ſenden
Solche Feuerſtrahlen aus.
Darin leben nun zwei Sterne,
Nicht gemalt, ſo wie die ſchönen
Augen, ſondern Maler ſelbſt,
Weil mein Bildniß ſie entwerfen.
Dieſer Himmel ihrer Augen
Läßt erſchimmern, ſchön und dunkel,
Freundlich drüber die zwei Bogen;
Nah' den Himmeln, welche Güte!

Die Natur und jener Gott,
Die da eure grünen Wieſen,
Im April und Mai bekleiden,
Reich begabten ihren Mund.
Und obgleich der Lenz die Roſe
Euch zu Venus Ehre gab,
So die Roſe ihrer Lippen
Doch beſiegte, die wie mich.
Er ſchuf ſie aus zwei Korallen,
Doch die Perlen, drin erglänzend,
Mag das eigne Lächeln preiſen,
Ich, verwirrt, vermag es nimmer.
Elfenbein ſind ihre Hände,
Liebespfeile ihre Finger,
Denn ſo wie die Sonn' iſt Schnee,
Schießt ſie Strahlen auch von Eis.
Von den andren höchſten Reizen
Schweig' ich lieber, um euch nicht
Gar etwa beglückt zu ſcheinen,
Der ich doch bethört nur bin.
Doch die Seele denket euch,
Die den ſchönen Leib belebt,
Und ihr ſchaut wie durch Kriſtall
Ihr in ihres Geiſtes Licht.
Drei der Grazien geb' es, ſagen
Die, ſo niemals ſie geſehen,
Denn die vierte würde ſie,
Wären's nicht blos zwei zuvor.
Dieſe Schönheit, die ich ſinge,
Habe ich ſechs Jahr geflohen,
Nun in einer Liebesſtunde
Zahl ich ihr was ich ihr ſchulde.
Hier in ihrem Anſchau'n leb' ich.
Säh' ich ſie nicht, würd' ich ſterben,
Und ſo ſag' ich ſtets, ich gehe,
An das Wiederkommen denkend.
Eiferſüchtig und zufrieden,
Iſt befriedigt Eiferſucht?

Leb' ich, wegen meines Glückes,
Ohne Liebeseiferſucht.
Wehe mir! wenn, was ich fürchte,
Jemals würde Wirklichkeit,
Doch ich will es mir nicht denken,
Denn ich ſtürbe ſonſt vor Angſt.

Dieſer Geſang wurde Dianens Unglück oder Glück, denn irgend ein Eiferſüchtiger, der bei dem Könige nicht in Ungunſt ſtand und Dianen nicht wohl wollte, hatte ihn gehört und verleumdete ſie deswegen bei dem Könige. Dieſer, der es bereits vernommen, hatte zwar geſchwiegen; ergriff aber nunmehr dennoch ſeine Maßregeln, weil er deshalb von ſo Vielen bedrängt wurde, denen ſeine Vertrautheit mit Dianen als eine weder auf Geburt noch auf etwaige würdige Kriegs- und Friedensdienſte begründete Sache verhaßt war. Sowie er denn alſo von den großen Unordnungen in Indien Bericht empfangen und erkannt hatte, daß gegen Dianen, die ſich immerdar Celio nannte, der Neid geſchäftig war, ſo ernannte er ſie, damit er ſie auf deſſen Verleumdungen nicht am Ende dennoch müßte in Ungnade fallen laſſen, zum Gouverneur und Generalcapitain des ganzen neu eroberten Landes, um die auf den Tod Angeklagten, wenn ſie ſchuldig wären, daſelbſt zu beſtrafen, von wannen alltäglich Klagen und Prozeſſe in Spanien einliefen.

Diana konnte nicht umhin, dies Amt anzunehmen, und küßte dem Könige die Hand, indem ſie mit ihrer Beſtallung und dem nöthigen Gefolge von Valladolid nach Sevilla abreiſte, wo die Flotte vor Anker lag und Diejenigen ſich verſammelten, die mit ihr überſetzen wollten, und deren Zahl auf die Gerüchte von den unermeßlichen Schätzen, die jenes Land hervorbrächte, ins Unendliche anwuchs. Ihr Weg führte ſie durch ihre Vaterſtadt Toledo, und wie denn Männer und

Frauen darin von Neugierde erregt wurden, ſo drängte ſich Alles hinzu, den neuen Vicekönig zu ſehen, deſſen Perſönlichkeit und Verſtandeskräfte in allen Städten Caſtiliens berühmt waren. Auch ihr Bruder Octavio war dabei, und ſowie ſie dieſen unter der Menge erblickte, bedeckte ſich ihr Antlitz mit Thränen und zog ſie die Vorhänge ihrer Kutſche zu, um, nahe daran ihren Geiſt aufzugeben, in die Kiſſen zurückzuſinken. In Toledo wollte ſie nicht anhalten; als ſie dieſe Stadt aber weit genug hinter ſich hatte, um nicht mehr geſehen zu werden, ließ ſie die Kutſche aufdecken und ſchaute mit den innigſten Seufzern zurück. Von Sevilla an begannen Dianens Schickſale ſich ihr freundlicher zu geſtalten, und es trug ſie das Meer mit günſtigem Winde nach dem erſehnten Lande hinüber. Hier erfreuten ſich Spanier wie Indier ihrer Ankunft, und da ſie wahrnahmen, wiewohl ſie verſtand, Achtung und Furcht vor ſich einzuflößen, indem ſie ſtrafte und belohnte, ohne ihre Hände zu beflecken, oder ihre Gerechtigkeit zu beeinträchtigen, ſo nannten ſie ſie ſowohl deswegen, als weil ſie ſie für einen keuſchen Jüngling hielten, den ſpaniſchen Sonnengott. Sie ſandte Viele mit ihren Rechtshändeln und deren Unterſuchung nach Spanien; Viele ließ ſie aber auch in der Stille erwürgen und im Meere, wenn man ſo ſagen kann, begraben. Zuletzt kam ſie nach Cartagena und erblickte, die Gefangenen beſichtigend, Celio, den ſie, wie abgezehrt und bleich er auch war, alsbald erkannte, weil eben die Liebe im Blute iſt und, raſch in das Herz eindringend, der Seele ihre Nachrichten giebt. Dianens Freude kämpfte mit ihrer Verſtellung und hätte dieſe beinahe überwunden. Sie ließ ſich ſeine Sache vortragen und wollte ihn in Freiheit ſetzen; aber zwei Brüder des Gemordeten, der eine, ein reicher Kaufmann, der andere, ein tapferer Capitain, die ihn bis dahin im Gefängniſſe gehalten und verfolgt hatten, fingen darüber an zu ſchreien und forderten Gerechtigkeit, ſo daß Diana ihre Abſichten nicht ſogleich durchſetzen konnte. Sie gebot Jedermann, ſich aus dem Saale zu entfernen und wünſchte den Hergang der Sache aus ſeinem Munde zu vernehmen, indem ſie ihm ihr ritterliches Wort gab, wenn er ihr die Wahrheit ſage, ihm aus allen Kräften beizuſtehen. Celio glaubte die Wahrheit, indem er glaubte, der Vicekönig ſei ihm günſtig geſinnt, und wiewohl er ſie nicht verſtand, ſo erzählte er ihm doch ausführlich ſeine ganze Geſchichte, von ſeinem Liebeshandel in Toledo an, wie viel er um Dianen ausgeſtanden habe, ſeitdem er ſie nach ihrem Verſchwinden ſuche, und wie eben der Mann, den er getödtet, als der Dieb ihrer Juwelen, ihn durch die verweigerte Rückgabe eines Diamanten, des erſten Pfandes ſeiner Liebe, ſo lebendig an ſein Unglück erinnert habe, daß er in die Wuth der Verzweiflung gerathen ſei.

Diana ſchaute Celio an und drängte die Thränen ihrer Augen in ihr Herz zurück, wo ſie deren ſo viele weinte, als ihr Angeſicht geweint haben würde, wäre ſie allein geweſen. Sie entließ Celio und trug ihrem Haushofmeiſter insgeheim auf, ihn mit vorzüglicher Sorgfalt zu behandeln; auch unterredete ſie ſich mit ihm alle Tage und ließ ſich von ihm ſeine Geſchichte immer wiederholen, den es nicht wenig verwunderte, daß ſie gar nichts anderes von ihm wiſſen wollte.

Nachdem ſie endlich alles gethan, was ihr in jenem Lande obgelegen, indem ſie, dem königlichen Willen und Befehle gemäß, den Schuldigen beſtraft, und den Gerechten verdientermaßen belohnt hatte, erkannte ſie die Unmöglichkeit, die aufgebrachten Verwandten des getödteten Schiffers durch Bitten oder Geld zu beſchwichtigen, und ließ denn Celio als Gefangenen auf das Admiralsſchiff zu ſich bringen, wo ſie mit ihm während der ganzen Rückfahrt zuſammen ſpeiſte und verkehrte.

Diana traf den katholiſchen König in Sevilla an, und begab ſich zu ihm, um ihm die Hände zu küſſen, mit einem großen Gefolge, und nicht ohne Celio, den ſie zu ihrer Entſchuldigung von einigen Wachen begleiten ließ. Diana hätte ſich nach ſo vielen Leiden und Mühſeligkeiten freilich gern ſchon längſt ihrem Celio entdeckt. Aber wenn ſie es nun gethan und die blinde Liebe ſie einander in die Arme geführt hätte: wie wäre dieſer Gouverneur dann etwa wohl in Sevilla angelangt? Ihr öfteres Zuſammenſein unter vier Augen mit Celio war zwar dem Könige bereits von Verleumdern hinterbracht worden, die Dianen ohnedies genöthigt haben würden, ſich zu ihrer Beſchämung zu erklären. Inzwiſchen bat ſie ſich aber von Sr. Majeſtät als Belohnung für die Dienſte, die ſie ihm in Indien durch Wiederherſtellung der Ruhe geleiſtet hatte, unter anderem auch die Begnadigung Celios und zugleich die Zuſicherung aus, denſelben zu Erfüllung ſeines ihr gegebenen Eheverſprechens anzuhalten. Der König und ſein Hof erſtaunten darüber eben ſo ſehr als Celio ſelbſt, und der Letztere erkannte in dem Gouverneur ſein ſchönes Weib, das ihm ſo viele Thränen und Leiden gekoſtet hatte.

Groß waren die Gnadengeſchenke, die der König ihnen machte, groß die Feſte, die er zu ihrer Vermählung anſtellte, und nicht minder groß ihre Freude über den Anblick ihres Sohnes, den ſie durch Vertraute ſofort herbeiholen ließen. Die Schäferin ſelbſt im groben Hirtengewande, aber mit ſchönem Antlitz und auf die Schultern niederwallenden Locken brachte ihn dem zärtlichen Liebespaare, das von nun an im Schooße des Glückes ruhte.

XXIII.

Die natürliche Tochter.

Ein reicher Mann hatte eine Frau, die er nicht liebte, ohne Zweifel weil ſie nicht liebenswürdig war, denn ſie war eine Gelehrte, Enthuſiaſtin, Dilettantin in Muſik und Malerei, die italieniſch, ſpaniſch, deutſch, engliſch und ſogar ruſſiſch ſprach, um deswillen immer in höheren Sphären ſchwebte und alſo die Sorge um ihr Hausweſen verabſäumte, worunter die verſtändigen Alten auch die Zärtlichkeit für den Ehegemahl mit begriffen. Mit einem Worte, dieſe Dame wollte ein Mann ſein, und haßte die Liebe, ſelbſt die eheliche, ſchon deswegen, weil ſie dabei die Rolle der Frau hätte ſpielen müſſen. Was erfolgte aus einer ſo ungewöhnlichen Aufführung? Ihr Gatte ſuchte anderwärts, was er nicht zu Hauſe fand: ein Weib, und buhlte anfänglich, ohne ſich zu binden, bald um die eine, bald um die andere.

Unter den jungen Mädchen, die er verführte, feſſelte ihn eines längere Zeit als die anderen. Sie hieß Adelaide und war die Tochter eines Goldſchmidts, der ſich zu Grunde gerichtet hatte. Er verſorgte ſie und that ſie allmälig, erſt zu einer Nähterin und alsdann zu einer Modehändlerin in die Lehre. Die Anhänglichkeit des Prinzen an dieſe junge Perſon entſprang nicht aus Liebe, ſondern im Allgemeinen nur aus Leidenſchaft für das weibliche Geſchlecht, und es wäre vielleicht kein Ehemann je treuer als er geweſen, wenn ſeine Frau nicht gerade hätte ein Mann ſein wollen. Als die junge Adelaide ihre Lehrzeit beſtanden hatte, forderte der Prinz ſie auf, eines von den beiden Gewerben zu erwählen. Sie erbat ſich von ihm einige Bedenkzeit und er miethete ihr inzwiſchen ein gut meublirtes Zimmer, das ſie bezog. Ihr gegenüber wohnte ein junger Muſiker, der außerordentlich ſchön ſang. Adelaide machte ſeine Bekanntſchaft, und eines Tages fand der Prinz den jungen Mann bei ihr, wie er ihr eine neue Melodie einübte. Mademoiſelle! ſagte er zu ihr, ſobald ſie allein waren, ich habe ihnen ſchon erklärt, daß ich es nicht gern ſehen würde, wenn ſie außer der meinigen andere männliche Bekanntſchaften hätten. Reden ſie jemals noch ein einziges Wort mit dem jungen Menſchen, den ich ſo eben bei ihnen antreffen mußte, ſo ſehen wir uns nicht wieder.— Adelaide verſprach, ſich ſeinen Wünſchen zu fügen und wich dem jungen Manne ſechs Monate lang gewiſſenhaft aus. Nach Ablauf dieſer Zeit unterlag ſie ein einziges Mal der Verſuchung, eine neue Arie von ihm zu erlernen. Ihr Unglück wollte, daß der Prinz ſie darüber betraf, und er kehrte nicht zu ihr zurück.

Ungefähr ſechs Monate nach dieſem Bruche gebar Adelaide ein Mädchen. Sie bot alles mögliche auf, den Prinzen von dieſem Ereigniß in Kenntniß zu ſetzen und ihn zu vermögen, ſich des Kindes anzunehmen; er weigerte ſich aber durchaus, etwas von ihr zu hören und verbrannte ihre Briefe ungeleſen. Er erfuhr ſogar nicht, was Adelaiden eigentlich bewog, ihn mit ſo vielen Briefen zu beſtürmen, denn er legte ihrer Botin ſchon beim erſten Worte Schweigen auf und kehrte ihr den Rücken zu, ohne ſie zu hören.

Adelaide ermüdete zuletzt in ihren Bemühungen; ließ ſich aber die Erziehung ihrer Tochter angelegen ſein und gewärtigte vom Zufalle deſſen, was ſie durch jene nicht hatte erlangen können. Sie lebte ehrbar von ihrer Hände Arbeit und enthielt ſich des Umgangs mit Männern ganz und gar. Eine Schwäche, die man gegen einen Mann begeht, ſprach ſie zu ſich ſelbſt, iſt ohne Zweifel ein Fehltritt, aber eine zweite gegen einen Anderen, iſt eine Schande, eine Infamie. —

Es vergingen ihr etwa vierzehn Jahre unter ſolchen Verhältniſſen, und Adelaide verlor ihre Abſicht nicht aus den Augen, die dereinſtige Anerkennung ihrer Tochter von deren Vater zu bewirken, und demſelben, durch ihr Betragen ſeit ſeinem Bruche mit ihr, ihre Unſchuld darzuthun. Sie wußte allerdings nicht, daß der Prinz ihre Briefe nicht einmal eröffnet hatte, und daß er ſeine Vaterſchaft alſo nicht im entfernteſten ahndete. Aber wenn auch die Vermuthungen, die ſie in dieſer Hinſicht hegen mußte, ſie eigentlich hätten niederſchlagen ſollen, ſo wurde doch die kleine Silvine, ihre Tochter ſo niedlich und reizend, daß ſie dereinſt durch ſie den Prinzen zu rühren hoffte.

Sobald Silvine ihr vierzehntes Jahr und damit ein Alter erreicht hatte, in dem die Blüthe ihrer Schönheit gewiſſermaßen aus der Knoſpe brach, wendete Adelaide ihr ganzes kleines Beſitzthum daran, das junge Mädchen mit den geſchmackvollſten Kleidern auszuſtatten. Danächſt zog ſie über den Prinzen Erkundigungen ein. Sie erfuhr, daß er keine Kinder habe, und daß ſeine Lebensweiſe nach wie vor ungefähr dieſelbe ſei. Danach traf ſie ihre Maßregeln. Sie hatte ſich in ihrem Aeußern genugſam verändert, um erwarten zu können, von ihm nicht wieder erkannt zu werden, und ſo fand ſie ſich eines Tages mit ihrer Tochter auf einem Spaziergange ein, wo der Prinz allein war. Sobald ſie ihn wahrgenommen hatte, zeigte ſie ihn ihrer Tochter mit den Worten: Dies iſt dein Vater, mein Kind, von dem ich dir ſchon oft erzählt habe. Aber dieſer Vater verſchmäht und flieht dich, glaubt vielleicht nicht einmal, dein Vater zu ſein. Da du nun hübſch biſt, ſo müſſen wir ihn eben dadurch an uns zu ziehen ſuchen. Unſer Zweck heiligt ein ſolches Mittel. Ich werde mich beſtreben, mich im Anfange unſerer Bekanntſchaft mit ihm in ſeinen Augen zu rechtfertigen, und ſo eröffnet dir vielleicht eben der Augenblick, der dich verderben ſoll, die Arme eines zärtlichen Vaters. Steh mir bei, meine Tochter, und was du mich auch immer in deinem Namen ihm verſprechen hörſt, beſorge deswegen nichts. Es wird ein Augenblick kommen, der meine Unſchuld an den Tag bringt und der den Schein des Leichtſinns, den ich dir zuziche, von dir entfernt. — Nach dieſer Unterweiſung gingen ſie vor dem Prinzen vorüber. Er ſtutzte bei Silvinens Anblick, folgte ihnen und faßte ſie zu wiederholten Malen ſcharf ins Auge.

Als ſie den Garten verließen, ging er nach ihnen hinaus und ſchien unſchlüſſig zu ſein, ob er ihnen, die zu Fuße gekommen waren, anbieten ſolle, ſie nach Hauſe zu fahren. Die mit einem Sonnenhut bedeckte Adelaide beobachtete verſtohlenerweiſe alle ſeine Bewegungen. Mein Gott! wie müde wirſt du werden, Silvine; ſagte ſie zu ihrer Tochter, es iſt kein einziger Wagen hier! — Nunmehr trat der Prinz auf ſie zu und bot ihnen den ſeinigen an. Man lehnte es verlegen ab; in dem Augenblick aber erkannte er Adelaiden. — Sollte ich mich täuſchen? ſprach er, das iſt Adelaide! — Ja wohl, mein Prinz. — Sie haben da ein allerliebſtes Kind! — Es iſt eine Verwandte von mir. — Meiner Treu! ich bringe ſie nach Hauſe. — Wie es ihnen gefällig iſt, mein Prinz, ſie ſind für uns kein Fremder. —

Die beiden Frauen ſtiegen ein und der Prinz fuhr ſie in ihre Wohnung, Rue des Vieux-Auguſtins. In dem kleinen Zimmer mit ihnen angekommen, erkundigte er ſich nach Silvinen. Das in ſeinen Augen blitzende Feuer zeugte von dem Eindrucke, den die junge Schöne auf ihn gemacht hatte. Adelaide aber, in der Vorausſetzung, daß er ihre Briefe geleſen habe, hütete ſich wohl, ihm mit einem Male eine Wahrheit zu erſchließen, die ihn vielleicht für immer von ihr hätte entfernen können. Sie behandelte Silvinen fortwährend als Verwandte, und als der Prinz ſie fragte, ob ſie ihre Nichte ſei, verneinte ſie es. Dieſe Antwort ſchien ihn nachdenklich zu machen. Er zog ſie bei Seite und gab ihr durch ſeine Fragen zu verſtehen, wie er von ihr dächte. — Mein Prinz! entgegnete ihm Adelaide, haben ſie die Gnade, ſich bei glaubwürdigen Leuten zu erkundigen, was für ein Leben ich geführt habe, ſeitdem ſie mich verließen. Sie werden daraus erkennen, daß ich ſie nimmermehr hintergangen habe. Fanden ſie damals jenen Muſiker wiederholt bei mir, ſo war dies der unſchuldigſte Zufall von der Welt, und ich habe den jungen Mann niemals wieder geſehen. Ich habe gearbeitet, meine Geſchicklichkeit war mein einziger Unterhalt, und ſie machte mir Freude, weil ich mich dabei meiner Verbindlichkeiten gegen ſie erinnerte. Was meine junge Verwandte betrifft, ſo iſt ſie die Tochter meiner beſten Freundin, die mir zuweilen großen Kummer verurſacht hat. Das arme unſchuldige Kind ſoll ihn jedoch nicht entgelten. — Ich geſtehe ihnen, ſagte der Prinz, ich finde ſie zum Entzücken. — Das freut mich ungemein. Sie werden ſie glücklicher machen, als ich. — Wie? ſie wollten ſie mir überlaſſen! — Es iſt meine Abſicht dies zu thun, wofern ſie ihnen wohlgefällt. — Ich weiß gar nicht, wie dankbar ich mich ihnen für eine ſolche Begünſtigung erzeigen ſoll! — Ich werde ihnen dies eines Tages ſagen. — O! ſagen ſie es heute. Ich verſpreche ihnen ... — Ich fordere für mich ſelbſt nichts, meine Wünſche beſchränken ſich auf ihr Wohl allein. — Ich will Vaterſtelle an ihr vertreten. — Das iſt alles, wonach ich verlange. — Ich werde ſie oft beſuchen. — Sie könnem es nicht ſo oft thun, als wir uns nach ihnen ſehnen. — Sie machen mich höchſt glücklich, meine beſte Adelaide. — Werden ſie mir wohl auch die Gnade zugeſtehen, um die ich ſie gebeten habe, ſich nach mir zu erkundigen? — Das iſt nicht mehr nothwendig. — Entſchuldigen ſie, ich habe auf dieſe Gnade Anſprüche: Wollen ſie mir ihre Achtung vorenthallten? — Weil ſie es denn wünſchen, ſo ſoll es geſchehen. — Silvine iſt dabei eben ſo ſehr betheiligt als ich ſelbſt. Der Verdacht, den ſie vorhin ausſprachen ... — Seien ſie verſichert, den habe ich nicht mehr. Aber kehren wir zu dem lieben Kinde zurück. Silvine! ihre Verwandtin hat mir unendlich viel Schönes von ihnen geſagt. — Gnädiger Herr! das iſt der größte Dienſt von allen, die ſie mir je erwieſen hat. — Wie anmuthig ſie zu antworten weiß! Ich würde mich ſehr glücklich preiſen, wenn meine Freundſchaft einigen Werth für ſie hätte. — Ob ſie Werth für mich hat! Ach, gnädiger Herr, wenn ich ſie doch auf irgend eine Weiſe zu verdienem wüßte! — Haben ſie mich ihr denn ſchon vorher genannt? — Als wir ſie zuerſt im Garten wahrnahmen, ſagte ich ihr, wer ſie ſeien. Ihr Name iſt denen, die mich lieben, vielbedeutend. —

Der Prinz gab Adelaiden und ihrer Tochter das nochmalige Verſprechen, ſie täglich zu beſuchen, lud ſich für den nächſten Tag zum Abendeſſen bei ihnen ein, und betheuerte ihnen, indem er von dannen ſchied, daß er die Augenblicke dieſes erſten Beſuches zu den koſtbarſten ſeines Lebems zähle.

Er liebt mich, meine liebe Mutter! rief Silvine, als ſie ſich mit ihr allein befand: warum haben ſie ſich nur nicht gleich gegen ihn erklärt? — Du kennſt die Männer nicht, meine Tochter! Laß mich erſt im Grunde ſeines Herzens leſen, und vor allen Dingen den Eindruck zu ergründen ſuchen, den deine Schönheit, Jugend und Unſchuld auf ihn gemacht haben. Dieſer Mann hat heftige Leidenſchaften; iſt aber keiner wahren Zärtlichkeit fähig. Ueberlaß dich meiner Erfahrung. Es kommt uns nicht darauf an, dir einen Liebhaber oder Gatten zu verſchaffen; es ſoll dir das Herz eines Vaters gewonnen werden, von dem das Schickſal deines ganzen Lebens abhängt. —

Adelaide benachrichtigte noch an dem nämlichen Tage ihre Wirthin und die anderen Miethleute des Hauſes, worin ſie ſo viele Jahre über wohnen geblieben war, daß der Prinz ſich wahrſcheinlich des folgenden Morgens nach ihr bei ihnen erkundigen würde; bat ſie aber insgeſammt, ihm aus Gründen, die für ſie die höchſte Wichtigkeit hätten, zu verſchweigen, daß Silvine ihre Tochter ſei. Es ward ihr zugeſagt, und, alſo von dieſer Seite beruhigt, beſchäftigte ſie ſich nunmehr mit nichts anderem als mit den Vorbereitungen zum Empfange des Prinzen, der ſich gegen ſechs Uhr einfand.

Das junge Mädchen war noch reizender und prächtiger gekleidet, als am vorigen Abende. Sie halten ſie auf einem hohen Fuße! ſprach der Prinz, ſie iſt alſo reich? — Nichts weniger als dies; aber ich liebe ſie, und alles was ſie an ſich hat, iſt meiner Hände Arbeit. — Ich weiß nichts dagegen einzuwenden, als etwa nur, daß eben zu fürchten ſteht, ſie werde es nicht jederzeit ſo gut haben können. — Sie iſt auch noch niemals ſo gekleidet geweſen, als geſtern und heute um ihretwillen. Ihre gewöhnliche Kleidung iſt einfach und beſcheiden. — Wie ſo, um meinetwillen? Ich bitte, erklären ſie mir dies. — Ich war mit meinem Pfleglinge in keiner anderen Abſicht in dem öffentlichen Garten, als um ſie zu ſehen und von ihnen geſehen zu werden. — Nun, wahrhaftig, Adelaide, ſie ſetzen mich in Erſtaunen! — Erkundigen ſie ſich nach mir, wie ich ſie ſchon gebeten habe. Sie werden erfahren, daß Silvine noch niemals in ihrem Leben ſo wie geſtern gekleidet erſchienen iſt. Man wird ihnen auch ſagen, daß ich das gute Kind in keiner anderen Abſicht in den Garten ausgeführt, als um ſie mit ihnen bekannt zu machen, von dem ich ſchon viele Male mit ihr geſprochen habe. — Sie rühren mich, Adelaide, ich glaube ihren Worten, aber ihre Beweggründe dazu? ... — Sie ſollen ſie erfahren, mein Prinz. Sie beruhen auf meiner Anhänglichkeit an ſie. — Der Prinz näherte ſich jetzt Silvinen, die ſich jedes Mal, wann ihre Mutter mit ihm ſprach, ein wenig entfernte, zog ſie auf ſeine Knie und liebkoſte ſie wie ein Kind. Das junge Mädchen erwiederte ſeine Zärtlichkeit mit der liebenswürdigſten Unbefangenheit und er fühlte ſich dadurch ſo entzückt, daß ihm oftmals, er wußte nicht wie ihm geſchah, wenn er ſie anſah unwillkürlich die Thränen aus den Augen brachen, und er ſich über ſich ſelbſt verwundert zu Adelaiden wendete. Auch während des Abendeſſens rief der Prinz einmal über das andere aus, daß er ſich noch niemals ſo glücklich gefühlt habe. Ich glaube es ihnen wohl, ſagte Adelaide lächelnd zu ihm: Sie finden hier die Natur wieder. — Du haſt es ausgeſprochen, meine liebe Adelaide, und zwar die Natur in ihrer vollen Reinheit und Unſchuld. — Ach! gnädiger Herr! ſprach die junge Silvine mit dem ausdruckvollſten ihrer Blicke, wie glücklich kann ich mich fühlen, wenn ſie wirklich ſo gut von mir denken, wie ſie ſich gegen mich ausſprechen. — Sie verſetzt mich außer mich ſelbſt! ſagte der Prinz zu Adelaiden, wie ſoll ich es aber nur für denkbar und möglich halten, daß ſie dieſes junge Herz für mich gebildet und behütet hätten? — Er ſchwieg nach dieſen Worten eine Weile ſtill und verſank in tiefes Nachdenken. Darauf fuhr er plötzlich zu Adelaiden gewendet fort: Es ſcheint, daß ſie mich durch irgend etwas außerordentliches zu überraſchen trachten? — Was thäte es, wenn dies außerordentliche ihnen angenehm wäre? — Der Prinz entfernte ſich ſehr ſpät, da er ſich faſt gar nicht von Silvinen trennen konnte. Als er fort war, ſagte das junge Mädchen abermals zu ihrer Mutter: Aber diesmal, meine liebe Mutter, hätten wir doch nicht länger anſtehen ſollen, ihm die Wahrheit zu ſagen. — Ich würde ohne ein einziges Bedenken, ebenfalls deiner Meinung geweſen ſein. Der Prinz hat aber meine Briefe erhalten und ſie alſo geſehen; ich habe ihm mancherlei Dinge geſagt, aus denen er hätte errathen können, wenn er es gewillt geweſen wäre, was du ihm biſt. Daß er mich nun nicht verſtanden hat, ſchüchtert mich ein, und läßt mich fürchten, er wünſche nicht, daß du ſeine Tochter ſeiſt, weil er den Gedanken daran von ſich zu entfernen ſcheint. —

Nächſten Tages kam der Prinz in der Frühe, ſtieg aber nicht zu Adelaiden die Treppe empor, ſondern zog bei den Mitbewohnern des Hauſes die ſtrengſten Erkundigungen nach ihr ein. Er hatte alle Urſache damit zufrieden zu ſein, ja, er wurde von der Auskunft, die er empfing, gerührt, da ſeine ehemalige Geliebte während ſo vieler Jahre ein wahrhaft einſiedleriſches Leben geführt hatte und nur durch die Arbeit, zu der ſie genöthigt geweſen, mit der Welt in Berührung geblieben war. Die Art und Weiſe, wie man ihm die zärtliche Sorgfalt ſchilderte, mit der ſie ihre kleine Verwandte erzogen habe, regte das lebhafteſte Mitgefühl in ihm auf, und zwang ihn, ſeine Unerbittlichkeit gegen Adelaidens vielfältige

Bemühungen ſich ihm zu nähern, aufrichtig zu bereuen. Er fühlte ſich davon ſo innerlich niedergeſchlagen und bedrückt, daß er ſich wieder in ſeinen Wagen ſetzte, ohne eine Frau zu beſuchen, gegen die er ſich ſo großes Unrecht vorzuwerfen hatte. Indeſſen verſprach er es ſich ſelbſt, bei ihr zu Abend zu eſſen. Adelaide hörte, daß er da geweſen ſei, verwunderte ſich aber, daß er ſie nicht begrüßt habe, und theilte die Beſorgniſſe, die ſie deswegen hegte, Silvinen mit.

Um halb ſieben Uhr ſaßen Mutter und Kind ein wenig betrübt neben einander. Mama, wenn er nicht wiederkäme! — Bei dieſem Worte drängte ſich aus Adelaidens Augen eine Thräne, und ſie umarmte Silvinen: indem klopfte es an. Es war der Prinz. Er trat lächelnd ein, und dieſe Erſcheinung beruhigte. Ich bin ſehr zufrieden mit ihnen, ſprach er zu Adelaiden. Aber ſie haben geweint? — Es iſt nichts. — Sie ſind dieſen Morgen hier geweſen, wir haben ſie nicht geſehen, wir bildeten uns ein ..... Beſonders ſprach Silvine ſo eben ihre Beſorgniſſe aus, als ſie klopften. — Silvine iſt zu liebenswürdig, und ich weiß ihr nicht anders darauf zu erwiedern, als indem ich ſie umarme. — Der Prinz zog Silvinen auf ſeinen Schooß, indem er dies ſagte, und ſie warf ſich ihm mit ſo unverholener Rührung an den Hals, daß ihr einige Thränen entfielen. Aber! ich weiß nicht — bemerkte der Prinz, warum Thränen? — Ich weine ſie nicht vor Kummer, ſprach Silvine.

Ueber Tiſche wagte Adelaide an den Prinzen die Frage zu richten, ob er ihre Briefe geleſen habe? — Wahrſcheinlich weil er ſich ſchämte, ſie unerbrochen verbrannt zu haben, antwortete der Prinz, ja. Adelaide ſah Silvinen mit einem ſchwermuthvollen Blicke an, und der Prinz fügte hinzu: Einen einzigen habe ich inzwiſchen nicht eröffnen wollen und der Perſon, die ihn mir überbrachte, ich geſtehe und bereue es in dieſem Augenblicke, mit ein wenig harten Worten zurückgeſtellt. Hatten ſie damals Silvinen ſchon? — Ja, gnädiger Herr! — Ich bitte dir die Härte ab, die dich mit betroffen hat, mein liebes Kind. Ich wünſchte, ich hätte dich früher gekannt, ich würde Vaterſtelle an dir vertreten haben. — Dieſe Aeußerung zog ihm von Silvinen eine abermalige Umarmung zu, und der Prinz war zwar von dieſer kleinen Freiheit, die ſie ſich nahm, entzückt; konnte aber, die Wahrheit zu geſtehen, doch nicht umhin, ſie als eine Freiheit anzuſehen. Silvine ſchien ihm zuweilen den natürlichen Anſtand eines ehrbaren jungen Mädchens aus den Augen zu ſetzen, und dieſe Vorſtellung ließ dann wieder in ſeinem Geiſte Gedanken aufkommen, die Adelaiden nicht eben günſtig waren. Die vortheilhaften Zeugniſſe, die ihm ihre Nachbarn am Morgen für ſie abgelegt hatten, beruhigten ihn freilich nichtsdeſtoweniger, und er ſprach ſich an dieſem Abende über das reichliche Auskommen aus, das er Silvinen und ihrer Erzieherin ſichern wolle.

Sobald er Mutter und Tochter wieder verlaſſen hatte, ſprach Adelaide zu dieſer: Er hat meine Briefe außer einen geleſen. Ich möchte wohl wiſſen, was das gerade für einer geweſen iſt. Ich werde morgen zu der Brocard gehen, die ſie beſtellt hat. — Sie verfehlte am anderen Morgen nicht, dieſen Vorſatz auszuführen. Die Brocard, ein altes, ſehr erfahrenes Weib, das ſeiner jungen Freundin nicht den Kummer machen wollen, ihr den Brief zurückzubringen, hatte ihn jedoch ſorgfältig aufbewahrt, und ſtellte ihr ihn gegenwärtig auf Verlangen wieder zu, nachdem Adelaide ſie unterrichtet hatte, ſie habe mit dem Prinzen ein Verhältniß anderer Art als vordem angeknüpft. Zu gleicher Zeit geſtand die Alte Adelaiden ein, der Prinz habe zwei Mal, da ſie bis zu ihm gelangt ſei, ihre Briefe ungeleſen ins Feuer geworfen.

Dieſe Entdeckung flößte Adelaiden neuen Muth ein, indem ſie ihr die Vermuthung an die Hand gab, der Prinz könne wohl gar nicht wiſſen, daß ſie eine Tochter habe. Da nun aber übrigens ſein Betragen gegen Silvinen trotz aller Zärtlichkeit in den Schranken der Ehrbarkeit blieb, ſo nahm ſie ſich vor, die Eröffnung ihres Geheimniſſes durchaus nicht zu übereilen und theilte ihren Entſchluß bei ihrer Rückkehr ihrer Tochter mit. War auch das junge Mädchen, in dem was die längere Bewahrung des Geheimniſſes anlangte, nicht ganz der Meinung ihrer Mutter, ſo unterwarf ſie ſich dennoch mit Bereitwilligkeit den Vorſchriften Adelaidens, die ihr den verſiegelten Brief mit dem Bedeuten einhändigte, ihn gut zu verwahren, weil er ihr bei Gelegenheit von großem Nutzen ſein könne.

Der Prinz verſäumte nicht, des anderen Tages um fünf Uhr wiederzukommen, und verſicherte, er habe ſich nach ihnen von dem Augenblicke an geſehnt, da er ſie geſtern verlaſſen. Seine Unterhaltung mit Silvinen glich der des vorigen Tages. Das junge Mädchen war nur noch zärtlicher gegen ihn, weil ſie ihrem inneren Drange, ſich die Liebe ihres Vaters zu erwerben, nicht widerſtehen konnte. Die Mutter ließ es ihr gern zu, alle ihre kleinen Künſte zu dieſem Endzweck aufzubieten, und war mittlerweile in der Küche beſchäftigt. Der Prinz war mit dem reizenden Kinde allein, ſah ſich von ihr geliebkoſt und ging weiter, als es ſeine Abicht geweſen war. Silvine kam ſeinen Zärtlichkeiten anfänglich auf halbem Wege entgegen. Endlich wurde er jedoch zu leidenſchaftlich, ſie fühlte es, ihrer Unerfahrenheit ungeachtet, und wollte ſich aus der Nähe des Prinzen entfernen. Indeſſen richteten ihre Bemühungen gegen ſeine Schlauheit wenig aus, und das Ende des ungleichen Kampfes hätte nicht zwefelhaft ſein können, wenn Adelaide nicht zu rechter Zeit zurickgekommen wäre. Ihre Gegenwart befreite Silvinen, und Adelaide hatte genug geſehen. Mein Prinz! hub ſie an: ich erkenne aus ihrem Betragen deutlich, daß ſie meine Briefe nicht geleſen haben. — Es iſt wahr, ich geſtehe es. — So gieb deinem Vater, Silvine, den Brief, den ich geſtern zurückerhalten habe. — Silvine holte ihn herbei. Während ihrer kurzen Abweſenheit warf ſich Adelaide dem Prinzen zu Füßen. Werden ſie uns nicht von ſich ſtoßen, ſprach ſie, wann ſie alles erfahren haben? — Alles erfahren? ...... erklären ſie ſich deutlicher. — Dieſer Brief, gnädiger Herr, wird es für mich thun. Meine liebe Silvine, deine Thränen werden mehr Gewalt haben als die meinigen, umfaſſe du die Knie deines Vaters. —

Der Prinz brach den Brief auseinander und las: Eine Unglückliche, die ſie verlaſſen, nachdem ſie ſie zur Mutter gemacht haben, wendet ſich noch ein Mal an ſie, mein Prinz, um Hülfe, nicht für ſich, ſondern für das unſchuldige Weſen, das ſie ſo eben geboren hat..... Wo iſt es? rief er plötzlich aus. — Vor ihnen, mein Prinz, es iſt Silvine. — Warum haben ſie mir das nicht gleich geſagt? — Weil ich befurchtete.... — Sie glauben alſo, daß ich ein Unmenſch bin? Komm in die Arme deines Vaters, meine Tochter! — Bei dieſem Worte ſtieß Silvine einen Schrei der Freude aus, ſtand ſchwankend auf, und ſtürzte dem Prinzen an die Bruſt, der ſie ſprachlos und mit der höchſten Zärtlichkeit an ſich drückte. Mein liebes Kind! ſagte er endlich, wie ſüß ſind die neuen Gefühle, die ich durch dich kennen lerne. Ich bin dein Vater, der Vater des lieblichſten Weſens auf Erden. — Nach dieſen einzeln hervorgebrachten Worten betrachtete er ſie ſchweigend und in tiefes Sinnen verſunken. Oft ſchon, ſagte er dann, habe ich bei mir nachgedacht, wo ich dieſe geliebten Züge geſehen hätte. Sie rufen mir die einer Schweſter zurück, die mir unendlich theuer war und die nicht mehr iſt. Ja, dies ſind ihre Augen, dies iſt ihr Mund, ihr Lächeln! Adelaide! ich bin ihnen unendlich viel ſchuldig geworden und ungerecht gegen ſie geweſen: verzeihen ſie mir! — Adelaide hatte das höchſte Ziel ihrer Wünſche erreicht und vermochte ihm auf keine andere Weiſe zu antworten, als indem ſie ihm die Hände küßte, die die ihren Augen entſtrömenden Thränen benetzten. Und nun, meine liebe Tochter! fuhr der Prinz zu Silvinen gewendet fort, ſoll es meine nächſte Sorge ſein, an deine Zukunft zu denken. Ich will dich glücklich machen, mache du nur auch hingegen das Glück deines Gatten. Ich habe eine Gattin: wenn dein Betragen jemals dem ihrigen gliche, ſo müßte ich aufhören dich zu lieben. Ich beſtimme dich einem Neffen von mir, deinem Ebenbilde, einem jungen liebenswürdigen Manne, der dir gewiß gefallen und ſeinerſeits nicht umhin können wird, dich anzubeten. Ich liebe ihn wie meinen Sohn und betrachte ihn ſeit langer Zeit als meinen dereinſtigen Erben. In euch beiden will ich alſo vereinigen, was mir das liebſte auf Erden iſt; nur muß unſere Verwandtſchaft, ſo wie ſie iſt, aller Welt und ſelbſt deinem Gatten unbekannt bleiben. Wofern es mir jemals gerathen ſcheint, dieſen letzteren in unſer Geheimniß zu ziehen, ſo behalte ich mir die Eröffnung ſelbſt vor. — O, meine Mutter! welch ein gütiger Vater! rief Silvine. — Was ſie anbetrifft, Adelaide, der ich dieſen Schatz verdanke, ſo urtheilen ſie ſelbſt, wie werth ſie mir geworden ſein müſſen! Unſer ferneres Verhältniß zu einander ſoll uns beide dieſer Gabe des Himmels würdig machen, die wir nicht verdient haben. — O, gnädiger Herr! ſprach Silvine, wenn ſie wüßten, welch eine vortreffliche Mutter ich habe, wie ſie nur für mich gelebt, mit welcher Aufopferung ihrer ſelbſt ſie ſich der Sorge für meine Erziehung und für mein Wohl gewidmet hat! —

In der Nacht, die auf dieſes glückliche Wiederfinden folgte, vermochten weder Silvine noch ihre Mutter vor Freude ein Auge zu ſchließen. Als ſie gegen acht Uhr Morgens anfingen einzuſchlummern, kam der Prinz. Er wollte ſeine Tochter im Bette begrüßen und erlaubte ihr nicht aufzuſtehen. Zu der Mutter ſprach er. Sie ſollen alsbald eine Wohnung beziehen, die ich für ſie einrichten werde. Wir wollen zuſehen, welchen Namen und welche Geſchichte wir Silvinen beilegen, denn es iſt meine Abſicht, daß mein Neffe ſie nur im Wohlſtande erblicken ſoll. Halten ſie ſich bereit, dieſen Abend oder ſpäteſtens morgen früh auszuziehen. Ich werde alles nöthige alsbald beſorgen. — Er entzog ſich hierauf den Armen des lieblichen Kindes, beſtieg ſeinen Wagen und fuhr von dannen. Gegen zwei Uhr Nachmittags kam er wieder. Ich habe bereits gefunden, was ich ſuchte, ſprach er, ein ſehr hübſches, eingerichtetes Haus auf der Straße Richelieu. Es ſteht leer und ich kaufe es. Der Handel iſt geſchloſſen, es wird morgen Silvinens Eigenthum ſein. Kommen ſie und ſpeiſen ſie dort mit mir. —

Man fuhr im Wagen des Prinzen dahin, und an Ort und Stelle angelangt, ſetzte er ſeine Tochter in Beſitz des Hauſes. Danächſt kam man überein: Silvine, die auf den Namen des Prinzen getauft war, ſolle denſelben führen und als eine Verwandte des Prinzen gelten. Es hatte eben ein Namensvetter deſſelben ſich im Auslande aufgehalten und dort eine Tochter gehabt; war aber vor kurzem gleichwie dieſes Kind geſtorben: Silvine ſollte ſtillſchweigend für ſie gelten.

Nachdem der Prinz ſeine Tochter verlaſſen hatte, dachte er darüber nach, wie er ſie am beſten ſeinem Neffen zeigen könne. Er beſchloß, denſelben zu ſich in ſeinen Wagen zu nehmen und mit ihm vor Silvinens Fenſtern vorüber zu fahren. Gedacht, gethan! Er ließ vor dem Hauſe halten und ſtieg aus, indem er ſeinem Neffen ſagte, er werde augenblicklich wieder bei ihm ſein. Der junge Mann wartete; der Prinz aber veranlaßte ſeine Tochter, auf den Balkon hinauszutreten, und kehrte auf der Stelle zurück. Als er wieder in den Wagen ſtieg, verbeugte er ſich lächelnd zu ihr hinauf. Der junge Mann warf die Augen auf die Dame, die ſein Oheim grüßte und wurde von Silvinens Schönheit geblendet. Was iſt das für ein ſchönes Mädchen? fragte er. — Eine Verwandte von uns, die ſo eben dieſes Haus gekauft hat. — Sie iſt zum Entzücken ſchön! — Meinſt du? — Ich habe noch nie ſo etwas Reizendes geſehen: ſie iſt vollkommen. — Ihre Mutter hat mich zum Abend zu ſich eingeladen, willſt du mitgehen? — Von ganzem Herzen gern. — Nun, ſo laß uns unſere Geſchäfte abthun und dann wiederkehren. —

Der Prinz brachte alſo mit ſeinem Neffen den Abend bei Silvinen zu, die den jungen Mann mehr noch als zuvor bezauberte und auch ihrerſeits an ihm Wohlgefallen fand. So hatte er denn die Genugthuung, ſchon bei dieſem erſten Begegnen zu erkennen, wie leicht ſeine Abſichten durchzuſetzen ſein würden. Nichtsdeſtoweniger führte er ſeinen Neffen anfangs noch nicht alle Tage zu Silvinen, indem er ihn nach dieſen Beſuchen wollte Sehnſucht tragen laſſen. Es gelang ihm auch damit nach Wunſch, und bald vermochte er den dringenden Bitten des jungen Mannes die Erlaubniß nicht mehr vorzuenthalten, Silvinen auch allein zu beſuchen.

Es muß hier nun zuvörderſt ein Wort über die Prinzeſſin geſagt werden. Dieſe gelehrte Dame beſaß alle Eigenſchaften des männlichen und keine einzige des anderen Geſchlechts. Sie hatte von dem Verhältniß ihres Mannes zu Adelaiden gehört;

es aber unter ihrer Würde gehalten, eiferſüchtig zu ſein. Im Gegentheile hatte ſie ſogar eines Tages zufälligerweiſe einen Brief der Unglücklichen in ihre Hände bekommen und daraus alle ihre Geheimniſſe kennen gelernt. Man muß geſtehen, daß die Prinzeſſin, wenn ſie auch allerdings für eine ſchlechte Gattin zu halten war, doch ein rechtſchaffener, wohlwollender, ſanfter Mann genannt werden durfte. Von dieſem Augenblicke an hatte ſie für den Unterhalt der Mutter und des Kindes Sorge getragen, indem ſie der erſteren Arbeit verſchafft und unter dem Vorwande, daß dieſelbe beſſer als jede andere ſei, zu doppelten Preiſen bezahlt hatte. Dieſe geheime Verbindung, die ſie mit Adelaiden unterhielt, ohne daß dieſelbe es irgend ahndete, bewirkte denn auch, daß die Prinzeſſin ſofort in Erfahrung brachte, ihr Gemahl habe ſich mit ſeiner ehemaligen Geliebten wieder ausgeſöhnt, und daß ſie aus deſſen fernerem Benehmen abnahm, er habe ſeine Tochter anerkannt. Sie ſchätzte ihn darum deſto höher, denn ſie haßte ihn im Grunde nicht im mindeſten, und war ungemein darüber erfreut, ihm alſo das Glück der Vaterſchaft zu Theil geworden zu ſehen, ohne daß ſie die Schmerzen und Unannehmlichkeiten einer Niederkunft und ſo vielerlei desfallſige Erniedrigungen habe untergehen müſſen, die eine Frau, welche auf Stand und Rang eines Mannes Anſprüche macht, nothwendigerweiſe in den Verhältniſſen ihres Geſchlechts erblicken muß.

Einer Sonderbarkeit zufolge, die um ſo größer war, als das ungleiche Ehepaar niemals eine und dieſelbe Meinung in einer Sache gehegt, hatte ſie den Entſchluß gefaßt: Silvinen auf eine vortheilhafte Weiſe zu verſorgen und ihr ſogar, außer der Ausſtattung, die ſie ihre Sorge ſein laſſen wollte, noch ein beträchtliches Vermächtniß auszuſetzen. Da ſie dem jungen Neffen des Prinzen beſonders gewogen war, der ihr jederzeit die höchſte Aufmerkſamkeit erwieſen hatte, ſo warf ſie ihre Augen auf ihn, nahm ſich aber auch vor, ſeinem Oheime unbewußt zu handeln, um demſelben durch den Abſchluß dieſer Verbindung eine deſto angenehmere Ueberraſchung zu bereiten.

Eines Tages ließ ſie den Jüngling zu ſich rufen. Mein junger Freund, ſagte ſie zu ihm, ich habe ihnen hiermit eine Verbindung, die Hand eines liebenswerthen jungen Mädchens von gutem Hauſe, wiewohl es unbekannt iſt, antragen wollen, das ich zu meiner Erbin einſetze. Ihr Oheim gedenkt ihnen dereinſt den Beſitz ſeines Vermögens zu. Alſo würden ſie alle unſere Güter damit an ſich bringen. — Ich bin von Dankbarkeit für ihre Güte durchdrungen, gnädige Frau! und erlaube mir, ihnen darauf zu erwiedern, daß ich mein Schickſal ihnen und meinem Oheime durchaus anheimſtelle. Ich erkläre ihnen, daß ich bereit bin, alles zu thun, was mir ihr vereinigter beiderſeitiger Wille gebietet. — Das iſt recht ſchön, mein Beſter! ſie antworten wie ein gehorſamer Neffe. Wenn ich nun alſo gewiß wäre, ihrem Oheime durch dieſe Verbindung ein unendliches Vergnügen zu machen, würden ſie ſich alsdann dazu verſtehen? — Mit der größten Bereitwilligkeit, meine theuerſte Tante! — Nun wohl, ich werde ſie auf die Probe ſtellen. Vor der Hand verlange ich weiter nichts, als daß ſie die junge Dame ſehen. Sie hat gegenwärtig nicht den Anſchein, im Wohlſtande zu leben, ſie wiſſen aber, was ich für ſie thue. Halten ſie ſich morgen um elf Uhr bereit, wir werden uns zuſammen zu ihr verfügen. —

Der junge Mann unterließ nicht, ſeinen Oheim, der darüber ſehr unwillig war, von dieſem Antrage in Kenntniß zu ſetzen. Desungeachtet hielt der Prinz dafür, ſein Neffe möge die Prinzeſſin anderen Tages begleiten. Nur ließ er ſeinen Wagen bereit halten, um ihr zu folgen und ſich deſto ſchneller aus der Ungewißheit zu befreien, die ihn wegen dieſes Vorhabens peinigte.

Zur feſtgeſetzten Stunde des anderen Morgens fuhr die Prinzeſſin mit ihrem Neffen aus, und folgte ihnen der Prinz auf der Stelle, der zu ſeinem Erſtaunen ſeine Gemahlin vor Adelaidens vormaliger Wohnung halten und ausſteigen ſah. Die Prinzeſſin fragte nach Adelaiden und erfuhr ohne Zweifel von den Leuten im Hauſe, denen man kein Geheimniß daraus gemacht hatte, ihre neue Wohnung. Der Prinz ſah ſie wieder einſteigen und gewann ihr den Vorſprung ab, um ſie bei ſeiner Tochter zu erwarten. Er hatte nur ſo viel Zeit, Adelaiden und Silvinen den ſeltſamen Beſuch, der ihnen bevorſtand, anzukündigen; ermuthigte ſie aber zugleich, indem er ihnen ſagte, er werde in einem anſtoßenden Kabinet Ohrenzeuge der Unterredung bleiben, zu der ſeine Gemahlin auch ſeinen Neffen mit ſich bringe. Schon raſſelte der Wagen der Prinzeſſin vor und der Prinz ſah ſie ſelbſt am Arme des jungen Mannes die Stiege emporkommen.

Guten Morgen, mein liebes Kind! ſprach ſie, in das Zimmer tretend, zu Silvinen, die ſie auf die Stirn küßte. Sie kennen mich ſchon? fügte ſie darauf hinzu, indem ſie die Verwirrung des jungen Mädchens gewahrte: ich bin eine Freundin von ihnen, vielleicht die beſte, die ſie haben. Ich habe ihnen ſchon manche Beweiſe dafür gegeben und der, den ich ihnen jetzt zu geben gedenke, ſoll alle früheren krönen. Ich bin die Prinzeſſin S.⸗L. — Sie führen da einen Namen, gnädigſte Frau! ſprach Silvine, der mir verehrungswürdig iſt. — Ich weiß es, mein liebes Kind. Dieſer Herr iſt der Neffe des Prinzen, meines Gemahls, und ſein dereinſtiger Erbe. Ich habe ihm geſtern vorgeſchlagen, auch der meinige, aber unter der einen Bedingung zu werden, daß er ſie heirathe. — Wie, meine Tante! dies iſt die junge Dame...? —

Eben, die ich ihnen antrage. Wofern ſie dieſelbe ihrer nicht werth erachten, ſo ſagen ſie mir, wo ich eine vollkommnere Gattin für ſie ſuchen ſoll? — Bei dieſen Worten küßte die Prinzeſſin Silvinen zwei Mal und liebkoſte ſie auf tauſenderlei Weiſen. Ich weiß ihnen nichts weiter zu antworten, gnädige Frau, ſagte der junge S. L. lächelnd, als daß ich ihnen mit Entzücken aufs Wort folgen werde, im Falle mein Oheim ſeine Einwilligung dazu giebt. — Ich muß zwar dieſe Antwort billigen, Herr von S. L., erwiederte die Prinzeſſin: der letztere Punkt ſetzt mich aber dennoch in Verlegenheit. Ich möchte eben mit dieſer Verbindung meinem Gemahle eine Ueberraſchung bereiten, weil ich weiß, daß ſie ihm die lebhafteſte Freude machen würde; müßten wir nun erſt eine förmliche Einwilligung dazu einholen, ſo würde mir dieſe Abſicht, auf die ich einen ganz beſonderen Werth lege, durchaus vereitelt. — Ich erſuche ſie nur um die Gnade, meine Tante, ſagte der Jüngling, mir bis morgen Bedenkzeit zu geſtatten. — Die Prinzeſſin bewilligte ihm dieſe Friſt und beſchäftigte ſich nun ausſchließlich nur damit, Adelaiden und Silvinen mit Freundſchaftsbezeigungen zu überhäufen. In einem Augenblicke, da der Neffe ihres Mannes ſich entfernt hatte, geſtand ſie beiden, welche Hülfe ſie ihnen ſchon ſeit langer Zeit geleiſtet habe und fügte hinzu: ſie wiſſe ſehr wohl, daß Silvine die Tochter ihres Mannes ſei, und eben in dieſer Eigenſchaft wolle ſie dieſelbe adoptiren. Dieſe Auseinanderſetzung verurſachte Silvinen und ihrer Mutter die höchſte Freude, und das junge, von Natur zur Dankbarkeit geneigte Mädchen küßte der Gemahlin ihres Vaters die Hände und fiel ſogar vor ihr auf die Knie. Ihr ganzes Weſen war ſo einnehmend und liebenswürdig, es lag darin etwas ſo rührendes, daß die Prinzeſſin ihr erklärte, indem ſie ſie in ihre Arme ſchloß, ſie liebe ſie in dieſem Augenblick um ihrer ſelbſt willen, ohne einen anderen Grund, und ſie zu wiederholten Malen ihre liebe Tochter nannte.

Während alles dieſes vorging, hatte der Prinz wahrgenommen, daß ſein Neffe ſich der Thüre des Kabinets nähere, und ihn zu ſich gewinkt. Die Prinzeſſin, ſagte er zu ihm leiſe, will dir meine Tochter zur Frau geben; ſie ſcheint es damit aufrichtig zu meinen, gehe alſo wieder zu ihr, ſobald ihr jetziges Geſpräch zu Ende iſt, und ſage ihr, du ſeiſt alles zufrieden, vorausgeſetzt, daß ſie dir für meine Einwilligung bürge. Sie wird nicht ermangeln, dies zu thun, und ſo laſſen wir ihr das Vergnügen, ihren Plan auszuführen und die Heirath zu ſtiften, der ſie ſich vielleicht widerſetzen würde, wenn ſie wüßte, daß ſie mein Wille iſt. —

Der junge Mann ging hierauf in das Zimmer zurück und ſagte ſeiner Tante: daß er, alles wohlerwogen, ſich durch ihre Güte gegen ihn verpflichtet glaube, ihren Wünſchen unbedenklich nachzukommen, ſobald ſie ihm für die Einwilligung ſeines Oheims ſtehe. — Beim Himmel! das thue ich, rief die Prinzeſſin, vor Freude ſtrahlend, und nahm von Silvinen und ihrer Mutter Abſchied, indem ſie dieſelben verſicherte, ſie würde alle Tage zu ihnen kommen, um die Vorbereitungen zur Hochzeit mit ihnen zu treffen.

Der Prinz kam nicht früher aus dem Kabinet, als bis ſeine Gemahlin fort war. Er fühlte, es werde weiter nichts bedürfen, als daß ſie glaube, Silvinens Glück ſei ihr Werk, um ihr das unſchuldige Kind lieb und werth zu machen. Auch unterſagte er es ausdrücklich allen Betheiligten, ſie jemals von der Wahrheit in Kenntniß zu ſetzen.

Ungefähr nach Verlauf eines Monats wurde Silvine mit dem jungen S. L. getraut. Die Prinzeſſin, die der Meinung war, ihre Abſichten im tiefſten Geheimniß zu Ende zu führen, hatte dem Prinzen geſagt, ſie wolle ihr geſammtes

Vermögen der Gattin ſeines Neffen als Erbe verſchreiben, unter der Bedingung, daß er ihr die Wahl derſelben allein überlaſſe und dabei ſelbſt außerm Spiele bleibe, und der Prinz hatte zwar einige unerläßliche Schwierigkeiten gegen eine ſo ſonderbare Zumuthung ſcheinbar erhoben, zuletzt aber allerdings gern beſeitigen laſſen.

Am Vorabende der Hochzeit, ſobald man die Ehepakten unterſchrieben hatte, erſuchte die Prinzeſſin den Prinzen um ein geheimes Gehör. Dabei ſtellte ſie ihm Silvinen mit den Worten vor: dies iſt die Nichte, die ich ihnen beſtimmt habe. Sie weiſen ſie doch nicht zurück? — Ich nehme ſie an, Madame, um ſie ihnen als eine zärtliche und gehorſame Tochter zurückzugeben. — Dies naive Bekenntniß gefällt mir wohl, erwiederte die Prinzeſſin. — Mir iſt es aber noch viel wohlgefälliger, Madame, daß meine Tochter ihnen ihr Glück verdankt. Dieſer Beweis ihrer Freundſchaft zu mir wird meinem Geiſte wie meinem Herzen ewig unvergeßlich bleiben. Sie ſind nicht ſowohl mein Weib, als mein beſter Freund. — Ach! mein Prinz, rief die Prinzeſſin aus: dieſes Wort habe ich ſeit funfzehn Jahren von ihnen zu hören verlangt! Seien ſie verſichert, daß ich es nimmermehr vergeſſen und ſtets eingedenk ſein werde, daß ich es ihrer natürlichen Tochter verdanke, der es alſo vorbehalten bleiben ſollte, ein Verhältniß zwiſchen uns herzuſtellen, wie ich es mir von jeher gewünſcht habe. Silvine, fügte ſie hinzu, du biſt eben ſowohl meine Tochter als die ſeinige; vergiß dies nie, wofern du mich darum, daß ich dich eben ſo ſehr liebe als er, als deine zweite Mutter lieben willſt und kannſt. —

XXIV.

Wie zerronnen, so gewonnen!

In Florenz lebte vor Zeiten ein gewiſſer Piero Brandani, der ſein Leben mit Prozeſſiren friſtete. Er hatte einen Sohn von etwa achtzehn Jahren, und da er nun eines Morgens auch wieder einmal auf das Rathhaus gehen mußte, um einen Rechtshandel zu vertreten, ſo gab er ſeinem Sohne einige darauf bezügliche Papiere und hieß ihm, ſie ihm immer voraus zu tragen und ſeiner ſeitwärts bei der Abtei zu warten. Der Sohn that nach dem Willen des Vaters und wartete an dem bezeichneten Orte, und dies trug ſich eben im Monat Mai zu.

Wie nun der junge Menſch ſo da ſtand, ſiehe! da fing es unverſehends an, gewaltig zu regnen. Eine Obſtverkäuferin vom Lande ging, einen Korb voll Kirſchen auf dem Kopfe tragend, vorüber, und der Korb fiel herab, ſo daß die Kirſchen alle mit einander über die Gaſſe rollten, deren Goſſe durch den Regen zu einem kleinen Bache angeſchwollen war. Der junge Menſch, immer wie ſeines Gleichen bereit daran Theil zu nehmen, wo es irgend bunt über Eck her geht, machte ſich mit Anderen darüber, die Kirſchen aufzuraffen, und lief ihnen ſogar wie dieſe bis in die Goſſe nach. Als nun aber hernachmals die Kirſchen aufgezehrt waren und der junge Burſche ſich an ſeinen vorigen Standpunkt zurück begab, ſo befand er, daß er ſeine Akten nicht mehr unter dem Arme hatte, die, ihm unvermerkt, in die angeſchwollene Goſſe gefallen, und in ihr alsbald nach dem Arno geſchwemmt worden waren. Er lief ängſtlich ſuchend darnach hin und her, fragte bald da bald dort jemand, ob er ſie nicht geſehen habe; aber es blieb alles vergebens, denn die Papiere ſchwammen bereits nach Piſa zu. Der Knabe war deshalb ſo betreten, daß er, aus Furcht vor ſeinem Vater, von ihm fortzulaufen gedachte und dann auch, wie die meiſten ſo oder ſo flüchtig werdenden Florentiner zu thun pflegen, den erſten Tag bis Prato lief. Er kehrte daſelbſt in einem Gaſthauſe ein, und ſo bald die Sonne untergegangen war, kamen auch noch einige Kaufleute, nicht um den Abend da zu bleiben an, ſondern, um ihren Weg noch weiter bis zu Ponte Agliana fortzuſetzen. Die Kaufleute ſahen, daß der junge Menſch ſo niedergeſchlagen war, und fragten ihn: was er habe? und woher er ſei? Er ſtand ihnen Rede und Antwort, und ſie ſchlugen ihm ſodann vor, mit ihnen zu kommen. Dem Knaben ſchien es eine Ewigkeit zu währen, bis das geſchehen konnte; endlich machten ſie ſich jedoch wieder mit einander auf und erreichten Ponte Agliana mit dem Anbruche der Nacht. Sie klopften an eine Herberge und der Wirth, der ſchon ſchlafen gegangen war, kam an das Fenſter und fragte: Wer da? — Macht auf! hieß es, wir wollen hier ein Nachtquartier haben. — O! rief ihnen der Wirth ſcheltend zu: wißt ihr nicht, daß es in der Gegend hier herum von Straßenräubern wimmelt? Es iſt ein Wunder, daß ihr durchgekommen ſeid. — Der Wirth hatte auch wirklich Recht, da eine große Schaar Verbannter das Land heimſuchten; die Reiſenden baten aber doch ſo lange, bis ihnen der Wirth öffnete. Als ſie drinnen waren und ihre Pferde verſorgt hatten, fragten ſie einander: Was wollen wir denn zu Abend eſſen? — Der Wirth ſagte: Ich habe keinen Biſſen Brod zu Hauſe. — Und als die Reiſenden darauf fragten: Ja was iſt da zu thun? ſo fuhr er fort: Ich weiß euch keinen anderen Rath zu geben, als den, daß euer junger Burſche da irgend einen zerriſſenen Kittel anzieht, in dem er recht ausſehe wie ein Lump, und dort die Anhöhe hinuntergehe, wo er an eine Kirche kommen wird, neben der der Geiſtliche, Ser Cione, wohnt. Den muß er dann rufen und in meinem Namen bitten, mir neunzehn Brode zu leihen. Ich ſage das darum, weil die Böſewichter an einem armen zerlumpten Jungen ſich nicht vergreifen werden, wenn ſie ihn erwiſchen. — Er machte und wies den armen Knaben damit zurecht, und derſelbe ging in der ſtockfinſtern Nacht ungern genug weiter. Voller Furcht, wie ſich leicht denken läßt, verfehlte er bald rechts bald links ab den Weg und konnte ſich im Leben nicht nach der Kirche hinfinden, bis er endlich in ein Gebüſch kam, aus dem hervor er etwas wie eine Mauer ſchimmern ſah. In der Meinung, daß es die Kirche ſei, nahm er ſich vor, darauf loszugehen. Da kam er auf einen großen freien Raum, den er für den Kirchhof hielt; in Wahrheit aber ſtand er vor dem Hauſe eines Landmanns, auf das er nun vollends zuſchritt, und an deſſen Eingang er zu klopfen anhub. Der Landmann hörte ihn und rief: Wer iſt da? — Der Knabe antwortete: Macht auf, Ser Cione, der Gaſtwirth von Ponte Agliana läßt euch bitten, ihm neunzehn Brode zu leihen. — Der Landmann ſagte: Ei was da, Brode! Gaudieb, der du biſt und der du für das verruchte Straßenräubergeſindel kundſchaften gehſt. Wenn ich vor der Thüre draußen wäre, ſo wollte ich dich nach Piſtoja ins Loch ſchicken und auf hängen laſſen. — So wie der Knabe dieſe Worte hörte, wußte er nicht, was er anfangen ſollte, und indem er alſo, rathlos wie er war, nach einem Wege forſchte, der ihn vielleicht an einen Ort brächte, wo er eine beſſere Aufnahme fände, hörte er ganz in ſeiner Nähe, am Saume des Hölzchens, einen Wolf heulen. Er ſah ſich nach einem Verſtecke um, wohin er ſich vor dem Wolfe flüchten könnte, und da nahm er auf dem freien Platze ein ſeitwärts ſtehendes Faß wahr, dem der Boden ausgeſchlagen war. Er lief ſtracks darauf zu, kroch hinein und erwartete unter Angſt und Bangen, was weiter mit ihm geſchehen würde. Indem näherte ſich der Wolf, der wohl vor Alter räudig ſein mochte, dem Faſſe, lehnte ſich daran, und begann, ſich an ihm das Fell zu reiben, bei welcher Beſchäftigung er den Schwanz erhob, der zufallig gerade in das Spundloch hinein ſchwippte. Der Knabe fühlte ſich innerhalb des Faſſes von dem Schwanze berührt, und entſetzte ſich darob ſehr; wie er dann aber erkannte, auf was für Art das zuging, fühlte er ſich, eben durch ſeine Todesangſt, angetrieben, den Schwanz zu faſſen, und entſchloß er ſich, ihn mit aller Kraft, die ihm zu Gebote ſtünde, feſt zu halten, es möchte mit ihm geſchehen was da wollte. Sobald der Wolf fühlte, daß wer ſeinen Schwanz feſthielt, fing er an zu ziehen; der Knabe hielt feſt und zog auch ſeinerſeits, und wie dann beide wiederholt hin und her zogen, fiel das Faß um und begann zu rollen. Der Knabe hielt immer feſter und der Wolf zog immer ſtärker; je ſtärker er aber zog, deſto empfindlichere Schläge gab ihm das Faß. Dieſes Wälzen und Ziehen hielt etwa zwei Stunden lang an und das Faß ſchlug und zerſchlug ihm unterdeſſen den Rücken ſo gewaltſam, daß der Wolf am Ende darüber ums Leben kam. Der Knabe war in dem Kampfe mit ihm freilich auch tüchtig zerſtoßen und geſchunden worden, indeſſen war es ſein gutes Glück geweſen, daß er gerade, je feſter er den Schwanz gehalten. deſto beſſer ſich ſelbſt geſchützt und deſto empfindlicher dem Wolfe zugeſetzt hatte. Auch nachdem das Thier todt war, wagte er doch noch in der ganzen Nacht nicht, ſein Faß zu verlaſſen, und ließ auch den Schwanz nicht fahren.

Am anderen Morgen ſtand der Landmann auf, an deſſen Thüre der junge Menſch geklopft hatte, ging an ſeine Feldarbeit und ſah da am Fuße eines Abſturzes das Faß liegen. Die argen Teufel! dachte er bei ſich, die des Nachts umgehen, richten doch nichts als Unheil an. Da haben ſie mir, wahrhaftig! mein altes Faß, das oben auf der Tenne ſtand, bis hierherab gekollert. — Er ſchritt näher darauf los, und ſiehe! da ſah er dicht vor dem Faſſe den Wolf liegen, der noch nicht todt zu ſein ſchien. Er erſchrak und fing an zu ſchreien: Ein Wolf! ein Wolf! ein Wolf! — Die Nachbarn kamen auf den Lärm herbeigelaufen, er wagte ſich mit ihnen ganz nahe hinzu, und ſo befanden ſie, daß der Wolf wirklich todt war und daß in dem Faſſe ein Knabe ſtak. Alles kreuzte und ſegnete ſich, und einer über den anderen rief auf den Knaben ein: Wer biſt du denn? Was ſoll das heißen? — Mehr todt als lebendig und kaum im Stande noch Athem zu ſchöpfen, erwiederte der Knabe: Erbarmt euch meiner, um Gottes willen, und hört mich an, ohne mir etwas zu Leide zu thun! — Die Bauern ſpitzten die Ohren und waren begierig zu vernehmen, was da herauskommen werde, und der arme Junge erzählte ihnen nun ſeine leidige Geſchichte, von dem Augenblicke an, wo er geſtern die Akten verloren hatte, bis zu dem gegenwärtigen. Die Leute hatten groß Mitleiden mit ihm und ſagten: Junge! du haſt einen verteufelten Spaß erlebt; aber ſei nur ruhig, er ſoll dein Schade nicht ſein, und dir beſſer bekommen, als du dir wohl einbilden magſt. In Piſtoja haben ſie ein Geſetz gegeben, daß, wer da einen Wolf erlegt und ihn der Gemeinde bringt, dafür einen Preis von funfzig Lire von ihr erhält. — Die erſtarrten Lebensgeiſter des jungen Burſchen wurden hierauf wieder ein wenig rege, ſobald ſich die braven Landleute erboten, mit ihm nach der Stadt zu gehen und ihm beizuſtehen, den Wolf dahin zu ſchaffen. Geſagt, gethan. Einige begleiteten ihn wirklich und ſchleppten den Wolf mit ſich fort, und ſo kamen ſie nach Ponte Agliana, von wannen er ausgegangen war. Der Gaſtwirth erſtaunte wie billig über das, was er von dem Knaben hörte, und ſagte ihm, daß die Kaufleute ſchon ihres Weges fortgezogen, und er wie ſie alle, wie ſie ihn nicht hätten rückkehren ſehen, des feſten Glaubens geweſen, er müſſe von den Wölfen zerriſſen oder von den Räubern entführt worden ſein. Kurz und gut endlich, der Knabe lieferte ſeinen Wolf an die Gemeinde von Piſtoja ab und erhielt von ihr, nachdem er die Sache erzählt hatte, wie ſie vergegangen war, die funfzig Lire baar und richtig ausgezahlt. Fünf Lire davon gab er zur Bewirthung ſeiner guten Freunde der Bauern aus, und mit den fünfundvierzig übrigen kehrte er, nachdem er von ihnen Abſchied genommen hatte, zu ſeinem Vater zurück, den er um Verzeihung bat und dem er alles erzählte, was ihm begegnet war, und die fünfundvierzig Lire gab. Der Vater, als ein armer Mann, war darüber ſehr erfreut und verzieh herzlich gern, was er zu verzeihen hatte. Er ließ von dem Gelde eine Abſchrift jener Akten fertigen und prozeſſirte mit der übrigen Summe in Gottes Namen drauf los. Es geht aber aus dieſer ganzen Geſchichte klar hervor, daß man über nichts in der Welt verzweifeln ſoll, weil es vom Glücke eben nicht bloſs wie gewonnen ſo zerronnen, ſondern auch wie zerronnen ſo gewonnen heißt. Wer hätte wohl in aller Welt denken ſollen, daß die im Waſſer verlorenen Akten durch einen Wolf wieder erſetzt werden könnten, der ſeinen Schwanz durch das Spundloch eines Faſſes ſtecken und ſich ſo fangen laſſen müßte! — und doch geſchah es eben ſo.

XXV.

Romeo und Julia.

Zu den Zeiten der Scaliger beſtanden zu Verona die zwei an Adel und Reichthum über andere ragenden Familien der Montecchi und Capelleti, zwiſchen denen, gleichviel aus welchen Gründen, eine ſo grauſame und blutige Feindſchaft ſich entſponnen hatte, daß in dem wiederholten Handgemenge, welches ſie zu ihrem immer ärgerem Entflammen nach ſich zog, nicht nur der eigenen Angehörigen, ſondern auch der Anhänger beider Geſchlechter die Menge getödtet wurde. Als nun vor Zeiten Bartolomeo Scala Herr von Verona war, bemühte ſich derſelbe zwar, ſie miteinander auszuſöhnen; kam aber nimmer damit zu Stande, weil ihr gegenſeitiger Haß zu tief gewurzelt hatte. Nichtsdeſtoweniger bewirkte er ſo viel, daß er, wenn auch nicht den Frieden ſtiftete, ſo doch den immerwährenden thätlichen Ausbrüchen ihres Unfriedens ſteuerte, demzufolge ſchon allmälig wieder Viele von den beiden feindlichen Parteien anfingen mit einander zu reden.

Da geſchah es, daß dereinſt zur Karnevalszeit in dem Hauſe des gaſtfreien und lebensfrohen Antonio Capelletto, dem Haupte ſeiner Familie, ein glänzendes Feſt gefeiert werden ſollte, zu dem eine große Anzahl edler Männer und Frauen eingeladen war, und daß unter anderen Jünglingen auch Romeo Montecchio, etwa zwanzig bis einundzwanzig Jahr alt, und wohl der ſchönſte und geſittetſte von Allen, hinging.

Romeo war damals in heftiger Liebe zu einem jungen Fräulein entbrannt, dem er ſchon ſeit zwei Jahren ſein Herz ergeben hatte, und Tag aus Tag ein allerwärts, in die Kirche, oder wo ſie ſonſt hinging, folgte, ob ſie ihn gleich noch keines einzigen Blickes gewürdigt hatte. Er hatte ihr viele Briefe geſchrieben und Botſchaften geſendet; aber ihre Härte und Strenge gegen ihn blieb ſich immer gleich, und bewog den leidenſchaftlichen Jüngling am Ende, da ſie ihm immer ſchwerer zu ertragen fielen, und nachdem er unendliche Klagen ausgeſtoßen hatte, zu dem Entſchluſſe, Verona zu verlaſſen und ein oder zwei Jahre auf Reiſen im übrigen Italien zuzubringen, um ſich ſeines ungezügelten Verlangens alſo wo möglich zu entledigen. Jedoch von ſeiner heißen Liebe zu ihr überwunden, machte er ſich dagegen wieder ſelbſt Vorwürfe, einen ſo thörichten Gedanken gefaßt zu haben, und wußte auf keine Weiſe fortzukommen. Zuweilen ſagte er zu ſich: Warum liebe ich ſie nur, da ich doch aus tauſend Anzeichen erkennen kann, daß meine Dienſtbarkeit ihr nicht angenehm iſt? Warum verfolge ich ſie denn wie ihr Schatten überall hin, da ich weiß, daß es mich zu nichts führt? Vielleicht erliſcht ſobald ich ſie nicht mehr ſehe, dieſes Feuer meiner Leidenſchaft allmälig, wenn es aus ihren ſchönen Augen weiter keine Nahrung zieht? — Aber all ſein Sinnen und Trachten war vergebens, denn es nahm den Anſchein, daß, je ſpröder ſie ihm begegnete und je weniger ihn hoffen ließ, deſto mehr ſeine Liebe zu ihr anwüchſe, ſo daß er keinen Tag mehr Ruhe hatte, ohne ſie geſehen zu haben. Indem er nun ſo ſtandhaft und inbrünſtig an dieſer Liebe hing, beſorgten einige ſeiner Freunde, ſie möge ihn zu Grunde richten und mahnten ihn viele Male liebreich davon ab; aber er beachtete ihre heilſamen Rathſchläge eben ſo wenig, als die Dame ſeines Herzens ſich um ſein Thun und Laſſen kümmerte. Unter Anderen hatte Romeo einen Genoſſen, dem es über die maßen leid war, ihn ohne die Hoffnung auf Erfolg die Zeit ſeiner Jugend und die Blüthe ſeiner Jahre an dieſe Dame verſchwenden zu ſehen, und er ſagte daher eines Tages geſprächsweiſe zu ihm: Romeo, mir, der ich dich wie einen Bruder liebe, iſt es gar zu empfindlich, dich alſo wie Schnee an der Sonne verſchmelzen zu ſehen! Du ſiehſt und erkennſt ja, daß es dir mit nichts gelingt, ihre Liebe zu erwerben: was mühſt du dich ſo unnützerweiſe ab? Es iſt die äußerſte Thorheit, nach etwas Unmöglichem zu ſtreben. Wahrſcheinlicherweiſe hat ſie ihren Liebhaber ſchon, um deſſetwillen ſie nichts von dir wiſſen mag. Du aber biſt vielleicht der ſchönſte unter den Jünglingen dieſer Stadt. Du biſt, erlaube mir, dir die Wahrheit unter die Augen zu ſagen, geſittet, anmuthig, höflich, und, was der Jugend zur höchſten Zierde gereicht, du haſt deinen Geiſt mit edlem Wiſſen gebildet. Ueberdies biſt du der einzige Sohn deines Vaters, deſſen große Reichthümer allbekannt ſind, und der ja nicht etwa mit dir kargt und über dich Klage führt, wenn du zuviel verſchwendeſt. Er iſt dir ein Verwalter, der ſich für dich abmüht und dich thun läßt was du willſt. Beſinne dich alſo jetzt und erkenne den Irrthum, worin du lebſt. Lüfte von deinen Augen den Schleier, der ſie umdämmert und dich den Weg, den du einzuſchlagen haſt nicht wahrnehmen läßt. Entſchließe dich, deinen Sinn auf eine andere zu richten, die deiner werth iſt. Die Zeit der Karnevalsfreuden und der Feſte beginnt. Nimm Theil an allen und wenn du dabei zufällig einmal in die Nähe derjenigen kommen ſollteſt, der du ſo lange Zeit vergebens dienteſt, ſo ſchaue nicht auf ſie, ſondern in den Spiegel deiner ſeitherigen Liebe zu ihr, wodann du gewißlich inſofern einen Erſatz für deine Leiden findeſt, als der gerechte Zorn, der dich darob ergreifen muß, deine blinde Leidenſchaft aufhebt und dich der Freiheit wieder giebt. — Der getreue Freund ſuchte ſeinen Romeo auch noch mit anderen Gründen zu ſeiner Meinung zu überreden und ſo entſchloß ſich derſelbe zuletzt, nachdem er ihn ruhig angehört hatte, ihm zu folgen. Er fing an Feſte zu beſuchen, und wo er irgend ſeine Spröde erſah, wendete er den Blick von ihr ab auf andere Schönen, um eine zu ſuchen die ihm gefiele, gleich als ob er auf den Markt gegangen wäre, um Tuch oder Pferde zu kaufen. Als er nun dieſer Tage, wie ſchon geſagt, auf Capelletto's Feſt gegangen, mit dem er allerdings nicht befreundet war, jedoch ſich auch gerade nicht abſichtlich anfeindete, ſo blieb er eine Weile daſelbſt mit der Maske vor'm Geſicht und nahm ſie alsdann ab, indem er ſich in einen Winkel niederſetzte, wo er alle Anweſende in dem großen Saale überſehen konnte, deſſen heller Kerzenſchimmer gleichſam mit dem Tageslichte wetteiferte. Jedermann und zumal die Damen ſahen auf Romeo, und verwunderten ſich, daß er und zwar zur Nachtzeit ſo ſorglos in dieſem Hauſe weilte; indeſſen wurde er wegen ſeiner guten Eigenſchaften allgemein gern geſehen, und ſeine Feinde achteten eben nicht ſo ſehr auf ihn, als ſie vielleicht würden gethan haben, wenn er älter geweſen wäre. So betrachtete denn Romeo im Stillen die ſchönen Frauen des Feſtes, die eine mehr, die andere weniger, je nachdem ihre Reize ſeine Aufmerkſamkeit erregten, und erluſtigte ſich auf dieſe Weiſe ohne zu tanzen, als er mit einem Male ein außermaßen ſchönes Mädchen wahrnahm, das er nicht kannte. Sie gefiel ihm ſo unendlich wohl, daß er dafür hielt, niemals eine ſchönere und anmuthvollere Jungfrau geſehen zu haben, ja es wollte ihm ſogar ſcheinen, als ob ihre Reize ihm immer bedeutender in das Auge fielen, je länger und angeſtrengter es auf ihnen ruhete. Er begann mit ihr zu liebäugeln, vermochte immer weniger ſeine Blicke von ihr abzuwenden und gelobte ſich, in der ungewohnten Freude, die ſein Herz über ihren Anblick empfand, alles aufzubieten, um ihre Gunſt und Liebe zu erlangen.

Alſo wurde denn ſeine ſeitherige Liebe zu jener anderen Jungfrau von dieſer neuen Flamme überwunden, die nicht eher, als mit ſeinem Tode erloſch. In dieſes ſchöne Labyrinth eingegangen, wagte Romeo nicht, den Namen ſeiner ſüßen Augenweide zu erfragen, ſondern ſog aus ihr das Gift der Liebe mit jeder Geberde und von jedem Reize des ſchönen Mädchens ein, das er in ſeinem Winkel immerdar an ſich vorüber tanzen ſah. Julia, denn ſo lautete ihr Name, die die Tochter des Hauſes war, kannte zwar auch ihrerſeits Romeo nicht; aber er erſchien ihr als der fürnehmlichſte Jüngling der feſtlichen Verſammlung und ſie fand eine ſo wunderſame Befriedigung darin, ihn zuweilen mit einem verſtohlnen ſüßen Blicke anzuſehen, daß ihr Herz ihr von unbeſchreiblichem Entzücken anſchwoll. Die Jungfrau wünſchte ſehnlich, daß Romeo zum Tanze antreten möchte, damit ſie ihn beſſer ſähe und ſprechen hörte, denn es wollte ihr bedünken, daß ſeine Rede eben ſo viele Süßigkeit aushauchen müßte, als ihre durſtigen Blicke aus ſeinem Anſchauen ſogen; nur blieb er allein unbeweglich ſitzen, und ſchien keine Luſt zu bezeigen zu tanzen, weil ſein ganzer Sinn ſich auf die Erſcheinung des ſchönen Mädchens richtete. So verloren ſich Beide in ihren gegenſeitigen Anblick, und wenn ſich dabei zuweilen ihre Augen begegneten, und deren feurige Strahlen in einander floſſen, ſo verſahe ſich ein Jedes von ihnen der

Verliebtheit des anderen leicht, denn ſie erfüllten dann die Luft mit ſchweren Seufzern und gaben durch ſie zu verſtehen, daß ſie damit nichts ferneres erſehnten, als ihre heißen Liebesflammen einander zu offenbaren. Mittlerweile kam die Mitternacht und das Ende des Balles heran, und bereitete man ſich, denſelben mit dem Fackeltanze, den andere den Tanz mit dem Hute nennen, zu beſchließen. Romeo wurde zu dieſer Beluſtigung von einer Dame aufgezogen, trat alſo mit im Kreiſe an, und gab, nachdem er ſeine Tour gemacht hatte, die Fackel einer Dame, wodann er, wie es ihm die Regel des Tanzes geſtattete, ſich neben Julien ſtellte, die er zu unſäglichem Vergnügen Beider bei der Hand faßte. Neben Julien ſtand auf der anderen Seite Einer, Namens Marcuccio, der ſchielende, der ein großer und allgemein beliebter Hofmann war, weil er immer einen witzigen Einfall, oder eine launige Geſchichte in Bereitſchaft hatte, um die Geſellſchaft damit zu unterhalten oder zu lachen zu machen. Er hatte jederzeit, Winters und Sommers, ſo wie das kälteſte Alpeneis kalte Hände, die immer noch froſtig blieben, wenn er auch ſchon die längſte Weile am Feuer geſeſſen und ſie gewärmt hatte. Wie nun Julia fühlte, daß er ihre linke Hand ergriff, ſo wendete ſie ſich, deren Rechte Marcuccio hielt, wohl begierig ihn ſprechen zu hören, heiteren Angeſichtes ein wenig nach ihm hin und ſagte mit bebender Stimme: Geſegnet ſei mir eure Ankunft an meiner Seite, indem ſie ſeine Hand liebevoll drückte. Der Jüngling, der aufgeweckten Geiſtes und nichts weniger als blödſinnig war, erwiederte zärtlich ihren Händedruck und ſagte: Madonna! in welcher Weiſe wird mir euer Segen zu Theil? wobei ſein um Erbarmen flehendes Auge an ihrem Munde hing. Süß lächelnd antwortete ſie ihm: Verwundert euch nicht, junger Herr, daß ich eure Ankunft neben mir ſegne, denn Herr Marcuccio hat mich ſchon ſeit langer Zeit mit der Eiſeskälte ſeiner Hand erſtarrt und es erwärmt mich nun die Zartheit der eurigen wieder. — Hierauf ſprach Romeo ſogleich: Mein Fräulein! es iſt mir unendlich lieb, gleichviel auf welche Art, euch einen Dienſt zu erweiſen, und ich verſichere euch, daß ich ganz der eurige bin. Wofern euch aber meine Hand erwärmt, wie ihr mir ſagt, ſo verbrennen mich, das glaubt mir, eure ſchönen Augen, und werden mich bald ganz und gar zu Aſche verwandelt ſehen, wenn ihr mir nicht hülfreich beiſtehen wollt, dieſe Flamme auszuhalten. — Er hatte dieſe Worte kaum geſprochen, ſo war auch der Fackeltanz zu Ende, und die liebeglühende Julia hatte nur noch ſo viel Zeit, mit einem abermaligen Seufzer und einem Drucke der Hand, ihm zu entgegnen: Ich weiß euch, meiner Treu, nichts weiter zu ſagen, als daß ich euch mehr! als mir ſelbſt zu eigen bin. — So ſchieden ſie von einander, und es blickte Romeo ihr mit ſpähendem Auge nach, wo ſie hinginge, bis er dann bald erkannte, daß ſie die Tochter des Hausherrn ſei, und ein wohlwollender Mann, den er nach ihr und anderen Frauen befragte, ihm dieſe erlangte Kenntniß beſtätigte. Er wurde nun zwar darüber auf das übelſte gelaunt, indem er einſah, wie gefährlich und ſchwer es für ihn ſein würde, dieſe Liebe zu einem glücklichen Ausgange zu führen, aber die Wunde war einmal offen, und das verderbliche ſüße Gift drang in ſie hinein. Auf der anderen Seite trug Julia ſehnliches Verlangen, zu wiſſen, wer der Jüngling ſei, dem ſie ſich ſchon ſo gänzlich hingegeben fühlte, und ſie rief ihre alte Amme, und fragte ſie, mit ihr in ein Zimmer gehend und an ein Fenſter tretend, das von den auf der Straße brennenden vielen Fackeln ganz erhellt war, bald wer der in dem und dem Kleide, bald wer jener, der den Degen in der Hand trüge, und endlich auch, wer der mit der abgenommenen

Larve ſei? Die gute Alte, die faſt alle Leute kannte, nannte ihr den einen wie den anderen, und alſo auch Romeo, deſſen Namen ſie recht wohl wußte. Als die Jungfrau den Zunamen Montecchio ausſprechen hörte, wurde ſie vor Schrecken halb betäubt, und verzweifelte, bei der zwiſchen beiden Familien herrſchenden Feindſchaft, ihren Romeo jemals zum Gatten zu erhalten; jedoch verrieth ſie ihr Mißvergnügen darüber durch kein einziges Zeichen. Sie ging zu Bette, und konnte freilich in dieſer Nacht wenig oder gar nicht ſchlafen, weil die verſchiedenartigſten Gedanken ihr durch den Sinn zogen; aber Romeo zu lieben, konnte und wollte ſie nicht aufhören, ſo heftig war ſie für ihn und ſeine Schönheit entbrannt, welche letztere alle Hoffnungsloſigkeit ihrer Vernunft überwältigte. Alſo ein Spielball der entgegengeſetzteſten Gedanken und Gefühle, ſprach ſie des öfteren zu ſich ſelbſt: Wohin laſſe ich mich nur von meinem unabläſſigen Verlangen irre leiten? Weiß ich, Thörin, denn ſchon, ob mich Romeo liebt? Vielleicht hat der Verſchlagene jene Worte nur geſagt, um mich zu täuſchen und mir etwa meine Ehre zu rauben, über deren Verluſt er mich dann bei dem wilden Haſſe verſpotten möchte, der unſere beiderſeitigen Verwandten alle Tage mehr zu entzweien ſcheint? Aber es verträgt ſich doch nicht mit der Hoheit ſeines Gemüthes, daß er diejenige hintergehen ſollte, die ihn liebt und anbetet. Und wenn das Antlitz der Spiegel der Seele iſt, ſo kann ja ſeine Schönheit unmöglich ein ſo hartes unerbarmendes Herz verkündigen, ſondern es ſteht von einem ſolchen Jünglinge vielmehr nichts anderes als Liebe und Edelſinn zu erwarten. Nehme ich nun indeſſen, wozu ich allerdings berechtigt zu ſein glaube, an, daß er mich wirklich liebt und zu ſeinem Weibe erkieſen will, darf ich mir da wohl auch vernünftigerweiſe einbilden, daß mein Vater jemals in dieſe Heirath willigen wird? Jedennoch, wer weiß, es nicht durch ein ſolches Verwandtſchaftsband eine immerwährende Eintracht und ein ſicherer Frieden zu vermitteln wäre? Ich habe mehrmals ſagen hören, daß durch Ehebündniſſe nicht allein bei Bürgern und Edelleuten Uneinigkeit geſchlichtet, ſondern auch unter großen Herren und Königen grauſame Kriege beendet und ſtarke Freundſchaften, zu männiglich Genügen, geſtiftet worden. Vielleicht bin ich beſtimmt, dieſe beiden Geſchlechter auf ähnliche Weiſe zu beruhigen? — Indem ſie auf dieſem Gedanken beharrte, zeigte ſie Romeo jedesmal, wann er in dieſe Stadtgegend kam, ein heiteres Angeſicht, und ermuthigte ihn alſo, der nicht minder wie ſie mit ſich ſelbſt im Kampfe lag, und bald hoffte, bald verzweifelte, allen Gefahren zum Trotz Tag und Nacht vor ihrem Hauſe zu verweilen, oder vorüber zu wandeln und ſich an den Aeußerungen ihrer Freundlichkeit gegen ihn immer mehr in Liebe zu entzünden.

Julias Zimmer hatte die Ausſicht nach einem ſehr ſchmalen Wege, auf deſſen anderer Seite ein Gemäuer lag. Wann nun Romeo die Straße vorüber wandelnd an den Eingang dieſes Weges kam, ſo erblickte er von da gewöhnlich die ihm mehr als wohlwollende Julia an ihrem Fenſter. Des Nachts betrat er auch wohl dieſen Weg, blieb vor ihrem Fenſter ſtehen, weil die Gegend nicht beſucht war, und hatte zuweilen die Freude, ſeine Geliebte reden zu hören. Da geſchah es denn auch einmal, daß Romeo daſelbſt ſtand, und Julia entweder, weil ſie ihn hörte, oder aus einer anderen Urſache das Fenſter öffnete. Romeo zog ſich in das Gemäuer zurück; konnte dieß aber nicht ſo ſchnell thun, daß ſie ihn nicht bei dem hellen Mondſchein erkannt hätte. Sie befand ſich allein in ihrem Zimmer, und rief ihn, leiſe zu ihm ſagend: Romeo! was thut ihr allein zu dieſer Stunde hier? Wenn ihr betroffen würdet, Unglücklicher! was ſollte aus eurem Leben werden? Bedenkt ihr nicht die wilde Feindſchaft zwiſchen den eurigen und den unſeren, die ſchon ſo Viele getödtet hat? Ihr würdet ganz gewiß zu eurem großen Schaden und zu meiner geringen Ehre von ihnen umgebracht werden! — Gebieterin! antwortete Romeo, meine Liebe zu euch iſt ſchuld, daß ich zu dieſer Stunde hierher gekommen, und ich bezweifele gar nicht, daß mich die Eurigen, mich hier befindend, würden tödten wollen; ich würde mich indeſſen nach meinen beſten Kräften wehren, und nicht allein erliegen, wenn ich auch von der größten Uebermacht bedrängt werden ſollte. Da ich denn nun aber in dieſem Liebesabenteuer jedenfalls ſterben muß, welch ſeligeren Tod als den an eurer Seite könnte ich finden? Eure Ehre mag ich ſo wenig irgend beeinträchtigen, daß ich bereit bin, ſie mit meinem Blute zu vertheidigen. Aber wenn die Liebe zu mir über euch eben ſo viel vermöchte, wie die Liebe zu euch über mich, und wenn euch an meinem Leben nicht minder gelegen wäre, als mir an dem eurigen, ſo würdet ihr alles Leid von uns abwenden und mich zu dem beglückteſten Mann auf Erden machen. — Und was wollt ihr, daß ich thun ſoll? fragte Julia. — Ich wollte, erwiederte Romeo, ihr liebtet mich ſo ſehr wie ich euch und ließet mich in euer Zimmer ein, auf daß ich euch dort gemächlicher und ungefährdeter die Größe meiner Liebe und meine herben Leiden um euretwillen ſchildern könnte. — Hierauf entgegnete Julia, ein wenig über ihn zürnend: Romeo, du kennſt deine Liebe, ich die meinige, und ich weiß auch, daß ich dich ſo ſehr man lieben kann und vielleicht mehr als meine Ehre zuläßt, liebe. Aber ich ſage dir, daß du in einem großen Irrthume befangen und nicht eines Sinnes mit mir biſt, wenn du vermeinſt, mich anders als in der heiligen Vereinigung der Ehe zu beſitzen. Du hältſt dich hier des öfteren in einer gefährlichen Nachbarſchaft auf und könnteſt einmal in ſchlimme Hände fallen, worüber ich mich nimmer zufrieden geben würde; wofern du denn aber eben ſo ſehnſuchtsvoll wünſcheſt, mein zu ſein, als ich ein ewiges Verlangen trage, dir anzugehören, ſo nimm mich zu deinem ehelichen Gemahle: ich werde bereit ſein, dir als ſolches allerwärts zu folgen, wohin es dir gefällt. Wenn du hingegen anderen Sinnes biſt, ſo gehe fürder deine eignen Wege weiter und überlaſſe mich in Frieden mir ſelbſt. — Romeo, der nichts mehr als dies wünſchte, wozu ſie ihn aufforderte, ſprach ihr fröhlichen Muthes dieſe Geſinnung aus, und ſodann fügte Julia noch hinzu: Nun, ſo lebe wohl. Damit aber unſer Vorhaben nach Würden gut vollbracht werde, ſo wünſche ich, daß der ehrwürdige Bruder Lorenzo von Reggio, mein geiſtlicher Vater, uns traue. — Sie kamen deswegen mit einander überein und beſchloſſen, daß Romeo, der ihn ſehr genau kannte, des nächſtkommenden Tages mit ihm Rückſprache nähme. Dieſer fromme Bruder gehörte zu dem Orden der Minoriten, war Magiſter der Theologie, ein großer in vielen Dingen erfahrener Philoſoph, und ein ſehr geſchickter Deſtillirer und Magiker. Da er zu gleicher Zeit dieſen ſeinen Lieblingsbeſchäftigungen nachleben, und bei dem gemeinen dummen Volke doch in gutem Anſehen bleiben wollte, ſo betrieb er jene ſo geheim als möglich und ſuchte ſich desgleichen für alle Fälle an irgend einem mächtigen Edlen eines Schutzes und einer Zuflucht zu vergewiſſern, die ihm unter anderen Freunden denn auch Romeos Vater, ein in Verona höchſt einflußreicher Mann, verlieh, der den guten Bruder gewiſſermaßen für einen Heiligen anſah. Auch Romeo liebte ihn außerordentlich und wurde von dem Bruder wieder geliebt, weil derſelbe ihn als einen klugen, hoffnungsvollen Jüngling kannte. Ueberdies ging Lorenzo nicht blos im Hauſe der Montecchi ein und aus, ſondern galt auch viel bei den Capelletti und hatte die Hälfte des Adels von Verona, Männer ſowohl wie Frauen, zu Beichtkindern. Nachdem Romeo alſo mit der beſagten Uebereinkunft von Julien Abſchied genommen hatte, ging er nach Hauſe und mit dem folgenden Morgen nach dem Franziskanerkloſter, wo er dem Bruder den ganzen Verlauf ſeiner Liebe und ſeine und Juliens gemeinſchaftliche Wünſche eröffnete. Bruder Lorenzo hörte ihn an und verſprach, alles zu thun, was Romeo verlangte, weil er entweder ihm nichts abſchlagen konnte, oder durch dieſes Mittel die Capelletti und die Montecchi mit einander auszuſöhnen und ſich bei Herrn Bartolomeo in Gunſt zu ſetzen hoffte, welcher letztere eifrigſt wünſchte, den, zufolge der gegenſeitigen Feindſchaft der beiden Geſchlechter, ſo oft geſtört werdenden Frieden der Stadt endlich einmal auf die Dauer herzuſtellen. Das Liebespaar wartete nun auf die Gelegenheit zu beichten, um ſeinen Entſchluß auszuführen, es kam die Faſtenzeit heran, und Julia hielt es zu deſto größerer Sicherheit fur gerathen, ſich ihrer Amme anzuvertrauen, die mit ihr in einem Zimmer ſchlief. Sie erzählte derſelben dereinſt die ganze Geſchichte ihrer Liebe und wiewohl die alte Frau ſie darüber genugſam ausſchalt, und ihr von ihrem Vorhaben abrieth, ſo blieb dies doch alles erfolglos und verſtand ſie ſich am Ende ſogar auf Juliens Bitten dazu, an Romeo einen Brief zu beſtellen. Der Liebende wurde der fröhlichſte Mann auf Erden, ſobald er ihn geleſen hatte, denn Julia ſchrieb ihm, er möchte in der fünften Stunde der Nacht unter ihr Fenſter, gegenüber dem Gemäuer kommen, und eine Strickleiter mitbringen. Romeo hatte einen ſehr getreuen Diener, den er ſchon oft in den wichtigſten Dingen in ſein Vertrauen gezogen und immer bewährt gefunden hatte. Dieſem ſagte er jetzt, was er beabſichtigte und trug ihm die Beſorgung einer Strickleiter auf. Pietro befolgte ſein Geheiß, und Romeo nahm ihn zu der beſtimmten Stunde mit an Ort und Stelle, wo er Julien ſeiner harrend fand. Sobald Julia ihn erkannt hatte, ließ ſie den Bindfaden herunter, den ſie in Bereitſchaft hielt und zog daran die Strickleiter empor, welche ſie mit Hülfe ihrer Amme an das Fenſtergitter befeſtigte. Romeo dagegen ſtieg alsbald zu ihr hinauf und unterredete ſich mit ihr durch das Gitter, das ſo dicht und ſtark war und kaum eine Hand durchzuſtecken geſtattete. Nach den erſten liebreichen Begrüßungen ſprach Julia zu ihrem Liebhaber: Mein theurer Freund, der mir lieber als das Licht meiner Augen iſt, ich habe dich zu mir beſchieden, um dir zu ſagen, daß ich mit meiner Mutter übereingekommen bin, des nächſten Freitags zur Stunde der Predigt beichten zu gehen. Benachrichtige davon den Bruder Lorenzo, damit er alles vorbereite. — Romeo entgegnete ihr, der Bruder ſei ſchon vorläufig unterrichtet und ihre Wünſche zu erfüllen willig, und hierauf ſprachen ſie noch eine Weile mit einander, bis es ihnen an der Zeit zu ſein ſchien, ſich zu trennen und Romeo, herabgeſtiegen, mit dem die Leiter tragenden Pietro wieder von dannen ging, der inzwiſchen in dem Gemäuer verborgen geweſen war. Julia blieb im Innerſten vergnügt zurück und glaubte, daß es eine Ewigkeit währe, bis ſie die Gattin ihres Romeo ſei, und auch Romeo plauderte auf dem Heimwege heiterſten Sinnes mit ſeinem Vertrauten über ſein ihm bevorſtehendes Glück.

Als der Freitag genaht war, ging Frau Giovanna, Juliens Mutter, der Abrede gemäß, mit ihrer Tochter und ihren Dienerinnen, nach San Franceſco, trat in die Kirche ein und fragte nach dem Bruder Lorenzo. Auf alles vorbereitet, hatte der Bruder Romeo bereits in die Zelle ſeines Beichtſtuhles eingeſchloſſen und kam zu der Dame, die zu ihm ſagte: Mein Vater! ich bin zur frühen Stunde genaht, zu beichten, und habe euch meine Julia mitgebracht, da ich weiß, daß ihr den ganzen Tag über mit Beichten eurer vielen geiſtlichen Kinder beſchäftigt ſein werdet. — Der Bruder bewillkommte ſie in Gottes Namen, gab ihnen ſeinen Segen, und ging in das Kloſter in ſeinen Beichtſtuhl, wohin ihm Julia zuerſt folgte, indem ſie die Thüre hinter ſich abſchloß und ihm das Zeichen gab, daß ſie da ſei. Der Bruder machte das Gitter los, und ſagte zu Julien: Meine Tochter, nach dem, was mir Romeo verſichert hat, war es eben ſo wohl dein Wunſch, ſeine Gattin, als der ſeinige, dein Gatte zu werden. Biſt du gegenwärtig noch eben ſo geſinnt? — Die Liebenden erwiederten ihm, daß dies ihr höchſtes Verlangen ſei, und alſo ſprach der fromme Bruder, nachdem er einige Worte über die Heiligkeit der Ehe vorausgeſchickt hatte, die in der chriſtlichen Kirche gebräuchliche Trauungsformel, und ſteckte Romeo ſeiner geliebten Julia zu ihrer beiderſeitigen unſäglichen Freude den Ring an. Romeo traf ſodann mit ihr die Verabredung, in der nächſtfolgenden Nacht zu ihr zu kommen, küßte ſie durch das Logenfenſterchen und verließ heimlich Zelle und Kloſter, indem er wieder an ſeine Geſchäfte ging. Der Bruder befeſtigte das Gitter von neuem ſolchergeſtalt an ſeinen Ort, daß von deſſen geſchehener Abnahme nichts erſichtlich blieb, und hörte erſt die Beichte des zufriedenen Mädchens und nächſtdem die ihrer Mutter und anderer Frauen an. Zur anberaumten Stunde der Nacht ging Romeo mit Pietro an eine gewiſſe Stelle der Gartenmauer des Hauſes ſeiner Neuvermählten, ſtieg unter dem Beiſtande ſeines Dieners darüber hinweg in den Garten, und fand Julien darin vor, die mit ihrer Amme auf ihn wartete. Als die Liebenden einander ſahen, flogen ſie ſich mit ausgebreiteten Armen entgegen. Julia warf ſich ihrem Romeo an den Hals und vermochte vor übergroßer Seligkeit eine lange Weile kein Wort zu reden, während Romeos Liebesglut ihm dagegen ein Gefühl einflößte, wie er es noch niemals empfunden hatte. Sie fingen an, eines das andere auf das zärtlichſte zu küßen und zu liebkoſen, und zogen ſich dann in die einſamſte Gegend des Gartens zurück. um ſich ihrer Liebe ungeſtört zu erfreuen. Zuletzt ſich zu ferneren geheimen Zuſammenkünften mit ihr verſtändigend, küßte Romeo ſein geliebtes Weib zu tauſend und aber tauſend Malen, und enteilte aus dem Garten. Wer lebt gegenwärtig auf Erden, der glücklicher wäre als ich? ſprach er zu ſich ſelbſt; wer vermag ſich einer ähnlichen Liebe wie ich zu erfreuen? Wer des Beſitzes einer ſo ſchönen und ſo reizenden Braut als die meinige? — Auf der anderen Seite pries aber auch die Jungfrau ihr Geſchick nicht minder wie er das ſeinige und zählte ſich alle ſeine ſchönen oder tugendlichen Eigenſchaften auf, indem ſie den Himmel bat, ihr den Beſitz ihres geliebten Romeo nimmer zu beeinträchtigen.

Es geſchah hierauf, daß die jungen Gatten einige Nächte zuſammen kamen, andere nicht. Bruder Lorenzo ließ es ſich unterdeſſen angelegen ſein, den Frieden zwiſchen den Montecchi und den Capelletti zu vermitteln, und hatte die Sachen bereits in eine ganz erträgliche Lage und zwar ſo weit gebracht, daß er hoffen konnte, beide feindliche Parteien in die Verbindung der Liebenden willigen zu ſehen. Da begegnete zur Oſterzeit plötzlich einmal auf dem Corſo in der Nähe des Beutlerthores, nach Caſtelvecchio zu, eine Schaar derer, die ſich zu den Capelletti hielten, einigen der Montecchi und fielen ſie mit blanken Waffen an. Unter den Capelletti war ein leiblicher Vetter Juliens, Namens Tebaldo, ein Jüngling von ſehr heftiger Gemüthsart, der die Seinen anfeuerte, wacker auf die Montecchi loszugehen, und ihrer keinen zu ſchonen. Das Handgemenge ward immer wilder, und da den einen wie den anderen Hülfe an Bewaffneten zuſtieß, ſo drangen ſie immer wüthender auf einander ein, und ſchlugen ſich gegenſeitig viele Wunden. Da wollte es der Zufall, daß Romeo hinzu kam, den eben außer ſeinen Dienern auch einige ſeiner jungen Freunde auf einem Spaziergange durch die Stadt begleiteten. Seine Verwandten mit den Capelletti im Kampfe ſehend, erzürnte er ſich ſehr, weil er ſich allerdings vorſtellen konnte, daß dadurch alle die Schritte, die der Kloſterbruder zum Frieden gethan, vereitelt würden. Um den Aufruhr zu beſchwichtigen, rief er ſeinen Begleitern und Dienern mit lauter Stimme zu, ſo daß er von Vielen, die ſich in ſeiner Nähe befanden, vernommen wurde: Werft euch zwiſchen ſie, Brüder, und verhütet aus allen Kräften, daß der Kampf länger anhalte, vermögt ſie, die Waffen ruhen zu laſſen. — Ja, er fing nun auch ſelbſt an, die Kämpfenden, ſowohl von ſeiner, wie von der feindlichen Partei, zu ermahnen, friedlich aus einander zu gehen, und wehrte ihnen muthig mit Worten und in der That. Aber ſeine Bemühungen blieben dennoch eitel, weil die Gemüther bereits allzuſehr erhitzt waren, um auf ihn zu achten. Schon waren auf beiden Seiten Mehrere gefallen, als Tebaldo auf ihn zu kam und einen gewaltigen Stoß nach Romeos Seite führte, der indeſſen an dem Harniſche ſeines Waffenrockes abglitt, ohne ihn zu verwunden. Romeo wendete ſich zu Tebaldo und ſprach freundlich zu ihm: Du irrſt dich ſehr, Tebaldo, wenn du glaubſt, daß ich hierher gekommen ſei, um mit dir oder den Deinen Händel zu ſuchen. Ich ging zufällig hier vorüber und verweilte, um zum Frieden zu reden, weil es mein Wunſch iſt, daß wir fernerhin wie gute Bürger mit einander leben. Ich ermahne dich alſo, mir in meiner guten Abſicht beizuſtehen, damit nicht noch mehr Blut vergoſſen werde und des geſchehenen Aergerniſſes jetzt genug ſei. —

Dieſe Rede war faſt einem Jeden vernehmlich; ſei es nun aber, daß Tebaldo in der That nicht hörte, was Romeo zu ihm geſagt hatte, oder daß er ſich den Anſchein gab, ihn nicht verſtanden zu haben, kurz er erwiederte ihm: Ha, Verräther, du biſt des Todes! — indem er ihm wüthend nach dem Kopfe hieb. Romeo dagegen, der ſchon mit den Aermeln ſeines Waffenrockes beſchützt war, wickelte ſeinen linken Arm in den Mantel und wehrte damit den Streich vom Haupte ab. Seinerſeits aber kehrte er nun die Spitze ſeines Degens ſeinem Feinde zu, und verwundete ihn gerade in den Hals, den er ihm durch und durch ſtieß, ſo daß Tebaldo nach vorn hin todt zu Boden ſtürzte. Der Lärm, der hierüber entſtand, war unendlich, die Scharwache kam dazu und die Unruhſtifter zerſtreuten ſich nach allen Seiten. Der über Tebaldos Tod außermaßen betrübte Romeo flüchtete mit vielen der Seinigen nach San Franceſco zum Bruder Lorenzo, und der gute Mönch wollte ſchier verzweifeln, als er von dieſem unerwarteten Unfall Kunde erhielt, der die Feindſchaft zwiſchen den beiden Häuſern nothwendigerweiſe neu entflammen mußte. Die Capelletti begaben ſich insgeſammt zu Herrn Bartolomeo und führten Klage. Auf der anderen Seite bewies jedoch der Vater des verborgenen Romeo nebſt den erſten der Montecchi, daß Romeo mit den Seinigen durch die Stadt geluſtwandelt und nur zufälligerweiſe zu dem Streite gekommen ſei, den er darauf habe ſchlichten wollen, bis ihn Tebaldo, trotz ſeiner gütlichen Abmahnungen wiederholt angefallen und zur Selbſtvertheidigung gezwungen habe, die leider einen ſo üblen Erfolg gehabt. Auf dieſe Weiſe klagte die eine Partei die andere höchſt erbittert an; da es ſich indeſſen auswies, daß die Capelletti der angreifende Theil geweſen waren, und viele glaubwürdige Zeugen ihre Ausſage dahin abgaben, daß Romeo in der That die Seinigen aufgefordert, den Streit zu ſchlichten, ſo wie auch Tebaldo freundlich angeredet habe, ſo gebot Herr Bartolomeo Allen auf das ſtrengſte, die Waffen niederzulegen, und verbannte Romeo nur. In dem Hauſe der Capelletti war großes Weinen und Wehklagen über Tebaldos Tod. Julia dehnte ſich die Adern durch ihr Weinen aus, das ſie gar nicht mäßigen konnte; es war nicht der Tod ihres Vetters, was ſie ſo bitterlich beweinte, und was ihr dieſe äußerſte Betrübniß erregte, ſondern die verlorene Hoffnung, nun jemals ihre Eltern ihre Ehe billigen zu ſehen, deren möglichen Ausgang ſie gar nicht zu erſinnen wußte. Durch den Bruder Lorenzo in Erfahrung bringend, wo ſich Romeo aufhielt, ſchrieb ſie dieſem einen ganz mit Thränen getränkten Brief und ſendete ihn durch ihre Amme an jenen ab. Sie wußte, daß Romeo verbannt war und ſich von Verona entfernen mußte, und bat ihn alſo darin angelegentlich, ſie, wenn es möglich wäre, mit ſich zu nehmen. Romeo ſchrieb ihr wieder, ſie ſolle ſich beruhigen, er würde mit der Zeit auf alles bedacht ſein; für jetzt wiſſe er aber noch nicht, wo eine Zuflucht in der Nähe zu ſuchen, auf jeden Fall wünſchte er ſie noch einmal vor ſeiner Abreiſe zu ſehen und zu ſprechen. Julia beſtimmte ihm hierauf zu ihrer letzten Zuſammenkunft den verborgenen Ort des Gartens, wo ſie in ihrer Hochzeitnacht bei einander geweſen waren, und ſo ſchlich ſich Romeo in der nächſtfolgenden Nacht unter Bruder Lorenzos Beiſtande wohl bewaffnet aus dem Kloſter und eilte mit ſeinem getreuen Pietro zu ſeiner Gattin. Julia empfing ihn mit unzähligen Thränen. Sie vermochten beide einander lange Zeit kein Wort zu ſagen und tranken ſich gegenſeitig die Thränen von den Wangen, die ihnen daran reichlich hinabfloſſen. Dann ſich über die ihnen bevorſtehende Trennung tröſtend, brachen ſie in Klagen über das widerwärtige Geſchick ihrer Liebe aus, und küßten und umarmten ſich unabläſſig auf das innigſte. Als die Stunde kam, da ſie von einander ſcheiden mußten, bat und beſchwor Julia ihren geliebten Gatten ſo ſehr ſie es im Stande war, ſie mit ſich zu nehmen. Ich will mir mein langes Haar abſchneiden, theurer Freund, ſprach ſie zu ihm, und mich als Knabe verkleiden, um mit dir zu gehen, wohin du irgend willſt, und um dir liebevoll zu dienen. Wer könnte dir denn ein getreuerer Diener als ich ſein? O, mein beſter Mann! erzeige mir dieſe Gunſt, und laß mich ein und daſſelbe Schickſal mit dir theilen! — Hiergegen nun ermuthigte ſie Romeo mit den freundlichſten Troſtworten und ſprach ihr ſeine Ueberzeugung aus, daß ſein Bann gewiß in Kurzem widerrufen werden würde, wie der Fürſt es bereits auch ſeinen Vater habe hoffen laſſen, ja, daß er auf das längſte nur ein Jahr dauern könne, weil, wenn inzwiſchen die ihre Familien entzweiende Fehde nicht gütlich beigelegt worden ſei, der Herr ſelbſt ſich darein miſchen wolle, um ſie ein für allemal zu beendigen. Zuletzt noch ſagte er ihr, es möge geſchehen was da wolle, wenn er die Sachen ſich in die Länge ziehen ſehe, ſo würde er einen ſchnellen Entſchluß faſſen, und ſie, nicht als einen Pagen verkleidet, ſondern als ſein rechtmäßiges Weib und als ſeine Gebieterin mit ſich entführen, angeſehen, daß es ihm unmöglich ſei, lange Zeit ohne ſie zu leben. Desungeachtet fühlte ſich das troſtloſe Mädchen unfähig, ihre Thränen zu ſtillen, und ſo ſagten ſie ſich endlich, als die Morgenröthe anbrach, ein überaus ſchmerzliches Lebewohl, indem Romeo nach San Francesco, Julia in ihr Zimmer zurückkehrte.

Zwei oder drei Tage ſpäter, nachdem Romeo ſeine Angelegenheiten ſo weit geordnet hatte, verließ er Verona als fremder Kaufmann verkleidet heimlich in ſicherer Begleitung, und gelangte glücklich nach Mantua, woſelbſt er ein Haus miethete und auf eine ehrenvolle Weiſe lebte, da es ihm ſein

Vater an nichts fehlen ließ. Julia weinte und ſeufzte indeſſen unabläſſig, aß faſt gar nicht und ſchlief noch weniger, weil ſie es die Nächte wie die Tage trieb, und wurde deshalb zu wiederholten Malen um die Urſache ihres Kummers von ihrer ſie zärtlich liebenden Mutter befragt, die ſie ermahnte, ſich ihr anzuvertrauen, und ihrem Leidweſen doch endlich ein Ziel zu ſetzen, das eines Vetters wegen etwas allzu weit gehe. Julia erwiederte ihr, ſie wiſſe nicht, warum ſie ſich ſo härmen müſſe und fuhr fort, ſich, ſo oft ſie es nur im Stande war, aus der Geſellſchaft der Ihrigen zu ſtehlen, um ihren düſteren Gedanken nachzuhangen. Sie zehrte ſich darüber ſo ſehr ab und wurde ſo ſchwermüthig, daß ihre Schönheit dem was ſie früher geweſen war, nicht mehr im geringſten ähnlich ſah. Romeo ſchrieb ihr häufige Briefe und vertröſtete ſie immer mit der Hoffnung, bald wieder bei ihr zu ſein. Er bat ſie zwar auch inſtändigſt, heiteren Sinnes zu ſein, und ſich zu vergnügen; es blieb aber alles umſonſt, weil nichts geringeres als Romeos eigene Gegenwart ſie tröſten konnte.

Da wurde Juliens Mutter plötzlich der Meinung, die Betrübniß ihrer Tochter möge daher rühren, daß mehrere ihrer Geſpielinnen ſeit kurzem verheirathet worden wären, und ſie desgleichen nach der Ehe Verlangen trüge. Sie theilte dieſen ihren Gedanken ihrem Gatten mit und ſagte zu ihm: Mein lieber Freund! unſere Tochter führt das trübſeligſte Leben von der Welt und thut nichts als weinen und ſeufzen, indem ſie Jedermanns Geſellſchaft flieht. Ich habe ſie zwar mehrere Male um die Urſache ihres Mißmuthes befragt, und auf jede Weiſe zu erforſchen getrachtet, jedoch meine desfallſigen Bemühungen ſind fruchtlos geblieben. Sie antwortet mir ſtandhaft nichts anderes, als daß ſie nicht wiſſe, was ihr fehle und alle Leute im Hauſe zucken die Achſeln, und wiſſen nicht, was ſie dazu ſagen ſollen. So viel iſt ſicher, daß irgend eine heftige Leidenſchaft ſie quält, weil ſie ſich alſo wie Wachs am Feuer aufzehrt. Ich habe dieſe Sache auf tauſenderlei Weiſe bedacht und am Ende eine Möglichkeit als die wahrſcheinlichſte ihrethalb im Sinne behalten: ich glaube nämlich, daß Juliens Niedergeſchlagenheit daher kömmt, daß alle ihre Jugendgeſpielinnen in dieſem Karneval Gattinen geworden ſind, und nur allein von ihrer Verheirathung noch nicht die Rede iſt. Da nun unſer Kind am bevorſtehenden Sankt Euphemientage volle achtzehn Jahre alt wird, ſo will ich ein Wort, das ſie betrifft, mit dir reden, mein lieber Gemahl, weil es mir eben jetzt an der Zeit zu ſein ſcheint, daß du Sorge trägſt, ihr einen ihr ebenbürtigen Ehegatten zu verſchaffen, die da in der That keine immerdar im Hauſe zu behaltende Waare iſt. — Herr Antonio hatte den Vorſchlag ſeiner Gemahlin angehört und erwiederte ihr, da er ihm nicht zur Unzeit geäußert ſchien: Ich will recht gern alles thun, liebe Frau, was geeignet ſein mag, unſerer Tochter einen ihrem Stande gemäßen ehelichen Gemahl auszufinden, inſofern du mir von ihr ſagſt, daß ihre Traurigkeit aus ihrem Wunſche vermählt zu werden entſpringe; aber ſuche du nur mittlerweile von ihr zu erſpähen, ob ſie etwa gar ſchon einen Liebeshandel hat und welcher Mann ihr vorzugsweiſe angenehm ſein dürfte? — Frau Giovanna verſicherte ihm, daß ſie das ihrige thun würde, und ermangelte nicht, ihre Tochter und deren Dienerſchaft aufs neue, wiewohl vergebens, auszuforſchen.

Zu derſelben Zeit wurde in dem Hauſe des Herrn Antonio der Graf Paris von Lodrone, ein ſehr reicher und ſchöner junger Mann von vier- bis fünfundzwanzig Jahren bekannt, der ſich bei fortgeſetztem Umgang um die Hand der Tochter bewarb. Herr Antonio eröffnete deſſen Abſichten ſeiner Frau, und dieſe, der ein ſolcher Antrag ſehr erwünſcht und ehrenvoll erſchien, ſprach deswegen mit Julien, die jedoch zu ihrer großen Verwunderung ſich äußerſt betroffen und traurig darob erwies. Nachdem nun Frau Giovanna, die dieſes Betragen nicht durchſchauen konnte, mancherlei Auseinanderſetzungen deswegen mit Julien gehabt hatte, ſagte ſie zu ihr: Aus dem was ich ſehe, meine Tochter, ſchließe ich, daß du gar keinen Mann haben willſt. Gedenkſt du eine Betſchweſter oder eine Nonne zu werden? Sprich mir deine Geſinnungen aus. — Julia antwortete ihr, ſie wolle weder eine Betſchweſter noch eine Nonne werden, und wiſſe gar nicht, was ſie anderes wolle als ſterben. — Die Mutter war über dieſe Erklärung eben ſo unwillig als erſtaunt, und wußte nicht, was ſie darauf ſagen oder thun ſollte. Die Hausgenoſſen insgeſammt gaben ihr keine andere Auskunft, als daß Julia ſeit ihres Vetters Tode durchaus niedergeſchlagen geblieben ſei und nicht aufgehört habe zu weinen, ohne ſich etwa auch nur ein einziges Mal wieder am Fenſter ſehen zu laſſen. Frau Giovanna hinterbrachte alles dies dem Herrn Antonio und er berief ſeine Tochter zu ſich, zu der er nach einigen vorläufigen Worten ſagte: Ich ſehe dich, meine Tochter, gegenwärtig in deinem mannbaren Alter, und habe dir in dem Herrn und Grafen von Lodrone einen ſchönen, reichen und edlen Gatten auserwählt. Sei du denn auch bereit, dich meinem guten Willen fügend, ihn als ſolchen anzunehmen, ſo ehrenvolle Anträge, als der ſeinige, kommen ſelten vor. — Hierauf entgegnete ihm Julia, mit kühnerem Muthe als einem Kinde zuſteht: daß ſie ſich gar nicht verheirathen wolle. Der Vater wurde dadurch ſo entrüſtet und erzürnt, daß er drauf und dran war, ſie zu ſchlagen. Er ſchalt ſie mit den härteſten Worten aus, und erklärte ihr ſchlüßlich: ſie möge nun wollen oder nicht, ſo habe ſie ſich bereit zu halten, in drei oder vier Tagen mit ihrer Mutter und anderen Verwandten nach Villafranca zu gehen, wohin auch Graf

Paris mit ſeinem Gefolge kommen würde. Leiſte ſie hiergegen auch nur den mindeſten Widerſtand, ſo könne ſie darauf gefaßt ſein, daß er ihr den Kopf ſchon zurecht rücken und ſie zu dem unglücklichſten Geſchöpf auf Erden machen würde. — Was Julia hierbei denken und fühlen mußte, mag ſich ein Jeder, der einmal in Liebe befangen war, ſelbſt vorſtellen. Sie war wie vom Donner gerührt. Ein wenig wieder zu ſich gekommen, benachrichtigte ſie durch den Bruder Lorenzo ihren Romeo von dem Vorgefallenen, und Romeo ſchrieb ihr zurück, ſie ſolle nur gutes Muthes ſein, er würde ſie binnen Kurzem aus dem Hauſe ihres Vaters nach Mantua entführen. Sie war nun wohl gezwungen, nach Villafranca zu gehen, wo ihr Vater ein ſchönes Gut beſaß; ſie ging aber gerade ſo vergnügt dahin, wie ein gehängt zu werden Verurtheilter zum Galgen. Graf Paris war ſchon dort und ſah ſie während der Meſſe in der Kirche, wo ſie ihm trotz ihrer Magerkeit, Bläße und Schwermuth ſo wohl gefiel, daß er gleich darauf in Verona mit ihrem Vater den Ehevertrag abſchloß. Als nun Julia ebenfalls nach Verona zurückgekehrt war, empfing ihr Vater ſie mit dieſer Nachricht und ermahnte ſie, willigen Gehorſam zu leiſten. Julia hatte Kraft genug, die Thränen zurückzuhalten, von denen ihre Augen überfloſſen, und antwortete nichts. Sodann verſichert, daß die Hochzeit in der Mitte des bevorſtehenden Monats September ſtattfinden ſolle, und unfähig, ſich in einer ſo großen Noth zu rathen und zu helfen, nahm ſie ſich vor, ſelbſt zu dem Bruder Lorenzo zu gehen, um ſeinen hülfreichen Beiſtand anzuſprechen. Da das Feſt der Himmelfahrt der heiligen Jungfrau Maria nahe bevorſtand, ſo nahm Julia dieſen Vorwand, zu ihrer Mutter zu ſagen: Meine liebe Mutter, ich bin durchaus nicht im Stande zu begreifen, woher die tiefe Schwermuth kommt, die mich ſo zu Boden drückt. Seitdem Tebaldo todt iſt, habe ich nicht wieder fröhlich ſein können, und iſt es mir, als ob es täglich ſchlimmer mit mir werden wollte, weil mir ganz und gar nichts hilft. Ich habe mir deswegen vorgeſetzt, an dieſem heiligen Feiertage der Mutter Gottes, unſerer himmliſchen Fürſprecherin, zu beichten, damit mir vielleicht durch ihre Vermittelung einige Erleichterung meiner Trübſal zu Theil werde. Was ſagſt du dazu, mein ſüßes Mütterchen? Bedünkt es dir gut, daß ich vollbringe, was mir in den Sinn gekommen iſt? Wofern du der Meinung wäreſt, daß ich anders handeln müßte, ſo belehre mich eines beſſern, denn ich weiß wahrhaftig nicht, wo mir der Kopf ſteht. — Frau Giovanna, die eine ſehr gutgeſinnte und fromme Dame war, billigte den Entſchluß ihrer Tochter höchlich, und hielt ſie allen Ernſtes dazu an, ihn auszuführen. Sie gingen beide mit einander nach San Francesco und verlangten nach dem Bruder Lorenzo, den Julia, als ſie ſich in ſeinem Beichtſtuhle ihm gegenüber befand, ſolchergeſtalt anredete: Es lebt kein Menſch auf Erden, mein Vater, der beſſer als ihr wüßte, was zwiſchen mir und Romeo vorgefallen iſt; ich brauche euch alſo nicht daran zu erinnern. Ihr werdet desgleichen des Briefes eingedenk ſein, den ich euch leſen ließ und alsdann an Romeo abſendete, worin ich dieſem ſchrieb, daß mein Vater mich dem Grafen Paris von Lodrone zur Ehe verſprochen habe. Romeo ſchrieb mir zwar darauf wieder, daß er kommen und handeln würde; aber Gott weiß, wann dies geſchieht? So wie die Sachen jezt ſtehen, iſt über mich der Beſchluß gefaßt worden, daß ich im nächſten Monate September wohl oder übel vermählt werden ſoll. Die Zeit drängt, und ich ſehe keinen Ausweg vor mir, dieſem Lodrone, der mir wie ein Räuber und Mörder vorkommt, weil er nach anderer Gute trachtet, zu entfliehen. Helft und rathet nun ihr mir! Ich kann mich ja in mein

Schickſal nicht ergeben, denn ich bin Romeo's Gattin, dem ich einzig und allein für immer angehöre, und deſſen Ehe mit mir vollzogen iſt. Verſchafft ihr mir doch, mein Vater, wenn ihr es vermögt, etwa einen völligen Pagenanzug, in den ich mich kleiden könnte. Ich verließe darin am ſpäten Abende oder am frühen Morgen unerkannt Verona, und eilte nach Mantua, wo ich in dem Hauſe meines Romeo die ſicherſte Zufluchtsſtätte fände. — Auf dieſen nicht eben fein erſonnenen Anſchlag, der des Bruders Beifall nicht erlangte, erwiederte derſelbe: Dies iſt um deswillen nicht auszuführen, meine Tochter, weil es dich allzugroßer Gefahr ausſetzen würde. Du biſt zu jung und zart, und würdeſt die Beſchwerlichkeiten einer dir ſo ungewohnten Reiſe zu Fuß nicht ertragen. Dann kennſt du auch den Weg nicht, und würdeſt nur zwecklos hin und wider irren. Sobald dich dein Vater zu Hauſe vermißte, ſendete er ſeine Diener gewiß nach allen Seiten hin in der Stadt und auf das Land nach dir aus, und würde dich in kurzer Zeit aufgefunden haben, wodann er, wenn du wieder in ſein Haus gebracht worden wäreſt, die Urſache deiner Flucht durchaus würde erfahren wollen. Ich weiß nicht, wie du all die Drohungen und vielleicht ſogar die Mißhandlungen, die dir wohl darum von den Deinigen zu Theil würden, aushalten möchteſt, denn anſtatt daß ein ſolches Wagniß dir hätte helfen ſollen, deinen Romeo wieder zu gewinnen, würdeſt du dadurch die Hoffnung verlieren, ihn jemals wiederzuſehen. — Von dieſen überzeugenden Worten des Bruders beſiegt, entgegnete ihm Julia: Da euch denn nun aber mein Vorſchlag nicht gut bedünken will, und da ich euch glaube, ſo rathet ihr mir anders und lehrt mich, dieſen verwickelten Knoten meines Schickſals zu löſen, damit ich womöglich auf eine andere Weiſe wieder mit meinem Romeo vereinigt werde, ohne den ich nicht leben kann. Oder wenn ihr dies nicht vermögt, ſo ſteht mir wenigſtens bei, daß ich wo nicht Romeo, doch auch keinem anderen zu Theil werde. Romeo hat mir geſagt, das ihr ein großer Kenner der geheimen Kräfte der Natur ſowie im Stande ſeid, ein Waſſer zu bereiten, daß binnen zwei Stunden ſchmerzlos einen Menſchen tödtet. Gebt mir von dieſem Waſſer ſo viel als hinreicht, mich von dem Grafen zu befreien, da ihr mich auf keine andere Weiſe meinem Romeo erhalten könnt. Bei ſeiner ſo großen Liebe zu mir, wird er mich lieber ſterben als lebendig in eines anderen Armen ſehen. Ihr würdet mich und mein ganzes Haus alſo vor einer großen Schande bewahren, denn wenn ich keine andere Rettung aus dieſem ſtürmiſchen Meere erſehe, auf dem ich jetzt in einem ſchwachen Kahne unſtät umtreibe, ſo verſichere ich euch, bei meiner Treue, die ich ganz gewiß nicht brechen werde, daß ich, gegen mich ſelbſt verwildernd, mir mit einem ſcharfen Meſſer eines Nachts die Pulsader durchſchneide. Ich will weit lieber auf mein Leben, als auf meine Romeo angelobte eheliche Treue verzichten. —

Der Bruder war ein geſchickter Phyſiker, der zu ſeiner Zeit viele Länder durchwandert und ſich in vielerlei Dingen verſucht hatte, ſo daß er unter anderem auch mit den Eigenſchaften von Pflanzen und Steinen vertraut war, und aus dem Safte einiger einſchläfernder Arzeneikräuter einen Teig zu machen wußte, der, getrocknet und zerſtoßen, ein mit wunderbarer Wirkung ausgeſtattetes Pulver abgab, indem es in einem wenig Waſſer aufgelöſt und getrunken, den, der es genoſſen hatte, in ein oder zwei Viertelſtunden in ſo feſten Schlaf verſenkte, und ſeine Lebensgeiſter dermaßen betäubte, daß der erfahrenſte und beſte Arzt ihn hätte für todt anſehen müſſen. Ein ſolcher ſüßer Schlaf pflegte dann ein vierzig Stunden wenigſtens und zuweilen auch noch länger anzuhalten, je nach der Menge des genoſſenen Trankes und der eigenthümlichen Stimmung des Körpers' deſſen, der ihn getrunken hatte. Sobald die Wirkung des Pulvers vorüber war, erwachte der Schläfer aus ſeiner langen Bewußtloſigkeit ohne das mindeſte Uebelbefinden. Wie nun der Bruder die Entſchloſſenheit der troſtloſen Jungfrau klar erkannt hatte, ſo vermochte er, von Mitleid mit ihr überwunden, kaum ſeine Thränen zurückzuhalten, und ſprach zu ihr mit bewegter Stimme: Sieh, meine Tochter! du mußt mir nicht vom ſterben ſprechen. Wer einmal geſtorben iſt, kehrt nicht früher zurück als an dem Tage des jüngſten Gerichtes, wann wir Sterblichen zuſammen mit allen Todten auferſtehen. Du mußt daran denken, leben zu bleiben, ſo lang es Gott gefällt. Er hat uns das Leben gegeben, erhält es uns und nimmt es uns wieder ſobald es dazu an der Zeit iſt. Verſcheuche du alſo die ſchwermüthigen Gedanken von dir. Du biſt jung und gegenwärtig noch beſtimmt zu leben und dich der Liebe deines Romeo zu erfreuen. Wir werden für alles Mittel finden, zweifle nicht. Du ſiehſt, ich ſtehe in dieſer ſchönen Stadt in großem Anſehen und in gutem Rufe. Erführe man, daß ich zu deiner heimlichen Vermählung mitgeholfen, ſo würde mir unendlicher Schaden und Schande daraus erwachſen. Was aber müßte nicht erſt geſchehen, wenn ich dir Gift gäbe? Ich habe keines, und wenn ich auch welches hätte, würde ich dir es doch um meines irdiſchen, gleichwie um meines himmliſchen Wohlergehens willen nicht geben. Du weißt ja wohl, daß im Allgemeinen nichts von Wichtigkeit geſchieht, was nicht durch meine Hände gegangen wäre. Es ſind noch nicht vierzehn Tage her, daß der Herr dieſer Stadt mich in einer höchſt bedeutſamen Angelegenheit zu Rathe zog. Deswegen, meine Tochter, will ich mich zwar gern für dich und Romeo bemühen, und dazu mitwirken, daß du dieſem am Leben erhalten und doch nicht dem Grafen von Lodrone zuertheilt wirſt;

aber die Sache muß nur ſo eingerichtet werden, daß kein Menſch jemals etwas davon erfährt. Höre wie dies geſchehen ſoll. —

Der Bruder ſchilderte hier der Jungfrau genau die Eigenſchaften ſeines Pulvers, das er ſchon viele Male erprobt habe, und fügte die Worte hinzu: Daſſelbe iſt ſo werthvoll und tüchtig, daß es dir, in einem geſunden ſüßen Schlummer, den entſchiedenſten Anſchein des Todes giebt, der ſogar den geſchickteſten Arzt, wenn er an deinen Puls fühlte, täuſchen würde; obgleich es dich hernachmals, wann du es verdaut haſt, eben ſo geſund und ſchön wie allmorgentlich vorher erwachen läßt. Trinkſt du es nun etwa in der erſten Frühe beim Erſcheinen der Morgenröthe aus, ſo wirſt du bald einſchlafen, und zu der gewöhnlichen Stunde, wann deine Dienerinnen zu dir kommen, um dich zu erwecken, nicht wieder aufwachen. Du wirſt ohne Puls, kalt wie Eis da liegen. Sie werden deine Verwandten und Aerzte rufen, und kurz Jedermann wird dich für todt anſehen, ſo daß man ſich wird genöthigt fühlen, dich am Abende in deiner Familiengruft beizuſetzen. Dort wirſt du eine Nacht und einen Tag gemächlich ruhen; in der nächſtfolgenden Nacht aber kommt Romeo mit mir dahin, denn ich werde ihn durch einen beſonderen Boten von dem Anſchlage benachrichtigen, um dich heimlich nach Mantua hinwegzubringen und in dieſer Stadt zu verbergen, bis zwiſchen ſeinem und deinem Hauſe der lang erſehnte Frieden endlich geſtiftet ſein wird, was da, wie ich hoffe, bald geſchehen ſoll. Willſt du dieſen Weg der Rettung nicht einſchlagen, ſo weiß ich dir nicht anders zu helfen. Siehe aber auch wohl zu, daß du verſchwiegen biſt, und ja dieſes unſer Geheimniß gegen Niemand ausplauderſt. — Julia, die für Romeo durch einen glühenden Ofen, geſchweige denn in eine Gruft gegangen ſein würde, maß den Worten des Bruders vollen Glauben bei und willigte in ſeinen Vorſchlag ohne weiter darüber nachzudenken, indem ſie ſagte: Vater, ich werde alles thun, was ihr von mir fordert, und lege mein Schickſal in eure Hand; daß ich wiſſen werde zu ſchweigen, könnt ihr von mir verſichert ſein. — Nunmehr ging der Bruder in ſeine Kammer, und holte aus ihr ſo viel, als etwa in einen Löffel geben mochte, in ein Papier gewickeltes Pulver, das Julia dankbar von ihm annahm und in einem Beutel, den ſie bei ſich trug, verbarg. Zweifelhaft, ob ein ſo zartes Kind wirklich kühn und entſchloſſen genug ſein möchte, ſich in ein Grabgewölbe mitten unter Todte einſchließen zu laſſen, ſagte Bruder Lorenzo ferner zu ihr: Geſteh mir, Tochter, wirſt du dich auch nicht vor deinem Vetter Tebaldo fürchten, der, erſt vor ſo kurzer Zeit getödtet, und in eben derſelben Gruft beigeſetzt, in der du dich bald wieder findeſt, ſchon äußerſt ſtark riechen wird? — Die heldenmäßige Julia antwortete ihm aber: Bekümmert euch deshalb nicht, mein Vater, ich würde die Qualen der Hölle nicht ſcheuen, wenn ich durch ſie zu meinem Romeo gelangen könnte. — Nun, ſo ſei es denn in Gottes Namen! ſagte der Mönch ſchlüßlich. —

Julia kehrte heiter und vergnügt zu ihrer Mutter zurück und ſagte zu ihr unterweges: Ich verſichere dich, liebe Mutter, Bruder Lorenzo iſt ein wahrer Heiliger. Er hat mich mit ſeinen ſüßen, frommen Worten dergeſtalt getröſtet, daß er mir die Schwermuth, die mich niederdrückte, faſt gänzlich benommen hat. Er hat mir eine ſo derbe Bußpredigt gehalten, als ſich nur denken läßt. — Durch die gebeſſerte Stimmung ihrer Tochter überaus beglückt, erwiederte Frau Giovanna: Meine Tochter, Gott ſegne dich! Du machſt mir große Freude, daß du wieder heiterer ſein willſt, und wir ſind unſerem guten Beichtvater dafür innigen Dank ſchuldig. Er ſoll von uns hoch gehalten und mit reichlichen Almoſen für ſein armes Kloſter verſorgt werden, damit er Gott alle Tage für uns bitte. Sei auch du ſeiner oft eingedenk und ſende ihm gute Kloſterſpeiſen zu. — Frau Giovanna glaubte in Wahrheit, der ſcheinbaren Heiterkeit zufolge, die Julia angenommen hatte, daß alle ihre Schwermuth von ihr gewichen ſei, und ſie theilte ihre Entdeckung ihrem Gatten mit, der nunmehr gleichwie ſie ſelbſt ſeinen früheren Verdacht, ſie möge einen anderen lieben, aufgab. Da ſie Beide immer noch außer Stande blieben, die Urſache von Juliens ſeitherigem Kummer zu ergründen, ſo kehrten ſie zu ihrer erſten Vermuthung zurück, er möge dem Tode ihres Vetters oder einem anderen ihnen jetzt gleichgültigen Ereigniſſe gegolten haben. Sie würden ihr zwar jetzt, um ihrer großen Jugend willen, gern noch eine zwei- bis dreijährige Friſt mit ihrer Verheirathung geſtattet haben, wenn es ſich hätte mit Ehren thun laſſen; aber die Sache mit dem Grafen war ſchon allzuweit gediehen, und hätte nicht, ohne großes Aufſehen zu erregen, rückgängig gemacht werden können. Der Tag der Hochzeit wurde anberaumt und Julia mit koſtbaren Stoffen und Kleinodien ausgeſtattet. Sie war munter und guter Dinge, lachte und ſcherzte, und es dehnte ſich ihr jede Stunde zu tauſend Jahren aus, bis der Augenblick nahete, in dem ſie den Schlaftrunk einnehmen könnte.

Da kam die Nacht heran, nach der ſie, als an einem Sonntage öffentlich getraut werden ſollte, und die Jungfrau miſchte das Pulver in einen mit Waſſer gefüllten Becher, den ſie, ihrer Amme unbemerkt, an das Kopfende ihres Bettes ſtellte. Sie ſchlief in dieſer Nacht wenig oder gar nicht, und mannigfache Gedanken gingen ihr durch den Kopf. Als nun der Tag anfing zu grauen, zu welcher Zeit ſie das Pulver trinken ſollte, ſtellte ſich ihrer Einbildungskraft Tebaldo in eben dem Zuſtande mit der blutigen Halswunde dar, wie ſie ihn zuletzt geſehen hatte. Sie dachte an die Möglichkeit, daß ſie an ſeine Seite, oder vielleicht ſogar auf ihn beigeſetzt werden könnte, und wie in dem Gewölbe ſo viele todte Leichname und nackte Gebeine aufgehäuft wären, und es überlief ſie kalt, ja alle Haare ihres Hauptes ſträubten ſich ihr empor, die da, von Entſetzen erfaßt, wie ein Blatt im Winde erzitterte. Ueberdies bedeckte ihre Glieder ein eiskalter Schweiß, indem es ihr plötzlich vorkam, als ob ſie von jenen Todten in tauſend Stücke zerriſſen würde. Es dauerte eine geraume Weile, daß die Furcht ſie in völliger Unſchlüſſigkeit erhielt. Am Ende ermuthigte ſie ſich wieder ein wenig, und ſprach zu ſich: Wehe mir! was will ich beginnen? Wohin will ich mich bringen laſſen? Wenn ich nun zufällig eher erwachte als der Bruder und Romeo kämen, was würde aus mir werden? Würde ich den ſcheußlichen Geſtank aushalten können, den Tebaldo's halbverweſter Leichnam um ſich ausſtrömen muß, die ich ſchon zu Hauſe kaum den leiſeſten übeln Geruch vertragen mag? Wer weiß, ob nicht in dieſem Gewölbe Schlangen und tauſende von Würmern ſind, die ich ſo ſehr fürchte und verabſcheue? Und wenn ich es nicht einmal über das Herz bringe, ſie anzuſehen, wie vermag ich es zu erdulden, daß ſie mich umkriechen und mich berühren? Habe ich nicht ſo viele Male ſagen hören, daß die ſchauderhafteſten Dinge zur Nachtzeit in Kirchen und auf Gottesäckern, geſchweige denn gar in Grüften vorgegangen ſeien? — In dieſer aufgeregten Stimmung machte ſie ſich die gräßlichſten Vorſtellungen, und wurde dadurch beinahe zu dem Entſchluſſe bewogen, den Trank nicht einzunehmen, ſondern ihn auf die Erde auszugießen. Die abenteuerlichſten Gedanken durchkreuzten ihr Gehirn und riethen ihr bald zu bald ab; am Ende aber, nachdem ſie lange genug mit ſich phantaſirt hatte, trieb die heiße Liebe zu ihrem Romeo ſie dennoch an, zur Stunde, als Aurorens Haupt bereits durch die Thore des Oſtens aufſtieg, ihre zaghaften Gedanken ſich mit einem Male aus dem Sinn zu ſchlagen, und das aufgelöſte Pulver getroſt zu verſchlucken. Sie legte ſich darauf, nachdem ſie ſich angekleidet hatte, wieder zur Ruhe nieder, und brachte nicht mehr lange zu bis ſie entſchlummerte.

Die Alte, welche bei ihr ſchlief, hatte zwar wohl beobachtet, daß die Jungfrau dieſe Nacht über wenig oder gar nicht der Ruhe genoſſen; nichtsdeſtoweniger war es ihr aber entgangen, daß dieſelbe den Becher mit dem Tranke ausgeleert hatte. Sie erhob ſich zu der gewohnten Stunde von ihrem Lager und ging an ihre täglichen Geſchäfte zum Schlafzimmer hinaus. Sodann, als es an der Zeit war, daß Julia hätte aufſtehen ſollen, kehrte ſie zu ihr zurück und rief ihr zu: Auf, auf! Julia! es wird Zeit ſich anzukleiden, — indem ſie die Fenſterladen aufſtieß. Da erblickte ſie nun Julien, die Arme über der Bruſt verſchränkt, regungslos ausgeſtreckt, trat zu ihr und rüttelte ſie. Auf! auf! Langſchläferin, erwache! — ſprach ſie weiter. Aber die gute Alte predigte tauben Ohren. Sie fing an, ſie heftiger hin und her zu rütteln, ſie bei der Naſe zu zupfen, und ſie leicht zu zwicken, aber alles blieb vergebens. Juliens Lebensgeiſter waren dermaßen tief befangen, daß die geräuſchvollſten, entſetzlichſten Töne von der Welt ſie nicht aufgeſchreckt haben würden; worüber denn die alte Frau auf das äußerſte erſchrak und bald nicht umhin konnte, überzeugt zu werden, daß die erſtarrte Julia geſtorben ſei. Ueber alle maßen betrübt und niedergeſchlagen, brach ſie nunmehr in die bitterſten Thränen aus und lief zu Frau Giovanna, zu der ſie ganz außer Athem kam und vor Schmerzen kaum die Worte hervorbringen konnte: Madonna, eure Tochter iſt todt! — Die Mutter eilte mit haſtigen Schritten weinend und jammernd ebenfalls hinzu, und wie ſie ihre geliebte Tochter ſo bleich und kalt vor ſich liegen ſah, ſendete ſie ſo rührende Klagen zu den Sternen empor, daß ſie hätte Steine zu Mitleiden bewegen und wohl ſogar die wilden Tiger zähmen können, wenn ſie, ihrer jungen Brut beraubt, am wüthendſten geweſen wären. Das laute Geſchrei der Mutter und Amme durchſcholl das Haus und veranlaßte alle Bewohner deſſelben nach dem Schlafgemache Juliens zu eilen. Auch der Vater lief hinzu und wäre vor Schmerz und Schrecken über das vermeintliche Unglück faſt geſtorben. Die Kunde davon drang von Mund zu Mund und erfüllte bald die ganze Stadt, ſo daß die Menge der immer neu in das Haus ſtrömenden Verwandten und Freunde das laute Wehklagen darin zuletzt ins unendliche erhöhte. Die berühmteſten Aerzte der Stadt wurden unverzüglich herbeigeholt und wendeten alle die Mittel an, die ihre Wiſſenſchaft ihnen als die heilſamſten und ſchicklichſten nannte. Da ſie indeſſen wahrnahmen, daß ihre Kunſt auch nicht den mindeſten Erfolg hatte, und zugleich hörten, wie die Jungfrau ſchon ſeit ſo vielen Tagen gewohnt geweſen war zu weinen und ſich in Seufzern zu ergehen, ſo wurden ſie insgeſammt der Meinung, daß ſie, an übermäßigem Leidweſen erſtickend, in der That geſtorben ſei. Dieſer Ausſpruch verdoppelte die allgemeine Betrübniß in der Stadt, und es gab wohl keinen einzigen Menſchen in Verona, der nicht an dieſem unverſehenen Todesfalle Theil genommen hätte. Vor allen Anderen aber war es die beklagenswürdige Mutter, die in ihrem herben Schmerze gar keinen Troſt finden konnte. Zu dreien Malen ſank ſie in Ohnmacht, indem ſie ihre Tochter umarmte, und erſchien ſie eben ſo leblos als dieſe ſelbſt, ſo daß immer mehr Leid aus Leid und Weinen aus Weinen erwuchs. Eine Menge edler Frauen umgaben ſie und beſtrebten ſich, ſie zu tröſten, ſo gut ſie es im Stande waren; ſie hatte jedoch die Schleußen ihrer Thränen ſo weit geöffnet und ſich der Gewalt ihres Schmerzes ſo rückhaltlos hingegeben, daß ſie, faſt in Verzweiflung verſunken, ihnen keine Grenzen zu ſetzen wußte, und nichts von alledem hörte, was man zu ihr ſprach, ſondern, dann und wann laut aufſchreiend, ſich wie ſinnverrückt das Haar zerraufte. Herr Antonio war nicht minder betrübt als ſie, und wenn er ſeinen Schmerz weniger durch Thränen äußerte, ſo fühlte er ihn im Innern deſto ſtärker, wo er nicht nöthig zu haben glaubte, ihn zu mäßigen.

Bruder Lorenzo ſchrieb dieſen Morgen ausführlich an Romeo und unterrichtete ihn von dem Anſchlage mit dem Pulver, und von dem was bereits darauf erfolgt war, indem er ihm auch zu wiſſen that, daß er Julien in der nächſtkommenden Nacht aus der Gruft befreien und nach ſeiner Zelle bringen würde, und ihn veranlaßte, dazu womöglich ſelbſt verkleidet nach Verona zurückzukehren, er würde ſeiner bis Mitternacht harren, um die nöthigen ferneren Verabredungen mit ihm zu treffen.

Er verſiegelte hiernächſt dieſen Brief und gab ihn einem anderen zuverläſſigen Kloſterbruder, dem er dringend anempfahl, ja noch deſſelben Tages nach Mantua zu gehen, Romeo Montecchio daſelbſt aufzuſuchen und ihm und keinem Anderen, er möge ſein wer es wolle, das Schreiben einzuhändigen. Der Bruder ging und kam bei guter Zeit in Mantua an, wo er im Franziskanerkloſter einkehrte. Wie er nun aber ſein Pferd untergebracht hatte, und den Pater Guardian ſuchte, um ſich von ihm einen Begleiter geben zu laſſen, mit dem er ſeinen Geſchäften in der Stadt nachginge, erfuhr er, daß unlängſt ein Mönch aus dieſem Kloſter geſtorben ſei, und daß die Geſundheitsbehörde wegen einiger verdächtigen Anzeichen und weil ſich ſogar eine Peſtbeule größer als ein Ei in der Nähe der Lenden an ſeinem Körper vorgefunden, erklärt habe, daß er mit der Peſt behaftet geweſen. Und ſiehe da! in dem Augenblicke, als man ihm von dieſem

Verfalle ſprach, kamen die Schergen der Geſundheitsbehörde im Kloſter an und befahlen dem Pater Guardian, von Seiten des Beherrſchers der Stadt, bei ſchweren Strafen und ſo lieb ihm deſſen Gnade ſei, durchaus Niemand aus dem Kloſter herauszulaſſen. Der von Verona angelangte Bruder wollte zwar für ſich anführen, daß er im Augenblicke erſt im Kloſter abgetreten ſei und noch mit keinem Menſchen darin verkehrt habe; allein er gab ſich eine vergebliche Mühe und mußte wohl oder übel bei der Bruderſchaft ausharren, ſo daß er zum größten Unglück weder den Brief an Romeo abgeben, noch dieſem ſonſt etwaige Nachricht davon ertheilen konnte.

Mittlerweile bereitete man in Verona das feierliche Begräbniß der Jungfrau, die man für todt hielt, vor, und hatte man beſchloſſen, ſie noch deſſelben Abends in der Gruft ihrer Ahnen beizuſetzen. Pietro, Romeos Diener, erſchrak höchlich, als er hörte, daß Julia geſtorben ſei, und nahm ſich ſogleich vor, nach Mantua zu gehen; jedoch wollte er vorher das Begräbniß der Jungfrau abwarten, um ſeinem Herrn ſagen zu können, daß er ſie im Tode geſehen habe, und gedachte ſodann, geſetzt, daß er aus Verona heraus käme, die Nacht über zu reiten, damit er in Mantua wäre, ſobald man dort die Thore öffnete. Zu Veronas allgemeiner Trauer wurde Juliens Todtenbahre am ſpäten Abende aufgenommen, und unter dem Geleite der ganzen Geiſtlichkeit und aller Brüderſchaften der Stadt nach San Francesco geführt. Pietro war ſo beſtürzt und von Mitleiden mit ſeinem Herrn, der, wie er wußte, Julien einzig liebte, ſo übermannt, und außer ſich ſelbſt gerathen, daß es ihm gar nicht einfiel, zu dem Bruder Lorenzo zu gehen und mit ihm, wie er wohl ſchon öfter gethan hatte, zu reden. Unmittelbar nachdem er Julien auf der Bahre geſehen und erkannt hatte, ſtieg er daher zu Pferde und ritt ſcharfen Schrittes bis nach Villafranca, wo er ſein Pferd erfriſchte und ſich ſelbſt eine Weile ſchlafen legte; bis er zwei Stunden vor Tagwerden wieder aufbrach und mit Sonnenaufgang in Mantua ankam, ſich auf der Stelle nach der Wohnung ſeines Gebieters begebend.

Julia war indeſſen in die Kirche gebracht, und nachdem man das gewöhnliche Todtenamt für ſie abgehalten, etwa um die Mitternachtſtunde in die geräumige marmorne Gruft der Capelletti, welche ſich außerhalb der Kirche auf dem Kirchhofe befand, beſtattet worden. Sobald man mit der Jungfrau dabei angekommen, hatte Bruder Lorenzo unverzüglich Tebaldos Leichnam etwas bei Seite ſchaffen laſſen, der, weil er ſehr mager geweſen, und bei ſeinem Tode alles Blut verloren hatte, noch wenig angefault war und nicht ſtark roch, und war desgleichen, als mit dem Amte der Beſtattung beauftragt beſorgt geweſen, alles ausfegen und abſtäupen, ſowie auch den zarten Körper der Scheintodten ſanft niederlegen und ihm ein Kiſſen unter den Kopf thun zu laſſen, worauf das Gewölbe wieder verſchloſſen worden war.

So wie nun Pietro zu Romeo kam, den er noch im Bette antraf, und vor ihm ſtand, vermochte er vor unendlichem Schluchzen und Weinen kein Wort vorzubringen. Darüber äußerſt verwundert, und nicht im geringſten das Geſchehene ahndend, ſondern eher anderer Unfälle gewärtig, ſprach Romeo: Pietro! was haſt du? Was für Nachrichten bringſt du mir aus Verona? Wie geht es meinem Vater und den Meinigen? Sprich! laß mich nicht länger in Ungewißheit, was kann es ſein, das dich in ſolche Betrübniß verſetzt? Geſchwinde, ſag es heraus! — Und ſo that Pietro am Ende ſeinem Schmerze Gewalt an, und meldete ihm mit ſchwacher, oft unterbrochener Stimme den Tod ſeiner Julia, deren Beerdigung er mit angeſehen habe, und von der das Gerücht umliefe, daß ſie aus Gram geſtorben ſei. Auf dieſe grauſame und entſetzliche Kunde blieb Romeo eine lange Weile ſeines Bewußtſeins beraubt. Dann ſprang er wie unſinnig aus dem Bette und rief: O, du Verräther, Romeo! Du Treuloſer! Eidbrüchiger! Undankbarſter aller Undankbaren! Es iſt nicht der Gram, der ſie getödtet hat, der tödtet Niemand; ſondern du, Grauſamer, ſelbſt, biſt ihr Henker und Mörder geworden. Schrieb ſie es dir denn nicht, daß ſie lieber ſterben als einen Anderen heirathen wollte, und daß du ſie um jeden Preis aus ihrem väterlichen Hauſe erretten ſollteſt? Und du Liebloſer, Träger, Verachtungswürdiger! gabſt ihr dein Wort darauf und verſprachſt ihr, zu kommen und alles zu thun, ſie ſolle nur getroſten Muthes ſein, und ſchobſt es doch von einem Tage zum anderen auf, ohne dich zur That zu entſchließen! Jetzt haſt du die Hände noch im Schooße liegen, und Julia iſt todt. Julia iſt todt! und du lebſt? O, Elender! wie viele Male haſt du es ihr geſagt und geſchrieben, daß du nicht ohne ſie leben könnteſt. Und desungeachtet biſt du noch am Leben! Wo, denkſt du, daß ſie ſei? Sie irrt hier immer umher und erwartet, daß du ihr folgſt, indem ſie bei ſich ſpricht: Siehe da, den lügneriſchen, falſchen Liebhaber und ungetreuen Gatten, der nach der Kunde von meinem Tode noch leben kann! O, verzeih! verzeihe mir, mein theuerſtes Weib! Ich geſtehe dir mein ſchweres Verbrechen ein. Da denn aber der Schmerz, den ich über deinen Verluſt empfinde, wie herbe er mir auch ſei, mir doch nicht tödtlich wird, ſo will ich ſelbſt ſein Amt vollziehen, und ihm und dem Tode, die mich ſchonen wollen zum Trotz, mein Leben mit meiner eignen Hand beenden. — Dies geſagt, griff er nach dem Schwerte, das am Kopfende ſeines Bettes ſtand, riß es aus der Scheide und ſetzte ſich die Spitze gerade auf ſein Herz. Sein getreuer Pietro war jedoch behende genug, ihm die Waffe, ehe er ſich damit verwunden konnte, zu entwinden, tadelte ihn ſodann beſcheidentlich ob ſeines thörichten Beginnens und ſuchte ihn nach ſeinem Vermögen zu tröſten, indem er ihn ermahnte, ſich in das Unwiderrufliche geruhig zu ſchicken.

Romeo war in Folge des über ihn gekommenen plötzlichen Schreckens in ſeinem Innern faſt verſteinert und zu Marmor geworden, und es entrann ſeinen Augen keine einzige Thräne. Wer ihm ins Antlitz geſehen hätte, würde zweifelhaft geweſen ſein, ob er mehr einer Statue oder einem Menſchen gliche. Nicht lange aber währte es, ſo entſtrömten ihm ſeine Thränen in ſolcher Fülle, daß gleichſam ſeine Augen zwei natürliche Springquellen zu ſein ſchienen, und die Worte, die er unter unabläſſigem Seufzen und Schluchzen ſprach, wohl demantharte Herzen hätten rühren mögen. Als dann ſein innerer Schmerz anfing, ſich nach außen zu entladen, ſo ließ Romeo ſich wieder von ſeiner heftigen Leidenſchaft überwältigen und begann, böſen, ſeinem Leben mit Verderben drohenden Gedanken in ſich Raum zu geſtatten. Allerdings ließ er ſich ſeine wilden Entſchließungen vor Niemand merken und ſprach kein Wort davon aus, ſondern verſtellte ſich, damit ihn Pietro nicht zum zweiten Male in ſeinem Thun ſtöre, oder etwa ein Anderer ihm daran hinderlich würde. Er befahl Pietro, der allein bei ihm im Zimmer war, keinem Menſchen etwas von dem Tode ſeiner Gattin zu ſagen, und noch weniger Jemand die Uebereilung zu verrathen, der er ſich durch den eigenen Angriff auf ſein Leben ſchuldig gemacht, hieß ihm, zwei Pferde bereit zu halten, um nach Verona zu reiten und ſagte: Ich will, daß du unter der Hand wieder von hinnen gehſt, und, nach Verona zurückgekehrt, meinem Vater kein Wort von meiner bevorſtehenden eignen Ankunft ſageſt, ſondern vielmehr Sorge trägſt, daß ich Brechwerkzeuge vorfinde, um die Gruft zu öffnen, in der meine geſtorbene Gattin ruht, und Stützen, um ſie zu verrammeln, denn ich gedenke dieſen Abend in Verona zu ſein, und werde gerades Weges nach dem Häuschen hinter unſerem Küchengarten kommen, das du bewohnſt, von wo ich mit dir in der dritten oder vierten Stunde der Nacht nach dem Kirchhofe gehen werde, mein unglückliches Weib noch einmal im Tode zu ſehen. Des anderen Morgens früh entferne ich mich unerkannt wieder, du folgſt mir in einer kleinen Weile und wir kehren hierher zurück. — Nach dieſen Worten ſchickte er den getreuen Pietro von dannen, und als derſelbe fort war, ſchrieb Romeo einen Brief an ſeinen Vater, worin er ihn um Vergebung bat, ſich ohne ſeinen Willen vermählt zu haben und ihm die Geſchichte ſeiner Liebe vertrug, ihn aber zugleich dringend erſuchte, für Julien als für ſeine Schnur ein feierliches Todtenamt halten zu laſſen, und zwar deſſen alljährliche Wiederholung aus ſeinen Einkünften zu ſtiften, die er von einer kürzlich geſtorbenen Tante ererbt hatte. Desgleichen ſorgte er für Pietro, damit derſelbe in Zukunft ein freies Auskommen hätte, bedachte von dem erſten Ertrage der Hinterlaſſenſchaft ſeiner Tante die Armen, und legte ſeinem Vater die Erfüllung dieſes ſeines letzten Willens an das Herz. Dieſen Brief ſiegelte er zu, und ſteckte er ſich in den Buſen. Hiernächſt nahm er ein Flaſchchen mit ſtarkem Gifte, kleidete ſich auf deutſche Weiſe und ſtieg zu Pferde, indem er den Seinigen, die er zurückließ, zu verſtehen gab, daß er nächſten Tages bei guter Zeit wieder bei ihnen ſein werde, und Niemand zu ſeiner Begleitung mit ſich nahm. Scharf zu reitend, erreichte er Verona zur Stunde des Avemaria und ſuchte unverzüglich Pietro auf, der in allem nach ſeinem Willen gethan hatte, und mit dem er ſich zu der vorbeſtimmten nächtlichen Weile nach der Citadelle und auf den Kirchhof von San Francesco begab. Hier hatten ſie alsbald Juliens Gruft ausgefunden und öffneten ſie mittelſt dazu beigebrachter Werkzeuge, indem ſie die Deckplatte mit feſten

Stützen offen erhielten. Eine kleine Blendlaterne, die Pietro auf Romeos Geheiß mitgebracht hatte, war ihnen dabei beſonders dienlich. Romeo ſtieg hinein und ſah ſein geliebtes Weib augenſcheinlich todt vor ſich liegen. Er ſank auf der Stelle bewußtlos an Juliens Seite nieder und blieb ſo eine lange Weile mehr todt als lebendig in ſeinem Schmerze liegen. Zu ſich zurückgekommen, umſchlang er ſie mit ſeinen Armen, küßte ſie wiederholt, und badete ihr erſtarrtes Angeſicht mit ſeinen heißen Thränen, ohne daß ihn deren bittere Fluth irgend zu Worten kommen ließ. Zum ſterben entſchloſſen, zog er endlich ſein kleines Fläſchchen hervor, ſetzte es ſich an den Mund und trank das tödtliche Gift mit einem Zuge aus. Darauf rief er Pietro vom Kirchhofe herbei, und ſprach zu ihm, ſich an den Rand der Gruft lehnend: Siehe hier, o Pietro! meine Gattin, von der du weißt, wie ſehr ich ſie liebte. Ohne ſie fort zu leben, würde mir eben ſo wohl möglich geweſen ſein, als ein Körper ohne Seele beſtehen kann. Ich habe deswegen von dem Schlangenwaſſer getrunken, das den Menſchen in weniger Zeit als einer Stunde tödtet, damit ich an der Seite derjenigen ſtürbe und begraben würde, die ich im Leben ſo ſehr liebte, ohne für ſie leben zu dürfen. Sieh hier das leere Fläſchchen, in dem das Waſſer war. Du erinnerſt dich, daß es mir jener Spoletiner in Mantua gab, der die lebendigen Nattern und andern Schlangen hatte. Gott in ſeiner unendlichen Güte und Barmherzigkeit verzeihe mir; denn ich habe mich nicht ſelbſt getödtet, um ihn zu beleidigen, ſondern weil ich nicht ohne meine geliebte Gattin leben kann. Du ſiehſt mir zwar jetzt die Augen voller Thränen ſtehen; glaube aber ja nicht, daß ich aus Mitleiden mit mir, ſelbſt weine, der ich ſo jung ſterbe, meine Thränen fließen nur um ihres Todes willen, die eines langen glücklichen Lebens ſo würdig war. Du übergiebſt hier dieſen Brief meinem

Vater, dem ich geſchrieben habe, was ich nach meinem Tode von ihm wünſche. Ich habe darin auch Sorge getragen, deine getreuen Dienſte zu belohnen, und bin überzeugt, daß mein Vater meinen desfallſigen Willen achten wird. Nun geh! Ich fühle meinen Tod nahen, denn das grauſame Gift durchdringt ſchon alle meine Glieder und ergreift ſie. Zieh die Stütze der Gruft hinweg und laß mich bei meiner Julia ſterben. — Pietro war von dieſer Anrede ſo tief gerührt, daß er meinte, das Herz im Leibe müſſe ihm darob berſten. Er ermangelte nicht, ſeinem Herrn gar viele Worte zu erwiedern; aber ſie waren vergeblich, denn es gab keine Hülfe mehr gegen die tödtliche Wirkung des Giftes. Seine Julia in ſeinen Armen haltend, und ſie ohne Unterlaß küſſend erwartete er ſeinen nahen unabwendlichen Tod, und gebot noch öftere Male ſeinem Diener, die Gruft zu ſchließen. Währenddeſſen erwachte nun aber Julia allmälig wieder, in der die Wirkung des Pulvers aufgehört hatte thätig zu ſein, und ſprach, als ſie fühlte, daß ſie geküßt wurde, der Meinung, ſich in den Armen des Bruder Lorenzo zu befinden, der gekommen ſei, ſie fortzubringen, und ſich etwa von einer unlauteren Begierde hinreißen laſſe, ſie zu küſſen: Ach! ehrwürdiger Pater Lorenzo! Haltet ihr ſo das Verſprechen, das ihr meinem Romeo gegeben habt? Laßt mich los! — Dabei machte ſie eine gewaltſame Bewegung, um ſich ihm zu entziehen, ſchlug die Augen auf, und erblickte ſich in Romeos Armen, den ſie wohl erkannte, obgleich er deutſche Kleidung trug. Sie ſagte zu ihm: Wehe mir! du biſt hier, mein ſüßes Leben? Wo iſt Bruder Lorenzo? Warum bringſt du mich nicht aus dieſem Grabgewölbe hinweg? O, laß uns um Gottes willen gehen! — Als Romeo Julien die Augen öffnen ſah und ſie reden hörte, und ſich alſo überzeugte, daß ſie nicht geſtorben war, ſondern lebte, empfand er mit einemmale unſägliches Vergnügen und unſäglichen Schmerz. Weinend, und ſein geliebtes Weib an ſeine Bruſt drückend, rief er aus: Ach! du Leben meines Lebens und Seele meines Körpers! welcher Mann auf Erden hatte jemals eine ſolche Freude, als mir gegenwärtig zugetheilt wird, der ich, des feſten Glaubens, daß du geſtorben ſeieſt, dich lebend und geſund in meinen Armen halte! Aber weſſen Schmerz kam auch jemals dem meinen gleich, und wer wurde mit einem herberen Herzensleiden heimgeſucht als ich, der ich fühlen muß, daß mir das Ende meiner bejammernswerthen Tage jetzt genaht iſt und daß gerade zu der Zeit mir das Leben entweicht, da ich den höchſten Genuß in ihm finden könnte! Wenn ich noch eine halbe Stunde am Leben bleibe, ſo iſt dies die längſte Friſt, auf die ich hoffen darf. Iſt wohl ein ſolcher Zwieſpalt ſchon erhört, wie er ſich jetzt in meinem eignen Innern befindet? Zu einer und derſelben Zeit genieße ich der höchſten Ueberraſchung und Befriedigung, dich, die ich für todt hielt und beweinte, am Leben vor mir zu erblicken, und muß ich doch wieder in den tiefſten Gram verſinken, indem ich mir bewußt werde, daß ich dich, du mir über alles theure Geliebte, ſobald auf immer verliere. Ganz gewiß freilich waltet in mir die Freude über deinen Anblick vor der peinlichen Ahndung der nahen Trennung von dir vor, und ſo bitte ich denn auch den Herr Gott, all die Jahre, die er meiner unglücklichen Jugend entzieht, der deinigen zu deinem irdiſchen Glücke hinzuzufügen. — Als Julia Romeo ſo reden hörte, ſprach ſie zu ihm, halb aufgerichtet: Was für Worte, mein theurer Freund, richteſt du da an mich? Iſt das der Troſt, den du mir geben ſollteſt? Biſt du von Mantua herübergekommen, auf daß du mir ſolche Kunde bringeſt? Was iſt mit dir geſchehen? Was empfindeſt du? — Hier erzählte ihr der unglückliche Romeo, wie er dazu gekommen war, das

Gift zu ſich zu nehmen. O, wehe mir! rief Julia, was muß ich hören? Was ſprichſt du da? Ich Elende! Alſo hat Bruder Lorenzo dir nichts von dem Anſchlage geſchrieben, den wir mit einander verabredet hatten? Er verſprach mir doch, dich von allem zu unterrichten. — Nunmehr erzählte das troſtloſe Weib, voll der bitterſten Wehmuth, weinend, ſchreiend und ſchluchzend, ja faſt wahnſinnig vor Schmerz, ihrem ſterbenden Gatten, was ſie in Gemeinſchaft mit dem Bruder erſonnen hatte, um ſich von der Nothwendigkeit zu erretten, ſich dem von ihrem Vater ihr aufgedrungenen Verlobten zu vermählen. Romeo hörte ſie, dem wildeſten Grame hingegeben, an, und ſah mit einemmale, während ſie ſich über Himmel und Sterne und alle Elemente in ihrem Jammer beklagte, den Leichnam Tebaldos liegen, den er wenige Monate vorher im Handgemenge getödtet hatte. Er erkannte ihn wieder und ſagte, zu ihm hingewandt: Tebaldo! wo du auch immer ſein magſt, du weißt, ich habe dich nicht abſichtlich beleidigt, ſondern ließ mich in den Streit ein, um ihn zu ſchlichten, indem ich dich ermahnte, die Deinen zurückzurufen und den Meinigen wollte die Waffen niederlegen laſſen. Du aber überließeſt dich deiner Wuth und deinem alten Haſſe gegen mich, und kehrteſt dich nicht an meine Worte, mich mit dem böſeſten Willen angreifend. Am Ende von dir dazu gezwungen, mußte ich wohl die Geduld verlieren und mich vertheidigen, und ſo wollte es mein ſchlimmes Schickſal, daß ich dich umbrachte. Jetzt bitte ich dich, mir die Kränkung zu vergeben, die ich dir an deinem Körper anthat, und zwar habe ich um ſo mehr Urſache dies zu thun, als ich ja ſchon durch meinen Ehebund mit deiner Baſe Julia dein Verwandter war. Wenn du nach Rache an mir verlangſt, ſiehe! ſo iſt ſie dir zu Theil geworden. Und welch größere Rache hätteſt du dir wünſchen können, als daß derjenige, der dich tödtete, ſich in deiner Gegenwart ſelbſt vergiftete und ſich freiwillig den Tod gab? Im Leben, Tebaldo, feindeten wir uns an, aber im Tode laß uns gegenwärtig friedſam in einem Grabe neben einander ruhen. — Bei dieſen jammervollen Worten des Gatten und den noch viel herzbrechenderen Thränen der Gattin ſtand Pietro wie eine Bildſäule von Marmor da, und wußte nicht, ob er recht ſah und hörte, oder in der That nur träumte; er war davon ſo betäubt, daß er nicht das mindeſte dazu ſagte oder that. Die beklagenswerthe Julia dagegen ſprach zu Romeo: Es hat dem Himmel nicht gefallen, uns zuſammen leben zu laſſen, ſo geſtatte er mir nun, daß ich hier bei dir bleibe. Ich ſchwöre es dir zu, Romeo! daß ich nicht ohne dich von hinnen gehe, es möge mir geſchehen, was da wolle. — Romeo faßte ſie abermals in ſeine Arme, und begann, ſie inſtändigſt zu bitten, ſich zu tröſten und zu ſeiner eignen Beruhigung am Leben zu bleiben. Aber er wurde allmälig immer ſchwächer und ſchwächer, verlor ſchon den Gebrauch ſeiner Augen und blieb nicht mehr im Stande ſich aufrecht zu erhalten. Er ließ ſich zu Boden niederſinken, blickte ſeiner Gattin noch einmal liebevoll ins Antlitz und ſagte: Ach, mein theures Leben, ich ſterbe! —

Bruder Lorenzo hatte, was auch immer ſein Beweggrund dazu war, Julien nicht in derſelben Nacht, da ſie begraben worden, in ſeine Zelle bringen wollen. Wie er nun aber in der nächſtfolgenden Nacht ſah, daß Romeo nicht erſchien, ſo nahm er einen anderen Kloſterbruder, auf den er ſich verlaſſen konnte, ſowie die nöthigen Brechwerkzeuge mit ſich, um nach der Gruft zu gehen, und kam daſelbſt gerade in dem Augenblicke an, als Romeo völlig zu Boden ſank. Den Eingang offen findend und Pietro erkennend, ſprach er zu dieſem: Sei mir gegrüßt, wo iſt Romeo? — Julia vernahm ſeine Stimme und richtete ihr Haupt empor, indem ſie zu ihm ſagte: Gott verzeihe es euch, ihr beſorgtet den Brief an Romeo wohl! — Ich beſorgte ihn, erwiederte der Bruder, Bruder Anſelmo trug ihn hin, den du kennſt. Warum ſprichſt du aber ſo? — Bitterlich weinend, fuhr Julia zu reden fort: Tretet hier herein, und ihr werdet es ſehen. Der Bruder ſchritt näher zu ihr heran und ſah Romeo ſterbend am Boden liegen. Romeo, mein Sohn! fragte er, was iſt dir? — Romeo öffnete ſeine matten Augen noch einmal, erkannte ihn und empfahl Julien ſeinem Schutze an, indem er mit gebrochener Stimme ſprach: er ſterbe, ſeine Sünden bereuend, und bitte Gott und ihn, ihm ihretwegen zu vergeben. Der unglückliche Jüngling vermochte nur mit ſchwerer Mühe dieſe letzten Worte hervorzubringen und ſeine Hand nach der Bruſt zu führen; von dieſer Anſtrengung vollends erſchöpft, ſchloß er die Augen und ſtarb. Was die troſtloſe Julia darüber empfand, läßt ſich nicht beſchreiben. In Thränen zerfließend, rief ſie ſeinen geliebten Namen viele Male vergebens aus und ſank, vor Todesangſt bewußtlos, über den Leichnam Romeos hin, auf dem ſie eine gute Weile ohnmächtig liegen blieb. Der Bruder und Pietro brachten es zwar durch ihre Bemühungen ſo weit, daß ſie wieder ins Leben kam; ſie war aber nicht ſobald zu ſich zurückgekommen, als ſie, ihre beiden Hände zuſammen faltend, in erneutes unmäßiges Weinen, und, Romeos todten Körper mit Küſſen bedeckend, in die Worte ausbrach: Ach! du ſüßer Aufenthalt meiner Gedanken, du Quelle aller Freuden, die ich auf dieſer Welt genoſſen habe, du mein einziger wahrer Freund, welch unſägliches Leiden bereiteſt du mir jetzt! Du haſt in der Blüthe deiner ſchönen Jugend deine irdiſche Laufbahn vollendet und ein all den deinen ſo theures Leben von dir geworfen. Du haſt ſchon in einer Zeit ſterben wollen, wann das Daſein noch allen Menſchen erfreulich iſt und haſt unſer aller endliches Ziel erreicht. Du, mein Gebieter, haſt im Schooße derjenigen deine Tage beſchloſſen, die du über alles liebteſt und von der du auch ausſchließlich wieder geliebt wirſt, du haſt dich freiwillig da beſtatten wollen, wo, wie du glaubteſt, ſie beſtattet ruhte. Aber du ſaheſt nicht meine Thränen und meinen Schmerz voraus, die dir folgen würden, du ahndeteſt es nicht, daß du, in jener anderen Welt ankommend, mich nicht findeſt. Ich weiß es, daß du zurückkehren würdeſt, wenn du mich dort nicht fändeſt, um zu erforſchen, ob ich dir nicht folgte. Mich däucht, ich ſehe ſchon deinen Geiſt, wie er hier umirrt und über mein langes Zögern trauert. Mein Romeo! ich ſehe dich, ich empfinde dich, ich erkenne dich, und weiß es, daß du auf meine Ankunft harrſt. Beſorge nicht etwa, daß hier meines Bleibens ohne dich ſein könnte! Ein Leben ohne dich würde mir viel angſtvoller und peinlicher als der bitterſte Tod ſein. Ohne dich könnte ich nicht leben, und ſelbſt wenn Andere dafür hielten, daß ich lebte, würde mir ein ſolches Leben nur ein unabläſſiger qualenvoller Tod ſein. Ja, mein geliebter Gatte! bald bin ich wieder und auf ewig mit dir vereint. — Pietro und der Kloſterbruder, die ſie umgaben, weinten von tiefem Mitleiden mit ihr ergriffen, und bemühten ſich vergebens ſie zu beruhigen. Bruder Lorenzo ſagte zu ihr: Geſchehene Dinge, meine Tochter, laſſen ſich nicht ändern. Wenn dein Romeo durch Thränen wieder erweckt werden könnte, wir würden uns für dich in Thränen auflöſen; aber es geht nicht an. Tröſte dich und lebe, und wofern du nicht nach Hauſe zurückkehren willſt, ſo laß dich von mir in ein heiliges Kloſter bringen, in dem du, dem Himmel dienend, für die arme Seele deines Romeo beten magſt. — Julia wollte ihn indeſſen auf keine Weiſe hören, ſondern beharrte auf ihrem grauſamen Entſchluſſe und beklagte nur, daß ſie Romeos Leben nicht mit dem ihrigen zurückerkaufen könne, indem ſie, mit ihrer ganzen Willenskraft ihren Athem in ſich feſthaltend, ohne weiter einen Laut von ſich zu geben, über Romeos entſeeltem Körper, der in ihrem Schooße ruhte, ſtarb.

Derweil die beiden Kloſterbrüder und Pietro um die Jungfrau beſchäftigt waren, von der ſie nicht anders meinten, als daß ſie nur in Ohnmacht geſunken ſei, ſiehe! da wollte es der Zufall, daß die Schaarwache bei der Kirche vorüber kam, Licht in der Gruft erblickte, und eintrat. Die beiden Mönche und Pietro wurden von ihr alsbald feſtgenommen, und nachdem ſich der Führer der Schergen den Unfall der Liebenden von ihnen hatte erklären laſſen, brachte er die Kloſterbrüder in gute Haft, und führte Pietro vor Herrn Bartolomeo, dem er einen umſtändlichen Bericht von dem Ereigniſſe, ſo weit es ihm bekannt war, erſtattete. Herr Bartolomeo ließ ſich alles genau vortragen, und wollte dann die Leichen der beiden Liebenden ſelbſt ſehen, weshalb er ſich erhob und mit anbrechender Morgenröthe nach der Gruft ging. Die Nachricht von dem verwundernswürdigen Unfall verbreitete ſich durch die ganze Stadt und vornehm und gering ſtrömte dem Kirchhofe in Menge zu. Pietro und die Mönche erlangten Verzeihung und zum höchſten Leidweſen der Capelletti und der Montecchi, ſo wie der geſammten Bevölkerung von Verona, wurde das unglückliche Liebespaar, dem Willen des Fürſten zufolge, in dieſer einen und derſelben Gruft auf das prachtvollſte zur ewigen Ruhe beſtattet. Die Montecchi und Capelletti umarmten ſich unter Thränen über den beiden Leichen und ſtifteten mit einander einen Frieden, der nur leider! nicht von langer Dauer war.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druckfehler.

Seite 4 Zeile 16 v. u. lies höre ſtatt hören
— 37 — 17 v. o. l. und ihn ſt. und
— 84 — 5 v. o. l. Käfiche ſt. Käfige
— 89 — 13 v. o. l. befragt ſt. befrag
— — — 15 v. u. l. Ertrunkenen ſt. Ertrunken
— 261 — 16 v. o. l. inmittelſt ſt. mittelſt
— 321 — 11 v. o. l. Freuden ſt. Freunden
— 332 — 2 v. u. l. ſie zu ſt. ſie
— 370 — 1 v. u. l. gingſt ſt. bingſt
— 469 — 11 v. u. l. Anſpruch zu ſt. Anſpruch
— 475 — 8 v. u. l. dieſem ſt. dieſen
— 481 — 6 v. o. l. tragen ſt. ertragen

Das

Novellenbuch

von

Eduard von Bülow.

Vierter Theil.

Das Novellenbuch;

oder

Hundert Novellen,

nach

alten italieniſchen, ſpaniſchen, franzöſiſchen,
lateiniſchen, engliſchen und deutſchen

bearbeitet

von

Eduard von Bülow.

Mit einem Vorworte

von

Ludwig Tieck.

Vierter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1836.

Qui nunquam sensit amoris
Ignem, aut lapis est, aut bestia

Aeneas Silvius.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Die Novelle: Der Alcalde von Alora und der Abencerage, womit dieſer vierte und letzte Theil beginnt, iſt — nur in ſo weit abgekürzt, als zu verdeutſchender alter ſpaniſcher Proſa in der Regel nachgeholfen werden muß — eine Epiſode der Diana des Jorge de Montemayor, welcher um 1520 geborene und um 1562 geſtorbene Dichter zu allgemein gekannt iſt, als daß ich etwas Näheres über ihn hier beizubringen hätte. Malespini erzählt dieſe Novelle als ſechsunddreißigſte des zweiten Theils ſeiner zweihundert Novellen nach. —

Die andere Novelle: Der belehrte Liebesſchulmeiſter, iſt ein wenig zuſammengezogen, die zweite der erſten Giornata aus dem Pecorone des Ser Giovanni, womit die Leſer dieſes Novellenbuches ſchon bekannt gemacht worden ſind. Straparola in der vierten Novelle der vierten Notte gibt minder gut erzählt eine ähnliche. Bei ihm entführt der Verführer, ein portugieſiſcher Königsſohn, die Frau, und der Mann ſtirbt aus Gram. Ein dritter Italiener, den ich nicht gleich zu nennen weiß, trägt ſie desgleichen ſo vor, daß der betrogene Ehemann ſeine Frau ſelbſt mit entführen hilft, und nähert ſich alſo zumeiſt der Quelle aller dieſer Geſchichten, der kunſtlos erzählten, aber inhaltſchwerſten in dem alten Buche von den ſieben weiſen Meiſtern. Zu den luſtigen Weibern von Windſor hat ſich Shakespeare bekanntlich die Novelle des Ser Giovanni dienen laſſen. Franzöſiſch ſind mir zwei nicht gerade glückliche Nachbildungen bei Retif und in den ſchon mehrerwähnten unbedeutenden Comptes du monde aventureux vorgekommen. —

Ich habe bereits im dritten Theile beiläufig erwähnt, daß ich in dieſem auf den Conde Lucanor geführt werden würde. Dieſes äußerſt ſeltene Buch, deſſen erſte Ausgabe von 1575 die ſchönſte, iſt mir in der zweiten durch die Liberalität der göttinger Univerſitätsbibliothek zugänglich gemacht worden. Sie führt den Titel: El conde Lucanor, compuesto por el excelentissimo Principe Don Manuel etc., con advertencias y notas de Gonzalo de Argote y de Molina etc. En Madrid 1642, und es iſt ihr das Leben des Verfaſſers vorgedruckt. Derſelbe war der Prinz Don Juan Manuel, Herzog von Peñafiel, Sohn des Infanten Don Manuel und Enkel des Königs Don Fernando III, des Heiligen, von Caſtilien, und zwar ein großer Kriegsheld, der zuerſt in Dienſten des Königs Fernando IV, und dann in denen ſeines Nachfolgers Alfonſo XI, der ſein Schwager war, als Statthalter des Königreichs Murcia und der Grenze gegen die Mauren ſtand. Vorher, während der Minderjährigkeit des Letzteren, der mit dreizehn Monaten König wurde, waren er und ſein Bruder, Juan der Einäugige, mit noch einigen Großen ſeine Vormünder. Daß aber der König bei ſeiner Volljährigkeit eben dieſen Bruder, mit dem er zerfallen war und der ſich ihm mit ſeinem Sicherheitsbriefe in die Hände gab, trotz deſſen hinrichten ließ, veranlaßte die

Feindſchaft zwiſchen ihm und Don Juan Manuel, derzufolge dieſer einen großen Theil ſeines Lebens im Kriege gegen ihn zubrachte, bis er am Ende trotz ſeiner großen Macht doch bezwungen und unterjocht wurde, von welcher Zeit an er dem Könige dann zwanzig Jahre lang bis an ſeinen Tod getreulich gegen die Mauren diente, über die er in vielen Schlachten und Kämpfen ſiegte. Er war der Großvater des Königs Don Juan I von Caſtilien und Leon, und ſeine Mutter Doña Beatriz von Savoyen. Er wurde wahrſcheinlich um das Jahr 1277 geboren, denn er ſtarb, ſeinem Biographen nach, im Jahre 1347, ſiebenzig Jahre alt. Sein Grabſtein gibt zwar als ſein Sterbejahr 1362 an, deſſen Richtigkeit wird aber in Zweifel gezogen. Er hatte eine zahlreiche und glänzende Nachkommenſchaft, und es wurden zwei ſeiner Töchter Königinnen von Portugal und Caſtilien. Näheres über ſein Leben findet ſich in der Chronik des Königs Alfonſo XI. Er ſchrieb außer dem Conde Lucanor noch viele andere Bücher, und in der kurzen Vorrede zu dieſem ſagt er mit liebenswürdiger Naivetät: Ich, Don Juan u. ſ. w. ſchrieb dieſes Buch und faßte es in den ſchönſten Worten ab, die ich wußte. Sein Styl iſt außerordentlich einfach, ſo daß ein jeder Satz mit: und anfängt, und mitunter wohl noch roh und unbehülflich; nur aber iſt auch dagegen an ihm keine Spur der unangenehmen Schwülſtigkeit, die die ganze übrige vom Gongorismus angeſteckte ſpaniſche Novellenliteratur mit Ausnahme natürlich des Cervantes beherrſcht. Der Rahmen des Buchs, in den die neunundvierzig kurzen Geſchichten, die es enthält, eingefaßt ſind, iſt ein Dialog zwiſchen einem vornehmen Manne, dem Grafen Lucanor, und ſeinem Rathe, Patronio, der ihm die Geſchichten erzählt und ſie als Beiſpiele der Gegenſtände ihres Geſprächs anführt, an die ſich ſodann am Schluſſe einer jeden wieder moraliſche Betrachtungen knüpfen. Ich konnte mehrere von dieſen Geſchichten oder Novellen für das Novellenbuch gebrauchen, und theile ſie hiermit als die dritte, So iſt der Lauf der Welt, im Original die ſiebente, die auch ein Italiener nacherzählt; die neunte: Das Köſtlichſte im Menſchen, ſpaniſch die zwölfte; die zwölfte: Der Mann, ſpaniſch die ſechſte, und endlich die drei Geſchichten, die ich als fünfundzwanzigſte Novelle: Die bezähmten Widerſpänſtigen und das weiſe Weib, aus der fünften und fünfundvierzigſten des Originales zuſammengeſtellt habe. Die dritte der letzteren drei iſt offenbar die älteſte, wenn auch wohl mittelbare Quelle, aus der Shakeſpeare zu den äußeren Umriſſen ſeiner bezähmten Widerſpänſtigen ſchöpfte. Nach Simrocks Quellen zu Shakeſpeare u. ſ. w. ſteht in „Kiſſeh Khun, der perſiſche Erzähler, Berlin 1829", einer Sammlung orientaliſcher Erzählungen aus den Sketches of Persia, eine der ſehr ähnliche Geſchichte. Auch ſtimmt damit in der Hauptſache ein altes Fabliau, la dame qui fut écoliée, und ein altdeutſches Gedicht in Laßbergs Liederſaal überein. —

Die vierte Novelle: Die Spinnſtube, habe ich aus dem erſten Theile der patriotiſchen Phantaſien von Juſtus Möſer (geb. 1720, geſt. 1794) wörtlich abdrucken laſſen, wo der Verfaſſer ſie als eine osnabrückiſche Geſchichte mittheilt. Sie ſchien mir an ſich allerdings dazu geeignet zu ſein, in dieſer Sammlung eine Stelle einzunehmen; ich habe aber auch alſo aus den verſchiedenen Zeiten der deutſchen Literatur nach und nach Erzählungen mitgetheilt, um gewiſſermaßen beiſpielsweiſe darzuthun, warum etwa früherhin keine Novelliſtik bei uns aufkommen konnte. Was Juſtus Möſer ſelbſt anlangt, ſo muß man billig erſtaunen, welch reinen, ausgebildeten Styl der neuen deutſchen Proſa dieſer Autor im Jahre 1767, alſo vor Goethe, ſchrieb, und es iſt äußerſt merkwürdig und lehrreich, welche Gewalt in ſeiner Schreibart liegt, wie er die unbedeutendſten Dinge mit wenigen Worten ſo vorträgt, daß ſie ergreifen müſſen. Daß man gegenwärtig Möſern in ſeiner Vaterſtadt Osnabrück ein Denkmal geſetzt hat, mag, wofern dieſe Thatſache wirklich ein Beweis deſſen iſt, daß ſein hoher Werth noch von Vielen wahrhaft empfunden wird, neben den unerfreulichen auch ein recht namhaftes erfreuliches Zeichen der Zeit ſein. Gerade Möſer verdient, ohne ihn darum mit anderen großen Männern zu meſſen, ſchon deswegen vorzugsweiſe eine ſolche Ehre, weil er weniger als z. B. der Dichter oder Künſtler ſein unvergängliches Denkmal ſich in ſeinen Werken ſelbſt ſetzte, ſondern als ein ſo echter Patriot, wie es deren in jeder Zeit nur Wenige geben kann, zumeiſt und zunächſt für das Wohl ſeiner Mitbürger lebte, denen es auch eben in dieſem Falle insbeſondere und zwar um ſo mehr zuſtand, dankbare Geſinnungen gegen ihn nach ſeinem Tode zu offenbaren, als er unter ihnen bei ſeinen Lebzeiten doch nichts weniger als recht populär geweſen ſein ſoll. Möſer war als öffentlicher Charakter einer der geſündeſten und vollkommenſten Menſchen ſeines Jahrhunderts, der mit ſeinem Berufe völlig aufgegangen war und für das Gute der alten verfallenden Sitte mit überzeugendem Eifer ſprach, ohne dennoch das etwaige beſſere unverderbliche Neue irgend zu verkennen. Seine unbegrenzte Sicherheit, ſeine warme Klarheit, ſo wie der innere Adel und die Würde ſeines Gemüths, werden nimmer aufhören zu begeiſtern, und machen ſeine Schriften allerdings wenigſtens theilweiſe klaſſiſch. Er hat in ſeinen patriotiſchen Phantaſien gar viele wohlthätige patriotiſche Vorſchläge zuerſt gethan, die hernachmals durchgedrungen ſind, er hat gar Manches vorhergeſagt, daß es kommen würde, was gekommen iſt, und wie zeitgemäß würde doch oft noch jetzt das, was er wollte, ſein, wenn es geſchähe! Es ergibt ſich ein eigenthümlicher Unterſchied zwiſchen Möſer als einem Redner oder Schriftſteller für das Volk und den hervorſtechendſten unſerer derzeitigen, wenn man von dem einen auf die anderen einen vergleichenden Blick herabfallen läßt. —

Die fünfte Novelle: Der unverhoffte Glücksfall, iſt die dreißigſte Novelle, benannt: le bonheur imprévu, der Cent nouvelles nouvelles der Madame de Gomez, zuſammengezogen. —

In der ſechsten, die vorgebliche Tante, lege ich eine Ueberſetzung von La tia fingida. Novela inedita de Miguel de Cervantes Saavedra vor, die F. A. Wolf und C. F. Franciſon als Beilage zu dem erſten Stücke der literariſchen Analekten im Jahre 1818 in Berlin herausgaben. Sie war bis dahin nur in einer Handſchrift, betitelt: Novela de la tia fingida, cuya verdadera historia sucediò en Salamanca, el año 1575, bekannt, die ein gewiſſer Francisco Porras zu Sevilla zwiſchen 1606 und 1610 zur Unterhaltung des damaligen Biſchofes der Hauptſtadt von Andaluſien angefertigt hatte, und ſtand zwar daſelbſt in der letzten Abtheilung einer Sammlung von Aufſätzen vermiſchten Inhalts, unmittelbar vor Rinconete y Cortadillo und el zeloso Estremeño, aus welchem Umſtande dann Wolf den Schluß zieht, daß Cervantes alle drei Novellen wahrend ſeines Aufenthaltes in Sevilla geſchrieben habe. Die Handſchrift befand ſich lange Zeit in den Händen der Geſellſchaft der Jeſuiten des heiligen Hermenegildus zu Sevilla und kam nach der Aufhebung des Ordens nach Madrid, in die öffentliche Bibliothek des heiligen Iſidro. Einige Jahre hierauf wurde ſie zwar durch Don Auguſtin de Arrieta zum erſtenmale, am Ende eines Buches über den Geiſt des Cervantes, jedoch nicht nach der Urſchrift, ſondern vielmehr nach einer abſichtlich entſtellten nachläſſigen Abſchrift gedruckt. Ein Deutſcher kam nach Madrid und ſah dieſen Druck, und dies veranlaßte ihn, ſich nach dem richtigen Texte umzuthun, den ihm Don Martin Fernandez de Navarrete, der bekannte Biograph des Columbus, in einer genauen Abſchrift verſchaffte und den er mit nach Deutſchland brachte, wo er ihn F. A. Wolf überließ.

Es hat mir zweckmäßig geſchienen, eine Ueberſetzung dieſer ſehr merkwürdigen Novelle in meine Sammlung aufzunehmen, da ich der Meinung bin, daß ſie weder in eine Ueberſetzung noch Ausgabe der ſämmtlichen Novellen ihres Autors gehört, weil man denn doch nicht umhin kann, den Willen des großen Dichters, der ſie davon ſelbſt abgeſondert ließ, anzuerkennen und zu ehren. Die Frage, ob ſie wirklich von Cervantes herrührt, kann nicht wohl entſtehen, denn es ergibt ſich auf den erſten Blick, ſo wie bei der ſorgfältigſten Prüfung ſonnenklar, daß ihre Sprache und Darſtellung die dieſes Autors iſt. Ueber ihren poetiſchen Werth, ſage ich mit Wolf, müſſen Kenner bald ohne Mühe einverſtanden ſein, und was die Geſtalt betrifft, in der ſie uns überliefert worden, ſo möchte ich dafür halten, daß ſie der erſte Entwurf ſei, ſo wie Cervantes auch wohl ſeine übrigen Novellen anlegte. Man ſieht, der Dichter hat ſich dem Strome ſeiner Phantaſie völlig überlaſſen und würde, was ſich hie und da Unzweckmäßiges in der Novelle vorfindet, bei einer Ueberarbeitung ſicherlich geſtrichen oder zuſammengezogen haben. Daß er ſie deshalb nicht unter ſeine anderen Novellen aufgenommen, weil ſie nicht ejemplar geweſen, kann ich Navarrete, der dieſen gelegentlichen Ausſpruch in ſeinem Zeugniſſe von der Richtigkeit der Abſchrift thut, nicht zugeben: ſie hätte es unter Cervantes Händen allerdings noch werden können; vielleicht glaubte er aber auch, daß die Cenſur ſie im Drucke dennoch nicht paſſiren laſſen würde. Navarrete ſagt von den dunkeln Stellen und Schreibfehlern, die ſich in der Handſchrift vorfinden, ſie ſeien leicht zu erklären und zu verbeſſern. Daß dem indeſſen in der That nicht alſo iſt, erkenne ich daraus, daß keiner der ſeitherigen wiederholten Abdrücke es gethan, und daß auch mancher gelehrte ſpaniſche Freund, den ich darum befragte, ſie für unverſtändlich anſah, weshalb alſo Navarrete wohl daran gethan hätte, die nach ſeiner Meinung wichtige Erklärung ad marginem zu bemerken. Ich ſah mich genöthigt, eins und das andere nicht zu entziffernde Wort auszulaſſen und mußte dies leider auch mit den bedenklichſten, wenn auch witzigſten Stellen der Unterredung zwiſchen Tante und Nichte thun, wenn ich gleich gern unterſchreibe, was, in Bezug darauf, Wolf vor dem Abdrucke des Originals ſagt: „Sollte ſich Jemand in unſerm ſtreng moraliſchen Zeitalter an dem Inhalte der Novelle ärgern, ſo iſt wohl zu bedenken, daß dieſes Stück zu der Klaſſe von Schriften gehört, von denen Voltaire mit einleuchtender Wahrheit ſagt: Si la débauche est dangereuse, la plaisanterie ne l'inspira jamais. Uns macht es daher ein echt deutſches Vergnügen, in ſo weiter Ferne und ſo öffentlich eine engherzige Cenſurbehörde zu hintergehen, die vielleicht gern den übrigen Nationen Europa's und der ſpaniſchen ſelbſt länger etwas vorenthalten mochte, was doch einſtmals zur Zerſtreuung eines Erzbiſchofs von ſeinen Amtsſorgen gefliſſentlich bereitet war und was vielleicht ein anderer Erzbiſchof, Bernardo de Sandoval, der vorzügliche Gönner von Cervantes, um dieſelbe Zeit ohne ſündige Gedanken geleſen hatte.“ In Folge des berliner Druckes iſt la tia fingida in die Ausgabe der Novelas ejemplares, die 1835 bei Baudry in Paris erſchien, mit aufgenommen worden, jedoch weicht ſie hier mitunter von jenem, der mir der richtigere zu ſein ſcheint, ab. Aus der ſo eben in Stuttgart erſcheinenden deutſchen Ueberſetzung erſehe ich, daß ſie nunmehr auch in denen in Spanien ſelbſt gedruckt werdenden Ausgaben der Novellen des Dichters mit figurirt. —

Die ſiebente Novelle, die Tochter des Viſirs, iſt aus dem neunten Bande der ſchon beſprochenen Opere del Conte Gasparo Gozzi entlehnt, wo ſie in der Scelta di Novelle orientali, tradótte da diversi manoscritti arabi, voran ſteht. —

Die achte, der Mohr von Venedig, iſt die ſiebente der dritten Deca, des erſten Theils der Hecatommithi Giraldi's. Shakespeare benutzte ſie unmittelbar zu ſeinem Othello. Aus demſelben Werke überſetzte ich für dieſen Theil ferner die ſechszehnte, Glück im Unglück, im Original die fünfte der erſten Deca des erſten Theils, und die zwanzigſte, Maß für Maß, italieniſch die fünfte, der achten Deca, des zweiten Theils, die zu Shakespeares eben ſo genannter Komödie den Anlaß gab. Herr Simrock ſpricht ſich in den „Quellen zu Shakespeare“ darüber aus, wie Shakespeare dieſer Stoff überkommen ſein konnte und erwähnt dabei noch anderer Bücher, worin die nämliche Geſchichte erzählt wird, die unter Anderen auch Maſſuccio ſich angeeignet hat. Ich ſtimme mit

Hrn. Simrock wenigſtens darin überein, daß es gar verwunderlich iſt, behaupten zu wollen, Shakespeare habe nicht italieniſch geleſen, was doch damals ſo gäng und gäbe in England war, wie etwa jetzt das Franzöſiſche bei uns iſt. —

Als zehnte Novelle, Robert der Teufel, findet man hierin den altfranzöſiſchen Volksroman, vor, der unter dem Titel: La vie du terrible Robert le Diable, lequel après fut nommé l'homme Dieu, zuerſt 1496 in 4 in Lyon bei S. Marechal gedruckt wurde. Eine zweite Auflage erſchien 1497 ebenfalls in 4 in Paris bei Nic. de la Barre, und eine dritte daſelbſt bei Jean Herouf. Neuerlich wurde er wieder in der Bibliothèque bleue, Liège 12, 1787, vorher aber noch mit Holzſchnitten 1715 in 8, in Troyes und zwar unter dem Titel abgedruckt: La terrible et merveilleuse vie de Robert le Diable, lequel puis après fut homme de bien, wonach ich überſetzt habe, natürlich ohne immer und überall den Worten des Originals treu zu bleiben, wo dies der vernachläſſigte, veraltete Styl nicht erlaubte. Es gibt auch aus alten Zeiten eine Moralité von dieſer Sage und namentlich mehrere engliſche Ueberſetzungen, deren eine, die der Ausgabe von Troyes ziemlich getreu nachfolgt, unter den Ancient english fictions, wieder abgedruckt wurde, die W. Thoms im Jahre 1827 u. f. herausgab. Neuerer Bearbeitungen des alten Buches mögen manche da ſein, mir iſt jedoch gerade keine als die Oper von M. Beer erinnerlich. In dem „Buch der ſchönſten Geſchichten und Sagen, für Alt und Jung" wiedererzählt von Guſtav Schwab. Erſter Theil, Stuttgart 1836, kommt auch Robert der Teufel vor. Die alte Sage von Robert von Sicilien iſt vielleicht mit der von Robert dem Teufel nahe verwandt, und unter dieſem unſtreitig der erſte Herzog Robert von der Normandie verſtanden. In Uttersons Select pieces of early popular poetry ſteht eine alte Legende, Sir Gowther, die, nur mit verändertem Namen, Ort u. ſ. w., die nämliche Sage iſt. —

Unter Bandellos Novellen habe ich noch die nachſtehend angeführten für dies Novellenbuch auserwählt. Die elfte dieſes Theils, das bezauberte Bildniß, im Originale die einundzwanzigſte des erſten Theils, wobei ich abkürzend verfahren bin. Sie ſteht auch in den „Auserleſene Hiſtorien dieſer Zeit. Cölln 1705“ 2 Theile 8, ſowie in den Faveurs et disgraces de l'amour etc. Paris 1701, und wurde von Beaumont und Fletcher zu einer trefflichen Komödie verarbeitet. Die fünfzehnte, Leonora Macedonia, italieniſch die zweiundzwanzigſte des zweiten Theils, die achtzehnte, viel Lärmen um nichts, bei Bandello die zweiundzwanzigſte des erſten Theils, die auch in den Patrañas von Timoneda als neunzehnte und in den hundert neuen Hiſtorien ſteht. Arioſt, der dieſelbe Geſchichte als Epiſode ſingt, ſoll, nach Dunlop, aus dem Ritterromane, Tyrant der weiße, geſchöpft haben, und Giraldi theilt ſie ebenfalls mit. Die einundzwanzigſte, die Verwechslungen, italieniſch, die ſechsunddreißigſte des zweiten Theils, deren Längen ich ſo wie die der vorigen mildern mußte. Shakespeare ließ ſich dieſe Novelle zu: Was ihr wollt und zu: Die beiden Veroneſer dienen, zu letzteren vermittelſt Montemayors, der ſie als Epiſode in ſeine Diana verwebte. Eine Novelle von ähnlichem Inhalte iſt die dreizehnte bei Paraboſco, und auch bei Giraldi ſind die ſiebente und achte der fünften Deca des erſten Theils der

Art. Und endlich die vierundzwanzigſte, die Herzogin von Savoyen, italieniſch die vierundvierzigſte des zweiten Theils, die mit manchen alten Geſchichten, z. B. denen vom Ritter Galmy und von der Hirlanda, nahe verwandt zu ſein ſcheint. Timoneda überſetzte ſie in ſeinen Patrañas als die achte, und nachmals ſoll auch eine ſpaniſche Komödie, la duquesa de la Rosa daraus gemacht worden ſein. —

Die dreizehnte Novelle, Margarethe mit der lilienweißen Hand, habe ich frei aus the history of Thomas of Reading, or the six worthy yeomen of the west, by Thomas Deloney, welche eines der erſten Hefte der ſchon genannten Ancient english Fictions von W. Thoms ausfüllt, herausgearbeitet, womit ſie als Epiſode vereinigt iſt. Der Verfaſſer war zu ſeiner Zeit ein berühmter Balladenmacher und gab dieſe Geſchichte ſchon vor 1600 heraus. Jener obige neue Abdruck derſelben ward nach der ſechsten Auflage, London 1632 beſorgt. —

Ueber Blutsverwandtſchaft Liebe, die vierzehnte Novelle, iſt die ſiebenzehnte in der Coleccion de Novelas escogidas compuestas por los mejores ingenios españoles etc., dort genannt: Mas puede amor que la sangre, und ihr Verfaſſer Don Alonſo del Caſtillo Solorzano, von dem ich ſchon in dem erſten Theile die Novelle vom grünen Grafen mittheilte. Leſage hat ſie in ſeinen Gilblas aufgenommen, und Lope ſagt von dem Autor, der ſehr viel geſchrieben, im achten Geſange des laurel de Apolo: ſeine Talente und Verdienſte ſeien viel größer als ſein Glück. Tieck gedenkt dieſer Novelle in der Einleitung zu „Leben und Begebenheiten des Escudero Marcos Obregon“ u. ſ. w. —

Die ſiebenzehnte Novelle, Apollonius von Tyrus, iſt inſofern eine freie Bearbeitung der Narratio eorum quae contigerunt Apollonio Tyrio. Ex membranis vetustis. Augustae Vindelicorum. Anno 1595, als manche Wendungen der Erzählung im Originale blos der alten Phraſen halb ſtatt fanden und ſelbſt im Sinne jenes lateiniſchen Ueberſetzers anders geſtaltet zu denken waren. Die Räthſel, die Tarſia aufgibt, und ein Lied, welches ſie am Ende im Originale ſingt, mußte ich deswegen aufgeben, weil beides zu ſchlecht war, um ſich überſetzen zu laſſen, und da es dagegen immer nicht rathſam iſt, bei der Bearbeitung ſolch alter Sachen etwa viel Neues hinzuzuthun, ſo ergänzte ich es um ſo weniger aus eigenen Mitteln, als es hier doch nur Nebenſache ſein würde und ihr Ermangeln dem Ganzen keinen Eintrag thut. Der Herausgeber meines Originales ſagt in einem Vorworte: er habe daſſelbe aus einer alten Handſchrift abdrucken laſſen, die er in einer Kloſterbibliothek zu Augsburg gefunden und von der er annimmt, daß ſie aus einer griechiſchen Urſchrift übertragen worden, womit dann auch die desfallſigen Forſchungen anderer Gelehrten, die daſſelbe behaupten, übereinſtimmen.

Gottfried von Viterbo, der in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts lebte, erzählt die Geſchichte in ſeinem Pantheon oder allgemeinen Chronik als eine Begebenheit, die ſich unter der Regierung des dritten Antiochus ereignet. Der lateiniſchen Verſionen aber giebt es nächſt der vermuthlich älteſten in den Gestis Romanorum mehrere.

Der altdeutſche Apollonius von Tyrlandt, von Heinrich von der Neuenſtadt, von dem ich nur das kleine Fragment kenne, das Reichardt in dem Buch der Liebe, Leipzig 1779, herausgab, wurde, vermuthlich nach den Gestis um das Jahr 1400 gedichtet, und Büſching und von der Hagen bringen in dem Grundriſſe der altdeutſchen Literatur Näheres darüber und über dieſen alten Stoff im Allgemeinen bei. Die ſpäteren Bearbeitungen in deutſcher Proſa, welche lange Volksbücher waren, ſcheinen aus Göttfried von Viterbo's Pantheon gefloſſen zu ſein; „wenigſtens", ſagt Hr. Simrock in den Quellen zu Shakespear, „gibt die Ausgabe, Augsburg 1471. Fol. durch Günther Zainer und die nach den Proben bei Eſchenburg ſehr verdorbene, Straßburg 1516 kl. 4, dieſe Quelle an." Ein Verzeichniß der Handſchriften und Drucke dieſes Romans in allen Sprachen findet man bei Douce II S. 140 u. f.

Warum Shakespeare in ſeinem Perikles, wozu er dieſen Stoff aufnahm, den Namen Apollonius in Perikles verwandelte, iſt eine noch zu löſende nicht unintereſſante Frage. —

Es ſind mir vor Kurzem auch noch die Novelas entretenidas compuestas por Doña Mariana de Caravajal y Saavedra, natural de Granada. Madrid 1728 bekannt geworden, welche im Ganzen zehn Novellen enthalten, von denen die neunte eine blos beigedruckte, nämlich die vortreffliche Novelle Montalbans: Nach tauſend Jahren iſt, welche ſchon der erſte Theil meines Novellenbuches ſeinen Leſern gebracht hat und die wahrſcheinlich, als zu ihrer Zeit beſonders beliebt, öfter abgedruckt wurde. Auch weicht die Schreibart der zehnten von der der anderen ab und nähert ſich viel eher ebenfalls der Montalbans. Von den acht übrigen erachtete ich zwei der Mittheilung für werth, und dieſe ſind die neunzehnte dieſes Theils, Mehr Glück als Verſtand, bei der Verfaſſerin die zweite, la dicha de Doristea, und die dreiundzwanzigſte, der Sklave ſeines Sklaven, ſpaniſch die vierte, el esclavo de su esclavo. Die erſte Ausgabe der Novellen dieſer Dame enthält, wie ich aus Nic. Antonio erſehe, unter dem Titel: natividades de Madrid y noches entretenidas en ocho novelas. Matriti apud Dominicum et Morras, 1633. 4 deren nur acht und ſcheint alſo meine eben geäußerte Annahme wegen der zehnten zu beſtätigen. —

Die zweiundzwanzigſte endlich, Unverhofft kommt oft, iſt die ſiebente der acht Novellen in den Sucessos y prodigios de amor des Juan Perez de Montalban, die bereits zu den früheren Theilen dieſer Sammlung von mir benutzt wurden. — Auch habe ich noch zweier Werke als geleſen zu gedenken, in denen keine poetiſche Ader ſtrömt. Dies iſt erſtens ein ſpaniſches Manuſcript, das unter dem Titel: Casa de regocijo neben einigen Komödien vier Novellen enthält, von denen ich mich wenigſtens beſtimmt erinnere, die erſte ſchon irgendwo geleſen zu haben, und alsdann: Viridarium Historicum, das iſt hiſtoriſcher Luſtgarten u. ſ. w., enthält 100 Geſchichten, durch Vorſchub und Anleitung des weit und breit berühmten Simplicii Simplicissimi, bei Wolf Eb. Felsecker s. l. e. a.

Und ſo wäre ich denn nunmehr mit dieſem vollendeten Novellenbuche dahin gekommen, nur noch wenige allgemeine Schlußworte darüber auszuſprechen zu haben. Ich glaube, ſo wie es vor mir liegt, allerdings annehmen zu dürfen, daß es, bis auf wenige Ausnahmen, eine Muſterſammlung echter Novellen iſt und in dem Bewußtſein redlicher vierjähriger Bemühungen, darf ich mir denn doch auch ſchmeicheln, daß nicht leicht mehrere poetiſch bedeutendere ältere Novellen mir entgangen ſind und meine Sammlung alſo auf eine gewiſſe Vollſtändigkeit Anſpruch machen darf. Sollte im Gegentheile etwa einem Kenner dieſer alten Literatur noch eine und die andere poetiſche Novelle bekannt ſein, von der ich aus Unkenntniß oder Uebereilung keinen Gebrauch gemacht hätte, ſo werde ich es dankbar anerkennen, wenn man mich darauf, für eine etwaige ſpätere Auflage dieſes Werkes, aufmerkſam machen will.

Die ſeither mir bekannt gewordenen Anzeigen und Beurtheilungen deſſelben in kritiſchen oder ſonſtigen öffentlichen Blättern ſind bei weitem nach der Mehrzahl günſtige und aufmunternde, ſo wie denn auch die gute Aufnahme und Theilnahme, die es ſelbſt bei dem größeren Publikum in friedſamer Gemeinſchaft mit jener allumfaſſenden Novellenliteratur gefunden, die Juſtus Möſer ſo treffend in der ſchönen Erzählung charakteriſirt, die er in dem dritten Theile ſeiner patriotiſchen Phantaſien, Seite 154 u. f. mittheilt, meine desfallſigen Erwartungen überſtiegen hat.

Als eines bezeichnenden Umſtandes muß ich indeſſen erwähnen, wie die beiden einzigen abſprechenden Urtheile über meine Arbeit — wenn man ſie Urtheile nennen will — gerade in zwei Journalen zum Vorſchein gekommen ſind, von denen das eine in gewiſſer Beziehung als das vornehmſte ſich geltend macht, und das andere in der öffentlichen Meinung als das geiſtloſeſte gilt, und ſo immer nur vorzugs- oder beiſpielsweiſe genannt wird. Beide Journale ſtimmen nämlich in der böswilligen Beſchränktheit ihrer Aeußerungen darin überein, daß alle Kenntniß der Sache und aller Fleiß, die in dieſem Buche ihre Bemühungen vereinigt haben, einzig und allein dadurch völlig neutraliſirt worden ſeien, daß die Novellen nicht in chronologiſcher Ordnung ſtehen: worauf ich meinerſeits denn freilich nichts erwiedern kann, als, daß bekanntlich der höchſte Zweck eines poetiſchen Werkes dieſer wie jeder Art keineswegs der iſt, dem Literarhiſtoriker ein bequemes Handbuch zu ſein und ihn zu veranlaſſen, ein paar dürre Worte darüber zu ſagen, ſondern wohl ein ſelbſtändiger, der mit eben deſſen Wiſſenſchaft nichts gemein hat; wie ich aber demungeachtet durch das dieſem vierten Theile beigegebene Verzeichniß über das Ganze einen ſo ungemäßigten Vorwurf beſeitigt zu haben meine.

Was die übrigen wohlwollenderen Beſprechungen der beiden erſten Theile anlangt, ſo habe ich zwar gern daraus manchen Wink beachtet, im Allgemeinen aber mußte ich doch finden, daß gerade das, was die eine Stimme in Betreff der einen oder anderen Novelle und deren Aufnahme zu tadeln hatte, der anderen, die ich an und für ſich nicht minder achten durfte, ein Gegenſtand des Lobes wurde, und daß alſo dieſe Aeußerungen nur für individuelle von mir anzuſehen waren, über die ich als Autor oder Sammler mich zu ſtellen hatte. Was dagegen an jenen erſten Theilen wirklich zu tadeln war, und was mir Niemand geſagt hat, fühlte ich nachher ſelbſt ſehr wohl, und wenn man in den beiden letzteren Theilen eine größere Gewandtheit im Ausdruck und Fluß der Sprache, ein glücklicheres Vermeiden aller Klippen von Anſtößigkeiten, ein völligeres Aufgehen, mit einem Worte, der Ueberſetzung in alle Eigenthümlichkeiten ihres Vorbildes wahrnehmen kann und mag, ſo werde ich mit Vergnügen anerkennen hören, daß ich meinen Gegenſtand aus einem richtigen Geſichtspunkte ins Auge gefaßt behalten habe.

Eine tiefere Beurtheilung und Würdigung meines etwaigen Verdienſtes um dieſe Sammlung von hundert Novellen und ihre Auswahl aus tauſenden konnte ich der Natur der Sache nach allerdings nicht erwarten, da die

Originale ſo oft mehr oder minder Seltenheiten ſind und alſo nur Wenigen zu Gebote ſtehen; daß man mir daſſelbe aber ein wenig höher anrechne, als z. B. der Ton kund zu geben ſcheint, in dem die halliſche Literaturzeitung über den erſten Theil ſpricht, darf ich mit aller Beſcheidenheit einem gebildeten Publikum zumuthen.

Zum endlichen Schluſſe meiner Vorbemerkungen dürfte es vielleicht nicht überflüſſig ſcheinen, was die Meiſter im Gebiete der deutſchen Novelle, Tieck, in der Vorrede zum elften Bande ſeiner Schriften und Goethe in den „Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten,“ Seite 108 und folgende, wohin auch Göthe's Aeußerung gehört, die Herr Eckermann in den Geſprächen mit ihm, Seite 319 des erſten Theiles mittheilt, hier in Erinnerung zu bringen, und nicht nur desgleichen theilweiſe Cervantes Vorrede zu ſeinen Novellen, ſondern auch ganz insbeſondere das, was Boccaccio hinter ſeinem Decameron von dieſem ſagt, verhältnißmäßig auf die gegenwärtige Novellenſammlung anzuwenden.

Verzeichniß

aller hundert Novellen,

nach den

Sprachen und, alphabetiſch, nach den Verfaſſern geordnet.

Italieniſche.

Alamanni, Luigi, geb. 1495, geſt. 1556.

Theil. Novelle.
Die Gräfin von Toulouſe . . . . . . I. 2.

Anonymus, aus dem 15ten Jahrhunderte.

Der dicke Bildſchnitzer . . . . I. 1.

Argelati, Francesco, geb. 1712, geſt. nach 1753.

Das Luftſchloß . . . . I. 16.

Bandello, Matteo, geb. um 1480, geſt. 1562.

Des Adels Stolz . . . . I. 25.
Die Errettung aus dem Grabe . . . . II. 7.
Der Kuß . . . . II. 9.
Die Kaſtellanin von Vergy . . . . . . II. 19.

	Theil.	Novelle.
Frauentreue: Männertugend	II.	20.
Antonio Bologna	III.	2.
Die blonde Ginevra	III.	8.
Balduin, der eiſerne, von Flandern	III.	15.
Romeo und Julie	III.	25.
Das bezauberte Bildniß	IV.	11.
Leonora Macedonia	IV.	15
Viel Lärm um nichts	IV.	18.
Die Verwechslungen	IV.	21.
Die Herzogin von Savoyen	IV.	24.
Bargagli, Scipione, alt geſt. 1612.		
Ippolito und Gangenova	I.	4.
Bottari, Giovanni, geb. 1689, geſt. nach 1757.		
Der Mönch von Maronia	I.	17.
Erizzo, Sebaſtiano, geb. 1525, geſt. 1585.		
Der Kaufmann aus Genua	I.	5.
Giovanni, Ser, lebte um 1378.		
Die Vergiftung	II.	4.
Der Kaufmann von Venedig	III.	21.
Der belehrte Liebesſchulmeiſter	IV.	2.
Giraldi, Giov. Batta. zubenannt Cintio, geb. 1504, geſt. 1573.		
Daphne und Delio	I.	13.
Signor Filippo und ſein Herr	II.	12.
Des Vaters und der Tochter Schuld	II.	14.
Die Witwe von Fondi	II.	16.
Treulos, doch getreu	III.	6.
Der Gang nach der Löwengrube	III.	11.
Der Mohr von Venedig	IV.	8.
Glück im Unglück	IV.	16.
Maß für Maß	IV.	20.
Gozzi, Conte Gasparo, geb. 1713, geſt. 1786.		
Kunſtkennerſchaft	III.	16.
Die Tochter des Viſirs	IV.	7.

Grazzini, Antonio Francesco, geb. 1503.

Theil. Novelle.

Verſtändig geträumt! . . . . I. 7.
Der Alchemiſt . . . . I. 11.
Die Birne, die der Vater ißt, macht zuweilen dem Sohne die Zähne ſtumpf . . II. 24.
Des Fiſchers Glück und Liſt . . . . . . III. 5.

Machiavelli, Nicolo, geb. 1469, geſt. 1527.

Belfagor . . . . III. 13.

Malespini, Celio, ſchrieb noch 1576.

Wagen gewinnt! . . . . III. 18.

Mori, Ascanio de', lebte in der 2ten Hälfte des 16ten Jahrhunderts.

Ercole Torelli . . . . I. 23.

Motenſe, Liberale, gedruckt 1642.

Störung zu rechter Zeit . . . . II. 3.

Rota, Vincenzo, lebte im 18ten Jahrh.

Der Gaſtwirth von Maderno . . . . . . I. 10.

Sacchetti, Franco, geb. 1335, geſt. um 1400.

Die Geſandten aus der caſentiner Landſchaft I. 19.
Wie zerronnen, ſo gewonnen . . . . III. 24.

Strapparola, Giovanni Francesco, lebte vom Ausgange des 15ten bis in die Mitte des 16ten Jahrh.

Die Liebenden in Dalmatien . . . . . . II. 1.
Die drei väterlichen Verbote . . . . . . III. 10.

Tomaſi, Placido Tomaſo, gedr. 1642.

Fürſt Cantacuzeno . . . . I. 14.

Spaniſche.

Avellaneda, Alonſo Fernandez de (Pſeudonym) gedr. 1614.

Theil. Novelle.
Das glückſelige Liebespaar . . . . . . III. 19.

Caravajal y Saavedra, Doña Mariana, gedr. 1633.

Mehr Glück als Verſtand . . . . . . IV. 19.
Der Sklave ſeines Sklaven . . . . . . IV. 23.

Caſtillo Solorzano, Don Alonſo del, ſchrieb von 1625 bis 1639.

Der grüne Graf . . . . I. 12.
Ueber Blutsverwandtſchaft Liebe! . . . IV. 14.

Cervantes Saavedra, Miguel de, geb. 1547, geſt. 1616.

Die vorgebliche Tante . . . . IV. 6.

Manuel, Prinz Don Juan, geb. 1277, geſt. 1347.

So iſt der Lauf der Welt . . . . . . IV. 3.
Das Köſtlichſte im Menſchen . . . . . IV. 9.
Der Mann . . . . IV. 12.
Die bezähmten Widerſpänſtigen und das weiſe Weib . . . . IV. 25.

Montalvan, Juan Perez de, geb. 1603, geſt. 1639.

Die allergrößte Verwirrung . . . . . I. 6.
Nach tauſend Jahren . . . . I. 20.
Die Kraft der Erkenntniß . . . . . III. 9.
Unverhofft kommt oft . . . . IV. 22.

Montemayor, Jorge de, geb. um 1520, geſt. um 1562.

Der Alkalde von Alora und der Abencerage IV. 1.

Robles, Don Iſidro de, ſchrieb um 1666.

Theil. Novelle.

Studentenglück . . . . III. 1.

Vega Carpio, Frey Lope-Felix de, geb. 1562, geſt. 1635.

Die erfüllte Weiſſagung . . . . I. 9.
Eiferſucht bis in den Tod . . . . . . II. 11.
Dianens Schickſale . . . . III. 22.

Zayas y Sotomayor, Doña Maria de, lebte in der 1ſten Hälfte des 17ten Jahrh.

Die Erkenntniß durch die Liebe . . . . II. 6.
Don Jayme . . . . II. 15.
Der Liebe Kraft und Ende . . . . . . II. 18.

Franzöſiſche.

Anonymus, gedr. um 1555.

Die Flucht aus dem Vaterhauſe . . . II. 21.

Desgl. gedr. 1708.

Der Chevalier auf den Knieen . . . . II. 25.

Desgl., lebte Mitte des 13ten Jahrh.

Aucaſſin und Nicolette . . . . III. 8.

Desgl., gedr. im 17ten Jahrh.

Die drei Geduldproben . . . . III. 20.

Desgl. gedr. 1496.

Robert der Teufel . . . . IV. 10.

Gomez, Madeleine, Angelique de, geb. Poiſſon, geb. 1684, geſt. 1770.

Theil. Novelle.
Die unterbrochene Hochzeit . . . . . . I. 22.
Das ſeltſame Mißverſtändniß . . . . . II. 10.
Der Genius . . . . III. 7.
Der unverhoffte Glücksfall . . . . . . IV. 5.

Hugues⸗le⸗Roi, lebte im 12ten oder 13ten Jahrh.

Der graue Zelter . . . . I. 3.

Loqueſſoles de, lebte Mitte des 15ten Jahrh.

Beſtrafte Untreue . . . . III. 14.

Retif de la Bretonne, Anne, Edme, geb. 1734, geſt. 1806.

Das Fräulein als Lakai . . . . I. 8.
Die Amazone . . . . I. 15.
Die beſte Frau . . . . II. 2.
Die unüberlegte Vorſicht . . . . II. 17.
Der Bigamiſt . . . . III. 17.
Die natürliche Tochter . . . . III. 23.

Lateiniſche.

Aeneas Silvius (Piccolomini), geb. 1405, geſt. 1464.

Lucrezia und Euryalus . . . . I. 18.

Anonymus, gedr. 1595.

Apollonius von Tyrus . . . . IV. 17.

Engliſche.

Behn, Aphra, geſt. 1689.
Theil. Novelle.
Miranda und Tarquinius . . . . . . II. 8.
Deloney, Thomas, gedr. vor 1600.
Margarethe mit der lilienweißen Hand . IV. 13.
Head, Richard, gedr. 1686.
Der Selbſtbetrüger . . . . I. 21.
Smith, Alexander, gedr. 1716.
Verderbniß aus Entehrung . . . . . . II. 23.

Deutſche.

Greiffenſohn, Samuel, geſt. 1669.
Der erſte Bärenhäuter . . . . II. 24.
Der ſtolze Melcher . . . . III. 4.
Kirchhof, Hans, gedr. 1581.
Die vier Ketzermönche in Bern . . . . I. 24.
Möſer, Juſtus, geb. 1720, geſt. 1794.
Die Spinnſtube . . . . IV. 4.

Schnabel, Johann Friedrich (Giſander) gedr. 1731—43.

Theil. Novelle.
Der deutſche Hans . . . . II. 5.
Schmelzers Prüfungen . . . . . . III. 12.

Urſi . . . — gedr. 1788—90.
Die alte Thörin . . . . II. 13.

Inhalt.

Seite
Vorrede V
Verzeichniß aller hundert Novellen XXIII
I. Der Alcalde von Alora und der Abencerage . . . 1
II. Der belehrte Liebesſchulmeiſter 27
III. So iſt der Lauf der Welt 40
IV. Die Spinnſtube 45
V. Der unverhoffte Glücksfall 58
VI. Die vorgebliche Tante 85
VII. Die Tochter des Viſirs 109
VIII. Der Mohr von Venedig 120
IX. Das Köſtlichſte im Menſchen 138
X. Robert der Teufel 147
XI. Das bezauberte Bildniß 186
XII. Der Mann 210
XIII. Margarethe mit der lilienweißen Hand 219
XIV. Ueber Blutsverwandtſchaft Liebe! 243
XV. Leonora Macedonia 287

Seite
XVI. Glück im Unglück 317
XVII. Apollonius von Tyrus 332
XVIII. Viel Lärmen um nichts 365
XIX. Mehr Glück als Verſtand! 397
XX. Maß für Maß 410
XXI. Die Verwechslungen 437
XXII. Unverhofft, kommt oft 470
XXIII. Der Sklave ſeines Sklaven 501
XXIV. Die Herzogin von Savoyen 530
XXV. Die bezähmte Widerſpenſtige und das weiſe Weib . 560

Bayerische
Staatsbibliothek
München

I.

Der Alcalde von Alora und der Abencerage.

Zu den Zeiten des Infanten Don Fernando, der nachmals König von Aragonien wurde, lebte in Spanien ein Ritter, Namens Rodrigo de Narvaez, deſſen Tapferkeit und Tugend ſo groß war, daß er ſich nicht allein im Kriege, ſondern auch im Frieden unter ſeinen Zeitgenoſſen einen angeſehenen Namen machte, und ſich ganz insbeſondere auszeichnete, als der genannte Infant der Gewalt der Mohren die Stadt Antequera entriß, indem er durch unternehmende Waffenthaten einen unüberwindlichen Muth und eine Hochherzigkeit zu erkennen gab, die einem Krieger nicht blos bei ſeinen eignen Leuten, ſondern auch bei den Feinden Achtung verdienen. Er erwarb ſich ſomit zum Lohn ſeiner Dienſte nach Eroberung der Stadt das Amt eines Befehlshabers und Alcalden derſelben, und wurde überdies noch Alcalde von Alora, woſelbſt er ſich die meiſte Zeit über mit einer Schutzwache von funfzig auserleſenen, im Solde des Königs ſtehenden Rittern aufhielt und, in der Vertheidigung ſowie zu Ehren des chriſtlichen Glaubens, mit dieſer tapferen Schaar viele mannhafte, ſeinen und ihren Ruhm weitverbreitende Thaten verrichtete.

Einesmals in einer Sommernacht, deren Klarheit nicht minder wie die Kühlung eines ſie durchwehenden ſanften Windes zum Genuſſe einlud, verließ der Alcalde mit neun ſeiner Ritter, von denen die übrigen zur Bewachung der Feſte zurückblieben, vollſtändig bewaffnet Alora, um zu erſpähen, ob die Mohren auf ihrer Hut wären, und drang, im Vertrauen auf die Nacht, mit höchſtmöglicher Behutſamkeit und Geräuſchloſigkeit über die nächſte Umgrenzung der Stadt bis zu einem Scheidewege hinaus. Hierſelbſt berathſchlagte der kühne Kapitain mit den Seinigen und kam mit ihnen überein, auf beiden Wegen je zu fünfen und zwar mit der Abrede weiter zu reiten, daß wenn irgend der einen Partei etwas zuſtieße, ſie die andere durch das Blaſen einer Zinke zu Hülfe rufen ſollte. Alſo ritt der Alcalde mit vieren rechts, die anderen fünfe links hin ab, und indem ſie unterweges von dem und jenem mit einander plauderten, und der eine wie der andere wünſchte, es möge ihnen auch diesmal ſo wie alle Tage Gelegenheit gegeben werden, ſich ehrenvoll hervor zu thun; ſiehe! da hörten die Letzteren unfern von ſich die Stimme eines Mannes, der einen ſüßen Geſang ertönen ließ, und von Zeit zu Zeit einen tiefen Seufzer aushauchte, wodurch er genugſam zu verſtehen gab, daß irgend eine verliebte Leidenſchaft ihm den Sinn beſing. Die Ritter verbargen ſich in ein Gebüſch am Wege, und da der Mond ſo hell wie das Tageslicht ſchien, ſo ſahen ſie bei ſeinem Schimmer deſſelben Weges, den ſie verfolgten, einen Mauren einherziehen, deſſen edles Weſen und äußere Bildung verriethen, daß er einem vornehmen Hauſe angehören und von nicht gewöhnlicher Tapferkeit ſein mußte. Er ritt einen hohen gefleckten Grauſchimmel, und war mit einem engen mauriſchen Talar von carmeſinrothem Damaſt mit goldenen Franſen und Silberbeſatz bekleidet. An der Seite trug er einen ſchönen mit Quaſten von Gold und Seide verzierten Säbel und auf dem Haupte einen goldgeſtreiften, reichgewundenen Turban von Seide und Baumwolle, der ihm zugleich zur Zierde und zum Schutz diente. An dem linken Arme hatte er eine große Tartſche, und in der rechten Hand hielt er eine Lanze mit zwei Spitzen. Alſo ſaß der verliebte Jüngling mit dem herrlichſten Anſtande zu Pferde und ſang eine arabiſche Romanze. Die fünf Ritter, die in Liebeshändeln wenig erfahren waren, hatten ihr Augenmerk mehr auf den Gewinn gerichtet, den ihnen der Fang dieſes Mauren bringen konnte, als auf den Inhalt ſeines zärtlichen Liedes, und ſtürzten aus ihrem Hinterhalte mit großem Ungeſtüm über ihn her. Dagegen beſann ſich der tapfere Maure, in deſſen Seele die Liebe den Heldenmuth nicht beeinträchtigt hatte, mit raſcher Geiſtesgegenwart und begann, mit ſeiner Lanze in der Hand, dergeſtalt den fünf Chriſten zu begegnen, daß er ihnen bald zu verſtehen gab, ſie hätten es mit einem Meiſter in den Waffen zu thun, indem er drei von ihnen zu Boden warf. Angeſehen nun aber, daß die beiden Anderen mit deſto kühnerem Muthe auf ihn eindrangen und er bereits ſeine Lanze im Kampfe verloren hatte, ſo bedachte er doch den ſchlimmſten Fall, der ihn betreffen konnte, wenn ihn etwa eine nicht tödtliche Wunde kampfesunfähig machte, und ſetzte ſeinem Roſſe die Sporen ein, ſich alſo den Anſchein gebend, zu entfliehen. Die beiden Ritter verfolgten ihn, mit einemmale aber wandte er ſich, um wie der Blitz zwiſchen ihnen durchzuſchießen, kehrte zu der Stelle zurück, wo einer der drei aus dem Sattel Gehobenen lag, und nahm ſeine Lanze auf, indem er ſich mit großer Leichtigkeit zu Boden ließ und ſich gleich darauf wieder auf dem Pferde emverrichtete. Zu der nämlichen Zeit ſtieß einer der beiden übrigen Ritter in das Horn, und als nun der tapfere Maure ſich auch gegen ſie wendete und ſie deſſelben Weges ſenden wollte, den ihre drei Gefährten gegangen waren, kam eben noch im rechten Augenblick der Alcalde ſelbſt an. Erſtaunt über die Kraft und Thaten ſeines Feindes, und vor Verlangen entbrennend, ſich mit ihm zu meſſen, ſagte er höflich zu ihm: Eure Tapferkeit, Herr Ritter, iſt in Wahrheit der Art, daß es Ehre einbringt, ſie zu überwinden, und ich würde mich glücklich genug ſchätzen, wenn es mir vom Schickſal beſchieden wäre, dies zu thun. Ich ſtelle mich euch drum zum Zweikampfe entgegen, obwohl ich mir die Gefahr nicht verhehle, die ich damit untergehe. — Bei dieſen Worten befahl er den Seinigen, Raum zu geben und beſtimmte, daß der Beſiegte der Preis des Siegers ſei. Seine Begleiter wichen zurück, und der Kampf begann. Der edle Narvaez wünſchte den Sieg zur Erhöhung ſeines Ruhms, und der kühne Maure trug mit einer anderen Hoffnung nicht geringere Sehnſucht darnach als er. Sie fielen ſich mit Entſchloſſenheit an und ſchlugen ſich gegenſeitig Wunden, und wäre der Maure nicht vorher ſchon ſo ermüdet und verwundet geweſen, wie er war, ſo würde er dem Alcalden den Sieg ſchwer genug gemacht haben. Indeſſen gewann er trotz dem, daß er ſich faſt nicht mehr auf dem Pferde bewegen konnte, das Unmögliche über ſich, da er einſah, daß es ſich in dieſem Kampfe um ſein Glück und Leben handele, richtete ſich in den Steigbügeln hoch auf und gab dem Alcalden einen gewaltigen Lanzenſtoß über die Tartſche hin. Der Alcalde empfing den Streich und erwiederte ihn mit einem in den rechten Arm, worauf er, ſeinen Kräften vertrauend, ſeinen Gegner mit den Armen umſchlang und ihn mit ſich aus dem Sattel herunter zu Boden riß. Ritter, ſprach er zu ihm, gebt euch für überwunden, wenn ihr nicht lieber euer Leben verlieren wollt, das ich in meinen Händen halte. — Der Maure antwortete: Es ſteht in deiner Hand, mich zu tödten, wie du ſagſt; jedoch was mir das Schickſal auch ferner noch anhaben mag, es kann nichts Schlimmeres ſein, als daß ich mich habe beſiegen laſſen, und dieſer einzige Troſt bleibt mir in der mir beſchiedenen Gefangenſchaft. — Der Alcalde dachte den Worten des Mauren nicht weiter nach, um ihn zu fragen, was er damit habe ſagen wollen, nahm ſeine Ergebung an und behandelte ihn mit der Milde, die es dem tapferen Sieger gegen den vom Glück Verlaſſenen auszuüben zuſteht, indem er ihm beiſtand, ſich zu erheben und ihm ſelbſt ſeine Wunden verband, die nicht ſo bedeutend waren, daß ſie ihn etwa gehindert hätten, zu Pferde zu ſteigen. Sie ſchlugen ſodann insgeſammt den Weg nach Alora ein, und der Alcalde hatte die Augen immer auf den Mauren gerichtet, deſſen edles Aeußere ſeine Aufmerkſamkeit feſſelte, und deſſen kundgegebene Betrübniß ihm für ein hohes Gemüth übermäßig zu ſein ſchien, ja, aus deſſen häufigen Seufzern er abnehmen konnte, daß er von einem tieferen Schmerz als dem von ihm vorgegebenen bedrückt würde. Begierig, die Urſache deſſelben zu ergründen, ſagte er zu ihm: Bedenkt, Ritter, daß ein Gefangener, der in der Gefangenſchaft den Muth verliert, ſein Recht an die Freiheit gefährdet, und daß man im Kriege durch die Seelengröße, mit der man dem Unglück entgegentritt, ſich des Glückes würdig machen muß. Ich halte dafür, daß ſich deine Seufzer ſchlecht zu der perſönlichen Tapferkeit und Stärke ſchicken, die du bewieſen haſt, und daß auch deine Wunden nicht bedeutend genug ſind, um dein Leben in Gefahr zu bringen, in deſſen Hinſicht du durch die That zu erkennen gegeben haſt, daß du es um der Ehre willen zu laſſen vermagſt. Hat alſo deine

Traurigkeit einen anderen Grund, ſo nenne mir ihn, ich ſchwöre dir bei meiner Rittertreue, daß du dein Vertrauen zu mir nicht zu bereuen haben, ſondern an mir im Gegentheile einen Freund finden ſollſt. — So wie der Maure dieſe von einem hohen Sinn zeugenden Worte des Alcalden und ſein ihm ertheiltes Verſprechen des Beiſtandes hörte, glaubte er demſelben ſeine Noth nicht verhehlen zu dürfen, da ihn ſeine Rede zu ſolchen Hoffnungen berechtigte, und er richtete alſo ſein von Leidweſen gebeugtes Angeſicht zu ihm empor und fragte: Wie heißt du, Ritter, der du mir durch deine Theilnahme an meinem Unglück ſolch Zutrauen einflößt? — Ich will dir meinen Namen nicht vorenthalten, ſprach der Alcalde, man nennt mich Rodrigo de Narvaez, und ich bin Alcalde von Alora und Antequera, welche Feſten der König von Kaſtilien, mein Herr, meiner Obhut anvertraut hat. — Auf dieſe Worte erheiterte ſich der Maure ein wenig und ſagte: Es freut mich ungemein, daß mein Mißgeſchick noch einen ſolchen Troſt in ſich hegt, mich gerade in deine Hände gegeben zu haben, von deſſen Tugend und Ritterlichkeit ich ſo Vieles gehört habe, und angeſehen, daß es mich nur ehren kann, von dir überwunden worden zu ſein, und daß man mich noch niemals als bei dieſer übermächtigen Gelegenheit ſchwach geſehen hat, wage ich dich bei dem was du biſt zu bitten, deine Ritter ſich entfernen und dich von mir belehren zu laſſen, daß weder das Schmerzen meiner Wunden, noch der Gram über meine Gefangenſchaft, der Grund meiner Betrübniß iſt. — Der Alcalde wünſchte ſeine Zweifel aufgeklärt zu ſehen und gebot den Seinigen, voraus zu reiten, und ſobald dann der Maure ſah, daß ſie Beide allein waren, holte er einen tiefen Seufzer aus ſeiner Seele hervor und ſprach zu dem Ritter ſolchermaßen. Es iſt dein Wille, tapferer Alcalde, der mich nöthigt, dir von einem Leben Rechenſchaft abzulegen, das allſtündlich von tauſendfacher Unruhe und von Sorgen heimgeſucht wird, deren geringſte du gewiß nicht umhin kannſt, für ſchlimmer als den Tod anzuſehen. Ich werde Abindaraez der Jüngere, zum Unterſchied von einem Oheime, dem Bruder meines Vaters, der denſelben Beinamen führt, genannt. Ich gehöre zu den Abenceragen von Granada, an deren Fall ich lernte unglücklich ſein, und auf daß du erfahreſt, was es damit für eine Bewandtniß hat, ſo wiſſe, daß in Granada ein Rittergeſchlecht, Namens die Abenceragen, blühte, deren Tapferkeit im Kriege und Weisheit im Frieden und in der Beherrſchung unſeres Staates, der Spiegel des ganzen Volkes war. Die Alten ſaßen im Rathe des Königs, die Jünglinge übten ritterliche Thaten aus und widmeten ſich dem Dienſte der Frauen. Sie waren bei Vornehm und Gering beliebt, obwohl ſie es in allem Guten den Anderen zuvorthaten, und auch der König ſchätzte ſie hoch, da ſie im Kriege wie im Rathe immerdar ſeinen Erwartungen entſprachen. Ihre Tapferkeit, Freigebigkeit und gute Sitte waren ſo groß, daß man ſich keines Beiſpiels eines feigen, kargen oder unfeinen Abenceragen erinnerte. Sie gaben Ton und Moden an, und kein Abencerage diente jemals einer Dame, ohne ihre Gunſt zu erlangen, da ſich eine jede durch ſolche Bewerbung geſchmeichelt fühlte. Derweil nun aber die Abenceragen alſo im Schooße des Glücks, der Ehren und des Ruhms ruhten, entriß das der Ruhe und Zufriedenheit der Menſchen feindlich geſinnte Schickſal ſie plötzlich dieſem Zuſtande und ſchleuderte ſie in den tiefſten Abgrund des Verderbens hinunter. Der Anfang ihres Unglücks war nämlich, daß der König zweien Abenceragen eine gewiſſe Kränkung anthat, um deretwillen ſie, wie ſie fälſchlich beſchuldigt wurden, mit zehn anderen Rittern ihres Standes ſich verſchworen haben ſollten, den König zu ermorden und das Reich unter ſich zu theilen. Mochte nun aber auch dieſe Verſchwörung wahr oder falſch ſein, kurz, ſie wurde angegeben, ehe ſie etwa zum Ausbruch gekommen, und der König befahl, alle Abenceragen einzuziehen und zu enthaupten, noch bevor das Volk Kunde davon erhielte, das ſich ohne Zweifel ſonſt empört und eine ſolche Gerechtigkeitspflege nicht zugelaſſen haben würde. Es war ein kläglich Schauſpiel, als ſie hierauf zum Richtplatz abgeführt wurden, die Thränen und Wehklagen zu ſehen und zu hören, mit denen die ganze Stadt an dem Schickſal der unglücklichen Ritter Theil nahm. Alles lief zum Könige und verſuchte, mit großen Summen Goldes und Silbers Gnade von ihm zu erkaufen; jedoch es blieb vergebens, und keine Bitten erweichten ſeine Strenge. Wie das Volk nun ſeine Unerbittlichkeit erkannte, hub es von neuem an zu heulen und zu ſchreien, die Ritter weinten, die mit den Verurtheilten freundlichen Umgang gepflogen, die Damen weinten, denen ſie ihre Dienſte gewidmet hatten, die ganze Stadt weinte um des Verluſtes ſolcher Bürger willen, ſo daß es ſchien, als ſollte Alles zu Grunde gehen. Dieſen Tag überlebte alſo von dem ganzen Geſchlechte der Abenceragen kein einziger Mann als mein Vater und ein Oheim von mir, von welchen Beiden erhellte, daß ſie an der Verſchwörung nicht betheiligt geweſen waren. Ueberdies wurden die Häuſer der Gerichteten eingeriſſen, ihre Güter und Hinterlaſſenſchaft eingezogen und ſie ſelbſt vom Könige mit dem Zuſatze für Hochverräther erklärt, daß es inskünftige keinem Abenceragen als meinem Vater und Oheim geſtattet ſein ſollte, in Granada zu wohnen. Dieſen Beiden ſogar wurde dabei die Bedingung auferlegt, daß ſie, wenn ſie Kinder bekämen, die Knaben ſogleich bei ihrer Geburt aus der Stadt wegſendeten, um ſie anderwärts erziehen zu laſſen, da es denſelben nicht erlaubt ſei, jemals nach Granada zurückzukehren, die Mädchen aber bei erwachſenem Alter außerhalb Landes verheiratheten.

Als der Alcalde dieſen erſtaunenswerthen Bericht des Mauren und ſeine Klagen über ſein Schickſal vernahm, vermochte er ſeine von ſeinem Mitgefühl ſprechenden Thränen nicht zurückzuhalten. Er wendete ſich zu Abindaraez mit den Worten: In Wahrheit, Abindaraez, du haſt Urſache genug, den Untergang deines Stammes zu betrauern, denn was mich anlangt, ſo kann ich unmöglich glauben, daß derſelbe einer ſo ſchwarzen Verrätherei fähig geweſen ſei, und zwar wenn ich auch keinen anderen Grund dafür hätte, als den, daß ein ſo ausgezeichneter Mann, wie du, aus ihm hervorgegangen. — Allah vergelte dir die gute Meinung, die du von mir hegſt, ſprach der Maure, und ſei Zeuge, daß die Eigenſchaften meiner Vorfahren dazu berechtigen! Wie ich nun mit dem Schickſale der Meinigen auf die Welt kam, ſo wurde ich der königlichen Verordnung gemäß, nach einer Feſte geſchafft, die die Chriſten Cardama nennen, und meine Erziehung in die Hände des Alcalden derſelben gelegt, der meinem Vater von Alters her befreundet und ein Mann von großer Gewalt im Reiche und von großem Reichthume war, wozu weſentlich eine Tochter gehörte, die er beſaß, und die mir das Liebſte geworden iſt, was es auf der Welt für mich gibt. Allah entreiße ſie mir, wenn ich mich jemals ohne ſie zufrieden gebe! Wir wuchſen als Geſchwiſter mit einander auf, denn als ſolche behandelte uns ihr Vater, und für ſolche hielten wir uns irrthümlich. Meine Liebe zu der ſchönen Xarifa, denn alſo heißt die Herrin meiner Freiheit, würde nicht eben groß ſein, wenn ich ſie beſchreiben könnte. Es genüge mir, euch davon zu ſagen, daß ich ihrethalb tauſend Leben hingegeben haben würde, um ſie auf einen Augenblick zu ſehen. Unſer Alter, aber mehr noch unſere Liebe nahm zu, und ſchon zeigte es ſich, daß ſie von anderer Beſchaffenheit als Geſchwiſterliebe war. Ich erinnere mich, daß ich Xariſen eines Tages in dem Jasmingarten, ihr ſchönes Haupt ſich ſchmückend, antraf. Ich betrachtete ſie, ob ihrer großen Schönheit ſtaunend, und ich weiß nicht, wie leid es mir wurde, daß ſie meine Schweſter ſei. Endlich trat ich ihr näher, und ſobald ſie mich erblickte, kam ſie mir mit offenen Armen entgegen und ſprach zu mir, als ich mich neben ſie an den Springquell niederſetzte: Mein Bruder, wie konnteſt du mich ſo lange Zeit allein laſſen? — Ich antwortete: Liebe, ich ſuche dich ſchon lange Zeit, und Niemand konnte mir ſagen, wo du weilteſt, bis daß mein Herz es that. Aber ſage du mir doch jetzt einmal, woraus du eigentlich abnimmſt, daß wir Geſchwiſter ſind? — Ich habe keine andere Sicherheit deſſen, ſprach ſie, als meine große Liebe zu dir und als den Umſtand, daß nicht nur Jedermann uns Geſchwiſter nennt, ſondern auch mein Vater uns wie ſeine Kinder behandelt. — Wenn wir nun aber nicht Bruder und Schweſter wären, fuhr ich fort, würdeſt du mich dann noch eben ſo ſehr lieben? — Siehſt du denn nicht ein, ſagte ſie, daß, wenn wir es nicht wären, ſie uns nicht ſo fortwährend mit einander allein laſſen würden? — Es wäre mir lieber, ſprach ich, ſie entzögen, als ſie ließen uns unter der Bedingung dieſes Glück. — Hierauf erglühete ihr ſchönes Angeſicht und ſie fragte: Was verlierſt du denn dabei, daß wir Geſchwiſter ſind? — Ich verliere alſo mich ſelbſt und dich, erwiederte ich. — Ich verſtehe dich nicht, ſprach ſie wieder, aber mich dünkt, daß die Natur uns durch unſere Verwandtſchaft verpflichtet, uns gegenſeitig zu lieben. — Mich verpflichtet nur allein deine Schönheit dazu, fiel ich ihr ins Wort und ſchlug die Augen vor Verſchämung über das was ich geſagt hatte, nieder, wodann ich überall in dem Waſſer des Quells, ich mochte den Kopf wenden wohin ich wollte, eben ſowohl ihr Abbild wieder ſah, als deſſen Urbild allerwärts in meinem innerſten Herzen lebte. Ich ſagte damals zu mir ſelbſt: Wenn ich mich jetzt in dieſem Waſſer ertränkte, in dem ich das Bildniß meiner Herrin ſchaue, wie viel größere Entſchuldigung fände da mein, als Narciſſens Tod, und wenn das Schickſal uns zuſammen wollte leben laſſen, und ſie liebte mich, ſo wie ich ſie liebe, wie glücklich wäre ich! — Darnach ſtand ich auf, pflückte blühenden Jasmin, von dem der Quell rings umgeben war, fügte Myrthenblüthen dazu und flocht aus beiden einen ſchönen Kranz, den ich mir, mich alſo als Beſiegten krönend, auf den Kopf drückte. Sie ſah mich mit einem ſüßen Blicke an, nahm mir den Kranz, ſetzte ihn ſich ſelber auf, die mir damit noch ſchöner als Venus zu ſein däuchte, und wendete mir ſodann ihr Antlitz mit den Worten wieder zu: Was ſagſt du jetzt zu mir, Abindaraez? — Ich erwiederte: Es ſcheint mir, daß du alſo die ganze Welt beſiegen müßteſt, und daß du dich zu ihrer Königin und Beherrſcherin gekrönt haſt. — Sie erhob ſich, nahm mich bei der Hand, und ſagte: Wenn das wäre, mein Bruder, ſo ſollteſt du nichts dabei verlieren, — und ich folgte ihr, ohne weiter etwas zu ſagen, aus dem Garten. Wenige Tage nachher endigte mein Schickſal die ſüße Täuſchung, in der es mich ſeither in Betreff ſeiner erhalten hatte; ich erfuhr, daß eine Verwandtſchaft zwiſchen mir und Xarifa nicht beſtand, und die Liebe gewann nunmehr ihre volle Geltung. Mein ganzes Glück beruhte in ihr, und meine Seele löſte ſich ſo ganz in der ihrigen auf, daß mir Alles, was ihr nicht glich, häßlich, nichtig und nutzlos erſchien. Unſere Zeitvertreibe waren alſobald nicht mehr dieſelben wie vordem, ich konnte ſie nicht mehr ohne die Beſorgniß, beobachtet zu werden, anſehen, ich war auf den Boden eiferſüchtig und neidiſch, den ſie betrat, und obwohl ſie mir noch eben ſo günſtig geſinnt war wie jemals, wollte es mir doch nicht ſo ſcheinen, weil das Mißtrauen in jegliches verliebtes Herz ſeine Wurzeln ſchlägt. Da geſchah es, daß ich ſie eines Tages wieder bei dem klaren Quelle in dem Jasmingebüſch antraf, und diesmal zu finden glaubte, in ihrer Art mit mir zu ſprechen und umzugehen, ſei gegen ſonſt eine Veränderung eingetreten. Sie bat mich, wie ſie das öfter zu thun pflegte, zu ſingen; da ich aber in dieſer Stunde ſo äußerſt argwöhniſch war, meinte ich, ſie fordere mich nicht deshalb dazu auf, weil ſie daran Vergnügen finde, ſondern vielmehr, damit ſie mich vom Sprechen abhalte. Ich begann ihr alſo in arabiſcher Sprache das folgende Lied zu ſingen, in dem ich ihr zu verſtehen gab, welcher Grauſamkeit ich ſie in meinem Herzen beſchuldigte:

Wenn zarte Fäden Gold ſind deine Haare,
In deren Schatten ruhn die klaren Augen,
Zwei Sonnen, deren Himmel deine Stirne,
Fehlt der Rubin, zu bilden deinen Mund?
Fehlt der Kryſtall für deinen ſchönen Hals?
Fehlt der Demant für deine weiße Bruſt?

Wohl iſt dein Herze gleich wie deine Bruſt,
Denn noch kein Pfeil von dem Metall der Haare
Vermochte dich, zu wenden deinen Hals
Und mir genug zu thun mit deinen Augen,
Der ich ein Ja erwarte von dem Munde,
Und nimmer noch dich ſah mit heitrer Stirne.

War je unfreundlicher ſo ſchöne Stirn?
Jemals verhärteter ſo ſchöne Bruſt?
So himmliſch doch ein ſo erzürnter Mund?
War je ſo reich und ſo mißgünſtig Haar?
Sah jemand ſchon ſo ſtreng, ſo helle Augen?
Sah unbeweglicher ſo weichen Hals?

Die Schlinge warf mir Liebe um den Hals,
Umwölkt iſt und erblichen mir die Stirn,
Nahe dran ſind ſich zu ſchließen mir die Augen,
Das Herz vergeht mir hier in dieſer Bruſt,
Vor Bangen ſträubt ſich mir empor das Haar,
Hör' ich nie mehr ein Wort von dieſem Munde?

O, du vollkommnerer und ſchönrer Mund,
Mehr als ich ſagen kann! o glatter Hals!
O Sonnenſtrahlen ihr vielmehr denn Haare!
O, du kryſtallnes Antlitz, weiße Stirn!
Nicht minder weiße, diamantne Bruſt!
Werd' ich Erbarmen ſehn in dieſen Augen?

Fühl ich ſchon: nein! im Wenden dieſer Augen?
Hör ich's beſtätigen vom ſüßen Mund?
Wird unerbittlich ſein die harte Bruſt?
Und wenn ſchon hin und her ſich regt der Hals,
Schon Falten zeigen will die ſchöne Stirn,
Was darf ich noch erwarten von dem Haar?

Zwar ſcheinen: nein! zu ſagen Hals und Bruſt,
Zwar nicht bejahen mir die Stirn und Haare;
Doch was thut ihr nun, Augen, ſchöner Mund? — — —

Dieſe Worte vermochten ſoviel, daß ſie, mit dem Beiſtande der Liebe derjenigen, an die ſie gerichtet waren, ihre Augen einige Thränen zu vergießen zwangen, die mir die Seele ſo ſehr rührten, daß ich nicht zu ſagen weiß, ob ihre Freude über dies wahrhaftige Zeugniß der Liebe meiner Gebieterin, oder ihr Schmerz darüber, daß dieſelbe ihrethalb weinte, größer war. Sie rief mich, ließ mich neben ſich niederſitzen und redete mich ſolchergeſtalt an: Abindaraez! ob die Liebe, die ich für dich empfunden, ſeitdem ich deinen Sinn erkannt habe, gering iſt, oder vielmehr der Art, daß ſie nicht anders als mit meinem Leben enden kann, das ſollen dir, hoffe ich, ehe wir gegenwärtig dieſen Ort verlaſſen, meine Worte genugſam zu verſtehen geben. Ich will dich deſſetwegen nicht ſchelten, was dir dein Argwohn eingegeben hat, denn ich weiß, daß derſelbe einmal von der Liebe unzertrennlich iſt. Aber um dich von ihm zu heilen, und um die Trauer zu lindern, die du empfinden wirſt, wann ich dereinſt von dir getrennt werden ſollte, ſage ich dir, daß du dich hinfort als den Herrn meiner Freiheit anſehen darfſt und daß meine Liebe bereit iſt, ſie dir in dem Bunde der Ehe zu ergeben. — Mein Entzücken über dieſe mir ſo unerwartet ſo günſtig ausfallenden Worte war ſo übergroß, daß ich darauf nichts Anderes zu thun wußte, als vor meiner Geliebten niederzuknieen und ihre ſchönen Hände zu küſſen. Der Inhalt ihrer Zuſage machte mich auf einige Tage höchſt glücklich; das uns mißgünſtige Geſchick ſtörte aber bald den ſüßen und genußreichen Frieden unſeres Lebens, und zwar geſchah dies auf die folgende Weiſe. Der König von Granada wollte nämlich dem Alcalden von Cardama ein höheres Amt anweiſen und befahl ihm, ſich aus dieſer Feſtung hinweg nach Coin, dem dem euren entgegengeſetzten Grenzorte, zu begeben; mich aber unter der Obhut des neuen Alcalden in Cardama zurück zu laſſen. Stellt euch, wenn ihr jemals ſelbſt geliebt habt, nunmehr vor, was ich und meine Geliebte bei dieſer unglückſeligen Neuigkeit empfinden mußten! Wir kamen insgeheim zuſammen, um unſer Verderben und unſere bevorſtehende Trennung zu beweinen. Ich nannte ſie: meine Gebieterin, meine Seele, mein einziges Gut! und fragte ſie, ob ſie auch in der Ferne des Gefangenen ihrer Schönheit eingedenk ſein werde? Aber hier unterbrachen Thränen und Seufzer meine Stimme und ich vermochte nur noch abgeriſſene Worte hervorzubringen, deren ich mich nicht mehr erinnere, da meine Herrin mein Gedächtniß mit ſich genommen hat. Zu beſchreiben, was ſie bei unſerem Scheiden fühlte, und welche Gefühle die Thränen, die ich ſie dabei vergießen ſah, in mir erregten, wer vermöchte das! Sie ſagte mir Dinge, die ſich mir auf ewig in die Seele gegraben haben; ich wiederhole ſie dir, tapferer Alcalde aber nicht, weil, wenn deine Bruſt von der Liebe noch nicht durchdrungen worden iſt, ſie dir unglaublich vorkommen dürften, und weil du dich dagegen im anderen Falle vielleicht allzu heftig davon betrüben ließeſt. Es genüge dir, zu wiſſen, daß ſie mir zuletzt ſagte, ſie werde mich bei erſter Gelegenheit, wenn ihr Vater etwa unwohl oder abweſend, zu ſich entbieten, damit wir in Ausführung brächten, was zwiſchen uns verabredet worden war. Dieſes Verſprechen richtete meinen Muth wieder in etwas auf und ich küßte ihr für die Gunſt, die ſie mir erwies, wiederholt die Hände. Schon am nächſtfolgenden Tage reiſte ſie mit ihrem Vater ab, und ich befand mich darauf wie Jemand, der durch rauhe, unwegſame Gebirge irrt, und, nach Sonnenuntergang in dicke Finſterniß verſinkend, viele eitle Mittel erſinnt, ſich aus ſeiner Noth zu helfen. Ich ſchaute die Fenſter an, an denen ſie zuweilen geſtanden, das Bett, in dem ſie geſchlafen, den Garten, in dem ſie geluſtwandelt und nach Mittag geruht, die Gewäſſer, in denen ſie gebadet hatte, ich wandelte durch alle ihre Zimmer und fand in einem jeden derſelben eine andere Vorſtellung meines Leidens wieder. Es war allerdings der Fall, daß mich die Hoffnung, ſie werde mich zu ſich fordern, in etwas tröſtete und mich von meiner Niedergeſchlagenheit aufrichtete; nur verurſachte mir aber die verzögerte Befriedigung meiner Sehnſucht wieder zuweilen deſto herbere Pein und machte mir vor der Verzweiflung bange, die ſo lange unſer Schrecken iſt, bis ſie eintritt. Da wollte nun mein gutes Glück, daß mir meine Geliebte heut morgen ihr Wort erfüllte und mich durch eine vertraute Dienerin zu ſich beſcheiden ließ, weil ihr Vater auf

Befehl des Königs nach Granada gereiſt iſt, von wannen er alsbald zurückkehrt. Ich lebte bei dieſer unvermutheten glücklichen Zeitung gleichſam von neuem auf und rüſtete mich ſofort zur Abreiſe. Ich ließ es erſt Nacht werden, um ganz heimlich und unentdeckt davon zu kommen, und legte dieſes prächtige Gewand an, meiner Gebieterin alſo den Uebermuth und die Fröhlichkeit meines Herzens zu bethätigen. Ich erblickte ſie in meinem Sinne bereits neben mir, und dieſer Gedanke machte mich in der That unüberwindlich, denn wenn ich dennoch von dir beſiegt worden bin, ſo geſchah dies nicht durch deine Stärke, ſondern nach dem unmittelbaren Willen des Himmels durch mein Mißgeſchick. Ueberdenke nun einmal das Heil, das ich verlor, und das Unheil, das ich erwarb. Ich zog von Cardama nach Coin, einen kurzen Weg, den mir nur die Sehnſucht ausdehnte, der fröhlichſte Abencerage, den man jemals ſah, denn ich folgte dem Rufe meiner Dame, um ſie zu ſehen, zu erwerben und mich mit ihr zu vermählen. Und dagegen bin ich nun verwundet und gefangen, und weiß nicht, was mit mir geſchehen wird, derweil mit dieſer Nacht die einzige Möglichkeit meines Glücks vergeht. Laß mir daher, o Chriſt! dieſen einzigen Troſt meiner Seufzer, durch die ſich meine Bruſt die Laſt ihrer Betrübniß erleichtert, und zeihe mich nicht der Schwäche, wenn du meine Augen thränenfeucht ſiehſt, denn einen ſo harten Schlag des Schickſals muthvoll zu ertragen, liegt in keines Menſchen Fähigkeit. — Dieſe Rede des Mauren ging dem wackeren Narvaez an das Herz, und rührte ihn nicht wenig durch die Erzählung der ſeltſamen Schickſale ſeiner Liebe. Er ſah ein, wie gefährlich jeglicher Verzug derſelben wurde, und deshalb ſagte er zu Abindaraez: Damit du ſieheſt, daß mein Wohlwollen ſtärker iſt als dein Mißgeſchick, ſo ſoll es dir freiſtehen, unter dem Verſprechen, dich nach dreien Tagen wieder in meine Haft zu ſtellen, für jetzt deines Weges weiter zu ziehen, wohin dich deine Liebe ruft, der ich nicht verderblich werden will. — Sobald der Abencerage dieſen Ausſpruch vernahm, wollte er ſich ſeinem Beſieger zu Füßen werfen, indem er zu ihm ſagte: Alcalde von Alora! du gibſt mir das Leben, wenn du das thuſt, und erzeigſt mir dadurch einen weſentlicheren Dienſt, als mir noch in meinem Leben einer erzeigt worden iſt. Verlange von mir jede Sicherheit, die ich dir für meine Rückkehr irgend geben kann, ich ſage ſie dir zu. — Hierauf rief Rodrigo von Narvaez ſeine Waffenbrüder herbei und ſagte zu ihnen: Ihr Herren, vertraut mir dieſen Gefangenen an, ich bürge für ſeine Auslöſung. — Sie erwiederten, er möge mit ihm nach ſeiner Willkür verfahren, ſie würden mit Allem zufrieden ſein, und ſofort ergriff der Alcalde des Abenceragen rechte Hand mit den Worten: Verſprecht ihr mir bei eurer Ritterehre, binnen hier und dreien Tagen euch mir in meinem Schloſſe von Alora als mein Gefangener zu ſtellen? — Er entgegnete: Ja, ich verſpreche es, — und der Alcalde ſagte ſchlüßlich: So wünſch' ich euch Glück auf den Weg, und wenn ihr derweil meiner Perſon oder Hülfe ſonſt bedürfen ſolltet, ſo laßt es mich wiſſen. — Der Maure ſagte ihm vielen Dank, nahm ein Pferd, das ihm der Alcalde gab, da das ſeinige in dem Gefecht verwundet und von dem Blutverluſte, den es bereits unterwegs erlitten, ſehr geſchwächt worden war, und jagte in größter Eile auf die Straße nach Coin zurück. Rodrigo von Narvaez und ſeine Gefährten kehrten, im Geſpräche von der Tapferkeit des Mauren und ſeiner edlen Sitte begriffen, nach Alora heim.

Bei der großen Haſt des Abenceragen währte es nicht lange und er hatte die Feſtung Coin erreicht. Er umkreiſte ſie ohne Säumniß, fand bald eine geheime Pforte aus, die ihm bezeichnet worden war, und ſchickte ſich an, dadurch einzudringen, nachdem er noch einen Moment gezögert und umhergeſpäht hatte, ob auch kein Verräther in der Nähe ſei. Er überzeugte ſich vom Gegentheile und klopfte mit der Spitze ſeiner Lanze an, alſo von ſeiner Ankunft das Zeichen gebend, zu dem er durch die Zofe veranlaßt worden war. Die Dienerin öffnete auf der Stelle und ſagte zu ihm: Euer Ausbleiben, Herr, hat uns um euch ſehr beſorgt gemacht, meine Gebieterin erwartet euch ſchon eine geraume Weile, ſteigt ab und folgt mir zu ihr. — Abindaraez ſtieg von ſeinem Pferde, das er an einem Orte in der Nähe unterbrachte, lehnte ſeine Lanze an die Wand, legte Säbel und Tartſche dazu und faßte die Dueña bei der Hand, die ihn, um von Niemand wahrgenommen zu werden, ſo verſtohlen als möglich eine Treppe empor nach dem Zimmer der ſchönen Xarifa führte. Sie hatte ſich ſeiner Ankunft ſchon verſehen und kam ihm mit der höchſten Freudigkeit entgegen, und ſo ſchloſſen denn Beide einander vielemale in die Arme, ehe ſie wieder zur Beſinnung und zu Worte kommen konnten. Sie fragte ihn beſorgt, welcher Umſtand ihn ſo lange aufgehalten habe, und er erwiederte: Du weißt, meine theure Gebieterin, daß die Schuld meiner Verſpätigung Nachläſſigkeit nicht trägt; es gelingen nun aber dem Menſchen einmal nicht alle Dinge nach ſeinem Wunſche, und ich verſichere Dich, daß ich nicht im Stande war, früher zu kommen. Sie ließ ihn nicht ausreden, führte ihn bei der Hand in ein reiches Gemach und ließ ſich mit ihm auf einem darin ſtehenden Ruhebett nieder, indem ſie zu ihm ſagte: Ich habe dir darthun wollen, Abindaraez, wie die in Liebe Gefangenen ihr Wort halten, denn von dem Tage an, da mein Herz ſich dir verpfändete, habe ich nach Mitteln und Wegen geforſcht, es einzulöſen. Ich habe dich jetzt in dieſes Schloß beſchieden, damit du mein Gefangener werdeſt, ſo wie ich die deine bin, und damit ich dich als ſolche vollends zum unumſchränkten Gebieter meiner Perſon und meines Daſeins mache, indem ich deine Gattin, und zwar ohne die Einwilligung meines Vaters, werde, der noch nicht ſo gut als ich deinen ganzen Werth hat erkennen können. — Nachdem ſie ſo geſprochen, ſenkte ſie den Kopf zu Boden, über ihre eigene zärtliche Erklärung beſchämt. Der Maure zog ſie in ſeine Arme, küßte ihr vielemal die Hände für die ihm erwieſene Gunſt und ſagte: Gebieterin meiner Seele, ich vermag dir, was du für mich thuſt, nicht anders zu vergelten, als indem ich mich dir ganz zu eigen hingebe, und alſo gib du dies Erröthen deiner Schamhaftigkeit auf und ſei die meinige! — Sie beſtiegen nunmehr das hochzeitliche Lager, und das ſüße Reden und Thun, das ihnen in dem ferneren Verlaufe dieſer Nacht die Liebe lehrte, entzündete das Feuer ihrer jungen Herzen zu lauteren Flammen, von denen ſich eben ein mehreres beſſer mit empfinden als ſagen läßt. Wie dann aber der Maure in der höchſten Freudigkeit ſeiner Seele lebte, ſtieg ihm plötzlich aus der Tiefe derſelben ein Gedanke auf, der ihn ſo ſchwer betrübte, daß die mit ihm vorgegangene Veränderung der ſchönen Xariſa nicht verborgen blieb. Alſo darauf merkend, hörte ſie, wie er einen tiefen, kläglichen Seufzer ausſtieß und ſich unruhig hin und her bewegte. Unfähig, eine ſo große Kränkung ihrer Liebe und Schönheit, wofür ſie dies doch anſah, zu ertragen, richtete ſie ſich deshalb ein wenig in dem Bette auf und ſprach mit heiterer und ſanfter Stimme, wenn auch etwas verlegen zu ihm: Was iſt das, Abindaraez? Es ſcheint, meine Freude hat dich traurig gemacht, ich höre dich ſeufzen und ſchluchzen und muß dich an Leib und Seele ſo unruhig ſehen. Bin ich ſo ſehr dein Alles, wie du ſagſt, warum biſt du da nicht glücklich bei mir, und bin ich es nicht, und du fandeſt einen Fehl an mir, den du nicht erwarteteſt, warum verſchweigſt du es? Dienſt du einer anderen Dame lieber als mir, ſo nenne ſie, damit ich ihr auch dienen kann, und haſt du irgend einen anderen Gram, der unſere Liebe nicht kränkt, ſo ſprich ihn aus, auf daß ich mit dir ſterbe oder dich davon befreie. — Sie drückte ihn zugleich mit aller Heftigkeit ihrer Leidenſchaft an ſich, und da er dafür hielt, daß ein längeres Verſchweigen deſſen, was ihm widerfahren war, ihr die empfindlichſten Zweifel einflößen müſſe, ſo hub er mit einem heißen Seufzer zu reden an: Wenn ich dich nicht eben mehr als mich ſelbſt liebte, ſo würde ich mich nicht ſo unglücklich fühlen, als jetzt, denn ſo lange ich allein war, ertrug ich meinen Kummer getroſten Muths; gegenwärtig aber, da ich von dir ſcheiden ſoll, reicht meine Kraft nicht aus. Damit du nicht länger darüber in Ungewißheit ſchwebeſt, ſo höre mich an. — Er erzählte ihr hierauf von Anfang bis zu Ende ſein Abenteuer dieſer Nacht, und als er damit fertig war, fügte er unter heißen Thränen hinzu: Solchergeſtalt, Xariſa, iſt dein Gefangener der des Alcalden von Alora zu gleicher Zeit, und nicht allein, daß ich die Bande, in die du mein Herz geſchlagen haſt, nicht fühle; im Gegentheil iſt mir ein Leben ohne dich läſtiger als der Tod, woraus du wohl erkennen magſt, wie der Grund meiner Seufzer kein Mangel an Treue, ſondern ein Uebermaß derſelben iſt. — Abindaraez fiel nach dieſen Worten in ſeine vorige Trauer und Betrübniß zurück; Xariſa aber erwiederte freudig: Klage nicht ferner, Abindaraez, ich nehme die Sorge auf mich, deinem Unglück abzuhelfen, denn da ein Gefangener, den man auf ſein Verſprechen, ſich zu ſtellen, entlaſſen hat, ſein Wort völlig damit einlöſen kann, daß er ſtatt ſeiner ein ſolches Löſegeld, als man von ihm fordert, ſchickt, ſo brauchſt du mir nur die

Summe anzugeben, die du bedarfſt. Ich führe die Schlüſſel zu allen Kaſſen und Schätzen meines Vaters, und du ſollſt darüber gebieten, als wären ſie dein Eigenthum. Rodrigo de Narvaez iſt ein edler Ritter, der dir die Freiheit ſchon einmal gegeben hat; er wird dein Vertrauen auf ſeine Großmuth gewiß zum zweitenmale rechtfertigen und ſich um ſo mehr mit einem Löſegelde begnügen, als er ja, wenn er dich perſönlich in ſeiner Gewalt hat, auch nichts anderes mit dir beginnen, als dich gegen ein ſolches wieder frei laſſen kann. — Der Abencerage entgegnete: Es will mir ſcheinen, Herrin, daß deine Liebe zu mir dich abhalte, mir gut zu rathen. Ganz gewiß werde ich in keinen ſo ſchlimmen Irrthum verfallen, mein gegebenes Wort zu brechen. Ich werde nach Alora gehen und mich in die Gewalt des Alcalden begeben. Habe ich nur meine Pflicht erfüllt, ſo mag das Schickſal mit mir verfahren wie es will. — Verhüte Gott! rief Xarifa, daß ich frei bliebe, derweil du gefangen wäreſt. Ich gehöre mir nicht mehr an, und ich begleite dich auf deinem Wege; weder meine Liebe zu dir, noch meine Furcht vor meinem Vater, geſtatten mir anders zu handeln. — Der Maure weinte vor Freude, umarmte ſie und ſagte: Du willſt, ich ſoll dir immer größere Wohlthaten verdanken; es geſchehe ſo wie du ſagſt, denn auch ich wünſche es. — Mit dieſem Entſchluſſe ſtanden ſie, noch eh es tagte, auf, trafen die nothwendigen Vorkehrungen zur Reiſe und brachen nach Alora auf. Als der Morgen kam, verhüllte Xarifa, um unterweges nicht erkannt zu werden, ihr Angeſicht, und ihre große Eile ließ ſie Alora in kurzer Zeit erreichen. Sie klopften an das Thor der Burg, und die Wachen, die bereits auf des Abenceragen Ankunft vorbereitet waren, öffneten es alsbald. Der tapfere Alcalde empfing ſie mit vieler Höflichkeit ſelbſt am Thore, und Abindaraez führte ihm ſeine Gattin bei der Hand mit den Worten zu: Siehe, Rodrigo de Narvaez! ob ich dir Wort halte; ich verſprach dir, ein Einzelner, als dein Gefangener wiederzukehren, und ich bringe dir zweie, von denen einer im Stande iſt, wie Viele zu beſiegen! Dies iſt meine Gebieterin! Ich vertraue ihre Ehre und meine Perſon deiner Gewalt an. — Der Alcalde ſah heiter drein und ſprach zu der Dame: Herrin, tretet ein und ruht euch in eurem Hauſe aus, das ihr fortan als ſolches anſehen könnt, da ſein Gebieter euch zugehört. — Sie traten hiermit in das Gemach ein und nahmen bald nachher eine Mahlzeit zu ſich, da ſie ſehr ermüdet waren. Der Alcalde fragte den Mauren: wie es um ſeine Wunden ſtände, und er antwortete: Ich vermuthe, Herr, daß ſie durch die Reiſe entzündet ſind. — Was iſt das, Herr! rief die ſchöne Xariſa ſchmerzlich betroffen aus: ihr habt Wunden, von denen ich nichts weiß? — Wer denen entgeht, die ihr ſchlagt, ſagte er, der muß dafür die anderen auf ſich nehmen. Ich empfing geſtern Abend im Gefechte zwei unbedeutende Verletzungen. Sie wollen nichts beſagen und machen ſich nur fühlbar, weil ich ſie ganz und gar vergeſſen hatte. — Ihr werdet wohl thun, euch niederzulegen, ſprach der Alcalde, der Wundarzt meines Kaſtells ſoll ſie euch ſogleich verbinden. — Die ſchöne Xariſa trieb ihn an, ſie zu entblößen, und beſichtigte ſie mit großer Beſorgniß, wiewohl mit ruhiger und gefaßter Miene, um ihn durch ihren Schmerz nicht zu ängſtigen. Der Wundarzt kam herbei und erklärte, daß es damit keine Gefahr auf ſich habe, und daß ſie bald heilen würden, und nachdem er ſofort ein ſchmerzſtillendes Mittel aufgelegt und alle erforderliche Fürſorge getragen, hatte er den jungen Mauren binnen vier Tagen völlig wieder hergeſtellt.

Eines Nachmittags ſprach Abindaraez zu dem Alcalden:

Rodrigo de Narvaez! aus der Art und Weiſe unſerer Ankunft wirſt du leicht errathen haben, in welcher Lage wir uns befinden. Ich hege dennoch die Hoffnung, daß unſere jetzt ſo ſchlimmen Umſtände und zwar durch deine Vermittelung gebeſſert werden können. Die ſchöne Xariſa, meine Gattin und Gebieterin, von der ich dir ſchon geſagt habe, wollte aus Furcht vor ihrem Vater nicht in Coin zurückbleiben. Er weiß zwar noch nichts von dem, was mit ihr vorgefallen iſt; aber es dürfte doch angenommen werden, daß ihm Alles verrathen worden wäre. Er verweilt bei dem Könige von Granada, und ich weiß, daß dir, obwol du ein Chriſt biſt, um deiner Kraft und Tugend willen, der König geneigt iſt. Ich beſchwöre dich alſo, bringe ihn dahin, uns zu verzeihen, uns ohne ſeine Einwilligung und ſein Vorwiſſen mit einander vermählt zu haben; das Schickſal hat es ja einmal zugelaſſen und ſo gefügt. — Der Alcalde ſagte: Seid getroſt, Freunde, ich verſpreche euch als Edelmann, in dieſer Sache für euch zu thun was ich irgend kann, ließ auf der Stelle Papier und Dinte bringen und ſtattete dem Könige von Granada einen wahrhaften Bericht von dem Geſchehenen in einem Briefe ab, den er mit der inſtändigen Bitte ſchloß: der König wolle aus ganz beſonderer Gunſt für ihn den beiden Liebenden nicht nur ſelbſt verzeihen, ſondern auch Xariſens Vater als ſeinem Vaſallen gebieten, Abindaraez als Eidam anzuerkennen. — Mit dieſem Schreiben ſendete er einen ſeiner Schildknappen ab. Derſelbe gelangte vor den König, und gab ihm den Brief, und der König nahm ihn und freute ſich ſehr, als er hörte, von wem er kam, denn er liebte den Chriſten um ſeiner Tapferkeit und Perſönlichkeit willen. Als er geleſen hatte, ſah er ſich um und gewahrte den Alcalden von Coin. Er zog ihn bei Seite und händigte ihm das Blatt ein und ſagte: Lies! — Der Alcalde gehorchte und erſchrak gewaltig, als er daraus abnahm, was geſchehen war. Der König ſprach: Betrübe dich nicht deshalb, wie ſehr du auch Urſache haben magſt, denn der Alcalde von Alora kann mich um nichts vergebens bitten, was in meiner Macht zu thun ſteht. Ziehe ungeſäumt gen Alora, ich befehle es dir, verzeihe deinen Kindern und nimm ſie mit dir nach Hauſe. Du ſollſt dich für deinen Gehorſam meiner ſteten Gnade zu erfreuen haben. —

Dem Mauren that dies in der Seele weh; da er aber ſah, daß dem königlichen Willen nicht auszuweichen war, machte er gute Miene zum böſen Spiel und aus der Noth eine Tugend, und verſprach zu thun, was der König von ihm forderte. Er folgte dem Schildknappen nach, der ihm mit ſeiner frohen Botſchaft vorausgeeilt war, und wurde in Alora auf das Allerbeſte empfangen. Der Abencerage und ſeine Tochter erſchienen äußerſt beſchämt in ſeiner Gegenwart und küßten ihm die Hände; er aber begegnete ihnen freundlich und ſagte: Laſſen wir geſchehene Dinge ruhen. Der König befiehlt mir, dies zu thun, und ſo vergebe ich dir, Tochter, dich ohne mein Vorwiſſen verheirathet zu haben, denn übrigens haſt du dir allerdings einen beſſeren Gatten, als ich dir hätte geben mögen, ausgewählt. — Rodrigo de Narvaez freute ſich dieſes guten Erfolges ungemein, und bewirthete ſeine Gefangenen mit vielen Feſten und Banketten. Eines Tages ſprach er zu ihnen nach der Mahlzeit: Ich glaube euren Angelegenheiten in der Heimath nunmehr eine erwünſchte Wendung geſichert zu haben und kann euch nicht genug ausſprechen, wie viel Vergnügen mir das macht. Was deine Gefangenſchaft betrifft, Abindaraez, ſo ſage ich dir, daß ich kein Löſegeld verlange und mich mit der Ehre begnüge, dich in meiner Gewalt gehabt zu haben: Du biſt von dieſer Stunde an frei und kannſt gehen, wohin es dir beliebt. — Abindaraez dankte dem Alcalden viele male, und ſchickte ſich demnach an, ihn mit ſeiner Gattin des nächſten Tages zu verlaſſen. Rodrigo de Narvaez geleitete ſie vor ſeine Burg hinaus und ſie gelangten nach Coin, wo die Neuvermählten mit großen Ehren und Luſtbarkeiten gefeiert wurden. Als die Feſte alle ihre Endſchaft erreicht hatten, führte der Vater ſeine Kinder abſeits und ſagte zu ihnen: Kinder: ihr ſeid jetzt im Beſitze meiner Güter und im Schooße der Ruhe; alſo thut es auch Noth, daß ihr dem Alcalden von Alora Eure Dankbarkeit beweiſt, der durch ſeinen Edelmuth und ſeine Großherzigkeit, mit der er dich, Abindaraez, ohne Löſegeld freigegeben, ſeine Anſprüche daran keineswegs verloren, ſondern eure Verbindlichkeiten gegen ihn vielmehr vergrößert hat. Ich gebe euch hiermit viertauſend Jaeneſer Dukaten, ſendet ſie ihm und bleibt immerdar ſeine Freunde, ſo wie er es verdient, mögen zwiſchen ihm und euch auch noch ſo verſchiedene göttliche Geſetze walten. — Der Abencerage dankte von Herzen, nahm das Gold, das er Rodrigo de Narvaez in einem zierlichen, reichen Käſtchen überſendete, und da er ebenfalls nicht karg erſcheinen wollte, ſo fügte er zu dieſem Geſchenke ſechs ſchöne aufgeſattelte und aufgezäumte Pferde nebſt ſechs Tartſchen und ſechs Lanzen, deren Spitzen und Zwingen von gediegenem Golde waren. Die ſchöne Xarifa ihrerſeits ſchrieb dem Alcalden einen zärtlichen und anmuthigen Brief voll Dankſagungen für Alles was er für ſie und ihren Gatten gethan hatte. Und da ſie den Anderen an Freigebigkeit nicht nachſtehen wollte, ſo verehrte ſie ihm einen wohlriechenden Kaſten von Cypreſſenholz, der koſtbare und reiche weiße Stoffe zu Gewanden für ihn enthielt. Der tapfere Alcalde nahm dies Geſchenk dankbar an, vertheilte die Roſſe, Tartſchen und Lanzen unter die Edelleute, die ihn bei jenem nächtlichen Abenteuer begleitet hatten, behielt eines davon, das ihm zu meiſt gefiel, gleichwie den Cypreſſenkaſten von der ſchönen Xarifa für ſich, und ſtellte die viertauſend Goldſtücke dem Boten wieder mit den Worten zu: Sage der Señora Xarifa, daß ich zwar dieſes Gold als Löſegeld von ihrem Gatten annehme; daſſelbe aber ihr zu ihrer Ausſtattung zurückſende, denn ihre Freundſchaft allein ſei mir theurer als alle Schätze der Welt, und ſie möge eben ſo wie ihr Gatte dieſes Haus jederzeit als das ihrige anſehen. Der Bote ging nach Coin zurück, wo die Großmuth des edeln Capitains viel geprieſen wurde, und ſeine Nachkommen haben in Antequera immerfort geblüht und ſich durch ritterliche Thaten ihres großen Vorfahren würdig bewieſen.

II.

Der belehrte Liebesschulmeister.

In der Familie der Savelli in Rom gab es zwei Freunde und Verwandte, deren einer Bucciolo, der andere Pietro Paolo hieß, und die beide wohlgeboren und mit Glücksgütern geſegnet waren. Dieſen kam es in den Sinn, nach Bologna zu gehen, um da zu ſtudiren, und der eine wollte ſich dem geiſtlichen, der andere dem weltlichen Rechte widmen, weshalb ſie denn von den Ihrigen Abſchied nahmen und ſich auf die genannte Univerſität begaben, wo ſie ſich eine geraume Zeit lang ihrer Studien befleißigten. Da nun das geiſtliche Recht von minderem Umfange iſt als das weltliche, ſo lernte Bucciolo, der jenes hörte, früher aus als Pietro Paolo mit dieſem. Er wurde entlaſſen und ſagte zu ſeinem Freunde: er kehre nach Hauſe zurück. Pietro Paolo erwiederte ihm: Ich bitte dich, Bruder, laß mich hier nicht allein, und warte den Winter über auf mich, ſo gehen wir zum Frühlinge miteinander heim. Du magſt inzwiſchen irgend eine andere Wiſſenſchaft erlernen und brauchſt ja deswegen deine Zeit nicht zu verlieren; mit welchem Vorſchlage zufrieden, Bucciolo wartete.

Hierauf trug es ſich zu, daß Bucciolo, um ſeine Zeit nicht zu verlieren, zu ſeinem Lehrer ging und zu ihm ſagte: Ich habe mir vorgenommen, hier noch auf meinen Freund und Verwandten zu warten und möchte gern, daß du mich mittlerweile in irgend einer anderen ſchönen Wiſſenſchaft unterwieſeſt. — Der Lehrer antwortete, daß er dazu bereitwillig ſei, und bat den Schüler, ihm nur die Wiſſenſchaft zu nennen, die er erlernen möge. — Bucciolo ſprach: Lieber Meiſter, ich lernte gern, wie und auf welche Weiſe man ſich verliebt. — Der Meiſter erwiederte faſt lachend: Das iſt recht hübſch von dir, und du hätteſt keine Wiſſenſchaft erwählen können, mit der ich mehr als mit eben dieſer zufrieden wäre. Geh nur nächſten Sonntag früh in die Kirche der Minoriten, wenn alle Frauen dort verſammelt ſind, und ſiehe zu, ob darunter eine iſt die dir gefällt; haſt du ſie gefunden, ſo folge ihr bis, zu ihrer Wohnung und komm alsdann wieder zu mir; das ſoll deine erſte Lektion ſein, die ich dir aufgebe. — Bucciolo ging, fand ſich des kommenden Sonntags Morgens bei den frommen Brüdern ein, wie ſein Lehrer ihm geheißen hatte, und muſterte die anweſenden zahlreichen Frauen ſo lange mit ſeinen Augen durch, bis er unter ihnen eine wahrnahm, deren große Schönheit ihn bald vorzugsweiſe reizte. Als die Dame aus der Kirche ging, ging ihr Bucciolo bis zu ihrer Wohnung nach, die er ſich merkte, und die Dame ſah ihrerſeits, daß der Student ſich in ſie verliebt hatte. Bucciolo ging zu ſeinem Lehrer zurück und ſagte: Ich habe gethan was ihr mir anriethet und eine gefunden, die mir gar wohlgefällt. — Der Meiſter hatte darob eine ungemeine Freude und verſpottete den unerfahrnen Bucciolo mit ſeiner Wiſſenſchaft und Lernbegierde, indem er zu ihm ſagte: Du mußt nunmehr alle Tage zwei, dreimal ehrbar vor ihrer Wohnung vorüber gehn, und wenn du nur deine Augen allerwärts haſt und Achtung gibſt, daß dich Niemand mit ihr liebäugeln ſieht, ſo magſt du deine Luſt daran immerhin büßen. Haſt du ihr aber alſo erſt zu verſtehen gegeben, wie du es mit ihr meinſt, ſo komme wieder zu mir, das iſt die zweite Lektion. — Bucciolo verließ ſeinen Lehrer und fing nun an, behutſam an dem Hauſe ſeiner Schönen vorüber zu wandeln, bis dieſelbe erkannte, daß er es um ihretwillen that. Sie warf deshalb fortan auch ihre Augen auf ihn, und als Bucciolo ſich deſſen verſah und vorſichtigerweiſe wagte, ſich gegen ſie zu verneigen, ſo erwiederte ſie ſeinen Gruß immer und immer aufs neue, woraus Bucciolo abnehmen zu dürfen glaubte, daß er wieder geliebt ſei. — Er verkündete ſeinem Lehrer dieſes ſein gutes Glück, und der entgegnete: Das iſt alles recht ſchön, ich bin mit dir zufrieden, du haſt deine Sachen ſeither gut gemacht. Jetzt denke nur daran, daß du einen jener Leute, die in Bologna mit Schleiern, Börſen und anderen Dingen hauſiren gehen, zu ihr ſchickſt, und laß ihr durch ihn ſagen, daß du gänzlich ihr zu Dienſten ſeieſt und Niemand auf der Welt lieber habeſt als ſie, für die du Alles hingeben und vollbringen wolleſt. Du wirſt ja hören, was ſie dir darauf ſagen läßt, und ſobald du ihre Antwort erhalten haſt, komme wieder zu mir und hinterbringe mir ſie, ich werde dir ſchon ſagen, was du alsdann weiter zu thun. — Bucciolo begab ſich hinweg und machte eine Hauſirerin ausfindig, die zu ſeinem Endzwecke tauglich war. Ihr könnt mir einen außerordentlichen Dienſt leiſten, ſprach er zu ihr, für den ich euch ſo gut bezahlen will, daß ihr mit mir zufrieden ſein ſollt. Die Frau antwortete: Ich will recht gern thun, was ihr von mir fordert, denn ich lebe nur von dem, was ich mir verdiene; und darauf gab ihr Bucciolo zwei Gulden mit der Erklärung: Nun, ſo bitte ich euch, daß ihr mir heute auf die Straße Mascarella zu einer jungen Frau geht, die Madonna

Giovanna heißt, und die ich über Alles in der Welt liebe, und daß ihr mich ihr mit den Worten empfehlt, ich ſei bereit, Alles für ſie zu thun, was ihr angenehm ſein könne, und wozu ihr ſo viele Schmeicheleien und Süßigkeiten fügen mögt, als euch nur irgend einfallen wollen. — Die Alte verſicherte ihm, er ſolle ſie nur machen laſſen, ſie werde nach beſtem Vermögen für ihn handeln, und Bucciolo ſagte ſchlüßlich zu ihr, ſie ſolle immerhin gehen, er erwarte ſie auf der Stelle.

Die Alte packte ſchleunigſt einen Korb voll Waaren zuſammen und ging damit zu dem jungen Frauenzimmer, das ſie vor ihrem Hauſe ſitzend fand, und zu dem ſie, nachdem ſie es begrüßt hatte, ſagte: Madonna, iſt euch etwas von meinen Waaren gefällig? Habt die Güte und ſucht euch aus, was ihr braucht. — Sie nahm zu gleicher Zeit neben ihr auf der Bank Platz und begann ihr bald Schleier, bald Börſen, bald Schnuren, Spiegel und andere Dinge vorzuzeigen. Dem jungen Frauenzimmer gefiel am Ende, nachdem ſie vielerlei davon in Augenſchein genommen hatte, vor allem Anderen eine Börſe wohl, und ſie ſagte, wenn ich Geld hätte, würde ich ſehr gern dieſe Börſe kaufen. — Die Verkäuferin entgegnete: Madonna, deſſen bedarf es ganz und gar nicht; nehmt was euch von meinem Krame irgend wohlgefällt, es iſt mir Alles ſchon bezahlt. — Die junge Frau verwunderte ſich über dieſe Worte und über die beſondere Freundlichkeit der Alten, und fragte ſie: Was wollt ihr damit ſagen, gute Frau, was bedeuten dieſe Worte? — Die Alte ſprach darauf ganz weinerlich? Ach! laßt euch nur ſagen, Madonna, daß mich ein Jüngling, Namens Bucciolo, zu euch geſchickt hat, der euch liebt, und mit ganzer Seele ergeben iſt, denn es iſt Nichts auf der Welt, das er nicht für euch thun würde, wenn es in ſeiner Macht ſtände, und der euch ſagen läßt, daß ihm Gott keine größere Gnade erzeigen könne, als wenn er ihm ein Gebot von euch zukommen ließe. Ich, meines Theils, habe noch niemals einen wohlerzogenern Jüngling, als ihn geſehen, und ich bin der Meinung, daß der arme Menſch noch gar verſchmachten wird, ſo große Sehnſucht hat er danach, mit euch ein Wörtchen zu ſprechen. — Die junge Frau erröthete über dieſe Worte im ganzen Geſicht, und ſagte, zu der Alten gewendet: Wenn mich nicht die Rückſicht auf meine Ehre davon abhielte, ſo wollte ich dich übel genug zurichten. Schämſt du dich denn nicht, du Niederträchtige, einer ehrbaren Frau ſolche Worte zu hinterbringen? Gott möge dich dafür ſtrafen! — Sie nahm zu gleicher Zeit das Querholz der Thüre zur Hand, um ſie ſelbſt zu züchtigen, und drohte ihr, wenn ſie ſich jemals wieder vor ihr blicken ließe, ſie nicht ſo wohlfeilen Kaufes entkommen zu laſſen. Die Alte nahm alſo behende ihren Kram zuſammen, machte ſich in großer Angſt vor den ihr angedrohten Schlägen auf und davon, und glaubte ſich nicht eher in Sicherheit, als bis ſie wieder bei Bucciolo angelangt war. Als Bucciolo ſie vor ſich ſah, fragte er ſie, was ſie ihm Gutes brächte, und wie ſeine Sache ſtände? — Schlecht ſteht ſie, antwortete die Hauſirerin, denn ſie will weder etwas von dir hören noch ſehen, und hat mir eine Angſt eingejagt, wie ich in meinem Leben keine empfunden habe, denn hätte ich mich nicht über Hals und Kopf aus dem Staube gemacht, ſo würde ſie mich geſchlagen haben. Ich wage mich ganz gewiß nicht wieder zu ihr, und rathe dir wohlmeinend, daß du ſie dir aus dem Sinne ſchlägſt. — Bucciolo wurde von dieſen Nachrichten ganz niedergeſchlagen und ging ſtracks zu ſeinem Lehrer, dem er klagte, wie es ihm ergangen ſei. — Der Lehrer tröſtete ihn und ſprach: Fürchte nichts, Bucciolo, kein Baum fällt auf den erſten Schlag; wandele du nur dieſen Abend wieder ſolange bei ihr vorüber, bis ſie dich geſehen hat, und gib Achtung, was für ein Geſicht ſie dir macht, und ob ſie dir böſe iſt oder nicht; das laß mich alsdann wiſſen. Bucciolo that nach ſeinem Geheiß und ging nach der Wohnung ſeiner Schönen, die, als ſie ihn kommen ſah, ſofort ein kleines Mädchen im Hauſe zu ſich rief, und zu ihr ſagte: Gehe dem jungen Manne dort nach und ſage ihm in meinem Namen, er ſolle dieſen Abend zu mir kommen, ich hätte mit ihm zu reden. — Das Mädchen hinterbrachte Bucciolo dieſe Botſchaft, und er wunderte ſich wohl darüber; ſagte aber doch dagegen, er werde ſehr gerne kommen, und ging mit ſeiner frohen Nachricht gleich zu dem Meiſter zurück. Der Meiſter ſtaunte darob höchlich, und faßte, er wußte nicht wie es kam, den Argwohn, dieſes Frauenzimmer könne wohl gar ſeine eigne Gattin ſein. Er ſagte zu Bucciolo: Vortrefflich, und willſt du zu ihr gehen? — Allerdings, meinte Bucciolo. — So ſorge nur dafür, fuhr der Meiſter fort, daß du den rechten Weg nicht verfehlſt. — Das ſoll geſchehen, erwiederte Bucciolo und ging.

Seine Schöne war, ihm unbewußt, in der That ſeines Lehrers Frau, und dieſer war eben eiferſüchtig, weil er während des Sommers in dem Schulhauſe ſchlief, um ſeinen Schülern noch des Abends Vorleſungen zu halten, und ſeine Frau deswegen mit ihrem Hausmädchen allein laſſen mußte. Er ſagte zu ſich: Ich möchte doch nicht gern, daß der Burſche auf meine Koſten klug geworden wäre, aber wiſſen will ich es. — Als daher Bucciolo am Abende wieder zu ihm kam und ſagte: Meiſter, jetzt geh ich hin, ſo erwiederte er ihm, geh und ſei klug. — Bucciolo blieb dabei, er ſolle ihn nur machen laſſen und ging, mit einem guten Panzer bekleidet, einen Dolch an der Seite und ein tüchtiges Schwert unterm Arme, keineswegs unbedacht, von dannen. Sobald er fort war, machte ſich zwar auch der Meiſter hinter ihm drein, Bucciolo aber ahnete nichts, ſondern klopfte an, als er die Wohnung erreicht hatte, und die Schöne öffnete ſie ihm. Der Meiſter ſah zu ſeinem Entſetzen, daß es ſeine eigne Frau war, und nahm ſich vor, ſeinen Schüler umzubringen; er rannte daher nach der Schule zurück, verſah ſich mit Dolch und Schwert, und kehrte voll Ingrimm in der Abſicht wieder, an Bucciolo ſeine Rache zu nehmen, weshalb er denn in wilder Haſt ebenfalls an den Eingang pochte. Die Frau ſaß neben Bucciolo am Feuer, argwöhnte, als ſie den Lärm hörte, gleich, daß es ihr Mann ſei und verbarg Bucciolo unter einem großen Haufen Wäſche, die noch nicht getrocknet war und die ſie einſtweilen auf einer Diele unter einem Fenſter zu einandergeworfen hatte. Darauf an den Eingang ſich begebend, fragte ſie: wer iſt da? — Der Meiſter antwortete: Mache nur auf, du kannſt es dir wohl denken, ſchlechtes Weib, das du biſt. — Die Frau öffnete die Thüre, und da ſie ihn mit dem Schwerte bewaffnet ſah, rief ſie aus: O wehe mir! Lieber Mann, was iſt das? — Der Meiſter ſprach: du wirſt recht gut wiſſen, wen du im Hauſe haſt. — Ach, ich Arme! entgegnete ſie: was ſprichſt du da? Biſt du bei Sinnen? Suche das Haus durch, und mache mit mir was du willſt, wenn du einen Menſchen findeſt. Sollte ich denn wohl jetzt erſt auf ſolcherlei Dinge kommen, die ich nie begangen habe? Hüte dich, daß du dir nicht von dem böſen Feinde etwas vorſpiegeln läßt, das dich um deine Seele betrügt. — Der Meiſter ließ eine Kerze anzünden und begann im Keller zwiſchen den Fäſſern zu ſuchen, ſtieg dann empor und ſuchte die Kammer durch, unter dem Bette, durchſtach den Strohſack von allen Seiten und ließ, mit einem Worte, auch den kleinſten Winkel des Hauſes nicht undurchforſcht, ohne daß er doch Bucciolo finden konnte. Seine Frau leuchtete ihm mittlerweile immer mit dem Lichte in der Hand dazu, und ſagte viele male: Lieber Mann, ſchlage das Kreuz über dich, der Feind Gottes hat dich ganz gewiß verſucht, und dir eine Sache vorgeſpiegelt, die nimmermehr geſchehen iſt, denn wenn nur ein einziges Haar an mir nach ſo etwas verlangte, ſo brächte ich mich ganz gewiß ſelber um; darum bitte und beſchwöre ich dich, laß dich nicht bethören. — Wie nun der Meiſter ſich endlich überzeugte, daß Bucciolo nicht im Hauſe ſei, ſo maß er den Reden der Frau nach und nach Glauben bei, blies bald darauf ſeine Kerze aus und ging wieder nach dem Schulhauſe. Er war nicht ſobald fort, ſo riegelte die Frau die Thüre von innen zu, zog Bucciolo unter der Wäſche hervor, fachte ein helles Feuer an, bei dem ſie ein leckeres Abendeſſen bereitete, und brachte endlich in Bucciolos Armen eine glückliche Nacht zu, nachdem ſie ſich mit ihm unter Luſt und Lachen an Speiſe und Trank gütlich gethan hatte. Als der Morgen anbrach, ſtand Bucciolo auf und ſagte: Madonna, ich muß nun von euch ſcheiden, habt ihr mir noch irgend etwas zu gebieten? — O ja, antwortete ſie, daß du dieſen Abend wieder kommſt. — Das ſoll geſchehen, erwiederte Bucciolo, nahm Abſchied von ihr und ging zur Schule zurück, wo er zu ſeinem Lehrer ſagte: Ich habe euch einmal eine lächerliche Geſchichte zu erzählen! — Der Lehrer ſagte: So! — Und Bucciolo fuhr fort: Wie ich nämlich geſtern Abend bei dem Weibe bin, ſiehe! da kommt der Mann nach Hauſe, ſucht ſich halbtodt nach mir und findet mich doch nicht aus. Sie hatte mich unter einen Haufen Wäſche geſteckt, die noch getrocknet werden ſollte, und wußte den Alten ſo gut zu beſchwatzen, daß er endlich das Feld wieder räumte, und uns in guter Ruhe bei einander ließ. So haben wir nun einen fetten Kapaunen mit einander verzehrt und ſüße Weine dazu getrunken, und uns unſerer Liebe erfreut bis es tagte. Ihr könnt euch wohl denken, daß ich müde bin, da ich die ganze Nacht nicht geſchlafen habe, und drum will ich mich jetzt niederlegen und den Tag über ausſchlafen, denn ich habe ihr verſprechen müſſen, dieſen Abend wieder zu ihr zu kommen. — Der Meiſter ſagte darauf blos zu ihm: Wenn du wieder hingehſt, ſo kömmſt du vorher wohl noch einen Augenblick zu mir? — Herzlich gern verſicherte ihm Bucciolo, indem er ihn verließ, und der Meiſter war vor Zorn und Betrübniß dermaßen außer ſich ſelbſt gerathen, daß er alle Beſinnung verloren hatte und den ganzen Tag lang nicht im Stande war zu leſen. Er lieh ſich einen Panzer und eine Pikkelhaube, und gedachte dem Liebespaare auch dieſen Abend wieder einen Beſuch zu. Als es an der Zeit war, begab ſich der ſorgloſe Bucciolo zu ihm zurück und ſagte: Meiſter, ich gehe jetzt. — Der Meiſter ſprach: Gehe nur, und komme morgen früh wieder, und erzähle mir, wie es dir ergangen iſt. — Bucciolo antwortete: das will ich thun und machte ſich ungeſäumt nach dem Hauſe der jungen Frau auf den Weg. Der Meiſter aber wappnete ſich und folgte ihm dahin auf dem Fuße nach. Die Frau hatte ihren Liebhaber erwartet, machte ihm ſchnell auf, ließ ihn ein und verſchloß den Eingang wieder hinter ihm, bei dem der Meiſter aber ſofort auch anlangte und mit großem Geſchrei und Gepoche Einlaß begehrte. Die Frau löſchte raſch das Licht aus, ſtellte Bucciolo hinter ſich und machte die Thür auf, zugleicherzeit ihren Mann mit dem einen Arme umſchlingend und mit dem anderen, ohne daß er ſich deſſen verſah, Bucciolo hinausſchiebend. Hierauf begann ſie nun aber ihrerſeits laut zu rufen: Zu Hülfe! zu Hülfe! der Meiſter iſt toll geworden, indem ſie ihn fortwährend feſt an ſich gedrückt hielt. Die Nachbarn rannten auf dies Geſchrei herzu, und da ſie den Meiſter alſo gewappnet ſahen, und hörten, wie die Frau ihnen immerfort zurief: Haltet ihn feſt, er iſt über das viele Studiren übergeſchnappt, ſo bedachten ſie ſich und glaubten wahrhaftig, daß er von Sinnen gekommen ſein müſſe. Ei, Meiſter! huben ſie an ihm zuzureden, was ſoll das heißen? Geht zu Bette und ruht euch aus, äſchert euch doch nicht ſo ſehr ab. — Der Meiſter ſprach: Wie kann ich mich wohl ausruhen, da das ſchändliche Weib einen Mann bei ſich im Hauſe hat, den ich ſelber habe hereinſchleichen ſehen? — Ach, du meine Seele! rief die Frau, du kannſt die Nachbarsleute fragen, ob ſie jemals etwas Übles von mir geſehen haben? — Die Männer und Frauen aus der Nachbarſchaft, die zugegen waren, antworteten Alle auf eine Weiſe: Meiſter, gebt euch nicht mit ſolchen Gedanken ab, in der ganzen Stadt iſt keine beſſere und ehrbarere Frau, die in ſo gutem Rufe ſtände als die eurige. — Der Meiſter aber ſprach: Ich weiß doch, daß ich Einen habe hineingehen ſehen, und daß er drinnen iſt. — Unterdeſſen kamen zwei Brüder der Frau, und ſie fing auf einmal an zu weinen und ſagte: Lieben Brüder, mein Mann iſt närriſch geworden, und behauptet, ich hätte einen Mann im Hauſe verborgen, um deſſetwillen er mich umbringen will; ihr wißt ja aber doch am beſten, ob ich die Frau darnach bin, die ſolche Streiche begeht. — Die Brüder ſprachen: Wir begreifen nicht, wie ihr unſre Schweſter ſo verunglimpfen könnt, und was euch jetzt gerade einfällt, unzufriedener als anderemale mit ihr zu ſein, da ihr ſchon ſo lange Zeit gut miteinander auskommt? — Das will ich euch gleich ſagen, ſchrie der Meiſter: Es iſt Einer im Hauſe drin bei ihr, ich habe ihn geſehen. — Nun, ſo laßt uns ihn doch ſuchen, ſchlugen die Brüder vor; und wenn wir ihn finden, ſo ſoll ſie ihre Strafe erhalten, an die ſie denken ſoll. — Einer von ihnen rief darnach auch die Schweſter vor ſich und ſagte zu ihr: Geſtehe die Wahrheit, haſt du einen fremden Mann im Hauſe bei dir? — Die Frau erwiederte: Weh mir! was ſagſt du da? Chriſtus behüte mich davor; ſollte ich jetzt erſt anfangen, ſo etwas zu thun, was ich bei uns zu Hauſe im Leben nicht that! Schämſt du dich nicht, mir das zu ſagen? — Der Bruder begnügte ſich mit dieſer Antwort und ſchickte ſich mit dem Meiſter an, das Haus zu durchſuchen. Der Meiſter machte ſich zunächſt an den Haufen Wäſche und durchwühlte ihn, in der Einbildung, mit Bucciolo zu kämpfen, den er darin verborgen wähnte, mit ſolchem Ingrimm, daß ſeine Frau daher den Anlaß nahm, zu äußern: Hatte ich nicht recht, euch zu ſagen, daß er närriſch geworden ſei? Seht nur, wie wüthig er mit der unſchuldigen Wäſche umgeht, die ihm doch gar nichts angehabt haben kann. — Die Brüder konnten nicht umhin, ihr beizupflichten, und als ſie alle Winkel durchſucht, die es nur im Hauſe gab, und keine verdächtige Spur gefunden hatten, ſo ſprach der Eine zu dem Anderen: Der hat den Verſtand verloren; und der Andere ſagte: Meiſter, ihr thut, meiner Treu! nicht wohl daran, dieſe unſere Schweſter zu einem ehrloſen Weibe zu machen. — Der Meiſter aber, einmal aufgebracht, wie er war, und recht wohl wiſſend, was er wußte, gerieth deswegen mit den Brüdern in einen heftigen Wortwechſel und reizte dieſelben durch ſein blankes Schwert, das er nicht aus der Hand legte, dergeſtalt, daß ſie am Ende ein Jeder ſich mit einem tüchtigen Stocke verſahen, und den Meiſter ſo lange prügelten, bis ſie ihre Stöcke kurz und klein geſchlagen hatten. Sodann ketteten ſie ihn überdies wie einen Raſenden an, und ſagten von ihm, er müſſe vor lauter Studiren ein Narr geworden ſein, indem ſie ihn die Nacht in dieſem Zuſtande verbringen ließen, und ſie ihrerſeits auch in dem Hauſe ihrer Schweſter zubrachten. Des nächſten Morgens ließen ſie den Arzt rufen, und der ließ ihn an der Feuerſeite ein Bett bereiten, und befahl: man ſolle Niemand mit ihm reden laſſen, ihm auf nichts antworten, und ihn ſo lange faſten laſſen, bis er wieder bei Verſtande wäre; was denn auch Alles pünktlich vollzogen wurde. Durch Bologna verbreitete ſich das Gerücht, der Meiſter habe ſich überſtudirt, und Jedermann bedauerte ihn deshalb. Der eine ſagte, er habe es ſchon geſtern kommen ſehen, denn der Meiſter ſei ganz unfähig geweſen, ſeinen Vortrag zu halten; ein anderer wollte bemerkt haben, wie er mit einem Male ein anderer Menſch geworden ſei, und alſo erklärte man ihn einſtimmig kurz und gut für einen Narrn, und ſtattete ihm als ſolchem Beileidsbeſuche ab. Bucciolo wußte von allem dem nichts, und kam in der Abſicht zur Schule, dem Meiſter auch ſeine jüngſten Erlebniſſe mitzutheilen, wo er dann die ihn betreffende ſeltſame Neuigkeit erfuhr. Er erſtaunte und betrübte ſich darob, und begleitete die Anderen nach des Meiſters Wohnung. Wie fiel er aber da nicht beinahe aus den Wolken, als er erkannte, wie es um die ganze Sache beſchaffen ſtand. Nichts deſtoweniger trat er mit den Anderen Allen, um keinen Verdacht zu erwecken, ein.

Im Saale anlangend, ſah er den Meiſter völlig erſchöpft in Banden zu Bette liegen, und näherten ſich ihm alle ſeine Schüler, um ihn mit einigen Worten ihrer Theilnahme zu verſichern. Als die Reihe an Bucciolo kam, ſagte derſelbe zu ihm: Lieber Meiſter, ihr thut mir leid wie ein Vater, und wenn ich euch in irgend etwas gefällig ſein kann, ſo gebietet über mich, wie über einen Sohn. — Der Meiſter erwiederte: Bucciolo, Bucciolo, ziehe mit Gott von dannen, ich habe dein Lehrgeld für dich bezahlt. — Seine Frau fügte hinzu: Achtet nicht auf das, was er ſagt, Herr, denn er faſelt, und weiß ſelber nicht, was er ſpricht. Bucciolo aber ging zu Pietro Paolo hinweg, und ſprach zu ihm: Lieber Bruder, gehab dich wohl, ich habe nunmehr in Bologna genug gelernt, — worauf er ſich ohne Säumniß auf den Weg machte, und mit ſeinem guten Glücke heim nach Rom reiſte.

III.

So iſt der Lauf der Welt.

Drei durchtriebene Schelme kamen zu einem Könige der Mauren, und ſagten zu ihm, ſie verſtänden die Kunſt, gute Tücher zu weben, und verfertigten beſonders eine Art derſelben, die das Eigenthümliche habe, daß Jedermann ſie ſehe, der wirklich der Sohn ſeines angeblichen Vaters, wogegen einer, bei dem dies nicht der Fall ſei, das Tuch nicht wahrzunehmen vermöge. Dem Könige gefiel dies Ding ſehr wohl, da er alſo mittelſt ſolches Tuches zu erfahren gedachte, wie viele Männer in ſeinem Reiche in der That die Söhne derer wären, die ihre Väter ſein ſollten, und welche nicht, und weil er dabei ſeinen großen Vortheil erſah, inſofern die Mauren ihre Väter nicht beerben dürfen, wenn ſie nicht deren rechte Söhne ſind. Er befahl daher, den Schelmen einen Palaſt einzuräumen, in dem ſie ihr gewiſſes Tuch verfertigten, und ſie ſagten, damit er ſähe, daß ſie ihn nicht betrögen, ſo ſollte er ſie in den Palaſt einſchließen laſſen, bis das Tuch fertig wäre, womit der König ſich ganz zufrieden bezeigte. Sie ließen ſich nunmehr viel Gold und Silber, und Seide und viele andere Koſtbarkeiten geben, die ſie zu ihrem Tuche nöthig haben wollten, verfügten ſich damit in den Palaſt und ließen ſich einſchließen. Auch ſtellten ſie ihre Webſtühle daſelbſt auf und gaben zu verſtehen, daß ſie den ganzen Tag an dem Tuche webten. Nach Verlauf einiger Tage kam einer von ihnen zum Könige und hinterbrachte ihm, das Tuch ſei in Arbeit, und werde das ſchönſte Stück von der Welt; auch ſagte er ihm, mit welchen Figuren und Muſtern ſie ſo eben beſchäftigt wären, und erſuchte ihn, die Gnade zu haben, und es anzuſehen, wobei er nur Niemand Anders mitbringen möchte: was denn auch der König ihnen ſehr gut aufnahm.

Da nun aber der König die Sache vorerſt von einem Anderen unterſuchen laſſen wollte, ſo ſendete er einen ſeiner Kammerherren ab, um das Tuch in Augenſchein zu nehmen, und es ihm zu wiſſen zu thun, wenn er es nicht ſehen ſollte. Der Kammerherr ſah die Meiſter, und hörte, was ſie ihm ſagten, an; hatte aber nicht den Muth, zu geſtehen, daß er das Tuch nicht ſähe, ſondern ſagte, als er zum Könige zurückgekehrt war, er hätte es geſehen. Der König ſchickte darauf einen Anderen ab, der daſſelbe ausſagte, und da alſo Alle, die er entſendete, ihn verſicherten, das Tuch geſehen zu haben, ging er ſelbſt hin, um es zu beſichtigen. Er trat in den Palaſt, und ſah die Meiſter, die webten, und ſie ſagten zu ihm: das iſt die Arbeit, das iſt die Geſchichte, das iſt die Figur, das iſt die Farbe, und ſtimmten in allen Dingen mit einander überein, wiewohl ſie doch eben ganz und gar nichts webten. Desungeachtet ſah der König, daß die Webſtühle im Gange waren, und verſtand, daß ſie ihm das ganze Gewebe erklärten, und da er nun doch nicht ſah, was die Anderen Alle geſehen haben wollten, ſo erſchrak er bis in den Tod, indem er meinte, er könne das Tuch aus dem Grunde nicht ſehen, weil er in Wahrheit nicht der Sohn des Königs ſei, der für ſeinen Vater galt, und weil er beſorgte, daß, wenn er ſage, er ſehe nichts, er ſeines Reiches verluſtig werden würde.

So fing er denn hierauf an, das Gewebe zu loben und zu preiſen, indem er ſich die Art und Weiſe, wie die Meiſter es beſchrieben, ſorgfältig gemerkt hatte, und auch ſobald er nach Hauſe zu den Seinigen zurückgekehrt war, hörte er nicht auf, Wunderdinge von dem Tuche zu erzählen, wenn er innerlich gleich voll banger Beſorgniſſe war.

Nachdem dann wieder einige Tage verfloſſen waren, befahl der König ſeinem Alguazil, auch hinzugehen und ſich das Tuch anzuſehen. Der Alguazil gehorchte, und ſo wie er eintrat und die webenden Meiſter ſah, die ihm die Figuren und Muſter erklärten, die der König, wie er geäußert, ebenfalls geſehen hatte, und die er doch nun nicht ſah, ſo erkannte er daraus, daß Derjenige nicht ſein Vater war, den er dafür gehalten hatte. Nichtsdeſtoweniger bewog ihn das Bedenken, daß ſeine ganze Ehre hier auf dem Spiele ſtand, das Tuch eben ſo ſehr, und ſogar noch vielmehr, als der König ſelbſt gethan hatte, zu lobpreiſen.

Er kehrte zu dem Könige zurück, und ſagte ihm, er habe das allerſchönſte und zierlichſte Kunſtwerk geſehen, das man ſich denken könne, und der König fühlte ſich zwar darob ſehr verſtimmt; glaubte ihm aber doch, und bedurfte nun weiter keiner Beſtätigung deſſen, daß er ein Baſtard ſei, weswegen er, um das zu verhehlen, fortan gar kein Ende mehr finden konnte, die Güte und Schönheit des Tuches, und die Geſchicklichkeit der Meiſter herauszuſtreichen, die ſo etwas anzufertigen verſtänden. Er ſandte einige Tage ſpäter allerdings noch einen ſeiner Günſtlinge nach dem Gewebe ab; dieſem erging es indeſſen nicht anders, als dem Könige und den Anderen, und auf dieſe Weiſe war es den Schelmen vollſtändig geglückt, alle Welt zu hintergehen, weil kein Menſch das Herz hatte, ſeine vermeintliche Blindheit öffentlich einzugeſtehen.

Alſo nahm die Sache ihren Fortgang, bis die Zeit eines hohen Feſtes heran kam, wo dann Jedermann dem Könige anrieth, ſich dazu in den neugewebten Stoff kleiden zu laſſen. Die Meiſter brachten ihr Gewebe in große Tücher geſchlagen herbei, und gaben ſich das Anſehen, es auseinander zu wickeln. Auch fragten ſie den König, wie viel ſie davon abſchneiden ſollten? Der König gab ihnen die Gewänder an, die er haben wollte, und ſie thaten darauf, als ſchnitten ſie ab, nahmen ihm das nöthige Maas zu den Kleidungen, ſchnitten ſie zu und nähten darauf los. Als der feſtliche Tag da war, kamen die Meiſter mit den fertigen Kleidern aus ihrem gewebten Tuche zu dem Könige, machten ihm weiß, daß ſie ihn ankleideten, und zogen ihm vorher ſeine Kleider aus. So trieben ſie es dann ſo lange, bis der König meinte, nun paßten ſie ihm, denn er getraute ſich nicht zu ſagen, daß er den Stoff nicht ſähe. Und auf dieſe Weiſe gekleidet, ſtieg er zu Pferde und ritt durch die Stadt, wobei es ihm nicht wenig zu ſtatten kam, daß es gerade Sommer war. Das Volk ſah ſeinen König nahen und Jedermann wußte, daß, wer da ſeine Kleider nicht wahrnähme, nicht der Sohn des Vaters ſei, der ihm als ſolcher galt. Alſo konnte es wohl geſchehen, daß Jedermann ſich hütete, zu ſagen, er ſähe die Kleider nicht, weil er dafür hielt, alle Anderen ſähen ſie, und er wäre verloren und entehrt, erführe man, er allein ſähe ſie nicht. Das Geheimniß kam deswegen nicht an den Tag, denn ein jeder bewahrte es in ſeiner Bruſt, ſolange bis ein Neger, der das Pferd des Königs zu verpflegen, und eben nichts zu verlieren hatte, zu dem Könige trat und ſprach: Herr! Mir kann es einerlei ſein, ob ihr mich für den Sohn deſſen haltet, den ich euch als meinen Vater nenne, oder für den eines Anderen, und darum ſage ich euch gerade heraus: Ich bin überzeugt, daß ihr nackend umherzieht!

Der König hub an, den armen Mann zu mishandeln und ſagte ihm: eben weil er wirklich nicht der Sohn ſeines angeblichen Vaters ſei, ſehe er ſeine Kleider nicht. Nachdem aber der Neger einmal ſeine Worte geſagt hatte, ſagte auch ein Anderer, der ſie gehört, das Nämliche, und zwar fuhren ſie fort, es allſolange zu wiederholen, bis der König und alle Anderen ſich ihrer Bedenklichkeiten entledigten, und die Wahrheit, zugleich mit dem Betruge, den die drei Schelme ihnen geſpielt hatten, einſahen. Sie ſuchten dieſe Letzteren danächſt allerwärts; fanden ſie aber nicht, denn ſie hatten ſich mit dem, was ſie dem Könige entwendet, bereits aus dem Staube gemacht.

IV.

Die Spinnstube.

Gertraud war die älteſte Tochter redlicher Eltern und von Jugend auf dazu gewöhnt worden, das Nöthige und Nüzliche allein ſchön und angenehm zu finden. Man erlaubte ihr jedoch, ſo viel als möglich, alles Nothwendige in ſeiner größten Vollkommenheit zu haben. Ihr Vater, ein Mann von vieler Erfahrung, hatte ſie in Anſehung der Bücher auf ähnliche Grundſätze eingeſchränkt. Die Wiſſenſchaften, ſagte er oft, gehören zum Ueppigen der Seele; und in Haushaltungen oder Staaten, wo man noch mit dem Nothwendigen genug zu thun hat, muß man die Kräfte der Seele beſſer nützen. Gertraud ſelbſt ſchien von der Natur nach gleichen Regeln gebaut zu ſein, und alles Nothwendige in der größten Vollkommenheit zu beſitzen.

Die ganze Haushaltung beſtand eben ſo. Wo die Mutter von einer beſſern Art Kühe oder Hühner hörte, da ruhete ſie nicht eher, als bis ſie daran kam.

Man fand das ſchönſte Gartengewächs nur bei Gertraud. Ihre Rüben gingen den märkiſchen weit vor; und der Biſchof hatte keine andere Butter auf ſeiner Tafel, als die von ihrer Hand gemacht war. Was man von ihrer Kleidung ſehen konnte, war klares oder dichtes Linnen, ungeſtickt und unbeſetzt; jedoch ſo nett von ihr geſäumt, daß man in jedem Stiche eine Grazie verſteckt zu ſehen glaubte. Das Einzige, was man an ihr Ueberflüſſiges bemerkte, war ein Heideblümchen in den lichtbraunen Locken. Sie pflegte aber dieſen Staat damit zu entſchuldigen, daß es der einzige wäre, welchen ſie jemals zu machen gedächte; und man konnte denſelben um ſo viel eher gelten laſſen, weil ſie die Kunſt verſtand, dieſe Blumen ſo zu trocknen, daß ſie im Winter nichts von ihrer Schönheit verloren.

In ihrem Hauſe war Eingangs zur rechten Hand ein Saal oder eine Stube, welches man ſo genau nicht unterſcheiden konnte. Vermuthlich war es ehedem ein Saal geweſen. Jetzt ward es zur Spinnſtube gebraucht, nachdem Gertraud ein helles, geräumiges und reinliches Zimmer mit zu den erſten Bedürfniſſen des Lebens rechnete. Aus derſelben ging ein Fenſter auf den Hühnerplatz; ein anderes auf den Platz vor der Thüre, und ein drittes in die Küche, der Kellerthür gerade gegenüber. Hier hatte Gertraud manchen Tag ihres Lebens arbeitſam und vergnügt zugebracht, indem ſie auf einem dreibeinigten Stuhle (denn einen ſolchen zog ſie dem vierbeinigten vor, weil ſie ſich auf demſelben ohne aufzuſtehen und ohne alles Geräuſch auf das Geſchwindeſte herumdrehen konnte), mit dem einen Fuße das Spinnrad und mit dem anderen die Wiege in Bewegung erhalten, mit einer Hand den Faden und mit der anderen ihr Buch regiert, und die Augen bald in der Küche und vor der Kellerthür, bald aber auf dem Hühnerplatze oder vor der Hausthür gehabt hatte. Oft hatte ſie auch zugleich auf ihre Mutter im Kindbette Acht gehabt, und die ſpielenden Kinder mit einem freudigen Liede ermuntert. Denn das Kindbette ward zu der Zeit noch in einem Durtich oder Dortoir gehalten, wovon die Staatsſeite in die Spinnſtube ging und mit ſchönem Holzwerk, welches Pannel hieß, nun aber minder glücklich Boiſſerie genannt wird, geziert war. Desgleichen hatten die Eltern ihre Kinder noch mit ſich in der Wohnſtube, um ſelbſt ein wachſames Auge auf ſie zu haben. Ueber dem Durtich war der Hauptſchrank, worin die Briefſchaften, die Becher und andere Erbſchaftsſtücke verwahrt waren, und auch dieſen hatte Gertraud zugleich vor Dieben verwahrt.

Wenn die langen Winterabende herankamen, ließ ſie die Hausmägde, welche ſich daher ebenfalls überaus reinlich halten mußten, mit ihren Rädern in die Spinnſtube kommen. Man ſprach ſodann von Allem, was den Tag über im Hauſe geſchehen war, wie es im Stalle und im Felde ſtände, und was des andern Tages vorzunehmen ſein würde. Die Mutter erzählte ihnen auch wohl eine lehrreiche und luſtige Geſchichte, wenn ſie haspelte Die kleinen Kinder liefen von einem Schooße zum anderen, und der Vater genoß des Vergnügens, welches Ordnung und Arbeit gewähren, mittlerweile er ſeine Hände bei einem Fiſch- oder Vogelgarn beſchäftigte und ſeine Kinder durch Fragen oder Räthſel unterrichtete. Bisweilen ward auch geſungen, und die Räder vertraten die Stelle des Baſſes. Um Alles mit Wenigem zu ſagen: ſo waren alle nothwendigen Verrichtungen in dieſer Haushaltung ſo verknüpft, daß ſie mit dem mindeſten Zeitverluſt, mit der möglichſten Erſparniß überflüſſiger Hände und mit der größten Ordnung geſchehen konnten; und die Spinnſtube war in ihrer Anlage ſo vollkommen, daß man durch dieſelbe auf einmal ſo viele Abſichten erreichte, als möglicherweiſe erreicht werden konnten.

Nicht weit von dieſer glücklichen Familie lebte Ariſt, der einzige Sohn ſeiner Eltern, und der frühe Erbe eines ziemlichen Vermögens. Als ein Knabe und hübſcher Junge war er oft zu Gertraud in die Spinnſtube gekommen, und hatte manche ſchöne Birne darin gegeſſen, welche ſie ihm geſchält hatte. Nach ſeiner Eltern Tode aber war er auf Reiſen gegangen und hatte die große Welt in ihrer ganzen Pracht betrachtet. Er verſtand die Baukunſt, und hatte Geſchmack und einen natürlichen Hang zum Ueberflüſſigen, welchen er in ſeiner erſten Jugend nicht verbergen konnte, da er ſchon nicht anders als mit einem Federhute in die Kirche gehen wollte. Man wird daher leicht ſchließen, daß er bei ſeiner Wiederkunft jene eingeſchränkte Wirthſchaft nicht von ihrer beſten Seite betrachtet und die Spinnſtube ſeiner Mutter in einen Vorſaal verändert habe. Jedoch war er nichts weniger als verderbt. Er war ein billiger und vernünftiger Mann geworden, und ſein einziger Fehler ſchien zu ſein, daß er die edle Einfalt als etwas Niedriges betrachtete und ſich eines braunen Tuches ſchämte, wenn andere im goldgeſtickten Scharlach über ihn triumphirten.

Seine Eltern hatten ſeine frühe Neigung zu Gertraud gern geſehen, und die ihrigen wünſchten ebenfalls eine Verbindung, welche allen Theilen eine vollkommene Zufriedenheit verſprach. Seinen Wünſchen ſetzte ſich alſo nichts entgegen; und wie viele Schönheiten er auch auswärts geſehen hatte, ſo war ihm doch nichts vorgekommen, was ihre Reizungen übertroffen hätte. Er widerſtand daher nicht lange ihrem mächtigen Eindruck, und der Tag zur Hochzeit ward von den Eltern mit derjenigen Zufriedenheit angeſetzt, welche eine ausgeſuchte Ehe unter wohlgerathenen Kindern insgemein zu machen pflegt. Allein ſo oft Ariſt ſeine Braut beſuchte, fand er ſie in der Spinnſtube, und er mußte manchen Abend, die Freude, ſeine Geliebte zu ſehen, mit dem Verdruß, zwiſchen Rädern und Kindern zu ſitzen, erkaufen.

Er konnte ſich endlich nicht enthalten, einige ſatyriſche

Züge gegen dieſe altväteriſche Gewohnheit auszulaſſen. Iſt es möglich, ſagte er einmal gegen den Vater, daß ſie unter dieſem Geſumſe, unter dem Geplauder der Mägde und unter dem Lärm der Kinder ſo manchen ſchönen Abend hinbringen können? In der ganzen übrigen Welt iſt man von der alten deutſchen Gewohnheit, mit ſeinem Geſinde in einem Rauche zu leben, zurückgekommen, und die Kinder können unmöglich edle Geſinnungen bekommen, wenn ſie ſich mit den Mägden herumzerren. Ihre Denkungsart muß nothwendig ſchlecht, und ihre Aufführung nicht beſſer gerathen. Ueberall, wo ich in der Welt geweſen, haben die Bedienten ihre eigene Stube; die Mägde haben die ihrige beſonders; die Kammerjungfer ſitzt allein; die Töchter ſind bei der Franzöſin; die Knaben bei dem Hofmeiſter; der Herr vom Hauſe wohnt in einem und die Frau im anderen Flügel. Blos der Eßſaal nebſt einigen Vorzimmern dienen zu gewiſſen Zeiten des Tages, um ſich darin zu verſammeln. Und wenn ich meine Haushaltung anfange, ſo ſoll die Spinnſtube gewiß nicht im Corps de logis angelegt werden.

Mein lieber Ariſt, war des Vaters Antwort, ich habe auch die Welt geſehen, und nach einer langen Erfahrung gefunden, daß Langeweile unſer größter Feind, und eine nützliche Erfahrung unſere dauerhafteſte Freundin ſei. Da ich auf das Land zurückkam, überlegte ich lange, wie ich mit meiner Familie meine Zeit für mich ruhig und vergnügt hinbringen wollte. Die Sommertage machten mich nicht verlegen. Allein die Winterabende fielen mir deſto länger. Ich fing an zu leſen, und meine Frau nähete. Im Anfang ging Alles gut. Bald aber wollten unſere Augen die Anſtrengung nicht aushalten, und wir kamen oft zu dem Schluſſe, daß das Spinnen die einzige Arbeit ſei, welche ein Menſch bis ins höchſte Alter ohne Nachtheil ſeiner Geſundheit aushalten könnte. Meine Frau entſchloß ſich alſo dazu; und nach und nach kamen wir zu dem Plan, welcher ihnen ſo ſehr misfällt. Dies iſt die natürliche Geſchichte unſeres Verfahrens; nun laſſen ſie uns auch ihre Einwürfe als Philoſophen betrachten.

In meiner Jugend diente ich unter dem General Montecuculi. Wie oft habe ich dieſen Helden in regnigten Nächten auf den Vorpoſten ſich an ein ſchlechtes Wachfeuer niederſetzen, aus einer verſauerten Flaſche mit den Soldaten trinken, und ein Stück Commisbrod eſſen ſehen? Wie gern unterredete er ſich mit jedem Gemeinen? Wie aufmerkſam hörte er oft von ihnen Wahrheiten, welche ihm von keinem Adjutanten hinterbracht wurden? Und wie groß dünkte er ſich nicht, wenn er in der Bruſt eines jeden Gemeinen Muth, Geduld und Vertrauen erweckt hatte? Was dort der Feldherr that, das thue ich in meiner Haushaltung. Im Kriege ſind einige Augenblicke groß, in der Haushaltung alle, und es muß keiner verloren werden. Sollte nun aber wohl dasjenige, was den Helden größer macht, den Landbauer beſchimpfen können? Und ſollte es vornehmer ſein, ſein Leben zu vermiethen, als ſein eigener Herr zu ſein, und dem Staate ohne Sold zu dienen? Warum ſollte ich alſo nicht mit meinem Geſinde, wie Montecuculi mit ſeinen Soldaten, umgehen?

Ein geſunder und reinlicher Menſch hat von der Natur ein Recht, ein ſtarkes Recht, uns zu gefallen. Der Ehrgeizige braucht ihn, die Wolluſt ſucht ihn; und der Geiz verſpricht ſich Alles von ſeinen Kräften. Ich habe allezeit geſundes und reinliches Geſinde; und bei der Ordnung, welche wir in allen Stücken halten, fällt es uns nicht ſchwer, es wohl zu ernähren und gut zu kleiden. Das Kleid macht nicht blos den Staatsmann, es macht auch eine gute Hausmagd; und es kann ihnen, mein lieber Ariſt, nicht unbemerkt geblieben ſein, daß der Zuſchnitt ihrer Mützen und Wämſer ihnen eine vorzügliche Leichtigkeit, Munterkeit und Achtſamkeit gebe. Ich erniedrige mich nicht zu ihnen; ich erhebe ſie zu mir. Durch die Achtung, welche ich ihnen bezeige, gebe ich ihnen eine Würde, welche ſie auch im Verborgenen zur Rechtſchaffenheit leitet. Und dieſe Würde, dieſes Gefühl der Ehre dient mir beſſer, als anderen die Furcht vor dem Zuchthauſe. Wenn ſie des Abends zu uns in die Stube gelaſſen werden, haben ſie Gelegenheit, manche gute Lehre im Vertrauen zu hören, welche ſich nicht ſo gut in ihr Herz prägen würde, wenn ich ſie ihnen als Herr im Vorübergehen mit einer ernſthaften Miene ſagte. Durch unſer Betragen gegen ſie ſind ſie verſichert, daß wir es wohl mit ihnen meinen, und ſie müßten ſehr unempfindliche Geſchöpfe ſein, wenn ſie ſich nicht danach beſſerten. Ich habe zugleich Gelegenheit, ohne von meiner Arbeit aufzuſtehen, und meine Zeit zu verlieren, von ihnen wegen ihrer Tagesarbeit Rechenſchaft zu fordern, und ihnen Vorſchriften auf den künftigen Morgen zu geben. Meine Kinder hören zugleich, wie der Haushalt geführt und jedes Ding in demſelben angegriffen werden muß. Sie lernen gute Herren und Frauen werden. Sie gewöhnen ſich zu der nothwendigen Achtſamkeit auf Kleinigkeiten, und ihr Herz erweitert ſich bei Zeiten zu den chriſtlichen Pflichten im niedrigen Leben, wozu ſich andere ſonſt mehr aus Stolz als aus Religion herablaſſen. Ordentlicher Weiſe laſſe ich meine Kinder mit dem Geſinde nicht allein. Wenn es aber von ungefähr geſchieht, ſo habe ich weniger zu fürchten als andere, deren Kinder mit einem verachteten Geſinde verſtohlene Zuſammenkünfte halten. Ich muß dabei bemerken, daß ich meine Kinder hauptſächlich zur Landwirthſchaft und zu derjenigen Vernunft erziehe, welche die Erfahrung mit ſich bringt. Von gelehrten Hofmeiſtern lernen tauſend die Kunſt, nach einem Modell zu denken und zu handeln. Aufmerkſamkeit und Erfahrung aber bringen nützliche Originale, oder doch brauchbare Copien hervor.

Ariſt ſchien mit einiger Ungeduld das Ende dieſer langen Rede zu erwarten, und vielleicht hätte er Gertrauds Vater in manchen Stellen unterbrochen, wenn der Ernſt, mit welchem dieſe ihrem Vater zuhörte, ihn nicht behutſam gemacht hätte. Es iſt einem jeden nicht gegeben, fiel er jedoch hier ein, ſich mit ſeinem Geſinde ſo gemein zu machen; und ich glaube, man thut allezeit am beſten, wenn man ſie in gehöriger Entfernung und Ehrfurcht hält. Alle Menſchen ſind zwar von Natur einander gleich. Allein unſere Umſtände wollen doch einigen Unterſchied haben; und es iſt nicht übel, ſolchen durch gewiſſe äußerliche Zeichen in der Einbildung der Menſchen zu unterhalten. Mit eben den Gründen, womit ſie mir die Spinnſtube anpreiſen, könnte ich ihnen die Dorfſchenke anrühmen. Und vielleicht bewieſe ich ihnen aus der Geſchichte des vorigen Jahrhunderts, daß verſchiedene Kaiſer und Könige, wenn ihnen die allezeit in einerlei Gemüthsuniform erſcheinenden Hofleute Langeweile verurſacht, ſich oft in einem Bauernhauſe gelabt, und ihren treuen Unterthanen unerkannter Weiſe zugetrunken haben.

Und ſie wollten dieſes verwerfen? verſetzte Gertrauds Vater mit einem edlen Unmuthe. Sie wollten eine Handlung lächerlich machen, die ich für die gnädigſte des Königs halte? Kommen ſie, fuhr er fort, ich habe hier noch ein Buch, das ich oft leſe. Es iſt Homer. Hier, hören Sie! (und in dem Augenblicke las er die erſte Stelle, ſo ihm in die Hand fiel): der alte Neſtor zitterte ein wenig, aber Hektor kehrte ſich an nichts. Welch eine natürliche Schilderung, rief er aus! Wie ſanft, wie lieblich, wie fließend iſt dieſe

Schattirung in Vergleich ſolcher Gemälde, worauf der Held in einem einfarbigen Purpur ſteht, den Himmel über ſich einſtürzen ſieht und den Kopf an einer poetiſchen Stange unerſchrocken in die Höhe hält? Wodurch war aber Homer ein ſolcher Maler geworden? Wahrlich nicht dadurch, daß er alles in einen prächtigen aber einförmigen Modeton geſtimmt, und ſich in eine einzige Form von Naſen verliebt? Nein, er hatte zu ſeiner Zeit die Natur überall, wo er ſie angetroffen, ſtudirt. Er war auch unterweilen in die Dorfſchenke gegangen, und der ſchönſte Ton ſeines ganzen Werks iſt dieſer, daß er die Mannichfaltigkeit der Natur in ihrer wahren und wirklichen Größe ſchildert und durch übertriebene Vergrößerungen oder Verſchönerungen ſich nicht in Gefahr ſetzt, ſtatt hundert Helden nur einen zu behalten. Er ließ der Helena ihre ſtumpfe Naſe, ohne ihr den ſchönen Hügel darauf zu ſetzen; und Penelopen ließ er in der Spinnſtube die Aufwartung ihrer Liebhaber empfangen.

Ariſt wollte eben von dem Durtich ſprechen, welcher beim Homer wie ein Vogelbauer in die Höhe gezogen wird, damit die darin ſchlafenden Prinzen nicht von den Ratzen oder anderen giftigen Thieren angegriffen würden. Allein der Alte ließ ihn nicht zum Worte kommen, und ſagte nur noch: ich weiß wohl, die veredelten, verſchönerten, erhabnen und verwöhnten Köpfe unſerer heutigen Welt lachen über dergleichen Gemälde. Allein mein Troſt iſt: Homer wird in England, wo man die wahre Natur liebt, und ihr in jedem Stande Gerechtigkeit widerfahren läßt, mehr geleſen und bewundert, als in dem ganzen übrigen Theile von Europa; und es gereicht uns nicht zur Ehre, wenn wir mit dem niedrigſten Stande nicht umgehen können, ohne unſere Würde zu verlieren. Es giebt Herren, welche in einer Dorfſchenke am Feuer mit vernünftigen Landleuten, die das ihrige nicht aus der Encyklopädie, ſondern aus Erfahrung wiſſen, und aus eigenem Verſtande wie aus offenen Herzen reden, allezeit größer ſein werden als orientaliſche Prinzen, die, um nicht klein zu ſcheinen, ſich einſchließen müſſen. Wenn wir dächten, wie wir denken ſollten: ſo müßte uns der Umgang mit ländlichen unverdorbenen und unverſtellten Originalen ein weit angenehmeres Schauſpiel geben, als die Bühne, worauf einige abgerichtete Perſonen ein auswendig gelerntes Stück in einem geborgten Affekte daher ſchwatzen.

Wie Gertraud merkte, daß ihr Vater eine Wahrheit, welche er zu ſtark fühlte, nicht mehr mit der ihm ſonſt eigenen Gelaſſenheit ausdrückte, unterbrach ſie ihn damit, daß ſie ſagte: ſie würde ſichs von Ariſten als die erſte Gefälligkeit ausbitten, daß er ſeiner Mutter Spinnſtube wieder in den vorigen Stand ſetzen ließe. Und ſie begleitete dieſe ihre Bitte mit einem ſo ſanften Blick, daß er auf einmal die Satyre vergaß, und ihr unter einer einzigen Bedingung den vollkommenſten Gehorſam verſprach. Gertraud wollte zwar anfangs keine Bedingung gelten laſſen. Doch ſagte ſie endlich: die Bedingungen eines geliebten Freundes können nichts Widriges haben, und ich weiß zum Voraus, daß ſie zu unſerem gemeinſchaftlichen Vergnügen ſein werde. Ariſt erklärte ſich alſo, und es ward von allen Seiten gut gefunden, daß Gertraud ein Jahr nach ihres Mannes Phantaſie leben, und alsdann dasjenige geſchehen ſollte, was ſie Beiderſeits wünſchen würden. Jeder Theil hoffte indeß den anderen auf ſeine Seite zu ziehen.

Der Hochzeitstag ging fröhlich vorüber, und wenngleich Ariſt ſich an demſelben in ſeiner ſchönſten Größe zeigte, ſo bemerkte man doch auf der anderen Seite nichts, was man Ueberfluß nennen konnte. Gertrauds Vater kleidete alle Arme im Dorfe neu; nur ſich ſelbſt nicht, weil ſein Rock noch völlig gut war. Er gab nicht mehr als drei Speiſen und ein gutes Bier, das im Hauſe gemacht war. Denn der Wein war damals noch keine allgemeine Mode, und es hatte ſich kein Leibarzt beifallen laſſen, der Braunahrung zum Trotze, das Waſſer geſunder zu finden. Die Braut trug ihr Heideblümchen, und die liebenswürdige Sittſamkeit war das durchſcheinende Gewand vieler edlen und mächtigen Reizungen. Sie war weiß und nett ohne Pracht. Des anderen Morgens aber erſchien ſie nach der Abrede in unausſprechlichen Kleidungen. Denn die Zeit hat die Modenamen aller Kopfzeuge, Hüllen und Phantaſien, welche zu der Zeit zum Putz eines Frauenzimmers gehörten, längſt in Vergeſſenheit kommen laſſen. Und wenn ſie ſolche auch erhalten hätte: ſo würde man ſie doch eben ſo wenig verſtehen, als dasjenige, was man in der Limburger Chronik von gemützerten, geflützerten, verſchnittenen und verpattelten, von kleinſpalt, kogeln, ſorkett und diſſelſett lieſt. Gertraud, die Alles, was ſie war, jederzeit aus Ueberzeugung war, ſpielte ihre neue Rolle wirklich ſchöner, als wenn ſie ſolche gelernt hätte. Sie ſtand ſpät auf, ſaß bis um neun Uhr am Kaffeetiſche, putzte ſich bis um zwei, aß bis um vier, ſpielte bis acht, ſetzte ſich wieder zu Tiſche bis zehne, zog ſich aus bis um zwölfe, und ſchlief wieder bis achte; und in dieſem einförmigen Zirkel verfloß der erſte Winter in einer benachbarten Stadt, wohin ſie ſich nach der Mode begeben hatten.

Wie der folgende Winter ſich näherte, fing Ariſt allmälig an, Ueberlegungen zu machen. Sein ganzes Hausgeſinde hatte ſich nach ſeinem Muſter gebildet. In der Haushaltung war Vieles verloren, Vieles nicht gewonnen, und in der Stadt ein Anſehnliches mehr als ſonſt verzehrt worden. Er mußte ſich alſo entſchließen, auf dem Lande zu bleiben, wofern er ſeine Wirthſchaft in Ordnung halten wollte. Gertraud hatte ihm bis dahin noch Nichts geſagt. Denn auch dieſes hatte er ſich bedungen. Allein nunmehr, da das Probejahr zu Ende ging, ſchien ſie allmälig mit einem Blicke zu fragen, wiewohl mit aller Beſcheidenheit, und nur ſo, daß man ſchon etwas auf dem Herzen haben mußte, um dieſen Blick zu verſtehen.

Zur Zeit wie Ariſt in Paris geweſen war, hatte man eben die Spinnräder erfunden, welche die Damen mit ſich in Geſellſchaft trugen, auf den Schooß ſetzten, und mit einem ſtählernen Haken an eben derſelben Stelle befeſtigten, wo man jetzt die Uhr trägt. Man drehte das Rad mit einem ſchönen kleinen Finger und tändelte oder ſpann mit einem anderen. Von dieſer Art hatte er heimlich eins für Gertraud kommen laſſen; und für ſich ein Geſtell zu Knötgen. Denn die Mannsperſonen fingen eher an zu knötgen als zu trenſeln. Ehe ſichs Gertraud verſah, rückte Ariſt mit dieſen allerliebſten Kleinigkeiten hervor, und gedachte damit eine Wendung gegen ſein feierliches Verſprechen zu machen. Vielleicht wäre es ihm auch eine Zeitlang geglückt, wenn nicht das Rädchen mit einer unendlichen Menge Berlocken geziert geweſen. Sie wußte zwar die Geſchichte ihres Urſprungs und zu welchem Ende der Liebesgott dieſe kleinen Siegeszeichen erfunden hatte, nicht. Allein ſie ſah doch wohl ein, daß dieſer überflüſſige Zierrath ein kleiner Spott über ihre ehemaligen Grundſätze ſein ſollte. Indeſſen ſchwieg ſie und ſpann. Ariſt machte Knötgen.

Kaum aber war ein Monat und mit dieſem die Neuigkeit vorüber, ſo fühlte Ariſt ſelbſt die ganze Schwere dieſer langweiligen Tändelei. Längſt hatte er eingeſehen, daß nichts, als nützliche Arbeit, die Zeit verkürzen, und ein dauerhaftes Vergnügen erwecken könnte. Allein dieſe ſeine Erkenntnis war unter dem Geräuſch jugendlicher Luſtbarkeiten verſchwunden; jetzt verwandelte ſie ſich in eine lebhafte Ueberzeugung, da die Noth ſich bei ihm als ein ernſthafter Sittenlehrer einſtellte. Er fing alſo an, Gertraud offenherzig und zärtlich zu geſtehen, wie es wohl ſchiene, daß ſie Recht behalten würde ......

Die Scene, welche hierauf erfolgte, iſt zu rührend, um ſie zu beſchreiben. Es iſt genug zu wiſſen, daß Gertraud den Sieg und eine ganz neue Spinnſtube erhielt; woraus ſie, wie zuvor, ihre ganze Haushaltung regieren konnte. Nur wollte Ariſt nicht, daß ſie Eingangs zur Linken liegen ſollte, weil er hier ſeinen Saal behalten, und die Damen, ſo ihn beſuchten, wie in Menuet, von der Rechten zur Linken führen wollte. Dies ward leicht eingeräumt und jedermann weiß, daß ſie Beide unter Rädern und Kindern ein ſehr hohes und vergnügtes Alter erreicht haben. Man ſagt dabei, daß die damalige Landesfürſtin ihnen die Ehre erwieſen, ſie in der Spinnſtube zu beſuchen, und daß ſie zum Andenken derſelben eine dergleichen auf dem Schloſſe zu Iburg angelegt habe, welche bis auf den heutigen Tag die Spinnſtube genannt wird.

V.

Der unverhoffte Glücksfall.

Ein reicher Kaufmann von Paris, der ſeinen großen Wohlſtand nicht ſowohl ſich ſelbſt, als der Betriebſamkeit und den Anſtrengungen ſeiner Voreltern verdankte, die in der Handelswelt immer angeſehen geweſen waren, hatte von ihnen nicht allein ihr Geld und Gut, ſondern auch mit vollem Rechte ihren guten Namen geerbt, indem er allgemein für einen der redlichſten Männer von der Welt galt. Er war Witwer und Vater einer zahlreichen Familie, die aus fünf Söhnen und vier Töchtern beſtand. Die Söhne waren im Staatsdienſte, und verdankten darin ſeiner Fürſorge eine Stellung, die ſie hinter denen, welche ſie an Geburt überragten, nicht zurückbleiben ließ; von den vier Töchtern aber waren drei in Klöſter gegangen, wo ihnen die reiche Ausſteuer, die ihnen ihr Vater mitgegeben hatte, ein ruhiges Leben ſicherte, und wurde die jüngſte, Namens Julie, noch im väterlichen Hauſe, unter den Augen einer bejahrten und verſtändigen Hofmeiſterin, erzogen.

Es erhellt aus alle dem, daß dieſer Kaufmann nicht mehr jung war; aber da er an keinem einzigen der Gebrechen des Alters litt, ſo machte er in der Stadt ein ſehr angenehmes Haus, in dem Geſchmack, Behaglichkeit und höfliche Sitte vorherrſchten. Auch wendete er ſein Vermögen überhaupt auf eine ſo edle und ungewöhnliche Art an, und ſtiftete damit ſo vieles Gute für das Gemeinweſen, wie für Einzelne, daß Jedermann es ſich zur Ehre rechnete, ſein Freund zu ſein. Julie war damals noch ſo jung, daß ſie in den Geſellſchaften ihres Vaters nicht ſichtbar wurde, und ſobald ſie ein Alter erreicht, in dem ſie wohl die Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen haben würde, ſendete er ſie einer Schweſter ſeiner verſtorbenen Gattin zu, die auf einem ihr angehörigen kleinen Landgute ein einfaches Leben führte. Hier entfaltete ſich denn ihre Schönheit in ſo hohem Grade, daß ſie in ihrem ſiebenzehnten Jahre ein Gegenſtand der Bewunderung der ganzen Provinz war, und da ihre alte Tante wohl wußte, daß die Jugend in der Regel keine Freundin der Einſamkeit iſt, ſo wendete ſie ihr gern die unſchuldigen Freuden der Jugend zu, indem ſie mit ihr die meiſten Geſellſchaften und Feſte der benachbarten Stadt zu beſuchen pflegte.

Alſo ſtanden die Sachen dieſer Familie, und der Kaufmann war drauf und dran, ſeine Tochter aus der Provinz zurückkommen zu laſſen, und bald auf vortheilhafte Art zu verheirathen, weil ſie nicht die mindeſte Neigung für das Kloſter zu erkennen gab, als er durch einen furchtbaren Unglücksfall in einer einzigen Nacht eben ſo arm wurde, wie er am Abende vorher noch reich geweſen war.

Da er nämlich recht gut wußte, daß baares Geld das beſte Mittel zu Beendigung jedweden Geſchäftes ſei, und da er alſo viel auf ſolches hielt, ſo hatte er deſſen ſehr wenig auf Zinſen ausgethan und ſich für den Nothfall nur etwa ſechstauſend Livres Leibrenten gekauft, womit er, um von keinem ſeiner Kinder abhängig zu ſein, wann er ihnen dereinſt ſein Vermögen in die Hände gegeben hätte, in Zukunft ſeine wenigen Bedürfniſſe zu beſtreiten hoffte. Sein ganzes übriges Vermögen beſtand in baarem Gelde und in Wechſelbriefen, von deren ſtets erneutem Umſatz er bedeutenden Gewinn zog. Das baare Geld hatte er einem öffentlichen Beamten zur Aufbewahrung anvertraut, der allen Anſchein für ſich hatte, ihm ein zuverläſſiger und getreuer Kaſſirer zu ſein. Indeſſen, wie unzuverläſſig machen nicht Habſucht oder ſchlechte Aufführung auch die Ehrlichkeit der beſten Menſchen! Die Umſtände dieſes Mannes hatten ſich verſchlechtert, ohne daß jemand davon Kenntniß erlangt, und da er alſo die ihm anvertrauten Dinge nicht mehr vertreten, und die von ihm veruntreuten Verwahrgelder nicht alle mehr herbeiſchaffen konnte, ſo machte er ſich eines Nachts aus dem Staube und entfloh mit ſo vielem Gelde, als er von anderen Leuten noch in Händen hatte, in das ferne Ausland.

Der unglückliche Kaufmann war einer der reichſten ſeiner Gläubiger, und alſo auch einer der von ihm am ſchlimmſten gemißbrauchten. Der Betrüger hatte ſeine Gelder theils ausgegeben, theils mitgenommen, und es konnten die in Menge auf ihn laufenden Wechſel nicht bezahlt werden. Sein Credit ging ſchnell zu Grunde. Seine Geſchäftsfreunde ſahen ihre Wechſel zurückgewieſen, und wieſen drum die ſeinigen auch zurück, woraus eine um ſo größere Verwirrung in ſeinen Angelegenheiten entſtand, als er nicht im mindeſten auf ſie vorbereitet geweſen war. Die Maßregeln, die er gegen den Bankerottirer ergriff, blieben erfolglos, denn derſelbe hatte ſich gehörig vorgeſehen und beabſichtete nicht im mindeſten, ſeine Veruntreuungen zu erſetzen. Des Kaufmanns Häuſer wurden weggenommen, ſeine Renten mit Beſchlag belegt, kurz, er befand ſich bald nicht nur ohne Hab und Gut, ſondern ſogar auch ohne Unterhalt, und, was er für das Allerſchlimmſte in ſeinem Unglück erachtete, er ſah ſich ſelbſt von ſeinen eifrigſten Freunden verlaſſen, denen er ſo viele Dienſte erwieſen hatte, und mußte bei dieſer Gelegenheit die Erfahrung machen, daß die Erkenntlichkeit eine Tugend iſt, der man nur während des Augenblickes der Wohlthat eingedenk bleibt. So vieles Unglücks ungeachtet, ertrug er ſein Schickſal, in dem was ihn ſelbſt anlangte, mit ſtandhaftem Muthe; aber deſſen üble Folgen für die Seinigen bekümmerten ihn ſchwer. Seine Söhne konnten ſeiner Unterſtützung ſchon allenfalls entbehren, ſie waren avancirt, und den einen erhielt ſein Regiment, den andern ſeine Compagnie, auch ließen die Penſionen, die ſie vom Hofe genoſſen, ihnen ihren Verluſt weniger fühlbar werden. Aber die arme Julie durfte ferner auf keine Mitgift rechnen, und ihres Vaters einziger Ausweg mit ihr war die Hoffnung, ſie in eines der Klöſter ihrer Schweſtern unterzubringen, wo man ihr wohl, ihrer ſchönen Singſtimme halb, eine Stelle einräumen würde. In dieſer Hinſicht meldete er ſeiner Schwägerin den Umſturz ſeines Glücks, und bat ſie, ſeine Tochter zwar noch mit dieſer ſchlimmen Nachricht zu verſchonen, ihr aber zu verſtehen zu geben, daß der Schleier das ihr beſchiedene Theil ſei. Die Tante war über das Geſchehene äußerſt betroffen. Sie liebte ihre Nichte Julie, die ſie für die Welt erzogen hatte, und da ſie es für unmöglich hielt, deren Sinn mit einemmale auf das Kloſter zu richten, ſo zog ſie vor, ihr den Verluſt ihrer irdiſchen Glücksgüter zu eröffnen und verhehlte ihr nur noch ſorgfältig die Abſichten ihres Vaters. Sie ſchmeichelte ſich dabei, Juliens Schönheit würde ihr den Mangel an Reichthum erſetzen, und ihr eigenes Vermögen, zu deſſen Erbin ſie dieſelbe beſtimmte, hinreichen, ſie zur Gattin irgend eines alten Edelmanns aus der Provinz zu machen. Sie munterte das junge Mädchen auf, ſich nicht niederſchlagen zu laſſen, verſprach ihr, ſich ihrer immer anzunehmen zu wollen, und verlangte von ihr, daß ſie fortführe, die ſich ihr darbietenden Freuden ihres Alters zu genießen.

Das Herz der lieblichen Julie war noch frei, und die Veränderung ihres Schickſals machte alſo an ſich ſelbſt geringen Eindruck darauf; nur der einzige Gedanke an ihren beklagenswerthen Vater betrübte ihre Seele, ſie ſelbſt war mit der Gegenwart zufrieden, und die Zukunft ſchien ihr zu entfernt zu liegen, als daß ſie hätte ihr Auge auf ſie richten mögen. Sie dankte ihrer Tante alſo für ihre Güte, bat ſie, ihr ferner gewogen zu bleiben, und war ſchön und heiter nach wie vor. Die Tante ihrerſeits war mit dieſer Gemüthsruhe ſehr zufrieden, denn ſie wünſchte die böſe Zeitung vom Falle ihres Bruders nicht in der Provinz ruchbar werden zu laſſen, um etwaige Freier nicht von Julien abzuſchrecken.

Um dieſelbe Zeit geſchah es, daß die beiden Damen zu einem Feſte eingeladen wurden, deren Hauptzierde Julie werden ſollte. Ein benachbarter Landedelmann beluſtigte ſich und ſeine vier bei ihm lebenden Töchter des öfteren damit, auf ſeinem Gute Komödie zu ſpielen, und zwar bald die beliebteſten neuen Theaterſtücke, bald ſeine eigenen Produktionen aufführen zu laſſen. Er war Dichter, liebte die Geſelligkeit, war ein Freund und, wie er meinte, auch ein Kenner der Muſik, und ſo kam es, daß auf ſeinem Schloſſe abwechſelnd Conzert und Theater war. In der Provinz iſt jedes Vergnügen willkommen, und man iſt jederzeit bereit, an der Unterhaltung Theil zu nehmen und mit dazu beizutragen. Der Adel der Umgegend, Herren ſowohl wie Damen, bewarb ſich angelegentlich um die Hauptrollen, Julie erhielt deren immer die glänzendſten und ſpielte ſie mit ſolcher Anmuth und Gewandtheit, daß ihr keine Andere ſie ſtreitig machte. Der alte Edelmann hatte nun kürzlich ein neues Trauerſpiel geſchrieben, das die jüngere Cleopatra hieß. Er erhielt eben zahlreichen Beſuch aus Paris, der mehrere Wochen bei ihm zubringen wollte, und es war alſo natürlich, daß er ihn zu unterhalten ſuchte. Unter ſeinen Gäſten befand ſich ein junger, von der Natur mit reichen Gaben ausgeſtatteter Kavalier, dem er die Rolle des Coriolan anbot. Der Marquis d'Orſimond, ſo hieß er, war in Paris viel auf Geſellſchaftsbühnen aufgetreten, und nahm die Rolle unter der ſcherzhaften Bedingung an, daß man ihm eine Cleopatra gäbe, die eben ſo ſchön wäre, wie die des Antonius. Der alte Herr antwortete in demſelben Tone: er wiſſe zwar nicht, ob die junge Cleopatra ihrer Mutter gleiche; aber dafür wolle er einſtehen, daß die junge Dame Eine wie die Andere verdunkelt haben würde, hätte ſie mit ihnen zu gleicher Zeit gelebt. — Dieſe Rede machte den jungen Marquis neugierig und bewog ihn, in ſeinen Wirth um ſchnelle Vertheilung der Rollen zu dringen, damit ihm bald das Vergnügen zu Theil würde, die junge geprieſene Schönheit zu ſehen. Man ließ die Sache drum nicht hinhängen, der Edelmann fuhr auf der Stelle zu ſeiner Gutsnachbarin, lud ſie zu dem Feſte ein und bat ſie, ihrer Nichte die Erlaubniß zur Uebernahme einer Hauptrolle in dem Stücke zuzugeſtehen. Man pflegte Einladungen ſolcher Art nicht auszuſchlagen, und die gegenwärtige wurde gern angenommen. Da nun aber die Tante wußte, die Fremden wären aus Paris, ſo bat ſie den Edelmann, Juliens Namen nicht zu nennen, und auf etwaige Nachfrage nur zu erwiedern, daß ſie ihre Nichte ſei, ohne ſich über ihre Familienverhältniſſe näher auszulaſſen, damit dieſelben nicht weiter beſprochen würden. Der alte Herr, der niemals an etwas Anderes als an Muſik und Verſe dachte, war ihrer Zuſage froh und ſagte ſeine

Verſchwiegenheit auf ſein Wort zu, das er hielt. Er ließ die Damen in ſeinen Wagen ſteigen und führte ſie gleich auf ſein Schloß heim, um ſie, wie im Triumphe, der Geſellſchaft vorzuſtellen, auf die Juliens Schönheit ſo augenſcheinlich wirkte, daß es ſie gewiſſermaßen eben ſo verlegen machte, ſchön zu ſein, wie eine Andere es etwa wegen ihrer Häßlichkeit geworden wäre. Der Einzige aller Anweſenden, der ſeine Bewunderung deſſen, was er ſah, in ſich verſchloß, war der Marquis d'Orſimond, der eben, weil er zu viel zu ſagen hatte, faſt kein Wort ſagte, und Julien nur mit ſeinen Augen ſeine Gefühle ausdrückte, die die Anderen in reichlichem Maße von ihren Lippen erklingen ließen. Er empfand ſogar eine Art von Verdruß über die vielen unnützen Worte, die gemacht wurden, und hätte lieber geſehen, daß Jedermann ſich ſo ſtill wie er verhalten, damit Julie weniger von der Menge und ihren Huldigungen erdrückt worden wäre und die Zeit behalten hätte, ihn ſelbſt darin zu unterſcheiden. Er wußte noch gar nicht einmal recht, was er für ſie fühlte, und war doch ſchon auf den Beifall eiferſüchtig, den ſie von Anderen einerndtete. So ſtand er in eine Fenſterbrüſtung zurückgelehnt und hatte ſeine Augen feſt auf die reizende Erſcheinung geheftet, als eben Juliens, von der allgemeinen Aufmerkſamkeit, die ſie erregte, beſchämte und Ausflucht ſuchende Blicke den ſeinigen begegneten. Ohne zu wiſſen was ſie thaten, begrüßten ſie ſich, und d'Orſimond gerieth in Verwirrung, derweil Julie flüchtig erröthete, und in der allgemeinen Unterhaltung, die ſich natürlich um das Theater drehte, von dem unwillkürlichen Verlangen angereizt, ihm zu gefallen, nur um ſo ſchöner und liebenswürdiger wurde. Ja, ihre gute Stimmung an dieſem Tage wurde überdies noch um Vieles erhöht, als ſie hörte, daß der Marquis d'Orſimond beſtimmt ſei, den Coriolan zu ſpielen, der in dem Stücke nämlich Cleopatren liebte und von ihr wieder geliebt wurde, während der Kaiſer Auguſtus zwar ihre Liebe zu begünſtigen ſchien; Tiberius aber, insgeheim Coriolans Nebenbuhler, ſich ihrem Glücke widerſetzte, und vermittelſt der Kaiſerin Livia, ſeiner Mutter, den Auguſtus der Abſicht, ſie mit einander zu verbinden, entfremdete.

Dieſe Gelegenheit ſchien dem jungen Marquis ſo ungemein günſtig, Julien ſeine Gefühle auszuſprechen, daß er ſchon am dritten Tage darauf ſeine Rolle, die eine der ſtärkſten war, auswendig wußte. Und da Julie aus einem ähnlichen Antriebe nicht minder gut memorirte, derweil die übrigen Mitſpieler ſich längere Zeit nahmen, ſo repetirten Julie und d'Orſimond ihre Rollen zuſammen mit einer Sorgfalt, die dem Dichter außerordentlich ſchmeichelte, weil er dafür hielt, ſie ginge aus einem ſo lebhaften Antheile an ſeinem Trauerſpiele hervor. Wiewohl nun der junge Marquis gewünſcht hätte, daß die Proben nimmermehr genügt haben möchten, um deſto längere Zeit mit Julien zu repetiren, die ihm dabei in der Meinung, nur Komödie zu ſpielen, alle erwachende Zärtlichkeit ihres Herzens zu erkennen gab, ſo kam es doch am Ende zur Aufführung. Alle vornehmen und ausgezeichneten Leute der Provinz waren dabei als Zuſchauer gegenwärtig, und der Herr des Schloſſes machte einen ſehr angenehmen Wirth. Cleopatra und Coriolan erwarben ſich durch ihr natürliches Spiel die allgemeinſte Bewunderung, und das Ende deſſelben war, daß Cleopatra in Folge ihrer dem Coriolan wiederholt verſicherten Liebe ihn wirklich zu lieben anfing, und ſich dieſes Umſtandes erſt dann verſah, als es nicht mehr Zeit war, ihn zu bekämpfen. Nun wurden ihr erſt die Vermögensverhältniſſe ihres Vaters recht ſchrecklich, und ſie erkannte, welche Kluft ihre Dürftigkeit zwiſchen ihr und dem Gegenſtand ihrer Wünſche eröffnet hatte, der, wie ſie gehört, nicht nur von ſehr hoher Geburt, ſondern auch unermeßlich reich war, und von ſeinem Vater für den Stammhalter und die einzige Hoffnung ſeines Geſchlechts angeſehen wurde, ſo daß er mit deſſen Genehmigung gewiß nimmermehr eine Mißheirath hätte eingehen dürfen. Dieſe Betrachtungen vermochten denn auch das junge Mädchen, zwar ihr Betragen gegen den Marquis mit einemmale durchaus zu ändern; eben die künſtliche Zurückhaltung aber, die ſie von nun an gegen ihn beobachtete, theilte ſeinen Gefühlen für ſie eine erhöhte Kraft mit und vermochte ihn, den erſten günſtigen Augenblick zu einer Erklärung zu benutzen. Julie war ihrerſeits allerdings nicht im Stande, ſich ihm ſo gleichgültig zu zeigen, als ſie wohl gern gewollt hätte, indeſſen gab ſie ihm auf das ernſtlichſte zu bedenken, wie ungleich bei ihrer völligen Armuth und bei dem Glanze ſeiner Familie ihre beiderſeitigen Verhältniſſe wären, und ſchnitt ihm damit alle Hoffnung ab. D'Orſimond mochte ihre Entſchloſſenheit bekämpfen und ſie bitten, wie er wollte, es half zu nichts, ja ſie weigerte ſich ſogar, weil ſie befürchtete, ſich ſeine Verachtung zuzuziehen, ihm den Namen ihres Vaters anzugeben, und wollte es ihm ein für allemal unmöglich machen, deſſen Wohnung in Paris aufzufinden und ſich ihr je wieder zu nähern. D'Orſimond war über ihre Strenge in Verzweiflung. Er verſuchte zu wiederholtenmalen die Aufklärungen, welche ihm Julie vorenthielt, von dem alten Edelmanne, deſſen Gaſt er war, zu erlangen; aber er erfragte ſich von dieſem keine andere Antwort, als: daß ihm Name und Familie der jungen Dame, die ihm von ſeiner Gutsnachbarin nur als ihre Nichte vorgeſtellt worden, völlig unbekannt ſei, und ſo verſank der Jüngling allmälig über dieſe Täuſchungen in tiefe Traurigkeit und Schwermuth. Es war ein Glück für Julien, deren Feſtigkeit vielleicht am Ende dennoch ihrem Mitleiden mit ſeinem Zuſtande gewichen wäre, daß zu derſelben Zeit plötzlich ein Brief von ihrem Vater an ihre Tante einlief, der ihre unverzügliche Rückkehr nach Paris forderte. Dieſes Ereigniß beſtärkte ſie um ſo mehr in ihrem Entſchluſſe, gegen den Marquis verſchwiegen zu bleiben, als ihre Tante dieſe Gelegenheit benutzte, ihr zugleich die Abſichten zu eröffnen, die ihr Vater mit ihrer Zukunft hegte. Die ſchöne Julie erſchrak über den Gedanken an das Kloſter, der ihr ſo nahe gelegt wurde, keineswegs; ſie hatte die Hoffnung aufgegeben, den Marquis jemals zu beſitzen, und ſo war ihr die Einſamkeit, die ihr ein Kloſter verſprach, das Wünſchenswertheſte auf Erden. Ohne d'Orſimond noch einmal zu ſehen, indem ihre Tante von der Familie ihres Gutsnachbars ſchriftlichen Abſchied für ſie nehmen mußte, reiſte ſie nach Paris ab, und der zärtlich liebende Marquis folgte ihr, in ſeiner Niedergeſchlagenheit der unglücklichſte aller Menſchen, wenige Tage ſpäter nach.

Inzwiſchen die beiden Liebenden ſo viele Freuden und Leiden mit einander empfunden, hatte Juliens Vater mit dem größten Eifer dahin geſtrebt, ſich aus ſeiner ärgſten Verlegenheit zu ziehen, und ſeine Klugheit und Umſicht hatte ihn dabei ſo wohl geleitet, daß es ihm gelungen war, mittelſt des Verkaufes aller ſeiner liegenden Gründe, ſeines Silberzeugs und ſeiner prachtvollen Mobilien, ſeine Leibrente von ſechstauſend Livres von dem darauf gelegten Beſchlage zu befreien. Allerdings war aber dieſer ſchmale Jahrgehalt das Einzige, was ihm von ſeinem vormaligen Reichthume blieb, denn ſein Credit war mit ſeinen Fonds dahin, und er mußte ſich nun wohl oder übel entſchließen, ſeine Tochter in ein Kloſter zu geben, was er freilich um ſo unlieber that, als er aus den Mittheilungen ſeiner Schwägerin wußte, daß ſie ohne alle Neigung dazu ſei. Demzufolge hatte er ſie denn jetzt von dieſer Letzteren zurückgefordert, um ſie einer ihrer Schweſtern auf eine Zeit lang zu übergeben, und den Verſuch zu machen, vielleicht am erſten auf dieſem Wege, ſo wie er es wollte, auf ihre Geſinnungen einzuwirken.

Am Abende vor ihrer Ankunft ſann er eben bei ſich nach, wie er ihr mindeſtens einige Annehmlichkeiten in ihrer ihr bevorſtehenden Zurückgezogenheit verſchaffen könnte, als er plötzlich einen ſehr vornehmen und reichen Mann, den Grafen von Mirmonde, bei ſich eintreten ſah, der ihm von jeher viele Freundſchaft zu erkennen gegeben, und den er ſeit etwa einem Jahre nicht wieder geſehen hatte. Dieſer Beſuch erneute all ſeinen Kummer, da er ſich alſo genöthigt ſah, in ſeiner beſchränkten Lage vor einem Manne von ſolchem Stande zu erſcheinen, der ihn ſelbſt nur in den glänzendſten Verhältniſſen geſehen hatte. Da er nicht umhin gekonnt, einen Theil ſeines Gefühls durch die Kälte blicken zu laſſen, mit der er den Grafen empfing, ſo ſagte dieſer, indem er ihn umarmte: Wie, in aller Welt, mein Theuerſter! kennen ſie ihre alten Freunde nicht mehr? Haben wenige Monate der Entfernung hingereicht, deren Angedenken in ihnen zu verwiſchen? — Ihre Freundſchaft, Herr Graf, antwortete der Kaufmann, iſt mir jederzeit zu ſchätzbar geweſen, als daß ich hätte ihrer uneingedenk werden können; aber ich geſtehe ihnen, daß ich in meiner gegenwärtigen Lage, verlaſſen, wie ich von Allen bin, die mich ehemals, wie ſie, mit dem Namen Freund beehrten, auf ihren gütigen Beſuch nicht gefaßt war. — Ich ſehe wohl, erwiederte der Graf: ſie haben mich niemals recht gekannt, da ſie mich mit Menſchen dieſes Schlages verwechſelten. Erfahren ſie hiermit, mein lieber Freund, fuhr er fort, daß meine Geburt mir erhabnere Geſinnungen einflößt, und daß mein Reichthum mich nicht abhält, an meinen Freunden eben andere Eigenſchaften als den Beſitz vergänglicher Glücksgüter zu ſuchen und zu ehren. Sie dürfen ſich hiernach nicht verwundern, wenn ſie von mir hören, daß ihr Unglück meine Freundſchaft zu ihnen nicht vermindert hat. Ihnen dies zu beweiſen, komme ich in keiner anderen Abſicht, als ihnen meine Dienſte anzubieten, und aus einer näheren Kenntnißnahme von dem Stande ihrer Angelegenheiten von ihnen zu erfahren, ob ich ihnen nicht irgend nützlich werden kann? —

Der Graf von Mirmonde war einer jener hochmüthigen Menſchen, die eben ſowohl durch ihr gebieteriſches Weſen, wie durch ihre edle Geburt hervorragen; aber er war dabei offenherzig, freigebig und freiſinnig, und in ſeinen Entſchlüſſen eben ſo raſch als beharrlich. Der Kaufmann kannte ſeinen Charakter ziemlich, und da er überdies nicht umhin konnte, ſich ihm für die gute Abſicht, die ihn zu ihm führte, verpflichtet zu fühlen, ſo hielt er es nicht für räthlich, ſich ihn etwa zum Feinde zu machen, indem er ihm ſeine Lage zu verbergen ſuche, und ſprach ihm ſeine Dankbarkeit aus, ihm von Allem, was ihm zugeſtoßen, einen umſtändlichen Bericht abſtattend. — Was mich dabei am meiſten betrübt, ſchloß er ſeine Rede, iſt meine Tochter, die, jung, ſchön und für die Welt geſchaffen, ſonach auf alle ihre Vorzüge verzichten muß, um in ein Kloſter zu gehen, da ich außer Stande bin, ihr ein anderes Schickſal zu bereiten. — Ihre Erzählung erregt meine Theilnahme, fiel ihm der Graf ein, ihre Lage rührt mich. Iſt es denn aber möglich, daß ihnen von ſo vielen ehemaligen Freunden kein einziger Hülfe geleiſtet? — Weit entfernt, mir beizuſtehen, antwortete der Kaufmann, hat ſich kein einziger ſeit meinem Falle wieder vor mir ſehen laſſen. — Alſo, hub der Graf an, iſt ihnen nicht das geringſte verblieben, als ihre Leibrente von ſechstauſend

Livres, die mit ihrem Tode aufhört, und als fünf Söhne und eine Tochter, denen ſie nichts hinterlaſſen und ſogar nicht einmal mehr etwas geben können? Was ihre Söhne anlangt, fuhr er fort, indem er aufſtand und mit großen Schritten auf und abging, die ſind weiter nicht zu beklagen; was ſie ſchon erreicht haben, verbunden mit dem Schutze, den ich ihnen gewähren kann, ſetzt ſie in den Stand, in der Welt auf anſtändige Weiſe fortzukommen. Am unglücklichſten iſt eben allerdings, wie ſie ſagen, ihre jüngſte Tochter geworden. Jung und ſchön zu ſein, an den Freuden der Welt Geſchmack zu finden, und desungeachtet den Schleier nehmen zu müſſen, iſt ein herbes Schickſal, und nimmt mein aufrichtiges Mitgefühl in Anſpruch. —

Nach dieſen Worten beſann er ſich einen Augenblick, nahm dann ſeinen Platz wieder ein, und betrachtete den alten Kaufmann feſt und aufmerkſam. Mein lieber Freund! ſagte er, ich will ſie aus aller Verlegenheit ziehen, und ihre Noth mit einem male enden. Es ſoll, ſo lange ich lebe, nicht geſagt werden, daß ein Mann, der faſt keinen Tag ſeines Lebens hat vergehen laſſen, ohne einem ſeiner Nebenmenſchen wohlzuthun, am Ende, als er ihrer Hülfe bedurfte, von Allen verlaſſen worden ſei. Seit dreißig Jahren ſchon, ſuche ich umſonſt die Gelegenheit, mich durch irgend eine ernſtliche Großthat gegen einen Unglücklichen, der es unverſchuldet geworden, auszuzeichnen. Ich habe einigemale Gutes gethan, aber ich habe noch nie einen Menſchen glücklich gemacht. Sie ſollen der erſte und letzte ſein, dem dies von mir widerfährt. Sie haben eine reizende Tochter, und ich habe einen Sohn, der für einen liebenswürdigen Cavalier gelten kann. Wir wollen ſie miteinander verheirathen. Er iſt mein einziges Kind, ich werde ihm und ihr Alles geben, was ich beſitze, und mir nur ein behagliches Auskommen vorbehalten.

Wir bringen unſere übrigen Lebenstage mit ihnen zu und erfreuen uns in der Stille ihres Wohlſtandes. Das iſt der Entſchluß, den ich gefaßt habe, iſt er ihnen anſtändig, ſo laſſen ſie uns ihn ohne weiteres vollziehen. — Obwohl dies mit einer Miene, in einem Tone, mit einer Lebhaftigkeit geſagt wurde, die es glaubhaft machten, ſo war es dem Kaufmann doch, als ob er träume, oder als ob der Graf den Verſtand verloren habe. Unfähig, einen ſolchen Vorſchlag für ernſtlich gemeint zu halten, blieb er unbeweglich, und wie außer ſich ſelbſt ſitzen.

Der Graf von Mirmonde errieth ſeine Gedanken. Was ich ihnen vorſchlage, iſt mein Ernſt, ſagte er; es bedarf nicht vieler Umſtände, ihnen dies zu beweiſen. Laſſen ſie einen Notar holen, der ſetzt die Bedingungen des Vertrages auf, und wir unterzeichnen. Unſere Kinder brauchen wir eben nicht dazu, ich bin der Herr meines Sohnes, und ihnen wird ihre Tochter gehorchen müſſen. — Der Kaufmann vermochte nicht länger, an den Worten des Grafen zu zweifeln, und drückte ihm ſein Erſtaunen darüber aus, indem er ihm zwar zugleich für ſeine Großmuth ohne Gleichen tauſendmal dankte; ſich aber doch auch für verpflichtet hielt, ihm die Folgen einer ſolchen Verbindung vorzuſtellen, da ſeine Tochter, die ohne alle Mitgift ſei, ſich dadurch die Feindſchaft, und vielleicht gar die Verachtung ſeiner Familie zuziehen würde. Er fügte hinzu: er kenne den Unterſchied des Standes, der zwiſchen ihnen beſtehe, er würde in ſeinem größten Glücke ſeine Augen nicht ſo hoch erhoben haben, und außer dieſen allgemeinen Bedenken müſſe er noch das beſondere und vielleicht hauptſächlichſte gegen eine ſolche Heirath erheben, daß ſein Sohn ſie vielleicht nicht wünſche und billige, inſofern der Stolz des jungen Adels in dieſem Punkte eine bekannte Sache ſei: er ſelbſt wolle ſeine Tochter hundertmal lieber dem allerſtrengſten Kloſterzwange opfern, als ihr einen Gemahl geben, von dem ſie keine Achtung und Liebe zu erwarten habe. —

Der Graf ließ ihn ſprechen, ſo lang er wollte; als er ausgeredet hatte, ſagte er: Sie können doch wohl glauben, daß Menſchen, die einer ſolchen That fähig ſind, eine Frau nicht mißhandeln werden. Meine Familie bedarf weder größeren Reichthums, noch höheren Adels, und iſt ungefähr eben ſo geſtimmt, wie ich. Mein Sohn iſt ein junger Mann, den ich liebe; der aber gehorchen muß, wenn ich gebiete. Bis hierher habe ich alle Urſache gehabt, mich ſeinetwegen glücklich zu preiſen; aber wenn er zaudert, wenn er mir entgegen iſt, ſo heirathe ich ſelbſt ihre Tochter und enterbe ihn, das habe ich bei mir beſchloſſen, keine Gewalt würde im Stande ſein, mich davon abzubringen. Laſſen ſie, wie geſagt, einen Notar kommen, und ſprechen ſie kein Wort weiter davon. — Aus ſo vieler Feſtigkeit abnehmend, daß in dies Ereigniß die Hand des Himmels unverkennbar eingreife, ihn für ſein großes Unglück zu entſchädigen, hielt der Kaufmann dafür, daß alle Welt ihn tadeln würde, wieſe er ein ſolches Glück von ſich, und ſtand alſo nicht länger an, ſich dem Willen und der Ungeduld des Grafen zu ergeben, und einen Notar herbeibringen zu laſſen, von dem der Graf einen Heirathstraktat unter den günſtigſten Bedingungen für die Braut aufſetzen ließ. Beide Väter unterſchrieben, und da der junge Graf von Mirmonde nicht in Paris war, und erſt in drei Tagen, Julie aber am anderen Morgen eintreffen ſollte: ſo baten ſie den Notar, am vierten Tage wieder zu kommen, um den Vertrag durch die noch fehlenden Unterſchriften der zukünftigen jungen Gatten völlig abzuſchließen. So wie dies geſchehen war, gaben ſich der Graf und der Kaufmann gegenſeitig ihr Wort, die Sache bis zum völligen Abſchluſſe geheim zu halten, und ſchieden von einander, der eine wohl damit zufrieden, einen verdienſtvollen Mann aus dem Unglück zu erheben, der andere, ſeinen Namen alſo zu erneuten Ehren gelangen zu ſehen.

Als des nächſten Tages die ſchöne Julie ankam, bezauberte der Anblick ihrer Reize und Anmuth den alten Herrn ſo, wie noch niemals eine Tochter einen Vater bezauberte. Er umarmte ſie auf das zärtlichſte, und erklärte ihr mit unbeſchreiblichem Entzücken, daß der ſeinen Wünſchen freundliche Himmel ſie in das Vaterhaus zurückführe, nicht um ſie, wie er geglaubt, alsbald in die Mauern eines Kloſters einzuſchließen, ſondern um ihr mit einem ihrer durchaus würdigen Gatten ein Loos zu bereiten, wie es keine Frau ſich glanzender wünſchen könne. Das junge Mädchen, das ſich den größten Zwang auferlegt hatte, ihrem Vater die Traurigkeit ihres Herzens zu verbergen, war über dieſen, ihr angekündigten Wechſel ihres Schickſals ſo betroffen, daß ſie ſich nicht enthalten konnte, ihm mit Thränen in den Augen zu Füßen zu fallen, und ihn zu beſchwören, ſie nicht ſo bald wieder von ſich zu entfernen, nachdem ſie lange Jahre von ihm getrennt gelebt. Der Vater ſah in ihrem Schmerze nur die Wirkung der, jungen Mädchen gewöhnlichen, Zaghaftigkeit und ſuchte ſie mit der Verſicherung zu tröſten, daß ſie trotz ihrer Verheirathung nicht von einander getrennt werden würden, ſo daß Julie nicht umhin konnte, ſich damit ſcheinbar zu beruhigen, inſofern ihr vieljähriger Aufenthalt in dem Hauſe ihrer Tante ſie ihrem Vater genugſam entfremdet hatte, um es ihr unmöglich zu machen, ihm den Zuſtand ihres Herzens ſogleich anzuvertrauen. Sie befand ſich aber nicht ſobald mit ihrer Gouvernante allein, die um das Geheimniß ihrer Liebe wußte, als ſie auch ſchon an deren Buſen ihr bedrängtes Herz in zahlloſen Thränen ausſchüttete. Ach! was ſoll aus mir werden, meine liebe Freundin! rief ſie aus:

Kaum daß ich einen Vater wiederſehe, von dem ich zärtlich geliebt zu ſein glaubte, ſo befiehlt er mir mit all ſeinem Anſehen, einen Mann zum Gatten zu nehmen, den ich nicht kenne und niemals geſehen habe. Ach! ich tröſtete mich über die bittere Nothwendigkeit, auf den Marquis d'Orſimond verzichten zu müſſen, mit der Hoffnung, ſeiner in heiliger Zurückgezogenheit uneingedenk zu werden. — Klagen ſie ihren Vater nicht der Härte an, antwortete die Gouvernante, ſeine Liebe zu ihnen, und ſeine Sorgfalt, ihnen eine glückliche Zukunft zu bereiten, verdienen ihm keine Vorwürfe von ihnen. Überwinden ſie ſich nur in ſo weit, den Gatten zu ſehen, der ihnen beſtimmt wird, vielleicht daß ſeine perſönliche Erſcheinung ſie ſeinetwegen anderes Sinnes macht. Bedenken ſie, welch unüberwindliche Abneigung ſie gegen das Kloſter hatten, ehe ſie den Marquis ſahen. Gefällt ihnen der junge Graf von Mirmonde, wenn ſie ihn geſehen haben, nicht, ſo treten ſie getroſt vor ihren Vater, und ſagen ſie ihm, ſie ſeien zwar bereit geweſen, ſich ſeinem Willen zu unterwerfen; aber ſie fühlten ſich außer Stande, mit dem Grafen glücklich zu werden, und zögen ihre Beſtimmung füe das Kloſter dem irdiſchen Glücke, das er ihnen anbieten könne, vor. Ich verſpreche ihnen, daß ich dann ganz gewiß meine Vorſtellungen bei ihrem Vater mit den ihren vereinigen will, nur müſſen ſie mir eben auch inſoweit nachgeben, nicht gleich dem erſten Wunſche ihres Vaters vom Anfange herein ſich zu widerſetzen, und ein ſo bedeutendes Glück, noch ehe ſie es kennen, auszuſchlagen.

Sanft und verſtändig, wie Julie war, erkannte ſie die guten Rathſchläge ihrer Hofmeiſterin, und entſchloß ſich alſo, denſelben Folge zu leiſten. Mittlerweile hatte der alte Graf von Mirmonde kaum ihre Ankunft vernommen, als er ſich eiligſt zu ihr verfügte, und zwar ſchon in Folge dieſes erſten

Beſuches, ſolchergeſtalt von der Liebenswürdigkeit ihrer Erſcheinung entzückt wurde, daß er mit der äußerſten Ungeduld der Ankunft ſeines Sohnes entgegenſah, der ihn nicht lange auf ſich warten ließ, und bereits am nächſtfolgenden Tage in Paris eintraf. Das Herz voll von dem, was er vorhatte, eröffnete ihm der alte Graf gleich nach der erſten Umarmung, daß er ihn mit dem ſchönſten und liebenswürdigſten Mädchen von ganz Paris vermähle. Der junge Cavalier, deſſen Herz vielleicht noch weniger frei war, als das Juliens, glaubte vor Schreck über dieſe Neuigkeit zu Boden ſinken zu müſſen; desungeachtet verhehlte er ſeinem Vater ſeine wahren Empfindungen, und begnügte ſich, zu erwiedern: er habe gehofft, es werde ihm geſtattet ſein, noch bevor er für ihn die Wahl einer Gattin träfe, ſeiner Neigung für den Krieg Folge zu leiſten, und ſich ſeines Namens und ſeiner Familie durch Thaten würdig zu machen. Sein Vater fiel ihm jedoch mit den Worten in die Rede: Du biſt mein einziger Erbe, und ich will mich nicht der Gefahr ausſetzen, dich mir vielleicht im Kriege durch den Tod entriſſen, und mein Vermögen nach meinem Tode in fremde Hände übergehen zu ſehen. Deswegen will ich dich vor allen Dingen vermählen. Haſt du erſt Kinder, und bedünkt mich unſere Nachkommenſchaft durch die Zahl meiner Enkel hinlänglich geſichert zu ſein, ſo kannſt du noch immer zeitig genug thun, was du willſt. Du ſollſt übrigens die Tochter eines alten Freundes von mir, eines Kaufmanns, heirathen, deſſen Glücksumſtänden ich wieder dadurch aufhelfen will. Ich weiß, du biſt eben ſo groß geſinnt wie ich, und wirſt dich freuen, eine Frau zu beſitzen, die dir außer ihren Pflichtgefühlen, auch noch die Dankbarkeit verbindet. Bereite dich dazu vor, den Ehevertrag mit ihr morgen zu unterzeichnen, und deine Hochzeit binnen den nächſten acht Tagen zu feiern. Willſt du das Alles nicht, ſo biſt du von mir enterbt, und ich ſehe dich niemals wieder. —

Der junge Mann kannte den Charakter ſeines Vaters, und wußte, daß er nicht vergebens drohte, wenn er es einmal that. Als ihn daher der alte Graf nach dieſer Erklärung verlaſſen hatte, befand er ſich in der peinlichſten Verlegenheit, die er jemals empfunden. Er fürchtete die Folgen der ihm bevorſtehenden Enterbung, und doch war es ihm unmöglich, bei dem Zuſtande ſeines eignen Herzens jemals in dieſe Vermählung zu willigen, die er, eben ſo edel und unendlich feiner fühlend als ſein Vater, bei unbefangenem Gemüthe mit Vergnügen eingegangen ſein würde. In ſeiner innerlichen Bedrängniß beſchloß er alſo, vor allen Dingen möglichſt Zeit zu gewinnen, und begab ſich darauf zu ſeinem Vater in ſein Kabinet, wo er ihn dringend anging, ihm nur drei oder vier Tage Friſt zu gönnen, ehe er ihn ſeinem zukünftigen Schwiegervater und deſſen Tochter vorſtelle, und ihm verſprach, ſich danächſt blindlings ſeinem Willen zu unterwerfen. Der Graf liebte ſeinen Sohn wahrhaft, und da er ſich einbildete, derſelbe wolle nur inzwiſchen etwa ein leichtes Jugendverhältniß löſen, ſo glaubte er ihm dieſe kleine Gunſt um ſo eher zugeſtehen zu dürfen, als derſelbe ihm vorher immer gehorſam geweſen war, und er gegen ſeinen Freund ſelbſt den Aufſchub leicht rechtfertigen konnte, wenn er ihm die Ankunft ſeines Sohnes ſo lange verheimlichte. Er willigte in das Verlangen des jungen Mannes ein, und ließ ſich nur von ihm wiederholt mit den heiligſten Schwüren zuſichern, daß er nach Ablauf der genannten Friſt gehorchen wolle.

Aeußerſt erfreut, ſeinen Wunſch erfüllt zu ſehen, dachte der junge Graf nunmehr an nichts Anderes, als wie er ſeine Zeit beſtens benutzen könne. Ein Gedanke, der in ihm aufſtieg, bewog ihn, ſich insgeheim nach dem Charakter ſeiner Braut zu erkundigen, deren Vater der ſeinige ihm genannt hatte. Er hörte ſonſt nichts von ihr, als daß ſie noch nicht in der Welt erſchienen, und deshalb auf keine andere Weiſe darin gekannt ſei, als durch das Urtheil der Leute vom Hauſe über ſie, die ſie Alle ſehr lobten, und ihr eben ſo viel Schönheit als Verſtand und Geiſt zuſchrieben. Dieſe Schilderung beſtärkte den jungen Mann in ſeinem Vorſatze, und er ergriff die Feder und ſchrieb die folgenden Zeilen an ſeine Braut:

„Der Sohn des Grafen von Mirmonde wagt, diejenige, zu deren künftigem Gemahl ihn der Wille ſeines und ihres Vaters auserſehen hat, hiermit zu bitten, ihm eine geheime Unterredung zu bewilligen, in der er ſeiner Verlobten Dinge mitzutheilen, die für deren Glück und Ruhe eben ſo wichtig ſind, wie für die ſeinige. Er bittet, ihm nur mit zwei Zeilen Ort und Stunde der Zuſammenkunft zu beſtimmen.“

Dieſen Brief verſiegelte er, und darauf zog er den Rock eines ſeiner Bedienten an, und ſchlich ſich in der Abenddämmerung nach der Straße, wo der Kaufmann wohnte, um womöglich irgend eines Menſchen aus dem Hauſe habhaft zu werden. Der Zufall führte bald einen Lakaien mit einem gewiſſen Auftrage heraus. Er redete ihn wie ſein Kamerad an, und drückte ihm zwei Louisd'ors mit der Bitte in die Hand, ihm einen Dienſt zu leiſten. Durch ſeine Freigebigkeit gewonnen, fragte der Bediente, was er verlange? Daß du dieſen Brief heimlich deinem jungen Fräulein übergibſt, antwortete der verkleidete junge Mann, und mir, ohne daß Jemand erfährt, daß ich hier bin, eine Antwort bringſt. — Du ſollſt mit mir zufrieden ſein, ſprach der Lakai, indem er ging, ſie iſt allein, und ich eile zu ihr. — Er begab ſich in der That unverzüglich zu Julien und entledigte ſich ſeines Auftrags.

In der Meinung, das Billet könne von dem Marquis d'Orſimond ſein, deſſen Bild ihr immer gegenwärtig war, öffnete Julie es haſtig; ſobald ſie es aber überleſen, und in Folge deſſen ihren Irrthum eingeſehen hatte, ergriff ſie ein unglaubliches Erſtaunen und theilte ſie, in ihrer Unentſchloſſenheit, was ſie thun ſollte, den Brief ihrer Hofmeiſterin mit, die ſie deshalb zu Rathe zog. Die Gouvernante ſann eben ſo wie ihre Gebieterin lange Zeit nach, die Abſicht des jungen Edelmanns zu errathen; endlich aber, als ſie ſich dieſelbe gar nicht zu deuten wußte, rief ſie aus: Es thut nichts, Fräulein! wir wollen ſehen, was es iſt, nehmen ſie das Rendezvous an, ich werde ſie nicht im Stich laſſen. Vielleicht iſt der junge Graf eben ſo verlegen, wie ſie ſelbſt, und ſie finden durch ihn Gelegenheit, die ihnen ſo unangenehme Verbindung zu hintertreiben. Die Vermuthung der Gouvernante fand ſo lauten Anklang in dem Herzen des jungen Mädchens, daß ſich daſſelbe entſchloß, zu antworten, und, nach vorgängiger Berathung mit der Hofmeiſterin, über Ort und Stunde der Zuſammenkunft, das folgende Billet ſchrieb: „Ich werde morgen früh acht Uhr auf der Terraſſe der Thuilerien, in der Nähe des Kapuzinerkloſters, ſein.“

Die Hofmeiſterin rief den Lakai zurück, gab ihm den Zettel, und ſchickte ihn damit zu dem, den er für ſeines Gleichen hielt, und bei dem er ſich entſchuldigte, ſo lange ausgeblieben zu ſein. Der junge Graf freute ſich, ſeine Abſicht ſo gut erreicht zu haben, und ging wieder nach Hauſe, wo er das Billet las, und ſich anſchickte, pünktlich an dem ihm angewieſenen Orte zu ſein. Er war feſt überzeugt, das junge Mädchen durch die Eröffnung, ſein Herz ſei ſchon vergeben, und mache es ihm unmöglich, mit ihr in zufriedener Ehe zu leben, aus Zartgefühl dahin zu bewegen, ſich ihrer Verbindung mit ihm zu widerſetzen, was ſie mit geringerer

Scheu vor ihrem Vater, als er vor dem ſeinigen thun könne, und ſicherlich thun werde, wenn ſie wirklich ſo verſtändig ſei, wie der Ruf ſie ſchildere.

Ihrerſeits erachtete Julie dieſe Gelegenheit für ungemein günſtig, ihrem Bräutigam die Erklärung abzugeben, ſie hege eine unüberwindliche Abneigung gegen die Ehe, und habe ſich ſeit ihrer früheſten Kindheit vorgeſetzt, in ein Kloſter zu gehen, weshalb ſie ihn denn inſtändigſt bitten müſſe, auf ihre Hand zu verzichten. Aber auch die Hofmeiſterin hatte ihre guten Gründe gehabt, für die Zuſammenkunft zu ſtimmen. Ueberzeugt, daß ein hübſcher junger Mann das Angedenken eines anderen vertilgen möge, nährte ſie die Hoffnung, der Anblick des jungen Grafen werde über das Bild des Marquis in der Erinnerung den Sieg davon tragen, und die Schönheit der jungen Dame dagegen alle Entſchlüſſe des Grafen, ſie ſeien welcher Art ſie wollen, über den Haufen ſtoßen.

Dieſe verſchiedenartigen Gedanken beſchäftigten die drei Perſonen die ganze Nacht hindurch, und am anderen Morgen begaben ſich Julie und ihre Gouvernante, um keine Aufmerkſamkeit zu erregen, unter dem Vorwande, in die Kirche zu gehen, auf die bezeichnete Terraſſe der Thuilerien. Sie waren daſelbſt kaum hundert Schritte weit gewandelt, als Juliens überallhin ſchweifendes Auge den Marquis Orſimond wahrnahm, der, ſeinerſeits höchlich erſtaunt, ihr zu begegnen, mit der freudigſten Ueberraſchung auf ſie zukam. Die Gouvernante, die ihn ebenfalls erkannte, wollte Julien veranlaſſen, ihm auszuweichen, damit er und der Graf nicht aufeinander träfen. Von einem dunkeln Gefühle aber beherrſcht, überhörte ſie diesmal den guten Rath und ging ihrem Geliebten ſogar einige Schritte entgegen. Mein Himmel! rief er aus, als er ſie erreicht hatte: darf ich meinen Augen trauen? Sind ſie es, anbetungswürdigſte Julie? Ach! ich bedurfte in der That eines ſo theuren Anblicks, mich aus der Verwirrung zu befreien, die mich überwältigt. — Ich weiß nicht, antwortete ſie, ob meine Anweſenheit hier geeignet ſein mag, ihre Unruhe zu lindern. Ich ſehe ſie zwar mit Vergnügen wieder, aber ihr Anblick erhöht beinahe mein Leiden. — Ach, ſchöne Julie! ſprach er, wenn ſie meine Lage kennten ſie würden geſtehen, daß ich vielmehr als ſie zu beklagen bin. Aber ſeit wann ſind ſie in Paris? Welchem Zufall verdanke ich es, ihnen hier zu begegnen? — Ich bin ſeit vier Tagen hier, unterbrach ſie ihn, eine wichtige Angelegenheit führt mich in die Thuilerien, es iſt mir viel daran gelegen, daß man ſie nicht bei mir erblickt, und darum muß ich ſie leider dringend bitten, mich zu verlaſſen. —

Julie fing nämlich an, die Ankunft des Grafen zu fürchten, und verrieth bei dieſen letzteren Worten eine ſo lebhafte Unruhe, daß der mehr als je in ſie verliebte Orſimond einen eiferſüchtigen Argwohn ſchöpfte, und zu ihr ſagte, indem er ſie zweifelhaft von der Seite anſah: Wie, Julie! ich habe kaum zwei Worte mit ihnen ſprechen können, und ſchon gebieten ſie mir, mich zu entfernen? Auch mich führt eine Angelegenheit hierher, die vielleicht noch wichtiger iſt, als ihre eigene. Ich wähnte nicht, ſie hier zu ſehen; aber dennoch machen ſie mich Alles vergeſſen, und ich kann mich nicht entſchließen, ſie zu verlaſſen. Welcher Unterſchied beſteht alſo zwiſchen unſeren beiderſeitigen Gefühlen! Ohne Zweifel iſt es ein glücklicherer Nebenbuhler, der mich von ihnen verdrängt, und derweil ich mich hier eingefunden habe, mich von Banden zu befreien, die meiner treuen Liebe zu ihnen entgegen ſind, kamen ſie Grauſame vielleicht nur, mit dieſem unbekannten Nebenbuhler ein neues Band zu knüpfen. Jung und ſchön, wie ſie ſind, und in ſolcher Frühe in den Thuilerien, was Anderes mag ich erwarten? — Julie erſchrak über den Unmuth des Marquis, und glaubte jetzt es ihrer Ehre ſchuldig zu ſein, ihn zu enttäuſchen. Sie ſagte alſo erröthend zu ihm: Sie verdienten eigentlich, daß ich ſie in ihrem Irrthum ließe, Herr von Orſimond; aber mein guter Ruf erheiſcht, daß ich ſie eines Anderen belehre. Ja, ſie haben allerdings einen Nebenbuhler, und ich erwarte ihn hier; vielleicht iſt er es wider ſeinen Willen, und kommt wohl gar in der nämlichen Abſicht, aus der ich die Zuſammenkunft mit mir, die er gewünſcht, angenommen habe; aber wie dem auch ſei, ich bin entſchloſſen, ihm zu erklären, daß ich ſeine Hand nicht mag und den Schleier allem irdiſchen Glück vorziehe. —

Der Marquis verfärbte ſich bei dieſen Worten, und gerieth in lebhafte Bewegung. Himmel! Meine theuerſte Julie! rief er aus: nennen ſie mir den Unſeligen, und fürchten ſie nichts, ich werde mich ihrem Willen gehorſam und ehrfurchtsvoll unterwerfen. Reden ſie, entreißen ſie mich der qualvollſten Ungewißheit. — Er heißt Graf von Mirmonde, antwortete Julie. — Julie, meine liebe Julie! unterbrach ſie der Marquis, indem er ſich ihr zu Füßen warf, ach! was wollten wir thun! — Er vermochte nicht mehr zu ſagen, Freude und Entzücken raubten ihm die Sprache, und brachten Julien in einen Zuſtand, der nicht zu beſchreiben iſt. Als er endlich die Fähigkeit zu reden wieder erlangt hatte, fuhr er fort: Julie, zweifeln ſie nicht langer, ich bin der Graf von Mirmonde, ſo wie ſie die Tochter jenes Kaufmanns ſind, mit der er verlobt iſt. Die Unkenntniß unſerer Namen hätte uns beinahe zu einem ſchrecklichen Irrthum verleitet. Ich wußte nur, daß ſie Julie heißen, und den Namen Mirmonde führe ich erſt ſeit ſo kurzer Zeit, daß man noch immer gewohnt iſt, mich d'Orſimond zu nennen. Ich ſehe nun wohl, daß ich geſtern Abend an ſie geſchrieben, und von ihnen Antwort erhalten habe, und daß es unſere unwiſſentliche Abſicht war, die Bande zu zerreißen, an denen unſer ganzes Glück hängt. —

Ein ſo ſeltſames Abenteuer erſchien der ſchönen Julie wie ein Traum. In ihren Augen glänzte ein ſanfte Freude; aber ihr Mund ſchwieg, da er keine Worte fand, ſich auszuſprechen. Was auf dieſe glücklichen Auseinanderſetzungen erfolgte, erhöhte nur ihre Verlegenheit und verlängerte ihr Stummſein. Derweil nämlich die beiden Liebenden in einer ihrer Liebe ſo fremdartigen Abſicht zu einander gegangen waren, hatte der alte Graf ſeinen Freund zu einer Angelegenheit abgeholt, in der er ſeines Raths bedurfte, und ihn zwar ſehr weit auf die Straße St. Honoré geführt, wo derjenige, mit dem er zu ſprechen hatte, wohnte. Nach Beendigung dieſes Geſchäftes hörten ſie Beide miteinander die Meſſe bei den Kapuzinern, und da der Morgen außerordentlich ſchön war, wandelte ſie die Luſt an, einen Spaziergang zu machen. Aus dieſem Grunde gebot der Graf ſeinem Kutſcher, ſie an einem anderen Thore zu erwarten, und ſie ſelbſt gingen gleich durch das Kloſterthör, nach den Thuilerien. Wie erſtaunten ſie aber nicht, als ſie, kaum einige Schritte weit auf der Terraſſe gegangen, ihre Kinder miteinander in ernſthafter Unterhaltung begriffen wahrnahmen, die ihre Aufmerkſamkeit dermaßen feſſelte, daß ſie nicht im mindeſten auf das, was um ſie her vorging, achteten. Da ihre Verwunderung Beiden zugleich den nämlichen Gedanken eingab, ſo verſtändigten ſie ſich durch Zeichen, ſchlichen leiſe auf ſie zu, und ſtellten ſich unmittelbar hinter die Bank, auf der der junge Mann, Julie und die Hofmeiſterin ſaßen. Auf dieſe Art hörten ſie den größten Theil deſſen mit an, was ſich die beiden Liebenden mitzutheilen hatten, und erkannten alſo, daß ſie ſich ſchon früher geſehen, daß ſie einander liebten, und daß ſie aus Unbekanntſchaft mit ihren beiderſeitigen wahrhaften Namen, vor lauter Treue im Begriff geſtanden hatten, die zwiſchen ihnen beſchloſſene Ehe zu hintertreiben. Sie brachen über dieſe wunderbare Entdeckung in ein lautes Gelächter aus, und ſtürzten dadurch Diejenigen, die ſie ſo weit entfernt gewähnt, in eine ſchwer zu begreifende Verwirrung. Julie war freilich vorher ſchon ſo befangen geweſen, daß ihre Verlegenheit nur bis zu einem gewiſſen Grade zunehmen konnte. D'Orſimond fand aber bald ſeine Beſinnung wieder und eilte auf ſeinen Vater zu, den er fußfällig um Vergebung ſeiner ihm, um eben deretwillen bewieſenen Widerſetzlichkeit bat, mit der ſein eigener Wille ihn vereinigen wollte. Währenddeſſen er ſich rechtfertigte, machte die Hofmeiſterin den Kaufmann mit dem Abenteuer Juliens bekannt, und der gute Vater warf es ihr zärtlich vor, ihm ihr Herz nicht gleich geöffnet, und ſich dadurch aus aller Noth errettet zu haben. Seine Frage, warum denn aber der junge Graf immer d'Orſimond genannt worden ſei, beantwortete deſſen Vater mit der Erklärung: daß er ihm dieſen Namen eines ſeiner Lehen beigelegt habe, um Verwechslungen zu vermeiden, weil den Namen Mirmonde noch ein Oheim von ihm geführt, der indeſſen eben jetzt geſtorben ſei, und durch ſeinen Tod die genannte Maßregel unnütz gemacht habe. Unterdeſſen hatte ſich Julie von ihrem Schreck erholt, und bat nunmehr den alten Grafen, den ſie mit ihrer natürlichen Anmuth begrüßte, ihr durch ſeine Fürſprache die Verzeihung ihres Vaters für ihre Verſchloſſenheit zu erwirken. Der Kaufmann ſchloß ſie in ſeine Arme, und verſicherte ihr, er hege keinen andern Gedanken, als wie er ſich dem Himmel für ſo viele Wohlthaten dankbar erweiſen ſolle. Und der Graf ließ ſie darauf alleſammt in ſeinen Wagen ſteigen, und fuhr mit ihnen nach der Wohnung der Braut, wo der völlige Abſchluß ihrer Verbindung das Glück des jungen Liebespaares krönte.

VI.

Die vorgebliche Tante.

Durch eine gewiſſe Straße von Salamanca gehend, ſahen zwei Studenten, Manchaner und junge Männer, mit Schild und Degen mehr als mit Bartolus und Baldus vertraut, vor dem Fenſter eines Hauſes und Fleiſchverkaufes einen Gitterladen, und darob verwundert, weil die Leute, wenn ſie ſich nicht ſehen ließen, und nicht ausriefen, nichts verkauften, erkundigten ſie ſich nach dem Umſtande, und erhielten die gewünſchte Auskunft von einem Handwerksmanne, der dicht daneben wohnte und zu ihnen ſagte: Meine Herren, es wird etwa acht Tage her ſein, ſeit in dem Hauſe eine fremde Dame, eine halbe Selige, in großer Frömmigkeit lebt: ſie hat ein Fräulein bei ſich, von Anſehen und Betragen ganz ausbündig, das, wie ſie ſagen, ihre Nichte iſt: geht mit einem Eſcudero und mit zwei Dueñas aus, und iſt, nach meinem Dafürhalten, ſehr vornehmen Standes und voller Würde. Bis jetzt habe ich noch keinen Menſchen aus der Stadt oder anderswoher, zu ihr gehen ſehen, ſie zu beſuchen, auch wüßte ich nicht zu ſagen, von wannen ſie nach Salamanca gekommen ſind; aber ſo viel weiß ich gewiß, daß das junge Mädchen ſchön und anſcheinend ehrbar iſt, und daß den Aufwand und den Prunk der Tante arme Leute nicht machen können. —

Die Auskunft, die der Wandnachbar den Studenten gab, machte ſie begierig, die Sache zu ergründen, denn da ſie in der Stadt bewandert waren, und alle Fenſter, an denen es Baſilikum und Weiberhauben gab, beliebäugelten, ſo wußten ſie, daß es unter den Anhängerinnen ihrer Univerſität keine ſolche Tante und Nichte gab, beſonders da ſie eine Straße dieſer Art bewohnten, in der für einen billigen Preis immerfort leichte Waare, wenn auch nicht gerade die feinſte verkauft wurde: denn es gibt eben Häuſer, in Salamanca wie in anderen Städten, deren nicht zu entäußernde Eigenheit es iſt, daß darin gefällige Frauenzimmer, oder mit anderem Namen, Dirnen zu wohnen pflegen.

Es war eben in der zwölften Tagesſtunde, und das beſagte Haus von außen verſchloſſen, ſo daß ſie vermutheten, deſſen Bewohnerinnen ſpeiſten etwa nicht darin oder würden alsbald kommen. Dieſe Vermuthung ſchlug ihnen auch nicht fehl, denn nach einer kleinen Weile ſahen ſie eine ehrwürdige Matrone nahen, die eine ſchneeweiße Haube, weiter als das Chorhemd eines portugieſiſchen Stiftsherrn, auf der Stirne mit einer faltigen Falbel, und um den Hals einen großen Roſenkranz von klappernden Kügelchen trug, ſo dick wie die von Sanktenuſlo (?), der ihr bis auf den Gürtel herab hing: das Schleier-Mäntelchen von Seide und Wolle, weiße, neue Handſchuh ohne Umſchlag, und einen Stock oder ein Rohr aus Indien, mit ſilbernem Knopfe.

Ihr zur Linken begleitete ſie ein Escudero, wie aus der Zeit des Grafen Fernan Gonzalez, mit ſeinem abgeſchabten Sammetrocke und ſcharlachnem Latz, ſeinen fuchſigen Halbſtiefeln, geſtreiftem Mantel, Mailänder Barret und geſtrickter Schlafmütze, weil er an Schwindel litt, rauchen Handſchuhen, und Navarreſer Degen und Degenkuppel. Voraus ging ihre Nichte, dem Anſehen nach ein Mädchen von achtzehn Jahren, ernſten und beſcheidenen, eher adlerartigen als runden Angeſichts, mit großen, nachläſſig halb geſchloſſenen ſchwarzen Augen, zierlich gebogenen Augenbraunen, langen Augenwimpern und purpurnen Wangen: Ihre Haare waren golden und künſtlich gekräuſelt, wo ſie an den Schläfen zum Vorſchein kamen: ſie trug ein eng anſchließendes Gewand von Courtray oder rauhem Seidenzeug, und darüber einen Rock von feinem braunem Tuche, Pantoffeln von ſchwarzem Sammet mit ſilbernen Stiften und Franſen, Handſchuh, duftend nach Ambra und nicht nach Spaniol. Ihre Haltung war anſtändig, ihr Ausſehen ehrbar, ihr Gang ſchwebend wie eines Reihers. Im Einzelnen betrachtet, gefiel ſie ſehr wohl, im Ganzen noch viel beſſer: und obwohl Beſchaffenheit und Neigung der beiden Manchaner dieſelbe war, wie die der jungen Raben, die auf jedwedes Fleiſch herniederſchießen, ſo hatten ſie nicht ſobald das des jungen Reihers geſehen, als ſie denſelben auch mit allen ihren fünf Sinnen verfolgten, und von ſolchem Reize und ſolcher Anmuth befangen, nach dem Vorrechte ſich in ſie verliebten, das die Schönheit, wenn auch mit einem groben Kittel bedeckt, hat. Hinterdrein kamen zwei Ehrendamen, nach Art des Escuderos gekleidet. Mit dieſem ganzen Aufzuge langte die ſchöne Dame bei ihrem Hauſe an, der würdige Escudero öffnete die Thüre, und ſie traten ein: es iſt die Wahrheit, daß dabei die Studenten ihre Mützen abzogen, mit außerordentlicher Höflichkeit und Ehrerbietung, und ſchon von der Liebe bedrängt, ihre Knie beugend und ihre Augen niederſchlagend, gleich als wären ſie die allerfrömmſten und ſittſamſten Menſchen von der Welt. Die Damen riegelten ſich ein, die Herren verweilten auf der Straße, nachdenklich und halb verliebt, in der Kürze mit einander wortwechſelnd, was ſie zu thun hätten, ohne Zweifel glaubend, die Damen, als Fremde, würden nach Salamanca nicht gekommen ſein, um Geſetze zu erlernen, ſondern um ſie zu übertreten. Sie verſtändigten ſich darauf, ihnen in der folgenden Nacht ein Ständchen zu bringen: denn dieſes iſt der erſte Dienſt, den arme Studenten ihren Schönen leiſten. Sie ſchickten ſich ſogleich an, ihre Armuth, ein geringes Mundtheil zu genießen, und nachdem ſie geſättigt waren, beriefen ſie ihre Freunde und brachten Zittern und Inſtrumente zuſammen, beſtellten Muſiker, und gingen zu einem der Poeten, die in dieſer Stadt im Ueberfluſſe vorhanden ſind, und den ſie baten, es möge ihm belieben, auf den Namen Esperanza, denn ſo nannte ſich die Hoffnung ihres Lebens, die ſie nun ſchon dafür hielten, ein paar Worte zu dichten, um ſie in dieſer Nacht abzuſingen; nur müſſe jedenfalls in dem Gedicht der Name Esperanza enthalten ſein. Der Poet befaßte ſich mit dem Auftrage, und ſchmiedete in einer kleinen Weile, die Lippen und Nägel ſich zernagend, und die Stirn und die Schläfe ſich zerkratzend, ein Sonett zuſammen, wie es wohl auch ein Tuch- oder Wollenkratzer hätte machen können. Er gab es den Liebhabern, und befriedigte ſie, und ſie kamen überein, daß der Verfaſſer ſelbſt es den Muſikern vorſagen ſolle, weil es nicht mehr anging, daß ſie es auswendig lernten.

Es wurde darüber Nacht, und zu der, für die große Feſtlichkeit bequemen Stunde geſellten ſich zu einander neun Raufer aus la Mancha, und vier Sänger und Zitterſpieler, ein Pſalter, eine Harfe, eine Mandoline, zwölf Schellenſpiele und eine Zamoraner Sackpfeife, dreißig Schilder und eben ſo viele Panzer, was Alles unter einen Trupp Buſenfreunde oder beſſer zu ſagen, Beutelfreunde vertheilt wurde.

Mit dieſem ganzen Aufzuge und Getümmel gelangten ſie auf die Straße und zu dem Hauſe der Dame, wo am Eingange derſelben die grauſamen Schellenſpiele ein ſolch Getöſe einläuteten, daß, obwohl die Nacht ſchon die Linie paſſirt hatte und in den Hof des Friedens eingegangen war, auch bereits alle Nachbarn und Umwohner, je zwei und zwei, wie Seidenwürmer ſchliefen, es ihnen doch nicht möglich war, fort zu ſchlummern, und es keinen Menſchen in der ganzen Nachbarſchaft gab, der nicht aufgewacht und an das Fenſter getreten wäre. Die Sackpfeife dudelte darauf ihre Tänze ab und knarrte dicht unter den Fenſtern der Dame aus, und nunmehr ſang zu dem Klange der Harfe, indem der Poet, der es verfaßt, es ihm vorſagte, einer der Muſiker, die ſich nicht bitten laſſen, mit reiner und gelinder Stimme das Sonett, das ſolchergeſtalt lautete:

In dieſem Haus ruht meine Eſperanza,
Ich bete ſie mit Leib und Seele an,
Wer ſie nicht hat, den Schatz nicht heben kann,
Auf den ich in ihr Lebenshoffnung pflanze.
Beſitz' ich ſie, ſchweb' ich in ſolchem Glanze,
Daß ich nicht Inder, Mohren neide dann;
Drum fleh ich ſchönſtens dich um Hülfe an,
Cupido, Gott im vollſten Freudenkranze.
Denn wenn auch Eſperanza alſo kleine,
Daß ſie kaum neunzehn Jahre hat erlebt,
Iſt doch, wer ſie erwirbt, ein großer Rieſe.
Die Flamme wachſe an mit mächt'gem Scheine!
O, art'ge Eſperanza! wer da ſtrebt
Nicht, daß er ſich dir dienſtlich ſtets erwieſe!

Kaum hatte er dieſes ſchmähliche Sonett zu Ende geſungen, als von den Umſtehenden ein Schalk, der Doctor der Rechte war, zu ſeinem Nachbar mit erhobener ſchallender Stimme ſagte: Hab' ich doch mein Lebtage kein beſſer Sonett gehört!

Habt ihr wohl bemerkt, geehrter Herr! wie die Reime aufeinander klappten, wie mit dem Namen Esperanza und ſeiner Bedeutung gewortſpielt wurde! und dann jene Anrufung Cupidos, und die ſinnige Einſchachtelung des „ſchönſtens“! Wie paſſend iſt es doch, daß man alſo von dem Alter des Mädchens unterrichtet wird, und wie überlegt der Gegenſatz zwiſchen „kleine“ und „Rieſe“! Kann man zierlicher aus einem Verſe in den anderen übergreifen, als wie mit jenem „nicht“ hinter „ſtrebt“ geſchah? Ich betheure hiermit, daß, wenn mir der Dichter bekannt wäre, der ſolch Sonett verfaßte, ich ihm morgenden Tages ein halb Dutzend Knackwürſte ſchicken wollte, die mir der Maulthiertreiber erſt heute Morgen von meinem Dorfe hereingebracht hat. — Schon an dem Worte Knackwürſte erkannten die Zuhörer, daß derjenige, der dies Lob ſpendete, ſicherlich ein Eſtremadurer ſei, und ſie irrten ſich darinnen nicht, denn man erfuhr nachher, daß er aus einem Orte in Eſtremadura, nahe bei Jaraicejo war; und er ſtand fortan bei Allen in dem Rufe eines gelehrten und in der Dichtkunſt erfahrenen Mannes, blos weil man ihn das abgeſungene, nicht eben beſondere Sonett hatte alſo insbeſondere zerlegen hören.

Während alles deſſen blieben die Fenſter des Hauſes feſt verſchloſſen, worüber denn die beiden hoffenden Manchaner faſt verzweifelten; des ungeachtet ſangen ſie darauf mit Guitarrenbegleitung dreiſtimmig die folgende Romanze ab, die desgleichen zu dem Ende über Hals und Kopf gemacht worden war:

O, erſcheine Esperanza!
Meiner Seele Glück zu ſchaffen;
Ohne dich, erſterbend, hat ſie
Faſt den Körper ſchon verlaſſen.

Laß verdunkeln deine Augen
Nicht durch Wolken kalten Bangens,
Denn es iſt nur dein Verſchulden,
Niederſtrahlen ſie nicht Alles.

Laß beruhigt die Gewäſſer
In dem Meere meiner Qualen,
Willſt du nicht, daß meine Sehnſucht
Meine Hoffnung ſcheitern mache.

Nur durch dich erhoff' ich Leben,
Will der Tod mich ſchon erſchlagen,
Seligkeiten in der Hölle,
Und von Kaltſinn Liebesgnade.

So weit waren die Muſiker mit der Romanze gekommen, als ſie vernahmen, daß das Fenſter geöffnet wurde und daß eine der Dueñas, die ihnen an demſelben Tage ſchon zu Geſicht gekommen war, daran trat und mit feiner gezierter Stimme zu ihnen ſprach: Meine Herren! meine Gebieterin, Doña Claudia von Schlauenſtädt und Prellerhauſen, erſucht euer Gnaden, ihr die Ehre anzuthun, dieſe Nachtmuſik anderswo zu veranſtalten, damit der Nachbarſchaft kein Aergerniß und böſes Beiſpiel gegeben werde, in Anſehung deſſen, daß ſie in ihrem Hauſe eine unverheirathete Nichte hat, mein gnädiges Fräulein, Doña Esperanza de Torralva, Meneſes y Pacheco, und daß es gegen ihren Rang und Stand verſtößt, wenn an ihrer Thüre zu ſolcher Stunde derlei Dinge vorgehen, die ſie in anderer Art und Weiſe und mit geringerem Aufſehen ſich von euer Gnaden eher gefallen laſſen dürfte. — Hierauf antwortete einer der beiden Bewerber: Erweiſt mir das Vergnügen und die Gunſt, Frau Dueña, meinem gnädigen Fräulein Doña Esperanza de Torralva, Meneſes y Pacheco, zu ſagen, ſie möchte ſich an dieſes Fenſter bemühen, ich hätte nur zwei Worte mit ihr zu ſprechen, die entſchiedenen Werth für ſie haben würden. — Pfui, pfui! ſagte die Dueña: Da müßte mein Fräulein Doña Esperanza auch dabei ſein! Wiſſet, mein Herr, daß ſie nicht ſo Eine iſt, als ihr denken mögt: mein Fräulein iſt ſehr vornehm, ſehr ehrbar, ſehr züchtig, ſehr verſtändig, ſehr beleſen und ſehr beſchrieben, und würde nicht thun, was ihr von ihr verlangt, wenn ihr ſie auch mit Perlen zudecktet. —

Derweil noch die gekniffene Dueña mit ihren Pfui und ihren Perlen alſo vergnüglich redete, kam eine große Menge Menſchen die Straße daher; und da die Muſiker und ihre Begleiter glaubten, es ſeien die Polizeidiener der Stadt, ſo bildeten ſie Alle einen Kreis und nahmen das Gepäck der Muſiker in ihre Mitte. Ja, als die Schergen wirklich ankamen, begannen ſie mit ihren Schildern aneinander zu ſchlagen und mit ihren Panzern zu klirren, ſo daß jene bei dem Klange nicht lüſtern waren, den Waffentanz der Gärtner beim Frohnleichnamsfeſte in Sevilla zu tanzen, ſondern vorübergingen, weil die Schergen, Büttel und Häſcher dafür hielten, daß auf dieſer Meſſe nichts zu gewinnen ſei. Die Raufbolde triumphirten und wollten ihre begonnene Muſik fortſetzen; aber einer der Wortführer der Schaar wollte das nicht zugeben, wofern das Fräulein Doña Esperanza ſich nicht am Fenſter zeige, an dem ſogar die Dueña, auch auf wiederholtes Rufen, nicht wieder erſchien. Darüber nun erzürnt und unwillig, wollten ſie Steine nach dem Hauſe werfen, die Jalouſie zerbrechen und der Dame zum Poſſen, ihr eine Katzenmuſik bringen, was junge Leute in ſolchen Fällen gewöhnlich zu thun pflegen; wie verdrüßlich ſie aber auch waren, ſo beſchloſſen ſie dennoch, nach einigen Widerreden, die Wiederaufnahme der Muſik. Die Sackpfeife fing wieder an zu dudeln, das unleidliche wilde Geklingel der Schellenſpiele ging von neuem los, und damit hatte dann die Nachtmuſik ein Ende.

Der Morgen dämmerte faſt ſchon, als die Verſammlung, wenn auch nicht der Aerger ſich auflöſte, den die Manchaner empfanden, den geringen Vortheil zu ſehen, den ihre Muſik ihnen eingebracht hatte. Und ſie gingen damit nach der Wohnung eines gewiſſen Edlen, ihres Freundes, deſſengleichen in Salamanca eine große Rolle ſpielt und den erſten Platz auf den Bänken einnimmt, und der ein reicher, verſchwenderiſcher, Muſik und Frauen, über Alles aber Händel liebender Jüngling war. Dieſem erſtatteten ſie einen ausführlichen Bericht von der Schönheit, der Anmuth, der Züchtigkeit und der Holdſeligkeit der Jungfrau, und zugleich von dem Anſtand und dem Prunke der Tante, und ſagten ihm, wie ſo wenige oder gar keine Mittel ſie hätten, ſie zu gewinnen, da das des Ständchens, der erſte und letzte Dienſt, den ſie ihr hätten leiſten können, ihnen zu nichts weiter als dazu gedient und verholfen, ſie in Betracht der übeln Nachrede der Nachbarſchaft gegen ſie aufzubringen. Hierauf zögerte der Edelmann nicht, der eben ziemlich geradezu zu gehen pflegte, ſich zu erbieten, ſie, es koſte was es wolle, für ſie zu erobern, und ſandte noch an demſelben Tage, gleich verbindlich wie höflich, der Señora Doña Claudia ſeine Empfehlung zu, in dem er ſeine Perſon, ſein Leben, ſein Vermögen und ſeinen Einfluß ihr zu Dienſten ſtellte. Die verſchmitzte Claudia erkundigte ſich bei dem Pagen nach Rang und Stand ſeines Herrn, nach ſeinem Einkommen, ſeiner Gemüthsart, ſeinen Beſchäftigungen und Vergnügungen, als ob ſie im Ernſte ihn zum Schwiegerſohn hätte nehmen wollen, und der Page ſchilderte ihn, die Wahrheit ſagend, ſolchergeſtalt, daß ſie ziemlich befriedigt wurde und mit ihm die Dueña Pfui mit einer Antwort zurückſandte, die nicht minder artig und zuvorkommend als die Botſchaft lautete.

Die Dueña trat ein, der Edelmann empfing ſie höflich, ließ ſie neben ſich auf einen Stuhl niederſitzen, nahm ihr den Schleier ab und gab ihr ein Spitzentuch, ſich den Schweiß abzutrocknen, da ſie der Weg ein wenig angeſtrengt hatte, und bevor ſie noch ein Wort von ihrer Sendung vorbrachte, ließ er ein Büchschen mit Quittenbrod herbeibringen und ſchnitt ihr eigenhändig zwei gute Stücken davon ab, indem er ſie, ſich die Zähne abzuſpülen, ein paar tüchtige Schlucke Vino ſanto thun ließ, der ſie wie eine Klatſchroſe ſchminckte, und ſie zufriedener ſtellte, als wenn man ihr die fetteſte Pfründe gegeben hätte. Sie entledigte ſich ſodann ihres Auftrags in den verzwickten, unrichtigen Ausdrücken, an die ſie gewöhnt war, und ſchloß mit einer recht ausgemachten Lüge: daß nämlich ihre Gebieterin, Doña Esperanza de Torralva, Meneſes y Pacheco, noch eben ſo jungfräulich ſei, als ihre Mutter ſie geboren habe, wiewohl für den gnädigen Herrn desungeachtet bei ihrer Herrin keine Thüre verſchloſſen ſein werde. Der Edle erwiederte: er glaube Alles, was ſie ihm von den Verdienſten, der Werthe, der Schönheit, der Verſtändigkeit und, mit ihr zu ſprechen, der Ausbündigkeit ihrer Gebieterin geſagt habe; was indeſſen deren Jungfrauſchaft betreffe, ſo ſei er in dieſem Punkte ein wenig ſchwieriger: weswegen er ſie bitte, ihm, ſo viel ſie davon wiſſe, die reine Wahrheit auszuſagen, und ihr bei ſeiner ritterlichen Ehre verſpreche, ihr, wenn ſie ihn enttäuſche, einen Mantel von fünffach geſpulter Seide zu ſchenken. Nach dieſem Verſprechen hatte er nicht mehr nöthig, mit peinlichen Fragen der ſchmucken Dueña zuzuſetzen, oder ſie ſonſt noch zu ſchnüren oder zu ſchrauben, die Wahrheit einzugeſtehen. Dieſelbe lautete, daß, ſo wahr als ſie in ihrem letzten Stündlein zu Gott kommen wolle, ihre Herrin Doña Esperanza de Torralva, Meneſes y Pacheco, auf drei Märkten zugleich zum Verkauf ausſtehe, oder beſſer zu ſagen, feil ſei, wozu die Dueña noch das wann und wie, das wem und wo, und tauſend Nebenumſtände fügte, wodurch Don Felix, denn ſo nannte ſich der Edelmann, Alles erfuhr, was er wiſſen wollte. Auch wurde er mit ihr einig, daß ſie ihn in derſelben Nacht in das Haus einſchlöſſe, auf daß er dann mit Esperanza allein und ohne Vorwiſſen der Tante ſprechen möge. Er entließ ſie mit ſchönen Worten und Anerbietungen für ihre Gebieterinnen, und gab ihr an Gelde ſo viel, als der ſchwarze Manto etwa koſten konnte. Sie beſprach mit ihm, was er zu thun habe, um in der folgenden Nacht in das Haus zu gelangen, und damit ging ſie, vor Freude närriſch, und blieb er zurück, ſein Vorhaben überdenkend und die Nacht erwartend, die, wie es ihm ſchien, tauſend Jahre zögerte, ſo ſehr ſehnte er ſich, all die Traumbilder, die er ſich vorſtellte, zu erleben.

Die beſtimmte Zeit kam, denn es giebt keine, die nicht käme, und Don Felix, ein Sanct Georg, ging ohne Freund und Diener dahin, wo die Dueña ihn erwartete, die ihm die Thüre öffnete, ihn ſtill und behutſam in das Haus zog, und in das Zimmer ihrer Herrin Esperanza, hinter die Vorhänge ihres Bettes verſteckte, ihm anempfehlend, ja kein Geräuſch zu machen, da Fräulein Esperanza ſchon wiſſe, daß er zugegen ſei, und, ihrer Tante unbewußt, auf ihr Zureden ſeine Wünſche befriedigen wolle. Dabei drückte ihm die Dueña die Hand, wie zur Betheuerung, daß es alſo geſchehen ſolle, und ging hinaus; und Don Felix verblieb hinter dem Lager ſeiner Hoffnung, abwartend, wie es ihm zuletzt in dieſem ſeinen Hinterhalte ergeben werde.

Es mochte etwa neun Uhr Abends ſein, als Don Felix in ſein Verſteck gekommen war, und als in einem an das Schlafzimmer ſtoßenden Saale die Tante auf einem niedrigen Armſtuhle, die Nichte ihr gegenüber auf einem Eſtrado, ſaß, und zwiſchen ihnen ein Kohlenbecken brannte. Das Haus ruhte ſchon in tiefer Stille, der Escudero war zu Bett gegangen, die andere Dueña hatte ſich zurückgezogen und ſchlief, nur die Unterhändlerin war auf den Beinen und redete ihrer Gebieterin, der Alten, zu, ſich niederzulegen, betheuernd, daß die neun Schläge der Uhr zehn geweſen, und ſehr begierig, die Verabredung zur Ausführung zu bringen, die ſie mit ihrer jungen Herrin getroffen hatte, und die da war: ohne daß Claudia es wiſſe, Alles was Don Felix gebe, für ſich allein zu behalten, und die Alte davon nichts ſehen und haben zu laſſen, die ſo karg und geizig war, und über Alles was die Nichte verdiente und erwarb, dergeſtalt verfügte, daß ſie ihr nie auch nur einen Realen zufallen ließ, damit irgend ein außerordentliches Bedürfniß ſich zu befriedigen; indem ſie gedachten, ihr von den vielen Steuerpflichtigen, die ſie noch mit der Zeit zu erlangen hofften, dieſen zu unterſchlagen. Indeſſen wenn auch dieſe Esperanza wußte, daß Don Felix im Hauſe war, ſo wußte ſie doch nicht, in welchem Schlupfwinkel er verborgen ſei. Von der Stille der Nacht und der gelegenen Zeit hierauf eingeladen, nahm Claudia das Wort und begann mit leiſer Stimme folgendermaßen zu ihrer Nichte zu ſprechen: Ich habe dir vielemale geſagt, meine Esperanza, daß du der Rathſchläge, Lehren und Vorſchriften nicht uneingedenk werden ſollſt, die ich dir immer gegeben habe. Wenn du ſie beachteſt, wie du ſollſt und mir verſprochen haſt, ſo werden ſie dir eben ſo nützlich und vortheilhaft werden, wie die Erfahrung und die Zeit ſelbſt, dieſe Lehrerin in allen Dingen, es irgend ſein können. Du mußt nicht denken, wir ſeien hier in Placencia, woher du gebürtig biſt, noch etwa in Zamora, wo du anfingſt zu erfahren, was die Welt iſt; noch weniger ſind wir in Toro, wo du deine dritte Erndte gehalten haſt. Jene Orte bewohnen gute, ſchlichte Menſchen, ohne Falſch und Bosheit, und in Teufeleien und Schelmſtücken nicht ſo geübt und eingeweiht, wie die hier zu Lande, wo wir gegenwärtig leben. Bedenke, meine Tochter, daß du in Salamanca biſt, welche Stadt in der ganzen Welt die Mutter der Wiſſenſchaften heißt, und daß darin für gewöhnlich zehn bis zwölf tauſend Studenten ſich aufhalten, junges, lüſternes, verwegenes, freies, verliebtes, verſchwenderiſches, kluges, verteufeltes und aufgeräumtes Volk. So ſind ſie im Allgemeinen. Insbeſondere aber, da ſie meiſt Alle Fremde aus verſchiedenen Gegenden und Landestheilen, ſind ſie nicht von einer und derſelben Sinnesart. Denn die Biscayer, deren nur wenige, ſind arm an Worten, wiewohl freigebig an Gelde, wenn ſie es auf ein Weib abgeſehen haben. Und da ſie die Metalle nicht kennen, ſo vergeuden ſie, um ihr zu dienen und ſie zu unterhalten, das Silber, als ob es Eiſen wäre, deſſen ihr Land ſo viel hervorbringt. Die Manchaner ſind Eiſenfreſſer, der Art, die da ſpricht: Chriſtus ſoll mir helfen! und doch ihrer Liebe zu Fauſtſchlägen verhilft. Es giebt hier auch eine Maſſe von Aragoneſen, Valencianern und Cataloniern; halte ſie für zierliche, wohlriechende, wohlgezogene und noch beſſer angezogene Leute, aber verlange von ihnen nicht mehr, und willſt du mehr wiſſen, ſo wiſſe, Tochter, daß ſie keinen Spaß verſtehen, denn wenn ſie ſich über eine Frau erzürnen, ſo ſind ſie gar grauſam und nicht eben von guter Leber. Den Neu-Caſtilianern kannſt du edle Geſinnungen zutrauen, denn wenn ſie etwas haben, geben ſie, und wenn ſie nichts geben, fordern ſie wenigſtens nichts. Die Eſtremadurer haben von Allem etwas wie Apotheker, und ſind wie die Alchemie, wenn auf Silber angewandt, gibt ſie das, wenn auf Kupfer, läßt ſie Kupfer zurück. Mit den Andaluſiern, Kind, bedarfſt du funfzehn Sinne vielmehr als fünfe: denn ſie ſind gewandten und durchdringenden Geiſtes, ſchlau, ſcharfſinnig und in keiner Art kleinmüthig; am allerwenigſten, wenn ſie Cordovaner ſind. Von den Galliziern läßt ſich nichts eben ſagen, denn ſie ſind eben nichts. Die Aſturier ſind gut für den Sonnabend, weil ſie alles Fett und alle Abgänge nach Hauſe ſchleppen. Was endlich die Portugieſen angeht, ſo iſt es eine weitläufige Sache, ihre Eigenheiten und Sinnesweiſe zu ſchildern, denn da es ungeſprächige Menſchen von trockenem Hirne ſind, ſo iſt auch ein jeder ein Narr auf ſeine eigene Hand; auf die Gemeinſchaft aber unter allen kannſt du rechnen, daß bei ihnen ſogar die Liebe in Lumpen geht. Bedenke nun einmal, Esperanza, mit welcher mannichfachen Menge Menſchen du es zu thun haſt, und ob es vonnöthen iſt, daß ich, indem du in ein Meer ſo voll Untiefen ſegelſt, dich belehre und dir einen Nordſtern zeige, nachdem du dich richteſt und wendeſt, damit das Schiff unſerer Abſichten und Pläne, ſie Alle zu rupfen und zu plündern, nicht ſcheitere, und uns nicht unſere Ladung verloren gehe, nämlich dein ſüßer, lieblicher Leib, der mit ſolcher Anmuth und Holdſeligkeit und mit ſolchem Reize für ſo Viele begabt iſt, als darnach Verlangen tragen. Laß dir ſagen, Kind, daß auf dieſer Univerſität kein Lehrer iſt, der in ſeiner Fakultät ſo gut zu leſen weiß, als ich in der weltlichen Kunſt, die wir ausüben, dich unterweiſen kann und mag; denn eben ſo wohl um der vielen Jahre willen, die ich in ihr und für ſie gelebt, als in Folge der vielen Erfahrungen, die ich gemacht habe, kann ich für wohl emeritirt gelten. Und obſchon das, was ich dir jetzt ſage, ein Theil deſſen iſt, was ich dir ſchon viele anderemale geſagt habe, ſo möchte ich doch, daß du darauf wohl merkteſt und mir ein geneigtes Gehör ſchenkteſt: denn nicht allemale zieht der Seemann die Segel ſeines Schiffes und nicht alle mit einander, ſondern je nach dem Winde auf. —

Während dieſer ganzen Rede behielt das ſchöne Mädchen, Esperanza, die Augen niedergeſchlagen und den Kopf geneigt, und wühlte mit einem Meſſer in dem Kohlenbecken herum, indem ſie, was ihr geſagt wurde, ſehr gefaßt und ergeben zu vernehmen ſchien. Damit ſich aber nicht begnügend, ſagte Claudia zu ihr: Richte den Kopf empor, Mädchen, und ſtöre nicht mehr in dem Feuer herum; hefte die Augen unverwandt auf mich und ſchlafe nicht, denn zu dem, was ich dir ſagen will, ſollteſt du noch fünf Sinne mehr haben, als du haſt, um es recht zu behalten und zu begreifen. — Darauf entgegnete Esperanza: Frau Tante, mache ſie doch ſich und mir keine vergebliche Mühe, mit ihrem langen Gerede fortzufahren, der Kopf iſt mir ſo ſchon warm genug, von dem vielen Schulmeiſtern und Vorpredigen, was ſich für mich ſchicke und was ich Alles thun ſolle, ich will mir ihn jetzt nicht noch wärmer machen laſſen. Laß ſie doch einmal ſehen, was in Salamanca die Männer Beſſeres ſind, als die anderwärts! Sind ſie nicht alle von Fleiſch und Bein? Haben ſie nicht alle eine Seele, drei Vermögen und fünf Sinne? Was thut's, daß Einige mehr wiſſen und kennen, als die Anderen? Ich bilde mir vielmehr ein, daß ſolche ſich verblenden und noch eher zu Falle kommen, als die Uebrigen, weil ſie mehr Verſtand haben, damit zu erkennen und zu beurtheilen, wie viel die Schönheit werth iſt. Hab' ich mehr zu thun, als den Gleichgültigen zu reizen, den Keuſchen zu verſuchen, mit dem Wollüſtigen ſpröde zu thun, den Blöden zu ermuthigen, dem Ungeſchickten beizuſtehen, den Frechen zu zügeln, den Schläfrigen aufzuwecken, den Sorgloſen zu überraſchen, den Vergeßlichen zu mahnen, dem Abweſenden zu ſchreiben, dem Dummen zu ſchmeicheln, den Klugen zu ehren, nach dem Reichen Sehnſucht zu tragen, den Armen zu enttäuſchen, auf der Straße ein Engel, in der Kirche eine Heilige, am Fenſter eine Schöne, und im Bett ein Teufel zu ſein? Alle die Sachen, Frau Tante, weiß ich ſchon auswendig. Tiſche ſie mir was Anderes auf, als ihre guten Lehren und Warnungen, und bringe ſie die bei einer beſſeren Gelegenheit an, denn ich ſage ihr, daß ich ſchläfrig bin und ihr nicht länger zuhören kann. Aber eins will ich ihr noch ſagen und zu wiſſen thun, und ſie mag des verſichert und feſt überzeugt ſein, daß ich nicht um allen Gewinn, den ſie mir bieten kann.......

Bis hierher waren Tante und Nichte mit ihrer Unterredung gekommen, die Don Felix nicht wenig verwundert, an den beiden anſcheinend ſo ehrbaren und unzweideutigen Frauen ſolche Dinge zu erfahren, ganz mit angehört hatte, als, ohne daß er im Stande geweſen wäre, es zu verhindern, er mit ſolcher Heftigkeit und ſolchem Geräuſch zu nieſen anhub, daß man es auf der Straße hören konnte. Darüber ſprang Doña Claudia ganz erſchrocken und verwirrt empor, und trat, die Kerze nehmend, in das Zimmer ein, wo Esperanzas Bett ſtand. Sie ſchritt, gleich als ob es ihr geſagt worden, gerade auf das Bett zu und fand, die Vorhänge aufhebend, den Herrn Ritter vor, das Schwert in der Fauſt haltend, den Hut tief ins Geſicht gedrückt und mit herausfordernder Miene zum Kampfe bereit ſtehend. So wie die Alte ihn erſah, begann ſie ſich zu kreuzigen und rief: Jeſus ſtehe mir bei! Was für eine Noth und für ein Unglück iſt das? Mannsperſonen in meinem Hauſe, und an ſolchem Ort, zu ſolcher Stunde! Ach, ich Unglückliche! Ich Unſelige! Ach, meine Ehre und Reputation! Was ſoll man dazu ſagen, wenn es bekannt wird? — Geben ſie ſich zufrieden, meine werthe Frau Doña Claudia, ſprach Don Felix, ich bin nicht ihrer Schande und ihres Nachtheils, ſondern ihrer Ehre und ihres Vortheils wegen hierher gekommen. Ich bin ein Kavalier, reich und diskret, und überaus verliebt in Fräulein Doña Eſperanza. Um meine Wünſche und meine Leidenſchaft gekrönt zu ſehen, habe ich es durch gewiſſe geheime Unterhandlungen, die ſie eines Tages erfahren ſollen, möglich gemacht, an dieſen Ort zu gelangen, in keiner anderen Abſicht, als diejenige in der Nähe zu ſehen und zu beſitzen, die mich von weitem leblos gemacht hat. Wofern dieſes Vergehen Strafe verdient, ſo bin ich an einem Orte und leben wir in einer Tageszeit, an welchem und in welcher ich dieſelbe empfangen kann, denn es kann mir von ihrer Hand keinerlei Strafe zu Theil werden, die mir nicht das höchſte Vergnügen machen würde, auch könnte ſie durchaus nicht härter für mich ſein, als die Qual, die ich von meinem Verlangen erdulde. — Ach! weh mir Unglückſeligen! begann Claudia von Neuem: was für Gefahren ſind wir Frauen doch ausgeſetzt, die wir ohne Ehemänner und ohne männlichen Schutz und Beiſtand leben! Ja, jetzt vermiſſe ich dich, du früh dahingeſchiedener Don Juan de Bracamonte (nicht der Archidiakonus von Xeres), mein bedauernswürdiger Gemahl; denn wenn du noch lebendig wäreſt, ſo würde ich mich weder in dieſer Stadt, noch in dieſer Verwirrung und Schmach befinden, in die ich gerathen bin. Mein Herr! geruhen ſie, auf der Stelle wieder dahinaus zu gehen, wo ſie herein gekommen ſind, und wenn ſie in dieſem Hauſe irgend etwas von mir oder meiner Nichte wünſchen, ſo wird ſich darüber von außen her mit mehr Muße, mehr mit Ehren, und mit mehr Nutzen und Vergnügen ſprechen laſſen. — In Betreff deſſen, was ich in dieſem Hauſe will, erwiederte Don Felix, ſo halte ich es für das Beſte, meine gnädige Dame, ich bleibe drin, denn die Ehre geht durch mich nicht verloren, der Verdienſt, das liegt auf der Hand, iſt der Nutzen, und was das Vergnügen anlangt, ſo kann ich wohl ſagen, daß das nicht ausbleiben wird. Damit aber nicht Alles leere Worte ſeien und die meinigen bewährt werden, ſo möge dieſe goldne Kette dafür Bürgſchaft leiſten; — wobei er eine ſchwere goldne Kette, hundert Dukaten an Werth, ſich vom Halſe nahm und ihr umhing. Augenblicklich nun, ſobald die vertraute Dueña ein ſolches Geſchenk und eine ſo reichliche Abſchlagszahlung ſah, ſprach ſie, ehe ihre Gebieterin ſie noch angenommen und geantwortet hatte: Gibt es auf Erden noch einen Prinzen wie dieſen, einen Papſt, einen Kaiſer, einen Fugger, einen Geſandten, einen Handelskaſſirer, einen Peruaner, noch ſogar einen Domherrn (quod magis est), der ſolche Großmuth und Freigebigkeit bewieſe? Señora Doña Claudia! ſpreche ſie, ſo wahr ich lebe, nicht mehr von der Sache, ſondern laſſe ſie man Alles gut ſein und thue ſie alsbald, was der gnädige Herr befiehlt. — Biſt du von Sinnen? Grijalva! denn ſo nannte ſich die Dueña, biſt du bei Verſtande? Thörin! Aberwitzige! ſprach Doña Claudia. Und Esperanza's Keuſchheit? Ihre Unſchuld? Ihre Reinheit? Ihre unbefleckte Jungfrauſchaft? Die ſollte ich alſo daran ſetzen und mir nichts dir nichts vertrödeln, von ſolch elendem Kettchen geködert? Hab' ich wohl ſo wenig Ueberlegung, mich von ihrem Geflimmer verblenden und von ihren Ringen feſthalten zu laſſen, oder ihre Umſchlingung zu dulden? Bei der Seligkeit deſſen, der fault, dem ſoll nicht alſo geſchehen! Nehmen ihre Gnaden, Herr Kavalier, nur die Kette zurück und ſehen ſie uns mit anderen Augen an, und merken ſie wohl, daß wir, wenn gleich einzelne, doch vornehme Frauenzimmer ſind, und daß dieſes Mädchen noch gerade ſo iſt, wie ihre

Mutter ſie gebar, ohne daß irgend auf der Welt Jemand was Anderes von ihr ſagen kann. Hat man gegen dieſe Wahrheit etwa Lügen vorgebracht, ſo betrügt ſich die ganze Welt, deß rufe ich die Zeit und Erfahrung zu Zeugen an. — Schweige ſie, Frau, verſetzte die Grijalva hierauf, denn entweder weiß ich gar nichts, oder ich will mich umbringen laſſen, wenn der Herr nicht die ganze Wahrheit weiß, wie es mit meinem gnädigen Fräulein dahier ſteht. — Was ſoll er wiſſen? Unverſchämte! was kann er wiſſen? erwiederte Claudia. Iſt dir nicht die Reinheit meiner Nichte wohlbewußt? — Ich bin ganz gewiß rein genug, ſagte nunmehr Esperanza, die inmitten des Zimmers ſtand, ohne zu wiſſen, was ſie ſprach, und halb betäubt von dem, was über ſie verhandelt wurde: ſo rein man ſein kann, denn es iſt noch keine Stunde her, daß ich der Kälte ungeachtet ein reines Hemd angezogen habe. — Dem ſei wie ihm wolle, ſagte Don Felix, denn ſchon nach der Probe, die ich geſehen habe, werde ich die Bude nicht wieder verlaſſen, ohne das ganze Stück Waare gekauft zu haben. Und da man es mir aus Ziererei oder Dummheit nicht ablaſſen will, ſo wiſſen ſie, Señora Claudia, daß ich ihre ganze Rede oder Predigt, die ſie ſo eben ihrer Nichte gehalten, gehört habe, und daß ich den Zweck meiner Herkunft erreichen will, wenn ich auch zu der Kette noch ein paar goldene Ohrringe oder Armbänder mit Diamanten fügen muß. Ich bin ein- für allemal zu der Erkenntniß dieſer Wahrheit gekommen und beſitze ein ſicheres Unterpfand dafür, und alſo behandeln ſie mich doch, wenngleich ſie weder was ich gebe, noch was ich bin, beachten, beſſer als ſie es gewohnt ſind, mindeſtens gegen die Betheuerung und das Verſprechen, daß ich der öffentliche Verkündiger der Feſtigkeit und Integrität dieſer Mauer ſein will. — Nun denn, fiel ihm hier die Grijalva in die Rede: wohl bekomm' es, ihnen gehört das Kleinod zu, und damit ſie trotz aller Läſtermäuler und böſen Menſchen mit ihr eins ſeien, ſo füge ich ſie zuſammen und ſegne ſie, — erfaßte die Hand des Mädchens und übergab ſie Don Felix. Darob erzürnte ſich die Alte ſolchergeſtalt, daß ſie einen Pantoffel auszog und damit auf die Grijalva, wie auf ein Heer von Feinden, losſchlug; wogegen dieſe, ſich mißhandeln ſehend, Hand an Claudias Haube legte und ihr kein Stück davon auf dem Kopfe ließ, demzufolge bei der guten Dame eine Glatze, glänzender als die eines Mönchs, und ein nach einer Seite herabhangendes Stück Perücke zum Vorſchein kam, wodurch ſie die häßlichſte und abſcheulichſte Fratze von der Welt gewann. Solch üble Behandlung nun von ihrer Magd erfahrend, hub ſie laut zu heulen und zu ſchreien an, und rief die Polizei herbei. Und auf ihren erſten Ruf, gleich als ob Zauberei im Spiele geweſen wäre, trat der Corregidor der Stadt mit mehr als zwanzig Perſonen, theils Neugierigen, theils Schergen, zum Saale herein.

Derſelbe hatte nämlich auf erhaltene geheime Anzeigen über die Bewohner dieſes Hauſes beſchloſſen gehabt, daſſelbe in dieſer Nacht zu durchſuchen, und an die Thüre geklopft. Dagegen hatten es die in ihren Wortwechſel Vertieften nicht vernommen, und die Häſcher deshalb mit zwei Hebeeiſen, mit denen ſie zu ſolchen Zwecken des Nachts verſehen ſind, die Thüre aus den Angeln gehoben, worauf ſie geräuſchlos und unvermerkt heraufgekommen waren. Alſo hörte der Corregidor, vom Anfange der Lehren der Tante, bis zu dem Streite mit der Grijalva zu, ohne ein Wort zu verlieren, und ſagte dann, indem er eintrat: Ihr geht ja ziemlich unehrerbietig mit eurer Gebieterin um, Frau Magd! — Und ob das ſchlechte Geſchöpf unehrerbietig mit mir umgeht, Herr Corregidor! ſagte Claudia, da ſie doch frech genug iſt, ſich an mir zu vergreifen, an der ſich Niemand vergriffen, ſeitdem mich Gott auf dieſe Welt geſetzt hat. — Ihr ſagt mit Recht geſetzt hat, verſetzte der Corregidor, denn ihr ſeid reif, feſtgeſetzt zu werden. Macht euch bereit, ehrbare Dame, und ihr Alle, und kommt ins Gefängniß! — In das Gefängniß, Herr! Warum? ſprach Claudia: darf man Frauen meines Standes und Ranges in dieſem Lande alſo behandeln? — Schreit nicht ſo laut, Señora, denn ganz gewiß müßt ihr mit mir kommen, wie ſchwer es euch auch ankommt, und mit euch dieſe eure allerliebſte Koſtgängerin, die eine Jungfrauſchaft in drei Sprachen hat. — Ich will des Todes ſein, ſagte die Grijalva, wenn der Herr Corregidor nicht Alles gehört hat, denn was er von den drei Plagen Esperanzas ſagt, zielt darauf. — Mittlerweile trat Don Felix hinzu und ſprach heimlich mit dem Corregidor, den er erſuchte, die Frauen nicht abzuführen, er verbürge ſich für ſie; es halfen ihm indeſſen bei demſelben keine Bitten, noch vielweniger Verſprechungen.

Es wollte nun aber hiergegen das Schickſal, daß unter den Leuten, die den Corregidor begleiteten, auch die beiden Manchaner Studenten ſich befanden, die alſo bei der ganzen Geſchichte mit gegenwärtig geweſen waren. Sie ſahen, was vorging und daß Esperanza, Claudia und die Grijalva in jedem Falle in das Gefängniß ziehen mußten, und ſo wurden ſie denn augenblicks mit ſich einig, was ſie zu thun hätten, verließen unbemerkt das Haus, und ſtellten ſich auf eine gewiſſe Straße hinter eine Ecke auf, wo die Gefangenen vorbei kommen mußten, zuſammen mit ſechs ihrer Freunde deſſelben Schlages, die ihr gutes Glück ihnen gerade zuführte, und die ſie baten, ihnen in einer wichtigen Angelegenheit gegen die Polizei beizuſtehen, zu welchem Geſchäft ſie dieſelben noch williger und bereiter fanden, als wenn es hätte zu irgend einem feierlichen Schmauſe gehen ſollen. Binnen kurzem erſchien die Polizei mit den Gefangenen, und ehe ſie noch ganz genaht waren, fielen die Studenten ſie mit ſolchem Ungeſtüm und ſolcher Verwegenheit an, daß bald kein einziger Häſcher mehr auf der Straße zu finden war, obwohl ſie nur allein die Esperanza befreien konnten. Denn ſo wie die Schergen den Kampf beginnen ſahen, ſchlugen die, welche Claudia und die Grijalva führten, mit ihnen eine andere Straße ein, und brachten ſie ins Gefängniß. Der beſchämte und erzürnte Corregidor begab ſich nach ſeinem Hauſe, Don Felix nach dem ſeinigen, und die Studenten zogen nach ihrer Herberge. Der, welcher Esperanza der Polizei entzogen hatte, wollte zwar die Nacht bei ihr bleiben, der Andere willigte aber nicht darein, ſondern bedrohte ihn mit dem Tode, wenn er es thäte.

O, Wunderwerke der Liebe! O, gewaltige Kraft der Leidenſchaft! Ich ſage das, weil der Student, der die Beute gemacht hatte, als er ſah, daß der andere, ſein Genoſſe, ihm ſo nachdrücklich und ernſtlich verbot, ſich ihrer zu erfreuen, ohne einen anderen Gedanken zu hegen und etwa in Ueberlegung zu ziehen, was er that, zu ihm ſagte: Wohlan denn, da ihr nicht zugebt, daß ich diejenige beſitze, die ich mir ſo theuer erkauft habe, und da ihr nicht wollt, daß ich ſie mir als eine Freundin aneigne, ſo werdet ihr mir doch nicht in Abrede ſtehen, daß ihr ſie mir als meine rechtmäßige Frau nicht ſtreitig machen könnt, und dürft und werdet. Und zu dem Mädchen gewendet, deren Hand er noch nicht losgelaſſen hatte, ſagte er: Dieſe Hand, die ich euch, Gebieterin meiner Seele, bisher als euer Vertheidiger gegeben habe, gebe ich euch gegenwärtig, wenn ihr wollt, als euer rechtmäßiger Gatte und Gemahl. — So wie die Esperanza, die mit einem noch geringeren Theil zufrieden geweſen wäre, ſah, was ihr angetragen wurde, ſagte ſie ja und wieder ja, nicht ein, ſondern vielemale, und umarmte ihn als ihren

Herrn und Gatten. Der Gefährte verwunderte ſich über einen ſo ſeltſamen Entſchluß, ließ ſie, ohne ihnen ein Wort zu ſagen, ſtehen, und ging nach Hauſe. Der Bräutigam aber beſorgte, ſeine Freunde und Bekannten möchten ihm das Ziel ſeiner Sehnſucht entrücken und ſeine Hochzeit ſtören, die ohnehin nicht mit den gehörigen Umſtändlichkeiten gefeiert wurde, und begab ſich alſo für dieſe Nacht nach dem Wirthshauſe, wo der Maulthiertreiber aus ſeiner Heimath einkehrte. Eſperanzas gutes Glück wollte, daß derſelbe Maulthiertreiber des anderen Tages in der Frühe dahin abging, ſie reiſten mit ihm, und, wie es hieß, kam der Student zu Hauſe bei ſeinem Vater an, und that ihm zu wiſſen, die Dame, die er bei ſich habe, ſei die Tochter eines vornehmen Edelmanns, und er habe ſie aus ihrem väterlichen Hauſe entführt und ihr die Ehe verſprochen. Der Vater war alt und glaubte leicht, was der Sohn ihm ſagte, und das gute Ausſehen ſeiner Schnur erwägend, war er mehr als zufrieden geſtellt und pries den guten Entſchluß ſeines Sohnes höchlich.

Nicht alſo glückte es Claudien, denn es erhellte aus ihren eignen Ausſagen, daß Eſperanza weder ihre Nichte noch Verwandte war, ſondern ein Mädchen, das ſie von der Thüre einer Kirche weggenommen, und ebenſo wie Andere, die ſich in ihrer Gewalt befunden, und die aus Verdruß über ihre Habſucht und Knauſerei von ihr gelaufen, zu wiederholtenmalen als Jungfrauen an verſchiedene Perſonen verkauft hatte; wovon ſie denn eben gelebt und was ſie als ihr Gewerbe betrieben. Es erhellte desgleichen, daß ſie der Hexerei verdächtig war, und um dieſer Verbrechen willen verurtheilte der Corregidor ſie dazu, vierhundert Peitſchenhiebe zu erhalten, und in einem Käfiche inmitten des Marktes geführt und mit einer hohen ſpitzen Mütze auf einer Leiter ausgeſtellt zu werden; was für die Gaſſenjungen von Salamanca der luſtigſte Tag in dieſem Jahre wurde.

Die Heirath des Studenten wurde alsbald bekannt, und wiewohl Einige ſeinem Vater das Wahre an der Sache und die Herkunft ſeiner Schwiegertochter ſchrieben, hatte ſie doch mit ihrer Verſchlagenheit, ihrem klugen Betragen und allerhand Dienſtleiſtungen ihren alten Schwiegervater ſo ſehr für ſich einzunehmen gewußt, daß, wenn man ihm auch noch ſchlimmere Dinge von ihr geſagt hätte, er doch nicht abgelaſſen haben würde, ſie als ſeine Tochter werth zu halten. Eine ſolche Gewalt üben Klugheit und Schönheit aus. Ein ſolches Ende und einen ſolchen Ausgang aber fand die gnädige Frau Claudia von Schlauenſtädt und Prellerhauſen, und mögen alle diejenigen finden, die ein ſolches Leben und eine ſolche Handlungsweiſe verführen. Der Eſperanzas wird es im Leben wenige geben, die, nachdem ſie ſich ſo betragen haben wie ſie, darin zur Ruhe und zu einem guten Ende gelangen. Denn die meiſten ihres Gelichters füllen die Betten der Hoſpitäler an und kommen darinnen elender- und kläglicherweiſe um u. ſ. w.

VII.

Die Tochter des Viſirs.

Das Königreich Kaſchemir wurde eine Zeitlang von einem Fürſten Namens Aladdin beherrſcht, der eine Tochter hatte, die ohne Widerrede die vollkommenſte Schönheit des Orients geweſen ſein würde, wofern ihr Sieg ihr nicht durch die Tochter eines Viſirs ſtreitig gemacht worden wäre. In dem ganzen Morgenlande ſprach man von nichts, als von den Reizen dieſer beiden Prinzeſſinnen. Viele Könige ließen ſich auf den Ruf hin, in Liebe zu ihnen entzünden, und dachten ſchon daran, ſie zur Ehe zu verlangen. Es war zwar ſchwer zu entſcheiden, welche von Beiden den Vorzug vor der Anderen verdiene; aber war es nun Vorurtheil, oder hatte die Tochter des Viſirs, vielleicht weil ſie ſich nicht ſo ſtolz, und menſchenfreundlicher, als ihre Nebenbuhlerin betrug, die Herzen der Menge gewonnen, kurz, es gaben alle Parteien ihre Stimmen zu ihren Gunſten ab.

Die Tochter des Königs verſank in eine tödtliche Schwermuth und Mattigkeit, als ſie ſah, daß ihr Ghulnaz, die Tochter des Viſirs, vorgezogen ward. Ihr beſtürzter Vater berief ſeine Aerzte zu ſich, und dieſelben verſicherten ihn, das

Uebel der Prinzeſſin rühre von einem geheimen Kummer her. Der König bat ſeine Tochter inſtändigſt, ihm ihr Herz zu erſchließen, und damit er ſie bewöge, verband er ſich gegen ſie mit einem feierlichen Schwure, ihr jedwedes Verlangen zu bewilligen, das ſie irgend an ihn ſtellen möge, geſetzt auch, daß es ihm die Hälfte ſeines Landes koſte. Aladdins Tochter hatte nicht nur nicht das Herz, ihm ihren niedrigen Neid einzugeſtehen, ſondern hätte ſich denſelben ſogar gern ſelbſt verhehlt. Indeſſen, von den Zeichen ſeiner Zärtlichkeit, die ihr Vater ihr gab, und von dem tiefen Schmerze gerührt, den ſie in ihm wahrnahm, konnte ſie am Ende nicht widerſtehen, und bekannte ihm, daß Ghulnaz die Urſache ihres Uebelbefindens ſei, das nicht eher gehoben werden würde, als bis dieſe verhaßte Nebenbuhlerin aus ihrer Nähe entfernt wäre.

Aladdin beſtrebte ſich, ſeine Tochter zu tröſten, und gab ihr die Zuſicherung, daß in kurzem nichts mehr von der Veranlaſſung ihres Leidweſens gehört werden ſolle. In der That ließ er ſeinen Miniſter zu ſich kommen und ſagte zu ihm: Viſir, ich ſehe mich zu meinem Bedauern genöthigt, dir zu befehlen, daß du deine Tochter verkaufſt. Ich weiß wohl, daß dies deinem Herzen nahe gehen wird, aber es handelt ſich dabei um das Leben meiner Tochter, und ich erwarte alſo, daß mir dein Dienſteifer, den du mir jederzeit dargethan haſt, dieſes Opfer bringe. —

Das Herz des Viſirs betrübte ſich hierüber ungemein, und ſchwankte eine Weile zwiſchen Liebe und Ehrgeiz hin und wieder; am Ende aber ſiegte dieſe letztere Leidenſchaft in ihm ob und erſtickte die Stimme der Natur. Allerdings wohnte ihm noch ſoviel Schaam innen, daß er es nicht über ſich gewinnen konnte, ſeine Tochter den Blicken Aller öffentlich auszuſtellen, und um ſich alſo dieſe Schmach zu erſparen, gerieth er auf den Gedanken, ſie in einen Korb zu ſtecken. Darauf ließ er einen öffentlichen Ausrufer zu ſich holen und redete ihn folgendermaßen an: Geh und verkaufe dieſen Korb für vierzig Aſper, aber nur unter der Bedingung, höre wohl, daß der Käufer ſich dazu verſteht, ihn unbeſehen zu nehmen. — Der Ausrufer gab ſich Mühe, dem Auftrage des Viſirs zu entſprechen, aber es blieb vergebens, denn die beim Kaufe feſtgeſtellte Bedingung ſchreckte alle etwaige Kaufluſtige ab. Ein Waſſerträger, ein junger Menſch, der muthiger als Andere war, und ſich einbildete, es möge ein Geheimniß dahinter verborgen ſein, erbot ſich endlich zu dem Wagniß, lieh die geforderte Summe Geld von einem Kaufmanne, ſeinem Freunde, bezahlte ſie und trug den Korb nach Hauſe.

Wer vermöchte nun wohl das freudige Erſtaunen zu ſchildern, das ihn ergriff, als er daſelbſt den Korb ſchleunigſt öffnete, und in ihm ein Mädchen vorfand, deſſen Anblick ihn wahrhaft bezauberte! O ſchöne Huri! ſprach er: denn du biſt ſicherlich eines der himmliſchen Weſen, die zum Troſte der Auserwählten in jener Welt beſtimmt ſind, durch welch ein ſeltſames Geſchick biſt du in dieſen Korb gerathen? — Die Tochter des Viſirs, die ſich nicht zu erkennen geben wollte, antwortete: Du ſiehſt eine Unglückliche vor dir, die das Schickſal verfolgt. Ich bin deine Sklavin und klage nicht darüber. Du wirſt in mir all die Unterwürfigkeit und Treue antreffen, die ich dir ſchuldig bin. —

Die Schönheit und die Reize der Tochter des Viſirs waren ſo gewaltig, daß ihr Gebieter auf der Stelle für ſie entbrannte und von ihnen durchaus befangen wurde. Ghulnaz war ſeine Sklavin und er konnte mit ihr nach ſeinem Willen thun; aber ſeine Liebe flößte ihm zugleich eine Zartheit der Empfindung ein, die ſich weit über ſeinen Stand erhob. Hätte ihn ſein Anſehen und Gewalt zu ſeiner Glückſeligkeit verholfen, ſo würde er ſie nicht für vollkommen erachtet haben, er wollte ſie einzig und allein nur ſeiner Liebe verdanken. Er faßte alſo den Entſchluß, Ghulnaz ihre Freiheit wieder zu geben und ſie dann durch die Bande der Ehe mit ſich zu vereinigen; bevor er aber noch dieſen Plan ausführte, wollte er ſie auf die Probe ſtellen, um ſich zu überzeugen, ob ſie auch das Loos verdiene, das er ihr in Gedanken zubereitet hatte. Er brachte ſie in das Haus ſeiner Mutter, die in einer, eine Tagereiſe von Kaſchemir entlegenen kleinen Stadt wohnte. Liebe Mutter, ſagte er zu dieſer, ich habe mit dieſer Sklavin, die ich hier deiner Obhut anvertraue, gewiſſe Abſichten. Unterhalte und unterrichte ſie und prüfe ſie, ob ſie auch eben ſo weiſe als ſchön iſt. — Darauf verabſchiedete er ſich von ſeiner Mutter und von Ghulnaz, und verſicherte ihnen, daß er in kurzem wiederkehren würde. Die ſchöne Sklavin erwarb ſich bald die Zuneigung derjenigen, die ihren Gebieter geboren hatte, und ihre Sanftmuth und Gefälligkeit in allen Dingen gefielen derſelben dermaßen, daß ſie das Mädchen ſo lieb gewann, als ob ſie ihre eigene Tochter geweſen wäre. Die gute Alte, die ein mühſeliges und dürftiges Leben führte, hatte immer Alles mit Geduld ertragen; ſeitdem ſie nun aber Ghulnaz bei ſich hatte, kränkte es ſie auf das ſchmerzlichſte, ſie ihr Elend theilen zu ſehen, und ſie hätte ſich alle Schätze der Welt erwünſchen mögen, um ihr ein ihrer würdigeres Schickſal bereiten zu können.

Das liebenswürdige Mädchen ſeinerſeits, fühlte ſich von der hülfloſen Lage derjenigen, die ihr ſo offenbare Beweiſe ſo vieler Güte gab, gerührt, und nahm ſich vor, ihr zu helfen. Sie gab ihr alſo einen Diamant, den ſie geborgen hatte, als ihr grauſamer Vater ſie in den Korb geſteckt, und hieß der Alten, ihn für zweitauſend Zechinen zu verkaufen. Da der Diamant ſehr ſchön war, ſo fand die Alte in wenigen Augenblicken einen Käufer, und kehrte mit dem Gelde zu der zurück, die ſie ihre liebe Tochter nannte.

Ghulnaz miethete für ſich und ihre Pflegerin ein bequemeres und geräumigeres Haus, das ſie mit feinem Geräth verſah, und ſchon begann ſie ſich über ihr Unglück zu tröſten und ſich in den Stand zu ſchicken, in den es ſie geworfen hatte, als ein anderes neues Elend ſie des Mitleids noch viel würdiger machte, als ſie vorher geweſen war. Sie führte zwar das einſamſte Leben von der Welt, und ging nur äußerſt ſelten und nicht anders, als verſchleiert aus; aber desungeachtet durchdrang der Ruf von ihrer Schönheit die kleine Stadt, in der ſie lebte, und verliebte ſich auf das leidenſchaftlichſte ein Jüngling in ſie, dem es nicht an der Dreiſtigkeit fehlte, ihr ſeine Wünſche zu erklären. Da es nun aber dem frechen Burſchen mit ſeiner Liebe nicht ſo gut glücken wollte, als er erwartet hatte, ſo erzürnte er ſich darüber dergeſtalt, daß ſich ſeine Liebe in Haß verwandelte, und ihn zu dem Entſchluſſe antrieb, ſich an der Jungfrau für ihr Verſchmähen zu rächen. Er wanderte geradesweges nach Kaſchemir, und ſagte zu dem Waſſerträger, als er ihm begegnete: Wie ſehr bedauere ich dich doch, daß derweil du eine undankbare Sklavin ſo gut und menſchenfreundlich ernährſt, und dich deswegen hier plagſt und abmüheſt, ſie in einem ſtrafwürdigen Ueberfluſſe ſchwelgt, den ſie ſich von dem Sündenlohn zubereitet, welchen ſie von ihren Liebhabern empfängt! — —

Der in Zorn gerathende Waſſerträger unterſuchte nicht, ob der Neuigkeit, die er empfing, irgend Wahres zu Grunde lag, und verließ Kaſchemir, um ſeine Rache zu nehmen. Die Anſtändigkeit des Hauſes, das ſeine Mutter bewohnte, die Zierlichkeit des Geräthes darin, kurz Alles deutet ihm Verrath an: er tritt ein. Die nichts argwöhnende, ſo ſchuldloſe Ghulnaz ſteht auf, ihm entgegen zu gehen: er läßt ihr dazu keine Zeit, er ſtürzt auf ſie los und ſenkt ihr einen Dolch in den Buſen, den er unter ſeinem Gewande verborgen trug, ja, will ſogar noch einen zweiten Streich nach ihr führen, da er ſieht, daß ſie nicht auf den erſten zu Boden ſinkt, wiewohl die entſetzte Ghulnaz vor ihm flüchtet und ſich zum Fenſter hinabſtürzt.

Ein Hebräer, der über dieſelbe Straße geht, ſieht ein in ihrem Blute gebadetes Mädchen darauf liegen, erhebt ſie vom Boden und führt ſie in ſeine Behauſung. Mittlerweile war die Mutter des Waſſerträgers, die das benachbarte Gemach bewohnte, auf das Geſchrei ihrer Ghulnaz herbeigeſprungen. Sie erblickt ihren Sohn, mit Wuth in den Augen und mit dem blutgefärbten Dolche in der Hand. Mein Sohn, ruft ſie aus: Gegen wen ſolchen Zorn? Wo iſt Ghulnaz? — Er erwiedert: Dieſes Eiſen hat mich zur Stelle an einer Undankbaren gerochen, die mich verrieth. — O wehe dir! in welchem Irrthum biſt du befangen? rief die beſtürzte und bitterlich weinende Alte: o, wie viele Thränen wird es dir koſten! Ungerechterweiſe haſt du die liebenswertheſte und tugendreichſte Jungfrau von allen, die es auf Erden gibt, getödtet. — Hierauf erzählt ſie ihm, mit welcher Großmuth Ghulnaz ſie dem Elende entriſſen hat. Der Waſſerträger überließ ſich nunmehr dem allerheftigſten Schmerze. Er ſtürzt auf die Straße, in der Meinung, ſeine geliebte Ghulnaz noch da zu finden, aber ſie war verſchwunden; er läuft durch die Stadt allerwärts hin und wieder, und es zeigt ſich ihm keine Spur von ihr.

Unterdeſſen ließ der Hebräer einen Wundarzt holen, der die Wunde der Tochter des Viſirs ſorgfältig unterſuchte und ſein Gutachten abgab, daß ſie nicht tödtlich ſei; auch trog er ſich nicht, denn in kurzer Zeit hatte ſie Geſundheit und Reize wieder gewonnen. Der Hebräer vermochte nicht, ſie mit gleichgültigen Augen anzuſehen, und erklärte ihr ſeine Leidenſchaft wie Jemand, der ein Recht zu haben glaubt, deren Befriedigung zu erwarten. Ghulnaz ſchauderte vor der ihr drohenden Gefahr, und da ſie ſich mit ſo äußerſter Strenge bewacht ſah, daß ſie unmöglich fliehen konnte, ſo entſchloß ſie ſich, ſich in das Meer zu ſtürzen, das die Mauern des Hauſes des Hebräers beſpülte, indem ſie dafür hielt, daß der Verluſt des Lebens nicht in Anſchlag komme, wenn ſie nur damit ihre Ehre errette. Damit ſie dieſen Gedanken zur Ausführung bringen könnte, war es nothwendig, daß ihr Liebhaber ſich von ihr entfernte, deswegen ſtellte ſie ſich an, in ſeine Wünſche zu willigen, und verlangte nur von ihm, daß er zuvor ins Bad ginge.

Der Hebräer ging dahin. Ghulnaz öffnet das Fenſter und wirft ſich unverzagt in die See. Drei Brüder, die in dieſer Gegend fiſchten, ſehen ſie mit den Wogen kämpfen, faſſen ſie, als erfahrene Schwimmer bei ihrem Gewande auf, legen ſie in ihre Barke nieder, und landen mit ihr an einem Wieſengrunde auf der anderen Seite der Stadt.

Durch die Sorgfalt der drei Brüder ins Leben zurückgerufen, fand ſich die Tochter des Viſirs einer weit größeren Gefahr ausgeſetzt als diejenige geweſen, der ſie entronnen war. Ihre ausbündige Schönheit machte den lebhafteſten Eindruck auf die drei Brüder und entzündete zwiſchen ihnen einen hartnäckigen Streit, demgemäß ein jeder ſie für ſich verlangte. Sie waren ſchon nahe daran, mit einander handgemein zu werden, als der Zufall einen Jüngling zu Pferde in ihre Nähe führte, den ſie zum Schiedsrichter erkoren. Der Jüngling ließ ſich den Gegenſtand ihres Zwiſtes von ihnen auseinanderſetzen und ſagte dann: Nur allein das Glück iſt im Stande, zwiſchen euch Recht zu ſprechen. Ich werde nach drei verſchiedenen Seiten hin drei Pfeile abſchießen: wer von euch zuerſt einen derſelben wiederbringt, der ſoll die Jungfrau beſitzen. —

Dieſer Vorſchlag bedünkte den drei Fiſchern ſo verſtändig, daß ſie, ohne ſich einen Augenblick zu bedenken, ihn gelten ließen. Der Reiter ſpannt den Bogen, ſchießt die drei Pfeile, einen nach dem anderen, nach drei verſchiedenen Punkten ab, und die drei Brüder rennen im ſchnellſten Laufe, ein jeder in der Hoffnung, nach ihnen aus, ſein Ziel am erſten zu erreichen. Der Reiter ſieht ſie weit entfernt, ſpringt vom Pferde, hebt Ghulnaz hinauf, ſchwingt ſich vor ihr wieder in den Sattel und jagt mit ihr im geſtreckten Galopp von den Fiſchern hinweg nach ſeinem Dorfe. Ihr Schickſal brachte es nun einmal ſo mit ſich, daß Ghulnaz einen jeden Mann, der ſie ſah, in Liebe für ſie entzünden ſollte.

Der Reiter hatte alſo ſeinen Fuß kaum wieder zur Erde geſetzt, ſo erklärte er ihr ſeine glühende Leidenſchaft. Sie ſah ein, daß ſie ſich von dieſem neuen Angriffe nur mit Liſt würde erretten können, und gab alſo kein Zeichen von Unwillen darüber kund, ſondern hörte die verliebten Worte ihres Freiers geduldig an und ſchien ſogar Gefallen daran zu finden, indem ſie ihn nur ſoviel bat, die Befriedigung ſeiner Sehnſucht bis zur Nacht aufzuſchieben. Es kömmt mir ein neuer Gedanke in den Sinn, ſagte die Tochter des Viſirs, er iſt ſeltſam, es iſt wahr, aber er kann eure und meine Ruhe ſichern. Es weiß noch Niemand Etwas von meiner Ankunft an dieſem Orte, leihet mir einen eurer Anzüge als Mann; ſagt aus, daß ich ein aus der Fremde zurückgekehrter Verwandter von euch ſei, und da alſo Niemand in mir ein Weib ahnen wird, ſo habt ihr keine Nebenbuhler zu befürchten. — Außer ſich vor Freuden über einen ſo klugen Anſchlag, gab ihr der Jüngling hierauf eines ſeiner Kleider, und ſobald ſie daſſelbe angelegt hatte, ſprach ſie zu ihm:

Nun will ich euch aber auch beweiſen, daß ich nicht blos in euren Augen ein Mann ſcheine, ſondern mich in der That wie ein ſolcher zu betragen, und ein Pferd ſo gut wie wenige zu bändigen weiß. — So ſpricht ſie, und zu der nämlichen Zeit ſchwingt ſie ſich mit Leichtigkeit dem Pferde des Jünglings auf den Rücken. Sie tummelt daſſelbe ein paarmal hin und wieder, und derweil er ihren edlen Anſtand rühmt und bewundert, entfernt ſie ſich von ihm immer mehr und mehr, gibt dem Pferde die Sporen und jagt ſo ſchnell von dannen, daß ſie wie ein Blitz aus den Augen des verſteinerten Reiters verſchwindet. Aus Beſorgniß, verfolgt zu werden, galoppirte ſie den ganzen übrigen Tag, ſo wie die ganze Nacht lang weiter, ohne zu wiſſen, welchen Weg ſie eingeſchlagen habe.

Als die erſten Strahlen der Sonne am Horizonte emporleuchteten, gewahrte ſie vor ſich eine große Stadt, auf die ſie ihren Lauf zunahm. Wer beſchreibt aber ihr Erſtaunen, als die Bewohner derſelben ihr entgegen gezogen kamen und zu ihr ſprachen: Unſer König iſt geſtern Abend geſtorben und hat keinen Thronerben, wohl aber einen letzten Willen hinterlaſſen, in dem er, zu Vermeidung von Bürgerkriegen, beſtimmt, daß derjenige ſein Nachfolger auf dem Throne ſein ſolle, der heute Morgen beim Eröffnen der Thore dieſer Stadt der Erſte davor ſei. — Ghulnaz empfing mit einer plötzlich angenommenen majeſtätiſchen und leutſeligen Haltung die Huldigungen ihrer neuen Unterthanen, die ſich nichts davon träumen ließen, daß ſie mit einem Weibe zu thun hatten. Sie ritt unter dem freudigen Zujauchzen des Volkes durch die Straßen und nahm den Palaſt in Beſitz, welcher der gewöhnliche Aufenthalt der Könige dieſes Landes war.

Alſo auf den Thron gelangt, begann ſie, ſich die Wohlfahrt ihres Staates aus allen Kräften angelegen ſein zu laſſen. Sie ſetzte erleuchtete und rechtſchaffene Viſire ein, und trug die eifrigſte Sorgfalt, daß Jedermann Gerechtigkeit widerfuhr. Ihre Unterthanen bewunderten die Weisheit ihrer Herrſchaft und ſegneten ihr Geſchick, das ihnen einen ſo viel mehr mit ihrer als mit ſeiner eigenen Glückſeligkeit beſchäftigten König zuertheilt habe.

Die ſchöne Ghulnaz hatte ihr Scepter bereits einige Zeit geführt, als ſie eines Tages an den Thoren ihrer Stadt einen prachtvollen Seſſel aufrichten, und als dies geſchehen war, ihr Bildniß malen ließ, das ſie dem Maler ohne nähere Angabe ihrer Gründe befahl, in der Kleidung einer Königin vorzuſtellen. Dieſes Bildniß wurde auf den Seſſel geſtellt, und mehrere hie und da in deſſen Nähe verborgene Kundſchafter erhielten den Auftrag, einen Jeden vor ſie zu bringen, der im Anſchauen des Bildes etwa Seufzer ausſtoßen oder ſonſtige Anzeichen von Schmerz offenbaren würde. Mittlerweile vermochte ſich der Waſſerträger über den Verluſt ſeiner geliebten Sklavin nimmermehr zu tröſten und irrte von einer Stadt zur anderen, um wo möglich eine Spur von ihr aufzufinden. Eines Tages bei dieſem Seſſel anlangend, ermaß er mit ſeinen Augen nicht ſobald die Aehnlichkeit des Bildes mit den ihm in ſein Herz eingeprägten Zügen ſeiner Geliebten, als er tief aufſeufzte. Die Bewaffneten ergriffen ihn auf friſcher That und brachten ihn vor Ghulnaz, die er in der männlichen Tracht nicht wieder erkannte, und die ihm mit zürnenden Angeſichte gebot, die Urſache anzugeben, aus der er beim Anblicke jenes auf dem Seſſel aufgeſtellten Bildniſſes Thränen vergoſſen habe? Vom Kopfe bis zu den Füßen erzitternd, trug er ihr die Geſchichte ſeines Unglücks vor, und Ghulnaz ließ ihn einſperren.

Nach Verlauf einiger Zeit führte der Zufall die drei Fiſcher zu demſelben Seſſel; ſie erkannten das Bildniß derjenigen, die ſie aus dem Meere errettet hatten, und inſofern dieſer Anblick ihre noch nicht erloſchene Liebesflamme aufs neue entzündete, konnten ſie ſich nicht enthalten aufzuſeufzen. Sie wurden ebenfalls vor Ghulnaz gebracht, und dieſelbe ließ ſie desgleichen gefangen ſetzen, nachdem ſie dieſelbe Frage, wie an den Waſſerträger, an ſie gerichtet hatte. Der Reiter und der Jude ermangelten am Ende eben ſo wenig, bei dem Bilde zu erſcheinen, und da ſie ihre innere Zärtlichkeit gleich jenen an den Tag gaben, ſo theilten ſie ihr Loos.

Als ſie nunmehr Alle in dem Kerker beiſammen waren, wollte die Tochter des Viſirs, daß ſie mit einander in ihre Gegenwart geführt würden. Sie ſagte ganz bewegt zu ihnen: Wenn jene Jungfrau, die der Gegenſtand eurer Sehnſucht und Leidenſchaft iſt, jetzt vor eure Augen träte, würdet ihr ſie wohl wieder erkennen? Und ſo wie ſie dieſe Worte geſprochen hatte, warf ſie den königlichen Mantel von ſich und erſchien vor ihnen in Weiberkleidung. Alle ſechs fielen vor ihr auf die Knie nieder und baten ſie um Gnade und Vergebung der Vergehungen gegen ſie, wozu ihre grenzenloſe Liebe ſie verleitet habe. Die Tochter des Viſirs hob ſie mild und gütig zu ſich empor, nahm den Waſſerträger bei der Hand, ließ ihn neben ſich auf ihrem Throne niederſitzen und bekleidete ihn mit den Zeichen der königlichen Würde. Sodann die Großen des Reiches um ſich verſammelnd, erzählte ſie ihnen ihre Geſchichte und bat ſie, denjenigen als ihren König anzuerkennen, der bereits ihr Gebieter geweſen ſei. Einige Tage ſpäter machte ſie ihn zu ihrem Gemahl und feierte mit ihm eine königliche Hochzeit. Der Hebräer, die drei Fiſcherbrüder und der Reiter wurden mit Schätzen beladen wieder nach Hauſe geſchickt, vermochten ſich aber trotz all derſelben nimmermehr über ihren großen Verluſt zufrieden zu geben.

VIII.

Der Mohr von Venedig.

In Venedig war dereinſt ein Mohr, der um ſeiner großen Tapferkeit und Klugheit im Kriege willen, allda in hohen Ehren ſtand. Eine tugendreiche, wunderſchöne Dame, Namens Disdemona, verliebte ſich in ihn, nicht ſowohl aus weiblicher Lüſternheit, als von dem inneren Werthe des Mohren gefeſſelt, und er dagegen entbrannte für ihre Reize und ihren hohen Sinn auch ſeinerſeits, ſo daß ſie ſich, trotz des Widerwillens ihrer Eltern, mit einander vermählten, die ſo viel ihnen möglich war, thaten, ihre Tochter dahin zu bringen, ſich einen anderen Gatten zu erwählen. Der Mohr und ſein junges Weib lebten darauf, ſo lange ſie in Venedig waren, ſo einträchtig und friedfertig zuſammen, daß zwiſchen ihnen durchaus nur liebreiche Dinge und Worte vorfielen und gewechſelt wurden.

Da geſchah es, daß die Herren von Venedig die Truppen, ſo ſie in Cypern hielten, wechſelten, und zum Hauptmanne der neuen Beſatzung, die ſie dahin ſandten, den Mohren ernannten. Der Mohr war allerdings durch die Ehre erfreut, die ihm alſo zu Theil ward, denn mit einer ſolchen

Würde pflegte man nur Edelleute, und zwar nur anerkannt tüchtige und zuverläſſige zu bekleiden; ſeine desfallſige Zufriedenheit ward aber hinwider dadurch beeinträchtigt, daß er ſich die Länge und das Ungemach der ihm bevorſtehenden Seereiſe vorſtellte, und bedachte, wie viel Disdemona davon zu leiden haben werde. Dieſe ihrerſeits kannte kein anderes Gut in der Welt als ihn, und war ſo froh, des Mohren Verdienſte und Würdigkeit von der mächtigen Republik anerkannt zu ſehen, daß ſie gar nicht die Zeit und Stunde erwarten konnte, da ihr Gatte mit ihr und den Seinigen die Reiſe anträte, und daß ſie über ſeine augenſcheinliche Verſtimmung ſehr betreten war. Außer Stande, ſich die Urſache derſelben zu erklären, ſagte ſie daher eines Mittags zu ihm: was ſoll das heißen, Mohr, daß, nachdem dir von der Signoria ein ſo ehrenvoller Poſten anvertraut worden, du ſolche Schwermuth bezeigſt? — Der Mohr antwortete Disdemonen: Meine Liebe zu dir ſchmälert mir die Freude an der mir zu Theil gewordenen Ehre, denn ich ſehe, daß nothwendigerweiſe Eines oder das Andere geſchehen muß: entweder ich nehme dich mit mir auf das gefahrenvolle Meer, oder ich laſſe, um dir kein Ungemach zu verurſachen, dich in Venedig zurück. Das Erſte würde mir ſehr ſchwer ankommen, weil jedes Leiden und jede Gefahr, die du zu überſtehen hätteſt, mich doppelt mit beträfe, das Andere, dich hier zu laſſen, würde mich mir ſelbſt unerträglich machen, weil ich, von dir ſcheidend, nicht auf dich allein, ſondern zugleich auf mein Leben verzichtete. — So wie Disdemona ihn alſo reden hörte, ſprach ſie: Ei, lieber Mann! was ſind das für Gedanken, die dir durch den Sinn gehen? Wie kannſt du dich ſolcher Dinge halb beunruhigen? Ich folge dir allerwegs, wohin du gehſt, und müßte es durch das Feuer ſein, ſo wie es ja jetzt nur in einem guten, wohl ausgerüſteten Schiffe über das Waſſer iſt. Gefahren und Leiden, die du zu untergehen haſt, werde ich freudig mit dir theilen, und ich würde wahrhaftig nicht eben meinen, von dir geliebt zu ſein, wollteſt du mich nicht mit dir über das Meer entführen und etwa dafür halten, ich möchte ſicherer allein hier in Venedig, als, deine Gefahren mit beſtehend, aufgehoben ſein. Darum ſchicke du dich mit all der Heiterkeit und Ruhe, die deinem Range angemeſſen iſt, zur Reiſe an. — Hierauf ſchlang der hocherfreute Mohr die Arme um den Hals ſeiner Gattin und ſagte, mit einem zärtlichen Kuſſe, zu ihr: der Himmel laſſe dich immerdar ſo liebevoll gegen mich geſinnt ſein, wie du es jetzt biſt, mein theures Weib! — beendigte bald völlig ſeine Zurüſtungen zur Reiſe, und beſtieg mit ſeiner Gemahlin und ſeinen Leuten die Galeere, die ihre Segel aufzog und ihn mit günſtigem Winde und Wetter nach Cypern überführte.

In dem Gefolge des Mohren befand ſich ein Fähndrich von wohlgebildetem Aeußern, wenn auch von der ruchloſeſten Sinnesart, die ein Menſch haben konnte, der dem Mohren ſehr theuer war, weil derſelbe nichts von ſeiner Bosheit ahnete, die ſich hinter hochtrabenden gleisneriſchen Worten und eben jener körperlichen Schönheit zu verbergen wußte. Dieſer nichtswürdige Fähndrich hatte auch ſeine ſchöne junge Frau mit ſich nach Cypern gebracht, die als eine Italienerin von der Gemahlin des Mohren ſehr geliebt wurde und die meiſte Zeit des Tages bei ihr zubrachte. In der Compagnie des Mohren war desgleichen ein Rottenführer, den der Mohr werth hielt und häufig mit ſich nach Hauſe nahm, wo er ihn in ſeiner und ſeiner Gattin Geſellſchaft ſpeiſen ließ, welche letztere ſich ihm um ſeinetwillen und zu ſeiner wahren Freude wohlgeneigt bezeigte.

Da geſchah es, daß der böſe Fähndrich, der ſeiner Gatein angelobten Treue, und der Freundſchaft, Ehrfurcht und Verbindlichkeiten uneingedenk, die er dem Mohren, ſeinem Gebieter, ſchuldig war, eine leidenſchaftliche Liebe zu Disdemonen faßte, und all ſein Sinnen und Trachten darauf richtete, ſich ihrer Reize zu erfreuen, wiewohl er nicht den Muth hatte, ſich gegen ſie zu erklären, weil er beſorgte, der Mohr werde ihn auf der Stelle tödten, ſobald er ſich ſeiner Wünſche verſehe. Er beſtrebte ſich alſo zwar ſo heimlich und vielfach er konnte, der Dame ſeine Liebe zu verſtehen zu geben; ihr Gemüth war aber einzig nur dem Mohren zugewandt, und wußte weder etwas von dem Fähndrich noch von einem Anderen, und alle ſeine Verſuche, ſie in ſich verliebt zu machen, blieben wirkungslos. Der Fähndrich bildete ſich hierauf ein, die Schuld deſſen ſei, daß ſie für den Rottenführer glühe, und nahm ſich deswegen nicht nur vor, dieſen aus ihrer Nähe zu entfernen, und lieber gar zu tödten, ſondern wandelte auch all ſeine Liebe zu ihr in bitteren Haß um, der ihm das Verlangen eingab, zu bewirken, daß wenigſtens auch der Mohr ſeine Gattin nicht länger beſitzen ſolle, wenn es ihm einmal verſazt bleibe, ſie ſein zu nennen. In dieſem Sinne verſchiedene verbrecheriſche und ruchloſe Anſchläge bei ſich erwägend, nahm er ſich am Ende vor, Disdemonen bei ihrem Gatten des Ehebruches anzuklagen, und dem Mohren einzureden, daß der Rottenführer der Ehebrecher ſei. Sein Bewußtſein der großen Liebe des Mohren zu ſeiner Gattin und ſeiner großen Freundſchaft zu dem Rottenführer, ließ ihn freilich erkennen, daß dieſer Plan nicht anders als mit der äußerſten Verſchlagenheit auszuführen ſei, und ſo fing er denn an, die dazu günſtige Zeit und Gelegenheit abzuwarten.

Zufälligerweiſe geſchah es kurz hiernach, daß der Mohr dem Rottenführer ſeine Stelle abnahm, weil er auf Wache gegen einen Soldaten von Leder gezogen und demſelben mehrere Wunden beigebracht hatte. Disdemona war darüber aufrichtig betrübt, und verſuchte wiederholt, ihren Gatten mit ſeinem Freunde zu verſöhnen. Der Mohr aber äußerte deshalb gegen den ruchloſen Fähndrich, ſeine Frau falle ihm mit Bitten für den Rottenführer ſo beſchwerlich, daß er befürchte, von ihr am Ende genöthigt zu werden, ihn wieder anzuſtellen. Hiervon nahm der Böſewicht nun die Gelegenheit ab, ſeinen erſonnenen Betrug auszuführen, und er ſagte drum zu dem Mohren. Disdemona hat vielleicht ihre Gründe, ihn gern zu ſehen? — Wie das? fragte der Mohr. — Der Fähndrich antwortete: Ich will zwiſchen Mann und Frau keinen Unfrieden ſtiften; aber wenn ihr die Augen aufthut, werdet ihr ſelbſt ſehen, was ich meine. — Mehr wollte der Fähndrich nicht ſagen, der Mohr mochte in ihn dringen wie er wollte, ſeine Worte jedoch ließen einen ſo ſcharfen Stachel des Mistrauens in der Seele des Mohren zurück, daß er gar nicht aufhören konnte, nachzuſinnen, was ſie wohl hätten beſagen mögen, und ganz ſchwermüthig wurde. Wie nun hierauf ſeine Gattin eines Tages wieder verſuchte, ſeinen Unwillen gegen den Rottenführer zu mildern und ihn bat, deſſen vieljährige Freundſchaft und getreue Dienſte wegen eines ſo kleinen Vergehens um ſo weniger aus den Augen zu ſetzen, als ja auch der Rottenführer ſich mit dem von ihm verwundeten Soldaten ſchon wieder verſöhnt habe, ſo wurde der Mohr äußerſt zornig und ſagte: Es iſt doch eine ſeltſame Sache, Disdemona, daß du ſolchen Antheil an ihm nimmſt, der weder dein Bruder noch Verwandter iſt, um dir ſo ſehr am Herzen liegen zu dürfen. — Ganz freundlich und beſcheiden ſagte die junge Frau: Ich möchte nicht, daß ihr mir darüber böſe würdet. Meine Fürſprache hat keinen anderen Grund, als daß es mir leid thut, euch eines ſo werthen Freundes beraubt zu ſehen, als der Rottenmeiſter, wie ich von euch ſelbſt weiß, euch geweſen iſt. Er hat in der That nicht ſo ſehr gefehlt, daß ihr ihn deswegen haſſen dürftet; aber ihr Mohren ſeid von Natur ſo hitzig, daß die geringſte Kleinigkeit euch zu Zorn und Rache anreizt. — Dieſen Worten entgegnete der Mohr noch erzürnter als vorher: Das kann mancher erfahren, ehe er es ſich verſieht: und ich gedenke für den Schimpf, den man mir anthut, meine volle Rache zu nehmen. — Die Frau war höchlich erſchrocken, ihren Gatten ſo ungewöhnlich ſtark gegen ſich aufgebracht zu ſehen, und ſagte demüthig zu ihm: Es hat mich nichts Anderes als eine löbliche Abſicht verleitet, alſo mit euch zu ſprechen; um euch aber nicht wieder unwillig zu machen, werde ich kein Wort mehr deshalb gegen euch erwähnen. — Dieſe neue Fürbitte ſeiner Gattin hatte nun aber dem Mohren eingebildet, die halben Worte, welche der Fähndrich gegen ihn fallen gelaſſen, hätten ihm andeuten ſollen, daß ſie in den Rottenmeiſter verliebt ſei. Er begab ſich ganz tiefſinnig zu dem Schurken und begann ihn aufzumuntern, deutlicher zu reden. Der nach dem Verderben des armen Weibes trachtende Fähndrich ſtellte ſich zuerſt an, nichts ſagen zu wollen, was ihr ſchaden könne; ſprach aber am Ende, wie von ſeinen Bitten überwältigt, zu dem Mohren: Ich kann nicht läugnen, daß ich, wie leid es mir auch thut, euch etwas zu ſagen habe, das euch überaus unangenehm ſein muß; aber, da ihr nun einmal verlangt, daß ich reden ſoll, und da mich die Sorge um eure, als meines Gebieters Ehre ſelbſt dazu antreibt, ſo will ich gegenwärtig eurer Forderung und meiner Pflicht Genüge thun. Ihr müßt alſo wiſſen, daß eure Gemahlin aus keinem anderen Grunde ſich die Ungnade, in der der Rottenmeiſter bei euch ſteht, ſo zu Herzen nimmt, als weil ſie, eurer Schwärze bereits überdrüſſig, ein jedesmal, wann er in euer Haus kommt, ihre Luſt mit ihm zu haben pflegt. — Dieſe Worte ſchnitten dem Mohren bis in die Wurzel ſeines Herzens ein; aber um noch mehr zu erfahren, und wiewohl er bei dem Argwohne, der ſchon vorher in ihm erweckt war, dem Fähndriche Glauben beimaß, brach er doch, finſter blickend, in die Worte aus: Ich weiß nicht, was mich abhält, dir dieſe freche Zunge ausreißen zu laſſen, die ſich unterfängt, meine Gemahlin einer ſolchen Schmach zu bezüchtigen? — Der Fähndrich ſagte: Ich erwartete für meinen Liebesdienſt keinen anderen Lohn von euch, Hauptmann; aber trotz eures Zornes betheure ich euch hiermit wiederholt, daß die Sache ſich alſo verhält, wiewohl das ſchlaue Weib euch durch den trügeriſchen Anſchein ihrer Liebe zu euch, die Augen dermaßen verblendet hat, daß ihr die offenbare Wahrheit in ihrem Betreff nicht ſehen könnt. Mir hat ſie der Rottenmeiſter mündlich ſelbſt anvertraut, weil es ihm ſcheinen mochte, daß ſeine Glückſeligkeit keine vollkommene ſei, wenn er Niemand ſonſt ihrer mit bewußt mache. Hätte ich meinerſeits nicht vor eurem Zorne Scheu getragen, ſo würde ich ihm ſeinen verdienten Lohn ſchon mit ſeinem Tode gegeben haben; aus der Art und Weiſe aber, wie ihr meine treuherzige Aufrichtigkeit gegen euch aufnehmt, mag ich freilich erkennen, daß ich beſſer gethan hätte, zu ſchweigen, als mir eure Ungnade unbedachtermaßen zuzuziehen. — Der Mohr verſetzte ihm voller Hitze: Ueberzeugſt du mich nicht durch meinen eignen Augenſchein von der Wahrheit dieſer deiner Worte, ſo ſei gewiß, daß du alsbald erkennen ſollſt, du wäreſt beſſer ſtumm geboren. — Die Ueberzeugung, fügte der Böſewicht hinzu, hätte ich euch leicht verſchaffen können, ſo lange er noch euer Hausfreund war; wie ſoll ich das aber gegenwärtig anfangen, wo ihr ihm nicht ſeines eigentlichen Verbrechens, ſondern einer bloßen Kinderei willen die Thüre gewieſen habt? Weiß er ſich, wie ich der Meinung bin, fortwährend Disdemonens Liebe zu erfreuen, ſo fängt er es doch jetzt ſicherlich feiner als vorher an, und kommt noch heimlicher als ſonſt mit ihr zuſammen, ſeitdem er weiß, daß er eure Zuneigung verloren hat. Aber desungeachtet gebe ich nicht die Hoffnung auf, euch zu beweiſen, was ihr mir ſo wenig glauben wollt. — Nach dieſen Worten ſchieden ſie von einander. Der unglückliche Mohr ging nach Hauſe, voll Ungeduld den Tag erharrend, an dem ihn der Fähndrich ganz elend machen ſollte. Und dieſer letztere war eben nicht ruhiger, denn er bedachte, wie ſchwer, wo nicht unmöglich, Disdemonens Keuſchheit es ihm machen werde, ſeine Anklage derſelben vor dem Mohren ſcheinbar zu rechtfertigen.

Sich in Gedanken vielfältig damit beſchäftigend, dachte ſich der Verleumder eine neue Bosheit aus. Die Gattin des Mohren kam, wie ſchon geſagt, des öfteren zu der des Fähndrichs zu Beſuch und brachte einen Theil des Tages bei ihr zu. Da nun der Fähndrich in der Regel ein ſehr feines mauriſches Schnupftuch bei ihr wahrnahm, von dem er wußte, daß der Mohr es ihr geſchenkt hatte, der es eben ſo wie ſie ſelbſt äußerſt werth hielt, ſo bildete ſich bei ihm der Vorſatz aus, ihr dieſes Tuch zu entwenden, und mittelſt deſſelben ſie ins Verderben zu ſtürzen. Er hatte eine kleine Tochter von drei Jahren, die Disdemona ſehr liebte. Eines Tages nun, als das unglückliche Weib in ſeinem Hauſe war, nahm er das Kind auf ſeinen Arm, und legte es Disdemonen in den ihrigen. Sie nahm es und drückte es ſich an die Bruſt. Aber in dem Augenblicke wußte der Betrüger, der ein gewandter Taſchenſpieler war, ihr das Schnupftuch ſo geſchickt aus dem Gürtel zu ziehen, daß ſie ſich deſſen nicht verſah. Er entfernte ſich ſodann von ihr ſehr erfreut, und die argloſe Disdemona ging nach Hauſe und war in Gedanken mit anderen Dingen beſchäftigt, ohne das Schnupftuch zu vermiſſen. Erſt nach einigen Tagen ſuchte ſie es und fand es nicht, und ſorgte nun, daß der Mohr, wenn er es nicht mehr bei ihr ſehe, ſie, wie er ſchon zuweilen gethan hatte, darnach fragen möge.

Der ſchurkiſche Fähndrich nahm inzwiſchen die rechte Zeit wahr, und begab ſich zu dem Rottenmeiſter, in deſſen Zimmer er das Schnupftuch am Kopfende des Bettes zurück ließ. Der Rottenmeiſter verſah ſich dieſes Umſtandes nicht im mindeſten, und erſt am anderen Morgen beim Aufſtehen bemerkte er das Tuch, das inzwiſchen zu Boden gefallen war, indem er mit dem Fuße darauf trat. Er begriff zwar nicht, wie daſſelbe zu ihm gekommen war, da er recht wohl wußte, es ſei Disdemonen zugehörig; jedoch entſchloß er ſich, es ihr wiederzubringen, wartete die Zeit ab, daß der Mohr ausgegangen war, und begab ſich an deſſen Hinterthüre, an der er zu klopfen anhub.

Gleich als ob das Schickſal ſich mit dem böſen Fähndriche zu dem Verderben der Unſchuldigen verſchworen hätte, mußte in dem Augenblicke der Mohr nach Hauſe zurückgekehrt ſein. Das Pochen hörend, trat er an das Fenſter und rief ärgerlich hinunter: wer iſt da? — Der Rottenmeiſter vernahm mit Schrecken ſeine Stimme und fürchtete, der Mohr möchte herunterkommen und ſeinen Unwillen an ihm auslaſſen. Er lief alſo, ohne ein Wort zu erwiedern, auf und davon. Der Mohr ſtieg die Treppe hinab, machte die Thüre auf und trat auf die Straße, wo er jedoch keinen Menſchen erſah. Er ging unwillig wieder in das Haus und fragte ſeine Gattin: wer um Einlaß geklopft habe? — Disdemona verſetzte der Wahrheit gemäß: ſie wiſſe es nicht. — Der Mohr aber ſprach zu ihr: es hat mir der Rottenmeiſter zu ſein geſchienen, — worauf ſie ihm antwortete: Ich weiß nicht, ob er oder ein Anderer es geweſen iſt. — Der Mohr bemeiſterte die Wuth, die in ihm kochte, weil er nicht eher etwas thun wollte, als bis er mit dem Fähndrich geſprochen hätte, und ging auf der Stelle zu dieſem, dem er erzählte, was vorgefallen war, und den er erſuchte, den Rottenmeiſter über dieſe Sache möglichſt auszuforſchen. Der über das Ereigniß frohe Fähndrich verſprach, Alles zu thun, und ſo ließ er ſich denn eines Tages an einem Orte, wo er von dem Mohren geſehen wurde, mit dem Rottenmeiſter in eine Unterredung ein, die ganz andere Dinge als Disdemonen betraf, und während der er Sorge trug, nicht allein zu wiederholtenmalen ein lautes Gelächter anzuſtellen, ſondern auch durch ſeine Mienen und Geberden ein großes Erſtaunen, wie über unerhörte Neuigkeiten, auszudrücken. Als nun darauf der Rottenmeiſter wieder fortgegangen war, eilte der Mohr ſogleich auf den Fähndrich zu und verlangte von ihm, den Inhalt ſeines Geſpräches mit jenem zu wiſſen. Der Fähndrich ließ ſich lange bitten, ihn anzugeben, am Ende aber ſagte er: Er hat mir allerdings Alles eingeſtanden, was ich von ihm argwöhnte, und mir auch geſagt, daß er ein jedesmal, wann ihr ihm durch eure Abweſenheit dazu Gelegenheit gegeben, ſich der höchſten Gunſt eures Weibes erfreut habe. Das letztemal, als er bei ihr geweſen, vertraute er mir, habe ſie ihm dieſes Schnupftuch geſchenkt, das ſie an ihrem Hochzeittage von euch erhalten. — Der Mohr dankte dem Fähndrich, und hielt dafür, daß wenn ſeine Gattin jenes Schnupftuch wirklich nicht mehr in Händen habe, an den Ausſagen des Fähndrichs nicht zu zweifeln ſei. Eines Tages nach Tiſche fragte er ſie geſprächsweiſe darnach. Die Unglückliche, die dieſe Frage längſt gefürchtet hatte, wurde darüber feuerroth im Geſicht, und lief, um ihr Erröthen zu verbergen, das der Mohr jedoch wohl bemerkt hatte, an ihren Schrein, wo ſie that, als ſuche ſie es. Nach langem Suchen ſprach ſie endlich: Ich weiß nicht, wie ich es heut nicht finden kann? Solltet ihr es etwa haben? — Wenn das der Fall wäre, ſagte er, würde ich dich darum befragen? Aber ſuche doch noch einmal genauer nach. —

Indem er jetzt von ihr ging, war ſein Sinnen nur dahin gerichtet, wie er ſein Weib und mit ihr zugleich den Rottenmeiſter tödten könne, ohne dieſes doppelten Mordes beſchuldigt zu werden. Er dachte Tag und Nacht an nichts Anderes, und ſeine Frau verſah ſich allerdings, daß er nicht mehr wie ſonſt gegen ſie war. Sie ſagte vielemale zu ihm: Was habt ihr nur, das euch ſo verſtört? Ehemals wart ihr der aufgeweckteſte, und nunmehr ſeid ihr der ſchwermüthigſte Mann auf Erden. — Der Mohr gab ihr darauf verſchiedenartige Antworten; aber keine einzige genügte ihr, und wiewohl ſie wußte, daß kein Vergehen von ihrer Seite dieſe Stimmung des Mohren veranlaßt haben könne, ſo fürchtete ſie doch, gerade durch ihre große Zärtlichkeit ihm zur Laſt gefallen zu ſein. Sie ſagte einigemal zu der Gattin des Fähndrichs: Ich weiß nicht, was ich von dem Mohren denken ſoll: er pflegte ſonſt ganz Liebe zu mir zu ſein, und iſt jetzt, ich weiß nicht ſeit wie vielen Tagen, völlig ein Anderer geworden. Wenn ich nur den Jungfrauen am Ende nicht ein warnendes Beiſpiel werde, ſich nicht gegen den Willen der Ihrigen zu vermählen, und die italieniſchen Frauen nicht von mir lernen, daß man ſich nicht zu Männern geſellen ſoll, die Natur, Himmel und Lebensweiſe von uns abſondern. Da ich nun aber weiß, daß der Mohr ein Freund eures Gatten iſt und ihm ſein Vertrauen ſchenkt, ſo erſuche ich euch, wenn ihr irgend etwas von ihm hörtet, das mir zu wiſſen nützlich wäre, mir eure Hülfe damit nicht zu verſagen. — Sie vergoß, während ſie dieſe Worte ſprach, die bitterſten Thränen; die Gattin des Fähndrichs aber, die Alles wußte, und die ihr Mann als Vermittlerin des Mordes hatte anſtellen wollen, wiewohl ſie ſich mit allen Kräften dagegen geſträubt, wagte aus Furcht vor ihrem Gatten ihr nichts von alle dem zu verrathen. Nur ſo viel ſagte ſie: Sorget ja, daß ihr eurem Gatten keinen Grund zu Argwohn gebt, und ſucht ihm eure Liebe und Treue auf alle Weiſe zu bethätigen. — Das thue ich, ſprach Disdemona, aber es hilft mir nichts. — Der Mohr ſtrebte mittlerweile, ſich immermehr von dem zu überzeugen, was er doch ſo gar nicht wünſchte, und erſuchte den Fähndrich, ihn das Schnupftuch wo möglich im Beſitze des Rottenmeiſters ſehen zu laſſen Dem Böſewicht war dies Verlangen freilich äußerſt unerwünſcht, indeſſen verſprach er, das Möglichſte zu thun, ihn zu befriedigen.

Der Rottenmeiſter hatte ein Frauenzimmer bei ſich im Hauſe, das ungemein feine Steppnähte in Linnen arbeitete, und das, als es das Tüchelchen ſah, und hörte, es gehöre der Gattin des Mohren an und ſolle ihr zurückgegeben werden, ſich vorher ein anderes darnach anfertigte. In dieſer Arbeit begriffen, ſah der Fähndrich ſie dereinſt am Fenſter ſtehen und bemerkte zugleich, daß ſie damit von der Straße aus Jedermann ſichtbar ſei. Er führte alſo gleich darauf den Mohren unten vorbei, und nach dieſem augenſcheinlichen Beweiſe zweifelte derſelbe nicht länger an dem Ehebruche ſeiner keuſchen Frau. Nur mit blutigen Gedanken umgehend, bat er den Fähndrich, den Mord des Rottenmeiſters auf ſich ſelbſt zu nehmen, und verſprach, ihm dafür auf ewige Zeiten verpflichtet zu bleiben. Der Fähndrich weigerte ſich zwar, dieſe That zu begehen, weil ſie, wie er ſagte, von ihm eine Unredlichkeit ſein, und ihn bei der bekannten Gewandtheit und Tapferkeit des Rottenmeiſters in große Gefahr bringen würde. Aber der Mohr bat ihn ſo lange Zeit und gab ihm ſo viel Geld dafür, daß er ihn am Ende bewog, zu erklären, er wolle ſein Glück verſuchen.

Nachdem er dieſen Entſchluß gefaßt hatte, ging der Rottenmeiſter eines Abends aus dem Hauſe einer Buhlerin, die er zu beſuchen pflegte. Die Nacht war ſtockfinſter, und mit ihrer Hülfe ſchlich ſich der Fähndrich, das bloße Schwert in der Hand, an ihn heran, und gab ihm einen Hieb in die Beine, um ihn zu Falle zu bringen. Der Streich traf quer über den rechten Schenkel, der Unglückliche ſtürzte zu Boden, und der Fähndrich machte ſich nunmehr über ihn her, um ihn vollends zu tödten. Inzwiſchen gelang es dem an Blut und Wunden gewöhnten muthvollen Rottenmeiſter dennoch, auch ſein Schwert zu ziehen und ſich damit, verwundet wie er war, unter dem Geſchrei: Ich bin ermordet! zur Wehre zu ſetzen. Aus dieſem Grunde und weil darauf mehrere Leute und auch einige in der Nähe wohnende Soldaten herbeilieſen, flüchtete der Fähndrich, der nicht ergriffen ſein wollte, von dannen, und kam dann mit einer geſchickten Wendung, wie von dem Lärmen herbeigezogen, ebenfalls dazu. Sich unter die Umſtehenden miſchend, ſah er, daß das Bein halb abgehauen war, und hielt alſo zu ſeiner großen Freude dafür, daß der Rottenmeiſter, wenn er gleich noch nicht todt ſei, doch an der Verwundung ganz gewiß ſterben müſſe, wiewohl er nicht unterließ, ihm eine ſcheinbar brüderliche Theilnahme an ſeinem Unglücke kund zu geben.

Am nächſten Morgen wurde dies nächtliche Ereigniß in der ganzen Stadt und auch Disdemonen bekannt, die, menſchenfreundlich und wohlwollend, wie ſie war, darob ein großes Leidweſen verrieth, weil ſie ſich nicht träumen ließ, daß ihr daſſelbe zum Nachtheil gereichen könne. Der Mohr dagegen legte es ihr auf das übelſte aus, ging ſtracks zu dem

Fähndriche und ſagte zu ihm: Weißt du wohl, daß mein dummes Weib ſich dermaßen über den Rottenmeiſter betrübt, daß ſie ganz närriſch werden will? — Wie könnte es denn auch anders ſein, erwiederte der Fähndrich, da ſie ein Herz und eine Seele zuſammen ſind! — Ein Herz und eine Seele! rief der Mohr wüthend aus: Nun, beim Himmel! dem ruchloſen Weibe will ich das ihrige aus dem Leibe reißen, daß er keinen Theil mehr daran haben ſoll. — Alſo ſprachen ſie noch weiter mit einander, ob ſie Disdemonen vergiften oder erdolchen ſollten; da ſie ſich aber über keine von dieſen Todesarten vereinigen konnten, ſo meinte der Fähndrich zuletzt: eine einzige fällt mir noch ein, gegen die ihr nichts werdet einzuwenden haben, und die desgleichen unverdächtig iſt. Es iſt die folgende: Das Haus, das ihr bewohnt, iſt ſehr alt, und die Decke eures Zimmers hat viele Riſſe. Wir erſchlagen Disdemonen mit einem mit Sand angefüllten Strumpfe, weil alſo keine Spuren äußerer Verletzung hinterbleiben; und ſobald ſie todt iſt, machen wir, daß die Stubendecke einfällt und ihr den Kopf zerſchmettert, auf welche Weiſe es den Anſchein gewinnt, als habe ein herabſtürzender Balken ſie erſchlagen, und kein Menſch auf den Verdacht eines Mordes kommen wird. — Dieſer grauſame Rathſchlag gefiel dem Mohren wohl. Er wartete mit deſſen Ausführung die gelegene Zeit ab. Und als er daher eines Nachts bei ihr im Bette lag, und zuvor den Fähndrich in ein an ſein Schlafgemach ſtoßendes Kabinet heimlich gebracht hatte, begann dieſer der mit ihm genommenen Abrede gemäß, in ſeinem Verſtecke ein Geräuſch zu machen. Der Mohr hörte augenblicklich darauf, und ſagte zu ſeiner Gattin: Haſt du das Geräuſch gehört? — Ja, antwortete ſie. — Nun ſo ſtehe auf, fuhr der Mohr fort: und ſieh zu, was es iſt. — Die unglückſelige Disdemona ſtand aus dem

Bette auf; kaum war ſie aber in die Nähe der Kammer gekommen, ſo ſprang der Fähndrich hervor und verſetzte ihr mit dem gefüllten Strumpfe, den er in der Fauſt hielt, einen ſo gewaltigen Schlag mitten auf das Rückgrat, daß die Arme auf der Stelle zu Boden ſank, und kaum noch im Stande war, zu athmen. Sie rief zwar mit der ſchwachen Stimme, die ihr geblieben, den Mohren um Hülfe an; er aber ſprang nun auch aus dem Bette und ſagte zu ihr: Das iſt der Lohn deiner Ehrloſigkeit, du ſchändliches Weib! So mag es Allen deines Gleichen ergehen, die ſich äußerlich anſtellen, ihre Männer zu lieben, und ſie hinter ihrem Rücken verrathen. — Wie die Unglückliche dies hörte und ihr Ende nahen fühlte, denn der Fähndrich hatte ihr einen wiederholten Streich verſetzt, ſo rief ſie, zum Zeugen ihrer Unſchuld, da ihr auf Erden kein Recht widerfahren ſolle, die himmliſche Gerechtigkeit an, und flehte zu Gott, ihr beizuſtehen, indem der ruchloſe Fähndrich ſie mit dem dritten Streiche völlig tödtete. Als dies geſchehen war, legten die Beiden ihren Leichnam wieder in das Bett, zerſchlugen ihr das Haupt und riſſen die Stubendecke ein. Sodann hub der Mohr an, laut ſo lange um Hülfe zu ſchreien und zu klagen, das Haus falle ein, bis die Nachbarn auf ſeinen Ruf herbeiſtürzten und bei Unterſuchung des Bettes das arme Weib unter den Balken erſchlagen fanden. Disdemona war um ihres tugendlichen Lebens willen bei Jedermann beliebt, und wurde jetzt, von Jedermann betrauert, des nächſtfolgenden Tages zur Erde beſtattet.

Der allgerechte Gott wollte jedoch nicht, daß eine ſo unerhörte Schandthat der ihr gebührenden Strafe ermangeln ſollte, denn von dem Augenblicke an, da ſich der Mohr ſeiner Gattin beraubt hatte, die er mehr als ſeine Augen liebte, überkam ihn eine ſolche Sehnſucht nach ihr, daß er wie außer ſich ſelbſt gerieth, und ſie allerwärts in ſeiner Wohnung ſuchte. Ja, indem er bedachte, daß er durch die Schuld des Fähndrichs in ſeinem geliebten Weibe allen Reiz des Lebens, und ſich ſelbſt ſogar verloren habe, wurde ihm der Böſewicht ſo in der Seele verhaßt, daß er ihn nicht mehr anſehen konnte, und ihn wohl gar auf offener Straße umgebracht haben würde, hätte er nicht vor der unbeſtechlichen Gerechtigkeit der Herren von Venedig Scheu getragen. Da er nun ſo etwas nicht wohl mit Sicherheit vollbringen konnte, ſo entzog er ihm die Fahne und ſtieß ihn aus ſeiner Kompagnie, woher eine Feindſchaft zwiſchen Beiden entſprang, wie man ſie ſich nicht ärger denken könnte. Der ehrloſe Fähndrich richtete alle ſeine Gedanken darauf, dem Mohren zu ſchaden, und da er dereinſt den Rottenmeiſter antraf, der wieder hergeſtellt war, und anſtatt ſeines abgehauenen Beines mit einem hölzernen einherging, ſagte er zu ihm: Die Zeit iſt genaht, da du den Verluſt deines Beines rächen kannſt, und wenn du mit mir nach Venedig kommen willſt, ſo gedenke ich dir dort zu ſagen und vor Gericht zu bezeugen, wozu ich hier aus mancherlei Rückſichten nicht den Muth habe: wer dein Widerſacher iſt. Der Rottenmeiſter, der, er wußte nicht warum, ſo ſchwer beleidigt worden war, dankte dem Fähndriche und begleitete ihn nach Venedig, wo ihm dieſer nach ihrer Ankunft ſagte, ſein Bein ſei ihm von dem Mohren abgehauen worden, weil dieſer ſich in den Kopf geſetzt, er habe im geheimen Einverſtändniſſe mit Disdemonen geſtanden, die er aus demſelben Grunde wirklich getödtet habe, wiewohl er vorgegeben, daß ſie von der einſtürzenden Stubendecke erſchlagen worden ſei.

Sobald der Rottenmeiſter dieſe Nachricht empfangen hatte, verklagte er den Mohren bei der Signoria wegen ſeines abgehauenen Beines und wegen der Ermordung ſeiner Frau, und ſtellte als ſeinen Zeugen den Fähndrich vor Gericht, der ausſagte, das Eine wie das Andere ſei wahr, denn der Mohr habe ihn zuerſt ſelbſt überreden wollen, beide Verbrechen für ihn zu begehen, und, nachdem er aus thieriſcher Eiferſucht ſein Weib gemordet, ihm anvertraut, auf welche Weiſe er dieſe hölliſche That zu Stande gebracht.

Die Herren von Venedig vernahmen alſo, welche Grauſamkeiten von dem Barbaren an einer ihrer Bürgerinnen begangen worden ſei, und ließen darauf den Mohren in Cypern verhaften und gefangen nach Venedig bringen, wo ſie ihn durch vielerlei Martern zu zwingen ſuchten, die Wahrheit einzugeſtehen. Die Stärke ſeiner Seele überwand indeſſen alle Qualen, die man ihm bereitete, mit ſolcher Standhaftigkeit, daß man nicht das Mindeſte auf ihn bringen konnte. Wenn ihn nun aber auch ſeine Ausdauer vom Tode errettete, ſo entging er doch, nachdem er lange Zeit im Kerker geſeſſen, nicht einer immerwährenden Verbannung, in der er am Ende von den Verwandten ſeiner Frau, wie er es verdiente, getödtet wurde.

Der Fähndrich begab ſich in ſein Vaterland, und da er nicht von ſeiner Art laſſen konnte, ſo klagte er daſelbſt einen ſeiner Gefährten an, ihn zur Ermordung eines ſeiner Feinde, der ein Edelmann war, aufgefordert zu haben. Der Gefährte wurde wegen dieſer Sache gefänglich eingezogen und auf die Folter geſpannt; da er aber die ganze Anklage muthig abläugnete, auch der Fähndrich, um ſeine Wahrhaftigkeit zu erproben, gemartert, und ihm zwar dergeſtalt zugeſetzt, daß ihm die Eingeweide zerriſſen. Zuletzt zwar wieder in Freiheit nach Hauſe entlaſſen gab er doch allda ſchon nach wenigen Tagen elendiglicher Weiſe ſeinen Geiſt auf.

Wie auf dieſe Weiſe der Himmel die Unſchuld Disdemonens rächte, wurde durch die Alles mitwiſſende Gattin des Fähndrichs offenbar, die nach ſeinem Tode die Wahrheit ausſagte.

IX.

Das Köstlichste im Menschen.

Auf einem Zuge durch ſein Land geſchah es dereinſt dem Sultan Saladin von Babylon, daß er irgendwo mit ſeinem großen Gefolge nicht in einer Herberge Platz fand, und für ſeine eigne Perſon in dem Hauſe eines ſeiner Vaſallen untergebracht wurde.

Als der Ritter ſeinen Herrn und Gebieter alſo bei ſich ſah, bemühte er ſich zugleich mit ſeiner Gattin und ſeinen Söhnen auf das eifrigſte, ihm in allen Dingen dienſtlich zu ſein; angeſehen nun aber, daß der Teufel unabläſſig geſchäftig iſt, den Menſchen zu verderben, ſo legte er es dem Sultane in den Sinn, uneingedenk deſſen, was er wirklich hätte lieben ſollen, eine unerlaubte und zwar ſo heftige Liebe auf dieſe Edelfrau zu werfen, daß er ſich von ihr ſo weit verleiten ließ, mit einem falſchen Günſtlinge bereits zu rathſchlagen, wie er zu der Befriedigung dieſer Liebe gelangen könne. Es ſollte doch Jedermann Gott bitten, die Mächtigen vor dem Willen Böſes zu thun, zu bewahren, denn man mag deſſen wohl verſichert ſein, daß es ihnen niemals an Jemand fehlen wird, der ihnen dazu räthlich und dienſtlich iſt. Auch Saladin ermangelte gegenwärtig eines ſolchen falſchen Freundes nicht, der ihm denn den Rath gab, den Gatten der ſchönen Frau zu ſich zu entbieten, und ihm viele Wohlthaten zu erweiſen, ſo wie auch Land und Leute ihm anzuvertrauen, um ihn ſodann einige Tage ſpater in ſeinem Dienſte nach einem weit entfernten Orte zu ſenden, und in ſeiner Abweſenheit ſeine Wünſche zu befriedigen.

Dem Sultane gefiel dieſer treuloſe Rath ſehr wohl und er befolgte ihn. Der Ritter entfernte ſich auf ſein Geheiß mit Freuden, in der Meinung, bei ſeinem Gebieter hoch in Gunſt zu ſtehen, und Saladin ſtattete einen Beſuch in ſeinem Hauſe ab. Sobald die gute Frau die Ankunft des Sultans erfuhr, bewillkommte ſie ihn, um der Wohlthaten willen, die er ihrem Manne erwieſen, ſehr freundlich, und that mit allen den Ihrigen, was ſie nur irgend erſinnen konnte, ihn zu vergnügen und ihm zu dienen. Nach aufgehobener Tafel begab ſich Saladin in ſein Gemach, und forderte ſeine ſchöne Wirthin vor ſich, die in der Meinung, daß er noch etwas bedürfe, alſobald zu ihm kam. Da erklärte ihr Saladin nun, daß er ſie liebe. Sie verſtand, was er damit ſagen wollte, zwar ohne Schwierigkeit; aber ſie gab ſich das Anſehen, ihn nicht zu verſtehen und antwortete ihm: Sie bitte Gott, daß er ihn ſegnen möge, und Gott wiſſe, ob ſie ihm dankbar ſei und ihm alles Gute wünſche, wie es ſich für ſie ſchicke, da er ihrem Manne und ihr ſo viele Wohlthaten erwieſen habe. Saladin ſprach darauf: Auch abgeſehen von Allen dem, liebe und begünſtige er ſie mehr als jedes andere Weib, ja, und gab ihr endlich mit klaren Worten zu verſtehen, welcher Art eben ſeine Liebe zu ihr ſei. Als die gute Frau, die nicht allein ſehr ehrbar, ſondern auch äußerſt verſtändig war, dieſes hörte, erwiederte ſie: Herr! wie ſehr ich auch ein Weib geringer Art bin, ſo weiß ich doch, daß die

Liebe nicht in der Macht des Menſchen, ſondern der Menſch in der Macht der Liebe ſteht, und kann ich mir wohl denken, daß ihr die Wahrheit ſagt, wenn ihr, wie ihr thut, vorgebt, eine große Liebe zu mir zu empfinden. Aber ſo gut ich eben dieſes weiß, ſo gut weiß ich auch dagegen, daß die Männer, und zunächſt unter ihnen die Gebietenden, wann ſie ihr Herz einem Weibe geſchenkt haben, immerdar bereit ſind, ihren Willen zu thun, wiewohl ſie ſie gleich nachher, wann ſie den ihrigen gethan hat, verſpotten und geringſchätzen, wie ſie es verdient. Ein ſolch unglückliches Loos nun, fürchte ich, würde auch das meine ſein, Herr, wenn ich eure Wünſche erhörte. — Saladin fing hierauf an, ſie zu widerlegen, und verſprach ihr goldene Berge für ihre Gunſt, bis ſie mit einemmale zu ihm ſagte: wenn er ihr verſpräche, ihr keine Gewalt anzuthun und ihren Ruf zu ſchonen, ſo wolle ſie ihm dagegen ihr Wort geben, ſobald er ihr eine Bitte, die ſie ihm vorlegen werde, erfüllt habe, Alles zu thun, was er von ihr verlange. Saladin wendete ihr zwar ein, er beſorge, ſie werde ihn bitten, daß er ſeiner Wünſche nicht wieder gegen ſie eingedenk ſei; ſie ſagte aber, ſie werde das eben ſo wenig, wie etwas, das er außer Stande ſei zu vollbringen, von ihm begehren. Saladin gab nunmehr ſein Verſprechen an ſie ab, und ſie küßte ihm Hand und Fuß und ſagte: das, was ſie von ihm wünſche, ſei, daß er ihr ſage: was das Köſtlichſte ſei, das der Menſch in ſich hegen könne, und das zugleich die Mutter und die Krone aller ſeiner Tugenden? — Nachdem er dies vernommen, dachte Saladin auf das reiflichſte darüber nach; wußte der edlen Frau aber doch keine Antwort zu ertheilen. Um ſeines Verſprechens willen, ſagte er dagegen zu ihr, er wolle es bei ſich in Ueberlegung ziehen, und ſie wiederholte ihm, daß ſie zu jeder Zeit, wann er ihr die Löſung dieſer Frage brächte, bereit ſein würde, ſich ſeinem

Willen zu unterwerfen: in welcher Weiſe denn ihr Verhältniß zu einander vor der Hand auf ſich beruhen blieb. Saladin kehrte zu den Seinigen zurück, und fing die Sache fortan von einer anderen Seite an, indem er die Frage allen ſeinen Weiſen vorlegte. Die einen meinten: das ſei Wahrheit für eine andere Welt, man müſſe ſich damit aber nur in Geduld faſſen, ſo werde ſie auch ſchon für dieſe ihre Früchte tragen; die anderen äußerten ſich: das Köſtlichſte in dem Menſchen ſei die Aufrichtigkeit, denn man könne aufrichtig ſein und dabei doch immer feige, karg, unehrbar, ungeſittet, oder was man ſonſt ſein wolle, ohne, wie geſagt, der Aufrichtigkeit Eintrag zu thun; und auf dieſe Weiſe kamen ſie von dem Hundertſten aufs Tauſendſte, ohne im mindeſten des Sultans Frage zu löſen. Da nun Saladin auf die letzt erkannte, daß in ſeinem ganzen Reiche kein Menſch war, der ihm hätte Beſcheid geben können, ſo nahm er, um deſto bequemer die Welt zu durchſtreifen, zwei Jongleurs mit ſich und zog über das Meer, nach dem Hofe des Papſtes, wo alle Chriſtenheit zuſammenſtrömt und legte allda ſeine Frage vor. Indeſſen hier ſo wenig wie an dem Hofe des Königs von Frankreich, und bei allen den anderen Königen, die er nach und nach beſuchte, fand er eine Antwort darauf. Er brachte auf dieſen Reiſen ſo lange Zeit zu, daß er am Ende bereuete, ſich irgend auf die Sache eingelaſſen zu haben; weil es für einen großen Mann allerdings ein Schimpf ſein würde, etwas einmal Angefangenes, es müßte denn eine Sünde oder ein Unrecht ſein, nicht zu Ende zu führen, und etwa aus Furcht oder Ermüdung darauf zu verzichten. Und in dieſem Sinne wollte denn auch Saladin durchaus nicht, ohne es erreicht zu haben, von dem Ziele ablaſſen, in deſſen Verfolgung er von ſeiner Heimath geſchieden war.

Da trug es ſich eines Tages zu, daß er mit ſeinen

Spaßmachern ſeines Weges daherziehend, auf einen Edelmann traf, der auf der hohen Jagd begriffen, ſo eben einen Hirſch erlegt hatte. Der Edelmann hatte ſich vor kurzem ein Weib genommen, und hatte zu Hauſe einen alten Vater, der zu ſeiner Zeit der beſte Ritter ſeines Landes geweſen, jetzt aber vor Alters entblindet war, und das Haus nicht mehr verlaſſen konnte, wenn er gleich einen ſo großen und vollkommenen Verſtand beſaß, daß das Alter denſelben noch keinesweges hatte ſchwächen können. Der junge Edelmann zog von ſeiner Jagd freudigen Muthes heimwärts, und fragte die Fremden, wohin ſie gingen und wer ſie wären, worauf dieſe ſich für Jongleurs ausgaben. Der Jüngling war ſehr froh, als er dies hörte, ſagte ihnen, er kehre munter und guter Dinge von ſeiner Jagd zurück, und bat ſie, geſetzt ſie wären gute Jongleurs, mit ihm zu kommen und ſeine gute Laune durch ihre Kunſt noch erhöhen zu helfen. Die Reiſenden erwiederten ihm darauf: ſie wären ſehr eilig, denn ſie hätten ihr Vaterland ſchon vor gar langer Zeit verlaſſen, um die Löſung einer Frage zu erforſchen, die ihnen bis jetzt noch immer unbeantwortet geblieben wäre, und ſie hätten nun endlich ihren Rückweg angetreten, weshalb ſie alſo die Nacht nicht bei ihm zubringen könnten. Der junge Edelmann fragte ſie nunmehr ſo lange, bis ſie ihm ſagten, was ſie in der Fremde zu erfahren geſucht hätten, und als er es wußte, ſagte er, wofern ihnen ſein Vater darin keinen guten Rath geben könnte, würden ſie ſolchen bei keinem Menſchen auf Erden antreffen, und vertraute ihnen, was für ein Mann ſein Vater ſei; Saladin aber, den der Jüngling desgleichen für einen Jongleur anſah, ließ ſich durch das, was er über den alten Mann von ihm hörte, ſogleich beſtimmen, mit zu gehen. Sie kamen in dem Hauſe des Alten an, und ſein Sohn erzählte ihm, wie froh und zufrieden er nicht nur ſeiner Jagd, ſondern auch deswegen ſei, daß die Jongleurs mit ihm gekommen, die um die Löſung einer Frage zu finden, die Welt durchzögen. Auch bat er ſeinen Vater, ihnen derethalb nach ſeinen beſten Einſichten rathen zu wollen, wie er ihnen bereits verſichert habe, daß, wenn er ihnen die Beantwortung ihrer Frage nicht gebe, kein ſonſtiger Menſch im Leben dies zu thun vermöge. Der alte Ritter erkannte alſo aus dem was er hörte, daß der Fremde kein Jongleur ſei, und erwiederte ſeinem Sohne, er wolle, ſobald ſie gegeſſen hätten, ſeine Antwort auf die Frage ertheilen. Der Jüngling hinterbrachte das Saladin, und Saladin freute ſich. Nachdem aber die Tafel abgedeckt war, und die beiden Jongleurs ihr Amt verrichtet hatten, ſprach der Alte zu ihnen: ſein Sohn habe ihm zu wiſſen gethan, ſie durchzögen die Welt, der Beantwortung einer Frage halb, die ſie doch bei Niemand fänden, und forderte ſie danächſt auf, ihm dieſe Frage zu nennen, auf daß er ihnen mittheilen könne, was ihm etwa ſelbſt gegeben ſei, davon zu wiſſen. Saladin gab ihm die Frage an, und der alte Ritter lieh ihm ein aufmerkſames Ohr und verſtand ſie wohl, auch erkannte er an der Sprache des Fremden, daß er den Sultan vor ſich hatte, bei dem er dereinſt eine geraume Weile gelebt, und der ihm viele Wohlthaten und viele Gnade hatte zu Theil werden laſſen. Er ſagte zu ihm: Freund! das Erſte was ich euch erwiedere, iſt, daß ich weiß, wie bis zu dieſem heutigen Tage noch niemals ſolcherlei Jongleurs, wie ihr, über die Schwelle meines Hauſes traten. Sodann aber ſollt ihr wiſſen, daß, wenn ich gerade herausreden wollte, ich euch, der mir ſo vieles Gute erwieſen hat, recht wohl kennen möchte. Indeſſen will ich davon für jetzt weiter kein Wort fallen laſſen, bis ich mit euch unter vier Augen bin, damit keinem Anderen euer Geheimniß offenbar werde. Was eure Frage betrifft, ſo ſage ich euch, daß das Köſtlichſte, was ein Menſch in ſich hegen kann, und was zugleich die Mutter und die Krone aller ſeiner Tugenden, die Scham iſt. Denn aus Scham erduldet der Menſch den Tod, das allergrößte Uebel, das es gibt, und aus Scham unterläßt er Alles, was nicht ſchicklich iſt, wenn ihn auch eine noch ſo große Luſt dazu antreibt, die Scham iſt eben ſo der Anfang und die Krone aller Tugenden, wie dagegen die Unverſchämtheit aller Laſter iſt. — So wie Saladin dieſe Erklärung der Frage hörte, leuchtete es ihm gleich ein, daß es die rechte war, und daß es ſich darum wirklich ſo verhielt, wie der alte Ritter ſagte. Er ward deswegen über die maßen froh, und nahm von dem Vater und dem Sohne, die ihn ſo gaſtfrei bewirthet hatten, Abſchied. Ehe er inzwiſchen noch das Haus verließ, zog ihn der alte Ritter bei Seite und ſagte ihm, daß er wiſſe, er ſei Saladin, und daß ihm vieles Gute von ihm widerfahren, auch leiſtete er und ſein Sohn dem Sultane noch viele Dienſte, auf die Art, daß ſich kein Anderer ihrer verſah. Nach dieſem ſchickte ſich nun Saladin an, ſo ſchnell als möglich nach ſeinem Lande zurückzueilen, und als er daſelbſt wieder ankam, war des Jedermann äußerſt froh und beging ſeine glückliche Rückkehr mit Feſtlichkeiten.

So wie dieſe vorüber waren, war das Erſte, was Saladin that, daß er die ſchöne Frau beſuchte, die ihm die Frage aufgegeben hatte. Sie nahm ihn ſehr wohl auf und bewirthete und bediente ihn, und Saladin ſpeiſte mit ihr. Er hatte ſich aber kaum von Tiſche erhoben, ſo begab er ſich in ſein Gemach und beſchied die junge Edelfrau dahin zu ſich. Sie erſchien vor ihm und Saladin erzählte ihr, wie weit umher er in der Welt gewandert ſei, nach einer ſicheren Löſung der Frage, die ſie ihm geſtellt, und die er nun endlich gefunden habe, um dafür die Erfüllung ihres Verſprechens von ihr einzutauſchen. Sie entgegnete: So möge er denn die Gnade haben, und vorerſt ſein Verſprechen halten, ihr die Frage, die ſie ihm geſtellt, zu beantworten. Fiele dieſe Antwort dann befriedigend für ſie aus, ſo wolle auch ſie nicht anſtehen, ihre gegen ihn übernommene Verpflichtung zu löſen. Hierauf verſetzte ihr Saladin ſeinerſeits, er freue ſich ungemein, ſie alſo reden zu hören, und hinſichtlich ſeiner Beantwortung ihrer Frage: ſo ſei das Köſtlichſte, was der Menſch in ſich haben könne, und was die Mutter und die Krone aller Tugenden, die Scham. — Das ehrbare Weib war mit dieſer Löſung ganz zufrieden und ſagte: Ihr habt mir hiermit euer Verſprechen eingelöſt, o Herr! ſagt mir nun aber auch gefälligſt, ich bitte euch, der Wahrheit, ſo wie es einem Könige geziemen will, gemäß, ob es nach eurem Dafürhalten, in der Welt einen vorzüglicheren Menſchen als euch geben kann? — Saladin antwortete: Durch das, was ſie ihn zu ſagen nöthige, beſchäme ſie ihn zwar in keinem geringen Grade; da er ihr aber einmal als König die Wahrheit ausſagen ſolle, ſo erkläre er ihr allerdings, wie er die Meinung hege, daß er etwas Beſſeres als Andere, und alſo auch kein Anderer ihm irgend vorzuziehen ſei. — Die junge Edelfrau hörte dieſe ſeine Rede, ſtürzte auf ihre Knie vor ihm nieder und brach hochaufgeregt in die Worte aus: Da habt ihr mir zwei große Wahrheiten angeſagt, o Herr! Die eine, daß ihr der vorzüglichſte Menſch auf Erden ſeid, die andere, daß die Scham das Köſtlichſte im Menſchen ſei. Damit ihr nun aber auch die erſte dieſer Wahrheiten bethätiget und der beſte der auf Erden lebenden Menſchen wirklich ſeid, ſo flehe ich zu euch, daß ihr gnädigſt das Köſtlichſte im Menſchen, die Scham, in euch aufnehmen, und euch deſſen, was ihr vordem zu mir ſagtet, ſchämen wollt. — Sobald Saladin dieſe ihre kühne Rede ſich von ihr ſagen laſſen und begriffen hatte, wie dieſes ehrbare Weib, mit Hülfe ihrer Tugend und ihres hohen Verſtandes, es einzuleiten gewußt, ihn zur Erkenntniß ſeines tiefen Irrthums zu bringen, dankte er Gott. Und wenn er ihr zuvor ſchon mit ſinnlicher Liebe zugethan geweſen war, ſo liebte er ſie von nun an nur deſto reiner und inniger und uneigennütziger, wie ein guter Herr die Seinigen lieben ſoll. Er berief ihren Gatten auf der Stelle in ihre Nähe zurück und überſchüttete fernerhin Beide mit Huld und Gnade und Ehren jeder Art, ſo daß man ſie vor Vielen ihres Gleichen ſeiner Unterthanen glücklich preiſen durfte.

X.

Robert, der Teufel.

In alten Zeiten gab es in der Normandie einen Herzog, der tapfer und ritterlich, ſanft und höflich war, Gott über Alles fürchtete und liebte, und in ſeiner Frömmigkeit und Menſchenfreundlichkeit Jedermann Gerechtigkeit widerfahren ließ. Dieſer Herzog nannte ſich Hubert, und die alten Chroniken erzählen von ſeinem Reichthum und ſeinen tugendlichen Thaten ſo die Hülle und Fülle, daß es kaum zu glauben iſt. Derſelbe hielt nun einſt an einem Weihnachtstage einen offenen Hof in Vernon an der Seine, wo ſich alle ſeine Ritter und Barone um ihn verſammelten, und da er noch ledigen Standes war, ihn dringend angingen, ſich zu vermählen, um ſein Geſchlecht fortzupflanzen und einen rechtmäßigen Nachfolger auf ſeinem Throne zu hinterlaſſen. Der Herzog mochte ſich den Bitten ſeiner Großen gern willfährig bezeigen, und antwortete: er wolle zwar thun, was ſie von ihm begehrten, nur wiſſe er keine Frau, die ſich für ihn ſchicke, ausfindig zu machen, denn, ſprach er: nähme ich mir ein Weib aus einem größeren Hauſe als das meinige, ſo würde das in Wahrheit nicht gut gethan ſein, erwählte ich dagegen eines von minder edlem Blute als ich ſelbſt, ſo würde ich mir und meinem Stamme Schande machen. Ich denke alſo, ich bleibe beſſer wie ich bin, als daß ich thue, was mir nicht anſtändig iſt und was ich ſpäterhin zu bereuen habe. — Danächſt erhob ſich der Aelteſte der Verſammlung, die dieſe Worte vernommen, ein weiſer Baron, und ſagte: Ihr habt wohlgeſprochen, mein gnädiger Herzog; aber wenn es euch recht iſt, will ich euch ſagen, was ihr gern hören werdet. — Nun ſo redet, ſprach der Herzog, und der Baron fuhr fort: Der Herzog von Burgund hat eine ſchöne, kluge, gute und ehrbare Tochter, die euch ebenbürtig iſt, und durch deren Beſitz ihr an Macht und Ehren gewinnen würdet, weil ſie euch mit hohen und gewaltigen Herren verbände. Wenn es euch gefällig wäre, um ſie zu werben, ſo bin ich gewiß, ihr erhieltet ſie. — Der Herzog erwiederte, der gute Rath gefiele ihm, und ließ in Bälde um die Prinzeſſin anhalten, die ihm denn auch von ihrem Vater willig zugeſtanden, und von ihm nach einem prachtvollen Hochzeitfeſte, in Begleitung vieler Ritter, Barone, Frauen und Fräulein, theils aus Burgund, theils aus anderen Landen in ſeine Hauptſtadt Rouen heimgeführt wurde, wo man ſie mit hohen Feſten und Freuden empfing, und Burgunder und Normannen mit einander große Freundſchaften ſtifteten.

Der Herzog und die Herzogin lebten zuſammen achtzehn Jahre, ohne daß ſie Kinder bekamen, ſei es nun, daß es ihr eigener Fehler, oder alſo Gottes Wille war, wie es denn eben zuweilen den Menſchen nicht zuträglich iſt, Kinder zu haben. Indeſſen hatte dieſes Ehepaar Gott vor Augen und im Herzen, war mildthätig und erbarmend gegen Arme und Nothdürftige, und betete immerdar wiewohl vergebens zum Himmel, ſie mit Kindern zu ſegnen, die Gott ehreten und dienten und ihr Geſchlecht fortpflanzten.

Eines Tages, als ſie von einem Spaziergange zurückkehrten, ſagte der Herzog zu der Herzogin: Es iſt nun wohl gewiß, daß wir keine Kinder mit einander haben werden. Derjenige hat doch eine große Sünde begangen, der uns zuſammen brachte, denn ich glaube, wenn ihr an einen Andern gegeben wäret, würdet ihr Kinder geboren, und ich eben ſo mit einem anderen Weibe welche gezeugt haben. Nichtsdeſtoweniger mag ich mein Leben lang keiner Anderen, als euer mich erfreuen. — Als die Herzogin dieſe Worte hörte, entgegnete ſie: Wir müſſen es in Geduld hinnehmen, Sire, da es Gott einmal ſo gefällt. —

Kurze Zeit nachher ging der Herzog ſehr ingrimmig und verſtört auf die Jagd und klagte bei ſich ſelbſt: Ich ſehe ſo viele Frauen, die zu ihrer Freude und zu ihrem Troſte viele ſchöne Kinder haben, und erkenne nun daraus, daß Gott mich haßt. Warum verläugne ich alſo ihn und ſeine Allmacht nicht, und falle in Verzweiflung, da es mir ſo ſehr ſchmerzlich iſt, kinderlos zu bleiben? — Der Herzog beging eine große Thorheit, ſo zu reden, denn der Teufel, der ſtets bereit iſt, das Menſchengeſchlecht zu betrügen, verſuchte ihn, und verfinſterte ihm ſolchergeſtalt ſeinen Verſtand, daß er nicht wußte was er ſagte. In ſeinen Palaſt zurückgekehrt, traf er da die Herzogin eben ſo wie er ſelbſt in Aerger verſunken an. Er küßte und umarmte ſie zärtlich und flehte zu Gott, daß er ihre Liebe doch endlich mit einem Kinde ſegnen wolle, das ihm wohlgefällig würde. Die Herzogin hingegen rief in ihrem Zorne übereilterweiſe aus: In des Teufels Namen ſei es ſo, da Gott einmal nichts dazu thun kann; denn wenn ich in dieſer Stunde ein Kind empfange, ſei es mit Leib und Seele dem Teufel übergeben! — Ihr Schooß wurde nun hierauf in der That mit einem Kinde geſegnet, das in ſeinem Leben vieles Böſe verſchuldete und viele Verbrechen beging; ſich in der Folge aber dennoch beſſerte, bekehrte, Buße that, und am Ende gerettet wurde.

Sobald die Herzogin fühlte, daß ſie ſchwanger ſei, verfiel ſie in große Betrübniß darob, die Frucht ihres Leibes dem Teufel preisgegeben zu haben. Sie gebar ihr Kind zu ſeiner Zeit unter großen Schmerzen und Qualen, denn ſie brachte faſt einen ganzen Monat über ihre Entbindung zu, und dieſelbe würde gar nicht ohne die Gebete, Faſten und Almoſen erfolgt ſein, mit denen der Herzog ſich aus Liebe zu ihr alltäglich bemühte, ſie zu erleichtern, weil ſie mittlerweile gewiß geſtorben wäre, wie denn eben auch die Damen, die ihr Hülfe und Beiſtand leiſteten, der Meinung waren, daß ihre letzte Stunde gekommen.

Unmittelbar nach der Geburt dieſes Kindes regten ſich alle Schrecken der Natur, und erhob ſich ein ſo finſteres Gewölk, daß es Nacht zu werden ſchien. Es donnerte furchtbar und blitzte ſolchergeſtalt, daß der Himmel gleichſam offen war und daß man wähnte, das Haus ſtände auf allen Seiten in Feuer. Auch die vier Winde tobten gewaltig, und das Haus erbebte in ſeinen Grundveſten und ſtürzte theilweiſe ein. Alle die im Hauſe waren, hielten dafür, dieſes entſetzliche Unwetter bringe das Ende der Welt herbei. Endlich gefiel es aber doch Gott, die empörte Natur wieder zu beſänftigen und der Himmel wurde heiter und rein. Nun trug man das Kind zur Taufe, in der es Robert genannt wurde, und Alle, die es ſahen, erſtaunten, daß es ſo groß und ausgebildet war, denn dem Anſcheine nach war es ſchon ein volles Jahr alt und zur Hälfte genährt. Während es zur Kirche hin und zurückgetragen wurde, hörte es nicht auf zu weinen und zu ſchreien. Gleich darauf hatte es auch abgezahnt, und biß die Ammen, die es ſäugten, ſo ſcharf, daß ſich keine mehr dazu verſtehen wollte, es zu nähren, und daß man ihm vermittelſt eines Hörnchens zu trinken geben mußte, das man ihm in den Mund ſteckte. Ein Jahr alt, ſprach es ſo gut wie andere Kinder mit fünf Jahren, und je älter und größer es ward, deſto mehr Unheil richtete es an, denn ſobald es erſt allein gehen konnte, war kein Menſch mehr im Stande, es zu bändigen. Wenn ihm andere kleine Kinder zu nahe kamen, ſo warf Robert nach ihnen mit Steinen und ſchlug ſie mit derben Knitteln, kurz, er fing ſeine üble Lebensart frühzeitig an, und brach Arme und Beine entzwei. Die Barone, die es mit anſahen, meinten, es ſei die Jugend und belachten und beluſtigten ſich über das was der Knabe that, der ſie ſelbſt ſpäterhin doch ſehr traurig machte.

Robert gedieh nun körperlich immer mehr, ſo wie man ja zu ſagen pflegt, Unkraut verdirbt nicht; verdarb aber dagegen innerlich deſto mehr. Er lief unabläſſig wie toll auf den Straßen umher und ſchlug und ſtieß was ihm in den Weg kam, ſo daß ſich am Ende Niemand mehr vor ihm ſehen zu laſſen wagte. Zuweilen rotteten ſich wohl die anderen Knaben zuſammen, um ihn zu ſchlagen; ſobald ſie ihn aber auf ſich zu kommen ſahen, riefen ſie einander zu: Seht, da kommt der Teufel! und flehen vor ihm wie Schaafe vor dem Wolfe. So kam es denn, weil er eben ſo böſe war, dahin, daß ihn die Kinder, die ihn kannten, insgeſammt Robert den Teufel nannten, welchen Namen ihm allmählig das ganze Land beilegte, ſo daß er ihn nicht allein für ſeine ganze Lebenszeit behielt, ſondern auch ſo lange die Welt ſteht, behalten wird.

Als der Knabe ſechs bis ſieben Jahre alt war, rief ihn der Herzog, ſeiner böſen Anlagen ſich verſehend, vor ſich und ſprach zu ihm: Mein Sohn, es wird Zeit, daß du einen Meiſter erhältſt, der dich erzieht und unterrichtet, denn du biſt groß genug, in die Schule zu gehen, und leſen und ſchreiben, ſo wie gute Sitten und Ehrbarkeit, zu erlernen. — Er gab ihm hierauf zwar einen Hofmeiſter bei; als der aber anfangen wollte, ihn zu ſtrafen, um ihm verſchiedene Uebelthaten, die er beging, zu verleiden, zog Robert ſein Meſſer und ſtach ihm durch den Leib, daß ihm die Gedärme herausdrangen und er ſtarb. Ueberdies warf Robert im Aerger ſeinem Meiſter ſein Buch nach, indem er zu ihm ſagte: Meiſter, da iſt eure Gelehrſamkeit! Mich ſoll kein Pfaffe und Schreiber jemals meiſtern, das habe ich an euch bewieſen! — Seitdem unterſtand ſich kein Meiſter mehr, ihn zu unterweiſen oder irgend zu züchtigen, und der Herzog ſah ſich genöthigt, ihn nach ſeiner Luſt und Laune leben zu laſſen. Ueber allen Schaden freute er ſich, Gutes zu thun kam ihm nicht in den Sinn, er verachtete Gott und die heilige Kirche, es war keine Vernunft in ihm und er kannte in ſeiner Bosheit kein Maß und Ziel, denn wenn er in die Kirche ging und wahrnahm, daß die Prieſter ſingen wollten, warf er, Gott zum Hohn, ihnen Staub, Aſche, oder anderen Unrath in den Mund. Sah er in der Kirche Jemand beten, ſo ſchlich er von hinten auf ihn zu und ſchlug ihn. Jedermann verfluchte ihn um ſeiner Uebelthaten willen, und der Herzog zürnte ihm, da er ihn ſo ſchlecht gerathen ſah, ſo ſehr, daß er ihn lieber todt geſehen hätte. Auch die Herzogin betrübte ſich ſeinetwegen höchlich, und ſagte eines Tages zum Herzog: Unſer Sohn iſt nun völlig bei erwachſenen Jahren, er iſt groß und ſtark, und es will mir bedünken, daß es gut gethan ſein würde, ihn zum Ritter zu machen, vielleicht ändert er darauf ſeine Sinnes- und Handelsweiſe. — Der Herzog gab ihr zur Antwort, er ſei es zufrieden, und Robert war dazumal erſt ſiebenzehn Jahre alt.

An einem Pfingſtfeſte verſammelte der Herzog einige ſeiner vornehmſten Barone, und rief in deren Gegenwart Robert vor ſich, zu dem er, nachdem er ſich mit ihnen berathen hatte, ſprach: Robert, mein Sohn, höre was ich dir ſagen werde. Unter Zuſtimmung unſerer Barone will ich dich zum Ritter machen, damit du fürderhin mit anderen biederen Rittern Umgang habeſt, und deine Lebensart änderſt, um nicht nach wie vor mehr aller Welt ein Aegerniß abzugeben, ſondern ſanft, höflich, beſcheiden und gütig wie andere Ritter zu werden, da ja eben Ehre Sitten beſſern ſoll. — Robert antwortete dem Herzoge, ſeinem Vater: Ihr könnt thun, was euch wohlgefällt; was aber mich angeht, ſo ſcheere ich mich nichts darum, ob ich hoch oder niedrig bin. Ich habe mir vorgeſetzt, in allen Dingen zu thun, was mir mein Muth und mein freier Wille heißt, und bin gar nicht geſonnen, anders zu werden, als ich ſeither war; ob ich ein Ritter genannt werde oder nicht, gilt mir gleich. — Der heilige Pfingſtabend wurde, wie es der Brauch iſt, von vielen Menſchen in der Kirche durchwacht; aber in dieſer Nacht ſchlug und ſtieß Robert bald den Einen, bald den Anderen, und hatte an keinem Orte Ruhe, da er nicht daran dachte, zu Gott zu beten. Des anderen Morgens, am Pfingſtſonntage, wurde er zum Ritter geſchlagen.

Der Herzog ließ ein Lanzenbrechen ausrufen, und Robert ſcheute dabei keinen Kampf, ſo tapfer und verwegen war er. Er griff Jedweden an, der ſich gegenwärtig befand. Man hätte die Ritter ſollen fallen ſehen, als das Lanzenbrechen anhub! Robert war voller Wildheit und ſchonte Niemand, wer ihm immer vorkam, den warf er vom Pferde nieder. Dem Einen brach er ein Bein, dem Anderen den Hals, kein einziger entging ſeinen Händen unbeſchädigt, ſie trugen alleſammt Wunden davon, und er machte dabei zehn Pferde zu ſchanden. Dieſe Zeitung wurde dem Herzoge hinterbracht, und er betrübte ſich ſehr darob.“ Er ging ſelbſt hin und wollte das Lanzenbrechen beſchließen. Aber Robert ſchien wie raſend und von Sinnen zu ſein, und wollte dem Herzoge, ſeinem Vater, nicht gehorchen, ſondern fing nun erſt recht an, nach allen Seiten um ſich zu hauen und Reiter und Roſſe niederzuſtrecken. Er tödtete an dieſem Tage alſo die drei tapferſten Ritter, die anweſend waren; die übrigen baten ihn zwar um Gnade, aber vergebens, und zuletzt wagte ihm, um ſeiner Stärke willen, keiner mehr zu begegnen, und um ſeiner Unmenſchlichkeit willen haßten ihn Alle. Man ſagte zu ihm: um Gottes willen, Robert, laßt ab, euer gnädiger Herr Vater hat ausrufen laſſen, daß das Lanzenbrechen zu Ende ſei, weil ſo viele Ehrenmänner dabei ums Leben gekommen, was ihn ſehr erzürnt; aber Robert hatte ſich dermaßen erhitzt, daß er auf nichts hörte, was man zu ihm ſprach, ſondern nur immer ärger fortfuhr, Wunden und Tod auszutheilen. Er trieb dies ſo lange, bis das anweſende Volk aufſtand und zu dem Herzog kam und rief: Herr Herzog, es iſt eine große Thorheit, daß ihr euren Sohn Robert thun laßt, was er will, ſtellt das doch um Gottes willen ab. —

Sobald Robert ſah, daß Niemand mehr eine Lanze mit ihm brechen wollte, ritt er fort, und zwar auf Abenteuer in das Land aus. Dort begann er dann noch viel üblere Dinge, als vorher, zu begehen, denn er ſchändete Frauen und Mädchen, und tödtete ſo viele Leute, daß es zum Erbarmen war. Es gab keinen Menſchen in der ganzen Normandie, der nicht durch ihn beraubt oder beleidigt worden wäre. Sogar mit den Kirchen führte er unabläſſig Krieg, und alle Abteien im Lande wurden von ihm geplündert oder zerſtört.

Der Herzog wurde von alle dem in Kenntniß geſetzt. Alle, die er geſchlagen, beraubt oder zu Grunde gerichtet hatte, kamen zu ihm und verkündigten ihm die Greuel, die Robert verbrach. Der ſagte: Euer Herr Sohn hat meiner Frau Gewalt angethan, Jener, er hat meine Tochter entehrt. Der Eine, er hat mich beraubt und ausgezogen, der Andere, er hat mich geſchlagen und verwundet. Es war ein kläglich Ding, die Kränkungen aufzählen zu hören, die er Jedem ſchonungslos anthat. — Der Herzog hub vor herzlicher Betrübniß darüber an zu weinen und ſagte: O, du lieber Herr Gott! ich fühlte mich ſo glücklich und zufrieden, einen Sohn zu haben, weil ich viel Freude an ihm zu erleben hoffte. Jetzt habe ich nun einen, und der macht mir ſolchen Kummer, daß ich nicht weiß, was ich beginnen ſoll! —

Ein anweſender Ritter, der den Herzog in dieſer Betrübniß ſah, ſprach zu ihm: Mein gnädiger Herr, ich will euch rathen, daß ihr nach Robert ausſendet und ihn vor euch kommen laßt, in Gegenwart eures ganzen Hofes, um ihm zu unterſagen, ſich ferner an irgend Jemand zu vergehen, widrigenfalls ihr ihn gefangen nehmen und über ihn Gericht halten würdet. — Der Herzog willigte hierein und ſagte dem Ritter, er habe weiſe geſprochen, auch ſendete er ſofort Leute über Land nach Robert aus, und gebot ihnen, ihn vor ſein Angeſicht zu bringen. Robert war eben im Felde, als er vernahm, wie man über ihn bei dem Herzoge, ſeinem Vater, Klage erhoben, und wie von dieſem anbefohlen ſei, ihn gefänglich einzubringen. Er ließ daher Allen, denen er begegnete, und ſogar den Boten des Herzogs, aus Verdruß über dieſen, die Augen ausſtechen, und ſagte, nachdem er ſie hatte blenden laſſen, noch ſpottweiſe zu ihnen: Um ſo beſſer werdet ihr nun ſchlafen, ihr Ehrenmänner, geht und ſagt meinem Vater, daß ich mir nichts aus ihm mache, und daß ich euch dies angethan habe, um ihn und ſein Gebot zu verhöhnen. — Die Boten kehrten weinend zu dem

Herzoge zurück und ſprachen: Seht, Herr Herzog, wie uns euer Sohn geblendet und gemißhandelt hat! — Der Herzog aber war über dieſe Nachrichten außermaßen entrüſtet und begann zu überlegen, wie er mit ihm fertig werden möchte. Da erhob ſich in ſeinem Rathe Einer mit den Worten: Herr Herzog, denkt nicht mehr daran, euren Sohn vor euer Angeſicht kommen zu laſſen, denn in Betracht ſeiner Empörung, ſo wie deſſen, was er an euren Dienern verübt hat, iſt es nothwendig, daß er ſo, wie es die Geſetze und die Vernunft wollen, von euch zur Rechenſchaft und Strafe gezogen werde. —

Dieſem guten Rathe gemäß, ließ der Herzog alsbald nun durch alle Städte ſeines Landes, ſeinen Gerichtsherren und Amtleuten ſeinen Willen verkündigen: Sorge zu tragen, Robert, nebſt Allen, die ihm bei ſeinen Uebelthaten hülfreich wären, zu bändigen und einzuſperren. Als dieſer Befehl zu Roberts Kenntniß gelangte, ſo fehlte wenig, daß er nicht ganz außer ſich ſelbſt gerathen wäre, gleichwie dann auch die Mörder, welche zu ihm hielten, davon höchlich aufgeſchreckt wurden. Robert knirſchte vor Wuth mit den Zähnen und ſchwur, den Herzog, ſeinen Vater, ſo lange zu bekriegen, bis er ſein ganzes Haus zerſtört habe. Er ließ ſich hiernächſt in einer großen dichten Waldung ein feſtes Haus bauen, in dem er ſeine Wohnung aufſchlug, trotz dem daß der entlegene, finſtere und ſchreckenvolle Ort faſt unbewohnbar war. Und daſelbſt verſammelte er alle ſchlechten Unterthanen ſeines Vaters um ſich, als da waren Diebe, Mörder, Kirchen- und Straßenräuber, Buſchklepper, Verfluchte, Verbannte, Excommunicirte, Betrüger, Meineidige, Uebermüthige und Böswillige aller Art, und kurz die allerverruchteſten Menſchen, die es unter der Sonne gab, und zu deren Hauptmanne er ſich machte. Er beging von dieſem Forſte aus in der Gegend umher mit ſeinen Genoſſen ſo unzählige Uebelthaten, und mordete und plünderte ſo viele Kaufleute und Pilgrime, daß ſich aus Furcht vor ihm Niemand mehr im Freien zu zeigen, oder ſein Haus zu verlaſſen wagte. Alles Volk ſtaunte, daß Gott ſie ungeſtraft ließ und ſcheute ſie wie die Schafe den Wolf, denn ſie waren in Wahrheit wie heißhungrige reißende Wölfe, und ſchmauſten und ſchwelgten unabläſſig, ohne jemals zu faſten, es mochte nun Faſtenzeit, oder Quatember oder ein heiliger Abend ſein, auch aßen ſie alle Tage, Freitags ſowohl wie Sonntags, Fleiſch. Nachdem ſie dieſes Leben eine Weile getrieben hatten, empfingen ſie in der Folge der Zeit dafür allerdings den verdienten Lohn, und man wird gleich hören, was mit Robert dem Teufel, der in der ganzen Welt nicht ſeines gleichen hatte, weiter geſchah.

Eines Tages ging Robert nämlich, in böſer Abſicht allein auf Abenteuer in den Wald aus, und begegnete ſieben Eremiten, über die er wie ein Raſender mit ſeinem Schwerte herſprang. Obwohl nun die ſieben Eremiten groß und ſtark genug waren, ſich gegen ihn zu vertheidigen, ſo wollten ſie ihm in ihrer Frömmigkeit und Heiligkeit doch keinen Widerſtand leiſten, ſondern erlitten zur Ehre Gottes geruhig den Tod, den er ihnen gab. Als er ſie alle ſieben getödtet hatte, verſpottete er ſie noch überdies, und jagte dann, über und über mit Blut beſudelt, recht wie ein eingefleiſchter Teufel im Lande umher, bis er zu dem Schloſſe von Arques kam. Unterwegs war er einem Schäfer begegnet, der ihm geſagt, die Herzogin, ſeine Mutter, käme an dem Tage auch dahin. Als er ſich nun aber dem Schloſſe näherte, flohen vor ihm Männer, Frauen und Kinder, und flüchteten in die Kirche, oder ſchloſſen ſich in ihre Häuſer ein. Da ging Robert, der dies wahrnahm, mit einemmale in ſich und ſagte bei ſich weinend: O du großer Gott des Paradieſes! Wie geht es zu, daß Jedermann mich flieht? So bin ich ja der unglücklichſte und heilloſeſte Menſch auf Erden, gleich als ob ich ein Jude wär. Ach! ich erkenne jetzt, daß ich unter den Schlimmen der Schlimmſte bin. Ich muß nun wohl mein Leben verwünſchen, denn ich ſehe, daß mich Gott und Menſchen haſſen. Unter ſolchen Gedanken und in ſolchem Leidweſen erreichte Robert das Schloßthor und ſtieg vom Pferde; es wagte ihm aber da kein Menſch zu nahen, ihm ſein Pferd abzunehmen, kein Page kam zu ſeiner Bedienung heran. Er ließ ſein Pferd am Thore ſtehen und begab ſich in den Saal empor zu ſeiner Mutter, der Herzogin; jedoch auch dieſe lief vor Entſetzen über ſeinen Anblick davon. Wie Robert alſo auch ſie vor ihm flüchten ſah, empfand er heftigen Schmerz und rief ſeiner Mutter erſchrocken nach: Fürchtet euch nicht vor mir, Mutter, und entweichet nicht, bis ich mit euch geſprochen habe. Darauf ſchritt er auf ſie zu und ſagte: Ich beſchwöre euch, liebe Mutter, ſagt mir, wie es kömmt, daß ich ſo grauſam und fürchterlich bin? denn es muß die Schuld nothwendigerweiſe an euch oder meinem Vater liegen, darum bitte ich euch, ſagt mir die Wahrheit. — Die Herzogin ſtaunte, Robert ſo reden zu hören, und da er ihr Sohn war, warf ſie ſich vor ihm nieder und ſprach weinend: Mein Sohn, ich wollte, du ſchnitteſt mir den Kopf ab und brächteſt mich um; — zu welchen Worten ihr großes Mitleiden mit ihrem Sohne ſie verleitete, der, wie ſie wohl wußte, um ihres Frevelns bei ſeiner Empfängniß willen, ſo gerathen war. Robert erwiederte: Ach, Frau Mutter! warum ſollte ich euch tödten, der ich ſchon ſo viel Böſes gethan habe? um keinen Preis in der Welt möchte ich das thun. — Hierauf erklärte ihm die Herzogin, wie es ſo gekommen ſei, da ſie ihn ſchon vor ſeiner Zeugung dem Teufel übergeben, indem ſie ſich wegen dieſer großen Sünde ſchalt und tadelte, und ſich das unglücklichſte Weib nannte, das jemals gelebt habe, ja beinahe verzweifelt wäre. Als Robert angehört hatte, was ihm ſeine Mutter mittheilte, ſtürzte er vor Schmerz darüber ohnmächtig zur Erde; dann aber wieder zu ſich gekommen, ſagte er, bitterlich weinend: Die Teufel haben große Luſt, meinen Leib und meine Seele zu erlangen; ich will aber von nun an aufhören, übel zu thun und von allen Werken des Teufels abſtehen. — Zu ſeiner Mutter gewendet, ſprach er ferner: Ich flehe euch demüthig an, meine vielgeehrte Frau Mutter, daß es euch gefallen wolle, mich meinem gnädigen Herrn Vater zu empfehlen; denn ich gehe nach Rom, um meine Sünden zu beichten, und werde nicht eher wieder geruhig ſchlafen, bis ich dort hingekommen bin, und durchaus der Errettung meiner Seele leben kann. —

Robert ſtieg zu Pferde und kehrte zu den Seinigen zurück, die er im Walde verlaſſen hatte; die Herzogin hingegen blieb in ihrem Palaſte, in tiefe Trauer um ihren Sohn verſunken, der von ihr Abſchied genommen hatte, und rief oftmals mit lauter Stimme aus: Ach! ich Elende, was ſoll ich thun? mein Sohn Robert hat nicht Unrecht, ſich nicht um mich zu kümmern, denn er muß mich wohl haſſen und mir übel wollen, die ich an allen ſeinen Verbrechen ſchuld bin. — Derweil die Herzogin ſich ſo heftig betrübte, kam der Herzog zu ihr, und ſie erzählte ihm denn kläglicherweiſe, was Robert gethan. Der Herzog fragte ſie, ob ſein Sohn ſeine früheren Uebelthaten bereue? — Ja, erwiederte die Herzogin, und der Herzog ſeufzte und ſprach: Ach leider! iſt das Alles nur vergebens, denn er wird die ſchweren Unthaten, die er im Lande verbrochen, nicht wieder gut machen können. Nichts deſtoweniger bitte ich Gott, ihn mit ſeinem

Vorhaben zu einem guten Ende zu geleiten, denn ich glaube nicht, daß er, ohne daß ſich Gott ſeiner erbarmt, lebendig wiederkehrt, wenn er ſich nach Rom auf den Weg macht. —

Nachdem Robert von ſeiner Mutter in Arques geſchieden war, ritt er ſo lange, bis er in den Wald kam, wo er ſeine Genoſſen verlaſſen hatte, die eben bei Tiſche ſaßen und ſchmauſten. Bei Roberts Anblick ſtanden Alle auf, ihn zu ehren; indem begann er aber ihnen ihr ſeitheriges ſchlechtes und verderbtes Leben vorzuhalten, und ſie um ihrer Schandthaten willen mit Worten zu ſtrafen. Er ſagte zu ihnen: Um Gottes Willen, meine Getreuen, beachtet wohl, was ich euch ſagen werde. Ihr wißt, was für ein ruchloſes Leben wir zum großen Nachtheile unſerer Körper und Seelen die Zeit über geführt haben. Ihr wißt, wie viele Kirchen wir zerſtört und geplündert, wie viel ehrliche Kaufleute wir beraubt und gemordet, wie viele Geiſtliche und andere wackere Männer durch uns ins Verderben geſtürzt worden ſind; es ſind ihrer unzählige, und wir laufen darum Alle Gefahr, verdammt zu werden, wenn Gott kein Erbarmen mit uns trägt. Ich beſchwöre euch alſo in ſeinem Namen, von dieſer gefahrvollen und bedenklichen Lebensweiſe abzuſtehen, und von Stunde an euch zu beſſern und eure begangenen Sünden abzubüßen. Was mich betrifft, ich bin entſchloſſen, nach Rom zu gehen, um zu beichten und vielleicht mittelſt guter Werke Verzeihung und Gnade für meine Uebelthaten zu erlangen. — Da ſprang einer der Schurken wie ein wahnwitziger Narr auf und rief ſeinen Genoſſen ſpottend zu: Bemerkt ihr wohl den Fuchs, der ein Einſiedler werden will? Robert treibt ſeinen Spott mit uns, er iſt unſer Hauptmann und Meiſter, der es allein viel ſchlimmer treibt als wir Alle mit einander, und uns zu unſeren Thaten unterwieſen hat. Was meint ihr dazu, ſoll es auf die alte Weiſe fortgehen, ihr Geſellen? fragte Robert: Ich bitte euch herzlich, laßt von dieſen Dingen ab und tragt für euer zeitliches und ewiges Wohl Sorge, indem ihr den allmächtigen Gott um Vergebung bittet. Er wird ſich eurer gnädig erbarmen, und ihr beginget ſicherlich einen ſchweren Irrthum, wenn ihr längere Zeit in dieſem Zuſtande bliebt. Darum dient und ehret Gott fernerhin. — Auf dieſe Worte Roberts entgegnete einer der wilden Geſellen: Laßt dieſe Dinge auf ſich beruhen, Meiſter, ihr redet in den Wind. Ihr mögt ſagen und thun was ihr wollt, weder ich noch meine Genoſſen laſſen von unſerer alten Lebensweiſe ab, des ſeid verſichert und gewiß. Ja, wenn ihr uns gleich hunderttauſend Mark feines Geld geben wolltet, ſo wiche und wankte unſer Entſchluß doch nicht, denn wir würden nimmermehr Frieden halten und uns erwehren können, Böſes zu thun, woran wir gewöhnt, und wozu wir ein für allemal entſchloſſen ſind. — Alle Uebrigen, die gegenwärtig waren, ſagten einſtimmig: er redet wahr, im Leben und im Tode laſſen wir nicht ab, zu rauben und zu morden, und wehe dem, der uns entgegen iſt. Sind wir ſchon die Zeit her ſchlecht und böſe geweſen, ſo wollen wir nun erſt anfangen, es recht arg zu treiben, dazu ſind und bleiben wir entſchloſſen, es mag geſchehen was da will. —

Als Robert die Gaudiebe ſolchergeſtalt reden hörte, gerieth er in heftigen Zorn und dachte bei ſich: wenn ſie mit dieſen Geſinnungen länger hier verweilen, ſo werden ſie noch vieles Unheil ſtiften. Er begab ſich deshalb an die Thüre des Hauſes und ſchloß ſie ab, ergriff eine große Keule und ſtreckte damit einen der Schurken todt zu Boden, worauf er auch die Uebrigen alle nacheinander aus dem Leben vertilgte.

Sobald er mit dieſer Arbeit zu Stande war, ſprach er zu ſich ſelbſt: Nun, ihr Burſche, ſo habe ich euch nach euren Verdienſten abgedankt, denn, wie die Arbeit, heißt es, ſo der Lohn. — Um ſein Tagewerk zu krönen, gedachte er nun auch noch das Haus anzuſtecken und niederzubrennen; er führte dies jedoch um der darin aufgehäuften Schätze und Güter willen nicht aus, ſondern ſchloß hinter ſich die Thüre zu und nahm den Schlüſſel mit. Dies gethan, machte er das Zeichen des Kreuzes, ging in den Wald hinein und begab ſich auf den Weg nach Rom. Robert wußte an dieſem Tage nicht, wo er die Nacht zubringen, es hungerte ihn, und er wußte nicht, womit er ſich ſättigen ſollte. Er ritt ſo lange weiter, bis er zu einer Abtei kam, die er vorher immer befeindet und mehrmals geplündert hatte, wenn gleich der Abt ſein Verwandter war. Die Mönche haßten Robert auf den Tod, und ſo wie er jetzt tief betrübt und ohne ein Wort zu ſagen zu ihnen eintrat, erſchraken ſie höchlich und flohen vor ihm mit dem Geſchrei: Der unſinnige Robert kommt! Dies erneuerte ſein Weh und er ſprach ſeufzend zu ſich: Ich muß wohl mein Leben haſſen, da Jedermann mich haßt und flieht, ich habe meine Zeit und mein Leben ſchlecht angewandt. — Er ging darauf zu der Thüre der Abteikirche und betete ſolchermaßen zu Gott: Mein Gott und Schöpfer, ich bitte dich, du wolleſt Gnade und Erbarmen mit mir haben und mich vor Gefahren hüten; an den Abt und die Mönche aber richtete er ſo ſanfte Worte, daß ſie zu ihm kamen. Er ſagte: Ich bedaure euch und eure Kirche, ehrwürdige Herren, denn ich weiß, daß ich euch viel Böſes zugefügt habe; darum bitte ich euch, mir zu vergeben und mit mir Erbarmen zu tragen. — Er fiel bei dieſen Worten vor ihnen auf die Knie nieder und ſprach noch insbeſondere zu dem Abte: Ich bitte euch, mich meinem Vater zu empfehlen und ihm den Schlüſſel des Hauſes zu übergeben, in dem ich ſo lange Zeit mit meinen Gefährten, die ich getödtet, verweilte. In dieſem Hauſe befinden ſich alle meine

Schätze, die ich, was ich jetzt ſchwer bereue, anderen Menſchen abgenommen habe, und ich wünſche, daß ſie insgeſammt mögen zurückgegeben werden, denen ſie zu eigen angehören. — Robert blieb dieſe Nacht über in der Abtei und entfernte ſich aus ihr in der Frühe des anderen Morgens. Sein Schwert, mit dem er ſo viel Unheil geſtiftet, ſo wie auch ſein Pferd ließ er da, denn er wollte ſeinen Weg nach Rom zu Fuße zurücklegen. Der Abt begab ſich noch an dem nämlichen Tage zu dem Herzoge, brachte ihm den Schlüſſel, den ihm ſein Sohn gegeben hatte, und erzählte ihm was er von Robert wußte, worauf der Herzog den armen Leuten das Ihrige wiedergeben ließ.

Unterdeſſen wanderte Robert in großer Demuth unb Andacht nach Rom zu, und kam daſelbſt nach langen Tagereiſen am grünen Donnerstage zu guter Zeit an, um zu beichten. Der Papſt, der der Statthalter Gottes auf Erden iſt, war nämlich eben in der heiligen Peterskirche, um das Hochamt zu halten, wie es an dieſem Tage ſeine Gewohnheit. Robert drängte ſich nach dem Papſte zu. Entrüſtet über ſeine Vermeſſenheit, wollten ihn zwar deſſen Prieſter und Diener abhalten, und die Umſtehenden ſchlugen auf ihn los; jemehr ſie aber ſchlugen, deſtomehr drängte er vorwärts, bis er, in die Nähe des Papſtes gelangt, ſich vor ihm niederwarf und zu wiederholtenmalen laut ausrief: Heiliger Vater! erbarmt euch mein. — Um ſeines großen Lärmens willen, wollte man ihn abermals hinwegbringen; der heilige Vater nahm jedoch ſein inbrünſtiges Verlangen wahr, trug Mitleiden mit ihm und ſagte zu den Seinigen: Laßt ihn zu mir kommen, denn ſoweit ich ihn beurtheilen mag, iſt in ihm viele Frömmigkeit. — Er gebot alſo Ruhe, um beſſer zu hören, was er zu ſagen habe, und Robert redete den Papſt ſolchergeſtalt an: Heiliger Vater! Ich bin der allergrößte

Sünder auf Erden. — Der Papſt nahm ihn bei der Hand, hieß ihn aufſtehen und fragte: Mein Freund, was willſt du mir ſagen, und warum ſchreiſt du ſo? — Ach, heiliger Vater! ſagte Robert: ich bitte euch, daß ihr meine Beichte gnädig anhört, denn wenn ich von euch keine Abſolution für meine begangenen Sünden erlange, ſo bin ich, wie man mir geſagt hat, in Ewigkeit verdammt. Ich habe aber große Angſt in mir, daß mich der Teufel holt, da ich ſo entſetzliche und ſchaudervolle Dinge, wie kein Menſch auf Erden, verbrochen. Ich flehe euch alſo an, der ihr ja die Macht haben ſollt, den Bedürftigen Troſt und Hülfe zu verleihen, mich um das heilige Leiden willen unſeres Herrn, von den Laſtern und Sünden zu reinigen, derethalb mir Reue das Gewiſſen zernagt, und die mich abſcheulicher und verächtlicher machen, als ein Teufel in der Hölle iſt. — Als der Papſt ihn ſo reden hörte, ahnete er beinahe, daß es Robert, der Teufel, ſei, und er ſagte: Nennſt du dich etwa Robert, mein Sohn, von dem ich ſo viel habe reden hören? — So iſt es ganz gewiß, ſprach Robert. — Darauf fuhr der Papſt fort: Du ſollſt Abſolution haben; aber ich beſchwöre dich bei Gott, dem Allmächtigen, daß du keinem Menſchen mehr Böſes oder Schaden zufügſt; — und der Papſt, wie alle Anweſenden entſetzten ſich ſehr, ihn zu ſehen. Robert kniete wieder in großer Demuth, Zerknirſchung und Reue vor dem Papſte nieder und verſprach dies auf das Heiligſte. Der Papſt trat dann bei Seite und ließ Robert vor ſich kommen, und der beichtete ihm vollſtändig und erzählte ihm, wie ihn ſeine Mutter bei ihrer Empfängniß aus Unwillen dem Teufel übergeben habe, worüber ſie gegenwärtig große Angſt und Leidweſen empfinde. Wie ihn der Papſt alſo reden hörte, ſtaunte er ſehr und bekreuzte ſich, indem er ſagte: Mein Freund, du mußt an einen Ort gehen, drei Meilen von hier, wo du einen Prieſter findeſt, der ein Beichtiger iſt, und dem du deine dereinſtigen Sünden beichten und ſagen magſt, daß er dir eine Buße auferlege, wie du ſie verdienteſt. Er iſt der ehrenwertheſte und heiligſte Mann, der heutzutage auf Erden lebt, und ich bin gewiß, daß er dich beichten und abſolviren wird. — Robert antwortete: das will ich gern thun, gebe Gott nur, daß ich dadurch das Heil meiner Seele gewinne. — Darauf nahm er von dem Papſte Abſchied und blieb dieſen Tag noch in Rom, weil es ſchon faſt Nacht war.

Am anderen Morgen ſtand er früh auf, machte ſich auf den Weg zu dem Eremiten, zu dem ihn der Papſt ſchickte, und erzählte ihm, als er angelangt war, wie der Papſt wolle, daß er ihn beichte. Der Eremit ſagte: ſeid willkommen, — und nachdem ſie eine kleine Weile beiſammen geweſen waren, hub Robert an, ihm den Verlauf ſeines Lebens zu ſchildern und ſeine Sünden, von dem Tage an, wo er geboren war, herzuzählen, ſo wie er ihm denn auch zu wiſſen that, was ſeine Mutter vor ſeiner Geburt ſchon an ihm verbrochen hatte. Der Einſiedler ſtaunte deshalb über die maßen, war indeſſen eben ſo ſehr über die Zerknirſchung erfreut, die er in Robert, ſeiner großen Verſündigungen wegen, wahrnahm. Nachdem ſie lange Zeit mit einander geſprochen, ſagte der Eremit zu Robert: Mein Sohn, du bleibſt heute bei mir, und morgen früh, ſo Gott will, gedenke ich dich zu beichten, und dir zu rathen, was du zu thun und zu laſſen haſt. — Robert, der vordem der grauſamſte Unmenſch, und zwar ſtolzer und wilder als ein Löwe geweſen, war jetzt der demüthigſte, mildeſte und ſanftmüthigſte Prinz auf Erden. Auch war er ſo matt und hinfällig von dem großen Kummer und den Mühſeligkeiten, die er unterwegs erduldet, daß er weder eſſen noch trinken konnte. Er kniete nieder, um ſeine Andacht zu verrichten, und betete zu Gott inbrünſtiglich, ihn vor dem böſen Feinde zu ſchützen, und ihm über denſelben den Sieg zu verleihen. Als es Nacht wurde, wies der Eremit Robert an, in einer kleinen Kapelle zu ſchlafen, die ſich in dieſer heiligen und anmuthigen Klauſe befand. Er ſelbſt hörte die ganze Nacht nicht eher auf, Gott für den reumüthigen Robert, den Teufel, zu bitten, bis auch er entſchlief.

Sobald er entſchlammert war, träumte er, dem Willen Gottes gemäß, und geſchah es ihm, daß er einen Engel hörte, der, von Gott geſandt, zu ihm ſagte: Mann, Gott entbietet dir durch mich, daß Robert, wenn er Vergebung ſeiner Sünden empfahen will, ſich närriſch und ſtumm anſtellen muß, und nichts Anderes, als was er den Hunden entreißt, genießen darf. Er ſoll in dieſem Zuſtande verharren, bis daß es Gott gefällt, ihn daraus wieder zu erheben, und bis er ſich durch genugſame Buße von ſeinen Sünden gereinigt hat. — Hierauf erwachte der Eremit ganz erſchrocken wieder, dachte lange Zeit ſeinem Traume nach, und begann deswegen Gott zu preiſen und zu danken, indem er ſich freute, daß alſo einem reuigen Sünder Gnade angedeihen ſollte. Unter Gebeten erwartete er den Tag, und als der Morgen anbrach, rief er Robert, von heißer Liebe zu ihm entbrannt, mit den Worten zu ſich: Mein Freund, komm hierher zu mir. — Robert nahte augenblicks dem heiligen Klausner und beichtete ihm, von Reue zerknirſcht, ſeine Sünden. Nachdem er dies gethan, ſagte der Eremit: Mein Sohn, ich habe nachgeſonnen, welche Buße ſich für dich ſchickt, auf daß dich Gott ſeiner Vergebung theilhaft mache, und lege dir denn auf, daß du dich närriſch ſtellſt, nichts Anderes ißeſt, als was du den Hunden wegnehmen kannſt, wann man ihnen Futter gegeben, und dich endlich, gleich wie ein Stummer, des Redens enthältſt. Eine ſolche Buße hat dir nämlich unſer Herr Jeſus Chriſtus durch mich offenbart und anbefohlen. Während ihrer Dauer ſollſt du keinem irgend auf der Welt lebenden Weſen Böſes zufügen, und in dieſem Zuſtande verharren, bis daß es Gott gefällt, dich durch ſeinen Boten zu erlöſen. — Ueber dieſe Rede wurde Robert äußerſt froh, und dankte Gott, daß er ihn um ſo geringen Preis losſprechen wolle. Er nahm von dem Eremiten Abſchied und entfernte ſich in großer Demuth, ſeine Buße zu beginnen, die ihm in Betracht deſſen, was er in ſeiner Jugend geſündigt, äußerſt geringfügig vorkam. Gott wirkte hierdurch ein ſchönes Wunder, daß er einen Menſchen, der ſtolzer war als ein Löwe, treuloſer als ein Tiger, und in Sünden und Laſter ſo tief, wie kein Anderer verſunken, durch ſeine übergroße Güte und Barmherzigkeit ſo unſchuldig, ſanft, demüthig und ſtill werden ließ, wie ein Lamm. Er kam nach Rom zurück, und fing alsbald an wie ein Narr in den Straßen einherzulaufen. Nicht lange, ſo rannten ihm ſchon einige Kinder nach, die ihn für thöricht anſahen, und ſpotteten ihn aus, indem ſie ihn mit alten Schuhen warfen und ſeinethalben ein großes Geſchrei und Lärmen in den Straßen erregten. Die Einwohner von Rom, die dies ſahen, ſchrien und ſpotteten darüber, wie es ja eben Sitte iſt, über eine große Thorheit mehr als über eine große Weisheit zu lachen. Robert hatte mehr Leute um ſich, als wenn er ſehr weiſe geweſen wäre.

Als er eine Zeit lang in der Stadt Rom zugebracht, geſchah es, daß er eines Tages in die Nähe der kaiſerlichen Wohnung kam, deren Thor offen ſtand, und daß er hinein trat und im Saale auf und ab wandelte, in dem er bald ſachte, bald geſchwinde ging, bald lief und hüpfte, bald ſich ganz ruhig verhielt, wiewohl er nie an einem Orte ſtill ſtand. Der anweſende Kaiſer merkte auf und ſah Roberts Art und Weiſe an, dann ſprach er zu einem ſeiner Stallmeiſter, der bei Tiſche neben ihm ſaß: Siehe da den beſten Schildknappen, den es auf der Welt geben kann, ich glaube aber, er iſt toll, und das iſt ſehr ſchade, denn er iſt von Körper ſchön und wohlgeſtalt. Laß ihm zu eſſen geben und ruf ihn her. — Der Stallmeiſter rief ihn, Robert erwiederte jedoch kein Wort; man ließ ihn niederſitzen, er wollte aber zu männiglich Verwunderung nichts von alle dem, was man ihm anbot, eſſen und trinken. Während Robert alſo bei Tiſche ſaß, gewahrte der Kaiſer unter dem Tiſche einen Hund, den ein anderer gebiſſen hatte, und warf ihm einen Knochen zu, den der Hund anfing zu benagen. Als Robert den Hund den Knochen fangen ſah, ſprang er gleich vom Tiſche auf, lief zu ihm und ruhte nicht eher, bis er den Knochen, den der Hund doch nicht laſſen wollte, auch mit gefaßt hatte. Robert, der ſich zur Erde hingeworfen, hielt und zerrte und benagte den Knochen an der einen Seite, der Hund an der anderen. Der Kaiſer und alle Anweſenden ſahen dem Zeitvertreibe mit Ergötzen zu; am Ende aber gelang es Robert dennoch, dem Hunde den Knochen ganz zu entreißen, und ſo fiel er, da er lange nichts gegeſſen, mit großem Hunger drüber her. Dem Kaiſer entging es nicht, wie bedürftig er der Nahrung war, und er warf daher einem anderen Hunde ein ganzes Brod zu; Robert entriß es jedoch dem Hunde, brach es von einander und gab dem Hunde, dem er es verdankte, die Hälfte. Der Kaiſer hub an zu lachen, als er dies ſah, und ſagte zu ſeinen Leuten: Wir haben hier den nagelneueſten und ſchmutzigſten Narrn, den ich noch in meinem Leben ſah; ich glaube, er ißt nichts, als was er den Hunden von ihrer Speiſe nehmen kann. — Damit nun Robert ſatt zu eſſen hätte, warfen alle Gegenwärtige den Hunden des Kaiſers der Speiſen zur Genüge vor. Robert ſtillte ſeinen Hunger und erging ſich dann wieder im Saale, ſeinen Stock in der Hand haltend, mit dem er wie ein Narr wider Bänke und Wände ſchlug. Während er dies that, bemerkte er eine Thüre, die in einen ſchönen Baumgarten führte, in dem ſich ein kühler Brunnen befand. Da hinein ging er und ſtillte an dem Brunnen ſeinen Durſt.

Als die Nachtzeit nahte, hielt ſich Robert immerdar zu dem Hunde und folgte ihm allerwärts, und der Hund, der gewohnt war, die Nacht unter einer Treppe zuzubringen, ging ſchlafen, wohin Robert, der für ſich keine Lagerſtätte hatte, ihm folgte. Der Kaiſer, der ein wachſames Auge auf Alles hatte, was Robert that, bemitleidete ihn deswegen und befahl, daß man ihm ein Bett brächte, auf dem er bequem ruhen möchte. Zwei Diener befolgten dies Geheiß auf der Stelle; aber Robert wollte nicht dulden, daß das Bett da bliebe, ſondern gab durch Zeichen zu verſtehen, daß man es forttragen und ſich entfernen ſolle, und wollte lieber auf bloßer Erde liegen. Der Kaiſer verwunderte ſich darob ſehr, und gab von Neuem den Befehl, Stroh in Ueberfluß herbei zu ſchaffen, auf das ſich dann, als es da war, der müde, abgemattete und erſchöpfte Robert zur Ruhe legte. Welche Kraft der Tugend und Geduld mußte alſo wohl in Robert ſein, der doch vorher gewohnt geweſen, in einem weichen Bette, auf feinen reinlichen Linnen zu liegen, und zwar in einem reich mit Teppichen geſchmückten Zimmer, Wein und andere köſtliche Getränke zu trinken, ausgeſuchte leckere Speiſen, ſeinem Stande gemäß zu eſſen, und ſich nun dahin gebracht ſah, mit Hunden in Gemeinſchaft eſſen, trinken und ſchlafen zu müſſen. Vordem pflegte ihn Jedermann gnädiger Herr zu nennen, und ihn als den furchtbarſten Menſchen auf Erden zu ehren. Jetzt nannte ihn Jedermann einen Narren, und verſpottete ihn und achtete ihn gering.

In dieſem Zuſtande brachte Robert etwa an die ſieben

Jahre zu, und unterdeſſen hatte ihn der Hund, den er zu ſeinem Gefährten auserkoren, weil er merkte, daß er um Roberts willen beſſer zu freſſen bekam, und auch nicht geneckt oder geprügelt wurde, dermaßen liebgewonnen, daß er keinen Augenblick von ſeiner Seite wich.

Nun hatte der Kaiſer, in deſſen Hauſe er eben den Narrn ſpielte, eine Tochter, die zwar ſtumm war und noch kein Wort geſprochen hatte, um die ſich deſſenungeachtet aber der Seneſchall des Kaiſers, ein gewaltiger Mann, des öfteren beworben, weil er ſie gern zur Frau haben wollte. Der Kaiſer hingegen hielt dafür, daß der Seneſchall ſeinem Stamme Schande machen würde, und wollte nicht einwilligen, wiewohl ihm der Seneſchall ſeinerſeits deswegen von Herzen grollte, und ſeinen Herrn zu befeinden und zu befehden dachte. In dieſer Abſicht warb er eine große Menge Volkes an und zog mit ihnen und einer mächtigen Schaar ungläubiger Sarazenen, zu dem Schrecken des Kaiſers, vor die Stadt Rom, ſie zu belagern und mit Allen, die darin waren, ſo wie mit dem Lande des Kaiſers zu erobern. Der Kaiſer rief ſeine Barone und Ritterſchaft zuſammen, pflog mit ihnen Rath und ſagte: Laßt uns wohl zuſehen, daß wir gegen die Sarazenen, die uns bekriegen und großen Schaden und Leid zufügen, was wir vermögen thun, denn ich gewahre zu meiner Betrübniß, daß ſie bereits das ganze Land in ihrer Gewalt haben und uns vernichten werden, wenn uns Gott in ſeiner Gnade und Barmherzigkeit nicht hilft. Ich bitte euch alſo, daß ihr ſie tapfer angreifen und mit ihnen kämpfen wollet, damit wir ihnen hier nicht lange Zeit laſſen, der Ruhe zu pflegen. — Hierauf erwiederte die Rathsverſammlung dem Kaiſer einmüthig: Sire, ihr habt weiſe geſprochen, wir ſind Alle willig und bereit, mit euch in die Schlacht zu gehen und unſere Rechte zu vertheidigen. Sie ſollen, wenn Gott will, miteinander eines ſchlimmen Todes ſterben und die Stunde verwünſchen, in der ſie zum erſten Male dieſes Land betraten. — Der Kaiſer freuete ſich der Antwort der Barone, ließ auf der Stelle alle waffenfähige Männer der Stadt Rom entbieten, rüſtete ſich und ſchickte ſich an, die Sarazenen anzugreifen und zu ſchlagen. Dies geſchah, ſo wie es beſchloſſen und angeordnet war; wenn gleich ſich aber der Kaiſer ſelbſt an die Spitze ſeines muthigen Heeres ſtellte, und wie groß auch die Kräfte der Römer waren, ſo würden ſie dennoch beſiegt worden ſein, hätte ihnen Gott nicht Hülfe und Beiſtand verliehen, indem er ihnen Robert ſendete. Als nämlich der Tag angebrochen war, da der Kaiſer ſich mit dem Seneſchall auf dem Schlachtfelde meſſen wollte, ging Robert, wie er es gewohnt war, an den Brunnen im Garten des Kaiſers, um zu trinken. Da hörte er nahe bei ſich eine Stimme vom Himmel, die Gott geſendet hatte, und die ſanft zu ihm ſprach: Robert, Gott gebietet dir durch mich, daß du alsbald ſeine blanken Waffen anlegſt, und dieſes Roß, das ich dir zuführe, beſteigeſt, um dem Kaiſer zu Hülfe zu eilen. — Robert gehorchte dem Gebote, das der Engel ihm gab, legte ohne Widerrede gleich ſeine Rüſtung an und ſchwang ſich auf ſein Pferd. Jene ſtumme Tochter des Kaiſers ſtand während des an einem Fenſter, durch das man nach dem Garten und dem Brunnen ſehen konnte, nahm wahr, wie ſich Robert verkleidete und rüſtete, und würde es verrathen haben, wenn ſie hätte reden können; ſo aber blieb ſie deſſen nur innerlich eingedenk. Robert eilte zu dem Heere des Kaiſers, das mit den Sarazenen bereits handgemein geworden war, und hub dermaßen an rechts und links auf die Türken einzuhauen, daß er Köpfe, Arme und Beine abſchnitt und Roſſe und Reiter zu Boden ſtreckte. Keiner ſeiner Streiche traf fehl; es war eine

Luſt, Robert, den Teufel, ſo viele Feinde tödten zu ſehen, und, um kurz zu ſein, ſo ſchlug er ſie am Ende ſämmtlich in die Flucht, und erſtritt dem Kaiſer die Wahlſtatt. Sobald er dann mit ſeinem Tagewerk zu Ende war, ritt er zu dem Brunnen zurück, that daſelbſt ſeine Waffen wieder von ſich und legte ſie auf das Roß, und auf der Stelle ſah er beides verſchwinden, er wußte nicht wohin, und blieb allein. Die Tochter des Kaiſers ſah dies mit an und erſtaunte drob; ſie hätte es wohl gern verrathen, aber ſie war nicht im Stande, ein Wort hervorzubringen, weil ſie niemals geſprochen. Robert hatte aus der Schlacht einen Hieb davon getragen, durch den ihm das ganze Geſicht zerkratzt war, ſonſt aber keinen Schaden genommen. Der Kaiſer war froh und dankte Gott, indem er nach ſeinem Palaſte zurückritt, ihm den Sieg über ſeine Feinde verliehen zu haben. Zur Stunde des Abendeſſens erſchien Robert, ſeiner Gewohnheit nach, wieder vor ihm und ſpielte den Stummen und den Narren; der Kaiſer bemerkte aber ſogleich, daß er im Geſicht verletzt war, und da er beſorgte, einer ſeiner Diener möchte ihn ſo zugerichtet haben, ſagte er ſehr erzürnt: Es ſind hier böſe Menſchen unter uns; derweil wir heute in der Schlacht waren, haben ſie den armen Mann zerſchlagen und ſogar in dem Geſicht zerkratzt, womit ſie eine ſchwere Sünde begangen, denn er thut keinem Menſchen in der Welt etwas Böſes, und iſt ein guter harmloſer Narr. — Es nahm hierauf ein Ritter das Wort und ſagte: Während wir im Felde draußen waren, haben es ihm ganz gewiß die zurückgebliebenen Leute angethan, und nun warnte der Kaiſer dieſe nachdrücklich, ihn nicht im mindeſten wieder zu kränken. Er verſuchte zwar auch, von ſeinen Rittern zu erfahren, wer der fremde Mann geweſen, der in der Schlacht ſo tapfer für ſie gefochten habe; aber keiner wußte ihn zu nennen, und ſo ſagte er: Ich vermag zwar nicht zu errathen, wer es geweſen iſt, aber ſo viel weiß ich gewiß, daß wir ohne ihn verloren geweſen wären, und daß er der kühnſte und gewaltigſte Ritter, den ich jemals vor Augen ſah. — Hier trat ſeine Tochter, die dies hörte, zu ihm heran, und bedeutete ihn durch Zeichen, daß durch Robert der Sieg gewonnen worden; der Kaiſer verſtand ſich jedoch auf ihre Ausdrucksweiſe nicht, und errieth nicht was ſie wollte. Ihre Hofmeiſterin wußte dies freilich und ſagte dem Kaiſer: die Jungfrau bedeute, daß die gewonnene Schlacht dem Narren Robert zu verdanken ſei. Der Kaiſer aber lachte und ſpottete darüber, und erzürnte ſich dann über die Hofmeiſterin, die ihm erklärte, daß dies thöricht ſei, ſo daß er zu ihr ſagte: Ihr ſolltet ihr Weisheit und gute Sitten lehren, anſtatt ſie mit ſolchen Dingen zu bethören; aber ihr ſollt es mir bereuen, wenn ihr euch nicht ändern wollt; es iſt Wahnwitz, zu glauben, daß der ohnmächtige Narr ſo gewaltige Thaten vollbringen können. — Die Jungfrau entfernte ſich, als ſie ſah, daß ihr Vater zürnte, obſchon ſie wußte, daß es ſich damit ſo verhielt, wie ſie angegeben hatte, und ihre Hofmeiſterin trug vor den Worten des Kaiſers große Furcht. So blieben die Sachen bis zu einem anderenmale ſtehen, da der Seneſchall wieder mit großen Schaaren Sarazenen vor Rom rückte, um es zu belagern. Ja, er würde es auch dieſesmal erobert haben, wenn ihnen nicht derſelbe Ritter, der die Römer ſchon einmal errettet, auf des Engels Geheiß, wieder hülfreich geweſen wäre, denn er trieb die heidniſchen Hunde, wie der Wolf eine Heerde Schaafe, vor ſich hin und ſchlug ſo teufelmäßig auf ſie los, daß kein Einziger ihm Stand zu halten wagte. Er zerhackte und zermetzelte ſie wie der Metzger auf der Schlachtbank Fleiſch, und es entgingen Wenige ſeinen Händen. Von den Leuten des Kaiſers achteten diesmal zwar Viele auf den unbekannten Ritter; als aber die Schlacht zu Ende war, wußte doch keiner zu ſagen, was aus ihm geworden, als wiederum die Tochter des Kaiſers, die ihn zum zweitenmale geſehen hatte, wie er ſich heimlich waffnete und entwaffnete.

Kurze Zeit hierauf kehrte das Heer der Sarazenen zum drittenmale, und zwar ſtärker als jemals, wieder vor Rom. Ehe der Kaiſer ihm diesmal entgegenzog, um es zu bekriegen, entbot er ſeine Ritter vor ſich und bat ſie, wenn der blanke Ritter wieder erſchiene, ihn wo möglich einzubringen, damit er erführe, von welchem Volke er ſei; auch gebot er ihnen, jedenfalls zu erforſchen, woher er komme und wohin er gehe, weil er ſehr die Wahrheit zu wiſſen verlange; und die Ritter ſagten ihm Gehorſam zu. Als nun der Tag der Schlacht gekommen war, legte ſich eine Schaar Ritter in den Hinterhalt in ein Gehölz, in der Abſicht, den blanken Ritter zu fahen. Allein ſie gaben ſich eine unnütze Mühe, weil ſie nicht erfahren konnten, woher er kam; und brachen aus ihrem Verſtecke hervor, als ſie ihn mitten im Getümmel erblickten.

Nun hätte man ſehen ſollen, was für Hiebe ausgetheilt wurden, wie die Harniſche blitzten, Trompeten und Zinken erklangen, und die Lanzen knickten und ſtoben! Es war eine wahre Luſt, wie von den entſetzten Sarazenen Roß und Reiter zu Boden ſtürzten. Robert drang auf ſeinem weißen Roſſe und mit ſeinen weißen Waffen in das dickſte Gewühl, gleich als es gar keine Feinde für ihn gäbe; und in der That, wo er nur irgend erſchien, hielt auch der verwegenſte Heide nicht gegen ſeine Streiche Stich, die rechts und links hin trafen und nimmer ihr Ziel verfehlten, ſondern jedesmaligen Tod zur Folge hatten. Auch erhöhten Roberts Thaten den Muth und die Kraft der Römer ſolchergeſtalt, daß ſie zur großen Freude ihrer Stadt, an dieſem

Tage alle Sarazenen auf dem Flecke tödteten und zu Grunde richteten.

Sobald die Schlacht gewonnen war, kehrte Jedermann nach ſeinem Hauſe zurück, und Robert wollte ſich eben auch, wie er es gewohnt war, wieder zu dem Brunnen in dem kaiſerlichen Garten begeben, um ſeine Waffen abzulegen. Da umgaben ihn aber mit einemmale jene Ritter, die ſich wieder in dem Walde verborgen gehabt, und ſprachen zu ihm: Herr Ritter, ſagt uns, wenn es euch gefällt, wer ſeid ihr? aus welchem Lande und woher ſeid ihr kommen? — Robert erſchrak, als er ſich von ihnen anreden hörte; aber er ſetzte ſeinem Pferde die Sporen ein und floh bergabwärts, ſo daß es ihm gelang, unerkannt den Rittern zu entrinnen, von denen einer ihm indeſſen nahe genug kam, ihn mit einer Lanze, deren Eiſen in der Wunde ſtecken blieb, in den Schenkel zu verwunden. So wie Robert wieder ſeinen Brunnen erreicht hatte, entwaffnete er ſich, legte ſeine Rüſtung, wie früheremale, auf das Roß, und im Nu war Alles, er wußte nicht wohin, verſchwunden. Alſo befand er ſich allein, und ſeine Wunde ſchmerzte ihn heftig; er zog die Lanzenſpitze aus dem Schenkel und verſteckte ſie zwiſchen zwei Steinen bei dem Brunnen. Er wußte nicht, wohin er gehen ſollte, um ſeine Wunde verbinden zu laſſen, ohne daß er erkannt würde; er verband ſie ſich alſo ſelbſt, indem er Gras darauf legte, und ſie mit vielem Mooſe umwickelte, um ſie vor der Luft zu ſchützen. Die Tochter des Kaiſers ſtand inzwiſchen wieder am Fenſter, von wannen ſie es mit anſah, und da ſie alſo wußte, daß Robert ein ſchöner und tapferer Ritter war, ſo ſchloß ſie ihn in ihr Herz ein und fing an, ihn auf das Zärtlichſte zu lieben.

Nun wußte aber doch nach wie vor Niemand außer ihr, wer der weiße Ritter ſei. Sobald Robert ſeine Wunde verbunden hatte, ging er an den Hof, ſich ſein Abendeſſen geben zu laſſen. Seiner Wunde wegen hinkte er ſtark, wiewohl er ſich alle Mühe gab, ſo wenig wie möglich zu hinken, denn er fühlte tauſendmal mehr Schmerzen als er kund gab. Da kam auch der Ritter dazu, der ihn geſtochen hatte, und erzählte dem Kaiſer, wie der weiße Ritter ihm entkommen ſei, und wie er ihn verwundet habe. Es muß ein geiſtig und kein leiblich Ding geweſen ſein, ſagte er, denn es ſprach kein Wort, was ich auch zu ihm ſagen mochte; ich bitte Gott, daß er es tröſten wolle, wo es auch ſei, denn es war ſchwer verwundet. Aber, Herr Kaiſer, wenn ihr mir glauben wollt, ſo will ich euch ſagen, was ihr zu thun habt, um in Kurzem zu erfahren, wer der Ritter mit den blanken Waffen war. Ihr müßt nämlich durch alle eure Städte und Schlöſſer öffentlich verkündigen laſſen, daß, wenn irgendwo ein Ritter mit einem weißen Roſſe und mit weißen Waffen ſei, der mit einer Wunde im Schenkel zu euch komme und euch das Eiſen überbringe, womit ſie ihm geſtochen worden, ihr ihm die Hälfte eures Reiches gebt. — Als der Kaiſer dieſen guten Rath des Ritters hörte, freute er ſich ſehr und gab ſogleich über ſein ganzes Land den Befehl, ihn auszuführen.

Dieſen kaiſerlichen Ausruf vernahm auch der treubrüchige Seneſchall, der in ſeiner Vermeſſenheit die Tochter des Kaiſers liebte, und durch jene unerhörte Frevel hatte erwerben wollen, die ihm doch immer mißlungen waren. Er beging nun noch deren einen, um wohl die alte Rede zu bewähren, daß, wer da höher ſteigt als er ſoll, auch wieder tiefer fällt als er will, denn es iſt eben Gott nichts mißfälliger, und den Menſchen nichts verderblicher, als Stolz, und es hat nur der Lohn zu erwarten, wer Gott dient. Er ließ nämlich unverzüglich auf jene Nachricht ein weißes Roß und weiße Waffen auftreiben, und nahm eine Lanzenſpitze, die er unter Schmerzen und Aengſten, wiewohl mit ausdauernder Entſchloſſenheit ſich in den Schenkel ſtach, weil er ſo dereinſt Kaiſer zu werden und die Tochter des Kaiſers zu gewinnen hoffte, deretwegen er ganz raſend vor thörichter Liebe war. Dies gethan, rüſtete der Seneſchall ſeine Leute aus, damit ſie ihn begleiteten, und ritt mit ihnen ſo lange, bis er im Triumphe in Rom einzog. Er war gewiß ein ſchöner, großer und gewaltiger Mann, aber dabei ſo ſtolz und hochmüthig, daß es auf der Welt nicht ſeines Gleichen gab. Mit dieſer böslichen Verrätherei und Hinterliſt meinte er den Lohn zu gewinnen, den er doch nicht verdient hatte. In des Kaiſers Gegenwart angelangt, ſagte er: Herr Kaiſer, ich bin der, der euch dreimal tapfer errettet und um euertwillen viele Leute getödtet hat. — Der Kaiſer, der ſich keines Betrugs verſah, antwortete: Ihr wäret dann allerdings ein kühner, tapferer Degen; doch hätte ich ſeither eher das Gegentheil geglaubt, da man euch für eine Memme hält. — Wundert euch deshalb nicht, Herr Kaiſer, ſagte der Seneſchall zürnend, denn mir iſt der Muth nicht ſo ausgegangen, als man glaubt. — Bei dieſen Worten zog er eine Lanzenſpitze hervor und zeigte ſie dem Kaiſer, ſo wie er demſelben auch die Wunde entblößte, die er ſich ſelbſt in den Schenkel geſtochen hatte. Der Ritter, welcher Robert verwundet, war dabei gegenwärtig, und ſeufzte, als ihm das Eiſen zu Geſicht kam, das der Seneſchall vorwies, denn er erkannte, daß es das ſeinige nicht war. Trotz dem wagte er vor der Hand, bis zu beſſerer Gelegenheit, kein Wort dagegen einzuwenden.

Robert hatte nun lange Gott gedient, und um ſeinetwillen freiwillig viele Leiden und Trübſal erduldet; da kam endlich die Zeit heran, wann ihm der Himmel ſeine Sünden vergeben und den verdienten Lohn gewähren wollte, indem er ihn von dem Lager der Hunde, auf dem er tödtlich verwundet, ausgeſtreckt war, und ſich in Ermangelung eines anderen Arztes, ſeine Wunde von ſeinem getreuen Hunde lecken ließ, zu hohen Ehren und Anſehen erhöbe. Robert ſelbſt hielt auf ſich nicht mehr als auf einen Hund, und ließ ſich gar nicht davon träumen, die Tochter des Kaiſers zu erſtreben, ſondern blieb fortwährend im Gebete zu unſerem Herrn begriffen, ſich ſeiner zu erbarmen, und beweinte ſeine Sünden.

Eines Tages geſchah es, daß der Eremit, der Robert gebeichtet und ihm ſeine Buße auferlegt hatte, in ſeiner Klauſe lag und ſchlief. In dieſem Schlafe hatte er das Geſicht eines Engels, der mit dem Gebote zu ihm trat, alsbald nach Rom zu gehen und Robert aufzuſuchen, der die Tochter des Kaiſers zur Ehe erhalten ſollte, und ihm zu des Klausners großer Freude das ganze Geheimniß und Alles was Robert zugeſtoßen war, erzählte. Der heilige Mann begab ſich gleich des anderen Morgens früh nach Rom, und auch der Seneſchall ſtand zeitig auf und ging zum Kaiſer, von dem er, ſeinem in dem Aufrufe gegebenen Verſprechen gemäß, ſeine Tochter verlangte, die ihm ohne Widerrede zugeſtanden ward. Als die Tochter des Kaiſers hörte, daß ſie dem Seneſchall zu Theil werden ſollte, glaubte ſie vor Zorn darüber von Sinnen zu kommen. Sie begann ſich die Haare auszuraufen und tief betrübt zu werden; aber das half ihr Alles nichts, ſie mußte ſich wohl oder übel ſo reich kleiden und ſchmücken, wie es einer Braut und Kaiſertochter angemeſſen war. Ihr Vater nahm ſie bei der Hand, ſie im Gefolge vieler Herren und Barone, Frauen und Fräulein in die Kirche zu führen; ſie aber mochte des nicht froh werden, und ging niedergeſchlagenen Muthes neben ihm her.

Als der Kaiſer und ſeine edle Ritterſchaft in der Kirche angekommen waren, wo ſeine Tochter, die noch niemals geſprochen hatte, mit dem Seneſchall getraut werden ſollte, da bewirkte Gott ein ſchönes Wunder zu Gunſten des heiligen Mannes Robert, über den Jedermann wie über einen Thoren ſpottete. Indem nämlich der Prieſter anheben wollte, das heilige Amt der Trauung zu vollziehen, verlieh die Gnade Gottes der Jungfrau plötzlich die Sprache wieder, und ſie ſagte zu dem Kaiſer, ihrem Vater: Ihr ſeid recht thöricht und unbeſonnen, dieſem raſenden und übermüthigen Tropf Glauben beizumeſſen, da doch Alles was er ſpricht, Lüge iſt. Es lebt hier vielmehr ein heiliger und frommer Mann, um deſſen großer Verdienſte und Güte willen, mir Gott die Sprache verliehen hat, wofür ich ihm höchlich verpflichtet bin, auch habe ich ſchon ſeit langer Zeit ſeinen Werth erkannt, wenn gleich noch kein Menſch hat auf die Andeutungen achten wollen, die ich davon gegeben. — Als der Kaiſer ſeine ſtumme Tochter mit einemmale laut werden hörte, war er ganz entzückt und wußte nun gleich, daß ihn der böſe Seneſchall belogen und ſchmählich betrogen hatte. Der Seneſchall wollte ſchier vor Verdruß verzweifeln, ſchwang ſich zu Pferde und ſprengte beſchämt davon, ohne die Jungfrau zu heirathen; der dabei gegenwärtige Papſt aber forderte ſie auf, denjenigen, von welchem ſie ſo viel ſprach, zu nennen. Hierauf führte ſie den Papſt und den Kaiſer, ihren Vater, an den Brunnen, wo Robert ſeine Waffen an- und abgelegt, und ſuchte zwiſchen den beiden Steinen die Lanzenſpitze heraus, die Robert dort verſteckt gehabt hatte.

Die Lanze, woran ſie gehörte, wurde alsbald auch dazu gebracht, und es erwies ſich, daß ſie ſowohl in einander paßten, als ob ſie ganz und gar nicht zerbrochen wären. Die Kaiſertochter ſagte zum Papſte: Das iſt noch nicht Alles.

An demſelben Orte hier hat ſich derjenige, der uns aus den Händen unſerer Feinde, der verfluchten Sarazenen, errettet, dreimal gewappnet, und ich habe hier dreimal ſein Roß und ſeine Waffen erſehen, wenn ich gleich nicht ſagen kann, woher ſie kamen und wohin ſie ſchwanden. So viel weiß ich aber von ihm für gewiß, daß er jedesmal nach der Schlacht ſich wieder zu den Hunden legte. Ich bedeutete euch dies immer durch Zeichen; aber ihr wolltet mir keinen Glauben ſchenken, fuhr die Jungfrau zu ihrem Vater gewendet fort: denn kein Anderer als er hat eure Ehre ſo tapfer verfochten, und es ſteht uns zu, ihn zu belohnen, darum laßt uns zu ihm gehen. — Nunmehr gingen der Papſt, der Kaiſer und ſeine Tochter, und alle Großen des Reichs, zu Robert, den ſie auf ſeinem Lager bei den Hunden fanden, begrüßten ihn und erwieſen ihm Ehre; aber Robert erwiederte ihnen nichts. Der Kaiſer ſprach zu ihm: Komm her, mein Freund, ich bitte dich, und zeige mir deinen Schenkel, ich will ihn ſehen. — Wie Robert ihn ſo ſprechen hörte, wußte er wohl, was das zu bedeuten hatte, und ſtellte ſich deshalb an, ihn nicht zu verſtehen, ſondern nahm einen Strohhalm und drehte ihn wie zum Spiele in den Fingern herum. Danächſt beging er auch mancherlei Thorheiten, um den Papſt und Kaiſer zu lachen zu machen, und von ihrem Vorhaben abzulenken; jedoch der Papſt redete ihn an und beſchwor ihn bei dem Gotte, der für das Menſchengeſchlecht am Kreuze litt, indem er zu ihm ſagte: Ich gebiete dir, daß du mit uns redeſt, wenn du die Macht und Fähigkeit zu reden beſitzeſt. — Robert ſprang auf und machte wieder Narrenspoſſen; in dem Augenblicke aber ſchaute er ſich um, und ſah den Eremiten kommen, der ihn ſuchte, und als er ſeiner gewahr ward, mit lauter Stimme, ſo daß Alle ihn vernahmen, ſagte: Höre auf mich, mein Freund! ich weiß, daß du Robert biſt, den man ſonſt den Teufel zubenannte, aber du biſt gegenwärtig Gott wohlgefällig, und ſollſt deshalb der Mann Gottes heißen, weil durch dich dieſes Land von den Sarazenen errettet wurde. Ich bitte dich, verehre Gott und bete ihn an, wie du es gewohnt biſt, er hat mich dir geſendet und gebietet dir durch mich, von nun an wieder zu ſprechen und nicht mehr den Narren zu ſpielen, denn er hat dir alle deine vormaligen Sünden, die du genugſam abgebüßt, vergeben. — Auf der Stelle fiel Robert auf ſeine Knie nieder, erhob ſeine gefaltenen Hände andächtig zum Himmel und ſagte: Erhabener Herr des Himmels, der du mir meine Uebelthaten vergeben haſt, ſei gelobt und geprieſen! — Die Kaiſertochter und alle Anweſenden erſtaunten über die ſchöne Stimme und ſanfte Rede Roberts, die ſie vernahmen, und er erſchien ihnen ſelbſt ſo anmuthig und liebenswerth, wie es gar nicht zu ſagen iſt. Der Kaiſer wollte ihm nun zwar in Betracht ſeiner Tugend und Großthaten ſeine Tochter zur Frau geben, aber der Eremit wollte nicht darein willigen, und ſie gingen alleſammt auseinander in ihre Behauſungen.

Sobald Robert die Vergebung ſeiner Sünden erlangt hatte, verließ er Rom. Gott ſendete aber ſeinen Engel dreimal an ihn ab, und ließ ihm gebieten, dahin zurück zu kehren und die Tochter des Kaiſers zu heirathen, die ſo artig, anmuthig und gut war, und ihn in ihr Herz eingeſchloſſen hatte, damit ein neues edles Geſchlecht von ihnen ſeinen Urſprung nähme, und der chriſtliche Glaube durch ihn geſchirmt und verbreitet würde. Alſo kehrte Robert auf Gottes Gebot nach Rom zurück und heirathete die Tochter des Kaiſers, der darüber eben ſo ſehr erfreut war, wie die Römer, und ſich mit ihnen gar nicht ſättigen konnte, Robert anzuſehen und ihm zu danken, ihn aus ſo großen Gefahren befreit zu haben. Die bei der Hochzeit angeſtellten Feſtlichkeiten währten vierzehn Tage, und nach Ablauf derſelben verließ Robert Rom, um ſeinen Vater und ſeine Mutter zu beſuchen, nahm Abſchied von dem Kaiſer, der ihm Leute und reiche Geſchenke an Geld, Silber und Koſtbarkeiten mitgab, und machte ſich auf den Weg nach der Normandie.

Robert reiſte mit ſeiner Gemahlin ſo lange, bis er nach der Stadt Rouen kam, wo ſie mit Ehren und Jubel empfangen wurden, denn ihre Ankunft war ſehr Vielen erwünſcht, weil das Land eben in großer Drangſal und Betrübniß wegen des Todes des alten Herzogs, eines weiſen und guten Fürſten, war. Es lebte bei Rouen ein böſer, wilder und treuloſer Ritter, der der Herzogin, der Mutter Roberts, viele Noth und Sorgen machte, und ſie ſchwer beleidigte, indem er ihr nach Gut und Leben trachtete. Kein Ritter oder Baron wagte, ſich ihm entgegen zu ſtellen, der Alle meiſtern wollte, und ſo mochte auch kein Einziger der Herzogin wider ihn beiſtehen. Als aber Robert zurückgekehrt und mit Freuden von Jedermann erkannt worden war, nachdem man ihn für todt gehalten hatte, da ſtrömten von allen Seiten Herren und Bürger des Landes nach Rouen, um ihn zu bewillkommnen, und erzählten ihm danächſt, wie übel jener Ritter die Herzogin behandelte, ſeitdem ſie verwittwet ſei. Robert war über dieſe Nachrichten ſehr betrübt und erzürnt, denn er hatte gewähnt, ſeinen Vater noch am Leben zu finden, und ſchwur, den Ritter auf Tod und Leben zu befehden, ja ihn, wenn er ihn in ſeine Gewalt bekäme, wie einen treuloſen Verräther ſchmählich ſterben zu laſſen. Er ſchickte alſo Reiſige wider ihn aus und ruhte nicht eher, bis er gefangen genommen war, wodann er ihm ſein Urtheil ſprechen ließ, das ihn für ſchuldig erkannte, aufgehangen und erwürgt zu werden, und es zur Vollſtreckung brachte. Als Robert nun mit ſeiner Mutter, der Herzogin, allein war, die ſich ſehr freute, von ihrem Feinde befreit zu ſein, aber noch hunderttauſendmal mehr über die glückliche Rückkehr ihres Sohnes, erzählte er ihr nicht nur, wie er ſich in Rom betragen, und wie viele Leiden er daſelbſt als Buße ertragen, ſondern auch wie ihm darauf der Kaiſer ſeine Tochter zum Weibe gegeben habe, nachdem ihm von dem Himmel die Vergebung ſeiner Sünden ertheilt worden, und die Herzogin weinte vor Mitleiden mit ihrem Sohne viele Thränen, ſobald ſie die Erzählung ſeiner Schickſale vernommen hatte.

Herzog Robert verlebte fernerweit mit ſeiner Mutter und ſeiner Herzogin ſeine Zeit in Ruhe und Frieden in Rouen, als eben eines Tages daſelbſt ein Bote ankam, den ihm der Kaiſer ſendete. Als der Bote abgeſtiegen war, begrüßte er den Herzog und ſagte: Herr Herzog, der Kaiſer ſendet mich zu euch, und läßt euch um Hülfe gegen den Seneſchall erſuchen, der ſich wider ihn empört hat. Robert hatte nicht ſobald zu ſeiner hohen Entrüſtung dieſe Botſchaft vernommen, als er auch eine Schaar der tapferſten Ritter und Knappen, die er in der Normandie finden konnte, um ſich verſammelte, und ſich ſo ſchnell wie möglich mit ihnen auf den Weg nach Rom begab, um dem Kaiſer zu helfen; nur kam er leider nicht eher dahin, als bis der Seneſchall bereits die Stadt in ſeiner Gewalt hatte. Da erhob Robert ſeine Stimme, als er den Seneſchall erblickte, und ſagte zu ihm: Verräther! du ſollſt mir nicht entgehen, da du einmal hiehergekommen biſt. Du ſtachſt einmal die Spitze einer Lanze aus Büberei ſelbſt in deinen Leib, jetzt ſieh dich vor, daß er dir nicht von einer anderen in allem Ernſte durchſtoßen wird, denn du haſt auch deinen Herrn und Kaiſer ehrloſerweiſe umgebracht, und ſo werde dir hiermit nach Verdienſt und

Würden gelohnt. — Indem er dieſe Worte ſprach, knirſchte er vor bitterer Wuth mit den Zähnen, und rannte gegen den Seneſchall an, dem er mit einem gewaltigen Streiche den Helm zerhieb und zugleich den Kopf bis auf die Zähne von einander ſpaltete. Er ſchlug ihm darauf das Viſir ab, ſo daß ihm das Gehirn zur Erde ſpritzte, und da lag der Böſewicht todt vor ihm. Der Herzog Robert ließ ihn bei Seite in Sicherheit bringen, wo ihm zu deſto vollſtändigerer Rache öffentlich die Haut abgezogen wurde, und alſo mußte der elendigliche Tod dieſes Seneſchalls ein Beiſpiel ſtiften, daß man Dinge, wie er die Tochter des Kaiſers, nicht begehren ſoll, die einem nicht vom Schickſale zugedacht ſind. Nachdem Robert von der Normandie den Seneſchall ſchinden laſſen und den Römern den Frieden wiedergegeben hatte, kehrte er mit den Seinigen nach Rouen zu ſeiner Mutter und Gemahlin zurück, welche letztere über die ſchlimme Zeitung, die er ihr von dem Tode des Kaiſers brachte, in ſchwere Trauer verſetzt, jedoch nach Kräften von der alten Herzogin getröſtet wurde, die ihr alle nur erdenklichen Freuden und Vergnügungen zubereiten ließ, ſie zu zerſtreuen.

In ſeiner Jugend alſo ein ſo arger und verſtockter Sünder ohne Gleichen, dann ein ſo zerknirſchter Büßer, daß er ſich tiefer als noch je ein Menſch bis zu den Thieren erniedrigte, brachte der bekehrte und begnadigte Robert von nun an in ſeiner glücklichen Ehe ein langes ruhmvolles Leben hin und wurde von Vornehm und Gering geliebt und geehrt, weil er jederzeit gerecht war und den Frieden liebte. Sein Weib gebahr ihm mit der Zeit einen ſchönen Sohn, der Richard genannt wurde, und mit Karln dem Großen hohe Thaten verrichtete, auch den chriſtlichen Glauben vertheidigte und förderte, indem er mit den Sarazenen in fortwährender Fehde lag. Möge Gottes Allmächtigkeit uns Alle ſo wohl wie dieſe beiden Fürſten leben laſſen, auf daß dereinſt am Ende unſerer Tage unſere Seelen gleich den ihrigen, ſich mit allen Heiligen der ewigen Herrlichkeit des Paradieſes erfreuen!

XI.

Das bezauberte Bildniss.

Zu den Zeiten des Königs Mathias Corvinus von Ungarn lebte in Böhmen ein Vaſall von ihm, ein Ritter von ſehr edlem Stamme, der von Perſon tapfer und waffenkundig war, und ſich in ein Fräulein ſeines Standes verliebte, das weit und breit umher im Lande für das ſchönſte galt, und einen Bruder hatte, der mit Gütern des Glückes durchaus nicht geſegnet war. Auch jener böhmiſche Ritter war nichts weniger als reich, und beſaß nur ein einziges Schloß, auf dem er kaum im Stande, wie ſeines Gleichen zu leben. In das ſchöne Fräulein alſo verliebt, wie er war, hielt er um ſie bei ihrem Bruder an, und erhielt ſie mit einer geringen Ausſtattung zur Ehe; worauf ihm nun aber, der ſich vorher ſeiner Armuth gar nicht bewußt geworden, das Walten einer Frau in ſeinem Hauſe die Augen darüber öffnete, wie betrübt eigentlich ſeine Umſtände beſchaffen waren, und wie knapp der Ertrag ſeines Gutes zu ſeinem Unterhalt ausreichte.

Er war ein gütiger wohlwollender Herr, der auf keinerlei Weiſe ſeinen Unterthanen drückende Laſten auferlegen wollte, und ſich mit den wenigen Abgaben begnügte, die ſie von jeher gewohnt geweſen, an ihre Gebieter zu entrichten. Er erkannte alſo indeſſen bald, daß er außerordentlicher Hülfsmittel für ſeine Wirthſchaft benöthigte, und da kam nach mannichfaltigem Erwägen ihm der Gedanke in den Sinn, an den Hof des Königs, ſeines Herrn, zu gehen, und allda in deſſen Dienſten ſein Glück zu verſuchen: ob es wohl ſeine Anſtrengungen genugſam begünſtigen werde, ſich und ſeiner Gattin in Zukunft ein gemächlicheres Daſein zu bereiten. Seine Liebe zu dieſer Letzteren war jedoch ſo heiß und innig, daß es ihn bedünkte, als könne er keine Stunde ohne ſie leben, geſchweige denn lange von ihr getrennt am Hofe weilen. Sie mit ſich an den Hof zu nehmen, meinte er, ſei nicht rathſam, und ſo ſann er manchen Tag über ſeine Lage nach und wurde ſehr ſchwermüthig. Sein junges Weib war klug und vorbedacht, und beſorgte ſchon, als ſie ſich ſeiner Stimmung verſah, er möge mit ihr mißvergnügt ſein. Sie ſprach deswegen eines Tages zu ihm: Mein lieber Mann, ich bäte mir gern eine Gunſt von dir aus, wenn ich wüßte, daß ich dir damit nicht läſtig fiele. — Fordere von mir, erwiederte der Ritter, was dir irgend angenehm iſt, ich werde es dir gewähren, wenn ich es im Stande bin, denn ich gäbe ſelbſt mein Leben herzlich gern hin, dir zu gefallen. Auf der Stelle bat ihn nunmehr ſein Weib, ihr den Grund ſeiner offenbaren Unzufriedenheit zu nennen, der gemäß er immer ſeufze und grübele, und die Menſchen, in deren Geſellſchaft er ſonſt ſo gern geweſen, fliehe. Der Ritter hörte ſie an, bedachte ſich eine Weile und ſagte dann: Mein theures Weib, du willſt den Beweggrund meines düſtern Sinnens wiſſen, und ſo erfahre ihn. Alle meine Gedanken gehen damit um, wie ich Mittel und Wege ausfinden könne, dir und mir ein unſerem Stande gemäßes ehrenvolles Leben zu bereiten. Die Urſache deſſen iſt, daß dein und mein Vater ihre großen, von ihren Vorfahren ererbten Güter verſchwendet haben. Wie oft und ſehr ich nun aber dieſe Sache bei mir erwogen, ſo habe ich doch keinen anderen Ausweg ermitteln können, als den, worauf alle meine Betrachtungen hingehen: daß ich mich nämlich an den Hof des Königs Mathias, unſeres höchſten Herrn und Gebieters, begebe, der mich bereits aus früheren Kriegen her kennt. Ich kann nicht anders glauben, als daß er gut für mich ſorgen und ſich mir gnädig erzeigen werde, denn er iſt gegen tüchtige Männer, die ihm dienen, ein freigebiger Fürſt, und ich würde mich ſo aufführen, daß er mit mir zufrieden ſein ſollte. Ueberdies habe ich ſchon vormals unter dem Woywoden von Siebenbürgen gegen die Türken gefochten, und wurde damals von dem Grafen von Cilley angegangen, in den Dienſt des Königs zu treten. Wenn ich dagegen auf der anderen Seite bedenke, daß ich dich hier allein zurücklaſſen müßte, ſo kann ich nicht den ruhigen Muth faſſen, von dir, du einzig Geliebte, zu ſcheiden, weil mir dann das Herz vor Angſt anſchwellen will, durch deine Jugend und Schönheit möge meine Ehre benachtheiligt werden, wenn in meiner Abweſenheit die Barone und Edelleute unſeres Landes, wie ſie gewiß thun, Alles aufbieten, dasjenige von dir zu erlangen, nach deſſen Gewährung ich niemals wieder einem Ehrenmanne unter die Augen treten dürfte. Dies iſt die Feſſel, die mich zu meinem höchſten Unmuthe abhält, etwas zur Verbeſſerung unſerer Lage zu thun. — Nach dieſen Worten ſchwieg er, und das großherzige, ihren Gatten grenzenlos liebende Weib entgegnete ihm heiteren Angeſichts: Ulrico, ich ſelbſt habe wohl jezuweilen in meinem Gemüthe die Größe unſerer Vorfahren ermeſſen, von der wir unverſchuldeter Weiſe ſo tief herabgeſunken ſind, und nachgeſonnen, wie wir es anfangen könnten, uns wieder zu erheben. Denn wiewohl ich ein Weib bin, und ihr Männer uns Weiber des Kleinmuths beſchuldigt, ſo fühle ich doch in mir deſſen Gegentheil, und habe vielleicht höheren Muth und Ehrgeiz als ich ſollte, die ich nur ungern einen geringeren Rang einnehmen möchte, als meine Mutter einnahm. Nichtsdeſtoweniger weiß ich mich ſolchergeſtalt zu mäßigen, daß ich mich willig mit dem zufrieden ſtelle, was dir gefällig iſt. Um aber zur Sache zu kommen, ſage ich dir, daß auch ich, gleich dir, unſere Umſtände bedenkend, zu der Erkenntniß gelangt bin, die ſich mir dadurch rechtfertigt, daß du ſagſt, der König habe dich ſchon in früheren Kriegen kennen gelernt: daß du als ein junger kräftiger Mann nichts Beſſeres zu thun vermagſt, als in ſeinen Dienſt zu treten, der dich in ſeiner Gerechtigkeit gewiß nach Verdienſt und Würden belohnen wird. Ich wagte dir dieſen meinen Gedanken nicht auszuſprechen, weil ich dich dadurch zu beleidigen fürchtete; gegenwärtig habe ich es aber gethan, weil du mir den Mund ſelber öffneteſt. Thue du, was dir deiner Ehre und deinem Vortheil am meiſten zu entſprechen ſcheint. Was mich betrifft, ſo bin ich zwar ein Weib, und als ein ſolches nicht ohne mein Theil Ehrgeiz und Eitelkeit; trotz Allem dem, will ich mich aber mit unſerem Schickſal, ſo wie es iſt, gern beſcheiden, und mit dir unaufhörlich in dieſem unſerem Schloſſe leben, wo es uns die Gnade Gottes nicht an einem mäßigen Auskommen fehlen läßt, indem wir hier mit unſeren zwei oder drei männlichen und eben ſo vielen weiblichen Dienſtleuten ein gemächliches Leben führen, und uns desgleichen noch einige Reitpferde halten können. Werden wir in der Folge mit Kindern geſegnet, und ſie ſind bis zu dem Alter erwachſen, daß ſie dienen können, ſo ſenden wir ſie an den Hof und zu anderen Baronen, damit ſie, gut thuend, ſich Gut und Ehre erwerben, oder es ſich ſelbſt zuzuſchreiben haben, wenn ſie es zu nichts bringen. Gott weiß, daß ich mein höchſtes Glück dareinſetze, meine ganze übrige Lebenszeit Leid und Freud mit dir zu theilen. Da ich nun aber ſeither dich ſo übler Laune geſehen habe, ſo bin ich unter Anderem deshalb der Meinung geworden, daß dieſelbe, angenommen, ſie entſpringe nicht aus allgemeiner Unzufriedenheit mit mir, nur daher rühre, daß es dich bei deiner Sinnesweiſe, die dich eine Unze Ruhm höher als alles Gold der Erde ſchätzen läßt, ſchmerze, nicht wie andere ehrenwerthe Männer berufen zu ſein, dich in dem edlen Waffenhandwerke zu üben. Ich liebe dich weit über alles Erſchaffene, und habe deinen Willen jederzeit zu meinem eigenen gemacht. Darum wiſſe, daß, wofern du beſchloſſen haſt, an den Hof des Königs Mathias zu ziehen, ich zwar einen großen Schmerz über deine Abweſenheit empfinden; deſſen Bitterkeit mir aber dadurch verſüßen werde, daß ich mich der freundlichen Hoffnung hingebe, dich bei deiner dereinſtigen Wiederkehr heiterer zu ſehen, als du dich mir gegenwärtig darſtellſt. Was deine Sorge anlangt, die du äußerſt, daß inzwiſchen meine Keuſchheit möge von anderen Männern verſucht, und mit ihr meine und deine Ehre zu Grunde gerichtet werden, ſo verſichere ich dich, daß, wenn ich nicht gerade von Sinnen komme, es mein feſter Vorſatz iſt, eher zu ſterben, als meine Ehrbarkeit im mindeſten antaſten zu laſſen. Ich kann dir deſſen freilich kein anderes Pfand geben, als mein aufrichtiges Wort; aber wenn du wüßteſt, wie unverbrüchlich treu ich dieſes meine, ſo würdeſt du dir ſicherlich an ihm genügen, und auch nicht den kleinſten Funken Argwohn in deinem Gemüthe fortglimmen laſſen. Mein künftiges Betragen ſoll dir dieſe meine Zuſicherung bethätigen, und wenn du es für gut befändeſt, mich in einen dieſer Thürme deines Schloſſes bis zu deiner Rückkehr inzuſperren, ſo wollte ich darin wie eine Eremitin wohnen, hätte ich dafür nur die Genugthuung, zu wiſſen, daß du mit mir zufrieden wärſt. —

Der Ritter hatte die Antwort ſeiner Gattin mit Entzücken vernommen, und verſetzte: Mein theures Weib, ich preiſe höchlich deine Seelengröße, und freue mich, dich mit mir eines Sinnes zu ſehen. Was ich, wie ich dir geſagt habe, zu thun beabſichtige, wird nicht ſobald geſchehen; aber ich betheuere dir, daß, wenn ich es dereinſt zur Ausführung bringe, ich dich hier als deine eigene unbeſchränkte Herrin und Gebieterin vertrauensvoll zurücklaſſe. Unterdeſſen gedenke ich dem, was unſer Beſtes iſt, noch reiflicher nachzuſinnen, und deshalb unſere Freunde und Verwandte zu berathen, um mich nach Befinden von ihnen in meinem Entſchluſſe befeſtigen, oder davon ablenken zu laſſen. Laß du uns alſo vor der Hand getroſten und freudigen Muthes ſein. —

So hatte denn der edle Ritter von nun an kein Bedenken mehr, als, wie ſchon geſagt, das der Gefährdungen der Schönheit und Jugend ſeiner Frau, und begann, ſich um ein Mittel zu bemühen, wie er dieſelben in ſeiner Meinung ſicher ſtellen möge.

Da trug es ſich dereinſt zu, daß der Ritter mit andern Edelleuten beiſammen war, zwiſchen denen von unterſchiedlichen Dingen geſprochen wurde, und daß einer einen Fall erzählte, der vor kurzem in der Gegend vorgekommen ſei, demzufolge nämlich ein gewiſſer Edelmann die Gunſt und Liebe einer Dame mittelſt eines alten Polen erlangt habe, der in dem Rufe ſtand, ein großer Zauberer zu ſein, und als Arzt in einer kleinen böhmiſchen Bergſtadt wohnte, die viele Adern Silber und anderer Metalle hatte. Der Ritter, deſſen Schloß unfern dieſer Bergſtadt lag, begab ſich dahin unter dem Vorwande eines Geſchäfts, und ging zu dem betagten Polen, mit dem er lange ſprach, und an den er das Verlangen ſtellte, gleichwie er bereits Jemand beigeſtanden, ſich Liebe zu erwerben, ſo auch ihm die Art und Weiſe anzugeben, wie er ſich davor bewahren möge, von ſeiner Gattin etwa an ſeiner Ehre gekränkt zu werden. — Der in Zauberkünſten eben bewanderte Pole ſagte: Mein Sohn, du forderſt von mir etwas Allzugroßes, dem ich nicht entſprechen kann, weil außer Gott, Niemand dich der Keuſchheit eines Weibes zu verſichern im Stande, das da, ihrer Natur nach, in der Regel zur Wolluſt geneigt und gebrechlich iſt, und ſich den Bitten eines Liebhabers leicht ergeben wird. Aber ich beſitze ein Geheimniß, mit dem ich deine Wünſche wenigſtens zum Theil erfüllen kann, und das mich lehrt, dir im Verlaufe einiger Stunden ein Frauenbildniß zu fertigen, das du in einem kleinen Döschen in deiner Börſe bei dir führen, und ſo vielemale des Tages, als es dir beliebt, beſchauen magſt. Geſetzt, daß deine Gattin dir die eheliche Treue hält, wirſt du das Bild fortwährend ſo ſchön und farbig erblicken, wie ich es gefertigt habe; dächte ſie hingegen daran, ihren Körper einem anderen Manne zu ergeben, ſo erbliche es, und käme ſie wohl gar dazu, ein ſolch Gelüſten auszuführen, ſo würde es ſo ſchwarz wie eine ausgeglommene Kohle werden, und ſo ſtark zu riechen anfangen, daß der Geſtank ſich weit umher verbreitete. Wird ſie in Verſuchung geführt, ſo nimmt das Bildniß jedesmal eine goldgelbe Farbe an. —

Dieſes wunderbare Geheimmittel ſtand dem Ritter ſehr wohl an, und er glaubte daran ſo feſt, wie an das unzweifelhafteſte Ding auf Erden, weil er ganz befangen von dem großen Rufe war, deſſen der Pole in ſeinem Wohnorte, wo man die unglaublichſten Geſchichten von ſeiner Kunſt erzählte, genoß. Ueber den Preis mit ihm einig werdend, erwarb er ſich das ſchöne Bild und kehrte damit fröhlich in ſein Schloß heim, wo er wenige Tage ſpäter ſeine baldige Abreiſe an den königlichen Hof feſtſetzte, und ſeinen Entſchluß ſeiner Gattin zu wiſſen that. Sein Hausweſen brachte er in Ordnung und vertraute es ſeiner Gattin an, und nachdem er ſich ſelbſt mit Allem, was er zur Reiſe bedurfte, hinlänglich verſehen hatte, ſchied er wie ungern und ſeelenbetrübt auch von dannen, und verfügte ſich nach Stuhl-Weißenburg, wo damals der König Mathias und die Königin Beatrice, von denen er huldvoll aufgenommen wurde, Hof hielten. Er hatte noch nicht lange daſelbſt verweilt, ſo war es ihm gelungen, ſich allbeliebt zu machen. Der König ſetzte ihm einen anſehnlichen Jahrgehalt aus, und bediente ſich ſeiner in vielen Geſchäften, die er insgeſammt zu ſeiner Zufriedenheit zu Stande brachte. Alsdann zur Vertheidigung eines gewiſſen Platzes abgeſandt, den die Türken unter der Anführung Muſtapha Paſchas belagerten, führte er dieſen Krieg ſolchergeſtalt, daß er die Ungläubigen über ihre Landesgränze zurücktrieb, und ſich den Ruf eines tapferen Kriegers und erfahrenen Hauptmanns erwarb. Er kam dadurch in immer größeres Anſehen bei dem Könige, der ihm, außer ſeinem wohlverdienten Lohne, ein ſchönes, reiches Schloß zu Lehen gab, und der Ritter pries ſich alſo glücklich, ſeinen Vorſatz, an den Hof zu gehen, ausgeführt zu haben, und dankte Gott für ſeine Erleuchtung, indem er erwartete, auf immer grünere Zweige ſich erhoben zu ſehen.

Er pflegte ſich aber eben deshalb um ſo glücklicher zu ſchätzen, als er, ſeine liebe Doſe mit dem Frauenbildniſſe Tag für Tag vielemale zur Hand nehmend, daſſelbe immer ſo ſchön und farbig bleiben ſah, als ob es zur Stunde erſt von dem Künſtler verfertigt worden. Es beſtand bei Hofe das Gerücht, Ulrico habe in ſeiner Heimath die ſchönſte und liebreizendſte Jungfrau Böhmens und Ungarns zum Weibe, und dem zufolge geſchah es eines Tages, daß in einer Geſellſchaft Höflinge, worin der Ritter zugegen war, ein Ungariſcher Baron zu ihm ſagte: Wie kann es nur ſein, Herr Ulrico, daß ihr, bereits anderthalb Jahre lang von Böhmen entfernt, noch kein einzig mal dahin zurückgekehrt ſeid, um eure Hausfrau zu beſuchen, die, wenn der Ruf nicht lügt, eine ſo ſeltene Schönheit ſein ſoll? Wahrhaftig, ihr müßt euch wenig um ſie bekümmern. — Wohl bekümmere ich mich viel um ſie, erwiederte Ulrico: und liebe ſie mehr als mein Leben. Daß ich aber in ſo langer Zeit noch nicht wieder bei ihr geweſen bin, kann euch ein Beweis eben ſo wohl von ihrer Tugend und Ehrbarkeit, als von meinem Vertrauen zu ihr ſein, die mich zwar in der That ſo wie ihr eignes Augenlicht liebt, in ihrer ungemeinen Klugheit es jedoch billiget, daß mir die Erfüllung meiner Pflichten gegen meinen König und gegen den Himmel, in Bekämpfung der Feinde Chriſti, über den Genuß der ehelichen Freuden geht. — Das iſt eine eitle Prahlerei, verſetzte der Ungariſche Baron, daß ihr der Treue und Keuſchheit eines Weibes verſichert ſein wollt, die ganz gewiß ſelber nicht möchte darauf ſchwören dürfen. Denn ein Weib, das heute noch gegen alle Bitten und Geſchenke der Welt taub und unbeweglich erſcheint, wird ſich zuweilen morgen ſchon von dem einzigen Blicke eines Jünglings, von einem einfachen Worte, einer heißen Thräne, einer kurzen Bitte ſchmelzen laſſen und ſich völlig in ſeine Gewalt ergeben. Auf die Treue eines Weibes ſoll Niemand pochen wollen, denn wer kennt die undurchdringlichen Geheimniſſe eines weiblichen Herzens außer Gott? Das Weib iſt von Natur veränderlich, und will beworben, geliebt und geſchmeichelt ſein. Und nicht ſelten geſchieht es gerade der Sprödeſten, mit dem Kopfe ſo tief in das Netz der Liebe hineinzufahren, oder auf ihrer Leimruthe feſtzukleben, daß ſie ſich, wie ein gefangener Vogel, nicht wieder zu befreien vermag. Deshalb, Herr Ulrico, ſehe ich nicht ein, warum eure ehrbare Hausfrau, die doch auch von Fleiſch und Bein iſt wie eine Andere, nicht desgleichen ſollte zu verführen ſein? — Glaubt ihr immerhin, was euch gut dünkt, erwiederte der Böhmiſche Ritter, ich wehre es euch nicht, denn es ſtehen einem Jeden ſeine Gedanken frei. Indeſſen werdet ihr mich damit über mein Weib nicht anderen Sinnes machen, als ich bin, da ja ſogar der Narr beſſer als der Weiſe neben ihm weiß was er hat. — Es hatten viele Herren und Edelleute dieſes Zwiegeſpräch mit angehört, und der Eine ſagte dies, der Andere das dazu, weil ſie über deſſen Gegenſtand eben verſchiedener Meinung waren. Weil nun aber alle Menſchen nicht eines und deſſelben Temperamentes ſind, und viele ſich ſo hartnäckig einbilden, klüger als Andere zu ſein, daß ſie ganz und gar keine Gegengründe gelten laſſen, ſo verwandelte ſich das anfängliche Geſpräch zuletzt in ein allgemeines tobendes Geſchrei, das zufälligerweiſe auch der Königin zu Ohren drang, die als eine Feindin alles Haders und Streites an ihrem Hofe, die Parteien zu ſich kommen, und ſich von ihnen die Sache, wie ſie ſich verhielt, erzählen ließ. Sobald ſie Alles gehörig vernommen hatte, ſprach ſie ſich dahin aus: daß es allerdings eine anmaßliche und verwegene Thorheit ſei, die Frauen insgeſammt auf eine Weiſe beurtheilen zu wollen, da man ja auch nicht, dem offenbaren Augenſcheine entgegen, zu behaupten wage, daß die Männer Alle gleichen Sinnes und Betragens ſeien; woraus die Königin den ferneren Schluß zog, daß der böhmiſche Ritter ſicherlich berechtigt ſei, von ſeiner Gattin eine ſo gute Meinung zu hegen, als er, ein verſtändiger und weiſer Mann, verkündige.

Wie dann nun aber die Halsſtarrigkeit und der Uebermuth mancher Menſchen durchaus unbeſchränkt iſt, alſo waren auch an dieſem Hofe zwei Ungariſche Große unbeſonnen genug, ihre Gebieterin hierauf folgendermaßen anzureden: Gnädige Frau, ihr thut als ein Weib wohl daran, die Ehre eures Geſchlechtes zu vertheidigen; aber wir getrauen uns wohl, wenn wir da wären, wo ſich dieſe Frau von Marmor aufhält und ſie ſprechen könnten, ihr diamantenes Herz zu überwältigen, und ſie dahin zu bringen, uns zu Willen zu ſein. Auf dieſe Aeußerung hin erhitzte ſich der Streit von neuem, und die beiden allzu zuverſichtlichen Barone erklärten endlich mit einem Schwure, daß ſie alle ihre beweglichen und unbeweglichen Güter daran geben wollten, wenn es ihnen, vorausgeſetzt, daß Herr Ulrico ſich verbindlich mache, ſeine Gattin inzwiſchen weder zu beſuchen noch zu warnen, nicht gelänge, in Zeit von fünf Monaten deren Gunſt zu erwerben. Die Königin und Alle, die dieſen Vorſchlag vernahmen, erhoben darüber ein großes Gelächter, und verſpotteten die beiden Barone, die, ſo wie ſie dies ſahen und hörten, ferner ſagten: Ihr meint vielleicht, Herrin, daß wir nur im Scherze alſo reden, und daß es damit unſer Ernſt nicht ſei; aber wir verſichern euch des Gegentheils, und wünſchen nichts mehr, als daß man uns den Verſuch machen laſſe, welche von beiden Meinungen die richtigere. — Mittlerweile hatte König Mathias ſelbſt von der Sache gehört, und kam jetzt dahin, wo ſich die Königin vergebliche Mühe gab, den beiden Ungarn ihr thörichtes Unterfangen auszureden. Als dieſe den König wahrnahmen, baten ſie ihn, daß er geruhen wolle, Herrn Ulrico, der ſich nicht freiwillig dazu verſtehe, anzuhalten, den erwähnten Vertrag mit ihnen einzugehen. Gelänge ihnen nämlich demzufolge ihre Abſicht nicht, ſo wollten ſie ihres Hab' und Gutes all verluſtig ſein, damit der König es zur freien Verfügung des Herrn Ulrico ſtelle. Dagegen ſolle dieſer ſich verpflichten, den Treubruch ſeiner Gattin unbeſtraft zu laſſen, und nur, ſeinen Irrthum aufgebend, in Zukunft der Meinung werden, daß kein weibliches Herz den Bitten der Liebe Widerſtand leiſten könne.

Der Böhmiſche Ritter, der der Keuſchheit und ehelichen Treue ſeiner Gattin feſt verſichert war, und an die Reinheit ſeines Bildes, wie an das Evangelium glaubte, weil es in der ganzen Zeit ſeiner Abweſenheit noch nimmer bleich oder ſchwarz geworden, ſondern nur zuweilen, wann ſich ein Liebhaber ſeinem Urbilde genähert, kurze Zeit gelb geſchienen hatte, um alsbald wieder ſeine urſprüngliche Färbung anzunehmen, ſagte zu den ungariſchen Baronen: Ihr habt euch in eine große Gefahr geſteckt, auf die ich unter der Bedingung, daß es mir freiſtehe, mit meiner Gemahlin nach meinem Gutdünken zu verfahren, wohl eingehen will. Nur werde aber auch ich Alles, was ich in Böhmen mein nenne, gegen euer Vermögen mit der Behauptung ſetzen, daß mein Weib euch nicht nach eurem Willen ſein wird. Das Verſprechen, weder ihr noch ſonſt Jemand von dieſem Vertrage ein Wort zu verrathen, gebe ich euch hiermit. —

Es wurde deshalb noch Vieles herüber und hinüber verhandelt, und zuletzt erklärte der, durch die Verwegenheit der Ungarn von neuem angereizte Ritter, Gegenwarts des Königs und der Königin: Dieweil denn Herr Uladislao und Herr Alberto, ſo hießen die Barone, alſo dringend verlangen, ihr Wagniß zu beſtehen, bin ich mit meines gnädigen Königs und meiner gnädigen Königin Erlaubniß bereit, mich in ihre Laune zu fügen. — Und was uns betrifft, verſetzten die Ungarn, ſo beſtätigen wir neuerdings, was wir geſagt haben. — Der König beſtrebte ſich zwar wiederholt, dieſe Angelegenheit gütlich beizulegen, von den beiden Ungarn aber unabläſſig bedrängt, ließ er am Ende über die Bedingungen des Vertrages eine königliche Verordnung ausfertigen, die er eigenhändig vollzog, und von der ſowohl die Ungarn als der Böhme jeder eine Abſchrift nahmen.

Die Ungarn trafen hiernächſt ihre Vorbereitungen, und kamen miteinander überein, daß Herr Alberto zuerſt ſein Glück bei der Dame verſuchen, und Herr Uladislao ihm nach anderthalb Monaten folgen ſolle. Herr Alberto reiſte in Begleitung zweier Diener ab und begab ſich geradesweges nach dem Schloſſe des Böhmen. Daſelbſt angelangt, ſtieg er in der Herberge des Dorfes ab und hörte allda, über die Dame Erkundigungen einziehend, daß ſie über die maßen ſchön und ehrbar ſei, und ihren Gatten mehr als Alles in der Welt liebe. Desungeachtet ließ er ſich nicht abſchrecken, ſondern legte Tags darauf reiche Kleider an und wanderte nach dem Schloſſe, wo er der Dame ſagen ließ, daß er ihr aufzuwarten wünſche. Anmuthreich, wie ſie war, ließ ſie ihn eintreten und empfing ihn auf das freundlichſte. Der Baron erſtaunte über die Schönheit und Reize der Dame und über die ehrbare und feine Sitte, die ihr zu eigen war. Als ſie ſich geſetzt hatten, ſagte er: der Ruf von ihrer hohen Schönheit habe ihn bewogen, den Hof zu verlaſſen und hierher zu kommen, ſie zu ſehen, die er in Wahrheit noch unendlich ſchöner und lieblicher finde, als er habe erwarten können. Und mit dem begann er ihr viel eitle Dinge vorzuſchwatzen, ſo daß es ihr nicht ſchwer fiel, zu erkennen, was er bei ihr ſuche und wohinaus er mit ſeiner Barke ſteuere. Deshalb ſtrebte ſie, ihn allmälig treuherzig zu machen, und durch verliebte Reden zu bewegen, deſto eher in ſeinen Hafen einzulaufen. Der Baron, der eben nicht war, was er ſich einbildete, ſondern unerfahren und leichtgläubig genug, ermangelte nicht, ſich ſelbſt weiß zu machen, daß ſie ſich auf das heftigſte in ihn verliebt habe; und da die Dame ihrerſeits allerdings ſpröde gegen ſein Geſchwätz that; ihm aber doch ein freundliches Angeſicht zeigte, ſo that er zwei oder drei Tage lang nichts Anderes, als ſie mit ſeiner Liebe zu beſtürmen. Die Dame ſah ein, daß ſie es mit einem unflüggen

Vogel zu thun hatte, und ſetzte ſich daher vor, ihm einen ſolchen Streich zu ſpielen, daß er immer an ſie denken ſolle. Bald darauf nämlich ſich den Anſchein gebend, ſeinen Anträgen nicht länger widerſtehen zu können, ſprach ſie zu ihm: Herr Alberto, ich glaube, ihr ſeid ein großer Zauberer, denn ich fühle mich gedrungen, euren Willen zu thun, und will mir dabei nur ſo viel ausbedungen haben, daß mein Gatte, der mich ſonſt tödten würde, von dem Geſchehenen niemals ein Wort erfahre. Auf daß ſich deſſen auch Niemand im Hauſe verſehe, ſo mögt ihr morgen, wie es eure Gewohnheit iſt, zur Eſſenszeit auf das Schloß kommen; euch aber nirgends aufhalten, ſondern heimlich in das Gemach im Hauptthurme gehen, über deſſen Thüre das Wappen dieſes Reiches in Marmor eingehauen iſt, und den Eingang hinter euch verſchließen. Ich werde Sorge tragen, daß ihr das Gemach offen findet, und daß kein Menſch in der Nähe ſei, und ich ſelbſt komme bald nach euch dahin, wo wir uns unſerer Liebe erfreuen wollen. — Das beſagte Gemach war ein feſter Kerker, der in alten Zeiten von den Herren des Schloſſes dazu gebaut worden, gefährliche Feinde, die ſie nicht tödten wollten, lebenslang feſtzuſetzen, wenn ſie ſie in ihre Gewalt bekommen hatten.

Mit dieſer ſeiner Meinung nach äußerſt günſtigen Antwort, hielt ſich der zufriedene Baron für den glückſeligſten Mann auf Erden, und hätte mit keinem Könige tauſchen mögen. Er dankte der Dame nach ſeinem beſten Vermögen, ſchied von ihr und ging, das Herz mit unſäglicher Freude erfüllt, in ſeine Herberge zurück. Folgenden Tages zu der anberaumten Stunde erſchien er richtig wieder vor dem Schloſſe, in das er eintrat. Da er Niemand in der Nähe ſah, begab er ſich in das offenſtehende Gemach, und machte die Thüre, die ſich von ſelbſt abſchloß, hinter ſich zu. Dieſelbe war ſo eingerichtet, daß man ſie von innen nicht ohne den Schlüſſel wieder aufmachen konnte, und hatte überdies ein äußerſt feſtes Schloß.

Als die Burgfrau, die unweit davon auf der Lauer ſtand, den Eingang zumachen hörte, verließ ſie das Zimmer, worin ſie ſich befand, begab ſich vor das Gefängniß des Barons, verſchloß und verriegelte es von außen und nahm den Schlüſſel mit hinweg.

Das Zimmer war für einen Kerker ziemlich anſtändig eingerichtet, es ſtand darin ein gutes Bett, und ein Fenſter, ſo hoch in der Wand angebracht, daß man nicht ohne eine Leiter zu haben, hindurchſchauen konnte, gab ihm Licht. Sobald Herr Alberto darin angelangt war, ſetzte er ſich nieder und erwartete, gleichwie ein Jude den Meſſias, die Dame, die ihm ihr Wort gegeben, daß ſie kommen würde. Während er nun in dieſer Erwartung ſchwebte und in ſeinem Kopfe tauſend Chimären bildete, ſiehe! da hörte er einen kleinen Laden aufgehn, der neben dem Eingange ſeines Gemachs befindlich und ſo klein war, daß man kaum ein Brod und einen Becher Wein, wie man Gefangenen zu reichen pflegt, hindurch ſchieben konnte. Er meinte nicht anders, als jetzt käme ſeine Schöne, mit ihm der Liebe zu pflegen, und ſtand auf, ihr entgegen zu gehen; aber da ertönte durch die kleine Oeffnung die Stimme einer Zofe, die zu ihm ſagte: Herr Alberto, meine Gebieterin, Frau Barbara, läßt euch durch mich ſagen, daß ſie euch wie einen Dieb verhaftet habe, der gekommen ſei, ihre Ehre zu rauben, und daß ſie euch dafür auf eine Weiſe büßen laſſen wolle, die nach ihrem Gutdünken eurer Verſündigung angemeſſen ſei. Geſetzt alſo, daß ihr zu eſſen und zu trinken verlangt, derweil ihr hier drinnen ſteckt, ſo müßt ihr es euch, wie die armen Frauen ſich ihren Unterhalt, durch Spinnen verdienen. Das kann ich euch auch ſagen, daß eure Nahrung deſto beſſer beſchaffen ſein, und deſto reichlicher ausfallen wird, je länger ihr euren täglichen Faden ſpinnt; denn wenn ihr nicht fleißig ſeid, werdet ihr auf Waſſer und Brod geſetzt, das ſchreibt euch ein= für allemal hinter's Ohr, da Niemand weiter ein Wort mit euch reden wird. — Dies geſagt, machte die Zofe den kleinen Laden zu und ging zu ihrer Herrin zurück.

Der Ritter, der ſich bis jetzt mit der Hoffnung geſchmeichelt hatte, zur Hochzeit gekommen zu ſein, wurde bei dieſer unerwarteten Ankündigung wie vom Donner gerührt. In einem Augenblicke flohen alle ſeine Lebensgeiſter von ihm, er verlor Kraft und Athem, und ſtürzte, als ob der Boden unter ſeinen Füßen entwiche, beſinnungslos auf das Eſtrich ſeines Zimmers nieder, ſo daß ihn Jedermann, der ihn ſo liegen geſehen, für todt gehalten haben würde. Er blieb eine lange Weile liegen, und als er wieder zu ſich gekommen war, wußte er nicht, ob er träumte, oder ob das wirklich wahr ſei, was die Zofe ihm geſagt hatte. Da er endlich klar einſah, und ſich nicht ableugnen konnte, daß er wie ein Vogel im Käfich gefangen, ſo glaubte er vor Zorn und Wuth umkommen, oder den Verſtand verlieren zu müſſen, und redete geraume Zeit wie ein Raſender irre, ohne zu wiſſen, was er beginnen ſolle. Den ganzen übrigen Tag lang ſchritt er im Zimmer auf und nieder, und faſelte, ſeufzte, läſterte, drohte, und verfluchte Stunde und Tag, da er den unſeligen Gedanken gefaßt, eines Anderen Weib zu entehren. Es fiel ihm der Verluſt ſeiner Güter ein, der daraus erfolgte, da ſich der König ſelbſt für die Gültigkeit des Vertrags verbürgt hatte. Zuerſt ſchlug ihn aber doch die Vorſtellung der Beſchämung, des Hohns und der Schande nieder, die ſein Abenteuer ihm bei Hofe zuziehen müßte, wenn es daſelbſt, wie es eben nicht anders ſein konnte, verlautete, und es war ihm zuweilen, als würde ihm das Herz mit zwei ſcharfen

Zangen bis zur Bewußtloſigkeit gezwickt und endlich ausgeriſſen. Indem er alſo in dem Gemache wüthend auf und ab rannte, und ſich da und dorthin wendete, ſah er zufällig in einem Winkel einen Rocken ſtehen, woran Flachs angelegt und eine Spindel befeſtigt war. Er war drauf und dran, dies Alles vom Zorne überwältigt zu zerſtören und entzwei zu ſchlagen; aber dennoch unterließ er es, er wußte nicht, wie es kam. Es war zur Stunde des Abendeſſens, als die Zoſe zu ihm zurückkehrte, die das Fenſterchen öffnete, ihn begrüßte und zu ihm ſprach: Herr Alberto, ich will das Garn abholen, das ihr geſponnen habt, damit ich weiß, was ich euch für ein Abendbrod bringen kann. — War der Baron ſchon vorher böſe geweſen, ſo bemächtigte ſich ſeiner jetzt der wildeſte Grimm, und er begann der Dienerin ſo arge Schimpfreden und Schmähungen zu ſagen, als ob er in Freiheit und etwa gar der Herr des Schloſſes geweſen wäre. Die von ihrer Gebieterin unterwieſene Zoſe entgegnete lachend: Herr Alberto, ihr thut, meiner Treu, nicht wohl daran, ſo das große Wort gegen mich zu führen, und mir ſolchen Schimpf anzuthun, da euer Wahnſinn euch doch gar nichts hilft. Wißt ihr denn nicht, daß der Knecht für den Herrn nichts kann? Meine Herrin will von euch wiſſen, was euch hierhergeführt hat und ob irgend Jemand eures Kommens mitwiſſend iſt? Das müßt ihr mir noch außer dem Spinnen ſagen. Es iſt mit euch ſoweit gekommen, daß euch das Meſſer an der Kehle ſteht, und ihr verliert unnützerweiſe Zeit und Mühe, wenn ihr euch einbildet oder beſtrebt, ohne geſponnen und gebeichtet zu haben, von hinnen zu entkommen. Ergebt euch alſo geduldig in euer Schickſal, das einmal nicht zu ändern iſt, und zerbrecht euch deswegen weiter nicht den Kopf; es iſt und bleibt unwiderruflich mit euch beſchloſſen, was ich euch geſagt habe. Seid gehorſam, wenn ihr ein erträgliches Leben führen wollt, ſonſt wird euch täglich nur ein gar wenig Waſſer und Brod zu Theil. — Nachdem ſie dies geſprochen, und wahrnahm, daß er weder geſponnen hatte, noch bereit war, den Mund aufzuthun, ſchloß ſie die kleine Oeffnung wieder zu, und der zur ſchlimmen Stunde genahte Baron empfing an dieſem Abende weder Brod noch Wein, ſo daß er, weil es ſich mit leerem Magen ſchlecht zu ſchlafen pflegt, in der Nacht kein Auge zuthat.

Unterweilen die Burgfrau den Baron in ſeiner Haft gefangen hielt, wurden auf ihren Befehl auch insgeheim ſeine Diener und Pferde wohl verſorgt, und nebſt ſeinen Sachen an einem ſicheren Orte untergebracht, wo ihnen nichts als die Freiheit mangelte. Oeffentlich ließ ſie das Gerücht verbreiten, daß Herr Alberto nach Ungarn zurückgekehrt ſei. Sobald der böhmiſche Ritter ſeinerſeits wußte, daß einer der beiden anmaßlichen Ungarn den Hof verlaſſen und ſich nach Böhmen aufgemacht hatte, betrachtete er tagtäglich ſein bezaubertes Bild, um zu ſehen, ob es die Farbe verändere. In den drei oder vier Tagen, derweil der Ungar die Gunſt der jungen Frau zu erlangen ſtrebte, wurde es zu den jedesmaligen Stunden, wenn er bei ihr war, gelb; gleich darauf gewann es aber ſeine urſprüngliche Farbe wieder, und ſein Beſitzer nahm alſo aus ſeiner ferneren Unveränderlichkeit, zu ſeiner großen Freude ab, der Verführer müſſe von ſeiner Gattin abgewieſen worden ſein. Desungeachtet fühlte er ſich keinesweges befriedigt und im Herzen völlig getröſtet, da immer noch Herr Uladislao übrig und noch nicht abgereiſt war, der bei ſeiner Gattin doch vielleicht ein beſſeres Glück, als ſein Gefährte machte.

Der bethörte Alberto, der an dem Tage ſeiner Einkerkerung nichts gegeſſen und die Nacht nicht geſchlafen, beſchloß, als der nächſte Morgen anbrach, nachdem er ſeine Lage vielfältig überdacht und erkannt hatte, daß es kein anderes Mittel gebe, ſich zu befreien, aus der Noth eine Tugend zu machen, und nicht nur, um auf dieſe Weiſe ſein Leben zu erhalten, zu geſtehen, welchen Vertrag er und Herr Uladislao mit Herrn Ulrico eingegangen, ſondern nahm auch in der That den Spinrocken zur Hand und ſpann. Er hatte dies zwar vorher verſucht; wurde aber gegenwärtig bald von ſeinem Bedürfniſſe unterwieſen, und drehte denn eben ſo gut es gehen wollte, bald grob, bald fein, einen ſo unförmlichen Faden heraus, daß Jedermann, der ihn geſehen, gewiß darüber hätte lachen müſſen. Er mühte ſich mit dieſer Beſchäftigung den ganzen Morgen ab, und als es Mittag geworden, ſiehe! da kam dieſelbe Zofe wieder, öffnete das Fenſterlein, und fragte den Baron, wie viel er geſponnen habe, und ob er nunmehr geneigt ſei, den Beweggrund, der ihn nach Böhmen geführt, einzugeſtehen? Ganz beſchämt legte Herr Alberto ſeine Beichte ab und zeigte die volle Spindel vor. Das Mädchen ſagte lächelnd: Das geht ja trefflich von ſtatten, Noth ſcheut dieſesmal den Tod; ihr habt wohl daran gethan, mir die Wahrheit einzugeſtehen, und mit dem Spinnen einen Anfang zu machen, ſo daß wir hoffen können, aus eurem Geſpinnſte unſerer Gebieterin mit der Zeit Hemden weben zu laſſen, mit denen ſie ihr Fleiſch kaſteien kann, wenn es ſie ärgert. — Nach dieſen Worten reichte ſie dem Barone gute Speiſen zu und ließ ihn in Frieden, indem ſie zu ihrer Herrin zurückkehrte, und derſelben das Geſponnene zeigte und das Gehörte wieder erzählte, worüber die Dame ſich zwar in Betracht der argen Gefahr, die ihr gedroht, nicht wenig entſetzte; jedoch auch wieder froh war, daß ſie ihrem Gemahle von ihrer Treue und Ehrbarkeit einen ſo unzweideutigen Beweis geben konnte. Sie nahm ſich vor, dieſen nicht eher von dem Geſchehenen zu benachrichtigen, als bis auch

Herr Uladislao angekommen und von ihr nach Verdienſt und Würden gezüchtigt worden, indem ſie ſich nicht genug verwundern konnte, wie die beiden Barone ſo tollkühn albern und anmaßlich hätten ſein können, ohne ſie irgend zu kennen, ihr ganzes Vermögen auf ein ſo gewagtes Spiel zu ſetzen. Der in den Käſich geſperrte Baron lernte inzwiſchen in ungemein kurzer Zeit ſpinnen und ſpinnend ſeines Unglücks uneingedenk werden, und die Zoſe brachte ihm der leckeren und guten Speiſen fortwährend die Menge, wiewohl ſie ſeinen öfteren Verſuchen, ſich mit ihr in ein Geſpräch einzulaſſen, niemals Genüge leiſten wollte.

Herr Ulrico betrachtete zu der Zeit immer und immer wieder ſein ſchönes Bildniß, deſſen Farbe und Beſchaffenheit nicht dem mindeſten Wechſel unterlag. Es hatten ſchon mehrere Hofleute wiederholt wahrgenommen, wie der böhmiſche Ritter tauſendmale des Tages ſeine Börſe öffnete, ein kleines Büchschen herauszog und deſſen Inneres aufmerkſam betrachtete, bis er es wieder ſorgfältig verſchloß und in den Geldbeutel ſteckte. Er wurde auch von Manchen befragt, was es damit für eine Bewandtniß habe; er wollte aber die Wahrheit keinem Menſchen verrathen, und es war natürlich, daß in ſeinen Vermuthungen eben ſo wenig einer ſie errieth. Sogar der König und die Königin hätten ſich gern dies Räthſel erklären laſſen, indeſſen richteten ſie deswegen immer noch nicht das Wort an ihn.

Es waren bereits mehr als anderthalb Monat verfloſſen, ſeitdem Herr Alberto vom Hofe abgereiſt, ein Caſtellan und großer Spinner zu werden, und wie nun Herr Uladislao ſah, daß Herr Alberto nicht, wie er es mit ihm verabredet hatte, ihn durch Botſchaften von ſeinen Erfolgen benachrichtete, ſo gerieth er in Verlegenheit über das, was er thun ſollte, und ſchweifte mit ſeinen desfallſigen Gedanken in einem wahren

Irrſale hin und wieder. Die ſich ihm aufdrängende Vermuthung, ſein Genoſſe möge das Ziel ſeiner Wünſche bei der ſchönen Burgfrau erreicht haben, und in das tiefe und weite Meer ſeiner Freuden alſo verſunken ſein, daß er die mit ihm getroffene Uebereinkunft vergeſſen habe, bewog ihn am Ende dennoch, auch ſich ſelbſt auf den Weg zu machen und ſein gutes Glück zu verſuchen. Er zögerte nicht lange mit der Ausführung, traf ſeine Vorbereitungen zur Reiſe und machte ſich mit zweien Dienern zu Pferde auf den Weg nach dem böhmiſchen Schloſſe, das Ulricos Gattin bewohnte. In der Herberge, in der ſich auch Herr Alberto aufgehalten, abſteigend, und ſich nach demſelben erkundigend, erfuhr er, daß er ſchon vor vielen Tagen wieder von dannen gezogen ſei. Verwundernswerth wollte ihm das freilich bedünken, und er hatte darüber mancherlei, wenn auch eben nicht die rechten Gedanken; indeſſen hielt er für das gerathenſte, vor allen Dingen den Zweck ſeiner weiten Reiſe zu verfolgen. Auch er hörte auf die Nachforſchungen, die er anſtellte, was der allgemeine Ruf von ihr beſagte, daß die Burgfrau das ehrbarſte, klügſte und anmuthigſte Weib der ganzen Gegend ſei; ſie aber wurde ihrerſeits auf der Stelle von der Ankunft des Barons in Kenntniß geſetzt, und gedachte mithin bei ſich, da ſie ſeiner Abſicht ſich bewußt war, ihn mit gleicher Münze zu bezahlen.

Des andern Tages ging der Ungar auf das Schloß, und ließ der Edeldame ſagen, er komme von dem Hofe des Königs Mathias und wolle ihr ſeine Aufwartung machen. Er wurde darauf bei ihr eingeführt und ſie empfing ihn heiter und zuvorkommend, ja unterhielt ſich mit ihm auf eine ſo gefällige und liebenswürdige Weiſe, daß er ſich von ihr verleiten ließ, an ſeine baldige Beſiegung ihrer Keuſchheit zu glauben. Er war allerdings klug genug, es während dieſes erſtern Beſuches bei allgemeinen Schmeicheleien bewenden zu laſſen, und kehrte in ſeine Herberge zurück, wie er meinte, ohne der Dame ſeine Abſichten im mindeſten verrathen zu haben. Um ſo heftiger loderte aber auch, als er fort war, deren Zorn gegen die beiden Ungarn auf, ſich ſo böslicher- und verrätheriſcherweiſe gegen ihre Ehre und ihr Glück verſchworen zu haben, und ſie hielt dafür, daß ſie in der That nicht hart genug geſtraft werden könnten. Es wurde ein anderes Zimmer für Herrn Uladislao, neben dem ſeines Gefährten zurecht gemacht, er ſelbſt verfehlte nicht, zu ihr zurückzukehren, und da ſie ihrerſeits ſich angelegen ſein ließ, ihn beſtens zu bewirthen und ſeinen feurigen Liebesanträgen ſcheinbar entgegen zu kommen, ſo währte es gar nicht lange, daß auch er in ſeinem Käfich ſaß, und daß ihm jene nämliche Zofe durch ein Loch in der Thüre zu verſtehen gab, wenn er leben wolle, müſſe er haspeln lernen, zu welchem Behufe er in ſeinem Zimmer eine Weiſe und mehrere Spulen Garn vorfinden werde. Haltet euch nur mit der Arbeit dazu, ſprach ſie, und verliert ja keine Zeit! — Wer dem Baron in dieſem Momente in das Antlitz geſchaut hätte, würde es vielmehr für das eines Marmorbildes, als eines Menſchen gehalten haben; unmittelbar darauf bemächtigte ſich ſeiner aber eine ſolche Wuth, daß er gänzlich von Sinnen gekommen zu ſein ſchien. Am Ende mußte er freilich einſehen, daß ihm nichts übrig blieb, als zu gehorchen, und ſo haspelte er denn ſchon nach dem Verlaufe des erſten Tages friſch drauf los.

Als ſie es ſo weit gebracht hatte, gab die Burgfrau die Diener des Herrn Alberto frei, und ließ ſie, gleichwie die des Herrn Uladislao, vor die Kerker ihrer Gebieter führen und zuſchauen, wie ſie ſich ihr tägliches Brod verdienten. Dann verabſchiedete ſie ſie, und ſchickte ſie mit den Pferden und Sachen der Gefangenen heim; indem es ihr zu gleicher

Zeit gefiel, einen Boten an ihren Gatten abzuſenden, und demſelben vom Geſchehenen Kunde geben zu laſſen.

Nach dem Empfange ſo guter Zeitung machte der böhmiſche Ritter dem König und der Königin von Ungarn ſeinen Hof, und trug ihnen die Geſchichte der beiden Ungarn vor, ſo weit ihn der Brief ſeiner Gattin damit bekannt gemacht. König und Königin waren voll Verwunderung, und prieſen höchlich die kluge Vorſicht und die Keuſchheit und Verſchlagenheit der Dame; Herr Ulrico aber ermangelte nun ſeinerſeits nicht, auf die Vollſtreckung ſeiner feierlichen Uebereinkunft mit den Ungarn anzutragen. Der König verſammelte ſeinen geheimen Rath, in dem ein Jeder ſeine Meinung abgeben mußte, und nach deſſen einſtimmigem Beſchluß wurde der Großkanzler des Reichs mit zweien Räthen nach dem Schloſſe des böhmiſchen Ritters abgeſandt, den Verlauf der Sache zu unterſuchen und den beiden Ungarn den Proceß zu machen. Die Richter gingen hin und entledigten ſich dieſes Auftrags mit Eifer und Genauigkeit, verhörten die Burgfrau und die Zofe, ſo wie einige Leute des Hauſes und nach ihnen die beiden Barone, die einige Tage vorher mit ihren Arbeiten zuſammen gelaſſen worden, und kehrten ſodann an den Hof des Königs zurück, der nach reiflichem Erwägen und Erörtern der Sache mit ſeinen Räthen das Urtheil ſprach: Alle beweglichen Beſitzthümer und alle Lehen der beiden Barone gehörten fortan auf ewige Zeiten dem Herrn Ulrico und ſeinen Erben an; die ehemaligen Eigenthümer derſelben ſeien aber aus den beiden Reichen Ungarn und Böhmen bei Strafe verbannt, daß ſie, wenn ſie jemals wieder darin betroffen würden, öffentlich von dem Henker geſtäupt werden ſollten. Dieſer Urtheilsſpruch wurde vollzogen: Herr Ulrico erhielt das große Vermögen der Barone zuertheilt, und ſie ſelbſt wurden über die Landesgrenze gebracht und allda mit ihrem Schickſale bekannt gemacht, das die Verwandten und Freunde der beiden Ungarn für ein überſtrenges erachteten; die Geſammtheit des Volkes aber doch als ein gerechtes billigte, weil es den Bedingungen jenes Vertrages gewiſſenhaft entſprach.

Der König und die Königin ließen die ehrbare und entſchloſſene Burgfrau an den Hof kommen, wo ſie dieſelbe huldreich aufnahmen, und alle Welt ſie mit Bewunderung anſtaunte, und die Königin ernannte ſie mit einem anſehnlichen Gehalte zu ihrer Hofdame, und hielt ſie jederzeit werth und theuer. Der Ritter gelangte zu immer größerem Reichthume und zu immer höheren Würden, und lebte in der Gunſt des Königs lange Zeit friedlich und geruhig mit ſeiner ſchönen Gemahlin, nachdem er des Polen, der das bezauberte Bildniß verfertigte, nicht uneingedenk geblieben war, ſondern ihn mit Geld und anderem Gute reich beſchenkt hatte.

XII.

Der Mann.

Es lebte vor Zeiten ein Graf von Provence, der ein ſehr biederer Mann war und Vieles zu vollbringen wünſchte, wodurch er Gott ſeiner Seele gnädig machen, und ſich nicht nur Land und Leute und Ehren, ſondern auch die Freuden des Paradieſes gewinnen könne.

Um dieſes zu bewirken, verſammelte er eine große und wohlgerüſtete Kriegerſchaar um ſich, und zog damit nach dem heiligen Lande übers Meer, ſich in ſeinem Herzen vorſetzend, Alles, was ihm auch begegne, getroſten und freudigen Muthes in der Ueberzeugung hinzunehmen, daß es ihm im Dienſte Gottes beſchieden werde, und daß die Rathſchlüſſe unſeres Herrgottes oft höchſt wunderbar und unerforſchlich ſeien, wie er ja zuweilen auch gerade Diejenigen, die er lieb habe, in Verſuchung führe, und es dagegen doch wieder zu jeder Zeit in ſeinem Willen ſtehe, alles Unglück in Glück und Heil deſſen, den er heimgeſucht habe, zu wenden.

In dieſem Sinne fand es nun auch eben unſer Herrgott für gut, den Grafen von Provence zu verſuchen, und ließ er geſchehen, daß derſelbe in die Gefangenſchaft des Sultans gerieth. Der Sultan Saladin hatte ihn nicht ſobald in ſeine Gewalt bekommen und ſich ſeines hohen Werthes verſehen, ſo erwies er ihm alles Gute und alle Ehren, zog ihn bei ſeinen großen Thaten zu Rathe, wie denn hinwider auch der Graf den Sultan zuweilen berieth, und ſetzte ein ſolch Vertrauen in ihn, ja, gewann ihn dermaßen lieb, daß in dem ganzen Lande des Sultans der Graf faſt eben ſo ſchalten und walten durfte, wie in ſeinem eignen.

Als der Graf aus ſeinem Lande geſchieden war, hatte er darin ein Töchterlein in ihrem zarteſten Alter hinterlaſſen, und er befand ſich jetzt noch in der Gefangenſchaft, als es an der Zeit war, das Mädchen zu verheirathen. Die Gräfin, ſeine Gemahlin, und ſeine Verwandten thaten deshalb durch eine Botſchaft dem Grafen kund, wie viele Königsſöhne und andere Große ſie zur Ehe begehrten, und als dann eines Tages Saladin zum Grafen kam, ſich mit ihm über etwas zu beſprechen, ſo redete der Graf, nachdem ſie dieſen Gegenſtand unter ſich abgethan hatten, ihn folgendermaßen ſeiner ſelbſt wegen an: Ihr erzeigt mir ſolche Huld und ſolche Ehre, Herr, und vertraut in allen Dingen meinem Rathe ſo ſehr, daß ich mich in der That glücklich ſchätze, euch zu dienen. Seid mir doch aber auch, ich bitte euch, ſo günſtig und geneigt, mir mit eurer Einſicht beizuſtehen, wenn ich gegenwärtig mich erdreiſte, euch in einer Angelegenheit, die mich betrifft, zu Rathe zu ziehen. — Der Sultan verſicherte den Grafen ſeines beſten Willens, ihm in allen Dingen hülfreich zu ſein, und darauf vertraute dieſer ihm, wie ihn die Verheirathung ſeiner Tochter in Verlegenheit ſetze. Der Sultan ſprach: Es iſt mir wohl bekannt, Graf, daß ihr ſcharfſinnig genug ſeid, um aus noch ſo wenigen ſchlichten Worten, die euch Jemand ſagt, ſeine Meinung zu erkennen, und darum will ich euch in dieſer Sache nach meinem beſten Wiſſen und Gewiſſen rathen. Ich kenne Alle, die um eure Tochter ſich bewerben, nicht, und es ſind mir ihr Geſchlecht, ihre Macht und ihr Anſehen, ihre Sitten, ihre Verbindungen mit euch, und die Vorzüge der Einen vor den Anderen unbekannt, ſo daß ich euch in dieſer Hinſicht nicht wohl einen Rath geben kann. Aber mein eigentlicher Rath geht dahin: daß ihr eure Tochter an einen Mann vermählt. — Der Graf dankte dem Sultan für dieſen Rath und verſtand ſehr wohl, was er damit ſagen wollte, ſo daß er ihn denn eben ſo, wie der Sultan ihn gegeben hatte, als Antwort wiederum an ſeine Gemahlin und an ſeine Verwandten beſtellen ließ, und ſie in ſeiner Gegenbotſchaft aufforderte, ſich nach den Sitten und der Sinnesweiſe all der jungen Edelleute ihres Landes genau zu erkundigen, ohne etwas nach ihrem Reichthume oder ihrem Anſehen zu fragen, und ihm darauf ſchriftlich zu wiſſen zu thun, wie es in dieſer Hinſicht nicht allein mit ihnen, ſondern auch mit den Königsſöhnen und großen Herren beſchaffen ſei, die um ihre Tochter freiten. Die Gräfin und die Ihrigen verwunderten ſich zwar über dies Verlangen des Grafen baß, indeſſen thaten ſie doch nach ſeinem Willen, ſetzten eine briefliche Nachricht von der Beſchaffenheit jener vornehmen Freier und von dem, was man Gutes und Schlimmes von ihnen wiſſe, auf, wozu ſie auch noch eine ausführliche Schilderung der edlen Jünglinge der Gegend fügten, und ſendeten dies insgeſammt dem Grafen zu. Sobald der Graf im Beſitze dieſer Auskunft war, zeigte er ſie dem Sultan. Der Sultan ſah, daß unbeſchadet deſſen, was Gutes an ihnen, von all den Söhnen der Könige und großen Herren auch nicht einer ohne Tadel war, indem der Eine unmäßig aß oder trank, der Andere ſich im Zorne übernahm, dieſer leuteſcheu war, Jener mit den Menſchen übel umging, der ſich ſchlechte Geſellſchaft wählte, der ſein Wort nicht hielt, und kurz ein Jeder an irgend einem menſchlichen Gebrechen litt. Nur allein von dem Sohne eines wehrhaften, wenn auch nicht eben mächtigen Edlen wollte es ihn nach dem Briefe bedünken, daß er ein ziemlich vollgültiger und ehrenfeſter Mann ohne weſentliche Flecken in ſeinem Gemüthe ſei, und nachdem er dieſe Erkenntniß gewonnen hatte, rieth er dem Grafen an, ſeine Tochter dieſem Jünglinge zum Weibe zu geben. Er bedachte nämlich dabei, daß, obgleich jene Anderen vornehmer und edler geboren ſeien, der Graf doch beſſer thue, ſeine Tochter demjenigen zu vermählen, der einen ſoviel höheren ſittlichen Werth als jene für ſich habe, weil nach ſeinem Dafürhalten der Menſch nach ſeinen Thaten und nach ſeinem Edelmuthe, nicht aber nach ſeiner edlen Geburt und ſeinem Reichthume geſchätzt werden müſſe.

Der Graf ſchrieb nunmehr den Seinen nach Hauſe zurück, ſie ſollten ſeiner Tochter den zum Manne geben, den Saladin dazu auserkoren hatte, und wiewohl ihnen das ſeltſam genug vorkam, ſo beſchieden ſie dennoch den Sohn des Edelmanns vor ſich und eröffneten ihm, was der Graf geſchrieben hatte. Er erwiederte ihnen: Er wiſſe zwar recht wohl, daß der Graf ein beſſerer, reicherer und angeſehener Edelmann als er ſelber ſei, jedoch könne er auch ebenſo von ſich ausſagen, daß, wenn man ihm die irdiſchen Glücksgüter dazu geben wolle, jedwedes Weib als das ſeine gut berathen ſein würde. Schlüßlich fügte er dann hinzu: wenn ſie etwa das, was ſie ihm geſagt, nur ſo hin geſagt hätten, ohne es thun zu wollen, ſo würden ſie ihm groß Unrecht thun. — Sie antworteten ihm hingegen, ſie würden es in jeder Weiſe vollbringen, und erzählten ihm, wie der Sultan dem Grafen angerathen habe, ihm, den er als einen Mann auserleſen, vor allen anderen Königsſöhnen und Söhnen großer Herren ſeine Tochter zum Weibe zu geben. Sobald der Jüngling dies hörte, glaubte er, daß es ihnen ein rechter Ernſt mit ihrer Rede ſei. Sein nächſter Gedanke war aber auch, daß er nur dann erſt wahrhaftig ein ſolcher Mann ſein werde, für den ihn Saladin zu ſeiner hohen Ehre halte, wann er in dieſer Sache werde gethan haben, was von ihm nothwendigerweiſe zu erwarten ſtehe. Er ſprach zu der Gräfin und zu den Verwandten des Grafen: Wenn einmal das, was ſie gegen ihn geäußert hätten, ihr ernſter Wille mit ihm ſei, ſo möchten ſie ihn alsbald in den Beſitz der ganzen Grafſchaft und alles deſſen was dazu gehöre, ſetzen, verrieth ihnen aber ganz und gar nichts von dem, was er im Sinne hatte zu thun. Sie nahmen freundlich auf, was er zu ihnen ſagte, und übergaben ihm die Herrſchaft, und er ſahe ſich nicht ſobald im Beſitze ſo großer Macht, als er im ſtrengſten Geheimniß eine Galeere ausrüſten und bemannen ließ. Nachdem dies geſchehen war, ließ er für einen gewiſſen Tag ſeine Hochzeit ausrichten, die mit feſtlicher Pracht abgehalten wurde. Als es jedoch am Abende an der Zeit war, ſich mit ſeiner jungen Gemahlin in das Brautgemach zu begeben, berief er die Gräfin, ſeine Schwiegermutter, und die übrigen Verwandten zu ſich und ſagte zu ihnen klar und deutlich, es wäre ihnen wohlbekannt, daß der Graf unter ſo vielen vorzüglicheren Jünglingen ihn zu ſeinem Eidam auserwählt habe, weil der Sultan Saladin ihm angerathen, ſeine Tochter einem Manne zu vermählen. Da nun der Graf, ſein Herr, ſowohl als der Sultan ihn ſolcher Ehre gewürdigt und für einen Mann gehalten hätten, ſo würde er doch unmöglich ſelbſt annehmen können, ein ſolcher zu ſein, wenn er nicht gegenwärtig das thäte, was er zu thun ſchuldig wäre. Er müſſe demzufolge von dannen ziehen, und vertraue dieſe ſeine Braut und ſeine Grafſchaft ihrer Obhut an, indem er zu Gott hoffe, daß er ihn auf ſeinem Wege leiten werde, damit er einſt der Welt zeigen könne, er wiſſe Mannesthaten zu verrichten. Dies geſagt, ſchwang er ſich zu Roſſe und ritt zu ſeiner Galeere nach dem Geſtade des Meeres. Er ſegelte mit Gott von dannen und kam nach dem Königreiche Armenien, wo er ſo lange Zeit blieb, bis er die Sprache und Sitten des Morgenlandes wohl erlernt hatte. Danächſt brachte er in Erfahrung, daß Saladin ein großer Jäger ſei, verſchaffte ſich deshalb viele gute Vögel und Hunde, und fuhr damit auf ſeiner Galeere zu Saladin, wo er die Galeere in einen Hafen einlaufen ließ, und anordnete, daß ſie denſelben nicht eher, als bis er es gebiete, wieder verließe. Vor dem Sultan erſcheinend, wurde er von ihm ſehr gut empfangen; küßte ihm aber nicht die Hand, und erwies ihm keine der Ehrenbezeigungen, die ein Geringerer einem Herrſcher zu erweiſen hat. Saladin gebot, ihn mit Allem zu verſehen, was er nöthig hätte, und er dankte ihm dafür ſehr; nichts deſtoweniger wollte er von ihm nichts annehmen, und ſagte, er komme dieſerwegen nicht zu ihm, wohl aber weil er von ihm habe reden hören, und wenn es ihm recht ſei, ſo wolle er zu ſeiner Belehrung einige Zeit in ſeinem Hauſe verweilen. Auch wiſſe er, daß der Sultan ein großer Jäger ſei, und habe aus dem Grunde viele Vögel und viele und gute Hunde bei ſich. Wolle er ihm nun ſo gnädig ſein, in ſeine Bitte und ſeinen Aufenthalt zu willigen, ſo gedenke er mit ihm auf die Jagd zu gehen, und ihm dabei und in anderen Dingen dienſtlich zu ſein. Saladin dankte ihm für dies Anerbieten höchlich und wollte ihm ſeine Gunſt wiederholt durch Geſchenke bethätigen. In keiner Weiſe vermochte er den Fremden jedoch zu bewegen, weder irgend etwas von ihm anzunehmen, noch ihm einen näheren Aufſchluß über ſich und ſein Thun und Laſſen zu ertheilen.

Der Schwiegerſohn des Grafen brachte alſo lange Zeit in dem Hauſe des Sultans hin, und ſintemal Gott Alles geſchehen läßt, was ſein Wille iſt, ſo trug es ſich dereinſt einmal auf einer Jagd zu, daß die Falken auf Kraniche ſtießen und deren einen in der Nähe der Meeresbucht tödteten, in welcher die chriſtliche Galeere lag. Der Sultan ritt ein ſehr ſchnellfüßiges Pferd, und der Schwiegerſohn des Grafen desgleichen, und ſo kamen ſie Beide dem übrigen Gefolge ſo weit voraus, daß keiner von Saladins Leuten ihn mehr erſah, noch wußte, wohin er gerathen war. Sobald der Sultan zu der Stelle gelangte, wo die Falken den Kranich tödteten, ſtieg er eilig vom Pferde und lief hinzu; der Eidam des Grafen, der in ſeiner Nähe ſich befand, ſah ihn aber kaum zur ebenen Erde, ſo rief er ſeine Leute von der Galeere herbei.

Der Sultan, der für nichts Gedanken gehabt hatte, als wie er ſeine Falken locke, erſchrak nicht wenig, als er ſich von den Bewaffneten umgeben ſah; der Eidam des Grafen aber zog ſein Schwert und drohte, damit auf ihn einzudringen. Wie das der Sultan wahrnahm, ſo beklagte er ſich heftig über ſeinen ſchweren Verrath; ſein Gegner behauptete jedoch, daß hierbei kein Verrath geſponnen, und mahnte ihn daran, wie er ihn niemals für ſeinen Herrn und Gebieter erkannt, auch durchaus kein Geſchenk oder Amt von ihm angenommen habe, das ihm die mindeſte Pflicht gegen ihn auferlegt. Darauf bemächtigte er ſich Saladins und ließ ihn mit Gewalt auf ſeine Galeere ſchaffen, und ſo wie er ſich ſeiner dort verſichert hatte, erzählte er ihm, daß er der nämliche Eidam des Grafen ſei, den er ſelbſt von vielen anderen beſten Jünglingen als einen Mann unterſchieden habe. Auch fügte er die Erklärung hinzu, daß er ſelber ſich der Ehre, die er ihm damit erwieſen, ſo lange für unwerth erachtet haben würde, als bis er dieſe That vollbracht, und bat ihn um die Gnade, ihm ſeinen Schwiegervater frei zu laſſen, damit derſelbe alſo Urſache habe zu erkennen, wie gut und aufrichtig der Rath, den er ihm gegeben, geweſen ſei.

Sobald Saladin alles dies angehört hatte, dankte er Gott und war des froher, weil er darin die Rechtfertigung ſeines gutgemeinten Rathſchlages empfing, als wenn ihm eine noch ſo große Ehre oder ein noch ſo großes Heil widerfahren wäre. Er ſagte dem Eidame des Grafen die Erfüllung ſeines Wunſches zu, und derſelbe gab ihn nun wieder von der Galeere los und begleitete ihn, und befahl ſeinen Leuten, ſich mit der Galeere aus dem Hafen zu entfernen, damit ſie von Niemand erſehen würden. Beide ſchickten ſich danächſt wieder an, ihre Falken zu ſich zu locken, und als das Gefolge des Sultans zu ihnen ſtieß, fanden ſie ihren Gebieter ſehr heiter geſtimmt, wie er denn auch nimmermehr einem Menſchen von der Welt ein Wort von dem ſagte, was ihm zugeſtoßen war. In der Stadt anlangend, ſtieg der Sultan gleich vor dem Hauſe ab, worin er den Grafen gefangen hielt, nahm deſſen Eidam mit ſich, und hub, ſobald er des Grafen anſichtig wurde, an, voller Fröhlichkeit zu ihm zu ſagen: Ich danke Gott, Graf, daß er mir die Gnade erzeigte, euch in Betreff der Vermählung eurer Tochter einen ſo guten und glücklichen Rath ertheilt zu haben, als ich euch ertheilt habe. Sehet hier euren Eidam vor euch, der euch aus der Gefangenſchaft befreit hat! — Sodann erzählte er ihm Alles wieder, was derſelbe für ihn unternommen hatte, und erhob ſeine Treue und Redlichkeit und den hohen Muth, mit dem er ſich ſeiner bemächtigt. Der Graf und Alle die es anhörten, ſtimmten in dieſes Lob mit ein, auch prieſen ſie Saladins Großmuth hoch, und dankten Gott dafür, die Sache zu ſo frohem Ende geführt zu haben. Der Sultan ſeinerſeits beſchenkte den Grafen und ſeinen Eidam auf das Freigebigſte, und ſendete ſie mit Reichthum und Ehren beladen, wohlbehalten in ihr Vaterland zurück. Dieſes ganze Heil hatte alſo dem Grafen der gute Rath des Sultans zu wege gebracht: ſeine Tochter einem Manne zur Frau zu geben.

XIII.

Margarethe mit der lilienweiſsen Hand.

Als vor Zeiten König Heinrich der Erſte von England, der in der Folge wegen ſeiner Weisheit und Gelehrſamkeit Beauclerc zubenannt wurde, nach dem Tode ſeines älteſten Bruders Wilhelm Ruffus, und in der Abweſenheit des Herzogs Robert von der Normandie, den Thron beſtiegen, deſſen nächſter Erbe eigentlich dieſer als der zweite Sohn des berühmten Eroberers war, und als ſich bei ſeiner Rückkehr aus dem heiligen Lande ſodann zwiſchen beiden Brüdern ein Streit und Kampf um die Krone entſponnen hatte, war es der Fall geweſen, daß viele mit dem Könige mißvergnügte Große die Partei des Herzogs Robert ergriffen, worunter namentlich auch der Graf von Shrewsbury, den deswegen der Zorn des Königs verbannt, ja deſſen Familie ſogar er von Haus und Hof vertrieben. Und da trug es ſich nun dereinſt in Folge ſo betrübter Umſtände unter Anderem zu, daß die Tochter dieſes Grafen, im äußerſten Elende obdachlos im Lande umherwandernd, durch die ungewohnte Anſtrengung und Mühſeligkeiten durchaus erſchöpft, ſich an der Landſtraße niederſetzte und in die folgenden Klagen ausbrach:

O, du falſche und betrügliche Welt! Wer iſt wohl in dir, der nicht wünſchte, von dir erlöſt zu werden, da dein Elend ſo groß iſt! Du hintergehſt Alle und meinſt es mit Keinem ehrlich. Das Glück iſt dein Seckelmeiſter und gleicht dir ſelbſt, in ſeinem Schwanken und Unbeſtande. Es erhebt Zwingherrn und ſchlägt Könige nieder, gibt Einigen Schande, Anderen Ruhm. Das Glück theilt dieſe Uebel aus, und wir ſehen es nicht; es berührt uns mit ſeiner Hand, und wir fühlen es nicht; es tritt uns mit Füßen, und wir wiſſen es nicht; es redet in unſer Ohr, und wir hören es nicht; es läßt ſeine Stimme laut ertönen, und wir verſtehen es nicht: und warum? weil wir es nicht eher erkennen, als bis die Trübſal es uns offenbart. O, mein lieber Vater! wie mag es dir ergehen! Das unſeligſte aller Mißgeſchicke iſt: glücklich zu ſein, denn dieſes Mißgeſchick erzeugte meinen Fall. Ward ein edles Weib jemals ſchon in ſolche Noth verſetzt? Wo ſind meine koſtbaren Juwelen, meine reichen Kleider, mein üppiges Leben, meine Diener, meine vielen Freunde, und alle meine eitlen Freuden hin? Meine Freuden haben Leiden verbannt, meine Freunde ſind wie Feinde geflohen, meine Diener haben mich verlaſſen, aus meinem Gaſten iſt Faſten geworden, meine reichen Kleider ſind Lumpen, und mein Schmuck ſchmückt meine ärgſten Feinde. Darum iſt von allen Dingen auf Erden der geringſte Stand der beſte, ſichere Armuth beſſer als gefährdetes Anſehen. Ich ſehe, Gott hat mich für ein ſo elendes Leben beſtimmt, und ſo will ich es denn über mein Herz gewinnen, mich der Demuth zu ergeben, und in meinem Gemüthe mich mit dem Mißgeſchick vertragen. Pfui! über dieſen eitlen Titel meiner Ladyſchaft, wie wenig hilft er der Bedrängten! Nein, nein! ich muß alſo meine Geburt und meine Sippſchaft vergeſſen, und nicht mehr meines Vaters Haus gedenken, wo ich gewohnt war, bedient zu werden. Jetzt will ich dienen lernen, und ſchlechtweg Grethe ſei mein Name. Guter Gott! gib, daß ich einen guten Dienſt finde! doch jedweder Dienſt ſoll mir ein guter ſein, worin mir meines Leibes Nahrung und Nothdurft zu Theil wird.

Sie hatte nicht ſobald dieſe Worte geſprochen, als ſie noch ein paar Mädchen erblickte, die auf ſie zukamen und auf die Meſſe bei Glouceſter gingen, wo, einer alten Sitte gemäß, zu einer gewiſſen Zeit im Jahre, alle Dienſte ſuchenden jungen Burſchen und Mädchen ſich zuſammenfanden. Die beiden Mädchen boten der Grafentochter einen guten Morgen und fragten ſie, ob ſie auch auf die Meſſe wollte? — Ja, freilich, ſagte Ee, ich bin eines armen Mannes Kind, der dienſtlos iſt, und höre, es iſt hier ſo hergebracht, daß Leute, die Geſinde miethen wollen, auf die Meſſe kommen. — So iſt es, ſprachen die Mägde, wir gehen deswegen auch dahin, und gingen gern mit euch ſelbander. — Es ſoll mir lieb ſein, wenn ihr mich mit euch nehmen wollt, ſagte ſie: und ich bitte euch, ihr lieben Dirnen, ſeid doch ſo gut und ſagt mir, was für ein Dienſt für mich der beſte wäre; meine Eltern ſind freilich ſchwer zu tadeln, daß ſie mich niemals angehalten haben, etwas zu lernen. — Nun, was könnt ihr denn thun? ſprachen die Dirnen: könnt ihr backen und brauen, Butter und Käſe machen, und gut Korn ſchneiden? — Nein, gewiß nicht, ſagte Margarethe, aber ich würde von Herzen willig ſein, Alles zu lernen. — Wenn ihr euch auf ſpinnen und krämpeln verſtändet, ſagte eine Andere, ſo würdet ihr euch trefflich zu einem Tuchmacher ſchicken, denn das ſind die beſten Dienſte, die ich kenne, dabei würdet ihr gut fahren und euch wohl befinden. —

Darauf weinte Margarethe und ſagte: Ach! was ſoll ich thun? Ich wurde ſo gar nicht zu ſolchen Dingen erzogen.

— Könnt ihr denn ganz und gar nichts thun? fragten Jene. — Nein, gewiß nichts, was irgend wozu gut iſt, meinte ſie: denn ich kann wohl ſchreiben und leſen, und verſtehe ein wenig, die Nadel zu führen, ſo wie die Laute zu ſchlagen; aber ich ſehe ein, daß mir das nichts helfen wird. — Guter Gott! rieſen die Mädchen aus: ihr ſeid eine Gelehrte? wir haben noch niemals von einem Mädchen gehört, das leſen und ſchreiben könnte. Aber wenn ihr auch gleich nichts weiter könnt, ſo mögt ihr doch vielleicht einen Dienſt finden, wenn ihr euch nur manierlich aufführen wollt. — Ich bitte euch, ſprach die eine: da ich ſehe, daß ihr ſo gelehrt ſeid, wollt ihr wohl ſo gut ſein, mir einen Liebesbrief vorzuleſen, den ich erhalten habe? Ich war ſchon damit bei einem meiner Freunde, aber den traf ich nicht zu Hauſe an, und ſo weiß ich nicht, was darinnen ſteht. — Bitte, laßt mich ihn ſehen, meinte Margarethe, und ich will es euch ſagen; worauf ſie vorlas, wie folgt:

O, Hannchen, ich ſterbe aus Liebe zu dir,
Und höre nun ſagen, du gingeſt von hier,
Ich bitte dich, Hannchen, o ſage mir an,
Wo bald ich zu Nachtzeit dich finden kann?

Denn ich halte nicht mehr beim Meiſter aus,
Und lauf' ihm vor Liebe zu dir aus dem Haus.
O, Hannchen, Hannchen, es kränket mich ſehr,
Daß du nicht länger hier weileſt mehr.

Ich will nicht eher auf meinen rindsledernen Schuhn,
Als bis wir wieder beiſammen ſind, ruhn,
Und trotz Fortunen, trotz Ratte oder Maus,
Wollen wir bei einander wohnen in einem Haus.

Denn wer da mein Schätzchen auf dich nichts hätt,
Dem diene ich auch mit nichts in der Welt,
Drum, gutes Hannchen, du ſorge ja,
Daß dein Hans dich treff' auf der Meſſe da.

Ach! du gute Seele, ſprach Hannchen, ich denke, er iſt der beſte Junge auf Erden! — Die Uebrigen meinten, er ſchiene nicht weniger zu ſein, und eines der Mädchen ſagte: Er iſt, mein Seel, ein recht verſtändiger Burſche, in was für ſchönen Reimen er den Brief da geſchrieben hat! Hörſt du wohl, ich verſpreche dir, dir etwas recht Hübſches zu geben, wenn du mir ihn abſchreiben laſſen willſt, damit ich ihn meinem Schatze ſenden kann. — Das will ich herzlich gern thun, antwortete Hannchen, und damit brachen ſie auf und gingen auf die Meſſe.

Eine Weile darauf kam die Hausfrau Grays von Glocester, eines der geehrteſten und beliebteſten Tuchmacher der damaligen Zeit, wo dieſes Handwerk in großem Flore ſtand, auf den Markt, gewiſſe Bedürfniſſe für ihr Hausweſen einzukaufen. Und als ſie dann ihre Geſchäfte abgemacht hatte, ſagte ſie zu ihrer Nachbarin: Ich habe eine Dienſtmagd vonnöthen, oder auch deren zwei, geh doch mit mir, gute Nachbarin, und ſteh mir mit deinem Rathe bei. — Das will ich gern thun, ſagte die Nachbarin, und ſo gingen ſie mit einander, nahmen die Mägde von allen Seiten in Augenſchein, und wendeten ihre Aufmerkſamkeit beſonders Margarethen zu. Glaube mir, ſagte Frau Gray zu der Nachbarin: da ſteht ein recht hübſches Mädchen, von beſcheidenem und anſtändigem Weſen. — In der That, erwiederte dieſe, ſie iſt ſo artig, wie ich noch keines geſehen habe.

Sobald das junge Mädchen ſah, daß ſie von den Beiden ſcharf ins Auge gefaßt wurde, ſchämte ſie ſich ſo ſehr, daß ein Scharlach ihre Lilienwangen überzog. Die Frauen traten ſodann auf ſie zu und fragten ſie, ob ſie dienen wolle? Mit einem tiefen Knicks und holder Rede antwortete die Jungfrau: Sie ſei nur in der Abſicht hergekommen. Kannſt du ſpinnen oder krämpeln? fragte Frau Gray. — Ganz gewiß, Dame, ſagte ſie: ich bin zwar noch nicht ſonderlich geſchickt darin; aber mein guter Wille, es zu lernen, iſt groß, und ihr würdet mit meinem Fleiße zufrieden ſein. — Wie viel Lohn forderſt du? ſprach Hausfrau Gray. — Ich ſtelle es eurer Billigkeit und Güte anheim, wie viel ihr mir geben wollt, ſagte Margarethe: ich verlange nicht mehr, als ich verdiene. — Als ſie darauf gefragt wurde, woher ſie gebürtig ſei? ſprach die Jungfrau weinend: Ach, gute Dame! ich ward zur böſen Stunde armen Eltern in Shropſhire geboren; bin aber dennoch unglücklicher als bedürftig, denn als der Tod ihren Leiden ein Ende machte, gab er mich der Grauſamkeit dieſer ſchlimmen Zeiten preis, damit ich meiner Eltern Trauerſpiel mit meiner Noth beſchlöſſe. — Ei was, Mädchen! ſprach die Frau: thue du deine Schuldigkeit und lebe in Gottesfurcht, und du ſollſt keine Urſache haben, über Unglück zu klagen, — und damit gingen ſie zuſammen heim.

Als nunmehr der Hausherr ſie ſah, fragte er ſein Weib: wo haſt du das Mädchen her? — Sie ſprach: von der Meſſe. — Nun, mein Seel, entgegnete er, du hätteſt beſſer gethan, uns keine ſolche Meſſe ins Haus zu bringen. — Was willſt du damit ſagen, Mann? fragte ſie. — Ich will damit ſagen, Frau, daß dies eine Waare iſt, vor der keiner unſerer Diener ſein Herz wird verwahren können, und daß ihre Seelen verleſen ſein werden, ſo lange die Meſſe in unſerem Hauſe gehalten wird. — Darauf ſagte die Frau: Ich hoffe, Mann, Margarethe wird ihren guten Namen und unſeren Hausfrieden nicht verwahrloſen, und ſo laß du nur ſie dafür allein Sorge tragen. — Iſt dein Name Margarethe? ſprach der Herr: Nun, ſo iſt dein Name wie du ſelber biſt, denn du biſt in Wahrheit ſo tauſendſchön, wie eine Perle des Morgenlandes. — Wie ſeine Hausfrau ihn alſo reden hörte, begann ſie ihre Geſinnung zu ändern. Was, Mann! rief ſie aus: bläſt der Wind durch die Thüre? Findeſt du ſo groß Wohlgefallen an der Magd? Ich nehme wahr, daß ich zu meiſt nöthig habe, mich gegen dich zu wahren. Behüte Gott! beſſer als einen Engel hätte ich doch eine Andere auserwählt. Aber höre, Mädchen, du kannſt dich fortpacken, ich mag keine Schlange an meinem Buſen nähren, geh, geh, ich will dich nicht haben, ſieh wo du einen anderen Dienſt bekömmſt! —

Als die Jungfrau ſie ſo reden hörte, fiel ſie vor ihr auf die Knie und beſchwor ſie mit den Worten: O, werthe Frau! ſei ſie nicht ſo grauſam gegen mich, mich aus ihrem Hauſe zu ſtoßen; ach! ich weiß ja nicht, wohin ich gehen oder was ich beginnen ſoll, wenn ſie mich verläßt! Entziehe ſie mir ihre Gunſt nicht wegen der hinfälligen Schönheit meines Angeſichts, denn ehe die mich um meinen Dienſt bringen ſoll, will ich ſie mit dem Meſſer hier entſtellen und mich ihrer als meiner ärgſten Feindin entledigen. — Hier beraubten ihre zahlloſen Thränen ſie der Sprache, und ſie vermochte weiter kein Wort hervorzubringen. Bei dem Anblicke konnte ihr die Hausfrau nicht länger grollen, und ihr Eheherr war vor Weinen nicht im Stande, im Zimmer zu bleiben. — Nun wohl, Margarethe, ſprach ſie, die ſich nicht träumen ließ, daß eine Lady vor ihr kniete, wenn du dich darnach aufführſt und gut thuſt, will ich dich behalten, und dir gern gewogen bleiben. — Sie ſchickte ſie darauf an die Arbeit hinaus, und als der Hausherr zum Abendeſſen kam, ſprach er zu ihr: Nun, Frau, du vertrauſt mir denn ſo wenig, daß du um meinetwillen die Magd fortgeſchickt haſt? — Ich weiß, daß du ein kluger Mann biſt, der da einem Mädchen ſeine Schönheit nicht ins Angeſicht loben wird, ſagte ſie. — Und ich weiß, erwiederte er, daß du eine kluge Frau biſt, die da nicht ohne Urſache eiferſüchtig werden wird. — Alſo ſetzten ſie ſich zum Abendeſſen nieder, und weil Margarethe offenbar die manierlichſte von dem Hausgeſinde war, ſo wurde ihr das Amt angewieſen, bei Tiſche aufzuwarten. Es iſt nämlich zu wiſſen, daß Gray ſeine Mahlzeiten niemals allein hielt, und auch diesmal einige Nachbarn bei ſich hatte. In deren Gegenwart rief er nunmehr die neue Magd mit den Worten zu ſich: Margarethe, komm einmal her! — Da aber noch eine andere Margarethe im Hauſe war, ſo antwortete die. Ich rufe dich nicht, Kind! ſagte er: ſondern Margarethen mit der lilienweißen Hand; — von welcher Zeit an ſie immer ſo zubenannt wurde.

Die ſchöne Margarethe hatte mit der Zeit vier ganzer Jahre bei ihrer Herrin verlebt, und ſich einen guten Ruf erworben; auch liebten ſie insgeheim und bewarben ſich um ſie viele angeſehene und würdige Edelleute des Landes.

Des Königs Majeſtät war mittlerweile in Frankreich geweſen und hatte gegen den franzöſiſchen König Ludwig und den Herzog Robert von der Normandie Krieg geführt, bis Gott ſeinen Waffen den Sieg über ſeine Feinde verlieh, und es ihm gelingen ließ, ſeinen Bruder gefangen zu nehmen, den er darauf mit ſich nach England herüberbrachte, wo er ihn in Cardiffe-Caſtle eingeſchloſſen hielt, obwohl er ihm die Gunſt geſtattete, auf die Jagd und Falkenbeize in der Umgegend zu gehen, wohin er wollte.

Da geſchah es denn eines Tages, daß die ſchöne Margarethe mit anderen Dienſtleuten ihres Herrn Heu machen ging. Sie trug einen hochrothen Rock, einen großen Strohhut auf dem Kopfe, in der Hand eine Heugabel, und in der Taſche ihr Frühſtück. Alſo ihres Weges einherwandelnd, begegnete ſie dem Herzoge Robert, der auch unter die Zahl ihrer Liebhaber gehörte, mit einem oder zweien ſeiner Wärter, und ihr lieblicher Anblick entzündete jetzt das Feuer ſeiner Liebe, das ſchon ſeit langer Zeit in ſeinem Herzen geglommen hatte, zur hellen Flamme. Da er ſie ſo zur guten Stunde für ſein Gefühl angetroffen hatte, begrüßte er ſie freundlich und ſagte zu ihr: Guten Morgen, ſchöne Maid! wandelſt du ſo geſchäftig an deine Arbeit? Sicherlich muß das Wetter ſchön ſein, wenn die Sonne ſo klar ſcheint, und das Heu geſund, das von ſo glänzenden Strahlen gedörrt wird. — Erlauchter und höchſt glorwürdiger Herzog! ſprach ſie: arme Schnitter beten um ſchönes Wetter, und es iſt des Landmanns Troſt, ſein Werk gedeihen zu ſehen; aber wir müſſen den Tag für glücklicher ſchätzen, der uns mit eurer fürſtlichen Gegenwart geſegnet wird. — Am glücklichſten, ſagte der Herzog, ſind dennoch diejenigen, denen deine Geſellſchaft zu Theil wird. Aber laß mich dich bitten, mit mir zu deiner Herrſchaft zurück zu gehen, und überlaß deine Gabel einer Anderen, die für ſolche Beſchäftigungen geſchickter iſt; glaube mir, deine Herrin iſt gar übel berathen, wenn ſie dich zu ſo unzierlicher Arbeit anſtellt. Ich wundere mich, daß du dieſe dir ſo unziemliche niedere Dienſtbarkeit erträgſt, deine zarten Glieder ſind nicht zu ſo ſchweren Anſtrengungen gebildet. — Mag dem ſein, wie ihm wolle, ſagte ſie, es ziemt mir nicht, eure richterlichen Gedanken zu widerlegen; doch wäret ihr nicht der Herzog, ſo würde ich ſagen, eure Meinung trüge euch. Eure ſchönen Augen ſcheinen zwar klar genug, aber ich muß ſie für blöde erachten, wofern ſie eurer Seele irgend einen Schatten oder Funken von Schönheit in mir vorſpiegeln. Ich denke vielmehr, da es eine alte Sage iſt, daß die Frauen ſich gerne preiſen hören, daß ihr dies entweder ſaget, euch die Zeit zu vertreiben, oder mich von meinen allzuoffenbaren Fehlern zu heilen. Jedoch ich bitte euch demüthig, ihr wollet mir verzeihen, ich habe meine Arbeit ſchon zu lange verabſäumt, und mich in eurer Gegenwart zu verwegen betragen. — Bei dieſen Worten beugte ſie mit zierlicher Anmuth das Knie vor dem freundlichen Herzoge, und ging ihres Weges auf das Feld hinaus, derweil ſich der Herzog in die Stadt Gloceſter begab.

Daſelbſt angelangt, bewirthete er ſeine Wärter beſtens und ging ſie um die Erlaubniß an, dem alten Gray einen Beſuch zu machen. Wir haben Beide Einiges mit einander zu beſprechen, ſagte er, und ich verpfände euch mein fürſtliches Wort, daß ich, ſo wahr als ich ein Ritter und Edelmann bin, in euern Gewahrſam wiederkehre. — Die Wärter willigten in ſein Verlangen ein, und der Herzog ging zu dem alten Gray, den er auf das Feld begleitete, wo derſelbe nach ſeinen Arbeitern ſehen wollte. Mittlerweile nun der alte Gray mit dem und jenem beſchäftigt war, nahm der Herzog die Gelegenheit wahr, mit Margarethen zu ſprechen, die durch ſeine Briefe von ſeinen Geſinnungen ſchon voraus unterrichtet war, und die Abſicht ſeines Kommens leicht errieth. Schönes Mädchen, ſagte er, ich habe dir ſchon vor langer Zeit in meinen Briefen meine Liebe erklärt; ſprich alſo, wäre es nicht beſſer, eine Herzogin, als eine Sklavin zu ſein? beſſer eine vornehme Dame, als geringe Magd? Mit mir würdeſt du deine Tage in Freuden verleben, hier ſchleppſt du ſie im Elend hin. Durch meine Liebe ſollſt du zu Anſehn und Reichthum gelangen: jetzt biſt du arm und bettelhaft. Ich würde dir alle möglichen Ergötzungen bereiten, und du ſollteſt haben, was dein Herz irgend wünſchte; mache dich drum glücklich, da es in deinem freien Willen ſteht, es zu werden, und willige in meinen Antrag ein. — Herr, entgegnete ſie: ich geſtehe, eure Liebe verdient eines Weibes Gunſt, und eure Güte eine treue Freundin, die nur Ein Herz und Eine Seele mit euch wäre; aber es würde nicht gut ſein, wenn ſich die Turteltaube mit dem Adler verbände;

denn, wie rein auch ihre Liebe wäre, ihre Schwingen trügen ſie doch nicht hoch genug. Derweil Thales nach den Sternen emporſchaute, ſtolperte er in eine Grube. Wer unbedachtſam klimmt, fällt plötzlich. Wozu hilft eine hohe Würde im Unglück? Sie lindert weder des Herzens Kummer, noch erleichtert ſie das Ungemach des Körpers. Was iſt Reichthum und Wohlſtand anders als eine Lockſpeiſe des Schickſals, die Menſchen in Gefahr zu ziehen? Nur dazu dienend, ſie ihrer ſelbſt uneingedenk zu machen? Und wenn ihr anführt, Armuth verhindere des Herzens Wohlſein, ſo behaupte ich das Gegentheil, wohl wiſſend, daß der grobe Kittel größere Sicherheit und Ruhe gewähre, als der königliche Mantel. Es iſt in Wahrheit Niemand auf der Welt arm, als wer ſich für arm hält. Wer mit Zufriedenheit begabt, iſt reich, wenn er auch gar nichts beſitzt; wer ſich dagegen im Beſitze von Schätzen befindet, ohne zufrieden zu ſein, iſt höchſt elend und unglückſelig. Weil ich alſo, mein edler Herzog, dafür halte, daß mein Leben auch ſelbſt eurer leiſeſten Gunſt unwerth ſei, ſo muß ich wohl wünſchen, daß ihr eure Liebe an ein Weib eures Gleichen verſchenkt, und mich in Frieden bei meinem Rechen und meiner Heugabel laßt, die mir meinen Unterhalt verſchaffen. — Bedenke, ſchöne Margareth! ſprach der Herzog, daß es in keines Menſchen Macht ſteht, ſeine Liebe, die das Werk einer hohen Gottheit iſt, wie es ihn gelüſtet, zu vergeben. Im Meere wurde niemals ein Vogel geſehen, treue Liebe niemals in einem unbeſtändigen Gemüthe. Die Leidenſchaft meines Herzens ſoll niemals enden, denn ihre Natur iſt gleich der des Steines Abiſton, deſſen Feuer ſich nimmermehr abkühlt. Darum, ſüßes Mädchen, enthalte mir nicht beharrlich vor, was du mir lieber huldvoll gewähren ſollteſt. — Schöner Herr! ſagte ſie, bedenket, welch ein großes Unheil eine unbeſonnene Ehe ſtiften kann, in welche Gefahren eines Königs Zorn bringt. Eine Vermählung meiner Unwürdigkeit mit eurem Königthume würde vielleicht eure Freiheit verzögern und mein Leben gefährden, und alsdann führt euch zu Gemüthe, wie wenig ihr euch alſo eurer Liebſten, oder ich mich meines ehelichen Gemahls erfreuen könnte. — Der Herzog antwortete ihr hierauf: wenn ſie nur einwillige, ſo ſolle ſie keine Gefahr zu fürchten haben. Der Donner, ſprach er, wird durch Läuten der Glocken hinweggetrieben, des Löwen Wuth durch Wehrloſigkeit gedämpft, um wieviel mehr nicht eines Bruders Zorn durch eines Bruders Bitten. Er hat von mir manche Gunſt erlangt, und deren noch keine einzige mir vergolten, wem iſt es überdies unbekannt, daß die fürſtliche Krone, welche ſein Haupt ſchmückt, mein Recht iſt? und dennoch mag er ſich all ihrer Vortheile immerhin erfreuen, wenn er nur mein Wohlwollen erwiedern will. Sollte er dies aber nicht thun, ſo würde ich jenen Menſchen gleich werden, die, von dem Baume Lotos eſſend, das Land vergeſſen, wo ſie geboren wurden, und ſo ſollte dieſer Himmel nicht länger mein Haupt bedecken, und ich würde mit dir in ein fremdes Land entweichen, in deiner Geſellſchaft zufriedener mit einem Ei, als ohne dich mit allen Leckerbiſſen Englands. — Wie das Mädchen, um das er ſich ſchon ſo lange mit vielen anderen Worten beworben hatte, dies hörte, willigte ſie endlich in ſeine Wünſche ein, und überließ ihm ihr Herz mit ihrer Hand. Er ſchied von ihr mit dem Verſprechen, ihr von Cardiffe-Caſtle aus Nachricht zu geben, welchen Entſchluß er faſſen würde, nahm Abſchied von dem alten Gray und ging zu ſeinen Wärtern zurück, mit denen er darauf wieder nach ſeinem Schloſſe eilte.

In Cardiffe-Caſtle beſchäftigte er ſich nunmehr in ſeinem Gemüthe mit nichts anderem, als darüber nachzuſinnen, wie er ſeine Wärter hintergehen, und die ſchöne Margarethe, deren Liebe er erworben hatte, entführen möchte. Als er endlich völlig entſchloſſen war, was er thun ſolle, ſendete er ihr einen Brief zu und erſuchte ſie darin, ſich vorzubereiten, zu einer gewiſſen Zeit in dem Walde zwiſchen Cardiffe und Gloceſter mit ihm zuſammen zu treffen.

Die Jungfrau hatte ſeine Botſchaft, ihrer Herrſchaft unbewußt, insgeheim empfangen, und machte ſich dann eines Morgens nach dem bezeichneten Orte, wo ihr Geliebter ſie aufſuchen wollte, auf den Weg. Derweil ſie da auf die Ankunft ihres Gebieters harrte, der ihr überaus lange zu zögern ſchien, regte ſie ſich zu wiederholtenmalen ſo leidenſchaftlich auf, daß ſich ihr dadurch irgend ein großes Mißgeſchick anzukündigen ſchien. O, mein theuerſter Geliebter! rief ſie aus: wie ſäumig biſt du in Erfüllung deines Verſprechens! Warum ſtimmen doch deine Thaten nicht mit deinen Reden überein? Sieh! deine Worte lauteten: Komm, theure Margareth! und eile auf Cupidos Schwingen zu deinem Freunde, ſei jetzt auf deinen Füßen ſo flink wie die Kameele von Bactria, die des Tages hundert Meilen laufen, ich werde dich erwarten, und es ſoll mir darüber keine Zeit zu lange währen. Kein Land hat ſo gute Paßgänger als Oeſtreich, und ich habe deren einen für dich angeſchafft. O, mein Liebſter! ſprach ſie weiter, hier bin ich, aber wo biſt du? Warum verſäumſt du die Zeit, die ſo ungeſehen wie der Wind vorüber eilt? Ein ſpaniſcher Zelter iſt für uns nicht flüchtig genug. Ein fliegendes Pferd wäre fliehenden Liebenden tauglicher. — Und ſo warf ſie viele ſpähende Blicke auf und nieder durch die Waldſchatten, und erachtete jede Minute für eine Stunde, bis ſie ihn ſähe. Manchesmal wünſchte ſie ſich, ein Vogel zu ſein, damit ſie durch die Luft zu ihm fliegen könnte, oder ein kleines Eichhörnchen, um die Gipfel der höchſten Bäume zu erklimmen und ſein Nahen zu erforſchen. Als ſie zuletzt aber alle ihre Wünſche für eitel erkannte, beſtrebte ſie ſich, ihn bei ſich zu entſchuldigen, und ſagte: Wie unrecht iſt es von mir, meinen Freund alſo zu tadeln! Ach! Menſchen, die ihrer Freiheit ermangeln, kommen wann ſie können, nicht wann ſie wollen. Arme Gefangene können nicht thun was ſie möchten; warum bin ich drum ſo vorſchnell? Ich will mich eine Weile niederlegen, und meine unruhigen Gedanken durch einen ruhigen Schlaf beſchwichtigen. Es heißt ja: eine Henne brütet keine Schlangen aus: alſo ernähren Englands Forſten auch keine Bären und Löwen, und ich darf mich ungefährdet der Ruhe überlaſſen. —

Derweil nun die ſchöne Margarethe ſich einem ſüßen Schlummer ergab, hatte Herzog Robert ſeinerſeits die Erlaubniß des Königs, zu jagen, an dieſem Tage benutzt; ſich aber flüchtig von der Jagd entfernt, die Hunde dem Hirſche, und die auf ihr Vergnügen erpichten Jäger ihren Hörnern überlaſſen, und langte, gleichwie ſein Roß in Schweiß gebadet, an dem beſtimmten Orte an. Seine Geliebte allda entſchlafen findend, erweckte er ſie mit einem Kuß und ſagte: Erhebe dich, ſchöne Margareth, es naht die Zeit, da du eine Königin werden ſollſt; — ſetzte ſie zu ſich auf ſein Pferd und jagte mit ihr von dannen.

Sobald die Wärter ſahen, daß ſie ihn verloren hatten, und daß er beim Erlegen des Wildes nicht zugegen war, geriethen ſie deshalb in einen ſolchen Aufruhr, daß ſie ſich einander beinahe umgebracht hätten. Es war deine Schuld, ſprach der eine, daß er uns entkommen iſt; du hatteſt auf dein Vergnügen mehr als auf deinen Gefangenen acht, und nun ſind wir alleſammt verloren. — Der Andere ſagte eben ſo zu ihm: ich habe gemeint, du ſeiſt ihm auf der Jagd gefolgt. —

Am Ende ließen ſie jedoch von dem Streite ab, und einer eilte zum Könige, indeſſen die übrigen nach allen Seiten hin den Herzog verfolgten, der, nachdem er ſein Pferd todtgeritten hatte, mit der ſchönen Margarethe unglücklicherweiſe eine Strecke zu Fuß wandern mußte, ehe er zu der nächſten Stadt kommen und ſich allda ein friſches Pferd kaufen konnte. Als er am Ende wahrnahm, daß ſeine Wärter nahe daran waren, ihn einzufangen, bat er Margarethen, allein weiter zu flüchten, damit ſie ſich doch ihrer Gewalt entzöge. Sie erwiederte aber im entgegengeſetzten Sinne, ſie wolle mit ihm leben und ſterben, und er zog dann ſein Schwert und ſagte, er wolle ſeine Freiheit lieber mit ſeinem Leben erkaufen, als ſich wieder gefangen geben, worauf ſich zwiſchen ihm und ſeinen andringenden Verfolgern ein hitziges Gefecht entſpann, in dem der Herzog zweie von ihnen tödtete. Freilich war er ſelbſt auch ſchwer verwundet worden, und ſank am Ende zu Boden, von dem ſtarken Blutverluſte erſchöpft, und unfähig, ſich länger aufrecht zu erhalten, wodann der gute Herzog mit ſeinem ſchönen Mädchen gefangen genommen und in ſicheren Gewahrſam gebracht ward.

Mittlerweile hatte Grays Weib ihre Magd vermißt, und brach, da ſie ſah, daß ſie ganz fort war, gegen ihre Nachbarn in laute Klagen um ſie aus, denn ſie liebte ſie ſo zärtlich wie ein Kind, das ſie in ihrem eignen Schooße getragen hatte. O Margareth! ſprach ſie: aus welchem Grunde haſt du mich verlaſſen? Mißfiel dir irgend etwas, warum ſagteſt du mir es nicht? War dir dein Lohn zu gering, ſo hätte ich ihn erhöht. Waren dir deine Kleider zu ſchlicht, ſo hätteſt du beſſere haben ſollen. War dir deine Arbeit zu viel, ſo würde ich ſie dir erleichtert haben. Lebe wohl, meine ſüße Grethe, du beſte Maid von Allen, die jemals dienten. Deines Namens kann ich viele wieder erhalten, aber deiner

Art und Güte keine. Dein Eifer war ſo groß, daß ich die Sorge für mein ganzes Hausweſen in deine Hände legte und mich ihrer enthob, die mich nun wieder ſchwer beläſtigen wird. Dahier hat ſie mir die Schlüſſel an meinen Schränken gelaſſen; aber mein Troſt iſt mir mit ihrer Gegenwart benommen. Jedes freundliche Wort, das ſie zu ſprechen pflegte, wird mir jetzt wieder erinnerlich; ihr gefälliges Betragen werde ich nimmer vergeſſen, mit was für ſanften und beſcheidenen Mienen wußte ſie meinem übereilten Weſen zu begegnen! Ich bereue von Herzen, ihr jemals ein böſes Wort geſagt zu haben. O Gretchen! wärſt du wieder hier, ich wollte dich nie mehr ſchelten. Aber ich war einer ſolchen Dienerin nicht werth. Was wird nun aus mir werden, wenn ich einmal erkranke, da ſie nicht mehr da iſt, die jederzeit mein Apotheker, wie mein Arzt war. — Nun, ſagten ihre Nachbarn, dagegen iſt freilich nichts zu thun, als Geduld zu faſſen. Ihr werdet ſchon wieder einmal von ihr hören, daran zweifelt nicht; bedenkt nur, daß, wie gut ſie auch war, ihr doch eine eben ſo gute Magd wiederfinden könnt, und nehmt es euch darum nicht allzuſehr zu Herzen. — O, Nachbarn! ſcheltet mich nicht, daß ich beklage, ein ſo großes Kleinod verloren zu haben, denn ich bin überzeugt, daß in einem Menſchenleben ſeines Gleichen nicht wieder zu finden iſt. Ich betheure, daß ich um ganz England rund herum barfuß wandern will, ſie aufzuſuchen. O! mein Gretchen iſt mir ſicherlich geſtohlen worden, ſonſt würde ſie mir nicht entwichen ſein. — Ihr Hausherr ſeinerſeits grämte ſich nicht weniger um ſie, und ließ Tag und Nacht nicht ab, nach ihr das Land zu durchreiten, wiewohl die arme Seele nirgends gefunden werden konnte, da ſie feſt eingekerkert war.

Als der König von ſeines Bruders Flucht hörte, war er hocherzürnt, und gab, ſobald man ihn wieder eingebracht hatte, den ſtrengen Befehl, ihm beide Augen auszuſtechen, und ihn bis zu ſeinem Sterbetage im Kerker zu halten. Auch verordnete er, die Jungfrau ſolle das Leben verlieren, weil ſie das Verbrechen begangen, ihn zu lieben.

Die Sache wurde in ganz England ruchtbar, und kam auch am Ende dem alten Gray und ſeiner Hausfrau zu Ohren. Sobald denn dieſe letztere die Ueberzeugung gewann, daß Margarethe mit verhaftet ſei, den Tod zu erleiden, ruhte ſie nicht eher, bis ſie an den Hof kam, wo ſie dem Könige zu Füßen fiel und ihn unter vielen Thränen beſchwor, des Mädchens Leben zu ſchonen. Höchſt königlicher König! ſprach ſie, o, bedenkt, daß der Herzog, euer Bruder, fähig war, mit ſeiner Liebe jedwedes Weib zu verführen; geſchweige ein einfältiges Ding. Wenn er ihm verſprach, es zu heirathen und es zu einer Dame, einer Herzogin oder Königin zu machen, wie hätte es denn der Verſuchung widerſtehen ſollen, mit einemmale einen fürſtlichen Gemahl und ſo hohen Stand zu gewinnen? Wird der Liebe ſchon mit Tod vergolten, was ſoll dann dem Haſſe zu Theil werden? Ich bin in meinem Herzen überzeugt, daß meine arme Margarethe, hätte ſie ſich gedacht, ſich euer Hoheit Unwillen zuzuziehen, ſeine Liebe gewiß nicht ſo theuer erkauft haben würde. Hätte euer Gnaden es dem Volke bekannt gemacht, daß es einem Mädchen unerlaubt ſei, des Herzogs, eures Bruders, Frau zu werden, wer würde ſich ſo etwas unterſtanden haben? Hätte ſie vorſätzlich euer Gnaden Gebote übertreten, ſo würde ſie den Tod verdient haben; angeſehen aber, daß ſie unwiſſentlich geſündigt hat, erſuche ich euch, den Urtheilsſpruch zu widerrufen, und mir auch fernerhin die Freude an meiner Magd zu laſſen, denn ich werde nicht eher von meinen Knieen aufſtehen, bis eure Majeſtät mir meine Bitte gewährt hat. —

Der König war von Natur huldreich, und erbarmte ſich drum des Weibes, da er ihre reichlichen Thränen ſah, indem er in ihre Bitte willigte. Sobald ſie ihre Abſicht erreicht hatte, eilte ſie möglichſt ſchnell nach Hauſe, und machte ſich von dannen ſogleich mit ihrem Ehegatten nach Cardiffe-Caſtle auf den Weg, wo ſie eben in dem Augenblicke anlangten, als die Jungfrau zum Tode abgeführt ward. Margarethe that dieſen Gang in der freudigſten Stimmung und ſagte: Diejenigen wären des Namens treuer Liebenden nicht würdig, die nicht willig für ihre Liebe ſtürben. Und alſo zeigte ſie ein ſo lächelndes Angeſicht, als ob ſie Apium Risus genoſſen hätte, an dem ein Menſch durch Lachen umkömmt. Sobald Mutter Gray ſie ſah, ſiel ſie ihr um den Hals, umarmte ſie unter vielen Küſſen und ſagte: Du ſollſt nicht ſterben, mein Kind, geh mit mir nach Hauſe, ſieh hier Brief und Siegel des Königs, die dich befreien. — Damit händigte ſie dem Gouverneur des Schloſſes das königliche Schreiben ein, und er überlas es und fand die folgenden Worte: Wir ſchenken der Magd das Leben und geſtehen ihr die Freiheit zu; entlaſſet ihr ſie aber nicht eher, als bis ſie mit angeſehen hat, wie man ihrem Liebhaber die Augen ausſticht. Dieſe Strafe ſollt ihr in der Weiſe vollziehen, daß er zwar das Geſicht verliert, ſeine Augen aber äußerlich unverändert bleiben. Zu dieſem Behufe habe ich euch den Doctor Piero zugeſandt, der das Urtheil vollſtrecken mag. — Nachdem der Befehlshaber des Schloſſes dieſen königlichen Brief geleſen hatte, ſagte er zu der Jungfrau: Des Königs Majeſtät hat dir Leben und Freiheit zugeſtanden, aber du darfſt nicht eher von hinnen, als bis du zugeſehen haſt, daß man deinem Liebhaber die Augen ausſticht. — O, Herr! erwiederte ſie: vergreift euch nicht, es ſind meine, nicht des Herzogs Augen, die ausgeſtochen werden ſollen, denn da er ſein Verbrechen um meinetwillen beging, ſo bin ich ſchuldig und habe die

Strafe zu erdulden. — Das Gebot des Königs muß vollzogen werden, ſagte der Gouverneur, und ſomit wurde Herzog Robert weiter geführt, der, als er hörte, daß er ſeine Augen verlieren ſollte, alſo ſprach: Ein edles Gemüth wird niemals von Kummer niedergebeugt, oder von Unglück überwältigt, denn ſo wie der Hirſch ſein Alter verjüngt, indem er die Schlange ißt, ſo verlängert ein Mann ſein Leben, indem er ſeinen Gram verzehrt. Meine Augen haben den König beleidigt, darum werden ſie geſtraft, mein Herz hat einen eben ſo großen Fehler begangen, warum wird es nicht getödtet? —

Des Königs Majeſtät, ſagte der Gouverneur, ſpart euer Leben aus purer Liebe auf, und begnügt ſich damit, durch Blendung eurer Augen, dem Geſetze gemäß zu thun. Darum nehmt dieſe Strafe dankbar hin und bedenkt, daß ihr eine größere verdient habt, als man über euch verhängt. —

Indem ſtieß Margarethe einen Schrei aus und ſagte: O, mein theurer Geliebter! höchſt edler Fürſt! wohl mögt ihr wünſchen, daß ich niemals geboren wäre, da ihr nur deswegen eure Augen verliert, weil ihr mich geſehen habt. Wie glücklich würde ich mich ſchätzen, wenn es dem König gefiele, mein Leben für eure Augen hinzunehmen, oder mich wenigſtens eben ſo zu beſtrafen, da ich eben ſo ſündigte. Erlitteſt du dieſen Schmerz nur um einer Königin oder hohen Fürſtin willen, ſo möchte er dir leichter zu ertragen ſein; aber daß ihn meines Gleichen über dich bringt, muß ihn dir dreifach erhöhen. — Gib dich zufrieden, ſchöne Margareth, ſagte der Herzog, der Tugend gebührt Ehre, nicht Schätze, denn Ruhm, Ehren, Adel und Reichthum ohne Tugend, ſind blos Deckmäntel der Bosheit. Doch laß mich von deiner Schönheit Abſchied nehmen, denn ich ſehe dein Antlitz nicht wieder. Desungeachtet gebe ich meine Augen gern hin, da ich ſie ſolcher Schönheit ohne Gleichen halb verliere. Nun, ſchöner Himmel, lebe wohl! Sonne, Mond und Sterne werde ich in dieſer Welt nicht wieder ſehen; lebe auch du wohl, fruchtbare Erde: wohl mag ich dich noch fühlen, aber dieſen armen Fenſtern meines Leibes iſt es nicht länger geſtattet, dich zu ſchauen; und wiewohl du, Welt, mir immerdar feindlich geweſen biſt, ſo will ich doch auch dir ein Lebewohl ſagen. Fahret wohl, ihr meine Freunde alle! So lange ich noch auf dieſer Welt lebe, muß ich mir einbilden, ich ſchliefe. Ich wache auf, wann ich in den Himmel komme, wo ich euch alle wieder zu ſehen hoffe. Hätte es dem Könige wohlgefallen, ſo würde ich freilich mein Leben lieber als meine Augen eingebüßt haben. Denn warum? das Leben, was iſt es anders als eine Blume, eine Waſſerblaſe, eine Spanne lang und voller Elend So geringen Werth hat das Leben, daß jeder Soldat es für ſechs Pfennige verkaufen wird. Glaubt mir nur, ich verabſcheue das Leben jetzt ärger als eine Ziege Baſilienkraut. — Währenddeſſen richtete der Doctor ſein Werkzeug vor, und als er bereit war, es an des Herzogs Augen zu ſetzen, ſprach dieſer wieder: O, ſteht noch einen Augenblick damit an, Meiſter Doctor, bis ich meiner Liebſten Angeſicht in mein Herz eingeprägt habe. Komm hierher, du Süße, und laß mich dir meinen letzten Kuß geben, ſo lange noch meine Augen mich zu deinen Kirſchenlippen führen. — Sie dann in ſeine Arme ſchließend, fuhr er fort: O, daß ich dir einen zwanzig Jahre langen Kuß geben, und meine gierigen Augen bis dahin mit deinem Anblicke ſättigen könnte! Doch beruhigt es mich einigermaßen, daß du bei meiner Beſtrafung zugegen biſt, und daß ich dich bei der Hand halten kann, um mein Herz über den jählingen Stich in mein Auge zu tröſten. —

Nachdem er dies geſprochen hatte, that der Doctor ſeine

Pflicht, und ſtach ihm die kryſtallene Sehkraft aus. Herzog Robert ſprang darauf raſch zurück und ſagte mit höchſt männlichem Muthe: Ich muß es Seiner Majeſtät Dank wiſſen, daß er mir doch meine Augen läßt, obwohl er mich der Sehkraft beraubt, auf daß ich meine Sünden beweinen kann. — Sobald aber Margarethe die That ſah, fiel ſie in Ohnmacht nieder, und ihre Hausfrau hatte genug zu thun, ſie ins Leben zurück zu bringen. Der Herzog, als er es hörte, fühlte darüber unendliches Weh, und tappte mit blutenden Augen nach ihr, indem er ſagte: O, was iſt meiner Liebe? Um Gottes willen, ſorgt für ſie. Ich bitte euch herzlichſt, Mutter Gray, laßt ihr um meinetwillen die Gunſt widerfahren und behandelt ſie gütig. — Hiernächſt geleiteten ſeine Wärter ihn in das Schloß zurück, und auch Margarethe wurde, äußerſt hinfällig und krank, fortgebracht, wobei ihre Herrin auf das zärtlichſte für ſie ſorgte und es ihr an nichts fehlen ließ. Sobald ſie ſich wieder etwas erholt hatte, ſetzte Mutter Gray ſie auf ein Pferd, und als ſie in Gloceſter ankam, freute man ſich da nicht wenig.

Seit ihrer Wiederkehr ſah die ſchöne Margarethe den hellen Tag nicht mehr anders als mit weinenden Augen an. Ja, ſo groß war ihr Gram um den Verluſt ihres getreuen Liebhabers, des Herzogs Robert, daß ſie alle Freuden dieſes Lebens durchaus verſchmähte, und ſich endlich ſolchergeſtalt gegen ihre Herrſchaft erklärte: O mein guter Herr und meine gute Herrin, zu lange Zeit habe ich mein Herkommen vor euch verheimlicht, die ich von einem widerwärtigen Geſchicke bis in mein Verderben verfolgt werde. Ich bin die beklagenswerthe Tochter des unglücklichen Grafen von Shrewsbury, ſeit deſſen Verbannung nur von Unfällen heimgeſucht, und ich erſuche euch deswegen, meine liebe Herrſchaft, mir mit eurem guten Willen dazu behülflich zu ſein, daß ich den

Ueberreſt meines Lebens in irgend einem heiligen Kloſter zubringen kann. —

Als Gray und ſeine Frau dies hörten, wunderten ſie ſich höchlich, ſowohl über ihre Geburt, als auch über ihr ſeltſames Verlangen. Die Hausfrau wußte darauf nicht, wie ſie ſie nennen ſollte, ob Jungfrau oder Madam, und ſagte nur: O, guter Gott! biſt du eine Lady und ich weiß es nicht? Es iſt mir leid, daß ich es nicht vorher wußte. — Als nun aber die Leute im Hauſe hörten, daß Margarethe ein Lady war, da gab es kein geringes Aufſehen. Mutter Gray meinte überdies, ſie habe daran gedacht, zwiſchen ihr und ihrem Sohne eine Ehe zu ſtiften, und ſuchte ſie durch Mancherlei abzuhalten, eine Nonne zu werden, indem ſie zu ihr ſagte: Was, Margarethe! du biſt jung und ſchön, die Welt, zweifle nicht, bereitet dir ein beſſeres Schickſal vor, demzufolge du eine ehrſame Nachkommenſchaft hinter dir laſſen magſt, in der du nach deinem Tode fortlebſt. —

Dieſe und andere Gründe brachte ſie gegen ſie auf, aber vergebens; Margarethe gab zur Antwort: Wer weiß nicht, daß dieſer Welt Freuden eine Stunde, ihr Kummer aber viele Tage währt, da ſie immerdar gibt, was ſie verſpricht, das iſt: unabläſſige Angſt und Unruhe des Gemüths. Glaubt ihr, daß ich mich beſſer als an meinen Herrn Jeſus vermählen könnte, und wenn ich auch die Wahl unter den mächtigſten Fürſten der Chriſtenheit und ihren Anträgen hätte? Nein, nein, er iſt mein Bräutigam, dem ich mit Leib und Seele zu eigen bin, indem ich ihm mein Herz, meine Liebe und meine ganze Zuneigung ergebe. Ich habe dieſe armſelige Welt über lange geliebt, darum bitte ich euch, rathet mir nicht ferner ab. —

Da ihre Freunde ſonach durch nichts ihren Entſchluß wanken machen konnten, ſo trug man die Sache dem Könige vor, der zu der Zeit, da ſie in das Kloſter aufgenommen werden ſollte, mit einem großen Theile ſeines Adels nach Gloceſter kam, um die Handlung mit ſeiner fürſtlichen Gegenwart zu ehren.

Sobald dann alle Vorbereitungen getroffen waren, wurde die junge Lady auf eine fürſtliche Weiſe in ein langes Gewand von purem weißem Atlas gekleidet, mit einem Mieder von demſelben Stoffe, und mit reicher Goldſtickerei an den Säumen; ihr Haupt war mit Gold, Perlen und Edelſteinen geſchmückt, ihr Haar hing ihr wie glänzende Goldfaden, gleich einer fürſtlichen Braut, hinten nieder; um ihren elfenbeinernen Hals reihten ſich Juwelen von unſchätzbarem Werthe, und um ihre Handgelenke wanden ſich Armſpangen mit hellſtrahlenden Diamanten.

Die Straßen, durch welche ſie ziehen ſollte, waren zierlichſt mit grünen Eichenzweigen beſtreut. Dann trat die junge Lady, einem himmliſchen Engel ähnlich, aus dem Hauſe ihres Herrn heraus, und zu gleicher Zeit begannen alle Glocken von Glоceſter ihr feierliches Geläute. Sie wurde auf der einen Seite von des Königs Majeſtät geführt, mit ſeinem königlichen Mantel angethan und mit ſeiner kaiſerlichen Krone auf dem Haupte, auf der anderen von dem vornehmſten Biſchofe, in ſeinem Prieſterrocke von Goldſtoff, und mit ſeiner Inſul geziert. Ueber ihrem Haupte wurde ein Prachthimmel von weißer Seide, mit koſtbaren Krepinen beſetzt, getragen; vor ihr her ſchritten wohl hundert ſingende Prieſter, und hinter ihr drein die vornehmſten Damen des Landes, denen alle Frauen und Mädchen von Gloceſter folgten; zu beiden Seiten des Weges, den ſie nahm, ſtand eine ungeheure Menge Zuſchauer gedrängt beiſammen.

Alſo gelangte ſie bis zu der Kathedrale, von wannen ſie zu dem Kloſterthore geleitet wurde. Die Aebtiſſin empfing ſie. Das ſchöne Mädchen kniete nieder, verrichtete Angeſichts alles Volkes ihr Gebet, löſte dann mit eignen Händen ihr bräutliches Gewand, legte es ab und reichte es den Armen dar, was ſie auch alſo mit ihrem Mieder, ihren Juwelen, Armſpangen und Ringen that, und ſprach dazu die Worte: Lebe wohl, du Stolz und Eitelkeit dieſer Welt! — Die Zierden ihres Hauptes waren das nächſte, was ſie weggab, und darauf wurde ſie abſeits geführt, wo man ſie völlig entkleidete, und ihr anſtatt ihres Hemdes von weicher Seide, ein grobes härenes anzog. Dann kam einer mit einer Scheere, ſchnitt ihre goldenen Locken ab, und beſtreute ihr Haupt und Antlitz mit Staub und Aſche. So wie dies geſchehen war, wurde ſie noch einmal barfuß dem Volke vorgeführt, zu dem ſie ſagte: Nun lebe wohl, Welt, lebt wohl, ihr Freuden des Lebens, lebe wohl, mein königlicher Herr, und lebe du wohl, meine ſüße Liebe zu dem Herzoge. Nun ſollen meine Augen meine ehemaligen Vergehungen beweinen, und meine Zunge ſoll nicht eitle Dinge mehr ſprechen. Lebt auch ihr, meine lieben Dienſtherren und ihr guten Leute alle, wohl! — Nach dieſen Worten verſchwand ſie und wurde nimmer wieder geſehen.

Als Herzog Robert von ihr hörte, wünſchte er, daß bei ſeinem Tode ſein Leichnam in Gloceſter begraben würde, in der Stadt, ſagte er, wo meine klaren Augen zuerſt die himmliſche Schönheit meiner Liebe erblickten, und wo ſie um meinetwillen die Welt verließ. — Sein Wunſch wurde erfüllt. Der alte Gray ſtarb mit der Zeit, unermeßlich reich, und vermachte dem Kloſter, das Margarethen aufgenommen, vieles Land.

XIV.

Ueber Blutsverwandtſchaft Liebe!

Der Sturm heulte und tobte ſo ungeheuer, daß Gebäude und Gewächſe vor ſeiner ungebändigten Gewalt erzitterten, jene in der Erwartung, alsbald von ihm in Trümmer gelegt, dieſe, als Siegeszeichen entführt zu werden. Der Himmel ließ in dem düſteren Umkreiſe der Nacht ſeine leuchtenden Geſtirne nicht hervorſcheinen, vielmehr hielten ſchwere dicke Wolken ſeine Klarheit umzogen, und die zahlreichen Wirbelwinde, die ſich erhoben, die grauſigen Blitze und das darauf erfolgende dumpfe Rollen des Donners drohten mit einem nahen Unwetter von Regengüſſen, wo nicht gar mit Schloßen und Hagelſchlag.

In dieſer ſchreckenvollen Julinacht befand ſich ein vornehmer aragoniſcher Edelmann, Namens Don Carlos, auf einer ſehr eiligen Reiſe von Madrid nach ſeinem Vaterlande. Er hatte keinen ſeiner vielen Diener bei ſich, denn die außerordentliche Haſt, mit der er die Reſidenz verlaſſen, hatte ihm nicht geſtattet, für ſeine Bequemlichkeit in dieſer Art Sorge zu tragen; vielmehr hatte er ſich nur einem flüchtigen Klepper anvertraut, der ihn, wie er hoffte, in angeſtrengten

Tagereiſen bald über die aragoniſche Grenze tragen ſollte. Wie nun die Nacht immer unwirthlicher wurde, und die Wolken eben begannen, ihrem Schooße den gefürchteten Inhalt entſtrömen zu laſſen, ſo ſah der nächtliche Reiſende ſich nach einem Schutze gegen dieſe Unbilden der Witterung um, und unterſchied bei dem Leuchten der Blitze unfern von ſich an dem Ufer des klaren Henares ein Gebäude, auf deſſen Eingang er zueilte. Als er ſich davor befand, erkannte er, daß es ein Landhaus mit einem Frucht- und Luſtgarten war. Er ſtieg vor dem Thore ab, und trat unter das kleine darüber angebrachte Schutzdach, um abzuwarten, bis die erſte Heftigkeit des Sturmes ſich gebrochen haben werde. Er lehnte ſich dabei an die Thüre an; kaum hatte aber die Schwere ſeines Körpers darauf getroffen, ſo gab ſie nach, und hätte ihn beinahe rückwärts in die Hausflur fallen laſſen.

Mitternacht war vorüber, wie Don Carlos an einer kleinen Sackuhr ſah, die er bei ſich führte. Er verwunderte ſich alſo über die Sorgloſigkeit, der gemäß man zu ſo ſpäter Stunde noch das Haus nicht verſchloſſen, band ſein Pferd an den Thürklopfer feſt, und nahm ſich vor, mit ſeinen beiden Piſtolen bewaffnet, hineinzugehen. Der erſte Raum, den er betrat, war, wie ihn das Flammen der Blitze erkennen ließ, eine mit Fließen belegte Gallerie. Von dannen gelangte er in einen geräumigen Saal, in deſſen Mitte eine kugelförmige Lampe brannte, und deſſen Wände mit werthvollen Gemälden ausgeſchmückt waren, unter denen in bunter Seide geſtickte Sammetſtühle ſtanden. Aus dem Saale kam er in ein mit koſtbaren Tapeten ausgehangenes Zimmer, das von ſeiner Lampe mit erhellt wurde, und auf deſſen einer Seite ſich eine, mit vielen Polſtern belegte Eſtrade befand. Nahe bei dieſer am Eingange eines Schlafzimmers ſtand ein ſilberner Tiſch mit einer Lampe von demſelben Metall, die das Schlafgemach erhellte, und in dieſem nahm er ein Bett wahr, das ſilberfarbene ſteinerne Säulchen mit goldenen Schnörkeln, und Vorhänge von weißen, mit goldenen Streifen durchwirkten Schleiern hatte, und worüber eine indiſche, mit Pitogarn geſtickte Bettdecke ausgebreitet war. In dem Bette ſelbſt lag ſchlummernd ein Wunder von Schönheit und ein Inbegriff aller Vollkommenheit: eine junge Dame von etwa zwanzig Jahren. Um der Wärme der Jahreszeit willen, lagen ihre ſchönen Brüſte blos, zwei blendend weißen Schneeballen ähnlich. Ihren ſchlanken Hals und ihre Handgelenke ſchmückten drei Schnuren großer Perlen, die mit feurigen, ihre Schönheit hebenden Rubinen zuſammengefaßt waren. Ihr reiches Haar floß entfeſſelt über ein geſticktes Kiſſen von feinem weißem holländiſchen Linnen hin, und da ſie ſo ruhig ſchlief, unerweckt von dem lauten Toſen des Gewitters, ſo ſchien ſie von den Banden einer ungewöhnlichen Müdigkeit befangen zu ſein. Dicht bei dem Bette ſah Don Carlos die zierlichen Gewande ihres reizenden Körpers liegen, den er mit ſo angeſtrengter Aufmerkſamkeit betrachtete. Auf einem anderen ſilbernen Tiſchchen, am Kopfende des Bettes, lag eine Decke von grünem Taffet, mit Silber durchnäht und mit ſilbernen Franſen beſetzt. Er hob ſie, dem Schlummer der ſchönen Frau vertrauend, auf, und gewahrte darunter zwei Unterkleider, das eine vom feinſten Cambray mit flandriſchen Spitzen, das andere von rothem, mit ſilbernen Blumen durchwirktem, wollenem Stoff, das auch ſilberne Franſen zierten. Strümpfe, Schuhe und Strumpfbänder, die dabei lagen, entſprachen an Pracht und Nettigkeit allem Uebrigen, und zu unterſt kam ein Kleid von ſchwerem ſchwarz ſeidnem Zeuge, mit Taffet gefüttert, zum Vorſchein, aus dem Don Carlos abnahm, daß die Schöne entweder Trauer trug, oder eine Wittwe war. Er ging wieder in das Zimmer, um zu überlegen, was er thun ſolle: denn einerſeits fühlte er ſich von der Dame hier feſtgehalten, anderſeits mußte er für ſeine perſönliche Sicherheit beſorgt ſein, da er fürchtete, von Madrid aus wegen deſſen, was er dort begangen hatte, gerichtlich verfolgt zu werden. Er ſah das Haus in tiefe Stille verſenkt, als ob Niemand darin geweſen wäre: die ſchöne Schläferin zu erwecken, hielt er für eine Unhöflichkeit; eine Unmenſchlichkeit gegen ſich ſelbſt wollte es ihn aber bedünken, etwa von dannen zu gehen, wo er ſeine Seele zurückgelaſſen hätte, und wo der Umſtand, daß er die Thüre, wahrſcheinlich in Folge der Nachläſſigkeit des Schließers, offen gefunden, ihm doch ein höchſt bedenklicher zu ſein ſchien.

In dieſer Unentſchloſſenheit blieb der ſchon verliebte Edle lange verſunken, derweil er mit der magnetiſchen Anziehungskraft der Schönheit kämpfte, von der er ſich, ohne erfahren zu haben, weſſen ſie ſei, ſelbſt auf die Gefahr hin nicht trennen konnte, ſich in bedeutendes Unglück für den Fall zu ſtürzen, daß er auf dem Wege nach Aragonien gefangen genommen würde. Endlich entſchloß er ſich jedoch, bis zum Morgen zu verweilen, ging mit leiſen Schritten wieder hinaus, um ſeinen Klepper, zu deſto größerer Sicherheit, in das Haus zu ziehen, wo er ihn in der Gallerie anband, und kehrte darauf in das Zimmer neben dem Schlafgemache zurück, in dem er ſich in einen Seſſel niederließ und in das Anſchauen der wunderbaren Schönheit der Dame vertiefte. Indeſſen hatte er, als er zum zweitenmale in das Haus gekommen, mit dem Klopfer der Thüre unverſehens einigen Lärm erregt, und damit den Schlummer der Dame geſtört, die jetzt auf einmal, wahrſcheinlich in Folge eines ſchweren Traumes, mit einem kleinen Schrecken erwachte, und als ſie in ihrem Alkoven noch Licht ſah, eine Zofe rief, daß ſie es auslöſchen ſollte. Die Zoſe mußte freilich entweder einen feſteren Schlaf als ihre Gebieterin haben, oder nicht ganz in ihrer Nähe ſein, denn ſie hörte nicht; und da ſich die Dame alſo deſſen verſah, wollte ſie eben ſelbſt die Hände nach dem Lichte ausſtrecken, es auszulöſchen, als Don Carlos, der aufgeſtanden war, ſie daran zu verhindern, daſſelbe wegnahm. Die Dame erſchrak und rief: Ach, Gott! wer iſt hier? — Erſchrecken ſie nicht, ſchöne Dame, ſagte der Edelmann: der in ihrer Nähe iſt, will ihnen nicht ſowohl das mindeſte Leid anthun, als vielmehr ihnen dienen. — Da die Dame nicht wußte, wer mit ihr ſprach, ſo rief ſie mit verſtärkter Stimme ihre Dienerin; während deſſen trat aber Don Carlos ſo nahe zu ihr, daß ſie ihn völlig ins Auge faſſen konnte, und ſagte ihr: Bringen ſie ihre Leute nicht unnöthigerweiſe in Aufruhr, ſie ſind bei mir ſo ſicher vor jeder Beleidigung, daß ich vielmehr ſchon geraume Zeit hier verweilt und ihren Schlummer bewacht habe. — Die Dame bedeckte ſich ein wenig mehr, und begann darauf den vor ihr knienden verliebten Jüngling zu betrachten, zu dem ſie ſagte: wenn ich auch von ihrer edlen Gegenwart, unbekannter Señor, keine Kränkung meiner Ehre zu befürchten habe, ſo kann ich doch nicht umhin, höchlich zu erſtaunen, ſie, den ich noch in meinem Leben nicht geſehen, jetzt ſo zur Unzeit hier wahrzunehmen, ohne zu begreifen, warum und wie ſie hereingekommen ſind. Entreißen ſie mich der peinlichen Verwirrung, in der ich mich befinde, und ſagen ſie mir, was ſie in dieſem Hauſe ſuchen und wie ihnen der Zutritt zu dieſer Stunde möglich geworden iſt? — Don Carlos bat die Dame, ſich zu beruhigen, nahm auf einem Stuhle neben ihrem Bette Platz, derweil ſie, des Anſtandes wegen, ein Kleidungsſtück überwarf, und hub an zu reden: Ich war in dieſer Nacht eben auf einer eiligen Reiſe von Madrid, das ich wohl oder übel hatte verlaſſen müſſen, nach Aragonien begriffen, als mich die Heftigkeit eines Gewitters, das bis jetzt gedauert und das ſie völlig verſchlafen haben, nöthigte, irgendwo Schutz dagegen zu ſuchen. Ich fand ihn unter dem Wetterdach ihrer Hausthüre, die nicht verſchloſſen, ſondern blos angelehnt war und ſich mir von ſelber öffnete, trat ein und gelangte bis hierher, ohne von Jemand im Hauſe gehört und etwa aufgehalten zu werden. So blieb ich eine Weile Zeuge ihres feſten Schlummers, denn nicht allein, daß es mir leid that, ſie zu erwecken, ich fand auch ſolches Wohlgefallen an der Betrachtung der Vollkommenheiten, mit denen der Himmel ſie ausſtattete, daß ich mich nicht davon losreißen konnte, und darüber all meine Freiheit verlor. — Keine Schmeicheleien, Señor, ſagte die Dame, ich wünſchte vielmehr, ſie geſtatteten mir, ein Kleid anzuziehen und meine Leute herbeizurufen, damit ſie das Haus durchſuchen. — Don Carlos gehorchte und ging in das Zimmer zurück, und die Dame zog Schuh und Strümpfe und das rothe Unterkleid an, das neben ihrem Bette lag, und trat ein, um eine Zofe zu rufen, die neben ihrem Alkoven ſchlief, die ſie aber nicht nur nicht in ihrem Bette vorfand, ſondern in deren Betreff ſie ſogar an mehreren Merkmalen erkannte, daß dieſelbe ſich in dieſer Nacht gar nicht niedergelegt hatte. Sie erſchrak darüber nicht wenig, und rief nun, wenn auch eben ſo vergeblich, zwei andere Diener ihres Hauſes bei Namen, die in einem benachbarten Zimmer ſchliefen.

Aus dem Saale führte ein Gang nach einem anderen Gemache. Die Dame ſchritt durch ihn mit einer Leuchte in der Hand und von Don Carlos begleitet, hin und rief ihre Schweſter, Doña Leonor, die es bewohnte; aber auch dieſes Zimmer befand ſich leer und das Bett noch unberührt, ſo wie es am vergangenen Morgen friſch gemacht war. Zwei darin befindliche Kleiderkaſten ſtanden offen und mehrere Gewänder lagen auf dem Boden umher verſtreut. Der Schreibtiſch war ebenfalls aufgeſchloſſen, und die herausgezogenen Schubfächer hier und dorthin geſtellt. Die junge Dame entſetzte ſich über dieſe Umſtände ſo außermaßen, daß ſie ſich nicht von der Stelle zu rühren vermochte und bewußtlos zu Boden ſank. Don Carlos eilte von dannen, um Waſſer zu holen, womit er ihr das Geſicht benetzen und ſie wieder ins Leben rufen könnte; fremd wie er im Hauſe war, fand er aber keines, und fing deshalb an, die Dienerſchaft ſo lange mit lauter Stimme zu Hülfe zu rufen, bis endlich eine Sklavin mit ihrem Sohne, der im Hauſe als Page diente, und die Beide in der Nähe der Küche ſchliefen, herbeikam. Sie erſtaunten, einen Fremden vor ſich zu erblicken, und er ſetzte ſie von dem Zuſtande in Kenntniß, in dem ſich ihre Gebieterin befand, wodann ſie Waſſer holten und mit ihm zu ihr eilten, die Don Carlos noch ohnmächtig wiederfand. Durch den ihr geleiſteten Beiſtand zu ſich zurückkommend, zerfloß ſie in Thränen. Don Carlos bat ſie, ſich wieder zu Bett zu legen, und ſie gab ſeinen Vorſtellungen deshalb endlich Gehör, indem ſie ſich von der Sklavin begleiten ließ, die ſie befragte: wie ihre Schweſter und die übrigen Dienſtboten aus dem Hauſe gekommen? — Die Sklavin wußte es nicht und konnte nur ſagen, daß Marcela, ihr Mädchen, am Abende ſehr vergnügt ihr weißes Kleid, das ſie Tages vorher gewaſchen, zurecht gemacht und ein Langes und Breites mit dem Escudero und einem anderen Diener, die ebenfalls vermißt wurden, zu verhandeln gehabt habe. Die Dame vergoß über das, was ſie hörte, reichliche Thränen, und konnte ihrem Schmerze um ſo weniger Einhalt thun, als ſie ſehen mußte, wie ein Fremder Zeuge ihrer Schande war. Sie ſagte zu ihm: Ich kann nicht anders glauben, mein Herr, als daß die jüngere, unvermählte Schweſter, die bei mir lebte, mein Haus um irgend einer heimlichen Liebe willen plötzlich verlaſſen hat; wenn ich gleich ihren Entführer durchaus nicht zu errathen vermag. Sollten ſie ſelbſt, den ich auf eine ſo unbegreifliche Weiſe vor mir erblicken muß, bei ihrer Flucht betheiligt ſein, und was ſie mir von ihrer Herkunft geſagt, nur erdichtet haben, ſo bedenken ſie, daß es in dieſem Falle das Beſte iſt, mir die Wahrheit auszuſagen, damit ich, mit dem Namen des Verführers bekannt, einen friedlicheren Weg gegen ihn einſchlage, als ich ſonſt, im Unwillen über den Raub meiner Schweſter und meiner Juwelen, verfolgen dürfte. Sie haben mit angeſehen, welche Wirkung der begangene Frevel auf mich geäußert hat; ich beſchwöre ſie alſo, ſagen ſie mir, wer ihn beging; iſt es Jemand, der meiner Schweſter an Stande gleich iſt, ſo will ich gern in ſeine Verbindung mit ihr willigen, und ihr ſo viel mitgeben, als ich vermag, ja mehr als ihr Leichtſinn verdient. — Don Carlos wäre vor Beſtürzung über die Beſchuldigung, die die betrübte Dame wider ihn vorbrachte, faſt verſtummt; jedoch faßte er ſich zu ſeiner Vertheidigung und entgegnete: Alles was ich ihnen geſagt habe, gnädige Frau, iſt der Wahrheit gemäß und wirklich alſo geſchehen; denn abgeſehen von der Unwahrſcheinlichkeit, die darin liegt, daß ich, als ein Mitſchuldiger an dem gegen ſie begangenen Unrechte, zurückgeblieben ſein ſollte, um ein Zeuge ihres Zorns zu ſein, will ich ihnen den deutlichſten Beweis meiner Unſchuld dadurch geben, daß ich meine Zeit und Perſon hiermit völlig ihnen zu Gebote ſtelle, obwohl jede Verzögerung meiner Reiſe auf das Aeußerſte mein Leben gefährdet, das ich, durch Tödtung eines Edelmanns in Madrid, vor Gericht ſo gut als verwirkt habe. — Die Dame maß dem, was Don Carlos ſagte, um ſeiner Zuverſichtlichkeit willen, Glauben bei, und ſtellte ihn wegen ihrer falſchen Anklage völlig zufrieden.

Der Tag brach an, von dem hell und lieblich tönenden Geſange der Vögel verkündigt, die in Schaaren in dem Garten verweilten, und da die Dame ſah, daß Don Carlos ſich anſchickte zu gehen, ſo erſuchte ſie ihn, eingedenk deſſen, was er ihr von der Gefährdung ſeines Lebens geſagt hatte, noch bis zur Wiederkehr der Nacht bei ihr zu verweilen. Es bedurfte nicht vielen Zuredens, um Don Carlos zu bewegen, dies zu thun, und da das Landhaus, wo er alſo noch dieſen Tag zubringen wollte, nur eine Meile von der Stadt Guadalaxara entfernt war, ſo wurde der kleine Sohn der Sklavin von der ſchönen Bewohnerin deſſelben dahin geſandt, die nöthigen Lebensmittel, diesmal beſonders zur Bewirthung ihres Gaſtes, herbeizubringen, welches Geſchäft ſonſt ein mit ihrer Schweſter davon gegangener Diener beſorgt hatte.

Die Dame war zwar, wie ſchon geſagt, äußerſt niedergeſchlagen über die Ungewißheit, in der ſie ſich wegen des Schickſals ihrer Schweſter befand; indeſſen verhinderte ihr Kummer ſie nicht, Don Carlos Vorzüge wahrzunehmen und an ſeinem edlen Aeußern, ſeinem anmuthigen Verſtande und beſcheidenen Betragen Wohlgefallen zu empfinden. Sie erwies ihm im Laufe dieſes Tages alle nur möglichen Freundlichkeiten, und beſchloß, ihre Verwandten in Guadalaxara von dem, was ſich in ihrem Hauſe zugetragen hatte, noch nicht zu benachrichtigen, damit ſie nicht etwa gleich zu ihr heraus kämen und ſich verwunderten, den Fremden bei ihr anzutreffen.

Don Carlos verſäumte nicht, in der ihm ſo knapp zugemeſſenen Zeit der ſchönen Doña Hipolita, denn ſo hieß die Dame, die Wittwe war, ſeine Liebe zu erkennen zu geben, und wiewohl ſie ihrerſeits ſeine Wünſche gar nicht ungünſtig aufnahm, ſo beantwortete ſie dieſelben doch mit der

Frage: wie er verlangen könne, daß ſie ſeine vorgebliche Neigung zu ihr erwiedere, da er ihr völlig fremd ſei und ſchon mit einem Fuße im Steigbügel ſtehe, ſich von ihr, wegen eines in Madrid begangenen Verbrechens flüchtig zu entfernen? — Don Carlos verſprach, ihr genügende Auskunft über ſich zu ertheilen, und bat ſie, ſeinen Aufenthalt bei ihr deshalb um zwei Tage verlängern zu dürfen, worein ſie mit Vergnügen willigte, weil ſie währenddeſſen genaue Erkundigungen über ihn und ſeine Verhältniſſe einzuziehen gedachte, indem ſie alſo deutlich zu verſtehen gab, daß der blinde Gott in ihrem Herzen bereits für den verliebten Don Carlos thätig war. Sie ſpeiſten darauf mit einander zu Abend, und begaben ſich Beide, derweil Doña Hipolita's Geſinde ebenfalls bei Tiſche war, in den Garten hinaus, wo ſie ſich in einer kühlen Laube zum ſitzen niederließen. Doña Hipolita nahm hier zuerſt das Wort und ſagte: Señor Don Carlos, denn er hatte ihr ſeinen Namen geſagt, ich habe ſie in dieſe Laube geführt, auf daß ſie mir, ihrem Verſprechen zufolge, ausführlich zu wiſſen thun: wer und woher ſie ſind, und was ſie eben genöthigt hat, den Hof ſo eilig zu verlaſſen, denn ob ich ſchon weiß, daß es einer Ehrenſache wegen geſchehen iſt, ſo möchte ich, inſofern ich ihre Dienſte annehmen ſoll, doch gern erfahren, wie es ſich damit recht eigentlich verhält. — Sie ſollen mich bereitwillig finden, ihnen in Allem zu gehorſamen, ſagte Don Carlos, denn wem ich meine Seele ergeben habe, der kann auch ein Mitwiſſer meiner Geheimniſſe ſein, ſogar zu einer Zeit, wo jede Eröffnung derſelben mein Leben preis gibt. Meine Vaterſtadt iſt Zaragoza, die Hauptſtadt des Königreichs Aragonien, mein Name Don Carlos de Luna, welchem alten Geſchlechte ſo höchſt edle Familien entſproſſen ſind Mein Vater iſt ſeit einem Jahre todt und hatte bei ſeinen Lebzeiten Seiner Majeſtät Philipp II., ſo wie deſſen Sohne und Enkel, welchen Gott erhalten wolle, in den wichtigſten Kriegszügen in Flandern und Deutſchland gedient, wodurch er ſich zu hohen Kriegsämtern emporgeſchwungen, und ſich für ſein Alter eine anſehnliche Pfründe von viertauſend Dukaten Einkünften in dem Orden von Calatrava erworben. Durch ſeinen Tod habe ich nun zwar ſein Majorat geerbt, das zu den beſten dieſes Landes gehört; da ich aber auch zwei Geſchwiſter zu verſorgen, einen Bruder, der in Salamanca ſtudirt, und eine Schweſter, die der Fürſorge einer Tante anvertraut iſt, ſo riethen mir meine Verwandten, mich um die Komthurei meines Vaters zu bewerben, die noch nicht weiter vergeben iſt. Ich begab mich in dieſer Abſicht nach Madrid, wo ich mich Seiner Majeſtät vorſtellen ließ, und mit den Miniſtern ſprach, in deren Geſchäftskreis mein Anſuchen gehörte, und da ich von dieſen zu einigen Hoffnungen berechtigt wurde, ſo begann ich, nach Art aller Bittſteller meinen Hof zu machen und ihnen aufzuwarten. Bald darauf kam meine Sache wirklich in Vortrag bei dem Könige, der damals im Eſcurial reſidirte, jedoch geſchah es, wie es mit ſolchen Dingen eben des öfteren zu geſchehen pflegt, daß, um anderer Geſchäfte willen, die Entſcheidung ſich um einige Tage verzögerte. Ich wohnte in einem Theile der Stadt, der die Straße de la Luna heißt. Meiner Wohnung gegenüber ſtanden einige anſehnliche Häuſer, und in einem derſelben hörte ich zuweilen, wenn ich mich auf der Straße umſah, auf einem Balkone hinter Gitterläden Frauen mit einander ſprechen und lachen, von denen die eine einmal, unter anderen einzelnen Worten, die ich verſtand, äußerte: Ich wollte wetten, daß er in ſeinem ganzen Leben noch nicht geliebt hat. — Es fuhr mir durch den Sinn, darauf zu antworten und ich ſagte mit lauter Stimme: Meine Damen, es ſind die Zeiten nicht darnach, daß man treu und aufrichtig lieben ſollte; wäre man freilich gewiß, in Madrid ſolche Gegenliebe zu finden, ſo würde man ſich der Leidenſchaft blind in die Arme ſtürzen. — Damit hatte es nun vorerſt ſein Bewenden; eines Tages aber händigte mir auf einmal, ohne daß ich mich deſſen im geringſten verſehen hätte, ein kleiner Page einen Zettel ein, dem ich dieſe Zeilen entlas:

— Wer dem Fremden geſagt, daß keine aufrichtige Liebe und Treue zu finden ſei, hat ihn getäuſcht; er liebe nur immerhin von Herzen, und er wird ſehen, ob er nicht Gegenliebe findet. Ein vergängliches Lieben iſt freilich nur eine Anwandlung von Luſt und hat mit der Seele nichts gemein. —

Die Kürze dieſes Briefes, den ich mir eben deshalb wörtlich gemerkt habe, reizte mich, und da ich ſah, daß der Knabe auf Antwort wartete, ſo ſchrieb ich ſogleich wieder:

— Daß es irgend treue Liebe und zuverläſſige Gegenliebe gibt, bezweifele ich gar nicht, obgleich die Erfahrung uns an uns ſelbſt und an Anderen gerade das Gegentheil lehren möchte. Nur liebe ich eben nicht, weil ich keinen Gegenſtand dazu habe. Wollte diejenige, die mich auffordert, meine Liebe zu verpfänden, dieſes Pfand ſelbſt von mir annehmen, ſo würde ich der Seele geben, was der Seele iſt, ohne gerade an die Befriedigung einer Luſt zu denken. —

Auf dieſe Weiſe wurden mir noch verſchiedene Briefe zugeſendet, bis am Ende ein Liebhaber der Dame, in Folge ſeines eiferſüchtigen Aufmerkens auf ihr Thun und Laſſen, ihren Pagen in meine Wohnung ſchleichen ſah, ihm nachging und ihm noch in der Flur derſelben einen Brief aus der Hand riß, der zufälligerweiſe der erſte ſein mußte, in dem ſich die Dame gegen mich erklärte. Er las ihn, gebot dem Ueberbringer, ſeiner Gebieterin, zu ſagen, er habe ihn an denjenigen abgegeben, an den er gerichtet geweſen, und beſtach ihn, dies zu thun, zu großer Zufriedenheit des Pagen, mit einem Piaſter. Da eiferſüchtige Menſchen nichts weniger als Geduld kennen, ſo erfolgte daraus, nachdem der erzürnte Liebhaber dieſen Brief etwa noch einmal überleſen hatte, daß des anderen Abends gegen vier Uhr mir hinterbracht wurde, es ſei ein unbekannter Edelmann vor meinem Hauſe vom Pferde geſtiegen, und warte unten in der Vorhalle mit dem Wunſche, mich zu ſprechen. Ich war eben von meinem Nachmittagsſchlummer aufgeſtanden, und ließ ihm zurückſagen, ohne daß ich geahnet hätte, was mir bevorſtand: er möge ſich heraufbemühen. Ich ging ihm bis zum Eingange meines Zimmers entgegen, und fand, daß ich ihn ſchon von Anſehen kannte, weil er häufig über meine Straße zu gehen pflegte. Als wir uns Beide zum Sitzen niedergelaſſen, erklärte er mir, er wünſche mich unter vier Augen zu ſprechen. Ich befahl meinen Dienern, den Saal zu verlaſſen, und als wir uns Beide miteinander allein befanden, hub er an: Ich habe mit ihnen, Señor Don Carlos, ein gewiſſes Geſchäft, außerhalb Madrid, abzumachen, wozu ich ſie erſuche, welche Gegend des freien Feldes es ihnen beliebt, zu beſtimmen. Für den Fall, daß es ihnen augenblicklich an einem Mittel fortzukommen gebräche, habe ich von einem Lakaien ein Pferd für ſie am Zügel mitbringen laſſen, und dieſe Vorſicht gebraucht, damit unſer Abſtecher aus der Stadt durchaus keine Verzögerung erleide. —

Da er ſich, während er dies ſprach, im Geſicht verfärbte, und da dabei ſeine Stimme zitterte, errieth ich, daß die Sache eine verdrüßliche war, und dieſe Wahrnahme verwirrte mich einigermaßen, inſofern mir der Kavalier völlig unbekannt, und ich mir nicht vorſtellen konnte, was er eigentlich von mir verlange, oder was etwa ſeinen Unwillen gegen mich rege gemacht, als deſſen Anlaß ich meine Nachbarin doch nicht für ganz gewiß anſehen durfte. Ich erwiderte: Mein Herr, den ich nur genugſam kenne, um ihm gern zu dienen, meine Perſon ſteht Jedermann zu Gebote, der ihrer benöthigt iſt. Ich weiß zwar nicht, worin ich ihnen nützlich werden kann, aber ich nehme aus ihrem Weſen ab, daß es zwiſchen uns eine Unannehmlichkeit geben mag, die, wer weiß! ob nicht in lügenhaften Einflüſterungen ihren Urſprung genommen. Zu ihrer Enttäuſchung ſowohl als zu allem Anderen, bin ich bereit, ihnen überall, wohin es ihnen beliebt, zu folgen; und da ſie mir die Wahl des Ortes freiſtellen, ſo ſei es nach San Bernardino, dem Kloſter der Barfüßer-Franziskanermönche. Von Waffen nehme ich keine mit, als die ſie ſehen, da ich noch nicht gerüſtet bin, ich vertraue auf ihre Ehre, daß auch ſie deren keine anderen mit ſich führen. Ihres Pferdes, wiewohl ich ihnen für dieſe Vorſicht danke, bedarf ich nicht, da die meinigen bereit ſtehen. — Ich rief einen Diener herbei, und befahl ihm, eines der beiden Pferde zu ſatteln, die ich mir zu meinem Vergnügen hielt, und derweil dies gethan wurde, brachte ich meinen Anzug völlig in Ordnung, ohne daß der Fremde und ich noch ein Wort mit einander ſprachen. Ich war eben auch fertig, als man mir meldete, daß das Pferd bereit ſtehe, und ſo ſtiegen wir die Treppe hinunter und zu Pferde, nur zweien Lakaien gebietend, uns zu folgen. Als wir dem bezeichneten Orte auf Armbruſtſchußweite genaht waren, übergaben wir die Pferde unſeren Lakaien und befahlen ihnen, damit nicht von der Stelle zu weichen, und wenn irgend wer nach uns frage, auszuſagen, ſie ſollten uns hier erwarten, wir kämen ihnen aus Madrid zu Wagen nach. Damit entfernten wir uns von ihnen nach einem Felde, das hinter einer kleinen Anhöhe lag. Daſelbſt zog mein Begleiter ein Billet hervor und fragte: Herr Don Carlos! kennen ſie dieſen Brief? — Ich nahm ihn, erkannte die Hand meiner Nachbarin und entgegnete: den Brief kenne ich wohl; aber den Schreiber nicht. — Wie kann das ſein, brach er los, da aus dem Zettel hervorgeht, daß ſie ſattſam mit ihr bekannt ſind? Leſen ſie, bitte ich, und ſie werden ſehen, daß ich die Wahrheit rede. — Ich las den Brief, deſſen Inhalt mir noch in das Gedächtniß eingeprägt iſt, und er enthielt dieſe Worte:

Durch die Anmuth und Bildung ihrer Seele nehmen ſie mich in ſolchem Grade für ſie ein, daß ich, in der Vorausſetzung, ſie werden eben ſo höflich, als liebenswürdig ſein, und von meiner Neigung angetrieben, ſie näher kennen zu lernen wünſche, meine Bedächtigkeit mag mir davon abrathen wie ſie will. Ich erwarte ſie alſo heute in der Stunde der Mitternacht an dem Gitter des Gartens dieſes Hauſes, wo derſelbe nach der anderen Straße ausgeht. Der Himmel behüte ſie. —

Ueber dieſe Zeilen wurde ich ſehr ärgerlich, nicht etwa, weil man mir darin eine ſolche Gunſt verhieß, ſondern weil ſie meinem Gegner früher als mir zu Handen gekommen waren, dem auf dieſe Weiſe der ihn erwartende Genuß entging. Etwas gereizt gab ich zur Antwort: Ich wiederhole ihnen, daß ich die Hand dieſes Briefes kenne, weil ſich von ihr ſchon einige in meinem Beſitze befinden; die perſönliche Bekanntſchaft der Dame, die ſie geſchrieben, habe ich aber noch ſo wenig gemacht, als ich überhaupt weiß, wer ſie iſt. Ich betheure ihnen dies mit meinem Ritterworte ſo hoch und theuer, als ich es ohne Beeinträchtigung meiner Ehre thun kann, und verſichere ihnen, daß, wenn ſeither dieſer Briefwechſel fortgeführt worden, dies von meiner Seite nur zum Scherz und bloßen Spiele geſchehen iſt. Fand die Dame ſich bewogen, mir ihre Gunſt zuzuwenden, warum hätte ich mein gutes Glück, das mir in den Schooß fiel, von mir ſtoßen ſollen? Sie haben mich aus unbefugter Neugier oder aus Eiferſucht um dieſes Glück gebracht, und es ſteht mir von Rechtswegen zu, ſie deshalb zur Rede zu ſtellen. Wenn es alſo, indem ſie mich vermochten, mit ihnen hierher zu kommen, ihre Meinung war, mich zur Verzichtleiſtung auf die beſagte Dame zu zwingen, auf die ſie ſelbſt Anſprüche machen, die ſie mit nichten anerkennt, ſo ſage ich ihnen hiermit rund heraus, daß ich ſie nicht laſſen werde. Es iſt wohl wahr, ich liebe ſie nicht, denn ich habe ſie noch kein einzigesmal geſehen; aber die günſtigen Geſinnungen, die ſie mir durch dieſen Brief bethätiget, fordern mich zur Dankbarkeit gegen ſie auf. Dies iſt mein Entſchluß, ſehen ſie nun zu, was ſie zu thun haben. — Was ſie ſelbſt ſo eben geſprochen, ſagte mein Gegner, hat mich deſſen überhoben, meine Beſchwerden über ſie vorzubringen, und ich habe ihnen nur noch ſoviel in dieſer Angelegenheit zu ſagen, daß ich mich um die Dame bewarb, um ſie zu heirathen, und daß ſie anfänglich meine Liebesdienſte zuließ, wenn gleich ſie mich dieſer Gunſt nicht ſchriftlich, ſondern nur durch die mündliche Botſchaft einer Dienerin verſicherte. Ich wandelte ihre Straße um ihretwillen auf und ab und fand in ihren Augen eine freundliche Aufnahme, wenn mich die meinigen nicht getäuſcht haben, die ihr meinen Kummer ausſprachen. Seit einigen Tagen finde ich ſie nicht ſo häufig mehr an dem Fenſter, wo mich ihre Gegenwart zu begrüßen pflegte, ich ſetze voraus, daß die Urſache dieſer Veränderung ſie ſind, und alſo hatte ich ſie höflich erſuchen wollen, dieſe Liebſchaft aufzugeben. Da ich ſie dagegen feſt entſchloſſen ſehe, mir zum Trotze fernerweit ihr nachzugehen, ſo gedenke ich die Hinderniſſe, die meinem Glück entgegen ſtehen, mit ihrem

Leben aus dem Wege zu räumen. Ziehen ſie den Degen und vertheidigen ſie ſich. — Nun eben gar nicht übel zum Kampfe aufgelegt, wie ich war, bedurfte ich dazu keiner weiteren Aufmunterung, als ihn von Leder ziehen zu ſehen: ich entſcheidete auch meinen Degen, und wir fochten miteinander beinah eine Viertelſtunde lang in einem Athem fort. Ermüdet ruhten wir ſodann eine Weile aus, ohne ein Wort zu ſprechen, und im Verfolge unſeres Duells war ich ſo glücklich, meinem Gegner eine Wunde in den linken Arm beizubringen, von der ſich der Boden zu färben begann. Er verletzte mir dagegen ein wenig einen Muskel; ich ging aber dafür meinerſeits ſo entſchloſſen auf ihn los, daß ich ihn zum zweitenmale, nahe bei der erſten Wunde, und, wie es mir ſchien, tiefer in den Arm ſtach. Er ſprang, wahrſcheinlich vor Schmerz, einen Schritt zurück, war aber dabei ungeſchickt genug, über einen Stein zu ſtraucheln und rücklings zu Boden zu fallen. Ich eilte hinzu und hätte ihm das Leben nehmen können; inzwiſchen ließ ich in mir das Mitleiden, zu dem wir gegen Ueberwundene verpflichtet ſind, vorwalten, und machte ihn nur aufmerkſam, daß er ſich in meiner Gewalt befände, indem ich ihm die Hand gab und ihm emporhalf. Er richtete ſich auf, und eine Wohlthat, die in Anderen Dankbarkeit erzeugt haben würde, reizte ihn an, einen Streich nach mir zu führen, der mein Leben endigen ſollte. Der Himmel hatte es indeſſen beſſer mit mir vor, und ſchützte mich vor dem Stoße, der mir nach dem Geſichte gerichtet war, indem er mich ihn ſolchergeſtalt auspariren ließ, daß er mir nur den Hut vom Kopfe ſtieß und mich ſtreifte. Wir rangen hierauf mit einander, und da ich einſah, daß ich ihm nunmehr den Lohn ſeines Undanks geben mußte, nahm ich den Degen in die linke Hand, und den Dolch, den ich in dieſer hielt. in die rechte. und gab ihm damit zwei Stiche, die ihn zu Boden ſtreckten und ihn vermochten, dringend nach einem Beichtvater zu verlangen.

In dieſem Zuſtande verließ ich ihn, da ich nothwendigerweiſe auf meine eigne Sicherheit bedacht ſein mußte, eilte dahin, wo ich meinen Lakaien gelaſſen hatte, ſetzte mich auf mein Pferd, auf das ich ihn hinter mir aufſitzen ließ und ſprengte nach Madrid zurück, wo ich mit der ſinkenden Nacht anlangte. Hierſelbſt ließ ich meine Sachen auf der Stelle aus meiner Wohnung zu einem Freunde ſchaffen, und brachte auch für meine Perſon die Nacht bei dieſem zu. Wir erfuhren, daß mein Feind einen Geiſtlichen gefunden hatte, der ihn beichtete, und daß ſie ihn nach San Bernardino geſchafft, wo er die Sakramente empfangen und geſtorben war. Sein Tod wurde ſeinen Verwandten angezeigt, und dieſe ſetzten die Gerichte davon in Kenntniß, die des nächſten Tages ihre Nachforſchungen anſtellten. Da nun mein Freund wohl ſah, daß ich bei ihm vor dieſen und vor dem Rachedurſte der Familie des Getödteten nicht ſicher war, ſo rieth er mir, mich ſo ſchnell wie möglich nach meiner Heimath zu begeben. Ich nahm einen tüchtigen Klepper, verließ Madrid beim Eintritte der Nacht, und ritt ſo gut zu, daß ich in ſechs Stunden faſt zehn Meilen zurücklegte, bis mich der nächtliche Sturm zwang, an dieſem Landhauſe Schutz zu ſuchen, wo mein gutes Geſchick mir widerfahren ließ, was ſie wiſſen. —

Die Dame hatte der Erzählung des verliebten Don Carlos aufmerkſam zugehört und kein Wort davon verloren. Sie ſagte zu ihm: Ich entnehme aus ihren Mittheilungen, Señor, daß ſie wohl oder übel nach ihrem Vaterlande flüchten, und nicht ſowohl über das von ihnen angeſtiftete Unheil betroffen, als vielmehr ärgerlich ſind, in Folge deſſen die von jener Dame ihnen bereitete Zuſammenkunft verſäumt zu haben. Sie ſprechen von derſelben übrigens in meiner Gegenwart mit ſolcher Behutſamkeit, daß daraus offenbar erhellt, wie ſie mir das Meiſte von dem, was zwiſchen ihnen vorgefallen iſt, verſchweigen. Geſetzt nämlich den Fall, ſie hätten ſo viele Briefe mit ihr gewechſelt, ohne ſie wirklich von Angeſicht zu kennen, ſo würden ſie, ſobald ihnen der Edelmann eröffnet, daß er ernſtliche Abſichten auf ihre Hand verfolge, gewiß gleich zurückgetreten ſein und ihr Leben nicht um einer Dame willen ausgeſetzt haben, von der ihnen weder bekannt, wer ſie war, noch wie ſie ausſah. Aus ihrem eignen Betragen gegen den Fremden alſo, Herr Don Carlos, erkenne ich, daß ihre Bekanntſchaft mit der Dame eine weit vertrautere war, als ſie mir eingeſtanden, der ſie ſo ſüße und ſo ſchmeichelhafte Dinge vorgeſagt, daß ich mich wohl leicht davon würde haben täuſchen laſſen, hätte mich nicht die Erfahrung ſchon hinlänglich über dergleichen höfiſche Liebeleien belehrt, die gerade ſo lange dauern, als man einander gegenüber ſteht. Ich verzeihe ihnen übrigens was ſie mir geſagt haben gern, und bin erbötig, ihrer Dame in Madrid, wenn ſie mir deren Wohnung genau angeben wollen, von ihnen Nachricht zu geben, und ihr zu ſchreiben, mit wie ſehnſüchtiger Liebe ſie nach ihr verlangen. —

Don Carlos war äußerſt beſtürzt, Doña Hipolita mit ſolcher Verſchlagenheit reden zu hören, da das Bekenntniß ſeiner Liebe, das er ihr abgelegt, von ihm auf das aufrichtigſte gemeint war. Er betheuerte ihr mit heiligen Schwüren, daß er ihr die Wahrheit geſagt, und nicht allein mit der Madrider Dame in keinem Verhältniß geſtanden, ſondern ſogar noch in ſeinem Leben bis auf die Stunde nicht geliebt habe, da er ſie zuerſt geſehen und ihr ſeine ganze Seele zu eigen ergeben müſſen. Auch fügte er hinzu: ſie möge nur die näheren Umſtände des Duells ins Auge faſſen und bedenken, wieviel ſich jener Unbekannte gegen ihn erlaubt, indem er ihm den an ihn gerichteten Brief entwendet und ihn darauf ohne Weiteres ins Freie gefordert habe; zwei Dinge, die an ſeiner Stelle kein Edelmann ruhig hätte hingehen laſſen können, weil ſich ſein Gegner hernachmals wohl noch öffentlich in Madrid gerühmt haben dürfte, ihm ins Angeſicht getrotzt und ihn geringſchätzig behandelt zu haben.

Darüber mußte ihm Hipolita endlich die Vernünftigkeit ſeiner Gründe einräumen, und zwar beruhigte ſie ſich um ſo eher damit, als ſie bereits anfing, ſich von ſeiner Liebe rühren zu laſſen. Auch der zweite Tag der Friſt kam heran, die ſie Don Carlos zu ſeinem Aufenthalte bei ihr gegönnt hatte, und Hipolita bangte nicht wenig, immer noch nichts von ihrer Schweſter zu hören und Don Carlos Abreiſe ſo bald herannahen zu ſehen. Ihm etwa zu ſagen, er ſolle noch länger bleiben, ſchickte ſich nicht für ſie, und dagegen war es doch eben ſo wenig räthlich, in ſeinen längeren Aufenthalt zu willigen, bäte er ſie ſelbſt darum. Don Carlos fühlte, daß ſeine Gebieterin ſich in einiger Unruhe befand, und befragte ſie um die Urſache, als welche ſie der Wahrheit nicht gemäß die Flucht ihrer Schweſter nannte. Don Carlos wußte nicht, was er ihr rathen ſollte; jedoch that er ihr derethalb einige Fragen, ob ſie wohl irgend Anzeichen einer Neigung kund gegeben habe? — Darauf äußerte Hipolita: Wenige Tage vor der Nacht, in welcher er nach dem Landhauſe gekommen, ſei ſie mit ihrer Schweſter aus Alcalà am Henares von einem Beſuche des heiligen Grabes des glorreichen San Diego zurückgekehrt, woſelbſt ſie, die Merkwürdigkeiten dieſer Stadt in Augenſchein nehmend, von einigen Studenten eifrig verfolgt worden, die ſie, beſonders ihren ſie begleitenden Dienern nach zu urtheilen, für vornehmen Standes halten müſſen. Dieſe Studenten hätten nun zwar auch einige Worte mit ihnen in der Kirche geſprochen; da jedoch die ganze Unterhaltung in Folge ihres jugendlichen Alters nicht über einige Späße und kurzweilige Reden hinausgegangen, ſo wäre ſie allerdings nicht im Stande zu entſcheiden, ob der Leichtſinn ihrer Schweſter bei dieſer oder anderen Gelegenheiten verführt worden. — Don Carlos erbot ſich, verkleidet und in Begleitung des kleinen Pagen nach Alcalà zu gehen, und ihre Schweſter aufzuſuchen, wenn ſie ihm ihre Erlaubniß dazu gebe; Hipolita gab ihm aber die Größe der Gefahr zu bedenken, die er für den Fall ſeiner Gefangennahme untergehe, und erklärte ſich deswegen, trotz dem daß Carlos ihre Bedenklichkeiten zu heben ſuchte, gegen ſeinen Vorſchlag, um nur ja ſein Unglück nicht zu verſchulden. Sie verhehlte ſich freilich auch wieder nicht, daß dieſer Weg der einzige ſei, auf dem von dem Schickſale ihrer Schweſter Nachricht einzuziehen, ohne deren Fehltritt ihren Verwandten, und in Guadalarara, ihrer Vaterſtadt, bekannt zu machen. In ſolcher Unentſchloſſenheit war ihr auch dieſer Tag faſt völlig zu Ende gegangen, als auf einmal ein alter Oheim von ihr, ein leiblicher Vetter ihres Vaters, in einer von zwei bewaffneten Dienern begleiteten Kutſche an ihrem Landhauſe vorfuhr. Er wurde Hipoliten gemeldet, und ſie befahl, ihn einzulaſſen; erſuchte aber Don Carlos, ſich in ein an das Beſuchzimmer grenzendes Gemach zurückzuziehen, wo er auf Alles, was zwiſchen Oheim und Nichte beſprochen wurde, achtete. Hierauf trat der alte Herr mit niedergeſchlagener Miene und in Trauerkleidern ein, und erkundigte ſich zuvörderſt nach dem Befinden ſeiner ſchönen Verwandtin und ihrer Schweſter. Auf dieſe zweite Frage vorbereitet, antwortete Hipolita: Leonora befinde ſich mit ihrer Bewilligung und der erforderlichen Begleitung in einem benachbarten Landhauſe bei einer Freundin, woſelbſt ſie ſich den Abend vergnügen wolle. — Wenn ſie wüßte, welcher Schmerz ſie erwartet, ſagte der Oheim, ſo würde ſie an keine Zerſtreuung denken. — Doña Hipolita erſchrak und fragte, was denn Schlimmes vorgefallen ſei, das er ſchon durch ſein äußeres Weſen ankündige? — Es iſt nichts Geringeres, ſprach der Greis, als daß Don Gaspar, euer Bruder, vor vier Tagen in Madrid getödtet worden. Sein Mörder war ein aragoniſcher Edelmann, Namens Don Carlos de Luna. Mein Neffe ſoll ihn, wie es heißt, herausgefordert und überhaupt ſeinen Tod ſelbſt verſchuldet haben. — Er erzählte hierauf mit Rührung und Betrübniß den ganzen Verlauf des Zweikampfes auf ein Haar ſo, wie ihn Don Carlos der jungen Dame ſchon geſchildert hatte, und ſtimmte ſogar in dem Umſtande damit überein, wie Don Carlos dem von Jähzorn verblendeten Don Gaspar zuerſt das Leben geſchenkt, deſſen Erhaltung ihm dieſer in ſo unedler Weiſe vergolten, daß er ſich dadurch ſeinen unglücklichen Tod ſelbſt zugezogen habe. Doña Hipolita brachte einen Strom von heißen Thränen ihrem Verluſte zum Opfer dar, der für ſie ein doppelter wurde, da er nun unausbleiblich den des unglücklichen Don Carlos zur Folge hatte. Ihr Oheim tröſtete ſie; und da er die Schärfe ihres Schmerzes wahrnahm, der ihr hinter einander zwei Ohnmachten zuzog, ſo rieth er ihr, ſich niederzulegen. Die Magd kam und brachte ſie zu Bette, und der Oheim ließ ſie darauf in ihrem Landhauſe allein, weil es überdies ſchon ſpät war, indem er von ihr verlangte, daß ſie des nächſten Tages mit nach Guadalaxara käme, von wannen er ſie abholen wolle. In welchen Zuſtand Doña Hipolita ſich nach dieſem Vorgange verſetzt finden mußte, iſt unſchwer zu erachten! Don Carlos kam aus ſeinem Verſtecke, zog den Dolch aus dem Gürtel und ſagte zu ſeiner Geliebten, ſich vor ihrem Bette niederwerfend: O, Hipolita, meine ſüße Gebieterin! die ich ſo gekränkt habe, noch eh ich ſie gekannt, die einzige

Genugthuung, die ich ihnen zu ihrem Troſte bieten kann, iſt dieſes Leben, das ihnen ſo wehe gethan hat. Rächen ſie an ihm den Tod ihres Bruders mit dieſem Stahle! Je länger ſie zaudern, deſto mehr peinigen ſie mich nur, denn da meine Seele ihnen angehört, ſo ſteht ihre höchſte Sehnſucht darnach, aus ihrer körperlichen Haft erlöſt zu werden, um außer Gemeinſchaft mit dieſem Körper, ihrem Feinde, in ihnen zu ſein. Wohlan! zögern ſie nicht, geben ſie mir mit dieſer angebeteten Hand den Todesſtoß, da ſie den Glanz dieſer himmliſchen Augen durch Thränen getrübt hat. — Der verliebte junge Mann ſprach dieſe verzweiflungsvollen Worte in ſo leidenſchaftlicher Aufregung, daß Hipolitas Liebe zu ihm dadurch nur geſtärkt wurde. Sie vergoß zahlreiche Thränen über die Betrachtungen, die ſie ſich gezwungen ſah, innerlich wegen deſſen anzuſtellen, was ſie ihrem guten Rufe ſchuldig ſei, und daß ihre Pflichten gegen ihre Familie ihr nicht geſtatteten, Don Carlos länger weder bei ſich zu bergen, noch ferneren Umgang mit ihm zu haben. Dazu kam noch die Verlegenheit, in die das Entweichen ihrer Schweſter ſie gegenwärtig zu verſetzen drohte, wo ſie daſſelbe ihrem Oheim nicht mehr verbergen konnte. In dieſer ihrer Bedrängniß ſagte ſie zu dem zerknirſchten Don Carlos, der noch immer zu ihren Füßen lag: Wie ſehr mich auch meine Liebe zu meinem Bruder anmahnen mag, ſeinen von ihnen verſchuldeten Tod an ihnen zu rächen, ſo kann ich mich doch nicht überwinden, das Recht der Gaſtfreundſchaft zu verletzen. Sie haben in meinem Hauſe Schutz gefunden, und ſo verlaſſen ſie es ungekränkt, Herr Don Carlos. Sehen ſie ſich aber wohl vor, denn wenn es meinen Nachſtellungen von morgen an gelingt, ihrer Perſon habhaft zu werden, ſo iſt ihr Leben, das ſie mir jetzt freiwillig anbieten, unter ganz anderen Bedingungen der Gerechtigkeit verfallen. — Don

Carlos ſtand auf und antwortete, gerühet von dem, was er ſie hatte ſagen hören: Ihre Milde warnt mich, auf meiner Hut zu ſein, und ihre Strenge bedroht mich mit dem Tode; ich erkenne aber, daß die letztere in ihnen am Ende vorwalten wird, und alſo ſcheide ich, von der erſteren abſehend, jetzt von ihnen und kehre nach Madrid zurück, mich den Gerichten ſelbſt zu übergeben, damit ich ſie der Mühe entſhebe, mich zur Befriedigung ihrer Rache aufzuſuchen. — Darauf machte er der Dame eine tiefe Verbeugung, ging hinab, um ſeinen Zelter ſchleunigſt zu ſatteln, und kam eben noch einmal wieder, ſeinen Mantelſack zu holen, als Doña Hipolita, ihre Rede bereuend, aus dem Bett geſprungen war und halb angekleidet zu ihm hinunter eilen wollte. Sie ſah ihn bereit, abzureiſen, und erſchrak darüber ſo heftig, daß ſie ohnmächtig umſank. Doña Hipolita litt an Herzweh, und deswegen bereitete ihr jeder Schmerz, den ſie empfand, dieſen Zufall. Don Carlos ſah ſich genöthigt, Hülfe herbeizuſchaffen, er rief die Sklavin, und trug ſie mit ihr in ihr Bette, wo ſich Beide bemühten, ſie wieder zu beleben. Jedoch erſt nach einer halben Stunde kam ſie völlig wieder zu ſich, und trug nun ihrem neuen Kummer ihre Schuld von Thränen ab. Don Carlos wollte Abſchied nehmen; da war aber Doña Hipolita nicht länger im Stande, ihm ihre Liebe zu verbergen; ſie ſchloß ihn in ihre Arme, überſchüttete ihn lange ſprachlos mit Liebkoſungen und verlangte zuletzt von ihm, nachdem es zu einer Erklärung gekommen war, er ſolle nach Alcalà am Henares gehen und da ſo lange verborgen bleiben, bis ſie ihn benachrichtigen werde, was er ferner zu thun habe. Es war bereits völlig Nacht geworden, als die Liebenden es über ſich gewannen, ſich zu trennen. Ihres Bruders ſchon nicht mehr eingedenk, ließ Doña Hipolita, ehe er fortging, Don Carlos einen Brief ſchreiben, deſſen weiter unten gedacht werden wird, und gab ihm die Hoffnung, ſie bald wieder zu ſehen, mit auf den Weg. Lebendigen Geiſtes, wie ſie war, erſann ſie gleich darauf ein Mittel, ſich den Schmerz der Trennung von Don Carlos in etwas zu erleichtern und ſich der Verlegenheit zu entziehen, in die ſie durch die Flucht ihrer Schweſter ihrem Oheim gegenüber ſich befand. Sie ließ nämlich dieſen ſofort aus der Stadt zu ſich entbieten, und ſchrieb mittlerweile mit verſtellter Hand einen Brief, mit dem ſie den alten Herrn um ſo leichter täuſchen konnte, da ihm ihre eigenen Schriftzüge unbekannt waren. Der Oheim kam in ſeiner Kutſche bei ihr angefahren, und ſobald ſich ſeine Nichte mit ihm allein ſah, eröffnete ſie ihm die Flucht ihrer Schweſter, und wie ſie durch einen ihr überkommenen Brief ſo eben aus ihrer ſeitherigen Ungewißheit, was aus ihr geworden, gezogen ſei. Sie übergab ihm dabei die Zeilen, die ſie ſelbſt zu dieſem Behufe geſchrieben hatte, und der Oheim entlas denſelben die folgenden Worte: Meine liebe Schweſter! die Stärke meiner Leidenſchaft iſt Schuld an meinem Vergehen. Ich habe mich durch die Bitten eines Edelmanns, der mir ebenbürtig iſt und mir ſeine Liebe erklärte, rühren laſſen, und mich ihm vermählt; ich entſchloß mich aber aus Furcht vor deinem Zorne, mit ihm dein Haus zu verlaſſen. Er iſt aus Madrid und aus einer bei Hofe angeſehenen Familie. Er wird mich zu ſchätzen wiſſen, und deswegen mache dir um mein Schickſal keine Sorge. Ich bitte dich wegen meines Schrittes um Verzeihung und um die Erlaubniß, mich dir wiederholt mitzutheilen. Schreibe mir durch die Vermittlung des Ober-Finanzeinnehmers Leonardo Ximenez de Loſada, in der Straße de los Relatores. Deine dir ergebene Schweſter. —

Der Onkel ſtaunte über die ungebührliche Entſchloſſenheit, die ſeine Nichte, Doña Leonor, in dieſen Zeilen zu erkennen gab, tröſtete dahingegen die anweſende Hipolita und forderte ſie auf, ihm nach Guadalarara zu folgen. Nichtsweniger als das, lieber Onkel, antwortete dieſelbe; ich habe vielmehr ganz andere Abſichten. Leſen ſie vorerſt nur dieſen zweiten Brief, den ich erhalten habe, und ſie ſollen gleich hören, was ich meine. — ' Sie reichte ihm damit den Brief hin, den Don Carlos auf ihr Verlangen und zu dem Ende geſchrieben hatte, und der Oheim las wie folgt:

Ich verſuche nicht, ihnen das Leidweſen zu ſchildern, ſchöne Doña Hipolita, das ich über den Tod ihres geliebten Bruders, ſo wie darüber empfinde, daß man ihm bei Hofe die Schuld daran ſelbſt beimißt. Der Mörder ſoll, im Vertrauen auf ſeine hieſigen hohen Beſchützer, Madrid gar nicht verlaſſen, und Einige wollen ihn ſogar geſehen haben, wie er in einer Kutſche mit zugezogenen Vorhängen an der Seite eines vornehmen Mannes durch den Prado gefahren ſei. Es iſt aber Niemand vorhanden, der ſeine Verhaftung betreibt, und ich bin alſo der Meinung, daß ſie aus ihrer Stadt einen Bevollmächtigten dazu anher ſenden; weil es doch nicht gut iſt, wenn man ſagt, daß aus der Ermordung eines ſo ausgezeichneten Kavaliers gar nichts gemacht worden ſei, derweil zwei Schweſtern von ihm am Leben ſind, die ſeine beiden reichen Majorate erben. Der Himmel tröſte und behüte ſie.
Jacomo Pinelo.

Dies iſt ein Geſchäftsträger von mir, ſagte Doña Hipolita, ein Ehrenmann, der die Wahrheit immer geradezu ſagt. Ich wünſche nun aber, mein Oheim und Herr, eben nicht, daß die Welt von mir glaube, ich habe gemeinſam mit meiner Schweſter um des uns zugefallenen Erbes willen verſäumt, den Tod meines Bruders mit der gebührenden Strenge an dem Schuldigen zu rächen. Deswegen, vorausgeſetzt, daß ſie es billigen und mich begleiten wollen, habe ich mich entſchloſſen, perſönlich darum anzuſuchen, daß in dieſer Sache Gerechtigkeit ausgeübt werde. Denn wenn im Gegentheile die Herren Miniſter ſähen, daß die Familie ſich zufrieden gäbe, ſo möchten ſie bald gar der Meinung werden, mit dem was etwa bereits gegen den Flüchtigen geſchehen, ihrer Pflicht vollkommene Genüge geleiſtet zu haben. Laſſen ſie mich wiſſen, ich bitte, was ſagen ſie dazu? — Der alte Herr dachte eine Weile, ohne etwas zu erwiedern, nach, und ſtimmte endlich auch ſeinerſeits der Anſicht ſeiner Nichte bei, indem er verfügte, daß ein in den Geſchäften erfahrener alter Geiſtlicher, der mit ihnen einigermaßen verwandt war, ſie ſtatt ſeiner nach Madrid begleite. Hipolita glaubte vor Freude über das Gelingen ihrer Pläne den Himmel offen zu ſehen, und verabredete mit ihrem Oheim, daß ihre Reiſe binnen acht Tagen vorbereitet und unternommen werden ſollte.

Was den verliebten Don Carlos anlangt, ſo war derſelbe inzwiſchen bekümmert genug, ſich von ſeiner theuren Gebieterin entfernen zu müſſen. Die Nacht war ſtockfinſter, und der Himmel drohte mit Sturm, wie denn im heißen Sommer heftige Platzregen eben nichts Seltenes zu ſein pflegen. Don Carlos trieb ſein Pferd ſcharf an, um noch vor dem Losbrechen des Unwetters einen kleinen Ort zu erreichen, von dem er wußte, daß er ſich in der Nähe befand. Er erlangte ſeine Abſicht, als es eben zu regnen anhub, und da er deswegen allda die Nacht zubringen wollte, ſo ſtieg er vor dem Wirthshauſe ab, wo ſie ſein Pferd einſtallten und ihm eine kleine Stube anwieſen, in der er ſich eine Weile auf dem Bette, das er vorfand, ausruhen wollte. Kaum hatte er ſich indeſſen, angekleidet wie er war, darauf ausgeſtreckt, um bei Zeiten wieder aufzubrechen, als er andere Gäſte ankommen hörte, die zuvörderſt ihre Pferde verſorgten, und für ihre Perſonen ſodann in dem Zimmer neben Don Carlos untergebracht wurden, das von dem ſeinigen nur durch eine dünne Zwiſchenwand geſchieden war. Da Don Carlos von ſeinem Liebeskummer wach erhalten wurde, ſo warf er ſich auf ſeinem Lager unruhig hin und her, ohne daß er einen Augenblick Schlaf zu finden wußte. In dem Nebenzimmer ſprechen hörend, lieh er dahin ein aufmerkſames Gehör, um vielleicht etwas zu verſtehen. Es waren zwei Männer, die ſich ſo eben zur Ruhe begeben hatten, und deren einer ſagte: Erzähle mir doch, ehe du einſchläfſt, deine angefangene Geſchichte zu Ende. — Das kann ich wohl thun, entgegnete der Andere, ich bin nur froh, daß ich einen ſo guten Freund in dir gefunden habe, der mir beiſtehen kann, denn ich bin gewiß, ſie werden mir nachſetzen. — Sei deshalb außer Sorgen, ſprach der Erſte wieder, und fahre mit deiner Erzählung fort. —

Du mußt alſo wiſſen, nahm der Andere das Wort auf: daß der adliche Student in der Kirche des heiligen Franziskus in Alcalà der Dame ſeine Liebe erklärte und daß ſie ſeiner Aufrichtigkeit gleich vollen Glauben beimaß, weil ſie wußte, daß ſie nach ihrer Schweſter, der Wittwe Doña Hipolita, eine der ſchönſten Frauen des Landes iſt. — Don Carlos ſtutzte, als er hier ſeine Geliebte nennen hörte. Um beſſer zu hören, ſtand er leiſe vom Bette auf und ließ ſich eben ſo auf einem Stuhle zum Sitzen nieder, der dicht an der Zwiſchenwand ſtand. Inzwiſchen hörte er ſeinen Stubennachbar weiter reden: Wie ſich alſo der junge Mann ſeines guten Glückes bei der Dame verſah, und bei ſich überlegen mochte, daß es ſich mit ihr wohl der Mühe lohne, es zu verfolgen, ſo fing er an, zärtlicher zu werden, und verſicherte ihr, er habe ſie von dem erſten Augenblicke an, da er ſie in dem Gaſthauſe geſehen, angebetet. Ich hörte das Alles, ohne daß ſie es wußten, auch mit an, weil ich ihnen folgte. Ein Weib zu beſiegen, Freund Andres, bedarf man keiner Waffen ſonſt, als daß man ihr eine unterwürfige Leidenſchaft zu erkennen gibt. Leonor ſagte ihm mit ihren Augen ungefähr das Nämliche, was ſie aus ſeinem Munde vernahm, und als er es am Ende auch in Worte gekleidet von ihr zu hören wünſchte, tröſtete ſie ihn damit, daß ſie ſich in dem Gaſthauſe näher gegen ihn erklären wolle. Ja, da ſie dies Verſprechen einem Liebhaber abgelegt, der weder etwa taub noch ſchläfrig war, ſondern vielmehr in ſeinen feurigſten Jugendjahren ſtand, ſo wußte er ſich mit ihr alsbald, während Doña Hipolita ihre Nachmittagsruhe hielt, eine Zuſammenkunft in dem Gaſthauſe zu verſchaffen, und bediente ſich dabei meiner, ſich den Rücken zu decken, zu welchem Amte mich auch Leonor ſelber anſtellte, die mich für ein zweiſtündiges Wachehalten, freigebig genug, mit acht Dublonen bezahlte. Was ſie derweile mit einander verhandelten, weiß ich nicht, was dabei aber herauskam, war, daß mir Leonor am Abende gebot, ihr die Thüre aufzuſchließen, weil ſie, ſobald ihre Schweſter eingeſchlafen ſei, auf einem Gange mit dem Studenten ſprechen wolle. Aus Dankbarkeit für ihr Geſchenk that ich es, und da verlobten ſie ſich denn mit einander, indem ſie ſich die Hände reichten. Nicht lange hierauf verließen die beiden Schweſtern Alcalà, und hier in dieſem Orte, nur in einem anderen Wirthshauſe, ſah das Liebespärchen ſich durch meine Vermittlung abermals, weil der Student ihr in einem prächtigen bunten Kleide, das ihm weit beſſer ſtand als ſein Studenten-Rock und Mantel, nachgeritten war. Von hinnen begab er ſich nach Guadalarara, wie er mit ihr verabredet hatte, und hielt ſich daſelbſt in der Stille in einem Wirthshauſe auf, wo ich ihn beſuchte, weil ich Tag für Tag zur Stadt kam, um für Doña Hipolita, die ſich in einem unweit davon am Henares gelegenen Landhauſe aufhält, die nöthigen Einkäufe zu machen. Die Liebesleute ſchrieben einander, und er wußte Doña Leonor bald zu überreden, mit ihm zu fliehen. Mich mußten ſie ihrer Sicherheit halb, wohl oder übel, in ihr Geheimniß ziehen, und der Kavalier verſprach mir goldene Berge, wenn ich ihm treu und verſchwiegen wäre. Ich hatte mit Doña Hipolita einen Verdruß gehabt und wußte, ſie ſuche einen anderen Diener, deshalb trug ich kein Bedenken, ſie um eines Anderen willen, bei dem ich mich verbeſſern ſollte, zu verlaſſen. Leonor ihrerſeits vermochte ihre Zofe, mit ihr zu gehen, und da dieſe mit dem Escudero des Hauſes einig war, und ihm anvertraute, was geſchehen ſollte, ſo wollte er wieder nicht von ihr laſſen, und entſchloß ſich, ihr zu folgen. Wir waren alſo alle gegen die ſchöne Doña Hipolita einverſtanden, und ſie verdiente es wahrhaftig nicht, denn obgleich ſie mir nicht mehr gewogen war, ſo muß ich doch bekennen, ſie hatte dazu recht. In der nun zur Flucht vorbeſtimmten Nacht öffnete Leonor den Schreibtiſch ihrer Schweſter, und entwendete ihre koſtbarſten Juwelen daraus, ſo wie ſie ſich auch ihre beſten Kleider aneignete, was ſie eben mit aller Bequemlichkeit vollbringen konnte, weil ſie im Beſitze der Schlüſſel war, die Doña Hipolita ihr oftmals anzuvertrauen pflegte. Der Liebhaber hatte die gehörige Anzahl Pferde angeſchafft, und wartete mit ihnen und ſeinen Leuten vor dem Landhauſe auf das Zeichen, das ihm Leonor geben wollte; wir aber, ich meine Leonor und die Uebrigen, ließen nicht auf uns warten, ſondern eilten, ſobald wir wußten, daß Hipolita feſt entſchlafen war, hinunter, wo wir das Käſtchen mit den Juwelen und das Bündel mit den Kleidern, das wir mitnahmen, in zwei Felleiſen packten, und uns, ohne zu zaudern, die Thüre hinter uns anziehend, auf und davon machten. Hier in dieſem Orte hielt uns ein noch derberer Regen als der heutige auf, doch als er vorüber war, verfolgten wir wieder unſern Weg und ruhten nicht eher, bis wir in Alcalà angelangt waren. Der Liebhaber Leonors hatte ſich daſelbſt von einem anderen Studenten, ſeinem Freunde, eine mit allem nöthigen Hausrathe verſehene Wohnung miethen laſſen, die gerade neben dem von dem erlauchten Cardinale von Toledo, Don Bernardo de Roxas, geſtifteten Bernhardinernonnenkloſter die Ecke macht. Hier ſtiegen wir ab und führten in der Stille, um von Niemand geſehen und etwa verrathen zu werden, ein recht luſtiges Leben. Da es aber Marcelen, dem Mädchen Leonors, wenn auch mit Unrecht, däuchte, ihr Liebhaber werde von ihren Gebietern nicht gut genug behandelt, denn er war eben nur ſo mitgelaufen, und ſie hätten mich viel eher als ihn beſſer behandeln ſollen, da ſie mir ein gut Theil ihres Liebesglückes zu verdanken hatten, ſo nahm ſie ſich vor, ſich mit ihm nach Madrid aus dem Staube zu machen; ihrer Herrſchaft jedoch wegen ſeiner Zurückſetzung, dabei noch einen rechten Poſſen zu ſpielen und ihr das Käſtchen mit dem Schmucke Hipolitas zu ſtehlen. Dieſen Anſchlag heckten ſie an einem Orte aus, wo ich Wort für Wort hörte, was ſie mit einander ſprachen. Ich hielt es meinerſeits für gerathen, ihnen mit dem Diebſtahle zuvorzukommen, brachte das Käſtchen, ehe es in ihre Hände überging, heute Abend um neun Uhr in meinen Beſitz, ſchwang mich auf das Pferd, das Leonors Liebhaber geritten, und das ich mir geſattelt hatte, und jagte der Straße nach Aragonien entlang auf und davon, bis ich denn unterwegs ſo unverhofft auf dich alten Kameraden ſtoßen muß, den ich ſeit zwei Jahren nicht geſehen habe. Siehſt du wohl! wir ſind immer gut Freund zuſammen geweſen, und ſo halte du jetzt bei mir aus und ſteh mir bei, was in dem Käſtchen iſt zu Gelde zu machen, ich verſpreche dir, daß ich brüderlich mit dir theilen will. — Der andere Gauner dankte für den guten Willen, und ſie wollten nun eine Weile der Ruhe pflegen, um noch vor der Morgenröthe aufzubrechen. Don Carlos hingegen war ungemein vergnügt, alſo erfahren zu haben, wo ſich Doña Leonor, die Schweſter ſeiner Geliebten, aufhielt. Er hätte wohl auch gewünſcht, aus der Erzählung den Namen ihres Entführers kennen zu lernen, aber er kam in dem Laufe derſelben nicht ein einziges mal vor, gleich als hätte ihn der Menſch, in dem Bewußtſein, belauſcht zu werden, abſichtlich nicht ausgeſprochen. Don Carlos Entſchluß ging dahin, dem elenden Buben das Schmuckkäſtchen ſeiner Dame gewaltſam abzunehmen, um es ihr zurückzuſtellen, und er ergriff deswegen ſeine zwei geladenen Piſtolen, deren eine er in ſeinen Schulterriemen ſteckte und deren andere er in die rechte Hand nahm, und zündete ſein Licht, das er bereits ausgelöſcht gehabt, an einer am Thorwege des Gaſthauſes brennenden Lampe wieder an. So gerüſtet, trat er in die Stube der Beiden ein, deren Thüre er mit einem einzigen, den Riegel abſprengenden, Fußtritte aufſtieß. Aus ihrem erſten Schlummer erweckt, ſprangen ſie aus den Betten auf und gegen Don Carlos nach der Thüre zu; er rief aber, die Mündung der Piſtole auf ſie richtend, aus: Daß ihr euch nicht von der Stelle rührt und keinen Laut von euch gebt, ihr Schurken, ſonſt jage ich euch eine Kugel durch den Kopf. Ihr gebt mir auf der Stelle die Juwelen heraus, die ihr Doña Leonor Enriquez — dies war der in Guadalaxara ſehr angeſehene Familienname der beiden Damen — geſtohlen habt, und wenn ihr es freiwillig thut, will ich den Diebſtahl nicht weiter zu eurer Beſtrafung anzeigen. —

Als derjenige, der das Käſtchen entwendet hatte, den Zunamen der Damen nennen hörte, den er ſich wohl bewußt war, nicht über die Lippen gebracht zu haben, meinte er nicht anders, als daß der Edelmann ihn von Alcalà aus verfolgt, und ſagte daher eingeſchüchtert: Dahier iſt das Käſtchen, machen ſie mit mir was ſie wollen, nur zeigen ſie uns nicht bei der Obrigkeit an. — Ich verlange von euch weiter nichts, ſprach Don Carlos, als daß ihr gleichfalls dieſe Gegend verlaßt, ſobald ich wieder nach Alcalà abgereiſt bin, woher ich kam, denn wenn ihr noch einmal hier betroffen würdet, möchte es euch übel genug ergehen. — Ich verſpreche dies für mein eigen Theil, erwiederte der eigentliche Dieb; mein Kamerad aber iſt ganz unſchuldig bei der Sache. — Nunmehr fing der Andere an, ſich zu entſchuldigen; Don Carlos fiel ihm jedoch alsbald mit den Worten in die Rede: Ich weiß, daß der ungetreue Diener Doña Leonors da die Juwelen allein geſtohlen hat; aber ihr ſeid ganz gewiß der Hehler, wenn er der Stehler war, und ich verlange nochmals, daß ihr ohne Widerrede thut, was ich euch befohlen. —

Ueber den lebhaften Wortwechſel war der Wirth erwacht und mit einer Muskete herbeigelaufen. Er erfuhr durch Don Carlos, was ſich zugetragen hatte, und hub nun an, die beiden Geſellen mit den ſchmählichſten Reden zu ſchelten, indem er auch Don Carlos tadelte, ſie der Ahndung der Gerechtigkeit entziehen zu wollen. Don Carlos hatte unterdeſſen ſein Pferd gefordert, beſtieg es, als es gebracht wurde, und ſchlug, die Beiden hinter ſich laſſend, die ſich nach einer anderen Seite hin aus dem Staube machten, den Weg nach Alcalà ein, wo er um acht Uhr Morgens anlangte, froh, ſeiner Geliebten ihr Eigenthum wieder erworben zu haben.

Das Erſte, was er daſelbſt vornahm, war, daß er in einem der beſuchteſten Gaſthöfe der Stadt einkehrte und zwei Tage verborgen blieb, derweil er ſich einen Studentenanzug fertigen ließ. Alsdann ſetzte er eine Brille auf, um ſich unkenntlich zu machen, zog ſein neues Kleid an, und ging nach dem Bernhardinernonnenkloſter zu, neben dem Doña Leonor wohnen ſollte. Als er ſich in der Nähe deſſelben befand, kamen ihm auf der Straße zwei, von vier Dienern begleitete Studenten entgegen, deren einen er ſehr wohl kannte, weil er Niemand anders als ſein eigner Bruder, Don Jayme, war, von dem er gemeint, er befinde ſich in Salamanca und ſtudire auf der daſigen Univerſität. Er ſtaunte, ihn hier zu finden, ohne zu begreifen, wie das möglich, und vermied ihn, weil er begierig war, zu ſehen, wohin er ſich begeben werde. Der Student ging gerade in das Eckhaus, das der Spitzbube bezeichnet hatte, und nun ſtieg in Don Carlos der Gedanke auf, ob er nicht vielleicht gar Doña Leonorens Liebhaber ſein möge, was ihm eben nicht unlieb geweſen ſein würde. Er blieb eine geraume Weile vor dem Hauſe ſtehen, bis er den anderen Studenten mit ſeinen beiden Dienern wieder heraus kommen ſah, ging ſtracks auf ihn zu, und fragte ihn: Iſt Herr Don Jayme zu Hauſe? — Ich habe ihn ſo eben in ſeinem Zimmer verlaſſen, erwiederte der Freund, er iſt im Begriffe, zu Tiſch zu gehen. — Don Carlos empfahl ſich alſo und ſchritt in das Haus, feſt überzeugt, daß ihn ſeine Ahnung nicht täuſche. Er ſtieg eine Treppe empor und begegnete einem Bedienten ſeines Bruders, den er desgleichen nach ihm fragte, und der ihm antwortete: Sein Herr ſei ſo eben aus der Meſſe gekommen und wolle ſpeiſen. Sagt ihm doch, ſprach Don Carlos, ein fremder Student wünſche ihm die Hände zu küſſen, und noch vorher zwei Worte mit ihm zu reden. — Der Diener ging in das Zimmer zurück, und kam nach einer kleinen Weile mit dem

Beſcheide wieder: Don Jayme erwarte ihn in ſeinem Studirzimmer. Don Carlos begab ſich dahin, nachdem er ſeine Brille abgenommen, und Don Jayme gerieth über ſeinen Anblick in Beſtürzung, da er ſeine Gegenwart in dieſer Stadt nicht hatte vermuthen können. Die beiden Brüder umarmten ſich, und Don Jayme war eben ſo verwundert, Don Carlos in dieſer Tracht, als Don Carlos ihn, ohne daß er etwas davon wußte, in dieſer Stadt zu ſehen. Don Jayme bat ihn, als ſeinen älteren Bruder, um Verzeihung, ihn nicht um ſeine Erlaubniß zu dieſer Reiſe gebeten zu haben, derethalb er allerdings zu ſeiner Entſchuldigung anzuführen habe, daß in Salamanca jetzt eben Ferien ſeien. — Don Carlos verſetzte: es freue ihn ſehr, daß er Verlangen getragen, auch dieſen zweiten Sitz der Gelehrſamkeit kennen zu lernen; er habe ſich jedoch ſagen laſſen, daß er nicht die Abſicht hege, auf dem Lebenswege, den ihm ſein Vater vorgezeichnet, fortzuwandeln. — Don Jayme erröthete über dieſe Aeußerung im ganzen Geſicht, und ſagte, er begreife nicht, wie man dieſen Verdacht habe auf ihn werfen können, da er ſich nicht bewußt ſei, öffentlich jemals etwas geſagt oder gethan zu haben, wodurch er zu verſtehen gegeben, ſeiner Beſtimmung für die Kirche etwa untreu geworden zu ſein. — Für jetzt, meinte Don Carlos, laſſen wir dieſes Geſpräch bei Seite, und ſei du ſo gut, mir zu eſſen zu geben, denn ich bleibe für den heutigen Tag dein Gaſt. Nach Tiſche will ich dir die Urſache meiner Reiſe hierher und meiner Verkleidung erzählen. — Mit dieſen Worten ſtieg Don Carlos die zweite Treppe empor, um Doña Leonor zu überraſchen, und Don Jayme konnte einem Diener kaum noch einen Wink geben, ihm zuvor zu eilen und die Dame zu erſuchen, ſich zu verbergen. Leonor eilte davon, hatte aber nicht ſo viel Zeit, von dem Tritte, auf dem ſie eben noch mit ihrem Anzuge beſchäftigt geweſen war, ihre Pantoffeln und andere Kleinigkeiten der Art mit zu nehmen. Es befand ſich in dem Zimmer ein Tiſch mit zwei Gedecken, auf den Don Carlos zuerſt ſeinen Blick richtete. Meine Ankunft muß deinem vorausſehenden Geiſte geahnet haben, Bruder, ſagte er, denn ich ſehe zwei Gedecke auf deinem Tiſch. Oder wohnt etwa noch Jemand im Hauſe bei dir, dem das zweite angehört? Ja, in der That, ich täuſche mich nicht, ganz gewiß wird es der Eigenthümer der Pantoffeln ſein. Sag', iſt die Dame aus Salamanca, Don Jayme? Ich bitte dich im vollen Ernſte, laß es mich wiſſen, denn ich will dein Vergnügen bei Leibe nicht ſtören, zumal da ich ſehe, daß du einen ſo guten Geſchmack haſt. — Hierdurch wurde nun Don Jayme ſo verwirrt, daß er dagegen nur vorzubringen wußte, die Pantoffeln gehörten der Geliebten eines ſeiner Freunde an, der ihn eben verlaſſen habe, um eingeladenermaßen zu einem Bruder ſeines Vaters, einem Geiſtlichen, zu gehen. — Das könnte dir allenfalls einer und der andere glauben, ſagte Don Carlos; wie wäre es aber, wenn wir ſelbſt uns bei der Señora Doña Leonor Enriquez deshalb Raths erholten? — Jetzt hatte Don Jaymes Beſtürzung den höchſten Grad erreicht, und ſein Erſtaunen, ſeinen Bruder in ſein tiefſtes Geheimniß eingeweiht zu ſehen, machte ihn ſprachlos. Ihn zu beruhigen, nahm Don Carlos das Wort wieder auf. Wohlan denn, Bruder, ſagte er, laß uns in das hier neben anſtoßende Zimmer gehn, denn wenn ſich Doña Leonor auch noch ſo ängſtlich vor mir verbirgt, ich muß ſie dennoch ſehen. Ich bin mit der Geſchichte deiner Liebe durchaus bekannt, und du würdeſt noch mehr erſtaunen, wenn du wüßteſt, wie das zugegangen iſt. — Wie Don Jayme ſah, daß ſein Bruder ſo milde und verſöhnlich geſtimmt war, indem er ſich alſo äußerte, faßte er ſich wieder ein wenig und ſagte zu ihm: Gegen dich, mein Herr Bruder, iſt, wie es den Anſchein nimmt, weder Schloß und Riegel, noch Geheimniß ſicher genug, und da du bereits ſo viel von meinen Abenteuern weißt, ſo bleibt mir nichts zu thun übrig, als ganz offenherzig mit dir zu ſein. — Er führte ihn, nachdem er dies geſagt, zu Leonoren ein, und Don Carlos erſtaunte über deren Schönheit um ſo angenehmer, als ſie ſeiner Doña Hipolita auffallend ähnelte. Schwager und Schwägerin umarmten einander und tauſchten höfliche Reden gegen einander aus, deren Inhalt war, daß Don Carlos Doña Leonor ſeiner völligen Ergebenheit, und ſie ihn ihrer unbegrenzten Dankbarkeit verſicherte. Es dauerte jedoch gar nicht lange, ſo wurden ſie darin durch die Meldung unterbrochen, daß angerichtet ſei, worauf ſie ſich zu Tiſche ſetzten, und beſonders die durch die günſtigen Geſinnungen ihres Bruders erfreuten Liebenden der Mahlzeit mit vieler Eßluſt zuſprachen.

Sobald ſie von derſelben aufgeſtanden und wieder allein geblieben waren, begann Don Carlos die Geſchichte ſeiner jüngſten Erlebniſſe vom erſten Anfange herein zu erzählen, nämlich ſeine ſeltſame Madrider Liebelei, Don Gaspars Tod im Duell mit ihm, ſo wie deſſen ihn entſchuldigende Einzelheiten, ſein nächtliches Zuſammentreffen mit Doña Hipolita, und endlich ſeine Anherkunft in ihrem Auftrag, der ihn verpflichte, bis daß er weiter von ihr hören würde, in ſeiner angenommenen Verkleidung in Alcala zu verweilen. Doña Leonor war von der Nachricht vom Tode ihres Bruders auf das Schmerzlichſte ergriffen, und weinte ihm viele Thränen nach; indeſſen gereichte ihr die Gegenwart ihres Geliebten zu keinem geringen Troſte, und daß der ſchuldloſe Mörder ihres Bruders in ihrer Nähe war, nöthigte ſie, ſich und der Heftigkeit ihres Leidweſens um ihn Gewalt anzuthun.

Noch an demſelben Tage ließ Don Carlos auch ſein Pferd und ſeinen Mantelſack in die Wohnung ſeines Bruders bringen, und ſchrieb durch einen zuverläſſigen Diener deſſelben an Doña Hipolita, die er von ſeiner Ankunft in Alcalà und von dem wunderbaren Zufalle benachrichtigte, dem er die Wiedererlangung ihrer Juwelen und das Wiederfinden ihrer Schweſter verdanke, deren Liebhaber und Gatte kein Anderer, als ſein eigener jüngerer Bruder, Don Jayme de Luna ſei.

Mit dieſem Briefe reiſte der Diener ungeſäumt auf Don Carlos Klepper ab, und erreichte das Landhaus des anderen Tages in der Frühe, wo er Doña Hipolita wegen ihrer auf den nächſten Morgen vorbeſtimmten eignen Reiſe ſehr beſchäftigt antraf. Er händigte ihr den Brief ein, der ſie ſchon als eine Botſchaft von ihrem geliebten Don Carlos erfreute, noch ehe ſie ihn geleſen hatte; als ſie ſich aber gar erſt von dem Inhalte unterrichtet fand, konnte ſie kaum die Stunde ihrer Abfahrt erwarten, um alsbald bei den Ihrigen in Alcalà zu ſein. Den Diener ließ ſie auf das Gaſtlichſte bewirthen und ſendete ihn noch denſelben Abend wieder mit Antwort an Don Carlos und ihre Schweſter ab, welche letztere ſie erſuchte, ſie des anderen Tages auf ihrem Wege nach Madrid in ihre Wohnung aufzunehmen.

Ihr alter Oheim, der Prieſter aus Guadalaxara, ermangelte am nächſtkommenden Morgen nicht, der genommenen Abrede gemäß, ſie in ſeiner mit ſechs Maulthieren beſpannten Kutſche abzuholen. Sie reiſten mit einander nach Madrid ab, und gelangten etwa um die Mittagsſtunde nach Alcalà, das der halbe Weg nach der Reſidenz iſt, und wo ſie mit ihrer Kutſche vor Don Jaymes Wohnung, die ſie nach der von ſeinem Diener gemachten Beſchreibung auffanden, zum Erſtaunen des alten geiſtlichen Herrn, anhielten, der nicht begreifen konnte, warum man nicht vor einem Wirthshauſe vorgefahren war. Don Jayme und Doña Leonor, die ſie erwartet, kamen ihnen bis an die Hausthüre entgegen, und der Oheim wußte zum anderenmale nicht, was er davon denken ſollte, die Flüchtige hier zu ſehen. Hipolita empfing ihre Schweſter freundlich und hob ſie vom Boden auf, wo dieſelbe ſie für ihr Vergehen um Verzeihung bat, indem ſie ihre Verſöhnung mit ihr durch eine herzliche Umarmung beſiegelte. In deren Folge ſtellte Doña Leonor ihrer Schweſter Don Jayme vor, und auch er erfreute ſich von ihrer Seite einer wohlwollenden Begegnung. Sie begaben ſich darauf alle Vier in das Wohnzimmer empor, wo ein leckeres Mahl bereitet war; da Hipolita aber gern vorher ihren Don Carlos ſprechen wollte, ſo führte ihre Schweſter, der ſie dieſen Wunſch zu verſtehen gab, ſie unter dem Vorwande, etwas an ihrem Anzuge herſtellen zu müſſen, in ein Nebenzimmer, in dem ſie ihren ſehnſuchtvollen Liebhaber vorfand. Ihre vertrauliche Unterhaltung hier zu belauſchen, ſchickt ſich nicht, und es iſt nur ſo viel auszuſagen, daß Doña Hipolita Don Carlos am Ende mit kurzen Worten vertraute, was ſie in Madrid zu thun geſonnen war, um ihre Vermählung mit ihm ſo ſchnell wie möglich zum Schluſſe zu bringen; Don Carlos aber ſie ſeinerſeits benachrichtigte, wie er dieſe Erfüllung ſeines Glückes in der Freiſtätte eines Kloſters abwarten, und inzwiſchen ſeine vornehmen Gönner um Vermittlung der ärgerlichen Sache anſprechen werde. Die Liebenden ſchieden ſodann von einander, da Doña Hipolita es nicht geziemend fand, daß Don Carlos mit bei Tiſche gegenwärtig ſei, und ſo ſetzten ſich die Uebrigen zuſammen hin, nachdem man die Vorſicht gebraucht, Don Jayme dem geiſtlichen Herrn unter dem falſchen Namen Don Antonio de Guzman vorzuſtellen, und indem das Tiſchgeſpräch Don

Gaspars Tod betraf, wegen deſſen die zwei Schweſtern, ihre innerliche Zufriedenheit verleugnend oder dämpfend, in Gegenwart des Oheims nicht umhin konnten, ſich bei weitem betrübter anzuſtellen, als es ihnen eigentlich zu Muthe war. Da Doña Hipolita Alcalà nicht mehr an eben dieſem Tage verlaſſen wollte, ſo beſuchten ſie am Abende das Grab des ſeligen San Diego und noch andere ſehenswürdige Dinge dieſer Stadt; am anderen Morgen aber fuhren ſie Alle nach Madrid weiter, wo ſie zu Mittag, mit Ausnahme des Don Carlos, ankamen, der Alcalà erſt gegen fünf Uhr Abends verließ, um zur Nachtzeit in Madrid einzutreffen, wo er gleich zu ſeinem oben genannten Freunde ging, der nicht wenig erſtaunte, ihn wieder zu ſehen, und ihm im Vertrauen mittheilte, was ihm in den letzteren Tagen widerfahren, und wie er drauf und dran ſei, ſeine ſchwere Schuld durch eine Heirath mit der Schweſter des getödteten Don Gaspar allerdings leicht genug abzubüßen. Der Freund that noch in der nämlichen Nacht die erforderlichen Schritte, Don Carlos in einem Kloſter der heiligen Jungfrau, der Gnadenreichen, eine Freiſtätte zu bereiten, und da der Prälat deſſelben mit ihm verwandt war, machte er ſich ein Vergnügen daraus, ihm dieſen Wunſch zu erfüllen. Das Kloſter hatten ſie vorzugsweiſe deswegen zu Don Carlos Aufenthalt erwählt, weil Doña Hipolita ganz in ſeiner Nähe für ſich und ihre Begleiter eine Wohnung gemiethet hatte. Don Carlos begab ſich ſofort an Ort und Stelle, und verhielt ſich daſelbſt ſo zurückgezogen, daß außer ſeinem Freunde, ſeinem Bruder und den beiden Schweſtern kein Menſch wußte, wo er war.

Nachdem Doña Hipolita zwei Tage von ihrer Reiſe ausgeruht hatte, ſtattete ſie an dem dritten dem Präſidenten von Caſtilien einen Beſuch ab, und bat ihn dringend, Don Carlos de Luna, als den Mörder ihres Bruders, eifriger als ſeither verfolgen zu laſſen, indem ſie behauptete, derſelbe habe die Reſidenz nach dem Duelle noch nicht verlaſſen, und fahre des Abends ſogar in den Kutſchen ſeiner Freunde verkleidet im Prado ſpazieren. Sie fügte hinzu, eben die gewiſſe Nachricht von dieſem Umſtande habe ſie veranlaßt, aus ihrer Heimath an den Hof zu kommen, um die Hülfe der Gerechtigkeit gegen ihn aufzurufen. Der Präſident war über das, was er hörte, ſehr erſtaunt, und ließ ſogleich den Alcalde kommen, den die Sache betraf, und dem er die Klagen der Dame über ſeine geringe Sorgfalt vorhielt. Der Alcalde verſprach dagegen, fortan mit der äußerſten Strenge zu verfahren, und machte nun mit den Alguacilen des Hofes und ſeinen übrigen Leuten allnächtlich die Runde durch die Stadt. Da er denn auch keine Kutſche vorüber ließ, ohne die Vorhänge aufzuziehen, ſo gab dies zu mancherlei Anſtößen Veranlaſſung, obwohl das Anſehen der Juſtiz Niemand erlaubte, etwas dawider zu haben. Länger als vierzehn Tage betrieb er dieſes Geſchäft mit ſo großer Genauigkeit, daß er ſogar in einigen der vornehmſten Häuſer Unterſuchungen anſtellte, und in die der Geſandten Kundſchafter ſendete, ohne daß der mindeſte Erfolg ſeine Bemühungen krönte. Doña Hipolita hörte inzwiſchen nicht auf, Gerechtigkeit zu verlangen und öffentlich die größte Erbitterung gegen Don Carlos zu äußern, was ſie hauptſächlich deswegen that, um ihn mit ihrer Schweſter insgeheim deſto ſicherer faſt alle Nächte in der Kloſterkapelle zu ſehen und zu ſprechen, wohin er in ſeiner Studententracht und mit ſeiner Brille verſtellt kam.

Es ſchien hierauf dem ungeduldigen Liebhaber an der Zeit zu ſein, fremde Vermittelung in ſeinem ſcheinbar ſo üblen Handel anzuſprechen, und er erſuchte daher einen mächtigen Fürſten und ſpaniſchen Granden, mit Doña Hipolita über die Bedingungen zu verhandeln, unter denen ſie ihm

Verzeihung angedeihen laſſen wolle, und ihr auch in ſeinem Namen deshalb die Ehe anzubieten.

Sein vornehmer Gönner ging auf dieſe ſeine Anſicht ein, und verfügte ſich eines Tages zu der Dame, die ihn in Gegenwart ihres Oheims empfing, um ihr die Grundſätze vorzutragen, nach denen Don Carlos die Verſöhnung mit ihr zu Stande gebracht zu ſehen wünſchte. Indeſſen erwies ſowohl ſie als der Prieſter ſich aller Milde abgeneigt, ſie, durch die zahlreichen Thränen, die ſie vergoß, und er, durch eine unbillige Uebertreibung deſſen, was Don Carlos verſchuldet hatte. Der Grande zog ſich alſo von ihnen zurück, und ſagte ſchlüßlich: wiewohl er ſie ein wenig ſtarrſinnig finde, gebe er dennoch nicht alle Hoffnung auf, ſie bei näherer Prüfung der Sache, die als eine geſchehene ein- für allemal nicht mehr rückgängig gemacht werden könne, ſich eines Beſſeren beſinnen zu ſehen. — Onkel und Nichte hatten in Folge dieſes Beſuchs verſchiedene Unterredungen über den fraglichen Gegenſtand; aber die letztere fand den erſteren aller Verſöhnung abgeneigt, und er ſagte zu ihr: er werde ſie des höchſten Leichtſinns zeihen, wenn ſie irgend aufhören könne, einen Menſchen bis zu ſeiner Einziehung und gerichtlichen Beſtrafung zu verfolgen, der ihrem leiblichen Bruder und dem Haupte ihrer Familie das Leben geraubt habe; ſo daß ſie faſt ſchon bereute, ſich einem ſo ſtarrköpfigen Verwandten anvertraut zu haben, der Don Carlos natürlich nicht wie Hipolita Leben und Wohlergehen wünſchen konnte, und ſeines prieſterlichen Standes ungeachtet auch nicht wünſchte. Es gingen darüber noch drei bis vier Tage hin, und Hipolita ſah ſich am Ende genöthigt, Don Carlos zu erklären, daß ſie ihm, ohne ein für ihre Ehre nachtheiliges Aufſehen zu erregen, nicht wohl eher verzeihen könne, als bis es ihm gelungen ſei, den Widerſtand des alten Herrn zu brechen. Der

Grande erſchien zum anderen Male bei Hipolita, und da er ſich erinnerte, wie man von großen Herren gewöhnlich mehr als Worte zu erwarten pflegt, ſo wollte er den Verſuch machen, mit Werken durchzudringen, und verſprach dem unverſöhnlichen Prieſter eine fette geiſtliche Pfründe ohne Seelſorge, die er als eine eben erledigte in dem anſehnlichſten Orte ſeiner Ländereien zu vergeben hatte.

Kaum ließ er das erſte Wort von dieſem Vorſchlage zur Güte gegen den halsſtarrigen harten Alten fallen, als derſelbe mit einemmale ſo weich wie Butter ward, und Hipoliten ſo unverſchämter Weiſe zuredete, die Verbindung mit Don Carlos zur Beſeitigung fernerer Unanrehmlichkeiten einzugehen, daß er denſelben, den er niemals geſehen, als einen ſolchen Inbegriff von Tugenden und Vorzügen pries, wie ſelbſt die Mutter, die ihn geboren hatte, es nicht gewagt haben würde zu thun, wenn ſie noch am Leben geweſen wäre. Um ihre Rolle gut zu Ende zu ſpielen, fing nun aber Hipolita an, ſich zu weigern, und erklärte ſeinen früheren Rath, nicht zu verzeihen, für den beſſeren, den ſie befolgen wolle, da ſie Grund habe, anzunehmen, daß ſein ihr jetzt ertheilter, ein beſtochener ſei. Der habſüchtige Prieſter, der ſeine einträgliche Präbende ſchon in der Taſche zu haben gemeint, wollte nun über dieſe unerwartete Sinnesänderung der vorher ſo viel nachgiebigeren Hipolita ſchier verzweifeln, und ließ keine Stunde, ja kaum einen Augenblick mehr hingehen, ohne ihr mit ſeinen Gründen zuzureden. Eine Weile beluſtigte ſie ſich mit ihrer Schweſter an ſeiner Angſt; als er aber damit immer zudringlicher und ſogar läſtig wurde, willigte ſie zuletzt in aller Form in die Begründung ihres heißerſehnten Glücks.

Auch die königliche Begnadigung wurde alsbald erwirkt, und darauf zeigte ſich Don Carlos wieder öffentlich. Der

Ehevertrag wurde unterzeichnet, und Verlobung und Hochzeit folgten zu höchſter Zufriedenheit der Liebenden in kurzen Zwiſchenräumen auf einander. Wenige Tage ſpäter ging auch Don Carlos Geſuch bei Seiner Majeſtät glücklich durch, indem er mit dem Orden von Calatrava bekleidet und mit der Komthurei ſeines Vaters belehnt wurde, und danächſt begab er ſich mit ſeinem Bruder und von ſeinem Freunde Don Diego begleitet, nach ſeinem Vaterlande Aragonien, wo er den letzteren mit ſeiner Schweſter verheirathete, und alle drei Paare ſich zuſammen eines ruhigen behaglichen Lebens und einer zahlreichen Nachkommenſchaft erfreuten.

XV.

Leonora Maccedonia.

Nachdem der König Alfonſo von Aragonien ſeine Königreiche Aragonien und Catalonien der Herrſchaft der Königin Maria, ſeiner Gemahlin, überlaſſen, und ſeine Reſidenz in Neapel aufgeſchlagen hatte, das er mit ſo großen Anſtrengungen ſich erworben, ließ er ſich an, dieſem von den langjährigen Kriegen faſt gänzlich verwüſteten Königreiche die innerliche wie die äußerliche Ruhe wieder zu geben, und machte er in Folge deſſen ſeinen Sohn Fernando zum Herzoge von Calabrien, allwo ſich mit demſelben viele der Seinigen niederließen, die ihm in den vorgängigen Land- und Seekriegen beigeſtanden hatten.

Unter dieſen befand ſich denn auch ein Sizilianiſcher Baron, Namens Herr Giovanni Ventimiglia, ein tapferer und kluger Edelmann, den der Herzog mit dem Markiſat Cotrone belehnte. Der Hof des Königs Alfonſo war eine Schule der feinſten Sitten, und die Pflege der Wiſſenſchaften ſtand dazumal in jener Stadt in der Blüthe. So wie nun Ventimiglia in Neapel ſeinen Wohnſitz aufgeſchlagen hatte, geſchah es, daß er bei einem großen Feſte, wo faſt alle

Damen der Stadt verſammelt waren, eine ſchöne Jungfrau von zwanzig Jahren wahrnahm, die Frau Leonora Macedonia hieß, und an Herrn Giovanni Tomacello, einen reichen Jüngling, vermählt war.

Frau Leonora war in der That eine der ſchönſten und anmuthvollſten Edeldamen Neapels; daneben aber ſo ſtolz und ſpröde, daß ſie wohl den König ſelbſt nicht gewürdigt haben möchte, ihm ein freundliches Geſicht zu zeigen. Ventimiglia war noch nicht lange in Neapel und mit den Damen unbekannt, ſo daß er dafür hielt, Macedoniens Gemüthsart müſſe ihrer Schönheit entſprechen, und könne unmöglich grauſam ſein, und alſobald er ſich von den Banden der Liebe an ſie gefeſſelt fühlte, Alles aufzubieten beſchloß, wodurch er ihrer Gegenliebe ſich theilhaft machen könnte.

Er war in Sicilien ſehr reich an väterlichem Erbe, und beſaß im Königreiche Neapel mehrere tauſend Ducaten Einkünfte. Er fing nunmehr an, des öfteren an Leonorens Hauſe vorüber zu gehen, und jedesmal, wann ihm das Glück zu Theil wurde, ſie zu ſehen, ihr auf eine Weiſe, die Niemand auffallen konnte, ſeine Ehrfurcht zu bezeigen. Wurde irgend ein Feſt gegeben, wohin ſie ging, ſo erſchien er darauf ſchön gekleidet, beſtrebte ſich in aller Beſcheidenheit, ihr ſeine Liebe bemerkbar zu machen, und weidete ſeine Augen an ihrem Anblicke, der denn ſein Herz immer leidenſchaftlicher entzündete. Bei allen Turnieren trug er den erſten Preis davon, ſo ſtark und geübt war er, und da er allerwärts ſeine Kundſchafter hatte, ſo ermangelte er niemals, ſich und ſeine Diener dabei in ihre Farben zu kleiden und ſeine Roſſe damit ausſchmücken zu laſſen. Auch pflegte er überhaupt bei allen Waffenſpielen vor der Bruſtwehr, wo ſie ſaß, ſich auf den wildeſten und ſchönſten Pferden ſehen zu laſſen, indem er ſie ſpornte, hin und her tummelte, ſich bäumen ließ oder auch mit ihnen über die Schranken ſetzte, ſo daß er als ein unerſchrockener und gewandter Ritter ſich bei Jedermann beliebt machte. Nichtsdeſtoweniger mochte er beginnen, was er wollte, es gelang ihm niemals, ihr eine freundliche Miene abzugewinnen, und er wurde deshalb über die maßen betrübt, da er nichts in der Welt ſo ſehr als ſie liebte und gegen ſie alles Andere gering ſchätzte.

In dieſer Stimmung ſchrieb ihr Ventimiglia dereinſt einen Brief, der Steine hätte erbarmen können, und ſendete ihn ihr mit mündlichen Botſchaften noch obenein heimlich zu; wiewohl ihm dies nichts half, da Frau Leonora nicht nur Brief und Botſchaft nicht annehmen und anhören wollte, ſondern auch inskünftige ſich ſo wenig wie möglich vor ihm ſehen ließ und, wenn ſie in der Kirche oder auf einem Feſte zufällig mit ihm zuſammentraf, die Kirche auf der Stelle verließ, und in der feſtlichen Verſammlung ſorgfältig vermied, ihn anzuſehen. Herr Ventimiglia, der ſich deſſen wohl verſah, glaubte vor Leidweſen darob ſterben zu müſſen, da indeſſen kein tapferer und echter Ritter fliehend ſtirbt, und Herrn Ventimiglia das Bild ſeiner Geliebten tief in das Herz geprägt war, ſo ſtand er deſſen ungeachtet nicht von der Verfolgung ſeines Zieles ab, ſondern harrte in ſeiner Liebe und Dienſtbarkeit ſtandhaft aus, um vielleicht dennoch ihre Härte und Grauſamkeit zu beſiegen. Auf dieſe Art wurde ſeine anfänglich geheime Leidenſchaft auf die letzt ganz Neapel offenbar, und Jedermann wußte, um weſſetwillen er einen ſolchen Aufwand und Pomp bei allen Gelegenheiten machte. Wie nun aber das Leiden des unglücklichen Liebhabers ſchon länger als zwei Jahre gewährt hatte, und es ihm vorkam, daß ſeine Dame nur immer ſpröder, grauſamer und hochmüthiger gegen ihn würde, ſo bekam der arme Ventimiglia einen ſolchen Ueberdruß am Leben, daß er vielemale drauf und dran war, ſich den Tod zu geben. Eines Tages, allein in ſeinem Zimmer, ging er, in verliebte Gedanken vertieft, eine lange Weile ſtillſchweigend auf und ab, und warf ſich endlich, matt und müde, die Augen thränenſchwer, auf ein Ruhebett, wo er in die klagenden Worte ausbrach: Ach, unglückſeliger Ventimiglia! unter welch böſem Geſtirn biſt du doch geboren; in welch ungünſtiger Stunde mußteſt du dein Auge zu der erbarmensloſen Schönen aufſchlagen! Wie iſt es nur möglich, daß ein ſo lieblicher Schein ein ſo unheilbringendes Weſen birgt! In Wahrheit, ihr golden Haar, ihre heitere ſchneeweiße Stirn, die ſchwarzen gewölbten Augenbrauen über den beiden ſtrahlenden Morgenſonnen, die Phöbus Neid einflößen, die ſpitze regelrechte Naſe, die beiden blühenden Wangen, der roſige Mund, der hinter den reinſten Rubinen orientaliſche Perlen einſchließt, der weiße rundliche Hals, die elfenbeinernen Schultern, die ſchwellenden marmornen Brüſte, hybleiſchen Honigs voll, die blendenden, jugendlichen Arme mit den langen ſchmalen Händen, die geſchmeidige anmuthreiche Geſtalt, die kleinen, kaum die Erde berührenden Füße, kurz Alles, was mir in der Himmliſchen vor Augen tritt, verſpricht mir, ſie ſei ein Weib. Und iſt ſie ein ſo ſchönes, ſo liebliches Weib, wie vermag ſie ſo rauh und unfreundlich zu ſein? Wäre ſie milde, ſo ginge ihr auch nicht eine Tugend ab, die ein Weib haben ſoll. Sie dürfte vielleicht ſagen, ich ſchließe in meinem Sinne allzufehl, denn was ich Grauſamkeit benenne, ſei vielmehr Sitte und Ehrbarkeit. Aber habe ich wohl jemals ein ander als ehrbares Verlangen an ſie geſtellt? Was ſonſt will ich von ihr, als das Licht ihrer ſchönen Augen, und als die beſcheidene Gunſt, ihr dienen und ſie lieben zu dürfen? Und wie übel, undankbare Leonora, lohnſt du mir all meine Ergebenheit, ja Anbetung! Wie habe ich nur ſolche Zeit und Mühe an dich verſchwendet! Wie nutzlos habe ich ſo viele Nächte für dich durchwacht, und ſo viele Thränen für dich vergoſſen! Ich Thor! daß ich um deinetwillen die edelſten Frauen und das ſchönſte Glück der Liebe verſchmähte. Was ſoll ich Anderes von ihr denken, als daß ſie nach meinem Blute lechzt und mich zum Selbſtmörder werden zu ſehen lüſtert? Aber dieſe ihre Luſt ſoll ſie nicht büßen. Ich will ſie aus meinem Herzen verbannen, und ein anderer Menſch werden, als ich ſeither, durch meine Liebe das Geſpött des Volkes, geweſen bin. Es ſoll nicht länger wahr ſein, daß ich ſie liebe, die mich haßt. — Alſo beſchloß der der Sprödigkeit ſeiner Schönen müde Edle zu thun, und fühlte ſich in dem Augenblicke von ſeiner Liebe völlig frei; auf der anderen Seite erwachte nun aber mit einemmale in ihm ein ſo inbrünſtiges Verlangen nach ihr, daß er wieder das gerade Gegentheil von dem ſagte, was er vorher geſagt, und ſich ſelbſt wegen jener Aeußerungen ſcharf tadelte. O, ich Treuloſer! rief er aus, was für Gedanken habe ich da zu äußern und in meiner Bruſt zu hegen gewagt. Werde ich jemals das Herz haben, ohne vor mir ſelbſt zu erröthen, ihr wieder vor die Augen zu kommen, nachdem ich ſie alſo geſchmäht? Kann ſie nicht das Alles gethan haben, meine Treue und Beſtändigkeit zu prüfen? Was habe ich denn je für ſie gethan, welches Pfand meiner Liebe habe ich ihr ſchon gegeben? Steht es ihr nicht frei, mit mir, als mit ihrem Sklaven, nach ihrem Gutdünken zu verfahren? Behüte mich darum Gott vor der Sünde, daß ich ihr etwa wieder nehme, was ich ihr freiwillig gegeben! Ich bin dazu geboren, ihr zu dienen, und will in meinem Berufe ausharren, es geſchehe mir was da wolle. — In dieſem Sinne beharrte er noch zwei volle Jahre, liebte ſie und diente ihr ſo lange nach wie vor; erwarb ſich aber nicht einen einzigen Blick von ihr. Er hatte unter den Großen des Hofes viele Freunde, die ſich wie Andere der Thorheiten verſahen, die ihn ſeine Liebe begehen ließ, und ihn nicht ſelten ſcharf und bitter tadelten, daß er ſich der allbekannten Launenhaftigkeit der Dame opfere. Es gab keinen Bürger und Edelmann in ganz Neapel, dem es nicht leid gethan hätte, den allgemeinen Liebling Ventimiglia ſo ſchmählich behandelt zu ſehen, und Frauen und Edeldamen die Menge würden ihm mit Freuden ihre Liebe und Gunſt zugewendet haben, wenn er ſie nur hätte fordern wollen. Aber der Arme ſah und hörte nichts außer ſeiner Leidenſchaft.

Da trug es ſich eines Sommers zu, daß der Herzog von Calabrien, der heißen Luft in Neapel zu entfliehen, ſich auf einige Zeit nach den Bädern des anmuthigen Pozzuolo begab, wo ſchon die alten Römer ſich vor Zeiten vergnügten, weſſen die Trümmern ſo vieler prachtvollen Paläſte Zeugen ſind. Ventimiglia begleitete den Herzog, und während ihres Aufenthaltes in Pozzuolo pflegte Ventimiglia ſich oftmals von den Andern hinweg zu ſtehlen, und bald an dem Geſtade des Meeres, bald auf freiem Felde unter den Ruinen der Vorzeit, bald auf den fruchtbaren, ſanftanſteigenden Hügeln, bald durch die vielen erfriſchenden Höhlen, bald an den ſchweflichen Seen, bald in den Cedern- und Orangenhainen, und an anderen vergnüglichen Orten zu luſtwandeln, in Gedanken unabläſſig mit ſeiner Geliebten beſchäftigt. Der Herr Galeazzo Pandono, ſein vertrauteſter Freund, war über das Leben, das er ihn führen ſah, äußerſt mißvergnügt, und hätte ihn von ſeiner Liebe gern frei gemacht. Als ſie daher eines Morgens früh mit Anderen den Herzog auf einem Spaziergange nach der Höhle der Sybille begleiteten, nahm Herr Galeazzo Ventimiglias Hand und ſagte: Herr Markeſe, laßt den Herzog allein weiter gehen und kommt mit mir dorthin unter jene Lorbeerbäume, wo ich euch was ſagen will. — Recht wohl, ſprach Ventimiglia, ich war ohnedies entſchloſſen, mich auf jeden Fall von den Anderen zu entfernen. — Sie kamen mit einander an den bezeichneten Ort und ſetzten ſich in dem Schatten der Lorbeern auf das weiche Gras nieder. Herr Markeſe, hub Herr Pandono da zu reden an, ich mache, um der brüderlichen Freundſchaft willen, die ſchon ſo viele Jahre zwiſchen uns beſteht, keine Umſtände mit dir, und ſage dir gerade heraus, was mir auf dem Herzen liegt. Ich fange alſo mit dem Leben an, das ich dich hier in Pozzuolo führen ſehe, und demzufolge du wie einer jener Philoſophen, die die Natur zu erforſchen trachten, gedankenvoll und einſam umherirrſt. Ja, es ſind, glaube ich, noch nicht fünf Tage her, als ich, mit dem Grafen von Celano auf einem Hügel mich ergehend, dich an dem Quelle hier ſtehen und weinen ſah. Wir ſahen dir wohl über eine Stunde zu, wie du immer mehr Thränen vergoſſeſt und die Augen oftmals zum Himmel aufſchlugſt. Siehe da, ſprach der Graf von Celano zu mir, wie weit es mit dem Markeſe von Cotrone in ſeiner Liebe zu Frau Leonora Macedonia, der Gattin des Giovanni Tomacello, gekommen iſt. Er bewirbt ſich ſchon ſo viele Jahre um ſie, und ſie will doch ſo gar nichts von ihm wiſſen; aber bei der Seele meines Vaters! ich bin vielemale drauf und dran geweſen, ihn recht tüchtig darum auszuſchelten, und habe es nur unterlaſſen, weil ich auf keinem vertrauten Fuße mit ihm ſtehe, den ich, als einen ſo ehrenwerthen Ritter, wie meinen Bruder liebe. Dir, Herr Galeazzo, fuhr er fort, ſteht das beſſer an, du biſt ſein Freund, und vermagſt ihn aus dieſem Irrſale zu ziehen. Ich verſprach ihm, es bei der erſten Gelegenheit zu thun, um ſo mehr, da ich es mir ſelbſt wiederholt vorgenommen, und ſo iſt denn jetzt die Zeit gekommen da ich mit meinen Worten, die hoffentlich eine gute Statt bei dir finden, nicht länger an mich halten kann. Deine vergebliche Liebe iſt ſchon ſeit ſo vielen Jahren zum Stadtgeſpräche geworden, und Jedermann verdenkt es dir, daß du deine Zeit mit dieſer allerſtolzeſten und unliebenswürdigſten Frau verdirbſt. Der große Aufwand, den du ihretwegen gemacht, möchte noch hingehen, und iſt wenigſtens das geringſte Uebel von allen dabei, da du dir doch alſo den Ruf erworben, hier am Hofe der freigebigſte und glänzendſte Baron des Reichs zu ſein; aber es ſollte dir allerdings nicht minder leid thun als mir, daß du für ſie Tag für Tag zum Selbſtmörder wirſt, und tauſendfache andere Gelegenheiten, glücklich zu lieben, darüber verloren haſt. Es ſind ihrer Viele, die behaupten wollen, du ſeiſt gar nicht mehr der alte Markeſe di Cotrone, ſondern in Leonora Macedonia verwandelt, die du für deinen Gott anſeheſt, und die dich doch nicht einmal ſo hoch achte, wie etwa die erſten Kinderſchuhe, die ihr an die Füße gezogen wurden. Und du mußt nicht glauben, daß ſie dies aus Uebelwollen ſagen, nein, ihr Mitleiden und ihre Liebe, die dich aus der Hölle erretten möchten, in der du ſchmachteſt, bewegt ſie dazu. Und, bei Gott! dir die Wahrheit zu geſtehen, ſo haſt du dich von deiner Leidenſchaft in der That weit genug verlocken, und, wie ſcharfſichtig du dich auch in anderen Dingen bezeigſt, auf eine Weiſe verblenden laſſen, daß du den gewiſſen Tod und, was noch ſchlimmer, die ewige Schmach und Unehre deines Namens, die dich bedrohen, nicht vor dir ſiehſt. Du, der du im Kampfe für unſeren glorreichen König Alfonſo die Reihen der Feinde ſo vielemale durchbrochen, und die dir anvertrauten Schaaren zum Siege geführt haſt, biſt jetzt nicht im Stande, dich ſelbſt gegen ein Weib zu ſchützen, das dich zu ihrem Sklaven gemacht, und vor dem du zitterſt wie ein

Knabe vor ſeinem Lehrer, der ihn züchtigt. Und, guter Gott! was für ein Weib hat dich überwunden. Ich will nicht ableugnen, daß es eines der ſchönſten Neapels, edel geboren und an einen reichen und vornehmen Mann, wie das ein jeder ſieht und weiß, verheirathet iſt. Aber ſage mir, welche Tugenden und löblichen Sitten und Eigenſchaften ihr innen wohnen? Vielleicht willſt du ſagen: Sie iſt keuſch und ehrbar, und thut nichts, was ihrem oder ihres Mannes Rufe zu nahe tritt. Das iſt recht gut, denn eine Frau hat Alles verloren, wenn ſie ihre Ehre verloren hat. Aber diejenigen, die wirklich ehrbar ſind und dafur gehalten werden wollen, betragen ſich doch zugleich mit Anmuth und Höflichkeit, und wiſſen, wenn einmal Einer ihre Unſchuld anficht, ihm mit guter Art zu verſtehen zu geben, daß er davon abſtehen möge, und ſeine Zeit und Mühe vergeude, ohne daß ſie darum ſo ſtolz und ſpröde und ſo eigenſinnig und voller Grillen ſind, wie dieſe. Ihre Schönheit, die du ſo hoch erhebſt, iſt wie eine Blume, die des Morgens friſch erbluht und am Abende ſchon hinwelkt und die Blätter ſenkt. Ein wenig Fieber und der Lauf der Zeit vernichten jede Schönheit und laſſen nichts übrig, als ein unerquickliches Stück Fleiſch. Verzeihe mir, Bruder, und höre mich ruhig an. Ich ſehe zwar, daß deine veränderten Mienen mir deinen Unwillen verkündigen; aber zürne mir wie du immer willſt. Ich habe einmal begonnen, mit dem Lichte der Wahrheit deinen Irrthum zu beleuchten, und wenn du auch gegenwärtig nicht einſehen magſt, daß ich recht habe, ſo dankſt du mir es doch in Zukunft ganz gewiß, wann endlich einmal deine unendliche Geduld reißen wird. Aber ſolcherlei Aufſchub thut in keinem Falle gut; darum ſtrenge dich an, daß du, was dir die Zeit, die Mutter der Wahrheit, in ihrem flüchtigen Laufe dereinſt enthüllen würde, mit deinem Verſtande gegenwartig ſchon begreifſt.

Wo iſt deine Klugheit und Tapferkeit und deine hohe Geiſtesbildung hin? Wohin ſind die Lorbeern, die du dir nicht im Dienſte eitler, ſelbſtſüchtiger Frauen, ſondern im ernſten Waffentanze erworben? Wohin all das Edle in dir, das dich an dieſem Hofe ſo angeſehen machte? Es iſt wahrlich allzu betrübt, dich ſo ſchmählich zu Grunde gehen zu ſehen. Ich will zwar kein Mönch werden, und dir Keuſchheit und Abſcheu vor den Frauen predigen, deren man ſich in der Fülle der Geſundheit und Jugend und des Wohllebens nicht entſchlagen mag. Aber ich wünſchte nur, du liebteſt da, wo deine Liebe erwiedert, oder dir mindeſtens die Hoffnung gelaſſen würde, ſie nach einer getreuen Dienſtbarkeit belohnt zu ſehen, mit nichten jedoch, wo man dir nichts als Haß und Verachtung dafür zuertheilt. Es iſt noch nicht lange her, daß ich in Santa Maria pie di grotta mit einer Geſellſchaft edler und ſchöner Damen zum Abendeſſen in dem anmuthigen Garten des Carracciolo war. Zufälligerweiſe kam daſelbſt die Rede auf Tomacellos Weib, Leonora Macedonia, und da ſtimmten alle Anweſenden ihretwegen überein, daß ſie allerdings von ungemeiner Schönheit ſei, hingegen es auch unmöglich ein ſtolzeres, hochmüthigeres und unhöflicheres Weib, als ſie, geben könne, das von ſich ſelbſt eine ſo hohe und von Anderen eine ſo geringe Meinung hege, daß weder Verwandte noch Freundin es mit ihr aushalte. Alſo ſprechen Männer und Frauen nach ihrem Verdienſte von deiner Gebieterin; und ſo bediene du dich denn auch deiner freien Urtheilskraft, ſchüttele das ſchwere Joch deiner Liebe zu ihr von dir, und reinige dich von dem tödtlichen Gifte, das dein Herz ergriffen, ſo lange es noch an der Zeit iſt. Habe zunächſt Gott vor Augen, dann deine Freunde, deine Ehre und dein Leben, mehr weiß ich dir nicht zu ſagen. — Hier ſchwieg Pandono, des Markeſes Antwort gewärtig, ſtill, und dieſer, von der Wahrheit ſeiner Worte betroffen, ſagte nach einigem Bedenken, tief aufſeufzend und im ganzen Geſichte verändert: Ich muß bekennen, mein theurer Freund, daß es die Wahrheit iſt, was du ſo eben zu mir geſprochen, und daß ich dir dafür unendlich verpflichtet bin. Freue dich daher, daß du nicht tauben Ohren gepredigt und deine Worte verloren haſt. Ich denke mit Gottes Hülfe Neapel zu erkennen zu geben, was ſie über mich vermocht haben, und ich verſpreche dir hier mit dieſem ritterlichen Handſchlage, daß die verderblichen Liebesflammen, die meine Bruſt für Leonora Macedonia nährte, fortan erloſchen ſind, und daß ſogar ihr Name und Angedenken nicht mehr in mir lebt. Doch jezt laß uns von ihr nicht weiter ſprechen, und gehen wir, denn ich ſehe, daß auch ſchon der Herr Herzog auf dem Heimwege begriffen iſt. — Hierauf ſtanden Beide auf, ſprachen von anderen Dingen, und ſchloſſen ſich dem Gefolge des Herzogs an.

Noch an dem nämlichen Tage nahm Ventimiglia, der es für das Beſte hielt, ſich auf einige Zeit von Neapel zu entfernen, Gelegenheit, den Herzog um Urlaub nach ſeinem Markeſat Cotrone in Calabrien, und von dannen nach Sicilien zu bitten. Derſelbe wurde ihm gewährt, und darauf begab er ſich nach Neapel, wo er dem Könige Alfonſo aufwartete, brachte ſeine daſigen Angelegenheiten in Ordnung, und ſchiffte nach einem kurzen Aufenthalte in Calabrien nach Sicilien über, wo er in vielen Jahren nicht geweſen war, und wo er durch mannichfache Beſchäftigungen und Reiſen die Leiden beſiegte, die ihm noch jezuweilen der Gedanke an Leonora Macedonia bereitete. Er war zwar nicht ſelten verſucht, zu ihr zurückzukehren und von neuem zu erproben, ob ihre Härte und Grauſamkeit ſich nicht rühren laſſe. Seine Vernunft jedoch vermochte jedesmal ſo viel über ihn, daß er dieſe Anfechtungen in den Wind ſchlug, bis er am Ende völlig von ſeiner Leidenſchaft genas und zu der Erkenntniß gelangte, wie unliebenswürdig doch die Schöne ſei. Mit dieſer Freiheit ſeines Herzens kehrte er nach ſiebenmonatlicher Abweſenheit nach Neapel zurück; wo er dann nimmer wieder vor Leonoras Hauſe vorüber ging, er müßte denn in Geſellſchaft Anderer des Weges gekommen ſein, wodann er aber, ſie mochte am Fenſter oder an der Thüre ſtehen, that, als ſehe er ſie gar nicht, oder habe ſie vorher nie geſehen.

Er hatte auf dieſe Weiſe noch kaum zwei Monate ſeit ſeiner Rückkehr in Neapel zugebracht, ſo verſahe ſich der mit ihm vorgegangenen Veränderung Jedermann, und pries ihn darum höchlich, weil Leonoras ſprödes Weſen allgemein verhaßt war. Ja, Herr Ventimiglia ging ſo weit, daß er, um jeden Funken ſeines alten Liebesfeuers zu erſticken, Falls ja hin und wider einer ihm unbewußt unter der Aſche fortglimmen ſollte, ſich in ein anderes ſchönes Mädchen zu verlieben anfing, das denn auch ihrerſeits nicht anſtand, ſobald es ſich der Gefühle des Ritters verſah, ihm ihre Gunſt zuzuwenden. Durch dieſe zweite Liebe, die er ſo geheim hielt, daß Niemand etwas davon merkte, fühlte ſich Herr Ventimiglia ſo beglückt, daß er ſeiner erſten Geliebten nicht nur völlig uneingedenk wurde, ſondern ſich ſogar innerlich ſchämte, ihr jemals zugethan geweſen zu ſein.

Ueber allem dem mochte etwa ein Jahr vergangen ſein, als Herr Giovanni Tomacello, Macedonias Gemahl, durch Verwandte in einen ſchlimmen Rechtshandel verwickelt wurde, in Folge deſſen ihn einige Schriften, die ſeine Gegner auffanden, in die Gefahr brachten, mehr als vierzig tauſend Ducaten von ſeinem väterlichen Erbe zu verlieren. In welche Noth er dadurch gerieth, mag ſich ein jeder vorſtellen, der ſich einmal ſelbſt in einem ſolchen Verhältniſſe befand. Die

Sache kam vor den hohen Rath des Königs, und da es Tomacello ſchien, ſein Gegentheil ſtehe in beſſerer Gunſt als er, ſo wußte er vor Angſt, den Prozeß zu verlieren, gar nicht, was er beginnen ſolle. Die vornehmſten Rechtsgelehrten des Landes hatten allerdings ihr Gutachten dahin abgegeben, daß das Recht, wenn auch unter verwickelten Umſtänden, auf ſeiner Seite ſei, und alſo rieth ihm ein guter Freund, ſeine Zuflucht zu einem Günſtlinge des Königs zu nehmen, um mit deſſen Hülfe zu erlangen, daß der Prozeß ohne Zeitverluſt entſchieden würde, weil ſeine Verwandten dagegen eben durch ihren Einfluß zu bewirken ſtrebten, daß die ſtreitigen Güter gerichtlich verwaltet, und die Sachen zu Tomacellos gewiſſem Verderben in die Länge gezogen würden.

Dieſem Rathe gemäß ging Tomacello in Gedanken die Reihe der Günſtlinge des Hofes durch, und überlegte, weſſen Hülfe er anſprechen könne, bis man ihm rieth, den Markeſe di Cotrone für ſich zu gewinnen, der ſowohl der dienſtfertigſte und gefälligſte von Allen, als auch der erſte Liebling des Herzogs von Calabrien ſei, und nächſtdem von dem Könige Alfonſo ſehr werth gehalten werde. Tomacello, der niemals etwas von der Liebe des Markeſe zu ſeiner Gattin gehört, und auch ſonſt nichts als Gutes von ihm wußte, entſchloß ſich, wiewohl er ihn nicht näher kannte, zu ihm zu gehen, und den Verſuch zu machen, ſeine Theilnahme an dem Rechtshandel zu gewinnen. Gedacht, gethan: des nächſten Tages, nach dem Mittageſſen, beſtieg er ſein Maulthier, und begab ſich nach dem Hauſe des Markeſe, der bei Seggio Capuano wohnte. Er ſtieg gerade zu der Zeit bei ihm ab, als auch Ventimiglia ſeine Mahlzeit beendigt hatte, und eben noch mit einigen Edelleuten, ſeinen Freunden, die bei ihm geſpeiſt, am Tiſche ſaß und ſich unterhielt. In den Saal eingeführt, bezeigte Tomacello dem Markeſe ſeine ſchuldige

Ehrerbietung, und ſobald dieſer ihn auf ſich zukommen ſah, erhob er ſich von ſeinem Sitze und ging ihm mit zuvorkommender Artigkeit entgegen, indem er ihn willkommen hieß und nach ſeinem Begehren fragte. Ich komme, ſprach Tomacello, mit dir insgeheim von einer Sache, die mich betrifft, zu ſprechen. — Als der Markeſe dies hörte, verwunderte er ſich ſehr, nahm ihn bei der Hand und führte ihn in einen ſchönen Garten, worin, nachdem er ſich mit ihm ergangen war und Tomacello die Schönheit der Orangen-, Limonen-, Cedern- und anderen Fruchtbäume und der vielen farb- und duftreichen Blumen geprieſen hatte, Beide ſich auf einen kleinen, vor der Sonne geſchützten Altan ſetzten. Sobald ſie daſelbſt Platz genommen, hub Tomacello alſo zu reden an: Obwohl ich, vortrefflichſter Herr Markeſe, zuvor in freundſchaftlichen und vertrauten Verhältniſſen mit dir nicht geſtanden habe, noch mir jemals die Gelegenheit gegeben war, dir einen etwaigen Dienſt zu erweiſen, in Berückſichtigung deſſen ich es jetzt wagen dürfte, dich in meiner Bedrängniß um Hülfe anzuſprechen; ſo flößt mir nichtsdeſtoweniger der Ruf, in dem du ſtehſt, Niemand, der ſich an dich wendet, ohne Beiſtand zu laſſen, den Muth ein, dich unbekannterweiſe um deine Fürſprache für mich zu bitten. Ich bin Giovanni Tomacello, ein Edelmann aus dieſer Stadt, gegen den vor kurzem einige Todfeinde vielmehr als Verwandte einen Rechtshandel anhängig gemacht haben, in Folge deſſen ſie mir, wenn ſie durchdrängen, mehr als die Hälfte meines väterlichen Erbes entreißen würden. Ich habe meine Papiere vorgebracht, und meine Rechtsfreunde ſagen mir, daß, wie verworren auch die Sache, das Recht doch entſchieden auf meiner Seite ſei. Trotz dem beſtehen meine Gegner darauf, indem ſie die Gunſt geltend machen, deren ſie ſich im hohen Rathe erfreuen, daß die ſtreitigen Güter den Gerichten zur Verwaltung übergeben werden, und ſuchen ſie, in der vorgeblichen Hoffnung, noch mehrere Schriften aufzufinden, die Entſcheidung aufs Ungewiſſe hinaus zu verzögern. Sollte man mich zwingen, die Hälfte meiner Güter verwalten zu laſſen, ſo müßte ich zu Grunde gehen; ich möchte deshalb gern in dem ſchon ſo vieljährigen Beſitze verbleiben und das Urtheil bald gefällt ſehen. Ohne deine Verwendung kann ich das nicht erlangen. Ich flehe dich alſo inſtändigſt darum an, und verſichere dich, daß, wenn ich durch dich Gerechtigkeit in dieſer Sache erlangte, ich dir auf ewige Zeiten mit Gut, Leben und Ehre verpflichtet bleiben, und dir bei jeder Gelegenheit beweiſen würde, du habeſt deine Wohlthaten an keinen Undankbaren verſchwendet. —

Hier hörte Tomacello auf zu reden, und alsbald antwortete der Markeſe heiteren Angeſichtes: Ich wünſchte wohl, Herr, du bedürfteſt meiner Hülfe nicht, nicht etwa deshalb, weil ich abgeneigt, für dich zu thun, was in meinen Kräften ſteht, ſondern weil es mir leid iſt, daß deine Angelegenheiten ſich nicht in einem vollkommen guten Zuſtande befinden. Ich danke dir für alles Freundliche, was du mir ſagſt, und wenn auch das große Lob, das du mir ſpendeſt, kein durchaus gerechtes ſein mag, ſo freut es mich immer, daß alſo von mir geſprochen wird, und ich werde es mir in der That angelegen ſein laſſen, ſo viel an mir iſt, jede gute Meinung von mir zu rechtfertigen. Was ich für dich thun kann, das, verſpreche ich dir, will ich ſo gewiſſenhaft und ſorgſam thun, als ob es zu meinem eignen Beſten wäre. Es ſoll mich innig freuen, wenn es von einem guten Erfolge begleitet wird, und ſollte, was ich nicht hoffe, das Gegentheil geſchehen, ſo wird es wenigſtens nicht die Schuld eines mangelhaften Eifers von meiner Seite ſein. Vielmehr magſt du hoffen, wofern, wie du mir verſicherſt, dein Recht wirklich ein ſo gutes iſt, morgen, bevor die Sonne untertaucht, gute Zeitung zu hören; denn ich gedenke, noch ehe ich zu Abend eſſe, deiner Sache eine ſolche Wendung zu geben, daß ihr erwünſchter Ausgang bald nicht mehr zweifelhaft bleiben ſoll. Die Anerbietung deiner brüderlichen Freundſchaft nehme ich dankbar an und halte ihrethalb dafür, heute einen gewinnreichen Tag erlebt zu haben. Einen anderen Dank verlange ich nicht und kann ich von dir nicht annehmen, angeſehen, daß ich Giovanni Ventimiglia und kein Kaufmann bin. Im Gegentheile ſoll dir zu jederzeit von mir auch in Werken widerfahren, was ich dir jetzt nur mit Worten zugeſagt habe. —

Durch dieſe großherzigen Anerbietungen Ventimiglias zu friſchen Hoffnungen geſtärkt, ging Tomacello nach unendlichen Dankſagungen nach Hauſe, und erzählte ſeiner Gattin, was er Alles mit dem Markeſe di Cotrone verhandelt habe. Sie erſtaunte höchlich über die Menſchenfreundlichkeit des Ritters, und ohne ihrem Manne ein Wort zu erwidern, erwog ſie in ihrem Sinne die vieljährige Liebesdienſtbarkeit, in der der Markeſe zu ihr geſtanden, den großen Aufwand, den er ihretwegen gemacht, und die ungemeine Höflichkeit, die er ihr ſonſt noch erwieſen hatte. Sie bedachte, daß ſie ihm doch mit keinem einzigen Blicke dafür gefällig geweſen war, und konnte alſo nicht umhin, ihn für den vollkommenſten Mann auf Erden zu halten.

Sobald Tomacello das Haus des Markeſe verlaſſen hatte, begab dieſer ſich an den Hof und verwendete ſich bei dem Könige und Herzoge auf das wärmſte für Jenen, ſo daß der König auf der Stelle einen ſeiner Kammerherren zu ſich beſchied und ihm auftrug, ſeinen Räthen insgeſammt zu wiſſen zu thun, ſie hätten, bei ſeiner höchſten Ungnade, unweigerlich ſchon des nächſtfolgenden Tages in dem Rechtsſtreite zwiſchen Giovanni Tomacello und ſeinen Verwandten ein Urtheil zu fällen. Die Räthe ſäumten nach Empfang dieſes Befehles nicht, ihn in Ausführung zu bringen, und ſandten alſo, da in dem Prozeſſe Alles zum Spruche reif war, den Betheiligten ihre gerichtliche Einladung zu, am anderen Morgen vor ihnen zu erſcheinen, um der Entſcheidung ihrer Angelegenheit zu gewärtigen. Das Gericht kam zu der beſtimmten Zeit zuſammen, und da Gründe und Gegengründe der Prozeſſirenden durch ihre Rechtsbeiſtände ſchon vorher inſofern genugſam auseinander geſetzt waren, daß Tomacellos gutes Recht Allen eingeleuchtet hatte, ſo mußte ihm daſſelbe wohl oder übel zugeſprochen werden.

Den ihm geleiſteten Dienſt vollkommen zu machen, ließ Ventimiglia das Urtheil durch einen der Seinigen aufnehmen und gerichtlich beſtätigen, und ſendete es unverzüglich Tomacello zu, der darüber eine große Freude hatte, dem Markeſe dafür dankte, wie er nur wußte und konnte, und fernerhin öfters zu ihm kam und auch mit ihm ſpeiſte. Dem Markeſe fiel es freilich niemals ein, um deswillen ſeine Gattin wiederſehen zu wollen oder ſeine früheren Abſichten mit ihr wieder aufzunehmen. Vielmehr bekümmerte er ſich um ſie ſo wenig wie vorher, und als ob er ſie niemals gekannt hätte.

Hiernächſt ritt eines Tages der Herzog von Calabrien nach dem Abendeſſen durch die Stadt und kam an dem Hauſe Tomacellos vorüber, der mit ſeiner Gattin eben, um friſche Luft zu ſchöpfen, an der Thüre ſtand. Ventimiglia war zufälligerweiſe mit einem anderen Edelmanne hinter dem übrigen Gefolge zurückgeblieben, und kam im Geſpräche mit ihm langſam nachgeritten. Als er dem Hauſe Tomacellos gerade gegenüber war, ließ dieſer ſeine Gattin auf der Straße ſtehen, und ging auf den Markeſe zu, den er angelegentlich bat, die Anderen weiter reiten zu laſſen und bei ihm abzuſteigen, um einen friſchen Trunk zu thun. Der Markeſe dankte Tomacello, wollte aber die Einladung nicht annehmen, ſondern ritt dem Herzoge nach. Hierauf ſprach die Dame, uneingedenk des großen Dienſtes, den der Markeſe erſt kürzlich ihrem Gemahl geleiſtet: Was haſt du nur, lieber Mann, mit dem Markeſe Ventimiglia zu ſchaffen, daß du ihn ſo freundlich in dein Haus einladeſt? — Mit unwilliger Miene antwortete er ſofort: Bei der Seele meines Vaters! ich glaube nicht, daß auf Erden noch ein ſo undankbares Weib lebt, wie du. Du kannſt nichts, als dich putzen und beſpiegeln, auf neue Kleidertrachten ſinnen, immer geſchniegelt und gebügelt daſtehen, als ob du die Prinzeſſin von Tarent wäreſt, und alle Männer und Frauen dieſer Stadt über die Achſeln anſehen. Iſt es möglich, daß du ſchon vergeſſen haben kannſt, welche große Gefälligkeit, ja Wohlthat, dieſer Markeſe mir erwieſen? Müſſen wir nicht ſagen, daß wir ihm den größten und beſten Theil unſeres Vermögens verdanken? Wären wir nicht ohne ihn bis in die dritte Generation zu Grunde gerichtet? Es würde uns wahrlich anſtehen, die Erde zu küſſen, die er mit ſeinen Füßen betritt. Ich bekenne für mein Theil, ihm mit Leib und Leben, geſchweige denn mit Hab und Gut, verpfändet zu ſein, und würde mich zu jeder Zeit freuen, wenn er mit dem Meinigen ſchelten wollte, als ob es ſein eigen wäre. Ja, ich will das Leben laſſen, wenn ich jemals irgend einen Menſchen auf Erden für ſeines Gleichen erkenne, der, auch abgeſehen von dem, was er für mich gethan hat, um ſein ſelbſt willen von Jedermann geliebt und verehrt zu werden verdient. Alt und Jung, Vornehm und Gering, rechnet es ſich, bei Gott! zur Ehre, ſein, des Menſchenfreundlichen, Edlen, Höflichen, Prächtigen, Freigebigen, Dienſtfertigen, und Großmüthigen Freund zu ſein, und du willſt nicht, daß ich ihn ehre und feiere? Sein beſcheidenes, anmuthiges Weſen müßte ja wahrlich Marmorherzen rühren! Wollte Gott! meine Liebe, ich wäre jemals im Stande, ihm, dem ich unendlich mehr als eine Einladung in mein Haus ſchuldig bin, auch nur einen weſentlichen Dienſt zu leiſten. Wie ſehr wollte ich mich darüber freuen! —

Dieſe Worte durchſchnitten das undankbare, ſtolze Herz der Frau, und ſie wußte ihrem Gatten keine Sylbe zu erwiedern, ſondern blieb ſtumm ihm gegenüber ſtehen, und ſchlich ſich, ſobald ſie konnte, von ihm hinweg in ihr Zimmer, wo ſie ſich auf das Bett warf und dem Strome ihrer Thränen freien Lauf ließ. Der Mann ſah ſeine Frau fortgehen, und da er wußte, daß ſie, ihrer Natur nach, nichts weniger als Tadel vertrug, ſo beſtieg er ſein Maulthier und ritt ſpazieren. Sie empfand mit einemmale eine ſo ſchwere innerliche Reue, daß es ihr war, als hätte man ihr das Herz aus allen Wurzeln geriſſen. All ihr Sinnen und Denken war mit dem Markeſe beſchäftigt, und Alles was er um ihretwillen gethan und gelaſſen, machte ſich ihr gegenwärtig insgeſammt erinnerlich, ſo wie denn auch, zu ihrem unausſprechlichen Schmerze, all ihre Härte, ihre Grauſamkeit und ihr Stolz gegen ihn ihr wieder vor Augen traten. Alſo hatten jetzt die einfachen, aber wahren Worte ihres unvorſichtigen Gatten, was vordem allem Seufzen, Weinen, Flehen, Glühen, Dienen, Lieben, aller Unterwürfigkeit und allen Aufopferungen des Ritters nicht gelungen war, dies übermüthige, unzugängliche Herz gerührt und es dermaßen erweicht und gedemüthigt, und in einem Augenblicke mit ſolcher Heftigkeit in Liebe zu dem Markeſe entzündet, daß ſie ſich überzeugt fühlte, nicht länger leben zu können, ohne ihm den kläglichen Zuſtand ihrer Seele zu offenbaren. Sie war von Stunde an entſchloſſen, heimlich mit ihm zuſammen zu kommen, und hatte vor dieſem Gedanken die ganze Nacht hindurch keine Ruhe. Mit dem Anbruche des Tages erinnerte ſie ſich des Boten, durch den ihr der Markeſe dereinſt geſchrieben hatte. Mit Hülfe einer alten Frau gelang es ihr, den Boten zu ſprechen, und ihm zu wiſſen zu thun, was er dem Herrn Ventimiglia von ihr ſagen ſolle. Der Bote hörte die Dame an, tröſtete ſie und ſagte, er glaube ganz gewiß, der Markeſe liebe ſie noch, und wolle es ſchon ſo einrichten, daß er, wie ſie es wünſche, zu ihr komme. Die Dame war darob hoch erfreut, und der Bote ging zu dem Markeſe und ſprach: Herr, ich bringe dir eine wunderbare Neuigkeit, die du gewiß nicht im Stande biſt, zu errathen. Weißt du nämlich wohl, daß Frau Leonora Macedonia, der Sprödigkeit, womit ſie dir begegnet, müde, jetzund ganz die Deine iſt, und, keinen anderen Willen mehr als den Deinen kennend, dich heiß und inſtändigſt bittet, noch heute zur Nonenzeit gefälligſt in den Garten hinter ihrem Hauſe zu kommen, deſſen Eingang offen ſein und in dem ſie dich erwarten werde, um mit dir zu ſprechen? Herr Giovanni Tomacello, ihr Gatte, iſt heute früh nach Somma gegangen und kehrt erſt in acht Tagen zurück. — Der Markeſe erſtaunte höchlich über dieſe Botſchaft und, ſeine tauſendfachen Bedenken habend, ob er gehen ſolle oder nicht, antwortete er: Ich habe heute Geſchäfte von großer Wichtigkeit abzuthun; behalte ich inzwiſchen die Stunde, die du mir angegeben, frei, ſo werde ich zu Frau Leonoren gehen. — Der Bote ging zu der Dame zurück und ſagte ihr: Herr Ventimiglia werde kommen; dieſer aber, der ſich aller Liebe zu ihr entledigt hatte, machte ſich anderwärts zu ſchaffen und ging nicht zu ihr. Sie wartete auf ihn den ganzen Tag, und betrübte ſich außerordentlich, daß er nicht erſchien. Sie fragte den Boten nochmals aus und ließ ſich von ihm wohl zehnmal wiederholen, was der Markeſe geſagt. Worauf ſie, der Meinung, er ſei von wichtigen Geſchäften abgehalten, oder habe etwa Bedenken getragen, in ihr Haus zu kommen, den Boten ein zweitesmal an ihn abſendete und ihn erſuchen ließ, an dem und dem Tage, zu der und der Stunde in einer gewiſſen, wenig beſuchten Kirche ſich einzufinden. Mittlerweile überkam ſie zwar auch die Beſorgniß, ob nicht die dereinſt ſo glühende Liebe des Ritters ſich in Haß verwandelt haben möge, und warf ſie ſich ſelbſt ihre Härte gegen ihn vor; indeſſen ſchien es ihr wieder unmöglich, daß ſo viele Liebe ganz erloſchen ſein könne, und je länger ſie abgehalten wurde, ihm ihre Leidenſchaft zu entdecken, deſtomehr verzehrte ſie das überhand nehmende Feuer derſelben. Auf ihre zweite Botſchaft hin entſchloß ſich der Ritter, ihr Folge zu leiſten, um zuzuſehen, was ſie ihm zu ſagen habe, wiewohl er ſich die mit ihr vorgegangene plötzliche Veränderung nicht zu erklären wußte.

Als die beſtimmte Zeit nahte, und die Dame die Gewißheit hatte, ſie werde den Ritter ſehen, legte ſie die reichſten Kleider an und verfügte ſich, ſo anmuthig geſchmückt, daß ihre natürlichen Reize noch unendlich durch die Kunſt gehoben waren, in das Gotteshaus, wo der Markeſe, deſſen Pferd ein kleiner Page vor dem Eingange hielt, vor Kurzem auch angekommen war. Mit ihren drei Zofen und zwei Dienern eingetreten, ging ſie auf den allein auf- und abwandelnden Markeſe, ſobald ſie ihn wahrnahm, [illegible]rüßte ihn und wurde von ihm wieder begrüßt. Nac[illegible]en erſten Höflichkeitsbezeigungen ſagte ſodann der Ritter zu ihr: Ihr werdet mir gnädigſt verzeihen, Signora, daß ich das erſte Mal nicht in euer Haus kam, meine dringenden Geſchäfte geſtatteten mir nicht, es zu thun. Gegenwärtig bin ich hier, um zu vernehmen, was ihr mir zu befehlen habt. — Hierauf ſtieß die Dame einige ſchwere Seufzer, die ihr aus der innerſten Bruſt kamen, aus, richtete ihre ſchönen Augen liebevoll auf des Markeſe Antlitz und hub mit gedämpfter, bebender Stimme alſo zu reden an: Wenn ich, mein einziger Herr, mich immerdar alſo gegen euch betragen hätte, wie es euer Werth verdient, ſo würde ich jetzt viel unbefangener und kühner mit meiner Bitte vor euch treten. Bedenke ich dagegen meine grenzenloſe Undankbarkeit und Härte, die mir nicht zuließen, euch nur eines Blickes zu würdigen, ſo wagt es meine erſtarrte Zunge nicht, meine Worte gegen euch vorzubringen. Und in der That, hätte ich nur meinen eignen Werth vor Augen, wie ſollte ich in ihm den Muth dazu gefunden haben. Aber deine Menſchenfreundlichkeit und höfliche Sitte, die Andere ſo ſehr rühmen, machen mich nicht allein beherzt genug, dir meine Gefühle zu vertrauen, ſondern laſſen mich auch hoffen, bei dir Mitleiden und Vergebung anzutreffen. Ich war ſeither, Herr Markeſe, verblendet und unbedacht, nunmehr ſind mir die Augen aufgegangen, und ich habe meine thörichte Sprödigkeit eingeſehen, indem ich eine Bewundrerin deiner ſeltenen Eigenſchaften und deine Dienerin in einem Grade geworden bin, daß ich ohne deine Hülfe und Liebe nicht länger zu leben weiß. Glaube alſo ja nicht, Herr, daß all dein Aufwand meinetwegen, an Mühe, Zeit und Geld vergeblich geweſen und mir aus dem Angedenken verſchwunden iſt. Ich habe vielmehr das Alles eben ſowohl vor Augen und im Herzen, als mein eigen Betragen gegen dich, deſſetwegen ich mich gezwungen fühle, mir die heftigſten Gewiſſensbiſſe zu machen. Ich beſchwöre dich demüthig, du wolleſt mir verzeihen, was ich an dir Unrechtes begangen habe, und mich für deine dienſtwilligſte Magd anerkennen, die ſich für die Zukunft dir mit Leib und Seele ergibt. Das größte Glück, das einem Menſchen zu Theil werden kann, iſt doch gewiß, daß er ſeinen Feind, um Erbarmen flehend, ſich zu Füßen ſieht. Dieſes Glück, o Herr! wird dir gegenwärtig zu Theil, wo ich Alles, was ich jemals an dir verſchuldet, doppelt und dreifach büße. Ja, wenn meine hier in der Kirche anweſenden Leute mich nicht ſähen, ſo würde ich mich vor dir niederwerfen, und zu tauſendmalen deine Füße küſſen. Sieh mich alſo gänzlich für die Deine an und mache mit mir was dir wohlgefällt. Verlangſt du aus Durſt nach Rache meinen Tod, ſo gib mir ihn mit dieſem Schwerte, das du umgürtet haſt, mit deiner eignen Hand, denn er würde mir ohnedies bald von ſelbſt zu Theil werden, erwürbe ich mir deine Liebe nicht. Aber wenn noch ein Funken deiner ehemaligen, ſchlecht vergoltenen Liebe zu mir in deinem Herzen fortglüht, und wenn du in Wahrheit der hochherzige Mann biſt, als den man dich in dieſem Lande preiſt, ſo trage Mitleiden mit mir und vergib. Verlangt dich zu wiſſen, woher dieſe meine plötzliche Sinnesänderung und heiße Liebe zu dir mir gekommen, ſo will ich es dir ſagen. Mein Gatte, der dich mehr als ſich ſelbſt liebt, und dir ſo viel zu verdanken hat, pries dich dieſer Tage gegen mich ſo warm und aufrichtig, daß er mir endlich damit meine ſo lange Zeit verblendeten Augen eröffnete und wieder ſehend machte, und von dem Augenblicke an, fühlte ich mich in ſo inniger Liebe zu dir entbrannt, und mich dir ſo ſehr zu eigen ergeben, daß ich keine Gewalt mehr über mich ſelbſt habe. Ich mußte deshalb hierher kommen, dir mein Herz aufzuſchließen, und erwarte nun eins von beiden, Leben oder Tod, aus deiner Hand. — Nach dieſen Worten ſchwieg ſie, von ihrem eigenen Schluchzen unterbrochen, ſtill und ließ einen Strom von Thränen aus ihren Augen hervorbrechen. Der Markeſe hatte ihr aufmerkſam zugehört, und unterdeſſen die mannichfachſten Gedanken bei ſich gehabt. Er ſah ſie ſchöner als jemals, von ihrem Schmerze wie verklärt vor ſich ſtehen, bereit, Alles zu thun, was er von ihr verlangen konnte, und ſeine Begierde flüſterte ihm den Vorſchlag ein, ihren Wünſchen nachgebend, ſie mit der Zuſage einer geheimen Zuſammenkunft mit ihr zu tröſten und ſich den vollen Genuß ihrer himmliſchen Reize zu gönnen. Aber ſeine Vernunft war ſtärker als ſeine Sinnlichkeit, und ſo wie er alſo wahrnahm, daß ſie vor Weinen nicht weiter ſprechen konnte, antwortete er: Ich bin nicht wenig erſtaunt, Frau Leonora, über das, was ich ſo eben von dir vernommen habe, und jemehr ich darüber nachdenke, deſtomehr erſtaune ich noch, und deſtoweniger kann ich glauben, was ich doch hier ſehe und höre, nachdem du ſo viele Jahre hindurch ſo überaus ſtrenge mit mir geweſen biſt. Was ich vordem aus allzuheftiger Liebe zu dir that, iſt mir wohl erinnerlich, und ich ſehe darin, wie in einem klaren Spiegel, meine eigne Schmach, ſo daß ich mich vor mir ſelber ſchäme. Ob ich zu jener Zeit innerlich für dich fror und glühte, und dem Tode oftmals nahe war, das wiſſen dieſe meine beiden Augen auszuſagen, die damals zweien Quellen glichen, auch kann es mir die ganze Stadt Neapel bezeugen, der meine Liebespein offenbar war. Mein Lohn für meine langen, treuen und beſtändigen Minnedienſte war, wie du der Wahrheit allerdings gemäß ſelber geſagt haſt, nichts. Ich tröſtete mich darüber aber mit der feſten Ueberzeugung, daß die Urſache deiner Grauſamkeit und Strenge keine andere ſei, als deine Entſchloſſenheit, dir und deinem Gatten deine Ehrbarkeit fleckenlos und rein zu erhalten, weshalb ich denn auch, ſeitdem ich zu der Erkenntniß gekommen, daß meine Bemühungen mit dir ſcheiterten, allerwärts, wo von dir die Rede war, dich als eine der reinſten und keuſcheſten Frauen belobt und geprieſen habe. Daß du nun aber gegenwärtig von dem Guten, was dein Gatte dir von mir geſagt, dich haſt verleiten laſſen, mich zu lieben und in das Labyrinth einzugehen, in dem ich zuvor ein ſo klägliches und fruchtloſes Leben führte, will mir deſto ſeltſamer däuchten, jemehr ich dein früheres Daſein überdenke. Liebe mich, der Freundſchaft gemäß, die ich mit deinem Gatten eingegangen bin, und ich will dir nicht nur innigſt dankbar dafür ſein, ſondern dich auch immer bitten, in ſolcher Liebe zu beharren, denn da ich deinen Gatten wie meinen Bruder liebe, ſo werde ich dich lieben wie meine Schweſter, und dir jederzeit von Herzen all die Dienſte leiſten, die eine ſolche Freundſchaft von mir verlangt. In mein altes Joch zurückzukehren, vermag ich nicht, wofern du wirklich das von mir verlangen ſollteſt, darum bitte ich dich, laß von ſolcherlei Gedanken ab, und beharre in der Keuſchheit und Ehrbarkeit, die ich dir vordem zutrauen durfte, denn es verhüte Gott, daß ich deinem Gatten irgend Schimpf und Kränkung anthue, und überdies liebe ich eine Andere, die nicht minder ſchön und edel iſt als du, und von der ich ſo herzlich wieder geliebt werde, daß wir ein Herz und eine Seele ſind, ſo einträchtig und zufrieden mit einander leben wir. — Hier ſchwieg der Markeſe, doch da er bemerkte, daß die Dame Anſtalt machte, ihn mit neuen inbrünſtigeren Beſchwörungen als zuvor zu beſtürmen, ſprach er, um ihr ſogleich den Weg zu verſperren: Frau Leonora, ich empfehle mich dir, Gott ſei mit dir! — und ging von ihr, die er in ſolcher Beſtürzung und Verſtimmung zurückließ, daß ſie eine lange Weile nicht wußte, wo ſie ſich befand. Am Ende wieder zu ſich kommend, ging ſie tief betrübt nach Hauſe, wo ſie, der Antwort des Markeſe nachdenkend und erkennend, wie weit entfernt er ſei, ihre Wünſche zu erhören, in ſolche Schwermuth verſank, daß ſie vor Verdruß und Herzeleid erkrankte. Es wird allgemein angenommen, daß einer Frau nichts Peinlicheres und Herzkränkenderes widerfahren kann, als ſich verſchmäht zu ſehen. Was mußte nun wohl aus dieſer Frau werden, die doch für die hochmüthigſte und trotzigſte in ganz Neapel gehalten ward! Sie legte ſich in ihr Bett und that den ganzen Tag nichts als weinen und ſeufzen. Einerſeits wollte es ihr zuweilen ſcheinen, ſie habe um ihrer früheren Strenge und Grauſamkeit willen gegen den Ritter, noch Schlimmeres als das verdient, was ſie ſchicklicherweiſe jetzt ſanft und duldſam leiden müſſe. Zuweilen aber freilich, wenn ſie bedachte, wie demüthig ſie ihn mündlich gebeten, ſich rühren zu laſſen, wüthete ſie gleichſam, nach dem Tode verlangend, gegen ſich, wenn ſie auch dagegen wohl in ſüßer Selbſttäuſchung wieder zu ſich ſprach: Was verzweifle ich denn aber ſchon nach einer einzigen Abweiſung! Er hat ſich Jahre lang um mich beworben, wiewohl ich von ihm und ſeinen Botſchaften und Briefen nichts habe wiſſen wollen, und ihm nur je länger je ſpröder begegnet bin. Er hat ſich durch nichts einſchüchtern und von ſeinem Ziele abſchrecken laſſen, und hat keineswegs ſterben wollen, ſondern ſich vielmehr immer beſtändiger erwieſen. Wer weiß, wenn ich ein zweitesmal mit ihm rede und ihm eindringlichere Vorſtellungen mache, ob er nicht aufhört, mir zu widerſtehen und der meine wird? Das Glück ſteht den Kühnen bei und verläugnet die Zaghaften. Wer da flieht, hat den Muth zu ſiegen nicht. Es iſt alſo vonnöthen, daß ich mein Heil bei ihm zum anderenmale verſuche und ihm noch heißere Bitten an das Herz lege. Ich hätte nimmermehr eine Unterredung in der Kirche von ihm fordern ſollen. Ich mußte ihn jedenfalls bewegen, in mein Haus zu kommen. Wären wir hier in meiner Kammer beiſammen geweſen, und ich hätte ihm die Arme um den Hals geſchlungen, er würde ganz gewiß nicht ſo ſpröde mit mir gethan haben. Er iſt ja auch nicht von Marmor oder Eiſen, ſondern wie die Anderen von Fleiſch und Wein. — Auf dieſe Weiſe phantaſirte das arme Weib mit ſich ſelbſt zwei, drei Tage lang, und war nicht im Stande, an etwas Anderes zu denken, als wie ſie die Liebe des Markeſe ſich erwerben könne, indem ſie von einer ungewiſſen Hoffnung beſeelt, wieder anfing, Nahrung zu ſich zu nehmen und ein wenig friſchen Athem zu ſchöpfen. Ihre Leute im Hauſe, die in jener Kirche bei ihr geweſen und ſie mit dem Markeſe ſprechen geſehen, von dem ſie wußten, welch großen Dienſt er ihrem Hauſe geleiſtet, waren darob nicht im mindeſten argwöhniſch geworden, ſondern glaubten vielmehr, da ſie von der Unterredung kein Wort verſtanden, daß ſie irgend eine Gunſt bei Hofe von ihm nachgeſucht habe. Wie ſie ſahen, daß ſie das Bett hütete, wollten ſie Aerzte herbeiholen; aber ſie widerſprach dem, und wollte ſogar nicht, daß ihrem Gatten in Somma Nachricht von ihrem Uebelbefinden gegeben würde. Leonora überdachte von neuem Mittel und Wege, dem Markeſe ihre Wünſche kund zu thun; da ihr aber Niemand in die Gedanken kam, den ſie dazu beſſer anſtellen könne, ſo nahm ſie ſich vor, jenen Boten, deſſen ſie ſich ſchon vorher bedient, wiederum an ihn abzuſenden. Sie ließ ihn zu ſich kommen, erzählte ihm, was ihr mit dem Markeſe begegnet war, und bat ihn, zu ihm zu gehen und ihn in ihrem Namen flehendlichſt zu erſuchen, er möge ſie in ihrer Liebe zu ihm doch nicht ſo ſchmählich umkommen laſſen, worauf ſie, in Angſt und Bangen ſeiner Antwort gewärtigte. Der mit Aufträgen und Verſprechungen für den Fall, daß er eine gute Antwort überbrächte, beladene Bote begab ſich zu dem Markeſe, und traf ihn eben auf einem Spaziergange mit anderen Edelleuten an, woſelbſt er, da er ſah, daß das Geſpräch ſich nicht um wichtige Dinge drehte, auf den Markeſe zutrat und zu ihm, nachdem er ihm ſeine Ehrfurcht bezeigt, ſagte: Wenn es euch gefällig wäre, Herr, ſo möchte ich insgeheim ein paar Worte mit euch reden. — Der Markeſe entſchuldigte ſich bei der Geſellſchaft, trat mit dem Boten bei Seite an die gemauerte Bruſtwehr des Gartens nach der Straße zu und erwartete, was er vernehmen werde. Der Bote ſchilderte ihm nun mit vielen Worten, in welchem Zuſtande Frau Leonora Macedonia ſich befinde, und beſchwor ihn, ſo gut [illegible] es vermochte, mit ihr Erbarmen zu haben, und ein ſo ſchönes Weib nicht in der Blüthe ihrer Jahre ſterben zu laſſen. — Der Markeſe antwortete: Frau Leonorens Unglück ſei ihm ganz gewiß aufrichtig leid, und er werde für ſie jederzeit mit Vergnügen thun, was ſich mit ſeiner Ehre vertrage. Aber was dieſen beſonderen Fall anlange, ſo könne er ihr keinen anderen Rath ertheilen als den, ihre Leidenſchaft zu mäßigen und nicht weiter daran zu denken, indem er entſchloſſen ſei, eine ſinnliche Liebe der Art in keinem Falle von ihr anzunehmen, und ihm hiermit verbiete, ihm je wieder eine ſolche Botſchaft von ihr zu überbringen. — Der Bote ging darauf höchſt wider Willen von dem Markeſe hinweg, und kehrte zu der Dame zurück, der er ſeine Endantwort hinterbrachte. Frau Leonora war nach dieſem Beſcheide mehr todt als lebendig. Unfähig, ihrem inneren Drange, den Markeſe zu lieben und ihrer Sehnſucht, von ihm geliebt zu werden, zu widerſtehen, dachte ſie Tag und Nacht nur an ihn, und beſchloß ſie, nicht länger am Leben zu bleiben, weil es ihr weit leichter zu ſein ſchien, den fürchterlichen letzten Schritt zum Tode zu thun, als ihre herben Seelenqualen zu ertragen. Sie verlor von nun an Schlaf und Eßluſt, und wurde von Tag zu Tage ſchwächer. Als ihr Gemahl zurückkehrte und nicht begreifen konnte, was ihr fehlte, ließ er die berühmteſten Aerzte von Neapel zu ihr rufen; aber keine ihrer Arzeneien half dem Uebel ab. Die

Krankheit ihres Herzens war bereits dermaßen angewachſen, daß ſie alle Kraft ihres Körpers aufgerieben und verzehrt hatte. Leonoras Leben war unrettbar verloren, und als ſie fühlte, daß der Tod ihr nahte, ließ ſie einen ehrwürdigen Prieſter zu ſich kommen, und beichtete ihm alle ihre Sünden. Als der geiſtliche Vater den ſeltſamen Fall von ihr vernahm, ermahnte er ſie, von ihrem ſündlichen Wahne abzulaſſen und zu bereuen, daß ſie zur Selbſtmörderin geworden ſei. Aber es hielt ſchwer, ſie zu dieſer Erkenntniß zu bringen; bis die Gnade Gottes am Ende den frommen und heiligen Worten des Bruders dennoch die Kraft verlieh, ſie zu überzeugen, welche Gefahr ſie gelaufen, ihre Seele unrettbar in die hölliſche Verderbniß zu ſtürzen. Sie fühlte ſich demzufolge ſo zerknirſcht, daß ſie, unzählige, bittere Thränen vergießend, noch einmal beichtete, Gott demüthig um Vergebung bat, und auch verlangte, daß ihr Gatte ihr Geheimniß erführe. Sie ließ ihn zu ſich rufen, und vertraute ihm, im Beiſein des Bruders, die Geſchichte der Liebe des Markeſe di Cotrone zu ihr und ihrer gegenſeitigen ſpäteren Liebe zu ihm, ſo wie ſeine Redlichkeit und Treue, und die weiſen Antworten an, die er ihr gegeben, und flehte ihn mit ſchwacher und gebrochener Stimme um Verzeihung. Darauf empfing ſie mit großer Andacht die heiligen Sakramente des Abendmals und der letzten Oelung, lebte noch zwei Tage und ſtarb dann reuevoll. Ihr ehelicher Gatte, dem ſie zwei kleine Söhne von zwei und drei Jahren hinterlaſſen, und der ſie herzlich geliebt hatte und noch immer liebte, trotz dem, daß ſie ihm in Gedanken und im Willen untreu geworden war, betrübte ſich über ihren Tod auf das Aeußerſte und beweinte ſie lange Zeit. Ihr Begräbniß in der Kirche des heiligen Dominikus wurde nach neapolitaniſcher Weiſe mit vieler Pracht begangen, und die Nachricht und die Urſache von ihrem Tode alsbald in der ganzen Stadt bekannt. Als der Markeſe davon hörte, wurde er ſehr betroffen, und ſtand in Zweifel, ob er zu Tomacello ſenden und ihm ſeine Theilnahme bezeigen laſſen ſolle oder nicht. Am Ende ging er perſönlich zu ihm und wurde von ihm ſehr freundlich aufgenommen, ſo wie Tomacello ihm denn auch die näheren Umſtände von Leonorens Tode zu wiſſen that, und ihn in Zukunft immer für ſeinen beſten Freund und für den ehrenfeſteſten Ritter auf der Welt anſah.

XVI.

Glück im Unglück.

In Venedig lebte vor Zeiten ein tapferer und muthvoller Mann, Namens Piſti, der durchaus nicht leiden mochte, daß man ihn oder etwa gar ſeine Ehre beleidigte. Derſelbe hatte ein junges Weib, das Eugenia hieß, und das er eben ſo über Alles liebte, als es ihm getreu und ergeben war. In dieſe verliebte ſich ein Rimineſer, überaus reicher Kaufmann, der mit großen Geſchenken ihre Gunſt zu gewinnen ſuchte. Sie benahm ihm ihrerſeits zwar alle und jede Hoffnung auf einen guten Erfolg; aber er ließ ſich desungeachtet nicht von ſeinem Unternehmen abſchrecken, und machte alſo die junge Frau ſehr traurig, die nicht anders glaubte, als, er müſſe ihre Ehre dadurch benachtheiligen. Ihr Gatte nahm wahr, daß die, zuvor ſo Heitere und Vergnügte ſich beſonders in ſeiner Gegenwart niedergeſchlagen zeigte, und verlangte den Grund ihres Trübſinns zu erfahren. Sie kannte aber die Stärke ſeiner Leidenſchaft zu ihr gut genug, um zu wiſſen, er werde nicht dulden, daß ein Anderer einen unrechten Blick zu ihr zu erheben, geſchweige denn gar ſie zu lieben wage, und hatte nicht den Muth, ihm die Wahrheit einzugeſtehen, weil ſie beſorgte, es könne daraus irgend ein Unheil erwachſen, ſondern gab ihm vielmehr, um ihn zu beruhigen, andere, erdichtete Gründe ihrer Verſtimmung an. Mit dieſen Gründen begnügte ſich indeſſen Piſti nicht. Er ſah recht wohl ein, daß es leere Ausflüchte waren, und nachdem er ſie alſo noch einigemale liebevoll gebeten, offener gegen ihn zu ſein, wandte er ſich am Ende, da er befand, daß Alles vergeblich blieb, mit geſtrenger Miene zu ihr und ſagte: Entweder du geſtehſt mir nun freiwillig ein, was es mit deinem Trübſinne für eine Bewandtniß hat, oder du wirſt mich zwingen, andere Mittel anzuwenden, um das Wahre an der Sache von dir zu erfahren. — Eugenia ſah den Zorn ihres Gatten vor Augen. Und da ſie ſeine weiteren Maßregeln nicht abzuwarten Luſt hatte, ſo erwiederte ſie: Wenn ich dir ſeither auf deine Fragen nicht gerade heraus antwortete, ſo hatte ich meinen guten Grund dazu. Da du denn aber einmal keine weitere Rückſicht nehmen willſt, ſo mag ich nicht zugeben, daß eines Andern Schuld mir unverdienterweiſe deinen Zorn zuziehe und bitte dich nur, um deiner Liebe willen zu mir, dich genugſam zu mäßigen, uns in Folge meiner jetzigen Mittheilung nicht Unglück und Verdruß zuzubereiten. — Nach dieſen Worten erzählte ſie ihrem Gatten, wie läſtig ihr der Kaufmann ſchon ſeit langer Zeit mit ſeinen Bewerbungen gefallen ſei, und wie läſtig er ihr noch falle, trotz dem, daß ſie ihn entſchieden abgewieſen, und fügte hinzu, ſie ſei eben deshalb auf zwiefache Weiſe betrübt, erſtens weil ſie ſehe, daß er durch ſeine Nachſtellungen wohl gar ihren guten Ruf gefährde, und zweitens, weil ſie ſich vor denſelben allerdings nicht anders mehr zu ſchützen wiſſe, als indem ſie ihm, als ihrem Gatten, ſich anvertraue, von deſſen Jähzorn ſie doch wieder Alles zu beſorgen habe. — Piſti hatte Eugenien ruhig angehört, und ſagte: Ich bin mir deiner Liebe und Treue wohl bewußt, und du brauchſt, um der

Thorheit jenes Mannes willen, nicht betrübt zu ſein, laß ihn nur anfangen und ſich abmühen, was und wie er will, du biſt und bleibſt mir ſo theuer wie zuvor. — Darauf ging er zwar ohne allen Anſchein von Zorn von ſeiner Frau hinweg; nichtsdeſtoweniger aber ſah ſie, die die Gemüthsart ihres Mannes kannte, unter Angſt und Bangen kommen, was da wirklich kam.

Piſti nämlich ſagte zu dem Rimineſer, den er auf dem Rialto traf: Er möge davon abſtehen, ſeine Gattin zu beläſtigen, ſonſt werde er ihn lehren, daß man der ehrbaren Frau eines Anderen nichts Unehrbares ungeſtraft zumuthe. — Der Rimineſe, der der Meinung war, um ſeiner großen Reichthümer willen, müſſe ihn jedermann fürchten und ſcheuen, erwiederte: es ſtehe ihm frei, zu thun was er wolle, Piſti habe ihm keine Geſetze vorzuſchreiben und dürfe nicht glauben, daß ſeine Frau etwas Beſſeres ſei als andere, denn wenn Eugenia ſonſt ihm ihre Gunſt zuwenden wolle, müſſe er ſich in Geduld darein mit dem Bedenken fügen, daß er weder der erſte, noch der letzte Hahnrei auf Erden ſei. — Solcherlei Reden war Piſti außer Stande, zu ertragen, und er ſagte, außer ſich vor Zorn: Eben ſo wenig ſollſt du fernerhin mein Weib beleidigen, als ich mir von dir Hörner aufſetzen zu laſſen geſonnen bin, indem er zu gleicher Zeit Hand an ſein Meſſer legte, und den Kaufmann mit zwei Stichen tödtete. Nicht ſobald ſah er denſelben aber vor ſich am Boden liegen, als er ſich auch auf die Beine machte und Straße auf und ab, ſo lange von Ort zu Ort rannte, bis er unerkannt an einen vom Rialto entfernten Kanal gelangte. Daſelbſt beſtieg er eine der kleinen Barken, die Gondeln genannt werden, ließ ſich nach Lizzafuſina fahren und begab ſich von dannen, ſobald es ihm möglich wurde, über Rovigo nach Ferrara, ohne daß er weder ſeiner Frau noch ſeinen Kindern vorher hätte Lebewohl ſagen können.

Als Eugenia von dem Geſchehenen Kunde erhielt, fühlte ſie ſich das betrübteſte Weib auf Erden; die Herren von Venedig aber, die nicht nur verlangen, daß in ihrer Stadt allerwärts Ordnung und Sicherheit herrſche, ſondern auch deren Aufrechterhaltung vornehmlich an den öffentlichen Orten in Obacht nehmen, wo die venetianiſchen Edelleute ihre Geſchäfte treiben, wurden durch dieſen ſchlimmen Fall höchlich aufgebracht, zogen Hab und Gut des Mörders ein, und ſprachen, damit noch nicht zufrieden, zum abſchreckenden Beiſpiele für Andere, ihren Geſetzen gemäß, den Bann gegen ihn aus, in deſſen Folge ſie denn auch einen Preis von zweitauſend Dukaten für den, der ihn lebend in ihre Gewalt liefere, und einen von tauſend, für den Überbringer ſeines Kopfes ausſetzten. Dem Ehrenmanne ſelbſt fiel dieſe ſchwere Ahndung ſeiner That höchſt ſchmerzhaft, und zwar betrübte er ſich weniger über die Einbuße ſeines Vermögens und über die ſeinem Leben ſo gefährliche Verbannung aus ſeiner Vaterſtadt, als über die Trennung von ſeinem geliebten Weibe und von ſeinen Kindern, die das Licht ſeiner Augen waren. Er hätte zwar gern ſie alleſammt an ſeinen Aufenthaltsort kommen laſſen; die Signoria vereitelte ihm aber auch dieſen Troſt, indem ſie ſeinem Weib eine Grenze ſteckte, über die hinaus ſie ſich bei ſchwerer Strafe nicht von Venedig entfernen durfte.

Von ſeiner Heimath alſo geſchieden und ohne anderweitige Mittel zu ſeinem Lebensunterhalte, als das wenige, was er im Solde des Herzogs von Ferrara mit dem Waffenhandwerk verdiente, war er außer Stande, auch nur einen Heller zur Unterſtützung ſeiner Frau nach Hauſe zu ſenden. Dieſe gerieth hiernach mit ihren beiden Kindern von zehn und vierzehn Jahren bald in die äußerſte Noth, und empfand ihre Armuth um ſo übler, als ihr Mann ſie ſeither ein ſehr behagliches Leben hatte führen laſſen. Ja, es kam auf die Länge der Zeit ſo weit mit ihr, daß die Kinder, der nothwendigſten täglichen Bedürfniſſe ermangelnd, ſie mit Thränen und Klagen faſt umbrachten, und daß ſie, von Tage zu Tage mit drückenderer Armuth kämpfend, endlich an ihren Gatten ſchrieb: ſie wiſſe nun gar nicht mehr, was ſie in ihrer Noth vornehmen ſolle, und wenn von ihm nicht bald Hülfe für die Kinder ankomme, denn was ſie ſelbſt betreffe, wolle ſie gern jedes Ungemach ertragen, ſo müſſe ſie ernſtlich für die Keuſchheit ihrer Tochter beſorgt ſein, die er in mannbarem Alter verlaſſen, weil eine Menge Edelleute ſie mit Verſprechungen und Anerbietungen zu verführen trachte und es in ſo bitterem Mangel eine äußerſt ſchwierige Aufgabe für eine Mutter ſei, ohne den Schirm des väterlichen Anſehens eine Tochter zu hüten.

Dieſe Worte gingen dem armen Manne wie eben ſo viele Stiche durch das Herz, und da er neben ſeinen anderen vielen Sorgen, ſich nun auch noch die um die Ehre ſeiner Tochter aufgebürdet ſah, ſo ſchrieb er an ſeine Gattin zurück, wie ſchwer ihm ſelber ſeine erzwungene Trennung von ihr und ſeinen theuren Kindern zu ertragen falle; ermahnte und beſchwor ſie aber zugleich auf das eindringlichſte, die Keuſchheit ihrer Tochter eben ſo heilig zu bewahren, wie ihre eigene, damit die Ehre ſeines Hauſes unbefleckt und rein erhalten würde, und weil ſie ja wohl wiſſe, daß man in der Welt zu ſagen pflege, alſo wie die Tochter werde, ſei die Mutter geweſen. Zum Schluſſe dieſes Briefes fügte er den Troſt hinzu, ſie ſolle nur auf Gott hoffen und vertrauen, daß er ſie und ihre Kinder nicht verlaſſen, ſondern in ſeiner Gnade ſie noch zufrieden und glücklich machen werde. Er ſelbſt, verſicherte er ihr, wolle Alles aufbieten ihr das Leben zu erleichtern und ihr zu beweiſen, daß er ihr und ihrer Kinder Wohl höher achte als ſein Leben.

Währenddeſſen die Seinigen ſich mit Mangel und Noth herumſchlagen mußten, ging er ſelbſt zwar immer mit dem Gedanken um, wie er etwas für ſie thun könne, wurde aber am Ende, da er gar keine Mittel und Wege dazu ausfand, deſto lebensſatter und müder. Siehe! da geſchah es nun dereinſt, daß zwei Jünglinge, mit denen er ſchon lange in freundſchaftlichem Verkehr geſtanden, unter dem Vorgeben, daß ſie eine Schweſter verheiratheten, auf deren Hochzeit ſie auch ihn zu ſehen wünſchten, ihn vor die Stadt hinaus auf ein Landgut führten, das ſie zu ihrem Vergnügen des öfteren zu beſuchen pflegten. Nicht ſobald waren ſie aber daſelbſt angelangt, wo die beiden Brüder noch mehrere Genoſſen vorfanden, als ſie Piſti ergriffen und in enge Bande ſchlugen. Der Unglückliche erſtaunte und fragte, warum ſie ſich an ihrer gegenſeitigen Freundſchaft alſo vergingen? — Sie erwiederten, ſie ſeien ihrem Vater größere Liebe ſchuldig als ihm, und angeſehen, daß derſelbe nicht nur aus der Stadt Venedig, ſondern aus dem ganzen Staate verwieſen ſei, ſo gedächten ſie ihn dadurch von ſeiner Verbannung zu befreien, daß ſie ihn eben von ihm der Signoria überantworten ließen. Was hierauf der arme Piſti denken und fühlen mußte, iſt leicht zu erachten. Er war überzeugt, daß er bei ſeiner Ankunft in Venedig unverzüglich durch Henkershand um das Leben gebracht werden würde, und wie ſchmerzlich ihm dieſer Gedanke auch ſchon an ſich ſelber war, ſo war es ihm doch noch weit betrübender, gerade in Venedig ſterben zu ſollen, weil er wohl fühlte, daß es ſeiner Familie ſo viel entſetzlicher ſein mußte, ſeinen Tod mit Augen anzuſehen, als ihn ſich verkündigt zu hören. Sobald die Jünglinge ſich ſeiner bemächtigt hatten, ließen ſie ihren Vater kommen, und ſagten ihm, ſie hätten ein Mittel aufgefunden, ihn von ſeinem Bann zu erlöſen und ihm überdies einen Gewinn von zweitauſend Scudi zuzuwenden. Der Edelmann, der nach der Rückkehr in ſein Vaterland, das ihm eine Welt im Kleinen ſchien, ſehnlichſt verlangte, ſprach: Um den Gewinn bekümmere er ſich nicht viel; deſto angenehmer werde ihm aber die Aufhebung ſeines Banns, wofern ſie ihm zu Theil werde, ſein. — Die Söhne forderten ihn auf, mitzukommen und ſetzten ihm auseinander, was er zu thun habe, indem ſie ihn in das Zimmer zu dem gebundenen Piſti führten. Entweder, ſprachen ſie, ihr tödtet dieſen Mann hier auf der Stelle, Vater, und tragt ſeinen Kopf nach Venedig hin, um dafür dort neuerdings in Freiheit leben zu dürfen, oder ihr führt ihn der Signoria lebendig zu, und verdient euch damit neben eurer Freiheit noch den ausgeſetzten Preis. — So wie Piſti des Ehrenmannes anſichtig wurde, wandte er ſich ihm mit ernſtem Angeſichte zu und ſagte: Wäre es möglich, Herr, daß ihr in die offenbare Gewalt willigen könntet, die eure Söhne den heiligen Geſetzen der Freundſchaft anthun, indem ſie euch dazu verleiten wollen, euch aus eurer Verbannung, die euch doch nichts weniger als lebensgefährlich iſt, dadurch zu erlöſen, daß ihr mich auf eine für euch ſo ſchmähliche Weiſe, entweder ſelber tödtet oder dem Henker übergebt? Iſt das mein Lohn dafür, daß ich euch jederzeit wie meinen Vater und eure Söhne wie meine Brüder geliebt, und euch mein Leben und meine Freiheit ſo ruhig anvertraut habe? — Als der alte Mann dieſe Worte Piſtis hörte und ſein Elend in Erwägung zog, konnte er ſich der Thränen nicht enthalten und ſagte: Wolle Gott nicht, daß, wenn meine Söhne dir ein ſo groß Unrecht zugefügt haben, ich ſelbſt es durch meine Billigung vollende! Du haſt mich für deinen Vater angeſehen, und ſollſt mir ein nicht weniger geliebter Sohn als dieſe Beiden ſein, die dich gefeſſelt. Ich will viel lieber in ewiger Verbannung leben, als daß man mir vorwerfen ſoll, ich habe mich daraus durch eine entehrende That befreit. — Er löſte mit dieſen Worten die gebundenen Hände des Unglücklichen und ſagte ferner zu ihm: Aus dem, was dir heute begegnet iſt, Piſti, lerne in Zukunft vorſichtiger als ſeither ſein, denn du könnteſt leicht einmal einem in die Hände fallen, der nicht ſo barmherzig mit dir verführe wie gegenwärtig ich. Meinen Söhnen zu zürnen, daß ſie dich in eine ſolche Lebensgefahr gebracht, biſt du allerdings berechtigt; indeſſen, da du mit meiner Hülfe glücklich aus ihr hervorgegangen, haſt du auch wieder alle Urſache, ihnen dankbar zu ſein, daß ſie zu deinem Heile dich gelehrt, wie man ſich in der Welt betragen müſſe. Vergieb ihnen alſo, ich bitte dich, was ſie doch nur aus kindlicher Liebe an dir verbrochen, die in ihnen ſtärker als die Freundſchaft zu dir war, und was nun ja dennoch zu deinem Beſten ausgeſchlagen iſt. — Piſti war geneigt, ihnen zu verzeihen, und ſo ließ der Greis die Jünglinge herbeikommen, und ſtellte zwiſchen allen dreien wieder Frieden und Eintracht her.

Nachdem nun aber Piſti dieſer Gefahr entronnen war, kam er zu der Einſicht, daß es ihm auf die Länge der Zeit unmöglich fallen werde, einem verderblichen Schickſale zu entgehen. Er dachte dabei auch wieder an die gefährdete Ehre ſeiner Tochter, und an das äußerſte Elend, in das ſein Tod ſeine Familie verſetzen würde, und es ſtand mit einemmale vor ſeiner Seele der Entſchluß, als ein recht getreuer Gatte und liebreicher Vater, ſeine Noth zu enden. Er begab ſich demzufolge alſobald heimlich nach Venedig, trat zu ſeiner Frau in's Haus und entdeckte ſich ihr, die zwar die herzlichſten Wünſche gehegt hatte, ihn bald wieder bei ſich zu haben; deſſenungeachtet aber ihn gegenwärtig nur höchſt ungern ſo gefährdet vor ſich ſah. Sie ſagte zu ihm: Ganz gewiß biſt du zu uns gekommen, theurer Mann, mir und deinen Kindern Hülfe in der Noth zu bringen; aber konnteſt du ſie uns denn gar nicht durch einen Andern ſenden, ohne dich in ſo offenbare Gefahr zu ſtürzen? Würde es bekannt, daß du hier biſt, ſo könnte dich keine menſchliche Gewalt erretten. Darum beſorge ſchnell, was du zu beſorgen haſt, und entferne dich dann ſchleunigſt wieder; beträfe dich unſertwegen irgend ein Unglück hier, ich würde mich Zeitlebens nicht darüber zufrieden geben. — Piſti antwortete: Ich bin allerdings da, eure Noth zu lindern und die Ehre meiner Tochter ſicher zu ſtellen; da ich mich aber zu dieſer Abſicht nicht wohl eines Anderen bedienen konnte, ſo bin ich perſönlich gekommen, um dir anzugeben, wie du fürder gemächlich und ehrbar mit den Kindern leben magſt. Eugenia bat ihren Mann, ſich zu beeilen, damit er wieder entfliehen könnte, ehe er etwa verrathen würde, und Piſti ließ die Tochter durch die Mutter holen und ſagte zu beiden, als ſie vor ihm ſtanden: Ich habe vielfältig bedacht, meine Lieben, wie ich unſerem allſeitigen Elende ein endliches Ziel ſetzen könnte; aber es iſt mir durchaus nichts, als die Ueberzeugung in den Sinn gekommen, wie ich dies allein dadurch bewirken kann, daß ich den von der Signoria auf meine Auslieferung geſetzten Preis unſerem eigenen Hauſe zuwende. Groß genug, was man uns geraubt hat, zu erſetzen, iſt er zwar nicht; indeſſen reicht er hin, euch vor Nahrungsſorgen, und die Ehre unſerer Tochter vor den drohendſten Gefahren zu ſchützen. Ich fordere dich daher auf, Eugenia, morgendes Tages zu unſerer Obrigkeit zu gehen, von ihr den Lohn einzufordern, den ſie demjenigen verſprochen, der mich lebendig in ihre Hände liefere, und mich ihrer Willkühr alsdann zu überantworten, denn ich will viel lieber hundertfältigen Tod erleiden, als die etwaige Schande meiner Tochter erleben. — Auf dieſe Worte wurde die Jungfrau feuerroth im ganzen Geſichte und ſchämte ſich ſo ſehr, daß ſie die Augen zu Boden ſchlug und vor bitterlichem Weinen nichts erwiedern konnte. Eugenia aber, die eher alles Andere geglaubt, als daß Piſti in dieſer Abſicht zurück gekommen, warf es ſich innerlich vor, ihm jene Mittheilungen über ihre Tochter gemacht zu haben, die nunmehr einen ſo üblen Erfolg hatten. Ein Strom von Thränen ſtürzte aus ihren Augen, indem ſie anhub zu ſagen: Alſo ſoll mich, Piſti, das furchtbare Schickſal betreffen, daß ich meinen Gatten verkaufe, um ſein Blut von der Hand des Henkers vergießen zu ſehen, und daß ich von dem Ertrage dieſes Handels mein Leben friſte, das ich doch mit Freuden für das deinige hingeben möchte? Nimmermehr geſchehe das! Ich will lieber ſterben, als daß man von mir ſage, ich habe mir das Leben um einen ſolchen Preis erkauft. Ja, da ich mit dir, mein theurer Gatte, nicht leben kann, ſo laß uns mit einander ſterben und unſere Noth alſo auf einmal enden. — Nach dieſen von Schluchzen und Weinen vielemale unterbrochenen Worten wollte Eugenia ſich an die Bruſt ihres Mannes werfen; er hielt es aber nicht aus, wich ein wenig zurück und ſagte: Eugenia! du haſt kein Verbrechen begangen, wodurch du verdient habeſt, mit mir zugleich zu ſterben, dein Tod würde, im Gegenſatze zu dem meinen, unſerer Familie von keinem Nutzen ſein: weine alſo nicht mehr, Eugenia, und auch du nicht, meine Tochter, und bereite dich, meinen Willen zu befolgen. Thuſt du das nicht, ſo verlaß dich darauf, daß ich ſelber mich den Gerichten überliefere. — So wie ſie dieſe Rede vernahmen, fingen die beiden Frauen laut an zu weinen und zu ſchreien. Derweil ſie ſich aber alſo ihrem Schmerze überließen und Piſti ſie tröſtete und zu ſeiner Meinung zu überreden ſuchte, trug es ſich zu, daß der die Wache habende Hauptmann von ungefähr an dem Hauſe vorüberging, den Jammer hörte, und weil er nicht begriff, was derſelbe zu bedeuten habe, Einlaß begehrend, an die Thüre klopfte. Ein unerhörtes Unglück wollte, daß Piſti's kleiner Sohn gerade bei der Hand war, das Thürſeil, ohne zu wiſſen was er that, anzog und damit die Thüre ſo ſchnell öffnete, daß Piſti keine Zeit übrig behielt, ſich zu verbergen. Der Hauptmann trat mit einigen Schergen ein, ſah Piſti inmitten der beiden weinenden Frauen vor ſich ſtehen, und erſtaunte über deſſen Verwegenheit, auf Gefahr ſeines Lebens hin, wiedergekommen zu ſein. Hocherfreut indeſſen über den ihm alſo zufallenden Preis ſeiner lebendigen Ueberlieferung, bemächtigte er ſich Piſti's, band ihm die Hände auf den Rücken und wollte ihn abführen. Darüber, daß ſein Tod nun anſtatt den Seinigen, dem Hauptmanne zu gut kommen mußte, empfand Piſti ein ſo heftiges Leid, daß er nahe daran war, entſeelt zu Boden zu ſinken; die beiden Frauen aber hätten durch den Ausdruck ihrer Verzweiflung über dieſes unerwartete neue Mißgeſchick wohl Steine zu Mitleiden bewegen können. Sie überbaten ſich, und erlangten vom Hauptmanne die Erlaubniß, Piſti nach dem Gerichtshofe zu begleiten, um ihm dort das letzte Lebewohl zu ſagen. Sie legten Trauerkleider an und erſchienen, um Erbarmen flehend, mit ihm vor den Herren von Venedig, die der Hauptmann folgendermaßen anredete: Dieſer gefangene arme Sünder iſt jener Piſti, dem ihr ſchon lange Zeit vergeblich nachſtellt, um die Strafe ſeines Verbrechens an ihm zu vollziehen. Ich überliefere ihn hiermit lebendig der Gerechtigkeit, und bitte euch, den von euch dafür ausgeſetzten Lohn mir zufließen zu laſſen. — Wie nun hierauf die Herren Piſti in ſo übler Lage ſahen, fragten ſie ihn, warum er ſo einfältig geweſen, ſeinem ſchmählichen Tode gerade entgegen zu laufen? Er ſtand wie betäubt ihnen gegenüber und erwiederte nichts. Eugenia jedoch brach unter kläglichen Geberden in die folgenden Worte aus: Vernehmt, ihr Herren, das allerärgſte Mißgeſchick, das jemals einen ſterblichen Menſchen betreffen konnte. Dieſer mein Ehegatte, der Vater des unglücklichen Mädchens hier, hörte in ſeiner Verbannung, welche Noth wir Beide um des Umſtandes willen litten, daß uns auf euren Befehl alle unſere Habe weggenommen worden war, und zog ſich dieſelbe dermaßen zu Herzen, daß er, in der Beſorgniß, der Hunger werde am Ende mich und meinen kleinen Sohn tödten, und vielleicht gar die Tugend unſerer Tochter wankend machen, nach Venedig mit dem Vorſatze zurückkehrte, mich zu überreden, ich ſolle ihn euch gefänglich zuführen und mit dem Lohne dieſer That meinen Lebensunterhalt und die Ausſteuer meiner Tochter beſtreiten. Ich weigerte mich, dies als etwas unerhört Schmähliches zu thun, das mich ſelbſt den Hunden verächtlich machen müſſe, weinte mit meiner Tochter über unſer Leiden, und verſuchte noch, ihn durch Bitten und Beſchwörungen, wiewohl vergebens, von ſeinem feſten Entſchluſſe abzubringen. Als der Hauptmann unſer Schreien und Weinen hörte, in unſer Haus eindrang und ihn aus unſeren Armen riß, um ihn euch in Banden hierher zu bringen, wo der Arme vor euch ſteht, und über ſeine letzten fehlgeſchlagenen Hoffnungen die Beſinnung verloren hat. Ihr Herren Richter mögt jetzt ſelbſt urtheilen, ob wir in ſolcher Bedrängniß gerechte oder ungerechte Thränen weinen und Klagen erheben. Und da euch niemals ein betrübterer und eures Mitleids würdigerer Fall vorgekommen iſt, ſo bitte ich euch, geſetzt, daß die

Bitten Unglücklicher über eure großmüthigen Herzen etwas vermögen, daß ihr diesmal die Strenge der Geſetze zu unſeren Gunſten mildern und Gnade vor Recht wollet ergehen laſſen, als worauf wir die einzigen und letzten Hoffnungen ſetzen, die uns für dieſes Leben geblieben ſind. — Hier ſchwieg Eugenia ſtill, denn ſie konnte vor ihrem eigenen Weinen und Schluchzen nicht weiter reden.

Die Herren von Venedig waren von der Außerordentlichkeit dieſes Falles betroffen. Es nahm ſie höchlich Wunder, daß der zum Tode verdammte Piſti zurückgekehrt ſei, aus unendlicher Liebe zu Frau und Kindern freiwillig ſein Leben hinzugeben, und da dieſe ſeltene Großherzigkeit ihre nothwendige Einwirkung auf ihre Herzen nicht verfehlte, ſo geſchah es, daß ſie in ihrer desfallſigen Berathſchlagung von Mitleiden mit ihm, ſeiner Frau und ſeinen Kindern bewogen wurden, ihm das Leben zu ſchenken. Sie ließen danächſt ſogar die zweitauſend Scudi herbeibringen und händigten ſie Eugenia mit den Worten ein: Da ſie eigentlich habe diejenige ſein ſollen, durch die ihr Mann, der nur darum zurückgekehrt, ſich den Gerichten überliefern wollen, ſo befänden ſie für gut, von dem Umſtande, der die Ausführung dieſes Planes verhindert, abzuſehen, und ihr die zweitauſend Scudi, die ihr Gatte ihr zugedacht, hiermit desungeachtet und zwar zu der Ausſtattung ihrer Tochter auszuzahlen. Zu Piſti ſelbſt aber gewendet, fuhren ſie zu reden fort: Was dich anbetrifft, Piſti, ſo geht unſere Meinung nicht blos dahin, dir das nackte Leben allein zu ſchenken. Wir wollen im Gegentheile vielmehr, daß du fernerhin des Mangels überhoben ſeiſt, in dem du ſeither mit den Deinigen verſunken, und damit du alſo mit ihnen deines zukünftigen Daſeins dich eben ſo wohl und redlich zu erfreuen habeſt, wie deines ehemaligen, ſo geben wir dir zu gleicher Zeit dein ſämmtliches Vermögen zurück. Nur nimm du dich deinerſeits hinwieder wohl in acht, nicht zum zweitenmale auf eine ähnliche, Weiſe der Gerechtigkeit zu verfallen. Wir würden ihr dann ungehindert ihren Lauf laſſen, und nachdem du unſere gegenwärtige unverdiente Güte gemißbraucht hätteſt, wahrlich Anderen an dir ein warnendes und abſchreckendes Beiſpiel ſtiften. — Piſti ſagte den Richtern für die eine wie für die andere ihm erwieſene Gnade unendlichen Dank und ſchilderte ihnen, wie keinesweges eine vorbedachte Abſicht ihn zu dem Morde des Rimineſers angetrieben; wohl aber eine gewiß gerechte und unwillkührliche Erbitterung ihn dazu gereizt habe, in die er durch die höchſt ungerechten Kränkungen verſetzt worden, die derſelbe auf öffentlichem Markte ſeiner eigenen Ehre und der Ehre ſeiner Gattin angethan. Was ſeine zukünftige Aufführung anlange, ſo verſpreche er, dieſelbe ſo einzurichten, daß er von ihnen darum vielmehr zu beloben als zu beſtrafen ſei. —

Seine Worte erregten das hohe Wohlgefallen ſeiner Richter und ſie beſtärkten ihn in ſeinen guten Vorſätzen. Nachdem er nun aber für ſeine eigne Perſon ihre Huld und Milde erfahren hatte, wollte er doch auch verſuchen, ob er von ihnen nicht für jenen Ehrenmann Gnade erwirken könne, der ſein Leben ſo großherzig gegen ſeine eignen Söhne zuvor beſchützt hatte. Er ſprach zu ihnen: Ihr edlen Herren! Die Erhabenheit eurer gegenwärtigen Handlungsweiſe gegen mich erweckt in mir den Muth, euch eine Gelegenheit zu geben, ſie auch gegen einen anderen Schuldigen auszuüben, der ihrer noch würdiger ſein mag als ich ſelbſt. Ich lege nämlich hiermit eine demüthige Fürbitte bei euch für einen Mann ein, dem ich die Erhaltung dieſes meines Lebens verdanke, das mir eure Großmuth heute wieder geſchenkt hat. — Er erzählte ihnen hierauf, wie jener Edelmann, in deſſen Macht es zwar geſtanden, ſeine eigene Rückkehr in das Vaterland durch ſeine Auslieferung zu erkaufen, es doch vorgezogen hatte, in der Verbannung zu beharren, als ſeine Hände mit dem Blute eines Menſchen, der ihn nie beleidigt, zu beflecken, und fügte ſchlüßlich nochmals die dringende Bitte hinzu, daß die Richter ihm dafür auch gnädig ſein und ihm durch Aufhebung ſeines Bannes ſein Verſchulden verzeihen möchten.

Die Herren von Venedig zogen in Betracht, daß das Vergehen des Edelmanns, für den Piſti bat, kein großes war, und daß er daſſelbe bereits durch die geraume Zeit, die er in der Verbannung zugebracht, guten Theils abgebüßt hatte. Und alſo willigten ſie in den Wunſch des dankbaren Piſti um ſo lieber, als ſie nun an dieſem einen Tage Gelegenheit gefunden, ihre Milde in einem rechten Glanze und in ihrem vollen Umfange zu bethätigen. Die ganze Stadt war darauf voller Freude und Fröhlichkeit, und es konnte nur etwa jener Hauptmann mit einem gewiſſen Rechte unzufrieden ſcheinen, weil er den Mörder allerdings vor Gericht geführt und dennoch Eugenia ſtatt ſeiner dafür den Lohn erhalten hatte; aber es wurde ihm durch die ſchon angeführten Gründe dargethan, daß er ſich irre, und nachdem er mit einem billigen Antheil an der Summe des Preiſes abgefunden worden, befand auch er ſich zufrieden geſtellt.

XVII.

Apollonius von Tyrus.

In der Stadt Antiochia lebte einſt ein König Antiochus, der ihr den Namen gegeben. Derſelbe hatte von ſeinem verſtorbenen Weibe eine ſehr ſchöne Tochter, die vollkommen geweſen ſein würde, wenn die Natur ſie nicht ſterblich geſchaffen hätte. Als ſie in das erwachſene Alter getreten war, wurde ſie von vielen reichen und fürſtlichen Leuten zur Ehe verlangt. Indem ihr Vater aber bei ſich bedachte, wem von ihnen er ſie vermählen ſollte, wurde er ſelbſt, Gott weiß wie! von einer ſchändlichen Leidenſchaft zu ihr entzündet, der er am Ende nach langem Kampfe mit ſich ſelbſt erlag und der er die Jungfrau aufopferte.

Derweil er ſich nun insgeheim ihres ſündlichen Beſitzes erfreute, und geſonnen war, nimmermehr darauf zu verzichten, gab er ſich doch äußerlich das Anſehn eines fürſorglichen Vaters und dachte er ſich, ſeine Wünſche dauerhaft zu befriedigen, eine eigenthümliche Liſt aus, derzufolge er öffentlich Fragen aufgab und bekannt machte: wer deren Sinn und Bedeutung zu löſen mit Erfolg unternehme, ſolle der Gemahl ſeiner Tochter, im anderen Falle aber enthauptet werden. Hierauf eilten von nah und fern, von der unglaublichen und unerhörten Schönheit der Jungfrau angelockt, viele Könige und Fürſten, den Tod verachtend, herbei; wenn es aber auch zuweilen geſchah, daß des Einen Kenntniß die räthſelhaften Fragen richtig beantwortete, ſo wurde er doch gleich wie die andern, denen dies nicht gelungen war, geköpft, und ſein Haupt am Thore aufgeſteckt, damit die Ankommenden alſo durch das Bild des Todes abgeſchreckt würden, das Wagniß zu beſtehen.

Solche Grauſamkeiten hatte Antiochus bereits einige Zeit ausgeübt, als auch ein ſehr reicher und kluger Jüngling aus Tyrus, der Fürſt ſeiner Vaterſtadt, Namens Apollonius, zu Schiffe nach Antiochia kam, und ſich dem Könige vorſtellte. Der König, der nicht ſehen wollte, was er ſah, fragte ihn, wie es ſeinen Eltern erginge? — Und der Jüngling antwortete: Sie ſind geſtorben, und ich komme, deine königliche Tochter von dir zur Ehe zu begehren. — Wie der König alſo hörte, was er nicht hören wollte, ſah er den Jüngling an und ſprach: Kennſt du die Bedingungen, unter denen dies geſchehen darf? — Der Jüngling verſetzte: Ich kenne ſie und habe zu dem Thore emporgeſehen. Da nahm der König unwillig das Wort und ſagte: Nun wohlan! ſo höre die Frage: Ich lebe vom Laſter und nähre mich von meiner Mutter Fleiſch, ich ſuche meinen Vater, meiner Mutter Mann, und finde ihn nicht. — Der Jüngling begab ſich ein wenig bei Seite, forſchte in der Tiefe ſeines Wiſſens reiflich nach, und trat darauf wieder vor den König, zu dem er ſagte: Du haſt deine Frage wohlgeſtellt, o König, laß dir aber von mir ſagen, daß ich die Antwort ſchon gefunden habe, ſehe ich dich und deine Tochter an. — Ueber dieſe Löſung erſchreckend, weil er fürchtete, dadurch ſeine Schande aufgedeckt zu ſehen, blickte der König den Jüngling unwillig an und ſagte: Du haſt die Wahrheit bei weitem nicht getroffen, und alſo zwar verdient, enthauptet zu werden, indeſſen gebe ich dir eine dreißigtägige Lebensfriſt. Kehre nach deiner Heimath zurück und denke nochmals nach. Findeſt du die rechte Antwort auf die Frage, ſo iſt meine Tochter in der Ehe dein, wo nicht, ſo weißt du was das Geſetz dir zuſpricht. — Der beſtürzte Jüngling verabſchiedete ſich von dem Könige, beſtieg ſein Schiff und ſegelte nach Tyrus zurück. Er war aber nicht ſobald von dannen, ſo berief Antiochus ſeinen Haushofmeiſter Thaliarchus zu ſich und bedeutete ihn: Thaliarchus, mein Vertrauteſter! Du weißt, daß der Tyrier Apollonius die Löſung meiner Frage gefunden hat; ſteige alſogleich zu Schiffe und folge ihm nach, ſobald du in Tyrus angelangt biſt, ſuche einen Feind von ihm aufzufinden, der ihn durch Gift oder mit dem Schwerte tödte. Führſt du deinen Auftrag glücklich aus!, ſo erwartet dich ein großer Lohn. — Thaliarchus beeilte ſich unverzüglich, dem königlichen Befehle Folge zu leiſten; Apollonius aber erreichte ſeine Vaterſtadt vor ihm, ſchloß, zu Hauſe eingetreten, ſofort ſeine Bücherſchreine auf und ſchlug alle Autoren und Philoſophen, ja ſogar die Chaldäer nach, bis er endlich, durchaus keine andere Antwort als die er gegeben, auf die Frage des Königs findend, bei der Ueberzeugung beharrte, daß König Antiochus ſeine Tochter mit einer verbrecheriſchen Leidenſchaft liebe, und nachdenklich zu ſich ſelber ſagte: Was haſt du zu thun, Apollonius? du haſt die Frage gelöſt und die Tochter nicht erhalten, deswegen hüte dich, daß du dem dir drohenden Tode entgehſt. — Er veranſtaltete nun ſogleich, daß für ihn Schiffe ausgerüſtet wurden, die er mit hunderttauſend Maß Getreide befrachten ließ, ſchaffte noch vieles Gold und Silber und koſtbare Stoffe darauf, und ſchiffte ſich mit einigen ſeiner beſten Freunde in der dritten Stunde der Nacht ſelber ein, ſich alſo dem hohen Meere anvertrauend.

Des anderen Tages, als die Bürger ihren geliebten Fürſten ſuchten und nicht fanden, entſtand eine große Trauer dieſerhalb und erhoben ſich Wehklagen durch die ganze Stadt. Männiglich ließ ſich auf lange Zeit das Haar wachſen, die öffentlichen Schauſpiele wurden eingeſtellt, die Bäder geſchloſſen, und Tempel und Läden blieben unbeſucht. Darüber kam denn auch Thaliarchus mit ſeiner verderblichen Botſchaft in Tyrus an und vernahm auf ſeine Erkundigungen, was der Grund der allgemeinen Betrübniß ſei. Er ſegelte alſo, ohne zu verziehen, mit dieſer frohen Nachricht zu Antiochus zurück, und der König ſagte: Er kann zwar vor mir fliehen, aber er entflieht mir nicht, und ſetzte einen Preis von funfzig Talenten für denjenigen aus, der ihm den Jüngling lebendig überliefere, und hundert Talente auf ſeinen Kopf. Dieſe königliche Verordnung hatte zur Folge, daß nicht blos die Feinde des Jünglings, ſondern ſogar Freunde von ihm von der Habſucht verlockt wurden, zu ſeiner Verfolgung aufzubrechen. Indeſſen wurde ihm zu Land und Meer allerwärts vergebens nachgeſpürt, und auch die ganze Flotte des Königs, die derſelbe deswegen nach einiger Zeit in See ſtechen ließ, war in der Verfolgung des Flüchtigen nicht glücklicher.

Apollonius war mittlerweile nach Tarſus gekommen, und begegnete, am Geſtade hinziehend, einem Einwohner der Stadt, Namens Hellanikus, der zu ihm ſagte: Sei mir gegrüßt, Fürſt Apollonius! — So wie vornehme Leute mit armen umzugehen pflegen, dankte ihm Apollonius nicht. Darauf grüßte ihn der alte Mann unwillig zum zweitenmale und ſagte: Sei nicht ſo übermüthig und ſtolz, Apollonius, denn du mußt wiſſen, daß du dich in acht zu nehmen da du geächtet biſt. — Apollonius ſah ihn verwundert an und fragte, von wem und weshalb er, wie er ſage, geächtet ſei? — Hellanikus antwortete: König Antiochus hat dich geächtet, weil du von ihm verlangteſt, was der Vater ſchon beſaß, und gab ihm den Preis an, der ſeinem Verräther zugeſagt worden, indem er ſich von ihm entfernte. Apollonius ließ ihn zwar nochmals zurückrufen und befahl, ihm die hundert Talente, die der König auf ſeinen Kopf geſetzt, zur Belohnung dieſes Dienſtes auszuzahlen; der Greis wies das Geld aber mit den Worten von ſich, Freundſchaftsdienſte wären nicht erkäuflich, und ging ſeines Weges. Bald darauf ſah Apollonius, der längs des Geſtades weiter zog, einen andern Mann, der Strangulio hieß, niedergeſchlagenen und betrübten Angeſichts auf ſich zukommen. Als er ihm nahe war, begrüßte er ſich mit ihm freundlich, und klagte ihm, auf Strangulios Befragen, ſeine Noth, die ihn zwinge, in ſeiner Vaterſtadt Zuflucht zu ſuchen. Ach! Apollonius, ſagte Strangulio, unſere Stadt iſt in tiefe Armuth verſunken und kann dich gegenwärtig nicht nach Würden ehren, denn es iſt durch Mißwachs und Theuerung eine wilde Hungersnoth über uns gekommen, die uns Allen den Tod vor Augen gebracht hat. — Apollonius ſagte: So danket Gott, der mich flüchtig zu euch geführt, denn ich will euch hunderttauſend Maß Getreide überlaſſen, wenn ihr mich dafür verbergen wollt. — Strangulio hatte dies kaum gehört, ſo warf er ſich vor ihm mit den Worten nieder: Wenn du uns vom Untergange erretteſt, Apollonius, ſo wollen wir dich nicht blos verbergen, ſondern dich im Nothfalle ſchützen und vertheidigen. — Als Apollonius darauf nach Tarſus gelangt war, beſtieg er auf öffentlichem Markte die Rednerbühne und ſagte den Bürgern, wer er ſei und was er von ihnen wünſche, indem er verſprach, ihnen hunderttauſend Maß Getreide, die er bei ſich führe, zu dem geringen Preiſe abzulaſſen, für den er ſie ſelbſt zu Hauſe eingekauft.

Ueber dieſen Vorſchlag, den die Tarſenſer mit Freuden annahmen, entſtand ein großer Jubel in der Stadt; Apollonius aber, der ſeine fürſtliche Würde nicht beeinträchtigen und den Anſchein eines Kaufmanns gewinnen wollte, gab die ganze Kaufſumme für das Getreide, damit ſie ſie zum Beſten des Gemeinweſens verwendeten, der Bürgerſchaft zurück, die ihm aus Dankbarkeit für dieſe Wohlthaten ein Denkmal errichtete.

Einige Zeit hierauf entſchloß ſich Apollonius, vornehmlich auf Strangulio's und ſeiner Gattin Dionyſias Rath, zu ſeiner deſto größeren Sicherheit, ſich nach der lybiſchen Pentapolis zu begeben. Von den Einwohnern von Tarſus mit großen Ehren bis zum Meere geleitet, ſchiffte er ſich ein, und verfolgte ſeine Reiſe anfangs drei Tage und drei Nächte lang mit günſtigem Winde. Mit einemmale aber veränderte ſich das Meer, widerſtrebende Winde erhoben ſich, von dem umwölkten Himmel hernieder ſtürzten mächtige Regengüſſe, das tyriſche Schiffe wurde von dem heulenden Sturme erfaßt und über die empörten Wogen hingeriſſen, der Donner rollte in den Wolken, häufige Blitze ziſchten in die Meerfluth, dicke Finſterniß ſenkte ſich allmählig vom Himmel, und ſenkte Todesfurcht in Aller Herzen ein. Da borſt plötzlich das ſchwache Fahrzeug, und ein jeder ergriff ein Bret, um ſich aus dem Schiffbruche zu erretten, wiewohl in der tiefen Nacht des Sturmes Alle um das Leben kamen. Nur allein Apollonius wurde an den Strand der Pentapolis lebendig angetrieben. Er ſtand nackt und blos am Ufer, ſah über das wieder beruhigte Meer hin, und brach in Klagen über ſeine betrübte Lage aus. Da ſah er einen jungen Fiſcher mit einem ſchmutzigen Gewande bedeckt auf ſich zukommen, fiel ihm nothbedrängt zu Füßen, ſagte ihm, wer er ſei und welches Unglück ihn betroffen, und bat ihn, unter Vergießung häufiger Thränen, ſich ſeiner zu erbarmen. Der Fiſcher bemitleidete ihn, als er ſeinen Zuſtand wahrnahm, hob ihn auf und führte ihn in ſeine Hütte, wo er ihn ſein dürftiges Mahl mit genießen ließ, und auch ſeine ſchlechte Kleidung mit ihm theilte, indem er zu ihm ſprach: Nimm hin was ich habe und gehe damit in die Stadt, wo du vielleicht beſſere Hülfe findeſt; wäre das nicht der Fall, ſo kehre zu mir zurück, meine Armuth reicht für uns Beide aus, und wir fiſchen miteinander. Sollteſt du aber jemals wieder in deinen vorigen Glücksſtand gelangen, ſo bitte ich dich, daß du dich nicht ſchämen wolleſt, meiner Lumpen eingedenk zu ſein. — Apollonius ſprach: wenn ich dein je vergeſſe, ſo will ich wieder Schiffbruch leiden und deines Gleichen nicht zum zweitenmale finden. — Nach dieſen Worten betrat er den Weg, den ihm der Fiſcher angegeben, und gelangte bald an das Thor der Stadt. Noch unſchlüſſig, wohin er ſich um Hülfe wenden ſolle, ſah er einen nackten, mit dem Sabanon umgürteten Jüngling über die Straße laufen, deſſen Haupt geölt war und der gymnaſtiſche Spiele anſtellte, indem er Fremden und Einheimiſchen ankündigte, daß das Gymnaſion geöffnet ſei.

Wie Apollonius das hörte, ſtieg er, ſeine Lumpen abwerfend, ſogleich ins Bad, und begab ſich von dannen gereinigt unter die übrigen, die ſich zu den Spielen eingefunden hatten.

Es währte nicht lange, ſo kam auch der König des Landes, Alciſtrates, mit den Seinigen an, und übte das Ballſpiel, in dem Apollonius ſo glücklich mit ihm ſelbſt wetteiferte, daß der König ihn laut belobte. Auch half er mit ſo geſchickter Hand auf ſein Verlangen den König baden und ſalben, daß derſelbe ſich damit äußerſt zufrieden bezeigte, ja erklärte, es habe ihm niemals Jemand einen ihm ſo wohlthuenden Dienſt geleiſtet, und ihm, als er ſich wieder entfernte, einen ſeiner Diener nachſendete, um zu erfahren, wer er ſei. Der Diener folgte Apollonius, ſah ihn ſein zerriſſenes Gewand anlegen und kehrte zum Könige zurück mit den Worten: Der Jüngling iſt ein Schiffbrüchiger. — Der König fragte: Woher weißt du das? — Und der Diener ſprach: Seine Kleidung beſagt es. — Da befahl ihm der König, alſobald wieder zu ihm zu gehen und ihn zum Abendeſſen einzuladen. Apollonius folgte dem Diener auf dieſes Geheiß, und dieſer ging vor ihm in das königliche Gemach und ſagte, der Schiffbrüchige ſei da, ſchäme ſich aber in ſeiner beſchmutzten Kleidung einzutreten. Der König ließ ihn nunmehr auf eine würdige Weiſe kleiden und wies ihm, als dies geſchehen, ſeinen Platz bei der Tafel ſich gegenüber an. Wie viele Speiſen aber hierauf auch aufgetragen wurden, Apollonius aß von keiner, ſondern beſchaute nur das goldene und ſilberne königliche Speiſegeſchirr lange Zeit weinend. Einer aus der Nähe ſagte deswegen zum Könige, er glaube, der Jüngling beneide ihm ſein Glück. Indeſſen erwiederte der König: darin irrſt du dich, er beneidet keineswegs mein Glück, ſondern bezeugt nur damit, daß er viel verloren; wendete ſich mit Freundlichkeit zu Apollonius und ſagte: Genieße mit uns der Speiſe, Jüngling, und vertraue Gott. —

Indem trat die Tochter des Königs, eine erwachſene Jungfrau, herein, und küßte ihren Vater und die übrigen Freunde. Alſo von dem einen zum anderen ſich wendend, ſagte ſie plötzlich zu ihrem Vater: Guter König und beſter Vater! wer iſt der Jüngling dir gegenüber am Ehrenplatze, und warum giebt er ein ſo betrübtes Antlitz kund? — Der

König ſagte: Der Jüngling hat Schiffbruch erlitten und im Gymnaſion mit mir gewetteifert, darum habe ich ihn hierher beſchieden. Wer und woher er iſt, weiß ich nicht, willſt du es wiſſen, ſo frage ihn. — Darauf trat die ſittſame Jungfrau zu Apollonius und ſprach: wenn es dir nicht beſchwerlich fällt, ſo vertraue uns deinen Namen und dein Unglück an. — Apollonius verſetzte: Meinen Namen habe ich auf dem Meere verloren und was ich bin, in Tyrus verlaſſen. — Die Jungfrau ſagte: erkläre dich deutlicher. — Und nunmehr erzählte der Jüngling was ihn betroffen, und brach, als er geendigt hatte, in helle Thränen aus. — So wie der König ihn alſo weinen ſah, ſprach er zu ſeiner Tochter: du haſt Unrecht gethan, mein Kind, ſein Schickſal wiſſen zu wollen, denn du haſt alſo ſeinen alten Schmerz erneut. Angeſehen aber, daß du nun einmal die Wahrheit von ihm erfahren, ſo iſt es billig, daß du ihm königliche Großmuth zu erkennen giebſt. Die Tochter freute ſich, zu hören, daß ihr Vater billigte, was ſie aus freien Stücken thun wollte, und ſagte dem Jünglinge: Apollonius, du biſt der Unſere, lege deine Trauer von dir, da die Huld meines Vaters es geſtattet, ſoll es dir wohl ergehen. — Apollonius dankte ihr voll Demuth und Traurigkeit, und der König ſagte zu ſeiner Tochter: laß deine Lyra herbeibringen und erheitere unſer Mahl durch Geſang. Die Tochter gehorchte dem Geheiße und ließ ihre Stimme ſo lieblich zu den Saiten ertönen, daß Alle ſie darob lobten und prieſen. Da jedoch der König wahrnahm, daß Apollonius allein ſtillſchwieg, ſo fragte er ihn um die Urſache deſſen und ob ihm die Kunſt ſeiner Tochter nicht gefiele? Apollonius erwiederte: wenn du zu wiſſen verlangſt, König, was ich davon halte, ſo muß ich dir ſagen, daß deine Tochter in der Kunſt der Muſik eine Anfängerin iſt, die noch nichts gelernt hat. Wenn du gebieten willſt, daß man mir die Lyra gebe, ſo ſollſt du erfahren, warum ich dies behaupten darf. — Der König meinte: ich ſehe, Apollonius, daß du in allen Dingen der Meiſter biſt, befahl, ihm die Lyra zu reichen und kränzte ihm das Haupt; worauf Apollonius ſo trefflich ſang und ſpielte, daß der König und ſeine Hofleute geſtehen mußten, niemals etwas Anmuthigeres gehört zu haben.

Die Tochter des Königs wurde dadurch ſolchergeſtalt von Liebe zu ihm befangen, daß ſie ihren Vater um Erlaubniß bat, Apollonius belohnen zu dürfen, und nachdem ſie dieſe erhalten, Gold und Silber und Koſtbarkeiten die Menge, ſo wie zwanzig Diener und zehn Mägde herbeibringen ließ, die ſie ihm ſchenkte. Apollonius bezeigte dem Könige und ſeiner ſchönen Tochter für Alles ſeinen Dank und wollte ſich mit dieſen Beſitzthümern nach einer Herberge entfernen; wie aber die Jungfrau dies erſah, fürchtete ſie, den Geliebten zu verlieren und vermochte deswegen ihren Vater, ihm eine Wohnung im Palaſte anzuweiſen, damit er nicht etwa von böſen Menſchen des Seinigen beraubt würde.

Die Liebe ließ die Jungfrau in dieſer Nacht keine Ruhe finden, kein Schlaf kam in ihre Augen, und noch vor der Morgenröthe erſchien ſie bereits in dem Schlafgemache ihres Vaters, und ſagte auf ſeine Frage: was ſie ſo frühzeitig zu ihm führe, die geſtrige Muſik ihres Gaſtfreundes habe ihr ſo wohlgefallen, daß ſie ihn bitte, ſie von demſelben in der Kunſt unterrichten zu laſſen. Der König gab dazu mit Freuden ſeine Einwilligung und ließ den Jüngling zu ſich rufen, wo er ihm den Wunſch ſeiner Tochter vortrug, und ihm erklärte, daß er ihm Alles, was ihm das zürnende Meer geraubt, wieder erſetzen wolle, wofern er ihr ſeine eigne Fertigkeit in der Muſik und andern Künſten beibringe.

Apollonius that mit Freuden was der König und ſeine

Tochter von ihm verlangten. Nachdem darüber aber einige Zeit vergangen war, fühlte ſich die Jungfrau nicht mehr ſtark genug, ihr Liebesleid zu ertragen und wurde von einer ſchweren Krankheit ergriffen und genöthigt, das Bett zu hüten. Der beſtürzte König ließ deswegen ſeine Aerzte zu ihr kommen, und ſie befühlten ihr den Puls und andere Körpertheile; den Sitz des Uebels erriethen ſie aber ganz und gar nicht.

Mittlerweile kamen eines Tages, als der König eben mit Apollonius ſprach, drei edle Jünglinge zu ihm, die ſich ſchon längere Zeit um ſeine Tochter bewarben und begrüßten ihn. Der König befragte ſie, was ihr Begehren ſei, und der eine nahm das Wort und erwiederte: Du haſt uns ſchon ſo oft vertröſtet und hingehalten, o Herr! wenn wir dich um deine Tochter angingen, daß wir nun heute zum letztenmale zu dir kommen und dich fragen, ob du ſie uns geben willſt? Wir ſind die Söhne der edelſten und reichſten Bürger deines Staates, darum wähle dir zu deinem Eidam unſer einen aus. — Der König ſagte: ihr habt eure Zeit zu eurer Bitte ſchlecht gewählt, denn meine Tochter liegt eben jetzt aus Liebe zu den Wiſſenſchaften, die ſie allzueifrig betrieben, krank danieder. Damit ich aber nicht fortwährend euch abzuweiſen ſcheine, ſo ſchreibt mir eure Namen und die Summe eures Heirathsgutes auf Tafeln; ich will ſie meiner Tochter übergeben und ſie ihre freie Wahl treffen laſſen. — Die Freier ſchrieben die Tafeln, und der König las und verſchloß ſie und händigte ſie Apollonius mit dem Bedeuten ein, ſie ſeiner Schülerin zu bringen. Apollonius ging damit in das Schlafgemach, und als das Mädchen ihren Geliebten erblickte, fragte ſie, was ihn ſo allein zu ihr führe? Apollonius ſagte: Nimm dieſe Tafeln, die dir dein Vater ſendet, und lies: Die Jungfrau erſchloß ſie und las, und als ſie geleſen, ſah ſie Apollonius an und fragte: Meiſter Apollonius, thut es dir denn gar nicht leid, daß ich einen Andern heirathen ſoll? — worauf ſie, ohne ſeine Antwort zu erwarten, lächelnd an ihren Vater zurück ſchrieb: da ſeine Gnade ihr die freie Wahl ihres Gatten überlaſſe, ſo erwähle ſie dazu den vom Unglück verfolgten Schiffbrüchigen, und wenn er ſich verwundere, daß eine beſcheidene Jungfrau etwas ſo Unkluges ausſpreche, ſo ſolle er bedenken, daß das Wachs die Schaamröthe, die ihr darüber in das Geſicht geflogen, nicht mit in ſich aufgenommen habe. — Als der König dieſe Antwort geleſen, verſtand er nicht gleich, wen ſie meine, und fragte die Jünglinge, wer von ihnen Schiffbruch erlitten? — Einer von ihnen ſagte: ich. Aber ein Anderer warf ihm gleich ein: Schweige ſtill, du lügſt und biſt nicht bei Sinnen, dein Verlangen nach der Jungfrau berückt dich; ich bin dein Mitſchüler und Jugendfreund und weiß, daß du niemals aus deiner Vaterſtadt herausgekommen. Wo wollteſt du denn Schiffbruch erlitten haben? — Wie der König alſo hörte, daß kein Schiffbrüchiger unter den dreien war, ſah er Apollonius an, gab ihm die Antwort ſeiner Tochter und ſagte: lies! Vielleicht verſtehſt du, der du dabei warſt, wie ſie ſchrieb, beſſer, als ich, was ſie geſchrieben. — Apollonius nahm die Tafel, überlas ſie ſchnell und erröthete, als er erkannte, daß er geliebt ſei. Der König fragte: Haſt du den Schiffbrüchigen gefunden, Apollonius? — Apollonius verſetzte: Mit deiner Erlaubniß, guter König, ja; — und da er zu gleicher Zeit hoch erröthete, ſo verſtand ihn der König wohl und ſagte wieder: Meiner Tochter Wille iſt der meinige. —

Hierauf entließ er die Jünglinge aus ſeiner Gegenwart mit dem Beſcheide, er wolle es ihnen zu wiſſen thun, wenn der Hochzeittag ſeiner Tochter gekommen; er ſelbſt aber begab ſich allein in ihr Schlafgemach und fragte ſie: Wen ſie zu ihrem Gatten erwählt habe? — Die Jungfrau warf ſich ihm zu Füßen und ſprach: Mein geliebter Vater! da du die Wünſche deiner Tochter wiſſen willſt, ſo höre, daß ich den Schiffbrüchigen Apollonius, meinen Lehrer, liebe und heirathen will. Gibſt du mir den nicht zum Manne, ſo iſt deine Tochter dir verloren. — Der König war nicht im Stande, den Thränen ſeiner Tochter zu widerſtehen, hob ſie vom Boden auf und ſagte: Wolle nicht glauben, mein ſüßes Kind, daß ich, als ein liebender Vater, dir irgend etwas abſchlagen kann: ich werde ohne Säumniß deine Hochzeit veranſtalten. — Er beſchied dann des andern Tages die Vornehmſten ſeines Reiches vor ſich, denen er verkündigte, daß ſeine Tochter den Tyrier Apollonius heirathen werde, und daß Alles ſich dieſer klugen Wahl zu erfreuen habe, und nicht lange Zeit darauf veranſtaltete er wirklich ihr Hochzeitfeſt, das mit vieler Pracht und Würde gefeiert wurde.

Es waren Tage und Monate ſeitdem ins Land gegangen, und des Königs Tochter ſtand bereits im ſechſten Monate ihrer Schwangerſchaft, als der König Apollonius, dereinſt mit ihr am Geſtade des Meeres luſtwandelnd, ein ſchönes Schiff daſelbſt anliegen ſah, das er bei näherer Betrachtung für ein Tyriſches erkannte. Er fragte den Patron, woher er ſei? und ſagte ihm, als derſelbe Tyrus ſein Vaterland nannte, daß dies auch das ſeinige. Der Patron fragte ihn hierauf ſeinerſeits: Kennſt du vielleicht einen Fürſten des Landes, Namens Apollonius? — Apollonius verſetzte: Wie mich ſelbſt. — Da ſprach der Schiffsherr: So gehe und ſage ihm wo du ihn findeſt, er ſolle fröhlich und guter Dinge ſein, indem den König Antiochus und ſeine Tochter der Blitz erſchlagen habe, und er der Erbe ſeiner Macht und Schätze ſei. Wie Apollonius das hörte, wendete er ſich voller Freude zu ſeinem Weibe und ſagte: Was du mir von meinem Schiffbruche ſeither nur auf mein Wort geglaubt haſt, bewährt ſich dir nun; ich bitte dich alſo, laß mich hinziehen und meine neue Herrſchaft in Antiochia antreten. — Die ſchöne Königstochter brach über dieſe Rede in Thränen aus und erwiederte: Lieber Mann! wenn du irgendwo und wenn auch auf einer noch ſo weiten Reiſe begriffen wäreſt, ſo ſollteſt du zu der Zeit meiner Niederkunft ganz gewiß zurückeilen, und ſtatt deſſen ſchickſt du dich jetzt, da du gegenwärtig biſt, an, mich zu verlaſſen? Wofern du aber durchaus von hinnen willſt, ſo reiſen wir mit einander. — Sie eilte hierauf zu ihrem Vater und trug ihm zugleich mit ihrer Bitte die gute Botſchaft vor, und der darob erfreute König befahl alsbald, ein Schiff mit allen Bedürfniſſen zur Reiſe auszurüſten, und führte ſeinen Eidam und ſeine Tochter ſelbſt an den Strand, wo er von ihnen Abſchied nahm, und ihnen eine glückliche Reiſe wünſchte. Das junge Paar beſtieg, von vielen Dienern begleitet, unter denen ſich auch eine Amme und eine Hebamme befanden, das Schiff, und ſegelte mit günſtigem Winde auf und davon. Sie waren aber noch nicht allzulange Zeit auf dem Meere, als die Königstochter erkrankte und zwar glücklich entbunden wurde; darauf aber plötzlich, indem ihr Blut gerann und ihre Lebensgeiſter erſtarrten, den völligen Anſchein des Todes gewann. Ueber dieſen Anblick brachen ihre Diener in ein lautes Weinen und Schreien aus. Apollonius eilte herzu, riß ſich, ſeine Gattin leblos vor ſich liegen ſehend, die Kleider vom Leibe und ſchlug ſich die Nägel in die jugendlichen Wangen, und warf ſich mit unverſiegbaren Thränen über ihren Leichnam, indem er ausrief: O, theures Weib! wie ſoll ich deinen Tod vor deinem Vater verantworten, der mich als einen armen Schiffbrüchigen bei ſich aufnahm? — Derweil er noch alſo klagte, trat der Schiffspatron zu ihm und ſprach: Herr, du dauerſt mich wahrlich, aber es geht nicht an, daß wir den todten Körper im Schiffe behalten, befiehl, daß er in das Meer geſenkt werde. — Apollonius entrüſtete ſich hierob, und widerſtrebte lange; endlich berief er aber dennoch die Schiffszimmerleute und Schmiede zuſammen, und gebot ihnen, aus Breetern einen Sarg zu fertigen, deſſen Spitzen und Löcher auszupichen und inwendig daran eine bleierne Tafel zu befeſtigen. Sobald dies geſchehen war, legte er die Leiche, mit königlichen Prachtgewanden gekleidet hinein, und ihr zu Häupten zwanzig Seſtertia Goldes, und küßte ſie und beweinte ſie fort und fort, bis er den Sarg verſchließen und dem Meere übergeben ließ. Das neugeborne Kindlein wurde, auf des Apollonius Geheiß, ſorgfältig genährt und gepflegt, damit es ihm in ſeinem Unglücke einigen Troſt gewähre, und er es dem Könige als ſeine Enkelin zurückbringen möge. Der Sarg aber trieb am dritten Tage an das Geſtade der Epheſier, unweit der Wohnung eines Arztes, Namens Chäremon, an, der ſo eben mit ſeinen Schülern längs dem Meere hin luſtwandelte. Der Arzt ſahe, wie der Sarg von den Wogen des Meeres an das Land geſpült wurde, und gebot ſeinen Dienern, ihn behutſam aufzufiſchen und nach ſeinem Hauſe zu ſchaffen. Die Diener vollbrachten es, und der Arzt löſte den Deckel ab, und ſah das ſchöne junge Weib, königlich geſchmückt und ſcheinbar leblos, vor ſich liegen. Voll Erſtaunen ſagte er: wie viele Thränen mag dieſes Weib den Ihrigen hinterlaſſen haben! und fand darauf unter ihrem Haupte das Gold und unter dem Golde die bleierne Tafel vor, die zur Inſchrift hatte: Wer du auch immer, o Fremdling! dieſen Sarg findeſt, nimm die Hälfte dieſes Goldes für dich und bereite für die andere Hälfte der Leiche ein Grab, die den Ihrigen viel bittere Schmerzen und Thränen hinterlaſſen hat. Thuſt du anders damit als die Trauer von dir fordert, ſo mögeſt du von deinem Tode ereilt werden und Niemand finden, der deinen Körper beſtattet. —

Nachdem der Arzt dieſe Worte geleſen hatte, ſprach er zu den Seinigen: Thun wir mit dieſem Leichnam, was von uns gefordert wird, ja, laßt uns ſeiner Aſche noch mehr Ehren als die erzeigen. — Er befahl, zur Stelle einen Scheiterhaufen zu errichten und derweil dies geſchah, kam ein Schüler des Arztes dazu, der zwar ſeinem Aeußern nach ein Jüngling, in der Reife ſeines Geiſtes aber ein Greis war. Zu dieſem ſagte der Arzt, als der Leichnam ſchon auf den Scheiterhaufen geſtellt war: du kömmſt zur guten Stunde, in der ich dich erwartete. Nimm die Büchſe mit dem Balſam und gieße ihn über die irdiſchen Ueberreſte der Verſtorbenen zu ihren letzten Ehren aus. — Der Jüngling trat zu dem jugendlichen Körper heran, entblößte deſſen Bruſt und ſalbte ſie mit dem balſamiſchen Oele ein. Wie er nun aber alſo mit ſeiner Hand über den ganzen Körper hinſtrich, fühlte er mit Erſtaunen, daß in ihren inneren Theilen noch Leben war. Er griff ihr an den Puls, unterſuchte die Merkmale der Naſe, hielt ſeine Lippen an die ihrigen und überzeugte ſich, daß ihr Leben mit dem Tode rang, wodann er zu den Dienern ſagte: Zündet vier Fackeln an und bringt ſie leiſe und allmälig von verſchiedenen Seiten zu ihr heran. — Die Diener thaten nach ſeinem Willen und dies bewirkte, daß ihr geronnenes Blut wieder in Strömung kam. Der Jüngling ſah es und ſagte zu ſeinem Meiſter: das junge Weib, das du für todt gehalten, iſt lebendig, ich will dich alsbald davon überzeugen, wenn du mir etwa nicht glaubſt. Damit ließ er die Königstochter auf ein Bett bringen, wo er ihr mit heißem Oel angefeuchtete Wolle auf die Bruſt legte, und nachdem alſo ihr erſtarrtes Leben wieder in Wallung gebracht worden, kehrte nach und nach auch das Bewußtſein in ſie zurück, ſo daß ſie die Augen aufſchlug und, die Sprache wiederfindend, mit matter Stimme zu dem Jünglinge ſagte: Wer du auch immer biſt, enthalte Dich, mich anders zu berühren, als du eine Königstochter und Königin berühren darfſt. — Wie nun der Schüler ſah, daß ſein Meiſter ſich getäuſcht hatte, freute er ſich ſehr, und führte ihn in das Schlafgemach, wo er ihn die Wiederbeſeelte ſehen ließ, und von ihm Preis und Lohn einerndtete. Der Meiſter ließ der jungen Königin Speiſe und Trank reichen, um ihr neue Kräfte zu verleihen, nahm ſie, als er ihre hohe Geburt erfuhr, an Tochter ſtatt an, und gab ſie wenige Tage ſpäter, da ſie ihn mit Thränen darum anflehte, in den Tempel der Diana als Prieſterin, wo ſie eine unverletzliche Freiſtätte fand.

Währenddeſſen ſchiffte der in den Tod betrübte Apollonius gen Tarſus, und begab ſich, daſelbſt gelandet, gleich nach der Wohnung Strangulio's und Dionyſias, denen er, nach den erſten Begrüßungen, ſein Unglück, nebſt ſeinem daraus erwachſenen Entſchluſſe zu wiſſen that, nach dem Verluſte ſeiner Gattin, weder die Herrſchaft über das ihm zugefallene Reich anzutreten, noch zu ſeinem Schwiegervater zurückzukehren, deſſen Tochter er im Meere verloren, ſondern ſelbſt als Kaufmann Handelsgeſchäfte hier und dahin in der Welt zu treiben, und ſeine Tochter, ſeinen einzigen Troſt, die er Tarſia genannt wiſſen wolle, ihnen zurückzulaſſen, damit ſie dieſelbe unter der Pflege und Obhut ihrer Amme, mit ihrer eigenen Tochter zuſammen auferzögen. Er überantwortete ihnen zugleich mit der Eröffnung dieſes ſeines Willens, den zarten Säugling, den er mit Gold und Silber und Kleinodien die Hülle und Fülle ausſtattete, und ſchwur feierlich: ſich Bart, Haare und Nägel wachſen zu laſſen und nicht eher wieder zu verſchneiden, als bis er ſeine Tochter vermählt habe. Der über dieſen Schwur beſtürzte Strangulio und ſein Weib verſprachen ihm, das Kind nach ſeinem Willen ſorgfältigſt aufzuerziehen; Apollonius aber beſtieg unverzüglich wieder ſein Schiff und fuhr über das hohe Meer gen Aegypten nach weitentlegenen unbekannten Regionen.

Die kleine Tarſia wurde gehegt und gepflegt, und von ihrem fünften Jahre an in allem nöthigen und nützlichen Wiſſen unterrichtet. Als ſie nun aber ihr vierzehntes Jahr erreicht hatte, trug es ſich zu, daß ihre getreue Amme plötzlich in eine ſchwere Krankheit verfiel, und indem ſie eben dereinſt einmal bei ihr ſaß und ihre Schmerzen mit ihr beweinte, ſie ſolchergeſtalt anredete: Meine liebe Herrin Tarſia! vernimm die letzten Worte deiner ſterbenden Amme und bewahre ſie in deiner tiefſten Bruſt. Ich frage dich nämlich, wer, glaubſt du wohl, daß dein Vater und deine Mutter ſei, und wo würdeſt du dein Vaterland ſuchen? — Das Mädchen entgegnete: Meine Vaterſtadt iſt Tarſus, mein Vater Strangulio, meine Mutter Dionyſias. — Hierauf ſeufzte die Alte und entdeckte ihr wer ſie und ihre Eltern ſeien, und was vordem bei ihrer Geburt mit dieſen geſchehen, indem ſie ihr ſchlüßlich die Lehre gab: wenn etwa ihre Pflegeeltern, die ſie fälſchlich für ihre Erzeuger halte, nach ihrem Tode, ihr irgend Schlimmes anzuthun verſuchen ſollten, unverzüglich nach dem Markte, zu der dort ſtehenden Bildſäule ihres Vaters, zu flüchten, und ſich öffentlich als ſeine Tochter zu erkennen zu geben, als welche die Bürger ſie, im Angedenken an die ihnen von dem Könige Apollonius zu Theil gewordenen Wohlthaten, ganz gewiß in ihren Schutz nehmen würden. Nachdem die Amme dieſe Worte geſprochen hatte, gab ſie ihren Geiſt auf, und die dankbare Tarſia ließ ihren Leichnam zur Erde beſtatten, und gab, ihres Verluſtes halb, eine aufrichtige und beſtändige Trauer kund.

Hierauf ging nun eines Tages Dionyſias mit ihrer leiblichen Tochter und mit Tarſia öffentlich aus und hörte, wie die Leute, Tarſias Schönheit und Reize erblickend, den Vater derſelben glücklich prieſen, derweil ſie von deren Begleiterin ausſagten, daß ſie in ihrer Nähe, ihr ein Schimpf und eine Schande ſei. Dionyſias gerieth über dieſe Reden in eine unmäßige Wuth. Sie erwog bei ſich, wie Tarſia's nun doch ſchon ſo viele Jahre lang abweſender Vater, da er in der Zeit weder ſelbſt wiedergekommen ſei noch geſchrieben habe, ſicherlich nicht mehr lebe, ſo daß ſie alſo, angeſehen, daß auch ihre Amme geſtorben und nicht mehr zu fürchten, die Jungfrau unbedenklich aus der Welt ſchaffen, und ihr Beſitzthum ihrer eigenen Tochter ſchenken könne. Und derweil ſie eben noch dieſe Betrachtungen anſtellte, vernahm ſie, daß einer ihrer Sklaven, Namens Theophilus, vom Lande hereingekommen. Sie rief ihn zu ſich und fragte ihn, ob er Tarſia aus der Welt ſchaffen und ſich damit ſeine Freiheit verdienen wolle? — Der Sklave fragte ſie dagegen: was das unſchuldige Mädchen verbrochen habe? — Und ſie erwiederte: Er brauche nicht mehr zu wiſſen, als daß ſie den Tod verdient, und wenn er ſich weigere, ihren Willen zu thun, werde er ihren Zorn auf ſich laden. So wie ſie auch auf ſeine Frage, wie er ſie tödten ſolle, ferner ſprach: Sie habe die Gewohnheit, wann ſie aus der Schule komme, nicht eher Speiſe und Trank zu ſich zu nehmen, bis ſie das Grab ihrer Amme beſucht. Dorthin möge er ſich alſo mit einem ſcharfen Dolche verbergen, ſie unverſehens bei den Haaren erfaſſen und erſtechen, ihren Leichnam aber in das Meer werfen. Sobald er, fügte ſie hinzu, ihr dieſe Nachrichten vom Geſchehenen hinterbringe, ſolle er ſeine Freiheit und ſeinen Lohn erhalten. Der Sklave nahm den Dolch, verbarg ihn in ſeinem Gewande, und ging, weinend und zum Himmel aufſeufzend, daß er ſeine Freiheit nicht anders, als durch Vergießung unſchuldigen Blutes erkaufen könne, zu dem bezeichneten Grabe, wo er ſich verbarg, und bei der Ankunft der Jungfrau plötzlich hervorſprang und ſie zu Boden warf. Da rief ihm nun aber die Jungfrau zu, indem er ſie eben durchbohren wollte: O, Theophilus! womit habe ich mich vergangen, daß ich durch deine Hand ſterben ſoll? — Der Sklave antwortete: Nicht du, dein Vater hat ſich vergangen, daß er dich mit ſo vielem Gelde und Geldeswerthe hier zurückließ. — Darauf ſagte Tarſia noch: Wenn denn für mein Leben keine Hoffnung mehr da iſt, ſo erlaube mir, daß ich noch einmal zu Gott bete. — Der Sklave ſagte: Bete nur, Gott ſelbſt weiß, daß ich zu der That gezwungen werde. — Während ſie aber betete, kamen Seeräuber herbei, huben an zu ſchreien, als ſie die Jungfrau gefährdet ſahen, eben von dem bewaffneten Manne gemordet zu werden, und ſcheuchten ihn damit von dannen, indem ſie ſelbſt ſie mit ſich über das Meer entführten. Der Sklave ſeinerſeits ging zu ſeiner Gebieterin zurück und verſicherte ſie, ihr Wille ſei geſchehen, indem er ihr zugleich anrieth, ihrer Mitbürger wegen, um Tarſia Trauer anzulegen, und unter falſchen Thränen vorzugeben, daß ſie auf ihrem Landgute bei der Stadt vor Betrübniß geſtorben ſei. So wie Strangulio von dem Geſchehenen Kunde erhielt, bemächtigte ſich ſeiner Furcht und Schrecken über die Miſſethat ſeines undankbaren Weibes, und er rief Gott zum Zeugen an, daß er unſchuldig an dem vergoſſenen Blute ſei. Dionyſias aber befolgte den Rath ihres Sklaven, legte ſich und ihrer Tochter Trauerkleider an, und klagte mit erheucheltem Schmerze laut vor allem Volke, ihre Augenweide, ihre Pflegetochter Tarſia, ſo frühe durch den Tod verloren zu haben.

Die Seeräuber, welche Tarſia entführt, langten mit ihr in Mitylene an, und ſtellten ſie unter anderen Waaren zum Verkaufe aus. Ein reicher Kuppler erblickte ſie und begann um ſie zu feilſchen, derweil auch Athenagoras, der Fürſt der Stadt, dazu kam, und das ſchöne Mädchen zu beſitzen wünſchte. Beide Käufer überboten nun eine Zeit lang einer den anderen; als aber Athenagoras am Ende ſah, daß der verruchte Kuppler gar nicht von ihr ablaſſen wollte, ſo machte er ſie ihm nicht länger ſtreitig, und gedachte nur, ſobald er ſie in ein öffentliches Haus bringen werde, zuerſt zu ihr zu gehen und die Blüthe ihrer Jungfräulichkeit zu brechen. Der Kuppler kaufte Tarſia und führte ſie nach Hauſe, und am dritten Tage ließ er ſie, trotz dem, daß die Unglückliche ihm zu Füßen fiel und ihn mit Thränen beſchwor, ſie zu verſchonen, feſtlich gekleidet mit Muſik und unter dem Zudrang der Menge in das öffentliche Haus führen, wo er bekannt machte, daß der Erſte, der zu ihr ginge, ein halbes Pfund Gold zu zahlen habe; den Anderen aber ſie für den gewöhnlichen Preis überlaſſen werden ſolle.

Der Erſte, der mit verhülltem Angeſichte in das Haus eintrat, war Athenagoras. Er ging zu Tarſia in ihr Gemach und ſetzte ſich nieder; Tarſia aber warf ſich ihm zu Füßen und ſprach: Erbarme dich meiner, o Herr! Ich beſchwöre dich bei deiner Jugend und bei Gott! wolle mir nicht Gewalt anthun. Bezähme dein unkeuſches Verlangen und höre die Geſchichte meines Unglücks und meiner fürſtlichen Geburt an. — Worauf ſie ihm dies Alles ſo rührend vortrug und zu bedenken gab, daß er am Ende liebreich zu ihr ſagte: Steh auf, wir ſind Alle Menſchen, die zu jeder

Zeit das Unglück ereilen kann, ich habe auch eine Tochter, und wer weiß, ob ihr nicht dereinſt das Nämliche wie dir geſchieht! — Er gab ihr ſodann einen noch größeren Lohn als der Kuppler für ſie gefordert, verſprach ihr auf ihre Bitten, Niemand wieder zu ſagen, was er von ihr gehört, und entfernte ſich mit Thränen, einem anderen Jünglinge weichend, der ſeinen Platz einnahm. Aber auch dieſen und alle ihm nachfolgenden wußte Tarſia ſolchergeſtalt durch ihre Bitten und Thränen zu rühren, daß ſie ihr keine unkeuſche Gewalt anthaten, ſondern ſie vielmehr reichlich beſchenkten und weinend wieder von ihr gingen. Die Jungfrau brachte darauf dem Kuppler alles Geld, das ſie eingenommen, mit den Worten: dies iſt der Preis meiner Jungfrauſchaft! — und der Kuppler ermahnte ſie, alle Tage ſo viel einzunehmen. Des anderen Tages ſprach ſie zu ihm: da iſt der Preis meiner Jungfrauſchaft, die ich mit Bitten und Thränen bewahre. — Wie der Kuppler alſo hörte, daß ſie noch Jungfrau ſei, ward er zornig, rief den Aufſeher ſeiner Mädchen herein und übergab ſie ſeiner Willkühr; aber auch dieſen rohen Sklaven wußte Tarſia durch die Erzählung ihres Schickſals zu ſolchem Mitleiden zu bewegen, daß er ſie ungekränkt ließ. Er ſtellte ihr zuletzt freilich vor, daß ſie auf die Länge der Zeit ihre Ehre ſchwerlich werde bewahren können, da ihr Herr, der Kuppler, fortwährenden Gewinn von ihr zu löſen begehre. Sie erwiederte jedoch, ſie ſei in vielen Künſten erfahren und verſtehe die Lyra zu ſpielen, und bat ihn, ſie auf den öffentlichen Markt zu führen, wo er ihr Geſchick und ihre Beredtſamkeit erproben möge. Sie wolle dem Volke Fragen aufgeben, und aufgegebene löſen, und ſich auf dieſe Weiſe Tag für Tag vieles Geld verdienen. Geſagt, gethan. Der Aufſeher führte ſie auf den Marktplatz, wo eine große Menſchenmenge hinzuſtrömte, die Jungfrau zu ſehen, und ſie wußte ſich durch ſolche Wohlredenheit bei derſelben in Gunſt zu ſetzen, daß ihr einen Tag wie den anderen Geld in Menge zufloß. Athenagoras behielt ſie immerdar ſo ſorgſam wie ſeine eigene Tochter im Auge und gewann ihren Aufſeher durch anſehnliche Geſchenke, daß er ſie vor jedwedem Aergerniß hütete.

Zu derſelben Zeit als dies geſchah, kam Apollonius nach vierzehn vollen Jahren wieder nach Tarſus zu Strangulio und Dionyſias. Strangulio ſah ihn zuerſt nahen und ſagte voller Schrecken zu ſeiner Frau: Du wollteſt für ganz gewiß behaupten, Apollonius habe Schiffbruch erlitten, und ſiehe! da kehrt er wieder um, uns ſeine Tochter abzufordern. Was werden wir ihm ſagen? — Sie entgegnete: Laß uns ihm nur getroſten Muthes begegnen; wenn er unſere Trauerkleider und unſere Thränen ſieht, wird er uns ſchon glauben, daß ſie geſtorben ſei. — Indem trat Apollonius bei ihnen ein, und da ſie bei ſeinem Anblicke in Thränen ausbrachen, ſo ſprach er mit ſchwerer Ahnung: Meine lieben Gaſtfreunde! was iſt das? Ganz gewiß gelten eure Thränen und eure Trauerkleider nicht euch ſelbſt, ſondern mir. — Das verruchte Weib verſetzte, wie mit in Betrübniß erſtickter Stimme: Ach! wollte Gott, ein Anderer hätte euch verkündigt, und ich und mein armer Mann müßten es nicht thun: daß eure Tochter Tarſia geſtorben iſt. — Ueber dieſe Nachricht am ganzen Körper erbebend, ſtand Apollonius lange wie betäubt lautlos da, und als er endlich ſeine Beſinnung wieder gewann, ſagte er zu Dionyſias: Dionyſias, wenn auch meine Tochter, wie du ſagſt, geſtorben iſt, ſo ſind doch wohl ihre Kleider und Koſtbarkeiten, und ſo iſt ihr Geld und Gut noch vorhanden? Wo haſt du das? — das Weib antwortete: Theils iſt es noch da, theils iſt es verloren gegangen, und brachte Einiges davon herzugetragen. Apollonius maß ihnen Glauben bei und ging mit ihnen, wozu ſie ihn aufforderten, auf das Land, wo ſie ſeiner Tochter hatten zum Scheine ein Grabmal errichten laſſen.

Nach dieſem kehrte er in Verzweiflung auf ſein Schiff zurück, wo er ſich in den unterſten Raum werfen ließ, um nichts mehr zu ſehen und zu hören, und laut und unabläſſig nach dem Tode verlangte. Der Steuermann machte ſich hierauf fertig, nach Tyrus zu ſegeln; er hatte indeſſen nicht ſobald in See geſtochen, als die zuvor günſtigen Winde umſprangen, und das Meer urplötzlich ſich zu einem furchtbaren Sturme empörte, der das Schiff nach vielfältigen Fährniſſen zuletzt nach Mitylene verſchlug. Der Steuermann und das ganze Schiffsvolk, die vorher eifrig zu Gott gebetet, frohlockten über ihre Rettung; Apollonius aber fragte: Was für Klänge der Fröhlichkeit ſchlagen an mein Ohr? — Der Steuermann ſagte: Freue dich, Herr, mit uns, wir feiern heute das Neptunusfeſt. — Apollonius rief ſeufzend aus: Alſo begehen Alle einen feſtlichen Tag außer ich! — Darauf ließ er ſeinen Verwalter zu ſich kommen und ſagte: damit ich nicht geizig und mißgünſtig erſcheine, und da die Meinigen ſchon ſchlimm genug daran ſind, einen ſo unglücklichen Herrn zu haben, ſo nimm zehn Goldſtücke und vertheile ſie unter ſie. Sie ſollen damit thun, was ſie wollen und ſich luſtig machen; mich aber ſoll durchaus Niemand in meinem Grame ſtören, und wer ſich deſſen nichtsdeſtoweniger unterfängt, dem ſollen alsbald ſeine Glieder zerbrochen werden. — Der Verwalter ging und kaufte für ſein Gold das Nöthige, worauf er, damit verſehen, nach dem Schiffe zurückkehrte.

Da nun das Schiff des Apollonius vor allen, die im Hafen lagen, das anſehnlichſte war, und ſeine Mannſchaft den feſtlichen Tag weit herrlicher als die anderen beging, ſo geſchah es, daß Athenagoras, der Fürſt der Stadt, darauf aufmerkſam wurde, als er am Geſtade hin luſtwandelte und ſein Wohlgefallen darüber gegen ſeine Begleiter laut ausſprach. Als die Seeleute ihr Schiff von ihm loben hörten, luden ſie ihn ein, es zu beſteigen. Athenagoras ließ ſich dazu willig finden und nahm eine Weile an ihrer Luſt Theil; als er aber endlich, nachdem er ſie reichlich beſchenkt, wieder von ihnen ging, fragte er nach dem Namen des Schiffsherrn. Der Steuermann antwortete: Unſer Herr liegt in Trauer verſunken unten im dunkelſten Schiffsraume und will immer daſelbſt verbleiben, weil er auf dem Meere ſein Weib und auf dem Lande ſeine Tochter verloren hat. Athenagoras ſagte hierauf zu einem Matroſen, er wolle ihm zwei Goldſtücke geben, wenn er zu ſeinem Gebieter hinabginge und ihm hinterbrächte: Athenagoras, der Beherrſcher dieſer Stadt, laſſe ihn bitten, zu ihm an das Licht emporzukommen. Der Matroſe entgegnete aber: Deine Goldſtücke machen mir meine Glieder nicht wieder ganz, darum ſuche dir einen anderen Boten, denn unſer Herr hat geſchworen, dem die Glieder brechen zu laſſen, der ihn ſtören würde. — Athenagoras ſagte: Dieſes Geſetz hat er euch gegeben, ich brauche es nicht zu kennen, deshalb werde ich zu ihm hinabſteigen. Sage, wie nennt er ſich? — Der Seemann antwortete: Apollonius. — So wie Athenagoras dieſen Namen hörte, ſprach er zu ſich ſelbſt: Auch Tarſias Vater hieß Apollonius, und ließ ſich von den Schiffsleuten den Weg zu ihm hinunter zeigen. Als er vor dem in Finſterniß und Schmutz Hingeſtreckten ſtand, ſagte er mit leiſer Stimme: Ich grüße dich, Apollonius! — In der Meinung, von einem ſeiner Leute angeredet zu werden, ſchlug Apollonius voll Unwillen ſeine Augen auf und ſah, vor Zorn und Staunen ſprachlos, einen ihm unbekannten geſchmückten Mann vor ſich ſtehen. Athenagoras ſagte zu ihm: Ich weiß, du wirſt dich verwundern, daß ich als ein Fremder zu dir gekommen bin. Ich bin Athenagoras, der Fürſt dieſer Stadt. Ich kam durch Zufall auf dein Schiff und erfuhr deine Schickſale; aber es war zu deinem Heile, daß dies geſchah, da Gott dich von der tiefſten Trauer zu der höchſten Freude erheben will, ſobald du aus der Finſterniß wieder zum Licht emporgekommen ſein wirſt. — Apollonius erhob ſein Haupt und ſagte: Wer du auch immer ſein magſt, Herr, ziehe hin in Frieden, ich bin nicht werth, mehr Speiſe und Trank zu genießen und will nicht länger leben. — Und darauf ging Athenagoras niedergeſchlagen wieder nach dem Verdeck empor und ſagte zu den Matroſen: Ich vermag euren Herrn nicht zu überreden, wieder an das Licht hervor zu kommen, was ſoll ich nur beginnen, ihn von dem Tode zu erretten, den er ſich vorgeſetzt hat? — Doch ſprach er auf einmal zu einem ſeiner Begleiter: Geh du zu dem Kuppler und bitte ihn, mir Tarſia herzuſenden, auf daß ſie dem fremden Manne mit ihrer Weisheit und Beredtſamkeit gütlich zuſpreche. — So wie der Kuppler dieſe Botſchaft vernahm, ſendete er Tarſia, und die Jungfrau kam auf das Schiff, wo Athenagoras ſie zu ſich rief und zu ihr ſagte: Komm zu mir, Tarſia, hier bedarf es deiner Kunſt, auf daß du den Herrn dieſes Schiffes, der im finſtern Raume liegt, tröſteſt und ermahneſt, ſeine übermäßige Betrübniß um ſein verlornes Weib und ſeine Tochter zu lindern, und wieder an das Licht des Tages emporzukommen. Du thuſt damit ein gutes Werk, Tarſia, um das dir Gott gnädig ſein wird, und wenn du es glücklich vollbringſt, ſo gebe ich dir dreißig Seſtertia Silber und eben ſo viel Gold, und kaufe dich von deinem Herrn los. — Die Jungfrau ging willig in den dunkeln Schiffsraum, trat zu dem fremden Manne und grüßte ihn mit ihrer holden Stimme, indem ſie ihn ermunterte, fröhlich zu ſein und ihm ſagte: Es ſei keine Buhlerin, die zu ihm komme, ihn zu tröſten, ſondern eine reine Jungfrau aus königlichem Geſchlechte, die ihre Unſchuld ſchon aus höchſter Noth errettet, und ob ſie gleich ihre Eltern verlaſſen habe und von aller Welt verlaſſen ſei, doch nicht an Gott verzweifle. — Sie ſetzte ſich ſodann zu ihm nieder und ſuchte ihn durch Geſang und Spiel zu erheitern; Apollonius jedoch richtete ſich empor, ſchlug ſein Auge zu ihr auf und ſah und hörte ihr lange ſchweigend zu. Dann ſeufzte er aus tiefer Bruſt auf, dankte ihr für ihren guten Willen und beſchenkte ſie zwar mit vielem Golde; bat ſie aber doch, ihn zu verlaſſen, und darauf zu verzichten, ſeine Betrübniß jemals zu lindern, da er vielmehr fühle, wie ſein verzweifelter Seelenſchmerz nur wieder neue Kraft gewonnen habe. Tarſia ging zu Athenagoras zurück und hinterbrachte ihm den ſchlechten Erfolg ihrer Sendung; er aber drang ſo lange mit neuen Bitten und Verſprechungen in ſie, ihr Heil nochmals mit dem Unglücklichen zu verſuchen, bis ſie es that. Da ſetzte ſie ſich neben Apollonius hin und ſagte: Wenn du einmal in dieſer Dunkelheit und in dieſem Schmutze länger bleiben willſt, ſo geſtatte mir wenigſtens ſo lange bei dir zu weilen, bis ich dir meine Räthſel aufgegeben, und verſprich mir, wenn du ſie nicht errathen ſollteſt, mich bei dir zu dulden, ſo wie ich dir verſpreche, von dir abzulaſſen, wenn du ſie erräthſt. — Apollonius antwortete ihr: — Wiewohl mir in meinem Schickſale eigentlich nichts Anderes zuſteht, als zu weinen und zu trauern, ſo will ich dir dieſen Wunſch doch nicht verſagen; ſage mir nur mit kurzen Worten, was du mir zu ſagen haſt. — Nunmehr hub Tarſia an, allen ihren Witz aufzubieten, um Apollonius mit ſinnreichen Sprüchen und räthſelhaften geheimen Fragen zu bedrängen; angeſehen aber, daß ſein Scharfſinn ihr in Allem überlegen war und ſie ſämmtlich errieth und deutete, ſo wußte ſie ſich zuletzt gar nicht mehr zu rathen und zu helfen, ſondern warf ſich ihm mit ausgebreiteten Armen um den Hals und ſagte: Was betrübſt du mich doch gar ſo ſehr! Erhöre die Stimme der Bittenden, es iſt gottlos, daß ein ſolcher Mann ſich freiwillig dem Tode weihen will. Wenn du nach deinem Weibe Sehnſucht trägſt, ſo kann es dir Gott wiedergeben, wenn du um deine Tochter trauerſt, ſo weißt du ja nicht, ob er ſie dir nicht unverſehrt am Leben erhalten hat! — Mit dieſen Worten ſchickte ſie ſich an, ihn mit ſich fort zu ziehen. Der erzürnte Apollonius aber ſprang empor und ſtieß ſie gewaltſam mit dem Fuße von ſich. Die zarte Jungfrau fiel und verletzte ſich die Wangen, daß ſie bluteten. Worauf ſie vor Schmerz und Schrecken bitterlich zu weinen anfing und in die Worte ausbrach: O, ihr erhabenen Himmelsmächte! So habt ihr denn beſchloſſen, daß ich mein ganzes Leben hindurch Unbilden und Angſt und Schrecken erdulden ſoll? Nach eurem Willen mußte ich zwiſchen Sturm und Wogen geboren werden und meiner Mutter das Leben koſten, der ihr kein Grab in der Erde gönntet, ſondern die ihr in das Meer verſenkt werden ließt. Mich Unglückliche mußte dann mein Vater dem treuloſen Strangulio und der falſchen Dionyſias anvertrauen, die, anſtatt mein Leben zu behüten und zu wahren, mir den ſo ſchmählichen Tod wollten geben laſſen. Piraten erretten mich aus ihm, indem ſie mich rauben, und bringen mich, o Gott! an dieſen Ort. Ach! werde ich jemals meinen Vater Apollonius wieder ſehen? — So wie Apollonius dieſe Worte hörte, rief er mit lauter Stimme aus: Barmherziger Gott! der du über Himmel und Hölle dein Auge haſt und alles Verborgene offenbareſt: ich bete dich an! ſtürzte auf ſeine Knie nieder, riß Tarſia in ſeine Arme und rief von Neuem aus: O, eilt herbei, meine Diener! kommt herbei, meine Freunde! und ſetzt meiner Angſt und Ungeduld ein Ziel. — Die Seeleute insgeſammt und unter ihnen auch Fürſt Athenagoras, ſtürzten auf dieſen Ruf in den unteren Schiffsraum zu Apollonius hinab, und da fanden ſie ihn in den Armen Tarſias und hörten aus den abgebrochenen Worten, die ihm entſchlüpften, daß ſie ſeine Tochter ſei, um die er trauerte.

Apollonius legte nun alsbald ſeine Trauerkleider ab und zog feſtliche an, und Tarſia mußte ihm erzählen, wie ſie in des Kupplers Hände und in das unſelige Haus gekommen war. Athenagoras beſorgte dagegen, als er dies Alles hörte, Apollonius möge ſeine Tochter an einen Anderen verheirathen, und nahm ſeine Zeit wahr, ihm zu Füßen zu fallen, und bei ihm gelten zu machen, daß Tarſia vornehmlich durch ihn errettet und ihm wiedergegeben worden ſei, indem er ſie von ihm zur Ehe forderte. Apollonius aber glaubte ihm ſeinerſeits dieſe gerechte Bitte um ſo weniger verſagen zu dürfen, als er ſich ſo eben ſeines Schwures erinnerte, ſeine Trauer nicht eher abzulegen, als bis er ſeine Tochter vermähle.

Nach Beſeitigung dieſer Umſtände begab ſich Athenagoras auf das Rathhaus ſeiner Stadt, berief die Bürger zuſammen und ſagte: Damit nicht unſere ganze gute Stadt wegen eines einzigen Böſen untergehe, ſo wiſſet, daß der König Apollonius euch mit einer Flotte und einem gewaltigen Heere zu verderben droht, weil die Ruchloſigkeit jenes Kupplers ſeine Tochter, Tarſia, gezwungen hat, in einem öffentlichen Hauſe zu beſtehen. Beeilet euch alſo, den Kuppler, gebunden, in ſeine Gewalt zu liefern, wenn ihr euch vor dem Untergange erretten wollt. — Nach dieſen Worten entſtand ein gewaltiger Aufruhr unter dem Volke, und unter dem Zudrange von Männern und Frauen wurde der Kuppler, die Hände auf den Rücken gebunden, vor Apollonius geführt, der, mit dem königlichen Mantel angethan, die königliche Kopfbinde um das geſchorene Haupt, und von allem Schmutze gereinigt, auf öffentlichem Markte erſchien, und ſeine Tochter dem Volke zeigte, das er um Rache für ſie flehte, und das denn ſofort den Kuppler den Flammen übergab. Die Schätze, die der Kuppler hinterließ, wurden von der Bürgerſchaft der Stadt Tarſien angeboten; dieſe aber hieß hiernächſt jenen Sklaven des Kupplers vor ſich bringen, deſſen Menſchlichkeit ſie ebenfalls gerettet, und ſchenkte ihm ſeine Freiheit und dieſes ganze Beſitzthum dazu.

Wenige Tage hierauf vermählte Apollonius ſeine ſchöne Tochter dem Fürſten Athenagoras, zur Freude und Zufriedenheit der ganzen Stadt, und indem er nun geſonnen war, über Tarſus mit den Seinigen heimzukehren, und bereits über das Meer hinſchiffte, ſiehe! da erſchien ihm ein Engel im Traume, und gebot ihm, ehe er nach Tarſus ginge, um ſeine Tochter zu rächen, in Epheſus zu landen, daſelbſt mit ihr und ſeinem Eidam den Tempel zu betreten, und der Göttin ſeine Leiden vorzuſtellen. Als Apollonius erwacht war, theilte er dieſes Geſicht ſeinen Kindern mit, und fragte ſie um Rath, und dieſe ſagten, er möge thun was ihm gut dünke. Er gebot alſo dem Steuermann, den Lauf des Schiffes nach Epheſus zu wenden, und ſobald ſie daſelbſt gelandet waren, gingen ſie in den Tempel, in dem des Apollonius Gattin die oberſte Prieſterin war. Apollonius verlangte Einlaß in das Heiligthum, und man hinterbrachte der Oberprieſterin, daß ein unbekannter Mann mit Tochter und Eidam, große Gaben darbringend, gegenwärtig ſei, und Zutritt begehre.

So wie die Tochter des Königs Alciſtrates dies hörte, legte ſie den königlichen Schmuck und Purpur an, und ging den Fremden entgegen, indem eine große Menge Volkes, das ſie hoch verehrte und liebte, ſich um ſie drängte. Als Apollonius und ſeine Tochter und ſein Eidam die Prieſterin nahen ſahen, warfen ſie ſich vor ihr zur Erde nieder, denn der Glanz ihrer Schönheit war ſo groß, daß es ihnen vorkam, als trete die Göttin Diana ſelber vor ihr Angeſicht. Das Heiligthum wurde aufgeſchloſſen, und die reiche Summe der Gaben, die Apollonius mit ſich führte, dargebracht. Nicht ſobald aber hatte derſelbe dieſe fromme Pflicht erfüllt, als er, der Mahnung des Engels eingedenk, anfing, in Gegenwart der Oberprieſterin, ſeine Schickſale zu erzählen. Sie hörte ſeinen Namen, und ſchon erhob ſie ſich und ſtürzte in ſeine Arme. Apollonius wollte ſie ſtaunend von ſich ſtoßen, aber ſie rief unter Thränen aus: Ich bin dein Weib, die Tochter des Königs Alciſtrates, die du ohne es zu wiſſen, lebendig in das Meer ſenken ließeſt. Du biſt mein Gatte, der ſchiffbrüchige Apollonius von Tyrus, mein geliebter Lehrer. Sprich! wo iſt meine Tochter? — Apollonius zeigte auf Tarſia und ſagte: du ſiehſt ſie vor dir, da haſt du ſie. —

Nunmehr durchdrang ganz Epheſus der Ruf, daß der König Apollonius von Tyrus ſeine Gattin im Tempel wiedergefunden, und alle Epheſier äußerten darob große Freude und Fröhlichkeit.

Apollonius ſtieg mit den Seinigen wieder zu Schiffe und fuhr nach Antiochia, wo er ſeine Herrſchaft, die man ihm aufbewahrt, antrat, und von wannen er auch Tyrus wiederbeſuchte, indem er ſeinen Eidam derweil zu ſeinen Stellvertreter einſetzte. Darauf aber eilte er mit bewaffneter Macht gen Tarſus, ließ Strangulio und Dionyſias in Banden vor ſich bringen, und berief die ganze Bürgerſchaft zuſammen. Ihr edlen Tarſenſer, ſagte er zu ihnen: Hat Apollonius von Tyrus irgend einem von euch jemals Böſes zugefügt? — Sie erwiederten einmüthig: Du biſt unſer Wohlthäter und der Vater des Vaterlandes, für dich leben und ſterben wir. — Da ſagte Apollonius ferner: Ich vertraute meine Tochter eurem Mitbürger Strangulio und ſeinem Weibe an, und ſie wollen ſie mir nun nicht wieder geben. — Das elende Weib rief zwar hiergegen aus: O, guter Herr! haſt du nicht mit deinen eignen Augen ihr Grab und Denkmal geſehen? — Apollonius aber ließ Tarſia hervortreten, entſchleierte ihr Angeſicht und ſagte: Dionyſias, entſetze dich! Tarſia iſt aus der Unterwelt zurückgekehrt, dich anzuklagen. — Das ruchloſe Weib begann über dieſen Anblick zu erbeben und alle übrigen Tarſenſer frohlockten. Tarſia ſelbſt lies dann aber den Sklaven Theophilus herbeiholen, und forderte ihn mit lauter Stimme zu dem Geſtändniſſe auf, wer ihn dazu gedungen, ſie zu morden. Der Sklave nannte Dionyſias, und das Volk ergriff ſie und Strangulio, ſchleppte ſie vor die Stadt und ſteinigte ſie. Sie wollten zwar auch den Sklaven Theophilus tödten, aber Tarſia verwehrte es, und erhielt ihn am Leben, weil er ihr damals doch ſo mitleidig geweſen, ihr Zeit zu beten zu laſſen. Auch entfernte Tarſia desgleichen die unglückliche Tochter der Getödteten.

Apollonius verweilte mit den Seinigen lange Zeit in Tarſus und ſchiffte dann nach der Pentapolis über, wo er den alten König Alciſtrates mit der Freude überraſchte, ſeine Tochter und Enkelin mit ihren Gatten geſund und glücklich noch kurz vor ſeinem Tode wiederzuſehen, durch welchen letzteren, der bald darauf erfolgte, ſein Reich und Erbe mittelſt ſeiner Tochter ebenfalls Apollonius anheim fiel.

Nach allen dieſen Ereigniſſen geſchah es eines Tages, daß Apollonius längs dem Meere hin ſich erging und jenen Fiſcher erblickte, der ihn nach ſeinem Schiffbruche bei ſich aufgenommen. Er befahl, ihn zu greifen und nach dem

Palaſte zu bringen. Der arme Fiſcher dachte, es ginge ihm an das Leben, als er ſich von den Bewaffneten entführen ſah; Apollonius aber ließ ihn vor ſich kommen und ſprach: Das iſt mein Brautführer, der mir dereinſt als Schiffbrüchigem Hülfe lieh, und mir den Weg nach der Stadt zeigte. Dann wendete er ſich zu ihm mit den Worten: Ich bin Apollonius von Tyrus, dem du die Hälfte deines Mantels ſchenkteſt, ließ ihn mit reichen Gaben überhäufen und behielt ihn, ſolange er lebte, als einen Freund und vornehmen Diener bei ſich, als welchen er auch jenen Hellanikus, der ihn vor dem Antiochus warnte, aufnahm, da derſelbe ſich ihm vorſtellte.

Apollonius zeugte mit ſeiner Gemahlin ſpäterhin noch einen Sohn, der das Reich ſeines Großvaters von ihm erhielt, lebte in Glück und Frieden bis in ſein vier und ſiebenzigſtes Jahr, und ſchrieb ſeine eigne Lebensgeſchichte zweimal nieder, die eine Handſchrift dem Tempel zu Epheſus, die andere ſeiner Bibliothek anvertrauend.

XVIII.

Viel Lärmen um nichts.

Als der König Peter III. von Aragonien ſich in Meſſina in Sicilien aufhielt und allda ſeine Siege über Carl von Anjou mit großen Feſtlichkeiten feierte, entbrannte einer ſeiner tapferſten Ritter und angeſehenſten Barone, Herr Timbreo von Cardona, der ſich in den vergangenen Kriegen ſehr hervorgethan und von dem Könige deshalb höchlich geliebt wurde, in heftiger Leidenſchaft zu Fenicia, der Tochter des Herrn Lionato de Lionati, eines meſſineſiſchen Edelmanns, die weit ſchöner, anmuthiger und reizender als jede andere Jungfrau ihrer Gegend war.

Herr Timbreo hatte von ſeiner erſten Jugend an dem Könige Pietro zu Waſſer und zu Lande gedient, und war von ihm deswegen auch ſo reich belohnt worden, daß er, außer bedeutenden Geſchenken, eben damals erſt noch die Grafſchaft Colliſano und andere Güter erhalten, durch die ſein jährliches Einkommen, den Gehalt, den er vom Könige bezog, ungerechnet, auf mehr als zwölftauſend Ducaten angewachſen war.

Gegenwärtig fing er nun an, tagtäglich vor dem Hauſe der Jungfrau vorüber zu gehen, und ſchätzte jeden ſeiner Tage für einen glücklichen, an dem er, wenn auch nur mit einem Blicke, Fenicien wahrnahm, die, ihres zarten Alters ungeachtet, lebendigen und klugen Geiſtes war, und die Urſache des häufigen Vorübergehens des Ritters leicht errieth. Er ſtand in dem Rufe, ein Günſtling des Königs zu ſein, und ſoviel wie Wenige bei Hofe zu gelten, weswegen ihm denn viele Ehren erwieſen wurden. Fenicia hatte nicht allein dies gehört, ſondern ſah überdies mit eignen Augen, daß er immer ſo herrlich gekleidet, und ein ſo ſchöner, und, wie es ſchien, geſitteter Jüngling war, den allerwärts eine prächtige Dienerſchaar begleitete, ſo daß ſie auch ihrerſeits begann, ihn freundlich anzuſehen und ſich ehrerbietig gegen ihn zu betragen. Der Ritter verliebte ſich in ſie immermehr, und je häufiger er ſie anſah, deſto höher ſchlug ſeine Liebesflamme über ihn zuſammen, ſo daß er am Ende vor Sehnſucht nach dem ſchönen Mädchen faſt verſchmachtete und ſich vorſetzte, ihren Beſitz zu erringen, es möge koſten was es wolle, wiewohl doch Alles, was er that, vergeblich blieb, da ſie auf ſeine Briefe und Botſchaften keine andere Antwort gab, als daß ſie ihre Jungfräulichkeit demjenigen unverletzt erhalten werde, dem ſie dereinſt als ihrem Ehegemahl die Hand reiche.

Der arme Liebhaber wurde darüber um ſo übler gelaunt, als ſie weder Briefe noch Geſchenke jemals hatte von ihm behalten wollen, und da er einſah, daß er ſie bei ihrem ſo ſtarken Widerſtande nicht anders als in der Ehe würde beſitzen können, ſo beſeitigte er endlich allen und jeden Widerſpruch mit ſeinem inneren Beſchluſſe, bei ihrem, einem uralten edlen Geſchlechte entſtammenden Vater unverzüglich und zwar trotz dem um ſie anzuhalten, daß es ihn bedünken wollte, er ſteige tief zu ihr nieder. Er ging zu einem meſſineſiſchen Edlen, mit dem er ſehr vertraut war, und trug ihm vor, was er im Sinne hatte, und auf, was er für ihn bei Herrn Lionato thun ſollte. Der Meſſiner ging hin und vollbrachte des Ritters Auftrag. Herr Lionato kannte das Anſehen und den Werth des Herrn Timbreo zur Genüge, und berieth ſich wegen einer ſo guten Zeitung nicht erſt weiter mit ſeinen Verwandten und Freunden, ſondern ſprach gleich in ſeiner Antwort aus, wie angenehm es ihm ſei, daß der Ritter geruhe, ſeine Verwandtſchaft zu ſuchen, und eilte ſofort nach Hauſe, wo er ſeiner Gattin und Fenicien mittheilte, welche Zuſage er gegeben. Fenicien gefiel die Sache ungemein und ſie dankte Gott in Demuth, daß er ihrer keuſchen Liebe einen erwünſchten Ausgang bereite, indem ſie ihre innere Zufriedenheit auch in ihrem heiteren Angeſicht äußerte.

Es hieß bald durch ganz Meſſina, Herr Timbreo di Cardona werde in wenigen Tagen die Tochter des Herrn Lionato heirathen, und Jedermann freute ſich deſſen, weil Herr Lionato ein allgemein beliebter Edelmann war, der Niemandem Schaden zufügte, ſondern ſeinen Mitbürgern, wo er irgend konnte, gefällig war.

Es lebte in Meſſina ein anderer edler junger Ritter, Namens Girondo Olerio aus Valencia, der in den letzten Kriegen nicht ohne Auszeichnung gedient, und darauf einer der freigebigſten und glänzendſten Hofleute geworden war. Demſelben nun kam eine ſolche Nachricht höchſt unerwünſcht, denn er hatte, von Feniciens Reiz überwunden, ihr unlängſt ſelber, und zwar in ſo hohem Grade ſeine Liebe zugewandt, daß er ſterben zu müſſen glaubte, würde Fenicia nicht die Seinige. Bereits entſchloſſen, ihren Vater um ihre Hand anzugehen, hörte er von ihrem Verlöbniß mit Herrn Timbreo, und empfand darüber ein ſo inniges Herzensleid, daß er, alles Troſtes ledig, ſeine Leidenſchaft faſt bis zum Wahnſinn anwachſen und ſich von ihr verleiten ließ, alle Rückſichten aus den Augen ſetzend, eine That zu begehen, die jedwedes Mannes, geſchweige denn eines Ritters und Edelmanns, durchaus unwürdig war.

Er war faſt auf allen ſeinen Feldzügen der Begleiter des Herrn Timbreo geweſen, mit dem ihn deswegen eine brüderliche Freundſchaft verband, wiewohl ſie ſich dieſe Zuneigung, aus was immer auch für einem Grunde, gegenſeitig geheim gehalten hatten. Herr Girondo gedachte nunmehr zwiſchen Herrn Timbreo und ſeiner Geliebten eine ſolche Mißhelligkeit zu erregen, daß darum die Verlobung rückgängig gemacht, und ihm ſelbſt die Hoffnung eröffnet würde, auf ſeine dann anzuſtellende Bewerbung die Hand der Jungfrau ſich zuertheilt zu erhalten. Er ſtand nicht an, dieſen thörichten Gedanken zur Ausführung zu bringen, und da er für ſie ein ſeinem zügelloſen blinden Verlangen entſprechendes Werkzeug fand, ſo weihte er daſſelbe in ſeine Anſchläge ein. Der Mann, den Herr Girondo zu ſeinem Vertrauten und zum Diener ſeiner Bosheit auserkoren hatte, war ein junger, zum Böſen mehr als zum Guten hingeneigter Höfling, der, nachdem er von Allem gehörig unterrichtet worden, in der Frühe des folgenden Morgens zu Herrn Timbreo ging. Herr Timbreo luſtwandelte eben einſam in dem Garten ſeiner Wohnung, und emfing den Fremden, den er auf ſich zukommen ſah, mit Höflichkeit. Nach den gewöhnlichen Begrüßungen ſprach der Jüngling zu Herrn Timbreo: Ich bin zur Stunde zu dir gekommen, Herr, um dir Dinge mitzutheilen, die für deine Ehre und dein Wohl von der äußerſten Wichtigkeit ſind. Und da ich dir leicht Eröffnungen machen dürfte, die dein Gemüth kränken, ſo bitte ich dich im voraus, mich deshalb mit meiner wohlgemeinten Dienſtbefliſſenheit zu entſchuldigen. Soviel weiß ich für gewiß, daß, wenn du noch der ehrenwerthe

Ritter biſt, der du jederzeit geweſen, was ich dir jetzt ſage, dir von Nutzen ſein wird. Um zur Sache zu kommen, ſo wiſſe, daß ich geſtern von deiner Uebereinkunft mit Herrn Lionato de Lionati, dir ſeine Tochter Fenicia zur Ehe zu geben, hörte. Siehe wohl zu, Herr, was du thuſt und achte auf deine Ehre! Ich ſage dir dies, weil ein junger Edelmann, mein Freund, ſchon ſeit vielen Monaten, Woche für Woche zwei bis drei Nächte bei ihr zubringt und ſich ihrer Liebe erfreut. Auch in dieſer Nacht geht er wieder zu ihr und begleite ich ihn dahin, ſo wie ich es gewohnt bin. Willſt du mir dein Wort geben und mir ſchwören, weder mir noch meinem Freunde feindlich zu begegnen, ſo will ich machen, daß du ſelbſt den Ort und Alles ſehen ſollſt. Meine Ergebenheit gegen dich und die großen Dienſte, die mir deine Huld erwieſen, verpflichten mich in meinem Gewiſſen, dir die in dieſem Falle dir ſo verhängnißſchwere Wahrheit zu verrathen. — Herr Timbreo war über dieſe Worte dermaßen beſtürzt und erſchrocken, daß er ſich wie außer ſich ſelbſt verſetzt fand. Er ſtand eine geraume Weile, tauſenderlei Dinge bei ſich erwägend, ſprachlos da, und da der bittere, und wie er meinte, gerechte Groll, den er in ſeinem Herzen empfand, mehr über ihn vermochte, als ſeine inbrünſtige Liebe zu der ſchönen Fenicia, ſo antwortete er dem Jünglinge aufſeufzend: Mein Freund, ich fühle mich dir zu ewigem Danke verpflichtet, daß du für mich und meine Ehre ſo liebreiche Sorge trägſt, und gedenke dir ihn eines Tages weſentlicher als jetzt zu bethätigen, wo ich ihn dir nur mit Worten ausſpreche. Da du dich freiwillig erbieteſt, mich mit Augen ſehen zu laſſen, was ich mir nimmermehr hätte einbilden können, ſo erſuche ich dich, bei der Menſchenliebe, die dich bewogen, mich von dieſer Sache in Kenntniß zu ſetzen, deinen Freund unbefangen zu begleiten, und verpfände dir mein ritterliches Wort, daß ich weder dir noch ihm Schaden zufügen und deine Mittheilung überhaupt geheim halten werde, damit jener die Früchte ſeiner Liebe fernerhin ungeſtört genieße, denn ich ſehe wohl ein, daß ich die Augen früher hätte aufthun ſollen und werde mir dieſe Lehre in Zukunft zur Warnung dienen laſſen. — Hierauf ſagte der Jüngling ſchlüßlich zu Herrn Timbreo: Nun, ſo begebt euch, mein beſter Herr, in der dritten Stunde der nächſtfolgenden Nacht nach dem Hauſe des Herrn Lionato und verbergt euch in dem verfallenen Gemäuer, das dem Garten deſſelben gegenüber liegt. — In dem Theile nämlich des Palaſtes des Herrn Lionato, der an dies Gemäuer gränzte, lag ein alter Saal, an deſſen Tag und Nacht offenſtehenden Fenſtern Fenicia dann und wann zu verweilen pflegte, weil man in dieſer Gegend am meiſten die Schönheit des Gartens genießen konnte. Herr Lionato bewohnte mit ſeiner Familie und Dienerſchaft den entgegengeſetzten Flügel des Palaſtes, der überhaupt ſehr alt und geräumig genug für einen Fürſten und Hofſtaat, geſchweige denn für den Hausſtand eines gewöhnlichen Edelmanns war. Nach ſoweit genommener Abrede ging der hinterliſtige Jüngling von dannen, und begab ſich zwar zu dem treuloſen Girondo, dem er Alles wieder erzählte, was er mit Herrn Timbreo beſprochen hatte. Herr Girondo war darob ungemein erfreut, denn ſeine Abſichten ſchienen ihm den trefflichſten Fortgang zu haben, und zu der anberaumten Stunde kleidete er einen ſeiner Diener, den er zu Allem abgerichtet, in feine Kleider ein und ließ ihn mit köſtlichen Gerüchen durchdüften. Dieſer Menſch ſchloß ſich dann an den Jüngling an, der mit Herrn Timbreo geſprochen hatte, und ein anderer Diener folgte ihnen mit einer Leiter.

Wer vermöchte nun wohl den Seelenzuſtand zu ſchildern, in dem Herr Timbreo dieſen ganzen Tag verlebte! Von dem Schleier der Eiferſucht umnebelt, enthielt ſich der Leichtgläubige in ſeinen düſteren Gedanken des Genuſſes jeglicher Speiſe, und wer ihm in das Antlitz geſchaut hätte, würde ihn eher für einen Todten, als für einen Lebenden gehalten haben. Schon eine halbe Stunde vor der feſtgeſetzten verbarg er ſich in dem alten Gemäuer dergeſtalt, daß er Alles ſehen konnte, was in deſſen Nähe vorging, und verdammte bald in ſeinen Gedanken Fenicien mit der Betrachtung des Unbeſtandes, des Leichtſinns, des Uebermuthes und der verderblichen Liebe zu dem Neuen, dem ja das weibliche Geſchlecht immer unterworfen ſei, bald entſchuldigte er ſie mit der Unmöglichkeit, daß ſie ſich einem Manne alſo preis geben könne. Die Nacht war nicht geradezu finſter, aber äußerſt ſtill, und ſchon hörte er das Geräuſch der Schritte der Nahenden und einzelne unverſtändliche Worte. Gleich darauf ſah er auch die drei Männer vorübergehen, von denen er den Jüngling, der ihn am Morgen gewarnt, erkannte, wiewohl er die anderen Beiden nicht unterſchied. Den Einen, der beſonders zierlich gekleidet war und Wohlgerüche ausduftete, hörte er zu dem Anderen, der die Leiter trug, ſagen: Siehe zu, daß du heute die Leiter ohne Geräuſch an das Fenſter legſt, denn das letztemal, als wir da waren, hatteſt du damit zu viel Lärm gemacht, wie mir meine liebe Fenicia ſagte. Nur immer leiſe und vorbedacht! — Dieſe Worte verſtand Herr Timbreo deutlich, und ſie drangen ihm wie ſcharfe, ſpitzige Stacheln in das Herz. Er war zwar allein und hatte keine anderen Waffen als ſeinen Degen bei ſich, wogegen von den drei Vorübergehenden zwei, außer mit ihren Schwertern, auch mit ſtarken Lanzen bewaffnet waren. Nichts deſtoweniger aber nagte ſo unbändige Eiferſucht an ſeinem Herzen, und entflammte ihn ſo gewaltiger Ingrimm, daß er nahe daran war, aus ſeinem Verſtecke vorzubrechen und mit einem muthigen Angriff denjenigen zu tödten, den er für Feniciens Geliebten hielt, oder wenigſtens mit ſeinem Tode auf einmal all die qualvollen Leiden zu endigen, die er um ihretwillen ausſtand. Indeſſen erinnerte er ſich doch an ſein gegebenes Wort, und bedachte, welche Schandthat er begehen würde, fiele er deſſen ungeachtet meuchlings über die Sorgloſen her, ſo daß er drum ſeine Wuth und ſeinen wilden Groll in ſich zurückhielt und das Ende ruhig abzuwarten beſchloß. Sobald die Dreie unter den Fenſtern des Palaſtes angekommen waren, lehnten ſie die Leiter ſtill und behutſam an die Mauer an, und ſtieg der vermeintliche Liebhaber daran empor und in den genannten Saal ſo zuverſichtlich hinein, als ob er drinnen in der That erwartet würde. Der troſtloſe Herr Timbreo nahm dies wahr, und fühlte, wie ihm bei der Vorſtellung, daß jener von der ſchönen Fenicia mit offenen Armen empfangen werden möchte, vor herbem Schmerze das Bewußtſein verging. Aber dennoch war ſein, wie er meinte, gerechter Zorn in ihm ſo gewaltig, daß er alle ſeine Eiferſucht ertödtete, und ſeine heiße und aufrichtige Liebe zu Fenicien nicht allein durchaus erkältete, ſondern auch in einen grauſamen Haß umwandelte, der ihm nicht geſtattete, ſo lange auf der Stelle zu verweilen, bis ſein Nebenbuhler aus dem Palaſte zurückkehre, und ihn vielmehr unverzüglich nach ſeiner Wohnung heimtrieb. Der Jüngling ſah ihn ſich entfernen, und erklärte ſich ſeine Gemüthsſtimmung gerade ſo wie ſie war. Er gab alſobald darauf dem emporgeklommenen Bedienten ein Zeichen, daß er wiederkehren ſolle, was derſelbe auch that, und ſo entfernten ſie ſich mit einander nach dem Hauſe des Herrn Girondo, dem der junge Mann das Geſchehene mittheilte, und der ſich davon in ſolcher Maße erfreuen ließ, daß er bereits die ſchöne Fenicia zu beſitzen glaubte.

Herr Timbreo, der die übrige Nacht wenig geſchlafen, ſtand bei guter Zeit auf und ließ unverzüglich den meſſiner Bürger zu ſich kommen, durch deſſen Vermittelung er um Feniciens Hand bei ihrem Vater angehalten, und dem er ſein gegenwärtiges Verlangen an ihn vortrug. Der Bürger hörte ihn an und leiſtete, wie ungern auch, ſeinem Willen Folge, mit ſeinem Auftrage zu Herrn Lionato zu gehen, den er in Erwartung des Mittagseſſens in dem Saale auf- und abſchreitend antraf, wo auch die ſchuldloſe Fenicia mit ihren zwei jüngeren Schweſtern und ihrer Mutter, gewiſſe Arbeiten in Seide durchnähend, anweſend war. Herr Lionato empfing den Bürger auf das Freundlichſte, und derſelbe ſprach zu ihm: Herr Lionato, ich habe von Herrn Timbreo eine Botſchaft an euch, an eure Hausfrau und an Fenicien. — Seid mir willkommen, erwiederte Lionato; was iſt es? Frau, und du, Fenicia, kommt und vernehmt mit mir, was uns Herr Timbreo ſagen läßt. — Hierauf fuhr der Bote folgendermaßen zu reden fort: Man pflegt gemeinhin zu ſagen, daß ein Abgeſandter für die Erfüllung ſeines Auftrages nicht leiden ſoll. Ich komme zu euch in dem Auftrage eines Anderen, und es ſchmerzt mich unendlich, daß ich euch etwas Unangenehmes zu hinterbringen habe. Herr Timbreo di Cardona läßt euch, Herr Lionato und eurer Gattin ſagen, daß ihr euch einen anderen Eidam ſuchen möchtet, indem er euch nicht mehr als ſeine Schwiegereltern anerkenne, nicht etwa weil er etwas gegen euch habe, die er für treu und redlich erachte; ſondern vielmehr, weil er mit ſeinen eignen Augen von Fenicien geſehen, was er ihr nimmermehr zugetraut. Dir ſelbſt, Fenicia, aber ſagt er ſeine Liebe ab, ſo wie er deinen Eltern die Verbindung mit ihnen abſagt, und fordert dich auf, dir auch einen anderen Ehemann zu ſuchen, ſo wie du dir ſchon einen anderen Liebhaber geſucht habeſt, und wenn es dir gefalle, lieber als ihm demjenigen deine Hand zu ſchenken, an den du bereits deine Jungfrauſchaft verſchenkt. — Fenicia eben ſo wie Herr Lionato und ſeine Gattin ſchienen durch dieſe bitteren und ſchmählichen Worte getödtet zu ſein. Sie ſchöpften jedoch wieder Muth und Athem, der ihnen gleichſam in Ohnmacht vergangen war, und Herr Lionato gab dem Boten zur Antwort: Bruder, ich bezweifelte gleich vom erſten Anfange herein, als du mir den Antrag zu dieſer Heirath machteſt, daß Herr Timbreo es damit ernſtlich meine, denn ich wußte immer recht wohl und weiß, daß ich als ein ſo armer Edelmann nicht ſeines Gleichen bin. Nichtsdeſtoweniger denke ich, hätte es ihm genügen ſollen, wenn er es bereut, meine Tochter zur Ehe verlangt zu haben, einfach heraus zu ſagen, er wolle ſie nicht mehr, anſtatt ihr, ſo wie er gegenwärtig thut, böslicherweiſe einen ſo häßlichen Schandfleck anzudichten. Es iſt allerdings wahr, daß in der Welt kein Ding unmöglich iſt; aber ich weiß, wie ich meine Tochter erzogen habe, und welche Sitten ihr zu eigen ſind. Gott, der gerechte Richter, wird eines Tages, ſo hoffe ich, die Wahrheit an den Tag bringen. —

Hiermit entließ Herr Lionato den Abgeſandten, und verblieb der Meinung, Herr Timbreo habe ſich mit ſeiner Verlobung übereilt und halte jetzt dafür, daß er ſich durch eine Heirath mit Fenicien gar zu ſehr erniedrige und gegen ſeine Vorfahren ausarte. Herrn Lionatos Geſchlecht war zwar, wie ſchon geſagt, vom älteſten und beſten Adel Meſſinas, und wurde daſelbſt hochgeehrt; aber ſein Vermögen war nur das eines gewöhnlichen Edelmann's, denn die verſchiedenen Umwälzungen und Bürgerkriege der Inſel hatten, ſo wie den manches Anderen, auch den Glanz dieſes Hauſes zerſtört, das in früheren Zeiten gar viele Güter und Schlöſſer beſeſſen und beherrſcht hatte. Und alſo kam es denn, daß der gute Bater, der von ſeiner Tochter niemals etwas Unehrbares geſehen, nicht anders glauben konnte, als daß Herr Timbreo angefangen habe, ſich ihrer derzeitigen Armuth zu ſchämen Fenicia auf der anderen Seite, der aus übermäßigem Leid und aus Herzensangſt körperlich unwohl geworden, wußte ſich als ein ſo zartes, an Mißgeſchicke nicht gewöhntes Kind bei einer ſo ſchweren und höchſt ungerechten Anſchuldigung gar nicht zu laſſen, und würde ſich lieber todt als lebendig geſehen haben. Von einem durchdringenden Schmerz erfaßt, ſank ſie ohmnächtig zu Boden, und wurde plötzlich ſo kalt und bleich, daß ſie eher einem Marmorbilde, als einem lebendigen Weſen glich, und mühſam auf ein Bett getragen werden mußte. Hier brachte man mit warmen Tüchern und anderen Mitteln ihre erſtarrten Lebensgeiſter bald wieder zu erneuter Thätigkeit. Es wurden Aerzte herbeigeholt, und ſo geſchah es, daß ſich durch Meſſina das Gerücht verbreitete, Fenicia, die Tochter des Herrn Lionato, liege lebensgefährlich krank darnieder. Auf dieſen Ruf ſtrömten viele verwandte und befreundete Edelfrauen herbei, die unglückſelige Fenicia zu beſuchen, und bemühten ſich, den Grund ihres Uebels erfahrend, ſie, ſo gut es gehen wollte, zu tröſten. So wie es bei der Mehrheit der Frauen hergebracht iſt, wurden auch über dieſen kläglichen Fall vielerlei Reden geführt, und Alle insgeſammt ſchalten den Herrn Timbreo di Cardona und erhoben bittere Vorwürfe gegen ihn. Sie umſtanden dabei meiſtentheils das Krankenlager der Jungfrau, und da Fenicia ſonach Alles wohl verſtanden hatte, beſchwor ſie, ein wenig wieder zu ſich gekommen, die aus Mitgefühl mit ihr Weinenden, mit ſchwacher Stimme, ſich ihretwegen zu beruhigen, indem ſie hinzufügte: Ehrbare Mütter und Schweſtern! trocknet eure Thränen, denn ſie helfen euch zu nichts, und erneuern eben nur meinen Schmerz, ohne die Wunde ſeines Quells zu hellen. Mein Unglück iſt unſeres Herrgotts Wille geweſen, und ich muß mich in Geduld darein fügen. Das herbe Leid, das ich fühle, und das mir allmälig den Faden meines Lebens zernagt, rührt nicht daher, wie ſchmerzlich mir dies auch an ſich iſt, daß ich verſchmäht worden bin; ſondern es iſt die Art und Weiſe, wie dies geſchehen, was mich in der tiefſten Seele kränkt. Sagte Herr Timbreo frei heraus, er möge mich zu ſeiner Gattin nicht, ſo war Alles gut; daß er mich aber gerade unter einem ſolchen Vorwande, wie es ihm gefallen hat, verſtoßen mußte, das, ich weiß es, fügt mir bei den Meſſinern eine unauslöſchliche Schmach um eines Verbrechens willen zu, deſſen ich mich nicht einmal in Gedanken, geſchweige denn in der That ſchuldig gemacht, und um deſſetwillen man fortan mit Fingern auf mich zeigen wird. Ich habe es immer geſagt, und ſage es jetzt wieder, daß mein Stand dem eines ſolchen Barons, wie Herr Timbreo, nicht entſprechend iſt, meine unbemittelten Eltern ſtrebten mit meiner Verheirathung niemals ſo hoch hinaus. Was aber den Adel und das Alter unſeres Blutes anlangt, ſo ſind die Lionati darin den edelſten und älteſten Häuſern dieſer Inſel gleich, denn ſo wie alte Urkunden darthun, ſtammen ſie von einer vor der Geburt unſeres Herrn Jeſus Chriſtus blühenden römiſchen Patrizierfamilie ab. Ich ſage nun zwar, daß ich um meiner Armuth willen des Ritters unwürdig bin; aber ich ſage auch, daß er mir dies auf die unwürdigſte Weiſe zu erkennen gegeben hat. Vielleicht war es indeſſen des allwiſſenden Gottes Wille, mich alſo zu erretten, da ich durch die Vermählung mit Herrn Timbreo ſo hoch erhoben, mich wohl in Hochmuth und Eitelkeit hätte der Demuth überheben können. Möge drum der Himmel mit mir nach ſeinem Gefallen thun, und dieſe Trübſal mir zum Heil meiner Seele gereichen laſſen. Ich bete zu ihm, daß er Herrn Timbrèo die Augen öffne, nicht damit er wieder verlange, mich als Gattin zu beſitzen, die ich mich allmälig ſterben fühle, ſondern auf daß er, der auf meine Treue wenig gibt, mit aller Welt von meiner Schuldloſigkeit an der jetzt auf mir haftenden Schmach überzeugt werde. Möge er ſich des Beſitzes eines anderen, ihm beſtimmten Weibes erfreuen, und lange Zeit in Frieden leben! Binnen hier und wenigen Stunden reichen für mein Daſein wenige Fußbreit Erde hin. Ihr, meine Eltern, Freunde und Verwandte, tröſtet euch mit dem feſten Glauben an meine Reinheit. Der Richter, vor dem ich bald jenſeit ſtehen werde, kennt ſie, und ihm empfehle ich meine zu ihm verlangende Seele an. — Nachdem ſie dieſe Worte geſprochen, wurde der ihr Herz bedrängende Schmerz ſo heftig, daß er ihr, die noch etwas ſagen wollte, die Stimme erſtickte, und nur unverſtändliche Laute hervorzubringen geſtattete. Zu gleicher Zeit bedeckte ein eiskalter Schweiß alle ihre Glieder, und ſie ſank mit kreuzweiſe über einander geſchlagenen Händen für todt nieder. Die noch anweſenden Aerzte vermochten, aller angewandten Mittel ungeachtet, keine Hülfe zu leihen, und verließen ſie endlich mit der Erklärung, daß die Schärfe ihres Schmerzes ſie getödtet habe; ſo wie denn auch ihre Verwandtinnen und Freundinnen, die ſie ſo kalt und pulslos in ihren Armen hielten, bald nicht mehr an ihrem Tode zweifelten. Wie viele herzbrechende Klagen und Seufzer nun um ſie ausgeſtoßen, wie viele Thränen geweint wurden, das werden nur die weichgeſtimmten Frauen mitfühlen können. Der arme weinende Vater, die troſtloſe, ſich das Haar zerraufende Mutter hätten können Steine zum Mitleiden bewegen, und die anderen anweſenden Frauen erhoben ein erbärmliches Geſchrei. Nach Verlauf von fünf oder ſechs Stunden ordnete man für den nächſtfolgenden Tag das Begräbniß an. Die

Menge der Anweſenden verlief ſich nach und nach, und die mehr todte als lebende Mutter behielt nur eine Schwägerin, die Frau eines Bruders des Herrn Lionato, bei ſich. Als ſie Beide allein waren, ließ ſie Waſſer an's Feuer ſtellen, und verſchloß ſich mit ihr, allen anderen Beiſtand abweiſend, in das Zimmer, wo dann ſie Fenicien entkleideten und anfingen, ſie mit heißem Waſſer zu waſchen. Feniciens erſtarrte Lebensgeiſter waren nun aber ſieben Stunden lang unthätig geweſen, als ſie jetzt, von der Wärme des Waſſers erregt, ihren Dienſt wieder antraten, und die Jungfrau mehrfache Anzeichen des Lebens von ſich gab, ja ſogar ein wenig die Augen aufzuſchlagen ſchien. Die Mutter und ihre Schwägerin waren nahe daran, vor Schreck aufzuſchreien. Inzwiſchen faßten ſie Muth und legten ihr die Hand aufs Herz, in dem ſich einige Bewegung verſpüren ließ. Alſo für gewiß verſichert, daß Fenicia nicht geſtorben, brachten ſie es mit warmen Umſchlägen und anderen Mitteln, ohne daß ſie deswegen den mindeſten Lärm gemacht, allmälig dahin, daß ſie gänzlich wieder zu ſich kam. Die Augen groß aufſchlagend, ſagte ſie mit einem ſchweren Seufzer: Wehe mir! wo bin ich? — Siehſt du nicht, ſprach die Mutter, daß du bei mir und deiner Tante biſt. Du warſt in eine ſo tiefe Ohnmacht geſunken, daß wir dich geſtorben glaubten; aber gelobt ſei Gott, daß du noch am Leben biſt! — Ach! erwiederte Fenicia, wie viel beſſer wäre es für mich, der Tod hätte meinem Elend ein Ende gemacht. — Tochter! ſprachen Mutter und Tante, Gott will es einmal ſo, daß du leben ſollſt, und er wird für alles Andere Sorge tragen. — Die Fröhlichkeit ihres Herzens verhehlend, öffnete die Mutter hierauf ein wenig die Zimmerthüre und ließ Herrn Lionato herbeirufen, der augenblicklich kam. Ob er froh war, als er ſeine Tochter lebendig vor ſich erblickte, iſt wohl nicht zu fragen. Vielerlei bei ſich in Gedanken erwägend, verbot er zuvörderſt, irgend wem von dieſem Ereigniſſe etwas zu verrathen, und beſchloß er dann, ſeine Tochter von Meſſina hinweg auf das Land zu ſeinem Bruder zu ſchicken, deſſen Gattin eben bei ihm war. Fenicia wurde mit guten Speiſen und köſtlichem Weine geſtärkt und erfriſcht, und erlangte ihre frühere Schönheit und Geſundheit wieder, und alsbald kam auch der Bruder an, nach dem ausgeſchickt worden, und wurde von Allem, was geſchehen ſollte, gehörig unterrichtet.

Der getroffenen Abrede gemäß, entführte nämlich Herr Girolamo, ſo war deſſen Name, Fenicien bereits in der folgenden Nacht nach ſeinem Hauſe, wo er ſie in Geſellſchaft ſeiner Frau in der ſtrengſten Verborgenheit hielt. Er ſelbſt traf inzwiſchen auf ſeinem Landſitze die nöthigen Vorbereitungen, und ſendete ſie eines frühen Morgens mit eben ſeiner Gattin, ſeiner Tochter und einer dreizehnjährigen Schweſter Feniciens, die ſelbſt damals ſechzehn Jahre zählte, hinaus. Daß ſie dies thaten, geſchah in der Abſicht, Fenicien, die doch unterdeß erwüchſe und ſich mit der Zeit veränderte, nach Verlauf von zwei bis drei Jahren unter anderem Namen zu verheirathen.

An dem nach jenem Vorfalle folgenden Tage, als durch ganz Meſſina die Kunde von Feniciens Tode gedrungen war, veranſtaltete Herr Lionato eine ſeinem Stande gemäße Begräbnißfeier, und ließ er einen Sarg fertigen, in den er, von Jedermann unbemerkt, da er nicht wollte, daß irgend wer die Hände mit im Spiele habe, etwas Gewichtiges legte, und den er darauf ſelbſt verſchloß und vernagelte, und verpichen ließ, ſo daß man allgemein des feſten Glaubens war, Feniciens todter Leichnam befinde ſich darin. Am Abende aber begleitete er, mit allen ſeinen Verwandten in Trauer gekleider, den Sarg zur Kirche, und beide Eltern bezeigten während der Beſtattung ein eben ſo übermäßiges Leidweſen, als ob ſie wirklich ihre Tochter zu Grabe gebracht hätten. Es gab in Meſſina keinen einzigen Menſchen, der das junge Mädchen etwa nicht bemitleidete, denn ſo wie die Urſache ihres Todes bekannt wurde, hielten alle Meſſiner dafür, daß der Ritter Timbreo jene Anklage aus der Luft gegriffen. Der Sarg, dem ſo viele Thränen nachfloſſen, wurde in das Gewölbe beigeſetzt und erhielt einen Einſatz von Stein, auf den das Wappen der Lionati gemalt, und in den eine Inſchrift eingegraben wurde.

Wie nun dieſes Begräbniß vorüber, und Feniciens vermeinter Tod vielfach in der Stadt beſprochen wurde, auch die öffentliche Meinung durchweg zu ihrem Gunſten ausfiel, ſo fühlte Herr Timbreo darüber große Betrübniß und eine gewiſſe Herzensangſt, die er ſich gar nicht zu erklären wußte, da er in Betrachtung des Umſtandes, daß er einen Mann in den Palaſt einſteigen geſehen, ſein eigenes Betragen nicht tadelnswürdig finden konnte. Mittlerweile hatte er aber der Sache reiflich nachgedacht, die erſte Hitze ſeines Zornes war verflogen, und wie ihm die Vernunft nun allmälig die Augen öffnete, ſo ſtellte er ſich ſelbſt die Frage auf, ob es denn nicht auch habe ſein können, daß jener Mann zu einer Anderen, als zu Fenicien, oder wohl gar um zu rauben, eingeſtiegen? Er bedachte, daß des Herrn Lionato Haus übergeräumig und gerade in jener Gegend, wo der Fremde es erſtiegen, nicht bewohnt ſei, und daß Fenicia, die mit ihren Schweſtern in einer, hinter dem Schlafgemache ihrer Eltern gelegenen Kammer geſchlafen, unmöglich durch daſſelbe hindurch habe in den entfernten Flügel des Palaſtes unbemerkt gelangen können. Und ſo geſchah es, daß er von ſolcherlei Gedanken beſtürmt und betrübt, nirgend mehr Ruhe fand.

Auf der anderen Seite war es aber auch dem Herrn Girondo, als ihm die Nachricht von Feniciens Tode zukam, und er daraus erkannte, daß er und nichts Anderes ihn verſchuldet und ihr Mörder geworden war, als ob ihm das Herz vor überſchwenglichem Leid brechen müſſe, und er ſtand mehreremale im Begriff, ſich aus Verzweiflung den Dolch in die Bruſt zu ſtoßen. Er war nicht mehr im Stande, zu eſſen und zu ſchlafen, ging wie ſinnlos einher und redete einmal über das andere irre, indem er ſich vor Unruhe nicht zu laſſen wußte.

Am ſiebenten Tage, nachdem Fenicia begraben worden, war es ihm ganz unmöglich, länger zu leben, ohne Herrn Timbreo ſein Verbrechen einzugeſtehen, und zur Stunde, da Jedermann nach Hauſe ging, zu Mittag zu eſſen, begab er ſich nach dem Palaſte des Königs und begegnete Herrn Timbreo, der ſo eben den Hof verließ. Er ſagte zu ihm: Herr Timbreo, ſeid ſo gefällig, auf einen Augenblick mit mir zu kommen. — Dieſer, der ihn als ſeinen Waffenbruder liebte, begleitete ihn, über dies und jenes ſprechend, und nach wenigen Schritten kamen ſie zu der Kirche, in der Feniciens Grab befindlich. Daſelbſt verbot am Eingange Herr Girondo ſeinen Dienern, ihm weiter zu folgen, und erſuchte Herrn Timbreo, auch die ſeinigen zurückzulaſſen. Herr Timbreo that es, und nun gingen Beide zuſammen allein in die Kirche, in der Niemand war, und Herr Girondo führte ſeinen Begleiter nach Feniciens Grabkapelle, in der er vor der Gruft niederkniete, und einen Dolch, den er an ſeiner Seite trug, entſcheidete und Herrn Timbreo entblößt in die Hand gab, der voller Verwunderung erwartete, was daraus werden ſolle, und noch gar nicht wahrgenommen hatte, vor welchem Grabe ſie ſich befanden. Darauf ſprach Herr Girondo weinend und ſchluchzend ſolchergeſtalt zu ihm: Großherziger, edler

Ritter! ich habe dich, nach meinem Dafürhalten, tödtlich beleidigt, und bin hierher gekommen, nicht um dich für ein Verbrechen um Vergebung zu bitten, das dieſelbe nicht verdient, ſondern auf daß du, wenn du irgend eine ritterliche, deiner würdige, Gott und der Welt wohlgefällige That vollbringen willſt, dieſes Eiſen in deiner Hand, in meine treuloſe, verrätheriſche Bruſt ſenkeſt, und mein Blut der ſchuldloſen, unglücklichen Fenicia opferſt, deren Gebeine in dieſem Sarge ruhen, und deren ſchmählicher unzeitiger Tod einzig und allein das Werk meiner Bosheit iſt. Wofern du aber hiergegen, mitleidsvoller mit mir als ich es ſelbſt bin, dich deſſen weigerteſt, ſo werde ich an mir mit eignen Händen die mir gebührende Rache nehmen; ob ich zwar wohl glaube, daß es nicht ſoweit kommen ſoll, da ich dich als einen Edelmann kenne, der an ſeiner Ehre nicht den mindeſten Flecken weder ſeither geduldet hat, noch ferner dulden wird. — Herr Timbreo ſah, daß er vor Feniciens Gruft ſtand, hörte die Worte, die Herr Girondo an ihn richtete, und gerieth darob ſo außer ſich ſelbſt, daß er gar nicht wußte, was er davon denken ſollte, und von einem ihm unerklärlichen Etwas bewegt, bitterlich zu weinen anfing, indem er, ſeinen Dolch weit von ſich werfend, Herrn Girondo erſuchte, aufzuſtehen, und ihm die Geſchichte deutlicher und ausführlich zu erzählen. Herr Girondo verſtand ſich endlich dazu, ſich von ſeinen Knien zu erheben, und erwiederte unter häufigen Thränen Folgendes: Du mußt wiſſen, Herr, daß Fenicia auf das Feurigſte und zwar in ſo hohem Grade von mir geliebt wurde, daß, als ich die Gewißheit erlangt hatte, von ihr keineswegs mit einer Erwiederung meiner Gefühle begünſtigt zu werden, von der ich da hörte, daß ſie dir zur Gemahlin beſchieden, ich mich von meinem zügelloſen Verlangen genugſam verblenden ließ, mir einzubilden, fände ich nur

Mittel und Wege auf, ihre Verbindung mit dir rückgängig zu machen, ſo würde ſie ihr Vater leichten Kaufes mir ſelbſt auf meine Bewerbung zugeſtehen. Meine inbrünſtige Liebe wußte keinen anderen Rath, und ohne alſo etwas Weiteres zu bedenken, erfand ich den verwegenſten Anſchlag von der Welt, und ließ dich betrügeriſcherweiſe jenes Nachts in einem meiner Diener einen in ihr Haus einſteigenden Liebhaber ſehen. Ebenſo war auch derjenige, der dich von Feniciens vermeintlicher Untreue unterrichtete, von mir dazu angeſtellt. Des darauf folgenden Tages verſtießeſt du Fenicien, und die Unglückliche, die hier begraben liegt, ſtarb vor Gram. Ich bin ihr Schlächter und Mörder, und flehe dich demüthig an — er fiel von Neuem vor Herrn Timbreo auf die Knie — daß du meine Schandthat, um deretwillen mir das Leben fernerhin eine Laſt iſt, mit meinem Tode rächen wolleſt. —

Als Herr Timbreo dieſe Worte vernommen, konnte er ſich nicht enthalten, abermals in Thränen auszubrechen. Indeſſen war das Unglück einmal geſchehen, die todte Fenicia ließ ſich nicht wieder in das Leben zurückrufen; und ſo wollte er auch an Herrn Girondo keine Grauſamkeit begehen, ſondern ihm ſeine Schuld verzeihen, und ſich begnügen, Feniciens mit ſo großem Unrecht beſchimpfte Ehre und guten Ruf wieder herzuſtellen. Er hob den Knienden vom Boden auf und ſprach zu ihm mit von Seufzern unterbrochener Stimme: Wie viel beſſer wäre es mir geweſen, mein Bruder, ich wäre nimmermehr geboren worden, oder doch, wenn es einmal hätte geſchehen müſſen, taub zur Welt gekommen, damit ich eine ſo troſtloſe Schreckensbotſchaft nicht hätte vernehmen können. Ich werde um deretwillen niemals wieder froh werden, denn ich werde jederzeit eingedenk bleiben, daß doch nur meine Leichtgläubigkeit ſie getödtet hat, deren Liebe zu mir und deren hohe Tugenden einen beſſeren Lohn, als ihr geworden iſt, verdient hätten. Gott, gegen deſſen Willen ſich kein Blatt auf dem Baume regt, hat es freilich alſo zugelaſſen, und ſo will ich mich darein ergeben, und mich nicht unbeſonnenerweiſe auch noch des Freundes in dir berauben, deſſen Tod ja Feniciens ſeligen Geiſt nicht in ihren keuſchen Körper zurückführen würde. Nur deshalb will und muß ich dich ſchelten, daß du mir nicht deine Liebe zu Fenicien wiſſen ließeſt, der ich meinerſeits um unſerer Freundſchaft willen die meinige ſo gern zum Opfer gebracht haben würde. Jetzt laß uns aber vor allen Dingen thun, was in unſerer Macht ſteht, Feniciens erzürnten Schatten zu verſöhnen. — Du haſt zu gebieten, Herr, antwortete Herr Girondo, ich habe dir zu gehorchen. — Sie knieten hierauf Beide mit einander vor dem Grabmal nieder, und baten Gott unter heißen Thränen, ihnen ihr Verbrechen an der ſchönen Fenicia zu verzeihen. Sodann trockneten ſie ſich die Augen und begaben ſich, wie Herr Timbreo es wollte, nach dem Hauſe Lionatos, der ſo eben mit einigen ſeiner Verwandten zu Mittag gegeſſen hatte, und, von Tafel aufgeſtanden, als er zu ſeinem Erſtaunen hörte, daß die beiden Ritter mit ihm ſprechen wollten, ihnen entgegen ging und ſie bewillkommte. Die Ritter ſahen Herrn Lionato und ſeine Gattin in Trauerkleidern, und konnten vor tiefem Leidweſen bei dieſer Erinnerung an Feniciens Tod kaum zu Worte kommen. Es wurden ihnen Stühle gereicht, ſie ſetzten ſich zuſammen nieder, und nach einigen Seufzern und tiefen Athemzügen erzählte Herr Timbreo, vor allen Gegenwärtigen, die klägliche Geſchichte, bei deren Ende er mit Herrn Girondo, Vater und Mutter ſeiner unglücklichen Geliebten, fußfällig um Vergebung bat.

Vor Rührung und Freude über die erkannte Unſchuld ſeiner Tochter weinend, pries Herr Lionato Gott und verzieh den Beleidigern, indem er ſie freundſchaftlich in ſeine Arme ſchloß; Herr Timbreo aber ſagte nach mancherlei Hin- und Widerreden ferner zu ihm: Mein ſchlimmes Geſchick, Herr Vater, hat zwar nicht gewollt, daß ich, meinem höchſten Wunſche gemäß, euer Eidam würde; jedennoch gehe ich euch hiermit dringend an, daß ihr über mich und Alles, was ich mein nenne, ſo frei gebieten wollet, als ob wir wirklich durch eine nahe Verwandtſchaft mit einander verbunden wären, denn ich werde euch gewiß jederzeit alle Ehrerbietung und Rückſichten durch die That bezeigen, die ein liebevoller und gehorſamer Sohn vor einem Vater hat, und verlange nichts ſehnlicher, als, wenn auch in den ſchwierigſten Dingen, euch zu dienen. —

Der gute Alte dankte Herrn Timbreo herzlich für dieſe Anerbietungen und ſchloß mit den Worten: Da ihr euch mir alſo dienſtwillig zu erkennen gebt, und da ein widerwärtiges Schickſal eine nähere Verbindung zwiſchen uns einmal nicht hat zu Stande kommen laſſen wollen, ſo möchte ich wohl ſo kühn ſein, eine Sache von euch zu erbitten, die ihr unſchwer thun könnt. Ich fordere nämlich von euch, bei eurer euch innwohnenden Treue und Redlichkeit und bei der Liebe, die ihr für die arme Fenicia hegtet, daß ihr euch beſcheidet, im Falle ihr euch jemals vermählen wollt, es mir zu wiſſen zu thun, und, wenn es euch gefällt, das Weib zu nehmen, welches ich euch gebe. — Herr Timbreo hielt dafür, daß der bedauernswerthe Greis in Anſehung ſeines ſchweren Verluſtes hiermit doch nur eine äußerſt geringe Entſchädigung anſpreche, reichte ihm die Hand und entgegnete, ihn auf den Mund küſſend: Herr Vater, ihr verlangt ſo gar wenig von mir, daß ich mich euch nur deſto mehr verpflichtet fühle, und um euch meine Dankbarkeit zu bethätigen, will ich nicht nur niemals ohne euer Vorwiſſen ein Weib nehmen, ſondern ſogar keiner

Anderen mich vermählen, als derjenigen, die ihr mir zuführt und anempfehlt. Dies verſpreche ich euch Angeſichts dieſer ganzen edlen Verſammlung. — Herr Girondo brachte bei Herrn Lionato auch ſeine guten Worte an, und ſtellte ſich unbedingt zu ſeiner Verfügung, indem er mit Herrn Timbreo von dannen ſchied, um zu Mittag zu ſpeiſen.

Die Kunde von dieſen Dingen erſcholl alsbald durch Meſſina und machte es Jedermann daſelbſt klar, daß Fenicia unverdienterweiſe beſcholten worden. Sie ſelbſt wurde zu ihrem wahrhaften Entzücken durch einen ausdrücklich von ihrem Vater abgeſandten Boten von dem Geſchehenen benachrichtigt, und dankte Gott für ihre wiedererlangte Ehre auf das demüthigſte.

Es war etwa ein Jahr verfloſſen, ſeitdem Fenicia auf dem Lande lebte, und Alles ging ſo gut von ſtatten, daß von ihrem Daſein Niemand eine Ahnung hatte. Herr Timbreo pflog derweil einen vertrauten Umgang mit Herrn Lionato, und dieſer ermangelte unter Fenicias Mitwiſſen nicht, ſeinen Abſichten möglichſt vorzuarbeiten. Fenicia war unterdeſſen über alle maßen ſchön geworden, und mit ihrem vollendeten ſiebzehnten Lebensjahre ſolchergeſtalt gewachſen, daß man ſie nimmermehr für die überdies todtgewähnte Tochter Lionatos wiedererkannt haben würde. Ihre funfzehnjährige Schweſter, Belfiore, leiſtete ihr in ihrer Einſamkeit Geſellſchaft, und entfaltete auch bereits ihrerſeits ſo viele Reize, daß ſie Fenicien kaum an Schönheit nachſtand. Dieſer Umſtände verſah ſich Herr Lionato, der die beiden Jungfrauen häufig beſuchte, und er beſchloß denn, ſeine Gedanken unverzüglich ins Werk zu richten. Als er eines Tages mit den beiden Rittern zuſammen war, ſagte er nämlich lächelnd zu Herrn Timbreo: Es iſt jetzt die Zeit gekommen, Herr, daß ich euch an eure Verpflichtung mahne, die ihr gegen mich eingegangen ſeid. Ich bin der Meinung, euch zu eurer Gattin eine ſchöne und anmuthige Jungfrau ausgefunden zu haben, die euch ganz gewiß nicht übel anſtehen wird, denn geſetzt auch, ihr empfändet weniger Liebe zu ihr, als dereinſt zu Fenicien, ſo kann ich euch doch betheuern, daß ſie nicht minder ſchön, tugendſam und edel als dieſe iſt. Ihr ſollt ſie ſehen, und ſodann immer noch ihretwegen thun und laſſen können, was euch beliebt. Sonntag Morgen komme ich mit einer Anzahl meiner Verwandten und Freunde zu euch. Haltet euch bereit, mir mit Herrn Girondo auf ein etwa drei Miglien von Meſſina entfernt gelegenes Landgut zu folgen. Daſelbſt hören wir die Meſſe und nächſtdem ſpeiſen wir mitſammen zu Mittag, und ſollt ihr das Fräulein, von dem die Rede iſt, ſehen. — Herr Timbreo willigte in Vorſchlag und Anordnung des Herrn Lionato ein, und bereitete ſich vor, nächſten Sonntag Morgen über Land zu reiten. Herr Lionato hatte die nothwendigen feſtlichen Vorbereitungen vorher getroffen und erſchien zu rechter Zeit mit einer ſtattlichen Schaar Edelleute.

Der von ſeiner Ankunft benachrichtigte Herr Timbreo ſtieg mit ſeinem Freunde und ſeinen Dienern zu Pferde, und nach den gegenſeitigen Begrüßungen ſetzte ſich der ganze Zug zum Thore von Meſſina hinaus in Bewegung. Unter mancherlei Geſprächen in der Villa anlangend, ehe ſie es ſich verſahen, wurden ſämmtliche Gäſte ehrenvoll empfangen, und nachdem ſie angeordnetermaßen in der nahen Kirche die Meſſe gehört, begaben ſie ſich in den mit köſtlichen Tapeten und Teppichen aufgeſchmückten Feſtſaal, wo plötzlich die Thüren aufſprangen und aus einem anſtoßenden Gemache, in Begleitung ihrer Schweſter und vieler anderer Damen, Fenicia eintrat, die wohl dem Monde zu vergleichen war, wenn er in ſeinem vollſten Schimmer am Sternenhimmel aufgeht. Die beiden

Ritter begrüßten ſie ſo wie die anderen Edelleute mit Ehrerbietung und Höflichkeit, und Herr Lionato nahm Herrn Timbreo bei der Hand und führte ihn zu Fenicien, die auf dem Lande fortwährend Lucilla genannt worden war. Siehe da, Herr Ritter! ſagte er, das Fräulein Lucilla, die ich dir zur Gattin auserkoren, wenn ſie dir gefällt, und die du, meinem Dafürhalten nach, wohl nicht ausſchlagen dürfteſt, wenngleich du deinen eignen freien Willen haſt. — Herr Timbreo hatte die ſchöne Jungfrau gleich auf den erſten Blick mit Wohlgefallen betrachtet, und bei ſich beſchloſſen, nach Herrn Lionatos Willen zu thun. Er ſagte daher nach kurzem Beſinnen: Herr Vater, meinem Worte getreu, würde ich nicht nur eine jede Jungfrau, die ihr mir zugeführt, als meine rechtmäßige Gattin angenommen haben, ſondern nehme ich auch gegenwärtig dieſe, die mir eine königliche zu ſein ſcheint, in der That mit Freuden, wenn es mit ihrer eignen Zuſtimmung geſchieht, als ſolche von euch an. — Die Jungfrau antwortete: ſie ſei bereit, in Allem nach dem Willen des Herrn Lionato zu thun; — und ſo gebiete ich dir denn, Mädchen, fügte dieſer hinzu: daß du Herrn Timbreo, als deinem ehelichen Gemahle, deine Hand reichſt; — worauf, einem gegebenen Winke gemäß, ein anweſender Doctor hervortrat, und ohne weiteren Verzug, die in der heiligen Kirche üblichen Worte ſprach, durch die er Herrn Timbreo mit der vermeintlichen Lucilla verlobte. Gleich als Herr Timbreo den erſten Blick auf die eintretende Fenicia geworfen, hatte er in ſeinem Herzen ein leiſes Beben empfunden, weil es ihm bedünken wollte, in ihren Geſichtszügen eine gewiſſe Aehnlichkeit mit ſeiner ehemaligen Geliebten wahrzunehmen. Er konnte ſich dann immer weniger ſatt an ihr ſehen und fühlte bereits, wie ſich alle ſeine Liebe zu Fenicien auf dieſe Jungfrau übertrug.

Unmittelbar nach der Verlobung wurde das Handwaſſer herumgereicht, und den Ehrenplatz an der Tafel erhielt die Braut, ihr zur Rechten kam Herr Timbreo zu ſitzen, ihr zur Linken Belfiore, neben der wieder Herr Girondo ſeinen Platz fand, und auf dieſe Weiſe ging es in bunter Reihe abwärts. Die Speiſen waren köſtlich und ausgewählt, und das ganze Gaſtmahl ging mit Anſtand und Ruhe, reich bedient ab, indem es derweil nicht an Tiſchgeſprächen und Scherzen und Kurzweil gebrach. Als nun aber zuletzt die Früchte, die die Jahreszeit bot, herumgereicht wurden, und Feniciens Tante, die faſt das ganze Jahr über auf dem Lande bei ihr geweſen, und jetzt neben Herrn Timbreo bei Tafel ſaß, ſah, daß das Gaſtmahl zu Ende ging, ſo fragte ſie ihren Nachbar, gleich als ſie nichts von ſeinem Abenteuer mit Fenicien wiſſe, in allem Ernſte, ob er ſchon einmal vermählt geweſen? — Bei dieſer Frage der Matrone füllten ſich Herrn Timbreos Augen mit Thränen, die ihnen entfielen, noch bevor er antworten konnte. Des ungeachtet überwand er die Weichheit ſeiner Natur und ſagte: Gnädige Frau Baſe, eure Frage betrifft einen Gegenſtand, der mir im Herzen immerdar vorſchwebt und deſſen Angedenken, wie ich glaube, meinen Lebenstagen ein baldiges Ziel ſetzen wird. Denn wiewohl ich mit der Signora Lucilla völlig zufrieden bin, ſo empfinde ich doch um einer Anderen willen, die ich liebte, und noch jetzt, nach ihrem Tode, mehr als mich ſelbſt liebe, einen ununterbrochenen, ſo ſchmerzlichen Herzenskummer, daß ich fühle, wie er allmälig den Faden meines Lebens zernagt, der ich, höchſt pflichtvergeſſen, ihr eigenes Leben zerſtörte. — Herr Girondo wollte ihm in die Rede fallen, er wurde jedoch lange Zeit von ſeinem Schluchzen und von den zahlreichen Thränen, die ſeinen Augen entrollten, der Sprache beraubt gehalten. Am Ende ſagte er mit halb erſtickter

Stimme: Ich, Herr Timbreo, ich bin der ſtrafbare Urheber des frühzeitigen Todes jener Jungfrau, deren ſeltene Tugenden ſie eines langen Lebens ſo würdig machten; ihr habt nicht die mindeſte Schuld daran. — Ueber dieſe Reden vergoß auch die Braut, im Angedenken an ihr vergangenes bitteres Leiden, Thränen, und die Baſe fuhr, zu Herrn Timbreo gewendet, zu reden fort: O, Herr Ritter, da das Geſchehene einmal nicht zu ändern iſt, ſo ſeid doch ſo gut, und erzählt mir das Ereigniß, das euch und dieſen andern ehrenwerthen Herrn noch gegenwärtig in ſo tiefes Leid verſenkt. — Wehe mir! antwortete Herr Timbreo, daß ihr mich auffordert, Frau Baſe, in mir den allerwildeſten und troſtloſeſten Schmerz zu erneuen, den ich noch jemals erlitten, und der mir ſchon, wenn ich im entfernteſten daran denke, alle Kraft und alles Bewußtſein entzieht. Indeſſen will ich, euch zu gefallen, meinen Schmerz und die Schande meiner Leichtgläubigkeit, dennoch einmal durchfühlen und euch Alles erzählen. — Worauf er alſo anhub, vom Anfang bis zu Ende, unter heißen Thränen und nicht ohne die Theilnahme aller Zuhörer zu erregen, die betrübte Geſchichte vorzutragen. Als er geendet, ſprach die Matrone zu ihm: Ihr habt uns da ein verwundernwerthes Ereigniß mitgetheilt, deſſen Gleichen vielleicht noch nie auf Erden vorgekommen. Aber ſagt mir, ſo wahr Gott euch helfe, wenn ihr, bevor ihr euch dieſem Fräulein verlobtet, eure erſte Geliebte wieder zum Leben hättet erwecken können, was würdet ihr darum gegeben haben? — Herr Timbreo erwiederte unter Thränen: Die Hälfte meines Lebens, Signora, all das Geld gar nicht gerechnet, das ich während deſſelben ausgegeben haben würde, denn ich liebte ſie ſo aufrichtig, als nur ein Mann ein Weib lieben kann, und werde ſie todt, wie ſie iſt, fort und fort lieben, wenn ich auch noch tauſend Jahre zu leben hätte, ſo wie mir, aus Liebe zu ihr, all die Ihrigen ſtets lieb und werth bleiben werden. — Hier vermochte Feniciens beglückter Vater nun nicht länger die Freude ſeines Herzens zurück zu halten, und er ſagte, zu ſeinem Eidam gewendet, vor überſtrömendem Wohlwollen weinend: Mein Sohn und Eidam, denn ſo darf ich dich nennen, deine Werke vollbringen nicht, was deine Worte verheißen, denn du haſt dich deiner ſo geliebten Fenicia vermählt, haſt die ganze Zeit her an ihrer Seite zugebracht und ſie doch nicht erkannt. Wohin hat ſich denn deine inbrünſtige Liebe verirrt? Hat ſich Fenicia an Bildung und Geſicht ſo ſehr verändert, daß ſie ſich wie früher nicht mehr ähnlich ſieht? — Auf dieſe Aeußerungen erſchloſſen ſich nun wohl die Augen des verliebten Ritters mit einemmale, und er warf ſich ſeiner Fenicia an den Hals, küßte ſie tauſend und aber tauſendmale, und konnte in ſeinem grenzenloſen Entzücken nicht aufhören, ſie mit ſeinen thränenfeuchten Blicken unverwandt anzuſehen, ohne dennoch eines einzigen Wortes fähig zu ſein. Herr Lionato erzählte ihm danächſt, wie ſich Alles zugetragen, und es herrſchte allgemein Freude und Fröhlichkeit; denn auch Herr Girondo, der von der Tafel aufgeſprungen war und ſich, um Vergebung flehend, zerknirſcht und weinend ihr zu Füßen geworfen, war von ihr mit freundlicher Zuſprache getröſtet und aufgerichtet worden. Ihren Bräutigam, der ſich ſein unüberlegtes Betragen gegen ſie unabläſſig ſelbſt vorwarf, bat Fenicia wiederholt und inſtändigſt, alles Vergangenen uneingedenk zu ſein, und indem ſich nun ein Jegliches dazu anſchickte, bei Spiel und Tanz zu feiern, trat der Ritter Girondo auf Herrn Lionato zu, der ſich vor Glückſeligkeit in den dritten Himmel verſetzt glaubte, und bat ſich mit Zittern und Bangen eine ungewöhnlich große Gunſt von ihm aus. Herr Lionato antwortete: er ſolle nur fordern, wofern es ihm irgend möglich ſei, werde er ſeine Wünſche ganz gewiß erfüllen. — ‚Ich verlange alſo von euch, fuhr Herr Girondo fort, daß ihr, Herr Lionato, mein Schwiegervater werdet, und daß ihr mich eurer Tochter Fenicia und dem Herrn Timbreo verſchwägert, indem ihr mir die hier gegenwärtige Belfiore zu meiner ehelichen Gemahlin gebt. — Der gute Vater wußte bei dieſem neuen Zuwachs von Ueberraſchung und Freude nicht, ob er wachte oder träumte, und entgegnete endlich, als er denn doch erkennen mußte, daß er nicht ſchlief, im Herzen Gott für ſo vielen unverhofften Segen dankend, dem Herrn Girondo freundlich zugewandt, er ſei mit Allem zufrieden, was in ſeinem Belieben ſtehe. Zu ſeiner Tochter Belfiore aber, die er vor ſich rufen ließ, ſagte er: Du ſiehſt, mein liebes Kind, wie der Himmel Alles ſchicken will, dieſer edle Ritter bewirbt ſich um deine Hand; willſt du ihn zum Gatten haben, ich bin es zufrieden, du haſt alle möglichen Gründe, es auch zu ſein, alſo ſage mir deine Meinung frei heraus. — Das ſchöne Mädchen erwiederte ihrem Vater mit leiſer, bebender Stimme, daß ſie zu Allem, was er von ihr wünſche, willig ſei; und ſo ſteckte Herr Girondo der ſchönen Belfiore ſeinen Ring an, womit alle ihre Verwandten zufrieden waren, und worüber ſich die feſtliche Verſammlung erfreute. Herr Timbreo wiederholte ſeine Verlöbniß mit Fenicien, das vorher unter den Namen Lucilla ſtatt gefunden, unter ihrem wirklichen, und es floß der ganze übrige Tag in Luſt und Lachen hin.

Die ſchöne und liebreizende Fenkcia war in ein Gſwand vom feinſten ſchneeweißen Damaſt gekleidet und trug einen Kopfputz, der ihr ungemein zierlich ſtand. Sie hatte eine ihrer zarten Jugend angemeſſene Größe und ziemlich gerundete Formen, trotz dem daß ſie noch im Wachſen begriffen war. Ihr Buſen hob ſich leiſe unter ſeiner ſeidenen Umhüllung und zeichnete darauf die zarten Umriſſe zweier neben einander anſchwellender Hügel ab. Die Farbe ihres Angeſichtes war das reinſte Weiß, von dem roſigen Hauche der Jungfräulichkeit überflogen, den die Kunſt nicht, ſondern die Meiſterin Natur zuweilen, je nach ihren verſchiedenen Seelenregungen, zu der lieblichſten Purpurgluth erhöhete. Ihr ſchlanker Hals glich einer Säule von lauterem Alabaſter; wer aber ihren kleinen Mund anblickte, wenn er ſeine ſüßen Worte bildete, und ſich öffnete und wieder ſchloß, der konnte in Wahrheit ſagen, er habe den unſchätzbarſten, mit Rubinen beſetzten Perlenſchmuck geſehen, wie ihn der weite duftende Orient nicht ſchöner aufzuweiſen. Ihr Augenpaar glich weniger zwei funkelnden Sternen, als vielmehr zweien ſtrahlenden Sonnen, und wenn ſie ſie hier- und dorthin wendete, mochte man wohl ſchwören, daß in ihrem milden Licht die Liebe wohne und an ihrem reinen Feuer ihre durchdringenden Pfeile zuſpitze. Ihre geſcheitelten Ringellocken kosten mit ihrer reinen offenen Stirne, und glichen röthlich glänzenden Goldfäden, mit denen der leiſe Zug der Luft ſein üppiges Spiel trieb. Ihre Arme mit den ſchönen Händen waren ſo ziemlich gebildet, daß der Neid ſelbſt daran nichts hätte ändern können. Ueberdies war jede ihrer Geberden und Bewegungen ſo zierlich und anmuthvoll, daß ſie ganz und gar nicht umhin konnte, auch ohne es zu wiſſen und zu wollen, die Herzen Aller, die ſie ſahen, zu überwältigen.

Feniciens Schweſter Belfiore war vielleicht nicht weniger ſchön als ſie, nur hatte ſie als ein jüngeres Kind, weniger Anmuth und Hoheit in ihrer Erſcheinung, und ſtand darin ihrer älteren Schweſter nach.

Als nun dieſer beglückende Tag vorüber war, an dem beſonders Herr Timbreo zuletzt nicht mehr wußte, ob ihn ſeine trunkenen Sinne in ihren Wahrnehmungen nicht etwa täuſchten, und ſich mit Zauber umſtricken ließen, und der nächſtfolgende ſeine Stelle eingenommen, ſchickte man ſich allgemein an, nach Meſſina zurückzukehren, und daſelbſt ein Hochzeitfeſt zu feiern, wie es dem Range der beiden verlobten Ritter angemeſſen wäre.

Dieſe hatten durch beſondere Boten einen ihrer Freunde, der ſehr viel beim Könige galt, von den Ereigniſſen in Kenntniß geſetzt, und ihm ihre Wünſche eröffnet. Der Freund wartete dem Könige Piero alſo noch an demſelben Tage in ihrem Namen auf, und erzählte ihm, zu ſeiner großen Genugthuung, die Neuigkeit. Die Königin wurde herbeigeholt, der er vom Anfang bis zu Ende Alles haarklein noch einmal erzählen mußte, und da nun der König Piero freiſinniger, als irgend ein anderer Fürſt damaliger Zeit, herrſchte, und auch die Königin, die ſich von der Geſchichte bis zu Thränen rühren laſſen, eine milde, wohlwollende Dame war, ſo ſagte der König ihr, die ihn in ſeinem Sinn beſtärkte, was er zu thun Willens ſei. Er ließ nämlich in aller Eile feſtliche Vorbereitungen bei Hofe treffen, den ganzen Adel von Meſſina, Männer wie Frauen, einladen, und veranſtaltete, daß der Infant Don Giacomo, ſein Erſtgeborner, ſtracks mit einem ſtattlichen Gefolge von Rittern und Edlen den beiden Bräuten vor Meſſina hinaus entgegen ritte. Dieſer ſein Beſchluß wurde mit pünktlicher Bereitwilligkeit ausgeführt, und in der Entfernung von etwa einer Miglie von der Stadt traf der Infant mit den Seinigen auf den heiteren Zug der beiden Schweſtern und ihrer Verlobten.

Als er ihnen nahe war, begrüßte und beglückwünſchte er die Brautpaare im Namen ſeines Vaters auf das Freundlichſte, und ließ die Ritter, die aus Ehrfurcht vor ihm vom Pferde geſtiegen waren, wieder aufſitzen, ſo wie denn auch der Empfang und die Artigkeiten, die die Höflinge und anderen Edlen aus Meſſina ihnen angedeihen ließen, hinter denen ihres Fürſten nicht zurückblieben. Die Ritter und ihre Damen entgegneten Allen, und insbeſondere dem Infanten, ihre lebhafteſten Dankſagungen, und darauf traten ſie mit einander unter heiteren Scherzen und Geſprächen den Rückweg nach Meſſina an, während deſſen Don Giacomo bald das Fräulein Fenicia, bald ihre Schweſter unterhielt. Auch der König und die Königin waren mit ihrem geſammten männlichen und weiblichen Hofſtaate zu Pferde geſtiegen, und hatten ihre Zeit ſo abgepaßt, daß ſie der rückkehrenden Schaar am Eingange der Stadt begegneten. Es ſprang in der Nähe der Herrſcher, die die gefeierten Paare mit vieler Huld und Gnade begrüßten, Alles ehrerbietig vom Pferde; nachdem aber, auf des Königs Befehl, Jedermann wieder aufgeſeſſen war, ließ er ſelbſt die Herren Lionato und Timbreo an ſeiner Seite reiten. Die Frau Königin nahm zu ihrer Rechten die ſchöne Fenicia, zur Linken deren Schweſter Belfiore, und der Infant Don Giacomo ließ ſich von Herrn Girondo begleiten. Alſo ſetzten ſie ſich nach dem königlichen Palaſte zu in Bewegung, und die übrigen Hof- und Edelleute folgten in ſchönſter Ordnung nach. Daſelbſt wurde ein prächtiges Mittagsmal eingenommen, zu deſſen Schluß Herr Timbreo die Geſchichte ſeiner Liebe nochmals öffentlich vortragen mußte, und am Abende war Ball. Auf dieſe Weiſe ging es dann die ganze Woche fort, während der König offne Tafel hielt und befohlen hatte, daß Jedermann bei Hofe ſpeiſen ſolle. Als die Feſte zu Ende waren, ließ der König Herrn Lionato zu ſich rufen und fragte ihn, welche Ausſteuer er ſeinen Töchtern zugedacht? Herr Lionato antwortete: davon ſei zwar noch keine Rede geweſen; er werde ihnen aber eine, ſeinen Kräften angemeſſene Mitgift zukommen laſſen. — Der König ſagte: Wir werden ſelbſt euren Töchtern eine Ausſteuer geben, wie ſie ihnen und meinen Rittern angemeſſen iſt, und wollen nicht, daß ihr fürder irgend noch für ſie zu ſorgen habt. — Und alſo ließ der großherzige Monarch, der deshalb nicht nur von allen Sicilianern, ſondern auch von Jedermann, der es hörte, höchlich geprieſen wurde, die beiden Ritter mit ihren Bräuten vor ſich kommen, forderte ſie auf, ihren Anſprüchen an das Vermögen des Herrn Lionato feierlich zu entſagen, was er mit einer königlichen Urkunde in aller Form beſtätigte, und ſtattete ſie nunmehr nicht als die Töchter eines einfachen Edelmanns, ſondern vielmehr als ſeine eigenen, mit wahrhaft königlicher Freigebigkeit aus, indem er die Gehalte der beiden Ritter überdies weſentlich erhöhte. Die Königin, die in den Beweiſen ihrer Huld gegen die ſchönen Schweſtern dem Könige nicht nachſtand, beſchenkte ſie auch ihrerſeits reichlich und ernannte ſie zu ihren Hofdamen, als welche ſie ſich nicht allein fortwährend in ihrer höchſten Gunſt zu erhalten, ſondern auch durch ihr muſterhaftes Betragen bei dem ganzen Hofſtaate beliebt zu machen wußten. Auch Herr Lionato ſeinerſeits erhielt vom Könige in Meſſina ein einträgliches Ehrenamt, das er ſo glücklich war, in der Folge der Zeit auf ſeinen Sohn übertragen zu ſehen. Und einen ſolch erwünſchten Ausgang nahm alſo die Liebe des Herrn Timbreo, und das Unheil, das Herr Girondo verſucht hatte anzuſtiften.

Beide Ehepaare lebten mit einander lange Jahre glücklich und zufrieden, und Herr Timbreo wurde der Stammvater der vielen ausgezeichneten Männer, die dem Sicilianiſchen Zweige des erlauchten ſpaniſchen Hauſes der Cardona entſproſſen.

XIX.

Mehr Glück als Verstand!

In dem prächtigen Sevilla, das durch ſeine reichen Galeonen und Kaufleute mit allen vier Theilen der Welt verkehrt, lebte ein Rathsherr, Namens Alexandro, der aus einem der edelſten Geſchlechter Genuas abſtammte, ſich in Sevilla mit einer reichen und vornehmen Dame aus dieſer Stadt vermählte und mit ihr eine Tochter hatte, die er Doriſtea nannte, und an deren Geburt ihre Mutter ſtarb. Das ſchöne Kind erwuchs bis zu dem Alter von ſechszehn Jahren, und war mit allen Gaben der Natur ſo herrlich ausgeſchmückt, daß ihr Vater ſich in ihr wie in einem Spiegel beſchaute, und ſie ſo grenzenlos liebte, daß er dadurch, wie es ſo vielen Eltern mit ihren Kindern geſchieht, die ſie deswegen nicht von ſich laſſen wollen, die Urſache ihres Unglücks ward. Viele Edelleute bewarben ſich zwar um ſie; er wies aber alle unter dem Vorwande ab, daß ſie noch ein Kind ſei, weil er meinte, ihr Stand und Reichthum mache ſie eines großen Herrn werth. Inzwiſchen ſtarb er, bevor er ſeine Abſicht mit ihr erreichte, und hinterließ ſie, wie viele Verwandte er auch hatte, in der Obhut einer Tante von ihr, der Schweſter ihrer Mutter.

Doña Eſtefania war hochbejahrt, hatte zehntauſend Ducaten im Vermögen, und liebte ihre Nichte ſo ſehr, daß ſie dieſelbe dereinſt, bei allem ihrem väterlichen Reichthume, auch zu ihrer Erbin machen wollte.

In der nämlichen Stadt lebte ein Edler, von beſſerem Adel als Vermögensumſtänden, der einen Sohn, Namens Claudio, hatte, eben ſo hervorſtechend durch ſein gefälliges Aeußere, als durch ſeinen ausſchweifenden Lebenswandel, demzufolge er nicht nur die geringe Habe ſeines alten Vaters vergeudete, ſondern auch deſſen Lebenstage abkürzte, indem Claudio in einen großen Diebſtahl, der in Sevilla geſchah, anſcheinend verwickelt, eingezogen wurde, und, da viele andere Anklagen gegen ihn dazu kamen, nicht anders als mit Aufopferung von ſechstauſend Ducaten von ſeinem Vater frei gemacht werden konnte, der aus Gram über dieſe Schande ſtarb.

Der verſchwenderiſche Jüngling ſah ſich alſo frei und arm, und gab ſich nunmehr ſeinen üblen Neigungen völlig hin, indem er fortan ausſchließlich nur von dem lebte, was er als ein erfahrner Spieler aus Spielhäuſern davontrug. Indeſſen fiel es ihm beſchwerlich, daß er nicht immer Jemand fand, der mit ihm ſpielte, und da kam es ihm in den Sinn, ſich mit dem Reichthume Doriſteens aus der Noth zu helfen, um die er alſo, auf ſeinen Adel pochend, anhielt. Doña Eſtefania antwortete mit gerechter Entrüſtung über ſeine Frechheit: wie ſich ein ſo übel berüchtigter Menſch unterfangen könne, auf die Hand ihrer Nichte Anſprüche zu machen, da er doch ſo bettelarm ſei, daß er unter dem geringſten Diener ihres Hauſes ſtehe! — und fügte auch noch andere verächtliche Reden hinzu. Claudio fühlte ſich aber dadurch ſo ſchwer beleidigt, daß er ſich zu rächen ſchwur, und in der Annahme, daß er dieſe ſeine Abſicht am eheſten erreiche, wenn er ſich um die Gunſt der jungen Dame bemühe; ſogleich und zwar ſo erfolgreich Hand an ſein Werk legte, daß ihm ſeine erheuchelte Verliebtheit einen Platz in ihrem Herzen verdiente, deſſen er unwürdig war. Der Tante entging die Unruhe dieſes Herzens nicht, und da ſie erkannte, daß Claudio den Anlaß dazu gab, ſo nahm ſie ſich vor, Doriſteen mit einem einflußreichen Indianer zu vermählen, und eröffnete ihr dieſen, in zwei Tagen zu vollziehenden Beſchluß, indem ſie ſie aufforderte, für den erforderlichen Brautſchmuck Sorge zu tragen.

Das verliebte Mädchen verhehlte ihre wahren Geſinnungen, und als die Nacht kam, vertraute ſie ſich ihrem falſchen Liebhaber in einem Briefe, den ſie ihm durch ein Fenſter zuſteckte, und in welchem ſie ihn erſuchte, ihr ungeſäumt zu antworten. Claudio machte ſich mit dem Inhalte bekannt, und da ſie ihm ſagte, daß ſie ihn heirathen und keinem anderen Gatten zu Theil werden wolle, ſo dankte er ihr in ſeiner Antwort für dieſe Gunſt mit verliebten Redensarten und fügte hinzu, da ſie wiſſe, daß er arm ſei, ſo möge ſie nur Alles zuſammenraffen, weſſen ſie an Geld und Juwelen habhaft werden könne. Er kehrte zurück, ihr dieſen Zettel zuzuſtecken, und derweil die Tante ausgegangen, eine andere Dame zur Trauungszeugin einzuladen, fand das bethörte Mädchen Gelegenheit, ihr aus einem Schreibtiſche über achttauſend Ducaten in blanken Dublonen und an Koſtbarkeiten zu entwenden. Sie eilte damit an das Fenſter zurück, ſah, daß ihr Liebhaber noch wartete, und rief ihn mit dem Bedeuten zu ſich heran, er ſoll den Mantel aufhalten, wodann ſie ihm den ganzen Schatz, in einen Ueberzug von Taffet gewickelt, hinabwarf, und ihn bat, mit dem Anbruche der Nacht, wenn Alles ſchlafen gegangen, ihrer zu harren. Wohl hätte Claudio ſich mit dem begnügen können, was er gegenwärtig davon trug; aber ſein Gemüth war ſo grundböſe, daß er, es koſte was es wolle, eine durch die Entehrung der Jungfrau zu vervollſtändigende Rache begehrte.

Er verſah ſich alſo mit zwei Maulthieren, bat einen Freund, der eben ſo nichtsnutzig war als er ſelbſt, ihn an der Bittgangspforte zu erwarten, und gab ihm zu verſtehen, wie ein anderer Freund, der nach Carmona gegangen, ihn beauftragt habe, ihm ein Weib, das er ſich halte, nachzubringen. Er bildete ſich ein, ein ſehr vorſichtiger Menſch zu ſein, und hatte ſich dieſe Lüge ausgedacht, um durchaus keine Gefahr zu laufen.

Als Doña Eſtefania wiederkehrte, brachte ſie ihrer Nichte eine ſehr lange Schnur großer Perlen mit, an der ein Kleinod von Diamanten hing, und ſagte zu ihr: Die Perlen ſind von derjenigen, die bei deiner Trauung Zeugin ſein wird, und die Juwelen habe ich dir gekauft, um dir zu zeigen, daß ich Gehorſamkeit zu belohnen weiß. Doriſtea nahm die Geſchenke, froh, ihrem falſchen Liebhaber noch etwas mit zu bringen, und als das Haus zu Ruhe gekommen war, gab ſie ſich in die Gewalt ihres Feindes, der ſie dahin führte, wo ſein Freund mit den Maulthieren ſeiner wartete. Hier hob er das betrogene Mädchen auf das eine, ſtieg hinter ihr auf, nachdem er ſein Felleiſen mit dem Geld und Geldeswerthe auf das andere gepackt, und ritt mit Doriſteen die ganze Nacht hindurch zu, bis ſie in eine dichtverwachſene Waldung kamen, die er ſehr wohl kannte, weil er ſich darin des öfteren ſchon vor den Nachſtellungen der Gerechtigkeit verborgen gehalten hatte. Als er mit ſeiner Gefährtin in das tiefſte Dickicht eingedrungen war, hielt er ſtill, ſtieg ab und hob ſie ebenfalls in ſeinen Armen von dem Thiere, indem er ſagte: Ich bin müde, und vermöchte um eine Welt nicht länger der Erholung zu entbehren. — Völlig verſichert, ſie in ſeiner Gewalt zu haben, warf er ſich zugleich am Fuße eines ſteilaufragenden Felſen hin, von dem aus dunkelblauem Schiefer hervor ein klarer Quell auf die Erde niederſtürzte, der der Fels alſo ſeine allgemeine Schuld auch ſeinerſeits abtrug. Er entſchlief ſorglos und um ſeine entführte Geliebte im Geringſten nicht bekümmert, und als er geſtärkt wieder erwacht war, richtete er ſich zum Sitzen empor, ſah ſie mit finſterem Blicke an und fragte: Worüber weinſt du? Ich bin wahrhaftig nicht geſtimmt, das mit anzuſehen! — Es iſt nicht zu verwundern, daß ich weine, ſprach Doriſtea, da ich ſehen muß, wie verächtlich ihr mit mir umgeht. — Ich gehe noch beſſer mit dir um, als es recht iſt, erwiederte der Unmenſch. Ich habe dich aus deinem Hauſe nicht geraubt, um dich zu heirathen, ſondern um mich an deiner abgelebten alten Tante zu rächen, denn wer ſich ſo leichtfertigerweiſe in meine Hände gibt, der iſt mir zu meiner Frau zu ſchlecht. — Was muß ich hören? undankbarer Claudio! Alſo behandelſt du mich? rief das erſchreckte Mädchen: Auf dieſe Weiſe vergiltſt du mir, daß ich um deinetwillen meine Verwandten ſo ſchwer gekränkt habe? — Gerade deswegen ſchätze ich dich gering, antwortete er, denn nächſter Tage würdeſt du mich ebenſowohl kränken; das einzige, was mich ärgert, iſt, daß du nicht noch mehr Geld und Gut mitgenommen, das ich an eine Andere wegſchenken könnte, die es mehr verdient als du. Mache daß du bald wieder zu deiner albernen Tante kommſt, und ſtiehl ihr vollends, was ſie noch beſitzt, einem Andern zu Liebe. — Geht mit Gott von dannen, ſagte die Weinende, es iſt zwar ſo wenig nicht, was ihr mit euch nehmt, denn es iſt an achttauſend Ducaten werth; aber wenn ich nur meine Ehre nicht verliere, ſo gilt mir alles Andere nichts. — Ich wäre doch ein rechter Narr, antwortete der grauſame Menſch, wenn ich euch ſo übermüthig ziehen ließe. Meine größte Rache ſoll ſein, an dir meine Luſt zu büßen. — Ehe daß ich, Schurke! meine jungfräuliche Reinheit beflecken laſſe, ſprach Doriſtea, ſollen deine ſchändlichen Hände mir das Leben rauben! —

Unfern von den Beiden, jedoch an einer Stelle, wo er von ihnen nicht hatte wahrgenommen werden können, war ſchon vorher ein junger Edelmann verborgen geweſen. Voll Bewunderung des Muths der Jungfrau und voll Mitleiden mit ihrer Lage, trat er jetzt plötzlich mit den Worten hervor: Wie? Verwegener! willſt du dich ſo ſchwer an dem Himmel verſündigen, dieſes Mädchen zu entehren? Du mußt ein verworfener Knecht ſein, daß du es wagſt, ſolche Schönheit zu beleidigen! So lang ich das Leben habe, ſoll dir deine Bosheit nicht gelingen, da mich ein gutes Glück zu ihrer Vertheidigung hierher ſendete. — Indem er dieſe Worte ſprach, ſprang Claudio, ohne zu antworten, auf, eine Piſtole zu ergreifen; der edle Fremde kam ihm aber zuvor, ſchoß eine andere Piſtole, die er im Gürtel trug, auf ihn ab, und ſtreckte ihn mit dem Schuſſe todt zu Boden, indem er ſagte: Das iſt der Lohn, der ſolchem Schelme zukommt! — Doriſtea warf ſich ihm zu Füßen und dankte ihm für die Erhaltung ihres Lebens und ihrer Ehre; der kluge Ritter aber ſagte: Wir haben jetzt keine Zeit zu verlieren und müſſen eiligſt von hinnen, — packte das Felleiſen auf das Laſtthier, hob die Dame in den Sattel und ſetzte ſich hinter ihr auf, die Gefahr in großer Schnelligkeit fliehend. Vier Meilen von dem Orte, wo der Vorfall ſich ereignet, gelangte er zu einem einſamen Wirthshauſe, in dem ein Sklave ſeiner wartete. Er rief ihn, ohne abzuſteigen, zu ſich und ſagte: Mach dich zu deinem Kameraden auf den Weg und triff mich in dem Gaſthauſe, du weißt wohin ich gehe. — Der Diener gehorchte, ohne etwas zu erwiedern, da er ſah, daß ſein Herr eine Fremde bei ſich hatte, und als dieſer das Gaſthaus erreichte, ließ er ſich ein Zimmer anweiſen und gab vor, daß die Dame ſeine Schweſter ſei, und daß er ſich von ſeinen Leuten, die er hier erwarten wolle, verirrt habe. Darauf vermochte er Doriſteen, ſich zu Bett zu legen, ſchloß die Thüre des Zimmers hinter ſich ab, und ging vor das Haus, um friſche Luft zu ſchöpfen, da die Wärme bereits drückend wurde. Nachdem er beſtellt, daß man ihm das Beſte, was da ſei, zu eſſen auftrüge, traf er mit einigen anderen Reiſenden zuſammen, die ihn veranlaßten, ſich zur Unterhaltung mit ihnen auf ein Spiel einzulaſſen, und denen er im Laufe des Geſprächs zu wiſſen that, daß er ſeine, für ein Kloſter in Ubeda beſtimmte Schweſter mit ſich führe. Seine Diener kamen an, und er hielt es für gerathen, um alle Nachſtellungen zu vereiteln, in der Herberge zu übernachten, weswegen er denn ſeine Reiſegefährtin mit allem Nöthigen verſehen, ihr Zimmer wieder zuſchließen und ſich den Schlüſſel bringen; für ſich und ſeine Diener aber ein zweites Zimmer zurecht machen ließ. Durch dieſe Fürſorglichkeit entfernte er allen Argwohn von ſich. Am andern Morgen ſtand er ſehr früh auf, noch ehe es tagte, und äußerte, er breche ſo zeitig wegen der Hitze auf, weil er ſich diejenige zu verbinden wünſchte, der er ſchon nicht mehr umhin konnte, alle möglichen Aufmerkſamkeiten zu erweiſen. Er erkundigte ſich, ob in dem Orte eine Kutſche oder Sänfte zu haben ſei. Die Wirthin antwortete: Wenn euer Gnaden dem Hof angehörtet, ſo würdet ihr eine Sänfte, die dahin zurück geht, finden. — Es iſt ſchon genug, daß eine da iſt, ſagte der erfahrne Kavalier, das Uebrige wird ſich mit Geld machen laſſen. Ruft den Mann herbei, ich will ſehen, ob ich mit ihm fertig werde. — Die willige Hausfrau, die dabei betheiligt war, weil er ihr Bruder, ließ den Führer der Sänfte rufen, und als derſelbe kam, zog ihn der Edelmann bei Seite und vertraute ihm insgeheim an, daß ſeine Reiſe an den Hof gehe, und daß er, wie er ihm nicht verhehlen wolle, den er für einen wohldenkenden, zuverläſſigen Mann halte, eine Dame mit ſich führe, die ihm theuer ſei, und von der er, zu ſeiner Sicherheit, ausgeſagt, daß ſie ſeine Schweſter ſei und daß er ſie anderswohin bringe. — Der Führer erwiederte: Ich verwundere mich ganz und gar über nichts mehr, es gehen täglich ſo vielerlei Dinge vor, und wir ſind an's Schweigen gewöhnt, euer Gnaden mögt euch immerhin beruhigen, ihr habt euren Mann an mir gefunden. — Ich werde euch gut bezahlen, ſagte der zufriedene Edle, macht euch nur alſobald fertig, ich habe Eile. — Damit gab er ihm einige Dublonen Handgeld, und befand ſich mit ihm bald unterwegs.

An dem zweiten Reiſetage wünſchte er zu erfahren, wer eigentlich ſeine Dame ſei, und kam deswegen mit dem Sänftenführer überein, im Freien Mittag zu halten, wozu derſelbe einen gelegenen Platz, etwa eine Meile von der Straße abſeits erwählen ſolle. Da die Bezahlung gut war, ſo erwies der Mann ſich in allen Dingen gefällig, und als ihnen demnach ein dichter Eichwald zu Geſicht kam, der ihrem Zwecke zu entſprechen ſchien, ſo machten ſie darinnen Halt, und ließen ſich an einer Stelle nieder, wo ſie gegen die Sonne Schutz fanden, und wo dann der Edelmann, der wahrzunehmen glaubte, daß die Dame irgend einem geheimen Kummer Thränen gezollt, zu ihr ſagte: Ihr werdet mich ohne Zweifel für unhöflich halten, Señora, daß ich euch die Zeit her ohne äußere Zeichen meiner Theilnahme gelaſſen; daran iſt aber nur meine Sorge ſchuld, jegliche Gefahr von euch abzuwenden. Hier ſeid ihr in Sicherheit, und wenn meine Liebe zu euch es verdient, ſo ſeid mir ſo günſtig, mir zu ſagen, wie ihr heißt und wer ihr ſeid. Ihr mögt dabei überzeugt ſein, daß ich mich fortwährend nur eurem Dienſte widmen werde, denn ich kann bereits nicht umhin, mich in der maße als den Eurigen anzuſehen, daß ich euren Entführer entſchuldige, weil ich es ganz gewiß auch geworden ſein würde, wenn mir ein ſolches Glück jemals gelächelt, als dieſer Unwürdige frevelnd von ſich ſtieß. — Er ſchwieg, und Doriſtea, die ihn einer Antwort warten ſah, ſagte: Ich kann nicht leugnen, daß ich euch große Verbindlichkeiten ſchuldig bin, die mich zu dem lebhafteſten Danke gegen euch auffordern; ehe ich euch aber die gewünſchte Auskunft über meine Perſon und Verhältniſſe gebe, wünſchte ich doch zu wiſſen, wem ich das Geheimniß meines betrübten Herzens anvertraue? — Was das betrifft, antwortete er, ſo will ich euch durch Eröffnung der Wahrheit alsbald genugthun. Ich bin, Señora, der Sohn eines Edelmanns, Namens Don Juan Manrique. Mein Vater iſt ein großer Grundbeſitzer und hält ſich am Hofe auf, in der Abſicht, von ſeiner Majeſtät eine Standeserhöhung zu erlangen. Ich habe eine Schweſter, von der ich, wenn ich eure Schönheit nicht vor Augen hätte, mir getrauen möchte, zu ſagen, daß ſie eine der ſchönſten Frauen ihrer Zeit ſei. Dicht neben unſerem Hauſe an wohnte ein Edelmann aus Sevilla, den ich damals noch nicht kannte. Eines Abends trug es ſich zu, daß ich ſehr glücklich im Spiele war, ich verließ das Spielhaus ſpät in der Nacht, und als ich nach Hauſe ging, wurde ich plötzlich von mehreren Männern angefallen, die mich entweder berauben oder mir das Leben nehmen wollten. Und ohne Zweifel würden ſie mich getödtet haben, wenn nicht zufälligerweiſe jener Edelmann auf ſeinem Wege nach Hauſe dazu gekommen wäre, und ſich mit den Worten mir hülfreich zur Seite geſtellt hätte: Señor Don Carlos, ihr ſeht mich bereit, euer Leben zu vertheidigen! — Es eilten darauf auch noch zwei Diener zu meinem Beiſtande herzu, und wir fochten ſo wacker, daß von unſeren ſechs Gegnern zuletzt nur zwei übrig blieben, die um Gnade baten. Mein Retter forderte mich auf, uns zu entfernen, um nicht erkannt zu werden, und wir folgten ihm, aus Furcht wegen der Verwundeten, nach ſeinem Hauſe, wo er ſogleich Licht bringen ließ, und wo von dem Augenblicke an, da ich ihn ſah, mich eine ſolche unbegrenzte Zuneigung zu ihm erfaßte, daß ich nicht zu ſagen wüßte, ob ſie aus ſeiner Großherzigkeit, oder aus meinem Dankgefühle entſtand. Indem ich euch ſage, daß er ſich Don Luis de Guzman nennt, gebe ich euch einen Maaßſtab ſeines Werthes an. Er bezog fünf tauſend Ducaten jährlicher Einkünfte wegen eines Alcantarakreuzes, das er auf der Bruſt trug, und führte einen Rechtshandel wegen eines Majorates, das ihm über das, was er ſchon beſaß, noch dreitauſend verſprach. Er theilte mir dies Alles mit und geſtand mir, er empfinde eine ſo große Freundſchaft zu mir, daß er ſich wahrhaft glücklich ſchätze, mir einen Dienſt geleiſtet zu haben, wogegen ich nicht ermangelte, ihm weitläufig auszuſprechen, wie ſehr ich von den nämlichen Geſinnungen für ihn durchdrungen ſei. Ich ſchied endlich von ihm, und als mein Vater hörte, welcher Unfall mich betroffen, und welchen Freund in der Noth ich an Don Luis gefunden, ſo nahm er denſelben mit ſolcher Freundlichkeit in unſeren Umgang auf, daß in Folge deſſen unſere Freundſchaft uns bald auf das Innigſte verband. Eines Tages erklärte mir Don Luis, daß er zu Doña Fulgencia, meiner Schweſter, eine heftige Leidenſchaft gefaßt; aber beſonders deswegen noch nicht gewagt habe, derſelben durch eine Bewerbung um ihre Hand Genüge zu thun, weil er wiſſe, mein Vater liebe ſie ſo zärtlich, daß er ſchon einmal einen anderen an ſie ergangenen Heirathsantrag blos deswegen zurückgewieſen, weil der Freier ſie vom Hofe entführt haben würde. Er fügte hinzu, wenn ich ihm ſeine Freundſchaft zu mir vergelten wolle, ſo könne ich dies nicht beſſer thun, als indem ich ihm das Jawort meines Vaters vermittele, von dem er wiſſe, daß er in Alles willigen werde, was ich von ihm erbäte. Auf dieſe Erklärung hin ſtellte ich denn meinem Vater die Vortheile vor, die uns aus der Verwandtſchaft mit einem ſo ausgezeichneten Edelmann erwachſen würden, und bewirkte deſſen Einwilligung. Seit ſeiner Verheirathung hat Don Luis noch vier Monate in unſerem Hauſe zugebracht, fortwährend ein ſo zärtlicher Liebhaber ſeiner Frau, daß meine Schweſter ſich in ſeinem Beſitze glücklich zu preiſen. Er gewann ſeinen Prozeß und ſchickte ſich an, in ſein Vaterland zurückzukehren, wohin er mich einlud, ihn zu begleiten, um Zeuge der Feſtlichkeiten zu ſein, mit denen ſeine Verwandten und Freunde meine Schweſter empfangen würden. Ich ſelbſt trug Verlangen, Sevilla zu ſehen, begleitete ihn, ſeinen Wünſchen gemäß, und unterhielt mich während eines Monats, den ich dort zubrachte, ſo trefflich, daß ich, wenn ich auf die Einſamkeit meines Vaters keine Rückſicht zu nehmen gehabt, noch nicht ſobald an den Hof zurückkehren würde. In der Verwirrung meiner Abreiſe vergaß ich, ein Käſtchen mitzunehmen, das für mich, wegen der darin enthaltenen bedeutenden Reliquien, großen Werth hat. Ich ſchickte einen Diener danach zurück, und da mich jener Eichwald, in Betracht der Tageshitze, als beſonders erquicklich lockte, ſo beſchloß ich, eine Weile ſeiner Kühlung zu genießen, und ſchickte meinen anderen Diener derweil immer voraus, um mir in dem einſamen Wirthshauſe eine Mahlzeit zu beſtellen, nach der ich daſelbſt die Sieſta abzuhalten gedachte. Ich habe mir Glück zu wünſchen, daß ich mich in dem Walde erging, denn er bot mir Gelegenheit, euch aus den Händen eures Feindes zu befreien. Iſt es euch gefällig, weiter mit mir zu ziehen, ſo ſollt ihr an meiner Dienſtbefliſſenheit die Größe meiner Liebe ermeſſen, die ihr mir ſchon eingeflößt, und erkennen, wie wenig es etwa eine eitle Rede iſt, wenn ich mich rühme, in ſo kurzer Zeit ſchon das Gefühl eures Werthes erfaßt und mich in Folge deſſen euch völlig ergeben zu haben. — Während Don Carlos ihr dieſe Mittheilungen über ſich ſelbſt machte, bedachte Doriſtea, daß ſie ihrer Ehre geradezu den Todesſtoß geben würde, ſagte ſie ihm offen, wer ſie ſei; indem eben der genannte Don Luis einer der Edlen geweſen, die ſich noch bei Lebzeiten ihres Vaters vergeblich um ihre Hand beworben hatten. Sie antwortete: Señor Don Carlos, ich bin die Tochter ſo edler Eltern, als es irgend welche gibt, und mein Name iſt Clara de Quiros. Mehr bin ich indeſſen nicht im Stande, euch von mir auszuſagen, angeſehen, daß ich vor der Hand nicht in meine Heimath zurückkehren kann, wo mir mein erzürnter Vater ohne Zweifel das Leben nehmen würde, das ihr mir erhalten, und daß ich euch alſo nothgedrungen folgen und vertrauen muß, ein ſo edler Ritter, der ſein Leben ſchon einmal an das meinige geſetzt hat, werde mir in allen Fährlichkeiten Schutz verleihen. Ich ſchätze eure Liebe hoch, und will nicht in Abrede ſtellen, daß ich euch dafür verpflichtet bin; für jetzt aber wollet mich nicht damit beſtürmen, denn mein Herz bedarf der Schonung, und ich muß wohl oder übel noch von dem Schmerze durchdrungen ſein, vor meinen Augen einen Mann todt geſehen zu haben, dem ich dereinſt ſo thöricht gut war, daß ich, im Vertrauen auf ſeine erheuchelte Liebe und auf ſeine Ebenbürtigkeit mich mit Hintanſetzung meiner Pflichten, zu der Seinigen machen wollte. Indeſſen wart ihr Zeuge, daß ich um meiner Ehre willen, mein Leben aufgeopfert haben würde, und ſo dürft ihr nicht zweifeln, daß ich ferner entſchloſſen bin, lieber zu ſterben, als ihre etwaige Beeinträchtigung im mindeſten zu dulden. — Als ſie dieſe Worte geſprochen hatte, vergoß ſie ſo zahlreiche Thränen, daß ihr bewegter Liebhaber ihr tröſtend zuredete: Seid überzeugt, Señora Doña Clara, daß ich mir lieber meine Augen aus dem Kopfe reißen, als jemals verſchulden werde, daß den euren wieder ſolche Tropfen entquellen, die ich in meiner euch geweihten Bruſt aufſammele. Ich gedenke fernerhin ein ſolches Betragen gegen euch anzunehmen, daß ich mir die Gunſt von euch verdiene, nach der mein Beſtreben geht. — Hiermit ließ er durch ſeine Diener die Speiſen auftragen, unterhielt ſeine Dame während der Mahlzeit mit Artigkeiten aller Art, und fand alsdann gerathen, zu Abkürzung der Reiſe bald wieder aufzubrechen.

In der Reſidenz angelangt, trat er, ehe er zu ſeinem Vater emporſtieg, in ein unteres Stockwerk ein, und erſuchte die Bewohnerin deſſelben, ſeine Dame zu beherbergen und in ihre Obhut zu nehmen, von deren Schickſal und wie wunderbarerweiſe er mit ihr zuſammen getroffen, er ſie mit wenigen Worten unterrichtete. Doña Laura war eine Dame, die alles Zutrauen verdiente, und mit ſeinem Vater und ſeiner Schweſter im beſten Vernehmen ſtand, um deſſetwillen ſie gegenwärtig dieſe Gaſtfreundſchaft mit Freuden ausübte. Don Carlos begab ſich darauf in ſeine Wohnung, und die aufmerkſame Wittwe ließ unterdeß durch ihre Dienerinnen ein Bett und weiße Wäſche für ihren Gaſt zurecht machen, und ſuchte das junge Mädchen dadurch zu tröſten und von dem großen Kummer, den ſie an den Tag legte, zu zerſtreuen, daß ſie ihr den hohen Werth ihres edlen Beſchützers anpries. Don Carlos gab einem Diener Geld und trug ihm auf, aus Speiſehäuſern die beſten Leckerbiſſen und Zuckerwerk zum Abendeſſen herbeizuholen, und als der Diener meldete, daß Alles bereit ſei, ſchützte er bei ſeinem Vater Müdigkeit vor, und ging von ihm zu ſeiner Geliebten, mit der er zu Abend aß, und in deren Betreff er dann nochmals mit Doña Laura ſprach, die er erſuchte, die junge Dame in ihrer Geſellſchaft zu dulden, jedoch ſeinem Vater ihre Gegenwart verborgen zu halten, weil derſelbe als ein von den Gebrechen des Alters bereits geplagter, vornehmer Mann, in ſeinem Hauſe mit der äußerſten Strenge auf Tugend und Sittlichkeit ſah. Doña Lauras Wohnung war für zwei Perſonen geräumig genug, und da Don Carlos keine Koſten ſcheute, ſo wurde für die vermeintliche Doña Clara neben Doña Lauras Gemächern ein Saal mit dem prächtigſten Geräthe ausgeſtattet. Das Geld und die Koſtbarkeiten, die ſie von Hauſe mitgenommen, legte der großmüthige Liebhaber in einen ihrer Schränke, mit dem Bedeuten, daß ſie nicht das Mindeſte davon ausgeben dürfe, da er ſelbſt für Alles, was ihr erforderlich, ſorgen werde. Er verſorgte ſie überdies mit vier vollſtändigen Anzügen von koſtbaren Stoffen, und mit dem, was irgend ſonſt zu ihrem Schmuck gehörte, und ſchlug damit allerdings den rechten Weg ein, ihr das Herz allmälig zu erleichtern, wenngleich ſie nimmer vergaß, mit regem Eifer ihre Ehre zu bewachen, zu deren Schutze ſie ſogar für nöthig erachtete, ſich trauriger anzuſtellen als ſie wirklich war, um Don Carlos keine Gelegenheit zu verleihen, gegen ſie kühner zu werden. Indeſſen konnte es nicht anders ſein, als daß bei dem fortgeſetzten traulichen Umgange, den Don Carlos mit der ſchönen Fremden pflog, ſeine Wünſche allmälig einen kühneren Schwung nahmen und ſeine Gegenwart ihr ſelbſt immer gefährlichere Augenblicke bereitete. Als ſie daher, nachdem ihre Tugend ſchon mehreremale in den

Fall gekommen war, ſeiner Leidenſchaft und ihrem eigenen Herzen mit ernſtlichem Widerſtande begegnen zu müſſen, am Ende ſogar erkannte, daß auch Doña Laura, ohne es gerade zu wiſſen und zu wollen, geneigt war, gegen ſie für Don Carlos Partei zu nehmen, ſo ſetzte ſie ſich vor, zu ihrer Sicherheit entſchiedenere Maßregeln zu ergreifen. Doña Laura hatte in einem Kloſter der Stadt eine Schweſter, Namens Leonor, die ſie mit Doriſteen zuweilen beſuchte, und die ſich ſo wie noch eine andere ſehr geachtete Nonne, in Folge deſſen mit der letzteren nahe befreundete. Auf dieſes Verhältniß nun ihren Plan gründend, ſagte Doriſtea eines Tages zu ihrer Hausgenoſſin: Gehen wir nicht bald wieder zuſammen in das Kloſter? Ich wünſchte ſo ſehr gern, Doña Ines zu ſehen. — Doña Laura begegnete ihrem Wunſche, um ſich ihr gefällig zu erweiſen, ohne Verzögerung, und als ſie vor dem Gitter angelangt waren und die beiden Kloſterſchweſtern begrüßt hatten, ſagte die fromme Beſucherin zu Doña Ines: Laß uns in ein anderes Sprachzimmer mit einander gehen; ich wünſche, dir den Hof zu machen, ohne daß die Damen etwas davon merken. — Doriſtea wußte in Alles, was ſie ſagte, Anmuth zu legen, Doña Laura und Leonor nahmen dies alſo von der ſcherzhaften Seite auf und erwiederten in demſelben Sinne: Es iſt nur gut für uns, daß Doña Ines ihrer Gunſtbezeigungen unter vier Augen theilhaft wird, ſonſt würde uns die Eiferſucht allzuſehr quälen. — Damit entfernten ſich die Beiden in ein anderes Zimmer, und Doriſtea eröffnete daſelbſt Doña Ines ihre ganze klägliche Geſchichte, vertraute ihr ihren wahren Namen und ihre Herkunft an und ſchloß damit, daß ſie, viele Thränen vergießend, zu ihr ſagte: Ich befinde mich gegenwärtig wieder in einer großen Gefahr, Doña Laura iſt meine Feindin, da Don Carlos ſie für ſich gewonnen hat, und ich will dir nicht leugnen, daß ich ihn ſo hoch ſchätze, als er es durch ſeinen Werth und durch das, was er für mich gethan, verdient, und daß es mir äußerſt ſchwer fällt, von ihm zu ſcheiden. Da ich nun aber freilich nicht umhin kann, zu bedenken, daß ein ſo vornehmer Mann wie er, der alle Tage erwarten darf, ſich durch Erlangung einer hohen Würde noch mehr ausgezeichnet zu ſehen, kein Gatte für mich iſt, deren Unglück er kennt, ſo bitte ich dich, auf deine Liebe vertrauend, daß du mir eheſtmöglichſt Aufnahme in dies Kloſter bereiten wolleſt. Ueber welche Summe Geld ich verfügen kann, habe ich dir geſagt. Indem ich das Gelübde ablege, werde ich meine Tante benachrichtigen, daß ich noch am Leben bin, und alſo gedenke ich meine Verwandten zu überzeugen, daß ich, wenn ich auch fähig war, einen ſo argen Fehltritt zu begehen, doch die Mittel und Wege erkannt habe, ihn wieder gut zu machen. — Doña Ines wollte dieſe traurige Anrede nicht unterbrechen, wiewohl ſie mit ihrer Freundin herzliches Mitleid fühlte, da es ihr ſchien, als fände dieſelbe darin einige Erleichterung; als ſie aber ſah, daß ſie ausgeſprochen hatte, erwiederte ſie: Liebe Freundin, du würdeſt dich an meiner Liebe verſündigen, wenn du nicht eben dein volles Vertrauen in mich ſetzteſt, wie du thuſt. Ich verſpreche dir, daß ich dir den Dienſt, den du von mir forderſt, leiſten will, ehe noch zwei Tage vergehen, und wenn du meinen Rath befolgen magſt, ſo wirſt du, wenn du erſt hier biſt, deine eigentlichen Verhältniſſe auch Don Carlos kund thun. Liebt er dich wahrhaft, wie ich glaube, ſo heirathet er dich dennoch ſicherlich, im entgegengeſetzten Falle gewinnt er aber die Ueberzeugung, daß er unehrbare Abſichten mit dir nicht erreicht. Die Frau Priorin werde ich mit deiner Erlaubniß ſogleich in dein Geheimniß ziehen, damit ſie dich nicht der Leichtfertigkeit zeihe, wenn du in dem günſtigen Falle, auf den ich rechne, von der Religion abläſſeſt. — Doriſtea war mit ihrer klugen Freundin einverſtanden, und billigte im Voraus, was dieſelbe in dieſer Angelegenheit für ſie thun werde, indem ſie ſie nur zur Eile antrieb. Sie trennten ſich von einander, und die geſchäftige Nonne wußte es ſo einzurichten, daß ſie Doriſteen ſchon nach Verlauf von zweien Tagen ſchreiben konnte, ſie möge kommen. Doriſtea äußerte gegen Doña Laura die Abſicht, eine ihrer Nachbarinnen zu beſuchen, nahm ihre Juwelen und ihr Geld, das ſie in ein Tuch ſchlug, warf ihren Schleiermantel über und ging in Begleitung einer Dienerin zu jener Nachbarin, die ſie, ſobald ſie mit ihr allein war, erſuchte, ihr eine andere Dienerin mitzugeben, weil ſie ein Geſchäft abzumachen, von der ihre Wohnunggenoſſin nichts wiſſen ſolle. Da ſie bei allen ihren Bekannten beliebt und gern geſehen war, ſo entgegnete die Dame, ſie wolle ſelbſt mit gehen, wenn es ihr angenehm ſei. Doriſtea lehnte jedoch dies Anerbieten ab, machte ſich ungeſäumt wieder auf den Weg, mit dem Bedeuten, ſie werde bald zurückkommen, und begab ſich in das Kloſter, wo ſie blieb, und zu ihrer Begleiterin ſagte: Gehe nach meiner Wohnung und hinterbringe Doña Laura, ich befände mich in der Magdalena, und ſie möchte meinetwegen unbeſorgt ſein. — Die Botin erfüllte dieſen Auftrag und kam zu Doña Laura, eben als Don Carlos bei ihr war, der ſich nicht wenig gewundert, als er von ihrem Ausgange gehört hatte, da ſie ſeit ihrem Aufenthalt in ſeinem Hauſe noch niemals einen in der Weiſe unternommen. Er geberdete ſich nun vor Schrecken über die unerwartete Botſchaft ganz närriſch, ſprang, ohne ein Wort zu ſagen, auf und von dannen, und eilte ſchnurſtracks an das Drehfenſter des Kloſters, wo er mit Doña Ines zu ſprechen verlangte. Doña Ines begab ſich zu ihm herab und ſteckte ihm durch das Drehfenſter einen

Zettel mit den Worten zu: Ich kann mir wohl denken, daß euer Gnaden über das, was ſich zugetragen, unzufrieden iſt; aber das Sprachzimmer iſt zu dieſer Stunde nicht geöffnet. Dieſer Zettel iſt von Doña Clara, leſt ihn, wenn es euch gefällt, ich weiß, ihr werdet mein Betragen entſchuldigen, ſobald ihr von dem Laufe der Dinge unterrichtet ſeid. — Don Carlos beherrſchte ſich und wollte ſeine Beſchwerden nicht eher laut werden laſſen, bis er wiſſe, was darinnen ſtehe. Er ging alſo nach Hauſe zurück, erzählte Doña Laura, was er gehört, und erbrach das Briefchen, das folgendermaßen lautete:

Obſchon es bei mir beſchloſſen war, nicht zu entdecken, wer ich ſei, ſo vermag mich Doña Ines dennoch, dies zu thun, um den Schein der Undankbarkeit, der mich ſonſt betreffen könnte, von mir zu entfernen, die ich in Wahrheit von Dankbarkeit für die von euch empfangenen Wohlthaten tief durchdrungen bin. Meine Heimath iſt Sevilla, mein Name Doriſtea, ich bin die Tochter des Rathsherrn Alexandro und der Doña Escolaſtica Pardo de Santoyo. Da Don Luis de Guzman euer Schwager iſt, ſo berufe ich mich wegen deſſen, was ich ſonſt noch von mir zu ſagen hätte, um nicht weitläufig zu ſein, auf ihn. —

Solchergeſtalt, ſagte Doña Laura, hat uns Doña Clara hintergangen? — Da ich ſie in ſo bedenklicher Lage in einem Walde gefunden, nahm Don Carlos das Wort, verdenke ich es ihr nicht, daß ſie mir erſt jetzt auf dieſe Weiſe die Wahrheit von ſich ausſagt. Wenn ſie denn nun wirklich von ſo gutem Hauſe iſt, ſo ſtehe ich nicht an, mich mit ihr zu vermählen, denn ich bin verliebt und überzeugt, daß ihre Ehre durch Claudio nicht beeinträchtigt wurde, da ſie ſich mit Gefahr ihres Lebens vertheidigte, als ſie ſich ſeiner ſchändlichen Abſicht verſah, für die ich ihn mit dem Tode beſtrafte. — Damit begab er ſich in ſein Zimmer, rief einen Diener vor ſich, dem er befahl, Poſt zu beſtellen, und ſagte zu ihm: Kehre alsbald wieder, ich ſchreibe unterdeſſen einen Brief, und du mußt damit auf der Stelle nach Sevilla aufbrechen, von wannen ich dich ſpäteſtens in acht Tagen mit der Antwort zurück erwarte. Wenn du dich recht dazu hältſt, ſo verſpreche ich dir einen neuen Anzug zum Botenlohn. — Der Diener war treu und rechtſchaffen, hielt ſich mit ſeiner Reiſe dazu und gab, in Sevilla angekommen, ſeinen Brief ab, indem er hinzufügte, er ſolle ſich nicht länger aufhalten, als zu der Antwort erforderlich. Doña Fulgencia trug für ſeine Bewirthung Sorge, und da ſie und ihr Gatte begierig waren, zu erfahren, was der Brief enthielt, ſo las Don Luis ihr denſelben vor, und verwunderte ſich nicht wenig über den Antheil, den Don Carlos an Doriſteen nahm, da derſelbe ihm von dem, was mit ihm vorgegangen, gar nichts mitgetheilt hatte. Nichtsdeſtoweniger ſetzte er ſich nieder und beantwortete ſeine Anfrage, indem er ihm ſein Erſtaunen ausſprach, daß er ſich um die nun ſchon vor ſo langer Zeit aus Sevilla verſchwundene Dame bekümmere, ihm ihr Verhältniß zu Claudio der Wahrheit gemäß vortrug, und ſodann folgendermaßen fortfuhr: Am Tage nach Claudios Flucht ſtellte man ihm auf allen Wegen, die er hatte einſchlagen können, nach, und fand ihn in einem Walde todt wieder. Von der Dame hat man weiter nichts erfahren; das Gerücht geht, einige Straßenräuber, die ſie des vielen Geldes und Geldwerthes, das ſie bei ſich geführt, beraubt, hätten ſie umgebracht. Was ihr Vermögen anlangt, ſo beträgt dies mehr als zwanzigtauſend Ducaten, ohne die Erbſchaft der Schweſter ihrer Mutter, in deren Hauſe ſie lebte, und die man auf zehntauſend ſchätzt. Ihr Vater, Alexandro, war zwar Rathsherr von Genua, gehörte aber auch, was noch mehr iſt, zu den bedeutendſten Männern der Stadt, gleich wie ihre Mutter und ihre Verwandten aus den edelſten Geſchlechtern entſproſſen ſind. Wofern dies ſonſt für alle dieſe Angaben ein glaubwürdiges Zeugniß ablegen kann, bemerke ich überdies, daß ich ſelbſt, von ihrer Schönheit überwunden, um ihre Hand, wiewohl vergeblich, anhielt, weil ihr Vater ſie mir aus dem Grunde verweigerte, daß ich ihm ein nicht genügend vornehmer Eidam zu ſein ſchien. —

Don Carlos gerieth über dieſen Brief ſo außer ſich vor Freude, daß er mit den Worten zu ſeinem Vater in das Zimmer ſtürmte: Mein gnädigſter Vater! wenn euch mein Leben lieb iſt, ſo leſt dieſen Brief. — Don Juan kam es ſeltſam vor, daß ihn ſein Sohn in dem Tone anredete, denn Don Carlos hatte ſich ſonſt immerdar bedächtig und gehorſam gegen ihn gezeigt. Er las den Brief durch und ſprach ſodann: Aus dem, was Don Luis ſchreibt, erſehe ich, daß du ihn um eine gewiſſe Dame befragt haſt. — Don Carlos bejahte es, und ſein Vater fuhr fort: Was iſt es alſo mit dieſer Doriſtea? Verhehle mir nichts; du weißt, ich liebe dich. Sie iſt vornehm und reich genug. Wer iſt aber der Claudio? — Don Carlos gab Auskunft über Alles und ſagte: Seit ſechs Monaten bin ich ihr nun mit meiner Liebe ſo dienſtbar, daß, wenn ich nicht ein Zeuge ihres Werthes geweſen wäre, um deſſetwillen ihr Feind ſie gewiß getödtet haben würde, hätte der Himmel mich nicht zu ihrer Errettung und zur Beſtrafung ſeines Uebermuthes hinzugeſendet, ich jetzt wohl gegen ſie Klage führen dürfte, daß ſie mir entflohen und ſich vor zehn Tagen in das Magdalenenkloſter geborgen hat, von wannen ſie mir dieſen ihren Schritt und ihren Stand und Namen zu wiſſen gethan, ohne jedoch all meiner brieflichen Bitten und Vorſtellungen ungeachtet, mich ihr je wieder vor Augen kommen zu laſſen. — Sein Vater erwiederte: ich erſtaune über das, was du mir ſagſt, und wiewohl man es ſich kaum vorſtellen kann, daß ein Weib, das aus Liebe zu einem Manne ihre Pflichten in dem Grade außer Acht zu laſſen vermag, deſungeachtet den Tod dem Verluſte ihrer Ehre vorzieht, ſo meſſe ich dir doch, bei deiner mir bekannten Klugheit, vollen Glauben bei, und möchte, wenn ſie auch nicht ſo vornehmen Standes und ſo reich wäre, als ſie iſt, doch um ihrer Tugend willen, mich deinen Wünſchen mit ihr geneigt erweiſen. Laß uns mit einander zu ihr gehen, denn ich bin ihr ſchon ſo herzlich gut, daß ich es nicht erwarten kann, ſie in meinem Hauſe zu ſehen. — Don Carlos wollte ſeinem Vater die Füße küſſen; der verhinderte ihn aber daran und ſagte: Es iſt ein mißlich Ding um die Liebe, da ſie die Menſchen zu Narren macht; mäßige dich und laß anſpannen; und ſchicke immer einen Diener voraus, der uns anmeldet, damit wir ſie im Sprachzimmer finden. — Es geſchah Alles, wie es befohlen ward, und die Priorin empfing ſie im Kloſter mit Zorvorkommenheit. Don Juan erſuchte ſie, ihre junge Flüchtlingin herbei holen zu laſſen, und die Priorin erwiederte:

Euer Gnaden darf es mir hochaufnehmen, wenn meine Verehrung vor euch mich zu der Selbſtverleugnung zwingt, euch willig zu gehorchen, denn unſer junger Gaſt im Kloſter iſt ſo liebenswürdig, daß wir Alle auf das Schmerzlichſte ſein Scheiden von uns empfinden werden, das doch ohne Zweifel euer jetziger Beſuch zur Folge hat. — Don Juan ſagte: Ich kann euer Gnaden allerdings nicht bergen, daß ich gekommen bin, euch die junge Dame zu entführen, und ich bitte daher, ſie mir an das Hauptthor zu bringen, damit ich ſie deſtomehr in der Nähe ſehe. — Die Priorin leiſtete ſeinem Wunſche Folge, und als die junge Novize erſchien, äußerte ihre Schönheit eine ſo große Gewalt auf ihren Geliebten, daß er gegen ſie in die Worte ausbrach: Gewiß, wenn ich nicht allzuviel Urſache hätte, dem entgegen zu ſein, daß ihr dieſes Gewand zu dem eurigen macht, ſo würde ich euch in keinem anderen zu ſehen verlangen, weil es mir an euch ſo ſchön erſcheint, daß es mir faſt bedünken will, es gäbe keinen höheren Schmuck auf Erden. — Sie erwiederte: Wer mich mit ſo günſtigen Augen anſieht, dem kann ich freilich leicht als ſchön erſcheinen. — Und Don Juan ſagte zu ihr: Auch meine Augen müſſen dann ohne Zweifel ſehr günſtig ſehen, meine Tochter, denn ſie laſſen dich mir in einem ſolchen Lichte erſcheinen, daß ich, wenn ich nicht gar zu alt wäre, Carlos wohl um ſeine Braut bringen möchte. — Die Nonnen freuten ſich über die Heiterkeit des alten Herrn und die zufriedene Jungfrau ſprach: Da euer Gnaden mir den Namen Tochter gebt, ſo berechtigt ihr mich zu der Freiheit, euch als meinem Vater die Hand zu küſſen. — Er gab ihr beide Hände mit den Worten: Nimm beide hin, denn ich vermag dir nichts zu verweigern, um was du mich bitteſt, — ergriff die eine Hand ſeiner neuen Tochter, ſteckte ihr daran einen großen Diamantring, den er am kleinen Finger trug und ſagte: Da ich nun wohl der Führer dieſer Braut ſein werde, ſo iſt es billig, daß ich ihr den Trauring gebe. — Der Bräutigam war vor innerem Behagen ſo ſprachlos, daß Doña Ines fragte: Señor Don Carlos, wißt ihr denn gar nichts zu ſagen? Kommt doch näher heran, die Frau Priorin geſtattet es. — Er kam und ſagte: Verwundert euch nicht, daß ich ſo ſtill bin, ich denke noch immer, Alles ſei ein Traum. Aber ſeid verſichert, daß ich euch den innigſten Dank für mein Glück weiß, das euer Werk iſt, wie mir Señora Doriſtea ſchreibt. — Sie antwortete: ſie freue ſich, Gelegenheit gehabt zu haben, ihm zu dienen, und Doriſtea bat ihn, was er auch verſprach und that, ihr aus ihrer Wohnung ihre übrigen Sachen in ihre Zelle zu ſchicken. Don Juan ſeinerſeits wünſchte ſie nicht eher, als an dem Hochzeittage abzuholen, um dazu ungeſtört alle Zurüſtungen treffen zu können. Inzwiſchen beſuchte er ſie jedoch alle Tage, und ſendete ihr ſo viele Geſchenke zu, daß die ganze Schweſternſchaft an dem Ueberfluſſe Theil hatte, aus dem beſonders eine Sänfte hervorſtach, in der ſie abgeholt werden ſollte, und die auf tauſend Escudos geſchätzt war.

Als der Tag der Trauung genaht, holte er ſie, begleitet von vier und zwanzig Edelleuten und großen Herren in Kutſchen, und von zwölf vornehmen Damen in Sänften, aus dem Kloſter ab, die alleſammt von ſolcher Bewunderung ihrer Schönheit ergriffen wurden, daß ſie nicht aufhören konnten, dem beſeligten Bräutigam Glück zu wünſchen.

Zwei Monate nach der Vermählung des jungen Paares erreichte Don Juan das Ziel ſeines Beſtrebens, indem Seine Majeſtät ihm den Titel als Herzog, nach dem Namen einer ſeiner Beſitzungen, gewährte. Seiner Schnur zu gefallen, erwählte er Sevilla zu ſeinem Aufenthaltsorte, ihre edlen Verwandten daſelbſt durch ſie zu ehren, auch theilte er dieſen Entſchluß ſeinem dort lebenden Eidam mit, auf daß derſelbe ihm eine Wohnung zu ſeinem Empfange bereit hielte, und veranlaßte Doña Fulgencia, Doña Eſtefania einen Beſuch abzuſtatten und ſie von dem Geſchehenen zu unterrichten. Doña Fulgencia befolgte das Geheiß ihres Vaters, und die erfreute Tante theilte die frohe Kunde ihren Verwandten und Freunden mit; welchergeſtalt dann bald auch ein armer, in Cordova lebender Oheim Claudios, der eine zahlreiche Familie zu ernähren hatte, davon Kenntniß gewann. Er kam nach Sevilla und machte wegen der Tödtung ſeines Neffen bei Gericht eine Klage anhängig; wogegen aber Don Juan mit ihm in Unterhandlung trat und ihn mit einer Buße von zweitauſend Ducaten abfand, derweil er auch bei der Gerechtigkeit für Don Carlos dadurch Verzeihung auswirkte, daß er die gewöhnlichen Geldſtrafen und Unkoſten zu völliger Schlichtung des Handels entrichtete.

Don Juan genoß der Vortheile ſeiner neuen Würde noch vier Jahre lang, und als er nach Ablauf dieſer Zeit ſtarb, hinterließ er dieſelbe und alle ſeine Güter ſeinem Sohne, deſſen Gattin durch die alſo ererbte Grandeza ihr Glück erhöht fühlte.

XX.

Mass für Mass.

Der durch ſeine Leutſeligkeit, Großmuth und Gerechtigkeit ruhmwürdige römiſche Kaiſer Maximilian ſendete dereinſt einen ſeiner Diener Namens Juriſte, der ihm ſehr lieb war, nach Inſpruck, um allda als ſein Statthalter zu herrſchen, und ſagte zu ihm, als derſelbe ſeinen Weg antrat: Juriſte! du haſt mir durch deine mir geleiſteten Dienſte eine ſo gute Meinung von dir eingeflößt, daß ich dich jetzt als Gouverneur der ſchönen Stadt Inſpruck dahin ſende. Ich könnte dir in Betreff dieſes Amtes viele Vorſchriften mitgeben; aber ich will ſie alle in der einzigen zuſammenfaſſen: Diene unbeſtechlich der Gerechtigkeit, ſogar wenn ſie gegen mich, deinen Gebieter, ſpräche. Alle andere Vergehungen, etwa aus Unwiſſenheit oder Nachläſſigkeit, die du zwar ebenfalls befliſſen ſein magſt zu vermeiden, könnte ich dir verzeihen; aber wenn du jemals gegen die Gerechtigkeit fehlen ſollteſt, ſo würdeſt du mich unerbittlich finden. Fühlſt du nun vielleicht, daß du nicht alſo biſt, wie ich dich wünſche, denn ein Menſch iſt nicht zu Allem gut, ſo enthalte dich, dieſe Würde anzunehmen, und bleibe lieber hier am Hofe bei mir, in deinen gewohnten Beſchäftigungen, in denen du mir werth biſt. Denn, wie geſagt, machſt du dich als mein Statthalter in Inſpruck einer abſichtlichen Ungerechtigkeit ſchuldig, ſo zwingſt du mich, wie ſehr auch wider meinen Willen, dir ein geſtrenger Richter zu ſein. —

Hier ſchwieg der Kaiſer ſtill, und Juriſte, der ſich viel weniger ſelbſt kannte, als über das ihm zuertheilte Amt erfreut war, dankte ſeinem Gebieter für ſein huldreiches Angedenken und ſagte: Er werde zwar ſchon durch ſich ſelbſt zur Ausübung der Gerechtigkeit angetrieben; zum Ueberfluſſe ſollten ihm aber nun dieſe ſeine Worte als eine Fackel dienen, die ihm auf dem Wege der Erfüllung ſeiner Pflichten vorleuchte. — Der Kaiſer nahm Juriſtes Worte wohlgefällig auf, und äußerte gegen ihn den Wunſch, daß ſeine Thaten, denſelben entſprechend, eben ſo löblicher Art ſein möchten, worauf er ſeinen ſchon ausgefertigten Beſtallungsbrief ihm einzuhändigen befahl, und ihn aus ſeiner Gegenwart entließ.

Juriſte begann die Stadt mit Umſicht und Eifer zu beherrſchen, beſorgte ihre Angelegenheiten mit gewiſſenhafter Treue, und war in der Beſetzung von Aemtern, eben ſo wie in der Belohnung der Tugend und Beſtrafung des Laſters, billig und gerecht. Es dauerte auch gar nicht lange, ſo gewann er durch ein ſolches Verfahren die Zufriedenheit ſeines Herrn und die Liebe des Volkes in ſo hohem Grade, daß er, wenn er dabei beharrt wäre, in der That würde glücklich zu preiſen geweſen ſein.

Da geſchah es jedoch, daß ein Jüngling vom Lande, Namens Vico, einer jungen Bürgerin aus Inſpruck Gewalt anthat und deshalb bei Juriſte angeklagt wurde. Dieſer ließ ihn alsbald feſtnehmen, brachte ihn zum Geſtändniß ſeines Verbrechens, und verurtheilte ihn, den Geſetzen der Stadt gemäß, die da beſagten, daß einem Schuldigen dieſer Art, auch wenn er die Entehrte heirathen wolle, der Kopf abzuſchlagen ſei. Der Jüngling hatte eine Schweſter, eine Jungfrau von etwa achtzehn Jahren, die mit einer ungemeinen Schönheit ausgeſtattet war, und in Allem was ſie ſprach und that, einen ſüßen Liebreiz kund gab, den die ihr eigenthümliche reine Weiblichkeit weſentlich erhöhte. Epitia, ſo war ihr Name, wurde von dem bitterſten Schmerze durchdrungen, als ſie das Todesurtheil ihres Bruders vernahm, und ging alsbald in der Hoffnung, wo nicht ihn zu befreien, ſodoch wenigſtens ſein ſchlimmes Schickſal zu mildern, zu Juriſte, den ſie durch die Vorſtellungen des noch ſo zarten Alters von ſechszehn Jahren, in dem der Jüngling ſtand, ſeiner geringen Erfahrungen im Leben, und der Allgewalt der Leidenſchaft, die ihn verführt, zu Mitleiden mit ihm zu bewegen ſuchte. Sie machte ihm ferner bemerklich, daß ihr Bruder ſein Vergehen im Weſentlichen dadurch, daß er jenes Mädchen heirathen wolle, wieder gut zu machen bereit ſei, und daß es ihm, als dem vom Kaiſer eingeſetzten lebendigen Geſetze, doch ſo leicht falle, den todten Buchſtaben in einer Sache mild auszulegen, die, wie die vorliegende ihres Bruders, ſo viele gültige Gründe an die Hand gebe, Gnade vor Recht ergehen zu laſſen. Ja, ſie fügte ſchlüßlich hinzu, wie es ihre feſte Ueberzeugung ſei, er handele als ein gütiger Richter vielmehr als ein hartherziger in dem eigenen Geiſte des Kaiſers, der das ſtrenge Geſetz doch offenbar nur um zu ſchrecken, und nicht um vollzogen zu werden, gegeben habe, inſofern es eine arge Grauſamkeit ſein würde, ein Vergehen, das im Leben auf eine völlig genugthuende heilige Weiſe wieder gut zu machen ſei, mit dem Tode zu beſtrafen. Alſo war Epitia geſchäftig, mit mannichfalten Gründen die Sache ihres bedauernswerthen Bruders gegen ſeinen Richter zu vertreten, und Juriſte ſeinerſeits fand eine ſo übergroße Wonne daran, ſie anzuſehen und reden zu hören, daß er nicht umhin konnte, ſie noch ein zweitesmal vor ſich zu beſcheiden. Epitia meinte in dieſem Umſtande eine gute Vorbedeutung zu ſehen, und ſprach dieſes zweitemal noch viel beſſer und eindringlicher für ihren Bruder. Juriſte wurde nun aber dabei ſo unwiderſtehlich von ihr hingeriſſen, daß alſobald in ihm die ſchmähliche Begierde entbrannte, an ihr das nämliche Verbrechen zu begehen, um deſſetwillen ihr Bruder zum Tode verdammt war. Er ſagte: Epitia, deine Fürſprache hat ſo viel über mich vermocht, daß ich beſchloſſen habe, die auf morgen angeſetzte Vollſtreckung der Todesſtrafe an deinem Bruder bis dahin zu verſchieben, wann ich die mir von dir angegebenen Gründe reiflich erwogen haben werde. Erſcheinen ſie mir am Ende wirklich ſtark genug, deinen Bruder in den Augen der Gerechtigkeit zu entſchuldigen, ſo ſoll mir ſeine Begnadigung zu deſto größerem Vergnügen gereichen, als es mir herzlich leid gethan hat, in dieſer Sache dem Rechte ſeinen Lauf laſſen zu müſſen. — Epitia ſchöpfte aus dieſen Worten gute Hoffnungen und dankte Juriſte vielemale, daß er ſich ihr ſo gnädig bezeigt, weil ſie glaubte, der Meinung ſein zu dürfen, er werde ihr die völlige Freiſprechung ihres Bruders eben ſo willig, wie die jetzige Friſtung ſeines Lebens, zugeſtehen. Sie fügte hinzu, ſie erkenne, daß ſie ihm innig verpflichtet ſei, und zweifele nicht daran, er werde ihre guten Gründe, bei wiederholter Erwägung, billigen, und er verſicherte ihr abermals, er werde, wenn er es irgend mit der Gerechtigkeit verträglich finde, ihre Wünſche gern befriedigen.

Hierauf begab ſich Epitia hocherfreut zu Vico in den Kerker, trug ihm zu ſeinem Troſte den anſcheinend guten Erfolg der Schritte vor, die ſie für ihn bei Juriſte gethan, und verſprach ihm, der ſie in ſeiner verzweifelten Lage dringend beſchwor, ihn zu erretten, dem auf jede mögliche Weiſe nachzuſtreben. Juriſte hingegen fühlte immer entſchiedener, wie tief ſich ihm das Bild des ſchönen Mädchens in die Seele geprägt hatte, und richtete alle ſeine Gedanken darauf, ſeine unkeuſche Leidenſchaft in ihrem Beſitze zu ſtillen, deren erneutem Beſuche er entgegen ſah.

Epitia ließ drei Tage vergehen, und erſchien darauf wieder bei Juriſte mit der beſcheidenen Frage: was er über Vico beſchloſſen habe? — Sobald Juriſte ſie vor ſich ſah, wurde er ganz Feuer und Flamme und ſprach: Sei mir willkommen, ſchönes Mädchen! Ich habe inzwiſchen nicht nur die Gründe, mit denen du deinen Bruder gegen mich vertheidigeſt, nochmals wohl erwogen; ſondern deren ſogar neue aufgeſucht, um dich zufrieden zu ſtellen. Aber leider! habe ich mich überzeugen müſſen, daß ihm Alles nur den Tod zuſpricht, da nach dem allgemeinen Geſetze kein Menſch, der wonicht etwa ohne ſein Vorwiſſen ſündigt, etwas zu ſeiner Rechtfertigung vorzubringen hat, inſofern ein Jeder wiſſen muß, daß wir Alle Gutes thun ſollen, und eben Keiner ſich damit entſchuldigen kann, daß er dieſes nicht gewußt habe. Dein Bruder iſt in dem Falle, weil es ihm bekannt war, daß das Geſetz einem Jungfrauenſchänder den Tod zuerkennt, und er muß alſo ſterben, da ich ihm von Rechtswegen keine Gnade angedeihen laſſen darf. Es iſt freilich wahr, daß ich dir zu Gefallen im Stande ſein würde, alles Mögliche zu thun, und wenn du daher, die du deinen Bruder doch ſo ſehr liebſt, dich um ſeinetwillen mir ergeben wollteſt, ſo wäre ich gern bereit, ihm das Leben zu ſchenken und ſein Todesurtheil zu mildern. — Epitien ſtieg bei dieſen Worten das Blut in's Geſicht und ſie ſagte: Das Leben meines Bruders iſt mir allerdings viel werth; aber weit theurer iſt mir doch meine Ehre, und ich wollte meinen

Bruder lieber mit dem Verluſte meines Lebens, als mit dem meiner Jungfräulichkeit erretten. Steht alſo zwar von dieſem eurem unehrbaren Gedanken ab; haltet euch aber für verſichert, daß ich mit Freuden für Vico handeln werde, inſofern ich es mit Ehren kann. — Etwas Anderes, als ich dir genannt, ſprach Juriſte, kannſt du nicht für ihn thun; auch ſollteſt du nichts weniger als ſo ſpröde mit mir ſein, da es ſich leicht fügen könnte, daß ich dich in Folge unſerer erſten Zuſammenkünfte zu meiner Frau erköre. Denke reiflich darüber nach, und laß mich morgen deine Antwort wiſſen. — Ich gebe euch meine Antwort auf der Stelle, ſprach Epitia, denn ich will meine Ehre nicht gefährden, und wofern ihr mich nicht zu eurem Weibe nehmt, da denn die Befreiung meines Bruders einmal davon abhangen ſoll, ſo redet ihr in den Wind. — Juriſte beharrte desungeachtet dabei, ſie möge es ſich nochmals überlegen und ihm morgen ihren Entſchluß zu wiſſen thun, bei deſſen Geſtaltung ſie doch auch nicht außer Acht laſſen dürfe, wer er ſei und welche Macht in ſeinen Händen liege; und Epitia ging höchſt beſtürzt von ihm zu ihrem Bruder, dem ſie hinterbrachte, was zwiſchen ihr und Juriſte vorgefallen, und zu bedenken gab, daß ſie doch ihre Ehre nicht dafür hingeben könne, ihm das Leben zu erretten. Als ſie ihn nun aber ferner unter Thränen bat, ſich vorzubereiten, ſein unvermeidliches trauriges Geſchick mit geduldigem Muthe zu ertragen, ſo begann Vico plötzlich heftig zu weinen und ſeine Schweſter zu beſchwören, ſie möge ihn nicht ſterben laſſen, da ſie auf die ihr von Juriſte angedeutete Weiſe ſein Leben zu erretten im Stande ſei. Willſt du, Epitia! ſprach er, mir das Henkerbeil am Halſe und den Kopf von dieſem Körper abſchlagen ſehen, den eben der Vater und eben die Mutter, die auch die deinen ſind, erzeugt und geboren haben? Willſt du mich, der ich ſeither mit dir gelebt und mit dir von Jugend auf ernährt und erzogen worden bin, von dem Henker zu Boden geworfen ſehen? Ach, Schweſter! laß dich von den Banden des Blutes, der Natur und der Liebe, die uns vereinen, bewegen, mich, ſolange es noch in deiner Gewalt ſteht, aus einem ſo ſchmählichen, elendiglichen Tode zu befreien. Hilf mir, Schweſter! und verlaß mich nicht in dieſer äußerſten Noth. Juriſte hat dir ja geſagt, vielleicht nehme er dich zu ſeinem Weibe. Sieh! warum könnte das nicht wahr werden? Du biſt ſo ſchön und anmuthvoll, als ob dazu geboren, eine vornehme Edelfrau zu werden. Du biſt ſo artig und ſchmiegſam, du haſt eine ſolche Ueberredungskraft in deinen Worten und Mienen, was vermöchte dem vereint zu widerſtehen! da doch ſchon ein einziger von dieſen Vorzügen hinreichen würde, dich, ich ſage nicht Juriſten, nein, dem Kaiſer der Welt, lieb und werth zu machen? Alſo zweifele nicht, daß Juriſte dich zu ſeiner rechtmäßigen Gattin erwählt, und ſtelle mein Leben ſicher, da du es deiner Ehre unbeſchadet thun kannſt. — Vico weinte unaufhörlich, während er dies ſagte, und auch Epitia vergoß Thränen ſeinethalb. Vico warf ſich ihr um den Hals und ließ nicht eher wieder von ihr, bis ſie, von Mitleiden überwunden, ihm verſprach, ſeinen Wünſchen gemäß und um ihn vom Tode zu erretten, ſich Juriſten, in der Hoffnung daß er ſich ihr vermählen werde, zu ergeben.

Des erſten Tages nach dieſem zwiſchen ihnen gefaßten Beſchluß trat die Jungfrau vor Juriſten und ſagte zu ihm: die Hoffnung, die er ihr gegeben, ſie nach ihren erſten Zuſammenkünften zu ſeiner Gattin zu machen, und inſonderheit das Verſprechen, gegen die Bewilligung ihrer Gunſt ihrem Bruder das Leben zu ſchenken, das er durch ſein Verbrechen verwirkt habe, vermöchten ſie, ſich hiermit ſeiner

Willkühr anheim zu ſtellen. Juriſte hielt ſich für den beglückteſten Sterblichen, daß er alſo dies ſchöne und reizende Mädchen beſitzen ſollte und ſagte: Er erneue ihr die Hoffnung, die er ihr ſchon gegeben, und verſpreche ihr ganz gewiß, am anderen Morgen ihren Bruder aus dem Gefängniſſe zu befreien. Darauf ſpeiſte er mit ihr zu Abend, und brachte die Nacht mit ihr zu; anſtatt aber ihren Bruder Vico dafür in Freiheit zu ſetzen, befahl er, ihm ſofort den Kopf abzuſchlagen.

Das arme Mädchen konnte vor Ungeduld den Anbruch des Tages nicht erwarten, und es kam ihr vor, als habe die Sonne noch niemals ſo lange als in dieſer Nacht gezögert. Als der Morgen endlich dennoch erſchienen, entwand ſie ſich den Armen Juriſtes, und bat ihn mit ihren ſüßeſten Tönen, daß es ihm gefallen wolle, ihr die ihr gegebene Hoffnung zu verwirklichen; mittlerweile aber ihren Bruder in Freiheit zu ſetzen. Er erwiederte ihr, er fühle ſich durch die Freuden, die ſie ihm in dieſer Nacht bereitet, hoch beglückt, und wünſche nicht allein, daß ſie fortfahren möge, von ihm das Beſte zu hoffen, ſondern werde ihr auch ihren Bruder ungeſäumt nach Hauſe ſenden. Nachdem er ſie mit dieſer Zuſicherung getröſtet hatte, ließ er den Kerkermeiſter vor ſich rufen und ſprach zu ihm: Gehe hin und bringe der Frau ihren Bruder in das Haus. — Epitia verließ ihn alſo in der höchſten Fröhlichkeit und ging nach Hauſe, wo ſie Vicos gewärtigte. Der Kerkermeiſter ließ deſſen Körper auf eine Bahre und den Kopf ihm zu Füßen legen, ein ſchwarzes Tuch darüber breiten, und die Bahre, der er voranging, nach Epitia's Wohnung ſchaffen. Daſelbſt angekommen, verlangte er die Jungfrau zu ſprechen. Dies, ſprach er, iſt euer Bruder, den der Herr Statthalter, aus dem Gefängniſſe befreit, euch ſendet. — Zugleich ließ er die

Bahre aufdecken und vor Epitiens Augen ihren Bruder ſichtbar werden.

Keine menſchliche Zunge würde es ausſprechen, kein menſchliches Gemüth es ermeſſen können, welcher Schmerz und welcher Schrecken über Epitien kam, indem ſie jetzt auf dieſe Weiſe, getödtet, ihren Bruder erblickte, den ſie erwartet hatte, mit frohlockendem Herzen ſobald als lebend und frei begrüßen zu können. Wie unſäglich groß aber auch ihr Entſetzen über dieſen Anblick war, ſo verſchloß ſie doch ihre Gefühle in ihr Inneres, und wo jedes andere Weib geweint und geſchrieen haben würde, blieb ſie ſcheinbar ruhig und zufrieden. Sie ſagte zu dem Kerkermeiſter: Hinterbringe deinem und meinem Herrn wieder, daß ich meinen Bruder annehme, ſowie es ihm gefallen hat, ihn mir zu ſenden, und daß es mir, da er meinen Willen nicht habe thun wollen, recht ſei, den ſeinigen erfüllt zu haben, den ich zu dem meinen mache, inſofern ich glauben will, er habe an dem, was er gethan, eben recht gehabt. Empfiehl mich ihm und ſage ihm, daß ich zu jederzeit bereit ſei, ihm zu dienen. —

Der Kerkermeiſter ſagte dem Statthalter Wort für Wort wieder, was Epitia ihm für ihn aufgetragen, und fügte dazu ſeine Wahrnehmung, daß das junge Mädchen bei dem entſetzlichen Anblicke auch nicht das mindeſte Zeichen von Unmuth kund gegeben, worüber denn Juriſte ſich bei ſich ſelbſt ſehr freute, und der Meinung ward, die Jungfrau möchte ihm wohl nach wie vor ihren Beſitz geſtatten, gleich als ob ſie ſein Weib und ihr Bruder am Leben und in Freiheit wäre.

So wie der Kerkermeiſter fortgegangen, hub Epitia an, ihren todten Bruder bitterlich zu beweinen, und lange und ſchmerzliche Klagen über ihn zu erheben. Sie verwünſchte Juriſtes Grauſamkeit und ihre eigne Einfalt, ſich ihm vor der Befreiung ihres Bruders zu ergeben. Nachdem ſie demſelben aber den Zoll ihrer Thränen entrichtet hatte, ließ ſie ſeinen Leichnam zur Erde beſtatten, und zog ſich ſelbſt in ihre einſame Kammer zurück, wo ſie, von gerechtem Unwillen erregt, zu ſich ſagte: Alſo willſt du es ruhig dulden, Epitia, daß dieſer Schurke dir deine Ehre geraubt und dich verhöhnt und gemishandelt hat, ohne daß es dir in den Sinn kommt, dich dafür an ihm, ſo wie er es verdient, zu rächen? — Darauf ſich mit immer heftigeren Worten zum Zorne entzündend, ſagte ſie ferner: Meine Einfalt hat dem Böſewichte den Weg gebahnt, das Ziel ſeiner ſchändlichen Wünſche zu erreichen. Seine Lüſternheit ſoll meine Rache vermitteln, und wenn mir dieſe gleich meinen Bruder nicht wieder lebendig macht, ſo ſoll ſie mir doch das Gemüth erleichtern helfen. — Sie beſtärkte ſich in dieſer Sinnesart immer mehr, und wartete nur darauf, daß Juriſte ſie wieder eines Nachts zu ſich beſcheiden laſſen werde, wodann ſie heimlich ein Meſſer mit ſich nehmen, und ihn, wachend oder ſchlafend, je nachdem ſich die Gelegenheit dazu erböte, ermorden, ja ſelbſt womöglich ihn den Kopf abſchneiden wollte, um ihn auf das Grab ihres Bruders zu tragen, und dem Schatten deſſelben zu weihen. Sie dachte dieſer Sache freilich auch wieder reiflicher nach, und ſah ein, daß, wenn es ihr ſelbſt gelänge, den Schuldigen zu tödten, doch ziemlich gewiß dafür zu halten ſei, daß man ſie ein ehrloſes Weib nennen, und glauben werde, ſie habe dieſe That vielmehr aus Bosheit und Eiferſucht, als aus einem edleren Bedürfniß der Rache vollbracht. Da ihr nun die große Gerechtigkeitsliebe des Kaiſers wohlbekannt war, der ſich damals in Villaco aufhielt, ſo beſchloß ſie, zu ihm zu gehen, und ſich bei Seiner Majeſtät über Juriſte's Undankbarkeit und Treuloſigkeit gegen ſie, in der feſten Ueberzeugung, zu beſchweren, ihn den verdienten Lohn dafür empfangen zu ſehen. Sie legte Trauerkleider an, machte ſich ganz allein auf den Weg und begab ſich zu Maximilian, bei dem ſie um Gehör bat und es erhielt, und dem ſie ſich zu Füßen warf, indem ſie mit betrübter Stimme zu ihm ſagte: Erhabenſter Kaiſer! mich führt eine unglaubliche Undankbarkeit und Ungerechtigkeit vor euer Angeſicht, die mir euer Statthalter zu Inſpruck, Juriſte, angethan, und ich hoffe und flehe zu euch, daß ihr auch mir die Gerechtigkeit angedeihen laſſet, die ihr dem Geringſten eurer Unterthanen nicht verſagt. — Sie hub darauf an, unter ſo herzbrechenden Thränen und Seufzern dem Kaiſer zu erzählen, wie Juriſte mit ihr und ihrem Bruder umgegangen, daß ſie ihn und alle Hofleute, die ihn umgaben, mit Verwunderung und Mitleiden erfüllte. Nichtsdeſtoweniger lieh doch Maximilian, der ſie am Ende ihrer Rede nöthigte aufzuſtehen, Epitien nur das eine Ohr und hob das andere dem Beklagten auf. Er entließ die Jungfrau von ſich, um ſich auszuruhen, und ließ Juriſten vor ſich entbieten, indem er den Seinigen, die ſie mit angehört, ſo lieb ihnen ſeine Gnade wäre, unterſagte, ein Wort von der gegen ihn vorgebrachten Klage irgend gegen ihn oder Andere verlauten zu laſſen.

Juriſte, der alles Andere eher geglaubt hätte, als daß Epitia ihre Zuflucht zum Kaiſer genommen, kam getroſten Muthes bei dieſem an, wartete ihm in ſchuldiger Ehrerbietung auf und fragte, was Seiner Majeſtät zu Gebote ſtehe? — Du wirſt es ſogleich erfahren, ſprach Maximilian und ließ Epitien vorführen. Als Juriſte die von ihm ſo ſchwer Gekränkte vor ſeinen Augen ſah, wurde er von ſeinem Gewiſſen und von der äußerſten Beſtürzung ſo plötzlich übermannt, daß faſt alle Lebensgeiſter von ihm wichen und er am ganzen Körper zu erzittern anhub. Maximilian verſah ſich deſſen und war überzeugt, die Jungfrau habe die lautere Wahrheit ausgeſagt. Er wendete ſich ihm mit einem ſo geſtrengen Angeſichte, als der Gewichtigkeit des Falles entſprach, zu, und ſagte: Vernimm, weſſen dich dieſe Jungfrau hier beſchuldigt, und gebot Epitien, ihre klägliche Geſchichte von neuem vorzutragen. Epitia that es, indem ſie den Kaiſer nochmals um Gerechtigkeit anflehte. Juriſte verſuchte zwar, ſie durch Schmeicheleien zu bethören und ſagte: Ich hätte doch nimmermehr geglaubt, daß ihr, die ich ſo ſehr liebe, mich bei des Kaiſers Majeſtät ſolcher Dinge beſchuldigen könntet. Aber Maximilian that ſeinen Worten Einhalt und ſagte: Es iſt hier nicht an der Zeit, daß du den Liebhaber vorſtellſt; ſteh Rede und Antwort auf das, weſſen du geziehen wirſt. — Juriſte ließ nunmehr von dem ab, was ihm nachtheilig wurde und ſprach: es iſt allerdings wahr, daß ich den Bruder dieſer Jungfrau habe enthaupten laſſen, weil er eine andere Jungfrau geſchändet; aber ich habe dies nur zur Aufrechterhaltung der Geſetze und der Gerechtigkeit zu Liebe gethan, die mir eure Majeſtät ſo dringend anbefohlen hat, und gegen die die Fortdauer ſeines Lebens allzuſehr verſtoßen haben würde. — Hier fiel ihm Epitia in's Wort: Wenn du nun aber die Gerechtigkeit dabei alſo vor Augen hatteſt, wie kam es, ſprich, daß du mir doch Leben und Freiheit meines Bruders gegen die Ueberlaſſung meiner Perſon zuſicherteſt, die du mich überdies hoffen ließeſt, mir durch die Ehe mit dir zu vergelten? Verdiente mein Bruder wegen ſeiner einen Verſündigung den Tod, ſo ſpricht ihn die Gerechtigkeit dir auf doppelte und dreifache Weiſe zu. — Juriſte ſtand wie betäubt ihr gegenüber, und der Kaiſer nahm hiernächſt das Wort: Meinſt du, Juriſte, ſagte er, daß es der Gerechtigkeit dienen heißt, ſie alſo, wie du gethan, zu beleidigen, ja zu ertödten? Du haſt gegen dieſe Jungfrau gehandelt wie der gemeinſte Böſewicht; aber es ſoll dir nicht ſo leer ausgehen, das glaube mir. — Juriſte fing nun an, um Gnade zu bitten, und Epitia fuhr fort, um Gerechtigkeit zu flehen. Maximilian erwog die Einfalt der Jungfrau und Juriſtes Bösartigkeit, und wußte anfänglich nicht gleich, wie er ſowohl der Ehre Epitias, als auch den Forderungen der Gerechtigkeit genügen ſollte. Endlich äußerte er den Beſchluß, Juriſte habe ſich der Jungfrau zu vermählen. Epitia weigerte ſich zwar, darein zu willigen und behauptete, ſie könne nicht erwarten, in der Ehe mit ihm etwas Anderes, als Leiden und Mishandlungen zu erleben; aber der Kaiſer beharrte auf ſeinem Sinne.

Juriſte wurde mit Epitien getraut, und meinte nun, ſeine Noth überſtanden zu haben; aber er hatte weit gefehlt. Maximilian ertheilte der Jungfrau das Geheiß, in ihre Herberge zurückzugehen und wendete ſich zu Juriſte mit folgenden Worten: Was du verbrochen, iſt zweierlei, eines nicht minder ſchlimm als das andere. Erſtens haſt du einer Jungfrau, ſo wie man mit Recht zu ſagen pflegt, ihre Ehre geraubt, und ſodann, wider dein ihr gegebenes Verſprechen, ihrem Bruder den Kopf abſchlagen laſſen, der allerdings von Rechtswegen den Tod verdient hatte, dem du aber bei ſo bewandten Umſtänden dennoch ſchuldig warſt, das Leben zu erhalten. Damit, daß du auf meinen Befehl die Jungfrau geheirathet, haſt du, wie du weißt, jenes erſte Verbrechen noch nicht geſühnt, ſondern habe ich ihre Ehre nur ihretwegen wiederherſtellen wollen. Deine Schuld an dem einen wie dem andern Verbrechen iſt noch eben ſo groß wie zuvor, und alſo will ich, daß du ſie ebenfalls, ſo wie jener von dir getödtete Bruder Epitiens die ſeinige, mit dem Verluſte deines Kopfes abbüßeſt. — Wie groß Juriſtes Schrecken und Beſtürzung über dieſen kaiſerlichen Beſchluß ſein mußten, iſt leicht zu erachten. Er wurde den Schergen übergeben, um des nächſtfolgenden Morgens abgeführt zu werden, und erwartete ſelbſt nur in kurzem unter den Händen des Henkers ſich zu befinden.

Mittlerweile vernahm Epitia den Urtheilsſpruch des Kaiſers, und wie erbittert ſie vorher auch gegen Juriſte geweſen war, ſo trug doch gegenwärtig ihre natürliche Herzensgüte über ihren Zorn den Sieg davon, und es wollte ihr eben däuchten, als ob es ihrer unwürdig wäre, wenn ſie zugäbe, daß Juriſte, den ſie einmal als ihren Gatten vom Kaiſer angenommen, um ihretwillen den Tod erlitte. Sie fürchtete, man werde den Beweggrund zu ſolchem Betragen ihrerſeits vielmehr in einem unerſättlichen Durſt nach Rache, als in dem Verlangen nach Gerechtigkeit ſehen, und deshalb, ihr ganzes Sinnen und Trachten dahin richtend, ihren ehemaligen Feind am Leben zu erhalten, begab ſie ſich zu dem Kaiſer, und ſagte zu ihm, nachdem es ihr geſtattet worden war, zu reden: Mein höchſter Herr! Juriſte's vorgängige Ungerechtigkeit und ſeine Undankbarkeit gegen mich trieben mich an, bei eurer Majeſtät Klage gegen ihn zu erheben, und ihr waret ſo gnädig und gerecht, meine verlorne Ehre dadurch wieder herzuſtellen, daß ihr ihn nöthigtet, mir ſeine Hand als Gatte zu reichen, und eben ſo auch ſein eigenes Verſchulden dadurch zu beſtrafen, daß ihr ihn zum Tode verdammtet. Aber, mein erhabener Fürſt, wenn ich vorher, ehe ich ſeine Gattin war, nach ſeinem Tode ein gerechtes Verlangen tragen mußte, ſo würde ich gegenwärtig, nachdem es eurer Majeſtät gefallen, mich durch das Sakrament der Ehe mit Juriſten zu verbinden, nicht umhin können, mich ſelbſt für ein höchſt unbarmherziges und verderbtes Weib anzuſehen, wenn ich noch in ſeinen Tod willigte, und ihr würdet durch den Beſchluß vielmehr meine Schande vor der Welt beſördert, anſtatt, wie es eure Gerechtigkeit beabſichtigte, meine Ehre errettet zu haben. Darum bitte und beſchwöre ich euch, mein Herr und Kaiſer! auf das demüthigſte und ehrerbietigſte, wollet nicht durch einen ſolchen Urtheilsſpruch gewiſſermaßen mit dem Schwerte der Gerechtigkeit die Bande durchſchneiden, die ihr ſelbſt um mich und um Juriſten geſchlungen habt, und bethätiget mir nun auch, nachdem ihr gerecht geweſen ſeid, eure Milde, die den Herrſcher nicht minder ziert als die Gerechtigkeit, dadurch, daß ihr mir Juriſten lebendig übergebt. Ich würde euch für dieſe unermeßliche Gnade ewig dankbar ſein, und, wie eine getreue Magd für die Wohlthaten ihres Herrn, den reichſten Segen Gottes durch mein Gebet auf euer geheiligtes Haupt dafür hernieder erflehen. — Hier hörte Epitia auf zu ſprechen, und den Kaiſer bedünkte es wie ein Wunder, ſie uneingedenk des ſchweren Unrechts, das ihr Juriſte angethan, ſo warm und eindringlich für ihn bitten zu hören. Er hielt dafür, ſo viele Güte als dieſes Weib zu erkennen gab, verdiene, daß er Gnade vor Recht ergehen laſſe, und ihr den zum Tode verurtheilten Uebelthäter ſchenke. Er ließ Juriſten, der nicht anders meinte, als bereits ſeinen letzten Gang zu thun, unverzüglich vor ſich führen, und ſagte zu ihm: Die Barmherzigkeit Epitiens gegen dich, du Treuvergeſſener, hat mein Herz gerührt, und anſtatt, daß ich, ſo wie du es verdienſt, dich für deine Schandthaten mit zwiefachem Tode beſtrafen ſollte, ſchenke ich dir hiermit dein Leben, das du, werde deſſen niemals uneingedenk! ihr allein zu verdanken haſt. Lebe mit ihr fernerhin in der einmal geſchloſſenen Ehe, in der ſie großherzig genug iſt, mit dir leben zu wollen, und behandele ſie jederzeit ſo liebevoll und würdig, wie ſie es um dich verdient, wofern du nicht meine allerhöchſte Ungnade auf dich laden willſt. — Mit dieſen Worten faßte der

Kaiſer Epitiens Hand und gab ſie Juriſten. Sie und Juriſte mit einander dankten ihm für ſeine Huld und Gnade, und Juriſte vergaß nimmermehr, wieviel Epitia für ihn gethan hatte, ſondern behielt ſie deswegen herzlich lieb, und führte mit ihr, ſo wie ſie mit ihm, ein glückliches und zufriedenes Leben bis an das Ende ihrer Tage.

XXI.

Die Verwechslungen.

Als die Kaiſerlichen Truppen im Jahre funfzehnhundert ſieben und zwanzig die Stadt Rom erobert hatten und plünderten, wurde unter Anderen auch ein Märker aus Eſi, Namens Ambrogio Nanni, gefangen genommen, ein wohlhabender rechtlicher Handelsmann, der Witwer und Vater zweier Kinder, eines Sohnes und einer Tochter, war.

Dieſe beiden Kinder waren über die Maßen ſchön, und einander ſo ähnlich, daß ſie, etwa gleich gekleidet, kaum von einander zu unterſcheiden; ja, da ihr Vater eben zuweilen zu ſeinem Ergötzen ſie bald ſo bald ſo übereinſtimmend kleiden ließ, geſchah es wohl, daß er ſelbſt ſich über ſie täuſchte, die als Zwillinge überdies von einer Größe waren. Ambrogio hatte ſie unterrichten, ſie ſingen und muſiziren lehren laſſen, und ihnen alle Bildung gegeben, die ihrem Alter angemeſſen war.

Bei der Plünderung Roms nun zählten ſie gerade funfzehn Jahre oder etwas darüber. Der Knabe, der ſich Paolo nannte, fiel als Beute einem Deutſchen zu, der von den Seinigen als ein tapferer Degen ſehr geſchätzt wurde, und da derſelbe auch andere bedeutende Gefangene gemacht, die ihm ein ſtarkes Löſegeld zahlen mußten, ſo war er in den Beſitz gar vielen Goldes und Silbers und vieler Kleinodien und koſtbarer Sachen gekommen, mit welchen Allem er Rom verließ und ſich, in Geſellſchaft Paolos, den er wie ſeinen Sohn behandelte, nach Neapel begab, wo er ſeine Koſtbarkeiten zu Gelde machte, und ſeine Schlüſſel Paolo anvertraute.

Das Mädchen, deren Name Nicuola war, gerieth zweien ſpaniſchen Fußſoldaten in die Hände, und bereitete ſich ein leidliches Geſchick dadurch, daß ſie ihnen ſagte, ſie ſei eines reichen Mannes Tochter, weil die beiden Geſellen ſie deshalb, in Hoffnung auf einen reichlichen Gewinn, höflich behandelten.

Ambrogio entging mit Hülfe einiger Neapolitaner, ſeiner Freunde, die ſich unter den Spaniſchen Schaaren befanden, der Gefangenſchaft, und fand auch Gelegenheit, ſein Geld und Silberzeug, das er in einem Stalle vergraben, zu retten; all ſeine ſonſt im Hauſe befindliche Habe wurde aber geraubt. Sich hierauf nach ſeinen Kindern umthuend, fand er Nicuolo, die er mit fünfhundert Golddukaten auslöſte; von Paola aber konnte er aller angewandten Mühe ungeachtet nichts entdecken, und verfiel deswegen in einen ſchweren Kummer, da ihm der Verluſt dieſes Sohnes unendlich ſchmerzlicher als alles Andere war, was er ſonſt Werthvolles eingebüßt hatte. Da er nun am Ende ſeine Hoffnungen ſcheitern ſah, von dem Knaben jemals wieder zu hören, ſo konnte er nicht mehr umhin, anzunehmen, er müſſe umgekommen ſein, und kehrte alſo, unwillig längere Zeit in Rom zu verweilen, tief betrübt und niedergeſchlagen nach Eſi zurück, wo er ſein Haus in Ordnung brachte, und, in Betracht ſeines erlangten Wohlſtandes, ſeinen Handel aufgab, und ſeine Rechnung mit Jedermann abſchloß, ſo gut es angehen wollte.

Es lebte mit ihm in derſelben Stadt ein reicher Bürger, Namens Gherardo Lanzetti, ein großer Freund Ambrogios, dem auch ſeine Frau geſtorben war, und der ſich in die Reize Nicuolas dermaßen verliebte, daß er, ihrer Jugend und ſeines faſt ſechszigjährigen Alters uneingedenk, ſie und zwar ohne ſich eine Ausſteuer zu bedingen, von ihrem Vater zur Ehe verlangte. Ambrogio hatte zwar eben keine Luſt, ſeine Tochter mit einem Greiſe zu vermählen, indeſſen ſagte er nicht ja, nicht nein, und wollte in keinem Falle gern ihr Schickſal beſtimmen, bevor er nicht etwa, was er immer noch erhoffte, von Paolo Nachrichten empfangen hätte. Nicuolas Schönheit ſtand in Eſi in großem Rufe, und war das allgemeine Stadtgeſpräch. Man zeigte mit Fingern auf ſie, wann ſie ausging, und Viele gingen an ihrem Hauſe vorüber, nur um ſie zu ſehen.

Zu derſelben Zeit geſchah es, daß ein vater- und mutterloſer, an Glücksgütern reicher Jüngling von ein und zwanzig Jahren, Lattanzio Puccini Nicuola ſah und von ihr geſehen wurde, um ſie eben ſo ſehr in Liebe zu ſich zu entzünden, als er ſelbſt für ſie entbrannte. Lattanzio trachtete nur danach, ſie Tag für Tag zu ſehen und ihr durch ſeine Augen zu verſtehen zu geben, was er für ſie fühlte, und da ſie nicht unterließ, ſich ihm immerdar freundlich geſinnt zu bezeigen, ſo überzeugte ſich der Jüngling am Ende, von ihr geliebt zu ſein und hielt ſich für den glücklichſten Liebhaber auf Erden. Nicuola ihrerſeits fand eben ſo großes Vergnügen an Lattanzios Wohlgeſtalt und guter Sitte, und ließ die Leidenſchaft ihrer zarten Bruſt ſo ſehr überhand nehmen, daß ſie ſich ſeines Anblicks bald weder mehr entſchlagen konnte noch wollte.

Es iſt ſelten der Fall, daß zwei Liebende nicht erlangen, was ſie übereinſtimmend wünſchen. Es gelang Lattanzio, ihr einen Brief zuzuſtellen und ſich von ihr Antwort zu verſchaffen, und eben ſo hatte er auch mehrmalige Zuſammenkünfte mit ihr, bis Ambrogio in gewiſſen Geſchäftsangelegenheiten dereinſt eine Reiſe nach Rom machen und ſich auf längere Zeit von Hauſe entfernen mußte. Er wollte Nicuola nicht anders als in zuverläſſiger Obhut zurücklaſſen und gab ſie zu ſeinem Schwager in Fabriano, der Frau und Töchter hatte; was übrigens ſo ſchnell vor ſich ging, daß Nicuola nicht im Stande war, vorher Lattanzio davon zu benachrichtigen.

Lattanzio hörte, Ambrogio ſei verreiſt, und glaubte nicht anders, als er habe ſeine Tochter mit ſich genommen. Er ſtellte Nachforſchungen an, konnte aber nichts Gewiſſes erfahren und wollte vor Aerger und Leidweſen darüber faſt verzweifeln. Als ein vornehmer lüſterner Jüngling kannte er freilich keine rechte Beſtändigkeit, und ſo geſchah es, daß er, darauf die ſchöne und anmuthige Tochter Gherardo Lanzettis erblickend, ſeine ehemalige Geliebte völlig über ſie vergaß. Die arme Nicuola führte dagegen ein ſehr betrübtes Leben und härmte und grämte ſich, alſo von Eſi entfernt worden zu ſein, ohne daß ſie von ihrem Lattanzio, den ſie fortwährend im Herzen und im Sinne trug, hätte ſchriftlich oder durch mündliche Botſchaft Abſchied nehmen können. An ihn dachte ſie Tag und Nacht, und jede Stunde, die ihr Vater ausblieb, dehnte ſich ihrer Sehnſucht zu Jahren aus. Der Oheim, bei dem ſie lebte, war überdies ein eigenſinniger ſtrenger Mann, der es für unſchicklich hielt, daß junge unverheirathete Mädchen mit Jemand ſprächen, den ſie nicht genau kannten, oder etwa hin und her ſchweiften, und ſo mußte ſie unabläſſig über ihren weiblichen Arbeiten ſitzen, und fand niemals Gelegenheit, an Lattanzio zu ſchreiben. Ihre Muhmen leiſteten ihr fortwährend Geſellſchaft und ſuchten ſie nach ihrem beſten Wiſſen zu tröſten, weil ſie dafür hielten, ihre Schwermuth rühre von der Trennung von ihrem Vater her.

In dieſer bedrängten Lage brachte die troſtloſe Nicuola an die ſieben Monate zu, als wie lange Geſchäfte ihren Vater in Rom zu verweilen zwangen. Nach deren Beſeitigung kehrte er über Fabriano zurück, von wo er ſeine Tochter nach Eſi abholte. Ihr war es geradezu, als ginge ſie aus der Hölle in das Paradies ein, ſo fröhlichen Muthes begleitete ſie ihren Vater. Kaum aber in Eſi wieder angekommen, wandelte ſich ihre Freude in bitteres Herzeleid und tödtliche Eiferſucht um, indem ſie fand, daß ſich ihr Geliebter anderswo als bei Juden verpfändet, und was noch ſchlimmer war, ſie ſo ganz und gar vergeſſen hatte, als hätte er ſie im Leben nicht geſehen. Die leidenſchaftliche Nicuola mochte ihn wie ſie wollte durch Briefe und Botſchaften jeder Art an das, was zwiſchen ihnen vorgegangen, mahnen laſſen, es blieb Alles vergebens, und ſo nagte denn der Kummer ihrer Liebe ſolange an ihrem wunden Herzen, bis ſie endlich bei ſich beſchloß, ſich entweder die verlorne Zuneigung ihres Geliebten wieder zu erwerben, oder zu ſterben, weil ſie es, ſowie es mit ihr ſtand, nicht mehr aushalten konnte.

In dieſer ihrer Bedrängniß wurde ihr Vater veranlaßt, abermals nach Rom zu gehen. Nicuola wollte ſich durchaus nicht wieder nach Fabiano zu ihrem Oheim begeben und ſo brachte ihr Vater ſie in ein Kloſter zu ihrer Muhme, der Schweſter Camilla Lizza. Daſſelbe Kloſter hatte ſonſt in dem Geruche groſer Heiligkeit geſtanden; jetzt aber ſah und hörte Nicuola darinnen anſtatt frommer Werke und heiliger

Reden nichts als die ärgerlichſten Dinge. Sie hatte vorher gemeint, alle Nonnen ſeien Heilige, und wie groß war nun ihr Erſtaunen, als ſie wahrnahm, daß dieſelben den ganzen Tag von nichts als der üppigſten Liebe ſprachen, anſtatt der härenen, Hemden von der feinſten ausländiſchen Leinwand und die köſtlichſten Stoffe zu Kleidern trugen, mit ihren natürlichen Reizen nicht zufrieden, ſich durch Schminke, Puder, Eſſenzen und Moſchus das Geſicht glatt und ſchöner machten, und mit vielen Jünglingen der Stadt unabläſſig die vertrauteſten Zuſammenkünfte hielten. Nicuola ging allmälig mit Einer wie mit der Anderen um, und erfand ſie alleſammt unkeuſch und verdorben.

In dieſem Kloſter ging nun auch Lattanzio ein und aus, weil er ſich allda des öfteren Hemden und andere Wäſche nähen ließ, und eines Tages wurde Schweſter Camilla von ihm bei Seite gerufen. Nicuola hörte es, und eine brennende Gluth drang ihr durch alle Glieder, die gleich darauf wieder an einer eiſigen Kälte erſtarrten. Wer ſie in dieſem Augenblick angeſehen, würde bemerkt haben, wie ſie bei dem Namen ihres Geliebten hundertmal die Farbe wechſelte. Sie begab ſich an einen Ort, von wannen ſie ihn ungeſehen ſehen und ſprechen hören konnte, und da ſie auch anderemale, wann er alſo im Kloſter erſchien, auf ſolche Weiſe Auge und Ohr an ihm weidete, ſo geſchah es eines Tages, daß ſie ihn über den Verluſt eines Peruginer Pagen klagen hörte, der ihm zu Hauſe am eintägigen Fieber geſtorben war. Er äußerte ſich ferner ſeinethalb, wie zufrieden er mit ihm die drei Jahre her, die er ihm gedient, geweſen ſei, und fügte hinzu, daß er ſich glücklich ſchätzen würde, ſeines Gleichen jemals wieder zu finden. Als er fort war, kam Nicuola auf den Gedanken, ſich männliche Kleidung zu verſchaffen, und bei ihrem Geliebten als Page in Dienſte zu gehen; daß ſie aber nicht wußte, wie ſie dies anfangen ſolle, machte ſie übler Laune. Ihre Amme, die ihr als Kind die erſte Nahrung gereicht, war von ihr in das Geheimniß ihrer Liebe gezogen worden, und beſuchte ſie im Kloſter alle Tage, denn Ambrogio hatte ſie bei ſeiner Abreiſe gebeten, dies zu thun, und ihr auch, was die Nonnen wußten, geſtattet, ſie, wenn ſie wolle, mit ſich in ihre Wohnung zu nehmen. Sie ließ nun dieſe ihre Vertraute ſogleich zu ſich holen und ſchloß ihr, als ſie ſich mit ihr allein befand, ihr Herz auf. Pippa, ſo nannte ſich die Amme, ſuchte ihr zwar ihr tollkühnes Vorhaben auszuſchwatzen, und gab ihr die Gefahren und Aergerniſſe zu bedenken, die daraus leicht erwachſen dürften; ſie überredete ſie aber nimmermehr eines Beſſeren, und führte ſie darum mit ſich nach Hauſe, wo ſie ihr Gelegenheit gab, ſich wie ein armer Knabe in die Sachen zu kleiden, die einem kürzlich verſtorbenen Sohne der Pippa angehört hatten. Ohne weiter zu zögern, ging Nicuola hierauf des nächſten Tages verwandelt nach der Stadtgegend, wo ihr Geliebter wohnte. Das Glück wollte ihr ſo wohl, daß Lattanzio gerade vor ſeiner Thüre weilte. Als Romulo, denn dieſen Namen wollte ſich Nicuola beilegen, ihn erblickte, faßte ſie Muth und fing an, ſich umſchauend ab und zu zu wandeln, wie Kinder zu thun pflegen, wenn ſie an einen ihnen noch unbekannten Ort gelangen. Lattanzio warf ſein Auge auf ihn und hielt ihn für einen Knaben, der zum erſtenmale nach Eſi gekommen, um einen Dienſt zu ſuchen. Sobald Romulo dann ſeiner Hausthüre genaht war, rief er ihm zu: Junger Menſch, biſt du von hier? — Romulo entgegnete: Herr, ich bin ein armer Junge aus Rom, der ich Vater und Mutter ſchon vor vielen Jahren durch den Tod verloren habe, und jetzt obdachlos umirre, ich weiß nicht wohin, weil die Herren, denen ich ſeither diente, von mir verlangten, ich ſolle die Pferde und Mäuler ſtriegeln, was ich doch nicht gewohnt bin und nicht verſtehe. Ich war wohl auch einmal Page bei einem Herrn in Rom; aber der Arme wurde bei der Plünderung verwundet in die Tiber geworfen und ertrank; und mir, der ich ihn beweinte, gab ein ſchurkiſcher Spanier viele Schläge in's Geſicht, das er mir damit übel zugerichtet hat. — Wenn du bei mir bleiben und mir, ſo wie du ſagſt, dienen willſt, ſprach Lattanzio hierauf, ſo will ich dich annehmen. Führſt du dich ſo auf, daß ich mit dir zufrieden bin, ſo ſollſt du dich gewiß einer guten Behandlung zu rühmen haben. — Herr, antwortete Romulo, ich bleibe bei euch, und verlange ſonſt nichts von euch, als daß ihr mich behandelt, wie ich es verdiene. — Und alſo folgte er ſeinem Gebieter in ſein Haus und trat den Dienſt bei ihm mit ſolchem Eifer, ſolchem Geſchick und ſolcher Höflichkeit an, daß er ihn in wenigen Tagen ſchon jenen Peruginer vergeſſen machte. Lattanzio war außerordentlich zufrieden mit ihm und rühmte ſich, den artigſten, klügſten und geſittetſten Pagen von der Welt gefunden zu haben. Er kleidete ihn auf das zierlichſte und ließ ihm unter anderen einen vollſtändigen weißen Anzug machen. Romulo ſchätzte ſich höchſt glücklich und meinte, im Paradieſe zu ſein.

Nun aber liebte, wie ſchon geſagt, dieſer Lattanzio auf das leidenſchaftlichſte Catella, die Tochter Gherardo Lanzetti's, und ging tagtäglich an ihrem Hauſe vorüber, um ihr durch Winke und Geberden ſeine Gefühle zu verſtehen zu geben. Catella dagegen bezeigte ihm zwar keine beſondere Abneigung; war aber nichtsdeſtoweniger weit entfernt, ſich etwa viel aus ihm zu machen, da ihr junger Buſen für die Liebe noch unempfänglich war. Er hatte ſie mit Briefen und Botſchaften aller Art beſtürmt; aber eben noch keine weder ſchlimme noch gute Entſcheidung von ihr herbeigeführt. Ihr Vater war ſehr reich an Vermögen, wiewohl dabei über die Maßen geizig, und hatte Niemand im Hauſe als eine uralte Frau, die ſchon vor ihm daſelbſt geboren worden, eine Magd, und einen jungen Menſchen, den Sohn eines Feldbauers von ihm, der ihn immer begleitete. So hatte Catella unbeſchränkte Freiheit, an das Fenſter zu treten und mit wem es ihr beliebte ſich zu unterhalten, weil die gute Alte nicht vom Heerde wich und wankte, wo ſie die Aufſicht führte, und die Magd ihrerſeits ihr das Feld frei ließ und Lattanzio Vorſchub lieh, der ſie mit gelegentlichen kleinen Geſchenken beſtochen hatte. Lattanzio war alſo in ſeinen Beſtrebungen um Catellas Huld, die er in der That übermäßig liebte, durch nichts eingeſchränkt, und da er fand, daß Romulo ſeine Worte trefflich zu ſetzen wußte, ſo ſendete er denſelben in ſeinem Namen zu Catellen, nachdem er ihm ſeine Abſichten auf ſie gehörig eröffnet hatte. Romulo, der vielemale vorübergegangen, wußte wo das Haus war und kannte die Magd, mit der er ſeinen Herrn öfters reden geſehen; er ging alſo mit ſeinem Auftrage an Ort und Stelle, und es läßt ſich denken, ob er dies mit Vergnügen thun mochte. Zuvor begab er ſich indeſſen noch einmal zu der Pippa in ihr Haus und ſagte ihr unter Anderem: Liebes Mütterchen, ich befinde mich in der ärgſten Verlegenheit von der Welt, denn ich habe durchaus den Muth nicht, mich meinem Geliebten zu entdecken, und muß ihn ſo heftig in Catella Lanzetti verliebt erblicken, daß ich für meine Liebe nimmermehr etwas Gutes hoffen kann. Ja, was mich dabei am meiſten ſchmerzt und ärgert, iſt, daß ich überdies noch in Lattanzios Namen mit ihr reden und ſie für ſeine Liebe gewinnen ſoll, die er dann von ihrem Vater zur Gattin verlangen will. So ſiehſt du denn, wie weit es mit mir gekommen iſt, und wie ſchlimm es das Schickſal mit mir meint. Wenn ſich Catella dazu verſteht, ihn zu lieben und zu heirathen, ſo vermag ich keine Stunde länger zu leben, denn es würde mir unmöglich ſein, ihn am Leben und in einer Anderen als in meinen Armen mir zu denken. Rathe mir darum, meine gute Amme, was ich thun ſoll, und ſteh mir in meiner Noth hülfreich bei. Ich hoffte immer, mich durch mein Dienen Lattanzio angenehm zu machen, und ihn zu bewegen, eines Tages, wann ich mich entdeckte, Mitleid mit mir zu haben; aber nun ſind alle meine Hoffnungen in den Wind verweht, und ich kann Tag und Nacht an nichts Anderes als an mein Unglück denken. Ach, ich Arme! wenn mein Vater wieder käme und erführe, was ich gethan, was würde aus mir werden? Er brächte mich ganz gewiß um's Leben und ließe mir keine Entſchuldigungen zu. Amme, liebe Amme, hilf mir; nimm dich um Gottes willen meiner an! — Sie ſprach dieſe Worte unter einem Strome bitterer Thränen und rührte dadurch die Pippa ſo ſehr, daß auch ſie mit weinen mußte; jedoch trocknete dieſe alsbald ihre Thränen wieder und ſagte: Siehſt du, meine Tochter! Du weißt, was ich immer zu deiner Liebe geſagt und haſt mir nicht glauben wollen. Ich bin der Meinung, und das iſt ganz gewiß das Beſte, daß du hier bleibſt und auf ſolange bis dein Vater zurückgekehrt, dich von mir wieder in dein Kloſter bringen läſſt; auf dieſe Weiſe will ich es ſchon machen, daß noch Alles gut werden ſoll. Wenn man aber jemals von dir hörte, daß du in männlicher Kleidung bei Lattanzio in Dienſten geſtanden und ſo viele Nächte in ſeiner Kammer geſchlafen habeſt, was, denkſt du wohl, daß man dir dann alles nachſagen würde! Ich verſichere dich, du bekämeſt in deinem ganzen Leben keinen Mann. Du magſt mir ſchwören wie du willſt, daß kein Menſch dich als ein

Frauenzimmer erkannt, ich glaube es dir nicht. Die Rückkehr deines Vaters kann ſich nicht lange mehr verzögern, und ich möchte um Alles in der Welt nicht, daß er etwas von deinem Unterfangen ahnete, denn es würde dir und mir übel bekommen. Siehſt du, daß Lattanzio nun einmal ſo erpicht auf Catella iſt und kannſt du es alle Tage mit Händen greifen, wie heftig er ſich in ſie verliebt hat, was mühſt du dich denn noch ſo unabläſſig ab und ſetzeſt Leben und Ehre auf ein verlornes Spiel? Alles Leiden ſucht ſeine Freuden, und es iſt Thorheit, freiwillige Leiden zu ertragen, die zu nichts führen. Was haſt du von deinem unbedachten Thun ſonſt zu erwarten als ewige Schmach? Was liebſt du den, der dich nicht liebt, folgſt dem, der dich flieht? Ich würde nimmer eine ſolche Närrin ſein! Laß davon ab, meine Tochter, und ſtelle deinen Sinn anderswohin. Es wird dir in dieſer unſerer Stadt gar nicht an Jünglingen fehlen, die dich lieben und heirathen möchten. Lattanzio hat dich zwar ſeither noch nicht erkannt, aber wie leicht kann dies jeden Augenblick geſchehen, und wie ſehr ſteht zu fürchten, daß er ſich alsdann auf unehrbare Art mit dir vergnügen und dich zu einer Frau machen würde, auf die man mit Fingern zeigte, wenn ſie über die Straße ginge. Darum laß dir rathen, Töchterchen, und bleibe bei mir. — Nicuola ſtand eine Weile in Gedanken und erwiederte mit einem bangen Seufzer: Meine liebe Mutter! Ich weiß, wie gut du es mit mir meinſt; aber da ich einmal ſo weit gegangen bin, will ich auch zu einem Ende kommen, es mag daraus entſtehen was da will. Ich gehe jetzt zur Catella, um zu ſehen, ob ſie ſich rühren läßt, denn bisher hat Lattanzio nur unbeſtimmte Antworten von ihr empfangen. Gott wird mir beiſtehen, denn er kennt mein Herz und weiß, daß es nur ehrſame Wünſche hegt. Ich werde alle Tage zu dir kommen und mich mit dir beſprechen, und kehrt mein Vater wieder, ſo werden wir ja thun, was ſich eben thun läßt, warum wollen wir uns ſchan vorher deswegen unnütze Sorge machen? —

Von der Pippa ſcheidend, begab ſie ſich nunmehr unverzüglich nach Lanzetti's Wohnung, bei der ſie gerade anlangte, als Gherardo in Geſchäften ausging. Catellas Magd ſtand an der Thüre, und ſobald Romulo ihr ein Zeichen gab, wegen deſſen ſie mit ſeinem Herrn einverſtanden war, führte ſie ihn in das Haus in eines der Zimmer im Erdgeſchoſſe ein. Sie ging darauf zu ihrer Herrin empor und ſagte: Madonna kommt hinunter, Lattanzio hat ſeinen ſchönen Pagen, der euch, wie ihr mir ſagtet, ſo wohl gefällt, mit einer Botſchaft an euch hergeſendet. Catella verfügte ſich in das Gemach, worin Romulo ſie erwartete, und als ſie ſeiner anſichtig wurde, meinte ſie in ſeiner Schönheit und Anmuth einen Engel vor Augen zu haben. Romulo bezeigte ihr ſeine Ehrfurcht und entledigte ſich des Auftrags, den ſein Herr ihm gegeben. Catella empfand ein ungemeines Vergnügen, ihn reden zu hören, warf ihm verliebte Blicke zu und berauſchte dagegen an den ſeinigen ihr Herz mit ſolcher Wonne, daß ſie beinahe vor Sehnſucht verging, ihn zu küſſen. Romulo ließ ſich zwar angelegen ſein, ihr Lattanzios Wünſche an das Herz zu legen; aber ſie hörte gar nicht auf das, was er ſagte, und verlor ſich ganz in ſein Anſchauen, indem ſie ſich eingeſtand, noch niemals einen ſo lieblichen Jüngling geſehen zu haben. Am Ende hatte ſie ſolange mit ihm geliebäugelt und ſich ſein Bild ſo tief in das Herz geprägt, daß ſie ſich nicht mehr zurückhalten konnte, ſondern ihm die Arme um den Hals ſchlug und ihn fünf oder mehremale inbrünſtig auf den Mund küßte. Weißt du denn auch, ſagte ſie, welch großer Gefahr du dich ausſetzeſt, Jüngling, wenn dich mein Vater auf einer ſolchen

Botſchaft betrifft, als du mir jetzt bringſt? — Romulo konnte leicht erkennen, daß Catella in ihn verliebt war, die tauſendmal erblaßte und erröthete, und antwortete: Gebieterin, wer Anderen dienſtbar iſt, muß ſolche und ähnliche Aufträge vollziehen, je nachdem ſein Herr es von ihm fordert; ich thue es ſelber ungern; aber der Wille meines Herrn iſt der meinige. Ich erſuche euch drum, ihr wollet mir eine geneigte Antwort ertheilen und euch meines Herrn erbarmen, der euch ſo ſehr liebt und ergeben iſt, damit ich ihm bei meiner Rückkehr gute Nachricht zu überbringen habe. — Sie ſprachen alſo eine Weile miteinander, doch als Catella, auf deren Gemüth des Pagen Schönheit und Wohlgeſtalt immer tieferen Eindruck machte, zuletzt an die Trennung von ihm denken mußte, empfand ſie darob einen ſo ſtechenden Schmerz in ſich, daß ſie beſchloß, ihm ihre Leidenſchaft einzugeſtehen, und deswegen folgendermaßen zu ihm redete: Ich weiß, beim Himmel! nicht, was du mir angethan haſt und glaube für gewiß, von dir behext zu ſein. — Signora, ſprach Romulo, ihr verſpottet mich, ich habe euch nichts angethan, und bin weder ein Zauberer noch Uebelthäter, ſondern wohl euer Diener, als welcher ich euch dringend angehe, mir eine günſtige Antwort zu geben, die meinen Herrn am Leben erhalte und mich in ſeiner Gunſt ſteigen laſſe — Catella, ihrer ſelbſt nicht mehr mächtig und vor Verlangen nach des Pagen Küſſen glühend, ſagte: Siehſt du, mein Leben und Seele meiner Seele, kein anderer Jüngling auf Erden hätte mich zu dem verleiten können, was ich gegenwärtig um deinetwillen gethan habe. Aber deine Schönheit und meine unendliche Liebe zu dir, von dem Augenblicke an, da ich dich zum erſtenmale hinter deinem Herrn erblickte, haben mich überwunden. Ich will nicht, daß du mir dieneſt, ſondern, wenn es dir recht iſt, ſollſt du für mein Leben lang mein

Herr ſein und mit mir in allen Dingen nach deinem Willen thun. Ich frage nicht danach, wer du biſt, ob du reich oder arm, noch welchem Blute du entſproſſen ſeiſt? Mein Vater, Gott ſei es gedankt, iſt für dich und mich reich und ſo alt, daß er nicht lange mehr leben kann. Widme du dich alſo fortan nur der Sorge für dein eignes Wohl und ſei Lattanzios nicht weiter eingedenk; denn ich meinerſeits werde ihn ganz gewiß niemals lieben und ihm von heute an kein freundliches Geſicht mehr zeigen. — Wie Romulo ſah, welchen Ausgang die Sache nahm, verſprach er nach einigen Einwendungen Catellen, ihren Willen zu befolgen und bezeigte ihr für ihre Geſinnungen gegen ihn ſeine grenzenloſe Dankbarkeit, wenngleich er die Bemerkung hinzufügte, daß es nothwendig ſei, vorſichtig zu Werke zu gehen, damit Lattanzio durchaus keinen Argwohn ſchöpfen könne. Sie verſtändigten ſich hierauf miteinander über das, was Romulo dieſem zu ſagen habe, küßten einander vielemale auf das verliebteſte und trennten ſich am Ende wieder, indem Romulo zu dem ſeiner ſehnſüchtig harrenden Gebieter heimkehrte. Hier entſchuldigte er ſein längeres Ausbleiben zuvörderſt damit, daß er habe eine lange Weile warten müſſen, ehe er dazu gekommen, Catella zu ſprechen, und als dies geſchehen, habe er ſie in einem gewaltigen Zorne betroffen, der theils daher gerührt, daß ihr Vater ſie an demſelben Tage ihrer Liebe wegen heftig ausgeſcholten; theils aber auch durch die ihr zugekommene Kunde von ſeiner Liebe zu einem andern Mädchen erregt worden ſei. Ich habe mir alle Mühe gegeben, ſprach Romulo, ihr dieſen Wahn zu benehmen, und ihn mit tauſendfachen Gründen beſtritten; aber es blieb Alles vergebens. — Lattanzio wurde durch dieſe unangenehme Nachricht ſehr betrübt und übellaunig und ließ ſich von Romulo wohl zehnmal ſagen und wiederſagen, welche Worte er mit Catella gewechſelt. Er bat ſeinen Pagen ſodann, die günſtige Gelegenheit zu erſpähen, um nochmals zu Catella zu gehen und ihr in ſeinem Namen zu verſichern, daß er kein anderes Weib auf Erden liebe und jemals lieben werde als ſie, was er bereit ſei, ihr auf alle nur erdenkliche Weiſe zu bethätigen, und Romulo gab zur Antwort, daß er thun werde, was er vermöge, um ſeinen desfallſigen Wünſchen zu entſprechen.

Als nun am nächſtfolgenden Tage Catella eben an ihrem Fenſter ſtand, als Lattanzio in dieſe Stadtgegend kam, ſo machte ſie ihm eine verächtliche Geberde, indem er an ihrem Hauſe vorüberging und zog ſich vom Fenſter in die Tiefe des Zimmers zurück. Dadurch empfing Lattanzio eine unwiderſprechliche Beſtätigung deſſen, was ihm ſein Page Uebles hinterbracht, und er begab ſich danächſt in höchſter Verſtimmung nach Hauſe, wo er ſich gegen Romulo über ſein Mißgeſchick beklagte, und in ſeinem Unwillen unter Anderem äußerte, wie Catella doch eben auch weder für die ſchönſte, noch, bei ſolchem Betragen, für die edelſte Jungfrau zu halten ſei. Hierauf ließ ſich Romulo an, ſeinem Gebieter ſehr geſchickt bemerklich zu machen, wie ja ſolcherlei Fälle entweder in Folge von Aufregung, oder von Verleumdung oder von Verſchiedenheit des Sinnes gar häufig im Leben vorkämen, und wie es deſſelben gleichen eben zu geſchehen pflege, daß ein Mann ein Frauenzimmer anbete, die ſich nimmer dazu verſtehe, ihn zu lieben, und daß hingegen wieder ein anderes Weib in ihn verliebt ſei, der ihr nicht mit der mindeſten Neigung zugethan.

Als ſie über dieſen Gegenſtand noch mancherlei hin und wieder geſprochen, ſagte zuletzt Lattanzio: In der That, Romulo, du triffſt mit deinen Reden den Nagel auf den Kopf, denn es verhält ſich mit mir wirklich ungefähr alſo. Ich erfreute mich in den verfloſſenen Monden der Liebe einer ſehr ſchönen Jungfrau dieſer Stadt, die erſt kürzlich von Rom hierhergekommen und mir von Herzen wohlwollte, ſo wie ich ihr auch meinerſeits in inniger Liebe zugethan war; ſie kam aber plötzlich von hier hinweg, ich weiß nicht wohin, und blieb geraume Zeit aus, und währenddeſſen erſahen meine Augen dieſe herrliche Catella, bei deren Anblick mir jene erſtere Liebe verging und die Jungfrau in Vergeſſenheit kam, an deren ſtatt ich dieſer Undankbaren mich ganz zu eigen ergab. Die Andere beſtürmte mich bei ihrer Rückkunft nach der Stadt mit ſchriftlichen und mündlichen Botſchaften aller Art; aber ich kehrte mich daran im geringſten nicht. — Mein lieber Herr, ſagte Romulo: Da geſchieht euch ja eben recht ſo wie ihr es verdient; denn wenn ihr von einem ſo ſchönen Mädchen, wie ihr ſagt, treu geliebt wurdet, ſo thatet ihr doch höchlich Unrecht, ſie um dieſer willen zu verlaſſen, die ſie nun, ohne es zu wiſſen, an euch rächt. Man muß lieben, von wem man geliebt, und nicht verfolgen, von wem man geflohen wird. Wer weiß, ob jenes ſchöne Mädchen euch nicht immer noch liebt und ſich um euch abhärmt! denn ich habe wie oft ſagen hören, daß die Frauen in ihrer erſten Liebe weit zärtlicher und beſtändiger ſind, als die Männer. Es iſt mir, als ob mein Herz mir ſagte, welch ſchmerzenreiches Leben ihr Ungetreuer der Armen bereitet. — Ich weiß nicht, wie es damit ausſieht, ſagte Lattanzio; aber leugnen kann ich freilich nicht, daß ſie mich ungewöhnlich liebte, und ſo reizend iſt, daß Catella neben ihr wohl häßlich erſcheinen möchte. Ueberdies muß ich dir ſagen, daß ich ſchon vielemale gedacht, du, in Frauenkleidern müßteſt ihr durchweg ähnlich ſehen, ſo ſehr erinnerſt du mich an ſie, obwohl ich der Meinung bin, daß, was das Alter betrifft, einiger Unterſchied zwiſchen euch ſtatt finden, und daß ſie auch ein wenig größer ſein mag als du biſt. Aber laß uns wieder von der Spitzbübin Catella ſprechen, die ich mir nicht aus dem Sinne ſchlagen kann, und an die ich Tag und Nacht denke, ohne irgend einer anderen Vorſtellung fähig zu ſein. Sprich, willſt du ſo viel für mich thun, noch einmal zu ihr zu gehen und meiner Liebe das Wort zu führen? — Ich will thun, was in meinen Kräften ſteht, ſagte Romulo, und wenn ich gleich den Tod vor Augen ſähe, noch einmal zu ihr gehen. —

In der Zwiſchenzeit, während dieſe Dinge in Eſi vorgingen, hatte jener Deutſche, dem Ambrogios Sohn, Paolo, zugehörte, ſich von Neapel hinweggewandt, und war nach Acquapendente gekommen, wo eine heftige Kolik, die ihn befiel, binnen dreien Tagen ſeinem Leben ein Ende ſetzte. Als er zu ſterben kam und fühlte, daß es geſchah, machte er ſeinen letzten Willen und hinterließ demgemäß Alles was er hatte, Paolo. Paolo veranſtaltete ihm ein ehrenvolles Begräbniß, bezahlte den Wirth und ſetzte ſeine Reiſe fort, indem er rechtshin den Weg nach Eſi einſchlug, an welchem Orte er kurz vor der Plünderung Roms in Geſchäften ſeines Vaters etwa einen Monat lang verweilt hatte. In Eſi angelangt, nahm er ſeinen Aufenthalt, gleichviel aus welcher Urſache, nirgend anders als in dem Wirthshauſe, ließ ſein Gepäck von den Laſtthieren abladen, gab es ſeinem Wirthe zur Aufbewahrung, und wanderte, nachdem er ſich ein wenig geſtärkt und erfriſcht, ſeine Leute im Wirthshauſe zurücklaſſend, ganz allein in der Stadt umher. Einem Gelübde zufolge, war er eben ſo wie Romulo weiß gekleidet. Er ging auf ſeines Vaters Haus zu, um zu ſehen, ob es offen ſei, und unterweges kam er zufällig vor Catellas Haus vorüber, die am Fenſter ſtand und mit der er, da er ſie nicht kannte, ſich natürlich nicht einverſtanden bezeigte. Darüber höchlich ſtaunend, ſendete ihm das Mädchen, das ihn für Romulo hielt, ihre Magd nach. Es war eben die Nonenzeit und die Straße deshalb ziemlich menſchenleer. Die Magd rief ihn Romulo und ſagte: Kommt geſchwind herein, Madonna läßt euch rufen; ſo daß er leicht und um ſo leichter ſchließen konnte, ſie halte ihn für einen Anderen, als ſie ihn ſo vertraut wie einen alten Bekannten anredete. Nichtsdeſtoweniger wollte er doch erfahren, wer die Dame ſei, die ihn zu ſich beſtelle, und ging geradesweges auf das Haus zu. Er war indeſſen noch nicht dabei angekommen, ſo erſchien an der Straßenecke Gherardo, und rief ihm die Magd, den wahrnehmend, zu: Romulo, ſieh! da kömmt der Herr, geh einſtweilen vorüber und kehre dann wieder um. — Er ging die Straße fort, wie ſie ihm geheißen, gab aber acht, in welches Haus ſie ſchlüpfte und wer der Herr deſſelben war. Die Magd ſchloß den Eingang hinter ſich zu, als ob ſie den Hausherrn gar nicht gewahrt, und er ſelber kam nach Greiſenart bedächtigen Schrittes gegangen und hatte ſie nicht bemerkt. Bei der Thüre angekommen, klopfte er daran und wurde eingelaſſen. Paolo hatte ſich das Haus wohlgemerkt und Catella am Fenſter geſehen, die ihm über die Maßen wohlgefiel und ſo ſchön und anmuthig zu ſein däuchte, daß ihm deswegen mancherlei Gedanken im Kopfe herumgingen. Er ging nun dem Hauſe ſeines Vaters zu und fand Thüren und Fenſter verſchloſſen, woraus er abnahm, daß ſein Vater nicht an dieſem Ort wohnen müſſe. Jedoch fragte er, um ganz ſicher zu gehen, einen Schneider, der ſeine Werkſtatt in der Nähe hatte, was aus Ambrogio Nanni geworden ſei? Der Schneider erwiederte, der ſei ſeit vielen Tagen nicht in Eſi geſehen worden, und Paolo kehrte, in Gedanken immer mit dem ſchönen Mädchen beſchäftigt, nach ſeiner Herberge zurück, wo er überlegte, ob er allein wieder nach ihr ausgehen oder einige der Diener mit ſich nehmen ſolle, die noch von ſeinem alten Gebieter her bei ihm waren.

Gleich hierauf kehrte Ambrogio von Rom zurück und begegnete auf ſeinem Wege nach Hauſe Gherardo, der zu ihm nach den erſten Begrüßungen ſagte: Ambrogio, du kommſt mir eben recht, denn hätte ich deiner die vergangenen Tage her habhaft werden können, ſo wäre meine Heirath mit deiner Tochter entweder ſchon abgemacht, oder ich wüßte für gewiß, woran ich damit wäre; ich habe mir wenigſtens vorgeſetzt, nicht länger in Zweifel zu bleiben, ob du ſie mir geben willſt oder nicht? — Ich komme eben im Augenblicke an, wie du ſiehſt, antwortete Ambrogio, und werde vor der Hand ſobald nicht wieder von hinnen gehen; alſo bleiben wir beiſammen und haben Zeit und Weile vollauf, die Sache zu beſprechen. — So unterhielten ſie ſich beide noch miteinander, Ambrogio zu Pferde und Gherardo zu Fuß, als Romulo, im Begriffe, wieder zu Catella zu gehen, wie es ihm ſein Herr geheißen, aus der Ferne dazukam und ſeinen Vater erblickte. Er bog alſo ſtracks nach einer anderen Seite ein und eilte zu der Pippa, zu der er ſagte: Wehe mir! Mütterchen, ich bin verloren, mein Vater iſt zurückgekommen und ich weiß nicht, was ich anfangen ſoll. — Nur getroſt! ſagte Pippa, ſei es mit Gott, rühre du dich nicht vom Flecke, und laß mich machen; vor allen Dingen zieh mir aber die Kleider aus und lege deine drinnen in der Kiſte wieder an. — Die Pippa ging unverzüglich nach Ambrogios Wohnung, die ſie erreichte, als derſelbe eben vom Pferde ſtieg und begrüßte ihn freundlich mit den Worten: J, ſeid mir tauſendmal willkommen, mein theurer Herr! Wie geht es euch? — Gott grüße dich, Pippa! entgegnete Ambrogio. Wo willſt du ſo eilig hin?

— Ich komme eurethalb, antwortete ſie, denn Giannelloccio Bindi ſagte mir, er habe euch zur Stadt hereinreiten geſehen, und ich wollte für euch ſorgen, wenn ihr was bedürft, da eure Leute nachgerade wohl keine großen Köche ſein werden. — Ich danke dir, ſagte Ambrogio, du hätteſt dich nicht zu bemühen gebraucht, denn ich habe ſchon nach der Margarita ausgeſchickt, die ſonſt bei mir im Hauſe iſt und gleich bei der Hand ſein wird. Aber ſage mir, wann haſt du unſere Nicuola zuletzt geſehen? — Ich ſehe ſie alle Tage, Herr, verſetzte Pippa, und bin heute Morgen noch eine gute Weile mit ihr zuſammen geweſen. Sie hat ſich was geſehnt, euch wieder zu ſehen. Ich habe ſie zuweilen zwei drei Tage lang bei mir behalten. Sie iſt meiner Treu, ein gar ſchönes liebes Kind, und das kann ich euch ſagen, die Arbeit geht ihr tüchtig von Händen. — Ueber dies Geplauder kam auch Margarita an, und ging an ihre häuslichen Verrichtungen, bei denen ihr die Pippa eine Weile hülfreich war; zuletzt aber, vor Ungeduld das Haus zu verlaſſen, faſt vergehend, hub ſie an: Mein guter Herr, wenn es euch recht iſt, ſo will ich eure Nicuola zu Nacht aus dem Kloſter abholen und in meinem Häuschen beherbergen; morgen in der Frühe bringe ich ſie euch hierher, oder auch behalte ich ſie auf ein paar Tage bei mir, bis ihr euch wieder eingerichtet habt. — Mache du das, wie du willſt, entgegnete Ambrogio, und hinterbringe der Schweſter Camilla meine ſchönſten Empfehlungen, auch gib meinem Töchterchen einen Kuß von mir, und geh übrigens mit Gott. — Die Pippa entfernte ſich und ſuchte, noch ehe ſie nach Hauſe ging, die Schweſter Camilla auf, mit der ſie für den Fall, daß Ambrogio in's Kloſter käme, das Nöthige zu Nicuolas Sicherheit verabredete.

Schweſter Camilla, die in ſolchen Fällen wohlerfahren war, ſagte der Pippa, ſie möge nur ganz und gar keine Sorge haben, es werde Alles gut gehen; und ſo eilte ſie, daß ſie heim kam, wo Nicuola, die durch den Kleiderwechſel unterdeſſen aufgehört, Romulo zu ſein, und ſich auch ihr Haar bereits wieder auf Mädchenart geordnet, voll Ungeduld und Spannung auf ſie wartete. Die Pippa erzählte ihr, was ſie mittlerweile für ſie gethan, und fragte: ob ſie ſchon des nächſten Tages zu ihrem Vater zurückkehren oder noch einen oder zwei Tage in ihrer Freiheit bleiben wolle? Nicuola aber beſchloß, noch den nächſtfolgenden Tag bei ihrer Amme zuzubringen, und hörte nicht auf, ſie mit ihrem Lattanzio zu plagen, den ſie um jeden Preis zum Mann haben wollte, die Pippa mochte ihr noch ſo dringend vorſtellen, daß Alles vergebens ſei und daß ſie beſſer thue, an etwas Anderes, als an den verliebten Lattanzio zu denken, der ja am Ende ganz gewiß ſeinen Zweck erreichen und ſeine Catella von ihrem Vater erhalten werde, wenn er ſich um ſie bewerbe. — Das iſt es eben, was mich quält und worüber ich verzweifle, ſagte Nicuola; denn wenn mein Vater nicht ſo bald gekommen wäre, würde es mir gelungen ſein, Lattanzio bei Catella in ſolche Ungunſt zu bringen, daß ſie einen Bauer lieber als ihn geheirathet hätte, wogegen nun die unvermuthete Dazwiſchenkunſt meines Vaters Alles verdirbt. — Verdirbt oder erſt ins Geſchick bringt? nahm Pippa das Wort auf. Denn angenommen, daß es wahr iſt, was du mir von Catella ſagſt, wie bald würde ſie nicht hinter dein Geſchlecht gekommen ſein, hätteſt du ſie wiederholt beſucht, und was, frage ich dich ſelbſt, würde ſie dann nicht haben von dir denken müſſen? Müßte es dir nicht zu einer ewigen Schmach gereicht haben, wenn ſie dich für Lattanzios Dirne gehalten? — Meinetwegen hätte ſie das immer thun mögen, fügte Nicuola hinzu: was wäre es weiter geweſen! Sie hätte doch nicht gewußt, daß ich Ambrogios Tochter ſei, und Lattanzio wäre ihr darüber ſo verhaßt geworden, daß ſie ihn gewiß nie mehr würde haben ſehen und ſeinen Namen nennen hören wollen, was mir dann wieder Hoffnung gegeben, Lattanzios Liebe neuerdings zu verdienen. — Die Pippa konnte nicht umhin, über dieſe Folgerungen Nicuolas zu lachen, und ſagte zu ihr: Meine Tochter! gib dich nur zufrieden. Iſt es einmal Gottes Wille, daß Catella Lattanzios Gattin werde, ſo wirſt du es nicht hindern, du magſt erſinnen und beginnen, was du willſt. Du biſt ein junges, ſchönes, reiches Mädchen, denn wenn dein Bruder Paolo, der arme Junge, noch lebte, hätte man doch ſchon wieder von ihm gehört, er iſt alſo geſtorben, möge Gott ſeiner armen Seele gnädig ſein! und du biſt, wenn du dich klug aufführſt, dereinſt die alleinige Erbin deines Vaters, als welche es dir nicht fehlen kann, daß die reichſten und edelſten jungen Männer um dich freien wollen. Darum ſchlage dir die unnützen Einbildungen aus dem Sinn, die dir nichts als Aerger und Unluſt zu Wege bringen.

Derweil die Beiden miteinander dieſes Geſpräch führten, hatte Paolo beſchloſſen, ſich ohne Begleitung zu Catella zu begeben, und ging er gegen Abend an ihrem Hauſe vorüber, obwohl er, da er ſie nicht erblickte, in ſeine Herberge mit dem Vorſatze zurückkehrte, an dieſem Tage nicht weiter auszugehen. Lattanzio, dem das Warten ſehr ſchwer ankam, ſah mit Verwunderung, daß es Nacht wurde, ohne daß Romulo wiederkehrte, und ihm über das was er etwa bei Catellen für ihn durchgeſetzt, Bericht erſtattete. Er hoffte noch ein oder zwei Stunden in die Nacht hinein; da er aber endlich ſah, daß es vergebens war, wurde er ſehr übler Laune und nahm an, es müſſe ihm irgend ein Unglück widerfahren ſein, ja, war in der Ungewißheit, was aus ihm geworden und von mannichfachen Gedanken deshalb beſtürmt, nicht im Stande, die ganze Nacht hindurch ein Auge zuzuthun. Er liebte Romulo in der That, als einen beſcheidenen, geſitteten Jüngling, der ihn zu ſeiner Zufriedenheit bediente, und noch mit Niemand ſonſt im Hauſe ein unnöthiges Wort geſprochen hatte, und ſein Verluſt ſchmerzte ihn alſo auf das empfindlichſte. Auf der anderen Seite verlangte aber auch Catellas Leidenſchaft zu Romulo auf das ſehnlichſte nach ſeiner Nähe, und ſie legte ſich äußerſt verſtimmt zu Bette, ihren Romulo, für den ſie Paolo gehalten, ſeit Gherardos Rückkehr nach Hauſe nicht wieder geſehen zu haben. Nicuola plauderte die ganze Nacht über mit ihrer Amme von Lattanzio und ſchlief weder ſelbſt noch ließ ſie die Pippa ſchlafen, ſo ſehr ſeufzte und klagte ſie.

Es wurde Tag, und da Romulo noch nicht nach Hauſe gekommen war, ſchickte Lattanzio nach allen Seiten Leute aus, ihn aufzuſuchen oder Erkundigungen über ihn einzuziehen, die am Ende zur Folge hatten, daß Einer nach der Schilderung ſeiner Kleidung und Perſon behauptete, ihn vergangenen Tages in das Haus der Pippa des Giacomaccio nahe bei der Hauptkirche gehen geſehen zu haben. Lattanzio kannte die Pippa, und ging auf dieſe Nachweiſung etwa um die Mittagszeit zu ihr, wo er durch Klopfen an ihre Thüre Einlaß begehrte. Die Pippa trat an das Fenſter, erkannte den Jüngling zu ihrer Verwunderung und vermuthete gleich, er möge um Nicuolas Aufenthalt in ihrem Hauſe wiſſen. Sie fragte: Was ſucht ihr, junger Herr? — Frau Pippa, entgegnete er, wenn es euch genehm wäre, möchte ich gern ein paar Worte mit euch ſprechen. — So viel es euch gefällt, ſagte ſie, that der Nicuola zu wiſſen, daß Lattanzio unten ſei, und ſtieg die Treppe hinab, ihm die Thüre zu öffnen. Der Jüngling trat ein, ließ ſich neben der Pippa zum Sitzen nieder, wo Nicuola, ohne geſehen zu werden, Alles mit anhören und anſehen konnte, und hub alſo an, mit ihr zu reden: Frau Pippa, obwohl ich euch niemals einen Dienſt erwieſen, der mich berechtigte, euch um eine Gegengefälligkeit zu erſuchen, ſo komme ich doch freimüthig zu euch, die man allgemein als eine dienſtfertige Frau kennt, voll Zuverſicht, ihr werdet mir eine Bitte freundlich gewähren, die eben nichts Anderes betrifft, als daß ich gern von euch erfahren möchte, was aus einem jungen weißgekleideten Menſchen von etwa ſiebenzehn Jahren, Namens Romulo, geworden, der mir als Page dient, und ſeitdem er geſtern in euerm Hauſe geweſen, nicht wieder zu mir zurückgekehrt iſt. Ich bitte euch dringend, mir ſo viel von ihm zu ſagen, als ihr wißt, ihr erzeigt mir dadurch einen außerordentlichen Gefallen und ich werde euch deswegen immerdar verpflichtet bleiben. — Mein lieber Sohn, antwortete Pippa, ich danke euch für eure gute Meinung, die ihr von mir hegt, und freue mich der Ehre, die ihr mir durch den Beſuch meines armen Häuschens anthut, um ſo mehr, als ich ſchon ſeit langer Zeit nach der Gelegenheit getrachtet habe, mit euch zu ſprechen, die ich nun heute nicht verlieren will. Um zuvor auf das zu antworten, was ihr von mir verlangt, ſo ſage ich euch, daß ich von eurem Knaben gar nichts weiß, denn weder geſtern noch ſeit vielen Tagen iſt meines Wiſſens ein ſolcher oder ein junger Mann hier geweſen, und ich müßte es wohl wiſſen, wenn dem alſo wäre. — Ihr denkt vielleicht, fuhr Lattanzio fort, daß ich dem Knaben Strafe auferlegen könnte, weil er nicht zurückgekommen iſt; aber ich verpfände euch mein Wort, daß ihm nichts geſchehen ſoll, wenn er mir nur die Wahrheit eingeſteht. — Ihr gebt euch eine vergebene Mühe, verſetzte Pippa, denn es iſt kein Mann im Hauſe hier und hat es geſtern keiner betreten. Es thut mir wirklich leid, daß ich euch in dem Falle nicht, wie ich gern wollte, dienen kann. — Während die Pippa mit ihm ſprach, ſtieß Lattanzio ſchwere Seufzer aus, und ſie ſagte daher zu ihm: Junger Mann, ihr ſeid ſo leidenſchaftlich aufgeregt, daß Jedermann, der euch ſo ſtöhnen hört, euch in dieſen Pagen verliebt glauben möchte. — Ach! ſagte Lattanzio, wollte Gott! ich wäre nicht verliebt, ſo würde ich heiterer und zufriedener ſein als ich bin. In den Pagen bin ich freilich nicht verliebt, wohl aber in eine Jungfrau, die mir theurer als meine Augen, ja ſogar als meine Seele iſt. — Indem er dieſe Worte ſprach, füllten ſich ihm, wider ſeinen Willen, beide Augen mit heißen Thränen, ja rannen ihm einige bereits die Wangen herab, derweil er nicht abließ, tief aus der Bruſt aufzuſeufzen. Die Pippa meinte, hier ſei die günſtige Gelegenheit da, was ſie im Sinne hatte, zu verſuchen und ſie ſagte: Ich weiß nur zu gut, mein Sohn, daß es die Wahrheit iſt, was ihr ſagt, da ihr, wie ihr zeigt, in Liebe befangen ſeid und kein Leid in der Welt herber und peinvoller iſt als das, zu lieben und nicht wieder geliebt zu werden. Es iſt mir ferner wohlbewußt, daß die Jungfrau, die ihr liebt, euch um eines Andern willen, den ſie liebt, ganz und gar nicht leiden kann. — Und woher wißt ihr das, Frau Pippa? fragte Lattanzio voll Verwunderung. — Beſtrebt euch nicht, das zu erfahren, antwortete ſie: es genüge euch, zu ſehen, daß ich weiß, wie ihr gegenwärtig unerwiedert liebt, nachdem ihr noch vor nicht gar vielen Monden eine Jungfrau liebtet, die weit ſchöner als eure jetzige Geliebte iſt und euch nicht nur auf das inbrünſtigſte wieder liebte, ſondern ſogar noch immer unvermindert liebt, trotz dem, daß ihr euch ihrer ſo wenig mehr erinnert, als ob ihr ſie niemals geſehen hättet. — Meiner Treu, ich weiß nicht, was ich ſagen ſoll, ſprach Lattanzio, da ich euch ſo wohl von meinen Angelegenheiten unterrichtet ſehe; aber das ſagt mir doch gefälligſt, bitte ich, wie wißt ihr, daß diejenige, die ich jetzt liebe, nicht mich, ſondern einen Anderen liebt? — Das kann ich euch nicht ſagen, entgegnete Pippa, weil es mir nicht ſchicklich ſcheint; aber wohl mag ich euch zu Gemüthe führen, daß es eben recht ſo iſt, wenn ihr, diejenige verſchmähend, die euch liebt, auch keine Gegenliebe einerndtet, wo ihr liebt, denn dies läßt eben Gott zur Strafe eurer Undankbarkeit alſo geſchehen. Ach, unglückſelige Nicuola, wie konnteſt und kannſt du doch einen ſolchen Mann lieben, und was haſt du Alles vergebens für ihn gethan! Ihr, Lattanzio, werdet euren ſündigen Irrthum am Ende dennoch einſehen und ihn vielleicht wieder gut machen wollen, wann es nicht mehr an der Zeit iſt. — Der Jüngling war über alle dieſe Einzelheiten, die er hörte, wie außer ſich ſelbſt verſetzt und wußte nicht, was er antworten ſollte. Anderſeits wäre Nicuola, die Alles hörte und ſah, ſo gern hervorgekommen, um auch ihren Antheil am Geſpräche zu nehmen; jedoch entſchloſſen, abzuwarten, was am Ende daraus werden würde, verhielt ſie ſich ruhig. Die Pippa wartete geſpannt darauf, was der Jüngling ſagen werde, und, wie aus ſchwerem Traume erwachend, hub er nunmehr an: Frau Pippa, ich will ohne Rückhalt mit euch ſprechen, da ihr ja ſo gut Beſcheid um meine Angelegenheiten wißt. Es iſt wahr, ich habe Nicuola Nanni geliebt, von der ich weiß, daß ſie mir zugethan iſt. Sie wurde von ihrem Vater aus der Stadt entfernt, ich erfuhr nicht, wohin; und um des Umſtandes willen, fing ich an, Catella, die Tochter Gherardo Lanzettis, zu lieben, die ſich mir einige Tage lang geneigt erwies. Sodann aber wurde ſie mit einemmale, ich weiß nicht wie, ſcheu und ſtörriſch gegen mich, und wollte von meinem Verlangen ſogar nichts mehr wiſſen, daß ſie, wenn ſie an der Thüre oder am Fenſter ſteht, indem ich vorbei gehe, mich nicht ſobald wahrnimmt, als ſie auch zurückfährt, und daß ſie alle meine Liebesboten und Botſchaften abweiſt. Geſtern ſandte ich ihr nun eben meinen Pagen zu, um in meinem Namen mit ihr zu ſprechen; aber er iſt noch mit der Antwort nicht zurückgekehrt, und es ſcheint, ich habe alſo die Geliebte und einen getreuen zierlichen Diener zugleich eingebüßt. Bin ich nur erſt gewiß, daß ſie in ihrer Unerbittlichkeit beharrt, ſo will ich ſie gar nicht länger mehr beläſtigen und mich bald einer Anderen zuwenden, der meine Dienſte angenehmer ſind; denn in Wahrheit bedünkt es auch mir keine geringe Thorheit, die zu verfolgen, die mich flieht, die zu lieben, die mich haßt, und nach der zu verlangen, die von mir nichts wiſſen will. — Nun, das läßt ſich hören! rief die Pippa aus, und ich nehme euch beim Worte, junger Herr. Aber ſeid einmal ſo gefällig, mir zu ſagen, wenn nun die Nicuola euch noch zugethan wäre, ja euch mehr als jemals liebte, was meintet ihr dazu? Würde es euch bedünken, daß ſie eurer Gegenliebe werth wäre? — Beim Himmel! erwiederte der Jüngling, ſie würde verdienen, daß ich ſie mehr als mich ſelbſt liebte. Aber was ihr da ſagt, kann gar nicht ſein, denn ſie muß mir nothwendigerweiſe höchlich zürnen, daß ich mich gar nicht um ſie bekümmert, nachdem ſie mir doch ſeit ihrer Rückkehr zu wiederholtenmalen geſchrieben hat. Ich weiß gar nicht einmal, wo ſie gegenwärtig ſein mag, ſo lange iſt es her, daß ich ſie nicht geſehen habe. — O! ſagte die Pippa, ich weiß, daß ihr ſie die letzten Tage her unzähligemale geſehen und auf das vertrauteſte mit ihr geſprochen habt. — Frau Pippa, entgegnete Lattanzio, darin täuſcht ihr euch. — Ich täuſche mich wahrhaftig nicht, fuhr ſie fort, ich werde doch wohl wiſſen was ich ſage, und nicht ungereimtes Zeug reden! Aber ſagt einmal, wenn dem wirklich alſo nach meinen Worten wäre, und ich ließe es euch mit Händen greifen, daß euch die Nicuola noch immer liebt, was würdet ihr dann thun? Ja, geſetzt, ſie wäre bei euch im Hauſe geweſen, und hätte euch wie ein Diener ſeinen Herrn bedient, ohne von euch erkannt zu werden, wie würdet ihr da wohl von ihr denken? Findet es nicht ſeltſam, daß ich ſo mit euch rede, und bezeigt mir kein ſo gewaltiges Erſtaunen, denn die Sache verhält ſich in der Wahrheit ſo, und ich bin erbötig, euch alsbald dafür den unumſtößlichſten Beweis zu führen. Vorher antwortet mir aber auf meine Frage: Was hätte Nicuola dafür verdient? — Ihr tragt mir Märchen oder Träume vor, antwortete Lattanzio: indeſſen, verhielte es ſich damit wirklich ſo, ſo wüßte ich ſonſt nicht, was ich ſagen ſollte, als daß ich ſie dafür gewiß unendlich lieben und ihr eine unbegrenzte Herrſchaft über mich einräumen müßte. — So iſt es recht! ſagte Pippa und rief Nicuola zu, ſie ſolle hereinkommen und ihren Pagenanzug mitbringen. Der Nicuola war kein Wort von dem ganzen Geſpräche entgangen, und ſie trat denn auf dieſen Ruf, ihre männliche Kleidung in der Hand haltend, im ganzen Geſichte vor Schaam erglühend, in das Gemach und näherte ſich ihrer Amme und ihrem Geliebten. Da iſt deine Nicuola, Lattanzio, ſagte die Pippa, dein Romulo, dein verlorner Page, der Tag und Nacht bei dir war, und Ehre und Leben für ſeine Liebe zu dir auf das Spiel ſetzte. Ja, ſie hat die ganze Welt um deinetwillen außer Acht gelaſſen, und du haſt ſie nicht erkannt. — Sie erzählte ihm hierauf mit allen kleinen Umſtänden, wie die Jungfrau dazu gekommen, ihm als Page zu dienen, und was ihr derweil begegnet war, und ſchloß endlich mit der Frage: Nun, was ſagt ihr denn dazu? — Lattanzio ſtand halb bewußtlos da, ſah Nicuola an, glaubte zu träumen und wußte recht eigentlich nicht, was er zu dem Allem ſagen ſollte? Als er aber wieder ein wenig zu ſich ſelbſt gekommen war und der Grauſamkeit Catellas gedachte, die an Schönheit ſich mit Nicuola bei weitem nicht meſſen konnte, ſo wie der großen Liebe Nicuolas zu ihm, und weſſen ſie ſich um ſeinetwillen ausgeſetzt, ſo ſagte er faſt weinend zu ihr: Nicuola, ich will mich weiter nicht in halbwahre Ausreden und Entſchuldigungen verwickeln; aber wofern du wirklich ſo geſinnt biſt, wie die Pippa mich verſichert, und mich noch haben willſt, ſo nehme ich dich zur Frau. — Nicuola, die in der Welt nichts weiter als dies wünſchte, und die eine ſolche Herzensfreudigkeit überkam, daß ſie ſie gar nicht faſſen konnte, warf ſich ihm zu Füßen und ſagte: Sieh mich, da du dich herablaſſen willſt, mich zu der Deinigen zu machen, bereit, Herr, mich dir und deinem Dienſte gänzlich hinzugeben. — Lattanzio zog hierauf einen Ring vom Finger, verlobte ſich in Pippas Gegenwart mit Nicuola und ſprach: Damit unſere Liebe in allen Ehren und nach dem Herkommen ausgehe, ſo werde ich noch an dieſem Nachmittage mich zu deinem Vater begeben und um deine Hand bei ihm anhalten, die er mir gewiß ohne Widerrede zugeſtehen wird, damit wir unſere Hochzeit feiern, wie es ſich gebührt. — Frau Pippa fand für gerathen, nach dieſem die Liebenden in einer Kammer allein zu laſſen, und als der beglückte Lattanzio ſeine ſchöne Braut wieder verließ, begab er ſich zu Mittag nach Hauſe, um nach Tiſche ſein wichtiges Vorhaben auszuführen. Nicuola ging mit der Pippa nach dem Hauſe ihres Vaters zurück, und wurde von demſelben freundlich bewillkommt.

Sobald Paolo ſein Mittagsmahl zu ſich genommen hatte, machte er ſich nach Catellas Wohnung ganz allein auf den Weg, und als er an die Straßenecke gekommen war, ſah er Gherardo eben aus dem Hauſe gehen. In dem

Augenblicke, als er den Rücken gewendet, zeigte ſich Catella auch am Fenſter, erblickte Paolo, den ſie für Romulo hielt, und winkte ihm, da er dicht am Hauſe war, einzutreten. Entſchloſſen, ſich in dieſer Sache Licht zu verſchaffen, befolgte er ihren Willen, und auf der Stelle eilte Catella die Stiege zu ihm herunter, umarmte und küßte ihn inbrünſtig und ſagte: Du mein ſüßes Leben und Ziel meiner Gedanken, was machſt du dich mir doch ſo ſelten! Du biſt mir lange nicht ſo gut als ich dir; ich ſagte dir doch vor zwei Tagen ſchon, mein Herz, daß ich keinen andern Mann als dich haben mag. Komm hier herein, laß uns miteinander in das Zimmer gehen. — Sie ſtellte hierauf die Magd an, es ihr ſogleich zu wiſſen zu thun, wenn ihr Vater wiederkäme, und küßte Paolo ſo leidenſchaftlich, ſagte ihm ſo zärtliche Worte, und ſank ſo vor Liebe ſchmachtend in ſeine Arme, daß er, den die Natur eben nicht unempfänglich und ſtumpfſinnig geſchaffen, auf das leidenſchaftlichſte von ihrer Schönheit gereizt wurde und vor Liebesgluth nichts Anderes thun konnte, als ſie wiederholt ſtumm zu küſſen und zu ſeufzen. Mein Liebchen, ſagte ſie, ich wollte, du befreiteſt dich von deinem Herrn, damit wir zu jederzeit ungehindert bei einander ſein könnten. — Sei darum unbeſorgt, erwiederte Paolo, ich werde es einzurichten wiſſen, daß uns Niemand im Wege iſt. — Thue das, mein Süßer, ſagte Catella, und ließ nicht ab, ihn an ſich zu preſſen und mit Küſſen zu bedecken. So konnte es nicht anders kommen, als daß des keinem Widerſtande begegnenden Paolo Kühnheit ihn bald in den völligen Beſitz der Jungfrau ſetzte, die Stunden entflohen ihnen unbemerkt wie Minuten, und die Magd ging mittlerweile wieder an ihre Arbeit, indem ſie unbedachtſam die Hausthüre offen ſtehen ließ.

Da kehrte Gherardo endlich wieder, trat in das Haus ein, und kam unbemerkt bis zu dem Zimmer, in dem das junge Paar unter zärtlichen Geſprächen auf einer Bank ſaß und von den genoſſenen Freuden ſeiner Liebe ausruhete. Gherardo hörte, daß Jemand darinnen war, fragte: Wer iſt da? ſtieß aber ſchon in demſelben Augenblicke die Thüre mit dem Fuße ein. Paolo bei ſeiner Tochter erblickend, glaubte er nicht anders, als daß es nicht Paolo, ſondern Nicuola ſei, in die er, wie ſchon geſagt, ſich heftig verliebt hatte, ließ daher allen Zorn fahren, den ihm der Gedanke erregt, bei ſeiner Tochter einen Mann zu überraſchen, und überzeugte ſich, je näher er Paolo anſah, deſto mehr, daß es wirklich Nicuola ſei. Catella, die bei der Ankunft ihres Vaters vor Schrecken halbgetödtet worden, und Paolo, der am ganzen Leibe zitterte, wie ſie ſahen, daß der alte Mann, ohne ein Wort zu ſagen, vor ihnen ſtehen blieb, erwarteten, mit etwas getroſterem Muthe, was daraus entſtehen werde. Wie bereits geſagt worden, ſahen ſich nämlich Paolo und ſeine Schweſter Nicuola ſo überaus ähnlich, daß ſie in ihren Geſichtszügen und ihrer Geſtalt nur ſchwer von einander zu unterſcheiden waren. Nachdem alſo Gherardo Paolo eine Weile mit Verwunderung betrachtet und bei ſich bedacht hatte, daß Ambrogios Sohn nicht mehr vorhanden ſei, ſo gewann er die Ueberzeugung, Nicuola müſſe ſich als Mann verkleidet haben, und ſagte zu Paolo: Nicuola, Nicuola! wenn du nicht die wärſt, die du biſt, ſo glaube mir, ſollte der Spaß dir und Catellen übel bekommen; darauf wendete er ſich zu der Tochter und gebot ihr, in das obere Geſtock zu gehen, und Nicuola unten zu laſſen, der er beſſere Geſellſchaft leiſten werde, als ſie. Catella ging, indem ſie ſich Glück wünſchte, bis hierher ſo wohlfeilen Kaufes davon gekommen zu ſein; konnte ſich aber allerdings nicht zuſammen reimen, aus welchem Grunde ihr Vater ihren

Geliebten Nicuola nannte. Als ſie fort war, ſagte Gherardo: Meine liebe Nicuola, was ſoll die Verkleidung, in der ich dich erblicke, bedeuten? Wie kann dein Vater Ambrogio dir geſtatten, ſo allein auszugehen? Geſtehe mir die Wahrheit ein, was haſt du hier vorgehabt? Biſt du vielleicht gekommen, nachzuſehen, wie ich mein Hausweſen in Ordnung halte und welche Lebensart ich führe? Vor zwei Tagen als dein Vater zurückkehrte, ſprach ich mit ihm und fragte ihn ernſtlich, ob er dich mir zur Frau geben wolle oder nicht, worauf er mir zur Antwort gab, er werde das mit mir bereden. Ich verſpreche dir, du ſollſt gute Tage bei mir haben, und der Herr im Hauſe ſein. — Paolo dachte bei ſich: Da werde ich heute nun ſchon zum zweitenmale verkannt. Das Mädchen hält dafür, ich ſei ihr gewiſſer Romulo, und der alte Mann verwechſelt mich mit meiner Schweſter; aber jene ſoll ſich doch nicht völlig in mir geirrt haben. — Gherardo fuhr zu reden fort: Nicuola, du antworteſt mir nichts? Sprich, mein Schätzchen! ich will in Allem deinen Willen thun. — Er wollte ihn auch küſſen; Paolo ſtieß ihn aber von ſich und ſagte: Wenn ihr etwas von mir wollt, ſo ſprecht mit meinem Vater, und laßt mich gehen, ich bin hierher gerathen, ich weiß ſelbſt nicht wie? Der immerdar in ſeinem Irrthum befangene Alte ſagte: Nun, ſo geh nur hin, ich werde mit deinem Vater ſprechen, und den Handel zum Abſchluß bringen. — Paolo entfernte ſich und ging geradesweges zu ſeinem Vater nach Hauſe, wo er Lattanzio antraf, der ſo eben bei Ambrogio um Nicuola geworben, und ſie, da er ein edler und begüterter Jüngling war, von ihm zugeſichert erhalten hatte. Als Paolo in das Zimmer trat, blieb Lattanzio über ſeinen Anblick wie verſteinert, und würde ihn für Nicuola gehalten haben, hätte Ambrogio nicht in eben dem Momente ſeiner Tochter Hand in die ſeinige gelegt.

Die grenzenloſe Freude, die Ambrogio über das Wiederſehen ſeines von ihm todtgeglaubten Sohnes empfand, läßt ſich nicht ausdrücken, die Freude über die ehrenvolle Verheirathung ſeiner Tochter kam dazu, und ſo konnten alle Vier gar nicht aufhören, einander zu liebkoſen und Glück zu wünſchen.

Das Vesperbrod wurde hereingebracht, und indem ſie darüber ſaßen, ſiehe! da kam Gherardo dazu, der, wie er Nicuola mit Lattanzio ſcherzen und Paolo, den er für Nicuola hielt, mit ſeinem Vater ſprechen ſah, faſt außer ſich in die Worte ausbrach: Herr Gott, helfe mir! ich weiß nicht, ob ich träume oder wie mir geſchieht? und mit in einander gefalteten Händen ſtaunend ſtehen blieb. Paolo, dem Catellas wollüſtige Küſſe höchlich wohlgefallen hatten, bat ſeinen Vater um die Gunſt, ihn mit Gherardo's Tochter zu vermählen. Ambrogio, mit der Verwandtſchaft zufrieden, erzählte alſo dem Alten, wie er Nicuola Lattanzio gegeben, und ging ihn an, Catella Paolo zur Frau zu überlaſſen, worein Gherardo denn auch am Ende willigte.

Der reiche Paolo ließ demnächſt ſein Hab und Gut aus dem Gaſthauſe herbeiſchaffen, und verabſchiedete die ehemaligen Diener ſeines Gebieters, alle freigebig beſchenkt, bis auf zwei, die er bei ſich behielt; und ſo war Alles froh und glücklich bis auf Gherardo, der ſich lange nicht darüber zufrieden geben wollte, daß er die Nicuola nicht ſelbſt habe als ſein Weib heimführen können.

XXII.

Unverhofft, kommt oft!

In der alten und namhaften Stadt Avila in Spanien wurde Laura von edeln Eltern erzeugt und geboren, deren Vorfahren, da der Adel aus Waffenthaten hervorzugehen pflegt und das Kriegsweſen in Avila überhaupt geblüht, mit ihrem eignen Blute das ihrer Nachkommenſchaft mannichfach geadelt hatten. Sie waren mäßig reich und liebten ihre Tochter als ihr einziges, wohlgerathenes Kind außerordentlich, und Laura beſaß in der That eine ſo keuſche Schönheit, daß zugleicher Zeit ihre Reize ſie liebenswerth und ihre Sittſamkeit ſie achtungswerth machte. Sie war ſo verſtändig, daß ſie ſich hätte für häßlich ausgeben dürfen, wäre ſie nicht von der Vollkommenheit ihres Angeſichts Lügen geſtraft worden. Viele warfen wohl ihr Auge auf ſie, um ſie zur Gattin zu erwerben, Einige im Vertrauen auf ihren Stand, Andere auf ihre Perſönlichkeit, noch Andere auf ihren Reichthum, und dieſen Letzteren war es am wenigſten zu verdenken, wenn ſie ſich dazu für berechtigt hielten. Aber Lauren war es unangenehm, ſich ſchmeicheln zu hören, wenn ſie dahinter Liebe verborgen ſah, denn ſie wollte nichts von der Ehe wiſſen, was bei einem ſchönen ſechszehnjährigen Mädchen allerdings wunderbar genug zu nennen war. Ihr Widerwille reizte ihre Liebhaber zu erhöhtem Eifer an, denn Sprödigkeit, die aus Ehrbarkeit, und zumal bei Derjenigen erwächſt, die wir zu unſerer dereinſtigen Gattin auserkoren, ſpornt nur unſer Verlangen nach ihr an, anſtatt die Begierde abzukühlen. Laura war keine der Jungfrauen, die, wann die Sonne ſinkt, das Nähkiſſen bei Seite ſchieben, an das Fenſter treten und um die Mitternacht Ständchen anhören und Liebesbriefe annehmen, womit ſie die erſte Staffel zu ihrer Entehrung betreten. Sie erhörte keinen ihrer Anbeter, und ließ ſich von nichts beſtechen, was ſie thaten, denn ſie liebte ſchon und hatte eben das Bildniß eines Mannes in ihr Herz eingeſchloſſen, das es ganz erfüllte und ihrem Sinne nicht geſtattete, noch einem Anderen darin eine Statt einzuräumen. Ihr Vater hatte nämlich einen Bruder, der kürzlich Witwer geworden, und nachdem er bedeutenden Reichthum beſeſſen, durch die Schuld ſeines verſchwenderiſchen Weibes in die äußerſte Armuth verſunken war, in der ihn ſeine Schulden nöthigten, ſein Haus zu verlaſſen und nach Indien zu gehen, wo er unbekannt war und ſeine Umſtände zu verbeſſern hoffte. Damit er dies deſto beſſer bewirken könnte, ließ er ſeinen Sohn, der Liſardo hieß, unter der Obhut ſeines Bruders zurück, und dieſer nahm den Jüngling als ſeinen leiblichen Neffen in ſein Haus auf, indem er dafür hielt, der Himmel habe ihm in demſelben einen Sohn geſchenkt, der ihm, nach der dereinſtigen Verheirathung ſeiner Tochter, Geſellſchaft leiſten und ſein hinfälliges Alter ertragen helfen werde. Liſardo war eben ſo alt wie Laura, ſchön, wohlerzogen, aufgeweckten Geiſtes und in ſeinem Muthwillen doch ſo anmuthig, daß ihn ſein Oheim bald nicht weniger wie ſeine eigne Tochter liebte, mit der zuſammen er wie ein Bruder auferzogen wurde.

Die beiden jungen Leute liebten ſich ſo innig, als es nur die Unſchuld vermag, Laura that nichts, was Liſardo unlieb war, und Liſardo theilte ihr alle ſeine Gedanken mit, ſo daß es ſchien, als ob ihre Leidenſchaft zu einander ſich alſo für wichtigere Aeußerungen üben und vorbereiten wolle. Laura hörte endlich auf, Kind zu ſein, und Liſardo entfaltete ſeinen reichen Geiſt, deſſen Fähigkeiten ihn allgemein beliebt machten. Er liebte ſeine Muhme über die Maßen und eben mehr als ſeine Klugheit ihm verſtatten wollte, denn er betrachtete ſie ſchon mit anderen Augen, und ſie flößte ſeiner erwachenden Sinnlichkeit ſchon kühnere, mit der Zeit immer mehr erwachſende Wünſche ein. Auf der anderen Seite gab auch Laura ſich ganz ihrer natürlichen Neigung und ihren Hoffnungen hin, wiewohl ihr vor ihrem alten, zur Habſucht geneigten Vater bange war, der einen im Lande ſehr viel vermögenden Mann zum Freunde hatte, welcher mit dem Gedanken umging, ſie zur Gattin ſeines dermaßen in Liebe zu ihr entbrannten Sohnes zu machen, daß für ſeine Geſundheit zu beſorgen ſtand. Laurens Vater war nun dieſer Abſicht gar nicht abhold, denn Octavio, ſo hieß der Liebeskranke, war von anerkannt edler Familie und würde, wenn er es auch nicht geweſen, mit ſeinen zweitauſend Ducaten Einkünften leicht dieſem Mangel abgeholfen haben. Er ſprach deswegen des öfteren zu Gunſten Octavios mit ſeiner Tochter, der er alſo manche vor Kummer ſchlafloſe Nacht und üble Stunde bereitete, die ſie in der Einſamkeit durchweinte, obwohl ſie Liſardo, um ihm keine Sorgen zu verurſachen, nichts davon ſagte, und nach Verlauf von wenigen Tagen entſchloß ſich der alte Mann ſogar, Lauren, die lieber in ihr Grab gegangen, mit dem Jünglinge zu verbinden. Inzwiſchen wollte er über dieſe Angelegenheit doch ſeinen Neffen zu Rathe ziehen, von deſſen Einſicht und Verſtand er hinlängliche Beweiſe hatte, und als er ſich daher eines Tages mit ihm im Freien befand, wo nur Bäume und Wellen ſeine Zeugen waren, redete er Liſardo folgendermaßen an: Du weißt, Liſardo, wie vielen Dank du mir dafür ſchuldeſt, daß ich dich, der du doch mein Sohn nicht biſt, gleich wie dein leiblicher Vater in meinem Hauſe von Kindheit auf ernährt und erzogen habe, und Gott weiß! wie gern ich dir immer alles Gute erwieſen, da du meiner Sorgfalt für dich durch dein löbliches Betragen und deine erfreuliche Ausbildung ſowohl gelohnt haſt. Ich ſage dir dies aber jetzt nur darum, daß du dich für verpflichtet halteſt, mit deiner Klugheit meinen Jahren, deren Erfahrungen ich nicht genugſam vertraue, räthlich beizuſtehen. Ich fühle nämlich, daß ich alt und kränklich werde und allmälig dem Ende meiner Lebenstage entgegengehe, und deswegen macht es mir Sorgen und Unruhe, daß ich deine Muhme Laura noch unverheirathet ſehe, und vielleicht, wenn mich der Tod plötzlich überraſchen ſollte, dereinſt in Ungewißheit über ihr Schickſal, mit Reue und Bedauern verlaſſen würde, daſſelbe nicht vorher, als es noch in meiner Macht ſtand, geſichert zu haben. Ich beſitze nicht übrig viel Hab' und Gut, um über ihre Zukunft völlig beruhigt zu ſein. Die Mitgift, die ich ihr beſtimmen kann, iſt nur eine mäßig große; ſie iſt zwar reichlich mit Vorzügen und Tugenden ausgeſtattet; aber in unſeren Zeiten ſtehen dieſe Dinge in ſo geringem Werthe, daß ſie das Letzte ſind, wonach man bei einer Heirath fragt. — Alſo begann Laurens Vater, ſich vernehmen zu laſſen, und Liſardo hörte dem Trauerſpiele ſeines Willens zu, ohne fähig zu ſein, ihm ein Wort zu erwiedern. Er drängte einige Thränen zurück, die der Schmerz in ſeine Augen gelockt, und verſchluckte einige Seufzer, wiewohl er beide aufbewahrte, um ſie bei ſchicklicherer Gelegenheit Lauren kund zu geben und ſich in

Gemeinſchaft mit ihr zu betrüben. Er verſtellte ſich auf dieſe Weiſe ſo gut er konnte, und alsbald fuhr ſein Oheim zu reden fort: Du mußt nun ferner wiſſen, daß Octavio Lauren ſchon lange und zwar ſo leidenſchaftlich liebt, daß ſein eigner Vater ſich mit Bitten und Geſchenken für ihn um ſie beworben hat. Er iſt ſo reich, wie du weißt, und von ſo hohem Adel, daß ich nicht leicht eine beſſere Verſorgung für meine Tochter finden dürfte. Ich gedenke morgen die Pakten zu vollziehen, und bin von Laurens Folgſamkeit überzeugt, da ſie keinen anderen Willen hat, als den meinigen; dir habe ich mich indeſſen vorher anvertrauen wollen, um, ob ich wohl meiner Sache gewiß bin, doch in meiner Wahl von deiner Billigung beſtärkt zu werden. —

Liſardo hatte ſeinem Oheim ſo tiefbetrübt zugehört, daß er kaum Athem ſchöpfen konnte, um gegen ſeinen Beſchluß etwas vorzubringen. Er hätte zu dem Himmel, als zu der letzten Zufluchtſtätte Unglücklicher, aufſchreien mögen; aber ſeine Pflicht und ſein Unglück ließen es ihm nicht zu, und er ſah ſich ſterben, ohne daß er zu klagen vermochte, da ihm eben ſein Seelenſchmerz den Mund verſchloß. Alle ſeine Beſinnungskraft zuſammennehmend, antwortete er indeß mit möglichſter Sanftmuth, indem er ſeinem Oheim das Verderbliche unbedachter Entſchließungen und das Gefährliche zu bedenken gab, irgend wem etwas mit ſeinem Worte zu verſprechen, deſſen Vollbringen einem Anderen zuſtehe, ja wie ein Weib zuweilen bei aller Folgſamkeit nicht Gehorſam in einer Sache leiſten könne, die dem Himmel nicht angenehm ſei, und forderte ihn endlich auf, da Laura denn doch ihr Leben mit jenem Jünglinge zubringen ſolle, ſie ſelbſt zu Rathe zu ziehen, und unter Vorſtellung der Vortheile, die eine ſolche Verbindung ihr einbringe, ſie um ihre eigne Willensmeinung darüber zu befragen. Liſardo ſagte dies in der Abſicht, durch einen Aufſchub vielleicht eine Abhülfe des ihn bedrohenden Unglücks zu gewinnen, und ſein Oheim nahm auch die Aeußerung ſeiner Meinung gar nicht übel auf, indem er wirklich beſchloß, Lauren in ſein Geheimniß zu ziehen. Wie erſchrak aber Liſardo nicht, als derſelbe damit ſonder Verzug zur That ſchreiten wollte! Er traute ſeinen Ohren nicht, recht gehört zu haben, und hielt dafür, ſeine Einbildungskraft habe ihm etwas vorgegaukelt. Von Gedanken beſtürmt, ging er nach Hauſe, wo ihn Laura mit einer Umarmung empfing; er erfreute ſich aber dieſer Gunſt nicht, da ſie ihm faſt wie ein Abſchied vorkam. Die beiden Liebenden pflegten in dem Zimmer einer Dienerin zuſammen zu kommen, die es ihnen zu wiſſen that, wenn ihre Herrſchaft ſich der Nachtruhe ergeben, und blieben dann bis zur Morgenröthe bei einander, ohne daß Liſardo den Genuß anderer, als der keuſcheſten Freuden der Liebe von ihr forderte. Er ſagte ſeiner Muhme gegenwärtig, daß er ſie in der nächſtfolgenden Nacht zu ſprechen wünſche; als er nun aber bei ihr war, erlaubte ihm ſein Schmerz, bei der Vorſtellung, daß ſie für ihn verloren und bald in dem Beſitze eines Anderen ſei, lange kein Wort hervorzubringen, bis er endlich unter Vergießung unzähliger Thränen begann, ihr den Entſchluß ihrer Eltern zu eröffnen, den ſie errieth, ehe er noch ausgeredet. Sie tauſchten ihr gerechtes Leid gegen einander aus; beſchämt, einen Augenblick an ſich ſelbſt und ihrer Stärke verzweifelt zu haben, tröſtete Laura jedoch gleich darauf Liſardo, und verſicherte ihn, daß ſie lieber dies ihr betrübtes Leben aufgeben, als nach dem Willen ihrer Eltern thun werde. Sie ſchieden zuletzt von einander, als ihr Schmerz etwas milder geworden, der Morgen kam, und ihre Eltern, die die ganze Nacht über nachgeſonnen, wie ſie ihre Tochter am erſten nach ihren Wünſchen ſtimmen möchten, entboten ſie zu ſich, erinnerten ſie daran, wie großen Dank ſie ihnen für die Sorgfalt und den Eifer ſchulde, mit denen ſie auf die Sicherſtellung ihrer Zukunft bedacht wären, und erklärten ihr, welchen würdigen Gemahl ſie ihr in Octavio auserwählt hätten. Laura hörte ſie an und verſuchte, ſie anderen Sinnes zu machen, indem ſie zu ihnen ſagte: nicht allein, daß ſie um keines Ehegatten willen ſo unbillig ſein möge, ſie zu verlaſſen, ſo ſei überdies ihr Alter allzugering dazu, und wünſche ſie lieber, ihre jungen Jahre zu genießen, als für einen Mann zu leben, den ſie nicht kenne, und als all die Unbill und Sorgen des Eheſtandes für Mann, Kinder und Hausſtand einzugehen. Sie hätte ihren Eltern gern die wahre Urſache ihrer Weigerung eingeſtanden; aber ſie fürchtete, ſie möchten ſie des Leichtſinns zeihen, wo die reinſte Zuneigung ihr Herz leitete, oder ſich gar über ihre Liebe erzürnen, und Liſardo aus ihrer Nähe entfernen. Kurz, ſie wußte ſich mit ſolchem Geſchick zu benehmen, daß ihre Eltern ſie vor der Hand in Frieden ließen, und daß ſie einen ſo guten Erfolg ihres Widerſtandes ihrem geliebten Vetter zu wiſſen thun konnte, der ihr mit einer Umarmung dafür dankte.

Alsbald nach dieſer Unterredung ſahen aber ihre Eltern plötzlich Octavios Vater bei ſich eintreten, der ihnen ſeinen Jammer verkündigte: ſein Sohn geberde ſich vor Liebe ganz närriſch, und es ließe ſich von ſeiner Verzweiflung für ſein Leben das Schlimmſte fürchten, da er um der Verſchmähung ſeiner Liebe willen, den Himmel der Grauſamkeit und Ungerechtigkeit anklage.

Lauras Vater glaubte ganz gewiß, ihre Weigerung ſei vielmehr durch Verſchämtheit, als durch Abneigung hervorgerufen, und da er dem Gehorſam und der Tugend ſeiner Tochter vertraute, ſo gab er unbeſonnenerweiſe ſein Wort ab, ſchon des nächſtfolgenden Tages den Heirathsvertrag abzuſchließen, und begab ſich zu Lauren zurück, um fürder entſchiedener gegen ſie aufzutreten, wiewohl er durch ſeine diesmalige Strenge eben nichts weiter erlangte, als daß ſie ihm alle Beredtſamkeit der Liebe entgegenſetzte. Ihre desfallſige Hartnäckigkeit brachte ihn nun zwar allerdings gegen ſie auf, indeſſen ſtrebte er doch, ihr ſeinen Unwillen zu verbergen, ſo lange er ihren guten Willen nöthig habe, und hielt alſo dafür, daß es das Beſte ſei, mit Liſardo zu reden, von deſſen Gewandtheit und Einfluß auf Lauren er die Meinung hegte, ſie würden ihre Widerſpenſtigkeit mit leichter Mühe beſeitigen. Er rief ihn bei Seite und klagte ihm den Starrſinn ſeiner Tochter, der freilich der Art war, daß Liſardo wenigſtens nicht darüber klagen konnte. Er bat ihn, zu ihr zu gehen und ihr Vorwürfe zu machen, und durch ſeine Vorſtellungen wo möglich zu verhüten, daß er nicht genöthigt werde, ſtrengere Maßregeln, zu denen er übrigens entſchloſſen ſei, gegen ſie zu ergreifen. Liſardo ſagte ihm hierin zwar ſeinen Beiſtand zu; aber ſein Oheim begnügte ſich nicht damit, ſondern verlangte von ihm noch zweierlei, erſtens, daß er ſeinem Verſprechen unverzüglich nachkomme, und zweitens, daß er ſelbſt ein Ohrenzeuge deſſen ſei, was er für ihn thue, damit er ſich von ſeinem Dienſteifer und von Lauras Geſinnungen überzeuge. Zu dieſem Ende erdachte er die etwas gewagte, wiewohl zweckmäßige Liſt, daß Laura unter dem Vorgeben, ihr Vetter wünſche ſie zu ſprechen, herbei gerufen würde, und er ſeinerſeits, hinter den Vorhängen eines Bettes verſteckt, ihr Geſpräch behorche. Liſardo beklagte ſich zwar gegen ihn, daß er ihm ſo wenig vertraue; der Greis beharrte indeſſen auf ſeinem Willen und ſchickte, ohne auf eine Einrede zu hören, nach Lauren aus. Laura kam, ohne irgend den Betrug zu ahnen, und Liſardo kam beinahe von Sinnen, ſich zwiſchen Liebe und Pflicht alſo in die Klemme kommen zu ſehen, daß er ſich verdächtig machte, wenn er ſchwieg, ſich ſelbſt den Tod gab, wenn er gehorchte, und Lauren zu Grunde richtete, wenn er ſeine Liebe an den Tag legte. Er hätte ſeiner geliebten Muhme gern ein geheimes Zeichen gegeben; aber es war ihm unmöglich, da ihr Vater alle ſeine Geberden beaufſichtigte. Laura verwunderte ſich, daß er ſchwieg, nachdem er ſie doch zu ſich beſchieden, und wollte ihn ſchon mit vertrauten Worten darum fragen, als Liſardo ſich noch zu rechter Zeit deſſen, was da kommen ſollte, verſah, und ſchnell zu ihr ſagte: Du weißt, ſchöne Laura, daß Kinder ihren Eltern Gehorſam und Dankbarkeit ſchuldig ſind, und dies zwar insbeſondere dann, wann dieſe ſie ihrem Stande gemäß verheirathen wollen. Die deinigen haben mir ihr Verlangen ausgeſprochen, für deine Jugend, auf den Fall ihres dereinſt doch unumgänglichen Todes, in der Art zu ſorgen, daß ein Gatte, der dich achte, dir ſodann an ihrer Statt ſeinen Schutz verleihe. Es iſt ihnen leid, daß du dieſer ihrer wohlgemeinten Abſicht mit Abneigung begegneſt, und du haſt wirklich Unrecht, dies zu thun, denn Octavio liebt dich und iſt deiner würdig, die ganze Stadt hält ihn werth, ſein Alter iſt dem deinigen angemeſſen, ſein tüchtiger Verſtand wird von Niemand in Zweifel gezogen, der ihn kennt, und ſein großes Vermögen iſt eine allbekannte Sache. Und wenn auch von allen dieſen Umſtänden keiner für ihn ſpräche, ſo müßte ſchon der eine dir deine Einwilligung abgewinnen, daß es dein Vater iſt, der dir dieſen Gatten zuführt. Thue alſo, was deine Kindespflicht von dir fordert, und was Jedermann von dir erwartet und wünſcht. Im Namen deiner Eltern bitte ich dich darum inſtändigſt und verſichere dich, daß es mir zur größten Freude gereichen wird, dich mit ihnen in gutem Einverſtändniß zu erblicken. — Alles dieſes ſprach Liſardo in ſolcher Aufregung, daß jedes

Wort auf der Zunge ihm zu Gift ward und jede Vorſtellung, die er ihr machte, ihm den Tod gab. Laura ſah ihn in ſolcher Verwirrung an, daß ſie zu träumen glaubte, wie ſie denjenigen, der ſie ſeither, wie ſie meinte, ſo heiß geliebt, ſie bitten hörte, einen Andern zu lieben. Indeſſen ſammelte ſie ſich, dachte über Liſardos Worte von allen Seiten nach, legte ſie ſich bald ſo, bald anders aus, und ſprach bei ſich ſelbſt: Indem ich alſo den Gehorſam gegen meine Eltern aus den Augen ſetze und die Marter ihrer Drohungen ſeinetwegen erdulde, redet er mir ſo unumwunden zu, meine Liebe einem Andern zuzuwenden? Wie vermöchte er ſo zu handeln, wenn er mich achtete, oder ſich irgend um meinen Verluſt grämen würde? Wer mich bittet, daß ich ihn vergeſſen möge, den verdrießt es offenbar, daß ich ihn liebe. Steht es nun wohl einer Frau von Stande und von Einſicht an, ſich einem Manne aufzuopfern, der ſie verſchmäht, weil er ihrer Schönheit müde iſt? Die Männer ſind veränderlich und unbeſtändig, und ihre Liebe nutzt ſich mit der Zeit ab, wann ſie ſich erſt wieder geliebt und ihre Ungewißheit und ihr Zagen gehoben ſehen. Liſardo iſt ein Mann, hat ſich geliebt geſehen, und erweiſt ſich nun wie Andere. Er weiß, daß ich thöricht genug bin, ihn anzubeten, und ſtellt alſo meine Geduld durch ſeine ſchnöden Kränkungen auf die Probe. Aber beim Himmel! ich will diesmal ſeinen Undank rächen und ihn ſeinen guten Rath theuer entgelten laſſen; ich mag nun um deswillen Octavio zu Theil werden oder einem Anderen. —

O, arme Laura! möchte man ihr zurufen, halte ein, du gehſt deinem Verderben entgegen, und richteſt auch den zu Grunde, der dich eben nur aus Liebe zu dir beleidigt. Wüßteſt du, was Liſardo um dich leidet, und daß dein Vater euch Beide im Auge hat. Laura, ſieh dich vor, Liſardo iſt dir treu und betet dich an. Aber wer vermöchte ein zürnendes Weib zu bedeuten, das ſich ein ungerechtes Vorurtheil einmal in den Kopf geſetzt hat! Laura beſtärkte ſich in dem ihrigen überdies dadurch, daß ſie wußte, eine Dame, und zwar keine von den mindeſt ſchönen ihrer Stadt, liebe Liſardo, denn dieſelbe hatte ſich ihr als ſeiner Freundin und Muhme, in der Hoffnung, daß ſie etwas über ihn vermöge, anvertraut; und wiewohl ſie wußte, daß Liſardo weit entfernt war, ihre Neigung zu erwiedern, ſo überredete ſie ſich dennoch, da er ſie zu bewegen ſuche, ihre Hand Octavio zu reichen, ſo müſſe er etwa in Jener Vorzüge vor ihr wahrgenommen haben und den Wunſch hegen, frei zu ſein, um ihr ganz anzugehören. Dieſe Eiferſucht erregte ihr ein bedenklicher Anlaß, der ſie allerdings rechtfertigen konnte, wenn er in ihren Augen einem bis dahin offenbar grundloſen Verdachte den Anſchein der Wahrheit lieh. Sie legte Alles auf das ungünſtigſte aus, verſchloß zu ihrer eigenen Qual ihre Ohren ihrer beſſeren Ueberzeugung, und ſprach, ohne an etwas Anderes als an Rache zu denken, zu Liſardo: ſie ſei ſehr wohl mit dieſem Heirathsantrage zufrieden, es genüge ihr, zu wiſſen, daß er Octavio begünſtige, um ihre weſentlichſten Bedenken zu beſeitigen, ſie ſelbſt liebe und ſchätze Octavio, und er möge alſo ihren Eltern immerhin ſagen, daß ſie mit deſſen Liebe ſehr zufrieden, und wenn ſie ſich ſeither nicht ſo gezeigt habe, ſo ſei dies nicht deswegen geſchehen, weil ſie ihn etwa nicht geliebt, ſondern weil ihr der Gedanke, von ihnen zu ſcheiden, allzu ſchmerzlich gefallen. — Nach dieſen Worten entfernte ſie ſich von Liſardo, ohne ſeine Antwort abzuwarten, und zog ſich in ihr Zimmer zurück, ihr Unglück zu beweinen, bald zufrieden mit dem, was ſie gethan, bald es bereuend, daß ſie ſich ſelbſt ihrer Rache opfere, indem ſie ſich einem Manne ergebe, den ſie zwar nicht haßte, mit dem ſie aber, einen Anderen liebend, doch nicht leben konnte, ohne dem Tode zu verfallen. Ihr Vater brach hervor, umarmte Liſardo tauſendmale und eilte mit ſeiner frohen Zeitung zu ſeinen und Octavios Verwandten von dannen. Es wurden Feſtlichkeiten angeordnet und Feſtkleider beſtellt, und um Liſardo ſtand es eben wie um einen Menſchen, der zärtlich liebt, und den geliebten Gegenſtand, den er in ſo vielen Jahren erworben, in einer Stunde verloren gehen ſieht. Er zieh Lauren allerdings des Leichtſinns, ſich ſo raſch entſchloſſen zu haben; aber er wußte auch, daß es nicht ſowohl ihre Neigung, als ihr Zorn war, dem ſie dabei nachgegeben hatte. Er wollte zu ihr gehen und ihr erklären, warum er ſie zu einer That aufgemuntert, durch die ſie ſein betrübtes Leben wie mit einem ſcharfen Schwerte durchſchnitt; aber es war ſchon Nacht. Er eilte, ſich auszuweinen, hinaus ins Freie, wo man ſich immer am beſten das Herz von einem Leid erleichtert. Lauras Vater kehrte außer ſich vor Freude nach Hauſe zurück und brachte den Bräutigam mit ſich, ihn der Geſellſchaft ſeiner Braut genießen zu laſſen.

Laura empfing ihn mit niedergeſchlagenen Augen, und Octavio ſah darin eine ehrbare Verſchämung; aber Lauras Augen wollten dies nicht zu erkennen geben, ſondern nur einige Thränen verhehlen, die ihnen zwar nicht entfielen, ſie jedoch erfüllten. Octavio war froh, daß am nächſtfolgenden Tage ſeine Hoffnungen in Erfüllung gehen ſollten, und Laura verbarg ſich mit ihrem Grame und ihrem Unwillen vor Liſardo, der wohl hundertmal vergebens den Verſuch machte, ſie zu ſprechen, deren Standhaftigkeit ihm kein Wort und keinen Blick mehr gönnte. Die beiden Liebenden verbrachten die Nacht ſo übel, wie ihr ſo nahe drohendes Unglück ſie ihnen bereiten mußte, und da daſſelbe überdies wollte, daß die drei nächſten Feſttage dicht hinter einander fielen, ſo war das Aufgebot alsbald abgethan. Laura und Liſardo hatten ſich mittlerweile weder geſprochen, noch auch würden ſie ſich geſehen haben, wenn ihre Augen ſich nicht zuweilen eine verſtohlne Freiheit genommen hätten. Laura verſtellte ſich, und Liſardo duldete; Beide aber ſchwiegen und brannten doch vor Ungeduld, ihre Noth zur Sprache zu bringen.

Der Hochzeitstag kam heran, und Alles war in feſtlicher Unruhe und Aufregung, nur Liſardo nicht, der den Tod anrief, der nicht kam, weil er gerufen ward. Da fand Liſardo eines Abends eine unerwartete Gelegenheit, mit Lauren allein zu ſein, und dem gewaltigen Strome ſeiner Angſt und Pein folgend, ihr mit wenigen Worten ſeine treue Liebe und die Liſt zu ſchildern, mit der ſein grauſamer Oheim ihn genöthigt, ſelbſt der Urheber ſeines Todes zu werden. Die Thränen und Seufzer, die er dabei vergoß und ausſtieß, waren ſo herzbrechend, daß ſie Lauren gerührt haben würden, wäre auch die Wahrheit von Liſardos Betheuerungen weniger überzeugend geweſen, als ſie war. Laura ſah ihr Unrecht unverzüglich ein, und bereuete es ſchmerzlichſt, ſie entſchuldigten einander Beide und kehrten zu ihrer früheren Vertrautheit zurück, wie man ſich ja gewöhnlich vergleicht, wenn man untergeht. Laura umarmte Liſardo und wollte ſich damit zum Widerſtande gegen einen Vater, der ſie verfolgte, und gegen einen Gatten, den ſie verſchmähte, weihen; und darauf ſchieden ſie ohne viele Worte von einander, da die vielen Beſuche und die Unruhe im Hauſe ihnen nicht einmal ſo viel Zeit ließ, zum vollen Gefühl ihrer Bedrängniß zu gelangen.

Der allerunglücklichſte Tag für Liſardo erſchien, an dem Laura Octavios Armen übergeben werden ſollte. Er verließ das Haus und ging zu einem Freunde, Namens Alexandro, der der Vertraute ſeiner Leiden war, ſchüttete ſein Herz gegen ihn aus und bat ihn, ihm eines ſeiner Pferde zur Flucht zu leihen, indem er zwar ſeine tödtlichen Wunden ertragen, aber die Hand, die ſie ihm ſchlage, nicht ſehen, ſondern nach Sevilla gehen wolle, um ſich die Erlaubniß auszuwirken, ſich nach Los Reyes einzuſchiffen, wo, wie er wiſſe, ſein Vater ſei. Alexandro billigte es, daß er ſich entferne, weil er dafür hielt, daß Abweſenheit das beſte Heilmittel der Erinnerung ſei, und Liſardo, bevor er es ausführte, ſendete noch Lauren eine ſchwarze Schärpe mit ſeinem Namenszuge, die er getragen, zum Angedenken zu, und ließ ihr ſeine Grüße zum Abſchiede hinterbringen. Laura empfing Beides und verſank in Betrachtungen über das traurige Leben, das ſie ohne Liſardo, in eines Andern Beſitz erwartete, während ihren Geliebten am Ende der Unwille über ihre Nachgiebigkeit, oder gar die Liebe ſelbſt, in die Arme jener anderen Dame, die ihn liebte, führe.

Die Nacht überraſchte ſie über dieſen Gedanken, ſie ſah das Getümmel und die Menge Menſchen im Hauſe, denn ſie ſchon hatte viele Verwandten, da ſie von Adel; Octavio aber noch mehrere, weil er reich war. Sie erkundigte ſich nach Liſardo und hörte, daß er im Hauſe jenes Freundes ſei, den ſie kannte. Da ſchnürte es ihr das Herz zuſammen, und es wollte ihr unmöglich ſcheinen, mit einem anderen Manne, als mit Liſardo zu leben. Sie verfolgte dieſen Gedanken, berieth ihre Leidenſchaft, die ſie ermunterte, ſich ihrem Vetter in die Arme zu werfen, und alſo ihrem eignen Tode zu entfliehen, indem ſie ſich und ihm eine glückliche Zukunft bereite. Mit dieſen Vorſtellungen ſchmeichelte die Hoffnung ihr immer mehr, ſie ſcheute ſich zwar auch vor der Strenge ihrer Eltern und vor dem öffentlichen Aegerniß, das ſolche Schritte zu geben pflegen; aber alsbald beſann ſie ſich wieder und ſprach zu ſich ſelbſt: Ich bin das einzige Kind meiner Eltern, und noch kein Vater iſt grauſam genug geweſen, von den Bitten kindlicher Liebe und Ehrerbietung auf die Dauer ungerührt zu bleiben. Was können die Leute weiter dagegen haben, wenn ich mich Demjenigen ergebe, der mein rechtmäßiger Gemahl iſt? Würde es nicht viel ſchlimmer ſein, wenn ich mich der Gefahr ausſetzte, als verheirathetes Weib Uebles von mir zu reden zu geben, da bekanntlich ein ſolches, das es wider ſeinen Willen geworden, leicht geneigt iſt, eine Thorheit zu begehen? Sei alſo getroſt, mein Herz, du ſollſt nimmermehr einen andern Gebieter erhalten, als Liſardo, für den du geboren biſt, und keine thörichte Rückſicht ſoll ſoviel über mich vermögen, auf Leben und Glück zu gleicher Zeit zu verzichten.

Raſch entſchloſſen, hüllte ſie ſich hierauf in ihren Schleier, faßte ihre Juwelen und Koſtbarkeiten in ein Tuch zuſammen, und benutzte die Verwirrung, die im Hauſe herrſchte, dazu, ohne von Jemand bemerkt zu werden, durch die Masken, die ſich als Gäſte eingefunden, zu entfliehen. Sie befand ſich auf der Straße, ehe ſie noch recht zur Beſinnung kam, und eilte nach der Wohnung Alexandros, den ſie betrübter fand, als ihr lieb war, denn als ſie ihn nach ihrem geliebten Liſardo fragte, antwortete er: der ſei ſchon vor drei Stunden auf einem ſchnellfüßigen Roſſe nach Sevilla enteilt, weil er, von ſeinem Unglück entmuthigt, nicht länger in ſeiner Heimath habe verweilen wollen. Laura hörte ihn an, und es war viel, daß eine Neuigkeit ſie am Leben ließ, die jede That der Verzweiflung gerechtfertigt haben würde, indem eine Ohnmacht ihrem Antlitz einige Roſen raubte, die ſich für Lilien ausgaben, nachdem ſie waren für Nelken gehalten worden. Alexandro hätte Laurens Tröſtung gern zweien Pferden übertragen; aber er wagte nicht, es zu thun, da ſie mehr todt als lebendig war, und der Erholung von ihrem Unglück nothwendig bedurfte. Ueberdies war es wahrſcheinlich, daß ſie, wann vermißt, auf allen Wegen und Stegen verfolgt würde, und ſodann in die Hände ihrer Feinde fiele; und alſo hielt er, was er denn auch that, für das Sicherſte, Lauren in das Haus einer ſeiner Verwandtinnen zu bringen, auf die er ſich verlaſſen konnte, und die ſie als ihre Freundin mit Bereitwilligkeit bei ſich aufnahm. Er traf dieſe Maßregel in der Abſicht, ſich in zwei oder drei Tagen ſelbſt auf den Weg zu machen, um Liſardo zu ſuchen und ihn von der Fortſetzung ſeiner Reiſe abzuhalten, indem er ihn durch ſeine Mittheilungen überzeuge, wie er eben doch noch nicht hoffnungslos unglücklich ſei.

Inzwiſchen war Lauras elterliches Haus bereits in gewaltigen Aufruhr gerathen, Octavio wollte ganz närriſch werden, die Seinigen waren aufgebracht, Lauras Eltern beſtürzt, und Einer rannte zwecklos wider den Anderen. Man gewahrte endlich, daß auch Liſardo verſchwunden war, und nun beſchuldigte man allgemein ihn des Verrathes, und nannte ihn den Urheber des Unglücks. Lauras Vater beſchloß, ihn zu verfolgen und ſich an ihm zu rächen, indem er ihn die härteſte Strafe ſeines Verbrechens erdulden ließe. Octavio wünſchte ihn zu begleiten, um zu beweiſen, daß ſeine Liebe ſich auch von ſo offenbaren Enttäuſchungen nicht beſiegen laſſe, und da Liſardo geäußert, daß er die berühmte Stadt Madrid zu ſehen verlange, in welcher damals König Philipp IV. ſeinen Hof hielt, ſo kamen ſie mit einander überein, ihn allda aufzuſuchen, derweil ihn ſelbſt ſein Kummer in den Tod und ſein Reiſeplan gen Sevilla führte. Alexandro war über ihre vorgefaßte falſche Meinung und über ihre Abreiſe ungemein erfreut, und wollte auch ſeinerſeits alsbald mit dem Verſprechen von Lauren ſcheiden, Liſardo aufzuſuchen, da er überzeugt war, daß er denſelben bei längerem Zögern leicht nicht mehr antreffen dürfte; nur willigte Laura, die übrigens einerlei Meinung mit ihm war, durchaus nicht darein, ohne ihn zurückzubleiben, und verließ alſo in ſeiner Begleitung die Stadt, indem Beide, um der Gefahr willen, erkannt zu werden, zur Nachtzeit reiſten. Alexandro nahm einen einzigen zuverläſſigen Diener, und für den Fall, daß ihre Reiſe nicht von ſo kurzer Dauer ſei, als ſie wünſchten, eine gewiſſe Summe Geld mit ſich.

Liſardos Wünſche, ſein Leben geendet zu ſehen, ſchien unterdeſſen der Himmel erhören zu wollen, denn an dem Eingange eines kleinen Ortes mußte ſein Pferd ſo unglücklicherweiſe ſtraucheln, daß es, da er darauf nicht vorbereitet war, einen für ihn äußerſt ſchmerzlichen Fall that, der ihn beſorgen ließ, er möge einen weſentlichen Schaden genommen haben, denn er war nicht im Stande, ſich zu regen, bis einige, von ſeinen Klagen gerührte Landleute ihre Arbeit verließen, und ihn in ihren Armen in ein unfern einzeln ſtehendes Wirthshaus trugen, wo er geheilt wurde. Seine Verletzung war jedoch ſo bedeutend, daß er nach mehr als acht Tagen erſt wieder genugſam zu Kräften kam, ſeine Reiſe fortzuſetzen, und zwar als Laura und Alexandro ihm bereits einen Vorſprung von zweien Tagen abgewonnen, und an dem Orte, wo er krank darnieder lag, vorbeigekommen waren.

Eines Abends, bei guter Zeit, gelangte er nach Adamuz; wollte ſich aber, wiewohl er es nöthig hatte, nicht zu Bette legen, weil ihm der peinliche Gedanke an Lauren und ihren vermeinten Gatten Octavio, in deſſen Armen ſie vielleicht ſchon ſeiner Liebe uneingedenk geworden, keine Ruhe ließ. Gegen die Mitte der Nacht verließ er den Ort wieder, und es waltete eine ſo dicke Finſterniß um ihn, daß er die Gegend, durch die er reiſte, gar nicht erkennen konnte, und wohl einige Beſorgniſſe hegte, da er ſie als unſicher kannte. Da vernahm er plötzlich neben ſich ein Geräuſch, das ihn zu dieſer Stunde erſchreckte und ihn vermochte, vom Pferde zu ſpringen und ſeinen Degen zu ziehen. Gleich nachher nahm er eine Geſtalt wahr, die ſich unter dem Schirme der Nacht vorſichtig zwiſchen Gebüſch verborgen hatte. Sie anzurufen, wer ſie ſei, und ihr den Degen auf die Bruſt zu ſetzen, war bei Liſardo das Werk eines Augenblicks. Der Menſch kam aber im mindeſten nicht aus der Faſſung, ſondern erwiederte, wenn er ſein Leben lieb habe, ſo möge er hergeben, was er beſitze, denn wenn er ſich deſſen weigere, ſei er verloren, und werde von ſeinen Kameraden, deren Anzahl größer ſei, als er ſich vielleicht einbilde, in Stücke gehauen werden. Liſardo hielt dafür, dies könne eine eitle Drohung ſein, und antwortete daher nicht anders als mit ſeiner Klinge, indem er ſo gewaltig auf den Räuber eindrang, daß derſelbe in ſeiner Vertheidigung weichen mußte. Alsbald aber zog ſein Pfeifen und das Geklirre der Schwerter eine ſolche Menge von Feinden auf Liſardo herbei, daß er ſich nach allen Seiten gegen ſie zu wehren hatte und, der Nothwendigkeit nachgebend, ſuchen mußte, ſich, ſo geſchickt als möglich, kämpfend vor ihnen zurückzuziehen. Er legte dabei eine ſolche Tapferkeit an den Tag, daß es einem ſeiner Feinde leid that, ihn, der ſein Leben ſo entſchloſſen vertheidigte, etwa einen ſchmählichen Tod erleiden zu ſehen. Er pflanzte ſich deswegen neben ihn hin, hielt mit ſeinem Zuruf und ſeiner Waffe ſeine ſtürmenden Gefährten ab und wendete ſich dann zu Liſardo, indem er zu ihm ſagte, ſeine und ſeiner Genoſſen Abſicht ſei nicht, zu morden, ſondern zu rauben, wenngleich bei hartnäckigem Widerſtande ihre Habſucht ſich in Rachedurſt verwandele. Er möge ſich alſo nicht muthwillig in ſeinen Tod ſtürzen, ſondern mit ihnen kommen, und um dem Drohen des Himmels zu entgehen, die Nacht bei ihnen zubringen, wo ſie ihm die kleine Wunde, die ſie ihm in die rechte Hand beigebracht, verbinden wollten. — Liſardo erwiederte: er achte das Leben nicht ſo hoch, daß er es etwa ſonderlich ungern verliere, jedoch wolle er es auch nicht ohne Noth von ſich werfen, und gehe darum auf dieſen Vorſchlag ein. — Er übergab ihnen alſo ſeinen Degen, deutete ihnen die Gegend an, wo er ſein Pferd hatte ſtehen laſſen, und folgte ihnen, in Betrachtung der ſeltſamen Mißgeſchicke verſunken, mit denen ihn ſein Unſtern heimſuchte, und die ihm, nachdem er ſich einmal in den Verluſt ſeiner Geliebten finden müſſen, doch nicht eben ſchwer zu ertragen fielen. Sie gelangten zu einigen verborgenen Höhlen, deren eine ſie betraten, und hier beſtrichen zwar die Räuber Liſardos Wunde mit Balſam, entäußerten ihn aber zu gleicher Zeit alles deſſen, was er Werthvolles bei ſich hatte, und überließen ihn ſich ſelbſt und ſeiner Schwermuth, die ſeinem Geiſte immer nur in Gedanken Laurens Abbild vorſpiegelte, deſſen von ihm ſo fern gewähntes Urbild, einer wunderbaren Laune des Schickſals nach, ihm gegenwärtig ſo nahe war, daß nur eine einzige Felſenwand es von ihm trennte.

Laura war nämlich gleichfalls zur Nachtzeit in Alexandros Begleitung durch dieſe Gegend gekommen, und mit ihm ſo unerwartet von ſechs Männern überfallen worden, daß ihrem Beſchützer nicht einmal die Zeit geblieben war, ihnen ſeine Ritterlichkeit zu bethätigen, indem ſie ihn ſeines Schwertes und ſeiner Habſeligkeiten faſt in einem Augenblicke beraubt hatten. Einer von ihnen, und zwar der Verwegenſte, hatte während deſſen ein Auge auf Lauren geworfen, und wollte, um ſich ihre Gunſt zu erwerben, nicht zulaſſen, daß ihr irgend etwas von dem, was ſie bei ſich führte, genommen ward, indem er ſie wieder auf ihr Maulthier hob, und ſie nach ſeinem Verſtecke mit der Abſicht abführte, ſich in dieſer Nacht ihrer Schönheit zu erfreuen, die ihre Klagen, Seufzer und Thränen über ihre verzweifelte Lage in den Augen ſeiner Begierde nur erhöhten. Sie kamen in der unwirthlichen

Höhle an, die an jene andere gränzte, in die Liſardo geführt worden war, und der verwilderte Liebhaber ſchickte ſich ſogleich an, dem Gegenſtande ſeiner Wünſche verſchiedene Kleinodien zu verehren, mit denen er ſich auf Koſten benachbarter Ortſchaften bereichert hatte. Alexandro war mit gekommen, der von ſeiner Freiheit um Laurens willen keinen Gebrauch machen wollte, und die Räuber behandelten ihn ihrethalb auch mit einiger Rückſicht, da er ſich für ihren Bruder ausgegeben. Das ſchöne Mädchen zitterte vor dem, ihr in der Gewalt dieſer Menſchen bevorſtehenden Schickſale, das ihr nur zwiſchen Tod und Entehrung die Wahl zu laſſen ſchien; indeſſen wollte ihr das Glück inſofern wohl, als der Hauptmann der Bande, ein entſchloſſener Raufbold, ſich in ihr Geſicht verliebte, und ihren Beſitz demjenigen, deſſen Gefangene ſie war, nicht gönnen wollte, wiewohl derſelbe, ſeinem Nebenbuhler an Anſehen kaum etwas nachgebend, den nicht minder feſten Willen zu erkennen gab, ſie gegen jedweden fremden Anſpruch zu vertheidigen. Laura freute ſich dieſer Entzweiung, da ſie zu hoffen wagte, Einer werde ihr alſo vor dem Anderen Schutz verleihen, und indem nun die beiden Nebenbuhler, um ſie zu unterhalten, ſie in ihrer Wohnung umherführten, und ihr alle Einrichtungen derſelben zeigten, waren ſie eben auch in die Höhle gekommen, wo Liſardo, in den Armen eines wohlthätigen Schlafes von der ermüdenden Anſtrengung des Kampfes ausruhete, als plötzlich die Nachricht einlief, daß die Juſtiz einer Ortſchaft, die den Untergang der Räuber beſonders eifrig betrieb, mit einer Schaar Bewaffneter gegen ſie anrücke. Alle erſchraken hierüber auf das Aeußerſte, und die Beiden vergaßen augenblicklich ihrer Liebe und eilten von dannen, ſich zu vertheidigen und die Gefahr in das Auge zu faſſen. Laura blieb allein zurück, wenn gleich nicht ſo ganz allein, daß ſie nicht mit wenigen

Schritten das Ziel ihrer höchſten Wünſche hätte erreichen können. Sie ging tiefer in die Höhle hinein und ſtieß mit dem Fuße an einen vor ihr liegenden Körper. Sie blieb ſtehen, erkannte ihn für den eines ſchlafenden Mannes, und neigte ſich mit dem Lichte zu ihm nieder, um ihn näher in Augenſchein zu nehmen, da eben die Neubegier nicht von einer Frau läßt, wenn ſie auch in den äußerſten Nöthen iſt. Sie ſah ihn an, wurde bewegt, ſah ihn wieder und aufmerkſamer an, und fand, daß er ein kleines Bild in ſeinen Händen hielt. Sie nahm es ihm aus denſelben, und führte es zu ihren Augen, die ſich ſelbſt darin wieder ſahen. Sie wendete es hundertmal hin und wieder, der Meinung, daß über dem Blatt ein Stück Kryſtall angebracht ſei, in dem ſie ſich ſpiegele, ſie wandte ſich zu dem Schläfer zurück, daß er ihr die Wahrheit ſage, und ſie erkannte in ihm alsbald ihren Geliebten Liſardo, an deſſen Seite ſie ſich niederſetzte, und den ſie durch ihre Umarmungen und die lauten Ausbrüche ihrer Freude aus ſeinem Schlummer erweckte, obwohl ſie ſich vorher das Antlitz verſchleierte, um ſeine Freude ihn nicht allzu plötzlich überraſchen zu laſſen.

Liſardo verwunderte ſich, in Geſellſchaft zu ſein, und da ihm Lauras anſtändige Kleidung ſofort in die Augen fiel, ſo bat er ſie, ihm zu ſagen, wer ſie ſei, und welche widerwärtigen Begegniſſe auch ſie in die Hände dieſer Barbaren geführt hätten? — Laura wußte ihm nicht anders zu antworten, als indem ſie ſich ihm mit einer Umarmung zu erkennen gab, und Liſardo war anfangs über das, was er hörte und ſah, dermaßen erſtaunt, daß er nicht wußte, ob er wachte oder träumte, bis er am Ende alle ſeine Zweifel an der Wirklichkeit beſeitigte und mit ſeiner Geliebten ſich nunmehr dem Gefühle ſeines Glückes ſo ganz hingab, daß weder er noch ſie lange Zeit über gar nicht das Bedürfniß fühlten, ihre Abenteuer einander mitzutheilen. Nachdem ſie dies zuletzt dennoch gethan, ſagte Liſardo, daß es für ſie wohl gerathen ſein würde, ihre Einſamkeit zur Flucht vor den ſie umdrohenden Gefahren zu benutzen.

Sie brachen alſo auf, um ihren Freund Alexandro, der ſich dies Zuſammentreffen nicht träumen ließ, davon zu benachrichtigen; nicht ſobald traten ſie aber vor die Höhle hinaus, ſiehe! ſo kehrten eben auch die Räuber wieder, die ſich, wiewohl mit Unrecht, überzeugt zu haben glaubten, von einem blinden Lärm erſchreckt worden zu ſein; denn die Gerichte von Cordova hatten ihnen die ganze Nacht hindurch nachgeſpürt und waren nur in Folge der Finſterniß von der rechten Spur abgeirrt, bis ſie mit dem Anbruche des Tages wieder darauf kamen, Geräuſch hörten, dem ſie vollends nachgingen, und alſo bald nach der Ankunft der Räuber die Höhle erreichten, in der ſie dieſelben umzingelten und gefangen nahmen, ohne daß ſie an Flucht oder Widerſtand hätten denken können. Einem der Liebhaber der unglücklichen Laura, und zwar dem Hauptmanne der Räuberbande, gelang es nichtsdeſtoweniger, ſie mit ſich in die Höhle, in der ſich Alexandro befand, und durch einen geheimen Ausgang, in das Freie zu ſchleppen, wo er für ſolche Fälle ein Pferd bereit ſtehen hatte, das er beſtieg, und auf dem er mit ſeiner ſchönen Beute, die er bewußtlos zu ſich hinauf hob, weil ſie über den abermaligen plötzlichen Wechſel ihres Schickſals in Ohnmacht geſunken war, von dannen flüchtete.

Liſardo mußte es ſich gefallen laſſen, trotz aller Einwendungen, mit unter der Zahl der Verbrecher als Gefangener abgeführt zu werden, denn da Einige von der Bande ſich auch für unſchuldige Schlachtopfer auszugeben verſucht hatten, um auf ſolche Weiſe ihre Freiheit zu erwerben, ſo ließen die Gerichte die Wahrheit aller Ausſagen vorläufig auf ſich beruhen, und brachten ihre Gefangenen ſämmtlich ohne Unterſchied in den öffentlichen Kerker der Stadt Cordova unter. Der arme Liſardo betheuerte nun zwar auch hier ſeine Unſchuld wiederholt und forderte laut Gerechtigkeit; da er aber weder Freunde noch Geld beſaß, das für ihn ſprechen konnte, ſo blieben ſeine Beſchwerden ſtumm, die Rechtsanwälde taub und die Richter übel berichtet. Ueberdies ſchlug es Liſardo zumeiſt nieder, daß er weder von ſeiner geliebten Laura, noch von ſeinem getreuen Alexandro etwas hörte, welcher letztere dermaßen ſein wahrer Freund war, daß er, als er wahrnahm, wie der verwegene Räuber Lauren entführte, ſich eilig des in der Nähe ſtehenden Pferdes bemächtigte, das Liſardo geritten hatte, und jenen auf demſelben Wege, den er eingeſchlagen, verfolgte. Er erreichte ihn früher als er es ſelbſt gehofft, da das doppelt belaſtete Pferd des Hauptmanns nicht mit ſeiner gewöhnlichen Schnelligkeit laufen konnte, und ſobald ſich dieſer der unausweichlichen Gefahr verſah und bedachte, daß jede Vertheidigung ſeine Gefangennahme zur Folge haben müſſe, entledigte er ſich Laurens zu ſeiner Selbſterrettung und ſtieß ſie vom Pferde, wiewohl er dennoch nicht ſeinen Zweck damit erreichte, weil er nach einer kleinen Weile von Feldbauern aufgehalten und zu den übrigen Gefangenen nach Cordova eingebracht wurde.

Der Dankſagungen, womit Laura Alexandro dieſen abermaligen Ritterdienſt vergalt, konnte ſie lange kein Ende finden. Sie erfuhr, auf ihre Erkundigungen, die ſie mit ihrem Erretter in dem nächſten Orte einzog, an den ſie gelangten, daß Liſardo wahrſcheinlich mit der ganzen Bande in Cordova gefangen geſetzt worden, und ſo ſchlugen ſie mit einander den Weg nach dieſer Stadt ein.

Liſardo ſaß eben eines Morgens in ſchwermuthvolle Betrachtungen über ſein Schickſal verſunken, in ſeinem Kerker da, als er mit einemmale einen Kavalier und eine verhüllte

Dame hereintreten und in ſeine Arme eilen ſah, in denen er zuerſt Alexandro und ſodann ohne große Mühe ſeine Geliebte erkannte, denen er, wie denn vom Unglück heimgeſuchte Menſchen immer höher aufgeregt ſind als Andere, aus Dankgefühl zu Füßen ſtürzte. Alle drei beſprachen hierauf zuſammen, wie Liſardo ſchnellmöglichſt zu befreien ſei, und Laura händigte zu dem Ende Alexandro einige Kleinodien ein, die dieſer mit Verluſt zu Gelde machte. Auch wurde man durch daſſelbe in den Stand geſetzt, von Liſardos Seite Klage vor Gericht einzureichen, und ſchon war es dahin gediehen, daß die Gerichte Liſardo wieder in völlige Freiheit ſetzen wollten, da es ihnen allmälig ſelbſt vor ihrer Verwegenheit bangte, einen Edelmann in einem öffentlichen Kerker zurück zu halten, als unerwarteterweiſe der höhere Befehl einlief, ihn um anderer Urſachen willen zu deportiren. Welch neuer Schreck, welche Verwirrung und welch tödtliche Ungewißheit für alle drei! Indeß wurden ſie aus dieſer letzteren alsbald dadurch gezogen, daß in Liſardos Gefängniß Octavio und Laurens geſtrenger Vater vor ihnen erſchienen, die, nachdem ſie die Flüchtigen vergebens am Hofe geſucht, ſich anſchickten, die vornehmſten Städte Andaluſiens nach ihnen zu durchſtreifen, und als ſie deshalb gerade jetzt nach Cordova kamen, von einem Freunde des alten Mannes, der da lebte, als zufällige Neuigkeit vernahmen: wie in dem Stadtgefängniſſe ein von Straßenräubern ausgeplünderter Kavalier feſtgehalten werde, den ſie kennen müßten, weil er, ſeinen Ausſagen nach, aus Avila gebürtig ſei. Der Greis ſtutzte über dieſe Zeitung, forſchte weiter nach und erfuhr, daß der Gefangene der Feind war, den er ſuchte. Da er nun auch hörte, daß derſelbe drauf und dran war, aus der Haft entlaſſen zu werden, ſo ſprach er mit den Richtern, und führte gegen ſie über die Verrätherei ſeines Neffen ſo laute Beſchwerde, daß ſie ſogleich erkannten, ihm nicht nur ſeine Freiheit nicht zu gewähren, ſondern ihn ſogar in ſtrengeren Gewahrſam zu ſetzen.

Nachdem er ſo viel erlangt, kam er alſo mit Octavio ſelbſt zu Liſardo, um zu hören, was er für ſich anführen könne, und Laura hatte Geiſtesgegenwart genug, ſich ſo viel wie möglich zu verhüllen, ſo wie auch Alexandro that, mit dem ſie ſich darauf von Liſardo ab, und im Geſpräche zu anderen Gefangenen wendete. Ihr Vater trat mit Octavio dagegen auf Liſardo zu, begrüßte ihn und fragte ihn, wo er Laura hingebracht habe? Liſardo antwortete, er habe ſie weder entführt, noch jemals in ſeinem Leben den verwegenen Gedanken gehegt, dies zu thun; der alte Mann erzürnte ſich aber über dies Läugnen, weil er glaubte, ſein Neffe wolle ihn damit nur verhöhnen, und Octavio ſagte ihm einige Beleidigungen, zu denen ihn ſeine Liebe, ſeine Eiferſucht und der wehrloſe Zuſtand ſeines Nebenbuhlers antrieben. Sie gingen hiernächſt Beide von ihm, um es der Juſtiz anheimzuſtellen, ihm das Bekenntniß abzunöthigen, das er ihnen vorenthielt, und Liſardo erzählte ſeinem Freunde und ſeiner Geliebten, was ſie mit ihm geſprochen hatten. Alexandro rieth zu eheſtmöglicher Trauung, wodurch Octavios Anſprüche ein für allemal vereitelt würden, und den Liebenden ſelbſt war dieſer Vorſchlag eben recht; nur ſtanden ſeiner Ausführung ihre nahe Blutsverwandtſchaft und der Mangel kirchlichen Erlaſſes entgegen. Alexandro ſagte ihnen aber, ſie ſollten getroſten Muthes ſein, und auf einen erwünſchten Ausgang hoffen, denn er habe in Madrid einen Oheim, der im geheimen Staatsrathe ſeiner Majeſtät ſei, und an den er ſchreiben werde, um den Erlaß alsbald durch ſeine Vermittelung herbeizuſchaffen. Alexandro erfüllte dies Verſprechen, indem er ſeinem Oheime die klägliche Lage des Liebespaares ſchilderte, und da Laurens Vater ſeine zugleicherzeit eingereichte

Klage mit erforderlichem Gelde zu unterſtützen wußte, an dem es auch Liſardo zu ſeiner Vertheidigung nicht gebrach, ſo wurde dieſer Rechtshandel mit vielem Eifer für und wider betrieben.

Alexandro ließ Lauren in dem Hauſe einer vornehmen Dame, die ſich ihrer als einer Fremden von Stande annahm, und er ſelbſt miethete ein Maulthier und ritt nach dem Orte, wo Liſardo ſo lange an ſeinem Falle darnieder gelegen, und wo er ein gerichtliches und von Zeugen beſchworenes Erkenntniß aufſetzen ließ, daß er während ſeines Daſeins keinen anderen Menſchen bei ſich gehabt. Dieſe Schrift übergab er ſeinem Anwalde; derſelbe rieth ihm aber an, ſich verborgen zu halten, denn die Räuber hätten in ihren Verhören ausgeſagt, in ihrer Höhle eine Nacht lang eine Dame, Namens Laura, beherbergt zu haben, die nicht in Liſardos, ſondern in eines anderen Kavaliers Geſellſchaft geweſen ſei, deſſen Name ihnen unbekannt geblieben. Alexandro wollte es allerdings auch ſcheinen, daß ſeine Perſon Gefahr liefe, inſofern man aus ſeiner Freundſchaft zu Liſardo leicht ſchließen konnte, daß er der Urheber des ganzen Anſchlags ſei, und er begab ſich alſo in ein Kloſter. Der Prozeß währte mehrere Monate, und da Lauras Vater am Ende ſah, daß Liſardo beharrlich läugnete, was derſelbe, ſeiner Ueberzeugung nach, ganz gewiß gethan, ſo beſchloß er, ihm durch die Folter ein Bekenntniß abzuzwingen, dem er mit lauter Schlichen und Liſten auszuweichen ſuche. Der alte Mann hatte größeres Anſehen bei den Richtern als der Beklagte, es fehlte auch nicht an geheimem Beiſtande gegen ihn, und da überdies ſehr viele Umſtände wider ihn ſprachen, ſo ging der Antrag, ihm oder vielmehr Lauren die Folter zu geben, durch, die ſich in Thränen auflöſte, und unfähig, wie ſie war, die Vollziehung dieſes ungerechten Beſchluſſes zu dulden, mit der öffentlichen Erklärung auftrat: ſie habe ihr väterliches Haus

aus keinem anderen Beweggrunde verlaſſen, als um ſich vor einem Gemahle zu erretten, den ſie ſo ſehr verabſcheue, daß ſie lieber ihren guten Ruf der gemeinen Menge habe preisgeben, als ihm angehören wollen; übrigens ſei ſie aber ganz allein geflüchtet, und wiſſe von dem Manne, der mit ihr zuſammen von den Räubern eingefangen worden, nichts weiter, als daß er ihr, als einem hülfloſen Weibe, Schutz verliehen habe. In der großen Aufregung, worein ſie durch dieſen Schritt gerathen, zählte ſie nunmehr, in Angſt und Bangen irgend einen neuen Schlag des Schickſals erwartend, ihre Augenblicke, als der Himmel, der es beſſer mit ihr beſchloſſen, ihr plötzlich durch Alexandro und die Vermittelung ihres Anwaldes die Nachricht von der mit den nöthigen Zeugniſſen eingegangenen Dispenſation zukommen ließ, und ſie alſo in den Stand ſetzte, ſich mit Liſardo, der deswegen eine Vollmacht ausſtellte, trauen zu laſſen. Es wurde der Gegenpartei eröffnet und bewieſen, daß Liſardo Laurens Gatte und Gebieter ſei.

Ihr alter Vater wurde nun aber hierdurch dermaßen erzürnt, daß er, alle Bande des Blutes verleugnend und nur des Reichthumes eingedenk, um den ſein Neffe ihn in Octavio brachte, Liſardo und Laura deſto unerbittlicher zu verfolgen beſchloß. Er ſchilderte deswegen den Richtern auf das Uebertriebenſte die Kränkung, die ſeinem Hauſe widerfahren ſei, brachte desgleichen unverzüglich eine peinliche Klage gegen Alexandro vor, der ungefährdet öffentlich erſcheinen zu dürfen geglaubt: daß er nämlich das Hauptwerkzeug zum Einſteigen in ſein Haus und zum Raube ſeiner Tochter geweſen ſei, mit der er zuſammen gefunden worden, und erreichte durch dieſe Maßregel ſo viel, daß man Alexandro gleichfalls gefänglich einzog und zu Liſardo einkerkerte.

Hier ertrugen nun die beiden Freunde ihre Noth mit Gelaſſenheit, die ihnen auch Lauras faſt unabläſſige Gegenwart beibehalten half; jedoch ſahen ſie allerdings keiner erfreulichen Zukunft entgegen, denn ihre Gegner wurden immer erbitterter, und nicht allein, daß die Koſten ihrer Vertheidigung von Lauras Juwelen immer mehrere verſchlangen, ſondern auch Alexandros Verwandte ermüdeten am Ende, einen Rechtshandel zu beſchützen, der ihnen doch keine Theilnahme erregen konnte. Liſardo ſah ſich angefeindet von dem, der eigentlich von der Natur dazu beſtimmt war, ſein Freund zu ſein, er ſah ſich im Kerker und verarmt, er ſah, daß er ſeinen getreueſten Freund und ſeine geliebte Gattin mit ſich in ſein Unglück gezogen, welche letztere um ſeinetwillen von ihrem Vater verſtoßen worden war, und wie hätte ihn dieſe Erkenntniß nicht auf das tiefſte niederſchlagen müſſen! Laura ſuchte ihn fortwährend zu tröſten und aufzumuntern, und verſicherte ihn, ſie habe noch Standhaftigkeit und Kraft genug, viel größere Leiden zu ertragen; um aber doch kein Mittel unverſucht zu laſſen, ihr Unglück abzuwenden, bat ſie endlich eines Abends die Dame, die ſich ihrer angenommen, Octavio ſagen zu laſſen, eine Dame, die keine geringe Meinung von ihm habe, wünſche ihn an einem gewiſſen Orte vor der Stadt zu ſprechen, um zu erfahren, ob ſein Inneres eben ſo wohlbeſchaffen ſei, als ſein Aeußeres. Dieſer ihr beabſichtigter Verſuch, Octavio durch eine Anſprache ſeiner Höflichkeit und Ritterlichkeit zur Verſöhnung zu vermögen, wurde von ihrer Freundin gebilligt, und dieſelbe ließ daher durch eine ihrer Dienerinnen eine ſchriftliche Einladung an ihn ergehen. Octavio las den Brief und zweifelte nicht, ſonach irgend eine zärtliche Neigung erweckt zu haben; indeſſen theilte er ſich für den Fall, daß man etwas Anderes mit ihm vorhabe, Laurens Vater mit, und bat denſelben, ihm zu folgen. An Ort und Stelle angekommen, erkannte er, daß man ihn nicht getäuſcht. Die Damen erwarteten ihn in einer Kutſche, in die ſie ihn einzuſteigen nöthigten, da ſie ſahen, daß er allein war, und hierauf begann nun Laura ihn mit Bitten und Thränen zu beſtürmen, ihm ihre Leiden um ſeinetwillen zu ſchildern, und ihm vorzuhalten, wie es ihn ſo gar nicht beleidigen könne, daß ſie ihn nicht liebe, da ſie ihm ja nur einen Anderen vorziehe, dem ſie ſchon ſeit Jahren zu eigen ſei. Während ſie alſo ſprach, hatte ſich aber auch ihr Vater der Kutſche genähert, in der ihm Octavio allzulange auszubleiben ſchien, und zwar dauerte es nicht lange, ſo erkannte er ſeine Tochter, und erhitzte ſich über ihren Anblick und über den Gedanken an all die Noth, die er mit ihr hatte, dergeſtalt, daß er mit Thätlichkeiten an ihr die Rache nehmen wollte, die ihm kein Verklagen und Verhaftenlaſſen zuwege gebracht. Laura ſchrie, Octavio beſchützte ſie, und die Dame, die ihr Geſellſchaft leiſtete, erzürnte ſich mit vollem Recht über ſeine Rückſichtsloſigkeit. Ja, der Lärm, den Alle machten, wuchs am Ende ſolchergeſtalt an, daß er einen mit ſeiner Gattin vorüberfahrenden Kavalier veranlaßte, auszuſteigen, und mit einigen ſeiner Diener hinzuzukommen, um nach der Urſache des Zwiſtes zu fragen. Der Kavalier war ein Mann von angenehmem ſoldatiſchem Weſen, und da er ſah, welche Grobheiten Lauras Vater gegen Damen beging, ſo fiel er ihm in den Arm, ihn abzuhalten, ſich etwa noch mehr zu vergeſſen.

Der alte Mann wendete ſich gegen den Fremden, um zu ſehen, mit welchem neuen Gegner er es zu thun habe, auch alle Anderen richteten ihm ihre Blicke zu, deſſen würdevolle äußere Haltung Ehrerbietung einflößen konnte, und wie ſtutzte und erſtaunte Laurens Vater nicht, als er in dem Fremden ſeinen Bruder erkannte, der in ſeiner ruhigen Gemüthsſtimmung auch ſeinerſeits nicht anſtand, in Lauren und ihrem Vater alsbald Nichte und Bruder wieder zu finden, und als ſolche in ſeine Arme zu ſchließen. Der Willkommen, den der erzürnte Greis ihm angedeihen ließ, war freilich nicht der ſchmeichelhafteſte, und wie daher Liſardos Vater ihn fragte, wie es geſchehen könne, daß er ihm, der nach ſo vieljähriger Abweſenheit und aus weiter Entfernung jetzt wieder komme, ſo kalt begegne, ſo nahm es Laura auf ſich, ihrem Oheime Alles, was ſich in ihrer Familie ſeitdem zugetragen, zu erzählen, und ihm auch zu bekennen, wie es eben nicht habe anders kommen können, als daß ſie ihrem theuren Vetter, mit dem ſie auferzogen, in Liebe zugethan worden ſei. Der gerührte Oheim belohnte ihre guten Geſinnungen für ſeinen Sohn mit den herzlichſten Umarmungen, und berichtete dagegen mit kurzen Worten von ſich ſelbſt, daß er in der indiſchen Stadt de los Reyes, die als eine Silberſtadt mit Recht nach Königen benannt werde, einem Caziken als Verwalter ſeines großen Vermögens von mehr als achtzigtauſend Ducaten, bis zu ſeinem Tode gedient, und daß ſodann deſſen hinterlaſſene Wittwe, die ihm ihre Zuneigung geſchenkt, ihn als ihren zweiten ehelichen Gemahl angenommen, ja ſogar, da er ihr den Wunſch geäußert, nach Spanien zurückzukehren, Vaterland und Verwandte um ſeinetwillen mit ihm verlaſſen habe.

Sie ſchloſſen einander hierauf wiederholt in die Arme, Laura ſtieg aus der Kutſche, und man begab ſich insgeſammt zu der ſchönen Indianerin, deren ſorgenfreies Leben ſie noch viel jünger ausſehen ließ, als ſie war, und die man mit ihrem Sohne, durch deſſen Geburt das Band der Ehe zwiſchen ihr und ihrem Gatten um ſo feſter verſchlungen worden, zu der Kutſche der Dame aus Cordova abholte, um ſie darin vollends nach der Stadt zu bringen. Laurens Freundin wollte hier, daß dieſelbe mit ihrem Gatten in ihrem Hauſe abſteige, und bewirthete Beide auf das feſtlichſte und ehrenvollſte.

So geſchah es denn auch bald, daß die ſtreitenden Parteien ſich gütlich mit einander verſtändigten, und zufrieden geſtellt wurden, und es fühlte ſich eben nur Laurens Vater in hohem Grade beſchämt, daß ſein Bruder ſelbſt ein Zeuge der Tyrannei werden müſſen, mit der er ſeinem Sohne begegnet war, dem man, ohne den mindeſten Verzug, bei der Rückkehr nach der Stadt, die frohe Botſchaft von der Ankunft ſeines Vaters zu wiſſen that.

Liſardo dankte dem Himmel für dieſe Wohlthat, ſein Vater beſuchte ihn in ſeinem Gefängniſſe, und von Mitleid mit dem Zuſtande durchdrungen, in dem er ihn antraf, begab er ſich, bevor er ihm etwas Näheres von ſeiner gegenwärtigen Lage erzählte, mit ſeinem Bruder vor Gericht, und ruhte nicht eher, bis man ihn und ſeinen Freund Alexandro noch an dem nämlichen Abende auf ſeine Bürgſchaft freigab. Liſardos erſter Gang in ſeiner neuen Freiheit führte ihn zu ſeiner geliebten Laura, deren Beſitz ihm fortan Niemand mehr ſtreitig machte, und zu ſeiner zweiten Mutter, die bei den ſo glücklichen Verhältniſſen, als ſie nun in ihrer neuen Heimath fand, ihr altes Vaterland nicht vermißte. Octavio tröſtete ſich, da er erkannte, daß ihm ſein erhofftes Glück, nicht etwa weil er es nicht verdient, ſondern weil es das Schickſal ſo haben wollte, nicht zu Theil ward. Lauras Vater war zufrieden, weil er ſeine anfänglichen Abſichten nun dennoch in Erfüllung gehen ſah, und aus Dankbarkeit für die treue Anhänglichkeit ſeines Freundes brachte es Liſardo dahin, daß Alexandro eine Schweſter ſeiner Gattin, die ihren Vater begleitete, und auf die Alexandro ein Auge des Verlangens geworfen, mit dreißigtauſend Ducaten Mitgift zur Ehe erhielt.

Darauf reiſte die ganze Familie nach Avila zurück, und Liſardo führte daſelbſt mit ſeiner Laura das glücklichſte Leben von der Welt, hatte ſich auch im Verlaufe der Zeit ſchöner und geſunder Kinder mit ihr zu erfreuen.

XXIII.

Der Sklave seines Sklaven.

Als die Grafſchaft Barcelona noch nicht an die königliche Krone von Spanien übergegangen war, herrſchte in Catalonien ein Graf, Namens Rodolfo, der von den Großen ſeines Landes inſonderheit zweien der edelſten und meiſtvermögenden ſeine Gnade zugewendet hatte. Der eine hieß Don Felix Centellas, der andere Feliciano Torrellas. Don Felix hatte die oberſte Leitung der Landesangelegenheiten in ſeinen Händen. Der tapfere Feliciano Torrellas vertheidigte den Staat gegen die auswärtigen Feinde des Grafen, und zunächſt gegen die Mauren von Algier, deren König Catalonien beunruhigte, um wegen eines Paſchas Rache zu nehmen, den ihm die Catalonier in einer Schlacht getödtet hatten.

Don Felix hatte in Folge ſeiner öfteren Anweſenheit im Palaſte die Gunſt Blancas, der Schweſter des Grafen, gewonnen, deren Schönheit ſo groß war, daß viele Fürſten ſich um ihre Hand bewarben, die der Graf aber nicht vermählen wollte, weil er, unfähig wie er war, ſelbſt Kinder zu zeugen, fürchtete, Blancas Gatte möge ihm ſeine Krone rauben.

Blanca ihrerſeits verdachte ihrem Bruder dieſe unbillige Strenge gegen ſie um ihrer Liebe willen zu Don Felix nicht. Da ſie, ſo lange ihr Bruder lebte, nicht daran denken konnte, ihren Liebhaber zu ihrem Gemahl zu erheben, ſo behandelte ſie denſelben aus zaghafter Ehrbarkeit anfänglich allerdings mit genugſamer Sprödigkeit und Zurückhaltung. Mit der Zeit konnte ſie aber dennoch nicht umhin, menſchenfreundlicher gegen ihn zu werden, und ſo geſchah es am Ende, daß ſie aus Mitleiden mit ſeiner Leidenſchaft und aus wärmerem Mitgefühl derſelben, ihrem Herzen keine längere Gewalt gegen ihn anthat, und ihm einen Hauptſchlüſſel ihrer Wohnung zu geheimen nächtlichen Zuſammenkünften einhändigte, die in Zeit von wenigen Monaten zur Folge hatten, daß ſie ſich ſchwanger fühlte.

Don Felix hatte einen Geheimſchreiber, Alberto genannt, dem er es wagte, ſeine Liebesnoth anzuvertrauen, und dem er auftrug, ihm auf das ſchleunigſte eine Amme zu verſchaffen, gegen die er vorzugeben habe, das zu ſtillende Kind ſei das ſeinige.

Blanca äußerte gegen ihren Bruder den Wunſch, das Meer zu ſehen, und der Graf liebte ſie um ihres ſonſtigen Gehorſams willen ſo ſehr, daß er ihr die Erlaubniß dazu mit Vergnügen gab. Sie kam auf dem Schloſſe von Monjuique an, und verlebte daſelbſt vierzehn Tage, derweil ſie mit dem Beiſtande einer ihr ganz ergebenen Dame eine Tochter gebar, die Matilde genannt wurde. Alberto ſtand auf der Lauer, nahm den Säugling in Empfang und trug ihn unverzüglich in das Haus der ſich bereithaltenden Amme. Dieſelbe zog das Kind bis zu dem Alter von ſechs Jahren allein bei ſich auf; da es aber inzwiſchen ſeiner Mutter ſo durchaus ähnlich geworden, daß es gleichſam ihr Abbild war, ſo fürchtete Don Felix, durch dieſen Umſtand ſein Geheimniß verrathen zu ſehen, und ſendete daher vorſichtigerweiſe ſeinen Diener Alberto mit Kind und Amme nach dem unfernen Meereshafen Piana, wo ſie vier Jahre verblieben. Die beiden Eltern waren über die Trennung von ihrem Kinde ungemein betrübt, denn, um keinen Verdacht zu erregen, durfte ſogar Don Felix nicht wagen, es zuweilen zu beſuchen. Indeſſen trug derſelbe Alberto auf, die kleine Matilde malen zu laſſen, um durch ihr Bildniß ihre Mutter wenigſtens einigermaßen über ihre Abweſenheit zu tröſten. Alberto vollzog dieſen Auftrag und war eben im Begriff, das Gemälde nach Barcelona zu bringen, als er, kurz vor ſeiner Abreiſe, die auf den folgenden Tag feſtgeſetzt war, noch eine Spazierfahrt auf dem Meere mit dem jungen Mädchen unternahm, um es in ihrer Betrübniß über die ihr bevorſtehende Trennung von ihm zu zerſtreuen.

Hier wollte nun aber ihr Unglück, daß ſie ſich in ihrer Feluke etwas zu weit hinaus wagten, und von einem ſie plötzlich überraſchenden Seeräuber gefangen genommen wurden, der ſie mit nach Algier nahm, und, die Schönheit des Kindes ſehend, in Hoffnung auf einen reichen Gewinn, es der Königin Sultanin anbot. Erfreut darüber, ließ ihm dieſelbe zweihundert Goldſtücke für das Mädchen auszahlen, und da der Maure von dem Handel mit Sklaven lebte, ſo verkaufte er auch Alberto, der von edlem Aeußern und Betragen war, an einen Mauren, Namens Audalia, der ihn um einen guten Sklaven angegangen. Audalia ſtand um ſeiner Tapferkeit willen bei dem Könige in großem Anſehen. Er liebte eine Dame der Königin, Namens Xarifa, und wiewohl ſeinem Könige ein getreuer Unterthan, war er doch den Chriſten ſehr zugeneigt. Wie er alſo von Alberto hörte, daß er der Vater des Mädchens ſei, das der Pirat in den Palaſt verkauft, ſo tröſtete er ihn mit der Zuſicherung, er wolle ſeine

Gebieterin Xariſa bitten, ſich ihrer anzunehmen. Inzwiſchen bedurfte es für ſie Audalias Verwendung gar nicht, denn die Herrſcher Beide gewannen die Gefangene ſo lieb, daß ſie den Gedanken faßten, ſie ihrem Glauben abtrünnig zu machen, und für den muhamedaniſchen zu gewinnen, und ſie aus dem Grunde nicht nur ungemein freundlich behandelten, ſondern ſie auch in die reichſten und koſtbarſten Gewänder auf Maurenart kleiden ließen. Der Sultanin zu Gefallen, verſammelte der König desgleichen ſeine Paſchas und vornehmſten Diener, und gab ihnen die Wünſche ſeiner Gattin kund, indem er ihnen gebot, bei allen Feſten und Luſtbarkeiten im Palaſte die Chriſtenſklavin mit Auszeichnung zu behandeln, und ſodann demjenigen, der von ihnen etwa Liebe für ſie fühle, und ſie dahin bringe, ihren Glauben abzuſchwören, verſprach, ſie ihm mit einer reichen Ausſtattung zur Frau zu geben.

Alberto hatte vorausgeſehen, daß Matilde in dieſe Gefahr kommen würde, und ihr deshalb gleich nach ihrer Gefangennahme, während das Galeerenvolk ſchlief, ihre vornehme Geburt und die Namen ihrer Eltern entdeckt, und ſie unter vielen Thränen beſchworen, in dem katholiſchen Glauben auszuharren. Auch hatte ſie ihm die Antwort gegeben, er ſolle unbeſorgt um ſie ſein, denn wiewohl ſie noch ein Kind, werde ſie doch, wenn es darauf ankomme, für ihre Religion zu ſterben wiſſen.

Da nun Matilde einen hellen Verſtand beſaß, und dieſer Worte Albertos eingedenk geblieben, ſo gab ſie der Königin dereinſt unwillig zur Antwort, als dieſelbe ihr geſprächsweiſe ihre Abſichten mit ihr zu eröffnen begann, ſie ſei und bleibe eine Chriſtin, und werde ſich niemals einem Mauren vermählen. Die Sultanin nahm ihr dieſe Aeußerung ſo übel auf, daß, ohne ihre Liebe zu ihr, es Matilden hinfort übel ergangen ſein würde; ſo milderte dieſe Liebe aber die Heftigkeit ihres Zornes und vermochte ſie, von der Zeit und den Geſchenken, mit denen ſie das junge Mädchen fortwährend überhäufte, zu erwarten, daß beide daſſelbe am Ende dennoch nach ihren Wünſchen lenken würden.

Etwa um dieſelbe Zeit geſchah es, daß Audalia mit ſeinen Galeotten in See ſtach, um an den Küſten von Catalonien zu kreuzen und, nach Gelegenheit, etwa eine gewinnbringende Landung zu bewerkſtelligen. Feliciano erhielt davon Wind und zog zu ſo guter Stunde gegen ihn aus, daß er Audalia gefangen nahm. Die Galeotten kehrten nach Algier zurück, und der Maurenkönig, dem Audalias Verluſt höchſt empfindlich war, ſendete Feliciano viele und reiche Geſchenke und tauſend Goldſtücke als Auslöſung für ihn zu. Der edle Catalonier ehrte Audalia wegen ſeiner Tapferkeit ſo hoch, daß er ihn mit an ſeine Tafel zog und ſeine Leute anwies, deſſen Befehlen ſo gut wie ſeinen eignen Folge zu leiſten; wofür der dankbare Maure eine ſo aufrichtige Freundſchaft zu ihm faßte, daß er, ohne ſeine Liebe zu Zarifa, ſeine Gefangenſchaft geſegnet haben würde. Die Geſandten des Maurenkönigs kamen an und entledigten ſich ihres Auftrags; Feliciano erwiederte ihnen aber, er werde Audalia nicht für die königliche Krone herausgeben, inſofern derſelbe dem Lande des Grafen, ſeines Herrn, ſo vielen Schaden zufüge, vor dem es nur geſichert ſei, wenn man ihn gefangen halte. Die Geſandten kehrten zurück, und der niedergeſchlagene Maure begab ſich in ſein Zimmer, wo er, in ſolcher Wuth gegen ſich ſelbſt entbrannt, ſein Geſicht zerſchlug und ſeinen Körper verwundete, daß es ſeinen Dienern nicht gelang, ihm Einhalt zu thun. Als ſie zuletzt ihren Gebieter von ſeinem Thun benachrichtigten, eilte Feliciano zu Audalia und fragte ihn verwundert: Was iſt das, Audalia? Warum überläßt du dich einer ſo unerhörten Wuth, daß du dich ſelbſt mißhandelſt? Erweiſe ich dir nicht alles Gute und alle Ehren? Du vergiltſt meinen guten Willen ſchlecht. — Geliebter Herr meiner Seele! antwortete Audalia, nicht daß ich in deiner Gewalt bin, zwingt mich, ſo zu verzweifeln, mein Unglück iſt ein viel größeres. — Feliciano ſprach: Nun ſo gib mir an, was dir fehlt, ich ſchwöre dir, bei meinem Leben! daß ich dich von deinem Kummer befreien will, wenn es mir möglich iſt. — Audalia entgegnete: Wenn du mir dein Wort erfüllſt, edler und gewaltiger Catalonier, ſo ſchwöre ich dir bei Allah! daß ich und meine geliebte Xarifa für alle Zeiten deine Sklaven ſein werden. — Sodann erzählte er ihm die Geſchichte ſeiner Liebe und ſchloß mit den Worten: Bedenke nun, geliebter Herr! wohl, ob ich Urſache habe, zu weinen, da ich ein Gefangener bin, und Xarifa, eine der ſchönſten Jungfrauen Algiers, beſchützt von der Sultanin und beworben von den vornehmſten Mauren, in meiner Abweſenheit ſo gar leicht mein vergeſſen und ihre Liebe einem Andern zuwenden kann. — Er brachte dieſe Worte unter ſo herzbrechenden Thränen hervor, daß der gerührte Feliciano zu ihm ſagte: Dir deine Freiheit zu ſchenken, iſt mir ein Leichtes; nur mußt du mir deinerſeits dein Ehrenwort verpfänden, nimmer wieder gegen den Grafen die Waffen zu führen. — Darauf ſtürzte Audalia ihm zu Füßen hin und rief: Seither war ich dein Gefangener, von jetzt an bin ich dein dir ſo ergebener Sklave, daß ich dir zuſchwöre, in deine Gewalt zurück zu kehren, ſobald ich im Beſitze meiner Geliebten bin. — Ich verlange nicht, daß du wieder kömmſt, ſprach Feliciano, halte mir nur dein Wort und beunruhige nicht mehr die Küſte von Catalonien; — worauf er ihm einen Paß und ein mit Allem ausgerüſtetes Schiff gab, und ihn ziehen ließ. In Algier angelangt, begab ſich Audalia ſogleich in den Palaſt, und daſelbſt fragte ihn der über ſeinen Anblick verwunderte und erfreute König: Welch ein Glücksfall führt dich wieder hierher, nachdem all mein Gold dich nicht auslöſen konnte? — Audalia gab ihm von dem Geſchehenen Rechenſchaft, und bat ihn, ſich in Zukunft ſeiner gegen andere Feinde zu bedienen, und ihm zu erlauben, ſein Wort zu halten. — Du biſt mir ſo werth, ſprach der König, daß ich deine Perſon gar nicht mehr gefährden will, und dir hiermit befehle, meinen Hof fürder nicht ohne meine Einwilligung zu verlaſſen. Und ſo Xariſa es iſt, die mir das Glück verſchafft, dich wieder zu ſehen, ſo ſollſt du ihr unverzüglich deine Hand geben. — Audalia küßte ihm die Füße und ſprach ihm ſeinen Dank aus, und des nächſtfolgenden Tages feierte er ſeine Hochzeit. Ueber dieſe entbrannte nun ein mächtiger Paſcha, der auch Xariſen liebte, in ſo leidenſchaftlicher Eiferſucht, daß er ſich entſchloß, bei dem Könige um die Erlaubniß anzuhalten, anſtatt Audalias einen Kriegszug gegen die cataloniſche Seeküſte zu machen. Der König war dies zufrieden, und der Paſcha ſegelte ab. Da Feliciano gewiß wußte, Audalia werde ſein Wort halten, ſo wollte er ſich einige Tage Ruhe gönnen, und beſtimmte ſie dazu, verſchiedene Häfen zu beſichtigen, nach denen er, in die, wie er meinte, ſichere See, mit nur geringem Kriegsbedarfe und mit nicht mehr als hundert Soldaten abſegelte. So wurde er plötzlich von den außer Vergleich ſtärkeren Galeotten des Paſchas unvorbereitet angefallen, und nach einem kurzen Widerſtande übermannt. Zufrieden mit ſeinem Fange, den er allerdings für nicht unbedeutend hielt, fuhr der Paſcha nach Algier zurück; war aber doch zu Felicianos gutem Glücke weit entfernt, deſſen ganze Größe zu ahnen. Als er ſich ausgeſchifft hatte, befahl er einem öffentlichen Ausrufer, die gemachten Sklaven, zur Bezahlung des Soldes ſeiner Leute, zum Verkaufe feil zu bieten. Sie wurden auf den Sklavenmarkt gebracht, und da er hörte, daß es Catalonier ſeien, ging auch Audalia hin, ſie in Augenſchein zu nehmen. Als er Feliciano erkannte, erſchrak er ſo ſehr, daß es ihm nicht leicht wurde, ſich zu faſſen. Er trat auf den Ausrufer zu und fragte ihn, was der Preis dieſes Sklaven ſei? — Der Ausrufer verlangte für ihn dreihundert Zechinen, und Audalia kaufte ihn, ohne zu handeln, und nahm ihn mit ſich. Der niedergebeugte Kavalier erkannte ihn in der prachtvollen Kleidung, die er trug, nicht. In ſeinem Hauſe angelangt, hieß er Feliciano, ihn in einem Saale erwarten, ging zu ſeiner Gemahlin in ihr Zimmer, aus dem er die Sklavinnen fortſchickte, und ſagte, ſobald er mit ihr allein war: Geliebtes Weib! in meiner Gewalt befindet ſich mein angebeteter Herr, der mir das Leben gab, weil er mich in den Stand ſetzte, mir den Beſitz deiner Schönheit zu erwerben. —

Audalia und Xariſa waren ſchon mit einander einverſtanden, die chriſtliche Religion anzunehmen, und nur Xariſas zärtliche Liebe zu Matilden hatte ſie bisher abgehalten, zu fliehen, weil ſie immer auf eine Gelegenheit hofften, ſie mit ſich zu entführen. Sie begaben ſich jetzt Beide in den Saal, worin Feliciano wartete, und warfen ſich vor ihm auf die Knie nieder, indem Xariſa ſagte: Theurer Herr! reiche deinen Sklaven deine Hand! Mein Audalia hat dich gekauft, dir die Freiheit wieder zu geben, und von nun an der getreue Sklave ſeines Sklaven zu ſein. — Feliciano ſtand, über ſein unverhofftes großes Glück, lange ſprachlos da, warf ſeinem edlen Sklaven die Arme um den Hals und brach endlich gegen ihn in die Worte aus: O, Audalia, mein Freund! wie ſegne ich mein Mißgeſchick, das mich alſo dein großes Herz kennen lehrt. — Audalia bat Feliciano, ſich zu ſetzen, und theilte ihm ihre Abſicht, Chriſten zu werden und ſich in ſeine Macht zu begeben, ebenſowohl wie die Gefangennahme Matildens mit, die das königliche Herrſcherpaar für ſich und ſeinen Glauben zu gewinnen trachte, und deren Vater in ſeinen Gärten arbeite. Feliciano wünſchte, daß dieſer Sklave gerufen würde; Audalia warf ihm aber ein, es würde beſſer ſein, ſie gingen Beide zu ihm in den Garten hinab, damit ſeine Mauren nicht aufmerkſam auf ihn gemacht würden, ſo wie es überdies auch gerathen ſein dürfte, daß er ſelbſt bis zu ſeiner Abreiſe in Audalias Geſellſchaft arbeite. Feliciano antwortete, er möchte Algier nicht anders wieder, als in ſeiner und ſeiner Gattin Begleitung verlaſſen, und alſo noch ſo lange da zubringen, bis auch ihre Flucht ihnen möglich würde. Als ſie in den Garten gekommen waren, ſagte Audalia zu Alberto: Siehe hier, edler Chriſt! Feliciano, meinen Gebieter, von dem ich ſchon ſo vielemale mit dir geredet. Ich habe ihm von deiner gefangenen Tochter erzählt, und hoffe zu Gott, daß uns ſein Hierſein Heil bringen wird. Das Einzige, was ich fürchte, iſt nur, daß der Graf Löſegeld für ihn ſendet, noch ehe unſre Flucht zu Stande kömmt. — Das iſt nicht zu beſorgen, meinte Feliciano, denn ſeine Hoheit befindet ſich ſo ſchlecht, daß ich an ſeiner Wiedergeneſung zweifle, und man wird alſo nicht wagen, ihm etwas Unangenehmes zu hinterbringen. — Audalia ließ ſich damit beruhigen und trug Alberto auf, für Feliciano Sorge zu tragen, worauf er ſich entfernte und eine Gefangene anſtellte, für ihn ein Gemach in Ordnung zu bringen.

Sobald Alberto ſich mit Feliciano allein befand, ſagte er zu ihm: Da das Glück mir ſo wohl gewollt hat, euch zu mir zu führen, ſo betrachtet, Herr Feliciano, hier dieſes Bildniß, und vernehmt von mir ein Geheimniß, das noch nicht über meine Lippen gekommen. — Feliciano warf ſeinen

Blick auf das Gemälde und fragte, über die ſeltene Schönheit ſtaunend, ob das Mädchen ſeine von ihm getrennte Tochter ſei? — Alberto erwiederte: Ja, Herr, jedoch folgt mir an einen Ort, wo ich mich euch ungeſtörter anvertrauen kann. — Er ſetzte ſich ſodann mit ihm an einen ſchönen Quell in den Schatten einiger buſchigten Pomeranzenbäume nieder, und erzählte ihm, wer die für ſeine Tochter fälſchlich gehaltene Matilde in Wahrheit ſei, indem er ihn zugleich dringend erſuchte, mit Hülfe Audalias, des Günſtlings des Königs, für ihre Befreiung mitzuwirken; Feliciano jedoch gab ihm dagegen zu ſeinem Troſte zu verſtehen, daß an ihre Entführung bereits ernſtlich gedacht werde.

Des anderen Tages kam Audalia in den Garten zu Feliciano herab, und fragte ihn, wie er die Nacht zugebracht? Feliciano entgegnete: ſehr gut, und erklärte ihm, wie er ſchon gegenwärtig in den Fall gekommen, ihn um eine Vergeltung des Ritterdienſtes anzuſprechen, mit dem er ihm zu dem Beſitze ſeiner geliebten Xarifa verholfen habe, indem er nach dem Erblicken ihres Bildes in ſolcher Leidenſchaft zu Matilden entbrannt ſei, daß er nicht mehr leben könne, ohne ſie zu ſehen, und keinen ſehnlicheren Wunſch kenne, als den, bis zu ihrer Abreiſe in der Gegenwart der ſchönen Jungfrau im Palaſte zu verweilen. — Audalia machte ihm bemerklich, daß, wenn er ihn als Sklaven dahin bringe, er keine Gelegenheit haben werde, in Matildens Nähe zu kommen, und ſchlug ihm vor, mauriſche Kleidung anzulegen, wodann er ihn, den doch in Algier Niemand kenne, als ſeinen lange Zeit in Gefangenſchaft geweſenen Verwandten dem Könige vorſtellen und denſelben bitten werde, ihn in ſeine Dienſte zu nehmen. Feliciano war mit der arabiſchen Sprache genugſam bekannt, und da er den Anſchlag des liſtigen Mauren völlig billigte, ſo erſuchte er dieſen, ihn ſogleich ins Werk zu ſetzen. Es wurden Kleider für Feliciano zurecht gemacht, und Audalia veranlaßte Xarifa, zu der Königin zu gehen, und Matilden heimlich zu ſagen, wer Feliciano ſei, damit ſie ihn nicht etwa für einen Mauren halte, und ſich ihm beſonders abgeneigt erzeige. Xarifa wurde im Palaſte von der Sultanin freundlich willkommen geheißen, unterrichtete Matilden von der Liſt ihres Gatten und von den Abſichten Felicianos, und verſicherte ihr, wie ſehr derſelbe ihre Hand und ihre Liebe verdiene. Wogegen Matilde, die Xarifen wegen ihrer ihr bekannten Neigung zu dem Chriſtenthume vertraute, derſelben unter vielen Dankſagungen für ihre Freundſchaft verſprach, ſich nach ihren guten Rathſchlägen zu richten.

Audalia glaubte, daß der Ausführung ſeines Planes nichts weiter im Wege ſtehe, und befahl alſo Alberto, einen Blumenſtrauß für die Königin zu binden, um ihm Gelegenheit zu geben, mit ſeiner Tochter zu ſprechen. In dem Palaſte mit Feliciano angelangt, eröffnete er dem Könige ſeine Wünſche in deſſen Betreff, und fügte hinzu, eben dieſer Muſtafa, ſein Vetter, ſei ſeiner ſelbſt ſo gewiß, daß, wenn er ihm erlauben wolle, ſich um die Gunſt der Chriſtin zu bewerben, er an einem guten Erfolge nicht zweifle. Dem Könige gefiel Felicianos Aeußeres wohl, und er übertrug ihm das Amt ſeines Geheimſchreibers, indem er ihm verſicherte: gelänge es ihm, die Sprödigkeit der Gefangenen zu überwinden, ſo ſolle ihm, wie er es verſprochen, ihre Hand zuertheilt werden, und indem er ihn deshalb überdies zu einem Tanzfeſte einlud, das dieſen Abend im Palaſte ſtattfinden werde.

Die beiden Freunde gingen, ihres guten Glückes froh, nach Hauſe zurück, und namentlich vermochte Feliciano gar nicht genugſam ſeine Zufriedenheit zu ſchildern. Audalia ſagte: Nun aber iſt vor allen Dingen noch das Wichtigſte zu thun. Alberto muß nämlich mit einem Briefe von dir nach Barcelona abreiſen, für den Tag unſerer Flucht um Hülfe zu bitten, und ich werde dann den König um die Erlaubniß angehen, gegen die Algier bedrohenden Galeotten auszulaufen, weil wir auf jede andere Weiſe gefährdet ſein würden, auf das härteſte beſtraft zu werden, wofern ſich der König unſerer Abſichten verſähe, und uns verhindern könnte, ſie völlig auszuführen. In dem Briefe müßt ihr verlangen, Herr, daß die Galeotten ohne alle Heimlichkeit zu der ausgeſprochenen Beſtimmung, eine Schlacht zu liefern, ausgerüſtet werden, damit die Spione Zeit und Gelegenheit haben, hierher Bericht davon zu erſtatten. Damit es uns aber auch nicht ſchwer falle, uns nehmen zu laſſen, ſo braucht ihr in dem Briefe nur ferner zu erwähnen, daß die Galeotte, in der wir uns befänden, in dem Maſtkorbe eine Fahne ausgeſteckt haben würde. — Feliciano umarmte Audalia, ſeine kluge Umſicht preiſend, und ſobald es Zeit war, zu dem Feſte zu gehen, brachte Alberto die Blumenſträuße, und wählte Feliciano einen von kleinen weißen Roſen, worauf ſie zuſammen in den Palaſt gingen, in dem das Feſt bereits begonnen hatte, und warteten, bis der Tanz zu Ende war, den einige Mauren mit Damen aufführten. Sodann trat Alberto ein, ſeinen Blumenſtrauß abzugeben, und ſagte den Muſikern, ſie ſollten einen canariſchen Tanz nach mauriſcher Weiſe aufſpielen, den Muſtafa vor den Herrſchern tanzen wolle. Die Muſik erklang, und Feliciano trat in den Saal, dem Könige und der Königin ſeine Ehrfurcht bezeigend, und führte den Tanz, mit dem Roſenſtrauße in der Hand und ein arabiſches Lied dazu ſingend, auf. Als er zu Ende war, bog er wieder das Knie vor dem königlichen Paare, trat zu dem Eſtrado der Damen heran, küßte den Strauß und überreichte ihn Matilden. Sie nahm ihn mit den Worten:

Maure, ich kann dir hierfür noch nicht die Zuſage deſſen geben, um was du mich bitteſt; es genüge dir die Gunſt, die ich dir erzeige, dieſe Blumen von dir anzunehmen, was ich eigentlich nicht thun ſollte, da ich eine Chriſtin bin, die dich als Mauren weder lieben, noch ſich von dir lieben laſſen darf. — Der König und die Königin waren zufrieden, ſie ſo milde zu finden; nicht wenig eiferſüchtig wurden aber ob dieſer Rede Matildens Freier, von denen Einer ſogar ſich gegen den König beſchwerte, daß er Feliciano zu dem Feſte zugelaſſen. Der König erwiederte: Was haſt du zu klagen? Moſtafa iſt von Adel und Audalias Vetter, und weißt du nicht, daß ich geſagt, nur derjenige von euch ſolle die Chriſtin als ſein Weib heimführen, dem es gelinge, ſie zum Abfalle von ihrem Glauben und zur Annahme des unſrigen zu bewegen? Bewirke dies, und ſie iſt die Deinige! — Damit wurde das Feſt geſchloſſen, und Feliciano begab ſich ſo wie die übrigen Gäſte nach Hauſe. Des nächſten Tages wurde Alberto unter dem Vorgeben nach Catalonien eingeſchifft, die Redemtoriſten, die damals in Algier anweſend waren, hätten ihn mit anderen Sklaven losgekauft, die ſie eben dahin abſendeten.

Wind und Wetter waren ihm auf ſeiner Fahrt günſtig, und ſo langte ſein Schiff ſchon nach wenigen Tagen im Hafen von Barcelona, wohin es beſtimmt, an. Das Erſte was Alberto daſelbſt vernahm, war die Nachricht, daß der alte Graf geſtorben ſei, und Blanca ihre Hand Don Felix, als ihrem Gemahle, gereicht habe. Entzückt über dieſe Ereigniſſe, bat er den Pater Redemtor, ihn auf der Stelle zu dem Grafen zu entlaſſen, und verſprach ihm dafür ein reiches Almoſen. Er durfte gehen, und als er in den Palaſt kam, wurde er von Jedermann ſogleich wieder erkannt und vor Don Felix geführt, der nach ihm verlangte und unter vier Augen mit ihm ihn fragte: Was iſt das, Alberto? Wo haſt du meine Tochter? Welche Rechenſchaft kannſt du mir von dem Juwel ablegen, das ich dir anvertraut hatte? Muß ich nicht dafür halten, daß du von dem Tage an, wo du verſchwandeſt, an mir zum Verräther wardſt? — Leſ't dieſen Brief, gnädiger Herr, antwortete Alberto, nachdem er dem Grafen zu ſeiner neuen Würde Glück gewünſcht, und ihr werdet daraus erſehen, wo eure Tochter weilt und was ihr meiner Treue verdankt. — Der Graf öffnete den Brief, las und ſtaunte, daß Feliciano gefangen ſei, von dem in Barcelona das Gerücht ging, daß er in ſeiner gewohnten Lebensweiſe auf den Meeren umirre. Er ließ ſich von Alberto alles Geſchehene genau und ausführlich erzählen, und bewunderte den hohen Sinn Audalias, worauf er mit ſeiner frohen Botſchaft in das Zimmer ſeiner Gemahlin eilte und ihr ankündigte, daß er in Perſon ſeine Tochter einholen wolle. Er gab ſogleich Befehl, in Eile ſechs Galeeren mit dem nöthigen Kriegsbedarf und Mundvorrath auszurüſten, gebrauchte die ihm angerathene Vorſicht, dies möglichſt öffentlich geſchehen zu laſſen, und ſtach, als Alles fertig war, in See. Wenige Tage ſpäter, als er ſeine Rüſtungen begonnen, kam durch Kundſchafter die Nachricht davon in Algier an. Der Maurenkönig erſchrak über dieſen unerwarteten Angriff, und traf in der Eile ſeine Anſtalten dagegen. Audalia und Feliciano baten den König um Erlaubniß, ihn abzuwehren, und Audalia erklärte, daß er ſeines gegebenen Wortes ſich für ledig erachte, inſofern der Catalonier ſie jetzt ſelbſt bekriege. Der König ſetzte ſein ganzes Vertrauen auf Audalias Tapferkeit, und dieſer brachte bei der Ausrüſtung ſeiner Galeotten ſo viel Chriſten als irgend möglich, unter dem Vorgeben, auf ſeiner eigenen zuſammen, dieſe Hunde befänden ſich in der Stadt zu wohl, und es ſei beſſer, ſie an die Ruder zu ſchmieden.

Am Tage vor der Einſchiffung erſuchte Xariſa die Königin, ihren Damen zu erlauben, mit ihr der feſtlichen Abfahrt ihres Gatten zuzuſchauen. Die Sultanin geſtand ihr dieſe Bitte zu, und Matilde bat, auch mitgehen zu dürfen. Die Sultanin ſprach: Wenn du meine Wünſche mit dir erfüllen wollteſt, ſo würde ich auch gern thun, was du von mir verlangſt. — Darauf verſetzte Matilde: Wenn du mich mit Moſtafa vermählen willſt, Gebieterin, ſo verſpreche ich dir, gehorſam zu ſein, denn eben meine Liebe zu ihm flößt mir den Wunſch ein, ihn vor ſeiner Abreiſe noch einmal zu ſehen. — Dieſe Aeußerung erfreute die Sultanin ſo ſehr, daß ſie den König dahin ſtimmte, in Matildens Bitte zu willigen.

Als nun Alle, von den Wachen des Königs begleitet, an das flache Ufer des Meeres gelangt waren, forderte Audalia die Damen auf, ſeine Galeotte zu beſteigen, die ſchon ſegelfertig da lag, um von ihr aus die Einſchiffung in Augenſchein zu nehmen. Die Damen ſträubten ſich dagegen, aus Furcht vor dem Meere; Matilde aber ſchlug Xariſen vor, mit ihr allein hinzufahren, damit ſie Moſtafa ſähe. Die Maurinnen ſchöpften aus dieſer Neigung die Hoffnung, ſie in kurzer Zeit zu ihrem Glauben ſchwören zu ſehen, und vermochten alſo den Hauptmann der Wachen, ihr, in Berückſichtigung deſſen, daß auch der König dieſe Liebe billige, ihren Willen zu thun. Audalia, froh, daß Alles ſo gut ging, holte ſie und Xariſa nach dem Schiffe ab, in das er über Nacht alle ſeine Schätze und Reichthümer hatte ſchaffen laſſen, und wartete der Sicherheit wegen nur noch ſo lange, bis alle Hauptleute mit ihren Schaaren eingeſchifft und abgeſegelt waren. Sodann ließ er die Taue kappen, die Anker lichten, und fuhr ſo ſchnell mit vollen Segeln den Anderen nach, daß ſein Schiff vielmehr in der Luft zu fliegen, als von den Wellen getragen zu werden ſchien.

Ueber ſeine Abfahrt beſtürzt, ſtatteten die am Ufer Gebliebenen dem Könige Bericht davon ab; indeſſen meinte die Sultanin, daß daran ſicherlich nur eine Unachtſamkeit der Seeleute ſchuld ſei, und die Galeotte die beiden Damen alsbald in den Hafen zurückbringen würde. — Nichtsdeſtoweniger, ſprach der König, werde ſtracks eine Feluke ausgerüſtet und ihnen nachgeſandt, damit Audalia der Mühe überhoben bleibe! — Sein Befehl wurde ins Werk geſetzt, jedoch ging darüber ſo viele Zeit hin, daß inzwiſchen der günſtige Wind Audalia auf die hohe See getragen, und in die Nähe der ihm entgegen gelaufenen Galeeren hatte gelangen laſſen.

Feliciano ſteckte das verabredete Zeichen auf, und ſobald Don Felix ſah, welches die Galeotte ſeiner Freunde war, befahl er ſeinen übrigen Galeeren, die anderen feindlichen Galeotten zu verhindern, der mit der kleinen Fahne zu Hülfe zu kommen, und ließ danächſt von ſeiner Galeere einen Signalſchuß thun, auf welchen jene das angeordnete Manöver vollzogen und ſich aufſtellten. Er ſelbſt ruderte mit voller Kraft zum Angriff auf Audalias Galeotte los, die ſich ſcheinbar zum Widerſtand bereitete, ließ, ohne daß Audalia ihn hinderte, die Enterhaken nach ihr auswerfen, und hatte ſie in wenigen Augenblicken in ſeiner Gewalt, da die darauf gegenwärtigen vielen Chriſten, die insgeheim bewaffnet worden, ihm die geringe mauriſche Beſatzung ohne große Schwierigkeit übermannen halfen.

Die übrigen chriſtlichen und mauriſchen Schiffe hatten unterdeſſen ihr Feuer gegeneinander begonnen. Kaum ſahen aber die letzteren, daß Audalia und Moſtafa überwunden waren, ſo flohen ſie entmuthigt von dannen, und wurden von den Galeeren eine weite Strecke verfolgt, bis dieſe endlich wieder umkehrten, um die Galeere des Grafen nicht ganz aus dem Geſichte zu verlieren. Die Galeotten begegneten auf ihrer Flucht der Audalia nacheilenden Schaluppe, die ſich durch das, was geſchehen war, genöthigt ſah, mit ihnen wieder in den Hafen einzulaufen, und als der König nun von ſeinem Unglück Kunde erlangte, empfand er Audalias und Matildens Verluſt ſo ſchmerzlich, wie es ſich gar nicht ausſprechen läßt.

Don Felix lief mit ſeinen Galeeren wieder im Hafen von Barcelona ein und ſtieg ans Land, und hier begrüßte Blanca ihre geliebte Tochter mit ſo unverſiegbaren Thränen, daß Alle davon gerührt wurden. Xariſen ſchloß ſie in ihre Arme und verſicherte ſie ihrer unbegrenzten Dankbarkeit; die edle Maurin kniete aber mit den Worten vor ihr nieder: Sie wünſche nichts als Chriſtin zu werden, und für ſich und ihren Gemahl die heilige Taufe zu empfangen. Blanca ſagte ihr die Erfüllung dieſer Bitte zu, wann ſie bei der heiligen Jungfrau von Monſerrate angekommen ſein würden, die ſie gelobt hatte, zu beſuchen, um ihr für die Wiedererlangung ihrer Tochter ihren Dank darzubringen. Es wurden zu dem Ende vier Lampen, jede zu viertauſend Ducaten an Werth, angefertigt, reiche Stoffe zu Altardecken und Ausſchmückungen mitgenommen, und zweitauſend Ducaten zu Almoſen beſtimmt, die man den vielen Pilgrimen nach dem Heiligthume zu geben pflegt. Sie verweilten alle zuſammen neun Tage daſelbſt, wo ſich auch die beiden Mauren, gleich nach ihrer Ankunft, taufen ließen, und Xariſa wurde nach der heiligen Jungfrau, Maria von Monſerrate, Audalia dagegen auf ſein Verlangen, nach ſeinen beiden Beſchützern, Felix Feliciano, genannt.

Als ſie wieder in der Reſidenz zur Ruhe gekommen, machte der Letztere den Grafen darauf aufmerkſam, daß es rathſam ſein würde, dem Könige für die gute Behandlung Matildens, ſich durch ein Geſchenk dankbar zu beweiſen. Don

Felix billigte dieſen klugen Rath, befahl, daß alle Mauren aus Algier auserleſen und neugekleidet würden, ließ durch Audalia reiche königliche Gewande für die Sultanin anfertigen, und beſtimmte für den König ſelbſt hundert gezäumte und geſattelte, und mit Brocat bedeckte edle Roſſe, ſo wie eine große Summe Geld, und ſchickte dieſe anſehnlichen Geſchenke durch zwei ſeiner Großen nach Algier ab. In einem Briefe, den er dazu an den König ſchrieb, ſagte er dieſem: Dies Alles ſende er als Löſegeld für ſeine Tochter Matilde; was aber Audalia und Xarifa ſelbſt anlange, ſo blieben ſie bei ihm in Barcelona zurück, weil ſie nach ihrem freien Willen die heilige Taufe empfangen hätten.

Dieſes Schiff langte in dem Hafen von Algier an, und als der König erfuhr, daß es des Friedens wegen gekommen, gab er den Befehl, es landen zu laſſen. Die Geſandten begaben ſich mit ihren Geſchenken nach dem Palaſte und überreichten dem Könige das Schreiben ihres Herrn. Der Maure erkannte, daß das Geſchehene nicht zu ändern war, nahm daher in Betrachtung der Großmuth der edeln Catalonier ihre Gaben freundlich an, und ſchrieb dem Grafen ſeinerſeits zurück, daß er in Anſehung ſeiner großen Liebe zu der ſchönen Matilde, einen ewigen Frieden mit ihnen halten wolle, und ihm hiermit ſein königliches Wort gebe, ſein Land niemals wieder zu beunruhigen. Die Geſandten kehrten mit dieſer frohen Zeitung in ihr Vaterland zurück, wo dieſelbe mit Jubel und Feſtlichkeiten gefeiert wurde, und Don Felix ließ darauf zum Angedenken dieſer glücklichen Ereigniſſe und zu Ehren Audalias, dem er ſo Vieles ſchuldig geworden, an öffentlicher Stätte in einer hohen Wand eine Blende in Form einer Kapelle anbringen, und befahl einem geſchickten Maler, nicht allein ein darein paſſendes kleines Bild der heiligen Jungfrau von Monſerrate, zu deren beiden Seiten Audalia und Zarifa in Chriſtenkleidern knieten, ſondern auch noch eine zweite Tafel zu malen, auf der alle einzelnen Begebenheiten dieſer Geſchichte in kleinen Bildern vorgeſtellt wären. Dieſe Bilder wurden glücklich entworfen und ausgeführt, und als ſie vollendet waren, wurden die Straßen von Barcelona mit prächtigen Tapeten ausgehangen und mit reichen Altären geſchmückt, und die Schilderung der heiligen Jungfrau in feierlicher Prozeſſion durch dieſelben hindurch nach der kleinen Kapelle getragen, wo man es oben in der Niſche und unter ihm die zweite Tafel hinter einem vergoldeten Gitter an der Wand befeſtigte.

Audalia wurde bald hierauf von Don Felix mit der Würde eines Oberfeldmarſchalls bekleidet, und Zarifa zur Oberhofmeiſterin der Gräfin ernannt, Alberto heirathete eine Dame Blancas, die ihm vier anſehnliche Beſitzungen mit einbrachte, und da endlich auch Matilde, deren Liebe zu Feliciano von ihren Eltern gebilligt und durch ihre Vermählung mit ihm gekrönt worden, mit der Zeit zwei Söhne gebar, auf die ſpäterhin die Herrſchaft über Catalonien vererbte, ſo konnte es nicht fehlen, daß Alle mit einander fortan ein glückliches und zufriedenes Leben führten.

XXIV.

Die Herzogin von Savoyen.

Zwiſchen den beiden edlen Geſchlechtern der Mendoza und der Toledo, die an Gütern und Vaſallen zu den reichſten und mächtigſten Spaniens gehörten, hatte ſich vor Zeiten eine bittere Feindſchaft und blutige Fehde entſponnen, und es wurde zum empfindlichen Schaden des einen wie des anderen vielemale zwiſchen ihnen gekämpft. Als ihre Zwietracht und Feindſchaft nun eben am ſtärkſten im Schwange war, und ein tiefer Haß in ihre ergrimmten Herzen gewurzelt hatte, da geſchah es, daß Don Giovanni di Mendoza, ein reicher und ſehr muthvoller Jüngling, das Haupt der Seinigen war, und daß beide Parteien einander mit zahlreichen Schaaren ſchlagfertig gegenüber ſtanden.

Die Schweſter Don Giovanni's, eines edlen Spaniers Wittwe, die bei ihrem Bruder, den ſie wie ihr Leben liebte, ſich aufhielt, ſah dieſen bedenklichen Stand der Dinge vor ſich und betete zu Gott: den Frieden zu ſtiften und ſo vielem Elende doch ein Ende zu ſetzen; als ſie dann aber zu der Einſicht gelangte, daß keine andere Entſcheidung als die der Waffen möglich ſei, ſo gelobte ſie Gott, wenn er ihren Bruder ſiegreich dieſen Tag beſtehen laſſe, zu der heiligen

Peterskirche nach Rom zu wallfahrten. Die wilde Schlacht wurde geſchlagen und die Toledo's erlitten eine gänzliche Niederlage, während Don Giovanni mit nur geringem Verluſte der Seinigen das Feld behauptete. Frau Iſabella, denn ſo hieß die junge Wittwe, theilte ihr Gelübde ihrem Bruder mit, und wie ungern dieſer ſie auch eine ſo weite Reiſe zu Fuße unternehmen ließ, gab er dazu doch ſeine Einwilligung, und veranſtaltete nur, daß ſie wohl begleitet und mit allen Bequemlichkeiten verſehen, in kleinen Tagereiſen ihren Weg antrat. Frau Iſabella ſtieg über die Pyrenäen nach Frankreich hinüber, überſchritt die Alpen ebenfalls und gelangte nach Turin, wo ſie Verlangen trug, die Gemahlin des Herzogs von Savoyen, die eine Schweſter des Königs von England war, mit Augen zu ſehen, um ſich zu überzeugen, ob ihre Schönheit, die damals für die größte des ganzen Abendlandes galt, dieſes Rufes wirklich würdig ſei. Der Zufall war ihr in dieſer Abſicht ungemein günſtig, denn indem ſie in Turin einwanderte, fanden ſich an dem Thore der Stadt gerade ſo viele Fuhrwerke zuſammen, daß ſie Pferde und Wagen auf eine Weile den Weg verſperrten, und daß darum auch die Herzogin, die in einem leichten zierlichen Wagen, an dem ſpäten Sommerabende eine Spazierfahrt ins Freie machen wollte, ſo lange ſtill halten mußte, bis die einfahrenden Wagen vorüber waren. Die Pilgerin hingegen gelangte mit ihren Begleitern zu Fuße leicht durch das Thor, und als ſie hörte, daß die Dame im Wagen die gefeierte Herzogin ſei, ſo ſtellte ſie ſich ihr, die am Schlage ſaß, gegenüber und betrachtete ihre Schönheit lange Zug für Zug mit prüfendem Auge, bis ſie zu der Erkenntniß in ſich kam, daß ſie niemals etwas Vollkommeneres als dieſen Reiz und dieſe Lieblichkeit geſehen habe, die ſich nur anſtaunen und bewundern, durchaus aber nicht beſchreiben oder ermeſſen ließ, ſo daß denn auch der von ihr in alle Welt gedrungene Ruf unendlich weit hinter der Wirklichkeit zurückgeblieben. Außer ſich vor Entzücken brach ſie ganz laut auf ſpaniſch in die Worte aus: O, Herr Gott! das iſt ja das ſchönſte und vollkommenſte Weib, das jemals auf Erden gelebt hat. Was für Kinder würde die zur Welt bringen, wenn ſie die Frau meines Bruders wäre! Es müßten geradezu Engel werden! — Don Giovanni war nämlich allerdings einer der ſchönſten und ſtattlichſten Männer ſeiner Zeit und ſeines Landes. Die Herzogin, die das Spaniſche, das ſie noch in England gelernt, ſehr wohl verſtand, rief einen ihrer Diener zu ſich, und trug ihm auf, der ſpaniſchen Pilgerin in ihre Herberge zu folgen, und ſie zu ihr auf das Schloß zu führen, was von dem Diener pünktlich vollzogen ward. Die ganze Zeit über, die die Herzogin darauf an den Ufern des Po luſtwandelte, konnte ſie nicht aufhören, an die Worte der Pilgerin zu denken und ſich tauſend und abertauſend Vorſtellungen über ſie zu bilden. In das Schloß zurückkehrend, traf ſie dieſelbe darin an, die ihrer, in Folge der Anordnungen ihres Dieners mit ihren Begleitern wartete. Die Herzogin zog ſie bei Seite und fragte, aus welcher Gegend Spaniens und aus welchem Hauſe ſie ſei und wohin ſie gehe? Die Pilgerin antwortete auf Alles mit Ueberlegung und entdeckte der Herzogin die Urſache, warum ſie nach Rom wallfahrte. Ihre hohe Geburt vernehmend, entſchuldigte ſich die Herzogin gegen ſie, ſie aus Unwiſſenheit nicht gleich Anfangs mehr geehrt zu haben, und wechſelte nun eine lange Weile mit ihr höfliche Reden, bis ſie endlich zur Sache kam und die Fremde geradezu fragte: wie ſie die Worte, die ſie bei ihrem erſten Erblicken im Wagen fallen laſſen, verſtanden habe? — Frau Iſabella antwortete unbefangen: Frau Herzogin, Don Giovanni Mendoza, mein Bruder, iſt einer der ſchönſten jungen Männer, die es gegenwärtig gibt, wie eben ein Jeder ſagt, der ihn ſieht, und wie ich ſelbſt es gar nicht wiſſen würde, wenn es nicht die öffentliche Meinung von ihm durchweg behauptete. Von ſeiner Tapferkeit und den anderen edlen Eigenſchaften, die ihn auszeichnen, ſteht es mir als ſeiner Schweſter auch nicht zu, viel Rühmens zu machen, aber wenn ihr ſeine Feinde danach fragtet, ſo würdet ihr hören, daß er ein gewaltiger, untadeliger Ritter iſt. — Die Herzogin war ſchon in Folge jener Worte, die ſie im Wagen vernommen, ein wenig in Liebe zu ihm entbrannt und trug Verlangen, ihn zu ſehen. Wie ſie nun aber jetzt ſeine Schweſter auf dieſe Weiſe von ihm ſprechen hörte, ſo ließ ſie die Flammen der Leidenſchaft ungeſtört in ihrem Herzen aufſchlagen, ja ſchürte ſie ſogar ſorgfältig ſelber an, daß ſie bald vor Sehnſucht nach Don Giovanni zu vergehen meinte, und ſich in der tiefen Innigkeit ihrer Gefühle wie außer ſich ſelbſt verſetzt fand. In ihrem eigenen Sinne keine Abhülfe ihrer Noth findend, und je hoffnungsloſer, deſto verlangender, beſchloß ſie, eine ihrer getreueſten Kammerfrauen in ihr Vertrauen zu ziehen. Dieſe Kammerfrau hieß Giulia und war ſehr anmuthig und ſchön und ſo liebenswürdig, daß ſie von dem ganzen Hofe faſt auf den Händen getragen wurde. Ihr alſo vertraute ſich die Herzogin an und ſie bat ſie um Rath und Hülfe. Giulia, die ihre Gebieterin mehr als ihr Leben liebte, empfand über ihre Mittheilungen großes Mitleiden und tröſtete ſie ſo gut es ihr möglich war mit dem Verſprechen, ihr nach Kräften zu Erreichung ihrer Abſicht beizuſtehen. Die Herzogin gewann in ihrem Kummer dadurch einige Erleichterung, und Giulia ergab ſich ihretwegen reiflichen Betrachtungen, deren Ergebniß allerdings die Einſicht war, daß ohne den Beiſtand eines klugen und erfahrenen Mannes dem Herzensweh ihrer Gebieterin nicht wohl abzuhelfen ſein werde. Es iſt ein an Höfen allerwärts geltender Gebrauch, daß die Höflinge den Damen den Hof machen, und ſo hatte denn ſeither auch der Arzt der Herzogin, ein Mailänder Bürger, Meiſter Franceſco Appiano, ſich um Giulia's Liebe ſehr angelegentlich, obwohl nicht eben erfolgreich beworben. Wie Gulia nun aber gegenwärtig bedachte, was doch für ein wohlgeſitteter, umſichtiger und einnehmender Mann derſelbe ſei, der gewiß jegliches Unternehmen von der rechten Seite anzufaſſen verſtehe, ſo erkannte ſie leicht, daß er beſſer als jeder Andere ſich dazu eigne, den Abſichten der Herzogin zu dienen. Darüber mit ſich ſelbſt einig, beſprach ſie es auch mit ihrer Gebieterin. Dieſelbe billigte ihre Gründe und forderte ſie auf, den Arzt fortan durch ſüße und verliebte Blicke ſo nah wie möglich an ſich zu locken, was dieſe mit ſo gutem Geſchicke anzufangen verſtand, daß ſie den wahrhaft in ſie verliebten Mann zu den freudigſten Hoffnungen für ſeine Leidenſchaft zu ihr aufregte. Als ſie ihn endlich genugſam entzündet zu haben meinte, ſagte ſie eines Abends zu ihm: die Frau Herzogin befindet ſich unwohl und wünſcht, daß ihr Morgen früh, bevor ſie aufſteht, zu ihr kommt und euch von ihr ſagen laßt, was ihr fehlt, damit ihr ihrem Uebel vielleicht Abhülfe leiht. — Der Arzt verſprach zu kommen, und als es am anderen Morgen an der Zeit war, ging er auf das Schloß und wartete in dem Vorzimmer auf Einlaß. Die Herzogin hatte bereits mit Giulien beſprochen, wie weit ihm zu vertrauen ſei, und ſobald ſeine Ankunft gemeldet wurde, ließ ſie ihn in ihr Schlafgemach führen und entfernte daraus alle anderen dienenden Frauen außer Giulia, wodann ſie, mit beiden allein, ſich mit folgender Anrede an ihn wendete: Wofern ihr, Meiſter Franceſco, der feine, lebenskluge Mann ſeid, für den ich euch halten darf, ſo hoffe ich, in Betreff deſſen was ich euch ſagen werde, zweierlei in euch vorzufinden, erſtens eine unverbrüchliche Treue und Verſchwiegenheit, und zweitens Mitleiden mit meiner Noth und Linderung derſelben, die ihr, als ein für die Seele gewiß eben ſo geſchickter Arzt wie für den Körper mir gewähren könnt. Es wird euch nämlich nicht unbekannt ſein, in welcher Lage ich als ein junges, lebensvolles Weib einem alternden Manne gegenüber mich als Gattin befinden muß, der ſich, um frei mit euch heraus zu ſprechen, ſo ganz und gar nicht auf den Frauendienſt verſteht; wiewohl ich nichtsdeſtoweniger nichts im Sinne habe, was etwa die ehelichen Rechte des Herrn Herzogs an mich beeinträchtigte. Aber es iſt eben in mir ſeit einigen Tagen ein ſo heißes Verlangen nach dem Anblicke eines Mannes entbrannt, den ich noch niemals geſehen, daß ich überzeugt bin, ohne Befriedigung deſſelben nicht länger leben zu können. Ich habe mir alle nur erdenkliche Mühe gegeben und Mittel und Wege die Menge verſucht, mir dieſe Grillen aus dem Sinn zu ſchlagen, jedoch es iſt alles vergebens geblieben, und im Gegentheile, jemehr ich mich anſtrenge, dieſe Begierde in mir zu lindern, ich will nicht ſagen zu ſtillen, deſto mehr entbrennt ſie und deſto ſtärker ſchwillt ſie an, ſo daß ich, vorausſehend, ich würde ſonſt einem unvermeidlichen Tod zur Beute werden, bei mir beſchloſſen habe, mich auf alle Weiſe vor ihm zu ſchützen, die ich nach meinem Sinn gar nicht ſpät genug würde ſterben können. — Die Herzogin erzählte nach dieſer Einleitung, was ſie Alles die Pilgerin von ihrem Bruder hatte ſagen hören, welchen berühmten Ritter ſie eben ſo gern ſehen möchte, bat und beſchwor den Arzt, ihr in dieſem Unternehmen beizuſtehen, und verſprach ihm dafür nicht allein goldene Berge, ſondern ſchließlich noch die Hand ihrer Kammerfrau Giulia. So wie die Herzogin dieſe letztere Seite berührte, hatte ſie auch ſchon den verliebten Arzt durch die Vermittelung ſeines Herzens für ſich gewonnen, und er erklärte ihr, daß er ihr zu allen Dienſten, die ſie von ihm fordere, ergeben ſei, und erbat ſich nur, die Wichtigkeit der Sache angeſehen, in der ſie gegenwärtig ſeine Mitwirkung in Anſpruch nehme, zwei Tage Bedenkzeit, um ſie von allen Seiten in reifliche Erwägung zu ziehen. Inzwiſchen hatte er bereits einen Anſchlag in Gedanken aufgefaßt und ermahnte die Herzogin, vorläufig nur im Bette liegen zu bleiben, und ſich unwohl zu ſtellen, indem er ſelbſt, der Sicherheit wegen, ihr eine Latwerge und andere Arzeneien verordnete. Darauf verließ er ſie und ging nach Hauſe, wo er ſo lange Zeit mit ſeinen Geiſteskräften klügelte und grübelte, bis er, von allerlei Hirngeſpinnſten und ſeltſamen Ränken zurückkommend, dabei verblieb, daß es für die Herzogin bei weitem das Beſte und Sicherſte ſei, unter dem Vorwande eines Gelübdes zu dem heiligen Jakob nach Galizien zu wallfahrten. Der ſchlaue Appiano wartete nach dieſem Beſchluſſe ſeiner Gebieterin wieder auf und eröffnete ihn ihr in Giulias Gegenwart, indem er hinzufügte: um die Ausführung zu erleichtern, werde es nöthig ſein, daß ſie ihre vorgebliche Unpäßlichkeit allmälig ſcheinbar bis zu einer bedeutenden Krankheit ſteigere, die am Ende wie durch ein Wunder des genannten Heiligen gehoben werden müſſe. Die Herzogin ging auf dieſen Anſchlag ein, und that dies zwar um ſo lieber, als der bequeme Arzt ihr überdies angab, wie ſie ihren Frauen und Zofen mit guter Art einbilden könne, mit eigenen Augen geſehen zu haben, daß der heilige Apoſtel ihr in Perſon erſchienen ſei. Die Herzogin fing an, ſich übelgelaunt zu betragen, vor allen Speiſen, die man ihr vorſetzte, Ekel zu erkennen zu geben und heftig über Magenſchmerzen zu klagen. Sie hatte ſich auf Appiano's Anrathen Bähungen von Mutterkümmel und anderen Kräutern gemacht, ſo daß ſie leichenblaß geworden war. Noch andere Aerzte wurden zu ihrer Wiederherſtellung herbeigerufen, die gewaltig erſchraken, da ſie ſie ſo blaß ſahen, und nachdem ihnen Appiano von einem Gewirre von Zufällen vorgelogen, die die Herzogin gehabt haben ſollte, ſo verließen ſie ſich in dem, was die Beurtheilung der Krankheit anlangte, auf ihn, den damit Vertrauteren, allein, und hießen alle Mittel gut, die er für nöthig fand, zu verſchreiben. Indeſſen ſchien ſich der Zuſtand der Herzogin von Tag zu Tage zu verſchlimmern, ſie nahm keine anderen Speiſen zu ſich, als ſolche von der nahrhafteſten Art, die ihr Appiano heimlich mitbrachte und ſo verbreitete ſich durch Turin alsbald die Zeitung, daß die Herzogin in Todesgefahr ſei, weil auch die anderen Aerzte, durch die übelſten Anzeichen getäuſcht, die Appiano mit Giulia's Hülfe hervorzubringen gewußt, ſie beſtätigten.

Es befand ſich in der Stadt Turin ein dem Erzbiſchofe untergeordneter armer Weihbiſchof, deſſen Biſthum in den Ländern der Ungläubigen lag, und der ſelbſt ein einfältiglicher Mann war und einen heiligen Lebenswandel führte. Bei dieſem nahm ſich die Herzogin vor, zu beichten, und vollbrachte dies zwar wie Ser Ciappelletto zu ſeiner Zeit, indem ſie ihm zu verſtehen gab, wie ſie allmälig ihre Lebenskräfte hinſchwinden und ſich ſterben fühle, und ihn bat, für ſie zu beten. Der leichtgläubige Alte tröſtete ſie dagegen mit frommen Worten und ermahnte ſie, ihre Seele Gott zu empfehlen und auf ſein himmliſches Erbarmen zu hoffen; auch veranſtaltete er, daß Tages darauf eine große Proceſſion gehalten und von dem ganzen Klerus der Stadt für die Geſundheit der Herzogin gebeten wurde. Appiano hatte mit eigener Hand ein meiſterliches Abbild Sankt Jakobs von Galizien, ſo wie man ihn gemeiniglich vorſtellt, verfertigt. Es war zuſammengepappt und mit ſchönen Farben angeſtrichen, wie denn Appiano eben nicht allein ein gelehrter Arzt, ſondern auch in mancherlei Künſten und Handarbeiten ſehr geſchickt war. Er legte dieſe Figur in einen Kaſten zu leinenen Tüchern, die er vorher wohl mit gebrannten Waſſern durchnäßt und in Spiritus getränkt hatte, und übergab die Kiſte Giulien, die ſie als voll ihr zugehöriger Kleider auf das Schloß ſchaffen und hinter das Bett der Herzogin ſtellen ließ. Für die Dauer ihrer erdichteten Krankheit hatte die Herzogin außer Giulien zwei einfältige alte Weiber erwählt, die Nacht in ihrem Schlafzimmer mit zu verweilen. Nachts darauf nun, als die erwähnte Prozeſſion gehalten worden, bemerkte Giulia etwa gegen Mitternacht, daß die beiden überwachten Wärterinnen, endlich von der Müdigkeit überwältigt, in einen tiefen Schlaf verſunken waren. Sie öffnete alſo leiſe ihren Kaſten, zog den heiligen Jakob hervor, und befeſtigte ihn mit Hülfe der Herzogin an die Wand hinter dem Bette, worauf ſie, die Bettvorhänge zurückſchlagend, dicht am Bilde die leinenen getränkten Tücher anzündete. Die Figur des Heiligen war ſo eingerichtet, daß ſie, wenn man einen daran befeſtigten weißen Faden Zwirn anzog, den Arm wie zur Segenſpende erhob. Da ſtieß Giulia plötzlich einen lauten Schrei aus, ſo daß die beiden Alten erwachen mußten, warf ſich zwiſchen Wand und Bette auf die Knie nieder und zog an dem Faden: ein Wunder! ein Wunder! rufend. Die Herzogin ſprang aus dem Bette, ſtürzte ebenfalls vor dem Heiligen nieder und flehte ihn an, ſie zu heilen, wofür ſie ihm zu wiederholtenmalen gelobte, zu ſeinen heiligen Gebeinen eine Wallfahrt zu unternehmen. Die alten Frauen ſahen, wie das Bild die Herzogin ſegnete, und wie die am Boden verbrennenden

Tücher einen ſo ſchönen buntfarbigen Schein um daſſelbe verbreiteten, glaubten daher ſteif und feſt, den heiligen Jakob den älteren, den Bruder des Evangeliſten Sankt Johannes, zu erblicken, und knieten auch ihrerſeits, vor Andacht Thränen vergießend, im Gebete nieder, währenddeſſen ſie das mehrmals ausgeſprochene Gelübde der Herzogin hörten. Sobald dieſe Letztere ſah, daß der Schimmer der brennenden Tücher geringer ward, befahl ſie den Wärterinnen, das Zimmer zu verlaſſen, und den Arzt hereinzurufen, dem in einem anſtoßenden Gemache des Schloſſes ein Nachtlager bereitet worden. Währenddes die beiden Frauen nach dem Arzte fortgeeilt, nahmen die Herzogin und Giulia die papperne Figur und legten ſie wieder in den Kaſten; die Wärterinnen machten aber einen ſolchen Lärm, daß ſie nicht allein Appiano weckten, ſondern mit ihrem Geſchrei: ein Wunder! ein Wunder! das ganze Schloß in Aufruhr brachten. Der Herzog ſelbſt wurde dadurch aus dem Schlafe erweckt, und begab ſich mit vielen Anderen in das Zimmer ſeiner Gemahlin. Die Herzogin war ſchon angekleidet und ſtrahlte im ganzen Angeſicht vor Freude. Sobald ſie den Herzog ſah, ging ſie ihm entgegen, ihn zu begrüßen, und ſagte, voll Heiterkeit: Ich bin das glücklichſte Weib auf Erden, mein Gemahl, ſeitdem es unſerem Herr Gott gefallen hat, mich mittelſt ſeines glorreichen Apoſtels Sankt Jakob von Galizien wieder geſund zu machen. — Sie erzählte ihm darauf, welch ſchönes Wunder ſich zugetragen und die beiden Alten ſo wie Giulia betheuerten, den Apoſtel mit ihren ſichtlichen Augen erblickt zu haben. Appiano, in den der Herzog ein großes Vertrauen ſetzte, verſicherte, daß bei ſeinem Eintritt der Heilige noch in einem hellen Strahlenglanze dageſtanden und gleich darauf, faſt in demſelben Augenblicke als der Herzog die Thüre geöffnet, urplötzlich verſchwunden ſei. Es würde zu weit führen, Alles was über dieſen Gegenſtand hin und hergeſprochen wurde, zu berühren, und es iſt nur zu ſagen, daß die Herzogin ihren Gemahl bat, ihr Gelübde anzuerkennen, was dieſer that.

Am anderen Morgen ging die Kunde von dem geſchehenen Wunder in der ganzen Stadt herum, und wurde von nichts Anderem geſprochen. Der Weihbiſchof begab ſich auf das Schloß, um die Herzogin, den Arzt, die beiden Alten und Giulien umſtändlich zu vernehmen, und Alle miteinander ſagten die Thatſache aus, geſehen zu haben, wie Sankt Jakob die Herzogin geſegnet. Ja, da es bekanntlich viele Leute gibt, die es, beſonders in dem was heilige Dinge und Wunder anlangt, für eine Schande halten, weniger als Andere geſehen zu haben, ſo fehlte es nicht an Männern und Frauen in Menge an dieſem Hofe, die als die lautere Wahrheit verkündeten, bei ihrem Eintreten in das Schlafgemach den Heiligen in ſeiner Glorie ebenfalls noch mit ihren Augen erſchaut zu haben.

Bei ſo bewandten Umſtänden las der Weihbiſchof noch an dem nämlichen Vormittage die Meſſe dieſes Apoſtels, in welche alles Volk zulief, ſprach während derſelben ein kurzes Gebet, und trug darauf, nicht anders als wie ein Augenzeuge, der Gemeinde vor, welches gnadenreiche Wunder, um der Heiligkeit der Frau Herzogin willen, ſich zugetragen habe. Hof und Stadt geriethen darob in Freuden und Feſtlichkeit, und es wurden dem Wunder zu Ehren Turniere und Waffenſpiele angeſtellt.

Mittlerweile hatte Frau Iſabella Mendoza ihre Pilgerfahrt beendigt und kam auf ihrer Heimkehr wieder nach Turin, wo ſie, wie ſie es verſprochen, der Herzogin, die ſie mit Ungeduld erwartete, ihre Aufwartung machte. Die ſpaniſche Pilgerin wurde von der Herzogin ſehr freundlich bewillkommt und ſehr ehrenvoll im Schloſſe, wo ſie ihre Wohnung nehmen müſſen, bewirthet, bis die Herzogin bei Gelegenheit endlich dem Herzoge eröffnete, wie eine vornehme Spanierin in ehrenvoller Begleitung, von einer Wallfahrt nach Rom nach Hauſe zurückkehrend, jetzt bei ihr verweile, und wie ſie zu dem Entſchluſſe gekommen ſei, in ihrer Geſellſchaft ihre eigene Pilgerfahrt nach Galizien anzutreten. Der Herzog dachte nichts Arges dabei, billigte ihren Wunſch und ließ ſie, mit Geld und Dienern genugſam verſehen, ihres Weges ziehen, auf den ſie zu ihrer Begleitung wohlweislich auch Appiano und Giulia mitnahm. Es gab nun wohl keinen gewöhnlichen Anblick, die beiden ſchönen Pilgerinnen mit ſo vielen Herren und Damen zu Fuße einherwandern zu ſehen, derweil ihnen mehrere Wagen mit Betten und anderen Bequemlichkeiten nachfuhren. Sie wanderten über die beſchneiten Alpen hinweg und durch die Provence, gelangten zu den Pyrenäen und kamen endlich durch die Grafſchaft Rouſſillon immer in kleinen Tagereiſen nach Spanien. Die Herzogin hatte es Iſabellen, ſowie allen ihren Begleitern zur Pflicht gemacht, Niemand zu verrathen, daß ſie die Herzogin von Savoyen ſei. Unterweges ſprach ſie über ihre Abſicht ſo vielerlei mit Appiano und Giulia, und verſicherte Beiden wiederholt, daß die lange Wallfahrt ſie keinesweges ermüde, ſondern daß ſie ſich vielmehr nur immer rüſtiger fühle, ja je weiter ſie kamen, deſto ſtärker entbrannte ſie in Liebe und Verlangen nach dem Anblicke des ſo viel geprieſenen Don Giovanni. Als ſie der Stadt, in welcher Don Giovanni für gewöhnlich ſich aufhielt, nahe waren, ſagte Frau Iſabella zu der Herzogin: Herrin, wir werden nun bald nach zwei kleinen Tagereiſen eine der Städte meines Bruders erreicht haben. Wenn ihr es mir erlaubt, ſo eile ich voraus, immer für euch und eure Begleitung Wohnungen zurecht zu machen, und ſage, wenn es euch recht iſt zu meinem Bruder nur, daß eine lombardiſche Dame, die mir in ihrem Hauſe viele Ehren erwieſen, mit mir komme, um bei mir zu wohnen. — Sie ging alſo der Herzogin, die ihren Vorſchlag billigte, in der That voraus, konnte ſich aber doch nicht enthalten ihrem Bruder zu ſagen: daß die Dame, die mit ihr reiſe, die Tochter des Königs von England und Gemahlin des Herzogs von Savoyen ſei, und erzählte ihm ferner nicht nur, wie ſie mit ihr bekannt geworden, ſondern auch, wie dieſelbe gelobt habe, zum heiligen Jakob zu pilgern und unerkannt zu bleiben wünſche. Don Giovanni ermahnte ſeine Schweſter, die hohe Pilgerin auf das ehrenvollſte zu empfangen und zu bewirthen; ſcharfſinnig und ſchlau wie er war, konnte er aber nicht umhin, ohne daß er es ſich merken ließ, im Stillen anzunehmen, daß es mit dieſer Wallfahrt eine andere Bewandtniß haben möge als ſeine Schweſter meine. Frau Iſabella traf in der Geſchwindigkeit die nöthigen Anordnungen, und zog der Herzogin entgegen, und Don Giovanni ſtieg, als es ihm an der Zeit zu ſein ſchien, mit vielen ſeiner Edelleute zu Pferde, unter dem Vorgeben, ein paar Haſen zu jagen, und wußte, nachdem er lange querfeldein geſchwärmt war, endlich auf die Straße zu treffen, der entlang die beiden Damen gezogen kamen. Die Herzogin, als ſie die ſtattliche Schaar erblickte, fragte, wer die Reiter ſeien? und Frau Iſabella erwiederte: Es iſt die Jagd meines Bruders, Don Giovanni, Gebieterin, und jener dort auf dem weißen, hermelingleichen leichten Renner, mit den weißen Federn auf dem Hute, iſt er ſelbſt. — Wie nun die Herzogin, die, ohne ihn noch geſehen zu haben, ſchon auf den Ruf ſeiner Schönheit hin ſich in ihn verliebt hatte, ſah, daß er ſo viel ſchöner und anmuthvoller war, als ſie ſich vorgeſtellt, ſo fühlte ſie ſich von der Erſcheinung des Ritters dermaßen hingeriſſen und in ſo wilder Leidenſchaft für ihn entbrennen, daß ſie wie außer ſich ſelbſt verſetzt und wie in ihn verwandelt, ſich faſt nicht mehr von der Stelle rühren konnte, und in ſeinem Anſchauen dermaßen ſich verlor, daß ſie ſich nicht erinnerte, jemals in ihrem Leben eine ähnliche Süßigkeit als für ſie darin lag, empfunden zu haben. Don Giovanni ſtieg vom Pferde, ging fröhlich auf ſie zu, um ihr die Hände zu küſſen und ihr als der italieniſchen Edelfrau, die ſeiner Schweſter bei ſich ſo wohl begegnet, dafür zu danken, und ſagte ihr, wie ſehr er ſie in ſeinem Lande willkommen heiße und mit Gut und Leben ihr ergeben ſei. — Während er ſich alſo gegen ſie äußerte, mußte ſich der Ritter ſelbſt eingeſtehen, daß ſie das ſchönſte und liebreizendſte Weib ſei, das er noch mit Augen geſehen habe, und da bei den wenigen Worten, die ſie mit einander wechſelten, zufällig ihre Blicke ſich begegneten, ſo geſchah es, daß nicht nur das Liebesfeuer der Herzogin aus dieſem Umſtande neue Nahrung ſog, ſondern auch der Ritter ſelbſt ſo tief von dem entzündenden Strahle ihrer Augen durchdrungen wurde, daß darnach kein einziger Fleck an ſeinem ganzen Körper war, der nicht in Liebe zu der ſchönen Pilgerin entloderte. Indeſſen wagte keins von beiden ſein inneres Gefühl gegen das andere laut werden zu laſſen, und vielmehr verhehlte es ein jedes, ſich alſo in ſich ſelbſt verzehrend, auf das ſorgfältigſte. Die Herzogin ruhte drei Tage lang, höchlich geehrt und gefeiert, in Don Giovanni's Hauſe aus, und ſtrebte durch den Anblick des geliebten Gegenſtandes einige Linderung ihres Leides zu erlangen, wiewohl ſich daſſelbe im Gegentheile an dem was es beſſern ſollte nur verſchlimmerte, in welchem nämlichen Falle auch Don Giovanni mit ſich war. Am vierten Tage ſodann, was auch immer ihr Grund dazu ſein mochte, ſtand die Herzogin in der Frühe auf, nahm Abſchied von Frau Iſabellen und ſetzte mit ihren

Begleitern ihre Wallfahrt zum heiligen Jakob fort. Don Giovanni war über dieſe plötzliche Abreiſe, als er davon hörte, äußerſt mißvergnügt, und wußte nicht, was die Herzogin bewogen haben konnte, ſo zu handeln. Er ließ alſo Pferde ſatteln und jagte mit einigen der Seinen der Herzogin auf ihrem Wege im Galopp nach, welchergeſtalt er ſie denn auch in ſehr kurzer Zeit eingeholt hatte. Sobald er ſich vor ihr befand, ſtieg er vom Pferde, bezeigte ihr ſeine Ehrfurcht und ſagte: Gnädige Frau, ich vermag nicht zu begreifen, warum ihr ſo plötzlich von uns geſchieden ſeid, und bedaure unendlich, daß ich euch all die Ehre und Freundlichkeit, die ihr meiner Schweſter erwieſen, nicht habe vergelten können. Sollte in meinem Hauſe nur der leiſeſte Verſtoß gegen euch oder eines der Eurigen begangen worden ſein, ſo habt doch ja die Gnade, mich davon in Kenntniß zu ſetzen und *ſeid verſichert, daß ich es auf das ſchärfſte* ahnden werde. — Die Herzogin dankte dem Ritter und entgegnete, daß ihr durchaus nichts als Ehre und Höflichkeit von ihm und den Seinigen angethan worden, wofür ſie ſich ihm wahrhaft verpflichtet fühle. Wenn ſie, fügte ſie hinzu, ſich von ſeinem Schloſſe entfernt, ohne ihn vorher davon in Kenntniß zu ſetzen, ſo ſei dies aus keinem anderen Grunde geſchehen, als um ihn nicht wecken zu laſſen. — Unter ſolchem Geſpräche ging der Ritter zu Fuße mit der Herzogin weiter, und als es ſich dabei fügte, daß gerade Niemand in der Nähe war, der ihn hätte hören können, ſprach er: Gnädige Frau, ich bin höchſt betrübt, daß es euch nicht hat gefallen wollen, euch, eurem Stande gemäß, als die Schweſter eines Königs und die Gemahlin eines Herzogs in meinem Hauſe ehren zu laſſen. Wird es jemals der Welt kund, daß ich das Glück gehabt, euch zu beherbergen, und daß ich doch ſo wenig für eine ſo hohe und erhabene Frau gethan, ſo kann man wohl nicht umhin, mich für einen ſehr unanſehnlichen Ritter zu halten und, wie wenig ich auch ſelbſt es verſchuldet, mir deshalb ſchweren Tadel aufzubürden. Zum wenigſten die Huld erzeigt mir, Gebieterin, daß ihr auf eurer Heimreiſe als königliche Frau bei mir einkehrt und euch demgemäß von mir behandeln laßt, wofür ich mich euch unendlich verpflichtet fühlen würde. — Sie ſprachen noch mancherlei mit einander, indem die Herzogin über Iſabellens Verrath Klage erhob, bis ſie endlich dem gewaltigen Drange ihrer Leidenſchaft Beide keinen längeren Widerſtand entgegen zu ſetzen wußten und ſich gegenſeitig eingeſtanden, was ſie für einander fühlten. In Folge dieſer Erklärung kamen ſie überein, daß die Herzogin, nachdem ſie die Reliquien des Heiligen beſucht und in dem Tempel die neuntägige herkömmliche Andacht verrichtet, wieder einige Tage bei ihm verweilte, und mit dem beurlaubte ſich Don Giovanni bei ihr, die ihre Pilgerfahrt verfolgte, und begab ſich frohen Muthes nach Hauſe.

Derweil nun aber alles dieſes mit der ſchönen Herzogin vorging, wollte es doch den Herzog von Savoyen, ihren Gemahl, einige Zeit nach ihrer Abreiſe bedünken, daß er übel daran gethan, die Schweſter eines Königs von England und ſeine Gemahlin alſo heimlich und prunklos den weiten Weg ziehen zu laſſen. Sich deshalb eines beſſeren beſinnend, und mit dem Vorſatze, ſeinen Fehler ſo viel als möglich wieder gut zu machen, berief er ſeine Räthe zuſammen und trug ihnen die Sache vor. Sie waren der Meinung, daß er das Verſäumte ſo ſchnell es ſich thun ließe, wieder einbrächte, und in Perſon, der Zeiterſparniß wegen, zu Schiffe der Herzogin nach Spanien nachginge, und alſo ließ er unverzüglich einige Fahrzeuge theeren, die er bei Nizza liegen hatte, beſtieg ſie mit einem großen Gefolge von Rittern und Edelleuten, und ſtach in See. Ein günſtiger Wind führte ihn raſch über das Mittelmeer durch die Meerenge von Gibraltar nach Gallizien, und ſo erreichte er die heilige Stätte, gerade an dem neunten Tage, mit dem die Herzogin ihre Andachtsübungen allda beſchloß. Ihre Begleiter waren über den Anblick ihres Gebieters höchlich froh, deſto mißvergnügter aber die Herzogin, die ſich alſo außer aller Verbindung mit ihrem Geliebten verſetzt fand, und ſogar Appiano und Giulia, die Vertrauten ihres Herzens, wenn ſie auch alle drei ihren Aerger zu verbergen und äußerlich vergnügt zu ſcheinen wußten. Der Herzog erklärte ſeiner Gemahlin, warum er ihr nachgekommen, brachte noch den nächſtfolgenden Tag ſelbſt damit zu, an dem heiligen Orte ſeine frommen Gebete zu verrichten, und ſchiffte ſich darauf mit ihr und ſeinen Dienern wieder ein, um vor der Heimfahrt ſeinem Schwager in England einen Beſuch abzuſtatten, der ihn mit Freuden bei ſich empfing und ihm feſtliche Ehren erwies. Die Herzogin war dieſe Zeit über im tiefſten Innern betrübt, wenn gleich ſie ein heiteres Angeſicht öffentlich zur Schau trug, und nur erſt wann ſie ſich mit Appiano und Giulien allein befand, wagte ſie, ihrem bedrängten Herzen Luft zu machen, und bitterlich über ihr trauriges Schickſal zu weinen, das ihr kaum erträglich vorkam, indem es ihr die erſehnte Frucht ihrer durch ſo viele Körper- und Seelenleiden ſich erprobt habenden Liebe in dem Augenblicke unwiederbringlich zu rauben ſchien, wo ſie ihr hatte zureifen wollen. Appiano und Giulia tröſteten ſie inzwiſchen zwar nach beſtem Vermögen mit der Vorſtellung, daß Don Giovanni ganz gewiß ſie in Turin aufſuchen werde; aber ſie wollte von keinem ſolchen Zuſpruche hören und blieb in ſo tiefe Schwermuth verſunken, daß es ihr kaum ſelbſt gelingen wollte, ſich durch den äußeren Schein vor dem Verdachte ihres königlichen Bruders oder ihres herzoglichen Gemahles zu bewahren. Nachdem ſie einige Tage in England verweilt hatten, traten ſie ihren Weg nach der Heimath wieder an; angeſehen jedoch, daß dem Herzog die lange Seefahrt vorher beſchwerlich geworden, beſchloß er, nach Calais zu ſegeln und von da durch Frankreich zu Lande zurück zu reiſen. Der König ſchenkte ſeiner Schweſter vor ihrem Scheiden noch einen koſtbaren Diamant, von mehr als hunderttauſend Dukaten an Werth, und ſo verließen der Herzog und die Herzogin England, ſchickten ihre Schiffe von Calais aus leer nach Savoyen zurück und kamen, nachdem ſie ſich mit einer hinreichenden Menge Pferden verſehen, nach Paris, wo ſie von dem allerchriſtlichſten Könige um ſo ehrenvoller und gütiger aufgenommen wurden, als der ſavoyiſche Herzog ſein Generalcapitain war. Von Paris zogen ſie nach Savoyen, verweilten auch da einige Tage und gelangten dann über die Alpen nach Turin. Die Herzogin war überaus niedergeſchlagen und wurde von ihrem Herzensweh um ſo empfindlicher bedrängt, als ſie es äußerlich völlig verläugnen mußte, um es insgeheim nur etwa Giulien und dem Arzte klagen zu können.

Don Giovanni, ſeinerſeits, in nicht minderer Liebe glühend als die Herzogin, hatte inzwiſchen die Tage und Stunden bis zu ihrer Wiederkehr gezählt und fünf bis ſechs Tage über die äußerſte Friſt hinaus vergebens gewartet, wodann er ſich über ihr Ausbleiben höchlich zu verwundern begann und nicht mehr bezweifelte, daß ihr irgend etwas Beſonderes zugeſtoßen ſein müſſe. Er ſandte alſo einen getreuen Diener nach Gallizien ab, um Erkundigungen über ſie einzuziehen, und der Bote ging und hörte bei ſeiner Ankunft, wie die bezeichnete Pilgerin zu dem heiligen Leichname des Apoſtels die Herzogin von Savoyen geweſen, und der Herzog ſelbſt nach ihr zu Waſſer angelangt, und ſie eben ſo wieder mit ſich entführt habe; was denn der Bote bei ſeiner Nachhauſekunft Don Giovanni gewiſſenhaft hinterbrachte. Auf dieſe Nachricht hin glaubte der Ritter annehmen zu dürfen, daß die Herzogin dies vorausgewußt, und es abſichtlich ſo veranſtaltet habe, ohne Zweifel, um ihn zu täuſchen. Nichtsdeſtoweniger wuchs ſeine Sehnſucht nach ihr und ſein Seelenſchmerz immer noch an, ſo daß der unglückliche Liebhaber bald hoffend, bald verzweifelnd, bald wie von Flammen verzehrt, bald wie von Froſt erſtarrt, ein höchſt klägliches Leben führte.

Er verzehrte ſich eben auf dieſe Weiſe, als der Fall eintrat, daß die Deutſchen mit großer Heeresmacht in Frankreich einfielen und weit und breit Alles verheerten. Der Herzog von Savoyen wurde, als franzöſiſcher Generalcapitain, in Zeiten davon benachrichtigt, und brach mit allen Kriegshelden zum Kampfe auf. Ehe er aber noch Turin verließ, ſetzte er ſeinen Verwandten, den Grafen von Pancalieri, zu ſeinem Statthalter im Lande und zum Beſchützer und Rathe der Herzogin ein, und der Graf begann das Herzogthum nach ſeinem beſten Wiſſen zu beherrſchen, und der Herzogin gerade ſo, wie es ihm der Herzog vorgeſchrieben, zu begegnen. Es verging ihm demgemäß faſt keine Stunde, die er nicht an ihrer Seite zugebracht, da er die Obliegenheit hatte, immerdar für ihre Unterhaltung Sorge zu tragen, und war es alſo bei ihrer Schönheit zu verwundern, wenn er aus einem Tugendwächter ein Anbeter der Herzogin ward, und ſich, wie es in der That geſchah, ſo ſterblich in ſie verliebte, daß er weder Tag noch Nacht mehr Ruhe finden konnte? Er hatte niemals Kinder gehabt und war auch niemals vermählt geweſen; hatte aber an Sohnesſtatt einen Neffen, den Sohn eines Bruders von ſich, angenommen, der Herr von Raconigi war, und dieſer Jüngling befand ſich desgleichen am Hofe der Herzogin, war ſchön und wohlerzogen, und mochte, als er vor zwei Jahren in ihren Dienſt getreten, etwa funfzehn oder ſechszehn Jahre alt geweſen ſein. Der Graf, ſein Oheim, der eher einfältig als klug zu nennen, hing, von ſeinen unmäßigen Begierden verblendet, dem Wahne an, jedwedes Weib, wie vornehm und ſchön es auch immer ſei, müſſe es gut aufnehmen, ſich geliebt zu ſehen, und beging alſo die Verwegenheit, ſich um ihre Liebe zu bewerben, und ihr zu erklären, wie leidenſchaftlich er für ſie entbrannt ſei. Sie, deren Sinn wo anders hin gerichtet ſtand, und die ihn nicht würde haben würdigen mögen, ihn auch nur die Spitzen ihrer Schuhe ſehen zu laſſen, erwiederte ihm ſtrengen Angeſichtes: er ſolle ſich nicht unterſtehen, ſolcher Unſchicklichkeiten jemals wieder gegen ſie zu gedenken; aber der arme, von der Liebe raſtlos gequälte Mann kam dennoch abermals auf ſeine Anträge zurück und beſchwor ſie auf das dringendſte, ſich ſeiner zu erbarmen. Ueber dieſe Frechheit höchſt entrüſtet, ſchalt ſie ihn ernſtlich deswegen aus und ſagte mit drohender Stimme: Ich habe euch das erſtemal wiewohl unverdientermaßen, verziehen, Graf, und verzeihe euch eure unſinnige, verbrecheriſche Anmaßung jetzt wiederholt. Nehmt euch jedoch in acht, mir nicht noch einmal ſo zu kommen und meine Ehre durch ſchamloſe Zumuthungen zu kränken, denn ich möchte euch dafür ſchlimm genug büßen laſſen. Steht dem Amte vor, das euch mein Gemahl anvertraut, und begeht keinen ſo großen Irrthum jemals wieder, ſo lieb euch euer Leben iſt. — Der Graf konnte nicht umhin, hieraus die unerſchütterliche Keuſchheit der Herzogin zu erkennen, und ſich die Wahrheit zu entnehmen, daß ſeine Bemühungen mit ihr verloren gingen. Da er nun befürchtete, die Herzogin möge ſeinen Wahnſinn dem Herzoge entdecken, ſo beſchloß er bei ſich, ihr den Vortheil abzugewinnen und ſie ſelbſt zu verderben, indem ſeine brünſtige Liebe zu ihr ſich mit einemmale in wilden Haß umwandelte, der ihm den Gedanken eingab, ſie auf eine ſchmähliche Weiſe ſterben zu laſſen, und es ihm denn auch möglich machte, in Reden und Thun ſeine Leidenſchaft verleugnend, ſeine Pflicht, als Stellvertreter des Herzogs in der Beherrſchung des Landes zu erfüllen. Er hub darauf an, ſich mit ſeinem Neffen mehr als gewöhnlich vertraut zu machen und faſt als ſeines Gleichen mit ihm umzugehen, ſo ſogar immer nur von Liebeshändeln mit ihm zu ſprechen. Eines Tages ſagte er zu ihm: es gäbe auf der Welt kein größeres Vergnügen als dasjenige, was ein junger Menſch empfände, wenn er ein ſchönes, hochgeſtelltes Weib liebte, und zwar um ſo mehr, wenn ſeine Liebe Gegenliebe fände, und nachdem er durch ſolcherlei Reden den Jüngling genugſam gekirrt, ſprach er insgeheim zu ihm: Mein lieber Neffe, der du mir ſo theuer biſt wie mein eigner Sohn, merke wohl auf das was ich dir jetzt ſage, denn wenn du weiſe ſein und meinem Rathe folgen willſt, ſo verſpreche ich dir, daß es dir wohler werden ſoll als irgend einem anderen Mann hier zu Lande. — Der Jüngling, der ſeinen Oheim wie ſeinen Vater anſah, erwiederte, er ſei bereit, ihm in allen Dingen zu gehorchen, und er möge nur ſagen, was er von ihm verlange. — Auf der Stelle ſagte nun der verrätheriſche Graf: Ich habe wahrgenommen, mein lieber Sohn, daß unſere Herzogin dir ſehr wohl will, und dich über alle Maßen liebt. Ich weiß für ganz gewiß, daß ſie wie Wachs am Feuer ſich verzehrt und nach nichts mehr verlangt, als nach einer vertrauten Stunde mit dir. Aber, ſie macht es wie im Allgemeinen alle Frauen, die, wenn ſie eine Sache auch noch ſo innig wünſchen, doch meiſt darum gebeten ſein wollen und es für ihr größtes Glück anſehen, von den Männern verführt und durch Liſt oder Gewalt dahin gebracht zu werden, ſich ihnen preis zu geben. Lieben ſie dahingegen einmal einen jungen Menſchen, und wird es ihnen am Ende klar, daß er weder verwegen noch behutſam iſt, ſo erzürnen ſie ſich über ihn und wenden ihre Liebe einem Andren zu. Ich ſpreche aus eigener Erfahrung alſo, darum glaube mir, Neffe, und thue was ich dir ſage. Ich rathe dir nämlich, dieſen Abend, wann du die Gelegenheit erſiehſt, dich unter das Bette der Herzogin zu verbergen und daſelbſt bis etwa um zwei Uhr nach Mitternacht auszudauern, zu welcher Zeit ſie im erſten Schlafe befangen und auch keine ihrer Frauen mehr wach ſein wird. Sodann mußt du leiſe hervorkriechen, zu ihr an das Bette treten, ihr die Hand auf die Bruſt legen, und dich ihr nach und nach mit Vorſicht zu erkennen geben. Ich weiß, was ich dir ſage, und daß es keine leeren Worte ſind. Sobald ſie begreifen wird, wer du biſt, wird ſie dich zu ſich in das Bette nehmen und ihren völligen Beſitz dir zugeſtehen, an deſſen Stelle ich mich ſeelig preiſen würde. — Der einfältige Jüngling glaubte ſeinem Oheim, mochte ſich wohl gar einbilden, er rede mit ihm im Auftrage der Herzogin, und verbarg ſich, alſo dem verrätheriſchen Rathe folgend, wirklich unter das Bett derſelben. Die Herzogin legte ſich gegen Mitternacht nieder, der treuloſe Graf aber wartete die Stunde nicht ab, die er ſeinem Neffen beſtimmt, ſondern nahm in der erſten Stunde nach Mitternacht, damit ſein Verrath nicht fehlſchlüge, einige Leute von der Schloßwache und drei Räthe mit ſich, und begab ſich in ſolcher Begleitung nach dem Schlafgemache der Herzogin, ohne irgend Jemand wiſſen zu laſſen, was er im Schilde führe. Hierſelbſt klopfte er ſtark an den Eingang an, bis er geöffnet wurde und trat mit vielen Lichtern und mit den Bewaffneten, in ſeiner Hand einen bloßen Degen haltend ein. Die erſchrockene Herzogin ſtaunte noch ſein Vornehmen an und wußte nicht, was ſie dazu ſagen ſollte, als ſchon der Graf ſeinen leiblichen Neffen unter ihrem Bette hervorziehen ließ, und, ehe der arme Knabe ein einziges Wort hervorbringen und etwa ausſagen konnte, wie er auf ſeine eigne Anregung dahin gekommen, ihn mit den Worten: du biſt des Todes, Verräther! den Degen durch die Bruſt ſtieß. Der unglückliche Jüngling ſtürzte augenblicklich nach vorn hin zuſammen und war todt, und nunmehr wandte ſich der Graf gegen die Räthe und ſagte: Es iſt ſchon eine geraume Zeit her, meine Herren, daß ich mich der unzüchtigen Liebe dieſes meines nichtswürdigen Neffen verſah, der einen nur zu ehrenvollen Tod erlitten hat und werth geweſen wäre, verbrannt oder von Pferden zerriſſen zu werden. An der Frau Herzogin will ich mich nicht vergreifen, denn ihr wißt, daß in Piemont und Savoyen ein Geſetz beſteht, demzufolge jegliches im Ehebruche auf der That betroffene Weib den Scheiterhaufen beſteigen ſoll, wofern binnen Jahr und Tag kein Ritter erſcheint, für ſie zu kämpfen. Ich werde dem Könige, ihrem Bruder, und dem Herrn Herzoge den Fall berichten, wie er ſich ereignet hat. Inzwiſchen verbleibe die Frau Herzogin mit ihren Frauen hier in dieſen Zimmern unter ſicherem Gewahrſam. — Die Räthe und alle anderen Anweſenden ſtanden bei dieſem unerhörten Vorgange wie vom Donner gerührt. Die Herzogin entſchuldigte ſich zwar genugſam und rief Gott und alle Heiligen zu Zeugen, daß der Jüngling ohne ihr Wiſſen und ihren Willen unter das Bett gekommen ſei, aber es half ihr nichts. Sie mußte in ihrer Troſtloſigkeit in ihrem Zimmer verſchloſſen bleiben, und der Leichnam des jungen Mannes wurde am nächſten Morgen in der Stille zur Erde beſtattet. Der Graf war trunken vor Freude über das Gelingen ſeiner Rache, ſchrieb durch einen außerordentlichen Boten ſogleich ſelbſt an den König und an den Herzog, ſeinen Herrn, was mit der Herzogin vorgegangen, und verlangte auch, daß die drei Räthe deswegen ihren Bericht erſtatteten. Die Herzogin war von ihrem Volke überaus geliebt, weil ſie gegen jedermann leutſelig und herablaſſend ſich betrug und Allen, wo ſie irgend konnte, nützlich wurde, ſo daß gegenwärtig eine allgemeine Theilnahme an ihrem Unglück im Lande ſtatt fand. Die Wachen, unter deren Obhut ſie ſtand, waren nachſichtig genug, den Arzt bei ihr ein- und ausgehen zu laſſen, und mit ſeiner Hülfe gelang es denn auch der Herzogin, all ihr Geld und ihre Juwelen in Sicherheit zu bringen, die Appiano mit ſich nach Hauſe nahm.

Der König und der Herzog waren nach Empfang der Briefe über die darin enthaltene ſchändliche Nachricht äußerſt aufgebracht. Die Anklage des verrätheriſchen Grafen erhielt beſonders durch den Umſtand ein großes Gewicht, daß der von ihm Gemordete ſein eigener Neffe war, den er, wie man wußte, auf das zärtlichſte geliebt und beſtimmt gehabt, dereinſt ſein Erbe zu werden. Der Herzog ſchrieb an ſeinen Statthalter und an den Rath zurück: der alte Landesbrauch ſolle in dieſer Sache beobachtet werden, und alſo wurde vor Turin, auf dem Felde, das ſich von der Pobrücke bis zur Stadt hinzieht, die ſchriftliche Anklage der Herzogin von Seiten des Grafen Pancalieri an eine hohe Marmorſäule angeſchlagen, die zu dem Behufe ſchon vor langen Zeiten dahin geſtellt worden war. In welche Betrübniß die Herzogin verſank, als ſie den trotz ihrer Unſchuld gefällten Verdammungsſpruch des Herzogs vernahm, läßt ſich nicht beſchreiben. Sie brachte ihre Angelegenheiten in Ordnung, legte Trauerkleider an und führte ein elendes Leben. Das Beſte was ſie beſaß, hatte ſie, wie ſchon geſagt, zu ihrem Arzte Appiano fortgeſchafft. Das Einzige was ſie davon, es iſt nicht bekannt, aus welchem Grunde zurückbehalten, war der koſtbare Demant, den ihr der König, ihr Bruder, jüngſt in England geſchenkt hatte. Der böſe Graf hatte zwar auch alle ihre ſeitherigen Dienerinnen von ihr entfernt, indeſſen doch Giulia ſich ſo geſchickt zu betragen gewußt, daß er ſie allein ermächtigte, ihrer Gebieterin während des Tages Geſellſchaft zu leiſten.

In dieſer Zeit ihres Unglücks wurde nun aber auch Don Giovanni Mendoza, deſſen Herzen das Ausbleiben der Herzogin, von der er ſich verſpottet wähnte, ſehr nahe gegangen, von einem ſo ſchlimmen Schickſal betroffen, daß es ihm beinahe Land und Leben gekoſtet hätte. Das ſchon erwähnte edle Geſchlecht von Toledo, dem er eine ſo große Niederlage beigebracht, ſann nämlich nur darauf, an den Mendoza's reichliche Vergeltung auszuüben und Don Giovanni wo möglich zu tödten. Der König von Spanien dagegen ließ es ſich wenig angelegen ſein, zwiſchen beiden feindlichen Parteien Frieden zu ſtiften, wenn gleich er das Unheil ſah, das ihre Fehden ſeinem Reiche brachten, und ſchien vielmehr ein gewiſſes Vergnügen daran zu finden, daß ſie einander zu Grunde richteten, um ſie alsdann geſchwächt deſto beſſer im Gehorſam zu erhalten. Da geſchah es dereinſt, daß beide Familien mit zahlreichen Geſchwadern im offenen Felde auf einander trafen, und eine gewaltige Schlacht ſchlugen, in der Don Giovanni, wie ſehr er ſich auch durch perſönliche Tapferkeit und Muth als Krieger, und durch Umſicht und Weisheit als Heerführer auszeichnete, dennoch unterlag, und worauf er ſich nur mit genauer Noth in eine feſte Stadt rettete, die mit Kriegsbedarf und Soldaten ausgerüſtet und auf ein Jahr mit Lebensmitteln verſehen war. In dieſer Veſte wurde er von ſeinen Feinden belagert und behielt er, gerade zu derſelben Zeit, als auch ſeine Geliebte ſich in ſo troſtloſer

Lage befand, nur höchſt geringe Ausſicht auf Erſatz und Rettung übrig. Ihrerſeits ertrug die Herzogin ihr herbes Mißgeſchick ſo ſtandhaft und unverzagt, daß ſie ſogar noch ihrer Kammerfrau Giulia, die ihretwegen faſt in Thränen zerfließen wollte, Muth einſprach, und ſie ermahnte, Alles geduldig zu ertragen und ſich nicht ſo ſchwer zu betrüben. Eines Tages kamen beide dahin miteinander überein, daß es wohl nicht anders als zweckmäßig ſein dürfte, wenn Appiano in angeſtrengten Tagereiſen nach Spanien ginge, um Don Giovanni mit beſtmöglichſter Art um Hülfe anzuſprechen und der Unſchuld der Herzogin feſt zu verſichern. Die Herzogin fertigte zu dieſem Behufe ein Beglaubigungsſchreiben für Appiano an Don Giovanni aus, und der Arzt nahm Poſtpferde und legte ſeine Reiſe mit ſo unermüdlichem Eifer zurück, daß er in gar nicht langer Zeit vor der belagerten Stadt ankam. Hier gerieth er nun aber, als er ſich des Zuſtandes der Dinge verſah, und bedachte, wie es Don Giovanni möglich machen könnte, der Herzogin beizuſtehen, in nicht geringe Verlegenheit. Nichtsdeſtoweniger freilich entſchloß er ſich, als ein ſo pflichtgetreuer und gewiſſenhafter Diener der Herzogin als er war, nicht zurückzugehen, ohne Don Giovanni geſprochen zu haben. Da trug es ſich zu, daß ſo eben zwiſchen Belagerern und Belagerten ein ernſthaftes Scharmützel ſich entſpann. Der brave Arzt fand Gelegenheit, ſich einen Schild zu verſchaffen, miſchte ſich damit, den Degen in der Hand, unter die Kämpfenden, und drang ſo weit vor, daß er von den Belagerten gefangen genommen wurde, zu denen er ſagte: Führt mich ſogleich zu Herrn Don Giovanni, ich habe ihm Dinge von der größten Wichtigkeit zu eröffnen. — Er wurde vor Don Giovanni geführt, und derſelbe hieß ihn beſtens willkommen, da er ihn für einen der vormaligen Begleiter der Herzogin erkannte. Er zog ihn bei Seite und fragte ihn, wie es der Herzogin ergehe? — Aeußerſt ſchlimm, ſagte Appiano, denn ſie läuft Gefahr, auf das ſchmählichſte verbrannt zu werden, wofern ihr Niemand Hülfe bringt. — Er erzählte Don Giovanni darauf, vom Anfange herein, wie leid es der Herzogin geweſen, von ihrem Gemahle zu Schiffe von Gallizien abgeholt und alſo verhindert zu werden, ihm ihr gegebenes Wort zu halten, und verſicherte ihm ſodann, wie dieſelbe ihre Hoffnungen auf Befreiung auf ihn allein ſetze, ihm betheuern laſſe, daß ſie durchaus rein von aller Schuld ſei, die die Anklage auf ſie werfe, und ihn auf das inſtändigſte bitte, ſie in ihrer großen Noth nicht zu verlaſſen. — Der Arzt bot zu dieſem Vortrage alle Ueberredungskunſt auf, deren er fähig war, um Don Giovanni zum Mitleiden mit der Herzogin zu bewegen, und dieſer fühlte ſich davon um ſo inniger ergriffen, als er ſelbſt von ſeinen Feinden auf das härteſte bedrängt wurde und außer Stande war, die Stadt zu verlaſſen. Appiano, der da ſah, wie die Sachen ſtanden, wußte endlich nicht mehr was er ſagen ſollte und entſchloß ſich, nicht länger mit vergeblichem Bemühen ſeine Zeit zu verlieren und nach Turin zurückzukehren. Don Giovanni machte einen allgemeinen Ausfall, währenddeſſen er den Arzt durch einige ſeiner Leute in Sicherheit wieder hinaus bringen ließ, und Appiano langte in Turin an und that der Herzogin durch Giulien zu wiſſen, wie er Don Giovanni gefunden und was er mit ihm geſprochen habe, demzufolge die Herzogin denn an aller Hülfe verzweifelte und nicht mehr wußte was ſie beginnen und wohin ſie ſich wenden ſollte.

Wie nun aber Don Giovanni, einige Tage nach Appiano's Abgange aus der belagerten Stadt, das Unglück der Herzogin bedenkend, bei ſich erwog, welch große Liebe ſie für ihn empfunden haben müſſe, indem ſie, einzig und allein ſeinethalb, von Turin bis nach Gallizien zu Fuße gewandert, ſo wollte es ihn doch bedünken, daß er ſehr Unrecht gethan, nicht ohne Säumniß zu ihrer Befreiung enteilt zu ſein, und ſein Land nicht nur, ſondern auch ſein Leben, ja deren tauſend, wenn er ſie hätte, für ſie auf das Spiel zu ſetzen. Er fand auf die Dauer gar keine Ruhe mehr vor dieſer Vorſtellung und ſo faßte er kurz und gut den Entſchluß, es möge daraus entſtehen was da wolle, Land und Leute ſo gut zu verwahren als möglich, und ſtracks nach Italien aufzubrechen, um die Herzogin aus ihrer Drangſal zu erlöſen.

Einmal über die Hauptſache mit ſich im Reinen, nahm er die Vertheidigungsmittel der Stadt in genauen Augenſchein, von der er befand, daß ſie mit Allem wohl verſehen war, um ſich noch acht bis neun Monate zu halten, und deren Einwohner und Beſatzung ihm auf das getreulichſte anhingen, ließ die Aelteſten der Stadt und die Kriegeshauptleute vor ſich kommen, und erklärte ihrer Verſammlung dann, daß er beſchloſſen, von dannen zu gehen, um Hülfe und Erſatz aufzubringen, daß er ſie aber ermächtige, wenn er nach Ablauf einer gewiſſen Friſt nicht wieder bei ihnen ſei, welcher Fall, wie er allerdings hoffe, nicht eintreten werde, für ſich ſelbſt und das Ihrige zu ſorgen. Hiernächſt ſetzte er einen ſeiner Verwandten, einen ſehr tapfern Ritter, zu ſeinem Statthalter ein, ordnete einen Angriff auf die Belagerer an, währenddeſſen er die Feſtung verließ, ohne von ihnen geſehen zu werden und ſchlug auf einem feurigen und ausdauernden Renner ganz allein den Weg nach Frankreich ein, wo er ſich ein Streitroß und Waffen anſchaffte und einen Diener miethete, der ihn ſo wenig wie ſonſt Jemand kannte und mit dem er über die Alpen gen Turin zog.

Es war, wie ſchon geſagt worden, Appiano vor ihm daſelbſt angekommen. Wiewohl nun die Herzogin aber durch ihn die Hoffnung verloren, von Don Giovanni Hülfe zu erlangen, konnte ſie, bei der Vorſtellung deſſen was ſie aus Liebe für ihn gethan, es doch nicht für möglich halten, daß er undankbar genug ſein werde, nicht zu erſcheinen, um den treuloſen Grafen von Pancalieri für ſie zu bekämpfen, und ſie tröſtete ſich daher noch einige Zeit mit dieſer Erwartung. Da ſie indeſſen endlich ſah, daß durchaus keine Botſchaft von ihm ankam, ſo erzürnte ſie ſich in ihrem Gemüthe dergeſtalt, daß ihre heiße Liebe ſich in eben ſolchen Haß gegen ihn umwandelte, und daß ſie ihrem Unwillen in manchen harten Worten Luft machte, die ſie über ihn zu ſich ſelber ſprach. Giulia, die gar nicht ablaſſen konnte, zu glauben, der König von England werde ſeiner Schweſter einen Kämpfer zuſenden, begab ſich alle Tage zwei dreimal auf den Turnierplatz, um zuzuſehen, ob noch niemand erſcheine. Aber der engliſche König war in der That überzeugt, daß ſeine Schweſter im Ehebruche betroffen worden und behauptete in ſeiner Erbitterung gegen ſie, ſie ſei des Scheiterhauſens werth. An dem Abende als Don Giovanni nach Turin kam, kehrte er in der Vorſtadt bei einem Gaſtwirthe ein, der ein braver Mann war, und ihm geſprächsweiſe erzählte, der Herzog ſei gegen die Deutſchen ausgezogen und die Herzogin im Gefängniſſe, welches harte Schickſal aber männiglich betrübe, weil ſie allgemein geliebt und werthgeſchätzt werde. Don Giovanni hörte ferner von dieſem Manne, es befinde ſich in dieſer Stadt ein ehrwürdiger Geiſtlicher aus Spanien, der bei dem herzoglichen Rathe ſo wie beim Volke in hohem Anſehen ſtehe, und ließ ſich von ihm die Kirche nennen, wo er ſich aufhielt. Am anderen Morgen verließ Don Giovanni ſeine Herberge früh, und ließ ſich nach der Kirche des ſpaniſchen Geiſtlichen führen. Er klopfte an der Pforte ſeiner Wohnung an, der gute Bruder öffnete, und Don Giovanni ſagte zu ihm auf Spaniſch: Mein Vater, Gott grüße euch! Ich bin ein Spanier, in Geſchäften fremd nach dieſem Lande gekommen, und habe gehört, daß ihr ein Landsmann von mir ſeid, weshalb ich bei euch für mich und meine Pferde weiter nichts als ein Unterkommen zu finden wünſchte, in ſofern als mein Diener für unſere Bedürfniſſe ſelbſt ſorgen würde. — Der gute Geiſtliche nahm ihn willig bei ſich auf und führte ihn in das Haus ein, und derweil der Diener in der Stadt umherging, Lebensmittel einzukaufen, fragte Don Giovanni den Bruder, aus welcher Gegend Spaniens er ſei? Der Bruder ſagte es ihm unbedenklich, und ſo erfuhr Don Giovanni, daß derſelbe gerade ſein Unterthan und zwar aus der belagerten Stadt gebürtig ſei, ja wurde durch ſeine ferneren genauen Nachforſchungen, die er anſtellte, feſt überzeugt, daß er zu den Seinen gehörte. Er entdeckte ſich ihm darum, und ſagte ihm, wer er war. Sobald der Spanier dies hörte und ihn genauer angeblickt, erkannte er ihn gleich, da er noch kürzlich in ſeinem Vaterlande geweſen war und ihn geſehen hatte, und wollte ſich ihm nach ſpaniſcher Sitte zu Füßen werfen, was aber Don Giovanni nicht duldete. Dieſer erzählte ihm nunmehr, weshalb er ſo unbekannt nach Turin gekommen und ſagte: Ihr wißt, Vater, daß ich ein Ritter und als ſolcher gehalten bin, die Frauen gegen ihre Anfechter zu vertheidigen. Es iſt mir aus guter Quelle bekannt, wie dieſe Herzogin mit großem Unrechte und fälſchlicherweiſe angeklagt worden; aber um mich deſſen zu vergewiſſern, wünſchte ich ſie doch ſelbſt zu ſprechen, und unter dem Anſcheine der Beichte, die lautere Wahrheit aus ihrem Munde zu vernehmen. Kleidet ihr mich als Mönch ein und verſchafft euch von ihren Wächtern die Erlaubniß, ſie zu beſuchen, zu tröſten und zu ermahnen, zur Abbüßung ihrer Sünden geduldig den Tod zu erleiden, wodann ihr, wenn wir nur erſt drinnen ſind, das Weitere mir überlaſſen mögt. — Der Ritter wußte noch ſo viele andere Dinge dem einfältigen Bruder zu ſagen, der eben keiner der ſcharfſinnigſten und gelehrteſten Männer des Landes war, daß derſelbe ſich überreden ließ und, nachdem er Don Giovanni vorher eine Kutte angezogen und ihn geſchoren, zu dem Statthalter ging und ſagte: Gnädiger Herr! daß ich die Zeit nahen ſehe, in der das Todesurtheil an der unglücklichen Herzogin vollzogen werden ſoll, hat meinem Herzen Mitleiden für ſie mit dem Wunſche eingeflößt, daß ihr Verbrechen nicht ihre Seele zugleich mit ihrem Körper verderben möge. Ich will ihr einen geiſtlichen Zuſpruch thun, je nachdem was unſer Herr Gott mir dazu eingiebt und hoffe getroſt auf ihn, daß er mein Bemühen, ihre Seele zu erretten, ſegnen werde. —

Wie ſchlecht und böſe nun auch der Graf war, ſo wollte er doch gegen das Volk gern den Anſchein gewinnen, als trüge er um des Todes der Herzogin willen leid. Er entgegnete alſo, er willige in dies Verlangen ein, und befahl dem Kaſtellane, dem geiſtlichen Bruder und ſeinem Begleiter den Zutritt zu der Gefangenen zu geſtatten. Sie erſchienen Beide vor der Herzogin, und da der Zeitpunkt ihres Todes nahe war, ſo glaubte Jedermann, der Statthalter habe die beiden Mönche zu ihr geſendet, um ihre letzte Beichte zu hören. Das Zimmer, in dem die Herzogin gefangen ſaß, war groß und geräumig, die Fenſter deſſelben dagegen dergeſtalt verſchloſſen, daß gar kein oder nur ſehr wenig Licht hineindringen konnte. Als die Brüder eingetreten waren, ſagte Don Giovanni, der das Italieniſche geläufig ſprach: Der Frieden unſers Erlöſers ſei mit euch, gnädige Frau! — Die Herzogin, die ganz verzagt in einem Winkel ſaß, antwortete: Wer ſeid ihr, der ihr mir hier von Frieden ſprecht, die ich alles Friedens und alles Heils beraubt bin, und in kurzem, allem Rechte zuwider, eines ſchmachvollen unverdienten Todes gewärtige? — Don Giovanni folgte dem Klange ihrer Stimme nach, trat der Herzogin zur Seite und ſagte: Gnädige Frau, ich bin ein armer Bruder, der ich, in dieſe Stadt kommend, euer erſchreckliches Mißgeſchick vernommen habe und darüber nun ſolch Mitleiden fühle, daß ich euch ein wenig tröſten möchte, ſo gut ich es im Stande bin. — Und alſo fuhr Don Giovanni mit ſo gutem Erfolge fort, ihr liebreiche und milde Worte zu ſagen, daß die Herzogin ſich zuletzt entſchloß, ihm zu beichten, und ihm, hoffnungslos wie ſie war, ſich von dem nahen Tode errettet zu ſehen, eine ſo vollſtändige und aufrichtige Generalbeichte ablegte, daß Don Giovanni leicht und entſchieden daraus ihre Unſchuld abnahm. Die Herzogin hatte in dieſer Beichte bekannt, daß ihre Wallfahrt zum heiligen Jakob ihr blos als Vorwand und Mittel gedient, einen falſchen und undankbaren ſpaniſchen Ritter zu ſehen, und wie Don Giovanni ſie nun ermahnte, alle Beleidigungen, die ſie jemals empfangen, zu verzeihen, erwiederte ſie: Sie verzeihe allen ihren Feinden von Herzen, ſo wie ſie wünſche, daß Gott ihr ſelbſt verzeihen möge; wie ſie aber jemals jenem unedlen Ritter verzeihen könne, den ſie mehr als ihr eigenes Leben geliebt, das wiſſe und begreife ſie nicht. Don Giovanni erfreute ſich innerlich über dieſe Worte und ermahnte ſie nichtsdeſtoweniger wiederholt, alle Kränkungen, die ſie erlitten, zu vergeſſen und zu vergeben, bis dann die Herzogin dies am Ende auch verſprach. Sie hatte, wie ſchon geſagt, von allem ihrem Eigenthume nur den einzigen großen Diamanten zurückbehalten. Ihr Gold, ihre Perlen und ihre Juwelen und andere Koſtbarkeiten, die Appiano und Giulia bei Seite geſchafft, hatte ſie dieſen zugedacht, die ſich vor ihr das Verſprechen gegeben, einander zu heirathen. Da ſie demnach nichts Anderes mehr beſaß, um ein Almoſen zu ſpenden, ſo ſagte ſie zu dem vermeintlichen Bruder: Mein Vater! Von Allem was ich mein genannt, iſt mir nichts als dieſer Demant übrig geblieben, den mir der König, mein Bruder, dereinſt gab, und der, wie mir die angeſehenſten Juweliere des öfteren verſichert, mehr als hundert tauſend Dukaten werth iſt. Ich gebe ihn euch. Ihr mögt ihn an den König von Frankreich verkaufen, der an Dergleichen Freude findet, und von der Summe, die ihr dafür empfangt, für meiner Seele Heil Meſſen leſen laſſen und andere fromme Werke ſtiften. Stattet auch damit arme Mädchen aus und gebt um Chriſti willen den Armen und Gottesſtätten Almoſen. Für euch und eure eignen Bedürfniſſe behaltet davon ſo viel euch gefällt und betet für mich zu Gott. — Hierauf ſagte Don Giovanni noch vielerlei, empfahl die Herzogin dem Himmel und ging mit ſeinem Begleiter nach Hauſe. Die Herzogin fühlte ſich wunderbar getröſtet und geſtärkt und hätte doch nicht ſagen können, wie und wodurch? Don Giovanni gab dem Bruder viel Geld und ließ durch ſeinen Diener ſeine Waffen und ſein Roß völlig zurüſten und bereit halten. Am Abende ſodann vor dem vorletzten Tage der Jahr- und Tagesfriſt verließ er ſpät Turin und begab ſich in das Haus des Gaſtwirthes der Vorſtadt, der ihn ſchon einmal beherbergt. Daſelbſt brachte er die Nacht zu, und am anderen Morgen mit Tagesanbruch ſtieg er wie ein Sankt Georg gewappnet zu Pferde, und ritt an das Thor der Stadt heran, wo er einen der Wächter anrief und zu ihm ſagte: Freund! gehe hin und ſage dem Grafen von Pancalieri, daß er ſich bereit halte, ſeine falſche Anklage der Frau Herzogin von Turin zu verfechten, indem ein Ritter angekommen, der für ſie kämpfen und ihn zwingen wolle, was er zu ihrer Unehre ausgeſagt, zu widerrufen. Der Thorhüter vollzog dieſen Auftrag, und der Ritter zog zu der hohen Säule, an die die Anklage geſchlagen war, lehnte ſeine Lanze daran, und wartete daſelbſt, daß der Ankläger herauskommen werde. Die Kunde von dieſem Kämpfer verbreitete ſich augenblicklich durch die Stadt. Giulia eilte hinaus, ihn zu ſehen, trat, als ſie den Ritter erblickt, um deſto gewiſſer zu werden, auf ihn zu und fragte: ob er zur Vertheidigung der Frau Herzogin gekommen ſei? — Der Ritter erkannte in ihr die vertraute Kammerfrau der Herzogin und antwortete freundlich: er ſei zur Errettung der Herzogin genaht und hoffe zu Gott, an dieſem Tage ihre Unſchuld klar zu machen. — Giulia dagegen, die ihn nicht wieder erkannte, lief wie närriſch nach der Stadt zurück, und rief: Gott habe ihrer Gebieterin einen Engel zu Hülfe geſandt. Der Graf von Pancalieri machte Schwierigkeiten und wollte nicht eher in den Schranken erſcheinen, als bis er wiſſe, wer der Kämpfer der Herzogin ſei. Die ganze Stadt gerieth darob in Aufruhr und ein Jeder wünſchte, die Herzogin befreit zu ſehen. Die herzoglichen Räthe entgegneten dem Grafen: nach den alten Geſetzen des Herzogthums ſei ein Ankläger durchaus verbunden, mit Jedwedem zu kämpfen, der als der Ritter des Angeklagten auftrete, und dem die Wahl der Waffen zum Kampfe freiſtehe, ſo wie auch die angeklagte Perſon unter guter Bedeckung in Gegenwart beider Kämpfenden erſcheinen müſſe. — Der verrätheriſche Graf hatte nicht mehr Herz wie ein elender Haſe, da ihm ſein Gewiſſen ſagte, er kämpfe für die Lüge. Desungeachtet faßte er guten Muth, ſobald er einſah, daß er dem Kampfe nicht entgehen konnte, wappnete ſich und ritt auf den Kampfplatz, wohin bereits die zitternde Herzogin, von Vielen begleitet, geführt worden war. Wie dann daſelbſt die Unglückliche ihres Kämpfers anſichtig wurde, kniete ſie nieder und flehte, ihr Herz zu Gott emporrichtend, ſeine himmliſche Barmherzigkeit an, ihrem Ritter den Sieg zu verleihen und nicht zuzulaſſen, daß Bosheit und Falſchheit die Unſchuld in den Staub trete. Die beiden Streiter bereiteten ſich zum Angriffe vor und ſprengten mit eingelegten Lanzen, die beiderſeits brachen, gegen einander. Darauf griffen ſie zu den Schwertern und begannen wilde Streiche Einer nach dem Anderen zu führen. Es währte aber gar nicht lange, daß ſie handgemein geworden, als Don Giovanni ſchon einen ſo gewichtigen und fürchterlichen Hieb dem Grafen in den rechten Arm, gerade in das Handgelenk beibrachte, daß derſelbe um der tiefen Wunde willen, ſein Schwert zur Erde mußte fallen laſſen; und faſt zu gleicher Zeit drang auch das Schwert des Ritters durch das Helmviſir des Grafen ein, und ſtach dieſem ein Auge aus. Vor Bangen um die halb abgetrennte Hand, und vor Schmerzen über das verlorene Auge vergehend, ſank der Graf zurück und wurde nun von ſeinem tapferen Gegner zu Boden gezogen. Don Giovanni ſprang alsbald vom Pferde, löſte dem Grafen den Helm ab und ſprach, indem er ihm die Spitze ſeines Degens an die Gurgel ſetzte, mit wilder und geſtrenger Miene: Verräther! geſtehe hier gleich Angeſichts der Frau Herzogin, ihrer Räthe und alles Volkes öffentlich ein, wer dir die Kunde brachte, daß dein Neffe unter dem Bette deiner Gebieterin verborgen ſei? — Der Graf, der ſich dem Tode nahe ſah, ſtieß einen herzbrechenden Seufzer aus und ſagte: Wolle Gott nicht, daß mir, mit dem Körper zugleich, meine Seele verloren gehe! — worauf er den ganzen Verrath beichtete, den er geſponnen, und wie und warum er ſeinen armen Neffen verleitete, jene Thorheit zu begehen. Das Volk ſchrie: Nieder! nieder, mit dem Verräther! — Don Giovanni ſchwang ſich aber ſofort auf ſein Roß und rief mit lauter Stimme: Mein Eiſen befleckt ſich nicht mit dem Blute eines Sterbenden! — Nunmehr pries ſich jedweder glücklich, der in die Nähe der Herzogin kommen und ihr mit Worten und Geberden bezeigen konnte, wie froh er ſei, ſie befreit zu ſehen. Anderes Volk machte ſich ungeſtüm daran, den ſchon halbtodten Grafen zu entwaffnen, und ſolange auf dem Kampfplatze umher zu ſchleifen, bis er alsbald vollends den Geiſt aufgab. Während dies geſchah, winkte der ſiegesfrohe Don Giovanni ſeinen Diener zu ſich, ſprengte über die Pobrücke und begab ſich über Cheri und Aſti nach Genua, wo er ſich nach Spanien einſchiffte. Die Herzogin befand ſich inmitten des Gedränges der Ihrigen, und es beeiferten ſich Alle dermaßen um ſie herum, daß ſich Keiner der Entfernung ihres Kämpfers und Befreiers verſah. Als die Herzogin endlich wahrnahm, daß er nicht mehr zugegen, empfand ſie darob kein geringes Leid und konnte Niemand finden, der ihr ſagte, nach welcher Seite hin der Ritter von dannen gegangen ſei.

Don Giovanni langte danächſt in Spanien an, wo er hörte, daß ſich ſeine Stadt noch wacker hielt, verpfändete den Diamant, den er von der Herzogin erhalten, und andere Juwelen, die er vom Hauſe mitgenommen, an Genueſiſche Kaufleute, nahm überdies von einigen ihm befreundeten Fürſten Gelder auf, und warb auf dieſe Weiſe mehrere tauſende auserleſener Söldner an, die er ſo gut zu nutzen verſtand, daß er, nachdem er die Seinigen in der Stadt durch Spione von der Lage der Dinge unterrichtet, das Lager der Feinde bei nächtlicher Weile unverſehens überfiel. Die Belagerten machten zu gleicher Zeit einen muthigen Ausfall aus der Stadt, und ſo mochte es zugehen, daß die von hinten und vorn angegriffenen Belagerer eine gänzliche Niederlage erlitten und nach der Mehrzahl todt auf dem Platze blieben. Nachdem Don Giovanni ſeine Stadt freigemacht, unterließ er ſo wenig wie die Seinigen, ſein gutes Glück nach Kräften und zwar alſo zu verfolgen, daß er nach Verlauf von wenigen Tagen nicht allein ſein eigenes Land wieder eroberte, ſondern auch mehrere feſte Schlöſſer ſeiner Feinde dazu wegnahm, auf welche Weiſe er zu gar großer Macht und Anſehen bei dem Könige gelangte.

Zu der nämlichen Zeit, als Don Giovanni das verlorne Seinige wieder an ſich brachte, kam es zwiſchen Deutſchen und Franzoſen zu einem Treffen, in dem nach langem Widerſtande die Franzoſen den Kürzeren zogen und ihr oberſter Heerführer, der Herzog von Savoyen, getödtet wurde. Zu dem Könige von England war inzwiſchen die Nachricht von der Befreiung ſeiner Schweſter gedrungen, und derſelbe hatte darauf, nicht ſowohl wegen ihrer Befreiung als wegen ihrer Unſchuld, eine ſo große Freude empfunden, daß er nicht unterlaſſen können, ſie ihr durch einen Edelmann, den er an ſie abgeſchickt, zu erkennen zu geben. Sowie dann auch die Nachricht vom Tode des Herzogs zu ihm gedrungen war, ſendete er ein ehrenvolles Geleite an ſeine Schweſter ab, ſie in Empfang zu nehmen und ihm nach England zuzuführen, von wannen er im Sinne hatte, ſie wieder zu vermählen. Die junge Herzogin langte in ihrem Vaterlande an, und bis daß ihr Bruder eine ihr angemeſſene Heirath zum anderenmale fände, übergab er ihrer Obhut ſeine ſechszehn- bis ſiebenzehnjährige Tochter, deretwegen er bereits in Unterhandlungen ſtand, um ſie dem erſtgeborenen Sohne des Königs von Spanien zu vermählen. Nicht ſobald hatte aber auch der König von England in Erfahrung gebracht, in welcher Art und Weiſe ſeine Schweſter gerettet worden, und daß ihr tapferer Kämpfer ihr völlig unbekannt geblieben war, ſo verſprach er, wann ihm derſelbe jemals offenbar würde, ihm nach Würden und Verdienſt zu lohnen. Des nämlichen

Sinnes war die Herzogin ſelbſt, die kein heißeres Verlangen als das kannte, dieſen ihren Ritter und Erretter zu erforſchen, um ihn mit Dank und Ehren zu überſchütten, und hingegen wieder all ihr Sinnen und Trachten darauf richtete, Don Giovanni ermorden zu laſſen, den ſie für den undankbarſten Mann, der je geboren worden, anſah. Man kam hiernächſt überein, die Tochter des Königs von England mit dem Kronprinzen von Spanien zu vermählen, und der Vater des Prinzen traf eine Auswahl der vornehmſten Edelleute Spaniens und ſendete Don Giovanni, den er an ihre Spitze ſtellte, mit ihnen nach England, um ſich, in Vollmacht des Prinzen, die Prinzeſſin antrauen zu laſſen. Sobald der König von England die Ankunft einer ſo ausgezeichneten Geſandtſchaft vernahm, ließ er derſelben den ehrenvollſten Empfang angedeihen; die Herzogin dagegen gerieth über Don Giovanni's Anblick außer aller Faſſung und entfernte ſich aus ſeiner Gegenwart, in Zorn erglühend, in ein anderes Gemach, wo ſie bei ſich ſprach: Wie iſt es doch möglich, daß dieſe Spanier ſo anmaßlich ſeien! Der Verräther weiß, was er an mir verbrochen, und iſt nichtsdeſtoweniger unverſchämt genug, mir vor Augen zu treten. Aber ich werde mich nicht eher zufrieden geben, als bis ich ihn todt vor meinen Füßen liegen ſehe. — Der König, der nichts von dem ahnete, was zwiſchen ſeiner Schweſter und Don Giovanni vorgefallen, ließ ihr ſagen, ſie möge den Spaniſchen Ritter, der gekommen ſei, als Bevollmächtigter des Prinzen die Trauung mit ſeiner Tochter zu vollziehen, mit Auszeichnung empfangen. Die Herzogin verließ alſo, wie ungern auch, ihr Zimmer und trat in hoher Aufregung in den Saal. Don Giovanni wollte ihr ehrfurchtsvoll die Hände küſſen; aber ſie duldete es nicht, zog ihre Hand zurück und wendete ſich geſprächsweiſe an einen anderen Spanier. Des Abends beim Feſtmahl kam Don Giovanni zur Seite der Herzogin zu ſitzen und dieſelbe nahm dann an ſeiner Hand den reichen Diamant wahr, den ſie ſogleich für denjenigen erkannte, welchen ſie in ihrem Gefängniſſe dem Bruder gegeben. Begierig, zu erfahren, wie er in den Beſitz des Ritters gekommen ſei, ſprach ſie deshalb mit Appiano, den ſie ſo wie Giulien mit ſich nach England genommen hatte. Appiano knüpfte darauf mit dem Ritter ein Geſpräch an, und fragte ihn, wie er den koſtbaren Ring erworben habe? — Er erwiederte lächelnd: er wolle es ſehr gern der Frau Herzogin vertrauen, und ihr Dinge ſagen, die ihr angenehm zu hören ſein würden. — Als die Herzogin dieſe Antwort des Ritters vernahm, bezeigte ſie ſich höchſt abgeneigt, mit ihm zu ſprechen; aber ihr Verlangen, zu erfahren, wie er zu dem Ringe gekommen ſei, zwang ſie dennoch, ſich dazu zu verſtehen. Der Ritter erzählte ihr darauf mit kurzen Worten, in welchem Irrthum er befangen geweſen, als er ſie vom Sankt Jakob nicht habe wiederkehren ſehen, wie er darauf von ſeinen Feinden bedrängt worden, als Appiano ihn ihretwegen aufgeſucht, und wie ſchwer er es bereut, nicht auf der Stelle zu ihrer Befreiung fortgeeilt zu ſein, nachdem er ſich doch habe ſelbſt ſagen müſſen, daß er ihr die Erfüllung dieſer Pflicht ſchuldig geworden. Er fuhr ferner fort, ihr zu ſagen, wie er ſodann nach Turin abgereiſt und ſich mit dem frommen Bruder bekannt gemacht habe, und wie er es endlich ſelbſt geweſen, der ſie in ihrem Gefängniſſe gebeichtet und von ihr den koſtbaren Ring empfangen. — Zur Bewahrheitung dieſer ſeiner Eröffnungen wußte er ihr ſo viele überzeugende Anzeichen zu geben, daß ſie nicht umhin konnte, in Don Giovanni ihren Erretter zu erkennen. Alles Zornes und Unwillens alſo ſich entledigend, ließ ſie in ihrer Bruſt die alte Liebesflamme wieder nach ihm auflodern, und enthielt ſich kaum, ihm die Arme um den Hals zu ſchlingen und ihn mit tauſend Küſſen zu bedecken. Sie ſprach mit dem Könige, den ſie in Don Giovanni ihren Befreier erkennen ließ, und ſagte: Mein königlicher Herr! ihr habt mir verſprochen, mich wieder zu vermählen und meinen Retter zu belohnen. Welchen Gemahl könntet ihr mir aber wohl geben, der mich mehr verdiente, als dieſer mein getreuer und ritterlicher Kämpfer? — Der König willigte mit Freuden in dieſe Verbindung, lobte die Wünſche ſeiner Schweſter über die Maßen und vermählte alſo die Liebenden zu ihrem beiderſeitigen hohen Glücke mit einander. Don Giovanni's junge Gattin verheirathete zu gleicher Zeit ihre getreue Giulia mit Appiano, und ſo lebten Alle in Freuden und Feſtlichkeiten, bis ſie wenige Tage ſpäter, zuſammt der Prinzeſſin, und, von vielen Engliſchen Großen begleitet, Alle in der heiterſten Stimmung nach Spanien überſchifften, wo das Beilager des Prinzen und der Prinzeſſin in Pracht und Herrlichkeit gefeiert wurde. Don Giovanni Mendoza ſelbſt begab ſich mit ſeiner ſchönen liebreizenden Gemahlin nach ſeinen Gütern, wo er viele Tage lang offene Tafel hielt, und lebte viele Jahre lang in der glücklichſten Ehe, aus der Kinder und Enkel die Menge erwuchſen.

XXV.

Die bezähmten Widerspänstigen und das weise Weib.

1.

Der Kaiſer Friedrich vermählte ſich mit einer Jungfrau von ſo hohem Stande und ſolcher Geburt, wie es ſich für ihn gebührte; aber er hatte darin nicht wohl gethan, daß er ſich nicht, ehe er ſie heirathete, mit ihren Sitten bekannt gemacht. Denn ſobald nun ihre Hochzeit vorüber war, fing ſie an, da ſie ein ſchönes Weib wie ſie war, von dem Kaiſer ſehr werth gehalten wurde, das allerwildeſte, ſtörrigſte und verkehrteſte Ding auf Erden zu werden. Wenn nämlich der Kaiſer eſſen wollte, ſagte ſie, es ſei Faſtenszeit, wollte er ſchlafen, ſo verlangte ſie, aufzuſtehen, wobald nur der Kaiſer Jemand wohlwollte, haßte ſie ihn gewiß, und kurz und gut, an allen Dingen von der Welt, woran der Kaiſer Gefallen fand, bezeigte ſie Mißfallen, und that von Allem, was er begehrte, das Gegentheil.

Der Kaiſer ertrug dies einige Zeit und ſah zu, ob er ihre Sinnesweiſe nicht irgend wie ändern könne. Da er aber am Ende einſah, daß weder was er und Andere ihr ſagten, noch Bitten, noch Liebkoſungen, noch Drohungen, noch freundliche oder böſe Mienen etwas bei ihr halfen, und da der Aerger und das verdrüßliche Leben, das ſie ihm bereitete, ihm in Betreff ſeines Landes und ſeiner Leute großen Schaden ſtiftete, ſo wußte er ſeines Leibes gar keinen Rath, und ging zu dem Papſte, dem er ſeine Noth und das elende Leben klagte, das ihn die böſe Kaiſerin führen ließ, und den er deswegen herzlich bat, ihn womöglich von ihr zu ſcheiden. Indeſſen konnte es nach chriſtlichen Geſetzen nun einmal nicht geſchehen, daß er von ihr geſchieden wurde, und da er anderſeits um ihrer Bosheit willen doch in keiner Weiſe einig mit ihr leben konnte, und der Papſt das auch recht wohl wußte, ſo ſprach dieſer endlich, da ſie gar keine andere Abhülfe fanden, zu dem Kaiſer: er überlaſſe dieſe Sache ganz und gar der klugen Einſicht und Beurtheilungskraft des Kaiſers ſelbſt, inſofern er, was ihn betreffe, eine Kirchenbuße nicht eher auferlegen könne, als bis die Sünde begangen ſei.

Der Kaiſer ſchied hierauf von dem Papſte und ging nach Hauſe, wo er von neuem auf alle nur erſinnliche Art und Weiſe durch gütliche Mittel und Vorſtellungen, ſo wie durch ernſtliche Zurechtweiſungen für ſeine Perſon, ſo wie auch mit Hülfe ſeiner Umgebungen verſuchte, ſie zu beſſern. Indeſſen half ihm doch Alles nicht das Mindeſte, er mochte ihr da zureden wie er wollte, ſie wurde vielmehr von Tag zu Tage halsſtarriger.

Wie denn alſo der Kaiſer die völlige Ueberzeugung gewann, daß an ihr durchaus Alles verloren war, ſo ſagte er eines Tages zu ihr: er wolle auf die Hirſchjagd gehen, und ihr ein Theil des Saftes übergeben, womit man die Pfeile beſtreiche, mit denen man die Hirſche erlege, damit ſie ihn für ein andermal aufbewahre. Sie möge ſich aber, um Alles in der Welt willen, hüten, von dieſem Safte etwas auf eine Schärfe oder Hitzblatter der Haut oder überhaupt auf eine blutende Stelle zu bringen, weil ſie dermaßen ſtark ſei, daß ſie alles Lebendige, worein ſie dringe, tödte. — Indem er alſo ſprach, nahm der Kaiſer von einem anderen ſehr guten und für jede Wunde heilſamen Balſam, rieb ſich vor ihr an verſchiedenen wunden Stellen, ſo daß ſie und alle die gegenwärtig waren, ſahen, wie dieſelben augenblicklich heilten, und ſagte ferner zu ihr, und zwar vor vielen Männern und Frauen, wenn ſie es irgend nöthig habe, möge ſie nur mit dem Balſam jedwede Verletzung beſtreichen, worauf er auch von dem Safte, den er zur Ertödtung der Hirſche bedurfte, nahm, und auf die Jagd ging, die er vorhatte. Der Kaiſer hatte die Kaiſerin aber nicht ſobald verlaſſen, als ſie ganz ingrimmig wurde und zürnend ſprach: Seht einmal den falſchen Kaiſer, was für einen Rath er mir da gibt! Er weiß recht gut, daß mein Ausſchlag anderer Art iſt, als der ſeinige, und will doch, daß ich ſeinen Balſam anwenden ſoll, der mir ganz und gar nichts nützen würde. Dagegen ſoll ich vor dem anderen Mittel mich ſicherlich nur deswegen hüten, weil er weiß, daß ich davon geneſen würde. Ich will mich aber ihm zum Trotz gerade damit ſalben. Wenn er dann zurückkommt, findet er mich zu ſeinem Aerger wohl geheilt, und mindeſtens bin ich meiner Sache inſofern gewiß, daß es mir nicht ſchaden kann. Darum thu' ich es. — Die Ritter und Frauen, die bei ihr waren, gaben ſich zwar alle Mühe, ſie davon abzuhalten, und baten und beſchworen ſie weinend, es nicht zu thun, weil ſie unzweifelhaft gleich daran ſterben würde. Aber eben deſtoweniger wollte ſie es unterlaſſen. So nahm ſie denn den Saft, rieb ſich damit die Haut ein, und lag eine kleine Weile darauf ſchon in Todesängſten, wodann ſie zwar, aber eben nur zu ſpät, bereuete, was ſie gethan hatte, und in Folge ihrer eigenen

Schuld und Widerſpänſtigkeit auf eine ſchmähliche Weiſe um das Leben kam.

2.

In einer gewiſſen Stadt in Spanien lebte ein angeſehener Maure, der hatte einen Sohn, den beſten Jüngling, den es in der Welt geben konnte, aber nur nicht reich genug, um ſo viele und große Thaten zu verrichten, als ihm ſein hoher Muth eingab, und um deswillen ſchwer bekümmert, alſo den Willen, aber nicht die Macht zu beſitzen.

In derſelben Stadt gab es nun auch einen weit geehrteren und reicheren Mauren als den Vater dieſes Jünglings, der hatte eine einzige Tochter, die ſehr verſchieden von dem Jünglinge war. Hatte nämlich derſelbe gute und löbliche Sitten, ſo hatte die Tochter des Ehrenmannes deren eben ſo ſchlechte als verkehrte, und es wollte alſo Niemand auf der Welt dieſen Teufel heirathen.

Da trat der gute Jüngling eines Tages vor ſeinen Vater und ſagte: Er wiſſe recht wohl, daß er nicht ſo reich ſei, ihm ſo viel geben zu können, daß er davon mit Ehren auskäme, und daß er deswegen entweder ein elendes kümmerliches Leben führen, oder ſeine Heimath verlaſſen müſſe. Wenn es ihm alſo genehm ſei, wolle er doch lieber als Beides ſich durch eine vortheilhafte Heirath aus ſeiner unglücklichen Lage zu ziehen ſuchen. — Der Vater antwortete hierauf: dawider habe er nicht das Mindeſte, und werde ſich vielmehr freuen, wenn ſich eine ſolche Heirath für ihn fände; und ſo ſprach denn der Sohn weiter: Wofern er alſo es zufrieden ſei, möge er ſich doch bemühen, daß jener reiche Maure, der die Tochter hatte, ſie ihm zum Weibe gebe. — Wie der Vater das hörte, verwunderte er ſich baß und fragte, wie er auf den Gedanken gekommen ſei? da doch kein einziger Mann, und ſelbſt der ärmſte nicht, der ſie kenne, ſie zum Weibe haben möge. — Der Sohn aber beharrte bei ſeiner Bitte, daß er ihm ſo günſtig ſein wolle, ſich für ihn um das Mädchen zu bewerben, und beſchwor ihn fortwährend darum ſo dringend, daß der Vater am Ende, wie ſeltſam er es auch fand, nachgab, alsbald zu jenem braven Manne ging, der ſein beſonderer Freund war, und ihm hinterbrachte, was zwiſchen ihm und ſeinem Sohne vorgefallen, der es nun einmal wagen wolle, wenn es ihm recht ſei und wenn er ſie ihm gebe, ſeine Tochter zu heirathen. — Der brave Mann hatte dieſe Worte nicht ſobald gehört, ſo ſagte er zu ſeinem Freunde: Bei Gott! Freund, wenn ich das thäte, würde ich dir einen gar ſchlechten Dienſt leiſten, denn du haſt einen gut gearteten Sohn, und es wäre eine große Falſchheit von mir, wenn ich in ſein Unglück oder in ſeinen Tod willigte, denn ich bin gewiß, daß, wenn er meine Tochter zur Frau nähme, er ſterben, oder ein Leben führen würde, das ſchlimmer als der Tod wäre. Glaube nicht etwa, daß ich dies blos darum ſage, um dir dein Verlangen abzuſchlagen. Denn wenn du durchaus darauf beſtehſt, ſo bin ich es am Ende gern zufrieden, daß dein Sohn ſie heirathet, und ein Anderer als ich ſie in ſein Haus aufnimmt. — Des Jünglings Vater ſagte nunmehr ſeinem Freunde für dieſe beifällige Antwort ſeinen Dank, und bat ihn, da ſein Sohn einmal auf dieſe Heirath ſeinen Sinn gerichtet, ihm alſo ſeine Tochter zuzugeſtehen.

Die Hochzeit erfolgte darauf, die Braut wurde in das Haus des Bräutigams eingeführt, und da, der mauriſchen Sitte gemäß, an dem Hochzeitabende das junge Paar allein ſpeiſt, ſo machte man ihnen ihren Tiſch zurecht und überließ ſie bis zum nächſtkommenden Tage ſich ſelbſt. Väter und Mütter, und Verwandte des Bräutigams und der Braut blieben mittlerweile freilich ſehr beſorgt, und erwarteten beinahe nichts Anderes, als den Bräutigam wo nicht gar todt, doch übel genug zugerichtet wieder zu ſehen. Sobald ſie mit einander allein im Hauſe waren, ſetzten ſie ſich zu Tiſch; bevor ſie aber noch ein Wort ſagen konnte, ſah der Bräutigam ſich rings auf dem Tiſche um, und blickte ſodann auf ſeinen Hatzhund, der daneben lag, indem er etwas heftig zu ihm ſagte: Alano! reich uns Waſſer her. — Der Hatzhund that es nicht, und nun begann er zornig zu werden und hieß ihm heftiger noch einmal, Waſſer herbei zu bringen. Das Thier that es natürlicherweiſe auch diesmal nicht, und ſo wie ſich der Bräutigam des verſah, ſprang er wüthend von ſeinem Sitze auf, legte Hand an ſein Schwert und drang damit auf den Hund ein. Der Hund floh von dannen, als er ihn auf ſich zukommen ſah, und er ſprang hinter ihm drein und verfolgte ihn eine Weile über Tiſche und Stühle hinweg, bis er ihn erreichte. Darauf ſchnitt er ihm Kopf und Beine ab, zerſtückte ihn ganz und gar, und befleckte nicht nur Zimmer und Zimmergeräth über und über mit Blut, ſondern ſetzte ſich endlich, ſelbſt noch ganz blutig und ingrimmig wieder an den Tiſch.

Hier ſah er abermals rings um ſich, nahm ein Schooßhündchen wahr und befahl ihm, ihm Waſſer in die Hand zu reichen. Das Hündchen that es nicht, und er ſagte: Wie? du treuloſer Verräther! haſt du nicht geſehen, wie ich den Hatzhund behandelt, weil er nicht thun wollte, was ich ihm gebot? Ich ſage dir, wenn du mir noch einen Augenblick trotzeſt, ſo ergeht es dir eben ſo wie ihm! — Als er aber ſah, daß das Thierchen nicht that, was er von ihm wollte, ſo ſprang er empor, faßte es bei den Hinterpfoten und ſchleuderte es wider die Wand, worauf er es ebenfalls kurz und klein zerhieb, und ihm noch weit größere Wuth bewies, als dem Hatzhunde. Wild und mürriſch, und ſeines Zornes kaum noch Meiſter, kehrte er an den Tiſch zurück und ſah wieder trotzig um ſich her. Seine Frau war über das, was ſie ihn thun ſah, außer ſich vor Staunen und Beſtürzung, und ſagte kein Wort. Darauf, als er ſich nach allen Seiten umgeſehen, nahm er ſein Pferd, das einzige, das er beſaß, im Hauſe wahr, und rief ihm ſtürmiſch von ferne zu, es ſolle ihm Waſſer bringen, was das Pferd nicht that. Da er daſſelbe nun ſeinem Befehle nicht gehorchen ſah, ſo ſprach er: Wie, du ſtolze Beſtie! meinſt du, weil ich kein ander Pferd als dich habe, werde ich ruhig mit anſehen, daß du nicht thuſt, was ich dir heiße? Ich will dich eben ſo jämmerlich umbringen wie die anderen, und Alles was auf Erden lebt und nicht thut, was ich haben will, dem ſoll es um nichts beſſer ergehen. — Das Pferd blieb ruhig ſtehen, und ſo wie er ſah, daß es nicht that, was er ihm geboten, rannte er zu ihm hin, hieb ihm den Kopf herunter und ſchnitt es mit der höchſt möglichen Wuth, die er kund geben konnte, in hundert Stücken entzwei. Dadurch nun aber, daß die Frau ihn auch dies einzige Pferd, das er hatte, vor ihren Augen tödten ſah, und ihn ſagen hörte, ſo ſolle es mit Allem geſchehen, was ſeine Gebote nicht vollbringe, wurde ſie belehrt, daß mit ihm nicht zu ſpaßen ſei, und von ſolcher Furcht befangen, daß ſie nicht mehr wußte, ob ſie noch lebendig oder ſchon todt ſei. Er kehrte aus dem Pferdeſtalle eben ſo trotzig und grimmig, und blutig wie vorher, zu dem Tiſche zurück, und ſchwur, wenn er hundert Pferde, und Männer und Weiber im Hauſe hätte, und ſie befolgten ſeine Befehle nicht, ſo ſollten ſie alle hundert des Todes ſein. — Sodann ſetzte er ſich nieder, blickte nach allen Seiten um ſich, und behielt mittlerweile das blutige Schwert auf dem Schooße. Indem er nun aber ſeine Augen alſo hin und wieder ſchweifen ließ, und damit nichts Lebendiges mehr in ſeiner Nähe erſah, richtete er ſie mit Wildheit auf ſeine Frau, und ſprach zu ihr, zornwüthig und den blanken Degen in der Fauſt haltend: Steh auf und reiche mir Waſſer zur Hand! — Die Frau, die nichts Anderes erwartete, als daß er ſie ganz zerfleiſchen werde, ſtand eiligſt auf und brachte ihm Waſſer, indem er zu ihr ſagte: Ha, Gott ſei Dank! daß du thateſt, was ich dir befahl, denn ſonſt würde ich in der Wuth, in die mich das Gethier verſetzt hat, mit dir wahrhaftig ebenſo wie mit ihnen umgegangen ſein. — Hiernächſt forderte er ſie auf, ihm zu eſſen zu geben, und ſie that es und auf eine Art, als ob, möchte man ſagen, ſie gefürchtet hätte, es ſchon über ihren Kopf hergehen zu ſehen. So brachten ſie die ganze übrige Nacht mit einander zu, ſie ſprach kein einziges Wort; that aber Alles, was er ihr befahl, und nachdem ſie eine Weile geſchlafen, ſagte er zu ihr: Wegen des Aergers, den ich vorhin gehabt, kann ich gar nicht feſt entſchlafen, habe acht, daß mich morgen früh Niemand ſtört, und trage mir für ein gutes Eſſen Sorge. — Als nun der helle Tag angebrochen war, verſammelten ſich Eltern und Verwandte vor der Thüre, und da ſie Niemand im Hauſe ſprechen hörten, beſorgten ſie faſt ſchon, der Bräutigam möge todt oder verwundet ſein, und dies zwar um ſo mehr, ſobald ſie erſt die Braut allein, ohne den Bräutigam an der Thüre erſcheinen ſahen. Die Braut aber hatte ſie ihrerſeits kaum erblickt, als ſie ganz gemach und furchtſam auf ſie zukam und zu ihnen ſagte: Ihr Unbeſonnenen, was thut ihr! wie könnt ihr wagen, der Thüre ſo nahe zu kommen und den Mund dabei aufzuthun? Schweigt! oder ihr ſeid Alle mit mir des Todes. —

Die Eltern und Verwandten waren ſehr erſtaunt, dies zu hören, und ſobald ſie erfuhren, wie das junge Ehepaar die Nacht zuſammen verbracht, prieſen ſie den Jüngling ungemein, der ſo gut zu thun wußte, was ihm zukam, und ſein Hausregiment ſo trefflich führte. Von dieſem Tage an war die junge Frau äußerſt folgſam, und bereitete ihrem Manne ein glückliches Leben. Einige Tage darauf wollte zwar der Schwiegervater das Nämliche thun wie der Schwiegerſohn, und ſchlug aus dem Grunde ebenfalls ein Pferd todt; ſeine Frau aber ſagte zu ihm: Laß du das man bleiben, mein Guter! du kommſt ein wenig ſpät auf die Sprünge, wir kennen einander ſchon zu gut. —

3.

Don Aluarfañez, ein ſehr tüchtiger und ehrenwerther Mann, baute ſich in Yſcar an und wohnte daſelbſt, und der Graf Don Pedro Ançurez, deſſelben Landes, hatte drei Töchter, zu dem eines Tages, ehe er ſich deſſen verſah, und zu ſeinem großen Wohlgefallen, Don Aluarfañez in das Haus trat, und nachdem ſie mit einander gegeſſen, auf des Grafen Frage, warum er ihn mit ſeinem Beſuche überraſcht, ſagte: Er komme, eine ſeiner Töchter von ihm zur Ehe zu verlangen; wünſche aber, daß er ſie ihm alle drei zeige und ihn mit einer jeden reden laſſe, wodann er ſich eine auswählen werde. — Der Graf erkannte, daß ihm Gott damit eine Wohlthat erzeige, und antwortete: er ſei mit dieſem Vorſchlage gern zufrieden, und Don Aluarfeñez möge ſich von ſeinen Töchtern eine auserwählen, welche er wolle. —

Don Aluarfañez entfernte ſich hierauf mit der Aelteſten und erklärte ihr: er wolle ſie heirathen, wenn ſie es zufrieden ſei; bevor er aber in ſeiner Bewerbung weitergehe, möge ſie ſich von ihm Einiges über ſeine Perſönlichkeit ſagen laſſen. Sie müſſe nämlich erſtens wiſſen und bedenken, daß er kein Jüngling mehr ſei, und daß ihm in Folge der vielen Wunden, die er in den Kämpfen, die er beſtanden, empfangen habe, der Kopf ſo ſchwach geworden, daß er nur ein klein wenig Wein zu trinken brauche, um den Verſtand zu verlieren und dermaßen von Sinnen und in Wuth zu kommen, daß er gar nicht mehr wiſſe, was er thue, zuweilen die ihn Umgebenden verwunde, und überhaupt Dinge begehe, die er ſpäterhin ſehr bereue, ſobald er wieder zu ſich ſelbſt gekommen ſei. —

Kurz, er ſagte ihr ſo vielerlei in dieſer Art, daß wohl ein jedes Weib, das nicht einen ſehr reifen Verſtand gehabt, hätte dafürhalten dürfen, als ſeine Gattin übel daran zu ſein. Als er ausgeredet, erwiederte ihm die Tochter des Grafen: über ihre Vermählung hätte nicht ſie ſelbſt, ſondern ihr Vater und ihre Mutter zu entſcheiden, — und verließ Don Aluarfañez, indem ſie zu ihrem Vater ging. Ihr Vater und ihre Mutter fragten ſie, was ſie zu thun willens ſei, und warum ſie nicht ſo gut gelaunt ſcheine, als es in ſolchem Falle ſchicklich? — und ſie antwortete: Don Aluarfañez habe ihr ſolche Dinge geſagt, daß ſie lieber ſterben, als ſich ihm vermählen wolle. — Worauf der Graf allerdings nicht gerade dieſe Worte, wohl aber zu Don Aluarfañez ſagte: ſeine Tochter habe keine Neigung zur Ehe. —

Nach dieſem brachte Don Aluarfañez ſeine Worte bei der mittleren Schweſter an, und hatte damit etwa den nämlichen Erfolg wie bei der älteſten. Zuletzt aber ſagte er auch zu der jüngſten daſſelbe, was er zu den beiden älteren geſagt, und ſie entgegnete: Sie danke Gott dafür, daß Don Aluarfañez ſie zur Ehe begehre; und was die Wirkung angehe, die, wie er ſage, der Wein auf ihn äußere, ſo werde ſie, geſetzt, daß es zuweilen gut für ihn ſei, um deſſetwillen was er ſage und thue, von Anderen entfernt zu bleiben, ihn ſo ſorgſam, wie kein anderer Menſch auf Erden, verborgen halten. Um ſeines Alters willen dagegen weiſe ſie ihre Vermählung mit ihm eben ſo wenig zurück, und die Ehre, des Don Aluarfañez Gattin zu ſein, ſei ihr dafür eine genugſame Entſchädigung. Auch ſein Jähzorn, indem er die ihn Umgebenden wohl verwunde, ſchrecke ſie nicht, denn ſie werde niemals etwas thun, ihn gegen ſie zu reizen, und wenn er ſie desungeachtet kränke, es zu ertragen wiſſen. — Ja, auf Alles, was ihr Don Aluarfañez einwendete, hatte ſie eine ſo paſſende Antwort, daß Don Aluarfañez mit ihr äußerſt zufrieden war, und Gott dankte, eine Frau von ſolcher Einſicht gefunden zu haben. Er ſagte zum Grafen Don Pedro Ançures: dieſe wolle er heirathen, — worein der Graf ſehr gern willigte, feierte alsbald ſeine Hochzeit mit ihr und verſuchte dann mit ſeinem jungen Weibe, das Doña Vascuñana hieß, ſein gutes Glück.

Doña Vascuñana war, ſeitdem Don Aluarfañez ſie heimgeführt, ein ſo braves Weib, und benahm ſich gegen ihn ſo klug und verſtändig, daß ſie ihn ſehr glücklich machte, und daß er aus zweierlei Gründen ihr Alles, zu Liebe that. Erſtens, weil ihr Gott eben ſo gnädig war, und ſie ihn ſo ſehr liebte und ſeinen Willen ſo hoch ehrte, daß ſie Alles, was Don Aluarfañez ſagte und that, für das Beſte hielt und daran ihr Gefallen hatte, auch ihm niemals in ihrem Leben in etwas widerſprach, von dem ſie wußte, daß er daran ſeine Freude hatte; und dies keineswegs um ihm zu ſchmeicheln oder um ihn zu liebkoſen, und dadurch für ſich einzunehmen that, ſondern blos, weil ſie wahrhaftig glaubte und überzeugt war, daß Alles, was Don Aluarfañez wollte und ſagte, untadelig ſei, woran Niemand ſonſt etwas beſſern könne. Zweitens aber, weil ſie alſo wirklich ſein höchſtes Gut auf Erden, und ſo ungemein verſtändig war und handelte, daß ſie immerdar das Rechte that. Aus dieſen beiden Gründen denn liebte Don Aluarfañez ſie ſo ſehr, daß er nicht allein, wie geſagt, Alles ihr zu Liebe that, ſondern auch über Alles, was ſeine Ehre und ſeinen Vortheil betraf, mit ihr berathſchlagte, die ihm dagegen niemals nach ihrer Laune oder ihrem Eigenwillen, ſondern nur darnach rieth, was ſich in der That für ihn ſchicken wollte.

Eines Tages trug es ſich nun zu, daß, als Don Aluarfañez eben zu Hauſe war, ein Neffe von ihm, der im Hauſe des Königs lebte, zu ihm kam. Don Aluarfañez freute ſich über dieſen Beſuch, und nachdem ſein Neffe einige Tage bei ihm verweilt, ſprach derſelbe: er ſei ein ſehr guter und vollkommener Ritter und wiſſe keinen Makel an ihm, außer einen einzigen. — Don Aluarfañez fragte, was das für einer ſei, — und der Neffe antwortete: Er thue allzuviel für ſeine Frau und geſtatte ihr zu großen Einfluß auf ſeine Handlungen. — Hierauf ſagte Don Aluarfañez nichts weiter, als daß er ihm ſeine Antwort in wenigen Tagen wiſſen laſſen werde, — und ohne vorher Doña Vascuñana, ſeine Gattin, wieder zu ſehen, ſetzte er ſich zu Pferde und ritt mit ſeinem Neffen nach einem anderen Orte, wo ſie einige Tage verweilten. Von dannen ſchickte er nach Doña Vascuñana aus, und richtete es ſo ein, daß ſie ſich unterweges begegnen mußten. Wie er ihr nun ſo entgegen ritt und ſein Neffe ihm folgte, mit dem er unterwegs kein Wort ſprach, und auch des Reitens wegen nicht hätte ſprechen können, wenn er gewollt, da trafen ſie nach einer Weile mit einer Heerde Kühe zuſammen, und hub Don Aluarfañez zu ſeinem Neffen zu ſprechen an: Siehſt du wohl, Neffe, was für ſchöne Ziegen es in unſerem Lande hier gibt? — Wie der Neffe dies hörte, verwunderte er ſich ſehr, glaubte, daß er zum Scherze alſo rede, und erwiederte: Was er doch damit ſagen wolle, da es ja Kühe ſeien. — Hierüber begann auch Don Aluarfañez zu erſtaunen und ſprach: er beſorge, er habe den Verſtand verloren, es ſeien allerdings Ziegen, was ſich vor ihnen befinde. — Der Neffe ſah nunmehr, daß Don Aluarfañez ernſtlich bei ſeiner Meinung blieb und völlig bei ſich war, und erſchrak ſehr, weil er dafür hielt, er müſſe von Verſtande gekommen ſein. Don Aluarfañez aber ſetzte den Wortwechſel fort, bis Doña Vascuñana, die ihnen des Weges entgegen kam, mit ihnen zuſammentraf. Sobald er ſie erblickte, ſprach er zu ſeinem Neffen: Siehe da! Doña Vascuñana, die wird unſern Streit ſchlichten. — Der Neffe war das zufrieden, und ſobald Doña Vascuñana bei ihnen angelangt, ſagte ihr Verwandter zu ihr: Señora, Don Aluarfañez und ich ſind mit einander uneinig, weil er von dieſen Kühen ſagt, ſie ſeien Ziegen, und ich, ſie ſeien Kühe, und wir haben deshalb ſo ſehr mit einander geſtritten, daß er mich für einen Narren hält, und ich der Meinung bin, er müſſe nicht recht bei Sinnen ſein. Entſcheidet ihr denn, Señora, wer von uns beiden Recht hat. — Wiewohl nun Doña Vascuñana allerdings desgleichen ſah, daß die Kühe Kühe waren, ſo nahm ſie doch, inſofern ſie ihren Verwandten ſagen hörte, Don Aluarfañez behaupte, daß es Ziegen ſeien, im vollen Ernſte und mit aller Ueberlegung an, daß der Neffe und ſie im Irrthume befangen ſeien, weil der in Allem unfehlbare Don Aluarfañez ſich ſicherlich beſſer darauf verſtehe als ſie, und daß es alſo, wenn er ſage, daß es Ziegen, durchaus auf alle Weiſe Ziegen und nicht Kühe ſeien. Sie redete den Neffen vor allen Anderen, die gegenwärtig waren, ſolchergeſtalt an: Bei Gott! Vetter, es iſt mir ſehr leid, daß ihr ſo ſprecht, und Gott weiß! ob ich gewünſcht hätte, ihr möchtet jetzt mit beſſerem Verſtande und größerem Gewinne von dem Hofe des Königs, wo ihr ſo lange verweiltet, gekommen ſein, denn ihr begreift doch wohl, was für ein arger Mangel an Einſicht und Scharfblick dazu gehört, Ziegen für Kühe zu halten. — Sie ſchickte ſich dann an, ſowohl durch die Farbe, als durch die Geſtalt und auf viele andere Weiſen darzuthun, daß es Ziegen und nicht Kühe ſeien, und daß Don Aluarfañez die Wahrheit geſagt, deſſen Urtheil und Wort keine Zweifel gegen ſich zuließen. Ja, ſie wußte ihre Rede mit ſolcherlei Gründen zu belegen, daß ihr Neffe und alle Anderen bereits anfingen, zweifelhaft zu werden, ob ſie ſich nicht wirklich irrten, und nicht Don Aluarfañez mit ſeinem Satze, daß die Kühe Ziegen, dennoch im Rechte wäre.

Nach dieſem ſetzten Don Aluarfañez und ſein Neffe ihren Weg fort, und trafen ſie auf eine große Heerde Ziegen. Da ſprach der erſtere zu dem letzteren: Dieſe ſind Kühe und nicht jene, die ihr vorhin dafür ausgabt, als ich ſagte, daß es Ziegen ſeien. — Als der Neffe dieſes hörte, rief er aus: Oheim, bei Gott! wenn ihr die Wahrheit redet, ſo führte mich der Teufel in dieſe Gegend, denn wofern dieſes Kühe ſind, ſo habe ich ganz gewiß den Verſtand verloren, weil es in der ganzen Welt allerwärts Ziegen und nicht Kühe ſind. — Don Aluarfañez aber begann heftig zu ſtreiten, daß es Kühe ſeien, und dieſer Wortwechſel dauerte ſo lange, bis Doña Vascuñana ihnen nachkam. Sie erzählten ihr abermals, was ein jeder von ihnen verfocht, und obwohl es ihr bedäuchte, daß ihr Vetter die Wahrheit ſagte, ſo mochte ſie doch in keiner Weiſe glauben, daß Don Aluarfañez ſich irren könne und daß etwa nicht immer die Wahrheit ſei, was er ſage. Sie begann daher Gründe aufzuſuchen, um zu beweiſen, daß Don Aluarfañez nur die Wahrheit behaupte, und führte dieſen Beweis ſo vollſtändig und ſo klar, daß ihr Verwandter und alle Anweſenden erkannten, ihr Urtheil und ihr eigner Augenſchein trüge ſie, und Don Aluarfañez habe Recht, wobei es ſein Bewenden hatte. Darauf ritten Don Aluarfañez und ſein Neffe abermals voraus und kamen zuletzt an einen Fluß, an dem viele Mühlen ſtanden. Wie ſie nun mit ihren Thieren durch den Fluß ſetzten, hub Don Aluarfañez wieder an und behauptete, daß der Lauf des Fluſſes dahinginge, wo er herkam, und daß die Mühlen nach der entgegengeſetzten Seite hin von dem Waſſer getrieben würden. Als der Neffe des Don Aluarfañez das vernahm, hielt er ſich für verloren, denn er glaubte ganz gewiß, daß er, gleichwie er in dem geirrt, was er für Ziegen und Kühe gehalten, ſo auch jetzt fälſchlich dafür halte, der Fluß fließe nach der entgegengeſetzten Seite hin, als Don Aluarfañez behaupte. Nichtsdeſtoweniger ſtritten ſie deshalb ſo lange mit einander, bis Doña Vascuñana ſie einholte, und ſo wie ſie ihr ihren Streit vorlegten, war ſie freilich auch der Meinung, daß ihr Vetter ganz recht habe; indeſſen verleugnete ſie ihre eigene Einſicht und überredete ſich ſelbſt, Don Aluarfañez rede wahr, indem ſie deſſen Behauptung ſo künſtlich zu vertheidigen wußte, daß ſie ſeinem Neffen und auch ſeinen übrigen Begleitern allen, die ſie hörten, das Zugeſtändniß ihres eignen Irrthums abgewann: von welchem Tage denn die ſprüchwörtliche Wahrheit uns überblieben iſt: daß, wenn der Mann ſagt, das Waſſer fließe rückwärts zu ſeinem Quell empor, ein braves Weib es glauben und für wahr halten muß.

So wie des Don Aluarfañez Neffe einſah, daß Doña Vascuñana mit allen ihren Gründen bewies, Don Aluarfañez habe recht und er ſelber unrecht, die Dinge nicht für das zu erkennen, was ſie wirklich ſeien, meinte er, ſehr übel daran zu ſein, und beſorgte in der That, den Verſtand verloren zu haben. Er ließ zwar unterwegs noch eine geraume Weile nicht von ſeinen Behauptungen ab; da aber Don Aluarfañez am Ende fand, daß er immer betrübter und ſorgenvoller wurde, ſo nahm er das Wort und ſagte zu ihm: Neffe! nunmehr habe ich euch meine Antwort auf das gegeben, was ihr neulich zu mir ſagtet, daß die Leute es mir nämlich ſehr verdächten, daß ich gar zu viel für meine Gattin, Doña Vascuñana, thäte. Denn ich ſage euch, daß ich Alles, was heute zwiſchen euch und mir vorgegangen iſt, abſichtlich veranlaßt habe, um euch zu verſtehen zu geben, wie viel ſie werth iſt, und wie ſehr ich recht habe, was ich für ſie thue, für ſie zu thun. Ihr dürft mir wohl glauben, daß ich wußte, daß die erſten Kühe, denen wir begegneten, und von denen ich ſagte, daß es Ziegen wären, Kühe, wie ihr ſagtet, waren. Auch weiß ich ganz gewiß, daß, als Doña Vascuñana kam und von euch hörte, ich behaupte, daß es Ziegen ſeien, ſie recht gut wußte, ihr hättet recht. Sie hatte nun aber eine ſo große Zuverſicht in meinen Verſtand, und hielt ſo feſt dafür, ich könne in keinem Falle von der Welt mich irren, daß ſie lieber, bei den Kühen ſowohl, wie bei den Ziegen und dem Fluſſe, annahm, ihr, eben ſo wie ſie ſelber, ſähet die Dinge nicht für das an, was ſie wären. Auch ſage ich euch hiermit, wie es die Wahrheit iſt, daß ich von dem Tage an, da ich mich mit ihr vermählte, ſie kein einziges Mal habe etwas thun und ſagen ſehen und hören, in dem ſie irgend einen Wunſch oder ein Gefallen an etwas geäußert hätte, die nicht auch mein Wunſch und mein Gefallen geweſen wären. Ebenſo wenig hat ſie jemals über mein Thun und Laſſen ſich erzürnt, und ſie lebt immerdar in ſich der aufrichtigen Ueberzeugung, daß Alles, was ich thue, das Beſte iſt. Und Alles, was dagegen ſie ſelbſt aus eignem Antriebe oder auf mein Geheiß thut, weiß ſie ſehr wohl zu thun, und immer ſo einzurichten, daß ſie meiner Ehre und meinem Vortheile dabei Vorſchub leiſtet, und Jedermann zu verſtehen gibt, wie ich ihr Herr und Gebieter ſei, und wie ſie für ſich ſelber keinen anderen Willen habe, als den meinigen, und in nichts Anderes ihren Ruhm und ihre Ehre ſetze, als darein, mir zu Gefallen zu leben. Wenn ich nun aber ſchon, geſetzt ein Mohr von jenſeit des Meeres her thäte dies für mich, ihn lieben und ſchätzen, und wohl Manches für ihn thun müßte; um wieviel höher muß ich doch nicht ihr anrechnen, was ſie alſo mir zu Liebe thut, die da meine Gattin und aus einem mir ebenbürtigen Geſchlechte iſt. —

Als der Neffe ſeinen Oheim, Don Aluarfañez, dieſe Gründe für ſein Betragen anführen hörte, ſtimmte er ihnen völlig bei und ward der Meinung, daß, da Doña Vascuñana eine ſolche Frau ſei, und eine ſo tiefe Einſicht und ſo edle Gemüthsart habe, Don Aluarfañez auch durchaus berechtigt ſei, ſie zu lieben und ihr zu vertrauen, und nicht allein ſoviel, ſondern ſogar noch viel mehr für ſie zu thun, als er gethan habe.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druckfehler.

Seite XXV Zeile 9 v. o. l. nach ſt. noch
— XXXII — 1 v. u. l. bezähmten Widerſpänſtigen ſt. bezähmte Widerſpänſtige
— 86 — 12 v. o. l. abgeſetzt ſt. verkauft
— 110 — 3 v. o. l. dazu bewöge ſt. bewöge
— 190 — 3 v. u. l. einzuſperren ſt inzuſperren
— 264 — 1 v. o. l. erwarte ſt. erwartet
— 304 — 9 v. u. l. ſchalten ſt. ſchelten
— 327 — 10 v. u. l. erbaten ſich ſt. überbaten ſich
— — — 11 v. o. l. zwiſchen den ſt. inmitten der
— 337 — 13 v. u. l. Schiff ſt. Schiffe
— 392 — 9 v. u. l. dem ſt. den
— 417 — 14 v. u. l. Zuvorkommenheit ſt. Zorvorkommenheit
— 510 — 6 v. o. l. buſchigen ſt. buſchigten

Auch iſt in der Novelle 25. III wiederhohlt zu leſen Don Alvar Fañez ſt. Don Aluarſañez

Die Abenteuer
des
Simpliciſſimus.

Ein Roman
aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Herausgegeben
von
Eduard von Bülow.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1836.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Vorwort des Herausgebers.

Indem ich hiermit meinen längere Jahre gehegten Entſchluß ausführe, dieſes alte achtungs- und beachtenswerthe Buch neu herauszugeben, darf ich nicht ausſchließlich im Sinne haben, dies für den Gelehrten zu thun; ich fühle vielmehr, daß ich zugleich die Pflicht übernehme, es wo möglich wieder in einen größeren Kreis von gebildeten Leſern einzuführen, in welcher Hinſicht mir denn erlaubt ſein mag, einige den Autor, und das Buch, ſo wie meine Anſicht von Beiden, betreffende, einleitende Worte vorauszuſchicken.

„Der abenteuerliche Simpliciſſimus, teutſch, das iſt: Die Beſchreibung des Lebens eines ſeltſamen Vaganten, genannt, Melchior Sternfels von Fuchsheim, wo und welcher Geſtalt er nehmlich in dieſe Welt gekommen, was er darin geſehen, gelernt, erfahren und ausgeſtanden, auch warum er ſolche wieder freiwillig quittirt. Ueberaus luſtig und männiglich nützlich zu leſen. An Tag gegeben von German Schleifheim von Sulsfort. Mömpelgart. Gedruckt bei Johann Fillion. Im Jahr MDCLXIX." 12. 618 Seiten, 5 Bücher, — ſo wie deſſen urſprünglicher Titel lautet, ſoll die aus Wahrheit und Dichtung beſtehende Selbſtbiographie des Verfaſſers ſein, der eine Zeitlang als Musketier im dreißigjährigen Kriege diente und das Buch theils in ſeiner Jugend, da er noch Musketier war, geſchrieben hat. Sein Name, den er durch Verſetzung der Buchſtaben auf dem Titel verborgen, ſoll Samuel Greiffenſon von Hirſchfeld geweſen ſein, und er ſtarb, gleich nach der Herausgabe ſeines Buches, im Jahre 1669. Mehr wiſſen wir von ſeiner Perſönlichkeit nicht, und dieſes nicht völlig beglaubigte Wenige wird uns von einem ſpäteren unbekannten Herausgeber des Simpliciſſimus geſagt. Daß der Verfaſſer noch andere ſatyriſche Bücher geſchrieben, ſcheint aus dieſem hervorzugehen, und es erhellt desgleichen, daß ſie meiſt, wo nicht alle, vor 1671, wenn auch erſt nach ſeinem Tode, gedruckt wurden.

Wir kennen ſie zunächſt aus einer ſpäteren Sammlung und müſſen geſtehen, daß, wenn ſie auch nicht ohne Witz und Geiſt abgefaßt ſind, eine etwaige erneute Bekanntmachung doch keineswegs durch ſie ſelbſt gerechtfertigt werden dürfte, weil ſie nur noch zeitgeſchichtlichen Werth haben können und nur als eines und deſſelben Autors mit dem Simpliciſſimus uns intereſſiren. An die Rundung und Trefflichkeit dieſes Buches reichen ſie nicht, und es ſteht zu vermuthen, daß der Beifall, den der Verfaſſer ſich dadurch erwarb, indem er es vielleicht handſchriftlich Freunden mittheilte, ihn vermochte, ſo wie er dort Begebenheiten niederſchrieb, die den Stempel des Erlebten und Wahren unverkennbar an ſich tragen, ſo hier zu erfinden und auf ſeine Weiſe zu dichten, was Beides denn freilich in demſelben Verhältniſſe, wie poetiſch Gemachtes und Gewordenes allerwärts, zu einander ſteht. Zwei der beſſeren dieſer kleinen Schriften habe ich in meinem Novellenbuche mitgetheilt.

Ich glaube nicht gerade mehr als billig für den Simpliciſſimus eingenommen zu ſein, wenn ich in der deutſchen Literatur dafür die Stelle eines wahren und zwar des erſtens Original-Romans in Anſpruch nehme, denn er geht als ein echter Roman alle Phaſen eines wirklichen Menſchenlebens kunſtreich durch, und es ſind dagegen die vor ihm erſchienenen, ſogenannten Romane von Zeſen, Ziegler u. a. doch kaum irgend anzuführen. Der Simpliciſſimus iſt von einem gewiß nicht geringfügigen poetiſchen Werthe und wir bewundern auf jeder Seite des Buches, bald den geſunden, tüchtigen Menſchenverſtand, bald den heitern Humor, bald die vielgeſtaltige, anmuthige Einbildungskraft des Autors, der da ſelten oder nie die Wirkung des ſchalkhaft-einfältigen Tones verfehlt, in dem er mit treffender, gutgemeinter Satyre die Schwächen ſeiner Zeit geißelt, und ſich mitunter ſelbſt bis zu dem Zarten und Rührenden zu ſteigern vermag. Seine Art zu ſchreiben iſt in ihrer derben deutſchen Alterthümlichkeit faſt klaſſiſch zu nennen, und man lernt ſie erſt recht ehren, wenn man ſie mit der anderer gleichzeitiger Schriftſteller zuſammenſtellt.

Daß man den Simpliciſſimus anderſeits auch als frühzeitige, deutſche Denkwürdigkeiten anſehen kann, verleiht ihm desgleichen aus dem, hier ſekundären, geſchichtlichen Geſichtspunkte Bedeutung, und in der That iſt ſein Werth gerade in dieſer Hinſicht am allgemeinſten anerkannt, inſofern es eben kein anderes Werk gibt, das den Verfall und das Elend unſeres Vaterlandes, in jener unglückſeligen Zeit des dreißigjährigen Krieges, gleichwie Sitten und Denkungsweiſe während deſſen, anſchaulicher und lebendiger vor Augen darſtellt.

Danächſt fand der Simpliciſſimus nicht nur bei ſeinem erſten Erſcheinen eine große und rege Theilnahme im Publicum, ſondern wußte ſich dieſelbe auch faſt ein Jahrhundert lang fortwährend zu erhalten, wie uns die vielen Auflagen oder Bearbeitungen und Nachahmungen, die er erlebt und hervorgerufen hat, darthun. Ja man darf annehmen, daß er zu ſeiner Zeit wirklich Volksbuch geweſen iſt, wogegen die übrigen Schriften des Verfaſſers dem Volke fremd und unbekannter geblieben ſind.

Die erſte Ausgabe des Simpliciſſimus, die ich oben bezeichnet habe, iſt ſelten und ich kenne nur ein Exemplar derſelben, das die herzogliche Bibliothek in Wolffenbüttel beſitzt. Eine zweite erſchien noch in dem nehmlichen Jahre 1669 und iſt, nach Kochs Kompendium, betitelt: „Neu eingerichteter und viel verbeſſerter abenteuerlicher Simpliciſſimus" u. ſ. w., worin die erſten fünf Bücher 608 Seiten füllen, und unter dem Titel: „Des neu eingerichteten u. ſ. w. Fortſetzung und Schluß," dieſen ein ſechſtes Buch folgt, das bis Seite 772 führt. Am Schluſſe deſſelben meldet der Herausgeber, der ſich H. J. C. U. G. S. zu Cernheim nennt, von Rheinnec, den 22. April 1669, wie ich ſchon erwähnte, den wahren Namen des Verfaſſers, und erklärt, dieſes ſechſte Buch unter ſeinen hinterlaſſenen Papieren gefunden zu haben.

Eine andere Ausgabe, die ſich über Nachdruck beſchwert, und die ich auch beſitze, erſchien unter dem Titel: „Ganz neu eingerichteter, allenthalben viel verbeſſerter, abenteuerlicher Simplicius Simpliciſſimus u. ſ. w., Mömpelgart, gedruckt bei Johann Fillion, Nürnberg, zu finden bei W. Felßeckern," und enthält die ſechs Bücher auf 762 Seiten, ſowie zum Beſchluſſe jene Erklärung des genannten Herausgebers, nur daß dieſelbe, Rheinnec, den 22. April 1671, unterzeichnet iſt, und ihr „drei (geringfügige und ſpäter nicht wieder abgedruckte) Continuationen, ſammt 20 anmuthigen Kupfern" beigefügt ſind. Sie füllt 810 Seiten und ſcheint ein Wiederabdruck jener zweiten von 1669, ſo wie die nehmliche zu ſein, die der ſchwabiſche Katalog anführt.

Unter den weiteren Ausgaben, die Koch namhaft macht, als: „Des aus dem Grabe der Vergeſſenheit wieder erſtandenen Simpliciſſimi abenteuerlicher Lebenswandel" s. l. 1670. 8., wiederholt 1671. 8. ſo wie ferner: „Der aus dem Grabe der Vergeſſenheit wiedererſtandene Simpliciſſimus, deſſen Lebenswandel vorgeſtellet wird durch German Schleifheim von Sulsfort.“ 3 Theile, m. K. Nürnberg 1685, (S. Criſt'ſcher Katalog, No. 7672—74), und endlich: „Weit vermehrter, ausgezierter und mit einem ſattſamen Zuſatze, wolkommenden Anmerkungen, ſchön klingenden Verſen, auch andren luſtigen und erheblichen Staatsſachen begleitet, als vormals geſchehen,“ s. l. 1713. 8., wonach C. J. Wagenſeil ſeinen Auszug fertigte, mögen jene beklagten Nachdrücke zum Theil mit begriffen ſein; ob aber etwa die von Haken vor ſeiner Bearbeitung des Simpliciſſimus genannten: „Des aus dem Grabe der Vergeſſenheit wieder erſtandenen Simpliciſſimi abenteuerlicher und mit allerhand ſeltſamen Begebenheiten angefüllter Lebenswandel“ u. ſ. w. ohne Druckort. 8. 1670—71, Neue Ausgabe. Nürnberg 1685. 672 S. und ebenda 1713. 678 S. die nehmlichen ſind, muß ich auf ſich beruhen laſſen.

Ich kenne vom Jahre 1684 nur eine Ausgabe in zwei Theilen, die ſich, als ein angeblich zweiter Abdruck, auf einen vorhergegangenen bezieht und ebenfalls über Nachdruck Klage führt. Sie heißt:

„Der aus dem Grabe der Vergeſſenheit wiedererſtandene Simpliciſſimus,“ u. ſ. w. Nürnberg, bei Felsecker, und enthält, außer den ſechs Büchern des eigentlichen Simpliciſſimus: 1) Des weltberufenen Simplicisſimi Pralerei und Gepräng in ſeinem teutſchen Michel u. ſ. w. 2) Von dem ſeltſamen Springinsfeld u. ſ. w. 3) Trutz Simpler, oder ausführliche und wunderſeltſame Lebensbeſchreibung der Erzbetrügerin und Landſtürzerin Courage u. ſ. w. 4) Das wunderbarliche, ſimplicianiſche Vogelneſt u. ſ. w. 5) Des vortrefflichen keuſchen Joſephs u. ſ. w. Lebensbeſchreibung. Welche fünf Schriften, eine jede mit der beſonderen Jahrzahl 1683, die erſten vier unter Pſeudonymen, und nur die letztere mit dem Namen, Samuel Greiffn=Sohn von Hirſchfeld bezeichnet ſind.

Dieſe zwei Theile wurden nun im Jahre 1713, ziemlich unter demſelben Titel, zum dritten Male abgedruckt und ein dritter und letzter Theil hinzugefügt, der den Titel führt: „Des aus dem Grabe der Vergeſſenheit wiedererſtandenen Simpliciſſimi u. ſ. w. Staatskram u. ſ. w." und die kleineren Schriften des Verfaſſers enthält, als da ſind: ſatyriſche Pilgram, Plutonis Rathſtübel, verkehrte Welt, Dietwalds und Amelindens Lieb= und Leidsbegebenheiten, Proximi und Limpidä Liebesgeſchichte, zweiköpfige Ratio Status, fliegende Wandersmann, Dir und Mir, Reiſe nach der oberen neuen Welt, Galgen=Männlein, ſtolze Melcher, vom Katholiſchwerden, erſte Bärenhäuter, Gaukeltaſche, Kartenſpiel und Bartkrieg, faſt ſämmtlich mit erdichteten Namen und der Jahrzahl 1699 verſehen.

Von den vielen Nachahmungen des Simpliciſſimus, die von 1683 bis 1713 herauskamen, nenne ich keine, weil dies nicht hierher gehört. Man findet ſie theilweiſe in Kochs Kompendium angeführt, und was mir davon vor Augen gekommen, iſt, wie ſich erwarten ließ, geiſtlos. Ueberſetzungen in fremde Sprachen ſcheint der Simpliciſſimus auffälligerweiſe nicht erlebt zu haben, und ob vielleicht noch mehr Schriften von ſeinem Autor aufzufinden wären, iſt ſo weit noch nicht ausgemacht.

Nach dem Wiederaufblühen der deutſchen Literatur im vorigen Jahrhunderte, ſoll Leſſing, der, wie es heißt, in Gemeinſchaft mit Bode beabſichtigte, den Simplicius neu herauszugeben, der erſte geweſen ſein, der darauf aufmerkſam gemacht, wiewol mir noch keine desfalſige Stelle in ſeinen Schriften vorkommen wollte.

Nach Leſſing pries Ludwig Tieck wiederholt den Werth des Simpliciſſimus, und ſchon im Jahre 1798, wo er in ſeine Erzählung „ein Tagebuch" die Epiſode vom Jupiter daraus einſchaltet, ſagt er von ihm: „In dieſem Buche iſt auf eine recht anſchauliche Art das ganze Leben dargeſtellt, und ſo oft es auch angeführt iſt, hat man es doch, nach meinem Bedünken, nie genug gelobt. . . . . Im ganzen Buche herrſcht mehr Poeſie und ein beſſerer Styl, als man jemals geglaubt hat." Ja, Tieck hatte das Buch ſo lieb gewonnen, daß er es ſelbſt neu bearbeiten wollte, was leider unterblieben iſt, und in dieſer Hinſicht nahm er denn auch damals (1798) das ſchöne Lied: Komm, Troſt der Nacht u. ſ. w. als Vorläufer der Herausgabe, aus dem Simpliciſſimus in die erſte Ausgabe des Zerbino auf, aus dem es jetzt wieder hinweggeblieben.

Die Geſchichtſchreiber der Literatur haben noch wenig Notiz von dem Simpliciſſimus genommen. Bouterweck erwähnt ihn kaum. Menzel nennt ihn nur als einen eigenthümlich deutſchen Roman, ohne ihn zu würdigen. Allein L. Wachler in ſeinen Vorleſungen über die Geſchichte der deutſchen Nationalliteratur, läßt ihm Gerechtigkeit angedeihen, indem er von ihm ſagt: „Dieſer in Hinſicht auf Geſundheit, Derbheit und Wahrhaftigkeit ſeines inneren Lebens gehaltvollſte Roman unter allen gleichzeitigen und vielen ſpäteren, der Vorläufer der Robinſonaden und ein überaus treues Naturgemälde der Greuel und Schändlichkeiten des dreyßigjährigen Krieges, ſchildert Weltlauf und Menſchenſchickſal nicht nach Idealen träumeriſcher Schäferphantaſie und nach Theorie der Büchergelehrten, ſondern nach handgreiflichen Ergebniſſen gröberer Wirklichkeit, mit vieler, oft ſinniger, oft drollig vorlauter Betrachtung, und nicht ohne die Früchte mehrſeitiger Beleſenheit, wie es Zeitgebrauch mit ſich führte, zur Schau auszuſtellen. Die vorwaltende Richtung des gleichſam aus dem bunteſten Leben ſelbſt erwachſenen Buches iſt ſatyriſch, ſie kündigt ſich in wolwollender Leichtigkeit an, die Welt zu nehmen, wie ſie nun eben iſt, und in ironiſch-naiver Freude daran, ſie ſo zu ſchildern. Die Sprache, ohne ihr Zeitalter zu verleugnen, hat merkwürdige Angemeſſenheit. Wer auch der Verfaſſer und ſeine Freunde und Gehülfen oder Nachfolger geweſen ſein und was ſie beabſichtigt haben mögen, der Kern und Mittelpunkt des ſich in ihrer Zeit entwickelnden, und neu geſtaltenden ächt deutſchen Romanhaften und den mindeſtens nicht unrichtigen Ausdruck dafür hatten ſie gefunden," u. ſ. w.

Leſſing und Tieck veranlaßten durch ihre Anerkennung mancherlei Bearbeitungen dieſes Romans; die aber freilich nur verunglückte Erneuungen zu nennen ſind, inſofern die Herausgeber die Worte des Textes verwarfen und an deren Statt im üblen Sinn moderniſirte Umſchreibungen derſelben gaben. Die mir bekannten ſolcher Bearbeitungen ſind folgende.

„Der abenteuerliche Simpliciſſimus, auch Melchior Sternfels von Fuchsheim genannt. Neu bearbeitet. Leipzig 1785." (Von C. J. Wagenſeil, von dem auch der kürzere Auszug in Reichardts Bibliothek der Romane herrührt.)

„Der im vorigen Jahrhundert ſo weltberufene Simplicius, der Einfaltpinſel, in einem neuen Kleide. Neue, nach dem 1685 aufgelegten Original umgearbeitete Auflage. Frankfurt und Leipzig 1790. 8."

„Der abenteuerliche Simpliciſſimus;" auch unter dem Titel: „Bibliothek der Abenteurer in zweckmäßigen Auszügen, vom Verfaſſer der grauen Mappe (Haken). Erſter Band. Magdeburg 1810."

und endlich:

„Schalkheit und Einfalt, oder der Simpliciſſimus des ſiebzehnten Jahrhunderts, im Gewande des neunzehnten. Ein Roman in zwei Theilen. Von Friedrich Weiſſer. Berlin 1822."

Auch rief wol jene von Tieck bekannt gemachte, ſatyriſche Epiſode vom Jupiter ein ſeltſames Büchlein hervor: „Der Held des neunzehnten Jahrhunderts. Eine Apokalypſe des ſiebenzehnten, oder die erfüllteſte Weiſſagung neuerer Zeiten. Kommendirt und erläutert. Magdeburg 1809," worin Alles, was im Simpliciſſimus von dem deutſchen Helden geſagt wird, — auf den wir, wenn es einmal eine Weiſſagung ſein ſoll, im Gegentheile vielmehr wol immer noch, und mit größerem Rechte, als die Juden auf ihren Meſſias, hoffen dürften, — wol oder übel auf Napoleon bezogen wird.

Wenn ich alſo in zuverläſſiger Uebereinſtimmung mit allen Kennern dieſes Werkes annehme, daß es gleich ſehr in dem, was Sprache, wie was Darſtellung anlangt, vortrefflich zu nennen ſei, ſo fröhne ich dagegen doch keineswegs dem Irrthume, durch den ein gegenwärtiger Herausgeber des Simpliciſſimus ſein ferneres Glück oder Schickſal leicht eben ſowol beeinträchtigen könnte, als jene genannten Bearbeiter zu ihrer Zeit gethan: denſelben etwa wie einen klaſſiſchen Autor in einer todten Sprache anzuſehen, und wortgetreu wieder abdrucken zu laſſen. Meine Abſicht vielmehr bei dem Wagniſſe einer abermaligen Herausgabe war, wie ſchon geſagt, dieſen Roman wieder allgemeiner beliebt oder bekannt zu machen, ohne mich doch, bei deren Verfolgung, an dem einzelnen, über dem Publicum ſtehenden Kenner zu verſündigen. Ich habe die Arbeit, die mir alſo bevorſtand, für die eines Reſtaurators eines guten, alten Bildes angeſehen, das er blos von Schmuz und etwaigen Uebermalungen zu ſäubern, oder an dem er höchſtens ſchadhafte Stellen auszubeſſern; aber nichts weniger als viel ſelbſt zu pinſeln hat, um ihm ſeinen alten Glanz und ſeine Ganzheit wieder herzuſtellen.

Ich habe deshalb den in Einzelheiten mitunter fehlerhaften Styl des Buches berichtigt, ſchleppende, ungeſchickte Sätze aufgelöſt nnd durch geringe Nachhülfe vereinfacht und in ihrem allzuſchweren Tritte erleichtert, allzuderbe und allzuplumpe Ausdrücke und unreinliche Stellen, die nur ein arger Mißverſtand für eine Weſentlichkeit des Ganzen anſehen dürfte, durchweg gemildert, oder, wo dies nicht thunlich war, völlig ausgeſchieden, und endlich die wol vorkommenden Auswüchſe, ſeichten Scherze, und Stellen, die, nach der geſchmackloſen Sitte der Zeit, blos dazu dienten, mit unfruchtbarer Beleſenheit zu prunken, ich denke, nicht zum Nachtheile des Romans, entfernt.

Und alſo ſchmeichle ich mir mit der Hoffnung, in der Geſtalt, wie der Simpliciſſimus hier erſcheint, ſolle er weder den empfindlicheren Leſer durch überbliebene, wirkliche Anſtößigkeiten verletzen, noch den tiefer auffaſſenden etwa inſofern verſtimmen, als er mit Recht den Vorwurf gegen mich zu erheben: ich habe das Kind mit dem Bade verſchüttet und das Urſprüngliche an Duft nnd Färbung dieſes Kunſtwerkes verwiſcht; denn ſolchermaßen wird eben hiermit keine neue Bearbeitung, ſondern eine Wiederherſtellung deſſelben darzubieten gemeint.

Auf einen Hauptpunkt bei der Beurtheilung derſelben muß ich ſchließlich noch insbeſondere aufmerkſam machen. Nur die erſte Ausgabe nehmlich von 1669, enthält den reinen, unverfälſchten Text. Schon in der nächſten von eben dem Jahre iſt unberufenerweiſe zugeſetzt, geändert, durchaus nicht gebeſſert, und ſo geht es damit allmählig fort, bis zu den Ausgaben von 1684 und 1713, denen ein unverſtändiger, ſchulmeiſternder Stubenſitzer von Gelehrten, zu dem ſchon verſtümmelten Texte noch ſo viele moraliſche Nutzanwendungen und Salbadereien beigefügt hat, daß das Buch aus dem Grunde verdorben und ohne Noth doppelt ſo ſtark, als vorher, gemacht geworden iſt.

In Hinſicht darauf würde es denn auch wol nicht ganz ohne ſein, wenn wir an der Aechtheit der andern uns überlieferten Schriften des Simpliciſſimus zweifelten. Namentlich aber iſt das ſechſte Buch des Simpliciſſimus, das erſt der zweiten Auflage von 1669 angehängt wurde, und worin der Held, nachdem er Einſiedler geworden, doch wieder in die Welt geht und hernachmals, ein früherer Robinſon, als der de Foe'ſche, auf eine wüſte Inſel verſchlagen wird, in der erſten Ausgabe, die uns der Autor ſelbſt mitgetheilt, nicht vorhanden, weil derſelbe wol ſeine guten Gründe hatte, es dem Publicum vorzuenthalten. Ich habe mich auch in dieſem Punkte an die erſte Ausgabe und ihren zweckgemäßeren Schluß gehalten, nur die fünf erſten Bücher beibehalten, und das ſechſte, ſowie alle Amplificationen des ganzen Werkes ignorirt.

Der kritiſche Leſer wird dies Verfahren billigen, er mag nun mit mir die ſpäteren Zuſätze für Verſchlechterungen halten oder nicht, und ſo wünſche ich denn ihm, wie dem blos Unterhaltung ſuchenden, die reine Freude an dem Buche, die daſſelbe mir zu jeder Zeit gewährt hat.

von Bülow.

Inhalt.

Erſtes Buch.

Seite

1. Vermeldt des Simplicius bäueriſch Herkommen und gleichförmige Auferziehung 1
2. Beſchreibt die erſte Staffel der Hoheit, welche Simplicius erſtiegen, ſammt dem Lob der Hirten . 4
3. Meldet von dem Mitleiden einer getreuen Sackpfeif. 6
4. Simplicius Reſidenz wird erobert, geplündert und zerſtört, darin die Krieger jämmerlich hauſen . 9
5. Wie Simplicius das Reißaus ſpielt und von faulen Bäumen erſchreckt wird 12
6. Iſt kurz und ſo andächtig, daß Simplicius darüber ohnmächtig wird 14
7. Simplicius wird in einer armen Herberg freundlich traktirt 16
8. Wie Simplicius durch hohe Reden ſeine Vortrefflichkeit zu erkennen gibt 19
9. Simplicius wird aus einer Beſtie zu einem Chriſtenmenſchen 22
10. Was geſtalt er im wilden Walde ſchreiben und leſen gelernt 24
11. Redet von Eſſenſpeis, Hausrath und anderen nothwendigen Sachen, die man in dieſem zeitlichen Leben haben muß 26

Seite
12. Vermerkt eine ſchöne Art ſelig zu ſterben und ſich mit geringen Unkoſten begraben zu laſſen . 29
13. Simplicius läßt ſich wie ein Rohr im Weiher umtreiben 32
14. Iſt eine ſeltſame Komödia von fünf Bauern . 34
15. Simplicius wird beraubt und läßt ſich wunderlich träumen, wie es zu Kriegszeiten hergeht . 38
16. Simplicius thut den erſten Sprung in die Welt mit ſchlechtem Glück 44
17. Wie Hanau von Simplicius und Simplicius von Hanau eingenommen wird 47
18. Was geſtalt er von dem Gefängniß und der Folter errettet worden 51
19. Das betrügliche Glück gibt Simplicius einen freundlichen Blick 53
20. Wer der Einſiedel geweſen, deſſen Simplicius genoſſen 57
21. Simplicius tadelt die Leut und ſieht viele Abgötterei in der Welt 59
22. Dem ſeltſamen Simplicius kommt in der Welt Alles ſeltſam vor und er hingegen der Welt auch 64
23. Simplicius kommt in je länger je größere Gunſt bei ſeinem Herrn und bei Jedermann . . 66
24. Simplicius werden zwei Augen aus einem Kalbskopf zu Theil 70
25. Wie man nach und nach einen Rauſch bekommt, und endlich unvermerkt blind voll wird . . 71
26 Wie Simplicius den Tanz verderbt . . 76

Zweites Buch.

1. Simplicius wird zum Narren erwählt . . 80
2. Vom Mann der's Geld gibt, und was für Kriegsdienſte Simplicius der Krone Schweden geleiſtet, wodurch er den Namen Simpliciſſimus bekommen 84
3. Simplicius wird von vier Teufeln in die Hölle geführt und mit ſpaniſchem Wein traktirt . . 87

Seite
4. Simplicius kommt in Himmel und wird in ein Kalb verwandelt 90
5. Wie ſich Simplicius in dieſen beſtialiſchen Stand geſchickt 93
6. Redet von den guten Lehren, die Simplicius durch den Pfarrer empfing 96
7. Ein überzwerches Lob einer ſchönen Dame . 99
8. Redet von lauter Helden und namhaften Künſtlern 101
9. Von dem mühſeligen und gefährlichen Stand eines Regenten 105
10. Von Verſtand und Wiſſenſchaft etlicher unvernünftigen Thiere 110
11. Hält allerlei Sachen in ſich, wer ſie wiſſen will, muß es nur ſelbſt leſen, oder ſich leſen laſſen . 113
12. Was Simplicius ferner für ein edel Leben geführt und wie ihn deſſen die Kroaten beraubt, als ſie ihn ſelbſt raubten 117
13. Simplicius Reiterleben und was er bei den Kroaten geſehen und erfahren 120
14. Simplicius erſchnappt eine gute Beut und wird darauf ein diebiſcher Waldbruder . . . 123
15. Wie Simplicius zu den Hexen auf den Tanz gefahren 126
16. Warum man Simplicius nicht zutrauen ſolle, daß er ſich des großen Meſſers bediene . . . 130
17. Simplicius wird wieder ein Narr, wie er zuvor einer geweſen 132
18. Iſt ziemlich lang und handelt vom Spielen mit Würfeln und was dem anhängig . . . 135
19. Iſt etwas kürzer und kurzweiliger, als das vorige 142
20. Eine ſchelmiſche Diebskunſt, einander die Schuh auszutreten 146
21. Ulrich Herzbruder verkauft ſich um hundert Dukaten 149
22. Zwei Wahrſagungen werden auf einmal erfüllt . 151
23. Simplicius wird aus einem Jüngling in eine Jungfrau verwandelt, und bekommt unterſchiedliche Buhlſchaften 154
24. Wie er als ein Verräther und Zauberer gefangen gehalten wird 159

Seite
25. Wie es dem Profos in der Schlacht bei Wittſtock ergangen 163
26. Von einer großen Schlacht, in welcher der Triumphator über dem Obſiegen gefangen wird . 167
27. Wie es einem frommen Soldaten im Paradies ſo wol erging, ehe er ſtarb, und wie nach deſſen Tode der Jäger an ſeine Stell' getreten . . . 169
28. Wie ſich der Jäger angelaſſen, als er anfing, das Soldatenhandwerk zu treiben, daraus ein junger Soldat etwas zu lernen 174
29. Wie der Teufel dem Pfaffen ſeinen Speck geſtohlen, und ſich der Jäger ſelbſt fängt . . . 178

Drittes Buch.

1. Wie der Jäger zu weit auf die linke Hand geht 188
2. Der Jäger von Soeſt ſchafft den Jäger von Werle ab 192
3. Der große Gott Jupiter wird gefangen und eröffnet der Götter Rathſchläg 197
4. Von dem deutſchen Helden, der die ganze Welt bezwingen und zwiſchen allen Völkern Frieden ſtiften wird 200
5. Wie er die Religionen mit einander vereinigen und in ein Modell gießen wird 204
6. Was die Legation der Flöhe beim Jupiter verrichtet 207
7. Der Jäger erjagt abermals Ehre und Beute . 211
8. Wie er den Teufel im Trog gefunden, Springinsfeld aber ſchöne Pferde erwiſcht . . . 215
9. Ein ungleicher Kampf, in welchem der Schwächſte obſiegt und der Ueberwinder gefangen wird . 219
10. Der Generalfeldzeugmeiſter ſchenkt dem Jäger das Leben und macht ihm ſonſt gute Hoffnung . 223
11. Hält allerhand Sachen in ſich von geringer Wichtigkeit und großer Einbildung 227
12. Das Glück thut dem Jäger unverſehens eine adliche Verehrung 231
13. Simplicius ſeltſame Grillen und Luftgebäu, auch wie er ſeinen Schatz verwahrt 237

Seite
14. Wie der Jäger vom Gegentheil gefangen wird 242
15. Mit welchen Bedingungen der Jäger wieder los worden 246
16. Wie Simplicius ein Freiherr wird . . . 250
17. Womit der Jäger die ſechs Monate hinzubringen gedenkt, auch etwas von der Wahrſagerin . 253
18. Wie der Jäger anfängt zu buhlen und ein Handwerk daraus macht 258
19. Durch was Mittel ſich der Jäger Freunde erwirbt, und was für Andacht er bei einer Predigt hatte 260
20. Wie er dem treuherzigen Pfarrer Werg an die Kunkel legte, damit er ſein epikuriſch Leben zu tadeln vergeſſe 263
21. Wie der Jäger unverſehens zum Ehemann wird 267
22. Wie es bei der Hochzeit ablief, und was er weiter anzufangen ſich vorgeſtellt 273
23. Simplicius kommt in eine Stadt, die er zwar nur pro forma Cöln nennt, ſeinen Schatz abzuholen 277
24. Der Jäger fängt einen Haſen mitten in der Stadt 282

Viertes Buch.

1. Wie und aus was Urſachen der Jäger nach Frankreich prakticirt worden 287
2. Simplicius bekommt einen beſſeren Koſtherrn, als er zuvor einen gehabt 290
3. Wie er ſich für einen Komödianten gebrauchen läßt und einen neuen Namen bekommt . . . 293
4. Bel Allemand wird wider ſeinen Willen in den Venusberg geführt 297
5. Wie es ihm darin erging und wie er wieder herauskam 302
6. Simplicius macht ſich heimlich weg, und wie ihm der Stein geſchnitten wird, als er vermeint, er habe mal de Naples 306
7. Wie Simplicius Kalender macht, und, als ihm das Waſſer an's Maul ging, ſchwimmen lernte 309

Seite
8. Wie er ein landſahrender Storger und Leutebetrüger worden 311
9. Wie dem Doktor die Muskete zuſchlägt unter dem Hauptmann Schmalhans 315
10. Simplicius überſteht ein unluſtig Bad im Rhein 319
11. Warum die Geiſtlichen keine Haſen eſſen ſollen, die mit Stricken gefangen werden 324
12. Simplicius wird unverhofft von der Muskete erlöſt 327
13. Handelt von dem Orden der Merodebrüder . 331
14. Ein gefährlicher Zweikampf um Leib und Leben, in welcher doch Jeder dem Tod entrinnt . . 335
15. Wie Olivier ſeine buſchklöpferiſchen Uebelthaten noch wol zu entſchuldigen vermeinte 338
16. Wie er Herzbruders Weiſſagung zu ſeinem Vortheil auslegt und deswegen ſeinen ärgſten Feind liebt 342
17. Simplicius Gedanken ſind andächtiger, wenn er auf die Rauberei geht, als des Oliviers in der Kirche 345
18. Olivier erzählt ſein Herkommen, und wie er ſich in ſeiner Jugend, vornehmlich in der Schul, gehalten 348
19. Wie er zu Lüttich ſtudirt und ſich daſelbſt aufgeführt habe 351
20. Heimkunft und Abſchied des ehrbaren Studioſus, und wie er im Krieg ſeine Beförderung geſucht 353
21. Wie des Herzbruders Prophezeihung Simplicius dem Olivier erfüllt, als keiner den andern kannte 356
22. Wie es einem geht und was es ſei, wenn es ihm Hunde- und Katzenübel geht 360
23. Ein Stücklein zum Beiſpiel des Handwerks, das Olivier trieb, worin er ein Meiſter war und Simplicius ſein Lehrjunge ſein ſollte 363
24. Olivier beißt in's Gras und nimmt noch ihrer ſechs mit ſich 367
25 Simplicius kommt reich davon, hingegen zeucht Herzbruder ſehr elend auf 369
26. Iſt das letzte in dieſem vierten Buch, weil keines mehr hernach folgt 373

Fünftes Buch.

Seite

. Wie Simplicius ein Pilger ward und mit Herzbrudern wallen geht 378
2. Simplicius bekehrt ſich, nachdem er zuvor von dem Teufel erſchreckt worden 382
3. Wie beide Freunde den Winter zubringen . 385
4. Wasmaßen Herzbruder und Simplicius abermals in Krieg und wieder daraus kommen . . 388
5. Simplicius läuft botenweis und vernimmt in Geſtalt des Mercurius von dem Jupiter, was er eigentlich wegen des Krieges und Friedens im Sinn habe 391
6. Erzählung eines Poſſen, den Simplicius im Sauerbrunnen angeſtellt 397
7. Herzbruder ſtirbt und Simplicius fängt wieder an zu buhlen 400
8. Simplicius gibt ſich in die zweite Ehe, trifft ſeinen Knan an und erfährt, wer ſeine Eltern geweſen 404
9. Welchergeſtalt ihn die Kindswehe angeſtoßen und wie er wieder zu einem Witwer wird . . 410
10. Bericht etlicher Bauersleut von dem wunderbaren Mummelſee 412
11. Eine unerhörte Dankſagung eines Patienten, die bei Simplicius heilige Gedanken verurſacht . 416
12. Wie Simplicius mit den Sylphen in den Mittelpunkt der Erde fährt 419
13. Der Prinz über den Mummelſee erzählt die Art und das Herkommen der Sylphen . . . 425
14. Was Simplicius ferner mit dieſem Fürſten unterweges ſpricht, und was er für verwunderliche und abenteuerliche Sachen vernommen . . . 429
15. Was der König mit Simplicius und Simplicius mit dem König geredet 433
16. Etliche neue Zeitungen aus der Tiefe des unergründlichen tyriſchen Meeres, das friedſame, ſtille Meer genannt 437

Seite

17. Zurückreiſe aus dem Mitteltheil der Erden, ſeltſame Grillen, Luftgebäu, Kalender und gemachte Zeche ohne den Wirth 442
18. Simplicius verzettelt ſeinen Sauerbrunnen an einen unrechten Ort 446
19. Etwas weniges von den ungariſchen Wiedertäufern und ihrer Art zu leben 450
20. Hält in ſich einen kurzweiligen Spaziergang vom Schwarzwald bis nach Moskau in Reußen . 454
21. Wie es Simplicius in Moskau erging . . 459
22. Durch was für einen nahen und luſtigen Weg er wiederum heim zu ſeinem Knan kommen . 465
23. Iſt das allerletzte, und zeigt an, warum und welchergeſtalt Simplicius die Welt wieder verlaſſen . 468

Erſtes Buch.

1.

Es eröffnet ſich zu dieſer unſerer Zeit, von welcher man glaubt, daß es die letzte ſei, unter geringen Leuten eine Sucht, in der die Patienten, wenn ſie daran krank liegen und ſoviel zuſammen geraspelt und geſchachert haben, daß ſie neben ein paar Hellern im Beutel, ein närriſch Kleid auf die neue Mode, mit tauſenderlei ſeidenen Banden antragen können, oder ſonſt etwann durch Glücksfall namhaft und bekannt worden ſind, gleich rittermäßige Herren von uraltem Geſchlechte ſein wollen; da es ſich doch oft befindet, daß daſſelbe von allen zwei und dreißig Ahnen her alſo beſudelt und befleckt geweſen iſt, als des Zuckerbaſtels Zunft in Prag immer hat ſein mögen.

Solchen närriſchen Leuten nun mag ich mich nicht gleich ſtellen, ob es zwar, die Wahrheit zu bekennen, nicht ohne iſt, daß ich mir oft eingebildet, ich müſſe unfehlbar von einem großen Herren, oder wenigſtens von einem gemeinen Edelmanne meinen Urſprung haben, weil ich von Natur geneigt war, das Junkerhandwerk zu treiben, wenn ich nur den Verlag und Werkzeug dazu gehabt hätte. Zwar, ungeſcherzt, mein Herkommen und Auferziehung läßt ſich noch wohl mit eines Fürſten vergleichen. Mein Knan, denn alſo nennt man die Väter im Speſſart, hatte einen eignen Pallaſt, ſowol als ein anderer, ja ſo artlich, desgleichen ein jeder König nicht mit eignen Händen zu bauen vermag, ſondern es in Ewigkeit unterweges laſſen wird. Er war aus Leimen gemacht, und anſtatt des unfruchtbaren Schiefers, kalten Bleis und rothen Kupfers mit Stroh bedeckt, darauf das edle Getraide wächſt. Und damit mein Knan mit ſeinem Adel und Reichthum recht prangen möchte, ließ er die Mauer um ſein Schloß nicht mit Mauerſteinen, die man am Wege findet, oder an unfruchtbaren Orten aus der Erde gräbt, vielweniger mit liederlichen gebackenen Steinen, die in geringer Zeit verfertigt und gebrannt werden können, wie andere große Herren zu thun pflegen, aufführen, ſondern er nahm Eichenholz dazu, welcher nützliche edle Baum bis zu ſeinem vollſtändigen Alter über hundert Jahre erfordert. Wo iſt ein Monarch, der ihm dergleichen nachthut! Seine Zimmer, Säle und Gemächer hatte er inwendig vom Rauche ganz erſchwarzen laſſen, nur darum, weil dies die beſtändigſte Farbe von der Welt iſt und dergleichen Gemälde bis zu ſeiner Vollendung mehr Zeit braucht, als ein künſtlicher Maler zu ſeinen trefflichſten Kunſtſtücken erfordert. Die Tapezereien waren das zarteſte Gewebe auf dem ganzen Erdboden, denn diejenige machte uns ſie, die ſich vor Alters vermaß, mit der Minerva ſelbſt um die Wette zu ſpinnen. Seine Fenſter waren keiner anderen Urſache halb dem Sankt Nitglas gewidmet, als darum, weil er wußte, daß Papier, vom Hanf- oder Flachsſaamen an zu rechnen, bis es zu ſeiner vollkommenen Verfertigung gelangt, weit mehr Zeit und Arbeit koſtet, als das beſte und durchſichtigſte Glas von Muran, denn ſein Stand machte ihm ein Belieben, zu glauben, daß alles, was durch viele Mühe zuwege gebracht würde, ſchätzbar und deſto köſtlicher ſei; was aber köſtlich, das ſei auch dem Adel am anſtändigſten. Anſtatt der Pagen, Lakaien und Stallknechte hatte er

Schaafe, Böcke und Sauen, welche fein ordentlich in ihre natürliche Liverei gekleidet waren und mir auch oft auf der Weide aufwarteten, bis ich ſie heimtrieb. Die Rüſt- oder Harniſchkammer war mit Pflügen, Kärſten, Aexten, Hauen, Schaufeln, Miſt- oder Heugabeln genugſam verſehen, mit welchen Waffen er ſich täglich übte, und die ganze Weltkugel beſtritt, ſo weit er reichen konnte, ja ihr damit alle Erndten eine reiche Beute abjagte.

Dieſes alles ſetze ich hintan, und überhebe mich deſſen nicht, damit Niemand Urſache habe, mich auszulachen, denn ich ſchätze mich nicht beſſer als mein Knan war, der dieſe ſeine Wohnung an einem luſtigen Orte, nehmlich im Speſſart liegen hatte, allwo die Wölfe einander gute Nacht geben. Daß ich nichts ausführliches von meines Knans Geſchlecht, Stamm und Namen für diesmal ſage, geſchieht um beliebter Kürze willen, und weil es ja hier ohnedies um keine adliche Stiftung zu thun iſt, darauf ich ſchwören ſoll: genug iſt's, wenn man weiß, daß ich im Speſſart geboren bin.

Gleichwie nun aber meines Knans Hausweſen ſehr adlich vermerkt wird, alſo kann jeder Verſtändige leicht ſchließen, daß meine Auferziehung derſelben gemäß und ähnlich geweſen. Wer ſolches dafür hält, findet ſich auch nicht betrogen, denn in meinem zehnjährigen Alter hatte ich ſchon die Elemente in obgemeldeten meines Knans adlichen Leibesübungen begriffen. Der Studien halb mochte ich neben dem berühmten Amphiſtides mit hingehen, von welchem Suidas meldet, daß er nicht über fünfe zählen konnte: denn mein Knan hatte vielleicht einen zu hohen Geiſt, und folgte daher dem gewöhnlichen Gebrauche jetziger Zeit, in der viel vornehme Leute mit Studiren, oder wie ſie's nennen, mit Schulpoſſen, ſich nicht viel bekümmern, weil ſie ihre Leute haben, der Plackerei abzuwarten. Sonſt war ich ein trefflicher Muſiker auf der Sackpfeife, mit der ich ſchöne

Jalemigeſänge machen konnte. Die Religion anlangend, laſſe ich mich nicht bereden, daß einer meines Alters damals in der ganzen Chriſtenwelt geweſen ſei, der mir darin hätte gleichen mögen, denn ich kannte weder Gott noch Menſchen, weder Himmel noch Hölle, weder Engel noch Teufel, und wußte weder Gutes noch Böſes zu unterſcheiden. Daher iſt unſchwer zu gedenken, daß ich vermittelſt ſolchen Glaubens, wie unſere erſten Eltern im Paradieſe gelebt habe, die in ihrer Unſchuld von Krankheit, Tod und Sterben ſo wenig, wie von der Auferſtehung etwas wußten. Ja ich war ſo vollkommen in der Unwiſſenheit, daß es mir unmöglich war zu wiſſen, wie ich ſogar nichts wußte. Aber mein Knan wollte mich ſolche Glückſeligkeit nicht länger genießen laſſen, ſondern ſchätzte billig, daß ich meiner adlichen Geburt gemäß, auch adlich thun und leben ſollte, weswegen er anfing, mich zu höheren Dingen zu erziehen.

2.

Er begabte mich mit der herrlichſten Würde, die ſich nicht allein bei ſeiner Hofhaltung, ſondern auch in der ganzen Welt befand, nämlich mit dem Hirtenamte. Er vertraute mir erſtlich ſeine Schweine, ſeine Ziegen, und zuletzt die ganze Heerde Schaafe an, daß ich ſie hüten, weiden, und mittelſt meiner Sackpfeife, deren Klang ohnedies, wie Strabo ſchreibt, die Schaafe und Lämmer in Arabien fett macht, vor dem Wolfe ſchützen ſollte. Damals glich ich wohl dem David, außer daß dieſer anſtatt der Sackpfeife nur eine Harfe hatte, was kein ſchlimmer Anfang, ſondern ein gut Omen für mich war, daß ich noch mit der Zeit, wenn ich anders das Glück dazu hätte, ein weltberühmter Mann werden ſollte.

Denn vom Anbeginn der Welt ſind je zuweilen hohe Perſonen Hirten geweſen, wie wir ja von Abel, Abraham, Iſaak, Jakob und ſeinen Söhnen, und Moſes ſelbſt in heiliger Schrift leſen, der zuvor ſeines Schwähers Schaafe hüten mußte, ehe er ein Heerführer und Geſetzgeber in Israel ward.

Ja, möchte mir Jemand einwerfen, das waren heilige, gottergebene Menſchen, und keine ſpeſſarter Bauerbuben, die von Gott nichts wußten! Ich muß dies zugeſtehen. Aber was hat meine damalige Unſchuld deſſen zu entgelten? Bei den alten Heiden fand man eben ſolche Beiſpiele, wie bei dem auserwählten Volke Gottes. Unter den Römern ſind vornehme Geſchlechter geweſen, ſo ſich Bubulker, Bituler, Vitellier, Caprer und ſo weiter ohne Zweifel deswegen genannt, weil ſie mit dergleichen Vieh Umgang gehabt und es auch vielleicht gehütet haben. Ja, die Götter ſelbſt haben ſich dieſer Profeſſion nicht geſchämt, und Mercurius, Daphnis, ſein Sohn, Pan und Proteus waren Erzhirten, daher ſie bei den närriſchen Poeten der Hirten Patrone ſind. Philo, der Jude, redet im Leben Moſes trefflich von der Sache, wenn er ſagt: Das Hirtenamt ſei eine Vorbereitung und Anfang zur Herrſchaft. Denn gleichwie kriegeriſche und ſtreitbare Naturen erſtlich auf der Jagd geübt und angeführt werden, alſo ſoll man diejenigen, ſo zur Herrſchaft gezogen werden ſollen, erſtlich in dem lieblichen und freundlichen Hirtenamte anleiten. Welches alles mein Knan wol verſtanden haben muß, der mir noch bis auf dieſe Stunde keine geringe Hoffnung zu künftiger Herrlichkeit macht. Um indeſſen wieder zu meiner Heerde zu kommen, ſo muß man wiſſen, daß ich den Wolf eben ſo wenig als meine eigene Unwiſſenheit ſelbſt kannte, und daß mein Knan deswegen mit ſeinen Ermahnungen deſto fleißiger war. Er ſagte: „Bub, biß fleißig, loß die Schoff nit zu weit vun an anger laffen, und ſpill wacker uff der Sackpfeiffe, daß der

Wolf nit komm und Schada dau, dan he yß a ſolcher veyrboinigter Schelm und Dieb, der Menſcha und Vieha frißt, und wan dau awer farläſſi biſt, ſo will eich dir da Buckel arauma.“ Ich antworte mit gleicher Holdſeligkeit: Knano, ſog mir aa, wey der Wolff ſeyhet? Eich hunn nach kan Wolff geſien. — „Ah, dau grober Eſelkopp!“ erwiederte er: „Dau bleiweſt Dein Lebelang a Narr, geith meich wunner, was aus Dir wera wird, bißt ſchun ſu a grußer Dölpel, und waiſt noch nit, was der Wolff für a veyrfeuſſiger Schelm iß.“ Er gab mir noch mehr Unterweiſungen und wurde zuletzt unwillig, maßen er mit einem Gebrümmel fortging, weil er ſich bedünken ließ, mein grober Verſtand könnte ſeine ſubtilen Rathſchläge nicht faſſen.

3.

Da fing ich an, mit meiner Sackpfeiſe ſowol umzuſpringen, daß man die Kröten im Krautgarten damit hätte vergeben mögen, alſo daß ich vor dem Wolfe, der mir ſtetig im Sinne lag, mich ſicher genug zu ſein bedünkte. Und weil ich mich meiner Meuder, alſo heißen die Mütter im Speſſart und am Vogelsberge, erinnerte, daß ſie oft geſagt: ſie beſorge, die Hühner würden dermaleinſt von meinem Geſange ſterben, als beliebte mir auch zu ſingen, damit der Schutz gegen den Wolf deſto kräftiger wäre, und zwar ein ſolch Lied, das ich von meiner Meuder ſelbſt gelernt hatte.

Du ſehr veracht'ter Bauernſtand
biſt doch der beſte in dem Land,
kein Mann Dich g'nugſam preiſen kann,
wenn er Dich nur recht ſiehet an.

Wie ſtünd' es jetzund um die Welt,
hätt' Adam nicht gebaut das Feld?

mit Hacken nährt ſich anfangs der,
von dem die Fürſten kommen her.

Es iſt faſt alles unter Dir;
ja, was die Erde bringt herfür,
wovon ernähret wird das Land,
geht Dir anfänglich durch die Hand.

Der Kaiſer, den uns Gott gegeb'n,
uns zu beſchützen, muß doch leb'n
von Deiner Hand, auch der Soldat,
der Dir zufügt doch manchen Schad'.

Fleiſch zu der Speiſ' zeugſt Du allein;
von Dir wird auch gebaut der Wein,
Dein Pflug der Erden thut ſo noth,
Daß ſie uns gibt genugſam Brod.

Die Erde wär' ganz wild durchaus,
wenn Du auf ihr nicht hielteſt Haus,
gar traurig auf der Welt es ſtünd',
wenn man kein' Bauersmann mehr fünd.

D'rum biſt Du billig hoch zu ehr'n,
weil Du uns Alle thuſt ernähr'n.
Natura liebt Dich ſelber auch,
Gott ſegnet Deinen Bauernbrauch.

Vom bitterböſen Podagram,
Hört man nicht, daß's an Bauern kam,
Das doch den Adel bringt in Noth,
und manchen Reichen gar in Tod.

Der Hoffahrt biſt Du ſehr befreit,
abſonderlich zu dieſer Zeit,
und daß ſie auch nicht ſei Dein Herr,
ſo gibt Dir Gott des Kreuzes mehr.

Ja, der Soldaten böſer Brauch
dient gleichwol Dir zum Beſten auch,
daß Hochmuth Dich nicht nehme ein,
ſagt er: Dein Hab' und Gut iſt mein.....

Bis hierher und nicht weiter kam ich mit meinem lieblich tönenden Geſange, denn ich wurde mit meiner Heerde Schaafe gleichſam in einem Augenblick von einem Trupp Küraſſieren umgeben, welche im großen Walde verirrt geweſen und durch meine Muſik und Hirtengeſchrei wieder waren zurecht gebracht worden.

Ha! dachte ich, dies ſind die rechten Käuze, dies ſind die vierbeinigen Schelme und Diebe, davon dir dein Knan ſagte, denn ich ſahe anfänglich Roß und Mann, wie hiebevor die Amerikaner die ſpaniſche Kavallerie, für eine einige Kreatur an, vermeinte nicht anders, als es müßten Wölfe ſein, und wollte deswegen dieſen ſchrecklichen Kreaturen den Hundsſprung weiſen, und ſie wieder abſchaffen. Ich hatte aber zu ſolchem Ende meine Sackpfeife kaum aufgeblaſen, da ertappte mich einer von ihnen beim Flügel und ſchleuderte mich ſo ungeſtüm auf ein leer Bauernpferd, ſo ſie neben Anderen mehr erbeutet hatten, daß ich auf der anderen Seite wieder herab auf meine liebe Sackpfeife fallen mußte, welche ſo erbärmlich anfing zu ſchreien, als ob ſie alle Welt zur Barmherzigkeit hätte bewegen wollen. Aber es half nichts, wiewol ſie den letzten Athem nicht ſparte, meinen Unfall zu beklagen, ich mußte einmal mit zu Pferd, Gott weiß, was meine Sackpfeife ſang oder ſagte, und was mich am meiſten verdroß, war, daß die Reiter vorgaben: ich hätte im Fallen der Sackpfeife weh gethan, darum ſie denn ſo ketzerlich geſchrien. Alſo ging meine Mähr mit mir dahin, in einem ſtetigen Trabe, bis in meines Knans Hof.

Wunderſeltſame Tauben ſtiegen mir damals in's Hirn, denn ich bildete mir ein, weil ich auf einem ſolchen Thier ſäße, dergleichen ich niemals geſehen hatte, würde ich auch in einen eiſernen Kerl verändert werden. Wie aber ſolche Verwandlung nicht erfolgte, kamen mir andere Grillen in meinen albernen Kopf. Ich dachte, dieſe fremden Dinger wären nur zu dem Ende da, mir die Schaafe helfen heimzutreiben, ſintemal keiner von ihnen eins hinwegfraß, ſondern alle ſo einhellig und zwar des geraden Weges meines Knans Hof zueilten. Deswegen ſah ich mich fleißig nach meinem Knan um, ob er und mein Meuder uns nicht bald entgegengehen und uns willkommen heißen wollten. Aber vergebens! er und meine Meuder, ſammt unſerem Urſele, welches meines Knans einzige und liebſte Tochter war, hatten die Hinterthür getroffen und dieſe Gäſte nicht erwarten wollen.

4.

Wiewol ich nicht bin geſinnt geweſen, den friedliebenden Leſer mit dieſen Reitern in meines Knans Haus und Hof zu führen, weil es ſchlimm genug darin hergehen wird, ſo erfordert doch die Folge meiner Hiſtorie, daß ich der lieben Nachkommenſchaft hinterlaſſe, was für Grauſamkeiten in dieſem unſerem deutſchen Kriege hin und wieder verübt worden ſind, um zumal mit meinem eignen Beiſpiel zu bezeugen, daß alle ſolche Uebel von der Güte des Allerhöchſten zu unſerem Nutzen oft nothwendig haben verhängt werden müſſen. Denn, lieber Leſer! wer hätte mir geſagt, daß ein Gott im Himmel wäre, wenn keine Krieger meines Knans Haus zernichtet und mich durch ſolche Fahung unter die Leute gezwungen hätten, von denen ich genugſam Bericht empfangen habe? Kurz zuvor konnte ich nichts anderes wiſſen, noch mir einbilden, als daß mein Knan, Meuder, ich und das übrige Hausgeſinde allein auf Erden ſeien, weil mir ſonſt kein Menſch noch eine andere menſchliche Wohnung bekannt war, als diejenige, darin ich täglich aus- und einging. Bald nachher aber erfuhr ich die Herkunft der Menſchen in dieſe Welt, und daß ſie alle wieder daraus mußten. Ich war nur mit der Geſtalt ein Menſch, und mit dem Namen ein Chriſtenkind, im übrigen aber nichts als eine Beſtie. Der Allerhöchſte ſah jedoch meine Unſchuld mit barmherzigen

Augen an und wollte mich zu ſeiner und meiner Erkenntniß bringen. Und wiewol er tauſenderlei Wege hierzu hatte, wollte er ſich doch ohne Zweifel nur deſſen bedienen, auf welchem mein Knan und Meuder, Anderen zum Beiſpiel, wegen ihrer liederlichen Auferziehung geſtraft wurden.

Das erſte, was die Reiter thaten, war, daß ſie ihre Pferde einſtallten. Hernach hatte jeglicher ſeine beſondere, lauter Untergang und Verderben anzeigende Arbeit zu verrichten. Denn, obzwar etliche anfingen zu metzgern, zu ſieden und zu braten, daß es ſahe, als ſollte ein luſtig Banket gehalten werden, ſo waren hingegen Andere, die durchſtürmten das Haus unten und oben; ja das heimliche Gemach war nicht ſicher, gleichſam als wäre das güldene Fell von Colchis darin verborgen. Andere machten von Tuch, Kleidungen und allerlei Hausrath große Päcke zuſammen, als ob ſie irgends einen Krammarkt anrichten wollten; was ſie aber nicht mitzunehmen gedachten, wurde zerſchlagen. Etliche durchſtachen Heu und Stroh mit ihren Degen, als ob ſie nicht Schaafe und Schweine genug zu ſtechen gehabt hätten, etliche ſchütteten die Federn aus den Betten und füllten hingegen Speck, dürr Fleiſch und ſonſt Geräth hinein, als ob dann beſſer darauf zu ſchlafen geweſen wäre. Andere ſchlugen Ofen und Fenſter ein, gleichſam als hätten ſie einen ewigen Sommer zu verkündigen. Kupfer- und Zinngeſchirre ſchlugen ſie zuſammen und packten die verbogenen und verderbten Stücke ein. Bettladen, Tiſche, Stühle und Bänke verbrannten ſie, da doch viele Klaftern dürr Holz im Hofe lagen. Häfen und Schüſſeln mußten endlich alle entzwei, entweder weil ſie lieber gebraten aßen, oder weil ſie bedacht waren, nur eine einzige Mahlzeit allda zu halten.

Unſere Magd ward im Stalle alſo behandelt, daß ſie nicht mehr daraus gehen konnte. Den Knecht legten ſie gebunden auf die Erde, ſteckten ihm ein Sperrholz in den Mund und ſchütteten ihm einen Melkkübel voll garſtig Miſtlachenwaſſer auf den Leib, das nannten ſie einen ſchwediſchen Trunk, wodurch ſie ihn zwangen, eine Partei anderwärts zu führen, allda ſie Menſchen und Vieh hinwegnahmen und in unſern Hof brachten, unter welchen mein Knan, meine Meuder und unſere Urſele auch waren.

Da fing man nun erſt an, die Steine von den Piſtolen und hingegen anſtatt deren der Bauern Daumen aufzuſchrauben und die armen Schelme ſo zu foltern, als wenn man hätte Hexen brennen wollen. Maßen ſie auch einen der gefangenen Bauern bereits in Backofen ſteckten und mit Feuer hinter ihm her waren, unangeſehen er noch nichts bekannt hatte. Einem Andern machten ſie ein Seil um den Kopf und rattelten es mit einem Bengel zuſammen, daß ihm das Blut zu Mund, Naſe und Ohren herausſprang. Kurz, es hatte Jeder ſeine eigne Erfindung, die Bauern zu peinigen, und alſo auch ein jeder Bauer ſeine beſondere Marter. Allein mein Knan war, meinem damaligen Bedünken nach, der glückſeligſte, weil er mit lachendem Munde bekannte, was Andere mit Schmerzen und jämmerlicher Wehklage ſagen mußten, und ſolche Ehre widerfuhr ihm ohne Zweifel darum, weil er der Hausvater war. Denn ſie ſetzten ihn zu einem Feuer, banden ihn, daß er weder Hände noch Füße regen konnte und rieben ſeine Fußſohlen mit angefeuchtetem Salz, welches ihm unſere alte Geis wieder ableckte und dadurch alſo kitzeln mußte, daß er vor Lachen hätte zerberſten mögen. Mir kam das ſo artlich vor, daß ich, Geſellſchaft halber, oder weil ich's nicht beſſer verſtand, von Herzen mitlachen mußte. In ſolchem Gelächter öffnete er den verborgenen Schatz, welcher an Geld, Perlen und Kleinodien viel reicher war, als man hinter Bauern hätte ſuchen mögen.

Von den gefangenen Weibern, Mägden und Töchtern weiß ich ſonderlich nichts zu ſagen, als daß man theils hin und wieder erbärmlich ſchreien hörte, und ich ſchätze wohl, es ſei meiner Meuder und unſerem Urſele nicht beſſer ergangen, als den Anderen.

Mitten in dieſem Elend wandte ich Braten, und half Nachmittags die Pferde tränken, durch welches Mittel ich zu unſerer Magd in Stall kam, die wunderlich zerſtrobelt ausſah. Ich kannte ſie nicht, ſie aber ſprach zu mir mit kränklicher Stimme: O, Bub! lauf weg, ſonſt werden dich die Reiter mitnehmen. . Guk, daß du davon kommſt, du ſieheſt wol, wie es ſo übel . . . . Mehr konnte ſie nicht ſagen.

5.

Da machte ich gleich den Anfang, meinen unglücklichen Zuſtand, den ich vor Augen ſah, zu betrachten, und zu bedenken, wie ich mich förderlichſt ausdrehen möchte. Wohin aber? Dazu war mein Verſtand viel zu gering, einen Vorſchlag zu thun. Doch iſt es mir ſo weit gelungen, daß ich gegen Abend im Walde entſprungen bin. Wo nun aber weiter hinaus? ſintemal mir die Wege und der Wald ſo wenig bekannt waren, als die Straße durch das gefrorne Meer, hinter Nova Zembla bis gen China hinein. Die ſtockfinſtre Nacht bedeckte mich zu meiner Sicherung, jedoch bedäuchte ſie meinem finſtern Verſtande nicht finſter genug, daher verbarg ich mich in ein dichtes Geſträuch, wo ich ſowol das Geſchrei der gedrillten Bauern, als den Geſang der Nachtigallen hören konnte, welche Vöglein die Bauern nicht danach angeſehen hatten, mit ihnen Mitleiden zu tragen, oder ihres Unglücks halb den lieblichen Geſang einzuſtellen, legte mich auch ohne alle Sorge auf ein Ohr und entſchlief.

Als der Morgenſtern im Oſten hervorflackerte, ſah

h meines Knans Haus in voller Flamme ſtehen; aber
iemand, der zu löſchen begehrte. Ich begab mich her-
or, in Hoffnung, Jemand von meinem Knan anzu-
reffen; wurde aber gleich von fünf Reitern erblickt und
ngeſchrien: Jung, komm heröſer, oder ſchall mi de Tü-
el halen, ick ſchiete dik, dat di de Dampf zum Hals
tgaht. Ich hingegen blieb ganz ſtock ſtill ſtehen und
hatte das Maul offen, weil ich nicht wußte, was der
Reiter wollte oder meinte, und indem ich ſie ſo anſah,
wie eine Katze ein neu Scheunthor, ſie aber wegen eines
Moraſtes nicht zu mir kommen konnten, was ſie
ohne Zweifel rechtſchaffen ärgerte, löſ'te der eine ſeinen Karabiner auf mich, von welchem urplötzlichen Feuer und unverſehenen Knall, den mir das Echo durch vielfältige Verdoppelung grauſamer machte, ich dermaßen erſchreckt ward, weil ich dergleichen niemals gehört oder geſehen hatte, daß ich alſobald zur Erde niederfiel. Ich regte vor Angſt keine Ader mehr, und wiewol die Reiter ihres Wegs fortritten und mich ohne Zweifel für todt liegen ließen, ſo hatte ich doch denſelben ganzen Tag das Herz nicht, mich aufzurichten. Als mich aber die Nacht wieder ergriff, ſtund ich auf und wanderte ſo lange im Walde fort, bis ich von fern einen faulen Baum ſchimmern ſah, der mir eine neue Furcht einjagte. Ich kehrte deswegen ſpornſtreichs um und ging ſo lange, bis ich wieder einen dergleichen Baum erblickte, von dem ich mich gleichfalls fortmachte und auf dieſe Weiſe die Nacht mit hin- und wiederrennen von einem faulen Baum zum andern vertrieb. Zuletzt kam mir der liebe Tag zu Hülfe, welcher den Bäumen gebot, mich in ſeiner Gegenwart unbetrübt zu laſſen. Aber hiermit war mir noch nichts geholfen, denn mein Herz ſteckte voll Angſt und Furcht, die Schenkel voll Müdigkeit, der leere Magen voll Hunger, der Mund voll Durſt, das Hirn voll närriſcher Einbildung und die Augen voller Schlaf. Ich ging dennoch fürder, wußte aber nicht wohin; je weiter ich ging, je weiter ich

von den Leuten hinweg in Wald kam. Damals ſtund ich aus und empfand, jedoch ganz unvermerkt, die Wirkung des Unverſtandes und der Unwiſſenheit. Wenn ein unvernünftig Thier an meiner Stelle geweſen wäre, ſo hätte es beſſer gewußt, was es zu ſeiner Erhaltung hätte thun ſollen, als ich. Doch war ich noch ſo witzig, als mich abermal die Nacht ereilte, daß ich in einen holen Baum kroch, mein Nachtlager darin zu halten.

6.

Kaum hatte ich mich zum Schlafe bequemt, da hörte ich folgende Stimme: „O, große Liebe, gegen uns undankbare Menſchen! Ach, mein einziger Troſt, meine Hoffnung, mein Reichthum, mein Gott!“ und ſo dergleichen mehr, das ich nicht alles merken und verſtehen konnte.

Dieſes waren wol Worte, die einen Chriſtenmenſchen, der ſich in einem ſolchen Zuſtande wie ich mich dazumal befunden, billig hätten aufmuntern, tröſten und erfreuen ſollen. Aber, o Einfalt und Unwiſſenheit! es waren mir nur böhmiſche Dörfer und alles eine ganz unverſtändliche Sprache, aus der ich nicht allein nichts faſſen konnte, ſondern auch eine ſolche, vor deren Seltſamkeit ich mich entſetzte. Da ich aber hörte, daß deſſen, der ſie redete, Hunger und Durſt geſtillt werden ſollte, ſo rieth mir mein unerträglicher Hunger, mich auch zu Gaſt zu laden. Deswegen faßte ich ein Herz, wieder aus meinem hohlen Baum zu gehen und mich der gehörten Stimme zu nähern. Da wurde ich eines großen Mannes gewahr, mit langen ſchwarz-grünen Haaren, die ihm ganz verworren auf den Achſeln herumlagen. Er hatte einen wilden Bart, faſt formirt wie ein

Schweizerkäs. Sein Angeſicht war zwar bleichgelb und mager, aber doch ziemlich lieblich, und ſein langer Rock mit mehr als tauſend Stücken allerhand Tuch überflickt und aufeinander geſetzt. Um Hals und Leib hatte er eine ſchwere eiſerne Kette gewunden, wie Sanct Wilhelmus, und ſahe ſonſt in meinen Augen ſo ſcheußlich und fürchterlich aus, daß ich anfing zu zittern wie ein naſſer Hund. Was aber meine Angſt mehrte, war, daß er ein Kruzifix, ungefähr ſechs Schuhe lang, an ſeine Bruſt drückte, und weil ich ihn nicht kannte, konnte ich abermal nichts anders erſinnen, als dieſer alte Greis müßte ohne Zweifel der Wolf ſein, davon mir mein Knan kurz zuvor geſagt hatte. In ſolcher Angſt wiſchte ich mit meiner Sackpfeife hervor, welche ich als meinen einzigen Schatz vor den Reitern gerettet hatte, blies zu, ſtimmte an und ließ mich gewaltig hören, um dieſen greulichen Wolf zu vertreiben, über welche jählinge und ungewöhnliche Muſik, an einem ſo wilden Orte, der Einſiedel anfänglich nicht wenig ſtutzte, ohne Zweifel vermeinend, es ſei etwan ein teufliſch Geſpenſt hinkommen, ihn, wie dem großen Antonius widerfahren, zu ängſtigen, und ſeine Andacht zu zerſtören. Sobald er ſich aber wieder erholte, ſpottete er meiner, als ſeines Verſuchers, im hohlen Baume, wo hinein ich mich wieder geflüchtet hatte, ja, er war ſo getroſt, daß er gegen mich ging, den Feind des menſchlichen Geſchlechts genugſam auszuhöhnen. Ha! ſagte er, du biſt ein Geſell dazu, die Heiligen ohne göttliche Verhängniß . . . . Mehr habe ich nicht verſtanden, denn ſeine Annäherung erregte in mir ein ſolch Grauſen und Schrecken, daß ich des Amtes meiner Sinne beraubt ward und dorthin in Ohnmacht niederſank.

7.

Wie mir wieder zu mir ſelbſt geholfen worden, weiß ich nicht, aber wol, daß der Alte meinen Kopf in ſeinem Schooße und vorn meine Jupe geöffnet hatte, als ich mich wieder erholte. Da ich den Einſiedel ſo nahe bei mir ſah, fing ich ein ſolch grauſam Geſchrei an, als ob er mir im ſelben Augenblicke das Herz aus dem Leibe hätte reißen wollen. Er ſagte zu mir: „Mein Sohn, ſchweig, ich thue dir nichts, ſei zufrieden!“ Jemehr er aber mich tröſtete und mir liebkoſete, jemehr ſchrie ich: „O, du frißt mich, o, du frißt mich! du biſt der Wolf und willſt mich freſſen!“ „Ei, ja wol, nein, mein Sohn!“ ſagte er, „ſei zufrieden, ich freß dich nicht.“ Dies Gefecht währte lange, bis ich mich endlich ſo weit ließ weiſen, mit ihm in ſeine Hütte zu gehen. Darin war die Armuth ſelbſt Hofmeiſterin, der Hunger Koch, und der Mangel Küchenmeiſter. Da wurde mein Magen mit einem Gemüs und Trunk Waſſer gelabt, und mein ſo ganz verwirrtes Gemüth durch des Alten tröſtliche Freundlichkeit wieder aufgerichtet und zurecht gebracht. Deswegen ließ ich mich durch die Anreizung des ſüßen Schlafes leicht bethören, der Natur ſolche Schuldigkeit abzulegen. Der Einſiedel merkte meine Nothdurft und ließ mir den Platz allein in ſeiner Hütte, weil nur Einer darin liegen konnte. Ungefähr um Mitternacht erwachte ich wieder und hörte ihn folgendes Lied ſingen, welches ich hernach auch gelernt habe:

1.

Komm, Troſt der Nacht, o Nachtigall!
Laß deine Stimm' mit Freudenſchall
Auf's lieblichſte erklingen;
Komm, komm und lob den Schöpfer dein,
Weil andre Vöglein ſchlafen ſein
Und nicht mehr mögen ſingen:

Laß dein Stimmlein
Laut erſchallen, denn vor allen
Kannſt du loben
Gott im Himmel hoch dort oben.

2.

Obſchon iſt hin der Sonnenſchein,
Und wir im Finſtern müſſen ſein,
So können wir doch ſingen
Von Gottes Güt und ſeiner Macht,
Weil uns kann hindern keine Nacht,
Sein Lob zu vollenbringen.
Drum dein Stimmlein
Laß erſchallen, denn vor allen
Kannſt du loben
Gott im Himmel hoch dort oben.

3.

Echo, der wilde Wiederhall,
Will ſein bei dieſem Freudenſchall,
Und läſſet ſich auch hören:
Verweiſt uns alle Müdigkeit,
Der wir ergeben allezeit,
Lehrt uns den Schlaf bethören.
Drum dein Stimmlein
Laß erſchallen, denn vor allen
Kannſt du loben
Gott im Himmel hoch dort oben.

4.

Die Sterne, ſo am Himmel ſtehn,
Laſſen ſich zum Lob Gottes ſehn,
Und thun ihm Ehr beweiſen.
Die Eul auch, die nicht ſingen kann,
Zeigt doch mit ihrem Heulen an,
Daß ſie Gott auch thu preiſen.
Drum dein Stimmlein
Laß erſchallen, denn vor allen
Kannſt du loben
Gott im Himmel hoch dort oben

5.

Nur her, mein liebſtes Vögelein,
Wir wollen nicht die Faulſten ſein
Und ſchlafend liegen bleiben:
Sondern bis daß die Morgenröth
Erfreuet dieſe Wälder öd,
In Gottes Lob vertreiben.
Laß dein Stimmlein
Laut erſchallen, denn vor allen
Kannſt du loben
Gott im Himmel hoch dort oben.

Während dieſem Geſange bedünkte mich wahrhaftig, als ob die Nachtigall ſowol, als die Eule und Echo mit eingeſtimmt hätten, und wenn ich den Morgenſtern jemals gehört, oder deſſen Melodie auf meiner Sackpfeif aufzumachen vermocht hätte, ſo wär' ich aus der Hütte gewiſcht, meine Karten mit einzuwerfen, weil mich dieſe Harmonie ſo lieblich zu ſein bedünkte. Aber ich entſchlief und erwachte nicht wieder, bis wol in den Tag hinein, da der Einſiedel vor mir ſtund und ſagte: „Auf, Kleiner, ich will dir Eſſen geben und alsdann den Weg durch den Wald weiſen, damit du wieder zu den Leuten, und noch vor Nachts in das nächſte Dorf kommſt." Ich fragte ihn: „Was ſind das für Dinger, Leuten und Dorf?" Er ſagte: „Biſt du denn niemals in einem Dorfe geweſen und weißt auch nicht, was Leute oder Menſchen ſind?" „Nein," ſagte ich, „nirgends als hier bin ich geweſen; aber ſage mir doch, was ſind Leute, Menſchen und Dorf?" „Behüte Gott!" antwortete der Einſiedel, „biſt du närriſch oder geſcheit?" „Nein," ſagte ich, „meiner Meuder und meines Knans Bub bin ich und nicht der Närriſch oder der Geſcheit." Der Einſiedel verwunderte ſich mit Seufzen und Bekreuzigung und ſagte: „Wol, liebes Kind! ich bin gehalten, dich um Gottes Willen beſſer zu unterrichten." Darauf fielen unſere Reden und Gegenreden, wie folgendes Kapitel ausweiſt.

8.

Einſiedel. Wie heißeſt du?

Simpler. Ich heiße Bub.

Einſ. Ich ſehe wol, daß du kein Mägdlein biſt. Wie hat dich aber dein Vater und Mutter gerufen?

Simpl. Ich habe keinen Vater oder Mutter gehabt.

Einſ. Wer hat dir denn das Hemd gegeben?

Simpl. Ei, mein Meuder.

Einſ. Wie hieß dich denn dein Meuder?

Simpl. Sie hat mich Bub geheißen, auch Schelm, ungeſchickter Tölpel und Galgenvogel.

Einſ. Wer iſt deiner Mutter Mann geweſen?

Simpl. Niemand.

Einſ. Bei wem hat denn dein Meuder Nachts geſchlafen?

Simpl. Bei meinem Knan.

Einſ. Wie hat dich denn dein Knan geheißen?

Simpl. Er hat mich auch Bub genannt.

Einſ. Wie hieß aber dein Knan?

Simpl. Er heißt Knan.

Einſ. Wie hat ihn dein Meuder gerufen?

Simpl. Knan und auch Meiſter.

Einſ. Hat ſie ihn niemals anders genannt?

Simpl. Ja, ſie hat.

Einſ. Wie denn?

Simpl. Grober Bengel, volle Sau und noch wol anders, wenn ſie haderte.

Einſ. Du biſt wol ein unwiſſender Tropf, daß du weder deiner Eltern noch deinen eignen Namen weißt.

Simpl. Eia! weißt du's doch auch nicht.

Einſ. Kannſt du auch beten?

Simpl. Nein, unſer Ann und mein Meuder haben all das Bett gemacht.

Einſ. Ich frage nicht hiernach, ſondern ob du das Vater unſer kannſt?

Simpl. Ja, ich.

Einſ. Nun, ſo ſprich's denn.

Simpl. Unſer lieber Vatter, der du biſt Himmel, heiliget werde Nam, zu komme's dein Reich, dein Will ſchehe Himmel ad Erden, gib uns Schuld, als wir unſern Schuldigern geben, führ uns nicht in kein bös Verſuche, ſondern erlös uns von dem Reich und die Kraft und die Herrlichkeit, in Ewigkeit, Ama.

Einſ. Biſt du nie in die Kirche gegangen?

Simpl. Ja, ich kann wacker ſteigen, und hab einen ganzen Buſen voll Kirſchen gebrochen.

Einſ. Ich rede nicht von Kirſchen, ſondern von den Kirchen.

Simpl. Haha, Kriechen, gelt, es ſind ſo kleine Pfläumlein? gelt du?

Einſ. Ach, daß Gott walte, weißt du nichts von unſerm Herrgott?

Simpl. Ja, er iſt daheim an unſerer Stubenthür geſtanden, auf dem Hellgen. Mein Meuder hat ihn von der Kirmſe mitgebracht und hingekleibt.

Einſ. Ach, gütiger Gott! nun erkenne ich erſt, was für eine große Gnade und Wohlthat es iſt, wem du deine Erkenntniß mittheilſt, und wie gar nichts ein Menſch ſei, dem du ſie nicht gibſt. Ach, Herr, verleihe mir, deinen heiligen Namen alſo zu ehren, daß ich würdig werde, dir für dieſe hohe Gnade ſo eifrig zu danken. als freigebig du geweſen biſt, mir ſie zu verleihen. Höre du, Simpler, denn anders kann ich dich nicht nennen, wenn du das Vaterunſer beteſt, ſo mußt du alſo ſprechen: Vater unſer, der du biſt im Himmel, geheiliget werde dein Name, zukomme uns dein Reich, dein Wille geſchehe auf Erden, wie im Himmel, unſer täglich Brod gib uns heute und ....

Simpl. Gelt du, auch Käs dazu?

Einſ. Ach, liebes Kind, ſchweig und lerne, ſolches iſt dir viel nöthiger, als Käs, du biſt wol ungeſchickt, wie dein Meuder geſagt hat; ſolchen Buben, wie du biſt, ſtehet es nicht an, einem alten Manne in die Rede zu fallen, ſondern zu ſchweigen, zu hören und zu lernen. Wüßte ich nur, wo deine Eltern wohnten, ſo wollte ich dich gern wieder hinbringen und ſie zugleich lehren, wie ſie Kinder erziehen ſollten.

Simpl. Ich weiß nicht, wo ich hin ſoll. Unſer Haus iſt verbrannt, und mein Meuder hinweggelaufen und wiederkommen mit dem Urſele, und mein Knan auch, unſere Magd iſt krank geweſen und im Stall gelegen.

Einſ. Wer hat denn das Haus verbrannt?

Simpl. Ha, es ſind ſo eiſerne Männer kommen, die ſind ſo auf Dingern geſeſſen, groß wie Ochſen, haben aber keine Hörner, die Männer haben Schaafe und Kühe und Säu geſtochen, und da bin ich weggelaufen und darnach iſt das Haus verbrannt worden.

Einſ. Wo war denn dein Knan?

Simpl. Ha, die eiſernen Männer haben ihn angebunden, da hat ihm unſere alte Geis die Füße geleckt, da hat mein Knan lachen müſſen und hat den eiſernen Männern viel weiße Pfennige geben, große und kleine, auch hübſche gelbe, und ſonſt ſchöne glitzernde Dinger und hübſche Schnüre voll weißer Küglein.

Einſ. Wann iſt dies geſchehen?

Simpl. Ei, wie ich der Schaafe habe hüten ſollen. Sie haben mir auch meine Sackpfeife wollen nehmen.

Einſ. Wann haſt du die Schaafe ſollen hüten?

Simpl. Ei, hörſt du es nicht, da die eiſernen Männer kommen ſind, und darnach hat unſer Ann geſagt, ich ſoll auch weglaufen, ſonſt würden mich die Krieger mitnehmen, ſie hat aber die eiſernen Männer gemeint und da bin ich weggelaufen und hierher kommen.

Einſ. Wo hinaus willſt du aber jetzt?

Simpl. Ich weiß die Wege nit, ich will bei dir hier bleiben.

Einſ. Dich hier zu behalten, iſt weder meine noch deine Gelegenheit. Iß, alsdann will ich dich wieder zu Menſchen führen.

Simpl. Ei, ſo ſage mir dann auch, was Menſchen für Dinger ſind?

Einſ. Menſchen ſind Dinger, wie ich und du. Dein Knan, deine Meuder und eure Ann' ſind Menſchen.

Simpl. Haha!

Einſ. Nun geh und iß.

Dies war unſer Geſpräch, unter welchem mich der Einſiedel oft mit den allertiefſten Seufzern anſchauete, ich weiß nicht, ob es darum geſchah, weil er ein ſo groß Mitleiden mit meiner Einfalt und Unwiſſenheit hatte, oder aus der Urſache, die ich erſt über etliche Jahre hernach erfuhr.

9.

Ich fing an zu eſſen und hörte auf zu papeln, welches nicht länger währte, als bis ich mich nach Nothdurft gefüttert hatte, und der Alte mich fortgehen hieß. Da ſuchte ich die allerzarteſten Worte hervor, die mir meine bäueriſche Grobheit immermehr eingeben konnte, um den Einſiedel zu bewegen, daß er mich bei ſich behielt. Ob ihm nun zwar meine verdrießliche Gegenwart beſchwerlich gefallen, ſo hat er doch beſchloſſen, mich bei ſich zu leiden, mehr, daß er mich in der chriſtlichen Religion unterrichtete, als, ſich in ſeinem vorhandenen Alter meines Beiſtandes zu bedienen. Seine größte Sorge war, meine zarte Jugend dürfte eine ſo harte Art zu leben in die Länge nicht aushalten.

Eine Zeit von ungefähr drei Wochen war mein Probejahr, in welcher eben Sancta Gertraud mit den Gärtnern zu Felde lag, alſo daß ich mich auch in deren Gewerbe gebrauchen ließ. Ich hielt mich ſo wol, daß der Einſiedel ein ſonderliches Gefallen an mir hatte, nicht zwar der Arbeit halb, ſo ich zuvor zu vollbringen gewohnt war, ſondern weil er ſah, daß ich eben ſo begierig ſeine Unterweiſungen hörte, als die glatte, wachsweiche und zwar noch, wie Ariſtoteles die menſchliche Seele nennt, leere und unbeſchriebene Tafel meines Herzens ſich geſchickt erzeigte, ſie zu faſſen. Um ſolcher Urſachen willen wurde er auch deſto eifriger, mich in allem Guten anzuführen. Er machte den Anfang ſeines Unterrichts mit dem Falle Luzifers, von dannen gerieth er in das Paradies, und als wir mit unſeren Eltern daraus verſtoßen wurden, paſſirte er durch das Geſetz Moſis und lehrte mich vermittelſt der zehn Gebote Gottes und ihrer Auslegungen, die Tugenden von den Laſtern unterſcheiden, um das Gute zu thun und das Böſe zu laſſen. Ja, endlich kam er auf das Evangelium, ſagte mir von Chriſti Geburt, Leiden, Sterben und Auferſtehung, und ſchloß mit dem jüngſten Tage, indem er mir Himmel und Hölle, und Alles mit gebührenden Umſtänden, doch nicht mit gar zu überflüſſiger Weitſchweifigkeit, ſondern, wie ihn bedünkte, ſo vor Augen ſtellte, daß ich es am beſten faſſen und verſtehen möchte. Wann er mit einer Materie fertig war, hub er eine andere an und wußte ſich bisweilen in aller Geduld ſo artlich nach meinen Fragen zu richten und mit mir zu verfahren, daß er mir es gar nicht beſſer hätte eingießen können. Sein Leben und ſeine Reden waren mir eine immerwährende Predigt, welche mein Verſtand, der eben nicht ſo gar dumm und hölzern war, vermittelſt göttlicher Gnade nicht ohne Frucht abgehen ließ.

Ich hatte nicht allein Alles, was ein Chriſt wiſſen ſoll, in gedachten drei Wochen gefaßt, ſondern auch eine ſolche Liebe zu dieſem Unterrichte gewonnen, daß ich des Nachts nicht davor ſchlafen konnte. Gleichwol aber iſt die pure Einfalt, gegen andere Menſchen zu rechnen, noch immerzu bei mir verblieben, daher denn der Einſiedel, der ſo wenig wie ich meinen rechten Namen gewußt, mich auch ferner nur Simplicius genannt hat.

Mit hin lernte ich auch beten, und als er meinem ſteifen Vorſatze, bei ihm zu bleiben, zu genügen beſchloſſen hatte, bauten wir für mich eine Hutte, gleich der ſeinigen, von Holz, Reiſern und Erde, ſo wie die Musketier im Feld ihre Zelter, oder beſſer zu ſagen, die Bauern an theils Orten ihre Rübenlöcher haben und zwar ſo niedrig, daß ich kaum aufrecht darin ſitzen konnte. Mein Bett war von dürrem Laub und Gras, ſo groß als die Hütte ſelbſt und ich weiß alſo nicht, ob ich dergleichen Wohnung oder Höhle eine bedeckte Lagerſtatt oder eine Hütte nennen ſoll.

10.

Als ich das Erſtemal den Einſiedel in der Bibel leſen ſah, konnte ich mir nicht einbilden, mit wem er doch ſolch heimlich und, meinem Bedünken nach, ſehr ernſtlich Geſpräch haben müßte. Ich ſah wohl die Bewegung ſeiner Lippen, hingegen aber Niemand, der mit ihm redete, und ob ich zwar nichts vom Leſen und Schreiben gewußt, ſo merkte ich doch an ſeinen Augen, daß er es mit etwas in ſelbigem Buch zu thun hatte. Ich gab Achtung auf das Buch, und nachdem er es beigelegt, machte ich mich dahinter, ſchlug's auf und bekam im erſten Griff das erſte Kapitel Hiobs und die davorſtehende Figur, ſo ein feiner und ſchön illuminirter Holzſchnitt war, in die Augen. Ich fragte die Bilder ſeltſame Sachen, weil mir aber keine Antwort widerfahren wollte, wurde ich ungeduldig und ſagte eben, als der Einſiedel hinter mich ſchlich: „Ihr kleinen Hudler, habt ihr denn keine Mäuler mehr? habt ihr nicht allererſt mit meinem Vater“ — denn alſo mußte ich den Einſiedel nennen — „lang genug ſchwatzen können? Ich ſehe wol, daß ihr auch dem armen Knan ſeine Schaafe heimtreibt und das Haus angezündet habt. Halt, halt! ich will dies Feuer noch wol löſchen.“ Damit ſtund ich auf, um Waſſer zu holen, weil mich die Noth vorhanden zu ſein bedünkte. „Wohin, Simplicius?“ fragte der Einſiedel, den ich hinter mir nicht wußte. „Ei, Vater!“ ſagte ich, „das ſind auch Krieger, die haben Schaafe und wollen s' wegtreiben, ſie haben s' dem armen Manne genommen, mit dem du erſt geredet haſt. So brennt ſein Haus auch ſchon lichterlohe, und wenn ich nicht bald löſche, wird's verbrennen. Mit dieſen Worten zeigte ich ihm mit dem Finger, was ich ſahe. „Bleib nur“, ſprach der Einſiedel, „es iſt noch keine Gefahr vorhanden.“ Ich antwortete, meiner Höflichkeit nach: „Biſt du denn blind, wehre du, daß ſie die Schaafe nicht forttreiben, ſo will ich Waſſer holen!“ „Ei,“ ſagte der Einſiedel, „dieſe Bilder leben nicht, ſie ſind nur gemacht, uns vorlängſt geſchehene Dinge vor Augen zu ſtellen.“ Ich antwortete: „Du haſt ja erſt mit ihnen geredet, warum ſollten ſie denn nicht leben?“

Der Einſiedel mußte wider ſeinen Willen und Gewohnheit lachen und ſagte: „Liebes Kind, dieſe Bilder können nicht reden, was aber ihr Thun und Weſen ſei, kann ich aus dieſen ſchwarzen Linien ſehen, welches man Leſen nennt, und wenn ich dergeſtalt leſe, ſo hältſt du dafür, ich rede mit den Bildern, ſo aber nicht iſt.“ Ich antwortete: „wenn ich ein Menſch bin, wie du, ſo müßte ich auch an den ſchwarzen Zeilen ſehen können, was du kannſt; wie ſoll ich mich in dein Geſpräch richten? Lieber Vater! berichte mich doch eigentlich, wie ich die Sache verſtehen ſoll?“ Darauf ſagte er: „Nun wolan, mein Sohn! ich will dich lehren, daß du ſowohl als ich mit dieſen Bildern wirſt reden können; allein es wird Zeit brauchen, in welcher ich gewiß Geduld und du Fleiß anzulegen haſt. Demnach ſchrieb er mir ein Alphabet auf birkene Rinden, nach dem Druck gebildet, und als ich die Buchſtaben kannte, lernte ich buchſtabiren, folgends leſen und endlich beſſer ſchreiben als es der Einſiedel ſelbſt konnte, weil ich Alles dem Druck nachmalte.

11.

Zwei Jahre ungefähr, nämlich bis der Einſiedel geſtorben war, und etwas länger als ein halbes Jahr nach deſſen Tode, bin ich in dieſem Walde verblieben, weswegen ich für gut anſehe, dem curioſen Leſer, der oft auch das Geringſte wiſſen will, unſer Thun, Handel und Wandel, und wie wir unſer Leben durchgebracht, zu erzählen.

Unſere Speiſe war allerhand Gartengewächs, Rüben, Kraut, Bohnen, Erbſen und dergleichen, wir verſchmäheten auch keine Bucheckern, wilden Aepfel, Birnen, Kirſchen, ja die Eicheln machte uns der Hunger oft angenehm. Das Brod, oder beſſer zu ſagen, unſere Kuchen buken wir in heißer Aſche, aus zerſtoßenem welſchen Korn, im Winter fingen wir Vögel mit Sprenkeln und Stricken; im Frühling und Sommer aber beſcheerte uns Gott Junge aus den Neſtern. Wir behalfen uns oft mit Schnecken und Fröſchen. So war uns auch das Fiſchen mit Reuſen und Angeln nicht zuwider, indem unweit von unſerer Wohnung ein fiſch- und krebsreicher Bach hinfloß, was Alles unſer grob Gemüs hinunter helfen mußte. Wir hatten einſt ein junges wildes Schweinlein aufgefangen, welches wir in einem Pferch verſperrt, mit Eicheln und Buchen auferzogen, mäſteten und endlich verzehrten, weil mein Einſiedel wußte, daß es keine Sünde ſei, zu genießen, was Gott dem ganzen menſchlichen Geſchlechte zu ſolchem Ende erſchaffen hat.

Salz brauchten wir wenig und von Gewürz gar nichts, denn wir durften die Luſt zum Trunk nicht erwecken, weil wir keinen Keller hatten. Die Nothdurft an Salz gab uns ein Pfarrer, der ungefähr drei Meilen Weges von uns wohnte und von dem ich noch viel zu ſagen habe. Unſern Hausrath betreffend, deſſen war genug vorhanden. Wir hatten eine Schaufel, eine Haue, eine Axt, ein Beil und einen eiſernen Hafen zum Kochen, was aber nicht unſer eigen, ſondern von obgemeldetem Pfarrer entlehnt war. Jeder hatte ein abgenutztes, ſtumpfes Meſſer, unſer einziges Eigenthum. Wir bedurften weder Schüſſeln, Teller, Löffel, Gabeln, Keſſel, Pfannen, Roſt, Bratſpies, Salzbüchſe, noch ander Tiſch- und Küchengeſchirr, denn unſer Hafen war zugleich unſere Schüſſel, und unſere Hände waren auch unſere Gabeln und Löffel. Wollten wir trinken, ſo geſchah es durch ein Rohr aus dem Brunnen, oder wir hingen den Mund hinein, wie Gideons Kriegsleute. Von allerhand Gewand, Wollen, Seiden, Baumwollen und Leinen, beides zu Betten, Tiſchen und Tapezereien hatten wir nichts, als was wir auf dem Leibe trugen, weil wir genug zu haben ſchätzten, wenn wir uns vor Regen und Froſt beſchützen konnten. Sonſt hielten wir in unſerer Haushaltung keine gewiſſe Regel oder Ordnung, außer an Sonn- und Feiertagen, an welchen wir ſchon um Mitternacht auszugehen anfingen, damit wir früh genug, ohne männigliches Vermerken, in die etwas vom Dorfe abgelegene Kirche unſeres Pfarrherrn kommen und den

Gottesdienſt abwarten konnten. In derſelben verfügten wir uns auf die zerbrochene Orgel, von wannen wir ſowol auf den Altar, als zu der Kanzel ſehen konnten. Als ich das erſte Mal den Pfarrer darauf ſteigen ſah, fragte ich meinen Einſiedel: was er doch in dem großen Zuber machen wollte? Nach verrichtetem Gottesdienſte gingen wir eben ſo verſtohlen wieder heim, als wir hinkommen waren, und ſo wie wir mit müdem Leib und Füßen unſere Wohnung erreicht hatten, aßen wir mit guten Zähnen übel, und verbrachte der Einſiedel dann die übrige Zeit mit Beten und mich in gottſeligen Dingen zu unterrichten.

An den Werktagen thaten wir, was am Nöthigſten zu thun war, je nachdem ſich's fügte und die Zeit des Jahres und unſere Gelegenheit es erforderte. Einmal arbeiteten wir im Garten, ein andermal ſuchten wir den feiſten Grund an ſchattigen Orten und aus hohlen Bäumen zuſammen, unſern Garten anſtatt der Dung damit zu beſſern, bald flochten wir Körbe oder Fiſchreuſen, oder machten Brennholz, fiſchten, oder thaten je ſo etwas wider den Müßiggang. Und unter allen dieſen Geſchäften ließ der Einſiedel nicht ab, mich in allem Guten getreulichſt zu unterweiſen. Ich lernte mittlerweile in ſolch hartem Leben Hunger, Durſt, Hitze, Kälte und große Arbeit überſtehen, auch Gott erkennen und, was das vornehmſte war, wie man ihm rechtſchaffen dienen ſollte. Ein Mehreres wollte mich mein getreuer Einſiedel nicht wiſſen laſſen, weil er dafür hielt, es ſei einem Chriſten genug, zu ſeinem Ziel und Zweck zu gelangen, wenn er nur fleißig bete und arbeite. Daher iſt es kommen, ob zwar ich in geiſtlichen Dingen ziemlich berichtet wurde, mein Chriſtenthum wol verſtund, und die deutſche Sprache vortrefflich redete, daß ich dennoch der Einfältigſte verblieb.

12.

Ich hatte mich nun aber alſo mit der Zeit an das harte eremitiſche Leben kaum gewöhnt, als mein beſter Freund auf Erden ſeine Haue nahm, mir die Schaufel gab und mich, ſeiner täglichen Gewohnheit nach, an der Hand in unſern Garten führte, wo wir unſer Gebet zu verrichten pflegten. „Nun, Simplici, liebes Kind!“ ſagte er, „dieweil, Gottlob! die Zeit vorhanden, daß ich aus dieſer Welt ſcheiden, die Schuld der Natur bezahlen und dich hinter mir verlaſſen ſoll, zumal deines Lebens künftige Begebniſſe beiläufig ſehe und wol weiß, daß du in dieſer Einöde nicht lange verharren wirſt, ſo habe ich dich auf dem angetretenen Wege der Tugend ſtärken und dir einige Lehren zum Unterricht geben wollen, vermittelſt deren du, als nach einer unfehlbaren Richtſchnur, zur Seligkeit zu gelangen, dein Leben anſtellen ſollſt, damit du mit den heiligen Auserwählten gewürdigt werdeſt, das Angeſicht Gottes in jenem Leben ewiglich anzuſchauen.

Dieſe mir ganz unerträglichen Worte ſetzten meine Augen in Waſſer und ich ſagte: „Herzliebſter Vater! willſt du mich denn allein in dieſem wilden Walde verlaſſen? ſoll denn . . . .?“ mehr vermochte ich nicht herauszubringen, denn meines Herzens Qual ward aus überflüſſiger Liebe, die ich zu meinem getreuen Vater trug, alſo heftig, daß ich gleichſam wie todt zu ſeinen Füßen niederſank. Er hingegen richtete mich wieder auf, tröſtete mich, ſo gut es Zeit und Gelegenheit zuließ, und verwies mir gleichſam fragend meinen Fehler: ob ich nämlich der Ordnung des Allerhöchſten widerſtreben wollte? „Weißt du nicht,“ ſagte er weiter, „daß dies weder Himmel noch Hölle zu thun vermögen? Nicht alſo, mein Sohn, was unterſtehſt du dich, meinem ſchwachen, nach der Ruhe begierigen Leibe aufzubürden? Meinſt du mich zu nöthigen, länger in dieſem Jammerthale zu leben? Ach, nein, mein Sohn! laß mich fahren, ſintemal du mich ohnedies weder mit Heulen und Weinen, und noch vielweniger mit meinem Willen zwingen wirſt, ferner in dieſem Elende zu verharren, aus dem ich durch Gottes ausdrücklichen Befehl gerufen werde. Anſtatt dein unnützes Geſchrei zu erheben, folge meinen letzten Worten, welche ſind: daß du dich je länger je mehr ſelbſt erkennen ſollſt. Und wenn du gleich ſo alt als Methuſalem würdeſt, ſo laß ſolche Uebung nicht aus dem Herzen, denn daß die meiſten Menſchen verdammt werden, iſt die Urſache, daß ſie nicht gewuſt haben, was ſie geweſen, und was ſie werden können oder werden müſſen.“ Weiter rieth er mir getreulich: ich ſollte mich jederzeit vor böſer Geſellſchaft hüten, deren Schädlichkeit unausſprechlich wäre. Er gab mir deſſen ein Beiſpiel und ſagte: „Wenn du einen Tropfen Malvaſier in ein Geſchirr voll Eſſig ſchütteſt, ſo wird er alsbald zu Eſſig, wirſt du aber ſo viel Eſſig in Malvaſier gießen, ſo wird er auch unter dem Malvaſier hingehen. Liebſter Sohn!“ fuhr er fort, „vor allen Dingen bleibe ſtandhaft, denn, wer verharret bis an's Ende, der wird ſelig. Geſchieht es aber wider mein Verhoffen, daß du aus menſchlicher Schwachheit fällſt, ſo ſtehe durch eine rechtſchaffene Buße geſchwind wieder auf.“

Der ſorgfältige fromme Mann hielt mir allein dies Wenige vor, nicht zwar, als hätte er nichts Mehreres gewußt, ſondern weil ich ihn, erſtlich meiner Jugend wegen, nicht fähig genug zu ſein bedünkte, mehr in ſolchem Zuſtande zu faſſen, und dann, weil wenig Worte beſſer als ein langes Geplauder im Gedächtniß zu behalten ſind, und wenn ſie anders Saft und Nachdruck haben, durch das Nachdenken größern Nutzen ſchaffen, als eine lange Predigt, die man ausdrücklich verſtanden hat und bald wieder zu vergeſſen pflegt.

Dieſe drei Stücke: ſich ſelbſt erkennen, böſe Geſellſchaft meiden und beſtändig bleiben, hat der Einſiedel ohne Zweifel deswegen für gut und nöthig erachtet, weil er ſie ſelbſt ausgeübt und ihm dabei nichts mißlungen iſt; denn, nachdem er ſich ſelbſt erkannt, hat er nicht allein böſe Geſellſchaften, ſondern auch die ganze Welt geflohen, und iſt in ſolchem Vorſatze bis an das Ende verharrt, an welchem ohne Zweifel die Seligkeit hängt.

Nachdem er mir nun obige Lehren gegeben, hat er mit ſeiner Reuthaue angefangen, ſein eignes Grab zu machen. Ich half ſo gut ich konnte, wie er mir befahl, und bildete mir doch nicht ein, worauf es angeſehen war. Indeſſen ſagte er: Mein lieber und wahrer einiger Sohn, denn ich habe ſonſt keine Kreatur als dich zu Ehren unſeres Schöpfers erzeugt, wann meine Seele an ihren Ort gangen iſt, ſo leiſte meinem Leibe deine Schuldigkeit und die letzte Ehre, und ſcharre mich mit derſelben Erde wieder zu, die wir jetzt aus dieſer Grube gegraben haben. Darauf nahm er mich in ſeine Arme, und drückte mich küſſend viel härter an ſeine Bruſt, als einem Manne, wie er zu ſein ſchien, hätte möglich ſein können. Liebes Kind! ſagte er, ich befehle dich in Gottes Schutz, und ſterbe um deſto fröhlicher, weil ich hoffe, er werde Dich darin aufnehmen.

Ich konnte nichts anderes als klagen und heulen, hing mich an ſeine Ketten, die er am Halſe trug, und meinte ihn damit zu halten, daß er mir nicht entgehen ſollte. Er aber ſagte: Mein Sohn, laß mich, damit ich ſehe, ob mir das Grab lang genug ſei, legte die Ketten ſammt dem Oberrock ab, und begab ſich in das Grab, gleichſam wie einer, der ſich ſonſt ſchlafen legen will, ſprechend: Ach, großer Gott! nun nimm wieder hin die Seele, die du mir gegeben. Herr! in deine Hände befehle ich meinen Geiſt. Hierauf ſchloß er ſeine Lippen und Augen ſänftiglich; ich aber ſtund da wie ein Stockfiſch, und meinte nicht, daß ſeine liebe Seele den

Leib gar verlaſſen haben ſollte, weil ich ihn öfters in dergleichen Verzückungen geſehen hatte.

Ich verharrte, wie meine Gewohnheit in dergleichen Begebenheiten war, etliche Stunden neben dem Grabe im Gebet. Als ſich aber mein allerliebſter Einſiedel nicht mehr aufrichten wollte, ſtieg ich zu ihm ins Grab hinunter und fing an, ihn zu ſchütteln, zu küſſen und zu liebeln. Aber da war kein Leben mehr, weil der grimmige unerbittliche Tod den armen Simpliciſſimus ſeiner holden Geſellſchaft beraubt hatte. Ich begoß, oder beſſer zu ſagen, ich balſamirte den entſeelten Körper mit meinen Zähren, und nachdem ich lange mit jämmerlichem Geſchrei hin- und hergelaufen war, fing ich an, ihn mit mehr Seufzern als Schaufeln voller Erde zuzuſcharren, und wenn ich kaum ſein Angeſicht zugedeckt hatte, ſtieg ich wieder hinunter und entblöſte es wieder, damit ich's noch einmal ſehen und küſſen möchte. Solches trieb ich den ganzen Tag, bis ich fertig worden war und auf dieſe Weiſe das Begräbniß allein geendet hatte, weil ohnedies weder Sarg, Decke, Lichter noch Geleitsleute, und auch keine Cleriſei vorhanden geweſen, die den Todten beſungen hätte.

13.

Ueber etliche Tage nach des Einſiedels Ableiben verfügte ich mich zu vorgenanntem Pfarrer, offenbarte ihm meines Herrn Tod und begehrte danächſt von ihm Rath, wie ich mich bei ſo geſtellter Sache verhalten ſollte? Unangeſehen er mir nun ſtark widerrieth, länger im Walde zu bleiben, ſo bin ich doch tapfer in meines Vorgängers Fußtapfen getreten und habe den ganzen Sommer hindurch gethan, was ein frommer Einſiedel thun ſoll. Aber gleichwie die Zeit Alles ändert, alſo ringerte ſich auch nach und nach das Leid, ſo ich um meinen Einſiedel trug, und die Winterkälte löſchte die innerliche Hitze meines ſteifen Vorſatzes zugleich aus. Jemehr ich anfing zu wanken, je träger ward ich in meinem Gebete, weil ich, anſtatt göttliche und himmliſche Dinge zu betrachten, mich die Begierde, die Welt zu beſchauen, überherrſchen ließ, und als ich nun dergeſtalt nichts nutz wurde, im Walde länger gut zu thun, gedachte ich wieder zu dem Pfarrer zu gehen, um zu vernehmen, ob er mir noch wie zuvor aus dem Walde rathen wollte? Zu dem Ende machte ich mich ſeinem Dorfe zu, doch als ich hinkam, fand ich's in voller Flamme ſtehen, weil eine Partie Reiter es eben ausgeplündert und angezündet, und die Bauern theils niedergemacht, theils verjagt, und etliche, darunter auch der Pfarrer ſelbſt war, gefangen hatten. Die Reiter waren eben wegfertig, und führten den Pfarrer an dem Strick daher. Unterſchiedliche ſchrieen: „Schießt den Schelm nieder!" Andere wollten Geld von ihm haben; er aber hob die Hände auf und bat, um des jüngſten Gerichtes willen, wiewol umſonſt, um Schonung und chriſtliche Barmherzigkeit; denn einer ritt ihn übern Haufen, und verſetzte ihm zugleich eins an den Kopf, davon er alle Viere von ſich ſtreckte und Gott ſeine Seele befahl. Den übrigen gefangenen Bauern ging es nicht beſſer.

Da es nun ſah, als ob dieſe Reiter in ihrer wilden Grauſamkeit ganz unſinnig worden wären, kam, als ob man in ein Wespenneſt geſtochen hätte, ein Schwarm bewehrter Bauern aus dem Walde. Die fingen an, ſo greulich zu ſchreien, ſo grimmig darein zu ſetzen und zu ſchießen, daß mir alle Haare gen Berge ſtunden, weil ich noch niemals bei dergleichen Raufereien geweſen war. Davon riſſen die Reiter aus, und ließen nicht allein das eroberte Rindvieh zurück, ſondern warfen auch Sack und Pack von ſich und ſchlugen alſo ihre ganze Beute in Wind, damit ſie nicht ſelbſt den Bauern zur Beute würden, doch kam denſelben gleichwol ein Theil in die Hände.

Dieſe Kurzweile benahm mir beinah die Luſt, die Welt zu beſchauen, denn ich dachte, wenn es darin ſo hergeht, ſo iſt die Wildniß weit anmuthiger. Ich wollte zwar auch hören, was der Pfarrer dazu ſagte, der wegen empfangener Wunden und Stöße ganz matt, ſchwach und kraftlos war. Doch der hielt mir vor, daß er mir weder zu helfen noch zu rathen wiſſe, weil er dermalen ſelbſt in einen Zuſtand gerathen wäre, in welchem er beſorglich das Brod am Bettelſtabe ſuchen müßte, und wenngleich ich noch länger im Walde verbleiben würde, ſo hätte ich mich ſeiner Hülfeleiſtung nicht zu getröſten, inſofern, wie ich vor Augen ſähe, beides, ſeine Kirche und ſein Pfarrhof in Feuer ſtünde.

Hierauf verfügte ich mich ganz traurig gegen den Wald zu meiner Wohnung, und wie ich denn auf dieſer Reiſe ſehr wenig getröſtet, hingegen viel andächtiger worden war, ſo beſchloß ich bei mir, die Wildniß nimmermehr zu verlaſſen, ja, ich dachte ſchon nach, ob es nicht möglich wäre, daß ich ohne Salz, das mir bisher der Pfarrer mitgetheilt hatte, leben, und alſo aller Menſchen entbehren könnte.

14.

Damit ich dieſem meinem Entſchluſſe nachkommen und ein rechter Waldbruder ſein möchte, zog ich meines Einſiedlers hinterlaſſenes härenes Hemd an und gürtete ſeine Kette darüber; nicht zwar, als hätte ich ſie bedurft, mein unbändig Fleiſch zu mortifiziren, ſondern damit ich meinem Vorfahren ſowol im Leben als in der Kleidung gleichen, mich auch deſto beſſer vor der rauhen Winterkälte beſchützen möchte.

Den andern Tag, nachdem jenes Dorf geplündert und verbrannt worden, als ich eben in meiner Hütte ſaß, und neben dem Gebet zugleich, zu meinem Unterhalte, gelbe Rüben im Feuer briet, umringten mich bei vierzig oder funfzig Musketiere, die zwar ob der Seltenheit meiner Perſon erſtaunten, jedoch meine Hütte durchſtürmten, und ſuchten, was da nicht zu finden war, denn ich hatte nichts als Bücher, die ſie mir durcheinander warfen, weil ſie ihnen nichts taugten.

Endlich, als ſie mich beſſer betrachteten, und an meinen Federn ſahen, was für einen Vogel ſie gefangen hätten, konnten ſie leicht die Rechnung machen, daß bei mir ſchlechte Beute zu hoffen ſei. Demnach verwunderten ſie ſich über mein hartes Leben, und hatten mit meiner zarten Jugend ein groß Mitleiden, ſonderlich der Offizier, der ſie befehligte. Ja, er ehrte mich und begehrte gleichſam bittend, ich möchte ihm und den Seinigen den Weg aus dem Walde weiſen, in welchem ſie ſchon lange in der Irre herumgegangen wären. Ich weigerte mich ganz und gar nicht, führte ſie auf dem nächſten Wege dem Dorfe zu, wo der Pfarrer ſo übel behandelt worden war, weil ich ſonſt keinen anderen Weg wußte.

Ehe wir aber vor den Wald kamen, ſahen wir ohngefähr zehn Bauern, deren ein Theil mit Feuerröhren bewehrt, und der übrige beſchäftigt war, etwas einzugraben. Die Musketiere gingen auf ſie los und ſchrieen. „halt! halt!" jene aber antworteten mit Röhren, und wie ſie ſich von den Soldaten übermannt ſahen, gingen ſie ſchnell durch, alſo daß die müden Musketiere keinen von ihnen ereilen konnten. Deswegen wollten ſie wieder herausgraben, was die Bauern eingeſcharrt, und es ſchickte ſich deſto beſſer, weil dieſe die dazu gebrauchten Hauen und Schaufeln liegen gelaſſen hatten. Sie mochten indeſſen erſt einige Streiche gethan haben, da hörten ſie eine Stimme von unten herauf, die ſagte: „O, ihr leichtfertigen Schelme! Ihr Erzböſewichter! Vermeint ihr, daß der Himmel eure unchriſtliche Grauſamkeit und Bubenſtücke ungeſtraft hingehen laſſen werde! Nein, es lebt noch manch redlicher Kerl, der euch eure Unmenſchlichkeit vollauf vergelten ſoll!“ Hierüber ſahen die Soldaten einander an, weil ſie nicht wußten, was ſie thun ſollten. Etliche meinten, ſie hörten ein Geſpenſt; ich aber dachte, es träume mir. Ihr Offizier hieß tapfer zugraben. Sie kamen gleich auf ein Faß, ſchlugen's auf, und fanden einen Kerl darin, der weder Naſe noch Ohren mehr hatte, und gleichwol noch lebte. Sobald ſich derſelbe ein wenig ermunterte und vom Haufen etliche erkannte, erzählte er, wie die Bauern vorigen Tags, als einige ſeines Regiments auf Fütterung geweſen, ihrer ſechs gefangen bekommen, davon ſie erſt vor einer Stunde fünf, ſo hintereinander ſtehen müſſen, todt geſchoſſen, und weil die Kugel ihn, den ſechsten und letzten, nicht erlangt, indem ſie ſchon durch fünf Körper gedrungen, ihm Naſe und Ohren abgeſchnitten hätten. Als er ſich nun von dem ehr- und gottvergeſſenen Schelmen ſogar geſchmäht geſehen, hätte er ihnen, wiewol ſie ihn mit dem Leben davon laſſen wollen, die allerunnützeſten Worte gegeben, die er erdenken mögen, und ſie alle bei ihren rechten Namen genannt, der Hoffnung, es würde ihm einer aus Ungeduld eine Kugel ſchenken, aber vergebens; ſondern, nachdem er ſie auf das Höchſte erbittert, hätten ſie ihn in gegenwärtiges Faß geſteckt und alſo lebendig begraben, ſprechend: „Weil er des Todes ſo eifrig begehre, wollten ſie ihm hierin nicht willfahren.“

Indem dieſer ſeinen überſtandenen Jammer alſo klagte, kam eine andere Partei Soldaten zu Fuß überzwerch den Wald herauf, die hatten obgedachte Bauern angetroffen, fünf davon gefangen bekommen, und die übrigen todt geſchoſſen. Unter den Gefangenen waren vier, die den Reiter am ärgſten gemißhandelt, und nur der fünfte hatte deſſen lebendiges Begräbniß nicht gebilligt. Als nun beide Parteien aus dem gegenſeitigen Anſchreien erkannten, einerlei Volk zu ſein, traten ſie zuſammen und vernahmen wiederum vom Reiter ſelbſt, was ſich mit ihm und ſeinen Kameraden zugetragen. Da ſollte man ſeine blauen Wunder geſehen haben, wie die Bauern gedrillt und auf das unfläthigſte behandelt wurden. Etliche wollten ſie gleich in der erſten Furie todt ſchießen; Andere aber ſagten: nein! man muß die leichtfertigen Vögel zuvor rechtſchaffen quälen, und ihnen eintränken, was ſie an dieſem Reiter verdient haben. Indeſſen bekamen ſie mit den Musketen ſo treffliche Rippenſtöße, daß ſie hätten Blut ſpeien mögen. Einer führte den fünften Bauer, den der Reiter den minder Schuldigen nannte, etwas abſeits, und ſagte zu ihm: „Wenn du Gott und alle ſeine Heiligen verläugnen willſt, ſo werde ich dich laufen laſſen, wohin du begehrſt.“ Hierauf antwortete der Bauer: Er hätte ſein Lebtage nichts auf die Heiligen gehalten, und auch bisher noch geringe Kundſchaft mit Gott ſelbſt gehabt, und ſchwur feierlichſt: daß er Gott nicht kenne und kein Theil an ſeinem Reiche zu haben begehre. Der Soldat jedoch jagte ihm eine Kugel an die Stirne, von der ſie abprallte, wie von einem ſtählernen Berge, zuckte ſeine Plaute mit den Worten: Ich habe verſprochen, dich laufen zu laſſen, wohin du begehrſt; ſiehe! ſo ſchicke ich dich nun in'sölliſche Reich, wenn du nicht in Himmel willſt, und ſpaltete ihm damit den Kopf bis auf die Zähne von einander, hinzufügend, als er ihn todt hinfallen ſah: So muß man ſich rächen und dieſe böſen Schelme zeitlich und ewig ſtrafen.

Indeſſen hatten die anderen Soldaten die übrigen vier Bauern auch unter den Händen, banden ſie an Händen und Füßen, und ſchickten ſich an, wie es mir ſchien, ihnen Gleiches mit Gleichem zu vergelten.

Ich ſah jedoch den endlichen Ausgang der Dinge nicht mit Augen an, denn da die zweite Partei den weiteren Weg wol wußte, ſo ließen mich meine Gebieter wieder nach meiner Hütte gehen, und es ſcholl mir das laute Geſchrei der Bauern nur noch aus der weiten Ferne nach.

15.

Als ich wieder heim kam, fand ich, daß mein Feuerzeug und ganzer Hausrath, ſammt allem Vorrath an den armſeligen Speiſen, die ich den Sommer hindurch in meinem Garten erzogen und auf den künftigen Winter für meinen Mund erſpart hatte, miteinander fort war. Wo nun hinaus? dachte ich. Damals lehrte mich die Noth erſt recht beten! Ich gebot all meinen wenigen Witz zuſammen, zu berathſchlagen: was mir zu thun oder zu laſſen ſein möchte? Gleichwie aber meine Erfahrenheit ſchlecht und gering war, alſo konnte ich auch nichts rechtſchaffenes beſchließen. Das Beſte war, daß ich mich Gott befahl und mein Vertrauen allein auf ihn zu ſetzen wußte, ſonſt hätte ich gewiß verzweifeln und zu Grunde gehen müſſen. Ueberdies lagen mir die Sachen, ſo ich denſelben Tag gehört und geſehen hatte, ohne Unterlaß im Sinn. Ich dachte nicht ſo viel der Speiſe und meiner Erhaltung nach, als der natürlichen Abneigung, die zwiſchen Soldaten und Bauern beſteht. Doch konnte meine Albernheit nichts erſinnen, als daß ich ſchloß, es müßten unfehlbar zweierlei Menſchen in der Welt ſein, da nicht einerlei Geſchlechts von Adam her, ſondern wilde und zahme wären, wie andere unvernünftige Thiere, weil ſie einander ſo grauſam verfolgten.

In ſolchen Gedanken entſchlief ich vor Unmuth und Kälte mit einem hungrigen Magen. Da dünkte mich, gleichwie in einem Traume, als ob ſich alle Bäume, die um meine Wohnung ſtunden, jähling veränderten und ein ganz ander Anſehen gewönnen. Auf jedem Gipfel ſaß ein Kavalier und alle Aeſte wurden anſtatt der Blätter mit allerhand Kerlen geziert. Von ſolchen hatten etliche lange Spieße, andere Musketen, kurze Gewehre, Partiſanen, Fähnlein, auch Trommeln und Pfeifen. Dies war luſtig anzuſehen, weil Alles ſo ordentlich und ſein gradweis ſich auseinander theilte. Die Wurzel aber war von ungültigen Leuten, als Handwerkern, Tagelöhnern, mehrentheils Bauern und dergleichen, welche nichts deſtoweniger dem Baume ſeine Kraft verliehen und von neuem mittheilten, wenn er ſie zu Zeiten verlor. Ja, ſie erſetzten den Mangel der abgefallenen Blätter aus den Ihrigen, zu ihrem eigenen noch größeren Verderben. Daneben ſeufzten ſie über die ſo auf dem Baume ſaßen, und zwar nicht unbillig, denn die ganze Laſt des Baumes lag auf ihnen und drückte ſo dermaßen, daß ihnen alles Geld aus den Beuteln, ja hinter ſieben Schlöſſern hervorging; wenn es aber nicht hervor wollte, ſo ſtriegelten die Commiſſarien ſie mit Beſen, die man militäriſche Execution nannte, daß ihnen die Seufzer aus dem Herzen, die Thränen aus den Augen, das Blut aus den Nägeln, und das Mark aus den Beinen herausging. Dennoch waren noch Leute unter ihnen, die bekümmerten ſich wenig, nahmen Alles auf die leichte Achſel, und hatten in ihrem Kreuze anſtatt des Troſtes allerhand Geſpei.

Alſo mußten ſich die Wurzeln dieſer Bäume in lauter Mühſeligkeit und Jammer, die Landsknechte auf den unterſten Aeſten aber in viel größerer Mühe, Arbeit und Ungemach gedulden und durchbringen. Doch waren dieſe jeweils luſtiger als jene, wenn auch daneben trotzig, tyranniſch, mehrentheils gottlos und der Wurzel jederzeit eine ſchwere unerträgliche Laſt.

Ihr ganzes Thun und Weſen war: Freſſen und Saufen, Hunger und Durſt leiden, raſſeln und ſpielen, morden und wieder ermordet werden, ängſtigen und wieder geängſtiget werden, rauben und wieder beraubt werden, Jammer anſtellen und wieder jämmerlich leiden, kurz, nur verderben und beſchädigen, und hinwieder verderbt und beſchädigt werden. Woran ſie ſich weder Hitze noch Kälte, weder Regen noch Wind, weder Berg noch Thal, weder Waſſer noch Feuer, weder Gräben noch Wälle, weder Eltern noch Geſchwiſter, weder Gefahr ihrer eignen Leiber, Seelen und Gewiſſen, ja weder Verluſt des Lebens und des Himmels, noch ſonſt ein ander Ding, wie das Namen haben mag, hinderlich ſein ließen. Sie weberten im Gegentheil immer emſig in ihren Werken fort, bis ſie endlich nach und nach in Schlachten, Belagerungen, Stürmen, Feldzügen und in den Quartieren ſelbſt, die doch der Soldaten irdiſche Paradieſe ſind, ſonderlich wenn ſie fette Bauern antreffen, umkamen, ſtarben und verdarben, bis auf wenige, die in ihrem Alter, wenn ſie nicht wacker geſchunden und geſtohlen hatten, die allerbeſten Bettler und Landſtürzer abgaben. Zunächſt über dieſen mühſeligen Leuten ſaßen ſo alte Hühnerfänger, die ſich etliche Jahre mit höchſter Gefahr auf den unterſten Aeſten beholfen, durchgebiſſen und das Glück gehabt hatten, dem Tode bis dahin zu entlaufen. Dieſe ſahen ernſthaft und etwas reputirlicher aus, als die unterſten, weil ſie um einen Grad hinaufgeſtiegen waren. Aber über ihnen befanden ſich noch höhere, welche auch höhere Einbildungen hatten, und den unterſten geboten. Dieſe nannte man Wammsklopfer, weil ſie den Pikeniren mit ihren Prügeln den Rücken ſowol als den Kopf abzufegen, und den Musketieren Baumöl zu geben pflegten, ihre Gewehre damit zu ſchmieren.

Ueber dieſen hatte des Baumes Stamm einen Abſatz oder Unterſchied, welches ein glattes Stück war ohne Aeſte, mit wunderbaren Materialien und ſeltſamer Seife der Mißgunſt geſchmiert, alſo daß ſelten einmal ein Kerl, er ſei denn vom Adel, durch Mannheit, Geſchicklichkeit, Wiſſenſchaft oder abſonderliches Glück hinaufſteigen konnte, Gott gebe, wie er auch kletterte, denn es war glätter polirt als eine marmorne Säule oder ſtählerner Spiegel. Ueber dem Orte ſaßen die mit den Fähnlein, davon waren theils Junge, theils bei ziemlichen Jahren. Die Jungen hatten ihre Vettern hinaufgehoben; die Alten aber waren zum Theil von ſich ſelbſt hinaufgeſtiegen, entweder auf einer ſilbernen Leiter, oder ſonſt auf einem Stege, den ihnen das Glück aus Mangel anderer gelegt hatte. Beſſer oben ſaßen noch höhere, die auch ihre Mühe, Sorge und Anfechtung hatten. Die genoſſen aber den Vortheil, daß ſie ihre Beutel mit dem Specke ſpicken konnten, den ſie mit einem von ihnen Brandſchatzung genannten Meſſer, aus der Wurzel ſchnitten. Am thunlichſten und geſchickteſten fiel es ihnen, wenn ein Commiſſarius daher kam, und eine Wanne voll Geld über den Baum abſchüttete, ihn zu erquicken, daß ſie das Beſte von oben herab auffingen und den unterſten ſo viel als nichts zukommen ließen. Daher pflegten von den unterſten mehrere Hungers zu ſterben, als ihrer vom Feinde umkamen, welcher Gefahr miteinander die höchſten entübrigt zu ſein ſchienen. Daher war ein unaufhörlich Gegrabbel und Aufklettern an dieſem Baum, weil jeder gern an den oberſten glückſeligen Orten ſitzen wollte. Doch waren etliche faule liederliche Schlingel, die das Commißbrod zu eſſen nicht verdienten, ſich um eine Oberſtelle wenig bemühten und einen Weg wie den andern thun mußten, was ihre Schuldigkeit erforderte. Die Unterſten, was ehrgeizig war, hofften auf der Oberen Fall, damit ſie an ihrem Orte ſitzen möchten, und wenn es unter zehntauſenden Einem gerieth, daß er ſo weit gelangte, ſo geſchah das erſt in ihrem verdrießlichen Alter, da ſie beſſer hintern Ofen taugten, Aepfel zu braten, als im Felde vorm Feind zu liegen, ja, wenn ſchon Einer wolſtund und ſeine Sache rechtſchaffen verrichtete, ſo wurde er von Anderen geneidet, oder ſonſt durch einen unverſehenen unglücklichen Dunſt ſeines Amtes und Lebens beraubt. Nirgends hielt es härter, als an obgemeldetem glatten Orte, denn wer einen guten Feldwebel oder Serſchanten hatte, verlor ihn ungern, was geſchehen mußte, wenn man einen Fähndrich aus ihm gemacht hätte. Man nahm daher anſtatt der alten Soldaten viel lieber Kammerdiener, erwachſene Pagen, arme Edelleute, irgends Vettern und ſonſt Schmarotzer und Hungerleider, die denen, ſo etwas verdient hätten, das Brod vor dem Munde abſchnitten und Fähndriche wurden.

Indem ich nun auf dieſe Bäume ſah, davon das ganze Land voll ſtund, nahm ich mit einemmale wahr, daß ſie ſich bewegten und zuſammenſtießen. Da praſſelten die Kerle haufenweis herunter, Knall und Fall war eins, augenblicklich friſch und todt, in einem Hui verlor einer einen Arm, der andere ein Bein, der dritte den Kopf gar. Es däuchte mir aber am Ende, all die Bäume, die ich ſähe, wären nur ein Baum und auf deſſen Gipfel ſäße der Kriegsgott Mars und bedeckte mit des Baumes Aeſten ganz Europa. Wie ich dafür hielt, ſo hätte dieſer Baum die ganze Welt überſchatten können; weil er aber durch Neid und Haß, durch Argwohn und Mißgunſt, durch Hoffahrt, Hochmuth und Geiz, und andere dergleichen ſchöne Tugenden, gleichwie von ſcharfen Nordwinden angeweht wurde, ſchien er ganz dünn und durchſichtig zu ſein.

Von dem gewaltigen Geraſſel dieſer ſchädlichen Winde und Zerſtümmelung des Baumes ſelbſt, ward ich aus dem Schlaf erweckt und ſah mich nur allein in meiner

Hütte. Daher fing ich wieder an zu bedenken, was ich doch immermehr anfangen ſollte? Im Walde zu bleiben, war mir unmöglich, weil mir alles ſogar hinweggenommen worden, daß ich mich nicht mehr daſelbſt aufhalten konnte. Nichts war mehr übrig, als etliche Bücher, welche hin und her zerſtreut und durcheinander geworfen lagen. Als ich die mit weinenden Augen wieder auflas, und zugleich Gott inniglich anrufte, er wollte mich doch leiten und führen wohin ich ſollte, da fand ich von ungefähr ein Brieflein, das mein Einſiedel bei ſeinem Leben noch geſchrieben hatte, das lautete alſo: Lieber Simplici! wenn Du dies Brieflein findeſt, ſo gehe alsbald aus dem Walde, und errette Dich und den Pfarrer aus gegenwärtigen Nöthen, denn er hat mir viel Gutes gethan. Gott, den Du allweg vor Augen haben und zu dem Du fleißig beten ſollſt, wird Dich an einen Ort bringen, der Dir am bequemſten iſt. Allein verſäume ja nicht, ihm jederzeit dergeſtalt zu dienen, als wenn Du noch in meiner Gegenwart im Walde wäreſt. Bedenke und thue immerdar meine letzten Reden, ſo wirſt Du beſtehen Vale! —

Ich küßte dies Brieflein und des Einſiedels Grab zu vielen tauſendmalen, und machte mich auf, Menſchen zu ſuchen, bis ich deren finden möchte, ging alſo zwei Tage einen geraden Weg fort, und wo mich die Nacht begriff, ſuchte ich einen hohlen Baum zu meiner Herberge. Meine Zehrung war nichts anderes als Bucheckern, die ich unterwegs auflas; den dritten Tag aber kam ich unweit Gelnhauſen auf ein ziemlich eben Feld, da genoß ich gleichſam eines hochzeitlichen Mahles, denn es lag überall voller Garben auf der Ebene, welche die Bauern, weil ſie nach der namhaften Schlacht von Nördlingen verjagt worden waren, zu meinem Glücke nicht hatten einführen können. In deren einer machte ich mein Nachtlager, weil es grauſam kalt war, und ſättigte mich mit ausgeriebenem Waizen, desgleichen ich lange nicht genoſſen hatte.

16.

Da es tagte, fütterte ich mich wieder mit Waizen, begab mich zunächſt auf Gelnhauſen, und fand daſelbſt die Thore offen, welche zum Theil verbrannt und noch halb mit Miſt verſchanzt waren. Ich ging hinein, konnte aber keines lebendigen Menſchen gewahr werden. Hingegen lagen die Gaſſen hin und her mit todten überſtreut, deren etliche bis auf's Hemd ausgezogen waren. Dieſer jämmerliche Anblick entſetzte mich über die maßen, und meine Einfalt konnte nicht erſinnen, welch Unglück den Ort in einen ſolchen Zuſtand gebracht haben müßte. Unlängſt hernach erfuhr ich, daß die kaiſerlichen Völker einige weimariſche daſelbſt übertrumpelt hätten.

Kaum zwei Steinwürfe weit kam ich in die Stadt, als ich mich derſelben ſchon ſatt geſehen hatte. Deswegen kehrte ich um, ging durch die Aue neben hin, und kam auf eine gänge Landſtraße, die mich vor die herrliche Feſte Hanau trug. Sobald ich deren erſte Wache erſah, wollte ich durchgehen; aber mir kamen gleich zwei Musketiere auf den Leib, die mich anpackten und in ihre Wachtſtube führten.

Ich muß dem Leſer nur zuvor meinen damaligen Aufzug ſchildern, ehe ich ihm ſage, wie mir's weiter erging, denn meine Kleidung und Geberden waren durchaus ſeltſam, verwunderlich und widerwärtig, ſo daß mich der Gouverneur auch hat abmalen laſſen. Erſtlich waren meine Haare in dritthalb Jahren weder auf griechiſch, deutſch noch franzöſiſch abgeſchnitten, gekämmt, gekräuſelt oder gebüfft worden, ſondern ſtunden in ihrer natürlichen Verwirrung mit mehr als jährigem Staube, ſtatt des Haar-Plunders, Puders oder Pulvers, wie man das Narrenwerk nennt, durchſtreut, ſo zierlich auf meinem Kopfe, daß ich darunter mit meinem bleichgelben Angeſicht wie eine Schleiereule hervorſah, die knappen will, oder ſonſt auf eine Maus ſpannt. Und weil ich allezeit baarhäuptig zu gehen pflegte; meine Haare aber von Natur kraus waren, hatte es das Anſehen, als ob ich einen türkiſchen Bund aufgehabt hätte. Der übrige Anzug ſtimmte mit der Hauptzier überein, denn ich hatte meines Einſiedlers Rock an, wenn ich denſelben anders noch einen Rock nennen durfte, weil das erſte Gewand, daraus er geſchnitten worden, gänzlich verſchwunden, und nichts mehr davon übrig geblieben war, als die bloſe Form, die mehr als tauſend Stücklein allerhand farbiges, zuſammengeſetztes, oder durch vielfälti- Flicken aneinander genähtes Tuch noch vor Augen ſtellte. Ueber dieſem abgegangenen und doch zu vielen malen verbeſſerten Rock, trug ich das härne Hemde, anſtatt eines Schulterkleides, weil ich die Aermel ſtatt eines Paars Strümpfe brauchte, und zu ſolchem Ende abgetrennt hatte. Der ganze Leib war mit eiſernen Ketten hinten und vorn fein kreuzweis umgürtet, ſo daß es faſt eine Gattung mit denen abgab, ſo, von Türken gefangen, für ihre Freunde zu betteln im Lande umziehen. Meine Schuhe waren aus Holz geſchnitten, und die Schuhbändel aus Rinden von Lindenbäumen gewebt; die Füße ſelbſt aber ſahen ſo krebsroth aus, als wenn ich ein Paar Strümpfe von ſpaniſcher Leibfarbe angehabt, oder die Haut mit Fernambuk gefärbt hätte. Ich glaube, wenn mich damals ein Gaukler, Marktſchreier, oder Landfahrer gehabt, und für einen Samojeden oder Grönländer ausgegeben, er hätte manchen Narren angetroffen, der einen Kreuzer an mir verſehen. Ob nun zwar ein jeder Verſtändige aus meinem magern und ausgehungerten Anblick und vernachläſſigter Aufziehung unſchwer ſchließen konnte, daß ich aus keiner Garküche, oder aus Frauen-Zimmern, viel weniger von irgend eines großen Herrn Hofhaltung entlaufen ſei, ſo ward ich dennoch unter der Wacht ſtreng ausgeforſcht, und gleichwie ſich die Soldaten an mir vergafften, alſo betrachtete ich hingegen ihres Offiziers tollen Aufzug, dem ich Rede und Antwort geben mußte. Ich wußte nicht, ob er Sie oder Er wäre, denn er trug Haare und Bart auf franzöſiſch, zu beiden Seiten hatte er lange Zöpfe herunterhangen wie Pferdeſchwänze, und ſein Bart war ſo elend zugerichtet und verſtümmelt, daß zwiſchen Mund und Naſe nur noch wenige Haare ſo kurz davon gekommen waren, daß man ſie kaum ſehen konnte. Nicht weniger ſetzten mich ſeine weiten Hoſen, ſeines Geſchlechts wegen, in nicht geringen Zweifel, welche mir vielmehr einen Weiberrock, als ein Paar Mannshoſen vorſtellten. Ich dachte bei mir ſelbſt: Iſt dieſer ein Mann, ſo ſollte er auch einen rechtſchaffenen Bart haben, weil der Geck nicht mehr ſo jung iſt, wie er ſich ſtellt. Iſt es aber ein Weib, warum hat die alte Hexe denn ſo viel Stoppeln um den Mund? Gewißlich iſt es ein Weib, denn ein ehrlicher Mann wird ſeinen Bart nimmermehr ſo jämmerlich verletzen laſſen! gleichwie die Böcke aus großer Schamhaftigkeit keinen Tritt unter fremde Heerden gehen, wenn man ihnen die Bärte ſtutzt. Demnach ich alſo in Zweifel ſtund, und nicht wußte, was die jetzige Mode war, hielt ich ihn endlich für Mann und Weib zugleich.

Dieſes männiſche Weib, oder dieſer weibiſche Mann, wie er mir vorkam, ließ mich überall unterſuchen; fand aber nichts bei mir, als ein Büchlein von Birkenrinden, darinn ich meine täglichen Gebete geſchrieben und auch das Zettellein liegen hatte, das mir mein frommer Einſiedel zum Abſchiede hinterlaſſen. Solches nahm er mir; weil ich's aber ungern verlieren wollte, ſo fiel ich vor ihm nieder, und ſagte: Ach, mein lieber Hermaphrodit, laß mir doch mein Gebetbüchlein! Du Narr, antwortete er: wer Teufel hat dir geſagt, daß ich Herrmann heiße? Er befahl darauf zweien Soldaten, mich zum Gubernator zu führen, und gab ihnen beſagtes Buch mit, weil der Phantaſt, wie ich gleich merkte, ſelbſt weder leſen noch ſchreiben konnte.

So führte man mich denn in die Stadt, und Jedermann lief zu, als ob ein Meerwunder auf die Schau geſtellt würde; ja gleichwie mich jedweder ſehen wollte, alſo machte auch Jeder was beſonderes aus mir: etliche hielten mich für einen Spion, Andere für einen Unſinnigen, noch Andere für einen wilden Menſchen, und aber Andere für einen Geiſt, Geſpenſt, oder für ſonſt ein Wunder, welches etwas beſonderes bedeuten würde. Auch waren einige, die hielten mich für einen Narrn, welche wol am nächſten zum Ziele geſchoſſen haben möchten, wenn ich den lieben Gott nicht gekannt hätte.

17.

Als ich vor den Gubernator gebracht wurde, fragte er mich, wo ich herkäme? Ich antwortete: Ich wüßte es nicht. Er fragte weiter: Wo willſt du hin? Ich antwortete abermal: Ich weiß nicht. Was, Teufel! weißt du denn? fragte er ferner: was iſt deine Handtierung? Ich antwortete nach wie vor: Ich wüßte es nicht. Er fragte: wo biſt zu Haus? und als ich wiederum antwortete: ich wüßte es nicht, veränderte er ſich im Geſicht, nicht weiß ich, ob's aus Zorn oder Verwunderung geſchahe. Weil aber jedermann das Böſe zu argwöhnen pflegt, zumal der Feind in der Nähe war, welcher, wie geſagt, erſt die vorige Nacht Gelnhauſen eingenommen und ein Regiment Dragoner darin zu Schanden gemacht hatte, ſo fiel er denen bei, die mich für einen Verräther und Kundſchafter hielten, und befahl, man ſolle mich durchſuchen. Als er nun von den Soldaten von der Wacht, die mich zu ihm geführt hatten, vernahm, daß dies ſchon geſchehen und nichts anderes bei mir gefunden wäre, als gegenwärtiges Büchlein, welches ſie ihm gleich überreichten, las er ein Paar Zeilen darin, und fragte mich, wer mir das Büchlein gegeben hätte. Ich antwortete: es wäre vom Anfang mein eigen geweſen, denn ich hätte es ſelbſt gemacht und beſchrieben. Er fragte, warum eben auf birkene Rinden? Ich antwortete: weil ſich die Rinden von anderen Bäumen nicht dazu ſchicken. Du, Flegel! ſagte er: ich frage, warum du nicht auf Papier geſchrieben haſt? Ei, verſetzte ich: wir haben keines mehr im Wald gehabt. Der Gubernator fragte: wo? in welchem Wald? Ich antwortete wieder auf meinen alten Schrot: ich wüßte, es nicht!

Da wandte ſich der Gubernator zu etlichen ſeiner Offiziere, die ihm eben aufwarteten, und ſagte: Entweder iſt dieſer ein Erzſchelm, oder gar ein Narr: zwar kann er kein Narr ſein, weil er ſo ſchreibt. Indem er redete, blätterte er in meinem Büchlein ſo ſtark herum, ihnen meine ſchöne Handſchrift zu weiſen, daß des Einſiedlers Brieflein herausfallen mußte. Er ließ es aufheben, und ich entfärbte mich, weil ich es für meinen höchſten Schatz und Heiligthum hielt. Da ſagte der Gubernator, der das wol in Acht nahm, und, vornehmlich als er das Brieflein aufgemacht und geleſen hatte, noch einen größeren Argwohn der Verrätherei ſchöpfte: Ich kenne dieſe Hand, und weiß, daß ſie von einem mir wolbekannten Kriegsoffizier geſchrieben worden iſt; ich kann mich aber nicht erinnern, von welchem? So kam ihm auch der Inhalt gar ſeltſam und unverſtändig vor, denn er ſagte: Dies iſt ohne Zweifel eine abgeredte Sprache, die ſonſt niemand verſteht, als der, mit dem ſie abgeredet worden. Mich aber fragte er, wie ich hieße? und als ich antwortete: Simplicius, rief er aus: Ja, ja, du biſt eben des rechten Krauts! Fort, fort! daß man ihn alſobald an Hand und Fuß in Eiſen ſchließe. Alſo wanderten beide Soldaten mit mir meiner beſtimmten neuen Herberge, dem Stockhauſe, zu, und überantworteten mich dem Gewaltiger, der mich mit eiſernen Ketten und Banden an Händen und Füßen noch ein mehreres zierte, gleich als hätte ich nicht genug an denen zu tragen gehabt, die ich bereits um den Leib herum gebunden hatte. Dieſer Anfang, mich zu bewillkommen, war der Welt noch nicht genug, denn es kamen Henker- und Steckenknechte mit Folterwerkzeugen, welche mir, unangeſehen ich mich meiner Unſchuld zu getröſten hatte, meinen elenden Zuſtand allererſt grauſam machten. Ach, Gott! ſagte ich zu mir ſelber: wie geſchieht mir ſo recht. Simplicius iſt darum aus dem Dienſte Gottes in die Welt gelaufen, damit eine ſolche Mißgeburt des Chriſtenthums den billigen Lohn empfahe, den ſie mit ihrer Leichtfertigkeit verdient hat. O, du unglückſeliger Simplicius! Siehe! Gott hat dich kaum zu ſeiner Erkenntniß gebracht, ſo kehrſt du ihm ſchon den Rücken! Hätteſt du nicht mehr Eicheln und Buchnüſſe eſſen können, wie zuvor, deinem Schöpfer ungehindert zu dienen? Haſt du nicht gewußt, daß dein getreuer Einſiedel und Lehrmeiſter die Welt geflohen und ſich die Wildniß auserwählt hat? O, blinder Klotz! du haſt ſie verlaſſen, in Hoffnung, deinen Begierden, die Welt zu ſehen, genug zu thun. Aber nun ſchaue, indem du vermeinſt deine Augen zu weiden, mußt du in dieſem gefährlichen Irrgarten untergehen und verderben! Haſt du, unweiſer Tropf! dir nicht zuvor einbilden können, daß dein ſeliger Vorgängänger, um ſein hartes in der Einöde verführtes Leben, der Weltfreude nicht würde vertauſcht haben, wenn er darin den wahren Frieden, eine rechte Ruhe und die ewige Seligkeit zu erlangen, ſich getraut hätte? Du armer Simplicius! Jetzt fahre in deiner Eitelkeit und Thorheit hin! Du haſt dich keines Unrechts zu beklagen, auch keiner Unſchuld zu getröſten, weil du ſelbſt deiner Marter und darauf erfolgendem Tode entgegen geeilt biſt.

Alſo klagte ich mich ſelbſt an, bat Gott um Vergebung, und befahl ihm meine Seele. Indeſſen näherten wir uns dem Diebsthurme, und als die Noth am größten, da war Gottes Hülfe auch am nächſten; denn indem ich, von den Schergen umgeben, und mit einer großen Menge Volks vor dem Gefängniß ſtund und wartete, bis es aufgemacht und ich hinein gethan würde, wollte mein Pfarrherr, dem neulich ſein Dorf geplündert und verbrannt worden, auch ſehen, was da vorhanden wäre. Als er nun, da er nämlich zunächſt dabei im Arreſt lag, zum Fenſter ausſahe, und mich erblickte, rief er überlaut: O, Simplicius! biſt du es? Ich hörte und ſah ihn, und konnte nichts anderes, als daß ich beide Hände gegen ihn aufhub und ſchrie: O, Vater! o, Vater! o, Vater! Er fragte, was ich gethan hätte; und ich antwortete: Ich wüßte es nicht. Man hätte mich gewiß darum hergeführt, weil ich aus dem Wald entlaufen wäre. Als er aber den Umſtand vernahm, daß man mich für einen Verräther hielt, bat er, man wolle mit mir inne halten, bis er meine Beſchaffenheit dem Herrn Gubernater berichtet hätte. Dies würde ſowol zu ſeiner als zu meiner Erledigung taugen, und verhüten, daß man ſich an uns beiden vergriffe, angeſehen, daß er mich beſſer als ſonſt ein Menſch kenne.

18.

Es wurde ihm erlaubt, zum Gubernator zu gehen, und über eine halbe Stunde hernach ward ich auch geholt, und in die Geſindeſtube geſetzt, wo ſich ſchon zwei Schneider, ein Schuſter mit Schuhen, ein Kaufmann mit Hüten und Strümpfen, und ein anderer mit allerhand Gewand eingeſtellt hatten, damit ich erſt gekleidet würde. Da zog man mir den Rock ſammt der Kette und dem härnen Hemde ab, auf daß die Schneider das Maß recht nehmen konnten. Folgends erſchien ein Feldſcherer mit ſcharfer Lauge und wohlriechender Seife; doch eben als dieſer ſeine Kunſt an mir üben wollte, kam ein anderer Befehl, welcher mich greulich erſchreckte, weil er lautete, ich ſollte meine Kleider ſtracks wieder anziehen. Dies war freilich nicht ſo bös gemeint, wie ich wol beſorgte; denn es kam gleich ein Maler mit ſeinem Werkzeug daher, nehmlich mit Mennich und Zinnober zu meinen Augenliedern, mit Lack und Lazur zu meinen korallenrothen Lippen, mit Rauſchgelb und Bleigelb zu meinen weißen Zähnen, die ich vor Hunger beleckte, mit Kienrus, Kohlſchwarz und Umber zu meinen gelben Haaren, mit Bleiweiß zu meinen gräßlichen Augen, und mit ſonſt vielerlei Farben zu meinem wetterfarbigen Rock, auch hatte er eine ganze Hand voll Pinſel. Dieſer fing an, mich zu beſchauen, abzureißen, zu untermalen, und den Kopf über eine Seite zu hängen, um ſeine Arbeit gegen meine Geſtalt genau zu betrachten. Bald änderte er die Augen, bald die Haare, geſchwind die Naſenlöcher, und kurz Alles, was er im Anfange nicht recht gemacht, bis er endlich ein natürliches Abbild entworfen hatte, wie Simplicius einſt war. Alsdann erſt durfte der Feldſcherer auch über mich herwiſchen. Derſelbe zwackte mir den Kopf, richtete wol anderthalbe Stunde an meinen Haaren und ſchnitt ſie darnach, denn ich hatte Haar übrig, auf die damalige Mode ab, wonächſt er mich in ein Badſtüblein ſetzte und meinen magern ausgehungerten Leib von mehr als drei- oder vierjährigem Unrath ſauberte. Kaum war er fertig, ſo brachte man mir ein weißes Hemd, Schuhe und Strümpfe, ſammt einem Ueberſchlag oder Kragen, auch Hut und Feder. So waren auch die Hoſen gemacht und mit Galonen verbrämt. Allein mangelte's noch am Wams, daran die Schneider auf die Eil arbeiteten. Der Koch ſtellte ſich mit einem kräftigen Süpplein ein, und die Kellerin mit einem Trunke. Da ſaß mein Herr Simplicius wie ein junger Graf zum beſten aufgeſtutzt! Ich zehrte tapfer zu, unangeſehen ich nicht wußte, was man mit mir machen wollte, denn ich wußte noch nichts von einem Henkermal; daher that mir die Erkoſtung dieſes herrlichen Anfangs ſo kirr und ſanft, wie ich's keinem Menſchen genugſam ſagen, rühmen und ausſprechen kann. Ja, ich glaube ſchwerlich, daß ich mein Lebtage ein einzigesmal größere Wolluſt als eben damals empfunden habe. Als nun das Wams fertig war, zog ich's auch an, und nahm in dieſem neuen Kleid eine ſolch ungeſchickte Stellung, daß es ſah, wie eine Trophäe oder als wenn man einen Zaunſtecken geziert hätte, weil mir die Schneider die Kleider mit Fleiß zu weit machen mußten, um der Hoffnung willen, die man hatte, ich würde in kurzer Zeit zulegen, was auch bei ſo gutem Futter zuſehens geſchah. Mein Waldkleid mit der Kette und allem Zubehör ward hingegen in die Kunſtkammer zu anderen Sachen und Alterthümern gethan, und mein Bildniß in Lebensgröße daneben geſtellt.

Nach dem Nachteſſen wurde mein Herr in ein Bett gelegt, dergleichen mir niemals weder bei meinem Knan noch Einſiedel zu Theil worden; aber mein Bauch knurrete und murrete die ganze Nacht hindurch, daß ich nicht ſchlafen konnte, vielleicht keiner andern Urſach halb, als weil er entweder noch nicht wußte, was gut war, oder weil er ſich über die anmuthigen neuen Speiſen, die ihm zu Theil worden, verwunderte. Ich blieb in einem weg liegen, bis die liebe Sonne wieder leuchtete, denn es war kalt, und betrachtete, was für ſeltſame Anſtände ich nun etliche Tage gehabt, und wie mir der liebe Gott ſo treulich durchgeholfen und mich an einen ſo guten Ort geführt hätte.

19.

Denſelben Morgen befahl mir des Gouverneurs Hofmeiſter, ich ſollte zu dem Pfarrer gehen und vernehmen, was ſein Herr meinetwegen mit ihm geredet hätte. Er gab mir einen Leibſchützen mit, der mich zu ihm brachte, und der Pfarrer führte mich in ſein Muſeum, ſetzte ſich, hieß mich auch ſitzen und ſagte: „Lieber Simplicius, der Einſiedel, bei dem du dich im Walde aufgehalten, iſt nicht allein des hieſigen Gouverneurs Schwager, ſondern auch im Kriege ſein Beförderer und wertheſter Freund geweſen. Wie dem Gubernator mir zu erzählen beliebt, ſo iſt demſelben von Jugend auf weder an Tapferkeit eines Soldaten, noch an Gottſeligkeit und Andacht, die ſonſt einem Geiſtlichen zuſtändig, jemals etwas abgegangen, welche beiden Tugenden man doch ſelten bei einander zu finden pflegt. Sein geiſtlicher Sinn und widerwärtige Begegniſſe hemmten endlich den Weg ſeiner weltlichen Glückſeligkeit ſo, daß er ſeinen Adel und anſehnliche Güter in Schottland, woher er gebürtig iſt, verſchmähte und hintanſetzte, weil ihm alle Welthändel abgeſchmackt, eitel und verwerflich vorkamen. Er hoffte, mit einem Wort, ſeine gegenwärtige Hoheit um eine künftige beſſere Glorie zu verwechſeln, weil ſein hoher Geiſt einen Ekel an aller zeitlichen Pracht hatte, und ſein Tichten und Trachten war nur nach einem ſolchen erbärmlichen Leben gerichtet, darin du ihn im Walde angetroffen und ihm bis in ſeinen Tod Geſellſchaft geleiſtet haſt. Meines Erachtens iſt er durch Leſen vieler papiſtiſcher Bücher von dem Leben der alten Eremiten hierzu verleitet worden. Ich will dir aber auch nicht verhalten, wie er in den Speſſart und, ſeinem Wunſche nach, zu ſolchem armſeligen Einſiedlerleben gekommen iſt, damit du inskünftige anderen Leuten etwas davon zu erzählen weißt. Die zweite Nacht, nachdem die blutige Schlacht bei Höchſt verloren worden, kam er einig und allein vor meinen Pfarrhof, als ich eben mit meinem Weib und Kindern gegen Morgen entſchlafen war, weil wir wegen des Lärmens im Lande, den ſowol die Flüchtigen als die Nachjagenden in dergleichen Fällen zu erregen pflegen, die vorige ganze und auch ſelbige halbe Nacht durch und durch gewacht hatten. Er klopfte erſt ſittig an und folgends ungeſtüm genug, bis er mich und mein ſchlaftrunken Geſind erweckte, und nachdem ich auf ſein Anhalten und wenig Wortwechſeln, was beides gar beſcheiden ausfiel, die Thür geöffnet hatte, ſah ich den Kavalier von ſeinem muthigen Pferde ſteigen. Sein koſtbarlich Kleid war eben ſo ſehr mit ſeiner Feinde Blut beſprengt, als mit Gold und Silber verbrämt, und weil er ſeinen bloſen Degen noch in der Fauſt hielt, ſo kam mich Furcht und Schrecken an; da er ihn aber einſteckte und nichts als lauter Höflichkeit vorbrachte, hatte ich Urſache, mich zu verwundern, daß ein ſo wackerer Herr einen ſchlechten Dorfpfarrer ſo freundlich um Herberge anredete. Ich ſprach ihn ſeiner ſchönen Perſon und ſeines herrlichen Anſehens halber für den Mannsfelder ſelbſt an. Er aber ſagte: er ſei demſelben für diesmal nur in der Unglückſeligkeit nicht allein zu vergleichen, ſondern auch vorzuziehen. Drei Dinge beklagte er, nemlich: ſeine verlorne hochſchwangere Gemahlin, die verlorne Schlacht und daß er nicht, gleich andern redlichen Soldaten, in derſelben das Glück gehabt, für das Evangelium ſein Leben zu laſſen. Ich wollte ihn tröſten, ſah aber bald, daß ſeine Großmüthigkeit keines Troſtes bedurfte. Demnach theilte ich mit, was das Haus vermochte und ließ ihm ein Soldatenbett von friſchem Stroh machen, weil er, wiewol er der Ruhe ſehr bedürftig war, ſich in kein anderes legen wollte. Das erſte, was er den folgenden Morgen that, war, daß er mir ſein Pferd ſchenkte und ſein Geld, ſo er an Gold in keiner kleinen Menge bei ſich hatte, ſammt etlichen köſtlichen Ringen, unter meine Frau, Kinder und Geſinde austheilte. Ich wußte nicht, wie ich mit ihm daran war, weil die Soldaten viel eher zu nehmen als zu geben pflegen. Trug deswegen Bedenken, ſo große Geſchenke anzunehmen, und wandte vor, daß ich es nicht um ihn verdient habe, noch zu verdienen wiſſe. Zudem ſagte ich, wenn man ſolchen Reichthum und ſonderlich das köſtliche Pferd, welches ſich nicht verbergen ließe, bei mir und den Meinigen ſähe, würde männiglich ſchließen, ich hätte ihn berauben oder gar ermorden helfen. Er entgegnete, ich ſollte desfalls ohne Sorge leben, er wollte mich vor ſolcher Gefahr mit ſeiner eignen Handſchrift ſichern, ja er begehrte ſogar kein Hemd, geſchweige ſeine Kleider, aus meinem Pfarrhof hinwegzutragen und eröffnete mir mit dem ſeinen Vorſatz, ein Einſiedel zu werden. Ich wehrte mit Händen und Füßen, was ich konnte, weil mich bedünkte, daß ſolch Vorhaben zumal nach dem Papſtthum ſchmecke, und erinnerte ihn, er würde dem Evangelium mehr mit ſeinem Degen dienen können. Aber vergeblich, denn er machte ſo lange und viel mit mir, bis ich Alles einging und ihn mit den Büchern, Bildern und Hausrath verſorgte, die du bei ihm gefunden haſt, wiewol er für Alles, was er mir verehrt, nur der wollenen Decke begehrte, darunter er dieſelbe Nacht auf dem Stroh geſchlafen hatte. Er ließ ſich daraus einen Rock machen, ich mußte ihm meine

Wagenkette, mit der er ſtets gegürtet geblieben iſt, gegen eine güldene, daran er ſeiner Liebſten Bildniß trug, vertauſchen, alſo daß er weder Geld noch Geldeswerth behielt, und mein Knecht führte ihn an den ödeſten Ort des Waldes, wo er ihm ſeine Hütte aufrichten half. Wes Geſtalt er ſein Leben daſelbſt zugebracht hat und womit ich ihm zu Zeiten an die Hand gegangen und behülflich geweſen bin, weißt du ſowol, ja zum Theil beſſer als ich. Nachdem nun neulich die Schlacht vor Nördlingen verloren und ich, wie du weißt, rein ausgeplündert und zugleich übel beſchädigt wurde, habe ich mich hierher in Sicherheit geflüchtet, weil ich ohnedies ſchon meine beſten Sachen hier hatte. Als mir die baaren Geldmittel ausgehen wollten, nahm ich drei Ringe, worunter auch des Einſiedels Siegelring ſich befand und obgenannte güldene Kette mit dem anhangenden Konterfei und trugs zu einem Juden, um es zu verſilbern. Der Jude hatte es der Köſtlichkeit und ſchönen Arbeit wegen dem Gubernator käuflich angetragen, und wie denn dieſer Wappen und Bildniß ſtracks erkannte, ſchickte er nach mir und befragte mich, woher ich ſolche Kleinodien bekommen hätte. Ich ſagte ihm zwar die Wahrheit, wieß des Einſiedlers Handſchrift oder Uebergabebrief vor und erzählte den ganzen Verlauf, auch wie er im Walde gelebt hätte und geſtorben wäre. Er wollte ſolches aber nicht glauben, ſondern kündete mir Haft an, bis er die Wahrheit beſſer erführe, und indem er eine Partei ausſchicken wollte, ſeine Wohnung in Augenſchein zu nehmen und dich hierher holen zu laſſen, ſah ich dich in den Thurm führen. Weil der Gubernator nunmehr an meinem Vorgeben nicht zu zweifeln Urſach hat, indem ich mich auf den Ort, wo der Einſiedel gewohnt, auf dich und andere lebendige Zeugen mehr, inſonderheit aber auf meinen Meßner berufen habe, der dich und ihn oft vor Tage in die Kirche gelaſſen. Zumal da auch das Brieflein, ſo er in deinem Gebetbüchlein gefunden, nicht allein der Wahrheit meiner Ausſage, ſondern auch des Einſiedlers Heiligkeit ein treffliches Zeugniß gibt, ſo will er dir und mir wegen ſeines ſeligen Schwagers ſo viel wie möglich Gutes thun, und du darfſt dich jetzt nur beſtimmen, was du willſt, das er dir thun ſoll? Willſt du ſtudiren, ſo will er die Unkoſten dazu geben. Haſt du Luſt, ein Handwerk zu lernen, ſo will er dich eins lehren laſſen; willſt du aber bei ihm bleiben, ſo will er dich wie ſein eigen Kind halten. Denn er ſagte: wenn auch ein Hund von ſeinem Schwager zu ihm käme, ſo wollte er ihn aufnehmen. Ich antwortete: es gälte mir gleich, was der Herr Gubernator mit mir mache.

20.

Der Pfarrer zögerte mich in ſeiner Wohnung bis zehn Uhr auf, ehe er mit mir zum Guvernator ging, ihm meinen Entſchluß zu ſagen, damit er bei demſelben, weil er freie Tafel hielt, zu Mittag Gaſt ſein könne. Denn es war damals Hanau blokirt und ſolche klemme Zeit bei dem gemeinen Manne, wegen der geflüchteten Leute in der Feſtung, daß auch etliche, die ſich etwas einbildeten, die angefrornen Rübſchalen auf der Gaſſe, ſo die Reichen etwan hinwarfen, nicht verſchmäheten aufzuheben. Es glückte ihm ſo wol, daß er neben dem Guvernator ſelbſt über Tafel zu ſitzen kam. Ich wartete mit einem Teller in der Hand auf, wie mich der Hofmeiſter anwies, in welches Amt ich mich zwar zu ſchicken wußte, wie ein Eſel ins Schachſpiel. Allein der Pfarrer erſetzte mit ſeiner Zunge, was die Ungeſchicklichkeit meines Leibes nicht vermochte. Er ſagte, daß ich in der Wildniß erzogen, niemals bei Leuten geweſen und daher wol für entſchuldigt zu halten ſei, weil ich noch nicht wiſſen könnte, mich zu halten. Meine dem Einſiedel erwieſene Treue und das harte bei demſelben überſtandene Leben wären zu verwundern und allein werth, nicht nur meine Ungeſchicklichkeit zu gedulden, ſondern auch mich dem feinſten Edelknaben vorzuziehn. Weiter erzählte er, daß der Einſiedel alle ſeine Freude an mir gehabt, weil ich, wie er öfters geſagt, ſeiner Liebſten von Angeſicht ſo ähnlich ſei, und daß er ſich ſtets über meine Beſtändigkeit und unveränderlichen Willen, bei ihm zu bleiben und ſonſt über viele Tugenden, die er an mir gerühmt, verwundert hätte. Kurz, er konnte nicht genugſam ausſprechen, wie er mit ernſtlicher Inbrunſt, bald vor ſeinem Tode mich ihm anempfohlen und bekannt hätte, daß er mich wie ſein eigen Kind liebe.

Dies kitzelte mich dermaßen in die Ohren, daß mich bedünkte, ich hätte ſchon Ergötzlichkeit genug für Alles, was ich bei dem Einſiedel ausgeſtanden, empfangen. Der Gouverneur fragte: ob ſein ſeliger Schwager nicht gewußt hätte, daß er der Zeit in Hanau befehlige? Freilich, antwortete der Pfarrer, ich hab' es ihm ſelbſt geſagt. Er hat es aber, zwar mit einem fröhlichen Geſicht und kleinem Lächeln, ſo kaltſinnig angehört, als ob er niemals einen Ramſey gekannt hätte, alſo, daß ich mich, wenn ich der Sache nachdenke, über dieſes Mannes Beſtändigkeit und feſten Vorſatz noch verwundern muß, wie er nemlich habe über ſein Herz bringen können, nicht allein der Welt abzuſagen, ſondern auch, ſeinen beſten Freund, den er doch in der Nähe hatte, ſogar aus dem Sinne zu ſchlagen. Dem Gouverneur, der ſonſt kein weichherzig Weibergemüth hatte, ſondern ein tapferer heldenmüthiger Soldat war, ſtunden die Augen voll Waſſer. Er ſagte: „Hätte ich gewußt, daß er noch im Leben und wo er anzutreffen geweſen wäre, ſo wollte ich ihn auch wider ſeinen Willen haben zu mir holen laſſen, damit ich ihm ſeine Gutthaten hätte erwiedern können. Weil mir's aber das Glück mißgönnet hat, will ich anſtatt ſeiner ſeinen Simplicius verſorgen." „Ach!" ſagte er weiter, „der redliche Kavalier hat wol Urſache gehabt, ſeine ſchwangere Gemahlin zu beklagen, denn ſie iſt von einer Partei kaiſerlicher Reiter im Nachhauen und zwar auch im Speſſart, gefangen worden. Als ich das erfahren und nicht anders gewußt, mein Schwager ſei bei Höchſt todt geblieben, habe ich gleich einen Trompeter zum Gegentheil geſchickt, meiner Schweſter nachzufragen und ſie auszulöſen, womit ich aber nichts anderes ausgerichtet, als daß ich auskundſchaftet, jene Partei Reiter ſei im Speſſart von etlichen Bauern zertrennt, und in ſolchem Gefecht meine Schweſter von ihnen wieder verloren worden, alſo daß ich noch bis auf dieſe Stunde nicht weiß, wohin ſie gekommen iſt."

Dieſes und dergleichen war des Gouverneurs und Pfarrers Tiſchgeſpräch von meinem Einſiedel und ſeiner Liebſten, welches Paar Ehevolk um ſo mehr bedauert wurde, weil ſie einander nur ein Jahr gehabt hatten. Ich wurde alſo des Gouverneurs Page und ein ſolcher Kerl, den die Leute, ſonderlich die Bauern, wann ich ſie bei meinem Herrn anmelden ſollte, bereits Herr Jung nannten, obgleich man ſelten einen Jungen ſieht, der Herr geweſen, aber wol Herren, die zuvor Jungen waren.

21.

Damals war an mir nichts ſchätzbarliches, als ein rein Gewiſſen nnd aufrichtig frommes Gemüth zu finden, welches mit der edlen Unſchuld und Einfalt bekleidet und umgeben war. Ich wußte von den Laſtern nichts, als daß ich ſie etwan nennen hörte oder davon geleſen hatte, und wenn ich deren eins wirklich begehen ſah, war mir's eine erſchreckliche und ſeltene Sache, weil ich erzogen und gewöhnt worden, die Gegenwart Gottes allzeit vor Augen zu haben und auf's Ernſtlichſte nach ſeinem heiligen Willen zu leben, gegen den ich dann der Menſchen Thun und Weſen abzuwägen pflegte. In ſolcher Uebung bedünkte mich, ich ſähe nichts als eitel Greuel, alſo daß ich tauſenderlei Grillen und ſeltſame Gedanken in meinem Gemüthe hatte und in ſchwere Anfechtung wegen des Befehls Chriſti gerieth, da er ſpricht: „Richtet nicht, ſo werdet ihr auch nicht gerichtet.“ Nichts deſtoweniger kamen mir die Worte Pauli zu Gedächtniß, die er im fünften Kapitel an die Galater ſchreibt: „Offenbar ſind aber die Werke des Fleiſches, als da ſind Ehebruch, Hurerei, Unreinigkeit, Unzucht, Abgötterei, Zauberei, Feindſchaft, Hader, Neid, Zorn, Zank, Zwietracht, Rotten, Haß, Mord, Saufen, Freſſen und dergleichen; von welchen ich euch habe zuvor geſagt und ſage noch zuvor, daß, die ſolches thun, werden das Reich Gottes nicht ererben.“ Da gedachte ich, das thut ja faſt Jedermann öffentlich, warum ſollte ich nicht aus des Apoſtels Worten offenherzig ſchließen dürfen, daß auch nicht Jedermann ſelig werde?

Was mir am ſchrecklichſten vorkam, war, daß etliche, ſonderlich Soldatenburſche, bei denen man die Laſter nicht am ernſtlichſten zu ſtrafen pflegt, beides, aus ihrer Gottloſigkeit und dem heiligen Willen Gottes ſelbſt nur einen Scherz machten. Zum Beiſpiel: Ich hörte einſt einen Ehebrecher, der wegen vollbrachter That noch gerühmt ſein wollte, dieſe gottloſen Worte ſagen: „Es iſt dem geduldigen Hahnrei ſchon recht, daß er meinetwegen ein Paar Hörner trägt und wenn ich die Wahrheit bekennen ſoll, ſo hab ich's mehr dem Manne zu leid als der Frau zu lieb gethan, damit ich mich an ihm rächen möchte.“ „O kahle Rache,“ antwortete ein ehrbar Gemüth, ſo dabei ſtund, „durch die man ſein eigen Gewiſſen befleckt und den ſchändlichen Namen eines Ehebrechers überkommt!" „Was! Ehebrecher?" antwortete er mit einem höhniſchen Gelächter, „ich bin darum kein Ehebrecher, wenn ſchon ich dieſe Ehe ein wenig gebogen habe. Das ſind Ehebrecher, von denen das ſechſte Gebot ſagt, allwo es verbeut, daß Keiner einem Anderen in den Garten ſteigen und die Kirſchen ehe brechen ſolle als der Eigenthümer." Und daß das alſo zu verſtehen ſei, erklärte er gleich darauf nach ſeinem Teufelskatechismus das ſiebente Gebot, du ſollſt nicht ſtehlen u. ſ. w., welches dieſe Meinung deutlicher vorbringe. Solcher Worte trieb er viele, ſo daß ich bei mir ſelbſt ſeufzte und dachte: „O gottesläſterlicher Sünder! du nennſt dich ſelbſt einen Ehebieger und den gütigen Gott einen Ehebrecher, weil er Mann und Weib durch den Tod von einander trennt!" Sagte aber, aus übrigem Eifer und Verdruß laut zu ihm, wiewol er ein Offizier war: „Meinſt du nicht, daß du dich mit dieſen gottloſen Worten mehr verſündigſt, als mit dem Ehebruche ſelbſt?" Er antwortete mir: „Halt's Maul, du Mauskopf, ſoll ich dir ein Paar Ohrfeigen geben?" Ich glaube auch, daß ich deren dicht und dutzendweiſe bekommen, wenn der Kerl nicht meinen Herrn hätte fürchten müſſen. Ich ſchwieg alſo ſtill und ſah nachgehends, daß es gar keine ſeltene Sache war, wenn ſich Ledige nach Verehelichten und Verehelichte nach Ledigen umſahen. Als ich noch bei meinem Einſiedel den Weg zum ewigen Leben ſtudirte, verwunderte ich mich, warum doch Gott ſeinem Volke die Abgötterei ſo hochſträflich verboten, denn ich bildete mir ein, wer einmal den wahren Gott erkannt hätte, der würde wol nimmermehr einen andern ehren und anbeten, und ſchloß in meinem dummen Sinn, dies Gebot ſei unnöthig und vergeblich gegeben worden. Ach, ich Narr! wußte nicht, was ich dachte, denn ſobald ich in die Welt kam, merkte ich, daß, dies Gebot unangeſehen, beinahe jeder Weltmenſch einen beſondern Nebengott hatte, ja, etliche hatten mehr als die alten und neuen Heiden ſelbſt. Einige hatten den ihrigen in der Kiſte, auf welche ſie allen Troſt und Zuverſicht ſetzten. Mancher hatte den ſeinen bei Hof und baute ſein ganzes Glück auf ihn, der doch nur ein Günſtling und oft ein ebenſo liederlicher Bärenhäuter war, als ſein Anbeter ſelbſt, weil ſeine luftige Gottheit nur auf des Prinzen Aprilwetterwendiſcher Gunſt beſtund. Andere hatten den ihrigen in der Reputation und bildeten ſich ein, wenn ſie nur dieſe erhielten, ſo waren ſie ſelbſt auch halbe Götter. Noch Andere hatten den ihrigen im Kopf, nemlich diejenigen, denen der wahre Gott ein geſund Hirn verliehen, alſo daß ſie einige Künſte und Wiſſenſchaften zu faſſen geſchickt waren; die ſetzten den lieben Gott zur Seite und verließen ſich auf die Gabe, in Hoffnung, ſie würde ihnen alle Wolfahrt verleihen. Auch waren viele, deren Gott ihr eigner Bauch war, welchem ſie täglich die Opfer reichten, wie vor Zeiten die Heiden dem Bachus und der Ceres gethan. Und wann der ſich unwillig erzeigte oder ſonſt die menſchlichen Gebrechen ſich anmeldeten, ſo machten die elenden Menſchen einen Gott aus dem Ärzte und ſuchten ihres Lebens Aufenthalt in der Apotheke, aus welcher ſie freilich öfters zum Tode befördert wurden. Manche Narren machten ſich Göttinnen aus glatten Dirnen, die ſie mit anderen Namen benannten, beteten ſie Tag und Nacht mit vielen tauſend Seufzern an und machten ihnen Lieder, welche nichts anderes als ihr Lob nebſt demüthigen Bitten in ſich enthielten, daß ſie mit ihrer Thorheit Erbarmen tragen und auch zu Närrinnen werden wollten, gleichwie ſie ſelbſt Narren waren.

Hingegen gab es Weibsbilder, die hatten ihre eigne Schönheit zu ihrem Gott aufgeworfen. Dieſe, gedachten ſie, wird mich wol vermannen, Gott im Himmel ſage dazu was er will. Dieſer Abgott ward anſtatt anderer

Opfer täglich mit allerhand Schminke, Salbe, Waſſern, Pulvern und ſonſtigem Geſchmierſel unterhalten und verehrt. Ich ſah Leute, die wolgelegene Häuſer für Götter hielten, denn ſie ſagten, ſo lange ſie darin gewohnt hätten, wäre ihnen Glück und Heil zugeſtanden und das Geld gleichſam zum Fenſter hineingefallen, welcher Thorheit ich mich höchlich verwunderte, weil ich die Urſache ſah, warum die Einwohner ſo guten Zuſchlag gehabt hatten. Ich kannte einen Kerl, der konnte in etlichen Jahren vor dem Tabakhandel nicht recht ſchlafen, weil er ihm ſein Herz, Sinne und Gedanken, die allein Gott gewidmet ſein ſollten, geſchenkt habe. Er ſchickte dieſem Handel Tages wie Nachts viele tauſend Seufzer, weil er dadurch gedieh. Aber was geſchah? Der Phantaſt ſtarb und fuhr dahin, wie der Tabakrauch ſelbſt. Da dacht' ich: o du elender Menſch! wäre dir deiner Seele Seligkeit und des wahren Gottes Ehre ſo angelegen geweſen, als der Abgott, der in Geſtalt eines Braſilianers mit einer Rolle Tabak unterm Arme und einer Pfeife im Munde auf deinem Gaden ſteht, ſo lebte ich der unzweiflichen Zuverſicht, du hätteſt ein herrliches Ehrenkränzlein in jener Welt zu tragen erworben. Ein anderer Eſel hatte noch liederlichere Götter, denn als in einer Geſellſchaft von Jedem erzählt ward, auf was Weiſe er ſich in der greulichen Hungersnoth und theuren Zeit ernährt und durchgebracht habe, ſagte er mit deutſchen Worten: „Die Schnecken und Fröſche wären ſein Herrgott geweſen, er hätte ſonſt vor Mangel müſſen Hungers ſterben." Ich fragte ihn, was ihm denn damals Gott ſelbſt geweſen wäre, der ihm ſolche Inſekten zu ſeinem Unterhalte beſcheert hätte; der Tropf wußte aber nichts zu antworten und ich mußte mich deſto mehr wundern, weil ich noch nirgends geleſen hatte, daß die alten abgöttiſchen Egyptier, noch die neulichſten Amerikaner jemals dergleichen Ungeziefer für Gott ausgeſchrien, wie dieſer Geck that. Ich kam einſtmals mit einem vornehmen Herrn in eine Kunſtkammer, darin ſchöne Seltenheiten waren. Unter den Gemälden gefiel mir nichts beſſer, als ein Ecce homo wegen ſeiner erbärmlichen Darſtellung, mit welcher er die Anſchauer gleichſam zum Mitleiden verzückte. Daneben hing eine papierne Karte, in China gemalt, darauf ſtunden der Chineſer Abgötter in ihrer Majeſtät ſitzend, die theils wie die Teufel geſtaltet waren. Der Herr vom Hauſe fragte mich: welches Stück in ſeiner Kunſtkammer mir am Beſten gefiele? Ich deutete auf beſagten Ecce homo. Er aber ſagte, ich irre mich, das Chineſer Gemäld wäre ſeltner und daher auch köſtlicher, er wollte es nicht um zehen ſolcher Ecce homo mangeln. Ich antwortete: Herr, iſt euer Herz wie euer Mund? Er ſagte: ich verſahe mich's. Darauf ſprach ich: So iſt auch eures Herzens Gott derjenige, deſſen Konterfei, wie ihr mit dem Munde bekennt, das köſtlichſte ſein ſoll. Phantaſt! ſagte jener, ich ſchätze die Seltenheit. Ich antwortete: Was iſt ſeltner und verwundernswürdiger, als daß Gottes Sohn ſelbſt unſertwegen gelitten hat, wie uns dies Bildniß vorſtellt?

22.

Nicht ſo ſehr wurden indeſſen dieſe und noch viele andere Abgöttereien geehrt, als hingegen die wahre göttliche Majeſtät verachtet. Denn gleichwie ich Niemand ſah, der ihr Wort und Gebot zu halten begehrte, alſo ſah ich viele, die ihr in Allem widerſtrebten. Es hieß: Viel Schwäger, viel Knebelſpieße. Nirgend fand ſich mehr Neid, Haß, Mißgunſt, Hader und Zank, als zwiſchen Brüdern, Schweſtern und anderen angeborenen Freunden. Alſo, daß ich handgreiflich ſehen nnd ſchließen mußte, daß vor dieſem die offenen Sünder, Publikanen und Zöllner, welche wegen ihrer Bosheit und Gottloſigkeit bei männiglich verhaßt waren, uns heutige Chriſten mit Uebung brüderlicher Liebe weit übertrafen, maßen ihnen Chriſtus ſelbſt das Zeugniß gibt, daß ſie ſich untereinander geliebt haben. Ich ſah einmal einen Soldaten einem anderen eine dichte Maulſchelle geben und bildete mir ein, der Geſchlagene würde den andern Backen auch darbieten, weil ich noch niemals bei einer Schlägerei geweſen war. Aber ich irrte, denn der Beleidigte zog von Leder und verſetzte dem Thäter dafür eine Wunde an den Kopf. Ich ſchrie ihm überlaut zu und ſagte: „Ach, Freund, was machſt du?“ „Da wäre einer ein Bärenhäuter,“ antwortete jener, „ich will mich, hol mich der Teufel! ſelbſt rächen, oder das Leben nicht haben. Hei! müßte doch einer ein Schelm ſein, der ſich ſo mißhandeln ließe.“ Der Lärm zwiſchen dieſen beiden Duellanten vergrößerte ſich, weil Beider Beiſtänder, ſammt den Zulaufenden einander auch in die Haare kamen. Da hörte ich ſo leichtfertig bei Gott und ihrer Seligkeit ſchwören und bei dem Teufel und der Hölle fluchen, daß ich nicht glauben konnte, ſie ſähen ihre Seelen für ihr edelſtes Kleinod an, zumal da etliche Großſprecher ſich ihrer Bosheit, Sünden, Schanden und Laſter überdies rühmten und zu unterſchiedlichen Zeiten des Tages, daß es ein Erbarmen war, ſogar in Gottes Namen ſündigten. Von den Kriegern wurde dies letztere Unweſen am meiſten ausgeübt, wenn ſie nemlich ſagten: Wir wollen in Gottes Namen auf Partei, plündern, niedermachen, in Brand ſtecken, und was ihrer ſchrecklichen Arbeiten und Verrichtungen mehr ſein mochten. Alſo wagten's auch die Wucherer mit dem Verkauf in Gottes Namen, damit ſie, ihrem teufliſchen Geize nach, ſchinden und ſchaben konnten. Ich habe zwei Mausköpfe henken ſehen, die wollten einmal bei Nacht ſtehlen und als ſie die Leiter angeſtellt hatten, und der eine ſich anſchickte, in Gottes Namen einzuſteigen, warf ihn der wachſame Hausvater in des Teufels Namen wieder herunter, davon er ein Bein brach, alſo gefangen und etliche Tage hernach ſammt ſeinem Kamerad aufgeknüpft ward. Wann ich nun ſo was hörte, ſah und beredete, wie meine Gewohnheit war, und mit der heiligen Schrift hervorwiſchte, oder ſonſt treuherzig abmahnte, ſo hielten mich die Leute für einen Narrn, ja, ich wurde meiner guten Meinung halb ſo oft ausgelacht, daß ich endlich auch unwillig wurde und mir vorſetzte, gar zu ſchweigen, welches ich dennoch aus chriſtlicher Liebe nicht halten konnte. Ich wünſchte, daß Jedermann bei meinem Einſiedel wäre auferzogen worden, der Meinung, es würde alsdann auch männiglich der Welt Weſen mit Simplici Augen anſehen, wie ich's damals beſchaute. Ich war nicht ſo witzig, zu erkennen, daß, wenn lauter Simplici in der Welt wären, man alsdann eben nicht ſo viel Laſter ſehen würde. Indeſſen iſt's doch gewiß, daß ein Weltmenſch, welcher aller Untugenden und Thorheiten gewohnt iſt und ſie ſelbſt mitmacht, am wenigſten empfinden kann, auf was für einer böſen Straße er mit ſeinen Gefährten wandelt.

23.

Als ich nun meinte, ich hätte Urſache zu zweifeln, ob ich unter Chriſten wäre oder nicht, ging ich zu dem Pfarrer und erzählte ihm, was ich alles für Gedanken hätte, nämlich, daß ich die Leute nur für Spötter Chriſti und ſeines Worts und für keine Chriſten hielt, mit der Bitte, er wollte mir doch aus dem Traume helfen, damit ich wiſſe, wofür ich meine Nebenmenſchen halten ſollte. Der Pfarrer antwortete: „Freilich ſind ſie Chriſten, und ich möchte dir nicht rathen, daß du ſie anders nennteſt.“ „Mein Gott!“ ſagte ich, „wie kann das ſein? wenn ich einem oder dem anderen ſeinen Fehler, den er wider Gott begeht, verweiſe, ſo werde ich verſpottet und ausgelacht.“ „Deſſen verwundre dich nicht,“ antwortete der Pfarrer, „ich glaube, wenn unſre erſten frommen Chriſten aus Chriſti Zeiten, ja die Apoſtel ſelbſt jetzt auferſtehen und in die Welt kommen ſollten, daß ſie mit dir eine gleiche Frage thun und endlich auch ſowol als du von Jedermann für Narren gehalten würden. Was du bisher ſaheſt und hörteſt, iſt eine gemeine Sache und nur Scherz gegen das, was ſonſt allenthalben ſo heimlich als öffentlich und mit Gewalt wider Gott und Menſchen vorgeht und in der Welt verübt wird; doch laß dich das nicht ärgern, du wirſt wenig Chriſten finden, wie Herr Samuel einer geweſen iſt.“ Ich erwiederte ihm zwar: „Herr Pfarrer, wenn dies Schäflein Chriſti ſind und ihr deren beſtellter Hirt ſeid, ſo will es euch gebühren, ſie auf eine beſſere Weide zu führen.“ Er verſetzte aber darauf: „Ja, liebes Kind, es geht bei den gottloſen Soldaten nicht anders her. Gott erbarm's! wenn ich gleich etwas ſagte, ſo wäre es ſo viel, als ob ich den Tauben predigte, und ich hätte nichts anderes davon, als dieſer ruchloſen Burſche gefährlichen Haß.“ Ich verwunderte mich deſſen nichtsdeſtoweniger, ſchwatzte noch eine Weile mit dem Pfarrer und ging dann dem Gubernator aufzuwarten, denn ich hatte zu gewiſſen Zeiten Erlaubniß, die Stadt. zu beſchauen und beim Pfarrer zu verweilen, weil mein Herr von meiner Einfalt Wind hatte und meinte, ſie dürfte ſich legen, wenn ich herumſtriche und von Anderen geſchult oder, wie man ſagt, gehobelt würde.

Meines Herrn Gunſt vermehrte ſich inzwiſchen täglich und ward je länger je größer gegen mich, weil ich nicht allein ſeiner Schweſter die den Einſiedel gehabt hatte, ſondern ihm ſelbſt je länger je gleicher ſah, indem die guten Speiſen und faulen Tage mich in Kürze glatthärig machten. Dieſer Gunſt genoß ich bei Jedermann, denn wer etwas mit dem Gubernator zu thun hatte, erzeigte ſich mir auch freundlich, und ſonderlich mochte mich der Schreiber wol leiden, der mich rechnen lehrte und manche Kurzweile von meiner Einfalt und Unwiſſenheit hatte. Er war erſt von den Studien kommen und ſtak daher noch voller Schulpoſſen, die ihm zu Zeiten ein Anſehen gaben, als wenn er einen Sparren zu viel oder zu wenig gehabt hätte. Er überredete mich oft, ſchwarz ſei weiß und weiß ſei ſchwarz, und daher kam es, daß ich ihm zuerſt Alles und zuletzt gar nichts mehr glaubte. Ich tadelte ihm einſt ſein ſchmierig Dintenfaß; er aber antwortete: dies ſei ſein beſtes Stück in der ganzen Kanzlei, denn aus demſelben lange er heraus, was er begehre, die ſchönſten Dukaten, Kleider und Alles, was er vermöchte, hätte er nach und nach herausgefiſcht. Ich wollte nicht glauben, daß aus einem ſo kleinen verächtlichen Dinge ſo herrliche Sachen zu bekommen wären. Hingegen ſagte er: ſolches vermöge der Spiritus papyri, ſo nannte er die Dinte, und das Dintenfaß würde darum ein Faß genannt, weil es große Sachen faſſe. Ich fragte ihn, wie man's herausbrächte, ſintemal man kaum zwei Finger hineinſtecken könnte? Er antwortete, er hätte einen Arm im Kopf, der ſolche Arbeit verrichten müſſe, er hoffe ſich bald auch eine ſchöne reiche Jungfrau herauszulangen, und wenn er das Glück hätte, ſo getraue er ſich mit der Zeit eigen Land und Leute herauszubringen, was wol ſchon ehemals geſchehen wäre. Ich mußte mich über dieſe künſtlichen Griffe verwundern und fragte: Ob noch mehr Leute ſolche Kunſt kennten? Freilich, erwiederte er, alle Kanzler, Doktoren, Schreiber, Prokuratoren oder Sachwalter, Commiſſarien, Notare, Kauf- und Handelsherren und unzählig viel Andere mehr, welche gemeiniglich, wenn ſie nur fleißig fiſchen, zu reichen Herren daraus werden.

Ich ſagte: ſo ſind die Bauern und anderen arbeitſamen Leute nicht klug, daß ſie im Schweiße ihres Angeſichts ihr Brod eſſen und dieſe Kunſt nicht auch lernen. Er meinte: einige wiſſen der Kunſt Nutzen nicht, daher begehren ſie ſolche nicht zu lernen. Manche wollten's gern lernen, ermangeln aber des Arms im Kopfe oder anderer Mittel. Andere lernen die Kunſt und haben Arms genug; wiſſen aber die Griffe nicht, ſo die Kunſt erfodert, wenn man dadurch reich werden will. Aber Andere wiſſen und können Alles, was dazu gehört, wohnen aber an der Fehlhalde und haben keine Gelegenheit wie ich, die Kunſt rechtſchaffen zu üben.

Als wir dergeſtalt vom Dintenfaß, das mich allerdings als des Fortunatus Säckel gemahnte, plauderten, fiel mir von ungefähr das Titularbuch in die Hände. Darin fand ich denn, meines damaligen Dafürhaltens, mehr Thorheiten, als mir bisher noch vor Augen gekommen waren. Ich ſagte zum Schreiber: Dies Alles ſind ja Adams Kinder, eines Gemächts miteinander und zwar nur von Staub und Aſche. Woher kommt denn ein ſo großer Unterſchied? Allerheiligſt, Unüberwindlichſt, Durchlauchtigſt! Sind das nicht göttliche Eigenſchaften? Hier iſt einer gnädig, dort der Andere geſtreng, und was muß allzeit das geboren dabei thun? Man weiß ja wol, daß Keiner vom Himmel fällt, auch Keiner aus dem Waſſer entſteht und daß Keiner aus der Erde wächſt wie ein Krautkopf. Der Schreiber mußte meiner lachen und nahm ſich die Mühe, mir einen und den andern Titel und alle Worte beſonders auszulegen; ich aber beharrte darauf, daß die Titel nicht recht gegeben würden, es wäre einem viel rühmlicher, wenn er freundlich als geſtreng genannt würde. Das Wort Wolgeboren ſei eine ganze Unwahrheit, dies würde eines jeden Barons Mutter bezeigen, wenn man ſie fragte: wie es ihr bei ihres Sohnes Geburt ergangen wäre?

24.

Des andren Tages hatte mein Herr ſeinen Offizieren und andren guten Freunden eine fürſtliche Gaſterei angeſtellt, weil er die angenehme Zeitung bekommen, daß die Seinigen das feſte Haus Braunfels ohne Verluſt eines einzigen Mannes eingenommen hatten. Da mußte ich, wie meines Alters war, wie ein anderer Tiſchdiener helfen, Speiſen auftragen, einſchenken und mit einem Teller in der Hand aufwarten. Den erſten Tag wurde mir ein großer fetter Kalbskopf, von welchen man zu ſagen pflegt, daß ſie kein Armer eſſen dürfe, aufzutragen eingehändigt. Weil nun derſelbe ziemlich mürb geſotten war, ließ er das eine Auge mit zugehöriger ganzer Subſtanz ziemlich weit herauslappen, welches mir ein anmuthiger und verführeriſcher Anblick war. Und weil mich der friſche Geruch von der Speckbrühe und dem aufgeſtreuten Ingwer zugleich anreizte, empfand ich einen ſolchen Appetit, daß mir der Mund ganz voll Waſſer wurde. Das Auge lachte meine Augen, meine Naſe und meinen Mund zugleich an und bat mich gleichſam, ich möchte es meinem heißhungrigen Magen einverleiben. Ich ließ mir nicht lange den Rock zerreißen, ſondern folgte meinen Begierden, hub im Gehen mit meinem Löffel, den ich erſt denſelben Tag bekommen hatte, das Auge meiſterlich heraus und ſchickte es ohne Anſtoß ſo geſchwind an ſeinen Ort, daß es kein Menſch inne ward, bis das Schüppen-Eſſen auf den Tiſch kam und mich und ſich ſelbſt verrieth. Denn als man den Kopf zerlegen wollte und eines von ſeinen beſten Gliedmaſen mangelte, ſah mein Herr gleich, warum der Vorſchneider ſtutzte. Er wollte fürwahr den Spott nicht haben, daß man ihm einen einäugigen Kalbskopf aufzuſtellen das Herz habe. Der Koch mußte vor die Tafel und die ſo aufgetragen hatten, wurden mit ihm ausgeforſcht. Zuletzt kam das Facit über den armen Simpliciſſimus heraus, daß ihm der Kopf mit beiden Augen aufzutragen wäre gegeben worden, obwol Niemand, wie es weiter ergangen, zu ſagen wußte. Mein Herr fragte, meines Bedunkens, mit einer ſchrecklichen Miene, wohin ich mit dem Kalbsauge gekommen wäre? Geſchwind wiſchte ich mit meinem Löffel wieder aus dem Sack, gab dem Kalbskopf den andern Fang und wies kurz und gut, wes man von mir wiſſen wollte, indem ich das andre Auge, wie das erſte, in einem Hui verſchlang. Par dieu! ſagte mein Herr, dieſer Streich ſchmeckt beſſer als zehn Kälber. Die anweſenden Herren lobten dieſen Ausſpruch und nannten meine That, die ich aus Einfalt begangen, eine wunderkluge Erfindung und Vorbedeutung künftiger Tapferkeit und Entſchloſſenheit. Alſo daß ich für diesmal meiner Strafe, durch Wiederholung eben deſſen, womit ich ſie verdient hatte, nicht allein glücklich entging, ſondern auch von etlichen kurzweiligen Poſſenreißern, Fuchsſchwänzern und Tiſchräthen das Lob erlangte: ich hätte weislich gehandelt, daß ich beide Augen zuſammen beherbergt, damit ſie, gleichwie in dieſer, alſo auch in jener Welt, einander Hülfe und Geſellſchaft leiſten könnten, wozu ſie doch anfänglich von der Natur beſtimmt geweſen wären. Mein Herr aber ſagte: Ich ſollte ihm ein andermal nicht wieder ſo kommen.

25.

Bei dieſer Malzeit, ich glaube es geſchieht bei Andern auch, trat man ganz chriſtlich zur Tafel und ſprach das Tiſchgebet ſehr ſtill, indem man in ſolcher Andacht ſo lange beharrte, als man mit der Suppe und den erſten Speiſen zu thun hatte, gleichſam als ob man in einem Kapuzinerkloſter gegeſſen hätte. Aber kaum hatte Jeder drei oder viermal geſegne's Gott geſagt, da wurde ſchon Alles viel lauter. Ich kann nicht beſchreiben, wie ſich nach und nach eines jeden Stimme je länger je höher erhub, ich wollte denn die ganze Geſellſchaft einem Redner vergleichen, der erſtlich ſachte anfängt und endlich herausdonnert. Ich ſah, daß die Gäſte die durch tauſendfältige Zubereitungen und Zuſätze verpfefferten, überdummelten, vermummten und zum Trunk gerüſteten franzöſiſchen Potagen und ſpaniſchen Ollapotriden, die man brachte, fraßen wie die Säue und den edlen Hochheimer, Barachacher und Klingenberger, welche ihre Wirkungen gleich oben im Kopfe verſpüren ließen, mit kübelmäßigen Gläſern in die Magen hinuntergoſſen, wie die Kühe. Darauf ſchaute ich aber meine Wunder, wie ſich Alles veränderte! wie nemlich verſtändige Leute, die kurz zuvor ihre fünf Sinne noch geſund bei einander gehabt hatten, jetzt urplötzlich anfingen, närriſch zu thun und die albernſten Dinge von der Welt vorzubringen. Die großen Thorheiten, die ſie begingen, und die großen Trunke, die ſie einander zubrachten, wurden je länger je größer und ich vermochte gar nicht zu begreifen, woher ihnen der Turmel und Zuſtand kam, da ich wol ihre ſeltſamen Mienen ſah; die Wirkung des Weins oder die Trunkenheit ſelbſt mir aber etwas ganz Unbekanntes war und es alſo die luſtigſten Grillen und Phantaſien in meinem werklichen Nachſinnen ſetzte. Bis dahin hatte Jeder mit gutem Appetit das Geſchirr geleert, als aber die Magen gefüllt waren, hielt es härter als bei einem Fuhrmann, der mit geruhetem Geſpann auf der Ebene wol fortkommen, am Berge aber nicht hotten kann. Wie dann nun auch die Köpfe toll wurden, erſetzte die Unmöglichkeit entweder des einen Muth, den er ſich im Weine eingetrunken, oder beim Andern die Treuherzigkeit, ſeinem Freunde eins zu bringen, oder beim dritten die deutſche Redlichkeit, ritterlich Beſcheid zu thun. Da das aber auf die Länge auch nicht beſtehen konnte, beſchwur je Einer den Andren bei großer Herren und lieber Freunde, oder ſeiner Liebſten Geſundheit, den Wein Maaßweiſe in ſich zu ſchütten, worüber Manchem vergeblicherweiſe die Augen übergingen und der Angſtſchweiß ausbrach. Ja, man machte zuletzt mit Trommeln, Pfeifen und Saitenſpiel Larm und ſchoß mit Stücken dazu, ohne Zweifel darum, weil der Wein die Magen mit Gewalt einnehmen mußte. Ich ſtaunte, wohin ſie ihn alle ſchütten konnten, denn ich wußte noch nicht, daß ſie ihn, ehe er recht warm bei ihnen ward, wiederum mit großen Schmerzen aus eben dem Orte hervorgaben, wohinein ſie ihn kurz zuvor mit höchſter Gefahr ihrer Geſundheit gegoſſen hatten.

Mein Pfarrer war zwar auch bei dieſer Gaſterei und wurde ſowol als Andere zum Trunke genöthigt; er wollte aber nicht recht daran und ſagte: er möchte ſo beſtialiſch nicht ſaufen. Hiergegen erwies ihm ein guter Zechbruder, daß er, der Pfarrer, wie eine Beſtie, er, der Säufer und andere Anweſende aber wie Menſchen ſöffen. Denn, ſagte er, ein Vieh ſäuft nur ſo viel, als ihm wol ſchmeckt und den Durſt löſcht, weil ſie nicht wiſſen, was gut iſt, noch den Wein trinken mögen; uns Menſchen aber beliebt, daß wir uns den Trunk zu Nutz machen und den edlen Rebenſaft einſchleichen laſſen, wie unſere Voreltern auch gethan haben. Sehr wol, ſprach der Pfarrer, es gebührt mir aber das rechte Maaß zu halten. Gut denn, antwortete jener, ein ehrlicher Mann hält ſein Wort, und ließ darauf einen mäßigen Becher einſchenken, um ihn dem Pfarrer zuzuzotteln. Der hingegen ging durch und ließ den Säufer mit ſeinem Eimer ſtehen. Wie er nun dennoch ſowol als Andere ein Menſch war und ſich veranlaſſt fand, bei Seite zu gehen, ſo trat ich, der ich ihm gefolgt war, zu ihm und ſagte: Mein Herr Pfarrer, warum thun doch die Leute ſo ſeltſam? woher kommt es, daß ſie ſo hin und her torkeln? mich dünkt ſchier, ſie ſeien nicht mehr recht witzig. Sie haben ſich Alle ſatt gegeſſen und getrunken, ſchwören beim Teufel holen, ſie könnten nicht mehr und hören dennoch nicht auf, ſich voll zu ſchoppen. Müſſen ſie es thun, oder verſchwenden ſie, Gott zum Trutz, aus freiem Willen ſo unnützlich? Liebes Kind, antwortete der Pfarrer: Wein ein, Witz aus! das iſt noch nichts gegen das, was kommen wird. Morgen gegen Tag iſt's noch ſchwerlich Zeit bei ihnen, von einander zu gehen. Denn wenn ſchon ihre Magen gedrungen vollſtecken, ſo ſind ſie doch noch nicht recht luſtig geweſen. Zerberſten denn, ſagte ich, ihre Bäuche nicht, wenn ſie immer ſo unmäßig einſchieben? können denn ihre Seelen, die Gottes Ebenbild ſind, in ſolchen gemäſteten Körpern verharren, in welchen doch gleichſam wie in finſteren Gefängniſſen und ungeziefermäßigen Diebsthürmen alle gottſeligen Regungen gefangen liegen? Ihre edlen Seelen, wie mögen ſie ſich ſo martern laſſen? Sind nicht ihre Sinne, der ihre Seelen ſich bedienen ſollen, wie in dem Eingeweide der unvernünftigen Thiere begraben? Halt's Maul! antwortete der Pfarrer, du dürfteſt ſonſt greuliche Prügel kriegen, hier iſt keine Zeit zu predigen, ich wollte's wol beſſer als du verrichten! Als ich dies gehört hatte, ſah ich, zurückkehrend, ferner ſtillſchweigend zu, wie man Speiſe und Trank muthwillig verderbte, unangeſehen der arme Lazarus, den man hätte damit laben können, in Geſtalt vieler hundert vertriebener Wetterauer, denen der Hunger zu den Augen herausguckte, vor unſeren Thüren verſchmachtete.

Es ging allgemach drunter und drüber und gewann den Anſchein, als ob dieſe Gaſterei eine beſtimmte Zeit und Gelegenheit ſein ſollte, ſich gegenſeitig mit Vollſaufen zu rächen, einander in Schande zu bringen, oder ſonſt einen Poſſen zu ſpielen. Denn wenn Einer ſo weit gebracht ward, daß er weder mehr ſitzen, gehen oder ſtehen konnte, ſo hieß es: Nun iſt es wett! Du haſt mir's hiebevor auch ſo gekocht, jetzt iſt es dir eingetränkt und ſo fortan. Wer aber ausdauern und am Beſten trinken konnte, wußte ſich deſſen groß zu machen und dünkte ſich kein geringer Kerl zu ſein. Zuletzt türmelten ſie Alle herum, als ob ſie Bilſenſamen genoſſen hätten. Es war eben ein wunderliches Faſtnachtſpiel an ihnen zu ſehen, und war doch Niemand, der ſich darüber verwunderte als ich. Einer ſang, der Andere weinte, Einer lachte, der Andre trauerte, Einer fluchte, der Andre betete, Einer ſchrie überlaut: Courage! der Andre konnte nicht mehr reden, Einer war ſtill und friedlich, der Andre wollte den Teufel mit Raufhändeln bannen, Einer ſchlief und ſchwieg, der Andre plauderte, daß Keiner ſonſt vor ihm zu Worte kommen konnte, Einer erzählte ſeine Buhlereien, der Andre ſeine erſchrecklichen Kriegsthaten: Etliche redeten von der Kirche und geiſtlichen Sachen, Andre von Welt- und Reichshändeln, welche liefen hin und wieder und konnten an keiner Stelle bleiben, welche lagen und vermochten nicht den kleinſten Finger zu regen, Einige aßen noch wie die Dreſcher, oder als ob ſie acht Tage Hunger gelitten hätten, Andre brachen von ſich, was ſie denſelben ganzen Tag eingeſchluckt hatten. Kurz, ihr ganzes Thun und Laſſen war über die Maßen poſſierlich, närriſch, ſeltſam, und dabei doch höchſt ſündhaftig und gottlos. Endlich ſetzte es unten an der Tafel ernſtliche Streithändel, da warf man einander Gläſer, Becher, Schüſſeln und Teller an die Köpfe und ſchlug nicht allein mit Fäuſten, ſondern auch mit Stühlen, Stuhlbeinen, Degen und allerhand ſieben Sachen drein, daß Etlichen das Blut über die Ohren lief: aber mein Herr ſtillte den Handel gleich wiederum.

26.

Da es nun wieder Friede worden, nahmen die Meiſter-Säufer die Spielleute, ſammt dem Frauenzimmer und wanderten in ein ander Haus, deſſen Saal zu einer anderen Thorheit erkoren und gewidmet war. Mein Herr ſetzte ſich inzwiſchen auf ſein Lotterbett, blieb eine Weile allein in ſeinem Zimmer, weil ihm entweder vom Zorne oder von der Ueberfüllung wehe war und folgte endlich, nachdem er wieder ſo weit hergeſtellt ſein und ſich leichter fühlen mochte, ſeinen Gäſten in das große Haus. Ich, der ich ihn im Vorgemach erwartet hatte, trat ihm auf dem Fuße nach und ſah in dem Saale Männer, Weiber und ledige Perſonen ſo ſchnell untereinander herumhaspeln, daß es wimmelte. Sie hatten ein ſolch Getrippel und Gejöhle, daß ich meinte, ſie wären Alle raſend worden, denn ich konnte nicht erſinnen, was ſie mit dieſem Wüthen und Toben vorhaben möchten. Ja, ihr Anblick kam mir ſo grauſam, fürchterlich und erſchrecklich vor, daß mir alle Haare gen Berge ſtunden und ich konnte nicht anders glauben, als ſie müßten aller ihrer Vernunft beraubt ſein. Da wir näher hinzukamen, ſah ich, daß es unſere Gäſte waren, welche den Vormittag noch klug geweſen. Mein Gott, dachte ich, was haben doch die armen Leute vor? Ach! es hat ſie gewiß eine Unſinnigkeit überfallen. Bald fiel mir ein, es möchten vielleicht hölliſche Geiſter ſein, welche in dieſer angenommenen Weiſe des ganzen menſchlichen Geſchlechtes durch leichtfertig Geläuf und Affenſpiel ſpotteten, denn ich überlegte bei mir: hätten ſie menſchliche Seelen und Gottes Ebenbild in ſich, ſo hätten ſie auch wol nicht ſo unmenſchlich gethan. Als nun mein Herr in Hauſehren kam und zum Saal eingehen wollte, hörte die Wuth eben auf, nur machten ſie noch ein Bücken und Ducken mit den Köpfen, und ein Kratzen und Schuhſchleifen mit den Füßen auf den Boden, daß mich dauchte, ſie wollten die Fußſtapfen wieder austilgen, die ſie während der Raſerei getreten hatten. Am Schweiße, der ihnen über die Geſichter floß, und an ihrem Geſchnaufe konnte ich abnehmen, daß ſie ſich ſtark zerarbeitet hatten; aber ihre fröhlichen Mienen gaben zu verſtehen, daß ihnen ſolche Bemühungen nicht ſauer ankamen.

Mein Herr hatte einen ausgeſtochenen Eſſig zum Pagen neben mir, der ſchon ein Paar Jahre bei ihm geweſen und dem ich mein Herz geſchenkt hatte, weil er mit mir gleiches Alters war. Ich gedachte, dieſer iſt Jonathan und du biſt David; er aber eiferte mit mir wegen der großen Gunſt, die der Herr zu mir trug und täglich vermehrte, ſah mich deswegen in der Beſorgniß, ich möchte ihm vielleicht die Schuhe austreten, heimlich mit mißgünſtigen, neidiſchen Augen an und dachte auf Mittel, wie er mir den Stein ſtoßen und durch meinen Fall dem ſeinigen zuvorkommen möchte. Da ich nun Taubenaugen und einen andern Sinn hatte als er, auch mit ihm in einem Bette ſchlief, ſo vertraute ich ihm alle meine Heimlichkeiten an, die freilich aus nichts Anderem, als aus kindiſcher Einfalt und Frömmigkeit beſtanden und ihm keine Gelegenheit boten, mir irgend beizukommen, und fragte ihn jetzt, wo ich ſo gern gewußt hätte, wie das narriſche Weſen gemeint ſei: was ſolche Wuth bedeute, oder wofur dieſes raſende Tippen und Trappen anzuſehen ſei? Mein vermeintlich aufrichtiger Herzbruder berichtete mir als gründliche Wahrheit, daß die Anweſenden ſich vereinbart hätten, dem Saale den Boden mit Gewalt einzutreten. Warum, ſagte er, meinſt du, daß ſie ſich ſonſt ſo tapfer tummeln ſollten? haſt du nicht geſehen, wie ſie aus Kurzweile die Fenſter ſchon ausgeſchlagen haben? Ebenſo wird es auch dieſem Boden ergehen. Herr Gott! antwortete ich, ſo müſſen wir ja mit zu Grunde gehen und im Hinunterfallen ſammt ihnen Hals und Beine brechen! Ja, ſagte mein Kamerad, darauf iſt's abgeſehen und ſie ſcheren ſich den Teufel darum. Du wirſt ſehen, wann ſie ſich alſo in Todesgefahr begeben, daß Jeder eine hübſche Frau oder Jungfer erwiſcht, denn man ſagt, es pflege den Paaren, die alſo zuſammenhaltend fallen, nicht ſo wehe zu geſchehen. Indem ich dieſes Alles glaubte, überfiel mich eine ſolche Angſt und Todesſorge, daß ich nicht mehr wußte, wo ich bleiben ſollte. Und als die Muſikanten, die ich bisher nicht wahrgenommen hatte, noch dazu ſich hören ließen, auch die Kerls den Damen zuliefen, wie die Soldaten ihrem Gewehr und Poſten, wann ſie die Trommel rühren hören, und Jeder eine bei der Hand ertappte, wurde mir nicht anders, als ob ich allbereits den Boden eingehen und mich und viele Andre mehr die Hälſe abſtürzen ſähe. Da ſie aber gar anfingen zu gumpern, daß der ganze Bau zitterte, weil man eben einen drolligen Gaſſenhauer aufſpielte, ſo gedachte ich: nun iſt es um dein Leben geſchehen! Ich meinte nicht anders, als der ganze Bau würde urplötzlich einfallen, erwiſchte deswegen in der höchſten Angſt eine Dame von hohem Adel und vortrefflichen Tugenden, mit welcher mein Herr ſich eben unterhielt, unverſehens beim Arme, wie ein Bär und hielt ſie wie eine Klette feſt. Ja, da ſie zuckte und nicht wußte, was für närriſche Grillen in meinem Kopfe ſteckten, fing ich aus Verzweiflung an zu ſchreien, als wenn man mich hätte ermorden wollen. Die Muſikanten wurden jähling ſtill, die Tänzer und Tänzerinnen hörten auf und die ehrliche Dame, der ich am Arme hing, fand ſich beleidigt, weil ſie ſich einbildete, mein Herr hätte ihr ſolches zum Schimpf anthun laſſen. So geſchah es, daß der Gubernator ohne Umſtände mich zu prügeln und einzuſperren befahl, weil ich ihm denſelben Tag ſchon mehr Poſſen geriſſen hatte, und daß die Furierſchützen, ſo dies vollbringen ſollten, mich in eine Futterwanne ſpannten und nachdem ſie mich dergeſtalt zerprügelt hatten, daß ich noch bis auf dieſe Stunde daran gedenke, unter die Stiege in den Gänſeſtall ſperrten.

Zweites Buch.

1.

Nachdem ich in meinem Gänſekerker den übrigen Theil der Nacht ſchlaflos zugebracht hatte, weil ich auf die mir zu Theil gewordenen weidlichen Streiche große Schmerzen nachempfand, und durch die Unbequemlichkeit meiner Lage desgleichen verhindert wurde zu ruhen, nahm ich den Anbruch des Morgens mittelſt eines Aſtloches der Thüre wahr, und faßte mir ein Herz, da mir der höchſt üble Geruch im Gänſeſtalle nachgerade unerträglich ward, den Verſuch zu machen, ob ich nicht mittelſt dieſes Lochs den nahe dabei befindlichen Riegel zurückſchieben und mich befreien möchte. Es gelang mir damit über Erwarten wol; als ich nun aber dergeſtalt glücklich meiner Haft entronnen war, wußte ich dennoch nicht wo aus, wo ein. In meines Herrn Quartier war Alles noch ſtill und ſchlafend, daher durfte ich mich der Schildwacht, die vorm Hauſe ſtund, nicht nähern, in die Hauptwache wagte ich mich ebenfalls nicht, und auf der Gaſſe zu bleiben, war es mir gar zu kalt. Da fiel es mir ein, ich ſollte meine Zuflucht zu dem Pfarrer nehmen. Ich folgte meinem Gutdünken, vor der Thüre anzuklopfen und war damit ſo zudringlich, daß mich endlich die Magd mit Unwillen einließ. Ihr Keifen mit mir über die frühe Störung hörte bald ihr Herr, der faſt ausgeſchlafen hatte, und da er meine nach ihm verlangende Stimme vernahm, ſo rief er mich zu ſich an ſein Bett, und fragte mich, wie mein Handel beſchaffen und was mir Sonderliches zugeſtoßen wäre, das mich mit der Morgenröthe zu ihm führe. Ich erzählte ihm Alles, meldete ihm, wie die Gäſte, nachdem er hinweg geweſen, ganz unſinig geworden wären, maßen ſie, nach meines Kameraden Bericht, ſich vorgenommen hätten, dem Hauſe den Boden einzutreten, und beſchrieb ihm die ſchreckliche Angſt, worein ich darob gerathen und auf was Weiſe ich mich vorm Untergang hätte bewahren wollen, worüber ich freilich, jämmerlich abgeprügelt, in den Gänſeſtall gekommen, aus dem ich eben jetzt entſprungen wäre. Der Pfarrer hatte mich bis zu Ende ruhig angehört ſobald ich aber ausgeredet hatte, ſagte er: Simplicius! deine Sachen ſtehen ſchlecht. Du hatteſt einen guten Handel aber ich ſorg! ich ſorg! er ſei verſcherzt. Pack dich nur geſchwind von mir fort und troll' dich aus meinem Hauſe, damit ich nicht ſammt dir in deines Herrn Ungnade komme, wenn man dich bei mir findet. Alſo mußte ich denn wieder hinziehen und zum erſtenmal erfahren, wie wol einer bei männiglich daran iſt, wenn er ſeines Herrn Gunſt hat, und wie ſcheel einer hingegen angeſehen wird, wann ſolche hinkt.

Ich ging in meines Herrn Quartier, darin noch Alles ſteinhart ſchlief, bis auf den Koch und ein Paar Mägde. Dieſe putzten das Zimmer, in welchem man geſtern gezecht hatte; jener aber rüſtete aus den Abſchrötlein wieder ein Frühſtück oder vielmehr einen Imbis zu. Am erſten kam ich zu den Mägden. Bei denen lag es hin und wieder voll zerbrochener ſo Trink= als Fenſtergläſer. Und an andern Orten waren große Lachen von verſchüttetem Wein und Bier und Unrath aller Art, alſo daß der Boden einer Landkarte gleich ſahe, darin man unterſchiedliche Meere, Inſeln und trockene oder fußfeſte

Länder hätte abbilden und vor Augen ſtellen wollen. Es roch im ganzen Zimmer übler als in meinem Gänſeſtalle. Deswegen war auch meines Bleibens nicht lange daſelbſt, ſondern ich machte mich in die Küche, mit Furcht und Zittern erwartend, was das Glück, wenn mein Herr ausgeſchlafen hätte, ferneres in mir wirken wollte. Daneben betrachtete ich der Welt Thorheit und Unſinnigkeit, und zog mir Alles zu Gemüth, was mir verwichenen Tag und ſelbige Nacht begegnet war, auch was ich ſonſt geſehen, gehört und erfahren hatte. Solche Gedanken verurſachten, daß ich damals meines Einſiedlers geführtes dürftig und elend Leben für glückſelig ſchätzte und ihn und mich wieder in vorigen Stand wünſchte. Als mein Herr aufgeſtanden war, ſchickte er ſeinen Leibſchützen hin, mich aus dem Gänſeſtall zu holen. Der brachte Zeitung, daß er die Thüre offen und hinter dem Riegel ein Loch gefunden, vermittelſt deſſen der Gefangene ſich wol ſelbſt entledigt hätte. Ehe aber ſolche Nachricht einkam, verſtund mein Herr von Anderen, daß ich vorlängſt in der Küche geweſen ſei. Indeſſen mußten die Diener hin und wieder laufen, die geſtrigen Gäſte zum Frühſtück einzuholen, unter welchen der Pfarrer auch war, welcher zeitlicher als andere erſcheinen mußte, weil mein Herr meinetwegen mit ihm reden wollte, ehe man zur Tafel ſäße. Er fragte ihn erſtlich: ob er mich für witzig oder für närriſch hielte? oder ob ich ſo einfältig oder ſo boshaft ſei? und erzählte ihm damit, wie unehrbar ich mich den vorigen Abend gehalten habe, welches theils von ſeinen Gäſten übel empfunden und aufgenommen werde, als wäre es ihnen zum Hohn mit Fleiß ſo angeſtellt worden. Ingleichen, daß er mich hätte prügeln und in einen leeren Gänſeſtall ſperren laſſen, um ſich vor ähnlichen Spott, ſo ich ihm noch hätte zufügen können, zu ſichern; daß ich aber daraus hervorgebrochen und nun in der Küche umgehe wie ein Junker, der ihm nicht mehr aufwarten dürfe. Sein Lebtag, fügte er hinzu, ſei ihm kein ſolcher Poſſen widerfahren, als ich ihm in Gegenwart ſo vieler ehrlichen Leute geriſſen; er wiſſe nichts anderes mit mir anzufangen, als daß er mich, weil ich mich ſo dumm anließe, wieder zum Teufel jage.

Inzwiſchen mein Herr ſo über mich klagte, ſammelten ſich die Gäſte nach und nach, da er aber ausgeredet hatte, ſagte der Pfarrer: Wenn ihm der Herr Gouverneur eine kleine Zeit mit ein wenig Geduld zuzuhören beliebte, ſo wollte er von Simplicius eine Sache erzählen, daraus nicht allein ſeine Unſchuld zu vernehmen ſein würde, ſondern auch denen, die ſich ſeines Verhaltens halber beleidigt befänden, alle ungleichen Gedanken benommen werden ſollten.

Hierauf wurden die Tafeln gedeckt und wie den vorigen Tag mit Speiſen und Leuten beſetzt. Wermuth-, Salbei-, Alant-, Quitten-, und Zitronen-Wein mußten neben dem Hippocraß den Säufern ihre Köpfe und Mägen wieder begütigen, denn ſie waren ſchier alle des Teufels Märtirer. Ihr erſtes Geſpräch betraf ſie ſelbſt, nemlich, wie ſie geſtern einander ſo brav betrunken gemacht hätten, doch wollte Keiner von ihnen gründlich eingeſtehen, daß er voll geweſen ſei. Einige zwar ſagten: ſie hätten gute Räuſche gehabt; Andere aber bekannten: daß ſich Keiner mehr vollſöffe, ſeit die Räuſche aufgekommen wären. Als ſie nun müde waren, von ihren eigenen Thorheiten zu reden und zu hören, mußte der arme Simpliciſſimus herhalten. Der Gouverneur ſelbſt erinnerte den Pfarrer, die luſtigen Sachen zu eröffnen, wie er verſprochen hätte, und dieſer fing darauf mit ſo guter Laune zu erzählen an, wie ſeltſam mir das Tanzen vorgekommen wäre, weil ich niemals dergleichen geſehen gehabt, und welchen Bericht ich deshalb von meinen Kameraden eingenommen hätte, und ſchilderte zu männiglich Ergötzung ſo poſſirlich: aus was für Urſachen die vornehme Dame von mir ergriffen worden wäre, der ich darüber zerkarbatſcht in den Gänſeſtall gekommen, entſchuldigte auch dabei meine Einfalt und Unwiſſenheit ſo beſcheidentlich, daß ich wieder in meines Herrn Gnade kam und bei Tafel aufwarten durfte. Als ich nun in dieſem meinem Amte vor ihm erſchien, fragte er mich, um ſeinen Gäſten einen ferneren Spaß zu machen, da er wol ſahe, daß die Muſikanten nichts galten, ſo lange man mich unterhanden haben würde, der ich mit meinen närriſchen Einfällen Jedermann über ſiebenzehn Lauten zu ſein bedünkte: was ich meinem Kameraden für den mir ertheilten witzigen Beſcheid gegeben hätte, und als ich antwortete, nichts! ſagte er: ſo will ich ihn für dich bezahlen; wie er ihn denn hierauf von den Furierſchützen eben ſo wie mich Tages vorher behandeln ließ.

Hatte alſo mein Herr genug Nachricht von meiner Einfalt erhalten, und brachte man auch wol mehr dergleichen Poſſen von mir auf die Bahn, ſo daß man ſchier den ganzen Imbis über von ſonſt nichts als nur von mir zu reden und zu lachen hatte, ſo verurſachte das Alles am Ende einen allgemeinen Schluß zu meinem Untergange, welcher war, daß man mich tapfer foppen und hudeln und dadurch mit der Zeit zu einem vollkommenen Tiſchrathe umſchaffen ſollte, den man dem größten Potentaten von der Welt verehren und mit dem man die Sterbenden zu lachen zwingen könnte.

2.

Wie man nun ſo ſchlampampte, und es wieder wie geſtern treiben wollte, meldete die Wache, mit Einhändigung eines Schreibens an den Gouverneur, einen Bevollmächtigten an, der vor dem Thore von der Krone

Schweden Kriegsräthen abgeordnet ſei, die Beſatzung zu muſtern, und die Feſtung zu beſichtigen. Dies verſalzte allen Spaß, und alles Freudengelach verlummerte wie ein Sackpfeifenzipfel, dem der Blaſt entgangen iſt. Die Muſikanten und die Gäſte zerſtoben wie Tabackrauch verſchwindet, der nur den Geruch hinter ſich läßt. Mein Herr trollte ſelbſt mit dem Adjutanten, der die Schlüſſel trug, ſammt einem Ausſchuß von der Hauptwacht und vielen Windlichtern, dem Thore zu, den Plagegeiſt, wie er ihn nannte, einzulaſſen. Er wünſchte, daß ihm der Teufel den Hals in tauſend Stücke bräche, ehe er in die Feſtung käme! Sobald er ihn aber eingelaſſen hatte, und auf der inneren Fallbrücke bewillkommte, fehlte wenig oder gar nichts, daß er ihm nicht ſelbſt an den Stegreif griff, ſeine Ehrfurcht vor ihm zu beweiſen, ja die Höflichkeit wurde augenblicklich zwiſchen Beiden ſo groß, daß der Bevollmächtigte abſtieg, mit meinem Herrn zu Fuße gegen ſeine Wohnung fortwanderte, und ſich gegenſeitig mit ihm um die linke Hand ſtritt. Ach! dachte ich: was für ein wunderfalſcher Geiſt beherrſcht doch die Menſchen, indem er Einen durch den Andern zum Narren macht! Wir näherten uns alſo der Hauptwacht, und die Schildwacht rufte ihr: Wer da? wiewol ſie ſah, daß es mein Herr war. Dieſer wollte nicht antworten, ſondern jenem die Ehre laſſen, daher ſtellte ſich die Schildwacht mit Wiederholung ihres Geſchreis deſto heftiger. Endlich antwortete er auf das letztere: Wer da? Der Mann, der's Geld gibt! Wie wir nun bei der Schildwacht vorbeikamen, und ich ſo hinten nachzog, hörte ich, daß dieſelbe, die ein neugeworbener Soldat, und zuvor ihres Handwerks. ein wolhäbiger junger Bauersmann auf dem Vogelsberge geweſen war, die Worte brummte: Du magſt ein verlogener Kunde ſein! Ein Mann der's Geld gibt? Ein Kerl der's Geld nimmt, biſt du. So viel Geld haſt du mir abgeſchweißt, daß ich wollte, der Hagel erſchlüge dich, ehe du wieder aus der Stadt kämſt! Von dieſer Stunde an, faßte ich den Gedanken, dieſer fremde Herr in ſammtner Mütze müſſe ein heiliger Mann ſein, weil nicht allein keine Flüche an ihm hafteten, ſondern ihm auch ſeine Haſſer alle Ehre, alles Liebes und Gutes erwieſen. Er wurde noch dieſelbe Nacht fürſtlich bewirthet, blind voll getrunken, und überdies in ein herrlich Bett gelegt.

Folgende Tage ging's bei der Muſterung bunt über Eck her. Ich einfältiger Tropf ſelbſt war geſchickt genug, den klugen Bevollmächtigten, zu welchen Aemtern und Verrichtungen man wahrlich keine Kinder nimmt, zu betrügen, was ich eher als in einer Stunde lernte, weil die ganze Kunſt nur in fünf und neun beſtund, ſelbige auf einer Trommel zu ſchlagen, und ich noch zu klein war, einen Muſketier vorzuſtellen. Man ſtattete mich zu ſolchem Ende mit einem entlehnten Kleide und mit einer entlehnten Trommel aus, denn meine geſchürzten Pagenhoſen taugten nicht zum Handel, ohne Zweifel darum, weil ich ſelbſt entlehnt war, damit kam ich glücklich durch die Muſterung. Wie man nun aber meiner Einfalt nicht zutraute, einen fremden Namen im Sinn zu behalten, worauf ich antworten und hervortreten ſollte, ſo mußte ich der Simplicius verbleiben. Den Zunamen erſetzte der Gouverneur ſelbſt, und ließ mich Simplicius Simpliciſſimus in die Rolle einſchreiben, mich alſo wie einen Baſtard zum erſten meines Geſchlechts zu machen, wiewol ich ſeiner eignen Schweſter ſeinem Selbſtbekenntniſſe nach ähnlich ſah. Ich behielt auch nachzehends dieſen Namen und Zunamen, bis ich den rechten erfuhr, und ſpielte unter ihm meine Perſon zu Nutz des Gouverneurs, und geringem Schaden der Krone Schweden, ziemlich wol, welches denn alle meine Kriegsdienſte ſind, die ich derſelben mein Lebtage leiſtete und derethalb ihre Feinde keine Urſache haben mich zu neiden.

3.

Als der Bevollmächtigte wieder hinweg war, ließ der Pfarrer mich heimlich zu ſich in ſeine Wohnung kommen, und ſagte: O, Simplicius! Deine Jugend dauert mich, und deine künftige Unglückſeligkeit bewegt mich zum Mitleiden. Höre, mein Kind, und wiſſe gewiß, daß dein Herr dich aller Vernunft zu berauben und gar zum Narren zu machen entſchloſſen iſt, maßen er zu dem Ende bereits ein Kleid für dich verfertigen läßt. Morgen mußt du in diejenige Schule, worin du deine Vernunft verlernen ſollſt. In derſelben wird man dich ohne Zweifel ſo greulich drillen, daß du, wenn anders Gott und natürliche Mittel dies nicht verhindern, ohne Zweifel zu einem Phantaſten werden mußt. Weil aber ſolches ein mißlich und ſorglich Handwerk iſt, alſo habe ich, um deines Einſiedels Frömmigkeit und deiner eignen Unſchuld willen, aus getreuer chriſtlicher Liebe dir mit Rath und nothwendigen guten Mitteln beiſpringen und gegenwärtige Arznei zuſtellen wollen. Darum folge meiner Lehre, und nimm dieſes Pulver ein, welches dir das Hirn und Gedächtniß dermaßen ſtärken wird, daß du, unverletzt deines Verſtandes, Alles leicht überwinden magſt. Auch haſt du hierbei einen Balſam, damit ſchmiere die Schläfe, den Wirbel und das Genick ſammt den Naslöchern. Und dieſe beiden Stücke brauch auf den Abend, wenn du ſchlafen gehſt, angeſehen, daß du keine Stunde ſicher ſein wirſt, aus dem Bette abgeholt zu werden. Aber ſiehe zu, daß Niemand dieſe meine Warnung und mitgetheilte Arznei gewahre, es möchte ſonſt dir und mir übel ausſchlagen. Und wenn man dich in dieſer verfluchten Kur haben wird, ſo achte und glaube nicht Alles, was man dich uberreden will, rede wenig, und ſtelle dich doch, als ob du Alles glaubteſt, damit deine Zugeordneten nicht an dir merken, daß ſie leer Stroh dreſchen, ſonſt werden ſich deine Plagen verlängern; wiewol ich nicht wiſſen kann, auf was Weiſe ſie mit dir umgehen werden. Wenn du aber den Strauß und das Narrenkleid anhaben wirſt, ſo komm wieder zu mir, damit ich deiner mit fernerem Rathe pflegen möge. Indeſſen will ich Gott für dich bitten, daß er dir Verſtand und Geſundheit erhalten wolle. Hierauf ſtellte er mir Pulver und Sälblein zu, und ich wanderte damit wieder nach Haus.

Wie der Pfarrer geſagt hatte, alſo ging es. Im erſten Schlafe kamen vier Kerls in erſchreckliche Teufelslarven vermummt zu mir in's Zimmer vor's Bett, die ſprangen herum wie Gaukler und Faſtnachtslarven. Einer hatte einen gluhenden Haken, und der Andere eine Fackel in Handen. Die zwei übrigen wiſchten über mich her, zogen mich aus dem Bette, tanzten eine Weile mit mir hin und wieder, und zwangen mir meine Kleider an Leib. Ich ſtellte mich, als ob ich ſie für rechte natürliche Teufel gehalten hätte, führte ein jämmerliches Zetergeſchrei, und ließ die allerfurchtſamſten Geberden erſcheinen. Sie aber verkündigten mir, daß ich mit ihnen fort müßte, verbanden mir hierauf den Kopf mit einer Handquehle, daß ich weder hören, ſehen noch ſchreien konnte, führten mich unterſchiedliche Umwege, viele Stiegen auf und ab, bis endlich in einen Keller, darin ein großes Feuer brannte, und fingen daſelbſt an, nachdem ſie mir die Handquehle wieder abgebunden hatten, mir im ſpaniſchen Wein und Malvaſier zuzutrinken. Sie hatten mich gut überreden, ich wäre geſtorben, und nunmehr im Abgrund der Hölle, denn ich gab mir mit Fleiß den Anſchein, Alles zu glauben, was ſie mir vorlegen. Sauf nur wacker zu, ſagten ſie, weil du doch ewig bei uns bleiben mußt; willſt du aber nicht ein guter Geſelle ſein und mitmachen, ſo mußt du in gegenwärtiges Feuer. Die armen Teufel wollten ihre Sprache und Stimme verquanten, damit ich ſie nicht kennen ſollte; ich merkte aber gleich, daß es meines Herrn Furierſchützen waren. Doch ließ ich's mir nicht anſehen, ſondern lachte in die Fauſt, daß dieſe, ſo mich zum Narren machen ſollten, meine Narren ſein mußten. Ich trank meinen Theil mit vom ſpaniſchen Wein; ſie aber goſſen ſo viel in ſich hinein, weil ſolch himmliſcher Necktar ſelten an derlei Geſellen kommt, daß ſie noch eher trunken wurden als ich. Da mich's Zeit zu ſein bedünkte, ſtellte ich mich an, hin und her zu torkeln, wie ich's neulich an meines Herrn Gäſten geſehen hatte; und wollte endlich gar nicht mehr trinken, ſondern ſchlafen. Hingegen jagten und ſtießen ſie mich mit ihrem Haken, den ſie allzeit im Feuer liegen hatten, in allen Ecken des Kellers herum, daß es ſah, als ob ſie ſelbſt närriſch geworden wären, entweder, daß ich mehr trinken, oder wenigſtens nicht ſchlafen ſollte. Und wenn ich in ſolcher Hatze niederfiel, wie ich denn oft mit Fleiß that, ſo packten ſie mich wieder auf, und ſtellten ſich, als ob ſie mich in's Feuer werfen wollten. Alſo ging mir's wie einem Falken, den man wachſam hält, was mein großes Kreuz war. Ich hatte ſie zwar Trunkenheit und Schlafes halber wol ausgedauert; aber ſie blieben nicht allweg bei einander, ſondern löſten ſich untereinander ab, darum ich zuletzt den Kürzern hätte ziehen müſſen. Drei Tage und zwei Nächte habe ich in dieſem räucherichen Keller zugebracht, welcher kein Licht hatte, als was das Feuer von ſich gab. Der Kopf fing mir daher an, zu brauſen und zu wüthen, als ob er zerreißen wollte, ſo daß ich mir endlich einen Fund erſann, mich meiner Qual ſammt den Peinigern zu entledigen. Ich machte es nemlich etwa wie der Fuchs, wenn er den Hunden nicht mehr zu entrinnen getrauet. Meine Teufel wurden aber über die Folgen meiner Kriegsliſt dermaßen wider mich aufgebracht, daß ſie mich in ein Leilach legten und mich ſo unbarmherzig zerſchlugen, als ob ſie mir alle innerlichen Glieder ſammt der Seele hätten heraustreiben mögen. Ich ward dadurch ganz außer mich ſelbſt verſetzt, und des Gebrauchs meiner Sinne ſo völlig beraubt, daß ich gleichſam wie todt da lag. Ich weiß auch nicht, was ſie ferner mit mir gemacht haben, ſo gar war ich allerdings dahin.

4.

Als ich wieder zu mir ſelbſt kam, befand ich mich nicht mehr in dem öden Kerker bei den Teufeln, ſondern in einem ſchönen Saale unter den Händen dreier der allergarſtigſten alten Weiber, ſo der Erdboden je getragen haben kann. Ich hielt ſie anfänglich, als ich die Augen ein wenig öffnete, für natürliche hölliſche Geiſter; hätte ich aber die alten heidniſchen Poeten ſchon geleſen gehabt, ſo hätte ich ſie für die Eumeniden, oder wenigſtens die eine eigentlich für die Tiſiphone gehalten, welche, mich meiner Sinne zu berauben, aus der Hölle angekommen wäre, weil ich zuvor wol wußte, daß ich darum da war, zum Narren zu werden. Dieſe hatte ein Paar Augen wie zwei Irrwiſche, und zwiſchen denſelben eine lange magere Habichtsnaſe, deren Ende oder Spitze die unteren Leffzen erreichte. Nur zwei Zähne ſah ich in ihrem Munde; ſie waren aber ſo vollkommen, lang, rund und dick, daß ſich beinahe jeder, der Geſtalt nach, mit dem Goldfinger, der Farben nach aber mit dem Golde ſelbſt hätte vergleichen laſſen. Kurz, es war Gebeins genug vorhanden zu einem ganzen Mund voll Zähne, jedoch gar übel ausgetheilt. Ihr Angeſicht ſah wie ſpaniſch Leder, und ihre weißen Haare hingen ihr ſeltſam zerſtrobelt um den Kopf herum, weil man ſie eben erſt aus dem Bette geholt hatte. Wahrhaftig, ein erſchrecklicher Anblick, der zu nichts anderem, als zu einer trefflichen Arznei wider jegliche unſinnige Liebe dienen mogte! Die anderen zwei waren gar nicht ſchöner, nur daß ſie ſtumpfe Affennäslein, und ihre Kleider etwas ordentlicher angethan hatten. Als ich mich beſſer erkoberte, ſah ich, daß die eine unſere Schüſſelwäſcherin, die anderen zwei aber zweier Furierſchützen Weiber waren. Ich ſtellte mich, als ob ich mich nicht zu regen vermöchte, wie mich denn in Wahrheit auch nicht tanzerte, als dieſe ehrlichen alten Mütterlein mich ſplitternackend auszogen, und wie ein junges Kind ſäuberten. Doch that mir ſolches trefflich ſanft, und ſie bezeigten während der Arbeit, eine große Geduld und wirkliches Mitleiden, alſo daß ich ihnen beinahe offenbart hätte, wiewol mein Handel noch ſtünde. Doch gedachte ich: Nein Simplicius! vertraue keiner alten Frau, ſondern gedenke, du habeſt der Ehre genug, wenn du in deiner Jugend drei abgefeimte alte Weiber, mit denen man den Teufel im weiten Felde fangen möchte, betrügen kannſt. Du magſt aus dieſer Erfahrung Hoffnung ſchöpfen, im Alter mehr zu leiſten. Da ſie nun mit mir fertig waren, legten ſie mich in ein köſtlich Bett, in dem ich ungewiegt entſchlief; ſie aber gingen, und nahmen ihre Kübel und andere Sachen, womit ſie mich gewaſchen hatten, ſammt meinen Kleidern mit ſich hinweg. Meines Dafürhaltens ſchlief ich dieſen Satz länger als vier und zwanzig Stunden, und da ich wieder erwachte, ſtunden zwei ſchöne geflügelte Knaben vor meinem Bett, welche mit weißen Hemden, taffetnen Binden, Perlen, Kleinodien, güldenen Ketten und anderen ſcheinbarlichen Sachen köſtlich geziert waren. Einer hatte ein vergüldetes Becken voller Hippen, Zuckerbrod, Marzipan und anderem Confekt; der Andere aber einen vergüldten Becher in Händen.

Dieſe als Engel, wofür ſie ſich ausgaben, wollten mich bereden, daß ich nunmehr im Himmel ſei, weil ich das Fegefeuer glücklich überſtanden habe, und dem Teufel ſammt ſeiner Mutter entgangen ſei. Deshalb ſollte ich nur begehren, was mein Herz wünſchte, ſintemal Alles was mir beliebte genug vorhanden wäre, oder doch ſonſt herbeizuſchaffen in ihrer Macht ſtände. Mich quälte der Durſt, und weil ich den Becher vor mir ſah, verlangte ich nur den Trunk, der mir auch mehr als gutwillig gereicht wurde. Solches aber war kein Wein, ſondern ein lieblicher Schlaftrunk, den ich unabgeſetzt zu mir nahm, und worauf ich wieder entſchlief, ſobald er bei mir erwarmte.

Den anderen Tag erwachte ich wiederum, denn ſonſt ſchliefe ich noch; befand mich aber nicht mehr im Bette, noch im vorigen Saale, ſondern in meinem alten Gänſekerker. Da war abermals eine greuliche Finſterniß wie im vorigen Keller; und überdies hatte ich ein Kleid von Kalbsfellen an, deren rauches Theil nach außen gekehrt war. Die Hoſen waren auf polniſch oder ſchwäbiſch, und das Wamms noch wol auf eine närriſchere Manier gemacht. Oben am Halſe ſtund eine Kappe wie eine Mönchsgugel, die war mir über den Kopf geſtreiſt, und mit einem ſchönen Paar großen Eſelsohren geziert. Ich mußte meines Unſterns ſelbſt lachen, weil ich am Neſt und an den Federn ſah, was ich für ein Vogel ſein ſollte. Damals fing ich erſt an, in mich ſelbſt zu gehen, und an mein Beſtes zu denken. Ich ſetzte mir vor, mich auf das närriſchſte zu ſtellen, ſo gut es mir immer möglich ſei, und daneben mit Geduld zu verharren, wie ſich mein Verhängniß weiter anlaſſen würde.

5.

Vermittelſt jenes Aſtloches, das ſich in der Thüre befand, hätte ich mich wol wieder erledigen können; weil ich aber ein Narr ſein ſollte, ließ ich's bleiben, und that nicht allein wie ein Narr, der nicht ſo witzig iſt, von ſelbſt herauszugehen, ſondern ſtellte mich gar wie ein hungrig Kalb an, das ſich nach ſeiner Mutter ſehnt. Mein Geplärr ward auch von denen gehört, die dazu beſtellt waren, maßen zwei Soldaten vor den Gänſeſtall kamen, und fragten: wer darin wäre? Ich antwortete: Ihr Narren, hört ihr nicht, daß ein Kalb da iſt? Sie machten den Stall auf, nahmen mich heraus und verwunderten ſich, daß ein Kalb ſollte reden können! Was ihnen anſtund, wie die gezwungenen Geberden eines neugeworbenen ungeſchickten Komödianten, der die Perſon, die er vertreten ſoll, nicht wol ſpielen kann, alſo, daß ich oft meinte, ich müßte ihnen ſelbſt zum Poſſen helfen. Sie berathſchlagten ſich, was ſie mit mir machen wollten, und wurden eins, mich dem Gouverneur zu verehren, welcher ihnen, weil ich reden könnte, mehr ſchenken würde, als ihnen der Metzger für mich bezahlte. Sie fragten mich: wie mein Handel ſtünde? Ich antworte: liederlich genug. Sie fragten: warum? Ich ſagte: darum, weil es hier der Brauch iſt, redliche Kälber in den Gänſeſtall zu ſperren. Ihr Kerle ſollt wiſſen, dafern man will, daß ein rechtſchaffener Ochs aus mir werden ſoll, muß man mich auch aufziehen wie es einem ehrlichen Stiere zuſteht. Nach ſolchem kurzen Wortwechſel führten ſie mich über die Gaſſe, gegen des Gouverneurs Quartier zu. Uns folgte eine große Schaar Buben nach, und weil dieſelben eben ſowol als ich das Kälbergeſchrei ſchrien, ſo hätte ein Blinder aus dem Gehör urtheilen mögen, man triebe eine Heerde Kälber daher; aber dem Geſicht nach, ſah es einem Haufen ſo junger als alter Narren gleich.

Alſo ward ich von den beiden Soldaten dem Gouverneur vorgeſtellt, gleich als ob ſie mich erſt auf Partei erbeutet hätten. Er beſchenkte ſie dafür mit einem Trinkgelde; mir ſelbſt aber verſprach er die beſten Sachen, ſo ich bei ihm haben ſollte. Ich dachte wie des Goldſchmidts Junge, und ſagte: Wol, Herr! man muß mich aber in keinen Gänſeſtall ſperren, wir Kälber können dies nicht erdulden, wenn wir anders wachſen und zu einem Stück Hauptvieh werden ſollen. Der Gouverneur vertröſtete mich eines beſſeren, und dünkte ſich gar geſcheit zu ſein, daß er ſolch anſehnlichen Narrn aus mir gemacht hätte. Hingegen dachte ich; Harre, mein lieber Herr! ich habe die Probe des Feuers überſtanden, und bin darin gehärtet worden; jetzt wollen wir zuſehen, welcher den anderen am Beſten wird narren können. Indem trieb ein geflüchteter Bauer ſein Vieh zur Tränke. Sobald ich das ſah, verließ ich den Gouverneur, und eilte mit dem Kälbergeplärr den Kühen zu, gleich als ob ich an ihnen ſaugen wollte. Dieſe, als ich zu ihnen kam, entſetzten ſich ärger vor mir, als vor einem Wolfe, wiewol ich ihre Art Haar trug, ja, ſie wurden ſo ſchellig, und ſtoben dermaßen auseinander, als wenn im Auguſt ein Neſt voll Horniſſen unter ſie gelaſſen worden wäre, alſo, daß ihr Herr ſie an ſelbigen Ort nicht mehr zuſammenbringen konnte, was einen artlichen Spaß abgab. Im Hui war ein Haufen Volk bei einander, der der Gaukelei zuſah; und als mein Herr lachte, daß er hätte zerberſten mögen, ſagte er endlich: Ein Narr macht ihrer hundert. Ich aber dachte: Du biſt es eben, dem du jetzt wahrſagſt.

Gleichwie mich nun jedermann von dieſer Zeit an das Kalb nannte, alſo nannte ich hingegen auch jeden mit einem beſondern ſpöttiſchen Nachnamen. Dieſelben fielen mehrentheils, der Leute, und ſonderlich meines Herrn Bedünken nach, gar ſinnreich aus, denn ich taufte jedweden, nachdem es ſeine Eigenſchaften erforderten. Mit einem Worte: es ſchätzte mich männiglich für einen unweiſen Thoren, und ich hielt jeglichen für einen geſcheiten Narrn: Dieſer Gebrauch iſt meines Erachtens in der Welt noch üblich, indem ein jeder mit ſeinem Witze zufrieden iſt und ſich einbildet, er ſei der Geſcheiteſte unter Allen.

Obige Kurzweil, die ich mit des Bauers Rindern anſtellte, machte uns den kurzen Vormittag noch kürzer, denn es war damals um die winterliche Sonnenwende. Bei der Mittagsmahlzeit wartete ich auf wie zuvor; brachte aber nebenbei ſeltſame Sachen auf die Bahn, und als ich eſſen ſollte, konnte Niemand menſchliche Speiſe oder Trank in mich bringen, ich wollte kurzum nur Gras haben, ſo damals unmöglich zu bekommen war. Mein Herr ließ ein Paar friſche Kalbsfelle von den Metzgern holen und zweien kleinen Knaben über die Köpfe ſtreifen. Dieſe ſetzte er zu mir an den Tiſch, traktirte uns in der erſten Tracht mit Winterſalat und hieß uns wakker zuhauen, auch ließ er ein lebendig Kalb hintragen, und mit Salz zum Salat anfriſchen. Ich ſah ſo ſtarr darein, als ob ich mich darüber verwunderte; aber der Umſtand vermahnte mich, mitzumachen. Ja wol, ſagten ſie, wie ſie mich ſo kaltſinnig ſahen, es iſt nichts neues, daß Kälber Fleiſch, Fiſch, Käſe, Butter und Anderes freſſen. Was! ſie ſaufen ſich auch zu Zeiten einen guten Rauſch Die Beſtien wiſſen nunmehr wol was gut iſt. Ja, es iſt heutigen Tages ſo weit kommen, daß ſich nur noch ein geringer Unterſchied zwiſchen ihnen und den Menſchen befindet. Wollteſt du denn allein nicht mitmachen? Ich ließ mich deſſen um ſo eher überreden, weil mich hungerte, und nicht darum, weil ich hiebevor ſchon ſelbſt geſehen hatte, wie manche Menſchen ſäuiſcher als Schweine, grimmiger als Löwen, neidiſcher als Hunde, unbändiger als Pferde, verſoffener als Rinder, liſtiger als Füchſe, gefräßiger als Wölfe, närriſcher als Affen und giftiger als Schlangen und

Kröten waren, welche dennoch alleſammt menſchlicher Nahrung genoſſen, und nur durch die Geſtalt ſich von den Thieren unterſchieden, zumal auch die Unſchuld eines Kalbes bei weitem nicht hatten. Ich fütterte mich mit meinen Mitkälbern, wie es meine Eßluſt erforderte, und wenn ein Fremder uns unverſehens alſo bei einander zu Tiſche hätte ſitzen ſehen, ſo würde er ohne Zweifel wahrhaft an die Zauberei geglaubt haben, die mein Herr damals künſtlich auszuüben verſtanden hatte. Eben auf den Schlag, wie ich die Mittagsmahlzeit vollbrachte, wurde ich auch zum Nachtimbiß geſpeiſt. Und gleichwie meine Miteſſer oder Schmarotzer mit mir zehrten, damit ich zehren ſollte, alſo mußten ſie auch mit mir zu Bett, wenn mein Herr anders nicht zugeben wollte, daß ich im Kuhſtall über Nacht ſchliefe. Ich that dies aber darum, daß ich auch ſie genug narrte, die mich zum Narren zu haben meinten, und machte alſo den feſten Schluß: daß der grundgütige Gott einem jeden Menſchen in dem Stande, zu welchen er ihn berufen hat, ſo viel Witz gebe und verleihe, als er zu ſeiner Selbſterhaltung benöthige, auch daß ſich darum, weil hinter dem Berge auch Leute wohnen, Viele vergeblich einbilden, ſie ſeien allein witzig und Hans in allen Gaſſen.

6.

Am Morgen, als ich erwachte, waren meine beiden verkälberten Schlafgeſellen ſchon fort; deswegen ſtund ich auch auf und ſchlich, als der Adjutant die Schlüſſel holte, um die Stadt zu öffnen, aus dem Hauſe zu meinem Pfarrer. Demſelben erzählte ich Alles, wie mir's im Himmel, ſowol als in der Hölle ergangen war. Und wie er ſah, daß ich mir ein Gewiſſen machte, ſo viele

Leute und ſonderlich meinen Herrn zu betrügen, wenn ich mich närriſch ſtellte, ſagte er: hierum darfſt du dich nicht bekümmern, die närriſche Welt will betrogen ſein. Hat man dir doch deinen Witz noch übrig gelaſſen, ſo gebrauche ihn zu deinem Vortheile und bilde dir ein, daß du gleich dem Phönix vom Unverſtande zu Verſtand durch's Feuer, und alſo zu einem neuen menſchlichen Leben wieder geboren worden ſeiſt. Doch wiſſe dabei, daß du nicht über den Graben, ſondern mit Gefahr deiner Vernunft in dieſe Narrenkappe geſchloſſen biſt. Die Zeiten ſind ſo wunderlich, daß niemand wiſſen kann, ob du ohne Verluſt deines Lebens wieder herauskommſt. Man kann geſchwind in die Hölle rennen, aber daraus zu entrinnen, wird's Schnauffens und Bartwiſchens brauchen. Du biſt bei weitem noch nicht ſo gemannt, deiner bevorſtehenden Gefahr zu entgehen, wie du dir wohl einbilden möchteſt. Darum wird dir mehr Vorſichtigkeit und Verſtand vonnöthen ſein, als zu der Zeit, da du noch nicht wußteſt, was Verſtand oder Unverſtand war: bleibe alſo demüthig und erwarte der künftigen Veränderung. Seine Worte waren vorſätzlich ſo abwechſelnd, denn ich bilde mir ein, er habe mir an der Stirn geleſen, daß ich mich groß bedünkte, weil ich mit ſo meiſterlichem Betruge und ſeiner Kunſt durchgeſchloffen ſei. Auch muthmaßte ich aus ſeinem Angeſichte, daß er unwillig und meiner überdrüßig geworden war, denn ſeine Mienen gaben's, und was hatte er von mir? Ich veränderte deswegen meine Reden, und wußte ihm großen Dank für die herrlichen Mittel, die er mir zu Erhaltung meines Verſtandes mitgetheilt hatte, ja, that unmögliche Verſprechungen, Alles, wie meine Schuldigkeit erfordere, dankbarlich wieder zu vergelten. Das kitzelte ihn und brachte ihn in eine andere Laune, denn er rühmte gleich darauf ſeine Arznei trefflich, und erzählte mir, daß Simonides Melicus eine Kunſt aufgebracht, die Metrodorus Scepticus nicht ohne große

Muhe vervollkommt hätte, mittelſt deren er die Menſchen lehren könne, Alles was ſie einmal gehört oder geleſen bei einem Worte nachzureden, welches, wie er behauptete, ohne hauptſtärkende Arzeneien, deren er mir mitgetheilt, nicht zugegangen wäre. Ja, dachte ich, mein lieber Herr Pfarrer, ich habe in deinen eigenen Büchern bei meinem Einſiedel viel anderes geleſen, worin Metrodorus Gedächtnißkunſt beſteht: doch war ich ſchlau genug, daß ich nichts ſagte, denn wenn ich die Wahrheit bekennen ſoll, ſo bin ich, als ich zum Narren werden ſollte, erſt witzig und in meinen Reden behutſamer geworden. Der Pfarrer führte mir hierauf mancherlei Beiſpiele von großer menſchlicher Gedächtnißſtärke, aus der Geſchichte an, und fugte hinzu: Dies erzähle ich Alles darum, daß du nicht für unmöglich halteſt, einem Menſchen könne durch Medizin ſein Gedächtniß gekräftigt und erhalten werden, gleichwie es hingegen auf mancherlei Weiſe geſchwächt und gar ausgetilgt wird, und Plinius im vier und zwanzigſten Kapitel des ſiebenten Buches ſchreibt, daß am Menſchen nichts ſo blöde als eben das Gedächtniß ſei, welches durch Krankheit, Schrecken, Furcht, Sorge und Bekümmerniß entweder ganz verſchwinde, oder doch einen großen Theil ſeiner Kraft verliere. Worauf er mir wieder etwas Arzenei gab und mich wegen meines ferneren Verhaltens unterrichtete. Ich machte mich damit nach Hauſe, brachte mehr als hundert Buben mit, die mir nachlieſen und abermals alle wie Kalber ſchrien, und wurde alſo von meinem Herrn wahrgenommen, der eben aufgeſtanden und an's Fenſter gelaufen war, wo er ſich belieben ließ, herzlich über die vielen Narren zu lachen, die er auf einmal ſahe.

7.

Sobald ich in's Haus kam, mußte ich auch in die Stube, weil adlich Frauenzimmer bei meinem Herrn war, das ſeinen neuen Narren gern hätte ſehen und hören mögen. Ich erſchien, und ſtund da wie ein Stummer, daher diejenige ſo ich bevor beim Tanze ertappt hatte, Anlaß nahm zu ſagen: Sie hätte ſich ſagen laſſen, dieſes Kalb könne reden; ſie verſpüre aber nunmehr, daß es nicht wahr ſei. Ich antwortete: ſo habe ich hingegen vermeint, die Affen könnten nicht reden; höre aber wol, daß dem auch nicht alſo ſei. Wie, ſagte mein Herr, meinſt du, dieſe Damen ſeien Affen? Ich antwortete: ſind ſie es nicht, ſo werden ſie es doch bald werden. Wer weiß wie es fällt, ich habe mich auch nicht verſehen, ein Kalb zu werden, und bin's doch! Mein Herr fragte: woran ich ſähe, daß dieſe Affen werden ſollten! Ich antwortete: Unſer Affe trägt den hintern Theil ſeines Körpers bloß; dieſe Damen bereits ihre Brüſte, welche andere Mägdlein ja ſonſt zu bedecken pflegten. Schlimmer Vogel, ſagte mein Herr: du biſt ein närriſch Kalb, und wie du biſt, ſo redeſt du. Dieſe laſſen billig ſehen, was ſehenswerth iſt; der Affe aber geht aus Armuth nackend. Geſchwind bringe wieder ein, was du geſündigt haſt, oder man wird dich karbatſchen und mit Hunden in den Gänſeſtall hetzen, wie man Kälbern thut, die ſich nicht zu ſchicken wiſſen. Laß hören, weißt du auch eine Dame zu loben, wie ſich's gebürt? Hierauf betrachtete ich die Dame von oben bis unten, und von den Füßen bis zum Kopf, ſah ſie ſo ſteif und lieblich an, als ob ich ſie hätte heirathen wollen, und ſagte endlich: Herr, ich ſehe, wo der Fehler ſteckt, der Schneider iſt an allem Schuld, er hat das Gewand, das oben um den Hals gehört, und die Brüſte bedecken ſollte, unten an dem Rocke ſtehen laſſen, darum ſchleift er ſo weit hinten nach. Man ſollte dem Hudler die Hände abhauen, wenn er nicht beſſer ſchneidern kann. Jungfer, ſagte ich zu ihr ſelbſt, ſchafft ihn ab, wenn er euch nicht ſo verſchänden ſoll, und ſeht, daß ihr meines Knans Schneider bekommt, der hieß Meiſter Paulchen, und hat meiner Meuder, unſerer Ann' und unſerem Urſele gar ſchöne Röcke machen können, die unten herum ganz eben geweſen ſind und nicht ſo geſchlappt haben wie eurer. Mein Herr fragte: ob denn meines Knans Ann' und Urſele ſchöner geweſen wären, als dieſe Jungfer? Ach, wol nein, Herr! ſagte ich: dieſe Jungfrau hat ja Scheitel, ſo weiß und ſo gerade gemacht, als ob man Saubürſten auf die Haut gekappt hätte; ihre gelben Haare ſind ſo hübſch zuſammengerollt, daß es ſieht wie hohle Pfeifen, oder als wenn ſie auf jeder Seite ein Paar Pfund Lichter oder ein Dutzend Bratwürſte hangen hätte. Ach! ſeht nur, wie hat ſie eine ſo ſchöne, glatte, fein gewölbte Stirn; iſt ſie nicht weißer als ein Todtenkopf, der viele Jahre lang im Wetter gehangen hat? Immer Schade iſt's, daß ihre zarte Haut durch das Haarpuder ſo bemakelt wird, denn wenn es Leute ſähen, die es nicht verſtänden, dürften ſie glauben, die Jungfrau habe eine böſe Krankheit darunter verſteckt, welches noch größerer Schade um die funkelnden Augen wäre, die von Schwärze klarer zwitzern, als der Ruß vor meines Knans Ofenloch, der ſo ſchrecklich glänzte, wenn unſere Ann' mit einem Strohwiſch davor ſtund, die Stube zu hitzen, als ob lauter Feuer darin ſteckte, die ganze Welt anzuzünden. Ihre Backen ſind ſo hübſch röthlich, doch nicht gar ſo roth wie neulich die neuen Neſtel waren, womit die ſchwäbiſchen Fuhrleute von Ulm ihre Lätze geziert hatten. Aber die hohe Röthe, die ſie an den Lefzen hat, übertrifft ſolche Farbe weit und wenn ſie lacht oder redet, ich bitte, der Herr geb nur Achtung darauf! ſo ſieht man zwei Reihen Zähne in ihrem Munde ſtehen, ſo ſchön zeilweis und zuckerlich, als ob ſie aus einem Stücke weißer Rübe geſchnitzelt wären. O, Wunderbild! ich glaube nicht, daß es einem wehe thut, wenn du damit beiſeſt. So iſt ihr Hals ja ſchier ſo weiß, wie eine geſtandene Sauermilch. Ach, Herr, ſeht ihre Hände und Finger an, ſie ſind ja ſo ſubtil, ſo lang, ſo gelenk, ſo geſchmeidig und ſo geſchicklich gemacht, natürlich wie die Zigeunerinnen neulich hatten, damit ſie einen in die Taſche greifen, wenn ſie fiſchen wollen. Aber was ſoll dies Alles gar gegen ihren ſchmalen und anmuthigen Leib ſelbſt zu rechnen ſein, den ich allerdings nicht bloß ſehen kann. Hierüber erhub ſich ein ſolch Gelächter, daß man mich nicht mehr hören, noch ich mehr reden konnte, und ich ging durch wie ein Holländer, und ließ mich, ſo lange mir's gefiel, von Anderen ſchrauben.

8.

Hierauf erfolgte die Mittagsmahlzeit, bei der ich mich wieder tapfer gebrauchen ließ, weil ich mir vorgeſtellt hatte, alle Thorheiten zu bereden, und alle Eitelkeiten zu ſtrafen, wozu ſich mein damaliger Stand trefflich ſchickte. Kein Tiſchgenoß war mir zu gut, ihm ſeine Laſter zu verweiſen und aufzurupfen, und wenn ſich einer fand, der ſich's nicht gefallen ließ, ſo wurde er entweder noch dazu von Anderen ausgelacht, oder ihm von meinem Herrn vorgehalten, daß ſich kein Weiſer über einen Narren zu erzürnen pflege. Der erſte, der mir auf meines Herrn Winken mit Vernunft begegnete, war der Schreiber, denn als ich ihn einen Titelſchmied nannte, ihn wegen der eiteln Titel auslachte und fragte, wie man der Menſchen erſten Vater betitelt hätte? antwortete er: Du redeſt wie ein unvernünftig Kalb, weil du nicht weißt, daß nach unſeren erſten Eltern unterſchiedliche Leute gelebt, die durch ſeltene Tugenden, als Weisheit, männliche Heldenthaten und Erfindung guter Künſte, ſich und ihr Geſchlecht dermaßen geadelt haben, daß ſie auch von Anderen über alle irdiſchen Dinge, ja, gar über's Geſtirn, zu Göttern erhoben worden ſind. Wäreſt du ein Menſch, oder hätteſt wenigſtens wie ein Menſch die Hiſtorien geleſen, ſo verſtändeſt du auch den Unterſchied, der ſich zwiſchen den Menſchen enthält, und würdeſt deshalb einem jeden ſeinen Ehrentitel gern gönnen. Sintemal du aber ein Kalb und keiner menſchlichen Ehre würdig, noch fähig biſt, ſo redeſt du von der Sache wie ein dummes Kalb und mißgönnſt dem edlen menſchlichen Geſchlechte, weſſen es ſich zu erfreuen hat. Ich antwortete: Ich bin ſowol ein Menſch geweſen als du, hab auch ziemlich viel geleſen und kann daher urtheilen, daß du den Handel entweder nicht recht verſtehſt, oder durch deinen Vortheil abgehalten wirſt, anders zu reden als du weißt. Sage mir, was ſind für herrliche Thaten begangen, und für löbliche Künſte erfunden worden, die genügend wären, ein ganz Geſchlecht bis auf etliche hundert Jahre nach dem Abſterben der Helden und Künſtler ſelbſt zu adeln? Iſt nicht der Helden Stärke und der Künſtler Weisheit und hoher Verſtand mit hinweg geſtorben? Wenn du dies nicht verſtehſt und der Eltern Eigenſchaften auf die Kinder erben, ſo muß ich dafür halten, dein Vater ſei ein Stockfiſch und deine Mutter eine Platteiße geweſen. Ha! antwortete der Schreiber: wenn es damit wol ausgerichtet ſein wird, daß wir einander ſchänden, ſo könnte ich dir vorwerfen, daß dein Knan ein grober ſpeſſarter Bauer geweſen ſei, und ob es zwar in deiner Heimath und Geſchlecht die größten Knollfinken gibt, daß du dich dennoch mehr verringert habeſt, indem du ein unvernünftiges Kalb geworden biſt. Schon recht, erwiederte ich: das iſt, was ich behaupten will, daß nemlich der Eltern Tugenden nicht allweg auf die Kinder erben, und daß die Kinder ihrer Eltern Tugendtitel auch nicht allweg würdig ſeien. Mir iſt es keine Schande, daß ich ein Kalb worden bin, denn ich habe in ſolchem Fall die Ehre, dem großmächtigſten Könige Nabuchodonoſor nachzufolgen und wer weiß, ob es nicht Gott gefällt, daß ich auch wieder wie dieſer zu einem Menſchen und zwar größer werde, als mein Knan geweſen iſt? Ich rühme einmal, die ſich durch eigene Tugend edel machen. Nun geſetzt, aber nicht geſtanden, ſagte der Schreiber: daß die Kinder ihrer Eltern Ehrentitel nicht allweg erben ſollen, ſo mußt du doch geſtehen, daß diejenigen alles Lobes werth ſeien, die ſich ſelbſt durch Wohlverhalten edel machen, und wenn dem alſo iſt, ſo folget, daß man die Kinder wegen ihrer Eltern billig ehrt, denn der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Wer wollte in Alexanders des Großen Nachkömmlingen, wenn anders noch einige vorhanden wären, ihres alten Urahnherrn herzhafte Tapferkeit im Kriege nicht rühmen? Dieſer erwies ſeine Begierde zu fechten in ſeiner Jugend mit Weinen, als er noch zu keinen Waffen tüchtig war, beſorgend, ſein Vater möchte Alles gewinnen und ihm nichts zu bezwingen übrig laſſen. Hat er nicht noch vor dem dreißigſten Jahre ſeines Alters die Welt bezwungen, und eine andere zu beſtreiten gewünſcht? Hat er nicht in einer Schlacht, die er mit den Indianern gehalten, da er von den Seinigen verlaſſen war, aus Zorn Blut geſchwitzt? War er nicht anzuſehen, als ob er mit lauter Feuerflammen umgeben war, ſo daß ihn auch die Barbaren vor Furcht ſtreitend verlaſſen mußten? Wer wollte ihn nicht höher und edler als andere Menſchen ſchätzen, da doch Quintus Curtius von ihm bezeugt, daß ſein Athem wie Balſam, der Schweiß nach Biſam und ſein todter Leib nach köſtlicher Spezerei gerochen habe? Hier könnte ich auch den Julius Cäſar und Pompejus und minder berühmte Römerhelden mehr, ich könnte den ſtarken Herkules und Theſeus und Andere einführen, deren unſterbliches Lob zu beſchreiben unmöglich iſt, und deren Nachkommen doch wol zu ehren ſein ſollten. Ich will aber Wehr und Waffen fahren laſſen, und mich zu den Künſten wenden, welche zwar etwas geringer zu ſein ſcheinen; nichts deſto weniger aber ihre Meiſter ganz ruhmreich machen. Was findet ſich nur für eine Geſchicklichkeit am Zeures, der durch ſeinen kunſtreichen Kopf und geſchickte Hand die Vögel in der Luft betrog, am Apelles, der eine Venus ſo natürlich, ſo ſchön, ſo ausbündig und mit allen Lineamenten ſo ſubtil und zart daher malte, daß ſich auch die Junggeſellen darein verliebten! Plutarch ſchreibt, Archimedes, der mit einem Spiegel der Feinde Kriegsſchiffe im Meere anzündete, habe ein groß Schiff mit Kaufmannswaaren beladen, mitten über den Markt zu Syrakus, nur mit einer Hand an einem einzigen Seil daher gezogen, gleich als ob er ein Saumthier an einem Zaum geführt, welches zwanzig Ochſen, geſchweige zweihundert deinesgleichen Kälber nicht zu thun vermocht hätten. Sollte nun dieſer rechtſchaffene Meiſter nicht mit einem beſonderem Ehrentitel, ſeiner Kunſt gemäß, zu begaben ſein? Wer wollte den nicht preiſen, der die Buchſtaben, ja wer den nicht über alle Künſtler erheben, der die edle, der ganzen Welt höchſt nutzbare Kunſt der Buchdruckerei zuerſt erfunden hat? Iſt Ceres, weil ſie den Ackerbau und das Mühlwerk erfunden haben ſoll, für eine Göttin gehalten worden, warum ſollte es denn unbillig ſein, wenn man Andere, ihren Eigenſchaften gemäß, mit Ehrentiteln berühmte? Zwar iſt wenig daran gelegen, ob du grobes Kalb das in deinem unvernünftigen Hirn faſſeſt oder nicht. Es geht dir aber wie jenem Hunde, der auf einem Haufen Heu lag, und es dem Ochſen auch nicht gönnte, weil er es ſelbſt nicht genießen konnte: du biſt keiner Ehre fähig, und eben dieſer Urſache halb, mißgönnſt du ſolche denen, die ihrer werth ſind.

Da ich mich ſo gehetzt ſah, antwortete ich: Die herrlichen Heldenthaten wären höchlich zu rühmen, wenn ſie nicht mit anderer Menſchen Untergang und Schaden vollbracht worden. Was iſt das aber für ein Lob, das mit ſo vielem unſchuldig vergoſſenen Menſchenblut beſudelt? Und was iſt das für ein Adel, der mit ſo vieler tauſend anderer Menſchen Verderben erobert und zuwege gebracht worden? Die Künſte betreffend: was ſind's anderes als lauter Eitelkeiten und Thorheiten? Ja, ſie ſind eben ſo leer, nichtig und unnütz, als die Titel ſelbſt, die einem davon zuſtehen möchten, denn entweder dienen ſie zum Geiz, oder zur Wolluſt, oder zur Ueppigkeit, oder zum Verderben anderer Leute, wie denn die ſchrecklichen Dinger auch ſind, die ich neulich auf den halben Wagen ſah. So könnte man die Druckerei und Schriften wol entbehren, nach Ausſpruch und Meinung jenes heiligen Mannes, der dafür hielt, die ganze weite Welt ſei ihm Buchs genug, die Wunder ſeines Schöpfers zu betrachten und die göttliche Allmacht daraus zu erkennen.

9.

Mein Herr wollte auch mit mir ſcherzen und ſagte: Ich merke wol, weil du dich nicht edel zu werden getrauſt, ſo verachteſt du des Adels Ehrentitel. Ich antwortete: Herr! wenn ich ſchon in dieſer Stunde an deine Ehrenſtelle treten könnte, ſo wollte ich ſie doch nicht annehmen. Mein Herr lachte und ſagte: Das glaube ich, denn dem Ochſen gehört Haberſtroh. Wenn du aber einen hohen Sinn hätteſt, wie adliche Gemüther haben ſollen, ſo würdeſt du mit Fleiß nach hohen Ehren und Würden trachten. Ich, meines Theils, achte es für kein Geringes, wenn mich das Glück über Andere erhebt. Ich ſeufzte und ſagte: Ach, arbeitſelige Glückſeligkeit! Herr, ich verſichere dich, daß du der allerelendeſte Menſch in ganz Hanau biſt. Wie ſo? Kalb! ſagte mein Herr, ſag' mir doch die Urſach, denn ich befinde das bei mir nicht. Ich verſetzte: Wenn du nicht weißt und empfindeſt, daß du Gubernator in Hanau und mit wie viel Sorge und Unruhe deswegen beladen biſt, ſo verblendet dich die allzugroße Begierde der Ehre, deren du genießeſt, oder du biſt eiſern und ganz unempfindlich. Du haſt zwar zu befehlen und wer dir unter Augen kommt, muß dir gehorſamen; thun ſie es aber umſonſt? biſt du nicht ihrer aller Knecht? mußt du nicht für Jeden inſonderheit ſorgen? Schaue! du biſt jetzt rund umher mit Feinden umgeben und die Erhaltung dieſer Veſte liegt dir allein auf dem Halſe, du mußt trachten, wie du deinem Gegentheil Abbruch thuſt und mußt daneben ſorgen, daß deine Anſchläge nicht verkundſchaftet werden. Bedürfte es nicht öfters, daß du ſelber, wie ein gemeiner Knecht, Schildwacht ſtündeſt? Ueberdies mußt du bedacht ſein, daß kein Mangel an Geld, Mund- und Kriegsvorrath und Volk im Poſten erſcheine, weswegen du das ganze Land durch ſtetes Exequiren und Tribuliren in Brandſchatzung erhalten mußt. Schickſt du die Deinigen zu ſolchem Ende hinaus, ſo iſt rauben, plündern, ſtehlen, brennen und morden ihre beſte Arbeit. Sie haben erſt neulich Orb geplündert, Braunfels eingenommen und Stade in Aſche gelegt und davon haben ſie ſich zwar Beute, dir aber eine ſchwere Verantwortung bei Gott gemacht. Ich laſſe ſein, daß dir vielleicht der Genuß neben der Ehre wohlthut; weißt du aber auch, wer ſolche Schätze, die du etwa ſammelſt, genießen wird? Und geſetzt, daß dir der Reichthum verbleibt, was doch mißlich ſteht, ſo mußt du ihn ja in der Welt laſſen und nimmſt nichts davon mit dir als die Sünde, wodurch du ihn erworben haſt. Haſt du dann das Glück, daß du dir deine Beute zu Nutz machen kannſt, ſo verſchwendeſt du der Armen Schweiß und Blut, die jetzt im Elend Mangel leiden oder gar verderben und Hungers ſterben. O, wie oft ſehe ich, daß deine Gedanken wegen Schwere deines Amts hin und wieder zerſtreut ſind und daß hingegen ich und andere Kälber ohne alle Bekümmerniß ruhig ſchlafen! Thuſt du ſolches nicht, ſo koſtet es deinen Kopf, dafern anders etwas verabſäumt wird, das zu Erhaltung deiner untergebenen Völker und der Feſtung hätte beobachtet werden ſollen. Schaue! derlei Sorgen bin ich überhoben. Und weil ich weiß, daß ich der Natur einen Tod zu leiſten ſchuldig bin, ſo ſorge ich nicht, daß Jemand meinen Stall ſtürmt, oder daß ich mit Arbeit um mein Leben ſcharmützeln müſſe. Sterbe ich jung, ſo bin ich der Mühſeligkeit eines Ochſenzuges überhoben. Dir aber ſtellt man ohne Zweifel auf tauſendfaltige Weiſe nach, deswegen iſt dein ganzes Leben nichts anders, als eine immerwährende Sorge und Schlafbrechens, denn du mußt Freund und Feind fürchten, die dich ohne Zweifel, wie du auch Anderen zu thun gedenkeſt, entweder um dein Leben oder um dein Geld, oder um deinen Ruf, oder um deine Befehlshaberſtelle, oder um ſonſt was zu bringen ſinnen. Der Feind ſelbſt ſetzt dir öffentlich zu und deine vermeinten Freunde beneiden heimlich dein Glück; deiner Untergebenen biſt du aber auch nicht allerdings verſichert. Ich geſchweige hier, wie dich täglich deine brennenden Begierden quälen und hin und wieder treiben, wenn du gedenkſt, dir einen noch größeren Namen und Ruhm zu machen, höher in Kriegsämtern zu ſteigen, größeren Reichthum zu ſammeln, dem Feinde einen Tuck zu beweiſen, den einen oder den andern Ort zu überrumpeln, kurz, faſt Alles zu thun, was andere Leute geheiet und deiner Seele ſchädlich, der göttlichen Majeſtät aber mißfällig iſt. Und was das Allerärgſte ſo biſt du von deinen Fuchsſchwänzern ſo verwöhnt, daß du dich ſelbſt nicht kennſt und von ihnen ſo eingenommen und vergiftet, daß du den gefährlichen Weg, den du gehſt, nicht ſehen kannſt, denn Alles was du thuſt, heißen ſie recht und alle deine Laſter werden von ihnen zu lauter Tugenden gemacht und ausgerufen. Deine Grimmigkeit iſt ihnen eine Gerechtigkeit, und wenn du Land und Leute verderben läßt, ſo ſagen ſie, du ſeiſt ein braver Soldat und hetzen dich zu anderer Leute Schaden, damit ſie deine Gunſt behalten und ihre Beutel dabei ſpicken mögen.

Du Bärenhäuter! ſagte mein Herr, wer lehrt dich ſo predigen? Ich antwortete: Liebſter Herr, ſage ich nicht wahr, daß du von deinen Ohrenbläſern und Daumendrehern dergeſtalt verderbt ſeiſt, daß dir bereits nicht mehr zu helfen? Hingegen ſehen andere Leute deine Laſter gar bald und beurtheilen dich nicht allein in hohen und wichtigen Dingen, ſondern finden auch genug in geringen Dingen, daran wenig gelegen, an dir zu tadeln. Haſt du nicht Beiſpiele genug an hohen Perſonen, die vor der Zeit gelebt? Die Athenienſer murmelten wider ihren Simonides nur darum, daß er zu laut redete; die Thebaner klagten über ihren Paniculus, weil er auswurf; die Lacedämonier ſchalten an ihrem Lycurg, daß er allzeit mit niedergeneigtem Haupte daherginge; die Römer vermeinten, es ſtünde dem Scipio gar übel an, daß er im Schlafe ſo laut ſchnarchte, es dünkte ſie häßlich zu ſein, daß ſich Pompejus nur mit einem Finger kratzte; des Julius Cäſar ſpotteten ſie, weil er ſeinen Gürtel nicht artig und luſtig antrug; die Uticenſer verleumdeten ihren guten Cato, weil er, wie ſie bedünkte, allzugeizig auf beiden Backen aß; und die Karthaginenſer redeten dem Hannibal übel nach, weil er immerzu mit der Bruſt aufgedeckt und bloß daherginge. Wie dünkt dich nun, mein lieber Herr? meinſt du noch, daß ich mit Einem tauſchen ſollte, der vielleicht neben zwölf oder dreizehn Tiſchfreunden, Fuchsſchwänzern und Schmarotzern mehr als hundert, oder vermuthlicherweiſe mehr als zehntauſend ſo heimliche als öffentliche Feinde, Verleumder und mißgünſtige Neider hat? Zu dem, was für Glückſeligkeit, was für Luſt und was für Freude ſollte doch ein ſolch Haupt haben können, unter deſſen Pflege, Schutz und Schirm ſo viel Menſchen leben? Iſt's nicht vonnöthen, daß du für alle die Deinigen wachſt und ſorgeſt und eines Jeden Klage und Beſchwerden anhörſt? Wäre dies allein nicht mühſelig genug, wenn du ſchon weder Feinde noch Mißgönner hätteſt? Ich ſehe, wie ſauer du dir's mußt werden laſſen und wie viel Beſchwerden du erträgſt. Liebſter Herr! was wird doch endlich dein Lohn ſein? ſage mir, was haſt du davon? Wenn du es nicht weißt, ſo laſſe dir's den griechiſchen Demoſthenes ſagen, der, nachdem er den gemeinen Nutzen und das Recht der Athenienſer tapfer und getreulich befördert und beſchützt hatte, wider alles Recht und Billigkeit, wie Einer, der eine greuliche Miſſethat begangen, des Landes verwieſen und in das Elend verjagt ward. Sokrates ward mit Gift vergeben. Dem Hannibal ward von den Seinen ſo übel gelohnt, daß er elendiglich in der Welt landflüchtig herumſchweifen mußte. Alſo geſchahe dem römiſchen Camillus. Und dergeſtalt bezahlten die Griechen den Lykurg und Solon, von denen der Eine geſteinigt, dem Andern aber, nachdem ihm ein Aug' ausgeſtochen, als einem Mörder endlich das Land verwieſen wurde. Darum behalte deine Befehlshaberſchaft ſammt dem Lohne, den du davon haben wirſt, du darfſt deſſen keines mit mir theilen, denn wenn Alles wol mit dir abgeht, ſo haſt du auf's wenigſte ſonſt nichts, was du davon bringſt, als ein bös Gewiſſen; wirſt du aber dein Gewiſſen in Acht nehmen wollen, ſo wirſt du als ein Untüchtiger bei Zeiten von deinem Amte verſtoßen werden, nicht anders, als ob du wie ich ein dummes Kalb worden wäreſt.

10.

Während meiner Rede ſah mich Jedermann an und verwunderten ſich alle Gegenwärtigen, daß ich ſolche Worte ſollte vorbringen können, welche, wie ſie vorgaben, auch einem verſtändigen Manne genug wären, wenn er ſie ſogar ohne allen Vorbedacht hätte vortragen ſollen. Ich aber machte den Schluß und ſagte: „Darum nun, mein liebſter Herr, will ich nicht mit dir tauſchen.' Zwar ich bedarfs im geringſten nicht, denn die Quellen geben mir einen geſunden Trank, anſtatt deiner köſtlichen Weine und der mich zum Kalb werden ließ, wird mir auch die Gewächſe des Erdbodens dergeſtalt zu ſegnen wiſſen, daß ſie mir zur Speis und Aufenthalt meines Lebens nicht unbequem ſein werden. So hat mich die Natur mit einem guten Pelze verſehen, da dir hingegen oft vor dem Beſten ekelt und der Wein deinen Kopf zerreißt, der ſich bald in dieſe, bald in jene Krankheit wirft.

Mein Herr antwortete: Ich weiß nicht, was ich an dir habe? Du bedünkſt mich für ein Kalb viel zu verſtändig zu ſein, ich meine ſchier, du ſeiſt unter deiner Kalbshaut mit einer Schalkshaut überzogen? Ich ſtellte mich zornig und ſagte: Meint ihr Menſchen denn, wir Thiere ſeien gar Narren? Das dürft ihr euch nicht einbilden. Ich halte dafür, wenn ältere Thiere als ich, ſowol als ich reden könnten, ſie würden euch ganz anders aufſchneiden. Wenn ihr meint, wir ſeien ſo gar dumm, ſo ſagt mir doch, wer die wilden Blochtauben, Häher, Amſeln und Rebhühner gelehrt hat, wie ſie ſich mit Lorbeerblättern purgiren ſollen? Wer lehrt Hunde und Katzen, daß ſie das bethaute Gras freſſen, wenn ſie ihren vollen Bauch reinigen wollen? Wer die Schildkröten, wie ſie die Biſſe mit Schierling heilen? Und den Hirſch, wann er geſchoſſen, wie er ſeine Zuflucht zu dem Diptam oder wilden Polei nehmen ſolle? Wer hat das Wieſelein unterrichtet, daß es Raute gebrauche, wenn es mit der Fledermaus oder einer Schlange kämpfen will? Wer gibt den wilden Schweinen den Epheu und den Bären den Alraun zu erkennen und ſagt ihnen, daß es gut ſei zu ihrer Arznei? Wer hat dem Adler gerathen, den Adlerſtein zu ſuchen und zu gebrauchen, wenn er ſeine Eier ſchwerlich legen kann? Und wer gibt es der Schwalbe zu verſtehen, daß ſie ihrer Jungen blöde Augen mit dem Schellkraut heilen ſolle? Wer hat die Schlange unterrichtet, Fenchel zu eſſen, wenn ſie ihre Haut abſtreifen und ihren dunkeln Augen helfen will? Wer lehrt den Storch, ſich zu kliſtiren? dem Pelikan, ſich Ader zu laſſen? und den Bär, wie er ſich von den Bienen ſolle ſchröpfen laſſen? Was! ich dürfte ſchier ſagen, daß ihr Menſchen eure Künſte und Wiſſenſchaften von uns Thieren erlernt habt! Ihr eßt und trinkt euch krank und todt, das thun wir Thiere nicht! Ein Löwe oder Wolf, wann er zu fett werden will, faſtet, bis er wieder mager, friſch und geſund wird. Welcher Theil handelt nun am weislichſten? Ueber dies Alles betrachtet das Geflügel unter dem Himmel! betrachtet die unterſchiedlichen Gebäue ihrer artlichen Neſter, und weil ihnen ihre Arbeit Niemand nachmachen kann, ſo müßt ihr ja bekennen, daß ſie verſtändiger und künſtlicher ſind, als ihr Menſchen ſelbſt. Wer ſagt den Sommervögeln, wann ſie gegen den Frühling zu uns kommen und Junge hecken, und gegen den Herbſt, wann ſie ſich wieder von dannen in die warmen Länder verfügen ſollen? Wer unterrichtet ſie, zu dem Ende einander einen Sammelplatz zu beſtimmen? Wer führt ſie oder wer weiſt ihnen den Weg? Oder leiht ihr Menſchen ihnen vielleicht euren Seekompas, damit ſie unterwegs nicht irre fahren? Nein, ihr lieben Leute, ſie wiſſen den Weg ohne euch, und, wie lange ſie darauf wandern, auch, wann ſie von einem und dem andern Ort aufbrechen müſſen; bedürfen alſo weder eures Kompaſſes, noch eines Kalenders. Ferner beſchaut die mühſame Spinne, deren Gewebe beinah ein Wunderwerk iſt! Seht, ob ihr einen einzigen Knopf in aller ihrer Arbeit findet? Welcher Jäger oder Fiſcher hat ſie gelehrt, wie ſie ihr Netz ausſpannen und ſich, je nachdem ſie ſich eines Netzes bedient, ihr Wildpret zu belauern, entweder in den heiterſten Winkel oder in den Mittelpunkt ihres Gewebes ſetzen ſolle? Ihr Menſchen verwundert euch über den Raben, von welchem Plutarch bezeugt, daß er ſo viel Steine in ein Geſchirr, das halb voll Waſſer geweſen, geworfen, bis das Waſſer ſo weit oben geſtanden, daß er bequemlich habe trinken mögen: was würdet ihr erſt thun, wenn ihr bei und unter den Thieren wohntet und ihre übrigen Handlungen, Thun und Laſſen anſähet und betrachtetet! Alsdann würdet ihr erſt bekennen, daß es ſich anſehen laſſe, als hätten alle Thiere beſondrere, eignere und natürlichere Kräfte und Tugenden in ihren Neigungen und Gemüthsbewegungen, in der Vorſichtigkeit, Stärke, Mildigkeit, Furchtſamkeit, Rauhheit, Lehre und Unterrichtung. Es kennt je Eines das Andere, ſie unterſcheiden ſich untereinander, ſie ſtellen dem nach, was ihnen nützlich iſt, fliehen das Schädliche, meiden die Gefahr, ſammeln ein, was ſie zu ihrer Nahrung benöthigen und betrügen bisweilen euch Menſchen ſelbſt. Daher viele alte Philoſophen dies ernſtlich erwogen und ſich nicht geſchämt haben, zu fragen und zu beſprechen: ob die unvernünftigen Thiere nicht auch Verſtand hätten? Ich mag aber nichts mehr von dieſen Sachen reden, geht hin zu den Immen und ſeht, wie ſie Wachs und Honig machen, und alsdann ſagt mir eure Meinung wieder.

11.

Hierauf fielen unterſchiedliche Urtheile über mich, die meines Herrn Tiſchgenoſſen gaben. Der Schreiber hielt dafür, ich ſei für närriſch zu halten, weil ich mich ſelbſt für ein vernünftig Thier ſchätze und dargebe, indem die, ſo einen Sparren zu viel oder zu wenig hätten, und ſich doch weiſe zu ſein dünkten, die allerartlichſten und ausgemachteſten Narren wären. Andere ſagten: wenn man mir die Einbildung benehme, daß ich ein Kalb ſei oder mich überreden könne, daß ich wieder zu einem Menſchen worden, ſo würde ich für vernünftig oder witzig genug zu halten ſein. Mein Herr ſelbſt ſagte: Ich halte ihn für einen Narrn, weil er Jedem die Wahrheit ſo ungeſcheut ſagt, hingegen ſind ſeine Reden ſo beſchaffen, daß ſie keinem Narrn zuſtehen. Und ſolches Alles redeten ſie auf Latein, damit ich's nicht verſtehen ſollte. Er fragte mich, ob ich ſtudirt hätte, als ich noch ein Menſch geweſen ſei? Ich wüßte nicht, was Studiren ſei, war meine Antwort. Aber, lieber Herr, ſagte ich weiter, ſag' mir, was Studen für Dinger ſind, womit man ſtudirt? Nenneſt du vielleicht die Kegel ſo, womit man kegelt? Hierauf rief Einer: Watt wollt's met deeſem Kerl ſin, hei hett den Tüfel in Liff, hei iſt beſeeten, de Tüfel, der kühret ut jehme. Daher nahm mein Herr Anlaß, mich zu fragen: Sintemal ich nunmehr zu einem Kalb worden wäre, ob ich nach wie vordem gleich anderen Menſchen zu beten pflege und im Himmel zu kommen mich getraue? Freilich, antwortete ich, ich habe ja meine unſterbliche, menſchliche Seele noch, die wird, wie du leicht denken kannſt, nicht in die Hölle begehren, vornehmlich weil mir's ſchon einmal darin ſo übel ergangen iſt. Ich bin nur verändert, wie ehedem Nobuchodonoſor und dürfte wol zu ſeiner Zeit wieder zu einem Menſchen werden. Das wünſche ich dir, ſagte mein Herr, mit einem ziemlichen

Seufzer, daraus ich ſchließen konnte, daß ihn die Reue ankommen ſei, weil er ſich unterſtanden, mich zu einen Narrn zu machen. Aber laß hören, fuhr er weiter fort, wie pflegſt du zu beten? Darauf kniete ich nieder, hub Augen und Hände auf gut einſiedleriſch gen Himmel, und wie meines Herrn Reu, die ich gemerkt hatte, mir das Herz mit trefflichem Troſt berührte, konnte ich mich der Thränen nicht enthalten. Ich bat alſo dem äußeren Anſehen nach mit höchſter Andacht, nach geſprochenem Vater unſer, für alles Anliegen der Chriſtenheit, für meine Freunde und Feinde, und, daß mir Gott in dieſer Zeitlichkeit alſo zu leben verleihen wolle, daß ich würdig werden möchte, ihn in ewiger Seligkeit zu loben, maßen mich mein Einſiedel ein ſolches Gebet mit andächtig abgefaßten Worten gelehrt hat. Hiervon fingen etliche weichherzige Zuſeher auch beinahe an zu weinen, weil ſie ein trefflich Mitleiden mit mir trugen, ja meinem Herrn ſelbſt ſtunden die Augen voller Waſſer.

Nach der Mahlzeit ſchickte mein Herr nach dem Pfarrer, dem er Alles erzählte, was ich vorgebracht hatte und gab damit zu verſtehen, daß er beſorge, es gehe nicht recht mit mir zu, und es liege vielleicht der Teufel mit unter der Decke, weil ich zuvor ganz einfältig und unwiſſend mich erzeigt habe; nunmehr aber Sachen vorzubringen wiſſe, daß ſich darüber zu verwundern. Der Pfarrer, dem meine Beſchaffenheit am Beſten bekannt war, antwortete: Man hätte das bedacht haben ſollen, ehe man ſich unterſtanden, mich zum Narrn zu machen; Menſchen ſeien Ebenbilder Gottes, mit denen und bevorab mit ſo zarter Jugend, nicht wie mit Beſtien zu ſcherzen ſei, doch wolle er nimmermehr glauben, daß dem böſen Geiſt zugelaſſen worden, ſich mit in das Spiel zu miſchen, weil ich mich jederzeit durch inbrünſtiges Gebet Gott befohlen gehabt habe. Sollte es ihm aber wider Verhoffen verhängt und zugelaſſen worden ſein, ſo hätte man's bei Gott ſchwer zu verantworten, indem ohne das beinahe keine größere Sünde ſei, als wenn ein Menſch den andern ſeiner Vernunft berauben und alſo dem Lob und Dienſte Gottes, dazu er vornehmlich erſchaffen worden, entziehen wolle. Ich habe, fuhr er zu reden fort, hiebevor Verſicherung gethan, daß er Witz genug gehabt. Daß er ſich aber in die Welt nicht hat ſchicken können, war die Urſache, daß er bei ſeinem Vater, einem groben Bauer, und bei eurem Schwager in der Wildniß in aller Einfalt erzogen worden iſt. Hätte man ſich anfänglich ein wenig mit ihm geduldet, ſo würde er ſich mit der Zeit ſchon beſſer angelaſſen haben. Es war eben ein fromm einfältig Kind, das die boshafte Welt noch nicht kannte; doch zweiſle ich gar nicht, daß er nicht wiederum zurecht zu bringen ſei, wenn man ihm nur die Einbildung benehmen kann und ihn dahin bringt, daß er nicht mehr glaubt, er ſei zum Kalb worden. Man lieſt von Einem, der hat feſt geglaubt, er ſei zu einem irdenen Kruge worden und bat daher die Seinigen, ſie ſollten ihn in die Höhe ſtellen, damit er nicht zerſtoßen würde. Ein Anderer bildete ſich nichts anders ein, als er ſei ein Hahn; der krähte in ſeiner Krankheit Tag und Nacht. Noch ein Anderer meinte, er ſei bereits geſtorben und wandere als ein Geiſt herum, weswegen er weder Arzenei, noch Speiſe und Trank mehr zu ſich nehmen wollte, bis endlich ein kluger Arzt zwei Kerle anſtellte, die ſich auch für Geiſter ausgaben; daneben aber tapfer zechten, ſich zu Jenem geſellten und ihn überredeten, daß jetziger Zeit die Geiſter zu eſſen und zu trinken pflegten, wodurch er denn wieder zurecht gebracht worden iſt. Ich habe ſelbſt einen kranken Bauer in meiner Pfarre gehabt, als ich den beſuchte, klagte er, er hätte an die drei oder vier Ohm Waſſer im Leibe, wenn das von ihm wäre, hoffte er wohl wieder geſund zu werden, mit Bitte, ich wollte ihn entweder aufſchneiden laſſen, damit es von ihm laufen könnte, oder ihn in Rauch hängen, daß es austrockne. Ich ſprach ihm zu, indem ich ihn überredete, ich könnte das Waſſer auf eine andere Art von ihm bringen, nahm einen Hahn, wie man zu den Wein- oder Bierfäſſern braucht, an den ich einen Darm band und deſſen anderes Ende ich an den Zapfen eines Bauchzubers befeſtigte, den ich hatte voll Waſſer tragen laſſen und ſtellte mich, als ob ich ihm den Hahn in den Bauch ſteckte, den er ſich überall mit Lumpen umwunden hatte, damit er nicht zerſpringen ſollte, ſo daß ich das Waſſer aus dem Zuber durch den Hahn hinweglaufen ließ, worüber ſich der Tropf ſo herzlich freute, daß er nach dieſer Verrichtung die Lumpen von ſich that und in wenigen Tagen allerdings wieder zurecht kam. So ſagt man desgleichen von einem Phantaſten, der geglaubt habe, ſeine Naſe ſei ſo lang, daß ſie ihm bis auf den Boden reiche, dem habe man eine Wurſt an die Naſe gehängt, dieſelbe nach und nach bis an die Naſe ſelbſt hinweggeſchnitten, und als er das Meſſer an der Nas empfunden, hätte er geſchrien, ſeine Naſe ſei jetzt wieder in rechter Form. Es kann demnach, ſo wie dieſen, dem guten Simplicius auch wieder geholfen werden.

Dies Alles glaubte ich wohl, antwortete mein Herr, nur liegt mir an, daß er zuvor ſo unwiſſend geweſen iſt und nunmehr von Sachen zu ſagen weiß, ſie auch ſo daher erzählt, wie man bei älteren, erfahrneren und beleſeneren Leuten, als er iſt, nicht leicht finden wird. Er hat mir viele Eigenſchaften der Thiere genannt, und meine eigne Perſon ſo artlich beſchrieben, als ob er ſein Lebtage in der Welt geweſen wäre, alſo daß ich mich darüber wundern und ſeine Reden beinahe für ein Orakel oder Warnung Gottes halten muß.

Herr! erwiederte der Pfarrer, dies kann natürlicherweiſe ſein, ich weiß, daß er ziemlich beleſen iſt, da er, gleichwie ſein Einſiedel, faſt alle meine Bücher, die ich gehabt, und deren nicht wenige geweſen, durchgangen iſt. Weil nun der Knabe ein gut Gedächtniß hat, jetzt in ſeinem Gemüthe müßig iſt und ſeiner eignen Perſon vergißt, ſo kann er gleich hervorbringen, was er dereinſt in's Hirn gefaßt hat, ich verſehe mich auch, daß er mit der Zeit zurecht zu bringen ſei.

Alſo ſetzte der Pfarrer den Gubernator zwiſchen Furcht und Hoffnung, verantwortete mich und meine Sach auf das Beſte und brachte mir gute Tage, ſich ſelbſt aber einen Zutritt bei meinem Herrn zu wege. Ihr endlicher Schluß war, man ſollte noch eine Zeit lang mit mir zuſehen, und dies that zwar der Pfarrer mehr ſeines als meines Nutzens wegen, denn mit dem, daß er ſo ab und zuging und ſich ſtellte, als ob er meinethalb ſich bemühte und große Sorge trüge, überkam er des Gubernators Gunſt; derzufolge der ihm Dienſt gab und ihn bei der Beſatzung zum Kaplan machte, was in ſo ſchwerer Zeit kein geringes war und ich ihm herzlich gönnte.

12.

Von dieſer Zeit an beſaß ich meines Herrn Gnade, Gunſt und Liebe vollkommen, deſſen ich mich mit Wahrheit rühmen kann. Nichts mangelte mir zu einem beſſern Glück, als daß ich an meinem Kalbskleide zu viel und an Jahren noch zu wenig hatte. Wiewol ich es ſelbſt nicht wußte, wollte mich der Pfarrer noch nicht witzig haben, weil ihm das nicht Zeit und ſeinem Nutzen zuträglich zu ſein bedünkte. Da mein Herr ſah, daß ich Luſt zur Muſik hatte, ließ er ſie mich lehren und verdingte mich zugleich einem vortrefflichen Lauteniſten, deſſen Kunſt ich in Bälde ziemlich begriff und ihn um ſo viel übertraf, als ich beſſer wie er darein ſingen konnte. Alſo diente ich meinem Herrn zur Luſt, Kurzweil, Ergötzung und Verwunderung. Alle Offiziere erzeigten mir ihren geneigten Willen, die reichſten Bürger verehrten mich und das Hausgeſinde nebſt den Soldaten wollten mir wol, weil ſie ſahen, wie mir mein Herr gewogen war. Einer ſchenkte mir hier, der Andre dort; denn ſie wußten, daß Schalksnarren oft bei ihren Herren mehr vermögen, als etwas Rechtſchaffenes, und dahin hatten auch ihre Geſchenke das Abſehen, weil mir Etliche darum gaben, daß ich ſie nicht verfuchsſchwänzte, Andere aber, damit ich dies eben ihretwegen thäte. Auf die Weiſe brachte ich ziemlich Geld zuſammen, welches ich mehrentheils dem Pfarrer zuſteckte, weil ich noch nicht wußte, wozu es nutzte. Und gleichwie mich Niemand ſcheel anſehen durfte, alſo hatte ich auch von nirgends her eine Anfechtung, Sorge oder Bekümmerniß. Alle meine Gedanken legte ich auf die Muſik und, wie ich dem Einen und dem Andren ſeine Mängel artlich verweiſen möchte. Daher wuchs ich auf, wie ein Narr im Zwiebelland und meine Leibeskräfte nahmen handgreiflich zu. Man ſah mir bald an, daß ich mich nicht mehr im Walde mit Waſſer, Eicheln, Bucheckern, Wurzeln und Kräutern mortifizirte, ſondern daß mir bei guten Bißlein der rheiniſche Wein und das hanauiſche Doppelbier zuſchlug, was in ſo elender Zeit für eine große Gnade Gottes zu ſchätzen war, denn damals ſtund ganz Deutſchland in völligen Kriegsflammen, Hunger und Peſtilenz, und Hanau ſelbſt war mit Feinden umlagert, was Alles mich im geringſten nicht kränken konnte. Nach aufgeſchlagener Belagerung nahm ſich mein Herr vor, mich entweder dem Kardinal Richelieu oder Herzog Bernhard von Weimar zu ſchenken, denn, ohne daß er hoffte, einen großen Dank mit mir zu verdienen, gab er vor, daß es ihm ſchier unmöglich wäre, mich länger zu ertragen, weil ich ihm ſeiner verlornen Schweſter Geſtalt, der ich je länger je ähnlicher würde, in ſo närriſchem Kleide täglich vor Augen ſtellte. Solches widerrieth ihm jedoch der Pfarrer, denn er hielt dafür, die Zeit wäre kommen, in welcher er ein Wunder thun und mich wieder zu einem vernünftigen Menſchen machen wollte. Er gab demnach dem Gubernator den Rath, er ſollte ein Paar Kalbfelle bereiten und anderen Knaben anthun laſſen, dann eine dritte Perſon beſtellen, die in Geſtalt eines Arztes, Propheten oder Landfahrers mich und bemeldte zwei Knaben mit ſeltſamen Gebräuchen ausziehe, und vorwende, daß er aus Thieren Menſchen und aus Menſchen Thiere machen könnte. Auf ſolche Weiſe möchte ich wol wieder zurecht gebracht und mir ohne ſonderlich große Mühe eingebildet werden, ich ſei wie Andere mehr wieder ein Menſch worden. Als ſich nun der Gubernator dieſen Vorſchlag belieben ließ, theilte mir der Pfarrer mit, was er mit meinem Herrn abgeredet hätte und überredete mich leicht, daß ich meinen Willen darein gab. Aber das leidige Glück wollte mich ſo leicht nicht aus meinem Narrenkleid ſchließen und mich das herrliche gute Leben länger genießen laſſen, denn indem Gerber und Schneider mit den Kleidern umgingen, die zu dieſer Komödie gehörten, trieb ich mich mit etlichen anderen Knaben vor der Feſtung auf dem Eis herum. Da führt, ich weiß nicht wer, unverſehens eine Partei Kroaten daher, die uns miteinander anpackten, auf etliche leere Bauerpferde ſetzten, die ſie erſt geſtohlen hatten und miteinander davonführten. Zwar ſtunden ſie erſtlich in Zweifel, ob ſie mich mitnehmen wollten oder nicht, bis endlich Einer auf böhmiſch ſagte: „Mih veme dvho Blasna ſebao, bove deme ho gbavo Oberovvi." Dem antwortete ein Anderer: „Prſchis am bambo ano, mi ho nagonie poſſa deime, nan toſumi niemezki, von bude mit Kratock ville ſebao." Alſo mußte ich zu Pferd und innen werden, daß einen ein einzig unglückliches Stündlein aller Wolfahrt entſetzen und von allem Glück und Heil dermaßen entfernen kann, daß es einem ſein Lebtage nachgeht.

13.

Ob nun zwar die Hanauer gleich Lärm hatten, ſich zu Pferd herausließen und die Kroaten mit einem Scharmützel aufhielten und bekümmerten, ſo mochten ſie ihnen doch nichts abgewinnen, denn die leichte Waare ging ſehr vortheilhaft durch und nahm ihren Weg auf Büdingen zu, allwo ſie fütterten und den Bürgern die gefangenen hanauiſchen reichen Söhnlein zu löſen gaben, auch ihre geſtohlenen Pferde und andere Waare verkauften. Von dannen brachen ſie wieder auf, ſchier eh es recht Nacht, geſchweige wieder Tag worden war, gingen ſchnell durch den Büdinger Wald dem Stifte Fulda zu und nahmen unterwegs mit, was ſie fortbringen konnten. Das Rauben und Plündern hinderte ſie an ihrem ſchleunigen Fortzuge im geringſten nicht, denn ſie konnten's machen wie der Teufel, von dem man zu ſagen pflegt, daß er zugleich laufe und doch nichts am Wege verſäume, maßen wir noch denſelben Abend im Stift Hirſchfeld, wo ſie ihr Quartier hatten, mit einer großen Beute ankamen, die getheilt wurde und als welche ich dem Obriſt Corpes zufiel.

Bei dieſem Herrn kam mir Alles widerwärtig und faſt ſpaniſch vor. Die hanauiſchen Schleckerbißlein hatten ſich in ſchwarzes grobes Brod und mager Rindfleiſch, oder wenn's wol abging, in ein Stück geſtohlnen Speck verändert. Wein und Bier war mir zu Waſſer worden und ich mußte anſtatt des Bettes bei den Pferden in der Streu vorlieb nehmen. Für das Lautenſchlagen, das ſonſt Jedermann beluſtigt hatte, mußte ich zu Zeiten, gleich anderen Jungen, untern Tiſch kriechen, wie ein Hund heulen und mich mit Sporen ſtechen laſſen, was mir ein ſchlechter Spaß war. Für das hanauiſche Spazierengehen durfte ich mit auf Fourage reiten, Pferde ſtriegeln und denſelben ausmiſten. Das Fouragiren aber iſt nichts anderes, als daß man mit großer Mühe und Arbeit, auch oft nicht ohne Leibes- und Lebensgefahr hinaus auf die Dörfer ſchweift, driſcht, mahlt, bäckt, ſtiehlt und nimmt, was man findt, die Bauern drillt und verderbt, ja gar ihre Mägde, Weiber und Töchter ſchändet! Und wenn den Armen das Ding nicht gefallen will, oder ſie ſich etwa erkühnen, einen oder den anderen Fouragirer über ſolche Arbeit auf die Finger zu klopfen, wie es denn damals dergleichen Gäſte in Heſſen viel gab, ſo haut man ſie nieder, wenn man ſie hat, oder ſchickt wenigſtens ihre Häuſer in Rauch gen Himmel. Mein Herr hatte kein Weib, wie denn dieſe Art Krieger keine Weiber mitzuführen pflegen, keinen Pagen, keinen Kammerdiener, keinen Koch; hingegen aber einen Haufen Reitknechte und Jungen, welche ihn und die Pferde zugleich abwarteten, auch ſchämte er ſich ſelbſt nicht, ein Roß zu ſatteln oder demſelben Futter vorzuſchütten. Er ſchlief allzeit auf Stroh oder auf der bloßen Erde und bedeckte ſich mit ſeinem Pelzrocke. Daher ſah man oft die Müllerflöhe auf ſeinen Kleidern herumwandern, deren er ſich im geringſten nicht ſchämte, denn er lachte noch dazu, wenn ihm Jemand einen ablas. Er trug kurze Haupthaare und einen breiten Schweizerbart, was ihm gut zu ſtatten kam, weil er ſich ſelbſt in Bauernkleider zu verſtellen und darin auf Kundſchaft auszugehen pflegte. Wiewol er nun, wie gehört, auf keinem großen Fuße lebte, ſo wurde er doch von den Seinen und Anderen, die ihn kannten, geehrt, geliebt und gefürchtet. Wir waren niemals ruhig, ſondern bald hier, bald dort, bald überfielen wir, bald wurden wir überfallen, ſogar war keine Ruhe da, der Heſſen Macht zu ringern, hingegen feierte uns Melander auch nicht, der uns manchen Reiter abjagte und nach Caſſel ſchickte.

Dieſes unruhige Leben ſchmeckte mir ganz und gar nicht, daher wünſchte ich mich oft vergeblich wieder nach Hanau. Mein größtes Kreuz war, daß ich mit den Burſchen nicht recht reden konnte und mich gleichſam von Jedwedem hin und wieder ſtoßen, plagen, ſchlagen und jagen laſſen mußte. Die größte Kurzweil hatte mein Obriſter mit mir dabei, daß ich ihm auf deutſch ſingen und wie andere Reiterjungen aufblaſen mußte, was zwar ſelten geſchah, doch kriegte ich alsdann ſo dichte Ohrfeigen, daß das Blut darnach lief und ich lange genug daran hatte. Zuletzt fing ich an, mich des Kochens zu unterwinden und meinem Herrn das Gewehr, darauf er viel hielt, ſauber zu erhalten, weil ich ohne das auf Fourage zu reiten noch nichts nutz war. Dies ſchlug mir ſo trefflich zu, daß ich endlich meines Herrn Gunſt erwarb und er mir aus Kalbfellen ein neu Narrnkleid machen ließ, mit viel größeren Eſelsohren als ich zuvor getragen hatte. Weil meines Herrn Mund nicht ekelig war, ſo bedurfte ich zu meiner Kochkunſt deſto weniger Geſchicklichkeit. Demnach mir's aber zum öfteren an Salz, Schmalz und Gewürz mangelte, wurde ich meines Handwerks auch müd und trachtete Tag und Nacht, wie ich mit guter Manier ausreißen möchte, vornehmlich weil ich den Frühling wieder erlangt hatte. Als ich dies in's Werk ſetzen wollte, nahm ich mir an, die Schaaf- und Kuhkutteln, deren es voll um unſer Quartier. lag, fern hinweg zu ſchleifen, damit ſie keinen ſo übeln Geruch mehr machten. Der Obriſt ließ es ſich gefallen und indem ich damit umging, blieb ich, da es dunkel ward, zuletzt gar aus und entwiſchte in den nächſten Wald.

München

14.

Mein Handel und Weſen wurde aber allem Anſehen nach je länger je ärger, ja ſo ſchlimm, daß ich mir einbildete, ich ſei nur zum Unglück geboren, denn ich war wenig Stunden von den Kroaten hinweg, da erhaſchten mich etliche Schnapphähne. Die meinten ohne Zweifel, etwas rechts an mir gefangen zu haben, weil ſie bei finſterer Nacht mein närriſch Kleid nicht ſahen, und mich gleich durch zweie von ihnen an einen gewiſſen Ort in den Wald hinein führen ließen. Als mich dieſe dahin brachten und es zugleich ſtockfinſter wurde, wollte der eine Kerl kurzum Geld von mir haben. Zu dem Ende legte er ſeine Handſchuh ſammt dem Feuerrohr nieder und fing an, mich zu durchſuchen, fragend: Wer biſt du? haſt du Geld? Sobald er aber mein haarig Kleid und die langen Eſelsohren an meiner Kappe, die er für Hörner hielt, begriff und zugleich die hellſcheinenden Funken gewahr wurde, die gemeiniglich der Thiere Häute ſehen laſſen, wenn man ſie in der Finſterniß ſtreicht, erſchrak er, daß er ineinander fuhr. Ich merkte es gleich, ſtriegelte deswegen, ehe er ſich wieder erholen oder etwas beſinnen konnte, mein Kleid mit beiden Händen dermaßen, daß es ſchimmerte, als ob ich inwendig voll brennenden Schwefel geſtocken hätte und antwortete mit ſchrecklicher Stimme: Der Teufel bin ich und will dir und deinem Gefährten die Hälſe umdrehen. Was dieſe Beiden alſo erſchreckte, daß ſie ſich durch Stöcke und Stauden ſo geſchwind davon trollten, als ob ſie das hölliſche Feuer zejagt hätte. Die finſtere Nacht konnte ihren ſchnellen Lauf nicht hindern, und ob ſie gleich oft an Stöcke, Steine, Stämme und Bäume liefen und noch öfter zu Haufen fielen, rafften ſie ſich doch geſchwind wieder auf. Solches trieben ſie, bis ich Keinen mehr hören konnte; ich aber lachte unterdeſſen ſo ſchrecklich, daß es im ganzen Wald erſchallte, was ohne Zweifel in der finſtern Einöde fürchterlich anzuhören war.

Als ich mich nun abwegs machen wollte, ſtrauchelte ich über das Feuerrohr, das nahm ich zu mir, weil ich bereits mit dem Geſchoß umzugehen bei den Kroaten gelernt hatte. Da ich weiter ſchritt, ſtieß ich auch an einen Knappſack, der gleich meinem Kleide von Kalbfellen gemacht war. Ich hub ihn ebenmäßig auf und fand, daß eine Patrontaſche mit Pulver, Blei und allem Zubehör verſehen unten daran hing. Ich hängte Alles an mich, nahm das Rohr auf die Achſel wie ein Soldat und verbarg mich ohnweit davon in einen dicken Buſch, der Meinung, daſelbſt eine Weile zu ſchlafen. Aber ſobald der Tag anbrach, kam die ganze Partei auf vorbenannten Platz und ſuchte das verlorne Feuerrohr ſammt dem Knappſack. Ich ſpitzte die Ohren wie ein Fuchs und hielt mich ſtiller wie eine Maus; wie ſie aber nichts fanden, verlachten ſie die zwei, die von mir entflohen waren. Pfui, ihr feigen Tröpfe! ſagten ſie, ſchämt euch in's Herz hinein, daß ihr euch von einem einzigen Kerl erſchrecken, verjagen und das Gewehr nehmen laßt. Aber der eine ſchwur, der Teufel ſollt' ihn holen, wenn's nicht der Teufel ſelbſt geweſen ſei, er hätte ja die Hörner und ſeine rauhe Haut begriffen, und der Andere gehub ſich gar übel und ſagte: Es mag der Teufel oder ſeine Mutter geweſen ſein, wenn ich nur meinen Ranzen wieder hätte. Einer von ihnen, den ich für den vornehmſten hielt, antwortete dieſem und ſagte: Was meinſt du, daß der Teufel mit deinem Ranzen und dem Feuerrohr machen wollte? Ich dürfte mein Haus verwetten, wo nicht der Kerl, den ihr ſo ſchändlich habt entlaufen laſſen, beide Stücke mit ſich genommen hat. Dieſem hielt ein Anderer Widerpart und ſagte: Es könne auch wol ſein, daß ſeither Bauern da geweſen, die die Sachen gefunden und aufgehoben hätten. Solchem wurde endlich von Allen Beifall gegeben, und von der ganzen Partei feſt geglaubt, daß ſie den Teufel ſelbſt unter Händen gehabt, vornehmlich weil der, ſo mich in der Finſterniß durchſuchen wollen, es nicht allein mit grauſamen Flüchen bekräftigte, ſondern auch die rauhe, funkelnde Haut und beide Hörner, als gewiſſe Wahrzeichen einer teufliſchen Eigenſchaft, gewaltig zu beſchreiben und herauszuſtreichen wußte. Ich meine auch, wenn ich mich wiederum hätte ſehen laſſen, daß die ganze Partei entlaufen wäre.

Zuletzt, als ſie lange genug geſucht und doch nichts funden hatten, nahmen ſie ihren Weg weiter; ich aber machte den Ranzen auf, zu frühſtücken und langte im erſten Griff einen Seckel heraus, worin dreihundert und etliche ſechszig Dukaten waren. Ob ich nun hierüber erfreuet worden, bedarf zwar keines Fragens; aber der Leſer ſei verſichert, daß mich der Knappſack viel mehr erfreute, weil ich ihn mit Proviant ſo wol verſehen ſah, als die ſchöne Summe Geldes ſelbſt. Und wie denn dergleichen Geſellen bei den gemeinen Soldaten viel zu dünn geſäet zu ſein pflegen, daß ſie ſolche mit ſich auf Partei-ſchleppen ſollten, alſo mache ich mir die Gedanken, der Kerl müſſe das Geld auf derſelben Partei erſt heimlich erſchnappt und geſchwind zu ſich in Ranzen geſchoben haben, damit er es mit den Anderen nicht theilen dürfe.

Hierauf zehrte ich fröhlich zu Morgen und fand auch bald ein luſtig Brünnlein, bei dem ich mich erquickte und meine ſchönen Dukaten zählte. Wenn mir's allbereit das Leben gälte, ich ſollte anzeigen, in welchem Land oder Gegend ich mich damals befunden, ſo könnte ich's nicht. Ich blieb Anfangs ſo lange im Walde, als mein Mundvorrath währte, mit dem ich ſparſam Haus hielt; als aber mein Ranzen leer worden, jagte mich der Hunger in die Bauerhäuſer. Da kroch ich bei Nacht in Keller und Küchen und nahm von Speiſen, was ich fand und tragen mochte, das ſchleppte ich mit mir in

Wald, wo er am allerwildeſten war. Darin führte ich wieder überall ein einſiedleriſch Leben wie hiebevor, nur daß ich ſehr viel ſtahl und deſto weniger betete, auch keine ſtetige Wohnung hatte, ſondern bald hie bald dorthin ſchweifte. Es kam mir trefflich zu ſtatten, daß es im Anfange des Sommers war, doch konnte ich auch mit meinem Rohr Feuer machen, wann ich wollte.

15.

Während dieſes meines Umſchweifens haben mich hin und wieder in den Wäldern unterſchiedliche Bauersleute angetroffen, ſie ſind aber allzeit vor mir geflohen, nicht weiß ich, war's die Urſache, daß ſie ohne dies durch den Krieg ſcheu gemacht, verjagt und niemals recht beſtändig zu Hauſe waren, oder ob die Schnapphähne ihr Abenteuer mit mir in dem Lande ausgeſprengt hatten? Alſo daß hernach die, ſo mich geſehen, ingleichen geglaubt haben, der böſe Feind wandere wahrhaftig in der Gegend umher, und daß ich deswegen ſorgen mußte, die Lebensmittel möchten mir ausgehen, und ich dadurch endlich in's äußerſte Verderben kommen, ich wollte denn wieder Wurzeln und Kräuter eſſen, deren ich nicht mehr gewohnt war. In ſolchen Gedanken hörte ich zwei Holzhacker, ſo mich höchlich erfreute. Ich ging dem Schlage nach und als ich ſie ſah, nahm ich eine Hand voll Dukaten aus meinem Säckel, ſchlich nahe zu ihnen, zeigte ihnen das anziehende Gold und ſagte: Ihr Herren! wenn ihr meiner wartet, ſo will ich euch die Hand voll Gold ſchenken. Aber ſobald ſie mich und mein Gold ſahen, eben ſo bald gaben ſie auch Ferſengeld und ließen Schlägel und Keil, ſammt ihrem Käs und Brodſack liegen. Mit dem verſah ich meinen Ranzen wieder, verſchlug mich in den Wald und verzweifelte ſchier, mein Lebtage wieder zu Menſchen zu kommen.

Nach langem Hin- und Herſinnen dachte ich: wer weiß, wie dir's noch geht, haſt du doch Geld und wenn du das zu guten Leuten in Sicherheit bringſt, ſo kannſt du ziemlich lange davon leben. Alſo fiel mir ein, ich ſollt's einnähen, ich machte mir deswegen aus meinen Eſelsohren, die die Leute ſo in die Flucht trieben, zwei Armbänder, geſellte meine hanauiſchen zu den ſchnapphähniſchen Dukaten und band ſie, in beſagten Armbändern verborgen, oberhalb der Ellenbogen um meine Arme. Wie ich meinen Schatz dergeſtalt verſichert hatte, fuhr ich den Bauern wieder ein, holte von ihrem Vorrathe, was ich bedurfte und erſchnappen konnte, und war, wiewol noch einfältig genug, doch ſo ſchlau, daß ich nie wieder an denſelben Ort kam, wo ich ſchon einmal etwas geholt hatte. Ich war deswegen immer ſehr glücklich im Stehlen und wurde niemals auf der Mauſerei ertappt.

Dereinſt, zu Ende Mai, als ich abermals durch mein gewöhnlich, obzwar verbotenes Mittel, meine Nahrung holen wollte und zu dem Ende in einen Bauernhof geſtrichen war, kam ich in die Küche, merkte aber bald, daß noch Leute auf waren, wol zu merken, wo ſich Hunde befanden, da kam ich nicht hin. Deswegen ſperrte ich die eine Küchenthüre, die in den Hof ging, angelweit auf, damit, wenn es etwa Gefahr ſetzte, ich ſtracks ausreißen könnte und blieb mausſtill wartend ſitzen, bis ſich die Leute niedergelegt hätten. Unterdeſſen nahm ich eines Spalts wahr, den das Küchenſchalterlein hatte, welches in die Stube ging. Ich ſchlich hinzu, um zu ſehen, ob die Leute nicht bald ſchlafen gehen wollten; aber meine Hoffnung war nichts, denn ſie hatten ſich erſt angezogen und anſtatt des Lichts eine ſchweflichte blaue Flamme auf der Bank ſtehen, wo bei ſie Stecken, Beſen. Gabeln, Stühle und Bänke ſchmierten und nach einander zum Fenſter hinausflogen. Ich wunderte mich ſchrecklich und empfand ein großes Grauſen, weil ich aber ärgerer Schrecken gewohnt war, zumal mein Lebtage von den Unholden weder geleſen noch gehört hatte, achtete ich's nicht ſonderlich, vornehmlich weil es ſo ſtill herging, ſondern verfügte mich, nachdem Alles davon gefahren war, auch in die Stube, bedachte, was ich mitnehmen und wo ich es ſuchen wollte, und ſetzte mich in ſolchen Gedanken auf eine Bank ſchrittlings nieder. Ich war aber kaum aufgeſeſſen, da fuhr ich ſammt der Bank augenblicklich zum Fenſter hinaus und ließ mein Ranzen und Feuerrohr, das ich von mir gelegt hatte, für den Schmierlohn und ſo künſtliche Salbe dahinten. Das Aufſitzen, Davonfahren und Abſteigen geſchah gleichſam in einem Nu, denn ich kam, wie mich bedünkte, augenblicklich zu einer großen Schaar Volks, es ſei denn, daß ich aus Schrecken nicht geachtet habe, wie lang ich auf dieſer weiten Reiſe zugebracht. Dieſe tanzten einen wunderlichen Tanz, dergleichen ich mein Lebtage nie geſehen, denn ſie hatten ſich bei den Händen gefaßt und viel Ringe in einander gemacht, mit zuſammen gekehrten Rücken, wie man die drei Grazien abmalt, alſo daß ſie die Angeſichter herauswärts kehrten. Der innere Ring beſtund etwa in ſieben oder acht Perſonen, der Andere hatte wol noch einmal ſo viele, der Dritte mehr als dieſe Beiden und ſo fortan, bis ſich in dem äußerſten Ringe über zweihundert Perſonen befanden. Weil ein Ring um den anderen links, der andere rechts herum tanzte, konnte ich nicht ſehen, wie viel ſie ſolcher Ringe gemacht, noch was ſie in der Mitte, darum ſie tanzten, ſtehen hatten. Es ſahe eben greulich ſeltſam aus, weil die Köpfe ſo poſſirlich durch einander haspelten. Und gleich wie der Tanz ſeltſam war, alſo war auch ihre Muſik; auch ſang, wie ich vermeinte, ein Jeder am Tanze ſelber drein, was eine wunderliche Harmonie abgab. Meine Bank, die mich hintrug, ließ ſich bei den

Spielleuten nieder, die außerhalb der Ringe um den Tanz herumſtanden. Deren etliche hatten, anſtatt der Flöten, Zwerchpfeifen und Schalmeien, nichts anderes als Nattern, Vipern und Blindſchleichen, worauf ſie luſtig daher pfiffen. Etliche hatten Katzen, denen ſie in Hintern blieſen und auf dem Schwanze fingerten, das lautete den Sackpfeifen gleich; Andere geigten auf Roßköpfen, wie auf dem beſten Diskant, und aber Andere ſchlugen die Harfe auf einem Kuhgerippe, wie ſolche auf dem Waſen liegen. So war auch Einer vorhanden, der hatte eine Hündin unterm Arm, der leierte er am Schwanze und fingerte ihr an dem Euter, darunter trompeteten die Teufel durch die Naſe, daß es im ganzen Wald erſchallte, und wie dieſer Tanz bald aus war, fing die ganze hölliſche Geſellſchaft an zu raſen, zu rufen, zu rauſchen, zu brauſen, zu heulen, zu wüthen und zu toben, als ob ſie Alle toll und thöricht geweſen wären. Da kann Jeder ſich denken, in was Schrecken und Furcht ich geſteckt habe.

In dieſem Lärmen kam ein Kerl auf mich dar, der hatte eine ungeheure Kröte unterm Arm, gern ſo groß, als eine Heerpauke, der waren die Därme hinten heraus gezogen und wieder zum Maule hinein geſchoppt, was ſo garſtig ausſah, daß mir davon übel ward. Siehe hin, Simplicius! ſagte er, ich weiß, daß du ein guter Lauteniſt biſt, laß uns ein fein Stückchen hören. Ich erſchrak, daß ich ſchier umfiel, weil mich der Kerl mit Namen nannte, und in ſolchem Entſetzen verſtummte ich gar, bildete mir ein, ich läge in einem ſchweren Traume und betete deswegen innerlich im Herzen, daß ich erwachen möchte. Der mit der Kröte aber, den ich ſteif anſah, zog ſeine Naſe aus und ein wie ein kalekutiſcher Hahn und ſtieß mich endlich auf die Bruſt, daß ich bald davon erſtickte, und anfing, überlaut zu Gott zu rufen, wodann das ganze Heer verſchwand. In einem Hui wurde es ſtockfinſter und mir ſo fürchterlich um's Herz, daß ich zu Boden fiel und wol hundert Kreuze für mich machte.

16.

Wie es mitunter auch vornehme gelehrte Leute gibt, die nicht glauben, daß Hexen oder Unholde ſeien, geſchweige, daß ſie in der Luft hin und wieder fahren ſollten, alſo zweifle ich nicht, es werden ſich etliche finden, die ſagen: Simplicius ſchneide hier mit dem großen Meſſer auf. Mit denſelben begehre ich nun nicht zu fechten, denn da Aufſchneiden keine Kunſt, ſondern jetziger Zeit faſt das gemeinſte Handwerk iſt, ſo kann ich nicht leugnen, daß ich's nicht auch könnte, weil ich ja ſonſt ein ſchlechter Tropf ſein müßte. Die aber der Hexen Ausfahren verneinen, ſtellen ſich nur Simon den Zauberer vor, der vom böſen Geiſte in die Luft erhoben wurde und auf St. Petri Gebet wieder herunter gefallen iſt. Nicolaus Remigius, der ein tapferer gelehrter und verſtändiger Mann geweſen iſt, und im Herzogthume Lothringen nicht nur ein halb dutzend Hexen hat verbrennen laſſen, erzählt von Johann von Hembach, daß ihn ſeine Mutter, die eine Hexe war, im ſechszehnten Jahre ſeines Alters mit ſich auf ihre Verſammlung genommen habe, damit er ihnen, weil er hatte pfeifen lernen, beim Tanz aufſpiele. Zu ſolchem Ende ſtieg er auf einen Baum, pfiff daher und ſah dem Tanze mit Fleiß zu, vielleicht weil ihm Alles ſo wunderlich vorkam. Endlich ſpricht er: Behüt lieber Gott! woher kommt ſo viel närriſch und unſinniges Geſind? Er hatte aber kaum dieſe Worte ausgeſagt, ſo fiel er vom Baume herab, verrenkte eine Schulter und rufte um Hülfe an, wo jedoch Niemand war als er. Wie er das nachmals ruchtbar machte, hielten's die Meiſten für eine Fabel, bis man kurz hernach Katharinen Prävotia Zauberei halber fing, die bei demſelben Tanze geweſen war. Die bekannte Alles, wie es hergegangen, wiewol ſie von dem gemeinen Geſchrei nichts wußte, das Hembach ausgeſprengt hatte. So ſagt man auch von einem Knechte, der früh aufgeſtanden ſei und den Wagen geſchmiert, in der Finſtere aber die unrechte Büchſe ertappt habe, worauf dann der Wagen in die Luft erhoben worden ſei, und wieder habe herabgezogen werden müſſen. Und es iſt mehr als genugſam bekannt, was Geſtalt theils Weiber und ledige Dirnen in Böhmen ihre Liebhaber des Nachts einen weiten Weg auf Böcken zu ſich holen laſſen. Ghirlandus ſchreibt von einem vornehmen Manne, der, ſobald er gemerkt, daß ſich ſein Weib ſalbe und aus dem Häus fahre, ſie einmal gezwungen hat, ihn mit ſich auf der Zauberer Zuſammenkunft zu nehmen; doch als bei ihrer Malzeit daſelbſt kein Salz vorhanden geweſen wäre, deſſen begehrt, mit großer Mühe endlich erhalten und geſagt hätte: Gott ſei gelobt, jetzt kommt das Salz! worauf er die Lichter erlöſchen, Alles verſchwinden geſehen und als es Tag worden wäre, von den Hirten verſtanden hätte, daß er ſich nahe bei der Stadt Benevent im Königreich Neapel, alſo wol hundert Meilen von ſeiner Heimath befände. Deswegen, ob er ſchon reich geweſen, hätte er doch nach Haus betteln müſſen, und ſobald er heim gekommen, bei der Obrigkeit ſein Weib als eine Zauberin angegeben, die denn auch verbrannt worden wäre. Wie Doktor Fauſt, neben Anderen mehr, die gleichwol keine Zauberer waren, durch die Luft von einem Orte zum anderen gefahren, iſt aus ſeiner Hiſtorie genugſam bekannt. So hab ich ſelbſt eine Frau und eine Magd gekannt, die, als ich dieſes ſchreibe, beide todt ſind, wiewol der Magd Vater noch im Leben iſt: Dieſe Magd ſchmierte einſt auf dem Heerde beim Feuer ihrer Frau die Schuhe und als ſie mit einem fertig war und ſolchen beiſeit ſetzte, um den anderen auch zu ſchmieren, fuhr der geſchmierte unverſehens zum Kamin hinaus; dieſe Geſchichte iſt aber vertuſcht geblieben. Solches Alles melde ich nur, damit man eigentlich dafür halte, daß die Zauberinnen und Hexenmeiſter zu Zeiten leibhaftig auf ihre Verſammlungen fahren und nicht deswegen, daß man mir eben glauben müſſe, ich ſei, wie ich gemeldet habe, auch ſo dahin gefahren, denn es gilt mir gleich, es mag's einer glauben oder nicht, und wer's nicht glauben will, der mag einen anderen Weg erſinnen, auf dem ich aus dem Stifte Hirſchfeld oder Fulda, denn ich weiß ſelbſt nicht, wo ich in den Wäldern herumgeſchweift war, in ſo kurzer Zeit in's Erzſtift Magdeburg marſchirt ſei.

17.

Ich fange meine Hiſtorie wieder an und verſichere den Leſer, daß ich auf dem Bauche liegen blieb, bis es allerdings heller Tag war, weil ich nicht das Herz hatte, mich aufzurichten. Zudem zweifelte ich noch, ob mir die erzählten Sachen geträumt hätten oder nicht? Und ob ich zwar in ziemlichen Aengſten ſtak, war ich doch ſo kühn, zu entſchlafen, weil ich dachte, ich könnte an keinem ärgern Ort, als in einem wilden Walde liegen, wo ich die meiſte Zeit, ſeit ich von meinem Knan war, zugebracht und mich alſo ziemlich daran gewöhnt hatte. Ungefähr um neun Uhr Vormittags war es, als etliche Fouragirer kamen, die mich aufweckten. Da ſah ich erſt, daß ich mitten im freien Felde war. Dieſe nahmen mich mit ſich zu einigen Windmühlen, und nachdem ſie ihre Früchte gemahlen hatten, folgends in das Lager vor Magdeburg, allda ich einem Obriſten zu Fuß zu Theil ward, der mich fragte, wo ich herkäme und was für einem Herrn ich zugehörig wäre? Ich erzählte Alles haarklein und weil ich die Kroaten nicht nennen konnte, beſchrieb ich ihre Kleidungen und gab Gleichniſſe von ihrer Sprache, auch daß ich von den Leuten gelaufen wäre. Von meinen Dukaten ſchwieg ich ſtill, und was ich von meiner Luftfahrt und dem Hexentanz erzählte, das hielt man für Einfälle und Narrenteidungen, vornehmlich weil ich auch ſonſt in meinen Reden das tauſendſte in's hundertſte warf.

Indeſſen ſammelte ſich ein Haufen Volks um mich her, denn ein Narr macht viel Narren. Unter demſelben war einer, der das vorige Jahr in Hanau gefangen geweſen und allda Dienſt genommen hatte; ſpäter aber wieder unter die Kaiſerlichen kommen war. Dieſer kannte mich und ſagte gleich: Hoho! das iſt des Kommandanten zu Hanau Kalb. Der Obriſt fragte ihn meinetwegen mehrere Umſtände; der Kerl wußte aber nichts weiter von mir, als daß ich wol auf der Laute ſchlagen könnte, daß mich Kroaten von des Obriſt Corpes Regiment zu Hanau vor der Feſtung hinweg genommen und daß beſagter Kommandant mich ungern verloren hätte, weil ich gar ein artlicher Narr wäre. Hierauf ſchickte die Obriſtin zu einer anderen, die ziemlich wol auf der Laute ſpielen konnte, und deswegen ſtets eine nachführte, die ließ ſie um die Laute bitten. Die Laute kam und wurde mir vorgehalten, mit Befehl, ich ſollte eins hören laſſen. Aber meine Meinung war, man ſollte mir zuvor etwas zu eſſen geben, weil ein dünner und ein dicker Bauch, wie die Laute einen hatte, nicht zuſammen ſtimmen würden. Das geſchahe, und nachdem ich mich ziemlich bekröpft und einen guten Trunk Zerbſter Bier verſchluckt hatte, ließ ich mit der Laute und meiner Stimme hören, was ich konnte und redete darneben allerlei unter einander, wie mir's einfiel, ſo daß ich mit geringer Mühe die Leute dahin brachte, zu glauben, ich wäre von eben der Beſchaffenheit, die meine Kleidung vorſtellte. Der Obriſte fragte mich, wo ich weiter hin wollte? und da ich anwortete, daß es mir gleich gälte, wurden wir des Handels eins, daß ich bei ihm bleiben und ſein Hofjunker ſein ſollte. Er wollte auch wiſſen, wo meine Eſelsohren hingekommen? Ja, ſagte ich, wenn du wüßteſt, wo die wären, ſo würden ſie dir nicht übel anſtehen. Aber ich konnte wol verſchweigen, was ich mit ihnen gethan hatte, weil all mein Reichthum darin lag.

Ich wurde in kurzer Zeit bei den meiſten hohen Offizieren im churſächſiſchen wie im kaiſerlichen Lager bekannt, ſonderlich bei dem Frauenzimmer, das meine Kappe, Aermel und abgeſtutzten Ohren überall mit ſeidnen Banden zierte, von allen Farben, ſo daß ich ſchier glaube, daß etliche Stutzer die jetzige Mode davon abgeſehen haben. Was mir von den Offizieren an Geld geſchenkt wurde, das theilte ich wieder mildiglich mit, denn ich verſpendete Alles bei einem Heller, indem ich's mit guten Geſellen in hamburger und zerbſter Bier, welche Gattungen mir trefflich zuſchlugen, vertrank, unangeſehen ich an allen Orten, wo ich nur hinkam, genug zu ſchmarotzen hatte.

Als mein Obriſter eine eigene Laute für mich überkam, denn er dachte, ewig an mir zu haben, durfte ich nicht mehr in den beiden Lagern hin und wieder ſchwärmen, ſondern er ſtellte mir einen Hofmeiſter dar, der mich beobachtrn und dem ich hingegen gehorſamen ſollte. Dieſer war ein Mann nach meinem Herzen, denn er war ſtill, verſtändig, wol gelehrt, von guter, aber nicht überflüſſiger Geſprächigkeit, und was das größte, überaus gottesfürchtig, beleſen und von allerhand Wiſſenſchaften und Künſten. Bei ihm mußte ich des Nachts in ſeinem Zelte ſchlafen, und bei Tage durfte ich ihm nicht aus den Augen. Er war eines vornehmen Fürſten Rath und Beamter, zumal auch ſehr reich geweſen; weil er aber von den Schwediſchen zu Grunde gerichtet worden, auch ſein Weib mit Tode abgegangen war, und ſein einiger Sohn Armuth halber nicht mehr ſtudiren konnte, ſondern unter dem churſächſiſchen Heere als Muſterſchreiber diente, hielt er ſich bei dieſem Obriſten auf und ließ ſich als Stallmeiſter gebrauchen, um zu verharren, bis die gefährlichen Kriegsläufte am Elbſtrome ſich änderten und die Sonne ſeines vorigen Glückes ihm wieder ſcheinen möchte.

18.

Weil mein Hofmeiſter mehr alt als jung war, ſo konnte er auch die ganze Nacht nicht durchgehend ſchlafen, und kam mir aus dieſer Urſache ſchon in der erſten Woche ausdrücklich hinter die Schliche, daß ich kein ſolcher Narr war, als ich mich ſtellte, wie er denn zuvor ſchon etwas gemerkt und von mir aus meinem Angeſicht ein anderes geurtheilt hatte, weil er ſich auf die Phyſiognomie verſtund. Ich erwachte einſt um Mitternacht und machte über mein eigen Leben und ſeltſame Begegniſſe allerlei Gedanken, ſtund auch auf und erzählte Dankſagungsweiſe alle Gutthaten, die mir mein lieber Gott erwieſen und alle Gefahren, aus welchen er mich errettet hatte, legte mich hernach wieder mit ſchweren Seufzern nieder und ſchlief vollends aus. Mein Hofmeiſter hörte Alles, that aber, als ob er hart ſchliefe, und dies geſchah etliche Nächte nacheinander, alſo daß er ſich genugſam verſichert hielt, ich hätte mehr Verſtand als mancher Betagter, der ſich viel einbilde. Doch redete er im Zelte nichts davon mit mir, weil es zu dünne Wände hatte, und er gewiſſen Urſachen halb nicht haben wollte, daß noch zur Zeit und ehe er meiner Unſchuld verſichert wäre, Jemand anders dieſe Geheimniſſe wüßte. Ich ging einmal hinter das Lager ſpazieren, was er gern geſchehen ließ, damit er Urſache hätte, mich zu ſuchen, und alſo Gelegenheit bekäme, allein mit mir zu reden. Er fand mich nach Wunſch an einem einſamen Orte, da ich meinen Gedanken Audienz gab und ſagte: Lieber, guter Freund, weil ich mich unterſtehe, dein Beſtes zu ſuchen, erfreue ich mich, daß ich hier allein mit dir reden kann. Ich weiß, daß du kein Narr biſt, wie du dich ſtellſt, zumal auch in dieſem elenden und verächtlichen Stande nicht zu leben begehrſt. Wenn dir nun deine Wolfahrt lieb iſt, du auch in mich als in einen ehrlichen Mann dein Vertrauen ſetzen willſt, mir deiner Sache Bewandniß zu erzählen, ſo will ich hingegen wo möglich mit Rath und That bedacht ſein, wie dir zu helfen ſein möchte, damit du aus deinem Narrenkleide kommeſt.

Hierauf fiel ich ihm um den Hals und erzeigte mich vor übriger Freude nicht anders, als ob er ein Prophet geweſen wäre, mich von meiner Narrenkappe zu erlöſen. Und nachdem wir uns auf die Erde geſetzt hatten, erzählte ich mein ganzes Leben, er beſchaute meine Hände und verwunderte ſich ſowol über die verwichenen als künftigen ſeltſamen Zufälle; wollte mir aber durchaus nicht rathen, mein Narrenkleid in Bälde abzulegen, weil er, wie er ſagte, mittelſt der Chiromantie ſahe, daß mir mein Fatum ein Gefängniß androhe, das Leibes- und Lebensgefahr mit ſich brächte. Ich bedankte mich ſeiner guten Neigung und mitgetheilten Rathes, und bat Gott, daß er ihm ſeine Treuherzigkeit belohnen, ihn ſelbſt aber, daß er, weil ich von aller Welt verlaſſen wäre, mein getreuer Freund und Vater ſein und bleiben wollte.

Darnach ſtunden wir auf und kamen auf den Spielplatz, wo man mit Würfeln turnirte und alle möglichen Schwüre hunderttauſendfältig herausfluchte. Der Platz war ungefähr ſo groß als der alte Markt zu Köln, überall mit Mänteln überſtreut und mit Tiſchen beſtellt, die alle mit Spielern umgeben waren. Jede Geſellſchaft hatte drei viereckige Schelmenbeine, denen ſie ihr Glück vertrauten, weil ſie ihr Geld theilen und dem einen geben, dem andern nehmen mußten. So hatte auch jeder Mantel oder Tiſch einen Scholderer, deſſen Amt war, Richter zu ſein und zuzuſehen, daß keinem Unrecht geſchähe. Sie liehen auch Mäntel, Tiſche und Würfel her, und wußten dafür ihre Gebühren ſowol vom Gewinn einzunehmen, daß ſie gewöhnlich das meiſte Geld erſchnappten. Nur faſelte es nicht, denn ſie verſpielten es gemeiniglich wieder, oder wenn's gar wol angelegt wurde, bekam's der Marketender oder der Feldſcherer, weil ihnen die Köpfe oft gewaltig geflickt wurden.

An dieſen närriſchen Leuten ſah man ſein blaues Wunder, weil ſie alle zu gewinnen meinten, was doch unmöglich war, ſie hätten denn aus einer fremden Taſche geſetzt. Und ob ſie zwar Alle dieſe Hoffnung hatten, ſo hieß es doch: Viel Köpfe, viel Sinne! weil ein jeder Kopf auf ſein Glück ſinnte, denn etliche trafen, etliche fehlten, etliche gewannen, etliche verſpielten, weswegen auch etliche fluchten, etliche donnerten, etliche betrogen und andere beſäbelt wurden, die Gewinner lachten, und die Verſpieler die Zähne aufeinander biſſen. Theils verkauften Kleider und was ſie ſonſt lieb hatten, theils gewannen das Geld wieder ab, einige begehrten redliche Würfel, andere wünſchten falſche auf den Platz nnd führten ſie unvermerkt ein, die aber andere wieder hinwegwurfen, zerſchlugen und mit Zähnen zerbiſſen, indem ſie den Scholderern die Mäntel zerriſſen. Unter den falſchen Würfeln befanden ſich Niederländer, welche man ſchleifend hineinrollen mußte, die hatten ſo ſpitzige Rücken, auf denen ſie die fünfer und ſechſer trugen, wie die mageren Eſel, worauf man die Soldaten ſetzt. Andere waren oberländiſch und man mußte ihnen die bayeriſche Höhe geben, wenn man werfen wollte. Etliche waren von Hirſchhorn, oben leicht und unten ſchwer gemacht: andere waren mit Queckſilber oder Blei und aber andere mit verſchnittenen Haaren, Schwämmen, Spreu und Kohlen gefüttert; etliche hatten ſpitzige Ecken, an anderen waren ſolche gar hinweggeſchliffen, theils waren ſie lange Kolben, theils ſahen ſie aus wie breite Schildkröten. Und alle dieſe Gattungen waren auf nichts als auf Betrug verfertigt, und thaten das, wozu ſie gemacht waren, man mochte ſie gleich wippen, oder ſanft ſchleichen laſſen; da half kein Knüpfen, geſchweige gar derer, die entweder zwei fünfen oder zwei ſechſen und im Gegentheil zwei Aß oder Daus hatten. Mit dieſen Schelmenbeinen zwackten lauerten und ſtahlen ſie einander ihr Geld ab, das ſie vielleicht auch geraubt, oder ſonſt mit Leibes- und Lebensgefahr, und ſaurer Mühe erobert hatten.

Als ich nun daſtund und den Spielplatz ſammt den Spielern in ihrer Thorheit betrachtete, fragte mich mein Hofmeiſter: wie mir das Weſen gefalle? Ich antwortete: daß man ſo greulich Gott läſtert, gefällt mir nicht; übrigens laſſe ich's in ſeinem Werthe oder Unwerthe beruhen, als eine Sache, die mir unbekannt iſt und auf die ich mich nicht verſtehe. Hierauf ſagte mein Hofmeiſter ferner: So wiſſe, daß dies der allerärgſte und abſcheulichſte Ort im ganzen Lager iſt, denn hier ſucht man eines Andern Geld, und verliert das ſeinige darüber. Wenn einer nur einen Fuß hierherſetzt, in Meinung zu ſpielen, ſo hat er das zehnte Gebot ſchon übertreten, welches will: Du ſollſt deines Nächſten Geld nicht begehren! Spielſt du und gewinnſt, ſonderlich durch Betrug und falſche Würfel, ſo übertrittſt du das ſiebente und achte Gebot; ja, es kann kommen, daß du zu einem Mörder an demjenigen wirſt, dem du ſein Geld abgewonnen haſt. wenn nehmlich deſſen Verluſt ſo groß iſt, daß er darüber in Armuth, äußerſte Noth und Verzweiflung, oder ſonſt in abſcheuliche Laſter geräth, wogegen die Ausrede nichts hilft, daß du ſagſt: Ich habe das Meinige daran geſetzt und redlich gewonnen, denn du Schalk biſt auf den Spielplatz gangen, der Meinung, mit eines Andern Schaden reich zu werden. Verſpielſt du, ſo iſt's mit der Buße darum nicht ausgericht't, daß du das Deinige entbehren mußt, ſondern du haſt's, wie der reiche Mann, bei Gott ſchwer zu verantworten, daß du ſo unnütz verſchwendet, was er dir zu deinem und der Deinigen Lebensunterhalte verlieh. Wer ſich auf den Spielplatz begibt, um zu ſpielen, der begibt ſich in eine Gefahr, darin er nicht allein ſein Geld, ſondern auch Leib und Leben, ja, was das ſchlimmſte iſt, ſogar ſeiner Seele Seligkeit verlieren kann. Ich ſage dir dies zur Nachricht, lieber Simplicius, weil du vorgibſt, das Spielen ſei dir unbekannt, damit du dich all dein Leben lang davor hüten ſollſt. Ich antwortete: liebſter Herr, wenn denn das Spielen ein ſo ſchrecklich und gefährlich Ding iſt, warum laſſen's die Vorgeſetzten zu? Mein Hofmeiſter erwiederte mir aber: Ich will nicht ſagen, darum, weil die Offiziere theils ſelbſt mitmachen, ſondern es geſchieht, weil es die Soldaten nicht mehr laſſen wollen, ja nicht laſſen können, denn wer ſich dem Spielen einmal ergeben, oder wen die Gewohnheit, wo nicht vielmehr der Spielteufel, eingenommen hat, der wird nach und nach, er gewinne oder verſpiele, ſo verpicht darauf, daß er's weniger laſſen kann, als den natürlichen Schlaf. Wie man denn ſieht, daß Etliche die ganze Nacht durch raſſeln, und, das beſte Eſſen und Trinken verſchmähend, hineinſpielen, ſollten ſie auch ohne Hemde davon gehen. Das Spielen iſt bereits zu unterſchiedlichen Malen bei Leibes- und Lebensſtrafe verboten und auf Befehl der Generalität durch Rumormeiſter, Profoſe, Henker und Steckenknechte mit gewaffneter Hand öffentlich und mit Gewalt verwehrt worden. Aber das half Alles nichts, denn die Spieler kamen anderwärts in heimlichen Winkeln und hinter den Hecken zuſammen, gewannen einander das Geld ab, entzweiten ſich und brachen einander die Hälſe darüber. Alſo daß man ſolcher Morde und Todſchläge halb und vornehmlich, weil Mancher ſein Gewehr und Pferd, ja ſein weniges Kommißbrod verſpielte, das Spielen nicht allein wieder öffentlich erlauben, ſondern ſogar dieſen eignen Platz dazu widmen mußte, damit die Hauptwacht bei der Hand wäre, allem Unheil, ſo ſich etwa ereignete, zuvorzukommen, obwol ſie nicht allezeit verhüten kann, daß nicht Einer oder der Andere auf dem Platze bleibt. Weil nun das Spielen des leidigen Teufels eigne Erfindung iſt, und ihm nicht wenig einträgt, alſo hat er auch abſonderliche Spielteufel angeſtellt, die in der Welt herumſchwärmen und ſonſt nichts zu thun haben, als die Menſchen zum Spielen anzureizen. Dieſen ergeben ſich unterſchiedliche leichtfertige Geſellen durch gewiſſe Pakten und Bündniſſe, auf daß ſie ſie gewinnen laſſen, wenn ſchon man unter zehentauſend Spielern ſelten einen reichen finden wird, da ſie im Gegentheil gewöhnlich arm und dürftig ſind und ihren leicht geſchätzten Gewinn entweder gleich wieder verſpielen oder ſonſt liederlich verſchwenden. Und es iſt hiervon das allzuwahre, aber erbärmliche Sprichwort entſprungen: der Teufel verlaſſe keinen Spieler, er laſſe ſie aber blutarm werden, denn er raubt ihnen Gut, Muth und Ehre, und verläßt ſie nicht mehr, bis er ſie, Gottes unendliche Barmherzigkeit komme ihm denn zuvor, endlich gar um ihrer Seelen Seligkeit bringt. Iſt einmal ein Spieler von Natur eines ſo luſtigen Humors, und ſo großmüthig, daß er durch kein Unglück oder Verluſt zu Melancholei, Unmuth und anderen hieraus entſpringenden ſchädlichen Laſtern gebracht werden mag, ſo läßt ihn der argliſtige böſe Feind deswegen tapfer gewinnen, damit er ihn durch Verſchwendung, Hoffarth, Freſſen, Saufen, Huren und Buben endlich in's Netz bringe.

Ich verkreuzigte und verſegnete mich, daß man unter einem chriſtlichen Heere ſolche Sachen üben ließe, die der Teufel erfunden haben müßte, ſonderlich weil augenſcheinlich und handgreiflich ſo viel zeitliche und ewige Schäden und Nachtheile daraus folgten. Aber mein Hofmeiſter erklärte mir, was er da erzählt hätte, wäre noch nichts; wer alles Unheil beſchreiben wollte, das aus dem Spielen entſtünde, nähme ſich eine unmögliche Sache vor. Denn gleichwie man ſagte: Der Wurf, wenn er aus der Hand gangen, ſeie des Teufels, ſo ſollte ich mir nichts anderes einbilden, als daß mit jedem Würfel, ſobald er aus des Spielers Hand auf den Mantel oder Tiſch rolle, ein kleines Teufelchen daher laufe, das ihn lenke und Augen geben laſſe, wie es der Vortheil ſeines Prinzipals erfordere, der ſich freilich nicht umſonſt des Spielens ſo eifrig annehme, ſondern ohne Zweifel ſeinen trefflichen Gewinn zu ſchöpfen wiſſe. Dabei merke dir ferner, ſprach mein Hofmeiſter ſchlüßlich, daß, gleichwie neben dem Spielplatze Schacherer und Juden zu ſtehen pflegen, die von den Spielern wolfeil aufkaufen, was ſie etwa an Ringen, Kleidern oder Kleinodien gewonnen haben, oder verſilbern wollen, um es noch zu verſpielen, eben auch hier der Teufel aufpaſſen, damit ſie bei den abgefertigten Spielern, ſie haben nun gewonnen oder verloren, andere ſeelenverderbliche Gedanken erregen und hegen: bei den Gewinnern unförmliche Schlöſſer in die Luft bauen; bei denen aber, die verſpielt haben und deren Gemüth ohne das ganz verwirrt und deſto bequemer iſt, ihre ſchändlichen Eingebungen anzunehmen, ohne Zweifel lauter ſolche Gedanken und Anſchläge ſetzen, die nur auf das endliche Verderben zielen. Ich verſichere dich, Simplicins! daß ich Willens bin, von dieſer Materie ein ganzes Buch abzufaſſen. Sobald ich wieder bei den Meinigen zur

Ruhe komme, will ich den Verluſt der edlen Zeit beſchreiben, die man mit dem Spielen unnütz hinbringt; nicht weniger die grauſamen Flüche, mit denen man Gott bei dem Spielen läſtert. Ich will die Scheltworte erzählen, womit man einander antaſtet, und viel ſchreckliche Beiſpiele und Hiſtorien einbringen, die ſich bei, mit und in dem Spielen zutragen, wo ich denn die Duelle und Todtſchläge, ſo ſpielens wegen entſtanden, nicht vergeſſen will. Ja ich will den Geiz, den Zorn, den Neid, den Eifer, die Falſchheit, den Betrug, die Vortheilſucht, den Diebſtahl und mit einem Worte alle unſinnigen Thorheiten, der Würfel- wie der Kartenſpieler mit ihren lebendigen Farben dermaßen abmalen und vor Augen ſtellen, daß die ſolches Buch nur einmal leſen, einen ſolchen Abſcheu vor dem Spielen gewinnen ſollen, als ob ſie Saumilch, welche man den Spielſüchtigen wider ihre Krankheit unwiſſend eingibt, getrunken hätten. Und alſo der ganzen Chriſtenheit darthun, daß der liebe Gott von einer einzigen Kompagnie Spieler mehr geläſtert, als ſonſt von einem ganzen Heere bedient werde. Ich lobte ſeinen Vorſatz, und wünſchte ihm Gelegenheit, ihn in's Werk zu ſetzen.

19.

Mein Hofmeiſter wurde mir je länger je holder, und ich ihm hingegen wiederum. Doch hielten wir unſere Vertraulichkeit ſehr geheim, ich ſpielte einen Narrn; brachte aber keine groben Zoten und Büffelspoſſen vor, ſo daß meine Gaben und Aufzüge zwar einfältig genug, jedoch mehr ſinnreich als närriſch fielen. Mein Obriſter, der eine treffliche Luſt zum Waidwerk trug, nahm mich dereinſt mit, als er ausſpazierte, mit dem Tyras Feldhühner zu fangen, welche Erfindung mir wolgefiel. Dieweil aber der vorſtehende Hund ſo hitzig war, daß er einzufallen pflegte, ehe man tyraſiren konnte, und wir deswegen wenig fingen, gab ich dem Obriſten den Rath, er ſollte die Hündin mit einem Falken oder Steinadler belegen laſſen, wie man mit Pferden oder Eſeln zu thun pflege, wenn man gern Maulthiere hätte, auf daß die jungen Hunde Flügel bekämen und man alsdann mit ihnen die Hühner in der Luft fangen könnte. Auch gab ich den Vorſchlag, weil es mit Eroberung der Stadt Magdeburg, die wir belagert hielten, ſo ſchläfrig herging, man ſollte ein mächtig langes Seil, ſo dick als ein halbfüdriges Faß verfertigen, es um die Stadt ziehen, alle Menſchen ſammt dem Vieh in beiden Lagern daran ſpannen, und dergeſtalt die Stadt in einem Tage über'n Haufen ſchleifen laſſen. Solch närriſcher Grillen erſann ich täglich einen Ueberfluß, weil es meines Handwerks war, ſo daß man meine Werkſtatt nie leer fand. So gab mir auch meines Herrn Schreiber, der ein arger Gaſt und durchtriebener Schalk war, viel Stoff an die Hand, wodurch ich auf dem Wege unterhalten wurde, den die Narren zu wandeln pflegen, denn was er mich überredete, glaubte ich nicht allein für mich ſelbſt, ſondern theilte es auch Anderen mit, wenn ich etwa ſchwatzte und ſich die Sache dahin ſchickte.

Als ich ihn einſt fragte, was unſer Regimentskaplan für einer ſei, weil er ſich in der Kleidung von Anderen unterſchiede? ſagte er: Es iſt der Herr dicis et non facis, daß iſt auf deutſch ſo viel geredt, als ein Kerl, der anderen Leuten Weiber gibt und ſelbſt keine nimmt: Dieſer iſt den Dieben ſpinnenfeind, weil ſie nicht ſagen, was ſie thun; er aber hingegen ſagt, was er nicht thut, und ſo können ihm die Diebe auch nicht gar hold ſein, weil ſie gemeiniglich gehenkt werden, wenn ſie die beſte Kundſchaft mit dieſen Leuten haben. Da ich nun nachgehends den guten ehrlichen Pater ſo nannte, wurde er ausgelacht; ich aber für einen böſen ſchalkhaften Narren gehalten und ſeinetwegen ausgepeitſcht. Ferner machte er mir weiß, man hätte die öffentlichen gemeinen Häuſer zu Prag hinter der Mauer abgebrochen und verbrannt, davon die Funken und der Staub wie der Samen eines Unkrauts in alle Welt verſtoben wäre; ingleichen, es kämen von den Soldaten keine tapferen Helden und herzhaften Kerle in Himmel, ſondern lauter einfältige Tröpfe, Bärenhäuter und dergleichen, die ſich an ihrem Solde genügen ließen; keine politiſchen Kavaliers nach der Mode und galanten Damen, ſondern nur geduldige Hiobs, Siemänner, langweilige Mönche, melancholiſche Pfaffen, Betſchweſtern, arme Betteldirnen, allerhand Auswürflinge, die in der Welt weder zu ſieden noch zu braten taugten und junge Kinder, welche die Bänke überall verunreinigten. Vom Kriegsweſen log er mir vor, daß man zu Zeiten mit güldenen Kugeln ſchieße, die je koſtbarer ſie wären, je größeren Schaden zu thun pflegten. Ja, ſagte er, man führte ehedem ganze Kriegsheere mit ſammt Geſchütz, Schießbedarf und Gepäck an güldenen Ketten gefangen daher. Weiter überredete er mich von den Weibern, daß mehr als der halbe Theil Hoſen trüge, ob man ſie gleich nicht ſähe, und daß viele, wenn ſie ſchon weder zaubern könnten, noch Göttinnen wären wie Diana geweſen, ihren Männern größere Hörner auf die Köpfe gaukelten, als Actäon getragen hätte, was ich ihm Alles glaubte, ſolch ein dummer Narr war ich.

Hingegen unterhielt mich mein Hofmeiſter, wenn er allein bei mir war, mit einem viel anderen Geſpräche, und brachte mich auch in ſeines Sohnes Kundſchaft, der, wie zuvor gemeldet worden, bei dem churſächſiſchen Heere Muſterſchreiber war und weit andere Eigenſchaften an ſich hatte, als der Schreiber meines Obriſten. Dieſer Letztere mochte ihn um deretwillen nicht allein gern leiden, ſondern war auch bedacht, ihn von ſeinem Hauptmanne los zu handeln und zu ſeinem eignen Regimentsſchreiber zu machen, auf welche Stelle ſich ſein obgemeldeter Schreiber ſelbſt ſpitzte.

Mit dem Muſterſchreiber nun, der gleichwie ſein Vater Ulrich Herzbruder hieß, machte ich eine ſolche Freundſchaft, daß wir ewige Brüderſchaft zuſammen ſchwuren, kraft deren wir einander in Glück und Unglück, in Lieb und Leid nimmermehr verlaſſen wollten; und weil dies mit Wiſſen ſeines Vaters geſchah, hielten wir den Bund deſto feſter und ſteifer. Demnach lag uns nichts härter an, als wie wir meines Narrenkleids mit Ehren los werden und einander rechtſchaffen dienen möchten; was aber der alte Herzbruder, den ich als meinen Vater ehrte und vor Augen hatte, nicht gut hieß, indem er ausdrücklich ſagte: Wenn ich in kurzer Zeit meinen Stand änderte, würde mir dies ein ſchweres Gefängniß und große Leibes- und Lebensgefahr gebären. Und weil er auch ſich ſelbſt und ſeinem Sohne einen großen bevorſtehenden Spott vorausſagte und Dieſer Urſache zu haben meinte, deſto vorſichtiger und behutſamer zu leben, wollte er ſich um ſo weniger in meiner Perſon Sachen miſchen, deren große Gefahr er vor Augen ſehen konnte, denn er beſorgte, er möchte meines künftigen Unglücks theilhaft werden, wenn ich mich offenbarte, weil er bereits vorlängſt meine Heimlichkeiten gewußt und mich gleichſam in- und auswendig gekannt; meine Beſchaffenheit aber dem Obriſten nicht kund gethan hatte.

Kurz hernach merkte ich noch beſſer, daß meines Obriſten Schreiber meinen neuen Bruder ſchrecklich neidete, weil er beſorgte, er möchte vor ihm zu jener Stelle erhoben werden, denn ich ſah, wie er zu Zeiten voller Mißgunſt griesgramte, und in ſchweren Gedanken allezeit ſeufzte, wenn er entweder den alten oder den jungen Herzbruder anblickte. Daraus urtheilte ich und glaubte ohne allen Zweifel, daß er Kalender machte, wie er ihm ein Bein vorſetzen und ihn zu Fall bringen möchte. Ich theilte meinem Bruder, aus getreuer Zuneigung und Schuldigkeit, was ich argwöhnte mit, auf daß er ſich vor dieſem Judasbruder ein wenig hütete; er aber nahm es auf die leichte Achſel: Urſach, weil er dem Schreiber, mit der Feder wie mit dem Degen mehr als genug überlegen war, und dazu noch des Obriſten große Gunſt und Gnade hinweg hatte.

20.

Weil der Gebrauch im Kriege iſt, daß man gemeiniglich alte verſuchte Soldaten zu Profoſen macht, alſo hatten wir auch einen dergleichen in unſerem Regimente, und zwar einen ſo abgefeimten Erzvogel und Kernböſewicht, daß man von ihm ſagen konnte, er ſei vielmehr als vonnöthen erfahren geweſen, denn er war ein rechter Schwarzkünſtler, Siebdreher und Teufelsbanner, und von ſelbſt nicht allein ſo feſt wie Stahl, ſondern überdies ein Geſell, der Andere feſtmachen und dazu ganze Schwadronen Reiter in's Feld ſtellen konnte. Sein Bildniß ſah natürlich aus wie uns die Maler und Poeten den Saturn vorſtellen, außer, daß er weder Stelzen noch Senſe trug. Ob nun zwar die armen gefangenen Soldaten, die ihm in ſeine unbarmherzigen Hände kamen, wegen dieſer Beſchaffenheit und ſtetigen Gegenwart ſich deſto unglückſeliger ſchätzten, ſo waren doch Leute, die gern mit dem Wendenſchimpf umgingen, ſonderlich Olivier, unſer Schreiber, und jemehr ſich ſein Neid wider den jungen Herzbruder, der eines ſehr fröhlichen Humors war, mehrte, je feſter wuchs die große Vertraulichkeit zwiſchen ihm und dem Profoſe, weswegen ich mir gar leicht die Rechnung machen konnte, daß die Conjunction des Saturnus und Mercurius dem redlichen Herzbruder nichts gutes bedeuten würde.

Eben damals wurde meine Obriſtin mit einem jungen Sohne erfreut und die Tauffuppe faſt fürſtlich dargereicht, wobei der junge Herzbruder aufzuwarten erſucht ward, der, weil er ſich aus Höflichkeit gern einſtellte, dem Olivier eine erwünſchte Gelegenheit gab, ſein Schelmenſtück, womit er lange ſchwanger gangen, auf die Welt zu bringen. Denn als Alles vorüber war, mangelte meines Obriſten großer vergoldter Tiſchbecher, den er nicht leicht verloren haben wollte, weil er noch vorhanden geweſen, als alle fremden Gäſte ſchon hinweg waren, Der Page ſagte zwar, daß er ihn das letztemal bei dem Olivier geſehen habe; er war deſſen aber nicht geſtändig. Hierauf wurde der Profoß geholt, der Sache Rath zu zu ſchaffen, und es wurde ihm benebſt anbefohlen, wenn er durch ſeine Kunſt den Diebſtahl wieder bringen könnte, das Werk ſo einzurichten, daß der Dieb ſonſt Niemand als dem Obriſten kund würde, weil noch Offiziere von ſeinem Regimente vorhanden wären, welche er, wenn ſich vielleicht einer davon überſehen, nicht gern zu ſchanden machen wollte.

Weil ſich nun jeder unſchuldig wußte, ſo kamen wir alle luſtig in des Obriſten großes Zelt, wo der Zauberer die Sache vornahm. Da ſah je Einer den Andern an, und verlangte zu vernehmen, was es endlich abgeben, und wo der verlorne Becher doch herkommen würde. Als er etliche Worte gemurmelt hatte, ſprangen dem Einen hier dem Andren dort ein, zwei, drei auch mehr junge Hündlein aus den Hoſenſäcken, Aermeln, Stiefeln, und wo ſonſt die Kleidungen offen waren. Dieſe wuſelten behend in dem Zelte hin und wieder, waren alle überaus ſchön, von mancherlei Farben, und jeder auf eine ſonderbare Art gezeichnet, alſo daß es ein recht luſtig Spektakel war. Mir aber wurden meine engen croatiſchen Kälberhoſen ſo voll junger Hunde gegaukelt, daß ich ſie abziehen, und, weil mein Hemd vorlängſt im Walde am Leibe verfault war, nakkend daſtehen mußte. Zuletzt ſprang eines dem jungen Herzbruder aus dem Schlitz, welches das allerhurtigſte war, und ein gülden Halsband anhatte. Dieſes verſchlang die anderen Hündlein, deren es ſo voll im Zelt herumgrabbelte, daß man vor ihnen keinen Fuß weiter ſetzen konnte. Und wie es alle aufgerieben hatte, wurde es ſelbſt je länger je kleiner; das Halsband aber nur deſto größer, bis es ſich endlich gar in des Obriſten Tiſchbecher verwandelte.

Da mußte nun nicht allein der Obriſte, ſondern auch alle anderen Gegenwärtigen dafür halten, daß Niemand als der junge Herzbruder den Becher geſtohlen habe. Deswegen ſagte der Obriſte zu ihm: Siehe, du undankbarer Gaſt! hab ich dieſes Diebsſtück, das ich dir nimmermehr zugetraut hätte, mit meinen Gutthaten um dich verdient? Schau! ich habe dich zu meinem Regimentsſchreiber des morgenden Tages machen wollen; aber nun haſt du verdient, daß ich dich noch heut aufhenken ließe, was unfehlbar geſchehen ſollte, wenn ich deines ehrlichen alten Vaters nicht ſchonte. Geſchwind packe dich aus meinem Lager, und laſſe dich die Tage deines Lebens nicht wieder vor meinen Augen ſehen! Herzbruder wollte ſich entſchuldigen; wurde aber nicht gehört, weil ſeine That ſonnenklar am Tage lag. Und indem er fortging, wurde dem guten Alten ganz ohnmächtig, alſo daß man genug an ihm zu laben und der Obriſt ſelbſt zu tröſten hatte, welcher ſagte: daß ein Vater ſeines ungerathenen Kindes gar nicht zu entgelten hätte. Alſo erlangte Olivier durch Hülfe des Teufels das, wonach er vorlängſt gerungen; was er aber auf einem ehrlichen Wege nicht hatte ereilen mögen.

21.

Sobald des jungen Herzbruders Hauptmann dieſe Geſchichte erfuhr, nahm er ihm auch die Muſterſchreiberſtelle, und lud ihm eine Pike auf, von welcher Zeit an er bei männiglich ſo verachtet wurde, daß er ſich darum oft den Tod wünſchte. Sein Vater bekümmerte ſich dergeſtalt darüber, daß er in eine ſchwere Krankheit fiel und ſich auf das Sterben gefaßt machte. Und angeſehen, daß er ſich ohne dies auf den ſechs und zwanzigſten Juli, welcher Tag nah vor der Thüre war, Leibes- und Lebensgefahr ſelbſt prognoſticirt hatte; erlangte er bei dem Obriſten, daß ſein Sohn noch einmal zu ihm kommen dürfe, damit er wegen ſeiner Verlaſſenſchaft mit ihm rede und ihm ſeinen letzten Willen eröffne. Ich wurde bei ihrer Zuſammenkunft nicht ausgeſchloſſen, ſondern war der dritte Mitgeſell ihres Leids. Da ſah ich, daß der Sohn keiner Entſchuldigung gegen ſeinen Vater bedurfte, weil derſelbe ſeine Art und Auferziehung wußte und daher ſeiner Unſchuld genugſam verſichert war. Er, als ein weiſer, verſtändiger und tiefſinniger Mann, ermaß unſchwer aus den Umſtänden, daß Olivier ſeinem Sohne dies Bad durch den Profos hatte zurichten laſſen. Was vermochte er aber wider einen Zauberer, von dem er noch ärgeres zu beſorgen hatte, wenn er ſich anders einiger Rache hätte unterfangen wollen. Ueberdies verſah er ſich ſeines Todes, und wußte doch nicht geruhig zu ſterben, weil er ſeinen Sohn in ſolcher Schande hinterlaſſen ſollte, worin dieſer um ſo weniger zu leben ſich getraute, jemehr er überhaupt wünſchte, vor dem Vater zu ſterben. Es war dieſer Beiden Jammer ganz gewiß ſo erbärmlich anzuſchauen, daß ich von Herzen weinen mußte. Zuletzt war ihr gemeiner einhelliger Schluß: ſie wollten Gott ihre Sach' in Geduld anheim ſtellen, und der Sohn ſollte auf Mittel und Wege denken, wie er ſich von ſeiner Kompagnie loswirken und anderwärts ſein Glück ſuchen könnte. Als ſie aber die Sache bei Licht beſahen, mangelt's an Geld, ſich bei dem Hauptmann loszukaufen, und indem ſie betrachteten und bejammerten, in was für einem Elende ſie die Armuth gefangen hielte und alle Hoffnung abſchnitte, ihren gegenwärtigen Stand zu verbeſſern, erinnerte ich mich erſt meiner Dukaten, die ich noch in meinen Eſelsohren vernäht hatte. Ich fragte deswegen: wie viel Geld ſie zu dieſer ihrer Nothdurft haben müßten? Der junge Herzbruder antwortete: wenn einer käme und uns hundert Thaler brächte, ſo getraute ich mir, aus allen meinen Nöthen zu kommen. Ich ſprach zu ihm: Bruder! wenn dir damit geholfen wird, ſo hab ein gut Herz, ich will dir hundert Thaler geben. Ach, Bruder! ſagte er hinwieder, was iſt das? biſt du ein rechter Narr? oder ſo leichtfertig, daß du unſer in unſerer äußerſten Trübſeligkeit noch ſcherzeſt? Nein, nein! erwiederte ich: ich will Dir das Geld herſchießen, ſtreifte mein Wamms ab, that das eine Eſelsohr von meinem Arme, öffnete es und ließ ihn ſelbſt hundert Dukaten daraus zahlen und zu ſich nehmen; das übrige behielt ich, und ſagte: Hiermit will ich deinen kranken Vater auswarten, wenn er deſſen bedarf. Da fielen ſie mir um den Hals, küßten mich, und wußten vor Freuden nicht, was ſie thaten, wollten mir auch eine Handſchrift zuſtellen und mich darin verſichern, daß ich an dem alten Herzbruder neben ſeinem Sohn ein Miterbe ſein ſollte, oder daß ſie mich, wenn ihnen Gott wieder zu dem Ihrigen hülfe, wegen dieſer Summe ſammt den Zinſen mit großem Danke befriedigen wollten. Ich nahm jedoch deren keines an, ſondern befahl mich allein in ihr beſtändige Freundſchaft.

Hierauf wollte der junge Herzbruder verſchwören, ſich an dem Olivier zu rächen, oder darum zu ſterben. Sein Vater verbot ihm aber ſolches und verſicherte ihn, daß wer den Olivier todt ſchlüge, wieder von mir, dem

Simplicius, den Reſt kriegen werde. Doch, ſagte er, bin ich deſſen vergewiſſert, daß ihr Beide einander nicht umbringen werdet, weil keiner von euch durch Waffen umkommen ſoll. Darnach hielt er uns an, daß wir eidlich zuſammen ſchwuren, einander bis in den Tod zu lieben und in allen Nöthen beizuſtehen. Der junge Herzbruder aber entledigte ſich mit dreißig Reichsthalern, für die ihm ſein Hauptmann einen ehrlichen Abſchied gab, verfügte ſich mit dem übrigen Gelde und guter Gelegenheit nach Hamburg und machte ſich allda mit zwei Pferden beritten, indem er ſich unter dem ſchwediſchen Heere als Freireiter gebrauchen ließ, mir indeſſen unſern Vater anbefehlend.

22.

Keiner von meines Obriſten Leuten ſchickte ſich beſſer, den alten Herzbruder in ſeiner Krankheit abzuwarten, als ich, und weil der Kranke mehr als wohl mit mir zufrieden war, ſo wurde mir dieſes Amt von der Obriſtin aufgetragen, die ihm viel Gutes erwieß. Wie er nun neben ſo guter Pflege auch wegen ſeines Sohnes ſattſam erquickt worden, beſſerte es ſich von Tag zu Tage mit ihm, alſo daß er noch vor dem ſechs und zwanzigſten Juli faſt wieder zu völliger Geſundheit gelangte, wenn er ſich gleich inhalten und krank ſtellen wollte, bis bemeldter Tag, wovor er ſich merklich entſetzte, vorbei wäre. Indeſſen beſuchten ihn allerhand Offiziere von beiden Heeren, die ihr künftig Glück und Unglück wiſſen wollten, denn weil er ein guter Mathematiker und Nativitätenſteller, wie auch ein trefflicher Phyſiognomiſt und Chiromantiker war, fehlte ihm ſeine Ausſage ſelten. Ja, er nannte ſogar den Tag, an welchem die Schlacht vor Wittſtock nachgehends geſchah, ſintemal ihm Viele zukamen, denen um dieſelbe Zeit einen gewalthätigen Tod zu erleiden angedroht war. Die Obriſtin verſicherte er, daß ſie ihr Kindbett noch im Lager aushalten würde, weil vor Ausgang der ſechs Wochen Magdeburg an die Unſrigen nicht überginge. Dem falſchen Olivier, der ſich gar zu täppiſch bei ihm zu machen wußte, ſagte er ausdrücklich, daß er eines gewaltthätigen Todes ſterben müßte, und daß ich ſeinen Tod, er geſchehe wenn er wolle, rächen und ſeinen Mörder umbringen würde, weswegen er mich folgender Zeit hoch hielt. Mir ſelbſt aber erzählte er meinen künftigen ganzen Lebenslauf ſo umſtändlich, als ob er ſchon vollendet und er allzeit bei mir geweſen wäre, was ich aber wenig achtete, wenn ich mich auch ſpäterhin vielen Dings erinnerte, das er mir vorher geſagt hatte, nachdem es ſchon geſchehen oder wahr geworden war. Vornehmlich warnte er mich vorm Waſſer, weil er beſorgte, ich würde meinen Untergang darin leiden.

Als nun der ſechs und zwanzigſte Juli eingetreten war, ermahnte er mich und einen Furierſchützen, den mir der Obriſte auf ſein Begehren denſelben Tag zugegeben hatte, ganz treulich, wir ſollten Niemand zu ihm ins Zelt laſſen. Er lag allein darin und betete ohne Unterlaß; da es aber um den Nachmittag wurde, kam ein Leutnant aus dem Reiterlager daher geritten, der nach des Obriſten Stallmeiſter fragte. Er wurde zu uns und gleich wieder von uns abgewieſen; wollte ſich aber nicht abweiſen laſſen, ſondern bat den Furierſchützen mit untergemiſchten Verheißungen, ihn vor den Stallmeiſter zu laſſen, mit dem er noch dieſen Abend nothwendig reden müßte. Weil das auch nicht helfen wollte, fing er an zu fluchen, mit Donner und Hagel darein zu kollern, und zu ſagen, er ſei ſchon ſo vielemale dem Stallmeiſter zu Gefallen geritten, und hätte ihn noch niemals daheim angetroffen, ſo er nun jetzt einmal vorhanden ſei, ſollte er abermals nicht die Ehre haben, nur ein wenig Worte mit ihm zu reden. Darauf ſtieg er ab, und ließ ſich nicht verwehren, das Zelt ſelbſt aufzuknüpfen, worüber ich ihn in die Hand biß und eine dichte Maulſchelle zum Lohn bekam. Sobald er meinen Alten ſah, ſagte er: Der Herr ſei gebeten, mir zu verzeihen, daß ich die Frechheit brauche, ein Wort mit ihm zu reden. Wol, antwortete der Stallmeiſter, was beliebt dem Herrn? Nichts anderes, ſagte der Leutnant, als daß ich ihn bitten wollte, mir meine Nativität zu ſtellen? Der Stallmeiſter antwortete: Ich will hoffen, der Herr werde mir vergeben, daß ich ihm meiner Krankheit halb für diesmal nicht willfahren kann, denn weil dieſe Arbeit viel Rechnens braucht, wird's mein blöder Kopf jetzt nicht verrichten können. Wenn er ſich bis morgen zu gedulden beliebt, will ich ihm hoffentlich genug thun. Herr, ſprach der Leutnant: er ſage mir nur etwas derweil aus der Hand. Mein Herr! antwortete der alte Herzbruder, die Kunſt iſt gar mißlich und betrüglich, deswegen bitte ich, er wolle mich damit ſo weit verſchonen, ich will hingegen morgen gern thun, was er an mich begehrt. Der Leutnant wollte ſich dennoch nicht abweiſen laſſen, ſondern trat meinem Vater vor's Bett, ſtreckte ihm die Hand dar und ſagte: Herr! ich bitte nur um ein Paar Worte, meinens Lebens Ende betreffend, mit Verſicherung, wenn ſolches etwas Böſes ſein ſollte, ſeine Rede als eine Warnung von Gott annehmen zu wollen, mich deſto beſſer vorzuſehen. Ich bitte drum um Gottes willen, der Herr wolle mir die Wahrheit nicht verſchweigen. Der redliche Alte antwortete hierauf kurz, und ſagte: Nun wolan! ſo ſehe ſich der Herr vor, daß er nicht in dieſer Stunde noch aufgehenkt werde. Was, du alter Schelm! ſagte der Leutnant, der eben einen rechten Rauſch hatte, ſollſt du einem Edelmann ſolche Worte vorhalten dürfen? zog damit von Leder und ſtach meinen alten Herzbruder im Bette todt. Ich und der Furierſchütz ruften alsbald Lärm und Mordio, alſo daß Alles dem Gewehr zulief; der Leutnant aber machte ſich unverweilt auf ſeinen Schnellfuß und wäre ohne Zweifel entritten, wenn nicht eben der Churfürſt in Sachſen mit vielen Pferden perſönlich vorbeikommen wäre und ihn hätte einholen laſſen. Als derſelbe den Handel vernahm, wendete er ſich zu dem von Hatzfeld, unſerm General, und ſagte: Das wäre eine ſchlechte Mannszucht in einem kaiſerlichen Lager, wenn ein Kranker im Bett vor den Mördern ſeines Lebens nicht ſicher ſein ſollte! Dies war ein ſcharfer Spruch und genügte, den Leutnant um's Leben zu bringen, was geſtalt ihn unſer General alsbald an ſeinen allerbeſten Hals aufhenken ließ.

23.

Aus dieſer wahrhaftigen Hiſtorie iſt zu ſehen, daß nicht ſogleich alle Wahrſagungen zu verwerfen ſeien, wie etliche Gecken thun, die gar nichts glauben. So kann man auch hieraus abnehmen, daß der Menſch ſein aufgeſetztes Ziel ſchwerlich überſchreiten mag, wenn ihm gleich ſein Unglück lang oder kurz zuvor durch dergleichen Weiſſagungen angedeutet worden. Auf die Frage, die ſich ereignen möchte, ob's einem Menſchen nöthig, nützlich und gut ſei, daß er ſich wahrſagen und die Nativität ſtellen laſſe? antworte ich allein dieſes, daß mir der alte Herzbruder ſoviel geſagt, daß ich oft gewünſcht und noch wünſche, er möchte geſchwiegen haben, denn die unglücklichen Fälle, die er mir angezeigt, hab' ich niemals umgehen können, und die mir noch bevorſtehen, machen mir vergeblich graue Haare, weil mir beſorglich dieſe wie die vorigen zu Handen gegen werden, ich ſehe mich gleich vor oder nicht. Was aber die Glücksfälle anlangt, von denen einem geweiſſagt wird, davon halte ich, daß ſie öfters betrügen, oder wenigſtens den Menſchen nicht ſo wol gedeihen, als die unglückſeligen Prophezeihungen. Was half's mir, daß mir der alte Herzbruder hoch und theuer ſchwur, ich wäre von edlen Eltern geboren und erzogen worden, da ich doch von Niemand anders wußte, als von meinem Knan und meiner Meuder, die grobe Bauersleute im Speſſart waren? Was half es eben ſo dem von Wallenſtein, Herzoge von Friedland, daß ihm prophezeiht wurde, er werde gleichſam mit Saitenſpiel zum König gekrönt werden? weiß man nicht, wie er zu Eger eingewiegt wurde? Mögen deswegen Andre ihre Köpfe über dieſe Frage zerbrechen, ich komme wieder auf meine Hiſtorie.

Als ich erzähltermaßen meine beiden Herzbrüder verloren hatte, verleidete dies mir das ganze Lager vor Magdeburg, welches ich ohnedies nur eine leinene und ſtroherne Stadt mit irdenen Mauern zu nennen pflegte. Ich wurde meines Stand's ſo müde und ſatt, als ob ich's mit lauter eiſernen Kochlöffeln gegeſſen hätte, und gedachte, mich einmal nicht mehr von Jedermann foppen zu laſſen, ſondern meines Narrenkleids los zu werden, und ſollte ich Leib und Leben darüber verlieren. Ich ſetzte es folgendergeſtalt liederlich in's Werk, weil mir ſonſt keine beſſere Gelegenheit anſtehen wollte.

Olivier, der Schreiber, der nach des alten Herzbruders Tode mein Hofmeiſter worden war, erlaubte mir oft, mit den Knechten auf Furage zu reiten. Als wir nun einſt in ein großes Dorf kamen, darin etliches den Reitern anſtändiges Geräth vorhanden war, und jeder hin und wieder in die Häuſer ging, zu ſuchen, was etwa mit zu nehmen wäre, ſtahl ich mich auch hinweg und ſuchte, ob ich nicht etwa ein altes Bauernkleid finden möchte, mit dem ich meine Narrenkappe vertauſchen könnte. Aber ich fand nicht was ich wollte, ſondern mußte mit einem Weiderkleide vorlieb nehmen. Ich zog es an, weil ich mich allein ſah, und warf das meinige in einen geheimen Ort, mir nicht anders einbildend, als daß ich nunmehr aus allen meinen Nöthen errettet worden ſei. In dieſem ging ich über die Gaſſe auf einige Offiziersweiber zu, und machte ſo enge Schrittlein, wie etwa Achilles thun mochte, als ihn ſeine Mutter dem Lykomedes anempfahl. Ich war aber kaum außer Dach gekommen, da mich etliche Furagirer ſahen und beſſer ſpringen lehrten. Denn als ſie ſchrien: Halt! halt! lief ich nur deſto ſtärker, und kam eher als ſie zu obgemeldten Offizierinnen, vor denen ich auf die Kniee niederfiel, und die ich um aller Weiber Ehre und Tugend bat, meine Jungferſchaft vor den Buben zu beſchützen. Meine Bitte fand allda nicht allein eine gute Statt, ſondern ich wurde auch von meiner Rittmeiſterin als Magd angenommen, bei welcher ich mich beholfen habe, bis Magdeburg, gleichwie die Weiberſchanze, Havelberg und Perleberg, von den Unſeren eingenommen wurden.

Dieſe Rittmeiſterin war kein Kind mehr, wiewol noch jung, und vernarrte ſich außermaßen in mich, ſo wie denn der Rittmeiſter und ſein Knecht an einem gleichen Uebel krank lagen. Deswegen befahl jener ſeinem Weibe, mich beſſer kleiden zu laſſen, damit ſie ſich meines garſtigen Bauernkittels nicht ſchämen dürfte und ſie that mehr als ihr befohlen ward, indem ſie mich herausputzte wie eine franzöſiſche Puppe. Auf dieſe Weiſe ſchürte ſie das Liebesfeuer des Rittmeiſters zu einer ſolchen Stärke an, daß er mit aller Gewalt von mir erſtrebte, was er doch unmöglich erlangen konnte. Sein Weib aber verſah ſich deſſen, verlegte ihm alle Päſſe und lief ihm die Ränke alſo ab, daß er meinte, er müſſe toll und thöricht darüber werden.

Einſtmals, als Herr und Frau ſchlafen gegangen war, ſtund der Knecht vor dem Wagen, in dem ich alle Nächte ruhen mußte, klagte mir ſeine Liebe mit heißen Thränen und bat eben ſo andächtig um Gnade und Barmherzigkeit. Ich erzeigte mich zwar härter als ein Stein, und gab ihm zu verſtehen, daß ich meine Keuſchheit bis in Eheſtand bewahren wolle. Da er mir nun aber die Ehe wol tauſendmale anbot, und doch nichts anderes dagegen vernahm, als daß ich ihn verſicherte, es wäre mir unmöglich, mich mit ihm zu verehlichen, verzweifelte er endlich gar, oder ſtellte ſich wenigſtens nur ſo, denn er zog ſeinen Degen heraus, ſetzte die Spitze an die Bruſt und den Knopf an Wagen, und that nicht anders, als ob er ſich jetzt erſtechen wollte. Ich dachte, der Teufel iſt ein Schelm, ſprach ihm deswegen zu, und vertröſtete ihn, ihm des anderen Morgens früh einen endlichen Beſcheid zu ertheilen, worauf er ſich zufrieden gab und ſchlafen ging, derweil ich deſto länger wachte und über meinen ſeltſamen Stand Betrachtungen anſtellte. Ich befand wol, daß meine Sache auf die Länge nicht gut thun würde, denn der Rittmeiſter wurde mit ſeinen Zumuthungen verwegener, der Knecht in ſeiner beſtändigen Liebe verzweifelter, und ich wußte mir nicht aus ſolchem Labyrinthe zu helfen, ſondern hatte vor ihnen ſo wenig Ruhe, daß mir das Weiberkleid viel ſaurer als meine Narrenkappe zu tragen ankam. Damals, aber viel zu ſpät, dachte ich fleißig an meines ſeligen Herzbruders Weiſſagung und Warnung, und bildete mir ein, daß ich ſchon wirklich in Gefängniß und Leibes- und Lebensgefahr ſteckte, davon er mir geſagt hatte, denn das Weiberkleid hielt mich gefangen, weil ich darin nicht ausreißen konnte. Was ſollte ich thun? Ich beſchloß endlich, dieſelbe Nacht, ſobald es Tag würde mich dem Knechte zu offenbaren, denn ich dachte: ſeine Liebesregungen würden ſich alsdann legen, und wenn du ihm von deinen Dukaten ſpendeſt, wird er dir wieder zu einem Mannskleide und damit aus allen deinen Nöthen helfen. Es wäre wol ausgeſonnen geweſen, wenn nur das Glück gewollt hätte; aber das war mir zuwider.

Mein Hans ließ ſich gleich nach Mitternacht tagen, das Jawort zu holen und fing an, am Wagen zu rappeln, als ich eben am allerſtärkſten zu ſchlafen begann. Er rief etwas zu laut: Sabine! Sabine! Ach, mein Schatz! ſteht auf und haltet mir euer Verſprechen. Alſo daß er den Rittmeiſter eher als mich damit erweckte, weil er ſein Zelt am Wagen ſtehen hatte. Dieſem wurde ohne Zweifel grün und gelb vor den Augen, weil ihn die Eiferſucht ohne das zuvor eingenommen hatte. Doch kam er nicht heraus, unſer Thun zu ſtören; ſondern ſtund nur auf, zu ſehen, wie der Handel ablaufen wollte. Zuletzt weckte mich der Knecht mit ſeiner Zudringlichkeit und nöthigte mich, entweder aus dem Wagen zu ihm zu kommen, oder ihn zu mir einzulaſſen; ich aber ſchalt ihn aus und fragte: Wofür er mich denn anſähe? Meine geſtrige Zuſage ſei auf den Eheſtand gegründet, außer deſſen er meiner nicht theilhaft werden könnte. Er antwortete: ſo ſollte ich dennoch aufſtehen, weil es anfinge zu tagen, damit ich dem Geſinde bei Zeiten das Eſſen verfertigen könnte, er wollte Holz und Waſſer holen und mir zugleich das Feuer anmachen. Ich antwortete: wenn du das thun willt, ſo kann ich deſto länger ſchlafen, gehe nur hin, ich will bald folgen. Weil aber der Narr nicht ablaſſen wollte, ſtund ich auf, mehr um meine Arbeit zu verrichten, als um mich mit ihm abzugeben, ſintemal, wie mich däuchte, die geſtrige verzweifelte Thorheit ihn wieder verlaſſen hatte. Ich konnte für eine Magd im Felde ziemlich wol gelten, denn kochen, backen und waſchen hatte ich bei den Kroaten gelernt, und die Soldatenweiber pflegen überhaupt im Felde nicht zu ſpinnen. Was ich aber ſonſt von Frauenzimmerarbeit nicht konnte, als etwa die Frauen bürſten und Zöpfe machen, das überſah mir meine Rittermeiſterin gern, da ſie wußte, daß ich's nicht gelernt hatte.

Wie ich nun in meinen zurückgeſtreiften Aermeln vom Wagen herabſtieg, wurde mein Hans durch meine weißen Arme ſo heftig entzündet, daß er ſich nicht entbrechen konnte, mich zu küſſen. Und weil ich mich nicht ſonderlich wehrte, vermochte es der Rittmeiſter, vor deſſen Augen es geſchah, nicht zu erdulden, ſondern ſprang mit bloßem Degen aus dem Zelte, meinem armen Liebhaber einen Fang zu geben. Der aber ging durch und vergaß das Wiederkommen, und der Rittmeiſter ſagte zu mir: Du Dirne, ich will dich lehren! Mehr konnte er vor Zorn nicht hervorbringen, ſondern ſchlug auf mich zu, als ob er unſinnig geweſen wäre. Da ich anfing zu ſchreien, mußte er aufhören, um keinen Allarm zu erregen, denn beide Heere, das ſächſiſche und kaiſerliche, lagen damals bei einander, weil ſich das ſchwediſche unter Baner näherte.

24.

Als es Tag worden war, gab mich mein Herr den Reiterjungen preis, eben als beide Heere völlig aufbrachen. Das war nun ein Schwarm von Lumpengeſind, und daher die Hatz deſto größer und erſchrecklicher, die ich auszuſtehen hatte. Sie eilten mit mir einem Buſche zu, um mit mir zu verfahren, wie dieſe Teufelskinder im Brauch haben, wenn ihnen ein Weibsbild dergeſtalt übergeben wird. Es folgten ihnen auch ſonſt viel Burſche nach, die dem elenden Spaße zuſahen, und unter dieſen war mein Hans, der mich nicht aus den Augen ließ, ſondern als er ſah, daß es mir gälte, mich mit Gefahr ſeines Kopfes gewaltſam erretten wollte.

Weil er ſagte, daß ich ſeine verſprochene Braut wäre, bekam er Beiſtänder, die ein Mitleiden mit mir und ihm trugen, und ihm Hülfe zu leiſten begehrten. Das war aber den Jungen, die beſſer Recht zu mir zu haben meinten, und eine ſo gute Beute nicht aus den Händen laſſen wollten, allerdings ungelegen, und ſie gedachten deswegen, Gewalt mit Gewalt abzutreiben. Da fing man denn an, von beiden Seiten her, Stöße auszutheilen, und der Zulauf und Lärmen wurde je länger je größer, alſo daß es ſchier einem Turniere gleich ſah, worin Jeder um einer ſchönen Dame willen das Beſte thut. Ihr ſchrecklich Geſchrei lockte den Rumormeiſter herzu, der eben ankam, als ſie mir die Kleider vom Leibe geriſſen und geſehen hatten, daß ich kein Weibsbild war. Seine Gegenwart machte Alles stockſtill, weil er vielmehr gefürchtet wurde, als der Teufel ſelbſt, und es verſtoben alsbald Alle die wider einander Hand angelegt hatten. Er erkundete die Sache kurz, und indem ich hoffte, er würde mich erretten, nahm er mich dagegen gefangen, weil es eine ungewöhnliche und faſt argwöhniſche Sache war, daß ſich ein Mannsbild bei einem Heere in Weiberkleidern ſollte finden laſſen. Dergeſtalt wanderten er und ſeine Burſche mit mir neben den Regimentern daher, die alle im Felde ſtunden und marſchiren wollten, der Meinung, mich dem Generalauditor oder Generalgewaltiger zu überliefern. Da wir aber bei meines Obriſten Regiment vorbei wollten, wurde ich erkannt, angeſprochen, ſchlechtlich durch meinen Obriſten bekleidet, und unſerem alten Profoſe gefänglich überliefert, der mich an Händen und Füßen in Eiſen ſchloß.

Es kam mir gewaltig ſauer an, ſo in Ketten und Banden zu marſchiren, und es würde mich auch der Schmalhans trefflich gequält haben, wenn mir der

Schreiber Olivier nichts geſpendet hätte, denn ich durfte meine Dukaten, die ich bisher davon gebracht hatte, nicht an des Tages Licht kommen laſſen, ich hätte ſie denn mit einander verlieren und mich noch dazu in größere Gefahr ſtecken wollen. Gedachter Olivier theilte mir an demſelben Abende mit, warum ich ſo hart gefangen gehalten wurde, und unſer Regimentsſchultheiß bekam Befehl, mich zu verhören, damit meine Ausſage dem Generalauditor deſto eher zugeſtellt würde, denn man hielt mich nicht allein für einen Kundſchafter und Spion, ſondern gar für einen der Hexen könnte, weil man kurz hernach, als ich von meinem Obriſten ausgetreten war, einige Zauberinnen verbrannt hatte, die auf das Bekenntniß geſtorben waren, daß ſie mich bei ihrer Hauptzuſammenkunft geſehen hätten, als ſie bei einander geweſen wären, die Elbe auszutrocknen, damit Magdeburg deſto eher eingenommen werden könnte. Die Punkte, darauf ich Antwort geben ſollte, waren dieſe:

Erſtlich, ob ich nicht ſtudirt hätte, oder wenigſtens im Schreiben und Leſen erfahren wäre? Zweitens, warum ich mich in Geſtalt eines Narrn dem Lager vor Magdeburg genähert, da ich doch in des Rittmeiſters Dienſten ſo wol als jetzt witzig genug geweſen? Drittens, aus was Urſachen ich mich in Weiberkleider verſtellt? Viertens, ob ich mich nicht, neben anderen Unholden, auf dem Hexentanze befunden hätte? Wo, fünftens, mein Vaterland, und wer meine Eltern wären? Sechſtens, wo ich mich aufgehalten, ehe ich in das Lager vor Magdeburg kommen? Und ſiebentens endlich, wo und zu was Ende ich die Weiberarbeit, als waſchen, backen, kochen und dergleichen, ſo wie das Lautenſchlagen gelernt hätte?

Hierauf wollte ich mein ganzes Leben erzählen, damit die Umſtände meiner ſeltſamen Begegniſſe Alles recht erläutern und dieſe Fragen mit der Wahrheit fein verſtändlich unterſcheiden könnten. Der Regimentsſchultheiß war aber nicht ſo neugierig, ſondern vom Marſchiren müde und verdroſſen, und begehrte deswegen nur eine kurze runde Antwort auf das was gefragt würde. Ich antwortete alſo folgendes, woraus man nichts eigentliches und gründliches faſſen konnte. Auf die erſte Frage: Ich hätte zwar nicht ſtudirt; könnte aber doch deutſch leſen und ſchreiben. Auf die zweite: Weil ich kein ander Kleid gehabt, hätte ich wol im Narrenkleide aufziehen müſſen. Auf die dritte: weil ich meines Narrenkleids müde geweſen, und keine Mannskleider haben können. Auf die vierte: Ja, ich wäre aber wider meinen Willen hingefahren, und könnte gleichwol nicht zaubern. Auf die fünfte: mein Vaterland wäre der Speſſart und meine Eltern Bauersleute. Auf die ſechſte: zu Hanau bei dem Gubernator, und bei einem Kroatenobriſt, Corpes genannt. Auf die ſiebente: bei den Kroaten hätte ich waſchen, backen und kochen wider meinem Willen müſſen lernen; in Hanau aber das Lautenſchlagen, weil ich Luſt dazu gehabt.

Wie dieſe meine Ausſage geſchrieben war, ſagte er: Wie kannſt du leugnen und ſagen, daß du nicht ſtudirt habeſt, da du doch, als man dich für einen Narrn hielt, einem Prieſter während der Meſſe, auf die Worte **domine, non sum dignus**, in Latein geantwortet haſt: er brauchte ſolches nicht zu ſagen, man wiſſe es zuvor. Herr! entgegnete ich, das haben mich damals andere Leute gelehrt, und mich überredet: es ſei ein Gebet, das man bei der Meſſe ſprechen müſſe, wann unſer Kaplan den Gottesdienſt verrichte. Ja, ja! ſagte der Regimentsſchultheiß: ich ſehe dich für den rechten an, dem man die Zunge mit der Folter löſen muß. Ich dachte: So helfe Gott! wenn's deinem närriſchen Kopfe nachgeht.

Am anderen Morgen früh kam der Befehl vom Generalauditor an unſern Profoß, daß er mich in acht nehmen ſollte, denn er war geſinnt, ſobald die Heere ſtill lägen, mich ſelbſt zu verhören, in welchem Fall ich ohne Zweifel an die Folter gemußt, wenn es Gott nicht anders gefügt hätte. In dieſer Gefangenſchaft dachte ich ſtets an meinen Pfarrer zu Hanau und den verſtorbenen alten Herzbruder, weil ſie Beide wahr geſagt, wie mir's ergehen würde, wenn ich wieder aus meinem Narrnkleid käme.

25.

Denſelben Abend, als wir uns kaum gelagert hatten, wurde ich zum Generalauditor geführt, der hatte meine Ausſage ſammt einem Schreibzeuge vor ſich und fing an, mich beſſer zu verhören. Ich erzählte meine Händel, wie ſie an ſich ſelbſt waren, es wurde mir aber nicht geglaubt, und konnte der Generalauditor nicht wiſſen, ob er einen Narrn oder ausgeſtochenen Böſewicht vor ſich hatte, weil Frage und Antwort ſo artlich fiel, und der Handel an ſich ſelbſt ſeltſam war. Er hieß mich eine Feder nehmen und ſchreiben, um zu ſehen, was ich könnte, und ob etwa meine Handſchrift bekannt oder ſo beſchaffen wäre, daß man etwas daraus abnehmen möchte? Ich ergriff Feder und Papier ſo geſchicklich, wie einer, der ſich täglich damit übte und fragte, was ich ſchreiben ſollte? Der Generalauditor, der vielleicht unwillig war, weil ſich mein Verhör tief in die Nacht hinein verzog, antwortete: „Hei! ſchreib, deine Mutter, die Hur'!" Ich ſetzte ihm dieſe Worte hin und da ſie geleſen wurden, machten ſie meinen Handel deſto ſchlimmer, denn der Generalauditor ſagte, jetzt glaube er erſt, daß ich ein rechter Vogel ſei. Er fragte den Profos, ob man mich durchſucht und nichts von Schriften bei mir funden hätte? Der Profos antwortete: Nein.

was ſollte man an ihn durchſuchen, da ihn der Rumormeiſter gleichſam nackend zu uns gebracht hat? Aber, ach! das half nichts, der Profos mußte mich in Gegenwart Aller viſitiren und indem er das mit Fleiß verrichtete, fand er, o Unglück! meine beiden Eſelsohren mit den Dukaten um meine Arme herum feſt gemacht. Da hieß es: was bedürfen wir ferner Zeugniß? Dieſer Verräther hat ohne Zweifel ein groß Schelmſtück zu verrichten auf ſich genommen, warum ſollte ſich ſonſt ein Geſcheiter in ein Narrnkleid ſtecken, oder ein Mannsbild in ein Weiberkleid verſtellen? zu was Ende ſonſt, als etwas Großes zu verrichten, ſollte er mit einem ſo anſehnlichen Stück Geld verſehen ſein? Sagt er nicht ſelbſt, er habe bei dem Gubernator zu Hanau, dem verſchlagenſten Soldaten in der Welt, auf der Laute ſchlagen lernen? Was meint ihr Herren, das er bei den Spitzköpfen ſonſt für liſtige Ränke in's Werk zu ſetzen begriffen habe? Der nächſte Weg iſt, daß man morgen mit ihm auf die Folter und, wie er's verdient haben wird, dem Feuer zueile, maßen er ſich ohne dies bei den Zauberern befunden hat und nichts beſſeres werth iſt. Wie mir damals zu Muth geweſen, kann ſich Jeder leicht einbilden, ich wußte mich zwar unſchuldig und hatte ein ſtarkes Vertrauen zu Gott; aber dennoch ſah ich meine Gefahr und bejammerte den Verluſt meiner ſchönen Dukaten, die der Generalauditor zu ſich ſteckte.

Ehe man indeſſen dieſen ſtrengen Proceß mit mir in's Werk ſetzte, geriethen die Banerſchen den Unſrigen in die Haare. Gleich anfänglich kämpften die Heere um den Vortheil und darauf um das ſchwere Geſchütz, deſſen die Unſrigen ſtracks verluſtigt wurden. Unſer Profos hielt mit ſeinen Leuten und den Gefangenen zwar ziemlich weit hinter der Schlacht; wir waren aber unſerer Brigade ſo nahe, daß wir von hinterwärts Jeden an den Kleidern erkennen konnten, und als eine ſchwediſche Schwadron auf die unſrige traf, waren wir ſowol als die Fechtenden ſelbſt in Todesgefahr, denn in einem Augenblicke flogen ſo häufige ſingende Kugeln in der Luft über uns her, daß es das Anſehen hatte, als ob die Salve uns zu Gefallen gegeben worden wäre. Davor duckten ſich die Furchtſamen, als ob ſie ſich in ſich ſelbſt hätten verbergen wollen. Diejenigen aber, ſo Muth hatten und mehr bei dergleichen Scherz geweſen waren, ließen ſie unverblichen über ſich hin ſtreichen. Im Treffen ſelbſt ſuchte ein Jeder mit Niedermachen des Nächſten, der ihm aufſtieß, ſeinem Tode zuvorzukommen. Das greuliche Schießen, das Geklapper der Harniſche, das Krachen der Piken und das Geſchrei der Verwundeten und Angreifenden machten, neben den Trompeten, Trommeln und Pfeifen eine erſchreckliche Muſik. Da ſah man nichts als einen dicken Rauch und Staub, der die Abſcheulichkeit der Verwundeten und Todten bedecken zu wollen ſchien. In demſelben hörte man ein jämmerliches Wehklagen der Sterbenden, und ein luſtiges Geſchrei derer, die noch voller Muth ſtaken. Die Pferde ſelbſt hatten das Anſehen, als ob ſie zur Vertheidigung ihrer Herren je länger je friſcher würden, ſo hitzig erzeigten ſie ſich in der Schuldigkeit, die ſie genöthigt waren zu leiſten. Man ſah Etliche unter ihren Herren todt niederfallen, voller Wunden, die ſie unverſchuldterweiſe zu Vergeltung ihrer getreuen Dienſte empfangen hatten. Andere fielen, um gleicher Urſache willen, auf ihre Reiter und hatten alſo in ihrem Tode die Ehre, von denen getragen zu werden, die ſie im Leben hatten tragen müſſen. Wiederum Andere, nachdem ſie ihrer herzhaften Laſt, die ſie beherrſcht, entladen worden, verließen die Menſchen in ihrer Wuth und Raſerei, riſſen aus und ſuchten im weiten Felde ihre erſte Freiheit. Die Erde, deren Gewohnheit iſt, die Todten zu bedecken, war damals an dem Orte ſelbſt mit Todten überſtreut, die auf unterſchiedliche Art gezeichnet waren. Köpfe lagen dort, die ihre natürlichen Herren verloren hatten und hingegen

Leiber, die ihrer Köpfe ermangelten. Einige hatten grauſamer- und jämmerlicherweiſe das Eingeweide heraußen, und Anderen war der Kopf zerſchmettert und das Hirn zerſpritzt. Da ſah man, wie die entſeelten Leiber ihres eignen Geblüts beraubt, und hingegen die Lebendigen mit fremdem Blute befloſſen waren. Da lagen abgeſchoſſene Arme, an denen ſich die Finger noch regten, gleich als ob ſie wieder mit in das Gedränge wollten. Hingegen riſſen Kerls aus, die noch keinen Tropfen Blut vergoſſen hatten. Dort lagen abgelöſte Schenkel, die, ob wol der Bürde ihres Körpers entladen, dennoch viel ſchwerer worden waren, als ſie zuvor geweſen. Da ſah man zerſtümmelte Soldaten um Beförderung ihres Todes, hingegen Andere um Quartier und Verſchonung ihres Lebens bitten. Kurz, mit einem Worte, da war nichts Anderes, als ein elender jämmerlicher Anblick. Die ſchwediſchen Sieger trieben unſere Ueberwundenen von der Stelle, auf der ſie ſo unglücklich gefochten, nachdem ſie ſie zuvor getrennt hatten, ſie mit ſchneller Verfolgung vollends zerſtreuend.

Bei ſolcher Bewandniß griff mein Herr Profos mit ſeinen Gefangenen auch nach der Flucht, wie wol wir mit Gegenwehr um die Ueberwinder keine Feindſeligkeit verdient hatten. Und indem er uns, mit dem Tode drohend, alſo nöthigte, ſammt ihm durchzugehen, jagte der junge Herzbruder mit noch fünf Pferden daher und grüßte ihn mit einer Piſtole. „Sieh da, du alter Hund!“ ſagte er, „iſt's noch Zeit, junge Hündlein zu machen? Ich will dir deine Mühe bezahlen!“ Aber der Schuß beſchädigte den Profos ſo wenig, wie einen ſtählernen Ambos. „Oho!“ ſagte Herzbruder, „ich will dir zu Gefallen nicht vergeblich herkommen ſein, du mußt ſterben, wäre dir gleich die Seele angewachſen!“ und nöthigte darauf einen Musketier von des Profoſes bei ſich gehabter Wacht, daß er ihn mit einer Axt todtſchlug, wofern er anders ſelbſt Quartier haben wollte. Alſo bekam der Profos ſeinen Lohn; ich aber wurde von Herzbruder erkannt, der mich meiner Ketten und Banden entledigen, auf ein Pferd ſetzen und durch ſeinen Knecht in Sicherheit führen ließ.

26.

Gleichwie mich nun meines Erretters Knecht aus fernerer Gefahr führte, alſo ließ ſich ſein Herr hingegen erſt durch Begier der Ehre und Beute recht hinein treiben, bis er ſich ſo weit verhauen hatte, daß er gefangen ward. Als daher die ſieghaften Ueberwinder die Beute theilten und ihre Todten begruben, mein Herzbruder aber mangelte, erbte deſſen Rittmeiſter mich mit ſammt ſeinem Knechte und ſeinen Pferden, und ich mußte mich von ihm als einen Reiterjungen gebrauchen laſſen, wofür ich nichts hatte, als das Verſprechen, daß er mich, wenn ich mich wol hielte und ein wenig mehr meiner Jugend entginge, aufſetzen, das iſt, zu einem Reiter machen wollte, deſſen ich mich denn bis dahin gedulden mußte.

Gleich hernach wurde mein Rittmeiſter zum Obriſtlieutenant vorgeſtellt, und ich bekam das Amt bei ihm, welches David vor alten Zeiten bei dem Könige Saul vertrat, denn in den Quartieren ſchlug ich auf der Laute und im Marſchiren mußte ich ihm ſeinen Küraß nachführen, was mir eine beſchwerliche Sache war. Und ob zwar dieſe Waffen ihren Träger vor feindlichen Püffen zu beſchützen erfunden worden, befand ich allerdings das Widerſpiel, weil mich eine Schaar grauſamer Feinde darunter ſo hart verfolgte, daß es den Anſchein hatte, als ob ich den Harniſch ihnen und nicht mir zur Beſchützung antrüge, ſintemal ich mit meinen Armen nicht darunter kommen und keinen Streif unter ſie thun konnte. Ich erſann zwar allerhand Kriegsliſten, wie ich dieſe Armada vertilgen möchte, aber ich hatte weder Zeit noch Gelegenheit, ſie durch's Feuer, wie in den Backöfen geſchieht, noch durch's Waſſer, oder durch Gift, indem ich wol wußte, was das Queckſilber vermag, ernſtlich zu bekämpfen und auszurotten, viel weniger vermochte ich ſie durch ein ander Kleid oder weiße Hemden abzuſchaffen, ſondern mußte mich mit ihnen ſchleppen und Leib und Blut zum Beſten geben.

Einſt wurde mein Obriſtlieutenant befehligt, mit einer ſtarken Partei einen Ritt nach Weſtfalen zu thun, und wäre er damals ſo ſtark an Reitern geweſen, wie ich an Läuſen, ſo hätte er die ganze Welt erſchreckt. Weil dies aber nicht der Fall war, mußte er behutſam gehen und ſich ſolcher Urſachen halb in der Gehmer Mark, einem ſo genannten Walde zwiſchen Ham und Soeſt heimlich halten. Damals war es mit den Meinigen auf's Höchſte kommen, ſie quälten mich ſo hart mit Miniren, daß ich ſorgte, ſie möchten ſich gar zwiſchen Haut und Fleiſch hinein wohnen. Ich getraute mir meine Pein nicht länger zu gedulden, ſondern ging, als die Reiter eben einmal theils fütterten, theils ſchliefen und theils Schildwacht hielten, ein wenig beiſeit unter einen Baum, meinen Feinden allda eine Schlacht zu liefern. Zu dem Ende zog ich den Harniſch aus, unangeſehen Andere denſelben anziehen, wann ſie fechten wollen und fing ein ſolches Würgen und Morden an, daß ich nicht eher gewahr wurde, wie die Kaiſerlichen meinen Obriſtlieutenant angriffen, bis ſie endlich auch an mich kamen, die armen Thierlein entſetzten und mich ſelbſt gefangen nahmen, denn dieſe Feinde ſcheuten meine Mannheit gar nicht, mittelſt deren ich kurz zuvor viele Tauſend erlegt und den Titel eines Schneiders: ſieben auf einen Streich, überſtiegen hatte. Mich kriegte ein Dragoner, und die beſte Beute, die er von mir hatte, war meines Obriſtlieutenants Küraß, den er zu Soeſt, wo er im Quartier lag, dem Kommandanten ziemlich gut verkaufte. Alſo wurde er im Kriege mein ſechſter Herr, weil ich ſein Junge ſein mußte.

27.

Unſere Wirthin, wollte ſie nicht, daß ich ſie und ihr ganzes Haus mit meinen Völkern beſetzte, mußte mich davon entledigen. Sie machte ihnen den Proceß kurz und gut, ſteckte meine Lumpen in Backofen und brannte ſie ſo ſauber aus, wie eine alte Tabakspfeife, alſo daß ich wieder, dieſes Ungeziefers halb, wie in einem Roſengarten lebte. Ja, es kann Niemand glauben, wie mir ſo wol war, als ich mich aus dieſer Qual erlöſt ſah, in der ich etliche Monate wie in einem Ameiſenhaufen geſeſſen. Hingegen hatte ich gleich ein ander Kreuz auf dem Halſe, weil mein Herr einer der Soldaten war, die ſich in Himmel zu kommen getrauen. Er ließ ſich glatt an ſeinem Solde genügen und betrübte im übrigen kein Kind. Sein ganzes Hab und Gut beſtund in dem, was er mit Wachen verdiente und von ſeiner wöchentlichen Löhnung erkargte, und wiewol es wenig war, hub er es doch höher auf, als Mancher orientaliſche Perlen. Einen jeden Blaumüſer nähte er in ſeine Kleider, und damit er deren einige in Vorrath bringen möchte, mußte ich und mein armes Pferd ſparen helfen. Davon kam's, daß ich den treugen Pumpernickel gewaltig beißen und mich mit Waſſer, oder wann's wol ging, mit dünn Bier behelfen mußte, was mir eine abgeſchmackte Sache war, maßen mir meine Kehle von dem ſchwarzen trocknen Brode ganz rauh und mein Leib ganz mager wurde. Wollt' ich beſſer eſſen, ſo mochte ich ſtehlen; aber mit ausdrücklicher Beſcheidenheit, daß er nichts davon innen würde. Seinethalben hätte man weder Galgen, Eſel, Henker, Steckenknechte, noch Feldſcherer bedurft, auch keine Marketender, noch Trommelſchläger, die den Zapfenſtreich gethan hatten, denn ſein ganzes Thun war fern von Freſſen, Saufen, Spielen und allen Duellen. Wenn er aber irgends auf Convoi, Partei oder ſonſt einen Anſchlag beordert wurde, ſchlenderte er mit dahin, wie ein alt Weib am Stecken. Ich glaube überhaupt, wenn dieſer gute Dragoner ſolch heroiſche Soldatentugenden nicht an ſich gehabt, daß er mich nicht gefangen bekommen hätte, denn er wäre ja meinem Obriſtlieutenant nachgerannt. Ich hatte mich keines Kleids bei ihm zu getröſten, weil er ſelbſt über und über zerflickt daherging, gleich wie mein Einſiedel. So war auch ſein Sattel und Zeug kaum drei Batzen werth und das Pferd vor Hunger ſo hinfällig, daß ſich weder Schwede noch Heſſe vor ſeinem dauerhaften Nachjagen zu fürchten hatte.

Solches Alles bewog ſeinen Hauptmann, ihn in's Paradies, ein ſo genanntes Frauenkloſter, auf Schutzwache zu legen, nicht zwar, als wäre er viel nutz dazu geweſen, ſondern damit er ſich begraſen und wieder kleiden ſollte; vornehmlich aber, weil die Nonnen um einen frommen, gewiſſenhaften und ſtillen Kerl gebeten hatten. Alſo ritt er dahin und ich ging mit, weil er leider nur ein Pferd hatte. „Potz Gluck, Simbrecht,“ denn er konnte den Namen Simplicius nicht behalten, ſagte er unterwegs, „kommen wir in das Paradies, wie wollen wir eſſen!“ Ich antwortete: „der Name iſt ein gut Omen; Gott gebe, daß der Ort auch ſo beſchaffen ſei.“ „Freilich,“ ſagte er, denn er verſtund mich nicht recht, „und wenn wir alle Tage zwei Ohm vom beſten Bier trinken könnten, ſo würde's uns nicht abgeſchlagen. Halte dich nur wol, ich will mir jetzt bald einen braven neuen Mantel machen laſſen, alsdann haſt du den alten, das gibt dir noch einen guten Rock.“ Er nannte ihn recht den alten, denn ich glaube, daß er ſchon mit in der Schlacht vor Pavia geweſen war, ſo gar wetterfarbig und abgeſchabt ſah er aus, alſo daß er mich wenig damit erfreute.

Das Paradies fanden wir, wie wir's begehrten und noch darüber, anſtatt der Engel, ſchöne Jungfrauen drin, die uns mit Speiſe und Trank alſo bewirtheten, daß ich in Kürze wieder einen glatten Balg bekam. Denn da ſetzte es das beſte Bier, die fetteſten weſtfäliſchen Schinken und Knackwürſte, wolſchmeckend und ſehr lecker Rindfleiſch, das man aus dem Salzwaſſer kochte und kalt zu eſſen pflegte. Da lernte ich das ſchwarze Brod fingerdick mit geſalzener Butter ſchmieren und mit Käs belegen, damit es deſto beſſer rutſchte, und wann ich ſo über einen Hammelskolben kam, der mit Knoblauch geſpickt war, und eine gute Kanne Bier daneben ſtehen hatte, erquickte ich Leib und Seele und vergaß all meines ausgeſtandenen Leids. Kurz, dies Paradies ſchlug mir ſo wol zu, als ob es das rechte geweſen wäre, und ich hatte keinen anderen Kummer, als daß ich wußte, wie es nicht ewig wahren würde und wie zerlumpt ich daher gehen mußte. Aber gleichwie mich das Unglück Haufenweis überfiel, da es anfing mich hiebevor zu reiten, alſo bedünkte mich jetzt, das Glück wollte es wieder wett ſpielen. Denn als mich mein Herr nach Soeſt ſchickte, ſein Gepäck vollends zu holen, fand ich unterweges ein Bündel und in demſelben etliche Ellen Scharlach zu einem Mantel, ſammt rothem Sammet zum Futter. Das nahm ich mit und vertauſchte es zu Soeſt, bei einem Tuchhändler, um gemein grün wollen Tuch zu einem Kleide, ſammt der Ausſtaffirung, mit dem Geding, daß er mir das Kleid machen laſſen und dazu einen neuen Hut aufgeben ſollte. Und weil mir nur noch ein Paar neue Schuhe und ein Hemd abging, gab ich dem Krämer die ſilbernen Knöpfe und Galonen auch, die zu dem Mantel gehörten, wofür er mir dann ſchafte, was ich ſonſt brauchte und mich nagelneu herausputzte. Alſo kehrte ich wieder in's Paradies zu meinem Herrn zurück, der gewaltig kollerte, daß ich ihm den Fund nicht gebracht hatte; ja, er ſagte mir vom Prügeln und hätte, wenn er ſich nicht geſchämt, und ihm das Kleid gerecht geweſen wäre, ein geringes genommen, mich auszuziehen und es ſelbſt zu tragen, obſchon ich mir einbildete, gar wol gehandelt zu haben.

Indeſſen mußte ſich der karge Filz ſchämen, daß ſein Junge beſſer gekleidet war als er. Deswegen ritt er nach Soeſt, borgte Geld von ſeinem Hauptmanne und kleidete ſich damit auf's Beſte, mit dem Verſprechen, es von ſeinen wöchentlichen Schutzwachtgeldern wieder zu erſtatten, was er auch fleißig that. Er hätte zwar ſelbſt noch wol ſo viel Mittel gehabt, er war aber viel zu ſchlau, ſich anzugreifen, denn hätte er's gethan, ſo wäre ihm die Bärenhaut entgangen, auf der er dieſen Winter im Paradieſe liegen konnte, und wäre ein anderer nackter Kerl an ſeine ſtatt geſetzt worden. Auf die Weiſe mußte ihn der Hauptmann wol liegen laſſen, wollte er anders ſein ausgeliehen Geld wieder haben. Von dieſer Zeit an hatten wir das faulſte Leben von der Welt, in welchem Kegeln unſre größte Arbeit war. Wann ich meines Dragoners Klepper geſtriegelt, gefüttert und getränkt hatte, trieb ich das Junkerhandwerk und ging ſpazieren. Das Kloſter war auch von den Heſſen, unſerm Gegentheil, von der Lippſtadt aus, mit einem Musketier ſalvegardirt. Derſelbe war ſeines Handwerks ein Kürſchner und daher nicht allein ein Meiſterſänger, ſondern auch ein trefflicher Fechter. Damit er ſeine Kunſt nicht vergäße, übte er ſich täglich mit mir für die lange Weile in allen Gewehren, wovon ich ſo fix wurde, daß ich mich nicht ſcheute, ihm Beſcheid zu thun, wann er wollte. Mein Dragoner aber kegelte anſtatt des Fechtens mit ihm und zwar um nichts anderes, als wer bei

Tiſch das meiſte Bier trinken mußte; damit ging eines jeden Verluſt über's Kloſter.

Das Stift hatte eine eigne Wildbahn und hielt daher einen eignen Jäger. Weil ich nun auch grün gekleidet war, geſellte ich mich zu ihm und lernte ihm denſelben Herbſt und Winter alle ſeine Künſte ab, ſonderlich was das kleine Waidwerk anlangt. Solcher Urſachen halb und weil der Name Simplicius etwas ungewöhnlich und den gemeinen Leuten vergeßlich, oder ſonſt ſchwer auszuſprechen war, nannte mich Jedermann dat Jäjerken; dabei wurden mir alle Wege und Stege bekannt, was ich mir hernach trefflich zu nutz machte. Wann ich wegen üblen Wetters in Wäldern und Feldern nicht herumſchwärmen konnte, las ich allerhand Bücher, die mir des Kloſters Verwalter lieh. Sobald aber die adlichen Kloſterfrauen gewahr wurden, daß ich neben meiner guten Stimme, auf der Laute und etwas weniges auf dem Inſtrument ſchlagen konnte, ermaßen ſie mein Thun deſto genauer, und weil eine ziemliche Leibeswolgeſtalt und ſchönes Angeſicht dazu kam, hielten ſie alle meine Sitten, Weſen, Thun und Laſſen für adlich. Dergeſtalt mußte ich unverſehens ein beliebter Junker ſein, über welchen man ſich verwunderte, daß er ſich bei einem ſo liederlichen Dragoner behülfe.

Als ich nun den Winter in aller Wolluſt dermaßen hingebracht hatte, wurde mein Herr abgelöſt, was ihm auf das gute Leben ſo anthat, daß er darüber erkrankte. Und weil ein ſtarkes Fieber und die alten Mucken, die er ſein Lebtag im Kriege aufgefangen, zumal dazu ſchlugen, machte er's kurz, allermaßen ich drei Wochen hernach etwas zu begraben hatte.

Von Rechts- und Gewohnheit wegen hätte der Hauptmann Pferd und Gewehr, und der Führer die übrige Verlaſſenſchaft zu ſich nehmen und erben ſollen. Weil ich aber damals ein friſcher, aufgeſchoſſener Jüngling war und Hoffnung gab, ich würde mit der Zeit meinen Mann nicht fürchten, wurde mir Alles angeboten, wenn ich mich an meines verſtorbenen Herrn ſtatt unterhalten laſſen wollte. Ich nahm es deſto lieber an, weil mir bekannt war, daß mein Herr in ſeinen alten Hoſen eine ziemliche Anzahl Dukaten eingenäht verlaſſen, woran er ſein Lebtage zuſammen gekratzt hatte. Als ich zu dem Ende meinen Namen, nehmlich Simplicius Simpliciſſimus angab; der Muſterſchreiber, welcher Cyriacus genannt war, ihn aber nicht richtig ſchreiben konnte, ſagte er: „Es iſt kein Teufel in der Hölle, der alſo heißt.“ Und weil ich ihn hierauf geſchwind fragte: „ob denn einer in der Hölle wäre, der Cyriacus hieße?“ er aber nichts zu antworten wußte, ob er ſich ſchon klug zu ſein dünkte, gefiel das meinem Hauptmanne ſo wol, daß er gleich im Anfange viel von mir hielt.

28.

Weil dem Kommandanten in Soeſt ein Kerl im Stalle mangelte, wie ich ihm einer zu ſein bedünkte, ſah er nicht gern, daß ich ein Soldat worden war, ſondern unterſtund ſich, mich noch zu bekommen, indem er meine Jugend vorwandte und mich für keinen Mann gelten laſſen wollte. Als er das nun meinem Herrn vorhielt, ſchickte er auch nach mir und ſagte: „Hör, Jägerchen, du ſollſt mein Diener werden.“ Ich fragte, was dann meine Verrichtungen ſein ſollten? Er antwortete: „Du ſollſt meiner Pferde helfen warten.“ „Herr!“ ſagte ich, „wir ſind nicht für einander, ich hätte lieber einen Herrn, in deſſen Dienſten die Pferde auf mich warten; weil ich aber keinen ſolchen werde haben können, will ich ein Soldat bleiben.“ Er ſagte: „Dein

Bart iſt noch viel zu klein!" „O nein," ſagte ich, „ich getraue mich, einen Mann zu beſtehen, der achtzig Jahr alt iſt. Der Bart ſchlagt keinen Mann, ſonſt würden die Böcke hoch geſchätzt werden." Er ſprach: „Wenn der Muth ſo gut iſt, als das Maul, will ich dich noch hingehen laſſen." Ich antwortete: „Das kann bei der nächſten Gelegenheit verſucht werden," und gab damit zu verſtehen, daß ich mich nicht als Stallknecht wollte gebrauchen laſſen. Alſo ließ er mich bleiben, der ich war und ſagte: „Das Werk würde den Meiſter loben."

Hierauf wiſchte ich hinter meines Dragoners alten Hoſen her, und nachdem ich dieſelben anatomirt hatte, ſchaffte ich mir aus deren Eingeweide noch ein gut Soldatenpferd und das beſte Gewehr, ſo ich kriegen konnte, das mußte mir Alles glänzen wie ein Spiegel. Ich ließ mich von Neuem grün kleiden, weil mir der Name Jäger beliebte; mein altes Kleid aber gab ich meinem Jungen, weil mir's zu klein worden war. Und alſo ritt ich ſelbander daher, wie ein junger Edelmann und dünkte mich fürwahr nichts geringes zu ſein. Ich war ſo kühn, meinen Hut mit einem tollen Federbuſche zu zieren wie ein Offizier, daher bekam ich bald Neider und Mißgönner. Zwiſchen denſelben und mir ſetzte es empfindliche Worte und endlich gar Ohrfeigen. Ich hatte aber kaum einem oder dreien gewieſen, was ich im Paradies vom Kürſchner gelernt, da ließ mich nicht allein Jedermann zufrieden, ſondern ſuchte ein Jeglicher meine Freundſchaft. Daneben ließ ich mich zu Roß und Fuß aufs Parteigehen gebrauchen, denn ich war wol beritten und ſchneller auf den Füßen, als einer meines gleichen. Und wenn es etwas mit dem Feinde zu thun gab, warf ich mich hervor wie das Böſe in einer Wanne und wollte allzeit vorn dran ſein. Davon wurde ich in kurzer Zeit bei Freunden und Feinden bekannt und ſo berühmt, daß beide Theile viel von mir hielten und mir die gefährlichſten Anſchläge zu verrichten, ja zu dem Ende ganze Parteien zu befehlen anvertraut wurden. Da fing ich an, zuzugreifen wie ein Böhme und wann ich etwas nahmhaftes erſchnappte, gab ich meinen Offizieren ſo reiches Theil davon, daß ich dies Handwerk auch an verbotenen Orten treiben durfte, weil mir überall durchgeholfen wurde. Der General Graf von Götz hatte in Weſtfalen drei feindliche Beſatzungen übrig gelaſſen, nehmlich zu Dorſten, Lippſtadt und Coeßfeld, denen war ich gewaltig läſtig, denn ich lag ihnen mit geringen Parteien bald hier bald dort ſchier täglich vor den Thoren und erhaſchte manche gute Beute. Und weil ich überall glücklich durchkam, hielten die Leute von mir, ich könnte mich unſichtbar machen und wäre ſo feſt wie Eiſen und Stahl. Davon wurde ich gefürchtet wie die Peſt und ſchämten ſich dreißig Mann vom Gegentheil nicht, vor mir durchzugehen, wenn ſie mich nur mit funfzehn in der Nähe wußten. Zuletzt kam es dahin, daß ich Alles verrichten mußte, wo nur ein Ort zu brandſchatzen war. Davon wurde mein Beutel ſo groß als mein Name, meine Offiziere und Kameraden liebten ihren Jäger, die vornehmſten Parteigänger vom Gegentheile entſetzten ſich, und den Landmann hielt ich durch Furcht und Liebe auf meiner Seite, denn ich wußte die mir Widerwärtigen zu ſtrafen und die, ſo mir nur den geringſten Dienſt thaten, reichlich zu belohnen, wie ich denn beinahe die Hälfte meiner Beute wieder ausgab und auf Kundſchaften anlegte. Solcher Urſachen halb ging keine Partei, keine Convoi, noch keine Reiſe aus des Gegentheils Poſten, deren Ausfahrt mir nicht zu wiſſen gethan ward. Alsdann dachte ich über ihr Vorhaben nach und machte meine Anſchläge darauf, und weil ich ſolche mehrentheils durch Beiſtand des Glücks wol in's Werk ſetzte, verwunderte ſich Jedweder über meine Jugend ſo gar, daß mich viele Offiziere und brave Soldaten vom Gegentheile nur zu ſehen wünſchten. Daneben erzeigte ich mich gegen meine Gefangenen überaus rückſichtsvoll, alſo daß ſie mich oft mehr koſteten, als meine Beute werth war. Und wenn ich einem vom Gegentheile, ſonderlich den Offizieren, ob ich ſie ſchon nicht kannte, ohne Verletzung meiner Pflicht und Herrendienſtes eine Höflichkeit thun konnte, unterließ ich's nicht.

Durch dieſes mein Verhalten würde ich zeitlich zu Aemtern befördert worden ſein, wenn's meine Jugend nicht verhindert hätte. Denn wer in meinem Alter ein Fähnlein haben wollte, mußte ein guter von Adel ſein. Zudem konnte mich mein Hauptmann nicht befördern, weil bei ſeiner Kompagnie keine ledigen Stellen waren, und einem Anderen mochte er mich nicht gönnen, weil er an mir mehr als eine melkende Kuh verloren hätte, doch wurde ich ein Gefreiter. Dieſe Ehre, daß ich alten Soldaten vorgezogen, wiewol es eine geringe Sache war und das Lob, das man mir täglich verlieh, waren gleich wie Sporen, die mich zu höheren Dingen antrieben. Ich überlegte Tag und Nacht, wie ich etwas anſtellen möchte, mich noch größer zu machen, ja, ich konnte vor ſolch närriſchem Nachſinnen oft nicht ſchlafen. Und weil ich ſah, daß mir's an Gelegenheit mangelte, im Werke zu erweiſen, was ich für einen Muth trüge, bekümmerte ich mich, daß ich nicht täglich Gelegenheit haben ſollte, mich mit dem Gegentheil in Waffen zu üben. Ich wünſchte mir oft den trojaniſchen Krieg, oder eine Belagerung wie zu Oſtende, und ich Narr bedachte nicht, daß der Krug ſo lange zum Brunnen geht, bis er einmal zerbricht. Es geht aber nicht anders, wenn ein junger unbeſonnener Soldat Geld, Glück und Muth hat, denn da folgt Uebermuth und Hoffart, und aus ſolcher Hoffart hielt ich anſtatt eines Jungen zwei Knechte, die ich trefflich ausſtattete und beritten machte, womit ich mir aller Offiziere Neid aufbürdete.

29.

Ich muß ein Stücklein oder etliche erzählen, die mir hin und wieder begegneten, ehe ich wieder von meinen Dragonern kam. Und ob ſie ſchon nicht von Wichtigkeit ſeien, ſind ſie doch luſtig zu hören, denn ich nahm nicht allein große Dinge vor, ſondern verſchmähte auch die geringen nicht, wenn ich nur muthmaßte, daß ich dadurch Ruhm bei den Leuten erwecken möchte. Mein Hauptmann wurde mit etlichen und funfzig Mann zu Fuß in das Veſt von Recklinghauſen befehligt, um einen Anſchlag daſelbſt zu verrichten, und weil wir dachten, wir würden, ehe wir ihn in's Werk ſetzen könnten, einen Tag oder etliche uns heimlich in den Büſchen halten müſſen, nahm Jeder auf acht Tage Lebensmittel zu ſich. Die reiche Karavane, der wir aufpaßten, kam jedoch um die beſtimmte Zeit nicht an, es ging uns das Brod aus, deſſen wir nicht rauben durften, wir hätten uns denn ſelbſt verrathen und unſer Vorhaben zu nichte werden laſſen wollen, und ſo preßte uns der Hunger gewaltig, da ich auch dieſes Orts keine Kunden wie anderswo hatte, die mir und den Meinigen etwas heimlich zutrugen. Wollten wir alſo anders nicht leer wieder heim, ſo mußten wir auf beſondere Mittel bedacht ſein, Fütterung zu bekommen. Mein Kamerad, ein lateiniſcher Handwerksgeſell, der erſt kürzlich aus der Schule entlaufen war und ſich hatte anwerben laſſen, ſeufzte vergeblich nach den Gerſtenſuppen, die ihm hiebevor von ſeinen Eltern zum Beſten verordnet worden waren und die er verſchmäht und verlaſſen hatte, und als er ſo ſeiner vorigen Speiſen gedachte, erinnerte er ſich auch ſeines Schulſacks, bei dem er ſie genoſſen. „Ach, Bruder!" ſagte er zu mir, „iſt's nicht eine Schande, daß ich nicht ſo viel Künſte erſtudirt haben ſoll, mittelſt deren ich mich jetzt füttern könnte? Bruder, ich weiß re vera, wenn ich nur zum Pfaffen in jenes Dorf gehen dürfte, daß es ein trefflich Convivium bei ihm ſetzte!“ Ich überlief dieſe Worte ein wenig und ermaß unſern Zuſtand. Und weil diejenigen, ſo Wege und Stege wußten, nicht hinaus durften, denn ſie wären ſonſt erkannt worden; die Unbekannten aber keine Gelegenheit wußten, etwas heimlich zu ſtehlen oder zu kaufen, alſo machte ich meinen Anſchlag auf unſern Studenten und hielt die Sache dem Hauptmann vor, der ſo gutes Vertrauen zu mir hegte und uns für ſo ſchlecht beſtellt erachtete, daß er trotz der Gefahr, die es auf ſich hatte, darein willigte.

Ich verwechſelte meine Kleider mit einem Anderen, und zottelte mit meinem Studenten auf einem weiten Umſchweife beſagtem Dorfe zu, das eigentlich nur eine halbe Stunde von uns lag. In demſelben erkannten wir das nächſte Haus bei der Kirche für des Pfarrers Wohnung, weil es auf ſtädtiſch gebaut war und an einer Mauer ſtund, die um den ganzen Pfarrhof ging. Ich hatte meinen Kameraden ſchon unterrichtet, was er reden ſollte, denn er hatte noch ſein abgeſchabt Studentenkleidlein an. Ich aber gab mich für einen Malergeſellen aus, denn ich dachte, ich würde die Kunſt im Dorfe nicht üben dürfen, weil die Bauern nicht ſo leicht gemalte Häuſer haben. Der geiſtliche Herr war hoflich, und als ihm mein Geſell eine tiefe lateiniſche Reverenz gemacht und einen Haufen daher gelogen hatte, was geſtalt ihn die Soldaten auf der Reiſe geplündert und ſeiner Zehrung beraubt hätten, bot er ihm ſelbſt ein Stück Butter und Brod nebſt einem Trunke Bier an; ich aber ſtellte mich, als ob ich nicht zu ihm gehörte und ſagte, ich wollte im Wirthshauſe etwas eſſen und ihn alsdann abrufen, damit wir noch denſelben Tag ein Stück Weges hinter uns legen könnten. Alſo ging ich dem Wirthshauſe zu, mehr um auszuſpähen, was ich in der Nacht holen wollte, als um meinen Hunger zu ſtillen, hatte auch das Glück, daß ich unterweges einen

Bauer antraf, der ſeinen Backofen zukleibte, worin er große Pumpernickel hatte, die vier und zwanzig Stunden da ſitzen und ausbacken ſollten. Ich machte es beim Wirthe kurz, weil ich ſchon wußte, wo Brod zu bekommen war, kaufte etliche Stutten, ein ſogenanntes weiß Brod, ſolche meinem Hauptmanne zu bringen und da ich in Pfarrhof kam, meinen Kameraden zu mahnen, daß er gehen ſollte, hatte er ſich ſchon gekröpft und dem Pfarrer geſagt, daß ich ein Maler ſei und vorhabe, in Holland zu wandern, um meine Kunſt allda zu vervollkommnen. Der Pfarrherr hieß mich ſehr willkommen und bat mich, mit ihm in die Kirche zu gehen, da er mir etliche Stücke weiſen wollte, die wieder herzuſtellen wären. Damit ich nun das Spiel nicht verderbte, mußte ich folgen. Er führte uns durch die Küche und als er das Nachtſchloß an der ſtarken eichenen Thür aufmachte, die auf den Kirchhof ging, o Wunder! da ſah ich, daß der ſchwarze Himmel auch ſchwarz voller Lauten, Flöten und Geigen hing, ich meine die Schinken, Knackwürſte und Speckſeiten, die ſich im Kamine befanden. Dieſe blickte ich troſtmüthig an, weil mich bedünkte, als ob ſie mit mir lachten und wünſchte ſie, aber vergeblich, meinen Kameraden im Walde, denn ſie waren ſo hartnäckig, daß ſie mir zu Trotz hangen blieben. Da dachte ich auf Mittel, wie ich ſie obgedachtem Backofen voll Broden zugeſellen möchte, konnte aber ſo leicht keines erſinnen, weil der Pfarrhof eben ummauert und jedes Fenſter mit eiſernen Gittern genugſam verwahrt war, auch zwei ungeheuer große Hunde im Hofe lagen, die, wie ich ſorgte, bei Nacht gewiß nicht ſchlafen würden, wenn man das hätte ſtehlen wollen, woran ihnen zu Belohnung ihrer getreuen Hut auch zu nagen gebührte.

Wie wir nun in die Kirche kamen, von den Gemählden allerhand ſprachen und mir der Pfarrer einige Stücke auszubeſſern verdingen wollte, ich aber Ausflüchte ſuchte, und meine Wanderſchaft vorwandte, ſagte der Meßner oder Glöckner: „Du, Kerl! ich ſehe dich ehe für einen verlaufenen Soldatenjungen, als für einen Malergeſellen an.“ Ich war ſolcher Reden nicht mehr gewohnt und ſollte ſie doch verſchmerzen, doch ſchüttelte ich nur den Kopf ein wenig und antwortete: „O, du Kerl! gib mir geſchwind Pinſel und Farben her, ſo will ich dir im Hui einen Narren daher gemahlt haben, wie du einer biſt.“ Der Pfarrer machte ein Gelächter daraus und ſagte zu uns Beiden, es gezieme ſich nicht, an einem ſo heiligen Orte einander wahr zu ſagen, gab damit zu verſtehen, daß er uns Beiden glaubte und ließ uns noch einen Trunk langen und alſo dahin ziehen. Ich aber ließ mein Herz bei den Knackwürſten.

Wir kamen noch vor Nacht zu unſeren Geſellen, wo ich meine Kleider und Gewehr wieder nahm, dem Hauptmanne meine Verrichtung erzählte und ſechs gute Kerle auslas, die das Brod ſollten heimtragen helfen. Wir kehrten um Mitternacht in's Dorf zurück und huben in aller Stille das Brod aus dem Ofen, weil wir einen bei uns hatten, der die Hunde bannen konnte. Und da wir bei dem Pfarrhofe vorbei wollten, konnte ich's nicht über's Herz bringen, ohne Speck weiter zu gehen. Ich ſtund mit einemmale ſtill und betrachtete mit Fleiß, ob nicht in des Pfaffen Küche zu kommen ſein möchte; ſah aber keinen andern Eingang, als das Kamin, welches für diesmal meine Thür ſein mußte. Wir trugen Brod und Gewehr auf den Kirchhof in's Beinhaus und brachten eine Leiter und Seil aus einer Scheuer zuwege, und weil ich ſo gut wie ein Schornſteinfeger in den Kaminen auf und abſteigen konnte, was ich von Jugend auf in den hohlen Bäumen gelernt, ſtieg ich ſelbander auf's Dach, das von hohlen Ziegeln doppelt belegt und zu meinem Vorhaben ſehr bequem gebaut war. Ich wickelte meine langen Haare über dem Kopfe in einen Büſchel zuſammen, ließ mich mit einem Ende des Seils hinunter zu meinem geliebten Speck und band einen

Schinken nach dem andren und eine Speckſeite nach der andren an das Seil, welches der auf dem Dache fein ordentlich herausfiſchte und den Anderen in das Beinhäuslein zu tragen gab. Aber, potz Unſtern! da ich allerdings Feierabend gemacht hatte und wieder über mich wollte, brach eine Stange mit mir, alſo daß der arme Simplicius herunter fiel und der elende Jäger ſich ſelbſt wie in einer Mausfalle gefangen befand. Meine Kameraden auf dem Dache ließen das Seil herunter, mich hinauf zu ziehen, aber es zerriß, ehe ſie mich vom Boden brachten. Ich dachte: nun Jäger, jetzt mußt du eine Hatz ausſtehen, worin dir ſelbſt, wie dem Aktäon, das Fell gewaltig zerriſſen werden wird, denn der Pfarrer war von meinem Falle erwacht und befahl ſeiner Köchin, alsbald ein Licht anzuzünden. Sie kam im Hemde zu mir in die Küche, hatte den Rock über der Achſel hangen und ſtand ſo nahe neben mir, daß ſie mich damit berührte. Sie griff nach einem Brande, hielt das Licht daran und fing an zu blaſen; ich aber blies viel ſtärker zu als ſie ſelbſt, davon das gute Menſch ſo erſchrak, daß ſie Feuer und Licht fallen ließ und ſich zu ihrem Herrn flüchtete. Alſo bekam ich Luft, mich zu bedenken, durch was für Mittel ich mir davon helfen möchte, es wollte mir aber nichts einfallen. Meine Kameraden gaben mir durch's Kamin herunter zu verſtehen, daß ſie das Haus aufſtoßen und mich mit Gewalt herausnehmen wollten. Ich gab's ihnen jedoch nicht zu, ſondern befahl, ſie ſollten ihre Gewehre in acht nehmen und allein den Springinsfeld oben bei dem Kamine laſſen und erwarten, ob ich ohne Lärmen und Rumor davon kommen könnte, damit unſer Anſchlag nicht zu Waſſer würde. Wofern das aber nicht ſein möchte, ſollten ſie dann ihr Beſtes thun. Während deſſen ſchlug der Geiſtliche ſelbſt ein Licht an und erzählte ihm ſeine Köchin, daß ein greulich Geſpenſt in der Küche wäre, welches zwei Köpfe hätte, denn ſie hatte vielleicht meinen Büſchel Haare auf dem Kopfe geſehen und auch für einen Kopf gehalten. Das hörte ich Alles und machte mich deswegen mit meinen ſchmutzigen Händen, darin ich Aſche, Ruß und Kohlen rieb, im Angeſichte und an Händen ſo abſcheulich, daß ich ohne Zweifel keinem Engel mehr, wie hiebevor die Kloſterfrauen im Paradieſe ſagten, gleichſah und der Meßner, wann er's geſehen, mich wol für einen geſchwinden Maler hätte gelten laſſen. Dann fing ich in der Küche an, erſchrecklich zu poltern und allerlei Küchengeſchirr unter einander zu werfen. Der Keſſelring gerieth mir in die Hände, den hängte ich an den Hals; den Feuerhaken aber behielt ich in Händen, um mich damit auf den Nothfall zu wehren. Der fromme Pfaffe ließ ſich ſolches inzwiſchen nicht irren, denn er kam prozeſſionsweiſe mit ſeiner Köchin daher, welche zwei Wachslichter in den Händen und einen Weihwaſſerkeſſel am Arme trug. Er ſelbſt war mit dem Chorrock bewaffnet, ſammt der Stola und hatte den Sprengel in der einen und ein Buch in der andern Hand. Daraus fing er an, mich zu exorciren, fragend: Wer ich ſei? und was ich da zu ſchaffen hätte? Weil er mich denn nun ſelbſt für den Teufel hielt, dachte ich: es wäre billig, daß ich auch wie der Teufel thäte und mich mit Lügen behülfe; ich antwortete deswegen: Ich bin der Teufel und will dir und deiner Köchin die Hälſe umdrehen! Er fuhr mit ſeinem Exorcismus weiter fort und hielt mir vor, daß ich weder mit ihm noch ſeiner Köchin etwas zu ſchaffen hätte, hieß mich auch mit der allerhöchſten Beſchwörung wieder hinfahren, wo ich herkommen wäre. Ich aber antwortete mit fürchterlicher Stimme: daß dies unmöglich ſei, wenn ich ſchon gern wollte.

Indeſſen hatte Springinsfeld, der ein abgefeimter Erzvogel war, ſeine tauſend ſeltſamen Händel auf dem Dache, denn da er hörte, um welche Zeit es in der

Küche war, daß ich mich nehmlich für den Teufel ausgab, mich auch der Geiſtliche alſo hielt, wirte er wie eine Eule, bellte wie ein Hund, wieherte wie ein Pferd, blökte wie ein Geisbock, ſchrie wie ein Eſel und ließ ſich bald durch den Kamin herunter hören wie ein Haufen Katzen, die im Hornung rammeln, bald wie eine Henne, die legen wollte. Denn dieſer Kerl konnte aller Thiere Stimmen nachmachen und wenn er wollte, ſo natürlich heulen, als ob ein ganzer Haufen Wölfe bei einander geweſen wäre. Dies ängſtete den Pfarrer und ſeine Köchin auf das Höchſte; ich aber machte mir ein Gewiſſen, daß ich mich für den Teufel beſchwören ließ, für welchen er mich eigentlich hielt, weil er etwa geleſen oder gehört hatte, daß ſich der Teufel gern in grünen Kleidern ſehen laſſe.

Mitten in dieſen Aengſten, die uns beiderſeits umgaben, wurde ich zu allem Glücke gewahr, daß das Nachtſchloß an der Thüre, die auf den Kirchhof ging, nicht eingeſchlagen, ſondern der Riegel nur vorgeſchoben war. Ich ſchob denſelben geſchwind zurück, wiſchte zur Thür hinaus auf den Kirchhof, wo ich denn meine Geſellen mit aufgezogenen Hahnen ſtehen fand und ließ den Pfaffen Teufel beſchwören, ſo lang er immer wollte. Und nachdem Springinsfeld mir meinen Hut von dem Dache gebracht, wir auch unſern Mundvorrath aufgeſackt hatten, gingen wir zu unſeren Burſchen, weil wir im Dorfe nichts mehr zu verrichten hatten, als daß wir die entlehnte Leiter ſammt dem Seile wieder hätten heimliefern ſollen.

Die ganze Partei erquickte ſich mit dem, was wir geſtohlen, und bekam doch kein einziger den Kluckſen davon, ſo geſegnete Leute waren wir. Auch hatten wir Alle über dieſe meine Fahrt genugſam zu lachen, und nur dem Studenten wollte es nicht gefallen, daß ich den Pfaffen beſtohlen hatte, ja er ſchwur hoch und theuer, daß er ihm ſeinen Speck gern bezahlen wollte, wären ihm die Mittel bei der Hand, ob er gleich nichts deſto weniger mit aß, als ob er's verdingt hätte. Alſo lagen wir noch zwei Tage an ſelbigem Orte und erwarteten diejenigen, denen wir ſchon ſo lange aufgepaßt hatten. Wir verloren keinen einzigen Mann im Angriff und bekamen doch über dreißig Gefangene und ſo herrliche Beute, als ich jemals hatte theilen helfen. Ich hatte doppelt Part, weil ich das Beſte gethan, das waren drei ſchöne Friesländer Hengſte mit Kaufmannswaaren beladen, was ſie in Eile forttragen möchten. Wenn wir Zeit gehabt hätten, die Beute recht zu ſuchen und in Sicherheit zu bringen, ſo wäre Jeder für ſein Theil reich genug geworden, angeſehen, daß wir mehr ſtehen ließen, als wir davon brachten, weil wir mit dem, was wir fortbringen konnten, uns in ſchnellſter Eile tummeln mußten. Und ſo zogen wir uns mehrer Sicherheit halb auf Rehnen zurück, wo wir fütterten und die Beute theilten, weil unſeres Volks da lag. Daſelbſt gedachte ich wieder des Pfaffen, dem ich den Speck geſtohlen und der Leſer mag denken, was für einen verwegenen, freveln und ehrgeizigen Kopf ich hatte, denn mir war's nicht genug, daß ich den frommen Geiſtlichen beſtohlen und ſo ſchrecklich geängſtet, ich wollte noch Ehre davon haben. Ich nahm deswegen einen Saphir, in einen güldenen Ring gefaßt, den ich auf dieſer Partei erſchnappt hatte und ſchickte ihn von Rehnen aus, durch einen gewiſſen Boten, meinem Pfarrer mit folgendem Brieflein zu:

„Wohlehrwürdiger!

„Wenn ich dieſer Tage im Walde noch etwas von „Speiſen zu leben gehabt hätte, ſo hätt' ich nicht Urſach „gehabt, Ew. Wohlehrwürden Speck zu ſtehlen, wobei „Sie vermuthlich ſehr erſchreckt worden ſind. Ich

„bezeuge beim Höchſten, daß Sie dieſe Angſt wider
„meinem Willen eingenommen haben und hoffe des-
„wegen die Vergebung deſto eher. Was aber den
„Speck ſelbſt anlangt, ſo iſt es billig, daß er bezahlt
„werde. Ich ſchicke deshalb anſtatt der Bezahlung
„gegenwärtigen Ring, den diejenigen hergeben, um de-
„rentwillen die Waare ausgenommen werden mußte,
„mit Bitte, Ew. Wohlehrwürden belieben damit für-
„lieb zu nehmen, und verſichere daneben, daß dieſelben
„übrigens auf alle Begebenheiten einen dienſtfertigen
„und getreuen Diener haben an dem, den Dero Meßner
„für keinen Maler hält und der ſonſt genannt wird
der Jäger.“

Dem Bauer, welchem ſie den Backofen ausgeleert hatten, ſchickte die Partei aus gemeiner Beute ſechszehn Thaler, denn ich hatte ſie gelehrt, daß ſie ſolchergeſtalt den Landmann auf ihre Seite bringen müßten, der einer Partei oft aus allen Nöthen helfen, oder hingegen eine andere verrathen, verkaufen und um die Hälſe bringen könnte. Von Rehnen gingen wir auf Münſter und von da auf Ham und heim nach Soeſt in unſer Quartier, wo ich nach wenigen Tagen von dem Pfaffen eine Antwort empfing, die alſo lautete:

„Edler Jäger!

„Wenn derjenige, dem Ihr den Speck geſtohlen,
„gewußt hätte, daß Ihr ihm in teufliſcher Geſtalt er-
„ſcheinen ſolltet, würde er ſich nicht ſo oft gewünſcht
„haben, den landberufenen Jäger auch zu ſehen.
„Gleichwie aber das geborgte Fleiſch und Brod viel
„zu theuer bezahlt worden iſt, alſo iſt auch der ein-
„genommene Schrecken deſto leichter zu verſchmerzen,
„vornehmlich weil er von einer ſo berühmten Perſon
„wider ihrem Willen verurſacht worden, der hiemit
„allerdings verziehen wird, mit Bitte, dieſelbe wolle

„ein andermal ohne Scheu zuſprechen, bei dem, der „ſich nicht ſcheut, den Teufel zu beſchwören. Vale.“

Alſo machte ich's aller Orten, und überkam dadurch einen großen Ruf und jemehr ich ausgab und verſchenkte, jemehr floſſen mir Beuten zu, ſo daß ich mir einbildete, ich hätte dieſen Ring, wiewol er an hundert Reichsthaler werth war, gar wol angelegt.

Drittes Buch.

1.

Der günſtige Leſer wird in vorhergehendem Buche verſtanden haben, wie ehrgeizig ich in Soeſt worden, und daß ich Ehre, Ruhm und Gunſt in Handlungen ſuchte und gefunden, die ſonſt bei Anderen wären ſtrafwürdig geweſen. Jetzt will ich erzählen, wie ich mich meine Thorheit weiter verleiten laſſen, und dadurch in ſteter Leibes- und Lebensgefahr gelebt habe. Ich war, wie bereits erwähnt, ſo befliſſen, Ehre und Ruhm zu erjagen, daß ich nicht davor ſchlafen konnte und wenn ich ſo Grillen hatte und manche Nacht lag, neue Fünde und Liſten zu erſinnen, hatte ich wunderliche Einfälle. Daher erfand ich eine Gattung Schuhe, die man das Hinterſte zu vorderſt anziehen konnte, alſo, daß die Abſätze unter den Zehen ſtunden. Deren ließ ich auf meine Koſten bei dreißig Paar machen und wenn ich ſie unter meine Burſchen austheilte und damit auf Partei ging, war es unmöglich, uns auszuſpüren, denn wir trugen bald dieſe, bald unſere rechten Schuhe an den Füßen und die übrigen im Ranzen, ſo daß, wenn Jemand an einen Ort kam, wo ich die Schuhe wechſeln laſſen, es nicht anders in der Spur ſah, als ob zwei Parteien da zuſammen kommen und mit einander, wieder verſchwunden wären. Behielt ich aber meine letzten Schuhe an, ſo ſah es, als ob ich erſt hingangen wäre, wo ich ſchon geweſen, oder als ob ich von dem Orte herkäme, dahin ich erſt ging. So waren ohne dies meine Gänge, wenn es eine Spur hatte, viel verwirrter als in einem Irrgarten, alſo daß es denen, die mich mittelſt der Spur hätten auskunden oder mir ſonſt nachjagen ſollen, unmöglich gefallen wäre, mich zu kriegen. Ich war oft allernächſt bei denen vom Gegentheil, die mich in der Ferne ſuchen ſollten, und noch öfters etliche Meilen weit von dem Buſche, den ſie jetzt umſtellten und durchſtreiften, mich zu fangen. Und gleichwie ich's mit den Parteien zu Fuß machte, alſo that ich ihnen auch, wann ich zu Pferd draußen, denn es war mir nichts ſeltſames, daß ich an Scheide- und Kreuzwegen unverſehens abſteigen und den Pferden die Eiſen das hinterſte zu vorderſt aufſchlagen ließ. Die gewöhnlichen Vortheile, die man braucht, wenn man ſchwach auf Partei iſt und doch für ſtark, oder wenn man ſtark iſt und aus der Spur für ſchwach gehalten werden will, waren mir ſo gemein, daß ich es für zu gering achte, ſie zu erzählen. Daneben erdachte ich ein Inſtrument, womit ich bei Nacht, wenn es windſtill war, eine Trompete auf drei Stunden Weges von mir blaſen, ein Pferd auf zwei Stunden ſchreien, oder Hunde bellen und eine Stunde weit die Menſchen reden hören konnte, welche Kunſt ich ſehr geheim hielt und mir damit ein Anſehen machte, weil es Jedermann unmöglich zu ſein ſchien. Bei Tag aber war mir beſagtes Inſtrument, das ich gemeiniglich neben einem Perſpektiv in der Hoſentaſche trug, nicht ſo viel nutz, es wäre denn an einem einſamen, ſtillen Orte geweſen. Denn man mußte, von den Pferden und dem Rindvieh an, bis auf den geringſten Vogel in der Luft, oder Froſch im Waſſer Alles hören, was ſich in der ganzen Gegend nur regte, und eine Stimme von ſich gab, was dann nicht anders lautete, als ob man ſich, wie mitten auf einem Markt, unter vielen Menſchen und Thieren befände, deren Jedes ſich hören läßt, da man vor des einen Geſchrei den Anderen nicht verſtehen kann.

Ich weiß zwar wol, daß auf dieſe Stunde Leute ſind, die mir dies nicht glauben; aber ſie mögen es glauben oder nicht, ſo iſt's doch die Wahrheit. Ich will bei Nacht einen Menſchen, der nur ſo laut redet, als ſeine Gewohnheit iſt, durch ſolch Inſtrument, an der Stimme erkennen, er ſei gleich ſo weit von mir als ihn einer durch ein gut Perſpektiv bei Tage an den Kleidern erkennen mag. Ich kann es aber Keinem verdenken, wenn er mir nicht glaubt, was ich jetzund ſage, denn es wollte mir Keiner glauben von denen, die mit ihren Augen ſahen, als ich das Inſtrument gebrauchte und ihnen ſagte: Ich höre Reiter reiten, denn die Pferde ſind beſchlagen; ich höre Bauern kommen, denn die Pferde gehen barfuß; ich höre Fuhrleute, aber es ſind nur Bauern, ich kenne ſie an der Sprache; es kommen Musketiere, ungefähr ſo viel, ich höre es am Geklapper ihrer Bandeliere; es iſt ein Dorf in dieſer oder jener Gegend, ich höre die Hähne krähen, die Hunde bellen; dort geht eine Heerde Vieh, ich höre Schaafe blöken, Kühe muhen, Schweine grunzen und ſo fortan. Meine eigenen Kameraden hielten Anfangs dieſe Reden für Aufſchneiderei und als ſie im Werke befanden, daß ich jederzeit wahrſagte, mußte Alles Zauberei und, was ich ihnen geſagt, mir vom Teufel und ſeiner Mutter offenbart worden ſein. Alſo, glaube ich, wird der günſtige Leſer auch gedenken. Nichts deſtoweniger bin ich hierdurch dem Gegentheile oftmals wunderlich entronnen, wann er Nachricht von mir kriegte und mich aufzuheben kam; halte auch dafür, wenn ich dieſe Wiſſenſchaft offenbart hätte, daß ſie ſeither ſehr gemein worden wäre, weil ſie denen im Kriege trefflich zu ſtatten käme, ſonderlich bei Belagerungen. Ich ſchreite zu meiner Hiſtorie.

Wenn ich nicht auf Partei durfte, ging ich ſonſt aus zu ſtehlen, und dann waren weder Pferde, Kühe, Schweine noch Schafe in den Ställen vor mir ſicher, die ich auf Meilen Weges holte. Dem Rindviehe und Pferden wußte ich dazu gemachte Stiefeln und Schuhe anzulegen, bis ich ſie auf eine gänge Straße brachte damit man ſie nicht ſpüren und ich ſie alſo in Sicherheit ſchaffen konnte; die großen, fetten Schweinsperſonen, die Faulheit halber bei Nacht nicht reiſen mögen, brachte ich auch meiſterlich fort, wenn ſie ſchon grunzten und nicht dran wollten; ich machte ihnen nehmlich mit Mehl und Waſſer einen wolgeſalzenen Brei, ließ einen Badeſchwamm denſelben in ſich ſaugen, woran ich einen Bindfaden gebunden, und nachgehends die, um welche ich löffelte, den Schwamm voll Muß freſſen, worauf ich die Schnur in der Hand behielt und ſie ohne ferneren Wortwechſel geduldig mitgingen, mir die Zeche mit Schinken und Würſten zu bezahlen. Wenn ich ſo etwas heimbrachte, theilte ich ſowol den Offizieren als meinen Kameraden getreulich mit, daher durfte ich ein andermal wieder hinaus, und wenn mein Diebſtahl verrathen oder ausgekundſchaftet wurde, halfen ſie mir hübſch durch. Uebrigens dünkte ich mich viel zu gut, die Armen zu beſtehlen oder Hühner zu fangen, und andere geringe Sachen zu mauſen. Dabei fing ich an, mit Eſſen und Trinken ein epikuriſch Leben zu führen, weil ich meines Einſiedels Lehren vergeſſen und Niemand hatte, der meine Jugend leitete, oder auf den ich ſehen durfte, denn meine Offiziere machten ſelbſt mit, wenn ſie bei mir ſchmarotzten, und die mich hätten ſtrafen und abmahnen ſollen, reizten mich vielmehr zu allen Laſtern. Davon ward ich endlich ſo gottlos und verrucht, daß mir kein Schelmſtück zu groß war, es zu begehen. Zuletzt ward ich auch heimlich geneidet, zumal von meinen Kameraden, daß ich eine glücklichere Hand zu ſtehlen hatte, als ein Anderer; von meinen Offizieren aber, daß ich mich ſo toll hielt, glücklich auf Parteien handelte und mir einen größern Namen und größer Anſehen machte, als ſie ſelbſt hatten. Ich halte auch gänzlich dafür, daß mich ein oder ander Theil zeitlich aufgeopfert hätte, wenn ich nicht ſo ſpendirt.

2.

Als ich nun ſo fort hauſte und im Werk begriffen war, mir einige Teufelslarven und dazu gehörige ſchreckliche Kleidungen mit Roß- und Ochſenfüßen machen zu laſſen, mittelſt deren die Feinde zu erſchrecken, zumal auch den Freunden unerkannt das Ihrige zu nehmen, wozu mir die Begebenheit mit dem Speckſtehlen Anlaß gab, bekam ich Zeitung, daß ein Kerl ſich in Werle aufhielt, der ein trefflicher Parteigänger ſei, ſich grün kleiden laſſen, und hin und her auf dem Lande, ſonderlich aber bei unſeren Steuerpflichtigen unter meinem Namen allerhand Unweſen triebe, weshalb denn greuliche Klagen dergeſtalt auf mich einkamen, daß ich übel dran geweſen wäre, wenn ich nicht ausdrücklich dargethan, zur Zeit, da er ein und ander Stücklein auf mich verrichtet, mich anderswo befunden zu haben. Solches gedachte ich ihm nicht zu ſchenken, vielweniger zu leiden, daß er ſich länger meines Namens bediene, unter meiner Geſtalt Beuten mache und mich dadurch ſchände. Ich ließ ihn, mit Wiſſen des Kommandanten von Soeſt, auf Degen oder Piſtolen ins freie Feld zu Gaſt laden; nachdem er aber das Herz nicht hatte, zu erſcheinen, mich vernehmen, daß ich mich an ihm rächen wollte, und ſollte es zu Werle in des daſigen Kommandanten Schooß geſchehen, der ihn nicht darum ſtrafe. Ja, ich ſagte öffentlich, ſo ich ihn auf Partei ertappte, ſollte er als ein Feind von mir behandelt werden. Das machte, daß ich nicht nur meine Larven liegen ließ, mit denen ich ein Großes anzuſtellen vorhatte, ſondern auch mein ganzes grünes Kleid in kleine Stücken zerhackte, und in Soeſt vor meinem Quartier öffentlich verbrannte, unangeſehen allein meine Kleider, ohne Federn und Pferdgezeug, über die hundert Dukaten werth waren. Ja, ich fluchte in ſolcher Wuth noch drüber hin, daß der nächſte, der mich mehr einen Jäger nenne, entweder mich ermorden, oder von meinen Händen ſterben müſſe, und ſollte es meinen Hals koſten. Ich wollte auch keine Partei mehr führen, was ich ohnedies nicht ſchuldig, weil ich noch kein Offizier war, ich hätte mich denn zuvor an meinem Widerpart zu Werle gerochen. Alſo, hielt ich mich ein und that nichts Soldatiſches mehr, als daß ich meine Wacht verſah, ich wäre denn abſonderlich irgendshin befehligt worden, was ich jedoch Alles wie ein anderer Bärenhäuter ſehr ſchläfrig verrichtete. Dies erſcholl gar bald in der Nachbarſchaft, und die Parteien vom Gegentheile wurden ſo kühn und ſicher davon, daß ſie ſchier täglich vor unſern Schlagbäumen lagen, und ich auf die Länge das nicht ertragen konnte. Was mir aber gar zu unleidlich fiel, war, das der Jäger zu Weile fortfuhr, ſich für mich auszugeben, und ziemliche Beute zu machen.

Indeſſen nun, als Jedermann meinte, ich hätte mich auf eine Bärenhaut ſchlafen gelegt, von der ich ſobald nicht wieder aufſtehen würde, kundete ich meines Gegentheils von Werle, Thun und Laſſen aus, und befand, daß er mir nicht nur mit dem Namen und in den Kleidern nachäffte, ſondern auch bei Nacht heimlich zu ſtehlen pflegte, wenn er etwas erhaſchen konnte, deshalb erwachte ich wieder unverſehends und machte meinen Anſchlag darauf. Meine beiden Knechte hatte ich uach und nach abgerichtet, wie die Wachtelhunde, ſo waren ſie mir auch dermaßen getreu, daß jeder auf den Nothfall für mich durch ein Feuer gelaufen wäre, weil ſie ihr gut Eſſen und Trinken bei mir hatten und treffliche Leute machten. Davon ſchickte ich einen nach Werle, zu meinem Gegentheil, der wandte vor, weil ich, als ſein geweſener Herr, anfinge zu leben, wie ein anderer Cujon und verſchworen, nimmermehr auf Partei zu gehen, ſo hätte er nicht mehr bei mir bleiben mögen, ſondern ſei kommen, ihm zu dienen, weil er anſtatt ſeines Herrn ein Jägerkleid angenommen und ſich wie ein rechtſchaffener Soldat gebrauchen laſſe, er wiſſe alle Wege und Stege im Lande und könne ihm manchen Anſchlag geben, gute Beute zu machen. Der gute einfältige Narr glaubte meinem Knechte und ließ ſich bereden, daß er ihn annahm und in einer beſtimmten Nacht mit ſeinem Kameraden und ihm auf eine Schäferei ging, etliche fette Hammel zu holen. Da ich und Springinsfeld mit einem anderen Knechte ſchon aufpaßten und den Schäfer beſtochen hatten, daß er ſeine Hunde anbinden und die Ankömmlinge ungehindert in die Scheuer miniren laſſen ſollte, ſo wollte ich ihnen das Hammelfleiſch ſchon geſegnen. Sobald ſie drum ein Loch in die Wand gemacht hatten, verlangte der Jäger von Werle, mein Knecht ſollte zuerſt hineinſchlupfen. Er aber ſagte: nein, es möchte Jemand drin aufpaſſen und mir eins vor den Kopf geben, ich ſehe, daß ihr nicht recht mauſen könnt, man muß zuvor unterſuchen, zog darauf ſeinen Degen, an deſſen Spitze er ſeinen Hut hing und ſtieß ihn etlichemal durch's Loch, indem er ſprach: So muß man zuvor ſehen, ob Bläſy zu Hauſe iſt, oder nicht? Als dies geſchehen, war der Jäger von Werle ſelbſt der erſte, der hineinkroch; aber Springinsfeld erwiſchte ihn gleich beim Arme, in dem er ſeinen Degen hatte und fragte ihn, ob er Quartier wollte? Das hörte ſein Geſelle und wollte durchgehen; weil ich aber nicht wußte, welcher der Jäger, und geſchwinder auf den Füßen war, als er, eilte ich ihm nach und ertappte ihn in wenigen Sprüngen. Ich fragte: wes Volks? Er antwortete: Kaiſerlich. Ich fragte: wes Regiments? Ich bin auch kaiſerlich; ein Schelm, der ſeinen Herrn verläugnet! — Jener antwortete: Wir ſind von den Dragonern aus Soeſt, und kommen, ein Paar Hammel zu holen. Bruder! ich hoffe, wenn ihr auch kaiſerlich ſeid, werdet ihr uns durchlaſſen. Ich antwortete: Wer ſeid ihr denn aus Soeſt? Jener verſetzte: Mein Kamerad im Stall iſt der Jäger. Schelmen ſeid ihr! ſagte ich, warum plündert ihr euer Quartier? Der Jäger von Soeſt iſt ſo kein Narr, daß er ſich in einem Schafſtalle fangen läßt? — Ach! von Werle wollt' ich ſagen, antwortete er wiederum; und indem ich ſo wortwechſelte, kam mein Knecht und Springinsfeld mit meinem Gegentheil daher. Siehe da, du ehrlicher Vogel! ſagte ich zu ihm, kommen wir hier zuſammen? Wenn ich die kaiſerlichen Waffen, die du wider den Feind zu tragen aufgenommen haſt, nicht achtete, ſo wollte ich dir gleich eine Kugel durch den Kopf jagen! Ich bin der Jäger von Soeſt bis daher geweſen, und dich halte ich für einen Schelm, bis du einen von gegenwärtigen Degen nimmſt, und den andern auf Soldatenmanier mit mir miſſeſt! — Indem legte mein Knecht, der ſowol als Springinsfeld ein abſcheuliches Teufelskleid mit großen Bockshörnern an hatte, uns zwei gleiche Degen vor die Füße, die ich mit aus Soeſt genommen, und gab dem Jäger von Werle die Wahl, einen davon zu nehmen, welchen er wollte. Der arme Jäger ſo wie ſein Kamerad erſchraken darob ſehr, zitterten wie naſſe Hunde und fielen nieder auf die Knie, indem ſie um Gnade baten. Aber Springinsfeld kollerte wie aus einem hohlen Hafen heraus und ſagte zum Jäger: Du mußt einmal raufen, oder ich will dir den Hals brechen. — Ach, hochgeehrter Herr Teufel! ich bin nicht Raufens halb herkommen, der Herr Teufel überhebe mich deſſen, ſo will ich thun was du willſt. In ſolchen verwirrten Reden gab ihm mein Knecht den einen Degen in die Hand, und mit den andern; er zitterte aber ſo ſehr, daß er ihn nicht halten konnte. Der Mond ſchien hell, ſo daß der Schäfer und ſein Geſinde Alles aus ihrer Hütte ſehen und hören konnten. Ich rufte ihn herbei, damit ich einen Zeugen dieſes Handels hätte, und als der nun kam, ſtellte er ſich, als ob er die zwei in den Teufelskleidern nicht ſähe und ſagte: was ich mit dieſen Kerlen in ſeiner Schäferei lange zu zanken, wenn ich etwas mit ihnen hatte, ſollte ich's an einem andern Orte ausmachen, unſere Händel gingen ihn nichts an, er gäbe monatlich ſeine Konterbiſſien und hoffte darum bei ſeiner Schäferei in Ruhe zu leben. Zu den zweien aber ſagte er: warum ſie ſich ſo von mir geheien ließen und mich nicht niederſchlugen? — Ich ſagte: Du Flegel! ſie haben dir deine Schafe ſtehlen wollen. Hierauf ging der Bauer mit einer Grobheit hinweg, und drang ich wieder auf das Fechten; mein armer Jäger aber konnte ſchier vor Furcht nicht mehr auf den Füßen ſtehen, alſo daß er mich dauerte, ja, er und ſein Kamerad brachten ſo bewegliche Worte vor, daß ich ihm endlich verzieh und vergab. Springinsfeld jedoch war damit nicht zufrieden, ſondern zerkratzte ihn abſcheulich im Geſicht, daß er ausſah, als ob er mit den Katzen gegeſſen hätte. Der Jäger verſchwand bald hiernach aus Werle, weil er ſich zu ſehr ſchämte, denn ſein Kamerad ſprengte aller Orten aus und betheuerte mit heftigen Fluchen, daß ich zwei leibhaftige Teufel hätte, die mir auf den Dienſt warten, und ich ſelbſt wurde darum zwar noch mehr gefürchtet, hingegen deſto weniger geliebt.

3.

Da ich mich nun deſſen bald genug verſah, ſo ſtellte ich mein vorig gottlos Leben allerdings ab und befliß mich allein der Tugend und Frömmigkeit. Ich ging zwar wie zuvor wieder auf Partei; erzeigte mich aber gegen Freunde und Feinde ſo leutſelig und klug, daß Alle, die mir unter die Hände kamen, ein anderes glaubten, als ſie von mir gehört hatten. Ueberdies hielt ich mit dem überflüſſigen Verſchwenden inne und ſammelte mir viel ſchöne Dukaten und Kleinodien, die ich hin und wieder in der ſoeſtiſchen Boerde auf dem Land in hohle Bäume verbarg, weil mir die bekannte Wahrſagerin zu Soeſt dazu rieth und mich verſicherte, daß ich mehr Feinde in der Stadt und unter meinem Regimente, als außerhalb und in den fremden Garniſonen hätte, die mir und meinem Gelde nachſtellten. Indem man dann hier und dort Zeitung hatte, daß der Jäger ausgeriſſen wäre, ſaß ich denen, die ſich damit kitzelten, wieder unverſehens auf der Haube, und eh ein Ort recht erfuhr, daß ich an einem anderen Schaden gethan, empfand er ſchon, daß ich noch vorhanden war, denn ich fuhr herum wie eine Windsbraut, war bald hie bald da, alſo, daß man mehr von mir zu ſagen wußte als zuvor, da ſich noch einer für mich ausgab.

Ich ſaß einmal mit fünf und zwanzig Feuerröhren nicht weit von Dorſten und paßte einer Convoi mit etlichen Fuhrleuten auf, die dahin kommen ſollte. Ich hielt, meiner Gewohnheit nach, ſelbſt Schildwacht, weil wir dem Feinde nahe waren. Da kam ein einziger Mann daher, fein ehrbar gekleidet, der redte mit ſich ſelbſt und hatte mit ſeinem Meerrohr, daß er in Händen trug, ein ſeltſam Gefecht. Ich konnte nichts anderes verſtehen, als daß er ſagte: Ich will einmal die Welt ſtrafen, es wollte mir's denn das große Numen nicht zugeben. Woraus ich muthmaßte, es möchte etwa ein mächtiger Fürſt ſein, der ſo verkleideterweiſe herumginge, ſeiner Unterthanen Leben und Sitten zu erkundigen, und ſich nun vorgenommen hätte, ſie, weil er ſie vielleicht nicht nach ſeinem Willen gefunden, gebührend zu ſtrafen. Ich dachte: iſt dieſer Mann vom Feind, ſo ſetzt es ein gutes Löſegeld, wo nicht, ſo willſt du ihn ſo höflich behandeln, und ihm das Herz dermaßen abſtehlen, daß es dir künftig dein Lebtage wol bekommen ſoll. Ich ſprang deshalb hervor, präſentirte mein Gewehr mit aufgezogenem Hahn und ſagte: Der Herr wird ſich belieben laſſen, vor mir hin in Buſch zu gehen, wofern er nicht als Feind will behandelt ſein. Er antwortete ſehr ernſthaft: Solcher Behandlung iſt meines gleichen nicht gewohnt. Ich aber tummelte ihn höflich fort und ſagte: Der Herr wird es ſich nicht zuwider ſein laſſen, ſich für diesmal in die Zeit zu ſchikken, und als ich ihn in den Buſch zu meinen Leuten gebracht und die Schildwacht wieder beſetzt hatte, fragte ich ihn: wer er ſei? — Er antwortete gar großmüthig: es würde mir wenig daran gelegen ſein, wenn ſchon ich es wüßte: er ſei ein großer Gott! Ich dachte, er möchte mich kennen, etwa ein Edelmann aus Soeſt ſein, und, ſo zu ſagen, mich hetzen, weil man die Soeſter mit dem großen Gott und ſeinem goldenen Fürtuch zu necken pflegt; ward aber bald innen, daß ich anſtatt eines Fürſten einen Phantaſten gefangen hätte, der ſich überſtudirt und in der Poeterei gewaltig verſtiegen, denn da er bei mir ein wenig erwarmte, gab er ſich für den Gott Jupiter aus.

Ich wünſchte zwar, daß ich dieſen Fang nicht gethan; weil ich den Narrn aber hatte, mußte ich ihn doch behalten, bis wir von dannen rückten, und inſofern mir die Zeit ohnedies lang wurde, gedachte ich, ihn zu ſtimmen und mir ſeine Gaben zu nutz zu machen, und ſagte deswegen zu ihm: Nun denn, mein lieber Jupiter! wie kommt es, daß deine hohe Gottheit ihren himmliſchen Thron verläßt und zu uns auf Erden ſteigt? Vergib mir, o Jupiter! dieſe Frage, die du für fürwitzig halten möchteſt, denn wir ſind den himmliſchen Göttern auch verwandt und eitele Sylvanen, von den Faunen und Nymphen geboren, denen dieſe Heimlichkeit billig unverborgen ſein ſollte. — Ich ſchwöre dir, beim Styx! antwortete Jupiter, daß du hiervon nichts erfahren ſollteſt, wenn du meinem Mundſchenken Ganymed nicht ſo ähnlich ſäheſt, und wenn ſchon du Pans eigner Sohn wäreſt. Aber ſeinetwegen eröffne ich dir, daß ein groß Geſchrei über der Welt Laſter zu mir durch die Wolken gedrungen, darüber in aller Götter Rath beſchloſſen worden, ich könnte mit Billigkeit, wie zu Lykaons Zeiten, den Erdboden wieder mit Waſſer austilgen; weil ich aber dem menſchlichen Geſchlechte mit ſonderbarer Gunſt gewogen bin, und ohne das allezeit lieber die Güte, als ein ſtreng Verfahren brauche, vagire ich jetzt herum, der Menſchen Thun und Laſſen zu erkunden, und obwol ich Alles ärger finde, als mir's vorkommen, ſo bin ich doch nicht geſinnt, alle Menſchen zugleich und ohne Unterſchied auszurotten, ſondern nur diejenigen zu ſtrafen, die zu ſtrafen ſind, und hernach die übrigen nach meinem Willen zu ziehen.

Ich mußte zwar lachen, verbiß es aber ſo gut ich konnte und ſagte: Ach, Jupiter! deine Mühe und Arbeit wird beſorglich umſonſt ſein, wenn du nicht wieder wie vor dem die Welt mit Waſſer oder gar mit Feuer heimſuchſt. Denn ſchickſt du einen Krieg, ſo laufen alle böſen verwegenen Buben mit, welche die friedliebenden, frommen Menſchen nur quälen werden; ſchickſt du eine Theuerung, ſo iſt's eine erwünſchte Sache für die Wucherer, weil alsdann ihr Korn viel gilt; ſchickſt du aber ein Sterben, ſo haben die Geizhälſe und übrigen Menſchen ein gewonnen Spiel, indem ſie hernach viel erben: du wirſt deshalb die ganze Welt mit Butzen und Stiel ausrotten müſſen, wenn du anders ſtrafen willſt.

4.

Jupiter antwortete: Du redeſt von der Sache wie ein natürlicher Menſch, als ob du nicht wüßteſt, daß uns Göttern möglich ſei, etwas anzuſtellen, daß nur die Böſen geſtraft und nur die Guten erhalten werden. Ich will einen deutſchen Helden erwecken, der ſoll Alles mit der Schärfe des Schwerts vollenden, er wird alle verruchten Menſchen umbringen und die frommen erhalten und erhöhen. Ich ſagte: ſo muß ja ein ſolcher Held Soldaten haben, und wo man Soldaten braucht, da iſt auch Krieg, und wo Krieg iſt, da muß der Unſchuldige wie der Schuldige herhalten, — Seid ihr irdiſchen Götter denn auch geſinnt, wie die irdiſchen Menſchen, ſagte Jupiter hierauf, daß ihr ſogar nichts verſtehen könnt? Ich will einen Helden ſchicken, der keinen Soldaten bedarf, und doch die ganze Welt reformiren ſoll. In ſeiner Geburtſtunde will ich ihm einen wohlgeſtalt'ten und ſtärkern Leib verleihen, als Herkules einen hatte, mit Vorſichtigkeit, Weisheit und Verſtand überflüſſig geziert. Hierzu ſoll ihm Venus ein ſchön Angeſicht geben, alſo daß er auch den Narciß, Adonis und meinen Ganymed ſelbſt übertreffe, ſie ſoll ihm zu allen ſeinen Tugenden eine ſonderbare Zierlichkeit, Anſehen und Anmuthigkeit vorſtrecken, und daher ihn bei aller Welt beliebt machen, weil ich ſie eben der Urſachen halb in ſeiner Nativität deſto freundlicher anblicken werde. Merkurius ſoll ihn mit höchſt ſinnreicher Vernunft begaben und der unbeſtändige Mond ihm nicht ſchädlich, ſondern nützlich ſein, weil er ihm eine unvergleichliche Geſchwindigkeit einpflanzen wird. Die Pallas ſoll ihn auf dem Parnaſſe auferziehen und Vulkanus ihm in Hora Martis ſeine Waffen, ſonderlich aber ein Schwert ſchmieden, womit er die ganze Welt bezwingen und alle Gottloſen niedermachen wird, ohne Hülfe eines einzigen Menſchen, der ihm etwan als ein Soldat beiſtehen möchte. Er ſoll keines Beiſtandes bedürfen, eine jede große Stadt ſoll vor ſeiner Gegenwart erzittern, und jede Feſtung, die ſonſt unüberwindlich iſt, wird er in der erſten Viertelſtunde in ſeinem Gehorſam haben. Zuletzt wird er den größten Potentaten in der Welt befehlen, und die Herrſchaft über Meer und Erden ſo löblich anſtellen, daß Götter und Menſchen ein Wolgefallen darob haben ſollen.

Ich ſagte: Wie kann die Niedermachung aller Gottloſen ohne Blutvergießen, und die Herrſchaft über die ganze weite Welt ohne beſondere große Gewalt und ſtarken Arm geſchehen und zuwege gebracht werden? O, Jupiter! ich bekenne dir unverholen, daß ich dieſe Dinge weniger als ein ſterblicher Menſch begreifen kann. Jupiter antwortete: das gibt mich nicht Wunder, weil du nicht weißt, was meines Helden Schwert für eine ſeltene Kraft an ſich haben wird. Vulkanus wird's aus den Beſtandtheilen verfertigen, daraus er mir meine Donnerkeile macht, und deſſen Tugenden dahin richten, daß mein Held, wenn er es entblöſt und nur einen Streich damit in die Luft thut, einer ganzen Armada, wenn gleich ſie hinter einem Berge eine Schweizermeile Weges weit von ihm ſtünde, auf einmal die Köpfe herunter hauen kann, alſo daß die armen Teufel ohne Köpfe daliegen müſſen, ehe ſie einmal wiſſen, wie ihnen geſchehen. Wenn er nun ſeinem Laufe den Anfang macht und vor eine Stadt oder Feſtung kommt, ſo wird er des Tamerlans Manier brauchen und, zum Zeichen, daß er Friedens halb und zu Beförderung aller Wolfahrt vorhanden ſei, ein weißes Fähnlein aufſtekken. Kommen ſie dann zu ihm heraus und bequemen ſich, gut; wo nicht, ſo wird er von Leder ziehen und kraft mehrgedachten Schwerts allen Zauberern und Zauberinnen, ſo in der Stadt ſind, die Köpfe herunterhauen und ein rothes Fähnlein aufſtecken. Wird ſich dennoch Niemand einſtellen, ſo wird er alle Mörder, Wucherer, Diebe, Schelme, Ehebrecher, Huren und Buben auf die vorige Weiſe umbringen und ein ſchwarzes Fähnlein ſehen laſſen. Wofern aber nicht alsbald die noch in der Stadt übrig blieben, zu ihm kommen und ſich demüthig einſtellen, ſo wird er die ganze Stadt und ihre Inwohner als ein halsſtarrig, ungehorſam Volk ausrotten wollen, inzwiſchen nur diejenigen hinrichten, die den Anderen gewehrt haben und eine Urſache geweſen, daß ſich das Volk nicht eh' ergeben. Alſo wird er von einer Stadt zur anderen ziehen, einer jeden ihr Theil Landes um ſie hergelegen in Frieden zu beherrſchen übergeben, und von jeder durch ganz Deutſchland zwei der klügſten Männer zu ſich nehmen, aus denſelben ein Parlament machen, die Städte miteinander auf ewig vereinigen, die Leibeigenſchaften ſammt allen Zöllen, Acciſen, Zinſen, Gülten und Umgelden durch ganz Deutſchland aufheben und ſolche Anſtalten machen, daß man von keinem Frohnen, Wachen, Contribuiren, Geld geben, Kriegen noch einiger Beſchwerung beim Volk mehr wiſſen, ſondern viel ſeliger als in den elyſäiſchen Feldern leben wird. Alsdann, ſagte Jupiter ferner, werde ich oftmals den ganzen Götterchor nehmen, und herunter zu den Deutſchen ſteigen, mich unter ihren Weinſtöcken und Feigenbäumen zu ergötzen. Da werde ich den Helikon mitten in ihre Grenzen ſetzen und die Muſen von Neuem darauf pflanzen. Ich werde Deutſchland höher mit allem Ueberfluſſe ſegnen, als das glückſelige Arabien, Meſopotamien und die Gegend von Damaskus. Die griechiſche Sprache werde ich verſchwören und nur Deutſch reden, und, mit einem Worte, mich ſo gut Deutſch erzeigen, daß ich ihnen endlich wie vor dieſem den Römern die Beherrſchung über die ganze Welt werde zukommen laſſen. — Ich ſagte: Höchſter Jupiter! was werden aber Fürſten und Herren dazu ſagen, wenn ſich der künftige Held unterſteht, ihnen das Ihrige ſo unrechtmäßiger Weiſe abzunehmen und den Städten zu unterwerfen? Werden ſie ſich nicht mit Gewalt widerſetzen, oder wenigſtens vor Göttern und Menſchen dawider Einſpruch thun? — Jupiter antwortete: Hierum wird ſich der Held wenig kümmern, er wird alle Große in drei Theile unterſcheiden und die ſo nicht muſterhaft und verrucht leben, gleich den Gemeinen ſtrafen, weil ſeinem Schwerte keine irdiſche Gewalt widerſtehen mag; den übrigen aber wird er die Wahl geben, im Lande zu bleiben oder nicht. Was bleibt und ſein Vaterland liebt, wird leben müſſen wie andere gemeine Leute; aber das bürgerliche Leben der Deutſchen wird alsdann viel vergnügſamer und glückſeliger ſein, als jetzund das Leben und der Stand eines Königs, und die Deutſchen werden lauter Fabriciuſſe ſein, der mit dem König Pyrrhus ſein Königreich nicht theilen wollte, weil er ſein Vaterland neben Ehre und Tugend ſo hoch liebte. Das ſind nun die Anderen. Die Dritten aber, die ja Herren bleiben und immerzu herrſchen wollen, wird er durch Ungarn und Italien in die Moldau und Wallachei, Macedonien, Thrazien und Griechenland, ja über den Hellespont nach Aſien hineinführen, ihnen dieſe Länder gewinnen, alle Kriegsgurgeln aus Deutſchland mitgeben und ſie alldort zu lauter Königen machen. Alsdann wird er Conſtantinopel in einem Tage einnehmen und allen Türken, die ſich nicht bekehren oder gehorſamen, die Köpfe vor die Füße legen. Daſelbſt wird er das römiſche Kaiſerthum wieder aufrichten und ſich zurück nach Deutſchland begeben, um mit ſeinen Parlamentsherren, welche er, wie ſchon geſagt, aus allen deutſchen Städten paarweiſe ſammeln und die Vorſteher und Väter ſeines deutſchen Vaterlandes nennen wird, eine Stadt mitten in Deutſchland bauen, viel größer als Monoah in Amerika und goldreicher als Jeruſalem zu Salomons Zeiten geweſen, deren Wälle dem tyroler Gebirge und ihre Waſſergräben der Breite des Meeres zwiſchen Spanien und Afrika gleichen ſollen. Er wird einen Tempel hineinbauen von lauter Diamanten, Rubinen, Smaragden und Saphiren; und in der Kunſtkammer, die er aufrichten wird, werden ſich alle Seltenheiten der ganzen Welt verſammeln, von den reichen Geſchenken, die ihm die Könige in China und Perſien, der große Mogul in den orientaliſchen Indien, der große Tartar-Chan, Prieſter Johann in Afrika, und der große Czar in Moskau ſchicken. Der türkiſche Kaiſer würde ſich noch fleißiger einſtellen, wofern ihm bemeldter Held ſein Kaiſerthum nicht genommen und dem römiſchen Kaiſer zu Lehen gegeben hätte.

Ich fragte meinen Jupiter: Was denn die chriſtlichen Könige bei der Sache thun würden? Er antwortete: Die in England, Schweden und Dänemark werden, weil ſie deutſchen Geblütes und Herkommens; die in Spanien, Frankreich und Portugal aber, weil die alten Deutſchen dieſe Länder hiebevor auch eingenommen und beherrſcht haben, ihre Kronen, Königreiche und einverleibten Länder von dem deutſchen Volke aus freien Stücken zu Lehen empfahen, und alsdann wird, wie zu Auguſtus Zeiten, ein ewiger, beſtändiger Friede zwiſchen allen Völkern in der Welt ſein.

5.

Springinsfeld, der uns auch zuhörte, hätte den Jupiter ſchier unwillig gemacht, und den Handel beinahe verderbt, weil er ſagte: Und alsdann wird's in Deutſchland hergehen, wie im Schlaraffenland, wo es lauter Muskateller regnet und die Kreuzer-Paſtetlein über Nacht wie die Pfifferlinge wachſen! Da werde ich mit beiden Backen eſſen müſſen wie ein Dreſcher, und Malvaſier trinken, daß mir die Augen übergehen. Ja, freilich, antwortete Jupiter, vornehmlich, wenn ich dir die Plage des Ereſichthon anhänge, weil du meine Hoheit verſpotteſt, wie mich dünken will. Zu mir aber ſagte er: Ich habe vermeint, ich ſei bei lauter Sylvanen; ſo ſehe ich aber, daß ich den neidiſchen Momus oder Zoilus angetroffen habe. Ja, man ſollte ſolchen Verräthern, was der Himmel beſchloſſen, offenbaren und ſo edle Perlen vor die Säue werfen! Ich ſah nun wol, daß dieſer Abgott nicht gern hatte, daß man lachte, verbiß mir das Lachen alſo ſo gut ich immer konnte, und ſagte: Allergütigſter Jupiter! du wirſt doch eines groben Waldgottes Unbeſcheidenheit halb deinem anderen Ganymed nicht vorenthalten, wie es weiter in Deutſchland hergehen wird? O, nein! antwortete er: aber befiehl du zuvor dieſem Theon, daß er ſeine Hipponax-Zunge fürderhin im Zaum halte, ehe ich ihn, wie Merkurius den Battus, in einen Stein verwandle. Du ſelbſt, geſtehe mir, daß du mein Ganymedes biſt, und ob dich nicht meine eiferſüchtige Juno in meiner Abweſenheit aus dem himmliſchen Reiche gejagt hat? — Ich verſprach, ihm Alles zu erzählen, ſobald ich würde gehört haben, was ich zu wiſſen verlange. Und darauf ſagte er: Lieber Ganymed! läugne nur nicht mehr, denn ich ſehe, daß du es biſt, es wird alsdann in Deutſchland das Goldmachen ſo gewiß und gemein werden, als das Hafner Handwerk, daß ſchier jeder Roßbub den Stein der Weiſen umſchleppen wird. Ich fragte: Wie wird aber Deutſchland bei ſo unterſchiedlichen Religionen einen ſo langwierigen Fieden haben kömmen? Werden die Pfaffen nicht die Ihrigen hetzen und wegen ihres Glaubens wiederum einen Krieg anſpinnen? O, nein! ſagte Jupiter, mein Held wird dieſer Sorge weislich zuvorkommen und vor allen Dingen alle chriſtlichen Religionen in der Welt miteinander vereinigen. Ich ſagte: O, Wunder! das wäre ein groß Werk. Wie müßte das zugehen? Jupiter antwortete:

Das will ich dir herzlich gern offenbaren. Nachdem mein Held der ganzen Welt den Frieden verſchafft, wird er die geiſtlichen und weltlichen Vorſteher und Häupter der chriſtlichen Völker und unterſchiedlichen Kirchen mit einer ſehr beweglichen Predigt anreden und ihnen die bisherigen hochſchädlichen Spaltungen in den Glaubensſachen zu Gemüthe führen, ſie auch durch vernünftige Gründe und unwiderlegliche Beweiſe dahin bringen, daß ſie von ſelbſt eine allgemeine Vereinigung wünſchen, und ihm das ganze Werk, ſeiner hohen Vernunft nach, zu leiten übergeben. Alsdann wird er die geiſtreichſten, gelehrteſten und frömmſten Theologen von allen Orten und Enden her aus allen Religionen zuſammenbringen und ihnen, wie vor dieſem Ptolomäus Philadelphus den zwei und ſiebenzig Dolmetſchen gethan, in einer luſtigen, doch ſtillen Gegend, wo man wichtigen Sachen ungehindert nachſinnen kann, einen Ort zurichten laſſen, ſie daſelbſt mit Speiſe und Trank, auch aller anderen Nothwendigkeit verſehen, und ihnen auflegen, ſobald immer möglich, jedoch mit reifſter und fleißigſter Erwägung, die Streigkeiten, die ſich zwiſchen ihren Religionen enthalten, erſtlich zu ſchlichten, und nachgehends mit rechter Einhelligkeit den wahren, chriſtlichen Glauben, der heiligen Schrift, der uralten Ueberlieferung und der geprüften heiligen Väter Meinung gemäß, ſchriftlich zu verfaſſen. Um dieſelbe Zeit wird ſich Pluto gewaltig hinter den Ohren kratzen, weil er die Schmälerung ſeines Reiches beſorgen wird, ja, er wird allerlei Fünde und Liſten erdenken, ein Que darein zu machen, und ſich höchlich bemühen, die Sache, wo nicht gar zu hintertreiben, ſo doch ins Unendliche oder Unbeſtimmte hinaus zu verzögern. Er wird ſich unterſtehen, jedem Theologen ſeinen Vortheil, ſeinen Stand, ſein geruhig Leben, ſein Weib und Kind, ſein Anſehen und je vorzumalen, was ihm einfallen möchte, damit ſeine Meinung zu behaupten. Aber mein tapferer Held wird auch nicht feiern, er wird, ſo lange dieſes Concilium währt, in der ganzen Chriſtenheit alle Glocken läuten und damit das Chriſtenvolk zum Gebet zu dem höchſten Gott unabläſſig anmahnen, und um Sendung des Geiſtes der Wahrheit bitten laſſen. Wenn er aber merkt, daß ſich Einer oder der Andere von Pluto einnehmen läßt, ſo wird er die ganze Verſammlung wie in einem Conclave mit Hunger quälen, und wenn ſie noch nicht daran wollen, ein ſolches Werk zu befördern, wird er allen vom Hängen predigen, oder ihnen ſein wunderbarlich Schwert weiſen und ſie alſo erſtlich mit Güte und endlich mit Ernſt und Bedrohungen dahin bringen, daß ſie zur Sache ſchreiten und mit ihren halsſtarrigen, falſchen Meinungen die Welt nicht mehr wie vor Alters foppen. Nach erlangter Einigkeit wird er ein groß Jubelfeſt anſtellen und der ganzen Welt dieſe geläuterte Religion ankündigen, und wer alsdann dawider glaubt, den wird er mit Schwefel und Pech martern und einen ſolchen Ketzer mit Buxbaum beſtecken und dem Pluto zum neuen Jahre ſchenken. Jetzt weißt du, lieber Ganymed, was du zu wiſſen begehrt; nun ſage mir aber auch, was die Urſache iſt, daß du den Himmel verlaſſen, wo du mir ſo manchen Trunk Nektar eingeſchenkt haſt?

6.

Ich dachte bei mir ſelbſt: der Kerl dürfte vielleicht kein Narr ſein, wie er ſich ſtellte, ſondern mir's kochen, wie ich's zu Hanau gemacht, um deſto beſſer von uns durchzukommen und wollte ihn deswegen mit dem Zorne verſuchen, weil man einen Narren am Beſten daran erkennt, indem ich ſagte: Die Urſache, daß ich aus dem Himmel kommen, iſt, daß ich dich darin vermißte. Ich nahm deshalb des Dädals Flügel und flog auf die Erde, dich zu ſuchen; wo ich aber auch nach dir fragte, fand ich, daß man dir aller Orten und Enden ein ſchlechtes Lob verlieh, denn Zoilus und Momus haben dich und alle anderen Götter in der weiten Welt für ſo verrucht, leichtſinnig und ſtinkend ausgeſchrieen, daß ihr bei den Menſchen allen Kredit verloren. Du ſelbſt, ſagen ſie, ſeiſt ein niederträchtiger alter Ehebrecher, mit was für Billigkeit du denn die Welt wegen ſolcher Laſter ſtrafen möchteſt? Vulkanus ſei ein geduldiger Hahnrei und habe den Schimpf, den ihm Mars angethan, ohne namhafte Rache hinnehmen müſſen; was der hinkende Gauch für Waffen werde ſchmieden können? Venus ſei ſelbſt die verhaßteſte Dirne von der Welt, wegen ihrer Unkeuſchheit, was die denn für Gnade und Gunſt einem Andern werde mittheilen können? Mars ſei ein Mörder und Räuber, Apollo ein liederlicher Kerl, Merkur ein unnützer Plauderer, Dieb und Kuppler, Herkules ein hirnſchelliger Wütherich, und kurzab, die ganze Schaar der Götter ſo verrucht, daß man ſie ſonſt nirgends hin als in des Augias Stall beherbergen ſollte, der ohnedies durch die Welt ſtinkt. Ach! ſagte Jupiter, wär es ein Wunder, wenn ich meine Güte beiſeit ſetzte und dieſe heilloſen Ehrendiebe und gottesſchänderiſchen Verläumder mit Donner und Blitz verfolgte? Was dünket dich, mein getreuer und allerliebſter Ganymed? Soll ich die Schwätzer mit ewigem Durſte plagen, wie den Tantalus? oder ſoll ich ſie neben dem muthwilligen Schwätzer Daphidas auf dem Berge Thorax aufhängen laſſen? oder ſie mit Anaxarchus in einem Mörſel zerſtoßen? oder ſoll ich ſie zu Agrigent in Phalaris glühenden Ochſen ſtecken? Nein, nein, Ganymedes! dieſe Strafen und Plagen ſind alle miteinander viel zu gering. Ich will der Pandora Büchſe von Neuem füllen und ſie den Schelmen auf die Köpfe ausleeren laſſen. Die Nemeſis ſoll die Alekto, Megára und Tiſyphone erwecken und ihnen über den Hals ſchicken und Herkules ſoll den Cerberus vom Pluto entlehnen und dieſe böſen Buben damit hetzen wie die Wölfe. Wenn ich ſie dann dergeſtalt genügſam gejagt und geplagt haben werde, will ich ſie erſt neben den Heſiodus und Homerus in das hölliſche Haus an eine Säule binden und ſie durch die Eumeniden ohne Erbarmen ewiglich abſtrafen laſſen. Indem Jupiter ſo drohte, hub er in Gegenwart meiner und der ganzen Partei an, ohne einige Schaam aus ſeinen Kleidern die Flöhe zu ſtöbern, die ihn, wie man an ſeiner ſprenklichen Haut ſah, ſchrecklich zugeſetzt hatten. Ich konnte mir nicht einbilden, was es abgeben ſollte, bis er ſagte: Schert euch fort, ihr kleinen Schinder, ich ſchwöre euch beim Styx, daß ihr in Ewigkeit nicht erhalten ſollt, um was ihr ſo ſorgfältig anhaltet! Ich fragte ihn, was er mit ſolchen Worten meine? Er antwortete: das Geſchlecht der Flöhe, als es vernommen, daß er auf Erden kommen, hätte ſeine Geſandten zu ihm geſchickt, ihn zu begrüßen. Dieſe hätten ihm daneben angebracht: ob zwar er ihnen die Hundshäute zu bewohnen angewieſen, daß dennoch zu Zeiten, wegen etlicher Eigenſchaften, die die Weiber hätten, einige aus ihnen zu denſelben ſich verirrten. Solch arme Tröpfe aber würden von den Weibern übel behandelt, gefangen, und nicht allein ermordet, ſondern zuvor zwiſchen ihren Fingern ſo elendiglich gemartert und zerrieben, daß es einen Stein erbarmen möchte. Ja, ſagte Jupiter ferner, ſie brachten mir die Sache ſo beweglich und erbärmlich vor, daß ich Mitleiden mit ihnen haben mußte und ihnen Hülfe zuſagte; jedoch mit Vorbehalt, daß ich die Weiber zuvor auch hörte. Sie wandten dagegen ein, wenn den Weibern erlaubt würde, Widerpart zu halten und ſich zu vertheidigen, ſo wüßten ſie wol, daß ſie mit ihren giftigen Zungen entweder meine Frömmigkeit und Güte betäuben und die Flöhe ſelbſt überſchreien, oder durch ihre lieblichen Worte und ihre Schönheit mich bethören und zu einem falſchen Urtheile verleiten würden. Mit fernerer Bitte, ich wollte ſie ihrer unterthänigen Treue genießen laſſen, die ſie mir allezeit erzeigt und ferner zu leiſten gedächten, indem ſie ſtets am nächſten dabei geweſen und am Beſten gewußt, was zwiſchen mir und der Jo, Caliſto, Europa und Anderen mehr vorgangen. Sie hätten jedoch niemals aus der Schule geſchwatzt, noch der Juno, wiewol ſie ſich bei ihr aufzuhalten pflegten, ein Wort geſagt; maßen ſie ſich noch ſolcher Verſchwiegenheit befliſſen, daß bis heute kein Menſch von ihnen, wie Apoll von den Raben, von dergleichen Buhlſchaften erfahren hätte. Wenn ich je dennoch zulaſſen wollte, daß die Weiber ſie in ihrem Banne jagten, fingen und nach Waidmannsrecht metzelten, ſo wäre ihre Bitte, zu verſchaffen, daß ſie hinfort mit einem heroiſchen Tode hingerichtet und entweder mit einer Axt wie Ochſen niedergeſchlagen, oder wie Wildpret gefällt und nur nicht mehr ſo ſchimpflich zwiſchen den Fingern zerquetſcht und geradbrecht würden! Ich ſagte: Ihr Herren müßt ſie doch greulich quälen, weil ſie euch alſo tyranniſiren? Ja wol, gaben ſie mir zur Antwort, ſie ſind uns ſonſt ſo neidig, vielleicht weil ſie ſorgen, wir ſehen, hören und empfinden zuviel, eben als ob ſie unſerer Verſchwiegenheit nicht genugſam verſichert wären. Was wollte es ſein? Können ſie uns doch in unſerem eignem Gebiete nicht leiden, inſofern Manche ihr Schoßhündlein mit Bürſten, Kämmen, Seife, Lauge und anderen Dingen dermaßen durchſtreift, daß wir unſer Vaterland nothdringlich verlaſſen und andere Wohnungen ſuchen müſſen, unangeſehen ſie ſolche Zeit beſſer anlegen und etwa ihre eigenen Kinder von den Lauſen ſaubern könnten. Darauf erlaubte ich ihnen, bei mir einzukehren, und meinen menſchlichen Leib ihr Thun und Laſſen empfinden zu machen, damit ich ein Urtheil darnach faſſen könnte.

Da fing aber das Lumpengeſind an, mich zu geheien, daß ich ſie, wie ihr geſehen habt, wieder abſchaffen müſſen. Ich will ihnen ein Privilegium geben, daß die Weiber ſie verriebeln and vertriebeln mögen wie ſie wollen, ja, wenn ich ſelbſt ſo einen ſchlimmen Kunden ertappe, will ich's ihm nicht beſſer machen.

7.

Wir durften nicht rechtſchaffen lachen, Beides, weil wir uns ſtill halten mußten, und weil's der Phantaſt nicht gern hatte, wovon Springinsfeld hätte zerſpringen mögen. Eben damals zeigte unſere hohe Wacht an, die wir auf einem Baume hatten, daß ſie in der Ferne etwas kommen ſehe. Ich ſtieg auch hinauf, und ſah durch mein Fernrohr, daß es zwar die Fuhrleute ſein müßten, denen wir aufpaßten; ſie hatten aber Niemand zu Fuß, ſondern ungefähr etliche und dreißig Reiter zur Bedeckung bei ſich. Daher konnte ich mir die Rechnung leicht machen, daß ſie nicht oben durch den Wald, darin wir lagen, gehen, ſondern ſich im freien Felde behelfen würden, wo wir ihnen nichts hätten abgewinnen mögen, wiewol es daſelbſt einen böſen Weg hatte, der ungefähr ſechshundert Schritte von uns und etwa dreihundert Schritte vom Ende des Waldes oder Berges durch die Ebene vorbeiging. Ich wollte ungern ſo lange daſelbſt umſonſt gelegen, oder nur einen Narren erbeutet haben, und machte deshalb geſchwind einen andern Anſchlag, der mir auch anging.

Von unſerer Lagerſtätte ging eine Waſſerrunſe in einer Klemme hinunter, die bequem zu reiten war, feldwärts. Deren Ausgang beſetzte ich mit zwanzig Mann, nahm ſelbſt meinen Stand bei ihnen, und ließ den

Springinsfeld ſchier an dem Orte, wo wir zuvor gelegen waren, ſich in ſeinem Vortheile halten, befahl auch meinen Burſchen, wann die Convoi hinkäme, daß jeder ſeinen Mann gewiß nehmen, und ſagte jedem, wer Feuer geben und wer ſeinen Schuß im Rohre zum Vorrath behalten ſollte. Etliche alte Kerle fragten, was ich dächte? und ob ich meinte, daß die Convoi an dieſen Ort kommen würde, wo ſie nichts zu thun hätte und wohin wol in hundert Jahren kein Bauer kommen wäre? Andere, die da glaubten, ich könne zaubern, maßen ich damals deswegen in großem Rufe war, dachten, ich würde den Feind in unſere Hände bannen. Ich aber brauchte hierzu keine Teufelskunſt, ſondern nur den Springinsfeld, denn als die Convoi, welche ziemlich viel Truppen hielt, gerade gegen uns über vorbeiziehen wollte, fing Springinsfeld auf meinen Befehl ſo ſchrecklich an zu brüllen wie ein Ochs, und zu wiehern wie ein Pferd, daß der ganze Wald einen Wiederſchall davon gab und einer hoch geſchworen hätte, es wären Roſſe und Rinder vorhanden. Sobald die Convoi das hörte, gedachte ſie, Beute zu machen und an dieſem Orte etwas zu erſchnappen, das doch in der ganzen Gegend nicht anzutreffen, weil das Land ziemlich verödet war. Sie ritten alſo ſämmlich ſo geſchwind und unordentlich in unſern Halt, als wenn ein jeder der Erſte hätte ſein wollen, die beſte Schlappe zu holen, welche es dann ſo dicht ſetzte, daß gleich im erſten Willkommen, den wir ihnen gaben, dreizehn Sättel geleert wurden. Hierauf lief Springinsfeld gegen ſie die Klemme herunter und ſchrie: Jäger, hierher! wovon die Kerle noch mehr erſchreckt und ſo irr wurden, daß ſie weder hinter ſich, vor ſich, noch neben einander ausreiten konnten, abſprangen, und ſich zu Fuße davon machen wollten. Aber ich nahm ſie alle ſiebenzehn, ſammt dem Leutnant, der ſie befehligt hatte, gefangen und ging damit auf die Wagen los, von denen ich vier und zwanzig Pferde ausſpannte. Ich bekam freilich nur einige Seidenwaare und holländiſch Tuch, denn ich durfte nicht ſo viel Zeit nehmen, die Todten zu plündern, geſchweige, die Wagen recht zu durchſuchen, weil die Fuhrleute ſich bald zu Pferde aus dem Staube gemacht, als die Action anging, und ich durch ſie zu Dorſten hätte verrathen und unterwegs wieder aufgehoben werden können. Da wir aufgepackt hatten, lief Jupiter auch aus dem Walde und ſchrie uns nach: ob ihn denn Ganymed verlaſſen wollte? Ich antwortete ihm: Ja, wenn er den Flöhen das begehrte Privilegium nicht mittheilte. Ich wollte lieber, verſetzte er, daß ſie mit einander im Cocytus lägen! Ich mußte lachen und weil ich ohnedies noch leere Pferde hatte, ließ ich den Narrn aufſitzen. Angeſehen aber, daß er nicht beſſer reiten konnte, wie eine Nuß, mußte ich ihn auf's Pferd binden laſſen. Da ſagte er, daß unſer Scharmützel ihn an die Schlacht gemahnt, die die Lapithen mit den Centhauren bei des Pirithous Hochzeit angefangen hätten.

Wie nun Alles vorüber war und wir mit unſeren Gefangenen davon eilten, als ob Jemand uns jagte, bedachte erſt der gefangene Leutnant, was er für einen groben Fehler begangen, daß er nehmlich einen ſo ſchönen Trupp Reiter dem Feinde in die Hände geführt und ihrer dreizehn auf die Fleiſchbank geliefert hatte, fing deswegen an, zu verzweifeln und kündigte mir das Quartier wieder auf, das ich ihm ſelbſt gegeben hatte, ja, er wollte mich gleichſam zwingen, ihn todt ſchießen zu laſſen, denn er dachte nicht allein, daß dieſes Verſehen ihm eine große Schande ſein und unverantwortlich fallen, ſondern auch an ſeiner künftigen Beförderung hinderlich werden würde, wofern es anders nicht gar dazu käme, daß er den Schaden mit ſeinem Kopf bezahlen müßte. Ich ſprach ihm zu und hielt ihm vor, daß manchem rechtſchaffenen Soldaten das unbeſtändige Glück ſeine Tücke bewieſen; ich hätte aber noch keinen geſehen, der deswegen verzagt oder gar verzweifelt ſei. Sein Beginnen ſei ein Zeichen der Kleinmüthigkeit; tapfere Soldaten gedächten die empfangenen Schäden ein andermal wieder einzubringen. Mich würde er nimmermehr dazu verleiten, daß ich das Cartel verletzte, oder eine ſo ſchändliche That wider alle Billigkeit und löbliche Soldatengewohnheit und Herkommen beginge. Da er nun ſah, daß ich nicht dran wollte, fing er an, mich zu ſchmähen, in der Meinung mich zum Zorn zu bewegen und ſagte: Ich hätte nicht aufrichtig und redlich mit ihm gefochten, ſondern wie ein Schelm und Strauchmörder gehandelt, und ſeinen Soldaten das Leben wie ein Dieb abgeſtohlen; worüber ſeine eignen Burſche, die wir gefangen hatten, mächtig erſchraken; die meinigen aber eben ſo ſehr ergrimmten, daß ſie ihn wie ein Sieb durchlöchert hätten, wenn ich's nur zugelaſſen, maßen ich genug abzuwehren bekam. Ich aber bewegte mich nicht einmal über ſeine Reden, ſondern nahm Freund und Feind zu Zeugen deſſen, was da geſchah, und ließ den Leutnant binden und als einen Unſinnigen verwahren. Verſprach auch, ſobald wir an unſern Poſten kämen, und meine Offiziere es zulaſſen wollten, ihn mit meinen eignen Pferden und Gewehr, worunter er dann die Wahl haben ſollte, auszurüſten, und ihm öffentlich mit Piſtolen und Degen zu weiſen, daß, Betrug im Kriege wider ſeinen Gegentheil zu üben, von rechtswegen erlaubt ſei: warum er denn auch nicht bei ſeinen Wagen geblieben, auf die er beſtellt geweſen; oder wenn er ja hätte ſehen wollen, was im Walde ſtecke, warum er zuvor nicht rechtſchaffen hätte kundſchaften laſſen, was ihm beſſer angeſtanden wäre, als daß er jetzund ſo unſinnige Narrenpoſſen anfinge, daran ſich doch Niemand kehren würde. Hierüber gaben mir Freund und Feind recht und ſagten: Sie hätten unter hundert Parteigängern nicht einen angetroffen, der auf ſolche Schmähworte nicht nur den Leutnant todtgeſchoſſen, ſondern auch alle Gefangenen mit der Leiche geſchickt haben würde.

Alſo brachte ich meine Beuten und Gefangenen den anderen Morgen glücklich nach Soeſt und bekam mehr Ehre und Ruhm von dieſer Partei als zuvor immer. Jeder ſagte: Dies gibt wieder einen jungen Johannes de Werd! Welches mich vortrefflich kitzelte; aber mit dem Leutnant Kugeln zu wechſeln oder zu raufen, wollte der Kommandant mir nicht zugeben, denn er ſagte, ich hätte ihn ſchon zweimal überwunden. Jemehr ſich nun dergeſtalt mein Lob vermehrte, jemehr nahm der Neid bei denen zu, die mir ohnedies mein Glück nicht gönnten.

8.

Meines Jupiters konnte ich nicht los werden, denn der Kommandant begehrte ihn nicht, weil nichts an ihm zu rupfen war, ſondern ſagte, er wollte mir ihn ſchenken. Alſo bekam ich einen eignen Narren und durfte keinen kaufen, wiewol ich das Jahr zuvor mich ſelbſt für einen hatte gebrauchen laſſen müſſen. So wunderlich iſt das Glück und ſo veränderlich die Zeit! Kurz zuvor peinigten mich die Läuſe und jetzt habe ich den Flöhegott in meiner Gewalt; vor einem halben Jahre diente ich einem ſchlechten Dragoner als ein Junge, und nunmehr vermochte ich zwei Knechte, die mich Herr hießen; es war noch kein Jahr vergangen, daß mir die Buben nachliefen, mich zur Hur zu machen, jetzt war's an dem, daß die Mägdlein ſelbſt aus Liebe ſich in mich vernarrten. Alſo wurde ich bei Zeiten gewahr, daß nichts Beſtändiges in der Welt iſt, als die Unbeſtändigkeit ſelbſt. Daher mußte ich ſorgen, wenn das Glück einmal ſeine Mucken gegen mich auslaſſe, daß es mir meine jetzige Wolfahrt gewaltig eintränken würde.

Damals zog der Graf von der Wahl, als obriſter Gubernator des weſtfäliſchen Kreiſes, aus allen Garniſonen Völker zuſammen, um einen Ritt durch das Stift Münſter gegen Vecht, Meppen, Lingen und andere Orte zu thun; vornehmlich aber um zwei Compagnien heſſiſche Reiter im Stifte Paderborn aufzuheben, die zwei Meilen von Paderborn lagen und den Unſrigen daſelbſt vielen Dampf anthaten. Ich wurde unter unſeren Dragonern mit befehligt, und als einige Truppen ſich zu Hamm geſammelt, gingen wir ſchnell fort und berannten bemeldter Reiter Standort, ein ſchlecht verwahrtes Städtlein, bis die Unſrigen nachkamen. Sie unterſtunden ſich durchzugehen; wir jagten ſie aber wieder zurück in ihr Neſt. Es wurde ihnen angeboten, ſie ohne Pferde und Gewehr, mit dem was der Gürtel beſchließe, ziehen zu laſſen; aber ſie wollten ſich nicht dazu verſtehen, ſondern ſich mit ihren Karabinern wie Musketiere wehren. Alſo kam's dazu, daß ich noch dieſelbe Nacht verſuchen mußte, was ich für Glück im Stürmen hätte, weil die Dragoner vorangingen. Das gelang mir ſo wol, daß ich, ſammt dem Springinsfeld, gleichſam mit den erſten unbeſchädigt in das Städtlein kam. Wir leerten die Gaſſen bald, weil niedergemacht wurde, was ſich im Gewehr befand, und weil ſich die Bürger nicht hatten wehren wollen, und alſo ging es mit uns in die Häuſer. Springinsfeld ſagte: Wir müßten ein Haus vornehmen, wovor ein großer Hauſen Miſt, denn darin pflegten die reichſten Käuze zu ſitzen, denen man gemeiniglich die Offiziere einlege. Darauf griffen wir ein ſolches an, in welchem Springinsfeld den Stall und ich das Haus zu durchſuchen vornahm, mit der Abrede, daß Jeder, was er bekäme, mit dem Andern theilen ſollte. Alſo zündete Jeder ſeinen Wachsſtock an. Ich rufte nach dem Vater im Haus, kriegte aber keine Antwort, weil Jedermann ſich verſteckt hatte. Ich gerieth indeſſen in eine Kammer, in der ich nichts als ein leer Bette und einen verſchloſſenen Trog fand. Den hämmerte ich auf, in Hoffnung, etwas Koſtbares zu finden; aber da ich den Deckel aufthat, richtete ſich ein kohlſchwarzes Ding gegen mich auf, das ich für den Lucifer ſelbſt anſah. Ich kann ſchwören, daß ich mein Lebtage nie ſo erſchrocken bin, als eben damals, wie ich dieſen ſchwarzen Teufel ſo unverſehens erblickte. Daß dich der und jener erſchlage! ſagte ich gleichwol in ſolchem Schrecken, zuckte mein Aextlein, womit ich den Trog aufgemacht und hatte doch das Herz nicht, es ihm in den Kopf zu hauen. Er kniete nieder, hub die Hände auf und ſagte: „Min leve Herr, ick bidde ju doer Gott, ſchinkt mi min Levend!“ Da hörte ich erſt, daß es kein Teufel war, weil er von Gott redete und um ſein Leben bat. Ich ſagte demnach: er ſollte ſich aus dem Trog heben. Das that er und ging mit mir ſo nackend, wie ihn Gott erſchaffen hatte. Ich ſchnitt ein Stück von meinem Wachs und gab's ihm, mir zu leuchten, das that er gehorſamlich und führte mich in ein Stüblein, wo ich den Hausvater fand, der ſammt ſeinem Geſinde dies luſtige Schauſpiel anſah und mit Zittern um Gnade bat. Dieſe erhielt er leicht, weil wir den Bürgern ohne das nichts thun durften und er mir des Rittmeiſters Gepäck, darunter ein ziemlich wol verſchloſſen Felleiſen war, einhändigte, mit Bericht, daß der Rittmeiſter und ſeine Leute, bis auf einen Knecht und gegenwärtigen Mohren, ſich zu wehren auf ihre Poſten gangen wären. Indeſſen hatte der Springinsfeld den Knecht mit ſechs geſattelten ſchönen Pferden im Stall erwiſcht, die ſtellten wir in's Haus, verriegelten das und ließen den Mohren ſich anziehen, ſo wie den Wirth auftragen, was er für ſeinen Rittmeiſter zurichten müſſen.

Als inzwiſchen die Thore geöffnet, die Poſten beſetzt und unſer Generalfeldzeugmeiſter, Herr Graf von der Wahl, eingelaſſen wurde, nahm er ſeine Wohnung in eben dem Hauſe, wo wir uns befanden; darum mußten wir bei finſterer Nacht ein ander Quartier ſuchen. Das fanden wir bei unſeren Kameraden, die auch mit Sturm in's Städtlein kommen waren, und bei denen ließen wir uns wol ſein und brachten den übrigen Theil der Nacht mit Eſſen und Trinken zu, nachdem ich und Springinsfeld miteinander unſere Beute getheilt hatten. Ich erhielt für mein Theil den Mohren und die zwei beſten Pferde, darunter ein ſpaniſches war, auf dem ein Soldat ſich gegen ſeinen Feind durfte ſehen laſſen, und mit dem ich nachgehends nicht wenig prangte; aus dem Felleiſen aber kriegte ich unterſchiedliche köſtliche Ringe und in einer güldenen Kapſel mit Rubinen beſetzt, des Prinzen von Oranien Konterfei, weil ich dem Springinsfeld das Uebrige ließ. Ich bekam alſo, wenn ich es hätte bald verſchenken wollen, mit Pferden und Allem über die zweihundert Dukaten. Für den Mohren, der mir am ſauerſten ankommen war, wurden mir vom Generalfeldzeugmeiſter, dem ich ihn zuſtellte, nicht mehr als zwei Dutzend Thaler verehrt. Von dannen gingen wir ſchnell an die Ems; richteten aber wenig aus, und weil ſich's eben traf, daß wir auch gegen Recklinghauſen zukamen, nahm ich Erlaubniß, mit Springinsfeld meinem Pfaffen zuzuſprechen, dem ich den Speck geſtohlen hatte. Mit demſelben machte ich mich luſtig und erzählte ihm, daß mir der Mohr den Schrecken, den er und ſeine Köchin neulich empfunden, wieder eingetränkt hätte, verehrte ihm auch eine ſchöne ſchlagende Halsuhr zum freundlichen Valet, die ich aus des Rittmeiſters Felleiſen bekommen hatte und pflegte alſo aller Orten mir diejenigen zu Freunden zu machen, ſo ſonſt Urſache gehabt hätten, mich zu haſſen.

9.

Meine Hoffart vermehrte ſich mit meinem Glücke, daraus endlich nichts anderes, als mein Fall erfolgen konnte. Ungefähr eine halbe Stunde von Rehnen lagerten wir, als ich mit meinem beſten Kameraden Erlaubniß begehrte und erhielt, in das Städtlein zu gehen, etwas an unſerem Gewehr ſlicken zu laſſen. Weil nun unſere Meinung war, uns einmal rechtſchaffen mit einander luſtig zu machen, ſo kehrten wir im beſten Wirthshauſe ein und ließen Spielleute kommen, die uns Wein und Bier hinunter geigen mußten. Da ging's in Floribus her und blieb nichts unterweges, was dem Geld weh thun mochte; ja, ich hielt Burſche von anderen Regimentern zu Gaſte und ſtellte mich an wie ein junger Prinz, der Land und Leute vermag und alle Jahr ein groß Geld zu verzehren hat. Daher wurde uns auch beſſer als einer Geſellſchaft Reiter, die gleichfalls dort zehrte, aufgewartet, weil die es nicht ſo toll hergehen ließen. Das verdroß ſie und ſie fingen an, mit uns zu kippeln. „Woher kömmt's," ſagten ſie unter einander, „daß die Stiegelhüpfer uns ſo ihre Heller weiſen?" denn ſie hielten uns für Musketiere, maßen kein Thier in der Welt iſt, das einem Musketier gleicher ſieht als ein Dragoner, und wenn ein Dragoner vom Pferde fällt, ſo ſteht ein Musketier wieder auf. Ein Anderer antwortete: „Jener Säugling iſt gewiß ein Strohjunker, dem ſeine Mutter etliche Milchpfennige geſchickt, die er jetzt ſeinen Kameraden ſpendet, damit ſie ihn künftig irgend aus dem Schlamm oder durch einen Graben tragen ſollen." Mit den Worten zielten ſie auf mich, denn ich wurde für einen jungen Edelmann bei ihnen angeſehen. Solches wurde mir durch die Kellnerin hinterbracht; weil ich's aber nicht ſelbſt gehört, konnte ich anders nicht dazu thun, als daß ich gleich darauf ein groß Bierglas mit Wein einſchenken und auf die Geſundheit aller rechtſchaffenen Musketiere herumgehen, auch jedesmal ſolchen Lärm dazu machen ließ, daß Keiner ſein eigen Wort hören konnte. Das verdroß ſie noch mehr und ſie ſagten öffentlich: „Was Teufel! haben doch die Stiegelhüpfer für ein Leben?“ Springinsfeld antwortete: „Was geht's die Stiefelſchmierer an?“ Das ging ihm hin, denn er ſah ſo gräßlich drein, und machte ſo grauſame und bedrohliche Mienen, daß ſich Keiner an ihm reiben durfte. Doch ſtieß es ihnen wieder auf, und zwar einem anſehnlichen Kerl, der ſagte, in der Meinung, wir lägen da in Garniſon, weil unſere Kleider nicht ſo wetterfarbig wie die der Musketiere ausſahen, die Tag und Nacht im Felde liegen: „Wenn ſich die Mauerhocker auch auf ihrem Miſte nicht ſo breit machen dürften, wo wollten ſie ſich denn ſehen laſſen? Man weiß ja, daß Jeder von ihnen in offenen Feldſchlachten unſer Raub ſein muß, gleich wie die Taube eines jeden Stoßfalken!“ Ich antwortete: „Wir müſſen Städte und Feſtungen einnehmen, und ſolche werden uns zu verwahren anvertraut, da hingegen ihr Reiter auch vor dem geringſten Rattenneſte keinen Hund aus dem Ofen locken könnt; warum ſollten wir uns in dem, was mehr unſer als euer iſt, nicht luſtig machen?“ Der Reiter antwortete: „Wer Meiſter im Felde iſt, dem folgen die Feſtungen; daß wir aber die Feldſchlachten gewinnen müſſen, folgt aus dem, daß ich ſo drei Kinder wie du eines biſt, mit ſammt ihren Musketen, nicht allein nicht fürchten, ſondern ein Paar davon auf den Hut ſtecken und den dritten erſt fragen wollte, wo ſeiner noch mehr wären? Und ſäße ich nur bei dir,“ ſagte er gar höhniſch, ſo wollte ich dem Junker zu Beſtätigung der Wahrheit ein Paar Dachteln geben!“ Ich verſetzte: „Obzwar ich meine, ein ſo gutes Paar Piſtolen zu haben als du, der ich kein Reiter, ſondern nur ein Zwitter zwiſchen ihnen und den Musketieren bin, ſchau! ſo hat doch ein Kind das Herz, mit ſeiner Muskete allein gegen einen ſolchen Prahler zu Pferde, wie du einer biſt, mit all ſeinem Gewehr, im freien Felde zu Fuß zu erſcheinen.“ „Ach, du Bärenhäuter!“ ſagte der Kerl, „ich halte dich für einen Schelm, wenn du nicht, wie ein redlicher von Adel, alsbald deinen Worten eine Kraft gibſt.“ Hierauf warf ich ihm einen Handſchuh zu und ſagte: „Siehe da! wenn ich den nicht im freien Felde zu Fuß durch meine Muskete von dir wieder bekomme, ſo habe genugſame Macht und Gewalt, mich für das zu halten und auszuſchreien, was mich deine Vermeſſenheit geſcholten hat.“ Hierauf zahlten wir den Wirth, der Reiter machte ſeinen Karabiner und ſeine Piſtolen, ich meine Muskete fertig, und als er mit ſeinen Kameraden an den von uns beſtimmten Ort ritt, ſagte er zu meinem Springinsfeld: „Er ſollte mir nur allgemach das Grab beſtellen.“ Dieſer antwortete: „Er möchte das aus Vorſorge ſeinen Kameraden für ſich anbefehlen; mir aber verwieß er meine Frechheit und ſagte unverholen: Er beſorge, ich werde auf dem letzten Loche pfeifen. Ich lachte hingegen, weil ich mich ſchon vorlängſt beſonnen hatte, wie ich einem wolberittenen Reiter begegnen müſſe, wenn mich einmal einer zu Fuße mit der Muskete im weiten Felde feindlich angriffe. Da wir nun an den Ort kamen, wo der Tanz angehen ſollte, hatte ich meine Muskete bereits mit zwei Kugeln geladen, friſch Zündkraut aufgerührt und den Deckel auf der Zündpfanne mit Unſchlitt verſchmiert, wie vorſichtige Musketiere zu thun pflegen, wenn ſie das Zündloch und Pulver auf der Pfanne im Regenwetter vor Waſſer verwahren wollen.

Ehe wir auf einander gingen, bedingten beiderſeits Kameraden unter ſich, daß wir uns im freien Felde angreifen und zu dem Ende einer von Oſt, der andere von Weſt in ein umzäuntes Feld eintreten ſollten, wodann ein Jeder ſein Beſtes gegen den Andern thun möge, wie ein Soldat thun ſolle, der dergeſtalt ſeinen Feind vor Augen kriegt. Es ſollte ſich auch weder vor, in, noch nach dem Kampfe keiner von beiden Parteien unterſtehen, ſeinem Kameraden zu helfen, noch deſſen Tod oder Beſchädigung zu rächen. Als ſie ſich dieß mit Mund und Hand verſprochen hatten, gaben ich und mein Gegner einander auch die Hände und verzieh je Einer dem Anderen ſeinen Tod. In welcher allerunſinnigſten Thorheit, ſo je ein vernünftiger Menſch begehen kann, ein jeder hoffte, ſeiner Gattung Soldaten den Vorzug zu erhalten, gleichſam als ob des einen oder anderen Theils Ehre und Ruf an dem Ausgange unſeres teufliſchen Beginnens gelegen geweſen wäre. Da ich nun an meinem beſtimmten Ende mit doppelt brennender Lunte in das Feld trat und meinen Gegentheil vor Augen ſah, ſtellte ich mich, als ob ich das alte Zündkraut im Gange abſchüttete; that's aber nicht, ſondern rührte nur Zündpulver auf den Deckel meiner Zündpfanne, blies ab und paßte mit zwei Fingern auf der Pfanne auf, wie bräuchlich iſt. Eh ich dann meinem Gegner, der mich auch im Geſicht hielt, das Weiße im Auge ſehen konnte, ſchlug ich auf ihn an und brannte mein falſch Zündkraut auf dem Deckel der Pfanne vergeblich hinweg. Mein Feind meinte, die Muskete hätte mir verſagt und das Zündloch wäre mir verſtopft, und ſprengte deshalb mit einer Piſtole in der Hand gar zu begierig gerade auf mich los, des Willens, mir meinen Frevel zu bezahlen; aber eh er ſich's verſah, hatte ich die Pfanne offen und wieder angeſchlagen, und hieß ihn dergeſtalt willkommen, daß Knall und Fall eins war.

Ich zog mich hierauf zu meinen Kameraden zurück, die mich gleichſam küſſend empfingen, und die ſeinigen entledigten ihn aus ſeinem Stegreife und thaten gegen ihn und uns wie redliche Kerle, maßen ſie mir auch meinen Handſchuh mit großem Lobe wiederſchickten. Indem ich aber meine Ehre am höchſten ſchätzte, kamen fünf und zwanzig Musketiere aus Rehnen, die mich und meine Kameraden gefangen nahmen, und ward ich alsbald, in Ketten und Banden geſchloſſen, der Generalität überſchickt, weil alle Duelle bei Leibes- und Lebensſtrafe verboten waren.

10.

Inſofern unſer General-Feldzeugmeiſter ſtrenge Kriegszucht zu halten pflegte, beſorgte ich meinen Kopf zu verlieren. Hingegen hatte ich noch Hoffnung, davon zu kommen, weil ich bereits in ſo blühender Jugend jederzeit mich gegen den Feind wolgehalten und einen großen Ruf und Namen der Tapferkeit mir erworben. Doch war dieſe Hoffnung ungewiß, weil der täglichen Händel halb die Noth erforderte, ein Beiſpiel zu ſtiften. Die Unſrigen hatten eben damals ein feſtes Rattenneſt berannt und auffordern laſſen; aber eine abſchlägliche Antwort bekommen, weil der Feind wußte, daß wir kein grob Geſchütz führten. Deswegen rückte der Graf von der Wahl mit unſerem ganzen Corps vor beſagten Ort, begehrte durch einen Trompeter abermals die Uebergabe und drohte zu ſtürmen. Es erfolgte jedoch nichts anderes, als ein Schreiben, worin der Kommandant den Grafen aufforderte, ſeiner hohen Vernunft nach zu bedenken, wie übelanſtändig, ja unverantwortlich es einem Soldaten fallen würde, wenn er einen Ort, wie dieſer, dem Gegentheile ohne ſonderliche Noth einhändigte und worin er ſeine Excellenz erſuchte, ihm nicht zu verdenken, wenn er ſich zu verharren befleißige, bis mit den Waffen dem Orte zugeſprochen würde.

Hierauf wurde in unſerem Lager unterſchiedentlich von der Sache geredet, denn die Feſte liegen zu laſſen, war nicht rathſam, zu ſtürmen ohne eine Breſche hatte viel Blut gekoſtet und es wäre doch noch mißlich geſtanden, ob man ſie übermeiſtert oder nicht. Hätte man aber erſt die Stücke und alles Zubehör von Münſter oder Ham herholen ſollen, ſo wäre gar viele Mühe, Zeit und Unkoſten darauf gegangen. Indem nun Groß und Klein rathſchlagte, fiel mir ein, ich ſollte mir die Gelegenheit zu nutz machen, mich zu erledigen. Alſo gebot ich meinen Witz zuſammen und bedachte mich, wie man den Feind betrügen möchte, da es nur an den Stücken mangelte. Und weil er mir gleich einfiel, wie die Sache zu thun ſei, ließ ich meinem Obriſtlieutenant wiſſen, daß ich Anſchläge hatte, wodurch der Ort ohne Mühe und Unkoſten zu bekommen, wenn ich nur Pardon erlangen und wieder auf freien Fuß geſtellt werden könnte. Etliche alte und verſuchte Soldaten lachten darüber und ſagten: Wer hangt, der langt! Der gute Geſelle gedenkt ſich los zu ſchwatzen. Aber der Obriſtlieutenant ſelbſt und Andere, die mich kannten, nahmen meine Reden an wie einen Glaubensartikel. Ja, er ging deswegen ſelbſt zum General-Feldzeugmeiſter und brachte mein Vorgeben mit Erzählung vieles Dinges an, das er von mir zu ſagen wußte. Weil nun der Graf hiebevor auch vom Jäger gehört hatte, ließ er mich vor ſich bringen und ſo lange meiner Bande entledigen. Der Graf hielt eben Tafel, als ich hinkam und mein Obriſtlieutenant erzählte ihm, als ich verwichenen Frühling meine erſte Stunde unter Sanct Jakobspforte zu Soeſt Schildwacht geſtanden, ſei unverſehens ein ſtarker Platzregen mit großem Donner und Sturmwind kommen, deswegen ſich Jedermann aus dem Felde und den Gärten in die Stadt gerettet, und weil das Gedräng von Laufenden und Reitenden ziemlich dick worden, hätte ich ſchon damals den Verſtand gehabt, die Wacht in's Gewehr zu rufen, weil in ſolchem Gelauf eine Stadt am Beſten einzunehmen ſei. Zuletzt, ſagte der Obriſtlieutenant ferner, kam ein altes Weib ganz tropfnaß daher, die ſagte, eben als ſie beim

Jäger vorbeieilte: Ja, ich habe dies Wetter ſchon vierzehn Tage in meinem Rucken ſtecken gehabt! Als der Jäger das hörte und eben einen Stecken in Händen hatte, ſchlug er ſie damit über den Buckel und ſagte: Du alte Hexe, haſt du's nicht eher heraus laſſen können? Haſt du eben müſſen warten, bis ich anfahe Schildwacht zu ſtehen? Da ihm aber ſein Offizier wehrte, antwortete er: Es geſchieht ihr recht, das alte Weibsbild hat ſchon vor vier Wochen gehört, daß Jedermann nach einem guten Regen geſchrien, warum hat ſie ihn den ehrlichen Leuten nicht eher gegönnt? ſo wäre vielleicht Gerſte und Hopfen beſſer gerathen. — Darüber lachte der General-Feldzeugmeiſter trefflich, wiewol er ſonſt ein ernſthafter Herr war; ich aber dachte: erzählt der Obriſtlieutenant dem Grafen ſolche Narrenpoſſen, ſo hat er ihm gewiß auch nicht verſchwiegen, was ich ſonſt angeſtellt habe. Ich wurde vorgelaſſen, und als mich der General-Feldzeugmeiſter fragte: was mein Anbringen wäre, antwortete ich: Gnädiger Herr! obzwar mein Verbrechen und Ew. Excellenz rechtmäßig Gebot und Verbot mir das Leben abſprechen, ſo heißt mir doch die Treue, die ich ihrer römiſch kaiſerlichen Majeſtät, meinem allergnädigſten Herrn, bis in den Tod zu leiſten ſchuldig bin, einen Weg wie den anderen meines wenigen Ortes dem Feinde Abbruch thun und kaiſerlicher Majeſtät Nutzen und Kriegswaffen befördern. Der Graf fiel mir in die Rede und ſagte: Haſt du mir nicht neulich den Mohren gebracht? Ich antwortete: Ja, gnädiger Herr! Da ſagte er: Wol! dein Fleiß und deine Treue möchten vielleicht verdienen, dir das Leben zu ſchenken. Was haſt du aber für einen Anſchlag, den Feind aus gegenwärtigem Orte zu bringen, ohne ſonderlichen Verluſt der Zeit und Mannſchaft? Ich antwortete: Weil der Ort vor grobem Geſchütz nicht beſtehen kann, ſo hält meine Wenigkeit dafür, der Feind würde bald unterhandeln, wenn er nur eigentlich glaubte, daß wir Stücke bei uns haben. Das hätte mir wol ein Narr geſagt, ſprach der Graf; wer wird ſie überreden, es zu glauben? Ich antwortete: Ihre eigenen Augen. Ich habe ihre hohe Wacht mit einem Fernrohr geſehen, die kann man betrügen. Wenn man nur etliche Plöcher, den Brunnenteicheln gleich, auf Wagen ladet und mit ſtarkem Geſpann in das Feld fuhrt, ſo werden ſie ſchon glauben, es ſeien grobe Stücke, vornehmlich wenn Ew. Excellenz irgendwo im Felde etwas aufwerfen läßt, als ob man Stucke dahin pflanzen wollte. Mein liebes Bürſchlein! verſetzte der Graf, es ſind keine Kinder darin, ſie werden dem Spiegelfechten nicht glauben, und die Stucke auch hören wollen. Und wenn der Poſſen dann nicht angeht, ſagte er zu den umſtehenden Offizieren, ſo werden wir von aller Welt verſpottet. Ich erwiederte: Gnädiger Herr! ich will ſchon Stucke in ihren Ohren klingen laſſen, wenn ich ein Paar Doppelhaken und ein ziemlich groß Faß haben kann; ſonſt wird allein ohne den Knall keine Wirkung vorhanden ſein. Sollte wider Verhoffen nur Spott damit erlangt werden, ſo werde ich der Erfinder, weil ich ohnedies ſterben muß, ihn mit mir dahin nehmen und mit meinem Leben aufheben. Ob zwar nun der Graf nicht daran wollte, ſo überredete ihn doch mein Obriſtlieutenant dahin, denn er ſagte, ich ſei in dergleichen Sachen ſo glücklich, daß er nicht im wenigſten zweifle, der Poſſen werde angehen. Der Graf befahl ihm deswegen, die Sache anzuſtellen, wie er meinte, daß es ſich thun ließe, und ſagte im Scherz zu ihm: die Ehre, die er damit erwürbe, ſollte ihm allein zuſtehen.

Alſo wurden drei Plöcher zuwege gebracht, und vor jedes vier und zwanzig Pferde geſpannt, wiewol zwei genug geweſen waren; dieſe führten wir gegen Abend dem Feinde in's Geſicht. Indeſſen hatte ich auch drei Doppelhaken und ein Stückfaß, das wir von einem Schloß bekamen, unterhanden und richtete ein und anderes zu, wie ich's haben wollte, das wurde bei Nacht zu unſerer anſcheinlichen Artillerie geſchafft. Den Doppelhaken gab ich doppelte Ladung und ließ ſie durch benanntes Faß, dem der vordere Boden benommen war, losgeben, gleich als ob es drei Loſungsſchüſſe hätten ſein ſollen. Das donnerte dermaßen, daß Jedermann Stein und Bein geſchworen hätte, es wären Quartier-Schlangen oder halbe Kartaunen geweſen. Unſer General-Feldzeugmeiſter mußte der Gaukelfuhre lachen und ließ dem Feinde abermals Bedingungen anbieten, mit dem Zuſatze, wenn ſie ſich nicht noch dieſen Abend bequemten, ſollte es ihnen morgen nicht mehr ſo gut werden. Darauf wurden alsbald beiderſeits Geiſeln geſchickt, der Vergleich geſchloſſen und uns noch dieſelbe Nacht ein Thor der Stadt eingegeben, was mir trefflich zu gut kam, denn der Graf ſchenkte mir nicht allein das Leben, ſondern ließ mich augenblicks auf freien Fuß ſtellen und befahl dem Obriſtlieutenant in meiner Gegenwart, daß er mir das erſte Fähnlein geben ſollte, ſo ledig würde, welches ihm jedoch ungelegen war, denn er hatte der Vettern und Schwäger ſo viele, die aufpaßten, daß ich vor denſelben nicht zugelaſſen werden konnte.

11.

Es begegnete mir auf demſelben Marſche nichts merkwürdiges mehr. Da ich aber wieder nach Soeſt kam, hatten mir die Lippſtädtiſchen Heſſen meinen Knecht, den ich bei meinem Gepack im Quartier gelaſſen, ſammt einem Pferd auf der Weide hinweg gefangen. Von demſelben erkundete der Gegentheil mein Thun und Laſſen, und daher hielten ſie mehr von mir als zuvor, weil ſie damals durch das gemeine Geſchrei beredet worden waren, zu glauben, daß ich zaubern könnte. Er erzählte ihnen auch, daß er einer der Teufel geweſen ſei, die den Jäger von Werle auf der Schäferei ſo erſchreckt hatten, und da das der beſagte Jäger erfuhr, ſchämte er ſich ſo ſehr, daß er abermals das Reißaus ſpielte und von Lippſtadt zu den Holländern lief. Aber es war mein größtes Glück, daß mir dieſer Knecht gefangen worden, wie aus der Folge meiner Hiſtorie zu vernehmen ſein wird

Ich fing an, mich etwas reputirlicher zu halten, als zuvor, weil ich ſo ſtattliche Hoffnung hatte, in Bälde ein Fähnlein zu haben, und geſellte mich allgemach zu den Offizieren und jungen Edelleuten, die eben auf das ſpannten, was ich zu kriegen mir einbildete. Dieſe waren aber deshalb meine ärgſten Feinde und ſtellten ſich doch gegen mich als meine beſten Freunde an. So war mir der Obriſtlieutenant auch nicht gar grün, weil er Befehl hatte, mich vor ſeinen Verwandten zu befördern. Mein Hauptmann war mir darum abhold, weil ich mich an Pferden, Kleidern und Gewehr viel braver hielt, als er und den alten Geizhals nicht mehr wie ſonſt beſchenkte. Er hätte lieber geſehen, daß mir der Kopf hinweg geſchlagen, als ein Fähnlein verſprochen worden wäre, denn er dachte meine ſchönen Pferde zu erben; ſo haßte mich auch mein Lieutenant eines einzigen Wortes halb, das ich neulich unbedachtſam laufen laſſen, und das fügte ſich alſo: Wir waren mit einander auf dem letzten Zuge befehligt, eine gleichſam verlorne Wacht zu halten. Als nun das Schildwachthalten an mir war, was, unangeſehen es ſtockfinſtre Nacht, liegend geſchehen mußte, kroch der Lieutenant auf dem Bauche zu mir, wie eine Schlange und ſagte: Schildwacht, merkſt du was? Ich antwortete: Ja, Herr Lieutenant. Was da? Was da? ſagte er. Ich entgegnete: Ich merke, daß der Herr ſich fürchtet. Von dieſer Zeit an hatte ich keine Gunſt mehr bei ihm, und wo es am ungeheuerſten war, wurde ich zuerſt hingeſchickt; ja, er ſuchte an allen Orten und Enden Gelegenheit und Urſache, mir, noch ehe ich Fähndrich würde, das Wamms auszuklopfen, weil ich mich gegen ihn nicht wehren durfte. Nicht weniger feindeten mich alle Feldwebel an, weil ich ihnen vorgezogen wurde. Was aber gemeine Knechte waren, die fingen auch an, in ihrer Liebe und Freundſchaft zu wanken, weil es das Anſehen hatte, als ob ich ſie verachtete, indem ich mich nicht ſonderlich mehr zu ihnen, ſondern, wie obgemeldet, zu größeren Hanſen geſellte, die mich darum nicht lieber ſahen. Das Allerärgſte war, daß mir kein einziger Menſch ſagte, wie Jedermann gegen mich geſinnt, und ſo konnte ich's auch nicht merken, weil mir Mancher die beſten Worte unter Augen gab, der mich doch lieber todt geſehen hätte. Ich lebte eben dahin wie ein Blinder, in aller Sicherheit und wurde je länger je hoffärtiger, und wenn ſchon ich's wußte, daß es den Einen oder den Andern verdroß, ſo ich's etwa denen von Adel und vörnehmen Offizieren mit Pracht zuvor that, ließ ich's darum nicht unterweges. Ich ſcheute mich nicht, nachdem ich Gefreiter worden, ein Koller von ſechszig Reichsthalern, rothe ſcharlachne Hoſen und weiße atlaßne Aermel, überall mit Gold und Silber verbrämt, zu tragen, was damals eine Tracht der höchſten Offiziere war, darum ſtach's einem jeden in die Augen. Ich war ein ſchrecklich junger Narr; daß ich den Haſen ſo laufen ließ, denn hätte ich mich anders gehalten und das Geld, das ich ſo unnütz an den Leib hing, an gehörige Orte und Enden verſpendet, ſo hätte ich nicht allein das Fähnlein bald bekommen, ſondern mir auch nicht ſo Viele zu Feinden gemacht. Ich ließ es hierbei nicht bleiben, ſondern putzte mein beſtes Pferd, das Springinsfeld vom heſſiſchen Rittmeiſter bekommen hatte, mit Sattel, Zeug und Gewehr dergeſtalt heraus, daß man mich, wenn ich darauf ſaß, gar wol für einen andern Ritter Sanct Georg hätte anſehen mögen. Nichts ärgerte mich mehr, als daß ich wußte, ich ſei kein Edelmann, als welcher ich meinen Knecht und Jungen in meine Liverei hätte kleiden mögen. Ich dachte, alle Dinge haben ihren Anfang; wenn du ein Wappen haſt, ſo haſt du ſchon eine eigene Liverei, und wenn du Fähndrich wirſt, ſo mußt du ja ein Petſchaft haben, wenn ſchon du kein Junker biſt. Ich war nicht lange mit ſolchen Gedanken ſchwanger gangen, als ich mir durch einen Pfalzgrafen ein Wappen geben ließ, das waren drei rothe Larven in weißem Felde, und auf dem Helme ein Bruſtbild eines jungen Narrn, in kälbernem Anzuge mit einem Paar Haaſenohren, vorn mit Schellen geziert, denn ich dachte, dies ſchicke ſich am Beſten zu meinem Namen, weil ich Simplicius heiße. So wollte ich auch den Narren gebrauchen, mich in meinem künftigen hohen Stande dabei zu erinnern, was ich zu Hanau für ein Geſell geweſen, damit ich nicht gar zu hoffärtig würde, weil ich mich ſchon jetzt nichts Geringes zu ſein bedünken ließ. Alſo wurde ich erſt rechtſchaffen der erſte meines Namens, Stammes und Wappens, und wenn mich Jemand damit foppen wollen, hätte ich ihm ohne Zweifel einen Degen oder ein Paar Piſtolen angeboten.

Wiewol ich damals noch nichts nach dem Weibervolk fragte, ging ich gleichwol mit denen von Adel, wann ſie irgends Jungfern beſuchten, deren es Viele in der Stadt gab, mich ſehen zu laſſen und mit meinen ſchönen Haaren, Kleidern und Federbüſchen zu prangen. Ich muß bekennen, daß ich meiner Geſtalt halb allen Anderen vorgezogen wurde; mußte aber daneben hören, daß mich die verwöhnten Dirnen einem ſchönen und wolgeſchnitzten hölzernen Bilde verglichen, woran außer der Schönheit, weder Kraft noch Saft wäre, denn es war ſonſt nichts an mir, das ihnen gefiel. So konnte ich auch ohne das Lautenſchlagen nichts vorbringen, was ihnen angenehm geweſen wäre, weil ich noch nichts vom Lieben wußte. Als mich aber die ſich um das Frauenzimmer umthun konnten, meiner holzböckiſchen Art und Ungeſchicklichkeit halb anſtachen, um ſich ſelbſt dadurch beliebter zu machen, und ihre Wolredenheit zu rühmen, ſagte ich hingegen: daß mir's genug ſei, wenn ich zur Zeit meine Freude an einem blanken Degen und einer guten Muskete hätte. Da auch das Frauenzimmer dieſe meine Rede billigte, verdroß es ſie ſo ſehr, daß ſie mir heimlich den Tod ſchwuren, unangeſehen Keiner war, der das Herz hatte, mich herauszufordern, oder Urſache zu geben, daß ich einen von ihnen gefordert hätte, wozu ein Paar Ohrfeigen, oder ſonſt empfindliche Worte genug geweſen wären, zu dem ich mich auch ziemlich breit machte. Die Frauenzimmer muthmaßten daraus, daß ich ein entſchloſſener Jüngling ſein mußte und ſagten unverholen, daß blos meine Geſtalt und mein rühmlicher Sinn bei einer Jungfer das Wort beſſer führe, als alle Artigkeiten, die Amor je erfunden, was die Anweſenden noch mehr verbitterte.

12.

Ich hatte zwei Pferde, die waren alle meine Freude ſo ich dazumal in der Welt genoß. Alle Tage ritt ich mit ihnen auf die Reitſchule oder ſpazieren, wenn ich ſonſt nichts zu thun hatte. Nicht zwar als hätten die Pferde noch etwas zu lernen bedurft, ſondern ich that's darum, damit die Leute ſehen ſollten, daß die ſchönen Kreaturen mir zugehörten. Wenn ich dann ſo durch eine Gaſſe daher prangte, oder vielmehr das Pferd mit mir dahin tanzte und das alberne Volk zuſah und zu einander ſagte: Seht, das iſt der Jäger! Ach, welch ein ſchön Pferd! Ach, welch ein ſchöner Federbuſch! Oder: Min God, wat vor en brave Kerl is mi dat! ſo ſpitzte ich die Ohren gewaltig und ließ mir's ſo ſanft thun, als ob mich die Königin Nikaulis dem weiſen Salomo in ſeiner höchſten Majeſtät ſitzend verglichen hätte. Aber, ich Narr! hörte nicht, was vielleicht damals verſtändige Leute von mir hielten, oder meine Mißgönner von mir ſagten. Dieſe letzteren wünſchten mir ohne Zweifel, daß ich Hals und Beine brechen ſollte, weil ſie mir's nicht gleich thun konnten; Andere aber dachten gewißlich, daß ich nicht ſo toll daher ziehen würde, wenn Jedermann das Seinige hätte. Kurz, die Allerklügſten müſſen mich wol für einen jungen Laffen gehalten haben, deſſen Hoffart nothwendig nicht lange dauern würde, weil ſie auf einem ſchlechten Grunde beſtünde und nur aus ungewiſſer Beute erhalten würde. Und wenn ich ſelber die Wahrheit bekennen ſoll, muß ich geſtehen, daß ſie nicht unrecht urtheilten, wiewol ich's damals nicht verſtund, denn es war nichts anderes mit mir, als daß ich meinem Manne, wenn einer mit mir zu thun bekommen, das Hemd rechtſchaffen heiß machen und alſo für einen einfachen guten Soldaten gelten konnte, ungeachtet ich gleichſam noch ein Kind war. Aber die Urſache machte mich ſo groß, daß jetziger Zeit der geringſte Roßbube den tapferſten Helden von der Welt todtſchießen kann. Wäre das Pulver noch nicht erfunden geweſen, ſo hätte ich die Pfeiſe im Sacke müſſen ſtecken laſſen.

Meine Gewohnheit war, wenn ich ſo herum ſchweifte, daß ich alle Wege und Stege, Gräben, Moräſte, Büſche, Bühel und Waſſer beritt, ſie mir bekannt machte und in's Gedächtniß faßte, damit, wenn's künftig etwa an dem einen oder anderen Orte mit dem Feind ein Scharmützel ſetzte, ich mir die Gelegenheit angriffs- wie vertheidigungsweiſe zu nutz machen könnte. Zu dem Ende ritt ich einmal unweit der Stadt bei einem alten Gemäuer vorüber, darauf vor Zeiten ein Haus geſtanden. Im erſten Anblick dachte ich, dies wäre ein gelegener Ort, darin aufzupaſſen oder ſich dahin zu flüchten, ſonderlich für uns Dragoner, wenn wir von Reitern übermannt und gejagt werden ſollten. Ich ritt in den Hof, deſſen Gemäuer ziemlich verfallen war, um zu ſehen, ob man auf den Nothfall ein Pferd dahin ſtellen und wie man ſich daraus zu Fuß wehren könnte? Als ich nun deshalb Alles beſichtigen und bei dem Keller, deſſen Gemäuer noch rund umher aufrecht ſtund, vorüber reiten wollte, konnte ich mein Pferd, das ſonſt im geringſten nichts ſcheute, weder mit Liebe noch Leid bringen, wohin ich wollte. Ich ſpornte es, daß mich's dauerte; aber es half nichts. Ich ſtieg ab und führte es an der Hand die verfallene Kellerſtiege hinunter, um zu erfahren, wovor es doch ſcheute, damit ich mich ein andermal darnach richten könnte; aber es hüpfte zurück, ſo ſehr es immer mochte. Endlich brachte ich's mit guten Worten und Streichen hinunter, und indem ich es ſtrich und ihm liebkoſte, wurde ich gewahr, daß es vor Angſt ſchwitzte und die Augen ſtets in eine Ecke des Kellers richtete, wohin es am allerwenigſten wollte, wenn ich gleich nicht das Geringſte ſah, darob der ſchlimmſte Kollerer hätte wetterlauniſch werden mögen. Als ich nun ſo mit Verwunderung da ſtund und dem Pferde zuſah, wie es vor Furcht zitterte, kam mich auch ein ſolches Grauſen an, daß mir nicht anders wurde, als ob man mich bei den Haaren empor zöge und einen Kübel voll kalt Waſſer über mich abgöſſe; doch konnte ich nichts ſehen. Aber das Pferd ſtellte ſich viel ſeltſamer, daß ich mir nichts anderes einbilden konnte, als, ich müßte vielleicht ſammt dem Pferde verzaubert ſein und in dem Keller mein Ende nehmen. Deswegen wollte ich wieder zurück; mein Pferd aber wollte mir durchaus nicht folgen, ſo daß ich noch ängſtlicher und ſo verwirrt wurde, daß ich ſchier nicht wußte, was ich that. Zuletzt nahm ich ein Piſtol auf den Arm und band das Pferd an einen ſtarken Holderſtock, der im Keller aufgewachſen war, der Meinung, aus dem Keller zu gehen und Leute in der Nähe zu ſuchen, die meinem Pferde wieder herauf hülfen. Indem ich hiermit umgehe, fällt mir ein, ob nicht vielleicht in dem alten Gemäuer ein Schatz verborgen liegen, deſſetwegen es ſo ungeheuer ſein möchte? Ich glaubte meinem Einfall und ſah mich genauer um, ſonderlich in der Ecke, dahin mein Pferd ſo gar nicht wollte und wo ich eines Stücks Gemäuer gewahr wurde, ungefähr ſo groß als ein gemeiner Kammerladen, das dem andern alten Gemäuer weder an der Farbe noch Arbeit glich. Als ich aber hinzugehen wollte, wurde mir abermals wie zuvor, nehmlich, als ob mir alle Haare zu Berg ſtünden, was mich in meiner Meinung beſtärkte, daß ein Schatz allda verborgen ſein müßte.

Zehn, ja wol hundertmal lieber hätte ich Kugeln gewechſelt, als mich in ſolcher Angſt befunden. Ich ward gequält und wußte nicht von wem, denn ich ſah oder hörte nichts. Ich nahm das andere Piſtol auch von meinem Pferde und wollte damit durchgehen und das Pferd ſtehen laſſen; vermochte aber die Stiegen nicht hinauf zu kommen, weil mich, wie mich däuchte, eine ſtarke Luft aufhielt. Da lief mir erſt die Katze den Buckel hinauf. Zuletzt fiel mir ein, ich ſollte meine Piſtolen löſen, damit die Bauern die in der Nähe im Feld arbeiteten, mir zuliefen und mit Rath und That zu Hülfe kämen. Das that ich, weil ich ſonſt kein Mittel, Rath, noch Hoffnung hatte oder wußte, aus dieſem ungeheuern Wunderort zu kommen. Ich war auch ſo erzürnt oder vielmehr ſo verzweifelt, denn ich weiß ſelber nicht mehr, wie mir geweſen iſt, daß ich, im Losſchießen, meine Piſtolen gerade an den Ort kehrte, wo ich meinte, daß die Urſache meines ſeltſamen Begegniſſes ſtecke, und traf das Stück Gemäuer mit zwei Kugeln ſo hart, daß es ein Loch gab, darein man zwei Fäuſte hätte legen mögen. Als der Schuß geſchehen, wieherte mein Pferd und ſpitzte die Ohren, was mich herzlich erquickte, nicht weiß ich, iſt damals das Ungeheuer oder Geſpenſt verſchwunden, oder hat ſich das arme Thier über das Schießen gefreut? Einmal, ich faßte wieder ein friſch Herz und ging ganz unverhindert und ohne alle Furcht zu dem Loche, das ich erſt durch den Schuß geöffnet hatte. Da fing ich an, die Mauer vollends einzubrechen und fand von Silber, Gold und Edelgeſteinen einen ſo reichen Schatz, der mir noch auf dieſe Stunde wol bekäme, wenn ich ihn nur recht zu verwahren und anzulegen gewußt hätte. Es waren ſechs Dutzend altfränkiſche Tiſchbecher, ein großer güldener Pokal, etliche Doppelbecher, vier ſilberne und ein güldenes Salzfaß, eine altfränkiſche güldene Kette, unterſchiedliche Diamanten, Rubinen, Saphire und Smaragden, in Ringe und andere Kleinodien gefaßt. Desgleichen ein ganz Lädlein voll großer Perlen; aber alle verdorben oder abgeſtanden, und in einem verſporten ledernen Sacke achtzig von den älteſten Joachimsthalern aus feinem Silber; ſodann achthundert drei und neunzig Goldſtücke mit dem franzöſiſchen Wappen und einem Adler, welche Münze Niemand kennen wollte, weil man, wie ſie ſagten, die Schrift nicht leſen konnte. Dieſe Münze, die Ringe nnd Kleinodien ſteckte ich in meine Hoſentaſchen, Stiefeln und Piſtolenhalftern, und weil ich keinen Sack bei mir hatte, ſintemal ich nur ſpazieren geritten war, ſchnitt ich meine Schabrake vom Sattel und packte in ſie, weil ſie gefüttert war und mir gar wol als ein Sack dienen konnte, das übrige Silbergeſchirr, hing die güldne Kette an den Hals, ſaß fröhlich zu Pferde und ritt meinem Quartier zu. Wie ich aus dem Hofe kam, ward ich zweier Bauern gewahr, die davon liefen, ſobald ſie mich ſahen. Ich ereilte ſie leichtlich, weil ich ſechs Füße und ein eben Feld hatte, und fragte ſie, warum ſie hätten ausreißen wollen und warum ſie ſich ſo ſchrecklich fürchteten? Da erzählten ſie mir, daß ſie gemeint hätten, ich wäre das Geſpenſt, das in gegenwärtigem öden Edelhof wohne und die Leute, wenn man ihm zu nahe kä=

me, elendiglich zu behandeln pflege. Und als ich ferner nach deſſen Beſchaffenheit fragte, gaben ſie mir zur Antwort, daß aus Furcht vor dem Ungeheuer oft in vielen Jahren kein Menſch an den Ort komme, es ſei denn ein Fremder, der ſich verirre und von ungefähr dahin gerathe. Die gemeine Sage ginge im Land, es wäre ein eiſerner Trog voll Geldes darin, den ein ſchwarzer Hund hüte, zuſammt einer verfluchten Jungfer und, wie ſie ſelbſt von ihren Großeltern gehört hätten, ſo ſollte ein fremder Edelmann, der weder ſeinen Vater noch Mutter kenne, in's Land kommen, die Jungfer erlöſen, den eiſernen Trog mit einem feurigen Schlüſſel aufſchließen und das verborgene Geld davon bringen. Dergleichen alberne Mährchen erzählten ſie mir noch viele, weil ſie aber gar zu ſchlecht klingen, will ich beliebter Kürze halber abbrechen. Hiernach fragte ich ſie, was denn ſie Beide da gewollt hätten, da ſie doch ohne dies nicht in das Gemäuer gehen dürften? Sie antworteten: ſie hätten einen Schuß, ſammt einem lauten Schrei gehört, da ſeien ſie zugelaufen, um zu ſehen, was zu thun ſein möchte? Als ich ihnen ſagte: ich hätte zwar geſchoſſen, der Hoffnung, es würden Leute zu mir in's Gemäuer kommen, weil mir auch ziemlich angſt worden, wüßte aber von keinem Geſchrei, ſo antworteten ſie: man möchte in dieſem Schloſſe lange ſchießen hören, bis Jemand aus unſerer Nachbarſchaft hineinläuft, denn es iſt in Wahrheit ſo abenteuerlich damit beſchaffen, daß wir dem Junker nicht glauben würden, wenn er ſagte, er wäre darin geweſen, dafern wir ihn nicht ſelbſt hätten herausreiten ſehen. Hierauf wollten ſie viel Ding's von mir wiſſen, vornehmlich, wie es darin beſchaffen wäre, und ob ich die Jungfer ſammt dem ſchwarzen Hunde auf dem eiſernen Trog nicht geſehen hätte? Alſo, daß ich ihnen, wenn ich nur aufſchneiden wollen, ſeltſame Bären hätte anbinden können; aber ich ſagte ihnen im geringſten nichts, auch nicht einmal, daß ich den köſtlichen Schatz ausgehoben, ſondern ritt meines Weges in mein Quartier und beſchaute meinen Fund, der mich herzlich erfreute.

13.

Die, ſo wiſſen, was das Geld gilt und es daher für ihren Gott halten, haben deſſen nicht geringe Urſache, denn iſt Jemand in der Welt, der ſeine Kräfte und beinahe göttlichen Tugenden erfahren hat, ſo bin ich's. Ich weiß, wie einem zu Muthe iſt, der des einen ziemlichen Vorrath hat, und ſo habe ich auch nicht nur einmal erfahren, wie der geſinnt ſei, der keinen einzigen Heller vermag. Ja, ich dürfte mich vermeſſen, zu erweiſen, daß es alle Tugenden und Wirkungen viel kräftiger hat und vermag, als alle Edelgeſteine, denn es vertreibt die Melancholie wie der Diamant, es macht Luſt und Liebe zu den Studien wie der Smaragd, darum werden gemeiniglich mehr reicher als armer Leute Kinder Studenten. Es nimmt hinweg Furchtſamkeit und macht den Menſchen fröhlich und glückſelig wie der Rubin. Es iſt dem Schlafe oft hinderlich wie die Granaten, hingegen hat es eine große Kraft, die Ruhe und den Schlaf zu befördern, wie der Hiazint. Es ſtärkt das Herz und macht den Menſchen freudig, ſittſam, friſch und mild wie der Saphir und Amethiſt. Es vertreibt böſe Träume, macht fröhlich, ſchärft den Verſtand, und ſo man mit Jemand zankt, macht es, daß man ſiegt, wie der Sardus, vornehmlich wenn man den Richter damit beſticht. Es löſcht die unkeuſchen Begierden aus, ſonderlich weil man ſchöne Weiber für Geld bekommen kann. In Kürze, es iſt nicht auszuſprechen, was das liebe Geld vermag, wie ich denn hiebevor in meinem Schwarz und Weiß etwas davon geſchrieben, wenn man es nur recht zu gebrauchen und anzulegen weiß.

Was das Meinige anlangt, das ich damals ſowol mit Rauben als mit Findung dieſes Schatzes zuwege gebracht, ſo hatte daſſelbe eine ſeltſame Natur an ſich, denn erſtlich machte es mich hoffärtiger als ich zuvor war, ſogar, daß es mich auch im Herzen verdroß, daß ich nur Simplicius heißen ſollte. Es hinderte mir den Schlaf wie die Granaten, denn ich lag manche Nacht und ſpekulirte, wie ich es anlegen und noch mehr dazu bekommen möchte. Es machte mich zu einem vollkommenen Rechenmeiſter, denn ich überſchlug, was mein ungemünztes Silber und Gold etwa werth ſei, ſummte es zu dem, was ich hin und wieder verborgen und noch bei mir im Seckel hatte und befand, ohne die Edelſteine einen namhaften Betrag. Es gab mir auch ſeine eigne angeborne Schalkheit und böſe Natur zu verſuchen, indem es mir das Sprüchwort: wo Viel iſt, begehrt man immer mehr, rechtſchaffen auslegte und mich ſo geizig machte, daß mir Jedermann hätte feind werden mögen. Ich bekam von ihm närriſche Anſchläge und ſeltſame Grillen in's Hirn und folgte doch keinem einzigen Einfall, den ich kriegte. Einmal kam es mir in den Sinn, ich ſollte den Krieg aufgeben, mich irgendwo hinſetzen und mit einem ſchmutzigen Maul zum Fenſter ausſehen. Aber geſchwind reute mich's wieder, vornehmlich da ich bedachte, was für ein freies Leben ich führe und was für Hoffnung ich hätte, ein großer Hans zu werden. Da dachte ich dann: Hui, Simplicius! laß dich adeln, und wirb dem Kaiſer eine eigne Kompagnie Dragoner aus deinem Seckel, ſo biſt du ſchon ein ausgemachter junger Herr, der mit der Zeit noch hoch ſteigen kann. Sobald ich mir aber zu Gemüth führte, daß meine Hoheit durch ein einzig unglücklich Treffen fallen oder ſonſt durch einen Friedensſchluß ſammt dem Krieg in Bälde ein Ende nehmen könnte, ließ ich mir dieſen Anſchlag auch nicht mehr belieben. Alsdann fing ich an, mir mein vollkommen männlich Alter zu wünſchen, denn wenn du das hätteſt, ſagte ich zu mir ſelber, nahmſt du eine ſchöne, junge, reiche Frau, kaufteſt irgend einen adlichen Sitz und führteſt ein geruhig Leben. Ich wollte mich auf die Viehzucht legen und mein ehrlich Auskommen reichlich haben können. Da ich aber wußte, daß ich viel zu jung hierzu war, mußte ich dieſen Anſchlag auch fahren laſſen. Solcher und dergleichen Anſchläge hatte ich viel, bis ich endlich beſchloß, meine beſten Sachen irgend in einer wolverwahrten Stadt einem begüterten Manne in Verwahrung zu geben und zu verharren, was das Glück ferner mit mir machen würde. Damals hatte ich meinen Jupiter noch bei mir, denn ich konnte ſeiner nicht los werden. Derſelbe redte zu Zeiten ſehr ſubtil und that etliche Wochen gar klug ſein, hatte mich auch über alle maßen lieb, weil ich ihm viel Gutes erwies. Wie er mich nun immer in tiefen Gedanken gehen ſah, ſagte er zu mir: Liebſter Sohn! ſchenkt euer Sündengeld, Gold und Silber weg. Ich ſagte: warum, mein lieber Jupiter? Darum, antwortete er, daß ihr euch Freunde dadurch macht und eurer unnützen Sorgen los werdet. Ich meinte, daß ich lieber gern mehr hätte, und darauf äußerte er: So ſeht, wo ihr mehr bekommt, aber auf ſolche Weiſe werdet ihr euch euer Lebtage weder Ruhe noch Freunde ſchaffen. Laßt die alten Schabhälſe geizig ſein, ihr aber haltet euch, wie es einem jungen wackeren Kerl zuſteht, ihr ſollt viel eher Mangel an guten Freunden als an Geld erfahren. Ich dachte der Sache nach und befand zwar, daß Jupiter wol daran rede; der Geiz aber hatte mich dergeſtalt eingenommen, daß es mir gar nicht beikam, etwas hinzuſchenken. Dennoch verehrte ich zuletzt dem Kommandanten ein Paar ſilberne und übergeldete Doppelbecher und meinem Hauptmanne ein Paar ſilbern

Salzfäſſer, womit ich freilich nichts anderes ausrichtete, als daß ich ihnen nur den Mund nach dem Uebrigen wäſſerig machte, weil es ſeltene Alterthümer waren. Meinen getreuſten Kamerad Springinsfeld ſchenkte ich zwölf Reichsthaler, und der rieth mir dagegen, ich ſollte meinen Reichthum von mir thun oder gewärtig ſein, daß ich dadurch in Unglück käme, denn die Offiziere ſähen nicht gern, daß ein gemeiner Soldat mehr Geld hätte als ſie, ſo hätte er auch wol ehemals geſehen, daß ein Kamerad den andern Geldes halber heimlich ermordet. Bisher hätte ich geheim halten können, was ich an Beute erſchnappt, weil Jedermann geglaubt, daß ich Alles wieder an Kleider, Pferde und Gewehr gehängt; nunmehr aber würde ich Niemand mehr etwas verkleiben oder ihm weiß machen, daß ich kein übrig Geld hätte, denn Jeder mache den gefundenen Schatz größer, als er an ſich ſelbſt ſei, und da ich ohnedies nicht mehr wie hierbevor ſpende, ſo müſſe er oft hören, was unter den Burſchen für ein Gemurmel gebe. Er anſtatt meiner ließe den Krieg Krieg ſein, ſetzte ſich irgend wohin in Sicherheit und ließe den lieben Gott walten. Ich antwortete: Höre, Bruder! wie kann ich die Hoffnung zu einem Fähnlein ſo leicht in den Wind ſchlagen? Ja, ja, ſagte Springinsfeld, hole mich der und jener, wenn du ein Fähnlein bekommſt. Die Anderen, die auch darauf hoffen, würden dir eh tauſendmal den Hals brechen helfen, wenn ſie ſähen, daß eins ledig wäre und du es bekommen ſollteſt. Lerne mir nur keine Karpfen kennen, denn mein Vater iſt ein Fiſcher geweſen. Halt mir's zu gut, Bruder! ich habe länger zugeſehen, wie es im Kriege hergeht, als du. Siehſt du nicht, wie mancher Feldwebel bei ſeinem kurzen Gewehr grau wird, der vor Vielen eine Kompagnie zu haben verdiente? Meinſt du, ſie ſeien nicht auch Kerle, die etwas haben hoffen dürfen? Zudem, ſo gebührt ihnen von Rechtswegen mehr als dir ſolche Beförderung, wie du ſelber erkennſt. Ich mußte ſchweigen, weil Springinsfeld aus einem deutſchen aufrichtigen Herzen mir die Wahrheit ſo getreulich ſagte und nicht heuchelte, und biß die Zähne heimlich über einander, denn ich bildete mir damals viel ein. Jedoch erwog ich dieſe und meines Jupiters Reden ſehr fleißig und bedachte, daß ich keinen einzigen angebornen Freund hätte, der ſich meiner in Nöthen annehmen oder meinen Tod, ſo er geſchehn, heimlich oder öffentlich rächen würde. Auch konnte ich mir leicht einbilden, wie die Sache umſtändlich und an ſich ſelbſt war. Dennoch geſtattete mir weder mein Ehr- noch mein Geldgeiz, viel weniger die Hoffnung, groß zu werden, von dem Kriege abzulaſſen und mir Ruhe zu ſchaffen, ſondern ich verblieb bei meinem erſten Vorſatze, und, indem ſich eben eine Gelegenheit nach Köln zeigte, wohin ich nebſt hundert Dragonern etliche Kaufleute und Güterwagen von Münſter geleiten mußte, packte ich meinen gefundenen Schatz zuſammen, nahm ihn mit und gab ihn einem der vornehmſten Kaufleute daſelbſt, gegen ein genaues handſchriftliches Verzeichniß, aufzuheben. Es waren vier und ſiebenzig Mark ungemünzt fein Silber, fünfzehn Mark Gold, achtzig Joachimsthaler, und in einem verſiegelten Käſtlein unterſchiedliche Ringe und Kleinodien, ſo mit Gold und Edelgeſteinen achtehalb Pfund in Allem gewogen, ſammt achthundert drei und neunzig alten gemünzten Goldſtücken, deren jedes anderthalb Goldgülden ſchwer war. Meinen Jupiter brachte ich auch dahin, weil er's begehrte und in Köln anſehnliche Verwandte hatte. Gegen die rühmte er die Gutthaten, die er von mir empfangen, und machte, daß ſie mir viel Ehre erwieſen; mir aber rieth er noch allezeit, ich ſollte mein Geld beſſer anlegen und mir Freunde dafür kaufen, die mir mehr als das Gold in der Kiſte nützen würden.

14.

Auf dem Zurückwege machte ich mir allerhand Gedanken, wie ich mich inskünftige halten wollte, damit ich Jedermanns Gunſt erlangte, denn Springinsfeld hatte mir einen unruhigen Floh in's Ohr geſetzt und mich zu glauben überredet, als ob mich Jedermann neide, wie es denn in Wahrheit nicht anders war. So erinnerte ich mich auch deſſen, was mir die berühmte Wahrſagerin zu Soeſt ehemals geſagt, und belud mich deshalb mit noch größeren Sorgen. Mit dieſen Gedanken ſchärfte ich meinen Verſtand trefflich und nahm wahr, daß ein Menſch, der ohne Sorgen dahin lebt, faſt wie ein Thier ſei. Ich ſann aus, welcher Urſache halb mich der Eine oder Andere haſſen möchte, und erwog, wie ich einem Jeden begegnen müſſe, damit ich ſeine Gunſt wieder erlange, verwunderte mich auch daneben höchlich, daß die Kerle ſo falſch ſein und mir gute Worte geben ſollten, da ſie mich nicht liebten. Deswegen dachte ich, mich anzuſtellen wie die Anderen und zu reden, was Jedem gefalle, auch Jedem mit Ehrerbietung zu begegnen, obſchon es mir nicht ſo um's Herz wäre. Vornehmlich aber merkte ich klar, daß meine eigne Hoffart mich mit den meiſten Feinden beladen hatte, und ſo hielt ich für nöthig, mich wieder demüthig zu ſtellen, obwol ich's nicht ſei, mit den gemeinen Kerlen wieder unten und oben zu liegen; vor den Höheren aber den Hut in Händen zu tragen und mich der Kleiderpracht in etwas abzuthun, bis ſich etwa mein Stand ändere. Ich hatte mir von dem Kaufherrn in Köln hundert Thaler geben laſſen, ſolche ſammt Zinſen wieder zu erlegen, wann er mir meinen Schatz aushändige. Die gedachte ich unterweges halb der Convoy zu verſpenden, weil ich nunmehr erkannte, daß der Geiz keine Freunde macht. Solchergeſtalt war ich entſchloſſen, mich zu ändern, und noch auf dieſem Wege den Anfang zu machen. Ich machte aber die Zeche ohne den Wirth, denn da wir durch das bergſche Land ziehen wollten, paßten uns an einem vortheilhaften Orte achtzig Feuerröhre und funfzig Reiter auf, eben als ich ſelbfünft mit einem Korporal geſchickt ward, voran zu reiten und die Straße zu erkunden. Der Feind hielt ſich ſtill, als wir in ſeinen Halt kamen, und ließ uns durch, damit, wenn er uns angegriffen hätte, die Convoy nicht gewarnt würde, bis ſie auch zu ihm in die Enge käme. Er ſchickte uns aber einen Kornet mit acht Reitern nach, die uns im Geſicht behielten, bis die Ihrigen unſer Convoy ſelbſt angriffen und wir umkehrten, uns auch zu den Wagen zu thun. Da gingen ſie auf uns los und fragten, ob wir Quartier wollten? Ich für meine Perſon war wol beritten, denn ich hatte mein beſtes Pferd unter mir; ich wollte aber gleichwol nicht ausreißen und ſchwang mich herum auf eine kleine Ebene, um zu ſehen, ob da Ehre einzulegen ſei. Indeſſen hörte ich ſtracks an der Ladung, die die Unſrigen empfingen, was die Glocke geſchlagen und trachtete nach der Flucht; aber der Kornet hatte Alles vorbedacht und uns den Paß ſchon abgeſchnitten, und indem ich bedacht war, mich durchzuhauen, bot er mir, weil er mich für einen Offizier anſah, nochmals Quartier an. Ich dachte: das Leben eigentlich davon zu bringen, iſt beſſer, als ein ungewiſſes Wagniß und fragte ihn: ob er mir als ein redlicher Soldat Quartier halten wollte? Er verſetzte: Ja, rechtſchaffen! Alſo reichte ich ihm meinen Degen hin und gab mich dergeſtalt gefangen. Er fragte mich gleich, was ich für einer ſei? denn er ſehe mich für einen Edelmann und Offizier an. Nachdem ich ihm aber erwiedert hatte, ich würde der Jäger von Soeſt genannt, antwortete er: So hat er gut Glück, daß er uns vor vier Wochen nicht in die Hände gerathen, denn zu der Zeit hätte ich ihm kein Quartier geben und halten dürfen, weil man ihn damals bei uns für einen öffentlichen Zauberer gehalten hat. Dieſer Kornet war ein tapferer junger Edelmann, und nicht über zwei Jahr älter als ich. Er freute ſich ſehr der Ehre, den berühmten Jäger gefangen zu haben, und deswegen hielt er auch das verſprochene Quartier ehrlich und wie die Holländer, deren Gebrauch iſt, ihren gefangenen ſpaniſchen Feinden von dem, was der Gürtel beſchließt, nichts zu nehmen. Ja, er ließ mich nicht einmal durchſuchen; ich aber war ſelbſt der Beſcheidenheit, das Geld aus meinen Taſchen zu thun und ihnen zuzuſtellen. Da es an ein Theilen ging, ſagte ich auch dem Kornet heimlich: er ſollte ſehen, daß ihm mein Pferd, Sattel und Zeug zu Theil würde, denn er würde im Sattel dreißig Dukaten finden und das Pferd hätte ohnedies ſchwerlich ſeines Gleichen. Deswegen nun wurde mir der Kornet ſo hold, als ob ich ſein leiblicher Bruder wäre, er ſaß auch gleich auf mein Pferd und ließ mich auf dem ſeinigen reiten; von der Convoy aber blieben nicht mehr als ſechſe todt und dreizehn wurden gefangen, darunter acht Beſchädigte; die Uebrigen gingen durch und hatten das Herz nicht, im freien Felde dem Feinde die Beute wieder abzujagen, was ſie fein hätten thun können, weil ſie alle zu Pferd waren. Nachdem die Beuten und Gefangenen getheilt worden, gingen die Schweden und Heſſen, denn ſie waren aus unterſchiedlichen Garniſonen, noch ſelbigen Abend von einander. Mich und den Korporal, ſammt noch drei Dragonern, behielt der Kornet, weil er uns gefangen bekommen, und daher wurden wir in die Feſtung Lippſtadt geführt, die nicht gar zwei Meilen von unſerer Garniſon lag. Weil ich zuvor dem Orte viel Dampf angethan, war mein Name daſelbſt wol bekannt; ich ſelber aber mehr gefürchtet als geliebt. Als wir die Stadt vor Augen hatten, ſchickte der Kornet einen Reiter voran, ſeine Ankunft dem Kommandanten zu verkünden, auch anzuzeigen, wie es abgelaufen und wer die Gefangenen ſeien. Davon gab es in der Stadt ein Geläuf, das nicht auszuſagen, weil Jeder gern den Jäger ſehen wollte. Da ſagte Einer dies, der Andere jenes von mir und es war nicht anders anzuſehen, als ob ein großer Potentat ſeinen Einzug gehalten hätte.

Wir Gefangene wurden ſtracks zum Kommandanten geführt, der ſich ſehr über meine Jugend verwunderte. Er fragte mich, ob ich nie auf ſchwediſcher Seite gedient hätte, und was ich für ein Landsmann wäre? Als ich ihm nun die Wahrheit ſagte, wollte er wiſſen, ob ich nicht Luſt hätte, wieder auf ihrer Seite zu bleiben? Ich antwortete ihm, daß es mir ſonſt gleich gälte, allein weil ich dem römiſchen Kaiſer einen Eid geſchworen, ſo dünkte mich, es gebühre mir, ihn zu halten. Darauf befahl er, uns zum Gewaltiger zu führen, erlaubte jedoch dem Kornet auf ſein Anhalten, uns zu bewirthen, weil ich hierbevor meine Gefangenen, unter denen ſein Bruder ſich befunden, auch ſolchergeſtalt bewirthet hätte. Als nun der Abend kam, fanden ſich unterſchiedliche Offiziere, ſowol Soldaten von Fortun, als geborne Edelleute beim Kornet ein, der mich und den Korporal auch holen ließ. Da wurde ich, die Wahrheit zu bekennen, von ihnen überaus höflich bewirthet. Ich machte mich ſo luſtig, als ob ich niemals verloren gehabt, und ließ mich ſo vertraulich und offenherzig vernehmen, als ob ich bei keinem Feinde gefangen, ſondern bei meinen beſten Freunden wäre. Dabei befliß ich mich der Beſcheidenheit, ſo viel mir immer möglich war, denn ich konnte mir leicht einbilden, daß dem Kommandanten mein Verhalten wieder gemeldet werden würde, was auch, wie ich nachmals erfahren, geſchehen iſt.

Den anderen Tag wurden wir Gefangenen und zwar einer nach dem andern, vor den Regimentsſchulzen geführt, der uns verhörte. Der Korporal war der erſte und ich der andere. Sobald ich in den Saal trat, verwunderte er ſich über meine Jugend und ſagte, mir ſie vorzurücken: Mein Kind! was hat dir der Schwede gethan, daß du wider ihn kriegſt? Das verdroß mich, vornehmlich, da ich eben ſo junge Soldaten bei ihnen geſehen, als ich war und ich verſetzte deshalb: Die ſchwediſchen Krieger haben mir meine Schnellkugeln oder Klicker genommen, die wollte ich gern wiederholen. Da ich ihn dergeſtalt bezahlte, ſchämten ſich ſeine beiſitzenden Offiziere, maßen einer anfing, auf Latein zu ſagen: Er ſollte von ernſtlichen Sachen mit mir reden, er hörte wol, daß er kein Kind vor ſich hätte. Mir aber nahmen ſie es nicht zum Beſten auf und ſagten ſie: ich ſollte mich erinnern, daß ich ihr Gefangener und nicht Scherzens halb wäre hergeholt worden. Ich wurde dieſes Verweiſes wegen nicht roth, bat auch nicht um Verzeihung, ſondern antwortete: Weil ſie mich als einen Soldaten gefangen hätten und nicht als ein Kind wieder laufen laſſen würden, ſo hätte ich mich verſehen, daß man mich auch nicht als ein Kind gefoppt. Wie man mich gefragt, ſo hätte ich geantwortet und ich hoffte, ich würde nicht unrecht daran gethan haben. Darauf fragten ſie mich nach Vaterland, Herkommen und Geburt und desgleichen, wie es in Soeſt beſchaffen ſei? wie ſtark deſſen Beſatzung? und was des Dings mehr iſt. Ich antwortete auf alles behend, kurz und gut und zwar wegen Soeſt und der Beſatzung, ſo viel als ich zu verantworten glaubte; konnte aber wol verſchweigen, daß ich das Narrenhandwerk getrieben, weil ich mich deſſen ſchämte.

15.

Indeſſen erfuhr man zu Soeſt, wie es mit der Konvoy abgelaufen, und daß ich mit dem Korporal und anderen mehr gefangen, auch wo wir hingeführt worden. Deshalb kam gleich den andern Tag ein Trommelſchläger, uns abzuholen, dem wurde der Korporal und die drei anderen verabfolgt und ein Schreiben mitgegeben, das mir der Kommandant zu leſen überſchickte und worin er ſagte: Der Korporal ſammt den übrigen drei Gefangenen würden hiermit gegen empfangenes Löſegeld ausgeliefert; was aber Simplicius den Jäger anlange, ſo könne ſelbiger nicht wieder hinüber gelaſſen werden, weil er vor dem auf dieſer Seite gedient habe.

Dieſes Schreiben gefiel mir nicht halb, wiewol ich mich für die Mittheilung bedanken mußte. Ich begehrte, mit dem Kommandant zu reden; bekam aber die Antwort, daß er ſchon ſelbſt nach mir ſchicken würde, ſobald er den Trommelſchläger abgefertigt hätte, was morgen früh, als bis dahin ich mich zu gedulden, geſchehen ſollte.

Nachdem ich nun die beſtimmte Zeit gewartet hatte, ſchickte der Kommandant nach mir, als es eben Eſſenszeit war. Da widerfuhr mir das erſtemal die Ehre, bei ihm an ſeiner Tafel zu ſitzen. So lange man aß, ließ er mir mit dem Trunke zuſprechen und gedachte weder kleines noch großes von dem was er mit mir vorhatte, und mir wollte es auch nicht anſtehen, davon anzufangen. Nachdem man aber gegeſſen und ich einen ziemlichen Tummel hatte, ſagte er: Lieber Jäger! Ihr habt aus meinem Schreiben verſtanden, unter was für einem Vorwand ich euch hier behalte; und ſo habe ich zwar gar keine unrechtmäßige Sache, oder etwas vor, das wider Vernunft oder Kriegsgebrauch wäre, denn ihr habt mir und dem Regimentsſchultheiß ſelbſt geſtanden, daß ihr vordem auf unſerer Seite bei dem Hauptheere gedient. Ihr werdet euch deshalb entſchließen müſſen, unter meinem Regimente Dienſte anzunehmen, und ich will euch mit der Zeit, wenn ihr euch wol verhaltet, dergeſtalt emporbringen, wie ihr es bei den Kaiſerlichen nimmer hättet hoffen dürfen. Widrigenfalls werdet ihr mir es nicht verdenken, wenn ich euch wiederum dem Obriſtleutnant überſchicke, dem euch die Dragoner hiebevor abgefangen haben. Ich antwortete: Hochgeehrter Herr Obriſter! denn damals war noch nicht der Brauch, daß man Soldaten von Fortun Ihr Gnaden betitelte, obgleich ſie Obriſten waren: ich hoffe, weil ich weder der Krone Schweden, noch deren Verbündeten, vielweniger dem Obriſtleutnant jemals mit Eid verpflichtet, ſondern nur ein Pferdejunge geweſen bin, daß ich nicht verbunden ſei, ſchwediſche Dienſte anzunehmen, und dadurch den Eid zu brechen, den ich dem römiſchen Kaiſer geſchworen habe. Ich bitte meinen Herrn Obriſten gehorſamſt, er beliebe mich dieſer Zumuthung zu überheben. Was! ſagte der Obriſt: verachtet ihr die ſchwediſchen Dienſte? Ihr müßt wiſſen, daß ihr mein Gefangener ſeid, und eh ich euch wieder nach Soeſt laſſe, dem Gegentheil zu dienen, will ich euch einen andern Prozeß weißen oder im Gefängniß verderben laſſen, darnach richtet euch. Ich erſchrak zwar über dieſe Worte; gab mich aber darum nicht, ſondern antwortete: Gott wolle mich vor ſolcher Verachtung ſowol, als vor dem Meineid behüten, im übrigen ſtünde ich in unterthäniger Hoffnung, der Herr Obriſt würde mich, ſeiner weitberühmten Discretion nach, wie einen Soldaten behandeln. Ja, ſagte er, ich wüßte wol, wie ich euch behandeln könnte, wollte ich der Strenge nach verfahren; aber bedenkt euch beſſer, damit ich nicht Urſachen ergreife, euch etwas Anderes zu weiſen. Darauf wurde ich wieder in's Stockhaus geführt.

Jedermann kann unſchwer erachten, daß ich dieſe Nacht nicht viel geſchlafen, ſondern allerhand Gedanken gehabt habe. Den Morgen kamen einige Offiziere mit dem Kornet, der mich gefangen bekommen, zu mir, unterm Scheine mir die Zeit zu kürzen; in Wahrheit aber, mir weiß zu machen, daß der Obriſt geſonnen wäre, mir als einem Zauberer den Prozeß machen zu laſſen, wenn ich mich nicht anders bequemen würde.

Sie wollten mich alſo erſchrecken und ſehen, was hinter mir ſtecke; weil ich mich aber meines guten Gewiſſens tröſtete, nahm ich alles gar kaltſinnig an und redete nicht viel, indem ich dabei merkte, daß es dem Obriſt um nichts anderes zu thun war, als daß er mich ungern in Soeſt ſah, welchen Ort, ſo konnte er ſich leicht einbilden, ich nicht verlaſſen würde, wenn er mich ledig ließe, weil ich meine Beförderung dort hoffe, und noch zwei ſchöne Pferde und ſonſt köſtliche Sachen allda hatte. Den folgenden Tag ließ er mich wieder zu ſich kommen und fragte: ob ich mich zu dem Einen oder Anderen entſchloſſen hätte? Ich antwortete: Es iſt mein Entſchluß, daß ich eh ſterben als meineidig werden will. Wenn aber der Herr Obriſt mich auf freien Fuß zu ſtellen und mit keinen Kriegsdienſten zu belegen, belieben wird, ſo will ich mit Herz, Mund und Hand verſprechen, in ſechs Monaten keine Waffen wider Schwediſche und Heſſiſche zu tragen. Das ließ der Obriſte ſich ſtracks gefallen, bot mir darauf die Hand und ſchenkte mir zugleich das Löſegeld. Auch befahl er dem Schreiber, daß er deswegen einen zweifachen Schein aufſetzte, den wir Beide unterſchrieben, und darin er mir Schutz, Schirm und alle Freiheit, ſo lang ich in der ihm anvertrauten Feſtung bliebe, verſprach. Ich hingegen verbriefte mich über obige zwei Punkte, daß ich, ſo lange ich mich in der Feſtung aufhielte, weder etwas Nachtheiliges wider die Beſatzung und ihren Kommandanten vorzunehmen, noch etwas, daß ihr zu Nachtheil und Schaden vorgenommen würde, verhehlen, ſondern mehr deren Nutzen und Frommen fördern und ihren Schaden nach Möglichkeit wenden, ja, wenn der Ort feindlich angegriffen würde, ihn vertheidigen helfen ſollte und wollte.

Hierauf behielt er mich wieder bei dem Mittagsimbiß und that mir mehr Ehre an, als ich von den Kaiſerlichen mein Lebtage hätte hoffen dürfen. Dadurch gewann er mich dergeſtalt nach und nach, daß ich nicht wieder nach Soeſt gangen wäre, wenn ſchon er mich dahin laſſen und meines Verſprechens ledig zählen wollen.

16.

Wenn ein Ding ſein ſoll, ſo ſchickt ſich alles dazu. Ich meinte, das Glück hätte mich zur Ehe genommen, oder wenigſtens ſich ſo eng mit mir verbunden, daß mir die widerwärtigſten Begegniſſe zum Beſten gedeihen müßten, als ich über des Kommandanten Tafel ſaß, und vernahm, daß mein Knecht mit meinen zwei ſchönen Pferden von Soeſt zu mir kommen wäre. Ich wußte aber nicht, wie ich's hernach im Auskehren befand, daß das tückiſche Glück der Sirenen Art an ſich hat, die denjenigen am übelſten wollen, denen ſie ſich am geneigteſten erzeigen, und daß es einen der Urſache halb deſto eher hebt, damit es ihn hernach deſto tiefer ſtürze.

Dieſer Knecht, den ich zuvor von den Schweden gefangen bekommen hatte, war mir über alle maßen getreu, weil ich ihm viel Gutes that, daher ſattelte er täglich meine Pferde und ritt dem Trommelſchläger, der mich abholen ſollte, ein gut Stück von Soeſt entgegen, ſo lang er aus war, damit ich nicht allein nicht ſo weit gehen, ſondern auch, denn er dachte, ich wäre ausgezogen worden, nicht nackt und zerlumpt nach Soeſt kommen dürfte. Alſo begegnete er dem Trommelſchläger und ſeinen Gefangenen, und hatte mein beſtes Kleid aufgepackt. Da er mich aber nicht ſah, ſondern vernahm, daß ich, beim Gegentheil Dienſte anzunehmen, aufgehalten würde, gab er den Pferden die Sporen und ſagte: Lebt wohl, Tambour und ihr Korporal! wo mein

Herr iſt, da will ich auch ſein; ging durch und kam zu mir, eben als mich der Kommandant ledig geſprochen hatte und mir große Ehre anthat. Der Kommandant ſchaffte darauf meine Pferde in ein Wirthshaus, bis ich mir ſelbſt eine Wohnung nach meinem Willen beſtellen möchte, und pries mich glückſelig wegen meines Knechtes Treue, verwunderte ſich auch, daß ich, als ein gemeiner Dragoner und noch ſo junger Kerl ſo ſchöne Pferde vermögen und ſo wol beritten ſein ſollte. Desgleichen lobte er, als ich Abſchied nahm und in beſagtes Wirthshaus ging, das eine Pferd ſo trefflich, daß ich gleich merkte, wie gern er mir's abgekauft hätte. Weil er mir es nun aus Beſcheidenheit nicht feil machte, ſo ſagte ich: Wenn ich die Ehre begehren durfte, daß er es von mir annähme, ſo ſtünde es zu ſeinen Dienſten. Er aber ſchlug mir rund ab, es zu behalten, wiewol meiſt darum, weil ich einen ziemlichen Rauſch hatte, und er die Nachrede nicht haben wollte, daß er einem Trunkenen abgeſchwatzt, was ihn vielleicht nüchtern reuen möchte, alſo, daß er des edlen Pferdes gern ermangelte.

Dieſelbe Nacht bedachte ich, wie ich künftig mein Leben anſtellen wollte, und entſchloß mich demnach, die ſechs Monat über zu verbleiben wo ich wäre, und den Winter, der nunmehr vor der Thür, in Ruhe dahin zu bringen, wozu ich denn Geldes genug herauszulangen wußte, wenn ſchon ich meinen Schatz zu Köln nicht angriffe. In dieſer Zeit, dachte ich, wächſt du vollends aus, erlangſt deine völlige Stärke, und kannſt dich darnach auf den künftigen Frühling deſto tapferer wieder unter das kaiſerliche Heer in's Feld begeben.

Des Morgens früh zerlegte ich meinen Sattel, der weit beſſer geſpickt war als der, den der Kornet von mir bekommen, und nachgehends ließ ich mein beſtes Pferd vor des Gouverneurs Quartier bringen, und ſagte zu ihm: Da ich beſchloſſen hätte, die ſechs Monate, derweil ich nicht kriegen dürfte, unter des Herrn

Obriſten Schutz ruhig zuzubringen, ſo ſeien mir meine Pferde nichts nutz, um die es Schade wäre, wenn ſie verderben ſollten, und ich bäte ihn deswegen, gegenwärtigem Soldatenklepper einen Platz unter den ſeinigen zu gönnen und ihn von mir als ein Zeichen der Dankbarkeit für empfangene Gnade unſchwer anzunehmen. Der Obriſt bedankte ſich mit großer Höflichkeit und huldvollen Anerbietungen, und ſchickte mir denſelben Nachmittag ſeinen Hofmeiſter mit einem gemäſteten lebendigen Ochſen, zwei fetten Schweinen, einer Tonne Wein, vier Tonnen Bier und zwölf Fudern Brennholz zu, was alles er mir vor meine neue Wohnung, die ich eben auf ein halb Jahr beſtellt hatte, bringen, und wozu er mir ſagen ließ: Weil er ſehe, daß ich bei ihm hauſen wolle, und ſich leicht einbilden könne, daß es Anfangs mit Lebensmitteln ſchlecht beſtellt ſei, ſo ſchicke er mir zur Hausſteuer, nächſt einem Trunke, ein Stück Fleiſch, zuſammt dem Holze, es dabei kochen zu laſſen, mit fernerem Anhang: daß er nicht unterlaſſen wolle, mir behülflich zu ſeyn, wo er könne. Ich bedankte mich ſo höflich ich es im Stande war, verehrte dem Hofmeiſter zwei Dukaten, und bat ihn, mich ſeinem Herrn beſtens zu empfehlen.

Da ich ſah, daß ich meiner Freigebigkeit halber von dem Obriſten ſo hoch geehrt wurde, dachte ich, mir auch bei dem gemeinen Manne ein Anſehen und gutes Lob zu machen, damit man mich für keinen kahlen Bärenhäuter hielte, und ließ in Gegenwart meines Hauswirths meinen Knecht vor mich kommen. Zu dem ſagte ich: Lieber Niklas! du haſt mir mehr Treue erwieſen, als ein Herr ſeinem Knechte zumuthen darf; da ich es dir nun aber nicht zu vergelten weiß, weil ich der Zeit keinen Herrn und keinen Krieg habe, daß ich etwas erobern könnte, dich zu belohnen, wie mir's wol anſtünde; zumal auch wegen meines ſtillen Lebens, das ich hinfort zu führen gedenke, keinen Knecht mehr zu halten bedacht bin. Alſo gebe ich dir hiermit für deinen Lohn das andere Pferd, ſammt Sattel, Zeug und Piſtolen, mit der Bitte, du wolleſt damit vorlieb nehmen und dir für diesmal einen andern Herrn ſuchen. Kann ich dir künftig in etwas dienen, ſo magſt du mich jederzeit darum erſuchen. Hierauf küßte er mir die Hände und konnte vor Weinen ſchier nicht reden, wollte auch durchaus das Pferd nicht annehmen, ſondern hielt für beſſer, ich ſollte es verſilbern und zu meinem Unterhalte gebrauchen. Zuletzt überredete ich ihn dennoch, daß er's behielt, nachdem ich ihm verſprochen, ihn wieder in Dienſte zu nehmen, ſobald ich jemand brauche. Ueber dieſen Abſchied wurde mein Hausvater ſo mitleidig, daß ihm auch die Augen übergingen, und gleichwie mein Knecht mich bei der Soldatesca, alſo erhub mich mein Hausvater wegen dieſer That mit großem Lobe bei der Bürgerſchaft. Der Kommandant hielt mich für einen ſo entſchloſſenen Kerl, daß er ſich getraute, Schlöſſer auf mein Wort zu bauen, weil ich mich ſelbſt meiner herrlichen Pferde, meines Gewehrs und des getreuen Knechts entblöſte, um nur meinen dem Kaiſer geſchwornen Eid, und weſſen ich mich gegen ihn verbrieft, deſto ſteifer zu halten.

17.

Ich glaube, es iſt kein Menſch in der Welt, der nicht einen Haſen im Buſen hat, denn wir ſind ja Alle einerlei Gemächts, und ich kann an meinen Birnen wol merken, wann andere zeitig ſind. Hui, Geck! möchte mir Einer antworten: wenn du ein Narr biſt, meinſt du darum, Andere ſeien es auch? Nein, das ſage ich nicht, denn es wäre zuviel geredt; aber das halte ich dafür, daß Einer den Narren beſſer verbirgt, als der Andere. Es iſt Einer darum kein Narr, wenn ſchon er närriſche Einfälle hat, denn wir haben in der Jugend gemeiniglich alle dergleichen; wer ſie aber herausläßt, wird für einen gehalten, weil Manche ihn gar nicht, Andere nur halb ſehen laſſen. Die den ihren gar unterdrücken, ſind rechte Sauertöpfe; die ihn aber nach Gelegenheit der Zeit bisweilen ein wenig mit den Ohren hervorgucken und Athem ſchöpfen laſſen, damit er nicht gar bei ihnen erſticke, dieſelben halte ich für die beſten und verſtändigſten Leute. Ich ließ den meinen nur zu weit heraus, da ich mich in einem ſo freien Stande ſah und noch Geld wußte, maßen ich einen Jungen annahm, den ich als einen Edelpagen kleidete, und zwar in die närriſchen Farben, nehmlich Veilblau und gelb ausgemacht, ſo meine Livrei ſein mußte, weil es mir gefiel. Der mußte mir aufwarten, als wenn ich ein Freiherr und kurz zuvor kein Dragoner, oder vor einem halben Jahr ein armer Roßbub geweſen wäre.

Dies war die erſte Thorheit, die ich in dieſer Stadt beging, und obgleich ſie ziemlich groß war, wurde ſie doch von Niemand gemerkt, viel weniger getadelt. Aber was macht es? Die Welt iſt der Thorheiten ſo voll, daß ſie Keiner mehr achtet, noch ſie verlacht, oder ſich darüber verwundert, weil ſie daran gewohnt iſt. So hatte ich auch den Ruf eines klugen und guten Soldaten, und nicht eines Narrn, der die Kinderſchuhe noch trägt. Ich dingte mich und meinen Jungen meinem Hausvater in die Koſt, und gab ihm an Bezahlung auf Abſchlag, was mir der Kommandant wegen meines Pferdes an Fleiſch und Holz verehrt hatte. Zum Getränk aber, mußte mein Junge den Schlüſſel haben, weil ich denen, die mich beſuchten, gern davon mittheilte, denn ſintemal ich weder Bürger noch Soldat war, und alſo keinen meines gleichen hatte, der mir Geſellſchaft leiſten mögen, hielt ich mich zu beiden Theilen und bekam daher täglich Kameraden genug, die ich ungetränkt nicht bei mir ließ. Die beſte Kundſchaft unter den Bürgern allda machte ich mit dem Organiſten, weil ich die Muſik liebte und, ohne Ruhm zu melden, eine gute Stimme hatte, die ich bei mir nicht verſchimmeln laſſen wollte. Dieſer lehrte mich, wie ich componiren ſollte, und das Inſtrument gleichwie die Harfe beſſer ſchlagen. So war ich ohne das auf der Laute ein Meiſter, ſchaffte mir eine eigne und hatte ſchier täglich meinen Spaß damit. Wenn ich dann ſatt war zu muſiciren, ließ ich den Kürſchner kommen, der mich im Paradeis in allen Gewehren unterwieſen, mit dem übte ich mich, um noch vollkommner zu werden. So erlangte ich auch beim Kommandanten, daß mich einer von ſeinen Konſtabeln die Buchſenmeiſterkunſt und etwas mit dem Feuerwerk umzugehen für die Gebühr lehrte.

Uebrigens hielt ich mich ſehr ſtill und eingezogen, alſo daß die Leute ſich verwunderten, wenn ſie ſahen, daß ich ſtets über den Büchern ſaß, wie ein Student, da ich doch Raubens und Blutvergießens gewohnt geweſen.

Mein Hausvater war des Kommandanten Spürhund und mein Hüter, maßen ich merkte, daß er all mein Thun und Laſſen ihm hinterbrachte. Ich konnte mich aber artlich darein ſchicken, denn ich dachte des Kriegsweſens kein einzigmal, und wenn man davon redte, that ich, als ob ich niemals ein Soldat geweſen, und nur darum da wäre, meinen täglichen Beſchäftigungen, deren ich erſt gedacht, abzuwarten. Ich wünſchte zwar, daß meine ſechs Monate bald herum wären; es konnte aber Niemand abnehmen, welchem Theil ich alsdann dienen wollte. So oft ich dem Obriſten aufwartete, behielt er mich an der Tafel, da ſetzte es dann jezuweilen ſolche Geſpräche, wodurch mein Vorſatz ausgeholt werden ſollte. Ich antwortete aber jederzeit ſo vorſichtig, daß man nicht wiſſen konnte, wes Sinnes ich ſei.

Einmal ſagte er zu mir: Wie ſteht es, Jäger! wollt ihr noch nicht Schwediſch werden? Geſtern iſt mir ein Fähndrich geſtorben. Ich entgegnete: Hochgeehrter Herr Obriſt! ſteht es doch einem Weibe wol an, wenn ſie nach ihres Mannes Tod nicht gleich wieder heirathet, warum ſollte ich mich nicht ſechs Monat gedulden? Dergeſtalt entging ich jederzeit und kriegte doch des Obriſten Gunſt je länger jemehr, ſogar, daß er mir innerhalb wie außerhalb der Feſtung herum zu ſpazieren erlaubte; ja, ich durfte endlich den Haſen, Feldhühnern und Vögeln nachſtellen, was ſeinen eignen Soldaten nicht gegönnt war. So fiſchte ich auch in der Lippe, und war ſo glücklich damit, daß es das Anſehen hatte, als ob ich Fiſche und Krebſe aus dem Waſſer bannen könnte. Darum ließ ich mir ein ſchlechtes Jägerkleid machen, in dem ſtrich ich bei Nacht, denn ich wußte alle Wege und Stege, in die Soeſtiſche Börde, holte meine verborgenen Schätze hin und wieder zuſammen, und ſchleppte ſie in die Feſtung, indem ich mich anließ, als ob ich ewig bei den Schweden wohnen wollte.

Auf dem Wege kam die Wahrſagerin von Soeſt zu mir, die ſagte: Schaue, mein Sohn! habe ich dir hiebevor nicht wol gerathen, daß du dein Geld außerhalb der Stadt Soeſt verbergen ſollteſt? Ich verſichere dich, es iſt dein größtes Glück geweſen, daß du gefangen worden, denn wäreſt du heimkommen, ſo hätten dich einige Kerle, die dir den Tod geſchworen, weil du ihnen beim Frauenzimmer biſt vorgezogen worden, auf der Jagd erwürgt. Ich erwiederte: Wie kann Jemand mit mir eifern, da ich doch dem Frauenzimmer nichts nachfrage? Sei verſichert, ſagte ſie, wirſt du des Sinns nicht bleiben, wie du jetzt biſt, ſo wird dich das Frauenzimmer mit Spott und Schande zum Lande hinausjagen. Du haſt mich jederzeit verlacht, wenn ich dir etwas zuvor geſagt habe. Wollteſt du mir abermals nicht glauben, wenn ich dir mehr ſagte? Findeſt du an dem Orte, wo du jetzt biſt, nicht geneigtere Leute, als in Soeſt? Ich ſchwöre dir, daß ſie dich nur gar zu lieb haben und daß dir ſolch übermachte Liebe zum Schaden gereichen wird, wenn du dich nicht nach ihr fügſt. Ich antwortete ihr, wenn ſie ja ſo viel wüßte, als ſie dafür ausgebe, ſo ſollte ſie mir vorerſt ſagen, wie es mit meinen Eltern ſtünde, und ob ich mein Lebtage wieder zu ihnen kommen würde? ſie ſollte aber nicht ſo dunkel, ſondern fein deutſch mit der Sprache heraus. Darauf ſagte ſie: ich ſollte alsdann nach meinen Eltern fragen, wann mir mein Pflegevater unverſehens begegne, und führe meiner Säugamme Tochter am Strick daher; lachte überlaut und hing daran, daß ſie mir von ſelbſt mehr geſagt, als Anderen, die ſie darum gebeten hätten. Hernach, da ich anfing, ſie zu foppen, machte ſie ſich geſchwind von mir, und ich verehrte ihr zuvor etliche Thaler, weil ich doch ſchwer am Silbergeld zu tragen hatte. Ich hatte damals ein ſchön Stück Geld und viel köſtliche Ringe und Kleinodien bei einander, denn wo ich vor dem unter den Soldaten etwas von Edelgeſtein wußte, oder auf Partei und ſonſt antraf, brachte ich es an mich, und dazu nicht einmal um halb Geld, was es gültig war. Das ſchrie mich immer zu an, es wollte gern wieder unter die Leute. Ich folgte auch gar gern, denn weil ich ziemlich hoffärtig war, prangte ich mit meinem Gute und ließ es meinem Wirth ohne Scheu ſehen, der bei den Leuten mehr daraus machte, als es war. Sie verwunderten ſich aber, wo ich doch alles hergebracht haben müßte, denn es war genugſam erſchollen, daß ich meinen gefundenen Schatz zu Köln liegen hatte, weil der Kornet des Kaufmanns Handſchrift geleſen, da er mich gefangen bekommen.

18.

Mein Vorſatz, die Büchſenmeiſterei und Fechtkunſt in dieſen ſechs Monaten vollkommen zu lernen, war gut und ich begriff's auch. Aber es war nicht genug, mich vorm Müſſiggange, der ein Urſprung vielen Uebels iſt, allerdings zu behüten, vornehmlich weil Niemand war, der mir zu gebieten hatte. Ich ſaß zwar emſig über allerhand Büchern, aus denen ich viel Gutes lernte; es kamen mir aber auch deren unter die Hände, die mir wie dem Hunde das Gras geſegnet wurden. Die unvergleichliche Arcadia, aus der ich die Wohlredenheit lernen wollte, war das erſte Stück, das mich von den rechten Hiſtorien zu den Liebesbüchern und von den wahrhaften Geſchichten zu den Heldengedichten zog. Solcherlei Gattungen brachte ich zuwege, wo ich konnte, und wenn mir eines zu Theil ward, hörte ich nicht auf, bis ich's durchgeleſen, und ſollte ich Tag und Nacht darüber geſeſſen ſein. Dieſe lehrten mich für das Wolreden, mit der Leimſtange laufen. Doch wurde dieſer Mangel damals bei mir nicht ſo heftig und ſtark, daß man ihn mit Seneca ein göttliches Raſen, oder wie es in Thomas Tomai Weltgärtlein beſchrieben wird, eine beſchwerliche Krankheit hätte nennen können. Denn wo meine Liebe hinfiel, da erhielt ich leicht und ohne ſonderliche Mühe was ich begehrte, alſo, daß ich keine Urſache zu klagen bekam, wie andere Buhler und Leimſtängler, die voll phantaſtiſcher Gedanken, Mühe, Begierden, heimlichen Leiden, Zorn, Eifer, Rachgier, Raſen, Weinen, Protzen, Drohen und dergleichen tauſendfältigen Thorheiten ſtecken und ſich vor Ungeduld den Tod wünſchen. Ich hatte Geld und ließ mich daſſelbe nicht dauern, überdies eine gute Stimme, und übte mich ſtetig auf allerhand Inſtrumenten. Anſtatt des Tanzens, dem ich nie hold worden, wieß ich die Gerade meines Leibes, wenn ich mit meinem Kürſchner focht. Ueberdies hatte ich einen trefflichen glatten Spiegel und gewöhnte mich zu einer freundlichen Lieblichkeit, alſo, daß mir das Frauenzimmer, wenn ſchon ich mich deſſen nicht ſonderlich annahm, wie Aurora dem Tithon und Orion, und die keuſche Diana ſelbſt ihrem Endymion nachlief, mehr als ich deſſen begehrte.

Um dieſelbe Zeit fiel Martini ein, da fängt bei uns Deutſchen das Schlemmen an und währt bei theils bis in die Faſtnacht. Ich wurde an unterſchiedliche Orte eingeladen, ſowol bei Offizieren als Bürgern, die Martinsgans verzehren zu helfen. Dann ſetzte es zu Zeiten ſo etwas, weil ich bei ſolchen Gelegenheiten mit dem Frauenzimmer in Kundſchaft kam. Meine Laute und Geſang, die zwangen eine jede, mich anzuſchauen, und wann ſie mich alſo betrachteten, wußte ich zu meinen neuen Buhlliedern die ich ſelbſt machte, ſo anmuthige Blicke und Geberden hervorzubringen, daß ſich manches hübſche Mägdlein darüber vernarrte, und mir unverſehens hold ward. Damit ich nicht für einen Hungerleider gehalten würde, ſtellte ich auch zwei Gaſtereien an, und die eine zwar für die Offiziere, die andere für die vornehmſten Bürger, wofür ich mir bei beiden Theilen Gunſt und Zutritt vermittelte, weil ich koſtbar auftragen ließ. Es war mir aber alles nur um die lieben Jungfrauen zu thun, und obgleich ich bei einer oder der andern nicht fand, was ich ſuchte, ſo ging ich doch einen Weg nach dem andern zu ihnen, damit ſie, die mir mehr Gunſt erzeigten, als ehrlichen Jungfern gebührt, in keinen böſen Verdacht bringen, ſondern glauben ſollten, daß ich mich bei ihnen auch nur Geſprächs halb aufhielte. So überredete ich eine jede insbeſondere, daß ſie das von den andern glaubte und nicht anders meinte, als wäre ſie allein, die ſich meiner erfreute.

Ich hatte gerade Sechs, die mich liebten, und ich ſie hinwiederum, doch hatte keine mein Herz gar, oder mich allein. An der Einen gefielen mir die ſchwarzen Augen, an der Anderen die goldgelben Haare, an der Dritten die liebliche Holdſeligkeit und an den Uebrigen auch ſo etwas, daß die Anderen nicht hatten. Wenn ich aber ohne dieſe Andere beſuchte, ſo geſchah es entweder aus obgeſagter Urſache, oder weil es fremd und neu war, und ich ohnedies nichts ausſchlug oder verachtete, indem ich nicht immer an demſelben Orte zu bleiben gedachte. Mein Junge, der ein Erzſchelm war, hatte genug zu thun mit kuppeln und Buhlbrieflein hin und wieder zu tragen, und wußte reinen Mund, und meine loſen Händel gegen die Eine oder die Andere ſo geheim zu halten, daß nichts darüber war. Davon bekam er von den Dirnen einen Haufen Gunſt; was mich aber am meiſten koſtete, inſofern ich hierdurch ein Anſehnliches verſchwendete nnd wol ſagen konnte: Was mit Trommeln gewonnen wird, geht mit Pfeifen wieder hin. Dabei hielt ich meine Sachen ſo geheim, daß mich der Hundertſte für keinen Buhlen halten konnte, ohne der Pfarrer, von dem ich nicht mehr ſo viel geiſtliche Bücher entlehnte, als zuvor.

19.

Wenn das Glück Einen ſtürzen will, hebt es ihn zuvor in alle Höhe und der gütige Gott läßt einen Jeden vor ſeinem Falle treulich warnen. Das widerfuhr mir auch, ich nahm's aber nicht an. Ich hielt in meinem Sinne gänzlich dafür, mein damaliger Stand wäre ſo feſt gegründet, daß mich kein Unglück davon ſtürzen könnte, weil mir jedermann, inſonderheit der Kommandant ſelbſt, ſo wol wollte. Die, auf welche er viel hielt, gewann ich mit allerhand Ehrerbietungen, ſeine getreuen Diener brachte ich durch Geſchenke auf meine Seite, und mit denen, die etwas mehr als meines gleichen waren, trank ich Brüderſchaft und ſchwur ihnen unverbrüchliche Treue und Freundſchaft. Die gemeinen Bürger und Soldaten waren mir dagegen hold, weil ich jedem freundlich zuſprach. Ach! was für ein freundlicher Menſch, ſagten ſie oft zuſammen, iſt doch der Jäger, er redet ja mit dem Kinde auf der Gaſſe, und erzürnt keinen Menſchen! Wenn ich ein Häschen oder etliche Feldhühner fing, ſo ſchickte ich's denen in die Küchen, deren Freundſchaft ich ſuchte, lud mich dabei zu Gaſte, und ließ etwa einen Trunk Wein dazu holen, der der Orten theuer war, ja, ich ſtellte es alſo an, daß ſchier alle Koſten über mich gingen. Wenn ich dann bei ſolchen Gelagen mit Jemand in ein Geſpräch kam, lobte ich Jedermann, außer mich ſelbſt nicht, und wußte mich ſo demüthig zu ſtellen, als ob ich die Hoffart nie gekannt hätte. Wie ich nun hierdurch eines Jeden Gunſt kriegte und Jedermann viel von mir hielt, dachte ich nicht, daß mir etwas Unglückliches widerfahren könnte, vornehmlich weil mein Seckel noch ziemlich geſpickt war.

Ich ging oft zum älteſten Pfarrer derſelben Stadt, der mir aus ſeiner Bibliothek viel Bücher lieh, und wenn ich ihm eins wiederbrachte, ſo unterhielt er ſich von allerhand Sachen mit mir, denn wir ſchickten uns ſo in einander, daß einer den andern gern leiden mochte. Als nun nicht nur die Martinsgänſe und Metzelſuppen hin und wieder, ſondern auch die heiligen Weihnachtsfeiertage vorbei waren, ſo verehrte ich ihm eine Flaſche voll Straßburger Branntwein zum neuen Jahr, den er, dem weſtphälinger Gebrauch nach, mit Kandelzucker gern einläpperte, und kam darauf hin, ihn zu beſuchen, als er eben in meinem Joſeph las, den mein Wirth ihm, ohne mein Wiſſen, geliehen hatte. Ich entfärbte mich, daß einem ſo gelehrten Mann meine Arbeit in die Hände kommen ſollte, ſonderlich weil man dafür hält, daß einer am beſten aus ſeinen Schriften erkannt werde. Er aber ließ mich zu ſich ſitzen und lobte zwar meine Erfindung; ſchalt aber, daß ich mich ſo lange in der Seliche, die Potiphars Weib geweſen, Liebeshändeln aufgehalten hätte. Weſſen das Herz voll iſt, geht der Mund über, ſagte er ferner: Wenn der Herr nicht ſelbſt wüßte, wie einem Buhler um's Herz iſt, ſo hätte er dieſes Weibes Leidenſchaften nicht ſowol ausführen, oder vor Augen ſtellen können. Ich antwortete: Was ich geſchrieben, wäre meine eigene Erfindung nicht, ſondern ich hätte aus anderen Büchern gezogen, um mich im Schreiben zu üben. Ja, ja! ſprach er: das glaub' ich gern! Aber er verſichere ſich, daß ich mehr von ihm weiß, als er ſich einbildet. Ich erſchrak, als ich dieſe Worte hörte, und dachte: Hat dir's denn Sankt Velten geſagt! Und weil er ſah, daß ſich meine Farbe änderte, fuhr er fort und ſagte: Der Herr iſt friſch und jung, er iſt müßig und ſchön, er lebt ohne Sorge, und, wie ich vernehme, in allem Ueberfluß, darum bitte und ermahne ich ihn im Herrn, daß er bedenken wolle, in welch gefährlichem Stand er ſich befindet. Er hüte ſich vor dem Thier, das Zöpfe hat, will er anders ſein Glück und Heil beobachten. Der Herr möchte zwar denken: was geht's den Pfaffen an, was ich thu und laſſe? — Ich dachte: Du haſt es errathen! — oder, was hat er mir zu befehlen: Es iſt wahr, ich bin ein Seelſorger; aber, Herr, ſeid verſichert, daß mir eure, als meines Gutthäters, zeitige Wohlfahrt aus chriſtlicher Liebe ſo hoch angelegen iſt, als ob ihr mein eigner Sohn wäret. Immer Schade iſt es, und ihr könnt es bei eurem himmliſchen Vater in Ewigkeit nicht verantworten, wenn ihr euer Talent, das er euch verliehen, vergrabt und euer edles Ingenium, das ich aus gegenwärtiger Schrift erkenne, verderben laßt. Mein getreuer und väterlicher Rath wäre, ihr legtet eure Jugend und eure Mittel, die ihr hier ſo unnützlich verſchwendet, zum Studiren an, damit ihr heut oder morgen Gott ſowol als Menſchen, und euch ſelbſt dienlich ſein könnt, und ließet das Kriegsweſen, zu dem ihr, wie ich höre, ſo große Luſt tragt, ſein wie es iſt, eh' ihr unverſehens einmal eine Schlappe davon tragt, und das Sprüchwort an euch bewährt findet, welches heißt: Junge Soldaten, alte Bettler. Ich hörte dieſen Spruch mit großer Ungeduld an, weil ich nicht gewohnt war, dergleichen zu vernehmen; jedoch ſtellte ich mich viel anders, als es mir um's Herz war, damit ich mein Lob, ein feiner Menſch zu ſein, nicht verlöre, bedankte mich zumal auch ſehr für ſeine erwieſene Treuherzigkeit, und verſprach, mich auf ſein Einrathen zu bedenken; dachte aber bei mir ſelbſt, wie des Goldſchmidts Junge, und was es den Pfaffen geheie, wie ich mein Leben anſtelle, weil es damals mit mir auf's höchſte kommen war, und ich die nunmehr gekoſteten Liebeswollüſte nicht mehr entbehren wollte. Es geht aber mit ſolchen Warnungen nicht anders her, wenn die Jugend ſchon Zaum und Sporen entwohnt iſt und in vollen Sprüngen ihrem Verderben zurennt.

20.

Ich war in den Wollüſten doch nicht ſo gar verſunken, oder ſo dumm, daß ich nicht gedacht hätte, jedermanns Freundſchaft zu behalten, ſo lang ich noch, nehmlich bis der Winter vorüber, in der Feſtung zu bleiben Willens war. So erkannte ich auch wol, was es einem für Unrath bringen könnte, wenn er der Geiſtlichen Haß hätte, als welche Leute bei allen Völkern, ſie ſeien wes Religion ſie wollen, ein großes Anſehen haben. Deswegen nahm ich meinen Kopf zwiſchen die Ohren, trat gleich den andern Tag auf friſchem Fuße zu obgedachtem Pfarrer und log ihm mit gelehrten Worten ſolch zierlichen Haufen daher, was geſtalt ich mich entſchloſſen hätte, ihm zu folgen, daß er ſich, wie ich aus ſeinen Geberden ſehen konnte, herzlich darüber freute. Ja, ſagte ich, es hat mir ſeither, ſchon in Soeſt, nichts anderes als ſolch engliſcher Rathgeber gemangelt, wie ich einen an dem Herrn angetroffen habe. Wenn nur der Winter bald vorüber, oder ſonſt das Wetter bequem wäre, daß ich fort reiſen könnte, und bat ihn daneben, er wollte mir ferner mit gutem Rathe beförderlich ſein, auf welche Akademie ich mich begeben ſollte? Er antwortete: was ihn anlange, ſo hätte er zu Leiden ſtudirt; mir aber wollte er nach Genf gerathen haben, weil ich, der Ausſprache nach, ein Hochdeutſcher wäre. Jeſus Maria! erwiederte ich, Genf iſt weiter von meiner Heimath, als Leiden. Was vernehme ich? ſagte er hierauf mit großer Beſtürzung, ich höre, der Herr iſt ein Papiſt! O, mein Gott, wie finde ich mich betrogen! Wie ſo, wie ſo, Herr Pfarrer? ſprach ich: Muß ich darum ein Papiſt ſein, weil ich nicht nach Genf will? O, nein! ſagte er, ſondern daran höre ich's, weil ihr die Maria anruft. Ich verſetzte: ſollte einem Chriſten nicht gebühren, die Mutter ſeines Erlöſers zu nennen? Das wol, antwortete er, aber ich ermahne und bitte ihn, ſo hoch ich kann, er wolle Gott die Ehre geben, und mir geſtehen, welcher Religion er beigethan ſei? denn ich zweifle ſehr, daß er dem Evangelium glaube, ob zwar ich ihn alle Sonntage in meiner Kirche geſehen, weil er das verwichene Feſt der Geburt Chriſti weder bei uns noch den Lutheriſchen zum Tiſch des Herrn gangen. Ich entgegnete: Der Herr Pfarrer hört ja, daß ich ein Chriſt bin, und wenn ich keiner wäre, würde ich mich nicht ſo oft in der Predigt eingefunden haben; im übrigen geſtehe ich, daß ich weder Petriſch noch Pauliſch bin, ſondern allein einfaltiglich glaube, was die zwölf Artikel des allgemeinen heiligen chriſtlichen Glaubens in ſich halten. Ich werde mich auch zu keinem Theile vollkommen verpflichten, bis mich Einer oder der Andere durch genugſame Erweiſungen überredet, zu glauben, daß er vor dem Andern die rechte, wahre, alleinſeligmachende Religion habe. Jetzt, ſagte er, glaube ich erſt recht, daß er ein kühnes Soldatenherz habe, ſein Leben wacker daran zu wagen, weil er, gleichſam ohne Religion und Gottesdienſt, auf den alten Kaiſer hinein leben und ſo frevelhaft ſeine Seligkeit in die Schanze ſchlagen darf. Mein Gott! Wie kann ein ſterblicher Menſch, der entweder verdammt oder ſelig werden muß, immermehr ſo keck ſein? Iſt der Herr in Hanau erzogen und nicht anders im Chriſtenthum unterrichtet worden? Er ſage mir doch, warum er ſeiner Eltern Fußtapfen in der chriſtlichen Religion nicht nachfolgt? Oder warum er ſich eben ſo wenig zu dieſer, als zu einer anderen begeben will, deren Fundamente in der Natur wie heiligen Schrift ſo ſonnenklar am Tage liegen, daß ſie in Ewigkeit weder Papiſt noch Lutheraner wird umſtoßen können? Ich antwortete: Herr Pfarrer! das ſagen auch alle Anderen von ihrer Religion; welchen ſoll ich glauben? Meint der Herr, es ſei ſo ein Geringes, wenn ich einem Theile, den die anderen zwei läſtern und einer falſchen Lehre bezüchtigen, meiner Seele Seligkeit vertraute? Er ſehe doch, aber mit meinen unpartheiiſchen Augen, was Konrad Vetter und Johannes Naß wider Luther, und hingegen Luther und die Seinigen wider den Pabſt, ſonderlich aber Spangenberg wider Franziskus, der einige hundert Jahre für einen heiligen und gottſeligen Mann gehalten worden, in offenem Druck ausgehen laſſen! Zu welchem Theile ſoll ich mich denn thun, wenn je Eines das Andere ausſchreit, es ſei kein gut Haar an ihm? Meint der Herr

Pfarrer, ich thue Unrecht, wenn ich einhalte, bis ich meinen Verſtand völliger bekomme, und weiß, was Schwarz oder Weiß iſt? Sollte mir wol Jemand rathen, hinein zu plumpen, wie die Fliege in einen heißen Brei? O, nein! das wird der Herr Pfarrer mit gutem Gewiſſen nicht thun können. Es muß unumgänglich eine Religion Recht haben und die anderen beiden Unrecht. Sollte ich mich nun zu einer ohne reiflichen Vorbedacht bekennen, ſo könnte ich eben ſobald eine unrechte als die rechte erwiſchen, was mich hernach in Ewigkeit reuen würde. Ich will lieber gar von der Straße bleiben, als nur irr laufen. Zudem ſind noch mehr Religionen, denn nur die in Europa, als der Armenier, Abiſſiner, Griechen, Georgier und dergleichen; und Gott gebe, was ich für eine davon annehme, ſo muß ich mit meinen Religionsgenoſſen den anderen Allen widerſprechen. Wird nun der Herr Pfarrer mein Ananias ſein, ſo will ich ihm mit großer Dankbarkeit folgen, und die Religion annehmen, die er ſelbſt bekennt.

Darauf ſagte er: Der Herr ſteckt in großem Irrthum; aber ich hoffe zu Gott, er werde ihn erleuchten und aus dem Schlamme helfen, zu welchem Ende ich ihm unſere Confeſſion in'skünftige dergeſtalt aus heiliger Schrift bewähren will, daß ſie auch wider die Pforten der Hölle beſtehen ſoll. Ich entgegnete: Deſſen würde ich mit großem Verlangen gewärtig ſeyn; dachte aber bei mir ſelbſt: wenn du mir nur nichts mehr von meinen Liebgern vorhältſt, ſo bin ich mit deinem Glauben zufrieden. Hieraus kann der Leſer abnehmen, was ich damals für ein gottloſer böſer Bub geweſen, denn ich machte dem guten Pfarrer deshalb vergebliche Mühe, damit er mich in meinem ruchloſen Leben ungehindert ließe, und gedachte: Eh' du mit deinen Beweisthümern fertig biſt, bin ich vielleicht ſchon wo der Pfeffer wächſt.

21.

Gegen mein Quartier über wohnte ein reformirter Obriſtleutnant, der hatte eine überaus ſchöne Tochter, die ſich ganz adlich trug. Ich hätte längſt gern Bekanntſchaft mit ihr gemacht, unangeſehen ſie mir anfänglich nicht ſo beſchaffen zu ſein dauchte, daß ich ſie allein lieben und auf ewig haben möchte. Doch ſchenkte ich ihr manchen Gang und noch vielmehr liebreiche Blicke; ſie wurde mir aber ſo fleißig verhütet, daß ich kein einzigmal, wie ich mir wünſchte, mit ihr zu reden kommen konnte. Ich durfte auch ſo unverſchämt nicht hineinplatzen, weil ich mit ihren Eltern keine Kundſchaft hatte, und mir der Ort für einen Kerl von ſo geringem Herkommen als mir das meinige bewußt war, viel zu hoch vorkam. Am allernächſten gelangte ich zu ihr, wann wir etwa in die oder aus der Kirche gingen. Da nahm ich denn die Zeit ſo fleißig in Acht, mich ihr zu nähern, daß ich oft ein paar Seufzer anbrachte, was ich meiſterlich konnte, ob zwar ſie alle aus falſchem Herzen gingen. Hingegen nahm ſie ſolche auch ſo kaltſinnig an, daß ich mir einbilden mußte, ſie würde ſich nicht ſo leicht wie eines ſchlechten Bürgers Tochter verführen laſſen, und indem ich dachte, ſie würde mir ſchwerlich zu Theil, wurden meine Begierden nach ihr deſto heftiger.

Mein Stern, der mich das erſtemal zu ihr vermittelte, war derjenige, den die Schüler zu immerwährendem Gedächtniß um ſelbige Zeit des Jahres herumtragen, damit anzuzeigen, daß die drei Weiſen durch einen ſolchen nach Bethlehem begleitet wurden, und ich hielt es anfänglich für ein gut Omen, daß mir deren einer in ihre Wohnung leuchtete, alß ihr Vater ſelbſt nach mir ſchickte. Herr, ſagte er zu mir, ſeine Neutralität, die er zwiſchen Bürgern und Soldaten hält, iſt eine Urſache, daß ich ihn zu mir bitten laſſen, weil ich wegen einer Sache, die ich zwiſchen beiden Theilen in's Werk zu richten vorhabe, einen unparteiiſchen Zeugen bedarf. Ich meinte, er hatte was wundergroßes in Sinn, weil Schreibzeug und Papier auf dem Tiſche war, und bot ihm deswegen zu allen ehrlichen Geſchäften meine bereitfertigen Dienſte an, mit ſonderen Umſtänden, daß ich mir es für eine große Ehre halten würde, wenn ich ſo glücklich ſei, ihm beliebige Dienſte zu leiſten. Es war aber nichts anderes, als, wie an vielen Orten der Gebrauch iſt, ein Königreich zu machen, maßen es eben an der heiligen drei Könige Abend war. Dabei ſollte ich zuſehen, daß es recht zuginge und daß die Aemter ohne Anſehen der Perſonen durch das Loos ausgetheilt würden. Zu dieſem Geſchäfte, bei welchem des Obriſten Schreiber auch war, ließ der Obriſtleutnant Wein und Konfekt langen, weil er ein trefflicher Zechbruder und es ohnedas nach dem Nachteſſen war. Der Schreiber ſchrieb, ich las die Namen und die Jungfer zog die Zettel; ihre Eltern aber ſahen zu, und ich mag eben nicht ausführlich erzählen, wie es hergegangen, da ich die erſte Kundſchaft an dieſem Ort machte. Sie beklagten ſich über die langen Winternächte und gaben mir damit zu verſtehen, daß ich, um ſie deſto leichter zu verbringen, zu Licht zu ihnen kommen dürfte, indem ſie ohnedies keine beſonders großen Geſchäfte hätten. Das war nun eben, was ich vorlängſt gewünſcht.

Von dieſem Abend an, da ich mich zwar nur ein wenig bei der Jungfer zutäppiſch machte, fing ich wieder auf ein neues an, mit der Leimſtange zu laufen, und am Narrenſeil zu ziehen, alſo, daß ſich die Jungfer gleichwie ihre Eltern einbilden mußten, ich hätte den Angel geſchluckt, obwol es mir nicht halber Ernſt war. Ich putzte mich nur gegen die Nacht, wann ich zu ihr wollte, wie die Hexen, und den Tag über hatte ich mit den Liebesbüchern zu thun. Daraus ſtellte ich

Buhlbrieflein an meine Liebſte, eben als ob ich hundert Meilen Weges von ihr gewohnt hätte, oder in vielen Jahren nicht zu ihr käme. Zuletzt machte ich mich gar gemein, weil mir meine Löffelei nicht ſonderlich von den Eltern gewehrt, ſondern zugemuthet ward, ich ſollte ihre Tochter auf der Laute ſchlagen lehren. Da hatte ich nun einen freien Zutritt, bei Tage wie zuvor des Abends, alſo, daß ich meinen gewöhnlichen Reim: Ich und eine Fledermaus, fliegen nur bei Nachtzeit aus, änderte und ein Liedlein machte, worin ich mein Glück lobte, weil es mir auf ſo manchen guten Abend ſo freudenreiche Tage verlieh, an denen ich in meiner Liebſten Gegenwart meine Augen weiden und mein Herz erquicken könnte. Hingegen klagte ich in eben dem Liede über mein Unglück und bezüchtigte daſſelbe, daß es mir die Nächte verbitterte und mir nicht gönnte, ſie wie die Tage mit liebreicher Ergötzung hinzubringen, und ob zwar es etwas zu frei kam, ſang ich es doch meiner Liebſten mit andächtigen Seufzen und einer luſtreizenden Melodie, wozu die Laute das Ihrige that, und gleichſam die Jungfer mit mir bat, ſie wolle mitwirken, daß mir die Nächte ſo glücklich als die Tage bekämen. Aber ich erhielt ziemlich abſchlägige Antwort, denn ſie war klug genug und konnte mich auf meine Erfindungen, die ich bisweilen artlich anbrachte, gar höflich beſchlagen.

Ich nahm mich wohl in Acht, von der Verehlichung zu ſchweigen, ja, wenn ſchon geſprächsweiſe davon geredet wurde, ſtellte ich doch alle meine Worte auf Schrauben, was die ſchon verheirathete Schweſter meiner Jungfer bald merkte, und mir und meinem lieben Mägdlein daher alle Päſſe verlegte, auf daß wir nicht ſo oft wie vorher allein beiſammen ſein ſollten, denn ſie ſah wol, daß mich ihre Schweſter von Herzen liebte und daß die Sache in die Länge kein gut thun würde.

Es iſt unnöthig, alle Thorheiten meiner Löffelei umſtändlich zu erzählen, weil dergleichen Poſſen ohnedies alle Liebesſchriften voll ſind. Genug iſt es, wenn der günſtige Leſer weiß, daß es zuletzt dahin kam, daß ich erſtlich mein Liebchen zu küſſen und endlich auch andere Narrenpoſſen zu thun mich erkühnen durfte. Dieſen erwünſchten Fortgang verfolgte ich mit allerhand Reizungen, bis ich bei Nacht eingelaſſen wurde. Weil Jedermann weiß, wie es bei dergleichen Beſuchen gemeiniglich hergeht, dürfte ſich wohl der Leſer einbilden, ich hätte etwas Ungebührliches begangen. Ja wohl, nein! denn alle meine Gedanken waren umſonſt. Ich fand einen ſolchen Widerſtand, deſſen gleichen ich mir nimmermehr denken können, bei einem Weibsbilde anzutreffen, weil ihr Abſehen einzig und allein auf Ehre und den Eheſtand gerichtet war, und wenn gleich ich ihr dieſen mit den grauſamſten Flüchen verſprach, gönnte ſie mir doch vor der Trauung kurzum nur neben ihr auf dem Bette zu liegen, wo ich ganz ermüdet vor Unmuth einſchlummerte. Ich wurde jedoch gar ungeſtüm aufgeweckt, denn des Morgens um vier Uhr ſtund der Obriſtleutnant vor dem Bette mit einer Piſtole in der einen und einer Fackel in der anderen Hand. Krabat! ſchrie er überlaut ſeinem Diener zu, der mit einem bloßen Säbel neben ihm ſtund, geſchwind Krabat, hole den Pfaffen! Wovon ich dann erwachte, und ſah, in was für einer Gefahr ich mich befand. O, weh! dachte ich, du ſollſt gewiß zuvor beichten, ehe er dir den Reſt gibt. Es ward mir ganz grün und gelb vor den Augen, und ich wußte nicht, ob ich ſie recht aufthun ſollte oder nicht? Du leichtfertiger Geſelle! ſagte er zu mir, ſoll ich dich finden, daß du mein Haus ſchändeſt? Thäte ich dir unrecht, wenn ich dir und dieſer Dirne den Hals bräche? Auf, du Beſtie! wie kann ich mich doch enthalten, dir das Herz aus dem Leibe herauszureißen und, zu kleinen Stücken zerhackt, den Hunden vorzuwerfen! Damit biß er die Zähne übereinander, und verkehrte die Augen, wie ein unſinnig Thier. Ich wußte nicht, was ich ſagen ſollte, und meine Bettgenoſſin konnte nichts als weinen. Endlich, als ich mich ein wenig erholte, wollte ich etwas von unſerer Unſchuld vorbringen; er aber hieß mich das Maul halten, indem er auf's neue anfing, mir aufzurücken, daß er mir viel ein anderes vertraut; ich hingegen ihn mit der größten Untreue von der Welt gemeint hätte. Indeſſen kam ſeine Frau auch dazu, die fing eine nagelneue Predigt an, alſo daß ich wünſchte, ich läge irgends in einer Dornenhecke; ich glaube auch, ſie hätte in zwei Stunden nicht aufgehört, wenn der Krabat mit dem Pfarrer nicht kommen wäre.

Ehe dieſer kam, unterſtund ich etliche Male aufzuſtehen; aber der Obriſtleutnant machte mich mit bedrohlichen Mienen liegen bleiben, alſo, daß ich erfahren mußte, wie gar keinen Muth Einer hat, der auf einer böſen That ertappt wird, und wie einem Diebe um's Herz iſt, den man erwiſcht, wenn er eingebrochen, obgleich er noch nichts geſtohlen hat. Ich gedenke der Zeit, wann mir der Obriſtleutnant ſammt zwei ſolchen Croaten aufgeſtoßen wäre, daß ich ſie alle drei zu jagen unterſtanden; aber jetzt lag ich da wie ein anderer Bärenhäuter und hatte nicht das Herz, nur den Mund, geſchweige die Fäuſte recht aufzuthun. Seht, Herr Pfarrer! ſagte er, das ſchöne Spektakel, zu welchem ich euch als Zeugen meiner Schande berufen muß! Und kaum hatte er die Worte ordentlich vorgebracht, da fing er wieder an zu wüten und das Tauſendſte in's Hundertſte zu werfen, daß ich nichts anderes als vom Hals brechen und Hände in Blut waſchen verſtehen konnte. Er ſchäumte um den Mund wie ein Eber, und ſtellte ſich, als ob er gar von Sinnen kommen wollte, alſo daß ich alle Augenbicke dachte: jetzt jagt er dir eine Kugel durch den Kopf! Der Pfarrer wehrte mit Händen und Füßen, daß nichts tödtliches geſchehe, was ihn hernach reuen möchte. Was? ſagte er, Herr Obriſtleutnant, braucht eure hohe Vernunft, und bedenkt das Sprüchwort: daß man zu geſchehenen Dingen das Beſte reden ſoll. Dies ſchöne junge Paar, das ſeines Gleichen ſchwerlich im Lande hat, iſt nicht das erſte und auch nicht das letzte, das ſich von den unüberwindlichen Kräften der Liebe meiſtern laſſen. Der Fehler, den ſie Beide begangen, kann auch durch ſie, da es anders ein Fehler zu nennen, leicht wieder gebeſſert werden. Zwar lobe ich es nicht, ſich auf dieſe Art zu verehelichen; aber gleichwol hat das junge Paar weder Galgen noch Rad verdient, der Herr Obriſtleutnant auch keine Schande davon zu gewarten, wenn er nur dieſen Fehler, der ohnedies Niemand bewußt, heimlich halten und verzeihen, ſeine Einwilligung zu Beider Verehlichung geben, und dieſe durch den gewöhnlichen Kirchgang öffentlich beſtätigen laſſen wird. Was? antwortete er: ſollte ich ihnen, anſtatt billiger Strafe, noch große Ehre anthun? Ich wollte ſie eh' morgenden Tages Beide zuſammen binden und in der Lippe ertränken laſſen! Ihr müßt mir ſie in dieſem Augenblicke trauen, weswegen ich euch holen laſſen, oder ich will ſie Beide wie die Hühner erwürgen.

Ich dachte: was willt du thun! Es heißt: Vogel, friß, oder ſtirb. Zudem iſt es eine Jungfer, der du dich nicht ſchämen darfſt, ja, wenn du dein Herkommen bedenkſt, biſt du kaum werth, hinzuſitzen, wo ſie ihre Schuh hinſtellt. Doch ſchwur ich und bezeugte hoch und theuer, daß wir nichts unehrliches mit einander zu ſchaffen gehabt hätten. Aber mir wurde geantwortet: Wir ſollten uns gehalten haben, daß man nichts Böſes von uns argwöhnen können, auf dieſem Wege würden wir den einmal gefaßten Argwohn Niemand benehmen. Hierauf wurden wir von gemeldtem Pfarrer im Bette ſitzend zuſammen gegeben, und nachdem dies geſchehen, aufzuſtehen, und mit einander aus dem Hauſe zu gehen gemüßigt. Unter der Thüre ſagte der Obriſtleutnant: Wir ſollten uns in Ewigkeit vor ſeinen Augen nicht mehr ſehen laſſen. Ich aber, als ich mich wieder erholte, und den Degen auch an der Seite hatte, antwortete gleichſam im Scherz: Ich weiß nicht, Herr Schwiegervater, warum er Alles ſo widerſinns anſtellt? Wenn Andere neue Eheleute getraut werden, ſo führen die nächſten Verwandten ſie ſchlafen; er aber jagt mich nach der Trauung nicht allein aus dem Bette, ſondern gar aus dem Hauſe, und anſtatt des Glückes, das er mir im Eheſtande wünſchen ſollte, will er mich nicht ſo glückſelig wiſſen, meines Schwähers Angeſicht zu ſehen und ihm zu dienen. Wahrlich, wenn dieſer Brauch aufkommen ſollte, ſo würden die Verehlichungen wenig Freundſchaft mehr in der Welt ſtiften.

22.

Die Leute in meiner Wohnung verwunderten ſich alle, da ich dieſe Jungfer mit mir heimbrachte, und noch vielmehr, da ſie ſahen, daß ſie ſo ungeſcheut mit mir ſchlafen ging, denn obwol mir dieſer widerfahrene Poſſen grandige Grillen in den Kopf brachte, war ich doch ſo närriſch nicht, meine Braut zu verſchmähen. Ich hatte zwar die Liebſte im Arm; hingegen aber tauſenderlei Gedanken im Kopf, wie ich meine Sachen heben und legen wollte. Bald gedachte ich: es iſt dir recht geſchehen, und bald meinte ich, es wäre mir der allergrößte Schimpf von der Welt widerfahren, den ich ohne billige Rache nicht mit Ehren verſchmerzen könnte. Wenn ich mich aber beſann, daß ſolche Rache wider meinen Schwähervater und alſo auch wider meine unſchuldige fromme Liebſte laufen mußte, ſo fielen alle meine Anſchläge dahin. Ich ſchämte mich ſo ſehr, daß ich mir vornahm, mich einzuhalten, und vor keinem Menſchen mehr ſehen zu laſſen; befand aber, daß ich dann erſt die ärgſte Narrheit begehen würde. Endlich war mein Schluß: ich wollte vor allen Dingen meines Schwähervaters Freundſchaft wieder gewinnen und mich im übrigen gegen Jedermann anlaſſen, als ob mir nichts übles widerfahren wäre und ich wegen meiner Hochzeit Alles wol ausgerichtet hätte. Ich ſagte zu mir ſelber: Weil Alles auf eine ungewöhnliche Weiſe ſich geſchickt und ſeinen Anfang genommen, ſo mußt du es auch auf ſolche Gattung ausmachen. Sollten die Leute erfahren, daß du Verdruß an deiner Heirath hätteſt und wider deinen Willen getraut worden wäreſt, wie eine arme Jungfer an einen alten reichen Ehekrüppel, ſo hätteſt du nur Spott davon.

In ſolchen Gedanken ließ ich mir früh tagen, wiewol ich lieber länger im Bette geblieben wäre. Ich ſchickte zuerſt nach meinem Schwager, der meines Weibes Schweſter hatte, und hielt ihm kurz vor, wie nahe ich ihm verwandt worden, daneben ihn erſuchend, er wolle ſeine Liebſte kommen laſſen, etwas zurichten zu helfen, damit ich den Leuten bei meiner Hochzeit zu eſſen geben könnte; er aber wollte belieben, unſern Schwäher und unſern Schwieger meinetwegen zu begütigen, indeſſen ich ausginge, Gäſte zu bitten, die den Frieden zwiſchen mir und ihnen vollends machten. Solches nahm er zu verrichten auf ſich, und ich verfügte mich zum Kommandanten, dem erzählte ich mit einer kurzweiligen und artlichen Weiſe, was ich und mein Schwähervater für eine neue Mode angefangen hätten, Hochzeit zu machen, welche Gattung ſo geſchwind zugehe, daß ich in einer Stunde die Heirathsabrede, den Kirchgang und die Hochzeit auf einmal vollzogen. Allein, weil mein Schwähervater die Morgenſuppe geſpart hätte, ſo wäre ich bedacht, ehrlichen Leuten von der Speckſuppe mitzutheilen, zu der ich unterthänig eingeladen haben wollte. Der Kommandant wollte ſich meines luſtigen Vortrags ſchier in Stücken lachen, und weil ich ſah, daß ſein Kopf recht ſtund, ließ ich mich noch freier heraus und entſchuldigte mich deswegen, daß ich nothwendig jetzt nicht klug ſein müßte, weil andere Hochzeiter vier Wochen vor und nach der Hochzeit nicht recht bei Sinnen ſeien. Andere Hochzeiter zwar hätten vier Wochen Zeit, in welchen ſie allgemach ihre Thorheiten unvermerkt herauslaſſen und ihren Mangel an Witz ziemlich verbergen könnten; weil mich aber die ganze Bräuterei vollkommen überfallen, ſo müßte ich auch die Narrenspoſſen häufig fliegen laſſen, damit ich mich hernach deſto vernünftiger im Eheſtand anlaſſen könnte. Er fragte mich, wie es mit dem Heirathsvertrag beſchaffen wäre, und wie viel mir mein Schwähervater Füchſe, deren der alte Schabhals viele hätte, zum Heirathsgut gäbe? Ich antwortete, daß unſere Heirathsabrede nur in einem Punkte beſtünde, der laute: daß ich und ſeine Tochter ſich in Ewigkeit vor ſeinen Augen nicht mehr ſollten ſehen laſſen. Weil aber weder Notarien noch Zeugen dabei geweſen, ſo hoffe ich, er ſollte widerrufen werden, vornehmlich weil alle Heirathen zu Fortpflanzung guter Freundſchaft geſtiftet würden, es wäre denn die Sache, daß er mir ſeine Tochter wie Pythagoras die ſeinige verheirathet hätte, was ich nimmermehr glauben könnte, weil ich ihn niemals beleidigt.

Mit ſolchen Schwänken, deren man an mir dies Orts nicht gewohnt war, erhielt ich, daß der Kommandant, ſammt meinem Schwähervater, den er hierzu wol überreden wollte, bei meiner Speckſuppe zu erſcheinen verſprach. Er ſchickte auch gleich ein Faß köſtlichen Wein und einen Hirſch in meine Küche; ich aber ließ dergeſtalt zurichten, als ob ich Fürſten hätte bewirthen wollen, und brachte eine anſehnliche Geſellſchaft zuwege, die ſich nicht allein brav mit einander luſtig machten, ſondern auch vor allen Dingen meinen Schwähervater und meine Schwieger dergeſtalt mit mir und meinem Weibe verſöhnten, daß ſie uns mehr Glück wünſchten, als ſie uns die vorige Nacht fluchten. In der ganzen Stadt ward ausgeſprengt, daß unſere Trauung mit Fleiß auf ſo fremde Art wäre angeſtellt worden, damit uns Beiden kein Poſſen von böſen Leuten widerfahre. Mir war dieſe ſchnelle Heirath trefflich geſund, denn wenn ich doch verehlicht und, gemeinem Gebrauche nach, über die Kanzel hätte abgeworfen werden ſollen, ſo würden ſich beſorglich Schleppſäcke gefunden haben, mir ein verhinderliches Geſchrei darein zu machen. Ich hatte ihrer unter den Bürgerstöchtern wenigſtens ein halbes Dutzend, die mich mehr als zuwol kannten.

Den andern Tag bewirthete mein Schwähervater die Hochzeitgäſte; aber bei weitem nicht ſowol als ich, denn er war karg. Da wurde erſt mit mir geredet, was ich für eine Handtierung treiben und wie ich den Haushalt anſtellen wollte, und da merkte ich erſt, daß ich meine edle Freiheit verloren hatte und unter einer Botmäßigkeit leben ſollte. Ich ließ mich gar gehorſamlich an und begehrte zuvor meines lieben Schwähervaters, als eines verſtändigen Kavaliers getreuen Rath zu vernehmen und dem zu folgen. Die Antwort lobte der Kommandant und ſagte: Dieweil er ein junger friſcher Soldat iſt, wäre es eine große Thorheit, wenn er mitten in jetzigen Kriegsläuften ein anderes als das Soldatenhandwerk zu treiben vor die Hand nähme: es iſt weit beſſer, ſein Pferd in eines Andern Stall zu ſtellen, als das eines Andern in dem ſeinigen zu füttern. Was mich anlangt, ſo will ich ihm ein Fähnlein geben, wenn er will. Mein Schwäher und ich bedankten uns und ich ſchlug's nicht mehr aus wie zuvor; wieß jedoch dem Kommandanten des Kaufmanns Handſchrift, der meinen Schatz zu Köln in Verwahrung habe. Dieſes, ſagte ich, muß ich zuvor holen, eh ich ſchwediſche Dienſte annehme, denn ſollten ſie gewahr werden, daß ich ihrem Gegentheil diene, ſo werden ſie mir zu Köln das Meinige behalten, was ſich nicht ſo leicht im Wege finden läßt. Sie gaben mir Beide Recht, und es wurde zwiſchen uns Dreien abgeredet, zugeſagt und beſchloſſen, daß ich in wenigen Tagen mich nach Köln begeben, meinen Schatz dort erheben und mich nachgehends wieder damit in der Feſtung einſtellen und ein Fähnlein annehmen ſollte. Dabei wurde auch ein Tag ernannt, an dem meinem Schwähervater eine Kompagnie ſammt der Obriſtleutnant-Stelle bei des Kommandanten Regiment übergeben werden ſollte, denn ſintemal der Graf von Götz damals mit vielen kaiſerlichen Völkern in Weſtfalen lag und ſein Quartier zu Dortmund hatte, verſah ſich der Kommandant auf den künftigen Frühling einer Belagerung und bewarb ſich daher um gute Soldaten, wiewol dieſe Sorge vergeblich war, weil der Graf von Götz, nachdem Johann de Werd im Breisgau geſchlagen worden, ſelbigen Frühling Weſtfalen verlaſſen und am Oberrheinſtrome wegen Breiſach wider den Fürſten von Weimar agiren mußte.

23.

Es ſchickt ſich ein Ding auf mancherlei Weiſe. Des Einen Unſtern kommt ſtaffelweis und allgemach, und einem Andern überfällt das ſeinige mit Haufen. Das meine hatte einen ſo ſüßen und angenehmen Anhang, daß ich mir's wol für kein Unglück, ſondern für das höchſte Glück rechnete. Kaum über acht Tage hatte ich mit meinem lieben Weib im Eheſtand zugebracht, als ich in meinem Jägerkleide, mit einem Feuerrohr auf der Achſel von ihr und ihren Freunden meinen Abſchied nahm. Ich ſchlich mich glücklich durch, weil mir alle Wege bekannt waren, alſo, daß mir keine Gefahr unterwegs aufſtieß, ja ich wurde von keinem Menſchen geſehen, bis ich nach Duytz, ſo gegen Köln über, diesſeits des Rheins liegt, vor den Schlagbäum kam. Ich meinerſeits ſah viele Leute, ſonderlich einen Bauer im Bergſchen Lande der mich allerdings an meinen Knan im Speſſart gemahnte, und deſſen Sohn am Beſten ſich dem Simplicius verglich. Dieſer Bauernbub hütete der Schweine, als ich bei ihm vorübergehen wollte, und weil die Säue mich ſpürten, fingen ſie an zu grunzen; der Knabe aber über ſie zu fluchen, daß ſie der Donner und Hagel erſchlagen und de Tüfel dartho halen ſkolde. Das hörte die Magd und ſchrie dem Jungen zu: er ſollte aufhören zu fluchen, oder ſie wollt's dem Vater ſagen. Der Vater aber hatte ſeinem Sohne gleichfalls zugehört, lief mit ſeinem Prügel aus dem Hauſe, ehe der Knabe ihr noch auf ſeine Weiſe antworten konnte, und ſchrie: Halt, du hundert tauſend u. ſ. w. Schelm! Ick ſall di lehren ſweren, de Hagel ſchla di dan, dat di der Tüfel int Liff fahr, indem er ihn bei der Karthauſe erwiſchte und wie einen Tanzbär prügelte, zu jedem Streiche ſagend: Du böſe Bof, ick ſall die leeren flocken, de Tüfel hal di dan. Dieſe Zucht erinnerte mich natürlich an mich und meinen Knan, und ich war doch nicht ſo ehrlich oder gottſelig, daß ich Gott gedankt hätte, weil er mich aus ſolcher Unwiſſenheit gezogen und zu einer beſſeren Wiſſenſchaft und Erkenntniß gebracht: warum wollte denn mein Glück, daß er mir täglich zuſchickte, in die Länge haben ausharren können? Da ich nach Köln kam, kehrte ich bei meinem Jupiter ein, der damals ganz klug war, und mir gleich ſagte, als ich ihm vertraute, warum ich da wäre, daß ich beſorglich leer Stroh dreſchen würde, weil der Kaufmann, dem ich das Meinige aufzuheben gegeben, bankerott geſpielt hätte und ausgeriſſen wäre. Zwar ſeien meine Sachen obrigkeitlich verſiegelt, und er ſelbſt ſich wieder einzuſtellen vorgeladen worden; man zweifle aber ſehr an ſeiner Wiederkunft, weil er das Beſte, ſo fortzubringen geweſen, mit ſich genommen. Bis nun die Sache erörtert würde, könnte viel Waſſer den Rhein hinunterlaufen. Wie angenehm mir dieſe Botſchaft war, kann ein Jeder leicht ermeſſen! Ich fluchte ärger als ein Fuhrmann; aber was half's, ich hatte darum meine Sachen nicht wieder, und nicht einmal Hoffnung, ſie zu bekommen. So hatte ich auch über zehn Thaler Zehrgeld nicht zu mir genommen, daß ich mich alſo nicht ſo lange aufhalten konnte, als die Zeit erforderte. Ueberdies hatte es Gefahr auf ſich, lange da zu bleiben, denn ich mußte ſorgen, weil ich einer feindlichen Garniſon zugethan, erkundſchaftet zu werden und nicht allein gar um das Meinige, ſondern noch dazu in größere Ungelegenheit zu kommen. Sollte ich unverrichteter Sache zuruck, das Meinige muthwillig dahinten laſſen und den Hingang für den Hergang haben, das dünkte mich auch nicht rathſam zu ſein. Zuletzt wurde ich mit mir ſelber eins, ich wollte mich in Köln aufhalten, bis die Sache erörtert würde, und die Urſache meines Ausbleibens meiner Liebſten berichten. Demnach verfügte ich mich zu einem Sachwalter, der ein Notar war, und erzählte ihm mein Thun, indem ich ihn bat, mir um die Gebühr mit Rath und That beizuſpringen: ich wollte ihm neben dem Satze, wenn er meine Sache beſchleunigte, mit einer guten Verehrung begegnen. Weil er dann hoffte, es würde an mir etwas zu fiſchen ſein, nahm er mich gutwillig an, und bingte mich auch in die Koſt. Darauf ging er andern Tags mit zu den Herren, die die Fallimentſachen zu erörtern haben, gab eine beglaubigte Kopei der Handſchrift des Kaufmanns ein und legte dieſe ſelbſt vor, worauf wir zur Antwort bekamen, daß wir uns bis zu gänzlicher Erörterung der Sache gedulden müßten, weil die Gegenſtände, davon die Handſchrift ſage, nicht alle vorhanden wären.

Alſo verſah ich mich des Müſſigganges wieder auf eine Zeitlang, bis ich ſehen wollte, wie es in großen Städten hergeht. Mein Koſtherr war, wie gehört, ein Notarius und Sachwalter, der daneben ein halb Dutzend Koſtgänger hatte, und ſtets acht Pferde auf der Streu hielt, die er den Reiſenden für Geld zu leihen pflegte, und deren ein deutſcher und ein welſcher Knecht warteten, die ſich zum fahren und reiten gebrauchen ließen; mit welcher drei- oder viertehalbfachen Handtierung er nicht allein ſeinen Unterhalt reichlich gewann, ſondern auch ohne Zweifel trefflich vorſchlug, denn weil keine Juden in ſelbige Stadt kommen durften, konnte er mit allerlei Sachen deſto beſſer wuchern.

Ich lernte viel in der geringen Zeit, die ich bei ihm war; vornehmlich aber alle Krankheiten kennen, was die größte Kunſt an einem Doktor der Medizin iſt, denn, man ſagt, wenn man eine Krankheit recht erkenne, ſo ſei dem Kranken ſchon halb geholfen. Daß ich nun ſolche Wiſſenſchaft begriff, daran war mein Wirth Urſache, denn von ſeiner Perſon fing ich an auf Andere und deren Leibesbeſchaffenheit zu ſehen. Da fand ich Manchen todt krank, der ſeine Krankheit oft ſelbſt nicht wußte, und auch von anderen Menſchen, ja, von den Doktoren ſelbſt für einen Geſunden gehalten wurde. Ich fand Leute, die waren vor Zorn krank, und wann ſie die Krankheit anſtieß, verſtellten ſie die Geſichter wie die Teufel, brüllten wie die Löwen, kratzten wie die Katzen, ſchlugen um ſich wie die Bären, biſſen drein wie die Hunde, und damit ſie ſich ärger anſtellten als die raſenden Thiere, warfen ſie mit allem, was ſie in die Hände kriegten, um ſich, wie die Narren. Man ſagt, dieſe Krankheit komme von der Galle her; aber ich glaube, daß ſie ihren Urſprung daher habe, wenn ein Narr hoffärthig ſei; deshalb, wenn du einen Zornigen raſen hörſt, ſonderlich über ein geringes Ding, ſo halte kecklich dafür, daß er mehr ſtolz als klug ſei. Aus dieſer Krankheit folgt unzählig Unglück, ſowol dem Kranken ſelbſt als Anderen, dem Kranken zwar endlich die Lähme, Gicht und ein frühzeitiger, wo nicht gar ewiger Tod! und man kann dieſe Kranken, obſchon ſie gefährlich krank ſeien, mit gutem Gewiſſen keine Patienten nennen, weil ihnen die Patienz zu meiſt mangelt. Einige ſah ich am Neid darnieder liegen, von denen man ſagt, daß ſie ihr eigen Herz freſſen, weil ſie immer bleich und traurig daher treten. Dieſe Krankheit halte ich für die allergefährlichſte, weil ſie vom Teufel ihren Urſprung, wiewol ſie von lauter Glück herrührt, das des Kranken Feind hat, und wer einen ſolchen von Grund aus heilt, der dürfte ſich beinahe rühmen, er hätte einen Verlornen zum chriſtlichen Glauben bekehrt, weil dieſe Krankheit keinen rechtſchaffenen Chriſten anſtößt, als die da nur die Sünde und Laſter neiden. So befand ich, daß Freſſen und Saufen auch eine Krankheit iſt, und aus der Gewohnheit, nicht aus dem Ueberfluſſe herkommt. Armuth iſt zwar gut dafür; aber ſie wird dadurch nicht von Grund aus geheilt, denn ich ſah Bettler ludern, und reiche Filze Hunger leiden. Sie bringt ihre Arznei auf dem Rücken mit ſich, die heißt Mangel, wo nicht an Gut, doch an der übrigen Geſundheit des Leibes, alſo, daß endlich dieſe Kranken gemeiniglich von ſelbſt geſund werden müſſen, wenn ſie nehmlich, entweder aus Armuth, oder anderer Krankheit halb nicht mehr zehren können. Die Hoffahrt hielt ich für eine Art der Phantaſterei, die ihren Urſprung aus der Unwiſſenheit habe, denn wenn Einer ſich ſelbſt kennt, und weiß wo er her iſt, und endlich heimkömmt, ſo iſt's unmöglich, daß er mehr ein hoffärtiger Narr ſein kann. Wenn ich einen Pfau oder welſchen Hahn ſehe, der ſich ausſpreitet, und etwas daher kollert, muß ich mich vernarren, daß dieſe unvernünftigen Thiere dem armen Menſchen in ſeiner großen Krankheit ſo artlich ſpotten. Ich habe keine ſonderliche Arzenei dawider finden können, weil die, ſo daran krank liegen, ohne die Demuth eben ſo wenig als andere Narren zu heilen ſind. Ich fand auch, daß Lachen eine Krankheit iſt, denn Philemon iſt ja daran geſtorben und Democritus bis an ſein Ende damit angeſteckt geweſen. So ſagen auch noch bis auf den heutigen Tag unſere Weiber, ſie möchten ſich zu todt lachen! Man ſagt, es habe ſeinen Urſprung von der Leber; aber ich glaube ehender, es komme aus übriger Thorheit her, ſintemal viel Lachen kein Anzeichen eines vernünftigen Mannes iſt. Es iſt unvonnöthen, eine Arzenei dawider zu verordnen, weil es nicht allein eine luſtige Krankheit iſt, ſondern auch manchem vergeht, eh' er's gern hat. Nicht weniger merkte ich, daß der Fürwitz eine Krankheit, die ſonderlich dem weiblichen Geſchlecht ſchier angeboren ſei, und zwar gering anzuſehen; aber in Wahrheit ſehr gefährlich iſt, maßen wir noch Alle an unſerer erſten Mutter Neugier zu däuen haben. Von den übrigen, als Faulheit, Rachgier, Eifer, Frevel, Gebrechen der Liebe und anderen dergleichen Krankheiten und Laſtern, will ich für diesmal ſchweigen, weil ich mir niemals vorgenommen, etwas davon zu ſchreiben, ſondern wieder auf meinen Koſtherrn kommen, der mir Urſache gab, dergleichen Gebrechen nachzuſinnen, weil er vom Geize bis auf das äußerſte Haar eingenommen und beſeſſen war.

24.

Dieſer hatte, wie oben gemeldet, unterſchiedliche Handtierungen, durch die er Geld zuſammen kratzte. Er zehrte mit ſeinen Koſtgängern, und ſeine Koſtgänger nicht mit ihm, und er hätte ſich und ſein Hausgeſinde mit dem, was ſie ihm eintrugen, gar reichlich ernähren können, wenn es der Knauſer nur dazu angewendet; aber er mäſtete uns auf ſchwäbiſch und hielt gewaltig zurück. Ich aß Anfangs nicht mit ſeinen Koſtgängern, ſondern mit ſeinen Kindern und Geſinde, weil ich nicht viel Geld bei mir hatte. Da ſetzte es ſchmale Bißlein, was meinem an die weſtfäliſchen Schmäuſe gewöhnten Magen ganz ſpaniſch vorkam. Kein gut Stück Fleiſch kriegten wir auf den Tiſch, ſondern nur, was acht Tage zuvor von der Studenten Tafel getragen, von denen überall benagt und nunmehr vor Alter ſo grau wie Methuſalem worden war. Darüber machte die Koſtfrau, welche die Küche ſelbſt verſehen mußte, denn er dingte ihr keine Magd, eine ſchwarze, ſaure Brühe und überteufelte's mit Pfeffer, und dann wurden die Beiner ſo ſauber abgeſchleckt, daß man alsbald Schachſteine daraus hätte drehen können. Dennoch waren ſie alſo noch nicht recht ausgenutzt, ſondern kamen in einen hierzu verordneten Behälter, und wenn unſer Geizhals deren eine Anzahl beiſammen hatte, mußten ſie erſt klein zerhackt und das übrige Fett bis auf das Aeußerſte herausgeſotten werden, nicht weiß ich, wurden die Suppen daraus geſchmalzt, oder die Schuhe damit geſchmiert. An den Feſttagen, deren mehr als genug einfielen und die alle feierlich gehalten wurden, weil der Hausvater diesfalls gar gewiſſenhaft war, mußten wir uns mit ſtinkenden Bückingen, verſalzenen Bolchen, faulen Stock- und anderen abgeſtandenen Fiſchen herum beißen, denn er kaufte Alles der Wohlfeile nach, und ließ ſich die Mühe nicht dauern, zu dem Ende ſelbſt auf den Fiſchmarkt zu gehen und anzupacken, was die Fiſcher eben auszuſchmeißen im Sinn hatten. Unſer Brod war gemeiniglich ſchwarz und altbacken, der Trank aber ein dünn, ſauer Bier, das mir die Därme hätte zerſchneiden mögen, und mußte doch gut abgelegen Märzbier heißen. Ueberdies vernahm ich von dem deutſchen Knechte, daß es Sommerszeit noch viel ſchlimmer hergehe, denn da ſei das Brod ſchimmlig, das Fleiſch voller Würme und ihre beſten Speiſen wären irgends zu Mittag ein Paar Rettige und auf den Abend eine Hand voll Sallat. Ich fragte, warum er denn bei dem Filz bleibe? da antwortete er mir, daß er die meiſte Zeit auf der Reiſe ſei, und deshalb mehr auf der Reiſenden Trinkgelder, als auf ſeinen Schimmeljuden bedacht ſein müßte. Er traue ſeinem Weib und Kindern nicht im Keller, weil er ihnen ſelbſt den Tropfen Wein kaum gönne, und ſei mit einem Worte ein ſolcher Geldwolf, desgleichen nicht noch einer zu finden. Was ich bisher geſehen, ſei nichts, wenn ich noch eine Weile dabliebe, würde ich gewahr werden, daß er ſich nicht ſchäme, einen Eſel um einen Fettmönch zu ſchinden. Einſtmals brachte er ſechs Pfund Sülze oder Rinderkutteln heim, das ſetzte er in ſeinen Speiſekeller, und weil zu ſeiner Kinder großem Glück das Tagfenſter offen ſtund, banden ſie eine Eßgabel an einen langen Stecken und angelten damit alle Kuttelflecke heraus, welche ſie alſo halb gekocht in großer Eile verſchlangen und vorgaben, die Katze hätte es gethan. Aber der Erbſenzähler wollte es nicht glauben, fing die Katze, wug ſie und befand, daß ſie mit Haut und Haar nicht ſo ſchwer war, als ſeine Kutteln geweſen. Weil er denn ſo gar unverſchämt handelte, begehrte ich nicht mehr an ſeiner Leute, ſondern an gemeldter Studenten Tafel, es koſte, was es wolle, zu eſſen, wobei es zwar etwas herrlicher herging, mir aber wenig geholfen wurde, denn alle Speiſen, die man uns vorſetzte, waren nur halb gar, was unſerem Koſtherrn an zwei Orten zu paß kam, am Holze, das er geſpart, und daß wir nicht ſo viel verdauen konnten. Ueberdies, dünkte mich, zählte er uns alle Mundvoll in Hals hinein und kratzte ſich hinter den Ohren, wenn wir recht fütterten. Sein Wein war ziemlich gewäſſert und nicht der Art, die Dauung zu befördern. Der Käs, den man am Ende jeder Malzeit aufſtellte, war gemeiniglich ſteinhart; die holländiſche Butter aber dermaßen verſalzen, daß Keiner über ein Loth davon auf einen Imbiß genießen konnte. Das Obſt mußte man ſo lange auf und abtragen, bis es mürbe und zu eſſen tauglich war. Wenn dann etwa Einer oder der Andere darauf ſtichelte, ſo fing er einen erbärmlichen Hader mit ſeinem Weibe an, daß wir es hörten; heimlich aber befahl er ihr, ſie ſollte nur bei ihren alten Geigen bleiben. Einesmals brachte ihm einer ſeiner Clienten einen Haſen zur Verehrung, den ſah ich in der Speiskammer hangen und dachte, wir würden einmal Wildpret eſſen dürfen. Aber der deutſche Knecht ſagte mir, daß er uns nicht an die Zähne brennen würde, denn ſein Herr hätte den Koſtgängern ausgedingt, daß er ſo keine Schnabelweide ſpeiſen dürfte; ich ſollte nur Nachmittag auf den alten Markt gehen und ſehen, ob ich ihn nicht dort zu verkaufen finden würde. Darauf ſchnitt ich dem Haſen ein Stücklein vom Ohr, und als wir über dem Mittagsimbiß ſaßen und unſer Koſtherr nicht bei uns war, erzählte ich, daß unſer Geizhals einen Haſen zu verkaufen hätte, um den ich ihn zu betrügen gedächte, wenn mir einer von ihnen folgte, alſo daß wir nicht allein Kurzweile anrichten, ſondern den Haſen ſelbſt kriegen wollten. Jeder ſagte ja, denn ſie hätten unſerm Wirthe gern vorlängſt einen Schabernack angethan, deſſen er ſich nicht beklagen dürfte. Alſo verfügten wir uns den Nachmittag an den Ort, den ich vom Knecht erlernt hatte, wo unſer Koſtherr zu ſtehen pflegte, wenn er ſo etwas zu verkaufen hingab, um aufzupaſſen, was der Verkäufer löſte, damit er nicht etwa um einen Fettmönch betrogen würde. Wir ſahen ihn bei vornehmen Leuten, mit denen er ſprach. Ich hatte einen Kerl angeſtellt, der ging zu dem Höker, der den Haſen verkaufen ſollte und ſagte: Landsmann! der Haſe iſt mein, und ich nehme ihn als ein geſtohlen Gut mit Recht hinweg, er iſt mir heut Nacht von meinem Fenſter hinweggefiſcht worden, und läßt du ihn nicht gutwillig folgen, ſo gehe ich auf deine Gefahr und Unrechtskoſten mit dir hin, wo du willſt. Der Unterkäufer antwortete: Er ſollte ſehen, was er zu thun hätte, dort ſtünde ein vornehmer Herr, der ihm den Haſen zu verkaufen gegeben, und ihn ohne Zweifel nicht geſtohlen haben würde. Als nun die Zwei ſo wortwechſelten, bekamen ſie gleich einen Umſtand und unſer Geizhals, der das ſtracks in acht nahm und hörte, wie viel die Glocke ſchlug, winkte deshalb dem Unterkäufer, daß er den Haſen folgen laſſen ſollte, weil er wegen der vielen Koſtgänger noch mehr Schimpf beſorgte. Mein Kerl aber, den ich hierzu angeſtellt hatte, wußte dem Umſtand gar artlich das Stück vom Ohr zu weiſen und es in dem Ritz zu meſſen, ſo daß ihm Jedermann Recht gab und den Haſen zuſprach. Indeſſen näherte ich mich mit meiner Geſellſchaft, als ob wir von ungefähr daher kämen, trat zu dem Kerl, der den Haſen hatte und fing an mit ihm darum zu markten. Und nachdem wir des Kaufs eins worden, ſtellte ich den Haſen meinem Koſtherrn zu, mit Bitte, ihn mit ſich heim zu nehmen und auf unſern Tiſch zurichten zu laſſen; dem Kerl aber, den ich hierzu beſtellt, gab ich anſtatt der Bezahlung für den Haſen, ein Trinkgeld zu zwei Kannen Bier Alſo mußte uns unſer Geizhals wider ſeinen Willen den Haſen zukommen laſſen und durfte noch dazu nichts ſagen, deſſen wir genug zu lachen hatten, und wenn ich in ſeinem Hauſe länger hätte verbleiben ſollen, wollte ich ihm noch viel dergleichen Stücklein bewieſen haben.

Viertes Buch.

1.

Allzuſcharf macht ſchartig, und wenn man den Bogen überſpannt, ſo muß er endlich brechen. Der Poſſen, den ich meinem Koſtherrn mit dem Haſen riß, war mir nicht genug, ſondern ich unterſtund mich noch mehr, ſeinen unerſättlichen Geiz zu ſtrafen. Ich lehrte ſeine Koſtgänger, wie ſie die verſalzene Butter wäſſern und dadurch das überflüſſige Salz herausziehen; die harten Käſe aber wie die Parmeſaner ſchaben, und mit Wein anfeuchten ſollten, was dem Geizhals lauter Stiche in's Herz waren. Ich zog durch meine Kunſtſtücke über Tiſch das Waſſer aus dem Wein nnd machte ein Lied, worin ich den Geizigen einer Sau verglich, von der man nichts Gutes zu hoffen, bis der Metzger ſie todt auf dem Schragen liegen hätte. Ich verurſachte aber durch mein damaliges Verhalten, daß er mich mit folgender Untreue wieder brav bezahlte, weil ich ſolche Sachen in ſeinem Hauſe zu üben nicht beſtellt war. Die zwei Jungen von Adel bekamen einen Wechſel und Befehl von ihren Eltern, ſich nach Frankreich zu begeben und die Sprache zu lernen, eben als unſers Koſtherrn deutſcher Knecht anderwärts auf der Reiſe war. Dem welſchen, ſagte unſer Koſtherr, dürfte er die Pferde in Frankreich nicht vertrauen, weil er ihn noch nicht recht kenne, denn er beſorge, wie er vorgab, er möchte das Wiederkommen vergeſſen und ihn um die Pferde bringen. Deswegen bat er mich nun, ob ich ihm nicht den großen Dienſt thun und beide Edelleute mit ſeinen Pferden nach Paris führen wollte, weil ohnedas meine Sache in vier Wochen noch nicht erörtert werden könnte. Er hingegen wollte indeſſen, wenn ich ihm deswegen vollkommene Gewalt geben würde, meine Geſchäfte ſo getreulich befördern, als ob ich perſönlich gegenwärtig wäre. Die von Adel erſuchten mich auch darum, und mein eigner Fürwitz, Frankreich zu beſehen, rieth ſolches mir gleichfalls, weil ich es jetzt ohne ſondere Unkoſten thun konnte, und ohnedas die vier Wochen auf der Bärenhaut liegen und noch viel Geld dazu hätte verzehren müſſen. Alſo machte ich mich mit den Edelleuten anſtatt eines Poſtillons auf den Weg, auf dem mir nichts Merkwürdiges zu handen ſtieß. Als wir aber nach Paris kamen und bei unſeres Koſtherrn Geſchäftsmann einkehrten, wo die Edelleute auch ihren Wechſel empfingen, wurde ich den andern Tag nicht allein mit den Pferden verhaftet, ſondern der, ſo vorgab, mein Koſtherr wäre ihm eine Summe Geldes zu zahlen ſchuldig, griff mit Gutheißung des Viertelsmeiſters zu und verſilberte die Pferde, Gott gebe, was ich dazu ſagte! Alſo ſaß ich da, wie Matz von Dresden, und wußte mir ſelbſt nicht zu helfen, viel weniger zu rathen, wie ich einen ſo weiten und damals ſehr unſichern Weg zurückkommen ſollte. Die von Adel bezeigten ein groß Mitleiden mit mir und gaben mir deſto ehrlicher ein gutes Trinkgeld, wollten mich auch nicht eher von ſich laſſen, bis ich entweder einen Herrn, oder eine Gelegenheit hätte, wieder nach Deutſchland zu kommen. Sie dingten ſich eine Wohnung und ich hielt mich einige Tage bei ihnen auf, des Einen zu warten, der wegen der fernen Reiſe, der er nicht gewohnt, unpaßlich worden war. Da ich mich denn ſo fein anließ, ſchenkte er mir ſein Kleid, das er ablegte, weil er ſich auf die neue Mode kleiden ließ. Ihr Rath war, ich ſollte immer ein Paar Jahre in Paris bleiben und die Sprache lernen; was ich in Köln zu holen hätte, würde mir nicht entlaufen. Da ich nun ſo in der Wahl ſtund, und zweifelte, was ich thun wollte, hörte der Arzt, der meinen kranken Junker zu heilen alle Tage zu uns kam, mich einesmals auf der Laute ſchlagen und ein deutſch Liedlein darein ſingen, das ihm ſo wol gefiel, daß er mir eine gute Beſtallung ſammt ſeinem Tiſche anbot, wenn ich mich zu ihm begeben und ſeine zwei Söhne unterrichten wollte, denn er wußte ſchon beſſer wie mein Handel ſtund, als ich ſelbſt, und daß ich einen guten Herrn nicht ausſchlagen würde. Alſo wurden wir bald Handels eins, weil beide Edelleute das Beſte dazu redeten und mich trefflich empfahlen; ich verdingte mich aber nicht länger, als von einem Vierteljahre zum andern.

Dieſer Doktor redte ſo gut deutſch als ich, und das Italieniſche wie ſeine Mutterſprache, deshalb verſprach ich mich deſto lieber zu ihm. Als ich nun die Letze mit meinen Edelleuten zehrte, war er auch dabei, und mir gingen üble Grillen im Kopf herum, denn da lag mir mein friſch genommen Weib, mein verſprochen Fähnlein und mein Schatz zu Köln im Sinn, von welchem Allem ich mich ſo leichtfertig bereden laſſen, mich hinweg zu begeben, und als wir von unſeres geweſenen Koſtherrn Geiz zu reden kamen, fiel mir ein und ſagte ich über Tiſch: Wer weiß, ob nicht unſer Koſtherr mich mit Fleiß hierher gebracht, damit er das Meinige zu Köln erheben und behalten möge? Der Doktor antwortete: das könne wol ſein, vornehmlich wenn er glaube, daß ich ein Kerl von geringem Herkommen ſei. Nein, antwortete der eine Edelmann, wenn er zu dem Ende hergeſchickt worden, daß er hier bleiben ſoll, iſt es geſchehen, weil er ihm ſeines Geizes wegen ſo viel Drangſal anthat. Der Kranke fing an: Ich glaube aber eine andere Urſache: Als ich neulich in meiner Kammer ſtund und unſer Koſtherr mit ſeinem Welſchen ein laut Geſpräch hielt, horchte ich, um was es doch zu thun ſein möchte, und vernahm endlich aus des Welſchen gerabbrechten Worten, der Jäger verfuchsſchwänze ihn bei der Frau und ſage: er warte der Pferde nicht recht! Was der eiferſüchtige Gauch, wegen ſeiner üblen Redekunſt unrecht und auf etwas Unehrliches verſtund, und deshalb dem Welſchen zuſprach, er ſollte nur bleiben, der Jäger müſſe bald hinweg. Er hatte auch ſeither ſein Weib ſcheel angeſehen und mit ihr viel ernſtlicher gekollert, als zuvor, was ich an dem Narren mit Fleiß in acht genommen.

Der Doktor ſagte: es ſei geſchehen aus was Urſache es wolle, ſo laſſe ich gelten, daß die Sache ſo angeſtellt worden, daß er hier bleiben muß. Er laſſe ſich aber das nicht irren, ich will ihm ſchon wieder mit Gelegenheit nach Deutſchland verhelfen, er ſchreibe ihm nur, daß er den Schatz wol beobachte, ſonſt werde er ſcharfe Rechenſchaft geben müſſen. Dies gibt mir einen Argwohn, daß es ein angeſtellter Handel ſei, weil der, ſo ſich für den Gläubiger ausgegeben, eures Koſtherrn und ſeines hieſigen Geſchäftsmannes ſehr guter Freund iſt, und ich will glauben, daß ihr den Schuldbrief, kraft deſſen er die Pferde angepackt und verkauft, jetzt erſt mit euch gebracht habt.

2.

Monſieur Canard, ſo hieß mein neuer Herr, erbot ſich, mir mit Rath und That behülflich zu ſein, damit ich des Meinigen zu Köln nicht verluſtigt würde, denn er ſah wol, daß ich traurig war. Sobald er mich in ſeine Wohnung brachte, begehrte er, ich wollte ihm erzählen, wie meine Sachen beſchaffen wären, damit er ſich drein finden und Rathſchläge erſinnen könnte, wie mir am Beſten zu helfen ſei. Ich dachte wol, daß ich nicht viel gälte, wenn ich mein Herkommen eröffnete, und gab mich deshalb für einen armen deutſchen Edelmann aus, der weder Vater noch Mutter, ſondern nur etliche Verwandte in einer Feſtung hätte, darin ſchwediſche Beſatzung läge; was ich aber vor meinem Koſtherrn und denen von Adel, welche kaiſerliche Partei hielten, verborgen halten müſſen, damit ſie das Meinige, als ein dem Feinde zuſtändiges Gut, nicht an ſich zögen. Meine Meinung wäre, ich wollte an den Kommandanten der Feſtung ſchreiben, unter deſſen Regiment ich die Stelle eines Fähndrichs hätte und ihm nicht allein berichten, was geſtalt ich hierher gerathen, ſondern ihn auch bitten, ſich des Meinigen habhaft zu machen und es indeſſen meinen Freunden zuzuſtellen, bis ich Gelegenheit kriege, zum Regiment zu kommen. Canard fand mein Vorhaben rathſam und verſprach mir die Schreiben an ihren Ort zu beſtellen, ſollten ſie gleich nach Mexico oder China lauten. Demnach verfertigte ich Schreiben an meine Liebſte, an meinen Schwähervater und an den Obriſten de S. A., Kommandanten in Lippſtadt, an den ich auch den Umſchlag richtete, dem ich die übrigen beiden beiſchloß. Der Inhalt war, daß ich mit Eheſtem mich wieder einſtellen wollte, wann ich nur Mittel an die Hand kriegte, eine ſo weite Reiſe zu vollenden; auch bat ich meinen Schwäher und den Obriſten, daß ſie mittelſt militairiſcher Gewalt das Meinige zu bekommen ſuchen wollten, ehe Gras darüber wüchſe, und berichtete daneben, wie viel es an Gold, Silber und Kleinodien ſei. Dieſe Briefe fertigte ich doppelt an, die einen beſtellte Monſieur Canard, die andern gab ich auf die Poſt, damit, wenn irgend die einen nicht überkämen, doch die andern einliefen. Alſo wurde ich wieder fröhlich und unterrichtete meines Herrn Söhne deſto leichter, die als junge Prinzen erzogen wurden, denn weil Monſieur Canard ſehr reich, alſo war er auch überaus hoffärtig und wollte ſich ſehen laſſen, welche Krankheit er von großen Herren an ſich genommen, weil er gleichſam täglich mit Fürſten umging und ihnen Alles nachäffte. Sein Haus war wie eines Grafen Hofhaltung, worin kein anderer Mangel erſchien, als daß man ihn nicht auch einen gnädigen Herrn nannte, und ſeine Einbildung war ſo groß, daß er ſo einen Markis, wenn ihn einer zu beſuchen kam, nicht höher als ſeines Gleichen behandelte. Er theilte zwar geringen Leuten auch von ſeinen Mitteln mit, nahm aber kein gering Geld, ſondern ſchenkte ihnen eher ihre Schuld, damit er einen großen Namen haben möchte. Weil ich ziemlich neugierig war und wußte, daß er mit meiner Perſon prangte, wenn ich neben andern Dienern hinter ihm hertrat und er Kranke beſuchte, ſo half ich ihm auch ſtets in ſeinem Laboratorium arzneien. Davon wurde ich ziemlich gemein mit ihm, wie er denn ohnedas die deutſche Sprache gern redete und fragte ihn deswegen einſt: Warum er ſich nicht von ſeinem adlichen Sitz ſchreibe, den er neulich nahe bei Paris für zwanzig tauſend Kronen gekauft? Und warum er lauter Doktoren aus ſeinen Söhnen zu machen gedenke, und ſie ſo ſtreng ſtudiren laſſe? Ob es nicht beſſer wäre, daß er ihnen, indem er doch den Adel ſchon hätte, wie andere Edelleute, irgend Aemter kaufe und ſie alſo vollkommen in den adlichen Stand treten laſſe? Nein! antwortete er, wenn ich zu einem Fürſten komme, ſo heißt es: Herr Doktor, er ſetze ſich nieder! zum Edelmann aber wird geſagt: Wart' auf! Ich ſagte: Weiß der Herr Doktor nicht, daß ein Arzt dreierlei Angeſichter hat, das erſte eines Engels, wann ihn der Kranke anſichtig wird, das andere eines Gottes, wann er hilft, das dritte eines Teufels, wann man geſund iſt und ihn wieder abſchafft? So währt denn ſolche Ehre nicht länger, als ſo lange dem Kranken der

Wind im Leibe herum geht; ſobald das Rumpeln aufgehört, hat die Ehre ein Ende und es heißt alsdann: Doktor, vor der Thüre iſt dein! Es hat demnach der Edelmann mehr Ehre von ſeinem Stehen als der Doktor von ſeinem Sitzen, weil er nehmlich ſeinem Prinzen beſtändig aufwartet und die Ehre hat, niemals von ſeiner Seite zu kommen. Der Herr Doktor hat neulich etwas von einem Fürſten in Mund genommen und demſelben den Geſchmack abgewinnen müſſen, ich wollte lieber zehn Jahre ſtehen und aufwarten, ehe ich das thäte, wenngleich man mich auf lauter Roſen ſetzte. Er antwortete: Das mußte ich nicht thun, ſondern that's gern, damit der Fürſt ſähe, wie ſauer mich's ankäme, ſeinen Zuſtand recht zu erkunden und meine Verehrung deſto größer würde. Und warum ſollte ich ſo etwas nicht von einem verſuchen, der mir einige hundert Piſtolen dafür zu Lohn gibt und dem ich hingegen nichts gebe, wenn er noch gar was anderes von mir eſſen muß? Ihr redet von der Sache wie ein Deutſcher, wenn ihr eines andern Volkes währt, wollte ich ſagen, ihr hättet davon geredet wie ein Narr! Mit dieſem Ausſpruche nahm ich vorlieb, weil ich ſah, daß er ſich erzürnte und damit ich ihn wieder guter Laune machte, bat ich, er wollte das meiner Einfalt zu gut halten, und brachte etwas Annehmliches auf die Bahn.

3.

Gleichwie Monſieur Canard mehr Wildpret hinwegzuwerfen, als Mancher zu eſſen hatte, der eine eigne Wildbahn vermag, und ihm mehr Zahmes geſchenkt ward, als er und die Seinigen verzehren konnten, alſo hatte er täglich viel Schmarotzer, daß es bei ihm ſah, als ob er freie Tafel gehalten hätte. Einſtmals beſuchten ihn des Königs Ceremonienmeiſter und andere vornehme Perſonen vom Hofe, denen er einen fürſtlichen Inbiß darſtellte, weil er wol wußte, wen er zum Freund behalten ſollte, nehmlich die, ſo ſtets um den König waren oder ſonſt bei ihm wol ſtunden. Damit er ihnen nun den geneigteſten Willen erzeigte und alle Luſt machen möchte, ſo begehrte er, ich wollte ihm zu Ehren und der anſehnlichen Geſellſchaft zu Gefallen, ein deutſch Liedlein in meine Laute hören laſſen. Ich folgte gern, weil ich eben in Laune war, wie denn die Muſiker gemeiniglich ſeltſame Grillenfänger ſind, befliß mich, das beſte Geſchirr zu machen und befriedigte die Anweſenden ſo wol, daß der Ceremonienmeiſter ſagte: Es wäre immer Schade, daß ich nicht die franzöſiſche Sprache könnte, er wollte mich ſonſt beim Könige und der Königin anbringen. Mein Herr aber, der beſorgte, ich möchte ihm aus ſeinen Dienſten entrückt werden, antwortete, daß ich einer von Adel ſei, der nicht lang in Frankreich zu bleiben dächte, und ſich ſchwerlich für einen Muſikanten gebrauchen laſſen würde. Darauf ſagte der Ceremonienmeiſter: daß er ſein Tage keine ſo ſeltene Schönheit, ſo klare Stimme und ſo künſtlichen Lautenmeiſter in einer Perſon gefunden, es ſollte eheſt vor dem Könige im Louvre eine Komödie geſpielt werden, wenn er mich dazu gebrauchen könnte, hoffte er, große Ehre mit mir einzulegen. Das hielt mir Monſieur Canard vor. Ich antwortete: wenn man mir ſagt, was für eine Perſon ich vorſtellen und was für Lieder ich in meine Laute ſingen ſoll, ſo könnte ich ja Melodeien und Lieder auswendig lernen und zu meiner Laute ſingen, wenn ſchon ſie in franzöſiſcher Sprache wären; es möchte doch leicht mein Verſtand ſo gut ſein, als der eines Schulknabens, die man hierzu zu gebrauchen pflege, unangeſehen ſie erſt Worte und Geberden lernen müßten.

Da mich der Ceremonienmeiſter ſo willig ſah, mußte ich ihm verſprechen, den andern Tag in's Louvre zu kommen, um zu verſuchen, ob ich mich dazu ſchickte. Alſo ſtellte ich mich auf die beſtimmte Zeit ein. Die Melodeien der verſchiedenen Lieder, die ich zu ſingen hatte, ſchlug ich gleich vollkommen auf dem Inſtrumente, weil ich das Tabulaturbuch vor mir hatte, und ich empfing demnach die franzöſiſchen Lieder, die mir zugleich verdeutſcht wurden, damit ich mich mit den Geberden darnach richten könnte, um ſie auswendig und die Ausſprache recht zu lernen. Das kam mir gar nicht ſchwer an, ſo daß ich es eher konnte, als ſich's Jemand verſah, und zwar dergeſtalt, daß, wie Monſieur Canard mir das Lob gab, wenn man mich ſingen hörte, der Tauſendſte geſchworen hätte, ich wäre ein geborner Franzos. Ja, als wir, die Komödie zu probiren, das erſtemal zuſammen kamen, wußte ich mich ſo kläglich mit meinen Liedern, Melodeien und Geberden anzulaſſen, daß Alle glaubten, ich hätte des Orpheus Perſon, den ich damals vorſtellen und als der ich mich um meine Eurydice ſo übel gehaben mußte, mehr geſpielt. Ich habe Zeit meines Lebens keinen ſo angenehmen Tag gehabt, als mir der war, da die Komödie geſpielt wurde. Monſieur Canard gab mir etwas ein, meine Stimme deſto klarer zu machen, als er jedoch meine Schönheit mit Talköl erhöhen und meine halbkrauſen Haare, die vor Schwärze glitzerten, verpudern wollte, fand er, daß er mich nur damit verſtellte. Ich ward mit einem Lorbeerkranze bekrönt, und mit einem antiken meergrünen Kleid angethan, in dem man von mir den ganzen Hals, das Obertheil der Bruſt, die Arme bis hinter die Ellbogen und die Knie, von den halben Schenkeln an bis auf die halben Waden, nackend und bloß ſehen konnte. Darum ſchlug ich einen leibfarbenen taffetnen Mantel, der ſich mehr einem Feldzeichen verglich, und in ſolchem Kleid löffelte ich um meine Eurydice, rufte die Venus mit einem ſchönen Liedlein um Beiſtand an und brachte endlich meine Liebſte davon, wo ich mich trefflich anlies und ſie mit Seufzern und ſpielenden Augen anzublicken wußte. Nachdem ich aber meine Eurydice verloren, zog ich ein ganz ſchwarzes auf die vorige Mode gemachtes Kleid an, woraus meine weiße Haut hervorſchien wie der Schnee. In ſolchem beklagte ich meine verlorne Gemahlin und bildete mir die Sache ſo erbärmlich ein, daß mir mitten in meinen traurigen Liedern und Melodeien die Thränen heraus rücken und das Weinen dem Singen den Paß verlegen wollte. Dennoch langte ich mit einer ſchönen Manier hinaus, bis ich vor Pluto und Proſerpina in die Hölle kam. Denen ſtellte ich in einem ſehr beweglichen Liede ihre Liebe, die ſie zuſammen trügen, vor Augen, vermochte ſie, dabei abzunehmen, mit was großen Schmerzen ich und Eurydice von einander geſchieden worden und bat ſie mit den andächtigſten Geberden, alles in meine Harfe ſingend, ſie wollten mir ſie wieder zukommen laſſen. Worauf ich, das Jawort erhalten habend, mit einem fröhlichen Liede mich gegen ſie bedankte und das Angeſicht, ſammt Geberden und Stimme, ſo fröhlich zu verkehren wußte, daß alle Zuhörer ſich darüber verwunderten. Da ich aber meine Eurydice unverſehens wieder verlor, bildete ich mir die größte Gefahr ein, in die je ein Menſch gerathen könnte und wurde davon ſo bleich, als ob mir ohnmächtig werden wollte, denn weil ich damals allein auf der Schaubühne war und alle Zuſchauer auf mich ſahen, befliß ich mich meiner Sachen deſto eifriger und bekam die Ehre davon, daß ich am Beſten geſpielt hätte. Nachgehends ſetzte ich mich auf einen Fels und fing an, den Verluſt meiner Liebſten mit erbärmlichen Worten und einer traurigen Melodei zu beklagen und alle Geſchöpfe um Mitleid anzurufen. Darauf ſtellten ſich allerhand zahme und wilde Thiere, Berge, Bäume und dergleichen bei mir ein, daß es in Wahrheit ein Anſehen hatte, als ob Alles mit Zauberei übernatürlicherweiſe wäre zugerichtet worden. Auch beging ich keinen andern Fehler als zuletzt, da ich allen Weibern abgeſagt und von den Bacchantinnen erwürgt und in's Waſſer geworfen war, welches zugerichtet geweſen, daß man nur meinen Kopf ſah und daß mein übriger Leib unter der Schaubühne in guter Sicherheit ſtund. Denn da mich der Drache benagen ſollte, der Kerl aber, der in ihm ſtak, ihn zu lenken, meinen Kopf nicht ſehen konnte und daher den Drachenkopf nebenbei graſen ließ, kam mir das ſo lächerlich vor, daß ich mich nicht entbrechen konnte, darüber zu ſchmollen, was die Damen, die mich gar wol betrachteten, in acht nahmen.

Von dieſer Komödie bekam ich neben dem Lobe, das mir männiglich gab, nicht allein eine treffliche Verehrung, ſondern ich kriegte auch einen andern Namen, indem forthin die Franzoſen mich nicht anders nannten, als le bel allemand. Es wurden noch mehr dergleichen Spiele und Ballette gehalten, derweil man die Faſtnacht feierte, in denen ich mich gleichfalls gebrauchen ließ. Ich fand aber zuletzt, daß ich von Andern geneidet wurde, weil ich die Zuſchauer und ſonderlich die Weiber gewaltig zog, ihre Augen auf mich zu wenden, und that mich's deswegen ab, ſonderlich weil ich einmal ziemliche Stöße kriegte, da ich, als Herkules, gleichſam nackend in einer Löwenhaut, mit dem Achelous um die Dejanira kämpfte und man mir es gröber machte, als in einem Spiele Gebrauch iſt.

4.

Hierdurch wurde ich bei hohen Perſonen bekannt, und es ſchien, als ob mir das Glück wieder auf's Neue hätte leuchten wollen, denn mir wurden gar des Königs

Dienſte angeboten, was manchem großen Hanſen nicht widerfährt. Einſtmals kam ein Lakai, der ſprach meinen Monſieur Canard an und brachte ihm meinetwegen ein Brieflein, eben als ich bei ihm in ſeinem Laboratorium ſaß und reverberirte, denn ich hatte aus Luſt bei meinem Doktor ſchon perludiren, reſolviren, ſublimiren, coaguliren, digeriren, calciniren, filtriren und dergleichen unzählig viel alchymiſche Arbeit gelernt, wodurch er ſeine Arzneien zuzurichten pflegte. Monsieur le bel allemand! ſagte er zu mir, dies Schreiben betrifft euch. Es ſchickt ein vornehmer Herr nach euch, der begehrt, daß ihr gleich zu ihm kommt, er wolle euch anſprechen und vernehmen, ob euch nicht beliebe, ſeinen Sohn auf der Laute zu unterrichten? Er bittet mich, euch zuzureden, daß ihr ihm dieſen Gang nicht abſchlagen wollt, mit ſehr zuvorkommendem Verſprechen, euch dieſe Mühe mit freundlichem Danke zu lohnen. Ich antwortete Monſieur Canard, wenn ich ſeinetwegen Jemand dienen könne, ſo würde ich meinen Fleiß nicht ſparen. Darauf ſagte er, ich ſollte mich nur anders anziehen, um mit dem Lakai zu gehen. Indeſſen, bis ich fertig, wollte er mir etwas zu eſſen machen laſſen, denn ich hätte einen weiten Weg zu gehen, ſo daß ich kaum vor Abend an den beſtimmten Ort kommen würde. Alſo putzte ich mich ziemlich, verſchluckte in Eile etwas von dem Imbiß, ſonderlich ein Paar ſchmackhafte Würſtlein, die, wie mich däuchte, ſtark apothekerten, und ging mit dem Lakai durch ſeltſame Umwege eine Stunde lang, bis wir gegen Abend vor eine Gartenthür kamen, die nur angelehnt war. Dieſelbe ſtieß der Lakei vollends auf und nachdem ich hinter ihm hinein getreten, ſchlug er ſie wieder zu und verſchloß inwendig das Nachtſchloß. Nachgehends führte er mich in ein Luſthaus, das in einer Ecke des Gartens ſtund, und nachdem wir einen langen Gang durchſchritten waren, klopfte er an eine Thüre, die von einer alten adlichen Dame ſtracks aufgemacht wurde. Dieſe hieß mich in deutſcher Sprache ſehr höflich willkommen und zu ihr vollends hineintreten; der Lakai aber, der kein deutſch konnte, nahm mit einem tiefen Bücklinge ſeinen Abſchied. Die Alte nahm mich bei der Hand und führte mich vollends in das Zimmer, das rund umher mit den köſtlichſten Tapeten behängt und ſonſt auch zumal ſchön geziert war. Sie hieß mich niederſitzen, damit ich verſchnauben und zugleich vernehmen könnte, aus was Urſachen man mich an dieſen Ort geholt. Ich folgte gern und ſetzte mich auf einen Seſſel, den ſie mir zu dem Feuer ſtellte, das der Kälte wegen im Saale brannte; ſie aber ſetzte ſich neben mich auf einen andern und ſagte: Monſieur! wenn er etwas von den Kräften der Liebe weiß, daß nehmlich ſolche die allertapferſten, ſtärkſten und klügſten Männer überwältige und zu beherrſchen pflege, ſo wird er ſich um ſo weniger verwundern, wenn dieſelbe auch ein ſchwaches Weibsbild meiſtert. Er iſt nicht ſeiner Laute halb, wie man ihn und Monſieur Canard überredet hat, von einem Herrn, aber wol ſeiner übertrefflichen Schönheit halb von der allerfürtrefflichſten Dame in Paris hierher berufen worden, die ſich bereits des Todes verſieht, wenn ſie nicht bald des Herrn überirdiſche Geſtalt zu beſchauen und ſich damit zu erquicken das Glück haben ſollte. Deswegen hat ſie mir befohlen, dem Herrn, als meinem Landsmanne, dies anzuzeigen und ihn höher zu bitten, als Venus den Adonis, daß er dieſen Abend ſich bei ihr einfinde und ſeine Schönheit genugſam von ihr betrachten laſſe, was er ihr als einer vornehmen Dame hoffentlich nicht abſchlagen wird. Ich antwortete: Madame, ich weiß nicht, was ich denken, viel weniger hierauf ſagen ſoll. Ich erkenne mich nicht darnach beſchaffen zu ſein, daß eine Dame von ſo hohem Stande nach meiner Wenigkeit verlangen ſollte. Ueberdas kommt mir in Sinn, wenn die Dame, die mich zu ſehen begehrt, ſo vortrefflich und vornehm ſei, als die Frau Landsmännin vorgebracht hat, hätte ſie wol bei früher Tageszeit nach mir ſchicken und mich nicht erſt an dieſen einſamen Ort bei ſo ſpätem Abend berufen laſſen dürfen. Warum hat ſie nicht befohlen, ich ſolle gerades Weges zu ihr kommen? Was habe ich in dieſem Garten zu thun? Die Frau Landsmännin vergebe mir, wenn ich, als ein verlaſſener Fremder, in die Furcht gerathe, man wollte mich ſonſt hintergehen, ſintemal man mir geſagt, ich ſollte zu einem Herrn kommen, was ſich ſchon im Werke anders befindet. Sollte ich aber merken, daß man mir mit böſen Tücken an den Leib kommen wollte, ſo würde ich vor meinem Tode noch meinen Degen zu gebrauchen wiſſen! — Sachte, ſachte! Herr Landsmann, er laſſe dieſe unnöthigen Gedanken aus dem Sinn! antwortete ſie, die Weibsbilder ſind ſeltſam und vorſichtig in ihren Anſchlägen, ſo daß man ſich nicht gleich anfangs darein ſchicken kann. Wenn diejenige, die ihn über Alles liebt, wollte, daß er Wiſſenſchaft von ihrer Perſon hätte, ſo würde ſie ihn freilich nicht erſt hierher, ſondern den geraden Weg haben zu ſich kommen laſſen. Dort liegt eine Kappe, ſie wieß damit auf den Tiſch, die muß der Herr ohnedas aufſetzen, wenn er von hieraus zu ihr geführt wird, weil ſie auch ſo gar nicht will, daß er den Ort, geſchweige bei wem er geweſen, wiſſe. Ich bitte und ermahne ihn demnach, ſo hoch ich immer kann, er erzeige ſich gegen dieſe Dame, wie es ihre Hoheit und ihre unausſprechliche Liebe zu ihm verdient, wenn er anders nicht gewärtig ſein will, zu erfahren, daß ſie mächtig genug iſt, ſeinen Hochmuth und ſeine Verachtung auch in dieſem Augenblicke zu ſtrafen. Wird er ſich der Gebühr nach gegen ſie anſtellen, ſo ſei er verſichert, daß ihm auch der geringſte Tritt, den er ihretwegen gethan, nicht unbelohnt bleibt.

Es ward allgemach finſter, und ich hatte allerhand Sorgen und furchtſame Gedanken, alſo daß ich daſaß wie ein geſchnitzt Bild; auch konnte ich mir wol einbilden, daß ich von dieſem Orte ſo leicht nicht entrinnen dürfte, ich willigte denn in Alles, was man mir zumuthete. Ich ſagte deshalb zu der Alten: Nun denn, meine Frau Landsmännin, wenn dem ſo iſt, wie ſie mir vorgebracht, ſo vertraue ich meine Perſon ihrer angebornen deutſchen Redlichkeit, der Hoffnung, ſie werde nicht zulaſſen, viel weniger ſelbſt vermitteln, daß einem unſchuldigen Deutſchen eine Untreue widerfahre. Sie vollbringe, was ihr meinetwegen befohlen iſt, die Dame, von der ſie mir geſagt, wird hoffentlich keine Baſiliskenaugen haben, mir den Hals abzuſehen. Ei, behüte Gott! ſagte ſie, es wäre Schade, wenn ein ſolcher Leib, mit dem unſer ganzes Volk prangen kann, jetzt ſchon ſterben ſollte. Er wird mehr Ergötzung finden, als er ſich ſein Tage hat einbilden dürfen. — Wie ſie meine Einwilligung hatte, rufte ſie Jean und Pierre. Dieſe traten alſobald, jeder in vollem blanken Panzer, von dem Scheitel bis auf die Fußſohlen gewaffnet, mit einer Hellebarde und Piſtole in der Hand, hinter einer Tapezerei hervor, und ich erſchrak darob dergeſtalt, daß ich mich ganz entfärbte. Die Alte nahm das wahr und ſagte lächelnd: Man muß ſich ſo nicht fürchten, wenn man zum Frauenzimmer geht und befahl den Beiden, ſie ſollten ihren Harniſch ablegen, die Laterne nehmen und nur mit ihren Piſtolen mitgehen. Darauf ſtreifte ſie mir die Kappe, die von ſchwarzem Sammet war, über'n Kopf, trug meinen Hut unter'm Arme und führte mich durch ſeltſame Wege an der Hand. Ich ſpürte, daß ich durch viele Thüren und auch über einen gepflaſterten Weg kam und endlich, etwa nach einer Viertelſtunde, mußte ich eine kleine ſteinerne Stiege ſteigen. Da that ſich ein Thürlein auf, von dannen kam ich über einen bedeckten Gang, mußte eine Wendelſtiege hinauf und folgends etliche Staffeln wieder hinab, allwo ſich ſechs Schritte weiter eine Thür öffnete. Als ich zuletzt durch dieſe getreten, zog mir die Alte die Kappe wieder herunter. Da befand ich mich in einem Saale, der überaus zierlich aufgeputzt war. die Wände waren mit ſchönen Gemählden, das Treſor mit Silbergeſchirr und das Bette, ſo darin ſtund, mit Umhängen von güldenen Stücken geziert. In der Mitte ſtund der Tiſch prächtig gedeckt, und bei dem Feuer befand ſich eine Badwanne, die wol hübſch war, aber meinem Bedünken nach ſchändete ſie den ganzen Saal. Die Alte ſagte zu mir: Nun, willkommen Herr Landsmann! kann er noch ſagen, daß man ihn mit Verrätherei hintergehe? Er lege nur allen Unmuth ab und erzeige ſich wie neulich auf dem Theater, da er ſeine Eurydice vom Pluto wieder erhielt, ich verſichere ihn, er wird hier eine ſchönere antreffen, als er dort eine verloren.

5.

Ich hörte ſchon an dieſen Worten, daß ich mich hier nicht nur beſchauen laſſen ſollte, und ſagte deswegen zu meiner alten Landsmännin: Es wäre einem Durſtigen wenig damit geholfen, wenn er bei einem verbotenen Brunnen ſäße. Sie aber ſagte: man ſei in Frankreich nicht ſo mißgünſtig, daß man einem das Waſſer verbiete, ſonderlich wo deſſen ein Ueberfluß ſei. Ja, ſagte ich, Madame, ſie ſagt mir wol davon, wenn ich nicht ſchon verheirathet wäre! Das ſind Poſſen, antwortete das gottloſe Weib, man wird es euch heute Nacht nicht glauben, denn verehelichte Kavaliers ziehen ſelten nach Frankreich und wenn dem auch ſo wäre, kann ich doch nicht glauben, daß der Herr ſo albern ſei, eher Durſt zu ſterben, als aus einem fremden Brunnen zu trinken, ſonderlich wenn er vielleicht luſtiger iſt, als ſein eigner. Dies war unſer Geſpräch, derweil mir eine adliche Jungfer, ſo dem Feuer pflegte, Schuhe und Strümpfe auszog, die ich überall im Finſtern beſudelt hatte, wie denn Paris ohnedas eine ſehr kothige Stadt iſt. Gleich hierauf kam Befehl, daß man mich vor dem Eſſen baden ſollte, denn bemeldtes Jungfräulein ging ab und zu und brachte das Badezeug, was alles nach Biſam und wolriechender Seiſe roch. Das leinen Geräth war vom reinſten Kammertuch und mit theuren holländiſchen Spitzen beſetzt. Ich wollte mich ſchämen und vor der Alten nicht nackend ſehen laſſen, aber es half nichts, ich mußte dran und mich von ihr ausreiben laſſen; indem das Jungferchen eine Weile abtrat. Nach dem Bade wurde mir ein zartes Hemd gegeben, und ein köſtlicher Schlafpelz von veielblauem Taffet angelegt, ſammt einem Paar ſeidenen Strümpfen von gleicher Farbe. So war die Schlafhaube ſammt den Pantoffeln mit Gold und Perlen geſtickt, alſo daß ich nach dem Bade dort ſaß zu protzen wie der Herz-König. Indeſſen mir nun die Alte das Haar trocknete und kämmte, denn ſie pflegte mein wie eines Fürſten oder kleinen Kindes, trug das Jungfräulein die Speiſen auf, und nachdem der Tiſch überſtellt war, traten drei heroiſche junge Damen in den Saal, die ihre alabaſterweißen Brüſte zwar ziemlich weit entblößt trugen, vor den Angeſichtern aber ganz verlarvt waren. Sie dünkten mich alle drei trefflich ſchön zu ſein; aber doch war eine ſchöner als die andern. Ich machte ihnen ſtillſchweigend einen tiefen Bückling und ſie bedankten ſich gegen mich mit gleichen Umſtänden, was natürlich ſah, als ob einige Stumme bei einander wären, die die Reden mit Geberden ausdrückten. Sie ſetzten ſich alle drei zugleich nieder, daß ich alſo nicht errathen konnte, welche die vornehmſte unter ihnen, viel weniger, welcher ich zu dienen da ſei. Die erſte Rede war, ob ich nicht franzöſiſch könnte? Meine Landsmännin ſagte, nein. Hierauf verſetzte die andere, ſie ſollte mir ſagen, ich wollte mir belieben laſſen, nieder zu ſitzen. Als das geſchehen, befahl die dritte meiner Dolmetſchin, ſie ſollte ſich auch ſetzen, woraus ich abermals nicht abnehmen konnte, welche unter ihnen die vornehmſte war. Ich ſaß neben der Alten, gerade gegen dieſen Damen über, und es iſt ohne Zweifel neben einem ſo alten Gerippe meine Schönheit deſto beſſer hervorgeſchienen. Sie blickten mich alle drei ſehr andächtig an und ich durfte ſchwören, daß ſie viele hundert Seufzer gehen ließen. Ihre Augen konnte ich wegen der Masken, die ſie vorhatten, nicht funkeln ſehen. Meine Alte fragte mich, denn ſonſt konnte Niemand mit mir reden, welche von dieſen Dreien ich für die Schönſte hielte? Ich antwortete, daß ich keine Wahl darunter ſehen könnte. Hierüber fing ſie an zu lachen, daß man ihr alle vier Zähne ſah, die ſie noch im Munde hatte und fragte: warum das? Ich antwortete: weil ich ſie nicht recht ſehen könnte, doch ſo viel ich ſähe, wären ſie alle drei nicht häßlich. Dieſes, was die Alte gefragt und ich geantwortet, wollten die Damen wiſſen. Meine Alte verdolmetſchte es und log noch dazu, ich hätte geſagt, einer Jeden Mund wäre hunderttauſendmal Küſſens werth, denn ich könnte ihre Münder unter den Masken ſehen, ſonderlich derjenigen, die gerade mir gegenüber ſäße. Mit dieſem Fuchsſchwanze machte die Alte, daß ich ſie für die Vornehmſte hielt und ſie deſto eifriger betrachtete. Das war all unſer Geſpräch über Tiſch und ich ſtellte mich, als ob ich kein franzöſiſch Wort verſtünde. Weil es denn ſo ſtill herging, machten wir deſto eher Feierabend. Darauf wünſchten mir die Damen eine gute Nacht und gingen ihres Weges, und ich durfte ihnen das Geleite nicht weiter als bis an die Thür geben, die die Alte gleich nach ihnen zuriegelte. Als ich das ſah, fragte ich, wo ich denn ſchlafen müßte? Sie antwortete, ich müßte bei ihr in gegenwärtigem Bette vorlieb nehmen. Ich ſagte, das Bette wäre gut genug, wenn nur auch eine von den dreien darin läge. Ja, ſagte die Alte, es wird euch fürwahr heute keine von ihnen zu Theil. Indem wir ſo plauderten, zog eine ſchöne Dame, die im Bette lag, den Umhang etwas zurück und ſagte zu der Alten, ſie ſollte aufhören zu ſchwatzen und ſchlafen gehen! Darauf nahm ich ihr das Licht und wollte ſehen, wer im Bette läge. Sie aber löſchte es aus und ſagte: Herr! wenn ihm ſein Kopf lieb iſt, ſo unterſtehe er ſich deſſen nicht, was er im Sinn hat. Er lege ſich nieder und ſei verſichert, daß, wenn er ſich mit Ernſt bemüht, dieſe Dame wider ihren Willen zu ſehen, er nimmermehr lebendig von hinnen kommt. Damit ging ſie durch und verſchloß die Thüre; die Jungfer aber, die dem Feuer gewartet, löſchte das vollends aus und ging hinter einer Tapezerei, durch eine verborgene Thür auch hinweg. Hierauf ſagte die Dame im Bette: Allez, Monsieur le bel allemand! gee, ſchlaff, mein Herz, gom, rick ſu mir! So viel hatte die Alte ihr Deutſch gelehrt. Ich begab mich zum Bette, zu ſehen, wie dem Ding zu thun ſein möchte, und ſobald ich hinzukam, fiel ſie mir um den Hals, bewillkommte mich mit vielen Küſſen und zog mich zu ſich, indem ſie ſich vor unſinniger Liebe alſo anſtellte, das nicht auszuſagen. Ich dachte zwar heim an meine Liebſte, aber was half es, ich war leider ein Menſch, und fand eine ſo wolgeſtaltete Kreatur, von ſolcher Lieblichkeit, daß ich ein Block hätte ſein müſſen, wenn ich keuſch davonkommen ſollen.

Dergeſtalt brachte ich acht Tage und ſo viele Nächte an dieſem Orte zu und ich glaube, daß die andern drei auch bei mir geweſen ſeien, denn ſie redeten nicht alle wie die erſte und ſtellten ſich auch nicht ſo närriſch an. Ich kann jedoch nicht ſagen, daß mir zugelaſſen worden, eine einzige von den vier Damen anders als durch eine Florhaube, oder, es ſei denn finſter geweſen, im bloßen Angeſichte zu beſchauen. Nach geendigter Zeit ſetzte man mich im Hofe mit verbundenen Augen in eine zugemachte Kutſche zu meiner Alten, die mir unterweges die Augen wieder aufband und führte mich in meines Herrn Hof, worauf die Kutſche ſchnell von dannen fuhr. Meine Verehrung war zweihundert Piſtolen und nachgehends bekam ich noch mehr dergleichen Kunden; ſie machten es mir aber am Ende ſo grob, daß ich Urſache hatte, der Narrenpoſſen ganz überdrüſſig zu werden.

6.

Durch dieſe meine Handtierung brachte ich an Geld und andern Sachen ſo viel zuſammen, daß mir angſt dabei wurde, und ich darüber anfing, in mich ſelber zu gehen, nicht zwar aus Gottſeligkeit oder Trieb meines Gewiſſens, ſondern aus Sorge, daß ich einmal ertappt und nach Verdienſt bezahlt werden möchte. Deshalb trachtete ich, wieder nach Deutſchland zu kommen, und das um ſo mehr, weil der Kommandant zur Lippſtadt mir geſchrieben, daß er einige Kölniſche Kaufleute bei den Köpfen gekriegt, die er nicht aus Händen laſſen wollte, es ſeien ihm denn meine Sachen zuvor eingehändigt, ſo wie, daß er mir das verſprochene Fähnlein noch aufhalte und meiner vor dem Frühlinge gewärtig ſein wollte, denn wenn ich in der Zeit nicht käme, müßte er die Stelle ſonſt mit einem Andern beſetzen. So ſchickte mir mein Weib auch ein Brieflein dabei, das voll liebreicher Bezeigungen ihres großen Verlangens war. Hätte ſie gewußt, wie ich ſo ehrbar gelebt, ſie ſollte mir einen andern Gruß hineingeſetzt haben!

Ich konnte mir wol einbilden, daß ich mit Monſieur Canard's Bewilligung ſchwerlich hinweg käme und dachte deshalb, heimlich durchzugehen, ſobald ich Gelegenheit haben könnte, was mir auch zu meinem Unglücke anging. Denn als ich einſtmals einige Offiziere von dem Weimarſchen Heere antraf, gab ich mich ihnen zu erkennen, daß ich nehmlich ein Fähndrich von des Obriſten de S. A. Regiment und in eignen Geſchäften eine

Zeitlang in Paris geweſen, nunmehr aber entſchloſſen ſei, mich wieder heim zu begeben, mit Bitte, ſie wollten mich zu ihrem Reiſegefahrten annehmen. Sie eröffneten mir darauf den Tag ihrer Abreiſe und willigten in mein Geſuch, und ich kaufte mir einen Klepper und rüſtete mich zur Reiſe aus, ſo heimlich ich konnte. Sodann packte ich mein Geld, ungefähr fünfhundert Dublonen, zuſammen, die ich den gottloſen Weibsbildern abverdient hatte und machte mich, ohne Monſieur Canard's Erlaubniß, mit ihnen fort; dieſem ſchrieb ich aber zurück und datirte das Schreiben aus Maſtricht, daß er meinen ſollte, ich wäre auf Köln gangen, indem ich meinen Abſchied mit dem Vermelden nahm, daß es mir unmöglich geweſen, länger zu bleiben, weil ich ſeine würzigen Würſte nicht mehr hätte verdauen können.

Im zweiten Nachtlager von Paris aus wurde mir gerade wie einem, der den Rothlauf bekommt, und mein Kopf that mir ſo grauſam weh, daß es mir unmöglich war aufzuſtehen. Es war in einem gar ſchlechten Dorfe, darin ich keinen Arzt haben konnte, und was das ärgſte, ſo hatte ich Niemand, der mich wartete, denn die Offiziere reiſten des Morgens früh ihres Weges gegen den Elſaß zu und ließen mich als einen, der ſie nichts anginge, gleichſam todtkrank liegen. Doch befahlen ſie bei ihrem Abſchiede mich und mein Pferd dem Wirthe, und hinterließen bei dem Schulzen im Dorfe, daß er mich, als einen Kriegsoffizier des Königs, beobachten ſollte.

Alſo lag ich ein Paar Tage dort, daß ich nichts von mir ſelber wußte, ſondern wie ein Hirnſchelliger fabelte. Man brachte den Pfaffen, derſelbe konnte aber nichts Verſtändiges von mir vernehmen, und weil er ſah, daß er mir die Seele nicht arzneien konnte, dachte er auf Mittel, dem Leibe nach Vermögen zu Hülfe zu kommen, allermaßen er mir eine Ader öffnen, einen Schweißtrank eingeben und mich in ein warmes Bett legen ließ, zu ſchwitzen. Das bekam mir ſo wol, daß ich mich in derſelben Nacht wieder beſann, wo ich war und wie ich dahin kommen und krank worden wäre. Am folgenden Morgen kam der Pfaffe wieder zu mir und fand mich ganz verzweifelnd, weil mir nicht allein all mein Geld entführt war, ſondern ich auch nicht anders meinte, als daß ich die Krankheit hätte, die mir billiger als ſo viele Piſtolen gebührte, weil ich über den ganzen Leib voller Flecken war wie ein Tiger. Ich konnte weder gehen, ſtehen, ſitzen, noch liegen, da war keine Geduld bei mir, denn gleichwie ich nicht zu glauben vermochte, daß mir Gott das verlorne Geld beſcheert hätte, alſo war ich jetzt ſo ungehalten, daß ich ſagte, der Teufel hätte mir's wieder weggeführt. Ja, ich ſtellte mich nicht anders an, als ob ich ganz hätte verzweifeln wollen, ſo daß der gute Pfarrer genug an mir zu tröſten hatte, weil mich der Schuh an zwei Orten ſo heftig drückte. Mein Freund! ſagte er, ſtellt euch doch wie ein vernünftiger Menſch, wenn ihr euch in eurem Kreuze ja nicht anlaſſen könnt, wie ein frommer Chriſt. Was macht ihr? wollt ihr zu eurem Gelde auch das Leben, und was mehr iſt, die Seligkeit verlieren? Ich antwortete: Nach dem Gelde frage ich nichts, wenn ich nur die abſcheuliche Krankheit nicht am Hals hätte, oder an Orten und Enden wäre, wo ich wieder geheilt werden könnte! Ihr müßt euch gedulden, antwortete der Geiſtliche, wie müſſen die armen kleinen Kinder thun, deren in hieſigem Dorfe über funfzig daran krank liegen? Wie ich hörte, daß auch Kinder damit behaftet, war ich bald herzhafter, denn ich konnte ja leicht denken, daß ſie die garſtige Seuche nicht kriegen würden. Ich nahm deswegen mein Felleiſen zur Hand und ſuchte, was es etwa noch vermöchte; aber da war ohne das weiße Zeug nichts Schätzbares in, als eine Kapſel mit einer Dame Konterfei, rund herum mit Rubinen beſetzt, das mir eine zu Paris geſchenkt hatte. Ich nahm das Konterfei heraus und ſtellte das Uebrige dem Geiſtlichen zu, mit Bitte, es in der nächſten Stadt zu verſilbern, damit ich etwas zu verzehren hätte. Das ging dahin, daß ich kaum den dritten Theil ſeines Werthes dafür kriegte, und weil es nicht lange dauerte, mußte auch mein Klepper fort, damit reichte ich kärglich aus, bis die Purpeln anfingen zu dörren und mir wieder beſſer wurde.

7.

Womit einer ſündigt, damit pflegt einer auch geſtraft zu werden. Dieſe Kindsblattern richteten mich dergeſtalt zu, daß ich hinfort vor den Weibsbildern gute Ruhe hatte. Ich kriegte Gruben im Geſicht, daß ich ausſah, wie eine Scheuertenne, auf der man Erbſen gedroſchen, ja, ich wurde ſo häßlich, daß meine ſchönen krauſen Haare, in die ſich manch Weibsbild verſtrickt, ſich meiner ſchämten und ihre Heimath verließen. Anſtatt deren bekam ich andere, die ſich den Sauborſten vergleichen ließen, ſo daß ich nothwendig eine Perücke tragen mußte. Und gleichwie auswendig an der Haut keine Zierde mehr übrig blieb, alſo ging meine liebliche Stimme auch dahin, denn ich hatte den Hals voller Blattern gehabt. Meine Augen, die man zuvor nicht ohne Liebesfeuer hatte finden können, eine Jede zu entzünden, ſahen jetzt ſo roth und triefend aus, wie die eines achtzigjährigen Weibes, das den Cornelius hat. Und über das alles war ich in fremden Landen, kannte weder Hund noch Menſchen, der es treulich mit mir meinte, verſtund die Sprache nicht und hatte bereits kein Geld mehr.

Da fing ich erſt an, hinter mich zu denken, und die herrlichen Gelegenheiten zu bejammern, die mir vordem zu Beförderung meiner Wolfahrt angeſtanden, die ich aber ſo liederlich hatte verſtreichen laſſen. Ich ſah zurück und merkte, daß mein außerordentlich Glück im Kriege und mein gefundener Schatz nur eine Urſache und Vorbereitung zu meinem Unglücke geweſen, das mich nimmer ſo weit hinunter werfen können, wenn es mich nicht zuvor durch falſche Blicke angeſchaut und ſo hoch erhoben hätte. Ja, ich fand, daß das Gute, was mir begegnet und ich für gut gehalten, bös geweſen und mich in das äußerſte Verderben geleitet hatte. Da war kein Einſiedel mehr, der es treulich mit mir gemeint, kein Obriſter Ramſay, der mich in meinem Elend aufgenommen, kein Pfarrer, der mir das Beſte gerathen, kurz, kein einziger Menſch, der mir etwas zu gut gethan hätte, ſondern da mein Geld hin war, hieß es, ich ſollte auch fort und meine Gelegenheit anderswo ſuchen, und hätte ich wie der verlorne Sohn mit den Säuen vorlieb nehmen müſſen. Damals dachte ich erſt an jenes Pfarrherrn guten Rath, der da meinte, ich ſollte meine Mittel und Jugend zu den Studien anwenden; aber es war viel zu ſpät, mit der Scheere dem Vogel die Flügel zu beſchneiden, weil er ſchon entflogen. O, ſchnelle und unglückſelige Veränderung! Vor vier Wochen war ich ein Kerl, der die Fürſten zur Verwunderung bewegte, das Frauenzimmer entzückte und dem Volke wie ein Meiſterſtück der Natur, ja wie ein Engel vorkam und jetzt ſo unwerth, daß mich die Hunde verunehrten. Ich machte tauſend- und aber tauſenderlei Gedanken, was ich angreifen wollte, denn der Wirth ſtieß mich aus dem Hauſe, als ich nicht mehr bezahlen konnte. Ich hätte mich gern unterhalten laſſen, es wollte mich aber kein Werber als einen Soldaten annehmen, weil ich wie ein grindiger Kuckuk ausſah. Arbeiten konnte ich nicht, denn ich war noch zu matt und überdies keiner Arbeit gewohnt. Nichts tröſtete mich mehr, als daß es gegen den Sommer ging, und ich mich zur Noth hinter einer

Hecke behelſen konnte, weil mich Niemand mehr im Hauſe leiden wollte. Ich hatte mein ſtattlich Kleid noch, daß ich mir auf die Reiſe machen laſſen, ſammt einem Felleiſen voll koſtbar Leinenzeug, das mir aber Niemand abkaufen wollte, weil Jeder ſorgte, ich möchte ihm auch eine Krankheit damit an den Hals hängen. Solches nahm ich auf den Rücken, den Degen in die Hand und den Weg unter die Füße, der mich in ein klein Städtlein trug, das gleichwol eine eigne Apotheke vermochte. In dieſelbe ging ich und ließ mir eine Salbe zurichten, die mir die urſchlechten Mähler im Geſicht vertreiben ſollte, und weil ich kein Geld hatte, gab ich dem Apothekergeſellen ein ſchön zart Hemd dafür, der nicht ſo ekel war, wie andere Narren, die keine Kleider von mir haben wollten. Ich dachte: wenn du nur der ſchändlichen Flecken los wirſt, ſo wird es ſich ſchon wieder mit deinem Elend beſſern, und weil mich der Apotheker tröſtete, man würde mir über acht Tage, ohne die tiefen Narben, die mir die Purpeln in die Haut gefreſſen, wenig mehr anſehen, ſo ward ich noch beherzter. Es war eben Markt daſelbſt und auf dem befand ſich ein Zahnbrecher, der viel Geld löſte, obwol er liederlich Ding den Leuten dafür anhing. Narr! ſagte ich zu mir ſelber, was machſt du, daß du nicht auch ſo einen Kram aufrichteſt? Biſt du ſo lange bei Monſieur Canard geweſen und haſt nicht ſo viel gelernt, einen einfältigen Bauer zu betrügen und dein Maulfutter davon zu gewinnen, ſo mußt du ein elender Tropf ſein!

8.

Ich mochte damals eſſen wie ein Dreſcher, denn mein Magen war nicht zu erſättigen, wiewol ich nichts mehr im Vorrath hatte, als noch einen einzigen güldenen Ring mit einem Diamant, etwa zwanzig Kronen werth. Den verſilberte ich für zwölfe, und da ich mir leicht einbilden konnte, daß dies bald aus ſein würde, wenn ich nichts dazu gewönne, ſo entſchloß ich mich, ein Arzt zu werden. Ich kaufte mir, was zu dem Theriaca Diatessaron nöthig war und richtete mir denſelben zu. Alsdann bereitete ich aus Kräutern, Wurzeln, Butter und einigen Oelen eine grüne Salbe zu allerhand Wunden, damit man auch wol ein gedrückt Pferd hätte heilen können, ſowie aus Galmei, Kieſelſteinen, Krebsaugen, Schmirgel und Trippel ein Pulver, weiße Zähne zu machen; ferner ein blau Waſſer aus Lauge, Kupfer, Salmiak und Kampher gegen den Scharbock, Mundfäule, Zahn- und Augenweh, bekam auch einen Haufen blecherne und hölzerne Büchslein, Papier und Gläslein, meine Waare darein zu ſchmieren, und auf daß es ein Anſehen haben möchte, ließ ich mir einen franzöſiſchen Zettel abfaſſen und drucken, aus dem man ſehen konnte, wozu ein und anderes gut war. In drei Tagen war ich mit meiner Arbeit fertig und hatte kaum drei Kronen in die Apotheke und für Geſchirr angewendet, als ich das Städtlein verließ. Alſo packte ich auf und nahm mir vor, von einem Dorfe zum andern bis in das Elſaß hinein zu wandern und meine Waare unterweges an Mann zu bringen, folgends zu Strasburg, als in einer neutralen Stadt, mich mit Gelegenheit auf den Rhein zu ſetzen, mit Kaufleuten wieder nach Köln zu fahren, und von dort aus meinen Weg zu meinem Weibe zu nehmen. Das Vorhaben war gut, aber der Anſchlag fehlte weit!

Als ich das erſtemal mit meiner Quackſalberei vor eine Kirche kam und feil hatte, war die Löſung gar ſchlecht, weil ich viel zu blöde war und mir auch ſowol die Sprache, als die ſtorgeriſche Aufſchneiderei nicht von ſtatten ging. Ich ſah demnach gleich, daß ich es anders angreifen müßte, wenn ich Geld einnehmen wollte. Ich begab mich mit meinem Krame in das Wirthshaus und vernahm über Tiſche vom Wirth, daß den Nachmittag allerhand Leute unter der Linde vor ſeinem Haus zuſammen kommen würden. Da dürfte ich denn ſo etwas verkaufen, wenn ich gute Waare hätte; allein es gäbe der Betrüger ſo viele im Lande, daß die Leute gewaltig mit dem Gelde zurückhielten, wenn ſie keine gewiſſe Probe vor Augen ſähen, daß der Theriak ausbündig gut wäre. Als ich dergeſtalt hörte, wo es mangele, nahm ich ein halbes Trinkgläslein voll guten Strasburger Branntewein und fing eine Art Kröten, die im Frühling und Sommer in den unſaubern Pfützen ſitzen und ſingen und goldgelb oder rothgelb, unten am Bauche aber ſchwarzſcheckig und gar unluſtig anzuſehen ſind. Eine ſolche ſetzte ich in ein Schoppenglas mit Waſſer und ſtellte es neben meine Waare auf einen Tiſch unter der Linde. Wie nun die Leute anfingen, ſich häufig zu verſammeln und um mich herumſtunden, meinten einige, ich würde mit der Kluft, die ich von der Wirthin aus ihrer Küche entlehnt, die Zähne ausbrechen. Ich aber fing an: Ihr Herrn und guten Freunde! denn ich konnte noch gar wenig franzöſiſch reden, bin ich kein brech dir die Zahn aus, allein hab ich gut Waſſer vor die Aug, es mack all die Flüſſ' aus die rode Aug. Ja, antwortete einer, man ſieht's an euren Augen, die ſehen ja aus, wie zwei Irrwiſche. Ich ſagte: das iſt wahr, wann ich aber der Waſſer vor mich nicht hab, ſo wär' ich wohl gar blind werd. Ich verkauf' ſonſt der Waſſer nit, der Theriak und der Pulver vor die weiße Zähn, und das Wundſalb will ich verkauf, und der Waſſer noch dazu ſchenk. Ich bin kein Schreier, oder beſchupp dir die Leut, hab' ich mein Theriak feil. Wann ich ſie habe probirt und ſie dir nicht gefallt, ſo darfſt du ſie mir nit kauf ab. Indem ließ ich einen von dem Umſtande eines meiner Theriakbüchslein auswählen. Aus demſelben that ich etwa einer Erbſe groß in meinen Branntwein, den die Leute für Waſſer anſahen, zertrieb ihn darin und kriegte hierauf mit der Kluft das Krötlein aus dem Glas mit Waſſer, indem ich ſagte: Seht, ihr gueti Freund! wann dies giftig Wurm kann mein Theriak trink und ſterbe nit, ſo iſt der Ding nit nutz, dann kauf ihr mir nit ab. Hiermit ſteckte ich die arme im Waſſer geborene und erzogene Kröte, die kein ander Element oder Flüſſigkeit leiden konnte, in meinen Branntwein und hielt das Glas mit einem Papiere zu, ſo daß ſie nicht herausſpringen konnte. Da fing ſie dergeſtalt an zu wüthen und zu zappeln, ja, viel ärger zu thun, als ob ich ſie auf glühende Kohlen geworfen hätte, weil ihr der Branntwein zu ſtark war, und nachdem ſie eine kleine Weile es alſo getrieben, verreckte ſie und ſtreckte alle Viere von ſich.

Die Bauern ſperrten Maul und Beutel auf, da ſie dieſe gewiſſe Probe mit ihren Augen angeſehen hatten. Da war in ihrem Sinne kein beſſerer Theriak in der Welt, als der meinige, und hatte ich genug zu thun, den Plunder in die Zettel zu wickeln und Geld dafür einzunehmen. Es waren einige unter ihnen, die kauften es drei-, vier-, fünf- und ſechsfach, damit ſie auf den Nothfall mit ſo köſtlicher Giftlatwerge verſehen wären, ja, ſie kauften auch für ihre Freunde und Verwandte, die an anderen Orten wohnten, ſo daß ich mit der Narrenweiſe, da doch kein Markttag war, an dem Abende zehn Kronen löſte und mehr als die Hälfte meiner Waare behielt. Ich machte mich noch dieſelbe Nacht in ein ander Dorf, weil ich beſorgte, es möchte etwan auch ein Bauer ſo wunderlich ſein und eine Kröte in ein Waſſer ſetzen, meinen Theriak zu verſuchen und wenn es mißlinge, mir der Buckel geraumt werden.

Damit ich aber die Vortrefflichkeit meiner Giftlatwerge auch auf andere Art erweiſen könnte, machte ich mir aus Mehl, Safran und Galläpfel einen gelben Arſenik, und aus Mehl und Vitriol ein geläutertes Queckſilber, und wenn ich die Probe thun wollte, hatte ich zwei gleiche Gläſer mit friſchem Waſſer auf dem Tiſche, von denen das eine ziemlich ſtark mit Scheidewaſſer oder Vitriolgeiſt vermiſcht war. In daſſelbe zerrührete ich ein wenig von meinem Theriak und ſchabte alsdann von meinen beiden Giften ſo viel als genug war hinein, davon wurde das eine Waſſer, das keinen Theriak und alſo auch kein Scheidewaſſer hatte, ſo ſchwarz wie Dinte, das andre blieb wegen des Scheidewaſſers wie es war. Ha! ſagten dann die Leute, ſeht, das iſt fürwahr ein köſtlicher Theriak, um ſo ein gering Geld! Und wenn ich beide unter einander goß, wurde wieder alles klar. Davon zogen die guten Bauern ihre Beutel und kauften mir ab, was nicht allein meinem hungrigen Magen zu paß kam, ſondern ich machte mich auch wieder beritten, gewann noch dazu viel Geld auf meiner Reiſe und kam glücklich an die deutſche Grenze. Darum, ihr lieben Bauern! glaubt den fremden Marktſchreiern ſo leicht nicht, ihr werdet ſonſt von ihnen betrogen, die nicht eure Geſundheit, ſondern euer Geld ſuchen.

9.

Als ich durch Lothringen kam, ging mir meine Waare aus, und weil ich die Garniſonen ſcheute, hatte ich keine Gelegenheit, andre zuzurichten, deshalb mußte ich was anderes anfangen, bis ich wieder Theriak machen könnte. Ich kaufte mir zwei Maaß Branntwein, färbte ihn mit Saffran, füllte ihn in halblöthige Gläslein und verkaufte ihn den Leuten für ein köſtlich Goldwaſſer, das gut für's Fieber ſei, ſo daß ich den Branntwein auf dreißig Gulden brachte. Als es mir an Gläſlein zerrinnen wollte und ich von einer Glashütte hörte, die in dem Fleckenſtein'ſchen Gebiet läge, begab ich mich darauf zu, mich wieder zu verſorgen; indem ich aber ſo Abwege ſuchte, ward ich ungefähr von einer Partei aus Philipsburg, die ſich auf dem Schloſſe Wagelnburg aufhielt, gefangen und kam alſo um Alles, was ich den Leuten auf der Reiſe durch meine Betrügerei abgezwackt hatte, ja, da der Bauer, der mir den Weg zu weiſen mitging, zu den Kerlen geſagt, ich wäre ein Doktor, ſo wurde ich wider des Teufels Dank als ein Doktor nach Philipsburg geführt.

Daſelbſt wurde ich verhört, und ſcheute mich gar nicht, zu ſagen, wer ich wäre; was man mir aber nicht glaubte, weil man mehr aus mir machen wollte, als ich hätte ſein können, denn ich ſollte und mußte ein Doktor ſein. Ich mußte ſchwören, daß ich unter die kaiſerlichen Dragoner in Soeſt gehörig, und erzählte ferner bei Eidespflicht, was mir von der Zeit an bis hierher begegnet und was ich jetzt zu thun vorhabe; aber es hieß, der Kaiſer brauche ſowol in Philipsburg, als in Soeſt Soldaten und man würde mir bei ihnen Aufenthalt geben, bis ich mit guter Gelegenheit zu meinem Regiment kommen könnte. Wenn mir dieſer Vorſchlag nicht ſchmecke, ſo möchte ich im Stockhaus vorlieb nehmen und mich, bis ich wieder los käme, als einen Doktor behandeln laſſen, für welchen ſie mich gefangen bekommen hätten.

Alſo gerieth ich vom Pferde auf den Eſel und mußte wider meinen Willen ein Musketier werden. Das kam mich blutſauer an, weil der Schmalhans dort herrſchte und das Kommisbrod daſelbſt ſchrecklich klein war. Ich ſage nicht vergeblich ſchrecklich klein, denn ich erſchrak alle Morgen, wenn ich's empfing, weil ich wußte, daß ich mich den ganzen Tag damit behelfen mußte, da ich es doch ohne Mühe auf einmal aufreiben konnte. Die Wahrheit zu bekennen, ſo iſt ein Musketier ein elend Geſchöpf, der ſein Leben in einer Garniſon zubringen und ſich allein mit dem lieben trocknen Brode, und noch dazu kaum halb ſatt, behelfen muß. Denn da iſt Keiner anders dran, als ein Gefangener, der mit Waſſer und Brod der Trübſal ſein armſelig Leben verzögert, ja, ein Gefangener hat es beſſer, denn er darf weder wachen, Runden gehen, noch Schildwacht ſtehen, ſondern bleibt in ſeiner Ruhe liegen, und hat ſowol als ein elender Garniſoner Hoffnung, mit der Zeit aus ſeinem Gefängniß zu kommen. Zwar waren auch einige, die ihr Auskommen um ein kleines beſſer hatten und auf unterſchiedliche Gattungen; doch keine einzige davon beliebte mir und wollte mir anſtändig ſein, mein Maulfutter zu erobern. Einige nehmlich nahmen und ſollten es verlaufene Dirnen geweſen ſein, in ſolchem Elende keiner andern Urſache halb Weiber, als daß ſie durch ſie, entweder mit Arbeiten, als Nähen, Waſchen, Spinnen oder mit Kramen und Schachern, oder gar mit Stehlen ernährt würden. Da war ein Fähndrich unter den Weibern, die hatte ihren Sold wie ein Gefreiter. Eine andere war Hebamme und brachte dadurch ſich ſelbſt und ihrem Manne manchen guten Schmauß zu wege. Andere konnten färben und waſchen, die wuſchen den ledigen Offizieren und Soldaten Hemden und Strümpfe, wovon ſie ihre beſondern Namen kriegten. Aber andere verkauften Tabak und verſahen die Pfeifen derer, die daran Mangel hatten. Etliche handelten mit verfälſchtem Branntwein. Dieſe war eine Nähterin und konnte allerhand Stiche und Model machen, mit denen ſie Geld erwarb; jene wußte ſich blos aus dem Felde zu ernähren, im Winter grub ſie Schnecken, im Frühling graſte ſie, im Sommer nahm ſie Vogelneſter aus und im Herbſte wußte ſie ſonſt tauſenderlei Schnabelweide zu kriegen. Einige trugen Holz zu verkaufen, wie die Eſel, und manche handelten auch mit was anderem.

Solchergeſtalt meine Nahrung zu haben, war nicht für mich, denn ich hatte ſchon ein Weib. Einige Kerls ernährten ſich mit Spielen, weil ſie es beſſer als Spitzbuben konnten und ihren einfältigen Kameraden das Ihrige mit falſchen Würfeln und Karten abzuzwacken wußten; ſolch Gewerbe aber war mir ein Ekel. Andere arbeiteten auf der Schanze und ſonſt wie die Beſtien; hierzu war ich zu faul. Unterſchiedliche konnten und trieben etwan ein Handwerk; ich Tropf hatte keines gelernt. Zwar, wenn man einen Muſikanten vonnöthen gehabt hätte, ſo wäre ich wol beſtanden; allein das Hungerland behalf ſich mit Trommeln und Pfeifen. Etliche ſchilderten für Andere und kamen Tag und Nacht nicht von der Wacht; ich wollte doch lieber hungern, als meinen Leib ſo abmergeln. Theils brachten ſich mit Partei gehen durch; mir aber wurde nicht einmal vor das Thor zu gehen vertraut. Theils konnten beſſer mauſen als Katzen; ich dagegen haßte ſolche Handtierung wie die Peſt. Kurz, wo ich mich nur hinkehrte, da konnte ich nichts ergreifen, was meinen Magen hätte ſtillen mögen. Und was mich am meiſten verdroß, war, daß ich mich noch dazu mußte foppen laſſen, wenn die Burſchen ſagten: ſollteſt du ein Doktor ſein und kannſt keine andere Kunſt, als Hunger leiden? Endlich zwang mich die Noth, daß ich etliche ſchöne Karpfen aus dem Graben zu mir auf den Wall gaukelte; ſobald es aber der Obriſte innen ward, mußte ich den Eſel dafür reiten und war mir, meine Kunſt ferner zu üben, bei Hängen verboten. Zuletzt war Anderer Unglück mein Glück, denn, nachdem ich ein Paar Gelbſüchtige und Fieberkranke wieder herſtellte, die einen beſondern Glauben an mich gehabt haben müſſen, wurde mir erlaubt, vor die Feſtung zu gehen, meinem Vorwande nach, Wurzeln und Kräuter zu meinen Arzeneien zu ſammeln. Da richtete ich hingegen den Haſen mit Stricklein, und hatte das Glück, daß ich die erſte Nacht zwei bekam. Die brachte ich dem Obriſten und erhielt dadurch nicht allein einen Thaler zur Verehrung, ſondern auch Erlaubniß, daß ich hinaus gehen dürfte, den Haſen nachzuſtellen, wenn ich die Wacht nicht hätte.

Weil denn nun das Land ziemlich verödet und Niemand war, der dieſe Thiere auffing, zumal ſie ſich trefflich gemehrt hatten, alſo kam das Waſſer wieder auf meine Mühle, maßen es das Anſehen hatte, als ob es mit Haſen ſchneite, oder ich in meine Stricke bannen könnte. Da die Offiziere ſahen, daß man mir trauen dürfte, wurde ich auch mit Anderen hinaus auf Partei gelaſſen, und fing nun mein Soeſtiſch Leben wieder an, außer daß ich keine Parteien führen und befehligen durfte, wie vordem in Weſtfalen, denn es war von nöthen, zuvor Wege und Stege zu wiſſen und den Rheinſtrom zu kennen.

10.

Noch ein Paar Stücklein will ich erzählen, eh' ich ſage, wie ich wieder von der Muskete erlöſt worden, eines von großer Leibes- und Lebensgefahr, daraus ich durch Gottes Gnade entronnen, das andere von der Seelengefahr, darin ich hartnäckigerweiſe ſtecken blieb, denn ich will meine Untugenden ſo wenig verhehlen, wie meine Tugenden, auf daß nicht allein meine Hiſtorie ziemlich ganz ſei, ſondern der ungewanderte Leſer auch erfahre, was für ſeltſame Käuze es in der Welt gibt.

Wie ſo eben gemeldet, durfte ich mit Anderen auf Partei, was in Garniſonen nicht jedem liederlichen Kunden, ſondern nur rechtſchaffenen Soldaten gegönnt wird. Alſo gingen unſer neunzehn einſtmals mit einander durch die untere Markgrafſchaft hinauf, oberhalb Strasburg einem Baſeler Schiffe aufzupaſſen, wobei heimlich Weimariſche Offiziere und Güter ſein ſollten. Wir kriegten oberhalb Ottenheim einen Fiſchernachen, uns damit überzuſetzen und in einem Werder zu bergen, der gar vortheilhaft lag, die ankommenden Schiffe an's Land zu zwingen, maßen unſer zehn durch den Fiſcher glücklich übergeführt wurden. Als aber einer von uns, der ſonſt wol fahren konnte, die übrigen neune, darunter ich mich befand, holte, ſchlug der Nachen unverſehens um, ſo daß wir urplötzlich mit einander im Rhein lagen. Ich ſah nicht viel nach den anderen aus, ſondern dachte auf mich ſelbſt. Obzwar nun ich mich aus allen Kräften ſpreizte und alle Vortheile der guten Schwimmer brauchte, ſpielte dennoch der Strom mit mir wie mit einem Balle, indem er mich bald über, bald unter ſich in Grund warf. Ich hielt mich ſo ritterlich, daß ich oft auf die Oberfläche kam, um Athem zu ſchöpfen; wäre es aber etwas kälter geweſen, ſo hätte ich mich nimmermehr ſo lange enthalten, und mit dem Leben entrinnen können. Ich verſuchte wiederholt, an's Ufer zu gelangen, das ließen mir aber die Wirbel nicht zu, die mich von einer Seite zur andern warfen, und obzwar ich in Kürze unter Goldſcheuer kam, wurde mir doch die Zeit ſo lang, daß ich ſchier an meinem Leben verzweifelte. Nachdem ich endlich der Gegend bei dem Dorfe Goldſcheuer vorüber getrieben war und mich bereits drein ergeben hatte, meinen Weg durch die Straßburger Rheinbrücke todt oder lebendig nehmen zu müſſen, wurde ich eines großen Baums gewahr, deſſen Aeſte unweit von mir aus dem Waſſer hervor reichten. Der Strom ging ſtreng und gerade darauf zu, deshalb wandte ich alle übrigen Kräfte an, den Baum zu erlangen, was mir glückte, alſo daß ich ſowol durch's Waſſer, wie durch meine Mühe, auf den größten Aſt, den ich anfänglich für einen Baum angeſehen, zu ſitzen kam. Derſelbe wurde aber von den Struleln und Wellen dergeſtalt gedrillt, daß er ohne Unterdaß auf und nieder knappen mußte, und deshalb mein Magen dermaßen erſchüttert, daß ich Lunge und Leber hätte ausſpeien mögen. Ich konnte mich kümmerlich darauf halten, weil mir ganz ſeltſam vor den Augen wurde. Ich hätte mich gern wieder in's Waſſer gelaſſen, befand aber, daß ich nicht Manns genug wäre, nur den hundertſten Theil ſolcher Arbeit auszuſtehen, dergleichen ich ſchon überſtritten hatte. Deswegen mußte ich verbleiben und auf eine ungewiſſe Erlöſung hoffen, die mir etwa Gott von ungefähr ſchickte, wenn ich anders mit dem Leben davon kommen ſollte.

Zwar mein Gewiſſen gab mir hierzu einen ſchlechten Troſt, indem es mir vorhielt, daß ich ſolch gnadenreiche Hülfe nur ein Paar Jahre her liederlich verſcherzt; jedoch hoffte ich ein beſſeres und fing ſo andächtig an zu beten, als ob ich in einem Kloſter wäre erzogen worden. Ich ſetzte mir vor, inskünftige frömmer zu leben, und that unterſchiedliche Gelübde. Ich entſagte dem Soldatenleben und verſchwur das Parteigehen auf ewig, warf auch meine Patrontaſche ſammt dem Ranzen von mir und ließ mich nicht anders an, als ob ich wieder ein Einſiedel worden, meine Sünden büßen und der Barmherzigkeit Gottes für meine zu erhoffende Erlöſung bis in mein Ende danken wollte. Indem ich nun dergeſtalt bei zwei oder drei Stunden zwiſchen Furcht und Hoffnung auf dem Aſte zugebracht, kam das Schiff den Rhein herunter, dem ich hätte aufpaſſen helfen ſollen. Ich erhub meine Stimme erbärmlich und ſchrie um Gottes und des jüngſten Gerichts willen um Hülfe, und da ſie unweit von mir vorüber fahren mußten und meine Gefahr und elenden Stand deſto eigentlicher ſahen, wurde ein Jeder im Schiffe zur Barmherzigkeit bewegt, maßen ſie gleich an's Land fuhren, ſich zu unterreden, wie mir möchte zu helfen ſein?

Weil wegen der vielen Strudel und Wirbel, die es rund um mich her gab und von den Wurzeln und Aeſten des Baums verurſacht wurden, ohne Lebensgefahr weder zu mir zu ſchwimmen, noch mit großen und kleinen Schiffen zu mir zu fahren war, ſo erforderte meine Hülfe lange Bedenkzeit. Wie mir unterdeſſen zu Muth geweſen, iſt leicht zu erachten. Zuletzt ſchickten ſie zwei Kerle mit einem Nachen oberhalb meiner in den Fluß, die mir ein Seil zufließen ließen, und das eine Ende davon bei ſich behielten; das andere Ende dagegen brachte ich mit großer Mühe zu wege und band es um meinen Leib ſo gut ich konnte, ſo daß ich daran wie ein Fiſch an einer Angelſchnure in den Nachen gezogen und auf das Schiff gebracht wurde. Als ich dergeſtalt dem Tode entronnen war, hätte ich billig auf die Knie fallen und der göttlichen Güte für meine Erlöſung danken, auch ſonſt, mein Leben zu beſſern, einen Anfang machen ſollen, wie ich es in meinen höchſten Nöthen gelobt und verſprochen. Ja, nichts weniger als das! denn, da man mich fragte, wer ich ſei und wie ich in die Gefahr gerathen? fing ich an, den Burſchen vorzulügen, daß der Himmel hätte erſchwarzen mögen. Ich dachte nehmlich, wenn du ihnen ſagſt, daß du ſie haſt plündern helfen wollen, ſo werfen ſie dich alsbald wieder in den Rhein, und gab mich drum für einen vertriebenen Organiſten aus, indem ich ſagte: nachdem ich auf Straßburg gewollt, über dem Rheine irgend einen Schul- oder anderen Dienſt zu ſuchen, hätte mich eine Partei ertappt, ausgezogen und in den Rhein geworfen, der mich auf gegenwärtigen Baum geführt. Ich konnte dieſe meine Lügen ſo wol füttern, und bekräftigte ſie zumal dergeſtalt mit Schwüren, daß mir geglaubt und mit Speiſe und Trank alles Gute erwieſen wurde, mich wieder zu erquicken, wie ich's vonnöthen hatte.

Beim Zoll zu Straßburg ſtiegen die Meiſten an das Land, und ich mit ihnen, wo ich mich denn gegen ſie hoch bedankte und unter anderen eines jungen Kaufherrn gewahr wurde, deſſen Angeſicht, Gang und Geberden mir zu erkennen gaben, daß ich ihn zuvor mehr geſehen, wiewol ich mich nicht beſinnen konnte, wo? Da vernahm ich an der Sprache, daß es eben der Kornet war, der mich ehedem gefangen bekommen hatte. Ich wußte aber nicht zu erſinnen, wie er aus einem wackern jungen Soldaten ein Kaufmann worden, vornehmlich weil er ein geborner Edelmann war. Die Begierde, zu wiſſen, ob mich meine Augen und Ohren betrögen oder nicht, trieben mich an, daß ich zu ihm ging und ſagte: Herr Schönſtein! iſt er's oder iſt er's nicht? Er antwortete: Ich bin keiner von Schönſtein, ſondern ein Kaufmann. Da ſagte ich: ſo bin ich auch kein Jäger von Soeſt, ſondern ein Organiſt, oder vielmehr ein ländläufiger Bettler! O Bruder! ſagte hingegen jener, was Teufel machſt du? wo ziehſt du herum? Ich ſagte: Bruder! wenn du vom Himmel auserſehen biſt, mir das Leben erhalten zu helfen, wie nun zum zweitenmale geſchehen iſt, ſo erfordert ohne Zweifel mein Schickſal, daß ich alsdann nicht weit von dir ſei.

Hierauf nahmen wir einander in die Arme, als zwei getreue Freunde, die vordem beiderſeits verſprochen, ſich bis in den Tod zu lieben, und ich mußte bei ihm einkehren und erzählen, wie mir's ergangen, ſeit ich von Lippſtadt nach Köln gereiſt, meinen Schatz abzuholen, verſchwieg ihm auch nicht, das ich mit einer Partei ihrem Schiffe aufpaſſen wollen und was uns darüber zugeſtoßen. Wie ich aber zu Paris gehauſt, davon ſchwieg ich ſtockſtill, denn ich ſorgte, er möchte es zu Lippſtadt ausbringen und mir deswegen bei meinem Weibe einen böſen Rauch machen. Hingegen vertraute er mir, daß er von der heſſiſchen Generalität zu Herzog Bernhard, dem Fürſten von Weimar, geſchickt worden, wegen allerhand Sachen von Wichtigkeit, das Kriegsweſen betreffend, Bericht zu erſtatten, und künftigen Feldzuges und Anſchläge halb zu verhandeln, was er nunmehr verrichtet, und worauf er in Geſtalt eines Kaufmanns, wie ich vor Augen ſehe, auf der Rückreiſe begriffen ſei. Daneben erzählte er mir, daß meine Liebſte bei ſeiner Abreiſe großen Leibes und ſowie ihre Eltern und Verwandte in Wohlſtand geweſen, und daß mir der Obriſt das Fähnlein noch aufhalte, auch neckte er mich damit, wie die Urſchlechten mich alſo verderbt hätten, daß mich weder mein Weib noch die anderen Frauenzimmer zu Lippſtadt für den Jäger mehr annehmen würden. Darauf redten wir mit einander ab, daß ich bei ihm bleiben, und mit der Gelegenheit wieder nach Lippſtadt kehren ſollte, was eine erwünſchte Sache für mich war. Und weil ich nichts als Lumpen an mir hatte, ſtreckte er mir etwas an Geld vor, womit ich mich wie ein Gadendiener kleidete.

Man ſagt aber, wenn ein Ding nicht ſein ſoll, ſo geſchieht es nicht. Das erfuhr ich auch, denn da wir den Rhein hinunter fuhren und das Schiff zu Rheinhauſen unterſucht ward, erkannten mich die Philipsburger, die mich wieder anpackten und nach Philipsburg führten, wo ich wie zuvor einen Musketier abgeben mußte. Meinen guten Kornet verdroß es ſo ſehr wie mich ſelbſt, daß wir wiederum ſcheiden mußten; er durfte ſich aber meiner nicht hoch annehmen, denn er hatte zu thun, ſich ſelbſt durchzubringen.

11.

Alſo hat nun der günſtige Leſer vernommen, in was für einer Lebensgefahr ich geſteckt. Betreffend die Gefahr meiner Seele, iſt zu wiſſen, daß ich unter meiner Muskete ein recht wilder Menſch war, der ſich um Gott und ſein Wort nicht kümmerte. Keine Bosheit war mir zu viel, da waren alle Gnaden und Wohlthaten, die ich von Gott jemals empfangen, allerdings vergeſſen, ſo bat ich auch weder um das Zeitliche noch Ewige, ſondern lebte auf den alten Kaiſer hinein wie ein Vieh. Niemand hätte mir glauben können, daß ich bei einem ſo frommen Einſiedel wäre erzogen worden. Selten kam ich in die Kirche und gar nicht in die Beichte, und gleichwie mir meiner Seele Heil nichts anlag, alſo betrübte ich meinen Nebenmenſchen deſto mehr. Wo ich nur Jemand berücken konnte, unterließ ich's nicht, ja, ich wollte noch Ruhm davon haben, ſo daß ſchier Keiner ungeſchimpft von mir kam. Davon kriegte ich oft dicke Stöße und noch öfter den Eſel zu reiten, ja man bedrohte mich mit Galgen und Wippe; aber es half Alles nichts, ich trieb meine gottloſe Weiſe fort, daß es das Anſehen hatte, als ob ich verzweifelt ſpielte, und mit Fleiß der Hölle zurennte. Und obgleich ich keine Uebelthat beging, dadurch ich das Leben verwirkt, war ich doch ſo ruchlos, daß man, außer den Zauberern und Sodomiten, kaum einen wüſteren Menſchen hätte antreffen mögen.

Dies nahm unſer Regimentskaplan an mir in Acht, und weil er ein rechter frommer Seeleneiferer war, ſchickte er auf die öſterliche Zeit nach mir, zu vernehmen, warum ich mich nicht bei Beichte und Abendmal eingeſtellt hätte? Ich behandelte ihn aber, nach ſeinen vielen treuherzigen Erinnerungen, wie dereinſt den Pfarrer zu Lippſtadt, alſo daß der gute ehrliche Herr nichts mit mir ausrichten konnte. Und indem es ſchien, als ob Weihöl und Taufe an mir verloren wäre, ſagte er zum Beſchluß: Ach, du elender Menſch! ich habe vermeint, du irrſt aus Unwiſſenheit; aber nun merke ich, daß du aus lauter Bosheit und gleichſam vorſätzlicherweiſe zu ſündigen fortfährſt. Ach! wer meinſt du wohl, der ein Mitleiden mit deiner armen Seele und ihrer Verdammniß haben werde? Meines Theils betheure ich vor Gott und der Welt, daß ich an deiner Verdammniß keine Schuld habe, weil ich gethan und noch ferner gern unverdroſſen thun wollte, was zur Beförderung deiner Seligkeit vonnöthen wäre. Es wird mir aber beſorglich künftig nichts mehr zu thun obliegen, als daß ich deinen Leib, wann ihn deine arme Seele in ſolch verdammten Stand verläßt, an keinen geweihten Ort zu anderen frommen, abgeſtorbenen Chriſten begraben, ſondern auf den Schindwaſen zu den Kadavern des verreckten Viehs, oder dahin ſchleppen laſſe, wo man Gottesvergeſſene und Verzweifelte hinthut.

Dieſe ernſtliche Bedrohung fruchtete ſo wenig als die vorigen Ermahnungen, und zwar nur der Urſache halb, weil ich mich vor dem beichten ſchämte. O, ich großer Narr! Ich erzählte oft meine Bubenſtücke bei ganzen Geſellſchaften, und log noch dazu; aber jetzt, da ich mich bekehren und einem einzigen Menſchen, anſtatt Gottes, meine Sünde demüthig bekennen ſollte, Vergebung zu empfangen, war ich ein verſtockter Stummer. Ich ſage recht verſtockt, und blieb auch verſtockt, denn ich antwortete: Ich diene dem Kaiſer als ein Soldat, und wenn ich nun ſterbe als ein Soldat, ſo wird's kein Wunder ſein, da ich gleich anderen Soldaten, die nicht allzeit auf das Geweihte begraben werden können, ſondern irgends auf dem Felde, in Gräben, oder in der Wölfe und Raben Mägen vorlieb nehmen müſſen, mich auch außerhalb des Kirchhofs behelfen werde.

Ich ſchied vom Geiſtlichen, der mit ſeinem heiligen Seeleneifer nichts anderes um mich verdient, als daß ich ihm einmal einen Haſen abſchlug, den er inſtändig von mir begehrte, mit Vorwand: weil er ſich ſelbſt an einem Strick erhangen und ums Leben gebracht, ſo gebühre es ſich nicht, daß er, als ein Verzweifelter, in ein geweihtes Erdreich begraben würde.

12.

Alſo folgte bei mir keine Beſſerung, ſondern ich ward je länger je ärger. Der Obriſte ſagte einſt zu mir: Er wollte mich mit einem Schelm hinwegſchicken, da ich nicht gut thäte; weil ich aber wußte, daß es ihm nicht Ernſt war, ſagte ich: dies könne leicht geſchehen, wenn er mir nur den Steckenknecht mitgebe, und er ließ mich denn wieder durch, weil er ſich einbilden konnte, daß ich's für keine Strafe, ſondern für eine Wohlthat halten würde, wenn er mich laufen ließe. Ich mußte demnach, wider meines Herzens Willen, ein Musketier bleiben und Hunger leiden, bis in den Sommer hinein. Jemehr ſich aber der Graf von Götz mit ſeinem Heere naherte, jemehr näherte ſich meine Erlöſung. Denn als er zu Bruchſal das Hauptquartier hatte, ward mein Herzbruder, dem ich im Lager vor Magdeburg getreulich mit meinem Gelde geholfen, von der Generalität mit einigen Verrichtungen in die Feſtung geſchickt, wo man ihm die höchſte Ehre anthat. Ich ſtund eben vor des Obriſten Hauſe Schildwacht, und ob zwar er einen ſchwarzen Sammtrock trug, erkannte ich ihn doch im erſten Anblick; hatte aber nicht das Herz, ihn alſobald anzuſprechen, denn ich mußte ſorgen, er würde, der Welt Lauf nach, ſich ſchämen, oder mich ſonſt nicht kennen wollen, weil er, den Kleidern nach, in einem hohen Stande, und ich nur ein lumpiger Musketier wäre. Nachdem ich abgelöſt worden, erkundigte ich bei ſeinen Dienern ſeinen Stand und Namen, damit ich verſichert ſei, nicht vielleicht einen Anderen für ihn anzuſprechen, und hatte dennoch das Herz nicht, ihn anzureden, ſondern ſchrieb dieſes Brieflein und ließ es ihm am Morgen durch ſeinen Kammerdiener einhändigen:

„Wenn dem hochgeehrten Herrn beliebte, denjenigen, den er hierbevor durch ſeine Tapferkeit in der

„Schlacht bei Wittſtock aus Eiſen und Banden errettet,
„auch anjetzt durch ſein vortrefflich Anſehen
„aus dem armſeligſten Stande von der Welt zu erlöſen,
„wohinein er als ein Ball des unbeſtändigen
„Glücks gerathen iſt; ſo würde ihm dies allein
„nicht ſchwer fallen, ſondern er würde ſich auch als
„einen ewigen Diener verpflichten, ſeinen ohnedies ihm
„getreu verbundenen, gegenwärtig aber allerelendeſten
„und verlaſſenen

Simplicius Simpliciſſimus."

Sobald er das geleſen, ließ er mich zu ſich hinein kommen und ſagte: Landsmann, wo iſt der, der euch dies Schreiben gegeben hat? Ich antwortete: Herr, er liegt in hieſiger Feſtung gefangen! Wohl! ſagte er, ſo geht zu ihm und ſagt, ich wolle ihm davon helfen, und ſollte er ſchon den Strick an Hals kriegen. Ich ſagte: Herr, es wird ſolcher Mühe nicht bedürfen. Ich bin der arme Simplicius ſelbſt, der jetzt kommt, euch ſowol für die Erlöſung bei Wittſtock zu danken, als zu bitten, mich wieder von der Muskete zu erledigen, die ich wider meinen Willen zu tragen gezwungen werde. Er ließ mich nicht völlig ausreden, ſondern bezeigte mit umfahen, wie geneigt er ſei, mir zu helfen. Kurz, er that, was ein getreuer Freund gegen den andern thun ſoll, und eh' er mich fragte, wie ich in die Feſtung und in ſolche Dienſtbarkeit gerathen? ſchickte er ſeinen Diener zum Juden, Pferd und Kleider für mich zu kaufen. Indeſſen erzählte ich ihm, wie mir's gangen, ſeit ſein Vater vor Magdeburg geſtorben, und als er vernahm, daß ich der Jäger von Soeſt geweſen, von dem er ſo manch rühmlich Soldatenſtück gehört, beklagte er, daß er es nicht eher gewußt, weil er mir damals gar zu einer Kompagnie hätte verhelfen können.

Als der Jude mit einer ganzen Taglöhnerlaſt von Soldatenkleidern daher kam, las er mir das Beſte heraus, ließ mich's anziehen und nahm mich mit ſich zum Obriſten, zu dem ſagte er: Herr! ich habe in ſeiner Garniſon gegenwärtigen Kerl angetroffen, dem ich ſo hoch verpflichtet bin, daß ich ihn in ſo niedrigem Stande, wenn ſchon ſeine Eigenſchaften keinen beſſeren verdienten, nicht laſſen kann. Ich bitte deswegen den Herrn Obriſten, er wolle mir den Gefallen erweiſen, und ihn entweder beſſer verſorgen, oder zulaſſen, daß ich ihn mit mir nehme, um ihn bei dem Heere fortzuhelfen, wozu vielleicht der Herr Obriſt hier die Gelegenheit nicht hat.

Der Obriſt verkreuzigte ſich vor Verwunderung, daß er mich einmal loben hörte, und ſagte: Der Herr vergebe mir, wenn ich glaube, ihm beliebe nur zu verſuchen, ob ich auch ſo willig ihm zu dienen ſei, als er deſſen werth iſt, und wofern er ſo geſinnt, begehre er etwas anderes, das in meiner Gewalt ſteht, und er wird meine Willfährigkeit im Werk erfahren. Was den Kerl anlangt, ſo iſt ſolcher nicht eigentlich mir, ſondern, ſeinem Vorgeben nach, unter ein Regiment Dragoner gehörig, und daneben ein gar abenteuerlicher und ſchlimmer Gaſt, der meinem Profoſe, ſeit er hier iſt, mehr Arbeit gegeben, als ſonſt eine ganze Kompagnie, ſo daß ich von ihm glauben muß, er könne in keinem Waſſer erſaufen. Damit endete er ſeine Rede lächelnd und wünſchte mir Glück in's Feld.

Dies war meinem Herzbruder noch nicht genug, ſondern er bat den Obriſten: er wolle ſich nicht zuwider ſein laſſen, mich mit an ſeine Tafel zu nehmen, was er auch erhielt. Er that es aber zu dem Ende, daß er dem Obriſten in meiner Gegenwart erzähle, was er in Weſtfalen nur geſprächsweiſe von dem Grafen von der Wahl und dem Kommandanten in Soeſt von mir gehört hätte. Welches Alles er dergeſtalt herausſtrich, daß ſeine Zuhörer mich für einen guten Soldaten halten mußten. Dabei hielt ich mich ſo beſcheiden, daß der Obriſt und ſeine Leute, die mich zuvor gekannt, nicht anders glauben konnten, als ich wäre mit den andern Kleidern auch ein anderer Menſch worden. Und inſofern der Obriſt wiſſen wollte, woher mir der Name Doktor gekommen wäre? erzählte ich ihm meine Reiſe von Paris nach Philipsburg, und wie viel Bauern ich betrogen, meinen Unterhalt zu gewinnen, worüber ſie ziemlich lachten. Endlich geſtund ich unverholen, daß ich Willens geweſen, ihn, den Obriſten, mit allerhand Bosheiten dergeſtalt zu beunruhigen und abzumatten, daß er mich endlich aus der Garniſon hätte ſchaffen müſſen, wofern er anders wegen der vielen Klagen in Ruhe vor mir leben wollen.

Darauf erzählte der Obriſt viel Bubenſtücklein, die ich begangen, ſo lange ich in der Garniſon geweſen, wie ich nehmlich Erbſen geſotten, oben mit Schmalz übergoſſen und ſie für eitel Schmalz verkauft; desgleichen, ganze Säcke voll Sand für Salz, indem ich die Säcke unten mit Sand und oben mit Salz gefüllt; ſodann, wie ich Einem hier, dem Andern dort einen Bär angebunden und die Leute mit Pasquillen gefoppt. Alſo, daß man die ganze Mahlzeit nur von mir zu reden hatte, was Alles zur Verwunderung und zu Gelächter taugte. Hätte ich aber keinen ſo anſehnlichen Freund gehabt, ſo wären alle meine Thaten ſtrafwürdig geweſen. Dabei nahm ich ein Beiſpiel, wie es bei Hof hergehen müſſe, wenn ein böſer Bub des Fürſten Gunſt hat.

Nach geendigtem Imbiß hatte der Jude kein Pferd, das meinem Herzbruder für mich gefallen wollte; weil er aber in ſolchem Anſehen ſtand, daß der Obriſt ſeine Gunſt ſchwerlich entbehren konnte, ſo verehrte er ihm eins mit Sattel und Zeug aus ſeinem Stalle, auf welches Herr Simplicius ſich ſetzte, und mit ſeinem Herzbruder freudenvoll zur Feſtung hinausritt. Theils ſeiner Kameraden riefen ihm nach: Glück zu, Bruder! Glück zu! theils aber aus Neid: Je größer Tück, je größer Glück!

13.

Unterweges redete Herzbruder mit mir ab, daß ich mich für ſeinen Vetter ausgeben ſollte, damit ich deſtomehr geehrt würde. Hingegen wollte er mir noch ein Pferd ſammt einem Knechte verſchaffen und mich zum Neun-Eckiſchen Regimente thun, bei dem ich mich als Freireiter aufhalten könnte, bis eine Offizierſtelle bei dem Heere ledig würde, zu der er mir helfen möchte.

Alſo wurde ich in Eile wieder ein Kerl, der einem braven Soldaten gleich ſah; ich that aber denſelben Sommer wenig Thaten, als daß ich am Schwarzwalde hin und wieder einige Kühe ſtehlen half und mir das Breisgau und Elſas ziemlich bekannt machte. Im übrigen hatte ich einmal wenig Stern, denn ſeit mir mein Knecht ſammt dem Pferde bei Kentzingen von den Weimariſchen gefangen wurde, mußte ich das andere deſto härter anſtrengen und endlich gar hinreiten, ſo daß ich mich in den Orden der Merodebrüder zu begeben hatte. Mein Herzbruder hätte mich zwar gern wieder beritten gemacht; weil ich aber ſobald mit den erſten zwei Pferden fertig worden, hielt er zurück und gedachte, mich zappeln zu laſſen, bis ich mich beſſer vorſehen lernte. Ich begehrte es auch nicht, denn ich fand an meinen Mitgenoſſen eine ſo angenehme Geſellſchaft, daß ich mir bis zu den Winterquartieren keinen beſſeren Handel wünſchte.

Ich muß nur ein wenig erzählen, was die Merodebrüder für Leute ſind, weil ſich ohne Zweifel Einige finden, ſonderlich die Kriegsunerfahrenen, die nichts davon wiſſen. So habe ich bisher noch keinen Skribenten angetroffen, der etwas von ihren Gebräuchen, Gewohnheiten, Rechten und Vorrechten ſeinen Schriften einverleibt hätte, unangeſehen es werth iſt, daß nicht allein die jetzigen Feldherren, ſondern auch der Bauersmann wiſſe, was es für eine Zunft ſei.

Betreffend erſtlich ihren Namen, will ich nicht hoffen, daß es dem tapferen Edelmanne, unter dem ſie ihn bekommen, ein Schimpf ſei, ſonſt wollte ich's nicht einem Jeden ſo öffentlich auf die Naſe binden. Ich habe eine Art Schuhe geſehen, die hatten anſtatt der Löcher krumme Nähte, und wurden mannsfelder Schuhe genannt, weil deſſen Kriegsknecht ſie erfunden, damit ſie deſto beſſer durch den Koth ſtampfen ſollten. Sollte nun einer deswegen den Mannsfelder ſelbſt einen Schuſter ſchelten, den wollte ich für einen Phantaſten halten. Eben ſo muß man dieſen Namen auch verſtehen, der nicht abgehen wird, ſo lange die Deutſchen kriegen. Es hat dieſe Beſchaffenheit damit: Als der genannte Edelmann dereinſt ein neugeworben Regiment zum Heere brachte, waren die Kerle ſo ſchwacher, baufälliger Natur, wie die franzöſiſchen Bretagner, der zu Folge ſie das Marſchiren und ander Ungemach, das ein Soldat im Felde ausſtehen muß, nicht erleiden konnten, und ihre Brigade bei Zeiten ſo ſchwach wurde, daß ſie kaum die Fähnlein mehr bedeckte. Wo man einen oder mehr Kranke und Lahme auf dem Markte, in Häuſern und hinter den Zäunen und Hecken antraf und fragte: Wes Regiments? Da war gemeiniglich die Antwort: von Merode! Davon entſprang, daß man endlich Alle, ſie wären gleich krank oder geſund, verwundt oder nit, die außerhalb der Zugordnung daher zottelten, oder ſonſt nicht bei ihren Regimentern ihr Quartier im Feld nahmen, Merodebrüder nannte, welche Burſchen man zuvor Sauenſenger oder Immenſchneider geheißen hatte, denn ſie ſind wie die Brummſer in den Immenfäſſern, welche, wenn ſie ihren Stachel verloren haben, nicht mehr arbeiten noch Honig machen, ſondern nur freſſen können. Wenn ein Reiter ſein Pferd, oder ein Musketier ſeine Geſundheit verliert, oder ihm Weib und Kind erkrankt und zurückbleiben will, ſo iſt es ſchon anderthalb Paar Merodebrüder, ein Geſindlein, daß ſich mit nichts beſſer als mit den Zigeunern vergleicht, weil es nicht allein, nach ſeinem Belieben, vor, nach, neben und mitten unter dem Heere herumſtreicht, ſondern auch denſelben an Sitten wie an Gewohnheit ähnlich iſt. Da ſieht man ſie haufenweiſe bei einander, wie die Feldhühner im Winter, hinter den Hecken, im Schatten, oder nach ihrer Gelegenheit an der Sonne, oder irgends um ein Feuer herumliegen, Tabak zu ſchmauchen und zu faullenzen, wenn unterdeſſen anderwärts ein rechtſchaffener Soldat beim Fähnlein Hitze, Durſt, Hunger, Froſt und allerhand Elend überſteht. Dort geht eine Schaar neben dem Marſche her auf die Mauſerei, derweil manch armer Soldat vor Mattigkeit unter ſeinen Waffen verſinken möchte. Sie plündern Alles was ſie antreffen und was ſie nicht genießen können, verderben ſie, alſo daß die Regimenter, wenn ſie in die Quartiere oder in's Lager kommen, oft nicht einen guten Trunk Waſſer finden, und wenn ſie alles Ernſtes angehalten werden, bei dem Gepäck zu bleiben, wird man ſie oft beinahe ſtärker finden, als das Heer ſelbſt iſt. Wenn ſie aber Geſellenweis marſchiren, quartiren, lagern und hauſiren, haben ſie keinen Wachtmeiſter, der ſie befehligt, keinen Feldwebel oder Serſchanten, der ihnen das Wamms ausklopft, keinen Korporal, der ſie wachen heißt, keinen Trommler, der ſie des Zapfenſtreichs, der Schaar- und Tagwache erinnert, und kurz Niemand, der ſie anſtatt des Adjutanten in Schlachtordnung ſtellt, oder anſtatt des Furiers unterbringt, ſondern leben vielmehr wie die Freiherren. Wenn etwas an Commiß der Soldatesca zukommt, ſo ſind ſie die Erſten, die ihr Theil holen, obgleich ſie es nicht verdient. Hingegen ſind die Rumormeiſter und General-Gewaltiger ihre ärgſte Peſt, als welche ihnen zu Zeiten, wenn ſie es zu bunt machen, eiſerne Geſchirre an Hände und Füße legen, oder ſie gar mit einem hänfenen Kragen zieren.

Was der Feldherr, der Landmann und das Heer ſelbſt, bei dem ſich viel ſolches Geſindel befindet, für Schaden davon haben, iſt nicht zu beſchreiben. Der heilloſeſte Reiterjunge, der nichts thut, als furagiren, iſt dem Feldherrn nützlicher, als tauſend Merodebrüder, die ein Handwerk daraus machen, und ohne Noth auf der Bärenhaut liegen. Sie werden vom Gegentheile hinweggefangen und von den Bauern an theils Orten auf die Finger geklopft, dadurch wird das Heer gemindert und der Feind geſtärkt, und wenn gleich ſo ein liederlicher Schlingel, ich meine nicht die armen Kranken, ſondern die unberittenen Reiter, die unachtſamerweiſe ihre Pferde verderben laſſen, und ſich auf Merode begeben, damit ſie ihre Haut ſchonen, durch den Sommer davon kömmt, hat man nichts Anderes von ihm, als daß man ihn auf den Winter mit großen Koſten neu ausrüſten muß, damit er künftigen Feldzug wieder etwas zu verlieren habe. Man ſollte ſie zuſammen koppeln wie die Windhunde und ſie in den Garniſonen kriegen lehren, oder gar auf die Galeien ſchmieden, wenn ſie nicht auch zu Fuß im Felde das Ihrige thun wollten, bis ſie wieder Pferde kriegten. Ich geſchweige hier, wie manches Dorf durch ſie ſowol unachtſamer als vorſätzlicher Weiſe verbrennt wird, wie manchen Mann ſie von ihrem eignen Heere abſetzen, plündern, heimlich beſtehlen, oder gar niedermachen, auch wie mancher Spion ſich unter ihnen aufhalten kann, wenn er nur ein Regiment oder eine Kompagnie des Heeres zu nennen weiß.

Solch ein ehrbarer Bruder nun war ich auch und verblieb ich bis den Tag vor der Wittenweier Schlacht, zu welcher Zeit das Hauptquartier in Schuttern war, und ich mit meinen Kameraden in das Geroldseck'ſche ging, Kühe oder Ochſen zu ſtehlen, wie unſere Gewohnheit war. Damals wurde ich aber von den Weimariſchen gefangen, die uns viel beſſer zu behandeln wußten, denn ſie luden uns Musketen auf, ſtießen uns hin und wieder unter die Regimenter, und mich zwar unter das Hattſteinſche.

14.

Ich konnte zu der Zeit greifen, daß ich nur zum Unglück geboren, denn ungefähr vier Wochen bevor das gedachte Treffen geſchah, hörte ich einige götziſche gemeine Offiziere von ihrem Kriege ſprechen. Da ſagte Einer: Ungeſchlagen geht's dieſen Sommer nicht ab! Schlagen wir dann den Feind, ſo müſſen wir den künftigen Winter Freiburg und die Waldſtädte einnehmen; kriegen wir aber Stöße, ſo kriegen wir auch Winterquartiere. Auf dieſe Prophezeihung machte ich meinen richtigen Schluß und ſagte bei mir ſelbſt: Nun freue dich, Simplicius! du wirſt künftigen Frühling guten See- und Neckarwein trinken, und genießen, was die Weimariſchen verdienen werden. Aber ich betrog mich weit, denn weil ich nunmehr Weimariſch, war ich vorbeſtimmt, Breiſach belagern zu helfen, maßen dieſe Belagerung gleich nach eben der Wittenweier Schlacht völlig in's Werk geſetzt wurde, wo dann ich wie andere Musketiere Tag und Nacht wachen und ſchanzen mußte, und nichts davon hatte, als daß ich lernte, wie man einer Feſtung mit den Laufgräben zuſetzen muß, auf was ich vor Magdeburg wenig Achtung geben. Uebrigens war es übel genug mit mir beſtellt, weil je zwei oder drei auf einander ſaßen. Der Beutel war leer, Wein, Bier und Fleiſch eine Seltenheit, Aepfel und halb Brod mein beſtes Wildpret.

Das war mir ſauer zu ertragen, Urſache, wenn ich zurück an die ägyptiſchen Fleiſchtöpfe, das iſt, an die weſtfäliſchen Schinken und Knackwürſte zu Lippſtadt dachte. Ich dachte niemals mehr an mein Weib, als wenn ich in meinem Zelte lag und vor Froſt halb erſtarrt war. Da ſagte ich oft zu mir ſelber: Hui, Simplicius! meinſt du etwa, es geſchähe dir Unrecht, wenn dir Einer wieder wett ſpielte, was du zu Paris begangen? Und mit ſolchen Gedanken quälte ich mich wie ein anderer eiferſüchtiger Tropf, da ich doch meinem Weibe nichts als Ehre und Tugend zutrauen konnte. Zuletzt wurde ich ſo ungeduldig, daß ich meinem Hauptmann eröffnete, wie meine Sachen beſtellt wären. Ich ſchrieb auch mit der Poſt nach Lippſtadt und erhielt vom Obriſten de S. A. und meinem Schwähervater, mittelſt ihrer Schreiben an den Fürſten von Weimar, daß mich mein Hauptmann mit einem Paſſe mußte laufen laſſen.

Ungefähr ein vier Wochen vor Weihnachten marſchirte ich mit einem guten Feuerrohr vom Lager ab, das Breisgau hinunter, der Meinung, in der Weihnachtmeſſe zu Strasburg zwanzig Thaler von meinem Schwäher übermacht zu empfahen, und mich mit Kaufleuten, den Rhein hinunter zu begeben, da es doch unterweges viel kaiſerliche Beſatzungen hatte. Als ich aber bei Endingen vorbei zu einem einzelnen Hauſe kam, geſchah ein Schuß nach mir, ſo daß mir die Kugel den Rand am Hut verletzte, und gleich darauf ſprang ein ſtarker, vierſchrötiger Kerl aus dem Hauſe auf mich los, der ſchrie, ich ſollte das Gewehr ablegen. Ich antwortete: Bei Gott! Landsmann, dir zu Gefallen nicht, und zog den Hahn über. Er hingegen wiſchte mit einem Ding vom Leder, das mehr einem Henkersſchwerte als Degen glich, und eilte damit auf mich zu. Wie ich nun ſeinen Ernſt ſpürte, ſchlug ich an und traf ihn dergeſtalt an die Stirn, daß er herum türmelte und endlich zu Boden fiel. Dieſes mir zu nutz machend, rang ich ihm geſchwind ſein Schwert aus der Fauſt und wollt's ihm in Leib ſtoßen; da es aber nicht durchgehen wollte, ſprang er wieder unverſehens auf die Füße und erwiſchte mich ſo wie ich ihn beim Haar. Sein Schwert hatte ich indeſſen ſchon weggeworfen, und darauf fingen wir ein ernſtlich Spiel mit einander an, das eines Jeden erbitterte Stärke genugſam zu erkennen gab, obſchon Keiner des Anderen Meiſter werden konnte. Bald lag ich, bald er oben, und im Hui kamen wir wieder auf die Füße; das dauerte jedoch nicht lange, weil je Einer des Anderen Tod ſuchte. Das Blut, das mir ſtromweis zu Naſe und Mund herauslief, ſpie ich meinem Feinde in's Geſicht, weil er es ſo hitzig begehrte, und das war mir gut, denn es hinderte ihn am ſehen. Alſo zogen wir einander bei anderthalb Stunden im Schnee herum und wurden davon ſo matt, daß allem Anſehen nach des Einen Unkräfte des Andern Müdigkeit mit den Fäuſten allein nicht völlig überwinden, noch Einer den Andern aus eigner Kraft und ohne Waffen vollends zum Tode hatten bringen mögen.

Die Ringkunſt, in der ich mich zu Lippſtadt oft übte, kam mir damals zu ſtatten, ſonſt hätte ich ohne Zweifel eingebüßt, denn mein Feind war viel ſtärker als ich und überdies eiſenfeſt. Als wir einander faſt tödtlich abgemattet, ſagte er endlich: Bruder, höre auf! ich ergebe mich dir zu eigen. Ich ſagte: du ſollteſt mich anfänglich haben ziehen laſſen. Was haſt du mehr, verſetzte Jener, wenn ich ſterbe? Und was hätteſt du gehabt, ſagte ich, wenn du mich niedergeſchoſſen, ſintemal ich keinen Heller Geld bei mir habe? Darauf bat er um Verzeihung und ich ließ mich erweichen und ihn aufſtehen, nachdem er mir zuvor theuer geſchworen, daß er nicht allein Frieden halten, ſondern auch mein treuer

Freund und Diener ſein wollte. Ich hätte ihm aber weder geglaubt noch getraut, wenn mir ſeine verübten leichtfertigen Handlungen bekannt geweſen wären.

Da wir nun Beide auf waren, gaben wir einander die Hände, daß Alles was geſchehen, vergeſſen ſein ſollte, und verwunderte ſich Einer über den Andern, daß er ſeinen Meiſter gefunden, den Jener meinte, ich ſei auch mit einer ſolchen Schelmenhaut wie er überzogen geweſen. Ich ließ ihn dabei bleiben, damit er, wenn er ſein Gewehr bekäme, ſich nicht noch einmal an mich reiben dürfte. Er hatte von meinem Schuß eine große Beule an der Stirn, und ich hatte mich ſehr verblutet, doch klagte Jeder zumeiſt über den Hals, der bei Beiden ſo zugerichtet war, daß Keiner den Kopf aufrecht tragen konnte.

Weil es dann gegen Abend war und mein Gegentheil mir erzählte, daß ich bis an die Kinzig weder Hund noch Katze, viel weniger einen Menſchen antreffen würde; er hingegen unweit der Straße in einem abgelegnen Häuslein ein gut Stück Fleiſch und einen Trunk zum Beſten hätte, ſo ließ ich mich überreden und ging mit ihm, der unterweges oft mit ſeufzen bezeigte, wie leid ihm ſei, daß er mich beleidigt habe.

15.

Ein entſchloſſener Soldat, der ſich darein ergeben, ſein Leben zu wagen und gering zu achten, iſt ein dummer Kerl, der ſich wie ein Schaf zur Schlachtbank führen läßt. Man hätte Tauſende gefunden, darunter kein einziger das Herz gehabt, mit einem der ihn erſt als Mörder angegriffen, an einen unbekannten Ort zu Gaſte zu gehen. Ich fragte auf dem Wege: Wes Volks er ſei? Da ſagte er: er hätte für diesmal keinen Herrn, ſondern kriege für ſich ſelbſt und fragte zugleich: Wes Volks denn ich ſei? Ich ſagte, daß ich Weimariſch geweſen; nunmehr aber meinen Abſchied hätte und geſinnt wäre, mich nach Haus zu begeben. Darauf fragte er: Wie ich hieße? Und da ich antwortete: Simplicius, kehrte er ſich um, denn ich ließ ihn voran gehen, weil ich ihm nit traute, und ſah mir ſteif in's Geſicht. Heißt du nicht auch Simpliciſſimus? Ja, erwiederte ich, der iſt ein Schelm, der ſeinen Namen verleugnet; Wie heißt aber du? Ach, Bruder! antwortete er: ich bin Olivier, den du vor Magdeburg gekannt haben wirſt, warf damit ſein Rohr von ſich und fiel auf die Knie nieder, mich um Verzeihung zu bitten, daß er es mit mir ſo übel gemeint hatte, ſagend, er könnte ſich wol einbilden, daß er keinen beſſeren Freund in der Welt bekomme, als er an mir einen haben würde, weil ich, nach des alten Herzbruders Prophezeihung, ſeinen Tod rächen ſollte. Ich wollte mich über eine ſo ſeltſame Zuſammenkunft verwundern; er hingegen ſagte: Das iſt nichts Neues, Berg und Thal kommt nicht zuſammen; das iſt mir aber ſeltſam, daß wir Beide uns ſo verändert haben, ſintemal ich aus einem Schreiber ein Waldfiſcher und du aus einem Narrn ein ſo tapferer Soldat worden. Sei verſichert, Bruder! wenn unſer zehntauſend wären, daß wir morgenden Tages Breiſach entſetzen und uns endlich zu Herren der ganzen Welt machen wollten.

Unter ſolchem Geſpräche traten wir, als es eben Nacht worden, in ein abgelegen Taglöhner Häuslein; und ob zwar mir die Prahlerei nit gefiel, gab ich ihm doch recht, vornehmlich weil mir ſein ſchelmiſch falſch Gemüth bekannt war und ging mit ihm, wie ſo gar nichts Gutes ich ihm auch zutraute, in das Häuslein ein, darin ein Bauer eben die Stube heizte. Zu dem ſagte er: Haſt du etwas gekocht? Nein, ſagte der

Bauer, ich habe ja den gebratenen Kalbsſchlägel noch, den ich heute von Waldkirch brachte. Nun dann, antwortete Olivier, ſo geh und lange her, was du haſt, und bringe zugleich das Fäßlein Wein mit.

Als der Bauer fort war, ſagte ich zu Olivier: Bruder! ich nannte ihn ſo, damit ich deſto ſicherer vor ihm wäre, du haſt einen willigen Wirth. Das danke dem Schelm der Teufel, ſprach er, ich ernähre ihn ja mit Weib und Kind, und er macht noch dazu für ſich ſelbſt gute Beute, ich laſſe ihm alle Kleider, die ich erobere, ſie zu ſeinem Nutzen anzuwenden. Ich fragte: wo er denn ſein Weib und Kinder hätte? Da ſagte Olivier, daß er ſie nach Freiburg geflüchtet, wo er ſie alle Wochen zweimal beſuchte und von wannen er ihm ſowol die Lebensmittel als auch Kraut und Loth zubrächte. Ferner berichtete er mich, daß er dieſe Freibeuterei ſchon lange getrieben, und daß ſie ihm beſſer zuſchlage als wenn er einem Herrn diene, er gedächte auch nit aufzuhören, bis er ſeinen Beutel rechtſchaffen geſpickt hätte. Ich ſagte: Bruder! du lebſt in einem gefährlichen Stande und wenn du über ſolcher Räuberei ergriffen würdeſt, wie meinſt du wol, daß man mit dir umginge? Ha! ſagte er, ich höre, daß du noch der alte Simplicius biſt. Ich weiß es, daß wer kegeln will, auch aufſetzen muß; du mußt aber wiſſen, daß die Herren von Nürnberg keinen henken laſſen, ſie haben ihn dann. Ich entgegnete: Geſetzt aber auch, Bruder, du werdeſt nicht ertappt, was doch mißlich ſteht, denn der Krug geht ſo lange zum Brunnen, bis er einmal zerbricht, ſo iſt dennoch ein ſolch Leben, wie du führſt, das allerſchändlichſte von der Welt, und ich glaube nicht, daß du darin zu ſterben begehrſt. Was! ſagte er, das ſchändlichſte? Mein tapferer Simplicius! ich verſichere dich, daß die Räuberei das artlichſte Gewerbe iſt, daß man dieſer Zeit auf der Welt haben kann. Sage mir, wie viel Königreiche und Fürſtenthümer ſind nicht erraubt worden? Oder wo wird es einem Könige oder Fürſten auf dem ganzen Erdboden übel aufgenommen, wenn er ſeiner Länder Einkünfte genießt, die doch gemeiniglich durch ſeiner Vorfahren verübte Gewalt zuwege gebracht ſind? Was könnte doch adlicher genannt werden, als eben das Handwerk, deſſen ich mich jetzt bediene! Ich merke dir an, daß du mir gern vorhalten willſt, daß ihrer Viele Mordens, Raubens und Stehlens wegen ſeien gerädert, gehenkt und geköpft worden. Das weiß ich zuvor wol, denn das befehlen die Geſetze; du wirſt aber keine Anderen, als arme und geringe Diebe haben henken ſehen, was auch billig iſt, weil ſie ſich dieſer vortrefflichen Uebung unterfingen, die keinen als herzhaften Gemüthern gebührt und vorbehalten iſt. Wo haſt du jemals eine vornehme Standesperſon darum durch die Gerechtigkeit ſtrafen ſehen, daß ſie ihr Land zu viel beſchwert habe? Ja, was noch mehr iſt, wird doch kein Wucherer geſtraft, der die herrliche Kunſt heimlich treibt und zwar unter dem Deckmantel der chriſtlichen Liebe: warum ſollte denn ich ſtrafbar ſein, der ich ſie öffentlich, auf gut altteutſch, ohne einige Bemäntelung und Gleisnerei übe? Mein lieber Simplicius! du haſt den Machiavel noch nicht geleſen. Ich bin eines aufrichtigen Gemüths und treibe dieſe Art zu leben frei öffentlich ohne alle Scheu. Ich fechte und wage mein Leben daran, wie die alten Helden, und weiß auch, daß Handtierungen zugelaſſen ſind, bei denen, wer ſie treibt, die Gefahr beſtehen muß, woraus unwiderſprechlich folgt, daß mir's billig und erlaubt ſei, dieſe Kunſt zu üben, weil ich mein Leben in die Schanze ſchlage. Hierauf antwortete ich: Geſetzt, rauben und ſtehlen ſei dir erlaubt oder nicht, ſo weiß ich gleichwol, daß es wider das Geſetz der Natur iſt, das da nicht will, daß Einer einem Andern thun ſolle, was er nicht will, daß ihm geſchehe. So iſt ſolche Unbilligkeit auch nicht nur, wie du ſelbſt ſagteſt, wider die weltlichen Geſetze, ſondern, was das fürnehmſte iſt, letztlich wider Gott, der keine Sünde ungeſtraft läßt. Es iſt, wie ich vorgeſagt, antwortete Olivier, du biſt noch Simplicius, der den Machivel nicht ſtudirt hat. Könnte ich auf ſolche Art eine Monarchie aufrichten, ſo wollte ich ſehen, wer mir viel dawider predigte. Wir hätten noch mehr mit einander geſtritten; weil aber der Bauer mit dem Eſſen und Trinken kam, ſaßen wir zuſammen und ſtillten unſere Mägen, weſſen ich hoch vonnöthen hatte.

16.

Unſer Eſſen war weiß Brod und ein gebratener kalter Kalbsſchlägel. Dabei hatten wir einen guten Trunk Wein und eine warme Stube. Gelt, Simplicius! ſprach Olivier, hier iſt es beſſer, als vor Breiſach in den Laufgräben? Ich ſagte: das wol, wenn man ſolch Leben mit Sicherheit und beſſeren Ehren zu genießen hätte. Darob lachte er überlaut und ſagte: Sind denn die armen Teufel in den Laufgräben ſicherer als wir, die alle Augenblicke einen Ausfall beſorgen müſſen? Mein lieber Simplicius! Ich ſehe zwar, daß du deine Narrnkappe abgelegt; hingegen aber deinen närriſchen Kopf behalten haſt, der nit begreifen kann, was gut oder bös iſt. Wenn du ein Anderer wäreſt, als der, nach des alten Herzbruders Wahrſagung, meinen Tod rächen ſoll, ſo wollte ich dich bekennen lehren, daß ich ein edler Leben führe, als ein Freiherr. Ich dachte, was will das werden? du mußt andere Worte hervorſuchen als bisher, ſonſt möchte dich dieſer Unmenſch, der jetzt den Bauer ſein zu Hülfe hat, erſt caput machen. Ich ſagte deshalb: Wo iſt ſein Tag je erhört worden, daß der Lehrjunge das Handwerk beſſer verſtehe als der Meiſter? Bruder! haſt du ein ſo edel glückſelig Leben wie du vorgibſt, ſo mache mich deiner Glückſeligkeit theilhaft, ſintemal ich eines guten Glückes vonnöthen habe. Olivier antwortete: Sei verſichert, daß ich dich ſo hochliebe wie mich ſelbſt, und daß mir die Beleidigung, die ich dir heute zugefügt, viel weher thut, als die Kugel, mit der du mich an meine Stirn getroffen, als du dich meiner wie ein tapferer Kriegsmann erwehrteſt: wie könnte ich dir denn etwas verſagen! Bleibe bei mir, wenn dir's beliebt, ich will für dich ſorgen, wie für mich ſelbſt; haſt du aber keine Luſt bei mir zu ſein, ſo will ich dir ein gut Stück Geld geben und dich begleiten, wohin du willt. Damit du glaubeſt, daß mir dieſe Worte von Herzen gehen, ſo laß dir die Urſache ſagen, warum ich dich ſo herzlich lieb und werth halte: Du weißt dich zu erinnern, wie richtig des alten Herzbruders Prophezeihungen zugetroffen. Schaue! derſelbe hat mir vor Magdeburg dieſe Worte geweiſſagt, die ich bisher fleißig im Gedächtniß behalten: Olivier! ſieh unſern Narrn an, wie du willt, ſo wird er dennoch durch ſeine Tapferkeit dich erſchrecken, und dir den größten Poſſen erweiſen, der dir dein Lebtage je geſchehen, und zu dem du ihn in einer Zeit veranlaſſeſt, wann ihr Beide einander nicht erkennt. Des ungeachtet wird er dir nicht allein dein Leben ſchenken, das in ſeinen Händen geſtanden, ſondern auch über eine Zeit hernach an den Ort kommen, wo du erſchlagen wirſt und er deinen Tod rächt. Dieſer Weiſſagung halb, liebſter Simplicius! bin ich bereit, mit dir das Herz im Leibe zu theilen, denn gleichwie ſchon ein Theil davon erfüllt iſt, indem ich dir Urſache gegeben, daß du mich als ein tapferer Soldat vor den Kopf geſchoſſen und mir mein Schwert genommen, was mir freilich noch Keiner gethan, ja, mir das Leben gelaſſen haſt, als ich unter dir lag, und gleichſam im Blut erſtickte: Alſo zweifle ich nicht, daß auch das übrige, von meinem Tode nicht fehlſchlagen werde, und ich muß aus ſolcher Sache ſchließen, daß du mein getreuer Freund ſeiſt, weil du, dafern du es nicht wäreſt, ſie nicht über dich nehmen würdeſt. Da haſt du nun die Entwürfe meines Herzens, jetzt ſage mir, was du zu thun geſinnt biſt. Ich dachte: traue dir der Teufel, ich nicht! nehme ich Geld von dir auf den Weg, ſo möchteſt du mich erſt niedermachen, bleibe ich bei dir, ſo muß ich ſorgen, mit dir geviertheilt zu werden. Demnach ſetzte ich mir vor, ihm eine Naſe zu drehen und bei ihm zu bleiben, bis ich mit Gelegenheit von ihm kommen könnte, und ſagte: Wenn er mich leiden möchte, ſo wollte ich mich ein acht Tage bei ihm aufhalten, um zu ſehen, ob ich mich an ſolche Lebensart gewöhnen könnte. Gefiele mir's, ſo ſollte er einen getreuen Freund und guten Soldaten an mir haben, gefiele mir's nicht, ſo ſei allezeit gut von einander ſcheiden. Darauf ſetzte er mir mit dem Trunke zu; ich traute aber auch nit, ſondern ſtellte mich voll, eh' ich's war, damit ich ſähe, ob er vielleicht an mich wollte, wenn ich mich nicht mehr vertheidigen könnte.

Indeſſen plagten mich die Müllerflöhe arg, deren ich eine ziemliche Menge von Breiſach mit mir gebracht hatte, denn ſie wollten ſich in der Wärme nicht mehr in meinen Lumpen behelfen und ſpazierten heraus, ſich auch luſtig zu machen. Dieſes nahm Olivier an mir gewahr, und fragte: ob ich Läuſe hätte? Ich ſagte: Ja, freilich! mehr als ich mein Lebtag Dukaten zu bekommen getraue. So mußt du nit reden, ſprach Olivier, wenn du bei mir bleibſt, kannſt du mehr Dukaten kriegen als du jetzt Läuſe haſt. Ich antwortete: Das iſt ſo unmöglich, als ich jetzt meine Läuſe abſchaffen kann, die mich grauſam quälen. O, ja, ſagte er, es iſt beides möglich! und befahl gleich dem Bauer, mir ein Kleid zu holen, das unfern vom Hauſe in einem hohlen Baume ſtak, das war ein grauer Hut, ein Koller von Elend, ein Paar ſcharlachne Hoſen und ein grauer Rock. Strümpfe und Schuhe wollte er mir morgen geben. Da ich ſolche Gutthat von ihm ſah, traute ich ihm ſchon etwas Beſſeres zu als zuvor und ging fröhlich ſchlafen.

17.

Als es tagte, ſagte Olivier: Auf, Simplicius! Wir wollen in Gottes Namen hinaus, zu ſehen, was etwa zu bekommen iſt? Ach, Gott! dachte ich, ſoll ich denn nun in deinem hochheiligen Namen auf den Raub ausgehen? O, himmliſcher Vater, wie habe ich mich verändert, ſeit ich von meinem Einſiedel kam! Getreuer Gott! was wird endlich aus mir werden, wenn ich nicht wieder umkehre? Ach, hemme meinen Lauf, der mich ſo richtig zur Hölle bringt, wenn ich nicht Buße thue! Mit dergleichen Worten und Gedanken folgte ich Olivier in ein Dorf, wo keine menſchliche Seele war. Da ſtiegen wir, des fernen Ausſehens halb, auf den Kirchthurm. Auf demſelben hatte er die Strümpfe und Schuhe verborgen, die er mir den Abend zuvor verſprochen, ſowie darneben zwei Laib Brod, einige Stücken geſotten Dörrfleiſch und ein Fäßlein halb voll Wein in Vorrath, womit er ſich allein gern acht Tage hätte behelfen können.

Indem ich nun ſein Geſchenk anzog, erzählte er mir, daß er hier aufzupaſſen pflege, wenn er eine gute Beute zu holen gedächte, und daß er ſich deswegen ſowol mit Lebensmitteln verſorgt, mit dem Zuſatze, daß er noch einige ſolcher Orte hätte, die mit Speiſe und Trank verſehen wären, damit, wenn Bläſi an einem nicht zu Hauſe, er ihn am andern finden könnte. Ich mußte zwar ſeine Klugheit loben; gab ihm aber zu verſtehen, daß es doch nicht ſchön ſtünde, eine heilige Gott gewidmete Stätte dergeſtallt zu beflecken. Was! ſagte er, beflecken? die Kirchen, wenn ſie reden könnten, würden geſtehen, daß ſie, was ich in ihnen begehe, gegen die Laſter, die vordem in ihnen begangen worden, noch gar für gering aufnehmen müſſen. Wie Mancher und wie Manche, meinſt du wol, ſeien ſeit Erbauung dieſer Kirche hereingetreten, unter dem Scheine, Gott zu dienen, da ſie doch nur herkommen, ihre neuen Kleider, ſchöne Geſtalt, Vorzüge und ſonſt was ſehen zu laſſen? Da kommt Einer zur Kirche wie ein Pfau, und ſtellt ſich doch vor den Altar, als ob er den Heiligen bei Füße abbeten wollte. Dort ſteht Einer in einer Ecke, zu ſeufzen, wie der Zöllner im Tempel; welche Seufzer aber nur zu ſeiner Liebſten gehen, in deren Angeſicht er ſeine Augen weidet und um deretwillen er ſich eingeſtellt hat. Ein Anderer kommt vor, oder, wenn's wolgeräth, in die Kirche mit einem Gebund Briefen, wie Einer, der eine Brandſteuer ſammelt, mehr, ſeine Zinsleute zu mahnen, als zu beten; hätte er aber nicht gewußt, daß ſeine Gläubiger zur Kirche kommen müßten, ſo wäre er fein daheim über ſeinen Schuldbüchern ſitzen blieben. Ja, es geſchieht zu Zeiten, wenn eine Obrigkeit der Gemeinde im Dorfe etwas anzudeuten hat, daß es der Bote Sonntags bei der Kirche thun muß, daher ſich mancher Bauer vor der Kirche ärger als ein armer Sünder vor dem Richthaus fürchtet. Meinſt du nicht, es werden auch von denen in die Kirche begraben, die Schwert, Galgen, Feuer und Rad verdient hätten? Iſt etwas zu verkaufen oder zu verleihen, ſo wird es an theils Orten an die Kirchthür geſchlagen. Wenn mancher Wucherer die ganze Woche ſich keine Zeit nimmt, ſeiner Betrügerei nachzuſinnen, ſo ſitzt er während des Gottesdienſtes in der Kirche und richtet, wie der Judenſpies zu führen ſei. Da ſitzen ſie hier und dort, unter der Meſſe und Predigt mit einander zu plaudern, gerad als ob die Kirche nur zu dem Ende gebaut wäre. Da werden dann oft Sachen berathſchlagt, deren man an Privatorten nicht gedenken durfte. Theils ſitzen dort und ſchlafen, als ob ſie es verdingt hätten. Einige thun nichts als Leute ausrichten und ſagen: Ach, wie hat der Pfarrer den oder jenen in ſeiner Predigt ſo artlich getroffen! Andere geben fleißig Acht auf des Pfarrers Vorbringen; aber nicht zu dem Ende, daß ſie ſich beſſern, ſondern, damit ſie ihren Seelſorger, wenn er nur im geringſten anſtößt, wie ſie es verſtehen, durchziehen und tadeln möchten. Es fällt mir, was ich von dieſem Gegenſtand zu reden hätte, jetzt nicht alles ein. Dies mußt du jedoch noch wiſſen, daß die Menſchen nicht allein in ihrem Leben die Kirche mit Laſtern beſchmitzen, ſondern ſie auch nach ihrem Tode mit Eitelkeit und Thorheit erfüllen. Sobald du in eine Kirche kommſt, wirſt du an den Grabſteinen und Grabſchriften ſehen, wie diejenigen noch prangen, die die Würmer längſt gefreſſen. Siehſt du in die Höhe, ſo kommen dir mehr Schilde, Helme, Waffen, Degen, Fahnen, Stiefeln, Sporen und dergleichen Dinge in's Geſicht, als in mancher Rüſtkammer, ſo daß es kein Wunder, wenn ſich die Bauern dieſen Krieg über an einigen Orten aus den Kirchen wie aus Feſtungen um das Ihrige gewehrt haben. Warum ſollte dann mir nicht erlaubt ſein, als einem Soldaten, mein Handwerk in der Kirche zu treiben? da doch dereinſt zwei geiſtliche Väter in einer Kirche nur des Vorſitzes halb ein ſolches Blutbad angeſtellt, daß die Kirche mehr einem Schlachthauſe der Metzger als heiligem Orte gleich geſehen? Ich zwar ließe es noch unterweges, wenn man nur den Gottesdienſt zu verrichten herkäme, da ich doch ein Weltmenſch bin. Jene aber, als Geiſtliche, achteten die Majeſtät des römiſchen Kaiſers nit.

Warum ſollte mir verboten ſein, meine Nahrung mittels der Kirche zu ſuchen, da ſich doch ſonſt viele Menſchen von ihr ernähren? Iſt es billig, daß mancher Reicher für ein Stück Geld in die Kirche begraben wird, ſeine und ſeiner Freundſchaft Hoffart zu bezeugen, und daß hingegen der Arme, der ſowol ein Chriſt als jener, ja vielleicht ein frömmerer Menſch geweſen, der nichts zu geben hatte, außerhalb, in einem Winkel verſcharrt werden muß? Es iſt ein Ding, wie man es macht, wenn ich gewußt hätte, daß du Bedenken trügeſt, in der Kirche aufzupaſſen, ſo hätte ich mich bedacht, dir anders zu antworten, indeſſen nimm eine Weile mit dieſem vorlieb, bis ich dich einmal eines Anderen berede.

Ich hätte dem Olivier gern geantwortet, daß die auch liederliche Leute wären, ſowol als er, die die Kirchen verunehrten, und daß ſie ihren Lohn darum ſchon finden würden. Weil ich ihm aber ohnedies nicht traute, und ungern noch einmal mit ihm geſtritten hätte, ſo ließ ich ihn recht haben. Hiernach begehrte er, ich wollte ihm erzählen, wie mir's ergangen, ſeit wir vor Wittſtock von einander kommen, und warum ich Narrenkleider angehabt, als ich im magdeburgſchen Lager angelangt? Weil ich aber wegen Halsſchmerzen gar zu unluſtig, entſchuldigte ich mich, mit Bitte, er wollte mir zuvor ſeinen Lebenslauf kund thun, der vielleicht poſſirliche Schnitzer genug in ſich hielte. Dies ſagte er mir zu und fing an, ſein ruchlos Leben folgendermaßen zu erzählen.

18.

Mein Vater, ſagte Olivier, iſt unweit der Stadt Aach von geringen Leuten geboren, weswegen er bei einem reichen Kupferhändler in ſeiner Jugend dienen mußte. Bei demſelben hielt er ſich ſo fein, daß er ihn ſchreiben, leſen und rechnen lehren ließ und ihn über ſeinen ganzen Handel ſetzte, wie Potiphar den Joſeph. Dies ſchlug auch beiden Theilen wol zu, denn der Kaufmann ward wegen meines Vaters Fleiß und Vorſichtigkeit je länger je reicher; mein Vater ſelbſt aber, der guten Tage halb, je länger je ſtolzer, ſogar, daß er ſich ſeiner Eltern ſchämte und ſie verachtete, was ſie oft vergeblich beklagten. Wie mein Vater das fünf und zwanzigſte Jahr ſeines Alters erreichte, ſtarb der Kaufmann und verließ ſeine alte Witwe, ſammt ihrer einzigen Tochter, die kürzlich in eine Pfanne getreten war und von einem Gadendiener ein Kind bekommen hatte; das aber ſeinem Großvater im Todtenreihen bald nachfolgte. Da nun mein Vater ſah, daß die Tochter Vater- und Kind- aber nicht Geldlos worden, achtete er nicht, daß ſie keinen Kranz mehr tragen durfte, ſondern erwug ihren Reichthum und machte ſich bei ihr zutäppiſch, was ihre Mutter gern zuließ, nicht allein, damit ihre Tochter wieder zu Ehren käme, ſondern weil mein Vater um den Handel alle Wiſſenſchaft hatte. Alſo wurde derſelbe durch Heirath unverſehens ein reicher Kaufmann; ich aber ſein erſter Erbe, den er wegen ſeines Ueberfluſſes zärtlich aufziehen ließ. Ich wurde in Kleidungen gehalten wie ein Edelmann, in Eſſen wie ein Freiherr und in der übrigen Wartung wie ein Graf, was ich alles mehr dem Kupfer und Galmei, als dem Silber und Gold zu danken hatte.

Ehe ich das ſiebente Jahr völlig überlebte, erzeigte ſich ſchon, was aus mir werden wollte, denn was zur Neſſel werden ſoll, brennt bei Zeiten. Kein Schelmſtück war mir zu viel, und wo ich Einem konnte einen Poſſen reißen, unterließ ich's nicht, weil mich weder Vater noch Mutter hierum ſtrafte. Ich ſtrich mit meines gleichen böſen Buben durch dick und dünn auf der Gaſſe herum, und hatte ſchon das Herz, mich mit Stärkeren, als ich war, zu ſchlagen. Kriegte ich dann Stöße, ſo ſagten meine Eltern: was iſt das? ſoll ſo ein großer Flegel ſich mit einem Kinde ſchlagen? Ueberwand ich, maßen ich kratzte, biß und warf, ſo ſagten ſie: unſer Oliviercheu wird ein braver Kerl werden!

Davon wuchs mir der Muth, zum beten war ich noch zu klein; wenn ich aber fluchte wie ein Fuhrmann, ſo hieß es: ich verſtünde es nicht. Alſo wurde ich immer ärger, bis man mich zur Schule ſchickte. Was dann andere böſe Buben aus Bosheit erſannen und nicht ausführen durften, das ſetzte ich in's Werk. Wenn ich meine Bücher verknitterte oder zerriß, ſo ſchaffte mir die Mutter andere, damit mein geiziger Vater ſich nicht erzürnte. Meinem Schulmeiſter that ich großen Dampf an, denn er durfte mich nicht hart halten, weil er ziemliche Geſchenke von meinen Eltern bekam, deren unziemliche Affenliebe zu mir ihm bekannt war. Im Sommer fing ich Feldgrillen, und ſetzte ſie fein heimlich in die Schule, die uns einen lieblichen Geſang machten; im Winter ſtahl ich Nieswurz und ſtäubte es an den Ort, wo man die Knaben zu züchtigen pflegte. Wenn ſich dann etwa ein Halsſtarriger wehrte, ſo ſtob mein Pulver herum, und machte mir eine angenehme Kurzweile, weil Alles nießen mußte. Ich ſtahl oft dem Einen etwas und ſteckte es einem Andern in den Sack, dem ich gern Stöße angerichtet, und mit ſolchen Griffen konnte ich ſo behutſam umgehen, daß ich faſt niemals darüber ertappt ward. Von den Kriegen, die wir damals geführt, bei denen ich gemeiniglich ein Obriſter geweſen, und von den Stößen, die ich oft bekommen, denn ich hatte ſtets ein zerkratzt Geſicht und den Kopf voll Beulen, mag ich jetzt nichts ſagen, es weiß ja Jedermann ohnedas, was die Buben oft anſtellen. So kannſt du auch an oberzählten Stücken leicht abnehmen, wie ich mich ſonſt in meiner Jugend angelaſſen.

19.

Weil ſich meines Vaters Reichthum täglich mehrte, bekam er deſto mehr Schmarotzer und Fuchsſchwänzer, die meinen guten Kopf zum Studiren lobten; ſonſt aber alle meine Untugenden verſchwiegen, oder wenigſtens zu entſchuldigen wußten, denn ſie ſpürten, daß wer dies nicht thäte, weder bei Vater noch Mutter wol daran ſein könnte, deswegen hatten meine Eltern größere Freude über ihren Sohn, als die Grasmücke, die einen Kuckuk aufzieht. Sie dingten mir einen eignen Hofmeiſter und ſchickten mich mit ihm nach Lüttich, mehr, daß ich dort Welſch lernen als ſtudiren ſollte, weil ſie keinen Theologen, ſondern einen Handelsmann aus mir ziehen wollten. Dieſer hatte Befehl, mich bei Leibe nicht ſtreng zu halten, damit ich kein furchtſam, knechtiſch Gemüth überkäme. Er ſollte mich ſein unter die Burſchen laſſen, damit ich nicht leuteſcheu würde, und gedenken, daß ſie keinen Mönch, ſondern einen Weltmann aus mir machen wollten, der wiſſen müſſe, was ſchwarz oder weiß ſei.

Mein Hofmeiſter war aber dieſer Unterweiſung unbedürftig, und von ſelbſt zu aller Büberei geneigt: wie hätte er mir denn ſolche verbieten, oder mich um meine geringen Fehler hart halten ſollen, da er ſelbſt gröbere beging? Zum Buhlen und Trinken war er am meiſten geneigt; ich dargegen von Natur zum Balgen und Schlagen, daher ging ich ſchon bei Nacht mit ihm und ſeines Gleichen Gaſſatim und lernte ihm in Kürze mehr Untugenden ab, als Latein. Soviel das Studiren anbelangte, verließ ich mich auf mein gut Gedächtniß und ſcharfen Verſtand, und war deswegen deſto fahrläſſiger; übrigens aber in allen Laſtern, Bubenſtücken und Muthwillen erſoffen. Mein Gewiſſen war bereits ſo weit, daß ein großer Heuwagen hätte hindurch fahren mögen. Ich fragte nichts darnach, wenn ich in der Kirche unter der Predigt den Berei, Burchiello oder Aretino las, und hörte nichts lieber vom ganzen Gottesdienſte, als wenn man ſagte: Jte, missa est! Daneben dünkte ich mich nichts Geringes zu ſein, ſondern hielt mich recht ſtutzeriſch. Alle Tage war mir's Martinsabend oder Faſtnacht, und weil ich mich dergeſtalt hielt, wie ein gemachter Herr, und nicht nur was mein Vater zur Nothdurft reichlich ſchickte, ſondern auch meiner Mutter fette Milchpfennige tapfer durchgehen ließ, ſo lockten uns auch die Frauenzimmer an ſich, ſonderlich meinen Hofmeiſter. Bei denen lernte ich nun Löffeln, Buhlen und Spielen, Hadern, Balgen und Schlagen konnte ich zuvor, und das Schlemmen wehrte mir mein Lehrer nicht, weil er ſelbſt gern mitmachte.

Dieſes herrliche Leben währte anderthalb Jahr, ehe es mein Vater durch ſeinen Faktor zu Lüttich erfuhr, bei dem wir anfangs in Koſt gingen. Der bekam nun hingegen Befehl, auf uns genauer Achtung zu geben, den Hofmeiſter abzuſchaffen, mir den Zügel fürder nicht ſo lang zu laſſen, und mich mit Geldgeben ſtrenger zu halten. Das verdroß uns Beide, und obſchon der Hofmeiſter geurlaubt wurde, ſtaken wir doch auf die eine oder andere Weiſe Tag und Nacht bei einander. Ja, nachdem wir nicht mehr wie zuvor ſpenden konnten, geſellten wir uns zu einigen Burſchen, die den Leuten des Nachts auf der Gaſſe die Mäntel abzwackten oder ſie gar in der Maas erſäuften. Was wir ſolchergeſtalt mit höchſter Gefahr eroberten, verpraßten wir mit unſeren Dirnen, und ließen dann das Studiren beinahe ganz unterweges.

Als wir nun dereinſt, unſerer Gewohnheit nach, bei der Nacht herum ſchlingelten, den Studenten ihre Mäntel weg zu nehmen, wurden wir überwunden, mein Lehrer erſtochen, und ich, nebſt anderen fünfen, die rechte Spitzbuben waren, ertappt und eingezogen. Wir wurden hierauf anderen Tages vernommen, und da ich meines Vaters Geſchäftsfreund nannte, der ein angeſehener Mann war, ſo wurde derſelbe beſchickt, meinetwegen befragt, und ich zwar auf ſeine Verbürgung losgelaſſen, jedoch angehalten, bis auf weiteren Beſcheid in ſeinem Hauſe in Haft zu bleiben. Indeſſen wurde mein Hofmeiſter begraben, jene fünf als Spitzbuben, Räuber und Mörder geſtraft; mein Vater aber berichtet, wie mein Handel ſtünde. Der kam eiligſt ſelbſt nach Lüttich, richtete meine Sache mit Geld aus und hielt mir eine ſcharfe Predigt, in der er mir verwies, was ich ihm für Kreuz, Herzeleid und Unglück machte, und mir vorhielt, daß meine Mutter ſich ſtelle, als ob ſie wegen meines Uebelverhaltens verzweifeln wolle, auch mich bedrohte, dafern ich mich nicht beſſere, mich zu enterben und zum Teufel zu jagen. Ich verſprach Beſſerung und ritt mit ihm nach Haus, und alſo hatte mein Studiren ein Ende genommen.

20.

Als mich mein Vater heimbrachte, fand er, daß ich in Grund verderbt war. Ich war kein ehrbarer Domine worden, wie er gehofft hatte, ſondern ein Rechthaber und Schnarcher, der ſich einbildete, er verſtehe wer weiß wie viel. Ich war kaum ein wenig daheim erwarmt, als er zu mir ſagte: Höre, Olivier, ich ſehe deine Eſelsohren je länger jemehr hervorreichen, du biſt eine unnütze Laſt der Erde, ein Schlingel, der zu nichts mehr taugt! Ein Handwerk zu lernen, biſt du zu groß, einem Herrn zu dienen, zu flegelhaft, und meine Handtierung zu begreifen und zu treiben, durchaus nicht nutz. Ach, was habe ich doch mit den großen Koſten, die ich an dich gewendet, ausgericht't! Ich hatte gehofft, Freude an dir zu erleben und dich zum Manne zu machen, und dagegen habe ich dich jetzt aus des Henkers Händen kaufen müſſen! Pfui, der Schande! Das Beſte wird ſein, daß ich dich in eine Kalmusmühle thue und dich ſchmelzen laſſe, bis dir ein beſſeres Glück aufſtößt, wenn du dein übel Verhalten abgebüßt haben wirſt.

Solche und dergleichen Belehrungen mußte ich täglich hören, bis ich zuletzt ungeduldig wurde und zu meinem Vater ſagte: Ich wäre an Allem nicht ſchuld, ſondern er und mein Hofmeiſter, der mich verführt hätte. Daß er keine Freude an mir erlebte, wäre billig, inſofern ſeine Eltern ſich ſeiner auch nicht zu erfreuen hätten, die er gleichſam im Bettel verhungern laſſe. Er aber ertappte einen Prügel und wollte mir für meine Wahrſagung lohnen, hoch und theuer ſich verſchwörend, mich nach Amſterdam in's Zuchthaus zu thun. Da ging ich durch und verfügte mich dieſelbe Nacht auf ſeinen unlängſt erkauften Meierhof, ſah meinen Vortheil aus und ritt ſeinem Meier den beſten Hengſt, den er im Stall hatte, auf Köln zu.

Den verſilberte ich und kam abermals in eine Geſellſchaft Spitzbuben und Diebe, wie ich zu Lüttich eine verlaſſen hatte. Dieſe erkannten mich gleich am Spielen und ich ſie hinwieder, weil wir es beiderſeits ſowol konnten. Ich verfügte mich in ihre Zunft und half bei Nacht einfahren, wo ich zukommen möchte. Daß aber kurz nachher Einer von uns ertappt wurde, als er einer vornehmen Frau auf dem alten Markte ihren ſchweren Beutel toll machen wollte, zumal ich ihn einen halben

Tag mit einem eiſernen Halskragen am Pranger ſtehen, ihm ein Ohr abſchneiden und ihn mit Ruthen aushauen ſah, verleitete mir das Handwerk und ich ließ mich deswegen als einen Soldaten unterhalten, weil eben damals unſer Obriſter, bei dem wir vor Magdeburg geweſen, ſein Regiment zu verſtärken, Knechte annahm. Indeſſen hatte mein Vater erfahren, wo ich hinkommen, und ſchrieb an ſeinen Geſchäftsmann, daß er mich auskunden ſollte. Dies geſchah als ich bereits Geld auf die Hand empfangen hatte. Der Geſchäftsfreund berichtete es meinem Vater wieder, und der befahl, er ſollte mich ledig kaufen, es koſte, was es wolle. Da ich dies hörte, fürchtete ich das Zuchthaus, und wollte einmal nicht ledig ſein. Hierdurch vernahm mein Obriſter, daß ich eines reichen Kaufmanns Sohn wäre und ſpannte den Bogen ſo gar hoch, daß mich mein Vater ließ wie ich war, der Meinung, mich eine Weile im Kriege zappeln zu laſſen, ob ich mich beſſern möchte.

Nachgehends ſtund es nicht lange an, daß meinem Obriſten ſein Schreiber mit Tod abging, an deſſen Statt er mich zu ſich nahm, wie dir bewußt. Damals fing ich an, hohe Gedanken zu machen, der Hoffnung, von einer Staffel zur anderen höher zu ſteigen und endlich gar ein General zu werden. Ich lernte von unſerem Regimentsſchreiber, wie ich mich halten ſollte, und mein Vorſatz, groß zu werden, verurſachte, daß ich mich ehrbar und reputirlich anſtellte, und nicht mehr wie vor dem, meiner Art nach, mich mit Lumpenpoſſen ſchleppte. Es wollte gleichwol nicht hotten, bis mein Rathgeber ſtarb. Da dachte ich, du mußt ſehen, daß du deſſen Stelle bekommſt. Ich ſpendete, wo ich konnte, denn als meine Mutter erfuhr, daß ich anfing, gut zu thun, ſchickte ſie mir immer Geld; weil nun aber der junge Herzbruder dem Obriſten gar an's Herz gewachſen war, und mir vorgezogen wurde, ſo trachtete ich, ihn aus dem Wege zu räumen, vornehmlich da ich inne ward, daß der Obriſte gänzlich gewillt war, ihm die offene Stelle zu geben. In Verzögerung dieſer meiner Beförderung, die ich ſo heftig ſuchte, ward ich ſo ungeduldig, daß ich mich von unſerem Profoſe feſt wie Stahl machen ließ, des Willens, mit dem Herzbruder zu duelliren und ihn durch die Klinge hinzurichten. Aber ich konnte niemals mit Art an ihn kommen. So wehrte mir auch unſer Profos mein Vorhaben und ſagte: Wenn gleich du ihn aufopferſt, wird es dir doch ſchädlicher als nützlich ſein, weil du des Obriſten liebſten Diener würdeſt ermordet haben; gab mir jedoch den Rath, daß ich etwas in Herzbruders Gegenwart ſtehlen und ihm zuſtellen ſollte, er wollte dann ſchon zuwege bringen, daß er des Obriſten Gnade verliere. Ich folgte, nahm bei der Kindtaufe des Obriſten ſeinen übergoldten Becher und gab ihn dem Profoſe, der damit den jungen Herzbruder abgeſchafft hat, wie du dich noch zu erinnern wiſſen wirſt, als er auch dir in des Obriſten großem Zelte die Kleider voll junger Hündlein gaukelte.

21.

Es wurde mir grün und gelb vor den Augen, als ich aus Oliviers eignem Munde hörte, wie er mit meinem wertheſten Freunde umgangen, und gleichwol keine Rache vornehmen durfte. Ja, ich mußte noch dazu mein Anliegen verbeißen, damit er's nicht merkte, und ſagte alſo, er ſollte mir auch erzählen, wie es ihm nach der Schlacht vor Wittſtock ferner ergangen wäre?

In demſelben Treffen, ſagte Olivier, hielt ich mich nicht wie ein Federſpitzer, der nur auf das Dintenfaß beſtellt iſt, ſondern wie ein rechtſchaffener Soldat, denn ich war wol beritten und ſo feſt wie Eiſen, zumal in keine Schwadron eingeſchloſſen. Ich ließ deshalb meine Tapferkeit ſehen, wie einer der auch durch den Degen hoch zu kommen, oder zu ſterben gedenkt, und ſchwärmte um unſere Brigade herum, wie eine Windsbraut, mich zu üben, und den Unſern zu weiſen, daß ich beſſer zu den Waffen als zu der Feder tauge. Aber es half nichts, das Glück der Schweden überwand, und ich mußte der Unſern Unglück theilhaft werden und Quartier nehmen, wiewol ich es kurz zuvor keinem geben wollte.

Alſo wurde ich wie andere Gefangene unter ein Regiment zu Fuß geſtoßen, das, um ſich wieder zu erholen, nach Pommern gelegt wurde. Und da es viel neugeworbene Burſche gab; ich aber einen trefflichen Muth verſpüren ließ, ſo wurde ich zum Korporal gemacht. Aber ich dachte da nicht lange zu verweilen, ſondern bald wieder unter die Kaiſerlichen zu kommen, deren Partei ich beſſer gewogen war, obwol ich ohne Zweifel bei den Schweden beſſere Beförderung gefunden hätte.

Mein Ausreißen ſetzte ich folgendermaßen in's Werk: Ich wurde mit ſieben Musketieren ausgeſchickt, in unſeren abgelegenen Quartieren die ausſtändige Kriegsſteuer zu erpreſſen. Als ich nun über achthundert Gulden zuſammengebracht, zeigte ich meinen Burſchen das Geld, und machte ihre Augen darnach ſo lüſtern, daß wir des Handels mit einander einig wurden, es unter uns zu theilen und damit durchzugehen. Sobald dies geſchehen, überredete ich ihrer drei, daß ſie mir halfen die anderen vier todt ſchießen, und nach ſolcher Verrichtung theilten wir das Geld, nehmlich jedem zweihundert Gulden zu, womit wir nach Weſtfalen marſchirten. Unterweges überredete ich noch einen von den dreien, daß er mir die zwei übrigen niederſchießen half, und als wir das Geld abermals mit einander theilen ſollten,

erwürgte ich den letzten auch und kam glücklich nach
Werle; wo ich mich unterhalten ließ und mich mit dem
Gelde luſtig machte.

Als das Geld auf die Neige ging und ich auf die
eine oder andere Art gern bankettirt hätte, zumal viel
von einem jungen Soldaten in Soeſt rühmen hörte,
was treffliche Beute und großen Namen er ſich machte,
wurde ich angefriſcht, ihm nachzufolgen. Man nannte
ihn wegen ſeiner grünen Kleidung den Jäger und des-
halb ließ ich mir auch eine ſolche machen, und ſtahl
auf ihn, in ſeinen und unſeren eignen Quartieren, mit
Verübung allerhand ſonſtiger Ausſchweifungen dermaßen,
daß uns Beiden das Parteigehen niedergelegt werden
ſollte. Jener zwar blieb daheim; ich aber mauſte im-
merfort in ſeinem Namen ſoviel ich konnte, daß er
mich darum herausfordern ließ. Der Teufel hätte je-
doch mit ihm fechten mögen, der, wie mir geſagt wurde,
ihn in Haaren ſitzen hatte. Er würde mir meine Fe-
ſtigkeit ſchön aufgethan haben!

Ich konnte freilich ſeiner Liſt nicht entgehen, denn
er lockte mich mit Hülfe ſeines Knechts in eine Schä-
ferei, ſammt meinem Kameraden, und wollte mich
zwingen, daſelbſt beim Mondenſchein in Gegenwart zwei
leibhafter Teufel, die er als Sekundanten bei ſich hatte,
mit ihm zu raufen. Weil ich es nicht thun wollte,
zerkratzten ſie mich ſo ſchmählich im Angeſicht, daß ich
mich deſſen und der ganzen Geſchichte, die mein Kame-
rad unter die Leute brachte, ſchämte, und hinweg auf
Lippſtadt lief, wo ich bei den Heſſen Dienſt nahm. Ich
verblieb aber auch dort nicht lange, weil man mir nicht
traute, ſondern trabte fürder in holländiſche Dienſte,
wo ich zwar richtigere Bezahlung, aber einen langwei-
ligen Krieg für meinen Humor fand, denn da wurden
wir eingehalten wie die Mönche, und ſollten züchtiger
leben als die Nonnen.

Weil ich mich nun weder mehr unter den Kaiſerlichen, Schwediſchen, noch Heſſiſchen durfte ſehen laſſen, ich hätte mich denn muthwillig in Gefahr begeben, indem ich bei allen Dreien ausgeriſſen war, und dazu unter den Holländern nicht länger zu bleiben hatte, weil ich ein Mägdlein mit Gewalt entehrt, was allem Anſehen nach in Bälde ſeinen Ausbruch nehmen würde, dachte ich, meine Zuflucht bei den Spaniſchen zu haben, der Hoffnung, von denen heimzugehen und zu ſehen, was meine Eltern machten. Aber als ich das in's Werk zu ſetzen ausging, wurde mir der Kompaß ſo verrückt, daß ich unverſehens unter die Baieriſchen gerieth. Mit denen marſchirte ich unter den Merodebrüdern aus Weſtfalen bis in's Breisgau, und ernährte mich mit Spielen und Stehlen. Hatte ich etwas, ſo lag ich Tags damit auf dem Spielplatz und bei Nacht bei den Marketendern. Hatte ich nichts, ſo ſtahl ich hinweg was ich kriegen konnte. Ich ſtahl oft einen Tag zwei oder drei Pferde, von der Weide wie aus den Quartieren, verkaufte ſie, verſpielte hinwieder was ich löſte, und minirte dann bei Nacht den Leuten in die Zelte, wo ich ihnen ihr Beſtes unter den Köpfen hervor zwackte. War es auf dem Marſche, ſo hatte ich an den engen Päſſen ein wachſames Auge auf die Felleiſen, die die Weiber hinter ſich führten. Die ſchnitt ich ab und brachte mich alſo durch, bis das Treffen vor Wittenweyer vorüber ging, in dem ich gefangen, abermals unter ein Regiment zu Fuß geſtoßen und zu einem weimariſchen Soldaten gemacht wurde. Da es mir indeſſen im Lager vor Breiſach nicht gefallen wollte, ſo verließ ich es bei Zeiten, und ging davon, für mich ſelbſt zu kriegen, wie du ſiehſt, daß ich thue. Sei verſichert, Bruder, daß ich ſeither manchen ſtolzen Kerl niedergelegt und ein herrlich Stück Geld erſchwungen habe, und daß ich nicht aufzuhören gedenke, bis ich ſehe, daß ich nichts mehr bekommen kann. Jetzund nun wird es an dir ſein, mir deinen Lebenslauf zu erzählen.

22.

Als Olivier ſeine Rede dergeſtalt vollführte, konnte ich mich nicht genugſam über die göttliche Vorſehung verwundern. Ich erkannte, wie mich der liebe Gott ehedem in Weſtfalen vor dieſem Unmenſchen nicht allein väterlich bewahrt, ſondern mich dazu erſehen hatte, ihm Entſetzen einzuflößen. Damals ſah ich erſt, was ich dem Olivier für einen Poſſen erwieſen, wovon ihm der alte Herzbruder prophezeiht, wenn gleich er ſelber es zu meinem großen Vortheil anders ausgelegt hatte, denn ſollte die Beſtie gewußt haben, daß ich der Jäger von Soeſt geweſen, ſo hätte er mir gewiß eingetränkt, was ich ihm auf der Schäferei gethan. Ich betrachtete, wie weislich und dunkel Herzbruder ſeine Weiſſagung gegeben, und dachte bei mir ſelbſt: obzwar ſeine Wahrſagungen gemeiniglich unfehlbar einzutreffen pflegten, wie ſchwer es dennoch fallen und wie ſeltſam es herausgehen müßte, ſollte ich eines Solchen Tod, der Galgen und Rad verdient hätte, rächen. Ich fand auch, wie gar geſund es mir geweſen, daß ich ihm meinen Lebenslauf nicht zuerſt erzählt, denn mit der Weiſe hätte ich ihm ja ſelber geſagt, womit ich ihn dereinſt beleidigt.

Indem ich ſolche Gedanken machte, wurde ich in Oliviers Antlitz etliche Ritze gewahr, die er vor Magdeburg nicht gehabt. Ich bildete mir darum ein, dieſe Narben ſeien die Wahrzeichen des Springinsfeld, als er ihm in Geſtalt eines Teufels das Angeſicht zerkratzte, und fragte: Woher ihm die Zeichen kämen? mit dem Anhange: ob er mir gleich ſeinen Lebenslauf erzählt, könne ich doch unſchwer abnehmen, er verſchweige mir das beſte Theil, weil er mir nicht geſagt, wer ihn ſo gezeichnet hätte? Ach, Bruder! antwortete er, wenn ich dir alle meine Bubenſtucke und Schelmereien erzählen ſollte, ſo wurde mir und dir die Zeit dabei lang werden. Damit du aber ſiehſt, daß ich dir von meinen Begegniſſen nichts verhehle, will ich dir hiervon auch die Wahrheit ſagen, obſchon es ſcheint, als gereiche es mir zum Spott.

Ich glaube durchaus, daß ich von Mutterleib an zu einem gezeichneten Angeſichte vorbeſtimmt geweſen ſei, denn ſchon in meiner Jugend wurde ich von meines Gleichen Schülerjungen zerkratzt, wenn ich mich mit ihnen raufte. So hielt mich auch einer der Teufel, die dem Jäger von Soeſt aufwarteten, überaus hart, maßen man ſeine Klauen ſechs Wochen in meinem Geſicht ſpürte; aber das alles heilte ich ſauber hinweg. Die Striemen dagegen, die du jetzt in meinem Angeſichte ſiehſt, haben einen andern und zwar dieſen Urſprung. Als ich noch unter den Schweden in Pommern in Quartier lag und eine ſchöne Mätreſſe hatte, mußte mein Wirth aus ſeinem Bette weichen und uns drinn liegen laſſen. Seine Katze aber, die gewohnt war, auch in dem Bette zu ſchlafen, kam alle Nachte dazu und machte uns große Ungelegenheit, indem ſie ihre Lagerſtatt nicht ſo ſchlechtlich entbehren wollte, wie ihr Herr und Frau gethan. Das verdroß meine Dirne, die ohnedies keine Katze leiden konnte, ſo ſehr, daß ſie ſich hoch verſchwur, mir in keinem Falle mehr Liebes zu erweiſen, bis ich ihr zuvor die Katze abgeſchafft hätte. Da ich nun ihrer Freundlichkeit länger genießen wollte, ſo gedachte ich nicht allein, ihr zu willfahren, ſondern mich auch dergeſtalt an der Katze zu rächen, daß ich eine Luſt daran hätte. Ich ſteckte ſie deshalb in einen Sack, nahm meines Wirths zwei ſtarke Bauerhunde, die den Katzen ziemlich grämiſch, mich aber gewohnt waren, mit mir und trug die Katze im Sack auf eine breite, luſtige Wieſe, wo ich meinen Spaß zu haben dachte, denn ich meinte, weil kein Baum in der Nähe war, auf den ſich die Katze flüchten könnte, würden die Hunde ſie eine Weile auf der Ebene hin und wieder jagen wie einen Haſen und mir eine Kurzweil anrichten. Aber, potz Stern! es ging mir nicht allein Hunds-übel, wie man zu ſagen pflegt, ſondern auch Katzen-übel, welches Uebel Wenige erfahren haben werden, weil man ſonſt ohne Zweifel vorlängſt auch ein Sprüchwort daraus gemacht haben würde. Wie nehmlich die Katze, ſobald ich den Sack aufthat, nur ein weites Feld, darauf ihre zwei ſtarken Feinde, und nichts Hohes vor ſich ſah, wohin ſie ihre Zuflucht hätte nehmen können, wollte ſie ſich doch nicht ſo ſchlechthin in die Niedere begeben und ſich das Fell zerreißen laſſen, ſondern ſetzte ſich auf meinen eignen Kopf, weil ſie keinen höheren Ort wußte, von dem mir, als ich ihr wehrte, der Hut herunter fiel. Jemehr ich ſie nun herunter zu zerren trachtete, je feſter ſchlug ſie ihre Nägel ein, ſich zu halten. Dieſem unſerem Gefechte konnten jedoch beide Hunde nicht lange zuſehen, ſondern mengten ſich mit in's Spiel und ſprangen mit offenem Rachen von hinten, vorn und der Seite nach der Katze, die ſich gleichwol nicht von meinem Kopfe hinweg begab und ſich in meinem Angeſichte eben ſo wie auf dem Kopfe, mit Einſchlagung ihrer Krallen hielt, ſo gut ſie konnte. That ſie nun mit ihrem Dorn-Handſchuh einen Fehlſtreich nach den Hunden, ſo traf mich derſelbe gewiß; weil ſie bisweilen aber auch die Hunde auf die Naſe ſchlug, befliſſen ſich dieſe, ſie mit ihren Talpen herunter zu bringen, und gaben mir damit manchen unfreundlichen Griff ins Geſicht. Taſtete ich ſelbſt mit beiden Händen nach der Katze, ſie herab zu reißen, ſo biß und kratzte ſie nach ihrem beſten Vermögen. Und alſo ward ich von den Hunden und von der Katze zugleich bekriegt, zerkratzt und dergeſtalt zugerichtet, daß ich ſchwerlich mehr einem Menſchen gleichſah. Ja, was das Schlimmſte war, ich mußte noch dazu in Gefahr ſtehen, wenn ſie ſo nach der Katze ſchnappten, möchte mir einer von ungefähr die Naſe oder ein Ohr erwiſchen und ganz hinweg beißen. Mein Kragen und Koller ſah ſo blutig aus, wie eines Schmieds Nothſtall an St. Stephanstag, wenn man den Pferden zur Ader läßt, und ich wußte gar kein Mittel zu erſinnen, mich aus dieſen Aengſten zu erretten. Zuletzt mußte ich von freien Stücken auf die Erde niederfallen, damit die Hunde die Katze erwiſchen könnten, wollte ich anders nicht, daß mein Capitolium noch länger ihr Fechtplatz ſein ſollte. Die Hunde erwürgten zwar die Katze, ich hatte aber bei weitem keinen ſo herrlichen Spaß davon, als ich gehofft, ſondern nur Spott und ein ſolch Angeſicht, wie du noch vor Augen ſiehſt. Deswegen ward ich ſo ergrimmt, daß ich nachgehends beide Hunde todt ſchoß und meine Mätreſſe, die mir zu der Thorheit Anlaß gegeben, dergeſtalt abprügelte, daß ſie darüber von mir hinweglief, weil ſie ohne Zweifel keine ſo abſcheuliche Larve länger lieben konnte.

23.

Ich hätte über dieſe Erzählung Oliviers gern gelacht, und mußte mich doch mitleidig erzeigen, und als ich eben anfing, meines Lebens Lauf zu erzählen, ſahen wir eine Kutſche ſammt zweien Reitern das Land herauf kommen. Deshalb ſtiegen wir vom Kirchthurm und ſetzten uns in ein Haus, das an der Straße lag und ſehr bequem war, die Vorüberreiſenden anzugreifen. Mein Rohr mußte ich zum Vorrath geladen halten; Olivier aber erlegte mit ſeinem Schuſſe den einen Reiter und das Pferd, ehe ſie unſerer inne wurden, weswegen der andre durchging, und indem ich mit gezogenem Hahne den Kutſcher halten und abſteigen gemacht, ſprang Olivier auf ihn los und ſpaltete ihm mit ſeinem breiten Schwerte den Kopf von einander, bis auf die Zähne hinunter, wollte auch gleich die Frauenzimmer und Kinder metzgern, die in der Kutſche ſaßen und bereits mehr den Todten als den Lebenden gleich ſahen. Ich geſtattete das indeſſen rund nicht, ſondern ſagte: wenn er es ja in's Werk ſetzen wollte, müßte er mich zuvor erwürgen. Ach, ſagte er, du närriſcher Simplicius! ich hätte mein Tage nicht gemeint, daß du ſo ein heilloſer Kerl wäreſt, als du dich anläßt. Ich antwortete: Bruder, wes willſt du die unſchuldigen Kinder zeihen? Wenn es Kerle wären, die ſich wehren könnten, ſo wär es ein Anderes. Was! verſetzte er, Eier in die Pfanne, ſo werden keine Jungen daraus. Ich kenne die jungen Blutſauger wol, ihr Vater, der Major, iſt der ärgſte Wammsklopfer von der Welt! Und mit ſolchen Worten wollte er immer fortwürgen, doch enthielt ich ihn ſo lange, bis er ſich endlich erweichen ließ. Es waren aber eines Majors Weib, ihre Mägde und drei ſchöne Kinder, die mich von Herzen dauerten. Dieſe ſperrten wir, auf daß ſie uns ſobald nicht verrathen ſollten, in einen Keller, wo ſie ſonſt nichts als Obſt und weiße Rüben zu beißen hatten, bis ſie wiederum von Jemand erlöſt würden, und nachdem wir die Kutſchen geplündert, ritten wir mit ſieben ſchönen Pferden in Wald, wo er am dickſten war.

Als wir die Pferde angebunden hatten und ich mich ein wenig umſchaute, ſah ich unweit von uns einen Kerl ſtockſtill an einem Baume ſtehen. Den wieß ich dem Olivier und meinte, es wäre ſich vorzuſehen. Ha, Narr! antwortete er, es iſt ein Jud, den hab' ich hingebunden; der Schelm iſt vorlängſt erfroren. Indem ging er zu ihm, klopfte ihn mit der Hand unten an's Kinn und ſagte: Ha, du Hund haſt mir viel ſchöne Dukaten verſchafft. Und als er ihm dergeſtalt das Kinn bewegte, rollten ihm noch einige Dublonen zum Munde heraus, die der arme Schelm bis in ſeinen Tod davon gebracht. Olivier griff ihm darauf in den Mund und brachte zwölf Dublonen und einen köſtlichen Rubin zuſammen. Dieſe Beute, ſagte er, habe ich dir, Simplicius, zu danken! ſchenkte mir ſodann den Rubin, ſteckte das Geld zu ſich und ging hin, ſeinen Bauer zu holen, mit Befehl, ich ſollte indeſſen bei den Pferden verbleiben, aber wol zuſehen, daß mich der todte Jude nicht beiße, womit er mir verwies, daß ich keinen ſolchen Muth hätte wie er.

Als er nach dem Bauer aus war, machte ich derweil ſorgſame Gedanken und betrachtete, in was für einem gefährlichen Stand ich lebe. Ich nahm mir vor, auf ein Pferd zu ſitzen und durchzugehen; beſorgte aber, Olivier möchte mich über der Arbeit ertappen und erſt niederſchießen, denn ich argwöhnte, daß er meine Beſtändigkeit für diesmal nur verſuche und irgendwo ſtehe, mir aufzupaſſen. Bald gedachte ich, zu Fuß davon zu laufen, mußte jedoch ſorgen, wenn ich gleich dem Olivier entkäme, daß ich nichts deſtoweniger den Bauern auf dem Schwarzwalde, die damals im Rufe waren, den Soldaten auf die Hauben zu klopfen, nicht würde entrinnen können. Nimmſt du, dachte ich, alle Pferde mit dir, auf daß Olivier kein Mittel hat, dir nachzujagen, und wirſt von den Weimariſchen erwiſcht, ſo legen ſie dich als einen überführten Mörder auf's Rad. Kurz ab, ich wußte kein ſicher Mittel zu meiner Flucht zu erſinnen, vernehmlich, da ich mich in einem wilden Walde befand und weder Weg noch Steg kannte. Ueberdies erwachte mir mein Gewiſſen auch und quälte mich, weil ich die Kutſche aufgehalten und eine Urſache geweſen, daß der Kutſcher ſo erbärmlich um's Leben kommen und beide Weibsbilder und unſchuldigen Kinder in Keller verſperrt worden, worin ſie vielleicht wie dieſer Jude ſterben und verderben müßten. Bald wollte ich mich meiner Unſchuld getröſten, weil ich wider Willen und gleichſam gezwungen angehalten würde; aber mein Gewiſſen warf mir vor, ich hatte vorlängſt mit andern begangenen böſen Stücken verdient, in Geſellſchaft dieſes Erzmörders in die Hände der Gerechtigkeit zu gerathen und meinen Lohn zu empfangen, und vielleicht hatte der gerechte Gott verhängt, daß ich ſolcher Geſtalt geſtraft werden ſollte. Zuletzt fing ich an, ein Beſſeres zu hoffen und bat die Güte Gottes, daß ſie mich aus dieſem Stand erretten wollte, und als mich ſo eine Andacht ankam, ſagte ich zu mir ſelbſt: du Narr, biſt ja nicht eingeſperrt oder angebunden, die ganze weite Welt ſteht dir offen, haſt du jetzt nicht Pferde genug, zu deiner Flucht zu greifen? oder, wenn du nicht reiten willſt, ſo ſind ja deine Füße ſchnell genug, dich davon zu tragen! Indem ich mich nun ſelbſt ſo marterte und quälte und doch nicht entſchließen konnte, kam Olivier mit unſerem Bauer daher, der uns mit unſeren Pferden auf einen Hof führte, wo wir fütterten und einer um den andern ein paar Stunden ſchliefen. Nach Mitternacht ritten wir weiter und gegen Mittag kamen wir an die äußerſte Grenze der Schweizer, wo Olivier bekannt war und uns ſtattlich auftragen ließ. Derweil wir uns luſtig machten, ſchickte der Wirth nach zwei Juden, die uns die Pferde gleichſam um halb Geld abhandelten. Es war Alles ſo nett und eben beſtellt, daß es wenig Wortwechſelns brauchte. Der Juden größte Frage war, ob die Pferde kaiſerlich oder ſchwediſch geweſen? und als ſie vernahmen, daß ſie von den Weimariſchen herkämen, ſagten ſie: ſo müſſen wir ſie nicht nach Baſel, ſondern in das Schwabenland zu den Baiern reiten; über welche große Kundſchaft und Vertraulichkeit ich mich wunderte.

Wir ſchmauſten Edelmänniſch und ich ließ mir die guten Waldforellen und köſtlichen Krebſe daſelbſt wolſchmecken. Wie es Abend war, machten wir uns wieder auf den Weg und hatten unſern Bauer mit Gebratenem und anderen Lebensmitteln wie einen Eſel beladen. Damit kamen wir den andern Tag auf einen einzelnen Bauerhof, wo wir freundlich bewillkommt und aufgenommen wurden und uns wegen ungeſtümen Wetters ein Paar Tage aufhielten. Folgends gelangten wir durch lauter Wald und Abwege wieder in eben das Häuslein, wohin mich Olivier anfänglich führte, als er mich zu ſich bekam.

24.

Wie wir ſo da ſaßen, unſerer Leiber zu pflegen und auszuruhen, ſchickte Olivier den Bauer aus, Eſſenſpeiſe, ſammt etwas Kraut und Loth einzukaufen. Als er hinweg war, zog er ſeinen Rock aus und ſagte zu mir: Bruder! ich mag das Teufelsgeld nicht mehr allein herumſchleppen, band ein Paar Würſte oder Wülſte, die er auf bloßem Leibe trug, herunter, warf ſie auf den Tiſch und ſagte ferner: Du wirſt dich hiermit bemühen müſſen, bis ich einmal Feierabend mache und wir beide genug haben. Das Donnergeld hat mir Beulen gedruckt. Ich antwortete: Bruder, hätteſt du ſo wenig als ich, ſo würde es dich nicht drücken. Was! fiel er mir in die Rede, was mein iſt, iſt auch dein, und was wir ferner miteinander erobern, ſoll gleiche Part gelten. Ich ergriff beide Wülſte und fand ſie gewichtig, weil es lauter Goldſorten waren. Ich ſagte: es ſei alles gar unbequem gepackt. Wenn es ihm gefiele, wollte ich es einnähen, das einen das Tragen nicht halb ſo ſauer ankäme. Als er mir es heimſtellte, ging ich mit ihm in einen hohlen Eichbaum, woraus er Scheere, Nadeln und Faden brachte. Da machte ich mir und ihm ein Skapulier oder Schulterkleid aus einem Paar Hoſen und verſteppte manchen ſchönen rothen Batzen darein, ſo daß es nicht anders war, da wir dieſelben unter die Hemden anzogen, als ob wir vorn und hinten mit Gold gewappnet geweſen wären. Da es mich Wunder nahm und ich ihn fragte, warum er kein Silbergeld hätte? bekam ich zur Antwort, daß er mehr als tauſend Thaler in einem Baume liegen, aus dem er den Bauer hauſen ließe und um welches er nie eine Rechnung begehrt, weil er ſolchen Miſt nicht hoch achte.

Als dies geſchehen und das Geld eingepackt war, gingen wir nach unſerer Wohnung, worin wir dieſelbe Nacht über kochten und uns beim Ofen ausbähten. Nachdem es aber eine Stunde Tag war, kamen, als wir uns deſſen am wenigſten verſahen, ſechs Musketiere ſammt einem Korporal, mit fertigem Gewehre und aufgepaßten Lunten in's Häuslein, ſtießen die Stubenthür auf und ſchrien: wir ſollten uns gefangen geben! Olivier dagegen, der, ſowol als ich, jederzeit ſeine geſpannte Muskete neben ſich liegen und ſein ſcharf Schwert allzeit an der Seite hatte, und damals eben hinter'm Tiſche ſaß, gleichwie ich hinter der Thüre beim Ofen ſtund, antwortete ihnen mit einem Paar Kugeln, durch die er zwei zu Boden fällte. Ich erlegte den dritten und beſchädigte den vierten durch einen gleichmäßigen Schuß. Darauf wiſchte Olivier mit ſeinem nothfeſten Schwerte, das Haare ſchur, und wol mit des Königs Arthur von England Caliburn verglichen werden mochte, von Leder und hieb den fünften von der Achſel an bis auf den Bauch hinunter, daß ihm das Eingeweide heraus und er daneben niederfiel. Indeſſen ſchlug ich den ſechſten mit meinem umgekehrten Feuerrohr auf den Kopf, daß er alle Vier von ſich ſtreckte. Olivier ſeinerſeits kriegte jedoch einen Streich von dem ſiebenten, und zwar mit ſolcher Gewalt, daß ihm das Hirn herausſpritzte, worauf ich wiederum den, der's ihm gethan, dermaßen traf, daß er gleich ſeinen Kameraden am Todten-Reihen Geſellſchaft leiſten mußte. Sobald der Beſchädigte, den ich anfänglich durch meinen Schuß getroffen, dieſer Püffe gewahr ward und ſah, daß ich mit umgekehrtem Rohr auch ihm an's Leder wollte, warf er ſein Gewehr hinweg und fing an zu laufen, als ob ihn der Teufel ſelbſt gejagt hätte. Dies Gefecht wahrte nicht länger als ein Vater Unſer, in welcher kurzen Zeit die ſieben tapfern Soldaten in's Gras biſſen.

Solchergeſtalt nun allein Meiſter auf dem Platze bleibend, beſchaute ich den Olivier, ob er vielleicht noch einen lebendigen Athem in ſich hätte. Da ich ihn aber ganz entſeelt fand, dünkte es mich ungereimt, einem todten Körper ſo vieles Geld zu laſſen, deſſen er nicht vonnöthen, zog ihm deswegen das güldene Fell ab, das ich erſt geſtern gemacht hatte und hing es zu dem anderen an den Hals. Angeſehen, daß ich mein Rohr zerſchlagen, nahm ich auch Oliviers Muskete und Schwert zu mir auf den Nothfall, und machte mich dann aus dem Staube und zwar auf den Weg, auf dem, wie ich wußte, unſer Bauer herkommen müßte. Ich ſetzte mich beiſeit an einen Ort, ſeiner zu erwarten und mich zugleich zu bedenken, was ich ferner anfangen wollte.

25.

Ich ſaß kaum eine halbe Stunde in meinen Gedanken, ſo kam unſer Bauer daher und ſchnaubte wie ein Bär. Er lief aus allen Kräften und wurde meiner nicht gewahr, bis ich ihm auf den Leib trat. Warum ſo ſchnell ? fragte ich, was Neues ? Er antwortete: Geſchwind macht euch abwegs! es kommt ein Korporal mit ſechs Musketieren, die ſollen euch und den Olivier aufheben und entweder todt oder lebendig nach Lichteneck liefern. Sie haben mich gefangen gehabt, daß ich ſie zu euch führen ſollte; ich bin ihnen aber glücklich entronnen und hierher kommen, euch zu warnen. Ich dachte: O, Schelm, du haſt uns verrathen, damit dir Oliviers Geld, das im Baum liegt, zu Theil werden möge; ließ mir jedoch nichts merken, weil ich mich ſeines als eines Wegweiſers bedienen wollte, ſondern ſagte ihm, daß Olivier ſowol, als die ihn hätten fangen ſollen, todt wären. Da es der Bauer nicht glauben wollte, war ich noch ſo gut und ging mit ihm hin, daß er das Elend an den ſieben Körpern ſehen konnte. Den ſiebenten von denen, die uns fangen ſollten, ſagte ich habe ich laufen laſſen, und wollte Gott! ich könnte auch dieſe wieder lebendig machen, ich würde es nicht unterlaſſen. Der Bauer ſtaunte vor Schrecken und fragte: was Raths? Ich verſetzte: Der Rath iſt ſchon beſchloſſen. unter drei Dingen gebe ich dir die Wahl. Entweder führe mich alsbald auf ſicheren Abwegen zum Walde hinaus nach Villingen, oder zeige mir Oliviers Geld, das im Baume liegt, oder ſtirb hier und leiſte gegenwärtigen Todten Geſellſchaft! Führſt du mich nach Villingen, ſo bleibt dir Oliviers Geld allein, wirſt du mir es weiſen, ſo will ich's mit dir theilen; thuſt du aber des keines, ſo ſchieß ich dich todt und gehe gleichwol meines Wegs. Der Bauer wäre gern entlaufen, aber er fürchtete die Muskete, fiel deshalb auf die Knie nieder und erbot ſich, mich über Wald zu führen.

Alſo wanderten wir eilend fort und gingen denſelben Tag und folgende ganze Nacht, weil es zu allem Glücke ſehr hell war, ohne Eſſen, Trinken und einige Ruhe immer hin, bis wir gegen Tag die Stadt Villingen vor uns liegen ſahen, wo ich meinen Bauer wieder von mir ließ. Auf dieſem Wege trieb den Bauer die Todesfurcht, mich aber die Begierde, mich ſelbſt und mein Geld davon zu bringen, und ich muß faſt glauben, daß einem Menſchen das Gold große Kräfte mittheilt, denn obzwar ich ſchwer genug daran trug, empfand ich doch keine beſondere Müdigkeit.

Ich hielt es für ein glücklich Omen, daß man die Pforte eben öffnete, als ich vor Villingen kam. Der Offizier von der Wacht verhörte mich, und als er vernahm, daß ich mich für einen Freireiter ausgab, von dem Regimente, wozu mich Herzbruder gethan, als er mich zu Philipsburg von der Muskete erlöſte, wie auch, daß ich aus dem Lager vor Breiſach von den Weimariſchen herkäme, von denen ich vor Wittenweyr gefangen und untergeſtoßen worden, und nunmehr wieder zu meinem Regimente unter die Baieriſchen begehrte, gab er mir einen Musketier zu, der mich zum Kommandanten führte. Derſelbe lag noch in ſeiner Ruhe, weil er wegen ſeiner Geſchäfte mehr als die halbe Nacht wachend zugebracht hatte, alſo daß ich anderthalbe Stunde vor ſeinem Quartier warten mußte, und, weil eben die Leute aus der Frühmeſſe gingen, einen großen Umſtand von Bürgern und Soldaten bekam, die alle wiſſen wollten, wie es vor Breiſach ſtünde, von welchem Geſchrei der Kommandant erwachte, der mich vor ſich kommen ließ.

Er fing an, mich zu vernehmen und meine Ausſage war wie unter'm Thore. Hiernach fragte er mich um Einzelheiten von der Belagerung und ſonſt, und damit bekannte ich Alles, daß ich nehmlich ein vierzehn Tage mich bei einem Kerl aufgehalten, der auch durchgangen und mit demſelben eine Kutſche angegriffen und geplündert hätte, der Meinung, von den Weimariſchen ſo viel Beute zu holen, daß wir uns daraus beritten machen und, rechtſchaffen ausgerüſtet, wieder zu unſeren Regimentern kommen möchten. Wir ſeien aber geſtern von einem Korporal mit ſechs Musketieren, die uns aufheben ſollen, überfallen worden, wobei mein Kamerad mit ſechſen vom Gegentheil auf dem Platze geblieben, deren ſiebenter ſowol als ich und zwar jeder zu ſeiner Partei entlaufen ſei. Davon, daß ich nach Lippſtadt in Weſtfalen zu meinem Weibe gewollt, und daß ich zwei ſo wolgefütterte Hinter- und Vorderſtücke anhatte, ſchwieg ich ſtockſtill, und zwar machte ich mir kein Gewiſſen daraus, daß ich's verhehlte, denn was ging es ihn an? Er fragte mich auch nicht einmal darum, ſondern verwunderte ſich vielmehr und wollte es faſt nicht glauben, daß ich und Olivier ſollten ſechs Mann niedergemacht und den ſiebenten verjagt haben, obzwar mein Kamerad mit eingebüßt.

In dieſem Geſpräche gab es Gelegenheit, von Oliviers Schwert zu reden, das ich lobte und an der Seite hatte. Das gefiel ihm ſo wol, daß ich's ihm, wollte ich anders mit guter Art von ihm kommen und Paß erlangen, gegen einen andern Degen, den er mir gab, überlaſſen mußte. In Wahrheit war daſſelbe trefflich, ſchön und gut, es war ein ganzer, ewig währender Kalender darauf geätzt, und ich laſſe mir nicht ausreden, daß es in Hora Martis von Vulkan ſelbſt geſchmiedet und allerdings zugerichtet worden ſei, wie im Heldenſchatz eines beſchrieben wird, wovon alle anderen Klingen entzwei ſpringen, und wovor die beherzteſten Feinde und Löwengemüther wie furchtſame Haſen entlaufen müſſen.

Nachdem er mich entlaſſen und befohlen hatte, einen Paß für mich zu ſchreiben, ging ich den nächſten Weg in's Wirthshaus und wußte nicht, ob ich zuerſt ſchlafen oder eſſen ſollte, denn es war mir beides nöthig. Doch wollte ich zuvor meinen Magen ſtillen und ließ mir etwas zu eſſen und einen Trunk langen. Daneben machte ich Gedanken, wie ich meine Sachen anſtellen, daß ich mit meinem Gelde ſicher nach Lippſtadt zu meinem Weibe kommen möchte, denn ich hatte ſo wenig im Sinn, zu meinem Regimente zu gehen, als, den Hals abzufallen.

Indem ich ſo grübelte, hinkte ein Kerl an einem Stecken in der Hand in die Stube, der hatte einen verbundenen Kopf, einen Arm in der Schlinge und ſo elende Kleider an, daß ich ihm keinen Heller dafür geben hätte.

Sobald ihn der Hausknecht ſah, wollte er ihn austreiben, weil er übel roch und ſo voll Ungeziefer war, daß man die ganze Schwabenheide damit beſetzen konnte. Er bat, man wollte ihm doch um Gottes willen zulaſſen, ſich ein wenig zu wärmen, wiewol es ihm nichts half. Als ich mich aber ſeiner erbarmte und für ihn bat, ward er kümmerlich zum Ofen gelaſſen. Er ſah mir, wie mich dünkte, mit Begierde und großer Andacht zu, wie ich darauf hieb und ließ etliche Seufzer laufen, und als der Hausknecht ging, mir ein Stück Gebratenes zu holen, trat er zu mir zum Tiſch und reichte ein irden Pfennig-Häflein in der Hand dar. Ich konnte mir wol einbilden, warum er käme, nahm deshalb die Kanne und goß ihm ſeinen Hafen voll, ehe er hinſah. Ach, Freund, ſagte er, um Herzbruders willen gebt mir auch zu eſſen! Da er das ſagte, ging mir's durch das Herz und ich befand, daß es Herzbruder ſelbſt war. Ich wäre beinah in Ohnmacht geſunken, da ich ihn in einem ſo elenden Stande ſah, jedoch erhielt ich mich, fiel ihm um den Hals und ſetzte ihn zu mir, da uns denn Beiden, mir aus Mitleiden und ihm aus Freude, die Augen übergingen.

26.

Unſere unverſehene Zuſammenkunft machte, daß wir faſt weder eſſen noch trinken konnten, nur fragte Einer den Andren: wie es ihm ergangen, ſeit wir das letztemal beiſammen geweſen? Weil aber der Wirth und Hausknecht ſtets ab- und zugingen, konnten wir einander nichts Vertrauliches erzählen. Der Wirth wunderte ſich, daß ich einen ſo lumpigen Kerl bei mir litte; ich aber ſagte, das ſei im Kriege unter rechtſchaffenen Soldaten, die Kameraden wären, der Brauch. Da ich auch verſtund, daß Herzbruder ſich bisher im Spital aufgehalten und von Almoſen ernährt, ſeine Wunden aber liederlich verbunden worden, ſo dingte ich dem Wirthe ein beſonder Stüblein ab, legte Herzbrudern in ein Bette und ließ ihm den beſten Wundarzt kommen, den ich haben konnte, wie auch einen Schneider und eine Nähterin, ihn zu kleiden und den Läuſen aus den Zähnen zu ziehen. Ich hatte eben die Dublonen, die Olivier dem todten Juden aus dem Munde genommen, bei mir in einem Seckel. Die ſchlug ich auf den Tiſch und ſagte, dem Wirthe zu Gehör, zu Herzbrudern: Schau, Bruder! das iſt mein Geld, das will ich an dich wenden und mit dir verzehren! wovon der Wirth uns brav aufwartete. Dem Barbier aber wies ich den Rubin, der auch des Juden geweſen und ungefähr zwanzig Thaler werth war und ſagte: Weil ich mein wenig Geld, das ich hätte, für uns zur Zehrung und meinem Kameraden zur Kleidung aufwenden müßte, ſo wollte ich ihm den Ring geben, wenn er dieſen in Balde von Grund aus dafür heilen wollte, deſſen er zufrieden war und worauf er ſeinen beſten Fleiß zur Heilung anwandte.

Alſo pflegte ich Herzbrudern wie mein anderes Ich und ließ ihm ein ſchlecht Kleidlein von grauem Tuch machen. Zuvor aber ging ich zum Kommandanten wegen des Paſſes und zeigte ihm an, daß ich einen übel beſchädigten Kameraden angetroffen hätte, auf den wollte ich warten, bis er vollends heilte, denn ihn hinter mir zu laſſen, getraute ich bei meinem Regimente nicht zu verantworten. Der Kommandant lobte meinen Vorſatz und gönnte mir zu bleiben, ſo lang' ich wollte, mit fernerem Anerbieten, uns Beide mit genugſamem Paß zu verſehen, ſobald mein Kamerad würde folgen können.

Als ich wieder zu Herzbruder kam und allein neben ſeinem Bette bei ihm ſaß, bat ich ihn, mir unbeſchwert zu erzählen, wie er in einen ſo armſeligen Stand gerathen? denn ich bildete mir ein, er möchte vielleicht wichtiger Urſachen oder ſonſt eines Ueberſehens halb, von ſeiner vorigen Würde verſtoßen, unredlich gemacht und in gegenwärtig Elend geſetzt worden ſein. Er ſagte: Bruder! du weißt, daß ich des Grafen von Götz rechte Hand und geheimſter Freund geweſen; hingegen iſt dir auch genugſam bekannt, was der verwichene Feldzug unter ſeinem Generalat und ſeiner Anführung für eine unglückliche Endſchaft erreicht, indem wir nicht allein die Schlacht bei Wittenweyer verloren, ſondern noch dazu nicht vermocht haben, das belagerte Breiſach zu entſetzen. Weil denn nun deswegen vor aller Welt ſehr ungleich hin und wieder geredet wird, zumal auch der Graf nach Wien geladen worden, ſich zu verantworten, ſo lebe ich ſowol vor Scham als vor Furcht freiwillig in dieſer Niedere und wünſche mir oft, entweder im Elende zu ſterben, oder wenigſtens mich ſo lange verborgen zu halten, bis der Graf ſeine Unſchuld an den Tag gebracht habe, denn, ſo viel ich weiß, iſt er dem römiſchen Kaiſer allezeit getreu geweſen, und daß er verwichenen Sommer kein Glück gehabt, iſt, meines Erachtens, mehr der göttlichen Vorſehung, die die Siege gibt, wem ſie will, als des Grafen Verſehen beizumeſſen. Als wir Breiſach zu entſetzen im Werke waren und ich ſah, daß es unſerſeits ſo ſchläfrig herging, bewaffnete ich mich ſelbſt und ging dergeſtalt auf die Schiffbrücke mit an, als ob ich's allein hätte vollenden wollen, obwol es damals weder meine Sache noch Schuldigkeit war. Ich that es aber den Anderen zum Beiſpiel, und weil wir den vergangenen Sommer ſo gar nichts ausgerichtet hatten. Das Glück oder Unglück wollte mir dann, daß ich unter den erſten Angängern dem Feinde auf der Brücke das Weiße in Augen ſah, wobei es ſcharf herging, und wie ich im Angriff der Erſte geweſen, alſo wurde ich, da wir der Franzoſen ungeſtümem Anſetzen nicht widerſtunden, der Allerletzte und kam dem Feinde zuerſt in die Hände. Ich empfing zugleich einen Schuß in meinen rechten Arm, und einen in den Schenkel, ſo daß ich weder ausreißen, noch meinen Degen mehr gebrauchen konnte, und da die Enge des Orts und der große Ernſt nicht zuließ, viel von Quartier geben und nehmen zu verhandeln, kriegte ich einen Hieb in Kopf, davon ich zu Boden fiel, wodann ich, weil ich fein gekleidet war, von Einigen in der Wuth ausgezogen und für todt in den Rhein geworfen ward. In ſolchen Nöthen ſchrie ich zu Gott und ſtellte Alles ſeinem heiligen Willen heim, und indem ich unterſchiedliche Gelübde that, ſpürte ich auch ſeine Hülfe. Der Rhein warf mich an's Land, wo ich meine Wunden mit Moos verſtopfte, und obzwar ich beinah erfror, ſpürte ich doch eine abſonderliche Kraft, davon zu kriechen, maßen mir Gott half, daß ich zu etlichen Merode-Brüdern und Soldatenweibern kam, die ſämmtlich ein Mitleiden mit mir hatten, wenn ſie mich auch nicht kannten. Dieſe verzweifelten bereits an einem glücklichen Entſatze der Feſtung, was mir weher that, als meine Wunden. Sie erquickten und bekleideten mich bei ihrem Feuer, und eh ich ein wenig meine Wunden verband, mußte ich ſehen, daß die Unſrigen ſich zu einem ſpöttlichen Abzuge rüſteten und die Sache für verloren gaben, was mich ſehr ſchmerzte. Ich beſchloß deshalb bei mir ſelbſt, mich Niemand zu offenbaren, damit ich mich keines Spotts theilhaft machte, und geſellte mich zu einigen Beſchädigten von unſerem Heere, die einen eignen Feldſcheerer bei ſich hatten. Dem gab ich ein gülden Kreuzlein, das ich noch am Halſe davon gebracht und dafür hat er mir bisher meine Wunden verbunden. In ſolchem Elend nun, werther Simplicius, habe ich mich beholfen, und ich gedenke mich keinem Menſchen zu offenbaren, bis ich zuvor ſehe, wie des Grafen von Götz Sache einen Ausgang gewinnt. Deine Gutherzigkeit und Treue gibt mir den großen Troſt, daß der liebe Gott mich noch nicht verlaſſen hat, denn als ich heute morgen aus der Frühmeſſe kam und dich vor des Kommandanten Quartier ſtehen ſah, bildete ich mir ein, Gott hätte dich anſtatt eines Engels zu mir geſchickt, der mir in meiner Armſeligkeit zu Hülfe kommen ſollte.

Ich tröſtete Herzbrudern ſo gut ich konnte und vertraute ihm, daß ich noch mehr Geld hätte, als die Dublonen, die er geſehen, was alles zu ſeinen Dienſten ſtünde; auch erzählte ich ihm Oliviers Untergang und was geſtalt ich ſeinen Tod rächen müſſen. Davon wurde ſein Gemüth dermaßen erquickt, daß es ihm auch an ſeinem Leibe zu ſtatten kam, und es ſich an allen Wunden täglich mit ihm beſſerte.

Fünftes Buch.

I.

Nachdem Herzbruder wieder allerdings erſtarkt und an ſeinen Wunden geheilt war, vertraute er mir, daß er in den höchſten Nöthen eine Wallfahrt nach Einſiedeln zu thun gelobt. Weil er denn ohnedies jetzt ſo nahe am Schweizerland wäre, ſo wollte er ſie verrichten und ſollte er dahin betteln. Das war mir ſehr angenehm zu hören, deshalb bot ich ihm Geld und meine Geſellſchaft an, ja, ich wollte gleich zwei Klepper kaufen, darauf die Reiſe zu verrichten, nicht zwar der Urſache, daß mich die Andacht dazu getrieben und angehalten, ſondern, die Eidgenoſſenſchaft als das einzige Land, darin der liebe Friede noch grünte, zu beſehen. So freute mich auch nicht wenig, daß ich die Gelegenheit hatte, auf ſolcher Reiſe Herzbrudern zu dienen, den ich faſt höher als mich ſelbſt liebte. Er aber ſchlug meine Hülfe wie meine Geſellſchaft ab, mit Vorwand, ſeine Wallfahrt müßte zu Fuß und dazu auf Erbſen geſchehen. Sollte ich in ſeiner Geſellſchaft ſein, ſo würde ich ihn nicht allein an ſeiner Andacht verhindern, ſondern auch mir ſelbſt wegen ſeines langſamen mühſeligen Gangs große Ungelegenheit aufladen. Das redete er aber, mich von ſich zu ſchieben, weil er ſich ein Gewiſſen machte, auf einer ſo heiligen Reiſe von dem Gelde zu zehren, das mit morden und rauben erobert worden. Ueberdies wollte er mich nicht in allzugroße Unkoſten bringen, und ſagte unverholen, daß ich bereits mehr an ihm gethan, als ich ſchuldig geweſen und er zu erwiedern getraue. Hierüber geriethen wir in ein freundlich Gezank, das war ſo lieblich, daß ich desgleichen noch niemals habe hadern hören, denn wir brachten nichts anderes vor, als daß Jeder ſagte, er hätte gegen den Andern noch nicht gethan, was ein Freund thun ſollte, ja bei weitem die Gutthaten, die er von ihm empfangen, nicht wett gemacht.

Das alles wollte ihn aber noch nicht bewegen, mich als Reiſegefährten zu dulden, bis ich endlich merkte, daß er an Oliviers Geld und meinem gottloſen Leben einen Ekel hatte. Deshalb behalf ich mich mit Lügen und überredete ihn, daß mich mein Bekehrungsvorſatz nach Einſiedeln triebe. Sollte er mich nun von einem ſo guten Werke abhalten und ich darüber ſterben, ſo würde er es ſchwerlich verantworten können. Hierdurch überredete ich ihn, daß er mir geſtatte, den heiligen Ort mit ihm zu beſuchen, ſonderlich weil ich, wiewol Alles erlogen war, eine große Reue über mein böſes Leben von mir ſcheinen ließ, ſo wie ich ihn denn auch glauben machte, daß ich mir ſelbſt zur Buße aufgelegt, gleich ihm auf Erbſen nach Einſiedeln zu gehen.

Dieſer Zank war kaum vorbei, da geriethen wir ſchon in einen andern, denn Herzbruder war gar zu gewiſſenhaft. Er wollte kaum zugeben, daß ich einen Paß vom Kommandanten nahm, der nach meinem Regiment lautete. Was! ſagte er, haben wir nicht im Sinn, unſer Leben zu beſſern und nach Einſiedeln zu gehen? und nun ſieh, um Gottes willen! du willſt den Anfang mit Betrug machen und den Leuten mit Falſchheit die Augen verkleiben. Wer mich vor der Welt verläugnet, den will ich auch vor meinem himmliſchen Vater verläugnen! ſagt Chriſtus. Was ſind wir für verzagte Maulaffen? Wenn alle Märtyrer und Bekenner Chriſti ſo gethan hätten, ſo wären wenig Heilige im Himmel! Laß uns in Gottes Namen und Schutzempfehlung gehen, wohin uns unſer heiliger Vorſatz und Begierden treiben und im übrigen Gott walten, ſo wird uns Gott ſchon hinführen, wo unſere Seelen Ruhe finden. Als ich ihm aber vorhielt: man müßte Gott nicht verſuchen, ſondern ſich in die Zeit ſchicken und die Mittel gebrauchen, deren wir nicht entbehren könnten, vornehmlich, weil das Wallfahrten bei der Soldatesca ein ungewöhnlich Ding ſei, und wenn wir unſer Vorhaben entdecken, wir eher für Ausreißer als Pilger gehalten werden würden, was uns große Ungelegenheit und Gefahr bringen könnte, zumal auch der heilige Apoſtel Paulus, dem wir noch bei weitem nicht zu vergleichen, ſich wunderbarlich in die Zeit und Gebräuche dieſer Welt geſchickt; ließ er endlich zu, daß ich einen Paß nahm, nach meinem Regimente zu gehen. Mit demſelben gingen wir bei Beſchließung des Thores ſammt einem getreuen Wegweiſer aus der Stadt, als wollten wir auf Rottweil; wandten uns aber kurz durch Nebenwege und kamen noch dieſelbe Nacht über die ſchweizeriſche Grenze und den folgenden Morgen in ein Dorf, wo wir uns mit ſchwarzen langen Röcken, Pilgerſtäben und Roſenkränzen verſahen und den Boten mit guter Bezahlung zurück ſchickten.

Das Land kam mir ſo fremd vor gegen andere deutſche Länder, als ob ich in Braſilien oder China geweſen wäre. Da ſah ich die Leute im Frieden handeln und wandeln, die Ställe ſtunden voll Vieh, die Bauerhöfe liefen voll Hühner, Gänſe und Enten, die Straßen wurden ſicher von den Reiſenden gebraucht, die Wirthshäuſer ſaßen voll Leute, die ſich luſtig machten. Da war gar keine Furcht vor dem Feinde, keine Sorge vor der Plünderung und keine Angſt, ſein Gut, Leib und Leben zu verlieren. Ein Jeder lebte ſicher unter ſeinem Weinſtock und Feigenbaum, und zwar, gegen andere deutſche Länder zu rechnen, in lauter Luſt und Freude, alſo daß ich dieſes Land für ein irdiſch Paradies hielt, wiewol es von Art rauh genug zu ſein ſchien. Das machte, daß ich auf dem ganzen Wege nur hin und her gaffte, wenn hingegen Herzbruder an ſeinem Roſenkranz betete, weswegen ich manchen Filz bekam, denn er wollte haben, ich ſollte wie er in einem Stück beten, woran ich mich doch nicht gewöhnen konnte.

Zu Zürich kam er mir recht hinter die Schliche und daher ſagte er mir die Wahrheit auch am trockenſten heraus, denn als wir zu Schaafhauſen, wo mir die Füße von den Erbſen ſehr weh thaten, die Nacht geherbergt hatten und ich mich fürchtete, den künftigen Tag wieder auf den Erbſen zu gehen, ließ ich ſie kochen und that ſie wieder in die Schuhe, weswegen ich dann wol zu Fuß nach Zürich gelangte; er aber ſich gar übel gehub und zu mir ſagte: Bruder! du haſt große Gnade von Gott, daß du, unangeſehen der Erbſen in den Schuhen, ſo wol fortkommen kannſt. Ja, ſagte ich, liebſter Herzbruder, ich habe ſie gekocht, ſonſt hätte ich ſo weit nicht drauf gehen können. Ach, daß Gott erbarme! antwortete er, was haſt du gethan? du hätteſt ſie lieber gar aus den Schuhen gelaſſen, wenn du nur dein Geſpötte damit treiben willſt! Ich muß ſorgen, daß Gott dich und mich zugleich ſtrafe. Halt mir's nicht für ungut, Bruder, wenn ich dir aus brüderlicher Liebe deutſch herausſage, wie mir es um's Herz iſt, nehmlich, daß ich beſorge, wofern du dich nicht anders gegen Gott ſchickeſt, es ſtehe deine Seligkeit in höchſter Gefahr. Ich verſichere dich, daß ich keinen Menſchen in der Welt mehr liebe, als eben dich; laugne aber auch nicht, daß, wofern du dich nicht beſſerſt, ich mir ein Gewiſſen machen muß, dieſe Liebe fortzuſetzen. Ich verſtummte vor Schrecken, daß ich mich ſchier nicht wieder erholen konnte und zuletzt bekannte ich ihm frei, daß ich die Erbſen nicht aus Andacht, ſondern allein, ihm zu gefallen, in die Schuhe gethan, damit er mich mit ſich auf die Reiſe genommen hätte. Ach, Bruder, antwortete er, ich ſehe, daß du weit vom Wege der Seligkeit biſt, wenn gleich die Erbſen nicht wären. Gott verleihe dir Beſſerung, denn ohne dieſelbe kann unſre Freundſchaft nicht beſtehen.

Von dieſer Zeit an folgte ich ihm traurig nach, gleichſam wie einer, den man zum Galgen führt. Mein Gewiſſen fing an, mich zu drücken, und indem ich allerlei Gedanken machte, ſtellten ſich die Bubenſtücke vor meine Augen, die ich mein Lebtage je begangen. Da beklagte ich erſt die verlorne Unſchuld, die ich aus dem Walde gebracht und in der Welt ſo vielfältig verſcherzt hatte, und was meinen Jammer vermehrte, war dieſes, daß Herzbruder nicht viel mehr mit mir redete und mich nur mit Seufzen anſchaute, was mir vorkam, als hätte er meine Verdammniß gewußt und an mir bejammert.

2.

Solchergeſtalt langten wir zu Einſiedeln an und kamen eben an die Kirche, als ein Prieſter einen Beſeſſenen beſchwor. Das war mir nun etwas Neues und Seltſames, deswegen ließ ich Herzbrudern knieen und beten, ſo lange er mochte und ging hin, dieſem Schauſpiele aus Fürwitz zuzuſehen. Aber ich hatte mich kaum ein wenig genähert, da ſchrie der böſe Geiſt aus dem armen Menſchen: Oho, du Kerl! ſchlägt dich der Hagel auch her? Ich habe gemeint, dich zu meiner Heimkunft bei dem Olivier in unſerer hölliſchen Wohnung anzutreffen! So ſehe ich, du läßt dich hier finden. Du ehebrecheriſcher, mörderiſcher Kerl, darfſt du dir einbilden, uns zu entrinnen? O, ihr Pfaffen, nehmt ihn nur nicht an! er iſt ein Gleisner und ärgerer Lügner als ich, er foppt euch nur und ſpottet Gott und der Religion.

Der Teufelsbanner befahl dem Geiſte, zu ſchweigen, weil man ihm als einen Erzlügner ohne das nicht glaube. Ja, ja, antwortete er, fragt dieſes ausgeſprungenen Mönchs Reiſegeſellen, der wird euch erzählen können, daß dieſer Atheiſt ſich nicht geſcheut, die Erbſen zu kochen, auf denen er hierher zu gehen verſprochen hat. Ich wußte nicht, ob ich auf Kopf oder Füßen ſtund, da ich dies Alles hörte und Jedermann mich anſah. Aber der Prieſter ſtrafte den Geiſt und machte ihn ſtillſchweigen, wiewol er ihn denſelben Tag nicht austreiben konnte.

Indeſſen kam Herzbruder auch herzu, als ich eben vor Angſt mehr einem Todten als Lebendigen gleich ſah, und zwiſchen Hoffnung und Furcht nicht wußte, was ich thun ſollte. Der tröſtete mich ſo gut er konnte, verſicherte daneben die Umſtehenden und ſonderlich die Patres, daß ich mein Tage kein Mönch geweſen, aber wol ein Soldat, der vielleicht mehr Böſes als Gutes gethan haben möchte, und ſagte daneben. der Teufel wäre ein Lügner, wie er denn auch das von den Erbſen viel ärger gemacht hätte, als es an ſich ſelbſt geweſen. Ich hingegen war in meinem Gemüthe dermaßen verwirrt, als ob ich bereits die höllische Pein ſelbſt empfände, alſo daß die Geiſtlichen genug an mir zu tröſten hatten. Sie vermahnten mich ihrerſeits zu Beichte und Abendmahl; aber der Geiſt ſchrie auf's Neue aus dem Beſeſſenen: Ja, ja, er wird fein beichten, er weiß nicht einmal, was beichten iſt und zwar, was wollt ihr aus ihm machen? er iſt einer ketzeriſchen Art und uns zuſtändig, ſeine Eltern ſind mehr Wiedertäuferiſch als Calviniſch geweſen! Der Beſchwörer befahl dem Geiſte abermals, ſtill zu ſchweigen und ſagte zu ihm: So wird es dich deſto mehr verdrießen, wenn dir das arme verlorne Schäflein wieder aus dem Rachen gezogen und der Heerde Chriſti einverleibt wird! Darauf fing der Geiſt ſo grauſam an zu brüllen, daß es ſchrecklich zu hören war. Jedoch aus dem greulichen Geſange ſchöpfte ich meinen größten Troſt, denn ich dachte: wenn ich keine Gnade von Gott mehr erlangen könnte, ſo würde ſich der Teufel nicht ſo übel gehaben.

Wiewol ich mich damals auf die Beichte nicht gefaßt gemacht, auch mein Lebtag nie in Sinn genommen, zu beichten, ſondern mich jederzeit aus Schaam davor gefürchtet, wie der Teufel vor'm heiligen Kreuze, ſo empfand ich doch in dem Augenblick in mir eine ſolche Reue über meine Sünden und eine ſolche Begierde, mein Leben zu büßen und zu beſſern, daß ich alsbald einen Beichtvater begehrte, über welche jählinge Bekehrung und Beſſerung ſich Herzbruder höchlich erfreute, weil er wahrgenommen und wol gewußt, daß ich bisher noch keiner Religion beigethan geweſen. Demnach bekannte ich mich öffentlich zu der katholiſchen Kirche, ging zur Beichte und communicirte nach empfangenem Sündenerlaß, worauf mir dann ſo leicht und wol um's Herz ward, daß ich es nicht ausſprechen kann, ja, was das Verwunderlichſte war, iſt, daß mich der Geiſt in dem Beſeſſenen fürder zufrieden ließ, da er mir doch vor der Beichte und Abſolution unterſchiedliche Bubenſtücke, die ich begangen gehabt, ſo eigentlich vorgeworfen, als wenn er auf ſonſt nichts, als meine Sünden anzumerken, beſtellt geweſen wäre. Jedoch glaubten ihm als einem Lügner die Zuhörer nichts, ſonderlich weil mein ehrbar Pilgerkleid ein anderes vor die Augen ſtellte.

Wir blieben vierzehn ganzer Tage an dieſem gnadenreichen Orte, wo ich Gott für meine Bekehrung dankte und die Wunder, ſo allda geſchehen, betrachtete. Dies Alles reizte mich zwar zu ziemlicher Andacht und Gottſeligkeit, aber es währte eben ſo lang' es mochte, denn gleichwie meine Bekehrung ihren Urſprung nicht aus Liebe zu Gott genommen, ſondern aus Angſt und Furcht, verdammt zu werden, alſo wurde ich nach und nach wieder ganz lau und träge, weil ich allmälig des Schreckens vergaß, den mir der böſe Feind eingejagt hatte und, nachdem wir die Reliquien der Heiligen, die Ornate und andere ſehenswürdige Sachen des Gotteshauſes genugſam beſchaut, begaben wir uns nach Baden, dort vollends auszuwintern.

3.

Ich dingte daſelbſt eine luſtige Stube und Kammer für uns, deren ſich ſonſt, ſonderlich Sommerszeit, die Badegäſte zu gebrauchen pflegen, welche gemeiniglich reiche Schweizer ſind, die mehr hinziehen, ſich zu erluſtigen und zu prangen, als einiger Gebrechen halb zu baden. So verdingte ich uns auch zugleich in die Koſt, und als Herzbruder ſah, daß ich es ſo herrlich angriff, vermahnte er mich zur Sparſamkeit und erinnerte mich des langen, rauhen Winters, den wir noch zu überſtehen hätten, indem er nicht traue, daß mein Geld ſo weit hinaus lange. Ich würde meinen Vorrath, ſagte er, auf den Frühling brauchen, wann wir wieder von hinnen wollten. Viel Geld ſei bald verthan, wenn man nur davon und nichts dazu thue. Es ſtäube hinaus wie der Rauch und verſpreche nimmermehr wieder zu kommen. Auf ſolche treuherzige Erinnerung konnte ich Herzbrudern nicht länger verbergen, wie reich mein Seckel wäre und daß ich bedacht, uns Beiden Gutes davon zu thun, ſintemal deſſen Ankunft und Erwerbung ohne das alles Segens ſo unwürdig, daß ich keinen Meierhof daraus zu erkaufen gedächte; obwol es billig wäre, daß, wenn ich es auch nicht anlegen wollte, meinen liebſten Freund auf Erden damit zu unterhalten, er doch von Oliviers Geld für die Schmach vergnügt würde, die er dereinſt vor Magdeburg von ihm empfangen. Da ich mich ſodann in aller Sicherheit wußte, zog ich meine beiden Skapuliere ab, trennte die Dukaten und Piſtolen heraus und ſagte zu Herzbrudern: er möge über dies Geld nach ſeinem Belieben verfügen und es anlegen und austheilen, wie er meine, daß es uns Beiden am nützlichſten wäre.

Da er neben meinem Vertrauen zu ihm ſo viel Geld ſah, mit dem ich auch ohne ihn ein ziemlicher Herr hätte ſein können, ſagte er: Bruder! du thuſt, ſo lang ich dich kenne, nichts als deine Liebe und Treue zu mir bezeigen. Sage mir, womit ich es um dich werde beſchulden können? Es iſt nicht nur um das Geld zu thun, das iſt vielleicht mit der Zeit wieder zu bezahlen, ſondern eben um deine Liebe und Treue, und vornehmlich um dein hohes Vertrauen zu mir, das nicht zu ſchätzen iſt. Mit einem Worte, Bruder, dein tugendhaft Gemüthe macht mich zu deinem Sklaven und was du für mich thuſt, iſt mehr zu verwundern als möglicherweiſe zu vergelten. O, ehrlicher Simplicius! dem bei den gottloſen Zeiten, darin die Welt voll Untreue ſteckt, nicht in Sinn kommt, der arme hochbedürftige Herzbruder möchte mit einem ſo anſehnlichen Stück Geld fortgehen und ihn anſtatt ſeiner in Mangel ſetzen. Sei verſichert, Bruder, durch dieſen Beweis deiner wahren Freundſchaft verbindeſt du mich dir mehr als etwa ein reicher Herr, der mir viele Tauſende ſchenkte. Allein, ich bitte dich, bleibe ſelber Herr, Verwahrer und Austheiler deines Geldes; mir iſt es genug, daß du mein Freund biſt! Ich antwortete: Was für wunderliche Reden ſind das, hochgeehrter Herzbruder! er gibt mündlich zu vernehmen, daß er mir verbunden ſei und will doch nichts dafür thun, daß ich nicht unſer Geld, mir und ihm zu Schaden, unnütz verſchwende? Alſo redeten wir beiderſeits läppiſch genug gegen einander, weil je einer in des andern Liebe trunken war. Herzbruder wurde zugleich mein Hofmeiſter, mein Seckelmeiſter, mein Diener und mein Herr, und in ſolch müßiger Zeit erzählte er mir ſeinen Lebenslauf und durch was für Mittel er bei dem Grafen von Götz bekannt und befördert worden, ſo wie ich ihm dagegen zu wiſſen that, wie mir's ergangen, ſeit ſein Vater geſtorben, wozu wir uns bisher noch niemals Zeit genommen hatten. Als er hörte, daß ich ein junges Weib zu Lippſtadt hatte, verwies er mir, daß ich mich nicht eher zu ihr als mit ihm in das Schweizerland begeben, denn das wäre mir anſtändiger und meine Schuldigkeit geweſen. Nachdem ich mich aber entſchuldigt, daß ich ihn als meinen liebſten Freund in ſeinem Elende zu verlaſſen nicht über's Herz bringen können, beredete er mich, daß ich meinem Weibe ſchrieb und ihr meine Gelegenheit zu wiſſen that, mit dem Verſprechen, mich mit Eheſtem wieder zu ihr zu begeben. Ich machte ihr auch wegen meines langen Ausbleibens meine Entſchuldigungen, daß ich allerhand widriger Begegniſſe halb, wie gern ich gewollt, mich nicht eher bei ihr hätte einfinden können.

Dieweil dann Herzbruder aus den gemeinen Zeitungen erfuhr, daß es um den Grafen von Götz wol ſtünde, ſonderlich, daß er mit ſeiner Verantwortung bei der kaiſerlichen Majeſtät hinaus langen, wieder auf freien Fuß kommen und gar neuerdings den Befehl über ein Heer kriegen würde, berichtete er demſelben ſeinen Zuſtand nach Wien und ſchrieb auch nach dem Churbaieriſchen Heere wegen ſeines Gepäcks, das er noch dort hatte, indem er anfing, zu hoffen, ſein Glück würde wieder grünen. Deshalb machten wir den Schluß, künftigen Frühling von einander zu ſcheiden, ſo daß er ſich zu dem Grafen und ich mich nach Lippſtadt zu meinem Weibe begeben wollte. Damit wir aber denſelben Winter nicht müßig zubrächten, lernten wir von einem Ingenieur auf dem Papier mehr befeſtigen als die Könige in Spanien und Frankreich in's Werk ſetzen können. Daneben kam ich mit einigen Alchymiſten in Bekanntſchaft, die wollten mich, weil ſie Geld hinter mir merkten, Gold machen lehren, wenn ich nur den Verlag dazu hergeben würde, und ich glaube, ſie hätten mich überredet, wofern Herzbruder ſie nicht abgedankt, der da ſagte: Wer ſolche Kunſt könnte, würde nicht ſo bettelhaft einhergehen, noch Andere um Geld anſprechen.

Gleichwie nun Herzbruder von dem Grafen eine angenehme Antwort und treffliche Verſprechungen aus Wien erhielt, alſo bekam ich von Lippſtadt keinen einzigen Buchſtaben, unangeſehen ich unterſchiedliche Poſttage doppelt hinſchrieb. Das machte mich unwillig und verurſachte, daß ich den Frühling meinen Weg nicht nach Weſtfalen antrat, ſondern von Herzbrudern erlangte, daß er mich mit ſich nach Wien nahm, mich ſeines verhofften Glückes genießen zu laſſen. Alſo verſahen wir uns von meinem Gelde wie zwei Edelleute mit Kleidungen, Pferden, Dienern und Gewehr, gingen durch Conſtanz auf Ulm, wo wir uns auf die Donau ſetzten, und langten von dort aus in acht Tagen glücklich zu Wien an.

4.

Es geht wol ſeltſam in der veränderlichen Welt her! Man pflegt zu ſagen: Wer Alles wüßte, würde bald reich; ich aber ſage: Wer ſich allweg in die Zeit ſchicken könnte, der würde bald groß und mächtig. Mancher Schabhals wird ſchnell reich, weil er einen und anderen Vortheil weiß und gebraucht; er iſt aber darum nicht groß, ſondern iſt und verbleibt vielmals in ſo geringem Anſehen, wie er vorher in ſeiner Armuth war. Wer ſich dagegen groß und mächtig zu machen weiß, dem folgt der Reichthum auf dem Fuße nach.

Das Glück, das Macht und Reichthum zu geben pflegt, blickte mich holdſelig an und gab mir, nachdem ich ein acht Tage zu Wien geweſen, Gelegenheit genug an die Hand, ohne Verhinderung auf die Staffeln der Hoheit zu ſteigen. Ich that es dennoch nicht. Warum? Ich halte dafür, weil mein Geſchick ein anderes beſchloſſen, wohin mich nehmlich mein Ungeſchick verleitete.

Der Graf von der Wahl, unter deſſen Befehlshaberſchaft ich mich dereinſt in Weſtfalen bekannt gemacht, war eben auch zu Wien, als ich mit Herzbrudern hinkam. Dieſer wurde bei einem Banket, wo ſich verſchiedene kaiſerliche Kriegsräthe nebſt dem Grafen von Götz und andern mehr befanden, als man von allerhand ſeltſamen Köpfen, Soldaten und berühmten Parteigängern redete, auch des Jägers von Soeſt eingedenk, und erzählte etliche Stücklein von ihm ſo rühmlich, daß ſich theils über einen ſo jungen Kerl verwunderten und bedauerten, daß der liſtige heſſiſche Obriſte S. A. ihm einen Wehbengel angehängt, damit er entweder den Degen beiſeit legen, oder doch ſchwediſche Waffen tragen ſollte. Denn der Graf von der Wahl hatte Alles erkundet, wie der Obriſt zu Lippſtadt mit mir geſpielt. Herzbruder, der eben dort ſtund und meine Wolfahrt gern befördert hätte, bat um Verzeihung und Erlaubniß zu reden und ſagte, daß er den Jäger von Soeſt beſſer kenne, als ſonſt einen Menſchen in der Welt; er ſei nicht blos ein guter Soldat, der Pulver riechen könne, ſondern auch ein ziemlicher Reiter, ein vollkommener Fechter, trefflicher Büchſenmeiſter und Feuerwerker, und über dies Alles einer, der einem Ingenieur nichts nachgeben würde. Weil er mit ſeinem Weibe ſo ſchändlich hintergangen worden, habe er nicht nur ſie allein, ſondern auch Alles, was er gehabt, zu Lippſtadt hinterlaſſen und wiederum kaiſerliche Dienſte geſucht, maßen er in verwichenem Feldzuge ſich unter dem Grafen von Götz befunden. Sodann aber von den Weimariſchen gefangen genommen, habe er ſich von ihnen wieder zu den

Kaiſerlichen begeben wollen und nebſt einem Kameraden einen Korporal ſammt ſechs Musketieren, die ihnen nachgeſetzt und ſie zurück führen ſollen, niedergemacht und anſehnliche Beute davon gebracht. Gegenwärtig ſei er mit ihm ſelbſt nach Wien kommen, des Willens, ſich abermals wider der römiſch kaiſerlichen Majeſtät Feinde gebrauchen zu laſſen, in ſofern er ſolche Bedingungen haben könne, die ihm anſtändig, denn einen gemeinen Knecht begehre er nicht mehr vorzuſtellen.

Damals war dieſe anſehnliche Geſellſchaft von dem lieben Trunk ſchon dergeſtalt begeiſtert, daß ſie ihre Neugier, den Jäger zu ſehen, befriedigt haben wollte und Herzbruder geſchickt wurde, mich in einer Kutſche zu holen. Derſelbe belehrte mich unterweges, wie ich mich bei dieſen vornehmen Leuten halten ſollte, weil mein künftig Glück daran gelegen wäre. Ich antwortete deshalb, als ich hinkam, auf Alles kurz und bündig, ſo daß man ſich über mich zu wundern begann, denn ich redete nichts, es müßte denn einen klugen Nachdruck gehabt haben. Mit einem Worte, ich erſchien dergeſtalt, daß ich Jedem angenehm war, weil ich ohnedas vom Grafen von der Wahl das Lob eines guten Soldaten hatte. Mithin kriegte ich auch einen Rauſch und glaube ſchon, daß ich alsdann eben ſo habe ſcheinen laſſen, wie wenig ich bei Hof geweſen. Das Ende war, daß mir ein Obriſt zu Fuß eine Kompagnie unter ſeinem Regimente verſprach, was ich dann gar nicht ausſchlug, denn ich dachte: Ein Hauptmann zu ſein, iſt fürwahr kein Kinderſpiel! Aber Herzbruder verwies mir den andern Tag meine Leichtfertigkeit und ſagte: wenn ich nur noch länger gehalten hätte, ſo wäre ich wol höher ankommen.

Alſo wurde ich einer Kompagnie als ihr Hauptmann vorgeſtellt, welche, obzwar ſie ſammt mir vollzälig war, nicht mehr als ſieben Schilderer hatte. Zudem waren meine Unteroffiziere mehrentheils alte Krachwedel, worüber ich mich hinter den Ohren kratzte. Und ich wurde denn auch mit ihnen bei dem bald darauf vorgegangenen ſcharfen Treffen deſto leichter gemartſcht, in dem der Graf von Götz das Leben einbüßte; Herzbruder aber einen gefährlichen Schuß bekam und ich für mein Theil, wenn auch nur leicht, verwundet wurde.

Wir begaben uns von dannen auf Wien, uns heilen zu laſſen, weil wir ohnedies unſer Vermögen dort hatten. Außer ſeiner Wunde, die dennoch bald geheilt wurde, ereignete ſich an Herzbrudern ein anderer gefährlicher Zuſtand, den die Aerzte anfänglich nicht erkennen konnten, denn er wurde an allen Vieren lahm, wie ein Heißblütiger, den die Galle verderbt, und war doch dieſer Gemüthsart und dem Zorne durchaus nicht zugethan. Nichts deſto weniger wurde ihm die Sauerbrunner Kur gerathen und hierzu der Grießbach am Schwarzwalde vorgeſchlagen. Alſo veränderte ſich das Glück unverſehens. Herzbruder hatte kurz zuvor den Willen gehabt, ſich mit einem vornehmen Fräulein zu verheirathen, und zu dem Ende ſich zu einen Freiherrn, wie mich zu einem Edelmann machen zu laſſen; nunmehr mußte er aber andere Gedanken faſſen, und da er von ſeiner Lähme mit einer langwierigen Krankheit bedroht ward, in der er guter Freunde von Nöthen hatte, machte er ſein Teſtament und ſetzte mich zum einzigen Erben all ſeiner Verlaſſenſchaft ein, vornehmlich weil er ſah, daß ich ſeinetwegen mein Glück in Wind ſchlug und meine Kompagnie verließ, damit ich ihn nach Sauerbrunn begleiten und daſelbſt, bis er ſeine Geſundheit wieder erlange, auswarten möchte.

5.

Als Herzbruder wieder reiten konnte, übermachten wir unſere Baarſchaft, denn wir hatten nur einen Seckel mit einander, durch Wechſel nach Baſel, verſorgten uns mit Pferden und Dienern, und begaben uns die Donau hinauf nach Ulm und von dannen in den obgedachten Sauerbrunnen, weil es eben im Mai und luſtig zu reiſen war. Daſelbſt mietheten wir eine Wohnung und ich ritt nach Straßburg, nicht nur unſer Geld, das wir von Baſel aus dorthin übermacht, zum Theil zu empfangen, ſondern auch, mich nach erfahrnen Aerzten umzuſehen, die Herzbrudern Rezepte und Badeordnung vorſchreiben ſollten. Dieſelben begaben ſich mit mir und befanden, daß Herzbruder vergeben worden, und daß das Gift, weil es nicht ſtark genug geweſen, ihn gleich hinzurichten, ihm in die Glieder geſchlagen wäre, woraus es durch Arzneimittel, Gegengifte und Schweißbäder wieder vertrieben werden müßte, welche Kur ſich auf ungefähr acht Wochen belaufen würde.

Da erinnerte ſich Herzbruder gleich, wann und durch wen er wäre vergeben worden, nehmlich durch diejenigen, ſo gern ſeine Stelle im Kriege betreten hätten, und weil er auch von den Aerzten verſtund, daß ſeine Heilung eben keinen Sauerbrunn erfordert hätte, glaubte er feſtiglich, daß ſein Arzt im Felde durch eben ſeine Nebenbuhler mit Geld beſtochen worden, ihn ſo weit hinweg zu weiſen. Jedoch entſchloß er ſich, in Sauerbrunn ſeine Kur zu vollenden, weil da nicht allein eine geſunde Luft, ſondern auch allerhand anmuthige Geſellſchaft unter den Badegäſten war.

Solche Zeit mochte ich nicht vergeblich hinbringen, der ich eine Begierde hatte, mein Weib einmal wieder zu ſehen, und da Herzbruder meiner nicht ſonderlich von nöthen, eröffnete ich ihm mein Anliegen. Der lobte meine Gedanken und gab mir den Rath, ſie zu beſuchen, händigte mir auch einige koſtbare Kleinodien ein, die ſollte ich ihr ſeinetwegen verehren, um ſie damit für ihn um Verzeihung zu bitten, daß er eine Urſache geweſen, derethalb ich nicht eher zu ihr gekommen ſei.

Ich ritt alſo nach Straßburg, machte mich mit Geld gefaßt und erkundigte, wie ich meine Reiſe anſtellen möchte, daß ich am ſicherſten fortkäme. Da befand ich, daß es ſo allein zu Pferde nicht geſchehen könne, weil es zwiſchen den vielen Garniſonen, der beiderſeits kriegenden Theile von den Parteien ziemlich unſicher war. Ich ließ mir deswegen einen Paß für einen Straßburger Botenläufer geben und machte etliche Schreiben an mein Weib, ihre Schweſter und Eltern, als wenn ich ihn damit nach Lippſtadt ſchicken wollte, ſtellte mich aber, als ob ich anderen Sinnes worden wäre, nahm den Paß dem Boten wieder ab, ſchickte meine Pferde und Diener zurück und verkleidete mich in eine weiß und rothe Liverei, in welcher ich in einem Schiffe nach Köln fuhr, das damals zwiſchen den kriegenden Parteien neutral war.

Ich ging zuvörderſt hin, meinen Jupiter zu beſuchen, der mich vordem für ſeinen Ganymed erklärt hatte, um zu erkundigen, welche Bewandniß es mit meinen hinterlegten Sachen hätte. Der war aber damals wieder ganz hirnſchellig und unwillig über das menſchliche Geſchlecht. O, Merkurius! ſagte er zu mir, als er mich ſah, was bringſt du Neues von Münſter? vermeinen die Menſchen, ohne meinen Willen Frieden zu machen? Nimmermehr! Sie hatten ihn, warum haben ſie ihn nicht behalten? Gingen nicht alle Laſter im Schwange, als ſie mich bewegten, ihnen den Krieg zu ſenden? womit haben ſie ſeither verdient, daß ich ihnen den Frieden wieder geben ſollte? haben ſie ſich zeither bekehrt? ſind ſie nicht ärger worden und ſelbſt mit in Krieg gelaufen, wie zu einer Kirchmeß? oder haben ſie ſich vielleicht wegen der Theuerung bekehrt, die ich ihnen zugeſandt, darin ſo viele tauſend Seelen Hungers geſtorben? oder hat ſie das grauſame Sterben erſchreckt, das Millionen hingerafft, daß ſie ſich gebeſſert? Nein, nein, Merkurius! die übrig Verbliebenen, die den elenden

Jammer mit ihren Augen angeſehen, haben ſich nicht allein nicht gebeſſert, ſondern ſind viel ärger worden, als ſie zuvor jemals geweſen! Haben ſie nun wegen ſo vieler ſcharfen Heimſuchungen ſich nicht bekehrt, ſondern unter ſo ſchwerem Kreuze und Trübſal gottlos zu leben nicht aufgehört, was würden ſie erſt thun, wann ich ihnen den luſtbarlichen güldenen Frieden wieder zuſendete? Ich müßte ſorgen, daß ſie mir, wie vor Zeiten die Rieſen gethan, den Himmel abzuſtürmen ſich unterſtehen würden. Aber ich will ſolchem Muthwillen bei Zeiten ſteuern und ſie im Kriege ſtecken laſſen.

Weil ich nun wußte, wie man mit dieſem Gott umſpringen mußte, wenn man ihn recht ſtimmen wollte, ſagte ich: Ach, großer Gott! es ſeufzt aber alle Welt nach dem Frieden und verſpricht große Beſſerung, warum wollteſt du ihnen den länger verweigern? Ja, ja! verſetzte Jupiter, ſie ſeufzen wol, aber nicht meinet- ſondern ihretwegen. Nicht, daß Jeder unter ſeinem Weinſtock und Feigenbaum Gott loben, ſondern daß ſie deren edle Früchte mit guter Ruhe und in aller Wolluſt genießen möchten. Ich fragte neulich einen lumpigen Schneider, ob ich den Frieden geben ſollte? der antwortete mir, was er ſich darum kümmere! er müſſe zu Kriegs- wie zu Friedenszeiten mit der ſtählernen Stange fechten. Eine ſolche Antwort kriegte ich auch von einem Rothgießer, der ſagte: wenn er im Frieden keine Glocken zu gießen, ſo hätte er im Kriege genug mit Stücken und Feuermörſern zu thun. Eben ſo erwiederte mir ein Schmied und ſagte: habe ich keine Pflüge und Bauerwagen in Friedenszeiten zu beſchlagen, ſo kommen mir im Kriege genug Reiterpferde und Heerwagen unter die Hände, daß ich des Friedens entbehren kann. Siehe nun, lieber Merkur! warum ſollte ich ihnen denn den Frieden verleihen? Ja, es ſind Einige, die ihn um ihres Bauchs und Wolluſt willen, wie geſagt, wünſchen, hingegen ſind Andere, die den Krieg behalten wollen, nicht zwar, weil es mein Wille iſt, ſondern weil er ihnen einträgt. Und gleichwie die Maurer und Zimmerleute den Frieden wünſchen, damit ſie in Auferbauung der eingeäſcherten Häuſer Geld verdienen, alſo verlangen Andere, die im Frieden mit ihrer Hand Arbeit ſich nicht zu ernähren getrauen, die Fortſetzung des Krieges, um darin zu ſtehlen.

Dieweil mein Jupiter mit dieſen Sachen umging, konnte ich mir leicht einbilden, daß er mir in den verwirrtem Stande von dem Meinigen wenig Nachricht geben würde. Ich entdeckte mich ihm deshalb nicht, ſondern nahm meinen Kopf zwiſchen die Ohren und ging durch Abwege, die mir wol bekannt waren, nach Lippſtadt, fragte daſelbſt nach meinem Schwäher, allerdings wie ein fremder Bote und erfuhr gleich, daß er, ſammt meiner Schwieger, bereits vor einem halben Jahre dieſe Welt geſegnet und ſodann, daß meine Liebſte, nachdem ſie mit einem jungen Sohne niederkommen, den ihre Schweſter bei ſich hätte, gleichfalls ſtracks nach ihrem Kindbette die Zeitlichkeit verlaſſen. Darauf lieferte ich meinem Schwager die Schreiben ab, die ich an meinen Schwäher, meine Liebſte und an ihn geſchrieben, und er wollte mich ſelbſt beherbergen, damit er von mir als einem Boten erführe, wes Standes Simplicius ſei und wie er ſich verhielte? Zu dem Ende ſchwatzte meine Schwägerin lange mit mir von mir ſelbſt, und ich redete auch von mir, was ich nur Löbliches von mir wußte, denn die Urſchlechten hatten mich dergeſtalt verderbt und verändert, daß mich kein Menſch mehr kannte, außer der von Schönſtein, der aber als mein getreuſter Freund reinen Mund hielt.

Als ich ihr dann der Länge nach erzählte, daß Herr Simplicius viel ſchöne Pferde und Diener hätte, und in einer ſchwarzen ſammetnen Mütze aufzöge, die überall mit Gold verbrämt, ſagte ſie: Ja, ich habe mir jederzeit eingebildet, daß er keines ſo ſchlechten Herkommens ſei, als wofür er ſich ausgeben. Der hieſige Kommandant hat meine ſeligen Eltern mit großen Verheißungen beredet, daß ſie ihm meine Schweſter, die eine fromme Jungfer geweſen, vortheilhafterweiſe aufgeſattelt, wovon ich niemals ein gutes Ende habe hoffen können. Nichts deſto weniger hat er ſich wol angelaſſen und entſchloſſen, in hieſiger Garniſon Dienſte zu nehmen, zu welchem Ende er, was er zu Köln gehabt, hierher holen wollen, wiewol ſich das geſteckt und er darüber ſchelmiſcherweiſe nach Frankreich geſchafft worden, meine Schweſter, die ihn kaum vier Wochen gehabt und ſonſt noch wol ein halb Dutzend Bürgerstöchter ſchwanger hinterlaſſend, wie denn eine nach der andern, und zwar meine Schweſter zuletzt, mit lauter jungen Söhnen niederkommen ſind. Weil nunmehr mein Vater und Mutter todt, ich und mein Mann aber keine Kinder mit einander zu hoffen, ſo haben wir meiner Schweſter Kind zum Erben unſerer Verlaſſenſchaft angenommen und mit Hülfe des hieſigen Kommandanten ſeines Vaters Habe zu Köln erhoben, die ſich ungefähr auf drei tauſend Gulden beläuft, alſo daß der junge Knabe, wann er einmal zu Jahren kommt, keine Urſache haben wird, ſich unter die Armen zu rechnen. Ich und mein Mann lieben das Kind ſo ſehr, daß wir's ſeinem Vater nicht ließen, wenn ſchon er ſelbſt käme und es abholen wollte. Ueberdas iſt er der Schönſte unter allen ſeinen Stiefbrüdern und ſieht ſeinem Vater ſo gleich, als ob er ihm aus den Augen geſchnitten wäre. Ich weiß, wenn mein Schwager wüßte, was für einen ſchönen Sohn er hier hat, er würde ſich nicht entbrechen können, her zu kommen, obſchon er ſeine übrigen Kinder ſcheuen möchte, nur das liebe Herzchen zu ſehen.

Solche und dergleichen Sachen brachte mir meine Schwägerin vor, woraus ich ihre Liebe gegen mein Kind leicht ſpüren konnte, das in ſeinen erſten Hoſen herumlief und mich im Herzen erfreute. Deshalb ſuchte ich die Kleinodien hervor, die mir Herzbruder geben, ſie ſeinetwegen meinem Weibe zu verehren. Dieſelben, ſagte ich, hätte mir Herr Simplicius mitgeben, ſie ſeiner Liebſten zum Gruß einzuhändigen, weil die nun aber todt wäre, ſo ſchätzte ich es für billig, ſie ſeinem Kinde zu hinterlaſſen. Mein Schwager und ſeine Frau empfingen die Geſchenke mit Freuden und ſchloſſen daraus, daß ich an Mitteln keinen Mangel haben, ſondern viel ein anderer Kerl ſein müßte, als ſie ſich zuvor von mir eingebildet. Mithin drang ich auf meine Abfertigung und als ich dieſe bekam, begehrte ich in Simplicius Namen, den jungen Simplicius zu küſſen, damit ich ſeinem Vater das als ein Wahrzeichen erzählen könnte. Als das nun auf Vergünſtigung meiner Schwägerin geſchah, fing mir und dem Kinde die Naſe an zu bluten, worüber mir das Herz hätte brechen mögen. Jedoch verbarg ich meine Rührung, und damit man nicht Zeit haben möchte, der Urſache dieſer Sympathie nachzudenken, machte ich mich ſtracks aus dem Staube und kam nach vierzehn Tagen durch viele Mühe und Gefahr in Bettlergeſtalt, weil ich unterwegs ausgeſchält worden, wieder in Sauerbrunn an.

6.

Nach meiner Ankunft ward ich gewahr, daß es ſich mit Herzbrudern mehr geböſert als gebeſſert hatte, wiewol ihn die Doktoren und Apotheker ſtrenger als eine fette Gans gerupft. Ueberdies kam er mir ganz kindiſch vor, und konnte er nur kümmerlich mehr recht gehen. Ich ermunterte ihn ſo gut ich vermochte, aber es war ſchlecht beſtellt. Er ſelbſt merkte an der Abnahme ſeiner Kräfte, daß er nicht lange mehr würde dauern können.

Sein größter Troſt war, daß ich bei ihm ſein ſollte, wann er die Augen zuthäte.

Hingegen machte ich mich luſtig und ſuchte meine Freude, wo ich ſie zu finden meinte, doch ſolchergeſtalt, daß meinem Herzbruder an ſeiner Pflege nichts mangelte. Und weil ich mir bewußt war, ein Witwer zu ſein, reizten mich die guten Tage und meine Jugend wiederum zur Buhlerei, der ich denn trefflich nachhing, weil mir der zu Einſiedeln eingenommene Schrecken allerdings vergeſſen war.

Es befand ſich zu Sauerbrunn eine ſchöne Dame, die ſich für eine von Adel ausgab, und meines Erachtens doch mehr Mobilis als Nobilis war. Deren Mannsfallen wartete ich auf, weil ſie ziemlich glattharig zu ſein ſchien. Ich erhielt auch in kurzer Zeit nicht allein freien Zutritt, ſondern alle Vergnügung, die ich hätte wünſchen und begehren mögen. Aber ich hatte gleich ein Abſcheuen vor ihrer Leichtfertigkeit und trachtete deshalb, wie ich ihrer mit einer Art wieder los werden könnte, denn, wie mich dünkte, ging ſie mehr darnach um, meinen Säckel zu ſcheeren, als, mich zur Ehe zu bekommen. Zu dem übertrieb ſie mich mit liebreizenden feurigen Blicken und anderen Bezeigungen ihrer brennenden Leidenſchaft, wo ich ging und ſtund, ſo daß ich mich vor mir und ihr ſchämen mußte.

Nächſtdem befand ſich ein vornehmer reicher Schweizer im Bade, dem ward nicht nur ſein Geld, ſondern ſogar ſeines Weibes Schmuck, der in Gold, Silber, Perlen und Edelgeſteinen beſtund, entfremdet. Weil denn nun ſolche Sachen eben ſo ungern verloren werden, als ſchwer ſie zu erobern ſind, ſo ſuchte bemeldter Schweizer allerhand Rath und Mittel, wodurch er ſie wieder zur Hand bringen möchte, maßen er den berühmten Teufelsbanner aus der Geishaut kommen ließ, der durch ſeinen Bann den Dieb dergeſtalt peinigte, daß er das geſtohlene Gut in eigner Perſon wieder an ſeine

Behörde liefern mußte, weswegen der Hexenmeiſter zehn Reichsthaler zur Verehrung bekam.

Dieſen Schwarzkünſtler hätte ich gern geſehen und mit ihm verhandelt; es mochte aber, wie ich dafür hielt, ohne Schmälerung meines Anſehens, das mir damals gewaltig groß zu ſein dünkte, nicht geſchehen. Deshalb ſtellte ich meinen Knecht an, mit ihm denſelben Abend zu zechen, weil ich vernommen, daß er ein Ausbund eines Weinbeißers ſei, um zu ſehen, ob ich etwa hierdurch mit ihm in Kundſchaft kommen möchte, denn es wurden mir ſo viel ſeltſame Sachen von ihm erzählt, die ich nicht glauben konnte, ich hätte ſie denn ſelbſt erfahren. Ich verkleidete mich wie ein Landfahrer, der Salben feil hat, ſetzte mich zu ihm an Tiſch und wollte vernehmen, ob er errathen, oder ihm der Teufel eingeben würde, wer ich wäre? Aber ich konnte nicht das Geringſte an ihm ſpüren, denn er ſoff immerhin und hielt mich für einen, wie meine Kleider anzeigten, alſo daß er mir auch einige Gläſer zubrachte und doch meinen Knecht höher als mich ehrte. Demſelben erzählte er vertraulich, wenn der, ſo den Schweizer beſtohlen, nur das Geringſte davon in ein fließend Waſſer geworfen und dem leidigen Teufel alſo ein Theil geben hätte, ſo wäre es nicht möglich geweſen, weder den Dieb zu nennen, noch das Verlorne wieder zur Hand zu bringen.

Dieſe närriſchen Poſſen hörte ich an und verwunderte mich, daß der heimtückiſche und tauſendliſtige Feind den armen Menſchen durch ſo geringe Sachen in ſeine Klauen kriegt. Ich konnte leicht ermeſſen, daß dieſes Stücklein ein Theil des Pakts ſei, den er mit dem Teufel getroffen, und wol denken, daß ſolche Kunſt dem Diebe nichts helfen, wenn ein anderer Teufelsbanner geholt würde, den Diebſtahl zu offenbaren, in deſſen Pakt dieſe Klauſel nicht ſtünde. Demnach befahl ich meinem Knechte, der ärger ſtehlen konnte, als ein Böhme, daß er ihn gar voll trinken und ihm ſodann ſeine zehn Reichsthaler ſtehlen, alſobald aber ein Paar Batzen davon in die Rench werfen ſollte. Dies that mein Knecht gar fleißig, und als dem Teufelsbanner am Morgen früh ſein Geld mangelte, begab er ſich gegen die wüſte Rench in einen Buſch, ohne Zweifel, ſeinen Schutzgeiſt deswegen zu beſprechen. Er wurde aber ſo übel abgefertigt, daß er mit einem blauen und zerkratzten Angeſichte zurück kam. Weshalb mich der arme Schelm dergeſtalt dauerte, daß ich ihm ſein Geld wieder geben und dabei ſagen ließ, weil er nunmehr ſehe, was für ein betrüglicher böſer Gaſt der Teufel ſei, ſo könne er hinfort deſſen Dienſt und Geſellſchaft aufkündigen und ſich wieder zu Gott bekehren. Aber ſolche Vermahnung bekam mir, wie dem Hunde das Gras, denn ich hatte von dieſer Zeit an weder Glück noch Stern mehr, maßen mir gleich hernach meine ſchönen Pferde durch Zauberei hinfielen. Und zwar, was hätte davor ſein ſollen? Ich lebte wie ein Epikuräer und befahl das Meine niemals in Gottes Schutz, warum hätte ſich dieſer Zauberer nicht an mir ſollen rächen können?

7.

Der Sauerbrunn ſchlug mir je länger je beſſer zu, weil ſich nicht allein die Badegäſte faſt täglich mehrten, ſondern der Ort ſelbſt und die Art zu leben mich anmuthig zu ſein dünkte. Ich machte mit den Luſtigſten Kundſchaft, die dahin kamen und fing an, höfliche Reden und Schmeicheleien zu lernen, die ich mein Tage ſonſt nicht geachtet hatte. Ich wurde für einen vom Adel gehalten, weil mich meine Leute Herr Hauptmann nannten, ſintemal dergleichen Stellen kein Soldat von Fortun in einem ſolchen Alter, darin ich mich befand, leichtlich erlangt. Dannenher machten die reichen Stutzer mit mir und ich mit ihnen nicht nur Bekanntſchaft, ſondern gar Brüderſchaft und war alle Kurzweile, Spielen, Eſſen und Trinken meine größte Arbeit und Sorge, was aber manchen ſchönen Dukaten hinwegraffte, ohne daß ich es ſonderlich wahrgenommen und geachtet hätte, denn mein Seckel von dem Olivierſchen Erbgut war noch gehörig ſchwer.

Unterdeſſen ward es mit Herzbrudern je länger je ärger, alſo daß er endlich die Schuld der Natur bezahlen mußte, nachdem ihn die Aerzte, die ſich zuvor genugſam an ihm begraſet, verlaſſen hatten. Er beſtätigte nochmals ſeinen letzten Willen und machte mich zum Erben über das, was er von ſeines Vaters Verlaſſenſchaft empfangen hatte, wo hingegen ich ihn herrlich begraben und ſeine Diener mit Trauerkleidern und einem Stück Geld ihres Weges laufen ließ. Sein Abſchied that mir ſchmerzlich weh, vornehmlich weil er vergeben worden, und obzwar ich das nicht ändern konnte, ſo ändert's doch mich, denn ich floh alle Geſellſchaften und ſuchte nur die Einſamkeit, meinen betrübten Gedanken Audienz zu geben. Zu dem Ende verbarg ich mich irgends in einen Buſch und betrachtete nicht nur, was ich für einen Freund verloren, ſondern auch, daß ich mein Lebtage ſeines Gleichen nicht mehr bekommen würde. Mithin machte ich von Anſtellung meines künftigen Lebens allerhand Anſchläge und beſchloß doch nichts Gewiſſes. Bald wollte ich wieder in Krieg, und unverſehens dachte ich: es hätten's die geringſten Bauern in ſelbiger Gegend beſſer als ein Obriſter, denn in dies Gebirge kamen keine Parteien. So konnte ich mir auch nicht einbilden, was ein Heer darin zu ſchaffen haben müßte, das Land zu verheeren, denn alle Bauerhöfe waren noch wie zu Friedenszeiten in trefflichem Bau und alle Ställe voll Vieh, unangeſehen auf dem ebenen Lande in den Dörfern weder Hund noch Katze anzutreffen.

Als ich mich nun mit Anhörung des lieblichſten Vogelgeſangs ergötzte und mir einbildete, daß die Nachtigall durch ihre Lieblichkeit andere Vögel banne, ſtill zu ſchweigen und ihr zuzuhören, entweder aus Scham oder um ihr etwas von ſolch anmuthigem Klange abzuſtehlen, da näherte ſich jenſeit des Waſſers eine Schönheit dem Geſtade, die mich mehr bewegte, weil ſie nur das Kleid einer Bauerdirne trug, als ein ſtattliches Fräulein ſonſt hätte thun mögen. Dieſe hub einen Korb vom Kopfe, darin ſie einen Ballen friſche Butter trug, ihn im Sauerbrunnen zu verkaufen. Denſelben erfriſchte ſie im Waſſer, damit er wegen der großen Hitze nicht ſchmelzen ſollte. Unterdeſſen ſetzte ſie ſich ins Gras nieder, warf ihren Schleier und Bauernhut von ſich und wiſchte den Schweiß vom Angeſichte, alſo daß ich ſie genug betrachten und meine vorwitzigen Augen an ihr weiden konnte. Da dünkte mich, ich hätte die Tage meines Lebens kein ſchöner Menſch geſehen. Das Ebenmaß ihres Leibes ſchien vollkommen und ohne Tadel, Arme und Hände ſchneeweiß, das Angeſicht friſch und lieblich, die ſchwarzen Augen voller Feuer und liebreizender Blicke. Als ſie ihre Butter wieder einpackte, ſchrie ich hinüber: Ach, Jungfer! ihr habt zwar mit euren ſchönen Händen eure Butter im Waſſer abgekühlt, dagegen aber mein Herz durch eure klaren Augen in's Feuer geſetzt! Sobald ſie mich ſah und hörte, lief ſie davon, als ob man ſie gejagt hätte, ohne mir ein Wörtlein zu antworten, mich mit allen Thorheiten beladen hinterlaſſend, womit verliebte Phantaſten gepeinigt zu werden pflegen.

Meine Begierden, von dieſer Sonne mehr beſchienen zu werden, ließen mich nicht in meiner Einſamkeit, die ich mir auserwählt, ſondern machten, daß ich den Geſang der Nachtigallen nicht höher achtete, als ein Geheul der Wölfe. Deshalb trollte ich dem Sauerbrunn zu und ſchickte meinen Jungen voran, die Butterverkäuferin anzupacken und mit ihr zu markten, bis ich nachkäme. Der that das Seinige und ich nach meiner Ankunft das Meinige; aber ich fand ein ſteinern Herz und eine Kaltſinnigkeit, deren gleichen ich hinter einem Bauermägdlein mir nimmer zu finden getraut hätte, was mich außermaßen verliebt machte, unangeſehen ich als einer der mehr in ſolchen Schulen geweſen, mir hätte vorſtellen können, daß ſie ſich nicht ſo leicht bethören laſſen würde.

Damals hätte ich entweder einen ſtrengen Feind oder einen guten Freund haben ſollen: einen Feind, damit ich meine Gedanken gegen ihn richten und der närriſchen Liebe vergeſſen müſſen, einen Freund, der mir anders gerathen und mich von der Thorheit, die ich vornahm, hätte abmahnen mögen. Aber leider! hatte ich nichts als mein Geld, das mich verblendete, meine blinden Begierden, die mich verführten, weil ich ihnen den Zaum ſchießen ließ und meine grobe Unbeſonnenheit, die mich verderbte und in alles Unglück ſtürzte. Ich Narr! hätte ja aus unſeren Kleidungen, als aus einem böſen Omen abnehmen ſollen, daß mir ihre Liebe nicht wol ausſchlagen würde, denn da mir Herzbruder, dem Mägdlein aber ihre Eltern geſtorben und wir beide in Trauerkleidern aufzogen, als wir einander das erſtemal ſahen: was hätte unſere Buhlſchaft für Fröhlichkeit bedeuten können? Mit einem Worte: ich war in dem Narrenſeil rechtſchaffen verſtrickt und deshalb ganz blind und ohne Verſtand, wie das Kind Cupido ſelbſt, und weil ich meine Begierden nicht anders zu ſtillen getraute, entſchloß ich mich, ſie zu heirathen. Was! dachte ich, du biſt deines Herkommens doch nur ein Bauersſohn und wirſt dein Tage kein Schloß beſitzen, dieſes Revier iſt ein edel Land, das ſich ſolch grauſames Kriegsweſen hindurch im Wohlſtand und Flor befunden. Ueber das haſt du noch Geld genug, auch den beſten Bauerhof der Gegend zu bezahlen, du willſt dies ehrliche Bauergretlein heirathen und dir einen geruhigen Herrnhandel mitten unter den Bauern ſchaffen; wo wollteſt du dir eine luſtigere Wohnung ausſehen, als bei dem Sauerbrunn, wo du wegen der zu- und abreiſenden Badgäſte gleichſam alle ſechs Wochen eine neue Welt ſehen und dir dabei einbilden kannſt, wie ſich der Erdkreis von einem Jahrhundert zum andern verändert. Solche und dergleichen mehr tauſendfältige Gedanken machte ich, bis ich endlich meine Geliebte zur Ehe begehrte und, wiewol nicht ohne Mühe, das Jawort erhielt.

8.

Ich ließ trefflich zur Hochzeit zurüſten, denn der Himmel hing mir voller Geigen. Das Bauergut, auf dem meine Braut geboren worden, löſte ich nicht allein ganz an mich, ſondern fing noch dazu einen ſchönen neuen Bau an, gleich als ob ich daſelbſt hätte mehr Hof- als Haus halten wollen, und eh' ich die Hochzeit vollzogen, hatte ich bereits über dreißig Stück Vieh da ſtehen, ſo viel man das Jahr hindurch auf dem Gute halten konnte. Kurz, ich beſtellte Alles auf das Beſte, auch ſogar mit köſtlichem Hausrathe, wie es mir nur meine Thorheit eingab. Aber die Pfeiſe fiel mir bald in Koth und ich wurde nur zu ſpät gewahr, was Urſache mich meine Braut ſo ungern nehmen wollen, ja, was mich am meiſten ſchmerzte, war, daß ich mein ſpöttlich Anliegen keinem Menſchen klagen durfte. Ich konnte zwar erkennen, daß ich nach dem Maße der Billigkeit Schulden bezahlen mußte; aber ſolche Erkenntniß machte mich darum nicht geduldiger, viel weniger frömmer, ſondern, weil ich mich betrogen fand, dachte ich meine Betrügerin wieder zu betrügen und ſtak mehr bei guter Geſellſchaft im Sauerbrunn als zu Haus. Kurz, ich ließ meine Haushaltung allerdings ein gut Jahr haben.

Anderntheils war meine Frau eben ſo liederlich: ſie ließ einen Ochſen, den ich in's Haus ſchlagen laſſen, in etliche Körbe einſalzen, und als ſie mir auf eine Zeit ein Spanſau zurichten ſollte, unterſtund ſie, ſolche wie einen Vogel zu rupfen, wie ſie mir denn auch Krebſe auf dem Roſte und Forellen an einem Spieße braten wollte. Von dieſem Paar Beiſpielen kann man unſchwer abnehmen, wie ich im Uebrigen mit ihr verſorgt geweſen bin; nicht weniger trank ſie das liebe Weinchen gern und theilte anderen guten Leuten mit, was mir denn mein künftig Verderben vorausſagte.

Einesmals ſpazierte ich mit etlichen Stutzern das Thal hinunter, eine Geſellſchaft im untern Bade zu beſuchen. Da begegnete uns ein alter Bauer mit einer Geis am Strick, die er verkaufen wollte, und weil mich dünkte, ich hätte dieſelbe Perſon mehr geſehen, fragte ich ihn, woher er mit der Geis käme? Er zog ſein Hütlein ab und ſagte: Gnädiger Hearr, eich darf's ouch werli neit ſán. Ich ſprach: Du wirſt ſie ja nicht geſtohlen haben. Nein, antwortete der Bauer, ich bringe ſie aus dem Städtchen unten im Thal, das ich eben dem Herrn nicht nennen darf, weil wir von einer Geis reden. Solches bewegte meine Geſellſchaft zum Lachen und weil ich mich im Angeſicht entfärbte, dachten ſie, ich hätte einen Verdruß, oder ſchämte mich, daß mir der Bauer ſo artlich eingeſchenkt. Aber ich hatte andere Gedanken, denn an der großen Warze, die der Bauer wie das Einhorn mitten auf der Stirn ſtehen hatte, ward ich eigentlich verſichert, daß es mein Knan aus dem Speſſart war.

Ich wollte deshalb zuvor einen Wahrſager ſpielen, eh ich mich ihm offenbarte und mit einem ſo ſtattlichen Sohn als damals meine Kleider auswieſen, erfreute und ſagte zu ihm: Mein lieber alter Vater! ſeid ihr nicht im Speſſart zu Hauſe? Ja, Hearr! verſetzte der Bauer.

Da fragte ich weiter: Haben euch nicht vor etwa achtzehn Jahren die Reiter euer Haus und Hof geplündert und verbrannt? Ja, Gott erbarm's! antwortete der Bauer, es iſt aber noch nicht ſo lange. Ich fuhr fort Habt ihr nicht damals zwei Kinder, eine erwachſene Tochter und einen jungen Knaben gehabt, der euch die Schaafe gehütet? Hearr! entgegnete mein Knan, die Tochter war mein Kind, aber der Bube nicht, den habe ich an Kindesſtatt aufziehen wollen. Hieraus verſtund ich, daß ich dieſes groben Knollfinken Sohn nicht ſei, was mich einestheils erfreute; hingegen aber auch betrübte, weil mir zugefallen, ich müßte ſonſt ein Bankert oder Findling ſein. Ich fragte deswegen meinen Knan, wo er den Buben aufgetrieben? oder was für Urſache er gehabt, ihn an Kindesſtatt zu erziehen? Ach! ſagte er, es iſt mir ſeltſam mit ihm gangen, der Krieg hat mir ihn gegeben, und der Krieg hat ihn mir wieder genommen.

Weil ich beſorgte, es dürfte ein Ergebniß herauskommen, das mir wegen meiner Geburt nachtheilig ſei, wandte ich meine Rede wieder auf die Geis und fragte, ob er ſie der Wirthin in die Kuche verkauft hätte? was mich befremde, weil die Sauerbrunnen Gäſte kein alt Geisfleiſch zu genießen pflegten. Ach nein, Hearr! antwortete der Bauer, die Wirthin hat ſelber Geiſen genug und gibt auch nichts für ein Ding. Ich bringe ſie der Gräfin, die im Sauerbrunn badet. Der hat der Doktor Hans in allen Gaſſen Kräuter verordnet, die die Geis freſſen muß, und was ſie denn für Milch gibt, die nimmt der Doktor und macht der Gräfin noch ſo ein Erznei drüber. So muß ſie die Milch trinken und wieder geſund davon werden. Man ſait, es mangle der Gräfin am Geheng, und wenn ihr die Geis hilft, ſo vermag ſie mehr als der Doktor und ſeine Abdecker miteinander.

Während ſolcher Berichterſtattung beſann ich mich, auf was Weiſe ich mit dem Bauer mehr reden möchte, und bot ihm deshalb einen Thaler mehr für die Geis, als der Doktor oder die Gräfin darum geben wollten. Das ging er gleich ein, denn ein geringer Gewinn überredet die Leute bald anders, doch mit dem Beding, er ſollte der Gräfin zuvor anzeigen, daß ich ihm einen Thaler mehr geboten. Wollte ſie dann ſo viel dafür geben als ich, ſo ſollte ſie den Vorkauf haben, wo nicht, ſo wollte er mir die Geis zukommen laſſen und, wie der Handel ſtünde, mir auf den Abend anzeigen.

Alſo ging mein Knan ſeines Wegs und ich mit meiner Geſellſchaft den unſrigen, doch konnte und mochte ich nicht länger bei den Andern bleiben, drehte mich ab und ging hin, wo ich meinen Knan wieder fand. Der hatte ſeine Geis noch, weil ihm Andere nicht ſo viel als ich dafür geben wollten, was mich an ſo reichen Leuten wunderte und doch nicht karger machte. Ich führte ihn auf meinen neu erbauten Hof und bezahlte ihm ſeine Geis, und nachdem ich ihm einen halben Rauſch angehängt, fragte ich ihn: woher ihm jener Knabe zugeſtanden wäre, von dem wir heut geredet? Ach, Herr! ſagte er, der Mannsfelder Krieg hat mir ihn beſcheert und die Nördlinger Schlacht hat mir ihn genommen. Ich ſagte, das muß wol eine luſtige Hiſtorie ſein, mit Bitte, weil wir ſonſt nichts zu reden hätten, mir es für die lange Weile zu erzählen. Darauf fing er an und ſagte: Als der Mannsfelder bei Höchſt die Schlacht verlor, zerſtreute ſich ſein flüchtig Volk weit und breit herum, weil ſie nicht alle wußten, wohin ſie ſich flüchten ſollten. Viele kamen in Speſſart, weil ſie die Büſche ſuchten, ſich zu verbergen; aber indem ſie dem Tode auf der Ebene entgingen, fanden ſie ihn bei uns in den Bergen, und inſofern beide kriegende Theile für billig achteten, einander auf unſerem Grund und Boden zu berauben und niederzumachen, griffen wir ihnen auch auf die Hauben. Damals ging ſelten ein Bauer in den Büſchen ohne Feuerrohr, weil wir zu Hauſe bei unſeren Hauen und Pflügen nicht bleiben konnten. In dem Tumulte bekam ich nicht weit von meinem Hofe in einem wilden ungeheuern Walde eine ſchöne junge Edelfrau, ſammt einem ſtattlichen Pferde zu Geſicht, nachdem ich unfern davon etliche Büchſenſchüſſe gehört hatte. Ich ſah ſie anfänglich fur einen Mann an, weil ſie ſo mannlich daher ritt; aber indem ich ſie Hande und Augen gegen den Himmel aufheben ſah und auf Welſch mit einer erbärmlichen Stimme zu Gott rufen hörte, ließ ich mein Rohr, damit ich Feuer auf ſie geben wollte, ſinken und zog den Hahn zurück, weil ihr Geſchrei und ihre Geberden mich verſicherten, daß ſie ein betrubt Weibsbild wäre, das mich alſobald zum Mitleiden bewegte.

Mithin näherten wir uns einander und da ſie mich ſah, ſagte ſie: Ach, wenn ihr ein Chriſtenmenſch ſeid, ſo bitte ich euch um Gottes und ſeiner Barmherzigkeit, ja um des jüngſten Gerichts willen, vor dem wir Alle um unſer Thun und Laſſen Rechenſchaft geben müſſen: ihr wollet mich zu ehrlichen Weibern führen, die durch göttliche Hülfe von meiner Leibesbürde mich entledigen helfen! Dieſe Worte, die mich ſo großer Dinge erinnerten, ſammt der holdſeligen Ausſprache und zwar betrübten, doch überaus ſchönen und anmuthigen Geſtalt der Frau, zwangen mich zu ſolcher Erbärmde, daß ich ihr Pferd beim Zügel nahm und ſie durch Hecken und Stauden an den allerdickſten Ort des Geſträuches führte, wo ich mein Weib, Kind, Geſind und Vieh hingeflüchtet hatte. Daſelbſt genas ſie ehender, als in einer halben Stunde, eben des jungen Knaben, von dem wir heute mit einander geredet haben.

Hiermit beſchloß mein Knan ſeine Erzählung, weil er eins trank, denn ich ſprach ihm gar gütlich zu. Als er aber das Glas ausgeleert hatte, fragte ich: und wie iſt es danach weiter mit der Frau gangen? Er antwortete: Als ſie dergeſtalt Kindbetterin worden, bat ſie mich zu Gevattern und, daß ich das Kind eheſtens zu der Taufe fördern wollte, und ſagte mir ihres Mannes und ihren Namen, damit ſie möchten in das Taufbuch geſchrieben werden. Zugleich that ſie auch ihr Felleiſen auf, in dem ſie köſtliche Sachen hatte und ſchenkte mir, meinem Weib und Kinde, der Magd und ſonſt noch einer Frau ſo viel, daß wir mit ihr zufrieden ſein konnten. Aber derweil ſie damit umging und uns von ihrem Mann erzählte, ſtarb ſie uns unter den Händen, nachdem ſie uns ihr Kind befohlen hatte. Weil nun ſo gar ein großer Lärmen im Lande war, daß Niemand bei Haus bleiben konnte, vermochten wir kaum einen Pfarrherrn, der bei dem Begräbniß war und das Kind taufte. Als endlich Beides geſchehen, wurde mir von unſerm Schulzen und Pfarrherrn befohlen, das Kind aufzuziehen, bis es groß würde und für meine Mühe und Koſten der Frauen ganze Verlaſſenſchaft zu behalten, ausgenommen etliche Paternoſter, Edelgeſteine und ſo Geſchmeiß, was ich für das Kind aufbewahren ſollte. So ernährte denn meine Frau das Kind mit Geismilch und wir behielten den Buben gar gern, und dachten, wir wollten ihm, wann er groß würde, unſer Mädchen zur Frau geben; aber nach der Nördlinger Schlacht habe ich das Mägdlein und den Buben verloren, ſammt Allem, was wir vermochten.

Ihr habt mir eine artliche Geſchicht erzählt, ſagte ich zu meinem Knan, und doch das Beſte vergeſſen, denn ihr habt nicht geſagt, weder wie die Frau, noch wie ihr Mann oder das Kind geheißen. Herr, antwortete er, ich habe nicht gemeint, daß ihr's auch hättet wiſſen mögen. Die Edelfrau hieß Suſanne Ramſy, ihr Mann Kapitain Sternfels von Fuchsheim und, weil ich Melchior hieß, ſo ließ ich den Buben bei der Taufe auch Melchior Sternfels von Fuchsheim nennen und in's Taufbuch ſchreiben.

Hieraus vernahm ich umſtändlich, daß ich meines Einſiedlers und des Gubernators Ramſy Schweſter leiblicher Sohn geweſen; aber, ach, leider! viel zu ſpät, denn meine Eltern waren beide todt, und von meinem Vetter Ramſy konnte ich nichts erfahren, als daß die Hanauer ihn ſammt der ſchwediſchen Beſatzung ausgeſchafft hätten, weswegen er vor Zorn und Ungeduld ganz unſinnig worden wäre.

Ich deckte meinen Peter vollends mit Wein zu und ließ den andern Tag ſein Weib holen. Da ich mich ihnen nun offenbarte, wollten ſie es nicht eher glauben, als bis ich ihnen einen ſchwarzen haarigen Fleck aufgewieſen, den ich vorn auf der Bruſt hatte.

9.

Ohnlängſt hernach nahm ich meinen Peter zu mir und that mit ihm einen Ritt hinunter in Speſſart, glaubwürdigen Schein und Urkund meines Herkommens und ehelicher Geburt zu Wege zu bringen, was ich aus dem Taufbuche unſchwer auf meines Peters Zeugniß erhielt. Ich kehrte auch gleich bei dem Pfarrer ein, der ſich zu Hanau aufgehalten und meiner angenommen. Derſelbe gab mir einen ſchriftlichen Beweis mit, wo mein Vater geſtorben und daß ich bis in ſeinen Tod bei ihm, gleich wie unter dem Namen Simplicius eine Zeit lang bei Herrn Ramſy, dem Gubernator in Hanau, geweſen wäre. Ja, ich ließ über meine ganze Hiſtorie aus der Zeugen Mund durch einen Notar eine Urkunde aufrichten, denn ich dachte, wer weiß, wo du es noch einmal brauchſt. Solche Reiſe koſtete mich über vierhundert Thaler, denn auf dem Rückwege ward ich von einer Partei erhaſcht, abgeſetzt und geplündert, alſo daß ich und mein Knan oder Peter allerdings nackend und kaum mit dem Leben davon kamen.

Indeſſen ging es daheim ſchlimm zu, denn nachdem mein Weib vernommen, daß ihr Mann ein Junker ſei, ſpielte ſie nicht allein die große Frau, ſondern verliederlichte auch Alles in der Haushaltung, was ich, weil ſie großen Leibes war, ſtillſchweigend ertrug. Ueber das war mir ein Unglück in den Stall kommen, das mir das meiſte und beſte Vieh hingerafft.

Dieſes Alles wäre noch zu verſchmerzen geweſen, aber, o Wunder! kein Unglück allein. In der Stunde, darin mein Weib genas, wurde die Magd auch Kindbetterin. Das Kind zwar, das ſie brachte, ſah mir allerdings ähnlich, das aber mein Weib gebar, ſah dem Knechte ſo gleich, als ob es ihm aus dem Geſicht geſchnitten wäre. Zudem hatte die Dame, deren oben gedacht, in derſelben Nacht auch eines vor meine Thür legen laſſen, mit ſchriftlichem Bericht, daß ich der Vater, alſo daß ich auf einmal drei Kinder zuſammenbrachte und mir nicht anders zu Sinn war, als ob aus jedem Winkel noch eins hervorkriechen würde, was mir nicht wenig graue Haare machte. Aber es geht nicht anders her, wenn man in einem ſo gottloſen und verruchten Leben, wie ich eins geführt, ſeinen rohen Begierden folgt.

Nun, was half's? Ich mußte taufen und mich noch dazu von der Obrigkeit tüchtig ſtrafen laſſen. Und weil die Herrſchaft damals eben ſchwediſch war, ich aber zuvor dem Kaiſer gedient, ward mir die Zeche deſto höher gemacht, was lauter Vorſpiele meines abermaligen Verderbens waren. Gleich wie mich nun ſo vielerlei unglückliche Zufälle höchlich betrübten, alſo nahm es andern Theils mein Weibchen nur auf die leichte Achſel, ja ſie drillte mich dazu Tag und Nacht wegen des ſchönen Fundes, der mir vor die Thüre gelegt, und daß ich um ſo viel Geld wäre geſtraft worden. Hätte ſie gewußt, wie es mit mir und der Magd beſchaffen geweſen, ſo würde ſie mich noch ärger gequält haben; aber das gute Menſch war ſo aufrichtig, daß ſie für ſo viel Geld, als ich ſonſt ihretwegen hätte Strafe geben müſſen, ſich bereden ließ, ihr Kind einem Stutzer zuzuſchreiben, der mich das Jahr zuvor unterweilen beſucht und bei meiner Hochzeit geweſen; den ſie aber ſonſt weiter nicht gekannt hatte. Jedoch mußte ſie aus dem Hauſe, denn mein Weib argwöhnte, was ich ihretwegen vom Knecht gedachte, und durfte nur nichts ahnden, weil ich ihr ſonſt vorgehalten, daß ich in einer Stunde nicht zugleich bei ihr und der Magd hätte ſein können. Indeſſen wurde ich mit der Anfechtung heftig gepeinigt, daß ich meinem Knechte ein Kind aufziehen und die meinigen nicht meine Erben ſein ſollten, ja daß ich noch dazu ſtill ſchweigen und froh ſein mußte, wenn ſonſt Niemand etwas davon wußte.

Mit ſolchen Gedanken marterte ich mich täglich, wogegen mein Weib ſich ſtündlich mit Wein gütlich that, denn ſie hatte ſich das Kännchen ſeit unſerer Hochzeit dergeſtalt angewöhnt, daß es ihr ſelten vom Munde und ſie ſelbſt kaum eine Nacht ohne einen ziemlichen Rauſch ſchlafen ging. Davon trank ſie ihrem Kinde zeitlich das Leben ab und entzündete ſich ſelbſt das Gehänge dergeſtalt, daß es ihr bald hernach entfiel und ſie mich wiederum zu einem Witwer machte, was mir ſo zu Herzen ging, daß ich mich darüber hätte krank lachen können.

10.

Als ich mich ſolchergeſtalt wieder in meine erſte Freiheit geſetzt fand, mein Beutel aber von Geld ziemlich geleert, hingegen meine große Haushaltung mit vielem Viehe und Geſind beladen war, nahm ich meinen Peter

Melchior zu meinem Vater, meine Göth, ſeine Frau, zu meiner Mutter, und den Bankert Simplicius, der mir vor die Thür gelegt worden, zu meinen Erben an und übergab den beiden Alten Haus und Hof, ſammt meinem ganzen Vermögen, bis auf gar wenige gelbe Batzen und Kleinodien, die ich auf die außerſte Noth geſpart und hinterhalten, denn ich hatte einen Ekel an aller Weiber Gemeinſchaft gefaßt und mir vorgenommen, weil mir es ſo übel mit ihnen gangen, mich nicht mehr zu verheirathen. Die beiden alten Eheleute, die in der Landwirthſchaft nicht ihres Gleichen mehr hatten, goſſen meine Haushaltung gleich in eine andere Form, ſchafften von Geſind und Vieh ab, was nichts nützte, und bekamen hingegen auf den Hof, was eintrug. Mein alter Knan und meine Meuder vertröſteten mich alles Guten und verſprachen, wenn ich ſie hauſen ließe, mir allweg ein gut Pferd auf der Streu zu halten und ſo viel zu verſchaffen, daß ich je zu Zeiten mit einem Biedermanne ein Maaß Wein trinken könnte. Ich ſpürte auch bald, was für Leute meinem Hofe vorſtunden: Mein Peter beſtellte mit dem Geſinde den Feldbau, ſchacherte mit dem Vieh und mit dem Holz- und Harzhandel ärger als ein Jude, und meine Göth legte ſich auf die Viehzucht und wußte die Milchpfennige beſſer zu gewinnen und zuſammen zu halten, als zehn ſolcher Weiber wie ich eins gehabt hatte. Auf die Weiſe wurde mein Bauernhof in kurzer Zeit mit allerhand nothwendigem Vorrath, auch groß und kleinem Viehe genugſam verſehen, alſo daß er in Bälde für den beſten in der ganzen Gegend galt. Ich aber ging dabei ſpazieren und wartete allerhand Betrachtungen ab, denn weil ich ſah, daß meine Göth mehr aus den Immen an Wachs und Honig vorſchlug, als mein Weib zuvor aus Rindvieh, Schweinen und anderem eroberte, konnte ich mir leicht einbilden, daß ſie im übrigen nichts verſchleudern würde.

Einesmals ſpazierte ich im Sauerbrunn, mehr einen

Trunk friſch Waſſer zu thun, als mich, meiner vorigen Gewohnheit nach, mit den Stutzern bekannt zu machen, denn ich fing an, meiner Alten Kargheit nachzuahmen, die mir riethen, mit den Leuten, die ihre und ihrer Eltern Habe ſo unnützlich verſchwendeten, nicht viel umzugehen. Gleichwol gerieth ich zu einer Geſellſchaft mittelmäßigen Standes, weil ſie von einer ſeltenen Sache, nehmlich von dem Mummel-See, ſich unterhielten, der unergründlich, und in der Nachbarſchaft auf einem der höchſten Berge gelegen ſei. Sie hatten auch unterſchiedliche alte Bauersleute beſchickt, die erzählen mußten, was einer oder der andere von der wunderlichen See gehört hätte, deren Bericht ich mit großer Luſt zuhörte, wiewol ich es für eitel Fabeln hielt, denn es lautete ſo lügenhaft, wie etliche Schwänke des Plinius.

Einer ſagte, wenn man ungerad, es ſeien Erbſen, Steinlein oder was Anderes in ein Nastüchlein binde und hineinhänge, ſo verändere es ſich in gerad, und umgekehrt, wenn man es gerad hinein hänge, finde man ungerad. Ein Anderer, und zwar die Meiſten, gaben vor und beſtätigten es mit Beiſpielen, wenn man einen oder mehr Steine hinein werfe, ſo erhebe ſich gleich, Gott gebe, wie ſchön der Himmel vorher geweſen! ein grauſam Ungewitter, mit ſchrecklichem Regen, Schloßen und Sturmwinden. Von dieſem kamen ſie auf allerhand ſeltſame Hiſtorien, die ſich dabei zugetragen, und was für wunderbarliche Geſpenſter von Erd- und Waſſermännlein ſich ſehen laſſen und mit den Leuten geredet. Einer erzählte, daß auf eine Zeit, da einige Hirten ihr Vieh bei der See gehütet, ein brauner Stier herausgeſtiegen, der ſich zu dem anderen Rindvieh geſellt, dem aber gleich ein kleines Männlein nachgefolgt, ihn wieder in See zu treiben, das, da er nicht gehorchen wollen, ihm gewünſcht hätte, es ſollte ihn aller Menſchen Leiden ankommen, wenn er nicht zurückkehre, auf welche Worte. er und das Männlein ſich wieder in die See begeben hätten. Ein anderer ſagte, es ſei dereinſt, als die See überfroren geweſen, ein Bauersmann mit ſeinen Ochſen und etlichen Blöcken, daraus man Dielen ſchneidet, über die See gefahren, ohne einigen Schaden, als ihm aber ſein Hund nachkommen, ſei das Eis mit ihm gebrochen und der arme Hund allein hinunter gefallen und nicht mehr geſehen worden. Noch ein Anderer behauptete bei großer Wahrheit, es ſei ein Schütze auf der Spur des Wildes an der See vorüber gangen, der hätte darauf ein Waſſermännlein ſitzen ſehen, das einen ganzen Schooß voll gemünzte Goldſorten gehabt und gleichſam damit geſpielt. Als er nach ihm Feuer geben wollen, hätte ſich das Männlein geduckt und dieſe Stimme hören laſſen: Wenn du mich gebeten, deiner Armuth zu Hülfe zu kommen, ſo wollte ich dich und die Deinen reich genug gemacht haben!

Solche und dergleichen Hiſtorien mehr, die mir alle als Mährlein vorkamen, womit man die Kinder aufhält, hörte ich an, verlachte ſie und glaubte nicht einmal, daß ſolch unergründliche See auf einem hohen Berge ſein könnte. Aber es fanden ſich andere Bauersleute, und zwar alte glaubwürdige Männer, die erzählten, daß noch bei ihrem und ihrer Väter Gedenken hohe fürſtliche Perſonen die beſagte See zu beſchauen ſich erhoben, wie denn ein regierender Herzog zu Würtemberg einen Floß machen und damit auf ihn hinein fahren laſſen, ſeine Tiefe abzumeſſen. Nachdem die Meſſer aber bereits neun Zwirn-Netze, ein Maß, das die ſchwarzwälder Bauerweiber beſſer als ich oder ein anderer Geometer verſtehen, mit einem Senkel hinunter gelaſſen und keinen Boden gefunden, hatte das Floß, wider die Natur des Holzes, anfahen zu ſinken, alſo daß die ſich darauf befunden, von ihrem Vornehmen abſtehen und ſich an das Land retten müſſen, maßen man noch heut zu Tage die Stücken des Floſſes am Ufer der See und zum Gedächtniß dieſer Geſchichte das fürſtlich würtembergſche Wappen und andere Sachen mehr in Stein gehauen vor Augen ſehe. Andere bewieſen mit vielen Zeugen, daß ein Erzherzog von Oeſtreich die See gar hätte wollen abgraben laſſen; es ſei ihm aber von vielen Leuten widerrathen und durch Bitte der Landleute ſein Vornehmen hintertrieben worden, aus Furcht, das ganze Land möchte untergehen und erſaufen. Ueber das hätten gedachte Fürſten etliche Lägel voll Forellen in die See ſetzen laſſen, die ſeien alle eh' als in einer Stunde in ihrer Gegenwart abgeſtanden und zum Auslauf der See hinaus gefloſſen, unangeſehen das Waſſer, ſo unter dem Gebirg, auf dem die See liege, durch das nach ihr benannte Thal hinfließe, von Natur ſolche Fiſche hervorbringe, da doch der Auslauf des Sees in daſſelbe Waſſer ſich ergieße.

11.

Dieſer Letzteren Ausſage machte, daß ich den Erſteren beinah völligen Glauben beimaß und bewog meinen Fürwitz, daß ich mich entſchloß, die wunderbare See zu beſchauen. Von denen, die neben mir die Erzählungen gehört, gab einer dies, der andere jenes Urtheil darüber, woraus denn ihre unterſchiedlichen und zuwiderlaufenden Meinungen genugſam erhellten. Ich aber ſagte: der deutſche Name Mummel-See gebe genugſam zu verſtehen, daß es um ihn, wie um einen Mummenſchanz, ein verkapptes Weſen ſei, alſo daß nicht jeder ſeine Art und Tiefe ergründen könne, die doch noch nicht erfunden worden wäre, obſchon ſo hohe Perſonen ſich deſſen unterfangen hätten, und ging damit an den Ort, wo ich vor'm Jahre mein verſtorbenes Weib das erſtemal ſah und das ſüße Gift der Liebe einſog.

Daſelbſt legte ich mich auf das grüne Gras in Schatten nieder und achtete nicht mehr wie vordem, was die Nachtigallen daher pfiffen, ſondern betrachtete: was für Veränderungen ich ſeither erduldet. Da ſtellte ich mir vor Augen, daß ich an eben dem Orte den Anfang gemacht, aus einem freien Manne ein Knecht der Liebe zu werden, und daß ich ſeither aus einem Offizier ein Bauer, aus einem reichen Bauer ein armer Edelmann, aus einem Simplicius ein Melchior, aus einem Witwer ein Ehemann, aus einem Ehemann ein Gauch und aus einem Gauch wieder ein Witwer worden wäre, ſo wie, aus eines Bauern Sohn zu dem eines rechtſchaffenen Soldaten und gleichwol wieder zum Sohne meines Knans. Ich führte mir zu Gemüth, wie mich mein Schickſal meines Herzbruders beraubt und hingegen für ihn mit zwei alten Eheleuten verſorgt hätte. Ich dachte an das gottſelige Leben und Abſterben meines Vaters, an den erbärmlichen Tod meiner Mutter und daneben an die vielfältigen Veränderungen, denen ich mein Lebtage unterworfen geweſen, alſo daß ich mich des Weinens nicht enthalten konnte. Und indem ich mir zu Gemüth führte, wie viel ſchön Geld ich die Tage meines Lebens gehabt und verſchwendet, zumal ſolches zu bedauern anfing, kamen zwei gute Schlucker oder Weinbeißer, denen die Kolik in die Glieder geſchlagen, weswegen ſie dann erlahmt waren und das Bad ſammt dem Sauerbrunn brauchten, die ſetzten ſich zunächſt bei mir nieder, weil es eine gute Ruheſtatt hatte und klagten je einer dem andern ſeine Noth, weil ſie allein zu ſein meinten. Der eine ſagte: Mein Doktor hat mich hierher gewieſen, als einen, an deſſen Geſundheit er verzweifelt, oder als einen, der nebſt anderen dem Wirthe für das Fäßlein mit Butter, das er ihm neulich geſchickt, Genugthuung geben ſoll. Ich wollte, daß ich ihn entweder die Tage meines Lebens niemals geſehen, oder daß er mir gleich Anfangs in Sauerbrunn gerathen hätte, ſo würde ich entweder mehr Geld haben, oder geſünder ſein als jetzt, denn der Sauerbrunnen ſchlägt mir wol zu. Ach! antwortete der andere, ich danke meinem Gott, daß er mir nicht mehr überflüſſig Geld beſcheert hat, als ich vermag, denn hätte mein Doktor mehr hinter mir gewußt, ſo hätte er mir noch lange nicht zum Sauerbrunnen gerathen, ſondern ich zuvor mit ihm und ſeinen Apothekern, die ihn deswegen alle Jahre ſchmieren, theilen müſſen, und hätte ich darüber ſterben und verderben ſollen. Die Schabhälſe rathen unſer einem nicht eher an einen ſo heilſamen Ort, ſie getrauen denn nicht mehr zu helfen, oder wiſſen nichts mehr an einem zu rupfen. Wenn man die Wahrheit bekennen will, ſo muß ihnen, wer ſich mit ihnen einläßt, und hinter welchem ſie Geld wiſſen, nur lohnen, daß ſie ihn krank erhalten.

Dieſe Zwei hatten noch viel Schmähens über ihre Doktoren; aber ich mag nicht Alles erzählen, damit mir die Herren Aerzte nicht ſonſt feind werden und künftig etwa ein Abführmittel eingeben, das mir die Seele austreiben möchte. Ich melde dies nur darum, weil mich der letztere Patient mit ſeiner Dankſagung, daß ihm Gott nicht mehr Geld beſcheert, dergeſtalt tröſtete, daß ich mir alle Anfechtungen und ſchweren Gedanken, die ich damals des Geldes halber hatte, aus dem Sinne ſchlug. Ich beſchloß, weder mehr nach Ehren, noch Geld, noch etwas anderem, das die Welt liebt, zu trachten. Ja, ich nahm mir vor, zu philoſophiren und mich eines gottſeligen Lebens zu befleißen, zumal meine Unbußfertigkeit zu bereuen und mich zu erkühnen, gleich meinem ſeligen Vater, auf die höchſten Staffeln der Tugenden zu ſteigen.

12.

Meine Begierde, die Mummelſee zu beſchauen, vermehrte ſich, als ich von Peter verſtund, daß er auch dabei geweſen und den Weg wiſſe. Da er aber hörte, daß ich überein hin wollte, ſagte er: und was werdet ihr davon tragen, wenn ihr gleich hinkommt? Der Herr Sohn und Peter wird nichts anderes ſehen, als das Ebenbild eines Weihers, der mitten in einem großen Walde liegt, und wenn er ſeine jetzige Luſt mit beſchwerlicher Unluſt gebüßt, ſo wird er nur Reue, müde Füße, denn man kann ſchwerlich hinreiten, und den Hergang für den Hingang davon haben. Es ſollte mich kein Menſch hingebracht haben, wenn ich nicht hätte hinfliehen müſſen, als der Doktor Daniel, er wollte ſagen, Düc d'Enghien, mit ſeinen Kriegern das Land hinunter vor Philipsburg zog. Hingegen kehrte ſich mein Fürwitz nicht an ſeine Abmahnung, ſondern ich beſtellte einen Kerl, der mich hinführen ſollte. Da er nun meinen Ernſt ſah, ſagte er: weil die Haberſaat vorüber und auf dem Hofe weder zu hauen noch zu erndten, wollte er ſelbſt mit mir gehen und den Weg weiſen, denn er hatte mich ſo lieb, daß er mich ungern aus dem Geſichte ließ, und weil die Leute im Land glaubten, daß ich ſein leiblicher Sohn ſei, prangte er mit mir, und that gegen mich und Jedermann, wie etwa ein gemeiner armer Mann gegen ſeinen Sohn thun möchte, den das Glück ohne ſein Zuthun und Beförderung zu einem großen Herrn gemacht.

Alſo wanderten wir mit einander über Berg und Thal und kamen zu dem Mummelſee, ehe wir ſechs Stunden gegangen, denn mein Peter war noch ſo rüſtig und wol zu Fuß, als ein Junger. Wir verzehrten daſelbſt, was wir von Speiſe und Trank mit uns genommen, denn der weite Weg und die Höhe des Berges, auf dem die See liegt, hatte uns hungrig und hellig gemacht. Nachdem wir uns aber erquickt, beſchaute ich die See und fand gleich einige gezimmerte Hölzer darin liegen, die ich und mein Knan für Ueberbleibſel des würtembergſchen Floſſes hielten. Ich nahm aber maß die Länge und Breite des Waſſers mittels der Geometrie, weil gar beſchwerlich war, um die See zu gehen, und dieſelbe mit Schritten und Schuhen zu meſſen und brachte ſeine Beſchaffenheit vermöge des verjüngten Maßſtabes in mein Schreibtäflein, und ſobald ich damit fertig, zumal der Himmel durchaus hell und die Luft windſtill und mild war, wollte ich auch verſuchen, was Wahrheit an der Sagenmähr wäre: daß ein Ungewitter entſtehe, wenn man einen Stein in die See werfe, ſintemal ich bereits die Hörſage, daß die See keine Forellen leide, am mineraliſchen Geſchmacke des Waſſers wahr zu ſein befunden.

Solchen Verſuch in's Werk zu ſetzen, ging ich gegen die linke Hand an der See hin, an den Ort, wo das Waſſer, das ſonſt ſo hell iſt, wie ein Kriſtall, wegen der abſcheulichen Tiefe des Sees kohlſchwarz zu ſein ſcheint und deshalb ſo fürchterlich ausſieht, daß man ſich auch nur vor dem Anblicke entſetzt. Daſelbſt fing ich an, ſo große Steine hinein zu werfen, als ich immer ertragen konnte. Mein Peter oder Knan wollte mir zwar nicht allein nicht helfen und warnte und bat mich, ſo viel ihm irgend möglich, davon abzuſtehen; ich aber ſetzte meine Arbeit emſig fort, und was ich von Steinen ihrer Größe und Schwere halb nicht ertragen mochte, das wälgerte ich herbei, bis ich deren über dreißig in die See brachte. Da fing die Luft an, den Himmel mit ſchwarzen Wolken zu bedecken, in denen ein grauſames Donnern gehört wurde, ſo daß mein Peter, der jenſeit der See bei dem Auslaufe ſtund und über meine Arbeit wehklagte, mir zuſchrie, ich ſollte mich doch retten, damit uns der Regen und das ſchreckliche Wetter nicht ergreife oder noch größer Unglück betreffe.

Ich antwortete hingegen: Vater! ich will bleiben und des Endes erwarten und ſollte es auch Hellebarden regnen! Ja, ſprach mein Knan, ihr macht es wie alle verwegenen Buben, die ſich nichts darum geheien, wenn gleich die ganze Welt unterginge.

Indem ich dieſem ſeinem Schmählen zuhörte und mich nichts daran kehrte, verwandte ich die Augen nicht von der Tiefe der See, in Meinung, etwan etliche Blattern oder Blaſen vom Grunde aufſteigen zu ſehen, wie zu geſchehen pflegt, wenn man in andere tiefe, ſtillſtehende oder fließende Waſſer Steine wirft. Aber ich wurde nichts dergleichen gewahr, ſondern ſah weit gegen den Abgrund einige Weſen im Waſſer herum flattern, die mich der Geſtalt nach an Fröſche gemahnten und wie Schwärmerlein aus einer aufgeſtiegenen Rakete, die in der Luft ihre Wirkung der Gebühr nach vollbringt, herum irrten, und gleichwie ſich dieſelben mir je länger je mehr naherten, alſo ſchienen ſie auch in meinen Augen je länger je größer und an ihrer Geſtalt den Menſchen deſto ähnlicher, weswegen mich erſtlich eine große Verwunderung und endlich, weil ich ſie ſo nahe bei mir hatte, ein Grauſen und Entſetzen ankam. Ach! ſagte ich vor Schrecken zu mir ſelber, und doch ſo laut, daß es mein Knan, der jenſeit der See ſtund, hören konnte, wiewol es furchtbar donnerte: Wie ſind die Wunderwerke des Schöpfers ſogar im Bauche der Erden und in der Tiefe des Waſſers ſo groß! Kaum hatte ich dieſe Worte recht ausgeſprochen, da war ſchon eines von dieſen Sylphen oben auf dem Waſſer, das antwortete: Siehe! das bekennſt du, ehe du etwas davon geſehen haſt: was würdeſt du erſt ſagen, wenn du ſelbſt im Mittelpunkt der Erde wäreſt und unſere Wohnung, die dein Fürwitz beunruhiget, beſchaueſt? Unterdeſſen kamen noch mehr dergleichen Waſſermännlein hier und dort, wie die Tauch-Entlein hervor, die mich alle anſahn, und die Steine wieder heraufbrachten, die ich hinein geworfen, worüber ich ganz erſtaunte, und der erſte und vornehmſte von ihnen, deſſen Kleidung wie lauter Gold und Silber glänzte, warf mir einen leuchtenden Stein zu, ſo groß als ein Taubenei, und ſo grün und durchſichtig wie Smaragd, mit den Worten: Nimm hin dies Kleinod, damit du etwas von uns und dieſer See zu ſagen wiſſeſt! Ich hatte ihn kaum aufgehoben und zu mir geſteckt, da wurde mir nicht anders, als ob mich die Luft hätte erſticken oder erſäufen wollen, weshalb ich mich nicht länger aufrecht erhalten konnte, ſondern herum taumelte, wie eine Garnwinde und endlich gar in die See hinunter fiel. Sobald ich aber in's Waſſer kam, erholte ich mich wieder und brauchte, aus Kraft des Steins, den ich bei mir hatte, im Athmen das Waſſer anſtatt der Luft. Ich konnte auch gleich ſo gut, wie die Waſſermännlein, mit geringer Mühe in der See herumwebern, maßen ich mich mit ihnen in Abgrund hinab that, was mich an nichts anderes gemahnte, als wenn ſich eine Schaar Vögel mit Umſchweifen aus dem oberſten Theil der Atmosphäre gegen die Erde niederläßt.

Da mein Knan dies Wunder zum Theil, nehmlich ſoviel oberhalb des Waſſers geſchehen, ſammt meiner jählingen Verzückung geſehen, trollte er ſich von dem See hinweg und heim zu, als ob ihm der Kopf brennte. Daſelbſt erzählte er allen Verlauf; inſonderheit, daß die Waſſermännlein die Steine, ſo ich in die See geworfen, in vollem Donnerwetter wieder herauf getragen und an ihre vorige Statt gelegt, wogegen ſie mich mit ſich hinunter genommen hätten. Einige glaubten ihm, die Meiſten aber hielten es für eine Fabel. Manche bildeten ſich ein, ich hätte mich wie ein anderer Empedokles von Agrigent, der ſich in den Berg Aetna geſtürzt, damit Jedermann denken ſollte, wenn man ihn nirgend finde, er wäre gen Himmel gefahren, ſelbſt in der See ertränkt, und meinem Vater befohlen, ſolche Fabeln von mir auszugeben, um mir einen unſterblichen Namen zu machen: man hätte ja eine Zeitlang an meiner ſchwermüthigen Laune geſehen, daß ich halb verzweifelt wäre. Andere hätten gern geglaubt, wenn ſie meine Leibeskräfte nicht gewußt, mein angenommener Vater hätte mich ſelbſt ermordet, damit er als ein geiziger alter Mann meiner los würde und allein Herr auf meinem Hofe ſein möchte; alſo, daß man um dieſe Zeit von ſonſt nichts als der Mummelſee, von mir und meiner Hinfahrt und von meinem Peter in Sauerbrunnen, und auf dem Lande zu ſagen und zu rathen wußte.

13.

Plinius ſchreibt am Ende des zweiten Buchs vom Geometer Dionyſius Dorus; daß deſſen Freunde einen Brief, den er geſchrieben, in ſeinem Grabe gefunden, in dem er berichtet, daß er daraus bis in den Mittelpunkt der Erde kommen ſei und befunden habe, daß bis dahin zwei und vierzig tauſend Stadien. Der Fürſt über die Mummelſee dagegen, der mich begleitet und obiger Geſtalt vom Erdboden hinweg geholt hatte, ſagte mir für gewiß, daß ſie aus dem Mittelpunkte der Erde bis an die Luft durch die halbe Erde juſt neunhundert deutſcher Meilen hätten, ſie wollten nun nach Deutſchland oder zu den Gegenfüßlern, und ſolche Reiſen müßten ſie Alle durch dergleichen Seen nehmen, deren hin und wieder in der Welt ſo viele, als Tage im Jahre ſeien, und die mit ihren Enden und Abgründen Alle bei ihres Königs Wohnung zuſammen ſtießen. Dieſe große Weite nun durchmaßen wir eh' als in einer Stunde, ſo daß wir mit unſerer ſchnellen Reiſe des Monden Lauf wenig oder gar nichts nachgaben, und dennoch geſchah das ſogar ohne Beſchwerde, daß ich nicht allein keine Müdigkeit empfand, ſondern auch in dem ſanften Abfahren mit dem Mummelſeer Prinzen allerhand beſprechen konnte, denn da ich ſeine Freundlichkeit merkte, fragte ich ihn, zu was Ende ſie mich einen ſo weiten, gefährlichen und den Menſchen ungewöhnlichen Weg mit ſich nehmen? Da antwortete er mir gar beſcheiden: Der Weg ſei nicht weit, den man in einer Stunde ſpazieren könnte, und nicht gefährlich, weil ich ihn und ſeine Geſellſchaft mit dem überreichten herrlichen Stein bei mir hätte; daß er mir aber ungewöhnlich vorkomme, ſei nicht zu verwundern. Sonſt hätte er mich nicht nur auf ſeines Königs Befehl, der etwas mit mir zu reden, abgeholt, ſondern auf daß ich auch die ſeltſamen Wunder der Natur unter der Erde und in Waſſern beſchauen ſollte, über die ich mich ſchon auf dem Erdboden verwundert, eh' ich noch kaum einen Schatten davon geſehen. Darauf bat ich ihn: er wollte mich berichten, zu was Ende der gütige Schöpfer ſoviel wunderbarliche Seen erſchaffen, ſintemal ſie, wie mich dunkte, keinem Menſchen nutzten, ſondern viel ehender Schaden bringen könnten? Er antwortete: Du fragſt billig um das was du nicht weißt oder verſtehſt: Dieſe Seen ſind dreierlei Urſachen halb erſchaffen. Erſtlich werden durch ſie alle Meere, wie die Namen haben, und ſonderlich der große Ozean, wie mit Nägeln an die Erde geheftet. Zweitens werden von uns durch dieſe See, wie durch Teichel, Schlauche oder Stiefeln bei einer Waſſerkunſt, deren ihr Menſchen gebraucht, die Waſſer aus dem Abgrunde des Weltmeers in alle Quellen des Erdbodens getrieben, wovon alsdann die Brunnen in der ganzen Welt fließen, die großen und kleinen Waſſerflüſſe entſtehen, der Erdboden befeuchtet, die Gewächſe erquickt und Menſchen und Vieh getränkt werden. Drittens, daß wir als vernünftige Geſchöpfe Gottes hierin leben, unſere Geſchäfte verrichten und

Gott den Schöpfer in ſeinen großen Wunderwerken loben ſollen. Hierzu ſind wir und ſolche Seen erſchaffen, und werden bis an den jüngſten Tag beſtehen. Wenn wir aber gegen dieſe letzte Zeit unſere Geſchäfte, wozu wir von Gott und Natur verordnet, aus einer oder anderen Urſache unterlaſſen, ſo muß nothwendig die Welt durch Feuer untergehen, nur kann dies vermuthlich nicht früher geſchehen, es ſei denn, daß ihr den Mond verliert, wie der zwei und ſiebenzigſte Pſalmen beſagt, oder den Morgen= und Abendſtern, denn es müßten das Pflanzen= und Thierreich erſt vergehen und alle Waſſer verſchwinden, ehe die Erde von ſich ſelbſt durch der Sonne Hitze ſich entzünde, verkalke und wieder umſchaffe. Welches uns doch nicht zu wiſſen gebührt, und Gott allein bekannt iſt, außer was wir etwa muthmaßen und eure Chemiker etwa aus ihrer Kunſt daher lallen.

Da ich ihn ſo reden und die heilige Schrift anziehen hörte, fragte ich: ob ſie ſterbliche Geſchöpfe wären, die nach der jetzigen Welt auch ihr künftiges Leben zu hoffen hätten? oder ob Geiſter, die, ſo lange die Welt ſtünde, nur ihre anbefohlenen Geſchäfte verrichteten? Darauf erwiederte er: Wir ſind keine Geiſter, ſondern ſterbliche Leutlein, und wenn wir zwar auch mit vernünftigen Seelen begabt ſind, ſo ſterben dieſe doch mit den Leibern dahin und vergehen. Gott iſt allerdings ſo wunderbar in ſeinen Werken, daß keine Kreatur ſie auszuſprechen vermag; jedoch will ich dir, ſoviel unſre Art anlangt, einfältiglich erzählen, damit du daraus faſſeſt, wie weit wir von den anderen Geſchöpfen Gottes zu unterſcheiden ſind. Die heiligen Engel ſind Geiſter, als Ebenbilde Gottes gerecht, verſtändig, frei, keuſch, hell, ſchön, klar, geſchwind und unſterblich, zu dem Ende geſchaffen, daß ſie in ewiger Freude Gott loben, rühmen, ehren und preiſen; in dieſer Zeitlichkeit aber der Kirche Gottes hier auf Erden aufwarten und die aller=

heiligſten göttlichen Befehle verrichten, weswegen ſie zuweilen auch Boten genannt werden. Ihrer ſind auf einmal ſo viele hundert tauſendmaltauſend Millionen erſchaffen worden, als der göttlichen Weisheit wohlgefällig geweſen. Nachdem aber aus ihrer großen Anzahl unausſprechlich Viele, die ſich ihres hohen Adels überhoben, aus Hoffarth gefallen, ſind erſt eure erſten Eltern von Gott mit einer vernünftigen und unſterblichen Seele zu ſeinem Ebenbilde erſchaffen und darum mit Leibern begabt worden, daß ſie ſich aus ſich ſelbſt vermehren, bis ihr Geſchlecht die Zahl der gefallenen Engel wiederum erfülle. Zu ſolchem Ende nun wurde die Welt ſammt allen andern Kreaturen erſchaffen, damit der irdiſche Menſch darauf wohnen, Gott loben und ſich aller anderen erſchaffenen Dinge auf der Erdkugel, als worüber ihn Gott zum Herrn gemacht, zu Gottes Ehren und zu ſeines Nahrung bedürftigen Leibes Erhaltung bediene. Damals hatte der Menſch dieſen Unterſchied zwiſchen ſich und den heiligen Engeln, daß er mit der irdiſchen Bürde ſeines Leibes beladen, nicht wußte, was gut und böſe war, und deshalb nicht ſo ſtark und geſchwind wie ein Engel ſein konnte. Er hatte jedoch mit den unvernünftigen Thieren nichts gemein. Demnach er aber durch den Sündenfall im Paradieſe ſeinen Leib dem Tode unterwarf, hielten wir ihn für das Mittel zwiſchen den heiligen Engeln und den unvernünftigen Thieren. Denn gleichwie eine entleibte Seele eines zwar irdiſchen doch himmliſch geſinnten Menſchen alle gute Eigenſchaft eines heiligen Engels an ſich hat; alſo iſt der entſeelte Leib eines irdiſchen Menſchen, der Verweſung nach, einem anderen Aaſe eines unvernünftigen Thieres gleich. Uns ſelbſt halten wir für das Mittel zwiſchen euch und den anderen lebendigen Kreaturen der Welt, ſintemal, obſchon wir vernünftige Seelen haben wie ihr, ſo ſterben dieſelben doch mit unſern Leibern hinweg, wie die lebhaften Geiſter der unvernünftigen Thiere in ihrem Tode verſchwinden. Zwar iſt uns kundbar, daß ihr durch den ewigen Sohn Gottes, der uns denn auch erſchaffen, auf das Höchſte geadelt worden ſeid, indem er euer Geſchlecht angenommen, der göttlichen Gerechtigkeit genug gethan, den Zorn Gottes geſtillt und euch die ewige Seligkeit wieder erworben hat, welches alles euer Geſchlecht dem unſrigen weit vorzieht; aber ich rede und verſtehe hier nichts von der Ewigkeit, weil wir deren zu genießen nicht fähig ſind, ſondern allein von dieſer Zeitlichkeit, worin der allgütige Schöpfer uns genugſam beſeligt, als mit einer guten geſunden Vernunft, mit Erkenntniß des allerheiligſten Willen Gottes, ſo viel uns vonnöthen, mit geſunden Leibern, mit langem Leben, mit der edlen Freiheit, und mit genugſamer Wiſſenſchaft, Kunſt und Verſtand aller natürlichen Dinge, und endlich, was das Meiſte iſt, ſind wir keiner Sünde und dannenher auch keiner Strafe noch dem Zorne Gottes, ja nicht einmal der geringſten Krankheit unterworfen. Dieſe Dinge habe ich dir darum ſo weitläuftig erzählt und der heiligen Engel, irdiſchen Menſchen und unvernünftigen Thiere deswegen gedacht, damit du mich deſto beſſer verſtehen könneſt. Ich antwortete: Es wollte mir dennoch nicht in Kopf: da ſie keiner Miſſethat und alſo auch keiner Strafe unterworfen, wozu ſie denn eines Königs bedürftig? desgleichen, wie ſie ſich der Freiheit rühmen könnten, wenn ſie einem Könige unterworfen? Und wie ſie geboren werden und wieder ſterben könnten, wenn ſie gar keine Schmerzen oder Krankheit zu leiden geartet wären? Darauf erwiederte mir das Prinzlein: Sie hätten ihren König nicht, daß er Gerechtigkeit ausüben, noch daß ſie ihm dienen ſollten, ſondern daß er wie der König oder Weiſel in einem Immenſtock ihre Geſchäfte leite. Sie ſtürben nicht mit Schmerzen, ſondern aus hohem gebrechlichen Alter noch weniger aus Krankheit, ſondern wie ein Licht verlöſche, wenn es ſeine Zeit geleuchtet habe, wodann ihre Leiber ſammt den Seelen verſchwänden. Gegen die Freiheit, der ſie ſich gerühmt, ſei die Freiheit des allergrößten Monarchen unter uns irdiſchen Menſchen gar nichts, ja nicht ſoviel als ein Schatten zu rechnen, denn ſie könnten weder von uns noch andern Geſchöpfen getödtet, oder zu etwas unbeliebigem genöthigt, viel weniger befängnißt werden, weil ſie Feuer, Waſſer, Luft und Erde ohne Mühe und Müdigkeit, von der ſie nichts wüßten, durchgingen. Darauf ſagte ich: Wenn es mit euch ſo beſchaffen, ſo iſt euer Geſchlecht von dem Schöpfer weit höher geadelt und beſeligt als das unſrige. Ach, nein! entgegnete der Fürſt: Ihr ſündigt, wenn ihr dies glaubt, indem ihr die Güte Gottes einer Sache beſchuldigt. die nicht ſo iſt, denn ihr ſeid weit mehr beſeligt, als wir, weil ihr zu der ſeligen Ewigkeit und das Angeſicht Gottes unaufhörlich anzuſchauen erſchaffen, in welchem Leben euer Einer der ſelig wird, in einem Augenblicke mehr Freude und Wonne, als unſer ganzes Geſchlecht von Anfang der Erſchaffung bis an den jüngſten Tag genießt. Ich fragte: was haben denn die Verdammten davon? und er antwortete mit der Gegenfrage: Was kann die Güte Gottes dafür, wenn euer Einer ſein ſelbſt vergißt, ſich den Kreaturen der Welt und deren Wollüſten ergibt, ſeinen Begierden den Zügel ſchießen läßt und ſich dadurch dem unvernünftigen Vieh, ja durch ſolchen Ungehorſam gegen Gott mehr den hölliſchen als ſeligen Geiſtern gleich macht? Dieſer Verdammten ewiger Jammer, worein ſie ſich ſelbſt geſtürzt haben, benimmt darum der Hoheit und dem Adel ihres Geſchlechtes nichts, ſintemal ſie ſowol als Andere in ihrem zeitlichen Leben die ewige Seligkeit hätten erlangen mögen, wenn ſie nur auf dem dazu verordneten Wege wandeln wollen.

14.

Ich ſagte zu dem Fürſtlein: Weil ich auf dem Erdboden ohnedies mehr als ich mir zu nutz machte Gelegenheit hätte, von dieſer Materie zu hören, ſo wollte ich ihn gebeten haben, mir die Urſache zu erzählen, warum zu Zeiten ein ſo groß Ungewitter entſtehe, wenn man Steine in ſolche See würfe? denn ich erinnere mich von dem Pilatus-See im Schweizerlande eben dergleichen gehört und vom See bei Camarina in Sizilien ein ſolches geleſen zu haben, wovon das Sprüchwort entſtanden Camarinam movere. Er antwortete: Weil Alles, was ſchwer iſt, nicht aufhört, gegen den Mittelpunkt der Erde zu fallen, wenn es in ein Waſſer geworfen wird, es treffe denn einen Boden an, darauf es unterweges liegen bliebe, hingegen dieſe Seen alle miteinander bis auf den Mittelpunkt bodenlos und offen ſind, alſo daß die Steine, die hinein geworfen werden, nothwendig und natürlicher Weiſe in unſere Wohnung fallen und liegen bleiben müßten, ſchafften wir ſie nicht wieder zu eben dem Orte, woher ſie kommen, von uns hinaus; ſo thun wir ſolches deshalb mit Ungeſtüm, damit der Muthwille derjenigen, die ſie hinein zu werfen pflegen, abgeſchreckt und im Zaum gehalten werde, was dann eines von den vornehmſten Stücken des Geſchäftes iſt, zu dem wir erſchaffen ſind. Sollten wir geſtatten, daß ohne dergleichen Ungewitter die Steine eingeſchmiſſen und wieder ausgeſchafft würden, ſo käme es endlich dazu, daß wir nur mit den muthwilligen Leuten zu thun hätten, die uns täglich von allen Orten der Welt her aus Kurzweile Steine zuſendeten. An dieſer einzigen Verrichtung, die wir zu thun haben, kannſt du die Nothwendigkeit unſeres Geſchlechts abnehmen, denn wenn obiger Geſtalt die Steine von uns nicht ausgetragen und doch täglich durch dergleichen Seen, die ſich hin und wieder in der Welt befinden, dem Mittelpunkte der Erde, darin wir wohnen, ſo viele zugeſchickt würden, ſo müßten endlich zugleich die Gebäude, damit das Meer an die Erde geheftet und befeſtigt, zerſtört, und die Gänge, durch welche die Quellen aus dem Abgrunde des Meeres auf die Erde geleitet, verſtopft werden, was nichts als eine ſchädliche Verwirrung und der ganzen Welt Untergang mit ſich bringen könnte.

Ich bedankte mich für dieſe Mittheilung und ſagte: Da ich verſtehe, daß euer Geſchlecht durch ſolche Seen die Quellen und Flüſſe des ganzen Erdbodens mit Waſſer verſieht, ſo werdet ihr auch Bericht geben können, warum ſich die Waſſer nicht alle gleich befinden, es mag an Geruch und Geſchmack oder an Kraft und Wirkung ſein, obwol ſie ihre Wiederkehrung, wie ihr meint, urſprünglich aus dem Abgrunde des großen Ozeans hernehmen, in den ſich alle Waſſer wiederum ergießen. Denn einige Quellen ſind liebliche Sauerbrunnen und taugen zu der Geſundheit, einige ſind zwar ſauer, aber unfreundlich und ſchädlich zu trinken, und andere ſind gar tödtlich und vergiftet. Einige Brunnen ſind laulich, einige ſiedendheiß, und andere eiskalt. Einige freſſen durch Eiſen gleich Scheidewaſſer; andere hingegen heilen alle Wunden. Einige Waſſer werden zu Stein, andere zu Salz, noch andere zu Vitriol. Der See bei Zirknitz in Kärnthen hat nur Winterszeit Waſſer und im Sommer liegt er allerdings trocken. Der Brunen bei Aengſtlen lauft nur Sommerszeit und zwar nur zu gewiſſen Stunden, wenn man das Vieh tränkt, der Schändlebach bei Obernähenheim lauft nicht eher als wenn ein Unglück über Land kommen ſoll. Und der Fluß Sabbaticus in Syrien bleibt allezeit den ſiebenten Tag gar aus. Worüber ich mich öftere Male, wenn ich der Sache nachgedacht und die Urſache nit erſinnen können, höchlichſt verwundern müſſen.

Hierauf antwortete mir der Fürſt: Dieſe Dinge alle hätten ihre natürlichen Urſachen, welche dann von den Naturkündigern unſeres Geſchlechts mehrentheils aus den unterſchiedlichſten Gerüchen, Geſchmacken, Kräften und Wirkungen der Waſſer genugſam errathen, abgenommen und auf dem Erdboden offenbart worden wären. Wenn ein Waſſer von ihrer Wohnung bis zu ſeinem Auslaufe, den wir die Quelle nannten, nur durch allerhand Steine laufe, ſo verbleibe es allerdings kalt und ſüß. Dafern es aber auf ſolchem Wege zwiſchen Metallen durchgehe, denn der große Bauch der Erde ſei innerlich nicht an einem Orte wie an dem andern beſchaffen, oder durch Schwefel, Salz in allen ſeinen Gattungen, weiße, rothe, gelbe, grüne Farben u. ſ. w., ſo nehme es deren Eigenſchaften an ſich, alſo daß es den Menſchen entweder heilſam oder ſchädlich werde. Die warmen Waſſer, ſagte er, nehmen ihre Hitze von dem Feuer an ſich, das in der Erde brennt, und ſowol als unſere See hin und wieder ſeine Luftlöcher und Kamine hat, wie man an dem berühmten Berge Aetna in Sizilien und anderen mehr abnehmen mag. Was aber den Zirknitzer See anlangt, ſo wird deſſen Waſſer Sommerszeit bei den kärnthner Gegenfüßlern geſehen und der Aengſtler Brunnen an anderen Orten des Erdbodens zu gewiſſen Stunden und Zeiten des Jahres und Tages anzutreffen ſein, um eben das zu thun, was er bei den Schweizern verrichtet. Gleiche Beſchaffenheit hat es mit der Ober-Nähenheimer Schändlebach, welche Quellen alle durch unſeres Geſchlechts Leutlein nach Willen und Ordnung Gottes, ſein Lob dadurch bei euch zu mehren, ſo geleitet und geführt werden. Den Fluß Sabbaticus in Syrien betreffend, pflegen wir in unſerer Wohnung, wenn wir den ſiebenten Tag feiern, in deſſen Urſprung und Kanal, als den luſtigſten Ort des ganzen Aequators, uns zu lagern und zu ruhen, weswegen er dann nicht laufen mag, ſo lange wir da dem Schöpfer zu Ehren feierlich verharren.

Nach ſolchem Geſpräche fragte ich den Prinzen: ob er mich nicht auch durch einen anderen als den Mummelſee an einem anderen Orte wieder auf die Erde bringen könnte? Freilich! antwortete er: warum das nicht? wenn es Gottes Wille iſt. Auf ſolche Weiſe haben unſere Voreltern vor alten Zeiten etliche Cananäer, die dem Schwerte Joſua entronnen und ſich aus Verzweiflung in einen ſolchen See geſprengt, nach Amerika geführt, maßen deren Nachkömmlinge noch auf den heutigen Tag den See zu zeigen wiſſen, woraus ihre Ureltern anfänglich entſprungen.

Als ich nun ſah, daß er ſich über meine Verwunderung wunderte, gleich als ob ſeine Erzählung nicht verwunderungswürdig wäre, fragte ich ihn: ob ſie ſich denn nicht auch wunderten, wenn ſie etwas ſeltſames und ungewöhnliches von uns Menſchen ſähen? Er entgegnete: Es wundert uns an euch nichts mehr, als daß ihr euch, die ihr doch zum ewigen ſeligen Leben und den unendlichen himmliſchen Freuden erſchaffen, durch die zeitlichen und irdiſchen Wollüſte, die ſo wenig ohne Unluſt und Schmerzen, als die Roſen ohne Dornen ſind, dergeſtalt habt bethören laſſen, daß ihr dadurch eure Gerechtigkeit am Himmel verliert, euch der fröhlichen Anſchauung des allerheiligſten Angeſichtes Gottes beraubt und zu den verſtoßenen Engeln in die ewige Verdammniß ſtürzt! Ach! dürfte unſer Geſchlecht an eurer Stelle ſein, wie würde ſich ein Jeder befleißen, in dem Augenblicke eurer nichtigen und flüchtigen Zeitlichkeit die Probe beſſer zu halten, als ihr, denn das Leben, das ihr habt, iſt nicht euer Leben, ſondern euer Leben oder der Tod wird euch erſt gegeben, wenn ihr die Zeitlichkeit verlaßt. Was ihr das Leben nennt, iſt nur ein Moment oder Augenblick, euch verliehen, darin Gott zu erkennen und euch ihm zu nähern, damit er euch zu ſich nehme Dannenher halten wir die Welt für einen Probirſtein Gottes, worauf der Allmächtige die Menſchen, wie ſonſt ein reicher Mann Gold und Silber probirt, und nachdem er ihren Gehalt am Strich befindet, oder nachdem ſie ſich durch's Feuer läutern laſſen, die guten und feinen Gold- und Silberſorten in ſeinen himmliſchen Schatz legt, die böſen und falſchen aber in's ewige Feuer wirft, was euch denn euer Heiland und unſer Schöpfer mit dem Beiſpiele vom Weizen und Unkraute genugſam vorgeſagt und offenbart hat.

15.

Dies war das Ende unſeres Geſprächs, weil wir uns dem Sitze des Königs näherten, vor den ich ohne Zeremonien oder Zeitverluſt gebracht wurde. Da hatte ich nun Urſache, mich über ſeine Majeſtät zu verwundern, da ich doch weder eine wohlbeſtellte Hofhaltung, noch einiges Gepränge, ja auf's wenigſte einen Kanzler oder geheime Räthe, noch Dolmetſcher oder Trabanten und Leibwache, ja ſogar keinen Schalksnarren, Koch, Keller, Pagen, noch Günſtling oder Tellerlecker ſah, ſondern rings um ihn ſchwebten die Fürſten über alle Seen, die ſich in der ganzen Welt befinden, ein jeder in der Landesart aufziehend, worein ſich ſeine unterhabende See von dem Mittelpunkte der Erde aus erſtreckte. Ich ſah zugleich die Ebenbilder der Chineſer und Afrikaner, Troglodyten und Novazembler, Tartaren und Mexikaner, Samojeden und Moluccenſer, ja auch von denen, die unter dem Nord- und Südpole wohnen, was wol ein ſeltſames Schauſpiel war. Die zwei, ſo über die wilde und ſchwarze See die Aufſicht trugen, waren allerdings bekleidet wie der mich geleitet hatte, weil ihre Seen zunächſt am Mummelſee gelegen, der über den Pilatusſee geſetzt war, zog mit einem breiten ehrbaren Barte und einem Paar Pluderhoſen auf, wie ein reputirlicher Schweizer, und der die obgemeldte See Camarina behüthete, ſah mit Kleidern und Geberden einem Sizilianer ſo ähnlich, daß einer tauſend Eide geſchworen hätte, er wäre noch niemals aus Sizilien kommen und könnte kein deutſches Wort. Alſo ſah ich auch, wie in einem Trachtenbuche, die Geſtalten der Perſer, Japaner, Moskowiter, Finnen, Lappen und anderen Völker der Welt.

Ich durfte nicht viel Umſtände machen, denn der König fing ſelbſt an, ſein gut Deutſch mit mir zu reden, indem ſein erſtes Wort war, daß er fragte: Aus was Urſache haſt du dich unterfangen, uns muthwilliger Weiſe ſo einen Haufen Steine zuzuſchicken? Ich verſetzte kurz: weil bei uns einem jeden erlaubt iſt, an einer verſchloſſenen Thüre anzuklopfen. Darauf ſagte er: Wie! wenn du aber den Lohn deiner fürwitzigen Zudringlichkeit empfingeſt? Ich antwortete: Ich kann mit keiner größeren Strafe belegt werden, als daß ich ſterbe; ſintemal ich aber ſeither ſo viele Wunder erfahren und geſehen habe, wie unter Millionen Menſchen keiner das Glück hat, würde mir mein Sterben ein geringes und mein Tod für gar keine Strafe zu rechnen ſein. Ach, elende Blindheit! ſagte der König und hub die Augen auf, wie einer, der aus Verwunderung gen Himmel ſchaut, ferner ſagend: Ihr Menſchen könnt nur einmal ſterben, und ihr Chriſten ſollet den Tod nicht eher getroſt zu überſtehen wiſſen, ihr wäret denn mittelſt eures Glaubens und Liebe zu Gott durch eine unzweifelhafte Hoffnung verſichert, daß eure Seelen das Angeſicht des Höchſten eigentlich anſchauen würden, ſobald der ſterbende Leib die Augen zuthäte. Aber ich habe für diesmal weit anderes mit dir zu reden! Es iſt mir nehmlich hinterbracht worden, ſagte er ferner, daß ſich die irdiſchen Menſchen und ſonderlich ihr Chriſten des jüngſten Tages eheſtens verſehen, weil nicht allein alle Weiſſagung, ſonderlich was die Sybillen hinterlaſſen, erfüllt, ſondern auch Alles was auf Erden lebt, den Laſtern ſo ſchrecklich ergeben ſei, daß der allmächtige Gott nicht länger verziehen werde, der Welt ihre Endſchaft zu geben. Weil nun unſer Geſchlecht mit ſammt der Welt untergehen, und im Feuer, wiewol wir des Waſſers gewohnt, verderben muß, alſo entſetzen wir uns nicht wenig wegen des Nahens ſolcher Zeit und haben dich zu uns holen laſſen, zu vernehmen, was etwa deshalb für Sorge oder Hoffnung zu hegen ſein mag. Wir zwar können aus dem Geſtirne noch nichts dergleichen abnehmen, auch nicht an der Erdkugel vermerken, ob eine ſo nahe Veränderung vorhanden ſei oder nicht, und müſſen uns deswegen von denen benachrichtigen laſſen, welchen vor dem ihr Heiland ſelbſt einige Wahrzeichen ſeiner Zukunft hinterlaſſen hat. Wir erſuchen dich darum ganz holdſelig, du wolleſt uns bekennen, ob der Glaube noch auf Erden ſei oder nicht, den der zukünftige Richter bei ſeiner Ankunft ſchwerlich mehr finden wird?

Ich erwiederte dem Könige: er hätte mich Sachen gefragt, die mir zu beantworten viel zu hoch ſeien, zumal da Künftiges zu wiſſen und ſonderlich die Ankunft des Herrn allein Gott bekannt. Nun wolan denn! verſetzte der König, ſo ſage mir, wie ſich die Stände der Welt in ihrem Berufe halten, damit ich daraus entweder der Welt und unſeres Geſchlechtes Untergang, oder gleich meinen Worten mir und den Meinigen ein langes Leben und glückſelige Herrſchaft muthmaßen könne. Hingegen will ich dich ſehen laſſen, was noch Wenige zu ſehen bekommen, und dich hernach mit einer ſolchen Verehrung abfertigen, der du dich dein Lebtage wirſt zu erfreuen haben, wenn du mir die Wahrheit bekennſt.

Ich ſchwieg ſtill und bedachte mich; der König aber fuhr fort und ſagte: Nun dran, dran! fange mit dem

Höchſten an und beſchließ es beim Niedrigſten; es muß doch ſein, wenn du wieder auf den Erdboden willſt. Ich antwortete: wenn ich beim Höchſten anfangen ſoll, ſo mache ich billig den Anfang mit den Geiſtlichen. Dieſelben nun ſind gemeiniglich Alle, ſie ſeien welcher Religion ſie wollen, ſo wie ſie Euſebius in einer Rede beſchrieben, nehmlich rechtſchaffene Verächter der Ruhe, Vermeider der Wollüſte, in ihrem Berufe begierig zur Arbeit, geduldig in Verachtung, ungeduldig zur Ehre, arm an Hab' und Geld, reich am Gewiſſen, demüthig gegen ihre Verdienſte und hochmüthig gegen Laſter. Und gleichwie ſie ſich allein befleißigen, Gott zu dienen, miteinander wie die Verſammlung der Eremiten in der thebaniſchen Wildniß zu leben, und auch die übrigen Menſchen, mehr durch ihr Beiſpiel als ihre Worte, zum Reiche Gottes zu bringen; alſo haben die weltlichen hohen Häupter und Vorſteher ihr Abſehen nur auf die liebe Gerechtigkeit, welche ſie dann, ohne Anſehen der Perſon, einem jeden, Armen und Reichen, durch die Bank hinaus, ſchnur gerade ertheilen und widerfahren laſſen. Die Kaufleute handeln nicht aus Geiz oder um Gewinnes willen, ſondern damit ſie ihren Nebenmenſchen mir ihrer Waare dienen, die ſie zu dem Ende mit großer Mühe und Gefahr aus fernen Landen herbringen. Die Wirthe treiben ihre Wirthſchaften nicht um reich zu werden, ſondern damit ſich der Hungrige, Durſtige und Reiſende bei ihnen erquicken und ſie die Bewirthung als ein Werk der Barmherzigkeit an den müden und kraftloſen Menſchen üben können. Die Handwerker wiſſen von keinem Bevortheilen und Lügen, ſondern befleißigen ſich, ihre Kunden mit rechtſchaffener Arbeit zu verſehen. Den Schneidern thut nichts Geſtohlenes im Auge weh, und die Weber bleiben aus Redlichkeit ſo arm, daß ſich nicht einmal Mäuſe bei ihnen ernähren können, denen ſie etwa ein Knäuel Garn nachwerfen müßten. Man ſpürt keine

Hoffart, denn jeder weiß, daß er ſterblich iſt; man merkt keinen Neid, denn es erkennt je Einer den Andern für ein Ebenbild Gottes, das von ſeinem Schöpfer geliebt wird; Keiner erzürnt ſich über den Andern, weil ſie wiſſen, daß Chriſtus für Alle gelitten und geſtorben. Man hört von keiner Unkeuſchheit, oder unordentlichen Begierden, ſondern was ſo vorgeht, das geſchieht aus Liebe zur Kinderzucht, damit das Reich Gottes gemehrt werde. Da findet man keine Trunkenbolde, ſondern wenn Einer den Andern mit einem Trunke ehrt, ſo laſſen ſich Beide an einem chriſtlichen Räuſchlein genügen. Da iſt keine Trägheit im Gottesdienſte, denn ein jeder bezeigt einen emſigen Fleiß und Eifer, wie er vor allen Anderen Gott dienen möge und eben deswegen ſind jetzund ſo ſchwere Kriege auf Erden, weil je ein Theil vermeint, das andere diene Gott nicht recht. Es giebt keine Kriegsgurgeln mehr, die die Leute berauben und verderben, ſondern Soldaten, die das Vaterland beſchirmen, keine muthwilligen, faulen Bettler, ſondern Verächter der Reichthümer und Liebhaber der freiwilligen Armuth.

16.

Ich hielt ein wenig inne und bedachte mich, was ich ferner vorbringen wollte; aber der König ſagte: er hätte bereits ſo viel gehört, daß er nicht mehr zu wiſſen begehre. Wenn ich wollte, ſo ſollten mich die Seinen wieder an den Ort bringen, wo ſie mich weggenommen; wäre ich aber, wie ich ſchiene, neugierig, in ſeinem Reiche Eines und Anderes zu beſchauen, ſo ſollte ich ſicher geleitet werden, wohin ich nur wollte. Da ich mich hierauf nicht entſchließen und antworten konnte, ſo wandte er ſich zu Einigen, die eben in den Abgrund des treiſchen Meeres ſich begeben und dort wie aus einem Garten und wie von einer Jagd Nahrung holen ſollten. Zu denen ſagte er: Nehmt ihn mit und bringt ihn bald wieder her, damit er noch heute auf den Erdboden zurückgeſtellt werde. Zu mir aber ſagte er: Ich könnte mich unterdeſſen auf etwas beſinnen, das in ſeiner Macht ſtünde, mir es zur Belohnung und zu ewigem Gedächtniß auf den Erdboden mitzugeben.

Alſo wiſchte ich mit den Sylphen durch ein Loch davon, das etliche hundert Meilen lang war, ehe wir auf den Grund des obgedachten friedſamen Meeres kamen. Darauf ſtunden Korallenzinken ſo groß als die Eichbäume, von welchen ſie zur Speiſe mit ſich nahmen, was noch nicht erhartet und gefärbt war, denn ſie pflegen ſie zu eſſen, wie wir die jungen Hirſchgeweihe. Da ſah man Schneckenhäuslein, ſo hoch als ein ziemlicher Rondel und ſo breit als ein Scheuerthor, desgleichen Perlen, ſo dick als Fäuſte, welche ſie anſtatt der Eier aßen, und andere viel ſeltſamere Meerwunder, die ich nicht nennen kann. Der Boden war überall mit Smaragden, Türkiſen, Rubinen, Diamanten, Saphiren und anderen dergleichen Steinen überſtreut, gemeiniglich in der Größe wie bei uns Wackenſteine, ſo hin und wieder in den fließenden Bächen liegen. Da ſah man hier und dort gewaltige Schroffen viele Meilen Weges hoch emporragen, die über das Waſſer hinausgingen und luſtige Inſeln trugen. Dieſe waren rund herum mit allerhand wunderbarlichen Meergewächſen geziert, und von mancherlei ſeltſamen kriechenden, ſtehenden und gehenden Geſchöpfen bewohnt, gleich wie der Erdboden von Menſchen und Thieren.. Die Fiſche aber, deren wir groß und klein und von unzählbarer Art die Menge über uns im Waſſer herumſchwärmen ſahen, mahnten mich allerdings an ſo vielerlei Vögel, die ſich zur Frühlingszeit und im Herbſte bei uns in der Luft erluſtigen. Und weil es eben Vollmond und eine helle Zeit, denn die Sonne war damals über unſerem Horizonte, alſo daß ich mit unſeren Gegenfüßlern Nacht, die Europäer aber Tag hatten, konnte ich durch das Waſſer hinauf den Mond und das Geſtirn ſammt dem Südpole ſehen, weſſen ich mich verwundern mußte. Derjenige, dem ich in ſeine Obhut befohlen war, ſagte mir jedoch: wenn wir eben ſo den Tag als die Nacht hätten, würde mir Alles noch erſtaunlicher vorkommen, denn man könnte alsdann von weitem ſehen, wie es ſowol im Abgrunde des Meeres als auf dem Lande ſchöne Berge und Thäler abgebe, welches ſchöner ſchiene, als die ſchönſten Landſchaften auf dem Erdboden. Als er auch ſah, daß ich mich über ihn und Alle die mit ihm waren, verwunderte, wie ſie, als Peruaner, Braſilianer oder Hindoſtaner auferzogen, dennoch ſo gut Deutſch redeten, da ſagte er, daß ſie nicht mehr als eine Sprache könnten, die aber alle Völker auf dem ganzen Umkreiſe der Erde in ihrer Sprache verſtünden, und ſie dieſelben wiederum, was daher komme, weil ihr Geſchlecht mit der Thorheit, die bei dem babyloniſchen Thurm vorgangen, nichts zu ſchaffen hätte.

Als meine Convoi ſich genugſam mit Lebensmitteln verſorgt hatte, kehrten wir durch eine andere Höhle aus dem Meere in den Mittelpunkt der Erde zurück. Unterweges erzählte ich ihrer Etlichen, daß ich vermeint, die Erde wäre inwendig hohl, in welchem hohlen Theile die Zwerge wie in einem Krahnrade herumliefen und alſo die ganze Erdkugel in die Runde drillten, damit ſie überall von der Sonne beſchienen würde, die nach Ariſtarchus und Kopernikus Meinung mitten am Himmel unbeweglich ſtill ſtünde. Ich wurde aber dieſer Einfalt wegen ſchrecklich ausgelacht, mit Bericht: ich ſollte ſowol der genannten beiden Gelehrten Meinung als meine gehabte Einbildung mir einen eiteln Traum ſein laſſen. Ich ſollte mich, ſagten ſie, anſtatt dieſer Gedanken beſinnen, was für eine Gabe ich von ihrem Könige begehren wollte, damit ich nicht mit leerer Hand wiederum auf den Erdboden durfe. Ich antwortete: Die Wunder, die ich ſeither geſehen, hätten mich ſogar aus mir ſelbſt gebracht, daß ich mich auf nichts bedenken konnte, mit Bitte, ſie wollten mir doch rathen, was ich von dem Könige begehren ſollte. Meine Meinung wäre, ſintemal er alle Brunnenquellen in der Welt zu leiten, ihn um einen Geſundbrunnen auf meinen Hof zu erſuchen, wie der neulich von ſelbſt in Deutſchland entſprungene, der jedoch nur ſüß Waſſer führe. Der Fürſt oder Herrſcher über das ſtille Meer und deſſen Höhlen antwortete: Solches würde in ſeines Königs Macht nicht ſtehen, und wenn gleich es bei ihm ſtünde und er mir gern willfahren wollte, ſo hätten doch dergleichen Heilbrunnen in die Länge keinen Beſtand. Ich bat ihn mir unbeſchwert die Urſache zu erzählen, und da entgegnete er: Es befinden ſich hin und wieder in der Erde leere Stätten, die ſich nach und nach mit allerhand Metallen ausfüllen, weil ſie daſelbſt aus einer feuchten, klebrigen und dicken Ausdünſtung erzeugt werden. Indem nun ſolche Zeugung geſchieht, ſchlägt ſich zu Zeiten durch die Spalten des gold- und ſilberhaltigen Markaſits aus dem Mittelpunkte, von wannen alle Quellen getrieben werden, Waſſer dazu, welches um und zwiſchen den Metallen viele hundert Jahre ſich enthalt und der Metalle edle Art und heilſame Eigenſchaften an ſich nimmt. Wenn dann das Waſſer aus dem Mittelpunkte je länger je mehr wird, und durch ſeinen ſtarken Trieb einen Auslauf auf den Erdboden ſucht und findet, ſo wird dasjenige, was ſo viele hundert oder tauſend Jahr zwiſchen den Metallen verſchloſſen geweſen, und deſſen Kräfte an ſich genommen, zuerſt ausgeſtoßen und thut an dem menſchlichen Körper die wunderbarliche Wirkung, welche man an neuen Heilbrunnen ſieht. Sobald indeß ein ſolches Waſſer, das ſich ſo lange zwiſchen den Metallen enthalten, verfloſſen, folgt gemein Waſſer nach, das zwar durch dieſelben Gänge gekommen; in ſeinem ſchnellen Laufe aber keine Tugenden oder Kräfte von den Metallen an ſich nehmen und alſo auch nicht wie das erſte heilſam ſein kann. Wenn ich, ſagte er, der Geſundheit ſo ſehr bedürfe, ſo ſollte ich ſeinen König erſuchen, mich dem Könige der Salamander, mit dem er in guten Verhältniſſen ſtünde, in eine Kur zu empfehlen. Derſelbe könne die menſchlichen Körper zurichten und durch ein Edelgeſtein begaben, daß ſie in keinem Feuer verbrennen, wie eine ſonderbare Leinwand, die wir auf Erden hätten und im Feuer zu reinigen pflegten, wenn ſie ſchmuzig worden. Man ſetze dann einen ſolchen Menſchen wie eine ſchleimige, alte, ſtinkende Tabackspfeife mitten in's Feuer, da verzehrten ſich alle böſen Dünſte und ſchädlichen Feuchtigkeiten, und komme der Pazient wieder ſo jung, friſch, geſund und neugeſchaffen hervor, als ob er des Theophraſtus Elixir eingenommen hätte.

Ich wußte nicht, ob mich der Kerl foppte, oder ob es ihm Ernſt war; doch bedankte ich mich der vertraulichen Mittheilung und ſagte: Ich beſorge, dieſe Kur iſt mir als einem Heißblütigen zu hitzig: mir würde nichts lieber ſein, als wenn ich meinen Mitmenſchen eine heilſame, ſeltene Quelle mit auf die Erde bringen könnte, was ihnen zu nutz, dem Könige zur Ehre; mir aber zu unſterblichem Namen und ewigem Gedächtniß gereichen würde. Darauf antwortete der Fürſt: Wenn ich darum anſuche, ſo wolle er mir ein gut Wort verleihen, wiewol ihr König ſo beſchaffen ſei, daß er der Ehre oder Schande, ſo ihm auf Erden zugelegt werde, gleich viel achte. Mithin kamen wir wiederum in den Mittelpunkt der Erden und vor des Königs Angeſicht, als er und ſeine Prinzen eben ſpeiſen wollten. Es war ein Imbiß wie die griechiſchen Nephalia, da man weder Wein noch ſtark Getränke brauchte; aber ſtatt deſſen tranken ſie Perlen wie rohe oder weich geſottene Eier aus, die noch nicht erhartet waren und treffliche Stärke gaben, oder, wie die Bauern ſagen, fütterten.

Da beobachtete ich: wie die Sonne eine See nach der anderen beſchien, und ihre Strahlen durch dieſelben bis in die ſchreckliche Tiefe hinunter warf, alſo daß es dieſen Sylphen niemals an Licht mangelte. Ja, man ſah ſie in dem Abgrunde ſo heiter auf dem Erdboden leuchten, daß ſie gar einen Schatten warf, und die Seen den Sylphen wie Taglöcher oder Fenſter taugten, wodurch ſie Helle und Wärme empfingen. Schickte ſich ſolches etwa nicht überall, weil einige Seen gar krumm hinumgingen, ſo ward es durch den Wiederſchein erſetzt, wie denn die Natur in manchen Winkeln ganze Felſen von Kriſtall, Diamanten und Karfunkeln geordnet hatte, die die Hellung hinunter fertigten.

17.

Indeſſen hatte ſich die Zeit genähert, daß ich wieder heim ſollte. Deshalb befahl der König, ich ſollte mich vernehmen laſſen, womit er mir einen Gefallen thun könnte? Da ſagte ich: es könnte mir keine größere Gnade widerfahren, als wenn er mir einen rechtſchaffenen arzneilichen Sauerbrunnen auf meinem Hofe zukommen laſſen würde. Iſt es nur das? antwortete der König: Ich hätte gemeint, du würdeſt einige große Smaragden aus dem Meere aufgeleſen und gebeten haben, ſie dich auf dem Erdboden mitnehmen zu laſſen? Jetzt ſehe ich, daß kein Geiz bei euch Chriſten iſt. Mithin reichte er mir einen Stein von ſeltſamen wechſelnden Farben und ſagte: Dieſen ſtecke zu dir und wohin du ihn auf den Erdboden legſt, wird er anfangen, deſſen Mittelpunkt wieder zu ſuchen und die bequemſten Mineralien durchgehen, bis er zu uns zurückkommt und dir unſertwegen eine herrliche Sauerbrunnquelle zuſchickt, die dir ſowol bekommen und zuſchlagen ſoll, als du mit Eröffnung der Wahrheit um uns verdient haſt. Darauf nahm der Fürſt vom Mummelſee mich wieder in ſein Geleit und führte mich den Weg und See, wodurch wir herkommen waren, zurück.

Dieſe Heimfahrt dünkte mich viel weiter, als die Hinfahrt, alſo daß ich auf drittehalb tauſend wolgemeſſener deutſcher Schweizermeilen rechnete. Es war gewiß die Urſache, daß mir die Zeit lang wurde, weil ich nichts mit meinen Begleitern redete, als bloß, daß ich von ihnen vernahm, ſie würden an drei, vier bis fünfhundert Jahre alt und lebten die Zeit eben ohne einige Krankheit. Uebrigens war ich im Sinne mit meinem Sauerbrunnen ſo reich, daß meine Gedanken und Witz genug zu thun hatten, zu berathſchlagen, wo ich ihn hinſetzen, und wie ich mir ihn zu nutz machen wollte. Da hatte ich bereits meine Anſchläge, wegen der anſehnlichen Gebäue, die ich dazu ſetzen müßte, damit die Badgäſte ihr bequemes Unterkommen hätten und ich hingegen ein großes Miethgeld aufheben möchte. Ich erſann ſchon, durch was für Beſtechungen ich die Aerzte überführen wollte, daß ſie meinen neuen Wunderſauerbrunnen allen anderen, ja ſogar dem ſchwalbacher vorziehen und mir einen Haufen reicher Badgäſte zuſchaffen ſollten. Ich machte ſchon ganze Berge eben, damit ſich die Ab- und Zufahrenden über keinen mühſamen Weg beſchwerten. Ich dingte ſchon verſchmitzte Hausknechte, geizige Köchinnen, vorſichtige Bettmägde, wachſame Stallknechte, ſaubere Bad- und Brunnenverwalter, und ſann bereits einen Platz aus, auf dem ich mitten im wilden Gebirge, bei meinem Hofe, einen ſchönen ebenen

Luſtgarten pflanzen und allerlei ſeltene Gewächſe ziehen wollte, auf daß die fremden Herren Badgäſte und ihre Frauen ſich darin erſpazieren, die Kranken erfriſchen und die Geſunden mit kurzweiligen Spielen ergötzen und errammeln könnten. Da mußten mir die Aerzte, jedoch um die Gebühr, eine herrliche Abhandlung von meinem Brunnen und deſſen köſtlichen Eigenſchaften zu Papier bringen, die ich neben einem ſchönen Kupferſtiche, darin mein Bauerhof im Grundriß entworfen, wollte drucken laſſen, woraus jeder abweſende Kranke ſich gleichſam halb geſund leſen und hoffen möchte. Ich ließ alle meine Kinder von Lippſtadt holen, ſie allerhand lernen zu laſſen, das ſich zu meinem neuen Bad ſchickte: doch durfte mir keiner ein Bader werden, denn ich hatte mir vorgenommen, meinen Gäſten ob zwar nicht den Rücken, ſo doch ihren Beutel tapfer zu ſchröpfen.

Mit ſolchen reichen Gedanken und überglückſeligem Sinnhandel erreichte ich wiederum die Luft, maßen mich der vielgedachte Prinz allerdings mit trockenen Kleidern aus ſeiner Mummelſee an's Land ſetzte. Das Kleinod, ſo er mir anfänglich geben, als er mich abgeholt, mußte ich ſtracks von mir thun, denn ich hätte ſonſt in der Luft entweder erſaufen, oder, Athem zu holen, den Kopf wieder in's Waſſer ſtecken müſſen, weil der Stein ſolche Wirkung vermochte. Nachdem dies geſchehen, und er denſelben zu ſich genommen, beſchirmten wir einander wie Leute, die ſich nimmer wieder ſehen würden, und er duckte ſich und fuhr mit den Seinigen in den Abgrund zurück; ich aber ging mit meinem Steine, den mir der König gegeben, ſo voller Freuden davon, als ob ich das güldene Fell aus der Inſel Kolchis davon gebracht hätte.

Aber, ach! meine Freude, die ſich ſelbſt vergeblich auf immerwährende Beſtändigkeit gründete, währte gar nicht lange, denn ich war kaum von dieſer Wunderſee hinweg, als ich anfing, in dem ungeheuren Walde zu verirren, weil ich nicht Achtung geben hatte, von wannen her mich mein Knan zur See gebracht. Ich ging ein gut Stück Weges fort, ehe ich meine Verirrung gewahr wurde und machte immerdar Kalender, wie ich den Sauerbrunnen auf meinen Hof ſetzen, wol anlegen und mir dabei einen geruhigen Herrenhandel ſchaffen möchte. Dergeſtalt kam ich unbemerkt je länger je weiter von dem Orte, wohin ich zumeiſt begehrte, und, was das ſchlimmſte war, ward ich's nicht eher inne, bis die Sonne ſich neigte und ich mir nicht mehr zu helfen wußte. Da ſtand ich mitten in einer Wildniß wie Matz von Dresden, ohne Speiſe und Gewehr, deſſen ich gegen die bevorſtehende Nacht wol bedürftig geweſen wäre. Doch tröſtete mich mein Stein, den ich mit aus dem innerſten Eingeweide der Erden herausgebracht hatte. Geduld! Gedult! ſagte ich zu mir ſelber: der wird dich nach aller überſtandener Noth ergötzen. Gut Ding will Weile haben, und vortreffliche Sachen werden ohne große Mühe und Arbeit nicht erworben; wer den Nußkern eſſen will, muß zuvor die harte Schale aufbeißen, ſonſt würde jeder Narr ohne Schnaufens und Bartwiſchens ſolch edlen Sauerbrunnen, wie du einen bei dir in der Taſche haſt, ſeines Gefallens zuwege bringen.

Da ich mir ſolchergeſtalt zugeſprochen, faßte ich zugleich mit dem neuen Entſchluſſe neue Kräfte, maßen ich weit tapferer als zuvor auf die Sohlen trat, obgleich mich die Nacht darüber ereilte. Der Vollmond leuchtete mir zwar fein; aber die hohen Tannen ließen mir ſein Licht nicht ſo wol gedeihen als denſelben Tag das tiefe Meer gethan hatte. Desungeachtet kam ich ſo weit fort, bis ich um Mitternacht von weitem ein Feuer gewahr wurde, worauf ich den geraden Weg zuging und wobei ich von fern etliche Waldbauern ſah, die mit dem Harze zu thun hatten.

Wiewol ſolchen Geſellen nicht allzeit zu trauen iſt, zwang mich doch die Noth und rieth mir mein eigner Muth, ihnen zuzuſprechen. Ich hinterſchlich ſie unverſehens und ſagte: Gute Nacht, oder guten Tag, oder guten Morgen, oder guten Abend, ihr Herren! Sagt mir zuvor, welche Zeit es ſei, damit ich euch darnach zu grüßen wiſſe. Da ſtunden und ſaßen ſie alle ſechſe vor Schrecken zitternd, und wußten nicht, was ſie mir antworten ſollten, denn weil ich einer von den Längſten bin, nnd eben noch wegen meines jüngſt verſtorbenen Weibleins ein ſchwarz Trauerkleid an hatte, zumal einen ſchrecklichen Prügel in Händen trug, auf den ich mich wie ein wilder Mann ſteuerte, kam ihnen meine Geſtalt entſetzlich vor. Wie! ſagte ich, will mir Keiner antworten? Sie blieben aber noch eine gute Weile erſtaunt, bis endlich Einer ſich erholte und ſprach: Wear iſcht dann der Hair? Da hörte ich, daß es ein ſchwäbiſch Volk ſein müßte, das man, wiewol mit Unrecht, für einfältig hält, und ſagte deswegen: ich ſei ein fahrender Schüler, der jetzt erſt aus dem Venusberg komme und einen ganzen Haufen wunderliche Künſte gelernt hätte. Oho! antwortete der älteſte Bauer: nun glaube ich, Gottlob! daß ich den Frieden noch erleben werde, weil die fahrenden Schüler wieder anfangen zu reiſen.

18.

Alſo kamen wir mit einander in's Geſpräch, und ich genoß ſo vieler Höflichkeit von ihnen, daß ſie mich hießen zum Feuer niederſitzen, und mir ein Stück ſchwarz Brod und magern Kühkäſe anboten, was ich Beides annahm. Endlich wurden ſie ſo vertraulich, daß ſie mir zumutheten, ich ſollte ihnen als ein fahrender Schüler gute Wahrheit ſagen. Und weil ich mich ſowol auf die Phyſiognomie als Chiromantie etwas verſtund, ſo fing ich an, Einem nach dem Andern aufzuſchneiden, was, wie ich meinte, ſie befriedigen würde, damit ich bei ihnen meinen Kredit nicht verlöre, denn es war mir bei den Waldburſchen nicht heimlich. Sie begehrten allerhand fürwitzige Künſte von mir zu lernen; ich aber vertröſtete ſie auf den künftigen Tag, und begehrte, daß ſie mich ein wenig ruhen laſſen wollten. Nachdem ich ſolchergeſtalt einen Zigeuner geſpielt hatte, legte ich mich beiſeits, mehr zu horchen und zu vernehmen, wie ſie geſinnt, als daß ich großen Willen, wenngleich es an der Luſt nicht mangelte, zu ſchlafen gehabt hätte. Jemehr ich dann ſchnarchte, je wachſamer erzeigten ſie ſich, ſie ſtießen die Köpfe zuſammen, und fingen an um die Wette zu rathen: wer ich doch ſein möchte? Für einen Soldaten wollten ſie mich nicht halten, weil ich ein ſchwarz Kleid antrug und für einen Bürgersmann konnten ſie mich nicht ſchätzen, weil ich zu ſo ungewöhnlicher Zeit fern von den Leuten in das Mückenloch, ſo heißt der Wald, angeſtochen käme. Zuletzt beſchloſſen ſie, ich müßte ein lateiniſcher Handwerksgeſelle ſein, der verirrt wäre, oder, meinem eignen Vorgeben nach, ein fahrender Schüler, weil ich ſo trefflich wahrſagen könnte. Ja, fing ein anderer an, und ſagte: Er hat darum nicht Alles gewußt: er iſt etwan ein loſer Krieger und hat ſich ſo verkleidet, unſer Vieh und die Schliche im Walde auszukunden. Ach! daß wir es wüßten, wir wollten ihn ſchlafen legen, daß er das Aufwachen vergeſſen ſollte! Geſchwind war ein anderer da, der dieſem Widerpart hielt, und mich für etwas Anderes anſah. Indeſſen lag ich dort und ſpitzte die Ohren. Ich dachte: Werden mich die Knollfinken angreifen, ſo muß mir zuvor einer oder drei in's Gras beißen, eh' ſie mich aufopfern.

Derweil nun dieſe rathſchlagten und ich mich mit Sorgen ängſtigte, ſchrak ich jähling empor, denn ich lag unverſehens durchaus naß da. O, weh mir! da war Troja verloren, und alle meine trefflichen Anſchläge waren dahin, denn ich merkte am Geruch, daß es mein Sauerbrunnen war. Ich gerieth vor Zorn und Unwillen in eine ſolche Raſerei, daß ich mich beinah allein hinter die ſechs Bauern gelaſſen und mit ihnen herumgeſchlagen hätte. Ihr gottloſen Flegel! ſagte ich zu ihnen, als ich mit meinem Prügel aufgeſprungen war: An dieſem Sauerbrunnen, der auf meiner Lagerſtatt hervorquillt, könnt ihr merken, wer ich bin. Es wäre kein Wunder, ich ſtrafte euch Alle, daß euch der Teufel holte, weil ihr ſo böſe Gedanken habt in Sinn nehmen dürfen, und machte ſo bedrohliche Mienen, daß ſie ſich Alle vor mir entſetzten. Doch kam ich gleich wieder zu mir ſelber und merkte, was ich für eine Thorheit beging. Nein! dachte ich, beſſer iſt es, den Sauerbrunnen als das Leben verloren, das du leicht einbüßen kannſt, wenn du dich an dieſe Lümmel machſt. Ich gab ihnen deshalb wieder gute Worte und ſagte, ehe ſie etwas Anderes erſinnen konnten: Steht auf und verſucht den herrlichen Sauerbrunnen, den ihr und alle Harz= und Holzmacher hinfort meinetwegen in dieſer Wildniß zu genießen haben werdet! Sie konnten ſich in mein Geſpräch nicht richten, ſondern ſahen einander an wie lebendige Stockfiſche, bis ſie ſahen, daß ich fein nüchtern aus meinem Hute den erſten Trunk that. Da ſtunden ſie nach einander vom Feuer auf, um das ſie geſeſſen, beſahen das Wunder, und verſuchten das Waſſer; anſtatt daß ſie mir aber dafür hätten dankbar ſein ſollen, fingen ſie an zu läſtern und ſagten: Sie wollten, daß ich mit meinem Sauerbrunnen an einen andern Ort gerathen wäre, denn ſollte ihre Herrſchaft deſſen inne werden, ſo müßte das ganze Amt Dornſtätt frohnen und Wege dazu machen, was ihnen eine große Beſchwerlichkeit ſein würde. Im Gegentheil, ſagte ich, ihr habt deſſen Alle zu genießen, eure Hühner, Eier, Butter, Vieh und Anderes könnt ihr beſſer an's Geld bringen. Nein, nein! ſagten ſie: die Herrſchaft ſetzt einen Wirth hin, der wird allein reich, und wir müſſen ſeine Narren ſein und ihm Wege und Stege erhalten, ohne einen Dank davon zu haben! Zuletzt entzweiten ſie ſich: Zwei wollten den Sauerbrunn behalten, und ihrer vier mutheten mir zu, ich ſollte ihn wieder abſchaffen, was da, wäre es in meiner Macht geſtanden, ich wol ohne ſie gethan haben wollte, gleichviel, ob es ihnen lieb oder leid geweſen.

Weil nunmehr der Tag vorhanden war, und ich nichts mehr da zu thun hatte, zumal auch beſorgen mußte, wir würden einander endlich in die Haare gerathen, wenn es noch lang herumginge, ſagte ich: Wenn ſie nicht wollten, daß alle Kühe im ganzen baiersbrunner Thal rothe Milch geben ſollten, ſo lange der Brunnen liefe, ſo ſollten ſie mir alsbald den Weg nach Seebach weiſen, weſſen ſie dann wol zufrieden waren, indem ſie mir zu dem Ende zwei mitgaben, weil ſich einer allein bei mir fürchtete.

Alſo ſchied ich von dannen, und obzwar dieſelbe ganze Gegend unfruchtbar war, und nichts als Tannenzapfen trug, ſo hätte ich ſie noch elender verfluchen mögen, weil ich alle meine Hoffnung da verloren. Doch ging ich ſtillſchweigend mit meinen Wegweiſern fort, bis ich auf die Höhe des Gebirgs kam, wo ich mich dem Geläute nach ein wenig wieder erkennen konnte. Da ſagte ich zu ihnen: Ihr Herren könnt euch euren Sauerbrunnen trefflich zu nutz machen, wenn ihr hingeht und eurer Obrigkeit deſſen Urſprung anzeigt, denn da wird es ein reichliches Geſchenk ſetzen, wenn der Fürſt ihn zu Zierde und Nutz des Landes aufbauen und zu Vermehrung ſeines Vortheils aller Welt bekannt machen läßt. Ja, ſagten ſie, wir wären rechte Narren, wenn wir uns ſelber eine Ruthe aufbänden! Wir wollten lieber, daß dich mit ſammt deinem Sauerbrunnen der Teufel holte: du haſt genug gehört, warum wir ihn nicht gern ſehen! Ich antwortete: Ihr heilloſen Tröpfe! ſollte ich euch nicht meineidige Schelme ſchelten, daß ihr aus der Art eurer frommen Voreltern ſo fern abtretet? Die waren ihrem Fürſten ſo getreu, daß er ſich ihrer rühmen durfte, er getraue in eines jeden ſeiner Unterthanen Schooß ſeinen Kopf zu legen und darin ſicherlich zu ſchlafen. Und ihr Mausköpfe ſeid nicht ſo ehrlich, einer zu beſorgenden geringen Arbeit willen, für die ihr doch mit der Zeit wieder ergötzt würdet, und der all' eure Nachkömmlinge reichlich zu genießen hätten, eurem Fürſten zu nutz und manchem elenden Kranken zur Wolfahrt und Geſundheit, dieſen heilſamen Sauerbrunnen zu offenbaren? Was ſollte es ſein, wenn ein jeder ein Paar Tage dazu frohnte! Was! ſagten ſie, wir wollten dich eher in Frohne todt ſchlagen, auf daß dein Sauerbrunnen verborgen bliebe. Ihr Vögel! verſetzte ich, es müßten eurer mehr ſein, zuckte meinen Prügel, und jagte ſie für alle Sankt Velten hinweg. Folgends ging ich gegen Niedergang und Mittag bergabwärts und kam nach vieler Mühe und Arbeit gegen Abend wieder heim auf meinen Bauerhof, im Werke wahr zu ſein befindend, was mir mein Knan vorausgeſagt, daß ich nehmlich von dieſer Wallfahrt nichts als müde Beine, und den Hergang für den Hingang haben würde.

19.

Nach meiner Heimkunft hielt ich mich gar eingezogen. Meine größte Freude und Ergötzung war, hinter den Büchern zu ſitzen, deren ich mir viele beiſchaffte, die von allerhand Sachen handelten, ſonderlich ſolche, die eines großen Nachſinnens bedürfen. Was die Grammatiker und Schulfüchſe wiſſen müßten, war mir bald verleitet, und eben ſo wurde ich der Arithmetik gleich überdrüſſig. Was die Muſik anlangt, die haßte ich vorlängſt wie die Peſtilenz, wie ich denn meine Laute in tauſend Stücke ſchmiß. Die Mathematik und Geometrie fand noch Platz bei mir; ſobald ich aber von ihnen ein wenig zu der Aſtronomie geleitet wurde, gab ich ihnen auch Feierabend und hing dieſer ſammt der Aſtrologie eine Zeitlang an, welche mich trefflich ergötzten. Endlich kamen ſie mir gleichfalls falſch und ungewiß vor und ich mochte mich nicht länger mit ihnen ſchleppen, ſondern griff nach der Kunſt des Raimundus Lullius; weil ich aber viel Geſchrei und wenig Wolle fand und ſie für eine Topik hielt, ließ ich ſie fahren und machte mich hinter die Cabala der Hebräer und Hieroglyphen der Aegypter. Auf die allerletzt erkannte ich freilich aus allen meinen Wiſſenſchaften, daß keine beſſere Kunſt ſei als die Theologie, wenn man vermittelſt derſelben Gott liebt und ihm dient. Nach der Richtſchnur derſelben erfand ich für die Menſchen eine Art zu leben, die mehr engliſch als menſchlich ſein könnte, wenn ſich eine Geſellſchaft verehlichter und lediger Manns- und Weibsperſonen zuſammen thäte, die auf Art der Wiedertäufer allein ſich befliſſen, unter einem verſtändigen Vorſteher durch ihrer Hände Arbeit ihren leiblichen Unterhalt zu gewinnen, und ſich die übrige Zeit mit dem Lobe und Dienſte Gottes und ihrer Seele Seligkeit zu bemühen. Ich hatte nehmlich hiebevor in Ungarn auf den wiedertäuferiſchen Höfen ein ſolches Leben geſehen, ſo daß ich, wenn die guten Leute nicht in andere falſche und der chriſtlichen Kirche widerwärtige ketzeriſche Meinung verwickelt und vertieft geweſen, mich von freien Stücken zu ihnen geſchlagen, oder wenigſtens ihr Leben für das ſeligſte in der Welt geſchätzt hätte; denn ſie kamen mir in ihrem Thun und Leben allerdings vor wie Joſephus und andere mehr, die jüdiſche Eſſaer beſchrieben. Sie hatten erſtlich große Schätze und überflüſſige Nahrung; die ſie aber keineswegs verſchwendeten, kein Fluch, Murmelung, noch Ungeduld ward bei ihnen geſpürt, ja man hörte kein unnützes Wort. Da ſah ich die Handwerker in ihren Werkſtätten arbeiten, als wenn ſie es verdingt hätten, ihr Schulmeiſter unterrichtete die Jugend, als ob ſie alle ſeine leiblichen Kinder geweſen wären. Nirgends ſah ich Manns- und Weibsbilder unter einander gemiſcht, ſondern an jedem beſtimmten Orte jedes Geſchlecht abſonderlich ſeine Arbeit verrichten. Ich fand Zimmer, in denen nur Kindbetterinnen waren, die, ohne Obſorge ihrer Männer, ſammt ihren Kindern, durch ihre Mitſchweſtern mit aller Pflege reichlich verſehen wurden. Andere beſondere Säle hatten nichts in ſich, als viele Wiegen mit Säuglingen, die von hierzu beſtimmten Weibern mit Wiſchen und Speiſen beobachtet wurden, ſo daß deren Mütter ſich ferner nicht um ſie bekümmern durften, als wenn ſie täglich zu drei gewiſſen Zeiten kamen, ihnen ihre milchreichen Brüſte zu bieten: und dies Geſchäft, die Kindbetterinnen und Kinder abzuwarten, war allein den Witwen anbefohlen. Anderswo ſah ich das weibliche Geſchlecht nichts thun, als ſpinnen, demgemäß man über die hundert Kunkeln oder Spinnrocken in einem Zimmer bei einander antraf. Da war eine Wäſcherin, die andere Bettmacherin, die dritte Viehmagd, die vierte Schüſſelwäſcherin, die fünfte Kellnerin, die ſechſte hatte das weiße Zeug zu verwalten und auch von den übrigen wußte eine jede, was ſie thun ſollte. Gleichwie aber die Aemter unter dem weiblichen Geſchlechte ordentlich ausgetheilt waren, alſo wußte auch unter den Männern und Jünglingen jedweder ſein Geſchäft. Wurde einer oder eine krank, ſo hatte es einen beſonderen Wärter oder Wärterin, auch beide Theile einen allgemeinen Arzt und Apotheker, wiewol ſie wegen löblicher Diät und guter Ordnung ſelten erkrankten, und ich manchen feinen Mann in hohem, geſundem und geruhigem Alter bei ihnen ſah, dergleichen anderswo wenig anzutreffen. Sie hatten ihre gewiſſen Stunden zum Eſſen, ihre gewiſſen Stunden zum Schlafen, aber keine einzige Minute zum Spielen und Spazieren, außer die Jugend, die mit ihrem Hofmeiſter jedesmal nach dem Eſſen der Geſundheit halb eine Stunde luſtwandelte; mithin aber beten und geiſtliche Geſänge ſingen mußte. Da war kein Zorn, kein Eifer, keine Rachgier, kein Neid, keine Feindſchaft, keine Sorge um Zeitliches, keine Hoffart, keine Reue! Kurz, es war durchaus eine liebliche Harmonie, die nur darauf geſtimmt zu ſein ſchien, das menſchliche Geſchlecht und das Reich Gottes in aller Ehrbarkeit zu mehren. Kein Mann ſah ſein Weib, als wenn er auf die beſtimmte Zeit ſich mit ihr in ſeiner Schlafkammer befand, worin er ſein zugerichtet Bette und ſonſt nichts als ſein Nachtgeſchirr neben einem Waſſerkruge und weißer Handquehle fand, damit er mit gewaſchenen Händen ſchlafen gehen und Morgens wieder an ſeine Arbeit aufſtehen möchte. Ueberdas hießen ſie einander Alle Schweſtern und Brüder, und war doch dieſe ehrbare Vertraulichkeit keine Urſach, unkeuſch zu ſein.

Ein ſolch edles und ſeliges Leben, wie dieſe wiedertäuferiſchen Ketzer führten, hätte ich gern auch aufgebracht, denn ſo viel mich dünkte, übertraf es das klöſterliche. Ich dachte: könnteſt du dergleichen chriſtlich Thun unter dem Schutze deiner Obrigkeit ſtiften, ſo wärſt du ein anderer Dominikus oder Franziskus! Ach, ſagte ich oft, könnteſt du die Wiedertäufer bekehren, daß ſie unſeren Glaubensgenoſſen ihre Art zu leben lernten, was für ein ſeliger Menſch wäreſt du! Oder wenn du nur deine Mitchriſten bereden könnteſt, ein ſolch, dem Scheine nach, chriſtliches Leben zu führen, was hätteſt du nicht ausgerichtet! Ich ſagte zwar zu mir ſelber: Narr, was gehen dich andere Leute an? werde ein Kapuziner, die ſind ohnedas alle Weibsbilder verleitet. Aber bald dachte ich: du biſt morgen nicht wie heut, und wer weiß, was du künftig für Mittel bedürftig, den Weg Chriſti recht zu gehen? Heute biſt du zur Keuſchheit geneigt, morgen kannſt du brennen.

Mit ſolchen und dergleichen Gedanken ging ich lange um und hätte gern ſo einer vereinigten chriſtlichen Geſellſchaft meinen Hof und ganzes Vermögen zum Beſten gegeben, ein Mitglied von ihr zu ſein. Aber mein Knan prophezeihte mir ſtracks, daß ich nimmermehr ſolche Burſchen zuſammen bringen würde.

20.

Denſelben Herbſt näherten ſich franzöſiſche, ſchwediſche und heſſiſche Völker, ſich bei uns zu erfriſchen und zugleich die Reichsſtadt in unſerer Nachbarſchaft, die von einem engliſchen Könige erbaut und nach ſeinem Namen genannt worden, eingeſchloſſen zu halten, weshalb dann Jedermann ſich ſelbſt, ſammt ſeinem Vieh und ſeinen beſten Sachen in die hohen Wälder flüchtete. Ich machte es wie meine Nachbarn und ließ das Haus ziemlich leer ſtehen, in welches ein reformirter ſchwediſcher Obriſt gelegt wurde. Derſelbe fand in meinem Kabinet etliche Bücher, die ich in der Eile nicht hatte hinweg bringen können, und unter anderen einige mathematiſche und geometriſche Abriſſe, ſo wie auch etwas vom Befeſtigungsweſen, womit vornehmlich die Ingenieurs umgehen. Er ſchloß deshalb gleich, daß ſein Quartier keinem gemeinen Bauer zuſtandig ſein müßte und fing an, ſich um meine Beſchaffenheit zu erkundigen und meiner Perſon ſelbſt nachzutrachten, maßen er ſelbſt durch zuvorkommende Zuentbietungen und untermiſchte Drohworte mich dahin brachte, daß ich mich zu ihm auf meinen Hof begab. Da ging er gar höflich mit mir um und hielt ſeine Leute, mir nichts unnütz zu verderben, oder umzubringen. Mit ſolcher Freundlichkeit brachte er zuwege, daß ich ihm alle meine Beſchaffenheit, vornehmlich aber mein Geſchlecht und Herkommen, vertraute. Darauf verwunderte er ſich, daß ich mitten im Kriege unter den Bauern wohnen und zuſehen möchte, wie ein Anderer ſein Pferd an meinen Zaun binde, da ich doch mit Ehren das meinige an eines Anderen binden könnte. Ich ſollte, ſagte er, den Degen wieder anhängen, und meine Gaben, die mir Gott verliehen, nicht hinter dem Ofen und bei dem Pfluge verſchimmeln laſſen. Er wüßte, nähme ich ſchwediſche Dienſte an, ſo würden meine Eigenſchaften und Kriegswiſſenſchaften mich bald hoch bringen. Ich ließ mich hierzu gar kaltſinnig an, und ſagte, daß die Beförderung in weitem Felde ſtünde, wenn einer keine Freunde hätte, die ihm unter die Arme griffen. Hingegen verſetzte er: meine Beſchaffenheit würde mir ſchon Freunde und Beförderung ſchaffen. Ueberdies zweifle er nicht, daß ich Verwandte in dem ſchwediſchen Hauptheere antreffen würde, die etwas gälten, denn dabei befänden ſich viel vornehme Schottiſche von Adel. Ihm zwar, ſagte er ferner, ſei vom Torſtenſon ein Regiment verſprochen, wenn das gehalten würde, wie er feſt glaube, wollte er mich alsbald zu ſeinem Obriſtleutnant machen.

Mit ſolchen und ähnlichen Worten machte er mir den Mund wäſſerig, und weil noch ſchlechte Hoffnung auf den Frieden vorhanden und ich deswegen nicht nur fernerer Einquartierung, ſondern auch gänzlichem Verderben unterworfen war, ſo entſchloß ich mich, wieder mit zu machen und verſprach dem Obriſten, mit ihm zu gehen, wofern er mir ſein Wort halten und die Obriſtleutnantſtelle bei ſeinem künftigen Regiment geben wollte.

Alſo wurde die Glocke gegoſſen, und ich ließ meinen Knan oder Peter holen, denn derſelbe war noch mit meinem Vieh zu Bäiriſchbrunn. Dem und ſeinem Weibe verſchrieb ich meinen Hof zum Eigenthum; jedoch daß ihn nach ſeinem Tode mein Baſtard Simplicius, der mir vor die Thür gelegt worden, ſammt allem Zubehör erben ſollte, weil keine ehelichen Erben vorhanden. Folgends holte ich mein Pferd und was ich noch für Geld und Kleinodien hatte, und nachdem ich alle meine Sachen richtig und wegen Auferziehung meines wilden Sohnes Anſtalt gemacht, ward beſagte Blokade plötzlich aufgehoben, alſo daß wir aufbrechen und zu dem Hauptheere marſchiren mußten, eh wir es uns verſahen. Ich ſtellte bei dem Obriſten einen Hofmeiſter vor und erhielt mit ſeinen Knechton und Pferden ihn und ſeine Haushaltung durch Stehlen und Rauben, was man auf ſoldatiſch Furagiren nennt.

Die Torſtenſon'ſchen Verſprechungen, mit denen ſich der Obriſt auf meinem Hofe ſo breit gemacht, waren inzwiſchen bei weitem nicht ſo groß, als er vorgeben, ſondern, wie mich dünkte, wurde er vielmehr über die Achſel angeſehen. Ach, ſagte er dann zu mir, was für ein ſchlimmer Hund hat mich bei der Generalität eingehauen, da wird meines Bleibens nicht lange ſein. Und da er argwöhnte, daß ich mich bei ihm auf die Länge nicht gedulden würde, ſo dichtete er Briefe, als ob er in Liefland, wo er zu Hauſe war, ein friſch Regiment zu werben hätte und überredete mich damit, daß ich gleich ihm zu Wismar aufſaß und mit ihm nach Liefland fuhr. Da war es nun auch nichts, denn er hatte nicht allein kein Regiment zu werben, ſondern war ſonſt ein blutarmer Edelmann, und was er hatte, von ſeinem Weibe da.

Obzwar ich mich zweimal betrügen und ſo weit hinwegführen laſſen, ging ich doch auch das drittemal dran, denn er wies mir Schreiben vor, die er aus Moskau bekommen, in denen ihm, ſeinem Vorgeben nach, hohe Kriegsämter angetragen wurden, maßen er mir die Schreiben ſo verdeutſchte, und von richtiger und guter Bezahlung aufſchnitt. Und weil er gleich mit Weib und Kindern aufbrach, dachte ich: er wird ja um der Gänſe willen nicht hinziehen, und begab mich voll guter Hoffnung mit ihm auf den Weg, weil ich ohne das kein Mittel und Gelegenheit ſah, für diesmal nach Deutſchland zurück zu kehren. Sobald wir aber über die reuſſiſche Grenze kamen und uns unterſchiedliche abgedankte deutſche Soldaten, vornehmlich Offiziere, begegneten, fing mir an zu grauen und ſagte ich zu meinem Obriſten: Was Teufel machen wir! Wo Krieg iſt, da ziehen wir hinweg, und wo es Friede und die Soldaten unwerth und abgedankt worden, da kommen wir hin! Er gab mir nichts deſto weniger immer noch gute Worte und ſagte: Ich ſollte ihn nur ſorgen laſſen, er wiſſe beſſer, was zu thun ſei, als dieſe Kerle, an denen nicht viel gelegen.

Nachdem wir nun ſicher in der Stadt Moskau angekommen, ſah ich gleich, daß es gefehlt hatte. Mein Obriſter verhandelte zwar täglich mit den Magnaten, aber vielmehr mit den Metropoliten, als den Kneſen, was mir gar nicht ſpaniſch, aber allzu pfäffiſch dünkte, und mir allerhand Grillen und Nachdenken erweckte, wiewol ich nicht erſinnen konnte, nach was für einem Zweck er zielte. Endlich that er mir kund, daß es nichts mehr mit dem Krieg wäre und ſein Gewiſſen ihn triebe, den griechiſchen Glauben anzunehmen. Sein treuherziger Rath wäre, weil er mir ohne das nicht mehr helfen könnte, wie er verſprochen: ich ſollte ihm nachfolgen. Des Czaren Majeſtät hatte bereits gute Nachricht von meiner Perſon und Eigenſchaften, und würde belieben, wofern ich mich fügen wollte, mich als einen verſuchten Kavalier mit einem ſtattlichen, adlichen Gute und vielen Unterthanen zu begnadigen, welches huldreichſte Anerbieten nicht auszuſchlagen wäre, indem jedem rathſamer, an einem ſo großen Monarchen mehr einen gnädigſten Herrn, als ungeneigten Großfürſten zu haben. Ich ward hierüber ganz beſtürzt und wußte nichts zu antworten, weil ich dem Obriſten, wenn ich ihn an einem andern Orte gehabt, die Antwort lieber im Gefühl, als im Gehör zu verſtehen geben hätte. Jedoch mußte ich meine Leier anders ſtimmen und mich nach dem Orte richten, an dem ich mich wie ein Gefangener befand, weswegen ich, ehe ich mich zu einer Antwort entſchließen konnte, ſo lange ſtill ſchwieg. Endlich ſagte ich: Ich wäre zwar der Meinung kommen, ihrer czariſchen Majeſtät als ein Soldat zu dienen, wozu der Herr Obriſt mich ſelbſt veranlaßt hätte; ſei nun dieſelbe meiner Kriegsdienſte nicht bedürftig, ſo könnte ich's nicht ändern, viel weniger ihr die Schuld beimeſſen, daß ich einen ſo weiten Weg vergeblich gezogen, da ſie mich nicht zu ihr zu kommen verſchrieben. Daß der erhabene Czar dagegen eine ſo hohe Gnade mir widerfahren zu laſſen geruhe, wäre mir anſtändiger, gegen alle Welt zu rühmen, als anzunehmen und zu verdienen, weil ich mich zur Zeit noch nicht entſchließen könnte, meine Religion zu ändern, wünſchend, daß ich wieder am Schwarzwalde auf meinem Bauerhof ſäße, um Niemand Anliegen oder Ungelegenheiten zu machen. Hierauf antwortete er: Der Herr thue nach ſeinem Belieben; allein ich hätte vermeint, wenn ihn Gott und das Glück grüße, ſollte er Beiden billig danken. Will er ſich gleichwol nicht helfen laſſen und wie ein Prinz leben, ſo hoffe ich doch, er werde dafür halten, ich habe keinen Fleiß geſpart, an ihm das Meinige nach äußerſtem Vermögen zu thun. Darauf hin machte er einen tiefen Bückling, ging ſeines Weges und ließ mich ſitzen, ohne daß er mir zulaſſen wollte, ihm nur bis vor die Thüre das Geleit zu geben.

Als ich nun ganz verblüfft dort ſaß und meinen damaligen Zuſtand betrachtete, hörte ich zwei reuſſiſche

Wagen vor unſerer Wohnung, und ſah zum Fenſter hinaus, wie der Obriſt mit ſeinen Söhnen in den einen, und die Obriſtin mit ihren Töchtern in den andern einſtieg. Es waren des Großfürſten Fuhren und Liverei, zumal auch einige Geiſtliche dabei, die dem Ehevolke gleichſam aufwarteten und allen geneigten Willen erzeigten.

21.

Von dieſer Zeit an wurde ich zwar nicht öffentlich, aber heimlich durch einige Strelizen bewacht, ohne daß ich es gewußt hätte, und mein Obriſt und die Seinigen kamen mir nicht wieder zu Geſicht, ſo daß ich nicht wiſſen konnte, wo er hingerathen. Damals ſetzte es, wie leicht zu erachten, ſeltſame Grillen und ohne Zweifel auch viel graue Haare auf meinem Kopf. Ich machte Kundſchaft mit den Deutſchen, die ſich, von Kauf- und Handwerksleuten, gewöhnlich in Moskau aufhalten und klagte ihnen meine Noth, welcher geſtalt ich hintergangen worden. Die gaben mir Troſt und Anleitung, wie ich wieder mit Gelegenheit nach Deutſchland kommen könnte. Sobald ſie aber Wind bekamen, daß der Czar mich im Lande zu behalten entſchloſſen wäre und mich hierzu dingen wollte, wurden ſie Alle zu Stummen an mir, ja entäußerten ſich meiner und es wurde mir ſchwer, auch nur für meinen Leib Herberge zu bekommen, denn ich hatte mein Pferd ſammt Sattel und Zeug bereits verzehrt und trennte heut einen und morgen den andern Dukaten aus, die ich zum Vorrath weislich in meine Kleider vernäht hatte. Zuletzt fing ich auch an, meine Ringe und Kleinodien zu verſilbern, der Hoffnung, mich ſo lange zu erhalten, bis ich eine gute Gelegenheit, wieder nach Deutſchland zu kommen, erharren möchte. Indeſſen lief ein Vierteljahr herum, nach welchem der Obriſt ſammt ſeinem Hausgeſind umgetauft und mit einem anſehnlichen, adlichen Gute und vielen Unterthanen verſehen wurde.

Damals ging ein Befehl aus, daß man unter den Einheimiſchen, gleichwie unter den Fremden, keine Müſſiggänger bei hoher unausbleiblicher Strafe mehr leiden ſollte, die den Arbeitenden nur das Brod vor dem Munde weg äßen, und was von Fremden nicht arbeiten wollte, ſollte das ganze Land in einem Monate, die Stadt aber in vier und zwanzig Stunden räumen.

Alſo ſchlugen ſich unſer bei fünfzig zuſammen, der Meinung, unſeren Weg, in Gottes Namen, durch Podolien nach Deutſchland mit einander zu nehmen. Wir wurden aber nicht gar zwei Stunden weit von der Stadt von einigen reuſſiſchen Reitern wieder eingeholt, unter dem Vorwande, daß ſeine czariſche Majeſtät groß Mißfallen hätte, daß wir uns frevelhafterweiſe unterſtanden, in ſo ſtarker Anzahl uns zuſammen zu rotten, und, ohne Paß, unſeres Gefallens das Land zu durchziehen, mit fernerem Anhang: daß der Czar nicht unbefugt wäre, uns unſeres groben Beginnens halb nach Sibirien zu ſchicken. Auf dem Rückwege erfuhr ich, wie mein Handel beſchaffen war, denn der, ſo den Trupp Reiter führte, ſagte mir ausdrücklich, daß der Czar mich nicht aus dem Lande laſſen würde, ſein aufrichtiger Rath wäre, ich ſollte mich dem allerhöchſten Willen fügen, zu ihrer Religion übertreten und, wie der Obriſt gethan, ein anſehnlich Gut nicht verachten, mit der Verſicherung, wo ich dieſes ausſchlagen und bei ihnen nicht als ein Herr leben wollte, würde ich wider meinen Willen als ein Knecht dienen müſſen. Auch wäre dem Czar nicht zu verdenken, wenn er einen ſo erfahrenen Mann, als wie mich der Obriſt beſchrieben, nicht außer Landes laſſen wollte. Ich verringerte mich hierauf und ſagte: Der Herr Obriſt würde mir vielleicht mehr Klugheit, Tugenden und Wiſſenſchaften zugeſchrieben haben, als ich vermöchte. Zwar wäre ich darum in das Land kommen, ſeiner czariſchen Majeſtät und dem reuſſiſchen Volke, auch mit Daranſetzung meines Blutes, wider deren Feinde zu dienen; meine Religion zu ändern, könnte ich mich aber nicht entſchließen. Vermöchte ich ohne Beſchwerung meines Gewiſſens dem Czaren zu dienen, ſo würde ich an meinem äußerſten Vermögen nichts erwinden laſſen.

Ich wurde von den Anderen abgeſondert und bei einem Kaufherrn beherbergt, wo ich nunmehr öffentlich bewacht, hingegen täglich mit herrlichen Speiſen und köſtlichem Getränk von Hof aus verſehen wurde. Ich hatte auch täglich Leute, die mir zuſprachen und mich hin und wieder zu Gaſt luden. Sonderlich war einer, dem ich ohne Zweifel zunächſt befohlen war, ein ſchlauer Mann, der unterhielt mich immerdar mit freundlichem Geſpräch, denn ich konnte ſchon ziemlich reuſſiſch reden und plauderte mehrentheils mit mir von allerhand mechaniſchen Künſten, desgleichen von Kriegs- und anderen Maſchinen, vom Feſtungsweſen und der Artillerie. Nachdem er aber verſchiedene Mal auf den Buſch geklopft, um zu vernehmen, ob ich mich nicht endlich den Abſichten des Czaren bequemen wollte und keine Hoffnung faſſen konnte, daß ich mich im geringſten ändern würde, begehrte er und lag mir ſehr an, wenn ich ja nicht reuſſiſch werden wollte, ſo doch, dem großen Czar zu Ehren, ihrem Volke etwas von meinen Wiſſenſchaften mitzutheilen. Der Czar würde meine Willfährigkeit mit kaiſerlicher Gnade erkennen. Darauf antwortete ich: Meine Neigung wäre jederzeit dahin gegangen, Seiner Majeſtät zu dienen, zu welchem Ende ich in das Land kommen; ich ſei auch noch ſo geſinnt, wiewol ich ſähe, daß man mich wie einen Gefangenen aufhalte. Ei, nicht ſo, Herr! erwiederte er, ihr ſeid nicht gefangen, ſondern der Czar liebt euch ſo hoch, daß er eurer Perſon ſchier nicht zu entbehren weiß. Warum, fragte ich, werde ich denn bewacht? Darum, ſagte er, weil man beſorgt, es möchte euch etwas Leides widerfahren.

Als er nun meine Anerbietungen verſtund, ſagte er mir, daß der Czar bedacht wäre, in ſeinen Landen ſelbſt Salpeter graben und Pulver zurichten zu laſſen. Weil aber Niemand von ihnen damit umgehen könnte, ſo würde ich dem Czaren einen angenehmen Dienſt erweiſen, wenn ich mich des Werks unterfinge. Sie würden mir hierzu Leute und Mittel genug an die Hand ſchaffen, und er für ſeine Perſon wollte mich treuherzig gebeten haben, ſolch allergnädigſtes Anſinnen nicht abzuſchlagen, weil ſie bereits genugſame Nachricht hätten, daß ich mich auf dieſe Sachen wol verſtünde. Ich antwortete: Herr! ich ſage vor wie nach, wenn ich dem Kaiſer in etwas dienen kann, außer daß derſelbe geruhet, mich in meinem Glauben ungeſtört zu laſſen, ſo ſoll es an meinem Fleiße nicht fehlen. Hierauf wurde dieſer Ruſſe, der einer der vornehmſten Kneſen war, ſo luſtig, daß er mir mit dem Trunke mehr zuſprach, als ein Deutſcher.

Den andern Tag kamen vom Czar zwei Kneſen und ein Dolmetſch, die ein Endliches mit mir beſchloſſen und von wegen ihres Herrn mir ein köſtliches reuſſiſches Kleid verehrten. Alſo fing ich einige Tage hernach an, Salpeter-Erde zu ſuchen und die mir zugegebenen Reuſſen zu lehren, wie ſie den Salpeter von der Erde ſcheiden und läutern ſollten. Auch fertigte ich die Riſſe zu einer Pulvermühle und lehrte Andere, die Kohlen brennen, ſo daß wir in gar kurzer Zeit ſowol des beſten Bürſch- als groben Stück-Pulvers die Menge anfertigten, denn ich hatte Leute genug und daneben meine beſonderen Diener, die mir aufwarteten, oder, beſſer zu ſagen, die mich hüten und verwahren ſollten.

Als ich mich denn ſo wol anließ, kam der Obriſt zu mir in reuſſiſchen Kleidern und mit vielen Dienern prächtig aufgezogen, ohne Zweifel durch ſo ſcheinbarliche

Herrlichkeit mich zu bereden, daß ich mich auch umtaufen ließe. Aber ich wußte, daß die Kleider aus des Czars Kleiderkaſten und ihm nur geliehen waren, mir die Zähne weiß zu machen, weil das an dem Czaren-Hofe der Brauch iſt.

Damit der Leſer verſtehe, wie es damit herzugehen pflegt, will ich ein Beiſpiel von mir ſelbſt erzählen. Ich war dereinſt geſchäftig, auf den Pulvermühlen, die ich außerhalb Moskau an den Fluß hatte bauen laſſen, zu verordnen, was der eine und andere von meinen Leuten denſelben und folgenden Tag für Arbeit verrichten ſollte, da wurde unverſehens Lärm, weil ſich die Tartaren bereits vier Meilen weit auf hundert tauſend Pferde ſtark befanden, das Land plünderten und immer vordrangen. Alsbald nun mußte ich mit meinen Leuten mich nach Hof begeben, wo wir aus des Czars Rüſtkammer und Marſtall bewaffnet und beritten gemacht wurden, und zwar wurde ich anſtatt des Küraſſes mit einem geſteppten, ſeidenen Panzer angethan, der jeden Pfeil aufhielt; aber vor keiner Kugel ſchußfeſt ſein konnte. Stiefeln, Sporen und eine fürſtliche Hauptzierde mit einem Reiherbuſch, ſammt einem Säbel, der Haare ſchur, mit lauter Gold beſchlagen, und mit Edelſteinen beſetzt, wurden mir dazu gegeben, und von den kaiſerlichen Pferden ein ſo vortreffliches untergezogen, desgleichen ich zuvor mein Lebtage keines geſehen, geſchweige geritten hatte. Ich und das Pferdezeug glänzten von Gold, Silber, Edelgeſteinen und Perlen, ich hatte einen ſtählernen Streitkolben anhangen, der glitzerte wie ein Spiegel und war ſo wol gemacht und gewichtig, daß ich einen Jeden, dem ich eins damit verſetzte, leicht todt ſchlug, alſo daß der Czar ſelbſt nicht beſſer daher reiten konnte. Mir folgte eine weiße Fahne mit einem doppelten Adler, der von allen Orten und Enden gleichſam Volk zuſchrie, ſo daß wir, ehe zwei Stunden vergingen, bei vierzig-, und nach vier Stunden bei ſechszig tauſend Pferde ſtark waren, mit denen wir gegen die Tartaren fortrückten. Ich hatte alle Viertelſtunden neue mündliche Botſchaft von dem Großfürſten, die nichts Anderes in ſich hielt, als: Ich ſollte mich heute als ein Soldat erzeigen, weil ich mich für einen ausgeben, damit Seine Majeſtät mich auch für einen halten konnte. Alle Augenblicke vermehrte ſich unſer Haufe, Beides an Kleinen und Großen, ſo Truppen, wie Perſonen, und doch erkannte ich in ſolcher Eile keinen, der das ganze Heer befehligen und die Schlacht anordnen ſollte.

Ich mag eben nicht Alles erzählen, denn es iſt meiner Hiſtorie an dieſem Treffen nicht viel gelegen, ich will allein dies ſagen, daß wir die Tartaren, mit müden Pferden und vieler Beute beladen, urplötzlich in einem Thale oder ziemlich tiefem Gelánd antrafen, als ſie ſich deſſen am wenigſten verſahen und von allen Orten mit ſolcher Furie darein gingen, daß wir ſie gleich im Anfang trennten. Beim erſten Angriffe ſagte ich zu meinen Nachfolgern auf reuſſiſch: Wolan, es thue Jeder, wie ich! Das ſchrien ſie einander zu und ſomit rannte ich verhängten Zügels an die Feinde und ſchlug dem erſten, den ich antraf, und der ein Mirza war, den Kopf entzwei, ſo daß ſein Hirn an meinem ſtählernen Kolben hangen blieb. Die Reuſſen folgten meinem heroiſchen Beiſpiele, und die Tartaren mochten ihren Angriff nicht erleiden und hielten nicht allzulange Stand. Ich that wie ein Raſender, oder vielmehr wie einer, der aus Verzweiflung den Tod ſucht und nicht finden kann. Ich ſchlug nieder, was mir vorkam, es wäre gleich Tartar oder Reuſſe geweſen. Und die, ſo vom Czaren auf mich beſtellt waren, drangen mir ſo fleißig nach, daß ich allzeit einen ſichern Rücken behielt. Die Luft flog voller Pfeile, als wenn Immen oder Bienen geſchwärmt hätten, und einer davon wurde mir in Arm zu Theil, weil ich meine Aermel zurück geſtreift hatte, um mit Säbel und Streitkolbe deſto ungehinderter metzeln und todtſchlagen zu können. Ehe ich den Pfeil auffing, lachte mir das Herz im Leibe ob ſolchen Blutvergießens; als ich aber mein eigen Blut fließen ſah, verkehrte ſich das Lachen in eine unſinnige Wuth. Die grimmigen Feinde wandten ſich endlich in eine allgemeine Flucht, und ſodann wurde mir von einigen Kneſen im Namen des Czars befohlen, ihrem Kaiſer die Botſchaft zu bringen, wie wir die Tartaren überwunden. Ich kehrte auf ihr Wort zurück und hatte ungefähr hundert Pferde zur Nachfolge. Ich ritt durch die Stadt der Wohnung des Czaren zu und wurde von allen Menſchen mit Frohlocken und Glückwünſchen empfangen. Sobald ich aber von dem Treffen Bericht erſtattet, obzwar der Großfürſt von dem Verlaufe ſchon Kunde hatte, mußte ich meine fürſtlichen Kleider ablegen, die wiederum in des Czars Kleider-Behältniß aufgehoben wurden, wiewol ſie ſammt dem Pferdezeug über und über mit Blut beſprengt und beſudelt und faſt gar zu nichte gemacht waren, ſo daß ich allerdings vermeint hätte, weil ich mich ſo ritterlich in dieſem Treffen gehalten, ſollten ſie mir wenigſtens mit dem Pferde als Belohnung überlaſſen worden ſein. Ich konnte hieraus abnehmen, wie es mit der Ruſſen Kleiderpracht, der ſich mein Obriſt bedient, beſchaffen, denn es iſt lauter gelehnte Waare, die, ſo wie alle anderen Sachen in Rußland, allein dem Czaren zuſtändig.

22.

So lange meine Wunde zu heilen hatte, ward ich fürſtlich bewirthet. Ich ging allzeit in einem Schlafpelz von güldenem Stück mit Zobel gefüttert, wiewol der Schaden weder tödtlich noch gefährlich war, und ich habe die Tage meines Lebens keiner ſo fetten Küche genoſſen, als eben damals. Nur war dies alle meine Beute, die ich von der Arbeit hatte, ohne das Lob, das mir der Czar verlieh, und das mir doch aus Neid einiger Kneſen verbittert wurde. Als ich aber gänzlich heil war, wurde ich mit einem Schiffe die Wolga hinunter nach Aſtrachan geſchickt, daſelbſt, wie in Moskau eine Pulvermacherei einzurichten, weil es dem Kaiſer unmöglich war, die Grenzfeſtungen allezeit von Moskau aus mit friſchem und gerechtem Pulver zu verſehen, das man einen ſo weiten Weg auf dem Waſſer durch viele Gefährlichkeit hinführen mußte. Ich ließ mich gern gebrauchen, weil ich die Zuſage hatte, der Czar würde mich nach Verrichtung dieſes Geſchäfts wiederum nach Holland ſenden und mir, ſeiner Hoheit und meinen Verdienſten gemäß, ein namhaftes Stück Geld mitgeben. Aber, ach! wenn wir in unſeren Hoffnungen und Entwürfen am ſicherſten zu ſtehen meinen, kommt unverſehens ein Wind, der allen Bettel, woran wir ſo lange Zeit gebaut, auf einmal über'n Haufen weht.

Der Gubernator von Aſtrachan behandelte mich wie ſeinen Czar, und ich ſtellte in Kürze Alles auf einen guten Fuß. Seinen verlegenen Schießvorrath, der faul und verſport war und keine Wirkung mehr thun konnte, goß ich gleichſam von Neuem um, wie ein Spängler aus alten neue, zinnerne Löffel macht, was bei den Ruſſen ein ſo unerhörtes Ding war, daß mich theils darum und wegen anderer Wiſſenſchaften mehr für einen Zauberer und Andere für einen neuen Heiligen oder Propheten hielten. Als ich aber im beſten Thun war und mich außerhalb der Feſtung über Nacht in einer Pulvermühle befand, wurde ich diebiſcherweiſe von einer Schaar Tartaren geſtohlen und aufgehoben, die mich mit Anderen mehr ſo weit in ihr Land hineinführten, daß ich das Schafgewächs Boramez nicht allein wachſen ſehen konnte, ſondern auch davon eſſen durfte. Sie vertauſchten mich für etliche chineſiſche Kaufmannswaaren den Niucher Tartaren und von dieſen wurde ich dem Könige von Corea, mit dem ſie eben Waffenſtillſtand gemacht hatten, als ein beſonderes Geſchenk verehrt. Derſelbe hielt mich werth, weil keiner meines Gleichen bei ihm ſich befinden ließ, und ich lehrte den König, mit dem Rohre auf der Achſel liegend und den Rücken gegen die Scheibe kehrend, dennoch das Schwarze treffen, weswegen er mir auf mein Anhalten die Freiheit wieder ſchenkte und mich durch Japan nach Macao zu den Portugieſen ſchaffte, die aber meiner wenig achteten. Ich ging bei ihnen herum wie ein Schaf, das ſich von ſeiner Heerde verirrt, bis ich endlich wunderbarerweiſe von türkiſchen oder mahomedaniſchen Meer-Räubern gefangen, und, nachdem ſie mich ein ganzes Jahr auf der See bei ſeltſamen fremden Völkern, die die oſtindiſchen Inſeln bewohnen, herumgeſchleppt, von ihnen einigen Kaufleuten von Alexandria in Egypten verhandelt wurde. Dieſelben nahmen mich mit ihren Waaren mit nach Konſtantinopel, und weil der türkiſche Kaiſer eben einige Galeeren wider die Venediger ausruſtete und Mangel an Ruderern erſchien, ſo wurden viele türkiſche Kaufleute genöthigt, ihre chriſtlichen Sklaven, jedoch um baare Bezahlung, herzugeben, worunter ich als ein junger ſtarker Kerl mich auch befand. Alſo mußte ich dann rudern lernen; aber ſolch ſchwere Dienſtbarkeit währte nicht über zwei Monate, denn die Venetianer übermannten unſere Galeere in der Levante ritterlich und erledigten mich mit meinen Geſpannen aus der Türken Gewalt. Die beſagte Galei wurde mit reicher Beute und etlichen vornehmen türkiſchen Gefangenen zu Venedig aufgebracht und ich auf freien Fuß geſtellt, weil ich nach Rom und Loretto pilgerweis wollte, dieſe Orte zu beſchauen und Gott für meine Erledigung zu danken. Zu dem Ende bekam ich leicht einen Paß, und von ehrlichen Leuten, ſonderlich einigen Deutſchen, eine ziemliche Steuer, ſo daß ich mit einem langen Pilgerkleide mich verſehen und meine Reiſe antreten konnte.

Demnach begab ich mich den nächſten Weg nach Rom, wo mir es trefflich zuſchlug, weil ich von Großen wie von Kleinen viel erbettelte, und, nachdem ich mich etwa ſechs Wochen daſelbſt aufgehalten, nahm ich meinen Weg mit anderen Pilgern, darunter auch Deutſche und etliche Schweizer waren, die wieder nach Hauſe wollten, auf Loretto. Von dannen kam ich über den Gotthard durch das Schweizerland nach dem Schwarzwalde zu meinem Knan zurück, der meinen Hof bewahrt und brachte nichts beſonderes heim, als einen Bart, der mir in der Fremde gewachſen war.

Ich war drei Jahr und einige Monat ausgeweſen, in welcher Zeit ich unterſchiedliche Meere überfahren und vielerlei Völker geſehen; aber bei denſelben mehr Böſes, als Gutes empfangen hatte, wovon ein großes Buch zu ſchreiben wäre. Indeſſen war der deutſche Frieden geſchloſſen worden, alſo daß ich bei meinem Knan in ſicherer Ruhe leben konnte. Den ließ ich ſorgen und hauſen; ich aber ſetzte mich wieder hinter die Bücher, was dann meine Arbeit und Ergötzung war.

23.

Ich las einmal, was maßen das Orakel des Apollo den römiſchen Abgeſandten, die fragten, was ſie thun müßten, damit ihre Unterthanen friedlich regiert würden, geantwortet: Nosce te ipsum, das iſt: es ſollte ein Jeder ſich ſelbſt erkennen. Dies machte, daß ich mich hinterſann und von mir ſelbſt Rechnung über mein geführtes Leben begehrte, weil ich ohnedas müſſig war. Da ſagte ich zu mir ſelber: dein Leben iſt kein Leben geweſen, ſondern ein Tod, deine Tage ein ſchwarzer Schatten, deine Jahre ein ſchwerer Traum, deine Wollüſte arge Sünden, deine Jugend eine Phantaſei, und deine Wolfahrt ein Alchymiſten-Schatz, der zum Schornſteine hinaus fahrt und dich verlaßt, ehe du dich deſſen verſiehſt! Du biſt durch viele Gefahrlichkeiten dem Kriege nachgezogen und haſt darin viel Glück und Unglück eingenommen, biſt bald hoch, bald nieder, bald groß, bald klein, bald reich, bald arm, bald fröhlich, bald betrübt, bald beliebt, bald verhaßt, bald geehrt und bald veracht't geweſen. Aber nun, du, o meine arme Seele! was haſt du von dieſer ganzen Reiſe zu wege gebracht? Dies haſt du gewonnen: Ich bin arm an Gut, mein Herz iſt beſchwert mit Sorgen, zu allem Guten bin ich faul, trage und verderbt, und, was das Allerelendeſte, ſo iſt mein Gewiſſen ängſtig und ſchwer; du ſelbſt aber biſt mit vielen Sunden überhauft und abſcheulich beſudelt. Der Leib iſt mude, der Verſtand verwirrt, die Unſchuld hin, meine beſte Jugend verſchliſſen, die edle Zeit verloren, nichts iſt, das mich erfreut, und über dies Alles bin ich mir ſelber feind. Als ich nach meines Vaters ſeligem Tode in dieſe Welt kam, da war ich einfaltig und rein, aufrichtig und redlich, wahrhaftig, demüthig, eingezogen, maßig, keuſch, ſchamhaft, fromm und andächtig. Ich bin aber bald boshaft, falſch, verlogen, hoffartig, unruhig und überall gottlos worden, welche Laſter ich ohne Lehrmeiſter gelernt. Ich nahm meine Ehre in acht, nicht ihrer ſelbſt, ſondern meiner Erhöhung wegen. Ich beobachtete die Zeit, nicht, ſie zu meiner Seligkeit anzulegen, ſondern, ſie meinem Leibe zu nutz zu machen. Ich habe mein Leben vielemal in Gefahr geben und mich doch niemals befliſſen, es zu beſſern, damit ich auch getroſt und ſelig ſterben könnte. Ich ſah nur auf das Gegenwärtige und meinen zeitlichen Nutzen und dachte nicht einmal an das Zukunftige, geſchweige denn daran, daß ich dermaleinſt vor Gottes Angeſicht Rechenſchaft geben müſſe.

Mit ſolchen Gedanken quälte ich mich täglich und eben damals kamen mir einige Schriften des Guevara unter die Hände, die mir die Welt vollends verleiteten und mich endlich bewogen, wieder ein Einſiedel zu werden. Ich hätte gern bei meinem Sauerbrunnen im Mückenloch gewohnt, aber die Bauern in der Nachbarſchaft wollten es nicht leiden, wiewol es für mich eine angenehme Wildniß war. Sie beſorgten, ich würde den Brunnen verrathen und ihre Obrigkeit dahin vermögen, daß ſie wegen nunmehr erlangtem Frieden Weg und Steg dazu machen müßten. Ich begab mich alſo in eine andere Wildniß und fing mein Speſſarter Leben wieder an, in dem ich, wie mein Vater ſeliger, bis an mein Ende zu verharren gedenke. Gott verleihe uns Allen ſeine Gnade, daß wir alleſammt dasjenige von ihm erlangen, woran uns am meiſten gelegen iſt, nehmlich ein ſeliges

Ende.

Druckfehler.

Seite VII Zeile 14 v. o. l. erſten ſt. erſtens
— IX — 6 v. o. l. P ſt. S
— 2 — 4 v. o. lies Lehm ſtatt Leimen
— 12 — 14 v. u. l. in Wald ſt. im Walde
— 33 — 14 v. o. l. Partei ſt. Partie
— 38 — 4 v. u. l. die ſt. da
— 135 — 4 v. u. l. gewiſſer ſt. gewiſſen
— 150 — 5 v. u. l. ihre ſt. ihr
— 153 — 12 v. u. l. meines ſt. meinens
— 156 — 3 v. o. l Weiberkleide ſt. Weiderkleide
— 239 — 1 v. u. l. ſilberne ſt. ſilbern
— 274 — 11 v. u. l. unſere ſt. unſern
— 338 — 7 v. o. l. denn ſt. den
— 352 — 7 v. o. l Berni ſt. Berei
— 383 — 2 v. o. l. einem ſt. einen
— 391 — 19 v. o. l. einem ſt. einen
— 413 — 3 v. o. l. meinem ſt. meinen
— 420 — 12 v. o. l. Sagmähr ſt. Sagenmähr
— 430 — 9 v. u. l. Brunnen ſt. Brunen
— 436 — 14 v. u. l. mit ſt. mir
— 442 — 3 v. u. l. den ſt. dem
— 448 — 9 v. o. l. aus ſt. auf

Bibliothek
claſſiſcher Romane
und
Novellen
des
Auslandes.

Siebenundzwanzigſter Band.

Der verliebte Teufel
und
Der Lord aus dem Stegreife
von
Jacques Cazotte.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1838.

Der verliebte Teufel

und

Der Lord aus dem Stegreiſe.

Zwei Novellen

von

Jacques Cazotte.

Aus dem Franzöſiſchen überſetzt

von

Eduard von Bülow.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1838.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Einleitung.

Der vielbekannte franzöſiſche Autor, Jacques Cazotte, der die beiden kleinen Meiſterwerke ſchrieb, die ich dem deutſchen Publicum hier in einer neuen Überſetzung vorlege, iſt im Jahre 1720 in Dijon geboren und der Sohn eines Canzleiſchreibers, der ihn in dem Jeſuitercollegium ſeiner Heimath erziehen ließ. Zur Vollendung ſeiner Studien von einem ältern Bruder nach Paris berufen, ward er dort ſpäterhin bei der Adminiſtration der Marine angeſtellt und 1747 als Controleur nach Martinique geſendet. Auf dieſer Inſel lebte Cazotte dann eine Reihe von Jahren und fand 1759, bei dem Angriffe der Engländer auf das Fort St.-Pierre, der zumeiſt durch ſeinen thätigen Eifer abgeſchlagen wurde, Gelegenheit, ſich auf das ehrenvollſte auszuzeichnen. Da indeſſen ſeine Geſundheit von dem Klima der Antillen litt, ſo veranlaßte ihn der Tod ſeines Bruders, der ihm ein beträchtliches Vermögen hinterließ, ſeinen Abſchied zu nehmen und nach Frankreich zurückzukehren. Er hatte aber dabei das Unglück, ſein ganzes in Martinique erworbenes eigenes Vermögen zu verlieren, das er den Jeſuiten gegen Wechſel anvertraut hatte. Denn da unterdeß die Angelegenheiten des Ordens in Stocken zu gerathen anfingen, ſo ſah er ſich genöthigt, ſeiner ſteten Anhänglichkeit an ſeine alten Lehrer ungeachtet, einen erfolgloſen Prozeß gegen ſie einzuleiten, der, beiläufig geſagt, alle die andern, die Aufhebung des Ordens in Frankreich nach ſich ziehenden Unterſuchungen gegen denſelben veranlaßte.

Von nun an lebte Cazotte, der ſich in Martinique mit der Tochter des oberſten Richters, Eliſabeth Roignon, verheirathet hatte, mit ſeiner Familie ſorgenfrei und zufrieden, wenn auch nicht im Überfluſſe, theils in Paris, theils auf ſeinem ererbten Landſitze, in Pierry, bei Epernai. Er widmete alle ſeine Zeit der Wiſſenſchaft und Geſelligkeit, und war, um ſeiner heitern, lebhaften, pikanten Unterhaltung, um ſeines freimüthigen, redlichen, liebenswürdigen Weſens willen, allenthalben geſucht und willkommen.

Schon frühzeitig eine große Neigung zur Poeſie kundgebend, hatte er dieſelbe, als er in ſeiner Jugend das erſte Mal in Paris geweſen, bei ſeinem Landsmanne Raucourt, um den ſich die ausgezeichnetſten Schriftſteller und Literaten verſammelten, Gelegenheit genug gehabt zu nähren.

Der Zufall machte einige ſeiner poetiſchen Verſuche ſpäterhin bekannt, und ſie fanden allgemeinen Beifall, der ihn ſchon in Martinique ermunterte, ſeine heroiſche Dichtung in Proſa, „Ollivier“, in Muſeſtunden zu entwerfen und auszuführen. Seine pariſer Freunde nahmen das Werkchen aus ſeinem Portefeuille und ließen es 1763 drucken, und der gute Erfolg, den es hatte, bewog ihn, auch die beiden Novellen, „Le diable amoureux“, und „Le lord impromptu“, die er gleichfalls in Martinique geſchrieben, und die das Publicum nicht minder begierig las, 1771—72, herauszugeben. Dieſe drei Arbeiten haben ſeinen literariſchen Ruf begründet und ſind ſeine vorzüglichſten. Seine Fabeln und ſonſtigen Gedichte werden geſchätzt, ohne gerade ausgezeichneten Werth zu beſitzen; ſeine übrigen kleinen Novellen ſind mittelmäßig.

Was den „Ollivier“ betrifft, ſo erſcheint er den Franzoſen noch bedeutender als dieſe zwei Novellen. Bei uns Deutſchen wird dieſe Meinung ſchwerlich viele Bekenner vorfinden. Ich erkenne an dem Rittergedichte den loſen und anmuthigen Vortrag, die lebendige Phantaſie, den geſchmeidigen Wechſel der Begebenheiten an. Allein die Franzoſen haben eben, in einem gewiſſen ſchlimmen Sinne, literariſche Erzeugniſſe, die wir uns in keinem Falle anzueignen wüßten. „Ollivier“ gehört zu der Literatur, die von der Schilderung des Lebens abgeht, wie es iſt, die keine Charaktere, keine Leidenſchaften malt, und immer nur in einer gewiſſen künſtlichen oder überpoetiſchen Höhe ſchweben bleibt. Die wahre Poeſie, die im Gegentheile den erſtern Weg verfolgt, wird in ihrer Vollendung von ſich ſelbſt ungefliſſentlich zur allegoriſchen, das heißt, erhebt ſich von dem Beſondern zum Allgemeinen. Dieſe Nebenart, wie „Ollivier“, kann ihre Abweichung von der Regel gewiß auch rechtfertigen, allein doch wieder nur inſofern, als ſie ſich zum Symboliſchen ſteigert, das heißt, hinter einer leichten Verkleidung eine andere gewichtige Meinung birgt. Der „Ollivier“ hat die zierliche Maske vor, aber des Tiefſinns, des Symbols, ermangelt er.

In unſern beiden Novellen ſind alle Vorzüge des „Ollivier“ in noch höherm Grade entwickelt und iſt doch nichts von ſeiner Mangelhaftigkeit zu erblicken. Die nämliche wunderbare Leichtigkeit, ſo vielſagende und doch anſpruchsloſe einfache Kürze des Styls, bei aller kunſtreichen Beſonnenheit. Und doch das gewöhnliche wahrgeſchilderte Leben, ſcharfe Charaktere mit dem Wunderbaren, theils Mährchenhaften, theils an das Mährchenhafte Grenzenden in den Begebenheiten innig verſchmolzen. Stoff und Idee ſind nicht getrennt, ſondern Eins.

Beide Novellen ſind gleich vollendet in der Ausführung, aber „Der Lord aus dem Stegreiſe“ nicht zugleich mit dem entſchiedenen Glücke erdichtet, als „Der verliebte Teufel“. Er iſt als Kunſtwerk ein wahres Kabinetſtück, aber eben ſeine kunſtreichen Verſchlingungen, die ſich für nichts Anderes als romanhaſt geben, und doch auch wieder des Wahrſcheinlichen nicht entbehren, deſſen ſie ſich nur ſcheinbar entledigen, ſtoßen ein größeres Publicum vielleicht theilweiſe von ſich ab, aus demſelben Grunde, wie die hohe Komik die ſogenannten Gebildeten.

In der ſpaniſchen Novelle hingegen, die in meiner Überſetzung blos aus Verſehen: „Der verliebte Teufel“ betitelt iſt und eigentlich: „Der Liebesteufel“ heißen ſollte, welche Meinung die Worte le diable amoureux mitbegreifen, hat das Glück den Dichter in ſo hohem Grade in der Wahl des Stoffes und der Idee begünſtigt, daß Alles übereinſtimmt, den Leſer hinzureißen und ſein innerſtes Mitgefühl dermaßen zur Theilnahme zu erwecken, daß es niemals abläßt, dem Verſtande oder der bewußten oder unbewußten Kritik in Bewunderung zur Seite zu ſtehen.

Dieſe letztere Novelle zumal iſt darum auch weltberühmt und von den Ausländern gewiß auf mannichfache Weiſe verbraucht worden. Ein Engländer, Lewis, hat einen Roman danach gemacht, und wir Deutſche haben mehrmalige Überſetzungen, von denen die ältern die beſſern ſind, denn daß man ſich in dieſem Jahre veranlaßt gefunden hat, die Novelle für ein Taſchenbuch zu verarbeiten und damit weſentlich entſtellende Veränderungen vorzunehmen, iſt kein kleines Mißverſtändniß.

In einem Epiloge zum Liebesteufel erfahren wir vom Dichter, daß in der erſten Ausgabe deſſelben ein anderer Schluß geweſen iſt. Die meiſten Leſer, ſagt er, hätten die Löſung zu wenig vorbereitet gefunden und doch gern gewünſcht, den Helden in einen wenigſtens mit Blumen beſtreuten Abgrund fallen zu ſehen, um ihn der Unannehmlichkeit des Falles ſelbſt zu entheben. Ja, man habe den Autor ſogar beſchuldigt, daß ihm noch vor der Beendigung ſeiner kleinen Bahn die Einbildungskraft ausgegangen, und ſeiner Eitelkeit ſomit ſelbſt den Gedanken eingegeben, um dem Vorwurfe der Unfruchtbarkeit zu begegnen, und ſeinen eigenen guten Geſchmack zu rechtfertigen, ſeinen Bekannten den ganzen Roman, ſo wie ihn die erſte Begeiſterung abgefaßt, vorzuleſen. „Alvaro", heißt es weiter, „wurde darin von ſeinem Feinde betrogen und das alſo in zwei Theile zerfallende Ganze ſchloß in der erſten Hälfte mit der bedauerlichen Kataſtrophe. Die andere Hälfte ſchilderte die Folgen; und wie Alvaro, der zuvor nur von ihm geplagt geweſen, jetzt vom Teufel beſeſſen war und in ſeiner Hand ein blindes Werkzeug wurde, deſſen er ſich dazu bediente, allenthalben Verwirrung anzuſtiften. Die Anlage zu dieſem Theile verlieh der Einbildungskraft einen großen Schwung und der Kritik, Satyre und poetiſchen Ausſchweifung den freieſten Spielraum."

„Hierüber waren nun aber die Meinungen verſchieden. Die Einen verlangten, ich müſſe Alvaro erſt fallen laſſen und dann ſchließen, die Andern, die Folgen dürften nicht beſchränkt werden."

„Ich habe in dieſer neuen Auflage geſucht, auf beide kritiſche Anſichten einzugehen. Alvaro iſt darnach bis zu einem gewiſſen Grade allerdings verführt, aber doch nicht das Opfer des Böſen: um ihn zu berücken, mußte ſein Gegner ehrbar, ja ſogar ſpröde thun; und das zerſtört die Wirkſamkeit ſeines eigenen Verfahrens und macht es durchaus fruchtlos. Mit Einem Worte, es geſchieht ſeinem Schlachtopfer nur, was jedwedem Ehrenmanne geſchehen könnte, den der unverdächtige Schein trügt: er dürfte ganz gewiß dem ausgeſetzt ſein, gewiſſe Verluſte zu erleiden; allein es würde ihn doch nicht entehren, wenn das Nähere über ſein Abenteuer verlautete.“

Den vorerwähnten zweiten Theil der Novelle, die alſo gewendet wohl gar mit einer unſerer tiefſinnigſten Dichtungen verwandt wäre, hat Cazotte aus dem Grunde unterdrückt, weil er gemeint, daß er ſeinem Publicum leicht zu ernſt geworden ſein möchte. Zu dem Ganzen, erfahren wir von ihm, hat ihn das Leſen einer Stelle in einem ehrwürdigen Autor veranlaßt, wo von den Schlingen die Rede iſt, die dem Teufel zu Gebote ſtehen, um zu gefallen und zu verlocken. Cazotte hat ſie möglichſt alle in einer Allegorie verſammeln wollen, in der die Grundſätze mit den Leidenſchaften im Kampfe liegen: die Seele iſt der Schauplatz; die Neugier beginnt das Treffen.

Ludwig Tieck, in dem Aufſatze über Shakeſpear's Behandlung des Wunderbaren, vor ſeiner Bearbeitung des Sturms, ſagt 1796: „Das Lächerliche präparirt ſehr oft das Gräßliche. Wir würden oft das Furchtbare bezweifeln; aber eben durch die komiſchen, individuellen Züge, die oft ganz aus der gewöhnlichen Welt hergenommen ſind, werden wir gezwungen, es zu glauben, denn unſere Urtheilskraft wird ſo verwirrt, daß wir die Kennzeichen vergeſſen, nach denen wir ſonſt das Wahre beurtheilen, wir finden nichts, worauf wir unſer Auge fixiren könnten; die Seele wird in eine Art von Schwindel verſetzt, in welchem ſie ſich am Ende gezwungen der Täuſchung überläßt, da ſie alle Kennzeichen der Wahrheit und des Irrthums verloren hat." Er wendet dieſe Bemerkung mit vollem Recht auf Cazotte's vortreffliches Mährchen an, in dem ſie ſehr vortheilhaft genutzt ſei, und deſſen Räthſelhaftes und Fürchterliches zum Theil darin beſtehe.

Die Novelle, „Der Liebesteufel", veranlaßte nach ihrem Erſcheinen einen Martiniſten, Cazotte zu beſuchen, dem er darnach höhere Kenntniſſe zutraute. Der Mann war ſehr verwundert, von dem Dichter zu hören, daß Alles, was davon in der Novelle ſtehe, blos eine Schöpfung ſeiner Phantaſie ſei. Indeſſen neugierig geworden, faſt wie ſein Held ſelber, bewirkte Cazotte ſeine Einweihung in die von Martines de Pasqualis geſtiftete Geſellſchaft, deren Mitglied auch der berühmte St.-Martin geweſen war, und wurde, nachdem er jedoch ſchon vorher dem irreligiöſen Geiſte ſeiner Zeitgenoſſen und den Grundſätzen der in Paris ſogenannten Philoſophen nie gehuldigt hatte, durch dieſen Schritt dahin gebracht, fortan das Evangelium die Richtſchnur aller ſeiner Handlungen ſein zu laſſen.

Der Ausbruch der franzöſiſchen Revolution ſetzte indeß dem ſtillen genußreichen Leben ein Ziel, das Cazotte lange Jahre geführt hatte. Er verhehlte ſeine Geſinnungen nicht und dachte ſelbſt auf Mittel, den verderblichen Fortgang der Begebenheiten zu hemmen. Der Briefwechſel, worin er, von ſeinem Landſitze aus, einem Freunde dieſe Mittheilungen macht, ward entdeckt, und brachte ihm den Tod. Bei ſeiner erſten Verhaftung rettete ihn zwar der Heldenmuth ſeiner mitanweſenden ſiebzehnjährigen Tochter Eliſabeth, die ſich, als die Mörder vor Gericht über ihn herfallen wollten, auf den damals ſiebzigjährigen Greis warf, und mit den Worten: „Ihr ſollt das Herz meines Vaters nicht treffen, bevor Ihr meines durchbohrt!“ ſeinen Körper bedeckte, allein Pethion's Haß klagte ihn gleich darauf von Neuem an und wußte dieſes Mal alle Rettungsverſuche des jungen Mädchens zu vereiteln.

Cazotte wurde am 25. September 1792 guillotinirt, nachdem er Frau und Kindern ſchriftlich das letzte Lebewohl geſagt und ſich für ſeine Tochter eine Locke abgeſchnitten hatte, die er ihr hinterließ. Ehe er dem Henker ſein Haupt übergab, wendete er ſich gegen die Menge und rief: „Ich ſterbe, wie ich gelebt habe, Gott und meinem Könige getreu.“

Cazotte war wohlgebaut und hatte blaue ausdrucksvolle Augen; in ſeinem Alter gaben ihm die weißen herabwallenden Haarlocken ſeines Kopfes ein wahrhaft patriarchaliſches Anſehen.

Seinem äußern Betragen hat man vielleicht nicht mit Unrecht vorgeworfen, die Vernunft habe es zu ſelten beherrſcht, und ihm ſelbſt ſpricht man überhaupt mehr Enthuſiasmus als Klugheit, mehr Geiſt als Urtheil zu; allein den Adel und die Reinheit ſeiner Geſinnungen und ſeines Willens hat ihm niemals Jemand angegriffen. Ein Zeugniß von der Stimmung ſeiner letzten Lebenstage legt einer ſeiner Mitgefangenen, St.-Méard ab, der in ſeiner „Agonie de trente huit heures" erzählt, wie Cazotte's Heiterkeit und der orientaliſche Styl, in dem er ſich ausgedrückt, ihren Kummer zerſtreut, er ſelbſt aber auf ihren Unglauben gezürnt habe, denen er aus Kain's und Abel's Geſchichte beweiſen wollen, die Gefangenen wären glücklicher als die Freien und ihr jetziges Schickſal eine Emanation der Offenbarung St.-Johannis.

Cazotte behielt noch bis in ſein höchſtes Alter, wo er, bei nächtlicher Weile, wenn er nach zwölf Uhr aus Geſellſchaft kam, mit Hülfe eines arabiſchen Mönchs die vier Bände arabiſcher Mährchen überſetzte, die als Fortſetzung der „Tauſend und einen Nacht" den 37.—40. Theil des „Cabinet des fées" bilden, ſeine ungeſchwächte Geiſteskraft. Von ſeiner ganz außerordentlichen Leichtigkeit im Componiren hat man einige ſchlagende Beiſpiele. Sehr populair ſind ſeine Schriften nie geworden, und konnten ſie auch nie werden, denn er ſchrieb für ein gewähltes kleines Publicum. Seine einzelnen Werke nennt die Biographie univerſelle. Die vollſtändigſte Ausgabe derſelben erſchien 1817—19 in vier Octavbänden in Paris unter dem Titel: „Oeuvres badines et morales, historiques et philosophiques.“

Cazotte's merkwürdige Viſion, zu Anfange des Jahres 1788, bei einem glänzenden Gaſtmahle, das die Herzogin von Grammont gab, und wo außer ihm und andern Literaten auch Laharpe, Condorcet und Chamfort zugegen waren, in der er einem Theile der in Ausgelaſſenheit Gegenwärtigen nicht nur ihren Tod in der bevorſtehenden Revolution, ſondern ſogar die Todesart eines Jeden vorherſagte, iſt allbekannt und viel beſprochen worden. Laharpe erzählte ſie zuerſt als Augenzeuge. Die „Encyclopédie des gens du monde“ erklärt zwar neuerdings die ganze Prophezeihung für eine Fiction Laharpe's und führt als Beweis deſſen eine glaubwürdige Urkunde an, die ſein Teſtamentsvollſtrecker, ein Herr Boulard, bekannt gemacht. Allein in dem jetzt in England erſchienenen nachgelaſſenen Werke von William Burt: „Observations on the curiosities of nature“ beſtätigt ſie der Verfaſſer als ein Augenzeuge aufs Neue, und man dürfte alſo doch vielleicht annehmen, daß die ganze Erzählung, wenn auch von Laharpe, den ich darüber nicht geleſen habe, ausgeſchmückt, doch keine baare Fabel ſei. Wie wohl es hellen Köpfen möglich geweſen iſt, in jene furchtbare Welterſchütterung vorauszuſehen, hat ſchon Retif de la Bretonne lange vor Cazotte bewieſen, der in ſeiner merkwürdigen, in den ſiebziger Jahren gedruckten Novelle: „Les alliés“, in den „Contemporaines“ ihren Lauf im Allgemeinen andeutet. Und Viſionen wie die Cazotte'ſche, hat uns ja die Geſchichte mehr als einmal genöthigt, als Thatſachen gelten zu laſſen!

I.

Der verliebte Teufel.

Spaniſche Novelle.

Ich war, fünf und zwanzig Jahre alt, Hauptmann in der Garde des Königs von Neapel: wir lebten unter einander wie gute Kameraden und wie junge Leute, das heißt mit Weibern und vom Spiel, ſo lange das Geld ausreichte und philoſophirten in unſern Quartieren, wenn wir nichts Beſſeres mehr zu thun wußten.

Eines Abends, als wir uns bei einer kleinen Flaſche Cyperwein und geröſteten Maronen über allerlei Dinge müde geplaudert hatten, fiel das Geſpräch auf die Cabbala und Cabbaliſten.

Einer behauptete, ſie ſei in der That eine in ihrem Verfahren ſicher begründete Wiſſenſchaft; vier der Jüngſten warfen dagegen ein, daß ſie eine Anhäufung von Albernheiten, eine Quelle von Spitzbübereien und nur dazu da ſei, leichtgläubige Leute zu bethören und Kinder zu vergnügen.

Der Älteſte von uns, ein geborener Flamänder, rauchte, zerſtreut ausſehend, ſeine Pfeife und ſprach kein Wort. Seine Kälte und ſein unachtſames Weſen fielen mir mitten in dem mißtönenden Gelärm, das uns betäubte, auf und verhinderten mich, an einer Unterhaltung Theil zu nehmen, die zu wenig geregelt war, um mich anzuziehen. Wir befanden uns im Zimmer des Rauchers, die Nacht rückte vor, man ging auseinander, wir Beide blieben allein zurück, mein älterer Kamerad und ich.

Er rauchte kaltblütig weiter, ich blieb ſtumm, die Elbogen auf den Tiſch geſtemmt, ſitzen, am Ende brach mein Mann das Stillſchweigen.

Junger Menſch! ſagte er: Sie haben da viel Geſchrei mit angehört: warum haben Sie an dem Streite keinen Theil genommen?

Ich ſchweige lieber ſtill, antwortete ich, als daß ich einer Sache beiſtimme oder widerſpreche, die mir unbekannt iſt: ich weiß nicht einmal, was das Wort Cabbala beſagen will.

Es hat verſchiedene Bedeutungen, ſprach er: aber darauf kommt nichts an, es handelt ſich hier um die Sache ſelbſt. Glauben Sie, daß eine Wiſſenſchaft beſtehen kann, die Metalle verwandeln und Geiſter unter unſere Botmäßigkeit bringen lehrt?...

Ich weiß nichts von Geiſtern, nicht einmal was von meinem eigenen, außer daß ich ſeines Daſeins gewiß bin. Was die Metalle anlangt, ſo weiß ich, wieviel ein Karolin im Spiele, im Wirthshauſe und anderswo gilt; aber ihres verſchiedenartigen Weſens, der Einwirkungen und Geſtaltungen wegen, die ihm zuläſſig, mag ich weder Etwas bejahen noch verneinen.

Mein junger Kriegskamerad! ich ſehe Ihre Unwiſſenheit ſehr gern, ſie wiegt der Andern Wiſſen auf: Sie ſind wenigſtens in keinem Irrthume befangen, und wenn auch nicht unterrichtet, doch fähig, es zu werden. Ihre Natur, die Freimüthigkeit Ihres Charakters und die Geradheit Ihres Sinnes gefallen mir. Ich weiß etwas mehr als gewöhnliche Menſchen: ſichern Sie mir mit Ihrem Ehrenworte das ſtrengſte Geheimniß zu, verſprechen Sie mir, ſich klug zu betragen, und Sie ſollen mein Schüler ſein.

Die Eröffnung, die Sie mir machen, mein lieber Soberano, iſt mir angenehm. Die Neugier iſt meine ſtärkſte Leidenſchaft. Ich geſtehe Ihnen, ich trage kein eifriges Verlangen nach alltäglichen Kenntniſſen, ſie ſind mir immer zu beſchränkt vorgekommen, und ich habe die höhere

Sphäre, zu der Sie mir beiſtehen wollen einzugehen, geahnet: welches aber iſt der erſte Schlüſſel zu der Wiſſenſchaft, die Sie nannten? Nach dem was unſere Kameraden in ihrem Streite äußerten, ſind es die Geiſter ſelbſt, die uns belehren: kann man in Verbindung mit ihnen treten?

Sie haben es getroffen, Alvaro: von ſich ſelbſt lernt man nichts; daß eine Verbindung mit ihnen uns möglich iſt, davon will ich Ihnen einen unwiderleglichen Beweis geben.

Indem er dies geſprochen und ſeine Pfeiſe ausgeraucht hatte, klopft er damit dreimal an, um die wenige Aſche auszuſchütten, die darin war, legt ſie dicht neben mir auf den Tiſch und ſagt mit erhobener Stimme: Calderon, hol meine Pfeiſe, ſtopfe ſie und zünde ſie mir an, und bring ſie wieder!

Er hatte kaum den Befehl gegeben, ſo ſehe ich die Pfeiſe verſchwinden, und ich hatte noch nicht über ſeine Macht nachdenken oder fragen können, wer der Calderon ſei, dem er ſeinen Auftrag ertheilt, ſo war ſchon die brennende Pfeiſe wieder da, und hatte mein Kamerad ſeine Beſchäftigung damit von Neuem aufgenommen.

Er fuhr darin eine Weile fort, weniger um den Tabak zu ſchmecken, als um ſich an dem Erſtaunen zu weiden, das er mir erregte; ſodann ſtand er auf und ſagte: ich ziehe morgen auf Wache, ich muß ausruhen; gehen Sie ſchlafen, ſeien Sie klug, wir werden uns wiederſehen!

Ich verließ ihn, begierig nach den neuen Begriffen dürſtend, mit denen ich mir verſprach, mich, unter Soberano's Beiſtande, alsbald zu erfüllen. Ich ſah ihn des andern Morgens, die folgenden Tage, ich hatte keine andere Leidenſchaft mehr, ich ward ſein Schatten.

Ich ſtellte ihm tauſend Fragen; er wich den einen aus und beantwortete die andern wie ein Orakel. Zuletzt ſetzte ich ihm wegen der Religion ſeines Gleichen zu. Sie iſt die natürliche, antwortete er. Wir gingen auf Einzelheiten näher ein: ſeine Ausſprüche ſtimmten mehr mit meinen Neigungen als mit meinen Grundſätzen zuſammen; aber ich wollte zum Ziele kommen, und durfte ihm nichts in den Weg legen.

Sie gebieten den Geiſtern, ſagte ich zu ihm: ich will wie Sie mit ihnen Gemeinſchaft haben: ich will, ich will!

Sie ſind hitzig, Kamerad, Sie haben Ihre Probezeit noch nicht überſtanden, Sie haben keine der Bedingungen erfüllt, unter denen man furchtlos in dieſe erhabene Kategorie treten mag...

Brauchte ich denn noch viele Zeit dazu?....

Vielleicht zwei Jahre.....

Ich gebe es auf, rief ich: ich würde mittlerweile vor Ungeduld umkommen. Sie ſind grauſam, Soberano. Sie können ſich von dem lebhaften Verlangen, das Sie mir eingeflößt, keine Vorſtellung machen. Es verzehrt mich...

Junger Mann, ich traute Ihnen mehr Klugheit zu, Sie machen, daß ich Ihret- und meinetwegen zittere. Was! Sie wollten ſich dem ausſetzen, ohne irgend eine Vorbereitung, Geiſter zu beſchwören?

Nun, was könnte mir wol darüber zuſtoßen?...

Ich ſage nicht, daß durchaus ein Unglück Sie darum betreffen müßte; haben ſie Gewalt über uns, ſo iſt es unſere Schwäche, unſer Kleinmuth, der ſie ihnen gibt: im Grunde ſind wir geboren, ihnen zu gebieten...

Ha! ich will ihnen gebieten...

Ja, Sie haben Herz genug; aber wenn Sie den Kopf verlieren? Wenn Sie ſich davor bis zu einem gewiſſen Grade entſetzen?...

Kommt es nur darauf an, ſie nicht zu fürchten, ſo fodere ich ſie heraus, mich zu ſchrecken...

Wie! wenn Sie nun den Teufel ſähen?...

Ich wollte den großen Höllenteufel bei den Ohren kriegen.....

Brav! Sind Sie Ihrer ſelbſt ſo gewiß, ſo dürfen

Sie ſich der Gefahr ausſetzen; ich verſpreche Ihnen meinen Beiſtand. Nächſten Freitag Mittag eſſen Sie mit zwei der Unſeren bei mir, da wollen wir die Sache zu Ende bringen.

Wir hatten erſt Dienſtag; keine Schäferſtunde wurde jemals mit ſolcher Ungeduld erwartet. Endlich kam die Zeit, ich traf bei meinem Kameraden zwei Männer, eben nicht von der einnehmendſten Geſichtsbildung, an; wir ſpeiſten. Die Unterhaltung drehte ſich um gleichgültige Dinge.

Nach Tiſche ſchlug man einen Spaziergang nach den Ruinen von Portici vor. Wir machen uns auf den Weg, wir kommen an. Dieſe Überreſte der ehrwürdigſten, eingeſunkenen, zertrümmerten, verſtreuten, mit Dornen durchwachſenen Denkmäler erregten meiner Einbildungskraft Ideen, die mir ungewöhnlich waren. Siehe da! ſprach ich, die Gewalt der Zeit über die Werke menſchlichen Stolzes und Fleißes. Wir ſchritten unter den Ruinen vor, und gelangten endlich, beinahe im Finſtern tappend, über Trümmer hinweg, an einen düſtern Ort, wohinein nicht das mindeſte Licht von Außen dringen konnte.

Mein Kamerad führte mich am Arme; er hörte auf zu gehen, ich ſtand ſtill. Nunmehr ſchlägt einer von der Geſellſchaft Feuer und zündet eine Kerze an. Der Raum, in dem wir uns befinden, erhellt ſich, obwol ſchwach, und ich entdecke, daß wir unter einem ziemlich wohlerhaltenen etwa fünfundzwanzig Fuß ins Gevierte weiten Gewölbe ſind. Wir beobachten das tiefſte Stillſchweigen. Mein Kamerad beſchreibt mit einem Rohre, auf das er ſich im Gehen geſtützt hatte, rings um ſich einen Kreis in den Sand, der den Fußboden bedeckt, und geht hinaus, nachdem er einige Charaktere hinzugezeichnet. Begeben Sie ſich unter dieſes Zauberſiegel, junger Degen! ſagte er zu mir, und treten Sie nicht eher als bei guten Anzeichen wieder hervor.....

Erklären Sie ſich deutlicher, bei was für Anzeichen ich den Kreis verlaſſen darf? . . .

Sobald Alles Ihnen unterworfen ſein wird; vor der Zeit könnten Sie die größte Gefahr laufen, wenn Ihr Schrecken Sie einen Fehltritt thun ließe.

Hierauf gibt er mir einen kurzen, eindringlichen, mit einigen Worten untermiſchten Bannſpruch, die mir immer unvergeßlich bleiben werden. Sagen Sie dieſe Beſchwörung mit Feſtigkeit her, ſprach er, rufen Sie alsdann dreimal laut Beelzebub, und vergeſſen Sie beſonders nicht, was Sie verſprochen haben zu thun.

Ich erinnerte mich, daß ich mich gerühmt hatte, ihn bei den Ohren zu kriegen. Ich werde Wort halten, ſprach ich, weil ich mich nicht wollte Lügen ſtrafen laſſen. Wir wünſchen Ihnen den beſten Erfolg, ſagte er, Sie werden uns zu wiſſen thun, wann Sie fertig ſind. Sie befinden ſich der Thüre gerade gegenüber, die Sie wieder zu uns führt. Sie entfernten ſich.

Kein Prahler konnte jemals in einer ärgeren Klemme ſein: ich war drauf und dran, ſie zurückzurufen; aber ich hätte mich zu ſehr ſchämen und überdies auf alle meine Hoffnungen verzichten müſſen. Ich hielt Stand und beſann mich einen Augenblick. Man hat mich einſchüchtern wollen, ſprach ich, man will ſehen, ob ich kleinmüthig bin. Meine Verſucher ſind nur zwei Schritte weit von mir, und in Folge meiner Beſchwörung habe ich zu erwarten, daß ſie irgend Etwas vornehmen werden, mir Furcht einzujagen. Muth gefaßt, damit die albernen Spaßmacher ſelbſt der Spott betrifft!

Dieſe Berathſchlagung währte nicht lange, wurde aber dennoch ein wenig durch das Geſchrei der Nachteulen und Fledermäuſe geſtört, die in der Umgebung und im Innern der Höhle ſelbſt hauſten.

Durch mein Nachdenken wieder in etwas beruhigt, faſſe ich meinen Muth zuſammen, ich ſtelle mich feſt, ich ſpreche die Beſchwörung mit heller, ſicherer Stimme und rufe dreimal, raſch nach einander, mit erhöhtem Tone: Beelzebub!

Ein Schauder durchrieſelte alle meine Adern und meine Haare ſträubten ſich mir auf dem Kopfe empor. Kaum hatte ich geendigt, ſo ſchlagen mir gegenüber, in der Wölbung oben beide Flügel eines Fenſters weit auseinander: ein Lichtſtrom, blendender als Tageslicht, bricht durch die Öffnung herein: ein Kamelkopf, eben ſo widerlich dick, wie ſcheußlich geſtaltet, inſonderheit mit unmäßig großen Ohren, erſcheint am Fenſter. Das gräßliche Geſpenſt ſperrt den Rachen auf und erwidert mir mit einer ſeiner ſonſtigen Erſcheinung entſprechenden Stimme: Che vuoi?

Alle Kellergewölbe, alle Höhlungen rings umher wetteiferten, dies entſetzliche Che vuoi? wiederzuhallen.

Ich wüßte meine Lage nicht zu ſchildern, ich wüßte nicht zu ſagen, was mir den Muth aufrecht erhielt und mich verhinderte, beim Anblick dieſes Bildes, bei dem noch furchtbareren Getöſe, das an mein Ohr ſchlug, ohnmächtig zu Boden zu ſtürzen.

Ich empfand die Nothwendigkeit, alle meine Kraft zuſammenzufaſſen: ein kalter Angſtſchweiß drohte ſie zu vernichten: ich that mein Äußerſtes. Unſere Seele muß wol ſehr groß ſein und eine ungeheure Schwungkraft haben! Eine Maſſe von Gefühlen, Gedanken, Betrachtungen wurden in meinem Herzen rege, gingen durch meinen Geiſt, machten ſich alle auf einmal in mir geltend. Die Umwälzung geſchah, ich bemeiſterte mein Entſetzen. Ich ſchaue das Geſpenſt unerſchrocken an.

Was verlangſt Du ſelbſt, Vermeſſener, indem Du mir in ſolch verabſcheuungswürdiger Geſtalt ſichtbar weiſt?

Das Trugbild zaudert einen Moment. Du haſt nach mir verlangt, ſpricht es mit minder lauter Stimme...

Darf der Sclave ſich vermeſſen, frage ich, ſeinen Gebieter zu ſchrecken? Kommſt Du, meine Befehle zu empfangen, ſo nimm eine ſchickliche Bildung und einen unterwürfigen Ton an.

Meiſter! redete mich das Geſpenſt wieder an: in welcher Geſtalt ſoll ich mich Dir zeigen, um Dir angenehm zu ſein?

Die erſte Vorſtellung, die ſich mir darbot, war die eines Hundes und ich ſagte daher: Komm als ein Wachtelhund. Ich hatte nicht ſobald den Befehl ertheilt, ſo dehnte das fürchterliche Kameel den Hals bis zu einer Länge von ſechzehn Schuh aus, neigte den Kopf bis zur Mitte des Saals hernieder und warf einen kleinen weißen Wachtelhund mit feinen glänzenden Haaren und ſchleppenden Ohren aus.

Das Fenſter hatte ſich wieder geſchloſſen, jede andere Viſion war verſchwunden, und es verblieb in dem nicht mehr als nöthig erleuchteten Gewölbe nur der Hund und ich.

Er lief mit dem Schwanze wedelnd rings um den Kreis herum und machte Bogenſprünge. Meiſter, ſagte er zu mir, ich möchte Euch gern die Fußſpitzen lecken; aber der furchtbare Cirkel, der Euch umgiebt, ſtößt mich zurück.

Mein Vertrauen hatte ſich bis zur Verwegenheit geſteigert. Ich trete aus dem Kreiſe, halte den Fuß hin, der Hund leckt ihn; ich mache eine Bewegung, ihn bei den Ohren zu kriegen, er legt ſich auf den Rücken, gleich als ob er um Gnade bäte, ich ſehe, daß er weiblichen Geſchlechts iſt. Stehe auf, ſage ich, ich verzeihe Dir: Du ſiehſt, daß ich in Geſellſchaft bin, die Herren warten unweit von hier; ſie werden müde vom Gehen ſein, ich will ihnen einen Imbiß vorſetzen; einen Nachtiſch, eingemachte Früchte, Eis, griechiſchen Wein, Alles wohlangeordnet, der Raum muß nicht prunkhaft aber anſtändig ausgeſchmückt und erleuchtet ſein. Gegen das Ende des Mahls erſcheinſt Du als ausgezeichneter Virtuoſe, mit einer Harfe: ich werde Dir ein Zeichen geben, wann. Daß Du mir aber Deine Rolle gut ſpielſt, in Deinen Geſang Ausdruck legſt und mit ſittſamem Anſtande auftriteſt!

Ich werde gehorchen, Meiſter; aber unter was fur Bedingungen?...

Unter denen, gehorſam zu ſein, Sclave! Sei folgſam, muckſe nicht, oder...

Ihr kennt mich nicht, Meiſter, ſonſt würdet Ihr nicht ſo barſch mit mir umgehen. Ich werde mir nur die einzige Bedingung vorbehalten, Euch zu beſänftigen und zu gefallen.

Der Hund hatte kaum ausgeredet, ſo ſehe ich, im Umwenden, ſchneller als wie in der Oper eine Decoration ſich hereinſchiebt meine Befehle vollzogen werden. Die zuvor ſchwärzlichen, feuchten, moosbedeckten Mauern des Gewölbes nahmen eine anmuthigere Färbung und Geſtaltung an, es wurde ein Saal von jaspirtem Marmor, ein von Säulen getragenes Bogengewölbe. Acht kryſtallene Armleuchter, ein jeder mit drei Kerzen, ſtrömten darin eine lebhafte, gleichmäßig vertheilte Hellung aus.

Einen Augenblick ſpäter ordneten ſich Speiſe- und Schenktiſch an und wurden mit allen Beſtandtheilen unſeres Mahles beſetzt. Früchte und Confect waren das köſtlichſte und ſchmackhafteſte und vom beſten Anſehen. Das Geſchirr, auf dem geſpeiſt und ſervirt werden ſollte, war japaniſches Porzellan. Das kleine Hündchen lief tauſendmal im Saale hin und wieder, machte tauſend Sprünge um mich herum, wie um die Arbeit zu beſchleunigen und mich zu befragen, ob ich zufrieden ſei?

Ganz gut, Biondetta, ſagte ich zu ihm, zieh Du nun Liverei an und thue den Herren nebenan zu wiſſen, daß ich ſie mit einem kleinen Imbiß erwarte.

Kaum daß ich einen Moment die Augen verwender, ſo ſehe ich einen zierlich in meine Farben gekleideten Pagen mit brennender Fackel in der Hand hinausgehen, der bald darauf meinen Kameraden, den Flamänder, und ſeine beiden Freunde hereinführt.

Auf etwas Außerordentliches zwar ſchon in Folge der Ankunft und Einladung des Pagen gefaßt, verſahen ſie ſich doch der Veränderung nicht, die mit dem Orte, worin ſie mich verlaſſen hatten, vorgegangen war. Hätte ich nicht den Kopf voll gehabt, ſo würde mich ihr Erſtaunen mehr ergötzt haben; es machte ſich in einem Schrei Luft und verkündigte ſich durch die Bewegung in ihren Geſichtszügen und durch ihre Geberden.

Meine Herren, ſagte ich, Sie haben meinetwegen einen weiten Weg gemacht, und wir haben ebenſo lange nach Neapel zurückzugehen. Ich habe deshalb gemeint, dieſe kleine Erfriſchung dürfte Ihnen nicht unerwünſcht kommen, und im Betreff deſſen, daß die Auswahl nicht ſorgfältiger und reicher, mir der Umſtand Ihre Nachſicht verdienen, daß ſie aus dem Stegreife getroffen ward.

Mein ungezwungenes Betragen brachte ſie noch mehr als der veränderte Schauplatz und der Anblick des leckern Imbiſſes, zu dem ſie ſich eingeladen ſahen, außer Faſſung. Ich verſah mich deſſen und beſchloß ein Abenteuer, dem ich innerlich mißtraute, bald zu beendigen. Ich wollte mich herausziehen, ſo gut ich konnte, und ſogar noch heiterer ſcheinen als ich von Natur war.

Ich nöthigte ſie, an der Tafel Platz zu nehmen und der Page rückte mit bewundernswürdiger Geſchwindigkeit Stühle zurecht. Wir hatten uns geſetzt, ich hatte die Gläſer gefüllt, Früchte herumgegeben, mein Mund allein bewegte ſich zu ſprechen und zu eſſen, die der Andern blieben ſtarr offen ſtehen. Nichts deſto weniger munterte ich ſie auf, die Früchte anzuſchneiden: meine Zuverſicht beſtimmte ſie: ich brachte die Geſundheit des ſchönſten Mädchens von Neapel aus; wir tranken darauf. Ich erzähle von einer neuen Oper, von einer kürzlich angekommenen römiſchen Improviſatrice, deren Talente bei Hofe Aufſehen machen, ich komme auf die ſchönen Künſte, auf Muſik und Bildhauerei zu ſprechen und ergreife die Gelegenheit, die Schönheit einiger Bildwerke von Marmor, die den Saal ſchmückten, gegen ſie geltend zu machen. Eine Flaſche wird geleert und durch eine volle beſſere erſetzt. Der Page vervielfältigt ſich und vernachläſſigt ſeinen Dienſt keinen Augenblick. Ich richte einen verſtohlenen Blick auf ihn. Man ſtelle ſich den Liebesgott im Pagenkleide vor. Die Mitgenoſſen meines Abenteuers ſchielten ihn auch ihrerſeits mit Mienen an, in denen ſich Erſtaunen, Luſt und Unruhe ſpiegelten. Das Eintönige dieſer Stimmung mißfiel mir; ich fühlte, es ſei an der Zeit, ihr ein Ziel zu ſetzen. Biondetto, ſagte ich zum Pagen, die Signora Fiorentina hat mir verſprochen, mir ein paar Augenblicke zu widmen; ſieh zu, ob ſie noch nicht angekommen iſt. Biondetto verließ das Gemach. Meine Gäſte hatten noch nicht dazu kommen können, über das Seltſame dieſes Auftrags zu erſtaunen, als eine Thür des Salons aufgeht und Fiorentina mit ihrer Harfe hereintritt. Sie trug ein elegantes aber züchtiges Negligé, einen Reiſehut und einen ſehr leichten Flor vor den Augen. Sie ſtellte ihre Harfe neben ſich und grüßte mit Leichtigkeit und Anmuth. Gnädiger Herr Don Alvaro, ſagte ſie, man hat mich nicht benachrichtigt, daß Sie Geſellſchaft haben, ich würde ſonſt nicht in dieſem Anzuge erſchienen ſein. Die Herren werden eine Reiſende gütigſt entſchuldigen.

Sie läßt ſich nieder und wir bieten ihr Einer um den Andern die Überbleibſel unſeres kleinen Feſtmahls an, von denen ſie aus Artigkeit Etwas zulangt. Wie, Signora! rede ich ſie an: Sie gehen nur durch Neapel durch? Man ſollte Sie da nicht feſthalten?

Ein älteres Engagement zwingt mich dazu, gnädiger Herr. Man hatte letzten Karneval in Venedig viel Güte für mich; man nahm mir das Verſprechen ab, zurückzukehren, und ich machte mich verbindlich. Ohnedies würde ich weder auf die Vortheile verzichtet haben, die mir hier der Hof bietet, noch auf die Hoffnung, den Beifall des neapolitaniſchen Adels zu verdienen, der ſich durch ſeinen Geſchmack vor dem von ganz Italien auszeichnet.

Die beiden Neapolitaner verbeugen ſich in Anerkennung dieſes Lobſpruches, und ſind von der Wahrheit dieſer Scene in einem Grade ergriffen, daß ſie ſich die Augen reiben. Ich drang in die Virtuoſin, uns eine Probe ihrer Kunſt zu geben. Sie war heiſer, ermüdet, ſie fürchtete mit Recht, in unſerer Meinung zu ſinken. Endlich entſchloß ſie ſich zu einem obligaten Recitativ und einer pathetiſchen kleinen Arie, die am Ende des dritten Actes der Oper vorkamen, in der ſie debütiren ſollte.

Sie erfaßt ihre Harfe und präludirt mit einer kleinen vollen länglichen Hand, die ebenſo weiß als purpurn und deren nach den Spitzen zu unmerklich gerundete Finger in einen unbegreiflich zierlichen und wohlgeformten Nagel auslaufen: wir ſtaunten insgeſammt und wähnten in dem herrlichſten Concert zu ſein.

Die Dame ſingt. Man kann keine ſchönere Stimme haben und nicht zugleich mehr Seele und Ausdruck hineinlegen; auch wäre es unmöglich, größere Wirkung zu thun, oder weniger zu überladen. Ich war bis in das innerſte Herz bewegt und vergaß beinahe, daß ich der Schöpfer des Zaubers war, der mich umfing.

Die Sängerin richtete die zärtlichen Worte und Töne ihres Geſanges an mich. Das Feuer ihrer Blicke drang durch den Schleier hindurch. Es war von einer unbeſchreiblichen Innigkeit und Süße: ihre Augen waren mir nicht unbekannt. Ich ſtellte mir am Ende ihre Geſichtszüge zuſammen, ſo weit ſie der Schleier wahrnehmen ließ, ich erkannte in Fiorentina den Schelm Biondetto, deſſen zierliche und anmuthvolle Geſtalt ſich in den weiblichen Kleidern viel mehr als in der Pagentracht hervorhob.

Als die Sängerin aufhörte zu ſingen, ertheilten wir ihr gerechte Lobſprüche. Ich ſuchte ſie zu bewegen, uns ein munteres Liedchen vorzutragen, um uns Gelegenheit zu geben, die Mannichfaltigkeit ihres Talents zu bewundern. Nein, erwiederte ſie, ich würde in der Gemüthsſtimmung, in der ich mich befinde, keine Ehre damit einlegen: überdies haben Sie bemerken müſſen, welche Anſtrengung es mir gekoſtet hat, Ihnen Folge zu leiſten. Meine Stimme hat durch die Reiſe gelitten, ſie iſt belegt. Sie wiſſen, daß ich noch in dieſer Nacht abreiſe. Ein Miethkutſcher hat mich hierhergebracht, ich hänge von ihm ab. Ich erſuche Sie, mich gütigſt entſchuldigen zu wollen und mir zu geſtatten, daß ich mich entferne. Bei dieſen Worten ſteht ſie auf und will ihre Harfe hinaustragen. Ich nehme ſie ihr ab, bringe ſie bis zur Thüre, durch die ſie hereingetreten war, und kehre zur Geſellſchaft zurück.

Ich hatte wollen Heiterkeit verbreitet ſehen und bemerke, daß ſich Alle Zwang anthun: ich nehme meine Zuflucht zum Cyperwein. Ich hatte ihn köſtlich gefunden, er hatte mir Kräfte und Geiſtesgegenwart wiedergegeben. Ich verdoppelte das Maß, und da die Stunde drängte, ſo hieß ich meinem Pagen, der ſeinen Platz hinter meinem Stuhle wieder eingenommen hatte, meinen Wagen vorfahren zu laſſen. Biondetto ging augenblicklich hinaus, meine Befehle zu vollziehen.

Sie haben einen Wagen hier? fragte mich Soberano.

Ja, verſetzte ich, ich habe ihn nachkommen laſſen, weil ich mir dachte, es dürfte Ihnen nicht unlieb ſein, auf eine bequemere Weiſe zurückzukehren, im Fall unſere Partie länger währte.

Ich hatte noch nicht ausgeredet, ſo tritt der Page mit zwei großen gewandten Lackaien herein, die auf das Prächtigſte in meine Liverei gekleidet ſind. Gnädiger Herr! ſpricht Biondetto, der Wagen hat nicht ganz vorfahren können; aber er hält gleich dort hinter den Trümmern, die hier herum verſtreut ſind.

Wir brechen auf; Biondetto und die Lackaien gehen voran, wir folgen.

Da wir zwiſchen den zerbrochenen Säulenſchaften und -Füßen nicht alle vier nebeneinander gehen konnten, ſo drückte mir Soberano, der ſich allein mir zur Seite beſand, die Hand. Sie geben uns ein ſchönes Feſt, mein Freund, es wird Ihnen theuer zu ſtehen kommen.

Freund, entgegnete ich ihm, ich fühle mich hochbeglückt, wenn es Ihnen Vergnügen gemacht hat. Ich rechne es Ihnen für nicht mehr an als es mir koſtet.

Wir erreichen den Wagen. Wir finden noch zwei Lakaien, einen Kutſcher, einen Poſtillon und eine ſo bequeme Equipage, als man ſich nur wünſchen konnte, zu meiner Verfügung vor. Ich nöthige zum Einſteigen, und wir rollen auf der Straße nach Neapel hin.

Wir beobachteten ein langes Stillſchweigen: endlich unterbrach es einer von Soberano's Freunden. Ich will nicht in Ihr Geheimniß dringen, Alvaro; aber Sie müſſen ſonderbare Verträge eingegangen ſein. Es konnte niemals Jemand beſſer bedient werden als Sie, ich bemühe mich ſchon vierzig Jahre lang und habe noch nicht das Viertheil der Gefälligkeiten zu Wege gebracht, die man Ihnen an einem Abende erweiſt, der himmliſchſten Viſion, die man irgend haben kann, gar zu geſchweigen, derweil man unſere Augen noch öfter betrübt, als man daran denkt ſie zu ergötzen. Kurz und gut, Sie wiſſen woran Sie ſind. Sie ſind jung, in Ihrem Alter hat man zu ſtarke Gelüſte, als daß man ſich Zeit laſſen ſollte, viel zu überlegen; man übereilt den Genuß.

Bernardillo, ſo hieß der Mann, hörte ſich ſelbſt gern reden und ließ mir Zeit, meiner Antwort nachzudenken.

Ich weiß nicht, verſetzte ich, wodurch ich mir eine beſondere Gunſt hätte zuziehen können. Ich muthmaße, ſie wird nicht lange währen, und es wird dann nur mein Troſt ſein, ſie mit guten Freunden getheilt zu haben. Man ſah, daß ich eine gewiſſe Zurückhaltung annahm, und die Unterhaltung ſtockte.

Indeſſen erweckte die Stille mein Nachdenken wieder. Ich hielt mir nochmals vor, was ich gethan und geſehen hatte. Ich verglich Soberano's und Bernardillo's Reden mit einander und erkannte, den ärgſten Fehltritt gethan zu haben, wozu Vorwitz und Vermeſſenheit meines Gleichen jemals verleiten konnten. Ich war nicht ohne belehrende Unterweiſung geblieben. Ich war bis in mein dreizehntes Jahr unter den Augen meines Vaters, Don Bernardo's Maravillas, eines untadeligen Edelmanns, und meiner Mutter, Donna Mencia's, der frömmſten und achtbarſten Frau Eſtremadura's, erzogen worden. O, meine Mutter, ſagte ich, was würdeſt du von deinem Sohne denken, ſollteſt du ihn geſehen haben und noch ſehen! Aber es ſoll nicht lange ſo bleiben, das verſpreche ich mir.

Unterweilen langte der Wagen in Neapel an. Ich brachte Soberano's Freunde nach Hauſe. Wir Beide kehrten nach unſerm Quartier zurück. Der Glanz unſerer Equipage verblendete faſt die Wache, an der wir vorüberfuhren; aber die Anmuth Biondetto's, der vorn auf dem Bocke ſaß, ſtach Allen, die uns ſahen, noch mehr in die Augen.

Der Page ſchickt Wagen und Dienerſchaft hinweg, nimmt einem Lackaien eine Fackel aus den Händen, und leuchtet mir durch die Kaſerne nach meinem Zimmer vor. Mein Kammerdiener, der noch mehr als die Andern ſtaunt, wollte den Mund aufthun und mich nach dem neuen Aufzuge, mit dem ich prunkte, fragen. Es iſt gut, Carlo, ſagte ich zu ihm, in mein Zimmer tretend, ich bedarf Deiner nicht: geh ſchlafen, ich werde morgen mit Dir reden.

Wir ſind in meinem Zimmer allein und Biondetto hat die Thüre hinter mir verſchloſſen. Ich hatte mich inmitten der Geſellſchaft, die ich ſoeben verlaſſen und an dem geräuſchvollen Orte, den ich durchgehen müſſen, nicht ſo verlegen gefühlt.

Um mit dem Abenteuer fertig zu werden, ging ich einen Augenblick in mich. Ich richtete die Augen auf den Pagen, die ſeinigen waren zu Boden geſchlagen: eine Röthe ſteigt ihm allmälig zu Geſicht, ſeine Haltung gibt Verlegenheit und eine nicht geringe Gemüthsbewegung zu erkennen; zuletzt gewinne ich es über mich, ihn anzureden.

Biondetto, Sie haben mich gut bedient, Sie haben in das, was Sie für mich gethan, ſogar Anmuth zu legen gewußt; indeſſen, da Sie ſich im Voraus dafür bezahlt gemacht haben, ſo denke ich, ſind wir wett...

Don Alvaro denkt zu edel, um zu glauben, daß er zu dem Preiſe loskommen könnte...

Haben Sie mehr für mich gethan, als Sie ſollten, ſo muß ich Ihnen das Zuviel herausgeben; aber für baldige Bezahlung kann ich Ihnen nicht ſtehen. Mein vierteljährlicher Sold iſt verzehrt, ich habe Spielſchulden, bin im Wirthshauſe und beim Schneider in Reſt...

Sie ſcherzen zur Unzeit.....

Wenn ich im Ernſte reden ſoll, ſo muß ich Sie zunächſt bitten, ſich zu entfernen, denn es iſt ſpät und ich bedarf der Ruhe...

Und Sie könnten unhöflich genug ſein, mich zu dieſer Stunde fortzuſchicken? Eine ſolche Behandlung hätte ich von einem ſpaniſchen Cavaliere nicht erwartet. Ihre Freunde wiſſen, daß ich hierher gekommen bin; Ihre Soldaten, Ihre Leute haben mich geſehen und mein Geſchlecht errathen. Wäre ich eine gemeine Dirne, Sie würden einige Rückſichten auf den Wohlſtand und auf meine Lage nehmen; aber Ihr Betragen gegen mich iſt beſchimpfend, ſchmählich: jedwedes Weib müßte dadurch erniedrigt werden.....

Es gefällt Ihnen alſo jetzt, für eine Frau zu gelten, um ſich Schonung zu Theil werden zu ſehen? Nun denn, ſo nehmen Sie die Rückſicht auf ſich, Ihren Rückzug durch das Schlüſſelloch zu bewerkſtelligen, um damit kein Ärgerniß zu geben.

Was! im Ernſte, ohne zu wiſſen, wer ich bin?...

Kann ich darüber in Ungewißheit ſein?...

Sie wiſſen es nicht, ſage ich Ihnen, Sie hören nur auf Ihre Vorurtheile; aber wer ich auch immer ſei, ich liege mit thränenden Augen zu Ihren Füßen und flehe zu Ihnen als Ihr Schützling. Eine Unbeſonnenheit, noch größer als die Ihrige, verzeihlich vielleicht, weil Sie der Anlaß dazu ſind, hat mich heute Alles wagen, Alles aufopfern laſſen, um Ihnen gehorſam zu ſein, mich Ihnen hinzugeben und Ihnen zu folgen. Ich habe die allergrauſamſten, unverſöhnlichſten Leidenſchaften gegen mich empört; es verbleibt mir kein Schutz als der Ihrige, kein Zufluchtsort als Ihr Zimmer: werden Sie mir ihn verſperren, Alvaro? Soll es heißen, daß ein ſpaniſcher Edler mit dieſer Härte, dieſer Unwürdigkeit Jemand, der ihm eine fühlende Seele aufgeopfert, einem ſchwachen, aller andern Hülfe als der ſeinen entblößten Weſen, mit Einem Worte einer Perſon meines Geſchlechts begegnet ſei?

Ich wich zurück, ſo weit ich konnte, um mich aus der Verlegenheit zu ziehen; aber ſie umfaßte meine Knie und rutſchte mir auf den ihrigen nach, bis ich gegen die Mauer gedrängt wurde. Stehen Sie auf, ſage ich zu ihr, Sie haben mich, ohne es zu wiſſen, an meinen Schwur gemahnt. Als meine Mutter mir meinen erſten Degen gab, ließ ſie mich auf das Stichblatt ſchwören, mein ganzes Leben lang den Frauen zu dienen und keiner einzigen je unfreundlich zu begegnen. Wenn dem nun heute ſo iſt, wie ich denke.....

Wohlan denn, Grauſamer, ſo geſtatten Sie mir, gleichviel aus welchem Grunde, in Ihrem Zimmer zu ſchlafen.

Es mag, Wunders halb und um die Seltſamkeit meines Abenteuers zu krönen, alſo ſein. Nur richten Sie ſich dergeſtalt ein, daß ich von Ihnen weder Etwas höre noch ſehe. Beim erſten Worte, bei der erſten Bewegung, die mich beunruhigen könnten, laſſe ich den Ton meiner Stimme anſchwellen, um Sie meinerſeits zu fragen: Che vuoi?

Ich drehe ihr den Rücken zu und nähere mich meinem Bette, mich auszuziehen. Soll ich Ihnen helfen? fragt ſie...

Nein, ich bin Soldat und bediene mich ſelbſt.

Ich lege mich nieder. Durch die Gaze meiner Bettvorhänge ſehe ich den vermeintlichen Pagen in einem Winkel meines Zimmers ſich eine abgenutzte Matte zurecht legen, die er in einem Kleiderbehältniß vorgefunden. Er ſetzt ſich darauf, entkleidet ſich völlig, hüllt ſich in einen meiner Mäntel, der auf einem Seſſel lag und löſcht das Licht aus. Damit war das Schauſpiel für den Augenblick geſchloſſen; aber es eröffnete ſich bald wieder in meinem Bette, wo ich den Schlaf nicht finden konnte.

Es kam mir vor, als ob das Bildniß des Pagen an meinem Betthimmel und deſſen vier Säulen befeſtigt ſei; denn ich ſah nichts als ihn. Ich beſtrebte mich vergeblich, mit dieſem entzückenden Gegenſtande die Vorſtellung des abſcheulichen Geſpenſtes, das ich geſehen, zu verbinden: die erſte Erſcheinung diente nur dazu, den Reiz der letztern zu erhöhen.

Der melodiſche Geſang, den ich in dem Gewölbe vernommen, der hinreißende Klang dieſer Stimme, dieſe wie aus dem Herzen hervorgehenden Worte hallten noch in meinem Herzen wieder und erregten in ihm ein wunderbares Grauen.

Ach! Biondetta, ſprach ich: wenn du kein phantaſtiſches Weſen, nicht dieſes ſcheußliche Dromedar wärſt! Aber von welcher Empfindung laſſe ich mich überwältigen? Ich habe mein Entſetzen beherrſcht, und ſo will ich auch dieſe weit gefährlichere Seelenregung mit der Wurzel ausrotten. Was für Genuß kann ich von ihr erwarten? Wird er nicht immerdar nach ſeinem Quelle ſchmecken? Die Gluth ihrer ſo rührenden, ſo ſüßen Blicke iſt ein verderbliches Gift. Dieſer ſo wohlgebildete, ſo ſchön gefärbte, friſche und anſcheinend ſo harmloſe Mund thut ſich nur um zu lügen auf. Dieſes Herz, wenn ſie eins hätte, würde nur für Verrath ſchlagen.

Derweil ich mich den Betrachtungen überließ, die in mir aus den verſchiedenartigen Empfindungen hervorgingen, von denen ich beunruhigt wurde, war der Mond an dem wolkenloſen Himmel emporgeſtiegen und ſendete durch drei hohe Fenſter ſeine vollen Strahlen zu mir in das Zimmer. Ich warf mich in meinem Bette gewaltig hin und her: es war nicht neu; das Geſtell ging auseinander, und die drei Breter auf dem Boden, die mich trugen, brachen mit Geräuſch durch.

Biondetta ſprang auf und kam mit einem Tone des Schreckens zu mir gelaufen. Don Alvaro, was für ein Unfall iſt Ihnen zugeſtoßen?

Da ich ſie ungeachtet meines Falles nicht aus den Augen verloren hatte, ſo ſah ich ſie auf- und mir beiſpringen: ſie trug ein kurzes Pagenhemd und ſowie im Gehen das Mondlicht ihre Füße beleuchtete, ward daſſelbe im Wiederſcheine gleichſam noch heller.

Nicht eben über den ſchlimmen Zuſtand meines Lagers betreten, der mich nur dem ausſetzte, ein wenig unbequemer zu ruhen, ward ich es vielmehr darüber, mich von Biondetta's Armen umfangen zu fühlen.

Es iſt mir nichts zugeſtoßen, ſagte ich zu ihr, entfernen Sie ſich . . . . Sie gehen ohne Pantoffeln über die Steinplatten, Sie werden ſich erkälten . . . gehen Sie fort . . . . .

Aber es muß Ihnen ſo unbehaglich ſein? . . .

Bei Ihnen wird es mir jetzt allerdings ſo. Laſſen Sie mich, oder wenn Sie durchaus in meiner Nähe geborgen ſein wollen, ſo werde ich Ihnen gebieten, in dem Spinngewebe dort in der Wandecke ſich ſchlafen zu legen. Sie wartete das Ende der Drohung nicht ab, ſondern ließ ſich wieder auf ihre Matte nieder und ſchluchzte leiſe. Die Nacht ging vorüber, und die Müdigkeit übermannte mich und verſchaffte mir einige Momente Schlafs. Ich erwachte erſt als es Tag war und man kann ſich die Richtung denken, die meine erſten Blicke nahmen. Meine Augen ſuchten meinen Pagen.

Er ſaß völlig bis auf ſein Wamms angekleidet auf einem kleinen Schemel und hatte ſeine Haare aufgelöſt, die bis zur Erde herabhingen und in natürlichen, wallenden Locken ihm nicht blos Rücken und Schultern, ſondern auch das Geſicht ganz bedeckten.

Da er nichts Beſſeres zu thun wußte, ſo entwirrte er ſein Haar mit ſeinen Fingern. Kein Kamm von ſchönerm Elfenbein irrte je durch einen dichtern Wald blonder Haare, deren Feinheit ihren andern Vorzügen nichts nachgab. Da ein kleines Geräuſch, das ich gemacht, mein Erwachen angekündigt hatte, ſo ſtreicht ſie mit ihren Fingern die Haare hinweg, die ihr das Geſicht beſchatteten. Man denke ſich Auroren im Frühlinge, wie ſie mit ihrem Thau und ihren Düften in ihrer Friſche aus dem Dampfe des Morgens hervortritt.

Biondetta, ſprach ich, nehmen Sie einen Kamm, es liegen welche im Schubfache meines Schreibpultes. Sie gehorchte. Alsbald ſind mittels eines Bandes, ebenſo zierlich als geſchickt, ihre Haare wieder auf ihrem Kopfe feſtgemacht. Sie nimmt ihr Wamms, zieht ſich vollends an und ſetzt ſich mit einem ſchüchternen, verlegenen, unruhigen Weſen, das wirklich Mitleiden anſprach, auf ihren Stuhl.

Wenn ich, ſagte ich zu mir, im Laufe des Tages tauſend ſolcher Bilder ſehen muß, deren eines immer reizender iſt als das andere, ſo halte ich ganz gewiß nicht an mich: ich will die Entwickelung wo möglich beſchleunigen.

Ich rede ſie an. Es iſt nun Tag, Biondetta, dem Wohlſtande iſt genügt, Sie können mein Zimmer verlaſſen, ohne Beſorgniß ſich lächerlich zu machen.

Sie antwortete: Ich ſtehe jetzt über dieſer Beſorgniß; Ihr Vortheil und der meinige flößen mir vielmehr eine weit gerechtere ein. Sie laſſen nicht zu, daß wir uns trennen.

Sie werden ſich näher erklären, verſetzte ich.

Sogleich, Alvaro. Ihre Jugend, Ihre Unbeſonnenheit laſſen Sie nicht die Gefahren erblicken, die wir um uns zuſammengezogen haben. Kaum hatte ich Sie in dem

Gewölbe wahrgenommen, als eine ſo heldenmüthige Faſſung beim Anblick der ſchauderhafteſten Erſcheinung meine Neigung feſſelte. Ja, ſagte ich zu mir ſelbſt, um das Glück zu erlangen, muß ich mich einem Sterblichen vereinen, mich verkörpern: es iſt an der Zeit. Dies iſt der meiner würdige Held. Mögen die verächtlichen Nebenbuhler, die ich ihm aufopfere, ſich immerhin darob entrüſten; mag ich mich auch ihrem Grolle und ihrer Rache ausſetzen: was kümmert's mich? Von Alvaro geliebt, mit Alvaro vereint, werden ſie und die Natur uns unterworfen ſein. Sie haben das Weitere geſehen, dies ſind die Folgen. Der Neid, die Eiferſucht, der Unwille, die Wuth bereiten mir die grauſamſten Züchtigungen vor, denen nur ein aus freier Wahl ſeiner Würde ſich entäußert habendes Weſen meiner Art preisgegeben werden kann. Sie allein vermögen mich dagegen zu beſchützen. Kaum tagt es, und ſchon ſind die Ankläger unterwegs, um Sie als Schwarzkünſtler vor den Gerichtshof zu belangen, den Sie kennen. In einer Stunde . . . . .

Halt ein! rief ich, indem ich mir die geballten Fäuſte vor die Augen hielt: Du biſt der hinterliſtigſte Erzverfälſcher. Du ſprichſt von Liebe, Du biſt ihr Bild, Du vergifteſt den Gedanken an ſie; ich unterſage Dir noch ein Wort von ihr gegen mich verlauten zu laſſen. Laß mich, wenn ich es im Stande bin, ruhig genug werden, einen Entſchluß zu faſſen. Muß ich in die Hände des Gerichtes fallen, ſo ſchwanke ich für den Augenblick nicht in der Wahl zwiſchen Dir und ihm; aber wenn Du mir beiſtehſt, mich hier herauszuziehen, wozu mache ich mich dafür verbindlich? Kann ich mich von Dir trennen, wann ich will? Ich fodere Dich auf, mir klar und beſtimmt zu antworten.

Um ſich von mir zu trennen, Alvaro, bedarf es nur einer Äußerung Ihres Willens. Es iſt mir ſogar leid, daß meine Unterwerfung nothgedrungen. Verkennen Sie inskünftige meinen Eifer, ſo ſind Sie unklug, undankbar . . .

Ich glaube an ſonſt nichts, als daß ich von hinnen muß. Ich will meinen Kammerdiener erwecken: er ſoll mir Geld auftreiben und Poſtpferde beſtellen. Ich werde mich in Venedig an Bentinelli, den Banquier meiner Mutter, wenden .....

Sie brauchen Geld? Glücklicherweiſe habe ich mich damit vorgeſehen: es ſteht Ihnen zu Dienſten ...

Behalten Sie es. Geſetzt, Sie wären ein Weib, ſo würde ich mich erniedrigen, wenn ich es annähme.

Ich biete es Ihnen nicht als Geſchenk, ſondern als Darlehn an. Geben Sie mir eine Anweiſung auf den Banquier. Setzen Sie auf, was Sie hier ſchuldig ſind. Laſſen Sie auf Ihrem Schreibepulte an Carlo den Befehl zurück, es zu bezahlen. Entſchuldigen Sie ſich brieflich bei Ihrem Commandanten, daß ein unerlaßliches Geſchäft Sie zwinge, ſich ohne Urlaub zu entfernen. Ich werde Ihnen auf der Poſt Wagen und Pferde beſorgen. Aber, Alvaro, indem ich mich nothwendigerweiſe von Ihnen entfernen muß, überkommt mich wieder alle meine Furcht. Sagen Sie zuvor: *Geiſt, der du nur um meinetwillen und für mich allein einen Körper angenommen haſt, ich genehmige deine Unterthänigkeit und geſtehe dir meinen Schutz zu.*

Indem ſie mir dieſe Formel vorſagte, hatte ſie ſich mir zu Füßen geworfen und meine Hand erfaßt, die ſie drückte und mit ihren Thränen benetzte.

Ich war außer mir und wußte nicht, was ich beginnen ſollte. Ich laſſe ihr meine Hand, die ſie küßt und ſtammele die Worte her, die ihr ſo wichtig ſchienen. Kaum iſt es geſchehen, ſo ſteht ſie auf. Ich bin die Ihrige! ruft ſie mit Entzücken; ich kann das glücklichſte aller Geſchöpfe werden.

Augenblicklich hüllt ſie ſich in einen langen Mantel, drückt ſich einen großen Hut in die Augen und verläßt mein Zimmer.

Ich war verblüfft. Ich ziehe meine Schulden aus, gebe darunter Carlo den Auftrag, ſie zu berichtigen, zähle das nöthige Geld ab, und ſchreibe an den Commandanten, ſowie an einen meiner vertrauteſten Freunde Briefe, die ſie ſehr ſeltſam finden mußten. Schon höre ich den Wagen und die Peitſche des Poſtillons vor der Thüre.

Biondetta, das Geſicht noch immer in ihren Mantel gehüllt, kommt wieder und zieht mich mit ſich fort. Carlo wird von dem Lärmen erweckt und erſcheint im Hemde. Geh zu meinem Schreibtiſche, ſage ich ihm, Du findeſt da meine Befehle. Ich ſetzte mich in den Wagen. Es geht fort.

Biondetta war mit mir eingeſtiegen und hatte auf dem Rückſitze Platz genommen. Als wir zur Stadt hinaus waren, nahm ſie den Hut ab, der ſie beſchattete. Ihre Haare waren in ein karmoiſinrothes Netz geſchloſſen: man ſah nur die Spitzen davon, Perlen hinter Korallenzweigen. Ihr jedes andern Schmuckes entblößtes Angeſicht prangte nur mit ſeinen alleinigen Reizen. Man hielt ihre Geſichtsfarbe für durchſcheinend. Man konnte nicht begreifen, wie Sanftmuth, Aufrichtigkeit und Naivetät ſich mit der Argliſt vereinbarten, die aus ihren Blicken hervorſtach. Ich überraſchte mich, weil ich unwillkürlich dieſe Betrachtungen anſtellte, und da ich ſie für gefährlich für meine Ruhe hielt, ſchloß ich die Augen und ſchickte mich an, zu ſchlafen.

Mein Verſuch blieb nicht vergeblich. Schlummer umfing meine Sinne und ſtellte mir die angenehmſten Träume dar, wie ſie am geeignetſten waren, meine Seele nach den entſetzlichen und abenteuerlichen Ideen, die ſie ermattet hatten, wieder zu erquicken. Er währte überaus lange, und als meine Mutter in der Folgezeit einmal meinen Begebenheiten nachſann, behauptete ſie, daß mich dieſe Schläfrigkeit nicht auf natürlichem Wege überkommen ſei. Als ich mich endlich wieder ermunterte, befand ich mich am Ufer des Kanals, auf dem man ſich nach Venedig einſchifft.

Es war ſchon tief in der Nacht; ich fühlte, daß ich am Ärmel gezogen ward: es war ein Laſtträger: er wollte ſich mit meinen Sachen beladen. Ich hatte nicht einmal eine Nachtmütze.

Biondetta zeigte ſich am andern Schlage, um mir zu ſagen, daß das Fahrzeug, das mich aufnehmen ſollte, bereit ſei. Ich ſteige maſchinenmäßig aus, betrete die Felucke und falle in meine Schlafſucht zurück.

Was ſoll ich ſagen? Am andern Morgen befand ich mich auf dem St.-Marcusplatze im ſchönſten Stockwerke des vornehmlichſten Gaſthauſes von Venedig. Ich kannte es und erkannte es auf der Stelle wieder. Ich ſehe weiße Wäſche und einen koſtbaren Schlafrock neben meinem Bette liegen. Ich vermuthete, dies könne eine Aufmerkſamkeit des Wirths ſein, bei dem ich von Allem entblößt angekommen war.

Ich ſtehe auf und ſehe mich um, ob ich das einzige lebende Weſen im Zimmer bin; ich ſuchte Biondetta. Ich ſchämte mich dieſer erſten Regung und dankte meinem guten Glück. Dieſer Geiſt und ich ſind alſo nicht unzertrennlich. Ich bin ihn los und darf mich ſehr glücklich ſchätzen, wenn ich durch meine Unklugheit nichts mehr als meine Compagnie bei der Garde verliere. Muth, Alvaro, fuhr ich fort: es gibt noch andere Höfe und andere Souveraine außer dem von Neapel. Dies wird dich beſſern, wenn du nicht unverbeſſerlich biſt, und du wirſt dich klüger aufführen. Weiſt man deine Dienſte von ſich, ſo öffnen eine zärtliche Mutter, Eſtremadura und ein reichliches väterliches Erbtheil dir die Arme. Aber was wollte der Poltergeiſt von dir, der dich ſeit vierundzwanzig Stunden nicht verlaſſen hat? Er hatte eine verführeriſche Geſtalt angenommen. er hat mir Geld gegeben, ich will es ihm zurückerſtatten.

Ich ſprach noch ſo, da ſehe ich meinen Gläubiger eintreten; er führte mir zwei Bediente und zwei Gondoliere zu. Sie müſſen Bedienung haben, ſagte er, bis Carlo anlangt. Man ſteht mir im Gaſthauſe für die Brauchbarkeit und Treue der Leute hier, und dieſes ſind die muthvollſten Patrone der Republik.

Ich billige Ihre Wahl, Biondetta, ſagte ich zu ihr; haben Sie ſich hier untergebracht?

Ich habe, antwortete der Page, mit niedergeſchlagenen Augen, in dem Stockwerke Ihrer Excellenz ein Zimmer eingenommen, das dem Ihrigen das fernſte iſt, um Ihnen ſo wenig wie möglich beſchwerlich zu fallen.

Ich erkannte Schonung und Zartgefühl in dieſer Aufmerkſamkeit, zwiſchen ihr und mir einen Raum zu laſſen, und wußte es ihr Dank.

Im äußerſten Falle, dachte ich, würde ich ihr doch nicht die Luſt verwehren können, wenn es ihr gefiele, ſich unſichtbar in dem leeren Raume aufzuhalten, um mich zu beſitzen. Iſt ſie in einem beſtimmten Zimmer, ſo vermag ich meine Entfernung abzumeſſen. Von meinen Gründen zufriedengeſtellt, gab ich leicht meine Einwilligung in Alles.

Ich wollte zu dem Geſchäftsmanne meiner Mutter ausgehen. Biondetta traf ihre Vorkehrungen wegen meines Anzuges, und ſobald ich damit fertig war, begab ich mich an beſagten Ort und Stelle.

Der Kaufherr empfing mich auf eine Art und Weiſe, über die ich billig ſtaunen durfte. In ſeiner Bank gegenwärtig, kam er mir ſchon von Weitem auf das Freundlichſte entgegen und ſprach zu mir: Don Alvaro, ich vermuthete Sie nicht hier. Sie kommen gerade recht, mich von einem dummen Streiche abzuhalten. Ich wollte Ihnen ſoeben zwei Briefe und Geld überſenden.

Mein Zuſchuß? fragte ich.

Ja, war die Antwort, und noch etwas mehr. Dahier haben Sie überdies zweihundert Zechinen, die dieſen Morgen einkamen. Ein alter Herr, dem ich einen Schein darüber gegeben, überbrachte ſie mir von Seiten Donna Mencias. Sie hat Sie krank geglaubt, weil ſie von Ihnen keine Nachricht empfangen und einem Ihnen bekannten Spanier aufgetragen, mir das Geld zuzuſtellen, damit ich es Ihnen übermachen ſollte...

Hat er Ihnen ſeinen Namen geſagt?.....

Ich habe ihn in der Quittung verzeichnet. Er heißt Don Miguel Pimientos und will Escudero in Ihrem Hauſe geweſen ſein. Da ich von Ihrer Ankunft in Venedig nichts wußte, ſo habe ich ihn um ſeine Wohnung nicht befragt.

Ich nahm das Geld. Ich brach die Briefe auf: meine Mutter klagte über ihre Geſundheit und über meine Nachläſſigkeit und erwähnte der Zechinen, die ſie ſandte, nicht: ich war ihr für ihre Güte deſto erkenntlicher.

Da ich mir den Beutel ſo zur gelegenen Zeit gefüllt ſah, kehrte ich vergnügt in mein Gaſthaus zurück. Ich hatte Mühe, Biondetta in der Art von Gemach, wo ſie ihre Wohnung aufgeſchlagen, aufzufinden. Sie gelangte dazu durch einen ſchmalen finſtern Gang, der von meiner Thüre abgelegen war. Ich wagte mich auf gut Glück hinein, und betraf ſie in ein Fenſter gekrümmt, ſehr geſchäftig, die Trümmer eines Klaviers wieder zuſammenzuſetzen und zu leimen.

Ich habe Geld, ſagte ich ihr, und bringe Ihnen zurück, was Sie mir geliehen haben.

Sie ward roth, was ihr jedesmal, bevor ſie ſprach, begegnete, ſuchte meine Verſchreibung, ſtellte ſie mir wieder zu, nahm die Summe und begnügte ſich, zu äußern, ich ſei allzupünktlich und ſie habe gehofft, längere Zeit des Vergnügens zu genießen, mich ſich verpflichtet zu haben.

Aber ich bin Ihnen noch mehr ſchuldig, ſagte ich, Sie haben die Poſt bezahlt. Sie hatte die Rechnung auf dem Tiſche liegen. Ich bezahlte ſie. Ich ging ſcheinbar mit kaltem Blute von ihr. Sie fragte, ob ich noch Etwas zu befehlen habe? Ich wußte nichts, und ſie ging ruhig wieder an ihre Arbeit. Sie hatte mir den Rücken zugewandt, und ich beobachtete ſie eine Zeit lang; ſie ſchien ſehr emſig und war ebenſo geſchickt als thätig in ihrer Beſchäftigung.

Ich verſank auf meinem Zimmer wieder in Nachdenken. Der iſt nun, ſagte ich, eines Geiſtes Kind mit jenem Calderon, der Soberano's Pfeife anſteckte, und, wie vornehm er auch ausſieht, doch von keiner beſſern Familie. Wird er nicht zudringlich und mir beſchwerlich, macht er keine Anſprüche, warum ſollte ich ihn nicht behalten? Er verſichert mir überdies, daß es meinerſeits nur einer Willensäußerung bedarf, um ihn fortzuſchicken. Warum übereilterweiſe das jetzt wollen, was ich jeden Tag und jeden Augenblick wollen kann? Ich wurde in meinen Betrachtungen durch die Meldung geſtört, daß angerichtet ſei.

Ich ſetzte mich zu Tiſch. Biondetta ſtand in voller Liverei hinter meinem Stuhle und ließ es ſich angelegen ſein, alle meine Bedürfniſſe zu errathen. Ich brauchte mich nicht umzudrehen, ſie zu ſehen: drei im Saale angebrachte Spiegel wiederholten alle ihre Bewegungen.

Die Mahlzeit war vorüber, es wird abgeräumt. Sie entfernt ſich.

Der Wirth kommt herauf, ein alter Bekannter. Es war eben Karneval, meine Ankunft alſo nichts Verwunderliches. Er wünſchte mir zu meinem ſtattlichern Aufzuge, der beſſere Vermögensumſtände ankündigte, Glück, und erging ſich im Lobe meines Pagen, des ſchönſten, verſtändigſten, getreueſten und ſanfteſten Jünglings, den er noch je geſehen. Er fragte mich, ob ich an den Freuden des Karnevals theilzunehmen gedächte: es war meine Abſicht. Ich nahm eine Verkleidung und ſtieg in meine Gondel.

Ich durchſtreifte die Stadt, ging ins Schauſpiel, ins Ridotto. Ich ſpielte, gewann vierzig Zechinen und kam ziemlich ſpät nach Hauſe, da ich überall, wo ich ſie zu finden gemeint, Zerſtreuung geſucht hatte.

Mein Page erwartet mich, eine Fackel in den Hinden, unten an der Treppe, überläßt mich der Sorgfalt eines Kammerdieners und entfernt ſich, nachdem er mich gefragt, zu welcher Stunde ich geweckt ſein wolle.

Zur gewöhnlichen, antwortete ich, ohne zu wiſſen was ich ſagte und ohne zu bedenken, daß Niemand mit meiner Lebensweiſe bekannt war.

Ich erwachte des andern Morgens ſpät und ſtand ſogleich auf. Ich warf die Augen zufällig auf die Briefe meiner Mutter, die auf dem Tiſche liegen geblieben waren. Würdige Frau! rief ich aus: was beginne ich hier? Warum begebe ich mich nicht in den Schutz deiner weiſen Rathſchläge? Ja, ich gehe, ich gehe, das iſt das Einzige, was mir zu thun übrig bleibt.

Da ich laut ſprach, ſo bemerkte man, daß ich wach ſei: man trat ein und ich ſah die Klippe meiner Vernunft wieder vor mir. Sie ſah ſo uneigennützig, beſcheiden, unterwürfig aus und erſchien mir deſto gefährlicher. Sie meldete einen Schneider mit Stoffen an; das Geſchäft wurde abgemacht und ſie verſchwand mit ihm bis zur Mittagsſtunde.

Ich aß wenig und eilte, mich mitten in den Strudel der Vergnügungen der Stadt zu ſtürzen. Ich ſuchte die Masken auf, hörte froſtige Scherze an und machte ſie mit, und verfügte mich zu guter Letzt in die Oper und zum Spiel, das bis dahin meine Hauptleidenſchaft geweſen war. Das zweite Mal gewann ich noch viel mehr als das erſtere.

In ſolcher Lage des Herzens und des Geiſtes vergingen mir zehn Tage ungefähr unter den nämlichen Zerſtreuungen: ich fand alte Bekannte, bekam neue. Ich wurde in den vornehmſten Geſellſchaften eingeführt, zu den Verſammlungen der Edlen in ihren Caſini zugelaſſen.

Alles ging gut, wenn mich nur mein Glück im Spiele nicht verlaſſen hätte; aber ich verlor im Ridotto an einem Abende dreizehnhundert Zechinen, die ich zuſammengeſcharrt hatte, wieder. Niemand konnte je unglücklicher ſpielen.

Früh um drei Uhr ging ich ausgebeutelt hinweg und blieb noch meinen Bekannten hundert Zechinen ſchuldig. Mein Verdruß war in meinen Blicken und in meinem ganzen Weſen ſichtbar. Biondetta ſchien bewegt zu ſein; that aber den Mund nicht auf.

Am andern Morgen ſtand ich ſpät auf. Ich ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab und ſtampfte mit den Füßen. Das Frühſtück kam, ich aß nicht. Nachdem es abgetragen, blieb Biondetta wider ihre Gewohnheit zugegen. Sie ſieht mich einen Augenblick an und verliert einige Thränen: Sie haben verloren, Don Alvaro, vielleicht mehr als Sie wiederbezahlen können?...

Und wenn das der Fall iſt, wie wäre dem abzuhelfen?

Sie kränken mich; meine Dienſte ſind Ihnen ſtets zu demſelben Preiſe gewidmet. Aber ſie würden nicht weit her ſein, wenn ſie Ihnen nur derlei Verbindlichkeiten gegen mich aufluden, die Sie ſich gedrungen fühlten, auf der Stelle wieder abzutragen.

Erlauben Sie, daß ich mir einen Stuhl nehme: ich fühle mich ſo ergriffen, daß ich unfähig ſein würde, mich aufrecht zu erhalten. Ich habe Ihnen überdies wichtige Dinge mitzutheilen. Wollen Sie ſich zu Grunde richten?... Warum ſpielen Sie mit ſolcher Hitze, da Sie nicht zu ſpielen verſtehen?...

Sind Hazardſpiele nicht eine allbekannte Sache? Sollte mich ſie erſt Jemand lehren?...

O, ja: Klugheit bei Seite, man lernt Glücksſpiele, die Sie unpaſſend Hazardſpiele nennen, wol. Es gibt keinen Zufall in der Welt: es iſt darin Alles eine nothwendige Folge von Combinationen geweſen und wird es ſein, die man nur durch die Wiſſenſchaft der Zahlen begreift, deren Grundſätze zu gleicher Zeit ſo tief und abſtract ſind, daß man ſie ſich nicht anders als unter Anleitung eines Lehrers aneignen mag, den man verſtehen muß, ſich zu geben und ſich zu verbinden. Ich kann Ihnen von dieſer erhabenen Kenntniß nur durch ein Bild einen Begriff vermitteln. Die Verkettung der Zahlen gibt das Gleichmaß des Univerſums ab und regelt, was man zufällige und vermeintlich beſtimmte Ereigniſſe nennt, indem ſie dieſelben durch unſichtbare Druckwerke zwingt, ein jedes zu ſeiner Zeit herabzufallen, und zwar von den größten Dingen an, die in den entfernteſten Sphären vor ſich gehen, bis zu den kleinlichſten Wechſelfällen herab, die Sie heute Ihres Geldes beraubt haben.

Dieſe gelehrte Tirade in dem Munde eines Kindes, dieſer etwas aufdringliche Vorſchlag, mir einen Lehrer zu geben, verurſachten mir einen leichten Schauder und einen ähnlichen kalten Schweiß, wie der mir in dem Gewölbe zu Portici ausgebrochen war. Ich heftete den Blick auf Biondetta, die die Augen niederſchlug. Ich will keinen Lehrmeiſter, ſagte ich ihr, ich würde fürchten, zu viel von ihm zu lernen. Aber verſuchen Sie, mir zu beweiſen, daß ein Edelmann etwas mehr als das bloße Spiel wiſſen und es nützen darf, ohne ſeiner Würde zu vergeben.

Sie nahm die Theſis auf und dies iſt im Weſentlichen das Ergebniß ihrer Beweisführung.

Die Bank beruht auf dem Grunde eines übermäßigen Vortheils, der ſich mit einer jeden Taille erneut. Ließe ſie gar keine Gefahr, ſo würde die Republik unſtreitig einen offenbaren Diebſtahl am Einzelnen begehen. Aber die Berechnungen, die wir machen können, ſind eingebildet und die Bank hat immerdar ein leichtes Spiel, indem unter zehntauſenden, die ihre Opfer ſind, nur ein Unterrichteter gegen ſie hält. Sie überführte mich weiter und zeigte mir nur eine einzige Combination, die dem Scheine nach ſehr einfach war. Ich errieth ihr Princip nicht; aber noch des nämlichen Abends erkannte ich ihre Untrüglichkeit am Erfolge.

Mit Einem Worte, ich gewann, ſie befolgend, Alles wieder, was ich verloren, bezahlte meine Spielſchulden und erſtattete an Biondetta die Summe zurück, die ſie mir geliehen hatte, mein Glück von Neuem zu verſuchen.

Ich war bei Gelde; aber in größerer Verlegenheit als je. Mein Mißtrauen gegen die Abſichten des gefährlichen Weſens, deſſen Dienſte ich angenommen, hatte ſich erneuert. Ich wußte doch nicht ganz gewiß, ob ich es würde wieder von mir entfernen können: jedenfalls hatte ich nicht die Kraft, es zu wollen. Ich wandte die Augen ab, um es nicht zu ſehen, wo es war, und ſah es doch aller Orten, wo es nicht war.

Das Spiel bot mir nicht länger einen lockenden Zeitvertreib dar. Seitdem das Pharo, das ich leidenſchaftlich liebte, die Würze des Wagens für mich verloren, fand ich durchaus nichts mehr daran, was mich reizte.

Die Karnevalspoſſen langweilten mich, das Schauſpiel fand ich abgeſchmackt. Hätte ich auch das Herz frei genug gehabt, mit einer Frau aus der vornehmen Welt ein Verhältniß anzuknüpfen, ſo ſchreckte mich im Voraus das Geſchmachte, das Ceremoniel und der Zwang des Cicisbeats ab. Es blieb mir die Zuflucht der Adelscaſini, wo ich nicht mehr ſpielen wollte, und die Geſellſchaft der Curtiſanen übrig. Unter den Frauen der letztern Art gab es einige, die ſich mehr durch den feinen Geſchmack ihres Gepränges und die muntere Geſellſchaft, als durch perſönliche Reize auszeichneten. Ich fand in ihren Häuſern eine wirkliche Freiheit, wie ich ſie zu genießen liebte, eine geräuſchvolle Fröhlichkeit, die mich betäuben konnte, wenn ſie mir auch nicht gefiel; kurz, einen immerwährenden Mißbrauch der Vernunft, der mich auf Augenblicke aus den Verwickelungen der meinigen erlöſte. Ich war gegen ſie Alle, bei denen ich Zutritt hatte, galant, ohne es auf eine einzige abgeſehen zu haben. Dagegen hatte aber die berühmteſte von ihnen ihre Abſichten auf mich, die ſie bald offenbar werden ließ.

Man nannte ſie Olympia. Sie war ſechsundzwanzig Jahre alt, ſehr ſchön, talentvoll und geiſtreich. Sie ließ mich bald die Neigung wahrnehmen, die ſie zu mir gefaßt, und, ohne daß ich deren für ſie empfand, warf ich mich ihr an den Hals, um mich gewiſſermaßen meiner ſelbſt zu entledigen.

Unſere Verbindung nahm einen ziemlich plötzlichen Anfang, und da ich nicht eben beſondern Reiz darin fand, ſo meinte ich, ſie werde auf gleiche Weiſe endigen, und Olympia, meiner Unachtſamkeiten bei ihr ermüdend, ſich um ſo balder einen Liebhaber ausſuchen, der ihr mehr Gerechtigkeit widerfahren laſſe, als wir ohnedies auf dem Fuße der uneigennützigſten Leidenſchaft mit einander ſtanden; aber unſer Planet hatte ein Anderes entſchieden. Und es mußte ohne Zweifel zur Züchtigung dieſer ſtolzen, heftigen Frau und damit ich in Verlegenheiten anderer Art geriethe, geſchehen, daß ſie eine unbezähmbare Liebe zu mir faßte.

Schon ſtand es nicht mehr in meinem Willen, des Abends in meine Herberge zurückzukehren, und während des Tages wurde ich von ihren Briefen, Botſchaften und Aufpaſſern im höchſten Grade beläſtigt.

Man beklagte ſich über meine Kälte. Eine Eiferſucht, die noch keinen Gegenſtand aufgefunden hatte, hielt ſich an alle Frauen, die meine Blicke hätten feſſeln können, und würde mich ſogar zu Unhöflichkeiten gegen ſie genöthigt haben, wenn meinem Charakter wäre beizukommen geweſen. Dieſe faſt unabläſſige Qual war mir ſehr verdrießlich; aber ich mußte mich wol darein finden. Ich beſtrebte mich aufrichtig, Olympien zu lieben, um nur Etwas zu lieben und mich von der gefährlichen Neigung, die ich an mir kannte, abzulenken; inzwiſchen bereitete ſich ein lebhafterer Auftritt vor.

Ich wurde in meiner Wohnung, dem Auftrage der Curtiſane gemäß, heimlich beobachtet. Seit wann, ſagte ſie eines Tages zu mir, haben Sie den ſchönen Pagen, an dem Sie ſolchen Antheil nehmen, und den Sie ſo ſehr berückſichtigen, ja den Sie jedesmal mit den Augen verfolgen, wann er Sie zu bedienen in Ihr Zimmer tritt? Warum halten Sie ihn ſo ſtreng eingezogen, daß man ihn nirgends in Venedig wahrnimmt?

Mein Page, verſetzte ich, iſt ein junger Menſch von guter Herkunft, deſſen Erziehung mir anvertraut worden. Er iſt ...

Er iſt, fiel ſie mir mit zornglühenden Blicken in das Wort, Verräther! ein Weib. Eine meiner Vertrauten hat ihn durch das Schlüſſelloch ſich ankleiden ſehen ...

Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß er kein Weib iſt.....

Füge nicht noch eine Lüge zum Verrath. Sie hat geweint: man hat es geſehen: ſie iſt nicht glücklich. Du verſtehſt nur die Herzen zu foltern, die ſich Dir ergeben. Du haſt ſie betrogen, wie Du mich betrügſt und verläßt ſie. Schicke das Kind den Ihrigen zurück, und wenn Deine Verſchwendung Dich unfähig gemacht hat, gegen ſie gerecht und billig zu ſein, ſo will ich es thun; aber ich verlange, daß ſie morgen verſchwindet.

Olympia, erwiederte ich ſo gelaſſen als ich es vermochte: ich habe Ihnen betheuert, ich wiederhole Ihnen und betheuere Ihnen nochmals, daß der Page kein Weib iſt. Wollte Gott!.....

Was ſollen dieſe Lügen und dies: Wollte Gott! Ungeheuer? Schicke ſie fort, ſage ich Dir, oder .... Aber ich habe andere Hülfsquellen; ich werde Dich entlarven, und wenn Du keine Vernunft annehmen willſt, ſo wird ſie es thun ...

Von dieſem Strome von Beleidigungen und Drohungen übermannt, aber mir den Anſchein gebend, dafür nicht empfindlich zu ſein, ging ich, wenn auch ſpät, nach Hauſe.

Meine Leute und vornehmlich Biondetta ſchienen ſich über meine Ankunft zu verwundern: ſie zeigte einige Beſorgniſſe wegen meiner Geſundheit; ich entgegnete, ich befände mich wohl. Ich hatte ſeit meinem Verhältniſſe mit Olympien faſt nicht mehr mit ihr geſprochen, und dies hatte in ihrem Betragen gegen mich keine Veränderung hervorgebracht, wiewol es ſich in ihren Zügen bemerkbar machte. Es drückte ſich in ihrem ganzen Angeſicht eine gewiſſe Abſpannung und Schwermuth aus.

Am nächſten Morgen war ich kaum erwacht, als Biondetta zu mir ins Zimmer trat, einen offenen Brief in der Hand haltend. Sie ſtellt mir ihn zu und ich leſe:

An den vermeintlichen Biondetto.

Ich weiß weder, wer Sie, noch weswegen Sie bei Don Alvaro ſind, Madame; aber Sie ſind jung genug, um entſchuldigt, und in zu ſchlechten Händen, um nicht bemitleidet werden zu müſſen. Dieſer Edelmann wird Ihnen verſprochen haben, was er aller Welt verſpricht und mir noch alle Tage zuſchwört, obſchon er entſchloſſen iſt, uns zu verrathen. Sie ſollen ebenſo klug als ſchön, und werden alſo für einen guten Rath empfänglich ſein. Sie ſtehen in einem Alter, Madame, in dem Sie noch wieder gut machen können, was Sie an ſich ſelbſt verſchuldet haben: ein gefühlvolles Herz bietet Ihnen die Mittel dazu an. Es wird um die Größe des Opfers, das es Ihrer Ruhe zu bringen hat, nicht mit Ihnen markten. Daſſelbe muß Ihren Verhältniſſen, den Opfern, die Sie ſelbſt ſchon gebracht haben und den Ausſichten, die man Ihnen etwa für die Zukunft eröffnet, angemeſſen ſein, ſodaß Sie ſeinen Umfang ſelbſt zu beſtimmen haben. Sollten Sie hiergegen hartnäckigerweiſe unglücklich und betrogen bleiben und Andere unglücklich machen wollen, ſo verſehen Sie ſich alles deſſen, was die Verzweiflung nur Gewaltthätiges einer Nebenbuhlerin eingeben kann. Ich erwarte Ihre Antwort.

Nachdem ich dieſen Brief geleſen hatte, ſtellte ich ihn Biondetta wieder zu. Antworten Sie dieſer Frau, ſagte ich: daß ſie eine Närrin ſei, Sie wiſſen ja beſſer als ich, in welchem Grade ſie das iſt .....

Sie kennen ſie, Don Alvaro, fürchten Sie nichts von ihr? ...

Ich fürchte, daß ſie mich noch längere Zeit langweilt, darum verlaſſe ich ſie, und um mich deſto ſicherer von ihr loszumachen, werde ich noch dieſen Morgen ein hübſches Haus miethen, das man mir an der Brenta angetragen hat. Ich kleidete mich ungeſäumt an und ging meinen Handel abzuſchließen. Unterwegs bedachte ich Olympia's Drohungen. Die arme Närrin! ſprach ich: will den..... Ich vermochte, ich wußte nicht wie es kam, durchaus nicht auszuſprechen, wen ſie tödten wollte.

Nach abgemachter Sache kehrte ich heim, aß zu Mittag und beſchloß bei mir, im Laufe dieſes Tages weiter nicht auszugehen, um nicht von der Macht der Gewohnheit zu der Curtiſane hingezogen zu werden.

Ich nehme ein Buch zur Hand. Unfähig, zu leſen, lege ich es wieder weg. Ich trete an das Fenſter, und die Menge und Mannichfaltigkeit der Gegenſtände iſt mir eher zuwider, als daß ſie mich hätte zerſtreuen ſollen. Ich meſſe das Zimmer mit großen Schritten auf und ab, und ſuche Ruhe des Geiſtes in fortwährender Bewegung des Körpers.

In dieſem unſchlüſſigen Zuſtande trete ich von ungefähr in eine finſtere Kleiderkammer ein, wo meine Leute verſchiedene zu ihrem Dienſte gehörige Sachen aufzubewahren pflegten, die nicht gerade bei der Hand ſein mußten. Ich war nie darin geweſen, die Dunkelheit des Orts gefällt mir. Ich ſetze mich auf einen Koffer und verweile einige Minuten.

In dieſer kurzen Zwiſchenzeit höre ich in einem anſtoßenden Gemache Geräuſch. Ein matter mir in die Augen fallender Lichtſchimmer zieht mich nach einer ungangbaren Thüre hin, er drang durch das Schlüſſelloch derſelben; ich halte das Auge daran.

Ich ſehe Biondetta mit verſchränkten Armen ihrem Klaviere gegenüber in der Haltung eines Menſchen ſitzen, der in tiefes Nachdenken verſunken iſt. Sie bricht das Stillſchweigen.

Biondetta! Biondetta! ſpricht ſie. Er nennt mich Biondetta. Das iſt das erſte und einzige liebkoſende Wort, das ſeinem Munde je entſchlüpft.

Sie ſchweigt und ſcheint in ihre Träumereien zurückzuſinken. Sie legt endlich die Hände auf das Klavier, das ich ſie hatte ausbeſſern geſehen. Vor ihr auf dem Pulte liegt ein zugemachtes Buch. Sie präludirt und ſingt mit halber Stimme, indem ſie ſich dazu begleitet.

Ich verſah mich auf der Stelle, daß ſie keine beſtimmte Compoſition ſang. Näher hinhorchend, hörte ich meinen und Olympia's Namen. Sie improviſirte in Proſa über ihre vermeintliche Lage und über die ihrer Nebenbuhlerin, die ſie weit glücklicher als die ihrige fand, zuletzt über meine Härte gegen ſie und meinen Verdacht, der ein Mißtrauen erzeuge, das mich von meiner Glückſeligkeit entferne. Sie würde mich auf die Bahn der Hoheit, des Reichthums und des Wiſſens geleitet und ich auch ſie glücklich gemacht haben. Ach! ſagte ſie, das fällt nun unmöglich. Wenn er mich einmal für das erkennt, was ich bin, werden meine ſchwachen Reize ihn nicht mehr feſſeln; eine Andere.....

Die Leidenſchaft riß ſie hin und ſie ſchien in Thränen zu erſticken. Sie ſteht auf, holt ein Schnupftuch, trocknet ſie ab und tritt zum Inſtrumente. Sie will ſich wieder ſetzen und als ob die Niedrigkeit des Sitzes ihr vorher zu beſchwerlich gefallen, nimmt ſie das Notenbuch vom Pulte und legt es auf das Taburet, dann ſetzt ſie ſich und präludirt von Neuem.

Ich nahm alsbald wahr, daß das zweite Muſikſtück dem erſtern nicht ähnelte. Ich erkannte die Melodie einer damals in Venedig ſehr beliebten Barcarole. Sie ſpielte ſie zweimal, und darauf ſang ſie mit feſterer und lauterer Stimme die nachſtehenden Worte:

Ach! was muß ich nun erleiden,
Kind der Lüfte, das ich bin,

Das für Erd' und Liebesfreuden
Gab das ganze Weltall hin.
Selber hab' ich mich begeben
Alles Glanzes, aller Macht,
[illegible] Verſchmähung, dienſtbar Leben
Hat es mir zum Lohn gebracht.

Schmeichelt doch dem edlen Pferde
Selbſt die Hand, die es regiert,
Daß ihm nicht Verletzung werde,
Sorgt, wer's bändigt, es dreſſirt.
Mag man es auch immer zwingen,
Zähmen es und ſpornen gar,
Ehre wird es ihm nur bringen,
Nicht Erniedrigung, fürwahr.

Eine Andre nahm zu eigen
Sich dein Herz, Alvaro, ein,
Daß dein Kaltſinn mußte weichen,
Sage mir, wie konnt' es ſein?
Sie nur liebſt du treu vor Allen,
Ihr vertrauſt du deine Ruh,
Sie gefällt dir, mir gefallen
Iſt allein dein Mißtrau'n zu,

Das ich, ohn' es zu erregen,
Jetzt wie Gift empfinden lern',
Die du ſcheuſt, bin ich zugegen,
Die du haſſeſt, bin ich fern.
Leide ich, ſoll ich betrügen,
Seufze nimmer in der That,
Spreche ich, ſo will ich lügen,
Schweige ich, ſo iſt's Verrath.

Liebe, du biſt der Verräther
Und ich büße deine Schuld,
Räche mich früh oder ſpäter,
Gib mir wieder ſeine Huld.
Laß ihn endlich mich erkennen,
Und wie immer es geſcheh',
Laß ihn keine Schwäche kennen,
Die er nicht für mich begeh.

Meine Feindin triumphiret,
Und ſie gibt mein Schickſal an.
Ach! ich ſehe mich verführet,
Zwiſchen Tod und zwiſchen Bann.
Bleib in deinen Banden liegen,
Meines Herzens wilde Pein,
Würde ſonſt dich Haß bekriegen,
Darum laß uns ruhig ſein.

Der Ton ihrer Stimmung, der Geſang, der Sinn der Verſe, ihre Wendungen ſtürzten mich in eine Verwirrung, die ich nicht beſchreiben kann. Geſpenſtiſches Weſen, verderbliches Blendwerk! rief ich aus, indem ich mit Ungeſtüm aus meinem Verſteck hervorbrach, wo ich nur zu lange verweilt hatte: kann man den Anſchein der Wahrheit und Natur täuſchender annehmen? Wie glücklich bin ich, erſt heute dieſes Schlüſſelloch aufgefunden zu haben! Wie oft würde ich ſonſt hierhergekommen ſein, mich in Trunkenheit verſetzen zu laſſen, wie viel würde ich nicht dazu beigetragen haben, mich ſelbſt zu betrügen. Fort von hier, nach der Brenta, ſchon morgenden Tages, noch heute Abend!

Ich rufe ungeſäumt einen Bedienten und laſſe Alles, was ich nöthig hatte, die Nacht in meiner neuen Wohnung zuzubringen, in eine Gondel ſchaffen.

Es würde mir allzuſchwer gefallen ſein, die Nacht in dem Gaſthauſe zu verbleiben. Ich verließ es. Ich ging aufs Gerathewohl in der Stadt umher. Beim Umbeugen um eine Straßenecke glaubte ich jenen Bernardillo, der Soberano auf unſerm Spaziergange nach Portici begleitete, in ein Kaffeehaus gehen zu ſehen. Ein neues Geſpenſt! ſagte ich: ſie verfolgen mich. Ich beſtieg meine Gondel und durchfuhr ganz Venedig, Kanal aus, Kanal ein; es war elf Uhr, als ich zurückkehrte. Ich wollte nach der Brenta aufbrechen; da aber meine ermüdeten Gondoliere mir den Dienſt verweigerten, ſo ſah ich mich genöthigt, andere holen zu laſſen: ſie kamen an, und meine von meinem Vorhaben im Voraus unterrichteten Leute ſtiegen, mit ihren eigenen Sachen bepackt, vor mir in die Gondel. Biondetta folgte hinter mir drein.

Kaum habe ich den andern Fuß in den Kahn nachgezogen, als mich ein Schrei veranlaßt, mich umzuwenden. Eine Maske erdolcht Biondetta.

Du entreißt ihn mir, ſtirb, ſtirb, verhaßte Nebenbuhlerin!

Die That geſchah ſo ſchnell, daß einer der Gondoliere, der am Ufer zurückgeblieben war, ſie nicht hatte verhindern können. Er wollte über den Mörder herfallen und ihm mit der Fackel in's Geſicht ſchlagen. Ein anderer Verlarvter ſpringt hinzu und ſtößt ihn mit einer drohenden Geberde, mit einem Ausrufe zurück, an dem ich Bernardillo's Stimme wiederzuerkennen meinte.

Außer mir ſelbſt, ſtürze ich wieder aus der Gondel. Die Mörder ſind verſchwunden. Beim Scheine der Fackel erblicke ich Biondetta bleich, in ihrem Blute gebadet, verſcheidend.

Mein Zuſtand läßt ſich nicht beſchreiben. Jede andere Vorſtellung vergeht mir. Ich ſehe nur noch ein angebetetes Weib, das Opfer eines lächerlichen Vorurtheils und meiner eitlen unerhörten Sorgloſigkeit geworden, dem ich ſeither die grauſamſten Kränkungen bereitet habe. Ich werfe mich über ſie. Ich rufe ſogleich nach Hülfe und Rache. Ein von dem Lärmen dieſes Auftritts herbeigezogener Wundarzt tritt heran.. Ich laſſe die Verwundete in mein Zimmer ſchaffen, und in der Beſorgniß, daß man nicht behutſam genug mit ihr umgehe, trage ich ihre Laſt zur Hälfte ſelbſt.

Als man ſie entkleidet hatte, und ich den ſchönen, blutigen Leib von zwei ſo ungeheuren Wunden getroffen ſah, die beide an die Quellen ihres Lebens gedrungen zu ſein ſchienen, ſagte ich und beging tauſend Ungereimtheiten.

Biondetta, die man für bewußtlos hielt, konnte ſie nicht wohl hören; aber der Wirth und ſeine Leute, der Wundarzt und zwei herbeigeholte Ärzte hielten dafür, es dürfe der Verwundeten gefährlich werden, mich bei ihr zu dulden.

Man entfernte mich aus dem Zimmer und ließ meine Leute bei mir; da aber einer von ihnen das Ungeſchick beging, mir zu ſagen, die Ärzte hätten die Wunden für tödtlich erklärt, ſo brach ich in ſchmerzliche Wehklagen aus.

An meiner Aufregung zuletzt ermattend, verſank ich in Abſpannung, die einen Schlummer zur Folge hatte.

Ich glaubte meine Mutter im Traume zu ſehen, ich erzählte ihr mein Abenteuer und um es ihr deſto anſchaulicher zu machen, führte ich ſie nach den Ruinen von Portici.

Nicht dahin, mein Sohn! ſprach ſie zu mir, du biſt in einer offenbaren Gefahr. Wie wir nun durch einen Engpaß kamen, in dem ich getroſt vorſchritt, ſtieß mich plötzlich eine Hand in einen Abgrund, ich erkannte ſie, es war Biondetta's Hand. Ich fiel, eine andere Hand zieht mich zurück und ich befinde mich in den Armen meiner Mutter. Ich wache, noch vor Schrecken keuchend, auf. Geliebte Mutter! rief ich aus, du verläßt mich nicht, ſogar nicht im Traume. Biondetta! du willſt mich verderben? Aber dieſer Traum iſt die Wirkung meiner aufgeregten Einbildungskraft. Ach! hinweg mit ſolchen Gedanken, die mich gegen die Dankbarkeit und Menſchlichkeit würden ſündigen laſſen.

Ich rufe einen Bedienten und ziehe Erkundigungen ein. Zwei Wundärzte wachen: man hat viel Blut abgelaſſen, man fürchtet das Fieber.

Am andern Morgen, nachdem man den Verband abgelöſt, erklärte man, die Wunden ſeien nur ihrer Tiefe halb gefähilich; aber das Fieber kehrt zurück, nimmt zu, und man muß die Kranke durch neue Aderläſſe erſchöpfen.

Ich bat ſo dringend, eingelaſſen zu werden, daß man meinen Vorſtellungen nicht widerſtehen konnte.

Biondetta phantaſirte und wiederholte unaufhörlich meinen Namen. Ich ſah ſie an; ſie war mir noch nie ſo ſchön vorgekommen.

Das alſo, ſagte ich zu mir, nahm ich für ein gefärbtes Trugbild, für eine Anhäufung glänzender Dünſte, nur dazu da, meine Sinne zu verblenden? Sie lebte wie ich, und verliert ihr Leben, weil ich ſie nimmer habe hören wollen, weil ich ſie willkürlich preisgegeben. Ich bin ein Tiger, ein Ungeheuer! Wenn du ſtirbſt, liebenswürdigſtes Weſen, deſſen Werth ich ſo ungerechterweiſe verkannt habe, ſo mag ich dich nicht überleben. Ich werde dir in den Tod folgen, nachdem ich dir auf deinem Grabe die grauſame Olympia geopfert! Wirſt du mir wiedergegeben, ſo bin ich der Deine; ich werde deine Wohlthaten erkennen, deine Tugenden, deine Geduld krönen, ich vereinige mich dir mit unauflöslichen Banden und erfülle meine Pflicht, dich glücklich zu machen, indem ich dir alle meine Gefühle, ja meinen Willen blind ergebe.

Ich mag nicht die mühſamen Anſtrengungen der Kunſt und Natur ſchildern, einen Körper ins Leben zurückzurufen, der den für ihn aufgeboten werdenden Hülfsmitteln zu erliegen ſchien.

Einundzwanzig Tage vergingen, derweil man zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwankte, endlich verminderte ſich das Fieber und ſchien es, als gewönne die Kranke ihre Beſinnung wieder.

Ich nannte ſie meine liebe Biondetta, ſie drückte mir die Hand. Von dieſem Augenblicke an erkannte ſie Alles, was ſie umgab. Ich ſaß an ihrem Kopfkiſſen: ihre Augen richteten ſich auf mich; die meinen waren in Thränen gebadet. Ich vermag den Liebreiz, den Ausdruck ihres Lächelns, als ſie mich anſah, nicht zu beſchreiben. Liebe Biondetta! ſprach ſie: ich bin Alvaro's liebe Biondetta. Sie wollte mehr ſagen: man nöthigte mich abermals, mich zu entfernen.

Ich zog vor, in ihrem Zimmer an einer Stelle zu bleiben, wo ſie mich nicht ſehen konnte. Man erlaubte mir endlich, wieder heranzutreten. Biondetta! ſagte ich, ich laſſe die Mörder verfolgen.

Ach! ſchonen Sie ſie, entgegnete ſie: ſie haben mich glücklich gemacht. Wenn ich ſterbe, iſt's für Sie; lebe ich, ſo iſt's um Sie zu lieben.

Ich habe Grund, die zärtlichen Auftritte nicht weiter auszumalen, die zwiſchen uns bis dahin ſtattfanden, daß die Ärzte mich verſicherten, ich dürfe Biondetta an das Ufer der Brenta bringen laſſen, wo die Luft geeigneter ſein werde, ihre Kräfte wiederherzuſtellen. Wir ſchlugen dort unſere Wohnung auf. Ich hatte ihr von dem Augenblicke an, da ihr Geſchlecht, durch die Nothwendigkeit, ihre Wunden zu verbinden, an den Tag gekommen war, zu ihrer Bedienung zwei Zofen gegeben. Ich ließ es ihr an nichts fehlen, was zu ihrer Bequemlichkeit gereichen konnte und beſchäftigte mich nur damit, ihr hülfreich zu ſein, ſie zu unterhalten, ihr zu gefallen.

Ihre Kraft mehrte ſich zuſehens und ihre Schönheit ſchien Tag für Tag an Glanz zu gewinnen. Am Ende, als ich glaubte, ſie werde ein längeres Geſpräch ohne Nachtheil für ihre Geſundheit ertragen können, ſagte ich zu ihr: O, Biondetta! ich bin von Liebe erfüllt, verſichert, daß Sie kein geſpenſtiſches Weſen ſind, überzeugt, daß Sie mich, trotz meines bisherigen empörenden Betragens gegen Sie, lieben. Aber Sie wiſſen, ob meine Zweifel begründet waren. Enthüllen Sie mir das Geheimniß der ſeltſamen Erſcheinung, die meine Blicke in dem Gewölbe von Portici betraf. Woher, wohin kamen jenes widerderwärtige Scheuſal, jenes kleine Hündchen, die vor Ihnen da waren? Wie, warum erſchienen Sie an deren ſtatt, um bei mir zu verweilen? Beruhigen Sie vollends ein Herz, das Ihnen ganz angehört und ſich Ihnen für das ganze Leben ergeben will.

Alvaro, antwortete Biondetta, jene Negromanten, die über Ihre Verwegenheit erſtaunt waren, wollten ſich mit Ihrer Demüthigung eine Kurzweil machen und Ihr Entſetzen dazu benutzen, Sie zum elenden Sclaven ihres Willens herabzuwürdigen. Sie bereiteten Ihnen das höchſte

Schrecken vor, indem ſie Sie anreizten, den mächtigſten und furchtbarſten aller Geiſter zu beſchwören. Und mit Hülfe derjenigen, deren Kategorie ihnen unterworfen iſt, ſtellten ſie Ihnen ein Schauſpiel an, das Sie vor Entſetzen getödtet haben würde, hätte nicht die innere Kraft Ihrer Seele ihren liſtigen Anſchlag gegen ſie ſelbſt ausſchlagen laſſen.

Sowie die Sylphen, die Salamander, die Gnomen, die Undinen Ihre heldenmäßige Haltung wahrnahmen, beſchloſſen ſie, von Ihrem Muthe entzückt, Ihnen allen Vortheil über Ihre Feinde einzuräumen. Ich bin urſprünglich eine Sylphide, und zwar eine der anſehnlichſten. Ich erſchien in Geſtalt des kleinen Hündchens, und empfing Ihre Befehle, und darauf beſtrebten wir uns um die Wette, denſelben nachzukommen. Je gebieteriſcher, entſchloſſener und unbefangener, je mehr mit uns einverſtanden Sie über uns verfügten, deſto mehr erhöhte ſich unſere Bewunderung vor Ihnen und unſer Eifer. Sie geboten mir, Sie als Page zu bedienen und als Sängerin zu vergnügen. Ich gehorchte mit Freuden und fand in meiner Unterwerfung einen ſolchen Reiz, daß ich beſchloß, mich Ihnen für alle Zeit zu widmen. Entſcheide jetzt, ſagte ich zu mir ſelbſt, dein Glück und dein Geſchick. In dem öden Luftraume einem nothwendigen ſteten Wechſel hingegeben, ohne Empfindungen, ohne Genüſſe, eine Sclavin der Beſchwörungen der Cabbaliſten, ein Spielball ihrer Launen und demzufolge in deinem ganzen Weſen und Wiſſen beſchränkt, kannſt du da noch einen Augenblick über die Wahl der Mittel unſchlüſſig ſein, deinem Daſein einen höhern Adel zu verleihen? Es iſt uns erlaubt, uns zu verkörpern, um uns alſo zu weiſen Menſchen zu geſellen: hier iſt deren einer. Ich will mich darauf beſchränken, ein einfaches Weib zu ſein. Ich will mit dieſer freiwilligen Umwandlung auf das natürliche Recht der Sylphiden und auf die Gemeinſchaft mit meines Gleichen verzichten und mir alſo das Glück erwerben, zu lieben und geliebt zu werden. Meinem Überwinder dienend, will ich ihn die ganze ihm noch unbewußte Erhabenheit ſeiner Natur erkennen laſſen und er wird uns mit den Elementen, deren Gebiet ich verlaſſen habe, die Geiſter aller Sphären unterwerfen. Er iſt dazu geſchaffen, König der Welt zu ſein, und ich werde die Königin, ſeine von ihm angebetete Königin ſein. Dieſe Betrachtungen, die in einem mit keinen Organen beſchwerten Weſen ſchneller als Sie glauben können, aufeinanderfolgten, bewirkten auf der Stelle meinen Entſchluß. Ich nahm einen mir äußerlich gleichenden weiblichen Körper an, um ihn nur mit meinem Leben wieder zu verlaſſen. Sobald ich mich verkörpert hatte, Alvaro, erkannte ich, daß ich ein Herz beſaß. Ich bewunderte, ich liebte Sie; aber was wurde aus mir, als ich in Ihnen nur Abneigung und Haß antraf! Ich konnte mich nicht umwandeln, ja nicht einmal bereuen. Allen Unfällen unterworfen, die Creaturen Ihrer Art betreffen, von dem Unwillen der Geiſter, von dem unverſöhnlichen Haſſe der Negromanten verfolgt, war ich, Ihres Schutzes ermangelnd, das unglücklichſte Weſen unter der Sonne; was ſage ich! Ich würde es ja ohne Ihre Liebe noch immer ſein.

Die tauſendfältige Anmuth und Holdſeligkeit, die ihre Geſichtszüge und Geberden, die der Ton ihrer Stimme dabei ausdrückte, unterſtützte das Blendwerk dieſer anziehenden Mittheilung. Ich begriff nichts von dem was ich hörte. Aber was war denn überhaupt Begreifliches in meinem Abenteuer?

Es kommt mir Alles wie ein Traum vor, ſprach ich zu mir: jedoch was iſt das ganze menſchliche Leben anders als ein Traum? Ich träume nur ungewöhnlicher als ein Anderer, das iſt Alles. Ich habe es mit meinen Augen geſehen, wie ſie, faſt an die Pforten des Todes gelangt, und Erſchöpfung und Schmerzen jeglicher Art erleidend, von der Kunſt alle Hülfe empfing.

Der Mann wurde aus einem wenig Staub und Waſſer geſchaffen. Warum ſollte ein Weib nicht aus Thau, Dünſten der Erde und Lichtſtrahlen, aus verdichteten Regenbogentheilchen entſtehen? Wo iſt das Mögliche, wo das Unmögliche?

Das Ergebniß meiner angeſtellten Betrachtungen war, daß ich mich meiner Neigung noch mehr hingab, indem ich meine Vernunft zu berathen pflegte. Ich überſchüttete Biondetta mit Zuvorkommenheiten und unſchuldigen Liebkoſungen. Sie überließ ſich ihnen mit einer Unbefangenheit, die mich bezauberte, und mit jener natürlichen Verſchämtheit, die ebenſowenig aus Furcht, wie aus Abſicht entſpringt.

Ein Monat war mir in Genüſſen vergangen, die mich trunken gemacht hatten. Die völlig wiederhergeſtellte Biondetta konnte mich überall hin auf Spaziergängen begleiten. Ich hatte ihr ein Amazonenkleid machen laſſen, und in dieſem Morgenanzuge, mit einem großen Federhute bedeckt, zog ſie Aller Blicke auf ſich, ſodaß wir uns niemals öffentlich zeigten, ohne daß mein Glück ein Gegenſtand des Neides aller Derer wurde, die an ſchönen Tagen die reizenden Ufer der Brenta bevölkern. Ja die Frauen ſogar ſchienen in ihrem Betreff eben die Eiferſucht aufgegeben zu haben, deren man ſie beſchuldigt, und entweder von ihrer unableugbaren Überlegenheit überwunden, oder von ihrem Anſtande entwaffnet zu ſein, der da eine ſo gänzliche Vergeſſenheit ihrer Vorzüge kundgab.

Aller Welt als der begünſtigte Liebhaber eines ſo hinreißenden Weſens bekannt, wurde ich bald ebenſo ſtolz als verliebt, und noch übermüthiger, wenn ich mir mit dem Gedanken an ihren glänzenden Urſprung ſchmeichelte.

Ich konnte nicht bezweifeln, daß ſie die ſeltenſten Kenntniſſe beſaß, und ich war berechtigt zu vermuthen, daß es ihre Abſicht war, mich damit auszuſtatten; aber dennoch ſprach ſie mit mir nur von gewöhnlichen Dingen und ſchien dieſen andern Gegenſtand ganz aus dem Geſichte verloren zu haben.

Biondetta, ſagte ich eines Abends zu ihr, da wir auf der Terraſſe meines Gartens luſtwandelten: als Ihre, meinerſeits nur allzuwenig verdiente, Neigung zu mir Sie bewog, Ihr Schickſal mit dem meinigen zu verbinden, verſprachen Sie ſich, mich Ihrer würdig zu machen, indem Sie mir Kenntniſſe mittheilten, die nicht für Jedermann da ſeien. Scheine ich Ihnen nun Ihre Aufmerkſamkeit nicht mehr zu verdienen? Muß nicht eine ſo zärtliche, ſo zarte Liebe wie die Ihrige verlangen, ihren Gegenſtand geadelt zu ſehen?

O, Alvaro! antwortete ſie mir, ich bin ſeit ſechs Monden ein Weib und es iſt mir als habe meine Leidenſchaft noch keinen Tag gewährt. Vergeben Sie mir, wenn die ſüßeſte aller Regungen ein Herz trunken macht, das noch niemals Etwas empfunden. Ich wollte, ich könnte Sie lehren lieben wie ich, ſo würden Sie ſchon allein durch dieſes Gefühl über Ihres Gleichen Alle erhoben werden; aber der menſchliche Hochmuth ſtrebt nach andern Genüſſen. Eine natürliche Ungeduld geſtattet ihm nicht, ein Glück zu ergreifen, wofern es ihm nicht die Ausſicht auf ein viel größeres eröffnet. Ja, ich werde Sie unterrichten, Alvaro! Ich vergeſſe mit Freuden meinen Vortheil. Er will es, da ich meine Größe in der Ihrigen wiederfinden muß. Aber es iſt nicht genug, daß Sie mir verſprechen, mir anzugehören, Sie müſſen ſich mir ohne Einſchränkung und für immerdar ergeben.

Wir ſaßen auf einer Raſenbank, unter einem Schutzdache von Geisblatt, im fernſten Theile des Gartens: ich warf mich vor ihr nieder. Liebe Biondetta! ſprach ich zu ihr: Ich gelobe Ihnen eine unverbrüchliche Treue!

Nein, ſagte ſie, Sie kennen mich nicht, Sie kennen ſich nicht: Sie müſſen ſich mir gänzlich hingeben. Das allein kann mich beruhigen und mir genügen.

Ich küßte ihr die Hand mit Entzücken und verſtärkte meine Schwüre; ſie hielt mir ihre Beſorgniſſe entgegen. Im Feuer des Geſprächs neigen ſich unſere Köpfe zu:

einander, begegnen ſich unſere Lippen ..... In dem Momente fühle ich mich am Rockſchoße erfaßt und mit einer ſeltſamen Kraft geſchüttelt .....

Es war mein Hund, ein kleiner Däne, den ich geſchenkt erhalten hatte. Ich ließ ihn alle Tage mit meinem Schnupftuche ſpielen. Weil er am vorigen Abend aus dem Hauſe entlaufen war, hatte ich ihn, um es zum zweitenmale zu verhüten, anbinden laſſen. Er hatte eben ſeine Bande zernagt und mich ausgeſpürt, wo er mich dann am Rock zupfte, um mir ſeine Freude zu bezeigen und mich neckte. Ich mochte ihn mit Hand und Stimme zurücktreiben wie ich wollte, es war nicht möglich, ihn zu entfernen: er ſprang und bellte ſo lange um mich herum, bis ich, ſeiner Zudringlichkeit müde, ihn beim Halsbande faßte und zum Hauſe zurückbrachte.

Als ich wieder zu Biondetta in die Laube kam, folgte mir ein Diener faſt auf dem Fuße nach und meldete, daß angerichtet ſei, worauf wir uns zu Tiſch ſetzten. Biondetta hätte können dabei verlegen ſcheinen. Glücklicherweiſe waren wir nicht allein, ein junger Nobile brachte den Abend mit uns zu.

Am andern Morgen begab ich mich zu Biondetta, mit dem Vorſatze, ihr zu eröffnen, was für ernſtliche Betrachtungen ich dieſe Nacht über angeſtellt. Sie lag noch zu Bett, ich ſetzte mich neben ſie. Wir waren nahe daran, ſagte ich, geſtern eine Thorheit zu begehen, die mich mein ganzes Leben lang gereuet haben würde. Meine Mutter verlangt durchaus, daß ich mich verheirathe. Ich vermöchte keiner Andern als Ihnen anzugehören und kann doch auch keine ernſte Verbindung ohne ihren Rath eingehen. Ich betrachte Sie ſchon als meine Gattin, liebe Biondetta, und es iſt alſo meine Pflicht, Sie zu achten.

Muß ich Sie denn etwa nicht ebenfalls achten, Alvaro? Aber wenn dieſes Gefühl das Gift der Liebe wäre? .....

Sorgen Sie nicht, verſetzte ich, es iſt ihre Würze...

Eine ſchöne Würze, die Sie ſo kalt wie Eis wieder zu mir kommen läßt und mich ſelbſt verſteinert. Ach, Alvaro, Alvaro! Ich kenne glücklicherweiſe weder Vernunft noch Rückſichten, habe weder Vater noch Mutter, und will von ganzem Herzen ohne ſolche Würze lieben. Sie haben Pflichten gegen Ihre Mutter zu erfüllen, das iſt natürlich; aber es iſt ſchon genug, daß ihre Zuſtimmung die Vereinigung unſerer Herzen beſtätige; weshalb muß ſie ihr vorangehen? Die Vorurtheile ſind euch aus Mangel an Einſicht angeboren, und ihr mögt nun richtig oder unrichtig folgern, ſo geſtalten ſie euer Betragen ebenſo folgewidrig, wie verwunderlich. Derweil ihr wahrhaften Pflichten unterworfen ſeid, legt ihr euch deren auf, die, wo nicht unmöglich, ſo doch unnütz zu erfüllen ſind, und wollt euch kurz und gut, in der Erſtrebung eines Gegenſtandes von dem rechten Wege entfernen, deſſen Beſitz euch als der wünſchenswertheſte erſcheint.

Unſere Verbindung, unſer Verhältniß zu einander wird von eines Andern Willkür abhängig gemacht. Wer weiß, ob Donna Mencia dafür halten wird, daß ich von hinlänglich gutem Hauſe ſei, um in die Familie der Maravillas Aufnahme zu erlangen? Und ich ſollte mich vielleicht verworfen ſehen? Oder anſtatt, daß Sie ſelbſt ſich mir hingäben, Sie ihr zu verdanken haben? Iſt es ein zu einer hohen Wiſſenſchaft berufener Mann, der mit mir ſpricht, oder ein erſt aus dem Gebirge von Eſtremadura hervorkommender Knabe? Und habe ich etwa kein Zartgefühl, da dasjenige Anderer ſo viel mehr als das meinige geſchont wird? Alvaro! Alvaro! Man rühmt die Liebe der Spanier: ſie werden zu jeder Zeit mehr Stolz und trotziges Weſen als Liebe kundgeben.

Ich hatte Auftritte mit angeſehen, die außerordentlich genug waren; auf einen ſolchen konnte ich nicht vorbereitet ſein. Ich wollte meine Rückſicht auf meine Mutter entſchuldigen: die Pflicht ſchriebe ſie mir vor, und noch viel ſtärker Dankbarkeit und Anhänglichkeit. Ich wurde nicht gehört. Ich bin nicht vergeblich ein Weib geworden, Alvaro: Sie verdanken mich mir, ich will Sie Ihnen verdanken. Donna Mencia mag hernachmals ihre Billigung verſagen, wenn ſie eine Thörin iſt. Sagen Sie mir nichts mehr davon! Seitdem Sie mich und ſich und alle Welt achten, werde ich noch unglücklicher als ich war, da Sie mich haßten. Und hierauf hub ſie zu ſchluchzen an.

Glücklicherweiſe bin ich ſtolz, und dies Gefühl bewahrte mich vor der Schwäche, die mich verleiten wollte, Biondetten zu Füßen zu fallen, um womöglich ihren unvernünftigen Zorn zu beſchwichtigen und die Thränen zu ſtillen, deren bloßer Anblick mich in Verzweiflung ſtürzte. Ich ging von ihr in mein Cabinet. Hätte mich Einer darin angekettet, ſo würde er mir einen Dienſt geleiſtet haben. Zuletzt lief ich zu meiner Gondel, weil ich den Ausgang des Kampfes fürchtete, den ich beſtand: eine von Biondetta's Frauen begegnete mir unterwegs. Ich gehe nach Venedig, ſagte ich ihr. Meine Anweſenheit dort iſt in dem gerichtlichen Verfahren nöthig, das ich gegen Olympia eingeleitet habe. Und ſogleich fahre ich ab, der peinlichſten Unruhe preisgegeben, und mit Biondetta, noch mehr aber mit mir ſelbſt unzufrieden, weil ich erkennen mußte, daß mir nur erniedrigende und verzweifelte Auswege übrig blieben.

Ich komme zur Stadt und halte am erſten Ausſteigeplatze an. Ich durchlaufe ganz verſtört alle Straßen, die mir im Wege liegen, und nehme nicht wahr, daß ein furchtbares Donnerwetter auf mich einzubrechen droht und daß ich Urſache habe, mich nach einem Obdach umzuſehen.

Es war eben Mitte Juli. Bald wurde ich von einem Regenguſſe überraſcht, der mit Hagel herabſtürzte.

Ich ſehe vor mir eine Thür offen ſtehen. Es war die Kirchpforte des großen Franciscanerkloſters; ich flüchte mich da hinein.

Mein erſter Gedanke war, daß es eines ſolchen Unfalles bedurft hatte, um mich zum erſtenmale ſeit meinem Aufenthalte auf dem Gebiete der Republik wieder in eine Kirche zu bringen; der nächſte, daß ich mich wegen dieſes gänzlichen Vergeſſens meiner Pflichten vor mir ſelbſt rechtfertigte.

Um kurz zu ſein: meinen Gedanken zu entfliehen, betrachte ich die Gemälde und Denkmäler, die in dieſer Kirche aufgeſtellt ſind: eine Art Entdeckungsreiſe, die ich rings um Schiff und Chor herum mache.

So gelange ich endlich in eine tiefe von einer Lampe erhellte Capelle, in die kein Tageslicht dringen kann: meine Blicke treffen auf etwas Hervorſtechendes im Hintergrunde der Capelle; es war ein Denkmal.

Zwei Genien ſenkten eine weibliche Figur in ein Grab von ſchwarzem Marmor, zwei andere Genien vergoſſen daneben Thränen. Die Figuren waren von weißem Marmor und ihr von dem Gegenſatze erhöhter Glanz ſchien, indem er den ſchwachen Lampenſchimmer zurückſtrahlte, einen ihnen angemeſſenen Tag um ſie hervorzurufen und der Tiefe der Capelle ſelbſt ihr Licht zu geben.

Ich trat näher: ich betrachtete die Figuren; ſie ſcheinen mir vom ſchönſten Ebenmaße, voll Ausdruck und von hoher Vollendung zu ſein. Ich richte mein Auge auf den Kopf der Hauptfigur. Wie wird mir? Ich glaube das Bildniß meiner Mutter zu ſehen. Ein lebhafter, inniger Schmerz, eine heilige Ehrfurcht ergreifen mich. O, meine Mutter! Soll ich alſo durch dieſen kalten Stein, der deine theuern Züge geliehen hat, daran gemahnt werden, daß meine geringe Zärtlichkeit gegen dich und mein ausſchweifender Lebenswandel dich in das Grab ſtürzen werden? O, du würdigſte aller Frauen! So verwirrt auch dein Alvaro iſt, hat er dir dennoch deine Gewalt über ſein Herz nicht entzogen. Ehe er dir den Gehorſam aufſagte, den er dir ſchuldig iſt, würde er lieber tauſendmal ſterben: er ruft zum Zeugen deſſen dieſen unempfindlichen

Marmor an. Ach! ich werde von der allergrauſamſten Leidenſchaft verzehrt, und es iſt mir forthin unmöglich, ſie zu beherrſchen. Du ſprichſt hier zu meinen Augen: Sprich, o, ſprich zu meinem Herzen! Und wenn ich ſie daraus ſcheiden ſoll, ſo lehre mich es vollbringen, ohne daß es mir das Leben koſtet.

Indem ich dieſe dringende Beſchwörung mit Kraft ausſprach, hatte ich mich mit dem Antlitz zu Boden geworfen und erwartete in dieſer Lage die Antwort, die ich in meiner Begeiſterung faſt gewiß war, zu empfangen.

Ich bedenke jetzt, was ich damals nicht im Stande war zu thun, daß wir zu allen Zeiten, wo wir einer außerordentlichen Hülfe bedürfen, um unſer Thun und Laſſen zu beſtimmen, ſie nur mit rechter Innigkeit anſprechen müſſen, weil wir dann auch für den Fall, daß wir nicht erhört werden, doch wenigſtens, indem wir uns ſammeln, um ſie anzunehmen, den Vortheil davon tragen, alle Hülfsquellen unſerer eigenen Klugheit gelten zu machen. Ich hätte verdient, von der meinigen im Stiche gelaſſen zu werden, und ſie gab mir dieſen Rath: du mußt die Erfüllung einer Pflicht und einen beträchtlichen Raum zwiſchen deine Leidenſchaft und dich ſchieben: ſo werden dich die Ereigniſſe aufklären.

Wohlan! ſprach ich, mich raſch erhebend, ich will mein Herz meiner Mutter aufſchließen und mich noch einmal zu dieſer geliebten Zufluchtſtätte retten.

Ich begebe mich nach meinem gewöhnlichen Gaſthauſe, treibe einen Wagen auf, und ſchlage, ohne mich mit Gepäck zu beſchweren, die Straße nach Turin ein, um mich durch Frankreich nach Spanien zu begeben. Zuvörderſt füge ich zu einer Anweiſung auf dreihundert Zechinen auf die Bank, den nachſtehenden Brief:

An meine geliebte Biondetta.

Ich entreiße mich Ihnen, meine Theuerſte! und würde mich alſo dem Leben entreißen, wenn nicht die

> Hoffnung baldigſter Rückkunft mein Herz tröſtete. Ich beſuche meine Mutter: von Ihrem holdſeligen Bilde beſeelt, werde ich ſie überreden und mit ihrer Billigung ſodann wiederkehren, um eine Verbindung einzugehen, in der mein Glück beruht. Zufrieden, meine Pflicht erfüllt zu haben, ehe ich mich der Liebe gänzlich hingegeben, werde ich mein ganzes übriges Leben Ihnen widmen. Sie werden einen Spanier kennen lernen, meine Biondetta; Sie werden aus ſeinem Betragen abnehmen, daß, wenn er den Forderungen der Ehre und des Blutes genügt, er doch auch ebenſo andere Verpflichtungen zu befriedigen verſteht. Wenn Sie die guten Folgen ſeiner Vorurtheile ſehen, werden Sie das Gefühl, welches ihn damit verknüpft, nicht Stolz nennen. Ich kann an Ihrer Liebe nicht zweifeln: ſie hatte mir einen unbedingten Gehorſam zugeſagt. Ich werde ſie noch vollkommener aus dieſer kleinen Nachgiebigkeit gegen Abſichten erkennen, die nichts Anderes zum Gegenſtande haben, als unſere gemeinſame Glückſeligkeit. Ich ſende Ihnen hierbei, was etwa zum Unterhalte unſeres Hausweſens von nöthen iſt, und werde Ihnen ferner aus Spanien zukommen laſſen, was ich Ihnen nur Ihrer irgend Würdiges bieten kann, bis daß die leidenſchaftlichſte Zärtlichkeit auf der Welt Ihnen auf immerdar Ihren Sclaven wiedergibt.

Ich befinde mich auf dem Wege nach Eſtremadura. Es war eben die ſchönſte Jahreszeit und Alles ſchien meiner ungeduldigen Sehnſucht nach dem Wiederanblicke meines Vaterlandes entgegenzukommen. Ich entdeckte ſchon die Thürme von Turin, als eine übel zugerichtete Poſtchaiſe meinen Wagen überholt, anhält und mich hinter ihrem Schlage ein Frauenzimmer ſehen läßt, das mir Zeichen gibt und ſich anſchickt, herauszuſpringen.

Mein Poſtillon hält von ſelbſt an; ich ſteige aus und empfange Biondetta in meinen Armen, in denen ſie ohnmächtig und bewußtlos liegen bleibt. Sie hatte nur die wenigen Worte ſagen können: Alvaro, Sie haben mich verlaſſen!

Ich trage ſie in meine Chaiſe, an den einzigen Ort, wo ich ſie bequem niederlaſſen konnte, und die zum Glück zweiſitzig war. Ich thue mein Möglichſtes, ihr das Athemholen zu erleichtern, indem ich ſie von den Kleidungsſtücken befreie, die ſie daran hindern, und ſie alſo in meinen Armen haltend, ſetze ich meinen Weg in einem Zuſtande fort, den man ſich vorſtellen mag.

Wir halten in dem erſten Gaſthauſe, das einiges Anſehen hat, ſtill: ich laſſe Biondetta in das beſte Zimmer tragen: laſſe ſie auf ein Bett bringen und ſetze mich neben ſie. Ich hatte geiſtige Waſſer und Elixire herbeibringen laſſen, die geeignet wären, eine Ohnmacht zu heben. Endlich ſchlägt ſie die Augen auf.

Man hat noch einmal meinen Tod gewollt, ſpricht ſie, dem ſoll genügt werden. Wie ungerecht! erwiedere ich: eine Laune hält Sie ab, überlegte und nothwendige Schritte von meiner Seite zu billigen. Ich laufe Gefahr, meine Pflicht zu verletzen, wenn ich nicht ſtark genug bin, Ihnen zu widerſtehen, und ſetze mich damit Unannehmlichkeiten und Gewiſſensbiſſen aus, die die Ruhe unſerer Verbindung beeinträchtigen würden. Ich entſchließe mich zur Flucht, um die Einwilligung meiner Mutter einzuholen .....

Und warum laſſen Sie mich Ihren Willen nicht wiſſen, Grauſamer? Bin ich nicht dazu geſchaffen, Ihnen zu gehorchen? Ich würde Sie begleitet haben. Aber mich allein und ſchutzlos zurückzulaſſen, mich der Rache der Feinde preiszugeben, die ich mir um Ihretwillen gemacht, mich den demüthigendſten Kränkungen durch Ihre Schuld ausgeſetzt zu ſehen .....

Erklären Sie ſich, Biondetta; ſollte Jemand gewagt haben?...

Und was hätte er denn mit einem armen Geſchöpfe meines Gleichen zu wagen, das ohne Heimath, Freund und Herrn iſt! Der verruchte Bernardillo war uns von Venedig gefolgt: kaum ſind Sie verſchwunden und hat er Sie nicht mehr zu fürchten, als er, zwar ohnmächtig gegen mich, ſeitdem ich Ihnen angehöre, aber im Stande, meine Diener zu beunruhigen, Ihr Haus an der Brenta von Trugbildern, die er hervorgerufen hat, belagern läßt. Meine erſchreckten Zofen verlaſſen mich. Einem allgemeinen Gerüchte nach, das viele Briefe beſtätigen, hat ein Kobold einen Capitain von der Garde des Königs von Neapel nach Venedig entführt. Man verſichert, ich ſei der Kobold und das wird faſt von allen Anzeichen erwieſen. Jedermann geht mir mit Entſetzen aus dem Wege. Ich flehe um Hülfe und Mitleid, ich finde es nicht. Zuletzt verſchafft mir Geld, was man der Menſchlichkeit vorenthalten hat. Man verkauft mir zu hohem Preiſe eine ſchlechte Chaiſe, ich finde Wegweiſer, Poſtillone; ich folge Ihnen .....

Meine Feſtigkeit wäre durch die Erzählung von Biondetta's Unfällen beinahe erſchüttert worden.

Ich konnte Ereigniſſe ſolcher Art nicht vorherſehen, ſagte ich zu ihr. Ich hatte geſehen, daß alle Bewohner der Ufer der Brenta Ihnen mit Achtung und Aufmerkſamkeit begegneten, die Ihnen ſo wohlerworben zu ſein ſchien: konnte ich mir einbilden, daß man ſie Ihnen in meiner Abweſenheit ſtreitig machen würde? O Biondetta! Sie ſind ſo aufgeklärt: konnten Sie nicht vorausſehen, daß Sie mich zu verzweifelten Entſchlüſſen treiben mußten, indem Sie ſo vernünftigen Abſichten wie den meinigen entgegenhandelten? Warum .....?

Kann man es denn immer über ſich gewinnen, nicht zu widerſprechen? Ich bin zwar ein Weib aus eigener Wahl, Alvaro, aber doch immer ein Weib, dem ausgeſetzt, für alle Eindrücke empfänglich zu ſein; ich bin nicht von Marmor. Ich habe zu der Bildung meines Körpers zwiſchen den Zonen Urſtoff ausgewählt, der ſehr leicht erregbar iſt; wäre er es nicht, ſo würde ich des Gefühls ermangeln und Ihnen gleichgültig ſein, indem Sie mir keines einflößten. Vergeben Sie mir, daß ich es habe darauf ankommen laſſen, alle Unvollkommenheiten meines Geſchlechts mit anzunehmen, um wo möglich alle Reize deſſelben in mir zu vereinigen. Aber die Thorheit iſt geſchehen, und einmal ſo beſchaffen, wie ich gegenwärtig bin, ſind meine Empfindungen von einer Lebhaftigkeit, der nichts zu vergleichen: meine Einbildungskraft iſt ein Vulkan. Ich beſitze mit einem Worte Leidenſchaften, deren Heftigkeit Sie allerdings erſchrecken dürfte, wenn Sie nicht eben der Gegenſtand der allerungeſtümſten wären, und wenn wir uns nicht beſſer auf die Principien und Wirkungen ſolch natürlicher Regungen verſtänden, als man dieſelben in Salamanca erkennt. Man gibt ihnen da gehäſſige Namen, ſpricht wenigſtens davon, ſie zu erſticken. Eine himmliſche Flamme zu erſticken, die einzige Schwungkraft, vermöge der Seele und Körper wechſelſeitig auf einander einwirken und ſich nöthigen können, die erfoderliche Verbindung zwiſchen ſich aufrecht zu erhalten! Das iſt ſehr unverſtändig, mein lieber Alvaro! Man muß wol dieſe Regungen lenken, aber ihnen auch jezuweilen nachgeben; wenn man ſie durchkreuzt, wenn man ſie empört, entfliehen ſie alle mit einander, ſodaß dann die Vernunft nicht mehr weiß, wo ſie ſich feſtſetzen ſoll, um zu herrſchen. Schonen Sie mich in dieſen Augenblicken, Alvaro; ich bin erſt ſechs Monate alt und von Allem was ich empfinde enthuſiasmirt. Bedenken Sie, daß eine abſchlägige Antwort, ein einziges Wort, das Sie mir unbedachterweiſe ſagen, die Liebe kränkt, den Stolz empört, Verdruß, Mißtrauen, Furcht erweckt: was ſage ich? ich ſehe ſchon meinen armen Kopf verdreht und meinen Alvaro ebenſo unglücklich werden, wie mich!

O, Biondetta! erwiederte ich, man kommt bei Ihnen nicht aus dem Staunen heraus; ich meine die Natur ſelbſt in den Bekenntniſſen zu erkennen, die Sie mir von Ihren Neigungen machen. Wir werden einen Beiſtand gegen ſie in unſerer gegenſeitigen Zärtlichkeit finden. Und was haben wir nicht auch ſonſt noch von dem Rathe der würdigen Mutter zu erhoffen, die uns mit offenen Armen empfangen wird? Sie wird Sie zärtlich liebgewinnen, das ſehe ich kommen, und es wird ſich Alles vereinigen, uns glückliche Tage zu bereiten.....

Ich muß wollen, was Sie wollen, Alvaro. Ich kenne mein Geſchlecht beſſer, und hoffe nicht ſo viel, wie Sie; aber ich will Ihnen folgen, Ihnen zu gefallen, und ergebe mich drein.

Zufrieden mit der Zuſtimmung und in Geſellſchaft derjenigen, die meine Vernunft und Sinne befangen hatte, nach Spanien unterwegs zu ſein, ſuchte ich eiligſt über die Alpen hinweg, nach Frankreich zu kommen; es ſchien jedoch, als ob der Himmel mir entgegen wäre, ſeitdem ich mich nicht mehr allein befand: ſchreckbare Unwetter hielten meine Reiſe auf und machten die Wege ſchlecht, die Päſſe unzugänglich. Die Pferde ermüden, und mein anſcheinend neuer und wohl in Stand geſetzter Wagen wird mit jeder Station zerbrechlicher, ſodaß es bald an der Achſe, bald am Geſtelle, bald an den Rädern fehlt. Endlich, nach unendlichen Umwegen, erreiche ich den Engpaß von Tende.

Bei aller Unruhe und Verlegenheit, die mir eine ſo unangenehme Reiſe bereiteten, bewunderte ich doch Biondetta's Perſönlichkeit. Sie war nicht mehr das zärtliche, betrübte oder leidenſchaftliche Weib, wie ich ſie ſchon geſehen hatte; es ſchien, als wollte ſie meine Sorgen zerſtreuen, indem ſie ſich den Ausbrüchen der lebhafteſten Fröhlichkeit überließ und mir glauben machen, kein Ungemach ſchrecke ſie. All dies anmuthige Getändel war mit allzuverführeriſchen Liebkoſungen untermiſcht, als daß ich mich ihnen hätte entziehen können: ich überließ mich ihnen, wenn auch mit Zurückhaltung: mein gekränkter Stolz bezähmte die Heftigkeit meines Verlangens.

Sie las zu gut in meinen Augen, um nicht meine Verwirrung zu erkennen und noch zu ſteigern. Ich kam in Gefahr: ich muß es geſtehen. Einmal beſonders weiß ich nicht, was aus dem Vorſatze meines Ehrgefühls geworden wäre, wenn wir nicht ein Rad gebrochen hätten. Das diente mir für die Zukunft einigermaßen als Warnung.

Nach unglaublichen Beſchwerlichkeiten langten wir in Lyon an. Ich willigte aus Rückſicht für ſie ein, daſelbſt einige Tage zu raſten. Sie machte mich auf die ungezwungenen, leichten Sitten der Franzoſen aufmerkſam. In Paris, bei Hofe, wünſchte ich, daß Sie ſich niederließen. Sie würden da alle möglichen Hülfsquellen antreffen, und Alles vorſtellen können, was Ihnen gefiele. Ich habe ſichere Mittel und Wege, Sie die größte Rolle ſpielen zu laſſen; die Franzoſen ſind galant. Wenn ich meine Perſönlichkeit nicht überſchätze, ſo würde mir huldigen, was es nur Ausgezeichnetes unter ihnen gibt, und ich wollte Alle meinem Alvaro aufopfern. Welch ſchöner Triumph für die ſpaniſche Eitelkeit!

Ich nahm dieſen Vorſchlag als Scherz auf. Nein, ſagte ſie: es iſt damit mein voller Ernſt...

Alſo ſchnell nach Eſtremadura weiter! antwortete ich, auf der Rückkehr wollen wir dem franzöſiſchen Hofe die Gemahlin des Don Alvaro Maravillas vorſtellen; denn es würde doch nicht eben ſchicklich für Sie ſein, ſich ihm als Abenteurerin zu zeigen.....

Ich bin auf dem Wege nach Eſtremadura, ſagte ſie, und muß wol erwarten, an dieſem Ziele mein Glück zu treffen: wie ſollte ich darum nicht verlangen, bald hin zu kommen?

Ich ſah und erkannte ihren Widerwillen; aber ich verfolgte mein Ziel und befand mich bald auf ſpaniſchem Gebiete. Unvorhergeſehene Hinderniſſe, Schluchten, grundloſe Fahrgleiſe, betrunkene Maulthiertreiber, ſtätige Thiere gaben mir hier noch mehr zu ſchaffen als in Piemont und Savoyen.

Man hat über ſpaniſche Wirthshäuſer viel und mit Recht geklagt; desungeachtet fühlte ich mich ſehr glücklich, wenn das den Tag über erlittene Ungemach mich nicht nöthigte, auch noch einen Theil der Nacht auf freiem Felde, oder in einer abgelegenen Scheune zuzubringen.

Was für ein Land ſuchen wir auf, ſagte ſie, nach dem zu urtheilen, was wir zu erdulden haben! Sind wir noch weit davon?

Sie befinden ſich in Eſtremadura, verſetzte ich, und zwar höchſtens nur zehn Stunden noch vom Schloſſe Maravillas entfernt .....

Wir kommen ganz gewiß nicht hin; der Himmel verwehrt uns den Zugang. Sehen Sie, was für Dunſtmaſſen an ihm aufſteigen!

Ich ſah zum Himmel empor, und er hatte mir noch niemals ſo drohend geſchienen. Ich machte Biondetta bemerklich, die Scheuer, bei der wir uns befanden, könne uns gegen das Wetter ſchützen.

Wird ſie uns auch vor dem Wetterſtrahle Schutz verleihen? fragte ſie...

Was kümmert Sie der Wetterſtrahl, die Sie gewohnt ſind, in den Lüften zu leben, die Sie ihn ſo oft haben entſtehen ſehen und ſeinen phyſiſchen Grund ſo wohl kennen müſſen?

Ich würde ihn nicht fürchten, wenn ich dieſen weniger kennte: ich habe mich aus Liebe zu Ihnen den natürlichen Zufällen unterworfen und ſcheue ſie, weil ſie tödten und eben natürlichen Urſprungs ſind.

Wir ſaßen auf zwei Haufen Stroh, an den entgegengeſetzten Enden der Scheuer. Inzwiſchen kommt das Gewitter, nachdem es von Weitem gegrollt hatte, näher und tobt fürchterlich. Der Himmel glich einer ungeheuren Kohlenpfanne, in die aus tauſend verſchiedenen Richtungen die Winde blaſen. Die von den Höhlen der benachbarten Berge wiederholten Donnerſchläge erſchollen gewaltig rings um uns her. Sie folgten nicht aufeinander, ſie ſchienen aneinander zu ſtoßen. Sturm, Hagel, Regen wetteiferten, wer von ihnen den meiſten Graus zu dem erſchreckenden Schauſpiele fügen möchte, das unſere Sinne zerſtörte. Ein Blitz fuhr hernieder, der unſere Zufluchtsſtätte zu treffen ſchien. Ein entſetzlicher Schlag erfolgte darauf. Mit zugedrückten Augen, die Ohren mit den Fingern verſtopfend, ſtürzte ſie in meine Arme: Ach, Alvaro! ich bin verloren .....

Ich will ſie beruhigen. Legen Sie die Hand auf mein Herz, ſagt ſie. Sie führt ſie mir zu ihrer Bruſt, und wiewohl ſie ſich irrte und ſie auf eine Stelle legte, wo die Schläge nicht am fühlbarſten ſein konnten, ſo unterſchied ich doch, daß ihre Aufregung außerordentlich war. Sie ſchloß mich mit aller Kraft und bei jedem Blitzſtrahle inniger in ihre Arme. Zuletzt erdröhnte ein Schlag noch weit furchtbarer als alle vorhergegangenen: Biondetta ſchützte ſich vor ihm auf eine Weiſe, daß er, wenn er einſchlug, ſie nicht treffen konnte, ohne vorher mich ſelbſt getödtet zu haben.

Dieſe Wirkung der Furcht kam mir ſonderbar vor und ich begann, mich nicht vor den Schlägen des Donnerwetters, ſondern vor den Anſchlägen ihres Kopfes zu fürchten, die darauf abzielten, den Widerſtand zu beſiegen, den ich ihren Abſichten mit mir leiſtete. Obgleich mehr als ich ſagen könnte außer mir, ſtehe ich doch auf und ſage: Biondetta, Sie wiſſen nicht, was Sie thun. Beſchwichtigen Sie Ihre Furcht, dies Getöſe bedroht weder Sie noch mich.

Mein Phlegma mußte ſie überraſchen; aber ſie konnte mir ihre Gedanken verhehlen, indem ſie eine fortwährende Unruhe erheuchelte. Glücklicherweiſe war die Kraft des Gewitters gebrochen. Der Himmel hellte ſich auf, und nicht lange, ſo verkündigte uns der Mondſchein, daß wir vom Kampf der Elemente nichts mehr zu beſorgen hatten.

Biondetta verblieb auf der Stelle, an der ſie ſich eben befand. Ich ſetzte mich neben ſie, ohne ein Wort zu ſprechen: ſie that als ſchliefe ſie, und ich verlor mich in ſo ſchwermuthvolles Nachdenken, wie noch ſeit dem Beginnen meines Abenteuers nicht, über die nothwendigerweiſe übeln Folgen meiner Leidenſchaft. Ich will nur das Thema meiner Betrachtungen nennen: Meine Geliebte war reizend; aber ich wollte ſie zu meiner Frau machen.

Der Tag betraf mich noch bei dieſen Gedanken, und ich ſtand auf, um nachzuſehen, ob ich wohl meine Reiſe würde fortſetzen können. Dies fiel mir für den Augenblick unmöglich. Der Eſeltreiber, der meine Kaleſche fuhr, ſagte mir, ſeine Mäuler ſeien vor der Hand untauglich, ſie fortzuſchaffen. In dieſer Verlegenheit trat Biondetta zu mir.

Ich fing ſchon an, die Geduld zu verlieren, als ein Mann mit einem unheimlichen Geſichte, aber von kraftvollem Körperbau am Eingange der Meierei ſich zeigte, wie er zwei anſehnliche Maulthiere vor ſich hintrieb. Ich ſchlug ihm vor, mich vollends nach Hauſe zu bringen, er kannte den Weg und wir wurden wegen des Lohnes Handels eins.

Ich wollte eben wieder in meinen Wagen ſteigen, als ich eine Bäuerin mit einem Knechte quer über den Weg gehen ſah, die mir bekannt vorkam. Ich trat auf ſie zu, faßte ſie ſcharf in's Auge: Es war Bertha, eine ehrbare Pächterin meines Dorfs, die Schweſter meiner Amme. Ich rufe ſie an, und ſie bleibt ſtehen und ſieht mich ihrerſeits, wiewol mit Beſtürzung, an. Ei was! Sind Sie es, ſpricht ſie, gnädiger Herr Don Alvaro? Was ſuchen Sie an einem Orte, wo Ihr Verderben Ihnen zugeſchworen iſt? wo Sie Alles in Troſtloſigkeit verſetzt haben?...

Ich, meine gute Bertha? was habe ich verbrochen?.....

Ach, Herr Don Alvaro: wirft denn Ihr Gewiſſen Ihnen die traurige Lage gar nicht vor, in der Ihre würdige Mutter, unſere gute Herrin, ſich befindet? Sie liegt im Sterben.....

Sie liegt im Sterben!... ſchrie ich.

Ja, fuhr ſie fort, in Folge des Kummers, den Sie ihr gemacht haben; in dem Augenblicke, da ich von ihr rede, kann ſie ſchon nicht mehr am Leben ſein. Sie hat aus Neapel und Venedig Briefe erhalten. Man hat ihr ganz erſchreckliche Dinge geſchrieben. Unſer guter Herr, Ihr Bruder, iſt ſehr aufgebracht: er ſagt, er werde Sie allerwegs verfolgen laſſen, Sie anklagen, Sie ſelbſt ausliefern .....

Schon gut, Frau Bertha, wenn Ihr wieder nach Maravillas geht und vor mir dahin kommen ſolltet, ſo thut nur meinem Bruder zu wiſſen, er werde mich alsbald vor ſich ſehen.

Und da die Kaleſche angeſpannt iſt, ſo gebe ich zu gleicher Zeit Biondetta die Hand und verberge die Verwirrung meiner Seele hinter dem äußern Anſcheine von Feſtigkeit. Wie! ſpricht ſie mit Entſetzen, ſo wollen wir uns Ihrem Bruder in die Hände geben? durch unſere Gegenwart eine erbitterte Familie, gekränkte Unterthanen noch mehr aufbringen? .....

Ich kann meinen Bruder nicht fürchten, Madame, wirft er mir ein Unrecht vor, das ich nicht begangen habe, ſo kommt es darauf an, daß ich ihn enttäuſche; habe ich es dagegen begangen, ſo muß ich mich entſchuldigen und habe Anſprüche auf ſein Mitleiden und ſeine Nachſicht, da mein Herz davon nichts weiß. Habe ich durch meinen unordentlichen Lebenswandel meine Mutter in das Grab geſtürzt, ſo muß ich das gegebene Ärgerniß wieder gut machen, indem ich ihren Verluſt ſo laut beweine, daß die Aufrichtigkeit und Offenkundigkeit meiner Reue Angeſichts von ganz Spanien den Flecken austilgen, den mein Mangel an kindlichem Gefühle meinem Geblüte aufgedrückt hat.

Ach, Don Alvaro! Sie rennen Ihrem und meinem Verderben entgegen. Dieſe von allerwärts her geſchriebenen Briefe, dieſe ſo raſch und angelegentlich verbreitete üble Nachrede, ſind eine Folge unſerer Abenteuer und der Nachſtellungen, die ich ſchon in Venedig erfahren habe. Der treuloſe Bernardillo, den Sie nicht genugſam kennen, treibt ſein Weſen mit Ihrem Bruder und wird ihn noch dahin bringen .....

Ei! was habe ich von Bernardillo und von allen Schurken auf Erden zu fürchten? Ich bin mein einziger Feind, Madame, den ich zu fürchten habe. Man wird meinen Bruder nimmermehr zu blinder Rache, Ungerechtigkeit und Handlungen verleiten, die eines verſtändigen, muthvollen Mannes, eines Edelmannes, mit Einem Worte, unwürdig ſind.

Auf dieſe ziemlich lebhafte Unterredung trat ein Stillſchweigen ein, das für Eines und das Andere hätte peinlich werden können; aber Biondetta fing wenige Augenblicke nachher an, ſchläfrig zu werden, und entſchlummerte bald völlig. Konnte ich umhin, ſie zu betrachten? Konnte ich ſie ohne Rührung anſehen? Aller Reichthum der Jugend- und Schönheit prangte auf dieſem Angeſichte, und zu der natürlichen Anmuth der Ruhe geſellte der Schlummer noch jene lebhafte liebliche Friſche, die alle Züge verſchmilzt. Ein neuer Zauber überkommt mich: er entfernt mein Mißtrauen und hebt meine Unruhe auf, oder wenn er deren dennoch ein Theil in mir läßt, ſo iſt ſie nur darum rege, daß der Kopf des Gegenſtandes meiner Leidenſchaft, der von den Stößen des Wagens hin- und hergeworfen wird, durch das Ungeſtüm und die Heftigkeit der Reibung nicht leide. Ich beſchäftige mich nur noch damit, ſie zu ſtützen und zu ſchützen. Aber wir erleiden einen ſo derben Stoß, daß es mir unmöglich fällt, ſeine Wirkung auf ſie zu lindern. Biondetta ſtößt einen Schrei aus und wir werfen um. Die Achſe war zerbrochen; glücklicherweiſe waren die Maulthiere ſtehen geblieben. Ich mache mich los, ich ſpringe mit den lebhafteſten Beſorgniſſen Biondetta bei. Sie hatte nur eine leichte Quetſchung am Elbogen davongetragen und wir befinden uns alsbald im freien Felde auf den Füßen, wiewohl der vollen Hitze der Mittagsſonne ausgeſetzt, und zwar auf fünf Stunden weit von dem Schloſſe meiner Mutter, ohne, wie es den Anſchein hatte, es möglich machen zu können, uns dahin zu begeben, denn es ward unſern Blicken auch nicht eine menſchliche Wohnung ſichtbar.

Auf wiederholtes angeſtrengtes Umherſpähen glaube ich indeſſen in der Entfernung einer Stunde Rauch wahrzunehmen, der hinter einem mit einzelnen hohen Bäumen untermiſchten Gehau aufſteigt. Ich vertraue nunmehr meinen Wagen der Obhut des Maulthiertreibers an, und fodere Biondetta auf, mit mir nach der Richtung hinzugehen, wo ſich mir die Ausſicht auf Hülfe eröffnet.

Je weiter wir vorſchreiten, deſto mehr verſtärkt ſich unſere Hoffnung. Schon theilt ſich das kleine Gebüſch, wie wir erkennen, in zwei Hälften und bildet einen Baumgang, an deſſen Ende ſich einige beſcheidene Gebäude zeigen: kurz, ein anſehnlicher Meierhof begrenzt den Hintergrund.

An dieſem übrigens abgelegenen Orte ſcheint Alles in Bewegung zu ſein. Sobald man uns wahrnimmt, tritt ein Mann aus der Menge uns entgegen. Er begrüßt uns mit Höflichkeit. Sein Anſehen iſt ehrbar. Er iſt mit einem ſchwarzatlasnen, an den Einſchnitten feuerfarben beſetzten Wamms bekleidet, welches ſilberne Treſſen ausſchmücken. Sein Alter ſcheint fünfundzwanzig bis dreißig Jahre zu ſein. Seine Geſichtsfarbe kündigt den Landmann an, durch den Sonnenbrand ſchimmert Friſche und verräth Lebenskraft und Geſundheit.

Ich unterrichte ihn von dem Unfalle, der mich zu ihm bringt. Gnädiger Herr, verſetzt er, Sie ſind mir jederzeit willkommen, und befinden ſich unter wohlwollenden Leuten. Ich habe hier eine Schmiede, darin ſoll Ihre Achſe ausgebeſſert werden; aber heute könnten Sie mir alles Gold des erlauchten Herzogs von Medina Sidonia, meines Gebieters, geben, und es würde doch weder ich noch einer der Meinigen Hand anlegen. Wir kommen aus der Kirche, meine Braut und ich: dies iſt der ſchönſte Tag unſeres Lebens. Treten Sie herein. Wenn Sie die Neuvermählte, meine Verwandten, Freunde, Nachbarn ſehen, die ich bewirthen muß, ſo werden Sie ſelbſt erkennen, daß ich heute unmöglich arbeiten laſſen kann. Übrigens, wenn die gnädige Frau und Sie die Geſellſchaft von Leuten nicht verſchmähen, deren Gleichen ihrer Hände Arbeit ernährt, ſo lange die Monarchie beſteht, ſo kommt es nur auf Sie an, ob Sie an unſerm heutigen Glücke und unſern Freuden theilnehmen und ſich mit uns zu Tiſche ſetzen wollen. Morgen denken wir dann an Ihre Angelegenheit! Zu gleicher Zeit gibt er Befehl, meinen Wagen herbei zu ſchaffen.

So bin ich denn bei Marcos, dem Pächter des Herzogs, zu Gaſte, und wir treten in den zum Hochzeitſchmauſe eingerichteten Raum, der, an das Hauptwohngebäude ſtoßend, den ganzen innern Hof einnimmt, und zwar ein großes Laubgewölbe mit Bogengängen iſt, an denen Blumengewinde herabhangen. Die Ausſicht darunter hervor wird zunächſt von den beiden kleinen Gebüſchen begrenzt, und verliert ſich ſodann durch den Baumgang hin, in der anmuthigen Ferne.

Der Tiſch war gedeckt und beſetzt. Luiſe, die Neuvermählte, ſitzt zwiſchen Marcos und mir. Biondetta Marcos zur Seite. Die Väter und Mütter und andern Verwandten uns gegenüber; das junge Volk an beiden Enden der Tafel.

Die Braut ſchlug ihre großen ſchwarzen Augen nieder, die nicht dazu geſchaffen waren, verſtohlen zu blicken und lächelte und erröthete über Alles, was man ihr ſagte, ſelbſt über gleichgültige Dinge.

Im Anfange des Mahles herrſchte Ernſt vor: dem Charakter des Volkes gemäß. Nach Maßgabe jedoch, daß die um die Tafel herumgeſtellten gefüllten Schläuche zuſammenſchrumpften, verſchwand auch die Feierlichkeit von den Geſichtern. Alles belebte ſich, als auf einmal die improviſirenden Dichter der Gegend beim Schmauſe erſchienen. Es waren Blinde, die die folgenden Strophen zu ihren Guitarren abſangen:

Sprach einſt Marcos zu Louiſen:
Nimm mein Herz und meine Treu.
Davon weitre Rede ſei,
Sprach ſie, zu des Altars Füßen.
Dorten dann mit Blick und Mund,
Gaben ſie ſich Beide kund
Ihrer reinen Liebe Schwur; ja,
Wer da ſonſt begierig, wißt,
Eheglück zu finden, iſt,
Suche in Eſtremadura.

Marcos hat der Neider viele,
Denn Louiſ' iſt ſchön und klug,
Aber ohne weitern Trug
Bringt ihn ſein Verdienſt zum Ziele.
Alle rühmen auf einmal
Ihrer Beider weiſe Wahl
Und ſo keuſche Flamme nur; ja,
Wer da ſonſt begierig, wißt,
Eheglück zu finden, iſt,
Suche in Eſtremadura.

Ja, von ſüßen Banden werden
Beider Herzen jetzt umfaßt,
Und es finden ihre Herden
In demſelben Pferche Raſt.
Ihre Freuden und ihr Bangen,
Leid und Sorgen und Verlangen
Folgen alle einer Spur; ja,
Wer da ſonſt begierig, wißt,
Eheglück zu finden, iſt,
Suche in Eſtremadura.

Derweil man dieſem Geſange zuhörte, der nicht minder einfach war, als diejenigen, für die er veranſtaltet zu ſein ſchien, machten ſich die ſämmtlichen Knechte des Meierhofs, nachdem ſie bei Tiſche aufgewartet hatten, mit einigen Zigeunern und Zigeunerinnen, die man zur

Ergötzung der Gäſte herbeigeholt, über die Überbleibſel des Mahles her. Sie bildeten unter den Bäumen des breiten Zuganges gleich belebte wie mannichfaltige Gruppen und verſchönerten unſere Ausſicht.

Biondetta ſuchte unabläſſig meine Blicke auf und nöthigte ſie, ſich dieſen Gegenſtänden, die ſie auf das angenehmſte zu unterhalten ſchienen, zuzuwenden, indem ſie mir gleichſam vorwarf, daß ich daran kein ebenſo großes Vergnügen wie ſie ſelbſt empfand.

Indeſſen hatte der Schmaus den jungen Leuten ſchon zu lange gewährt, ſie erwarteten den Ball. Ältere Leute müſſen nachſichtig und gefällig ſein. Die Tafel wird abgedeckt, die Breter aus denen ſie beſtand, die Fäſſer, worauf dieſe ruhten, werden bei Seite geſchafft und dienen den Muſikern nunmehr zu Gerüſt und Geſtelle... Man ſpielt den ſevillaner Fandango, und die jungen Zigeuner führen ihn mit ihren Caſtagnetten und baskiſchen Trommeln anf; die Hochzeitgäſte vermiſchen ſich mit ihnen und ahmen ihnen nach: der Tanz wird allgemein.

Biondetta ſcheint das Schauſpiel mit den Augen zu verſchlingen. Ohne von ihrem Platze zu weichen, folgt ſie allen Bewegungen nach, die ſie machen ſieht. Ich glaube, ſpricht ſie, ich könnte raſend gern tanzen; und es dauert nicht lange, ſo iſt ſie dabei und zwingt mich, auch theilzunehmen.

Sie zeigt ſich anfänglich ein wenig verlegen und ſelbſt ungeſchickt, alsbald aber findet ſie ſich darein und ſcheint nunmehr mit Anmuth und Kraft ebenſo viele Leichtigkeit und Genauigkeit zn vereinigen. Sie erhitzt ſich, ſie braucht ihr Schnupftuch, meines, welches ihr zuerſt in die Hand kommt: ſie hält nur ſo lange inne, bis ſie ſich abgetrocknet.

Das Tanzen war nie meine Leidenſchaft und meine Seele empfand zu keiner Zeit Behagen genug, mich ſolch eitlem Vergnügen hinzugeben. Ich entſchlüpfe und entferne mich in einen Winkel des Laubdaches, wo ich einen Ort ſuche, an dem ich niederſitzen und träumen kann.

Ein ziemlich lautes Geſchwätz ſtört mich und feſſelt wider meinen Willen meine Aufmerkſamkeit. Zwei Stimmen ertönen hinter mir. Ja, ja, ſprach die eine, es iſt ein Kind des Planeten. Er wird nach Hauſe kommen. Sieh, Zoradilla, er iſt am dritten März, drei Uhr Morgens geboren... Ja, wahrhaftig, Lelagiſa, verſetzte die andere, wehe den Kindern Saturns, der hier iſt im Jupiter geboren, als Mars und Mercur in dreifacher Conjunction mit Venus waren. O, der ſchöne Jüngling! Wie ihn die Natur begünſtigt hat. Was für Hoffnungen darf er faſſen! Welch ein Glück könnte er machen! aber.....

Ich wußte die Stunde meiner Geburt und hörte ſie alſo mit der ſeltſamſten Genauigkeit angeben. Ich kehre mich um und ſehe die Schwätzerinnen an.

Ich erblicke zwei alte Zigeunerinnen, die nicht ſowohl ſitzen, als auf den Hacken kauern, im Geſicht gelber als Oliven, mit tiefliegenden ſtechenden Augen, eingekniffenem Munde, dünner, unförmlicher Naſe, die vom Oberkopfe ausgehend ſich bis zum Kinn herunterkrümmt, wo ſie anſtößt; ein weiß und blau geſtreiftes Stück Zeug windet ſich zwiefach um einen halbkahlen Schädel und fällt als Schärpe die Schultern entlang bis auf die Hüften hernieder, die alſo nur halb unbekleidet: mit einem Worte, zwei faſt eben ſo empörende als lächerliche Gegenſtände.

Ich trete zu ihnen. Sprechen Sie von mir, meine Damen? frage ich, da ich wahrnehme, daß ſie mich fortwährend im Auge behielten und ſich einander zuwinkten...

Sie haben uns alſo gehört, Herr Cavalier?

Ganz gewiß, verſetzte ich, wer hat Sie aber ſo gut von der Stunde meiner Geburt unterrichtet?

Wir hätten Ihnen noch ganz andere Dinge zu ſagen, glücklicher junger Mann; aber wir müſſen zuvor ein Zeichen in der Hand haben.

Wenn es nur darauf ankommt! erwiedere ich und gebe ihnen auf der Stelle eine Dublone.

Siehſt Du, Zoradilla, ſprach die älteſte, wie nobel er iſt, wie er dazu geſchaffen, alle die Schätze, die ihm beſtimmt ſind, zu genießen? Geſchwind, nimm die Guitarre und begleite mich. Sie ſingt:

Hispanien hat dich geboren,
Und Parthenope dich ernährt,
Die Erde bleibt dir zugeſchworen,
Vom Himmel, was du nur erkohren,
Wird Alles dir als Gunſt gewährt.

Es könnte dich dein Glück verlaſſen,
Es iſt ſo flüchtig, das dir lacht,
Du findeſt's nicht auf allen Gaſſen,
Du mußt es unverzagt erfaſſen,
Wofern du weiſe biſt bedacht.

Was iſt das holde Kind der Zweifel,
Das dir zu eigen ſich ergab,
Es iſt . . . . .

Die Alten waren im Zuge. Ich war ganz Ohr. Biondetta hat den Tanz verlaſſen, iſt herzugeeilt, zieht mich am Arme, zwingt mich, mich zu entfernen. Warum haben Sie mich verlaſſen, Alvaro? Was thun Sie hier? Ich hörte zu, antwortete ich.

Wie! ſprach ſie, mich fortziehend, Sie hörten auf die alten Mißgeburten? . . .

In der That, meine theure Biondetta, dieſe Creaturen ſind ſonderbar, ſie wiſſen mehr als man ihnen zutraut, ſie ſagten mir . . . . .

Ohne Zweifel, verſetzte ſie höhniſch, trieben ſie ihr Handwerk und ſagten Ihnen wahr, was Sie eben glauben? Mit allem Ihrem Geiſte ſind Sie doch ſo einfältig wie ein Kind. Und ſo Etwas kann Sie abhalten, ſich mit mir zu beſchäftigen? . . . . .

Im Gegentheil, liebſte Biondetta, ſie ſprachen mit mir von Ihnen.

Von mir! fiel ſie mir lebhaft mit einer gewiſſen Unruhe in's Wort: was wiſſen ſie von mir? Was können ſie von mir ſagen? Sie faſeln. Sie müſſen nunmehr den ganzen Abend tanzen, um mich dieſe Vernachläſſigung vergeſſen zu machen.

Ich folge ihr: ich trete neuerdings in den Kreis, aber ohne darauf zu achten, was um mich her vorgeht, und was ich ſelbſt beginne. Ich dachte nur daran, zu entſchlüpfen, um wo irgend möglich wieder zu meinen Wahrſagerinnen zu gelangen. Zuletzt glaube ich den günſtigen Moment zu erſehen und ergreife ihn. In einem Augenblicke fliege ich zu meinen Hexen, habe ſie wieder gefunden und in eine kleine Laube am Ende des Gemüſegartens der Meierei geführt. Da beſchwöre ich ſie, mir in Proſa, ohne Räthſel, kurz und bündig zu eröffnen, was ſie irgend Wichtiges meinetwegen wiſſen können. Die Beſchwörung war ſtark, denn ich hatte die Hände voll Gold. Sie brannten vor Begierde zu reden, ich, zu hören. Bald konnte ich nicht länger zweifeln, daß ſie von den geheimſten Angelegenheiten meiner Familie unterrichtet ſeien und auch eine verworrene Kenntniß von meiner Verbindung mit Biondetta, von meinen Befürchtungen und Hoffnungen hatten. Ich meinte ſchon viele Dinge erfahren zu haben und ſchmeichelte mir, daß ich noch wichtigere erfahren würde; aber mein Argus iſt mir auf den Ferſen.

Biondetta läuft nicht, ſondern fliegt herzu. Ich wollte reden. Keine Entſchuldigungen, ſpricht ſie, der Rückfall iſt unverzeihlich .....

Ach, Sie vergeben mir ihn ſchon! ſagte ich, des bin ich gewiß. Sie haben mich zwar abgehalten, mich ſo weit unterrichten zu laſſen, als ich es hätte werden können; aber ich weiß nun ſchon genug ...

Um eine Tollheit zu begehen. Ich bin außer mir, aber hier iſt keine Zeit dazu, uns zu ſtreiten. Wenn wir auch in dem Falle ſind, die Rückſichten gegen uns ſelbſt zu verletzen, ſo ſind wir deren doch unſern Wirthen ſchuldig. Man wird ſich gleich zu Tiſche ſetzen und ich nehme meinen Platz an Ihrer Seite: ich mag es nicht mehr dulden, daß Sie mir entrinnen.

Bei der neuen Anordnung des Bankets ſaßen wir dem jungen Ehepaare gegenüber. Sie waren Beide von den Freuden des Tages aufgeregt. Marcos' Blicke glühten, die Louiſen's waren minder ſcheu: die Schamhaftigkeit rächte ſich dafür und bedeckte ihre Wangen mit der brennendſten Röthe. Der Xereswein kreiſt um die Tafel und ſcheint bis zu einem gewiſſen Grade alle Zurückhaltung davon verbannt zu haben. Die Greiſe ſelbſt leben beim Angedenken ihrer ehemaligen Freuden wieder auf und reizen die Jugend durch nicht ſowohl lebhafte als ungeſtüme Einfälle. Ich hatte die Gemälde vor Augen; aber ein noch weit bewegenderes, mannichfaltigeres neben mir.

Biondetta ſchien ſich abwechſelnd der Leidenſchaft oder dem Verdruſſe zu ergeben, indem ſie, den Mund mit der ſtolzen Anmuth der Verachtung gewappnet, oder von einem ſüßen Lächeln verſchönt, mich bald reizte oder mir grollte, ja, mich bis aufs Blut knipp und mir am Ende leiſe auf die Füße trat. Mit einem Wort, in dem nämlichen Momente empfing ich eine Gunſt, einen Vorwurf, eine Strafe, eine Liebkoſung, ſodaß ich, ſolchem Wechſel der Empfindungen preisgegeben, in eine unerhörte Verwirrung gerieth.

Die Brautleute verſchwanden: ein Theil der Gäſte folgte ihnen aus der und jener Urſache nach. Wir ſtehen vom Tiſche auf. Eine Frau, es war, wie wir wußten, die Baſe des Pächters, nimmt eine gelbe Wachskerze, geht uns voran und führt uns zu einem kleinen Zimmer von zwölf Fuß in's Gevierte, deſſen ganzes Geräth aus einem nicht vier Fuß breiten Bette, einem Tiſche und zwei Stühlen beſteht.

Meine gnädige Herrſchaft, ſpricht unſere Führerin zu uns, das iſt die einzige Stube, die wir Ihnen geben können. Sie ſtellt ihre Kerze auf den Tiſch und läßt uns allein.

Biondetta ſchlägt die Augen nieder. Ich wende mich an ſie mit der Frage: Sie haben alſo geſagt, daß wir verheirathet ſeien?

Ja, entgegnet ſie, ich konnte nur die Wahrheit ſagen. Ich habe Ihr Wort, Sie das meine. Das iſt die Hauptſache. Ihre Ceremonien ſind Vorſichtsmaßregeln, die man gegen Untreue getroffen hat, und ich gebe Nichts darauf. Es hing auch gar nicht einmal ganz von mir ab. Wenn Sie übrigens das Bett, das man uns anweiſt, nicht mit mir theilen wollen, ſo werden Sie mir die Kränkung anthun, Sie eine unbequeme Nacht zubringen zu ſehen. Ich bedarf der Ruhe, ich bin zu müde, ich bin auf alle Weiſe erſchöpft. Indem ſie dieſe Worte mit großer Lebhaftigkeit ſprach, ſtreckt ſie ſich, mit dem Geſichte gegen die Wand, auf das Bett aus.

Wie! rief ich, Biondetta, ich habe Ihnen mißfallen, Sie ſind mir im Ernſte bös! Wie kann ich meinen Fehler wieder gut machen? Fodern Sie mein Leben.

Alvaro! antwortet ſie mir, ohne ſich ſtören zu laſſen, gehen Sie und befragen Sie Ihre Zigeunerinnen, durch welche Mittel Sie meinem und Ihrem Herzen die Ruhe wiedergeben wollen!

Was! meine Unterredung mit den Frauen iſt die Urſache Ihres Zornes? Ach! Sie würden mir verzeihen, Biondetta, wenn Sie wüßten, wie ſehr Das, was ſie mir geſagt, mit Ihren eigenen Rathſchlägen übereinſtimmt, und daß ſie mich endlich beſtimmt haben, nicht nach dem Schloſſe Maravillas zurückzukehren. Ja, es iſt entſchieden, wir reiſen morgen nach Rom, Venedig, Paris, überallhin, wo Sie mit mir wohnen wollen. Wir erwarten dort die Einwilligung meiner Familie .....

Auf dieſe Äußerung wendet ſich Biondetta um. Ihr Geſicht war ernſthaft, ſogar ſtreng. Erinnern Sie ſich, Alvaro, was ich bin, was ich von Ihnen erwartete, was ich Ihnen zu thun anrieth? Was! nachdem ich mit aller Erleuchtung, die mir innen wohnt und die ich mit aller

Überlegung aufgeboten, Sie nicht habe bewegen können, verſtändig zu handeln, ſoll mein und Ihr Thun und Laſſen von den Äußerungen zweier Weſen geleitet werden, die für Sie und mich die allergefährlichſten, wo nicht eben die allerverächtlichſten ſind? Ja, gewiß! rief ſie mit einem Ausbruche des Schmerzes aus, ich habe die Männer immerdar gefürchtet; ich habe Jahrhunderte lang gezaudert, eine Wahl zu treffen; es iſt geſchehen, ſie iſt unwiderruflich. Ich bin ſehr unglücklich! Sie brach hier in Thränen aus, deren Anblick ſie mir zu entziehen ſucht.

Von den heftigſten Leidenſchaften beſtürmt, ſinke ich ihr zu Füßen. O, Biondetta! rief ich aus. Sie ſehen mein Herz nicht! Sie würden ſonſt aufhören, es zu zerreißen.

Sie kennen mich nicht, Alvare, und werden mich unendlich leiden laſſen, bevor Sie mich kennen lernen. Ich muß mit einer letzten Anſtrengung Ihnen meine Ausſichten enthüllen und Ihre Achtung und Ihr Vertrauen mir gewaltſam erringen, damit ich nicht ferner dem ausgeſetzt bleibe, es auf eine gleich demüthigende wie gefährliche Weiſe mit Andern theilen zu müſſen. Ihre Hexen ſind allzuſehr mit mir einverſtanden, um mir nicht gerechte Beſorgniſſe einzuflößen. Wer ſteht mir dafür, daß nicht Soberano, Bernardillo, Ihre und meine Feinde, hinter dieſen Masken verborgen ſeien? Denken Sie an Venedig. Laſſen Sie uns ihren Liſten mit Wundern begegnen, die ſie von mir nicht erwarten werden. Morgen komme ich nach Maravillas, wovon mich ihre Politik zu entfernen ſucht; die erniedrigendſten, kränkendſten Zweifel werden mich da empfangen; aber Donna Mencia iſt eine gerechte, ſchätzbare Frau; Ihr Bruder hat ein edles Herz, ich werde mich ihnen hingeben. Ich werde ein Muſter von Sanftmuth, Gefälligkeit, Gehorſam, Geduld ſein und allen Prüfungen zuvorkommen. Sie hielt einen Moment inne. Wirſt du dich ſo genugſam demüthigen, unglückſelige Sylphide? ruft ſie ſchmerzlich aus: ſie will weiter reden; die Überfülle ihrer Thränen verhindert ſie daran.

Was wird aus mir bei dieſen Zeugniſſen ihrer Leidenſchaft, dieſen Beweiſen von Schmerz, dieſen von der Weisheit ſelbſt eingegebenen Entſchlüſſen, dieſen Aufwallungen eines Muthes, den ich für heldenmäßig anſah! Ich ſetzte mich neben ſie: ich verſuchte, ſie durch meine Liebkoſungen zu beruhigen, wiewohl ich anfänglich zurückgeſtoßen werde; bald darauf finde ich zwar keinen Widerſtand mehr; aber ich habe keinen Grund, mich deſſen zu erfreuen; ſie holt ſchwerer Athem, ihre Augen ſind halb geſchloſſen, ihr Körper iſt nur noch krampfhaften Bewegungen unterworfen, eine bedenkliche Kälte hat ſich über ihre Haut verbreitet, der Puls ſchlägt nicht mehr fühlbar, und der Körper würde völlig leblos ſcheinen, wenn ihre Thränen nicht eben ſo reichlich fortſtrömten.

O, Allgewalt der Thränen! Sie ſind außer Zweifel das wirkſamſte Geſchoß der Liebe! Mein Mißtrauen, meine Entſchlüſſe, meine Gelübde, Alles iſt vergeſſen. Indem ich den Quell dieſes köſtlichen Thaues austrocknen wollte, war ich dieſem Munde, auf dem ſich die Friſche und der ſüße Duft der Roſe vereinigen, allzunah gekommen; und ſobald ich mich wieder davon entfernen will, werden mir zwei Arme, deren Weiße, Weichheit und Wohlgeſtalt ſich nicht beſchreiben laſſen, zu Banden, denen es mir unmöglich fällt, mich zu entwinden . . . .
. . . .

O, mein Alvaro! ruft Biondetta, ich habe geſiegt: ich bin das glücklichſte aller Geſchöpfe.

Ich hatte nicht die Kraft zu antworten: ich fühlte mich in einer außerordentlichen Verwirrung: ich will mehr ſagen; ich war beſchämt, regungslos. Sie warf ſich zum Bett heraus: entkleidet mir die Füße. Wie, liebe Biondetta! rufe ich aus, was! Du läßt Dich herab . . . . . ?

Ach! erwiedert ſie, Undankbarer, ich diente Dir, als Du nur noch mein Despot warſt: laß mich meinen Geliebten bedienen.

Ich bin in einem Augenblicke aller meiner Sachen entkleidet; meine ſorgfältig zuſammengefaßten Haare werden in ein Netz geborgen, das ſie in ihrer Taſche gefunden hat. Ihre Kraft, ihre Thätigkeit, ihre Gewandtheit haben alle Hinderniſſe überwunden, die ich ihr entgegenſtellen wollte. Sie macht mit derſelben Geſchwindigkeit ihre kleine Nachttoilette, löſcht die Kerze aus, die uns leuchtete und die Vorhänge fallen zu.

Nunmehr ſpricht ſie mit einer Stimme, deren Wohllaut auch die lieblichſte Muſik nicht zu vergleichen iſt: habe ich meinen Alvaro ſo glücklich gemacht, wie er mich? Nein! noch bin ich allein die Glückliche: aber er wird es werden, ich will es, ich will ihn mit Wonne berauſchen; ich will ihn mit Kenntniſſen erfüllen, ich will ihn auf den Gipfel aller Größe erheben. Willſt Du, mein Herz, willſt Du die zumeiſt bevorrechtete Creatur werden, willſt Du Dir mit mir die Menſchen, die Elemente, die ganze Natur unterwerfen?

O, meine theure Biondetta! ſage ich, wiewohl ich mir dabei ein wenig Gewalt anthue, Du genügſt mir: Du befriedigſt alle Wünſche meines Herzens .....

Nein, nein, verſetzt ſie lebhaft, Biondetta ſoll Dir nicht genügen: das iſt gar nicht mein Name: Du hatteſt ihn mir beigelegt: er ſchmeichelte mir: ich führte ihn mit Freuden; aber Du mußt wiſſen, wer ich bin ..... Ich bin der Teufel, mein beſter Alvaro, ich bin der Teufel .....

Indem ſie dieſes Wort mit bezaubernd ſüßem Tone ausſprach, verſchloß ſie auch zugleich meinen Mund jedweder Antwort, die ich ihr hätte geben mögen. Sobald ich das Stillſchweigen brechen konnte, ſagte ich: höre auf, meine liebe Biondetta, oder wer Du ſeiſt, dieſen unſeligen Namen auszuſprechen und mich an einen Irrthum zu mahnen, den ich ſchon ſo lange Zeit abgeſchworen habe.

Nein, mein lieber Alvaro, nein, es war keineswegs ein Irrthum; ich habe es Dir nur weis gemacht, lieber kleiner Mann. Ich mußte Dich wohl betrügen, um Dich endlich zur Vernunft zu bringen. Eures Gleichen verträgt die Wahrheit nicht: man kann euch nicht anders glücklich machen, als wenn man euch verblendet. Ach! Du ſollſt höchſt glücklich ſein, wenn Du es ſein willſt! Ich will Dich mit Freuden überſchütten. Du geſtehſt ſchon, daß ich nicht ſo abſchreckend ſchwarz bin, als man mich malt.

Dieſer Scherz brachte mich vollends außer Faſſung. Ich ging nicht darauf ein, und die Trunkenheit meiner Sinne unterſtützte meine freiwillige Zerſtreutheit.

Aber ſo antworte mir doch, ſprach ſie.

Was ſoll ich antworten? — ...

Undankbarer, lege die Hand auf dies Herz, das Dich anbetet; auf daß das Deine wo möglich, wenn auch nur von der leiſeſten der Empfindungen bewegt werde, die meines erfüllen. Laß durch Deine Adern nur ein klein wenig des Feuers ſtrömen, das in den meinigen glüht. Mildere, wenn Du es kannſt, den Ton dieſer Stimme, die ſo geeignet iſt, Liebe einzuflößen und der Du Dich nur zu ſehr bedienſt, meine ſchüchterne Seele zu erſchrecken: ſage endlich zu mir, wenn es Dir möglich fällt, aber ebenſo zärtlich, als ich für Dich fühle: mein lieber Beelzebub, ich bete Dich an .....!

Bei dieſem verhängnißſchweren, wiewohl ſo zärtlich ausgeſprochenen Namen ergreift mich tödtliches Entſetzen. Staunen und Beſtürzung erdrücken meine Seele: ich würde ſie für vernichtet gehalten haben, wenn ich nicht im innerſten Herzen den dumpfen Schrei der Reue vernommen hätte. Indeſſen beſteht die Empörung meiner Sinne deſto gebieteriſcher fort, als ſie von der Vernunft nicht beſeitigt werden kann. Sie gibt mich wehrlos meinem Feinde preis: und er mißbraucht ſie, indem er ſeinen leichten Sieg über mich verfolgt.

Er läßt mir nicht Zeit, zu mir ſelbſt zu kommen und über das Vergehen nachzudenken, in deſſen Betreff er vielmehr der Anſtifter als Mitſchuldige iſt. Unſer Handel iſt geſchloſſen, ſagt er, ohne merklich den Ton der Stimme zu ändern, woran er mich gewöhnt hatte. Du haſt mich aufgeſucht: ich bin Dir gefolgt, habe Dir gedient, Dich begünſtigt, kurz, ich habe gethan, was Du gewollt. Ich wünſchte Deinen Beſitz und um ihn zu erlangen, war es nöthig, daß Du Dich mir freiwillig übergabſt. Ganz gewiß verdanke ich Deine erſte Gefälligkeit einigen Kunſtgriffen; was aber die zweite anlangt, ſo hatte ich mich genannt: Du wußteſt, wem Du Dich ergabſt und kannſt Deine Unwiſſenheit nicht vorſchützen. Fortan, Alvaro, iſt unſer Bund unauflöslich; aber um unſere Gemeinſchaft deſto inniger zu ſchließen, iſt es von Wichtigkeit, daß wir uns beſſer kennen lernen. Ich kenne Dich zwar ſchon von innen und außen; alſo muß ich mich Dir auch zeigen, wie ich bin, damit wir gleiche Vortheile haben.

Man geſtattet mir keine Zeit, über dieſe ſeltſame Anrede nachzudenken; ich höre neben mir durchdringend pfeifen. Augenblicklich zertheilt ſich die Finſterniß, die mich umgibt: der Sims über dem Getäfel des Zimmers iſt ganz voll großer Schneckenhäuſer, aus denen die Schnecken ihre Hörner raſch im Schwange hin- und herbewegen, und damit phosphoriſche Lichtſtrahlen ausſenden, die durch das Ausſtrecken und Schaukeln ihren Glanz und ihre Wirkung verdoppeln.

Durch dieſe plötzliche Erleuchtung faſt geblendet, richte ich meine Augen ſeitwärts, und, was ſehe ich, anſtatt jenes entzückenden Angeſichts? O Himmel! den abſcheulichen Kameelkopf. Er ſpricht mit Donnerſtimme deutlich jenes düſtere Che vuoi!, das mich in der Grotte ſchon ſo ſehr entſetzt hatte, bricht in ein menſchliches, noch weit furchtbareres Gelächter aus, ſtreckt, eine unmäßig große Zunge von ſich .....

Ich ſtürze aus dem Bette, verberge mich darunter mit feſtgeſchloſſenen Augen, das Geſicht zu Boden gedrückt.

Ich fühlte, wie mein Herz mit fürchterlicher Stärke ſchlug, ich erlitt eine Beängſtigung, als ob ich den Athem verlieren ſollte.

Ich vermochte die Zeit nicht zu beſtimmen, die ich etwa in dieſer unausſprechlichen Lage zugebracht hatte, als ich mit erhöhtem Schrecken fühlte, daß ich am Arme gezogen ward. Nichtsdeſtoweniger gezwungen, die Augen aufzuſchlagen, erblinde ich an einer gewaltigen Hellung.

Dieſelbe ging nicht von den Schnecken aus, deren es keine mehr auf dem Geſimſe gab; vielmehr ſtrahlte mir die Sonne ſenkrecht in's Geſicht. Ich werde abermals am Arme gezogen, wiederholt und ſtärker: ich erkenne Marcos.

Ei! Herr Cavalier, ſagt er, wann gedenken Sie denn abzureiſen? Wenn Sie heute noch nach Maravillas kommen wollen, haben Sie keine Zeit mehr zu verlieren, es iſt faſt Mittag.

Ich antwortete nicht: er betrachtet mich: Wie? Sie haben ſich völlig angekleidet auf das Bett gelegt, Sie haben ſo vierzehn Stunden zugebracht, ohne zu erwachen! Da müſſen Sie ja gewaltig müde geweſen ſein! Ihre Frau Gemahlin hat das wohl gedacht und darum die Nacht bei einer meiner Baſen zugebracht, um Ihnen nicht beſchwerlich zu fallen; aber ſie hat ſich beſſer dazu gehalten als Sie; auf ihr Geheiß iſt ſchon am frühen Morgen an Ihrem Wagen Alles in Stand geſetzt worden, und Sie können ungeſäumt einſteigen. Was die gnädige Frau betrifft, die finden Sie nicht mehr hier. Wir haben ihr ein gutes Maulthier geliehen und ſie hat den friſchen Morgen genießen wollen. Sie iſt immer voraus geritten und erwartet Sie im erſten Dorfe, das Sie auf Ihrem Wege berühren.

Marcos geht hinaus. Ich reibe mir unwillkürlich die Augen und greife mit der Hand nach meinem Kopfe, um das Netz zu ſuchen, worein meine Haare geſteckt worden waren. Er iſt unbedeckt, das Haar in Unordnung, mein

Zopf noch ſo, wie er am Abende vorher war, die Bandſchleife feſt daran.

Schlafe ich noch? Frage ich mich nunmehr. Habe ich geſchlafen? Sollte ich ſo glücklich ſein, daß Alles nur ein Traum geweſen? Ich habe ſie das Licht auslöſchen ſehen ..... Sie hat es ausgelöſcht ... Da iſt es .....

Marcos kehrt wieder. Wenn Sie einen Imbiß zu ſich nehmen wollen, Herr Cavalier, er iſt bereit. Ihr Wagen wird angeſpannt.

Ich ſteige aus dem Bette; kaum vermag ich mich aufrecht zu erhalten, meine Knie knicken mit mir zuſammen. Ich bin es zufrieden, einige Nahrung zu mir zu nehmen, aber es fällt mir unmöglich. Darauf will ich dem Pächter danken und ihn für die Unkoſten entſchädigen, die ich ihm verurſacht habe; er weigert ſich, Etwas anzunehmen.

Die gnädige Frau, entgegnet er, hat uns bezahlt und mehr als großmüthig; wir Beide, gnädiger Herr, haben zwei brave Frauen. Nach dieſer Äußerung ſteige ich, ohne zu antworten, in meine Chaiſe; und ſie fährt ab.

Ich vermöchte nicht, die Verwirrung meiner Gedanken zu beſchreiben: ſie war ſo groß, daß die Vorſtellung der Gefahr, worin ich meine Mutter antreffen würde, ſich darin nur ſchwach gelten machte. Mit ſtieren Augen, offenem Munde glich ich mehr einem Automate als einem Menſchen.

Mein Führer erweckt mich. Herr Cavalier, in dem Dorfe hier ſollen wir die gnädige Frau antreffen. Ich antworte nichts. Wir fahren durch eine Art von Marktflecken. In jedem Hauſe erkundigt er ſich, ob man nicht eine junge Dame in dem und dem Aufzuge hat vorbeikommen ſehen. Man gibt ihm zur Antwort: ſie habe ſich nicht aufgehalten. Er wendet ſich um, gleich als wollte er meinem Antlitz meine desfallſige Ungeduld entleſen, und wenn er nicht mehr davon wußte als ich, ſo mußte ich ihm unruhig genug vorkommen.

Wir hatten das Dorf hinter uns und ich begann mir zu ſchmeicheln, der Gegenſtand meiner Angſt werde wenigſtens auf einige Zeit von mir abgelaſſen haben. Ach! wenn ich zu Donna Mencia gelangen, ihr zu Füßen fallen kann, ſprach ich zu mir ſelbſt, wenn ich mich in den Schutz meiner verehrungswürdigen Mutter begeben darf, ſo ſollt ihr Trugbilder und Ungeheuer, die ihr mich ſo erbittert verfolgt, mir dieſe Zufluchtsſtätte nicht verletzen. Ich werde mit den natürlichen Gefühlen die heilbringenden geſunden Grundſätze wiederfinden, von denen ich mich entfernt hatte, und mir daraus ein Bollwerk gegen euch aufrichten. Aber wenn der Gram über meine Ausſchweifungen mich dieſes Schutzengels beraubt haben ..... Ach! dann will ich nur darum weiter leben, ihn an mir ſelbſt zu rächen. Ich will mich in ein Kloſter begraben ..... Und wer wird mich dort vor meinen eigenen Hirngeſpinnſten ſichern? Ich will mich dem geiſtlichen Stande widmen. Du reizendes Geſchlecht, ich muß auf dich verzichten, eine hölliſche Larve hat ſich mit all der Anmuth bekleidet, die ich vergötterte: das Rührendſte, was ich in dir erblicken könnte, würde mir das Angedenken .....

Über dieſen Betrachtungen, die meine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahmen, iſt der Wagen in den großen Schloßhof eingefahren. Ich vernehme eine Stimme: Das iſt Alvaro! das iſt mein Sohn! Ich erhebe den Blick und erkenne meine Mutter auf dem Altane ihres Zimmers.

Nichts iſt der Süßigkeit und Lebhaftigkeit Deſſen zu vergleichen, was ich jetzt empfinde. Meine Seele ſcheint neu geboren zu werden, meine Kräfte kehren mit einem Male alle wieder. Ich ſpringe aus dem Wagen, fliege in die Arme, die meiner warten. Ich werfe mich vor ihr nieder. Ach! rufe ich, die Augen in Thränen gebadet, die Stimme von Schluchzen unterbrochen, aus: Ach, meine Mutter! meine Mutter! ich bin alſo doch nicht Ihr Mörder? Erkennen Sie mich noch für Ihren Sohn an? Ach, meine Mutter! Sie umarmen mich.....

Die Leidenſchaft, die mich hinreißt, die Heftigkeit meines Weſens haben meine Züge und den Ton meiner Stimme dermaßen verſtört, daß Donna Mencia darüber beunruhigt wird. Sie hebt mich gütig empor, umarmt mich von Neuem, nöthigt mich, niederzuſitzen. Ich wollte reden, es war mir unmöglich, ich warf mich über ihre Hände, die ich in Thränen badete, und mit den innigſten Liebkoſungen überſchüttete.

Donna Mencia ſieht mich mit Verwunderung an: ſie vermuthet, es müſſe mir etwas Außerordentliches begegnet ſein, ſie beſorgt ſogar irgend eine Störung meiner Vernunft. Derweil ihre Unruhe, ihre Neugierde, ihr Wohlwollen, ihre Zärtlichkeit in ihren Geberden und Blicken ſich ausſprachen, hat ihre Vorſicht Alles zur Hand ſchaffen laſſen, was man nur von einer langen mühſamen Reiſe erſchöpft und ausruhend, bedürfen kann.

Die Dienerſchaft beeifert ſich, mir aufzuwarten. Ich führe aus Gefälligkeit Etwas zu meinen Lippen: meine unſtäten Blicke ſuchen meinen Bruder, beſtürzt, ihn nicht zu ſehen, frage ich: Mutter, wo iſt der edle Don Juan?.....

Er wird ſich freuen, wenn er hört, daß Du hier biſt, da er Dir geſchrieben hat, Du mögeſt herkommen. Da aber ſeine Briefe aus Madrid nur erſt ſeit einigen Tagen unterwegs ſein können, erwarteten wir Dich nicht ſobald. Du biſt Oberſt ſeines Regiments, und der König hat ihm kürzlich ein Vicekönigthum in Indien zuertheilt.

Himmel! rief ich aus. Alſo wäre Alles in dem gräßlichen Traume falſch, der mich gequält hat? Allein es iſt unmöglich.....

Von was für einem Traume ſprichſt Du, Alvaro?...

Von dem allerlängſten, erſtaunenswertheſten, entſetzlichſten, den man träumen kann. Und hierauf überwinde ich meinen Stolz und meine Scham, und erzähle ihr genau Alles, was mir von meinem Eintritte in die Grotte von Portici an bis zu dem beglückenden Augenblicke begegnet war, wo ich ihre Knie hatte umfaſſen dürfen.

Die ehrwürdige Frau hört mir mit einer ungemeinen Aufmerkſamkeit, Geduld und Güte zu. Da ich den ganzen Umfang meines Vergehens kannte, ſo ſah ſie wohl, daß es unnöthig war, es etwa noch gegen mich zu vergrößern.

Mein lieber Sohn! Du biſt den Lügen nachgerannt und bis zu dieſer Stunde von ihnen umgarnt geweſen. Das nimm aus jener Nachricht von meiner Krankheit und von dem Zorne Deines ältern Bruders ab. Bertha, mit der Du meinſt geſprochen zu haben, iſt ſeit einiger Zeit bettlägerig. Ich dachte nicht daran, Dir irgend zweihundert Zechinen über Deinen Zuſchuß zu ſenden. Ich würde gefürchtet haben, entweder Deinen Ausſchweifungen Vorſchub zu leiſten, oder Dich durch eine übelangebrachte Freigebigkeit nur zu neuen zu veranlaſſen. Der würdige Escudero Pimientos iſt ſeit acht Monaten todt. Und von den achtzehnhundert Kirchſpielen etwa, die der Herzog von Medina Sidonia in Spanien beſitzt, liegt kein Fingerbreit Erde an dem Orte, den Du bezeichneſt: ich kenne die Gegend ganz genau, und Du haſt die Meierei und ihre Bewohner ſicherlich nur erträumt.

Aber gnädige Frau Mutter! verſetzte ich, der Maulthiertreiber, der mich hergebracht, hat Alles ſo gut wie ich geſehen. Er hat mit auf der Hochzeit getanzt.

Meine Mutter befiehlt, man ſolle den Maulthiertreiber herbeibringen; aber er hatte gleich bei ſeiner Ankunft ausgeſpannt, ohne Lohn zu fodern.

Dieſe eilige, ſpurloſe Flucht kam meiner Mutter verdächtig vor. Nuñes, ſprach ſie zu einem Pagen, der durch das Zimmer ging, geht zu dem ehrwürdigen Don Quebracuernos und ſagt ihm, mein Sohn Alvaro und ich erwarteten ihn hier.

Das iſt ein Doctor aus Salamanca, fuhr ſie fort, deſſen Verdienſte ihm mein Vertrauen erworben haben: Du kannſt ihm auch das Deinige ſchenken. Es iſt am Ende Deines Traumes ein Umſtand, der mich in Verlegenheit ſetzt. Don Quebracuernos verſteht ſich auf ſolche Dinge und wird beſſer als ich wiſſen, was davon zu halten iſt.

Seine Ehrwürden ließ nicht auf ſich warten. Er imponirte noch bevor er ſprach, ſchon durch ſeine ernſte Würde. Meine Mutter ließ mich in ſeiner Gegenwart das aufrichtige Geſtändniß meiner Unbeſonnenheit und ihrer Folgen wiederholen. Er hörte mir aufmerkſam und verwundert zu, ohne mich zu unterbrechen. Als ich geendet und er ſich ein wenig geſammelt hatte, nahm er folgendermaßen das Wort:

Es iſt außer Zweifel, gnädiger Herr Don Alvaro, daß Sie einer ſo großen Gefahr entgangen ſind, als ein Menſch nur irgend durch ſeine Schuld beſtehen kann. Sie haben den böſen Geiſt herausgefodert, und ihm durch eine Folge von Unklugheiten all die Kunſtgriffe ſelbſt an die Hand gegeben, die er bedurfte, um Sie mit Erfolg zu bethören und Sie zu verderben. Ihr Abenteuer iſt ſehr außerordentlich. Ich habe nichts dem Ähnliches weder in der Dämonomanie von Bodin, noch in der bezauberten Welt von Becker geleſen, und man muß geſtehen, daß, ſeitdem dieſe großen Männer geſchrieben haben, unſer Feind unendlich ſchlauer in ſeiner Art und Weiſe geworden iſt, ſeine Angriffe zu bewerkſtelligen und von den Schlingen Nutzen zu ziehen, die die Weltmenſchen einander legen, um ſich zu Falle zu bringen. Er ahmt der Natur getreulich und mit Überlegung nach, er bedient ſich der Vortheile geſelliger Talente, gibt geſchmackvolle Feſte, weiß die Leidenſchaften ihre verlockendſte Sprache reden zu laſſen, er äfft ſogar bis zu einem gewiſſen Grade der Tugend nach. Dadurch werden mir über vielerlei Dinge, die vorgehen, die Augen geöffnet; ich erblicke von hier aus viele Grotten, die gefährlicher ſind, als jene von

Portici, und eine Menge Beſeſſener, die unglücklicherweiſe gar nicht ahnen, daß ſie es ſind. Was Sie betrifft, ſo glaube ich, daß, wenn Sie für die Gegenwart und Zukunft weiſe Vorkehrungen treffen, Sie von ihm gänzlich befreit ſind. Ihr Feind hat ſich zurückgezogen, das iſt offenbar. Er hat Sie verführt, es iſt wahr, aber es iſt ihm nicht gelungen, Sie zu verderben. Ihr Wille und Ihr Gewiſſen haben Sie unter dem außerordentlichen Beiſtande, der Ihnen zu Theil wurde, davor behütet. Alſo war ſein vermeintlicher Sieg und Ihre Niederlage für Sie und ihn nur eine Illuſion, von der Ihre Reue Sie vollends reinigen wird. Er hat nichts davon getragen als einen gezwungenen Rückzug. Aber bewundern Sie, wie er ihn hat zu verdecken und noch fliehend in Ihrem Geiſte Verwirrung, in Ihrem Herzen ein Einverſtändniß zurückzulaſſen gewußt, vermöge deſſen er ſeinen Angriff erneuern kann, ſobald Sie ihm die Gelegenheit dazu leihen. Nachdem er Sie bethört, ſo ſehr Sie es nur haben ſein wollen, und ſich gezwungen geſehen hat, ſich in ſeiner ganzen Ungeſtalt zu zeigen, unterwirft er ſich als Sclave, der Empörung ſinnt. Er will Ihnen keinen einzigen vernünftigen und beſtimmten Gedanken laſſen und vermengt das Groteske mit dem Schrecklichen, das Kindiſche ſeiner leuchtenden Schnecken mit der ſcheußlichen Erſcheinung ſeines mißgeſchaffenen Kopfes; kurz, die Lüge mit der Wahrheit, Wachen mit Schlaf. Dergeſtalt, daß Ihr verwirrter Geiſt nichts klar unterſcheidet und daß Sie dafür halten könnten, die Viſion, die Sie betroffen, ſei weniger die Wirkung ſeiner Tücke als ein von den Dünſten Ihres Hirns erzeugter Traum geweſen. So hat er auch ſorgfältig die Vorſtellung des holdſeligen Geſpinnſtes, deſſen er ſich lange bedient, Sie zu verirren, iſolirt, und wird ſie Ihnen wieder näher bringen, ſobald Sie es ihm möglich machen. Ich glaube indeſſen nicht, daß die Schranke des Kloſters oder unſeres Standes diejenige ſei, hinter welcher Sie ſich vor ihm zu bergen haben. Ihr Beruf dazu iſt durchaus nicht genugſam entſchieden und durch eigene Erfahrung gewitzigte Leute ſind in der Welt von nöthen. Glauben Sie mir, gehen Sie eine geſetzliche Verbindung mit einer Perſon des andern Geſchlechts ein und laſſen Sie Ihre desfallſige Wahl von Ihrer ehrwürdigen Mutter leiten, ſo werden Sie niemals in Verſuchung kommen, wofern Diejenige, die Sie aus deren Hand empfangen, irgend himmliſche Eigenſchaften und Reize beſitzt, ſie für den Teufel zu halten.]

II.

Der Lord aus dem Stegreife.

Romanhafte Novelle.

Richard o=Berthon legte ſein achtzehntes Jahr zurück. Er ſtudirte ſeit ſeinem neunten in der Stadt und alsdann auf der Univerſität Oxford, in der Abſicht, ſich in der Folge da den Doctorhut aufzuſetzen. Seine natürlichen Anlagen hätten ihn wohl, unter dem Beiſtande ſeiner Lehrer, mit der Zeit zu einer Leuchte der anglikaniſchen Kirche gebildet; aber er ſollte einer andern Laufbahn folgen.

Nichts kam der Unbefangenheit, dem Gleichmuthe, der Biegſamkeit ſeines Charakters, der Sanftheit und Redlichkeit ſeiner Seele gleich; eine glückliche Geſichtsbildung kündigte ſo viele herrliche Gaben an. Bei mittlerer Größe von vollkommenem Ebenmaße, war ſeine Geſtalt leicht und geſchmeidig. Seine für einen Mann vielleicht zu regelmäßigen, zu feinen Züge wurden durch Haut, Zähne und Haar von größter Schönheit gehoben. Er ſchien von Natur empfindſam zu ſein; aber man gewahrte in ihm nicht den Keim jener heftigen Leidenſchaften, die wohl geeignet, die Seele zu beunruhigen oder zu verwirren.

Man verſorgte ihn mit einer mäßigen Summe, die Jahr aus, Jahr ein pünktlich gezahlt wurde; ſie reichte zu den Koſten ſeines Unterhaltes und ſeiner Studien, den einzigen Gegenſtänden hin, um die ſich ſein Ehrgeiz drehte. Kurz, allem Anſcheine nach, ſchien die Morgenröthe einer friedſamen Zukunft unbewölkt für ihn aufzugehen, als der Kapellan eines vornehmen Mannes aus der Gegend von Oxford, mit Thränen in den Augen, plötzlich in ſeine Stube tritt.

Ach, mein armer Richard, ſprach er zu ihm: was ſind Sie zu beklagen! Sie haben Alles verloren: Miſtriß Hallen iſt todt.

Miſtriß Hallen, die nicht ſehr bemittelte und kinderloſe Witwe eines Bierbrauers von Southam, in der Grafſchaft Warwick, hatte Richard erzogen; ſie ſorgte für ſeinen Unterhalt in Oxford: der Kapellan war ihr gemeinſamer Freund.

Bei dem Worte: Miſtriß Hallen iſt todt, — deſſen Folgen o-Berthon noch nicht alle empfand — gedenkt er der Verpflichtungen, die er gegen dieſe Frau hat, wird ſeine Seele bewegt, ſchnürt es ihm das Herz zu, füllen ſich ſeine Augen mit Thränen.

Weinen Sie, weinen Sie, Freund, ſagte der gute Kapellan und umarmte ihn, ich freue mich dieſer Zeugniſſe Ihres trefflichen Gemüths, weinen Sie, dieſe Thränen ſind unzweideutig: ſie ſind ſüß, mit denen verglichen, die Sie über ſich ſelbſt zu vergießen haben.

Was habe ich noch zu betrauern, ſagte Richard, da ich Diejenige verloren habe, die Mutterſtelle an mir vertrat?

Ja, mein Kind, erwiederte der Kapellan, die vertrat ſie an Ihnen, und Niemand wird ſie Ihnen erſetzen. Sie ſind der Barmherzigkeit der Zeit, dieſer verhärteten Zeit, preisgegeben, in der die chriſtliche Liebe erloſchen iſt, in der man ſelbſt die Spuren der Menſchlichkeit nicht mehr entdeckt. Sie müſſen Oxford verlaſſen, Freund.

Meine Studien aufgeben! verſetzte Richard.

Und wer ſollte Sie befähigen, ſie fortzuſetzen? ſprach der Kapellan. Leſen Sie, leſen Sie den Brief der habſüchtigen und harten Erbin der Miſtriß Hallen.

An Herrn Borton, Schloßkapellan zu Woodſtock.

Ich finde unter den Papieren meiner verſtorbenen Schweſter, Miſtriß Hallen, viele Briefe von Ihnen, mein Herr, und unter andern den letzten, den Sie ſich bemüht haben, ihr zu ſchreiben, um immerfort Geld für einen jungen oxforder Studenten zu verlangen. Der Unterhalt eines ſolchen Menſchen iſt von dem Nachlaſſe nicht zu beſtreiten. Meine Schweſter hat durch die Thorheiten, die ſie ſeinetwegen beging, ſich und uns groß Unrecht gethan. Ich bin erſtaunt, daß ſie dazu einen Unterhändler Ihrer Art hat finden können, es wäre Ihnen zugekommen, ihr vorzuſtellen ..... — Hier waren in dem Briefe drei bis vier Zeilen ausgeſtrichen — Wie dem aber auch ſei, ſo werden Sie mich verbinden, wenn Sie jeden desfallſigen Verkehr mit uns aufgeben. Ihre Dienerin

Anna Fluſt.

O, Himmel! rief Richard, und ſchlug die Augen empor: von welcher Schmach ſeh ich mich umgeben? und ſie fällt ſogar auf meine Wohlthäterin zurück.

Halten Sie ein, Freund, ſagte der Kapellan, hier gilt es, Tugend zu bewähren: vergeſſen Sie dieſe Schmähungen, faſſen Sie Ihren Muth zuſammen. Ich weiß nicht, was Miſtriß Hallen, die ſich deshalb niemals gegen mich geäußert hatte, bewog, Sie zu einem Stande zu erziehen, für den Sie natürlicherweiſe nicht beſtimmt ſein durften; aber ſie hat ſterbend nichts gethan, Sie darin zu erhalten: ſie hat niemals geſagt, ob Sie ihr angehörten, oder wer Sie ſein könnten. Und ſo ſind Sie jetzt, von ihrer Hülfe entblößt, auf ſich ſelbſt verwieſen: bei den tugendlichen Keimen, die Sie erfüllen, iſt die Armuth und ihre Folge, der Mangel, Alles, was Sie zu fürchten haben. Denken Sie daran, ſie zu entfernen, Freund .....

Und was ſoll ich thun, Herr Borton, entgegnete Richard, an wen ſoll ich mich wenden? Sie ſind mein einziger Bekannter; indem ich mich einem ernſten Stande widmete, habe ich in Zurückgezogenheit und Einſamkeit zu leben geſtrebt. Vertrauter Umgang mit vornehmen jungen Leuten, meinen Studiengenoſſen, ward mir angeboten: ich habe ihn aus Ehrerbietung von mir abgelehnt, zurückgewieſen; ich habe ſogar die Gemeinſchaft mit meines Gleichen vermieden, um keine Eiferſucht zu erregen, ich habe nicht einen Freund .....

Und wenn Sie deren auch dieſer Art hätten, mein lieber Richard, antwortete der Kapellan, was könnten ſie Ihnen helfen? Sie würden ſich von ihnen vernachläſſigt, verlaſſen ſehen, mein Freund, und darum nur deſto unglücklicher ſein. Überdies ſind es junge Leute, die mit ihrem Vermögen nicht frei ſchalten und walten können, und wenn ſie Ihnen auch helfen wollten, würden ihnen doch Diejenigen, von denen ſie abhängen, nicht erlauben, einen ſo edlen Gebrauch davon zu machen. Sie haben Bücher geleſen, mein Freund: Sie kennen die Menſchen nicht. England hat in den vorgängigen Jahrhunderten eine anſcheinend rohere Art Menſchen als die jetzigen hervorgebracht; aber ſie hatten doch natürliches Gefühl, waren freimüthig, wohlthätig. Unſere Engländer von heut zu Tage haben, unter einer glätteren Außenſeite dem Luxus, den Ausſchweifungen und ihrer Folge, dem Geize ergeben, der Menſchlichkeit entſagt; ſie haben ſelbſt das großherzige und aufgeklärte Gefühl, das ſie an die Freiheit band, verloren; ſie haben höchſtens noch die Sucht darnach und rennen der Sclaverei blindlings entgegen, um ſich die Mittel zu verſchaffen, in Prunk und Liederlichkeit zu beharren. Ach, mein Freund, wie ſollten Sie den Beiſtand eines Herzogs, eines Lords, eines Baronets anflehen! Und geſetzt auch, daß Ihre glücklichen Eigenſchaften in einem von ihnen eine augenblickliche Wohlthätigkeit erweckten, ſo könnte doch allein Vergeſſenheit Ihrer ſelbſt, eine Reihe niedriger Gefälligkeiten Sie in ſeiner Gunſt erhalten. Die Leute, die zwiſchen ihnen und dem Volke innen ſtehen, äffen, von dem Ehrgeize verzehrt, ihnen an Titeln zu gleichen, einſtweilen ihre Verderbtheit nach: herabgewürdigtes, verächtliches, verlorenes Volk! Seien Sie mehr werth als das, mein Freund, und rechnen Sie nicht auf ſie .....

Aber was ſoll aus mir werden? fragte o-Berthon mit noch beſorgterer und trüberer Miene immer wieder.

Ich habe bereits, hub der Kapellan wieder an, alle Vorſchläge erwogen, die ich Ihnen zu thun hätte. Man könnte Sie einer reichen Familie zum Lehrer eines Kindes vom Hauſe antragen; aber Sie haben im Jünglingsalter ſelbſt noch das Ausſehen eines Kindes und würden kein Zutrauen gewinnen. Das Waffenhandwerk zu ergreifen, wäre gut, wenn man ſich für beſſere Sachen ſchlüge; aber Englands Vortheil widerſtreitet den Fehden, in denen man es an Geld und Leuten erſchöpft. Man hat Beſchützer nöthig, um das allergeringſte Amt zu erlangen, und zarte, im Schatten einer gelehrten Schule erzogene Glieder würden die Beſchwerden des Standes eines gemeinen Soldaten nicht aushalten. Sie haben Gefühl, Sie würden Ehre haben, Sie würden Beides vielleicht inmitten einer Truppe verlieren, die man mit Stockſchlägen gegen den Feind triebe. Um Soldat zu ſein, mein Freund, muß man fünf Fuß ſechs Zoll Länge, Körperkraft, Geduld haben: alles Übrige iſt unnütz und vielleicht gefährlich. Sie ſind nicht mehr jung genug, um das Gewerbe eines Matroſen anzufangen: die Leuten dieſes Standes nothwendige Beſchaffenheit muß in der erſten Kindheit erworben und ſo zu ſagen dem Blute eingeflößt werden. Der Rheder, der bei ſeinen Unternehmungen nur den Gewinn vor Augen hat, neigt ſich immer zur Sparſamkeit: Sie würden ihn ein unnützer Miteſſer bedünken, mit dem er keines ſeiner Schiffe beſchweren möchte. Sie könnten wohl noch ein Handwerk erlernen, aber man muß Lehrgeld zahlen. Ach, mein Kind! ich zittere, Ihnen das einzige Mittel zu nennen, das Ihnen übrig bleibt, um ſich im Herzen des beſten Landes von der Welt dasjenige zu erwerben, was die Erde unter den ungünſtigſten Himmelsſtrichen freigebig jenen Menſchen gewährt, die ohne geſellſchaftlichen Verein arbeitslos leben und die wir Wilde nennen. Sie müſſen in Dienſte gehen .....

Livree anziehen! rief Richard ſchmerzlich aus...

Ja, mein Kind, Livree.....

Die Rede des Kapellans hatte den Zweck, den jungen Mann, einen minder ſteilen Abhang entlang, zu dieſer unerfreulichen Tiefe zu führen; aber er war nicht darauf gefaßt.

Ohne angeborenen Stolz beſaß er doch Seelenadel und vermochte nicht, ſich in der niedrigen Geſtalt, zu der man ihn entwürdigen wollte, ſich zu denken, ohne neue Thränenſtröme zu vergießen.

Der Kapellan ſuchte ſie zu trocknen, und ſtillte ſie nicht. Wovor entſetzen Sie ſich, mein lieber Richard? ſagte er zu ihm. Der Stand, den ich vorſchlage, iſt demüthigend, aber Sie haben keine Wahl, und die Tugend adelt Alles. Sie werden nicht wie Dienſtboten geſinnt werden, Sie werden Ihre Pflichten liebgewinnen: Ihrer Herrſchaft nothwendig geworden, wird dieſelbe Zuneigung zu Ihnen faſſen. Anſtatt das müßige Leben Ihres Gleichen zu führen, werden Sie insgeheim dieſe Keime des Unterrichts, die Frucht Ihrer Studien, ausbilden; kann ſein, daß Sie dereinſt das Schickſal meines Freundes, Miſter Pighman haben. Er diente Sir Charles Hereſford, unſerem Geſandten in Conſtantinopel. Die in dieſer Hauptſtadt ſo gewöhnliche Seuche und ein Unfall raubten dem Miniſter ſeine beiden Secretaire. Sir Charles hatte wichtige und geheime Depeſchen zu beſorgen; er wußte, daß Pighman gut ſchrieb, daß er verſchwiegen war und auf Ehre hielt, er ſtellte ihn an, er war mit ihm zufrieden. Was ſoll ich Ihnen ſagen, mein lieber o-Berthon? Mein Freund hat ſich gegenwärtig mit hundert Pfund Sterling Penſion und mit der Achtung Aller, die ihn kennen, in der Grafſchaft Norfolk zur Ruhe geſetzt. Faſſen Sie Muth; es gehört deſſen mehr dazu, ſich zu beugen, als ſich zu erheben, beſonders wenn die Neigung Dem widerſpricht; aber bewahren Sie ſich nur ein Theil der Kraft, die Ihre Entſchließung hervorrufen wird, um ſie zu verfolgen, und Sie werden einſehen, daß man den niedrigſten Stand ergreifen kann, ohne von ihm erniedrigt zu werden.

Das Richard vorgeſchlagene Mittel empörte ihn; aber es ward ihm eine Nothwendigkeit daraus gemacht; ſeine geringe Erfahrung verhinderte ihn, ehrenwerthere Abhülfe zu erſinnen; er mußte ſich entſchließen; er erwählte den Ausweg ſanfter und vertrauender Seelen, unterdrückte ſeine Eigenliebe und ſogar ſeine Vernunft: er überließ ſich ohne Rückhalt der Leitung ſeines Freundes.

Er mußte von der Univerſität, von ſeinen Wirthsleuten, von den wenigen Bekannten, die er in Oxford gehabt hatte, Abſchied nehmen. Der Kapellan ſtand ihm in Erfüllung dieſer kleinen Obliegenheiten bei: der Tod einer Mutter und unvermuthete Geſchäfte liehen den Vorwand zu der Abreiſe: ſie ward nur bis zum Abende verſchoben. Richard hat verkauft, was ihm in ſeinem neuen Stande nutzlos werden mußte, ſteigt hinter ſeinem Freunde zu Pferde auf und begibt ſich mit ihm nach dem Schloſſe Woodſtock.

Der Geiſtliche entwickelt ſeinen Plan und theilt ihm die zu deſſen raſcherer Ausführung ſchon ergriffenen Maßregeln mit. Sie haben nicht mehr als fünfundzwanzig Guineen, mein Freund, dieſe Hülfsmittel ſind ſehr ſchwach und Sie können nicht eilig genug ein Unterkommen ſuchen. Entfernen Sie ſich aus der Nähe von Oxford: ich brauche Ihnen die Beweggründe zu dieſem Rathe nicht näher zu erörtern. Ein Verwandter von mir iſt Pfarrer in dem kleinen Dorfe Buttorf, in Devonſhire, einige Stunden von Exeter. Seine Pfründe iſt nicht ſehr einträglich; aber er genießt einiges Anſehens dort zu Lande. Ich habe ihm ſchon Ihretwegen geſchrieben, und ihn von dem Theile Ihrer Geſchichte in Kenntniß geſetzt, der ihn für Sie einnehmen kann; ich habe Antwort von ihm, er hofft, Sie unterzubringen: nehmen Sie mein Pferd und reiſen Sie.

Richard langt in Buttorf an, der Pfarrer empfängt ihn wohlwollend; aber dieſes Wohlwollen hatte etwas Demüthigendes für Denjenigen in ſich, dem es zu Theil ward.

Armer junger Mann, ſagte man zu ihm, wir wollen das Unmögliche für Sie thun. Die Stellen ſind ſelten; indeſſen müßte es doch unglücklich hergehen, wenn nicht binnen hier und zwei Monaten irgend ein unverſchämter Lackai in einem guten Hauſe aus der Gegend Veranlaſſung gäbe, fortgejagt zu werden; von mir empfohlen, ſchmeichle ich mir, daß man Sie annehmen wird: und alsdann wird Ihr Glück nur von Ihrer Aufführung abhangen.

Richard hatte nicht geahnet, daß er in der Bewerbung um eine ſo geringe Stelle irgend Schwierigkeiten oder Verzögerungen antreffen würde. Er fragte den Pfarrer im Ernſte, ob unter den Bedienten der Familien, deren er gegen ihn gedacht hatte, wohl auch Engländer wären?

Man nimmt nicht gern Andere an, verſetzte der Pfarrer.

Dieſe Antwort ward ihm ein neuer Anlaß zum Erſtaunen. Wie kam es nur, daß man inmitten eines freien Volkes ſo viele Menſchen fand, die ſich zum dienen drängten! Von ſeiner Schule aus hatte er ſein Volk wie Bürger Spartas oder Roms angeſehen und meinte vielleicht, ſie von Heloten oder Capadoziſchen Sclaven umgeben zu finden.

Er folgerte daraus, daß der allgemeine Wohlſtand eines Landes ſich nicht immer auf alle Einzelne erſtreckt, und daß es in England viele ebenſo unglückliche Leute wie er geben müſſe: da doch allein eine entſchiedene Nothwendigkeit einen Menſchen beſtimmen könne, durch die Wahl ſeines Standes den ſchönſten Namen, den es auf der Welt gebe, den eines großbritanniſchen Unterthanen, herabzuwürdigen.

So iſt Richard denn in Buttorf, in einer elenden

Schenke wohnhaft, und führt allda ein ziemlich ſchlechtes Leben, indem er im Verhältniſſe zu ſeinem Vermögen doch noch zu viel ausgibt und den Erfolg des Wohlwollens ſeines neuen Gönners abwartet.

Drei Monate verſtrichen ihm in dieſer betrübenden Lage; ſeine Mittel ſich darin zu erhalten, wurden erſchöpft. Es waren Stellen offen geweſen, Andere waren ihm zuvorgekommen. Er hatte ſich vorſtellen laſſen, er hatte zu zart, zu ſchwach geſchienen. Endlich läßt ihn der Pfarrer eines Morgens holen.

Mein Freund, Ihr Unterkommen iſt gefunden: ſteigen Sie hinten auf meine Kutſche, wir fahren nach Cloſtern, zu dem Baronet Sir Thomas Nettling; Sie werden Mylady zugehören, Sie könnten in kein beſſeres Haus kommen: die Kutſche ſtand bereit, ſie fahren ab.

Sir George Nettling, Baronet, einer der reichſten dieſes Ranges in England, fünfundvierzig Jahre alt, war weder laſter- noch tugendhaft. Da er gern gab, ſo ließ ſich leicht erkennen, daß er großmüthig geweſen ſein würde, wenn er nicht allzureich wäre geboren worden; aber Schmeichler und Betrüger hatten ihn in ſeiner Jugend umgeben, und nach den Erfahrungen, die er in dieſem Kreiſe geſammelt, hatte er ſich überzeugt, daß die Menſchen nicht der Mühe lohnten, ihnen aus Grundſätzen wohlzuthun; auch ließ er ſich ſein Geld vielmehr nur wegkommen, als daß er es ausgegeben hätte. Er beſaß zu wenig, bedurfte Anderer zu ſehr, um ein Menſchenfeind zu werden nnd warf ſich in die Geſellſchaft, ohne ſich ihr preiszugeben. Mit den Edelleuten ſeiner Nachbarſchaft tafelte er, ohne zu trinken, und jagte er des Herkommens wegen bis er müde war. Auf Pferdewettrennen zeigte ſich Niemand erpichter und hitziger, er wettete übermäßige Summen und hielt ſich Jemand, der blos ſeine Sätze beſorgte. Er lebte in London Tages in der Taverne, wiewohl mäßig; bei Nacht ſah man ihn in allen Häuſern, wo es Spiel und Aſſembleen gab, mit großer Theilnahme in ſeinen

Mienen, aber ohne daß je Etwas daraus erfolgte. Im Schauſpiel mengte er ſich zuweilen unter das Volk, um ſich populair zu machen und tanzte in Vauxhall und Rainelagh mit Griſetten, um den Libertin zu ſpielen. Er zeigte ſich bei Hofe, um den vornehmen Mann vorzuſtellen, miſchte ſich unter Herzöge und Lords, buhlte auf alle Art und Weiſe um ihren vertrauten Umgang und hoffte, man werde ihn am Ende doch zu ihnen rechnen; nur daß er der einzige war, der das Alter ſeines Adelsbriefs vergeſſen konnte: er war gar zu neu. Mitglied des Hauſes der Gemeinen, war er ſtets dem Miniſterium ergeben, es mochte ſein was es für eines wollte.

So war es mit Sir George im öffentlichen Leben beſchaffen. Im Privatleben ließ es ſich mit ihm leicht umgehen. Er war in ſeinem Hausweſen, bis auf einige Ausbrüche von Jähzorn, gut. Von dem Beſitzgeiſte beſeſſen, legte er Allem, was ihm angehörte, in ſeinen Augen doppelten Werth bei. Ein Pferd, das er für dreißig Guineen gekauft, galt ſechzig, nachdem es acht Tage lang in ſeinem Stalle geſtanden hatte. Dieſe Sucht erſtreckte ſich gleichfalls auf ſeine Güter, ſeine Familie, ſeine Dienerſchaft. Lady Nettling, ſeine Gattin, war ſein einziges Gut, das der Beſitz ihm nicht mit ſeiner Schminke überzogen hatte. Er ſprach von ihr als uneigennütziger Mann, war kühl gegen ſie; und wenn man ihn nur von dieſem einzigen Geſichtspunkte aus betrachtet hätte, würde man ihn, an dem man in anderer Art durchaus keinen Charakter wahrnehmen konnte, für einen wahrhaften Engländer, ſogar für einen der vornehmſten Pairs der drei Königreiche gehalten haben.

Lady Nettling, um einige Jahre jünger als ihr Gatte, hatte ſich im Umgange mit ihm gebildet und war ſo vornehm als er geworden.

Sie hatte in ihrer Jugend eine Reiſe nach Paris gethan. Sie hatte ſich da zum Sterben gelangweilt. Es war ihr Alles ungereimt, abſcheulich vorgekommen. Bei ihrer Rückkehr hatte ſie London und die Devonſhirer Echos mit den Herrlichkeiten ermüdet, die ſie in Frankreich geſehen..... Jung hatte ſie nicht übel ausgeſehen; ſie machte damals noch ihre wohl oder übel behaupteten Anſprüche auf Schönheit, bildete ſich ein, Geiſt zu haben, und wollte, um jedweden Preis, die Aufmerkſamkeit an ſich feſſeln: ſie erreichte dies auf die ſeltſame Art und Weiſe, daß ſie in London die Lächerlichkeiten der Provinz zur Schau trug, und in dieſer mit den Verkehrtheiten der Stadt prunkte. Sie ſpielte alſo in London die gute Hausfrau, war unerſchöpflich über kleine ländliche Angelegenheiten und rühmte unaufhörlich die Annehmlichkeiten des Landlebens. Nach ihrem Schloſſe zurückgekehrt, waren Hof- und Stadtgeſchichten, Theaterſtücke, vornehme Leute, die Romane des Tages der fortwährende Gegenſtand ihrer Unterhaltung. Sie behandelte die Landedelleute als einfältiges, unvernünftiges Volk, und erwies den Frauen übertriebene Höflichkeiten, die ſie mit einem geſuchten und ſehr unverbindlichen zerſtreuten Weſen vermiſchte. Davon abgeſehen, ließ es ſich mit Lady Nettling, wie mit dem Baronet, ihrem Gatten, auskommen.

Miß Dorothee Nettling, die einzige Frucht der Ehe des Baronets und ſeiner Gattin, welche die Urheber ihrer Tage der höchſten Verbindung vorbeſtimmten, vereinigte mit vieler Schönheit eine ſanfte gefühlvolle Seele und glückliche Anlagen. Ihre Erziehung wurde vernachläſſigt, denn die Sinnesart ihrer Eltern geſtattete ihnen nicht, ihr eine verſtändige und gleichmäßige Aufmerkſamkeit zu widmen: dem Einen wie dem Andern fehlte es an Einſicht und bis zu einem gewiſſen Grade an Gemüth. Miß Dorotheen's höchſtes Verdienſt ihrem Vater gegenüber war, ſeine Tochter zu ſein; Lady Nettling fand ſie zu hübſch, um ſie in London vorzuſtellen, und erachtete doch einen provinziellen Cirkel für ungeeignet, ſie zu bilden. Sie hielt ſie alſo in ihr Zimmer gebannt und trug wenig Verlangen, ſie durch den Umgang mit der Welt Talente und Kenntniſſe erwerben zu ſehen.

Die ſiebenzehnjährige Miß Dorothee, deren Verſtand ſich in der gewiſſen Einſamkeit gebildet hatte, auf die ſie ſich verwieſen ſah, verabſäumte Nichts, um ſich die Erziehung zu verſchaffen, die man ihr vorzuenthalten ſchien. Ihre Mutter hatte, aus Laune und Vornehmthuerei, einen italieniſchen Muſiker in ihr Haus genommen; das junge Fräulein hatte von dem Unterrichte des Virtuoſen in der Stille vielen Nutzen gezogen, und von einer franzöſiſchen Kammerfrau, die ſeit lange ſchon bei Mylady diente, die Sprache dieſes Volkes erlernt.

Dies war die Richard vorbeſtimmte Geſellſchaft. Cloſtern, das Schloß, wo ſie ihren Hauptaufenthalt hatte, lag ſechs Meilen von Buttorf: dieſe Strecke war bald zurückgelegt. Ein Bedienter wird vorgeſtellt; man fragt, wo er her iſt; muſtert ſein Anſehen: dieſe Umſtände ſind zu gleichgültig, um ausführlicherer Erwähnung zu verdienen. Wenn Etwas einer ſo gewöhnlichen Handlung einen einigermaßen neueren Anſtrich gab, ſo war es die ungemeine Verlegenheit, die Verwirrung Richard's. Die Gegenwart und Zukunft demüthigten ihn gleich ſehr. Er fand auf die Fragen ſeiner Gebieter Nichts zu antworten; der Pfarrer half ſeinem Schweigen mit Hülfe der Weiſungen des Kapellans nach. Er, in der Stellung eines Verbrechers, deſſen Urtheil ſoeben geſprochen werden ſoll, zitterte, daß man ihn abweiſen werde und fürchtete, daß man ihn annehme. Anmuth, ſelbſt faſſungsloſe, bleibt immer Anmuth. Schamröthe bedeckte ihm die Stirn und belebte ſeine Geſichtszüge. Er ließ die Arme hangen, ſchlug die Augen nieder, ſtand überzwerch da, doch ſah er edel aus, und ſchien immer noch wohlgeſtaltet: er konnte keine Stellung annehmen, die linkiſch erſchien, und ſelbſt ſein Stillſchweigen hatte etwas Einſichtsvolles.

Mylady gebot Foible, ſo hieß die franzöſiſche Kammerfrau, ihn die Livree anverſuchen zu laſſen: der Rock war neu und gewann auf ſeinem Leibe ein ſchmuckes und geputztes Anſehen. Von dem Verſuche ſehr zufriedengeſtellt, gebot die Dame der Zofe, den neuen Bedienten in ſein Amt einzuführen: ein Auftrag, deſſen dieſe ſich mit der Miene höchſter Genugthuung entledigte.

Kommen Sie, Richard, ſagte ſie zu ihm: ſo heißen Sie ja, Sie gefallen Mylady, es iſt ihr nicht Jedermann recht: Ihre Sache ſteht gut. Eſſen Sie von dem Käſe, es iſt Cheſter, das Halbbier iſt vortrefflich, wir trinken hier kein anderes ..... Er ißt nicht! Er vergießt Thränen!... Wie, Sie weinen, Richard! Vor Freude, mein Freund? Sie fühlen, wie wohl Sie daran ſind, ich wünſche Ihnen Glück ..... So eſſen Sie doch. Schlagen Sie die Augen zu mir auf... Sie haben ſchöne Augen. Wahrlich, ich habe ſeit dem Tage, da Mylady und ich aus Paris reiſten, kein reizenderes Geſchöpf geſehen ..... Aber ſo eſſen Sie doch .....

Richard gab dem Zureden der Zofe nach...

Ach, ich fange an, mit Ihnen zufrieden zu ſein, fuhr Foible fort, trinken Sie das... Sie erholen ſich allmälig wieder ..... Sie werden mir Ihre Freundſchaft ſchenken, Richard: ich glaube ſie ſchon ein wenig verdient zu haben. Die gnädige Frau beſtimmt ſich zu Nichts ohne meinen Rath: es wird nur auf Sie ankommen, immer beſſer und beſſer bei ihr zu ſtehen. Ich werde Ihnen ſchon ſagen, was Sie zu thun haben. Sie werden meiner nöthig haben, Richard: es gehört Erfahrung, Lebensart dazu, ſich in einem Hauſe, wie dieſes hier, zu erhalten, es gibt da viele Leute, eine Menge Querköpfe, einfältige, dumme und rohe Menſchen ..... Sie ſind nun der vierte Lackai Mylady's; ſehen Sie einmal ihre andern Dienerinnen mit den großen Augen an, die dazu geſchaffen ſind, ſo hell zu blicken, Sie werden ſie nicht ausſtehen können: was Ihre Kameraden angeht, die müſſen Sie ertragen; aber betrinken Sie ſich nicht mit ihnen, ich verbiete es Ihnen... Geſchwind, den Schluck noch, Richard, und dann gehen wir und bringen Mylady's Putztiſch in Ordnung ..... Sie ſagen Nichts dazu! Sprechen Sie doch mit mir ... Sind Sie zufrieden?

Ja, Mademoiſelle, ich bin es, verſetzte Richard betrübt genug .....

Sie werden es noch mehr werden, fuhr die Jungfer fort, ich hoffe es wenigſtens; kommen Sie an unſer Geſchäft: heut Abend werde ich Ihnen mit ein paar Worten den Charakter unſerer Gebieter und Aller, die im Hauſe ſind, ſchildern. Hören Sie mir zu, und wenn Sie einen Fehler begehen, ſo ſollen Sie ihn wenigſtens nicht Foible's ſchlechtem Rathe ſchuld geben.

Richard war in gute Hände gekommen; Mademoiſelle Foible hatte ein empfängliches Herz; eine ſehr lebhafte Neigung keimte darin auf: weit entfernt, ſich ihrer erwehren zu wollen, gab ſie ſich ihr gänzlich hin.

Zwei bis drei Tage vergingen, ohne daß ſich etwas Erhebliches zutrug. Sobald Mademoiſelle Foible ſich der außerordentlichen Zurückhaltung und des traurigen Weſens verſah, von denen Richard ſich nicht hatte losmachen können, argwöhnte ſie in ihm irgend einen Kummer und machte ihm von Zeit zu Zeit kleine Vorwürfe über ſeinen Mangel an Vertrauen. Richard that ſeine Pflicht mit gewiſſenhafter Pünktlichkeit und entfernte ſich dann gewöhnlich nach ſeiner Kammer. Er vermied ſeine neue Bekannte nicht gefliſſentlich; aber er ſuchte ſie nicht auf. Foible erhob deshalb beſcheidene Beſchwerden. Was thun Sie in Ihrer Kammer? ſprach ſie zu ihm: die Einſamkeit iſt für Die gut, die ſich verſtecken müſſen; beſehen Sie ſich in dem Spiegel, Richard; ſind Sie dafür gemacht? ...

Ich verſtecke mich nicht, erwiederte er; ich beſchäftige mich gern: ich leſe .....

Ach! wenn Sie franzöſiſch verſtänden, ſagte die Zofe ...

Ich verſtehe es ein wenig, entgegnete Richard .....

Ei, über den allerliebſten Jungen! rief Foible aus, er verſteht franzöſiſch ... Ich will Ihre Sprachlehrerin werden, und Sie vervollkommnen: ich muß Ihnen ein Volksliedchen von uns lehren.

Nunmehr ſang Mademoiſelle Foible eine Strophe aus einem ſehr beliebten Vaudeville, und Richard gab der Verſuchung nach, das Wenige, was er wußte, zu zeigen und ſang die zweite: die Ausſprache war mangelhaft; aber die Stimme war flötend und kunſtmäßig.

Das hätte Foible faſt den Kopf verdreht. O, wir ſingen mit einander, ſagte ſie: ich lehre Sie ſo viele Sie wollen. Es kam nur auf Miß Dorotheen an, ſich durch mich zu vervollkommnen; wir waren recht im Zuge; aber da iſt ſolch italieniſcher Schelm voriges Jahr hergekommen und hat ihr den Kopf irre gemacht. Sie miaut, ſeit er fort iſt, unaufhörlich die Jeremiaden, die er ſie gelehrt hat. Der gewiſſe Kaſten da, in der Ecke des Vorſaals, iſt noch ein Geräth von dem Menſchen: es iſt ſein Spinett.....

Ein Clavier! ſagte Richard lebhaft, iſt der Schlüſſel da?...

Ja, erwiederte Foible, aber es iſt ganz in Unordnung: ſo lange es geklungen hat, hat Miß nicht aufgehört, Töne und Accorde für ihre italieniſchen Arien darauf zu ſuchen. Ich bin ihre Sprachmeiſterin, das hielt ihre Fortſchritte auf, und da ich ſie aufrichtig lieb habe, ſo habe ich den Mitſchuldigen an ihrer verlorenen Zeit zum Schweigen gebracht. Wiſſen Sie wohl, Richard, daß Sie, glaube ich, Miß Dorotheen nicht übel gefallen? Ich habe bemerkt, daß ihre Blicke mit einem gewiſſen Ausdruck von Güte und ſelbſt von Wohlgefallen auf Ihnen ruhten.

Richard ſchlug bei dieſen Reden Foible's die Augen nieder und erröthete.

Dürfte ich Sie wohl fragen, ſagte er zu der Zofe, ob Sir George und Mylady ſich meine Dienſte gefallen laſſen?

Mylady, verſetzte Foible, hat Alles gern, was ich gern habe: ich bin es, die ihr ihre Neigungen bildet, wie ihre

Hauben zurichtet. Was den Baronet betrifft, ſo brauchten Sie nur, auch wenn Sie drei Viertheile weniger werth wären, acht Tage ihm angehört haben, und er tauſchte Sie nicht gegen die Heiducken eines Reichsfürſten aus.

Derweil Foible ſprach, prüfte Richard das Clavier und verſuchte die Claviatur wie Jemand, der ſich etwas darauf verſtand .....

Wie! ſpielen Sie etwa gar Clavier? ſprach Foible.

Etwas, erwiederte Richard, und wenn ich mich deſſen hier bedienen könnte, ſo würde ich es wieder in Stand zu ſetzen ſuchen.

Tragen Sie es auf Ihre Kammer, Freund, ſprach die Zofe. Ich kenne die Schäferlieder Couperin's auswendig und will ſie Sie lehren.

Als Richard auf der gelehrten Schule war, erholte er ſich von ſeinen ernſten Beſchäftigungen durch das Studium der Muſik. Er war ein guter Kopf, gelehrig, fleißig und hatte Fortſchritte gemacht.

Sobald das Clavier in ſeinen Händen iſt, geht er nach Exeter und bringt ſich von dort mit, was er brauchte, um es wieder herzuſtellen, und bald nachher war Mademoiſelle Foible mehr als einmal genöthigt, ihm durch das Schlüſſelloch zuzuhören; denn er ſchloß ſich ſorgfältig unter dem Vorwande ein, bei ſeinen Übungen nicht geſtört zu werden.

So vieler Kaltſinn ſchreckte die Jungfer doch nicht ab. Das Herz, deſſen Eroberung ſie ſich vorſetzte, war jung, eine ſtrenge Erziehung hatte es von allen Liebeshändeln entfernt gehalten; aber man bezeigte ihr ein wenig Freundſchaft, ein wenig Vertrauen, und wiewohl man auch gar zu kalt gegen ſie that, ſo ſchien man doch gegen die übrige Natur ganz von Eis zu ſein. Es wurde ſchon auf grundloſerem Anſcheine ein Gebäude von Hoffnungen aufgeführt. Übrigens war Lady Nettling großmüthig, die Jungfer hatte ſich ihre Stelle zu Nutze gemacht, ſie beſaß einige wenige Sparpfennige; man konnte ein Wörtchen von Heirath fallen, einen Putzhandel in London von ferne ſehen laſſen, und wenn die Vorſtellung einer Verſorgung dieſer Art, die man mit dem hübſcheſten Ehemanne von der Welt theilte, verführeriſch für den Kopf war, der ſo voll davon, ſo zweifelte man eben nicht, daß ein junger Menſch, den ſein Schickſal in die traurige Nothwendigkeit gebracht, Livree zu tragen, nicht gleichermaßen davon eingenommen ſein ſollte.

Foible war fünfunddreißig Jahre alt, hatte ſich noch ziemlich friſch erhalten, hatte eine geiſtvolle Geſichtsbildung, war wohlgebaut; ihr von Natur ungezwungenes Weſen ſchien es im Gegenſatze zu dem der Engländerinnen ihres Standes noch mehr zu ſein: jemehr ſie ſich betrachtete, deſto gefährlicher fand ſie ſich; aber weder ihre Anträge, noch ihre Reize vermochten auf Richard's Herz Eindruck zu machen. Ein Unfall konnte ihn zu dem Stande gezwungen haben, in dem er ſich befand; aber ſeine Seele behielt darin ihren Stolz bei. Er ſtrebte, ſich daraus zu befreien; eine ernſtliche Verbindung mit einer Kammerjungfer würde ihn für immer daran gefeſſelt haben, und jeder andere Umgang war ſeiner Erziehung und ſeinen Sitten zuwider.

Vielleicht, daß eine edlere, ſeiner Lage weniger angemeſſene Leidenſchaft, und die ihn lebenslang beherrſchen ſollte, ſchon in ſeinem Herzen entſtanden war. Er ſah Miß Dorotheen tagtäglich zu den Stunden der Mahlzeiten und konnte nicht umhin, der rührenden und ungekünſtelten Anmuth Gerechtigkeit angedeihen zu laſſen, die die geringfügigſte Handlung dieſes jungen Mädchens belebte. Wenn er ihren Blicken begegnete, ſo war es ihm, als ob ſie Blitze ausſtrahlten: er ſchlug die Augen auf der Stelle und von einer innerlichen Verwirrung erfüllt nieder, von der ſeine wenige Erfahrung ihn abhielt, ſich ſelbſt Rechenſchaft abzulegen. Aufgeklärter, würde er, bei dem natürlichen Verſtande, den er beſaß, ſeine Neigung verabſcheut und ſich der Gefahr durch Flucht entzogen haben; er ſollte ſich ihrer aber nicht eher verſehen, als bis das Gleichgewicht verloren und ſeine Vernunft völlig unterjocht wäre.

Inzwiſchen fingen die erſten Anzeigen der Krankheit gewaltig an, auf ſeine Stimmung einzuwirken. Das Vergnügen, Miß Nettling alle Tage zu ſehen, ließ ihn der Demüthigung ſeines Standes uneingedenk werden, und machte ihm die freien Augenblicke theuer, die er der Einſamkeit widmen konnte. In ſeiner einſamen Kammer hatten, ohne daß er es wahrnahm, ſeine Gedanken, ſeine Beſchäftigungen, hatte Alles Bezug auf ſie. Bis zu dieſem Tage waren lebhafte Weiſen nach ſeinem Geſchmacke geweſen, zog er Tact und Harmonie dem Ausdrucke vor; jetzt begann er an zärtlichen und rührenden Melodien Gefallen zu finden, und Mademoiſelle Foible hatte durch das Schlüſſelloch den Verdruß, zu hören, wie er ſich bei Ausführung der italieniſchen Muſikſtücke, die ihr ein Greuel waren, anſtellte. Diesmal reißt ihr die Geduld: durch Hartnäckigkeit und Lärmen zwingt ſie Richard, die Kammerthüre zu öffnen.

Aber Sie werden ja närriſch, Freund, ſagt ſie zu ihm; ich wundere mich nicht, wenn Sie ſo tiefſinnig, ſo betrübt ſind: Sie werden bald an der Auszehrung ſterben. Verwünſcht wären doch die Italiener! Sie haben die Fröhlichkeit aus Europa verſcheucht und ſeit ſechs Jahren in England mehr zur Verbreitung des Spleen beigetragen, als das Zeitungsleſen, die Nebel, die Steinkohlen, die Geſpenſter in Drurylane, das Thee-, Punſch- und Liqueurtrinken. Spielen Sie ſchottiſche Melodien, Giguen, wenn ich Ihnen die franzöſiſchen verleide. Aber wenn Sie länger darauf verſeſſen bleiben, dieſes lächerliche Gequängel abzupſalmodiren, ſo mache ich Ihr Schloß los, zerbreche das Clavier und Sie ſollen nicht geſchickt genug ſein, es nochmals auszubeſſern.

Der Anblick, die Vorwürfe Foible's zogen Richard aus einem Zuſtande, der zwiſchen Verzückung und Schlaf inne lag.

Während er ſang, hatte ſich Miß Dorothee ſeiner Einbildung vorgeſtellt; er glaubte ſie zu ſehen, und dieſer Wahn hatte ihm dann dieſe zärtlichen und rührenden Klänge entlockt, die Mademoiſelle Foible's Gehör ſo ſehr beleidigten. Wieder zu ſich ſelbſt gekommen, ward er verlegen, ließ ſie niederſitzen und trug, um ihren Zorn einigermaßen zu beſänftigen, einige kleine Liebesliedchen, die er von ihr gelernt hatte, auf eine Weiſe vor, die ihr ihre Ruhe wiedergab.

Während dieſer Auftritt in der Manſarde des Schloſſes vorging, bereitete die Eiferſucht einer Nebenbuhlerin Foible's Richard glänzendere und für ihn gefährlichere Abenteuer vor. Molly, die Kammerfrau Miß Dorotheen's, fand Richard nach ihrem Sinne und ſuchte, da ſie die Franzöſin nicht leiden konnte, alle Handlungen derſelben in's Lächerliche zu ziehen.

Miß, ſagte ſie zu ihrer jungen Herrin, das Clavier des italieniſchen Meiſters iſt nach der Dachkammer getragen worden; Mademoiſelle Foible hat aus Richard einen Muſicus gemacht, ſie vertreiben ſich alle Beide die Zeit damit, Concerte aufzuführen.

Das kann nicht ſein, Molly, verſetzt Miß Dorothee; Foible verſteht von Muſik Nichts, und kann darin keinen Unterricht geben.

Das iſt wohl wahr, Miß, entgegnet die Zofe, Foible verſteht Nichts; aber ſie ſtellt ſich an, als wüßte ſie Etwas, und Richard verliert ſeine Zeit bei ihr.

Haſt Du ſie gehört, Molly? erwiederte die junge Miß .....

Ja, antwortete Molly, er macht Lärm genug; aber es iſt gewiß nichts als Lärm...

Der junge Menſch iſt beſcheiden und ſcheint eine Erziehung erhalten zu haben, die über ſeinem Stande iſt, ſagte Miß Dorothee; er könnte wohl Dinge wiſſen, die Foible nicht im Stande wäre, ihn zu lehren. Aber wann ſpielt er denn Clavier? .....

Des Morgens, Nachmittags, kurz, ſobald ſeine Arbeit gethan iſt; denn übrigens, ich laſſe ihm Gerechtigkeit widerfahren, erfüllt er ſeine Pflicht, und thut eher zu viel als zu wenig, und hat nur die Verkehrtheit, auf Foible zu hören; die Ränkeſchmiedin kann viel aus ihm machen, ſie iſt ihm fortwährend auf dem Halſe, ich finde ihn ſchon ſehr verändert .....

Genug davon, Molly, ſagte Miß Dorothee, wenn Du Richard morgen in ſeiner Kammer muſiciren hörſt, wenn er darin allein iſt, ſo laß es mich wiſſen; ich möchte ihn gern hören. Es wäre mir viel werth, wenn Meſſer Pamfili's Clavier ſich in dem Stande befände, mir den Ton anzugeben.

Des andern Tages, gegen zehn Uhr Morgens, kam Molly, ihre Gebieterin zu benachrichtigen. Alles war ruhig im Schloſſe, Sir George jagte, Foible war beim Lever Myladys und Richard bei ſeinen Übungen. Miß Dorothee ſteigt hinauf und horcht durch das Schlüſſelloch. Sie erwartete zwar von ihm Etwas, das über dem Stande eines Bedienten; aber ſie war doch weit entfernt, ſich zu denken, daß er zugleich Sänger und Harmoniſt ſein könnte. Zufälligerweiſe trug er ſoeben eine in England componirte und ſehr beliebte italieniſche Arie vor; Miß hätte ſie gern gekonnt; aber ſeit dem Abgange Meſſer Pamfili's hatte ſie darauf verzichtet, ſie zu erlernen.

Sie war verſucht, Richard von ihrer Gegenwart zu unterrichten und ſich die Thüre öffnen zu laſſen; aber da ſie den Schritt weder ihrem Geſchlechte, noch ihrem Alter, noch ihrem Stande geziemend erachtete, ſo ging ſie die Treppe ſehr bewegt und geſonnen wieder hinab, ſich mit dem Talente des jungen engliſchen Muſikers mehr zu beſchäftigen, als ſie für ihre Ruhe hätte thun ſollen. Während der Mahlzeit, die dieſem Auftritte folgte, richtete ſie die Augen oft auf ihn. Ohne Zweifel hatte ſie ſein Geſicht ſchon bemerkt; aber ſie hatte nicht darauf geachtet. Seine Züge, die Zierlichkeit ſeines Wuchſes waren ihr im Allgemeinen aufgefallen; aber ſeine Geſichtsbildung, der vollkommene Einklang des Ganzen waren ihr entgangen: ſie ward aufmerkſam darauf, ſeufzte, und dieſer erſte Seufzer kam aus einer Regung des Mitleids und der natürlichen Betrachtung: wie ſo glückliche Gaben einem Menſchen verliehen ſein könnten, der dazu beſtimmt ſei, ſein ganzes Leben in Dienſtbarkeit hinzuſchleppen.

Was Miß Dorothee fühlte, malte ſich ausdrucksvoll in ihren Blicken ab. Richard begegnete ihnen; ſie durchdrangen ihn, er empfand eine unerklärliche Unruhe und Verwirrung. Die Beſchäftigungen des Tages führten einige Zerſtreuungen herbei; aber da das Abendeſſen zu einer Lage Gelegenheit gab, die der beim Mittagsmahle ganz ähnlich war, ſo zog ſich Richard, ohne eſſen zu können und mit ſo vollem Herzen, daß er nicht im Stande war, aufzuathmen, in ſeine Kammer zurück.

Er legte ſich nieder, warf ſich auf ſeinem Bette unruhig hin und her, ohne ein Auge zu ſchließen und ſtand weit ermüdeter wieder auf, als er ſich niedergelegt hatte.

Miß Dorothee war kaum weniger mit dem Liedchen beſchäftigt, das ſie gehört. Ihre Liebe zur Muſik nahm wieder durch die Verſäumniß ihrer Eltern zu, die ihr die Mittel nicht verſchafften, ſich darin zu vervollkommnen; aber wie war das Clavier und Richard ihr näher zu bringen? Foible zu dieſer Unterhandlung anzuwenden, däuchte ihr ein Hülfsmittel unter ihrer Würde; wenn ſie ſich an Mylady Nettling wendete, ſetzte ſie ſich dem aus, Widerſpruch zu begegnen. Sie hielt dafür, ſie wurde leichter und beſſer vermittels Sir George zum Ziele kommen. Ihr Vater drang oft in ſie, daß ſie ſingen ſollte; ſie beſaß, nach ſeiner Meinung, die ſchönſte Stimme in England und da er ſich beſtrebte, guten Ton zu haben, ſo pfiff er wohl gern mitunter einige Stellen aus den beliebteſten Muſikſtücken, wenn er ſie faßte. Es traf ſich alſo ganz natürlicherweiſe, daß er einmal ein paar Töne aus Miß Dorotheen's Lieblingsarie abtrillerte.

Ach! ſagte er zu ſeiner Tochter, wenn Du die könnteſt: ſie iſt köſtlich: Miſtriß Bel, unſere Nachbarin, bildet ſich ein, ſie zu ſingen; es iſt ein Jammer .....

Ich könnte ſie vielleicht lernen, lieber Vater, ſprach Dorothee; Richard, Myladys Lackai ſoll ſie vortrefflich ſingen .....

Er! ſagte Sir George: das ſollte mich nicht wundern. Kalender, mein Bereiter, iſt hier binnen ſechs Monaten der fertigſte Waldhorniſt in Europa geworden: er iſt dieſen Winter für die Oper angeworben. Richard ſingt, ſagſt Du: hat ihn Jemand gehört? ...

Molly, meine Kammerfrau, hat es mir geſagt, antwortete Dorothee .....

Ah! meinte der Baronet: Molly iſt Kennerin!

Aber, lieber Vater, hub Dorothee wieder an, er begleitet ſich auf dem Clavier; er hat das von Meſſer Pamfili wieder hergeſtellt ...

Was! rief der Baronet, er iſt ein Clavierſtimmer! Ah, das iſt ein geſchickter Junge.

Den Baronet ergreift die Ungeduld, den neuen Virtuoſen zu hören. Richard mußte ſeinen Dienſt, mit dem er beſchäftigt war, liegen laſſen; das Clavier wird in der Eile wieder heruntergeſchafft, in einem kleinen Saale aufgeſtellt, der die Ausſicht nach der Terraſſe des Gartens hat und das Concert ſoll gleich ſeinen Anfang nehmen.

Richard hatte niemals einen andern Zeugen ſeinet Übungen gehabt, als einen ſehr guten Lehrer an der Univerſität Oxford, bei dem er Stunden genommen. Die Neugierde, der Eifer, die Lebhaftigkeit des Baronets brachten ihn in die allergrößte Verlegenheit; von Natur ſchüchtern, verſtand er davon genug, um ſeinem Talente ſehr zu mißtrauen. Er hat ſich geſetzt; die Partie iſt ihm vor Augen, das Clavier unter den Fingern, und vielleicht würde er weder einen Ton noch eine Note haben finden können, wenn Miß Dorothee nicht mit einer Engelsſtimme zu ihm geſagt hätte: aber ſo ſingen Sie doch, Richard. Von einem Befehle gedrängt, deſſen ganze Gewalt er anerkannte, gehorchte er.

Anfänglich war ſeine Stimme zitternd, nach und nach ſetzte ſie ſich feſt, und ſo befriedigte denn der Vortrag die Zuhörer dermaßen, daß er der Miß ein ſehr großes Vergnügen machte, und den Baronet zu einem Siegesgeſchrei aufregte, das bis zu Myladys Zimmern drang.

Man wollte den Grund davon wiſſen, ein Bedienter berichtete ihn. Mademoiſelle Foible ſah ihren Abgott auf dem Wege, ſein Glück zu machen, und ſchwebte zwiſchen Unruhe und Freude. Mylady ſagte kalt: Sir George denkt ſich immer was Abſonderliches aus. Er trat bald ſelbſt ein und man hätte glauben ſollen, daß es nichts Bewundernswürdigeres gebe. Sie werden ihn hören, Mylady, Sie werden über ihn erſtaunen, Ihre Freude an ihm haben: Mylady hohnlächelte und die zweite Aufführung ſollte Nachmittags ſtattfinden.

Warum bei Nebenſachen verweilen? Richard ſingt; Miß Dorothee ſingt auch ihrerſeits, mit Richard's Begleitung. Mylady Nettling, der Baronet, die ganze Familie gewöhnen ſich daran, die Erbtochter des Hauſes die Schülerin des Virtuoſen in der Livree werden zu ſehen. Der Meiſter war kein vollkommener; aber er hatte natürlichen Geſchmack; er war im äußerſten Grade eifrig und geduldig; die Schülerin fleißig; die Fortſchritte waren zum Erſtaunen und Alles ſchien ſich zum Beſten eingerichtet zu haben.

Die einzige Mademoiſelle Foible war nicht zufrieden. Wollte ſie Miß Dorotheen eine Stunde Franzöſiſch geben, ſo hatte man keine Zeit, ſie zu nehmen; außerhalb der Zimmer Myladys und der Corridors bekam ſie Richard faſt nur noch bei Tafel zu ſehen. Er übte in dem Salon, wo das Clavier aufgeſtellt worden, ſie kam zuweilen und lehnte ſich über ſeine Schultern. Man achtete nicht eben auf ſie: ein Bedienter ging vorüber, überraſchte ſie in dieſer Stellung und eine Spötterei nöthigte ſie, ihren Platz aufzugeben.

Eines Tages ſah ſie, hinter einem Vorhange verborgen, zu, Stunde geben. Das Geſpräch bezog ſich ganz auf Das, womit man beſchäftigt war; aber der Ton der Stimme hatte einen ſo zärtlichen Ausdruck, daß man ſich, indem man von Fermaten, Trillern und Bmols redete, Süßigkeiten zu ſagen ſchien: im Übrigen ſo viele Gefälligkeit, Theilnahme, Feuer in den Blicken, Zwang im Athemholen des Einen und des Andern, eine durch wiederholtes leichtes Zuſammenfahren ſo wohl bezeichnete Aufregung, daß der Auftritt für eine Kennerin entſcheidend war.

Die Kundſchafterin tritt aus ihrem Hinterhalte hervor, läßt ſich ſehen, nähert ſich. Die ſchon ungemeine Röthe ſchien ſich noch zu verdoppeln: man ward anfänglich verwirrt, faßte ſich aber bald und ſetzte die Übung eben ſo unbefangen als vorher fort, ohne ſich daran zu kehren, ob man einen verdächtigen Zeugen hatte oder nicht.

Die Stunde iſt zu Ende. Mademoiſelle Foible hatte Richard an ſeinem Wege aufgelauert, er hätte ſie gern vermieden, aber ſie hatte ihn bei ſeinem Rockſchoße ergriffen.

Sie können mir nicht entkommen, ſagte ſie zu ihm: ich muß reden.

Sind Sie närriſch, Richard? Wie, Sie haben die Unverſchämtheit, die Augen zu unſerer jungen Herrin zu erheben! Sie ſind in ſie verliebt! Sie werden von ihr geliebt! Wenn Sir George und Mylady die leiſeſte Ahnung davon hätten, würde man Sie wie einen Verbrecher behandeln, und Sie würden morgendes Tages nach den Kolonien geſchickt und zu einer ewigen Verbannung verdammt werden.

Man kann ſich Richard's Erſtaunen vorſtellen: er war ein Verbrecher, ohne es zu wiſſen. Über die Anklage beſtürzt ſtand er einen Augenblick an, ihr zu antworten. Ich, ſagte er zu Mademoiſelle Foible, ich ſollte die

Schlechtigkeit haben, eine meiner Anhänglichkeit und Ehrfurcht ſo würdige Herrſchaft zu verrathen? Ich ſollte es wagen, in ihre Tochter verliebt zu ſein! Sie ſind ſelbſt närriſch.....

Sie ſind wenigſtens unſchuldig, verſetzte Foible, Sie wiſſen nicht, was Sie thun; Sie kennen Ihren Zuſtand nicht. Laſſen Sie von Ihrer Schülerin ab, oder meine Freundſchaft für Sie und mein Dienſteifer gegen meine Herrſchaft machen, daß ich Dinge begehe, die wir zu bereuen haben würden. Stellen Sie ſich nicht mehr ſo ſpröde gegen mich an, ich will Ihnen ſchon die Gedanken aus dem Kopfe bringen. All das Unheil, mein Freund, kommt ſelbſtverſchuldet über Sie.....

Das Unheil, Mademoiſelle? ſprach Richard, Sie verſpotten mich: ich ſehe keines, ich richte keines an. Es macht mir Vergnügen, der Miß Stunden zu geben, und ſie nimmt es gütig auf; Sir George und Mylady ſind es zufrieden.....

Und ich bin es nicht, ſagte Foible. Noch einmal, ich will nicht, daß Miß Dorothee eines Lackais wegen den Kopf verliert, ich will nicht, daß der Lackai, wider Willen, nach den Karolinen ſegele... Man ſieht uns..... Ich muß Sie verlaſſen... Laſſen Sie dieſen Abend Ihre Kammerthüre offen ſtehen, ich werde Ihnen dann mehr ſagen.

Richard ſchied von Foible in einem ſchwer zu ſchildernden Zuſtande. Er ging und ſchloß ſich in ſeine Kammer ein. Er wollte das Licht verleugnen, das Foible ihm aufgeſteckt hatte, aber es hatte in ſein Herz geleuchtet. Er prüfte ſich. Alle die Zeit, die verfloſſen war, ehe er Miß Dorotheen geſehen, ſchien ihm ein Nichts zu ſein, aus dem er hervorgegangen: wenn er ſie verließe, war es ihm, als ob ihn dies nämliche Nichts verſchlingen ſollte.

Immer von der größten Ehrfurcht für ſie durchdrungen, hatte er ſich dem Vergnügen hingegeben, ſie zu ſehen, zu hören, ganze Stunden mit ihr beſchäftigt hinzubringen.

O, Himmel! rief er aus, ſollte mir Foible die Wahrheit geſagt haben, ſollte ich unglücklich, ſtrafbar genug ſein, zu lieben?... Es iſt geſchehen, durch mein unglückſeliges Schickſal in den allerletzten Stand geſchleudert, das Herz von einer meine Wohlthäter beſchimpfenden Leidenſchaft erfüllt, zu den entſetzlichſten Entbehrungen verdammt, oder zum Verbrechen beſtimmt, iſt mir der Tod allein wünſchenswerth und ich muß ihn aufſuchen..... Aber Foible ſagt, daß Miß Dorothee mich liebt, das iſt unmöglich. Aus dem Schooße des Überfluſſes, von vornehmen Männern umgeben, die ſich um ſie bewerben, hat ſie wohl Blicke des Wohlwollens auf einen armen Jüngling herabfallen laſſen können, der ihr derſelben nicht unwürdig ſchien; aber mich lieben!..... Mich lieben!... Mich!... Ich würde närriſch werden, wenn ich es glauben könnte.

Dies waren die Betrachtungen des armen Richard. Foible unterbrach ſie, indem ſie an die Thüre kratzte: er ſtellte ſich taub, dann krank, und machte nicht auf. Sie ging wüthend fort; aber war er wohl in dem Zuſtande, einen ſolchen Beſuch zu empfangen?

Er brachte die Nacht in der heftigſten Aufregung zu. Am Morgen kam er herunter, um ſeine Pflicht zu thun, ſo verändert, wie man es in Folge einer ernſten Krankheit iſt. Um die Stunde des Unterrichts zog er ſich auf ſeine Kammer zurück. Lady Nettling, früher als gewöhnlich aufgeſtanden, fand zufälligerweiſe ihre Tochter allein am Clavier. Wo iſt denn der Lehrer? fragte ſie.

Miß Dorothee antwortete: Er hat gewiß zu thun, denn er iſt ſehr pünktlich.

Lady Nettling befahl, daß er geholt würde. Molly übernahm den Auftrag mit vielem Vergnügen: ſie hatte wahrzunehmen geglaubt, daß dieſe Übungen Foible nicht recht wären.

Richard kam auf Myladys Befehl, die ſich ſchon wieder in ihr Zimmer entfernt hatte. Er will Unterricht ertheilen, und zittert an allen Gliedern. Was haben Sie, Richard? ſagte Miß Dorothee mit einem Tone, der den Unempfindlichſten hätte rühren müſſen: es iſt Ihnen doch Nichts zugeſtoßen? Sie ſind nicht krank? .....

Nein, Miß, erwiederte Richard, und erholte ſich nicht...

Hat Jemand vielleicht etwas Ihnen Mißfälliges gethan, ſagte Miß Dorothee; es würde mir leid ſein: ich nehme vielen Theil an Ihnen....

Nein, Miß, antwortete Richard, man iſt gütiger gegen mich, als ich es verdiene; aber ich habe eine üble Nacht gehabt.....

Sie liegen vielleicht ſchlecht, Richard: ich werde es Mylady ſagen, ſie wird Befehl geben...

Ich bin in jeder Art gut daran, Miß.....

Nein, Richard, Sie ſind zu beſcheiden; ich erkenne Ihr Verdienſt: Sir George und Mylady wiſſen Sie wie ich auszuzeichnen.

Der arme Richard war ſehr in Verlegenheit: er meinte ſich daraus zu ziehen, indem er die Stunde anfinge.... Wollen Miß ſingen?

Sehr gern, verſetzte ſie. Wir wollen mit dem Muſikſtück von Signor Annibale anfangen, das Sie mir geſtern mitbrachten; ich glaube, ich habe es wohl eingeübt: es gefällt mir ſehr.

Der Meiſter präludirt mit unſicherer Hand und Miß beginnt. Der Inhalt der Partie, die ſie ſang, war ungefähr dieſer: es war ein Duett:

Wenn du meinen Blick verſteheſt,
Sagt er dir, daß ich dich liebe.

Richard's Partie drückte eine außerordentliche Verwirrung aus. Alle beide wurden mit ſo vieler Wahrheit vorgetragen, daß das Ende der Scene beinahe tragiſch geworden wäre.

Miß legte einen beſondern Ausdruck in ihren Geſang. Richard denkt auf einmal an Foible's Reden, glaubt deren Wahrheit in den zwei ſchönen Augen zu ſehen, die immer auf ihn gerichtet ſind; von einer unwillkürlichen

Freude, von Reue, Unruhe, Schmerz erfüllt, vermag er den Anfall und das Übermaß ſo vieler widerſtreitenden Leidenſchaften nicht auszuhalten: der Kopf ſchwindelt ihm, es wird ihm ſchwach um das Herz: er will ſeinen Stuhl zurückſchieben, um aufzuſtehen und zu fliehen, er fällt beſinnungslos zu Miß Dorotheen's Füßen.

Das junge Mädchen ruft, bewegt, gerührt, verlegen, Hülfe herbei: zwei Bedienten erſcheinen, der Kranke wird fortgetragen und die Nachricht von dem Vorfalle dringt augenblicklich zu Foible's Ohr.

Sie machte Mylady eben das Haar. Man kann ſich ihre Unruhe vorſtellen: ſie übereilte den Anzug; es koſtete Lady Nettling mehr als ein Haar; nach endlich wohl oder übel erfüllter Pflicht fliegt die Zofe zum Bette des Kranken: er war nicht eingeſchloſſen.

Was iſt Ihnen geſchehen, Richard? ſagte ſie zu ihm .....

Es iſt Nichts, Mademoiſelle, wird ihr in verdrüßlichem, verlegenem Tone geantwortet. Sie ärgerten mich geſtern ..... ich aß nichts zu Abend ... Ich habe nicht geſchlafen .... Dieſen Morgen iſt mir ſchwach geworden.

Iſt es weiter Nichts, Freund? Verhehlen Sie mir Nichts? fuhr die Zofe fort. Sie verſtellen ſich und das iſt Unrecht. Haben Sie irgend wen, auf den Sie ſo wie auf mich zählen können. Undankbarer! Ich bete Sie an, und kenne kein höheres Glück als das, mein Leben mit Ihnen hinzubringen .....

Laſſen Sie mich, Mademoiſelle, Sie quälen mich, ſagte Richard zu ihr. Ich fühle Freundſchaft für Sie: ich bin nicht unempfindlich gegen die, die Sie mir bezeigen. Ich würde Sie hintergehen, wenn ich Ihnen mehr ſagte. Ich beklage Sie, daß Sie Ihr Glück darein ſetzen, Ihr Leben mit mir hinzubringen ... Wir paſſen nicht für einander .....

Kleines Ungeheuer, erwiederte Foible mit einem bittern Gefühle, ich ſehe den Grund Deiner Verſchmähung ein.

Du könnteſt ſie bemänteln, wenn Du wollteſt; ich gehöre einem Volke an, das Deines haßt und ſo gern verachten mag; aber Du meinſt, ich verdiene nicht, durch die geringſte Ausflucht getäuſcht zu werden; meine Perſon iſt Dir verhaßt, Du willſt, ich ſoll es wiſſen: Du glaubſt ſie Deiner Gunſt unwürdig, und es würde Deine Eitelkeit kränken, wenn ich mich könnte irre führen laſſen. Wohlan, ich wiederhole es Dir nochmals, Menſch ohne Grundſätze, Du mißbrauchſt die Zufluchtsſtätte, die man Dir großmüthigerweiſe gönnt, Du haſt die Verwegenheit, Miß Dorotheen zu lieben und Du haſt ſie in Dich verliebt gemacht . . . . .

Daß Sie der Blitz treffe, Mademoiſelle, daß Sie ſich unterſtanden haben, eine ſo entehrende Läſterung gegen eine Perſon auszuſtoßen, die der Gegenſtand meiner und Ihrer tiefſten Verehrung . . . Gehen Sie aus meiner Kammer, und erwähnen Sie gegen mich niemals wieder die Schändlichkeit, die Sie ſich einbilden, oder ich werde Sie es bereuen laſſen . . . . .

Kein Menſch auf der Welt war ſanfter als Richard. Er empfand die Regung des Zornes zum erſten Male in ſeinem Leben, aber die von einer großen Leidenſchaft erſchütterte Seele ſteht allen andern offen und kann ſich den äußerſten Ausbrüchen überlaſſen. Der anmuthige Richard ward der fürchterliche Richard. Mademoiſelle Foible macht erſchrocken die Thüre hinter ſich zu und flüchtet ſich, von Furcht ergriffen, dem wildeſten Ärger und der wüthendſten Eiferſucht zur Beute.

Der Zorn hat Richard's Kräfte wiederhergeſtellt. Er ſteht auf: denkt nach. Er kann, wenn er ſich verbirgt, Miß Dorotheen zu entehrenden Vermuthungen Anlaß geben und Foible's verwegenen Verdacht rechtfertigen. Seine Leidenſchaft zu Dorotheen iſt ihr kein Räthſel mehr. Vielleicht wird er von ihr geliebt. Die gefährliche Lage des Einen und des Andern macht ihn lebhaft betroffen. Er muß einen Entſchluß faſſen, ſich zeitlebens aus Devonſhire entfernen; aber er muß einen Vorwand zu ſeinem Abgange haben, um keinen Verdacht zu erwecken. Die Poſt kommt morgen an: er will thun als habe er einen Brief erhalten und die Nothwendigkeit ſeiner Abreiſe vorſchützen. Der Plan war der Redlichkeit ſeines Herzens würdig; aber das Schickſal hatte ſich vorgenommen, dem Schloſſe Cloſtern zwei Auftritte zu bereiten, die für ihn die Quellen noch weit ſeltſamerer Begebenheiten würden.

Nachdem er ſeine Kammer verlaſſen, hat er ein mäßiges Mahl eingenommen und alsdann mit einer Thätigkeit ſein Amt wieder angetreten, die geeignet iſt, die für ſeine Geſundheit beſorgten Perſonen zu ermuthigen. Er verdoppelte an dem Tage ſeinen Eifer. Die Geſellſchaft des Schloſſes kehrte von der Jagd zurück; er geht Sir George entgegen, der vom Pferde ſteigen wollte, um ihm den Steigbügel zu halten; er führte den Renner am Zaume in den Stall; ein ungeſchickter Bedienter läßt in einiger Entfernung ein Gewehr losgehen, der Schuß geht nach Richard hin; er iſt verwundet. In einem Augenblicke ſind ihm Geſicht, Hals, Hemde, Kragen, Rockärmel mit Blut bedeckt.

Der Knall hatte die Aufmerkſamkeit der Schloßbewohner erregt: ſie war dahin gerichtet, wo der Schuß hatte geſchehen können; die Damen ſtanden an den Fenſtern. Miß Dorothee ſchreit plötzlich auf: O, Himmel! Richard iſt getödtet.

Es wird ihr augenblicklich ſchwach und ſie ſinkt auf einen glücklicherweiſe hinter ihr ſtehenden Lehnſeſſel. Man beeifert ſich, einerſeits, ſie wieder zu ſich zu bringen, andererſeits kommt man Richard zu Hülfe. Ein Poſten hatte ihm ein Ohrläppchen weggenommen und das Blut floß reichlich aus der, wenn auch leichten, Wunde hervor; ein wenig Wundwaſſer half dagegen und da Miß Dorothee, durch dieſe Nachricht beruhigt, wieder zu ſich gekommen war, ſo ſah man die Mienen der auf dem Schloſſe gerade zahlreich anweſenden Geſellſchaft ſich wieder aufhellen. Es iſt unnütz zu ſagen, wie ſie beſchaffen war, es genügt, zur Fortſetzung der Geſchichte, zwei Hauptperſonen derſelben kennen zu lernen.

Die eine war Miſtriß Brown, eine achtbare Witwe aus der Grafſchaft Suſſex, Schweſter Sir George's, und die andere, Lord Scarecrew, älteſter Sohn des Herzogs von * * *, Beide am vergangenen Abende aus Urſachen angekommen, die wir Sorge tragen werden, auseinander zu ſetzen. Miſtriß Brown war eine Frau von beſchränktem Geiſte, vortrefflicher Gemüthsart, muſterhaftem Wandel; ſie war kinderlos und ſah Miß Dorotheen für ihre Erbin an.

Der ſechsundzwanzigjährige Lord Scarecrew war gereiſt und hatte gelebt: ſein Antlitz trug die Spuren der Beſchwerden und Vergnügungen, denen er ſich ergeben hatte; aber es war edel und achtunggebietend. Ein zurückhaltendes und ungezwungenes Weſen, ein kecker Ton: eine Kunſt, Fragen auszuweichen, und einen Streit mit einem Scherze beizulegen: ein Begriff von vielerlei, aber keine beſtimmten Kenntniſſe: jenes Geſchwätz der Welt, das mit Anmuth Alles zu ſagen weiß, ohne ſich dem eigentlichen Ausdrucke zu unterwerfen: eine ſtrenge, zuweilen hochmüthige, oft kühle Höflichkeit: ſo war ſeine Perſönlichkeit beſchaffen.

Er war ein vornehmer Mann. Der Herr des Schloſſes überhäufte ihn mit Aufmerkſamkeiten, brachte Alles in Bezug auf ihn: die Jagd dieſes Tages war eine ſeinetwegen angeſtellte Luſtpartie. Man gedachte ihm ein kleines Concert für den Abend zu. Sir George, der nicht um das Verdienſt der vorbedachten Artigkeit kommen will, geht zu ihm.

Der Schuß, der ſoeben gefallen iſt, Mylord, ſpricht er zu ihm, zerſtört eine angenehme Überraſchung, die ich Ihnen zu bereiten vorhatte. Der verwundete Bediente ſpielt herrlich Clavier und ich wollte Ihnen einige kleine Arien zum Beſten geben, die Miß Dorothee ſingt; aber unſer Begleiter hat das Feld geräumt

Der Lord antwortet Sir George nur mit einer Neigung des Kopfes und ſagt, zu Lady Nettling gewendet: Mylady, verſtehen Sie, was der Baronet meint? Er würde mir Muſik haben machen, ſeine Tochter von einem Lackai begleiten laſſen! Ich erſtaune, daß Sie, die die Welt kennen, ihm nicht zu wiſſen thun, wie derartige Zuſammenſtellungen nicht gebräuchlich ſind. Man darf ſich wohl in der Heimlichkeit ſeines Hauſes dann und wann mit ſeiner Livree behelfen, aber .....

Mylady entgegnete, die Achſeln zuckend, was ſoll ich Ihnen ſagen, Mylord, Sie kennen Sir George; und man ſprach von was Anderm.

Foible war über Richard's Verwundung ſehr erſchrocken; ſie war ihm zu Hülfe geflogen; er zog aber Molly's Beiſtand vor; er wies die Franzöſin ſogar mit einiger Geringſchätzung zurück. Endlich gelangte er wieder mit einem leichten Verbande um den Kopf, auf ſeine Kammer, nachdem er die Jungfer, durch ſo viele Kälte als er nur erſinnen können, zur Verzweiflung gebracht hatte.

Er kam am andern Morgen nicht zum Vorſchein. Er war mit dem Gedanken an ſeine Abreiſe beſchäftigt; durch Molly von der Ohnmacht ſeiner jungen Gebieterin unterrichtet, erkannte er klar die Nothwendigkeit ſich zu entfernen.

Foible kam, ihn mit Vorwürfen zu überſchütten; er empfing die Hälfte davon in ſeiner Kammer, und die übrigen durch das Schlüſſelloch; endlich erſchien Molly, von Miß Dorotheen abgeſchickt, an der Thüre des Verwundeten, um nach ihm zu fragen, und traf da die Franzöſin an, der ſie in's Geſicht lachte: darüber ſtieg deren Wuth auf das Äußerſte und machte ſie zur Rache entſchloſſen.

Am folgenden Tage kam Richard und trat ſeinen Dienſt in Myladys Zimmer, ein taffetnes Pfläſterchen auf dem Ohr, wieder an. Molly hinterbringt die Neuigkeit auf der Stelle Miß Dorotheen: die junge Dame hatte ſoeben eine ihr weit weniger angenehme vernommen.

Molly, ſprach ſie, ich gehe an's Clavier, ſage Richard, er ſoll mich dort treffen, wenn er Zeit hat. Richard empfängt die Weiſung und kann nicht ungehorſam ſein. Er ſieht Miß Dorothee in Thränen gebadet: er nähert ſich mit Beſtürzung und vermag den Mund nicht zu öffnen.

Richard, ſagt ſie zu ihm und verſucht, ſich zu faſſen: ich kann keine Stunden mehr bei Ihnen nehmen, ich verlaſſe bald das Schloß: meine Eltern vermählen mich mit Lord Scarecrew: Alles iſt in Ordnung und wird in wenigen Tagen geſchehen. Leben Sie wohl, Richard ..... Die Veränderung meines Standes wird mir leichter erträglich werden, wenn ſie es mir einſt möglich macht, Ihnen wohl zu thun ..... Ich wollte Ihnen ſehr wohl .... Ich werde Etwas für Sie thun, wenn ich kann... Vergeſſen Sie mich nicht .....

Miß Dorothee fühlte ihre Thränen von Neuem fließen; ſie nahm wahr, daß Richard deren reichlich vergoß.

Weinen Sie nicht, ſagte ſie zu ihm ..... es geht mir ſehr zu Herzen .... Leben Sie wohl .....

Außer ſich läßt ſich Richard auf ein Knie nieder, um die Hand zu küſſen, die ſie ihm reicht.

Auf einmal ſtürmt Sir George, einen Degen in der Hand, wüthend herein und will ſich auf den jungen Mann werfen; er ſtößt ſich wider einen Stuhl, ſchlägt zu Boden, rafft ſich auf, um wieder darauf los zu ſtürzen.

Der Aufregung ungeachtet, in die ihn der Auftritt mit Miß Dorotheen verſetzt hatte, weicht Richard, vielmehr einem natürlichen Inſtincte als beſonnener Überlegung folgend, ſeinem Gegner aus und ſpringt durch ein offenes Fenſter auf die Terraſſe.

Sir George brüllt, ſchäumt, rennt durch das Haus, ruft ſeine Bedienten, die der Fremden. Bewaffnet euch! Lauft! Packt ihn! Haltet ihn feſt! Übergebt ihn dem Henker: den Niederträchtigen, den Verführer!

Man eilt hinzu. Man ſieht Miß Dorotheen auf den getäfelten Fußboden ausgeſtreckt, ohnmächtig, beſinnungslos, ohne Empfindung liegen. Man fragt den Baronet, über wen er ſich zu beklagen hat, wen man feſtnehmen ſoll.

Richard, erwiedert er, den ſchändlichen Richard. Er iſt im Garten. Sir George bricht augenblicklich ſelbſt, an der Spitze der um ihn verſammelten Schaar, zu ſeiner Verfolgung auf.

Foible und Molly haben Miß Dorotheen in ihr Zimmer geſchafft. Mylady unterhielt ſich an ihrem Putztiſche mit Lord Scarecrew. Sie vernehmen das Getümmel, gehen und fragen der Urſache nach. Myladys Leute zaudern, ſie ihr zu ſagen. Der Kammerdiener des Lords verhehlt ihm Nichts. Man kann ſich die Wirkung eines ſolchen Abenteuers auf einen Mann vorſtellen, der geſonnen iſt, eine Vernunftheirath zu ſchließen. Er zieht ſeine Uhr, ſieht nach, welche Zeit es iſt, befiehlt ſeinen Leuten, ſeinen Wagen anzuſpannen, macht Mylady eine tiefe Verbeugung und fragt, ob ſie Etwas in London zu befehlen habe.

Sie reiſen, Mylord? ſagt Lady Nettling, über dieſen plötzlichen Entſchluß erſtaunt .....

Ja, Mylady, ein unerlaßliches Geſchäft ruft mich ab; ich kann vom Baronet nicht Abſchied nehmen und bitte Sie, mich bei ihm zu entſchuldigen.

Mit dieſen Worten dreht er ſich herum und beſchleunigt die Anſtalten zu ſeiner Abreiſe.

Mylady wird endlich von dem Vorfalle unterrichtet, ausgeſchmückt, ſo wie man ihn mit den Umſtänden hat, die Sir George's Wuth, Richard's Flucht und Miß Dorotheen's zweideutige Lage vermuthen ließen. Die Dame war von leichter Sinnesart, aber ein ſolches Ereigniß ſchien doch den guten Ruf ihrer einzigen Tochter unwiderbringlich zu zerſtören, ſetzte ſie ſelbſt dem Gerede eines Publicums aus, das ihr ſo ſchon nicht eben wohlgeneigt war, und beraubte ſie vor Allem der ſo ſehr erſtrebten Ehre, die Mutter einer Herzogin zu ſein.

Voll Verwirrung und Verdruß begibt ſie ſich nach dem Zimmer ihrer Tochter. Sie wollte ſie ausfragen, um das Nähere von ihr zu erfahren, und ſie hernach mit Vorwürfen zu überhäufen; aber die junge Miß war außer Stande, weder ihre Neugierde zu befriedigen, noch ihre Schmähungen anzuhören. Zu ſehr erſchreckt, zu ſehr ergriffen, war ſie aus ihrer Ohnmacht noch nicht wieder zu ſich gekommen. Die gute Miſtriß Brown, ihre Tante, hielt ſie in ihren Armen und ſuchte ſie wieder in's Leben zu bringen.

Der Baronet durchrannte ſeine Gemüſegärten, ſeine Bowlinggreens, ſeinen Park und fand nirgends was er ſuchte; er befahl ſeinen Leuten aufzuſitzen und das Land zu durchjagen. Eine unkluge Sicherheit hatte ihm über die langen Zuſammenkünfte unter vier Augen, die ſeine Tochter mit dem jungen Manne gehabt, die Augen verſchloſſen; ein tollkühnes Vertrauen hatte ihn abgehalten, ſie zu beobachten. Die Ehe mit Lord Scarecrew würde geſchloſſen worden ſein, Miß Dorothee wäre von einer Neigung zurückgekommen, die der Stolz und die Vernunft mißbilligten und würde getrachtet haben, Richard zu vergeſſen; Foible's raſende Eiferſucht veränderte mit einemmale die Lage der Dinge. Molly geht vorbei, um Richard zu Miß Dorotheen zu rufen. Die Franzöſin ſucht den Baronet auf, ſagt ihm, was ſie zu wiſſen glaubt, was ſie erräth, führt ihn zu dem Auftritte, der vor ſich gehen ſoll. Sir George langt in dem Augenblicke an, wo Richard, auf einem Knie, Miß Dorntheen's Hand küßte, und von ihr Abſchied nahm. Ihre Geſichter waren entbrannt, ihre Augen ſtanden voll Thränen; der Baronet ſah davon mehr als er ſah, mehr als man ihm geſagt, und gerieth in eine lächerliche Wuth, die die allerunklugſten Schritte ſeinerſeits zur Folge hatte.

Foible war gerächt; aber ihre Reue und Furcht machten, daß ihr eine ſo traurige Genugthuung theuer zu ſtehen kam. Sie hatte kein ſchlechtes Herz, und ihre junge

Gebieterin war entehrt. Sie liebte Richard von ganzem Herzen; wenn man ſich ſeiner bemächtigte, war er verloren. Seine Jugend, ſeine Unerfahrenheit, ſeine Schwäche gaben ihm einem Mächtigen preis; die Geſetze würden gegen ihn geweſen ſein.

Dies iſt das Gemälde der Leidenſchaften, die die Bewohner des Schloſſes Cloſtern in Unruhe verſetzten, derweil Richard floh, was er fliehen konnte, er wußte nicht wohin? Aus dem Garten war er in den Park gekommen, und zu wiederholten Malen über einen acht Fuß breiten Bach geſprungen, der ihn mit ſeinen Windungen aufhielt. Zu der aus einer Breterwand beſtehenden Einhegung gelangt, hatte er ſie überſtiegen. Er befand ſich auf einem Hopfenfelde; die Pflanzen und Stangen hemmten ſeinen Lauf, verbargen ihn aber dergeſtalt, daß er etwas ſicherer wurde. Er lief alſo über eine Stunde weit, ohne irgend einem gebahnten Wege zu folgen. Am Ende, als er das Schloß aus dem Geſichte verloren hat, überläßt er ſich dem Fußpfade, der ihn, ſo wie es ihm ſcheint, zumeiſt von Cloſtern entfernen müſſe.

Er war ſchlank gewachſen und alſo leicht zu Fuße; aber ſeine Kräfte waren nicht verhältnißmäßig, er war genöthigt, oft anzuhalten, um wieder Athem zu ſchöpfen. Um elf Uhr Morgens aufgebrochen, hatte er um ſieben Uhr Abends kaum zwölf engliſche Meilen zurückgelegt.

Er erreicht die Thür einer kleinen abgelegenen Pächterwohnung, indem er vor Müdigkeit und Mangel bald umkommt. Er tritt ein; man bietet ihm mit Freundlichkeit Erfriſchungen an. Er genießt wenig und bittet um ein Bett, um auszuruhen; man gibt es ihm, er legt ſich nieder und wird von einem Fieber ergriffen. Er hat nicht mehr als eine Guinee in der Taſche: ſein übriges Vermögen, das bei ſeiner Wäſche und ſeinen Sachen im Schloſſe geblieben war, belief ſich auf zehn Pfund Sterling. Er gab ſeine Guinee der Pächterin, um ihm dafür die Hülfe anzuſchaffen, deren er nöthig hatte. Die Frau hieß Francy: ſie war bei Jahren, Witwe, Mutter mehrerer Kinder, die ſchon das Alter erreicht hatten, ihr in der Bewirthſchaftung ihres Pachtgutes an die Hand zu gehen.

Francy ging und holte das Nöthige, um dem Kranken Fleiſchbrühe zu kochen. Er hätte noch anderer Hülfe bedurft. Geiſt und Herz waren ihm noch mehr angegriffen als der Körper. Für Miß Dorotheen, für ſich ſelber ſorgend, im Bewußtſein, daß er verfolgt werde, ſah er ſich von Schande und Züchtigung bedrängt. Er hatte ſich gegen ſeine Herrſchaft vergangen. Der Pfarrer von Buttorf, der Kapellan von Woodſtock, die ganze Natur waren ſeine Feinde geworden. Wie konnte er entrinnen? Der einzige Rock, den er beſaß, war die Livree des Mannes, der entſchloſſen war, ihn zu verfolgen. Seine einzigen Hülfsquellen befanden ſich an einem Orte, von wannen es ihm unmöglich ſchien, ſie zu beziehen. Der Gedanke an Miß Dorotheen, die er anbetete, die er unglücklich machte, von der er ſich lebenslang getrennt ſah, erhöhte noch die Verwirrung ſeiner Einbildungskraft.

Sein Fieber hielt drei Tage lang ununterbrochen an. Francy und ihre Kinder, unter Anderen Dolly, eine ihrer Töchter, die achtzehn Jahre zählte, hörten nicht auf, ihm die liebreichſte Sorgfalt zu erweiſen. Am vierten Tage beruhigte ſich ſein Blut und ſchlummerte Richard ein, worauf, in Folge eines ſtarken Schweißes, der Anfall gänzlich von ihm ließ.

Der Kranke, wie ſchwach auch, wollte aufſtehen. Er ſetzte ſich in die Stube ſeiner Wirthin, die zugleich als Wohnzimmer, Küche und Vorrathskammer diente. Beide Elbogen auf den Tiſch, den Kopf in die Hände geſtützt, hing er dort trübſeligen Gedanken nach; lautes Lachen und vielerlei Geſchwätz, das ſich an der Thüre vernehmen ließ, unterbrachen ihn darin.

Eine Zigeunerin hielt Dolly bei der Hand, und weiſſagte ihr eine nahe Heirath, ein gutes Auskommen, eine zahlreiche Familie und, immer hübſch, ein hohes Alter, Geſundheit, Freude, Wohlergehen aller Art.

Das junge Mädchen wußte ſich vor Entzücken über die Ausſicht in eine ſo ſchöne Zukunft nicht zu laſſen, und die Zauberin häufte, um das Maß voll zu machen, immer angenehmere Umſtände zu ihren Prophezeihungen.

Miß Dolly tritt ein, um ihrer Mutter ihr gutes Glück mitzutheilen, und die Zigeunerin folgt ihr, dem Anſcheine nach von der Hoffnung auf ein Butterbrot und eine Taſſe Milch gelockt, womit man ihre Kenntniß und Gefälligkeit belohnen würde. Sie war eine Frau von ſehr ungewöhnlich hohem Wuchſe, ſchwarzbrauner Hautfarbe, mit lebhaften, vollkommen ſchönen Augen, und habichtartiger Geſichtsbildung, an die man beim erſten Anblicke gefeſſelt ward. Richard ward davon betroffen, und erwachte aus ſeinen Träumereien, um ſie zu betrachten: ſie ſelbſt ſah ihn eine Weile, ohne Etwas zu ſagen, mit Theilnahme ſcharf an; endlich nähert ſie ſich ihm und redet ihn an..... O, o! blanker junger Menſch, was thut Ihr hier?.....

Bei dieſen Worten wähnt Richard, dem es vor Allem darauf ankommt, ſich zu verbergen, ſich erkannt und erröthet. Wißt Ihr wer ich bin, gute Frau? ſagte er zu ihr mit beſorgter Miene.

Vielleicht, erwiedert ſie ihm, es iſt mein Gewerbe, die Leute zu kennen und des öfteren beſſer zu kennen als ſie ſich ſelbſt. Fürchtet Euch indeſſen nicht, ich verrathe Niemand, am wenigſten junge liebwerthe Leute, ich bin ihnen im Gegentheile ganz ergeben.

Richard nimmt ſie beim Ärmel und führt ſie ein wenig abſeits. Sprecht, gute Frau, ſolltet Ihr mich wirklich kennen?

Ich müßte ja keine Zauberin ſein, verſetzt die Zigeunerin.....

Wenn Ihr nur eine Zauberin ſeid, ſpricht Richard, ſo machen mir Eure Kenntniſſe keine Unruhe, und habe ich Euch eben Nichts zu fragen.

Da ſehe eins einmal den kleinen Ungläubigen! ſagte die Zigeunerin; Ihr habt alſo eine rechte Geringſchätzung vor meinem Gewerbe! Habt ſie Euch in Oxford angeſchafft?

In Oxford, hebt Richard haſtig wieder an; was ſprecht Ihr da von Oxford, Weib? Sollte Euch der Pfarrer von Buttorf geſagt haben.....

Man hat mir Nichts geſagt, verſetzte die Wahrſagerin. Seid Ihr weniger ungläubig, und geſchmeidiger, und wir werden alle Beide bald mehr wiſſen als der Kapellan von Woodſtock, der Pfarrer von Buttorf und die ganze anglikaniſche Geiſtlichkeit uns lehren könnten. Laßt uns hinausgehen; kommt mit mir unter den Kaſtanienbaum. Richard folgt ihr: ſie ſetzen ſich.

Wohlan, ſagt ſie zu ihm, gebt mir Eure Hand.

Und was könnt Ihr darin leſen? hub Richard mürriſch wieder an, und hatte immer den buttorfer Geiſtlichen in Verdacht, über ihn geſprochen zu haben.

Vielerlei, verſetzte die Zigeunerin, dieſe Hand, dieſe Augen, dieſe Stirn ſind ein treffliches Buch.

Richard zuckte die Achſeln. Man kann Euch, ſagte er, die wenige Auskunft über mich wohl gegeben haben, mit der Ihr prahlt; aber ich bin gegen Eure Kunſt zu ſehr eingenommen, um etwas Vernünftiges davon zu erwarten.

Was ſehe ich! entgegnete die Zigeunerin: ein achtzehnjähriger Freigeiſt in einer Livree! Das würde mich verwundern, wenn ich weniger zu Wundern berufen wäre. Seht mir recht ſteif in's Geſicht und merkt auf, was ich Euch ſagen werde. In einem Augenblicke, ich ſage es Euch voraus, werdet Ihr mir mehr Vertrauen ſchenken, als ich haben will, und mich mehr Dinge fragen, als da meine Kunſt, ſo weit ſie ſich auch erſtreckt, mir geſtatten wird, Euch kund zu thun. Sagt mir Euren Namen, Euer Alter...

Ich werde Euch kein Wort davon ſagen, Frau, Ihr macht ein Gewerbe daraus, wahrzuſagen und zu errathen, fangt demnach bei den kleinen Umſtänden an, die Ihr zu erfahren neugierig ſcheint: ich ſtelle Euch damit auf eine ſehr leichte Probe.

Welche Hartnäckigkeit! rief die neue Pythia aus: Ihr würdet eine Andere damit abſchrecken; aber wir haben Bücher, und wenn man in ihnen recht nachſieht, findet man Geheimniſſe von noch ganz anderer Wichtigkeit.

Nunmehr zieht ſie ein kleines Büchelchen, von Stärke und Form eines Kalenders, aus der Taſche, durchläuft es, murmelt und lieſt, einen etwas nachdrücklichen Ton annehmend:

Richard o-Berthon, geboren in London, am letzten Oſtertage vor achtzehn Jahren.

Sie hält inne, macht das Buch zu und ſpricht, indem ſie Richard bei der Hand nimmt: Nun alſo, mein Freund, wir haben, wie Ihr ſeht, die Mittel, uns die Auskünfte zu verſchaffen, die man uns vorenthält.

Ein kalter Schweiß hatte Richard vom Kopf bis zu den Füßen befallen. Man ſagte ihm einen Zunamen, den er ſeit ſeinem Abgange vom Collegium ſorgfältig verborgen hatte. Man gab ihm Umſtände an, die er in ſeiner Kindheit in Southam von Miſtriß Hallen, ſeiner Wohlthäterin, gehört und ſeitdem faſt vergeſſen hatte. Seine Grundſätze ſind umgeſtoßen. Er maß Wahrſagern und Hexereien durchaus keinen Glauben bei, er iſt auf dem Wege, zu viel Vertrauen in ſie zu ſetzen.

Die Zigeunerin ſieht ihn forſchend an, durchſchaute ihn. Nun denn, junger Mann, ſagte ſie zu ihm, ich ſetze Sie ein wenig in Erſtaunen, aber ich mag Sie nicht erſchrecken. Ich kann Ihnen nicht gefährlich werden. Ihr Anblick hat mir ein erſtaunliches Vergnügen gemacht, ich bin von einer ungemeinen Zuneigung zu Allem was Sie angeht, beherrſcht; überlaſſen Sie ſich mir, ich verbürge Ihnen ein Glück, das Ihr Hoffen überſteigt.

Ich ſoll mich Ihnen überlaſſen! begann Richard wieder, indem er ſie ſeinerſeits mit einem gewiſſen Schrecken in's Auge faßte. Ach! wenn ich Sie anſehe, fühle ich mich nur allzuſehr dazu geſtimmt. Ein gewiſſes Etwas hat in dem Augenblicke, wo ich Sie zuerſt geſehen, mein Herz gerührt; aber Ihr ſo mit Recht verrufenes Gewerbe flößte mir Widerwillen ein; jetzt zwingen Sie mich, die Wahrhaftigkeit Ihrer Kunſt zu erkennen; Sie flößen mir Schrecken ein, und ich ſollte mich Ihnen überlaſſen .....

Mein Kind, ſagte die Zigeunerin, und ſah ihn gerührt an, indem ſie ihn voll Sanftmuth anredete: Entfernen Sie Mißtrauen umd Schrecken. Kann ich Sie betrügen wollen? Sie ſind jung, unglücklich, verlaſſen, ſo zu ſagen, von der ganzen Natur. Was ſollte ich für Abſichten haben? Und wenn ich mich meiner Kunſt nur dazu bediene, Ihre Bedürfniſſe, Ihre Schwächen zu entdecken, Ihnen beizuſtehen und Sie zu vertheidigen; wenn meine Rathſchläge nie den Vorſchriften der ſtrengſten Sittenlehre zuwiderlaufen; wenn ſie Sie nur auf dem Pfade der Tugend und des Glückes anleiten, wie ſollten Sie ſich da erwehren können, ſie zu befolgen und mir zugethan zu werden?

Richard ſah die Zigeunerin mit Erſtaunen an; er faßte ſie in's Auge; ſie ſchlug das ihrige nicht nieder, hielt ſeine Blicke aus: ein gewiſſer Anſchein von Wahrheit, Adel, ſogar Würde gab ſich in ihren Zügen zu erkennen, verbreitete ſich über ihre Haltung und ſiegte über die ſeltſame und zerfetzte Kleidung, die ſie bedeckte.

Da ſie ſah, daß Richard in Schweigen beharrte, ſo ließ ſie einen Augenblick hingehen, ohne ihn zu unterbrechen; alsdann begann ſie wieder, in ſeinen Blicken eine Art von Entſchließung gewahr werdend: die Augenblicke ſind koſtbar, wo meine Kunſt mich nicht trügt, ſo iſt Ihre Seele von mannichfachen Leidenſchaften zerrüttet, deren Thätigkeit man mäßigen muß. Sie ſind für Ihre Sicherheit, für Ihr Leben beſorgt, und ſind es nicht für ſich allein .....

O, wer Sie auch immer ſeien! rief Richard aus: Sterbliche, Schutzengel oder Dämon, die Sie mir in dieſer Einſamkeit zu helfen kommen, da denn Nichts Ihrer Kenntniß entgeht, ſo ſagen Sie mir, wer ich bin, wohin ich mich wenden ſoll, wie kann ich mich einem für mich ſo gefährlichen Aufenthalte entziehen? Wie kann ich mir ſelbſt entgehen? Ich haſſe mich, ich verwünſche, ich verabſcheue mich.

Mäßigen Sie dieſe Übertreibungen, fuhr die Zigeunerin fort: Sie haben Etwas von einer Verzweiflung, die weder vernünftig noch ſogar begründet iſt. Stecken Sie Ihrer Neugierde Grenzen: Sie ſind dahin gekommen, wohin, wie ich Ihnen verſprochen hatte, Sie bald kommen würden. Sie wollten Nichts von mir erfahren; jetzt wollen Sie Alles wiſſen, und ſelbſt Dasjenige, was Ihnen gefährlich ſein würde, wenn man es Ihnen vor der Zeit zu wiſſen thäte. Sie ſind nicht, was Sie zu ſein ſcheinen, es iſt mir nicht erlaubt, Ihnen davon mehr zu ſagen. Unglückliches, durch die Schuld der Urheber Ihrer Tage erniedrigtes Weſen, verdienen Sie durch Ihre Ergebung, Ihre Sanftmuth, Ihre Geduld, wieder auf Ihren Platz geſtellt zu werden. Verleugnen Sie ſich bis dahin. Laſſen Sie mich für Ihre Aufführung Sorge tragen, ich verlange einen blinden Gehorſam. Seiner eitlen Nachſtellungen müde, hat Sir George Ihre Spur aufgegeben, die man ihm zu entziehen gewußt hat. Seine Leute ſind zurück, und eine Verkleidung wird Sie außer Stand ſetzen, erkannt zu werden, wenn Sie von hinnen gehen. Unter welcher Geſtalt Sie mich auch ſehen, erſtaunen Sie nicht darüber; keine einzige iſt meine natürliche, wohl aber werden ſich alle auf Ihre Ruhe, auf Ihre Sicherheit, auf Ihr Glück beziehen, das fortan der Gegenſtand meiner liebſten Wünſche geworden iſt.

Nichts glich der Verwunderung, der Gemüthsbewegung des armen Richard; das außerordentliche Wiſſen der Zigeunerin, von dem er überzeugt war, ihre Ehrfurcht gebietende Geſtalt und Reden, was ihre Zuſagen Schmeichelhaftes in ſich enthielten, hätten ihn erſchüttern können, ohne ſein Vertrauen zu erwerben: ein ſtärkeres Gefühl riß ihn fort. Zwiſchen Furcht und Achtung getheilt, fühlte er ſein Herz ſich ihr zuwenden, küßte ihr die Hand und benetzte ſie mit ſeinen Thränen.

Ich habe überwunden, Richard, ſprach ſie zu ihm, Sie gehören fortan mir zu. Wohlan denn, mein Sohn, geſtatten Sie mir von heute an dieſen ſo zärtlichen Namen, Sie werden eines Tages hören, daß ich Ihnen denſelben mit größerer Zufriedenheit gebe.

Ach! ſagte Richard, es hat mir ihn niemals Jemand gegeben .....

Ich weiß es, mein Freund, erwiederte die Zigeunerin, Sie ſind einer großen Süßigkeit beraubt geblieben, und ich will Sie dafür entſchädigen; aber Sie müſſen mir Ihr Herz öffnen, mit allem Vertrauen, das Sie Derjenigen ſchuldig ſind, die Sie bei einem ſo zärtlichen Namen nennen werden ..... Haben Sie Miß Dorotheen vergeſſen?

O, Himmel! rief Richard aus, Sie durchbohren mir das Herz ..... Nein, ich werde ſie niemals vergeſſen; ihr ſo übel vergoltenes Wohlwollen, die Zärtlichkeit, die Achtung ihrer Eltern, der ich ſie vielleicht verluſtig gemacht habe, werden das Unglück meines Lebens ſein. Ach! der Grund meines Herzens war unſchuldig, oder ſchien es mir zu ſein. Man wollte mir die Augen öffnen: ich mochte ſie nicht aufſchlagen; aber ich war, ohne es zu wiſſen, der höchſten Undankbarkeit ſchuldig: ſie hätte mir faſt das Leben gekoſtet .....

Sie waren ſehr unklug, mein Kind, verſetzte die Zigeunerin. Sir George und Mylady ſind es noch mehr als Sie geweſen ...

Ich bin ſehr geſtraft, begann Richard wieder. Ich habe Miß Dorotheen beleidigt... Ich kann ſie nicht ſehen; ich kann nicht von ihr getrennt leben: ich werde nicht lange ſäumen, zu ſterben .....

Sie müſſen ſich nicht ſo düſtern Gedanken überlaſſen, mein Sohn; Sie lieben heiß. Es iſt ohne Zweifel ein Unglück für Sie, daß Sie eine ſo heftige Leidenſchaft zu einer Perſon gefaßt haben, deren Stand dem Ihrigen ſo wenig angemeſſen zu ſein ſcheint; aber, ... das Glück iſt unbeſtändig.

Himmel! rief Richard, überſchütte die liebenswürdige Dorothee immerdar mit deiner Gnade, laſſe nicht zu, daß ſie jemals tief genug erniedrigt werde, um, ohne Erröthen, meine Bewerbung dulden zu können.

Das iſt ein edles Gefühl, mein Sohn; es macht Sie eines beſſern Schickſals würdig. Ich rathe Ihnen nicht, ſich allzu ſchmeichleriſchen Hoffnungen zu überlaſſen; aber betragen Sie ſich weiſe; die Umſtände können ſich ſo fügen, daß Miß Dorothee dereinſt Ihre Hand annehmen dürfte, ohne weder in ihren Augen, noch in den Ihrigen erniedrigt zu werden.....

Sie würde mich dereinſt heirathen! ſagte Richard mit einem Entzücken, das an Verzückung grenzte. Sie wollen, ich ſoll es hoffen...

Ich will weder dies Entzücken, ſprach die Zigeunerin, noch thörichte Zuverſicht. Denken Sie, daß menſchliche Klugheit unter dem Beiſtande des Himmels glückliche Veränderungen zu Ihren Gunſten bewirken kann, wenn Sie durch Ihre weiſe Behutſamkeit mit dazu beitragen. Überlaſſen Sie ſich gänzlich meiner Leitung und fangen Sie damit an, den Rock abzulegen, den Sie tragen. Er würde Sie an jedem andern Orte als in dieſer Art von Wüſtenei ſehr gefährden. Kommen Sie in's Haus zurück. Ich werde Ihnen einen Anzug zuſtellen, der der Ihnen erfoderlichen Verkleidung entſpricht.

Die Zigeunerin läßt ſich von Richard nach der kleinen Kammer führen, wo er die Nacht zugebracht hatte; ſie gebietet ihm, darin zu bleiben, ſie da zu erwarten.

Eine Viertelſtunde ſpäter tritt ſie wieder ein und hat einen ſehr einfachen, aber ſehr reinlichen, weiblichen Anzug in Händen, den ſie der guten Frau Francy abgekauft, und hilft Richard, ſich damit zu bekleiden. Sobald er eingekleidet war, läßt ſie ihn ſich ſetzen.

Hören Sie mir wohl zu, ſpricht ſie zu ihm: ich bediene mich einer unſchuldigen Liſt. Sie werden eines Tages deren ganze Nützlichkeit einſehen. Seien Sie jetzt darauf bedacht, ſowohl durch Ihre Handlungen, als durch Ihre Reden mich nicht Lügen zu ſtrafen.

Die Pächterin und ihre Familie ſind überzeugt, daß Sie die Tochter Tom Cawſſon's, eines angeſehenen Mannes aus der Grafſchaft Kent, ſind: Ihr Name iſt Arabella. Man wollte Ihnen einen Mann geben, deſſen Alter dem Ihrigen wenig angemeſſen war; Sie ſind aus dem väterlichen Hauſe geflohen, um dieſer Verbindung zu entgehen. Ihre Eltern haben Auftrag gegeben, Sie in ganz England aufzuſuchen. Ihr Vater vergißt Ihre Verirrung, ſtreckt Ihnen die Arme entgegen. Seit drei Monaten Ihre Spur verfolgend, hat er Ihren Aufenthalt auf einem Schloſſe dieſer Gegend entdeckt, er iſt zehn Meilen von hier. Ich gehe, um ihn zu benachrichtigen; er wird Sie wahrſcheinlich übermorgen früh abholen; halten Sie ſich zu ſeinem Empfange bereit. Adieu, Miß Arabella Cawſſon, Sie ſollen mich bald wiederſehen.

Kaum war die Zigeunerin hinaus, ſo kamen Dolly und ihre Mutter herein. Ach, ach! Miß, ſagten ſie, wir hatten doch immer die Wahrheit geahnet. Sie ſehen ſo zart aus, haben eine ſo ſanfte Stimme, und der Livreerock ſtand Ihnen ſo ſchlecht; man ſah wohl, daß er nicht für Sie gemacht war. Nun, es wird ja Alles gut für Sie gehen; Maſter Cawſſon, Ihr Vater, kommt übermorgen. Beruhigen Sie ſich. Sie eſſen ſeit drei Tagen Nichts: das iſt kein vernünftiges Betragen.

Die Anrede machte Richard verlegen: er war wenig zum Lügen geſchaffen, erröthete leicht, und wenn er ſtill ſchwieg, ſpielte er ſeine Rolle ſehr natürlich. Die Geſchlechtsverſchiedenheit hatte bewirkt, daß Dolly und ihre

Mutter bisher ſehr zurückhaltend gegen ihn geweſen waren; aller Furcht ledig, liebkoſten ſie ihn aber ziemlich lebhaft und machten es ihm ſchwerer, durchzuführen, was er vorſtellte. Indeſſen verging der Abend und der andere Tag, ohne daß er ſich vergeſſen hätte.

Der zu der Abreiſe der falſchen Miß Arabella vorbeſtimmte Tag graute kaum, ſo erſchienen zwei Männer an der Thüre des Pachthauſes: ſie waren zu Pferde, und führten noch ein wohlgeſatteltes an der Halfter mit ſich. Man war aufgeſtanden und Miß Arabella auf jedes Abenteuer gefaßt.

Die Reiter ſteigen ab, einer von ihnen wendet ſich an Dolly's Bruder und fragt, ob nicht Miß Arabella Cawſſon in dieſem Hauſe iſt.

Auf dieſe Frage ſtellt ſich die falſche Miß ſelber dar; und der anſehnlichſte der beiden Reiter, das Geſicht von dem Kragen eines Reiſerockes faſt bedeckt, kommt haſtig auf ſie zu, umarmt ſie zärtlich. Der andere Reiter führt ihr ihr Thier zu und hilft ihr hinauf. Der Vater der Miß ſchien beſchäftigt, mit den Pachtersleuten zu ſprechen und ihnen zu danken. Alle dieſe Dinge gingen raſch von ſtatten, und die Geſellſchaft war einen Augenblick nachher unterweges.

Der verkleidete Richard ritt hinter ſeinen beiden ihm unbekannten Führern drein: ſie waren ohne Zweifel von der Zigeunerin abgeſchickt worden. Aber von welcher Beſchaffenheit war dieſes hülfreiche Weſen, deſſen Beiſtand er empfing? Die Studien hatten in der Meinung ſeines Geiſtes die Chiromantie, die Magie und alle vermeintlichen Wiſſenſchaften dieſer Art herabgeſetzt. Er konnte ſich keinen Wahrſager oder Zauberer denken, der nicht ein Schelm wäre. Durch welche Vermittelung ſonſt konnten die Wunder, die ihn in Erſtaunen ſetzten, vor ſich gehen? Erlaubte ihm ſeine Religion, einen Beiſtand anzunehmen, deſſen Quelle unbekannt war und verdächtig ſein konnte? Aber man ſagte ihm, daß man ihn auf dem

Pfade der Ehre und der Tugend anleiten werde: konnte ein an ſich verderbtes und böswilliges Weſen dieſe Sprache führen, und dem ähnliche Verpflichtungen eingehen? Zwiſchen ſo vielen ſich unter ſich widerſprechenden Ideen ſchwankend, vom Leſen der Werke des Platon und Apulejus erfüllt, erinnert er ſich des Dämons des Sokrates; einen Augenblick nachher geht er in der Leichtgläubigkeit noch weiter und träumt von Genien und Feen. Nichts ſcheint ihm wahr: er findet Wahrſcheinlichkeit zu Allem; oder er verſpricht ſich wohl, die Rathſchläge, die er empfangen kann, oder die Handlungen, zu denen man ihn veranlaſſen werde, ängſtlich zu prüfen, um ihre Grundſätze zu errathen.

Nach einem dreiſtündigen, ziemlich ſcharfen Ritte langt die Geſellſchaft in Honyton, vor der Thüre eines Wirthshauſes an. Einer der Reiter reitet voraus und geht in das Haus; der andere bleibt zurück, um der falſchen Miß beim Abſteigen die Hand zu reichen. Man läßt ſie in ein unteres Zimmer eintreten. Sie war allein darin. Ein junger Menſch, der vor der äußern Thüre ſaß, ſchien in der größten Verzweiflung zu ſein und ſchrie laut. Richard ließ ſich ſchweigend nieder, von ſeinen eigenen Schickſalen zu voll, um ſich mit denen Anderer abgeben zu können. Einen Augenblick ſpäter kommt eine Magd aus dem Gaſthauſe und heißt ihn ihr folgen. Ihr Herr Vater, ſagte ſie zu ihr, erwartet Sie in der Stube, in der er ruhen will, und ich ſoll Sie zu ihm führen. Richard folgt ihr. Die Magd zeigt ihm die Thüre und entfernt ſich: er tritt ein und findet einen hagern aber ziemlich großen und wohlgebauten Mann, mit edlen, ſehr tiefſinnigen Geſichtszügen und leichtem, ſchicklichem Anſtande, einen Cavalier von etwa dreißig bis fünfunddreißig Jahren. Dieſer Mann begrüßt ihn mit einem zugleich vertraulichen und freien Weſen, umarmt ihn. Nun, meine liebe Miß, ſagt er zu ihm, ſind Sie ermüdet?

Von der Zuvorkommenheit des Unbekannten befangen, nimmt Richard dieſelbe ſehr kühl auf, betrachtet ihn genau von Kopf bis zu den Füßen und erinnert ſich mit nichten, ihn ſchon irgendwo geſehen zu haben.

Mein Geſicht iſt Ihnen ganz entfallen, meine liebe Miß; und doch habe ich kein völlig unkenntliches angenommen. Vor zwei Tagen waren Sie noch ein junger Menſch, der ſich Richard nannte, und war ich Ihre Mutter, dieſen Morgen waren Sie die Tochter Tom Cawſſon's, und ich Ihr Vater: aber jetzt bin ich kein ſchwerfälliger Landjunker mehr, ich bin der Capitain Sentri, ein Offizier, der ſeines Abſchiedes gewärtig, und Sie ſind meine Tochter. Friſch auf denn, fuhr er mit Heiterkeit fort: es lebe Miß Bekit Sentri, und beweiſen Sie mir, daß ſie durch ihre Geſinnung einem Manne anzugehören verdient, mit dem der Staat zufrieden iſt, und den er alsbald dafür belohnen wird, indem er ihn auf die Liſte der halben Solde ſetzt.

Ach! antwortete Richard, Sie ſind, was Ihnen gefällig iſt, zu ſein, ſagen Sie mir, was ich ſelbſt ſein ſoll. Ich bleibe ein Mädchen; Sie wollen es ſo; aber ich ſchmeichle mir, daß dies nur zum Scheine ſo ſein wird.

Der ſich ſo nennende Capitain belächelte den Schrecken ſeiner vorgeblichen Tochter. Die Rolle eines jungen hübſchen Mädchens, entgegnete er ihr, iſt nicht zu verwerfen; aber ich verlange durchaus nicht, Ihrem Geſchmacke damit Zwang anzuthun. Das Wohl Ihrer Angelegenheiten erfodert für einige Zeit dieſe Verkleidung; denken Sie daran, nicht aus Ihrer Rolle zu fallen, und wenn dieſelbe Sie unter Perſonen des Geſchlechts führt, dem Sie dem Scheine nach angehören, ſo hüten Sie ſich vor Allem vor den Abſchweifungen des Ihrigen; wenn Sie ſich vergeſſen ſollten, ich bin rachſüchtig, und würde für Nichts ſtehen.

Dieſe in ernſtem Ton vorgebrachte Drohung nöthigte Richard, einige Betrachtungen anzuſtellen und ließ ihm ſeinen Anzug unbequemer erſcheinen. Ganz gewiß, entgegnete er dem Capitain, werden Sie mich dieſes Zwanges bald entheben.

Im Gegentheil, verſetzte dieſer, Sie werden volle Zeit haben, ſich daran zu gewöhnen: ich zweifle ſogar, daß Sie eine Engländerin bleiben werden; dies verträgt ſich eben mit Ihrem Vortheil und mit meinen Plänen nicht..... Sie müſſen eine Walliſerin werden.

Eine Walliſerin! Ich, das geht nicht an. Ich verſtände weder ein Walliſer, noch eine Walliſerin zu ſein; ich bin niemals in Wales geweſen.... Ich verſtehe nicht ein Wort von der Volksſprache.....

Alles in dieſer Welt beſteht nur dem Anſcheine nach, entgegnete der Capitain. Ich, der mit Ihnen redet, bin nicht ich, ſondern ein Anderer, und Sie werden mich eines Tages kennen lernen. Sie werden weder Miß Beckit Sentri, noch Walliſerin ſein; Sie ſcheinen es zu ſein: übrigens muß man das Wunderbare nicht zu Allem anwenden. Wir machen uns nun auf den Weg nach Wales: Sie werden dort in eine gute Familie kommen, und ſobald Sie ſo weit als nöthig unterrichtet ſind, werde ich Sie auf den Schauplatz führen, wo ich will, daß Sie Ihr Glück machen ſollen.

Den Kopf voll von all den räthſelhaften Reden, beharrte Richard in Schweigen: ſeine Geſichtszüge drückten ſeine Verwunderung und ſeine Verlegenheit aus. Das arme Kind, ſagte der Capitain, es iſt ganz vertieft: ich muß nur von Miß Dorotheen mit ihm reden.

Miß Dorothee! fing Richard lebhaft wieder an, haben Sie mir Etwas von ihr mitzutheilen?.....

Sie liegen ihr ſehr am Herzen, ſprach der Capitain.

Sie iſt alſo recht unglücklich? meinte Richard...

Sie hat einen kleinen Troſt gehabt, antwortete der Capitain. Sie hatte viele Vorwürfe auszuhalten, Miſtriß Brown, ihre Tante, eine Frau voll Wohlwollen und Nachſicht, hat ſie dagegen vertheidigt. Sie ſoll aus meinem Hauſe fort, die gewiſſenloſe Tochter, ſagte Sir George..... Ich nehme ſie in meines auf, ſagte die gute Tante..... Ich enterbe ſie, fügte der Baronet hinzu.... Sie ſoll mein ganzes Vermögen haben, erwiederte die Dame..... Es iſt eine Sünde und Schande, es iſt ein Greuel, ſagte Mylady Nettling, ich kann ſie nicht wiederſehen.... Und ich, gab die Tante zur Antwort, könnte ſie gar nicht zur Genüge ſehen.... Ich jage ſie von mir weg, rief der Baronet... Und ich, ſagte Miſtriß Brown, ich würde ſie auf der Stelle nach meinem Gute entführen, wenn man ſie ohne Gefahr fortſchaffen könnte.

Sie iſt alſo krank? rief Richard mit Beſorgniß aus.

Es iſt Alles beruhigt, ſagte der Capitain, es geht beſſer mit ihr. Sie wird ihrer Tante folgen. Sie wird von ihrem Vater und ihrer Mutter ſchon nicht mehr bedrängt. Sie ſind alle Beide nach einem ihrer Güter in der Grafſchaft Derbent abgereiſt; und wenn ich mich nicht ſehr irre, ſo iſt Miß Dorotheen's größte Unruhe gegenwärtig die Ungewißheit über das Schickſal ihres armen Richard.

Die theure Miß, ſprach Richard, ſollte ſie mich lieben! ſie beunruhigt ſich meinetwegen: Ach, mein Herr, Sie wollen mir Hoffnung machen.... Aber ſagen Sie mir.....

Ich kann Ihnen nicht mehr ſagen, meine liebe Beckit, ſprach der Capitain, indem er ſich, zerſtreut ausſehend, ein wenig entfernte und ſeine Blicke auf Etwas zu heften ſchien, das in dem Hofe des Wirthshauſes vorging.

Der Reiſegeſellſchafter des Capitains und Richard's ſprach daſelbſt mit dem jungen troſtloſen Menſchen, den Letzterer bei ſeinem Eintritte in das Wirthshaus an der Stubenthüre geſehen hatte. Dieſer Mann, anſcheinend ein Bedienter des Capitains, läßt von der Unterhaltung ab, die ihn beſchäftigt hatte, und kommt in das Zimmer herauf, um die junge Miß und ihren Vater zu benachrichtigen, daß man gleich ihr Mittagseſſen anrichten wird.

Tom, ſpricht der Capitain zu ihm, aus welcher Urſache iſt der junge Menſch ſo troſtlos?

Er iſt der Sohn eines benachbarten Pächters, erwiedert Tom. In der Abweſenheit ſeines Vaters hat er ein Pferd vom Gute genommen, um in Culliton ein Rennen mit anzuſehen. Auf dem Rückwege begegnet ihm in einem abgelegenen Hohlwege, eine Meile von hier, ein Räuber, zwingt ihn, den Rock mit ihm zu wechſeln und entführt ihm das Pferd. Der junge Menſch wagt nicht zu ſeinem Vater zurückzukehren.

Tom, ſprach der Capitain, der Räuber kannte nicht den Werth des Rockes, den er weggegeben hat. Heiß den jungen Mann in der rechten Taſche nachſuchen, er wird einen Beutel mit Guineen darin finden, deren Anblick ſeinen Vater über den Verluſt eines ziemlich ſchlechten Gaules tröſten wird.

Tom ſtieg mit Geſchwindigkeit die Treppe hinab, und bald nachher waren der Capitain und Richard, vom Fenſter aus, Zeugen der ausgelaſſenen Freude des Landmannes über den Anblick des Schatzes, den man ihm ſoeben angezeigt hatte. Es waren, wie es ſchien, etwa zwanzig Guineen. Unterdeſſen man dieſem Auftritte zuſchaute, wurde das Eſſen aufgetragen. Man aß und begab ſich wieder auf den Weg.

Wir würden in Eintönigkeit gerathen, wenn wir von Richard's Gemüthsſtimmung, von ſeinen Gedanken, von ſeinen Betrachtungen, von ſeinen Einbildungen, von ſeinen Verwunderungen Bericht erſtatten wollten.

Der kleine Trupp langte nach einem leichten Ritte Abends in Bridgewater an. Der von der Ermattung eines heftigen Fieberanfalles und einer viertägigen Krankenkoſt kaum wieder hergeſtellte Richard bezeigte Neigung zur Ruhe; es ward beſchloſſen, die Weiterreiſe morgenden Tages auszuſetzen.

Noch an dem nämlichen Abend wurde Tom, der anſcheinende Bediente des Capitains, unter dem Vorwande eines Auftrags, deſſen Kenntniß der Herr für ſich behielt, man weiß nicht wohin geſchickt.

Kriegsgefangene Franzoſen füllten das Wirthshaus an, wo der Capitain und ſeine vorgebliche Tochter abgeſtiegen waren. Es war unter ihnen ein Schiffsfähndrich, zwei Seecadetten, ein Wundarzt und zwei Steuermänner. Von Richard's Verkleidung getäuſcht und von der Anmuth ſeiner Geſichtszüge eingenommen, riefen dieſe Fremden bei ſeinem Anblicke, laut genug, um von ihm gehört zu werden, aus: Das iſt eine ſehr hübſche Miß. Der Capitain und Miß Beckit ſchienen eine mittelbare in einer fremden Sprache geſagte Artigkeit nicht zu beachten, die vielleicht gar noch von einer etwas ſeemänniſchen Ausrufung gewürzt wurde. Richard legte ſich nieder und ſchlief bis an den hellen lichten Tag. Der Capitain ging ſehr frühzeitig aus.

Gegen elf Uhr ſtand Richard auf und ſuchte ſoeben, mit Hülfe eines Stubenmädchens aus dem Gaſthauſe, ſeinen Anzug einigermaßen zierlich einzurichten, als man einen gewaltigen Lärmen im Hauſe vernahm. Die franzöſiſchen Offiziere kamen fluchend herein. Der Pöbel folgte ihnen und warf ihnen Steine nach. Sie ſchließen die Thüre hinter ſich ab. Bald darauf dringt ein mit ſeinem Stabe bewaffneter Conſtabel hinzu, ſchlägt ſtark dawider und gebietet im Namen der Gerechtigkeit, aufzumachen. Der Wirth wollte Folge leiſten; die Franzoſen hinderten ihn daran. Es war innerhalb und außerhalb des Hauſes ein entſetzliches Getöſe.

Richard, von Natur neugierig, verließ ſein Zimmer und fragte die Gefangenen auf Franzöſiſch nach der Veranlaſſung des Streites. Entzückt, eine engliſche Dame zu finden, die genugſam unterrichtet, ſie zu verſtehen, antworteten dieſe: Leute aus dem Volke haben uns Schimpf angethan und ungebührlicherweiſe geſchlagen, wir haben ſie zurückgewieſen. Es iſt zum Erſtaunen, daß man ſich gegen uns ſolche Gewaltthätigkeiten erlaubt; wir ſtehen unter dem Schutze der Regierung: man will ohne Zweifel die Beſchimpfung noch weiter treiben; aber ehe wir das leiden, werden wir uns unter den Trümmern dieſes Hauſes begraben.

Indem ſie dies ſprachen, bewaffneten ſie ſich mit ihren Degen, und beriethen ſich, ob ſie einen Ausfall auf den Pöbel machen ſollten oder nicht.

Richard war mit dem Vorfalle von Grund aus unbekannt, verſtand Nichts vom Völkerrechte und wußte nicht, wem er Recht geben ſollte. Er nahm im Innern des Hauſes viel Zorn und Entſchloſſenheit wahr; er ſteckte den Kopf an's Fenſter und erblickte einen gutausſehenden, ſchlichtgekleideten und von Wuth beſeelten Mann, der die der Volksmenge anfachte.

Ich räche mich an ihnen, ſchrie der Mann: ich gehe zum Friedensrichter, nach der Admiralität, in's Parlament, zum König. Brecht die Thüre ein, reißt das Haus nieder, wenn es nicht anders iſt.

Die Unordnung war auf das Äußerſte geſtiegen und die Gefahr groß genug für beide Parteien. Plötzlich erſcheint Capitain Sentri auf der Straße und wendet ſich mit Höflichkeit an Denjenigen, der das Volk antreibt und an den Conſtabel.

Herr Orchard, ſagt er zu ihm, und Sie, Herr Gerichtsbeamter, die Perſonen, die Sie hier im Begriffe ſtehen, gewaltſam feſtzunehmen, ſind Kriegsgefangene, die Ihrerſeits Rückſichten verdienen. Wenn ſie Sie beleidigt, wenn ſie die öffentliche Ordnung geſtört, wenn ſie Etwas wieder gut zu machen haben, Erſatz ſchuldig ſind, ſo kenne ich ſie und verbürge mich für ſie mit zehntauſend Pfund Sterling. Wenn ſie vor dem Friedensrichter erſcheinen müſſen, ſo werden ſie freiwillig mit mir hingehen. Entfernen Sie die Menge. Sobald ich in's Haus gelangt bin, ſoll ſich die Thüre auch für Sie aufthun, und wenn Sie erſt von der Sache unterrichtet ſein werden, werden Sie ſich Glück wünſchen, die Schonung, die ich Ihnen anrathe, beobachtet zu haben.

Der Conſtabel wendet ſich zu Herrn Orchard. Mein Herr, ſpricht er, von zehntauſend Pfund Sterling laſſen ſich viel zerſchlagene Köpfe bezahlen, und die Schäden und Intereſſen, zu denen ein Gericht verurtheilen kann, in der weiteſten Ausdehnung decken. Dieſer Herr, — indem er auf den Capitain Sentri deutete — ſpricht wie ein rechtſchaffener Mann, der die Geſetze des Königreichs kennt, und als Diener der Gerichte halte ich dafür, daß Sie ſich zufrieden ſtellen und ihn gewähren laſſen müſſen.

Herr Orchard konnte nicht umhin, der Meinung des Conſtabels beizupflichten: dieſer winkt mit ſeinem Stabe und läßt einen Ausruf ertönen, die Volksmenge verſteht das Zeichen, entfernt ſich, und der Capitain ſtellt ſich an der Thüre dar, die ihm flugs aufgemacht wird. Er wendet ſich mit einem freien Anſtande zu den franzöſiſchen Offizieren, und ſagt zu ihnen, indem er ſie mit erſtaunlicher Geläufigkeit in ihrer Sprache anredet: Meine Herren, ein Ehrenmann, einer der reichſten Pächter der Umgegend, glaubt ſich von Ihnen beleidigt; ich kenne Ihre Unſchuld und vermag, Sie zu rechtfertigen; aber man muß ihn ſelbſt davon überzeugen und den Gerichtsbeamten in den Stand ſetzen, ſeinen Bericht abzuſtatten. Alle Beide ſind in der Stimmung, Vernunft anzunehmen, und Sie ſind ihnen, um Ihrer Ruhe willen, die Aufſchlüſſe ſchuldig, die ſie verlangen.

Die franzöſiſchen Offiziere fügen ſich ſo vernünftigen Vorſchlägen. Die Thüre geht auf. Herr Orchard und der Conſtabel werden eingelaſſen. Man läßt ſie niederſitzen und der Capitain Sentri kommt zur Sache.

Worüber beklagen Sie ſich, Herr Orchard? Da dieſe Herren unſerer Sprache unkundig ſind, ſo nehme ich es auf mich, für ſie zu antworten.

Dieſe Franzoſen, hub der brave Pächter an, begegnen einer meiner Töchter, wie ſie aus der Kirche quer über die Wieſe nach Hauſe geht, ſie ſind ihrer drei: ſie beſchimpfen ſie. Einige junge Leute aus dem Dorfe kommen dazu und wollen die Vertheidigung meiner Tochter übernehmen, man hat ſie zu Boden geſchlagen. Während der Zeit hat man einen Kameraden der Beleidiger meine Tochter entführen geſehen.... Ich komme vom Gottesdienſte, höre von dieſen Mißhandlungen.....

Beruhigen Sie ſich, Herr Orchard, ſprach der Capitain, Ihre Tochter iſt nicht beſchimpft worden; ſie iſt nicht entführt. Dieſe drei Herren ſind ihr auf ihrem Wege, ein jeder mit einem Blumenſtrauße begegnet und haben ihr die Artigkeit erwieſen, ſie ihr anzubieten: ſie weigerte ſich, ſie anzunehmen; ſie verſtanden ihre Sprache nicht: ſie begriff Nichts von der ihrigen. Über eine ſo mangelhafte Unterredung ſind fünf junge Leute aus dem Kirchſpiele genaht, haben dieſe Herren angegriffen und ſind von ihnen wohl empfangen worden: Ihre erſchrockene Tochter wäre bald ohnmächtig geworden, ein gefälliger Engländer kam und bot ihr den Arm an und hat ſie nach Ihrem Hauſe geführt, wo ſie iſt. Die Veranlaſſung des Streites, die drei Sträuße, liegen noch auf dem Kampfplatze.

Sie verſichern mich deſſen, mein Herr? ſagte der Pächter zum Capitain.

Ja, Herr, erwiederte dieſer, und ich biete mich Ihnen als Bürgen der Wahrheit meiner Ausſage an.

In dem Falle, begann der Pächter, mögen Diejenigen, die gemißhandelt worden ſind, ihren Schadenerſatz ſich ſuchen, wo ſie wollen, und erſuche ich Sie, dieſe Fremden zur Annahme meiner Entſchuldigungen zu bewegen, daß ich mich von der ungeſtümen Hitze einiger unbeſonnenen Landsleute habe mit fortreißen laſſen. Begleiten Sie mich hernach gefälligſt mit dem Conſtabel zu dem Friedensrichter, um den Folgen dieſes Handels Einhalt zu thun.

Während der Verhandlung hatten die Offiziere die Augen auf den Capitain und den Pachter geheftet; ſie begriffen Nichts von der Unterredung; aber ſie ſahen die Geſichtszüge des Herrn Orchard allmälig ruhig werden, wogegen ein gewiſſes Mißvergnügen ſich in denen des Conſtabels ausdrückte.

Der Capitain nähert ſich den Franzoſen: Beruhigen Sie ſich, meine Herren, ſpricht er zu ihnen, der Aufruhr iſt beſchwichtigt. Herr Orchard ſieht ſein Unrecht ein und bittet Sie, den Antheil zu verzeihen, den er an dem Schimpfe genommen hat, worüber Sie ein Recht haben, ſich zu beklagen.

Die Franzoſen machten Herrn Orchard eine Verbeugung, er erwiederte ſie ihnen und die drei Engländer entfernten ſich.

Richard, der einzige Zeuge des Vorganges, — denn das Verſtändniß beider Sprachen hatte ihn befähigt, nicht ein Wort davon zu verlieren — blieb bei den Fremden zurück. Der älteſte der dreie nähert ſich ihm: Liebenswürdige Miß, ſagt er, wir verſtehen nur die Hälfte von dem was vorgeht; aber, allem Anſcheine nach, ſind wir Ihrem Herrn Vater die größten Verbindlichkeiten ſchuldig. Geſtehen Sie uns: er ſpricht ein zu reines Franzöſiſch, er bezeigt uns zu viele Dienſtwilligkeit, als daß er nicht ſelbſt ein Franzoſe ſein ſollte.

Er erfüllt die Pflicht eines echten Engländers, verſetzte Richard: er iſt ganz gewiß einer.

Dieſe Antwort kam ſeiner Aufrichtigkeit etwas ſchwer an. Je mehr er den Capitain ſah, deſto weniger gelang es ihm, ihn zu errathen. Es war kaum eine Stunde abgelaufen, ſo kehrte dieſer in das Gaſthaus zurück.

Miß, ſagte er zu der falſchen Beckit, nehmen Sie Ihren Hut und Ihre Handſchuh: der wackere Herr Orchard läd uns zu Mittag ein und wir gehen hin.

Die ernſte Miene des Capitains und die Art und Weiſe, wie er dieſen Vorſchlag that, brachten Richard faſt aus ſeiner Faſſung.

Zuverſichtlich, mein Herr, verſetzte er, ſollten Sie, in dem Zuſtande, wie ich bin, nicht noch bemüht ſein, mich ſehen zu laſſen: was für eine Figur, wollen Sie, daß ich unter Unbekannten ſpiele?

Die eines jungen Mädchens ohne Welt und geſellige Bildung, erwiederte der Capitain, die Alles verlegen macht, die meiner Tochter, mit Einem Worte. Sie haben Anlagen genug, die Rolle durchzuführen, aber es iſt Ihnen nothwendig, ſich darin zu vervollkommnen. Ich bin nicht übel damit zufrieden, wie Sie ſich geſtern unterwegs und dieſen Morgen hier im Gaſthauſe betragen haben; aber Sie müſſen ſich auf einem größern Schauplatze verſuchen, wo man Sie längere Zeit und mehr in der Nähe erblickt.

Bis zu einem gewiſſen Punkte entſchloſſen, ſich leiten zu laſſen, gehorchte Richard, ohne dem Capitain weitere Vorſtellungen zu machen, und alle Beide begaben ſich an den Ort, wohin ſie eingeladen waren.

Unter dem Anſcheine der allergrößten Einfachheit herrſchte in dem Hauſe des Herrn Orchard Wohlſtand und ſogar Überfluß; Offenherzigkeit und Wohlwollen malten ſich in den Geſichtszügen Derjenigen, die die Familie ausmachten. Miſtriß Orchard und drei vor Friſche, Jugend und Anmuth ſtrahlende Töchter kommen Richard entgegen und empfangen ihn mit den liebreichſten Umarmungen; zwei große kräftige und wohlgebaute junge Burſchen machten ihm ihren Kratzfuß mit etwas ſchlechterem Anſtande, doch aber mit beſcheidener Sicherheit.

Man ſetzt ſich zu Tiſche; man kann ſich eine Mahlzeit auf dem Lande bei einem reichen Pächter vorſtellen: mehr Sauberkeit als ausgeſuchte Zierlichkeit; mehr Fülle als Geſchmack; Herzlichkeit, ohne große Bezeigungen; Aufmerkſamkeit, ohne beſondere Berückſichtigungen; Offenheit, ohne Vertraulichkeiten; Heiterkeit, ohne Luſtigkeit; nahrhafte, nicht eben gewürzte Speiſen; Bier aus der Zeit des Königs Johann und ſechs Arten Pudding. Man wollte des Capitains und Richard's Geſchmack errathen und legte ihnen unaufhörlich vor. Die vermeintliche Miß war der Gegenſtand der kleinen Anlockungen der jungen Mädchen, die ſie als ihre Geſpielin betrachteten und der verliebten Seitenblicke der jungen Burſchen, die ſie ſehr nach ihrem Sinne fanden. Nach geendigter Mahlzeit blieben Herr Orchard und ſeine Söhne mit dem Capitain bei Tiſche; Miſtriß Orchard und ihre Töchter führen Richard in ein anderes Zimmer, wo ein Bret mit Süßigkeiten aufgetragen war.

Sobald die Frauen ſich unter ſich allein glaubten, gaben die Töchter der Miſtriß Orchard, die ſich in ihren Zuvorkommenheiten gegen Richard bisher einigen Zwang auferlegt hatten, die Zurückhaltung mehr auf und liebkoſten ihn auf das lebhafteſte und ſchmeichelhafteſte.

Die Lage der falſchen Miß ward eine ſehr beſchwerliche: Undankbarkeit lag nicht in ſeinem Charakter, und der Wohlſtand verlangte, daß er Artigkeit mit Artigkeit erwiedere. Wenn er ſich ein wenig vergaß, ſo fürchtete er gleich, er möge ſich zu ſehr vergeſſen. Die Gegenſtände waren reizend: er ſah den Augenblick kommen, wo er zurückſtoßen oder fliehen müſſe.

Glücklicherweiſe traten die Herren Orchard und der Capitain ein. Der älteſte brachte eine Geige, der jüngere eine Schellentrommel mit; man ſchlug einen Tanz vor, und Capitain Sentri eröffnete den Ball mit Miſtriß Orchard und tanzte den Horn-pipe mit dem Anſtande eines Hofmannes, dem Feuer, der Leichtigkeit, der Kraft eines jungen Mannes. Die Mißes Orchard ließen ihrerſeits ihre naive Anmuth bewundern. Es ging Alles gut, als der Älteſte des Hauſes kam und Richard zu tanzen bat; dieſer entſchuldigte ſich mit ſeiner Unwiſſenheit.

Immer zu, Beckit, ſagte der Capitain, Du haſt zwar nie getanzt; aber die Geſellſchaft iſt nachſichtsvoll. Man muß ſich zu vergnügen wiſſen und zum Vergnügen Anderer beitragen. Man iſt Anfangs ungeſchickt, man weiß nicht, was man thut: hernach vervollkommnet man ſich durch Übung. Du tanzſt zweimal im Zimmer auf- und nieder, merkſt auf den Tact und figurirſt.

Richard konnte nicht umhin, zu gehorchen. „Er zog ſich nicht beſonders gut aus der Sache. Allenthalben ſonſt würde man gelacht haben. Wo er war, wußte man ihm für ſeine Gefälligkeit Dank: ſie zog ihm die Umarmungen der Damen und vor Allem die des Capitains zu, der ihn mit einer außerordentlichen Zärtlichkeit in ſeine Arme ſchloß. Die Theeſtunde kam heran: man trank den Thee, und ſchied von einander, mit dem Verſprechen, ſich nimmer zu vergeſſen.

Richard kehrte mit dem Capitain in das Gaſthaus zurück. Meine liebe Beckit, ſagte dieſer zu ihm, ich kann Deine Willfährigkeit gegen mich nicht genug rühmen: ſie gewinnt Dir vollends mein Herz. Ich würde Dich gleich auch haben ſingen laſſen; aber Du ſingſt zu gut, und wenn ich Dich vor unſern Wirthen ein ſo ausgebildetes Talent hätte entwickeln laſſen, das ſie nicht in den Verhältniſſen ſind, ſich anzueignen, ſo würde dieſe Höflichkeit nichts Verbindliches für ſie gehabt haben. Ich habe vorgezogen, Dich tanzen zu laſſen; Dein Ungeſchick ſogar hat Dein Verlangen bewieſen, ihnen angenehm zu ſein.

Da nun Richard ſich immerfort Beckit oder Miß benennen hörte, ſo ſprach er ſanftmüthig: Sie haben mich als Mädchen kleiden laſſen, mein Herr: vergeſſen Sie, daß ich es nicht bin; die jungen Mädchen .....

Ich verſtehe Dich, ſagte der Capitain, ſie werden Dich in Verlegenheit gebracht haben; aber es ſind Prüfungen der Art von nöthen, Dich auf größere vorzubereiten. Gieb dies kleine Schmollen und dieſe Unzufriedenheit mit mir auf, und beſonders ſage nicht mehr mein Herr oder Madam zu mir. Ich bin Dein Vater oder Deine Mutter, wie es die Gelegenheit gibt, und betheuere Dir, ich mag das Eine oder Andere ſein, daß der Himmel es Dir nicht zärtlicher ſchaffen konnte.

Da der Capitain fürchtete, er möchte Richard durch die kleine Zurechtweiſung gekränkt haben, ſo umarmte er ihn mit einer ſo entſchiedenen Zärtlichkeit, daß dieſer davon gerührt wurde und ſie erwiederte. Sie traten in das Wirthshaus ein. Ein Mann in Uniform redet den Capitain an.

Ei, guten Morgen, mein braver Commandant, ſpricht er zu ihm.

Ach, ach! ſeid Ihr es, Sergeant?

Ja, mein Commandant, ich bin Ihr Diener, Harry Baggot.....

Ich glaubte Euch in Bath, Baggot, man hatte Euch Urlaub gegeben, um das Waſſer zu gebrauchen....

Ich war auf dem Wege dahin, mein Commandant. Da bin ich auf einen meiner alten Kriegsgefährten geſtoßen, der eine Taverne hält: er hat mir vorgeſchlagen, ſeinen Obſtmoſt und ſein Bier zu koſten; ich fühle, daß ich mich erhole: wenn das Beſtand hat, ſo laſſe ich das Waſſer in's Meer laufen.

Aber, Baggot, ſagte der Capitain, man hat Euch Euren Abſchied nach Bath nachgeſchickt. Ihr ſeid fortan frei. Eure Abrechnung iſt gemacht; Euer Geld auf der Admiralität hinterlegt: Ihr könnt es gegen Eure Quittung in Empfang nehmen. Die Summe iſt anſehnlich, Baggot, und wird Euch in den Stand ſetzen, Euch in jedem Euch beliebigen Theile von England behaglich niederzulaſſen.

Der Himmel lohne es Ihnen tauſendmale! rief Baggot im Entzücken über ſo viele gute Nachrichten aus. Ich höre, daß dieſe junge Dame Ihre Tochter iſt; mögen Sie alle Beide mit Segen überſchüttet werden! Ach, Miß, vergeben Sie mir meine Kühnheit, Sie haben den bravſten, den verdienteſten Offizier zum Vater, der im Heere dient.

Ich bin Euch für dieſe Beweiſe Eurer Freundſchaft und Eures guten Herzens ſehr erkenntlich, mein lieber Baggot, ſagte der Capitain; worauf er zu Richard gewendet ferner ſprach: Meine Tochter, ich habe kein Geld bei mir, gib dem Sergeant Etwas, daß er unſere Geſundheit trinke.

Richard ſah den Capitain verwundert an; aber, Vater, wie ſoll ich Geld geben? ich habe keins.

Du mußt welches haben, meine Tochter, hebt der Capitain wieder an: erinnere Dich der Geſchichte des jungen Menſchen, dem wir geſtern begegneten und ſuche in Deiner Taſche nach.

Richard ſucht und unter einigen Kleinigkeiten zum Gebrauche eines Frauenzimmers, die er nicht in ſeinem Beſitze glaubte, findet er eine ſehr reich mit Gold gefüllte Börſe vor. Er zieht eine Guinee heraus und gibt ſie dem Sergeanten. Dieſer bedankt ſich und nimmt Abſchied.

Richard, die Börſe in der Hand, wendet ſich zu dem Capitain: Was ſoll ich mit dem Gelde thun? .....

Gutes, meine Tochter; ich rathe Dir, keine einzige Gelegenheit dazu zu verſäumen: ſie ſind alle koſtbar.

Sie erwählen mich alſo zu Ihrem Almoſenier, ſagte Richard: ich fühle mich durch das Amt geehrt, und werde es verwalten.

Nächſten Tages reiſten der Capitain und ſein Zögling früh bei Zeiten ab. Der Tag verging ohne Vorfälle. Am Abend kehrten ſie in einem kleinen Dorfe ein. Eine ſehr ſchlecht beſchaffene Schenke war der einzige Ort, wo man da die Nacht zubringen konnte. Eine einzige Stube, ein Bett, das man theilen muß, ſind alle Hülfsquellen derſelben.

Nach einem leichten Abendeſſen entſchlief Richard, jung und an Beſchwerden nicht gewöhnt, wie er war, auf der Stelle, und blieb bis neun Uhr Morgens auf einem Ohre liegen.

Als dann die Sonne auf ſein Bett ſtrahlt, erwacht er; er ſchlägt die Augen auf, und da er den Capitain Sentri nicht an ſeiner Seite gewahrt, ſo lüftet er den Vorhang ein wenig und ſucht ihn im Zimmer.

Der Capitain war nicht darin.

Eine in einem leichten Morgenkleide vor einem Tiſche ſitzende Frau, die dem Bette faſt den Rücken zugekehrt und einen Pudermantel umgeworfen hat, war mit ihrem Anzuge beſchäftigt.

Über dieſe Erſcheinung erſtaunt, nähert ſich Richard leiſe dem Bettende, um den neuen Gaſt zu betrachten, der zum Mitbeſitze ihres kleinen Stübchens zugelaſſen worden iſt.

Es war eine Frau im mittleren Alter, von äußerſt edlem Anſehen, glattem, ohne eben glänzend zu ſein, ziemlich friſchem Geſicht, mit ſchönem, völlig ſchwarzem Haar, das ſie ſehr ſorgſam zu ordnen ſchien; ſie warf die Augen zufällig nach dem Bettende und ſah, wie Richard ſeinen Kopf zwiſchen den Vorhängen durchſteckte.

Sie ſteht auf, kommt raſch auf das Bett zu; nun, ſpricht ſie liebkoſend und munter, mit ſanfter Stimme: wie hat meine kleine Miß die Nacht zugebracht?

Richard reißt die Augen auf, ſo weit er kann, ſieht die Frau an, die mit ihm ſpricht, beobachtet ſie forſchend eine Weile, vergleicht was er geſehen hat, mit dem was er ſieht.

Er meint einige Züge der Zigeunerin und des Capitains, wiewohl ſehr verſchönert, wiederzuerkennen. Der Wuchs ſcheint ihm höher, die Haltung iſt eine ganz andere: es iſt nicht mehr daſſelbe Geberden-, nicht mehr daſſelbe Mienenſpiel.

Himmel, ſpricht er, Sie ſind es, Madame?

Immer wieder Madame! verſetzt die Frau im Pudermantel. Du biſt ein kleiner Starrkopf. Ich bin heute Deine Mutter, und daß Du das ja nicht vergißt!

Steh auf, komm und hilf mir: Du mußt Dir Geſchicklichkeit erwerben, damit Du in der Folge Dir ſelber nützlich ſein kannſt.

Richard ſteht auf, nimmt ſeine Röcke und bedient ſeine Mutter, wobei er indeß mehr guten Willen als Erfahrung zu erkennen gibt.

Die Dame ließ ihn mit allem Anſtande genug ſehen, um ihn zu überzeugen, daß ihr zu dem Geſchlechte, das es ihr gefallen hatte, für dieſen Tag anzunehmen, Nichts gebrach. Sobald ihr Anzug fertig war, hieß die Dame Richard, die Pferde ſatteln zu laſſen: er gehorchte.

Die Wirthsleute waren ein wenig erſtaunt, als ſie die bei ihnen vorgegangene Umwandlung wahrnahmen.

Doch ſtand es ihnen nicht zu, darüber Rechenſchaft zu verlangen: ſie wurden gut bezahlt. Sie ſahen die Damen abreiſen, ohne ein Wort zu ſagen und wünſchten ihnen eine glückliche Reiſe.

Richard hatte keine Zeit ſich unterwegs zu langweilen. Wäre ſein Herz nicht von einer ſtarken Leidenſchaft erfüllt geweſen, ſo würden die Handlungen und Verwandlungen ſeines Führers, ihre ſo ſchwer zu begreifende Verbindung mit dem Gute, das man ihm zu erhoffen geſtattete, ſeinen Träumereien hinlänglichen Nahrungsſtoff verliehen haben.

Es mußte nöthig ſein, daß man ihn rechte Umwege einſchlagen ließ; der Ort, wo man an dieſem Tage Mittag machte, war, dem Anſehen und den Bequemlichkeiten nach, noch unter dem unbehaglichen Aufenthalte, wo man übernachtet hatte.

Nachdem Richard vom Pferde geſtiegen, ſaß er allein in einem ziemlich großen Zimmer, worin aber Alles in Unordnung war. Die Dame hatte ſich unter einem Vorwande entfernt.

Drei ziemlich übel ausſehende Männer erblicken von einer Kammer aus, wo ſie zu Tiſche ſitzen, die falſche Beckit, ſtehen auf und kommen auf ſie zu; der eine ſagt ihr, ſie ſei hübſch: der andere greift ihr an das Kinn: der dritte will ſie auf eine etwas lebhafte Art liebkoſen. Richard wehrt ſich, ſchreit, und gibt dem Unverſchämten eine Ohrfeige: alle drei von ſeiner Sprödigkeit wenig abgeſchreckt, fallen eben hitzig über ihn her, als die Dame wiederkehrt

Die drei Männer hatten Degen an der Seite, die Dame reißt den erſten beſten aus der Scheide, der ihr in die Hände fällt und greift mit gewaltigen Streichen Diejenigen an, die ſie die Ehrenräuber ihrer Tochter nennt. Einer der drei Kerle wendet ſich um, und will ihr Stand halten; ſie kreuzt den Stahl, den man ihr vorhält und entwaffnet ihren Gegner, indem ſie ihm den Degen aus der Hand legirt.

Dieſe Kraftäußerung macht den gegen Richard gerichteten Angriffen ein Ende. Die Dame gleicht mit dem geſchwungenen Stahle der raſenden Medea: ihre Augen funkeln; ſie ſpricht mit rauher, erhobener Stimme Worte unbekannten Sinnes, deren Klang ſogar erſchreckend iſt.

Die drei Männer ſehen ſie, hören ſie an, in ihren Augen malt ſich Entſetzen, ſie rennen haſtig fort, werfen ſich auf ihre Pferde, die nahebei an eine Hecke gebunden ſtehen, galoppiren auf und davon und verſchwinden.

Die Dame geht einen Augenblick hinaus, ſagt dem Schenkwirth einige Worte, und kehrt mit einer ſo ruhigen Miene zurück, als wenn nichts Ungewöhnliches vorgefallen wäre; Richard verlangte von Nichts Rechenſchaft; ſein Führer war nicht gewohnt, welche abzulegen. Man aß zu Mittag und entfernte ſich bald nachher, ohne ſich auf Erklärungen einzulaſſen.

Man darf ſich indeſſen nicht einbilden, daß unſere beiden Reiſenden unterwegs immer ſtill ſchwiegen. Im Gegentheil, das Geſpräch wurde wie gewöhnlich geführt, unterhalten und beſeelt, ſobald die Örtlichkeit ihnen erlaubte, ſich einander genugſam zu nähern.

Die verſchiedenen Naturerzeugniſſe waren Richard faſt ſämmtlich unbekannt: man ſetzte ihm die Art und Weiſe ſie anzubauen, zu vervielfältigen und ihren mannichfachen Nutzen mit Gefälligkeit auseinander. Man machte ihn ſorgfältig mit den Ortſchaften bekannt, die am Wege lagen, und wenn die Geſchichte ſie berühmt gemacht hatte, ſo führte man in der Kürze die Thaten an, denen ſie ihren Ruhm ſchuldig geworden waren. Richard meinte beim Zuhören, eines der beſten Bücher zu leſen, die er in ſeinem Leben geleſen hatte.

Sie ritten ſchon zwei Tage lang durch unebene Landſtrecken, als die Dame ſich mit den Worten zu ihrem Begleiter wendete: Hier, meine liebe Beckit, iſt die Grenze von Wales, und wir ſind dem Ziele unſerer Reiſe nahe. Dieſen Abend werde ich Dich zu einer Bekanntin Deines guten Freundes, des Capitain Sentri, bringen; Du weißt, daß Du ſeine Tochter biſt: erfahre, daß ich ſeine Schweſter bin. Die gute Walliſerin, bei der Du eine Zufluchtſtätte finden wirſt, hat zwei ſehr liebenswürdige Töchter: ſie werden Deine Geſpielinnen ſein. Anfänglich werden ſie Nichts von Deinen Worten verſtehen, die ihrigen werden Dir nicht verſtändlicher ſein; das iſt ein Vortheil, deſſen Nutzen Du einſehen wirſt: er wird Dich von vielen kitzlichen Fragen befreien, im Fall Du nicht Zeit hätteſt, nachzudenken und Deine Antworten vorzubereiten. Wenn die Damen Dich werden verſtehen können, werden ſie Dich vielerlei über ihren Freund, den Capitain, über Dich und mich fragen. Du magſt ihnen Dies antworten: Du hätteſt Deine Mutter frühzeitig verloren: ſeinem Hange zu reiſen folgend, oder von den Pflichten des Dienſtes, dem er ſich gewidmet, in Anſpruch genommen, hätte Dein Vater Deine Erziehung einem ehrlichen Pächter von Bridgewater, Namens William Orchard, anvertraut und hätteſt Du ihn dann nur ſehr wenig geſehen. Mich, ſeine Schweſter, kenneteſt Du ebenſo wenig. Deine Antworten müſſen kurz ſein: vermeide jede Vertraulichkeit; Dein Glück hängt von Deiner Klugheit ab. Capitain Sentri hat die Aufmerkſamkeit gehabt, die Dame im Voraus von unſerer Ankunft in Kenntniß zu ſetzen, alſo dürfen wir uns auf einen guten Empfang gefaßt machen. Morgen verlaſſe ich Dich; dieſe Trennung wird mir ſchmerzlich ſein, meine liebe Beckit; aber ich werde unaufhörlich über Dich wachen; wiewohl Dir meine Vorſorgen unnütz ſein werden, wenn Du Dich nicht auch Deinerſeits in Obacht nimmſt. Du kannſt Dich in der Zurückgezogenheit, worein ich Dich hülle, langweilen. Deſto beſſer, meine liebe Tochter, man muß bei guter Zeit dieſe Art von Seelenſtimmung kennen lernen. Man iſt ihr in den glänzendſten Lagen des Lebens unterworfen, und wenn man ſie nicht zu ertragen weiß, ſo iſt man immer unglücklich und ſchwerlich weiſe.

Du wirſt hier eine nothwendige Beſchäftigung haben:

es iſt die, die Landesſprache zu erlernen, um es ſo weit zu bringen, ſich darin verſtändlich zu machen. Du wirſt Dir in der Folge Glück wünſchen, ſie erlernt zu haben: und wenn Deine Zeit nicht völlig davon ausgefüllt werden ſollte, ſo kannſt Du zu Deiner Beluſtigung Spitzen klöppeln. Die Töchter der Miſtriß Bullcock verſtehen dieſe kleine Arbeit aus dem Grunde: ſie werden ſie Dich gern lehren. Du wirſt zu gleicher Zeit Gewandtheit erlangen und Dir eine ruhige Haltung aneignen, wie ſie einer Perſon des andern Geſchlechtes anſteht.

Aber, Madame, fiel ihr Richard mit einer ein wenig mißvergnügten Miene ein, Sie ſprechen immer von meinem Geſchlechte als Mädchen mit mir: werde ich es denn noch lange beibehalten?

Höre, Tochter, fuhr die Dame in zürnendem Tone fort, es kommt vielleicht eine Zeit, da Du in Verzweiflung gerathen wirſt, es nicht mehr zu ſein.

Aber, Madame, ſagte Richard .....

Aber, Beckit, hub dieſe wieder an, ich bin nicht Madame; haſt Du vergeſſen, daß ich Deine Tante bin, und glaubſt Du mir durch Deine Unfolgſamkeit, Deine Ungeduld, Deine Verſtimmung würdiger zu erſcheinen, dem Geſchlechte anzugehören, deſſen ich Dich nur noch dem Scheine nach habe verluſtig werden laſſen? Du gehörſt mir zu: Du biſt, was es mir gefällt, Dich ſein zu laſſen, handle nach meinen Geboten, und ſprich nach meinem Gefallen.

Richard warf die Augen auf ſeine Tante und ſah in ihren Blicken Strenge. Geneigt, ſie hochzuachten, ihr aus Zuneigung, aus Gewohnheit, aus Inſtinct nachzugeben, glaubte er ſie unzufrieden gemacht zu haben und fühlte ſich beunruhigt. Die Dame fürchtete den Verweis etwas zu weit getrieben zu haben, warf ihm die Arme um den Hals und drückte ihn von ganzem Herzen an ſich; er erwiedert ihre Liebkoſungen, und das gute Einverſtändniß iſt wieder hergeſtellt.

Man langt bei Miſtriß Bullcock an; dies war der Name der walliſiſchen Dame. Geſichter, Kleidung, Sprache, Sitten, Alles war Richard neu. Man nahm die Dame mit vieler Rückſicht auf und ihn, wie die Tochter des beſten Freundes vom Hauſe. Er erhielt ein bequemes Zimmer; Mutter und Töchter bemühten ſich, ihm ihre Geſellſchaft angenehm zu machen, und ſeine Tante ließ ihm bei ihrer Abreiſe Grund, ſich zu ſchmeicheln, daß ſeine neue Geſellſchaft ihm aus Mangel an Aufmerkſamkeit Derer, die ſie bildeten, nicht läſtig ſein würde. Von dem nächſten Tage an befand ſich Richard allein inmitten eines kleinen ganz Walliſer Völkchens; er ſelber hatte ſchon deſſen Anſehen; eine der Töchter der Miſtriß Bullcock war von ſeiner Größe, man hatte ihn ihre Kleidung anziehen laſſen: es wurde ihm nicht wieder geſtattet, ſie abzulegen.

Es iſt natürlich, Andere anhören und ſich ihnen verſtändlich machen zu wollen; man darf ſich alſo nicht verwundern, wenn Richard ſich mit ganzer Seele des Wälſchen befleißigte. Seine Fortſchritte, wie raſch auch, waren doch nicht zu verwundern, da ſein Geiſt und Gedächtniß frühzeitig durch Studien ausgebildet und geübt worden. Nach Verlauf von vierzehn Tagen verſtand er hinreichend viel, um Nichts entbehren zu müſſen; vierzehn Tage ſpäter konnte er alle Gegenſtände, die in dem gemeinen Ideenkreiſe vorkommen, bei ihren Namen nennen; bald darauf würde er im Stande geweſen ſein, ein gewöhnliches Geſpräch zu führen. Da ſich zu dieſem Fleiße die Erlernung des Spitzenklöppelns geſellte, ſo ward ein Theil ſeiner Zeit damit ausgefüllt; Träumereien und hin und wieder ein einſamer Spaziergang um die Wohnung herum, beſchäftigten ihn ſo ziemlich den übrigen Tag. Die Nächte waren länger. Er verbrachte ſie, indem er an Dorotheen dachte, indem er die Hoffnungen, die man ihm machte, ſie zu ſehen, dereinſt zu beſitzen, mit den ſeltſamen Mitteln in Übereinſtimmung brachte, die ſein Führer anwandte. Wenn er mit Sorgfalt die

Handlungen erwog, von denen er Zeuge geweſen war, und ihm einige auch abenteuerlich vorkamen und ſeine Vernunft verwirrten: ſo war doch Alles in der kleinen Anzahl derer, die er beurtheilen konnte, ſchön, weiſe und edel. Ein heißes Verlangen, ihn wiederzuſehen, war das Ergebniß dieſes Kampfes in ſeinen Betrachtungen. Miſtriß Bullcock und ihre Töchter belebten unaufhörlich dieſes Gefühl, indem ſie ihm Tag für Tag von dem Capitain Sentri erzählten und ihre Unruhe bezeigten, keine Nachrichten von ihm zu empfangen. Er glaubte, von dieſen Damen einiges Licht erhalten zu können und fragte ſie, ob ihre freundſchaftliche Verbindung mit dem Capitain, ſeinem Vater, alt ſei.

Es iſt länger als zehn Jahre her, liebe Miß, antwortete Miſtriß Bullcock, daß einer ſeiner und unſerer Freunde ihn uns zuführte. Seitdem hat er uns faſt immer wie ſeine Familie, Wales wie ſeine Heimath angeſehen; er hat uns all ſeine freie Zeit gewidmet.

Aber wußten Sie, daß er verheirathet war? fragte Richard .....

Ich erfuhr es vor fünf Jahren, zufällig, verſezte Miſtriß Bullcock. Eine Dame aus der Nachbarſchaft, von einnehmender Geſichtsbildung, in ihren beſten Jahren, mit Glücksgütern geſegnet, die Witwe eines Fridensrichters, faßte eine ſtarke Neigung zu ihm; er ſchien Achtung vor ihr zu haben. Ich ward gewiſſermaßen beaufgragt, die Sache abzuſchließen. Die Partie war ſehr vortheilhaft. Ich war über die Abneigung Ihres Vaters gegen eine ſolche Verſorgung ſehr verwundert: ich drang in ihn und da geſtand er mir, indem er mir Stillſchweigen auferlegte, daß er nicht frei ſei, und ein Kind habe: ich wußte gar nicht einmal, meine theure Miß, ob Sie ein Mädchen oder ein Knabe wären.

Sie kannten ſeine Schweſter, Madame? hub Richard wieder an.

Nein, entgegnete Miſtriß Bullcock. Es ſprach nie

Jemand weniger von dem was ihn betraf, als der Capitain. Und zwar iſt dies keine Folge der natürlichen Verſchloſſenheit des Charakters ſeines Volks; wir Walliſer ſind nicht offenherziger, nicht freimüthiger als er; aber er vergißt ſich mit Andern und ſcheint ſich völlig aus den Augen zu verlieren.

Finden Sie hervorſtechende Ähnlichkeit der Geſichtszüge zwiſchen meiner Tante und ihm?

Sehr viele, verſetzte die Dame; ſie iſt nur nicht ſo braun, hat ein offeneres Geſicht; aber wenn ſie die blonde Perücke ihres Bruders ein wenig vorn auf die Naſe ſetzte, ſo wäre ſie ſein Abbild.

Um ſich nicht ihn etwa verwirrenden Fragen auszuſetzen, hörte Richard auf, welche zu thun; und übrigens ſagte man ihm ja auch nichts Geeignetes, ihn aufzuklären. Die natürliche Schlußfolge, die er daraus zog, war dieſe: Das ſonderbare Weſen, das es auf ſich genommen hat, mich zu leiten, hat die Erſcheinung eines bekannten und hochgeachteten Mannes angenommen, um mich in dieſes Haus einzuführen: aber was ſoll ich darin? Wohin kann dieſer Kunſtgriff führen?

Sechs Wochen waren dergeſtalt verfloſſen, als Capitain Sentri Richard und ſeine Bekannten durch ſeine unvermuthete Ankunft auf das Angenehmſte überraſchte. Richard ging ihm nicht entgegen, da er nicht wußte, ob es der wahre oder falſche Capitain ſei. Doch bald zerſtreute ſich ſeine Unruhe: ein Blick des Einverſtändniſſes, ein freundlicher Augenwink machten ihn froh.

Von der Familie umgeben, rechtfertigte der Capitain ſein Stillſchweigen: verwickelte, nunmehr glücklich beendigte Geſchäfte waren die Urſache geweſen. Er hatte ſoeben ſehr wichtige Rechnungen in Bezug auf die Ämter, die ihm anvertraut geweſen, abgelegt. Seither in den drei Königreichen herumirrend, hatte er ſich entſchloſſen, ſein kleines Vermögen in der Grafſchaft Suſſex anzulegen, und holte er denn ſeine liebe Beckit dahin ab.

Miſtriß Bullcock warf ihm freundſchaftlich vor, einen von ihr ſo entfernten Aufenthaltsort gewählt zu haben: er entſchuldigte ſich deshalb mit ziemlich ſchlagenden Gründen des Vortheils und machte die Damen darauf gefaßt, ihn des andern Morgens abreiſen zu ſehen.

Die Unterhaltung wurde durchaus auf Wälſch geführt und der Capitain nahm Richard's Aufmerkſamkeit und Verſtändniß mit Vergnügen wahr.

Am nächſtkommenden Morgen trennte man ſich unter gegenſeitigen Bezeigungen der Zuneigung. Richard ritt unterwegs hinter dem Capitain drein und beobachtete den Anſtand, womit derſelbe ſein Pferd lenkte und ſein entſchieden kriegeriſches Anſehen.

Worüber ſinnſt Du nach, meine Tochter? fragte ihn der Capitain auf Wälſch.

Haben Sie das Engliſche vergeſſen, Capitain? antwortete Richard.

Nein, verſetzte der Capitain; aber Du wirſt wohl daran thun, es zu vergeſſen. Übrigens mag ich Capitain Sentri ſchlechthin wohl für die ſein, die mich kennen; aber Du und ich, meine Tochter, ſollten wir einander nicht zärtlichere Namen ſchulden?

Ich bitte um Vergebung, ſagte Richard; wir ändern nur ſo oft unſere Verwandtſchaft zu einander, daß ich, wenn ich mit Ihnen rede, vergeſſe, ob ich mich an meinen Vater oder an meine Tante wenden ſoll.

Ich will Dich, ſagte der Capitain, fortan vor Deinen Vergeßlichkeiten und Zerſtreuungen ſicher ſtellen. Du wirſt mich in dieſer gegenwärtigen Geſtalt bis zu dem Augenblicke ſehen, wo Du ein neues Daſein beginnſt. Alsdann werde ich vor Deinen Augen in meiner natürlichen Geſtalt erſcheinen: möchteſt Du durch Dein Betragen beglückende Umwandlungen herbeiführen!

Unſere Reiſenden langten in der Grafſchaft Suſſex ohne Abenteuer an, die Erwähnung verdienten. Sie machten in einem anſehnlichen Dorfe, Namens Corntree, vor dem Eingange eines ziemlich großen Schloſſes Halt, dem gegenüber der Capitain ein unſcheinbares, einfach, aber anſtändig meublirtes Häuschen gemiethet hatte. Eine unterſetzte, robuſte Magd machte die ganze Dienerſchaft aus. Capitain Sentri ſchickte auf der Stelle ſeine Pferde zurück und das kleine Hausweſen war im Gange.

Am andern Morgen fand Richard bei ſeinem Erwachen neben ſeinem Bette einen vollſtändigen und äußerſt geſchmackvollen neuen walliſer Anzug; er betrachtete ihn: der Capitain trat ein.

Meine liebe Beckit, ſprach er zu ihm, Du mußt allhier eine echte Walliſerin vorſtellen: das Kauderwälſch, das Du ſprichſt, iſt noch zu ſehr voll Anglicismen, es möchte Dich verrathen: aber die Tracht, die Du anlegſt, wird die Täuſchung vollenden. Ich will Dir helfen, mit dieſem Rocke zurecht kommen, dieſe Haube vorn auf Augen und Schläfe ſetzen. Dein Geſicht wird ſo behalten, was es Anziehendes hat, Dein Wuchs wird Nichts von ſeiner Schlankheit verlieren, Du wirſt Dich allerliebſt ausnehmen, meine liebe Beckit. Fortan wirſt Du keine Beſchwerden mehr vorzuſchützen haben. Gewöhne Dich daran, frühzeitig aufzuſtehen. Ich ſetze Dich meiner kleinen Haushaltung vor, die Ausgeberin iſt Deiner Befehle gewärtig, und ſprich vor allen Dingen Wälſch; wenn Dir eine engliſche Redensart entſchlüpft, bringe ich Dich nach Wales zurück und werde Dir ein halbes Jahr lang unſichtbar. Da Dein Wälſch nicht ganz rein iſt, ſo wird Dich die Ausgeberin wohl zur Noth errathen; jedenfalls verdolmetſche ich Dich.

Als unerfahren in ſeinem neuen Amte ſpielte Richard die Rolle einer Hausfrau im Anfange ziemlich ſchlecht; aber da er ſeit acht Wochen gewöhnt war, ſich in Alles zu fügen, ſo machte er ſich mit allen Einzelheiten vertraut, und theilte ſeine Muße zwiſchen ſeinen häuslichen Geſchäften und dem Schemel ein, auf dem er Spitzen klöppelte.

Der Capitain kam und ging zu ſeinen gewohnten Stunden. Kehrte er nach Hauſe zurück, ſo ging er Richard mit einer Herzlichkeit entgegen, die immer neu ſchien, und ſchied von ihm mit ebenſo unverhohlenem Leidweſen. Seine Aufmerkſamkeiten gingen in's Weite. Seine Stimmung blieb ſich immer gleich; aber er ließ ſich nicht gern widerſprechen. Wenn ſein Zögling Fragen an ihn that, ſo antwortete er mit unendlicher Geduld und Gefälligkeit auf alle, die die der Neugierde des Jünglings geſteckten Grenzen nicht überſchritten, ſprach gern von Miß Dorotheen und immer, um tröſtende Nachrichten von ihr zu geben, und gefiel ſich, die ſüße Hoffnung zu nähren, ſie eines Tages wiederzuſehen. Fragte man ihn etwas die Verfaſſungen der verſchiedenen Staaten von Europa, die Sitten und Gebräuche in ihnen Betreffendes, ſo erhielt man die befriedigendſten, belehrendſten Antworten. Die Gedanken waren ſcharf, die Erklärungen kurz, die Unterſcheidungen bezeichnend; aber zuweilen ſuchte der Zögling, entweder aus Neugierde, oder um ſeinen Unterrichter verlegen zu machen, die Unterhaltung auf abſtracte Wiſſenſchaften, auf die Geheimniſſe der Natur zu lenken.

Verſuche mich nicht, Beckit, erwiederte der Capitain mit ernſtem Tone. Und wenn ich auch alle Wahrheiten wüßte, was doch einem endlichen Weſen nicht gegönnt iſt, ſo würde ich Dir ſelbſt diejenigen verbergen, die Du erfahren ſollſt. Studire, entreiße wenn Du kannſt, der Natur Geheimniſſe, dies iſt das einzige Mittel, tüchtig und verſtändig zu werden: weiſe, kannſt Du nicht werden; es würde Dir ohne Zweifel Gefahr bringen, würdeſt Du es zu ſehr.

Nach dieſer Moral gab der Capitain den ſtrengen Ton auf und fiel wieder in den vertraulichen und ſcherzhaften.

Eines Morgens kehrte er bei guter Zeit vor Tiſche heim. Beckit, ſagte er zu Richard, wir müſſen unſere Mahlzeit noch einmal ſo groß als gewöhnlich einrichten. Einer meiner Freunde kommt und ißt mit uns; Du wirſt mir beiſtehen, ihn zu unterhalten. Es iſt der Pfarrer des Orts, ein braver Mann; er wird Mühe haben, Dein Wälſch zu verſtehen; aber ich werde Dir als Dolmetſcher dienen; übrigens ſpricht er Engliſch wie Du und ich, Du wirſt alſo Nichts von dem verlieren, was er ſagen wird. Er wird Dich vielleicht ſehr in Verwunderung ſetzen, Beckit, aber beherrſche Dich ſelbſt. Achte auf Deine Haltung, Deine Bewegungen. Ich werde aus der Art, wie Du Dich beträgſt, abnehmen, inwiefern ich mich in der Folge auf Deine Klugheit verlaſſen kann: trage beſondere Sorgfalt, weniger kalt gegen mich zu ſein. Du biſt aus Wales, man ehrt da ſeine Eltern, aber liebt ſie noch mehr.

Nach dieſer kurzen Anleitung ging Beckit, auf eine Neuigkeit vorbereitet, ihre Wirthſchaft zu beſorgen, und kam der Geiſtliche gegen die Mittagsſtunde an.

Er hieß Herr Jackman, und war ein Mann, der in die Funfziger ging, ein gutes Ausſehen und wenig Geiſt, übrigens aber den Anſchein eines rechtſchaffenen und braven Geiſtlichen hatte. Er war ſehr eßluſtig und ſprach während der Mahlzeit wenig; nur daß er von Zeit zu Zeit nach Beckit hin Blicke gleiten ließ: ſie ſchlug die Augen nieder, die ſchon ihre walliſer Haube bedeckte: desungeachtet bewunderte er ihre Schönheit und beglückwünſchte den Capitain darob.

Zuletzt fragte er die junge Miß, ob es aus Anhänglichkeit für ihre Landestracht geſchehe, daß ſie ſich nicht engliſch kleide. Beckit glaubte antworten zu müſſen, daß ſie darin nicht ſowohl ihren eigenen Geſchmack als vielmehr den ihres lieben Vaters befolge. Die Antwort ward auf Wälſch gegeben, jedoch mit genugſamem Engliſch untermiſcht, um ungefähr von dem Geiſtlichen verſtanden zu werden.

Beckit hintergeht Sie, mein lieber Pfarrer, ſagte der Capitain; ſie wird ihre Landestracht ablegen, ſobald ſie gut Engliſch ſpricht. Beckit antwortete Nichts und die Unterhaltung wendete ſich zu andern Gegenſtänden.

Sie haben wohl gethan, Capitain, ſagte Miſter Jackman, daß Sie ſich in dieſem Dorfe niedergelaſſen haben. Die Lage deſſelben iſt reizend, die Luft geſund, der Boden fruchtbar, die Menſchen drin ſind gut, Sie könnten keinen Aufenthaltsort in ganz England wählen, wo Sie Ihren halben Sold angenehmer verzehrten. Die Herrin der Ortſchaft, Miſtriß Brown, die Witwe eines ausgezeichneten Mannes, iſt eine in jeder Hinſicht achtbare Frau. Ich werde Sie deren Bekanntſchaft machen laſſen. Wir haben ſchon von Ihnen geſprochen: ſie hat mir ſogar aufgetragen, ſie zu entſchuldigen, daß ſie Ihnen ihren Beſuch noch nicht hat erwiedern können; ſie iſt ſeit ein paar Tagen unpäßlich. Sie lebt übrigens in großer Zurückgezogenheit und weicht faſt nicht von der Seite ihrer Nichte, Miß Dorothee Nettling, die die Folgen eines ziemlich lächerlichen Abenteuers genöthigt haben, ſich ihr in die Arme zu werfen ..... Sie werden davon haben reden hören, Capitain: die Sache hat Aufſehen genug gemacht.

Nein, verſetzte der Capitain, ich bin mit den Vorfallenheiten der Gegend ſehr wenig bekannt ....

O! da muß ich Ihnen dieſe Begebenheit erzählen, hub Miſter Jackman wieder an; ſie iſt ſonderbarer Art; ich weiß es von Miſtriß Brown; es iſt unter ihren Augen geſchehen.

Mylady Nettling hatte einen bildſchönen Lackaien, der zum Entzücken ſang. Der Lackai und Miß Dorothee muſicirten alle Tage zuſammen; es ſchien ein genaues Einverſtändniß unter ihnen zu herrſchen. Sir George glaubte ſeinen Lackaien darüber betreten zu haben, daß er ſeiner Tochter Gewalt anthat. Er zog den Degen, und machte einen erſtaunlichen Lärm, indem er allen ſeinen Leuten aufzuſitzen und hinter den Ehrenräuber drein zu jagen befahl, der, wie man ſagt, ſich davongemacht hatte. Ein vornehmer Herr, der ausdrücklich von London gekommen, Miß Dorotheen zu heirathen, kehrte Knall und Fall zurück, wo er her war. Das junge Mädchen war entehrt; und können Sie es glauben, Herr Capitain? dieſer Lackai, dieſer Liebhaber, dieſer Ehrenſchänder war .... — er zeigte mit dem Finger auf Beckit — war gerade eben ſo gefährlich als die junge Miß: war ein Mädchen.

Ein Mädchen! rief der Capitain, hat man dafür Beweiſe? Sagen Sie nicht, er ſei entkommen?

Tauſend Beweiſe, fuhr der Pfarrer fort, tauſend Beweiſe, klarer als der Tag. Miſtriß Brown hat ſie ſelbſt geſehen, hat ſie in Händen gehalten; das Schloß, die Dienerſchaft, alle Bauern der Umgegend ſind davon überzeugt. Es war die Tochter Tom Cawſſon's, eines reichen Privatmannes aus der Grafſchaft Kent: er hat ſie ſelbſt zurückgefodert, hat ſie nach Hauſe abgeholt .... Es war ein Mädchen, ſage ich Ihnen; es iſt noch eines, ſie müßte denn verheirathet ſein. Miß Dorotheen's Ruf iſt völlig wieder hergeſtellt, und alle Welt hat den Baronet wegen ſeiner Hitze und Unbeſonnenheit getadelt.

Das iſt höchſt ſeltſam, ſagte der Capitain.

Es iſt zum Todtlachen, ſagte der Geiſtliche ... Miß Beckit lacht nicht darüber! ſie hat mich vielleicht nicht verſtanden? .....

Nicht völlig, ſprach der Capitain; aber ich werde ihr das Abenteuer ſchon erklären, daß ſie es auch belachen mag.

Mit dem Schluſſe dieſer Erzählung hatte der Geiſtliche eine Flaſche vortrefflichen Wein ausgeleert, und erhob er ſich von Tiſche und ging.

Richard war verblüfft, mit offenem Munde zurückgeblieben. Was! ſagte er auf engliſch, ſobald er ſich mit dem Capitain allein ſah, Dorothee iſt in Corn-tree! ſie hält mich für ein Mädchen! Man hat ihr dafür Beweiſe klarer als der Tag gegeben? ... Sie ſind es, mein Herr, der mir dieſen Streich geſpielt hat, Sie haben irgend ein Trugbild angeſtellt .....

Sachte, ſachte, Beckit, verſetzte der Capitain; Du verfällſt in Läſterungen und vergißt das Wälſche und meinen Namen. Seither bin ich weiſer als Du geweſen; weshalb zweifelſt Du an mir? Deine Geliebte iſt in Corn-tree: Du biſt ein paar Schritte von ihr, Du athmeſt dieſelbe Luft ein, und Du beklagſt Dich? Ihr Ruf war angegriffen und vielleicht verloren; ſie war mit ihrer ganzen Familie zerfallen, und um Deinetwillen dem bitterſten Kummer preisgegeben; mit einem Zauberſchlage habe ich die Scene verändert, die Lacher auf ihre Seite gebracht, und Diejenigen lächerlich gemacht, die mehr als ſie es zu ſein verdienten. Ich habe ſie ſogar an Lord Scarecrew gerächt: er iſt jetzt gehörig gedemüthigt, ſie ſo leichtſinnigerweiſe verſchmäht zu haben.

Sie hält mich für ein Mädchen, fügte Richard hinzu ...

Ich hintergehe nur Diejenigen, antwortete der Capitain, die ich zu hintergehen Grund habe; nimm an, ſie wäre dieſer Meinung, ſo würde ſie nicht eben gar zu unverſtändig ſein, da Deine Ungeduld, Deine Launen mich bald veranlaſſen dürften, ſie zu rechtfertigen. Sei überzeugt, daß es mir ebenſo leicht iſt, meine Tochter aus Dir, als mich zu Deinem Vater zu machen. Die Strafe würde ſtark ſein und Du wirſt mich nicht zu dieſem Äußerſten treiben. Ich will Dich gelehriger finden, will mit Dir zufrieden ſein, Dich glücklich machen. Beunruhige Dich nicht ferner, da ich über Dich wache. Nimm Dein Taburet: mache dieſe Spitzen mit Netzgrund fertig. Ich gehe aus und mag bei meiner Wiederkunft nicht die leiſeſte Spur von Unmuth mehr antreffen.

Der Capitain ging wirklich aus: Richard nahm ſeine Arbeit, ohne zu wiſſen was er that; was er hoffen oder fürchten ſolle.

Alles hatte dem Geiſtlichen im Hauſe des Capitains gefallen, ſein Benehmen, ſein Tiſch, ſein Wein und vor Allem Beckit's ſchöne Augen. So viele Reize zogen ihn zu der kleinen Haushaltung hin, daß er ſich da bald vertraut machte, und um wo möglich nützlich und gegenſeitig anziehend zu werden, ſchlug er vor, die junge Walliſerin das Engliſche zu lehren. Der Capitain eröffnete ſeinem Mündel im vollen Ernſte die guten Abſichten des Pfarrers: dieſer lehnte dieſelben als eine nutzloſe Beſchäftigung ab; er verſtand das Engliſche beſſer als ſein vorgeblicher Lehrer.

Lerne es immer, meine liebe Beckit, ſprach der Capitain: Wenn man in der Welt gegen Niemand unhöflich ſein will, ſo kommt man alle Tage in den Fall, ſich Dinge, die man weiß von Leuten lehren zu laſſen, die ſie nicht wiſſen.

Da Richard nicht auf ſeiner Weigerung zu beharren wagte, ſo ward er wider Willen der Schüler des Geiſtlichen. Indeſſen war der Meiſter leicht zu betrügen. Wenn es Richard entfuhr, etwa ein Wort auf eine für einen Anfänger zu richtige Art auszuſprechen, ſo betrachtete der Unterrichter dieſes Ungeſchick in der Durchführung ſeiner Rolle wie einen raſchen Fortſchritt, und maß wenigſtens die Hälfte dieſes vermeintlichen Erfolgs ſeiner eigenen Geſchicklichkeit bei. Er verdoppelte ſeinen Eifer, die Studien zu betreiben, und würde unerträglich geworden ſein, wenn er nicht des öftern von den Bewohnern des Schloſſes geſprochen hätte. Mehrere Tage lang hatte er von ihnen nur ziemlich gleichgültige Dinge mitgetheilt; aber er hinterbrachte deren eines Morgens, die Richard beinahe in Verzweiflung geſtürzt hätten.

Sir Archibald Hottwell, ein ſehr reicher Knight Baronet und Hausfreund der Miſtriß Brown, kehrte von ſeinen Reiſen zurück. Er war ein Mann von guter Familie, ein ſehr liebenswürdiger Cavalier: er war in Miß Dorotheen verliebt; die Tante begünſtigte unverhohlen dieſe Neigung und die beiden Familien betrieben mit einander einverſtanden, eine beiden Theilen gleich angenehme Verbindung.

Von dieſer Nachricht außer Faſſung gebracht, würde ſich Richard durch einen Ausruf verrathen haben, wenn der auf ſeine Bewegungen aufmerkſame Capitain ihn nicht mit einem Blicke wieder ermuthigt hätte. Der Geiſtliche machte ſeinem Beſuche ein Ende und ließ durch ſeine Entfernung Erklärungen zu.

Das iſt alſo das Ziel meiner Hoffnungen, ſagte Richard. Ich ſollte in dieſer lächerlichen Verkleidung nur gekommen ſein, um als Zeuge der Hochzeit beizuwohnen! K. Ach! wer bin ich bei alledem, um das Herz eines reichen und reizenden Mädchens einem mit allen Vorzügen der Natur und des Glückes glänzenden Manne ſtreitig zu machen!

Du biſt eine kleine ſehr ungeduldige, ſehr mißtrauiſche, Dich ganz Deinen erſten Empfindungen hingebende Walliſerin. Iſt eine beabſichtigte Heirath darum ſchon geſchloſſen? Auf dieſe Art muß ich Dich Miſtriß Jackman nennen, denn mein Freund, der Geiſtliche, hat mir den Antrag gemacht, ſich mit hundert Pfund Sterling Einkünften, die er von ſeinem väterlichen Erbe hat, zweihundert Pfund, die ihm ſeine Pfründe abwirft und den Koſtbarkeiten, Kleidern und allen Sachen der ſeligen Miſtriß Jackman Dir zu übergeben. Miſtriß Brown, Miß Dorothee, alle Welt wünſcht dieſe Verbindung; Du machſt beinahe, daß ich wünſche, ſie möchte ſtatthaben; indeſſen, hältſt Du Dich für vermählt?

Herr Jackman ſollte mich heirathen! mich! Und Sie beſtärken ihn in dieſem Gedanken.

Ich mache ihm keine Hoffnung, hub der Capitain wieder an, ich ſchrecke ihn nicht ganz ab. Ich bin ein guter Vater, ich will Deiner Neigung keinen Zwang anthun .....

Aber, ſagte Richard, muthen Sie mir in allem Ernſte zu, dieſen Geiſtlichen zu heirathen?

Ich muthe Dir zu, ſprach der Capitain, nicht leichtgläubig zu ſein, Dich höflich gegen Leute zu betragen, deren Abſichten ehrenvoll für Dich ſind. Herr Jackman predigt morgen und ladet uns ein, ihn zu hören: wir ſind ihm dieſes Zeichen von Aufmerkſamkeit ſchuldig.

Die Stunde der Predigt nahte. Miſter Jackman kam und holte Beckit und ihren Vater ab, um ihnen, wie er ſagte, den beſten Platz anzuweiſen.

Man bleibt vor der Thüre einer Kapelle ſtehen; man tritt ein; man läßt Richard ſich ſetzen: er war, ohne es zu wiſſen, im Schloſſe. Er ſchlägt die Augen auf: Miß Dorothee, auf einer Emporkirche ihm gegenüber, iſt der erſte Gegenſtand, den er wahrnimmt. Sie war ſchön wie ein Engel. Ein Cavalier, der ihr hinſichtlich äußerer Vorzüge Nichts nachgab, ſaß hinter ihr und ſprach mit ihr.

In welche Beſtürzung gerieth nicht die falſche Walliſerin über dieſen unerwarteten Anblick! Was für Leidenſchaften werden in ihrer Seele rege! Die Liebe, die Eiferſucht, die Beſorgniß erkannt zu werden .....

Der auf Alles achtſame Capitain drückt ihr die Hand, redet ihr heimlich zu, befiehlt ihr, Muth zu faſſen.

Der Gottesdienſt hatte begonnen, die Damen waren in ihrer Andacht begriffen und Richard gewann Zeit ſich zu faſſen, bevor er der Gegenſtand ihrer Aufmerkſamkeit ward; aber er konnte nicht die liebäugelnden Blicke Sir Archibald's vermeiden. Dieſer Cavalier benutzt eine Pauſe zwiſchen dem Gottesdienſte und der Predigt, neigt ſich zum Ohr der Damen und zeigt ihnen die Walliſerin: alsbald hat die ganze Emporkirche die Augen nach dieſer Seite gerichtet.

Was für Miſtriß Brown nur ein Gegenſtand der

Neugierde war, wurde für Dorotheen einer des Erſtaunens und ſogar des Schreckens. Die Ähnlichkeit machte ſie betroffen. Da ſie ſich nicht beobachtet glaubte, ſo verwendete ſie kein Auge von Richard; von dem Argwohne entfernt, daß er ſelbſt es ſein könnte, kam ſie nicht von der Verwunderung zurück, die ihr eine ſo vollkommene Ähnlichkeit verurſachte; und Miſter Jackman trug ſeine Lehrpredigt bis zu Ende vor, ohne ſich von ihrer Seite auch nur die mindeſte Beachtung zugezogen zu haben. Der von Sir Archibald immerfort angeſchielte, von Dorotheen mit ſo vieler Aufmerkſamkeit beobachtete, von Molly viel beguckte Richard hatte die Augen nicht erhoben. Der Capitain ſah kalt und gleichgültig darein, als ob er Nichts gewußt, Nichts geſehen, gar keinen Antheil an dem was vorging genommen hätte. Er ſchickte ſich an, ſich wieder nach Hauſe zu begeben. Herr Jackman kam mit einem Bedienten aus dem Schloſſe und lud ihn zu Tiſche zu den Damen ein. Der Capitain ſagt zu; Richard wird mit fortgezogen: er befindet ſich in Miß Dorotheen's Gegenwart, ohne Zeit gehabt zu haben, über das Peinliche einer ſolchen Zuſammenkunft nachzudenken. Er war gewiſſermaßen mit zugemachten Augen eingetreten. Miſtriß Brown ließ ihm, ſo wie dem Capitain, einen ſehr freundlichen Empfang zu Theil werden.

Man muſterte den wälſchen Anzug durch, lobte die Zierlichkeit, die Anordnung. Man ſagte verbindliche Dinge über das Geſicht. Miß Dorothee ſprach kein Wort und ſah begierig zu, erſtaunt, ſo viele und ſo wenig Unterſchiede zu finden. Die wälſche, bis auf die Augen und Schläfe vorgerückte Haube veränderte den Ausdruck und gewiſſermaßen auch die Züge des Geſichts. Geſtalt und Körperhaltung waren entſtellt, das Ganze zuſammengenommen ſtellte auf wahrſcheinliche Art eine junge ſchüchterne Walliſerin, die Tochter eines verabſchiedeten Offiziers, vor, um die ſich Herr Jackman bewarb: aber das war doch Richard wunderbarerweiſe ähnlich!

Das Mittagseſſen wird aufgetragen. Sir Archibald und Dorotheen gegenüber ſitzend, konnte Richard nicht den Blick erheben, ohne dem ihrigen zu begegnen, der feſt auf ihn gerichtet war. Der Baronet richtete das Wort häufig an die junge Miß; er gab ſeinen Ausdrücken eine galante Wendung: Dorothee antwortete ihm mit Höflichkeit und Milde, wiewohl auch etwas zerſtreut. Jedes Wort dieſer Unterredung war ein Dolchſtich für die vermeintliche Walliſerin; in ihren Gedanken betrachtete Miſtriß Brown dieſen Edelmann ſchon als ihren Neffen, und die Nichte behandelte ihn als Liebhaber. Der Verdruß, die Eiferſucht waren auf das Äußerſte gediehen. Zum Glück war die gewöhnliche Beſchaffenheit ſeines Geſichts nicht genugſam gekannt, ſodaß die Verwirrung darin hätte können wahrgenommen werden; ſchon war die Aufmerkſamkeit nach einer andern Seite hin gerichtet, indem der Capitain ſich einer Frage bediente, die Sir Archibald an ihn gethan, um ein außerordentliches Ereigniß, von dem er Augenzeuge geweſen war, zu erzählen. Sein Vortrag war voll Leben, beſtimmt, anmuthig, anziehend; man ließ ſich davon ergreifen und da nur Dorothee allein mit Richard's Geſicht und Bewegungen beſchäftigt blieb, ſo hatte er Zeit, Athem zu ſchöpfen und ſich wieder zu ſammeln.

Die Mahlzeit geht zu Ende und die Stunde der Trennung naht: Miſtriß Brown bezeigt dem Capitain, wie ſehr ſie ſich gefreut habe, ſeine und ſeiner Tochter Bekanntſchaft zu machen: ſie und Dorothee umarmen Beckit, und man ſcheidet.

Der jungen Miß that die Entfernung der Walliſerin leid; das Gefühl, das ſie bewegte, war ein verworrenes; Etwas, das ſtärker als eine entſtehende Zuneigung war, nahm ſie für dieſe junge Fremde ein: und kann man ſich denn übrigens auch ohne Leidweſen von dem Bilde eines theuern Liebhabers trennen?

Was Richard anging, der war außer ſich. Der Eindruck des Kuſſes, den ihm Dorothee gegeben, war in ſein

Herz gedrungen; er war ſeinen Lippen noch mit brennenden Zügen eingeprägt, ſeine Vernunft war verwirrt, er hatte den Kopf verloren.

Herr Jackman und der Capitain führten ihn beim Arme nach Hauſe, ja, trugen ihn gleichſam dahin zurück. Der gute Geiſtliche beglückwünſchte ſeinen Freund wegen des außerordentlichen Erfolges ſeines Beſuchs im Schloſſe: ſeine Verdienſte hatten daſelbſt alle Welt für ihn eingenommen, und Sir Archibald ſogar erklärte laut, daß er zur Erlangung ſeiner Freundſchaft alles Mögliche thun und verſuchen würde.

Nach dieſer Mittheilung des guten Geiſtlichen darf man ſich nicht wundern, eine enge Vertraulichkeit zwiſchen den beiden Familien entſtehen zu ſehen. Sir Archibald erweiſt dem Capitain alle nur erdenkliche Zuvorkommenheit; Miſtriß Brown und Dorothee beſuchen regelmäßig ſeine vorgebliche Tochter, und Beckit wird ihre tägliche Geſellſchaft; nur kehrte ſie niemals in heiterer Stimmung heim.

Meine Tochter, ſagte der Capitain zu ihr, ich begreife Dich nicht; Du genießeſt des Anblicks, der Unterhaltung, des vertrauten Umgangs Derjenigen, die Du liebſt, und ſcheinſt doch nicht zufrieden zu ſein?

Ich war nur heftig verliebt, antwortete Richard, und Sie machen, daß ich raſend liebe. Ich ſehe Nichts als Dinge, die mich bezaubern, mich außer mich verſetzen, und mich in Verzweiflung bringen; mein Glück wird eine Unmöglichkeit .....

Eine Unmöglichkeit! ſagte der Capitain.

Ja, hub Richard wieder an; wollen Sie, daß ich es nicht glaube? Wollen Sie mich der allerſchrecklichſten Qual entheben? Entfernen Sie Sir Archibald ....

Du willſt ihn nicht zum Nebenbuhler haben, verſetzte der Capitain, alſo mußt Du ihn Dir als Liebhaber gefallen laſſen .....

Als Liebhaber! ich! rief Richard aus: welch neue Lächerlichkeit! .....

Es mag dies eben lächerlich ſein oder nicht, ſprach der Capitain, ſo mußt Du doch Geduld faſſen, wenn Du mich nicht dem ausſetzen willſt, ſie zu verlieren.

Dieſem kleinen Wortwechſel ein Ende machend, ging der Capitain hinaus und ließ Beckit allein. Dies war ſeit einiger Zeit ſchon nicht vorgefallen. Er war ſehr anhaltend zu Hauſe und hatte ihm getreulich Geſellſchaft geleiſtet.

Er war noch keine Viertelſtunde abweſend, ſo trat Sir Archibald ein. Verwundert, weder Herrn Jackman noch den Capitain anzutreffen, begrüßte er Beckit mit einer Art Begeiſterung.

Welche Neuigkeit, ſchönes Kind, Ihre ewigen Hüter haben Sie verlaſſen! Das grenzt an's Wunder.

Beckit wollte antworten, der Capitain liebe ſie ſo ſehr, daß er ſich nur ungern von ihr trenne.

Ei nein, nein, mein kleiner Engel, fuhr der Baronet fort, Sie werden eine Laſt für ihn, und um ſeine Bequemlichkeit wieder zu erlangen, ſinnt er darauf, Sie zur Haushälterin und Krankenwärterin eines alten Dorfpfarrers zu machen, und iſt Ihnen immer auf dem Nacken, aus Furcht, daß nicht etwa ein Freund Sie über die Folgen einer ſo abgeſchmackten, ſo wenig für Sie paſſenden Verbindung aufkläre.

Richard ſah den hübſchen Baronet ſtarr an und erwartete neugierig die Fortſetzung eines durch einen ſolchen Eingang angekündigten Geſprächs.

Da Sir Archibald Gehör fand, ſo verfolgte er ſeinen Zweck. Was verlangte mich doch nach dem Augenblicke, Sie unter vier Augen zu ſprechen! ſagte er. Ich habe Sie nicht ungerührt ſehen können, meine liebe Beckit. Sie haben das vom erſten Tage an in meinen Blicken leſen müſſen; wir wurden immer beobachtet; ich mußte mir Zwang auferlegen: es iſt niemals zärtlicher, feuriger geliebt worden, als ich Sie liebe.

Während dieſer ritterlichen Liebeserklärung hatte ſich der Baronet einer Hand bemächtigt und küßte ſie. Richard machte ſich los.

Sie irren ſich, Sir Archibald, ſagte er zu ihm: Sie glauben, bei Miß Dorotheen zu ſein.

Nein, ich irre mich nicht, reizende Beckit, verſetzte der Baronet lebhaft. Dorothee hat Verdienſte; unſere Eltern wollen uns zuſammengeben, und ich finde mich in dieſe Verbindung ohne Widerwillen; aber welcher Abſtand zwiſchen der Achtung, die ich für ſie empfinde und der leidenſchaftlichen Neigung, die mich zu Ihnen zieht! Ich bete Sie an, meine liebe Beckit; ich kann nicht leben, ohne ſie zu beſitzen; ich würde mein Vermögen, mein Leben darum geben; aber laſſen Sie mich Sie von dieſer unangemeſſenen Heirath, von dieſem dürftigen, armſeligen Leben, von dieſem elenden kleinen Dorfe erretten. London erwartet Sie, kommen Sie und theilen dort mein Vermögen mit mir, machen Sie dort Ihr und mein Glück.....

Sir Archibald war von ſeiner Leidenſchaft hingeriſſen, Richard zu Füßen gefallen, drückte ſeine Knie, und ſuchte ihm einige kleine Gunſtbezeigungen zu rauben; er wird mit ziemlich vollen aber ſehr kräftigen Armen zurückgeſtoßen; man hört Geräuſch, der Baronet nimmt eine anſtändige Stellung ein.

Herr Jackman erſcheint; der Capitain folgt ihm auf dem Fuße und betrifft die Walliſerin mit ganz entflammtem Geſichte zwiſchen ihren beiden Freiern.

Sie wartete ab, daß die Beſucher fort waren, um ihrer kleinen Aufwallung Luft zu machen. Sobald ſie ſich mit dem Capitain allein ſah, ſprach ſie zu ihm: Sie hatten es mir verſprochen, Sie haben nicht angeſtanden, mir Wort zu halten; Sir Archibald iſt ebenſo wie Herrn Jackman der Kopf verdreht. Ich ſtelle die lächerlichen Leidenſchaften, die ich einflöße, nicht auf Rechnung der Zauberkraft meiner traurigen Reize; die Ihrige vermag mehr als ſie. Es kann Ihnen und mir nützlich werden; ich will es glauben, aber dieſe Leute überhäufen Sie mit Freundſchaftsbezeigungen. Das Gefühl, welches ſie Ihnen bei jeder Gelegenheit zu erkennen geben, hat ſeither das Maß der Rückſichten und Gefälligkeiten beſtimmt, die ich für ſie gehabt. Herr Jackman langweilt mich zum Sterben; ich liebte Sir Archibald keineswegs; ich ſehe ihn jedoch jetzt wie Ihr Opfer an, und er erregt mein Mitleiden. Wie ſoll ich mich gegen ſie betragen? Sehen Sie von meiner Verlegenheit und ihrer Thorheit ein Ende ab?

Aber in allem Ernſte, Beckit, Du ſchiltſt mich aus, begann der Capitain in heiterm Tone. Ich dachte, ich hätte mehr Freundſchaft und Vertrauen Deinerſeits verdient und Du würdeſt über Das, was um Dich her vorginge, ich möchte nun daran Theil haben oder nicht, ruhiger ſein; aber Deine Leidenſchaften machen Dich ſchwer lenkſam; Du würdeſt vielleicht die Geduld eines Andern ermüden, jedoch die meinige kommt meiner Zärtlichkeit für Dich gleich, und hat alſo keine Grenzen; bis hierher biſt Du mit mir zufrieden geweſen: wollteſt Du Dich weigern, Dich noch eine Zeitlang meinem Rathe gemäß zu betragen? Zweifle an Allem, was Du ſiehſt; ſetze Dein Urtheil über mich und über Andere aus, und laß mich meine Abſichten befolgen, ohne ſie zu ſtören.

Aber wie ſoll ich mich gegen die ſeltſamen Hofmacher verhalten, die Sie mir zugezogen haben? ſagte Richard.

Sei weder zu kalt noch zu warm gegen ſie, hebt der Capitain wieder an: ſie werden ihren kleinen Abſichten nach-, aber doch nicht zu weit gehen.

Richard ergibt ſich noch einmal darein.

Er ſieht Sir Archibald tagtäglich im Hauſe des Capitains und im Schloſſe; aber da er ſich niemals allein mit ihm befindet, ſo kommt er damit weg, insgeheim einige verliebte Seitenblicke oder einen zärtlichen Händedruck vom Baronet zu empfangen: das war wenig genug; aber eines Abends fand er in ſeinem Spitzenrahmen dies Billet vor:

An die reizende Miß Beckit.

Ihr Unglück und das meinige erreicht ſein höchſtes Maß. Ich habe den Capitain, Miſtriß Brown und Miſter Jackman von Ihrer Heirath ſprechen hören, ſie entſcheidet ſich binnen acht Tagen. Ach, mein Engel, wollen Sie zulaſſen, daß man Sie dem alten Pfaffen aufopfert? Man hat keine Schonung mit Ihnen, wollten Sie welche mit irgend wem auf die Gefahr hin haben, Ihr ganzes Leben lang unglücklich zu ſein? Nehmen Sie, meine liebe Beckit, von Ihrem Herzen und von Ihrem Liebhaber Rath an. Entziehen Sie ſich ſo feilen, kleinbürgerlichen und ökonomiſchen Plänen; gebieten Sie über mich und mein Vermögen. Ihre Verſchwiegenheit hinſichtlich meiner überzeugt mich, daß ich Ihnen nicht gleichgültig bin. O, welch ein köſtliches Leben, welche Reihenfolge von Vergnügungen erwarten uns! Eine Kutſche ſoll ſich des Abends, wann Sie es wünſchen werden, vor Ihrer Thüre befinden. Sie wird Sie nach London bringen. Eine kleine bequeme Wohnung, eine angenehme und gefällige Geſellſchaft werden Sie dort aufnehmen und Sie die Langeweile Ihrer Einſamkeit während der paar Tage vergeſſen machen, die meine Geſchäfte und die Nothwendigkeit, unſer Einverſtändniß zu verhehlen, mich nöthigen, hier zu bleiben. Was werde ich, meine liebe Beckit, während dieſer kurzen Zwiſchenzeit zu dulden haben, die unſere Freuden von uns abhält! Mit welchem Entzücken werde ich zu Ihnen eilen! Aber vielleicht verdanke ich es nur Ihrer Güte, daß Sie bis jetzt von meiner Leidenſchaft gegen den Capitain geſchwiegen haben? Stürzen Sie mich nicht in Verzweiflung, meine theure Beckit; thun Sie mir durch einen Blick Ihrer Augen, ein Wort von Ihrer Hand kund, daß Sie die Zärtlichkeit und Abſichten des verliebten Archibald Hottwell billigen.

Da, nehmen Sie, ſagte Richard, indem er dieſen Brief dem Capitain zuſtellte. Soll ich Jackman heirathen? Soll ich mich entführen laſſen?

Die beiden Schritte ſind gewaltſam, entgegnete der Capitain, und ich meine, wir können noch einen andern, für Dich vortheilhaftern thun.

Mit dieſen Worten ſteckte er Sir Archibald's Brief kaltblütig in die Taſche, er zieht ihn einen Augenblick ſpäter wieder hervor und zerreißt ihn. Ich habe Briefe aus Cornwallis erhalten, fuhr er fort, ſie zwingen mich, kleine Anordnungen zu treffen, die Dich mit angehen. Ich gehe, und werde Dir, ſobald ich wiederkehre, den Erfolg meiner Fürſorge mittheilen.

Richard blieb allein zurück und ſann über den Brief, Sir Archibald's Abſichten, die kalte und leichte Art nach, wie der Capitain dieſe Ereigniſſe nahm.

Einen Augenblick ſpäter ſagte er, ſie bei ſich ſelbſt erwägend: er zwingt durch übernatürliche Mittel einen jungen Mann, mich zu lieben, kann er darum nicht die Ausſchweifungen einer Leidenſchaft entſchuldigen, die er hervorgerufen hat?..... Er hat Briefe aus Cornwallis erhalten, er muß dieſerhalb Anordnungen treffen: die mich mit angehen werden! Was habe ich mit Cornwallis zu ſchaffen?..... Je weiter ich komme, deſto weniger erforſche ich die Abſichten dieſes Mannes..... Was ſage ich, dieſes Mannes! Weiß ich nicht, daß er ein Weib iſt, ſobald es ihm gefällt? Weiß ich, was er iſt? Er erhält mich in dieſer abenteuerlichen Verkleidung, verlangt von mir lächerliche Schritte, ſetzt Alles, was mich umgibt, dem aus, welche zu thun, und ich vergeſſe mich dennoch; es gefällt mir bei ihm! Will ich Etwas beſtreiten, ſo fühle ich mich gedrungen, nachzugeben; dem Einfluſſe unterworfen, den er über mich erlangt hat, unterſcheide ich nicht einmal die Beſchaffenheit der Gewalt, die ich erdulde, ſie iſt mir durchaus nicht peinlich, ſie ſcheint aus meinem eigenen Herzen zu erwachſen, Widerſtand iſt mir unmöglich, Gehorſam leicht, keine Reue folgt ihm; meine Seele ruht ſich darin, wie in der Erfüllung einer Pflicht aus.... Wahrhaftig, ich verliere darüber den Verſtand..... ich bin behext, wie Jackman, wie Archibald, wie Alle, die der Zufall.....

Der Capitain machte durch ſeine Rückkunft dieſem Selbſtgeſpräch ein Ende.

Meine liebe Beckit, ſagte er, meine Geſchäfte nöthigen mich, mich auf einige Tage zu entfernen. Ich müßte Dich in dieſem Hauſe allein laſſen, Dich einer Magd anvertrauen. Ich habe mich Herrn Jackman eröffnet; es iſt eine Dir ohne Zweifel angenehmere Einrichtung getroffen worden: Du wirſt die Zeit, die meine Reiſe währt, auf dem Schloſſe zubringen, Miß Dorotheen Geſellſchaft leiſten.

Miß Dorotheen, ſagte Richard lebhaft; und ich werde unaufhörlich Sir Archibald ſehen?

Man müßte ihn alſo aus dem Schloſſe verbannen, ſprach der Capitain mit einer nachdenklichen Miene; wohlan denn, Beckit! fügte er nach einem augenblicklichen Stillſchweigen hinzu, Du zwingſt mich, außerordentliche Dinge zu vollbringen..... Du wirſt Sir Archibald nicht wieder ſehen; vergiß, was von ſeiner Erſcheinung Dich betrifft und nimm nicht einmal ſeinen Namen mehr auf Deine Lippen. Aber nach dieſer Gefälligkeit darf ich von Dir verlangen, daß Du fortfährſt, Dein Betragen nach meinen Rathſchlägen einzurichten. Du biſt im Begriffe eine ſehr harte Prüfung zu untergehen; wirſt Du auch von Morgen bis Abends den Anblick und vielleicht die Liebkoſungen Derjenigen, die Du liebſt, aushalten, ohne Dein Geheimniß zu verrathen? Und dennoch hängt Dein Glück von dieſem weſentlichen Punkte ab. Wofern Du entlarvt wirſt, iſt Dorothee blosgeſtellt, wird meine Ehre verdächtig, Deine Perſon gefährdet, und haſt Du keine andere Ausſicht als die auf ein zurückgezogenes dunkles Leben in Wales. Sollteſt Du aber gar, uneingedenk, daß Du ein Mädchen, fähig ſein, das Zutrauen zu mißbrauchen, das Deine Verkleidung Dir erwerben wird, ſo weißt Du, daß ich Etwas vermag; die Rache würde dem Gedanken auf dem Fuße folgen, und den Fehltritt durch die Dich demüthigendſte Metamorphoſe unfehlbar verhüten.

Der Capitain hatte keine Zeit ſeine Vorſchriften weiter auszudehnen. Herr Jackman kam von Seiten der Damen, um Beckit zu ihnen zu holen.

Der Capitain iſt fort. Die Walliſerin hat Sir Archibald nicht im Schloſſe angetroffen. Sie iſt Miß Dorotheen's Geſellſchafterin geworden, bringt alle Tage bei ihr zu und die Nächte in einem an das Zimmer des jungen Mädchens ſtoßenden Kabinet, wo ſchon Molly ſchlief; man liebkoſt ſie, man bedient ſie aufmerkſam; man kommt ihren leiſeſten Wünſchen zuvor. Ihre Lage war ſehr zart; und inzwiſchen ſah ſie ſich ſchon an dem Tage der Abreiſe des Capitains einer Ungelegenheit ausgeſetzt. Man ſchlägt nämlich vor, ſie engliſch zu kleiden: ſie müßte ſich in dieſer Tracht allerliebſt ausnehmen; man verfolgt den Gedanken lebhaft, die Kleiderkammer wird ausgekramt; Richard mag ſich wehren wie er will, man nimmt an, es ſei eine kleine Halsſtarrigkeit, die keinen vernünftigen Grund haben könne: Molly hat ſchon Hand an die wälſche Haube gelegt, um ſie abzunehmen. Der junge Mann ſieht ſich drauf und dran, entdeckt zu werden und verliert den Kopf und gleich darauf das Bewußtſein: hier verdoppelt ſich nun die Gefahr. Man ſchickt ſich an, ihn auszuſchnüren, ihn faſt ganz zu entkleiden. Glücklicherweiſe kommt Herr Jackman dazu; er ſieht ſeine arme Beckit auf dem Getäfel ausgeſtreckt. Man ſagt ihm die Urſache des Zufalles, der gute Geiſtliche geht zu ihr, nimmt ſie in ſeine Arme, ſchilt Jedermann.

Richard kommt über den ſchallenden Ton der Stimme ſeines Beſchützers wieder zu ſich, nimmt ein Glas Waſſer aus ſeiner Hand. Die Ohnmacht, der Kleidervorrath, Alles verſchwindet, und die Damen haben auf ihren Anſchlag verzichtet.

Miß Dorothee ſagte zu ihrer Tante: wie kann nur Herr Jackman in ſeinem Alter daran denken, ſein Schickſal von einer kleinen Wilden abhängig zu machen? Denn ſie iſt eine: ſie iſt hübſch; aber ſie hat keinen Menſchenverſtand.

Sie gleicht Miß Cawſſon wie ein Tropfen Waſſer dem andern, ſagte Molly, aber nur im Geſicht.

Über dieſe Äußerung Molly's wurden Dorotheen's Wangen feuerroth, aber man achtete nicht darauf.

Richard ſeinerſeits verſah ſich des übeln Erfolges wohl, den ſeine geringe Gefälligkeit gehabt hatte; aber er gab ſeiner wälſchen Charakter gern der Kritik preis, wenn er ſich nur vor einem zweiten Abenteuer der Art geſichert ſah, woraus Miſter Jackman ihn ſoeben erlöſt hatte.

Miß Dorothee verzieh ihm ſeine Vorurtheile und ſeine kleinen Verkehrtheiten, und bezeigte ihm ihre gewöhnliche Freundlichkeit, brachte ganze Vormittage mit ihm zu, ſang die Lieder wieder, die er ſie in Cloſtern gelehrt hatte, richtete an den zärtlichſten Stellen die Augen auf ihn, und zuckte die Achſeln, wenn Richard ſie nicht anzuſehen ſchien.

Einen Augenblick ſpäter nahm ſie ein Buch. Sie hatte die Gewohnheit des Morgens laut franzöſiſch zu leſen, um ſich in der Ausſprache zu vervollkommnen. Beim Leſen warf ſie die Augen auf die falſche Walliſerin und fuhr in demſelben Tone als ob ſie in ihrem Buche geleſen hätte, franzöſiſch zu ſprechen fort:

Armer Richard! ſagte ſie: das ſind deine Züge; aber wo iſt deine Seele? ... Ich höre Nichts mehr von dem würdigen Geiſtlichen, der nach Cloſtern kam, um mit mir von dir zu ſprechen. Liebenswürdige Miß Cawſſon, immer nur Richard für mich, was für Freude machte er mir doch, wie er mir deine unſchuldige Liſt, die zarten Rückſichten mittheilte, die du auf meinen Ruf nahmſt! Wie erleichterte er mein Herz, indem er mir kund that, daß deine Geburt der meinigen keine Schande machte, daß ich mich, ohne zu erröthen, meiner Neigung überlaſſen könnte. Die Glücksumſtände, ſagte er, ſind die einzige Schranke. Und vielleicht..... Wo iſt er, der wohlthätige Mann?.... Er hat mir verſprochen, wieder zu kommen. Wenn er meine Zärtlichkeit, meine Ungeduld, meine Unruhe, meine Beſorgniſſe kennte... Ach! Richard, mein theurer Richard! das Obdach einer Hütte mit dir, würde mir vorzüglicher als alle Reichthümer, alle Würden, alle Ehren ſcheinen, womit man mir ſchmeichelt. Nein, ich werde Niemand lieben als dich.... Ich ſchwöre es vor dieſem Bilde, das dir gleicht; ich werde dich bis zum letzten Aehemzuge lieben.

Die Miß unterbrach ſich einen Augenblick und begann mit Lebhaftigkeit, immer auf franzöſiſch: Die alberne Walliſerin ſieht mich immer mit Richard's Augen an. Sie wird mir noch den Kopf verdrehen. Thränen folgten der kleinen Aufwallung.

Man denke ſich, was in Richard's Seele vorging. Was alles für erſtaunende, ſchmeichelhafte, rührende Dinge für ihn! Wer war der großmüthige Geiſtliche, der vorgab, von ihm nach Cloſtern abgeſendet zu ſein, und in dem Geheimniß war, das er ſelbſt nicht kannte? Was! ſeine Gebieterin war einzig mit ihm beſchäftigt, den ſie der ganzen Erde vorzog, wurde von ſo lebhaften Beſorgniſſen ſeinethalb gequält! Wie viele Anſtrengungen koſtete es ihm, ſich nicht zu verrathen, einem angebeteten und ſo anbetenswürdigen Gegenſtande nicht zu Füßen zu ſtürzen? Er litt, daß er ihr nicht Alles entdecken durfte, was eine empfindſame, dankbare, bis zum Übermaße leidenſchaftliche Seele leiden kann; aber er konnte ſich noch ſelbſt beherrſchen, bis er Dorotheen hatte Thränen vergießen ſehen. Da hat er ſich einen Augenblick nicht in ſeiner Gewalt, wirft ſein Spitzenkiſſen von ſich, ſteht mit flammendem Blicke, offenen Armen auf.... Er will reden. Auf der Stelle kommen ihm die Drohungen des Capitains in den Sinn und ergreifen ſeine Einbildungskraft lebhaft. Er bedenkt, daß er Dorotheen für immer verlieren würde.

Es iſt ihm ſchon, als ob der verhaßte Rock, den er anhat, an ihm feſtwurzelte. Er ſinkt auf ſeinen Stuhl zurück.

Was iſt Ihnen, liebenswürdige Miß? ſpricht er in ſeiner halb wälſchen Sprache, mit bewegter, zitternder Stimme: Mich dünkt, Sie weinen.

Es iſt Nichts, Beckit, verſetzte Dorothee, etwas verwirrt und befangen, weil ſie die Aufregung der vermeintlichen Walliſerin bemerkt hat..... Ich leſe einen franzöſiſchen Roman. Er hat mich gerührt, und würde auf Sie die nämliche Wirkung thun, wenn Sie ihn leſen könnten, wie ich.

Nach dieſer Antwort ging Dorothee und ſchloß ſich in ihr Kabinet ein, ohne Zweifel, um keinen Zeugen ihrer Thränen zu haben: indem ſie ſich vorwarf, daß ſie ſo viele Gemüthsbewegung vor einer Fremden habe blicken laſſen, die ungeachtet ihrer wenigen Erfahrungen und ihres wenigen Geiſtes einen Theil ihrer Beweggründe dazu errathen konnte.

Der wieder zu ſich ſelbſt gekommene Richard ſchmeckte ſeinerſeits die Süßigkeit des Gefühls zu lieben, und ſo zärtlich geliebt zu werden. Um ſeinetwillen floſſen Thränen: er hätte ſein Blut, ſein Leben darum gegeben, ſie zu ſtillen; aber die Furcht, allen Beiden ſo theure Hoffnungen zu vereiteln, zwang ihn, ſein Geheimniß zu bewahren. Er beſorgte nichtsdeſtoweniger noch etwas ſtrengere Prüfungen, er wünſchte und fürchtete, neuerdings Zeuge eines Auftrittes zu ſein, wie derjenige geweſen, der ihn ſoeben mit Freude berauſcht hatte, indem er ihm das Herz zerriſſen; glücklicherweiſe fand er ſich dem nicht ausgeſetzt. Die Miß mochte ſich nicht wieder blosſtellen und der Capitain kehrte aus der Grafſchaft Cornwallis zurück. Er erkundigte ſich nach der Aufführung ſeiner Tochter, erhielt Antworten, mit denen er Urſache hatte zufrieden zu ſein; er dankte den Damen für die Güte, mit der ſie Beckit überhäuft, und führte ſie wieder nach ſeinem Häuschen heim.

Es geht Alles gut, Beckit, Jackman wird heute kommen; wir werden ihm unſer Haus anbefehlen und nach der Provinz Cornwallis abreiſen, wohin uns wichtige Angelegenheiten rufen.

Ich werde alſo Miß Dorotheen nicht mehr ſehen? ſagte Richard .....

Du legſt morgen wieder männliche Kleider an, entgegnete der Capitain; glaubſt Du, daß Du in dieſem Aufzuge mit Sicherheit im Schloſſe erſcheinen kannſt? ...

Ich werde morgen wieder als Mann gekleidet ſein, ſagte Richard .....

Das thut Dir leid, meine liebe Beckit, verſetzte der Capitain, ich hatte es Dir vorhergeſagt. Laß meiner Kunſt Gerechtigkeit zu Theil werden; faſſe mehr Vertrauen zu mir ...

Es fehlte mir nie daran, mein lieber Vater, erwiederte Richard zärtlich, und nach dem Guten, was ich von Ihnen empfangen habe, kann ich mich ihm gänzlich überlaſſen .....

Wir wollen ſehen, Beckit, begann der Capitain wieder. Du glaubſt auf Dich ſelbſt zählen zu können; ich, ich kenne Dich und fürchte Dich eben in Bezug auf Dich ſelbſt: Deine Gefühle werden noch ſchwankend bleiben.

Richard glaubte ſich gegen alle ſeine Bedenken geſichert. Im beſtmöglichſten Einverſtändniſſe begleitete er ſeinen Vater auf das Schloß und nahm Abſchied von den Damen und von Miſter Jackman. Da der Capitain ſein Haus in Corn-tree behielt, und nur eine Reiſe von höchſtens einigen Wochen ankündigte, ſo machte die Hoffnung, ſich bald wieder zu ſehen, den Gedanken der Trennung Jedermann erträglich.

Am nächſten Morgen weckt der Capitain Richard vor Tagwerden und läßt ihn die Kleider anziehen, von denen er ihm am vorigen Abende geſagt hatte: ſie waren durchaus einfach.

Eine zweiſitzige eben ſo ſtattliche als bequeme Kutſche fährt vor; Poſtpferde ſind vorgeſpannt: es geht fort.

Bis zu dem Augenblicke, da man in die Grafſchaft Cornwallis gelangte, erſah Richard keine Neuerung in ſeiner Lage, außer daß der Capitain ihm fortwährend die Namen Richard und mein Sohn gab. Von dem Moment an, daß man den Fuß in dieſe Provinz geſetzt hatte, nahm die Unterredung eine ebenſo ernſte als außerordentliche Wendung.

Bis hierher, mein lieber Sohn, ſagte der Capitain zu dem jungen Manne, iſt es mir nicht gegönnt geweſen, an die Beſtimmung Deines Schickſals und Deines Standes zu denken. Es iſt Zeit, der Wahl, die Du zu treffen haſt, eine wohlüberlegte Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Du biſt ein Mann: Du gehörſt der bürgerlichen Geſellſchaft an: Du mußt darin eine Rolle ſpielen. Zieh Deine Anlagen und Neigungen zu Rathe. Ich mag weder Deinem Geſchmacke, noch Deiner Geſinnung Zwang anthun: Faſſe einen Entſchluß, Richard: ich ſchließe Dir den Zugang zu allen Ämtern auf, die Du kennſt, und mache Dir nur die einzige nothwendige Bedingung, daß Du eben eine Wahl triffſt und als ein Mann von Ehre darin beharrſt.... Du antworteſt mir nicht, Richard! Zweifelſt Du an meiner Zuneigung, an meiner Güte?.... Sind es die Grenzen meiner Macht, die Dich beunruhigen?... Verſuche es einmal mir zu glauben, mein Sohn, und entſcheide Dich.

Noch einmal wider Willen mißtrauiſch, glaubte Richard ſich nicht durchſchauen laſſen zu dürfen. Ich bin mir ſelbſt fremd, antwortete er; kaum mit den verſchiedenen Ständen ihren Namen nach bekannt, wie ſollte ich da wohl ihre Übelſtände, ihre Pflichten gegen meine eigenen Hülfsmittel und Bedürfniſſe abwägen können?

Der Capitain erbietet ſich, ihm in ſeiner Wahl beizuſtehen. Alle Stände werden durchgemuſtert; jeweniger ſie für Dorotheen's Gatten paſſen können, deſto weniger Reize haben ſie für Richard. Der junge Mann bezog natürlicherweiſe Alles auf dieſen Gedanken; auch wenn er das Geſpräch für nichts weiter, als ein eitles Spiel des Witzes anſah. Wie hätte aber wohl ein ebenſo reiches als liebenswürdiges Mädchen einem Kaufmanne, einem einfachen Landbeſizer, einem Diener der Kirche, einem Friedensrichter, einem Subalternoffiziere zu Theil werden können? Man fand gegen Alles Einwendungen.

Indeſſen mußt Du Dich entſcheiden, mein Sohn, ſagte der Capitain. Irgend Etwas mußt Du werden. Ich habe Dir die gewöhnlichen Berufswege vorgeſchlagen. Ich würde Nichts dawider gehabt haben, wenn Du Dich drauf eingelaſſen hätteſt. Das Glück hängt nicht von dem Grade der Erhebung ab; aber ſollte Dein Ehrgeiz höher empor ſtreben? Möchteſt Du etwa ein Mitglied der Pairskammer ſein? Ein Lord von England?

Sie verhöhnen mit dieſem traurigen Scherze meine Nichtigkeit, hub Richard wieder an; meine Pläne müſſen beſcheidenere ſein.

Beſcheidenheit bei Seite, verſetzte der Capitain: indem ich es Dir freiſtellte, zu wählen, habe ich Dich nicht einſchränken wollen. Erkläre Dich: willſt Du ein Lord werden, Richard?

Wie es Ihnen gefällig iſt, erwiederte der junge Menſch, ungeduldig, um dem Scherz ein Ende zu machen: ich will Lord, ich will Pair werden: wo liegt meine Pairie?

Deine Pairie, ſpricht der Capitain; wir wollen halten laſſen... Man gewahrt deren mehrere von der Höhe des Berges aus, wo wir eben ſind .... Wähle nur.... Das Schloß hier ſcheint mir ſtattlicher, beträchtlicher, edler als die anderen zu ſein; würde es Dir anſtehen?

O, ja, antwortete Richard, der nach irgend einer Entſcheidung ſo oder ſo verlangte.....

Wohlan denn, fügte der Capitain hinzu, ſo umarme ich Sie, Mylord Graf von Weſtfield, ſchenken Sie dem Capitain Sentri Ihre Gewogenheit, der fortan die Ehre haben wird, Ihr Hofmeiſter zu heißen.... Poſtillon, gerade auf Schloß Weſtfield zu.....

Der Poſtillon leiſtet Folge. Die Chaiſe fliegt dahin. Richard meint, daß ſein Führer, ſein ehemaliger Vater, ſeine Mutter, ſeine Tante, ſein neuer Hofmeiſter u. ſ. w. den Verſtand verloren habe, oder glaubt ſelbſt zu träumen.

Man fährt in den Schloßhof ein.

Lackaien in reicher Livree ſtürzen herzu und beeilen ſich, dem Capitain die Hand zu bieten, um ihm aus dem Wagen zu helfen, er lehnt es höflich ab. Helfen Sie Mylord, ſpricht er zu ihnen, und weiſt ſie zu ſeinem Reiſegefährten.

Nunmehr bemächtigen ſich die Bedienten ehrfurchtsvoll Richard's, heben ihn, ſo zu ſagen, aus dem Wagen und tragen ihn auf die Stufen der Freitreppe, vor der Hausflur des Schloſſes. Hier nimmt ihn ſein Führer bei der Hand, geleitet ihn durch prächtige Gemächer, inmitten einer zahlreichen Dienerſchaft hin, die ſich tief verneigt, indem ſie vorübergehen. Sie treten in ein Kabinet. Ein ſchlicht gekleideter Mann ſaß darin; er ſteht auf ſowie er ſie ſieht, kommt ihnen entgegen. Der Capitain ſagt ihm zwei Worte in's Ohr: allſogleich ſchreitet der Mann durch eine Thüre, zieht ſie hinter ſich zu und verſchwindet.

Richard machte große Augen und ſah wie verblüfft um ſich her.

Plötzlich vernimmt er ein Geräuſch: beide Flügel der nämlichen Thüre werden aufgeſchlagen: ein Mann von funfzig Jahren, ehrwürdigen Anſehens, tritt hervor: die Stickerei des Hoſenbandordens ſchmückt ſeine Kleidung. Er bewillkommnet den Capitain mit Herzlichkeit, betrachtet Richard eine Weile, umarmt ihn mit wohlgefälliger Miene. Wackerer Sentri, ſagt er, ich bin zufrieden, und Sie werden Urſache haben, es auch zu ſein. Unſere Geſellſchaft iſt zugegen, führen Sie den Lord auf ſein Zimmer; er wird der Ruhe bedürfen. Er muß ſich in Staat werfen, denn ich wünſche, daß er einen vortheilhaften Eindruck mache. Ich gehe vertraulich mit ihm um, er wird nicht dagegen ſein. Ich laſſe ihn in Ihren Händen; wir ſehen uns bei Tafel wieder.

Richard folgte ſeinem Hofmeiſter, ohne den Mund aufzuthun. Er ward in ein ſehr ſchönes Zimmer eingeführt: zwei Kammerdiener nehmen ihn in Beſchlag, kleiden ihn aus. Man läßt ihn einen Schlafrock von holländiſchem goldgeblümtem Atlas anziehen: wirft einen Pudermantel darüber; friſirt ihn. Ein ſcharlachenes Überkleid mit einer ebenſo leichten, wie glänzenden Stickerei nimmt die Stelle des Morgengewandes ein und vollendet den Anzug.

Derweil dieſer beſorgt wurde, ſaß der Capitain in einer Fenſterbrüſtung und las ruhig in einer Flugſchrift, die ihm zufällig zur Hand gekommen war.

Die Kammerdiener haben ſich zurückgezogen. Reich und wie aus einem Guſſe gekleidet, befindet ſich Richard einem Spiegel gegenüber, ohne ſich wiederzuerkennen, gewiſſermaßen ohne ſich zu ſehen.

Wie befindet ſich ſeine Herrlichkeit, Mylord? fragt ihn der Capitain: iſt er mit dem glücklichen Wechſel ſeiner Verhältniſſe nicht zufrieden?

Ich bin überzeugt, ich ſchlafe, ſagt Richard. Es iſt nur ein Traum, oder Sie umgeben mich mit Täuſchungen. Wie ſoll ich Sie anſehen?

Es ſind weder Täuſchungen noch Träume, Mylord, erwiedert der Capitain, und Ihr Hofmeiſter iſt wegen der Art und Weiſe nicht verlegen, wie Sie ihn heute anſehen werden: indeſſen gibt er Ihnen den Rath, dieſe verwunderungsvolle Miene abzulegen, die Ihre natürlichen Vorzüge zum Theil verdunkelt. Sie werden bald in der großen Welt auftreten; thun Sie ſich Gewalt an; betragen Sie ſich ein wenig ungezwungener, ohne ſich Ihrer Beſcheidenheit zu entledigen; bis daß Sie weſentlichere Beweiſe von Ihrem Werthe ablegen können, zeigen Sie ſich durch eine edle Sicherheit des Ranges würdig, zu dem Ihre Wahl Sie erhoben hat.

Ein Bedienter unterbrach den Capitain: er kam, Richard zu melden, daß Seine Herrlichkeit zur Tafel erwartet werde. Der Capitain nimmt ihn fröhlich bei der Hand, und führt ihn nach dem Speiſeſaale.

Der nämliche große Herr, dem der Capitain Richard vorgeſtellt, hatte ſich ſchon da eingefunden; er kommt ſeinem neuen Gaſte mit dem liebreichſten Weſen entgegen und läßt ihn an ſeiner Seite niederſitzen. Zwei angeſehene Männer von ungefähr dreißig Jahren, mit Orden geſchmückt, und Capitain Sentri machten die ganze Tiſchgeſellſchaft aus.

Es wurde während der Mahlzeit nichts Bemerkenswerthes geſprochen. Sobald man abgeräumt und die Dienerſchaft ſich zurückgezogen hatte, nimmt der Herr, neben dem Richard ſaß, deſſen Hand und wendet ſich zu den beiden Andern ihm gegenüber mit den Worten: Mylords, ich habe Ihnen vorgeſchlagen, Namen und Wappen meines Hauſes anzunehmen; Sie haben es nicht gewollt; Sie haben ohne Zweifel geglaubt, ich und meine Vorfahren hätten ihnen zu wenig Ehre gemacht, als daß es ſich der Mühe verlohnte, ſie vor dem Erlöſchen zu bewahren. Ich bin nun einmal darauf verſeſſen; allein Sie würden ſich durch eine ſolche Gefälligkeit herabzuſetzen glauben, und ich gehe Sie nicht länger darum an. Dies iſt ein verwegenerer junger Mann. Er will ſo gut ſein, nach mir dafür zu ſorgen, daß dieſes alte Schloß nicht zertrümmere und will das unanſehnliche, geringe Geſchlecht der Grafen von Weſtfield in England fortpflanzen.

Dieſe Anrede ſchien Die, an welche der Lord ſie richtete, zu verwirren. Sie blickten Richard mit erſtaunten Augen an. Er, der röther als ſein Rock geworden, ſah ſchöner wie ein Engel aus.

Sie antworten Nichts, ſagte der alte Lord zu den Andern: Sie müſſen mich kennen. Sie denken an ſich, und berückſichtigen ſonſt Nichts als was Sie betrifft. Finden Sie es da ſo außerordentlich, daß ich einmal an mich denke?

Aber, Mylord, hub einer der jungen edlen Herren an, man gibt das Vermögen ſeiner Kinder doch nicht ſo willkürlich weg: man läßt einen Namen wie den Ihrigen, der uns ſo nahe angeht, nicht den erſten Beſten führen.

Den erſten Beſten oder nicht, verſetzte der Lord, er gefällt mir, ich adoptire ihn und bin nicht darum verlegen, ob man meine Wahl billigen werde. Indeſſen habe ich Ihnen einen Vorſchlag zu thun. Ich will weder die Billigkeit verletzen, noch die Meinigen mißvergnügt machen. Sie kennen mein Portefeuille: es iſt mein eigen und ich bin gewiß, daß Sie etwas darauf halten: ich gebe es dieſem jungen Manne, wofern der Plan, den ich Ihnen mitgetheilt, Sie empört.

Bei dieſer Erklärung rufen die jungen Lords faſt einſtimmig aus: Mylord iſt Herr ſeiner Handlungen; er wird ganz gewiß auf ſeine Ehre halten, wird Einſicht haben, wir werden uns durchaus nicht widerſetzen....

Daß Sie ſich nicht widerſetzen, Mylords, iſt mir noch nicht genug, fuhr der ältere Herr fort: ich habe Niemand als Sie, um meine Angelegenheiten zu ordnen, ich bedarf des Hofes, und will da Niemand kennen. Laſſen Sie uns hernach in mein Kabinet gehen, wo ich Ihnen meine Mittheilungen machen und die zur Durchführung der Sache nöthigen Papiere geben werde. Das iſt noch nicht Alles: ich will meinen Grafen von Weſtfield und zwar reich vermählen: er ſoll eine Stellung einnehmen, der Sie und ich uns nicht zu ſchämen haben, und, wenn Sie wollen, wird dies möglich, ohne daß wir unſern Einfluß allzuſehr aufbieten.

Die jungen Lords antworteten: ſie wären Mylord völlig ergeben.

Ihre Gefälligkeit entzückt mich, fügte dieſer hinzu: es lebt, fuhr er alsdann fort, in Devonſhire ein Baronet von niederem Herkommen, geringem Verdienſte, aber ſehr großem Vermögen: er hat eine einzige Tochter, der man Gutes nachſagt: die verlange ich; aber es ſchickt ſich nicht für mich, bei dieſem Manne um ſie anzuhalten: Sie ſelber brauchen es auch nicht zu thun; er iſt ein Geſchöpf Ihres Freundes, des Lord Hallifax: der überliefert ihn Ihnen auf Gnade und Ungnade: ich muß ſechstauſend Pfund Sterling Einkünfte in liegenden Gründen haben. Dies iſt ungefähr das Weſentlichſte von dem was ich will. Kommen Sie mit mir in mein Kabinet, Sie ſollen da das Nähere hören.

Capitain Sentri, ſprach der Lord, indem er ſich an ihn wendete, nehmen Sie ſich Ihres Zöglings an. Die Lords gingen hinaus. Der Capitain führte Richard in den Schloßpark.

Sie ſchritten darin alle Beide vor, ohne Etwas zu ſagen. Sie gelangten an einen verdeckten, und durch die Menge der Bäume, die man daſelbſt hatte unregelmäßig durcheinander wachſen laſſen, abſichtlich verdunkelten Ort. Es war eine der mit Luſt gepflegten Einſamkeiten, wodurch man hatte Mannichfaltigkeit in einen Park bringen wollen, der ſchon außerdem Schönheiten aller Art darbot. Ein anſcheinend vom Winde umgeworfener Baumſtamm war der einzige Sitz, den man vorfand. Richard ſetzt ſich, den Hut in die Augen gedrückt, die Arme über der Bruſt verſchränkt, in der Haltung eines in ſeine Gedanken vertieften Mannes nieder.

Mylord hat eine betrübte Miene, ſprach der Capitain.

Nennen Sie mich nicht Mylord, entgegnete Richard. Ich kann es nicht ſein: ich mag es nicht ſein. Ich beraube hier Jemand des Platzes, ich will mich durch keine Niederträchtigkeit erhöhen. Man ſchmeichelt mir, man macht mich mit den ſüßeſten Hoffnungen trunken, die mein Herz faſſen kann; man thut Alles, um meine Religion zu erſchüttern, aber man hat ſie noch nicht zerſtört. Sie ſelbſt reden mir immer von Tugend vor; aber Sie beilen mich nicht von meinem Mißtrauen. Eine Regung von Zärtlichkeit zieht mich zu Ihnen, und ich erblicke darin meinen allergefährlichſten Feind. Kurz: Zauberer, Fee, Geiſt, Engel, Dämon oder Teufel; wer Sie auch immer ſeien, geben Sie ſich mir zu erkennen. Sie haben immer in meinem Herzen geleſen, alſo würde ich Ihnen Nichts geheim halten können. Sie haben erfahren, daß Sanftmuth, Biegſamkeit, Gehorſam in mir iſt; aber Sie haben mich noch in keiner Regung von Kleinmuth oder Furcht überraſcht, derethalb ich vor Ihnen erröthen müßte. Laſſen Sie dieſen Anſchein fahren, der Ihnen ohne Zweifel fremd iſt, zeigen Sie ſich mir; Sie werden mich nicht ſchrecken: wo nicht, ſo verläßt Sie der unglückſelige Richard, indem er ſich für Ihren Spielball hält, und verſucht das Äußerſte, Sie auf ewig von ſich entfernt zu halten.

Nein, mein Sohn, mein theurer Sohn, entgegnet man ihm, indem man ihn mit Zärtlichkeit umarmt, wir werden uns nicht trennen: Du wirſt mich kennen lernen, Du wirſt mich lieben, Du wirſt mein Troſt und meine Freude ſein. Nein, ich bin weder Fee, noch Zauberin, noch Geiſt, noch Engel, noch Dämon; ich bin ein Weſen Deiner Art, und noch etwas weniger. Ich bin ein Weib, ein ſchwaches Weib: mit Einem Worte, Du biſt in den Armen von Rebekka Weſtfield, der Schweſter des Herrn des Hauſes, wo wir ſind, der Witwe Sir Patrick o-Berthon's und der Mutter dieſes armen Richard's, den ich an mich drücke.

Sie, ein Weib! Sie, meine Mutter, rief o-Berthon außer ſich aus.... Wo bin ich? Was habe ich gethan? Ich habe mich der zärtlichen Gefühle erwehrt, die mich zu Ihnen hinzogen; ich habe Ihnen mein Herz verſchließen wollen; ich habe Sie verkannt; ich bin ſo unglücklich geweſen, mich gegen Sie zu vergehen! Ich umfaſſe Ihre Knie.

Du trägſt keine Schuld, mein lieber Sohn, oder Deine Mutter iſt Deine Mitſchuldige.....

Aber welche Verkettung von Wundern! begann o-Berthon wieder. Wie, durch welche Mittel haben Sie ſie bewirkt? Alles in der Natur gehorcht Ihnen.

Ach! mein lieber Sohn, ſprach ſeine Mutter weiter: Deine Einbildungskraft allein hat mir gehorcht. Ich nahm wahr, daß ich ſie das erſtemal, da ich Dich in der Verkleidung als Zigeunerin ſah, die mich ein Zufall annehmen laſſen, geſpannt hatte; Du warſt in einer Art von Gefahr, Du mußteſt daraus gezogen werden. Ich mußte dafür Sorge tragen, unſere noch ungewiſſen Verhältniſſe feſtzuſtellen. Deine gänzliche Unterwerfung, Dein volles Vertrauen waren uns nöthig: ich wollte Dich kennen lernen und Dich prüfen. Die Vorſtellung von Wundern hatte Dich ergriffen, und ich beſchloß, Dich darin zu beſtärken, um mich mittels deſſen Deiner zu bemächtigen; ein wenig gutes Glück, ein wenig Geſchicklichkeit und Deine geſegnete Einfalt haben es mir gelingen laſſen. Meine ſonſtigen Abſichten ſind erreicht: das iſt alles Wunderbare. Da nun aber jedwede Verſtellung zwiſchen uns fortan unnütz iſt, ſo wird es Zeit, daß Du uns alle Beide vollkommen kennen lernſt.

Geſchichte Miß Rebekka Weſtfield's.

Du wirſt mit der Zeit mit der Geſchichte unſerer Familie bekannt werden; ſie iſt edel, alt; aber dies iſt nicht unſer Verdienſt: man muß vermeiden, es gelten zu machen. Wenn man perſönliche Vorzüge hätte, ſo würde Stolz ihren Glanz trüben.

Ich bin die Tochter Edward's Grafen von Weſtfield und Lady Sara Tranquill's. Der Himmel hatte ihre Ehe mit der Geburt von ſechs Kindern geſegnet. Du kennſt den älteſten: es iſt George, gegenwärtig Graf von Weſtfield. Lady Heat-Moore, die Du ſehen wirſt, und William, jetzt Biſchof von Lincoln, folgten ihm; ſodann ein Bruder, den wir jung verloren, Edward, der im Kriege umkam, und von dem mir eine zärtliche Erinnerung verblieben iſt, und ich, die jüngſte von Allen.

Mein Vater beſaß die Lehen der Familie, die ſeitdem unſerem älteſten Bruder anheim gefallen ſind. Da die Ausſteuer unſerer Mutter das Erbtheil der Andern ſein ſollte, ſo ſahen wir uns auf ſehr geringe Hoffnungen eingeſchränkt. Mein Vater lebte am Hofe, wo er eine ausgezeichnete Stelle bekleidete. Seine ſehr frühzeitig ſieche Gattin zog ſich hierher zurück. Mein älteſter Bruder ward auf die Univerſität Löwen geſchickt, um da ſeinen Studien und Arbeiten obzuliegen. Sobald er die Akademie verließ, bereiſte er die verſchiedenen Höfe von Deutſchland und kehrte, fünfundzwanzig Jahr alt, nach England zurück. Ich ſah ihn damals zum erſtenmale.

Das väterliche Schloß beherbergte ihn nicht lange. Mein Vater wollte ihn an den Hof bringen und nöthigte ihn, ſich in London aufzuhalten: ſonach habe ich ihn ſeitdem kaum wieder geſehen. Der Biſchof von Lincoln, noch Kind, wurde nach Oxford geſchickt. Kurz darauf hielt Lord Heat-Moore um meine ältere Schweſter an und heirathete ſie.

Ich war dreizehn Jahre jünger als meine Schweſter. Lord Heat-Moore fand Gefallen an mir, als er mich ſah, und war drauf und dran, ſeine Abſichten zu ändern; aber die Ränke meiner älteſten Schweſter führten ihn zu ihr zurück. Ich war zu jung, um Pläne zu verfolgen und hatte Nichts gethan, um ihn anzulocken: ich ſah ihn ohne Leidweſen ſeine erſten Bande wieder anlegen; aber meine Schweſter betrachtete mich als ihre Nebenbuhlerin und hat mir niemals vergeben, daß ich es geweſen.

Mein jüngſter Bruder war in Weſtminſter geſtorben, wo man ihn ſtudiren ließ. Edward hatte eine Lieutenantſtelle im Garderegiment und mit Ausnahme der Zeit, die ſein Dienſt ihm geſtattete bei uns zuzubringen, blieb ich hier mit meiner Mutter allein, die ihre Kränklichkeit zwang, das Zimmer zu hüten, und ertrug nur ſehr ungeduldig die Einſamkeit, auf die ich mich angewieſen ſah.

Das Leſen franzöſiſcher Romane, deren Verſtändniß ich mir verſchafft hatte, war meine einzige Beſchäftigung; es nährte meine Abneigung gegen ein häusliches Leben, flößte mir die Neugier nach Dingen ein, die es mir nicht frommte, zu wiſſen; erweckte in mir den Keim einer meiner Ruhe verderblichen Leidenſchaft und gab mir falſche Begriffe von Menſchen, Welt und Natur im Allgemeinen.

Ein Scherz meines Bruders Edward machte, daß ich an einer noch gefährlicheren Ergötzung Geſchmack fand. Ich war ungefähr von ſeiner Größe und unſere Züge glichen einander ſehr. Er kommt eines Tages auf den Einfall, mich eine ſeiner Uniformen anverſuchen zu laſſen; Du ſiehſt mich in männlicher Kleidung: der Glanz der

Jugend mußte bewirken, daß mir dieſe Verkleidung in Edward's Augen noch beſſer ſtand: um ſie vollſtändig zu machen, wurde beſchloſſen, genau nach meinem Maße einen Anzug fertigen zu laſſen, und dieſes Vorhaben ausgeführt.

In dieſer neuen Tracht erſchien ich in den Familien der Nachbarſchaft und wurde anfänglich nicht erkannt. Man hielt mich für meinen jüngſten Bruder, von deſſen Tode man nichts wußte. Dieſer Erfolg ermuthigte mich; und indem ich fortfuhr, mich ſo zu verkleiden, nahm ich ein keckes ungezwungenes Weſen, kurz, einen ritterlichen Anſtand an: ich lernte mit Gewandtheit ein Pferd bändigen und wurde unter der Anweiſung eines Kammerdieners meines Bruders, der ein Franzoſe, und früher in Paris Vorfechter geweſen war, ein vollkommener Fechter. Meine ganzen Vormittage waren dieſen Übungen gewidmet; kaum daß ich noch die Kleidung meines Geſchlechts anzog, um in den Zimmern meiner Mutter zu erſcheinen. Da das Gefallen an der Jagd zu meinen andern Launen kam, ſo füllten dieſe meinem Stande ſo wenig angemeſſenen Beſchäftigungen bald alle meine Zeit aus.

Edward's Abreiſe nach London unterbrach meine Ritte; aber die Liebhaberei daran ward nur deſto ſtärker. Ich erwartete ſeine Rückkehr mit Ungeduld, um mich ihr von Neuem zu ergeben: er beeilte ſich ziemlich; und nachdem er drei Monate ſpäter Urlaub erhalten hatte, kam er, von einem Offizier ſeines Corps, Namens Sir Patrick o-Berthon, begleitet, zurück. Derſelbe war ein jüngeres Mitglied einer iriſchen Familie, der Sohn eines der meiſt betiteltſten und ärmſten Lords dieſes Königreichs. Er war ungefähr dreißig Jahre alt. Seine Geſtalt war ſchön, edel, gefällig; ſein Weſen anmuthig, gewandt, einſchmeichelnd: Edward war ihm ſehr freundlich geſinnt und nahm ihn zu dritt mit zu allen unſern Partien.

Sir Patrick ließ es ſich angelegen ſein, mir zu gefallen, und bewirkte dies ohne Mühe: ich war nicht auf meiner Hut. Er erklärte ſich gegen mich frei genug, und ich nahm es ungezwungen auf; meine Kleidung gab mir Kühnheit ein und rechtfertigte die ſeine. Ich konnte ſeinen Angriffen nur Eines entgegenſetzen: unſere Vermögensumſtände mußten uns abhalten, Eines an das Andere zu denken. Ich kannte die Vorurtheile meines Vaters und älteſten Bruders gegen die Irländer; aber ich konnte ſchicklicherweiſe nicht gelten machen, was mein eigenes Herz nur allzuſehr verläugnete. Sir Patrick, der eine große Leidenſchaft vorgab, ließ ſich durch eine ſo ſchwache Vertheidigung nicht abſchrecken, verdoppelte ſeinen Eifer, fuhr mit ſeinen Aufwartungen im Schloſſe mit meinem Bruder und ohne ihn fort, und bediente ſich, da er ſah, daß ſeine Angelegenheiten nicht ſchnell genug vorwärts gingen, eines Mittels, das eines Ehrenmannes nicht eben würdig war, um mich in den Fall zu ſetzen, ſelber ſeine Hand nachzuſuchen.

In dieſer Zwiſchenzeit ward mein Bruder Edward, mit einem Obriſtenpatente verſehen, an der Spitze ſeines Regiments getödtet, indem er ſeine Schuldigkeit that. Dieſer Todesfall betrifft meinen Vater hart, ſein hohes Alter und der Gram führen ihn dem Grabe zu: bald nachher vollendet auch meine ſeit funfzehn Jahren kränkelnde Mutter ihre beſchwerliche Laufbahn. Lady Heat-Moore und mein Bruder, damals orforder Doctor, waren angekommen, ihr die Augen zuzudrücken, derweil der neue Graf von Weſtfield ſich in das eben verſammelte Parlament aufnehmen ließ.

Meine bis daher nicht ſehr weiſe Aufführung ward unverzüglich meinen Verwandten bekannt. Ich hatte in Edward den einzigen Freund, den einzigen Beſchützer verloren, auf den ich unter den Meinigen hätte rechnen können. Alte eifrige, oder ſo vermeinte Diener trugen der Lady das Nähere über meinen Umgang mit Sir Patrick zu, wovon unſere Unvorſichtigkeit ihnen Kenntniß verliehen haben konnte.

Ich war mündig; unſere Angelegenheiten waren abgemacht; ich hatte fünftauſend Pfund Sterling in Banknoten, mein ganzes Vermögen, ausgezahlt erhalten. Ich ward benachrichtigt, man habe an Lord Weſtfield geſchrieben, ſich alsbald in ſeinem Hauſe einzufinden. Lady Francy, ſeine Gemahlin, ward in einigen Tagen erwartet. Dieſe Dame hatte Lady Heat-Moore's Gemüthsart und war mit ihr ſehr vertraut. Ich beſorgte, meine Familie ſich gegen mich verbinden zu ſehen, und beſchloß, heimlich nach London zu gehen und Sir Patrick aufzuſuchen; indem der Genuß meiner Freiheit und meines Vermögens mir erlaubte, die Eigenſchaft und den Namen ſeiner Gattin getroſt anzunehmen. Ein vertrauter Diener hielt mir Pferde bereit, und ich entfernte mich als Mann gekleidet; ich konnte es in Anderer Augen ſcheinen; aber auf einer ziemlich langen Reiſe erinnerten mich die Unbequemlichkeiten einer viermonatlichen Schwangerſchaft nur allzuſehr daran, daß ich es nicht war.

Sir Patrick wohnte in Piccadilly. Ich machte mich Morgens auf, ihn in ſeiner Wohnung zu überraſchen. Es war für ihn in der That eine Überraſchung. Seine Geſinnungen ſtimmten mit den meinigen nicht überein: eine Minute nach meiner Ankunft hatte ich Gelegenheit, mich deſſen zu vergewiſſern. Er empfing mich nicht eben ſehr zuvorkommend, mit einer verlegenen und gezwungenen Miene. Ich glaubte, er wäre von meinen Verhältniſſen nicht wohl unterrichtet und ſetzte ihm meine Lage und unſere Hülfsmittel auseinander. Er ſchien noch nachdenklicher, noch kälter. Ich drang in ihn, und wollte ihn bei der Ehre faſſen: er ward ſpöttiſch, beleidigend. Das Ende von der Sache war: daß das Soldatenhandwerk, das ich triebe, ſich mit der ernſten Verbindung, in die ich ihn ziehen wollte, nicht vertrüge. Ich warf mich vor ihm auf die Knie, und beſchwor ihn, Mitleiden mit dem Kinde zu tragen, deſſen Mutter ich bald ſein würde. Er ſtieß mich auf ſchimpfliche Weiſe zurück. Ich wußte mich zu mäßigen und entfernte mich, entſchloſſen, ihn auf's Außerſte zu treiben, mit ſcheinbarer Beſtürzung, wiewohl das Innerſte voll Wuth.

Ich verberge mich unfern Sir Patrick's Wohnung in ein meublirtes Zimmer; mein Bedienter beginnt, auf meinen Befehl, ſeine Spur zu verfolgen und ſein Thun und Laſſen auszukundſchaften: der Witwe eines reichen londner Juweliers in der Hoffnung zugethan, ſich mit ihr zu vermählen, hatte er ſeine alten Bekanntſchaften aus dem Auge verloren und widmete ihr alle ſeine Zeit.

Am Abend begab er ſich allein und ohne Vorſicht nach Hauſe. Ich waffne mich mit Entſchloſſenheit: begebe mich an die Ecke der Straße in den Hinterhalt: ich ſehe ihn von dem einen Ende des Platzes auf das andere zuſchreiten, gehe ihm entgegen, und treffe mit ihm Mitte Weges zuſammen: wir erkennen uns beim Mondlicht.

Verräther, ſage ich zu ihm, laß mir Gerechtigkeit widerfahren.

Er antwortet mir mit einer Schmähung und ſucht mir zu entſchlüpfen. Ich lege Hand an den Degen; gezwungen, den ſeinigen zu ziehen, will er laut werden, weicht er zurück, ſchlägt ſich flüchtig; ich ſetze ihm zu, er parirt nur aus; ich verwunde ihn, er geräth in Wuth, bringt ſeinerſeits auf mich ein, ſtürzt ſich auf meinen Stahl, mich zu entwaffnen, und bringt ſich eine tödtliche Wunde bei. Er erkannte ſie für eine ſolche, ſobald er ſie empfangen hatte: er fällt.

Ach, Rebekka! ſpricht er, Du haſt mich getödtet!

Dieſes Wort brachte mich zu mir ſelbſt.

Theurer Patrick! rief ich aus.... Ich Unglückſelige! Was habe ich gethan?.....

Du haſt Dich gerächt, Rebekka, und ich verzeihe Dir, trage für mich Sorge.

Ich laufe an das andere Ende des Platzes, finde eine Sänfte: ich bringe ſie mit; ich geleite den Verwundeten nach ſeiner Wohnung und derweil ſein Kammerdiener ihn zu Bett bringt, damit umgeht, das Blut zu ſtillen, das aus ſeinen Wunden ſtrömt, eile ich nach Hülfe. Ich komme bald mit einem geſchickten Wundarzte wieder. Der erſte Verband wird gelegt.

Ich wollte mich nicht entfernen. Rebekka, ſagt Sir Patrick zu mir, begib Dich zur Ruhe; kehre morgen früh in ſchicklicherer Kleidung zurück. Gebe der Himmel, daß ich Zeit behalte, das Unrecht wieder gut zu machen, deſſen Du Dich zu beklagen haſt.

Ich kam des andern Morgens ſehr früh. Sir Patrick hatte bei ſich einen Geiſtlichen, zwei Gerichtsbeamte, zwei ſeiner Freunde verſammelt; Alles war zur Trauung vorbereitet; der Hausbeſitzer und ein Verwandter ſeiner Frau dienten mir als Zeugen, und die heilige Handlung ward vor der Abnahme des Verbandes mit allen Vorſichtsmaßregeln vollzogen, die ihre Gültigkeit ſichern konnten.

Dein Vater war auf den Tod verwundet. Er war es von meiner Hand; er war mir theuer..... Ich gehe ſchnell zu dem ſchmerzlichen Augenblicke über, wo ich ihn, acht Tage nach unſerer Verbindung, verlor. Ich erfüllte die traurigen Pflichten, die ich gegen ihn hatte, entfernte mich aus der Gegend von Piccadilly und bezog, bis zu meiner Niederkunft, eine kleine Wohnung im Kirchſprengel St. Paul.

Ich hatte meinen vertrauten Diener in die Nähe des Schloſſes Weſtfield geſchickt, um zu erfahren, wie meine Familie meine heimliche Entfernung aufgenommen. Alles war gegen mich verſchworen, es war von nichts als Gewaltſchritten die Rede. Mein Bruder, der Doctor, der ſeit Kurzem zu dem Bisthume Lincoln gelangt war, machte Lady Heat-Moore's Haß zu dem ſeinigen; Lady Francy, die Gemahlin des Grafen von Weſtfield, pflichtete ihm bei; alle Drei reizten gemeinſchaftlich unſern älteſten Bruder an und hatten ihn in Wuth gebracht.

Ich ſchätzte den Lord, meinen Bruder, hoch; aber ich fürchtete ſeine Vorurtheile, ſeinen Jähzorn, ſeinen Charakter. Ich ſah die Nothwendigkeit ein, mich von den Meinigen zu entfernen, vor dem Haſſe meiner Schweſter den Anblick meiner Lage zu verbergen und eine Zufluchtſtätte zu ſuchen, wo ich von dem beſchränkten Vermögen, über das ich zu gebieten hatte, ruhig und bequem leben könnte.

Ich konnte ſie in London nicht finden. Mein Vermögen, wenn ich dazu ſchlug, was ich aus Sir Patrick's Verlaſſenſchaft gewonnen, belief ſich auf ſechstauſend ſechshundert Pfund Sterling in Bankactien; die Zinſen deſſelben reichten nicht hin, mich in einer ſo großen Stadt und wo Alles in ſo hohem Preiſe, mit Anſtand zu erhalten. Ich konnte mich in eine entfernte Provinz zurückziehen, oder in Frankreich leben.

Ich ſchwankte eine Weile zwiſchen dieſen beiden Auswegen; am Ende trugen mein Geſchmack und meine Gewohnheiten den Sieg davon. In England lebend, mußte ich mich den Beſchäftigungen, der gewöhnlichen Aufführung eines weiblichen Weſens unterwerfen, oder, eine Sonderbarkeit zur Schau tragend, auf die Achtung Derjenigen verzichten, unter denen ich zu leben hätte. Begab ich mich in meiner männlichen Kleidung nach Frankreich, ſo verlor ich die Menſchen, die ich fliehen wollte, aus den Augen, entging jeder Art von Zwang, verdoppelte, ſo zu ſagen, mein Einkommen, indem ich mir Freiheit verſchaffte. Dieſer Plan verlockte mich, und ich nahm ihn an.

Die Zeit meiner Niederkunft nahte. Du wardſt geboren, mein lieber Richard. Von allen Freunden unſeres Hauſes, war Miſter Sterlock, ein Banquier der City, der einzige, mit dem ich in Verbindung blieb und dem meine Abenteuer bekannt waren. Er war Dein Pathe, der Dich über die Taufe hielt; zwei Freunde Sir Patrick's wohnten derſelben in der Pfarrkirche St. Paul als Zeugen bei; bei dieſer Handlung ward Alles beobachtet, was ſie gültig machen konnte.

Du wardſt zu einer Amme nach Backway gethan.

Von dannen ſollteſt Du nach Southam kommen, wie auch geſchah, um allda in dem Hauſe einer rechtſchaffenen Witwe, Namens Miſtriß Hallen, die erſte Erziehung zu empfangen. Wiewohl man ſorgfältigſt zu verheimlichen ſuchte, wer Du ſein könnteſt, ſo verbarg man doch nicht Deinen Familiennamen: er iſt in England, beſonders in Irland, ſehr bekannt; aber er war Dir mit vielen in der Familie o-Berthon geborenen Kindern gemein, und Du verlorſt Dich unter ihnen.

Dieſe von Herrn Sterlock angerathene Vorſicht erledigte vollends alle Zweifel, die man in der Folge hätte gegen Deine Geburt erheben können. Unſere Familie und die Deines Vaters waren mit Erben verſehen, die Dich damals von jedem Anſpruche an ein beſſeres Schickſal fernhielten; aber ich wollte Dir die Hülfsquellen der Zukunft auſſparen, und um den Ränken, die Dich ihrer hätten berauben können, hinderlich zu ſein, ließ ich alle Welt über Dein und mein Schickſal in Ungewißheit.

Nachdem ich alſo für Dich Sorge getragen, empfahl ich Dich Herrn Sterlock an: ich legte mein kleines Vermögen in ſeine Hände nieder; vertraute ihm meine Abſichten, den Ort meines Aufenthalts und ſchiffte mich in männlicher Kleidung nach Frankreich ein.

Ich irrte lange Zeit in den verſchiedenen Städten umher, die an den Seeküſten dieſes Königreichs gelegen ſind, ohne mich in irgend einer niederlaſſen zu können: endlich gefiel mir die Lage von Marſeille wohl, und ich blieb da. Ich war mit der Sprache, mit den Sitten des Landes vertraut geworden und fragte mich damals, mein lieber Richard, nach Dem was ich täglich von dieſem ſcherzhaften, einſchmeichelnden Volke ſah, in deſſen Mitte ich lebte und deſſen Ketten ich nicht wahrnahm, derweil ich mich ſelbſt in völliger Freiheit befand und immerdar an meinen engliſchen Ideen feſthielt: ob wohl Frankreich etwa eine allgemeine Herberge ſei, die dem Vergnügen der darin ankommenden Fremden durchaus gewidmet, und in der das unter einem Drucke, den es verhehle, ſeufzende Volk durch eine geheime Regung gezwungen werde, zur Unterhaltung ihrer Gäſte, das ganze Jahr über zu lachen und zu tanzen?

Ich liebte die Verſchwendung: ſie war mir nothwendig. Da ich mich in jeder Hinſicht in einer ſchiefen Stellung befand, ſo hatte ich das Bedürfniß, mich zu fliehen. Ich ſchloß keine nähere Verbindung: das franzöſiſche leichte Weſen ſchreckte mich ab: es ſchickte ſich nicht für mich, einen Mann zu meinem Freunde zu machen, und der Umgang mit den Frauen war mir ſchmacklos. Ich ergab mich allen den Neigungen, die ich Dich kennen gelehrt habe. Ich hielt Pferde, Hunde. Da ich aber am Ende fand, daß in dieſen koſtſpieligen Liebhabereien mein mäßiges Einkommen zu ſchnell aufging, ſo wandte ich mich dem Hülfsmittel der Kunſt, der Bücher, der Geſellſchaft unterrichteter Leute und des Theaters zu.

Aus dieſem neuen Kreiſe von Vergnügungen ſchöpfte ich die Luſt, Paris zu ſehen. Die Menſchen ſchienen mir in dieſer Hauptſtadt zerſtreuungsſüchtiger und weniger fröhlich als in Marſeille zu ſein; ich fand da jedoch, was nur meinen Neigungen irgend einer Art entſprechen konnte. An den Verſammlungsplätzen zu ritterlichen Übungen brachte ich meine Vormittage zu; das Studium ernſter Wiſſenſchaften, die meinen Fähigkeiten angemeſſen, füllte meine Nachmittage aus; und die Theater die übrige freie Tageszeit. Abends kam ich äußerſt ermüdet nach Hauſe und vergaß vollends meiner ſelbſt in den Armen eines tiefen Schlafes, deſſen ich mich bedürftig gemacht. Ich hatte den Namen Sentri angenommen, den ich bis heute beibehalten habe.

In den öffentlichen Anſtalten, die ich beſuchte, hatte ich Gelegenheit, viele junge Leute meines Volks zu ſehen; aber ich gab mich ihnen in der Abſicht nicht als Engländer zu erkennen, um ſie mit mehr Behaglichkeit zu beobachten; ſie hielten mich, wegen meiner provenzaliſchen

Ausſprache, die ich einigermaßen beibehalten hatte, für einen Edelmann aus dieſem Lande. Es war in unſerem Umgange ich weiß ſelbſt nicht was da Stolzes, Kaltes und Verächtliches. Sie behandelten mich wie einen Franzoſen, ich ſah ſie für Leute an, aus denen Menſchen zu machen geweſen wären, wenn man ihre Sitten hätte mildern und Vorurtheile beſeitigen können, die für die Menſchheit empörend waren; ſo wie ſie waren, kamen ſie mir unnatürlich vor. Da ſie nicht vermutheten, daß ich ihre Sprache verſtände, ſo hörte ich ſie einen ihrer Genoſſen bei den Übungen mit ſolcher Bitterkeit und geringen Zurückhaltung lächerlich machen, daß ich Luſt bekam, mit ihm Bekanntſchaft anzuknüpfen. Sie warfen ihm nicht einen Fehler vor, deſſen ein vernünftiges Weſen ſich nicht als einer guten Eigenſchaft hätte erfreuen können Er war beſcheiden, ſanft, redlich und dankbar bis zu dem Grade, daß er ein Freund der Franzoſen ſein wollte, die ihn entweder freundlich aufgenommen, oder ihm einige leichte Dienſte erwieſen hatten. Er behauptete, man dürfe nicht ein Volk in ſeiner Heimath beleidigen, das da Niemand beleidige, und meinte ſeinerſeits, keine zureichenden Gründe zu haben, es gering zu ſchätzen. Da ſie ihn nicht von ſeinen Verkehrtheiten heilen konnten, ſo ließen ſeine Kameraden ihn im Stich und blieb er allein mit mir. Er nannte ſich Eſtevan und war ein Walliſer. Als er allein war, redete ich ihn an und ſprach ſo gut Engliſch mit ihm, daß er Urſache fand, darob zu erſtaunen. Ich geſtand ihm, daß ich ſein Landsmann und Mitſchuldiger in der Denkungsart wäre: kurz, mein Sohn, in Folge dieſer Eröffnung wurden wir Freunde und faſt unzertrennlich, was wir lebenslang bleiben werden. Es gab niemals eine ſanftere, wahrhaftere, empfänglichere Seele als die Eſtevan's. Ich könnte Dir tauſenderlei Gutes von ihm ſagen; aber Du wirſt ihn kennen lernen und in ſeinem Umgange deſſen noch mehr erfahren. Du biſt ihm ſchon einige kleine mittelbare Verbindlichkeiten ſchuldig geworden, und wenn Du ihn wiederſiehſt, wird Dir ſein Geſicht nicht fremd vorkommen.

Ich hatte bisher nur die Liebe gekannt und hatte keine Urſache mich ihrer zu rühmen. Meine Seele ergab ſich der Freundſchaft, mit aller Gluth, deren ſie fähig war. Eſtevan war wenig bemittelt, und da er zu ſeiner Erziehung mehr als die Summe ausgegeben hatte, die er vernünftigerweiſe daran wenden konnte, ſo ſchickte er ſich an, wieder über das Meer zu ſchiffen; ich entſchloß mich, die Reiſe mit ihm zu machen.

Wir fuhren nach London. Ich ſah Miſter Sterlock; erhielt Nachrichten von Dir. Man lobte Deine Sanftmuth, Deinen Fleiß. Ich berieth mich mit dem rechtſchaffenen Banquier über den Stand, für den ich Dich beſtimmen könnte.

Die Familienverhältniſſe hatten ſich nicht verändert; meine Hülfsmittel nicht zugenommen, Du warſt von zarter Leibesbeſchaffenheit; es ward ausgemacht, Dich als einen zum geiſtlichen Stande beſtimmten jungen Mann, nach Oxford zu ſchicken.

Eſtevan reiſte bald nachher nach Wales, und ich folgte ihm dahin. Sein väterliches Erbe war klein, ein Theil deſſelben mußte zum Unterhalte einer bejahrten, ehrwürdigen Mutter dienen; wir fühlten uns nicht ſehr behaglich, aber ein Freund erſetzt vielerlei. Ich brachte ſechs Monate bei ihm zu, ohne mich zu langweilen, indem ich beſchäftigt war, die Füchſe auszurotten, die ſein kleines Grundgebiet verheerten: und kehrte mit dem Vorſatze nach Frankreich zurück, fortan alle Jahre Wales zu beſuchen.

Indeſſen ließ ich zwei vorübergehen, ohne Wort zu halten. Bei meiner zweiten Reiſe fand ich Eſtevan in Verlegenheit. Er war in die älteſte Tochter der Miſtriß Bullcock verliebt, die Du kennſt: ſie war damals erſt vierzehn Jahr alt. Er wagte ſeiner Leidenſchaft weder bei Miß Annen, die ſie erweckt hatte, noch bei der Mutter, noch bei ſonſt Jemand das Wort zu reden. Die

Umſtände konnten ihm nicht ungünſtiger ſein. Miſtriß Bullcock hatte unlängſt ihren Mann verloren, das Hab und Gut was ihr übrig blieb, war an eine Art Juden für hundertfunfzig Pfund Sterling verpfändet. Dieſer Menſch drängte mit der Zahlung, die Familie war in der äußerſten Niedergeſchlagenheit und am Rande ihres Verderbens. Mein Freund Eſtevan konnte keine Hülfe bringen. Wie war in einem ſo verzweifelten Zuſtande eine Heirath einzuleiten? Und geſetzt auch, daß Miſtriß Bullcock's Gut freigemacht geweſen wäre, war es doch ebenſowenig gerathen, daran zu denken. Ich vermochte meinen Freund, die Erklärung ſeiner Geſinnungen auf glücklichere Zeiten zu verſchieben, und opferte, entſchloſſen das ganze Jahr mit ihm zu verleben, den größten Theil meines Einkommens auf, um dieſe achtbare und unglückliche Familie aus der Noth zu ziehen. Ich wollte, Eſtevan ſollte dieſen kleinen Dienſt auf ſeine Rechnung ſchreiben laſſen, aber er nannte mich Madame Bullcock: das iſt der erſte Anfang der Verbindungen, in die ich mit ihr getreten bin.

Sowie das Jahr abgelaufen war, kehrte ich nach Paris zurück. Europa war in Frieden und ſchien lange darin bleiben zu ſollen. Ich hatte Gelegenheit, einen Musketier des Königs kennen zu lernen, der einer guten Familie der Provinz Lancaſter angehörte. Er nannte ſich Fitz-Martin. Da er in mir eine Anhänglichkeit an Frankreich wahrzunehmen glaubte, ſo ſagte er mir, wie es zu verwundern ſei, daß ich in dem Alter von vierundzwanzig Jahren, das ich zu haben ſchiene, keine Dienſte nachſuchte, was doch für einen Mann von Stande die einzig ſchickliche Lebensweiſe wäre. Er, der in St. Germain geboren ſei und nur jährlich funfzehnhundert Franken habe, unterhalte ſich ſo ganz angenehm, und hoffe auf Beförderung.

Deſſen was ich bis jetzt vorgenommen, überdrüſſig, kam mir die Grille an, Musketier zu werden. Fitz-Mar tin ſtellt mich ſeinem Commandanten als eine Trümmer vom Glücke der Stuarts vor.

Ich gefalle: werde angenommen. Neuerdings ſehe ich mich in dem Falle, ein Pferd zu beſteigen; aber aus Beruf. Ich gehe oft nach Verſailles; der Geſchmack an der Jagd erwacht wieder, bald ſetzt der König von Frankreich keinem Hirſche mehr nach, ohne mich zum Begleiter, oder zum Zeugen ſeines Glückes zu haben. Das geht ſo weit, daß es mich bemerkbar macht.

Ich kam eines Tages ein wenig ſpät zum Verenden. Ohne Zweifel gewöhnt, mich zu ſehen, ſagte der König laut genug, um von mir gehört zu werden: Ah! da iſt mein Musketier! Nur zu ſehr geſchmeichelt, dieſe Auszeichnung verdient zu haben, ſuchte ich mich jemehr und mehr hervorzuthun; aber ich hatte meinen Stall doppelt und dreifach beſetzt und Miſter Sterlock warnte mich, mein Capital angegriffen zu haben. Ich faßte den Entſchluß, mich auf einige Zeit zu meinen Freunden nach meinem Wales zu verfügen und verließ Verſailles auf Urlaub.

Inzwiſchen ich bei Eſtevan lebte, wurde der Krieg mit Spanien erklärt: unſere Politiker ſagten, Frankreich werde nicht anſtehen, daran theilzunehmen. Ich liebte den König perſönlich; aber ich konnte ihm nicht gegen mein Volk dienen. Ich war genöthigt, einen Entſchluß zu faſſen und ſandte meinem Commandanten meine Entlaſſung ein.

Sir Thomas Collwell warb damals, auf Befehl, eine Freicompagnie an, um dem Admiral Anſon auf ſeinem Seezuge nach Indien zu folgen. Wir hatten uns in Frankreich geſehen; er trug mir die Leutnantſtelle bei ſeiner Compagnie an, und ich ſchlug ein. Dieſe Compagnie gab mir die Mittel an die Hand, unſer kleines Vermögen zu ſchonen und vielleicht zu vergrößern.

Ich empfahl Dich Herrn Sterlock an und ſchiffte mich auf dem Contre-Admiral, mit einer Truppenabtheilung von hundertundfunfzig Mann, ein. Ich ſage Dir Nichts von der Fahrt und Expedition; es betrifft Dich Alles nicht, außer der Gewinn, den ich davon gezogen habe.

Nach einer vierjährigen Abweſenheit und nach außerordentlichen Abenteuern kam von dieſer ganzen furchtbaren Ausrüſtung nur eine Handvoll Menſchen, auf einem zerrütteten Schiffe, von Schätzen faſt erdrückt, wieder nach England, und zwar war ich ſo glücklich, dazu zu gehören.

Wir verdankten unſere Erhaltung dem an Hülfsquellen reichen Genius, der uns befehligte, und dem Glücke, das uns, von einem Nebel begünſtigt, mitten durch ein feindliches Geſchwader in den Hafen führte. Sir Thomas war todt und ich alſo von Rechtswegen der Hauptmann eines Truppencorps geworden, das bei der Abreiſe aus fünfhundert Mann beſtand und jetzt auf ſechsunddreißig zuſammengeſchmolzen war.

Ich komme in London an. Ich eile zu Herrn Sterlock, er war, ſiebenundſiebzig Jahre alt, in den Zuſtand der Kindheit verfallen; ſeine Familie hatte ihn ſoeben für mundtodt erklären laſſen; mein Vermögen war in Sicherheit. Ich foderte gewiſſe Papiere; das Inventarium war noch nicht gemacht. Man konnte mir von meinem armen Richard nicht ein Wort ſagen.

Verpflichtet, von meiner Compagnie Rechenſchaft abzulegen, und ihren Vortheil bei der Berechnung der von dem Geſchwader gemachten Priſen wahrzunehmen, konnte ich mich nicht von London entfernen. Ich ſchreibe nach Southam an Miſtriß Hallen, ich erhalte keine Antwort, ein zweiter, dritter Brief ſind nicht glücklicher; tödtlich beunruhigt fodere ich einen achttägigen Urlaub nach Southam; die Bevollmächtigten der Admiralität, der ich mich allzu nothwendig gemacht hatte, ſchlagen mir ihn ab. Endlich wende ich mich an meinen Freund Eſtevan und beſchwöre ihn, zu mir zu kommen, da ich ſeiner Dienſte höchſt nöthig bedürfte. Er erwiedert mir, er könne ſeine Mutter nicht verlaſſen, die in den letzten Zügen liege.

Meine Lage war verzweifelt; wenn ich meine Pflicht übertrat, ſetzte ich mich dem aus, das unter ſo vielen Gefahren und Beſchwerden für Dich aufgehäufte Vermögen zu verlieren, und mittlerweile fürchtete ich, Dich verloren zu haben.

Inmitten dieſer Unruhe, regte mich die Hoffnung, Dich in der Welt einen Deinem Namen entſprechenden Rang einnehmen zu ſehen, an, mich dem Oberhaupte unſerer Familie zu nähern. Lord Weſtfield war in London: ich wußte es. Ich erfuhr, daß er in der Southamptonſtraße eine meublirte Wohnung innen habe. In demſelben Hauſe war eine Wohnung über der ſeinigen zu vermiethen. Ich nehme ſie. Ich beſorgte nicht, erkannt zu werden, wenn ich an meinem Bruder vorüberginge; ich kannte ſeine Zerſtreutheit. Meine Uniform, mein gegenwärtiger Stand verliehen mir Schutz vor ſeinem Argwohn. Ich hätte gewünſcht, ein Zufall möchte uns einander nähern, ſeine Neugierde meinetwegen rege machen. Ich liebte, achtete ihn; aber ich fürchtete ihn noch mehr; wählte ich meine Zeit ſchlecht, ſetzte ich mich dem aus, ihn in einem Augenblicke anzureden, wo er nicht bei Laune wäre, ſo konnte mein Wagniß fehlſchlagen, ohne daß ich noch irgend auf ihn hätte hoffen dürfen.

Er hatte unlängſt erſt ſeinen einzigen Sohn verloren und beweinte ihn noch. Mein Bedienter hatte dieſe Nachricht von dem ſeinigen erhalten. Seine Töchter waren ſeit drei Jahren an die Lords Mellefond und Etheregge, Ritter des ſchottiſchen Ordens und Pairs dieſes Königreichs, verheirathet; ſeine Familie vernachläſſigte ihn ſehr und er ſtand beinahe allein.

Ich erfuhr auch ſeine Art und Weiſe zu ſein. Außer den Parlamentsſitzungen war er immer mit den vornehmſten Actienhändlern von London in Geſchäften, um in Staatspapieren zu ſpeculiren, und des Abends ein fleißiger Beſucher der Pantomimen in Coventgarden; nach geendigtem Schauſpiel begab er ſich auf ein Caffeehaus, wo er einige Zeit grübelte und ging gegen elf Uhr nach Hauſe. Ich folgte ihm allenthalben, ſobald meine Geſchäfte es zuließen, und beobachtete die größtmögliche Vorſicht, um ihm nicht verdächtig zu werden.

Ich muß Dir, mein lieber Richard, einen Begriff von dem Charakter Deines Oheims geben. Er iſt einer der würdigſten Männer und einer der ſonderbarſten, die England nur hervorgebracht hat. Der Lord, Dein Großvater, wollte ihn an den Hof binden und hat ihn daſelbſt feſtgehalten, ſo lange er lebte. Aber ſobald Dein Oheim von ſich ſelbſt abhing, kaum in die Pairskammer aufgenommen, verzichtete er auf jegliche Gunſt; zurückgezogen auf ſeinen Gütern lebend, iſt er ein einſichtsvoller Landmann und Ökonom und der allerbeſte Herr. Für ſeine bedürftigen Unterthanen, für Unglückliche aller Art, treibt er die Mildthätigkeit bis zur Verſchwendung.

Nach London zurückgekehrt, befrachtet er ſeine Schiffe, nimmt Theil an der Errichtung von Manufacturen, folgt den Bewegungen in den Staatspapieren und ſpielt die Rolle eines eigennützigen Geſchäftsmannes. In der Pairskammer iſt er, voll guten Willens, jeder Art von Cabale unzugänglich; ohne gegen das Miniſterium gefällig zu ſein, wirkt er ihm niemals entgegen, als wofern er es in Verdacht hat, die öffentliche Wohlfahrt zu benachtheiligen. Er verachtet das Haus der Gemeinen, will nimmer mit ihm verhandeln, und wird durch dieſe Unbeugſamkeit des Charakters ſogar ſeiner eigenen Verſammlung unnütz. Er hat noch viele andere Vorurtheile, ich könnte ſelbſt ſagen, viele andere Thorheiten; aber Du wirſt ſie ſchon aus den Einzelheiten kennen lernen, die ich Dir mitzutheilen habe. Übrigens wolle der Himmel, daß Du ihm in der Geradheit, Rechtſchaffenheit und Wohlthätigkeit gleicheſt.

Seit vierzehn Tagen ließ ich mir angelegen ſein, ihm für ihn und mich fruchtloſerweiſe zu folgen, als eines Tages, da ich in dem Caffeehaus von Coventgarden ſaß, drei übel ausſehende, unfern von mir ſitzende Männer, die leiſe mit einander ſprachen; ſeinen Namen fallen ließen. Das Schauſpiel war angegangen und ich hatte keinen Platz finden können. Den Kopf in eine Hand geſtützt, ſann ich nach, und man konnte mich eingeſchlafen glauben. Der Name Weſtfield erregte meine Aufmerkſamkeit, ich horchte begierig hin, ohne meine Stellung zu verändern.

Er hat in Kingsarms mit denen und denen zu Mittag gegeſſen, ſagte einer der Leute, die ich hörte, er hatte ganz allein drei Mäkler an der Börſe. Bradſhaw hat mir geſagt, daß er für ihn bis zum Belaufe von hunderttauſend Pfund Sterling abgeſchloſſen: er wird gut dabei fahren, verſetzte einer von der Geſellſchaft.

Ich verlor die Folge der Unterredung; ſie waren aufgeſtanden und hatten ſich einen weniger ausgeſetzten Ort erkoren, um ihr Vorhaben weiter zu überlegen.

Das Schauſpiel ging zu Ende. Lord Weſtfield verließ es, wie gewöhnlich nur mit einem ganz ſchlichten Überrocke bekleidet. Er verlangt heiße Limonade und ſetzt ſich; die drei Schufte waren verſchwunden.

Um elf Uhr läßt ſich Mylord eine Sänfte beſorgen; er hatte nicht einmal einen Bedienten bei ſich. Die Sänfte kommt: er begibt ſich hinein: ich folge ihr; aber etwas von Ferne. Kaum gelangte ſie in die Straße von Southampton, ſo höre ich Lärm; ich lege Hand an den Degen, laufe zu; die Sänfte iſt angehalten worden: die Schufte ſtehen am Schlage; ſie gewahren mich; einer von ihnen ſondert ſich ab und kommt mit gezücktem Degen auf mich los; ich ſtreckte ihn mit dem erſten Stoße zu Boden und eilte den Andern zu; aber bei dem Geſchrei ihres Spießgeſellen hatten ſie die Flucht ergriffen. Ich finde Mylord, der um ſich ſchlägt und ſchreit, in der von den Trägern verlaſſenen Sänfte vor, die vielleicht mitſchuldig waren. Ich helfe ihm herausſteigen, faſſe ihn unter dem Arme und wir gelangen zu Fuße nach ſeiner Wohnung.

Ich hatte meinen ganz blutigen Degen noch in der Hand. Beim Eintreten veranlaſſe ich den Wirth, bei der Schaarwache, von dem was ſoeben vorgefallen, Meldung zu thun.

Lord Weſtfield, noch von der Gefahr beunruhigt, ſagte Nichts. Zwei Bedienten kommen und leuchten; er ſtützt ſich auf ihre Arme, ſteigt in ſeine Wohnung hinauf und ich ſolge ihm.

Er ſetzt ſich, indem er ſein Zimmer erreicht, ſieht mich feſt an: Sie ſind es, Capitain, mein Nachbar, ſpricht er, Sie haben mir da eben einen großen Dienſt geleiſtet. Man hatte es auf meine Brieftaſche abgeſehen: da iſt ſie: es ſind nur hunderttauſend Pfund Sterling, Sie haben ſie aus der Hand der Räuber errettet.

Ich wollte ſagen, ich ſchätzte mich höchſt glücklich, daß ich im Stande geweſen, ihm dieſen Dienſt zu leiſten.

Sie haben für ſich, wie für mich gehandelt, fügte er hinzu. Die Brieftaſche gehört uns Beiden, nehmen Sie davon, ſo viel Ihnen gutdünkt; und fürchten Sie nicht, mir zu mißfallen.

Ich ſah die Brieftaſche nicht an. Ich befand mich bei meinem Bruder, deſſen Freundſchaft ich mit all meinem Blute hätte erkaufen mögen. Die Gefahr, die er gelaufen war, erſtaunte mich noch. Die Verlegenheit meiner gegenwärtigen Lage, die Reue über mein vergangenes, ſeiner ſo wenig würdiges Betragen, das Verlangen, mich zu entdecken, ihm zu Füßen zu fallen, ſein Wohlwollen für Dich und mich in Anſpruch zu nehmen; alle dieſe verſchiedenen Empfindungen beſtürmten mich auf einmal.

Über mein Ausſehen verwundert, redet mich der Lord, nachdem er einen Augenblick geſchwiegen hat, an. Was iſt das, Capitain? Zweifeln Sie etwa, daß ich nicht edel genug denke, Ihnen dreißig-, vierzig-, funfzigtauſend Pfund Sterling zu ſchenken?

Nein, Mylord, erwiederte ich, ich kenne Ihre Großmuth; Dienſteifer und eine Zuneigung, deren Beweggrund Sie nicht kennen, haben mich vermocht, Ihnen einen Dienſt zu leiſten, den Sie hoch anzuſchlagen ſcheinen. Ich hoffe auf eine für mich weit ſchmeichelhaftere Belohnung, auf Ihre Freundſchaft ....

Meine Freundſchaft! hub der Lord wieder an, und wer ſind Sie? Sie kommen aus Indien zurück ..... Sollten wir uns irgendwo gekannt haben? .... Ja, in der That, Ihre Züge ſind mir nicht völlig fremd .... Sind Sie ein Engländer?

Ich wußte nicht, was ich antworten ſollte; ich zitterte, während er mich beobachtete: es war etwas Wildes, Hartes in ſeinen Geſichtszügen.

So antworten Sie mir doch, fuhr er fort.

Nein, Mylord, ſagte ich zu ihm, ganz verwirrt. Ich bin .... ein Franzoſe .....

Das habe ich, ſprach er, aus Ihrer Ausſprache, Ihrem Gange abgenommen .... Meine Freundſchaft einem Franzoſen, einem Feinde des Staats? Gehen Sie, ich will Ihnen verzeihen, Alles zu ſein, was Sie wollen, ſobald Sie meine Brieftaſche werden angenommen haben.

Nein, Mylord, ſagte ich zu ihm; ich habe ein zu hohes Gemüth, als daß ich um dieſen Preis einen Dienſt verkaufen ſollte.

Du willſt kein Geld, Franzoſe! verſetzte er, wie im Zorne, was willſt Du denn? Wer hat Dich aus Deinem Lande vertrieben? Warum führſt Du die Waffen für uns? Sprich, haſt Du ſchlimme Händel? ich werde mich für Dich verwenden, wenn es ſein muß. Ich werde Dich allen Miniſtern, Deinem Könige empfehlen laſſen; ich wollte Dich aus der Hölle ziehen, wenn es Dir begegnet wäre, hineinzufallen.

Nein, Mylord, antwortete ich, ich diene England aus Neigung und will es nicht verlaſſen; ich habe Nichts mehr in Frankreich zu ſuchen; ich habe da Nichts verbrochen, was mich der Strenge der Gerechtigkeit ausſetzte, und ich bitte Sie, Ihren Einfluß anderwärts zu verwenden.

Du willſt uns dienen, verſetzte Mylord, Du haſt die That eines braven Mannes verrichtet, Du liebſt das Geld nicht; Du wirſt uns nicht verrathen. Ich will bei allen Lords der Admiralität Deine Beförderung betreiben.

Noch einmal, ſagte ich zu ihm, ich habe das Glück gehabt, Ihnen nützlich zu werden; ich habe Ihnen den Lohn genannt, der mir anſtände, ich will keinen andern .....

Wie, Franzoſe, Du willſt mein Freund ſein! aber ich mag Dich nicht lieben .... Ich liebe Niemand; nicht einmal meine Kinder .... Nein ... Nein ... Nein, Du kommſt nicht aus dieſem Zimmer, wo Du mir nicht ſagſt, was Du von mir willſt.

Ich kann es Ihnen heute nicht ſagen, Mylord ....

Aber welche Zeit beſtimmſt Du dazu? ....

Einen Monat, entgegnete ich ....

Du kommſt alſo zu mir auf's Land; denn da werde ich alsdann ſein. Ich breche den Schilling hier von einander, nimm die eine Hälfte, und gleichviel, ob Du kommſt, oder Jemand ſchickſt, ſo vergiß nicht, mir dies Geldſtück zuſtellen zu laſſen.

Ich verließ den Lord Weſtfield, und zog mich in meine Wohnung zurück; er verließ früh bei Zeiten diejenige, die er unter mir innen hatte und miethete eine andere unweit St. Jamespark.

Meine Unruhe über Dein Schickſal hatte inzwiſchen den äußerſten Grad erreicht, als ich Eſtevan in Trauerkleidung ankommen ſah. Seine Mutter war geſtorben. Durch meine Briefe unterrichtet, wie ſehr nöthig mir ſeine Dienſte wären, kam er, ſie mir anzubieten. Meine Geſchäfte würden ſich in vier bis fünf Tagen haben beendigen laſſen und mich ermüßigen können, die Reiſe nach Southam anzutreten. Meine Ungeduld geſtattete mir nicht, zu warten, ich ſandte Eſtevan hin. Ich trug ihm auf, Miſtriß Hallen zu beſuchen und mir beſtimmte Nachrichten über einen ihrer Pflege anvertrauten jungen Menſchen zu ertheilen, an dem ich den allergrößten Theil nähme.

Eſtevan reiſte ab. Ich arbeitete mit allem nur möglichen Eifer und Fleiße an Beendigung der Geſchäfte, die mir auferlegt waren. Schon war die Berechnung der vom Admiral Anſon übergebenen Effecten auf's Reine gebracht. Der Antheil, der mir zukam, betrug mehr als vierzigtauſend Pfund Sterling, auf achtzehnhundert belief ſich mein Soldrückſtand. Ich empfing dieſe Summen, fügte ſie denen bei, die ich ſchon in der Bank der Herren Sterlock Söhne liegen hatte, und verſchaffte allen Leuten meiner Truppe die ihnen gebührende Anerkennung.

Mein Geſchäft war zu Ende, als Eſtevan wieder erſchien.... Ich erblicke ihn, er tritt mit einer verlegenen Miene auf mich zu. Und der junge Menſch, frage ich ihn... Ich vernehme den Tod der Miſtriß Hallen, Deinen Abgang von Oxford, Deine Reiſe nach Devonſhire, Deinen Eintritt in Sir George Nettling's Haus.

Der Kapellan von Woodſtock und der Prediger von Buttorf, die Eſtevan hatte aufſuchen müſſen, hatten ihm alle dieſe nähern Umſtände kundgethan.

Stelle Dir meine Beſtürzung vor, mein theurer Richard, als ich den betrübten Zuſtand erfahre, worein meine Abweſenheit, Miſtriß Hallen's Tod, und das Erkranken unſers alten Freundes, Miſter Sterlock, Dich verſetzt hatten. Unbehindert, Dich aufzuſuchen, treffe ich meine Maßregeln, um mich nach Devonſhire zu begeben. Wir langen in Cloſtern an, Eſtevan und ich. Wir ſteigen in einem Wirthshauſe, dem Schloſſe gegenüber, ab, um Erkundigungen einzuziehen. Ich nehme daſelbſt eine große Bewegung wahr, von der ich anfänglich nicht glaubte, daß ſie Dich betreffen könnte. Die Gaſtwirthin war bei Mylady Nettling Amme geweſen. Mehrere Perſonen kamen in das Haus und verließen es haſtig wieder; ich höre, daß ſie den Namen Richard ausſprechen. Man beſprach ſich lebhaft. Ich trete hinzu, ich frage, was mit dieſem Richard geſchehen iſt.

Er hat die Tochter des Schloßherrn verführt, entehrt: er iſt flüchtig: man verfolgt ihn; Sir George und ſeine Leute ſteigen zu Pferde. Ich ziehe Eſtevan bei Seite, wir nehmen unſere Pferde, umreiten den Park; bald darauf trennen wir uns.

Du mußteſt Livree anhaben: Dein Alter, Deine Kleider machten Dich kenntlich. Ich empfehle Eſtevan an, wenn er Dich betreffe, Dich nach Billy-Barnes, einem kleinen Pachthofe zu bringen, wo wir übernachtet hatten.

Ich hatte mich mit der Pächterin, die Miſtriß Bitterton hieß, bekannt gemacht, und mochte nun meinerſeits in meiner Nachforſchung glücklich oder nicht geweſen ſein, ſo ſollte ich um Mitternacht meinen Freund an dieſem Zuſammenkunftsorte treffen.

Ich kann Dir meine Unruhe nicht beſchreiben. Auf dem Wege, den ich verfolgte, begegnete ich aller Augenblicke Boten Sir George's, die das Land durchſtrichen.

Ich wollte auf ſie zu jagen, ihre Pferde tödten, ſie entwaffnen. Hätten ſie ſich Deiner Perſon bemächtigt gehabt, ſo würde ich Dich mit Gefahr meines Lebens aus ihren Händen befreit haben. Ich brachte den Tag damit hin, um das Schloß herumzuſtreifen und zuzuſehen, ob man Dich nicht durch einen der Baumzugänge dahin zurückführte. Die Nacht überraſchte mich bei dieſem Getreibe und die Stunde, mich nach Billy-Barnes zu verfügen, erſchien.

Ich fand Eſtevan allein da; meine unruhigen Blicke ſuchten Dich in ſeiner Umgebung.

Tröſten Sie ſich, mein Freund, ſagte er mir, der junge Mann iſt nicht hier, aber ich habe es ſo angeſtellt, daß Sir George's Leute ihn nicht wohl finden dürften und weiß ungefähr, welche Richtung er eingeſchlagen hat.

Geſtern, gegen zwei Uhr Nachmittags, begegnete ich vier Meilen von Cloſtern einem Bauer, der Vieh hütete;

ich beſchrieb ihm den jungen Menſchen und fragte ihn, ob er ihn nicht hätte vorbeikommen ſehen. Er zeigte mir den Weg, den er verlaſſen, und den er genommen hatte. Ich würde ihn auf der Stelle eingeſchlagen haben, aber ich ſah zwei wohlberittene Männer auf uns zukommen. Ich vermuthete, daß ſie Sir George angehörten, wo es nicht der Baronet ſelber wäre.

Ich gab dem Bauer eine Guinee und verſprach ihm noch drei, wenn er, auf die Nachfrage dieſer Leute da, ihnen antworten wollte, daß Derjenige, den ſie ſuchten, auf einem ungeſattelten Rothſchimmel nach einer Seite hin, die ich ihm angab, in ſchnellſter Eile flöhe. Zu gleicher Zeit ſteige ich ab, binde mein Pferd an einen Baum und thue als ob ich den Sattelgurt feſter ſchnallte.

Die Reiter nahen: Fragen und Antwort lauten dergeſtalt, wie ich ſie vorausgeſehen oder beſtimmt hatte, und Sir George's Leute ſetzen ſich in Galopp, um die falſche Richtung zu verfolgen, die ich ihnen anweiſen ließ.

Ich hätte mich gern auch von dannen gemacht, um auf dem Wege weiter zu reiten, den der Landmann mir bezeichnet hatte; allein nachdem ich ihm die drei Guineen zugeſtellt, glaubte ich ihn eine Zeitlang im Auge behalten zu müſſen. Ich nahm noch andere Reiter im Felde wahr, und mein Mann hätte, in Hoffnung auf eine andere Belohnung, wohl eine andere Sprache gegen ſie führen können.

Der Tag rückte vor: ich habe beſorgt, Nachts den Weg nach Billy-Barnes zu verfehlen, und mich dahin begeben, froh, Ihnen den Erfolg meiner kleinen Nachforſchungen mittheilen zu können.

Ich dankte Eſtevan. Wir trennten uns von Neuem, er mußte nach dem Wirthshauſe von Cloſtern zurück und da Nachrichten von mir abwarten, ſich genau nach dem erkundigen, was im Schloſſe vorginge; wenn man Dich einbrächte, ſollte er ſogleich auftreten, um Dich als den allererſten Familien Englands angehörig zurückzufodern und vor den Friedensrichter bringen zu laſſen; ſich nöthigenfalls mit zwanzigtauſend Pfund Sterling für Dich verbürgen und erbötig ſein, Deine Haft mit Dir zu theilen, bis daß die Bürgſchaft geſtellt wäre.

In Billy-Barnes war Alles in Verwirrung. Der Pächter war an eben dem Tage feſtgenommen und Schulden halber in's Gefängniß geſteckt worden. Ich fand alſo dort keine Bequemlichkeit zur Nachtruhe. Ich begab mich in die Scheune und warf mich auf's Stroh. Ich hatte zu zufälligen Gefährten fünf oder ſechs Zigeuner und Zigeunerinnen, die ſich ſeit mehreren Tagen in der Gegend umtrieben.

Ich vermochte nicht zu ſchlafen. Ich überlegte, wie ich Dich, ohne Aufſehen zu machen, finden möchte. Ich dachte mir, da ich doch nicht von Dir gekannt wäre, könnte wohl gar, wenn ich Dich ſuchte ſo wie ich gekleidet war, mein Anzug Dir Beſorgniß einflößen und Dich veranlaſſen, Dich vor mir, wie vor jedem Andern meines Anſehens, zu verbergen.

Es fiel mir ein, mich als Zigeunerin zu verkleiden. Alſo verſchaffte ich mir Eingang in alle Landhäuſer und Mittel und Wege, ſtrengere Nachforſchungen anzuſtellen. Du weißt, ob es mir gelungen iſt. Schon am zweiten Tage erfuhr ich was ich wiſſen wollte, indem ich einer ältlichen Frau weiſſagte, und daß ich Dich bei Frau Francy antreffen würde. Es kam darauf an, Dich ohne Geräuſch wegzubringen und den Lärm zu beſchwichtigen, den Dein Abenteuer mit Miß Dorotheen, deſſen nähere Umſtände ich nicht kannte, gemacht.

Als ich in dem kleinen Pachthofe ankam, wo Du weilteſt, war mein Plan völlig in's Reine. Ich verkleidete Dich als Mädchen; erfand eine Geſchichte, machte die Familie voll davon: Du trugſt vollends bei, ihr Glauben zu verſchaffen. Ich meldete die ſofortige Ankunft Tom Cawſſon's, Deines Vaters, und brach wieder nach Billy-Barnes auf: ich zog meine Hexenkleider aus und kehrte zu meinem Freunde Eſtevan nach Cloſtern zurück.

Ich hatte vielerlei zu thun. Ich wollte Miß Dorotheen kennen lernen, erfahren, was zwiſchen Euch vorgefallen war. Sie ſtand in dem Rufe, eine der reichſten Erbinnen des Königreichs zu ſein, und alle Welt vereinigte ſich in Lobpreiſungen ihres Charakters. Wenn ſie Dich liebte, wenn ich ſie nach meinem Sinne fand, wollte ich Dir ihre Hand verſchaffen. Aber, wie ſollte ich es anfangen, Zutritt bei ihr zu erlangen?

Sir George und Mylady Nettling waren nicht mehr im Schloſſe. Deine Geliebte war unter der Aufſicht der Miſtriß Brown, einer frommen, wohlthätigen und einfachen Frau, dageblieben, ich bedurfte eines Vorwandes, mich einzuführen: ich dachte mir dieſen aus.

Ich beauftrage meinen Freund Eſtevan, es koſte was es wolle, mir geiſtliche Kleidung zu verſchaffen. Er machte eine ſehr ſchlichte, abgetragene für zwanzig Guineen ausfindig: ich gehe und verkleide mich in Billy-Barnes. Ich komme wieder nach Cloſtern. Ein Prediger aus der Umgegend läßt ſich melden, der mit Miſtriß Brown zu ſprechen verlangt; die Thüren öffnen ſich mir auf der Stelle. Ich trete mit bedächtigem Anſtande ein.

Gnädige Frau, ſage ich zu ihr, der Pächter von Billy-Barnes, der arme Herr Bitterton, iſt auf den Betrieb des Verwalters von Sir George, wegen einer Summe von ſiebenzig Guineen in Haft gezogen worden. Ein Inwohner meines Kirchſprengels, von ſeiner Lage und vielleicht auch von dem eigenen Gewiſſen mit gerührt, hat mich in den Stand geſetzt, dieſe Summe zu bezahlen; aber, was auch immer ſein Beweggrund zu dieſer Handlung ſein möge, ſo wünſchte er doch, daß ſie Miſter Bitterton, ſowie dem Verwalter Sir George's unbekannt bliebe. Wenn Sie, gnädige Frau, für die Wohlthäterin dieſes armen Pächters gelten wollten, ſo würden alle Abſichten erfüllt ſein. Ihre Mildthätigkeit würde weder Miſter Bitterton noch ſonſt Jemand überraſchen, und Sir George's Verwalter könnte ſich doch ſo des Einganges dieſes Geldes nicht als einer Frucht ſeiner Härte in Verfolgung der Schuldner ſeines Herrn rühmen.

Mein Aufzug, meine Haltung, mein Erbieten, meine Anrede thaten alle erwartete Wirkung; Miſtriß Brown geht auf die gute That ein: es war ihr leid, nicht zeitig genug von der Sache unterrichtet worden zu ſein, um ſie auf ſich ſelbſt zu nehmen: ſie ſpeiſte allein: ſie behielt mich da, ihr Geſellſchaft zu leiſten. Die gute Dame hatte Kummer und brannte vor Begierde, davon zu ſprechen. Meine Kleidung, die Botſchaft, die mich zu ihr geführt, waren wohlgeeignet, mir ihr Vertrauen zuzuziehen. Da ich ſelbſt es zu verdienen ſuchte, ſo erreichen wir bald alle Beide unſer Ziel; ſie hat mir von dem Begebniß ihrer Nichte zu erzählen und ich habe zuzuhören. Ich beruhigte ſie ſo ſehr ich konnte, wegen der Folgen dieſes Abenteuers: ſie verſicherte mich der Unſchuld ihrer Nichte und die Unſchuld mußte an den Tag kommen. Ich fügte hinzu, ein mir befreundeter Gentleman aus der Grafſchaft Kent wäre in einem noch weit betrübteren Falle. Er hätte nur eine einzige, durch ihr Äußeres, ihre Sanftmuth, ihre Talente, ihren Geiſt bezaubernde Tochter. Sie wäre aus dem Hauſe verſchwunden, und ſeit ſechs Monaten ſchon ſuchte er ſie umſonſt. Die Geſchichte ward wieder verredet und ich verlangte nicht mehr.

Ein Lackai kam und hinterbrachte, Miß Dorothee weigere ſich, Fleiſchbrühe zu ſich zu nehmen. Das arme Kind wird ſich umbringen, ſprach die gute Tante, ſie will Nichts genießen: ich kann ſie nicht dazu bewegen, Vernunft anzunehmen.

Würden Sie wohl erlauben, gnädige Frau, ſagte ich hierauf, daß ich die Ehre hätte, ſie unter vier Augen zu ſprechen?

Ach, Herr Paſtor! verſetzt mir Miſtriß Brown eifrig: wie ſehr würde ich Ihnen verbunden ſein, wenn Sie ſie dahin bringen könnten, für ſich ſelbſt Sorge zu tragen . . .

Ich gehe, gnädige Frau, fuhr ich fort.

Die Dame ſteht auf. Der Lackai und die Fleiſchbrühe vor uns her. Wir betreten das Zimmer der jungen Miß.

Miſtriß Brown kündigt mich als einen ihrer Freunde an, fodert ihre Nichte auf, mich anhören zu wollen und zieht ſich zurück. Ich nehme die Fleiſchbrühe dem Bedienten aus der Hand, ſtelle ſie auf einen Tiſch und nähere mich dem Bette.

Wir waren nun allein. Die junge Miß empfing mich ſehr ernſt.

Ich knüpfte die Unterhaltung mit moraliſchen Gemeinſprüchen an; ſie ſchien mir kalt zuzuhören. Ich verſuchte, von dem Gegenſtande der Betrübniß zu ſprechen. Ich nannte Richard: ich glaubte Gemüthsbewegung zu entdecken. Ich fuhr fort: ich ſchien einen gewiſſen Theil an ihm zu nehmen. Der arme Richard! ſagte ich ....

Sollten Sie ihn kennen, mein Herr, ſagte Dorothee zu mir, in einem Tone, der geeignet war, mich zu ermuthigen.

Ja, Miß, antwortete ich, ich kenne ihn beſſer als er ſich ſelbſt kennt .....

Wiſſen Sie, wo er iſt? Iſt er in Sicherheit? Er leidet gewiß an Allem Mangel; ſeine Sachen ſind hier ...

Nein, liebenswürdige Miß, er leidet an nichts Mangel, und fortan ſind Sie der Gegenſtand ſeiner lebhafteſten Unruhe; er verzeiht ſich nicht, die unſchuldige Urſache geworden zu ſein .....

Ja, recht unſchuldige, mein Herr; ach, ich bezeigte ihm einiges Wohlwollen: der arme junge Menſch küßte mir die Hand, wie er von mir Abſchied nahm. Wenn Sie ihn ſehen, können Sie ihm ſagen, daß ich ihm von ganzem Herzen vergebe, daß ich gern in der Lage ſein möchte, ihm Gutes zu thun. Ich habe einige Guineen in dieſer Börſe, bewegen Sie ihn, ich bitte Sie, daß er ſie von mir annimmt .....

Nein, Miß, ich werde ihm dies Geſchenk nicht überbringen, es würde ihm nutzlos ſein; aber Ihre Großmuth, Ihr inniges Mitleiden mit ihm, werden ihn höchlich rühren. Er iſt, Dank dem Himmel! der Nothdurft überhoben....

Ach! Sie entzücken mich; und warum iſt er nur zum Dienen erniedrigt worden? Er ſcheint nicht für dieſen Stand geboren zu ſein....

Nein, Miß; ich würde Ihnen mehr davon ſagen, wenn ich nicht vermuthete, daß der Antheil, den Sie an ihm nehmen, nur eine einfache Regung von Mitleiden ſei.....

Ganz gewiß, mein Herr, verdient ein junger Mann wie Richard, der nothgedrungen dienen muß, deſſen viel...

Ich glaube Sie zu verſtehen, Miß, und, weit entfernt, ihn beklagenswerth zu finden, halte ich ihn für den Glücklichſten der Menſchen, da Sie ihn in dem niedrigen Stande, worein der Zufall ihn auf einen Augenblick geworfen, auszuzeichnen gewußt haben.

Erröthen Sie nicht, liebenswürdige Miß, er iſt ein Mann von Stande, er iſt ſogar nicht ohne Vermögen; aber es iſt noch immer ein großer Abſtand zwiſchen dem ſeinigen und Ihrem. Er liebte Sie; er hängt mit all den Gefühlen an Ihnen, deren Sie würdig ſind und für die ein edles Gemüth empfänglich. In der Ungewißheit über ſein Schickſal, hat er nicht geglaubt, ſich gegen Sie erklären zu dürfen. Er hat mich beauftragt, Sie ſeiner Ehrerbietung zu verſichern und um Ihre Verzeihung zu flehen, Sie zu unterrichten, daß er ein unſchuldiges Mittel anwenden werde, um die unangenehme laute Nachrede zu beſeitigen, die das Abenteuer, das ihn von hier verbannt hat, erregt: meine Vollmacht erſtreckte ſich nicht weiter. Ich habe mir Zutritt zu Ihrer Frau Tante verſchafft.....

Ich würde noch mehr geſagt haben; aber Miſtriß Brown trat ein; ſie kam, um zuzuſehen, ob die Brühe getrunken: ſobald ich ſie hörte, bot ich ſie Miß Dorotheen dar, und, obwol etwas kalt geworden, ward ſie doch auf einen Schluck ausgetrunken.

Miſtriß Brown war entzückt, ihre Nichte vernünftiger zu ſehen: ihr Befinden ſogar ſchien ſich ihr gebeſſert zu haben. Es wurde Alles als eine Wirkung meiner Ermahnungen angeſehen; und ich erhielt die Erlaubniß, das Schloß zu verlaſſen, nur erſt nachdem ich verſprochen hatte, dahin zurückzukehren; wenn ich gleich nicht Wort hielt.

Ich ſtieg zu Pferde und eilte, in Billy-Barnes meine Kleider wieder anzulegen; wir trafen wieder zuſammen, Eſtevan und ich, und nahmen unſere Maßregeln, Dich der Frau Francy zu entführen.

In dem Pachthofe angelangt, zog ich, derweil Eſtevan Dir auf das Pferd half, die Pächterin bei Seite, und ſtellte ihr Deinen Livreerock und einen Brief für eine Franzöſin, Namens Foible, zu. Eſtevan hatte in dem Wirthshauſe zu Cloſtern einen Theil Deiner Abenteuer mit ihr vernommen.

Deine Unerbittlichkeit wurde darin gerühmt, und das arme krank im Schloſſe hinterbliebene Mädchen verging, wie es hieß, vor Kummer über Deine Flucht und darüber, daß ſie die Zielſcheibe aller Spöttereien der Nachbarſchaft geworden. Hier iſt das Concept meines Briefes:

Tom Cawſſon, Squire, an Mademoiſelle Foible.

Ich danke Ihnen, Mademoiſelle, für die Güte, die Sie meiner Tochter erwieſen haben, währenddeſſen ihre Thorheit ſie im Dienſte Ihrer Herrſchaft erhalten. Sie iſt ſehr glücklich geweſen, in deren Hauſe eine Perſon von ſo zuvorkommender Sinnesart, wie die Ihrige, anzutreffen und trägt mir auf, Sie ihrer Dankbarkeit zu verſichern. Ich ſende den Livreerock zurück, der, wie ich gehört, vielen Lärmen gemacht und vieles Ärgerniß abgegeben hat. Die geringe Begründung dieſer Gerüchte wird ſie niederſchlagen. Ich würde an Sir George und Mylady geſchrieben haben, um ſie zu bitten, meine und meiner Tochter Entſchuldigungen zu genehmigen; aber ich habe ihre Abreiſe vernommen. Ich erlaube mir alſo, Sie zu erſuchen, ſie, gleichwie Miß Dorotheen, unſerer Hochachtung zu verſichern.

> Da meine Tochter zu ihrer Pflicht zurückkehrt und ihr darum das Übrige, was ſie in Cloſtern verlaſſen, unnütz wird, ſo bitte ich Sie, es den jungen Leuten zu ſchenken, die Ihnen dieſen Brief überbringen werden. Es ſind unter den Sachen zehn Guineen in einer Papierrolle: meine Tochter und ich gehen Sie an, ſie aus Freundſchaft für uns zu behalten.

Die Pächterin gab dieſen Brief zur Beſtellung ihren Kindern. Ich ſchenkte ihnen zwei Guineen und alle Drei zogen ſehr vergnügt ab, um ſich dieſer kleinen Botſchaft zu entledigen.

Sie langen im Schloſſe Cloſtern an, geben den Brief, den Rock ab; man fragt ſie neugierig aus. Das unter ihren Augen Vorgegangene hat ſie unterrichtet. Ihre Ausſage war beſtimmt und übereinſtimmend. Miſtriß Brown erinnerte ſich der Äußerung, die ein Geiſtlicher Abends vorher gegen ſie gethan. Foible fand die zehn Guineen und ein Mittel, den Spottreden zu entgehen, mit denen man ſie überhäufte. Man beſtätigte die Geſchichte, ſchmückte ſie aus, verbreitete ſie. Vierundzwanzig Stunden ſpäter galtſt Du ſechs Stunden weit in der Runde für ein Mädchen und in Kurzem auch ſo in der Meinung Sir George's und Myladys, nur allein Miß Dorothee, die von meinem kleinen Anſchlage durch mich unterrichtet war, konnte nicht davon getäuſcht werden.

Unterdeſſen ſchlugen wir den Weg nach Wales ein, wo ich beſchloſſen hatte, Dich eine Zeitlang verborgen zu halten. Ich galt in Deiner Meinung für eine Zauberin oder für einen Geiſt, und alle Welt hielt Dich für ein Mädchen; ich machte den Plan, Dich meinetwegen nicht zu enttäuſchen, und in Deiner Verkleidung zu laſſen. Ich wollte Dich leiten, ohne von Dir gekannt zu ſein, es war wichtig für uns, uns alle Beide zu verbergen. Du konnteſt keine angenehme Stellung in der Welt erlangen, wenn Lord Weſtfield ſich weigerte, Dich anzuerkennen und in Schutz zu nehmen. Ich war gewiß, daß

Lady Heat-Moore, der Biſchof von Lincoln, die Töchter, die Eidame Mylords meine Abſichten vereiteln würden, wenn ſie ſie durchſchauen könnten, bevor ich weitere Maßregeln ergriffen hätte. Ich brachte Dich zu Miſtriß Bullcock, mit dem Vorſatze, Dich ſolchermaßen zu verkleiden, daß wir ungeſtraft wagen dürfen, uns ſogar in London zu zeigen und, ohne erkannt zu werden, meinen Trauungs- und Deinen Taufzeugen unter die Augen zu treten.

Entſchloſſen, Dich in Betreff meiner zu hintergehen, ergreife ich alle Gelegenheiten, die ſich darboten, Dich in Erſtaunen zu ſetzen. Ich betrete zuerſt das Wirthshaus von Honyton. Ich erblicke einen jungen Menſchen, der ganz troſtlos iſt, ich frage, was die Urſache. Ich erfahre, daß ihn ein Räuber um ſein Pferd gebracht; mit Hülfe Eſtevan's, der die Rolle meines Bedienten ſpielte, laſſe ich eine Börſe und einige Guineen in ſeine Taſche gleiten und ſie ihn finden, ſobald es mir an der Zeit zu ſein ſcheint. In Bridgewater des Morgens ausgegangen, um einen weiblichen Anzug einzukaufen, deſſen ich mich nächſten Tages bedienen wollte, verſehe ich mich des Zwiſtes, der zwiſchen den franzöſiſchen Gefangenen und den engliſchen Landleuten wegen Miß Orchard ſich erhoben hat.

Das junge erſchrockene Mädchen war drauf und dran, in Ohnmacht zu fallen. Ich faſſe ſie unter dem Arme und führe ſie nach Hauſe: in unſern Gaſthof zurückgekehrt, gelingt es mir, die Uneinigkeit zu ſchlichten, indem ich mich des Einfluſſes bediene, den die Wahrheit und Vernunft auf Leute haben können, die nicht abgeneigt ſind, zu hören. Bei der Heimkunft nach dem Wirthshauſe läßt mich der Zufall dem Feldwebel meiner Truppe begegnen, und eine von mir am Morgen gebrauchte Vorſicht Dich in Deiner Taſche die Börſe finden, die ich hineingethan.

Alles, was ſeit unſerer Entfernung von Frau Francy vorgegangen war, mußte Dich überreden, ich ſei ein Mann; bei Deinem Erwachen des andern Morgens ſiehſt

Du mich als Frau; meine Abſicht war nicht allein, Dich zu erſtaunen. Wir begaben uns zu Miſtriß Bullcock. Ich wollte da frei und vor einer Menge Fragen ſicher ſein, denen ich Nichts antworten mochte, ich wollte am Ende, daß es mir freiſtände fortzugehen, ſobald es mir beliebte. Unter dem Namen Capitain Sentri's würde meine Freiheit beeinträchtigt geweſen ſein; gab ich mich für ſeine Schweſter aus, ſo war ich Herrin meiner Handlungen.

Vor unſerer Ankunft trafen wir in der Schenke, wo wir zu Mittag eingekehrt waren, mit drei Landſtreichern zuſammen, die Dich als ein vermeintliches Mädchen beſchimpften. Ich komme dazu; erkenne Ralph, einen Irländer, einen der drei Schurken, die in dem Caffeehauſe von Coventgarden ſich heimlich verſchworen, Lord Weſtfield zu berauben. Ich greife ihn an, entwaffne ihn; Ralph, ſage ich ihm, in ſeinem iriſchen Dialekte, entferne Dich von hier: Dein Signalement liegt bei dem Friedensrichter und Du wirſt alsbald, auf Lord Weſtfield's Antrieb, verhaftet werden. Schrecken ergriff die Schufte: ich war deß hocherfreut. Wir hätten ſie noch an dem Tage, und zwar nicht als Schönthuer, wieder betreffen können, und es wäre mir dann wohl nicht eben ſo leicht geworden, ſie abzufertigen.

Ich ſollte bei Madame Bullcock einen Brief Eſtevan's vorfinden, den ich gebeten hatte, nach Cloſtern zurückzugehen. Er diente mir dort als Kundſchafter: der Bote war angelangt. Ich vernahm, welche Wirkung mein Brief an Mademoiſelle Foible gethan, erhielt noch intereſſantere, aber beunruhigendere Nachrichten.

Bevor Lord Scarecrew als Bewerber um Miß Dorotheen's Hand aufgetreten war, hatte ſchon ein junger Baronet aus der Grafſchaft Suſſex, von der Tante begünſtigt, desfallſige Schritte thun laſſen. Voller Freuden, den Lord entfernt zu ſehen, hatte die Tante ſoeben an die Familie des Baronets geſchrieben, ihn aus Frankreich zurück zu berufen, wo er ſich aufhielt, und man hielt dafür, daß dieſe Heirath bei Miſtriß Brown in Corn-tree geſchloſſen werden könnte; die Vorbereitungen zur Abreiſe nach dieſem Landſitze waren getroffen.

Ich ſchrieb Eſtevan, auf der Stelle nach Corn-tree zu gehen und mir da eine kleine Wohnung zu miethen.

Mein Plan war fertig, und ich hatte den Entſchluß gefaßt, es darauf anzulegen, Sir Archibald Hottwell jeden Fußbreit Landes ſtreitig zu machen.

Ich konnte im gegenwärtigen Augenblicke nicht perſönlich handeln: meine Rechnungen waren an die Admiralität eingegeben; aber noch nicht zum Abſchluſſe bei ihr gelangt; ich mußte mich in die Umſtände ſchicken; und dieſe Nothwendigkeit rief mich wieder nach London. Ich ließ Dich in der Schule der wälſchen Sprache bei Miſtriß Bullcock und reiſte ab. Man verlangte Auskunft von mir; ich ſtieß auf Schwierigkeiten, wurde aufgehalten; ſah mich genöthigt, ſo lange zu warten, als es den Unterbeamten gutdünkte. Endlich, nach vierwöchentlicher Langeweile und Ungeduld, ward meine Sache in aller Form erledigt; ich erhielt meine Abfertigung und meinen Abſchied zu gleicher Zeit.

Ich wollte auf der Stelle zu Dir zurückkehren; aber es würde mir ein Troſt geweſen ſein, Dir die Nachricht von unſerer Ausſöhnung mit Lord Weſtfield zu überbringen, und mich Dir endlich in meiner wahren Geſtalt zu zeigen. Die Friſt, die er mir geſetzt hatte, auf ſeinem Gute zu erſcheinen, war ſchon verſtrichen. Ich entſchloß mich, von London abzureiſen und kam am Thore des Schloſſes an, ohne noch mit mir ſelbſt über die Art und Weiſe einig geworden zu ſein, wie ich unſer ſchwieriges Wiedererkennen einleiten könnte; ich wünſche den Lord zu ſprechen: er war nicht ſichtbar.

Ich bitte den Bedienten, Mylord zu ſagen, ein Fremder, ein Franzoſe, den er ſelbſt vorbeſchieden, wünſche die Ehre zu haben, ihn zu ſehen.

Man lacht mir in's Geſicht: Mylord, heißt es, braucht weder einen Tanzmeiſter, noch einen Perückenmacher, noch einen Küchenjungen, und hat Ihre Dienſte nicht nöthig.

Ich ziehe mich in ein Wirthshaus zurück; begreife die Nützlichkeit des halben Schillings, den Mylord mir zugeſtellt hatte, lege ihn einem Billet bei, in dem ich ihm meine Ankunft zu wiſſen thue und vermag den Wirth, es zu beſtellen.

Der Talisman that ſofort ſeine Wirkung. Nach einer Viertelſtunde erſcheint ein Kammerdiener, mich auf das Schloß einzuladen und führt mich in das Kabinet meines Bruders ein.

Er war allein.

Du haſt lange gezögert, ſpricht er zu mir; ich beſorgte ſchon, Du würdeſt mir nicht Wort halten. Und alsdann, da er wahrnimmt, daß ich zittere: ſetz Dich nieder, Du ſcheinſt mir ermüdet. Sprich; ich bin Dein Schuldner: eine Wohlthat iſt mir zur Laſt; kommſt Du, mich in den Stand zu ſetzen, ſie zu vergelten?

Ja, Mylord, erwiedere ich, indem ich ihm zu Füßen ſtürze: ich komme, bei Ihnen die Ruhe, die Ehre, das Glück alles Deſſen zu ſuchen, was mir theuer iſt. Alles liegt in Ihrer Hand.

Steh auf, ſagt er zu mir, erhebe Dich. Ich hielt Dich für einen Mann; aber Du weinſt.....

Ich bin kein Mann, Mylord...

Du biſt kein Mann: biſt Du der Teufel?....

Wie! fuhr ich fort, von dem Übermaße meiner Thränen faſt erſtickt, dieſe traurigen Geſichtszüge riefen Ihnen keine Erinnerungen zurück; es ſpricht in Ihrem Herzen Nichts für mich, derweil das meinige nahe daran iſt, zu brechen.....

Was ſagſt Du mir da von Deinen Geſichtszügen, Deinem Herzen? Du biſt ein Weib, was kann ich mit einem Weibe gemein haben?....

Das Blut, Mylord, rief ich aus.... Die unglückſelige Rebek.....

Ich konnte nicht ausreden.

Rebekka! ſprach mein Bruder; meine Schweſter Rebekka!.....

Er hatte keine Zeit, mehr hinzuzufügen; er war in ſeinen Armſtuhl zurückgeſunken: ich hielt ihn in meinen Armen: ich benetzte ihn mit meinen Thränen; er ſah mich mit Verwunderung, mit offenem Munde an und ſchien regungslos.

Er ſpringt mit einemmale auf und drückt mich auf einen Stuhl nieder; entferne Dich, ſagt er zu mir, ich will nicht, daß Du mich zum Weinen bringſt.... Meine Schweſter Rebekka! Aber was iſt aus Dir geworden? Wo kommſt Du her, Du Thörin, die Du biſt!

Mein Bruder war gerührt; ich bemerkte es.

Hören Sie mich an, Mylord! ſprach ich zu ihm, wieder vor ihm niederkniend: verſprechen Sie mir, mir meine Aufführung zu verzeihen und mir auch von meiner Schweſter, von Mylady Mellefond, von Mylady Etheregge, von unſerm Bruder, von der ganzen Familie Verzeihung zu erwirken.

Steh auf, ſteh auf! ſagt er mir noch einmal mit einem gewiſſen Unmuthe: demüthige Dich nicht vor all den Leuten; wenn Du dumme Streiche gemacht haſt, ſo machen wir noch ganz andere, ich vor allen Andern. Der Biſchof von Lincoln iſt ein Träumer, ein Enthuſiaſt, Lady Heat-Moore eine Milzſüchtige, meine Schwiegerſöhne Tröpfe, und meine Töchter Tollhäuslerinnen, die nach Bedlam gehören. Setze Du Dich nur immerhin mit den Originalen, meine liebe Rebekka. Ich kenne Dich noch nicht weiter; aber ich verſichere Dich, daß ich mir ſchon mehr aus Dir mache, als aus ihnen Allen miteinander. Du nennſt Dich Sentri, Du biſt der Capitain, den man rühmt; Du haſt dem Staate gedient, Du haſt mir mein Portefeuille und vielleicht das Leben gerettet; wofern Du kein ehrbares Mädchen biſt, biſt Du doch wenigſtens ein braver, tapferer Mann.

Von ſo vielen günſtigen Äußerungen ermuthigt, beginne ich mit der Mittheilung meiner Abenteuer; er hörte mir mit Aufmerkſamkeit, mit Theilnahme zu. Ich ſprach von Deiner Geburt.

Du haſt einen Sohn, ſagte er mir, lebt er noch? Iſt er gut geartet?

Es ahnete mir aus dieſen zwei Fragen Gutes für Dich, und ich ſetzte meine Erzählung mit der größten Zuverſichtlichkeit fort.

Sobald ich geendet hatte, ſagte Mylord: Ich habe Dir mit Vergnügen zugehört, Rebekka, Du haſt mich ſehr ergötzt und angezogen. Ha, meiner Treu, Mylords Schwiegerſöhne! noch iſt alſo nicht Alles für mich todt; und es verbleiben mir Gegenſtände natürlicher und vernünftiger Zuneigung. Ich muß Dir mein Herz aufſchließen, Rebekka! Seit dem Tode meines Sohnes habe ich nur Urſache, mit meinen Töchtern und ihren Männern unzufrieden zu ſein. Dieſe Menſchen da ſehen mein Vermögen für das ihrige an und halten mich für ihren Pächter; ſie vernachläſſigen ſogar den allerleiſeſten Anſtand. Seitdem Lady Heat-Moore kinderlos iſt, beachten ſie ſie durchaus nicht mehr und gehen noch rückſichtsloſer mit unſerem Bruder, dem Prieſter, um. Er hat ihnen einige Vorſtellungen machen wollen, ſie haben ihn einen Pedanten geſcholten: er iſt wüthend. Wir werden Deinem Sohne wohlthun, meine Rebekka! begib Dich zu ihm, geh Deinen Geſchäften nach, zeige Dich hier nicht eher, als bis ich meine Maßregeln genommen habe.

Bei dieſen Worten umarmte er mich und ſchien mich zu entlaſſen; aber er hielt mich zurück.

Halt! Stehſt Du mir dafür, daß Dein Sohn nicht einen Tropfen des verwünſchten iriſchen Blutes in ſich habe....

Ich gab eine Antwort, die ihm genügen konnte...

So verlaſſe Dich auf mich, fügte er hinzu, daß er nicht einmal den Namen davon behalten ſoll, aber theile ihm nichts im Voraus mit; er kennt ſich noch nicht, laß ihn ſich noch ferner fremd bleiben: er iſt jung, er könnte plauderſüchtig ſein, und uns thut ein tiefes Geheimniß noth. Wir haben mit Hofleuten zu thun, ihre Ränke würden uns hinderlich werden. Lebe wohl, meine Rebekka! laß mich von Dir hören. Ich werde Dich herbeſcheiden, ſobald es an der Zeit ſein wird.

Ich ſuchte Dich bei Miſtriß Bullcock wieder auf und wir reiſten nach der Grafſchaft Suſſex. Wir langten in Corntree an. Es war nothwendig, daß ich für eine Bekanntſchaft im Hauſe der Miſtriß Brown ſorgte: ich fand Mittel und Wege, mich Miſter Jackman zu nähern und nicht lange, ſo hatten wir im Schloſſe Zutritt. Sir Archibald bemühte ſich um Miß Dorotheen, wiewohl er in ihrem Herzen nur geringe Fortſchritte machte. Allein die beiden Familien ſetzten dem jungen Mädchen eifrig zu, und da der Cavalier liebenswürdig war, ſo konnte ſie ſich für ihn gewinnen laſſen. Indem ich Dich unter Deiner wälſchen Verkleidung in das Schloß einführte, ſetzte ich Dich in den Fall, vertraulich mit ihr umzugehen, und Gelegenheit zu finden, Dich nöthigenfalls zu erklären. Alsdann würde ich Dir eröffnet haben, wer Du ſeiſt, auf was für ein anſehnliches Vermögen Du Anſprüche habeſt, und ich zweiſle nicht, daß Du ſie entſchieden haben würdeſt, die glänzenden Anerbietungen des Baronets auszuſchlagen. Aber er machte uns gar die Mühe nicht, ihm das Herz ſeiner Gebieterin zu beſtreiten. Er richtete ſich aus Leichtſinn und Lüſternheit ſelbſt zu Grunde. Ich bemerkte, daß er vom erſten Tage unſeres Erſcheinens im Schloſſe an, ein verlangendes Auge auf Dich warf. Er lobte mich übertrieben mir in's Geſicht, warf ſich mir an den Hals; kurzum, was er für mich that, war weder dem Charakter des Volks, noch der Wahrheit gemäß.

Ich hatte einige Erkundigungen über ſeine Sitten eingezogen, ſeine Beweggründe waren mir verdächtig. Ich leiſtete Dir anhaltend Geſellſchaft, um, vermittels des Zwanges, der flüchtigen Neigung, mit der er Dich beehrte, einen gewiſſen Grad von Heftigkeit zu geben. Er benutzte den erſten Augenblick, indem ich Dich verlaſſe, um ſich gegen Dich zu erklären, mit einem Worte, um Dir zu ſchreiben. Ich that als zerriſſe ich ſeinen Brief in dem Augenblicke, da Du mir ihn zuſtellteſt; allein ich hinterging Dich. Genöthigt, nach Weſtfield zurückzukehren, ſprach ich mit Herrn Jackman von der Verlegenheit, in der ich mich befand, Dich unter der Obhut einer Dienerin laſſen zu müſſen....

Ich will ſie bei mir behalten, ſagte der brave Mann...

Sie iſt noch ſehr jung, warf ich ein....

Wohlan, ſo will ich Miſtriß Brown den Vorſchlag thun, ſie zu ſich zu nehmen.....

Da wäre ſie noch mehr ausgeſetzt, entgegnete ich; das hieße ſie ihrem Feinde preisgeben.

Und hierbei händige ich dem Prediger Sir Archibald's Brief ein.

Der ehrenwerthe Geiſtliche, der in dieſer Epiſtel ziemlich ſchlecht behandelt wurde, gerieth über dieſen, Ruchloſigkeit und Liederlichkeit verrathenden Zug in Entſetzen. Er trägt den Brief auf das Schloß, gibt ihn Miſtriß Brown. Eine Stunde ſpäter verabſchiedet die Dame ſelbſt den Baronet, ohne Miß Dorotheen den Beweggrund zu eröffnen. Man beſorgte, da Du bei ihr wohnen ſollteſt, daß ihr dies einen kleinen Groll gegen Dich einflößen möge.

Zwiſchen meiner Rückkehr nach Corntree und dem Augenblicke, wo wir in den Wagen geſtiegen ſind, um hierher zu fahren, iſt Nichts vorgefallen, das ich Dir zu erläutern brauchte; aber ſechs Meilen weit vom Schloſſe Weſtfield ließ ich die Unterhaltung, die es mir freiſtand, allenthalben wohin ich wollte, zu lenken, auf die Wahl Deines Standes fallen. Ich widerſprach Dir, ich machte Dich ungeduldig. Ich zwang Dich, ſo zu ſagen, von mir zu verlangen, ich ſollte Dich zum Lord machen, gleichſam um mich herauszufodern. Weit entfernt, außer Faſſung zu gerathen, ſobald Deine Wahl gefallen war, foderte ich Dich auf, Deinen Titel nach demjenigen Schloſſe, das Dir von allen, die wir ſehen konnten, am beſten gefiele, zu beſtimmen. Wir entdeckten eben das Schloß und den Park, worin wir uns befinden, in ihrer ganzen Ausdehnung. Ich bot ſie Dir an, und Du zogſt ſie vier bis fünf allerdings ſehr ſchönen, aber einfachen, Privatwohnhäuſern vor. Dieſe Wahl war ganz natürlich. Die Mittheilung meines Begebniſſes mit Deinem Oheim befähigt Dich, Dir Dasjenige zu erklären, was Dir bei ihm zugeſtoßen. Vergib mir, mein lieber Sohn, daß ich von Deiner Leichtgläubigkeit Vortheil gezogen habe. Bis zu einem gewiſſen Punkte bedurfte ich ihrer. Wenn ſie übrigens bei Perſonen, denen folgerechte Studien, Alter und Erfahrung Grundſätze beigebracht und befeſtigt haben, ein Fehler ſind, ſo iſt dies doch nicht mit einem jungen Menſchen der Fall, der im achtzehnten Jahre die hohe Schule verläßt; er darf zweifeln und glauben, ohne tadelnswerth zu ſein, vorausgeſetzt, daß es nur nicht zu leichtſinnig und grundlos geſchehe. Da er aber Nichts ergründet hat, ſo iſt die Unſchlüſſigkeit ſelbſt in ihm ein Beweis von Urtheilskraft und natürlicher Weisheit.

Es bleibt mir jetzt noch übrig, Dir zu ſagen, was für Hoffnungen wir haben. Lady Heat-Moore und der Biſchof von Lincoln, die vollkommen mit mir ausgeſöhnt, erkennen Dich an; Du wirſt den Biſchof beerben; Lady Heat-Moore gibt Dir ſofort ein prächtiges Gut, das ſie in der Grafſchaft Sommerſet beſitzt. Es hat dreitauſend Pfund Sterling Einkünfte. Aber dies Geſchenk iſt nicht ganz umſonſt. Sie bedarf zwanzigtauſend Pfund um ihre Angelegenheiten zu ordnen; ich leihe ſie ihr ohne Zinſen, und Du wirſt ſie dereinſt mit ihrer Erbſchaft wieder erhalten. Der Lord, Dein Oheim, wendet Dir den Titel der Familie, ſowie dieſe Beſitzung zu, wo wir ſind, die unſern Namen führt; ſie bringt über viertauſend Pfund Sterling ein und Du wirſt den Nießbrauch davon nach ihm haben. Er wird Dir ein angemeſſenes Hochzeitgeſchenk machen; entſchloſſen, fortan bei Dir zu leben, werde ich nur das Nothwendigſte für mich behalten. Demnach, mein Sohn, biſt Du eine für Miß Dorotheen's Familie keineswegs verächtliche Partie.

Unterdeſſen die Lords Mellefond und Etheregge bei Hofe Deine Erhebung zum Range eines Pairs betreiben und Lord Hallifax zu beſtimmen ſuchen werden, Sir George Nettling perſönlich um die Hand ſeiner Tochter für Dich anzugehen, nimmt es Lady Heat-Moore, die Lady Nettling kennt, auf ſich, ihre Zuſtimmung zu erhalten, und reiſe ich nach Corntree, wo ich bemüht ſein werde Miſtriß Brown und Dorotheen für Dich günſtig zu ſtimmen. Ich laſſe Dich bei Deinem Oheim, mein lieber Sohn, Du mußt ihn gegenwärtig durch Das, was ich Dir geſagt habe, kennen. Verdiene ſeine Freundſchaft und ſeine Achtung, ſuche ihn auf alle Weiſe Dir zu verbinden; Du mußt es aus Eigennutz, Du mußt es noch mehr aus Dankbarkeit thun.

Richard hatte ſeiner Mutter eifrig zugehört.

Die Nacht war hereingebrochen, ohne daß er bemerkt, wie es Abend geworden.

Durchdrungen von ſo vielen Beweiſen von Wohlwollen, die er von allen Seiten empfing, von der Gewalt der Empfindung, die ihn erfüllt, ſtumm gemacht, drückte er Lady o-Berthon's Hand und ſprach ſich nur durch dieſes Zeichen von Rührung aus.

Nach Maßgabe Deſſen, daß ſein Schickſal ſich entſchleierte, bedünkte es ihn, daß ſein Verſtand ſich erweiterte, und ſeine Seele ſich aufſchwang; ſein Glück ſetzte ihn nicht in Erſtaunen, er ſah mit Beſcheidenheit, mit einer edlen Uneigennützigkeit nach ihm aus; er war ſeiner ſchon durch ſeine Mäßigung im Wohlergehen, durch den Gebrauch würdig, den er ſich vornahm, davon zu machen.

Nach dem Schloſſe zurückgekehrt, traf er da den Lord allein an, und ward mit ſeiner Mutter der zärtlichen Liebkoſungen dieſes vornehmen Mannes theilhaft, den eine wahre Liebe im Voraus für ihn einnahm und der ihn ſchon wie ſeinen Sohn betrachtete.

Lady o-Berthon machte ſich am andern Morgen in ihrem Aufzuge als Capitain nach der Grafſchaft Suſſex auf den Weg.

Richard verblieb allein in Weſtfield und hatte ohne Zweifel einige Sonderbarkeiten, ja barſche Begegnungen auszuſtehen; allein dieſe kleinen Stürme gingen vorüber; und wenn er auch nicht begonnen hätte, eine große Anhänglichkeit an ſeinen Oheim und Hochachtung für ihn zu empfinden, ſo würde er doch, da ſein Charakter in den verſchiedenen Prüfungen, denen der falſche Capitain ihn unterworfen, geſchmeidig gemacht und ſo zu ſagen umgeſchmolzen war, über das wenige Widerwärtige, was ihn betraf, nicht einen Augenblick mißmuthig geworden ſein.

Er machte es möglich, dem Lord fortwährend ohne Schmeichelei und mit Anſtand nachzugeben, ohne die Vorſtellung zu beeinträchtigen, die man ſich in ſeiner eigenen Meinung bilden konnte.

Dieſer Herr war darob erſtaunt. Er kannte nur zwei Sinnesarten; die harte, das war die ſeinige; die ſchwanke, er fand ſie niedrig und eines Engländers unwürdig; die ſeines Neffen kam ihm zugleich biegſam und edel vor: er wollte den Jüngling nicht verderben, aber er ſagte zu ſich ſelbſt: So ſollten wir Engländer ſein: Wir kennen keine rechte Mitte; wir ſind immer dem Äußerſten zugethan. Kurz, ſein Neffe heilte ihn allmälig von ſeiner Menſchenfeindlichkeit, welches Gebrechen ſeine glücklichen Eigenſchaften verdunkelte und ihn jeder Freude am Genuſſe ſeiner Glücksgüter beraubte.

Zehn Tage nach Lady o-Berthon's Abreiſe erhielt Richard von ihr einen Brief:

„Mein lieber Sohn, ſchrieb ſie ihm, Miſtriß Brown vertraut meinem Charakter, kennt den Namen Weſtfield, und hat darum gleich bei meinen erſten Eröffnungen zu meinen Vorſchlägen die Hand geboten. Es kam darauf an, ihre Nichte zu ihrer Verheirathung zu entſcheiden: dies war, ihrem Bedünken nach, der ſchwierigſte Punkt meiner Unterhandlung. Ich habe um Erlaubniß gebeten, Miß Dorotheen unter vier Augen zu ſprechen und habe ſie erhalten. Ich weiß nicht, ob man mich würde haben ausreden laſſen, als ich von einer Vermählung mit einem Pair des Königreichs anfing, wenn dieſer Pair nich Richard hieße. Dieſem Namen iſt, ich weiß ſelbſt nich welche Kraft zu eigen, ſich die Aufmerkſamkeit zuzulenken. Ich habe fortgefahren, mich meines Auftrages zu entledigen, und um die Überraſchung vorzubereiten, und keine Empörung zu veranlaſſen, habe ich eines Unwohlſeins gedacht, das man in Cloſtern empfunden, eines Geiſtlichen, der ſich da gezeigt hatte. Man faßt mich in's Auge, mein theurer Richard, man ſammelt ſeine Gedanken. Wie! Sie waren es, Herr Sentri, den mir meine Tante unter jener Verkleidung zuführte?

„Ja, liebenswürdige Miß, habe ich geantwortet: Ich kam damals, um bei Ihnen für Richard zu ſprechen, und für den nämlichen Richard halte ich jetzt um Ihre Hand an.

„Ich habe keine abſchlägliche Antwort erhalten, mein lieber Sohn. Man hat Nachrichten von Beckit von mir haben wollen.

Beckit! habe ich mit geheimnißvoller Miene geantwortet, verrathen Sie uns das Geheimniß nicht, theure Miß, die war .... die war die Schweſter Ihrer Freundin Miß Cawſſon: ſie war Miß Cawſſon ſelbſt; ſie war ... und mich nannte man zu einer gewiſſen Zeit Tom Cawſſon ...

„Dorothee will aufſchreien: will tauſenderlei ſagen; aber ich war lachend auf und von dannen, in Miſtriß Brown's Zimmer. Ich theilte ihr den guten Erfolg meiner Sendung mit. Ich übergab ihr die Briefe des Lords und des Biſchofs, Deiner Oheime. Wir faßten die Antworten gemeinſchaftlich ab. Ich vermochte die Tante, bei ihrem Bruder und ihrer Schwägerin für Dich einzukommen. Es iſt geſchehen, was ich gewollt habe. Alles iſt auf das allerbeſte abgelaufen.

„Auf die Nachricht von meiner Ankunft iſt Herr Jackman eingetreten. Wir umarmen uns.

„Und Beckit, die liebe Beckit, hat er mich gefragt.

„Beckit! habe ich geantwortet; es thut mir leid, mein theurer Freund; aber ich habe keine Gewalt mehr über ſie. Lord Weſtfield, unſer Verwandter, unſer Beſchützer, unſer Freund, hat ſich ihrer angenommen; er verſchafft ihr eine reiche Heirath .....

„Lord Weſtfield! hat er geſagt....

„Er ſelbſt, habe ich geantwortet; er kennt Ihre Freundſchaft für uns: er will Ihnen darum wohl; er hat ſich ſogar bemüht, eine ſehr gute Partie für Sie aufzufinden, und dahier iſt das Bild Ihrer Zukünftigen.

„Der brave Mann hörte mir mit weit offenem Munde zu; er wirft die Augen auf ein Papier, das ich ihm zu leſen gab; es war die auf ſeine Perſon lautende Ernennung zum Dekanate von Perthum, durch den Biſchof von Lincoln. Ich füge umſtändlich hinzu, was es für Einkünfte hat.

„Ach! mein lieber Sohn, was für eine verführeriſche Sache iſt doch ein Dekanat mit ſiebenhundert Pfund Sterling Einkommen! Die Freude unſeres Freundes hat mir zu gleicher Zeit Freude gemacht und Mitleiden erregt. Ich habe ihn Herr Dechant genannt; ich habe ihn entzückt. Ich habe ihn um Verzichtleiſtung auf ſeine Pfründe in Corntree zu Gunſten des Herrn Borton, Kapellans von Woodſtock, erſucht. Miſtriß Brown hat ſich dazu geneigt erwieſen und wir haben die Sache abgemacht. Die Nachricht muß ſchon in Woodſtock eingetroffen ſein.

„Nachdem ich für Dich und Deine Freunde geſorgt, habe ich dafür gehalten, mich mit den meinigen beſchäftigen zu müſſen. Ich reiſe nach unſerm Wales. Ich will Eſtevan mit Miß Anna Bullcock verheirathen. Von dannen gedenken wir zu Deiner Hochzeit zu kommen.

„Lebe wohl, mein lieber Richard, verdiene die Freundſchaft Deines Oheims, die Gunſt des Himmels. Die ganze Zärtlichkeit, der ganze Segen Deiner Mutter iſt Dein.“

Richard überbrachte dieſen Brief ſeinem Oheim. Der Lord hatte ſoeben auch Briefe von ſeinen Schwiegerſöhnen, von Lady Heat-Moore und dem Biſchof von Lincoln erhalten.

Die Pairſchaftsangelegenheit war geordnet und ſollte in der erſten Parlamentsſitzung in acht Tagen mit vorkommen. Lady Heat-Moore hatte Lady Nettling einen

Beſuch gemacht, die ſich durch die Bewerbung um die Hand ihrer Tochter für den Erben des Hauſes Weſtfield ſehr geehrt gefühlt. Von dem Antrage entzückt, den ihm Lord Hallifax gethan, machte ſich Sir George Nettling verbindlich, anſtatt ſechstauſend Pfund Sterling Einkünften in liegenden Gründen, großmüthigerweiſe achttauſend abzugeben. Miſtriß Brown fügte zweitauſend und die Anwartſchaft auf ihr ganzes Vermögen hinzu. Der Graf Weſtfield erfreute ſich mehr als Richard dieſer Glücksumſtände.

Richard hatte nur Dorotheen's Beſitz vor Augen, und in ſeinen Gedanken konnte ein Mehr oder Weniger an Reichthum Nichts zu ſeiner Zufriedenheit beitragen. Mittlerweile beſchleunigten beide Familien, im Einverſtändniſſe, die Erfüllung ſeines Glückes. Schon war der Ort der Trauung beſtimmt. Der Biſchof von Lincoln ſollte ſie in dem Schloſſe vollziehen, das Lady Heat-Moore Richard ſchenkte.

Sobald der anberaumte Tag erſchienen war, ſchlägt Alles, was die glänzende Verſammlung ausmachen ſoll, den Weg nach der Grafſchaft Sommerſet ein. Da Miſtriß Brown, von einer Unpäßlichkeit abgehalten, ihre Nichte nicht begleiten können, ſo hatte Sir George Nettling ſie abgeholt.

Lady Heat-Moore und Lady Nettling kamen miteinander. Der Biſchof von Lincoln, der Graf von Weſtfield, die Lords Mellefond, Etheregge und ihre Gemahlinnen, Lady o-Berthon in ſchicklicher Kleidung und Eſtevan begleiteten den Bräutigam.

Im Augenblicke der Zuſammenkunft wurden Sir George Nettling und Mylady von dem glänzenden Äußern ihres Eidams und dem Gedanken betroffen, ihn ſchon irgendwo geſehen zu haben. Jedoch ſeine imponirende Umgebung und gegenwärtige Lage hielten alle Gedanken an den Lackai Richard und Miß Cawſſon ab.

Die Liebenden allein erkannten ſich. Sie ſchienen Eines in Gegenwart des Andern beſchämt, verlegen: in der

Annahme, daß ſie ſich noch nie vorher geſehen, mußten ſie es wohl ſein; aber die Verlegenheit entſprang aus dem Zwange, den ihnen ſo viele auf ſie gerichtete Blicke auferlegten, indem ſie ſie verhinderten, ſich ihre gegenſeitige Zufriedenheit zu bezeigen.

Sir George rief aus: das iſt das ſchönſte Paar in England; die übrige Geſellſchaft pflichtete dem in gemeſſenern Ausdrücken bei. Man begibt ſich nach der Schloßkapelle. Die Liebenden werden verbunden.

Foible und Molly ſehen der Feierlichkeit zu.

Foible konnte nicht umhin, zu ſagen: der Bräutigam gleicht Miß Cawſſon, wie ein Tropfen Waſſer dem andern.

Er gleicht noch vielmehr, ſprach Molly, der Walliſerin, von der ich Ihnen erzählt habe. Nach welcher Seite ich mich auch wende, ſo begegne ich immer nur den großen blauen mandelförmigen Augen, den ſchwarzen, ſo langen Wimpern ..... die einem den Kopf verdrehen können; ſie verfolgen mich ordentlich.

Richard und Dorothee waren glücklich und ſind es noch. Ihre Ehrfurcht und Zärtlichkeit iſt zwiſchen Lady o-Berthon und Lord Weſtfield getheilt; ſie haben Kinder, deren Anlagen zu den glücklichſten Hoffnungen berechtigen; ſie ſind die Wohlthäter Aller, die ſie umgeben. Lady o-Berthon iſt ihre Freundin und Rathgeberin; ſie hat auf das Reiſen und den kriegeriſchen Aufzug ganz verzichtet.

Eſtevan iſt aus Wales weggezogen, und hat ſich in Sommerſetſhire niedergelaſſen. Er hat dem Capitain Sentri verziehen, ihm die Schickſale Miß Rebekka Weſtfield's verſchwiegen zu haben, und das Band ihrer Freundſchaft wird von Tag zu Tage feſter verſchlungen.

Das

Neue Novellenbuch

von

Eduard von Bülow.

Das

Neue Novellenbuch.

Von

Eduard von Bülow.

Erſter Theil.

Braunſchweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1841.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort.

Das Publikum hat mein vor mehreren Jahren erſchienenes „Novellenbuch“ ſo beifällig aufgenommen und demſelben einen ſo ehrenvollen Platz in der neueren Unterhaltungslektüre angewieſen, daß ich mich gegenwärtig mit Vergnügen zu dieſer Fortſetzung des Werkes veranlaßt ſehe.

Der neue Plan muß allerdings ein anderer ſein als der ältere. Es war dort meine Aufgabe, zunächſt den älteren Novellenſchatz der Italiener und Spanier als Ueberſetzer auszubeuten, und ich glaube derſelben im Allgemeinen ſoweit genügt zu haben, als wir Deutſche, unter anderen örtlichen und ſittlichen Verhältniſſen lebend, fähig ſind, uns jene

Literatur zu unſerer poetiſchen Freude anzueignen. Hier beabſichtige ich neben der Mittheilung eigner novelliſtiſcher Arbeiten dem Leſer vornehmlich neuere Erzählungen vorzulegen, die mich, mit Ausſchluß der Italiener und Spanier, meiſt nur auf die Franzoſen, Engländer und Deutſchen anweiſen dürften, und ich hoffe dabei im Stande zu ſein, manches unverdienterweiſe durch Zeit und Umſtände bei Seite geſchobene kleine Kunſtwerk, durch Umarbeitung zu erneuen, oder einem weiteren Leſekreiſe wiederum bekannt zu machen.

Jeder einzelne Band des neuen Novellenbuches ſoll danächſt, ſo wie ich dieſe Abſicht ſchon mit dem älteren verfolgte, ein möglichſt bunter und vollduftiger poetiſcher Blumenſtrauß werden, bei deſſen Zuſammenſetzung ich mich hier, ſo unbefangen und vorurtheilsfrei wie dort gegen das verſchiedenartigſte Treffliche zu zeigen hoffe.

Gewiſſermaßen iſt ſchon das „Jahrbuch der Novellen und Erzählungen,“ das ich im vergangenen Jahre ebenfalls bei Herrn Vieweg erſcheinen ließ, nach dieſem Plane angeordnet worden und wir gedenken es ſpäterhin dieſem erſten Theile des neuen Werkes als zweiten anzureihen.

Ich habe darin bereits eine ſehr werthvolle ältere deutſche Erzählung: „Die Jugend des armen Mannes im Tockenburg“ abdrucken laſſen, die vergeſſen war und ſich in der muſiviſchen Compoſition, die ich damit vornehmen mußte, viele Freunde erworben hat. Derſelbe Fall hat auch mit der engliſchen Geſpenſtergeſchichte: „Sehen iſt nicht Glauben“ ſtatt gefunden, die wohl eine der beſten Erzeugniſſe Colley Grattans ſein mochte. — Was meine in dem Jahrbuche enthaltenen eignen Novellen, meine erſten, vor fünf bis ſechs Jahren geſchriebenen, derartigen Verſuche anlangt, ſo muß ich der Kritik für deren Aufnahme aufrichtig dankbar ſein, da mir auch nicht eine misfällige Beurtheilung zu Geſicht gekommen iſt, und weniger wohlwollende Zeitſchriften vorgezogen haben, ſie zu ignoriren. Ich bin mir allerdings bewußt, dieſelben nicht ohne innere erlebte Nothwendigkeit und nur in der ernſteſten poetiſchen Abſicht ausgearbeitet zu haben, ſo daß es wohl natürlich iſt, wenn ſie einige Wirkung auf die Gemüther hervorbrachten. Man hat aber auch außerdem der künſtleriſchen Geſtaltung derſelben ſo manches Wort des Beifalls ertheilt, das mir wahre Freude machen mußte.

Ich hoffe, daß die drei Novellen die in dieſem Bande ganz mein eigen ſind, und die ich ebenfalls ſchon vor Jahren niederſchrieb, dieſelbe Nachſicht bei ihren Leſern antreffen werden. Auch ſie gehören weſentlich mit zu der Geſchichte einer inneren Bildung, die in einem Cyklus an Stoff und Behandlung einander ſehr unähnlicher Erzählungen ſich zu entwickeln drängte.

Außerdem findet man hierin eine Erzählung von unſerem alten ehrbaren Auguſt Lafontaine, die mir, unter den verſchiedenſten Zeit- und Kunſtverhältniſſen noch gegenwärtig ſo tüchtig erſchienen iſt, daß ich ſogar bezweifeln konnte, ob ſie, wenn auch mit unter ſeine Schriften aufgenommen, wirklich eine Originalarbeit von ihm ſei? Der Styl war freilich vernachläſſigt genug, und ich habe mich genöthigt geſehen, dieſen verwilderten Acker ſo vollſtändig umzupflügen, daß der vergleichende Kritiker mir wohl einigen Antheil an dem Verdienſte ſeiner Frucht zugeſtehen dürfte.

Etwas Aehnliches, iſt es mir vielleicht geſtattet, von der Novelle nach Anton Wall für mich gelten zu machen, die bei weitem die beſte Arbeit dieſes Autors iſt und bekanntermaßen zu manchen Nachahmungen, namentlich zu einem langen franzöſiſchen Romane Veranlaſſung gegeben hat.

»Flor und Blanſcheflur« habe ich dem altdeutſchen Gedichte nachgeſchrieben und wiewohl derſelbe Stoff ſchon oft behandelt wurde, kenne ich noch keine Bearbeitung, die die liebliche und ſüße Einfalt der alten Verſe in neuerer Novellenproſa wiederzugeben geſtrebt hätte. — »Hug Schapeler,« ein bürgerlich derbes Gegenſtück zu dieſer Mährchen-Zartheit, charakteriſirt eine andere Seite des ausgehenden ritterlichen Mittelalters und iſt, ſo viel ich weiß, die erſte neuere Uebertragung des alten Volksbuches, das nach franzöſiſchem Vorbilde die fabelhafte Geſchichte Hugo Capets, nach dieſer vom Haſſe des erſtarkenden Bürgerthums gegen die Herrſchaft des Adels durchdrungenen Darſtellung, gewiſſermaßen des erſten Bürgerkönigs erzählt. — „Montford“ endlich, nach Miß Lee, iſt die einzige Novelle der geiſtvollen, wiewohl wenig mehr gekannten Erzählerin, die ſich, Behufs der Erinnerung an ihre Canterbury tales, ohne große Abänderungen des Originales, deutſch erneuen ließ.

Inhalt.

1. Das Modell. Eine Novelle 1
2. Die Stärke des Vorurtheils. Eine Erzählung nach Auguſt Lafontaine 67
3. Flor und Blanſcheflur. Eine Sage 105
4. Antonie. Eine Novelle nach Anton Wall (C. L. Heyne.) 143
5. Hug Schapeler. Eine Sage 161
6. Montford. Eine Novelle nach Harriett Lee 203
7. Die Sylveſternacht. Eine viſionaire Erzählung 225
8. Die Emanzipirten. Eine Novelle 267

1.

Das Modell.

Eine Novelle.

An einem Herbſtabende des Jahres 1831 kam ein junger Maler von einem Spaziergange in den Plauenſchen Grund nach Dresden zurück. Er war heute mehr mit ſich als mit der Natur beſchäftigt geweſen, und ſchon ſeit einiger Zeit unzufrieden mit ſeinem Berufe geworden, weil er ſo weit gewohnt, ſeine Kunſt ausſchließlich dem Kopiren älterer Werke zu widmen, jetzt von Uebermuth oder Talent zu eigenen Kompoſitionen angeregt wurde, ohne doch irgend Geſtalten dazu in ſich zu finden. Er gerieth deshalb auf den für den Künſtler nicht ſelten gefahrenvollen Abweg, in der inneren oder Gemüthswelt mehr als in der äußeren Wirklichkeit zu leben, ſeine loſen Gedanken vollends in dem Nebel der Gefühle verdünſten zu laſſen, und ſein Mangel an Ausbildungskraft ward ihm gegenwärtig noch empfindlicher, da er, von einem reichen ruſſiſchen Fürſten beauftragt, eine Venus zu malen, ſich vorgeſetzt hatte, etwas recht individuell lebendig Schönes zu erſchaffen. Er wollte alle ſeine Kräfte dazu aufbieten, das Ergebniß dieſer Arbeit als eine ſich ſelbſt abzulegende Probe ſeines Kunſtberufes anſehen, und war doch nicht im Stande, ſich zu der mindeſten Anſchauung zu begeiſtern, die nicht entlehnt oder unnatürlich geweſen wäre. —

Indem wanderte er den Zwinger und das italieniſche Dörfchen entlang, durch die gashellen Wölbungen des Georgenthors in die Schloßgaſſe ein. Es war ſchon ſpät. Dunkelheit hing an den Steinmaſſen der Häuſer, und die Straße war ſo ſtill und menſchenleer, daß man die ſchallenden Tritte der letzten Wanderer von weitem zählen konnte.

Da trat der junge Bernhard ſo eben auf den Altmarkt, als, aus Wolken hinter dem Kreuzkirchthurme hervor, der Vollmond aufging und die Finſterniß lichtete. Er ſpiegelte ſich und glänzte golden in den Fenſtern, oder glitzerte auf den Pflaſterſteinen und legt ſchwarze Schlagſchatten auf die anderen Seiten. Der Blick des Künſtlers glitt von den Häuſern ab auf einen nahen Hökerkram, mit dem die Mondſtrahlen ein beſonders maleriſches Spiel trieben. Zwiſchen allerlei Körben, mit grüner Waare und Früchten angefüllt, ſaß auf einem Schemel eine alte Frau, einen breitkrampigen Filzhut auf dem Kopfe, den ſie gedankenvoll oder ſchläfrig in die flachen Hände ſtützte. Sie ſah gerade vor ſich aus und das Mondlicht funkelte um und neben ihr auf dem grünen Gemüſe, indem es mit dem trübſeligen Lichtlein der Laterne auf einem der Körbe ſchäkerte, das mit dem Himmelslichte zu ſchmollen ſchien, ihm ſeinen Beruf vereitelt zu haben, und dabei immer mehr vor ihm zuſammenſchrumpfte.

Der Jüngling umging die Gruppe mehrmals und konnte ſich an dem Studium des Helldunkels nicht ſättigen. Die darüber unruhig werdende Alte ſtand auf und begann ihre Körbe mißtrauiſch zuſammen zu packen. Es ſchlug hinter einander an drei oder vier Thürmen die zehnte Stunde aus. Die Alte wollte eben auch den Korb mit dem Weine unter einem andern bergen, als Bernhard auf ſie zutrat, ihr ein Geldſtück reichte, das ſie alsbald freundlicher ſtimmte, und ſich einige Trauben auswählte. Die Alte hielt die Laterne dazu, weil der Mond ſich augenblicklich wieder verkrochen hatte, und er verſtändigte ſich mit ihr wegen des Handels. Sobald dies geſchehen war, ſchlug ſich ſein Auge zufällig zu einem jungen Madchen auf, das ſchon eine Weile unbemerkt zugegen geweſen war und nunmehr in ein ſeither mühſam verhaltenes Lachen ausbrach. Die Mutter ſchalt ſie deswegen halb ſcherzhaft halb böſe, indem ſie das gelöſte Geld unter die Schürze in die Taſche ſteckte, und machte ihr Vorwurfe, ſo ſpat gekommen zu ſein. Die Kleine entſchuldigte ſich, die Arbeit ſei nicht früher fertig geworden und konnte ihren kindiſchen Uebermuth noch kaum verbergen. Der Jüngling verwendete kein Auge von ihr und ihr Anblick hatte ihn wunderbar betroffen. Er meinte in der anmuthigen Naivetat und Regelmaßigkeit ihrer Geſichtszüge den Geiſt der Antike neu belebt zu ſehen, und ihre noch unentwickelte Geſtalt ſtrotzte wie die des Apollino in der Knoſpe, in dem man ſchon aus der Unreiſe die Vollkommenheit der Formen, wie im Fruhlinge das grüne Blatt aus der glänzenden Hülſe ſchimmern ſah. Bernhard ſtellte ſich ſo eben dieſe ſo weichen und doch jugendſtarken Muskeln vor, ob wohl ſchon derſelbe Fluß von Harmonie wie bei dem Apollin in ihre Verbindungen ausgegoſſen ſei, als das Mädchen einen vor ihm ſtehenden Korb mit Pfirſichen wegnehmen wollte und dabei abſichtlich an ihn ſtieß. Er ergriff den Korb, den ſie ihm mit kindiſcher Wildheit zu entreißen verſuchte und ſagte: »halt! mein ſchönes Kind, noch einen Augenblick.«

Die Mutter hatte ihn reden gehört, ohne ihn zu verſtehen und fragte, von ihrer Beſchäftigung emporſehend: »ob ihm noch etwas zu Dienſten ſei?« Bernhard wühlte mit der Hand im Korbe und antwortete, als ob er ſich in ſeinem Suchen getäuſcht fände: »er hätte gern noch ein Paar recht ſchöne Pfirſiche, fände aber keine, die ihm anſtänden.« Die Verkäuferin ſuchte einige der beſten aus; er verwarf ſie aber mit dem Bedeuten, »ſie ſeien nicht ſchön genug gefärbt und taugten nicht für ſeinen Zweck, ſie zu malen.« Seine Frage, »ob ſie keine ſchöneren habe,« bejahte ſie, jedoch mit dem Hinzufügen: »dieſe kamen nicht zu Markte, ſondern würden gleich in die großen Häuſer verkauft.« Er bat, ihn ein paar Stuck auswählen zu laſſen und ſie ſagte es ihm auf den andern Morgen zu, wenn er vor ſieben Uhr in ihre Wohnung in der Wilsdruffer Vorſtadt komme. Er hatte eben damit ſeine vorläufige Abſicht erreicht, verſprach ſich einzufinden und wünſchte Mutter und Tochter eine gute Nacht.

Als er, ſeine Trauben genießend, langſam und ſinnend nach Hauſe wandelte, hörte er in einem Conditorladen, an dem er vorüber kam, laut ſprechen. Er blieb ungewiß, ob er noch zu den Freunden gehen ſollte, ſtehen und indem nannte drinnen Jemand ſeinen Namen. Er klinkte die Thüre auf und trat durch den Laden in die kleine Seitenſtube.

Es verſammelte ſich hier ſeit den Julitagen eine Geſellſchaft junger Leute aus verſchiedenen Ständen: Künſtler, Akademiker, Advokaten und Andere, die Zeitungen und Journale laſen und ſich ihre politiſche Aufregung wechſelsweiſe mittheilten. Auch hatten ſich einige ältere Männer darunter gemiſcht, die verderbter auf den bunten Kreis einzuwirken ſtrebten, und zwar zumal ein abgeſchloſſener Republikaner aus Polen, der viel gereiſt und unterrichtet war, eisgraue Haare lange vor der Zeit bekommen hatte und mit Beharrlichkeit fortfuhr, ſeine eiſernen Grundſätze in den nicht eben Fruchte verheißenden Boden auszuſäen.

Heute hatten ſich die meiſten Gäſte ſchon entfernt, und als Bernhard die Thüre des Stübchens öffnete, ſah er, in Tabacksrauch gehüllt, einige ſeiner Kunſtgenoſſen ſitzen. Der Republikaner, der wegen Polens nahendem Untergange eben in ſeiner ſchlimmſten Stimmung war, beſchäftigte ſich an einem abgeſonderten Platze mit dem Leſen franzöſiſcher Blätter.

»Wie ich euch ſage,« ſprach ein Bildhauer, »unſer Freund Bernhard kann nimmermehr ein origineller Hiſtorienmaler werden: er hat ſich zu ſehr gewöhnt, ſich fremden Eigenthümlichkeiten unterzuordnen, und das rächt ſich früher oder ſpäter. Ihr braucht nur ſeine letzten ſo conventionellen Bilder anzuſehen, um zu wiſſen, daß ich ihm nicht Unrecht thue.«

»Was das für ein arges Vorurtheilen iſt!« rief ein Kupferſtecher dazwiſchen: »haben die guten alten Meiſter nicht zu gleicher Zeit kopirt und komponirt? Nach Italien ſollte Bernhard gehen. Es gebricht ihm eine vollſtändige Anſchauung der Kunſt; hätte er eine gewiſſe Ueberſicht, ſo würde er ſchon ſicher werden und damit von ſelbſt produktiv.«

»Italien und kein Ende!« ſchrie der Republikaner mit ſeiner ſchneidenden jedoch nicht unedlen Stimme herüber: »meint ihr, daß die italieniſchen Maler nicht auch etwas gelernt hätten, wenn bei ihnen zu lernen wäre? Ich bin viele Jahre in Italien geweſen und weiß, was man dort unter moderner Kunſt verſteht. Nicht die Quantität vollendet die Anſchauung oder Ueberſicht. Wer ſehen will oder kann, ſieht in Dresden Bilder genug und mag ſich an den vorhandenen die fehlenden ſelbſt conſtruiren. Es muß einem Jeden ſein Heil aus eigner Seele quellen.«

Die Künſtler waren an die Paradoxie des Polen ſchon zu ſehr gewöhnt, als daß ſie hätten ernſtlich widerſprechen ſollen; und er überhörte ihren Spott, als in dem Augenblicke der ſo lange unbemerkt gebliebene Bernhard mit der Verſicherung heran trat, »daß zuverläſſig einem jeden Künſtler ſein Heil aus eigner Seele quellen müſſe.« Der Republikaner begrüßte den jungen Maler mit einem flüchtigen

Blicke und las in ſeinem unförmlichen Zeitungsblatte ſtillſchweigend weiter; von Seiten der Anderen erſchollen Bewillkommnungen und wurde der Zufall belacht, der ihn zu einem Zeugen ihrer Aeußerungen über ihn gemacht hatte. »Ich wünſchte nichts mehr,« ſagte Bernhard, »als daß ihr auch in meiner Gegenwart ſo aufrichtig gegen mich waret. Das unerträgliche Bekomplimentiren führt zu nichts, und iſt hier zu Lande im Uebermaße einheimiſch. Ich bin einem Jeden dankbar, der mir mit Lob oder Tadel die Wahrheit ſagt, und fühle ſelbſt recht wohl, wie wenig meine ſeitherigen Bilder werth ſind. Eben um mich des allzu ſclaviſchen Nachahmens zu entwöhnen, habe ich mich in das Studium der Antike geworfen und zeichne ſo viel nach ihr. Die Alten ſollen mich Geſtalten bilden lehren; an Ideen, von denen der Künſtler ausgehen muß, um das Leben in einem gegliederten Kunſtwerke darzuſtellen, hat es mir noch nicht gefehlt. Was mir zunächſt nothwendig wäre, iſt freilich etwas Anderes; in meiner gegenwärtigen Lage kann ich aber nicht hoffen, es zu erreichen. Der Kupferſtecher hat mit Italien genannt, wonach meine Sehnſucht ſteht. Alles Talent iſt ja nur Folge von Kenntniß, ſo wie Genie gleichbedeutend mit Erkenntniß ſein wird und eine vollſtändige Kenntniß des Höchſten was die Kunſt erreicht hat, möchte wohl allein in Italien zu erlangen ſein.«

Der Bildhauer lächelte ſpöttiſch über dieſe Rede und Herr von Kurowsky, der ſich mittlerweile erhoben und ſeinen Hut genommen hatte, richtete an Bernhard die Worte: »Ich habe Ihnen ſchon zuweilen ausgeſprochen, junger Mann, daß dieſe falſche Sehnſucht Ihr Verderben werden kann. Hinter derlei Empfindeleien verſteckt ſich nur zu oft die reinſte Talentloſigkeit. Hüten Sie ſich davor. Solch ſchwarzer Punkt in der Frucht Ihres Geiſtes kann die Stelle andeuten, wo hinein ſich der Wurm gefreſſen hat. Jeder wahre Künſtler entwickelt ſich in ſeiner eignen Atmoſphäre und wird ſich ſelbſt auch ohne die Befriedigung ſo weichlicher Gelüſte der nächſte Mittler ſein. Was ein Menſch in Leben oder Kunſt erreicht, deſſen Umfang hangt ganz und gar von dem Ernſte ab, den er daran wendet. Gute Nacht, meine Herren!«

Darauf entfernte er ſich, und trat in der Unterhaltung der Zurückbleibenden eine Pauſe ein, welcher ein anderer Maler, Namens Ilefeld, als der Vertrauteſte Bernhards mit einigen empfindlichen Aeußerungen über die Polen ihr Ziel ſetzte. Jedoch fiel ihm der Bildhauer in die Rede und ſagte mit beſtimmtem Tone: »Es würde ſehr unſtatthaft ſein, wenn wir uns an die äußere Härte dieſes edlen Mannes ſtoßen wollten. Wir kennen und lieben ſein wohlwollendes Gemüth ſeit geraumer Zeit und wiſſen, daß wenn er ſich gleich mit uns Allen einmal über das andere ſtreitet, ein Jeder doch ſtets mit Vergnügen dabei iſt und Keiner ihm darum irgend feind wird.«

Jetzt wendete ſich zu dem ſeit Kurowskys Entfernung ſtill gewordenen Bernhard der Kupferſtecher mit der Frage: »wie weit er mit ſeiner Venus gekommen ſei, die er für den fremden Fürſten malen ſolle? Er ſcheine ja darüber faſt trübſinnig geworden zu ſein und ſich eigenſinnige Grillen zu machen, anſtatt das Bild wie eine jede Beſtellung ſo bald als möglich zu beendigen.«

»Mein lieber Freund,« verſetzte Bernhard, »ich fühle, daß dieſes Bild auf mein Schickſal Einfluß gewinnen und mir klar machen muß, ob ich zu der Kunſt Beruf habe oder nicht. Es darf Sie alſo nicht verwundern, daß ich darüber ernſt geworden bin, oder ſogar ſchon der Verzweiflung nahe war, wenn ich meine Plane und Entwürfe an der durch die Erkenntniß der alten Meiſterwerke geſchärften, unerbittlichen

Selbſtkritik immer und immer wieder ſcheitern ſah. Indeſſen empfing meine Ausdauer bereits darin ihren Lohn, daß ich einſah, wie dem beſchieden wird, der ſich ſelbſt beſcheidet; und wofern der Gedanke zu einem Kunſtwerke gleich einem Funken in die Seele fallen muß, um immer mehr Funken anzuſetzen und immer weiter um ſich zu greifen, bis ſie über und über in Flammen ſteht, ſo darf ich mir mit der Annahme ſchmeicheln, daß meine Venus vor einer halben Stunde in mir lebendig geworden iſt.«

Die Anweſenden drangen in Bernhard, nähere Erörterungen zu geben; allein er ließ ſich nicht darauf ein, ſondern ſagte: »er habe heute Abend ein Mädchen geſehen, welches er zum Modell zu erlangen hoffe, und das wo nicht eine eminente Schönheit ſei, der Phantaſie doch die Vorſtellung des Ideals erwecke, da ihre Geſtalt von der Heiligkeit der Jugendfriſche ſo durchdrungen ſei, daß ſie den Eindruck der dem Bade entſteigenden Venus gebe. Man ahnde hier wie dort in der Erwärmung die höchſte Vollkommenheit, und ihre Erſcheinung verkläre ſich durch die Vereinigung der Kindesunſchuld im Bewußtſein mit der Ueppigkeit ihrer Natur ſo myſtiſch wie das alte Gedicht ‘die liebliche Blenſcheflur.’«

Der Bildhauer erwiederte: »wer ſo ſcharf beobachte, könne nicht wohl anders als mit den Augen der Liebe ſehen, und er möge ſich alſo wohl in Acht nehmen. Nur der Geiſt könne die Geſetze der Schönheit, nur das Herz die des Reizes ergründen. Die Sinnlichkeit trete bekanntlich nicht ſelten hinter dem Schirme eines jugendlichen Kunſttriebes auf uns zu und habe doch noch niemals ein Talent hervorgerufen.« — Bernhard lehnte aber dieſe Beſchuldigung unwillig von ſich und ſagte: »ſein Gefühl ſei, wie es die reine Schönheit immer erzeuge, ein von der Sinnlichkeit unendlich verſchiedenes. Die ideelle männliche Schönheit begeiſtere ſo wie die weibliche, vernichte oder neutraliſire die Sinnlichkeit. Wir fühlten erſt nachdem dies geſchehen ſei, was ihre Sehnſucht und Beſtimmung, daß ſie der Aneignungs- oder Nachbildungstrieb des Schönen, der den Menſchen, ihm unbewußt, ergreife, um doch erſt im erwachenden Bewußtſein ſeinen göttlichen Beruf zu erfüllen.«

»Ganz wohl,« meinte Balthaſar, »das vermag niemand beſſer, als die Bildhauer zu beurtheilen. Nur haſt Du, mein Freund, den edelſten Genuß der Schönheit nicht begriffen, den plaſtiſchen, den wir als ſterbliche Menſchen nicht von dem ſinnlichen trennen können, ja, deſſen höchſter Grad erſt nach der Beſeitigung des letzteren eintritt.«

»Und dennoch macht die Sehnſucht danach uns auch zum Gott,« ſprach Bernhard hingeriſſen: »wir ziehen den Begriff der wahren Schönheit ſo durchaus von der vollſtändigen Wirklichkeit ab.«

»Das iſt eben was ich meine,« ſchloß Balthaſar ironiſch, indem alſo das durch ſich ſelbſt und durch die vorgerückte Nacht eingewiegte Geſpräch entſchlief.

Des anderen Morgens machte ſich Bernhard nach der Wohnung der Obſthändlerin in der Vorſtadt auf den Weg und fand in einer engen Gaſſe die Hofmauer und Thüre aus, deren in alterthümlicher Bogenform behauenen Sandſteingewände ſie ihm als die rechte bezeichneten. Er trat in einen kleinen Hof, in dem Wein in Spalieren in die Höhe wuchs; Körbe mit grüner Waare, Obſt und Blumen umher ſtanden, und das dabei beſchäftigte ſchöne Mädchen von geſtern lächelte dem Maler vertraut zu, indem ſie ihn mit einem paar Worten zu ihrer Mutter in das Haus wies.

Die Alte brachte ihm einen Korb mit Pfirſichen ſchon entgegen und Bernhard wählte ſo lange es ſich thun ließ aus, indem er hin und her ſann, wie er ſeinem Zwecke naher komme, oder wiederholt durch das Fenſter nach dem Mädchen ſchielte. Am Ende hatte er bereits die Früchte in der Hand, die ihm die geſchwätzige Frau in Weinblatter eingeſchlagen, und wußte zu längerem Verweilen keinen Vorwand mehr, als er an der Wand ein ſchlecht gemaltes Bildniß hangen ſah. Auf ſeine gedankenlos hingeworfene Frage, »wen daſſelbe vorſtelle,« erhielt er die Antwort, »daß es ja eben ihre Tochter ſei und wohl ahnlich ſein muſſe, da ihre ſelige Aelteſte gerade ſo ausgeſehen, als ſie, im weißen Kleide mit Roſenſchleifen, einen Blumenſtrauß vor der Bruſt im Sarge gelegen habe.« Dies gab dem Maler Gelegenheit, der Mutter etwas uber die Schönheit der Tochter zu ſagen, und auf ihre Einrede: »in der Jugend ſeien alle Madchen ſo,« zu behaupten, »daß das Gegentheil ihn eben in nicht geringe Verlegenheit ſetze.« Man fragte verwundert, »wie das zu verſtehen ſei?« und er entgegnete, »er bedurfe zu einem Bilde, das er zu malen habe, ein Modell, und ſei leider! zu unbemittelt, um es theuer zu bezahlen.«

Hierbei ſah nun die alte Frau ſo einfältig aus, daß dem Jünglinge ein Gedanke in den Sinn kam: er ſchlug ihr unbefangen vor, ihre Tochter ſelbſt zu portraitiren und beſchwichtigte ihr Erſchrecken mit der Verſicherung, daß dies natürlich nicht für Geld, ſondern bloß zu ſeiner Uebung gemeint ſei. So machte ſie keine weiteren Schwierigkeiten, daß Bernhard ſchon den nächſten Sonntag ſeine Arbeit begönne und verabredete mit ihm das Weitere, und als das Madchen gefragt wurde, willigte ſie halb ſpöttiſch, halb verdroſſen ein.

Die erſte Sitzung hatte zu der anberaumten Zeit ſtatt, die folgenden bald hinterdrein und Bernhard widmete ſeiner

Arbeit ſo eifrigen Fleiß, daß er das Bild zu nicht geringer Freude der Mutter binnen wenigen Sitzungen vollendete, die er überdies planmäßig dazu anwendete, mit den beiden Frauen ſo vertraut als möglich zu werden.

Das junge Mädchen ſchien wie in Verwunderung über ihren eigenen Anblick, den die Kunſt ihr ſo ganz anders als der materielle Spiegel darbot, und es war als ob ihr die Kritik ihrer Natur, die der Maler durch ſeine Arbeit erlangt und in ſie gelegt hatte, in ihrer Rückwirkung auf ſie zur Selbſterkenntniß würde. Bernhard entdeckte in ihren Geſichtszügen eine tiefbegründete und verhüllte Schönheit, von der er ſich nichts hatte träumen laſſen, lernte von dieſem einzelnen Studium mehr als zuvor von jahrelangen anderen und wenn er auch nicht ſcharfſinnig genug war, den Charakter des Mädchens daraus zu errathen, betraf ihn doch die Ahnung, daß eine ungewöhnliche Befähigung, je nachdem ſie gewendet würde, zum Guten oder Böſen ſich darin verberge; Leidenſchaftlichkeit auch ganz gewiß, aber nicht die Leidenſchaft, die die Schönheit zerſtört, ſondern die die Ausſaat iſt, womit deren Acker beſtellt werden muß, um nicht in der Brache der Leidenſchaftloſigkeit zu veröden.

Bernhard hatte ſeine Arbeit endlich mit nach Hauſe genommen, um die letzte Hand daran zu legen und war ſo ſtolz darauf, daß er nicht umhin konnte, die Kopie, als Oelſtudienkopf ſeiner Venus, dem Fürſten zu zeigen. Dieſer mußte bei einer ſo anſehnlichen Beſtellung zu dem jungen Manne allerdings Vertrauen gehabt haben; deßungeachtet hatte er nicht erwartet, was ihm hier vor Augen geſtellt ward und fragte er Bernhard, »wie er einen ſo individuellen und doch ſo ideell gebildeten Kopf habe erfinden können?«

Bernhard entgegnete: »er gehöre einem Portraite an, das man ihm geliehen habe.«

»Dann müſſen Sie das Original ausfindig machen, lieber Freund,« fuhr der Fremde fort, »vielleicht gehört es einem ſo geringen Stande an, daß Sie dieſes Wunder von Reiz zum Modell erlangen. Der Preis mag ſo hoch geſteigert werden als er will; meine Mittel ſtehen Ihnen zu Gebote.«

»Es iſt, ſo viel ich gehört habe,« ſprach Bernhard, »das Bildniß eines jungen Madchens, das vor einigen Jahren geſtorben iſt.«

»Wenn es ſich ſo verhalt,« fuhr der Fürſt fort und eine leiſe Röthe überflog ſein Antlitz, »ſo laſſen Sie mir den Kopf ſo wie er iſt und malen zu dem Bilde einen andern, damit Kopf und Körper einander wurdig ſind.« — Auch ruhte er und entließ Bernhard nicht eher, bis dieſer verſprochen hatte, damit ſeinen Willen zu thun. Bernhard hatte ſeinem Gönner die Wahrheit verſchwiegen, er wußte im Grunde nicht warum: doch beſchäftigte die Frage wegen des Modells ſein Inneres zu lebhaft, als daß er ſich auch von außen hätte bedrängen laſſen können, und überdies war es ja nicht unmöglich, daß der Fürſt an der Schönheit Nataliens — ſo wie das junge Mädchen nach einer vornehmen Pathin getauft worden war — perſönlichen Antheil nahm und darüber ihm und ſeinem Bilde den Rucken zuwendete! Er wollte nach dieſer Unterredung zu Hauſe wieder an ſeine Arbeit gehen; allein nicht ſobald daß er die nach einem gewöhnlichen Modelle umriſſenen Formen auf dem Karton zu veredlen verſucht hatte, als ihm die Hand ermattet niederſank, und er ſeinen Muth wie gelähmt fühlte. Die Gedanken vergingen ihm und er verſank in ein unfruchtbares Sinnen, bis ihn ein abermaliger Blick auf den ſchönen Kopf unwiderſtehlich zur Natur zog. Er eilte ins Freie, verlor ſich in die Anſchauung des Lebens und glaubte wieder an ſich ſelbſt, da ja niemals klein ſein kann, wer von Gottes Größe im Allerkleinſten durchdrungen iſt. Gegen Abend kehrte er voll ſeines ehemaligen Uebermuthes oder übrigen Muthes, ohne den ihm nie wohl geweſen, in die Stadt zurück und nahm ſich vor, mit ſeinem Wunſche noch an dieſem Tage ſein Heil zu verſuchen; wagen könne er doch dabei nichts, nur gewinnen, und an Temperament ſcheine es der Kleinen eben nicht zu fehlen. Jedoch trieb ſich Bernhard lange auf den Straßen umher, ohne zur Ausführung ſeines Entſchluſſes zu kommen und ward zuletzt nur durch den Zufall dazu beſtimmt, der ihn der mit ihrem Hökerkram heimziehenden Mutter Nataliens begegnen ließ. Sie erkannte ihn und redete ihn an und er begleitete ſie nach ihrem Hauſe, um ein paar Worte unter vier Augen mit ihr zu reden. Er trug ihr ſein Anliegen mit Zittern und Zagen vor und war auf alle Opfer gefaßt. Aber wie erſtaunte er, als ſie, weit entfernt, ſich zu geberden wie er gefürchtet hatte, ganz unentgeltlich bereit war, ſeinen Forderungen zu entſprechen und ſich ſogar lachenden Muthes verbindlich machte, ihre Tochter zur Einwilligung in die neuen Sitzungen zu bewegen, die diesmal in Bernhards Wohnung ſtattfinden ſollten!

Bernhard hatte in Erwartung der beiden Frauen die unteren Fenſter ſeines Zimmers verhangen und das Licht auf die Staffelei und das Sopha, wo Natalie ſitzen ſollte, künſtlich zuſammengedrängt. Ueber den weiteren Raum war Dämmerung verbreitet und, da die Wohnung nach einem Garten ausging, alles ſtill. Die Seele voll Vorſtellungen der ideellſten Werke der Kunſt ſchritt Bernhard ungeduldig in der Stube auf und nieder, horchte wiederholt, ob die Erwarteten noch nicht kämen und überhörte ihr Klopfen am Ende dennoch. Die Thüre ging leiſe auf, ein Mädchengeſicht kam zum Vorſchein: ſie waren es. Bernhard nöthigte Mutter und Tochter in das Zimmer, ließ ſie niederſitzen und ſchloß die Thüre ab. Er ſah der Erfüllung ſeiner Wünſche nichts mehr entgegen ſtehen und deßungeachtet ließ ihn ein banges Gefühl nicht daran glauben. Die Gefälligkeit der Alten war zu ungewöhnlich. Er konnte ſich zwar nicht nachweiſen, daß ein Mißverſtändniß obwalte, gewärtigte aber von Augenblick zu Augenblick der Vereitelung. Nur die ſich immer gleich bleibende Heiterkeit der Tochter, die er beinahe Frechheit nennen mußte, erfüllte ihn wiederum mit Hoffnungen, ſo wie mit Verachtung gegen ſie.

Er ſetzte ſich vor die Staffelei, und indem ward ſich ſein Auge des geſchmackloſen Putzes bewußt, mit dem das Mädchen überladen war; ein Blick auf die erwartungsſtarre Alte zündete ihm ein erhellendes Licht in der Seele an: er hatte es mit dem furchtbarſten aller Gegner, mit der Dummheit zu thun. Der Erfolg vollendete ſeine Enttäuſchung, und wie fein er auch ſeine Einleitungen drehen und wenden mochte, die unbemäntelte Frage mußte zuletzt doch zur Beantwortung aufgeſtellt werden. Die fortwährende Willfährigkeit der Mutter und duldſame Unverſchämtheit der Tochter, die mit einem gewiſſen leichten Spott ihren Mund umſpielte, oder von ihren Augen zur Seite ausgeſtrahlt wurde, derweil nur eine ſcheue Wildheit dem Spotte gleichſam über die Schulter ſah und in unbewußter Röthe erglühte, machten ihn zu dieſem Schritte immer kühner. Er erwähnte beiläufig der großen Summe, die ihm ſein Bild eintragen werde, um den Eigennutz der Mutter zu ſeinem Beiſtande anzurufen und klärte doch nur ihre Einfalt allzu ſehr für ſich auf. Er wollte weiter gehen, ohne den lauernden Blick zu bemerken, den die Alte hinter ihrem maskirenden Unwillen auf ihn warf, und meinte, es ſei an der Zeit, ſein allerletztes Verlangen auszuſprechen. Allein wie entſetzte er ſich, als er damit das nun ſchon erwartete Zeichen zum Ausbruche eines Zornes gab, von dem ſie wohl ſelbſt nicht wußte, wie viel natürlich, wie viel erkünſtelt war. Eine Fluth von Schmähungen ſtrömte gegen ihn aus dem Munde der verſchlagenen Frau und ſie ertheilte ihm den gewiß nicht wohlgemeinten Rath, ſich mit ſeiner Zumuthung an Andere zu wenden, indem ſie ſich anſchickte, ihre Tochter wieder anzukleiden und zu entführen. Bernhard mochte ihr vorſtellen, wie er wollte, daß ſein Verlangen ja nicht unehrbar ſei und ſie nicht beunruhigen dürfe, er mochte ihr noch ſo ſehr mit der Schönheit ihrer Tochter ſchmeicheln, deren Abbildung ſein weltliches Glück machen könne, ſie möge doch Mitleiden mit ihm haben, bedenken, daß, eine gemeine Dirne zu modelliren, ihm keinen Vortheil bringe, daß er mit Freuden bereit ſei, den Preis des Gemäldes mit ihr zu theilen: es half alles nichts, ſie war ein- für allemal entſchloſſen, zuzuſehen, wie weit ſich ihr Gegner, den ſie überſah, treiben laſſe, und gab die ſcheinbar ernſthafte Erklärung von ſich, daß er ſie für alles Gold in der Welt nicht nach ſeinem Willen ſtimmen werde.

So ſteigerte ſich der Auftritt zu immer größerer Heftigkeit und konnte es ihr, bei aller Beſchränktheit ihres Verſtandes, gelingen, die Beſtimmungskraft des ſonſt ſo klugen Bernhard in Feſſeln zu ſchlagen. Die allergröbſten Kunſtgriffe ſind meiſtentheils die glücklichſten, und ſonach trieb die alte Frau den Künſtler dermaßen auf das Aeußerſte, daß er ihre wiederholte Einwendung: »was denn aus ihrer Tochter werden ſolle, ſobald die Leute erführen, was ſie ihm geſtattet habe?« am Ende damit niederſchlug, daß er kurz und gut erklärte: »er heirathe Natalien, es möge bekannt werden oder nicht.«

Das gab den Dingen ſogleich die entgegengeſetzte Wendung und beſänftigte die aufgebrachte Mutter ſo geſchwind, daß ſie, in ihrer Stimme und in ihrem Weſen wie ausgetauſcht, mit einem Male fragte: »ob er erbötig ſei, ihr dieſe Verſicherung ſchriftlich zu ertheilen.«

»Das will ich meinen, das verſteht ſich!« rief Bernhard in heiterer Stimmung aus, lief an ſeinen Schreibtiſch, nahm Feder, Tinte und Papier und ſchrieb in beſter Form, die ihm bewußt war, ein Eheverſprechen für Natalien nieder. Dann überreichte er das Blatt der Mutter, die es zufrieden geſtellt überlas und meinte bei ſeiner Geringſchätzung der bürgerlichen Lebensverhältniſſe einen unendlichen Gewinn gethan zu haben. Natalie hatte ſich dieſen ganzen Auftritt über ſtill und beobachtend verhalten und blieb auch bis zu Ende leidend, wo ſie, mit verhülltem Angeſicht, ihren zukünftigen Gatten zum erſtenmale des Rechtes genießen ließ, das ihre Mutter ihm zugeſtanden hatte, und das derſelbe nicht verſäumte in ſchnell auf einander folgenden Sitzungen auszubeuten.

Er befand ſich unterdeß in Stimmungen, die eben ſo verſchieden waren, als ſie mit einander ſchnell abwechſelten. Der erſte Anblick der enthüllten Schönheit Nataliens hatte in ihm nur Kunſtgefühl hervorgerufen und ihn in ein Entzücken verſetzt, das ſich erſt nach und nach auf ſich beſann, ſo wie die einzelnen Reize auf der Leinwand nachgebildet erſchienen. Dieſer geiſtige Genuß hatte aber wieder die Sehnſucht des Herzens erweckt, aus deren Schlummer er ſelbſt erſtanden, und war alſo die Leidenſchaft hier wie allenthalben die Vermittlerin oder der Keim des Göttlichen geworden. Auch fühlte Bernhard wohl, wie ihm die Nachbildung dieſes Körpers mit einemmale ſeine künſtleriſche Kraft entwickelte: eine reiche Welt that ſich vor ſeiner glühenden Seele auf und ſchlug mit ihren Wonnen um und über ſie wie eine kühle Fluth zuſammen.

Nataliens Mutter hielt Anfangs getreulich an ihrer Tochter Seite Wacht; es währte aber nicht lange, ſo begann ſie der Sache überdrüſſig zu werden, und verſank in dem bequemen Lehnſtuhle, den Bernhard ihr angewieſen hatte, im Verlaufe jeder Sitzung in Schlaf. Es herrſchte dann die mehrſte Zeit über Stille in dem kleinen Gemache, das, voller Malergeräth und Bücher, mit der ſeltſamen Gruppe der drei Menſchen, und in der künſtlichen Beleuchtung, ein reizendes Genrebild darſtellte. Bernhards ſchweigſame Gedanken nahmen mittlerweile ſo wie ſeine Malerei einen immer wärmeren Ton an und Natalie hatte ſich von dem erſten Augenblicke an, da ſie den jungen Maler geſehen, nicht gehütet, ihn zu dem Gegenſtande der Wünſche ihres Herzens zu machen. Es war im Grunde noch neu und unſchuldig, dieſes Herz, wie äußerlich auch verwahrloſt, und ſie verdankte dieſem Umſtande das bedenkliche Geſchick, über mehrfältige Ausdrucksweiſen ihrer Geſinnungen für Bernhard zu gebieten. Seine Kälte ärgerte und betrübte ſie und ſie verſuchte jedes ihr bekannte Mittel, ihn an ſich zu locken, oder zu einem vertrauteren Verhältniſſe zu verführen. Bald war es ein Blick, ein Zucken, eine Röthe, eine Wallung, die ihr Wille von ihrem Innerſten ausſtrömte, bald ein Wort, eine Aeußerung, ein Laut, den ihre erwachende Empfindung ihr entriß, womit ſie ihn umſonſt ſich gleichzuſtimmen ſuchte. Je kälter er dann blieb, deſto leichtfertiger wurde ſie, und dies gewöhnte ihn gerade durch das, was ihn hätte reizen ſollen, an deſto ſtärkeren Widerwillen, indem er, je wirkſamer ihre Liebkoſungen wurden, deſto höher ſeine Abneigung ſteigern zu müſſen meinte. Die Folge deſſen war, daß ihre Zärtlichkeit ſich zuletzt zu einer entſchiedenen Leidenſchaft umſchuf, und ſo wie die wahre Leidenſchaft erſt da war, enthüllte ſie auch alsbald den Kern ihrer Seele und ſtreifte die ſchmuzige Schale ab, die ihre Lebensverhältniſſe darum angeſezt hatten; die Liebe erwachte in dem Mädchen und erweckte zugleich die Scham, die ſie, bei rein geſtimmtem Herzen, nicht wohl umhin konnte, über ihre Lage zu empfinden. Sie erröthete vor Bernhard in Luſt und Liebe und fühlte ſich doch wieder von der Verachtung niedergedrückt, mit der er ihr begegnete.

Bernhard verkannte Natalien vom Anfange bis zu Ende ſeines Verhältniſſes zu ihr mit Verblendung, ſah auch ihr verändertes Betragen wer weiß für was noch Schlimmeres an und ward alſo zu deſto größerem Zorne gegen ſie gereizt, je mehr es ihrer inneren Reinheit gelang, ſich nach außen zu Bahn zu brechen. Er glaubte ſich von Mutter und Tochter verrathen und der Gedanke zu der That, die er gegen ſie begehen ſollte, bildete ſich nach und nach in ihm aus.

Das Bild rückte ſeiner Vollendung näher und Bernhard hatte zum erſtenmal Urſache, mit einer ſelbſtändigen Arbeit zufrieden zu ſein. Er fühlte das und fühlte ſich gehoben und ermuthigt. Seine Freunde und Bekannten, Künſtler und Kunſtkenner ſtrömten in ſeine Wohnung, um das Gemälde zu ſehen, das als ein Meiſterwerk belobt und bewundert wurde und Bernhards Glück in der Kunſtwelt ſchien mit einemmale begründet zu ſein. Der wiederholt an ihn ergehenden Fragen nach dem Modelle wich er behutſam aus, oder er ließ ſie theils unbeantwortet, theils ging er nicht auf die Erörterung des Punktes ein, in wiefern er dem Urbilde treu geblieben ſei oder nicht. Nur hatte er nicht ſelten Stimmungen, in denen er zur Freude daran ganz und gar nicht kam, ſondern von Lebensüberdruſſe zu Boden gedrückt wurde. Er ging dann träumend einher, und floh Welt und Menſchen, ohne daß ihm die Einſamkeit ſeine anwachſende Leidenſchaft erhellen und ihn in dem Verhältniſſe ſeines Lebens zu ſeiner Kunſt zurecht weiſen wollte. Er half ſich am Ende damit aus der Verlegenheit, daß er vor ſolchen Verſtimmungen in luſtigen Gelagen und Geſellſchaften Ruhe und Zerſtreuung ſuchte, und da ſeine Freunde mit ihm zufrieden waren, ſo trugen auch ſeine ernſten Unterredungen mit ihnen nur dazu bei, ihn innerlich zu kräftigen.

Der vornehme Ruſſe hatte mehrere Wochen in einem nahen böhmiſchen Badeorte zugebracht und kehrte um dieſelbe Zeit nach Dresden zurück. Er ſchien nicht eben großen Antheil zu nehmen, als er von Bernhard vernahm, daß ſein Gemälde vollendet ſei; indeſſen fragte er nach dem Modelle und Anderem und wäre doch beinah verdrüßlich geworden, als er von dem Künſtler erſucht ward, ihm die Beantwortung dieſer Fragen bis zu dem nächſtkommenden Tage zu geſtunden, an dem das Bild bei ihm aufgeſtellt werden ſollte.

Kühles, friſches Laubgebüſch war auf dem Gemälde halbgrottenartig in einander verwachſen und bekränzte ein klares Waſſer, dem ein von einem Felſen ſtürzender Quell ſeine Nahrung lieh und das aus einem ſonnenbeglänzten Becken durch grüne Wieſen weiter dem Gebirge zurieſelte, das die Landſchaft begrenzte.

Vorn an dem Rande des Beckens ſaß im Schatten der Gebüſche, durch die ſich nur einzelne Lichtſtreifen ſtahlen, auf ſchwellendem Raſen ein entkleidetes junges Mädchen, das ſo eben dem Bade entſtiegen war. Der eine Fuß hing, wie vergeſſen, nachläſſig noch in der durchſichtigen Flut, aus der er hervorſchimmerte, der andere ſtand auf dem etwas höheren Uferrande. Neben dem auf dem Raſen aufliegenden Knie hatten junge Blümchen und Gräſer ſich von dem erlittenen Drucke wieder aufgerichtet. Einzelne Tropfen, die dazu einzuladen ſchienen, ſie im Kuſſe auszutrinken, ſtanden auf den Gliedern und man ſah denſelben in der glänzenderen Weiße die Feuchtigkeit des Bades an, wiewohl ſchon die Wärme des Blutes ſie von innen heraus wieder durchdrang und geſchmeidigte. Das im Bade aufgeſteckt geweſene Haar hatte die Jungfrau ſo eben gelöſt und es umwallte, den Boden berührend, in röthlich braunen Ringellocken die elfenbeinerne Glätte von Bruſt und Schultern. Von der Beſchäftigung ermattet, war die linke Hand herabgeſunken, derweil der rechte Ellbogen ſich auf das zurückgezogene Knie ſtützte und die Finger der müſſig in die Höhe gehaltenen Hand die eine Locke zwiſchen ſich zertheilten, dem geſenkten Köpfchen zugeneigt waren. Die Zurückſpiegelung des ſchönen Körpers im Waſſer enthüllte, wie unter dem bewegten Schleier der Wellen, geheimere Reize, die ſeine Abbildung ſelbſt verhehlen wollen, und das dem Waſſer zugewendete Auge des Mädchens folgte darin, als ob es mit ihm ſpräche und ihm Liebesgedanken anvertraute, einem weißen Wölkchen, das am blauen Himmel über ihr Haupt hinzog. Neben ihr am Ufer lag ein Sonnenhut, ein Wanderſtab und grobe Gewande und die Malerei von Haupt- und Nebendingen blieb in keiner Hinſicht hinter der Natur zurück, ſondern ſtand mit ihr im Einklange der Vollendung.

Der Fürſt betrachtete das Werk, vor das der Künſtler ihn geführt hatte, lange Zeit, ſah bald, wie betroffen, ihn und bald die Arbeit an und verſank wiederholt in Anſchauen, bis ſein Entzücken Ausdruck und Worte fand. Er rühmte Bernhard über die Maßen wegen ſeines glänzenden Erfolgs und derſelbe fühlte ſich nicht minder durch das Lob beglückt, als ihn auch der reiche Lohn erfreute, den ihm ſein Gönner über ſein Verſprechen hinaus zuſicherte. Er konnte jedoch nicht unterlaſſen, mit komiſcher Feierlichkeit dem Fürſten die Erklärung zu geben, daß das Bild ihm theuer genug zu ſtehen komme. Der Fürſt fragte natürlich weiter und ſo that ihm Bernhard den Verlauf der Sache kund.

»Alſo lebt das Urbild, — das Modell? Alſo haben Sie treu nachgemalt?« fuhr der Fürſt in Eifer fort. »Wie könnte es auch anders ſein? Wie wären Sie oder irgend wer im Stande, ſo zu erfinden? Sie ſind glücklich zu preiſen, junger Mann. Und wie iſt es möglich, daß Sie dieſe Schönheit nicht beſitzen möchten? Es iſt Blasphemie.«

Bernhard entgegnete verſtimmt: er fühle ſich nur leider noch nicht geneigt, in den Stand der Ehe zu treten, und darum unglücklich genug, daß er dazu angehalten ſei, bevor ſeine Stunde geſchlagen habe. Auch ſehe er voraus, daß dieſe unzeitige Verbindung ſeine Geiſteskräfte lähme, wo nicht vernichte. Seine Sehnſucht zöge ihn nach Italien und die Erfüllung dieſes Wunſches verfiele nun beinahe in das Reich der Unmöglichkeit, ſo daß es kein Wunder zu nennen, wenn das Opfer, das er dem Bilde habe bringen müſſen, ihm auch in Anſehung der Vortheile zu groß erſcheine, womit es ihm vergolten werde.

Er machte mit dieſer Erklärung ſeinem Unmuthe deſto ungeduldiger Luſt, je beſtimmter ſich ihm das dunkle Gefühl des in ihm ausgebrochenen Zwieſpaltes aufdrängte.

Der Fürſt hatte dem jungen Manne ſinnend zugehört, lächelte nun, und rückte auf einmal mit dem Vorſchlage heraus: ihn der Verpflichtung zu entheben, die er ſich in ſeinem wohlgemeinten Dienſteifer aufgebürdet habe. Wer war da froher, als der geängſtete Bernhard, ſeinen vielvermögenden Beſchützer auf den Gedanken kommen zu ſehen, den er doch im Stillen bei ſich erhofft haben mochte! Der Fürſt erkundigte ſich nach den Umſtänden des Mädchens und erheiterte ſich ſichtlich über die Charakterſchilderung der Mutter, die er vor allen Dingen zu ſehen wünſchte.

Bernhard durfte über ſein Vorhaben nicht in Zweifel ſein, meinte jedoch ſeine Verachtung Nataliens tief genug begründet zu haben, um ihr durch deſſen Beförderung kein Unrecht zu thun. Er fühlte zwar für ihre Reize eine faſt zärtliche Bewunderung, ein geheimes Etwas, das er in ſeiner ganzen Ausdehnung noch nicht begriff; allein dies ward ihm nach gerade ſo unbequem, daß er es mit aller Kraft von ſeinem Herzen abzuſchütteln ſtrebte, weil es ihm einerſeits in ſeinem Quelle unrein ſchien, und zu ſeiner ferneren Handlungsweiſe ihn anderſeits das Erbieten beſtimmte, ihm dafür die zu einer Reiſe nach Italien erforderliche Unterſtützung angedeihen zu laſſen.

So ſchritt er in der Ausſicht auf die Verwirklichung ſeiner Wünſche auf dem neugebahnten Wege der Kunſt weiter! Immer heiter und guter Dinge, ermittelte er eine Gelegenheit, den Fürſten mit Verſchweigung ſeines Namens und Ranges, als einen wohlhabenden nordiſchen Kunſtfreund mit Natalien bekannt zu machen, und danach konnte der welterfahrne Ruſſe wohl bald im Stande ſein, die ſchwache Seite der Alten aufzufaſſen. Er behandelte ſie auf die rechte Art, indem er ſeine erſten und letzten Maßregeln mit Geſchenken nahm, die er ihr machte, und da Natalie ihm, wenn auch keine Zuneigung, doch eben ſo wenig Abneigung zu erkennen gab, ſo fügte es ſich ungezwungen, daß der Fürſt öfter mit ihnen verkehrte. Nataliens perſönlicher Umgang hatte in ihm den Eindruck ihres Bildes vollendet, und ein Gewiſſen konnte er ſich nach dem was er von ihr hielt, aus ſeinen Abſichten mit ihr nicht machen. Auch dauerte es nicht lange, ſo ſprach er dieſelben unverhohlen gegen Bernhard aus, der keinen Anſtand nahm, ihm ſeine Mitwirkung zuzuſichern.

Darauf redeten Beide zuerſt der Alten allmälig ein: die Verhältniſſe Bernhards erforderten, daß ſie ihr ſeitheriges Gewerbe aufgebe und ihre Haushaltung auf einen andern Fuß einrichte, zu dem es ihr an Geld, das Bernhard jetzt genug verdiene, nicht fehlen ſolle. Auch erhob ſie dagegen keine ſonderlichen Schwierigkeiten, da ſie ſelbſt manchen Sparpfennig zurückgelegt hatte, und ihre Eitelkeit ihr eine Pflicht daraus machen wollte, Natalien nicht zur Schande zu gereichen. Die neuen Einrichtungen wurden alſo ohne Zeitverluſt getroffen und Mutter und Tochter bezogen eine Wohnung in der Stadt, wo ſich Beide bald an das Wohlleben gewöhnten, das ihnen der Fürſt unter unverfänglichem Anſcheine bereitete. Veränderte Verhaltniſſe und Kleidung wirkten eben ſo ſehr auf Nataliens äußere Bildung ein, als der Unterricht, den ihr der Fürſt ertheilen ließ, ihr Inneres ihrer Schönheit würdiger machte. Der Fürſt konnte allerdings aus manchem geſcheiterten Angriffe abnehmen, daß das junge Mädchen nicht ganz und gar das ſei, wofür er ſie etwas voreilig gehalten; jedoch hielt er ſie nichts deſto weniger für vorbeſtimmt, das Schickſal zu erleiden, das er ihr zugedacht hatte. Er ſah zuletzt gewiß auch ein, daß ein eigentliches Bewußtſein ihres Leichtſinns in ihr nicht beſtand; bewußte Grundſätze traute er ihr aber eben ſo wenig zu, und da ſeine Leidenſchaft jetzt zu einer Stärke angewachſen war, der eine Moralität, ſo ſchwach wie die ſeinige, nicht gewohnt ſein konnte zu widerſtehen, ſo nahm er keinen Anſtand, jedes Mittel zu ſeinem Zwecke für erlaubt zu halten. Die Erkenntniß der Gefahr, die bei Nataliens Leidenſchaft für Bernhard ſeinen Planen drohte, wobald dieſer über lang oder kurz von dem verführeriſchen Verhaltniſſe mit ergriffen würde, das zwiſchen ihm und dem Mädchen obwaltete, gab ihm überdies den Vorſatz ein, unter der Maske eines Vertrauten ihrer Liebe dieſelbe nach Gelegenheit zu täuſchen oder zu verrathen. Seinen wahren Stand und Namen ahneten Mutter und Tochter wie Bernhards Freunde noch immer nicht, da Dresden groß genug war, eine ſolche Myſtification zuzulaſſen, und der Fürſt ſeine Dienerſchaft in einer Landwohnung untergebracht hatte, die er ſeit ſeinem Abentheuer nur mit Vorſicht beſuchte, für ſeine Perſon aber, Nataliens Hauſe gegenüber, in einem unanſehnlichen Hotel lebte.

Natalien hatte ſchon ſeit einigen Wochen das Verhältniß nachzudenken gegeben, in dem ſich Bernhard zu ihr hielt. Sie war doch ſeine ihm verlobte Braut und er blieb ihr fremder als der Fremdeſte, ja, entfernte ſich von ihr noch in dem Maße, als ſie ſein Vertrauen ſuchte, deren zunehmende Geiſtesbildung ſie wieder oft genug irre an ſich machte, um ihr ausdauerndes Stillſchweigen aufzuerlegen. Doch gerieth ſie nicht allein dieſes ſchwankenden Zuſtandes wegen in Zwieſpalt mit ſich ſelbſt. Die Liebe trug in noch höherem Grade dazu bei, indem ſie ihre ehemalige Unbefangenheit beendete und ſie zuletzt dahin brachte, nicht mehr zu wiſſen, was und wie ſie ſein ſollte.

In dieſem Zuſtande ihres Gemüthes konnte ſie die freundſchaftlichen Annäherungsverſuche des Fürſten nicht ſo unerkenntlich von ſich ſtoßen, als vorher ſeine ſchon halbvergeſſenen Liebeserklärungen und nahm ſie ſein Erbieten freudig an, zwiſchen ihr und dem, wie er ſagte, noch allzu flüchtigen Bernhard den Vermittler abzugeben. Er gedachte ſie zwar mit dieſer wiederholten Aeußerung eiferſüchtig zu machen; jedoch konnte er dem Gefühle nicht den Stützpunkt eines Gegenſtandes unterſchieben und bewirkte alſo nur, daß ſie, zu ihrem Vortheile in Bernhards Augen, ernſter wurde.

Dem jungen Maler ward ſein Verhältniß zu Natalien nunmehr unerträglich. Von dem Fürſten mit böswilligem Geſchick in ſeinem Irrthume beſtärkt, ließ er ſich zwar immer angelegen ſein, gering von ihr zu denken; doch ging ihm zuweilen eine Ahnung ihres Charakters auf und machte ihn dies in den Vorbereitungen zu ſeiner Reiſe nach Italien eben ſo nachdenklich als Natalie war. Sein Entzücken über ſie ward ihm zur Pein und er konnte ſich nicht länger abläugnen, daß er ſie leidenſchaftlich liebe. Nur verzweifelte er wegen Nataliens vertraulicher Annäherung an den Fürſten immer mehr an ihr und ward er auch durch das, was er für deſſen Abſichten bereits gethan oder mit ihm zu thun beſchloſſen hatte, abgehalten, ein ernſteres Wort mit ihr zu reden, ja, gezwungen, jedes Einlenken ſeiner Seits für eine Unmöglichkeit zu erachten.

Eines Tages hatte der Fürſt, zur Beförderung ſeiner Abſichten, eine Luſtfahrt auf dem Waſſer angeſtellt, um die Geſellſchaft, zu der er auch Natalien eingeladen, auf der Köppmühle unweit Pillnitz zu bewirthen. Der Herbſttag war warm, der Himmel heiter, und das Schifflein fuhr den ſonnenbeglänzten Spiegel des Stromes langſam aufwärts, den im Waſſer wiederſcheinenden grünen Ufern vorüber. Morgenduftige Berge traten bei Seite, wo der Kahn vorüber glitt, und die Ruhe des Waſſers und der Luft, der lachende Sonnenſchein verſenkten die Geſellſchaft bald in Behagen. Die Jüngeren und Heiterern, unter denen mehre Frauen, Ilefeld und der Kupferſtecher, ſaßen zuſammen und ſcherzten. Die Uebrigen, Balthaſar, Kurowsky und Bernhard unterhielten ſich von Kunſtgegenſtänden. Der Fürſt ſaß zwiſchen beiden Gruppen an der Seite Nataliens, mit der er halb leiſe ſprach, und gab nur zuweilen hüben oder drüben ein Wort dazu, oder nahm nach Gelegenheit lebhafteren Antheil an dem Kunſtgeſpräche, wenn ſich Natalie der anderen Unterhaltung anſchloß. Bernhard, ihr gegenüber, beobachtete ſie, trotz dem, daß er immer im Geſpräche war, und ſie ſelbſt, deren Mutter der Fürſt abzuhalten gewußt hatte, ſie zu begleiten, barg hinter anſcheinender Luſtigkeit tiefe Aufregung. Der Fürſt hielt ſeine glatte Weltmiene vor ſein lauerndes Innere und die finſteren Gedanken Kurowskys, der ſeit dem Untergange ſeines Vaterlandes noch menſchenfeindlicher als ſonſt geworden war, ſchienen ihm zu drohen.

Die Zähigkeit des Kunſtgeſpräches hatte nach und nach das andere überdauert und die allgemeine Rede war von dem Einfluſſe, den das Leben auch auf den Beruf ausübe, um ſich bald als heilbringender Segen, bald als zerſtörender Fluch zu geſtalten. Bernhard beſtritt die Meinung, als könne der letztere Fall wirklich vorkommen, und behauptete, daß es für den Künſtler bloß innerliches Leben gebe, ja, daß äußere perſönliche Beziehungen darauf nicht vorhanden ſein dürften. Der Künſtler müſſe über der Welt und den Menſchen ſtehen und ſich hüten, das Leben jemals ernſt zu nehmen, wenn er nicht Gefahr laufen wolle, mit der ewigen Heiterkeit das Element zu verlieren, aus dem ſich die einzelnen Atome eines Kunſtwerkes zuſammenfügten.

»Wie aber,« fiel ihm Ilefeld in die Rede, »ſollte die Kunſt warme und lebendige Gebilde hervorbringen können, wenn das Herz des Künſtlers geringeren Antheil daran hat als ſein Verſtand, wenn er die Leiden, die er darſtellen will, innerlich nicht eben ſo wie die Freuden mit erlebt? Der Künſtler ſoll vielmehr ſchon darum nie glücklich ſein, weil er alles fremde Leid zu dem ſeinen macht, abgeſehen davon, daß er an und für ſich gewiß mit genugſamem Leide zu kämpfen haben wird.«

»Das muß ich durchaus läugnen,« ſprach Bernhard: »wehe dem Künſtler, deſſen Kunſt oder Schutzgeiſt nicht ſtark genug iſt, ihn davor zu bewahren! Wozu hat der Künſtler das Talent, wenn es ſeine Seele nicht befähigt, ihre Kinder ohne die Schmerzen der Geburt in die Welt zu ſetzen? Wozu hat der Himmel ihn als ſeinen Auserwählten bezeichnet, wenn er ihn nicht vor gewöhnlichen Schickſalen bewahren, ihm nicht die Gabe verleihen will, in ſeinem erhabenen Leichtſinn nimmer zu irren, ſondern, ohne erſt viel hinzuſehen, das Rechte zu treffen?«

»Frevle du nur nicht an dem Schickſale, Freund,« entgegnete Ilefeld, indem er bedenklich den Kopf ſchüttelte: »das Unglück ſucht uns zuweilen über Nacht heim, ehe wir es uns verſehen, denn das Schickſal warnt wohl ein halbes Leben hindurch und hält ſeine drohende Hand über uns erhoben; am Ende aber läßt es dieſelbe doch niederſinken und trifft vernichtend das in gefährliche Ruhe verſunkene. Der Künſtler lebt zwar in einem innigeren Verhältniſſe mit der Natur als die übrigen Menſchen; auf der anderen Seite aber auch wieder in einem zarteren, und muß ſich ſo vor Allen hüten, ſie zu beleidigen. Jede Beleidigung der Natur, die er ſich zu Schulden kommen läßt, rächt ſich durch die Zerſtörung ſeiner Kunſt.«

Bernhard ſtutzte über dieſen allgemeinen Spruch und wollte dann ihm etwas erwiedern, als der Fürſt ſich über die Anmaßung mißbilligend äußerte, in der hie und da das eine bürgerliche Gewerbe ſich für ein beſſeres als das andere halte. Er beſann ſich indeſſen ſchnell wieder auf ſeine Rolle und fügte einlenkend hinzu: »er für ſeine Perſon halte wenigſtens dafür, daß jedweder Stand der vornehmſte für den dazu Berufenen ſei, weil man ja wohl das Leben für nichts Anderes als die natürliche Art und Weiſe betrachten dürfe, wie ein Jeder ſich in dem ihm von der Hand der Natur vorgezeichneten Kreiſe bewege.«

»Es nützt nur dem Künſtler, oder Menſchen leider! nichts,« warf der Bildhauer ein, »wenn er ſich ſo ſehr, als unſer Bernhard ausgeſprochen hat, gegen die Einwirkung des Lebens auf ſeine Kunſt ſträubt. Der Gebrauch unſerer Kräfte macht das wahre Fatum aus. Und angenommen, daß wir noch ſo ſicher in unſerem Berufe ſind, und das Leben langt nicht mehr recht in ihn hinein, ſo iſt dies ein ſicheres Vorzeichen, daß es mit der Kunſt auch nicht ſonderlich beſchaffen iſt. Umgekehrt wird und muß aber wieder Krankheit oder Tod der Kunſt verderblich auf das Leben einwirken. Die große Menge ſieht in der Wirklichkeit zuweilen eine erſchütternde oder zerſtörende Kataſtrophe in Leben oder Beruf eines ausgezeichneten Menſchen einbrechen und ſtaunt ſie als ein Unbegreifliches an, oder betrübt ſich an ihren Schrecken. Für den Welt- und Menſchenkenner giebt es ſolche Kataſtrophen nicht, er wird immer die wenn auch noch ſo ſchwer erkenntliche Leiter ſehen, die den Ausbruch vermittelte. Paradoxien, Abnormitäten in Kunſt und Leben des Künſtlers ſind kritiſche Erſcheinungen, und am ſchlimmſten ſteht es damit, wenn, wie Herr von Kurowsky ſchon einmal äußerte, ſich eine krankhafte Sehnſucht in ſeiner Seele regt, denn der Künſtler muß in Allem ſich an den Genuß der Gegenwart halten, die er auszubeuten hat, für die allein er da iſt.«

»Das heißt, mit anderen Worten,« fiel Bernhard dazwiſchen, »der Künſtler muß geiſtig und körperlich ein Bacchus ſein, ſonſt gilt und taugt er nichts in Deinen unbefangenen Augen. Die Geſundheit, die materiellſte, die es geben kann, iſt Dein Ideal, das ſinnliche Behagen des medizäiſchen Bacchus alle Schönheit, die Du willſt erſtreben laſſen.«

»Den Bacchus mir in Ehren gehalten!« rief der Kupferſtecher, »nicht auf den Bacchus geſtichelt. Wenn man doch zu allen Zeiten einen ſo kühlen Trunk bei der Hand hätte, als er mag gewohnt geweſen ſein. Man würde bald eine eben ſo göttlich heitre Stirn bekommen, als der kühle Marmorblock.«

Dem Fürſten war mit dieſer Allgemeinheit des Geſpräches nicht gedient und er ſagte, um es wieder zu zertheilen: »Wenn die Herren und Damen, in Ermangelung des Bacchiſchen, meinen Wein verſuchen wollen, ſo ſetzen wir dem wilden Kunſtſtreite ein friedliches Ende, indem wir auf die Geſundheit des Gottes und aller hohen oder niederen Kunſtideale ein paar Gläſer leeren.« Die Mienen der Gäſte widerſprachen nicht, und ſo ließ der Fürſt von dem Schiffer das mitgenommene Frühſtück herbeilangen, das man in wiederhergeſtellter guter Laune verzehrte..

Während deſſen nahm der gewandte Wirth ſein volles Glas zur Hand und brachte mit einem Male einen Toaſt auf die in der nächſten Woche anzutretende Kunſtreiſe Bernhards aus. Die Geſellſchaft ſtieß an und trank auf das Wohl des jungen Künſtlers; jedoch hatte Niemand die Verwirklichung ſeiner Hoffnungen für ſo nahe gehalten. Sein inneres Verhältniß zu Natalien hatte er gegen Alle fortwährend in dichte Schleier zu hüllen gewußt. Man erkannte wohl, daß ſie das Modell zu ſeinem Gemälde war und wußte, er habe ſich mit ihr verlobt; allein auf ſeine ernſtliche Bitte berührte man dieſen Umſtand niemals und ehrte das Geheimniß, das dabei obwaltete. Auch erwähnten die Anweſenden bei dieſer Gelegenheit Nataliens nicht, der ſie aus Rückſicht gegen den Fürſten mit größerer Achtung, als vielleicht ſonſt geſchehen wäre, begegneten und tauſchten ihre Gedanken nur durch bedeutende Blicke gegen einander aus. Sie beglückwünſchten Bernhard aufrichtig und Einer oder der Andere ſah wohl dazwiſchen, wie das junge Mädchen wiederholt erblaßte und erröthete. Der Fürſt hatte ihrer Mutter ſchon vorgeſpiegelt, wie nothwendig dieſe Reiſe zu dem ſpäteren Glücke Bernhards ſei und die Leichtgläubige beredet, die Heirath auf die vermeintlich kurze Abweſenheit verſchieben zu laſſen. Natalie war an den Gedanken der Trennung von ihrem Geliebten ſelbſt gewöhnt, weil ſie die Treuloſigkeit, die man gegen ſie im Schilde führte, nicht ahnete, und gehofft hatte, es werde zuvor noch ein traulicheres Verhältniß zwiſchen ihr und Bernhard entſtehen. Jetzt trat aber mit einem Male die Gewißheit der Vereitelung ihrer Wünſche vor ihre Seele und machte ſie ſo beſtürzt und verwirrt, als der ſchlaue Fremde voraus berechnet hatte, um ſie wo möglich heute noch durch Ueberraſchung zu verderben. Er nahm aus ihrer erhöhten Stimmung ab, daß der Augenblick gekommen ſei, ihr einige ermuthigende Worte über eine vermeinte Aenderung in den Geſinnungen Bernhards gegen ſie zuzuflüſtern, und das arme Kind ſtutzte und ſah ihn mit Thränen in den Augen ungläubig und doch lächelnd an. Unter dem Deckmantel der Freundſchaft und während der lauten Geſpräche der Anderen fuhr er fort, die ſich in weichen Hoffnungen widerſtandslos Hingebende in das ausgeſpannte Netz ſeiner Plane zu ziehen. So verging die Stunde, bis man unweit Pillnitz landete, um von dannen durch den Köppgrund zu dem Ziele der Luſtpartie, der auf der Höhe gelegenen Mühle zu gelangen.

Allda vertheilte ſich die Geſellſchaft auf dem Felsblocke, inmitten des kleinen Keſſels, woran die Mühle ſchwalbenneſtartig hing und erfreute ſich ein Jeder der herrlichen Ausſicht.

Es eröffnet ſich von hinnen der freundlichſte Blick über das grüne Thal, durch das man gekommen iſt und ſchieben ſich zwei mit Laubgehölz bewachſene Felſenabhänge dergeſtalt aneinander, daß ſie die ſpitzzulaufenden Seiten eines umgeſtürzten Dreiecks bilden, deſſen dritte Linie, oder wagerecht nach oben gekehrte Baſis der Rücken der fernen Bergkette zieht. Die Füllung des Dreiecks iſt die eingerahmte, amphitheatraliſch ſich erhebende Landſchaft, die, wie die ganze Dresdner Gegend, in ihren beſten Stunden ſich in Nebel hüllt. Nach vorn zu, einem aufgerollten, gewäſſerten Bande gleich, glänzt der Elbſtrom, der, wie ein Schattenſpiel an der Wand, ſeine Bilder, die geblähten Segel der Kähne, dem Auge vorüberführt und den Mittelgrund des kleinen Gemäldes abgibt. Zum Vorgrunde hat man den Keſſel mit dem Laubholze. Wenn der Bach waſſerreich iſt, plätſchert und plaudert er, über Felsblöcke und Wurzelwerk purzelnd, liſpelt und flüſtert durch langes Gras, über Moos und gefallene Blätter. Schatten und Lichter ſpielen in dem klaren Quell und blinken und blenden, die Blumen nicken hinein und winken und beſpiegeln ſich, indem ſie ſich mit den niederhangenden Zweigen des Geſträuches necken. Die Kieſel im Bache freuen ſich der ſchillernden Fluth, ſo daß ſie ſich vor Luſt wenden, wenn ſie über ihren glatten Rücken rinnt. Ein klingendes Wellchen haſcht das andere und fällt ziſchend von einem natürlichem Wehr auf das andere, ſo daß das Waſſer blanke Kryſtallſäulen ſchießt, ſchäumend ſich bäumt und ſchwillt und hochaufſpritzend weiße Blaſen erregt, die wirbeln und vergehen. Die volle, tanzende Welle ſpült ſich von allen Seiten an den bemooſten Steinen, wo nicht darüber hin, und wo ſie ſich recht angeſammelt hat, kann ſie es kaum erwarten, ſo drängt und treibt ſie, bis ſie durch einen Engpaß hinunter kann. Sie beſpritzt die Mücken, die über ihr im Sonnenſcheine ihr Spiel treiben und gibt wohl auch dem weißen Schmetterlinge eins ab, der auf der hohen Blume ſitzt und ſaugt und nippt, ſo daß er erſchrocken aufflattert, ſich höher ſchwingt und endlich wieder ſetzt.

Die Geſellſchaft brachte den Tag unter Spielen und Spaziergängen zu und bei dem Mittagsmahle in den grünen Hütten und Lauben erreichte die Fröhlichkeit ihren Gipfel. Der Mittagsſonnenſtrahl der Liebe erſchloß in dieſen Stunden die Knoſpe der Seele des jungen Mädchens, und in der Aufregung, die der Fürſt in ihr genährt, wo nicht erregt hatte, bezog ſich alles, was ſie that und ſagte, nur auf Bernhard. Ihr ganzes Weſen war ſo klar und durchſichtig geworden, wie das verſchönernde Todesſtadium der Auszehrung zuweilen erſcheinen läßt. Ihre Lage und Verhältniſſe, Bernhards Leidenſchaft und Geringſchätzung waren ihr wie offenbart und ihre Seele ſchwang ſich über ihre Erziehung und Sphäre mit der Willenskraft empor: das Mißverſtändniß zwiſchen ihr und Bernhard ein für allemal zu löſen. Bernhard war wie in einem Rauſche befangen und konnte ſich dem Einfluſſe dieſes Zaubers nicht entziehen, ohne doch ſo wenig wie etwa der Fürſt das Edelſte in dem Mädchen verſtanden zu haben.

Nach Tiſche vereinzelte man ſich nach verſchiedenen Seiten und ſchlich Bernhard, um ſeinen Gedanken nachzuhangen, in den Thalkeſſel. Er warf ſich am Rande des Baches nieder und dichte Fliederbüſche, die ſich darüber bogen, umflochten ihn mit kühlem Dämmer. Plötzlich rauſchte es über ihm, die Zweige wurden auseinander gedrückt: Natalie ſtand vor ihm. Sie wendete den Kopf zurück, ob Niemand in der Nähe ſei. Bernhard wollte aufſpringen; ſie ließ die Zweige hinter ihr zuſammenſchnellen und ſetzte ſich neben ihn. Sie ergriff ſeine Hand, um ihn auf dem Raſen feſtzuhalten, und ſprach: »Bleiben Sie, Bernhard, ich habe mit Ihnen zu reden. Sie thun mir in jeder Art Unrecht, ſeitdem wir uns haben kennen lernen und erſt heute wird es mir klar, wie falſch Sie von mir denken. Sie ſollen und müſſen Ihren Irrthum einſehen. Ich kann nicht länger anſtehen, Ihnen meine früheren Verhältniſſe mitzutheilen. Die gelegene Stunde iſt da; wir werden ungeſtört bleiben. Die Frauen unſerer Geſellſchaft ruhen in der Mühle und die Uebrigen glauben, daß ich bei ihnen ſei.«

Bernhard blickte das Mädchen erſtaunt und verlegen an; er hatte eine ſolche Sprache noch nicht von ihr gehört. Sie war ihm von jeher ein Räthſel geweſen. Er ſchwieg. Natalie ergriff abermals das Wort und begann ihre Mittheilungen.

Sie hatte von Jugend auf einen heitern Sinn gehabt und ſich dadurch manche Strafen von ihrer Mutter zugezogen, die der Himmel, wie ſie ſagte, vor ernſten Prüfungen bewahrt habe. Ihr älterer Bruder war bei dem Tode ihres Vaters, eines Hofbedienten, ſchon halb erwachſen geweſen, und in der neuen Freiheit oder Ungebundenheit ausgeartet. Er hatte die geringe Verlaſſenſchaft ſeines Vaters vergeudet, die Penſion ſeiner Mutter im Voraus an Juden verſetzt und ſie dann genöthigt, zu ihrem Unterhalte ihren Gärtnerkram anzulegen. Zum Heil der Familie endlich zum Soldaten ausgehoben, hatte er als ſolcher die härteſte Behandlung erfahren müſſen, um nur einigermaßen von ſeinen Laſtern gereinigt zu werden, im Grunde ſie aber bloß zum Scheine abgelegt, weil er ſich in ſeiner kleinen Garniſon gelangweilt und wegen ſeiner Körperlänge darauf gerechnet hatte, nach erlangter Zufriedenheit ſeiner Oberen zur Garde verſetzt zu werden, um in der Reſidenz ſeinen alten Wandel aufs Neue beginnen zu können. Sein Wunſch ging in Erfüllung; jedoch verfolgte er bei ſeiner Rückkehr nach Dresden einen andern Lebensplan. Aus Erfahrung klug geworden, meinte er einzuſehen, daß in der Welt zunächſt der Schein zu retten ſei, und ſeine Ausſchweifungen wurden wenigſtens feiner, wo nicht ſchuldloſer.

Seine Eitelkeit, ſein Ehrgeiz regten ſich, und man beförderte ihn, auf mehrſeitige Verwendung, zum Unteroffizier. Ihm gegenüber war nun ſeine junge Schweſter allzuſehr zum Frohſinn geneigt, da ſeine früher unbemäntelten Unregelmaßigkeiten ihr das Laſter von der komiſchen Seite darſtellten. Die unverſtändige Mutter hatte die ſchlechten Streiche ihres Sohnes eher belacht als beſtraft, und die Folge deſſen war, daß das junge Mädchen in der reinſten Unſchuld den Anſchein der Verderbtheit annahm, an dem mit Blumen überſtreuten Abgrunde ahnungslos ſtand und mit der Gefahr ſpielte. Ihr Temperament bildete ſich glücklicherweiſe erſt nach der Entfernung ihres Bruders aus und konnte alſo den Genoſſen ſeiner Uebelthaten nicht den Weg andeuten, wie, bei der Ermangelung außerer Sitte, auch ihrer inneren Sittlichkeit ein Ziel zu ſetzen ſei. Sie wurde um dieſelbe Zeit zuerſt auf Arbeit zu einer Putzhändlerin ausgeſchickt, wo ſie der Gefährtinnen nicht wenige fand, die auf dem Wege, den ſie einzuſchlagen ſchien, ſchon rüſtig vorgeſchritten waren, und man hätte glauben ſollen, daß ſie von dem allgemeinen Ziele nichts mehr abgehalten; allein es erwies ſich in der That, daß ſie unendlich ſchamhafter war, als ſie hätte ſein mögen. Nach der Rückkehr ihres Bruders ſprach derſelbe ſeine frühere tyranniſche Gewalt über ſie mehr als je wieder an, und da er mit ihrer Schönheit höhere wiewohl nicht beſſere Dinge vorhatte, als er ihr ſchon zutrauen mochte, ſo kam er in ſchnellen Uebergängen auf den Punkt: daß er das durchaus verdammte, was ſein eignes Beiſpiel erſt an ihr gewirkt hatte. Bei ihrem leichtſinnigen Unbedacht fehlte es ihm nicht an Anläſſen zur Unzufriedenheit, die Natalien oft genug zum Gegenſtande ſeiner Mißhandlungen machten; ſeine ungerechte und maßloſe Härte, ſeine Schonungsloſigkeit bewirkten aber das Gegentheil deſſen, was ſie hatten bewirken ſollen, erbitterten und empörten

Natalien und verführten ſie ſtufenweiſe zu dem Vorſatze: ihrem Bruder zum Trotze eben das zu thun, weſſen er ſie ſo oft unverſchuldeterweiſe angeklagt hatte. Sie ſuchte abſichtlich die Gelegenheiten auf, ſich dem Verderben in die Arme zu ſtürzen, von dem ſie keine Vorſtellung hatte, und nur ihr guter Engel bewahrte ſie wiederholt davor. Ihr Bruder empfing, ehe er es ſich verſah, ſeine Züchtigung und wurde wegen mehrerer an den Tag kommender Vergehungen wiederum als gemeiner Soldat in ein auswärtiges Regiment geſteckt. Da Natalie aber eben kurz vor dieſer Kataſtrophe, als ſie noch voller Erbitterung gegen ihren Peiniger war, Bernhards Bekanntſchaft machte, ſo erſah ſie ſich mit Vorliebe den jungen Maler zum Werkzeuge ihrer Rache aus. —

Sie war mit ihren Mittheilungen zu Ende, denen Bernhard in höchſter Spannung zugehört hatte, und er wähnte faſt zu träumen. »Natalie!« rief er, »habe ich recht gehört? iſt das Alles ſo? und es leuchtet ja ſo einfach ein, daß es nicht anders ſein kann. O! wie habe ich Sie verkannt. Wo waren meine Augen, meine Ueberlegung, daß ich Sie ſo beurtheilte? Welche Gedanken gehen mir auf! Welche Zukunft zeigt ſich mir und verrinnt doch wieder wie in Nebel, ſobald ich wage, ſie zu mir heran zu ziehen. Die Natur ſelbſt reichte mir mit Ihnen die Hand, um mich auf dem Wege der Kunſt anzuleiten und ich Verblendeter ſtieß ſie von mir.« Er bedeckte ſein Geſicht mit beiden Händen.

»Nicht doch, mein liebſter Freund! klagen Sie ſich nicht an,« ſagte Natalie. »Ich habe Alles vergeben und vergeſſen. Ich habe ſchon lange erkannt, daß Sie mich wider Ihren Willen lieben, und wir können noch, ſobald Sie wollen, glücklich ſein. Sie haben mich nicht zu Ende gehört. Die Stunde iſt koſtbar. Es iſt mir, als ob Alles, was mir heute, was mir gegenwärtig nicht vom Herzen genommen würde, mich immer und ewig bedrücken müßte. Ich habe Ihnen noch zu erklären, wie ich von je von Ihnen dachte, was ich für Sie empfand, wie ....«

»Was bedarf es noch der Erklärungen!« rief der Jüngling in einem Entzücken, dem er ſich nur ſchüchtern zu überlaſſen wagte: »iſt mir durch Deine Liebe nicht ſchon Alles erklärt? Ich bin es nicht werth, Dich weiter anzuhören. Vernimm vielmehr erſt meine Bekenntniſſe und ſage mir dann, ob ich mich noch erdreiſten darf, zu Dir empor zu blicken.«

Da rauſchte es in der Nähe ſtärker, als die Luft die Zweige bewegen konnte. Die Liebenden ſahen ſcheu nach der Gegend, in der es geſchah. Bernhard ging ein paar Schritte um die Biegung des Thales, ſah und hörte nichts, und kehrte zurück. Natalie ſtand zitternd und lächelte. Ihre alte Schalkhaftigkeit kam wieder in ihr auf und das Glück der Liebe ſteigerte ſie, derweil ſich daneben eine faſt kindiſche Scheu vor dem tückiſchen Geſchick der Menſchen, wie vor einem grämlichen Schulmeiſter äußerte, deſſen ſie am Ende doch gewiß war, durch Bitten Herr zu werden.

Bernhard ſchloß ſie in ſeine Arme. Sie wollte ihn durch Winke abhalten; jedoch riß es auch ſie zu ihm. Ein Kuß brannte auf ſeinen Lippen. Sie bebten, als ob ſie ein Verbrechen begangen hätten, ſobald ſie ihn fühlten. Natalie zog das Köpfchen zurück und ſah ihn ſchmollend, glühend, ſpöttiſch an. »Meine Braut!« ſtammelte er. Natalie war wieder eine Andere. Das Köpfchen ſank auf ſeine Schulter. »Du bereuſt es doch nicht?« flüſterte ſie.

Bernhard erröthete über ſich und wollte reden, ihr ſeine Lage und Verpflichtungen, ſeinen Leichtſinn, ſeine Schlechtigkeit ſchildern. »Ein andermal, Geliebter!« unterbrach ſie ihn, »nur nicht jetzt.«

»Du weißt nicht, was mich drängt, Natalie, Du ahneſt nicht....« ſprach er, und wollte ſagen: »wie weit ich gegangen bin.« Alle ſeine Wünſche und Bekümmerniſſe, der Fürſt, ſein Wort, die Summen, die er bereits angenommen und ausgegeben hatte, ſogar ein ſchriftlicher Revers, den er ausgeſtellt, womit der Fürſt ihn vernichten konnte..... und auf der anderen Seite Italien, ſeine Kunſt..... Bedenklichkeiten über Bedenklichkeiten ſtürmten auf ihn ein. Er zauderte. Natalie war verlegen und beſann ſich, ſchien etwas Beſchwichtigendes ſagen zu wollen. Da ward von oben herab Bernhards Name gerufen, man ſuchte ihn; die Stunde war verronnen.

»Es iſt die höchſte Zeit, daß ich Dir Alles ſage,« fuhr Bernhard eine Sekunde ſpäter fort.

Sie wollte nichts hören, ſie wußte genug, was darüber, war vom Uebel, war ihr ſchon im Gedanken unbequem.

»Des Tages bin ich zu ſehr bewacht, kann ich nicht ungeſtört bei Dir ſein,« ſagte er. Sie ſah verwundert auf. »Auch dieſe Erklärung bald,« lautete die Antwort auf ihre ſtumme Frage.

Ein Gedanke blitzte ihm durch den Sinn; er kannte die Delicateſſe des Fürſten, ſeine Großmuth in gewiſſer Art, und baute darauf ſeinen Plan. Und wenn er auch mit dem, was er wagte, Alles verlor, was er verlieren konnte, hatte er dafür nicht Alles gewonnen, was er gewinnen konnte?.... »Wie iſt es heute Nacht?« ſprach er, »wenn die Mutter ſchläft? Ich komme zu Dir, Natalie.« Sie erröthete, wollte Einwendungen machen, die ſie nicht ausſprach, ſie konnte nicht dazu kommen, ja zu ſagen.

Von Neuem rief man oben, daß es an den Bergen wiederhallte: »Bernhard!« —

»Du biſt meine Braut, Natalie.« —

Ihr Herz klopfte hörbar. Ihr langſam aufgehender Blick begegnete dem ſeinen und willigte ein. Mit zwei heimlichen Worten hatten ſie die Abrede getroffen; mit einem Händedruck waren ſie auseinander, flüchtig wie der geflügelte Kuß, den ſie ſich auf die Lippen hauchten. Natalie flog rechts der Mühle zu, die ſie unbemerkt erreichen konnte, und wollte, wie von einer Luſtwanderung nach der Höhe zurückkehren.

Bernhard wandte ſich, den wiederholten Ruf beantwortend, auf den Weg zur Linken nach dem Hauſe. Alles war die Sache eines Augenblicks.

Nachdem Bernhard zwei Schritt gegangen war, hörte er es neuerdings, als ob ſich Jemand entferne, in ſeiner Nähe rauſchen, und ſo wie er um die Ecke bog, kam ihm der Fürſt entgegen und fragte, »wo er geweſen ſei? Man habe ihn allenthalben vergebens geſucht und gerufen.«

Bernhard fragte ſeinen Gönner: »ob er ihn gerufen habe?«

»Wer ſonſt?« entgegnete der Fürſt ſchneidend, »etwa Natalie?«

»Ich habe im Gebüſch geruht; die Luft war ſo ſchwül,« entgegnete Bernhard.

»Und wahrſcheinlich angenehm geträumt?« fuhr der Fürſt fort.

Bernhard war nicht mit ſich einig, was er von dem argwöhniſchen Ruſſen denken ſollte, antwortete nichts und ſah ihm forſchend ins Geſicht. Es war ein geſchloſſenes Buch.

Indem geſellten ſich einige Freunde von der Geſellſchaft zu ihnen, die ſich wieder zuſammengefunden hatte. Bernhard miſchte ſich unter ſie und ſuchte den bewegten Zuſtand ſeines Gemüths unter lauten Scherzen zu verhehlen. Die übrigen Frauen hatten ſich ebenfalls wieder eingeſtellt und man vermißte Natalien, über die der Fürſt in ſeiner gereizten Stimmung nicht unterlaſſen haben würde, ſeine Bemerkungen zu machen, wenn ſie nicht eben geſehen worden wäre, wie ſie jenſeit des Baches zur Mühle herniederſtieg und der Geſellſchaft zurief.

Der übrige Nachmittag wurde gleich dem Morgen im Genuſſe der ſchönen Natur verbracht. Einige beſtiegen den nahen Porsberg, Andere, unter denen Bernhard und Natalie, verweilten bei einer Lektüre in einer Laube. Der Fürſt ließ Beide nicht einen Augenblick außer Acht.

Man ſchickte ſich am Abend ſpät genug zur Heimfahrt an. Es ward auf dem Waſſer bald dunkel. Der Wind rauſchte ſtill und ernſt in der Luft, über den unerregten Bäumen. Es war als ob die wimmelnden Sterne in der mondloſen Nacht ſo laut würden. Sie ſtanden wie Thautropfen auf der Himmelsflur, die die Milchſtraße wie ein Nebel überzog. Ferne Gewitter ſprachen mit einander in feurigen Fragen und Antworten. In den Dörfern am Ufer bellten die Hunde, auf den Wieſen zirpten Tauſende von Grillen und Alles in der weiten, ewigen Natur war Ein Glanz, derweil die Pflanzen, deren Wachsthum am Tage ſo laut geworden war, ſchon allenthalben ſchliefen. Die Berge legten ſich, in ihre düſteren Schatten gehüllt, in den Vorgrund, einzelne Wolken ſchwebten über den Himmel und belaſteten den Waſſerſpiegel, deſſen kleine Wellen ſich in einander ringelten.

Man ſang unterwegs und gerieth in elegiſche Stimmungen, da Niemand mehr zu reden wußte und viele Menſchen nicht bloß langweilen, wenn ſie ſentimental werden, ſondern ſogar ſentimental werden, wenn ſie ſich langweilen. Auch ſinnt in Nacht und Stille die Seele ſo mancherlei, was ſie bald halb vergeſſen hat, bald vergeſſen will, und erweckt Gedanken und Gefühle, die das Geräuſch des Tages in Schlummer ſenkte. Einige ſchliefen ſelbſt, Andere unterhielten ſich zwiſchen den Geſängen von Anderem; Bernhard und Natalie ſaßen neben einander und lebten in ihren wechſelſeitigen Blicken. Sie ſtreifte ſeine Seite neckend mit ihrem Arme, drückte verſtohlen ſeine Hand, und verſpottete ihn wieder mit Blick und

Ton, wenn ſie ſeine Gefühle wahrnahm. Er ſah ſie dafür ſo durchdringend an, daß ſie über den Blick erröthete. Mit einem Herzen voll giftigen Neides ein Zeuge ihrer Vertraulichkeiten, drohte ihnen jedoch der verſtummte Fürſt mit größerem Unheil als ſie ahneten.

Man langte nach zehn Uhr in Dresden an und eilte nach Hauſe, wohin der Fürſt und Bernhard Natalie geleiteten.

Es mochte etwa eine Stunde ſpäter, eine Weile vor Mitternacht ſein, als ein Fenſter in der Wohnung der alten Frau ſich öffnete und ein Kopf nach dem Markte zu heraus ſah. Nataliens Blick ſpähte nach dem Geliebten und ihr Gefühl drängte eine Röthe nach der anderen aus dem klopfenden Herzen auf die Wangen. Sie glühte in Sehnſucht nach Bernhard und fühlte doch, daß keine Sehnſucht ſo groß ſein könne, die auf Erden nicht ihre Erledigung fände.

Sie zählte die Minuten, die vergingen, lauſchte mit angſthafter und doch genußreicher Ungeduld auf jedes Geräuſch. Jedesmal, daß auf einem Dache oder auf der Straße ſich etwas regte, fürchtete ſie belauſcht zu werden. So oft ſie fernher die Schritte eines ſpäten Wanderers hörte, meinte ſie, er wäre es, empfand ſchon ſeinen Athem an ihrem Munde. Oder ſie zog den Kopf raſch in die Stube zurück, um ſich zu vergewiſſern, daß ihre Mutter noch ſchlafe. Die Alte war ſchon lange in ihre Kammer zur Ruhe gegangen, und hatte ſeit einiger Zeit Natalien, die die ſtörende Gewohnheit angenommen, bis tief in die Nacht im Bette zu leſen, geſtattet, in der anderen Kammer, jenſeit der Stube, allein zu ſchlafen.

»Endlich iſt er es!« flüſterte ſich Natalie zu. Eine Geſtalt nahte raſch und leiſer, als andere vom Markte: es war Bernhard, in ſeinen Mantel gehüllt, ſeinen breitkrämpigen Hut auf dem Kopfe. An dem Hôtel des Ruſſen, in deſſen Schlafſtube ein Nachtlicht brannte, ſah er ſcheu und forſchend empor, und dies beſtärkte Natalie in ihrer Freude. Sie hatte vor einer Weile geſehen, daß der Fürſt das Fenſter ſchloß, die Rouleaux herunterließ und die Kerzen auslöſchte. Die Geſtalt blieb vor Nataliens Hauſe ſtehen und ſah empor. Daß Bernhard ſie am Fenſter erblickte, entübrigte ihn, das Zeichen zu geben. Er machte eine ausdrucksvolle Bewegung. Sie ließ den Hausſchlüſſel an einem Bande hinunter und machte das Fenſter behutſam zu. Darauf ließ ſie auch das Rouleaux herab, ſo daß in dem kleinen Zimmer ein undurchdringliches Dunkel entſtand, und ſchlich auf den Zehen an die äußere Saalthür. Sie hörte den Geliebten die Treppe heraufkommen, öffnete, es knarrte die letzte Stufe: er rauſchte die paar Schritte zu ihr heran, umſchlang ſie und drückte ſie an ſich. Sie zog ihn in das Vorhaus und verriegelte hinter ihm die Thür. Liebchen! flüſterte es neben ihr, und der wilde Kuß, den ſie auf ihren Lippen fühlte, gab ihr einen Stich durch das Herz. War das die Erfüllung der Erwartungen? Sie wußte ſich der fieberhaften Aufregung, in der ſie ſich befand, nicht anders zu entledigen, als daß ſie ſie der Liebe aufbürdete. Sie erwiderte den Kuß wie er gegeben ward, ließ ſich von Bernhard weiterdrängen, und hinter den Liebenden ſchloß die Kammer ſich wie ein Grab.

Alles was Natalie dachte, erſehnte, liebte, war mit ihr in dieſem kleinen Raume. Das Gefühl der unbegrenzten Hingebung an den Geliebten wollte ihr das Herz zerſprengen. Allein es ward nicht ſo erwiedert. Bernhard war ungeſtüm, aber nicht glücklich wie ſie, und darum ernüchterte auch ihr Gefühl. — — — — — — — — — Von einem zauberiſchen Rauſche, ſie wußte nicht wie lange, befangen, — ward ſie auf einmal durch ein Zeichen, ein Geräuſch auf der Straße aus ihrer Abſpannung geſchreckt. Es war daſſelbe Zeichen, das ſie mit Bernhard beſprochen gehabt: ſie ſtieß ihn unwillkürlich von ſich. Es war ihr, als ob neben ihrem Herzen ein Blitz eingeſchlagen, ſo zuckten ihre Gefühle und Gedanken.

»Was iſt Dir, Liebchen?« fragte er ſo heimlich als ſie bisher mit einander geredet hatten.

»Hörſt Du nichts?« ſprach ſie.

»Wie? Was?« — Er hatte wirklich nichts gehört.

Indem klatſchte es, in dem gewiſſen Tempo, wieder in die flache Hand.

»Auf der Straße unten?« fragte er noch einmal.

»Ja, ja!« rief ſie.

»I, laß! was kümmert das uns Glückliche,« verſetzte er.

»Nein, nein!« rief ſie aufs neue und wollte ſich gewaltſam aufrichten.

»Nun, ſo will ich ſehen, was es iſt,« ſprach Bernhard, erhob ſich, ging zum Fenſter, riß es auf. Das Zeichen ward zum andern Male laut. »Was giebt es,« rief Bernhard mit vernehmlicher Stimme hinunter.

O Gott! es war nicht ſeine Stimme. —

Natalie hatte ſich zum Sitzen erhoben; ihre Augen bohrten ſich aus dem Kopfe, um die Finſterniß zu durchdringen. Es war unten alles ſtill. »Was iſt?« fragte es oben wieder.

Nein! er war es nicht. Auf der Straße meinte Natalie einen unterdrückten Schrei zu vernehmen. Starke Schritte entfernten ſich. Die Stimme im Zimmer lachte hinterdrein; man warf das Fenſter zu. Ehe daß der Betrüger aber zurückkehrte, hatte Natalie mit der einen Hand vor ſich gegriffen. Ein Feuerzeug ſtand auf dem Tiſche zu Füßen ihres Bettes; ſie erfaßte es und tauchte das Zündhölzchen in die kleine Flaſche: es fing Feuer, die blaue Schwefelflamme wallte und kniſterte. Es währte einige Augenblicke, bevor ſie, vom Schwefel gereinigt, das Holz erfaßte und zu leuchten begann. Die erſte weiße Ader ſchlug heraus, Nataliens Auge ſtarrte nach dem Fenſter; indem drehte ſich der Unbekannte nach ihr um: es war der Fürſt! —

Ein Schrei ſtach von Nataliens Lippen wie ein Dolch in die Luft. Der Fürſt eilte auf ſie zu, um ſie zu verſöhnen. Sie ſtieß ihm mit der abwehrenden Hand die noch glimmende Kohle unbewußt ins Auge, ſo daß der jähe Schmerz ihn zwang, zurückzuweichen Sie gewann Zeit aufzuſpringen und ſich zu ſammeln. Der Fürſt deutete ihr Schweigen zu ſeinen Gunſten und hielt den Stoß mit der Hand für eine Entladung ihres Zorns. Seine erneueten Vertraulichkeiten begegneten jedoch ſo empörtem Widerſtande, daß er über den Zuſtand ihres Gemüthes erſchrak.

Eine entſetzliche Verwünſchung zitterte über ihre Lippen, und ihre Stimme, ihre Unſichtbarkeit verliehen ihr dabei etwas ſo Grauenhaftes, der Fürſt war ſo wenig gefaßt geweſen, ihr Betragen dieſe Wendung nehmen zu ſehen, daß er keines Wortes der Erwiederung mächtig war. Mit einem unverſtändlichen Gemurmel raffte er Hut und Mantel zuſammen und glitt wie ein Schatten zur Thür hinaus.

Sobald die Laſt ſeiner Gegenwart, die den Gegendruck ihres Willens erfordert hatte, Natalien entnommen war, erſchlafften ihre Kräfte deſto raſcher und ſtürzte ſie nach einigen Minuten, in denen ſie wie eine Bildſäule dageſtanden hatte, leblos zu Boden.

Ihre ſtaunende Mutter, die ſie am Abend ſo vergnügt und lebensfriſcher als je nach Hauſe kommen und zu Bette gehen geſehen, fand ſie am Morgen noch halb bewußtlos in dieſer Lage und mußte ſie wohl für gefährlich krank halten, da eine einzige Nacht ſie in ein Bild des Todes umgewandelt hatte. Sie erſtrebte umſonſt eine Aufklärung des Geſchehenen. Natalie äußerte nichts, als daß ſie ihr unterſagte, einen Arzt zu rufen, und die Alte that in Allem ihren Willen, indem ſie Nachmittags bloß zu Bernhard ging, ihm ihre Noth zu klagen: nach der Ausſage ſeines Wirthes war er am frühen Morgen abgereiſt; zu dem Fürſten: mit dieſem fand der nämliche Fall ſtatt. Sie wußte nicht, wer von den Künſtlern bei der Waſſerfahrt geweſen ſei und mußte ſich alſo in Geduld faſſen, bis ſie von dem Einen oder Andern hörte, wie wenig er ſelbſt wiſſe. Auch hatte ſie vor der Hand andere Dinge zu thun, als bloßer Nachfragen halb weiter in der Stadt herum zu laufen: ihre Tochter war in ein hitziges Fieber verfallen und brachte Wochen zu, ehe ſie unter dem Beiſtande des Arztes einigermaßen zu geneſen ſchien.

An dem verhängnißvollen Abende war Bernhard, nachdem er ſeine Braut zu Hauſe gebracht hatte, allzuglücklich geweſen, als daß er, in Erwartung der verheißenen Mitternacht, erſt hätte heimgehen ſollen. Er nahm daher, ſo ironiſch als ſie an ihn erging, die Einladung des Fürſten an, noch ein Stündchen mit ihm bei dem bekannten Conditor zu verbringen, und traf an Ort und Stelle in fröhlicher Unterhaltung die anderen Künſtler an. Sie waren meiſtentheils keine große Politiker und nahmen lange nicht ſo ſehr als die gewöhnlichen Gäſte Theil an den Welthändeln, die damals, Ende Oktober achtzehnhundert einunddreißig, allerdings weltgeſchichtlich geworden waren. Es hatte alſo noch Keiner heute daran gedacht, ein Zeitungsblatt zur Hand zu nehmen, als Kurowsky eintrat, und, ohne ſie ſonderlich zu beachten, ſich in ſeinen Winkel zu den Zeitungen ſetzte. Hier hatte er nun nicht ſobald die preußiſche Staatszeitung angeſehen, als er aufſprang, das Blatt zu Boden warf, mit Füßen trat und in die wüthendſten Verwünſchungen Rußlands ausbrach. Schon vorher durch den politiſchen Untergang ſeines Vaterlandes gegen die Welt ſtark erbittert, hatte der unglückliche Mann ſich nur durch die herzliche Theilnahme der jungen Künſtler bewegen laſſen, ſich nicht in völlig menſchenfeindliche Einſamkeit zurückzuziehen, und mußte nun zu ſeiner äußerſten Empörung die amtliche Nachricht leſen, daß das ruſſiſche Strafgericht auch ſeine Familie getroffen hatte, und ſeine nächſten Anverwandten, die er ſchon gerettet geglaubt, in Warſchau öffentlich hingerichtet worden waren.

Seine beſtürzten Bekannten konnten erſt nach und nach dieſe Thatſache von ihm in Erfahrung bringen und, kaum daß er wieder ruhiger geworden war, ſo zeigte ſich auch hier die gähnende Kluft, die die polniſche Sache damals in alle Geſellſchaften riß. Es wurde heftig für, jedoch auch wider Polen geſtritten, und der Fürſt fand an dem Bildhauer einen getreuen Bundesgenoſſen, wiewohl er, in dem Vollgefühle ſeines Standes und des Uebergewichtes ſeiner Nation, ſich in keinen näheren Streit einließ, und, in Beachtung ſeines perſönlichen Vorhabens bloß dahin ſtrebte, durch hingeworfene ſcharfe Aeußerungen den Streit der Anderen zu unterhalten und zu erhitzen.

Kurowskys jetzige Stimmung ließ es ihm damit freilich nicht nach Wunſch gelingen; jedoch führte ihn, wenn er ſich auf Augenblicke vergeſſen hatte, ſeine Selbſtbeherrſchung immer wieder auf ſein Augenmerk zurück. Ilefeld war mit dem Republikaner zuletzt eben in dem eifrigſten Preiſe Polens begriffen, und Bernhard ſaß, in ſich verſunken, ohne Antheil an etwas zu nehmen, als der Fürſt den Bildhauer mit einem Winke in den Laden beſchied, wo er ihn erſuchte, einem Scherze zu Gefallen, den er mit Bernhard vorhabe, denſelben um jeden Preis bis eine halbe Stunde nach Mitternacht aufzuhalten.

Balthaſar hatte freundſchaftliche Myſtificationen gern genug, um auf den vermeinten Spaß unbedenklich einzugehen, entgegnete dem Fremden, da er zu Bethatigung ſeiner Willenskraft fähig war, einen Scherz bis zum Ernſte durchzuführen, daß er ſicher auf ihn rechnen könne, und begab ſich, als der zufriedengeſtellte Ruſſe den Laden verließ, in das Stübchen zurück, wo man ihn nicht vermißt hatte.

Der ſchlaue Fürſt hatte am Nachmittage einen großen Theil der Erklärung der Liebenden, hinter einem Felsblocke geborgen, mit angehört und ſich ſogleich vorgeſetzt, ſelbſt die Frucht zu pflücken, durch deren Entwendung er, wie er meinte, Bernhard kein Unrecht that, da er ihm ſeine Braut ja förmlich abgekauft hatte.

Als er nun gegenwärtig aus dem Conditorladen nach Hauſe geeilt war, befahl er ſeinem Kammerdiener in der Vorausſetzung, daß die harrende Natalie ſein Zimmer beobachten werde, und um ſie gegen jeden Verdacht ſicher zu machen, in ſeinem Schlafrocke eine Weile an dem offenen Fenſter ſeine Rolle zu ſpielen und ſtahl ſich darauf heimlich aus dem Hôtel, um ſich Bernhards Mantel und Hut aus deſſen Wohnung angeblich für ihn abzuholen und, damit bekleidet, hin und her zu ſtreichen, bis es ihm Zeit zu ſein ſchien, ſein Wagniß zu beſtehen.

In ſeiner politiſchen und gemüthlichen Aufregung hatte

Kurowsky mittlerweile die Abweſenheit des Fürſten nicht ſogleich bemerkt, oder doch dafür gehalten, daß derſelbe ſich, aus Unluſt an dem Wortwechſel, in den Laden zurückgezogen habe. Sobald er ſich wieder auf die Gegenwart und das, was ihm in der jüngſten Zeit, ſo wie zumal heute, zunächſt am Herzen gelegen hatte, beſann und ſich deſſen verſah, daß der Fürſt wirklich nicht mehr zugegen ſei, folgte er ihm unverzüglich. Sein redlicher Sinn hatte ſchon, ſeitdem der Ruſſe zuerſt in dieſem Kreiſe aufgetreten war, geahnet, daß hinter deſſen lauerndem Weſen eine lichtſcheue Abſicht verborgen ſei, und ſeine fortgeſetzte Aufmerkſamkeit ihm ſeinen Stand enthüllt, ohne daß er, um deſto ſicherer zu beobachten, die Wahrheit bekannt gemacht hätte.

Er empfand für Bernhard und noch mehr für Natalie eine aufrichtige Zuneigung und verehrte die letztere ſo hoch, daß er um ihrer Kränkung Willen den erſteren wohl ſchon zu haſſen angefangen hatte, und ihm mehr als einmal unumwunden ſein Unrecht gegen ſie vorhielt.

Er bewunderte Bernhards Bild ſo gut wie die Anderen, begriff indeſſen nicht, wie der Künſtler die Schönheit habe ſo erkennen können, ohne ſich von ihrem Adel zu überzeugen. Er hatte nie geliebt und ahnete ſo wenig, was in Bernhards Seele vorgegangen war, als daß auch in dem Manne zuweilen, wie noch öfter in dem Weibe, die erſte Liebe in eine ſo harte Kruſte verſteckt, eintrete, die ſie nur nach und nach von ſich ſtoße. Das eigentliche Verhältniß zwiſchen Beiden war ihm erſt bei der heutigen Ausfahrt und auf einer Anhöhe, der Mühle gegenüber, klar geworden, wo er, ihnen unſichtbar, von weitem ein Augenzeuge ihrer Verſöhnung geweſen war.

Aus dem veränderten Weſen des Fürſten hatte er hinterdrein freilich ſeine Mitwiſſenſchaft des Letzteren erkannt;

daß er aber faſt Wort für Wort ihnen abgelauſcht, bildete er ſich nicht ein, ſonſt hätte er doch, der zwiſchen ihm und Bernhard vorwaltenden Kälte ungeachtet, ihn zu rechter Zeit gewarnt. Unter dieſen Umſtänden nahm er ſich nun bloß vor, des anderen Morgens mit ſeinen Nachrichten zu Bernhard zu gehen und ſich mit ihm zu verſtändigen. Für heute ſchien es ihm genug, dem Fürſten ſo lange zu folgen, bis er ihn unſchädlich wiſſe; unglücklicher Weiſe gelangte er aber erſt vor das Hôtel, als der Kammerdiener bereits die Fenſter ſchloß und anſcheinend als ſein Herr zu Bette ging. Er entfernte ſich darauf beruhigt wieder, und ſchlich noch eine Zeitlang auf den einſamen Straßen umher, wo er behaglicher als anderswo ſeinen ſchwermüthigen Gedanken nachhangen konnte.

Plötzlich fällt ihm ein Vorübergehender auf und erkennt er Bernhard an Hut und Mantel. Er folgt unbemerkt. Es iſt der Fürſt, der zu Natalie geht. Kurowsky gönnt dem vermeinten Künſtler ſein Glück, ſobald er von Ferne ſieht was geſchieht, und tritt, als der Begünſtigte in das Haus verſchwunden, demſelben gegenüber, in einen Thorweg. Der Moment bewegt ſeine Phantaſie und er vergißt die Zeit. Er erwacht endlich, fühlt Müdigkeit und will nach Hauſe gehen. Da hört er Schritte und ſieht Bernhard noch einmal ohne Mantel nahen. Ein Zeuge deſſen, was mit ihm geſchieht, knirſcht er vor Wuth mit den Zähnen, indem er den Zuſammenhang erräth. Doch läßt er den Verzweifelnden von dannen eilen und verweilt, da er weiß, was er zu thun hat, ohne ſeine Gegenwart zu verrathen, auf dem Platze.

Bernhard war von den nicht übelwollenden Freunden planmäßig in ſein Verderben geſtoßen worden. Kaum daß der Fürſt und danach Kurowsky ſie mit ihm allein gelaſſen, winkt Balthaſar einem Dritten, dem er ſich heimlich anvertraut, mit Bernhard in den Laden zu gehen, um ihm unter vier Augen etwas mitzutheilen, und benutzt den Augenblick, die Anderen um ihre Mitwirkung gegen ihn zu bitten. Aufgeregt vom Streiten und Trinken willigen ſie ein und ſo ſtellt man die Uhren zurück und läßt eine neue Bowle Punſch bringen. Bernhard und der Andere kehren wieder und man zieht ihn in ein Kunſtgeſpräch, dem er ſich eine Weile hingibt. Endlich blickt er in die Höhe, ob es nicht bald Zeit ſei: es iſt eben elf. Er wundert ſich, daß es nicht ſpäter; findet aber begreiflich, daß ihm die Zeit lang werde, und wird nur ungeduldiger, da die Anderen zu ſehr auf ihn einreden. Sein Auge hangt ſehnſüchtig an der Uhr und er denkt ſchon daran, nachdem man ihn, bei einigen Verſuchen Abſchied zu nehmen, mit Gewalt wieder in ſeinen Stuhl gedrückt hat, ſich heimlich fortzuſchleichen, als er, trotz des abſichtlichen Lärmens der Anweſenden, an der nahen Thurmuhr eine Stunde ausſchlagen hört. Die Wanduhr zeigt erſt auf halb zwölf. Das nimmt ihn Wunder. Eine fernere Kirche wiederholt die dumpfen Glockentöne metallreicher. Jeder Schlag trifft ihm das Herz. Er weiß nicht was er denken ſoll. Er wagt nicht, ſeine Ungeduld zu äußern, aus Furcht, damit zu Neckereien herauszufordern; allein es leidet ihn nicht mehr: er ſteht auf und will gehen. »Wohin, wohin?« ruft Balthaſar und hält den Stürmiſchen auf. Er erwidert, »er könne nicht länger der Müdigkeit widerſtehen.« Man lacht und meint, es ſei ja erſt halb zwölf. Bernhard behauptet, zwölf Uhr ſei vorbei, er habe es unlängſt ausſchlagen hören. Balthaſar erklärt, daß es drei Viertel geweſen ſei, was mehrere Uhren hinter einander angegeben. Man ſtreitet durch einander; mehrere ziehen ihre Taſchenuhren, die alle auf halb zwölf zeigen. Einer hat die ſeine ſogar auf elf geſtellt und führt ſie als Beleg für die richtige Mitte von halb zwölf an. Bernhard fängt an, irre zu werden, da er die Verſchwörung nicht ahnet. Der Streit zieht ſich in die Länge und wird ſpaßhaft. Da hört Bernhard ſo deutlich, als ob es in der Stube wäre, ein Viertel von dem Kreuzthurme ſchlagen, und läßt ſich nun nicht länger halten. Man fügt ſich ſcheinbar, um die Sache nicht zu weit zu treiben; hat aber ſchon für eine neue Abhaltung geſorgt: der Conditor hat die äußere Ladenthür geräuſchlos zugemacht und ſich ſelbſt verſteckt. Die Unruhe geht alſo von neuem los; man ruft und ruft den Unſichtbaren, er rührt ſich nicht; unter Lachen und Schreien wird er mit dem Lichte, das einmal über's andere erliſcht, geſucht, man findet ihn nicht. Endlich erblickt ihn Bernhard ſchlafend hinter einer ſpaniſchen Wand. Man ermuntert ihn, fängt an zu bezahlen, und es kommt ſo weit, daß Alle gehen; doch macht es noch einen Aufenthalt, daß die Schlüſſel nicht zur Hand ſind. Bernhard wird vor Ingrimm ganz ſtill und einige der Freunde, die ſeinen Zuſtand ſehen, bereuen, ihn ſo lange zum Beſten gehabt zu haben. Sie treiben ſelbſt zur Eile und die Pforte öffnet ſich. Alles ſtürmt hinaus und Bernhard muß noch einen Umweg machen, um den Schein zu bewahren, daß er nach Hauſe gehe.

Er rennt Straße auf und ab, athemlos, zu ſeinem Ziele, einige Worte, die man ihm nachgerufen hat, ſo wie ein heimliches Gefühl, erregen ihm den Verdacht, daß alles eine angeſtellte Sache geweſen ſei. Als er vor dem Hauſe ankömmt, ſchlägt es eben drei Viertel auf ein Uhr. Er wartet einige Augenblicke, ehe er das Zeichen gibt, ſammelt ſich derweil und wagt dennoch zu hoffen, daß nichts wider ihn geſchehen ſei. Er gibt das Zeichen und lauſcht: Alles bleibt ſtill. Er erſchrickt und zagt, harrt und wiederholt es aufs neue. Er iſt vor Schmerz, Ungeduld und Ärger nahe daran zu weinen. Da regt ſich, knarrt etwas in der Höhe, geht das Fenſter auf. Er ſieht ſchüchtern hinauf, denkt, jetzt biegt ſie ſich herab, läßt den Schlüſſel an dem Bande nieder. Das Herz pocht ihm überlaut. Mit jedem Schlage tönt es wie eine Glocke in ihm wieder: »die Stunde deines Glücks iſt da, iſt da, iſt da!« Eine breite dunkle Geſtalt wird ſichtbar. »Iſt das Natalie? Wahrhaftig nicht. Ihre Mutter? Eben ſo wenig. Es iſt ein Mann« Bernhard hatte nicht Zeit nachzudenken, ob es der Bruder ſei. Der erſte Ruf des Fürſten trifft ſein Ohr. Die verhängnißvolle Stille tritt ein. Weſſen die Stimme, iſt unzweifelhaft; allein er faßt das Entſetzliche nicht mit einem Male. Er glaubt in die Erde zu ſinken, vermag ſich nicht zu regen. Die Stimme fragt zum andern Male. Bernhards Einbildung macht ihm weiß, im weißen Nachtkleide ſtehe Natalie, ihn ſelbſt verſpottend, hinter dem Fürſten und ſchmiege ſich an ihn. Sie iſt als Buhlerin des Ruſſen weit tieferer Verachtung werth, als er ihr noch heute zollen dürfen. Der Boden will ihm unter den Füßen vergehen, und dennoch treibt der Zorn den ſtarren Körper, wie der Dampf das Schiff von dannen.

Kurowsky ſcheint in ſeiner Verborgenheit zu Stein geworden. Er regt ſich nicht, und kann wohl gar nicht mehr in dem Schatten ſtehen? — — —

Da tritt der Fürſt, blaß und verſtört, aus dem Hauſe, vergißt die Thür hinter ſich zuzuziehen und will entfliehen. Es regt ſich ihm gegenüber: eine männliche Geſtalt ſchreitet über die Straße und ſchlägt ihm mit geballter Fauſt ins Geſicht. Von Schmerz, Ueberraſchung, Wuth erſt einige Augenblicke ſprachlos, weicht der Fürſt dann einen Schritt zurück, um ſeinen ihm faſt undenkbaren Gegner zu meſſen. Er ſinnt wie er ihn, waffenlos, vernichte; er muß ihn mit den Händen erwürgen, und erhebt ſchon ſchweigſam ſeinen Arm, als er Kurowsky erkennt.

»Das für die Infamie!« ruft ihm dieſer zu; »morgen Leib und Leben für Polen. Wir ſprechen uns auf Piſtolen.«

»Morgen?« flüſtert der Fürſt heiſer, indem er ſeinen geſchwungenen Arm einhält, »auf der Stelle folge mir!« —

Damit ergreift er Kurowskys Hand, der ſie ihm eiſern drückt und ſtürmen Beide der ſchräg über gelegenen Wohnung des Fürſten zu. Dieſer reißt in die Hausklingel. »Treten Sie bei Seite,« ſpricht er zu Kurowsky: »Es darf Sie niemand ſehen. Erwarten Sie mich hinter der Ecke des Gäßchens.« Kurowsky entfernt ſich ſtillſchweigend. Der Portier öffnet das Thor, leuchtet bis zur Treppe, wo der Kammerdiener harrt, und empfängt die Weiſung, noch nicht zuſchließen, man komme gleich zurück.

Oben winkt der Fürſt dem Diener, draußen zu bleiben und tritt allein in ſein Zimmer, daß er nach einigen Minuten wieder verläßt, um in die Dunkelheit der Straße zurückzueilen.

In der Vorſtadt trennen ſich die beiden Feinde aufs neue und begeben ſich, damit der Ueberlebende ſichergeſtellt ſei, durch verſchiedene Schläge, einzeln nach dem großen Garten, wo ſie unweit des königlichen Palais zuſammentreffen. Von dannen ſchreiten ſie rechts dem Ende zu und machen auf einem vertieften, umbuſchten Raſenplatze Halt.

Der Fürſt hält Kurowsky die Piſtolen zur Wahl hin, ſie meſſen fünf Schritt in der Dunkelheit ab, treten einander gegenüber. Es erfolgt Ein Knall. Kurowsky ſtürzt, ins Herz getroffen, zuſammen. Der Fürſt bleibt auf den Füßen und hält ſich den Kopf. Indem er mit ſchon ausgeſtrecktem Arme in Poſitur ſtand, ſchmerzte ihn das Auge, das ihm

Natalie verletzt. Er wendete den Kopf, um es mit der linken Hand zu wiſchen, drückte ab und traf ſein Ziel; die vorbeipfeifende Kugel des Polen ſtreifte ihm das nämliche Auge und ſchoß es aus. Den wüthenden Schmerz verbeißend, blieb der Fürſt einen Moment vor dem ſterbenden Kurowſky ſtehen, und eilte dann nach der linken Seite des Gartens, indem er unterwegs ſein Piſtol in den Teich warf. Er lief quer über das Feld, einem dritten Schlage zu, den ihm der ſchlaftrunkene Thorwärter aufſchloß, ohne auf ſeinen Zuſtand zu achten, und erreichte ſein Hôtel.

Hier hatte der ermüdete Portier den Wache haltenden Kammerdiener gebeten, ſeinen Herrn ſelbſt einzulaſſen, was unbemerkt geſchah, und beſorgte der Verſchwiegene, nachdem er den erſten Verband aufgelegt, noch vor Tagwerden eine Miethkutſche, in der der Fürſt heimlich nach ſeiner Landwohnung fuhr. Der Diener folgte ihm, ſobald er im Hôtel ſeine Sachen geordnet hatte, und der Fürſt ließ ſich durch einen Wundarzt aus der nächſten kleinen Stadt behandeln, indem er durch dieſe Vorſicht bewirkte, daß kein Menſch in ihm Kurowſkys Mörder ahnete; er gab an, ein Freund habe ihn aus Unvorſichtigkeit um das Auge gebracht. Als Kurowſkys Leichnam aufgefunden ward und die Gerichte eine Unterſuchung anſtellten, ergab, ſo viel von den letzten Umſtänden ſeines Lebens verlautete, die Wahrſcheinlichkeit, er habe ſich aus Verzweiflung über das Unglück ſeines Vaterlandes und ſeiner Familie ſelbſt das Leben genommen. Er ward ſchnell vergeſſen und nur Wenige betrauerten das Ende des edlen Sonderlings.

Bernhard packte noch in jener Nacht ſeine Sachen zuſammen, traf die nothwendigen Vorbereitungen zu ſeiner Abreiſe und fuhr mit der nächſten Poſt Italien zu, wo ihm die bedeutende Summe, die er von dem Fürſten erhalten hatte, für einige Zeit ſeinen Unterhalt ſicherte. Er hatte ſich ſeit dem Abend vor keinem ſeiner Bekannten ſehen laſſen, in einem hinterlaſſenen Briefe an Ilefeld Abſchied genommen und weder von dem Fürſten noch Kurowsky oder Natalien etwas Weiteres gehört. Der Fürſt verließ bald nach der Kataſtrophe Sachſen, ohne dem Künſtlerkreiſe wieder nachgefragt zu haben, der um ſeines wahrſcheinlichen Verrathes willen gegen ihn erbittert war, und ſoll ſpäterhin auf ſeinen Gütern in noch ziemlich jungen Jahren geſtorben ſein. Nataliens Mutter erhielt nach ſeiner Entfernung ein kleines Capital in ſeinem Namen ausgezahlt, und daſſelbe tröſtete ſie in der Krankheit ihrer Tochter ſo wie für den Verluſt, den ſie an deren Bräutigam, ſie erfuhr denn auch allmählig wie, erlitten hatte. Natalie war ſtill, ergeben, gern allein und ſah die Folgen ihres hitzigen Fiebers am Ende den Charakter einer Abzehrung annehmen. Sie ſehnte ſich alsdann ins Freie und bewog ihre Mutter, ſich mit ihr zum Sommer in einem Weinbergshäuschen einzumiethen, wo ſie nach einigen Wochen ſanft entſchlief. Die alte Frau zog in der Folge zu ihrem Sohne, der nach vollendeter Dienſtzeit zum Frömmler geworden war, und in einer kleinen Stadt den Poſten eines Thorſchreibers verwaltete.

Ein mehrjähriger Aufenthalt in Italien rechtfertigte die Hoffnungen, die der junge Maler Bernhard davon für ſeine Kunſt gehegt hatte, keineswegs. Sein Talent entwickelte ſich zu ſeinem Vortheile nicht weiter und er vermochte es in keine dauernde Harmonie mit dem Leben zu ſetzen. Wahrheit und Natur flohen ihn und er verlor ſich in der Ausübung abſtrakter Theorien. Er liebte das Lebendige nicht im Geiſte des Schöpfers, ſo daß er ſich darüber ſelbſt vergaß, ſondern erachtete den ſelbſtſüchtigen Genuß für das Höchſte, von dem er unvergängliche Kunſtgebilde abzuſchöpfen wähnte, und mußte dann bei abnehmender Körperkraft nothwendigerweiſe getäuſcht erkennen, daß ihm ſeine Phantaſie damit nur hohle Larven vorgeſpiegelt habe. Er war mit dem Tode im Herzen nach Italien gegangen, weil er verachten müſſen, was er geliebt, und ſich in ſeinem innigſten Gefühle verhöhnt und betrogen ſah, und ſeine dort erzogene Kunſt brachte den Tod im Herzen mit zurück, weil ſie, wie faſt alle moderne Kunſt, nichts als der Schrei der Verzweiflung darüber war, daß der Künſtler, der es allein würdige, das ſo ſchmerzlich erſehnte und vermißte Glück nur allein bei Anderen erblicke, die es nicht zu genießen wüßten.

Seine Bilder wurden nur gerade darum ſehr geſchätzt und er fand durch ſie in Rom ſeinen reichlichen Unterhalt, bis ihn bei ſeiner zunehmenden Hinfälligkeit am Ende das Bedürfniß einer Luftveränderung und eine unbeſtimmte Sehnſucht nach dem Vaterlande trieb. Er kehrte nach Dresden heim; fand ſich aber mit ſeinen ehemaligen Freunden nicht wieder zuſammen. Es gehört im Leben ſo wenig dazu, ein von Menſchen geſchlungenes Band zu zerreißen, wo es, zumal wie hier, nur loſe geknüpft oder an der todten Luft der Trennung verwittert war. Auch verändern ſich die Menſchen ſo ſchnell und es ſteht ihnen ſo ſelten an, durch Wiederanknüpfung von Verbindungen ſich an ihre ehemaligen Zuſtände zu erinnern. Es iſt ſo unerquicklich, die Gegenwart, die man genießen will, durch Vergleichung mit der Vergangenheit zu richten.

Ueberdies war jetzt auch die dereinſtige Gemeinſchaft der Kunſtgenoſſen in ſich ſelbſt aufgelöſt. Kurowsky war durch einen unfreiwilligen und doch nicht unwillkommenen Tod vom Schauplatze der Welt abgetreten. Balthaſar hatte auf ſeines fürſtlichen Gönners Empfehlung einen Ruf nach Rußland erhalten und machte dort ſein Glück, wenn es ihm gelang, es in ein civiliſirtes Land zu retten. Die Uebrigen lebten in Unfrieden mit einander und kümmerten ſich nicht um Bernhard, dem ſich nur der weiche Ilefeld von neuem anſchloß.

Sobald Bernhard ſich von den Beſchwerden ſeiner weiten Reiſe einigermaßen erholte, beſchäftigte er ſich, zum Arbeiten noch unluſtig, einſtweilen mit dem Studium der Gemäldegallerie und ward darin vorzugsweiſe von der einfacheren Naturwahrheit der Niederländer angezogen, da ihm die moderne Verſchrobenheit ſeiner eigenen Manier in der Kunſt die ideelle Wahrheit der großen Italiener entfremdet hatte. Vor Allem feſſelte ſein Gemüth die unwiderſtehliche Schwermuth Ruisdaels, die es milder und weicher ſtimmte, und er ſtand ſtundenlang vor dem kleinen, wiewohl vielleicht beſten Bilde des großen Künſtlers, um ſich von deſſen wunderbarem Naturſeelenleben auf das Tiefſte rühren zu laſſen.

Durch eine magere Ebene führen, aufgeſtellten Garben vorüber, die Furchen eines Feldweges dem beſchatteten Waldſaume im Hintergrunde zu. Eine Kirche und Thurmſpitze, eine Windmühle ragen aus den Bäumen, ein altes Bretterhaus ſteht davor. In der undeutlichen Ferne ſieht man Menſchen. Aus dem Vorgrunde geht ein Mann mit einem Knaben und Hunde dahin, eine Frau in dunkeln Kleidern, mit einer weißen Schürze, ein weißes Tuch um den Kopf gebunden, einen Korb am Arme kommt ihnen entgegen und ihr Schatten geht ihr voraus. Graue Wolken hangen am blauen Himmel und werfen ihre Schatten auf den Vorgrund. Ueber den Mittelgrund fliegt ſo eben, wie eine ſchwache, nicht eintreffende Hoffnung über ein düſteres Leben, ein Sonnenſtreiflicht, dem man es anſieht, daß es nicht von ihren hellen, unmittelbaren Strahlen herrührt, ſondern nur durch Wolken ſchimmert. Das Bild iſt eintönig, ohne Farben-Lichter- oder Schattenkraft aus den alltäglichſten Gegenſtänden der Natur zuſammengeſetzt und bringt nichts deſtoweniger die ſtärkſte Wirkung hervor. Es iſt, als müſſe über der Landſchaft der Himmel alle Augenblicke in Regen, als müſſe die Rührung des Betrachtenden alle Augenblicke in Thränen ausbrechen. Es verſinnlicht die Stimmung, in der wir dies Gefühl haben, wir wiſſen nicht wie und warum, und deshalb ergreift es uns ſo wunderbar, weil wir uns ſelbſt oder eine ganze poetiſche Gegend unſerer Seele darin wiederfinden.

Eines Tages traf Ileſeld Bernhard in ſolcher Stimmung vor dem Bilde an und wußte dieſelbe dazu zu benutzen, ſich gegen ihn das Herz zu erleichtern. Er hatte bisher, auf Bernhards ausdrückliches Verlangen, der Vergangenheit noch mit keinem Worte erwähnen dürfen, jetzt nannte er Natalien.

Er fand ſeinen Freund bitterer und unverſöhnlicher in ihrem Betreff, als er geahnet hatte. Jedoch ging, zu Ileſelds Erſtaunen, aus ſeinen wortkargen Aeußerungen hervor, daß er in Unwiſſenheit deſſen lebte, was aus dem Mädchen geworden und im beſten Falle der Meinung war, ſie möge mit dem Fürſten nach Rußland gegangen ſein. Hierauf erklärte ihm Ileſeld, wo und wie ſie geſtorben, und ſah, daß dieſe Nachricht ihre Wirkung auf Bernhard nicht verfehlte, indem die Thräne des Mitgefühls, die er in ſeine Seele fallen laſſen, wie ein farbiger Tropfen in einem Glaſe reinen Waſſers, ſich zuerſt in dunkleren Adern auszweigte und allmählig ganz und gar darin auflöſte. Bernhard ſtarrte einige Minuten vor ſich hin, derweil Ileſeld ihn beobachtete; alsdann nahm dieſer wieder das Wort, und bat ihn, noch einige

Eröffnungen in der Sache anzuhören. Bernhard pflichtete ihm mit Blick und Geberde bei und ſo begaben ſie ſich in die Einſamkeit des königlichen Gartens auf der Oſtraallee, wo ſie unter den alten Linden auf und abwandelten und Ilefeld ſeinem Freunde erzählte, was er von Natalien gehört, geſehen und errathen hatte, da er der Einzige geweſen war, der ſeit jenem verhängnißvollen Tage zuweilen zu ihr gekommen, um ihr einen und den andern kleinen Dienſt zu leiſten und dem ſie ſich am Ende auf ihrem Sterbebette ganz anvertrauet hatte.

Bernhard hörte der Mittheilung ſtill und aufmerkſam zu und erkannte, wie willkürlich er unausgeſetzt über Natalien verblendet geweſen war. Es fiel ihm während des wie Schuppen von den Augen und er mußte an ſich ſelbſt erleben, daß mancher Schmerz, der uns entgegentritt, zu groß iſt, um erfaßt oder erfühlt zu werden, und daß dann unſere Seele ſich gleichſam reſignirend demüthigt, indem ſie dieſe allzuſtarke Verſuchung von ſich ablehnt. Noch fähiger als Ilefeld, in der Sache klar zu ſehen, ward ihm Nataliens Unſchuld eben ſo unzweifelhaft, wie der Betrug des Fürſten und das Vorhandenſein unſichtbarer Verbindungsfäden, die die Zeit zerriſſen hatte.

Die ſchuldloſe Natalie war alſo mit ihm verſöhnt geſtorben, deſſen Opfer ſie geworden, und zum Lohne dafür ſtrafte er ihr Angedenken mit Verachtung! Es kam ein ſolcher Schmerz, und, wenn er von einem Male zum Andern ſich erſchöpft hatte, eine ſolche Befriedigung über ihn, daß er durch muthwillige Zerſtörung ſeines Lebens ihr Rächer an ſich ſelbſt geworden, als er noch niemals empfunden hatte. Er wies mit Heftigkeit den Troſt zurück, den ihm der mitleidende Ilefeld zu leihen verſuchte und erklärte ihm ſeine innere Glückſeligkeit, ſeinen ſeither zweifelhaften Tod nunmehr als ein gewiſſes Geſchenk des Himmels hinnehmen zu dürfen, wegen deſſen Vermittelung er ihm den innigſten Dank wiſſe. Ja, er empfand auf einmal ein ſo unabweisliches Bedürfniß, Nataliens Grab zu ſehen, daß er ſeines aufgereizten Zuſtandes ungeachtet, noch an dem Nachmittage den Entſchluß ausführte, es zu beſuchen.

Als er zu dem äußeren Thore hinausgekommen war und, in Gedanken mit Natalie, Leben und Tod beſchäftigt, ſich dem Blaſewitzer Gehölz nahte, überkam es ihn wie eine plötzliche Erinnerung. »Was geht in mir vor?« dachte er, »Ich habe die langen Jahre her wie im Traum gelegen und mich nicht auf mich beſinnen können. Das menſchliche Treiben iſt doch von Anbeginn bis zu Ende recht kindiſch! Ich erdreiſtete mich, Geſtalten im Leben bilden und erſchaffen zu wollen, und konnte nicht eine, geſchweige denn die ganze Menſchheit mit Liebe umfaſſen. Ich war ſelber todt und wollte beleben. Mit wie Wenigen iſt es anders! Wer wahrhaft leben ſoll, muß erſt wieder geboren ſein; und wie Viele ſterben daran.

Er ſetzte ſich auf einen Stein am Wege und ſah vor ſich aus. Eine Frau mit einem Korbe am Arme, ein weißes Tuch um dem Kopfe, eine weiße Schürze vor dem dunkeln Kleide kam daher. Er hörte Stimmen hinter ſich: es war ein alter Bauer mit breitem Hute, und ſein kleiner Sohn und Hund, die nahten. Der Himmel war theils blau, theils mit einem weißen Wolkentuche bedeckt, das ſich ſtellenweiſe dunkler faltete und ſeine Schatten auf die Gegend niederdrückte. Bernhard ſaß in der Dämmerung. Vor ihm lagerte ein helleres Streiflicht auf den Feldern, wo das geerntete Getreide in Garben zuſammen ſtand. Der einſame

Weg ſchlängelte ſich dem Walde zu, an deſſen Saume das mit verwitterten Brettern beſchlagene Haus ſo traurig aus ſeinen Fenſtern guckte. »Seltſam!« meinte Bernhard bei ſich, »daß da die kleine Landſchaft von Ruisdael, gerade ſo ſtaffirt, wie von der Wirklichkeit dem Bilde nachgeſchaffen, vor mir liegt. Es iſt, als ob eine alte, in dieſes Bild gebannte Erinnerung, mir damit ſo lange Sinn und Gedanken gefeſſelt hatte. Wo ich ſeit meinen akademiſchen Jahren ſtand oder ging, hatte ich in dieſer trübfrohen Stimmung das kleine Bild vor mir. Was iſt, was war der Zauber, den es auf mich übt und übte? Vielleicht dennoch nur eine Erinnerung? — Ach! und jetzt beſinne ich mich ja auch mit einem Male. So geht es immer, wenn man keine glückliche Jugend gehabt hat, daß die wenigen bleibenden Erinnerungen, die man noch retten möchte, ſich ſpurlos in dem Wuſte verlieren! Meine Eltern wohnten eines Sommers in dem Dorfe, in dem Hauſe, vor dem eine alte Linde ſtehen muß. Ich wurde damals alle Tage zur Stadt in die Schule geſchickt. Ich ging allein und unzerſtreut, mir ſelbſt überlaſſen: das hat wohl bewirkt, daß ſich mir die Gegend ſo in die Seele prägte; zumal da ich auf dem Hin- und Herwege oft auf dem Steine ſitzen blieb und zeichnete. Das war eine glückliche Zeit gegen jetzt: wie gut, daß ich mich darauf beſonnen habe! Das irdiſche Leben iſt ja überhaupt ſonſt nichts, als daß wir etwas vor uns ſuchen, was wir längſt hinter uns haben: Unſchuld, Kindheit!« —

Er ſetzte ſeinen Weg bis zum Dorfe fort, in dem er bei der Linde, in der die Vögel ſangen, ſtehen blieb. Seine älteren Erinnerungen verdrängten die jüngeren immer mehr und heiterten ihn auf. Er ließ ſich über die Elbe ſetzen. In der Loſchwitzer Schenke mußte er wieder ausruhen.

Es ward Abend, als er weiter ging. Er meinte, es ſei deſto beſſer, ſo bleibe er auf dem Gottesacker ungeſtört. An den Rückweg dachte er nicht. Er konnte ja die Nacht in der Gegend zubringen.

Das Abendroth glühte über der Stadt hinter ihm. Dampf und Thau ſtieg in Wolken darüber. Da lag das verwitterte bretterne Weinbergshaus auf der Höhe, in dem Natalie geſtorben war. Eine ſchwarzblaue Wolke laſtete auf dem Dache, blutroth erglänzten die Fenſter. Die Grillen zirpten auf Feld und Au, es dämmerte, es dunkelte; Bernhard kam an eine niedere Mauer, über die hinweg er auf Gräber und Leichenſteine ſah. An der ſchwarzen Thüre klebte ein Zettel: daß der Schlüſſel verloren gegangen; wer ihn finde, ſolle ihn beim Todtengräber abgeben. Bernhard wollte über die Mauer ſteigen. Der Wind ging durch die Fliederbüſche und Trauerweiden, daß die Zweige nickten. Eine dürre Geſtalt bog ſich mit ihnen vor und ſchien einen Arm mit etwas Glänzendem auszurecken. Bernhard griff darnach und glitt in das hohe Gras aus. Er wollte ſich wieder aufrichten und ſeine Hand berührte einen kalten Gegenſtand, es war der Schlüſſel; er nahm ihn und ſchloß auf. Er ſchritt über ſchwarze Grabhügel, an Kreuzen vorbei, die in der Nacht noch dunkelten. Weiße Steine, niederes Gitterwerk, hohe geſchmack- und formloſe Denkmale; eine Säule mit Blumen gekränzter Urne, ein Engel, der daran lehnte, ragten auf; Glaskaſten mit Blumen, Bändern, Kränzen, Zetteln waren daneben angebracht. Der junge Mann ſuchte nach ihren Namen und konnte kaum die Inſchriften mit den großen eingehauenen Lettern entziffern; doch machte er es möglich, einen Zettel zu leſen:

»Vermorſchet immerhin der Leib und deſſen Glieder,
»Ich ſtarb hier nur als Menſch, als Engel leb' ich wieder.«

Er weinte, ſah neben hin: da ſtand ihr Name; es war Nataliens Grab. Er ſtürzte daran nieder, breitete die Arme über den naſſen Raſen aus und umfaßte den kleinen Hügel, als ob er ihn abtragen wollte. Er drückte das Geſicht daran, daß es die Gluth der thränennaſſen Augen und Wangen kühle, die feuchten Grashalme ſtachen ihm ins Geſicht, er ſchloß die Augen, — und ſo wie ihm die Fähigkeit zu ſehen verging, war es, als ſchlöſſe ſich nun erſt das Auge auf, als zerflöſſe die Decke des Grabes, der Deckel des Sarges in Luft und als ſähe er im Dämmer, drei Ellen tief unter ſich, die Geliebte im Sarge. Es war ſo ſtill, ſo ſchaurig um ſie, alles ſchlief, ſogar die Zeit ſtand ſtill. Sie lag da, die lieben Augen auf ewig geſchloſſen; hatte vielleicht ihren letzten Blick umſonſt nach ihm aufgeſchlagen; er hatte ſie ihr nicht zugedrückt, fremde Leute, ihre Mutter . . . . . . Die Wangen blaß und eingefallen, ſtarr, das Haar geſcheitelt. Ein ſchneeweißes Leichenhemd umlag die ehedem ſo ſchönen ſchwellenden Glieder, die jetzt . . . . rothe Schleifen waren daran lang heruntergeſetzt, ein welker Blumenſtrauß ſchmückte ihre Bruſt. Ein Dunſt, der ein geſpenſtiſches Leben hatte, und ſeine Beute, die er verzehrte, hütete, war ihre Atmosphäre.

Das war alſo, die er ſo ſehr geliebt, die er ſo ſehr gekränkt hatte! Sie hörte ihn nicht mehr, ſah ihn nicht mehr; es war bloß ihre verweſende Hülle und auch die nicht mehr. Staub wie jeder andere, wiewohl heiliger Staub. Wo war ſie ſelbſt? Wo ihre Seele, mit der ſie ihn geliebt? zerfloſſen in das All? — »O! daß hinter dem Grabe, mit dem Grabe alles aufhört,« dachte Bernhard, »Wenn der Lebende des Todten gedenkt, der ihn liebte und dem er mit Undank vergolten hat: es wälzt keine Kraft mehr als des Todes dieſe Laſt von uns.

Mit dem Körper zerfällt die Angſt, das Weh der Erde in nichts und die Seele erhebt ſich, aufathmend, in das raumloſe Reich des Gedankens.« — »Wo iſt ihr Geiſt? Wo Natalie?« rief er, und richtete das Antlitz empor. Die Sterne funkelten in die Thautropfen der Gräſer und Gräber, in denen ſie ſich ſpiegelten. Wie ein Leuchten der Milchſtraße meinte er ihren verklärten Leib aufgehen und verſchwinden zu ſehen. Sie lächelte wie die Frühlingsſonne, kein Groll war in ihrem Auge. Was in ihr länger als dies Leben währte, hatte ihm bei ihrer Auferſtehung ja vergeben, hatte ihm wohl nie gezürnt; das Gekränkte, an dem er ſich verſündigt, war jetzt Staub, gefühllos, wußte nichts von ſich und ihm, deſſen Vergebung bedurfte er alſo nicht ......

Doch ſchlug er das Auge ſinnend nieder und auf ein Mal ergriff Entſetzen ſeine Züge, badete er ſich, die Hände ringend in Thränen: »O! Räthſel des Lebens,« rief er aufs neue, »das iſt ja das ewig Verzweiflungsvolle auf Erden, was dem Tode immer neue Beuten bringt, daß ſich die Form, der Staub, der ſich verſündigte, nicht auch mit dem Staube verſöhnen kann, der ſchon zerfiel, daß die Form der zerſtörten Form in keine Ewigkeit ihr Unrecht abzubitten vermag, denn die Form kennt nur die Form, der Staub den Staub ......«

Und vor ſeinen Augen öffneten ſich die anderen Gräber, in denen er ihre Todten ruhen ſah. Ruhen? liegen, ja; aber wie! entſtellt, verzerrt, vermodert, Greiſe, Männer, Frauen, Kinder in ihren Leichentüchern, alle furchtbar ernſt. Er konnte den Anblick nicht aushalten, den ihm die Liebe nicht milderte, den Gedanken nicht faſſen, bis zum jüngſten Tage ihr Genoſſe zu ſein. Er ſchauderte vor Grab und Tod, wollte aufſpringen, ſehnte ſich nach Menſchen und

Leben. Da erklang unferne Muſik und er richtete getröſtet den Blick dahin. Etwas erhöht ſtand links vom Wege ab ein großes Haus, das alte Ulmen überragten. Die Fenſter waren erleuchtet, ein Klavier ward geſpielt, Geſtalten ſchwangen ſich drinnen im Tanze umher, gemeine Stimmen, lautes Gelächter ſcholl herüber. Die dunkle Maſſe des Hauſes mit ſeinen Ulmen und Lichtern ſah wie ein ungeheures Grab aus; das Toben war ein bittrer Hohn der Todtenſtille.

Bernhard ſchauderte vor ſolchem Leben. Und ſo iſt es doch allenthalben, dachte er: ein wilder, ſinnloſer Taumel über Gräbern. Dagegen verlor ſelbſt der Tod ſeine Schrecken, und er ſchaute ſich nach ſeinem Grabe um. Neben Nataliens war eine leere Stätte. — Er glaubte zu ſehen, wie der Tod ihm feierlich nahe, er ſah ihn feſt an und ſein Blick feſſelte ſein Auge. Seine Seele ward ihm durch den in Staub zerbröckelnden, wie ein Sieb durchſichtig werdenden Körper erkenntlich. Sie ſchwamm in himmelblauem Lichte und ſehnte ſich, je näher er kam, deſto unwiderſtehlicher nach dem Tode.

»O, komm, Geliebter!« ſprach ſie: »es verlangt mich unausſprechlich, an Deiner Bruſt zu ruhen, von Dir aus dem Kerker des Leibes erlöſt zu werden. Dein Athem iſt mir balſamiſcher als ihm der Duft von Geisblatt und Jasmin, Deine Arme weicher als die der grünen Büſche, die ſie in die Lüfte ausbreiten, Dein Antlitz milder und inniger als das Abendroth, Deine Stimme lindernder als Muſik für das wunde Herz. Du biſt mir der treue Führer zu der Seele, die mit mir eins und doch von mir getrennt iſt, die in Sehnſucht meiner harrt und nach der ich vor Liebesgluth ſchmelze. O, laß mich ein durch Deine goldne Pforte! — — — — — —«

Die leiſe Hand des Nahenden berührte ihn, er ſank in das kühle Gras zurück und verlor das Bewußtſein. Seine Glieder erſtarrten im Nachtfroſt; ſtarker Schweiß, glühende Hitze brachen ihm aus. Doch war es nicht die Hand des Todes, die ihn berührte. Der Nahende war kein Anderer, als der freundlichere Bruder des Todes, der Schlaf, der ihn, zu ſeiner Rettung, mild in ſein ſtilles Reich hinüberzog. Er umgaukelte ihn hier mit ſeinen Träumen, und die Wagſchaale des Lebens ſank gewichtvoll nieder. —

Ein Bauer ging nach einiger Zeit dem Gottesacker vorüber und ſein Hund witterte den Jüngling aus. Er ſprang bellend über die Mauer und ruhte nicht eher, bis ſein Herr zuſah, was es gebe. Er fand den Ohnmächtigen, verſuchte umſonſt ihn wieder zu beleben und holte Hülfe herbei. Man trug ihn in die Schenke des Dorfes, und ein alter Arzt, der zum Sommer in der Nähe wohnte, nahm ſich ſeiner an. Eine tödtliche Krankheit ergriff den Jüngling und ließ ihren Ausgang lange zweifelhaft, da ſie in ihm überreichen, ſchon in Italien angeſammelten Stoff vorfand. Endlich wendete es ſich, unter Ilefelds ſorgſamer Pflege, doch zum Beſſeren und er ward geſünder als er ſeit Jahren geweſen war, indem ſich auch ſeine Kunſt zu neuem Aufſchwunge ermannte.

Das Leben hatte ihn zuvor angeekelt, weil er ſich daran verſündigt hatte; er ſah den moraliſchen und phyſiſchen Tod vor ſich und das heilte ihn. Er hatte die äußerſten Grenzen, Höhen und Tiefen ſeines Gefühls ermeſſen und ſeine Seele mußte wieder dem Kreislaufe des Lebens folgen. Der Tod ſoll das Leben befruchten. Er nahm die Liebe, den Geiſt, die Schönheit der verſtorbenen Natalie in ſich auf und entſühnte ſich, da es eben nicht das dahingeſchiedene Beleidigte iſt, was uns ſtraft, ſondern allein das Sündige in uns; vertilge dies, ſo hört die Schuld und Strafe auf, die du nur dir ſelbſt auferlegſt. So wie aller Gebrauch geſchmeidigt, hatte Bernhard durch die Liebe leben gelernt und das Leben ihm dargethan, in wie innigem Zuſammenhange es mit der Kunſt ſteht und wie es den Künſtler bildet, indem es den Menſchen in ſeinen Schmerzensflammen verbrennt.

2.

Die Stärke des Vorurtheils.

Eine Erzählung nach August Lafontaine.

Der Graf von Rollenhagen hob ſeine Schweſter, Frau von Dürbeck, aus dem Wagen. Sie war ſeit zwei Jahren Witwe und ihr Mann hatte ihr nichts hinterlaſſen, als einen zweijährigen Sohn und einen koſtbaren Prozeß, der ſie erſt arm machte und den ſie nunmehr völlig verloren hatte. Sie nahm die Freiſtätte, die ihr Bruder ihr anbot, mit Freuden an und hinter ihr hüpfte jetzt ein jugendliches Geſchöpf aus dem Wagen, das, je nach der Laune der Gebieterin, ihre Jungfer oder Begleiterin war. Der Graf machte dem holden Weſen eine tiefe Verbeugung, und in dem Augenblicke rief ſeine Schweſter: »Beſorge Sie, daß Alles ausgepackt wird, Garthoff.« Die Kleine knickſte und trat wieder in den Schlag des Wagens.

»Meine Jungfer,« ſagte Frau von Dürbeck, wie ſie dem Bruder den Arm bot.

»Ein reizendes Mädchen,« antwortete der Graf und ſah ſich noch einmal nach ihr um.

»Und ein geiſtvolles Ding, ſo jung ſie iſt,« ſetzte die Schweſter hinzu, »das mir mehr Geſellſchafterin iſt als Jungfer.«

Sie gingen in das Schloß und Wilhelmine packte Schachteln und Cartons aus.

Der Graf war ein reicher, unabhängiger Mann von zwanzig Jahren, der eine adelſtolze, aber ſonſt vortreffliche Mutter und einen tüchtigen Hofmeiſter gehabt hatte. Er war nur kurze Zeit in der großen Welt geweſen und hatte ſeinen Charakter noch nicht abgeſchliffen. Seine Schweſter hatte lange Zeit bei Hofe gelebt und ſchämte ſich ihres Herzens, indem ſie den Werth des Herzens nur nach Titel, Rang oder Geburt ſchätzte.

Ihre Jungfer Wilhelmine war die Tochter eines edlen Mannes, den das Unglück bis an ſeinen Tod verfolgt hatte, ohne ihn niederdrücken zu können. Er hatte endlich gelernt, ſein Glück auf den Beſitz und die Liebe ſeiner Tochter zu beſchränken und lehrte ſie die Wechſel des Geſchicks ertragen, indem er die empfindliche Reizbarkeit ihres Herzens über das Leben hinausleitete, und ihrer erhöhten Phantaſie den Zügel beſonnener Charakterſtärke anlegte.

In Wilhelminens ſechszehntem Jahre rettete Frau von Dürbeck ihren Vater aus dem Abgrunde des Elends, dem jedoch gleich nachher ſeine phyſiſche Lebenskraft erlag.

»Was Dir auch begegnet,« ſagte er auf ſeinem Todbette zu ihr, »denke daran, liebe Tochter, daß dieſer Augenblick auch für Dich kommt, daß es dann eins iſt, ob Du glücklich oder unglücklich warſt, und daß Du in dieſer Stunde nichts als Deine eigene Achtung bedarfſt. Laß alle Menſchen, alle Hoffnung Dich verlaſſen, nur verlaſſe Dich ſelbſt nicht. Sei tugendhaft, ſtark und groß, und erkaufe das veränderliche Glück nie für den unwandelbaren Schatz, von dem wir die Ewigkeit hindurch zehren müſſen.«

Nach dieſen Worten ſtarb er lächelnd und ſie prägten ſich lebendig in Wilhelminens Seele ein. Sie ging zur Frau von Dürbeck und blieb aus Dankbarkeit, ja, da ihr Mann geſtorben war, ohne Lohn bei ihr. Sie ſtand in der Blüthe jugendlicher Schönheit und war heiter wie der Frühling. Frau von Durbeck hatte ihr die Erziehung ihres Sohnes übergeben, der ſie mehr als ſeine Mutter liebte und konnte ihr ihre Neigung nicht verſagen.

Der Graf hatte das ſchöne Mädchen gleich bemerkt; allein der Name Jungfer machte ihn unempfindlich gegen ſie. So oft er ſie ſah, bewunderte er ihre edle Geſtalt, ihren ſtolzen Gang; doch der Gedanke, der Andere angezogen haben würde, ſtieß ihn zuruck. Wilhelmine blieb in kalter Entfernung, wenn er mit ihr bei ſeiner Schweſter war.

Eines Tages überraſchte der Graf ſeine Schweſter und Wilhelminen. Die Jungfer verbeugte ſich, um zu gehen.

»Nein, bleib, Wilhelmine,« ſagte Frau von Dürbeck ruhig, »der Graf ſoll entſcheiden.«

Wilhelmine blieb und ſchwieg; der Graf lehnte ſich lächelnd in ein Fenſter.

»Ich und Wilhelmine ſtritten über Freude und Schmerz,« hub Frau von Dürbeck an. »Sie behauptet unter anderen ſeltſamen Dingen, das Leben gebe weder das eine noch das andere.«

»Um Verzeihung, gnädige Frau, ich ſagte nur, das Leben gebe nichts, um das es ſich der Mühe lohne, zu klagen oder ſich zu freuen. — Das iſt ſo ziemlich eins. — Ich freue mich, das iſt gewiß, ich betrübe mich, das kann ich nicht leugnen: ich habe aber doch kein Recht, mich zu freuen oder zu betruben.«

»Wie ſo das?« fragte der Graf.

Frau von Durbeck drang in Wilhelminen, ſich zu erklären.

Sie ſagte: »Wäre irgend ein Schmerz gerecht, ſo müßte er ewig dauern und der Menſch vergißt Alles. Wie Ihr Herr Gemahl ſtarb, waren Sie außer ſich vor Schmerz, ich, wie mein Vater ſtarb. Sie ſind Beide todt und wir weinen nicht mehr. Und iſt es mit dem ganzen Leben anders? Leben Sie länger als einen Augenblick? Was behalt' ich von dem Augenblick, der vergangen iſt? Kaum das Angedenken. Freude und Schmerz vergeht mit dem Leben, mit der Stunde, mit dem Augenblick. Wenn ich zwei Minuten lebte, eine in Schmerz, die andere in Freude, ſo hätte ich gerade ſo lange gelebt wie alle Menſchen. Die Vergangenheit iſt nichts, die Zukunft alles, und wäre das Grab nicht, die Menſchen würden nichts thun, als das Grab wünſchen.«

»Seltſam!« ſprach ſie mit brennenden Augen weiter, »die Menſchen nennen Das Leben, was nichts, als ein immer wiederkehrender Tod iſt. Was iſt die Zeit anders, als der Tod, der uns an das Grab hintreibt? Jeder Augenblick nimmt uns unſer Sein, unſere Freude, unſern Schmerz, und wir verlieren Alles bis auf deren Quellen. Es wäre alſo der kein Thor, der ſich lächelnd an den Strom des Lebens ſetzte und ruhig abwartete, bis er abgefloſſen.«

»Nun, Bruder,« ſagte Frau von Dürbeck, »was ſagſt Du? Sieh! ſo ſpitz, ſo fein geht das immer zu, wenn wir ſtreiten.«

»Wer hätte glauben ſollen,« ſagte der Graf, »daß unter dem heitern Geſicht ſolche Lebensfeindſchaft ſteckte!«

»Ich haſſe das Leben nicht, Herr Graf; ich will nur nicht ſeine Sklavin ſein« —

»Sie haſſen es, weil Sie ihm allen Werth nehmen.« —

»Mit nichten, allen. Das Leben hat ſeinen hohen Werth, denn es endet einmal. Nicht Freude und nicht Schmerz, des Menſchen Wille iſt ſein Höchſtes. Zeit und Tod beherrſchen, zerſtören und zerſtauben Alles. Unſer Wille nur iſt frei. Das Leben flieht dahin wie eine zerriſſene, dunkelhelle Wolke, Entwürfe, Vorſtellungen und Gedanken vergehen wie ſie entſtanden ſind; nur der Wille bleibt mir bis ins Grab.« —

Der Graf warf einen erſtaunten Blick auf das Mädchen. Frau von Dürbeck ſagte kalt: »Von Ihrer Tugend, Garthoff, ſchweigen Sie. Es iſt nun überhaupt gut. Ich hatte mit Dir zu reden, Bruder.«

Wilhelmine ging ruhig aus dem Zimmer.

Frau von Dürbeck hatte den ehrfurchtsvollen Blick geſehen, den ihr Bruder dem Mädchen zugewandt, und ſogleich war ſie wieder ihre Jungfer. Der Graf hatte freilich nicht die Hälfte von dem verſtanden, was Wilhelmine geſagt, war jedoch ſehr geneigt, das Geſpräch mit ihr fortzuſetzen, und ſcheute nur ſeine Schweſter. Indeſſen war Wilhelmine ihm bedeutender geworden und ward ſie es von Tage zu Tage mehr, je näher er ſie beobachtete, da ſeine Schweſter, ſo oft ſie guter Laune war und ſie wie ihre Geſellſchafterin behandelte, ihm ſelbſt die Gelegenheit dazu lieh.

Wilhelmine blieb ihm immer gleich fremd und redete mit ihm nie anders, als wenn Frau von Dürbeck es befahl. Sie verließ den Garten, ſobald der Graf allein hinkam, das Zimmer, wenn er eintrat und ſeine Schweſter ihr nicht zu bleiben befahl. Einige Male hatte er Gelegenheit gefunden, mit ihr allein zu ſein; dann war aber Wilhelmine einſilbig, ruhig und brach das Geſpräch ab, ſobald ſie konnte. Sie bemerkte in der That die Neigung des Grafen nicht und meinte, Achtung ſei er jedem Menſchen ſchuldig.

Durch die Länge der Zeit wurden ſie mit einander bekannter. Wilhelmine wendete ſich wiederholt an den Grafen, ſo oft ſie eine unglückliche Familie kennen lernte, der er helfen ſollte, und da ſie niemals eine Fehlbitte that, ſo entſtand zwiſchen ihnen auf die natürlichſte Weiſe ein immer mehr anwachſendes Vertrauen.

Wilhelmine hatte Talente, die der Graf nicht kannte.

Sie ſang ſehr ſchön und ſpielte das Klavier nicht übel. Ihr Vater hatte ſie unterrichtet.

Der Graf ſtritt mit ſeiner Schweſter über Muſik. Frau von Dürbeck ſchellte. Wilhelmine kam. »Liebes Kind, ſpiele einmal dieſe Arien und ſinge dazu. Dann wollen wir ſehen, Bruder, wer Recht hat.«

Wilhelmine ſetzte ſich, Beide lehnten ſich auf ihren Stuhl und des Grafen Seele ſchwamm entzückt auf den reizenden Wellen ihrer Töne. So hatte er nie ſingen gehört. Wie ſie geendet hatte, faßte er zum erſten Male ihre Hand. »O,« ſagte er, »warum erfahre ich ſo ſpät erſt, welch' eine Künſtlerin wir an Ihnen haben!«

»Nun, Bruder,« ſagte Frau von Dürbeck ſcharf, »wie urtheilſt Du jetzt?« — »In der That, liebe Schweſter, ich erſtaune über die Vollkommenheiten Deiner Freundin. —«

»Davon iſt nicht die Rede,« ſagte ſie kalt, »laß uns unſer Geſpräch fortſetzen.«

Wilhelmine ging.

»Das iſt ſehr wahr,« ſprach er, »ich habe deshalb ſchon längſt mit Dir reden wollen. Es iſt grauſam, es iſt unmenſchlich, daß dieſes Mädchen Kammerjungfer ſein muß. —« »Das iſt auch mein Gedanke, lieber Bruder,« antwortete ſie, »ſie paßt nicht dazu. Du kannſt leicht etwas für ſie thun, das ſie in eine beſſere Lage bringt. Ich habe nichts dagegen. Ich will ihr aufſagen. Sie mag zu Michael abziehen.«

Der Graf rieb ſich die Stirn. »Abziehen?« ſagte er langſam. »Ja,« fuhr er ſchneller fort, »das ſoll ſie, ſobald ſie eine beſſere Stellung hat. Ich geſtehe Dir, Du behandelſt ſie zuweilen ſo — ſo kalt, daß man es faſt verächtlich nennen durfte.« —

»Wenn Ihr ein hübſches Geſicht ſeht, kommt Euch das allemal ſo vor. Indeſſen nehme ich, wenn Du willſt, eine andere Jungfer und mache ſie zur Gouvernante meines Karls, die ſie ohnedies ſchon iſt. Sie ſpricht recht gut Franzöſiſch.« —

»Franzöſiſch? Ja, recht gern, von Herzen.« —

Frau von Dürbeck hatte wegen der aufkeimenden Neigung ihres Bruders freilich große Luſt, Wilhelminen abzuſchaffen; allein das Mädchen beſaß eine zu natürliche Geſchicklichkeit, ihren Putz geſchmackvoll einzurichten, ihr kleiner Sohn hatte ſich zu ſehr an ſie gewöhnt, hatte zu erſichtlichen Nutzen von ihrer Erziehung, als daß ſie ſie ſo leicht hatte entbehren können Nur war es ihr zu ſehr zuwider, daß ihr Bruder Wilhelminen ſo auffallende Beweiſe ſeiner Achtung gab, und ſie ſchlug ihm alſo vor, ſie fort zu thun.

Der Graf willigte wider ihr Erwarten darein, und ſo hielt ſie die Gefahr für nicht ſo dringend; es kam eine Kammerjungfer und Wilhelmine ward Erzieherin, als welche ſie mit der Herrſchaft bei Tiſche aß und in allen Geſellſchaften ſein konnte.

Der Graf hatte jetzt öfter Gelegenheit, ſie zu ſehen und zu ſprechen, wiewohl ſeine Schweſter ihn niemals mit ihr allein ließ, und ſah es daher gern, daß ſie während einer Unpäßlichkeit ihres Sohnes eine Reiſe machen mußte.

Er dachte nicht an Liebe, hielt es nicht für möglich, daß er je ein bürgerliches Mädchen heirathen könnte; Wilhelminens ſeltſam überſpannter Ton war ihm aber intereſſant. Sie hatte kaum eine Ahnung von ſeinem Wohlwollen. Doch war es ihr angenehm, daß der Graf ſich die Mühe gab, ihr in ſeiner Schweſter Abweſenheit das Leben zu erheitern; und ſie fand es nicht unnatürlich, daß er alle die Spaziergänge mit ihr machte, die ſie ſonſt in Geſellſchaft ſeiner Schweſter mit ihm gemacht hatte. Sie ſpielte, ſang ihm vor, ohne ſich einer Abſicht bewußt zu ſein, und die Neigung des Grafen ſtieg ſo langſam, daß ſie darauf hätte ſchwören können, er ſei den erſten Augenblick ihres Hierſeins gegen ſie geweſen ſo wie er jetzt war. So brachten ſie einen Monat beiſammen zu. Wilhelmine fühlte eine geheime Sehnſucht nach ſeiner Geſellſchaft und gab ſich arglos den Betheuerungen ſeiner Freundſchaft hin. Das geheime Band der Liebe war längſt geſchloſſen und es fehlte nur an einer Erſchütterung ihrer Herzen, um ihnen ihre Leidenſchaft zu verrathen.

Da kam Frau von Dürbeck zurück. Kaum war ſie vierundzwanzig Stunden im Hauſe, ſo wußte ſie und ſagte ihrem Bruder, daß er Wilhelminen liebe. »Sie iſt Alles, was Du willſt, ſchön, geſcheut, artig, lieber Bruder; ich hoffe aber, Du wirſt nie vergeſſen, daß eine ernſthafte Verbindung zwiſchen ihr und dem Grafen von Rollenhagen unmöglich iſt.« Er fand mit Beſtürzung, ſie habe Recht und verſuchte umſonſt, ſich von Wilhelminen zurückzuziehen. Wilhelmine blieb ruhig, denn ſie hatte die in ihrem Glücke eintretende Veränderung vorausgewußt. Sie liebte den Grafen mehr wie alle Menſchen, dachte aber an Heirath nicht. Sie wußte nicht, daß ſie ihn liebte, und Liebe und Heirath ſchienen ihr durchaus eins zu ſein. Hätte der Graf ſeine Schweſter nicht bei ſich gehabt, ſo würde er über Wilhelminens Liebe ſeine tief eingeſogenen Vorurtheile vergeſſen oder die Geliebte aufgegeben haben. So verſprach er ihr nur mit halbem Herzen, ſie nicht zu heirathen, und ſich eben ſo, ſie nicht zu lieben, indem er ſich abſichtlich über die Stärke ſeiner Leidenſchaft täuſchte und ſeine Schweſter bewog, ihm ferner etwas zu erlauben, um nicht Alles zu verlieren.

Sein Betragen gegen Wilhelminen wurde ungleich und unruhig und ſeine Blicke und Seufzer öffneten ihr die Augen über ihre Leidenſchaft. Sie that tiefe Blicke in ihr Herz und verglich ihre Liebe mit ihren Hoffnungen. Sie kannte im Allgemeinen den Adelſtolz, hielt ihn aber für ein Vorurtheil, das Frau von Dürbeck wohl vertheidigen könne, über das der Graf aber lächeln müſſe. Sie fühlte ſich der Hand des Grafen werth, weil ihr Herz des ſeinen werth war und und ſie ihn, nicht ſeinen Rang und Reichthum, liebte, und wendete nun auch keine weitere Vorſicht an, als daß ſie den Grafen feſt entſchloſſen beobachtete, ſobald ſie jenes Vorurtheil auch in ihm wirkſam fände, Rollenhagen zu verlaſſen. Entſchloſſenheit, es ſei wozu es wolle, iſt die Mutter der Ruhe, und ſo wurde Wilhelminens Betragen gegen den Grafen fortan ruhiger, einfacher und dem Anſcheine nach auch kälter, obwohl dieſes kleine Hinderniß ſeiner Leidenſchaft ſie nur deſto mächtiger hervorhob.

Frau von Dürbeck erklärte Wilhelminens Faſſung für berechnete Koketterie und machte ihn einen Augenblick an ihr irre; allein da ſeine Zurückhaltung ſie noch ruhiger ſtimmte, durchbrach ſeine Liebe den künſtlichen Damm deſto unwiderſtehlicher, und riß ſelbſt ihre Leidenſchaft mit ſich fort.

Das Wort Liebe war zwar noch nicht zwiſchen ihnen gewechſelt worden, und den Grafen hielt das ſeiner Schweſter ertheilte Verſprechen ab, ſich zu erklären; er überlegte aber ſchon, wie er ihren Ahnenſtolz beruhigen könne, und Wilhelminens naſſe Augen, der Ton ihrer Stimme ſagten ihm mehr, als ihre Lippen ſagen durften.

An einem ſchönen Frühlingsmorgen traf er ſie in der dunkelſten Laube des Gartens in Thränen an. Sie legte das Geſicht in ihr Tuch, ſobald ſie ihn ſah, und ihre Thränen floſſen noch ſtärker, daß ſie es thun mußte. Er nahm die Hand mit dem Tuche von den Augen und fragte: »Warum weinen Sie, Wilhelmine?« Sie ſchlug das Auge zu ihm auf und erwiederte: »daß Vertrauen und Freundſchaft nicht über die Lippen, nicht aus dem Herzen dürfen, daß das Leben ſo flüchtig entrinnt, ehe man Zeit hat zu ſagen: ich lebe, ich fühle, ich — liebe.« Sie zögerte mit dem letzten Worte. — Der Graf ergriff ihre Hand. »Was hindert Sie, liebſte Wilhelmine, das zu ſagen?« fragte er. Jetzt erſt erkannte ſie, wie viel ſie geſagt hatte. Sie ſchwieg beſchämt. — »Und redet denn nicht Thun und Laſſen mehr als Worte?« hub der Graf wieder an, »daß ich Dich liebe, Wilhelmine, mag die Welt wiſſen, wie Du es längſt weißt. Daß Du mich liebſt, iſt längſt das einzige Glück meines Lebens.« Wilhelmine war überraſcht. Mädchenhafter als ſie geglaubt hatte, war es ihr zuwider, daß er in dieſer von ihr ſelbſt veranlaßten Unterredung ſeine Liebe erklärte. — Sie ſagte erröthend: »Das meine ich nicht, lieber Graf.« — Und wollte auf ſein Erſtaunen etwas hinzufügen, das ihrer Verwirrung abhelfen ſollte. Sie ſtand auf. »Wilhelmine!« ſagte der Graf mit dem vorwurfsvollen Tone eines zurückgeſtoßenen Herzens. Sie warf ſich ſchluchzend an ſeine Bruſt.

Dieſe erſte Umarmung verhinderte ſie, ſich beſtimmter zu erklären. Sie täuſchten ſich Beide ſelbſt und erſt nach einigen Tagen merkte der Graf, daß Wilhelmine ſeinen Rang nicht als ein Hinderniß ihrer Liebe betrachtete. Es fiel ihr nicht ein, daß in des Grafen Herzen je hätte die Rede davon ſein können, und — ſo ſchwach iſt der Menſch! — der Graf ärgerte ſich, den Triumph verloren zu haben, ſeiner Geliebten mit ſeinem Range ein Opfer zu bringen. Er ſchien weniger Werth darauf zu legen, daß Wilhelmine ihn dieſes Vorurtheils nicht einmal für fähig hielt.

Indeſſen machte das Daſein der Frau von Dürbeck eine Erklärung nothwendig. Der Graf leitete ſie mit aller Feinheit ein. Wilhelmine achtete kaum darauf. Sie liebte ihn, ſie war glücklich; was hatte ſie noch zu wünſchen? Die Heirath trennte ſie von ihrer Liebe und überließ ſie Zeit und

Umſtänden. Der Graf, der dabei mehr zu bedenken hatte, dachte deſto öfter an die ſchönſte Stunde ſeines Lebens, in der Wilhelmine ganz ſein würde. Nun erſt, ſobald ſie ihm ohne Rückhalt ſagen konnte, ſie liebe ihn, entfaltete ſich ihre ſchöne Seele dem Geliebten, und riß ihn auf den Schwingen der neuen heiligen Gefühle mit ſich empor.

Frau von Dürbeck wagte nur noch einige Male auf dies Verhältniß ſpöttiſch anzuſpielen. Der Graf nahm es aber ſo froſtig, ſo ohne alle Vertheidigung auf, ſah ſie dabei ſo durchdringend an, daß ſie von der Zeit an ſchwieg. Noch hatte er nichts von Heirath geſagt; Frau von Dürbeck fühlte, die geringſte Beleidigung Wilhelminens könne ihn dazu vermögen. Sie behandelte alſo das Mädchen artig, kalt und ſteif, und ſchlug ihr Bruder einmal die Saite an, antwortete ſie nur: ſie habe ſein Verſprechen. Inzwiſchen wurde das Vertrauen der Liebenden unbegrenzt. Der Graf konnte keine Minute mehr ohne Wilhelminen zubringen. Der frühe Morgen vereinigte ſie, Mitternacht trennte ſie erſt wieder. Mit jedem Tage wurde der Wunſch des Grafen feuriger, Wilhelminen ganz zu beſitzen, und er konnte nur den Eingang nicht finden, ſeiner Schweſter zu erklären, daß ihre ehemalige Jungfer ihre Schwägerin werden ſollte. An dieſer Kleinigkeit hing ſein Entſchluß. Wilhelmine ahnete es nicht. Sie meinte, er, der unter den Sternen mit ihr ging, der vor den tauſend Augen des Himmels zu ihr ſagte: »er liebe ſie,« werde ſeinen Triumph darein ſetzen, es der ganzen Welt zu ſagen.

Am Ende war er auch ſchon wirklich drauf und dran, den entſcheidenden Schritt zu thun; da mußte Frau von Dürbeck wieder eine längere Reiſe antreten.

Sie nahm ſo zärtlich von ihrem Bruder und ſelbſt von Wilhelminen Abſchied, ließ ſogar ein paar Worte fallen, daß ſie vielleicht nicht immer unbeweglich über dieſen Punkt bleiben werde. Er wollte auf der Stelle reden: ſie verſchloß ihm mit der Hand den Mund. »Wenn ich zurückkomme, lieber Bruder,« ſagte ſie, »dann hoffe ich, ſollſt Du mit mir zufrieden ſein.« Mit dieſen Worten hüpfte ſie in den Wagen.

Nun waren die Liebenden allein und die Liebe, die Einſamkeit, die Hoffnung baldiger Vereinigung verriethen ſie. Der Graf ſchwur der verrathenen Wilhelmine zu ihren Füßen ewige Treue. Sie erſtaunte, daß er beſchwur, was ſie nie bezweifelt hatte.

Selbſt die Heimlichkeit ihres Glücks, die halbe Reue, die Unruhe verlieh ihm einen Reiz mehr. Und was hatte der Graf ſeinem geliebten Weibe nun noch zu verſchweigen? Er ſprach offen mit ihr über die Abneigung ſeiner Schweſter gegen ihre Verbindung. Wilhelmine lächelte. Er fuhr fort: »Sieh, meine Einzige, Du biſt mit ihr in einem ſo ſeltſamen Verhältniſſe geweſen —«

»Ich war ihre Jungfer,« ſagte Wilhelmine. Sie hatte nicht gemerkt, daß er das Wort umgangen. »Ich liebe meine Schweſter,« fuhr er fort, »und ſo wünſchte ich, daß ſie mit unſerer Verbindung zufrieden wäre.«

Dawider hatte Wilhelmine nichts. Sie wünſchte das ſelbſt. Allein aus einigen Wendungen des Geſprächs entnahm ſie auch, daß der Graf einen Werth auf das Opfer legte, das er ihr brachte. Sie wurde tiefſinnig. Allein die Gluth ſeiner Liebe ſchmolz die ſtarren Zweifel ihrer Seele. Sie fühlte, ſie würde einem Bruder eben die Schonung erweiſen und willigte gern in das Betragen, das er ſich und ihr gegen Frau von Durbeck vorſchrieb.

Da dieſe zurückkam, kündigte ſie ihrem Bruder den Beſuch ſeines Oheims, eines ſehr ſtolzen Grafen von Rellenhagen und anderer Verwandten an, ohne ſeiner Liebe mit einem Worte zu erwähnen. Dem Grafen war dies aus hundern Gründen unerwünſcht. Er war Allen, die kommen wollten, beſonders ſeinem Oheim, Ehrerbietung ſchuldig. Er kannte den Stolz ſeiner Familie und eben ſowohl Wilhelminens Empfindlichkeit gegen die geringſte Zurückſetzung. Er befürchtete unangenehme Scenen, ob er gleich feſt entſchloſſen war, Wilhelminen die ſeiner Frau gebührenden Rechte zu verſchaffen.

Seine Gäſte kamen an. Am Abend erſchien Wilhelmine auf den Wunſch des Grafen und wider ihren eigenen bei Tiſche. Als ſie in den Saal trat, wendeten ſich Aller Blicke auf ſie. Der Graf faßte ihre Hand und führte ſie zu ſeinem Oheim. »Mademoiſelle Garthoff, mein gnädiger Oheim. Ein ſehr achtungswürdiges Frauenzimmer, das ſich das Vergnügen macht, den Sohn meiner Schweſter zu erziehen.« Der alte Graf war artiger, als ſein Neffe gedacht hatte. Man ſetzte ſich, man behandelte Wilhelminen auf keine Weiſe unhöflich; beſprach aber Dinge, von denen ſie nichts wußte und antwortete ihr ganz kurz, wenn ſie ſich hie und da in das Geſpräch miſchte. Selbſt dem Grafen ließ man nicht Zeit, mit ihr zu reden. Nach Tiſche ging Wilhelmine.

Eine alte Dame fragte: »Sie hatten einmal eine Kammerjungfer, liebe Durbeck, war das nicht das Mädchen?« — Der Graf erröthete. »Für eine Kammerjungfer weiß ſie ſich recht gut zu benehmen.«

»Sie iſt beſcheiden,« ſagte der alte Graf, »und es iſt allemal gut, wenn ſolche Leute einſehen, in welcher Geſellſchaft ſie ſind.«

Der Graf glühte innerlich. Was ſollte er hier ſagen! Seine Schweſter hatte ihm dringend an das Herz gelegt, ſich nichts von ſeinen Wünſchen merken zu laſſen, und er fand es ſelbſt das Beſte, um Wilhelminen nicht auszuſetzen.

Frau von Durbeck hielt Wilhelminen eine Lobrede, die man kalt anhörte, und der alte Graf ſagte: »Ei, die Jungfer mag recht gut ſein. War ihr Vater nicht ein armer Teufel, dem Sie das liebe Brod gaben?«

Der Geliebte des Mädchens konnte vor innerm Zorn nicht reden; er fühlte aber etwas Saures bei dem Worte Kammerjungfer. Er hätte ſein halbes Vermögen darum gegeben, wenn ſie nur das nicht geweſen wäre. Das alte verjährte Vorurtheil brach in ſeinem Herzen mächtig hervor.

Er ſuchte, wie er allein war, nach einem Mittel, ſeinen Stolz mit ſeiner Liebe zu vereinen. Er fand mit Erſtaunen, daß er von dem Vorurtheil ſeines Standes noch nicht frei war, ſo oft er deſſen auch in Wilhelminens Armen verſpottet hatte. Er ſchlich zu ihr und war ſehr zärtlich; doch fehlte es ſeiner Zärtlichkeit an dem Feuer argloſer Unbefangenheit.

Wilhelmine hätte andere Betrachtungen angeſtellt. Sie fühlte ſich von den Gäſten des Grafen nicht beleidigt und hatte nichts Anderes erwarten können; allein der Graf hatte in ſeinem Betragen etwas gehabt, das ihr nicht gefallen. Nichts erregt und vergiftet den Argwohn leichter, als der kleinſte Anſchein von Zurückſetzung von Seiten des Geliebten. Sie beſchloß, den Grafen zu beobachten, ohne ihm Verdacht zu zeigen. Sie waren Beide zärtlicher gegen einander, wiewohl geſpannt und verlegen.

Der Graf hoffte, der künftige Tag ſolle Wilhelminen beſſer gegen ſeine Verwandten ſtellen, und Wilhelmine, es werde zu einer Scene kommen, in der er ſie nothwendig in Schutz nehmen müſſe. Sie irrten Beide. Der ganze Beſuch war ein verabredeter Plan der Frau von Dürbeck, die Liebenden zu trennen. Man war eben auf ihre Vorſtellung übereingekommen, durch abgemeſſene Vernachläſſigung einen Stachel gegen Wilhelminen in des Grafen Herz zu werfen. Die liſtige Frau fühlte ſehr wohl, daß der Graf, bei der erſten Beleidigung, Wilhelminen entſchieden in ſeinen Schutz nehmen werde, und daß bei der heftigen Gemüthsart ihres Bruders dann Alles verloren ſei. Eben deswegen hatte ſie die Verwandten, die ihren Plan begreifen und ausführen konnten, ſorgſam ausgeſucht.

Sobald Wilhelmine auf des Grafen Bitte am anderen Morgen beim Thee erſchien, hub das Spiel aufs Neue an. Der Graf gab ihr jede Gelegenheit, ſich ſicherer zu ſtellen; man achtete nicht darauf. Niemand bemerkte ſie. Auf die Länge machte dies das junge Mädchen unbeholfen und verlegen. Der Graf war entrüſtet und nun redete Frau von Dürbeck ſie ein paar Mal an. Wilhelmine antwortete, wie ſie gewohnt war, nicht. Der Graf ſah ein leiſes Lächeln auf den Lippen eines ſeiner Verwandten, der in dem Rufe eines ſehr gebildeten Mannes ſtand. Er verwünſchte heimlich ſeine Gäſte, ſich ſelbſt und die Verlegenheit ſeiner Geliebten.

So ging es einige Tage fort. Der Anſtand wurde nie verletzt. Aber die kalte, lächelnde, ſchonende Höflichkeit, unter deren Gewichte Wilhelmine ſich bewegen mußte, benahm ihr alle Leichtigkeit und gab ihr um ſo üblere Laune, als ſie eigentlich Niemand anzuklagen hatte. Der Graf konnte nicht losbrechen, wie er tauſendmal wünſchte; denn er ſah das Erſtaunen, den Spott und Hohn auf allen Geſichtern, ſobald er ſagen werde, daß Wilhelmine ihm mehr ſei.

Dem Trotze kann man Trotz entgegenſetzen, der Unvernunft Kälte und Kraft, dem Zorn Ruhe, dem Grimme ein ſiegendes Lächeln; was ſoll man aber verächtlichem Lächeln oder Kopfſchütteln entgegenſetzen? Der Graf begann Gott zu danken, daß man ſeine Liebe zu Wilhelminen noch nicht wiſſe. Er ſchob ſeine Verbindung mit ihr in Gedanken ſo lange hinaus, bis ein Zufall ihn berechtige, ſie zu erklären. Seine Liebe war nicht vermindert; ſein Gemüth aber nicht mehr mit ſich einig. Er glaubte nicht, daß Wilhelmine ihn ſo genau beobachte, noch weniger, daß ſie ihn ſo genau beobachten könne.

Ihr Vater, der viel mit Menſchen aus allen Ständen gelebt hatte, gab ihr auf ihren Wunſch, zu Frau von Dürbeck zu ziehen, die Lehre: ſich in keinem Falle mit einem Adlichen auf einen vertrauten Fuß zu ſetzen. »Es gibt jetzt,« ſagte er, »Tauſende von Adel, denen der gemeine Adelſtolz ſelbſt lächerlich iſt, die, eben weil ſie Verdienſte haben, das Verdienſt des Bürgerlichen ehren. Aber ſie ſind doch Edelleute und müſſen ſo, wenn auch nicht die Ketten ihres eigenen Vorurtheils tragen, durch die Vorwürfe und Verachtung ihrer ſchlimmeren Standesgenoſſen, ſich in eben ſo ſchwer laſtende geſchlagen ſehen. Du willſt zu Frau von Dürbeck, meine Tochter; ſei, was Du dort ſein ſollſt, ganz, ihre Jungfer, die Erzieherin ihres Sohnes, ihre Vorleſerin, ihre Sängerin, was Ihr immer wollt; aber niemals ihre Freundin. Dein Herz müßte ein Raub dieſer Freundſchaft werden, denn ſie würde Dich zuletzt verſtoßen.«

Bei Frau von Dürbeck ward es Wilhelminen nicht ſchwer, ihres Vaters Rath zu befolgen; allein jetzt fiel er ihr bei ihrem Geliebten ein, und die Schärfe ihres Verſtandes erkannte, daß jenes allgemeine Vorurtheil ſeinem Herzen leider! nicht fremd ſei. Die bittere Empfindung, ſich zurückgeſtoßen zu ſehen, regte allen Stolz auf, deſſen ihr Weſen fähig war. Die Hand, die der Graf ihr als eine Wohlthat bot, verletzte ſie. »Wie?« fragte ſie ſich, »wenn nun ſeine Liebe zu mir endigte? Wenn er dann das Opfer, das er mir bringt, zu ſchwer findet?« Sie erſchrak vor den Folgerungen, die ſich daraus ziehen ließen. Sie kam zu keinem Entſchluſſe, denn ſie liebte den Grafen unausſprechlich. Er hingegen ging eines anderen Weges. Er dachte nicht daran, ſeine Verbindung mit Wilhelminen aufzugeben; er war der glücklichſte Mann in ihren Armen; allein ihn drängte kein Wunſch, die Verbindung mit ihr geſetzlich zu machen. Sie war ganz ſein; was noch fehlte, vermißte er in gewiſſen Augenblicken ſogar gern. Er ſchwieg von Trauung, und Wilhelmine, der ſein Schweigen bedeutend wurde, fragte geſprächsweiſe einmal mit aller Unbefangenheit: »wann er ihr ſeine Hand geben wolle?« Sie erharrte ungeduldig ſeine Antwort, und von ihrem ſcheinbar ruhigen Tone getäuſcht, war der Graf nur allzu aufrichtig, indem er zu ihr ſagte: »Wenn Du willſt, liebes Kind, noch heute, dieſen Augenblick; nur hoffe ich, wirſt Du nichts dagegen haben, daß unſere Verbindung vor der Welt eine Zeitlang ein Geheimniß bleibt.«

»Warum?« fragte ſie ſehr kalt und ohne Nachdruck. —

»Das Verhältniß meines Standes, meine Verwandten ......«

»Ich zweifle,« ſagte ſie lachend, »daß ſie jemals ihre Einwilligung geben. Wenigſtens die nicht, die ich kenne.«

Er zuckte die Achſeln.

»Alſo,« fuhr ſie leicht fort, »heute oder über's Jahr, der Zeitpunkt iſt eins. Oder wünſcheſt Du, daß unſere Verbindung auch dann geheim bleibe, das wäre etwas Anderes.«

Er küßte ihre Hände. »Ja, liebſte Wilhelmine, wir wollen uns heute noch trauen laſſen; aber ich erſuche Dich, eine Weile zu verſchweigen, daß Du meine Frau biſt. Ich will alle Anſtalten treffen.«

Aetzendes Gift floß in ihre Seele.

»Wozu die Eile?« fragte ſie mit einem Seufzer. »Laß uns das überlegen!«

Sie gingen auseinander, er, froh, daß ſie es ſo leicht nahm, ſie mit dem zerdrückenden Gewicht auf der Seele, daß der Graf ſich ihrer ſchäme. »Und wie kann er lieben, wenn er ſich meiner ſchämt,« dachte ſie, »wie ſoll ich ihn glücklich machen, wenn er mich ſo wenig achtet?«

Tauſend Zweifel folgten einander. »Wie habe ich doch jemals meines Vaters Lehre vergeſſen können!« rief ſie endlich, und da der Graf in den nächſten Tagen nichts ſagte, ſo bildete ſich der Entſchluß, niemals ſeine Frau zu werden, unwiderruflich in ihr aus. Um ihrer Sache gewiß zu werden, nahm ſie zu einem nochmaligen Geſpräche ihre Kraft zuſammen. Sie ſchien die Geheimhaltung ihrer Verbindung ſelbſt als nothwendig anzuſehen, gab ſie dem Grafen zu und ging noch weiter, ſuchte ſelbſt die armſeligſten Gründe dieſer Nothwendigkeit auf. Er billigte ſie. —

Sie umarmte ihn bei ſeinem Scheiden mit ahnungsreicher Zärtlichkeit. Er reiſte mit ſeiner Schweſter auf zwei Tage in die Nachbarſchaft.

Kaum war er fort, ſo ſchrieb ſie ein Billet, packte ihre Sachen und eine Summe Geldes ein, die der Graf ihr geſchenkt hatte, ließ anſpannen und fuhr ins nächſte Städtchen. Hier nahm ſie Poſtpferde und reiſte weiter.

Der Graf erhielt bei ſeiner Rückkehr folgenden Brief:

> »Ich erſpare durch meine Abreiſe mir und Ihnen, lieber Graf, das Bereuen unſerer Liebe. Ich liebte allein Sie, nicht Ihren Rang; auch Sie liebten mich, das iſt in der troſtloſen Stunde meines Lebens meine freudigſte Ueberzeugung. Eine Verbindung mit mir mußte Ihnen ein Opfer ſcheinen; das konnte ich nicht zugeben. Es iſt nicht Großmuth, was mich von Ihnen reißt, wie Sie nach Ihrer Sinnesweiſe glauben möchten. Es iſt das reinſte Gefühl meines Werthes. Auch hat mir das Scheiden weniger Ueberwindung gekoſtet, als mir das Bleiben gekoſtet haben würde. Ich will lieber weinen als zittern, lieber unglücklich als mir ſelbſt verächtlich ſein. Unſere Herzen

täuſchten ſich mit dem Gefühl einer Stärke und Tugend, die erſt das Loos einer glücklichen Zukunft ſein wird. Ich konnte nichts thun als den Irrthum löſen. Sie werden mich nie vergeſſen und ich werde Sie ewig lieben. — Obwohl ein Vorurtheil uns trennte, bin ich gerecht genug zu glauben, daß Sie es verdienten, von ihm frei zu ſein.

Wilhelmine.«

Der Graf überlas das Billet hundert Mal und verſtand es nicht. Er hielt Wilhelminens Abreiſe, die nur der edelſte Stolz geweſen war, in der That für Großmuth. Er ſetzte ſich zu Pferde und ritt von Station zu Station. Doch verlor er ihre Spur und kehrte troſtlos zurück. Nun er Wilhelminen nicht mehr hatte, fühlte er erſt die Größe ihres Verluſtes. Er wäre jetzt im Stande geweſen, im Angeſicht des ganzen Landesadels, knieend um ihre Hand zu bitten. Er verwünſchte ſeine Unſchlüſſigkeit, ſeinen Stolz, beſonders da er nach und nach einſah, daß ohne Zweifel der Vorſchlag einer heimlichen Verbindung ihm Wilhelminen geraubt habe. Er verwünſchte ſeine Schweſter und erklärte ihr, daß er Wilhelminen heirathen werde, ſobald er ſie fände. Er verwünſchte ſeine Verwandten und ſchrieb ihnen daſſelbe, was er nun laut und öffentlich ausſprach. Frau von Dürbeck hielt Wilhelminens Abreiſe für nichts als einen Theaterſtreich und glaubte ihr Spiel verloren. Sie ſagte mit bitterem Spott: »Wenn das Dein Ernſt iſt, Bruder, ſo ſei ruhig, die bezauberte Prinzeſſin wird ſich wiederfinden. Der Kunſtgriff iſt zu abgenutzt, als daß er täuſchen könnte.«

Der Graf ſchrieb, ritt, fuhr, reiſte, fragte; allein Wilhelminens Aufenthalt blieb verborgen. Er kehrte nach ſechsmonatlichem vergeblichem Forſchen hoffnungslos nach Rollenhagen zurück und ſeine Schweſter fing nun dennoch an zu glauben, daß Wilhelmine keine Rolle geſpielt haben möge. Zuvor hatte ſie geſagt: »die liſtige Schlange!« Jetzt ſagte ſie: »das einfaltige Geſchöpf!« — Wehe dem Menſchen! daß ihm die Tugend ſo oft nur Liſt oder Dummheit iſt.

Der Graf überließ ſich einer finſtern Schwermuth, von der ihn allerdings die Zeit wieder heilte; Wilhelminens Verluſt erſetzte ihm aber nichts auf der Welt. Seine Verwandten verſuchten mehrmals, ihn zu vermählen und brachten die reizendſten und gebildetſten Mädchen mit ihm in Verbindung. Der Graf verglich ſie mit Wilhelminen und blieb unempfindlich. Er machte noch von Zeit zu Zeit Reiſen, um ſie aufzufinden. Allein ſtets vergebens. Er vergrub ſeinen Kummer in die Einſamkeit ſeiner Güter und auch hier umſchwebte ihn ihr Genius. Man gab es endlich auf, ihn verheirathet zu ſehen, und der junge Dürbeck wurde zu ſeinem Erben erklärt und je nach den Anſprüchen auf ſeines Oheims Reichthum erzogen.

Wilhelmine reiſte mit ihrem Schmerz und dem beruhigenden Gefühle, daß ſie recht gethan habe, weiter. Sie nahm ihren Weg nach Hamburg, wo ſie als Erzieherin oder in einer ähnlichen Lage am eheſten unterzukommen glaubte. Auf einer kleinen Poſtſtation traf ſie mit anderen Reiſenden, einem ältlichen Manne von ſtattlichem Anſehen und ſeiner anmuthigen Frau zuſammen. Der Mann hob Wilhelminen aus dem Wagen. Sie aßen zuſammen und fanden, daß ſie alle nach Hamburg wollten. Die Fremden ſchlugen Wilhelminen, die keinen eigenen Wagen hatte, vor, in dem ihrigen mit weiter zu reiſen. Es wurde gern angenommen.

Unterweges fragte der Fremde Wilhelminen, »wer ſie ſei?« Sie antwortete im Gefühl ihres Schmerzes: »eine von ihrem Manne verlaſſene Frau.«

Der Fremde ſah ſie forſchend an und fragte nur nach ihren Namen.

»Madame Frank.«

Er ließ ſich mit ihr in ein Geſpräch ein und nach einer Weile rief er, »Der Böſewicht!«

Wilhelmine ſah ihn groß an.

»Ich meine Ihren Mann,« ſagte er.

»Er war ein edler Mann, mein Herr,« verſetzte ſie ſanft und bereuend, »nur das feinſte Gefühl der Ehre hat uns getrennt.«

Der Fremde fragte ſo wenig wie ſeine Frau nach ihren Schickſalen und Wilhelmine wußte es ihnen Dank. Er erkundigte ſich nach ihren Abſichten in Hamburg, die ſie ihm angab. Sie fühlte unterwegs die Aufheiterung einer geiſtvollen Unterhaltung. Der Fremde erzählte von ſeinen Reiſen. Er kannte eine unglaubliche Menge Menſchen, und es nahm Wilhelminen nicht Wunder, ſobald ſie erfuhr, daß er der Direktor des Hamburger Schauſpiels war.

In Hamburg nahm er Wilhelminen zu ſich. Er hörte ſie ſingen, ſpielen, leſen und that ihr doch nicht den Vorſchlag, auf die Bühne zu gehen. Sie las zuweilen für ausbleibende Schauſpielerinnen eine Rolle in den Leſeproben. Sie las richtig. Man munterte ſie auf, und dennoch trug der Director ihr nicht an, aufs Theater zu gehen. Wilhelmine gerieth ſelbſt auf den Einfall.

Ihr Wirth ſtellte ihr die Laſten des unendlich ſchweren Standes vor. Sie glaubte ihm nicht, widerlegte ſeine Einwendungen und betrat die Schaubühne. Ihre Schönheit, ihre Stimme, ihr richtiges, ſchnelles Gefühl machten ſie zu dem Lieblinge des Publikums. Sie blieb bei dem Director wohnen und man erkannte mit der Zeit auch, daß ſie ſo tugendhaft wie ſchön war.

Nach einigen Monaten entdeckte die Frau des Direktors, daß Wilhelmine Mutter würde. Wilhelmine erſchrak davor; jedoch erhob ſich ein Gefühl des Entzückens in ihrer Seele. Jetzt wurde ihr das Andenken des Grafen unendlich theuer, und ermannte ſich ihre Liebe wieder bis zu dem Wunſche, ihn nicht verlaſſen zu haben. Das Muttergefühl fachte ein heiliges Feuer in ihrer beklemmten Bruſt an.

Sie lebte in einer Art Ueberfluß und legte von ihrem Gehalte zurück, Anfangs, wie der Direktor ſagte, für ihr Alter, jetzt für ihr Kind. Sie hatte bis dahin die erſten Liebhaberinnen geſpielt, jetzt wählte ſie in einem Schauſpiele die Rolle einer Mutter und die Worte: »ich werde bald Mutter ſein!« die faſt immer ein Lächeln im Parterre erregt hatten, ſprach ſie mit ſolcher Erhabenheit, die Thränen drangen ihr ſo gewalſam aus den Augen, ihr Geſicht ſah ſo heilig aus, daß die allgemeinſte Rührung das Haus ergriff. Niemand lachte, obwohl Wilhelminens Geſtalt die Worte beſtätigte. Sie wurde endlich die Mutter eines geſunden Mädchens und ihr Entzücken war ohne Maß.

Sie erzog ihre Tochter mit der äußerſten Vorſicht und Liebe und würde um deswillen ſelbſt die Bühne verlaſſen haben, wenn die Sorge für ihren beiderſeitigen Unterhalt ſie nicht davon abgehalten hätte; doch war ſie feſt entſchloſſen, ihre Tochter völlig von der Bühne abzuſondern.

Sobald die kleine Karoline ſechs Jahr alt war, verließ die Mutter mit ihr die Stadt und bezog ein Landhaus in einer reizenden Gegend an der Elbe, wo ſie das Kind in ihrer Abweſenheit einer ihr gleichgeſinnten gebildeten armen Witwe anvertraute, die ſie in ihren Dienſt genommen hatte. Hier hatte ſie ſich auch jeden Beſuch verbeten und lebte in tiefer Einſamkeit nur der Erziehung ihrer Tochter. Ein Paar gut geartete Gärtnerskinder waren deren Geſpielinnen.

Als Karoline älter ward, brachte die Mutter ihr ihre eigenen Grundſätze und Lebensregeln bei, und warnte ſie beſonders vor der Freundſchaft und dem Vertrauen zu Menſchen aus den höheren Ständen. Ueber dieſen Punkt redete ſie immer mit Thränen in den Augen und der angeſtrengten Kraft ihres Herzens, hiermit drang ſie auch am tiefſten in ihrer Tochter Seele ein. Von nichts in der Welt war Karoline inniger überzeugt, als das ein Großer nie das Vorrecht, das ihm die Geburt gebe, vergeſſen könne, wäre er auch noch ſo edel. »Es iſt in alle Faſern ſeiner Seele verwachſen,« ſagte die Mutter, »alle ſeine Gedanken und Empfindungen tragen dieſe Farbe. Er kann ſich nimmer davon losmachen. O, mein Kind,« fuhr ſie fort und ſchloß ihre Tochter innig an ſich, »was es Dir auch koſten mag, reiße Dein Herz von Jedem los, der über Deinem Stande iſt, ehe Du gezwungen wirſt, es zu thun.« — Dabei erhielt ſie ihr jedoch alle Reinheit und Unſchuld und machte ſie zu ihrer zärtlichſten Freundin.

Als es nach und nach verlautete, welch ſchöne Tochter Madame Frank habe, überfielen einige neugierige Schauſpielerinnen Beide und erſtaunten über den Reiz des Mädchens. Sie brachten die Kunde von ihr von Mund zu Mund in der Stadt herum und ſo ward die Gegend, wo Madame Frank wohnte, der beliebteſte Spaziergang der jungen Männer, die ſie wenigſtens zu ſehen wünſchten, wo ſie nicht bis zu ihr gelangen konnten.

Die Schauſpieler lagen Madame Frank an, ihre Tochter auf das Theater zu bringen und ſelbſt das Publikum ſchien es zu wünſchen. Es blieb ihr daher nichts übrig, als daß ſie ſich von Karolinen trennte und durch ihre Entfernung dem mannichfachen Andringen auswich. Sie ſandte das junge Mädchen in Geſellſchaft der Witwe in eine Stadt, wo ſie ehedem mit ihrem Vater gelebt hatte. Sie hatte ſie mit ihren Schickſalen nicht bekannt gemacht, weil ſie fürchtete, daß dieſe Kenntniß Karolinen mit dem Grafen in einen Zuſammenhang bringen könne, den ſie für ihre Ruhe nicht zuträglich hielt. Karoline wußte alſo nichts, als daß ihr Vater ein Maler Namens Frank geweſen und ihre Mutter nach ſeinem Tode zu ihrem Unterhalte Schauſpielerin geworden ſei.

Sie kam mit ihrer Pflegemutter an Ort und Stelle an, miethete ein paar Zimmer in einem anſtändigen Hauſe und lebte hier eingezogen und einfach. Jeden Poſttag ſchrieben Mutter und Tochter an einander.

Die Stadt lag in einer romantiſchen Gegend. Ein Fluß mit hohen felſigen Ufern ſtrömte daran hin in ein weites Thal mit Dörfern, Weinbergen und Wäldchen und auf die Felſenhöhen ging Karoline oft mit ihrer Begleiterin luſtwandeln.

Als ſie eines Tages an ihren Lieblingsruheplatz kam, war derſelbe von einem jungen Manne eingenommen, der die Gegend zeichnete. Er ſchlug die Augen von ſeiner Beſchäftigung auf, als ſich die beiden Frauen näherten und ſah Karoline einen Augenblick an. Er zog den Hut, um ſie zu grüßen. Jedoch zu gleicher Zeit warf er Hut und Papier von ſich, rief: »O, mein Gott!« und ſtürzte mit furchtbarer Gewalt von dem ſteilen Felſen.

Karoline ſchrie auf und trat an den Abhang.

Der junge Mann ſprang mit Haſt und Gewandtheit von einem Felsſtück zu dem andern und nun gewahrte Karoline die Urſache des gefährlichen Laufs. Ein paar Kinder hatten oben am Abhange des Felſens geſpielt. Das eine geräth zu nahe daran, fällt hinab und rollt mit Gewalt dem Fluſſe zu. Das war's.

Die Mutter der Kinder, die auf dem Felde arbeitete, näherte ſich lautſchreiend. Karoline folgte mit angſtvollen Blicken dem Jünglinge, der dem Kinde zuvorzukommen ſtrebte. Er erreichte es im Augenblicke der größten Gefahr, ergriff es und warf ſich zu ihm an dem ſteilſten Abgrunde nieder. Weiter konnte er in dem erſten Augenblicke nichts thun, um ſich und das Kind zu retten. Dann erhob er ſich langſam mit ihm und kletterte wieder aufwärts. Karoline rief ihm zu, wohin er ſich halten müſſe, um die Höhe zu erreichen. Er erreichte ſie glücklich.

Karoline reichte ihm die Hand, um ihm völlig empor zu helfen. Er war oben. Er drückte das Kind an ſeine Bruſt, küßte es ſchweigend und übergab es der Mutter mit einem Geſchenke, über das die Frau ihren Sohn ſo weit vergaß, daß ſie nur für das Geld dankte.

Das Kind war betäubt, die Mutter eilte mit ihm davon und Karoline ſtand bei dem Jünglinge und fragte: »Mein Gott! wie kam das?« Er erzählte, was er geſehen hatte, und ſo gelangte man, über den Unfall plaudernd, wieder an die Stelle, wo er geſeſſen. Hier half Karoline ihm ſeine Papiere ſammeln. Sie beſah das Blatt, das er gezeichnet hatte. »Sie ſollten die Begebenheit darauf nicht vergeſſen,« ſagte ſie, »hier ſtanden Sie mit der Mutter des Kindes.« — Er warf die Mutter mit dem Kinde auf dem Arme in ein paar Zügen aufs Papier.

Darüber kamen ſie auf die Ausſicht zu ſprechen. Der junge Mann zeigte Karolinen die ſchönſten Punkte der Gegend, die ſie kannte. Was ſie aber nicht wußte, war, daß man die Landſchaft erſt am frühen Morgen in ihrer ganzen Pracht ſehen konnte. »Das wollen wir morgen unterſuchen,« ſagte Karoline zu ihrer Pflegemutter.

Sie gingen noch eine Weile mit dem jungen Manne. An einem Seitenwege, den die Frauen einſchlugen, verließ er ſie und ſie fragte, »hatte er nicht etwas ſehr Edles in ſeinem Weſen?«

Es war der junge Dürbeck, den der Zufall mit der Tochter ſeiner erſten Erzieherin zuſammengeführt hatte. Er war zwei und zwanzig Jahre alt und Karoline beinahe ſiebenzehn. Der Jüngling hatte ſeine ſpätere Erziehung nicht im Hauſe ſeiner Mutter empfangen, weil der Graf einen Widerwillen gegen ſie gefaßt hatte, der ihn verhinderte, ihr die Bildung ihres Sohnes anzuvertrauen. Er hatte denſelben einem zuverläſſigen Hofmeiſter übergeben, dem es ausdrücklich auferlegt worden, ihn frei von den Vorurtheilen ſeines Standes zu erziehen und der verſtändige Mann erfüllte gewiſſenhaft ſeine Pflicht.

Nach vollendeter Erziehung begleitete er ſeinen Pflegling auf reiſen durch Deutſchland und die Schweiz bis er ein Mädchen, das er liebte, und ein Amt, das ihn nährte, fand. Nunmehr durfte der junge Baron noch einige Zeit ſich ſelbſt überlaſſen, auf Reiſen zubringen, und dabei kam er in die Stadt, wo Karoline lebte. Er liebte die Natur, die Schönheit der Gegend zog ihn an, und er überließ ſich ſeiner Luſt am Zeichnen. Noch mehr als die Gegend feſſelt ihn jetzt die Schönheit des jungen Mädchens, und er hatte bei ihrem Anblick eine heitere, reine Jugendempfindung. Wahrſcheinlich ſchlummerte die Erinnerung an Wilhelminen noch in ſeiner Seele, und ward durch Karolinens Aehnlichkeit mit ihrer Mutter wieder wach.

Am anderen Morgen war er mit Sonnenaufgang auf dem Felſen und hoffte ſehnſuchtsvoll auf das ſchöne Mädchen. Sie kam und er redete ſie an. Karoline ſchwelgte in dem Genuſſe der Natur und jedes Wort das ſie ſagte, kam aus vollem Herzen. Ihr poetiſcher Ausdruck, den eine einſame Erziehung allemal bildet, verwunderte Dürbeck. Er liebte ihn und hatte noch nie Anhänglichkeit für ein weibliches Weſen empfunden, weil er von der Kälte ihres Ausdrucks auf ihre Herzen geſchloſſen hatte. Hier ſtand er vor einem ſchönen Mädchen, das mit eben dem Feuer redete wie er dachte und fühlte. Er war entſchloſſen, ſeinen Umgang mit ihr fortzuſetzen.

Er erkundigte ſich nach ihren Familienverhältniſſen und Karoline ſagte ihm ihren Namen, ſo wie, daß ihre Begleiterin ihre Pflegemutter ſei.

»Alſo ſind ihre Eltern todt?« fragte Dürbeck.

»Mein Vater; meine Mutter iſt Schauſpielerin in Hamburg.«

Bei dem Worte Schauſpielerin ſank ſein froher Muth. Er hielt Karolinens Wärme für eine Rolle. »Schauſpielerin?« wiederholte er ſeufzend, »Und ſie leben ſo weit von Hamburg?«

»Nach dem Willen meiner Mutter.«

»Sie haben ſelbſt ſchon geſpielt?«

»Nie; ich bin erſt höchſtens drei Mal im Theater geweſen, und jedes Mal gab man: Nicht mehr als ſechs Schüſſeln. Dies war das einzige Stück, das meine Mutter mir zu ſehen erlaubte.«

»Und warum nur das?« fragte er nachdenkend.

»Weil meine Mutter mir recht anſchaulich machen wollte, daß das Verhältniß, in das ein Bürgerlicher mit Adlichen kommen kann, für den erſteren immer drückend wird, daß der Adel ſeinen Stolz . . . . Doch,« fuhr ſie dazwiſchen, »ſtehe ich hier und plaudre, und weiß nicht einmal wer Sie ſind.«

»Sie haben mich geſtern in meiner Berufsbeſchäftigung angetroffen. Ich bin ein Maler und heiße Schutz.«

Dürbeck wollte das Mädchen nicht beſchämen, das dem Adel eine ſolche Härte geſagt hatte und gab ſich darum wie ſchon öfter den Namen ſeines Lehrers, der ihm in jedem Verhältniſſe weniger Zwang auferlegte.

Die Bekanntſchaft war eingeleitet und Karoline ging nicht ungern mit einem Maler um, da ihr Vater dieſelbe Kunſt betrieben hatte. Ihre Pflegemutter hatte den Auftrag, ihre Wünſche möglichſt zu erfüllen und das junge Mädchen dabei nur ſcharf im Auge zu behalten. Sobald ſie wieder heimgingen, begleitete Dürbeck ſie, da Karoline keine Bedenklichkeiten äußerte, bis vor ihr Haus. Er wollte ihr noch einige Schweizerlandſchaften zeigen und es war natürlich, daß er ſie beſuchte. Karoline ſagte: »wir ſind den ganzen Vormittag zu Hauſe,« und in zehn Minuten war Dürbeck mit ſeinen Zeichnungen bei ihr.

Dürbeck, der noch nie ſo ſchnell eine Bekanntſchaft gemacht, ſchob die Freimüthigkeit und Natürlichkeit Karolinens auf den Stand ihrer Mutter. Auch würde ſie gegen Jeden blöder geweſen ſein, mit dem ſie nicht auf ſo ſeltſame Weiſe bekannt geworden wäre. Dürbeck fand Karolinen ſchön und gebildet; allein er traute ihrem Charakter nicht. Auch lag etwas Räthſelhaftes in ihrem Aufenthalte in dieſer Stadt. Indeſſen betrachtete er die Bekanntſchaft als ein Abenteuer, das er enden könne, ſobald er wolle.

Er fand zu ſeinem Erſtaunen auf Karolinens Zimmer eine Anzahl der ausgeſuchteſten deutſchen und franzöſiſchen Bücher, von denen er keines hier erwartet hätte. Er durchblätterte die Muſikalien, und ſie waren von demſelben ſtrengen Geſchmacke ausgewählt. Er ſah das Mädchen darauf an und der Geiſt der reinſten Unſchuld in ihrem Geſichte entſprach dem Allen. Doch ſtand ihm das Wort Schauſpielerin beſtändig entgegen. Die Pflegemutter, die ihn ſo emſig unter den Büchern und Noten kramen ſah, lächelte einige Mal; auch dies Lächeln ſchien ihm bedeutend.

Er ließ ſeinen Argwohn nicht fahren. Er ging und kam wieder; immer traf er Karoline allein, einfach gekleidet, bei weiblicher Arbeit, einem guten Buche oder am Klaviere vor den edelſten Meiſterwerken der Kunſt.

Er erfuhr nach und nach die Grundſätze ihrer Erziehung und las einige Briefe der Mutter an die Tochter, die ihn mit der tiefſten Achtung gegen Beide erfüllten.

Wilhelmine und Karoline correſpondirten über die neue Bekanntſchaft und die Tochter verbarg der Mutter nicht ihre leiſeſte Empfindung für den jungen Mann, worauf dieſe jener erklärte, daß daraus Liebe werden könne.

Die Pflegemutter erhielt Verhaltungsbefehle. Man erkundigte ſich nach dem Leben des Künſtlers und was man hörte, war zu ſeinem Lobe. Ueber ſeine Gefühle beſtand kein Zweifel. Seine Neigung zu Karolinen ward mit jedem Beſuche erſichtlicher. Das wußten jedoch nur die beiden Mütter.

Dürbeck liebte Karolinen leidenſchaftlich, verbarg ihr aber ſeine Empfindungen. Er zitterte vor der Zukunft; er hörte von dem Mädchen und las in ihrer Mutter Briefen, wie abgeneigt ſie jeder Verbindung über ihrem Stande waren. Von Seiten ſeines Oheims glaubte er kein Hinderniß befürchten zu dürfen, denn dieſer hatte ihn zu ſeiner Vorurtheilsloſigkeit ſelbſt erziehen laſſen. Seine Mutter, ſah er, würde ſich dem Willen ſeines Oheims fügen müſſen und Karolinens Abneigung gegen ſeinen Stand beruhte doch auf eben ſo falſchen Gründen als der Stolz des Adels. Er hoffte ſie davon zu überzeugen, ſobald er ihrer Liebe gewiß war. Dies war aber eben nicht ſo leicht, da Karoline jeden Schritt vorwärts nur auf Befehl ihrer Mutter that, deren Erfahrung ſie mehr als ihrem Herzen traute; ihre innige Liebe zu dem Jünglinge verſchloß ſie in ihrer Bruſt.

Dürbeck hatte einen alten Bedienten bei ſich, der den Grafen noch als Kind gekannt hatte und ihm äußerſt zugethan, ſo wie beauftragt war, auf den jungen Baron zu merken und ſobald es nöthig ſei, dem Grafen Nachricht von ihm zu geben. Der Alte ſchrieb jetzt an den Grafen, daß ſein junger Herr in eine Schauſpielerin verliebt ſei und nicht bloß nach einzelnen Aeußerungen ernſthafte Abſichten auf ſie habe, ſondern den ganzen Tag bei ihr zubringe und nichts weiter thue, als ſie zu malen und Verſe an ſie zu machen.

Der Graf erſtarrte, als er den Brief erhielt, nach dem ſein Neffe eine Schauſpielerin heirathen ſollte. Er bedachte mit Entſetzen, daß der junge Mann ſich auf ihn ſelbſt berufen könne. »Haſt Du mich nicht eben in den Grundſätzen erziehen laſſen, die ich nun befolgen will?« durfte er fragen. Und was war darauf zu antworten? »Eine Schauſpielerin!« rief er mißmuthig, im Zimmer auf- und abgehend; »wenn es noch ein Mädchen wäre wie Wilhelmine! aber eine Schauſpielerin? das kann ich nie zugeben. Der Geburtsſtolz iſt eine Thorheit, eine Albernheit, die ich haſſe wie Keiner, da ſie mich um alle Freuden des Lebens gebracht hat; aber eine Schauſpielerin? das iſt zu viel!« —

Der Graf verſah ſich nicht, daß ſein Vorurtheil ihm jetzt ſo gut einen Poſſen ſpielte, als vor ſiebenzehn Jahren, und daß es noch trotz ſeines Haſſes mächtig war. Er ſchrieb an ſeinen Neffen: »er wolle ſeine Freiheit nicht beſchränken; werde aber in ſeine Verbindung mit einer Schauſpielerin niemals willigen.«

Der Neffe erwiederte, daß es durchaus keine Schauſpielerin, ſondern ein Mädchen ſei, das nur erſt dreimal im Theater geweſen: ein vortreffliches Geſchöpf, mit dem er allein hoffen könne, glücklich zu werden, die Tochter eines Malers, Namens Frank; und dankte ſeinem Oheim, daß er ihn in ſeinem Glücke nicht beſchränken wolle. — Der Graf ärgerte ſich, daß das Mädchen keine Schauſpielerin ſei, war aber ſogleich entſchloſſen: heirathen dürfe er ſie dennoch nicht. Er ſuchte Gründe dafür auf und fühlte, daß mit eben dieſen Gründen, die er ſeinem Neffen ſagen wollte, jeder ſeiner Verwandten das Recht gehabt hätte, von ihm zu verlangen, er ſolle Wilhelminen und ſein Glück aufgeben. Da geſtand er ſich zum erſten Male halb und halb ein, daß er ſo gut wie tauſend Andere noch an dem Geburtsſtolze hange.

Er ſchrieb ſeinem Neffen: »Ich verachte das Vorurtheil unſerer Geburt ſo gut wie Du; muß Dir aber nichts deſto weniger die Erlaubniß verweigern, dieſem Mädchen Deine Hand zu geben. Ich kenne die Unbeſonnenheit der Jünglinge, die ein hübſches Geſicht für Tugend halten; ein Mädchen dieſes Standes jedoch, das einem jungen Edelmanne ſeine Hand verſpricht, ohne nach der Einwilligung ſeiner Verwandten zu fragen, denkt und fühlt nicht fein genug, als daß ſie meine Nichte werden könnte. Alle Deine Verſicherungen von ihrer Tugend gelten nichts gegen dieſen auffallenden Beweis ihrer Hab- und Rangſucht. Sie wird nie Deine Frau, das merke Dir.«

Die Antwort kam, und wie verlor der Graf die Faſſung, als er las: »Wir ſind völlig einig, mein theurer Oheim. Ich würde ſogleich des Mädchens Hand fahren laſſen, wenn es wäre, wie Sie meinen. Sie kennt mich nur unter dem Namen Schütz, als einen Maler, der ganz unabhängig iſt. Sie hat mir ihre Hand nicht verſprochen, ich ahne bloß, daß ſie mich liebt. Kommen Sie ſelbſt und prüfen Sie; finden Sie einen einzigen tadelnswerthen Zug an dem Mädchen, ſo verſpreche ich Ihnen feierlich, ſie aufzugeben. Nur verbergen Sie ihren

SCH.
STAATS-
BIBLIOTHEK

Rang, denn das theure, ſeltene Weſen hat den Grundſatz, vor dem ich zittre: ſich nie in ein vertrautes Verhältniß mit einem Menſchen über ihrem Stande einzulaſſen. Ich fürchte, daß ſie meine Hand ausſchlägt, ſobald ſie erfährt, wer ich bin. Uebrigens bin ich entſchloſſen, ihrem Beſitze Alles in der Welt zu opfern und fortan keinen andern Namen mehr zu führen, als den Namen Schütz.«

Nun war der Oheim aus allen ſeinen Außenwerken vertrieben. Er ließ anſpannen, ohne ſeiner Schweſter von dem Vorgefallenen zu ſagen, und fuhr zu ſeinem Neffen. Dürbeck hatte ihn erwartet. Oheim und Neffe geriethen in einen heftigen Wortwechſel, der ſich von Seiten des Oheims damit endigte, daß er kalt ſagte: »er enterbe ihn.« — Der Neffe ſagte eben ſo: »der Verluſt Ihrer Liebe geht mir nahe, theurer Oheim; Ihr Vermögen nicht. Ich bitte, ſehen Sie das Mädchen und Sie werden es nicht unnatürlich finden, wenn ich eine Krone für ihr Herz gebe.«

»Eines ſo gemeinen Mannes Tochter, Baronin Dürbeck? Nimmermehr!«

»Sie lehrten mich ſelbſt, lieber Oheim, nicht zu fragen: wer war Dein Vater, ſondern wer biſt Du?«

Alles war vergebens; der Graf blieb dabei, er werde den jungen Mann enterben.

»Gut denn,« ſagte dieſer, »ich werde dennoch nicht vergeſſen, daß Sie mein Wohlthäter waren und daß ich es jetzt ſelbſt Ihnen zu danken habe, wenn ich mit ſtolzer Freudigkeit ſagen kann: ich bin arm!«

»Burſche!« rief der Oheim zornig, »ich werde Mittel finden, Dich zu zwingen, Deinen Namen zu ehren; ich werde Mittel finden, die liſtige Betrügerin zu beſtrafen.«

Da blitzte Feuer aus des jungen Mannes Augen.

»Mein Herr Graf!« ſagte er, »die Bande zwiſchen uns ſind zerriſſen. Wagen Sie es nicht, eine ihrer Drohungen wahr zu machen. Ich habe ein Leben, eine Unſchuldige, auch wenn ich ſie nicht liebte, in Schutz zu nehmen. Ich entſage freiwillig Ihrem Vermögen und dem Namen, den Sie dadurch für entehrt halten, daß die Tugend ihn führt. Ich gehe jetzt zu dem Mädchen, und war meine Hoffnung kein Traum, ſo iſt ſie in einer Stunde mein Weib.«

Er nahm Hut und Stock, flog zur Thüre hinaus, und ſtürzte mit funkelnden Augen zu Karolinen in das Zimmer, ſein Oheim hinter ihm drein.

»Ich liebe Sie, Karoline,« rief er, »ich liebe Sie unausſprechlich; ich habe Muth und Kraft, für Sie und Ihr Glück Alles zu thun, ſelbſt zu ſterben. Sie kennen mein Herz. Ich kann Ihnen Brod, wenn auch nicht Ueberfluß geben und biete Ihnen eine grenzenloſe Liebe an. Ich heiße jetzt Schütz und hieß vorher nicht ſo. Ich war der Freiherr von Dürbeck, dieſes Mannes, des Grafen von Rollenhagen, Erbe. Ich weiß, Sie waren entſchloſſen, nie einem Edelmanne Ihre Hand zu geben. Das bin ich nicht mehr, ich bin Ihres Standes und war es längſt. Ich habe das Vorurtheil nie gekannt, das dieſen Mann ſo hart und ungerecht macht, mir ſeine Einwilligung in unſere Verbindung zu verſagen. Meine Kunſt ſoll uns ernähren. Stoßen Sie ein Herz nicht zurück, das nichts vermag, als Sie auf das Innigſte zu lieben.«

Karoline ſtand erſtaunt, der Graf eben ſo. Die ſchöne Unſchuld in ihrem Geſicht, die Aehnlichkeit mit ihrer Mutter, die eine verborgene Saite ſeines Herzens mächtig anſchlug und deren Ton ſein Weſen mit den höchſten Empfindungen erfüllte: Alles ſtimmte ihn milder.

Karoline ſagte ſanft: »Mein Herr, ich habe eine Mutter, ohne deren Willen ich nichts thun kann. Was ich fühle, darf ich Ihnen ſagen. Ich liebe Sie, und wenn Ihr Stand uns trennte . . . . . .«

Thränen drangen aus ihren Augen, ſie wendete ſich ab.

»Uns trennt?« rief Dürbeck, »welcher Stand? Soll der Stand uns mehr gelten, als unſer Herz? dieſer Stand, der mir immer wie eine Feſſel anlag? Von jetzt an bin ich der Ihrige. Laſſen Sie uns ſogleich zu Ihrer Mutter reiſen. Sie entſcheide, ob wir Beide unglücklich ſein ſollen, weil ich einen Namen führe, deſſen ich nie bedurfte, um glücklich zu ſein.«

»Und Sie ſind unabhängig?« fragte ſie mit einem Blick auf den Grafen.

»Vollkommen,« antwortete Dürbeck. »Der Herr Graf wird es Ihnen beſtätigen. Ich habe ſeinem Vermögen feierlich entſagt und wiederhole es, ſelbſt wenn Ihrer Mutter Ausſpruch mich zu einem freudenloſen Daſein verdammte, habe ich meinen Namen aufgegeben. Sie ſehen, ich bin unabhängig, laſſen Sie uns reiſen.«

Karoline beſann ſich. »Gut,« ſagte ſie, »ich reiſe heute zu meiner Mutter; bis dahin leben Sie wohl.« Sie verbeugte ſich.

Der Graf hatte mit finſteren Blicken an Karolinen gehangen. Er wollte die Milde in ſeiner Bruſt vergebens unterdrücken. Der Anblick des Mädchens erregte alle ſeine beſſeren Gefühle. Er begriff nicht, wie ihm geſchah. Er ſtand unentſchloſſen. Endlich machte ein Seufzer ſeine Bruſt freier. »Du biſt entſchloſſen, Neffe?« fragte er.

»Entſchloſſen um jeden Preis.« —

»Und Deine Mutter?«

»Ich werde ihr ſchreiben und ſie um ihren Segen bitten.«

»Karl, Karl! ich will nicht in Dich dringen, Deinen Entſchluß zu ändern; ich kenne Dich und weiß, es iſt vergebens. Aber darum will ich Dich bitten, daß Du Deine Mutter ſprichſt. Vielleicht ..... Sie reiſen, Mademoiſelle, wohin?«

»Nach Hamburg.«

»Da geht Ihr Weg Rollenhagen vorüber. Haben Sie den Muth, des jungen Mannes Mutter zu ſehen? Sie ſollen reiſen, wann Sie wollen und Ihre Entſchlüſſe bleiben die nemlichen.«

Karoline fand es zwar drückend, mit nach Rollenhagen zu gehen; willigte aber ein. Sie wollte ihren Geliebten prüfen. Nach ein paar Stunden ſaßen ſie im Wagen und fuhren Rollenhagen zu.

So wie ſie ankamen, wurden ſie auf des Grafen Zimmer geführt. Frau von Dürbeck empfing die Fremden artig. Eben wollte der Graf anfangen zu ſprechen, eben ergriff Dürbeck ſeiner Mutter Hand, da ſtieß Karolinens Pflegemutter dieſe an und zeigte ihr ein Bild an der Wand.

Karoline ſah es an, erblaßte und betrachtete den Grafen unruhig.

»Was iſt Ihnen, mein Kind?« fragte Frau von Dürbeck.

»Gott!« rief Karoline und zeigte auf das Bild, »das iſt meine Mutter!«

Der Graf ſprang herzu. »Wie?« rief er, »Ihre Mutter? Das iſt unmöglich, mein Kind! Wie kommen Sie darauf?«

Karoline zog ein Miniaturbild ihrer Mutter aus dem Buſen und hielt es dem Grafen hin. »Es iſt meine Mutter,« ſagte ſie noch einmal.

Der Graf nahm das Miniaturbild und erkannte es; er hatte es ſelbſt Wilhelminen geſchenkt. Er erblich, zitterte, taumelte in einen Stuhl. »Deine Mutter?« rief er ſchwach, »Deine Mutter?« — Er ſprang wieder auf. Er faßte Karolinens Hand mit Heftigkeit. »Es iſt nicht ſo!« — Die Pflegemutter beſtätigte es. »Und wer war Dein Vater?« fragte der Graf, indem er zur Erde ſah.

»Der Maler Frank.« —

»Alſo war Deine Mutter verheirathet?« fragte er haſtig weiter.

»Mein Vater ſtarb, ehe ich geboren ward.« —

»Wann biſt Du geboren?«

Karoline nannte Jahr und Tag.

Der Graf legte die Hand einen Augenblick an die Stirn. Dann flog er mit dem lauten Freudenrufe: »meine Tochter! meine geliebte Tochter!« auf Karolinen zu, drückte ſie an ſeine Bruſt und überſtrömte ſie mit ſeinen Thränen.

Frau von Dürbeck wußte nicht, was ſie aus der ſeltſamen Scene machen ſollte, daß der Vater ſeine Tochter zu ſich in ſein Haus bringt, um ſie da erſt feierlich anzuerkennen. Indeß benahm ſie ihrem Bruder jeden Zweifel. »Daß ſie Deine Tochter ſei,« ſagte ſie, »hätte ich beſchwören wollen. Sie ſieht Dir zu ähnlich. Allein wozu die Komödie? Du wirſt doch keine Fremde nach Rollenhagen bringen, um ſie als Deine Tochter zu erkennen?« —

»Und Deine Mutter, mein Kind?« rief der Graf außer ſich, »wo iſt ſie? Gott im Himmel! wo iſt meine Wilhelmine? Laßt augenblicklich anſpannen.«

Niemand verſtand das Räthſel. Der Graf küßte die betäubte Karoline, und ſie zerfloß in Thränen, indem ſie nach dem Wagen rief.

Der Wagen fuhr vor. Keine Einwendungen halfen. Die Angekommenen ſetzten ſich wieder ein und fuhren fort. Frau von Durbeck blieb allein und ſann vergebens nach, was das Alles zu bedeuten habe?

Die Reiſe ging Tag und Nacht und nach dreien Tagen langte man in Hamburg an. Der Graf ſtürzte aus dem Wagen, hinter ihm Karoline und ihr Geliebter drein. Man riß die Thure auf; Graf Rollenhagen warf ſich in Wilhelminens Arme.

»Wilhelmine!« rief er. Sie erkannte ihn an der Stimme. Es dauerte auch hier lange, ehe ſich durch den Sturm der mannichfachen Leidenſchaften Erklärungen Luft machten.

Wilhelmine legte ihrer Tochter Hand in Dürbecks und ſegnete ſie. Dann warf ſie einen verlegenen Blick auf den geliebten Grafen.

Der Graf umarmte ſeine Tochter und ſagte: »Gib mir Deiner Mutter Hand, meine Tochter. Dir wird ſie ſie nicht abſchlagen.« Karoline lag an ihrer Mutter Bruſt und die Mutter reichte weinend dem Grafen die Hand.

»Um ſiebenzehn Jahre dieſes Glucks,« rief der Graf, »hat mich meine Schuld gebracht.« —

»Ja, ſiebenzehn Jahre voller Thränen und Wehmuth,« ſetzte Wilhelmine hinzu, »gab mir mein vielleicht zu ſtrenger Stolz. Wie viele Stunden haben wir verloren!« —

»Du nicht, Wilhelmine!« rief er zärtlich, »Du hatteſt Deine Tochter, ich hatte nichts als das Gefuhl meiner Schuld.«

Nach einigen Tagen reiſten ſie zuſammen nach Rollenhagen und der Graf erklarte ſeinen Verwandten von hieraus feierlich ſeine Heirath mit Wilhelminen. — Bei der Erziehung ſeiner Enkel ſagte er in der Folge nichts ſo oft, als: »ich bitte Euch, lehrt ſie keine Vorurtheile; Ihr wißt nicht, wie groß deren Stärke iſt.«

◆

3.

Flor und Blanſcheflur.

Eine Sage.

Es geſchah dereinſt vor grauen Zeiten einmal wie oft, daß die Heidenſchaft mit der Chriſtenheit in Fehde lag, und ein König der Heiden zog alsdann mit ſo großer Heeresmacht zu Schiffe nach der Chriſten Lande, und griff ſie da ſo unverſehens an, daß Niemand daran dachte, dem grimmen Feinde zu widerſtehen. Er verheerte und verwüſtete Städte und Dörfer zwanzig Meilen weit und wollte nach Monatsfriſt mit ſeiner reichen Beute ſchon wieder von dannen eilen, als ihm zu guter Letzt die Kunde ward, daß eine Schaar Pilgrime unfern von ſeinem Lager vorüberzöge. Fünfhundert Ritter wurden ſofort von ihm ausgeſandt, ſie zu erſchlagen oder zu fahen, und die thaten ihrerſeits ſo wohl, wie ihnen ihr Herr gebot und drangen und hieben ſo ungeſtüm auf die Pilger ein, daß ſie dieſelben alleſammt bezwangen und, ſo viele ſich zur Wehre ſetzten, tödteten.

Unter Anderen war dabei auch ein vornehmer Graf, der, nach dem Tode ſeines Eidams, ſeine Tochter zu einer heiligen Statte hatte führen wollen, und das war jetzt eine ſchwere Weibesnoth, die über ſie kam, als ſie ihren Vater erſchlagen vor ſich liegen ſah! Ja, ſie begunnte ſo zu klagen und weinte ſo bitterlich, daß keine Frau jemals größer Leid erduldet haben konnte. Die Heiden führten ſie, des guten Abenteuers über die Maßen froh, vor des Königs Angeſicht und dem dauchte die Frau das Beſte des Gewinns, da ſie von Geſtalt ſo adlich und ihre Geberden ſo lobeſam waren, daß er ſie der Königin als eine Sklavin mitbringen wollte, um die ſie ihn gebeten hatte. Es währte nicht lange Zeit, ſo brach er nach ſeinem Heimathlande auf, wo ſeine Boten die Mahr von ſeiner Wiederkehr vorausverkündeten und alles Volk empfing ihn da mit Freuden und Feſtlichkeit. Er vertheilte ſein Silber und Gold gleichwie andere Koſtbarkeiten als ritterlichen Sold unter die Seinigen, und die Königin hieß das Chriſtenweib hoch willkommen, das ſie zur Stunde in ihr Gemach führte und mit vieler Liebe und Freundlichkeit begnadigte.

Die Chriſtin hatte in ihrer Gefangenſchaft freilich keinen Menſchen, der ſie verſtund und dem ſie ihr Leiden klagen konnte; der Gott aber, den ſie ſtandhaft in ihrem Herzen trug, wendete ihr die Freundſchaft der Königin ſo vollkommen zu, daß dieſelbe ihr in Allem diente und ſie allenthalben ſein ließ, wo ſie ſelber war. Schon die bloße Rede der Chriſtin kam der Königin ſo bewundernswürdig vor, daß ſie ſich ſo lange, bis ſie ihren Zweck erreichte, befleißigte, ihre Landesſprache zu erlernen.

Sie ſaßen nachmals Tag und Nacht bei einander und arbeiteten, bis die Königin dereinſt die Chriſtin jählings ſich entfärben und in eine Schwäche fallen ſah. Erfahren und weiſe genug, um zu wiſſen, was dies auf ſich habe, erkundete ſie von ihr, ſeit wie lange ſie der frohen Hoffnung lebe, und, ſiehe da! ergab es ſich, daß der Himmel ſie zu einer und derſelben Zeit geſegnet zu haben ſchien. Sie rechneten wohl fortan manches Mal zuſammen aus, wann ſie ihrer Bürde erledigt werden möchten und nachgerade ſollte dies zu Oſtern geſchehen, zu welcher Zeit die Chriſtin unter großen Schmerzen einer Tochter, und die Königin zu manniglich Freude und Luſt in der nemlichen Stunde eines Sohnes genas.

Die Chriſtin taufte ihre Tochter unverwehrt ſo gut ſie konnte und nannte ſie, weil der Tag, an dem ſie geboren war, ſo hieß, Blanſcheflur; das andere Kind wurde Flor genannt.

Ei! wie nunmehr die jungen Kinder Freundſchaft pflogen, als ſie ungeſchieden in dem Wagen lagen. Sie lachten einander an, ſo oft ſie ſich anſahen und ihre Geberden verriethen, wie ſehr ſie einander minneten. Auch wurden ihnen in kurzer Zeit ſo viele Künſte zu eigen, daß ihr Geiſt ihrem Alter ganz ungleich war, und wie der König nach dem fünften Jahre gewahrte, wie verſtändig Flor geworden ſei, begann er ihn in Zucht, Ehre und Tugend unterweiſen zu laſſen, deren Lehre in der Jugend am allermeiſten frommt. Nur ſahe Flor ſich nicht ſobald über den Büchern, als er auch, die Augen von großen Thränen naß, ſeinen Vater bat, Blanſcheflur ſeine Schulgenoſſin ſein zu laſſen, die er nicht zu meiden wiſſe, und ohne die er nimmer etwas lerne. Des Königs Wille mit Flor war väterlich und brachte ihn dahin, ſeine Bitte zu erfüllen, indem er einen Meiſter für Flor und Blanſcheflur zuſammen gewann. Wenn die beiden Kinder ſich dann bei den Händen nahmen und zur Schule gingen, war ihr Fleiß ſo groß, daß kein Kind je beſſer als ſie lernte. Beider Herz und Sinn war ſtets traurig, wenn Eines das Andere nicht ſah und ihre Blicke wurden ſo liebevoll als ihr wohlredender Mund, wann ſie einander küßten.

Es glich ihnen in allen Landen Niemand und ſie ſchienen gleichſam im Wettſtreit ſchön und lieblich zu werden. Ja, die Liebe hatte in ihrer Bruſt alſo ihre Statt genommen, daß ſie bereits in ihrem zarteſten Alter zuſammen die Bücher laſen, die uns weiſe Pfaffen von der Liebe hinterlaſſen haben, und in denen ſie von Manchem geſchrieben fanden, der um ihretwillen verderben mußte, oder ſie nach Herzens Wunſch erwarb. Auch erfuhren ſie bald an ſich ſelbſt, was ſie in der Schule von der Minne lernten und erkannten, noch bevor es Zeit war, wie hochgemuth ſie zuweilen einhergeht, die dann doch wieder gebietet, daß man traure.

So ſie heimkamen, gingen Flor und ſeine Freundin in einen weiten Baumgarten, wo ſie allzeit die Vöglein auf den Zweigen hütheten und ſich auf dem mit Bäumen und Blumen bewachſenen Raſen zu ſitzen freuten, um zu ſpielen und zu koſen. Es war dann früh und ſpat ihr Tagewerk, auf ihre Täflein von Elfenbein mit den goldenen Griffeln, die ihnen der König gegeben hatte, von den Blumen und Vögeln, wie ſie blühten und ſangen, oder ganz allein von ihrer Liebe zu ſchreiben.

In ſolcher Wonne ſtand ihr Leben eine geraume Weile auf dem Rade des Glückes ſtill. Da ſie am Ende aber ihrer Sinne bar und ledig wurden, begannen die verwunderten Leute ſich ſo lange ihrer Heimlichkeit zu verſehen, bis die Kunde auch dem Könige zu Ohren kam. Der gerieth darüber in ſchweren Zorn und Ungemach und wußte durchaus nicht, was er beginnen ſollte, weil er ſeinen Sohn zu verderben ſich wohl fürchtete und doch klar erkennen mußte, daß Flor kein Weib ſeiner Genoſſenſchaft nehmen werde, er vergäße ſeiner Freundin denn zuvor.

Seiner Gedanken deshalb waren mancherlei und er hatte Anfangs ſchon im Sinne, die Maid zu erſchlagen, als er noch die Königin zu berathen beſchloß, der er ſeine Sorgen wegen der Liebe der beiden Kinder und ſeinen Vorſatz anvertraute, ſich ihrer zu entledigen. Die Königin erſchrak, ihn dies ſagen zu hören und betheuerte, daß mit ihrem Willen dem nicht geſchehen ſolle, ſo lange ſie ſich der Sache mit

Gute erwehren könnten. »Müßte es uns nicht zu Land und Meer von den Leuten läſterlich nachgeſagt werden,« meinte ſie, »daß wir eine Maid erſchlagen hatten? Vernehmt vielmehr und thut nach meinen Worten; der Unweiſe gibt dem Weiſen wohl auch einen guten Rath, den er ſelbſt nicht hat. Hilft es nicht, ſo könnt Ihr allezeit nach Eurem eigenen Willen thun. Geſtattet hinfort nicht mehr, daß Flor und Blanſcheflur zuſammen dichte und leſe, damit ſein Sinn ſich anders wohin kehre, wenn er ſie nicht mehr ſieht und ſchickt ihn auswärts bei meiner Schweſter Sybille zur Schule, die ſein nach unſerem Willen pflegen wird, ſo gut ſie mag, und, wenn wir ihr die Sache zu wiſſen thun, ihm Blanſcheflur leicht mit anderen ſchönen Mägden verleitet, die er Alle lieber haben wird. Denn mit Liſt muſſen wir die Kinder betrügen, wenn es uns gelingen ſoll, ſie zu trennen. Wir gebieten darum dem Meiſter, daß er über Schmerzen klage und ſie nicht mehr unterweiſe, ſehen es ſechs Tage lang an und ſagen dann: nun, was ſoll uns der Meiſter mehr, wenn er krank iſt; Flor muß anderswo zur Schule gehen. Auch iſt es nöthig, wofern dies geſchieht, daß Blanſcheflurs Mutter ſich anſtelle, als ſei ihr weh und ginge es ihr an das Leben, damit das Kind hierbleibe und ſie in ihrem Siechthum pflege. Unſerem Sohne verſprechen wir, ihm ſeine Geſpielin nachzuſenden.«

Dem Könige gefiel dieſer Rath wohl und er that pünktlich darnach. Als aber Flor hörte, daß er ohne ſeine Freundin von dannen ſollte, weinte er und ſchrie: »Gnade, mein Herr und Vater, was ſoll die Rede ſein! Wenn Blanſcheflur hierbleibt und Ihr uns Beide nicht zuſammen entſendet, fahre ich ins Elend. Mir geſchah noch nie ſolch Weh, als jetzt, da man mich von ihr trennen will.« — Der König ſagte zu ihm: »Lieber Sohn, weine nicht, dies muß ſo ſein,«

und die Königin erſeufzte; Flor war und blieb jedoch aller Freude bloß, die er mit Blanſcheflur gewonnen hatte, ging in die Kammer zu der Magd und hörte und ſprach nicht mehr, als er ſie ſah, ſondern fiel vor Leid in Ohnmacht und wußte nicht, ob es Tag oder Nacht ſei. Blanſcheflur erſchrak und raufte ſich das Haar, indem ſie ſich erbärmlich hatte, bis Flor wieder zu ſich kam; und darauf küßte ſie ihn, wie ſie gewohnt war, weil ſie meinte, daß ihm davon beſſer werden ſollte. Nur ward ihm darum nicht leichter in ſeinem Gemüthe, und ihm war die Blüthe ſeines Angeſichtes entgangen, ſo daß er recht bleich ausſah. Blanſcheflur wich nicht von ſeiner Seite, und redete ihm liebkoſend zu: »Ei, wie kommt es, daß mein Kuß Euer Trauern nicht vertreibt? Ich glaube gar, mein lieber Freund, es bleibt darnach, und ſorge ſelbſt in meinem Herzen, Eure Eltern wollen Euch ein Leid anthun, da ich in meinem Traume zwei Tauben auf einem Baume niſten ſah, die ein Habicht überfiel und auf ihrer Flucht trennte. Wäre unſer Meiſter geſund, der ſollte uns des Traumes Meinung deuten.«

»Ach! Freundin,« ſprach Flor mit Bangen, »ich ſage Euch des leidigen Traumes Kraft. Der Tauben Geſellſchaft iſt unſere Minne; für die fürchte ich des Habichts Feindſeligkeit, da ſie meinem Vater ſo leid geworden iſt, daß er uns nicht länger bei einander laſſen und mich zur Stunde zu meiner Mutter Schweſter ſenden will.« — »Sagſt Du wahr, Flor?« fragte Blanſcheflur. — »Ja, ich ſchwöre es Dir,« antwortete Flor, »mein Vater hat es mir geboten; und wie ſoll ich mir nun die Zeit vertreiben, wenn ich ohne Dich bin? Ich ſage Dir aber, ehe zehn Tage vergehen, komme ich zu Dir zurück, wenn Du nicht zu mir kömmſt, ich ertrage es nicht, von Dir getrennt zu ſein, und wenn ich Dein jemals vergeſſe, ſo mag mich Gott keinen Tag langer leben laſſen.«

Groß und mannichfalt war da der Kummer der Magd, und ſie klagte ihres Herzens Weh alſo: »Herr Gott, deſſen Gnade mir das Leben gegeben hat, womit hab' ich Deinen Zorn verſchuldet, daß er mir alles Heil in Unheil verkehrt? Ach! ich hatte zu viel Glück und Du haſt es gemindert. Der Schmerz iſt groß, den ich leide, denn wem Du ſo viele Liebe anthuſt, der muß es doppelt empfinden, wenn Du Dich ihm abwendeſt. Ich verwünſche alle Seligkeit, die mich ſo unſelig gemacht hat. Ach, Minne! wie falſch und unſtät biſt Du, die Du ſo ſanft und ſüß beginnſt und ſo bitter endeſt, daß ich das Weh, mit dem Du überladeſt, nicht ertragen mag.« — Nach dieſen Worten ſank ſie in Ohnmacht in Flors Schoß, und der Genoſſe ihres Leides kußte und halſte ſie, wie ſie es ihm auch gethan hatte, bis ſie wieder zu ſich kam. Sie bat ihn, ſeine Rede zu laſſen und ſprach: »O, weh mir Armen! ich hatte einen Troſt und habe keinen mehr; darum will ich mir den Tod erkieſen, und ſo mag es ſein.« Auch zog ſie ihr Grifflein hervor und wollte ſich erſtechen. Flor wandte aber ihre Hand, ſo daß ſie ihrem Leben kein Ziel ſetzen konnte, indem er erwiederte: »Liebe Frau, es iſt, bei Gott! kein Kinderſpiel, ſich zu tödten; ereifert Euch nicht ſo ſehr, es wird Euch nutzen und frommen. Auch glaubt mir, ich komme, wie ich verſprochen habe, in dieſen zehn Tagen zu Euch, wenn mein Vater nicht nach mir ſendet, der gar grimmen Muthes iſt und mich nichts Gutes erwarten läßt. Wie es aber immer ſei, ſcheiden mag er uns, meine Minne und Treue verleidet er mir nimmer, und wenn er mich in das entfernteſte Land ſendete, ich vergäße Deiner nicht.«

Alſo begann Flor das Ungemach ſeiner Freundin zu ſtillen, die ihm ſagte, ſie wolle ihre Klage mäßigen und, im Vertrauen auf ihn, keine Furcht hegen; er ſolle ihrer nur wirklich nicht vergeſſen, was für Liebes ihm von anderen Frauen auch wiederfahre.

»Ach, Blanſcheflur! traute Geſellin,« rief Flor, »Gott ſchände meinen Leib, wenn je ein ander Weib in mein Gemuth kömmt.«

Darauf befahl eines das andere dem Himmel und tauſchten ſie ihre Griffel zum Angedenken aus, indem ein Bote von dem Könige kam, der Flor das Geheiß brachte, er ſolle ſich bereit halten, fürbaß zu ziehen.

Flor küßte ſeine Liebe tauſendmal mit der Bitte, ſeiner eingedenk zu bleiben und begab ſich dahin, wo die Gefährten ihn erwarteten. Da ſtund ein Zelter, deſſen Zaum er ergriff und Blanſcheflur hielt ihm den Stegreif, bis er aufſaß. Ihr Gewand ward ganz naß von ihrem Weinen, als der Jüngling ſchied und es war kein Scheiden je ſo hart. Ach! wie oft ſah Flor zu Pferde ſich nach ſeiner Freundin um, die nicht von der Warte wich, bis er aus ihren Augen war!

Flor ritt mit manchem Ach und Weh nach der Burg des Herzogs, wo er freundlich empfangen ward und in dem Gemache des Herzogs viel Freudenſpiele ſah. Doch half ihm Alles nicht von ſeinem Leide, ein wie lieber Gaſt er war und wie edle und ſchöne Maide die Herzogin entbot, die mit ihm zur Schule gingen und ihm hold und lieb waren. Er mochte ſich nimmer getröſten und ſehnte ſich unablaſſig danach, daß ihn ſein Vater nach zehn Tagen wieder zu ſich entbieten, oder Blanſcheflur zu ihm ſenden werde. Das Ziel lief ab und Blanſcheflur kam nicht und da ſchrie und klagte Flor ſonder Scheu, ſchlief weder, noch aß und trank mehr. Der Herzog that durch ſeinen Kämmerling dem Könige die Mähr zu wiſſen und deſſen Muth entbrannte gleich ſchlimmer als er ſollte, indem er zu der Königin ſprach: »Nun nehmt wahr, Frau, was ich Euch ſage. Flor will gar verzagen und an ſeiner Ehre verderben, darum ſehen wir zu, wie wir ſein Leben friſten. Ihn hat die Chriſtin mit böſem Zauber bethört, daß er ſie minnen muß, derweil ſie lebt, und ſo will ich nur ihr geſchwind das Haupt abſchlagen laſſen, damit der Tod die Liebe ende!«

Jedoch hatte die Maid unſchuldiger Weiſe des Königs Huld verloren und war die Liebe unter den Kindern ſo einfaltig, lauter und untrüglich, daß ſich von der Stunde an, da Flor von ihr ritt, ihr Herzeleid in der Einſamkeit mehrte, die ſie aufſuchte, weil hier Niemand ſie mit ihren Thränen ſchweigen hieß.

Bei dem großen Zorne des Königs ſah die Königin zu, wie ſie ihn mildere, damit Blanſcheflur nichts Arges geſchähe und ſie ſprach: »Seit es denn ſo ſteht, Herr, und Ihr beſchloſſen habt, ſie zu verderben, laßt mich noch ein Ding erſinnen, das Euch Beiden frommt und uns vor böſen Reden ſchützt. Man ſoll uns lieber nicht ſchelten, die Magd erſchlagen zu haben und es genüge, ſie in ein fernes Land zu ſenden, wo Niemand von ihr weiß. In der Stadt hierbei landeten neulich Kaufherren aus Babylon, denen laßt uns ſie verkaufen; was ſollte uns eben ihr Leib, wenn wir ſie tödteten? Es iſt eine Sünde, ein Weib durch Neid zu verderben.«

Auch überredete ſie den König in der That, wenn ſchon er nicht tauſend Mark Goldes für Blanſcheflurs Leben genommen haben möchte, hätte er es mit Ehren enden können.

Er ſandte die Magd durch zwei Boten den Kaufleuten zu und die gaben ihm dafür Gold und Silber, köſtliche Felle und Stoffe, ſeltene Vögel und edle Roſſe die Hülle und Fülle und fügten eine ſchwere goldene Schaale, herrlicher als alle andern Schätze, dazu, die vor Zeiten einem Könige von Rom entwendet worden war und nicht nur mit äußerſt kunſtreicher erhabener Arbeit, ſondern auch mit zahlloſen Edelſteinen von ſo wunderbaren Kräften geziert war, daß einem Manne, der aus dem Napfe trank, binnen zwölf Monaten nichts Arges widerfuhr. Ueberdies war ein lauterer Karfunkel darein gefaßt, der leuchtete ſo hell, wenn ihn der Schenk in der dunkelſten Nacht vortrug, daß Alle, die daraus trinken ſollten, Lichtes genug hatten.

Damit ward der Magd vergolten, die die Kaufleute nach dem Ziele ihrer Seefahrt führten, wo ſie ſie dem allmächtigen Könige feilboten, der der Amyrall genannt wurde. Der wog ſie von ihnen mit Gold auf und erkor ſie um ihrer Schönheit und ihres edlen Weſens willen zu ſeinem Weibe, indem er ſie in einen Thurm einſchloß und ihr an die zwanzig Mägde zur Bedienung gab. Die allzeit Unfrohe redete er alſo an: »Es iſt mein Rath, tröſtet Euch, denn da es Gott ſo gefügt hat, müſſen wir zuſammen halten. Ich gebe Euch eine Jahresfriſt, Euch zu beſinnen, um Euch den Freund, den Ihr etwa haben mögt, aus dem Sinn zu ſchlagen und mir Herz und Willen inniglich zuzuwenden. Iſt die Zeit verfloſſen, ſo werdet Ihr mein Weib, denn Ihr geziemt dieſem Lande und dieſen Leuten, meinen Unterthanen, wohl.«

Nun iſt Blanſcheflur, die gute, deshalb traurigen Muthes in der Stadt am Meere und betet troſtlos zu Gott, weint und klagt, daß er ſie erhöre und ihr unverſchuldet Leid ende. »Haß und Neid,« ſprach ſie, »haben mich meines Freundes beraubt und mögen im Grund der Hölle dafür ewiglich brennen und vergehen. Um ſeinetwillen bin ich verkauft und er ahnete wohl, daß ein Unglück über uns käme, als er ſo ſchweren Herzens von mir ſchied. Er härmt und ſehnt ſich nun um mich, wie ich um ihn und, wiewohl ein ungetaufter Heide, iſt er doch ſo unwandelbar bieder und gut, daß ich ihm ſtets hold bleiben muß. O, weh! der ſchönen Augen, die mich ſo klar wie der ſüße Mund anlachten, der allerweile zu ſprechen ſchien: küſſe mich! Wenn ich eſſe oder trinke, ſchlafe oder wache, trage ich nach meinem Verluſte und der Wonne, die wir an einander hatten, Sorge und Ungemach, von denen ich nicht mehr froh werden mag.

Die Frauen, die ſie in dem Thurme hütheten, tröſteten zwar Blanſcheflur ſo ſehr ſie konnten; nur half ihr aller Welt Troſt wenig; Flor hätte es allein vermocht.

Sobald die Boten mit dem für Blanſcheflur erworbenen Schatze zu ihm kamen, gebot der König deſſen wahrzunehmen, derweil der Königin das Herz ſchwer ward, daß ſie angerathen hatte, die Maid zu verkaufen. Sie war nur froh, mindeſtens ihren Tod abgewendet zu haben, und berieth ſich mit dem Könige, wie dem heimkehrenden Flor, der ſonſt gewiß den Tod davon trüge, die Wahrheit zu verhehlen ſei.

Der König erdachte die Liſt, ein Grab errichten zu laſſen und Flor zu ſagen, daß die geſtorbene Blanſcheflur darinnen ruhe, um ihn ſomit geſund und wohl zu erhalten. Auch ſandte er, geſagt, gethan, nach Werkmeiſtern in das Land aus, die das Grabmal mit Farben, Gold und kunſtreichſter Arbeit von weißem Marmelſteine fertigten und darauf zwei lachende Kinder ſpielen ließen, deren eines der milden Blanſcheflur, das andere ihrem Freunde Flor zum Sprechen ähnlich ſah. Flor bot ſeiner Freundin eine Roſe von rothem Golde und ſie ihm eine Lilie dar und dazu war eines Jeden Bild mit einer güldnen Königskrone geziert. Auch hatten die Meiſter mit Zauberworten geſchaffen, daß die Kinder beim Wehen des Windes ſprachen und ſich küſſend zu einander neigten. Das Grabmal war vor dem Münſterthore angebracht und rings herum ſtanden zwölf zauberhafte Bäume, die allzeit mit grünem Laube bekleidet blieben und die der Wind nicht verletzte, das Feuer nicht verbrannte, ja, unter denen Blumen und Gräſer den ganzen Tag lang thauig ſtanden und auf denen der Geſang der Vögel ſo ſanft und ſüß ertönte, daß ein noch ſo freudeloſer Mann bei den Baumen ſeines Leides vergaß. In den Stein gegrabene Buchſtaben beſagten, das Blanſcheflur darunter ſchlummere, die Flor in ſeinem Gemuthe ſo wie ſie ihn geminnet habe und dazu verbot der König Jedermann, ſo lieb ihm das Leben ſei, Flor die rechte Mahr von ihr kund zu thun.

Nun kam der Tag, da er mit ſehnſuchtsvoller Freude nach Hauſe kehrte und Ritter und Geſinde liefen dem Kinde entgegen. Er trat gleich vor den König und die Königin, die er fragte, wo ſeine Freundin ſei, und ging verdroſſen nach der Kammer, wo ſie ſonſt zu weilen pflegte, als er ohne Antwort blieb. Da war aber bloß die Mutter, die über ſeinen Anblick ſehr erſchrak und ihm nicht ſagen wollte, wohin Blanſcheflur gekommen ſei. Flor ſprach haſtig weiter: »Um Gott, treibt Euren Spott ein ander Mal mit mir und laßt mich wiſſen, wo ſie iſt. Ich habe ſie in drei Wochen nicht geſehen, und miſſe ſie nicht länger.« —

Die Chriſtin verſetzte: »Es iſt mit ihr nach Gottes Willen geſchehen und Blanſcheflur ſeit lange todt.« — »Ihr ſcherzet,« ſagte Flor, »und thut nicht wohl daran.« — »Es iſt leider! wahr,« fuhr die Frau fort, »ich will Euch zeigen, wo ſie begraben liegt.« —

Auf die betrübte Kunde ward nun des Kindes Weh, das ihn geſchwant, ſo übergroß, daß er wie Aſche erblich, wenn ihr die Kraft entweicht, und nicht mehr hörte und ſprach.

Die Chriſtin weinte und ſchrie jammerlich und König und Königin, die herzugelaufen kamen, meinten vor Schmerz zu vergehen, bis er ſich wieder regte und aufrichtete. Jedoch machte ihn weder Bitten noch Drohen wieder froh, denn er ſchalt den Tod, der ihn ſo lange meide und quäle, ehe er ihn entführe, und warf ſich endlich vor dem Grabe, zu dem ihn die Königin führte, auf die Knie, indem er ſeinem heißen Schmerze um ſeine verlorene Freundin freien Lauf ließ.

»O, weh! Blanſcheflur,« ſprach er, »weshalb hat Dich der Herr von mir geſchieden, nachdem er mir in Dir ſolche Wonne gab? Er hat Wunders viel an Dir gethan, daß er Deinen Leib ſo untadelig ſchuf; allein er hätte Dich ewig leben laſſen und nicht dem grimmen Tode ergeben ſollen, deſſen alte Sitte es iſt, daß er den fliehet, dem er lieb, und zu dem kömmt, dem er leid iſt. Bringe mich zu ihr, Tod, dem ich ſchnell hold geworden bin, und laß mich gleichfalls ſterben. Du weißt, es iſt ohne Noth, daß ich Dich ſo flehe, denn wer von Herzen ſterben will, dem kannſt Du es nicht wehren, und nimmſt Du mich nicht dahin, ſo ſterbe ich, ohne es Dir zu danken. Ich bin bereit, es noch vor Nacht zu thun.«

Danach zog der Jüngling ſein güldenes Grifflein hervor, beſchauete es, der ſüßen Stunden, die er mit ſeiner Freundin genoſſen hatte, und der letzten Worte gedenkend, die ſie ihm geſagt, und rief: »Ach! und nun bin ich hier und iſt ſie dort. Das iſt ungeſellig. Führe Du mich zu Blanſcheflur.« Er würde ſich auch unfehlbar erſtochen haben, wofern die Königin dem nicht zuvorgekommen wäre. Sie rang mit ihm um den Griffel, den ſie ihm entwand, und ſtillte ſeinen zornigen Muth mit den Worten: »Sterben, mein Sohn, das Dich ſo ſüß dünkt, iſt nicht gut. Wer ſterben ſoll, leidet ſo ſchwer, daß er alle Schätze der Welt darum gäbe, könnte er wieder nackt und rathlos in die Welt kommen und ſich ein kümmerliches Leben friſten. Wer den Tod ſucht, den gereut die Fahrt und es würde mit Dir auch ſo gegangen ſein, hatteſt Du Deinen kindiſchen Wahn vollbracht. Mäßige darum Dein Leid und ſtärke Deine Sinne, auf daß Du Dein Heil wieder gewinneſt, das Dir unwiederbringlich verloren iſt, wenn Du Dich ſelbſt verdirbſt.«

Nachdem die Königin alſo geredet hatte, ging ſie zu dem Könige, dem ſie zu Füßen fiel und ſprach: »Ach! Herr, wir müſſen dazu thun, daß unſer Kind nicht an ſich frevle. Ihm iſt das Leben wie ein Wind, ſeit er Blanſcheflur verloren hat. Er will ſich den Tod geben, und ich hielt ihn kaum noch mit Bitten und Drohen ab. Wir haben keinen andern Sohn als ihn und müſſen bedenken, wie ihm zu helfen ſei, wenn wir ihn erretten wollen.«

Der König ſprach im Zorne: »Ein Kind ſoll kindlich bitten; will er von Herzen ſterben, ſo thue er nach ſeinem Sinne; es mag's ihm Niemand wehren.«

Die Königin erwiederte: O, nein, geht von Eurem üblen Muthe ab und laßt mich ihm verkünden, daß die Magd noch am Leben iſt. Bedenkt ſeines Herzens Schwere und ſeid nicht ſo ſtreng; Ihr müßt Euch ſein am Ende doch erbarmen.« Ja, ſie bat ihn ſo lange, bis der König zufrieden war, nach ihrem Willen zu thun.

Sie eilte freudig zu dem Grabe, wo Flor im Jammer um ſeine verlorene Freundin lag, ſetzte ſich zu ihm und ſprach ihm den Troſt und Muth ein, daß Alles noch gut werden könne, indem Blanſcheflur am Leben ſei und er über lang oder kurz von ihr hören, wo nicht ſie wiederſehen werde.

»O, weh! was ſoll der Spott, den Ihr mit mir treibt?« rief Flor, »ſchweigt mir davon ſtill, der ich doch nicht ſo ſcherzhaft geweſen bin.« — »Ich habe Dir keine böſe Mahr erzahlt,« ſagte die Königin, »es iſt, bei Gott! wie ich Dir ſage. Sie lebt geſund und wir haben ſie in die Fremde verkauft, weil wir Deine Freundſchaft von ihr wenden und ſie aus Deinem Gemüthe bringen wollten, um Dich einem edler gebornen Weibe zu vermählen. Die Wahrheit deſſen zu erkennen, ſchaue ſelbſt in das leere Grab.« —

Vier Knechte wälzten den Stein von ſeiner Statt und wie der kindiſche Mann die leere Stelle ſah, ward er über die Maßen froh und dankte und pries Gott, ſo wohl an ihm gethan zu haben. Er vermaß ſich, nach ſeiner Freundin auszuziehen und nicht eher zu ruhen, bis er ſie fände, ja, gedachte dieſer Fahrt ſo ſehnſuchtsvoll, daß er Vater und Mutter zur Stunde um Urlaub bat und, wiewohl vergebens, zu erkunden verſuchte, wohin die Kaufleute mit der Maid gezogen wären.

Der König ſah, daß ſein Sohn ſich nicht zufrieden geben wollte und verwünſchte die Stunde, in der er mit Blanſcheflurs Mutter über das Meer gekommen war. Er erkannte, daß Flor darum groß Ungemach erdulden werde und bat ihn zwar wie ſehr, von ſeinem Vorhaben abzuſtehen und ſich ein Weib aus dem Lande zu nehmen. Allein Flor verſetzte beharrlich nach ſeinem Sinne: »Laßt, Herr, die Rede ſein, es iſt eben keine Andere ſo gut wie Blanſcheflur und je früher ich nach ihr ausziehe, deſto früher kehre ich, ſo es Gott gefällt, wieder.«

Alſo ließ der König des Schatzes und der Säumer genug bereiten und die Schaale herzutragen, die er Flor mit den Worten übergab: »den Napf, mein Sohn, behüte wohl, damit ward Deine Freundin bezahlt, den ſollſt Du bei Dir führen, um ſie damit vielleicht wiederzugewinnen. Nur rathe ich Dir nochmals, Dich eines Beſſern zu beſinnen und zu bleiben. Du magſt nicht wiſſen, wie es Dir ergeht, Deine Reiſe hat ein langes Ziel und das Meer, worauf Du Dich wagſt, der Gefahren viele.«

Da Flor indeß mit Stete erwiederte, er wolle nicht bleiben und zu Schiffe ſteigen, ſo gebot der König, ihm einen ſchönen Zelter vorzuführen, der, von Farbe weiß, roth und mit einem ſchwarzen Streifen über dem Rücken, andere Roſſe gleich ſehr an Schnelligkeit übertraf, als er auch um ſo viel koſtbarer geſattelt und gezäumt war.

Die Königin ſchenkte ihrem Sohne zum Abſchied einen goldnen Fingerring mit einem Edelſtein und ſagte: »Behalte dies Juwel, ob es Dir zu ſtatten komme: ſeine Tugend und Kraft iſt ſo mannigfalt, daß Du mit ihm weder von Waſſer noch Feuer ſchadhaft werden magſt. Er gibt hohen Muth und verleiht, daß Dich Niemand neiden und keine Waffe Dich verwunden kann. Auch macht es, daß Dir Niemand vorenthält, um was Du ihn bitteſt, und daß Du Alles findeſt, was Du ſuchſt.«

Darauf umhalſte und küßte Flor ſeine Eltern, denen er für ihre Huld und Gaben dankte und befahlen ſie ihn unter tauſend Thränen Gottes Schutz, indem ſie ihn ſeine Straße ziehen ließen, die er gelobt hatte, ohne ſeine Freundin Blanſcheflur nicht zurückzukehren. Vor der Stadt traf er auf einer ſchönen Haide ſeine Gefährten, und berieth ſich mit ihnen, vorerſt dahin zu reiten, wo Blanſcheflur verkauft worden ſei. Sie erreichten den Ort und kamen von ungefähr in eben die Herberge, in der Blanſcheflur die Nacht geblieben war, ehe die Kaufleute ſie über See entführt hatten. Die Knechte ſtallten die Roſſe ein und der Schaffner ging und kaufte allerhand Speiſen, deren ſie zur Nacht bedurften. Den Leuten, die ihn fragten, wer und woher ſie wären, ſagte er: »ſie hätten Waaren feil und führen Gewinnes halb über's Meer.« Alsdann aßen und tranken die Geſellen mit großem Schalle, was bereitet war, und vergaß ein Jeder ſeiner Sorgen, außer Flor, der an dem Tiſche zu oberſt neben dem Wirthe ſaß und ſo wenig auf ſeiner Acht war, daß er Brod anſtatt Wein und Wein anſtatt Brod zum Munde führte. Die Wirthin ſah ſeines Herzens Ungemach, und neigte ſich mit dem Bemerken zu ihrem Manne, wie wenig doch der Jüngling daran zu denken ſcheine, Schätze zu gewinnen. Der Wirth ſagte zu Flor: »Jungherr, ſo helfe mir Gott, Ihr ſollt mir ohne Spott ſagen, warum Ihr ſo traurigen Muthes ungegeſſen ſatt ſeid? Gedenkt Ihr ſtets Eurer Fahrt, wie ſich die vollende? oder macht Euch elend, daß Ihr eine Magd in der Fremde ſucht? Alsdann laßt Euch ſagen, daß in dieſem Hauſe ohnlängſt ein wohlgeſtaltetes Weib über Nacht weilte, deren Herz um eines Freundes willen, von dem ſie geſchieden war, eben ſo trauerte. Sie hieß Blanſcheflur, und zwei Kaufleute führten ſie gen Babylon zu dem Amyral, deſſen Macht ſo groß iſt, daß ihm auf Erden Niemand gleicht und dem ſiebenzig Königreiche dienen.

Wie Flor hörte, daß man ſeine Freundin kenntlich machte, vergaß er ſein ſelbſt vor Schrecken und ſtieß ein ſilbernes Fäßlein mit Wein um, ohne es zu wiſſen. Er ſprach kein Wort dazu; der Wirth aber ſagte beſcheidentlich: »Jungherr, Ihr ſeid verrathen, der Kummer, der Euch beſchwert, iſt mir an Euren Geberden kund worden, und es iſt nicht Kaufens halb, daß Ihr Eure Reiſe begonnen habt.« Flor antwortete halb von Sinnen: »Ich will Euch ohne Arg ſagen, daß die Sorge um die Maid mein Herz ſo bang macht. Sie war meine Freundin und ward mir geſtohlen, und ich ziehe in der Welt nach ihr umher.« Er gebot dann, einen ſeiner Napfe, der von rothem Golde und des beſten Trankes voll war, herbeizutragen, nahm ihn zur Hand und bot ihn ſeinem Wirthe mit den Worten dar: »Er möge die Gabe um deretwillen nicht verſchmähen, von der er ihm ſo viel Gutes geſagt habe.« Der Wirth wünſchte, daß Gott Flor und Blanſcheflur mit Wonne ſegne, und der heitern Rede freute ſich

Flor, indem er ſeine Gefährten bat, daß ſie zechten und guter Dinge wären. Die Gefährten wurden des auch unmaßen froh und wären lieber gleich weiter gefahren, indeſſen mußten ſie warten, bis an dem nächſten Abend ein anderer Wind kam. Zu der Stunde hörte man rufen, daß es von Gaſſe zu Gaſſe ſcholl: »Wohlan! wer Muth hat zu fahren, der mache ſich zum Hafen auf, wo die Schiffe gen Babylon geladen ſind, und ritt Flor ſeinen Säumern nach, die er mit dem Gepäck zum Hafen treiben ließ, derweil ſein Schaffner ſo viel Speiſen zu Schiffe ſandte, als zu der Fahrt vonnöthen waren. Zu dem Schiffmanne ſagte Flor: »er wolle ſeine Waaren in Babylon feil bieten, wo der Amyral binnen vier Wochen einen Hof ausgeſchrieben habe, und ſobald er mit ihm wegen des Preiſes einig war, zogen ſie die Segel auf, in die Wind genug blies und fuhren ſo ſchnell in die offene See, daß ſie in Kurzem hunderte von Meilen zurücklegten. Vierzehn Tage und Nächte ſtrichen ſie über die Wogen, ohne etwas Anderes als Waſſer um ſich zu ſehen, und eines Morgens nahten ſie einer großen heidniſchen Stadt am Meere, von der es noch vier Tagereiſen bis Babylon war. Hier ließen ſie die Segel nieder und ſtiegen an das Land, wo Flor bei einem der reichſten Bürger unterkam und froh war, mit ſeiner Freundin in einem Reiche zu ſein.

Der Stadt war ein ungefüger Zoll aufgelegt, der Manchem ſehr läſtig wurde, weil er von allen Waaren, die man in dem Hafen landete, den zehnten Theil für den Amyral wegnahm. Wie alſo der Wirth ſeine Gäſte von den Beſchwerden der Reiſe hatte ausruhen laſſen und mit ihnen bei Tiſche ſaß, wo Flor der Trachten wenig achtete, fragte er ihn, »welcher Sorgen Laſt er auf ſich habe und ob etwa der Zoll ihn zu groß dünke, den man in dieſer Stadt erhebe? Doch mag dem freilich anders ſein,« fuhr er gleich fort, »da

Ihr nach Eurem adlichen Thun und Anſehen gewiß kein Kaufmann oder Kaufmannskind, ſondern einer Chriſtin ähnlich ſeid, die ſich auch wie Ihr geberdete, und um einen Freund groß Leid verrieth, als ſie nach Babylon entführt wurde, um an den Amyral verkauft zu werden.«

Ueber die Rede wurde Flor wieder ſo heiter, daß der Wirth ſich wohl verſah, er müſſe der Magd als Freund oder Sippe angehören und da der Gaſt nach dem Abendeſſen von ihm ſchied, um ſchlafen zu gehen, gab der Jüngling ihm zum Danke einen Mantel von Hermelin, den er um ſeiner Freundin willen tragen möge. Kaum daß der Morgen tagte, ſo ſaßen Alle auf und ritten wie reiche Kaufleute von einem Orte zum anderen, bis ſie an dem dritten Tage eine Stadt an einem breiten Waſſer erreichten, über das ſie ſetzen mußten. Wer dann wollte, daß ihn der Schiffmann überholte, nahm ein Horn zur Hand, das an eines Baumes Aſt hing und blies hinein, was auch einer von Flors Leuten that. Der Schiffer nahte verwundert, was für ein vornehmer Mann das ſein müſſe und fragte Flor, nachdem er mit den Seinen das Schiff beſtiegen hatte, was er in dem Lande ſuche? Flor antwortete, was er ſchon allen Wirthen zu wiſſen gethan hatte, und im Lauf der Rede ſagte der Schiffmann: »Haltet es mir nicht für ungut, es geſchieht nicht ohne Sache, daß ich Euch beſchwerlich falle. Ihr gemahnt mich an die ſchönſte Magd, die ich je ſah, und die in meinem Hauſe jüngſt herbergte, wo ſie mir ſagte, ſie würde wegen eines Freundes verſandt.« Flor fragte, wo ſie hingekommen ſei? und der Schiffer entgegnete: »nach Babylon; man ſage, der Amyral habe ſie gekauft.« Auch beherbergte er den Königsſohn über Nacht und ertheilte ihm am andern Morgen auf die Frage, ob er in Babylon Niemand kenne, bei dem nöthigenfalls weiſer Rath zu erholen ſei, den Beſcheid:

»Er habe dort einen guten Freund, dem ſei kein Ding ſo ſchwer, er wiſſe es mit Ehren zu Ende zu führen, bei dem ſolle Flor nur einkehren. Wenn er ihm als Wahrzeichen, daß er ſein Freund und Helfer ſein ſolle, ſeinen Ring überbringe, werde der Mann ihn nicht von ſich weiſen. Ihr findet ihn des Tages,« fügte er hinzu, »wenn ihr über die Brucke gegangen ſeid, die über das breite Waſſer bei der Stadt führt. Da ſitzt er an der Zinne unter einem Baume und nimmt den Zoll ein, den ein Jeder zu Fuß oder zu Roſſe geben muß, und der mir und meinem Freunde zu gleichen Theilen gehört.« Nun zog Flor mit dem Ringe von dannen und kam Mittags bei der Brucke an, wo der Zöllner, ein reich gekleideter Mann mit grauem Haar, als er den Ring empfing und den Sinn vernahm, zu leiſten verſprach, was ſein Freund und Neffe begehre. Er ſandte Flor mit ſeinem eignen Ringe ſeinem Weibe zu, der er ſagen ließ, daß ſie ihn bewirthe, bis er am Abend wieder komme, und ſobald der Jüngling zu der nicht weit von dem Mägdethurme des Amyrals gelegenen Wohnung gelangte, ward er von der Wirthin ſo inniglich empfangen und wohl verpflegt, daß es Menſchen und Thieren an nichts gebrach. Ein wie willkommener Gaſt er in ſeiner Herberge aber auch war, ſank ihm doch der Muth, wenn er bedachte, wie ſeine Freundin behütet und beſchloſſen ſei. Die Minne und die Weisheit begannen in ſeinem Herzen miteinander einen heftigen Streit. Die Weisheit ſprach: »Wer iſt dümmer denn Du, daß Du in ein fremdes Land gefahren, wo Niemand weiß, wer Du biſt und wo Du keiner Seele vertrauen magſt, ſondern alſogleich Deinen Tod finden würdeſt, erführe der Amyral, daß Du Blanſcheflur zu ſuchen kommſt? Darum laß ab von ihr und fahre von hinnen, ehe Jemand Dein innen wird; es iſt keinem Manne gut, ſo verthört auf die Weiber zu ſein, daß er ſeinen Leib für ſie daran ſetze. Dein Tod würde die Deinen in ſchweres Leid bringen und die Liebe iſt am Ende immer bitter; deshalb bedenke Dich und kläre Deine blinden Sinne auf.« — Die Minne erwiederte: »O, verzage nicht, Flor, da Du weißt, wie denen geſchieht, die zu weiſe ſein wollen und vor lauter Verſtand die Beſinnung verlieren. Du biſt nicht wohlgemuthet, wenn Dir Leib oder Gut lieber als ein ſchönes Weib iſt. Bleibe treu und fromm; wonach der Mann ringet, das widerfährt ihm allermeiſt. Führeſt Du von dannen, derweil Du Blanſcheflur hier weißt, ſo wäreſt Du von Sinnen, denn Du hielteſt es nirgends ohne ſie aus, und kämſt wieder her. Gedenke, daß Dir ein Kuß von ihrem Munde und ihr innigliches Grüßen ſo ſüß war, daß Du in Deinem Herzen ſagteſt, es könne keinem Manne Beſſeres geſchehen. Sie iſt hier, Deine Freundin Blanſcheflur; ſieh! wie Du ſie gewinneſt; zu minnen gehört manche Liſt. Wird ſie gewahr, daß Du hier biſt, ſo denkt ſie auch daran, wie ſie Dich ſpreche. Es widerfährt Niemand Glück als dem, der darum wirbt; darum hoffe auf meinen Troſt und thue, wie ich Dir zeige.«

Alſo war Flor einem Schiffe zu vergleichen, das von zwei entgegenſtrebenden Winden auf dem weiten Meere umgetrieben wird. Es däuchte ihm wohl nach mannichfachen Zweifeln beſſer, er litte den Tod um ihretwillen, als daß er verzagt lebte. Als der Wirth aber ſpät nach Hauſe kam, konnte er ihm ſeine Sorgen nicht verhehlen und wunderte ſich derſelbe, ſeinen Gaſt, trotz aller Ehren, die er ihm erwies, ſo kummervoll zu ſehen. Er redete ihm zu, zu ſagen, was ihm fehle, und Flor verſetzte: »er ſuche einen Kaufſchatz in Babylon, auf dem ſein Heil ſo ſehr beruhe, daß er alle Habe darum geben möge, zeige ihm Einer deſſen Spur.«

Sie führten dieſe Reden ſelbander, bis das Eſſen kam, und als ſie ſich zu Tiſche ſetzten, ſprach der Wirth, der ſeine Hübſchheit ſah, zu der Wirthin: ſie ſolle des Gaſtes froh werden, da ſie nie einen ſchöneren gehabt, und meinte, er ſei ohne Zweifel ein Edelmann. Sie ſaßen alle drei zuſammen an einem beſonderen Tiſche und das Geſinde an einem andern, und es wurden viel und mancherlei leckere Speiſen und Getränke in goldenen und ſilbernen Geſchirren aufgetragen. Flor aß und trank allein wieder nicht, da ſein ſteter Gedanke Blanſcheflur war, und als gar ein Napf vor ihn geſtellt wurde, auf den der König Paris eingegraben, wie er ſeine Freundin mit ſeinen Armen umfing, ward ihm von großer Liebe bald überheiß, bald rann ein eiskalter Schweiß an ſeinem Leibe nieder, indem er bei ſich dachte: »Ach, Herr Gott! wann kommt doch der Tag, daß ich Blanſcheflur mit meinem Arm umfange.« Dann nahm er ſich vor, ſich um Hülfe an ſeinen Wirth zu wenden, und wie die anderen Genoſſen ein jeder in ſeine Kammer zur Ruhe gegangen waren hub der Wirth von ſelber an: »Euer Ungemach bekümmert mich, Ihr hülfeloſer Mann, laßt mich wiſſen, warum Ihr ſo fern her in dies Land gekommen ſeid? wie ſollte ein ſo junges Kind ſich mit Kauf abgeben? Wo mich mein Wahn nicht trügt, trachtet Ihr nach einem anderen Dinge. Vertrauet mir, es wird Euch nicht zu Schaden gereichen.«

Auch fügte die Wirthin hinzu: »Es ſei mit ihm, wie mit der ſchönen Magd, die ſie zehn Tage lang beherbergt hätten, und die desgleichen voller Klagen und Sehnſucht geweſen; ſie müſſe am Ende wohl ſeine Schweſter ſein, ſo gar gleiche ihm die Blanſcheflur.« — Da ſprach Flor geſchwind, eh er ſich bedachte: »Meine Schweſter iſt Blanſcheflur nicht, ich bin ihr Freund;« und wollte, wie er fühlte, daß er ſich vergeſſen hatte, die Worte wiederrufen und dem Weine Schuld geben; allein der Wirth ſagte treuherzig: »es mag dem ſein wie ihm wolle, ſo dürft Ihr Euch ob dieſer unvorſätzlichen Rede nicht entſetzen, es wird Euch darum kein Schade geſchehen.« Wie Flor alſo ſeine Treue ſah, entſchloß er ſich, ihm die Wahrheit vollends zu geſtehen und zu ſagen, was er um Blanſcheflurs willen gelitten habe. Er bat ſeine Wirthe beide um ihren Rath, was er weiter thun ſolle, ſie zu ſehen und wieder zu gewinnen, und that ihnen auch zu wiſſen, ein wie reicher König ſein Vater ſei, zu dem er ſich doch entſchloſſen habe, nicht ohne ſeine Freundin heim zu kehren.

Der Wirth erwiederte: »Euch zu ihr zu helfen, bin ich nicht weiſe genug, es wäre nicht wohlgethan, wenn ich Euch betröge. Der beſte Rath, den ich habe, iſt, daß Ihr fahren laſſet, was Ihr nicht zu Stande bringt. Wenn gleich all die Leute, die in dieſen Landen leben, zuſammen beſtehen wollten, was Ihr allein unternommen habt, ſie wären des zu gering und hätten nicht Gewalt genug. Sie iſt in ſo ſtarker Hut, daß weder Mann noch Weib, weder Chriſt noch Heide zu ihr gelangen kann. Der große Amyral hat allen Fleiß darauf gelegt, ſie mit Liſt und Gewalt in einem Thurme zu bewahren, der der feſteſte und ſchönſte in allen Reichen iſt. Er hat innen ſiebenzig gewölbte Gemächer, deren jedes drei Frauen bewohnen. Das Getäfel und die Mauern ſind von lauter Gold, Laſur und Kryſtallen, und recht wie ein Paradies gemalt; der ganze Thurm iſt aber nicht gedeckt, ſondern geht, wo das Dach ſein ſollte, in einen goldnen Knopf aus. Unten befindet ſich ein ſchöner Brunnen, der mit Kunſt durch eine ſilberne Röhre in einen Pfeiler von Marmelſtein ſo hoch wie der Thurm geleitet worden, der rinnt klar und kühl in jegliches Gemach bis zu einem Manne von Erz empor, der auf der Spitze des Thurmes ſteht, und aus deſſen Munde es durch einen anderen Pfeiler wieder niedergeleitet wird. Auch hat der Amyral mitten darin ſeinen köſtlich geſchmückten Saal und ſeine Kammer, wo er mit ſeiner jedesmaligen Freundin ſchläft, die die anderen Mägde bedienen. Vier Wächter behüten abwechſelnd Tag und Nacht den Thurm und es iſt zu ihm nur eine Thüre, durch die Keiner, dem es der böſe Schalk von Pförtner nicht geſtattet, aus und eintritt. Derſelbe iſt immerdar gewappnet, als ob er ſtreiten ſollte, und wenn er zwei oder drei Unbekannte ſieht, fahet er ſie zur Stunde und nimmt ihnen was ſie tragen ab, ſie mögen ſagen was ſie wollen, da der Amyral ihn für nichts büßen läßt, das er thut. Die Frau, die dieſer zu ſeiner Freundin nimmt, pflegt er ſchön, und ſie trägt mit ihm die Krone Jahr und Tag, bis ihr die Ehre theuer genug zu ſtehen kommt und er ſie entweder verbrennen läßt oder ſonſt wie um das Leben bringt, damit er nicht dulden müſſe, daß ein anderer Mann das Weib minne, das ſein geweſen iſt. Alsdann kommen alle Fürſten, die ihm unterthan und erwarten in ſeinem wohlummauerten und von dem tiefen und breiten Euphrat umfloſſenen Baumgarten, in den ohne ſeinen Willen nichts gelangt, es flöge denn hinein, daß er ſeine neue Freundin unter den Mägden aus dem Thurme wählt. Die läßt er in den Garten gehen, der Jahr aus Jahr ein in Blüthen und Früchten ſteht und voll ſüßer Düfte iſt, und über einen Quell ſo lauter wie Kryſtall ſchreiten, der unter einem Baume, inmitten des Gartens hervorquillt, in deſſen immer friſchem Laube die Nachtigall Tag und Nacht ſchlägt, und deſſen rothe Blüthen ein Jahr lang währen, ohne daß ſie welken. Der Quell iſt mit der wunderbaren Kraft begabt, daß wenn Eine darüber geht, die ſchon ein Mann gewonnen hat, und die darum ohne Gnade ſterben muß, ſeine Welle ſich augenblicklich röthet, derweil ſie ungefärbt von Allen bleibt, die noch Jungfrauen ſind. Die ſo verſucht worden, treten in einen Kreis unter den Baum, deſſen ſeltſame Zauberart auf diejenige, die der Amyral in ſeinem Herzen nimmt, eine Bluthe fallen läßt. Alſobald dies geſchehen iſt, nennen Alle die Magd Frau, und fuhrt der Amyral ſie als ſein Weib hinweg, das ſie ein Jahr lang bleibt, bis ſie es mit ihrem Tode wieder zu ſein aufhört.«

»Auf Morgen uber drei Wochen,« ſchloß der Greis ſeine Rede, »iſt ein Hof angeſetzt, den die Furſten oder Emyre beſuchen und der Sinn des Amyrals iſt, ihrer Schöne und Güte halb, ſo ſehr auf Blanſcheflur gerichtet, daß er ſeit lange keine Magd lieber als ſie zu ſeinem Weibe haben mag, und ſich von ihr und ihrer Geſpielin Clariſſe alle Tage bedienen läßt. Sie müſſen früh an ſeinem Bette ſtehen und Eure Freundin ſchwebt in Wahrheit in Gefahr, ihres jungen Lebens in Jahresfriſt verluſtig zu ſein.«

Als Flor die Mähr vernahm, kam es ihn ſo hart an, daß er kaum ein Wort mehr reden konnte; jedoch erwiederte er: »Ich kehre mit Ehren nicht mehr ohne ſie zurück und ende in meinem Unglücke, was ich enden mag, wenn ich nicht enden kann, was ich enden will. Da der Tag nun bald kömmt, an dem man die Frauen aus dem Thurme läßt und die Hochzeit begangen wird, wo Arme und Reiche ſie ſehen dürfen, will ich Blanſcheflur ſprechen, wäre es auch mein Tod.«

»Nun,« ſprach der Wirth, »da Ihr ſelbſt erkannt habt, was Euch widerfährt und nicht von dem Unterfangen laſſen wollt, ſo ſehe ich, es ſoll nicht anders ſein. Ich gebe Euch darum ſo guten Rath ich kann, und hoffe, Gott ſoll uns beiden helfen, da wir des Todes ſein wurden, käme es irgend aus. Ihr ſollt nämlich morgen früh, ſobald wir aufgeſtanden ſind, in Euren beſten Kleidern nach dem Thurme gehen, ihn mit Klaftern meſſen, wie hoch und breit er ſei, und ſeine Gelegenheit erſpähen. So wie das der Thorwächter ſieht, wird er Euch zornig rathen, andere Thürme zu meſſen und wiſſen wollen, was Ihr da zu ſuchen habt. Dann müßt Ihr entgegnen, Ihr wolltet wahrnehmen, wie der Thurm beſchaffen und Euch daheim auch einen bauen laſſen. Die Rede wird ihn begierig machen, zu erfahren, wer Ihr ſeid, und er wird Euch nicht mehr mit ſo harten Worten als zuvor begegnen, ſo daß Ihr Euch zu ihm geſellen, und ihm auf ſeine Fragen höflich und adlich antworten mögt. Alsdann fragt er Euch ſicherlich, ob Ihr Schachzabel ſpielen gelernt und mit ihm gehen wollt, Euch die Zeit zu vertreiben. Für den Fall ſteckt nun volle zwanzig Pfund Goldes zu Euch und ſetzet die Hälfte, als wie hoch er das Spiel liebt, gegen eben ſo viel, indem Ihr, um es zu Eurem Nutzen und Frommen zu gewinnen, ihn wiederholt den Ring ſehen laßt, den Ihr an Eurem Finger tragt. Der Steine kamen in dieſes Land noch keine, und er wundert ſich des fremden wunderbaren Scheines gewiß ſo ſehr, daß er ihn ſo lange in das Auge faßt, bis er das Spiel verliert. Darüber glaubt mir, wird er ein reuiger Mann, und um ſeinen Verluſt zu erſetzen, von der Luſt angewandelt, noch mehr zu ſpielen, bis ihn der Anblick des Ringes ſo bethört, daß er an Euch all ſein Geld verliert. Ihr müßt nun damit nicht etwa von dannen gehn, ſondern es ihm wieder geben, und das Eure dazu ſchenken. So macht Ihr ihn Euch hold geſinnt, und verlockt ihn zu der Bitte, zu einem morgenden Spiele wieder zu kehren, auf die Ihr zu erwiedern habt, das thätet Ihr gar gern und Ihr wolltet Geld die Menge mitbringen, deſſen Ihr ſo viel hättet, daß es Euch nichts gälte. Alſo, mein Freund gerathen ſie auf den rechten Weg, indem er denken wird, Euer Gold ſei ſchon alles ſein, und wenn Ihr morgen hundert Unzen zu ihm bringt, ſetzt ſie auf ein einzig Spiel, daß Ihr wieder mit des Ringes Kraft gewinnt. Ihr ſchenkt ſie ihm mit dem ſeinigen zum andern Male, und ſtellt Euch, auf die andere Bitte des Habgierigen, nächſten Morgens mit fünfhundert Unzen zu dem Zwecke bei ihm ein, nach gewonnenem Spiele, daſſelbe andern Tages mit tauſend Unzen zu erneuen. Eure Arbeit wird Euch nicht verloren, wenn auch damit noch nicht zu Ende ſein, da Ihr nun erſt Euren unſchätzbaren Napf mit Euch bringen müßt. Hat er den einmal geſehen, ſo mag er ihn nicht mehr entbehren, und er achtet dagegen alles, was er bisher an Gut gewonnen hat, für Nichts. Nun bethört ihn der Gedanke zuverläſſig wieder, ſo daß er ſo wenig. wie vorher ſpielen kann und Ihr ihm abnehmt was er ſetzt Habt Ihr ihn am Ende dahin gebracht und vergütet ihm auch den Schaden noch, ſo wird nicht allein ſein Gelüſte nach dem Napfe, der ihm lieber als ſein Leben, immer ſtärker werden und ihn fortwährend vermögen, Euch zum Imbiß zu bitten, ſondern ihn auch dergeſtalt zu Eurem Freunde machen, daß er, ohne Hoffnung Euch den Napf im Spiele abzugewinnen oder abzuhandeln, wenn Ihr ihm denſelben ſchenken wolltet, ſich Euch fußfällig zu eigen geben würde. Sobald Euch dieſe Stunde geſchlagen hat, mögt Ihr ihm dann aufrichtig zu wiſſen thun, was Euch widerfahren iſt, und in wie großer Noth Ihr ſeiner Hülfe bedürftig ſeid, die er Euch nicht verſagen wird.«

Hier hörte der Greis zu reden auf und dankte Flor ihm von Herzen für den Troſt, den er ihm in ſeinen Leiden verliehen hatte, indem beide mit einander verabredeten, wie des anderen Morgens die Sache in Gang zu bringen ſei.

Alles geſchah, wie es beſprochen worden war, und der ausmeſſende und erſpähende Jüngling benahm ſich gegen den erzürnten Thorwächter ſo geſchickt, daß er ihm ſogar zumuthete, ihm das Innere des Thurmes zu erſchließen. Der Wächter gab allen Verdacht wider ihn auf, lud ihn, nach der Vorausſage des Wirthes, in der That zum Spiele ein, und machte alſobald den Anfang dazu, daß Alles ſo kam wie es kommen ſollte. Er gab ſich aus Dankbarkeit für den Napf zuletzt wirklich Flor zu eigen, und, obwohl er ſeine Unbeſonnenheit bald genug bereuete, als Flor ihm die Sache kund gethan hatte, ſtand er doch keinen Augenblick an, ſeinem Worte treu zu bleiben. Er ſprach: »Ich dummer Mann habe mich durch Euer Gold den Sinn bethören laſſen, und es mag uns Eure Fahrt Beide gereuen; indeſſen verhüte Gott, der es ſo gefügt hat, daß ich Leib oder Gut in Eurem Dienſte ſpare! Ich werde eine Liſt erdenken, wie ich Euch zu Eurer Freundin bringe, und deshalb kommt über drei Tage in einem rothen Kleide zu mir, das Ihr Euch unterdeſſen machen laſſen mögt. Ihr ſollt ſchon hören, wozu wir es bedürfen und was weiter zu beginnen iſt.«

Auf ſo gute Hoffnung ward dem Jünglinge ſo wohl, daß er alles Beides vergaß, und vor Luſt wie ein Kind weinte. Er ging zu ſeinem Wirthe zurück, der ſich der guten Nachricht freuete, und nach den drei Tagen, die ihm tauſend Jahre dünkten, kam er in den rothen Kleidern wieder zu dem Pförtner, der ihn wie ſeinen Herrn und Gebieter empfing und ihm mit der folgenden Liſt diente.

Er hatte nämlich, da eben alles Blühens Urſprung war, Blumen und Gras, wie es die Frauen liebten, in hohe Körbe gelegt, und ſandte den einen Korb, worin Flor unter den Blumen verborgen war, durch zwei Knechte zu der ſchönen Blanſcheflur. Die Knechte meinten, ſie kennten das Gemach der Jungfrau wohl, und thaten wie ihnen ihr Herr gebot. Unterweges aber empfanden ſie die Laſt des Korbes ſo ſchwer, daß einer zu dem anderen ſagte: »Gott laſſe es ihm an ſeinem Halſe entgelten der uns ſo überladen hat. Wir wurden von Roſen noch nie ſo matt und müde. Ich wähne, ſie haben ſie naß in dem Thaue geleſen, da die Jungfrau ſie ſo lieber hat.« Und da es das Ungefähr wollte, daß ſie eine Kaminthür offen ſahen, die der Blanſcheflurs ähnlich war, ſo hielten ſie dafür, ſie wären an ihrem Ziele, ſetzten die drückende Bürde nieder und gingen wieder fort. Flor hörte in dem Korbe, daß eine Magd zu den Blumen trat und die neuen Roſen über ihm zur Hand nahm, und ſprang unverzagt empor, wie ihn der Thorwachter unterwieſen hatte. Er wußte jedoch alsbald nicht, wie ihm geſchah, da er Blanſcheflur nicht ſah, ja erſchrak ſo ſehr, daß er wie ein Kind vor Scham wieder in den Korb ſprang und die Blumen über ſich zog, indem er glauben mußte, verrathen und verkauft zu ſein. Die Magd hatte nicht geahnet, daß Jemand darunter lag, und entſetzte ſich gar ſehr; allein, weiſe und beſcheiden, ſchrie ſie nicht laut auf, ſondern dachte, da ſie keine Andere als Clariſſe war, an ihre Freundin Blanſcheflur und was die ihr von ihrer Minne mit Flor erzählt habe, der vielleicht ſelbſt der Jüngling unter den Blumen ſei. Sie eilte durch die Thüre, die beide Gemächer ſchied, zu der Magd, um aus ihrem Munde die Wahrheit zu vernehmen, und fand ſie händeringend und bekümmert, des Elendes eingedenk, daß ihr unabwendbar drohte.

Clariſſe trat zu ihr und ſagte: »Traute Geſpielin, gräme Dich nicht, bedenke, daß der gütige Gott alle Dinge in ſeiner Gewalt hat und Dir kein Weh anthun will, und werde froh, wenn Du der Blumen wahrnimmſt, die vor Dir ſtehen.« — Blanſcheflur entgegnete: »Die Blumen und was mich zu Freuden zieht, iſt mir verhaßt, denn mich flieht die rechte Freude. Wer ihrer genießen will, ſoll wiſſen warum; trübe und dumme Freude nimmt kein gutes Ende. Darum laß mir meine Trauer, Geſpielin, die, wie Du weißt, dem Ziele naht, das ich zu allermeiſt fürchte, und glaube mir, ehe mich der Amyral zum Weibe nimmt, gebe ich mir mit dieſer Hand den Tod; ſeit ich von Flor geſchieden bin, lebe ich ja doch alles Troſtes bar.« Da mußte Clariſſe wiederum ſprechen: »Laß die Rede, Blanſcheflur und beſchaue die Blumen, die in meiner Kammer ſtehen, es iſt eine darunter, ſo ohne Fehl, daß Du nie etwas Schöneres geſehen haſt. Auch iſt ſie in dieſem Lande völlig unbekannt und es wird ihres Gleichen keine wieder geſehen werden. Ich beſchwöre Dich um Dein ſelbſt willen, komm mit mir; es würde Dein eigner Schaden ſein, thäteſt Du es nicht, denn die Blume vertriebe Dir Dein Leid und machte Dich ſo leicht und ſüß lachen, als die Liebe Dir je gethan hat.« — Zugleich ergriff ſie ihre Freundin bei der Hand, die ihren Bitten ein ſteinernes Herz entgegenhielt und fügte, um es zu Ende zu bringen, hinzu: »So lieb Dir Flor in Deinem Herzen, Blanſcheflur, ſo wahr es iſt, daß Du Dich nach ihm ſehneſt, gehe mit mir und ſieh ein Ding, das ich Dir zeigen will; ich gebe Dir mein Wort zum Pfande, es gereuet Dich nicht.«

Als Blanſcheflur ſie ſo reden hörte, mochte ſie Clariſſen nicht länger widerſtehen, und gingen beide Hand in Hand in das andere Gemach zu dem Korbe.

Flor hatte mit angehört, was ſie thaten und redeten, und wie er nun Blanſcheflur vor Augen ſah, ſchwanden ihm alle Zweifel aus dem Sinne, ob er wohl gefahren ſei? Er war mit einem Sprunge aus dem Korbe und ſtand vor ſeiner Freundin auf dem Eſtrich. Ach! was war das für eine ſelige Zeit und für ein Tag vor allen Tagen, als ſie ſich erkannten und ihr Elend ſolch ein Ende nahm. Wer das Halſen, Kuſſen und Umfahen, das da geſchah, mit angeſehen, hätte wohl geſagt, daß große Liebe Wunder thut. Sie wurden Beide ſo wohlgemuth, daß keines ein Wort ſprechen konnte, und was ihnen auch für Ungemach geſchehen war, vergaßen ſie.

»Nun Geſpielin, wie gefalle ich Dir?« ſprach Clariſſe zu Blanſcheflur, »willſt Du mir es jetzt danken, daß ich Dir die ſeltene Blume gezeigt habe? Iſt Dir in Deinen Gedanken geſtern oder heute beſſer? Und wenn ich tauſend Mal Deine Schweſter wäre, wie ich Deine Geſpielin bin, Du würdeſt dieſen Gewinn nicht mit mir theilen.« — »Traute Geſpielin,« antwortete Blanſcheflur, »ich habe alles was ich begehre mit meinen Armen umfangen. Meine Leiden ſind vergangen und meine Treue iſt gelohnt; jedoch bedürfen wir noch Deines Rathes, denn wir müßten den Tod erleiden, bliebe unſere Heimlichkeit nicht verſchwiegen.« — Nach dieſem ſagten ihr beide großen Dank und traten in die Kammer, aus der Blanſcheflur hervorgegangen war, wo ein ſo reiches Bett ſtand, daß es einem Kaiſer hätte dienen mögen. Darauf ſaßen ſie zuſammen, unter Reden und Lachen ihres Grams vergeſſend, und ſagte Flor zu Blanſcheflur: »Wie möchte ich doch ſeliger ſein als nun, liebe Frau, da ich Euch gefunden habe; Ihr könnt große Sorgen in kurzer Friſt klein machen. Mir iſt ſanfter und beſſer als dem, der auf dem Meere Sturm überſtanden hat und in dem Hafen eingeht. Gott hat wohl gethan, daß er mich nicht ſterben ließ, wie ich ſo ſehr begehrte.« — Dann erzählten ſie ſich ihr Geſchick, ſeit ſie geſchieden waren, klagten ſich die erlittene Noth, und vergaßen zwanzig Tage lang keiner reinen und unſchuldigen Liebesfreude zu pflegen.

Clariſſe hatte unterweilen Acht, daß deſſen Niemand innen wurde und ihre Seligkeit ſtöre; am Ende wandelten ſich aber ihre Freuden zu Leiden um und blieben nicht länger verſchwiegen, denn ſie waren auf des Glückes Rad am höchſten geſtiegen und mußten wieder niederrücken.

Eines Tages war nämlich Clariſſe nach ihrer Gewohnheit aufgeſtanden und begab ſich zu Blanſcheflur, die ſie weckte. »Wir müſſen zu unſerem Gebieter, liebſte Geſpielin,« ſprach ſie, »zaudre nicht, komm ohne Säumen nach.« — »Ach! damit eilt es nicht,« verſetzte Blanſcheflur, »wenn ich auch nicht gleich bei ihm bin, ſo folge ich Dir auf dem Fuße.« — Sie gedachte auch wirklich ſo zu thun, küßte aber ihres Freundes Mund in der Zwiſchenzeit ſo ſüß, daß ſie wiederum in ſeinen Armen entſchlief.

Clariſſe kam allein zu dem Amyrale, der ſie fragte, was Blanſcheflur abgehalten habe, wie andere Tage vor ihm zu erſcheinen? — »Ihr Gebet hat es gethan,« erwiederte die Magd, »ſie lieſt alle Nächte bis es tagt, in ihrem Pſalter, damit Gott Euch in Eurem Alter erhalten möge. Habt Ihr ſie einmal zu Eurem Weibe erkoren, ſo laßt Ihr es ihr wohl ohne Zorn hingehen, da ſie dieſes Jahr der Treue und Höflichkeit genießen muß.« — »Wenn dem ſo iſt,« erwiederte der Amyral, »erlitte ſie mit Unrecht meinen Zorn; da ſie den Schlaf vermeidet, für mich zu beten, ſo ſoll ihr vergeben ſein.« — Jedoch half Blanſcheflur die Liſt nur einen Tag, da ſie des nächſten Morgens ſchon nicht mehr der Gefahr gedachte und nicht von der Liebe ſcheiden wollte.

»Ich wache, Geſpielin,« ſagte ſie zu Clariſſen, die ſie weckte, »Du darfſt mein nicht harren, ich komme Dir gleich nach. Geh immer zu dem Pfeiler nach Waſſer, ich lege unterdeſſen mein Gewand an. Allein mit den Worten umfing ſie ihren Freund wieder und ſchlief wieder ein. Clariſſe holte das Waſſer und ging zu dem Gemache des Herrn, wo ſie ihre Freundin zu finden hoffte. Sie erſchrak aber ſchon, daß ſie da Niemand ſprechen hörte und wußte, zu dem Bette tretend, nicht, was ſie dem Amyral auf ſeine Frage nach Blanſcheflur erwiedere.

Der Amyral ließ durch ſeinen Kämmerling nachſehen, was ſie thäte und ſprach mittlerweile zu Clariſſen, der Farbe und Sinne entwichen: »Sie fürchtet mich zu wenig und bleibt ſo lange, daß ſie heute gewiß keinen Pſalter überleſen hat.« Als der Bote in Blanſcheflurs Kammer trat, ſah er zu ſeinem Schrecken Wange an Wange und Mund an Mund, die Liebenden bei einander ruhen. Er erkannte zwar nicht, ob der Jüngling ein Mann oder ein Weib ſei und ließ Beide ungeweckt. Seinem Gebieter berichtete er aber ſchleunigſt die Wundermähr: es ſchlafe bei Blanſcheflur eine andere Maid, die er noch nicht in dem Thurme geſehen habe. Da nahm der Amyral, begierig zu erfahren, wie dem ſei, ſein Schwert zur Hand und ſtürmte zu Blanſcheflur, in deren Kammer er Flor betraf. Er erkannte an deſſen entblößter Bruſt, er ſei ein Mann und war faſt verſucht, ihn im Schlafe zu tödten. Jedoch enthielt er ſich der Gewaltthat und befahl, Beide in den Kerker zu werfen um ſie morgen bei ſeinen fürſtlichen und königlichen Hochzeitgäſten auf den Tod anzuklagen.

Nun brach der Morgen des Tages an, an dem Flor und Blanſcheflur ſich für verloren hielten und war von Arm und Reich ein groß Gelaufe in der Stadt, indem die Kunde von den Liebenden, die der Amyral beiſammen gefunden und gefangen hatte, ſich verbreitete. Die Fürſten, Edlen und Freien, Leute und Bürger zogen Schaarenweis in den geſchmückten Baumgarten ein und der Amyral trat mitten unter ſie, um ihnen das Verbrechen des Paares, das ſie richten ſollten, vorzuſtellen. Ein alter König drang zwar vorerſt auf ihre Vertheidigung; allein man fällte das einſtimmige Urtheil, daß ſie auf einem Scheiterhaufen nach Rechtens zu verbrennen wären. Es ward zur Vollziehung der Strafe nach ihnen ausgeſchickt und da kamen die Liebenden in ihrer Unſchuld und Schönheit, es war erbärmlich mit anzuſehen, wie ſie ſich hatten und welch ſchweres Leid Eines um das Andere erduldete.

Flor zog den Zauberring ſeiner Mutter, der ihn nicht zu Schaden oder Schanden kommen ließ ab, und wollte ihn ſeiner Freundin zu ihrer Rettung an den Finger ſtecken. Blanſcheflur, die ohne ihn nicht leben mochte, litt es aber nicht, und beſchwor ihn ſo lange vergebens, daß er ihn behalte, bis ſie ihn zu Entſcheidung des Streites von ſich warf. Ein Herzog hatte ihre Reden gehört und hob den Ring für den Amyral vom Boden auf, indem er erzählte, wie ſie mit einander geſtritten hätten. Da weinten Alle, die es vernahmen und bemitleideten die Liebenden; doch blieb das Herz des Amyrals ſteinhart und ließ er Flor vor ſich führen, um zu erfahren, wer und woher er ſei. Flor beantwortete ſeine Fragen beſcheidentlich; erzürnte, ohne es zu wiſſen und zu wollen, den Amyral aber neuerdings ſo ſchwer, daß derſelbe ihn wegen ſeiner Rede auf der Stelle tödten wollte.

Jetzt begannen die Liebenden zu wetteifern, wer von ihnen zuerſt getödtet würde und wurden alle Anweſenden von Weh und Theilnahme dergeſtalt übermannt, daß ſie den Amyral fußfällig um Gnade baten und ihn am Ende auch zur Verzeihung erweichten. Ein lauter Jubel erhob ſich darauf weit und breit und der Amyral verlangte nur noch zu wiſſen, wer den Verrath begangen und die Kinder in dem Thurme zuſammengebracht habe. Jedoch weigerte der Jüngling ſich des mit den Worten, er wolle eh erſchlagen werden, als er ſeine Treu dem bräche, der ihm Liebes gethan habe, und brachte ſo den großen König dahin, dem Verräther gleichfalls Vergebung zuzuſichern.

Nun fielen Flor und Blanſcheflur in Dankbarkeit vor ihm nieder und erzählte Erſterer umſtändlich den Verlauf der ganzen Begebenheit. Es konnte Niemand, der es hörte, das Lachen beſonders über das letzte Beiſammenſein der Liebenden laſſen, und Flor verſtand ſeine Worte ſo wohl und weislich zu ſetzen, daß dem Amyral ſeine zuvor ausgeübte Härte aufrichtig reute. Er ſcherzte mit den Anderen über das Vergangene und kehrte ſein Gemüth fortan dergeſtalt zum Guten, daß er Allem und Jeglichem Herzeleid der Kinder ein Ziel zu ſetzen beſchloß. Er führte Floren Blanſcheflur zu und ſagte ihm, er gebe ſie ihm zu ſeiner Frau und Königin.

Der Gnade erfreute ſich groß und klein, wie vornehm und gering und Flor mußte männiglich erzählen, wie ſeine Liebe angefangen und ſein Vater Blanſcheflur verkauft hatte, indem er nicht vergaß hinzuzufügen, wie er ihr bis Babylon nachgezogen ſei.

Der Amyral gedachte Flor nicht eher wieder über See fahren zu laſſen, als bis er ihn zu einem Ritter gemacht und vollbrachte dies ſo wohl, daß noch kein Ritter in fremden Landen jemals beſſer geehrt worden war. Es erhob ſich deshalb in Babylon Freude und Schall von mancherhand Spielen und kein fahrender Spielmann ſchied ohne Gabe und Gut von dannen.

Der Amyral heirathete Clariſſen anſtatt Blanſcheflur und ließ ſie der Gewohnheit nach von ſeinen Emiren und Fürſten krönen. Jung und alt, dumm und weiſe, ging an dem Tage tanzen und turnieren und es wurde niemals ein ſchönerer Hof als der geſehen, den der Amyral da hielt. Am Abende gingen Alle in den Baumgarten und ſaß Flor beim Male neben dem Amyrale und ſeiner ſchönen Blanſcheflur, die er zu aller Zeit ſo ſehr küßte, daß Mann und Weib darüber lachte und ſpottete, obwohl er es aus Schaam nicht unterließ.

Truchſeſſe und Schenken trugen Sorge, daß es nicht an Wein und Speiſen gebrach, indeß Harfen und Geigen luſtig erklangen, und als die Nacht herniederſank, begab ſich alle Welt zu Bett.

Des nächſten Morgens kamen von ungefähr zwei unbekannte Ritter, die nach ihrem Jungherrn ausgezogen waren und ſein Geſchick erfahren hatten. Die traten vor den Amyral und brachten ihm und Flor die Zeitung, daß vor einem halben Jahre der König, ſein Vater, geſtorben und ſein verwaiſtes Land deshalb in große Noth gerathen ſei, die er allein abwenden möge. Darüber weinte und klagte Flor wie er es ſchuldig war, und ſeine Freundin ſtand ihm mit ihren Thränen redlich bei, wenngleich die Liebe beide linderte, daß ſie nicht allzu unfroh wurden. Flor nahm zuletzt Blanſcheflur bei der Hand, trat mit ihr vor den Amyral und ſagte: »Laßt uns jetzt in unſere Heimath fahren, Herr, und bewahre Gott Euch und die Eurigen. Ich und meine holde Braut werden es Euch ewig danken, wie gnädig Ihr mit uns verfahren ſeid. Und da der Amyral zu ſeinem Leidweſen ſah, daß ſie nicht länger bleiben konnten, ſchenkte er ihnen noch Land und Leute die Menge, ſo wie Gold und Silber und koſtbare Kleider und Geräthe, ſo viel zehen ſtarke Säumer trugen.

Es kam die Zeit, da ſie reiten wollten und Alles war bereit. Die lobeſame Magd nahm von ihren Geſpielinnen Abſchied und wurde von ſolchem Herzeleid übermannt, als ſie Clariſſen Lebewohl ſagte und ſie küſſen wollte, daß Beide einer Ohnmacht nahe kamen und es kaum ertrugen.

Tauſend Augen wurden naß als ſie aufſaßen und es war ein allgemeiner Segen.

Flor gelangte mit ſeiner Freundin und ſeinen Leuten heil und geſund in ſeine Heimath zurück und ſeine Unterthanen prieſen Gott von Herzen, daß ihr Erbherr wieder bei ihnen war. Er hielt in Bälde einen großen Hof und beſchied ſeine Fürſten und Herren dahin vor ſich, indem er ſich ſelbſt und ſie vom Heiden- zum Chriſtenthume bekehrte und alle ſeine Genoſſen und Mannen zu gleicher Zeit taufen ließ. Die ſchöne Blanſcheflur ſchickte ſich immer wohl in den Stand einer Königin und lebte mit ihm in getreuer Minne manches Jahr, während deſſen ſie einander um kein Haar leider wurden. Auch gönnte ihnen, wie die Sage geht, der heilige Chriſt, der der wahren Minne Meiſter iſt, die Seligkeit, daß ſie, fünf und dreißig Jahr alt, mit einander eine Tochter gewannen, die ſie Bertha nannten, und deren Name weit bekannt geworden iſt, weil ſie die Mutter des guten und rechten Königs Carolus Magnus wurde.

Flor erreichte mit ſeiner Blanſcheflur ein Alter von hundert Jahren und blieb immerdar geſund und froh, bis er mit ihr an einem Tage und in einer Stunde ſelig ſtarb und alle Beide auch in ein und daſſelbe Grab gelegt wurden.

◆

4.

Antonie.

Eine Novelle nach Anton Wall (C. L. Heyne).

»Antonie!« ſagte der Oberkammerherr, Graf O., zu ſeiner Tochter, als er eines Mittags von Hofe kam. — »Soviel ich weiß, iſt Dein Herz noch frei; oder ſollt' ich mich irren?«

»Gnädiger Papa!« ſtotterte das erröthende, ſiebzehnjährige Mädchen, »Ihre Frage .... ich begreife nicht .... Ihre Frage . ? ...«

»Hat ihre Urſachen, ſo wie .... ſetz' Dich zu mir, meine Tochter. Meine Frage hat ihre Urſachen, ſo wie von jeher mein Betragen gegen Dich. Du weißt, Antonie, daß Du das Unglück haſt, die einzige Erbin eines Vaters zu ſein, der einer der erſten Edelleute des Landes und ein Günſtling des Monarchen iſt.«

»Das Unglück? gnädiger Papa!«

»So wie mich däucht. Es gibt wenigſtens immer einen wichtigen Punkt, in dem die Erbin des einfachen Privatmannes glücklicher daran iſt als Du. — Wenn Du, zum Beiſpiel, Dich einmal vermählen müßteſt, ohne Dein Herz um Rath fragen zu dürfen?«

Antonie nahm emporblickend wahr, daß er eine Antwort erwartete, machte eine ſtumme Verbeugung und zupfte an einer Roſe, die ſie in der Hand hielt.

»Liebe Tochter!« fuhr der Graf fort, »ich ſah voraus, daß dies einmal Dein Fall ſein würde. Meine Pflicht war, dafür zu ſorgen, daß Du dann wenigſtens keinen Geliebten aufopfern müßteſt. Deine Mutter ſtarb, da Du acht Jahre alt warſt, und ſogleich entfernte ich Dich aus der Reſidenz, um Dich auf meinem einſamſten Landſitze von einer erprobten Freundin erziehen zu laſſen. Ich hoffe, Du haſt noch keinen Mann kennen lernen, der Dir den Gehorſam gegen mich erſchwerte. Oder iſt dem ſo? — Sprich mit Deinem Vater offen.«

»Gnädiger Papa! ich .... mir iſt Niemand bekannt .... ich kenne keinen ....«

»Ganz gewiß, Antonie?«

»Gewiß.«

»So iſt es deſto beſſer. So wird Dir, was Du bald thun ſollſt, deſto leichter fallen, ſo habe ich einen Jammer in der Welt weniger.«

»Was ich bald thun ſoll?« wiederholte ſie, ehe er ausgeredet hatte und ſah ihm mit den klaren blauen Augen betroffen ins Geſicht.

»Sieh, liebe Antonie!« ſagte der Oberkammerherr, »daß ich Dich vor vier Wochen aus Deiner Einſiedelei an den Hof berufen habe, iſt nicht ohne Abſicht geſchehen. Ein Vicepräſident in dem erſten Kollegium einer entfernten Provinz hat ſich durch Talente und Dienſteifer dem Monarchen ſo ſehr empfohlen, daß dieſer vor Kurzem geruht hat, ihn ſeiner Perſon zu nähern und in den Staatsrath zu ziehen. Du wirſt ihn heute ſehen und ihm als einem Manne begegnen, den der Monarch ſchätzt, den ich ehre und dem Du beſtimmt biſt.«

»Dem ich beſtimmt bin?« fragte ſie erfreut und ſchlug die Augen von ihrer Voreiligkeit beſchämt nieder.

»Der Monarch iſt zuerſt auf dieſe Verbindung gefallen, er hat ſeine Gedanken dem Miniſter mitgetheilt, dieſer hat mit mir geſprochen, und ich habe Dich ihm zugeſagt. — Die Sache iſt dem Vortheile unſeres Hauſes gemäß und gleichſam des Monarchen eigener Wille. — Alſo, Antonie, änderſt Du in vier Wochen Deinen Namen.«

Antonie ſaß da, wollte reden und konnte nicht.

»Bilde Dir nicht ein, meine Tochter,« hub der Oberkammerherr wieder an, »daß wir von Dir fordern, was nicht in Deinem Vermögen ſteht. Der Monarch, der Miniſter und ich ſetzen voraus, daß Du bloß Deine Hand vergibſt. Kann das Herz der Hand nicht folgen, ſo ſteht Dir frei, es zurückzubehalten. Man wird ſich kein Recht anmaßen, Dir Vorwürfe zu machen, wenn Du einmal darüber nach Deinem Wohlgefallen verfügen ſollteſt. Du wirſt in dieſem Punkte völlig Dir überlaſſen ſein.«

»Und dennoch ſeine Gemahlin werden?« fragte Antonie ſtaunend.

»Dennoch!«

»Verſteh ich Sie recht, mein Vater?«

»Lebe ein halbes Jahr unter uns, und Du verſtehſt mich. — Gutes Mädchen, die Leute, die Deine moraliſchen Bücher gemacht haben, paſſen meiſtens den Zirkel auf das Dreieck, ſchreiben den Großen vor, was ſie thun ſollen und wiſſen nicht, was ſie thun können, nennen uns ſittenlos, wo wir bloß unglücklich ſind und ſchmähen uns, wo ſie weinen ſollten. — Deine Hand darauf, Antonie, daß Du Dich ohne Widerſtreben dem Willen des Monarchen, den Wünſchen Deines Vaters und der Convenienz Deines Hauſes fügſt!«

Antonie hatte den Miniſter noch nie geſehen; hatte aber auch noch nie geliebt. Ueberraſcht von dem väterlichen Anſehen, gelobte ſie Gehorſam.

Einige Stunden darauf erſchien der Miniſter, ein kleiner, zuſammengewachſener Mann, der ein gläſernes Auge und eine hohe Seite hatte. Antonie trat ein und wollte in Ohnmacht ſinken. Sie mußte ſich auf einige Augenblicke entfernen, um ſich zu ſammeln. An einem Mädchen, das in der Einſamkeit des Landes erzogen war, das die große Welt erſt ſeit vier Wochen vor ſich ſah und jetzt ein Jawort abgeben ſollte, von dem ſie geſtern noch nichts gewußt hatte, war das zu entſchuldigen.

Der Miniſter hielt ihr Erſchrecken für eine Blödigkeit und fand ſich durch ihr Betragen nicht beleidigt. Sie kam wieder. Der Miniſter berief ſich auf das, was ihr Vater ihr geſagt habe, ergriff ihre zitternde Hand und fragte. — Mit einem eiskalten Schauer ſagte Antonie »Ja.« Sie ging aber ſogleich wieder hinaus, und keine Vorſtellungen konnten ſie bewegen, zurückzukehren.

Tages darauf fiel ſie ihrem Vater zu Füßen und beſchwor ihn, ſie ihres Wortes zu entlaſſen.

»Soll ich befehlen, Antonie?« ſprach er und verließ ſie mit einem zornfunkelnden Blicke.

Sie ergab ſich in ihr Schickſal. —

Vater und Bräutigam haßten das Zeremoniell, und um ihm zu entgehen, hatten ſie verabredet, daß außer dem Monarchen und den erforderlichen Zeugen Niemand von der Sache erfahren ſolle, bis ſie vorüber ſei. Auf einem Landgute des Vaters, einige Meilen von der Reſidenz, wurde die Trauung vollzogen, ohne daß ſelbſt die Bedienten wußten, was geſchah.

Nach der heiligen Handlung ſtand Antonie mit ihrem Gemahl in einem Fenſter, bat ihn, das Billet zu leſen, das ſie ihm gab und ging hinaus. Er las:

»Mein Herr Graf! ich habe meinem Vater gehorcht und bin Ihre Gemahlin. Nehmen Sie meine Verſicherung an, daß mir die Rechte, die Sie auf mich erhalten haben, heilig ſein und bleiben werden. Gewähren Sie meinem gepreßten Herzen aber die Bitte, daß Sie meinen Vater bewegen, mich mit meiner zeitherigen Geſellſchafterin noch heute in meine Einſamkeit zurückkehren zu laſſen. Durch eine abſchlägliche Antwort würden Sie nichts bewirken, als daß Sie mein Elend vergrößerten. Eine Willfahrung dagegen könnte nur die Ehrerbietung erhöhen, die ich für Ihre Verdienſte hege und deren ich Sie hiermit ausdrücklich verſichere.«

Der Miniſter ſtutzte und überlegte.

Er ging zu Antoniens Vater, zeigte ihm das Billet, legte ſelbſt eine Fürbitte für ſie ein und betheuerte, daß durch eine ſolche Trennung das gute Verhältniß beider Häuſer nicht geſtört werden ſolle.

Der Vater wollte toben, geſtand ſich aber ein, Antonien überraſcht zu haben und willigte in ihre Entfernung, indem er mit den Anweſenden verabredete, das Geſchehene ſo lange zu verſchweigen, bis Zeit und Umſtände Antoniens Geſinnung etwa änderten.

Antonie reiſte mit ihrer Freundin nach ihrem einſamen Landaufenthalte zurück und die Uebrigen begaben ſich wieder in die Reſidenz. Alles blieb geheim und der Monarch tröſtete ſeine Lieblinge mit der Zukunft. Man machte allerdings einige Verſuche, Antonien zu gewinnen; indeſſen verſtärkte dies nur ihren Abſcheu vor der Perſon ihres Gemahls.

Sie befand ſich in ihrer Abgeſchiedenheit weder wohl noch übel. Die wenigen Wochen, die ſie im Getümmel der Reſidenz zugebracht hatte, waren nicht hinreichend geweſen, ihr den Geſchmack an ihrer bisherigen Stille zu verleiden. Ihre alte Freundin, ihre Bücher, Spaziergänge in einer anmuthigen Gegend und weibliche Arbeiten vertrieben ihr die

Zeit. Sie ſah zwar Niemand um ſich als Diener, Pachter und Pachterinnen; aber auch dieſen zu Gefallen meinte ſie ſich gut kleiden zu müſſen, und in ihrem nachläſſigſten Morgenanzuge konnte man zuweilen glauben, ſie ginge einem beſtellten Liebhaber entgegen.

Ihr Lieblingsaufenthalt in den heißen Sommertagen war ein Luſthaus an der Gartenmauer, deſſen Fenſter nach Mitternacht zu gingen. Da ſaß ſie eines Abends in der Roſenblüthe am offenen Fenſter und arbeitete.

Sie hörte den Trab eines Pferdes, ſah hinaus, um ſich von einem Landmanne grüßen zu laſſen, der vom Felde käme und war wie verſteinert als — ein Offizier den Hut zog, der erſte, den ſie je in dieſer Gegend geſehen hatte. Sein Pferd war ſo wild, daß ihr angſt und bange wurde. Sie ſah ihm nach, ſo weit ſie konnte und machte am Ende die Bemerkung, daß ein guter Reiter auf einem muthigen Pferde ſich beſſer ausnehme, als auf einem gelaſſenen. Sie hätte gewünſcht, ihm länger nachſehen zu können.

Sie ſetzte ſich wieder zu ihrer Arbeit; aber ihr Blut war vom Schrecken über das wilde Pferd ſo in Wallung gekommen, daß die Nadel keinen Stich mehr recht machte. Sie warf das widerſpenſtige Werkzeug weg und ging durch den Garten. Auf einmal gewahrte ſie, daß es finſter geworden war, und ihre Uhr repetirte dreiviertel auf zehn. Sie eilte zu Frau von F., ihrer Geſellſchafterin, deren Augenſchmerzen ſie ſeit einiger Zeit in ein halbdunkles Zimmer eingeſperrt hatten und wünſchte ihr eine gute Nacht. Die zwei folgenden Tage regnete es faſt beſtändig. Antonie war mißvergnügt, daß ſie um zwei Tage Roſenblüthe kam.

Den dritten Tag war das Wetter ſchön. Doch ward ihr der Morgen unerträglich lang, und vergaß ſie nichts deſto weniger, ihre Tauben zu füttern, bis dieſelben ziemlich grob um Futter mahnten. Gleich nach Tiſche ging ſie in ihr Luſthaus und nahm ein Buch mit, das ſie im Anfange unterhaltend gefunden hatte. Sie las einige Seiten und bemerkte, daß der Verfaſſer überaus langweilig ſei. Sie warf es zu und trat ans Fenſter. Auf die Länge war auch da nichts zu ſehen. Sie ging hinunter und hatte eben die Thüre nach dem Felde aufgeriegelt, als ſie ein Pferd hörte. Sie flog wieder zum Fenſter empor und hatte beinahe aufgeſchrien, als ſie daſſelbe wilde Pferd mit ſeinem Offizier erblickte. Sie würde ſich entfernt haben, allein ihre Knie zitterten. Er grüßte ſie und ſie dankte ſo ungeſchickt, daß ein weißes Tuch, das ſie ins Fenſter gebreitet hatte, auf den Weg hinunter fiel. Der Herr in der glänzenden Uniform war mit Einem Sprunge vom Pferde, das er an die Thür band, hob das Tuch auf und ſtand im Garten. Antonie ging ihm entgegen und nahm ſeine Aufmerkſamkeit ſo verlegen auf, daß er faſt nicht wußte, was er ſagen ſollte. Er bat um die Erlaubniß, den Garten zu beſehen, und ſtellte ſich ihr als der Garderittmeiſter Baron A. vor.

Sie führte ihn umher und erfuhr von ihm, daß er unlängſt das benachbarte Rittergut gekauft habe, wo ihn die Nachläſſigkeit der vorigen Beſitzer zu Anſtalten nöthige, die ihn einige Zeit hier feſthalten würden. Der Garten gefiel ihm und er nannte ihn bezaubernd, derweil er doch öfter in Antoniens Augen als auf den Garten ſah. Man kam wieder zur Thür; er bat um die Erlaubniß, Antonie und Frau von F. aufzuwarten und erhielt ſie. Indem er ihre Hand küßte, verſicherte er ihr, das Gerücht habe ihm geſagt, daß die Gräfin Antonie O. dieſen Aufenthalt verſchönere; es ſei jedoch hier zum erſten Male hinter der Wirklichkeit zurückgeblieben. Er ſchwang ſich auf ſein Roß und war fort.

Antonie begab ſich in ihr Luſthaus, nahm das

Buch, in dem ſie ein paar Zeilen las und warf es hin. Sie trat wieder ins Freie, wandelte durch die Baumgänge, rizte ſich hier an einem Roſenſtrauche, trat dort in den Buchsbaum, ſezte ſich aus einer Laube in die andere und begab ſich zulezt zu Frau von F., die heute langweiliger als je war. Antonie verließ ſie, ging zu Bett und träumte ſich ein.

Tags darauf kam der Rittmeiſter, um als Nachbar ſeinen Beſuch zu machen. Frau von F. nahm ihn ſehr artig, Antonie mit einiger Kälte auf. Er hatte etwas ſo Edles in ſeinem Weſen, daß er beim erſten Anblick mit ſich befreundete. Als er fort war, ſprach Frau von F. zu ſeinem Vortheile. Antonie hatte es geſtern für zu zeitig gehalten, ihr von ihm zu ſagen, und hielt es heute für zu ſpät. Frau von F. ſah gern, daß man ihrer Meinung war. Der kalte Beifall, den Antonie den Vorzügen des Rittmeiſters zollte, reizte alſo die gute Frau zu ſo übertriebenen Lobeserhebungen, daß ihr Gaſt am Ende, vermöge der beharrlichen Einwürfe Antoniens, für einen der vollkommenſten Männer erklärt wurde. Man ſprach zwei Stunden lang von dem neuen Nachbar und Antonie ſchien ihre Freundin heute nicht ſo langweilig als geſtern zu finden.

Es traf ſich jezt von ohngefähr, daß ſie ſelbſt an Regentagen ihren Nachmittag auf dem Luſthauſe zubrachte. Sie hatte theils ein Buch zu leſen, das ſich in der Stille am beſten leſen ließ, theils an einem neuerfundenen Anzuge zu arbeiten, den Niemand eher ſehen ſollte, bis ſie ihn trüge.

Zufälligerweiſe ritt auch der Baron alle Tage zu einer gewiſſen Stunde vorbei, und ſein Pferd mußte eben kein ſo widerſpenſtiges Thier ſein, als es anfangs geſchienen hatte, da es oft Viertelſtunden lang unter dem Fenſter ſtand und ſeinen Reiter ſich ungeſtört mit Antonien unterhalten ließ.

Der neue Anzug war endlich fertig und angelegt, das

Buch — ſo gut als geleſen, und Antonie hatte wieder Langeweile. Sie ſah ins Feld hinaus; Menſchen und Thiere hatten ſich ordentlich verſchworen, die ganze Gegend zu meiden. Weder ein Bauer, noch eine Bäuerin, noch Jemand zu Pferde war zu hören und zu ſehen. Sie rief ihr Windſpiel, ging mit ihm ins freie Feld und folgte dem erſten beſten Fußſteige, auf den ſie der Zufall führte. Das Anſchlagen ihres Hündchens, das einem Haſen nachſetzte, erweckte ſie nach einer Weile aus ihren tiefen Gedanken.

Ein Jäger ſprang aus dem Gebüſche und legte auf den Hund an; ein Anderer hielt ihn zurück und lockte das Windſpiel. Man haſchte es. Der zweite Jäger nahm es auf den Arm, kam auf das Fräulein zu und legte den Verbrecher, der in ſeinem Revier hatte jagen wollen, zu ihren Füßen.

Antonie that einen Schrei, als ſie den Rittmeiſter erkannte, und war über die Nachricht, ſich auf ſeinem Grund und Boden zu befinden, höchſt betroffen. Konnte der Mann nicht glauben, ſie habe ihn aufgeſucht, weil er nicht zu der gewöhnlichen Stunde vorbeigeritten ſei? Indeſſen war ihr Gewiſſen unſchuldig und Herz und Gewiſſen treiben bisweilen jedes ſeine beſondere Wirthſchaft.

Man folgte dem Rittmeiſter mit einem Pferde. Er befahl, es nach Hauſe zu führen und bat Antonien, die bald roth bald blaß ward, um die Erlaubniß, ſie auf einem angenehmeren Wege zurück zu begleiten.

Er wünſchte ſich Glück, ſie ſo unerwartet gefunden zu haben, war entzückt, daß er ſich heute habe zur Jagd verführen laſſen und ſagte ihr ſo viel Schönes mit ſolcher Innigkeit, daß Antonie nicht wußte, ob es Tag oder Nacht war und der Rittmeiſter ſich am Ende ſelbſt auf einem falſchen Wege befand.

Man half ſich zurecht; allein der Baron hatte nicht gerade den kürzeſten Weg als den angenehmſten ausgeſucht; die Sonne ging unter und man war noch einige hundert Schritte vom Garten. In der Gartenthüre küßte er Antoniens Hand und nahm Abſchied.

Erſt als man einander gegenüber ſaß, bemerkte man, daß man ſich über die Herzlichkeit des Abſchiednehmens in eine dichte, duftende Jelängerjelieberlaube geführt habe. Antonie konnte die Augen nicht erheben. Der Baron ſtand auf, warf ſich ihr zu Füßen und erklärte ihr ſeine Liebe. Sie hatte gern verſucht, es abzuwenden; ihre Verwirrung machte ſie aber allzu ſchwach. Sie blieb ſogar regungslos und ſtumm, als er einen Arm um ſie zu ſchlingen, einen Kuß auf ihre Wange zu drücken und ſich alſo an ihrer Statt ſelbſt zu antworten wagte. Sie war nur im Stande, die Worte hervor zu ſtammeln: »Verlaſſen Sie mich, wenn Sie mich lieben, Ferdinand,« denn ſie hatte ſeinen Vornamen zufällig gehört und ihn ihrer Zunge im Stillen geläufig gemacht. Auf dieſe Beſchwörung trieb ſeine Ehrfurcht, ſein Mitleiden mit ihrem Zuſtande den Glücklichen von hinnen. Antonie eilte in ihr Kabinet und ſchlief den Schlaf der Liebenden.

Sie erwachte, als der Tag graute. Der Morgen war ſchön; der Geſang der Vögel klang ihr heute ganz neu. Das Zimmer ward ihr zu eng; ſie ſchlich leiſe in den Garten, näherte ſich der Laube, in der ſie ihn Ferdinand genannt hatte. Ein heimlicher Schauder bebte durch ihre Glieder, als ſie davor ſtand. Sie wollte hineingehen und fuhr ſchnell zurück. Mit halbgeſchloſſenen Augen, mit verſchlungenen Armen und in tiefen Betrachtungen ſaß Ferdinands Geſtalt in der Laube, in das blühende Geſträuch gedrückt, und ſprang augenblicklich in die Höhe.

»Verzeihung, Antonie!« rief er zu ihren Füßen: »Verzeihung für geſtern und heute!«

Sie reichte ihm die Hand, daß er aufſtünde. Ein Kuß, den er darauf druckte, verſetzte das erſchrockene Mädchen außer Stande, zu fliehen. Sie mußte bleiben und wollte es allmählig auch.

»Ich hatte keine Ruhe zu Hauſe, ich mußte bewußtlos noch vor Tage ins Feld,« ſagte er, »und fand mich erſt in dieſem Garten wieder — Sie hatten die Thüre nicht verſchloſſen — und hier bin ich — in dieſer Laube, die nun auf ewig Ferdinands Laube iſt. Laß mich ſie an Deinem Arme in Beſitz nehmen, Antonie!«

Sie widerſtand nicht, als er ſie hineinführte. Sie ſaßen neben einander. Der Anblick der lieblichen, jungfräulichen Geſtalt, die erröthenden Wangen, der ſchüchterne Blick des ſchwimmenden Auges, der Geſang der Nachtigallen in der duftenden Morgenfriſche verführten Ferdinand, daß er Antonien in ſeine Arme ſchloß, und ſich zu ihr niederbeugte, um ihren Mund zu küſſen. Sie machte ſich los und ein ernſter Blick ſtrafte ihn.

»Vergib, Antonie!« ſagte er, »die Ehrfurcht ſelbſt müßte ſich bei Dir vergeſſen. Ich entſage dieſem Kuſſe, bis Ihr Vater, dem ich heute ſchreibe, geantwortet hat.«

»Mein Vater!« rief ſie erwachend aus, »Um Gottes willen! Ferdinand! Sie wollen an meinen Vater ſchreiben?«

»Warum das nicht?«

»Um eines Geheimniſſes willen!«

»Um eines Geheimniſſes willen?«

»Das nur einige Freunde kennen.«

»Und das mir unbekannt bleiben ſoll, Antonie?«

»Das nicht!« ſagte ſie nach einigem Beſinnen, »Sie ſollen und müſſen es erfahren . . . . Ja, mit einem Worte, Ferdinand, ich bin vermählt!«

»Vermählt, Antonie?«

Sie erzählte ihm die näheren Umſtände ihrer Vermählung, ſo wie die Urſache des Geheimniſſes und ihres hieſigen Aufenthaltes. Sie verſchwieg nur den Namen ihres Gemahls.

»Gut, Antonie!« ſagte er nach einer Pauſe, »könnten Sie mich alſo lieben, wenn Sie dürften?«

Ein unwillkührlicher Seufzer und ein zur Erde geſenkter Blick waren ſein Beſcheid.

»So ſollſt Du dürfen, himmliſches Mädchen. Sind die Richter nicht gerecht, ſo iſt es der Monarch. Ich wende mich an ihn; er kennt mich, hört mich, wir ſind glücklich.«

»Der Monarch, o mein Gott! hört Sie nicht; mein Gemahl iſt ſein Günſtling.«

»Sein Günſtling? Welcher Günſtling? — Sein Name, Antonie?«

Sie nannte ihn, und der Baron ward wie vom Blitz getroffen. Er überlegte einen Augenblick, das Geſicht mit beiden Händen bedeckt, ergriff ſeinen Hut, ſagte: »wir ſehen uns noch heute wieder!« und eilte fort.

Antonie ſtarrte erſt wie betäubt vor ſich hin, alsdann erleichterte ein tiefer Seufzer ihr Herz. Sie bedachte, ob ſie dieſe geheimen Unterredungen fortſetzen dürfe, fürchtete ihre Schwäche und verzichtete darauf, den Baron ohne Zeugen wieder zu ſprechen. Jedoch konnte er ſich unterdeß von ſeiner Leidenſchaft verleiten laſſen, einen unvorſichtigen Schritt beim Monarchen zu thun und darum mußte ſie ihn nochmals beſchwören, ihr Geheimniß zu ehren. Sie beſchloß, ihn zu erwarten.

Er kam nach einigen Stunden wieder, überreichte ihr ein beſchriebenes Blatt, hing ein kleines Portrait um ihren Hals, und drückte ſie mit einem heißen Kuſſe an ſich. Alsdann ſagte er ihr ein erſticktes Lebewohl, ſchwang ſich auf ſein

Pferd und ſprengte fort, bevor ſie noch von ihrem Erſtaunen über dieſes ſonderbare Betragen zu ſich kommen konnte.

Als ſie zitternd das Blatt entfaltete, las ſie die folgenden Worte:

»Ich war dereinſt dreizehn Jahre alt, Ihr Gemahl zwanzig; unſere Eltern ſahen ſich oft. Ihr Gemahl war Offizier von der Garde. Sein ſchlanker Wuchs zeichnete ihn unter ſeinen Kameraden aus, das Feuer ſeiner Augen war bei meiner Schweſter zum Sprüchwort geworden.

Man hatte mir mehrere Armbrüſte weggenommen, weil ich damit Schaden ſtiftete und ich beſaß heimlich nur noch eine. Eines Nachmittags war ich allein zu Hauſe. Ich wollte aus meinem Zimmer im Hofe nach einem Sperlinge ſchießen. Der Bolſen fuhr durch ein Flurfenſter. Ihr Gemahl kam eben die Treppe empor, ein Glasſplitter flog ihm ins Auge. Ich lief ihm entgegen und fiel ihm zu Füßen.

'Beruhigen Sie ſich, Ferdinand!' war Alles, was er ſagte. Er wußte eine glaubwürdige Geſchichte zu erzählen, in der meiner nicht gedacht wurde, verlor nach einer ſchmerzhaften Kur das Auge und nahm ſeinen Abſchied. Um ſich von einer andern Seite geltend zu machen, bezog er die hohe Schule und vermied die Geſellſchaft, weil er ihr als Einäugiger gleichgültig zu ſein meinte. Er lag Tag und Nacht ſeinen Studien und Arbeiten ob, erwarb ſich Kenntniſſe, wie Wenige im Reiche und — bekam an ſeinem Schreibpulte die hohe Seite, die, wo nicht Ehrfurcht gebietet, doch keinen Abſcheu verdient.

Ich war auf dem Punkte, ohne mein Wiſſen, an ihm zum Verbrecher zu werden; aber der Augenblick, in dem Sie mir ſagten, weſſen Gemahlin Sie wären, löſchte die Flamme der Leidenſchaft in mir aus und wandelte mir meine

Geliebte zu einer theuren Schweſter um, die ich bei Allem, was groß und edel iſt, beſchwöre, einen Mann nicht zu fliehen, der von ihr gekannt zu werden verdient. Ja, Antonie! wüßten Sie die vielen trefflichen Zuge, die mir von der Gute und Reinheit ſeines Herzens bekannt ſind, Sie würden ihn nicht nur lieben können, Sie würden ihn lieben müſſen. Ein Bildniß von ihm, kurz vor jenem beklagenswerthen Unfalle gemalt, hatt' ich bisher als Heiligthum aufgehoben, und hab' ich um ihren Hals gehangen. Geſtatten Sie ihm dieſen Platz; betrachten Sie es oft und geſtehen Sie, daß die Natur das Original hoch geadelt hat. Wagen Sie es, ihn kennen zu lernen und Sie werden in kurzer Zeit ſagen: man kann einäugig, ſchief gewachſen und doch der liebenswürdigſte aller Menſchen ſein. Es ſagt Ihnen dies ein Mann, Antonie, der Ihren Beſitz einem Monarchen ſtreitig gemacht haben würde, die Rechtſchaffenheit ſich aber nicht ſtreitig gemacht haben will.« —

Antonie ſaß nach Leſung dieſes Briefes ohne Bewegung. Ihr Buſen ſchien ſo viel Größe faſſen zu wollen und ſchwoll hoch empor. Sie warf einen ſcheuen Blick auf das Bild an ihrem Halſe und erſchrak vor dem Feuer der großen, vollen, freundlichen Augen. — Bewunderung, Scham, Erſtaunen, Unwille, Mitleiden durchkreuzten ſich in ihrer Seele. Sie wußte nicht, wie ihr war und geſchah, — wußte nicht, was ſie thun oder laſſen ſollte. Ihre Gedanken konnten in keine Richtung lommen; ſie fragte ſich zuweilen, ob ſie wirklich wache?

So ſaß ſie eine halbe Stunde, dann ſammelte ſie ſich und kehrte zu dem Blatte zurück, das ſie mit mehr Bedacht als das erſte Mal las. Jetzt erſchien ihr der Baron als ein Weſen höherer Art, das ſie bewundern und verehren muſſe;

zu deſſen Beſitz ſie aber ihre Wünſche nicht erheben durfe. Die Liebe begann ſich zurückzuziehen.

Antonie verließ den Garten, befahl, daß man ſie nicht ſtöre und ſchloß ſich in ihr Kabinet ein. Es war Nacht geworden, als ſie aus tiefem Nachdenken erwachte, das ſich in gedankenloſe Stille verloren hatte. Sie befand ſich noch in dem nehmlichen Seſſel, in den ſie ſich beim Hereintreten geworfen, wußte kaum deutlich mehr, was ſie eigentlich hatte überlegen wollen, fühlte ſich unbeſchreiblich müde und ging ſchlafen.

Am Morgen, als ſie die Augen aufſchlug, war das Erſte, was ſie erblickte, das Bildniß ihres Gemahls, das ſie geſtern Abend vergeſſen hatte von ihrem Buſen zu entfernen. Sie wendete ſchnell die Augen ab, heftete den Blick eine Weile auf die Erde und richtete ihn dann langſam wieder nach dem Bilde. Sie mußte ſich bekennen, daß es einen der ſchönſten männlichen Köpfe darſtellte. Sie ſtand auf, band es ab und verwahrte es neben ihren Juwelen.

Des Nachmittags fiel ihr der Brief des Rittmeiſters wieder in die Hände. Sie las ihn, ging einige Mal im Garten auf und nieder, betrachtete auf ihrem Zimmer das Bild abermals und legte es an ſeinen Ort zurück. Sie konnte weder eſſen noch trinken und hatte nirgend eine bleibende Stätte. Sie ſchied von der Liebe nach und nach wie man von einem theuren Freunde ſcheidet, den das unerbittliche Schickſal von uns reißt. Man ruft den Freund immer wieder, drückt ihn in die Arme, küßt ihn und hält ihn feſt — bis man ihn loslaſſen muß und ihm mit blutendem Herzen nachſieht.

Einige Tage ſpäter war Antonie ruhiger geworden. Sie trug den Brief des Barons noch in ihrem Buſen, jedoch nur, damit er ſie vor Rückfällen ſichere. Sie wußte jedes Wort auswendig, wenn auch ein einziger Blick hinein mehr Kraft als Alles hatte. Sie ging zu dem Schränkchen mit ihren Koſtbarkeiten, ſtand ein paar Augenblicke unentſchloſſen, öffnete es und nahm das Bild ihres Gemahls heraus. Sie ſetzte ſich auf ihr Sopha und unterſuchte die Geſichtszüge mit derſelben Gelaſſenheit, wie man das Bildniß eines Bekannten betrachtet, um zu entſcheiden, ob es ähnlich iſt. Der Anblick begann ſie zu rühren. Sie ſeufzte einige Male und endlich floſſen ihr die hellen Thränen aus den Augen.

»Armer Graf!« ſagte ſie wehmüthig, »Ein ſolches Auge ſo zu verlieren!« Und von dem Moment an wandelte ſich der Widerwille vor ihm in das zärtlichſte Mitleiden um. Sie ſaß noch lange mit naſſen Augen und betrachtete das Gemälde. »Und nicht einmal ein Scheltwort dem zuzuziehen, der Dich um das Auge brachte!« hub ſie wieder an.

Sie zog den Brief des Barons aus ihrem Buſen, las ihn noch einmal und legte ihn zu ihren Juwelen. Das Portrait des Grafen nahm ſie und hängte es ſich um den Hals.

Antonie trug es fortan Tag und Nacht und wurde immer vertrauter mit dem Bilde. Zuweilen, wenn ſie die unbeſchreibliche Herzensgüte bedachte, mit der das Urbild dereinſt gehandelt hatte, widerfuhr ihr ſogar, daß ſie das Portrait an den Mund zog und küßte.

Gegen das Ende des Herbſtes kam der Oberkammerherr, ſeine Tochter auf einige Tage zu beſuchen. Er fragte Frau von F., ob ſich Antoniens Geſinnungen änderten und hörte, daß vor der Hand noch nichts zu hoffen ſei. Er zuckte die Achſeln und ließ während ſeines Aufenthaltes nicht ein Wort vom Miniſter fallen. Faſt unmittelbar vor ſeiner Abreiſe erſt fragte er ſeine Tochter ſcherzhaft: »ob ſie ihm etwa Geſellſchaft leiſten wolle?«

»Ich bin nicht im Stande, die Gemahlin des Grafen zu ſein,« ſagte Antonie, »wenn er mich aber als vertraute Freundin in ſein Haus nehmen will, begleite ich Sie.«

Der Vater ſah das Mädchen erſtaunt an, umarmte ſie, verlängerte ſeinen Aufenthalt um ein paar Tage und nahm ſie mit ſich in die Reſidenz

Die Vermählung des Grafen mit Antonien wurde bekannt gemacht und ſie wohnte fortan in einem geſchwiſterlichen Verhältniſſe bei ihm. Nach und nach wurde indeß die Schweſter dem Bruder gefährlich. Ihre beſcheidene Sittſamkeit gegen Fremde, ihre Aufmerkſamkeiten für ihren Gemahl, ihre Ordnung, ihr guter Geſchmack, das bezaubernde Wohlwollen ihres Gemüths machten in kurzer Zeit aus dem Gemahl zum Scheine einen Liebhaber im Ernſte. Nur hatte er als Gemahl geſchwiegen und ſchwieg deſto mehr, da er Liebhaber war.

Antonie fand an dem Grafen einen Mann, der trotz ſeiner hohen Stellung im Staate allgemein geliebt wurde, der die Rechte eines Gatten von ihr fordern konnte, und ſtatt deſſen mit der zarteſten Rückſicht auf ihren Willen verläugnete, der ſie beobachtete, ohne ſie zu bewachen, und der ihr Zärtlichkeit bezeigte, ohne ihr im Mindeſten beſchwerlich zu fallen. Sie fing an zu bedauern, daß der Mann keine Gemahlin habe, die ihn liebe, gewöhnte ſich an das gläſerne Auge und die hohe Schulter und liebte endlich den Grafen ſelbſt.

Der Graf blieb immer beſcheiden und ehrerbietig. Antonie glaubte, daß ſie verachtet werde und hielt dieſe Verachtung für gerecht. Sie zog ſich in die Einſamkeit zurück und ſah den Grafen nicht öfter, als ſie ihn ſehen mußte. Er ward dagegen unruhiger und aufmerkſamer als zuvor und nahm eines Tages wahr, daß Antonie ein Bildniß zu verbergen ſuchte, das ſie am Halſe trug und unverſehens hatte aus dem Buſen fallen laſſen. »Ich liebe Antonien,« ſagte er zu ſich, ſobald er allein war, »aber ſie iſt unglücklich und ich muß ſie glücklich machen.«

Des andern Morgens ging er, was noch nie geſchehen war, auf ihr Zimmer. Sie ſaß bei der Toilette. Er befahl der Kammerfrau, ſich zu entfernen und küßte Antoniens Hand. Sie war ſo erſchrocken, daß ſie nicht wußte, was ſie that. Sie bot ihm einen Seſſel an und er ſetzte ſich neben ſie.

»Theure Gräfin!« hub er an, »Sie lieben — ich weiß gewiß, daß Sie lieben, und mache Ihnen deshalb dieſen Beſuch.«

Antonie ſaß und rang die Hände.

»Lieben Sie den Mann, deſſen Bild Sie im Buſen tragen?«

»Ja,« ſagte ſie kaum hörbar und ſchlug die Augen nieder.

»Gut,« verſetzte er, »Ich vermag Ihren ſtillen Leiden nicht länger zuzuſehen und es iſt mir wichtig, daß Sie glücklich ſeien. Sie ſind von dem Augenblicke an frei. Ich gehe zu Ihrem Vater und von ihm zum Monarchen; die Erlaubniß zu unſerer Scheidung ſoll morgen unterzeichnet ſein. Nehmen Sie das Geſtändniß meiner innigſten Liebe und zugleich hiermit deren Aufopferung an. Leben Sie wohl, Gräfin, und denken Sie in den Armen des Glücklichen, den Sie lieben, bisweilen an einen Freund, der Sie beſtändig verehren wird.«

Er ſtand auf und wollte ſich entfernen, Antonie fiel ihm um den Hals.

»Ich verlaſſe Sie nicht;« ſagte ſie, »hier iſt das Portrait!«

Er ſah es und warf ſich ihr zu Füßen.

Sie erzählte ihm ihre Geſchichte, deren Erfolg leicht denkbar iſt.

Als der Monarch den Rittmeiſter A. zum erſten Male wiederſah, umarmte er ihn vor der ganzen Parade und ſagte zu ihm: »Obriſt, Sie ſind ein ſehr edler Mann!«

5.

Hug Schapeler.

Eine Sage.

In uralten Zeiten lebte in Frankreich eines edlen Ritters Sohn aus dem Lande Lannoy, der war ſchon mit ſechszehn Jahren ſo milde und gütig gegen Jedermann, daß er bald nach ſeines Vaters Tode all ſein Erbe verthan und Schulden genug gewonnen hatte, um durchaus keine Ruhe mehr vor ihnen zu haben. Er ſchämte ſich deswegen auch ſo gar ſehr, nachdem er erſt an allen Enden der Köſtlichſte geweſen war, nunmehr vor den Leuten zu Spott werden zu ſollen, daß er bei dem allmächtigen Gott ſchwur: er wolle außer Landes reiten und ſeine Gläubiger eine Weile ſich erkühlen laſſen.

Hug that wie er ſich vorgeſetzt, kam nach Paris, wo er Seitens ſeiner Mutter, die eines reichen Metzgers Tochter geweſen war, viele Freunde hatte, und fragte nach ſeines Vetters Simon Haus. Davor angelangt, ſtieg er von ſeinem Pferde ab und zog den Hut vor dem Bürger. Der ſprach zu ihm: »Ich ſehe, lieber Neffe, daß Ihr nicht Eures Vaters Statt haltet; wenn er zu mir kam, hatte er allerweges zehn oder zwölf Pferde und Knechte, die auf ihn warteten. Es nimmt mich fremd an Euch, was das bedeutet?« —

Hug verſetzte: »Ich meine, Vetter, ich hab' ihm genug gethan. Mein Vater iſt todt, Gott ſei ſeiner Seele gnädig!

und ich habe mich ſeither ſo herrlich gehalten, daß ich Schulden halber nicht mehr im Lande bleiben kann und darum zu Euch hierher geritten komme.« — »Ei, lieber Neffe,« ſagte Simon weiter, »Ihr ſeid ein junger friſcher Mann und ſollt bei mir bleiben. Ich will Euch lehren, einen Ochſen, ein Schwein oder ander Vieh abthun und Handel treiben. Laßt Ihr Euch wohl an, ſo mag nach meinem Tode was ich habe Euer werden; ich habe ja doch keine näheren Erben als Euch.« — Doch antwortete Hug: »er habe eine beſſere Meinung von ſich und ein hübſcher Handwerk gelernt: er könne einen Fürſten oder Herrn wappnen, die Lanze ſelber in der Hand führen und ſich damit behelfen; hatte wohl auch jeglichen Monat gern ein neu Kleid und hielte ſich Hunde und Falken, Pfeifer und Lautenſchläger.«

Wie der Bürger den Jüngling alſo reden hörte, ward er anderes Sinnes und wollte ihn, um nicht Schaden zu erleiden, nicht mehr bei ſich aufnehmen. Er ging vielmehr ſtillſchweigend in ſein Haus, holte dreihundert Gulden, die er Hugen gab und ſchickte ihn damit von dannen. Hug ſaß dankbar auf ſein Pferd und ſchied guten Muthes aus Paris.

Er ritt nach dem Hennegau und Brabant, wo er wohl ein Jahr lang blieb, ſo weit ſein Geld reichte und trieb unterdeß ein fröhlich Weſen mit den Jungfrauen, die ihm alle günſtig waren. Er diente ihnen in Luſt und Thorheit ſein Tagelang und beſtand um ihretwillen manch Abenteuer und harten Strauß, es mochte nun fluchtend oder mit gewehrter Hand ſein.

Durch eine Buhlſchaft mit der Nichte des Königs von Friesland hatte er nur am Ende deſſen Zorn ſo ſchwer-erregt, daß er mit genauer Noth ſein Leben rettete und ſeinen Weg nach deutſchen Landen nahm. Er verweilte allda, vor

Verfolgungen bange, lange Zeit in Wäldern und Einöden und wagte ſich noch nicht wieder unter Menſchen heraus, als er eines Tages in einem tiefen Forſte eine Frauenſtimme um Hülfe ſchreien hörte. Es war des Wildgrafen Tochter, die durch eine Rotte Fußknechte von ſeinem unfernen Schloſſe geraubt worden war. Hug ritt hinzu, bis er die Räuber und die Jungfrau erſah, die in großen Nöthen war, legte ſeine Lanze ein, mit der er den einen Knecht durchrannte, daß ſie in Stücken brach und ſtach ſein Schwert in den zweiten. Die Anderen wehrten ſich zwar ſo tapfer, daß ſie ihn und ſein Roß mit Wunden bedeckten; er ſiegte ihnen aber dennoch ob, ſtieg vom Pferde und nahte der Jungfrau, die ihm für ihre Freiheit dankte und ihm zu wiſſen that, wer ſie ſei, indem ſie ihn bat, ſie ihrem Vater wieder zuzuführen, der es ihm reichlich lohnen werde. Hug gab ihr des ſeine Treu zum Pfande und wollte in ihrer Begleitung nach dem Schloſſe aufbrechen, als der Wildgraf ſelber daher kam, ſie aufzuſuchen. Der war nun ſehr erfreut, ſeine geliebte Tochter wiedergefunden zu haben, ſchloß ſie weinend in ſeine Arme und erwies ſich ihrem Retter ſo erkenntlich, daß er Hug mit in ſein Schloß nahm und lange unter großen Ehren bei ſich behielt.

Hug ward inzwiſchen ein ſtattlicher Herr und ſchied am Ende reich beſchenkt von dem Grafen, indem er ſich auch einigermaßen ſeines Leichtſinns entledigt und ſich vorgenommen hatte, ein ganz anderer Mann zu werden. Er ritt deshalb wieder nach Paris zu ſeinem reichen Vetter und der begrüßte ihn, als er ihn ſo wohl gerüſtet ſah, höflich genug. Hug erzählte ihm, wie er ſein Weſen getrieben und was für Noth er gelitten habe, und Simon erwiederte: »Bei Sankt Clemens! Vetter, Ihr habt Euch viel verſucht und ſeid ein kühner Mann worden; Eure Freunde ſollen noch zu Ehren kommen. Ihr müßt wiſſen, daß ich Euch darum zu meinem Erben erkoren habe, der ihr mir doch der nächſte ſeid und ſeitdem ich Euch nicht ſah, habe ich das Meine alſo gebeſſert, daß ihr allerdings eines Ritters Weſen führen durft. Ich behalte Euch gleich bei mir und will Euch wiederum zu Handen ſtellen, was Ihr von Eurer Eltern Eigenthum verpfändet habt. Auch halte ich um Euretwillen einen größeren Staat und gedenke Euch bei Gelegenheit zu einer guten Heirath zu verhelfen.« — Darauf verſicherte ihm Hug, wie gern er bei ihm bleibe, fügte jedoch hinzu: »nach der Ehe ſtünde ihm ſein Sinn nicht; es ſei eine ſchwere Sache, eine Frau zu nehmen und dünke ihm viel wünſchenswerther, heimliche Liebe zu treiben, mit der man Zucht und Preis erwerben lerne. Wer Buhlſchaft übe, beſtehe zuweilen kühnliche Sachen, deren ein Zager kaum gedenken dürfe.« — Alſo behielt der Bürger ſeinen Vetter bei ſich und des Muth ſtund allezeit nach ſo hohen Ehren, daß ihn jung und alt lieb hatte.

In der Zwiſchenzeit war der König von Frankreich in Metz in Lothringen, wo er an ſchweren Kriegswunden krank gelegen hatte, mit Gift vergeben worden und geſtorben. Der Graf Savary, ein Herr in Champagne, und ſein Bruder Friedrich hatten die Unthat begangen und kamen deswegen allgemein in Verdacht; jedoch waren ſie zu mächtig, als daß es Jemand hätte wagen dürfen, ſie laut anzuklagen. Die ſchöne Königin Blanſcheflur und ihre Tochter Marie haßten die Mörder auf den Tod und weinten unaufhörlich, derweil die Fürſten und Herren miteinander zu Rathe gingen, wer König werden ſolle. Der Graf Savary war mit ſeinen Freunden übereingekommen, daß er um die ſchöne Königstochter ſich bewurbe und mit deren Hand die Krone in Anſpruch nahme, indeſſen ſie in ſeinen Landen ein Heer für ihn ſammelten, um ihn nöthigen Falles mit gewaffneter Hand zu unterſtutzen. Er ritt demnach eines Morgens gen Paris, wo wegen ſeiner Abſichten groß Fluchen und Schelten war, und begab ſich mit vielem Gefolge zu der betrübten Königin, bei der er ſein Verlangen nach ihrer Tochter Hand anbrachte, da er doch nur allein machtig genug ſei, das Reich vor dem Untergange zu bewahren.

Die Königin erſchrak nicht wenig, als ſie ihn ſo reden hörte und ſuchte einer beſtimmten Antwort auszuweichen, indem ſie erklärte, wie ſie ihm nicht zuwider ſei; ein ſo wichtig Ding jedoch nicht ohne Zuziehung ihrer Rathe und der fürnehmſten Bürger von Paris entſcheiden könne. Heimlich aber gedachte ſie bei ſich, ſie wolle ihre Tochter lieber ſterben als das Weib deſſen werden ſehen, der ihren Herrn um das Leben gebracht habe.

Nunmehr ſprach auch der Herzog von Burgund für Savary und drängte die Königin zu einem raſcheren Entſchluſſe; wie ihre Tochter Marie aber dies vernahm, konnte ſie ihre Betrübniß nicht langer bändigen und rief mit lauter Stimme dem Grafen zu, daß er der Mörder ihres Vaters ſei. Darüber gerieth Graf Savary und ſein Bruder Friedrich in großen Zorn und dieſer ſagte: »Was ſtehen wir hier wie die Weiber? greift die Jungfrau, es ſei ihr lieb oder leid und führt ſie als Euer Weib von dannen.« Auch waren ihrer Etliche, die ſie wohl wider ihrer Diener Willen genommen hatten. Doch fiel die Königin vor ihnen auf die Knie und bat ſie um Gott, keinen ſolchen Frevel zu begehen. »Meine Tochter,« ſagte ſie, »iſt ein Kind. Achtet nicht auf ihre thörichten Worte. Ich will ſie Euch gern zu Eurer Gemahlin geben, wenn die freien Bürger dieſer Stadt dabei ſind und wie es ſonder Zweifel iſt, Gefallen daran finden; auch iſt es Euer eigener Vortheil, die Sache nicht mit Gewalt zu begehen, da Euch ſonſt alle Gemeinen des Königreichs haſſen würden. Ich bitte Euch, kommt morgen um die ſiebente oder achte Stunde wieder; ſo wollen wir beſchließen, was Euch wohl gethan ſcheint.« — Ihre Gegner gingen voll froher Hoffnungen nach ihren Herbergen; ſobald die Königin aber allein war, ſchickte ſie eilig nach ihren Rathen und trug ihnen ihren Jammer vor. Da ſagte einer, »Sie habe wohl Recht, zu behaupten, daß der Graf Savary voller Untugend und Bosheit ſei; wer aber gewaltig, ſchaffe einmal, wie Sie wiſſen werde, ſeinen Willen. So thue der beſte Mann in Frankreich, und wenn er ſchlimm und muthwillig ſei, müſſe man ihn deſtomehr fürchten. Jedoch möge Sie von den Bürgern der Stadt Beiſtand begehren, auf daß die Ehe nicht verhängt werde. Er habe den Glauben, ſie würden Sie vor Gewalt beſchirmen und ihr einen Monat oder mehr Friſt ſichern, derweil ſie ihre Mannen beſenden könne, um ſich des falſchen Grafen zu erwehren.« — Die Königin ſchickte auch ſofort zu einigen Bürgern, von denen der reiche Metzger Simon vor Anderen mit ſeinem Neffen in den Palaſt kam und ſobald ſie Alle verſammelt und Zeugen ihres großen Leides geworden waren, wurden ſie ſo betrübt, daß ihrer Etliche zu weinten und Hug endlich auftrat und ſie ermahnte, nicht zu verzagen; die Bürgerſchaft werde ſie in den Mauern ihrer treuen Stadt Paris gegen männiglich zu ſchützen wiſſen. Die Anderen ſtimmten ihm ermuthigt bei und ſie verabredeten miteinander das Weitere, bis ſie ſich von der Königin beurlaubten und um ihre Sachen zu beſtellen nach Hauſe gingen.

Des anderen Morgens zur Primzeit kam Graf Savary mit ſeinem Volke köſtlich geſchmuckt zu der Königin und befragte ſie dreiſt um ihren Entſchluß, wegen deſſen, wie ſie ihm erwiederte, ſie einige Bürger berathen habe. Indem kam die Schaar der Bürger auch daher und unter ihnen

Hug Schapeler, der zu Gott geſchworen hatte, dem Grafen Savary ſein böſes Thun zu vergelten.

Einer begann die Verhandlung, in der ein hitziges Wort alsbald das andere gab und Hug ſprach zumal ſo grimmig, daß er alle zu ſeiner Meinung fortriß. Sie hatten heimlich ihre Panzer angelegt und entſchloſſen ſich immer mehr zu dem Aeußerſten, und wie Hug ſah, daß an keine gütliche Uebereinkunft zu denken war, ſagte er dem Grafen Savary ins Geſicht, er wäre baß würdiger, daß man ihn an einen Baum hängte, als ihm eine ſo edle Königin zum Weibe gäbe, auch ſeine Eltern und ſein ganzes Geſchlecht hätten nie gut gethan und als der Sache Urtheiler erklärten ihm die Bürger hiermit, daß ein Böſewicht und Königsmörder wie er nimmermehr ihr König werden, ſondern heute ſeinen Lohn empfangen ſolle.

Mit der Rede zog er ſelbſt ſein Schwert und ſpaltete dem Grafen das Haupt bis auf die Zähne, indem er kühnlich rief: »Montjoie! fromme Bürger, ſchlagt los, ich habe mit dem Schuldigſten angefangen.« Da ward denn in dem Palaſte Niemandes, er wäre Herzog oder Graf, geſchont, obwohl ſich in dem wilden Kampfe zwiſchen Rittern und Bürgerſchaft der Herzog von Burgund und Graf Friedrich unter dem Volke hinwegmachten. Hug metzelte unter den Edlen, daß ihrer mehr denn hundert auf dem Platze blieben; die anderen entliefen ein jeglicher nach ſeiner Herberge, ſaßen auf ihre Pferde und jagten aus Paris.

Die Königin und ihre Tochter waren dieſes Ausganges ihrer Noth gar froh und wunderten ſich über die große Tapferkeit des jungen Mannes, von dem ſie zu wiſſen verlangten, ob er ein Edler oder ein Bürger ſei. Ein alter Hofmeiſter der Königin kannte ihn und ſagte, er ſei ein Herr zu Gennoſſe bei Bourges, von ſeiner Mutter her von Metzgers Geſchlecht, weshalb er auch heute wohl gewähnt habe, unter den Fleiſchbanken zu ſein.

Dann ging die Königin mit ihrer Tochter an der Hand in den Palaſt zurück, aus dem ſie geflohen waren, um zuzuſchauen, wie es gefahren, und mit ihnen gingen ſechs Ritter, die in ihren Rath gehörten. Die Bürger traten ihr entgegen und neigten ſich demüthig, indem ſie ihr Glück zu ihrer Rettung wünſchten. Die Königin aber lobte und pries ſie wegen ihres Thuns und bot Hugen, den man zu ihr führte, die Hand. Er neigte ſich vor ihr auf die Knie und wie ihn die Königin recht anſah, dachte ſie, ſie habe einen ſchöneren Jungling nie erſchaut. Sie verſprach ihm für den großen Dienſt, den er ihr gethan, ihn zum Ritter und zu ihrem Kämpfer zu erheben ſo wie ihn zu Würden und Ehren zu verhelfen und Hug dankte ihr beſcheidentlich mit dem Gelübde, ihr wider ihre Feinde jederzeit beizuſtehen. Dann gingen ſie auseinander und gebot die Königin die Erſchlagenen zur Erde zu beſtatten.

Graf Savary's Bruder Friedrich ritt nebſt dem Herzoge von Burgund in großem Zorne von dannen und unterweges nach ihren Landen beſprachen ſich Beide, wie ſie zu ihrer Rache ihre Freunde in deutſchen Landen entbieten wollten, um Paris zu belagern und zu erobern und die Königin zu verbrennen. Auch führten ſie ihre Pläne eifrig aus und brachten mit Hülfe der deutſchen Fürſten ein Heer von mehr als hunderttauſend Reiſigen und Fußknechten zuſammen. Die Großen Frankreichs waren ebenfalls auf ihrer Seite, weil ſie der Königin aus Neid gegen die reichen Bürger grollten, die ihr beiſtanden und mit ihrem Wucher ſich der Schlöſſer und Städte des Adels unterzögen, als waren ſie die Herren im Lande.

Sie zogen mit ihren Schaaren vor Paris, deſſen Bürger vor der Macht nicht minder erſchraken als die Königin, und die letztere ſandte einen Boten an ihres Bruders Sohn, Drogne nach Venedig, der ſich allda mit ſeinem Schwager, dem Könige Benedict von Ungarn zu einem Zuge gegen die Turken rüſtete, um ſeines Vaters Tod zu rächen. Sie hatte ſo auch alle ihre Lehensleute zu ſich entboten; es kamen ihrer aber nicht mehr denn ſechs Grafen, deren jeglicher ihr etwa hundert Reiſige zuführte. Die übrigen bezogen mit dem Heere ihrer Feinde ein Lager vor Paris und ſchloſſen die Stadt immer enger ein. Die Bürger beſtellten ſich dagegen allerdings mit allerhand Gewehr und die Königin befahl dem Grafen v. Dampmartin das Volk anzuführen, deſſen er nicht über viertauſend Reiſige zuſammenbrachte. Er ſprach deshalb zu ihnen: »wir wollen thun wie die Weiſen, die nicht gewinnen konnten und wollten doch nicht verlieren, denn da unſer ſo wenig ſind, iſt es unvonnöthen, daß wir zum Streite ausziehen, und wollen wir vielmehr unſere Stadt bewahren bis etwa ihr Loos fällt.« — Wie aber Hug Schapeler die Rede hörte, rief er aus: »O, edler Graf! Ihr habt, ſo Gott will, herrlicher Leute genug. Ziehet hinaus, ordnet uns zu dem Streite und ſorget nicht. Ihr ſeid unſer aller Hauptmann, beweiſt Euch männlich, Ihr ſeid die Säule unſerer Hoffnung und die Ehre ſteht zumal an Euch.« — Da ſchämte ſich der Graf, daß Hug ihn öffentlich unterwieſen hatte und er ſprach: »Lieber Geſelle, was ich geredet, hab' ich verſtanden. Hat mich die Königin zu einem Hauptmann über das Volk geordnet, ſo iſt auch billig, daß ich ihrer achte und ſie nicht verführe. Ihr Bürger in den Pelzröcken ſeid hinter dem Heerde und in Euren Trinkſtuben herrliche Kämpfer; aber wenn es an ein Streiten geht, bald erſchrocken. Jedoch ziehen wir hinaus, weil es Euch zu willen iſt.«

Danach that man Sankt Autominpforte auf und zogen Ritter, Knechte und Bürger zu Fuß und zu Roß zu denen ins Lager hinaus, die ſchnell bereit waren. Graf Friedrich jagte ihnen mit dem Rufe entgegen: »Alles fort an die Bauern! wir wollen ſie frei erſtechen,« und warf gleich einen Ritter todt in den Sand. Der Conſtabel von Paris griff dagegen Friedrichs Leute an und that ihnen vielen Schaden. Die Bürger von Paris ſtritten ſo mannlich, daß die Aeußern weichen mußten; doch als der König von Friesland und der Herzog von Burgund dazu kamen, mußten ſie wieder zurück. Ja, der Conſtabel ward abgerannt und würde erſchlagen worden ſein, wäre ihm Hug Schapeler nicht zu Hülfe gekommen. Der ſtund zu Fuß ab, hatte ſein Schwert mit beiden Händen gefaßt und machte recht wie der Wolf unter den Schafen Platz. Dann drang er zu dem Conſtabel, eben als ein deutſcher Mann, den er erſchlug, ihn geſichert haben wollte und half ihn auf deſſen Roß.

Die Aeußeren drängten die Bürger mit Gewalt zu der Pforte zurück und wären ihnen gern in die Stadt gefolgt. Hier ſchlug aber Hug wieder ſo tapfer um ſich herum, daß er ihnen viel Leid anthat; auch tödtete er das Pferd des Grafen von Eſtampes und ſchleifte ihn ſelbſt, es wäre denen von Champagne lieb oder leid, mit ſich durch die Pforte, die hinter ihm geſchloſſen ward.

Die Belagerer hatten in dieſem Streite ein und zwanzig hundert Mann verloren und der Graf Friedrich zog mit den Seinen wieder in das Lager ab, wo die Fürſten und Herren Rath zuſammen pflogen, was ſie fürbaß thun ſollten.

Der verſtändige Conſtabel ſchloß Hug, aus Dankbarkeit für ſeine Errettung, in die Arme und ritt mit ihm nach dem Palaſte der Königin, die auf die Stiegen kam, um dem Volke zu danken, daß es ſo kühn wider den Feind geſtritten habe. Da war das gemeine Geſchrei in der ganzen Stadt: Hug, der Metzger, ſei eine Blume der Ritterſchaft, und drang auch der Königin zu Ohren, die darum den Conſtabel fragte: Was das Volk meine, daß ſolch Geſchrei unter ihnen ſei und ob ſie etwas von ihr begehrten? Der Conſtabel verkündete ihr des Jünglings Preis und Waffenthaten und nach der Rede neigte ſich Hug ehrerbietig vor der Königin und ſtellte ihr ſeinen Gefangenen dar. Sie dankte ihm für alles Gute, daß er ihr gethan und führte ihn ſelbſt in ihren Palaſt, zu ihrer Tochter Marie. Die ſtund gegen ihn auf, bot ihm die Hand und ſah ihn von oben bis unten an, indem er ihr heimlich wohlgefiel und ſie bei ſich dachte: »Ach, wollte Gott! ich hätte ſolch einen Mann zum Gemahl.«

Dann kamen die Tafeldiener, die Waſſer nehmen hießen, und ſetzte man ſich zu Tiſch, die Königin und ihre Tochter an einen Tiſch für ſich, und die Grafen und Ritterſchaft an den anderen, ein Jeder wie es ihm gebührte.

Der Conſtabel nahm Hug Schapeler bei der Hand und ſetzte ihn neben ſich. Die Königin blickte oft auf Hugen und ihr gefiel ſein Weſen und Geberde wohl. Es ward ihnen in allem herrlich gedient und zu dem einen Gericht brachte man der Königin einen gebratenen Pfau. Da ſagte die Königin zu dem Diener: »Setze den Pfau vor Hug und bring ihm den von meinetwegen, weil er vor Allen Ehre erfochten hat.«

Hug ward roth vor Scham, als ihr Geheiß erfüllt worden war und er gedachte: »Wem Gott helfen will, dem mag Niemand übel. Da man den Pfau vor mich als den kühnſten Ritter geſtellt hat und es Gewohnheit iſt, daß der, dem dies geſchieht, ſich einer kühnen Sache vermißt, ſo will ich vor allen Gegenwärtigen dem Pfau ein abenteuerlich Gelübde thun, und ſollt' ich darin ſterben.«

Er erhob ſich alſo von ſeinem Sitz und verhieß: »er wolle morgen in das Heer der Feinde reiten und der beſten einen oder zweie hinrichten oder ſelber ſterben, ſei ihm das Glück nicht hold und führe ihn in die Stadt zurück.«

Die Königin und ihre Tochter erſchraken des ſehr und meinten, daß der Pfau zur unſeligen Stunde vor Hug geſtellt worden ſei, ſuchten ihn auch von ſeinem Vorhaben abzubringen; da aber alles vergebens blieb, ſo verbot die Königin dem Junglinge bei ihrem Zorn, ohne ihre Erlaubniß die Stadt zu verlaſſen und rief ihren Kammerknecht zu ſich, durch den ſie bei Leib- und Lebensſtrafe allen Pförtnern unterſagen ließ, irgend einen Ritter hinauszulaſſen der nicht ihr Wortzeichen mit ſich führe. Die Pförtner empfingen ihr Geheiß und verſprachen danach zu thun und während des der Kammerknecht von einem zum andern ging, ſaß Hug noch in dem Palaſte bei dem Conſtabel und den jungen Rittern und Edelknechten, die ihn und ſein Gelübde im Munde führten. Ein Theil ſprach: »Er hat eines Löwen Herz. Wie dürfte ein Zager gedenken, allein in das Lager zu reiten und einen Fürſten zu fahen oder zu erſchlagen?« Die Anderen aber meinten: »ſeine Thorheit habe ihn verleitet, ſich des zu rühmen.« Darauf ſchied männiglich, weil viele müde waren und nahm auch Hug Urlaub von der Königin, die ihn nochmals ermahnte, ihr gehorſam zu ſein. Er verſprach ihr, was ſie von ihm forderte, wiewohl er lieber ſein Leben gelaſſen als ſein Gelübde gebrochen hätte und ſobald er in ſeine Herberge gekommen war, wappnete er ſich auf's neue, beſtieg ſein beſtes Pferd und ritt zu der Pforte des Tempels. Nun ließen ihn die Pförtner nicht hinaus, wenngleich er betheuerte, von der Obriſten wegen zu reiten, und da er demnächſt auch an Sankt Martinspforte abgewieſen ward, ſo wandte er zornig um und betrübte ſich, ſo zu Spott und

Schanden werden zu ſollen. Jedoch gedachte er unterwegs nach ſeiner Herberge auch, wie ſehr ſie um ſein Leben oder ſeine Freiheit ſorgen möge, die er für ſie mit Freuden in die Schanze ſchlug, und daheim that er ſeinen Harniſch ab und in einen Weidſack, den er auf ſein Pferd legte und gebot ſeinem Knechte, zu der Pforte des Tempels in ſeines Vetters Baumgarten hinaus zu reiten und allda ſein zu harren, ohne irgend wem ein Wort davon zu ſagen.

Der Knecht that wie ihm geheißen war und verbarg ſich, da er den Feind fürchtete, hinter einem Baume. Hug hingegen ging in der Nacht heimlich auf die Mauer, als ob er die Wacht beſtehen wollte, ließ ſich, ohne daß Jemand ſein inne ward, an einem Seile hinunter, und kletterte mit großer Arbeit an der Seite des Grabens wieder hinauf, ſo daß er mit Tagwerden zu ſeinem Knechte kam. In dem Baumgarten wappnete er ſich dann und als die Sonne aufgegangen war, ſagte er zu dem Knechte, was er vorhatte und ſchickte ihn heim, wo die Bürger und der Conſtabel durch ihn erfuhren, was geſchehen war. Der Letztere betrübte ſich von Herzen über die Gefahr, in der der Jüngling war und gebot ſofort Sturm zu läuten und die ganze Stadt aufzutrompeten, um ihm mit aller Macht zu Hülfe zu kommen. Da ward ein groß Geläuf in der Stadt, indem Jedermann ſich wappnete und aufbrach, und die Königin weinte heiß und ſchwur, wenn Hug nicht wieder käme, alle Pförtner henken zu laſſen, weil ſie ihr Gebot nicht gehalten hätten.

Hug gewahrte in dem Lager manch ſchön Gezelt und an jeglichem des Herrn Wappen, dem es eigen war. Unter anderen ſah er auch des Königs von Friesland Schild, das war ein weißer Löwe im rothen Felde und ein fliegender Adler oben drauf, und dachte: hierin iſt der mir einſt nach dem Leben trachtete, der ſoll nun von meiner Hand ſterben.

Gott helfe mir dieſe Aventure mit Ehren beſtehen. Damit ſtieg er vor dem Pavillon des Königs ab, der eben in der Meſſe geweſen war und ſich wegen des Geſchreies, das auskam, wappnete, daß die von Paris im Anzuge ſeien, trat zu ihm hinein und ſtieß ihm vor ſeinen Leuten das Schwert in die Bruſt. Der König fiel zu ſeinen Füßen todt nieder und wie feindlich auch die Diener auf ihn einſturmten, wehrte Hug ſich doch kuhn genug, daß er ſich bis an das Gezelt durchſchlug, wo er ſein Roß wieder zu finden meinte. Allein das Geſchrei war bereits ſo weit umhergedrungen, daß ihm da der Herzog von Oeſtreich, der Wildgraf und wohl dreihundert Ritter und Knechte begegneten. Trotz aller tapfern Gegenwehr ward er übermannt und wie er, wund und müde, ſich mit dem Wildgrafen wieder erkannte, deſſen Tochter er dereinſt gerettet hatte, freuete er ſich ſein Gefangener zu werden, der jener Wohlthat ſich vielleicht erinnere.

Er übergab ihm ſein Schwert, und der Graf beſchirmte ihn gleich vor den Anderen, die ihn erſchlagen wollten, unter dem Vorwande, ihn dem Grafen Friedrich zum Gericht zu überantworten. Die Anderen ritten fort, um mit dem Heere die andringenden Feinde zu beſtehen und nun ſtrafte der Wildgraf Hugen zwar mit Worten wegen ſeiner That, bedachte aber, wie er ihm für die Errettung ſeiner Tochter ſein Leben erhalte. Er ſendete ihn mit ſeinem Kammerknecht angeblich in enge Haft von dannen und ließ ihn, heimlich wieder gewappnet und beritten gemacht, vor die Gezelte geleiten. Daſelbſt war Hug mit ſeinem Geſellen, der nicht von ihm weichen wollte, bald im dickſten Kampfgewühl und als die Seinen ihn erkannten, wurden ſie des ſehr froh und thaten es dem Conſtabel kund, der nun zum Ruckzug blaſen ließ.

Sie kamen alle glücklich wieder in die Stadt und lobten Gott, und der Conſtabel ritt mit den anderen Grafen und mit Hug nach dem Palaſte der Königin. Dort mußte dieſer zu männiglich Verwunderung erzählen, wie Alles zugegangen war und einige Zuhörer meinten: »er iſt um ſeiner Mannheit willen werth ein Königreich zu handhaben. Wollte Gott! er wurde mit unſerer jungen Königin getraut und das ganze Land ſtünde in ſeiner Gewalt, er ſollt' es wohl beſchirmen und regieren.«

Die Königin ward in Liebe zu Hug bewegt, als ſie das Volk untereinander ſein Lob murmeln hörte, und wünſchte, der ſchöne Jüngling wäre von hoher Geburt.

Graf Friedrich war unterdeß mit ſeiner Ritterſchaft, von der viele erſchlagen waren, wieder nach dem Lager gezogen und beſprach da eben mit dem Herzog von Burgund, was ſie weiter in der Sache anfangen möchten, als die Diener des Königs von Friesland die Ermordung ihres Herrn meldeten. Die beiden Fürſten erſchraken darüber ſehr und freueten ſich nur zu hören, daß der Mörder Hug, der ſchon den Grafen Savary erſchlagen hatte, von dem Wildgrafen gefangen ſei. Jedoch mußten ſie, als dieſer zu ihnen kam, zu ihrem ſchwerſten Leid vernehmen, daß der Kammerknecht, dem er Hug anvertrauet hatte, mit ihm zu den Feinden übergegangen ſei. Sie wußten ſich deswegen kaum zu tröſten und ſahen auch ein Anderes, das ſie erſonnen hatten, erfolglos ausgehen und einen Boten an die Königin, der ſie Vergeſſen und Vergeben des Vergangenen hatten zuſagen laſſen, wenn ſie in ihre Forderungen willige, mit einer verhöhnenden Antwort wiederkehren.

Die Königin ſaß mit ihrer Tochter in dem Palaſte bei den Grafen und Herren und ergetzte ſich an ihrer Gegenwart. Was ſie aber auch trieb und wie ſie fröhlich war, hatte ſie doch Hug vor Allen lieb und hätte es ihm gern kund gethan, wenn die Scham ſie nicht daran gehindert. Als ſie in den wilden Gedanken endlich aufgeſtanden und mit ihrer Tochter in ihre Kammer gegangen war, fragte dieſe ſie: »warum ſie ihre Farbe ſo viele Male verwandele und ob ſie ein Leiden oder Ungemach habe?« Die Königin verneinte dies und ſagte, »ſie ſei ſo ſchwermüthig, weil ihr und dem ganzen Lande großer Schaden von ihren Feinden geſchähe, die des freilich nur kleinen Nutzen gewönnen, da Hug ihnen die Liebſten erſchlagen hätte. Ich wundere mich,« ſprach ſie ferner, »über ſeine große Kuhnheit und die Abenteuer, die er vollbringt; er iſt an Hübſchheit und edler Sitte ohne Gleichen, und wäre würdig ein König zu ſein; wenn er aber auch nicht von hohem Adel geboren iſt, verdenkt es mir doch Niemand, nehme ich ihn zu meinem ehelichen Manne.« — Indeſſen gefiel Marien, ihrer Tochter, dieſe Rede nicht und ſie ſprach zur Stunde: »Liebe Frau Mutter, mir iſt desgleichen ein Herr und Gemahl noth, der den Krieg gegen die Grafen und ſeine Helfer führe und das Königreich recht beherrſche. Nun iſt Hug ſo kühn und friſch und ein ſo ſtolzer Mann als einer leben mag, daß ich Euch freundlich bitte, ihr wollet ihn mir geben.« — Darauf erinnerte ſich die Königin ſchnell, ein wie edler König ihr verſtorbener Herr geweſen ſei, um deſſetwillen ſie es ſich nicht vergeben könne, nähme ſie einen zweiten Mann und verſprach, Mariens Liebe hold zu ſein und Hug zu vergelten, was er ihnen Gutes gethan habe. — Sie ſandte alſo ihren Kammerknecht nach ihm aus und da er erſchien und nach ihren Befehlen fragte, gab ſie ihm das durch ihres Bruders Tod erledigte Herzogthum Orleans für ewige Zeiten zu eigen, und ſagte ihm, daß er auch ſofort zum Ritter geſchlagen und Fürſt geheißen werden ſolle.

Hug dankte ihr fleißig für ihre Gaben und verſprach ſie mit Ritterſchaft zu verdienen; ſie aber redete ferner ſo zu ihm: »er ſolle ein Halſen und Küſſen von ihr oder ihrer Tochter haben, von welcher er es zumeiſt begehre?« und als er erwiederte, wenn es ihm erlaubt ſei, wolle er es von ihrer Tochter haben, ſchloß Marie ihn mit großer Liebe und Freundſchaft in ihre Arme. In ſolcher Weiſe kam Hug zu großen Ehren und ritt auch als der Herzog Hug von Orleans, viele Feinde erſchlagend, zu Paris ein und aus. Nichts deſtoweniger währte die Belagerung von Paris ſo lange, daß man darin großen Mangel an Korn, Wein, Holz, Salz und Anderem zu haben begann und wenn nicht Hülfe und Rettung von außen käme, einem harten Stande entgegen ſah.

König Drogne hatte ſich zu der Zeit, als der Bote der Königin zu ihm nach Venedig gekommen war, ſogleich entſchloſſen, ihr zu Hülfe zu ziehen und war in Begleitung des Königs Benedict von Ungarn mit einem Heere von dreißigtauſend guter Ritterſchaft über's Meer gefahren. In dem Hafen von Aiguesmortes gelandet, ritten ſie auf dem nächſten Wege gen Paris und als ſie zu Sankt Nicolaus, das vier Meilen davon liegt, angekommen waren, beredeten ſich die beiden Könige, daß der von Ungarn mit dem Heere allda bleiben ſolle, derweil ſein Schwager zu Fuße nach Paris vorausgehe, um von der Königin zu erfahren, warum ſie von den Fürſten mit Krieg überzogen und ſo gehaßt werde. Auch wollte König Drogne das Lager der Feinde erſt beſchauen und ihre Ordnungen erforſchen. Er that ſich darauf elend an, hing einen ledernen Sack an ſeinen Hals, als käme er von Sankt Jakob und begab ſich von Paris in das Lager. Da ſah er ſo viel Volks, daß es ihn verwunderte und er nicht wußte, wie ganz Frankreich in den Aufruhr gegen ſeine Nichte gerathen ſei, und als er in des Grafen Friedrichs Zelt kam, wo viele Fürſten verſammelt waren, fiel er mit ſeinem Pilgerſtabe auf die Knie und ſprach ihn mit gefaltenen Händen um ein Allmoſen an; er ſei auf einer Fahrt nach dem heiligen Grabe in der Gefangenſchaft des Sultans geweſen und habe viel harte Pein und Arbeit gehabt. Der Graf begegnete ihm freundlich und die Anderen fragten ihn nach dem und jenem aus bis es Eſſenszeit war. Da ſaß männiglich nieder und war alles Luſt und Fröhlichkeit, bis noch ehe man zu Ende war, ein arger Schrecken über ſie kam.

Die Mähr nämlich, wie Hug Schapeler ein ſo großer Fürſt und Held geworden, war nach und nach durch alle Lande und auch zu vielen Jungfrauen gedrungen, mit denen Hug vor Zeiten Buhlſchaft getrieben hatte Es gab ihrer manche in Hennegau und Brabant, die von ihm große Söhne hatten und zu denen ſagten: »Ihr ſeid groß und ſtark, weshalb geht Ihr nicht gen Paris, fragt Eurem Vater nach und dient ihm? Er hat Euch ſeine Tage ſo gethan, ehe er ein mächtiger Herr worden, er wird ſich Euer freuen, Ihr ſeid ſchöne Jünglinge.« Da vereinigte ſich ihrer ein Theil und machten ſich fünf aus Mecheln, drei aus Maubeuge und zwei von Bergen auf den Weg, die alle zehn in einer Herberge der Stadt Senlis zufällig zuſammenkamen. Ueber Tiſche fragten die Geſellen von Brabant die Anderen, von wannen ſie wären? und die antworteten: »wir ſind aus dem Lande Hennegau und wollen morgen gen Paris.« »Meiner Treu,« ſprach einer, »ich wollte gern mit Euch« und ſie ſagten, »es ſei ihnen lieb,« ſie gönnten ihm den Weg wohl und hatten, indem ſie des ſtarken Weines tranken, gute Geſellſchaft mit einander, bis aber ein Anderer, der beſcheiden vorgetrunken hatte, ausrief: »Wohl, Ihr Geſellen, Frankreich iſt ein gut Land und gute Weine ſind hier wohlfeil; ich habe nirgends beſſeren getrunken, und begehre noch im nachſten Jahre nicht zurück in meiner Mutter Haus. Ich will nach Paris zu meinem Vater, der iſt nicht nur reich worden, ſondern der mannlichſte und fürnehmlichſte Ritter in ganz Frankreich.« »Schweig!« ſprach ein Dritter, »Du weißt nicht was Du ſagſt; wie mag ſich Deinesgleichen deſſen rühmen? Ich habe einen viel herrlicheren und reicheren Vater als der Deine, denn das Herzogthum Orleans iſt ſein und man nennt ihn den kühnen Hug Schapeler.«

Da dieſe Rede die Anderen von Brabant vernahmen, ſprachen ſie: »Lieben Geſellen, iſt es alſo wie Ihr ſagt, ſo ſind wir für wahr Brüder von Vaters halb« und ſie begrüßten ſich allerſeits, da ſie es ſo befanden.

Des anderen Morgens gingen ſie zuſammen nach Paris und hatten unterweges viel Redens, wie ein Jeder ſich ſeinem Vater zu erkennen geben wollte. Vor Paris angekommen, ſagten ſie: »Sie wären aus dem Lande Orleans und gehörten Hug Schapeler,« worauf man ihnen öffnete und ſie in eine Herberge gingen, um weiteren Rath zu pflegen. Da ſtund einer auf und ſagte: »wie es doch nicht höflich wäre, wenn ſie ihren Vater Hug ſo ohne Harniſche und übel gekleidet überlieſen; er müßte ſich ja ihrer ſchämen und ſie verſchmähen.« Sie wollten zuſammenlegen, was ihnen ihre Mütter mitgegeben hätten und ſich dafür erſt ſo wohl ausrüſten, daß man ſie zum Streite beſtelle. Alsdann machten ſie ſich ſelbſt beritten und gäben ſich ihrem Vater heimlich zu erkennen, dem dies gewiß am ehrlichſten anſtunde. Dieſer Vorſchlag war den Anderen eben recht, und ſo gingen ſie in eines Harniſchmachers Haus, beſtellten ſich was ſie bedurften, und hatten, als es fertig war, noch Geld übrig. Danach zogen ſie nach der Pforte des Tempels hinaus und kamen zu einem waldigen Berge, woan die zehen Reiſige ſich um einen ſchönen Brunnen gelagert und ihre Pferde unbeſorgt an Bäume gebunden hatten, weil der Brunnen dem Lager näher als der Stadt war. Die Brüder nahten ihnen ungeſehen, rannten ſie nach kurzem Berathen an und ſchlugen ſie alleſammt todt. Wie ſie nun aber auf den Pferden der Reiter ſaßen und fröhlich zu ihrem Vater heimkehren wollten, ſprach der Aelteſte: »Lieben Brüder, das Glück ſteht uns, Gott ſei's gedankt, bei und hat uns gebeſſert. Laßt uns alſo ein Mehreres verſuchen und hört meinen Rath. Wofern Ihr den befolgen wollt, können wir ein Abenteuer beſtehen, von dem man noch lange Jahre ſagen mag. Bewähren wir, daß das Geblüt unſeres Vaters in unſeren Adern fließt. Er beſtund in dieſem Lager ein Abenteuer allein. Wir ſind unſer zehen und dürfen billig etwas wagen: reiten wir in das feindliche Heer, wo uns Niemand kennen wird, und ſuchen wir in Graf Friedrichs Zelt zu kommen, um ihm ſein Leben zu kürzen.

Die Anderen ſtimmten mit dem Anſchlage überein und ſie ritten glücklich bis zu Graf Friedrichs Zelt, wovor ihrer fünfe mit den Pferden halten blieben, derweil die anderen fünfe abſtiegen und gerade zu der Stunde hineintraten, als die Ritter und Herren mit dem als Pilger verkleideten König Drogne bei Tiſche ſaßen, und die von Paris in aller Stille auszogen, um das Lager zu überfallen.

Der älteſte der Brüder ſprach da offenbar, daß der allmächtige Gott allen die die Könige wieder Recht und Gerechtigkeit bekriegten, ſchmählichen Lohn geben wolle und that einen gewaltigen Schwertſtreich nach dem Grafen. Jedoch traf er ihn nicht ſelbſt, ſondern einen Anderen zu Tode, der in ſeinem Leben keine ſo große Thorheit begangen hatte, als daß er dazwiſchen geſprungen war. Graf Friedrich ſchrak zurück und ſeine Diener lieſen zu; inſonderheit ein Kammerknecht wollte ſo lange an ſeinen kühnen Gegner, bis ein anderer der Brüder ihm den Kopf von dem Leichnam löſte und auf den Tiſch gerade in eine Schüſſel mit Gebratenem vor dem König Drogne warf, der des heimlich lachte und das Haupt mit ſeinem Wallſtab wieder aus der Schüſſel ſtieß.

Es wurden dem Grafen zu dieſer Zeit viel gute Knechte erſchlagen oder verwundet, derweil er ſelbſt aus zweien Wunden blutete. Da ihm aber zuletzt mehr als hundert zu Hülfe kamen, ſahen die Brüder, daß ihm nicht weiter beizukommen war, und eilten zu ihren Pferden. König Drogne freuete ſich des baß und wünſchte ihnen für ihr ritterlich Abenteuer ein glückliches Entkommen. Die zehne würden jedoch nicht entkommen ſein, wären die von Paris nicht unverſehens in das Lager geſtürmt und hätten ſie befreit, als ſie eben am härteſten in Nöthen waren. Herzog Hug nahm ſie mit ſich, da er ihrem heldenmüthigen Kampfe gegen die Uebermacht zugeſehen und zog ſich mit den Seinen in die Stadt zurück. Dahin war der König Drogne ſchon vor ihm zu ſeiner Nichte, der Königin, geeilt, der er ſich zu erkennen gegeben hatte und als Hug mit ſeinen Rittern vor dem Palaſt erſchien, trat er ihnen mit königlichen Gewanden angethan an der Hand der Königin bewillkommend entgegen. Die zehen Geſellen gingen ebenfalls mit hinauf und ſowie König Drogne ſie erkannte, rief er ihnen zu: »Ihr Geſellen kommt heran, wir haben mit Euch zu reden« und führte ſie zu der Königin, der ſie knieend ihren Dienſt entboten. König Drogne ſagte zu männiglich Verwunderung, was er von ihnen mit angeſehen hatte, und die Königin verſprach es ihnen zu vergelten. Als ſie nach ihrer Herkunft und ihren Namen fragte, antwortete einer: »Wir ſind aus Hennegau und Brabant und nur erſt nach Paris zuſammenkommen, wo wir unterweges von ungeſchicht erfahren haben, daß wir von Seiten unſers Vaters Brüder ſind. Der König fragte: »wer iſt Euer Vater« und ſie verſetzten, »ſie kennten ihn fürwahr nur erſt dem Namen nach; ihrer keiner habe ihn je geſehen.« Die Königin fragte, »ob ſie ihn nicht nennen dürften?« »Gnädige Frau,« antworteten ſie, »er ward uns Hug Schapeler genannt und ſoll hier am Hofe ſein.« Da trat Herzog Hug eben hinzu und ſprach die Königin laut zu ihm: »Hier ſieht man, Herr Hug, was für ein Mann Ihr geweſen ſeid; Ihr habt Eure Zeit nicht verſäumt. Schaut, dieſe Geſellen ſind Eure Söhne; iſt es nicht eine ſchöne Zucht?« — Hug ward über dieſe Mahr ſchamroth und konnte nicht läugnen, daß er in ſeinen Tagen der Liebe und den Frauen gedient habe, indem er ſagte: »wenn dieſe, die er nicht kenne, ſeine Söhne ſeien, wolle er ihnen gern Gutes thun.« Sie gaben ihm dann ſo rechte Wortzeichen von ihren Müttern, daß er ſie zu ſeinen Kindern aufnahm und König Drogne ſchlug ſie ſelbſt zu Rittern. Er theilte dem Herzog Hug und den übrigen zu männiglich Freude, die Ankunft ſeines Heeres mit, beredete mit ihnen auf den zweiten Tag einen allgemeinen Angriff der Feinde und begab ſich in ſeinen zerriſſenen Kleidern wiederum zu den Seinigen, denen er erzählte, wie die Sachen ergangen wären.

Der König von Ungarn machte einen Anſchlag, den Feind zu überrumpeln, der ſeinem Schwager wohl gefiel, und ſie führten ihn an dem feſtgeſetzten Tage aus. Ein Späher hatte ihn aber mit ihrer Ankunft dem Grafen Friedrich kund gethan, der danach ſeine Vorkehrungen treffen können, und als die beiden Könige ihr Heer getheilt hatten und König Drogne mit ſeiner Hälfte in einem Walde verborgen war, derweil die Ungarn über die Brücke von Sankt Nicolaus zogen, kamen ihnen die Feinde ſchon mit zwanzigtauſend

Reiſigen entgegen. Sie ſtellten ſich beiderſeits in Schlachtordnung und trompeteten auf und der Graf von Grandpré rannte mit geſenkter Lanze wider die Ungarn, indem einer ſein Pferd auf den Kopf traf, daß es umlief bis es niederfiel und der Reiter ertreten wurde. Da kamen auch der Herzog Anſelm von Burgund und ſein Sohn, ſowie der Graf von Blois wider die Ungarn, die ſich kühnlich wehrten und geſchah ein Hauen, Stechen, Schlagen und Schießen, daß man weder Fürſten noch Herren ſchonte. Doch nahm der König Drogne die rechte Zeit wahr, ſeinen Freunden zu helfen und hub nun der grimme Streit erſt recht an, indem ein Jeder ſein eigener Hüter ſein mußte und wer niederfiel ſelten wieder aufkam.

Die Könige Drogne und Benedikt kämpften ſo lange mit ihren Gegnern, bis ſie der Grafen drei erſchlagen hatten und darauf ſprach der Herzog von Burgund, »es wäre jetzt wohl an der Zeit, zu dem Lager zurückzukehren, ſie hätten großen Schaden erlitten.« Nun redete ſein Sohn dawider, weil er es für eine Schande hielt zu fliehen, ohne ſeinen Vetter, den Grandpré gerochen zu haben. Er rannte auch in großem Grimme gegen König Drogne an; der ſtieß ihn aber unter das Roß und würde ihn gefangen haben, wäre ihm der Herzog nicht behülflich geweſen, ein ander Pferd zu beſteigen. Dann zogen ihre Schaaren, die ſelbſt des Grafen Friedrich Banner verloren hatten, mit großer Schande ab, denn es kehrten ihrer kaum zweitauſend in das Lager heim und achtzehntauſend waren erſchlagen oder gefangen worden.

Graf Friedrich kam vor Zorn und Betrübniß über dieſen Ausgang faſt von Sinnen; die beiden Könige aber dankten Gott und dem Heilande und baten den heiligen Dionys in ſeiner Kapelle, der Sache der Königin ferner troſt- und hülfreich zu ſein. In Paris rüſtete man ſich, als man die frohe Mähre vernahm, deſto muthiger für den Kampf des nächſten Tages und ſobald der Morgen anbrach, ließ die Königin den Herzog Hug zu ſich rufen und eröffnete ihm ihren Willen, daß er in dieſer Schlacht das Schild des Königs mit den Lilien führe. Er erwiederte zwar beſcheidentlich, daß er deſſen unwürdig ſei. Die Königin beſtand aber darauf, damit die Feinde, wenn ſie das Wappen ihres natürlichen Herrn erblickten, ſich wohl bedächten, was ſie thäten, und beſeitigte ſeinen Einwurf: man werde ihn der Anmaßung und des übermüthigen Strebens nach der Krone zeihen, mit dem Verlangen, er ſolle ſich des nicht entſchlagen, wenn man ihn zu hohen Ehren verhelfen wolle. »Es iſt ein gemein Sprichwort,« ſagte ſie, »was ein Reicher gibt, daß ſoll ein Armer nicht verſchmahen und darum dient man eher den Beſten, daß man gebeſſert werde. Wenn ich Euch nun mein Königreich und Marien, meine Tochter, geben wollte, möchtet ihr es nicht annehmen?« — Hug erwiederte: »So helfe mir Gott, mein Herz und meine Sinne ſind geneigt, Euch treu zu dienen und Ehren für Arbeit zu erwerben. Wenn es aber von mir Unrecht iſt, bitte ich, es auf Euch zu nehmen.« — »Es iſt mir lieb,« ſprach die Königin, und ſo ging Hug zu Marien, die er freudig in ſeine Arme nahm und fragte ſie: »was Sie ihm rathe, in dieſer Sache zu thun?« — Die junge Königin erwiederte: »es ſei billig, daß ſie nichts Anderes als ihre Mutter wolle, die weiſer ſei als ſie, und ſo wünſche ſie Ihm zu ſeinem Wege Glück und Heil.« Auch wappneten ihn die Königinnen beide und deckten ſein Roß mit einem blauſeidenen Tuche, darin die Lilien von feinem Golde geſtickt waren. Hug trat in dem königlichen Schmucke, eine ſtählerne Streitart in der Hand hervor und alles Volk, daß ſein harrte, ſtaunte ihn an, indem Einige es für einen Spott hielten, Andere ihm um ſeiner Mannheit und Frommheit willen die Ehre gönnten.

Er ſaß auf ſein Roß und rührte es mit den Sporen, daß es mehr denn ſechs Schritte weit ſprang und Feuer aus den Steinen ſprühte. Alle die Sorgen, die er in dem Streite hatte, waren denen eines hungrigen Wolfes unter einer Heerde Schafen gleich, und ſeine Baſtarde kamen zu ihm und freuten ſich, da ſie ihren Vater die königlichen Waffen führen ſahen. Er ermunterte ſie, tapfer und getreu auf ihn zu warten und ritt mit ſeinen Leuten zur Stadt hinaus, wo er ſie zur Schlacht aufſtellte.

Graf Friedrich hatte in der Nacht vorher ſein Lager beſtellt und ordnete ſeine Schaaren gegen die Könige. Den erſten Streit befahl er dem Herzoge von Burgund und ſeinem Sohne; die hatten manch ſchöne Banner mit Gold und Silber beſchlagen und hielten die Lanzen in Händen, gleichermaßen wie ein Wald anzuſehen. Den zweiten Streit führte der Herzog von Oeſtreich, der dritte war dem Grafen von Portenau und der vierte dem Herzoge von Bretagne zugeordnet. Auch kam von einer andern Seite der Herzog von Normandie mit vielem Volke auf den Plan und that pfeifen und trompeten, wo man köſtliche Banner und glitzernde Helme und Schilde ſah. Graf Friedrich ſelbſt blieb mit vierzigtauſend Mann vor Paris.

Das Heer der Könige kam von Sankt Dionys daher und nun rannten erſt die Schützen von beiden Theilen mit Armbrüſten und Handbogen und brachen dann die Schaaren ſchlagend und ſtechend auf einander los, ſo daß man das Geſchrei und die Noth eine halbe Meile weit hörte. Herzog Hug kam den Königen zu Hülfe und griff des Grafen Friedrich Völker an, und als die Leute ihn wie einen König einherreiten ſahen, fragte einer den anderen, was das zu bedeuten habe? Hug rief mit lauter Stimme »Montjoie« und man nahm in dem harten Streite Niemand gefangen, ſondern ſah manchen auf den Tod verwundeten Mann, Hande und Arme abgehauen und mit Lanzen und Schwerten durchſtochen. Als der Herzog von Bretagne das Banner und Wappen von Frankreich in den Kampf führen ſah, ſprach er zu dem Herzoge von Normandie: »Mich dünkt, ſie haben einen König zu Paris gemacht, der ſie beſchirmen ſoll. Fürwahr! er ſäumt nicht und kann Streiche austheilen. Uns ſteht es übel an, ihm zuwider zu ſein und wir ſollen dem Könige von Frankreich viel mehr von Rechtswegen unterthänig ſein. Wurden wir in ſolchem Handel, wovor Gott ſei! gefangen, ſo möchten wir es nicht mit Ehren verantworten und ſchmählich verurtheilt werden.« Etlichen Fürſten aus Frankreich wurde vor dem, der die königlichen Zeichen führte, gleichfalls angſt und ſie zogen mit einander aus dem Streite. Als ihn aber mitten in der Schlacht der Herzog von Burgund erſah, ſprach er zu ſeinem Sohne: »Es iſt der Metzger, der das edle Wappen an ſich genommen hat und er ſoll es mit Schanden wieder geben.« — Auch König Drogne ſtutzte erſt, als er Hug nahen ſah; jedoch erwiederte er ſeinen beſcheidenen Gruß und gönnte ihm die Ehre, die die Königin ihm erzeigen wollen. Er meinte, wer ihm dieſe Wappen nehmen wolle, werde es nicht ſo leicht vollbringen, und in Wahrheit ward zuerſt erſchlagen, wer ihm zuerſt genaht. Der Herzog von Burgund rannte ihn grimmig an und ſpaltete ihm den Schild. Dafür ſchlug ihn Hug aber mit der Streitart durch den Eiſenhut, daß ihm das Hirn herausſprützte und er todt zu Boden ſank. Seine Freunde wollten ihn aus dem Gedränge ſchaffen und ſprangen von den Roſſen; Hug erſchlug ihrer dabei aber mehr als zwanzig und nahm auch den Sohn des Herzogs gefangen, als der nach Rache dürſtend ihm zu nahe kam, wo an derſelben Stelle nachher König Drogne und Graf Friedrich zuſammentrafen und ſo neidig auf einander ſtachen, daß ſie beide unter die Roſſe zu liegen kamen.

Herzog Hug und der Conſtabel überzogen den Grafen endlich mit vielen tauſend Mann dergeſtalt von hinten und von vorn, daß er ſeine Niederlage einſah und ſeine Ritterſchaft fragte, »was in ſolcher Lage zu beginnen ſei.« Sie antworteten: »es müſſe ſich ein Jeder ſo gut wehren als er könne und es ſei ihnen immer beſſer zu ſterben als nach ſchmählicher Flucht zu leben.« Herzog Hug kam und begehrte mit ihm Streit; er jagte aber von dannen und würde entronnen ſein, wenn der Conſtabel ihn nicht in den Weg geritten wäre. Da fingen ſie ihn ebenfalls und machten mit ſeiner Freiheit der Schlacht und dem ganzen Kriege ein Ende.

Alles floh oder ergab ſich an den Sieger und das königliche Heer zog in das Lager ein, wo ſie nahmen was ſie in den Zelten fanden.

Die Königin und ihre Tochter wurden ſehr erfreut als die Botſchaft zu ihnen kam, und ſie dankten Gott, daß Hug einen ſo herrlichen Sieg erſtritten habe. Da die Fürſten und Herren im Triumpfe heimkehrten, ward in der Stadt ein ſolch Geſchrei und Pfeifen und Trompeten, daß Keiner mehr den Andern hören mochte. Alle Fenſter in den Gaſſen lagen voll Frauen und Jungfrauen, die den Feldherrn in dem königlichen Schmucke ſehen wollten und als er wieder in dem Palaſte bei den Königinnen war, löſten ſie ihm zum Danke die Riemen ſeiner Rüſtung. In einem ſeidenen Röcklein, einen langen Mantel umgeſchlagen, daß er nach der großen Hitze nicht erkaltete, ſaß er auf dem Bett und trieb ſo viel Schimpfs mit den Frauen, als hätte er des Tages noch keine andere Arbeit gehabt. Den Königinnen erzählte er den Verlauf der Schlacht und alles Lob, das man ihm zollte, wies er mit dem Bedeuten ab, es habe an jenem Tage Keiner weniger tapfer geſtritten als der Andere und der Feind ihn nur um des königlichen Schmuckes willen mehr geſcheut. Doch nannte König Drogne, als er mit ſeinem Schwager dazu kam, ihn den kühnſten und beſten Ritter, der je ein Pferd überſchritten habe, und forderte ſeine Baſe auf, ihm königlich zu lohnen.

Die Königin verſetzte: »ſie ſei durchaus willig« und fragte, »was ſie ihm geben ſolle?« König Drogne ſprach: »Frau und liebe Freundin! ſo mir der allgütige Gott helfe: Ihr ſollt ihm Eure Tochter geben, die nicht beſſer vermählt werden kann.«

Danach rief Alles überlaut: »Wir wollen dieſe Sache gern verwilligen. Uns iſt ein ſolcher König Noth, der das Reich beherrſche und gehandfeſtige.« Und die Königin legte Hug's und Mariens Hände mit den Worten in einander: »da männiglich gerathen habe, was ſie wünſche, dürfe ſie desgleichen zuſagen.«

Die Beiden wurden im Angeſichte aller Fürſten und Ritter und der ganzen Stadt vermählt und Herzog Hug freute ſich ſeines Glückes wie jemals Einer, indem er mit ſeinen Freunden und zehen Baſtarden Gott lobte und pries.

Große Feſte wurden fortan in Paris angeſtellt und es war allen geiſtlichen und weltlichen Herren Frankreichs bei Leib und Leben geboten, dabei zu erſcheinen; ja, obgleich einer wider die Krone etwas mißgethan, der ſollte doch kommen und dem Könige huldigen; man wollte ihm gnädig verzeihen, und ihm zwei Monate Friſt gönnen, ſich vor denen zu entſchuldigen, die von Amtswegen dazu angeſtellt waren. Wer dies nicht thäte und den Zwang abwartete, deſſen Leben ſollte Anderen gegeben und der ſollte ſelbſt aus dem Königreiche vertrieben werden, oder darum ſterben. Und ſo kamen wirklich viele Prälaten, Herzöge, Markgrafen, Biſchöfe, Aebte, Ritter und Knechte, ein Theil zu Freude und Kurzweil, ein anderer, um Freunde zu ſuchen und Gnade zu erwerben, an den Hof.

Sobald der König Hug ſein Beilager mit der Königin gehalten hatte, ritt er mit großer Ritterſchaft nach Rheims, wo ihn die Fürſten mit dem Oele ſalbten, das in der heiligen Ampel iſt, und ſobald in Frankreich alle Sachen wieder in Ruhe und Frieden hergeſtellt waren, geſtand König Hug den beiden Königen, die ihn ſo redlich mit empor gehoben hatten, auch ſeine Hulfe gegen die Ungläubigen in ſo voller Maße zu, daß ſie wider dieſelben mit hunderttauſend Mann zu Roß und Fuß und ſogar von ſechs Baſtarden des Königs begleitet, zu Felde zogen.

König Hug entließ die meiſten ſeiner Vaſallen in ihre Heimath und entbot nur den Grafen Friedrich vor ſich und ſeine Räthe, um die verdiente Strafe des Unrechts zu empfangen, das er der Königin und dem Reiche zugefügt habe. Der Graf erſchien auch zugleich mit Anſelm von Burgund; wußte ſich aber ſo wohl zu entſchuldigen, ein wie ehrlicher Krieg ſeine Empörung geweſen ſei, weil er den Tod ſeines Bruders habe rächen müſſen, und verhieß mit Hand und Schwur heilig, fortan nichts mehr wider den König zu thun, ſondern ihm auf das getreueſte zu dienen, daß derſelbe, der durch ſeinen Tod die zahlreichen Freunde und Anverwandte des Grafen zu kränken fürchtete, ihm verzieh und Land und Leben ſchenkte, ſo wie auch Anſelm von Burgund aufs neue zu Gnaden annahm.

Die Beiden ritten nach dieſem milden Spruche mit einander heim und unterwegs ſprach der junge Herzog zu dem Grafen: »Meiner Treue! Vetter, wir ſind faſt dienſtbar geworden, ſo wie die Mannen und Unterthanen des Bauern ſein ſollen, durch den wir zu ſo großem Schaden gekommen ſind und Vater und Bruder nebſt unſeren beſten Freunden verloren haben. Mein Herz wird Hug nimmer hold und ich will mich an ihm rächen, ehe denn ein Jahr hingeht, oder ſelber ſterben.« — Der Graf erwiederte ihm: »er wolle ihm gern helfen; es gehöre aber Fug und Sinn dazu. Sie mußten eine Weile ſtill halten, bis Alles vergeſſen ſei; wenn er dann wähne, am ſicherſten zu ſein, wollten ſie einen Fund erdenken, ihm hinzuhelfen, und nach ſeinem Tode habe er nirgend Freunde, die ihnen wehrten, ſich der Krone zu bebemachtigen.« — Alſo trennten ſie ſich, mit einander heimlich einverſtanden.

König Hug wußte derweil nichts von dieſen Anſchlägen, ſondern war zu Paris bei ſeiner Hausfrau, der er große Ehren anthat und die von ihm eines Kindes ſchwanger ward, und ritt hiernächſt mit ihr in ſein Herzogthum Orleans, wo er ſie nach einiger Zeit verließ, um das weitere Land allein zu bereiſen und Städte und Schlöſſer zu ſchauen. Die Königin blieb in dem Schutze des Grafen von Dampmartin und der König näherte ſich dem Herzogthume Burgund, wo Anſelm dies dem Grafen Friedrich in Champagne mit der Weiſung kund that, ſich zu rüſten und mit Heeresmacht unverſehens die Stadt Orleans und die Königin in ſeine Gewalt zu bringen; unterdeß er ſelbſt auf den König warte und ihn erſchlage. Dem Grafen gefiel dieſer Anſchlag wohl und er beſchickte zu dem Ende ſeine Ritterſchaft und begab ſich eines Morgens mit dreien Haufen gen Orleans, deſſen Thore ſie offen fanden. Da es noch vor Tag war und die meiſten Leute ſchliefen, ſo meinten die Wachen, es wäre der König ſelbſt, und Graf Friedrich ritt drum unbehindert bis vor die Burg, die die Königin, ihre Mutter und der Graf von Dampmartin bewohnten, und klopfte an die Pforte an. Der Pförtner erklärte, er laſſe vor Primzeit Niemand ein. Der Graf aber rief ihm zornig zu: »Kennſt Du mich nicht? Thu auf, daß Dich nicht Unglück treffe!« Nun dachte der Pförtner, der noch nicht lange in ſeinem Dienſte ſtand, der Herr wäre es ſelbſt, und verſetzte: »Ach, verzeiht mir, lieber Herr, ich kannte Euch nicht, ich will Euch gern einlaſſen.« Und alſo gelangte Graf Friedrich in die Burg, wo er den Pförtner ſofort erſtechen ließ. Der Graf von Dampmartin, der eben aufgeſtanden war, vernahm den Schrei des Sterbenden und ging an ein Fenſter, um danach zu ſehen. Da erkannte er Graf Friedrichen und Andere und wußte, daß er verrathen war. Er eilte mit ſeiner Hiobspoſt zu der Königin und dieſelbe erſchrak davon ſo ſehr, daß ſie in Ohnmacht fiel, und er ſie in einen ſtarken Thurm tragen mußte, wo er mehrere Ritter, ſeine nächſten Freunde, und ſechs Jungfrauen antraf. Die alte Königin war in einer Kammer und vernahm, wie Graf Friedrich ihr Geſinde jämmerlich todtſchlüge, indem ſie von ihrem Kammerknecht ebenfalls in den Thurm geführt werden ſollte. Jedoch begegnete ihnen unterwegs Graf Friedrich, der den Knecht erſtach und ſie gefangen mit ſich vor den Thurm nahm, wo er lange Zeit umſonſt verſuchte, den Conſtabel zur Uebergabe zu bewegen. Da war die Mähre, daß die Burg gewonnen worden, in die Stadt gedrungen, und zogen die Bürger mit aller Macht davor, wo ſie inzwiſchen, nachdem ſie die Thore mit Gewalt eingeſchlagen hatten, von dem Grafen Friedrich ſo wohlgerüſtet empfangen wurden, daß ſie Alle ihren Tod fanden. Der Graf von Dampmartin ſah den Hof mit Leichen überſtreut und alle Hoffnung auf Erſatz verſchwunden, und wie nun Graf Friedrich drohte, bei fortgeſetztem Widerſtande die alte Königin auf einem Scheiterhaufen vor dem Thurm, den er bereits zu errichten befahl, verbrennen zu laſſen, rieth er der Königin, um des Jammers willen und damit das Leben ihrer Mutter gefriſtet würde, ſich zu ergeben. »Sie müſſe ſich nur ausbedingen,« ſagte er, »daß der Graf nichts Schändliches von ihr verlange, bis er ſie nach chriſtlicher Ordnung zur Kirche geführt habe, und ſo finde er wohl Gelegenheit, bevor dies geſchehen ſei, den König aus Burgund zu Hülfe zu rufen.« Auch befolgte die Königin ſeinen guten Rath, als Graf Friedrich ſeine Forderung erneute und dieſer leiſtete ihr auf das Sakrament den Schwur und gelobte ſogar, die alte Königin und alle Ritter frei in ihr Land ziehen zu laſſen. Der Conſtabel führte ihm die junge Königin weinend zu, indem er bedachte, wie der Mann ſogar unweislich thue, der Frauen in Befehl nehme, und Graf Friedrich ſetzte ſie auf einen ſchneeweißen Zelter und entführte die betrübte Frau ohne Säumen nach Champagne. Ihre Mutter verblieb in der Stadt Orleans, der Graf von Dampmartin ritt aber eiligſt und allein gen Burgund, um den König aufzuſuchen, von dem er nicht wußte, daß er auch in großen Nöthen war.

Der König Hug war auf ſeiner Fahrt durch das Land bis nach Dijon in Burgund gekommen, wo ihm Herzog Anſelm große Ehr erwies und ſtattliche Lanzenrennen anſtellte, in denen des Königs Baſtarde den Preis erwarben.

In der Nacht darauf hatte der König einen böſen Traum und ihm war, ein Windhund leckte ihn um Mund und Angeſicht, der mit einem Male zu einem wilden Löwen werde und ihn mit anderen Thieren, die dazu kämen, zu zerreißen drohe. Auch ſetzten ſie ihm insgeſammt ſo heftig zu, daß ihm der Angſtſchweiß ausging und er Gott den Allmächtigen bat, ſeine Sache zum Beſten zu fügen. Am andern Morgen ſtund er auf und da kam der Herzog Anſelm und begrüßte ſich mit ihm züchtiglich. Sie nahmen ſich bei den Händen und gingen in die heilige Kreuzkirche, wo ſie die Meſſe hörten. Als die Zeit kam, wo ſie weiter reiten wollten, rüſtete ſich der König, um ſeines ſchweren Traumes willen, heimlich und zog ſeine Kleider über den Panzer an. Der Herzog Anſelm ſaß an ſeiner Seite auf und gab ihm das Geleit; hatte aber fünfhundert Freunde und Vaſallen unterweges in einen Wald beſtellt, wo ſie ihm auflauern und ihn erſchlagen ſollten. Er ſelbſt hatte faſt eben ſo viele bei ſich und der König nur etwa hundert Pferde. So erreichten ſie den Wald, in dem die andere Schaar im Hinterhalte lag, und plötzlich brach dieſe mit eingelegten Lanzen auf den König los. Der wandte ſein Pferd und ſagte zu den Seinen: »da vor ſteht eine Brücke; laßt uns nicht hinüber, bis wir geſehen haben, was dieſe wollen.« — Nun rief ihm Herzog Anſelm zu: »Herr König, Ihr ſeid nicht ſo keck, als ich meinte, ſoll ein König ſich erſchrecken laſſen, der das Geſchrei: 'Montjoie!' führte? Ihr habt meinen Vater und meine beſten Freunde erſchlagen, glaubt Ihr, daß das vergeſſen ſei? Bei der Treue, die ich Gott ſchuldig bin, Ihr ſollt es entgelten!«

Der König ſprang zurück, als er dieſe Worte hörte und entgegnete: »Hievor hab' ich mich nicht zu hüten gewußt, denn ich hätte nicht gemeint, daß Du ein Verräther wärſt.« Auch ſchlug er damit nach Anſelm; ein Ritter aber, der dazwiſchen kam, empfing den Streich und ward zu Boden geſtreckt.

Nun kamen ſie zuſammen und ſchlugen und ſtachen ſich, daß die Franzoſen mehrentheils ſo wie auch Hugens vier Söhne, die alleſammt ungewappnet und ſorglos ausgezogen waren, umkamen. Hug ſchlug der Feinde viele todt, und den Herzog ſelber wund, ja, er ließ ihrer Keinen, ſo viel er erlangen konnte, ohne Streich davonkommen. Doch ſah er zuletzt, daß kein Wehren nutz war, und brach, beide Sporen in ſein Roß ſetzend, mitten durch die Feinde. Sie jagten ihm wohl Alle nach; er kam aber vor ihnen zu dem

Walde und klagte Gott, daß er ſeine treuen Diener und Baſtarde verloren habe. Er ließ das Roß, von dem er abſprang, ſtehen, und dachte bei ſich: »O, Glück! was kannſt Du ſchaffen? Ich bin durch Dich zu großen Ehren und auf den allerhöchſten Gipfel kommen und liege nun zu Füßen alles Glücks. Es iſt mit mir nicht anders, als ob ich meine ſchöne Königin Marie nie geſehen hätte. Ich war heute noch ein großer König und bin bereits ein armer Knecht, Leibes und Lebens unſicher. Wohlan denn! dies muß Gott ergeben ſein; all Ding ſteht in ſeiner Gewalt.« Auch legte er ſeinen Harniſch in einer dicken Hecke von ſich und wanderte, bis es finſtere Nacht ward, durch die buſchigſten Stauden, die er finden konnte.

Der Herzog ward ſehr zornig, daß der König ihm entkommen war und ließ ihn zu Fuße und zu Roß ſo lange ſuchen, bis ſeine Leute das mit Blut beronnene Pferd fanden und vor ihn brachten. Da meinte er wie die Anderen, Hug ſei todt und ließ es ſeinem Vetter Friedrich ſchreiben, daß er die Königin zur Kirche führe.

Der König ging inzwiſchen im Walde hin und her und konnte vor Erſchöpfung, Hunger und Durſt kaum weiter kommen, als er eine Klauſe fand, darin ein Waldbruder ſeine Wohnung hatte. Zu der trat er ein und grüßte den Bruder, der ihn willkommen hieß und ihn fragte, wie ihn ſein Weg zu ihm getragen habe.

Der König ſprach, er ſei in dem Gewilde irre gegangen und bat ihn um Gotteswillen, ihn die Nacht zu beherbergen, ſo wie ſein Brod mit ihm zu theilen. Das wollte auch der Einſiedel willig thun; nur ſagte er, es ſei ſchwarz und grob und er wiſſe nicht, ob er es eſſen möge; was der König doch mit den Worten that, daß er niemals beſſer Brod gegeſſen habe.

Der Einſiedel verwunderte ſich ſeines Gaſtes, der ſo köſtlich gekleidet war; nachdem der König aber ſeinen Hunger geſtillt hatte, legte er ſeine Gewande ab und erſuchte den Einſiedel, ihm dafür die ſeinigen zu geben. Der glaubte, er treibe ſeinen Schimpf mit ihm; er ſagte ihm aber, er bedürfe ihrer, um ſeinen Feinden zu entrinnen, und ſo gab ihm jener einen zweiten Rock und Kappe und ein Paar gebundener Schuh, die er ubrig hatte. Damit angethan, legte ſich der König, bis es tagte, in das Gras nieder und dann nahm er Urlaub von ſeinem Wirthe und verließ den Wald, um gen Orleans zu ſeiner Hausfrau zu wandern. Er ging ſo lange, bis er in ein Dorf kam, da fragte er den Weg nach der Stadt und wurde an einem Waſſer hinaufzugehen gewieſen, bis er an eine Brücke käme. Das Waſſer lief durch einen Wieſengrund und wie nun der König über die Matte ging, ſah er an jener Seite des Baches einen Reiter ihm entgegenkommen. Ihn däuchte, er ſollt' ihn kennen und ſobald er näher kam, gewahrte er, daß es der Conſtabel war. Er dachte bei ſich: »der Conſtabel iſt Graf Friedrichen und dem Herzoge von Burgund verwandt, der mich geſtern ermorden wollte. Wer weiß, ob er ſich nicht zu der Verrätherei mit ihnen vereinigt hat! Ich mag Niemand mehr vertrauen, und mich ihm nicht zu erkennen geben, ich erfahre denn von ihm: ob er um meines Nutzens oder Schadens willen ausgeritten iſt.«

Der Graf von Dampmartin ritt über die Brücke, blieb bei dem Könige mit einem Gruße ſtill halten und fragte ihn, »von wannen er komme?« Der König antwortete: »ich komme aus dem Walde, wo ich meine Wohnung habe.« Der Conſtabel fragte ferner, »ob er nicht gehört habe, wo der König von Frankreich zu finden ſei?« und der Bruder ſprach: »man meint, er ſei todt und der Herzog von Burgund habe ihn mit ſeinen Dienern erſchlagen, als er von Dijon ausgeritten ſei.« »Lieber Freund!« ſagte der Graf weiter, »das ſind nicht gute Mähren; wißt Ihr, ob das wahr iſt?« — »Es iſt leider nicht gelogen,« lautete die Antwort, »ich war nicht weit davon, ſo daß ich es mit meinen Augen geſehen habe.«

Darüber ward der Graf ein ſo betrübter Mann, daß ihm die Thränen die Wangen entlang floſſen; der König hatte ihn aber fortan lieber als zuvor, und ſagte: »Lieber Herr, gehabt Euch nicht ſo übel; iſt der König todt, ſo ſoll ein Anderer, etwa Herzog Anſelm, König werden; Hug Schapeler war ja ohnedies von kleinem Adel und ward von allen Fürſten und Herren gehaßt.« — Doch ſprach hinwieder der Graf: »Schweige ſtill, mein Freund, wenn er um ſein Leben kommen iſt, bleibt es immer Schade; Gott wolle ſeiner Seele gnädig ſein. Ein beſſerer König hat in dieſem Reiche nie gelebt, er war ein gerechter, männlicher und frommer Herr ohne ſeines Gleichen.«

Da zog der König, nachdem er ihn alſo verſucht und treu erfunden, die Kugel oder Kappe von den Augen und gab ſich ihm mit den Worten zu erkennen: »Ihr dürft den König nicht weiter ſuchen, er iſt hie.« Der Graf ſtund von dem Pferde, umfing ſeinen Herrn mit großen Freuden, wenn auch über die Verkleidung baß erſtaunt, und erzählte ihm den betrübten Verlauf der Dinge. Darum erſeufzte der König tief in ſeinem Herzen und mochte vor Jammer und Leid keinen Schritt weiter gehen. »Ach, edler Graf!« ſprach er, »ſo ſchickt ſich denn Alles zu Verluſt und Ungemach. Anſelm wollte mich geleiten und verrieth mich, wobei mir alle meine Diener erſchlagen ſind. Nun habe ich auch meine liebe Hausfrau verloren, wie möchte mir etwas Leideres geſchehen? Ich habe nichts mehr und mag auch das Königreich nicht behalten; denn ich weiß nicht, wem ich fürder trauen ſoll. Ich will außer Landes gen Venedig reiſen, dort finde ich meine ſechs Baſtarde, zu denen will ich mich zuletzt halten.« — Der Graf redete ihm aber wieder von dem Unmuthe ab und tröſtete und ſtärkte ihn zu neuen Hoffnungen, da gewiß noch viele fromme und getreue Leute im Lande ſein würden, die die Unthat mißbilligten; auf dieſe ſolle er bauen, und zu ihnen ſeine Zuflucht nehmen. — »Nun,« ſagte der König, »ſo rathet mir, wie ich die Sache angreiſe; ich kann vor Leid und Bekümmerniß meine Sinne nicht gebrauchen.« — Der Graf von Dampmartin erwiederte: »Ich rathe Euch in ganzen Treuen, Herr, daß Ihr den nächſten Weg nach Paris und in dieſem Kleide, das Ihr anhabt, in Eures Vetters Simon Haus geht. Allda verhehlt Euch, daß man Euer nicht innen wird, bis Ihr von mir gewiſſe Botſchaft habt. Ich will indeſſen zu dem Böſewicht, Graf Friedrich, gen Troyes reiten und ihm meinen Dienſt anbieten. Er iſt mein Blutsfreund und wird mir folgen. So berede ich dieſe Aventüre mit der Königin, daß wir ſie fein zu Wege bringen.«

Der König that nach dem Rathe ſeines getreuen Conſtabels, und als der an das Ziel ſeiner Reiſe kam, rief ihm Graf Friedrich zu: »wie er ſo kühn ſein dürfe, zu ihm einzutreten; es ſei ihm wahrlich ein Kleines, ihn in Stücken hauen zu laſſen.« Der Conſtabel beſänftigte ſeinen Zorn und ſagte: »Ich habe bisher dem Könige und der Königin gedient, weil ich ihnen mit Huldigung und Eid verpflichtet geweſen war. Doch da der König durch Anſelm von Burgund erſchlagen worden und es eine Nothdurft iſt, daß man einen neuen König habe, auch im ganzen Lande Keiner mächtiger als Ihr iſt, ſo komme ich zu Euch, um Euer Diener zu ſein. Wobald Ihr die Königin als Euer eheliches Gemahl zur Kirche führen und ihr Liebe und Treue beweiſen wollt, bin ich bereit, mich mit Euch zu vereinigen und Euch auf Eurer Krönungsfahrt gen Rheims auf meine Koſten zwanzigtauſend Mann zuzuführen.« —

Als Graf Friedrich das vernahm, verſetzte er ſeinem Vetter: »ſeine Hülfe ſei ihm Noth und er nehme ſie mit großem Danke an; allein das betrübe ihn, daß die Königin über Tage in ihrer Kammer ſitze und nichts thue, als weinen; er könne ihr nicht ſo zu Liebe reden, daß ſie ihn freundlich in ihren Arm nehme.« — »Sie thut es vielleicht darum,« ſagte der Conſtabel, »daß ihr Herr todt iſt; ein treues Weib kann ihres Mannes Tod nicht ſobald vergeſſen. Möcht' ich mit ihr reden, ich riethe ihr, es Gott zu ergeben, denn es iſt ein wahres Wort: ‚Wem Leid widerfährt und wer ſich das zu Herzen nimmt, der hat zween Schaden.' — Da bat Graf Friedrich ihn, die Sache zu ſchlichten, und gingen ſie zuſammen zur Königin. Die hatte geweint, daß ihr die Augen roth waren und klagte dem Grafen Dampmartin mit ſchwerem Herzen ihre Noth und Witwenſchaft. Graf Friedrich ließ die Beiden allein, und der Conſtabel führte die Königin abſeits in ein Fenſter und entdeckte ihr ſeine Heimlichkeit, damit ſie ſich nicht länger unwillig gegen ihren Feind bezeige und ſie ihren Anſchlag an eben dem Tage, wann er ſie zur Kirche führe, vollbringen könnten. Die Königin ward in eben der Maße erfreut, als ſie vorher betrübt geweſen war und ſtand nun nicht mehr an, da Graf Friedrich zurückkehrte, ſich mit ſeinem Willen einverſtanden zu bezeigen. Der bewitwete ſie mit ſeinem ganzen Land Champagne, dankte dem Grafen Dampmartin, daß er ihm ſo wohl gedient und ſchickte auf deſſen Rath einen Herold in dem Reiche herum, ſeinen Hof öffentlich auszurufen und alle Fürſten und Herren zu ſeinem Beilager einzuladen, nach dem die Fahrt gen Rheims Statt finden ſollte. Der Graf hatte die Königin zwar lieber heimlich zu der Kirche geführt, um keinerlei Gefahr zu beſtehen; der Conſtabel hielt ihm aber vor, das würde ihr kleine Ehre erboten und eines großen Hofes unwürdig ſein, es durfe ihm doch Niemand Widerſtand thun, da der König nicht mehr am Leben ſei, und uberredete ihn, ihm zu folgen. Desgleichen hielt der Conſtabel den Grafen ab, den Tag ſeines Hoflagers in Troyes zu beſtimmen, in welcher großen Stadt ſich leicht fremdes Volk aufhalten und ihn überfallen könne, und beſtimmte ihn vielmehr, das kleine Montmirail in Brie dazu auszuerſehen, wo er Niemanden als ſeine treueſten Anhänger zu ſich gelangen laſſe.

Dieſe bereiteten ſich nach Empfang der guten Mähre auf das Köſtlichſte zu dem Hochzeitsfeſte vor, und der Graf von Dampmartin ſandte dem Könige heimlich Botſchaft von dem, was geſchehen war und geſchehen ſollte, zu, worauf dieſer mit Hülfe ſeines Vetters Simon ſo viel Volks ausrüſtete, als er nöthig hatte.

Graf Friedrich führte die Königin mit fünfhundert Lanzen gen Montmirail, wo ſie die Nacht mit Kurzweil vertrieben, und am andern Morgen kam Anſelm von Burgund mit ſo vielen anderen Rittern und Edlen dahin, daß alle Häuſer der Stadt voll waren. Der Graf von Dampmartin dachte in ſeinem Herzen: »O, Gott! welch feines Taubenhaus iſt dies; mein Herr, der König, wird ein recht Waidſpiel haben;« verſchloß zweie der drei Pforten der Stadt, deren Schluſſel er zu ſich nahm und ſagte Graf Friedrichen, »daß er dies gethan, damit ſie von Niemand bewaltigt würden. Die dritte Pforte wollte er ſelbſt wahrnehmen, damit nur ſeine nachſten Freunde oder wer ſonſt rennen und ſtechen wollte, morgen eingelaſſen würde.« Dies that er, damit der König das verratheriſche Volk und Geſchlecht beieinander fände und vor Ueberfall der Aeußern ſicher wäre. In der Burg war die Königin mit vielen ſchönen Frauen und Geſang, Tanz und Saitenſpiel, bis man ſchlafen ging.

Der König ritt in der Nacht mit zwölfhundert auserleſenen Rittern und Knechten, die ſein Vetter Simon vor Paris verſammelt hatte, aus, erreichte mit Sonnenaufgang einen Wald bei Montmirail, wo er ſich ihnen zu erkennen gab und ſie durch ſein Wort und ſeinen unverhofften Anblick begeiſterte, ihm Blut und Leben zu opfern und beſprach heimlich das Weitere mit dem Grafen Dampmartin, der ihm den Liebesgruß der geängſtigten Königin überbrachte.

Man hatte in der Stadt ſchon zwei Mal zur Meſſe geläutet und führte die Königin herrlich geſchmückt zur Kirche, der Herzog von Burgund auf einer Seite, ein anderer Freund des Grafen Friedrich auf der andern, derweil Trompeten, Pfeifen, Trommeln und Flöten erklangen.

Da begab ſich der Graf von Dampmartin ſtill zur Pforte, wo er mit ſeinem Harniſch angethan, die Streitaxt in der Hand, des Königs wartete. Der ſprengte mit ſeinen Leuten ritterlich daher und rief: »Oho, Pförtner, laß ein!« — »Das ſoll geſchehen,« entgegnete der Conſtabel, »Ihr kommt eben recht. Seht ihr die Kirche? Nach der reitet hin, da findet Ihr den Grafen Friedrich, den Herzog Anſelm und ihre Freunde, denen thut, wie ſie Euch gethan und ſchenket Jeglichem, der Braut wegen, einen Streich.« — »Ich will ihnen die nicht ungeſchenkt laſſen,« ſagte der König, und ſie erſtachen die Pförtner und ſchloſſen die Pforte zu, worauf der Graf mit dem Schlüſſel nach der Burgpforte ging, die er auch einnahm, damit Niemand durch ſie flüchte.

Der König ſelbſt kam ſchnell vor die Kirche, ſtund zu Fuß ab und ging hinein, wo er zu Graf Friedrichen ſagte: »er komme zwar als ein ungeladener Gaſt, wolle ihm jedoch auch ein Brautſtück ſchenken.« Dann ſchlug er mit den

Seinen ſo weidlich auf die Hochzeitgäſte los, daß ſich keiner zur Wehre zu ſetzen wagte, ſondern wer entrinnen mochte, entrann.

Graf Friedrich kam zu einem Nebenthürlein aus, ward aber draußen von den Leuten gefangen, die die Kirche umſtellt hielten und auch den flüchtigen Herzog von Burgund mit einem Kolben zu Boden ſchlugen. In der Kirche ward Niemand, er ſei Herr oder Knecht, geſchont, ſondern entſtand jämmerlich Geſchrei und ſo große Noth, daß man in dem Blute bis über die Füße ging.

Der König ging zu ſeiner Frau, die er freundlich in ſeinen Arm nahm und küßte, und ſagte zu ihr: »Graf Friedrich iſt übel mit Euch verfahren, Frau; er hätte Euch billig wieder nach Hauſe bringen ſollen, wenn er ſich nicht mehr mit Euch trauen laſſen will.« Die Königin aber hatte alles Leides vergeſſen, da ſie ihn wieder bei ſich ſah.

Sie gingen mit einander in die Burg, wo ſie dieſelbe Koſt aßen, die zu der Hochzeit bereitet war und ſich mit einander gütlich thaten; die Leute des Königs nahmen viel koſtbare Kleinodien, ein Jeder, was ihm werden mochte, weg. Der Graf Friedrich von Champagne und der Herzog von Burgund wurden bei Tiſche vor den König und die Königin an eine Säule gebunden und mußten zu ihrer Schmach Zeugen der Luſt und Fröhlichkeit ſein und das Pfeifen und Trompeten mit anhören. Als man gegeſſen hatte, ſammelte der König ſeine Ritterſchaft um ſich und begehrte ihren Rath zu wiſſen, was mit den zwei Gefangenen zu thun ſei?

Simon, der reiche Menger, der Kanzler am Hofe war, ſprach: »Herr, wollt Ihr mir folgen, ſo führt ſie mit Euch gen Paris, und laßt Eure Hofleute über ſie urteln, das wird Euch groß Lob bringen.« — Der Conſtabel aber meinte, als er gefragt ward: »Das ſei in der That kein guter Rath, weil ihre Freunde und Verwandten von allenthalben kommen und fleißig für ſie bitten würden. Verſagt Ihr ihnen dann,« ſagte er, »ihre Begnadigung, ſo werfen ſie neuen Haß und Neid auf Euch; laßt Ihr ſie aber, ihnen zu gefallen, abermals am Leben, ſo wird Euch in der Folge noch größerer Schaden davon. Gebt ihnen darum wohlweislich nicht die geringſte Friſt, ſondern laßt ſie ungeſäumt hinrichten. Habt Ihr von ihnen nicht Nachtheil und Schmach genug erlitten? Ihnen iſt furbaß nimmermehr zu trauen und zu glauben und Ihr ſchafft Euch durch ihren raſchen Tod, daß ihre Freunde ſich weder ihrer annehmen, noch ſie rachen dürfen.«

Die ganze Verſammlung ſtimmte dem Conſtabel bei und rief, er habe recht gerathen, und ſo ſagte der König, »er wiſſe darin nichts weiter zu reden oder zu thun; man möge ihnen, wie ſie es verdient, ihre Häupter abſchlagen.«

Dies geſchah, und die Verbrecher wurden in der Kirche unſerer lieben Frauen vor den Frohnaltar begraben; die Frauen der Erſchlagenen aber anderen Tages in ihre Heimath geſchickt.

Der König ritt nach Paris, wo er ſeinen Hof halten wollte, und traf daſelbſt eben ſeine ſechs Söhne wieder an, die mit Beute beladen und ſiegreich aus dem Kriege gegen die Ungläubigen heimgekehrt waren und ihrem Vater großen Dank und viele Grüße von den Königen Drogne und Benedikt brachten.

Feſte über Feſte wurden nun begangen und fortan herrſchte König Hug bis in ſein ſpätes Alter in Ruhe und Frieden und lebte in beglückter Ehe mit ſeiner Königin, die ihm viele Kinder und Erben ſeiner Herrſchaft gebar.

6.

Montford.

Eine Novelle nach Harriet Lee.

Heinrich von Montford gehörte einem edlen Hauſe an, war mit Geld und Gut geſegnet, mit allen Vorzügen der Jugend und Natur ausgeſtattet und konnte ſeines Glückes doch nicht froh werden. Was konnte er noch wollen? Die Vernunft ſagt: Nichts. Allein Montford war ein Engländer, deren Volk viel zu viel von Vernunft ſpricht, um danach zu handeln. Er war ein Engländer im ächteſten Sinne des Worts: freimüthig und kühn, aber auch ruhelos und ungeduldig. Die Sucht nach Neuem war ſeine Leidenſchaft, und ſein höchſter Seelenwunſch, zu reiſen.

Sein Vater bekämpfte vergebens dieſen Hang ſeines einzigen Sohnes, den er nicht entbehren mochte. Romanſchreiber mögen von ſteinernen Elternherzen fabeln wie ſie wollen; das wirkliche Leben lehrt uns doch, daß ſie weit weniger über ihre Kinder herrſchen, als von ihnen beherrſcht werden; und dies war eben auch in der Familie Montford der Fall.

»Mein Sohn!« ſagte der ehrwürdige Greis, indem er den nach dem Kontinente abreiſenden Jüngling in ſeine Arme ſchloß, »ich ermahne Dich nicht insbeſondere, des Namens immer eingedenk zu ſein, den Du führſt. Ich weiß, daß Du dieſes Ehrenpunktes nie vergißt. Aber ſei mit Klugheit tugendhaft, wofern Du Anderen nicht nutzlos, Dir nicht gefährlich werden willſt. Du wirſt durch Frankreich reiſen und Italien ſehen, die große Schaubühne der Künſte und Waffenthaten, an deren Lorbeeren jetzt der Eppich der Dummheit emporrankt, um ſie täglich welker auszuſaugen. Vergehe Dich jedoch deshalb nicht an den Vorurtheilen eines fremden Landes, oder mißbrauche gar die Quelle Deines Glückes in einer andern Welt zu einem Werkzeuge des Haſſes und Unfriedens in dieſer. Laß die heiligen Ueberreſte der Vergangenheit allerweges zu Deinem Herzen ſprechen und überzeuge Dich, derweil ſie ihren Werth nicht ſelten nur von dem Gedächtniſſe empfangen, durch die That, wie des Menſchen wahre Würde in ihm ſelbſt ruht. Lebe wohl, mein Heinrich! ich ſegne Dich; und alle Wünſche eines Vaters ſind ja Gebete.«

Der junge Montford war binnen wenigen Tagen in Paris, das, wie luſtig auch, ihn nur kurze Zeit feſſelte, eilte dem Carneval in Venedig zu und lernte allmälig ganz Italien ſowie das ſüdliche Frankreich kennen, ohne irgend einem Aufenthaltsorte Geſchmack abzugewinnen.

Am Ende entſchloß er ſich, nach Spanien zu gehen.

»Spanien!« rief er bei ſich aus, »iſt das eigentliche Land der Romantik, wo Amor die Augen ſeiner Getreuen mit ſeiner Binde umſchlingt und Zwang und Zurückhaltung den Genuß verdoppeln, Gefahr das Verdienſt der Leidenſchaft erhöht!

Er überſchritt voll ſolcher Vorſtellungen die Pyrenäen und ſagte bei Betrachtung der hangenden Wälder und wilden Einſiedeleien von Montſerrat: »Ja, das befriedigt Auge und Einbildungskraft! Hier erſchöpft ſich die Natur in allen Geſtaltungen, von der drohenden Stirn des Abgrundes an, wo ſie allein verwaltet, bis zu dem vollkommenſten ihrer Werke, dem Menſchen!« — Er ward durch den Anblick der Hütte, in der er die Nacht zubringen ſollte, aus ſeinen Betrachtungen geriſſen. Dieſelbe war gleichſam ein Paradies; Vögel, wilde Thiere und Menſchen bewohnten ſie in Gemeinſchaft, und als ſich Montford darin auf ſein Strohlager ausſtreckte, war er mit der Romantik einigermaßen mißvergnügt. Die heitere Sonne ging endlich auf und erweckte den Reiſenden, zugleich mit dem vertrauten Wiehern ſeines Roſſes, das ihm etwas näher gekommen war, als dies in der Regel Nachts der Fall iſt.

Bei ſeiner ſchnellen Abreiſe aus England hatte Montford ſich nicht hinlänglich mit Empfehlungsbriefen verſehen können. Doch war unter den wenigen, die er beſaß, einer an Don Antonio de Vega in Lerida, welcher Stadt er ſich jetzt mit Freuden näherte, da er fand, daß die Romantik nicht allezeit alle menſchlichen Bedürfniſſe befriedigt.

Der Familie Don Antonios war ſo wenig als ſeinen geringeren Landsleuten das warme Kolorit zu eigen, das Montfords exaltirte Einbildungskraft ihnen geliehen hatte. Antonio ſelbſt, ein Funfziger, war theils aus Hochmuth, theils zufolge ſpaniſcher Gedankenſtockungen ſchweigſam, und ſeine nicht geſprächigere Gattin hatte das Anſehen einer innerlich wie äußerlich verdorrten Dueña.

In ſolcher Umgebung ſah Montford vergebens nach den Tröſtungen der Muſen und Grazien aus. Von erſteren war keine Spur als eine alte Guitarre mit drei Seiten vorhanden; die letzteren ſchienen es verſchworen zu haben, dieſe Schwelle zu überſchreiten. Man nahm den Gaſt inzwiſchen höflich auf, und da er nicht umhin konnte, eine kurze Zeit bei ſeinen neuen Freunden zu verweilen, ſo begleitete er ſie des anderen Tages nach einer Villa in der Umgegend der Stadt.

Man rühmte die Reize dieſes Landſitzes außerordentlich; aber leider! würde ſelbſt der Garten Eden neben einem ſolchen erſten Menſchenpaare nichts Anmuthiges für Montford gehabt haben. Er zog ſich, romantiſcher Gefühle durchaus ledig, ſeiner Wirthe, ſeiner ſelbſt und ſeiner Reiſen von Herzen überdrüſſig, auf ſein Zimmer zurück und fand den Luſtaufenthalt an dem nächſtfolgenden ſchwülen Tage faſt unerträglich.

Antonio verſchlief die eine Hälfte ſeiner Zeit, und verklimperte die andere auf ſeiner Guitarre, ſeine Gemahlin brachte einem Kalenderheiligen nach dem andern ihre Andacht dar und bezeigte von Zeit zu Zeit durch ſtille Schauder ihr Entſetzen vor einem Ketzer.

Eine einzige Genugthuung hatte der arme Reiſende: ſeine Bewirther ließen ſeine Entſchuldigungen wegen eines ſo kurzen Beſuches gelten und verſahen ihren überläſtigen Gaſt zu ſeiner für den nächſten Morgen feſtgeſetzten Reiſe mit Briefen.

»So wird denn der kühne Aufſchwung unſerer Phantaſie allenthalben und alltäglich durch die bleierne Wirklichkeit des Lebens zu Boden gedrückt!« ſeufzte Montford, als er verſtimmt und gedankenvoll ſein Schlafgemach überſah. Er trat an das Fenſter, ſtieß das Gitter auf und ließ ſein Auge durch den Garten ſchweifen, der, wenn auch nicht kunſtmäßig in Beete und Gänge getheilt, doch reich an wilden Naturſchönheiten war. Die gelbe Orange ward von den Mondſtrahlen blaſſer gefärbt und verſchmolz ihre Düfte mit denen der tauſend wohlriechenden Blumen, Büſche und Kräuter umher.

Montfords Sinn berauſchte ſich noch an der ihm ſo ungewohnten Scenerie, als der leiſe Ton einer Flöte ſich in ſein Ohr ſtahl. Es war nur ein einzelner Ton; er war aber ſo wild, ſo ſüß, ſo ſanft und doch ſo voll! Er ſtutzte, lauſchte einen Moment und verſenkte ſich in jenen Zuſtand wollüſtiger Träumereien, der alles Nachdenken ausſcheidet und nur zu

Gefuhl auflöſt. Der Ton der Flöte erklang nicht wieder und ſobald Montfords Erſtarrung aufhörte, beſchloß er die Schönheit der Nacht noch völliger zu genießen. Er war mit Einem Sprunge aus ſeinem Fenſter zur ebenen Erde im Garten.

Er erging ſich ſo lange Zeit, bis eine halbeingeſtürzte Mauer, wie es ſchien, die Grenze der Beſitzung Don Antonios, ſeine Schritte hemmte.

Ein Blick darüber bot die Ausſicht in ein Feenland. Einerſeits beſtreute ein dichter Lindenhain die Erde mit Blüthen und verlieh dem kühlen Winde, der durch ſeine Wipfel ging, faſt betäubenden Wohlgeruch; anderſeits ſchlich die kleine Welle eines unfernen Waſſerfalls über den Raſen, deſſen Friſche ſie verrieth, und ſammelte ſich in einem von Orangen- und Zitronenbäumen umſtellten Marmorbecken wieder.

Die ganze Natur athmete Ruhe und Montford meinte nichts Unerlaubtes zu thun, wenn er ihrer Gaben genoß. Er überſprang die Mauer und ſtolperte jenſeits über etwas, das in einem mit Schutt und Graſe halb verdeckten Graben lag. Sein Blut gerann ihm um das Herz, als er ſah, daß es der noch warm und friſch blutende Leichnam eines Mannes war.

»Gerechter Himmel!« rief er aus, indem ſein Blick auf eine daneben liegende Flöte traf, »ſo war es denn von dieſen Lippen, daß . . . . . .«

Er hielt inne, ſchlug ſich die Bruſt und ſchien, mit gen Himmel gerichtetem Auge, einen Moment dem Daſein entruckt zu ſein. Nur eine dringendere Sorge rief ihn in daſſelbe zuruck; der Mond, deſſen Strahlen ſchräg durch eine Wolke brachen, zeigte ihm zwei von der andern Seite her nahende dunkle Geſtalten.

Montford barg ſich ſo geſchwind er konnte in die dichten

Schatten des Lindenhains und ſeine Nerven wahnten denſelben Ort, der ihm nur erſt als der Aufenthalt ſtiller Liebe erſchienen war, von blutdurſtigen Mördern bevölkert.

Der Vorderſte der beiden Menſchen trug in ſeinen Armen Etwas, das in ein weißes Tuch geſchlagen war und legte es in einiger Entfernung nieder. Aus dem Klange einer Hacke und eines Spatens ſchloß Montford, daß er ein halb ausgehöhltes Grab fertig mache. Die Unbekannten gingen Beide an die Arbeit; des Einen ſtarker Arm ſchien aber von Gewohnheit und einem gefühlloſen Herzen geſtählt zu ſein, derweil die unſicheren Streiche des Andern, ſeine langen Pauſen und leidenſchaftlichen Geberden die tiefſte Aufregung kund gaben. Ihre Anſtrengungen wurden endlich eingeſtellt, und nun begab ſich der Erſtere dahin, wo der Ermordete lag.

Montfords Innerſtes entbrannte; er ſprang vorwärts und ſtarrte ringsum, als erwarte er, ein übernatürliches Weſen ſolle ſeine Hand bewaffnen. Glücklicherweiſe ward er nicht vernommen und indem ſah er den Mörder den Leichnam aufnehmen und unter dem Beiſtande ſeines Genoſſen in die Grube legen.

»Unglückſeliges Paar!« ſtöhnte Montford, indem auch der weiß eingehüllte Körper beerdigt ward, den er deutlich für ein Weib erkannte, »die Liebe, die wohl Euer einziges Verbrechen war, werde in einer beſſeren Welt Euer Lohn!«

Jetzt bedeckte bereits der heilige Staub, mit dem die vergänglichen Formen ſobald eins werden ſollten, die beiden Schlachtopfer, als die Unruhe des einen Miſſethäters ſich bis zur Todesangſt ſteigerte. Er warf ſich über das Grab, weinte und ſchluchzte heftig und ſchien mit zum Himmel erhobenen Händen zugleich Vergebung für ſeine eigne und Erbarmen für der Getödteten Seele zu erflehen. Sein Begleiter richtete ihn gewaltſam auf, belegte die Grabſtelle mit Raſen und Laub und entfernte ſich dann mit ihm durch die Pforte eines andern Gartens, den ſie hinter ſich verſchloſſen.

Der allein, ſchweigſam und entſetzt zurückgebliebene Montford wußte Anfangs nicht, ob er die Scene, deren Augenzeuge er geworden war, für Wirklichkeit oder Sinnentäuſchung halten ſolle. »Trübſelige, troſtloſe Wirklichkeit!« ſeufzte er dann und rauſchte aus dem Dickicht. Er verweilte noch einmal, wo der Unglückliche vor Kurzem lag und war ſchon drauf und dran, wiederum die Mauer zu erklimmen, als er etwas im Graſe ſchimmern ſah. Es war ein weibliches Bildniß, das an ſeinem zerriſſenen Bande zweifelsohne um den Hals getragen worden war. Montford nahm es auf, ſteckte es als Reliquie in ſeinen Buſen und war nach wenigen Minuten in ſein Zimmer, gegenwärtig ſeinen Kerker, zurückgekehrt, wo Schlaf und Ruhe fern von ihm blieben und das Verlangen ſeine Seele durchglühte, vor ganz Spanien als Ankläger des Meuchelmordes aufzutreten. Er berathſchlagte ſchon mit ſich, ob er nicht ſeinen Wirth und deſſen Familie ungeſäumt erwecken ſolle, als kältere Ueberlegung ihm ein anderes Betragen eingab.

Wie hätte er als ketzeriſcher Ausländer auch die That bezeugen können, deren Stätte wie Schuldige ihm ſo fremd waren! Er hatte wohl die Geſichtszüge des abgehärteteren Mörders ſcharf genug, um ſie wiederzuerkennen, unterſchieden; konnte er aber auch überzeugt ſein, keinem Unſchuldigen Unrecht zu thun? Gegen wen ſollte er ſeine Anklage erheben? Auf weſſen Schutz, auf was für Freunde dabei rechnen? Wie dann, wenn man ſie nun herumdrehte und gegen ihn erhob? Er mußte, der Wahrheit gemäß, bekennen, ſein Zimmer in der Nacht verlaſſen zu haben. Seine Schuhe waren blutig, und unklugerweiſe hatte er ſich in den Beſitz eines mit Diamanten verzierten Bildniſſes geſetzt. Mußten nicht dieſe Thatſachen alle, zumal in Spanien, gegen ihn zeugen, wo der Arm der Gerechtigkeit jederzeit mannichfach gelähmt war?

Das Urtheil der Vernunft war in der Sache ſchon gefällt und nur das Herz noch zweifelhaft, als zu Montfords Schrecken ſein Bedienter plötzlich mit Briefen bei ihm eintrat, die ihm durch einen reitenden Boten nachgeſendet worden waren und die Trauerpoſt enthielten: ſein Vater liege im Sterben.

Dies Ereigniß griff entſcheidend ein, und Montford flog, wiewohl noch zu ſäumig, um ſeinen Vater lebend wieder anzutreffen, nach England heim. —

Auf eine ungeſtüme heiße Jugend trat die Ruhe männlicher Reife ein; die Jahre zeitigten die Urtheilskraft, die Vernunft kühlte die Leidenſchaften und die Gewohnheit ſtimmte ſie zu der Höhe der übrigen Menſchen herab. Montford ward Gatte und Vater, die Romantik legte ſich in ihm, und, von der Geſellſchaft eines liebenswürdigen Weibes beglückt, ritt er mit ſeinem Sohne Steckenpferde. Die Bewirthſchaftung ſeiner Güter ließ ihn nur je zuweilen, wenn er auf ſeinem Heuland weilte, oder ſeinen Park durchwandelte, dem Angedenken eines düſtern Erdenflecks in Catalonien einen Seufzer widmen.

Eines Vaters Glück iſt jedoch ſo nahe mit ſeinen Sorgen verwandt, daß Beide wohl an eben dem Punkte zuſammentreffen, der ſie von einander ſcheiden ſollte! Der junge Montford war, was die Seinen irgend von ihm forderten und nur ein alleiniger Wunſch bedrängte ſein Herz, das doch Niemand darum tadeln konnte, da es eben die dereinſtige Neigung ſeines Vaters war, das Verlangen, die Welt zu ſehen.

Die große Tour zu machen, ward in England gerade damals Mode und ſollte, wie faſhionable Dinge jederzeit, einem Gentleman ſo unerläßlich ſein, daß denn auch der junge Heinrich Montford nicht einſah, weshalb er geringer als ſeines Gleichen geſchätzt werden ſollte. Sein Vater ſeufzte wohl, ward aber ſeines eigenen Vaters eingedenk und willigte ein.

»Du würdeſt lacheln,« ſchrieb ihm Heinrich in ſeinem erſten Briefe aus Paris, »ſäheſt Du, wie ernſt ich in dieſer luſtigen Stadt geſtimmt bin. Ich werde unabläſſig mit meiner Nüchternheit aufgezogen. Die Weiber ſchelten mich einen unerwärmbaren Eisländer, die Männer behaupten, ich ſtünde noch unter der väterlichen Zuchtruthe, und haben, Gott ſei Dank! auch recht, wenn ſie die Vormundſchaft Deiner guten Lehren und Deines Beiſpiels, mein Vater! unter der ich immer ſtehen werde, ſo ſchelten.«

In einem andern Briefe, der raſch auf dieſen folgte, ſagte Heinrich: »Ich will mich gegen Dich nicht rühmen, daß mein Gefühl noch ſo nüchtern ſei, als ich Dir neulich ſchrieb. Ich verſichere Dich aber, daß ich in den Augen meiner Freunde ein höchſt ſchwerfälliger Menſch bin, was ungefähr ſo viel heißt, als daß ich nicht ganz unvernünftig handle. In einer Woche geht der Hof nach Bareges, wo die Königin Brunnen trinkt. Bin ich nun ſo nah den Pyrenäen, wer weiß, ob ich dann nicht einen Ausflug darüber mache! —

Ueber die Pyrenäen! Dieſer Gedanke erneute in Montford eine furchtbare Erinnerung.

Er empfing den Brief am Jahrestage ſeiner Hochzeit; eine große Geſellſchaft war zu einem ländlichen Feſte bei ihm und er mußte ſich nothwendig ſelbſt beherrſchen. Wein und gute Unterhaltung bewahrten ſich auch an ihm als Gegengifte des Mißmuths. Seine Gäſte entfernten ſich am Ende wieder, und er ſtand eben an der Thüre und machte dem ſpaniſchen Geſandten ſeine letzten Verbeugungen, als ſein Blick zufällig auf das Antlitz eines der Diener deſſelben traf.

Was der Zufall dahin gerichtet hatte, ſchien der Himmel darin feſtwurzeln laſſen zu wollen, denn der Blick ruhte auf den Geſichtszügen des cataloniſchen Mörders. Ein kalter Todesſchauer durchſchüttelte Montford bis ins Innerſte; der verhängnißvolle Garten, das offene Grab, die Verzweiflung des einen Verbrechers, die Gefühlloſigkeit des andern — Alles lebte wieder in ihm auf. Die Zwiſchenzeit ſchien verſchwunden, der blutige Auftritt ging in ſeiner Einbildung noch einmal vor!

Er zog ſich in ſein Schlafgemach zurück, legte ſich nieder, ſchlief ſogar; darum ward ihm aber Ruhe nicht gegönnt. Ein noch friſcheres Bild des Vergangenen malte ſich in ſeinem Gedachtniſſe aus und der aufmerkſame Zuſchauer der Beerdigung fühlte, wie eine unſichtbare Hand ihm einen Dolch ins Herz ſtieß. Deſſen ſchmerzliches Pochen überzeugte ihn bei ſeinem jähen Erwachen, der Traum ſei die Folge von Unwohlſein. Er ſprach ein paar Worte mit ſeiner Frau, deren Ruhe er geſtört hatte, und verſuchte noch einmal zu ſchlafen; erreichte aber ſeine Abſicht nur, um nochmals mit demſelben entſetzlichen Gemüthseindrucke aufzuwachen. Ein dritter Verſuch erwies ſich gleich erfolglos und zuletzt geſtand er Miſtreß Montford die Urſache ſeiner Beängſtigung ein, die er anfangs einen Traum nannte, deren Nachwirkung in einem ſchleichenden Fieber es ihm aber unmöglich machte, das eigentliche Begebniß verborgen zu halten. Miſtreß Montfords vertrauteſte Kammerfrau brachte die Nachricht in ſeiner eigenen Familie herum und es währte nicht lange Zeit, ſo erreichte ſie auch das Ohr des Böſewichts Perez ſelbſt, der unmittelbar darauf unſichtbar wurde. Hatte nun ſchon die ſeltſame Uebereinſtimmung eines Traumes mit ſeinen Geſichtszügen den Schurken in Schrecken geſetzt, was mußte Montford nicht bei der Nachricht von deſſen Verſchwinden empfinden!

Es war ihm, als ob der Dolch durch Heinrichs Herz in ſeines gedrungen ſei und nach manchen vergeblichen Anſtrengungen, ſeine Schwäche zu bemeiſtern, bat er dieſen ſchriftlich, alsbald nach England heimzukehren.

Die Zeit war da, daß Antwort kommen konnte, und ſie blieb eine Woche nach der andern aus. Ein geheimnißvolles Schweigen ſchien Heinrich befallen zu haben und da ſogar noch zwei andere Zuſchriften an ihn unbeantwortet blieben, gab der Vater am Ende ſeinen ſchlimmen Ahnungen nach und reiſte nach Paris.

Daſelbſt angekommen, erfuhr er, der Hof ſei bereits in Bareges, und faſt alle Engländer ſeien ihm gefolgt. Er brach ebenfalls dahin auf; jedoch hatte Heinrich wirklich ſchon das Gebirge überſchritten.

Ueber und durch dieſe wunderbaren Höhen und Schluchten verfolgte der Vater ſeinen Sohn, ohne zu ahnen, daß er heimlich ſelbſt von jenem Böſewicht verfolgt wurde, der aus ſchlimmem Argwohn wegen der Abſicht dieſer Reiſe auf eine Gelegenheit lauerte, das blutige Schauſpiel des Traumes zum Schluſſe zu bringen.

Montford folgte Heinrichs Spur mit unermüdlicher Haſt und gelangte ſo noch einmal an die Thore Leridas. Es war ſpät, als er ankam; wenn aber auch Heinrich nicht zu Hauſe war, erfreute ihn doch die Kunde, daß er wohl ſei. Montford ging aus, um ſich nach Don Antonio zu erkundigen, in deſſen Beſitzthume die Zeit wie in einem Spinnengewebe gefeſſelt geweſen zu ſein ſchien, und kehrte eben wieder in ſeine Herberge zurück, als er in einem verfallenen Säulengange der Vorſtadt unverſehens von zwei Mördern angefallen wurde. Montfords böſe Ahnung tauchte auf der Stelle wieder in ihm auf; jedoch befand er ſich nicht waffenlos und verließen ihn bei ſeiner Vertheidigung ſo lange weder Glück noch Geſchick, bis ein junger Kavalier dazu kam und durch ſeinen Muth und ſeine Tapferkeit den einen Mörder tödtete, und den andern in die Flucht ſchlug.

»Großmüthiger Fremder!« ſagte Montford zu ihm, »wie vermag ich Ihnen zu vergelten . . . . . .«

»Gerechter Gott!« fiel ihm der Jüngling in die Rede, »entweder traume ich, oder es iſt mein Vater, der mit mir ſpricht?« —

»Ja, es iſt Dein Vater in der That, mein lieber, theurer Heinrich!« erwiederte Montford und fiel ihm um den Hals, »Dein zärtlicher, beſorgter Vater. Schrick nicht von dieſem Herzen zurück, das ſich nach Dir ſehnt, mein Sohn! Es iſt weder Groll noch Mißtrauen, weder die Abſicht zu warnen noch zu ſtrafen, in der ich Deinen Fußſtapfen gefolgt bin: es iſt das von Liebe überſtrömende Gefühl eines gequälten Vaterherzens.«

Montford umarmte ſeinen Sohn nochmals und ward ſich erſt durch die Schwermuth ſeiner Freude deſſen bewußt, wie weit ſeine Sorge um ihn gegangen ſei. Wie dankbar und ergeben aber auch gegen ſeinen Vater, war Heinrich von zu verſchiedenartigen Gefühlen beſtürmt, um über ein ſo unerwartetes Zuſammentreffen nicht verlegen zu ſein, und ſah er Montfords Aufmerkſamkeit daher mit Vergnügen von ſich und ſeinem Schweigen abgelenkt, als derſelbe in dem todten Mörder den Bedienten Perez erkannte.

Durch ihre Erlebniſſe im Innerſten aufgeregt, kümmerte Beide auf dem ferneren Heimwege, den ſie jetzt antraten, was außen um ſie vorging nicht, und ſo geſchah es, daß Keiner eher, als bis ſie in die Mitte der Stadt gelangt waren, des Aufruhrs ſich verſah, der darinnen herrſchte.

»Ich fürchte, es iſt irgendwo Feuer,« ſagte Montford, ſeine Augen zu den ängſtlichen Geſichtern der Umſtehenden erhebend.

»O, Senor! ein erſchreckliches Feuer dort in der großen Straße,« ſagte ein Thürſteher neben ihm. »Ein Liebhaber hat ſeiner Schönen ein Ständchen gebracht und da haben ſie ein Licht brennen laſſen, durch das das ganze Haus in Flammen gerathen iſt. Don Velasquez ſelbſt iſt ſchon in Sicherheit, ich ſah ihn in der Menge ſtehen; das arme junge Fräulein und die Dueña aber . . . . . .«

»Velasquez Haus!« ſchrie Heinrich und raſte dem Orte der Verwüſtung zu.

Da brachen aus den Fenſtern des Pallaſtes ſchon ſo gewaltige Flammen hervor, daß an keine Hülfe mehr zu denken war und in dem Augenblicke hob ſich das Dach und brach in das Gebäude zuſammen, derweil das erſt ſo hell glühende und lodernde Schauſpiel in einen ungeheuren Trümmerhaufen ausging, deſſen undurchdringliche Dampfwolken Alles überzogen und nur hie und da eine einzelne Feuerzunge heraus lecken ließen. —

Der Menſchen Thun, auch wo es ein zerſtörendes, vermag nun wohl des Menſchen Zunge zu beſchreiben; wenn ſich das Schickſal aber wider das ganze menſchliche Weſen auflehnt und es innerlich zerbricht, ſo wird das Daſein des Einzelnen in dem großen Kampfe null und nichtig, und eben dies geſchah jetzt vierzehn Tage lang dem jüngeren Montford.

Er kam von ſeinem hitzigen Fieber nur langſam wieder zu ſich und dem Gebrauche ſeiner Vernunft und Kräfte.

»Das ſind koſtbare Thränen, mein Vater!« ſagte er eines Tages, indem er die Hand, auf die ſie geweint wurden, ſchwach erhob. »Sie träufeln warm in Deines Sohnes Herz und machen es noch einmal für die Eindrücke der Pflicht, Menſchlichkeit und Natur empfänglich. Höre alſo nun meine trübſelige Geſchichte an, bevor ſie für alle Zeiten in mein Herz begraben wird. Diana de Zaviere . . . . .«

»Sprechen wir nicht mehr von ihr, mein Sohn!« ſagte Montford, »ich weiß das Uebrige.«

»Daß ſie das Leben verloren hat, weißt Du allerdings,« fiel ihm Heinrich mit dem leiſen ruhigen Tone der Hoffnungsloſigkeit ins Wort; »noch weißt Du aber nicht, daß die Hand ihres Geliebten ſelbſt den Holzſtoß ſeines Glückes anzündete und die beweinenswerthe Diana aus dem Schooße einer zärtlichen, unbedachten Leidenſchaft unmittelbar in ihr frühes Grab ſank. Du zitterſt und erſchrickſt, mein Vater? Du haſt das Unglück Deines Sohnes beweint und magſt Dich wohl vor ſeiner Schuld entſetzen.«

Montford ſchauderte und ließ ſich von Heinrich nur noch ſo viel ſagen, daß der Zweck ſeiner heimlichen Zuſammenkunft mit Dianen zunächſt die Verabredung ihrer Flucht von dem Verwandten geweſen ſei, unter deſſen Obhut ſie geſtanden habe. Darauf ſtellte der Verlauf abermaliger vierzehn Tage Heinrichs Geſundheit in ſo weit wieder her, daß Vater und Sohn ihre Abreiſe nach England vorbereiteten und als die Zeit gekommen war, erreichten ſie am Abende des zweiten Reiſetages eine Poſada, in der zu Montfords beſonderem Mißvergnügen die beſten Bequemlichkeiten ſchon von anderen Reiſenden, die ſich eben zur Ruhe begaben, in Beſchlag genommen waren. Man trieb nur ein einziges ſchmales Bett für Heinrich auf, gegen den Montford vorgab, für ſich ein anderes im Erdgeſchoſſe zu beſitzen, und er ſelbſt gewährte ſeinem erſchöpften Gemüthe auf einem Strohlager die Ruhe, die Dunen oft verſagen. Heinrich verſank aus ruheloſem Nachſinnen in fieberhafte Träume, erhob ſich in deren einem, ohne zu wiſſen, was er that, kleidete ſich an, verließ ſein Zimmer und ſchritt leiſe und feierlich über die Gallerie.

Seine Einbildungskraft zeigte ihm während deſſen Dianens Grab, über das er ſich in tiefſter Niedergeſchlagenheit zu lehnen wähnte. In der Wirklichkeit haftete ſein unſtetes Auge aber eben an der Geſtalt einer ſchönen Jungfrau, die, neben ihrer ſchlummernden Kammerfrau, ſo angelegentlich in dem Briefe ihres Geliebten las, daß ſie ſeinen Eintritt in ihr Zimmer nicht wahrgenommen hatte, und ihr Auge nur durch innere Aufregung zu der Erſcheinung vor ihr erhoben wurde.

Ein Schrei weiblichen Entſetzens verkündete ihre Wahrnehmung und dieſer Schrei gab nicht Heinrich allein ſein Bewußtſein wieder, ſondern erweckte auch die Mitbewohner des Poſthauſes und verſammelte alsbald eine Gruppe Cervanteiſcher Geſtalten in dem Schlafgemache.

»Montford!« rief die Dame ſtaunend, indem der Brief ihrer Hand entglitt.

»Meine beweinte, angebetete Diana!« antwortete er und ſchloß ſie an ſeine Bruſt: »Laß Deine lebendige Schönheit mich überzeugen, daß ich in der That nicht träume! O Himmel! kann es möglich ſein? bin ich den Freuden der Liebe und geiſtigen Geſundheit wirklich wiedergegeben? oder ſpiegelt mir nur ſelige Täuſchung dies Glück vor?«

»Ich fürchte,« ſagte Diana, deren ſchüchternes Auge die Gruppe vor ihr überſah und auf einem Punkte verweilte: »wir dürfen nicht von Glück und Liebe reden.«

»Wer ſollte noch dawider ſein, reizende Diana?« ſprach der ältere Montford, der in dem Augenblicke vortrat und ihre Hand in die ſeines Sohnes legte: »Wer ſollte nicht eine Verbindung gut heißen, die der Himmel ſo erſichtlich begünſtigt? Weder der Vater Deines Heinrichs, noch Don Velasquez, wenn ich ſeinen Blicken trauen darf.«

»Blicke können trügen, Fremdling!« ſprach Velasquez, deſſen Auge im Widerſpruche zu dem weichen Ton ſeiner Stimme, finſter auf Montford ſah: »Velasquez Blicke wenigſtens verrathen Dir ein Gefühl, von dem ſein Herz nichts weiß, da er an Anderer Glück keine Freude hat. Doch mag ich dem Willen des Himmels nicht entgegen ſein, und wenn Deine Liebe, Diana, Dein Glück begründet, ſei ſo glücklich als Du kannſt.«

In dieſen wenigen Worten hatte er, wie viel er auch noch ſagte, ſeine Beredſamkeit ſo ſehr erſchöpft, daß die Liebenden nichts weiter vernahmen.

Der Spanier entfernte ſich zuletzt und aus den nun erfolgenden allgemeinen Erklärungen vernahm Montford, daß das Stillſchweigen ſeines Sohnes aus der Beſorgniß hervorgegangen war, ſeiner ſo plötzlichen ernſten Leidenſchaft werde die väterliche Billigung nicht zu Theil werden. Velasquez hatte deren reizenden Gegenſtand überdies für ein Kloſter vorbeſtimmt und ihn dann in derſelben Nacht, da die Unvorſichtigkeit der Liebenden das Haus in Aſche legte, heimlich nach einem Landſitze gerettet, von wannen er Dianen jetzt in ein entferntes Nonnenkloſter bringen wollte.

Er ſelbſt äußerte ſich in ſeiner unerſchütterlichen Gleichgültigkeit, auch nach der gegenwärtigen Entwirrung, über alle dieſe Dinge nicht; nichts deſtoweniger ſicherte er aber Dianen ein nicht unbedeutendes Jahrgeld zu und bewirthete die beiden Fremden, die mit ihm nach ſeiner Villa umkehrten, mit einigen trocknen Höflichkeiten. Außerdem nahm er weder an ihren Freuden noch an ihren Hoffnungen Theil und blieb beharrlich der mißmuthigſte Geſellſchafter von der Welt.

»Dieſer Dein Verwandter, meine ſüße Diana,« ſagte

Montford auf einem Spaziergange durch Velasquez Gärten, »ſcheint Dir weiter nichts als ein bloßer Blutsfreund zu ſein, und es war ſeiner düſtern Gemüthsſtimmung eben ſo angemeſſen, Dich in ein Kloſter einzumauern, als es Deiner lebensfrohen gemäß geweſen ſein wurde, Dir lieber einen zweiten Heinrich in der Welt zu ſuchen, als in ewige Abgeſchiedenheit Dich zu ergeben.«

»Ich kenne Welt und Menſchen zu wenig,« ſagte Diana zart und beſcheiden, als daß ich wagen durfte, mich gegen dieſe Beſchuldigung zu vertheidigen. Ich geſtehe gern, ich bin lebensfroh und wer ſollte es in ſolcher Umgebung nicht ſein oder werden? Sieh um Dich, theurer Freund! weide Dein Auge an dieſem göttlichen Schauſpiel der Natur, und ſage mir, ob dieſer Anblick Deinem Leben nicht neue Pulſe leiht?«

Montford ſah in dem nämlichen Augenblicke empor und in ein Feenland vor ſich.

Einerſeits beſtreuete ein dichter Lindenhain die Erde mit Blüthen und verlieh dem kühlen Winde, der durch ſeine Wipfel ging, faſt betäubenden Wohlgeruch; anderſeits ſchlich die kleine Welle des unfernen Waſſerfalls über den Raſen, deſſen Friſche ſie verrieth und ſammelte ſich in einem von Orangen- und Zitronenbäumen umſtellten Marmorbecken wieder.

Der ältere Mann erkannte die Scene in der elektriſchen Erſchütterung ſeines Herzens.

»Dieſes Denkmal,« ſprach Diana, indem ſie ihren Arm ſchwermüthig an eine Urne von weißem Marmor lehnte, »hat Don Velasquez ſeiner Schweſter errichtet.«

Montford ſtarrte um ſich. »Ihr Geiſter der beleidigten Unglücklichen!« rief er und faltete ſeine Hände, »ich gelobe Euch Rache!«

Die erſtaunten Liebenden ſahen ihn einen Moment ſchweigend an. »Iſt Ihnen nicht wohl, mein Vater?« fragte Heinrich, der ſeine Wangen die Farbe wechſeln ſah.

»Fliehen wir dieſe Stelle, mein Sohn!« ſprach Montford, der ſeine innere Empörung umſonſt zu bemeiſtern ſuchte, »ſie erweckt mir einen Schmerz von neunzehn Jahren wieder.«

»So mußten Sie gerade zu der Zeit Schmerz empfinden,« erwiederte Diana: »die die glückſelige Tochter Ihres Herzens ins Leben rief? ich hoffe, ich werde vielmehr geboren ſein, Ihren vergangenen Schmerz zu lindern und zukünftigen von Ihnen abzuwenden!«

»Allbarmherziger Himmel!« rief Montford aufs neue, blieb ſtehen, um Dianens Züge zu erforſchen und mit denen eines Bildes zu vergleichen, das er aus ſeinem Taſchenbuche zog, und eilte von den Liebenden ſpornſtreichs zu Velasquez. Derſelbe genoß eben der nachmittägigen Ruhe in einem öden Saale, den die verlängerten Abendſchatten noch düſterer machten. Er ging mit unſicheren Schritten auf und ab, und ſeinem bald in das Leere ſtarrenden bald halb geſchloſſenem Auge nach ſchien ſeine Seele das Bewußtſein der Außenwelt verloren zu haben und ſich nur mit ihrer Einbildungskraft zu beſchäftigen.

Montford trat mit den Worten zu ihm: »Ich komme von dem Grabe ihrer Schweſter,« und fügte leiſer, wiewohl nachdrücklich hinzu: »Sie ſendet mich zu ihrem Mörder!«

Velasquez ſtöhnte auf, ſchauderte und ſtürzte zuſammen. Die fürchterliche Pauſe ſeines Daſeins, die erfolgte, ließ für's erſte keine Möglichkeit einer Auseinanderſetzung mit Montford zu und erſt nach einigen Stunden nahete dieſer ſeinem Zimmer wieder, als er hörte, Velasquez Kräfte kehrten zurück. Ein Mönch trat ihm an der Thüre entgegen und wehrte ihm den Eingang.

»Sie wiſſen nicht, ehrwürdiger Vater! was Sie thun,« ſprach Montford, »der Gott, den wir Beide anbeten, kennt die Reinheit meines Willens und ſendet mich zu dem weiſeſten Ende hierher.«

»Die Forderungen unſerer heiligen Mutter-Kirche, mein Sohn . . .« begann der Mönch.

»Ich bin mit dieſen Forderungen nicht unbekannt,« unterbrach ihn Montford, »und werde ſie, wo nicht zu weit ausgedehnt, zu ehren wiſſen.«

»So thun Sie dies!« ſprach der Prieſter in feſterem Tone, »Don Velasquez iſt körperlich wie geiſtig außer Stande, eine Unterhaltung zu führen, und gedenkt ſich ſo eben durch die heiligen Tröſtungen der Beichte zu ſtärken und zu erheben.«

Nach einigem Stillſchweigen ergriff Montford die Hand des Mönchs, und beſchwor ihn, die Rechnung des armen Sünders mit dem Himmel abzuſchließen. Der Prieſter ſah ihn mit einem durchdringenden Blicke an, in dem Stolz und Neugierde mit einander kämpften und entfernte ſich mit ruhiger Haltung.

Montford eilte zu dem jungen Paare, das nicht wußte, was es von der ausgebrochenen Verwirrung denken ſollte, um ihm den Frieden ſeiner Bruſt nicht in unbeſtimmte Befürchtungen verloren gehen zu laſſen, und ward erſt nach einer Weile wieder zu einer Zuſammenkunft mit dem geiſtlichen Herrn abgerufen. Aus dem verwandelten Angeſichte und der auffallig freundlichen Begegnung deſſelben erkannte er den Mitwiſſer ſeines ſchauderhaften Geheimniſſes.

»Wie befindet ſich zur Zeit Ihr Beichtkind, ehrwürdiger Vater?« fragte er ſogleich.

»Körperlich wohler als geiſtig,« verſetzte der Mönch. »Er wird von ſeltſamen Viſionen und Befürchtungen, an denen Sie Schuld ſind, geplagt. Er verlangt zu wiſſen, welches Verbrechens Sie ihn bezüchtigen, oder was für Beweiſe . . . .?«

»Freveln wir nicht mit einer ſo verhängnißſchweren Angelegenheit, Pater,« fiel ihm Montford in die aushorchende Rede, »die Geheimniſſe der Beichte ſind heilig und ich muthe Ihnen nicht zu, ſie zu verrathen, indem ich mit Velasquez ſelbſt ſprechen möchte. Es ſind jetzt gerade neunzehn Jahre her, daß ich in dem Lindenhaine Zeuge eines Vorfalls ward . . . . .«

»Sprechen Sie leiſe!« bat der Prieſter mit gedämpfter Stimme. »Velasquez iſt vor Ihnen ſicher; bereits ein Mitglied unſerer frommen Brüderſchaft, gedenkt er in ihr ſeine Sünden abzubüßen. Warum wollten Sie ihn alſo noch öffentlich durch eine Schuld entehren, die ſeine Reue ſo bald von ihm abgewälzt haben wird?«

»So bald?« rief der erſtaunte Montford aus.

»Wenn ſeine Reue ſo aufrichtig bleibt als jetzt, allerdings,« fuhr der Pater fort, »und ich ſoll Ihnen für ihn geſtehen, daß er vor neunzehn Jahren, in einem Anfalle ungerechter Eiferſucht, den Gatten ſeiner Schweſter, deſſen Verbindung mit ihr ihm unbekannt war und den er fälſchlich für den Geliebten ſeiner eigenen Gattin hielt, ermordete, nachdem die Entdeckung ſeines Vorhabens derſelben Schweſter faſt in dem Augenblicke ihrer Entbindung das Leben gekoſtet hatte.«

»Und alſo iſt Diana de Zaviere . . . .?« warf ihm Montford haſtig ein.

». . . . Die einzige Frucht dieſer unglücklichen geheimen Ehe,« antwortete der Mönch.

»Du theure, ſchuldloſe Waiſe!« rief Montford wieder aus, »die du mit deinem erſten Athemzuge die letzten deiner ſchwer gekränkten Eltern küſſen mußteſt, mein Herz erklärt dich für ſein eignes Kind. In jenen öden Räumen mag Velasquez ſeine ſchwarze That zu ſühnen trachten; die Schönheit, Jugend und Unſchuld ſoll ſich in weiter Ferne ihres Daſeins freuen und das Opfer ihrer Thränen heut' zum letzten Male auf das Grab des Unglücks ſtreuen.«

◆

7.

Die Sylveſternacht.

Eine viſionäre Erzählung.

Man hat ja wohl zuweilen teufliſche Gedanken! und wie wäre das bei Jemand, der viel lieſt, zu Zeiten zu verwundern, in denen die Literatur den Teufel ſo häufig an die Wand malt? —

Alſo ſaß ich denn auch eines Tages, durchaus nicht erfreulicher Weiſe in mich verſunken, auf dem Söller meiner alten Burg in Thüringen. Ich hauſte da mit meinem bejahrten Caſtellane in tiefer Einſamkeit und ſtundenweit von dem Ritterſitze meiner Ahnen war in dem ehrwürdigen Duſter des Eichen- und Buchenwaldes, der ihn umgab, kein Dorf zu ſehen und zu hören. Die innere Einrichtung des Hauſes war das echteſte Rococo, und das graue Alterthum der Schränke, Seſſel und Tapeten harmonirte mit den Wartthürmen, den Spitzfenſtern, Hallen und feſten Pforten, ſo wie mit der Stimmung der Gegend und des Beſitzers. Und dennoch war ich nur ſeit Kurzem ein ſolcher Eremit. Vorher hatte ich Jahrelang in der Reſidenz gewohnt und als Vertrauter einer ſchönen Künſtlerin ein ganz anderes Leben geführt. Aber eben dieſes war der Anlaß meiner gegenwärtigen teufliſchen Geſinnungen, das heißt, ich hatte mich von der liebenswürdigen Syrene wegen der Geiſtloſigkeit ihres Daſeins zuletzt getrennt und liebte ſie doch wider Willen noch ſo ſehr, daß ich ohne ſie keine Ruhe finden konnte. Ich ſaß nun, wie geſagt, auf meinem Söller draußen und genoß des feierlichen Rauſchens, das durch die Wipfel des Waldes zog. Die Bäume waren ſchon herbſtlich bunt und die von den alten Rüſtern im Schloßgarten abgefallenen welken Blätter rieſelten, raſchelten und flüſterten am Boden. Bereits lag auf dem Gipfel des Brockens und der anderen Höhen des fernen Harzes, die ſie überragten, Schnee. Ein aufſteigender feuchter, ſchweflichter Octobernebel erfüllte die Luft und verdunkelte ſie noch mehr als der anbrechende Abend. Die Gegenſtände verſchwammen allmählig vor meinen Blicken. Das Schreien des ſchwarzen Spechtes deutete nahen Wechſel der Witterung an. Der Rehbock ſchreckte in der Nähe und Ferne, und das Echo wiederholte zehnfältig ſein ſeltſames Bellen. Ueber mir am Himmel wallten und wogten ſtellenweis gelbe, grüne, blaue, roſenrothe Lichtmaſſen durcheinander.

Ich war in Gedanken bei ihr und in der Erinnerung vernichtet. Mein Gewiſſen ſchlug Ball mit meiner Seele, je ſtärker zu Boden geworfen, deſto höher flog ſie empor. Jetzt nahm ſie ihren phantaſtiſchen Schwung bis zum Brocken vor mir.

Der Sturm erhob ſich, heulte und pfiff über die Höhen oder ſauſte durch die Thale, daß Luft und Gräſer in ihm erzitterten. Die alten Fichten des Blocksberges beugten ſich knarrend auf und nieder und weit ab nach unten und oben ſpielte die Naturgewalt mit dem Waldgeſtrüpp und den Zwergtannen, als ob es Grashalme wären. Der Sabbath war im vollen Gange und auf ſeinem wilden Schauplatze ſtellten ſich die mannichfaltigſten Scenen und Gruppen dar.

Kreiſchend ſtürmten die Unholde vorüber. Meiſt Frauen, kamen ſie wie Furien, mit fliegenden Haaren, nackt, auf

Stöcken, Beſen oder Böcken an und kreiſten luſtig oder ſchwirrten und ſummten wie Ungeziefer umher, jedwede ihren Teufel vor, ein Kind hinter ſich. Die Teufel peitſchten das Ding, das ſie ritten, wo ſie eben nicht, in den verſchiedenſten Geſtalten und Verkleidungen, ſelbſt geritten wurden. Die vornehmſten Hexen ließ der Satan oder allgemeine Teufel wohl auch ohne Reitmittel reiſen und ſie fuhren wie der Geier, der nach Beute ſtößt, durch die Lüfte. Hexenwanderlieder verlauteten dazu und das tauſendfache gellende Geſchrei der Formel: »oben aus und nirgend an!« verhöhnte den Raum. Hier wurden neu in den Bund aufgenommene Empuſen umgetauft. Dort tanzten die Veteranen, beim Schimmer der dampfenden Kienfackeln, in der Runde, das Geſicht nach außen gewendet, und ſangen beſtialiſche Lieder.

Große falſche Feuer brannten hier und dort. Damit ſie die Scheu vor der Flamme verlören, wurden die jüngeren Gabelträgerinnen hindurchgetrieben. Den Kindern zeigten die Teufel gräßliche Abgründe, unter Drohungen, ſie hinein zu ſtürzen, wobald ſie an Gott glaubten. Kinder ſtanden auch an dem Quelle oder Pfuhl und peitſchten das Waſſer, um Hagel und Wetter zu machen und den Sturm nicht ausgehen zu laſſen. Andere mußten mit ihren weißen Peſtkrankenſtäben in der Lache die mitgebrachten Kröten hüten, und der Satan ſorgte ſelbſt dafür, ſie von der abſchreckenden allgemeinen Unzucht fern zu halten.

In den Hexenkuchen wurden die Speiſen zum Nachtmahle, oder Gifte, Salben und Pulver bereitet und dieſe beim Gebrauche entweder an die Kleider der Menſchen geſchmiert, oder mittelſt einer Art Gieskanne auf Felder und Früchte geſprüßt, wo dann es, eine ſchwarze Wolke, ſtaubregnend oder mehlthauend ſich verderblich niederſenkte, oder auch die Dampfe des Meeres und der Gebirge durchdrang.

Die Liebestränke und Liebeszauber braute eine alte Frau, deren pechſchwarzes Haar wie Trauerweidenzweige uber die abenteuerlichen Lumpen ihres Anzugs niederhingen und die auf ihrem Kopfe eine ſeltſame, mit allerlei Schnörkel bezeichnete ſpitze gelbe Mütze trug. Sie ſchliff daneben einen prachtvollen damaſcirten Dolch, deſſen Griff mit Rubinen eingelegt war, und als mein Auge auf ihr ruhte und dem ſtechenden Blick begegnete, mit dem ſie mich langſam durchbohrte, wußte ich nicht gleich, ob ich in ihr eine ehemalige oder zukünftige Bekannte, eine Erinnerung oder Ahnung wahrnahm.

Jene Speiſen wurden nicht verkauft oder verſchenkt, ſondern verliehen oder vertauſcht und große Keſſel voll Vipern, Kröten, Herzen ungetaufter Kinder, Fleiſch von Gehangten, Aas, faules Waſſer ſtanden am Feuer und brauten und brieten. Was von Eſſen und Trinken beim Mahle angerichtet ward, war entweder dieſer Art Wirklichkeit oder baare Täuſchung und mußte in Beelzebubs Namen eingeſegnet werden. Allem fehlte das Salz, Alles war abgeſchmackt, dumpfig und ſchimmlig. Paſteten von Brandkornteig mit Kinderherzfleiſch gefüllt, die als Nachtiſch erſchienen, ſchützten das Geheimniß der Hexerei in der Folter.

Nach dem Nachtmahle ward unter Geſängen getanzt, wobei ſich die Krüppel und Lahmen am leichteſten und behendeſten hatten, und die anbetenden Hexen mit Fackeln den vergoldeten Flammenthron umkreiſten, auf dem der Satan neben der Königin des Sabbaths, ſeiner Geliebten, ſaß, die eine Krone von falſchen Steinen trug und jedesmal eine verheirathete Frau ſein mußte. Er ſelbſt hatte drei Hörner auf dem Haupte, auf deren mittelſtes ein Licht geſteckt war, woran die Hexen ihre Fackeln anzündeten und erſchien zumeiſt als zottiger Bock. Jedoch ſah man ihn auch ſonſt als Thier oder Baumſtumpf, ohne Arme und Beine, wo nicht als Menſchen, mit entſetzlichem Angeſicht, das roth wie Eiſen glühte, und übrigens ſo düſter gekleidet, daß es zweifelhaft blieb, ob man Baum, Thier oder Menſch vor ſich habe.

Der ganze Sabbath war eine Verhöhnung der gottesdienſtlichen Handlungen, zumal der heiligen Meſſe, die auf allenthalben errichteten Altären verſpottet ward, indem die Prieſter, mit dem Rücken gegen das Heiligthum, auf dem Kopfe ſtanden. Die Anweſenden hatten insgeſammt dunkle Geſichter oder waren verſchleiert, ſtellten ſich nur rieſig groß oder klein und verwachſen dar, und die Muſik, die ertönte, machte mich faſt glauben, in einer neu beliebten Oper zu ſein: wo ſie nicht abſchreckend betäubte, kitzelte ſie in kindiſchen Weiſen Sinne und Ohr. Was ich ſah, war lauter Unſinn, Verbrechen und Gemeinheit; was vorging, wider die Natur, entſtellt, beleidigend, empörend, ekelhaft, bethörend, auf Zerſtörung abzielend. Die Menſchen wurden Thiere, ja erniedrigten ſich noch tiefer; die Thiere ſprachen und ſchrieen vernünftiger als die Menſchen.

So verderbt hatte die Vergangenheit alſo meine Einbildungskraft, ſo fieberkranke Schattenbilder erzeugte ſie! Jedoch lag nicht das Beängſtigende, das ſolchen Träumen ſonſt eigenthümlich iſt, darinnen. Ich ſtand vielleicht als unbetheiligter Zuſchauer mitten unter den Gräueln und blieb völlig unbemerkt, weil ich der edlen Geſellſchaft wohl zu unbedeutend vorkommen mochte. Auch könnte ich nicht ſagen, daß ich eine moraliſche Einwirkung auf mich verſpürt hätte. Es ſchien mir alles kein rechter Ernſt zu ſein und nebenher ward ein künſtleriſches Intereſſe daran in mir rege. Ich ſtudirte das lebende Bild und erkannte die diaboliſchen Ausgelaſſenheiten und Uebertreibungen als nothwendige Spitze oder Folge der alltäglichſten Laſter, Gemeinheiten und Verirrungen, die ich hier charakteriſtiſcher und poetiſcher als in der Wirklichkeit fand. —

»Hm, hm, ja! daran iſt manches Wahre,« ſagte hinter mir, an einer einſamen Stelle, eine heiſere, rauhe Stimme.

Ich wandte mich, erſtaunt, auf Gedanken, die ich nicht geäußert hatte, den Wiederhall einer Antwort zu vernehmen und gewahrte dicht bei mir einen düſtern Mann, der mir mit den kleinen ſtechenden Augen einverſtanden zuwinkte.

Ich ſtand im Begriff, ihm eine Erklärung des Räthſels abzufragen.

»Wozu das?« ſprach er lächelnd, indem er mir zwiſchen Rede und Gedanken fiel und einen andeutenden Blick umhergleiten ließ.

Ich trat einen Schritt zurück und ſchwieg.

»Was Sie hier vor ſich ſehen,« fuhr er gemächlich fort, »iſt gewiſſermaßen ein Product der Kunſt und die Kunſt immer und allenthalben, wo man ſie findet, edel. Man muß des Ortes halb nie zu wähleriſch ſein. Sie ſollten Ihre Studien nicht ſo oberflächlich betreiben. Es iſt zuweilen gut, ein wenig näher zuzuſehen. Die Kunſt iſt ein Product der Wirklichkeit. Man muß die Wirklichkeit, die es verdient, um ihretwillen liebgewinnen.«

Ich ſah ihn kommen und erkannte den Verſucher an der Verſuchung. Ich erwiederte ironiſch: »Bemühen Sie ſich meinetwegen nicht, Sie verſchwenden Ihre koſtbare Zeit. Es iſt etwas zu ſpät. Was man ſchon aus Ueberzeugung und freiem Willen aufgegeben hat, damit belaſtet man ſich von Ungefähr nicht wieder.«

Der Düſtere lächelte ungläubig, zog meine freiwillige Einſamkeit in Zweifel und grinſte, indem er mit der Linken winkte, mich mit oſtentiöſer Freundlichkeit an. Mein Auge folgte der Bewegung ſeiner Hand nach dem wolkigen Hintergrunde, und ſiehe da! ließ mich eine dünnere Nebelſtelle ein verführeriſches Bild erblicken: ein hinreißend ſchönes Weib; ein verſpäteter Gaſt kam eben an und war genugſam hohen Ranges, um eines Reitmittels nicht zu bedürfen. Ihre Haare umfloſſen in üppigen, braunen Wellen die ſeltenen Reize und man hätte ſo ſelbſt genügender Schönheit zutrauen mögen, ſie gehöre nicht hierher. Indeſſen fiel der bacchantiſche Taumel ſie ein Mal über das andere an und ſang ſie dazu ein wildes Lied. Sie kam verſchleierten Angeſichts heran und ſah mich nicht; ſo wie ich aber die wohlbekannten Umriſſe, den ſüßen Ton der Stimme erkannte, überkam mich die Allgewalt der Erinnerung und drohte mich zu beſiegen.

Ich ſchloß mein Auge, kämpfte, ſchwankte in mir ſelbſt und wollte mich ſchon, alles vergeſſend, ihr entgegenſtürzen; als das bleierne Pflegma ſchwermüthiger Gefühle ſich zu rechter Zeit auf den Grund meiner Seele ſenkte.

Das Lied verſtummte. Junge Frauen geleiteten die Schöne, ihr den Mund zuküſſend und riſſen ſie ſich heulend aus den Armen.

Was mich hatte locken und entſcheiden ſollen, kühlte mich ab; ich verſchloß Auge und Ohr dem beleidigenden Eindruck.

»Sie iſt verloren!« ſeufzte ich.

»Das allgemeine Loos des Schönen auf der Erde!« ſagte Satan. »Nicht wahr, meine Leute wiſſen es zu ſchätzen, und richten es ſich tüchtig zu? Sie haben die Erfahrung für ſich. Das iſt ſo der ſtete Lauf der Kunſt.«

»Aberwitz und Lüge!« verſetzte ich: »Was ſtände dem entgegen, daß der Adel der Kunſt nicht auch in dieſer Zeitlichkeit unwandelbar wäre?«

»Abermals ganz einfach die Erfahrung,« lautete die Antwort.

»Nur daß dieſe Regel die einzelnen Ausnahmen des Genies erleidet,« fügte ich hinzu.

»Es iſt die bekannte wohlfeile Philoſophie unglücklicher Enthuſiaſten, ſich dafür anzuſehen,« meinte er höhniſch. »Das Ergebniß der Entſagung hat kein Verdienſt.«

Sein Wort verletzte mich, wie die Feile die kranke Stelle des Zahns. Das Blut ſtieg mir in's Geſicht. Ich ſagte: »Es iſt ja doch nicht unerhört, daß der Geiſt das Glück aushält. Der Unglückliche wird zwar oft groß. Der Größte aber muß doch glücklich ſein. Wenn das Schönſte und Edelſte innerlich recht geſund iſt, wird der tödtliche Wurm der Gemeinheit nicht in ſein Leben dringen. Und gerade je ſeltener dies der Fall iſt, deſto ſtarker und erhabener wird unſer Streben nach dem Ziele ſein. Der heilige Schutz Gottes....«

Ich hielt in dem Augenblicke inne, da ich ſah, wie er plötzlich irrlichterhaft ſich in ſich ſelbſt zurückzog. Er ward immer kleiner und dünner und es dauerte eine geraume Weile, bevor der Verſchrumpfte ſeine Kraft wieder ſo weit ausſpannte, daß er mir ſeinen Unwillen über meine Rückſichtsloſigkeit zu verſtehen gab.

Ich entſchuldigte mich lachend wegen meiner Vergeßlichkeit, und er bat mich, in ſeiner Gegenwart nicht ein Mal wieder an Gott zu denken, da es ihm in der ehrwürdigen Wirklichkeit ein unbehagliches Gefühl zurücklaſſe.

»Sie ſind mit Erlaubniß bei alledem aber doch ein armſeliger Schelm,« verſetzte ich, »ſo kleinlichen Geſetzen gehorchen zu müſſen. Empfinden Sie denn nicht, daß Ihr ganzes Daſein auf nichts beruht?«

»Und doch auf Allem was da iſt,« behauptete er: »der Tod führt mir Eins nach dem Anderen zu.«

»Was Ihnen angehört, o ja!«

»Das größte Glück,« fiel er mir gewiſſermaßen in die

Rede, »das einer angenehmen Erinnerung auf Erden begegnen mag, iſt doch, daß eine Sache zu rechter Zeit ihr Ende erreicht.«

»Dagegen wende ich nichts ein, blieb ich dabei, woſern der Tod. . . . . .«

»Ha, ha, ha, ha!« lachte er, »über die Thoren, die auf den Tod zu pochen wagen! Hat ein Sterblicher denn ſchon den Vorhang gelüftet, und einen Blick dahinter gethan?«

»Es iſt ganz gut ſo, daß es nicht geſchehen,« ſagte ich. »Wäre es, ſo hätte die höchſte Tugend keinen Werth mehr und würden wir, der Stütze bedürftig, nicht göttlichen Urſprungs ſein. Wir müſſen Alles, was außer uns, ſogar der Ewigkeit entbehren können, um . . . . .«

»Genug, genug; es iſt ja nur der Uebermuth der Schwäche, der . . . . .«

Ich lächelte.

»Du biſt der ewige Tod,« verſetzte ich, »wie ſollteſt Du das Leben kennen und begreifen? Das Licht hat die Finſterniß ausgeboren und die Finſterniß muß wiederum das Licht ausgebären.«

»Sie ſind ein Ungläubiger,« ſprach der Widerwärtige: »Ein Beiſpiel ſoll Sie eines Beſſeren belehren. Mit bloßen Worten kommen wir nicht weiter. Laſſen Sie uns ein Wenig in die Welt hineinhorchen. Ich rechne Ihnen die Ergötzung, die es Ihnen gewährt, nur für eine geringe Erwiederung der Ehre Ihres Beſuches an.«

Ich wußte nicht, was er im Sinn habe.

Eine Wolke umhüllte uns und trennte uns von dem übrigen Sabbath. Wir ſtanden in der Dämmerung. Vor mir tauchte ein lichter Punkt, gleichwie elektriſch auf und erweiterte ſich raſch und unabläſſig.

Das Innere einer beſcheidenen bürgerlichen Wohnung eröffnete ſich. Ein junges Mädchen trat in das Zimmer. Ein rothſeidenes Kleid umhüllte die feine Geſtalt. Das dunkelglanzende Haar legte ſich ſchlicht geſcheitelt um den Kopf, und das Harmoniſche ihrer Schönheit machte durchaus den Eindruck des Schlanken, Reinen, Jungfräulichen, wiewohl die aus der ärmlichen Umgebung hervorſtechende Sorgfalt und Eleganz ihres Aeußeren die Vermuthung nahe legte, ſie gehöre einem emanzipirten Frauenſtande an.

Ich vergegenwärtigte mir neben ihr die vorige Erſcheinung. Welcher Unterſchied! Dort alles voll, reif entwickelt; Verſinnlichung des Geiſtigen. Hier alles Hoffnungen, vergeiſtigte Sinnlichkeit.

»Und will Satan durch die Zuſammenſtellung ſagen,« dachte ich, »das Schöne gehe in allen Formen unter? Dort durch Uebermaß der Leidenſchaft; hier vielleicht durch die langſamere Vergiftung der Alltäglichkeit, oder wer weiß was ſonſt?«

Ich las in ſeinem Achſelzucken die Antwort auf meine ſtumme Frage, mochte aber die Zeit nicht daran wenden, mit ihm zu rechten, da in dem Augenblicke die Schöne an das Klavier trat.

Sie ſpielte und ſang.

Meine Seele badete ſich im Meere des Entzückens. So ſchlank ihr Körper, ſo ſchlank war ihre wunderſtarke, klangreiche, elaſtiſche Stimme. Und welches Tragen und Aushalten der Töne! Welcher Schwung in der Ruhe des Portamento! Bald ſank ſie in die Tiefen unſäglicher, unergründlicher Melancholie, bald triumphirte ſie auf den Höhen ewiger Jugendluſt. Stets überwältigend, ſtets unwiderſtehlich und ſo übermüthig, daß die Töne ſich wie Blüthen und quellende Keime über ihre Lippen drängten. Friſch, wie die bethaute Roſenknoſpe, die der Morgen küßt, rührend, wie die Unſchuld ſelbſt, ſtrömend von Fülle, wie der Gebirgsbach im Frühlinge, war ihr Geſang ein himmliſches Jauchzen, in dem ihre Natur ganz bildlich aufging. Sie hatte jede Art des Ausdrucks in ihrer Gewalt und der Einklang ihres Mienenſpiels und Geſanges war ſo überzeugend, daß man nicht müde ward, den blühenden Ton auch mit den Augen zu verfolgen, wie er über die runde, weiche, rothe Straße der Lippen zog. Ja, es war nicht bloß ihre Seele, ſondern ihr ganzer Geiſt in dieſer Stimme, deſſen Stärke ihr junges Leben noch nicht ein Mal zum Selbſtbewußtſein gebracht haben konnte und in dem zarten Körper faſt erſchreckte. »Welche Schönheit, welche Kunſt!« rief ich ſelbſtvergeſſen.

Mein Nachbar ſah mich ſchadenfroh an.

»Teufel! das iſt kein Blendwerk,« rief ich aus: »ſolch' ein Bild kann keine Hölle ſchaffen.«

»Bewahre!« verſetzte er, »das will ſie auch nicht. Sie ſehen die pure Wirklichkeit vor ſich. Ich habe ihr bloß in ſo weit nachgeholfen, als ſie mit etwas geſchärfterem Blick in die Ferne und ein paar Mal um die Ecken von Zeit und Raum ſehen.«

»Das Mädchen lebt wahrhaftig.«

»Wo lebt ſie und wer iſt ſie? Sie iſt die erſte Künſtlerin unſerer Zeit. Führen Sie mich zu ihr,« ſprach ich begeiſtert.

»Gemach, mein Herr! wozu die unnützen Worte?« meinte er, »von dem Allen iſt keine Rede. Sie vergeſſen die Gegenwart. Worüber haben wir geſtritten? Wiſſen Sie nicht, was ich Ihnen beweiſen wollte? Es iſt bloß ein Gegenbild deſſen, was Sie am beſten kennen. Sie ſagen ſelbſt: das iſt die höchſte Kunſt. Und deß' ungeachtet wird ſie ſich untreu und geht zu Grunde, vernichtet ſich aus Eitelkeit, Bequemlichkeit, Kleinlichkeit, Unbedeutenheit . . . . .«

»Nicht möglich!« rief ich, »Du lügſt, Du Geiſt der Lüge!«

»Bitte um Vergebung! Diesmal iſt es nicht der Fall. Haben Sie Geduld zu hören und zu ſehen, ſo will ich Ihnen den Spiegel der Zukunft oder des Lebens vorhalten. Darin ſoll ſich Ihnen das Schickſal des jungen Mädchens auf das genaueſte entwickeln. Ihre Kritik mag Ihnen ſagen, ob es Lüge oder Wahrheit iſt und Sie ein Stück wirkliches Leben vor ſich ſehen. Betrug von meiner Seite findet dabei nicht Statt, da in einigen Dingen der dort oben keinen Spaß verſteht. Ich habe inzwiſchen auf jenes Schickſal Einfluß genug gehabt, um meines Satzes einigermaßen gewiß zu ſein. Wohlan denn! ſoll es vor ſich gehen? Die Sache ſpricht nachgerade für ſich ſelbſt.«

»Wie kann es vor ſich gehen? kann es ſein?« brach meine Verwunderung in Worte aus.

»Sie müſſen ſich eben vorſtellen,« fuhr er fort, »daß unſer Eines Worten etwas mehr innere Kraft als denen anderer Leute zu eigen iſt. Wir Geiſter ſprechen ſie aus und ſie gewinnen vor irdiſchen Augen plaſtiſche Geſtaltung. Der Prozeß iſt ein ähnlicher, wie wenn Sie z. B. bei Winterszeit gegen ein Fenſter hauchen. Die Kälte macht den warmen Odem gefrieren und ſtellt ihn in mancherlei Figuren, Blattwerk und Blumen dar. Ich vermag nun zwar ſo wenig wie der athmende Mund die Geſtaltungen des Eiſes, die inneren oder äußeren Vorgänge zu beſtimmen; allein es iſt doch immer eine Art von Werde! das ich auf meine Weiſe rufe.«

Ich deutete mein Verlangen nach den Dingen, die da kommen ſollten an und es ſtellte ſich ein Armſtuhl dienſtfertig hin, auf dem ich, von dem Düſtern eingeladen, Platz nahm.

Der Herr von Blocksberg zog unter ſeinem Mantel einen goldenen Spiegel hervor und hielt ihn mir vor's Geſicht. Ich ſchaute in das klare Kryſtall, und je länger mein Blick darin weilte, deſto ſonderbarer ward mir zu Muthe.

Ich vergaß am Ende meiner ſelbſt und ward wie in einen magiſchen Traum gewiegt.

Der Spiegel vergrößerte ſich unabläſſig und der goldene Rahmen faßte zuletzt den ganzen Raum der Wolke ein.

Der Düſtere verſchwand dahinter perſönlich. Die Fläche des Kryſtalls belebte ſich, und ſo ſah und hörte ich in Bild und Wort, unter meiner theilweiſen Mitwirkung werden, was die nachſtehenden Blätter, gewiſſermaßen in einer diaboliſchen Novelle, dem Leſer anbequemt, ſchildern.

Der letzte Tag des Jahres ging zu Rüſte. Das Geräuſch der Straßen der Stadt erſtarb. Die Glocken ſchlugen die ſpäteren Stunden der Nacht lauter aus. Die Laternen brannten düſter. Nur wenige Menſchen wandelten noch in Geſchäften ihres Weges. Einzelne Trupps weinluſtiger, ſingender Männer zogen vorüber.

Um zehn Uhr ward es in den meiſten Häuſern Nacht. Bloß in einigen größeren Wohnungen blieb das ganze Stockwerk erleuchtet und erklang die laute Fröhlichkeit des geſelligen Kreiſes nach außen.

Im grellen Gegenſatze dazu ſtand der ſchwache Lampenſchimmer des Dachfenſterchens, hinter dem der arme Handwerker ſeine lange Tagesarbeit noch nicht vollendet und ſich damit das trockene Stück Brod für den erſten Morgen des Jahres verdient hatte, das ihm Tag für Tag nichts Beſſeres verhieß.

Genuß und Arbeit ſind und bleiben eben ſtets die beiden

Pole, um die ſich, zum Heile des Einzelnen, unſer Leben dreht. Fehlt ihm das Eine oder Andere, ſo wird er ſich in unaufhörlicher Sehnſucht danach abmatten, bis er untergeht. Jedoch ſchleppen Tauſende auf ſolche Art ein trauriges Daſein hin, ohne daß die Zeit in ihrem hohen gleichgültigen Fluge ſich daran kehrt. Nur an gewiſſen Tagen ſcheint ihr ein dunkles Vorbewußtſein ihrer Bedeutung innen zu wohnen, und es geſchieht wohl vorzugsweiſe an dem Jahreswechſel, daß die letzten Stunden bedachtſamer als gewöhnlich ablaufen. Ja, es klebt der Zeit wie Blei an den Schwingen und ſie zögert und zaudert, indem ſie das bereits Genoſſene immer wieder kaut. Jeder Glockenſchlag dreht und windet ſich, bevor er ſeine Sekunde verklingen läßt, und das Leben verräth uns dabei williger ſeine öffentlichen Geheimniſſe, deren Kunde nur ſo Wenige zu nützen wiſſen. Sie ſtehen vor der Menge ewig unenträthſelt da und die Wahrheit ſpottet der Unabänderlichkeit der Geſchicke und des Weltenlaufs, in deſſen druckender Gewitterſchwüle nur die Kunſt von Bangen frei aufathmen läßt. —

Solcherlei Betrachtungen ſtellte gegenwärtig auch die junge Bewohnerin eines oberen Stockwerkes in einer finſtern Gaſſe an.

Der Fenſterflügel öffnete ſich, an dem ſie ſtand. Sie ſah in den Sternenhimmel, ſetzte ſich auf einen Stuhl am Fenſter, ſtützte den Arm auf das Fenſterbrett, den Kopf in die Handflache, und überließ ſich dem Zuge ihrer Empfindungen. Es verlautete weit und breit nichts als das Platſchern und Rauſchen des Springbrunnens auf dem nahen Platze.

Kunigunde war die Waiſe eines Orgelbauers und lebte mit ihrer Mutter von einem kümmerlichen Gnadengehalte und dem Ertrage weiblicher Arbeiten für Andere. Die Tochter erging ſich wegen ihrer beſchränkten Lage oft in Klagen, die Mutter tröſtete ſich mit der zuverſichtlichen Hoffnung, ihre Umſtände eben durch ſie ſelbſt gebeſſert zu ſehen, die die Natur mit Schönheit, Anmuth und Talent zum Geſange verſchwenderiſch ausgeſtattet hatte. Ihr Vater hatte ihre große Kunſtfähigkeit früh erkannt, und nicht nur ihre herrliche Stimme mit äußerſter Sorgfalt gepflegt, ſondern ihr auch eine ſo gediegene muſikaliſche Ausbildung verliehen, als ſie ſelbſt von dieſer Seite in den Stand ſetzte, das Höchſte in der Kunſt zu erreichen. Sein Plan mit Kunigunden war geweſen, ſie zur dramatiſchen Künſtlerin zu erziehen, und ſeine Witwe hatte ihm ſcheinbar eine Weile nachgelebt. Doch widerſtritt ihr inneres Gefühl unbedingt und ließ ſie, ſo beſchränkt es war, das bürgerliche oder häusliche Lebensglück einer Frau für das einzig wahre erachten. Sie hatte deshalb von jeher Kunigunden der Bühne abwendig zu machen geſtrebt und nur inſofern ihren Zweck nicht erreicht, als ſie dem für die Muſik begeiſterten Mädchen höchſtens Zweifel gegen den Stand des Künſtlers im Allgemeinen beibringen konnte. Seit einiger Zeit kamen ihr dagegen die äußeren Verhältniſſe zu ſtatten, denen gemäß ein reicher unabhängiger Mann ſich, wie es ſchien, mit ernſten Abſichten auf Kunigundens Hand, bei der Witwe eingeführt hatte.

Die alſo eröffnete Ausſicht, die Tochter zu verſorgen, ohne ſie die verhaßte ſchlüpfrige Lebensbahn betreten zu laſſen, erheiterte das Herz der Mutter, und ihre einzige Sorge bei den deutlicher hervortretenden Geſinnungen des nicht mehr jungen Mannes war fortan bloß die Unentſchiedenheit Kunigundens, die ſich ſeit Kurzem ihrem Freier nicht mehr ſo günſtig als vor einiger Zeit erwies. Ihr Herz war, ohne zu empfinden wie, mit ſich uneins geworden und, ohne dem Freier beſtimmt zuwider zu ſein, wußte ſie eigentlich nicht, was ſie ſeinen Beſtürmungen gegenüber thun oder laſſen ſollte.

Das Heiligſte in ihr, die Liebe, die vorerſt nur für die Kunſt entzündet war, rieth ihr ab, ja zu ſagen. Seine Bewerbungen um ihre Gunſt ſchmeichelten ihr indeſſen ſo ſehr, es zu thun, daß ſie, verliebt, freigebig, elegant, gutmüthig, eifrig wie er war, ſich ſogar ſeine Schwächen als Vorzüge darſtellen, ja ſeinen Jahzorn, die Folge von Verziehung und Verzärtelung als Kind, für männliche Charakterſtärke bei ſich gelten laſſen konnte. Daß er ihr überdies ein Mittel bot, das Alter ihrer Mutter ſorgenfrei zu machen, legte ſich als ein nicht minder leichtes Gewicht in ſeine Wagſchale hinein.

Deßungeachtet ſchwankte Kunigunde in dieſen ernſten Augenblicken der Nacht zwiſchen manchem Für und Wider. Ihre Mutter hatte ſich bereits zu Bett gelegt. Sie war niedergeſchlagen und verſtimmt. Sie hatte ſo oft vergebens gewünſcht, den letzten Tag des Jahres im vertrauten Freundeskreiſe zu beſchließen. Ihre Mutter liebte die Geſelligkeit nicht, oder nicht wie ſie. Sie kam ſich nun ſo verlaſſen vor und fühlte in ihrer kleinmüthigen und verzagten Stimmung ihre Armuth doppelt. Sie ſehnte ſich heraus, um Freunde zu bekommen. Sie dachte, es iſt doch alles Andre eher als ſie zu ertragen.

Aus derſelben Empfindung, die ſie oft bei Tage zwang, ihre Fenſtervorhänge zuzuziehen, den Thürriegel vorzuſchieben, um ſich in der Vergeſſenheit deſto ſicherer zu wiſſen, rückte ſie jetzt in den Schatten. Sie kannte in den Augenblicken nur die Angſt vor der kalten, unbekannten Zukunft. Sogar was ihr das Liebſte war, die Kunſt, ward in den Hintergrund ihrer Seele gedrängt. Es kam ihr Alles wie Verbrechen vor.

Sie hatte ſchon bemerkt, daß ein fremdes Weſen ihre Wohnung umkreiſe. Sie nahm es wieder wahr, als ihr

Blick auf die Häuſermaſſe gegenüber traf. Sie beachtete es genauer. Ein Weib ſchien ſich in den Schatten des tiefen Thorweges zu drängen. Was mochte ihre Abſicht ſein? Es dauchte ihr, als ob es die Alte wäre. Sie ſchüttelte den Kopf.

»Sonderbar!« ſprach ſie. »Was hat die Alte vor?« Die Unbekannte fixirte ſie mit feurigen Augen. Oder war es bloße Einbildung, da menſchliche Augen ſo weit nicht ſichtbar werden konnten? Indem huſchte es fort. Wenigſtens war es nicht mehr zu ſehen, als Kunigundens Blick ſich gewiſſere Umriſſe aus dem Dunkel zuſammenzuſtellen ſtrebte. Auf ein leiſes Geräuſch an ihrer Hausthüre ſah ſie zum Fenſter hinaus, ob Jemand käme. Sie gewahrte auf der menſchenleeren Gaſſe nichts.

Nur noch zuweilen warf eine vorüberrollende Kutſche, oder eine Kerze ein Streiflicht herein, mit der gegenüber Jemand aus einem Zimmer in das andere ging.

Seit dem Gedanken an die Alte war Kunigunde wieder in ſich verſunken. Sie wußte ſich ſo wenig wie die Nachbaren zu ſagen, wer die Alte war. Dieſelbe bewohnte ein einzelnes Dachſtübchen über der Witwe, und keinem Menſchen war bekannt, wovon ſie lebte, oder was ſie that. Sie hatte ſich bei den beiden Frauen einzuſchmeicheln geſucht und dem jungen Mädchen jederzeit viel Schönes über ihren Geſang und das große Glück geſagt, das ſie einmal damit machen werde. Seit einiger Zeit hatte die Mutter überdies, nach der Sitte alter Weiber, anderen ſo viel wie möglich von dem was ſie im Sinne führen mitzutheilen, noch mehr als ſonſt mit ihr verkehrt und ihr von der Bedrängniß vorgeplaudert, in die die Wahl ihrer Zukunft Kunigunden verſetze.

»Wie ſagte mir die Alte doch vor einigen Tagen,« dachte Kunigunde: »daß wir Mädchen unſeren künftigen Gatten leicht ermittelten? Sie ſteckt voller Aberglauben, die alte Hexe, und es iſt am Ende doch etwas Wahres an der Sache. Die vielen Beiſpiele dafür können unmöglich nur aus der Luft gegriffen ſein. Als ich ihr neulich klagte, in der Sylveſternacht, wider Willen, immer ſo allein zu ſein, ſagte ſie: »Seien Sie in dieſer Ihres Liebhabers eingedenk, ſo ſind Sie ſchon zu zweien, und folgen Sie meinem Rathe, wenn Sie das Heil Ihres Lebens fördern wollen.«

Darauf erklärte ſie mir, was ich thun müſſe, um die Erſcheinung oder Offenbarung meines dereinſtigen Gatten herbeizuführen. Ich lachte ſie zwar damals aus und ſchalt, was ſie ſprach, Thorheit. Indeſſen . . . . . . wie wäre es, wenn ich nichtsdeſtoweniger den Verſuch wagte? Warum ſollte man nicht einmal, beſonders wenn man Langeweile hat, eine abſichtliche Thorheit begehen? . . . . .

Aber halt! was war das?

Es kniſterte und knirſchte draußen wie Schritte.

Kunigunde ſtand auf und ging nach der Thüre. Sie öffnete und erblickte Niemand. Nur der offene Schlund der Finſterniß gähnte ſie an. Sie hatte ſich heute Abend ſchon einige Mal eingebildet, ein leiſes Rauſchen oder Flüſtern, zumal über ſich, zu vernehmen. Jedoch konnte es nicht wohl ſein, da die Alte zeitig ſchlafen ging.

Sie fing an ſich zu fürchten.

Die Zugluft warf die offenen Fenſterflügel zu. Sie horchte erſchrocken und in angſthafter Spannung, ob kein verdächtiges Geräuſch folge.

Sie fror. Zu Bett wollte ſie nicht gehen. Sie ſicherte ſich den Rücken, ſetzte ſich in einen Winkel und hub an, ſich ihr kindiſches Zagen ſelbſt vorzuhalten.

Sie ermuthigte ſich. Soll ich es thun? dachte ſie: Warum nicht? Was hält mich ab? Es iſt nur eben, daß ich es gethan habe, denn es iſt doch dummes Zeug. Die kalte Vernunft hat freilich wider Alles Einwendungen, und wenn man ihr jederzeit Gehör leihen wollte, käme man im Leben nicht dazu, etwas Rechtes zu thun.

Sie ſang halblaut ein Lied und lauſchte hinter jeder Strophe, ob nichts Geſpenſtiſches die Gelegenheit benutze unverſehens mit einzuſtimmen. Ihre irren Blicke bohrten ſich in die dunkelſten Winkel, um gewiß zu werden, es ſei nichts darinnen und ſich von ihrem eigenen Muthe zu überzeugen.

Sie ſtand auf und horchte, ob ihre Mutter wirklich ſchlafe. Sobald ſie deren Athem in der Kammer hörte, begab ſie ſich feſten Schrittes in die Küche, durch die man aus der Stube auf die Flur kam. Hier machte ſie ſich Mancherlei zu ſchaffen. Sie ſetzte einen kleinen Tiſch in die Mitte, breitete ein Tellertuch darüber und deckte für zwei Perſonen, indem ſie Brod und Wein dazuſtellte.

Mittlerweile vergaß ſie ihrer Furcht und ward auf anderem Wege als vorher ernſt und nachdenkend.

Sie ſprach zu ſich: »Man muß auch das Spielen ernſt betreiben. Ich will mir einmal einbilden, ich wäre ſchon verheirathet und deckte in meiner kleinen Haushaltung den Tiſch.«

Dies erweckte ihr die Vorſtellung ihres nahenden Geſchicks. In ſo beſchrankter Lage als ſie erwachſen war, konnte dies nicht anders als beſchränkt ſein. Reich und groß dachte ſie ſich ihre Haushaltung niemals, nur klein und arm, und in der Armuth fühlte ſie ſich behaglich. Sie malte ſich das anmuthige Bild einer hausfräulichen Thätigkeit für einen geliebten Gatten aus.

»Nein, nein!« ſagte ſie wieder, »das wird in dem wüſten ruheloſen Bühnenleben niemals wahr. Das ſind und bleiben nicht zu verwirklichende Träume. Beides iſt im Leben ſcharf getrennt. Entweder, oder. Kunſt und Genius, bürgerliche Ruhe und Behaglichkeit laſſen ſich nie vereinigen. Es iſt ſchlimm; aber doch nicht anders, daß man ſich für dieſen oder jenen Beruf entſcheiden muß.«

»Entſcheiden?« wiederholte ſie, »ich entſcheide mich ja nicht. Ich unterliege einer fremden Gewalt, wenn ich ſo handle. Erſchiene mir etwas, ſo übte ein Höheres den thatſächlichen Einfluß auf mich aus, dem wir uns nimmermehr entziehen.«

»Fürwitz! Leichtſinn! ſprichſt du, innere Stimme, tadelnd. Haſt du Recht? Der leichte Sinn macht doch am glücklichſten! Und auch unter allen Verhältniſſen? — Allein wie wäre das? Erzählte die Alte mir nicht, daß, anſtatt des erwarteten Bräutigams einem Mädchen der Tod erſchienen ſei und ihr verkündet habe, wie bald ſie ſterben müſſe? daß ſie ihr eigenes Leichenbegängniß, ihre Ausſtellung im Sarge wahrgenommen? Was finge ich an, wenn mir das geſchähe? Ueber die alberne Frage! Noch bin ich ja bei Sinnen und weiß Wirklichkeit von Täuſchung zu unterſcheiden. Iſt es jedoch nicht jederzeit der Tod, dem man ſich vermählt, indem man wider die Natur handelt?« —

Ehe ſie noch dazu kam, dieſe letztere ihr faſt unverſtändliche Frage zu erwägen, ſchlug die verhängnißvolle Stunde des Jahreswechſels.

Kunigunde war überraſcht und erſchrocken, ſie ſo wenig vorbereitet zu erleben. Sie beſann ſich geſchwind, rückte die Küchenbank zurecht, ſetzte ſich an den Feuerheerd und ſprach rückwärts das erforderliche Vaterunſer. In eine andächtige Stimmung konnte ſie ſich nicht finden. Sie hörte noch eine Thurmuhr in der Nähe, die ihre langen Glockenſchläge abtönte.

Sie war ſonderbar zerſtreut und lauſchte vergebens auf ein weiteres Geräuſch. Ganz in der Ferne meinte ſie fröhliche Stimmen verſchallen zu hören. Sie blieb ſitzen und war, ohne es zu wiſſen, ſchläfrig geworden. Sie kam mit dem Gefühle wieder zu ſich, daß ſie den Kopf vorwärts fallen ließ. Die Zwiſchenzeit däuchte ihr länger, als ſie geweſen war. Da nichts geſchehen, wollte ſie aufſtehen und zu Bett gehen, als ſie ein leiſes Rauſchen an der Thüre vernahm.

Sie erhob den Blick: eine fremde Geſtalt dämmerte daran auf. Sie wollte, aber konnte nicht ſchreien. Sie wußte nicht, ob das Unbekannte eben erſt eingetreten war, oder ſchon länger dageſtanden hatte. Sie traute im nächſten Moment ihren Augen nicht mehr und mochte ſich über das Unmögliche nicht entſetzen. Dadurch gewann ſie Zeit, den Schrecken gleichſam zu überſpringen. Ihre ruhigere Beſinnung ließ ſie in der Erſcheinung einen unpaſſenden Scherz der Alten ſehen. Sie rief es ihr mit halb erſtickter Stimme zu.

Da trat die Geſtalt in erfaßlichere Nähe und erkannte Kunigunde ihren Freier. Sie ſprang von ihrem Sitze auf. Er ſchritt mit geſchloſſenen Augen, wie ſomnambül, gerade auf den gedeckten Tiſch zu. Im Kampf mit ſich ſelbſt, ſchien er wie von einer fremden Gewalt bezwungen. Er trug einen prachtvollen damaszirten Dolch, deſſen Griff mit Rubinen eingelegt war, in der Hand, blieb am Tiſche ſtehen und rückte den Stuhl, um ſich zu ſetzen; doch ſchüttelte er ſchaudernd das Haupt, neigte ſich nochmals dem Tiſche zu und wendete ſich mit entſchiedenem Widerwillen ab. —

Ich erkannte den Dolch und als ich in dem Augenblicke ſah, daß der Fremde ihn wie ſeine Spitze prüfend krampfhaft zuckte, rang ſich ein unwillkürlicher Schrei der Angſt um das zitternde Mädchen von meinen Lippen.

Ich erſchrak über mich ſelbſt, ſobald es geſchehen war und fühlte das unheimlich Bange der Todtenſtille, die erfolgte. Kunigunde vernahm den Schrei und ſah außer ſich nach mir hin. An dem zerrütteten Ausdruck ihres Blicks nahm ich ab, daß ſie mich erkannte. Sie ſchrie darüber nun ihrerſeits laut auf und ſchoß pfeilſchnell an dem Fremden vorüber in die Schlafſtube, deren Thür ſie hinter ſich verriegelte. Der Freier hatte geſtutzt, ſein Bewußtſein wiedergefunden und ſich dem fliehenden Mädchen nachgebeugt. Wuth blitzte in ſeinen Zügen und übertrug ſich ſeinen Geberden. Er zuckte aus einem Traume zuſammen, rief, als Kunigunde an ihm vorüberfloh, ihren Namen aus und ſchleuderte ihr den tödtlichen Dolch nach, deſſen Spitze glücklicherweiſe nur in die Thürpfoſte drang.

Eine gewitterſchwangere Pauſe folgte dem Auftritt. Kunigunde war neben dem Bett ihrer Mutter ohnmächtig niedergeſunken und blieb die Nacht über regungslos liegen. Als ſie des anderen Morgens, halb ſtarr vor Froſt, erwachte, und ſich auf das Vorgefallene beſinnen mochte, raffte ſie ſich auf und eilte in die Küche. Sie ſah ſich ſcheu und heftig um, ob die Erſcheinung keine Spur hinterlaſſen habe. Noch ſtand der Tiſch gedeckt, den ſie, wiewohl an allen Gliedern gelähmt, entfernte, und indem ſtieß ſie ſich an der Thüre das Heft des alten Dolches ſchmerzhaft in die Seite. Die Alte hatte ſie ermahnt, ſorgſam zu bewahren, was die Erſcheinung in der Nacht zurücklaſſe. Der Beſitz eines ihm ſo abgedrungenen Unterpfandes verſichere ſie ſeiner treuſten Liebe und Zärtlichkeit. Erblicke er es indeſſen, hatte ſie hinzugefügt, jemals wieder, ſo erinnere er ſich auch ſofort der bis dahin vergeſſenen Qualen, die er durch die zauberhafte Gewalt erduldet habe und führe in ſeiner Entrüſtung darüber leicht oder unfehlbar das ärgſte Unheil herbei.

Kunigunde zog alſo den Dolch aus dem Holze und wiegte ihn betrachtend in der Hand. »Das war ein wunderbarer Jahresſchluß und Anfang!« ſagte ſie, mit der Hand über ihre Stirn ſtreichend. »Iſt es Traum oder Wirklichkeit? Wer möchte das irgend wovon ſagen? Und ſo fließt in der Erinnerung alles in einander: Beweis und Unmöglichkeit. Meine Vernunft gibt nicht nach, iſt aber nicht im Stande abzuleugnen. Der Himmel ſtehe mir bei!« —

Die zudringliche Alte, deren Kopf zu der offenſtehenden Thüre hereinſchaute, ſtörte ſie mit zweideutigen Glückwünſchen aus ihrem Nachſinnen. Sie hütete ſich, ſich gegenwärtig oder ſpäter ihr oder einem anderen Menſchen zu vertrauen und ehrte den erſichtlichen Willen der Vorſehung, indem ihr Herz ſich von Stund' an demjenigen zuwendete, den ſie nun wohl oder übel für den ihr beſtimmten Bräutigam erkennen zu müſſen glaubte. Sie wollte aus der Noth eine Tugend machen und ſagte der Alten auf deren wiederholte Veranlaſſungen nichts von dem, was in ihrem Innern vorging. Ohne aus dem räthſelhaften Ereigniſſe Folgerungen ziehen zu wollen oder zu können, war ſie überhaupt mißtrauiſcher und beobachtender gegen Jedermann geworden und die Erinnerung an meinen Schrei und Anblick, von dem ſie nicht wußte, ob ſie ihn für einen Theil des Zaubers oder für Einbildungen ihres geſtörten Hirns halten ſollte, machte ſie ſogar mißtrauiſch gegen ſich. Die Regel der Gegenſäze im Leben wollte inzwiſchen, daß ihre günſtigeren Geſinnungen ihrem reichen Freier vor der Hand von keinem Nuzen waren, da er fortan unerwarteterweiſe ſeltener als vorher zu ihr kam, und die Natur beinahe zu beabſichtigen ſchien, ihn durch eine geheime Abneigung, die in ihm aufkeimte, von ihr zu trennen. Sie hörte von mehreren Seiten, er ſei in der Neujahrsnacht ernſtlich erkrankt und nur die Alte, die ſeit einiger Zeit allerlei in ſeinem Hauſe zu ſchaffen hatte, verſicherte, es habe damit nichts auf ſich, ſeine Kränklichkeit möge wohl eine zurückgetretene Erkältung von einer durchſchwärmten Nacht her ſein.

Unterdeſſen beſchäftigte ſich Kunigunde ernſtlicher mit der Kunſt und war mit ſich und Jedermann zufrieden. Sie wußte nicht, ob es ein innerer oder der äußere Frühling war, der ſie ſo glücklich machte. Ich hatte den höchſten Genuß, indem ich die ſchöne Seele unverhüllt vor mir ſah und zu ihr in dem zarteſten Verhältniß ſtand. Ich erkannte erſt, was geiſtige Schönheit ſei und ſie hatte ſich ſo ſehr an mich gewöhnt, daß ſie kein fremdes Weſen mehr in mir zu erblicken glaubte. Wir ſprachen zuſammen wie mit uns ſelbſt, und in ihren einſamſten Stunden war ihre Seele immer die meinige, ohne daß Stimmungen, die tödlichſten Feinde des Menſchen und Künſtlers und meiſt ſtärker als ſeine klarſte Beſonnenheit und feſteſte Willenskraft, uns irgend ſchadeten. Mich überwältigte, ſo oft ſie ſang, die Ueberzeugung, wie vor ſo vielen Hunderten ſie zur dramatiſchen Sängerin berufen ſei und ich hätte mögen zum begeiſterten Redner werden, um ihr mit blutigen Thränen Entſchloſſenheit in die Seele zu weinen. Ihr Genie und ſchöpferiſches Gefühl waren ihre einzigen Führer zur Kunſt. Der vollendetſte Einklang fand zwiſchen ihrem Spiel, ihrer Erſcheinung und ihrem Geſange ſtatt. Ihre Geſtalt war ſo ideell, daß es einer wahren Himmelfahrt glich, wenn ſie vom Sitzen oder Knieen ſich erhob. Und welche Allgewalt ihres Auges, wenn ſie es zuweilen plötzlich groß aufſchlug!

Ich lebte nur, ſie für die Kunſt zu gewinnen. »Ja, wenn ich Dir in dies liebliche Antlitz, in dieſe Züge ſehe, die die Natur vorbeſtimmt hat, das Höchſte in ſich aufzufaſſen und auszuſprechen, in denen ſich die koſtbarſte Goldmünze des

Geiſtes ausprägen müßte, die noch die weiche Tafel Wachs, gewärtig mit Worten des Lebens beſchrieben zu werden, wenn ich Deine Jugend, Deine Empfänglichkeit, Dein Talent erwäge — — — — — Ein ganzes reiches Leben haſt Du vor Dir, und Du ſollteſt es verwerfen? Dieſer ſüße, geiſtvolle Mund, iſt er nicht dazu geſchaffen, einer Prieſterin zu ſein, ſich dem Göttlichen zu weihen? Prieſterin Thaliens, ſo wahre Künſtlerin, wie noch Wenige geweſen, könnteſt Du ſein, und Du ſchwankſt zweifelhaft an Deinem Berufe? Willſt anſtatt deſſen dem eitelſten Leben gönnen, ach! welche trübe Erfahrungen dieſem Spiegel der reinſten Seele anzuhauchen, wozu Dich erniedrigen! . . . .”

Ich ſchwieg erſchöpft.

»Du ſchmeichelſt mir um ſo gefährlicher, mein geiſtiger Freund,« verſetzte Kunigunde, »als man die Angel Deiner heißen Worte nicht in dem ungetrübten Waſſer ſo kalter Vernunft vermuthen ſollte. Ach! wie nöthig hat man gegen ſolch' innere Stimmen auf ſeiner Hut zu ſein! Ich weiß die Wahrheit von der Täuſchung zu trennen. Wie gern ich meiner Neigung folgen und den Weg der Kunſt betreten möchte, mahnt mich meine innerſte Stimme doch entſchieden davon ab. Und wie vermöchte ich, als unerfahrenes junges Mädchen, den gemeinen Umtrieben des Bühnenlebens zu widerſtehen?« —

»Wer recht ſtark und edel iſt,« ſprach ich, »weiß alle Verhältniſſe zu adeln und der dazu Berufene die Laſten ſeines Standes leicht zu tragen. An Gemeinheit iſt in keinem Mangel. Daß ſie an dem des Künſtlers ſtärker als an jedem anderen auffällt, beweiſt nur deſſen Erhabenheit. Die Kunſt will nicht handwerksmäßig betrieben ſein und rächt ſich an dem, der es thut. Auch leben wir in einer Zeit, in der die Künſtler unverſchuldeterweiſe nicht mehr mit zweideutigem

Blicke betrachtet wird. Die Oeffentlichkeit verletzt das Ehrenhafte nicht mehr, ſondern iſt ſeine höchſte Sphäre. Die höheren Stände haben vor dem Künſtler nur den überwiegenden Vorzug, daß die echte feine Sitte, Form und Haltung, die er ſich ſpäter kaum mit den größten Anſtrengungen aneignet, ihnen häufig angeboren iſt.«

»Du betrachteſt dieſe Verhältniſſe aus dem künſtleriſchen Geſichtspunkte,« meinte Kunigunde, »und die Welt iſt im Allgemeinen weit entfernt, Dir beizuſtimmen. Eine ewig unausfüllbare Kluft liegt zwiſchen den beiden Anſichten. Wir machen auch an das häusliche Leben Anſprüche, die der Beruf der Kunſt nie befriedigt.« —

»Und dennoch kommen wir, je älter wir werden, immer wieder auf den Beruf der Kunſt, als auf das Höchſte, was das Leben bietet, zurück. Kein anderes Glück als das in ihr hält auf die Dauer aus. Mag ihr Pfad noch ſo rauh und beſchwerlich ſein, was iſt gegen ſeine Freuden die unerquickliche, ſchaale, bürgerlicher Behaglichkeit? Wenn ihm dazu die Einſicht verliehen, erniedrigt ſich der Höchſte gern, für alle anderen Genüſſe des Lebens einen begeiſternden Beruf einzutauſchen. Sein ſogenanntes Glück vermag nur die Hinderniſſe des echten Glückes zu beſeitigen, hie und da ein Unglück zu verhüten, das doch ſo häufig wieder die Vermittlung des Glückes wird. Bürgerliches Wohlſein beglückt nur negativ und macht mittelmäßige Menſchen . . . . . Reizt es Dich nicht, die Palme der Kunſt zu erringen? Darfſt Du ein ſolches Pfund, als Dir verliehen ward, ſo ſchmählich vergraben? eine Sünde begehen, um deretwillen Cherubime dereinſt den gefallenen Engel beweinten? So auserwählt, könnteſt Du Dich ſelbſt opfern? Und für wen? Für Puppen von Menſchen! Welch' Phantom der bürgerlichen Pflicht verblendet Dich über die höchſten Pflichten des Geiſtes! —

Und wenn Du ſelbſt den Tod in den äußerſten Anſtrengungen Deiner zarten Geſundheit fändeſt, iſt der langſame Tod des Geiſtes nicht ein viel wahrhafteres Uebel als der raſchere Tod des Körpers im Berufe? Du wirſt außer der Kunſt, ein für alle Mal, nie glücklich ſein, und am unglückſeligſten, wenn Du Dich nicht unglücklich fühlſt.«

Das erſchütterte Mädchen hatte Thränen im Auge. Sie ſtarrte vor ſich nieder. »Und meine Mutter!« rief ſie aus.

»O, es iſt nicht wahr!« ſprach ich heftig: »Nicht Deine Mutter, Deine eigene Unentſchloſſenheit hält Dich ab, das Rechte zu thun. O, Schwäche des Weibes! ewige Tragödie des Lebens! Es iſt ja der Entſchluß allein, der ſchwer iſt. Die That wird immer leicht und in fähigen Charakteren der Entſchluß zur That. Handle nur ein Mal mit wahrer Beſonnenheit, und das verhängnißſchwere Räthſel des Lebens iſt gelöſt. Vielleicht ſieht die Beſonnenheit, die ich meine, dem Leichtſinne gleich. Allein habe dazu getroſt den Muth. In dem Meiſterwerke der Schöpfung wird der Leichtſinn mit der höchſten Seelenſtärke eins. Wobald ein reines Herz der Pflicht widerſpricht, mag ſeine Stimme wohl für heilig gelten. Das Herz iſt auch urſprünglich und von Gott, die Pflicht nur eine Convention der Erde. Es erfordert nicht gemeine Kraft, den Bodenſatz des Lebens auszuſcheiden. Allein, der Mühen eingedenk, durch die er es geworden, bemitleidet der Starke wohl den Schwächeren, der ihm nicht folgen kann, und dieſen rettet einzig und allein Vertrauen. Recht unerſchütterliches Vertrauen iſt das Schönſte auf Erden, und wenn ſelbſt getäuſcht, heiligt es den Vertrauenden, derweil die Treue gegen ihn den Starken zum Gott macht. Ich reiche Dir meine Hand über eine Welt von Irrthümern.«

Kunigunde ſah mich ernſt und ſchweigend an; ich beſann mich und fuhr fort: »Was iſt aller Glanz und Reichthum, wenn man ihn beſitzt! Ein eitel Nichts. Er iſt nur ſo lange Etwas, als man ihn fern ſieht. Je näher er uns rückt, deſto mehr ſchwindet er. Das innere Glück, die Kunſt, die Liebe allein macht ihn zu Etwas . . . .«

Sie ſtand lächelnd auf: »Und gibt es denn ſo viele glückliche Künſtler, als man nach Deinen Worten meinen möchte?« ſagte ſie. »Die Zeit ſtreift den Schein von dem Weſen ab, und an die Stelle der Liebe tritt Gleichgültigkeit.« —

»Die kalte Vernunft,« wußte ich nur zu erwidern: »begreift die Begeiſterung nie und verſpottet ſie allezeit als Rauſch; ja, es wäre ihr eine Schmach, wäre dem nicht ſo. — Indeſſen haſt Du dennoch Recht. — O, Thatkraft, was biſt Du ſelten! o Einſicht, was biſt Du gemein!« —

Meine Sache war verloren. Ich gab Kunigunden auf. — Sie ſollte nicht vor der Erfahrung klug werden, und als ihr Freier dereinſt unerwarteterweiſe bei ihr eintrat und um ihre Hand anhielt, gab ſie ihr Jawort unbedenklich hin, weil ſie den in ihrem Innern ausgebrochenen Zwieſpalt alſo zu löſen meinte.

Ihre Mutter war voller Freuden, ſchon halb aufgegebene Wünſche jetzt erfüllt zu ſehen, und fragte kaum flüchtig der Urſache der langen Vernachläſſigung nach, die der Bräutigam ebenſo entſchuldigte. Die Braut verhielt ſich gegen ihn leidend und gleichſam beſchämt, weil ſie die Wirkſamkeit des Zaubers nicht verkennen konnte. Der früher ſo beſonnene und geſetzte Mann ſchien aus ſeiner Sphäre gerückt zu ſein und ward von ſo unabläſſiger Sehnſucht gequält, daß er immer weniger entfernt von dem Mädchen bleiben konnte. Die heftigſte Leidenſchaft hatte ſich ſeiner bemächtigt und Kunigunde konnte deren Aeußerungen nicht ohne Grauen, wenn auch nicht ohne Mitleiden, wahrnehmen, welches Leztere einigermaßen die Stelle der Liebe vertrat. Die Vorbereitungen zur Hochzeit, des Bräutigams zahlreiche und koſtbare Geſchenke und Aufmerkſamkeiten zerſtreuten ſie und hielten ſie eine Zeitlang ab, über ihre Lage und die Opfer nachzudenken, die ſie unwiderruflich brachte. Er wußte von jener Nacht nur, wie im Traume, daß eine übernatürliche Gewalt ihn unter ſchmerzlichen Qualen aus ſeiner Wohnung getrieben und derweil ſeinen Willen ihm entrungen, ſein Streben nach Rettung dergeſtalt vereitelt habe, daß er in Folge deſſen ſelbſt vergebens krank geworden ſei. Die geheime Macht, die ſeine Seele in Feſſeln geſchlagen, war ſtärker als er und ſobald er ſich wieder auf ſich beſann, fühlte er den fremden Willen in ſich keimen, erwachſen und aufgeben. Den verlornen Dolch vermißte er nicht; er mußte aber immer etwas bei Kunigunden ſuchen, das er nicht zu nennen wußte, und das ſein ihn mit Fieberfroſt durchſchüttelndes Verlangen nicht abließ, ihm dunkel vorzuſpiegeln, fühlte ſich in ihrer Nähe leichter und meinte wohl allda ſeinem ehemaligen Eigenthume näher zu ſein.

Die Hochzeit fand ſtatt und fortan gehörte Kunigunde einer reichen Bürgerfamilie der Art an, denen der Genuß eine Arbeit oder Laſt wird. Von dem freien Welttone, der einen gleichen Mangel an Bildung unter den höheren Ständen, wenn auch nur dem Scheine nach, veredelt, war hier keine Spur und in dieſem geſelligen Kreiſe nur der materiellſte Lebensgenuß gültig. Wie erſtaunte alſo Kunigunde, deren ſeitheriger Umgang zwar keine ausgezeichnete Menſchen, doch gute Bücher geweſen waren, für den Vortheil, von dieſer Umgebung als die Ihrige angeſehen zu werden, alles Zarte und Edle in ſich preisgeben zu ſollen! Ihr Gatte lebte als Beamter nur ſeinen Geſchäften, oder der Vermehrung und

Verwaltung ſeines Reichthums, ihre Mutter ward als unebenbürtig zurückgeſetzt und fern gehalten, ihre Kunſtliebe verſpottet und für eitle Unterhaltung, ihre feinere Bildung für Ziererei und Ueberſpannung erachtet, ja, ihr unvergleichliches Talent mit ſolcher Plumpheit behandelt, daß es ihr wie geſchändet vorkam.

Sie beſeufzte das Alles im Herzen und dachte zum erſten Male einen Augenblick der Zukunft nach. Sie ſang eine Weile nicht. Sie nahm an, die Schuld liege an ihr und ſuchte ſich in das Leben zu finden, gab ſich ausſchließlich der Pflichterfüllung hin. Allein, daß ihr Blick ſich fortan in dieſe Region wendete, ſchärfte ihn genugſam, Reichthum und Wohlleben alles Reizes der Neuheit für ſie zu entkleiden. Sie prüfte den Charakter ihres Gatten ſtrenger und mußte erkennen, wie wenig männliche Tugenden er beſaß. Unthatkräftig, unentſchloſſen, weibiſch weich, konnte er, mit dem Uebermuthe des Reichthums, eben ſo oft hitzig aufbrauſen als, alles nachdrücklichen Ernſtes ledig, die Launen eines verzogenen Kindes ausüben. Ja, plagte er die junge Frau mit der thörichtſten Eiferſucht, die jeden Andere eben verführt haben würde, ihm nachträglichen Grund dazu zu leihen. —

Inzwiſchen lehrte die Erfahrung Kunigunden ihre Lage begreifen, und nachdem ſeine Heftigkeit ſie Anfangs nicht ſelten ſelbſt außer ſich verſetzt hatte, empörte ſich zuletzt ihre geſunde Vernunft gegen dieſe ſtets in alberne Rührung ausgehenden Scenen und ſetzte ſie ihm eine ruhige Kälte entgegen, die ihre Wirkung auf die Dauer zwar nicht verfehlen konnte und ihn zwang, ſich zuſammenzunehmen; allerdings aber auch die leidige Folge hatte, daß ſie die Achtung vor ihm immermehr verlor und in demſelben Verhältniſſe ihr geiſtiges Uebergewicht zunahm.

So kam Kunigunde in ſich nach und nach bei dem Punkte an, auf dem man, rechts und links der Lebenswege, zwiſchen Recht und Unrecht wählt.

Sie ſchwankte und hielt alles für erlaubt. Sie war allein auf ſich angewieſen. Die Kunſt und deren Troſt, den einzig wahren, den ſie gehabt, hatte ſie vollſtändig aufgegeben. Ihre Mutter war ihr entfremdet, an die Verwandten ihres Mannes konnte ſie nicht ohne Schauder denken. Sie hatte alſo auch nicht einen Vertrauten auf der Welt, und daß der Tod ihr vorher nicht als Freund erſchienen war, machte ihr das Leben noch ſchwerer. Sie hätte ſich ſo leicht verirren können. Der Himmel rettete ſie und ſchenkte ihr ein Kind. —

Mit welcher Inbrunſt warf ſie ſich da in die offenen Arme, die die Natur ihr entgegenſtreckte! Das Muttergefühl rief in ihrer Seele neues Leben wach, und ein milderes Verhältniß wollte zwiſchen ihr und ihrem Gatten aufkommen. Doch war die Kluft, die Beide trennte, allzugroß, um durch ein drittes Weſen ausgefüllt zu werden. Und was ſie jetzt gewiſſermaßen überbrückte, machte nur die Tiefe ihres Abgrundes erkennbar, und bereitete ihr, ſtatt des erhofften Segens der Freude unſägliche Leiden.

In ſeiner phyſiſchen Erziehung von einer überängſtlichen Mutter dereinſt der Natur entfremdet, war Kunigundens Gatte ſein Leben lang geſchwächt und kränklich geblieben und nunmehr nicht der allgemeinen Regel gefolgt, die ſo verweichlichte Kinder zu deſto ſtrengeren Vätern macht. Vielmehr erzog er ſeinen Sohn durchaus nach demſelben Syſteme zu einem verlornen Menſchen und ſtellte ſich der conſequenten Feſtigkeit und liebevollen Strenge der Mutter, wo er ſie auftreten ſah, auf das Feindlichſte entgegen.

In welches Daſein drängte dieſe ſomit ihre erwachende Beſinnungskraft! Sie hatte das Gefühl der Somnambule, der der fremde, zweifelnde Arzt mit grauſamer Gewalt die Augen aufreißt.

»Iſt es denn wirklich ſo?« zweifelte ſie wiederholt und verſuchte immer wieder, durch ihren Unglauben das Unwiderrufliche zu ändern. Umſonſt! Ihr gegenwärtiger wie zukünftiger Einfluß auf das geliebte Kind war paralyſirt und der Unglücksſtern ſeines Vaters waltete über ihm.

Jetzt erſt welkten alle ihre Hoffnungen, brach ihr Lebensmuth zuſammen und meinte ſie in ſtumpfer Reſignation ihr ganzes Leben wie einen Moment überblicken zu können, ohne daß ſie die unabſehbaren Erfahrungen und Stimmungen dazwiſchen gewahrte, die es zu einer tödtlichen Langweiligkeit ausdehnen. Eben darum konnte ſie ſelbſt noch unglücklicher werden, ſobald ſie ſich erſt ſagen mußte, daß ihr Charakter mit verbittert ward und die Schwäche ihres Mannes in ihrem Denken und Thun eine ihr ſonſt fremde Heftigkeit hervorrief.

Sie dachte zuweilen, ein Verbrechen zu begehen, ſei dieſem Zuſtande endloſer Qualen vorzuziehen. Sie betete zu Gott, es möge anders werden und ſagte: »Ja, wenn man voraus wüßte, wie man dereinſt von drüben auf das hieſige Leben herüberſieht! Mit dem alten Moralgeſetze kommt man in gewiſſen Lagen nicht aus. Stehen der bürgerlichen Welt in der That ſo große Veränderungen bevor? oder ſind die neuen Wehen der Zeit nur die anhebende Wiederholung alter Geburten? Was meinte Göthe damit: »Soll ich fliehen? ſoll ich's faſſen? Nun, gezweifelt iſt genug. Willſt Du mich nicht glücklich laſſen, Sorge, nun, ſo mach' mich klug.« Wann ſang er es? Es handelt in den gleichen Lagen des Lebens immer einer ſo verſchieden von dem andern. Wer hat Recht? Das Endergebniß iſt und bleibt: Es gibt keine Regel, der Eine hat Recht, wenn er Dieſes, der Andere, wenn er

Jenes thut. ‘Der Ausgang gibt den Thaten ihre Titel!’ Am langſten Recht behalt, wer ſich am beſten kennt. Darum überwiegt auch die alltägliche Proſa des Lebens die Poeſie, weil die meiſten Menſchen fühlen, ſie gehören am Ende ihr allein mit Fug und Recht an. An ihrem Gängelbande geleitet, belächeln ſie im Herzensgrunde die Gaukeleien der Phantaſie, die ſich für den Ernſt des Lebens ausgeben möchten. Wer recht durch und durch poetiſch wäre, für den hätte jene Proſa allerdings keine lähmende Kraft. Ach, aber wer es wäre! Einer für ſich allein wird oder iſt es ſchwer, ein armes Weib am wenigſten. Und wo fänden ſich ſo leicht die erforderlichen Zwei zuſammen?« —

Ich ſeufzte. Sie ſchlug ihr Auge zu mir auf und begegnete meinem Blick.

»Siehſt Du wohl?« ſagte ich, »ich behalte leider! Recht. Oder biſt Du glücklich? Du biſt um des Lebens willen der Kunſt untreu geworden, hat das Leben Dich dafür belohnt?«

Ihre Thränen floſſen und verſiegten wieder.

Ich fuhr fort: »Das Leben hat Dich dahingeſtellt, wo Dein Geiſt außer dem Geſetze iſt. Du darfſt thun was Du kannſt. Beantworte durch die folgerechte That, nur ehrlich mit Dir ſelbſt, die höchſte Frage der Moral, ſo nützeſt Du der Zukunft. Handle groß und frei, ſo handelſt Du auch gut. Du biſt unglücklich. Habe den Willensmuth, es nicht mehr zu ſein. Sind wir mit jemand verbunden, der uns verdirbt und den wir nicht beſſern, ſo dürfen wir uns, ſcheidend, retten. Fliehe, beginne ein neues Leben. Es iſt niemals zu ſpät, das Rechte zu thun, ſelbſt nicht am Rande des Grabes. Stürmen wir ſogar den Himmel, um glücklich zu werden! Die ſchöne alte Mythe bleibt ewig wahr und wir wären nicht göttlicher Natur, wenn der Titan je in uns entſchlummerte.« —

»Macht Dein Unglück Jemand glücklich?« fragte ich nach einer Pauſe weiter, in der ſie, in ſich verſunken geblieben war. »Wahrhaftig nicht. Dein Gatte könnte nur glücklicher werden, wenn er die Prüfung beſtände, Dich zu verlieren, die er nicht verdient. Auf einem anderen Wege, als durch den Zwang des Lebens wird kein Mann aus ihm. Wie lange reicht in dem Seelenkampfe Deine Kraft noch aus? Und kannſt Du ihn lieben? Nimmermehr! Darum hoffe nicht, daß es anders werde und beharre nicht länger in dem verderblichen Irrthume. Faſſe einen Entſchluß. Niemand als ich kennt die Heiligkeit Deines Innern: es iſt mein. Die Kunſt vereinigt uns. . . . . . .«

Mein Entzücken an dem reinen Weſen riß mich hin. Ich ſprach ihr die glühendſten Gefühle aus. Sie ſah in mir nur ein Traumbild, hörte nur eine Stimme ihres Innern; aber ſie überließ ſich ſo wie ich dem beſeligenden Wahne und ſchloß mir ihr ganzes Herz auf. Ihre treue Liebe lag unverhüllt vor mir; ich ſah die Zuckungen ihres Schmerzes, ihr unterdrücktes Schluchzen, ihre Kämpfe. Die Seufzer meiner innigſten Gedanken antworteten. Ich ſiegte. Sie gab nach. Wir liebten uns in ſtummer ſchuldloſer unirdiſcher Zärtlichkeit. Das Eine war ſelig neben dem Andern, in ſeinem thränenfeuchten Liebesblicke. Es lag eine unausſprechliche Zartheit in dem Verhältniſſe. Das Schickſal entſchied ſich. Sie folgte mir. Wir flohen lange. Es ward um uns dunkel. Wir verirrten uns, kamen von einander. Doch vermißte das Eine nicht das Andere und war nur auf eigene Rettung aus der Nacht bedacht. Endlich gewahrte ich ſie in weiter Ferne unter mir. Ich kämpfte mit den Elementen um mich ſelbſt. Sie ſank in eine tiefe Grube, von der ich wußte, ſie ſei ihr Grab. Es hatte keinen Boden. Sie ſank immer tiefer. Ich ſah wie dies Gefühl des endloſen Sinkens ihr die Hölle und ewige Todespein war. — Unendliches Erbarmen ergriff mich; ich wollte ſchreien, ich vermochte es nicht. Ich verging in mir vor Schmerz, und erſt als ich daran zu ſterben meinte, kam ich von der Einbildung wieder zu mir.

Das Herz ſchlug mir nichtsdeſtoweniger in unbeſchreiblicher Angſt fort. Sie ſaß vernichtet vor mir. Sie hatte dieſelbe Einbildung durchlebt. »O, mein Gott! was iſt das Leben?« rief ſie. »Ich verzichte. Nein, ich könnte nicht fliehen, nicht untreu ſein. Ich habe mir mein Schickſal ſelbſt bereitet.«

Heiße Thränen entfloſſen ihren Augen unverſieglich, ohne ihr Herz zu erleichtern. Sie gedachte ihres Kindes. Und alſo auch dieſes letzte Gefühl, der Freude an dem Beſitze, der doch immer ein irdiſcher war, mußte ſie aus ihrem Herzen reißen, als letzten Ballaſt des Lebensſchiffes auswerfen, um es vor dem Untergange zu bewahren und des Himmels werth zu werden? Es ward ihr ſchwer, doch that ſie es. »Vielleicht,« meinte ſie, »könnte ſich die Seele, ſo leicht wie ſie iſt, ſo ausgeſchmolzenes Metall des Himmels, von ſelbſt aufſchwingen. Der Menſch ſoll ja den Seinen, ſie ſeien es ſcheinbar oder wahrhaftig, alles aufopfern, wenn auch die Seele nicht. Wer im thörichten Wahne ſie preisgeben mag, zu der weit mehr gehört, als man gemeinhin annimmt, geht ſelbſtmörderiſch unter.«

Indeſſen täuſchte Kunigunde ſich über die vermeinte Kraft der Verzweiflung und ſuchte der Tod ſie nicht heim. Sie begriff ſich und die Welt immer weniger.

»Wie ſchmählich!« dachte ſie, »kann das noch lange währen? und wo nicht, was dann geſchehen? Entſetzlich! das ſo langſam kommen zu ſehen.« —

Geiſtiger Schlaf, geiſtige Vernichtung, iſt alſo das letzte

Ziel, das unausbleibliche Ergebniß der Kämpfe, die ſo Viele einmal beſtehen. Nach dem vergeblichen Aufſchwunge der Jugend ergibt ſich die Seele in das Beſtehende und ſinkt wie ſie geſtiegen war. Aus dieſem Schwanken auf und nieder beſteht das Leben, und der Untergang in Ergebung wird uns noch für hohe Tugend angerechnet, iſt die Abfindung der Gerechtigkeit, der einzige Balſam auf die Todeswunde. Es mag ſchon recht ſein, daß die ſich aus blindem Drange nicht ergeben, von dem Urtheile der Welt verworfen werden. Sie wiſſen nicht was und wohin ſie wollen. Die Wenigen, die mit dem Bewußtſein der Tugend daſſelbe thun, werden Künſtler und die Menſchen drücken ein Auge über ihr Leben zu, weil ihre Kunſt, die Darſtellung ihrer Leiden, ſie erfreut. Was iſt ein ſolcher Schritt verhängnißvoll! Warum vermochte ich ihn nicht zu thun? Doch nur, weil ich nicht liebte. Hätte ich geliebt, ſo wäre ich gerettet geweſen. Die echte Liebe verleiht immer Thatkraft. Und warum ſollte ich mich noch retten? Die Liebe allein entſchuldigt die Uebertretung anderer Pflichten.

Ja, thut ſie das? Und wie weit erſtrecken ſich die Pflichten der Ehe? Nach den ehemaligen Begriffen in's Unendliche. Die alte Kirche wußte was ſie wollte, indem ſie die Ehe für ein Sakrament erklärte. Die neue Kirche that dagegen den erſten Schritt — — wozu? zur Säkulariſirung? Die Zeit drängt zur Entſcheidung, und es iſt entweder ein Schritt vorwärts oder zurück zu thun. Es fragt ſich nur, wohin das Erſte führt: zu Anarchie? oder neuem Leben? Und ſollte die Zeit in der That ſchon alle ihre Trumpfe ausgeſpielt und keinen Ruckenhalt mehr haben? — Mich trägt ſie freilich nicht mehr unter ihrem Fittiche empor; meine Schwungkraft iſt gelahmt oder durchſchnitten. Ich ſinke unaufhaltſam. — — —

Seitdem Kunigunde ihr Unglück ermeſſen hatte, war ſie ſo beſonnen geworden, daß ihr Gatte ihre geiſtige Ueberlegenheit in allen Dingen, wenn auch zu ſeiner höchſten Erbitterung, einſah. Und wenn, der Entfremdung ihrer Herzen zum Trotz, die zauberhaften Liebesbande ihn wieder zu ihr zogen, fühlte ſie tief beſchämt das Unwürdige dieſes Verhältniſſes und erfüllte die Zerſtörung ſeines Innern, das Bewußtſein ihrer Schuld, ſie mit troſtloſer Verzweiflung.

Sie bedachte bereits das letzte Ende, von dem ſie nicht anders meinte, als daß es plötzlich und gewaltſam eintreten werde, als ihr, wunderbarerweiſe von einer Seite und in einer Art, wie ſie es nicht geahnet hätte, aus ihrem eigenen Innern Hülfe entſprang.

So weit war ſie bereits gekommen, daß ſie den Gedanken an Flucht, Trennung und ein neues Leben aufgegeben hatte. Sie befand ſich in dem zweiten Stadium und hoffte auf den Tod, in deſſen Erwartung ſie ſich den Zuſtand ihrer Seele, den er vermitteln werde, vergegenwärtigte.

»Iſt es wohl denkbar und erhört,« ſprach ſie, »daß die Natur in Sprüngen ſchafft, oder hat alles ſeinen nothwendigen inneren Zuſammenhang? Ich erwarte dort umſonſt etwas Anderes als das Verſtändniß und den freien Ueberblick meiner Vergangenheit. Keine neue Zukunft aus dem Stegreife erſchließt uns der Himmel, ſie iſt nur die unmittelbare Folge des hieſigen Daſeins und wir ſteigen deſto ſchneller und höher zu Gott empor, je wirkſamer wir in uns dem Tode vorarbeiten und je mehr von dem Sande auswerfen, der den Ballon unſerer Seele niederhält.«

Sie trat alſo ſchon hienieden in das dritte Stadium ihrer Ausbildung, und wünſchte und erhoffte auch nicht mehr den Tod, ſondern ſtrebte dahin, dem, was ſie hier beſaß und war, die möglichſte Vollendung zu leihen.

Der himmliſche Frieden ihrer Seele theilte ſich gleichſam der Luft mit, die ſie umgab, und zwang ihren Gatten ſelbſt ihn einzuathmen. »Sein zeitliches Wohl,« ſprach ſie zu ſich, »iſt mir von Gott anvertraut, und es iſt, wofern ich die Stärkere bin, meine Pflicht, ihn zu geleiten und zu ſchützen. Welch' überirdiſche Wonne, der Schutzengel einer unſterblichen verirrten Seele zu ſein! Es iſt die höchſte Kunſt, mit einem Menſchen Erbarmen zu tragen und ihn zu beſſern. Wie wollte ich mich dort vor Gottes Thron verantworten, verließe ich ihn in der höchſten Noth, in die ihn meine Schuld durch den Frevel des Liebeszaubers geſtürzt hat. Der wahrhaft gute Menſch kann wohl das höchſte Unrecht denken, ehe die Verſuchung naht; dann aber wird ſie die Probe ſeines goldenen Werths, und geſtaltet ſich zu dem höchſten Glück, daß ihn von allen Wechſelfällen des Lebens emancipirt.«

Der rückwirkende Segen ſolcher Geſinnungen blieb nicht lange aus, ſondern ergoß ſich wie ein Frühlingsregen über das verkümmerte Wachsthum der Seele ihres Gatten. Er ward ein neuer Menſch, mild und liebevoll, und fühlte ſeine erwachende Männlichkeit zum erſten Male in dem Schmerz über ſeine verlebte Schwäche. Der trügeriſche Morgenſchimmer einer chriſtlichen Ehe ging an dem umwölkten Horizonte ihres Lebens leiſe auf und ſie begrüßte ihn mit andächtiger Seele. Nur noch der Zauber der Leidenſchaft ſchien dem entgegenzuſtehen, daß die Sonne der himmliſchen Liebe ihr Daſein erwärmte, und alſo entſchloß ſich Kunigunde eines Tages, ihn zu brechen, um das letzte Hinderniß ihres Glückes zu beſeitigen, deſſen Gebrechlichkeit ſie ſelbſt ſo wenig ahnete.

Ich entſetzte mich über ihren Vorſatz und die unausbleiblichen Folgen, ob ich gleich wußte, daß die jetzige Harmonie ihres Innern und dieſe beſeligende Ergebung nicht von Beſtand ſein konnten.

»Unglückſelige! was willſt Du thun?« rief ich ihr zu. »Habe Ehrfurcht vor dem Wahne, von dem auf Erden alles ausgeht und ſtrebe nicht dem Unbedingten nach. Glück und Unglück ſind in jeder Art nur Wahn und gelangen wir erſt über ihn hinaus, zerfließen ſeine Nebelgebilde in den Sonnenſtrahlen der Erkenntniß, ſo führt der Tod uns in das Land der Wahrheit ein. Wir können nicht ohne Wahn und Täuſchung leben und das Nichtige iſt unſere Luſt. Dulde den letzten Schleier vor dem Meduſenhaupte der Zukunft.« —

Allein — es war zu ſpät. Sie wollte ein für alle Mal der Hölle abſchwören und ſie durch Gottvertrauen beſiegen. Der Zauber ſollte ſich löſen und ihre Schuld vernichten. Es war auch Egoismus, was ſie in dem Verlangen leitete, ſündenrein zu werden.

Sie geſtand ihrem Gatten in einer traulichen Stunde das Geſchehene, rief die Erinnerung an ſeine nächtlichen Qualen in ihm wach, gab den Talisman in ſeine Hand zurück

. . . .

Ich hatte mich abgewendet und verhüllte mein Geſicht mit beiden Händen. Ein tödtlicher Aufſchrei ihrer Stimme durchſchnitt mein Bewußtſein.

Mein Blick flog nach ihr hin, als könne er Hülfe bringen und erſtarrte an dem gorgoniſchen Bilde.

Der blitzende Dolch durchdrang in der Hand ihres vom Wahnſinn gepackten Gatten ihr Herz, und ſie ſank ſterbend zu Boden, indem ein Blutſtrahl zwiſchen uns gen Himmel ſpritzte.

Die Novelle war am Schluß.

Das letzte Spiegelbild erblich, der Kryſtall trübte ſich. Der unbekannte oder bekannte Spiegelhalter ward wieder ſichtbar. Er zog den ausgeſtreckten Arm ein und, nach umgekehrter Perſpective, ward der Spiegel immer kleiner, je naher er ihn an ſich brachte.

Sobald er zu ſeiner natürlichen Größe gekommen war, wiſchte der Duſtere ihn mit ſeinem Mantel ab und reichte ihn der neben ihm ſtehenden Alten, in deren Geſichtszügen ich mit Schauder meine Eingangs erwähnte Geliebte, frühzeitig gewelkt wieder zu erkennen meinte.

Satan ſtellte ſich breit vor mich und wiederholte höhniſch: »Das iſt das Loos des Schönen auf der Erde!«

Ich war zu betrübt, um zu zürnen und ſtarrte ſinnend vor mich hin.

Da krähte der Hahn zum erſten Mal.

Es tagte um uns.

Satan bewegte ſich unmerklich und ich rief ihm zu: »War ſie in Dir glücklich, daß Du lachſt?«

Er ſchwieg zuerſt und ſagte, als er bei dem zweiten Hahnenſchrei meine Frage wiederholen hörte: »Das nach gerade nicht.«

»So haſt Du ſie auch nicht für dort getödtet,« fuhr ich fort: »wohinauf die Himmelsbraut ſich geſchwungen hat, um den Siegeskranz zu erlangen.«

Er brummte: »wer es glaubt!«

Ein Ekel hob ſich mir ſo tief aus der Bruſt, daß ich daran zu vergehen meinte; dann rief ich, wie auf eine Eingebung aus: »Doch iſt es ſo: ſieh dort!« —

Er ſchlug den Bick empor und brüllte vor Wuth und Beſchämung, daß er nicht Recht behalten ſollte.

Der Nebel, der die Luft verdickte, lichtete ſich in Oſten. Weiße und roſenrothe Strahlen ſchoſſen fächerartig vom Horizonte auf und ſpannten einen Regenbogen quer über den Himmel, der ſich mit dem Wolkengrunde zertheilte und über die aus dem Grau erſchimmernde Luft leiſe hingehaucht blieb. Die Sonnenſcheibe blitzte auf und beſchien mit ihrem grellſten Licht einen ſchmalen Erdſtrich ferner Wälder, Städte und Dörfer.

In Engelsarmen ſchwebte Kunigundens Leichnam in den Himmel und je höher er ſich hob, deſto erſichtlicher erwachte er zu neuem Leben.

Ein großes Auge blickte nach ihm hinunter und ein Strahl daraus drang bis zu uns.

Ein Erdbeben ſchien zu erfolgen, doch war es nur das Zittern Satans, in deſſen Perſönlichkeit das Dunkel der ſchwindenden Nacht ſich dergeſtalt anhäufte, daß es, der erhellenden Sonne gleich oder ungleich, wiederum Alles rings verfinſterte und nur noch Schattenriſſe, grau in grau, erblicken ließ. Die Viſion am Himmel erblaßte vor meinen blöden Augen, die ihren Glanz nicht aushielten. Der Hahn krähte zum dritten Mal und auch die Viſion auf der Erde verſchwand dem Erwachenden.

Ich rieb und wiſchte mir die Augen und kam auf meinem Söller halb erſtarrt wieder zu mir. Ich hatte da die ganze Herbſtnacht zugebracht und mußte die Einbildung mit einem vierzehntagigen Schnupfenfieber entgelten, von dem geneſen ich bald wiederum Geſchmack an Welt und Menſchen fand.

8.

Die Emanzipirten.

Eine Novelle.

Der Generalmajor von Bingen, der Commandant einer kleinen Feſtung an der ruſſiſchen Grenze war, hatte im letzteren Kriege bei Erſtürmung einer feindlichen Anhöhe ein Bein verloren, und ſich von dieſem eiſernen Schickſale dergeſtalt in den Planen ſeines perſönlichen Ehrgeizes durchkreuzt geſehen, daß er hinfort nur in dem allgemeineren Genuſſe des Lebens ſein Glück ſuchen mußte.

Der Beſitz eines großen Vermögens, das er theils von ſeinem Vater, theils von ſeiner Gattin ererbt, erleichterte ihm dies weſentlich, und ſo pfropfte er das edle Reis ſeiner Hoffnungen, das er ſeinem eignen eingehenden Lebensbaume abgeſchnitten, auf den ſeines geliebten einzigen Sohnes, deſſen Ausbildung möglichſt glänzend zu vollenden ſeine angelegenſte Sorge war.

Die Erziehung des jungen Mannes war unter der Aufſicht des Vaters einem gelehrten Hofmeiſter anvertraut und ſollte ſo fort, bis zu den Univerſitatsjahren, eine iſolirte bleiben, damit Erneſtus rein und unverdorben erhalten würde und keine falſchen Zeitrichtungen ſeinen noch unſelbſtändigen

Geiſt benachtheiligten. Hatte der Vater ihn dann wohlbehalten von der Hochſchule weggebracht, ſo war beſchloſſen, ihn nach überſtandenen Prüfungen ſeine diplomatiſche Laufbahn ungeſäumt beginnen zu laſſen, und eben deretwegen unterhielt er auf das feinſte berechnete Verbindungen, oder grub künſtlichſt angelegte Minen, um ſie zu Erneſtus Beförderung zu rechter Zeit zu ſprengen.

Er hatte ſelbſt die Gewißheit, ihn durch die einflußreichen Verwandten ſeiner verſtorbenen Frau alsbald über die niederen Stufen des Staatsdienſtes emporgehoben zu ſehen, ſah ihn mit einer halblegitimen Nichte des Monarchen, einer der reichſten Erbinnen des Landes, ſchon ſo gut wie verlobt und hätte alſo allerdings dafür halten dürfen, dem Jünglinge ein wahrhaft großes Loos aus dem Glückstopfe des Lebens gezogen zu haben, wenn nicht ein anfangs kleines, nach und nach aber mehr und mehr hervortretendes Aber dabei geweſen wäre, über das er in einſamen Stunden nicht ſelten die Stirn runzelte, oder mit dem ihm überbliebenen Beine ungeduldig das Parket ſeines Kabinets ſtampfte. Der junge Erneſtus hatte nämlich von früh an eine ungemeine Blödigkeit, einen Mangel an Takt und Geiſtesgegenwart zu erkennen gegeben, die ihm an der dereinſtigen Verfolgung ſeiner Laufbahn äußerſt hinderlich fallen, wo nicht gar ihn zu einem Stande untauglich machen mußten, in dem eine edle Dreiſtigkeit zuweilen von dem glücklichſten Erfolge begleitet ſein ſoll. Der einzige Troſt des armen Vaters war in ſeiner Drangſal nur, daß jene Blödigkeit für nichts weniger als Abſchattung innerlichen Blödſinns oder für Verſtandesſchwäche gelten konnte, ſondern ſich vielmehr als eine unangemeſſene Bekleidung des unſterblichen Theiles an dem Junglinge bezeichnete. Er ſah denn auch dem Übel bis zu Erneſtus zwölftem Jahre ruhig nach; zu dieſer Zeit konnte er aber der Überzeugung nicht mehr widerſtehen, daß dem Einhalt gethan werden müſſe. Er gab in Folge deſſen die vielleicht zu einſeitige häusliche Erziehung ſeines Sohnes plötzlich auf und Erneſtus reiſte alſobald nach einer ehemaligen berühmten Kloſterſchule in einer entfernten Provinz, wo er, unter anderen Knaben ſeines Alters, ſo wie unter fremden Leuten umgänglicher werden und ſeine übergroße Scheu verwachſen ſollte.

Nach der Ausführung dieſes Entſchluſſes vergingen mehrere Jahre, in denen der General von Alter und Kränklichkeit abgehalten wurde, ſeinen Sohn ſelbſt zu beſuchen. Bei annahenden Ferien bat der Rektor des Gymnaſiums wiederholt, ihn auch während der Zeit auf der Schule zu laſſen, damit der junge Mann das in den alten Sprachen Verſäumte nachhole, und da er jedesmal zugleich berichtete, wie zufrieden er mit ihm ſei und wie er ſich körperlich und geiſtig zuſehends entwickele, ſo ließ der General ſich die unvermeidliche Trennung deſto williger gefallen, je überzeugter er von Halbjahr zu Halbjahr wurde, wie ſeine Abſichten mit ſeinem geliebten Sohne immer mehr in Erfüllung gingen. In dem Jahre, als derſelbe die an dem weſtlichen Ende des Reichs gelegene Univerſität bezog, hatte der General zwar ernſtlich darauf gerechnet, ihn wieder zu ſehen; allein da er unglücklicherweiſe gerade eine Anzahl junger Staatsverbrecher auf ſeiner Feſtung zu bewachen und die Unterſuchung gegen ſie zu leiten hatte, ſo fühlte er ſich verſtimmt genug, um nicht unbedingt auf Erneſtus Heimreiſe zu dringen, zu der dieſer aus mehreren Gründen keine eigene Neigung bezeigte.

Es begegnete ſonach, daß Vater und Sohn ſich erſt nach einer beinahe fünfjährigen Trennung wiederſahen, als Erneſtus während der nächſten Univerſitätsferien den alten Herrn beſuchte.

Wie erſtaunte dann der General über das Unerwartete ſeiner Erſcheinung! O, ja! er hatte ſich auch körperlich entwickelt und ausgebildet, wie der Rektor geſchrieben; aber wie? er war lang aufgeſchoſſen und eben ſo ungeſchickt als lang geworden. Seine ehemalige Blödigkeit, die dem Rektor als Beſcheidenheit erſchienen war, hatte nicht allein nicht abgenommen, ſondern ſich erſt recht ergänzt und kehrte ſich nicht nur gegen Frauen heraus, die er überdies ziemlich kurz angebunden behandelte, ſondern that ſich beſonders in dem Verhältniſſe des Jünglings zu ſeinem Vater kund, dem eine Bitte vorzutragen, eine Erklärung zu geben, ihm faſt unmöglich wurde. Wie ſehr nun aber auf ſolche Art die Erwartungen des Generals von dieſem Sohne getäuſcht worden waren, ſo ergab er ſich am Ende wie alle Choleriſchen ohne großen Kampf in das Unabänderliche und dachte: wenn denn eben Erneſtus auch zum Diplomaten verdorben ſein ſollte, mache er doch vielleicht durch anderweite Amtsthätigkeit oder Heirath ſein Glück, und gereiche ihm gerade ſeine Unliebenswürdigkeit zu der größten Empfehlung in der Welt, die ſie ihm als beſonderen Fortſchritt mit der Zeit und als Eleganz auslege, da auf der andern Seite keineswegs zu verkennen war, daß es ihm an Kenntniſſen und geiſtiger Fähigkeit nicht mangelte.

Die auffälligſte Wahrnahme von Allem, was den jungen Mann betraf, war dem General indeſſen eine ungewöhnliche Ähnlichkeit mit ſeinem eignen Vater, wie ſie im Leben nicht ſelten zwiſchen Großvater und Enkel vorkömmt.

Dieſer Vater des Generals war zu ſeiner Zeit ein viel unterrichteter und gereiſter Mann, der im Schooße ſeiner Familie glücklich und zurückgezogen ſeine Güter bewirthſchaftete. Er hielt den Stand des Landwirths, in ſolcher Ausdehnung als in der er ſich ſeinem Berufe widmen konnte, für den erſten im Staate und hatte nie einem andern nachgeſtrebt oder gehuldigt, wiewohl er der vertrauten Freundſchaft ſeines Fürſten genoß, dem er in den Fall gekommen war, die wichtigſten Dienſte zu leiſten. Jedoch mußte er in ſeinem Alter noch ſo ſonderbar ſein, allerdings zu einem ehrenwerthen Zwecke, mit einem Male Miniſter werden zu wollen, und zog er ſich die abſchlägliche Antwort, die ſein höchſter Herr und Freund natürlicherweiſe auf ſeine Bitte ertheilte, dergeſtalt zu Gemüth, daß er von Stund' an in ſtille, ſchweigſame Melancholie verfiel, allen Verkehr mit Welt und Menſchen, ja ſogar mit den Seinigen aufgab, und nicht mehr ſein Zimmer verließ, wo er geheimnißvolle Prophezeihungen niederſchrieb und man eines Morgens den majeſtätiſch großen Mann mit weißem wallendem Barte an ſeinem Schreibtiſche ſtehend todt fand.

Die Ähnlichkeit des jungen Erneſtus mit dieſem merkwürdigen Manne in ſeiner letzten Lebenszeit betraf den General gegenwärtig um ſo ſtärker, als er auch erwog, daß er ihm in ſeiner Jugend in ganz anderer Art ähnlich geweſen ſei. Als leichter witziger Weltmann hatte er damals wie ſein Vater in der erſten Geſellſchaft geglänzt und demſelben nur in ſofern nicht vollkommen genügt, als er ſich von ſeiner abſonderlichen Erziehungsweiſe den Vorwurf zugezogen, nicht unſolid genug zu ſein.

Es ward ihm alſo jetzt mitunter bange, Erneſtus möge dazu beſtimmt ſein, das Gegenbild dieſes Verhältniſſes, gewiſſermaßen die zweite Lebensgeſtalt ſeines Vaters in ſeinem wahnſinnigen Alter vorzuſtellen, und in Erinnerung an jenen freilich unerhörten Vorwurf war er mehr als einmal drauf und dran, wenn er Erneſtus auch in den Ferien immer unter Büchern vergraben, anſtatt der Geſelligkeit leben ſah, ihn ebenfalls durch Anrathen des einen Äußerſten von dem andern zu bekehren. Er kam nur eben niemals dazu, es zu thun, und würde auch keinen Erfolg damit erzielt haben, weil ſeines Sohnes ſolider Sinn ſich auf eine ernſte Liebe zu den Wiſſenſchaften gründete. Seine Abneigung gegen das andere Geſchlecht war von früh an eins mit ſeiner Blödigkeit und Kurzſichtigkeit, deren eine aus der anderen entſprang und ſchon ſeine allererſte Lektüre wählte er nach dem Haupterforderniſſe aus, daß keine Frauenzimmer oder gar Liebeshändel darin vorkämen. Er verlor jedesmal die Faſſung, ſobald ein ſchönes weibliches Weſen ihn anſah oder anredete, und darum auf ſich erbittert, floh er die Frauen deſto mehr und zog ſich zu ſeinen Büchern zurück, die ihn nie beſchämten, immer tröſteten. In ſeinem Ungeſchicke bald wirklich ausgelacht, bald ſich einbildend, es zu werden, leitete er ſich frühzeitig an, auf Andere und ihre Schwächen oder guten Eigenſchaften genauer zu achten und Vergleichungen mit ſich anzuſtellen. Sein Verſtand ward durch dieſe Übung geweckt, ſein Ehrgefühl durch die Demüthigungen gereizt, und ſo befähigte ihn auch mit der Zeit die Fertigkeit, Andere zu ergründen, die nicht nöthig zu haben meinten, ſich vor ihm, dem ſie keine Beobachtungskraft zutrauten, zu hüten, ſie weit zu überſehen. Man gibt ſich in keiner Stimmung größere Blößen gegen Andere, als indem man wahre oder vermeinte Schwächen an ihnen belächelt und rügt. Erneſtus klarer Geiſt, ſeine Liebe zu dem klaſſiſchen Alterthume, die Freundſchaft einiger bürgerlichen Mitſchüler auf dem Gymnaſium, die, mit der Welt und ihren Verhältniſſen in anderer Art als er mißvergnügt waren, beſtärkten ihn in ſeinen Wunderlichkeiten wie in ſeinen dem Geiſte der Zeit widerſprechenden Meinungen, und wenngleich dem erwachſenen Jünglinge die Höhe und Freiheit ſeiner Standesverhältniſſe einigermaßen die Blödigkeit und Abneigung gegen die Frauen benahm, machte ſie doch dafür einer völligen Gleichgültigkeit gegen dieſelben, wie ſie waren, und dem ihnen gewiß nicht ſchmeichelhaften Verlangen Plan, ſie von der falſchen Sitte und ſentimental ſchwächlichen Erziehung zur modernſten Bildung emanzipirt zu ſehen. Er führte ſich von Tage zu Tage mehr in eine erträumte, unmögliche Welt ein und wandte ſich am Ende, dem Anſcheine nach, für das Leben mit ſeinen Grillen von der Wirklichkeit ab. Daß es eine ſolche Wendung mit ſeinem Charakter nehmen werde, errieth der General bei jenem erſten Wiederſehen in den Ferien allerdings noch nicht; allein eine innere Stimme flüſterte es ihm verworren zu und ſo bot er ſchon von damals an, wiewohl vergebens, alle Mittel auf, den jungen Mann nach ſeinen Wünſchen umzuwandeln. Ein einziges Mal erſchien Erneſtus ihm biegſamer und geſchmeidiger; jedoch hatte dieſer Zuſtand keine Dauer und mußte der General den Sonderling bald mehr als je wieder in kalte Abgeſchloſſenheit verſinken ſehen. Er ließ ihn nach beendigter Studienzeit mehrere Jahre lang in Frankreich, England und Italien reiſen: Erneſtus kam zurück ſo wie er hingegangen war. Der General befahl ihm, in den Staatsdienſt zu treten: der Jüngling gehorchte, hatte ihn ſeine eigne Neigung ſchon eher einer gelehrten Laufbahn zugeführt. Nur that er in ſeinen Amtsgeſchäften nicht mehr als ſeine Pflicht, was zu aller Zeit zu wenig iſt, wenn man befördert werden will, und verhehlte ſeinen Vorgeſetzten ſeine Unluſt daran ſo ganz und gar nicht, daß es nicht zu verwundern war, wenn ſie wiederum durch Vernachläſſigung ihren Stand an ihm rächten; er ward, trotz ſeiner Fähigkeit, weder belobt noch beliebt und angeſtellt.

Der General gab ſeine ehrgeizigen Abſichten mit Erneſtus darum freilich nicht auf und da er jetzt der Meinung ward, daß ſie auf keinem andern Wege ſchneller und ſicherer als auf dem einer vornehmen Heirath zu erreichen ſeien, ſo beſtürmte er ſeinen Sohn mit immer dringenderen Bitten, ſich dazu willig finden zu laſſen, ja, ſtimmte ſich ſelbſt, hinfälliger werdend, ſo weit herab, daß er erſt von ſeinen zukünftigen Enkelchen erwartete, um was ihn Erneſtus betrog. Dieſer ertrug die Zudringlichkeit des Greiſes trotz alle dem nur ſo lange Zeit, bis er auch ſeinerſeits keine Geduld mehr haben wollte. Inzwiſchen mündig geworden und in den freien Beſitz eines anſehnlichen Ritterguts gelangt, das ihm ſeine Mutter hinterlaſſen, erwog er den Schritt, den er zu thun vorhatte, mit allen Rückſichten auf ſich und ſeinen Vater nochmals reiflich und fühlte dann die Nothwendigkeit, den Zwieſpalt ſeiner derzeitigen Lage zu löſen. Recht mit einem Schlage ſollten ſeinem Vater die Augen über ihn und ſeinen Charakter geöffnet, ſeine, wie er meinte, unbilligen Zumuthungen beſeitigt werden: er nahm in aller Stille ſeinen Abſchied aus dem Staatsdienſte und zog ſich von dem läſtigen Geräuſche der Welt in die Einſamkeit des Landlebens zurück.

Das Geſchehene meldete er ſeinem Vater ſchriftlich erſt von dannen und man denke ſich die Entrüſtung und das Erſtaunen des alten Generals, als er es noch vor Empfang des Briefes in der Reſidenz ſelbſt erfuhr, nach der er inzwiſchen ahnungslos auf Urlaub gegangen war, um Erneſtus perſönlich zur Nachgiebigkeit anzutreiben. Wäre das Gut nicht in einem ſo weit entfernten Theile von Deutſchland gelegen und das Reiſen ihm ſo ſehr beſchwerlich geweſen, er würde ſofort nachgeeilt ſein. Allein ſo konnte er nichts thun als ſeinen Unwillen in Briefen an den Schuldigen auslaſſen und über ihn gegen ſeine Freunde und Verwandte in der Reſidenz poltern, wo er trotz Erneſtus Entfernung einige Monate verweilte, um ſich in Zerſtreuungen das ſchmerzhafte Gefühl ſeiner Enttäuſchung zu erleichtern. Bei alledem hielt er eine Sinnesänderung ſeines Sohnes ſo oder ſo noch nicht für unmöglich, und da ſeine Bekannten ſogar wider ihr eigenes

Dafürhalten ihm zu ſeinem Troſte beiſtimmten, ſo war es ſein tägliches Lieblingsgeſpräch, wie dieſe Sinnesänderung zu bewirken oder zu beſchleunigen ſei, und wurden ihm zu gefallen die abenteuerlichſten Vorſchläge gethan.

Einen Abend unter andern brachte der General bei einer angeſehenen Dame zu, die es beſonders darauf anlegte, die Freundin geiſtiger Notabilitäten zu ſein und dereinſt hohes Intereſſe an ſeiner pikanten Perſönlichkeit genommen hatte, der als der Held einiger faſt mehr als leichtſinniger Liebesabenteuer, ein in höheren Regionen nicht ſo leicht abzunutzendes Relief erlangt, und ihr zuletzt als Freund treu geblieben, nachdem er ihr als Liebhaber abgealtert war.

Da nur eben ein vertrauter Freundeskreis ſich zugegen befand, ſo wendete ſich das Geſpräch bald zu der Widerſpenſtigkeit des jungen Bingen, die ſeines Vaters ſtehende Sorge war. Die Frau vom Hauſe erklarte: ſie begreife in der That die ſchroffe Eigenthumlichkeit des Jünglings nicht, der ſich nur zu ſelten in ihrem Hauſe gezeigt, als daß ſie ſich eine ſelbſtandige Meinung von ihm habe bilden können. Erbſünde durfte ſeine Abneigung gegen die Frauen doch ſchwerlich ſein.

»Ich will mir auch von Ihnen ausgebeten haben, ſagte der General, daß Sie mir in ſeiner Beurtheilung kein ſolches Unrecht thun. Mein Leben kann mir in dem Falle das beſte Zeugniß ſein, daß . . . . . .«

Die gegenwartigen Manner, einen Adjutanten des Prinzen **, einen Staatsmann und einen Gelehrten, ergötzte dieſe Rechtfertigung, und die Frau vom Hauſe unterbrach den General, um zu bemerken, wie jene Abirrung alsdann wahrſcheinlich aus Grundſatzen hervorgehe. »Es waltet doch wohl, ſagte ſie, bei dem innern Leben des jungen Mannes keine Liebhaberei oder Neigung vor, die etwa nur eine Seite desſelben erhellte und die anderen in Schlagſchatten ſtellte? —«

Der General verſetzte: »Mein Sohn lebt allerdings den Büchern, und hat ſich von Jahr zu Jahr ernſteren Studien gewidmet. Indeſſen bin ich damit zu genau bekannt geblieben, als daß ich annehmen dürfte, ſie hätten ihn eher als jeder andere vernünftige Beruf in eine einſeitige, die ſonſtigen Kräfte und Fähigkeiten ſeines Menſchen behindernde Richtung angetrieben.«

»So iſt es Gleichgültigkeit, die ihn hemmt, rief der Staatsmann aus: conſtitutionelle Abſpannung, die Grippe kleiner Staaten. Eine väterliche Regierung muß mit ſtarkem Arme eingreifen und durch energiſche Initiative in der Geſetzgebung der einreißenden Verwirrung ſeines Lebens Maaß und Ziel ſetzen. Man muß durch draſtiſche Mittel zu bewirken ſuchen, daß ſich ſein innerer Menſch früher auf ſich beſinnt, und ſeine humane Mündigkeit um ſo viele Jahre, als ſie zurückſteht, gezeitigt werde.«

»Sie bringen mich auf einen Gedanken, Herr von Sternheim, nahm der Offizier das Wort und machte eine kleine Pauſe, um die Aufmerkſamkeit der Anderen zu erhöhen: Sie ſollten ſehen, Herr General, das griffe wirkſam durch, wenn es mit diplomatiſcher Feinheit angefangen würde.«

Der General horchte mit dem verlegenen Lächeln deſſen, der ein verkündetes wichtiges Wort zu vernehmen bereit iſt, das er nicht errathen kann.

»Wie ſteht es um die Tugend des jungen Weiberfeindes? fragte der Adjutant: haben Sie wohl ſchon gehört......?«

»Daß ich durchaus nicht wußte,« ſprach der General kopfſchüttelnd und riß die Augen ausdrucksvoll auf, ohne ſich zuſammenreimen zu können, wo der Offizier hinauswolle. »Ich bin überzeugt, daß, unter den jungen Männern ſeines Standes, mein Sohn ſeither in ſeltenem Grade ſolid geweſen iſt.«

»So hat er noch keine Anfechtungen gefährlicherer Art erlitten, fuhr der Adjutant lebhaft fort; jedoch ſtiegen ihm in dem Augenblicke ſelbſt Bedenklichkeiten über das mögliche Schickſal ſeines Vorſchlages auf und fügte er verlegen lächelnd, läſſig und zögernd hinzu: Sie ſollten eben Anlaß nehmen, ihm deren zu bereiten. Hat er ſich auf der geiſtigen Seite dagegen zu verwahren gewußt, ſo möchte es das Gerathenſte ſein, ſeine Unempfindlichkeit materiell zu bekämpfen.«

Man antwortete ihm nicht unmittelbar und ſo fragte der empfindſame Gelehrte unterdeſſen: »ob denn nicht etwa eine reine ätheriſche Liebe . . . . . .?« Nur ließ ihn die unempfindſame Wirthin nicht zu Ende kommen und fertigte ihn mit einem ſo ausdrucksvollen Achſelzucken und Blicke ab, den ſie von einem Gaſte zum andern gleiten ließ, daß der Arme, in einem Gemiſch von allerhand Verlegenheiten, die Augen zu Boden ſchlug.

Der General hatte den leiſen Einwurf nicht gehört und fragte den Adjutanten, noch verwundert über ſeinen unerforſchlichen Plan: »Was meinen Sie damit?«

»Wir wiſſen, hub der neu ermuthigte Capitain an, oder Sie haben uns vielmehr geſagt, mein General, daß Ihr Herr Sohn dem Umgange mit dem ſchönen Geſchlechte ſo weit noch allenthalben ausgewichen iſt. Er kennt es alſo, kennt die Mittel und Waffen nicht, die den Frauen zum Angriffe gegen uns zu Gebote ſtehen. Er verachtet das Geſchlecht in der Theorie oder dem nicht ungerechten Begriffe nach, den er ſich davon aus der Geſammtheit der eleganten Damen unſerer Geſellſchaftskreiſe abgezogen hat. Eine bedeutende weibliche Perſönlichkeit mag ſich noch nie die Mühe genommen haben, auf ihn einzuwirken, ſeinen vagen Träumen Geſtaltung zu verleihen, ſeine todte Schattenwelt mit dem Fleiſche und Blute der Bewegung zu coloriren. Er würde dieſer nicht und würde ihr um ſo weniger widerſtanden haben, je mehr er wirklich Verſtand und Geiſt beſitzt. Seien Sie darum kühn genug ....“

»Ha, ha, ha, ha! rief Herr von Sternheim dazwiſchen, ich glaube Capitain Laſalle zu verſtehen. Geben Sie wohl acht, Herr von Bingen, er ſchlägt Ihnen nichts mehr und nichts weniger vor, als daß Sie Ihren eignen Sohn verführen laſſen ſollen. Was doch die jüngeren Herren heut zu Tage für Abenteuerlichkeiten vorbringen ....“

»Sie haben allerdings errathen, was ich ſagen wollte, Herr Geheimerath. Auf Ehre, General, überlaſſen Sie den jungen Mann meiner Vormundſchaft, vertrauen Sie mir die Sorge an, ihn in das ausgeſpannte Netz einer reizenden Verführerin zu locken, die die ſtarre Eisrinde ſeines Herzens ſchmelze, und Sie werden ſehen, er verliert ſeine Unempfindlichkeit, und wird ſchon weich und zärtlich werden, ſobald er erſt an ſich erfahren, was die Schönheit zu bedeuten hat.«

»Mein theuerſter Capitain, ſprach der General ungewiß: was Sie mir da ſagen, klingt wie Scherz .....“

»Bitte um Vergebung, eiferte der Adjutant: es iſt im Gegentheil ......“

»Wenn Sie aber gewiſſe Briefe leſen ſollten, fuhr der General, ohne ſich ſtören zu laſſen, fort: die mein eigner Vater in meiner Jugend mir geſchrieben hat, ſo würden Sie nicht wiſſen, was Sie von ihnen darin angebrachten Vorwürfen denken ſollten. Vom Ernſte kann hier freilich keine Rede ſein, und wer bezweifelt, daß ich mich am Ende in das Unabänderliche fügen muß. Es ſteht uns aber auch frei, die Sache von einem heiteren Geſichtspunkte aus zu beleuchten, und ſo nehmen wir einmal übermüthiger Weiſe an, es wäre Jemand mit einer ſolchen Abſicht in der That kein Spaß. Wo in aller Welt ſollte man da in unſerer Heimath eine Lais, eine Aspaſia, oder ſogar nur eine altvenetianiſche, eine neufranzöſiſche claſſiſche Hetaire hernehmen? Wie ſchmählich haben ſich ſeitdem die Zeiten geändert! wie geiſtlos wird gegen ehedem ſelbſt die Unſittlichkeit gegenwärtig betrieben! wie nobel ging es damit in dem alten Athen, oder in Paris noch zu Ludwig's **XIV.** Zeiten her! —«

Das Geſpräch nahm hier einen allgemeinen Charakter an und näherte ſich erſt nach einer Weile wieder dem Punkte, von dem es ausgegangen war. Man ſtritt für und wider die Möglichkeit, in wiefern ein Vorſchlag wie der angedeutete, dermalen noch mit genialerem Anſtande durchzuführen ſei, und die ihm naheliegende Frage ward mit aufgenommen: ob die alte oder neue Zeit die ſittlich reinere? Die Parteien erhitzten ſich und der General, der ſich angegriffen fühlte, benutzte endlich die Aufregung, um ſich fortzuſchleichen. Die Frau vom Hauſe ſchwieg faſt zu dem ganzen Streite ſtill, da ſie es entweder für unſchicklich hielt, daran Theil zu nehmen oder ihre Gedanken aus anderen Gründen nicht äußerte, und ſie überlegte nur ſo eben bei ſich, ob wohl unter ihren Bekanntinnen nicht eine ſei, die trotz aller aufgeworfenen Zweifel die Fähigkeit beſitze, jenen Abſichten genug zu thun; als, indem man gerade den General vermißte und auf den jungen Mann zurückgekommen war, der Prinz * * eintrat, der zu dem engeren Ausſchuſſe des Kreiſes gehörte, und wie deſſen übrige Mitglieder nicht angemeldet zu werden pflegte.

Der neugierige Prinz fragte auf der Stelle dem Wortwechſel nach, und ſagte, ſobald er wußte wovon die Rede war: »Sie haben vollkommen Recht, Laſalle, Ihren Vorſchlag ernſtlich zu meinen; ich ſehe nicht ein, was man Erhebliches dagegen einwenden kann. Der junge Mann würde ſo zur Zufriedenheit ſeines Vaters auf die beſte und kürzeſte Art bekehrt. Es trifft ſich auch eben wunderbar, daß ich in der Sache helfen und die aufgeworfene Frage bejahen kann.

Ich glaube, Ihren Mann, oder richtiger, Ihre Frau gefunden zu haben, Capitain.«

Die Erwartung des Adjutanten ward erregt und man bat den hohen Gaſt um nähere Erklärungen, die er mit der Erzählung gab, wie er vor einigen Wochen im Theater eine Dame oder ein weibliches Weſen wahrgenommen habe, deren große Schönheit, ſo wie abenteuerliche Erſcheinung........

»Ah, warten Sie, mein Prinz! warf ihm die Hausfrau ein: das iſt die nämliche, die ich neulich, Zeitungen leſend, im Conditorladen antraf: mittle Geſtalt, ſchöne Formen, ſchlank und doch üppig voll......«

»Ich glaube ſie auch unbedeckten Hauptes, mit langen über die Schultern wallenden Locken auf der Straße geſehen zu haben, meinte der Geheimerath: es fiel mir noch bei ihrem neulichen Anblicke der Unterſchied zwiſchen todtem und lebendigem Kolorit auf, in deſſen Betreff Sie meine Grille kennen, gnädigſter Herr, zu behaupten, daß Menſchen mit ſo todtgebornem oder durch Verziehung ertödtetem, in der Regel auch ein todtes und erſtorbenes Gefühl, ein Scheinleben innen wohnt, derweil die edleren Naturen aus der Mitte derer hervorgehen, die mit lebendigen Muskeln meiſt auch Empfänglichkeit für alles wirkliche Daſein ſich verliehen fühlen. Meine Unbekannte, ſchien es mir, gehörte zu den Auserleſenen.«

»Wir ſprechen ſicherlich von ein und derſelben Perſon,« äußerte der Prinz etwas ungeduldig über die Einreden und in einem Tone, der keine weiter zuließ; ich bin ihr in dem nämlichen Aufzuge geſtern im Parke begegnet. Im Theater ſah ich ſie als grande Dame auf ihre Art, bald ſphynxartig, in dichte Schleier gehüllt, bald in prächtigen, ſtrotzenden Stoffen und glühenden Farben, mit Federaufſätzen und Brillantſchmuck, bald entblößt. Bei der letzten großen Revüe glaube ich ſie ſogar in männlicher Kleidung im Gedränge erblickt zu haben.

Ich läugne nicht, die Abenteurerin würde mich ſelbſt entzünden können, in jüngeren Jahren hätte ich wohl den Muth gehabt, ihr zu nahen, wenn ich auch voraus gewußt, daß ich an der Flamme dieſer energiſchen Perſönlichkeit zu Aſche brennen mußte. Da ſie übrigens anfängt, Aufſehen in der Stadt zu machen, ſo fragte ich meine kleine Gönnerin, Fanchon, vom Ballet nach ihr, und wunderbarerweiſe wußte die in der Chronique scandaleuse der Welthauptſtädte ſo Bewanderte zu ihrem Kummer nichts von ihr.«

»Alſo liegt es noch im Dunkeln, wer und woher ſie iſt? fragte der Geheimerath: Und Ihre Hoheit meinen, es wäre nicht zuviel gewagt . . . . . .?«

»Geduld, Geduld! erwiederte der Prinz; ſie iſt von gutem altem Adel in ihrem Stande und ihr Stammbaum mir ſo weit nicht unbekannt. Ihrer Geſichtsbildung nach hatte ich mir gleich gedacht, ſie müſſe ſlawiſchen Urſprungs ſein und der Polizeipräſident hat ſeitdem geheime Auskunft über ſie erlangt. Sie iſt, wie es ſcheint, von Familie und Erziehung und hat den vergangenen Winter in unſerer größten deutſchen Reſidenz zugebracht, wohin ſie aus dem ſüdlichen Rußland gekommen. Über ihr eigentliches Gewerbe kann nicht wohl eine Frage beſtehen; ſie treibt es aber in dem großen Style, wie er im ſechszehnten Jahrhunderte in Italien vorherrſchte, und ſeitdem ſo völlig ausgegangen iſt, daß die gemeine Geſchmackloſigkeit der Frauen unſerer Tage, die die Welt hinter ihrem Rücken ſo wie ſie benennt, vor der ſchönen Sünde angſt und bange machen könnte. Beſtimmten Berichten nach, die ich geſtern von auswärts erhalten habe, und die ihre Perſönlichkeit nicht Lügen ſtraft, ſcheint ſie zum Theil aus noch unerhörten Abſonderlichkeiten und Launen zuſammengeſetzt. Sie könnte ſo z. B. bei den großen Geldmitteln, über die ſie gebieten, und der feineren Bildung, die ſie beſitzen ſoll, als

Fremde recht wohl in der großen oder geſitteten Welt ſich bewegen, und ihr Gewerbe wie ſo Viele immerhin unbemerkt treiben. Sie verachtet aber allen Anſtand oder Schein ſo entſchieden, daß ſie lieber als ihn beobachten außer ſeinem Geſetze und als Dirne leben will, wie ſie ſich freilich ſelbſt nicht nennt. Sie gibt ſich eben auch nicht, was man ſagen müßte, völlig preis, ſondern verleiht ihre Gunſtbezeigungen vorzugsweiſe ärmeren Jünglingen, Künſtlern und dergleichen, bei denen ſie in ihrer Weiſe Geiſt anzutreffen meint, derweil Reiche, die ſie ſonſt nicht mag, eher Felſen als ſie mit Bitten erweichen würden, und der Eine, den ſie einmal ausnahmsweiſe liebt, dies immer theuer zu erkaufen hat. Ja, ſie buhlt dann gewiſſermaßen pour l'amour de dieu mit ihm, ſchenkt, bei ihrer unbeſchränkten Sucht wohlzuthun, alle die Summen, die ſie ihm abnimmt, ſofort den Armen und trägt von dieſer neuen Manier, ſich populär zu machen, den weſentlichen Vortheil davon, daß der überall für ſie enthuſiasmirte Pöbel ihr für mögliche Fälle als Leibwache dient. Ein nicht zu überſehender Umſtand iſt es überdies, daß eine mächtige Geſandtſchaft ihr noch jüngſthin ihren Schutz verliehen und die Polizei um Schonung gebeten hat, falls man höheren Ortes ein Ärgerniß an ihr nähme, und man verbindet mit dieſem Schritte das Gerücht, daß ſie von vornehmer obwol unehelicher Abkunft ſei. Doch mag es ſich damit verhalten wie es will, ſoviel iſt gewiß, daß die ausgelaſſene Perſon, wenn man ſich ihr anvertraute, ſchon um der Neuheit der Sache willen helfen würde und beſſer als jede andere den jungen Baron Bingen bekehren könnte. Meinen Sie, meine werthen Freunde, ſo ſchloß der Prinz ſeinen Vortrag, das nicht ebenfalls?«

»Hm, hm! ließ die Frau vom Hauſe ſich nachdenklich vernehmen, indem ſie vielleicht mit aufrichtigerer Theilnahme bei der Sache war, als ſie blicken ließ: Ein merkwürdiges, Weib! Ja, ich glaube, daß ſie zu dem Abenteuer, wenn es eines werden könnte, wie geſchaffen iſt.«

»Aber meine Gnädige, was denken Sie?« rief der Adjutant. »Sie zweifeln, daß das Abenteuer ſich verwirkliche! das wird es allerdings. Ich nehme es ein für allemal auf mich. Ja, wenn die Hoheit geruhte, ſich meines Planes anzunehmen, ſo wäre ich des Gelingens gewiß. Zu der fremden Abenteurerin mache ich mir leicht Bahn, und iſt ſie wirklich die, für die ich ſie halte, ſo ſteht ſie nicht nur ſchwerlich an, uns mit ihrer Hülfe entgegen zu kommen, ſondern betreibt das Unternehmen der Rache ihres Geſchlechtes an dem Verächter als ihr eigenes und ſetzt es eben durch, oder ich irre mich in dem Herrn von Bingen nicht minder als in ihr.«

Der feine Staatsmann, der dieſen Beſprechungen immerdar ironiſch zugelächelt hatte, warf jetzt die Frage auf: wie es in Betreff der Ausführung mit dem General gehalten werden ſolle? und man kam dahin überein, daß dieſer allerdings erſt gegen die Zeit der erwarteten Kataſtrophe in das Geheimniß zu ziehen ſei. Der ſentimentale Gelehrte wußte ſich während deſſen vor Erſtaunen kaum zu faſſen und begriff noch weniger, ob die Betheiligten im Ernſte oder Scherze ſprächen. Der geniale Prinz erörterte mit einigen Worten, wie die Fäden zu dem Gewebe anzulegen wären, übernahm, wie er ſagte, mit Eifer und Vergnügen die Pflicht, die Räder in Bewegung zu ſetzen und verſprach, binnen Kurzem das Ergebniß ſeiner Bemühungen kund zu thun, indem er ſich vorerſt nur die Geheimhaltung der heutigen Verhandlungen zuſichern ließ und ſich mit Laſalle vor den Übrigen entfernte.

Wenn ein ſolcher Mann einmal ernſtlich etwas durchführen wollte, konnte der Erfolg eines Erreichbaren kein zweifelhafter ſein. Der Prinz hatte daher bald die Bekanntſchaft der ſchönen Fremden gemacht, deren Charakter er im Voraus richtig aufgefaßt und ließ ihr erſt im halben Scherze durch die Tänzerin ſeine Abſichten mittheilen. Sie nahm dieſelben ſo nach ſeinen Wünſchen auf, daß er ſich ihr ohne Weiteres erklärte, und, ob nun durch die Hoheit deſſen geſchmeichelt, der ihren Beiſtand in Anſpruch nahm, ob aus wirklichem Antheil an dem jungen Sonderlinge, kurz und gut: die Abenteurerin begab ſich, mit dem feſten Vorſatze, den Weiberfeind zu züchtigen, in ſeine entfernte Provinz. Nach ihrer Abreiſe verſäumte der Adjutant nicht, den General auf die Gefahren vorzubereiten, die ſein Sohn unterging, ohne ihm doch die volle Wahrheit einzugeſtehen, und benahm ſich denn auch dabei ſo gewandt, daß der alte Herr die etwanigen Folgen der Verführung ſeines Sohnes nur nach denen beurtheilte, die er in ſeiner Jugend auf ähnliche Art erfahren hatte. Er war beiläufig feſt überzeugt, dies ſei der allgemeine Lauf der Welt und Leidenſchaften, und müßte ſich nach einmal gebrochenem Eiſe Zug für Zug oder Scene für Scene auch in der ſeltſamen, wenn irgend denkbaren Komödie wiederholen, die man mit ſeinem Sohne, wie er meinte, nur erſt in der Phantaſie des Adjutanten von Laſalle aufführte.

Erneſtus von Bingen hatte, ſeinem Charakter gemäß, die ihm auf der Univerſität zu Theil gewordene erſte Zeit der Freiheit nicht zu ſeinem perſönlichen Eintritte in die Welt zu nutzen verſtanden, ſondern einſam und abgeſchieden gelebt. Seine einzige Erholung von den Studien waren derweil nur weite Spaziergänge, etwa in Geſellſchaft gleichgeſinnter Freunde, gegen die er allmälig anfing, ſeine nachmaligen Grundſätze in Betreff der Frauen geſprächsweiſe zu entwickeln. Ein Abenteuer, das er danächſt erlebte, und auf das ſchon von ſeine hingedeutet worden iſt, feſſelte ihn für immer an dieſe Geſinnungen und es iſt nunmehr umſtändlich zu erzählen, wie es ſich damit verhielt.

An einem traurigen Winternachmittage ſaß Erneſtus, unter Büchern vergraben, in ſeinem Arbeitszimmer. Es ſtürmte und regnete draußen und durch die angelaufenen Fenſterſcheiben drang kein Blick ins Freie. Man ſah dahinter nur die anſchlagenden Tropfen ſchnell herabrinnen, die Läden knarrten in ihren Angeln. Der junge Mann richtete den gegenſtandloſen Blick des Nachdenkens ſo eben in die Höhe, als eine nahe Thurmuhr eine Stunde ausſchlug. Er horchte halb zerſtreut auf die einzelnen Glockenſchläge, an die ſich feſttägiges Geläute ſchloß, und die Mahnung an ein trauliches Zuſammenſein der Menſchen machte ihm zum erſten Male ſeine Ermangelung alles geſelligen Umganges, den er bisher abſichtlich von ſich gewieſen hatte, empfindlich. Ein unbehagliches Gefühl der Langenweile überkam ihn; auf einmal erweckten ihn jedoch laute Tritte auf dem Vorſaal aus ſeiner hinbrütenden Abſpannung. Die Thüre ward aufgeriſſen und herein ſtürmte ſingend, in bunter Studententracht, die Mütze auf dem Kopfe, einer ſeiner ſonſt ſo geſetzten Jugendfreunde, den Erneſtus ſeit lange nicht geſehen hatte. Er entſetzte ſich über den frivolen Anblick, der ihm die ganze Außenſeite ſeines Schulgenoſſen umgewandelt zeigte.

»Warſt Du krank, Willibald, oder biſt Du es noch?« fragte er mit einem entrüſteten Seitenblicke, ſein Buch zuſchlagend. »Keines von Beiden, Freund,« verſetzte der Andere, indem er ſchalkhaft lächelnd ſeine Mütze ſchiefer rückte und ſich mit Geräuſch in einen Lehnſeſſel warf. »Ich verſtehe ſehr wohl, was Du damit ſagen willſt, und verſichere Dich, daß ich nun erſt recht geſund geworden bin, ſeitdem ich eingeſehen habe, wie krank ich ehedem in meiner Menſchenfeindlichkeit war und wie ſehr Du und unſere gemeinſamen Freunde es noch ſind. Ich bin ein Weltkind geworden und die Liebe hat mich dazu gebracht, in mich zu gehen und den friſchen Trunk des Lebens an der Quelle zu ſchöpfen.«

»Die Liebe,« ſpottete ihm Erneſtus nach und ſank in die Kiſſen ſeines Sophas.

»Ja, ja, liebſter Baron! und Du weißt noch gar nicht, wie ſie mich ergriffen hat,« antwortete Willibald mit der Erzählung eines alltäglichen Abenteuers. »Iſt das nun nicht wunderbar? Du erinnerſt Dich doch, wie ich auf dem Gymnaſium der munterſte Junge war? Da muß ich nach den Maſern, als ich noch nicht wieder frei herum laufen darf, unter Euch Bücherwürmer gerathen, die Ihr mit den Träumereien mich anſteckt, ſo wie ich Euch mit den rothen Flecken. Ich bin fortan wie ausgetauſcht und habe nichts Eiligeres zu thun, als Euch in Eure Fußſtapfen nachzukriechen, bis ich mich am Ende in das Papiergeſpinnſt einpuppe, um, wie es ſcheint, für ewige Zeiten der Welt und ihren Freuden Ade zu ſagen. Kannſt Du Dich indeſſen wundern, wenn ich, der Natur getreu, plötzlich wieder als luſtiger Schmetterling herausfliege, um mich von dem Staube der Blumen zu nähren?«

»Oder als eine tolldreiſte Motte, rief Erneſtus, die ſo lange um das Licht flattern wird, bis ſie ſich verſengt.«

»Ich könnte als Gegenſtück zu einer bekannten Schrift ein Buch ſchreiben: Wie ich aufhörte, ein Philiſter zu ſein.«

»Oder beſſer und getreuer: Wie ich wieder ein Philiſter wurde!« fiel ihm Erneſtus in die Rede. »Und was wird das Ende von dem Liede ſein?«

»Was anders als eine glückliche Heirath?« ſagte Willibald heitern Muthes; »meine theure Louiſe liebt mich wieder, ihre Eltern begünſtigen mich. Sobald mein hochwürdiger Papa mir eine Pfarre verſchafft hat, wird ſie meine Frau. Und Du ſollteſt nur das reizende Kind ſehen; Du tadelteſt mich nicht mehr. Dieſe liebliche Kurzangebundenheit der unſchuldigen Kleinen, dieſes ſchnippiſche Weſen, dieſe Veilchenblicke der doch braunen Augen, in denen der Blick wie ein Engel in einer Morgenwolke, wie die Perle in der Muſchel, wie der Thautropfen auf einem Roſenblatte ſitzt, dieſe zierliche Art, ſpitz zu reden, ohne ſpitze Worte im Munde zu führen! So wie es Augen gibt, die ſo plaſtiſch ſind, daß ſie uns die Seele gleichſam in einem einzigen Blicke entgegentragen, hat ſie Lippen, die da immer bereit ſcheinen, ihren Leib im Kuſſe zu communiziren. Dieſe ihre Beſtimmung, wenn ſie ſich zur Rede ſpitzen, iſt ſo ausgeprägt, wie die der friſchen Frühlingsblume, die uns aus der neuergrünten Aue anlächelt.«

»Ich laſſe das wie billig auf ſich beruhen,« ſprach Erneſtus, über die Ausdrucksweiſe den Kopf ſchüttelnd, »und will zuvörderſt nicht unterſuchen, ob Du Recht oder Unrecht thuſt, verliebt zu ſein, wiewohl es von dieſen beſagten Lippen edler als das Gegentheil ſein würde, im Kuſſe das Wort als ihre höchſte Beſtimmung zu verrathen; doch iſt es meine Schuldigkeit, Dich auf die Größe der Gefahr aufmerkſam zu machen, in der Du ſchwebſt. Du haſt Deine Geliebte beiwörtlich eine unſchuldige zu nennen beliebt. Was willſt Du damit ſagen? Soll es ein Lob oder Tadel ſein? Weißt Du, was Unſchuld, vulgo geſprochen, iſt, oder eigentlich ſein müßte? Gott bewahre mich vor der nüchternen Allerweltsunſchuld der Frauen unſerer Jahrzehende! Bildung, echte, tiefe, gilt für Schuld, Albernheit für Unſchuld! Man hat nur eben erſt ſo viel von der Emanzipation der Frauen geſprochen; die wäre wohl ein zeitgemäßes Werk. Emanzipirt die Frauen von der heilloſen Unſchuldkränkelei, geſteht ihnen eine ernſtere Bildung zu, und ihr begründet ſo das Inſtitut der Ehe feſter als durch alles Andere, macht das eheliche Leben wiederum heilbringender als es jetzt im Allgemeinen ſein mag. Ich kann in eine ordentliche Wuth gerathen, wenn ich das Wort Unſchuld ausſprechen höre. Die wahre Unſchuld entſteht etymologiſch wie moraliſch nur aus Schuld. Wer die Schuld nicht kennt, kann ſich der Unſchuld nicht bewußt werden, die ohne deren Folie unſichtbar iſt. Was iſt denn der Sinn der Rede von dem einen reuigen Sünder und den vielen Gerechten in der Schrift? Die heilige Unſchuld iſt etwas ganz Anderes als jene ab- und ausgedroſchene; ſie kommt wie durch göttliche Gnade, iſt das höchſte Daſein, gleichbedeutend mit reifſter Bildung, die ſie auf dem Wege der Offenbarung erhält. Allein ſie iſt ein ſo Seltenes, daß man eine Blasphemie beginge, wenn man die gemeine Unſchuld mit ihr verwechſelte. Ich bitte, ich beſchwöre Dich, Willibald! bedenke, was Du thuſt. Haſt Du unſere ſchönen Vorſätze vergeſſen, nur der Idee zu leben? Wenn in einigen Jahren der ſchmähliche Reiz der Sinne abgeſtumpft iſt, haſt Du den Lohn deiner Unſchuld und biſt noch glücklich zu preiſen, wenn Dir, mit dem Dichter zu reden, »ein traurig dunkles Blau« davon übrig bleibt. Wie vieler Menſchen Lebensglück wird nicht alle Jahre durch ſo unſelige Ehen zerſtört! Der höhere Gelehrte ſollte nie heirathen. Der Abſtand zwiſchen ſeiner Bildungsſtufe und der der jungen Mädchen, aus deren Kreiſe er zu wählen pflegt, iſt allzugroß. Er wird von ſeiner Frau immer mit zu Boden gezogen. O, warum ſind die Klöſter aufgehoben? oder ſtiftet König Ludwig nicht auch eins für tüchtige Gelehrte, die darin ihr Leben der Wiſſenſchaft weihen könnten!«

Willibald hatte ſeinem Freunde mit wachſendem Erſtaunen zugehört, und als er zu Worte kommen konnte, ſagte er lachend: »Nun, wahrhaftig, Freund! ſo weit als bei dieſer günſtigen Gelegenheit haſt Du mit Deinen Paradoxien Dich gegen mich noch nicht verſtiegen. Eine ſchöne Alternative ſtellſt Du mir: entweder ich ſoll in eine Kutte kriechen oder eine Gefallene heirathen, wie wenig ich auch ein »Unſterblicher mit feurigen Armen« bin, um ſie in den Himmel empor zu heben. Ich danke Dir für Deinen guten Willen und nehme in Erwartung deſſen, daß die irdiſchen Verhältniſſe ſich idealeren Formen anbequemen, vor der Hand noch mit meiner lieben Unſchuld vorlieb. Es mag Dir immer unbenommen ſein, ein Märtyrer Deiner Theorie zu werden.«

»Ich ſage es ja,« ſeufzte Erneſtus, »Du biſt wieder ein Philiſter geworden und Dir iſt auf Deinem Wege nicht zu helfen. Mag ſein, daß es lächerlich von mir iſt, wider den Strom zu ſchwimmen; man kömmt ſo am Ende aber doch zu ſeiner Quelle. Es iſt von der Lehre zur Ausübung allerdings ein großer Schritt; wir gehen jedoch in dem, was Erziehung und bürgerliche Stellung der Frauen betrifft, großen Veränderungen entgegen, und werden ſie erſt wieder allgemeiner achten lernen, ſobald ihre Bildung wieder allgemeiner achtungswürdig wird.«

»Und das zwar trotz der Unſchuld! denkſt Du doch, Du Grillenfänger,« ſagte Willibald gutmüthig. »Sieh, Erneſtus! ich, der Verliebte, könnte mit einigem Rechte empfindlich gegen Dich ſein; allein meine gute Laune iſt ſo unerſchöpflich, daß dagegen kein Unwille aufkömmt. Weißt Du, was ich Dir vorſchlage? Sieh Dir erſt meine Geliebte an, bevor Du ſie verdammſt; lerne ſie perſönlich kennen. Du haſt dazu heute Abend die beſte Gelegenheit. Es iſt Maskenball im Theater und ich führe ihre Familie hin; triff uns dort.

Erneſtus lehnte den Antrag mit Entrüſtung ab und da Willibald darauf beharrte, würden ſich die beiden Freunde vielleicht entzweit haben, wenn nicht Andere dazu gekommen wären und die Sache verredet hätten. Erneſtus befand ſich endlich wieder allein und wollte weiter arbeiten; allein ſeine Gedanken hielten nicht mehr zuſammen. Er ging ungeduldig in der Stube auf und ab und die Vorſtellung war ihm unerträglich, in ſolcher Verſtimmung den ganzen Abend zuzubringen. Es giebt ſo Beleuchtungen oder Momente im Leben, in denen ſich das zuvor von uns gehaßte oder verachtete Unbekannte in unſerer Einbildung plötzlich vor uns ſtellt, uns den Schleier des vielleicht dennoch gerechten Vorurtheils gewaltſam vom Antlitz reißt und ſich mit Augen, die wir dann für unbefangen halten, von uns anſchauen läßt, um die Folge herbeizuführen, daß wir es nun nicht ſelten wohl gar lieb gewinnen oder wenigſtens fortan billiger dagegen ſein mögen.

Etwas dem Ähnliches trug ſich mit Erneſtus zu, als er ſich gegenwärtig von der Neugierde überraſcht fand, ſelber zuzuſehen, wie es um das Vergnügen eines Maskenballes und die geprieſene Schönheit derjenigen beſchaffen ſei, die ſeinen frauenfeindlichen Freund anderes Sinnes gemacht habe.

Entſchluß und That waren ziemlich eins und nach Verlauf von wenigen Stunden finden wir den jungen Mann, in einen Domino gehüllt, inmitten des bunten Gewimmels und lauten Lichterglanzes wieder. Die grinſende Freude der gemiſchten Verſammlung wurde dem verwöhnten Freunde der Einſamkeit bald zuwider. Er erkannte Niemand und drängte ſich ſchon eine Stunde unter der fremden Menge umher, ohne Willibald zu finden. Er würde dem betäubenden Gewühl entflohen ſein, wenn ſein eigentlicher Zweck ihn nicht bis zur Demaskirung feſtgehalten hätte. Er machte aus der Noth eine Tugend und beſtrebte ſich, ſeinen Grundſatz auszuüben, daß ein Menſch ſich in eben dem Grade poetiſch oder im äußerſten Falle zum Poeten mache, als es ihm gelinge, die unbehaglichſten Stimmungen ſeiner Gegenwart zu den behaglichſten zu verkehren. Darüber vergingen ihm nicht unbehaglich mehrere Stunden, in denen er was Charakteriſtiſches oder Schönes im Saale war, zum Gegenſtande ſeiner Studien machte, und als er aus dem Speiſeſaale zurückkehrte, ſtand er bei einer Wendung unverſehens vor Willibald, der zwei junge Damen am Arme führte und nicht wenig verwundert war, ſeinen Freund hier zu erblicken. Er ſtellte den jungen Baron ſeinen Begleiterinnen lächelnd vor und Erneſtus erkannte in ihnen leicht die Geliebte ſeines Freundes und deren Schweſter. Wie blöde von Natur und unbeholfen gegen Damen er auch war: der Wein, den er in der Zerſtreuung oder der Abſicht, ſich zu zerſtreuen, reichlich zu ſich genommen, die Umgebung hatten ihn aufgeregt und geſprächig gemacht und, er mochte ſelbſt nicht wiſſen, wie es zugegangen war, bald führte er Louiſens Schweſter hinter dem andern Paare drein im Saale auf und nieder. Auch Bekanntſchaften haben natürlich ihre Schickſale. Wir können uns geiſtesverwandten Menſchen oft Jahre lang halb entfremdet bleiben, wünſchen wir auch noch ſo ſehr die unbequeme Scheidewand einzureißen. Und wieder umſchließt ein freundlicher Zufall, den wir am Wege finden, und unabſichtlich aufheben, im Augenblicke der erſten Begegnung Herz um Herz.

Das Leben der beiden jungen Mädchen, der Töchter eines unbemittelten Kaufmanns, war ſehr einſam und zurückgezogen und ſie hatten dieſen Ball nur ausnahmsweiſe auf Willibalds Zureden und wegen einer Unpäßlichkeit ihrer Mutter unter der Obhut einer befreundeten Familie beſucht. Beide waren ungewöhnlich anmuthige Erſcheinungen, Friederike, die ältere, ernſtere, weiſere, nicht ſo hübſch als Louiſe; in ihren Zügen aber geiſtig ſchöner, in ihren Formen voller als ihre ſchlanke Schweſter, die bei aller neckiſchen Schalkhaftigkeit doch ſo eitel und reizbar war, daß ihr Weſen im Alter zur flachſten Kleinlichkeit herabzuſinken drohte. Sie war das Lieblingskind der Mutter, die, ſich von ihrem Gatten früh vernachläſſigt wähnend, ſich zu ungewählter Lektüre gewendet und dadurch den lauen Bildungsgrad gewonnen hatte, der die Seele meiſtentheils einer falſchen Sentimentalität preis giebt. Von der vorgezogenen und deshalb gegen ihre Schweſter ungerechten Louiſe dereinſt die größte Befriedigung ihrer mütterlichen Eitelkeit erwartend, haßte ſie dagegen faſt Friederiken, weil deren natürlicher Verſtand ihr Unrecht gegen ihren Gatten nicht verkannte und durch verdoppelte Liebe ihm zu vergüten ſuchte. Friederikens Redlichkeit ward der Mutter ein dumpfgefühlter unabläſſiger Vorwurf und brachte ihr nur etwa den Gewinn, daß ihr Vater, ein gutmüthiger, roher, aber im Grunde bildungsfähiger Mann, der freilich kaum mit den Seinigen lebte und alſo ohne Einfluß in der Familie war, ihren beſcheidenen Werth zu ſchätzen wußte. Sie glaubte für ſich an kein Lebensglück, wünſchte daſſelbe aber von Herzen ihrer Schweſter, derweil ihre friſche Natur nur zuweilen die künſtliche Kruſte von Ergebung durchbrach, die das Leben ſchon um ihre Seele abgeſetzt hatte.

Über das Fremdartige des Balles verſtummt, gaben ſich die jungen Mädchen eben mit kindlich beglückter Seele dem neuen Eindrucke hin, als der junge Baron zu ihnen trat. Willibald hatte ihnen bereits von deſſen Sonderbarkeiten ſo viel erzählt, daß ſie ihn nicht ſelten unter ſich belacht und beſpöttelt hatten. Jedoch ſtrafte ſeine Perſönlichkeit ihre Einbildungskraft Lügen, da ſie ihn durchaus nicht ſo lächerlich fanden, und waren ſie in ihrer Bußfertigkeit nahe daran, ihn ſogar lieb zu gewinnen. Erneſtus hatte ein unſchweres Spiel, als ihm ſeine Aufregung den Muth eingab, ſich Friederikens ihm noch unbekannte wehrloſe Seele anzueignen und ſeine

Empfänglichkeit für weiblichen Reiz überwältigte ihn, jetzt unvorbereitet, indem ſie ſeinen theoretiſchen Haß der Unſchuld rächte.

Nachdem er ſeine Begleiterin einige Male im Saale auf und nieder geführt, hatte er ſeine Weisheit erſchöpft, ſie mit den Gemeinſprüchen der Geſelligkeit zu unterhalten. Es wollte mit dem Geſpräche nicht mehr von Statten gehen und Friederikens Aeußerungen wurden wo nicht einſilbig, doch unfruchtbar. Erneſtus verzweifelte ſchon, eine Laſt auf ſich genommen zu haben, die er allzu ungeübt war, mit Anſtand zu tragen, und war nahe daran, mit höchſtem Ungeſchick das Feld zu räumen, als von ungefähr ſein Blick mit dem ihrigen zuſammentraf, der ſo beredt war, daß ſich ſeine Lippen ſchon zum Sprechen öffneten, als er ſich noch zu rechter Zeit verſah, ihr keine Antwort ſchuldig zu ſein. Die vermeinte Frage lautete: »Was verſchwendeſt Du die edle Zeit und Rede an ſo unnützen Sinn? Iſt Beides nicht eher dazu da, daß Menſchen, die ſich verſtehen, einander erquicklichere Dinge ſagen?« Sie lächelte wie vorwurfsvoll und Beider Mund erſchloß ſich nun zu Worten, von denen in dem nächſten Augenblicke keinem eine Silbe mehr bewußt war. Auf die Frage, warum ſie inmitten von Muſik und Tanzenden ſo ſtill, verſetzte ſie, ſie ſei zum erſten Mal in einer ſolchen Verſammlung und müſſe nach der Wirkung der allgemeinen Freude auf ſie an ihrer Empfänglichkeit dafür zweifeln. Sie erſchrecke ſelbſt davor und es mache ſie wieder bange, daß dies geſchehe. — »Ein Angegriffenſein, ein Reiz der Nerven,« warf Erneſtus hin, »das gibt ſich mit der Gewohnheit. Wer mit der Welt lebt, wird geſund, nur der Einſame kränkelt phyſiſch und moraliſch.«

»Ich verſtehe nicht, was Sie damit meinen,« verſetzte Friederike. »Ich habe ſonſt nicht an Nerven gelitten. Jedoch ward mir dies Angſtgefühl allerdings als ein krankhaftes

Bild anſchaulich, und indem man vorhin die Fledermaus hinausſcheuchen wollte, meinte ich, von dem Toben verſchüchtert, alle Stille ſich in einem Winkel zuſammenballen, oder in Geſtalt einer Taube in mein Herz fliegen zu ſehen, wo ich ſie flattern, zucken und zittern fühlte, derweil mich der Flügelſchlag eines verfolgenden Geiers umſchwärmte.« Erneſtus ſagte: »Ein Anderer dürfte gewiß erſtaunen, ein junges Mädchen auf einem Balle ſo ſprechen zu hören. Ich geſtehe Ihnen aber, daß mich die auch mir neue Freude desgleichen einer tiefen Verſtimmung preis gegeben hatte, der ich wieder in Folge deſſen, daß alles Leben nur aus Gegenſätzen beſteht, die einander abwechſelnd hervorrufen, den allerreinſten Genuß in dem poetiſchen Eindrucke Ihres erſten Anblicks verdanke. Nehmen ſie dies Geſtändniß nicht für galante Schmeichelei. Jener Augenblick wird mir immer ſo unvergeßlich wie alles erlebte wahrhaft Schöne ſein, das doch das einzig Wirkliche in der Welt iſt und bleibt.«

Als gewandten Geſellſchafter erwies der junge Mann ſich in dieſem ſeltſamen Ballgeſpräche nun wohl nicht; allein er würde als der erfahrenſte nicht mächtiger als in dieſer Art auf die Seele Friederikens haben wirken können, die der Pflichten des feineren Umgangstones eben ſo unwiſſend als ſeiner Rechte war. Sie ſah ihn von unten mit einem fragenden Blicke an, der über ihr Schickſal entſchied. Erneſtus verſtand ihn aber nicht, weil er an der Schuld, die er auf ſich lud, noch zu unſchuldig war, und ſo ſollte ſich das Gleichniß oder doppelte Geſicht mit der Taube und dem Geier ſchon bewähren. Am andern Morgen durch ſeinen Freund in der Familie der jungen Mädchen eingeführt, ward Erneſtus, deſſen Natur ſeine Vorurtheile gegen die Frauen ſchnell überwältigte, nach und nach ihr täglicher Gaſt und ihnen faſt ſo unentbehrlich, als ſie ihm. Vater und Mutter hatten bei ſeinem

Charakter kein Bedenken gegen die Aufmerkſamkeit, die er Friederiken erwies und ſtellten die Folgen ruhig der Zeit anheim, und wenn der hellſehende Willibald deshalb nicht ganz ohne Sorge war, ſo glaubte er doch, daß ein Vorbeugen von ſeiner Seite zu ſpät geworden ſei. Friederike liebte Erneſtus von Herzen und fühlte ſich durch ſeine Bewerbungen beglückt. Jedoch verhehlte ſie ihm ihr Inneres ſo gut ſie konnte, da ihr Trübſinn ohne Unterlaß gegen ihre Liebe ankämpfte. In einer vertrauten Stunde erklärte ſich Erneſtus Verliebtheit gegen ſie, wiewohl er vor dem unbedachten Jugendmuthe ſelbſt erſchrak, mit dem er ſeiner Blödigkeit die Feſtſtellung eines Verhältniſſes abtrotzte, das außerdem in kurzer Zeit verflüchtigt ſein würde. Gerade blöde Menſchen müſſen wohl zu Zeiten, von der Nemeſis angetrieben, ſo übereilt handeln, um die Fehler, die ſie nach und nach durch inſtinktartiges Zaudern vermeiden konnten, mit einem Mal bewußtvoll wieder einzubringen. Friederike fand ſich durch ſeine Leidenſchaft zu ſehr überraſcht und war zu einfach, als daß ſie ſich aus Klugheit hätte verſtellen können. Sie erwiederte unter Thränen, wie ſehr ſie ſich ſeiner unwerth fühle, und er betheuerte ihr dagegen ſeine Anbetung, indem er unzählige Küſſe auf ihre Hand drückte, um den üblen Eindruck zu erſticken, den ihre aufrichtige Hingebung auf ſein Herz machte, das ſie nicht verſtand und ſo gerade am eheſten durch ſie ſelbſt zur Untreue verleitet ward. Sie ſagte ihm, ſie habe keinen Lebensmuth und ſei von Kindheit an in Allem zu unglücklich geweſen; er meinte, er kenne bloß das Glück, das ihn ſtets begleitet habe. Sie fürchtete nur, ihr Unglück werde ſein Glück beſiegen, gab ihm ihre Seele ohne alle Anſprüche für ſich hin und erkannte dabei leider! auch die Verhältniſſe, die ſie trennten, ausdrücklich an, ohne dieſen ſchlimmſten Fehler ihres Betragens gegen ihn zu ahnden. Eine Kluft des Standes zwiſchen zwei einander nahe tretenden Menſchen gleicht in keinem Falle etwas Anderes, als die hohe Geſinnung des Niedern aus. Friederikens demüthige Seele hatte dieſe nicht, und ſo hätte ihre Verbindung mit Erneſtus auch für keines von Beiden beglückend ausfallen können.

Ganz Vertrauen und Verehrung, weihte ſie Erneſtus nach den Flitterwochen ihres Verſtändniſſes in ihren häuslichen Kummer ein und ſchilderte ihm mit aller Zerknirſchung eines kindlichen Herzens die unverdiente Zurückſetzung, die ihr von ihrer Mutter widerfuhr. Er erheuchelte aber nur Theilnahme und Aufmerkſamkeit, da er zu verliebt war, um ſie zu bedauern, und ſich über ihr Vertrauen in ſo unangenehmen Dingen ſogar ärgerte. Jedoch wurde er eben dadurch eine längere Weile vor dem Übel der Erkenntniß geſchützt, daß ohne dieſe Mittheilungen ſich bald Langeweile zwiſchen ſie eingeſchlichen haben würde.

Der Winter und das Frühjahr verging und Oſtern kam heran, zu welcher Zeit Willibald ſeine Studien beendet hatte und ſich zu Hauſe unter den Augen ſeines Vaters auf ſein Examen vorbereiten ſollte. Er nahm bei ſeiner Abreiſe von Louiſen ein gerührtes Lebewohl und ſchrieb ihr alsbald hinter einander ein paar zärtliche Briefe. Jedoch ſchien er es dabei bewenden laſſen zu wollen, denn es verſtrichen Wochen, ja Monate, und traf keine weitere Nachricht von ihm ein. Louiſe zerfloß in Thränen, daß ſie auf alle ihre Briefe keine Antwort erhielt und ihre Eltern verriethen in ihrem Unwillen darüber eben kein Zartgefühl, indem ſie dies noch nicht ausgeſprochene Verhältniß öffentlich vor Erneſtus verhandelten und ihn durch das unverdiente Lob, das ſie ihm auf Willibalds Unkoſten zollten, ſelbſt mit dem Gedanken befreundeten, gerade widerſpruchsweiſe zu thun, weſſen man ihn für unfähig hielt. Auch riß die Abweſenheit Willibalds eine weſentliche Lücke in den kleinen Kreis, deſſen belebendes Prinzip er mit ſeinen geſelligen Talenten geweſen war, und als Erneſtus nunmehr ſeine Stelle vertreten ſollte, begann er, ohne Geſchick und Willen dazu, einzuſehen, daß er, wenn es darauf ankäme, wohl gar nicht ſo ernſte Abſichten auf Friederiken habe. So trat die erſte Spaltung zwiſchen ihm und der Familie ein, die er fortan ſeltener beſuchte und die Mutter machte das Übel eben dadurch ärger, daß ſie Erneſtus einen Nebenbuhler entgegenſtellte, der ihm theils eine Strafe, ſich noch nicht erklärt zu haben, theils ein Antrieb ſein ſollte, es deſto früher zu thun. Unverhohlen begünſtigte ſie denſelben freilich nicht, allein Erneſtus beobachtete ſcharfſinnig genug, daß ſie halb und halb mit ihm einverſtanden ſei, glaubte ſich berechtigt, ihr deswegen einen Theil ſeiner Achtung zu entziehen, und trug ſeine Entrüſtung natürlicher-, aber unbilligerweiſe in ſein Verhältniß zu der ſchuldloſen Friederike über.

Der Nebenbuhler war ein wohlhabender Beamter, in mittleren Jahren, der nicht ſowohl Friederikens Hand als ihre Hände in Anſpruch nahm, um für ſeine Haushaltung und kleinen Kinder erſter Ehe Sorge zu tragen, und in ſeiner Bewerbung deſto dreiſter zum Ziele ſchritt, je gleichgültiger er ihr Verhaltniß zu Erneſtus betrachtete. Das Bewußtſein der entſchiedenen Gunſt der Mutter verſtärkte überdies ſeine Zuverſicht und da Erneſtus ſich zu entwürdigen gemeint hätte, mit einem ſolchen Nebenbuhler in die Schranken zu treten, ſo hatte die Liſt der Mutter keine andere Folge als ihn immer mehr zu verſcheuchen. Sie trat dagegen entſchiedener für den Nebenbuhler auf und die arme Friederike hatte neben ihren Ermahnungen nicht nur ſeine kühnere Verfolgung, ſondern auch die anwachſende Spannung ihres Verhältniſſes zu Erneſtus zu ertragen.

Da kam ganz unerwarteter Weiſe Willibald zurück und bethätigte Louiſen gerade zu rechter Zeit ſeine unverletzte Treue, als ſie im Begriffe ſtand, ihm vermeintlich Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Seine Gegenwart lenkte Alles wieder in das alte Geleis und erklärte ſein Schweigen hinlänglich durch die Hinderniſſe, die er ſeiner Liebe bis dahin hatte aus dem Wege räumen müſſen. Im Beſitze der Einwilligung ſeiner Eltern und einer nahen Ausſicht auf Anſtellung hielt er jetzt förmlich um die Hand ſeiner Geliebten an, die ihm nicht verweigert wurde, und die daraus entſpringende Aufregung des Glückes und die Zufriedenheit trug ebenfalls dazu bei, den mit ſich uneinigen Erneſtus in Schatten zu ſtellen.

Ein Abend, den er darauf in der Familie zubrachte, führte die genugſam vorbereitete Kataſtrophe folgendermaßen herbei.

Willibald hatte aus der größeren Stadt, in der ſein Vater wohnte, die unlängſt erſchienene Novelle Ludwig Tieck's: »Der junge Tiſchlermeiſter« mitgebracht, die damals allenthalben den größten Widerſpruch erregte, wie den größten Beifall gewann. Er hatte ſie Erneſtus geliehen, den ſie in hohem Grade entzückte und die Lektüre des Buches eben auch in der Familie ſeiner Braut vollendet, als Erneſtus derſelben nach langer Zeit wieder einen Beſuch abſtattete. Bei ſeinem Eintritt ſchwebte ſchon ein ſtarker Wortwechſel über die Novelle ob und wußte Willibald, der ſie vielleicht weniger aus Überzeugung als weil er ſie ſelbſt vorgeleſen hatte, billigte, ſie nur mit ſchwächeren Gründen gegen die Anſchuldigung der Hausfrau zu vertheidigen: daß die Sitte darin auf allzu freie Weiſe bei Seite geſetzt worden ſei. Er rief ſeinen Freund ſogleich zu ſeinem Beiſtande auf; als Erneſtus jedoch hörte, wovon die Rede war, trug er gerechtes Bedenken, ein ſo echtes Dichterwerk vor dieſem Forum zu vertreten und ſuchte den ganzen Streit in das Gebiet des Scherzes hinüberzuſpielen, indem er umſtändlicher die Anſicht illuſtrirte, daß die Novelle eigentlich nur aus einer Anzahl dummer Streiche zuſammengeſetzt ſei.

»Sie urtheilen ſehr milde, Herr Baron,« erwiederte die Hausfrau, »daß Sie ſo mannichfache Immoralität für dumme Streiche gelten laſſen. Ich erlaube mir zu hoffen, daß dies nicht Ihre ernſte Meinung iſt.«

»Ohne Zweifel iſt ſie es, verehrte Frau,« ſprach Erneſtus, »und von den einzelnen Beiſpielen abgeſehen, die ich Ihnen angeführt habe, denke ich überhaupt, daß dieſe an Lehre und Moral unerſchöpfliche Novelle darthut, wie in der Welt alle Thorheit einerlei Gepräges mit der Weisheit, nur der Revers ihrer Münze iſt.«

»Ich muß geſtehen, das geht über meinen Horizont,« ſagte die Dame gereizt.

»Wollen Sie meine Vertheidigung der Sache anhören?« fragte Erneſtus, indem er ſich alſo doch dazu gezwungen ſah.

»O, ich bitte, reden Sie,« fuhr ſie in demſelben Tone fort: »da wir einmal bei dieſem Punkte ſind, bin ich begierig, Ihre Anſichten über ſo wichtige Gegenſtände zu vernehmen.«

»Es gibt im Leben zwei Wege oder Linien,« hub Erneſtus an, »auf denen alle Menſchen wandeln: die gerade und die krumme Linie. Die gerade iſt der ſtreng moraliſche, ehrbare, treue, in gewiſſem Betracht heilige Weg, ſo wie desgleichen die höhere oder echte Unſchuld. Dieſe Linie iſt, mit einem Worte, was allen Menſchen Noth thut; wiewohl ſie in der Regel wieder dem entgegenſteht, was wir ſchön oder häßlich nennen und der krummen Linie angehört. Dieſe ſoll das eigentliche Gebiet des Schönen ſein; muß die gerade aber zu ihrer Richtſchnur nehmen und ihr immer folgen, ſchweift ſie gleich rechts und links hin von ihr ab. Die krumme

Linie kann eine echte oder Schönheitslinie und eine unechte oder Haßlichkeitslinie ſein. Die letztere iſt die, wobei die Abſchweifung von der geraden willkührlich und bloß an und für ſich genommen wird. Die erſtere iſt zur Erhöhung oder Berichtigung des Lebens da, und vermittelt dieſe, wobald die gerade Linie nicht ausreicht, oder der Menſch von ihr abfällt. Dumme Streiche ſind der Abfall und führen ſowohl der echten wie der unechten Linie zu, da dumm und krumm einander ja ſchon buchſtäblich nahe ſtehen. Die beiden Helden der Novelle empfinden gleich Anfangs die Sehnſucht nach der krummen Linie inſtinktmäßig in ſich. Das Bedürfniß nach dummen Streichen brach in ihnen los und der Eine ſagt ſie dem Andern von Rechtswegen wahr, als dieſer darauf pocht, nie einen gemacht zu haben, weil in ſofern das Bezweifeln oder Ausſprechen ſchon die halbe That iſt. Dumme Streiche aller Art ſind denn das Thema und die Variationen dieſes Werks und es erhellt daraus nicht nur, wie ſie zu vermeiden ſind, ſondern auch, welchen Nutzen ſie gewähren.«

Die Mutter ſchüttelte ſchon zum zweiten Male den Kopf und ſah erſt neugierig forſchend, ob ſie recht höre, Erneſtus, ſo wie darauf Willibald an, der ihren Blick nicht aushielt, ſondern das Auge niederſchlug und ſich eines ſolchen Beiſtandes beinahe ſchämte.

»Es iſt in jedem Menſchen,« ſagte Erneſtus mit unerſchütterlichem Ernſte: »ein gut Theil Thorheit, Üppigkeit, moraliſche Schärfe, oder wie man es nennen mag, was nicht mit dem täglichen Leben aufgeht, ein Ungleiches, das übrig bleibt. Der Eine betet es hinweg, der Andere befreit ſich davon durch Jagen oder Reiſen, der Dichter in der Poeſie, der Handwerker mit dem Schweiße ſeines Angeſichts und jener Kammerdiener geigt es, wenn es überſchwillt, gerade ſo von ſeinem Maſertiſche ab, als der nürnberger Pietiſt ſich damit durch ſeine periodiſche Tollheit auseinanderſetzt. Derjenige, bei dem dieſes Übrige ſich nicht Luft macht, wird wohl toll, oder geht körperlich zu Grunde. Den verheiratheten Tiſchlermeiſter befreit davon die Befriedigung ſeiner Leidenſchaft zu ſeiner ehemaligen Geliebten Kunigunde. Das gleich im Anfange der Novelle angedeutete Mißbehagen in ſeinem Leben muß ſich erledigen, er muß durch ſeine vorübergehende Schuld an ſeiner dennoch geliebten Frau zum Bewußtſein ſeiner höheren Unſchuld gelangen. Denn obwohl irdiſches Wohlergehen oft allerlei kleine wie große Wünſche in uns befriedigt, macht es uns mitunter zu keinem anderen Zwecke ſo zu ſagen glücklich, als um eine allerhöchſte ſeit alter oder undenklicher Zeit in uns ſchlummernde Sehnſucht zu erwecken und uns damit in dem einen Falle nur deſto gründlicher unglücklich zu machen, oder in dem anderen zu ſo ungewöhnlicher Ausbildung zu erheben, daß fortan nichts im Stande ſein würde, unſere Übereinſtimmung mit Welt und Menſchen zu ſtören.«

»Wenn ich Sie recht verſtehe, Herr von Bingen,« fiel ihm die Mutter in das Wort: »vertheidigen oder billigen Sie den erwähnten Ehebruch?«

»Ich rechne wenigſtens dem Helden,« antwortete Erneſtus, »die Untreue in dieſem einzelnen Falle nicht als Verbrechen zu. Er verſündigt ſich dadurch an ſeiner Gattin nicht mehr oder weniger, als etwa durch eine akute Krankheit, von der er heimgeſucht würde, um von einem chroniſchen Übel zu geſunden.«

Bei dieſen Worten ſtand die Mutter auf, nahm ein Licht und begab ſich in das anſtoßende Zimmer.

Die Mädchen tauſchten unter einander bedeutende Blicke aus, und Erneſtus ſprach weiter: »Überhaupt iſt dieſe Novelle ſo wenig wie alle echte Poeſie theoretiſch aufzufaſſen.

Des Dichters Schilderung wird gewiſſermaßen unſre erlebte eigene, und ſolch ſittlich pſychologiſche Probleme müſſen immer naiv, ſymboliſch, dürfen nie reflektirend angeſehen werden. Der junge Tiſchler war nun eben ſo und iſt er darum verdammlich? Erſt, nachdem er das unbedingte Glück genoſſen und verloren, anti-adamitiſch vom Apfel der Erkenntniß ſeiner Träume gegeſſen hat, findet er die rechte Stimmung zum Leben, lernt er ſeine reſignirende Beſtimmung darin ertragen.«

Hier benutzte Willibald eine Pauſe, die ſein Freund machte, um als angehender Geiſtlicher zu erklären: daß er mit jener Lehre von der geraden oder krummen Lebenslinie durchaus nicht einverſtanden ſei. Der beſte Einwurf gegen dieſe letztere bleibe doch immer die Frage: warum man nicht das Lineal nehme und ſie gerade ziehe? Erneſtus entgegnete aber ſpitzig genug: daß er darin nicht einmal einen ganz gemeinen Sinn finde; und da Willibald ihn mit ſeinen Rechtfertigungen nunmehr recht auf das Eis der Kritik führen wollte und der herzloſen Kokette erwähnte, die der Dichter ſelbſt zweideutig anzuſehen ſcheine, ſo ſtörte er damit gar in ein Weſpenneſt, und ward ſeine harmloſe Neckerei inſofern zur Perfidie, als gerade bei der beginnenden Replik die Hausfrau wieder in das Zimmer trat. Sie ſetzte ſich unbeachtet nieder und hörte ſtillſchweigend zu: »Dieſe herzloſe Kokette, wie Du ſie zu nennen beliebſt,« ſagte Erneſtus: »rechtfertigt ſich einerſeits ſchon als ſchöne Larve, als Vertreterin des Lebens für den Augenblick, des gegenwärtigen Genuſſes. Anderſeits dürfte man aber vielleicht fragen: ob der Dichter ſie nicht zu ſehr habe fallen laſſen? Ihr Charakter hält allerdings nicht die Probe aus, ſie verliert ſich, macht ſich lächerlich; würde das indeſſen auch geſchehen ſein, wenn das Unebene in ihr ebenfalls zur Befriedigung gelangt wäre? Man verzeiht dem

Manne die einzelne Untreue allgemein, die Novelle zeigt gewiſſermaßen, wie er ſie in ſeinem Berufe begehen mag. Müßte nun das Weib nicht auch dieſe Rechte haben, dieſelbe Nachſicht fordern zu dürfen? Ich kann meinerſeits nicht umhin, es Barbarei zu nennen, emanzipiren wir das Weib in dieſer Hinſicht nicht. Ja, wenn wir eben nicht die ſogenannte Unſchuld forderten, würde es in der Welt weit mehr zufriedene Eheleute geben. Das Weib iſt frei geboren wie wir. Es iſt nicht höher begabt und aus dem nämlichen Stoffe, ſo daß das Schickſal ihm eine wiederhaltende Ausbildung nicht mehr als uns erleichtert und deßungeachtet verſperren wir ihm, mit dem Verlangen, daß es das Ziel erreiche, die Mittel und Wege dazu . . . . .«

Hier konnte die erbitterte Hausfrau nicht mehr an ſich halten und nachdem Erneſtus Willibald's geheime Winke völlig unbeachtet gelaſſen hatte, erklärte ſie ihm rund heraus, daß er ein wenig zu ſehr vergeſſe, wem er ſeine neumodige Lehre predige, und ſie zu der Bitte nöthige, ein für allemal von dieſem Gegenſtande abzubrechen.

»Ich finde mich,« ſagte ſie ferner: »überhaupt ſchon lange veranlaßt, Ihnen zu erklären, daß in dem Verhältniſſe unſerer Familie zu Ihnen ſich Manches ändern muß. Leſen Sie zu Hauſe gefälligſt dieſen Brief, den ich vor einigen Tagen an Sie aufgeſetzt habe und ſagen mir nach reiflicher Erwägung ſchriftlich oder mündlich, was Sie in Bezug auf dieſe Angelegenheiten denken. Bis dahin laſſen wir alle weiteren Erörterungen auf ſich beruhen.« Mit dieſen Worten überreichte ſie dem ſtaunenden Jünglinge einen verſiegelten Brief und entfernte ſich wieder, ohne ſeine Antwort zu erwarten, in das Nebenzimmer. Erneſtus bedachte ſich einen Augenblick, biß die Lippen zuſammen und griff beleidigt nach ſeinem Hute, um mit einer ſtummen Verbeugung gegen die Anderen für immer zu ſcheiden. Als er allein zu Hauſe den Brief durchlas, fand er allerdings darin, was er erwartete, indem die Mutter mit künſtlich geſteigerter Ungeduld ihn zu einer Erklärung ſeiner Abſichten auf Friederiken aufforderte und nachſchriftlich ihre nicht unerheblichen moraliſchen Bedenken gegen ſeine Anſichten von der Ehe andeutete. Wie fein ſie ihre Ausdrücke aber auch gewählt haben mochte, hatte ſie auf Erneſtus Charakter und Gemüthslage nicht Rückſicht genug genommen. Das Mißverhältniß zwiſchen ihm und Friederiken hatte ihm ſchon einige Zeit das Herz bedrückt und ihn zu der Einſicht gezwungen, daß bei der Verſchiedenheit ihrer Charaktere und der Unmöglichkeit, ihre Standesverſchiedenheit auszugleichen, an eine Heirath zwiſchen ihnen nicht zu denken ſei. Der Verdruß über ſeinen Nebenbuhler und die an ſich nicht unbillige Zweideutigkeit der Mutter hatte dieſe Erkenntniß weſentlich verſtärkt. So hoch aufgeregt, wie er nun jetzt durch das Geſpräch über die Novelle war, brachte der Brief die Spannung, in der er ſich befunden, zu ihrer endlichen Kriſe, in der ſeine geſunde Vernunft einen entſcheidenden Sieg über ſeine Leidenſchaft errang.

Er ſetzte ſich am andern Morgen hin und ſchrieb Friederiken ſo wie ihrer Mutter den Abſchiedsbrief, indem er ihnen ſagte, daß er leider nicht im Stande ſei, vor der Hand eine eheliche Verbindung einzugehen, und daher eine lang verſäumte Schuldigkeit erfülle, wenn er bis zu ſeiner Unabhängigkeit ſeine Beſuche in ihrem Hauſe einſtelle. Indeſſen würden ſeine Geſinnungen immer dieſelben und der innige Wunſch ſeines Herzens bleiben, ſobald wie möglich um Friederikens Hand anzuhalten, der hinwieder dieſe ungewiſſe Ausſicht nicht die mindeſte Verpflichtung auferlegen dürfe.

Die Wirkung, die dieſer Brief in der Familie hervorbrachte, blieb Erneſtus unbekannt, da er von dem Tage an wirklich nicht mehr in ihr erſchien und in ſeinem dadurch beſchränkten Umgange mit Willibald ihrer mit keinem Wort erwähnte.

Friederike ſoll lange Zeit blaß und ſtill geweſen und nicht ausgegangen ſein. Ihre Mutter, die erſt einige vergebliche Verſuche machte, Erneſtus wieder in ihr Haus zu ziehen, fing nach einiger Zeit an zu kränkeln und die Spuren einer abzehrenden Krankheit kund zu geben. Sie ſtarb nach Jahresfriſt und hatte Friederiken noch vor ihrem Tode dahin bewogen, den Beamten zu heirathen, mit dem ſie ſpäter ein nicht unzufriedenes Leben führte. — Glück, an das ſie nie geglaubt, würde ſie darum vielleicht auch nie gefunden haben, und eine gewiſſe Schwermuth blieb ihrem lieblichen Antlitze immer eingeprägt. Sie, deren heiligſtes Vertrauen getäuſcht worden war, die, wo ſie Liebe gewähnt, Verrath gefunden hatte, behielt als ihre ſchönſte Aufgabe alle Zeit vor Augen, ihren Gatten wo nicht Liebe, ſo doch Treue da finden zu laſſen, wo er hätte Verrath erwarten können und ſteigerte ſeine Liebe und Achtung gegen ſie mit der Zeit zu Verehrung. Mit Kindern war ihre Ehe nicht geſegnet. Ihre Schweſter hingegen fing als Willibald's Gattin baldigſt an, ihn mit einer zahlreichen Familie zu beſchenken, und ward eben das unbedeutende Weſen, das Erneſtus ſchon aus ihrer friſcheſten Jugend geahnet hatte. Was ihn ſelbſt betraf, ſo beharrte er ſtandhaft in dem Betragen, das er einmal für das rechte erkannt und machte ſich anfangs über den Leichtſinn, mit dem er ſein Verhältniß zu Friederiken angefangen und abgebrochen hatte, keine Vorwürfe. Meiſt nur gewöhnliche Menſchen empfinden auf der Stelle einen Schmerz oder eine Verpflichtung, die ſie nicht minder ſchnell mit ſich abzufinden oder zu verwinden pflegen. Als er aber nach einiger Zeit dazu gekommen war, ſeine Schuld einzuſehen, fiel ſie ihm deſto ſchwerer auf das Herz. Er blieb auf eben der Univerſität nur noch ein halbes Jahr und ging dann nach der Reſidenz ab, wo er ſeine Studien beendigte. Dieſes erſte und letzte Liebesabenteuer, das er beſtanden, hatte ihn menſchenſcheuer und ſchroffer gemacht, als er vorher geweſen war. Er lebte fortan ausſchließlich ſeinen Büchern und barg hinter anſcheinender Blödigkeit ſogar entſchiedene Abneigung gegen allen geſelligen Umgang. Seine Anſichten vom Leben ſtellten ſich darum auch in den grellſten Widerſpruch mit den Erwartungen, die ſein Vater von ihm hegte, und ſonderten ihn nach und nach von allen beſtehenden ſocialen Verhältniſſen ab. Zumal war ihm der Zuſtand der Frauen höherer Stände ein Dorn im Auge und wir haben ſchon geſehen, mit welchem Gewaltſchritte er ſich den Zumuthungen ſeines Vaters entzog, ſich in den bürgerlichen Lauf der Welt zu ſchicken.

Wir finden Erneſtus von Bingen auf ſeinem Ritterſitze im ſüdweſtlichen Deutſchlande zu derſelben Zeit wieder, als ihm, ohne daß er es ahnet, die Verſuchung jenes gewiſſen Beſuches naht.

Das anſehnliche Gut lag in einem großartig geſchwungenen Hügellande, von umfangreichen Waldungen umgeben. Die dazu gehörigen Dörfer waren in dem Forſte verſtreut, deſſen Nutzung den weſentlichſten Theil der Einkünfte des Beſitzers ausmachte. Die Unterthanen waren arm und rauh wie ihre Heimath, jedoch redlich und betriebſam und ihr Gebieter konnte ſich in ihrer Mitte als ihr Freund und Fürſorger einen ſegensreichen Beruf bereiten. Auch erkannte Erneſtus dieſe Wahrheit binnen Kurzem und gewann ſie dann ſo lieb, daß er nicht mehr daran dachte, je wieder von ihnen zu ſcheiden. Er bedauerte aufrichtig, daß verhältnißmäßig ſo wenige

Güterbeſitzer ſeines Vaterlandes im Stande oder Willens ſeien, ihrem hohen Berufe gemäß zu leben, und anſtatt einerſeits die Stütze des Thrones, anderſeits der Schutz des Landvolks gegen die Übergewalt der Städte und ihres Pöbels zu werden, entweder auf dem Lande verbauern, oder an Höfen ſich verflachen und verarmen. Und wie hat die Staatsgewalt der neueren Zeiten, dachte Erneſtus, ſich an dem Grundbeſitze verſündigt, wie ſehr die Grundfeſten des Staates erſchüttert, indem ſie ihn durch einſeitiges Beſchützen der Städte und ihrer Induſtrie halb zu Grunde richtete! — Der alte germaniſche Staatskörper des vorigen Jahrhunderts, dieſe pedantiſche Anarchie, wie ihn der geniale Heinrich oder richtiger Dietrich von Bülow nicht mit Unrecht nannte, war doch eine gute, ehedem lebendige, wenn auch nun morſche, ausgehöhlte Form. Da kam der fremde Uſurpator, zertrümmerte ſie, zerſtückte Deutſchland, und es hörte zu ſeinem Fluche und Unheil auf, es ſelbſt zu ſein. Am Ende fiel zwar die Geißel Gottes nieder und das Vaterland ward wieder frei. Es ſollte aber nicht jetzt und nicht ſo wie es konnte wieder Deutſchland werden. Ihr Eigennutz galt den Machthabern mehr als das Geſammtwohl. Sie opferten ihm die Einheit Deutſchlands auf und die tödtliche Wunde, die ihm ſo geſchlagen ward, ſollte ein bloßes Heftpflaſter heilen. — Seit der Zeit verbreitete ſich die Zerſtörung immer mehr von oben nach unten. Das Alte iſt unhaltbar verloren, das Neue entſteht mit Deutſchlands Wiedergeburt und der begonnenen Wiedervereinigung aller deutſchen Stämme zu Einem Volke, deſſen Haupt ſich wohl auch findet, wann es noth thut. Die Fürſten werden auch die Erſten im Volke bleiben, ſo lange ſie perſönlich zu herrſchen würdig ſind. Der leere Prunk der Höfe dagegen hat ſich wohl einigermaßen überlebt und drückt ſich durch ſein eignes Phlegma nieder. Der Adel, den die Fürſten durch unkluges Adeln ſelbſt herabgewürdigt haben, hat mit dem Verluſt ſeiner Vorrechte aufgehört ein Stand oder eine Macht zu ſein; jedoch wird ihm ein hiſtoriſcher Name ſtets ein hoher Vorzug bleiben. Eine willkührliche Ernennung des Adels als Körperſchaft iſt undenkbar. Die Zeit iſt ſtärker als die Zeitgenoſſen, und was geſchieht, entſteht aus ihr. — Auf welcher Bildungsſtufe ſtehen nun aber die Großen oder Vornehmen unſerer Zeit? In alten Zeiten ging die Bildung des Volkes von dem Adel auf die geringeren Stände über, noch früher hegte und pflegte er ſie allein. Eine Schilderung des gegenwärtigen Zuſtandes mancher erſten Geſellſchaft könnte Satyre ſcheinen. Es iſt unglaublich, was ſich darin oft für die Crême der ſchönen Welt ausgiebt und als ſolche gar den Thron umzieht, um den die edelſten Säfte des Volks in reinen Kryſtallen anſchießen ſollten! Und das gemeine Volk ſoll dem höheren gegenüber ſich in Ehrfurcht und Demuth beſcheiden, bei dem es ſeine eigenſte Sprache und Sinnesart, wo nicht ſeine Sitten antrifft? — Man riß von oben ein, man baut von unten wieder auf! Ja, wenn eine tiefere Bildung wieder zur Herrſchaft der Welt kommen ſoll, muß ſie von dem ſtilleren Bürgerſtande, nicht etwa dem eleganten, dem Affen des Adels, ausgehen, um allerdings von dieſem erſt gekrönt zu werden. — Wenn es mit der Demoraliſation in höheren Sphären ſo fort geht, ſtürzt der mittelalterliche Thurm zu keines Standes Schaden allmälig zuſammen und gewinnt der Adlige bei der Erhöhung des Spießbürgerthums zum Staatsbürgerthume eben ſo wie der Bürger ſelbſt, deſſen Name durch ihn wieder populär wird. Der höchſte Grad von Unpopularität ſcheint vor der Hand dagegen das Ziel des erſten Standes zu ſein, von dem ſo viele Mitglieder ihren Stolz darein ſetzen, alles wahrhaft Große und Schöne in den Staub zu ziehen. Ja, das Verächtliche in Kunſt und Leben iſt ihr Gott wie der des Pöbels, indem der eleganten Impertinenz der Vornehmheit gegenüber eine, möchte ich doch faſt ſagen, unverſchämte Unſchuld fanatiſch wider allen Geiſt wüthet und die ehedem ſo harmlos heitere Phyſiognomie der Bildung der Frauen zu einer grinſenden Maske verkehrt. Es iſt damit ſo weit gediehen, daß alles Gegenſtändliche, das kein bloßes Schemen, anſtößig iſt. Alles natürliche Gefühl wird aus den jugendlichen Herzen gereutet und nur das conventionelle Unkraut wuchert drinn. Nur der Schein ſoll gerettet werden und für heilig gelten und die Unſitte wird vertragsmäßig anerkannt, wenn ſie den äußeren Anſtand reſpektirt.«

»Dem Himmel ſei Dank! daß ich mich in den Kreiſen nicht mehr bewege und aus jener Stickluft in dieſe Freiheit und Natur entfliehen konnte, denen mich nichts entreißen ſoll. Hier unter dieſen einfachen Menſchen, bei denen noch die wahre Unſchuld weilt, will ich leben und ſterben. Ich ſage mich für immer von den Nichtigkeiten der großen Welt los, und bis die neue Zeit ſie einmal demokratiſch umgeſchmolzen hat, verſenke ich mich in die Betrachtung vergangener Jahrhunderte oder kommender Geſchlechter, die nicht an den diplomatiſchen Krücken dieſer Zeit der Uebergänge hinken. Wir müſſen noch durch manche Gemeinheit, das ewige Erbgut der Gemeine, durch, bevor das innerlich Todte auch äußerlich abſtirbt und das Materielle, das ſich jezt ſo breit macht, ſeine rechte Geltung unter dem Ariſtokratismus des Geiſtes wieder gewonnen hat. Allein die Ketten ſind zerriſſen, die die Zeit in ihrem Laufe hemmten und ſie beginnt ihn erſt. Die Luft und der Thau des Himmels werden die junge Pflanze, die noch kaum den Boden überragt, auch der zufälligen Spuren ihres Urſprungs entledigen . . . . .«

Solch überſpannter und ungemäßigter Geſinnungen nun eben voll, kannte Erneſtus, nachdem er in der Hauptſtadt allein die Schattenſeite der erſten Geſellſchaft in das Auge gefaßt hatte, in der einſeitigen Beſchränkung ſeines Urtheils keine Grenzen mehr und ſteigerte, in dem Gedanken an den Unwillen ſeines Vaters und deſſen zu erwartende Vorwürfe, die Aufregung immer mehr, worein ſein eigner rückſichtsloſer Schritt ihn verſetzt hatte. Seine Liebe zu Natur und Einſamkeit, Lektüre und Beſchaulichkeit trieb ihn mittlerweile Tage lang nach allen Seiten ſeiner Waldungen umher, und das Gefühl ſeines Unrechts gegen Friederiken, von deren Verheirathung er noch nichts wußte, Pflicht und Abneigung, es wieder gut zu machen, ließen ihn hier noch weniger als in der Reſidenz mit ſich zur Ruhe kommen. Am ſtärkſten bedrängte ihn das in ſolchen Lebenslagen leicht erwachende dunkle Bedürfniß, den begangenen dummen Streich durch einen vielleicht noch dümmeren ſo zu ſagen wieder auszugleichen.

Es gab in dieſer Gegend eine Anhöhe, von der man einerſeits eine weite Ferne von Wald und Feld, anderſeits nahe Buchen und Felsblöcke vor ſich ſah, und zu der ſich ſelten ein Menſch verſtieg, weil Erneſtus ſeinen Jägern und Hirten verboten hatte, ihr zu nahen, und in der Einſamkeit ſeinen Träumereien und Grillen ungeſtört nachzuhangen liebte. Eines Nachmittags lag er dort auf dem weichen Raſen ſeines Lieblingsplatzes, unter einer Art Felſengrotte und lauſchte auf das Rauſchen der alten Buchen, oder auf das Rieſeln der Pappelweide und ſah dem kleinen Quell zu, der leiſe und geräuſchlos aus dem Boden pulſirte, kleine Wellen Sand wie Blaſen in die Höhe trieb und dann als Bächlein thalwärts rann und ſprudelte. Erneſtus empfand jenes unbeſtimmte Behagen in dem Genuſſe der Natur, das uns dieſen, eben weil wir keine ausdrückliche Rechenſchaft davon geben können, zu dem höchſten macht, und ließ die belebende Kraft der Sonne auf ſich einwirken, von der er behauptete, daß in unſerer Zone auch ihre heißeſten Strahlen wohlthätig auf uns wirkten, ſobald wir uns mit Bedacht und Bewußtſein und nicht als todte Materie dagegen verhielten. Ein kleines Buch lag neben ihm und er ſchien geleſen zu haben; jedoch hatten ſeine Gefühle die Gedanken unterdrückt, und indem ſie ſich bildeten, in die Elemente wieder aufgelöſt, aus deren Duft und Hauch ſie entſtanden.

Auf einmal rauſchte es neben Erneſtus. Er ſah langſam vom Boden auf, wie um nur beiläufig dem ſo dreiſt in ſeine Einſamkeit dringenden Luftzuge einen Blick zu gönnen. Allein gleichwie aus ſeinen abenteuerlichen Gedanken herausgetreten, ſtand ein ſchönes junges Weib vor ihm, das, vom raſchen Gange erhitzt, ſo eben um die Felſenecke gekommen ſchien. Der Ausdruck ihres Geſichtes verrieth nicht weniger Verwunderung als das ſeinige; doch umſpielte ein faſt unſichtbares Lächeln ihre Züge. Ihr unbedecktes Haar wallte in braunen Locken über Rücken und Schultern auf das weiße Gewand nieder, und ein kleiner aufgeſpannter Schirm ſchützte ſie gegen die Sonne. Sie grüßte den jungen Mann, der vor ihr aufgeſprungen war, ſchweigend und wollte ſich wieder entfernen. Wie von einer fremden Gewalt gedrängt, ſie anzureden, bat Erneſtus ſie inzwiſchen, ihm den wunderbaren Traum ihrer Erſcheinung nur in ſofern nicht zu zerſtören, als ſie länger als ein Traum verweile.

Die Fremde erwiederte leichthin, ohne ihn anzuſehen: wofern ſie ihn nicht ſtöre, theile ſie ſeine Einſamkeit auf einige Augenblicke gern, es ſei eben ihre Abſicht geweſen, ſich in dieſer kühlen Verborgenheit von der Tageshitze zu erholen; und fügte auf die Frage: ob ſie nicht gefürchtet habe ſich zu verirren? hinzu: Sie halte ſich nie an Wege, ja vermeide dieſe, und querfeld- oder waldeingehend werde man nicht gefährdet, ſich zu verirren.

Erneſtus ſchwieg verblüfft und ſie ſetzte ſich ihm gegenüber auf einen bemoosten Stein, indem ſie ſich an einen andern lehnte und das Haupt erſchöpft auf die Bruſt ſinken ließ. Die Fülle ihrer Locken ſchützte ſie gegen den Wiederſchein des Sonnenlichtes und warf dunkle Schatten auf das liebliche Bild.

Erneſtus Herz und Sinn war voller Worte gegen ſie und er ſchien faſt beſorgt, ſie nicht zeitig genug außern zu können. Er ſagte ihr: er lerne den Werth dieſer Einöde immer höher ſchätzen und habe an ſeinen Bergen und Waldungen noch gar den Vorzug nicht erkannt, daß Feen ſie bewohnten. Er verbeugte ſich dazu unbewußt und ſie entgegnete ihres Sieges ſicher ſchalkhaft: Er denke menſchenfreundlich genug, ſich ihr ſofort als den Herrn der Berge zu erkennen zu geben. Man wiſſe ja wohl, wer unter dieſem Incognito reiſe, und ſo ſetze er ſie in den Stand, ſich vor ſeiner zwiefachen Macht zu hüten. »Dem ſei indeſſen wie ihm wolle,« meinte ſie: »Sie haben ohne Zweifel ein Recht zu fragen, wie ich Ihr Gebiet betreten habe? Ich bin eine Fremde, die in ihre öſtliche Heimath reiſt und der geheimen Lockung nicht widerſtehen konnte, einige Tage in dieſer Gegend zu verweilen. Von einem der nächſten Dörfer aus, wo ich ein gaſtliches Obdach gefunden habe, durchſtreiſe ich, meinem Hange folgend, die ſchönen Bergwälder, derweil mein alter Diener mich in der Stadt mit Wagen und Gepäck erwartet.«

Nun bedauerte Erneſtus, daß ihr hieſiger Aufenthalt bloß Tage währen ſolle und ſagte, wäre er in der That, wie ſie ſpöttiſcher Weiſe annehme, eine Art Rubezahl, ſo wurde er ſeine Zaubergewalt zuverläſſig dazu mißbrauchen, ſie in ſeinem Reiche feſtzuhalten; obwohl er leider bereits Urſache finde, ihre Gegenmittel für ſtärker als alle denkbaren zu erachten. »Ich bin ein moderner Eremit,« ſprach er weiter, da ihm die Fremde keine Antwort gab: »ich habe die Welt verlaſſen und lebe der Einſamkeit, allerdings nicht vermeſſen genug, in der Standhaftigkeit dem heiligen Antonius zu gleichen; indeſſen weiß ich, daß, wenn ſich weltliche Verführungen ſolcher Art gegen ihn in Bewegung geſetzt hätten, er den Sieg nicht davon getragen haben würde.«

»Hm, Hm,« lächelte die Schöne verführeriſch: »Wie galant für einen menſchenſcheuen Eremiten! Und was hat Sie aus der Welt getrieben, wenn ich fragen darf?«

»Das Unglück,« verſetzte Erneſtus, »daß ich in einem Stande geboren bin und in Verhältniſſen lebe, die ich verachte, die Unmöglichkeit, anderswie aus ihnen herauszutreten.«

Von dieſen Worten anſcheinend überraſcht, warf die Fremde einen Blick auf Erneſtus, und ſagte, nach einer Pauſe: »Ich verſtehe das nicht. Sollte mein Geſchlecht dabei nicht mit im Spiele ſein? nicht gegenſeitig Undank, Ungerechtigkeit, Mißverſtändniſſe und Verſtimmung vorgewaltet haben?« — Sie ſah ihn lauernd an.

»O, das iſt ganz gewiß nicht der Fall,« ſprach Erneſtus bitter. Ihr Geſchlecht wenigſtens iſt in der neueren Zeit ſo überaus unſchuldig geworden, daß es auch gegen mich nichts verſchuldet haben kann.«

Die Dame ſtutzte noch erſichtlicher als zuvor und ſchien eine Vorſtellung eifrig zu verfolgen, wo nicht von ihr verfolgt zu werden. Am Ende ſagte ſie halb verlegen und zerſtreut: »Und was für heilige Andacht beſchäftigt Sie in Ihrer Abgeſchiedenheit? Iſt es ein Brevier, das ich vor Ihnen liegen ſehe?«

Erneſtus erwiederte mit unbeſtimmtem Ausdrucke: »Es iſt das Taſchenbuch Urania mit Tieck's Novelle: Eigenſinn und Laune.«

»Eigenſinn und Laune?« fuhr die Fremde auf: »Und was halten Sie davon? Nehmen Sie mit dem unbilligen Dichter auch Partei gegen die unglückliche Emmeline?«

»Man kann es damit halten wie man will,« ſagte Erneſtus: »Ich mag nicht läugnen, daß ich in gewiſſen Stimmungen geneigt zu glauben bin, der Dichter ſei dieſem Charakter, ſo wie der ihm ähnlichen Charlotte in dem jungen Tiſchlermeiſter einigermaßen zu nahe getreten. Allein wer mit Wort oder Lehre auf ſeine Gegenwart wirken will, wird niemals unterlaſſen, ihr zu dem Zwecke Beides anzupaſſen. Die Schwäche unſerer Zeit hätte ſich vor der enthüllteren Wahrheit oder poetiſchen Gerechtigkeit wohl entſetzt. Vielleicht nöthigte auch die Form den Dichter dazu, Eines und das Andere dem Dritten gegenüber, dem er individuell höhere Bedeutung leiht, in Schatten zu ſtellen. Die gemeine Gerechtigkeit kann in der Poeſie nicht allenthalben gehandhabt werden, die höhere verläugnet Tieck niemals und daß er der Heldin dieſer Novelle ſittlichen Werth beimißt, thut er ſchon durch die herrliche Schilderung ihrer Liebe zu ihrer Tochter kund. Dieſe Tochter iſt Emmelinens Seele, die ſich aus dem verlornen Körper geſchieden hat, und der Gedanke, daß alles Unſterbliche in ihr ſich in die Mutterliebe gerettet, tritt wie der reinſte Solitär der Dichtung hervor, um den ſich die anderen Schönheiten wie geringere Edelſteine fügen. Die Tochter iſt eine nicht für ſich, ſondern für ihre Mutter Büßende, reuig, ohne Sünderin zu ſein, und die ganze Novelle kann für eine Apotheoſe der echten Unſchuld gelten, ſo lieblich leuchtet ihre Blüthe aus dem Schlamme des Laſters.«

Indem beſann ſich Erneſtus auf die ſchon oft erprobte Wirklichkeit wieder und ſchwieg beſchämt, ſich mit ſeinen Herzensergießungen abermals übereilt zu haben.

Er war von hoher Geſtalt, in ſeinen Geberden ruhig und einfach, ſein langes ernſtes, edles Geſicht deutete in dem angekrümmten Profil Entſchloſſenheit und geraden Sinn an und war jetzt ſinnend dem Abgrunde zu ſeinen Füßen zugekehrt, wo das ſilberne Band des Fluſſes zwiſchen grünen Wieſen und Wäldern glänzte. Auf dem mooſigen Raſen neben ihm ſpannte die kleine Spinne ihre langen, ſonnigen Fäden aus, der Luftzug ſauſte ihm leiſe in das Ohr und hoch über ihm woben die Lerchen die Fäden ihrer langgezogenen Töne in die Lüfte und knüpften die Knötchen der Triller hinein.

So frei, rein und hell wie der Ton der Lüfte ſollte unſer Leben ſein, und wer die Lerche verſteht, wird es nicht anders wollen, dachte Erneſtus unwiſſentlich. Und in eben dieſer Stunde verſtand die ihn beobachtende Syrene, die gekommen war, ihn mit ihrem Geſange zu verlocken, die Lerche ebenfalls, um mit einem Male einzuſehen, wie nichtig alles Andere außer der heiligen Natur und Wahrheit ſei.

Der ſchön geformte Arm der Hörerin ſtützte ſich mit dem Ellbogen auf einen Stein, der Kopf war in die offne Fläche der Hand geſenkt, deren Finger in das Labyrinth der Locken gedrungen waren. Die Geſichtszüge waren nicht ſeelenvoll; ein halb in wildem Spott verhohlner Schmerz beherrſchte ſie und hatte ſich wie in Geſtalt eines tiefen Grübchen auf das Kinn oder, noch ſchärfer angedeutet, in die Mundwinkel gelagert. Alle Muskeln des Geſichts waren ſo von Leidenſchaft durchglüht, daß ſie ihre Rechtfertigung gleichſam in ſich ſelbſt fanden und nicht, wie bei unbedeutenden, Menſchen unerklärt blieben. Ihr Auge blieb voll unbefriedigter Schwermuth an Erneſtus hangen, ſo wie ſie aber über den Geſang der Lerche ſein feines Lächeln aufgehen ſah, enthüllte ſie eine tiefe Seelenerſchütterung. Von ihrer erſten ſchlau berechneten und ausgeführten Begegnung mit Erneſtus an bis zu dieſem Augenblicke allein auf ſeine Verführung ausgegangen, lernte ſie nun mit einem- und zum erſten Male in ihrem Leben das Gefühl der

Liebe kennen, indem das neu in ihrer Bruſt erwachende unabweisliche Verlangen nach Selbſtachtung ſie ihrer vorigen Abſichtlichkeit uneingedenk werden ließ. Die ſchmerzliche Spannung ihrer Seele löſte ſich auf das überraſchendſte; ſie war beſiegt.

»O, fahren Sie fort,« flüſterte ſie mit feſter Stimme. »Ihre Worte nehmen meine höchſte Theilnahme in Anſpruch, und betreffen mich näher als ſie glauben. Ich habe das ernſte Thema dieſer Novelle von Anderen noch nie ſo erörtern hören.«

»Ihre Erſcheinung,« äußerte Erneſtus, »hat mich ſchon in das imaginäre Land der Träume verſetzt; und daß ich in dieſer Wildniß dazu komme, mit einer Unbekannten Gedanken auszutauſchen, die man ſonſt nur in dem gedrängten Städteleben, als den Schaum der Civiliſation, von dem Intereſſe des Tages abſchöpft, wird mir jetzt ſo natürlich, daß ich ſo gern, als wenn ich noch allein wäre, meinen Worten ihren Lauf laſſen will.«

»Eigentlich auch »Eigenſinn und Laune« wirft die Frage von der geraden und krummen Lebenslinie auf, die zunächſt in der Novelle »der junge Tiſchlermeiſter« von dem Dichter zur Sprache gebracht worden iſt. Sobald das Leben mir Genuß gewährt, der den Zuſtand der Seele läutert und erhöht, hört das Walten der Pflicht für mich auf, und bin ich frei, indem ich auf der krummen Linie wandle. Tritt dieſer Fall nicht ein, ſo muß ich nothwendigerweiſe der geraden Linie der Pflicht folgen. Auf der krummen Linie ſicher zu wandeln, kann nur Wenigen gegönnt ſein. Wer es wie die Heldin von »Eigenſinn und Laune« im Frevel thut, muß dafur bußen. Man ſoll nie vergeſſen, daß der Weg der Pflicht die allgemeine Landſtraße iſt und wer ihn ungefährdet verlaſſen will, zuvor mit ſich und der Welt einig ſein, das Gebiet kennen muß, das er pfad- und führerlos zu durchſchweifen hat. In Emmelinen iſt kein Ernſt und keine Wahrheit, ſie iſt der Geiſt der Ungezogenheit und Lüge. Urſprünglich war ſie freilich edel und verachtete die Dreſſirten oder ſogenannten Gebildeten. Allein ſie ging in der Verachtung ſelbſt mit unter, da ſie zur Freiheit nicht berufen war, warf ſich, die alte Form verhöhnend, der Formloſigkeit in die Arme und ward alſo allmählig, von dem verzweifelten Gefühle ihres eignen Unwerths erdrückt, moraliſch wie phyſiſch vernichtet.«

»Dieſe Novellen »Eigenſinn und Laune« und »der junge Tiſchlermeiſter« ſind beide demagogiſche, indem ſie auf das Volk hinweiſen und es belehren, woher ihm Heil zu erwarten ſteht. Auch haben wir wiederum nur von dem geſunden Menſchenverſtande des Volkes, nicht von der halben Bildung und Dreſſur, die zeitgemäße Umgeſtaltung der Welt zu erwarten. Das Volk ſoll immerdar Volk bleiben und der kräftige Baum ſeiner Natur nicht aus dem freien Boden, worin er gediehen iſt, herausgehoben und in den Gewächshauskübel der Verfeinerung geſetzt werden, in dem er verſchrumpft und eingeht. Die Schranken der Standesverſchiedenheit ſollen bei alledem nicht durchbrochen, die Perlen der Erkenntniß Einzelner nicht zertreten und als ſcharfer Staub der daran erblindenden Menge in die Augen geſtreut werden. Bewahre Dich ſelbſt! die Achtung vor uns ſelbſt iſt das erſte Moralgeſetz, die Pflicht oder Freiheit, je nachdem es Noth thut. Auch Charlotte in dem jungen Tiſchlermeiſter geht daran zu Grunde, daß ſie mit der Sitte die Achtung vor ſich ſelbſt verliert und in deren Aufgeben den erſten Schritt zur Freiheit der krummen Linie gethan zu haben meint.«

»Doch iſt nicht zu vergeſſen,« warf die Fremde haſtig ein, »daß die arme Charlotte nur par ordre de Mufti untergeht, und der Dichter damit wider ſeine beſſere Überzeugung hanblet. Sie hätte wenigſtens die Wohlthat des Todes verdient.«

»Es ſei in Ihrer Behauptung etwas Wahres oder nicht,« verſetzte Erneſtus, »ſo iſt und bleibt der Dichter ſelbſt das Schickſal ſeiner Geſchöpfe. Charlotte iſt ein ſchöner Schein, die Jugend entführt ihn. Es käme ja auf ſie ſelbſt an, ſich treu zu bleiben; warum hat ſie, wie die meiſten Menſchen ihrer Art, die Kraft nicht dazu?«

»Wie die meiſten Menſchen ihrer Art!« warf die Schöne ein, »wo wären die? Das iſt eben die grobe Unwahrheit! Die man im Leben augenblicklich dafür halten könnte, ſind nicht ſo. Ein ſolches Weſen, wenn es möglich wäre, müßte mehr innerlichen Halt haben.«

»Nach Zeit und Umſtänden, ja,« ſagte Erneſtus. »Allein der Schein verſchwindet ſpurlos. Der Dichter veredelt eben alles was er berührt und wenn der größere zuweilen in Ironie übergeht, kann er ſich auch der Ausübung der Gerechtigkeit entziehen wollen. Der echte Dichter iſt überdies immer ſubjektiv und ſobald man ihn fälſchlich objektiv nennt, nur im erhöhtem Grade Dichter. Tieck konnte mehr als einen Grund haben, die ſelbſt von der Idee des Kunſtwerkes bedingte poetiſche Gerechtigkeit Charlotten zu verweigern, und wenn er ſie mit einer gewiſſen Unbeſtimmtheit allerdings preis gibt, ſtellt er gegen den Anſchein doch wieder Zweifel auf, und macht es nicht undenkbar, daß ſie unter anderen Verhältniſſen Recht behalten könnte. Es wäre dies nur eine andere Aufgabe für die Poeſie.«

»Sie könnten ſich ein halbverlornes Weib alſo bedingungsweiſe poetiſch gerechtfertigt denken?« wagte die Fremde mit der noch halb ſchüchternen Frage ſich hervor.

»Weshalb nicht?« verſetzte Erneſtus. »Ich wünſche mir ſogar Glück, daß Sie es zu thun ſcheinen. Die Frauen laſſen der Wirklichkeit hierin ſo ſelten ihr Recht angedeihen. Und doch iſt das Leben ſo groß. Warum ſollten ſie es nicht ebenfalls auf den Biegungen der krummen Linie durchgehen dürfen? Gewinnen wir die Krone des Sieges nur um jeden Preis; es iſt einerlei, wie viele moraliſche oder geiſtige Gliedmaßen in dem Kampfe verloren gehen.«

»Sie ſprechen eine verhängnißreiche Wahrheit aus,« erklärte ſich die Fremde, »und ich läugne nicht, daß ich mit Ihnen einverſtanden bin. Es kommt nur darauf an, daß wir das Bedürfniß des verlornen Gliedes in uns ertödten oder die Wurzel ausreuten, um unſerem Selbſtgefühle nach kein Krüppel zu ſein. Nur der feſte Wille iſt erforderlich, uns auch hienieden unter jeder Bedingung zu beſeligen. Keine Einbuße .....«

Sie wollte ſagen: »kann es unmöglich machen;« jedoch verſchloß ihr eine heimliche Gewalt den Mund, deſſen ſchmerzlichen Ausdruck ein Anflug kühnen Übermuthes augenblicklich verſchleiert hatte. Ihr Schweigen mißdeutend, brach Erneſtus in die freudigen Worte aus: »Sie verwirklichen das höchſte Ergebniß unſers merkwürdigen Geſpräches, ſchöne Pilgerin; und ich erſtaune immer mehr über unſer wunderbares Zuſammentreffen.«

Er wollte weiterreden, die Fremde fiel ihm aber mit oft erprobter Geiſtesgegenwart in das Wort. »Die wahren Wunder unſers Lebens,« ſagte ſie, »liegen ſelten da, wo wir ſie vermuthen und ſo, denke ich, käme Ihnen bei näherem Zuſehen, dieſe anſcheinend ſeltſame Begegnung wohl begreiflich vor. Indeſſen brechen wir davon ab. Das Geſchehene möchte nicht zu ändern ſein. Wozu die Erklärung vor der Zeit, da alles ſeinen unabänderlichen Lauf und ſeine höhere Fügung hat. Sehen Sie auf das Nächſte hier, wie die Pflanzen, Blätter und Gräſer zu Tauſenden aus dem Boden wachſen und im Winde ſchwanken. Wer achtet auch nur auf ihrer einen und weiß von ihm, ob er zu ſeiner Reife und Ausbildung gedieh, zertreten oder ſonſt vernichtet ward? Jedoch hat jeder Halm ſein eignes Schickſal, das wunderbar zu betrachten oder zu verfolgen ſein würde, und den Halmen gleich wachſen und wanken die Menſchenſchickſale und Glückſale durcheinander. Der Wind des Zufalls miſcht ſie und es kann der Einſamſte, Vergeſſenſte, ohne daß die Welt es ahndet, glücklich ſein.«

Ein Regen, der ſich inzwiſchen zuſammengezogen hatte, trieb das Paar unter die Grotte, und ſie beſprachen daſelbſt die Eigenthümlichkeit des Landes, mit der Erneſtus die Fremde bekannt machte, bis der Himmel wieder klar war und er ſie nach ihrer Wohnung zurück begleitete.

Beim Untergang der Sonne hingen die Bäume voller Tropfen, die funkelten und fielen und wie lauter Diamanten auf den Blättern zitterten oder bunt im Graſe leuchteten. Der Vollmond ging auf, und dahinter glühte ein dunkles Wetter blitzesſchwanger durch die Dämmerung, ſo oft die feurigen Zuckungen ſeine Ränder ſchwellten. Kleine weiße Wölkchen ſchwammen neben dem Monde und eine große glänzende Wolke mit zwei weißen Flügeln und ſchwarzem Leibe und Schwanze ſtand, einem ungeheuren Vogel ähnlich, vor der Scheibe, die wie ein Auge aus ihrem Kopfe ſchien. Weißlicher, von der Tageshitze erzeugter Duft hüllte die Atmoſphäre der nach Kühlung ſchmachtenden verſengten Erde ein, derweil unferne Muſik, in Mondſchein zerfließend, durch das allgemeine Schweigen drang und ein dunkler Arm des Wetters ſich über den Mond weglegte, um Himmel und Erde mit einem glanzloſen Trauerflor zu überziehen.

Die Natur ſcheidet oder verbindet immer leichter und dauerhafter als alles, und ſo hatte das Paar, es wußte nicht wie, Jahre der Bekanntſchaft überſprungen, indem es von dem nächſten Tage an, das auf dem Heimwege Verabredete ausführte und gemeinſam die Gegend durchwanderte.

Sie verſtändigten ſich dabei immer mehr und tauſchten ihre Lebensanſichten gegen einander aus. Sie ſchmähten zuſammen auf Welt und Geſellſchaft, entzückten ſich wechſelſeitig an Natur und Freiheit und laſen gemeinſchaftlich die Poeten, die ſie liebten. Auch erkletterten ſie eben mit einander die Höhen oder ruhten in den Thälern und wo Valeskens Kraft nicht ausreichte, zog Erneſtus ſie mit ſtarkem Arme ſich nach oder trug ſie ſcherzend durch Geſtrüpp und Gräben.

Er mußte ſich oft ſammeln und beſinnen, daß dieſe Wirklichkeit kein Traum ſei, den ihm ſeine abenteuerlichen Phantaſien vorgaukelten. Es waltete eine Vertraulichkeit zwiſchen ihnen vor, als ob es nicht anders ſein könne und doch verhinderte ſtündlicher Reiz und Genuß jeden Ausbruch von Leidenſchaft und hatte kein Verlangen Zeit ſich anzuſammeln.

Als Valeska nach einigen Tagen erhitzt, athemlos, wild, einen Berg herabgeflogen kam, auf dem ſie ſich wie Kinder gejagt hatten, ſtürzte ſie dem unten Harrenden, der ſie in ſeinen Armen vor dem Falle auffing, unaufhaltſam an die Bruſt. Es war ein Moment des höchſten Entzückens, indem ſie ſich unwillkürlich den erſten Kuß gaben. Ein jäher Schreck löſte ihn ab und ſie flogen eben ſo ſchnell aus einander als zuſammen. Zwei Feldhühner hatten in einer nahen Waldfurche geſeſſen und ſchnurrten aufgeſcheucht in die Lüfte, ſo, daß dem erſchreckten Paare das Herz noch lange nach ſchlug. Sie wandelten dann eine Weile ſchweigſam und ſinnend neben einander und waren von dem Ausbruch ihrer Gefühle ſelbſt überraſcht.

Von der Zeit an ward Erneſtus nachdenkender, Valeska ernſter. Sie hatte noch keinen Mann geachtet oder geliebt, und nur ein frevelhaftes Spiel mit der Leidenſchaft getrieben, die ſich dafür durch ihre Erniedrigung an ihr gerächt hatte.

Jetzt fühlte ſie die erſte ernſte Leidenſchaft und ihre Hochachtung des Gegenſtandes erhöhte ſie zur Liebe. Dem Unglauben an alles Glück war ſie bisher bloß reizend geweſen, jetzt fühlte ſie einen unwiderſtehlichen Gegenreiz des Lebens und ahnete, daß ihr voriger Uebermuth keine natürliche Seelenſtimmung geweſen ſei, daß der Einzelne nicht ſein Leben lang verläugnen könne, was Millionen als Naturgeſetz heilig iſt. Sie fing an zu begreifen, daß ſie ein Unerſetzliches verloren habe; hielt aber noch die Hoffnung feſt, es mit ihrer Leidenſchaft zu erſetzen.

Eines Tages beſuchte ſie Erneſtus in dem abgelegenen Bauerhauſe, das ſie bewohnte. Es war mit Stroh gedeckt und ſo üppig mit Wein bewachſen, daß die aufgeſchoſſenen Reben ſich wie im Vorgefühle künftiger Traubenlaſt oben niederbogen. Blumen blühten in dem Höfchen vor der Hütte, große Käfer ſummten durch die ſtille Luft und machten die Gemüthlichkeit gewiſſermaßen hörbar.

Die Kinder der Hausleute ſpielten vor der Thüre und von ihnen hörte Erneſtus, daß ihre Eltern auf Arbeit auswärts und die Fremde allein drin wäre.

Er fand Valeska nicht im Hauſe und ging durch die Hinterthüre in den Obſtgarten. Da ſaß ſie im Schatten des Hauſes mit einer Handarbeit und weinte, ohne des einen oder anderen gewohnt zu ſein, da ſie wie unwillig über ihre Thränen, auf einen Fleck vor ſich nieder ſtarrte und nach einigen vergeblichen Verſuchen weiter zu nähen, ihre Hände im Schooße ruhen ließ. Sie hatte Erneſtus im Anfange ihres Umganges eine Schalkhaftigkeit verrathen, die nun ſpurlos verſchwunden war.

Erſt verlegen, dann unwillkürlich zärtlich, bei Gelegenheit wild, heftig, ſchmollend, oder tief verſchämt, ſtill, ſtumm, ſprang ſie aus einem Zuſtand in den andern über, und veranſchaulichte in lieblichſter Abwechſelung einen ſteten Kampf zwiſchen Schmerz und Luſt. Sie ſchien ſich ſelbſt nicht zu begreifen und Erneſtus konnte wohl glauben, ihre erwachende Leidenſchaft ſei der Grund der Veränderung, in der ihre erſichtliche Verlegenheit die ſeinige nicht aufkommen ließ.

Er beobachtete ſie in der Thüre des Hauſes ſo lange unbemerkt, bis er ſich nicht mehr zurückhalten konnte und mit der zärtlichſten Theilnahme nach ihrem Kummer fragte. Sie erſchrak, in dieſem Zuſtande betroffen zu werden, und ſagte, es ſei nichts; ſie habe manchmal ſolche Stunden und Launen, in denen ihre Frauennatur die Selbſtändigkeit ihres Charakters räche. Sie ſtrebte ſich dieſer Stimmung gewaltſam zu entledigen und in einen ſcherzhaften Ton überzugehen; allein Erneſtus unterſtützte ſie in dem Bemühen nicht und ward von ihrer eignen abnehmenden Empfindſamkeit hingeriſſen, ihr ſeine Wünſche auszuſprechen. Sie ſah ihn groß, feſt und nachdenkend an und ihr Auge blickte in die Weite: es war als hafte es an einem fernen Gegenſtande. Plötzlich beſann ſie ſich wie auf ein Entſetzliches und ihre mühſam errungene Faſſung ging verloren. Ein Erneſtus unbegreiflicher Sturm von Gefühlen überkam ſie. Unwillen, neue Thränen, Lachen, Zorn, kindiſcher Spott, Scham überzogen ihr Geſicht bald mit Purpur bald mit Todtenbläſſe, und ſeine leidenſchaftlichen Erklärungen machten ſie nur kälter und abſtoßender gegen ihn, bis ſie, ohne vorgängige Andeutung ihres veränderten Gefühls, ihm ihre Hand reichte und erklärte, ſie wolle die Seinige werden. Kaum ausgeſprochen, ſchien zwar dieſer Entſchluß, den ſie ihrer Seele abgedrungen, ſie zu gereuen; allein Erneſtus rückwirkende Dankbarkeit verhinderte ſie, ihn zu widerrufen.

Sie ſtand auf, um einige Erfriſchungen zu beſorgen. Sie deckte einen kleinen Tiſch zum ländlichen Abendeſſen und brachte Milch und Früchte. Er glaubte, das wunderbare Weſen noch nie ſo reizend als in der Beſchäftigung als Hausfrau geſehen zu haben. Sie war trotz dem, daß ſie nur in großen Verhältniſſen gelebt zu haben ſchien, ſo praktiſch, ſchlicht und entſchieden. Und dazu das Räthſelhafte ihrer Erſcheinung. Ihr geiſtreiches, poetiſches Geſpräch, ihre kindliche Liebe zu Natur und Natürlichkeit, unbeſchadet aller Geiſteskraft und Energie, ihre vertrauliche zarte Weiblichkeit, die noch ſo neu und friſch aus der Knospe gebrochen. — — — Erneſtus fühlte ſich bei dem Gedanken an ihren Beſitz im Paradieſe. Seine kühnſten Träume von ſeiner dereinſtigen Lebensgefährtin gingen in Erfüllung. »Das iſt das Weib wie es ſein ſollte, die freie Frau, die wahre Unſchuld!« rief er bei ſich aus.

Valeska ſprach während des Abendeſſens von ihren heimiſchen Verhältniſſen Sie war die Tochter eines ruſſiſchen Fürſten und einer deutſchen Magd. Ihre Mutter, die ſie nie gekannt hatte, war früh geſtorben und es mußte bei ihrem Tode eine gewaltſame Kataſtrophe ſtattgefunden haben, die ſie nicht ergründen konnte. Ihr Vater liebte und behandelte ſie wie eine rechtmäßige Tochter. Er ließ ihr die feinſte Erziehung geben und mochte ein ihrer Mutter zugefügtes Unrecht gegen ſie wieder gut machen wollen. Er hinterließ ihr bei ſeinem Tode ein anſehnliches Vermögen, und da ſie eben erwachſen und unabhängig geworden war, mit ihrem noch unmündigen Halbbruder aus rechtmäßiger Ehe, dem Erben der großen Güter ſeines Hauſes, auch in keinen freundlichen Verhältniſſen lebte, ſo gab ſie ihrem Abſchen vor allem Ruſſiſchen nach und reiſte nach Deutſchland, wohin ihr ihre Zinſen richtig ausgezahlt wurden. Die Abſicht ihres Vaters, ſie anzuerkennen und ſeinem Stande gemäß zu vermählen, hatte ihr hohe und ſtolze Lebensanſichten beigebracht; ſie aber zugleich verleitet, ihre Verhältniſſe von einem allzufreien Standpunkte aus anzuſehen und ſich mancher nothwendigen Sitte zu überheben. Alleinſtehend und einſam, durchwanderte ſie als Abenteurerin viele Länder und Gegenden und bildete das Demagogiſche in ihren Anſichten, Gedanken und Gefühlen immer rückſichtsloſer aus. Sie haßte allen Zwang des Herkömmlichen und wandte alle Mittel an, ſich von deſſen Bande los zu machen, ward durch kein ſtarkes Gefühl der Achtung oder Liebe vor den ſchlimmſten Verirrungen bewahrt . . .

Valeska hatte nach dieſer Erklärung Erneſtus mit einem ſcheuen Blicke angeſehen und eine Weile angeſtanden, weiter zu reden; da er ihr indeſſen, fern von Nebengedanken, mit geſpannter Aufmerkſamkeit zuhörte, ſo beſchloß ſie ihre Mittheilung mit folgenden Worten:

»Jetzt ward mein Bruder mündig und wandte ſeine erſte Selbſtandigkeit dazu an, mir meine Einkünfte vorzuenthalten. Meine Bitten und Beſchwörungen, gerecht und billig gegen mich zu ſein, blieben fruchtlos; er verhöhnte mich als Baſtard, und wie hätte ich in Rußland überhaupt, geſchweige denn in meiner perſönlichen Lage den Gedanken faſſen dürfen, mein Recht gegen einen einflußreichen Mann zu verfechten! Ich mußte das Unrecht ſchweigſam dulden, und hätte nicht einmal die Mittel gehabt, ihn anzuklagen. Jahre lang dauerte meine Noth und Bedrängniß, wiewohl ich ſo vielerlei Bedürfniſſe und der Befriedigung aller Wünſche gewohnt geweſen war, und damit erhielt mein Charakter ſeine Ausbildung. Ich hatte die entſetzlichſten Kämpfe mit mir zu beſtehen und ſiegte zuletzt über Erziehung und Verwöhnung, indem ich alles Ueberflüſſige entbehren lernte. Allein meine Verachtung meiner ſelbſt und der Menſchen, ich möchte ſagen, alles Zeitlichen, erreichte auch den höchſten Grad, und ich rächte mich an den Reichen und Vornehmen auf eine Art, die ich Ihnen nicht angeben kann. Des Nächſten mehr davon, mein Freund, und damit zugleich meine Antwort auf die Frage: ob ich für das Leben die Ihrige werden kann und darf.«

»Wozu der Antwort, die Ihre Einwilligung in Frage ſtellt?« rief Erneſtus. »Ich errathe, was Sie ſagen können. Sie kennen aber meine Grundſätze von der wahren Unſchuld und Weiblichkeit, ich kenne Ihren Seelenadel, Ihre Treue gegen Sich ſelbſt, Ihren Charakter!«

»Sie errathen, kennen nichts von Allem,« ſprach Valeska heftig, wiewohl mit leiſer Stimme und wandte das Antlitz ab. »Ein einziges Weib vermag, wenn die Umſtände ihr entgegen kommen, ſich ärger als zehn Männer zu verirren. Genug davon für heute. Ich vermag in dieſer Stunde nicht offen gegen Sie zu ſein. Laſſen Sie mich erſt mit wenigen Worten meine Geſchichte auserzählen. Mein unfreundlicher Bruder ſtarb vor nicht langer Zeit und ein Bruder meines Vaters war ſein Erbe. Dieſer edle Mann hatte mir ſchon früher wohlgewollt und, ſpäterhin auf Reiſen, leider nichts von meiner traurigen Lage erfahren. Mehrere Briefe, die ich mit der Bitte um ſeine Vermittlung an ihn geſchrieben hatte, waren verloren gegangen. Ich hatte dies aber nicht gewußt und ferner aus Stolz unterlaſſen, ſeine vermeinte Theilnahmloſigkeit um Beiſtand abzuſprechen. Doch erfuhr er heimkehrend nicht ſobald mein Mißgeſchick, als er ſich beeilte, das Unrecht meines Bruders an mir gut zu machen, und mir vollkommne Sicherheit über mein Vermögen in die Hand zu geben. Ich darf, in Folge deſſen, nun wohl darauf rechnen, den Druck des Lebens in der Hinſicht überſtanden zu haben. Ach! mein theuerſter Freund! aber wie habe ich ihn überſtanden? Ich ſchaudere, wenn ich an die Vergangenheit denke. Wie weit kann die unglückliche Gabe des Geiſtes oder Verſtandes ein ſchwaches Weſen verleiten, das keine moraliſche Stütze in ſich, keinen Freund, keinen älterlichen Rathgeber und Warner hat! Wohin kann ſein Lebensſchiff, ohne die Anker des Glaubens, der Liebe und Hoffnung verſchlagen werden! Mich ſchützte keins dieſer himmliſchen Gefühle und ich ſollte die Abgründe der modernen Hypergenialität ermeſſen: ich ward als Frau zum Eckſtein, den die Baumeiſter alle verwerfen müßten . . . . . .“

Hier kehrten die Bauersleute vom Felde zurück und traten, das Alleinſein der Liebenden ſtörend, heran, um ihren Herrn redſelig zu begrüßen. Die durch ihre eignen Worte erſchütterte Valeska mußte auf ihre Stube flüchten, um Faſſung zu gewinnen und als ſie wiederkam, fand ſich keine Stimmung und Gelegenheit, ihr anfängliches Geſpräch mit Erneſtus auf's Neue anzuknüpfen.

Sie begleitete ihn auf ſeinem ſpäten Heimwege durch das Dorf, in dem durch Obſtbaumpflanzungen das Abendroth ſchimmerte, die Männer vor den Thüren die ſchallenden Senſen klopften, Kinder die Kühe von der Weide trieben und ſchwerbeladene Erndtewagen von Hunden angebellt einfuhren, um ſo das Bild des Traulichen und Häuslichen in der Stimmung des Jünglings mannichfaltigſt abzuſpiegeln.

Erneſtus von Bingen war vierzehn Tage früher, als ihn ſeine Mutter erwartet hatte, auf die Welt gekommen, und hatte alſo ſchon mit ſeiner Geburt Verwirrung angeſtiftet, derzufolge man von ihm behauptete, daß ſeine eigenthümliche Neigung zu Ueberraſchungen und Abneigung, ſich überraſchen zu laſſen, in eben dem Naturgeſetze jener erſten Überraſchung ihren Grund habe. Von Liebe und Glück berauſcht wieder auf ſeinem Schloſſe angelangt, malte er ſich mit den glänzendſten Farben aus, wie herrlich es ſein müſſe, ſeine liebe Braut mit der Trauung zu überraſchen, und gewann den einmal gefaßten Gedanken bald ſo lieb, daß derſelbe immer mehr zur That reifte; ja, ſeltſamerweiſe verband er damit ſogar ein Verlangen, das ihm in anderer Stimmung nur Widerwillen erregt haben würde, ſeine Hochzeit mit Valeska recht feierlich zu begehen und die ihm faſt unbekannte Nachbarſchaft dazu einzuladen. Der Gedanke, den ſchönſten Tag ſeines Lebens durch den Lärmen und Aufruhr einer ſolchen Geſellſchaft zu entweihen, hätte ihm ſonſt wohl unerträglich fallen müſſen; in ſeiner jetzigen Aufregung war es ihm gerade recht, nach einer Ausnahme, die er ſich in der Art geſtattete, die alte Regel wieder feſt zu ſtiften. Die Ausführung ſeines gewichtigen Entſchluſſes beraumte er für einen Tag an, an dem er ſeine Freundin eingeladen hatte, zum erſten Mal auf längere Zeit in ſeinem Schloſſe ſein Gaſt zu ſein, und er war überzeugt, ſie könne ſeinem Glücke keinen beharrlichen Widerſtand entgegenſetzen, ſobald ſie bei ihrer Ankunft hinter ſein Geheimniß komme.

Valeska hatte aber auch ihrerſeits beſchloſſen, ihm an dieſem Tage ihr Inneres mitzutheilen, deſſen frühere Verſchrobenheit ſie nun wohl erkannte, ohne doch in ihrer ſubjektiven Befangenheit errathen zu können, wie die übrige Welt ſie richtete. Ihr fürſtlicher Rang war in ihren Augen vordem ſo ſehr außer Frage geſtellt, daß ſie ſich darum über die Befolgung mancher Pflichten und Geſetze erhaben geglaubt hatte und in dieſer ſonderbaren Selbſtüberſchätzung durch Verachtung Anderer verächtlich geworden war. Jetzt ſiegte endlich das Deutſche in ihrer Natur über das Slaviſche, die mütterliche Demuth über den väterlichen Stolz und erwachte die echte weibliche Würde zum erſten Mal in ihrem Gemüthe, um ihre Herrſchaft niemals wieder aufzugeben. Unter anderen Verhaltniſſen hatten dieſe Erkenntniſſe Valeska gewiß tief gebeugt; da ſie aber auf der andern Seite die Menſchen gut genug kannte, um zu wiſſen, wie wenig Ernſt es den Meiſten mit ihrem Thun und Wollen iſt, ſo ſah, trotz ihrer Zerknirſchung, ihr angeborner Leichtſinn immerhin die Möglichkeit ihrer Verbindung mit Erneſtus für den Fall vor Augen, daß derſelbe ihre Eröffnungen vertrüge. Ja, ſie war ſeiner faſt nicht weniger, als ihrer ſelbſt gewiß und es ſagte jeder Blick, jedes Wort von ihm ihr insgeheim: »Du oder keine Andere!« was der einfache Wiederhall der Rede ihres Herzens war. Sie durfte ebenſowohl hoffen, ihn in der Ehe zu beglücken, als durch Ausdauer in Sitte und Ehrbarkeit ſeinen Vater mit ſich zu verſöhnen. War ſie ſich doch wohl bewußt, daß die erſte Geſellſchaft in dem Ehrenpunkte, der ſie mit betraf, keineswegs unbeſtechlich ſei. Und ſeitdem die Liebe zu Erneſtus ihr Herz gerührt, hatte ſie unabläſſig »der Gott und die Bajadere« von Göthe im Sinne haben müſſen, in dem Gefühle, das nach und nach ihre Seele ausgefüllt, erſt recht die bedeutungsvollen Worte verſtehen lernen: »iſt Gehorſam im Gemüthe, wird nicht fern die Liebe ſein.« Gehorſam, Pflicht und Demuth ward ihr mit der Sitte eins.

Als Erneſtus am Vorabende ſeines Hochzeitfeſtes in Gedanken das Leben erörterte, das er künftig mit Valesken führen werde, und die Ueberraſchung, die er ihr und die er ſeinem Vater bereite, erwog, ſobald er ihm nach der Vollziehung ſeiner Ehe kund thue, wie er aus einem Weiberfeinde ein erklärter Weiberfreund geworden ſei, mußte er über ſich ſelbſt und den ganzen Umfang dieſer Umwälzung lächeln. »Ja, wenn nur erſt die Rechte kömmt,« dachte er, »ſo wirft ſie alle Grundſätze durch einander!« Auch konnte er ſich die Spannung und das nachmalige Erſtaunen der Geſellſchaft, die zu einer Hochzeit kam, von deren näheren Umſtänden ſie ſo wenig ahndete, nicht komiſch genug vorſtellen. Er war gemeint, ſie mit den ſeltenen Vorzugen ſeiner Braut und ihrer unvergleichlichen Eigenthümlichkeit durchaus zu verblenden und hatte das große Feſt beſonders auch ſeines Vaters wegen veranlaßt, damit ihm der hinterdrein nicht vorwerfe, den Anſtand vernachlaſſigt zu haben. Er hatte ihm recht bündig zu beweiſen vor, daß er bei Gelegenheit die Würde des Hauſes ebenfalls zu vertreten verſtehe.

Erneſtus legte ſich ſpat ſchlafen und angenehme Traumbildungen umgaukelten ihn. In der ſchwülen Nacht brach ein Gewitter über die Gegend los. Erneſtus erwachte mit Unbehagen und konnte nicht wieder einſchlafen. Er ſtand etwas verſtört früh auf und erheiterte ſich nur erſt an ſeinen anmuthigen Erwartungen. Er öffnete das Fenſter ſeiner Schlafſtube, um ſich von der friſchen Luft anſtrömen zu laſſen. Zu ſeinem Mißmuthe war der Himmel nicht hell und hatte das Wetter die Luft nicht ſowohl abgekühlt als erkältet. Er eilte dennoch ins Freie und auf die Anhöhe, wo er Valeska zuerſt geſehen hatte. Die Sonne ſchien den weißlichen Wolkenſchleier durchbrechen zu wollen, der noch gegen ihre Strahlen Stich hielt. Erneſtus ſtand an dem Abgrunde, von wannen er ſein ganzes Eigenthum überſah. Rauch ſtieg an vielen Stellen des Thales auf und die Schatten der Wälder lagen mitten im Waſſer der großen Teiche. Erneſtus ſchaute durch die zitternden Birken neben ihm hinunter und fühlte ſich im freien Beſitze dieſer weiten Landſchaft äußerſt behaglich, indem er erwog, wie Valeska's Eigenthümlichkeit in ſo innigem Einklange mit ſeinem Weſen und ſeinen Neigungen ſtehe und er allenthalben in ihr das Echo ſeines Herzens wiederfinde.

»Um wie viel beſſer,« ſagte er auch in dem Gedanken an ihre neulichen Aeußerungen zu ſich ſelbſt. »ſie ſo wie ſie iſt, mag ſie immerhin, wie ich freilich glauben muß, einen

Fehltritt begangen haben, mit der Wahrheit und Geſundheit ihres Geiſtes, als eine jener verlegenen Unſchulden aus der großen Welt! Eine wenn auch erſt nach dem Fall geprüfte und feſtgeſtellte Tugend iſt mehr werth, als eine nie verſuchte und nur darum nie gefallene, deren Gefühlsthätigkeit aller Verſuchung zu abgeſtumpft iſt.

Jedoch lag neben dieſen heiteren Vorſtellungen im Grunde ſeiner Seele eine Bangigkeit, die ihm gleichſam den Hals zuſchnürte und, als bedürfe ſie der Worte, um ſich auszuſprechen, bis an den Mund emporſtieg.

Nach Hauſe zurückgekehrt, erwartete Erneſtus alle Augenblicke, Valeska ankommen zu ſehen. Er hatte ſie gebeten, um acht Uhr da zu ſein und ſie nicht ſelbſt abholen können, weil mancherlei Anordnungen ſeine Anweſenheit im Schloſſe erheiſchten. Er wollte ſich erſt recht von Herzen mit ihr ausſprechen, auf ihr Verlangen ſich auch ihre Erklärungen geben laſſen, und hinwieder ſie vorbereiten.

Sie mußte auf ihrem Wege durch die franzöſiſchen Gartenanlagen dieſſeits des Schloſſes kommen, zu denen ſie den Schlüſſel hatte, und Erneſtus ſaß erwartungsvoll in einem Bosket unweit des Eingangs, wo ſie von der Unruhe des Hauſes ungeſtört bleiben konnten.

Er hatte die Trauung pünktlich um zehn Uhr veranſtaltet, und die Gäſte waren darauf vorbereitet, daß der Hausherr ſich und ſeine Braut ihnen erſt nachher vorſtellen werde. Sie verſammelten ſich darum gleich in der Kirche und ſollten erſt nach der Zeremonie ein Frühſtück einnehmen. Es ſchlug inzwiſchen acht Uhr und Valeska kam noch nicht. Erneſtus wagte aus Beſorgniß, ſie zu verfehlen, keinen Fuß aus dem Garten zu ſetzen. Es ſchlug neun und er wußte nicht, woran er war. Entgegenſenden konnte er ihr Niemand, damit ſein Geheimniß nicht verrathen würde. Die zehnte

Stunde rückte näher. Erneſtus hörte einen Wagen nach dem andern in den Hof raſſeln und ſah die Gäſte von weitem ſich an ihren Platz begeben, wo ſie, wenn auch ſchon auf Abenteuerliches gefaßt, denn doch nicht wenig ſtaunten, Einer von dem Andern zu vernehmen, daß Niemand wiſſe, wer und woher die Braut des Freiherrn ſei. Sogar der Prediger wußte nichts davon und hatte für ſeine Bereitwilligkeit, die Trauung ohne die vorgängigen Förmlichkeiten zu vollziehen, das Ehrenwort ſeines Patronatsherrn erhalten, daß der Verbindung keine Hinderniſſe im Wege ſtänden.

Es ſchlug von dem Schloßthurme die zehnte Stunde und in der Kapelle war Alles in höchſter Neugierde verſammelt, Alles zu der heiligen Handlung in Bereitſchaft. Erneſtus hatte in ſeiner Verwirrung nicht Geiſtesgegenwart genug gehabt, wegen Valeſka's Ausbleiben ſeinen Gäſten zuerſt das Frühſtück ſerviren zu laſſen und die Trauung einige Stunden zu verſchieben. Er wollte vor Ungeduld verzweifeln — als endlich dennoch die Gartenthüre aufgeſchloſſen ward und die Erſehnte eintrat. Er flog ihr mit Entzücken entgegen. »So ſpät!« rief er, »ſo ſpät, Valeſka! Ich wußte ſchon nicht mehr, was ich von Ihrem Ausbleiben denken ſollte.« — Sie entſchuldigte ſich mit Unpäßlichkeit und ſchien über ſeine Aufregung verwundert. Man ſah ihr an, daß ſie geweint hatte, und die Spur der Thränen konnte ein ſo ſtarkes Weſen nur verſchönen. Sie hatte ſich auf ihre Erklärung gegen Erneſtus ernſtlich vorbereitet und war von dem Einblicke in ihr Inneres, den ſie dabei thun müſſen, auf das tiefſte erſchüttert worden. Sie war kaum im Stande, ihre nothdürftige Faſſung zu behaupten und achtete auf Nichts, was außer dem Hauptzuge ihrer Gedanken lag.

Erneſtus verſah ſich deſſen und wußte es ſich nicht zu deuten. Doch drängte die Zeit und vermochte er der

Urſache nicht nachzuforſchen. Er konnte die Trauung nicht mehr aufſchieben und befand ſich in der ärgerlichſten Verlegenheit, da nicht einmal Zeit ſich zu erklären, geſchweige denn Valeska mit der bereit liegenden hochzeitlichen Kleidung zu ſchmücken, übrig war. Das Letztere, tröſtete er ſich, wäre überdies überflüſſig geweſen, und es war beſſer, daß es nicht geſchah. Es kam alſo nur darauf an, ſie mit ein paar Worten vorzubereiten; ihr die Ueberraſchung völlig zu benehmen, hätte er nicht gewagt, und ſo ſagte er ihr etwas feierlich, wie er ſie eigentlich nur als Hausfrau und Gebieterin ſein Schloß habe betreten laſſen wollen, und fragte ſie, ob ſie nach wie vor geſonnen ſei, ihm ihre Hand vor dem Altare zu reichen? Valeska war, wie geſagt, weit entfernt, den geheimen Rückenhalt dieſer Anrede zu errathen, und erwiederte ſchüchtern: ſie habe ihm ihre Geſinnungen und Gefühle aufrichtig an den Tag gelegt und ſei von Herzen die Seinige. Ob ſie ſich aber im wirklichen Leben das Glück gönnen dürfe, ſeine Gattin zu werden, ſei eine weit bedenklichere Frage, als er ſich vorſtelle. Ihm darauf befriedigend zu antworten, habe ſie ſich für den heutigen Tag vorgeſetzt, wiewohl ſie ſich außer Stande fühle, dies ſo unmittelbar zu thun, als er zu erwarten ſcheine. Er möge ſie die Stunde und Gelegenheit ſelbſt ergreifen laſſen.

Erneſtus Geſichtszüge erheiterten ſich. Er faßte ihre Hand und ſagte: »Dies iſt mir genug. Mehr als die einfache Erklärung, die Sie mir ſomit gegeben haben: daß Ihr Herz keine Einwendungen hat, verlange ich nicht. Vergangene Verhältniſſe können mich an der Erreichung meines Zieles und meiner Wünſche nicht hindern. Ich bin auf Alles gefaßt, was ſie mir zu vertrauen haben; geſtatten Sie mir nur, es nicht früher anzuhören, als nachdem um Ihrer und meiner Würde willen geſchehen iſt, was die Gegenwart nicht verbietet.«

Mit dieſen Worten führte er ſie durch eine Seitenpforte in das Schloß und über Korridore der Kapelle zu. Valeska folgte ſchweigſam und zögernd, ohne zu einem ſchnellen Entſchluſſe zu kommen. An der Kapellenthür wartete der Kammerdiener; er öffnete und nach zwei letzten Schritten ſtand das Paar inmitten der Verſammlung vor dem Altare. Erneſtus grüßte im Halbkreiſe mit einer Verbeugung und der Prediger nöthigte Braut und Bräutigam, bei dem Beginnen des Gottesdienſtes, auf den für ſie bereit ſtehenden Stühlen Platz zu nehmen. Valeska hatte vor Ueberraſchung die Sprache und Faſſung verloren, befolgte jedoch unwillkührlich den Wink des Predigers und Erneſtus Beiſpiel. Dieſer beobachtete ſie mit Bangigkeit, derweil ein paar Strophen eines Kirchenliedes geſungen wurden, und Valeska fand dann ſo viel Beſinnungskraft, verſtohlene Blicke über den Kapellenraum gleiten zu laſſen und ſich der auf ſie gerichteten Neugierde zu verſehen.

Scham über ſich, Verachtung ihrer Selbſt, glühender Unwille und Entrüſtung gegen die Welt, ſowie abwechſelnd wieder Liebe und Leidenſchaft beherrſchte ihre Seele und ſie hatte das immer peinlicher werdende Bewußtſein, den geiſtigen Grund und Boden zu verlieren, worauf ſie fußte. Alle Schmach und Schrecken ihrer Vergangenheit, das Angedenken deſſen, was ſie hierhergeführt, bedrohten und verhöhnten ſie. Und wie ſollte ſich ihr die Zukunft geſtalten, wobald das bekannt würde, wie würden die Menſchen von ihr denken, wie ſie behandeln, in welches Verhältniß mußte ſie zu Erneſtus nächſten Angehörigen treten? Was dachte, was that er vielleicht ſelbſt . . . .? Hinwieder machten ſich auch ihre Liebe zu ihm und ihre Ueberzeugung von der ſeinigen geltend. Ihr Seelen- und Charakterſtolz erhob ſich . . . . kurz und gut, es trug alles dazu bei, ſie in eine Stimmung zu verſetzen, in der ſie nicht wußte was ſie thun und laſſen ſollte. Da ſprach, nach beendigtem Liede, der Prediger eben eine kurze Trauungsrede, als Erneſtus ſich verſah, daß der Kranz vergeſſen worden war. Ein Wink unterrichtete den aufmerkſamen Kammerdiener, der ihn herbeibrachte und dem Prediger überreichte. Dieſer nahm die grüne Myrthe und ſchmückte Valeska, wie ſie meinte, zu ihrer grauſamſten Verhöhnung. Dann ſollte die Zeremonie des Wechſelns der Ringe ſtattfinden, das entſcheidende Ja ausgeſprochen werden. — Sie riß ſich den Kranz vom Haupte, der es nur einen Moment bedeckt hatte und warf ihn zu Boden, indem ein Thränenſtrom aus ihren Augen brach. Sie rief dem beſtürzten Geiſtlichen, anſtatt des erwarteten Ja, ein durch die Kapelle wiederhallendes Nimmermehr! zu, und eilte wie ein geſcheuchtes Reh von dannen.

Ein grenzenloſes Erſtaunen der Verſammlung war die Folge und Erneſtus blieb ſtarr dem Paſtor gegenüber ſtehen. Ein immer mehr anwachſendes Gemurmel wälzte ſich von beiden Seiten auf ihn zu. Der Geiſtliche würde gern geſprochen haben, wenn ſich ein Wort aus ſeinem offenen Munde hätte loswinden wollen. Erneſtus erkannte endlich was der Augenblick erforderte und bat den Prediger, ihn und ſeine Braut bei den Gäſten zu entſchuldigen; er wiſſe nicht, was er von dem Vorgange denken ſolle; irgend ein wunderbares Mißverſtändniß müſſe obwalten, oder ein plötzliches Unwohlſein ſeine Braut betroffen haben. Für diesmal könne von dem Hochzeitfeſte aber wohl nicht mehr die Rede ſein. Nach dieſer Erklärung verſchwand er in der Verfolgung Valeska's und entledigte ſich der Prediger ſeines Auftrags an die Gäſte, die ſich ihrerſeits unter Theilnahme, Spott oder Ärger auf den Wegen, die ſie hergeführt hatten, wieder entfernten und ihre Neugierde nicht bloß unbefriedigt, ſondern noch höchlichſt geſteigert ſehen mußten.

Erneſtus konnte anfangs nicht entdecken, wohin ſich die flüchtige Valeska gewendet hatte und nahm nur aus einigen Umſtänden wahr, daß ſie nicht durch den Garten enteilt ſei. Die Dienerſchaft war in der Kapelle verſammelt geweſen und hatte ſie alſo nirgend geſehen. Er trat zuletzt müde und abgeſpannt in ſein Zimmer, um ſich einige Ruhe und Ueberlegung zu gönnen, und — am Boden vor dem Sofa kniete die Vermißte, die in der Haſt die rechte Thüre verfehlt und ſo lange vergebens nach einem anderen Ausgange geforſcht hatte, bis ſie in Erſchöpfung und halber Bewußtloſigkeit hier niedergeſunken war. Die Bemühungen des Liebenden brachten ſie zu ſich und nun konnte ſie ſeinen eindringlichen Bitten und Beſchwörungen nicht anders begegnen, als daß ſie den Schleier, der vor ihm auf ihrer Vergangenheit lag, vor ſeinen Augen wegzog. Sie ſagte ihm ohne Schonung ihrer ſelbſt, wie ſie ſeither gelebt und was ſie zu ihm geführt habe und erklärte ihm ſomit zur Genüge die ſeltſame Scene, in die ſie ihn als Mitſpieler eingeführt, dem Ueberraſchungsſüchtigen alſo die wider Willen erlebte kleinere Ueberraſchung durch eine größere löſend. Sie hatte eben aufrichtig auf Erneſtus verzichtet, ſeitdem ihr durch ihre eignen Eröffnungen der Umfang ihrer ehemaligen Verirrungen klar geworden war, und erſt vor dem Altare die Ueberzeugung von ihrem Unrechte ſie durchdrungen, erſt in dem Anblicke des ſymboliſchen Kranzes der Inbegriff deſſen, was er zu bedeuten und ſie ſelbſt unwiederbringlich verloren habe, ihr inneres Auge erſchreckt. Sie ſah nun wohl ein, daß die Frau, die einmal die Sitte brach und beleidigte, vor dem Verderben ſchwerlich zu retten iſt. Sie hatte verblendeterweiſe gemeint, wo nur mit Geiſt betrieben, laſſe ſich im Leben alles rechtfertigen, und auch die niedrigſten Verhältniſſe dürften beſtehen, wo ſie den Geiſt erweckten, förderten, freier und vollkommener machten, bis ſie auf dieſem Wege, ohne es zu wiſſen und zu wollen, in die materiellſte Sinnenſklaverei verſunken war. In dem Gefühle ſchwelgend, nichts, gar nichts, nicht einmal die Ehre mehr zu haben, war ſie Dirne geworden und hatte dann erſt in der Seligkeit, alles an ſich ſelbſt verachten zu können, die Offenbarung deſſen gefunden, was ſie bei ſich Gott nennen zu dürfen glaubte, und was in ihrem Bewußtſein als das einzig Unzerſtörbare übrig blieb. Doch bethätigte ihr gegenwärtiger Gemüthszuſtand zur Genüge, daß ein freiwilliges Selbſtverachten nicht minder ſündhaft als der Hochmuth ſei. Sie hatte bei ſich gewähnt, Geben ſei daſſelbe was Gebet und gab, indem ſie zu beten meinte, alles was ſie war und hatte mit ſich ſelbſt den Armen preis . . . . . .

Bei alledem, wie tief auch in dieſer moraliſchen Ohrenbeichte Valeskens reuige Zerknirſchung ging, konnte ſie in ſo aufgebendem Umfange nicht fortbeſtehen, und befand ſich in der wunderlichen Miſchung ihres Charakters allzuviel verborgene Sittlichkeit und geiſtiger Reichthum, als daß ſie nicht hätte wieder emporgerichtet werden müſſen.

Auch trug Erneſtus Zuſprache nicht weniger dazu bei, ſie zu tröſten und zu ermuthigen, da ſie ſeine probehaltigen Geſinnungen in dieſem gewiß nicht leichten Kampfe verkannt hatte. Sie konnte ſich ſonach darauf verlaſſen, daß er ſie trotz allem achtete und liebte, was ſie dereinſt an ſich verbrochen hatte, und er meinte hinwieder für immer zu wiſſen, daß ſie, ſo wie ſie war, ihm unentbehrlich und das einzige weibliche Weſen ſei, das ihn in der Ehe beglücken könne.

Er machte in derſelben wichtigen Unterredung ſeine Ueberzeugung zu der ihrigen und das Endergebniß war, daß das emanzipirte Paar noch an dieſem Abende in der Schloßkapelle ehelich verbunden ward. Die Unterthanen und Diener des jungen Freiherrn gaben die alleinigen Zeugen der heiligen Handlung ab und die Kunde vom Geſchehenen gelangte hinterdrein durch Karten an die Nachbarſchaft.

Einige Tage, nachdem Valeska Erneſtus rechtmäßige Gemahlin geworden war, kam der alte General von Bingen höchſt unerwarteter Weiſe auf dem Gute an. Die Zeit war ihm nachgerade in der Reſidenz allzulang geworden und er hatte ſich bereits angeſchickt, wieder nach ſeiner Feſtung abzureiſen, als der Kapitain Laſalle denn doch Bedenken getragen, ihm »den unſchuldigen Scherz« länger zu verſchweigen, den der Prinz mit ſeinem Sohne ausgeführt habe. Darüber war er nun, ſeines Charakters ungeachtet, ſo heftig erſchrocken, daß er kaum eine nothdürftig gute Miene zu dem böſen Spiele machen konnte und ohne Jemandes Vorwiſſen auf der Stelle nach dem Ritterſitze ſeines Sohnes abreiſte. Doch athmete der alte Herr, ſobald er Erneſtus wohlbehalten vor ſich ſah, raſch wieder in froher Hoffnung auf, und fehlte es in der erſten Stunde ihres Beiſammenſeins nicht an Ironie auf der einen, an Verlegenheit auf der andern Seite, bis die Lage der Dinge ſich freilich dadurch ſchmählich änderte, daß Erneſtus ſich den männlichen Entſchluß abrang, ſeinem Vater die Wahrheit zu geſtehen.

Der General traute erſt ſeinem Ohre nicht, als er hörte, wie bitterer Ernſt aus dem Spaße geworden ſei, und verlangte dann, daß eben ſo ſchnell als zur Verbindung, wiederum zur Scheidung geſchritten werde. Indeſſen ſtellte Erneſtus ihm mit Schonung und Beſcheidenheit vor, wie davon nicht im entfernteſten die Rede ſein und er für eine Perſon nur alles, was in ſeinen Kräften ſtehe, aufbieten könne, um ſeine Vergebung jenes Schrittes zu erlangen. Von ſeiner geliebten Gattin ſei er in keiner Weiſe hintergangen oder zur Unzufriedenheit mit ihr berechtigt worden. Sie habe ihn im Gegentheile ſelbſt von ihrer Vergangenheit unterrichtet und ſich durch ihr Verhalten derſelben gegenüber nicht minder ſeine Hochachtung verdient, als ihre Reize und Anmuth ſein Herz in Liebe entzündet hätten. Unter ſolchen Umſtänden war alſo an eine Verſtändigung zwiſchen Vater und Sohn nicht zu denken und reiſte der erſtere an dem Tage ſeiner Ankunft ſchon wieder ſeiner Heimath zu, ohne ſeine Schwiegertochter geſehen zu haben. Es fehlte ſogar nicht viel, ſo hätte er in ſeiner Erbitterung ſeinen ehedem ſo geliebten Sohn, der ſeine ehrgeizigen Abſichten ſo vereitelt hatte, verſtoßen und enterbt. Seine immer wiederholten ſchriftlichen Verſuche, Erneſtus ſeinen Wünſchen geneigt zu machen, blieben desgleichen ohne Erfolg, und ſo mußte er am Ende die alles ausgleichende Gewalt der Zeit auch in ſeinem Gemüthe anerkennen und ſich von der beharrlichen Demuth des jungen Paares gegen ihn rühren laſſen. Er bot allmälig wohl oder übel die Hand zur Verſöhnung und brachte ſogar ſeine letzten Lebensjahre auf dem Lande bei ſeinen Kindern zu, wo ihm zumal die erwünſchten Enkelchen, die er auf ſeinem Schooße tanzen laſſen konnte, vollends allen Groll aus der Seele riſſen.

Valeskens Werth in ſeinen Augen erhöhte es überdies weſentlich, daß ihr ſchon genannter Oheim ſie mit der Zeit als Tochter adoptirte. Was die Welt oder Geſellſchaft von Erneſtus und ſeiner Vermählung in Erfahrung brachte, waren nur unbeſtimmte Gerüchte, aus denen nichts hervorging, und die Reſidenz lag allzu weit von ſeinem Landſitze ab, als daß man ſich dort in Verbindung mit ihm hätte erhalten können. Die bei dem Angriffe auf ſeine Tugend betheiligten

Mitglieder jenes Abendzirkels wurden auch durch mancherlei Ereigniſſe von dem Intereſſe an der Sache abgezogen und der Adjutant inſonderheit durch eine diplomatiſche Sendung, die ihm nach der Abreiſe des Generals anvertraut worden war. Als er nach langer Zeit der Abenteuerin wieder gedachte, beſprach er mit dem Prinzen den Anſchlag, zu dem ſie ſich ihrer bedienen wollen, als einen genialen bald vergeſſenen Scherz.

Der General hatte mit ſeinem Sohne wiederholte Geſpräche über das Zeitthema von Ariſtokratie und Demokratie und Erneſtus unerſchütterliche Grundſätze gewannen mit der Zeit ſogar einigen Einfluß auf die ſeinigen. Doch ſchwieg er meiſtentheils bei den Reden ſtill, die er theils verſtand, theils nicht verſtand und zuckte höchſtens dazu die Achſeln. Ja, das Leben trieb ſeine Ironie mit ihm ſo weit, daß er ſich in der Stille des hohen Aufſchwunges erfreute, den der Geiſt ſeines Sohnes genommen hatte und darüber einzuſehen vergaß, wie die Zeit nun ſeine alten Beſorgniſſe wegen Erneſtus Aehnlichkeit mit ſeinem Vater in der That rechtfertigte und ſogar die Prophezeihungen jenes wunderlichen Heiligen ſich in deſſen politiſchen Aeußerungen wiederholten.

Von ſeiner Schwiegertochter dachte er: Ihr ſind viele Sünden vergeben, denn ſie hat viel geliebt; welchem aber wenig vergeben wird, der liebt wenig. — Er ruhte indeſſen bereits lange Zeit im kühlen Schooß der Erde, und es war eine Reihe von Jahren vergangen, in der Valeska ein reines Leben geführt, Erneſtus kein einziges Mal die Charakterſtärke oder Verwegenheit ſeiner Wahl bereut hatte, als des Himmels Wille plötzlich auch ihrem Daſein ein Ziel ſetzte und ſie dem alten Manne in die Ewigkeit nachſchlummern ließ. Ihr Lebenslicht war ſo allmälig ausgegangen, ihr Seelenzuſtand bis zu ihrem letzten Augenblicke ein ſo heiterer und geſunder geblieben, daß man ihren Austritt aus dieſer Welt kaum mit dem Namen Tod bezeichnen konnte.

An Erneſtus fand ſich nach ihrem Tode der nachſtehende Abſchiedsbrief vor:

»Mein innigſt geliebter Freund und Gatte!

»Ich ſterbe, ich ſcheide von Dir und unſern Kindern; die Gedanken vergehen mir, ich muß die Feder niederlegen, indem ich dieſe Vorſtellung feſthalte, ein Abgrund öffnet ſich vor meiner Seele, an dem ſie bebend ſteht, ohne ihn zu ermeſſen. Ich trete aus dem hellen, freundlichen Lichte in die dunkle lange Nacht und Einſamkeit — — — O! und muß es denn ſein? — Jedoch hinweg davon! Das iſt ein Schritt, den jeder Menſch für ſich allein thun muß, bei dem keine Liebe und Theilnahme frommt: es iſt der Lauf der Natur.

»Du haſt mich, Erneſtus, durch Deine Liebe unausſprechlich beglückt, mich zeitlich und ewiglich gerettet: meine Liebe zu Dir über das Grab hinaus iſt der einzige Dank, den ich dafür habe. Ich habe die Probe beſtanden und bin ſtark geblieben. Allein es war zu viel für eines Menſchen Kraft und jetzt hören erſt die entſetzlichen Kämpfe auf, die ich ſeit dem erſten Tage unſers Glückes insgeheim mit mir zu beſtehen gehabt habe. Meine phyſiſche Kraft iſt darüber zu Grunde gegangen. Nur die geiſtige ſpottet ihrer und ſo bin ich in einer kurzen Spanne Zeit frei: ich bin ſeit Jahren ſchon überzeugt, daß es mit mir bald ein ſolches Ende nimmt, wenn ich zur Ruhe kommen ſoll. Der Wechſelfall war: Rückfall in's Verderben oder Tod. Das Erſtere lag für mich außer dem Bereiche der Möglichkeit. Gottlob! daß der Letztere mich aus der Verzweiflung erlöſt, die Du in mir nicht geahnet haſt. Ich habe oft täglich, ja ſtündlich mit ihr gerungen und bin ihr nicht unterlegen. Iſt das die freie Frau, die nicht reſignirt, nicht abſtirbt, ſondern, trotz Grab und Tod, mit den Lebenden lebt?

»Die Sünderin iſt in mir durch den Gott ihres Innern gerechtfertigt. Ich gebe mich gegen ihn ganz auf, vernichte mich immerdar, und er gibt mich immerdar mir ſelbſt zurück. Dieſe unabläſſige Wiedergeburt iſt ein tauſendfacher ſeliger Tod und vielleicht der ſtärkſte Menſch müßte daran ſterben. Ich war eine Künſtlerin des Lebens geworden, mein theurer Freund, und glaube mir nur, daß das Glück, das Leben auf dieſe Art zu genießen, die größte Kunſt, jeder Tag ein neues Kunſtwerk iſt. Ich erfülle die höchſte Beſtimmung des Künſtlers: ſich von der Begeiſterung tödten zu laſſen.

»Freue Dich mit mir, daß dies geſchieht, und ich, ſo wie ich bin und war, als kein unſchönes Bild in Deiner Erinnerung fortdauern werde, daß, Erneſtus! das Alter, das entſetzliche Alter, das einzige Geſpenſt, vor dem mir graut, mich nicht mit ſeinem erſchlaffenden, entnervenden, entgeiſtigenden Hauche berührt und mir am ſchlimmen Ende dennoch die Palme des Sieges entwindet. — —

»Ich habe Dir, indem Du dieſes lieſt, bereits auf immer Lebewohl geſagt. Nun noch zum letzten-allerletzten Male Lebewohl! Es iſt die Stimme der unſterblichſten Liebe, die aus einer andern Welt zu Dir herüberdringt. — — — — —«

Druckfehler.

Seite	4	Zeile	10	von	unten	lies	verdeckter ſtatt verderbter
⸗	8	⸗	16	⸗	oben	⸗	Herbigkeit ſt. Heiligkeit
⸗	8	⸗	22	⸗	⸗	⸗	Blanſcheflur ſt. Blenſcheflur
⸗	9	⸗	5	⸗	unten	⸗	ſtanden umher ſt. umher ſtanden
⸗	9	⸗	6	⸗	⸗	⸗	an ſt. in
⸗	10	⸗	12	⸗	oben	⸗	Roſaſchleifen ſt. Roſenſchleifen
⸗	15	⸗	9	⸗	unten	⸗	Beſinnungskraft ſt. Beſtimmungskraft
⸗	61	⸗	11	⸗	⸗	⸗	nach ſt. noch
⸗	80	⸗	13	⸗	oben	⸗	geſpottet ſt. verſpottet
⸗	130	⸗	10	⸗	⸗	⸗	Schachzabel ſt. Schachpabel
⸗	130	⸗	4	⸗	unten	⸗	gerathet ihr ſt. gerathen ſie
⸗	131	⸗	10	⸗	oben	⸗	nur ſt. nun
⸗	132	⸗	8	⸗	⸗	⸗	mir ſt. mich
⸗	132	⸗	18	⸗	⸗	⸗	Leides ſt. Beides
⸗	133	⸗	3	⸗	⸗	⸗	Kammerthür ſt. Kaminthür
⸗	135	⸗	12	⸗	⸗	⸗	meiner ſt. meine
⸗	135	⸗	11	⸗	unten	⸗	den ſt. dem
⸗	166	⸗	12	⸗	⸗	⸗	ſogar ſt. zu
⸗	170	⸗	2	⸗	oben	⸗	Antonienpforte ſt. Antominpforte
⸗	170	⸗	18	⸗	⸗	⸗	ihm ſt. ihn
⸗	178	⸗	14	⸗	unten	⸗	auch ſein ſt. Euch ſeine
⸗	180	⸗	6	⸗	⸗	⸗	wider ſt. wieder
⸗	183	⸗	15	⸗	⸗	⸗	nur ſt. nun
⸗	184	⸗	3	⸗	⸗	⸗	das ſt. daß
⸗	184	⸗	19	⸗	⸗	⸗	eben ſt. eher
⸗	187	⸗	12	⸗	oben	⸗	ihm ſt. ihn
⸗	187	⸗	22	⸗	⸗	⸗	Triumphe ſt. Triumpfe
⸗	188	⸗	15	⸗	unten	⸗	ja ſagen ſt. zu ſagen
⸗	189	⸗	1	⸗	⸗	⸗	da wir ſt. ſo wie
⸗	189	⸗	10	⸗	⸗	⸗	ſo heilig ſt. heilig
⸗	217	⸗	13	⸗	oben	⸗	Gaſthauſes ſt. Poſthauſes
⸗	229	⸗	10	⸗	unten	⸗	vielmehr ſt. vielleicht.
⸗	231	⸗	15	⸗	⸗	⸗	Faunen ſt. Frauen.
⸗	231	⸗	16	⸗	oben	⸗	Phlegma ſt. Pflegma
⸗	232	⸗	10	⸗	unten	⸗	gegenwärtigen ſt. ehrwürdigen

◆

Im Verlage von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunſchweig iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Herrn
Humphrey's Wanduhr.

Von
Boz (Charles Dickens),
dem Verfaſſer der »Pickwicker,« des »Oliver Twiſt,« des »Nicolaus Nickleby« ꝛc. ꝛc.

Aus dem Engliſchen
von
Otto von Czarnowsky.
Mit Stahl-Radirungen nach Cattermole und Browne.

Es ſind bis jetzt 12 Bändchen erſchienen, wovon die erſten ſieben die Geſchichte »**der Antiquitätenladen**« enthalten, und mit dem achten Bande beginnt der höchſt intereſſante Roman »**Barnaby Rudge**.«

Wohlfeile Taſchenausg., 8°, geh., Preis: à Bändchen 8 Ggr.

Pic-Nic-Blätter.

Herausgegeben von
Boz (Charles Dickens),
Verfaſſer der »Pickwicker,« des »Oliver Twiſt,« des »Nicolaus Nickleby,« »Humphrey's Wanduhr« ꝛc.

Aus dem Engliſchen
von
Amalie Winter.

In drei Theilen.

Wohlfeile Taſchenausgabe in 8°, geh., Preis: 1 Thlr.

Joſeph Ruſhbrook,

oder:

Der Wilddieb.

Von

Capt. Marryat,

Verfaſſer des »Jakob Ehrlich,« des »Tagebuches in Amerika,«
der »Olla podrida,« des »armen Jack« ꝛc. ꝛc.

Aus dem Engliſchen
von
Dr. G. N. Bärmann.

In drei Theilen.

Wohlfeile Taſchenausgabe in 8°, geh, Preis: 1 Thlr.

Olla podrida,

oder:

Kleinere geſammelte Schriften

von

Capt. Marryat,

Verfaſſer des »Peter Simpel,« »Jakob Ehrlich,« »Willy,«
»Japhet« ꝛc.

Aus dem Engliſchen
von
Dr. G. N. Bärmann.

In drei Theilen.

Wohlfeile Taſchenausgabe in 8°, geh., Preis: 1 Thlr.

Tom Bowling,
der Glücksſchiffer.

Ein Seeroman
vom
Flottenkapitän Frederick Chamier,
Verfaſſer des »Jack Adams,« des »Schiff Püſterich,« des »Ben Brace« ꝛc.

Aus dem Engliſchen
von
Dr. G. N. Bärmann.

In drei Theilen.

Wohlfeile Taſchenausgabe in 8°, geh., Preis: 1 Thlr.

Der Mücke Kreuzfahrt.

Romantiſches Seegemälde
vom
Verfaſſer des Schiffstagebuches Tom Cringle's.

Dem Engliſchen nacherzählt
von
Dr. G. N. Bärmann.

In drei Theilen.

Wohlfeile Taſchenausgabe in 8°, geh., Preis: 1 Thlr.

Mährchen der Natur.

Von
Amalie Winter.

Mit vier Kupfern.

8°, ſauber cartonnirt. Preis: 20 Ggr.

Thereſens Briefe
aus
dem Süden.

Herausgegeben von einem Freunde der Verfaſſerin.

8°, fein Velinpap., geh., Preis: 1 Thlr. 12 Ggr.

Memorabilien
aus dem
Leben und der Regierung
des Königs Karl XIV. Johann
von Schweden und Norwegen.

Herausgegeben
von
Friedrich Karl von Strombeck.

Gr. 8°, fein Velinpap., geh., Preis: 1 Thlr.

Memoiren
des Karl Heinrich Ritters von Lang.

Skizzen
aus meinem Leben und Wirken, meinen Reiſen
und meiner Zeit.

In zwei Theilen.

8°, fein Velinpapier, geh., Preis: 1 Thlr.

Zur Nachfolge Chriſti.

Zur
Nachfolge Christi.

Eine

Legendenſammlung

von

Eduard von Bülow.

Mit der nachgesuchten Approbation des hohen katholisch-
geistlichen Consistorii im Königreiche Sachsen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1842.

Inhalt.

Seite

I. Die heiligen drei Könige 1

II. Der heilige Christophorus 15

III. Der heilige Einsiedler Paulus 31

IV. Die heilige Maria aus Aegypten 47

V. Der heilige Malchus 75

VI. Die heilige Theodora von Alexandrien . . . 93

VII. Der heilige Gregorius vom Steine 111

VIII. Die heilige Pfalzgräfin Genovefa 139

IX. Der heilige Alexius 173

X. Der heilige Waldbruder Meinhard 191

XI. Die ungetreue Gottesbraut 207

XII. Robert, der Teufel 227

Vorwort.

Ich habe ſchon ſeit langer Zeit mit Vorliebe den Plan gehegt, eine Auswahl der ſchönſten Legenden der chriſtlichen Kirche des Mittelalters herauszugeben, und zu dem Ende Jahre lang geſammelt, gewählt, geforſcht und vorgearbeitet, ohne doch den letzten Schritt von dem Gedanken zur Ausführung thun zu mögen.

Selbſt nachdem ich die hier vorliegenden zwölf Legenden niedergeſchrieben und wiederholt umgearbeitet hatte, konnte ich nicht zu dem Entſchluſſe kommen, ein für allemal die Hand davon abzuziehen, ſo ſchwer zu befriedigen ſchienen mir alle die Anſprüche, die an eine derartige zeitgemäße Arbeit zu ſtellen ſeien.

Nicht bloß daß es dem Autor dabei nicht geſtattet iſt, an dem Stoffe zu ändern oder hinzuzudichten, darf er ſich nicht einmal ſeiner poetiſchen Neigung in der Sprache hingeben, ſondern muß immerdar deſſen eingedenk bleiben, daß ſein Stoff nur zur Hälfte der Poeſie, zur Hälfte der Kirche angehört. Und dennoch macht man mit Recht den Anſpruch geltend, aus einer alſo gelähmten Hand eine künſtleriſche Bildung des Materials hervorgehen zu ſehen. Der Vortrag ſoll eben ſo wenig auf einen Augenblick die gläubigſte Einfalt verleugnen, als ohne Unterlaß allen Redeſchmuck verſchmähen, darf eben ſo wenig einer etwanigen moraliſchen Nutzanwendung Raum verleihen, als philoſophiſch reflectiren und ſoll doch durchaus die Lücken ausfüllen, die die Tradition in dem inneren Zuſammenhange der Legende gelaſſen hat, ſoll das Wunderbare durch poetiſche Läuterung an das Natürliche anlehnen, und alſo mit vollkommener ſchriftſtelleriſcher Selbſtverleugnung den Styl in der Art gleichſam transparent geſtalten, als der gemeine Mann dieſe Darſtellung für ein einfaches Naturproduct hält und der höher Gebildete allenthalben eine bewußtvolle Kunſtabſicht hindurchſchimmern ſieht.

In allen ſoweit vorhandenen Legendenſammlungen, größeren und kleineren, in Verſen oder Proſa, in Nord- oder Süddeutſchland, zu poetiſchen oder kirchlichen Zwecken geſchriebenen, habe ich, wie ich aufrichtig geſtehen muß, keine von dieſen Bedingungen erfüllt gefunden, und ich bin natürlich weit von der Anmaßung entfernt, zu glauben, daß ein ſolches Ziel in der meinigen thatſächlich erreicht ſei. Ich habe hier vielmehr nur andeuten wollen, wo hinaus mein Streben mit dieſer Arbeit gegangen iſt und empfehle die Ergebniſſe meines Verſuches, zu deſſen Veröffentlichung ich mich nun endlich gedrungen fühle, der wohlwollenden Nachſicht des Publikums.

Daß meinem Buche ein wahrhaftes Bedürfniß unſerer Literatur entgegen kommt, werden wenige Kenner oder Laien ableugnen, und es liegt ein ſo unerſchöpflicher wunderſamer Schatz von Tiefſinn und Schönheit in Gedanken und Gebilden der alten kirchlichen Sagengeſchichte, daß die Poeſie unmöglich unterlaſſen darf, dies ihr unſchätzbares Eigenthum auszubeuten und zu befruchten. Die echte, erhabene Poeſie iſt ja die Schweſter der Religion und ein einträchtiges Zuſammenhalten Beider wird jederzeit nur zu ihrem eignen Frommen, in der Erhebung und Läuterung ihrer Gläubigen gereichen.

Ich ſchmeichle mir, die Bearbeitung dieſer Legenden in rein chriſtlichem Sinne unternommen zu haben und es dürfte mir wohl auch aus der Wahl des Titels kein Vorwurf erwachſen, da dieſe Beiſpielſammlung von chriſtlichen Thaten und Tugenden doch einigermaßen für ein thatſächliches Erbauungsbuch oder für eine Anleitung: „zur Nachfolge Chriſti“ gelten kann.

Ich habe ſo viel wie möglich aus den älteſten und beſten Quellen den Stoff zu meinen Bearbeitungen geſchöpft und übrigens zumeiſt den Legendenſammlungen und Drucken aus dem ſechszehnten Jahrhundert nacherzählt. Mitunter habe ich auch den heiligen Hieronymus ſelbſt befragt, der — abgeſehen von ſeinem hohen kirchlichen Berufe — ſchon als geſchmackvoller und gediegener Erzähler hohe Achtung verdient. Einige meiner Stoffe, wie der heilige Gregor, Robert der Teufel und Genovefa, ſind in älteren Zeiten durch geſchickte Darſtellungen zu Volksbüchern geworden, die ich zu meinen Vorbildern beibehalten habe, zu anderen, als dem heiligen Malchus und der ungetreuen Gottesbraut, haben mir alte ausländiſche Novellen die Form geboten und von dieſen hatte ich bereits mehrere, anders behandelt, in mein Novellenbuch aufgenommen. Manche Legendenſtoffe überkamen uns wieder in ziemlicher Formloſigkeit und fordern den Bearbeiter auf, gewiſſermaßen erſt das Beſte hinzuzuthun. Manche ſind unzählige Male in allen Ländern bearbeitet, manche auch local in jedes Land übertragen, ſowie z. B. die Legende von der ungetreuen Gottesbraut, die in Spanien vor ſich geht, von den Franzoſen, den **Contes dévots** zufolge, nach Frankreich, von den Deutſchen nach Baiern verlegt wurde, wo in einem Kloſter im Walde bei Straubing zur Zeit noch ein Bild mit der Schilderung der Legende, deren Heldin dort Beatrix heißt, zu ſehen ſein ſoll. Gewiſſe Heiligengeſchichten müſſen auch im Mittelalter ſo beliebt geweſen ſein, daß man ſie immer wieder neuen Perſönlichkeiten zuſchrieb und auf dieſe Weiſe eine Menge ganz gleicher oder ähnlicher Legenden hervorrief, deren älteſte Quelle ſich nicht immer von den ſpäteren Wiederholungen unterſcheiden läßt. Verſtümmlungen durch Druckfehler und dergleichen kommen ebenfalls nicht ſelten als Uebelſtände vor und müſſen meiſt auf ſich beruhen bleiben. Nur eine namhafte Corruption des Textes glaube ich in der Legende von den heiligen drei Königen entdeckt zu haben. Es wird nämlich in den meiſten alten Sammlungen der indiſche Berg, auf dem die Weiſen zuerſt nach dem Sterne ausſchauen, Faus genannt und ich habe mir viele unnütze Mühe gegeben, zu erforſchen, ob ein beſtimmter Berg Aſiens darunter verſtanden ſein könne. Ich kam der Sache natürlich nicht im Mindeſten auf die Spur, und hatte es ſchon aufgegeben, einen Sinn in den Gegenſtand zu bringen, als mich das Beiſpiel eines einzigen alten Druckes, der den Berg Fons nennt, auf den Gedanken brachte, in dieſen ohne Zweifel richtigen Namen möge urſprünglich in ſo fern eine ſinnbildliche Bedeutung gelegt worden ſein, als die Weiſen auf den hohen Berg Fons, d. h. an die höchſte Quelle des Wiſſens oder der Weisheit ſich begaben, um nach den göttlichen Dingen oder dem heilbringenden Leitſterne zu forſchen. Auch zu manchen chriſtlichen Legenden, z. B. der vom heiligen Alexius, wie zu ſo vielen alten Novellen müſſen die berühmten und wichtigen **Gesta Romanorum** als erſte Quelle betrachtet werden. Die heilige Genovefa iſt in der uns überlieferten Darſtellung ein wahres Meiſterwerk und man traut kaum ſeinen Augen, dieſe moderne Kunſt bereits in einer Arbeit des Mittelalters vorzufinden. Ich habe die Legende nach dem deutſchen Volksbuche geſchrieben, das ich für die älteſte Form hielt. Leider habe ich aber erſt nach beendigtem Druck erfahren, daß das Volksbuch ein lateiniſches Original vor ſich gehabt hat, die Arbeit eines Carmelitermönchs zu Boppard, Namens Mathias Emmich, der um 1272 lebte. Bis jetzt hatte daſſelbe, ſoviel ich weiß, nur in einer ſehr ſeltenen Handſchrift exiſtirt; im vorigen Jahre aber iſt es zu Paris, in einem Sammelwerke, das den Titel: la Pleïade führt, abgedruckt worden. Zu meiner Beruhigung darf ich mit Wahrſcheinlichkeit annehmen, daß das Original in nichts Weſentlichem von der trefflichen alten Ueberſetzung abweichen werde, und ſo ſcheide ich von dem Leſer, der hoffentlich nicht ohne irgend einen Glauben an dieſe Lecture geht, indem ich ſchlüßlich wünſche, daß mich die öffentliche Theilnahme nicht in allzuferner Zeit erſt in den Stand ſetze, eine vermehrte Ausgabe dieſes Werkchens zu veranſtalten. Auf den erſten Anblick ſcheint es vielleicht Manchem, als dürfe daſſelbe vorzugsweiſe nur für Katholiken geſchrieben ſein. Ich bin jedoch gewiß nicht allein der Meinung unter den Angehörigen der proteſtantiſchen Kirche, daß die freudige Bewunderung der Großthaten der Märtyrer und Heiligen der alten Kirche in Demuth, Selbſtverleugnung, Duldſamkeit, geiſtiger Heldenkraft und Wiedergeburt jeden echten Chriſten ſtärken und erbauen, den Glauben und das Gewiſſen keines einzigen Bekenners der reinen evangeliſchen Lehre verletzen werde.

Dresden, am 17. October
1842.

v. Bülow.

I.

Die heiligen drei Könige.

Es war auch durch das Morgenland die Weiſſagung Bileam's gedrungen: daß ein Stern von Jakob ausgehen werde, der die ganze Welt erleuchte, und es hatten Alle ſo froh daran geglaubt, daß die Landesherren zwölf der weiſeſten Meiſter in der Sternkunde, die zu finden geweſen waren, nach dem Berge Fons in Indien ſandten, der alle Berge überragt, damit ſie von dannen Tag und Nacht nach dem ungewohnten Lichte ausſchauten.

Es fand der Brauch unter ihnen ſtatt, daß, wenn einer von den Meiſtern ſtarb, der andere für ihn angenommen wurde, und indem Alle fleißig ihre Pflicht erfüllten, ſtarb doch einer nach dem andern und verfloß ein Jahr, ja, ein Jahrhundert nach dem andern, ohne daß der Stern erſchien.

Der Glaube der Menſchen wankte darum freilich nicht, und ſie hofften auf ihn und ſchauten, je länger es währte, deſto zuverſichtlicher nach ihm aus, indem ſie unermüdet zu Gott beteten, daß er ihn endlich ſenden möge.

Es war die allgemeine Heilshoffnung, die die Welt erfüllte, das Bedürfniß nach Erlöſung und Verklärung der Menſchheit. Jetzt ward der Gottmenſch von der Jungfrau Maria geboren, und in derſelben Nacht ſahen die zwölf weiſen Meiſter aus Perſien und Chaldäa auf dem Berge Fons den Stern Bileam's im Oſten aufgehen. Er leuchtete wie eine Sonne über alle Himmel und ſchwebte, einem Adler gleich, über der Erde. Die Sonne ging Morgens auf, und er überſtrahlte ſie noch, als ſie Mittags am höchſten ſtand; auch ging eine Stimme von dem Sterne aus, die verhieß: Es iſt ein Menſch, der Juden König und Herr geboren, deß das Volk von jeher gewartet hat, den ſuchet und betet an.

Die Menſchen, die das Wunder ſahen und hörten, erſchraken ſehr. Jedoch bezweifelte Niemand, daß es der Stern Bileam's ſei, und die drei Könige von Indien, deren Lande ſo fern von einander lagen, daß keiner von dem andern wußte, freuten ſich vor allen

Anderen der Botſchaft der weiſen Meiſter, die ihnen mannichfache Zeichen beſtätigten.

Der erſte König, Caspar von Tharſis, beſaß nämlich einen Strauß, der zog zu der Zeit, da der Herr geboren ward, aus zwei Eiern ein Lamm und einen Löwen, die die große Geduld und den Muth bedeuteten, mit denen Chriſtus die Welt erlöſte.

Der andere König, Melchior von Nubien, hatte einen Cederbaum in ſeinem Garten ſtehen, der wuchs ſo hoch, daß er über alle Berge ragte, und aus deſſen Gipfel flog, indem er zu rauſchen anhub, in der Stunde der Geburt des Heilandes ein bunter Vogel glänzenden Gefieders, der ſie mit menſchlicher Stimme verkündigte.

Der dritte König, Balthaſar von Godolien, gewann von ſeiner Gattin in derſelben Nacht ein Kind, das ſang, ſobald es das Licht der Welt erblickt hatte: Es iſt von einer reinen Jungfrau ein Sohn geboren, der ſtirbt über drei und dreißig Jahre recht wie ich über drei und dreißig Tage ſterben werde, — und ſtarb in Wahrheit nach Verlauf der Friſt.

Die Zeichen wirkten mächtig und geheimnißvoll auf jegliches Gemüth, und die Könige mußten wohl zuletzt vollbringen, wozu ſie von einem dunkeln

Drange angetrieben wurden. Sie bereiteten ſich und ihr Gefolge mit großem Reichthum, kóniglichen Kleidern, Pferden, Máulern und Kameelen vor, den neugebornen Kónig, der gróßer ſei als ſie, zu ſuchen, und brachen zu einer und derſelben Zeit aus ihren drei Landen auf. Der wunderbare Stern leuchtete ihnen Tag und Nacht noch heller als die Sonne vor, und in den offnen Stádten und Dórfern, die ſie durchzogen, erkannte alles Volk verwundert, wie reiche und gewaltige Kónige die Fremden waren.

Sie kamen auf ihrer Reiſe Tages und Nachts in keine Herberge, aßen und tranken ſo wenig wie ihre Thiere und erfuhren keinerlei Ungemach, da die Natur ihnen diente und alle Hinderniſſe vor ihnen ebnete. Auch erreichten ſie nach dreizehn Tagereiſen, die ihnen wie eine einzige bedúnkten, das weit entlegene júdiſche Land, und wiewohl der allmáchtige Gott, der den Propheten Habakuk in einem Augenblicke aus Indien nach Judáa trug, das Wunder dieſer dreizehn Tage noch gróßer hátte machen kónnen, wollte er den Menſchen alſo von Chriſti Geburt und góttlicher Kraft ein Zeugniß geben.

Die heiligen drei Kónige erſchienen eines Morgens von dreien Seiten her vor der Stadt Jeruſalem, indem ein dicker Nebel ſich auf das Land ſenkte und das Licht des wunderbaren Sterns vor ihren Blicken auslöſchte. Sie trafen, ohne ſich zu erſehen, auf dem Kalvarienberge zuſammen, und in dem nämlichen Augenblicke zertheilte ſich der Nebel und zeigte ihnen je einem den andern, ſowie allen dreien die zu ihren Füßen ausgebreitete Stadt Jeruſalem.

Sie hatten ſich zuvor noch nie mit Augen wahrgenommen, erkannten aber jetzt gleich, wer ſie waren, und daß eine und dieſelbe Abſicht ſie hierher geführt hatte. Sie fielen einander in die Arme und begrüßten ſich mit Freuden. Auch verſtand Jeglicher des Andern Sprache, von der er nie gehört, ſo daß er ihn in ſeiner eignen zu vernehmen meinte.

Sie beſprachen mit einander die große Hoffnung, um deretwillen ſie ihre Heimath verlaſſen hatten, beſchrieben ſich ihre Reiſe und freuten ſich der Rede von dem Sterne.

Als der Tag heller geworden war, und noch ehe Jemand ſie erblickte, zogen ſie zuſammen in die Stadt hinunter und fragten die Leute, wo der neue König der Juden ſei, deſſen Stern ſie im Morgenlande hätten aufgehen ſehen und den ſie anzubeten kämen.

Die Leute gaben ihnen zu Haufen das Geleite durch die Stadt und ſtaunten den fremden Aufzug an, bis ſie die Frage nach dem neuen Judenkönige vernahmen. Alsdann entſtand ein groß Geſchrei und Laufen, das zuletzt auch zu dem Könige Herodes drang.

Der erſchrak mit den Seinen auf das Aeußerſte, berieth ſich lange was zu thun ſei, und ſchickte nach den Prieſtern und Schriftgelehrten mit der Frage, wo Chriſtus ſolle geboren werden?

Die Antwort lautete beſtimmt: Zu Bethlehem in Juda, wie geweiſſagt worden.

Nun wollte König Herodes der Sache vorerſt keine Gewalt anthun, ſondern er bekämpfte ſeinen Zorn, indem er die fremden Weiſen gen Bethlehem ziehen ließ, das Kindlein zu ſuchen und bat ſie nur um Kunde, wann und wo ſie es gefunden hätten, damit er auch käme und es anbete.

Die morgenländiſchen Könige fuhren von dannen und befanden ſich kaum außerhalb der Stadt, als ihnen der Stern auf's Neue erſchien und den Weg bis Bethlehem voranging. Auf dem Felde trafen ſie die zurückkehrenden Hirten an, denen der Engel die Geburt des Herrn verkündet hatte, und dieſelben liefen hoch erfreut, den Stern zu ſehen, auf die Könige zu, denen ſie erzählten, wie ſie bei Mutter und Kind geweſen ſeien.

Darauf dankten und prieſen die Könige Gott und legten ihre königlichen Gewande an. Je näher ſie Bethlehem kamen, deſto heller leuchtete der Stern, der ſie führte, und am Ende ſtand er über der Hütte ſtill, in der Chriſtus war geboren worden. Die Könige traten in die Hütte und mit ihnen drang zwiſchen der Mauer und dem Vorſchopf das Licht des Sternes ein, das Alles in Glanz und Klarheit tauchte.

Das Kind lag, in ſchnöde Tücher gekleidet, in dem Heu der Krippe vor dem Ochſen und Eſel. Maria, im Antlitz gebräunt und von voller Geſtalt, ſaß, in einem weißen Mantel, auf der Krippe, den ſie vorn mit der linken Hand hielt und der ihr das Haupt, ohne das Antlitz, bedeckte, und hob den Kopf des Kindes mit der rechten Hand empor, derweil ein Strahl des Sternenlichtes gerade auf ihr eignes Haupt ſchien.

Die Könige küßten nach der Landesſitte die Erde und brachten mit Andacht und Demuth ihr Opfer dar, das ſie in Maria's Schooß und zu des Kindes Häupten legten: König Melchior, der kleinſte von Perſon, dreißig goldne Pfennige und einen goldnen

Apfel, was Beides auf Chriſti königliche Würde deutete; Balthaſar Weihrauch, wegen ſeiner göttlichen Natur; und Caspar, der der größte von Geſtalt und ſchwarz wie ein Mohr war, Myrrhen, um der Menſchheit des Heilandes und ſeines zukünftigen Leidens und Sterbens willen.

Die Jungfrau Maria nahm die Gaben von den Königen an, indem ſie jedem mit geneigtem Haupte und den Worten: Gott genade Euch, dankte, und die drei weiſen Männer ahneten voll ſeliger Freude, welches Heil der Menſchheit hier erblühe. Sie ſahen, als ſie von der heiligen Familie wieder geſchieden waren, abermals den Stern verſchwinden, pflogen noch einen Tag der Ruhe in Bethlehem und befanden ſich dann nach wie vor dem Laufe der Natur unterworfen, da ſie mit ihrem Volk und Vieh wiederum das Bedürfniß nach Speiſe und Trank empfinden mußten. Bei Nacht erſchien ihnen in ihrer Herberge ein Engel, der gebot, ſie ſollten nicht wieder zu Herodes ziehen, und als ſie am Morgen erwachten und den Stern nicht fanden, traten ſie ihre Rückreiſe mit Wegweiſern an, ohne die ſie nicht wußten, wohin ſie ſich wendeten.

Sie nahmen mit einander die Richtung nach dem Berge Fons, und damit ſie recht erkannten, ein wie großer Unterſchied zwiſchen den Werken Gottes und denen der Menſchen ſei, ließ der Himmel geſchehen, daß ſie zwei volle Jahre zu dieſer Reiſe bedurften, die ſie das erſtemal in weniger als dreizehn Tagen zurückgelegt hatten.

Bei dem Berge Fons angelangt, erſtiegen ſie ſeinen Gipfel und errichteten darauf einen ſchönen Tempel, zu Ehren des Königs der Juden, den ſie geſucht und gefunden hatten, und deſſen Angedenken ſie in der Zuverſicht heilig hielten, daß in der Folge große Dinge von ihm ausgehen würden. Sie verweilten eine Zeit lang in der Stadt Sodola, am Fuße des Berges, wohin vieles Volk, Fürſten und Herren, zu ihnen kam, um ſich ehrfurchtsvoll das durch ihre Reiſe von Gott bewirkte Wunder erzählen zu laſſen.

Nach dieſem begab ſich ein Jeder in ſein heimathliches Land und ließ in allen Gottestempeln ein Kindlein mit einem Kreuz, ſo wie es ihm erſchienen war, malen, das viele Heiden als den wahren Gott anbeteten.

Jahre lang, nachdem der Erlöſer den Tod erlitten hatte und wieder erſtanden und gen Himmel gefahren war, wurde Sanct Thomas von dem göttlichen Willen nach Indien geſandt, allda Chriſti Lehre und Glauben zu predigen. Der Apoſtel gehorchte wider ſeinen Wunſch und eigne Neigung; jedoch verbreitete er auf vielen Inſeln und in mehr als einem Lande das göttliche Wort, bekehrte viele Heiden und trieb eben ſo oft den Teufel aus, als er Sieche geſund machte.

Eines Tages unter andern nahm er in einem heidniſchen Gotteshauſe einen gemalten Stern und ein eben ſolches Kindlein mit dem Kreuze wahr. Er fragte die Prieſter verwundert, was das zu bedeuten habe, und vernahm den Beſcheid von Bileam's Weiſſagung, den weiſen Meiſtern auf dem Berge Fons und der Wanderung der heiligen drei Könige nach Paläſtina.

Da ward Sanct Thomas mit einemmale von dem heiligen Geiſte erfüllt, und redete zu dem Volke mit ſo lebendiger Ueberzeugungskraft von Chriſti Leben, Tod und Urſtänd, die er ſelbſt nicht eher habe glauben wollen, als bis er die Wunden mit ſeinen Fingern gegriffen, daß er Alle insgeſammt zu Gott bekehrte. Auch kam er fürder in die Lande der drei Könige, die dermalen vor Alter ſchwach und krank waren, unterwies ſie gründlich in dem Chriſtenthume und taufte ſie mit ihrem Volke.

Die Könige wurden von Stund an gleichfalls durch den heiligen Geiſt erleuchtet und zogen mit dem Apoſtel noch einmal zu dem Berge Fons, wo derſelbe den Tempel weihte und wiederholt große Zeichen that, die bewirkten, daß das Reich Chriſti weit ausgebreitet und gemehrt wurde. Die Könige machte er zu Prieſtern und Erzbiſchöfen, und zuletzt ſchied er von ihnen, um in das Land zu gehen, wo er den Märtyrertod fand.

Das Jahr, bevor die heiligen drei Könige ſtarben, die weder Weib noch Kind hatten und bis an ihr Ende ihre Keuſchheit bewahrten, wollten ſie ihr geiſtliches und weltliches Regiment beſtellen, und beriefen ihre Fürſten und Herren, Biſchöfe und Prieſter zu dem Berge Fons, wo ſie alles Volk ermahnten, an ſeinem Glauben feſt zu halten, und an des heiligen Thomas Statt einen Patriarchen erwählten, dem und deſſen Nachfolgern für alle Zeiten männiglich in geiſtlichen Dingen gehorſam ſei. Die weltliche Macht, die ſie getheilt beſaßen, verliehen ſie einem einzigen freien, frommen und gelehrten Manne, der der Prieſter Johannes genannt wurde; ihre Ländereien und Schätze ihren Freunden und Verwandten, die bis in die ſpäteſten Zeiten die Fürſten von dem Berge Fons hießen.

Am Weihnachtstage erſchien ihnen der Stern zum letztenmale und mahnte ſie durch ſein Bleiben an ihr Ende. Sie ließen mit würdiger Ruhe in der Kirche ihr Grab bereiten, und acht Tage hinterdrein, als König Melchior ſoeben das Amt der Meſſe vollbracht hatte, neigte er vor allem Volke ſein altes Haupt und gab ſeinen Geiſt ohne Schmerzen in Gottes Hände auf. Er hatte hundert ſechzehn Jahre auf dieſer Welt gelebt und ward von den beiden anderen Königen mit großen Ehren zu ſeiner Gruft geleitet.

Am heiligen Oſtertage ſtarb der König Balthaſar nicht anders wie Melchior, in ſeinem hunderteinten Lebensjahre, und ward vom König Caspar ebenſo zur Erde beſtattet. Zu Pfingſten des nämlichen Jahres geſegnete auch dieſer, hundert acht Jahre alt, das Zeitliche, um nicht minder feierlich wie ſeine beiden Genoſſen neben ihnen zur ewigen Ruhe gebracht zu werden. Alsbald nach ſeinem Tode verſchwand der Stern zum letztenmale und ward zu keiner Zeit wieder geſehen.

II.

Der heilige Chriſtophorus.

Der heilige Chriſtophorus, der in ſeinem früheren Leben Reprobus hieß, war ein Heide aus dem Lande Kanaan, von rieſenhaftem Körperbau und übermenſchlicher Stärke. Er lebte geraume Zeit, nachdem er zu erwachſenen Jahren gekommen, nach ſeinem eigenen Sinne und hatte bei ſeiner wilden, trotzigen Natur Streit und Kampf mit Jedermann. Er ſiegte nur auch eben ſo viele Male, als dies geſchah, und gewöhnte ſich zuletzt ſo ſehr daran, unüberwindlich zu ſein und in Allem ſeinen Willen durchzuſetzen, daß er ganz und gar keine Freude mehr an ſolchem Leben fand. Sobald Alles entweder vor ihm floh, oder in ſeiner Nähe zitterte, wußte er nicht länger, was er mit der ſchrankenloſen Freiheit ſeines Thuns und Laſſens und ſeiner Ueberkraft beginnen ſolle, und ſagte eines Tages zu ſich ſelbſt: „Wie ſchaal und jämmerlich iſt doch das ganze menſchliche Daſein! Zu welchem Zwecke ward es hervorgerufen? Was ſollen wir daſin? Ich kann vernichten wen und was ich will; es widerſteht mir nichts; warum ſollte ich mich jedoch dazu in Bewegung ſetzen? Es iſt Jedermann ſo gering und unbedeutend, daß er nicht verdient, von mir beſiegt zu werden! Ich kann als mein eigener Herr und als Anderer Gebieter nicht fortbeſtehen, denn ich habe den Gipfel deſſen erreicht, wohinauf mein ehrgeiziges Verlangen mich von jeher trug, und bin der Ueberzeugung geworden, daß es für nichts als eitlen Wahn gelten mag. Ich will mir ein anderes erſinnen und lieber dienen und gehorchen, als befehlen. Wenn ich recht fernhin wandere und immerdar dem größten Herrn nachfrage, finde ich ihn vielleicht; ihm und keinem Andern mag ich angehören.“

Geſagt, gethan. Er machte ſich auf die Wanderſchaft, indem er unterwegs, um ſich zum Dienen vorzubereiten, an Jedermann ſeine Launen ausließ, und als er in der Fremde lange Zeit herumgezogen, ward er endlich zu einem großen Herrn und Könige gewieſen, der über Land und Leute gewaltig war; zu dem geſellte er ſich mit der Verpflichtung, ihm allezeit treu und gehorſam zu ſein, und der König nahm ihn gern bei ſich auf, ſchenkte ihm ſeine Huld und freute ſich ſeiner Dienſte, die ihm von großem Nutzen waren.

Dies dauerte eine ziemliche Weile fort. Danach aber, als ſolche Dienſtbarkeit ohne Noth und Abſehen den großen Chriſtoph zu langweilen anhub, ward er aufmerkſamer auf ſeinen Herrn und deſſen Verhältniſſe und verſah ſich unter anderm, daß, wenn ſein Spielmann ihm bisweilen vorſang, derſelbe wol den Namen des Teufels im Munde zu führen pflegte. — Der König, der ein guter Chriſt war, machte dabei jedesmal das Zeichen des Kreuzes über ſich, und da Chriſtophorus von Chriſtenthum und Kreuz noch nichts wußte, verwunderte er ſich ſehr, was es damit auf ſich habe, und fragte er: „Zu welchem Ende machſt Du die zwei Striche vor Dich hin?“ — Der König zögerte mit der Antwort; er wußte in dem Augenblicke nicht, weßwegen er ſich ſchämte, es zu ſagen; da Chriſtophorus ihn jedoch unwillkürlich ſtutzen ſah und etwas Geheimnißvolles darin ſuchte, wiederholte er ſeine Frage mit der Drohung, wenn er es nicht erfahre, halte er nicht länger bei ihm aus.

Nunmehr erwiderte der König: „Wenn ich die Wahrheit ſagen ſoll, mache ich das Zeichen des Kreuzes, ſo oft man den Teufel vor mir nennt, damit er keine Gewalt über mich gewinne. Das Kreuz, als das Symbol des Todes, den der Heiland für uns erlitten hat, iſt das beſte Schutzmittel, das uns gegen die Uebermacht des Teufels gegeben wurde." — „Das Euch gegen die Uebermacht des Teufels gegeben wurde?" fragte Chriſtophorus. „Alſo vermagſt Du Dich nicht gegen den Teufel ſelbſt zu ſchützen und fürchteſt Dich vor ihm? Iſt das der Fall, ſo habe ich fälſchlich gewähnt, es ſei kein Größerer auf der Welt als Du. Wenn der Teufel, wie Du ihn nennſt, mit Macht genug begabt iſt, Dir zu ſchaden, und ſobald Du der Unterſtützung bedarfſt, um ihm die Stirn zu bieten, diene ich lieber ihm als Dir und ſuche den Gewaltigeren ſo lange auf, bis ich ihn finde." — „Der Teufel iſt das Irdiſche insgeſammt," ſprach der König, „und der Einzelne, ſo ſtark er iſt, kann der Geſammtheit nicht ohne göttlichen Beiſtand widerſtehen." — Es half ihm aber nichts und verließ ihn Chriſtophorus, an dem fremden Beiſtande zweifelhaft, deſſentwegen er lieber der Geſammtheit als dem Einzelnen dienen wollte.

So war der ſtarke Mann wiederum ſein eigener Herr, und forſchte allenthalben der Perſon des böſen

Feindes nach, ohne daß ihm Jemand zu ſagen wußte, wo ſie zu finden ſei. Er ſuchte Tag für Tag, wo nur immer das Licht der Sonne hindrang, und konnte ihn nicht ſehen. Eines Tages aber hatte er ſich in einer Wildniß ſo weit verirrt, daß er mit Sonnenuntergang noch keine Herberge erreichen konnte und ſich die halbe Nacht durch rathlos hin und wieder trieb. Da begegnete er einer gewaltigen Reiterſchaar und ſah über die Andern weg einen gräulichen ſchwarzen Mann ragen, der ritt mit trotzigem Ungeſtüm auf ihn zu und fragte ihn, wen er ſuche. Chriſtophorus verſetzte, er ſuche den Teufel und wäre gern ſein Knecht, und da der Schwarze entgegnete, er ſei der Teufel ſelbſt und wolle wol verſuchen, ob er ihn gebrauchen könne, ſo machten ſie im Finſtern ihren Pakt und blieb Chriſtophorus in ſeinem Dienſte. Er verrichtete dem Böſen fortan ohne Arg und Hehl, was er von ihm forderte, freute ſich von Herzen deſſen Allgewalt, die er durch Wort und That in Ehren hielt, und war mit dieſem neuen Herrn ſo ungleich zufriedener als mit dem vorigen, daß nach ſeiner feſten Ueberzeugung keine Vornehmerer auf Erden leben konnte.

Nun zogen ſie einſt wie gewöhnlich ihre Straße und kamen mit einander an ein Kreuz, um deſſentwillen der Feind nicht in derſelben Richtung weiter reiten konnte. — Der große Chriſtoph verſah ſich zur Stelle, wie verſtört er durch den Anblick geworden war, und fragte: „Warum ſchlägſt Du unverſehens die krumme Richtung ein?" Der Böſe jagte über Stock und Stein und zitterte, unfähig ein Wort zu erwiedern, an allen Gliedern, bis er ſich in weiter Ferne bezwang und ſeinem Diener das Geſtändniß machte: er fürchte das Zeichen des Erlöſertodes über die Maßen und müſſe, wo er es betreffe, fliehen.

Da war nun das Verhältniß zwiſchen ihm und Chriſtoph aus und entfernte dieſer ſich, indem er ſagte: „Flieheſt Du das Zeichen Chriſti, Feind, ſo iſt er ohne Widerrede gewaltiger als Du, und mag ich Dir nicht länger dienen, ſondern ſuche Chriſtus auf."

Er ging in alle Welt zurück und fragte ſo eifrig, wie vorher dem Teufel, Chriſtus nach, ohne ſich etwas Anderes dabei zu denken, als daß er dem ſtärkſten Herrn auf Erden dienen wollte.

Er fragte Klein und Groß, Arm und Reich, Vornehm und Gering, Prieſter, Schriftgelehrte wie Laien umſonſt nach Chriſti Aufenthalt. Jedermann glaubte es zu wiſſen und wies ihn in die Kreuz und Quer, bald da, bald dort hinaus; wo er auch hinkam, in

Kirchen und Tempeln und Paläſten, im Getreibe der Städte und Menſchen, in der Stille des Landes, auf der Oede der See, fand er den Chriſtus nicht, nach dem er ausgegangen war, und den er ſich als den größten Herrn und König dachte. Doch ermüdete er deswegen nicht und ſuchte deſto eifriger und freudiger, je weniger er auf die rechte Spur zu kommen ſchien.

Eines Morgens traf er in der tiefen Einſamkeit eines Waldes, wo er kein anderes Gefühl und keinen andern Gedanken als für Wahrheit und Natur haben konnte, einen frommen Klausner vor ſeiner Hütte an. Er ließ ſich in eine Unterredung mit ihm ein, und vertraute ihm die Abſicht ſeiner Pilgerfahrt. — Der Einſiedler ſah ihn an und ſagte: „Gewiß iſt der Herr Chriſtus der allergrößte König auf der Welt, und Du thuſt wohl daran, mein Sohn, ſeinem Dienſte zu leben; er lohnet ſeinen Freunden überſchwenglich; und es iſt nicht ſo gar ſchwer, als Du meinſt, ihn zu finden. Wer in ſeinem Herzen aufrichtiges Verlangen nach ihm trägt, dem bleibt er unverborgen.“

Sodann unterwies er ſeinen Gaſt in den Lehren des Chriſtenthums, über die der große Chriſtoph Anfangs baß erſtaunte. Jedoch gewann er ein Zutrauen zu dem alten Manne, und lieh ihm ein ſo aufmerkſames Ohr, daß allmälig der Entſchluß in ſeine Seele einging, Chriſtus mit Leib und Seele für immerdar zu dienen. Er ſagte dies dem Waldbruder mit Einfalt und Treuherzigkeit, und dieſer ſprach hinwieder: „Dieſer geiſtliche König der Welt und Menſchen iſt allem ſündlichen Leben feind und allein dem gnädig, der rein und tugendhaft. Es thut aus dieſem Grunde noth, daß Du um ſeinetwillen wacheſt und beteſt, ſo wie es Gott von Dir verlangt; nur alſo gefällſt Du ihm und thuſt ſeinem heiligen Willen Genüge.“

Der Klausner hatte erwartet, Chriſtoph werde mit kindlicher Demuth und Willfährigkeit auf dieſe Rede eingehen; allein wie erſtaunte er, als derſelbe mit barſchem Zorne ſprach: „Danach zu handeln, bin ich nicht geſonnen; ich bete, faſte, wache nun und nimmermehr, und kann ich Gott auf keine andere Weiſe dienen, ſo unterlaſſe ich es lieber ganz und gar.“ — Der alte Mann entſetzte ſich und redete wieder zu; er mußte aber zu der Einſicht kommen, daß das nicht anſchlug, und faßte ſich, indem er nach ernſtem Nachſinnen zu dem Rieſen ſagte: „Es ſtehet wo ein tiefes, wildes Waſſer, über das weder Brücke noch Steg führt und das die Wanderer auf rechten Wegen hemmt. Willſt du Gott zu gefallen die Menſchen darüber tragen, ſo machſt Du Dich dem Herrn noch angenehmer als mit einem andern Dienſte. Du biſt mit Kräften und Geſtalt begabt und magſt es wol vollbringen."

Der gute Rath des Einſiedlers war mit Weisheit angelegt und fand den großen Chriſtoph bereit, ihn zu befolgen. Ein ſolcher Gottesdienſt war ihm eben recht, den gewöhnlichen der andern Menſchen begriff er nicht, da er ſeine ſtarke Natur nicht unterordnen und verleugnen mochte. Der klug bedachte Greis wies ihn vollends zu dem Strome, bei dem Chriſtophorus ſich eine Hütte baute, und hier lebte er hinfort im Dienſte Chriſti menſchlich und beſcheiden. Es kamen viele Menſchen hülfsbedürftig zu ihm, die er, einen jungen Baum als Stab in Händen haltend, um Gottes Lohn durch das wilde Waſſer trug, und er vertraute mit unermüdlicher Zuverſicht der Verheißung des Einſiedlers, daß er über lang oder kurz Chriſtus ſelbſt ſehen und finden werde.

Nachdem ihm nun geraume Zeit in dieſem Amte vergangen war, hatte er ſich eines Abends matt und müde auf ſein Lager ausgeſtreckt und war entſchlafen, als der Schall einer Kinderſtimme ihn aus ſeiner Ruhe weckte. Er erhob ſich, nahm ſeinen Stab und ging hinaus; wiewol er aber allenthalben ſuchte, konnte er

Niemand entdecken, der gerufen hatte. Er legte ſich auf's Neue hin, der Ruhe zu pflegen, und hatte ſein Auge nicht ſobald wieder zugethan, als er eine Kinderſtimme zum andern Male ſeinen Namen rufen hörte. Er eilte zum andern Male in die dunkle Nacht, um zu ſuchen, ohne zu finden, und erſt als dies zum dritten Male auf den dritten Ruf geſchah, gewahrte er an dem einſamen Uferrande ein Kind, das die Bitte an ihn richtete, er möge es über das wilde Waſſer tragen.

Chriſtophorus betrachtete das Kind, bog ſich zu ihm nieder und nahm es, ohne ein Wort zu ſagen, auf den Arm; den Stab in Händen, ſchritt er ſodann zuverſichtlich in den Strom. Die Luft war ſtill, der Himmel heiter, die ſanften Wellen glänzten in dem Scheine der Sterne, die ſich in ihnen ſpiegelten, indem der Kindesträger das Ufer hinter ſich ließ. Er hatte aber kaum zehn Schritte in dem Waſſer gethan, ſo regte es ſich geheimnißvoll und erhoben ſich die Wellen, die immer lauter brauſten und höher ſchwollen, je weiter er kam. Zugleich ward das Kind ſo ſchwer, als wäre es von Blei, und immer ſchwerer im Verhältniß, als das Waſſer ſtieg. Das Kind drückte den ſtarken Rieſen faſt unter ſeiner Laſt zu Boden, und er hatte nicht wenig Furcht, daß er in dem Kampfe mit der Fluth erliegen und ertrinken werde.

So kam er unter dem Toben der Elemente bis in die Mitte des Stromes und ſtand, um friſche Kraft zu ſchöpfen, ſtill. Er keuchte und ſtöhnte aus der tiefſten Bruſt und erhielt ſich nur mit großer Anſtrengung aufrecht, indem er zu dem Kinde ſprach: „Wie ſo gar ſchwer wirſt Du mir, mein Kind! Es dünkt mich ſchier, ich trüge die ganze Welt auf meinen Schultern.“

Das wunderbare Kind ſah ihm in das zurückgewandte Angeſicht und erwiederte: „Du trägſt nicht nur die ganze Welt, Du trägſt auch den, der Himmel und Erde erſchaffen hat. Siehe, ich bin Jeſus Chriſtus, Dein König und Dein Gott, für den Du arbeiteſt und den zu finden, Du Dich lange ſchon geſehnt haſt. Ich bin mit Dir zufrieden, Du haſt mir wohl gedient. Du biſt nach Deinem Lebenswandel der ächteſte Chriſt im Lande und der Träger meiner Lehre, weit und breit, was ich Dir hier bedeute.“ — Dann faßte das Kind den großen Chriſtoph bei ſeinem Haupte und tauchte ihn mit den Worten unter das Waſſer: „Ich taufe Dich im Namen Gottes, meines Vaters, des Sohnes, der ich ſelbſt bin, und des heiligen Geiſtes, und will, daß Du

Chriſtophorus, der Träger Chriſti, geheißen ſeieſt. Zum Wahrzeichen deſſen, daß ich wirklich Chriſtus bin, magſt Du dieſen dürren Stab, auf den Du Dich mit mir geſtützt haſt, in die Erde pflanzen, wo er bereits morgendes Tages blühen und Früchte tragen ſoll.“ — Das Kind verſchwand vor Chriſtoph's Augen, und ſobald die Laſt ſeinen Schultern entnommen, ja kaum daß die Rede in ſein Ohr erklungen war, beruhigte ſich die empörte Fluth wieder und ſanken und ſenkten ſich die Wellen wie beſchämt über ihr Ungeſtüm, von innerer Gewalt beſchwichtigt. Anſtatt daß zuvor wüthender Sturm geherrſcht und die Bäume am Ufer mit ihren Gipfeln zur Erde gebogen hatte, murmelte jetzt ein leiſer Weſtwind durch die Zweige und ſäuſelte über den ſpiegelglatten Strom, derweil der Tag im Oſten graute.

Der heilige Chriſtophorus war ein neuer Menſch geworden und fühlte, daß der Strom überſchwenglicher Freudigkeit durch ſein Inneres rann. Er war ſo ſtill und mild, daß er beinahe über ſich lächeln mußte, wenn er ſeiner vorigen trotzigen Kraft, oder ſeiner ehemaligen Wildheit eingedenk ward, die doch beide nicht aus ihm geſchieden, ſondern nur dem Geiſte unterthan geworden waren.

Sobald er an das Ufer kam, fiel er erſt auf ſeine Knie und dankte dem Herrn inbrünſtig für die Gnade, die er ihm erwieſen hatte. Danach erhob er ſich und pflanzte, wie Chriſtus ihm geheißen, ſeinen langen Stab in die Erde. Eine unwiderſtehliche Müdigkeit ergriff ihn hinterdrein, und er ſank an der nämlichen Stelle, von Schlaf umfangen, zu Boden. — Er hatte einen Traum und ſah den Himmel offen, über deſſen Glorie und Herrlichkeit ihn das Bewußtſein ſeiner Sinne zu verlaſſen drohte. Er meinte, er ſei ſelbſt ſein Stab, und fühlte, wie die Lebenswonne, den Erlöſer der Welt getragen zu haben, mit der Kraft des Wachsthums ſeine Seele erweiterte. Sie trieb die Aeſte, Zweige und Blätter edler Gedanken, Gefühle und Thaten aus ihm heraus, und daran hingen ſich als Blüthen und Früchte die ſeligen Freuden des Paradieſes.

Als er wieder erwachte, war es heller Sonnenſchein und lag er unter einem weithinſchattenden grünen Baume, zu dem ſein Stab in der kurzen Friſt weniger Stunden erwachſen war; der trug die herrlichſten Blüthen und Früchte und in ſeiner gewaltigen Krone ſangen Hunderte von Vögeln ihr Morgenlied.

Um dieſes Wunders willen, das Chriſtus an ihm gewirkt hatte, gewann der heilige Chriſtophorus fürderhin ſo innige Liebe und Treue zu Gott, daß er von ſeinem ſeitherigen Amte abließ und anſtatt deſſen als ein Prieſter und Apoſtel im Predigen und Verkünden der Lehre Chriſti etwas Beſſeres und Nützlicheres zu thun wußte. Er pilgerte wieder in die weite Welt und folgte am Ende der Leitung des göttlichen Geiſtes nach einer Stadt, in der die Chriſten um ihres Glaubens willen Drangſale und Verfolgungen erlitten. Daſelbſt ſtarb der heilige Mann mit Geduld und Freudigkeit den Tod als Märtyrer.

III.

Der heilige Einſiedler Paulus.

Es haben viele Leute gezweifelt, welcher der erſte Einſiedler geweſen iſt. Etliche haben es weit geſucht und den Anfang mit Elias und Johannes dem Täufer machen wollen. Was indeſſen Elias anlangt, ſo war er wohl mehr als ein Mönch, und Johannes hat geweiſſagt, ehe er geboren wurde. Andere haben den Urſprung auf den heiligen Antonius deuten wollen, und ſolches iſt auch zum Theil wahr, nur nicht, daß er der allererſte geweſen, ſondern weil durch ihn viele Leute zu dem Einſiedlerſtande angereizt worden ſind.

Amath und Macarius, Beide Jünger des heiligen Antonius, ſagen, daß Einer mit Namen Paulus, aus Thebaida, ein Anfänger dieſes Lebens ſei und von des Paulus Leben zu Anfang und zu Ende wollen wir kürzlich handeln; wie daſſelbe in der Mitte ſeines Alters beſchaffen geweſen iſt, was für Anfechtungen oder Verſuchungen er erlitten hat, kann Niemand wiſſen.

In der Verfolgung des Decius und Valerianus, zu welcher Zeit Papſt Cornelius zu Rom und Cyprianus zu Carthago um des chriſtlichen Glaubens willen ihr Blut vergoſſen, wurden auch viele Kirchen in Aegypten und Thebaida befeindet und verheert.

Dazumal begehrten die Chriſten, daß ſie mit dem Schwerte umkämen; der argliſtige Feind aber, der mehr die Seelen als den Leib zu tödten Verlangen trug, erſann langſame Martern, durch die ſie nicht zu dem Tode kommen konnten.

Wie dies geſchahe, war Paulus, der ſeit dem Hinſcheiden ſeiner reichen Eltern bei ſeiner in Theben verheiratheten Schweſter lebte, ſeines Alters etwa funfzehn Jahr, in griechiſchen und ägyptiſchen Künſten wohlgeübt und erfahren und dazu fromm, gottliebend und ſanftmüthig.

Die Verfolgung nahm überhand und Paulus entwich an einen heimlichen Ort auf's Land, wo ſich ſein eigner Schweſtermann, der ihm hätte helfen ſollen, unterſtand, ihn aus leidigem Geize zu verrathen. Es wendete ihn weder ſeiner Hausfrau Weinen, und die

Freundſchaft und Verwandtſchaft, noch Gott ſelbſt von ſeinem Vorhaben ab, und ſo wie der verſtändige Jüngling ſich deſſen verſah, erſeufzte er aus tiefem Herzen über die Verderbtheit der menſchlichen Natur und ging von den Seinen ſchweigſam in einen wilden Wald.

Entſchloſſen, da ein Ende der Verfolgung abzuwarten, verkehrte er die Noth in eine Tugend, indem er allgemach weiter wanderte und ſtill ſtand, wie es ihm zu Muthe war, und verdeckte und verwüſtete, damit ihn Niemand finde, ſeine Fußtapfen hinter ſich im Sande. Er trieb dies ſo lange Zeit, bis er am Ende einen ſteinernen Berg fand, unter dem eine große Spelunke oder Höhle mit einem Felsſtück zugethan war. Er legte erſt den Stein hinweg und trat in einen geräumigen Vorhof, in dem ein friſches Brünnlein aus der Wand quoll und ein hoher Palmbaum daneben ſeine Aeſte weit ausbreitete. Darauf ward er die Höhle ſelbſt innen, die er freudig in Beſitz nahm und richtete ſie ſo gut er konnte zu ſeiner Wohnung ein.

Er blieb an dieſem Orte, den ihm Gott gezeigt, ſein Leben lang im Gebet, der ganzen Welt unbekannt und uneingedenk, und friſtete ſeine Tage von dem Quelle, den er trank, und von dem Palmbaum, deſſen Früchte er aß und mit deſſen Blättern er ſich bekleidete. Paulus ward in dieſer Wildniß ſogar hundert und dreizehn Jahre alt und führte auf Erden ein himmliſches Leben, das er geiſtlichen Beſchäftigungen und dem Anſchaun Gottes widmete.

Nun ſaß Sanct Antonius derweil in einer anderen Einöde, in der er neunzig Jahr geworden war und gedachte, er wäre der allerälteſte Einſiedler in der Welt. Er freute ſich deß innig und war ſtolz und eitel genug, ſich zu den Auserwählten des Herrn zu zählen. Er gehörte auch zu ihnen durch ſeine Frömmigkeit und geiſtliche Heldenkraft. Doch konnte er ſeine ſinnliche Natur nicht ſo gar überwinden, daß er von ihr nicht mehr in Verſuchung geführt worden wäre. Seine Einbildungskraft gaukelte ihm fortwährend die Welt und ihre Freuden vor, und er mußte ſich von Zeit zu Zeit auf's neue daran erinnern, was ſein wahrer Beruf auf Erden ſei. Eines Nachts vor anderen hatte er ſo übermüthig in der Vorſtellung geſchwelgt, der alleinige Menſch ſeines Gleichen zu ſein, daß ihm der Himmel einen Traum verlieh, in dem er ihm zu ſeiner Beſchämung offenbarte, es lebe noch ein älterer und frömmerer Einſiedel in der Wüſte, den ſolle er beſuchen. Antonius weinte danach viel und demüthigte ſich in ſeiner Seele, und ſobald der Tag anbrach, machte er ſich mit einem Stabe in der Hand auf den Weg und reiſte, er wußte nicht wohin.

Er ging lange Zeit in der weiten Wüſte einher. Es ward Mittag und die ſenkrechten Strahlen der Sonne, vor der ihm nichts Schatten gewährte, glühten ſeinem Körper allmälig alle Kräfte aus. Doch wollte er von ſeiner angetretenen Wanderung nicht ablaſſen und glaubte an Gott, daß er ihm, ſo wie er es verſprochen habe, ſeinen Diener zeige. Wußte er ſich nicht mehr zu rathen und betete zum Himmel um ein Zeichen, wohin er ſeine Schritte lenken ſollte, ſo erhob ſich wohl ein leiſer Wind und bog die dürren Halme der Einöde, oder ſtieg ein Wölkchen am Horizonte auf und ſchiffte nach der Himmelsgegend, die Antonius einſchlagen ſollte, und in der zuverſichtlichen Hoffnung einſchlug, daß die ihm von Gott angegebene die rechte ſei. Stumpfte er ſich auch dagegen ab, und wußte kleingläubig nicht mehr, ob er trauen ſollte, ſo ſah er urplötzlich einen fabelhaften Geiſt der Elemente vor ſich ſtehen, der auf das Geheiß des Herrn ſeine Zweifel endete, und wappnete ſich von Stund an ſtandhafter mit dem Schilde des Glaubens und dem Panzer der Hoffnung, wenn er bedachte, wie die Seelenkräfte der Natur ſelbſt in der wilden Einöde wirkſam ſeien und was da lebt, webt und vegetirt, dem allgegenwärtigen Gotte diene.

Er ging in den Fußtapfen der wilden Beſtien, Gott vertrauend, weiter, durchwachte die andere Nacht im Gebet, und erſah in der Morgendämmerung von weitem eine Wölfin, deren Durſt ſie an den Fuß eines Berges trieb. Er ſpürte dem Thiere nach und kam zu Paulus Spelunke, in der er wegen der Finſterniß noch nichts wahrnehmen konnte.

Dieweil nun, wie die Schrift ſagt, die vollkommene Liebe die Furcht hinwegwirft, ſo hob Antonius den Stein vom Eingange und trat heimlich ein. Er hielt den Athem an ſich, ſchritt ein wenig vor, ſtund wieder ſtill und hörte mit Fleiß, ob er etwas merke. Zuletzt erblickte er durch die Finſterniß von weitem ein Licht. Er wollte begehrlich darauf zueilen, ſtieß ſich aber an einen Stein und machte ein Geräuſch, das Paulus hörte.

Der that das Thürlein ſeiner Zelle, das offen ſtand, zu, verriegelte es inwendig und ließ den bittenden Antonius nicht ein, wie er auch immer niederfiel und bis Mittag oder länger liegen blieb.

Nichtsdeſtoweniger ward ihm das Herz gerührt, als Antonius kläglich ſprach: Du weißt, wer ich bin, woher und warum ich gekommen, und ob ich gleich nicht würdig ſein mag, vor Dein Angeſicht zu treten, gedenke ich nicht von hinnen zu weichen, ich habe Dich denn geſehen. Du nimmſt ſogar die wilden Thiere an und verwirfſt einen Menſchen? Ich habe Dich geſucht und habe Dich gefunden, ich klopfe an, daß mir aufgethan werde. Wo ich das nicht erlange, will ich vor Deiner Thüre ſterben, alsdann wirſt Du doch meinen Leib begraben müſſen.

Da lachte Paulus freundlich und that mit den Worten die Thüre auf: Niemand bittet mit Thränen, Niemand ſoll Einen mit Weinen ſchelten. Nimmt es Dich Wunder, daß ich Dich nicht einlaſſen mochte, da Du hierher gekommen ſein willſt, um zu ſterben?

Jetzt fielen ſie einander um den Hals, küßten ſich und grüßte je Einer den Andern beim Namen. Alsdann ſaßen ſie zuſammen nieder und redete Paulus zu Antonius: Siehe! da haſt Du einen alten grauen Mann, den Du mit ſo großer Arbeit geſucht. Da gewahrſt Du einen Menſchen, der bald zu Aſche werden wird. So lange jedoch die Liebe Alles erhält, ſage mir, Lieber: wie ſteht es um die Menſchheit? Baut man noch an den alten Stätten? Welche Herrſchaft waltet über der Welt? Sind noch Leute vorhanden, die in teufliſchem Irrthum befangen leben? — Das beantwortete ihm Antonius, ſeiner Meinung nach, und wie ſie alſo bei einander ſaßen und plauderten, ließ ſich ein Rabe auf einem Baume ſehen, der flog zu ihnen nieder und brachte ihnen ein ganzes Brod in ſeinem Schnabel getragen, das er neben ſie legte.

Sobald er wieder von dannen geflogen war, ſprach der heilige Paulus: Eia! der Herr hat uns zu eſſen geſchickt; gewiß iſt er gütig, gewiß iſt er barmherzig. Es ſind jetzt ſechzig Jahre, daß ich alle Tage nur ein halbes Brod bekomme; deinetwegen hat Chriſtus ſeines Lanzknechtes Nahrung verdoppelt. —

Danach lobten ſie Gott und ſetzten ſich zu dem Brunnen und nun erhob ſich ein Hader zwiſchen ihnen, der bis an den Abend währte, wer das Brod brechen ſollte. Paulus behauptete, es gebühre ſeinem Gaſte Antonius; Antonius entſchuldigte ſich mit ſeinem Alter. Am Ende verglichen ſie ſich dahin, daß jeglicher das Brod angreifen und zu Stücken ziehen ſollte. Sie thaten dies, nahmen einen Trunk Waſſer zu ſich und durchwachten die Nacht in Gebeten.

Am andern Morgen ſagte Paulus: Ich habe vorlängſt gewußt, mein Bruder, daß Du an dem Orte wohnſt; ja, vorlängſt hat mir Gott verheißen, Dich mir zu einem Mitdiener zu geben. Da nun aber die Zeit meines Hinſcheidens gekommen iſt und ich lange begehrt habe, aufgelöſt zu werden und mit Chriſtus zu ſein, wo nach vollbrachter Laufbahn mein die Krone des Gerechten harrt, biſt Du von Gott geſandt, meinen Leib zur Erde zu beſtatten, der Erde wieder zu geben, was der Erde iſt.

Als ſolches Antonius gehört, ſeufzte er und bat Paulus, er wolle ihn doch nicht verlaſſen, ſondern zu einem Geſellen mit auf dieſe Reiſe nehmen. Paulus entgegnete: Du ſollſt nicht ſuchen was Dir, ſondern was andern Leuten nutz iſt. Zwar wäre es Dir gut, die Bürde des Fleiſches abzulegen und dem Lamm nachzufolgen; den andern Brüdern iſt aber nütz, daß ſie durch Dein Beiſpiel noch unterwieſen werden. Bitte deshalb, daß Du unbeſchwert hinzieheſt, und hole mir den Mantel, den der Biſchof Athanaſius Dir geſchenkt hat, meinen Leib darein zu wickeln und zu begraben.

Das that der heilige Paulus, der ſich ſo lange mit Palmblättern bekleidet hatte, nicht ſowohl, weil ihm ſonderlich daran gelegen war, ob er bedeckt oder blos begraben werde, ſondern damit er Antonius den Schmerz ſeines Abſcheidens mindere. Wie Antonius hörte, Paulus wiſſe von Athanaſius und ſeinem Mantel zu ſagen, verwunderte er ſich ſehr und es däuchte ihm, er ſehe Chriſtus in Paulus. Er verehrte Gott in ſeinem Herzen, küßte, da er nicht antworten durfte, ſtillſchweigend und weinend Paulus Augen und Hände, und zog wiederum nach ſeinem Kloſter, das nachmals von den Sarazenen eingenommen wurde. Wie bejahrt er auch war und wie ſehr das ſtete Faſten ihn erſchöpft haben mußte, überwand er mit Hülfe eines freien Herzens und Gemüths Beſchwerde und Alter. Er kehrte kraftlos und müde heim und als ihn zwei von ſeinen Jüngern, die ihm ſchon geraume Zeit dienten, fragten, wo er ſo lange geweſen ſei, verſetzte er: Wehe mir, Sünder! der ich ſo lange Zeit fälſchlich den Namen eines Mönchs getragen habe. Ich habe Elias, ich habe Johannes in der Wüſte, ja gewiß, ich habe Paulus im Paradieſe geſehen. — Sodann ſchlug er ſich ſtillſchweigend mit der Hand auf die Bruſt und holte den Mantel aus ſeiner Zelle. Seine Jünger baten ihn, ſich ihnen mitzutheilen; er erwiederte aber: Es iſt eine Zeit zu ſchweigen und iſt eine Zeit zu reden, ging denſelben Weg hinaus, den er gekommen war und nahm keinen Biſſen Speiſe zu ſich, weil er allein begehrte, Paulus zu ſehen, der ihm in Sinn und Herzen lag und fürchtete, er möge während ſeiner Abweſenheit in Chriſto den Geiſt aufgegeben haben.

Mit dem Anbruche des anderen Tages, nachdem Antonius bereits an die drei Stunden gewandert war, ſah er Paulus in der Engel Schaar, in dem Chor der Propheten und Apoſtel ſchneeweiß leuchtend gen Himmel fahren. Da fiel er auf ſein Angeſicht, ſtreute Sand über ſein Haupt, weinte und ſprach: Warum verläſſeſt Du mich, Paulus? Warum gehſt Du ungegrüßt hinweg? Wir haben uns ſo ſpät kennen lernen und Du ziehſt ſo bald von dannen? — Den übrigen Weg lief er ſo geſchwind, wie kaum ein Vogel fliegen zu können ſchien.

In der Spelunke fand er den todten Leichnam knieend, mit aufgerichtetem Haupte und erhabenen Händen vor, alſo daß er anfangs meinte, er lebe noch und bete. Er kniete neben ihn und betete auch. Da er aber kein Seufzen des Betenden hörte, ſtund er vor ihm auf, ſahe ihm unter die Augen, fiel ihm um den Hals und küßte ihn weinend, indem er erkannte, daß auch der todte Körper Gott, dem alle Dinge leben, mit dienſtlichen Geberden anrief. Darauf wickelte er den Todten in den Mantel, trug ihn hinaus und ſang geiſtliche Geſänge und Pſalmen bei der Leiche.

Daß er keine Hacke oder Schaufel hatte, womit er das Grab öffnete, bekümmerte ihn ſehr. Er wußte nicht, wie er es beginnen ſolle und ſprach bei ſich: Soll ich zu meinem Kloſter heimziehen, ſo gehen drei Tage drauf, bleib' ich hier, ſo kann ich noch weniger ausrichten. Ei, ſo will ich ſterben und bei dieſem Nachfolger Chriſti mein Leben enden!

Indem Antonius ſolche Betrachtungen anſtellte, kamen zwei Löwen aus der inneren Wüſte, vor denen er ſich Anfangs entſetzte. Jedoch richtete er ſein Gemüth zu Gott und war es ihm nicht banger als ob er zwei Tauben geſehen habe. Die Löwen liefen zu der Leiche, ſtunden bei ihren Füßen ſtill, ſchmeichelten mit dem Wedel und brüllten, als ob ſie nach Vermögen Leid um ihren lieben Freund trügen, der ſo lange ihr Hausgenoß in der Wüſte geweſen war.

Nach dieſem ſcharrten ſie unweit davon die Erde ſo weit auf, bis ſie eines Menſchen Grab zugerichtet hatten, kamen zu Antonius, dem ſie Hände und Füße leckten, und ſtellten ſich mit hangenden Ohren und niedergebeugtem Haupte hin, recht als ob ſie den Lohn ihrer gethanen Arbeit forderten.

Antonius begann von Stund an Chriſtus zu loben, alſo daß auch die ſtummen Thiere verſtunden, wer Gott wäre, und ſprach: O Herr! ohne deſſen Willen kein Blatt vom Baume, kein Spatz auf die Erde fällt, gib ihnen wie Du weißt. Er winkte mit der Hand, ſie ſollten von dannen ziehen, und als dies geſchehen war, trug er den Leichnam auf ſeinen alten krummen Schultern in die Grube, warf die Erde wieder zu und machte ein Grab.

Damit Antonius etwas von Paulus Gut hätte, nahm er anderen Tages ſeinen Rock, den er wie einen Korb aus Palmblättern geflochten, zog damit heim und trug ihn allerweges an den hohen Feſten, indem er ſeinen Jüngern erzählte, wie es ſich damit zugetragen hatte. Es hat auch dieſem entblößten Alten niemals neben Denen etwas gemangelt, die ihres Gutes kein Ende wiſſen, ihre Häuſer mit Marmor bekleiden und einen Acker oder ein Dorf an das andere ſammeln. Sie trinken aus edlem Geſteine; ihn hat die Natur mit ſeinen Händen verſehen, daraus er getrunken hat. Sie weben Gold in ihre Röcke: er hat ſelbſt das ſchlichteſte Kleid ihrer Diener oder Sklaven nicht gehabt, denen hiergegen mit ihm das Paradies offen ſteht, derweil ſie mit ihrem Golde in den Abgrund der Hölle fahren. Er, ob er gleich nackt geweſen, hat das Kleid Chriſti behalten, ſie, geſchmückt mit Seide und Sammet, haben es verloren. Paulus liegt begraben und bedeckt mit leichtem Staube, unter dem hervor er zu der Glorie und Herrlichkeit auferſtehen wird. Sie bleiben unter den köſtlichſten Grabſteinen, von ihren ſchweren Gütern mit Angſt und Qual belaſtet.

IV.

Die heilige Maria aus Aegypten.

In einem Kloſter des Landes Paläſtina war ein Mann, genannt Zoſimas, mit Worten und Werken eines guten Wandels geziert, und im klöſterlichen Leben fleißig unterwieſen und auferzogen. Er galt ſogar in Faſten und Abbruch dermaßen als der Unſträflichſte und er legte ſich noch ſo viel mehr auf als die Zucht gebot, um ſeinen Leib dem Geiſte unterthänig zu machen, daß viele Kloſterleute aus der Nähe und Ferne ihn beſuchten, und ſich nach ſeinem Beiſpiele und ſeiner Lehre deſto beſſer in ein mäßiges Leben ſchicken lernen mochten.

Sobald Zoſimas nun dieſes Alles an ſich gehabt, lag er unnachläſſig der Betrachtung der heiligen Schrift ob und ſollen ihm, was nicht unglaublich iſt, ſelbſt göttliche Geſichte erſchienen ſein, da ja ſchon Diejenigen, ſo reinen Herzens ſind, dem Worte Gottes nach, Gott ſehen, um wie vielmehr nicht werden göttlicher Erleuchtung und Erſcheinung fähig ſein, die allezeit nüchtern und wachenden Herzens bleiben.

Nichts deſtoweniger fiel nach dieſem Zoſimas ein Gedanke ein, als wäre er in Allem vollkommen und bedürfe weiter keiner Lehre und Hülfe, habe in Mönchsleben und Werken jegliches Erforderliche erfüllt. Darüber ſtand auf einmal Einer ihm zur Seite, der ſprach: Zoſimas, Du haſt Dich, ſoviel einem Menſchen möglich, wohl gehalten und in Deinem geiſtlichen Kriegsſtande geſtritten, wie es ſich gebührt. Jedoch glaube mir, daß Dein gegenwärtiger Kampf mit Dir ſelbſt, Dir unbewußt, noch größer und folgenwichtiger iſt als der beſtandene. Auf daß Du erkenneſt, wie viele andere Wege ebenfalls zur Seligkeit führen, ſo verlaß Heimat, Freundſchaft und Vaterhaus, wie Abraham der Patriarch, und begib Dich in das Kloſter, ſo am Jordan liegt.

Alſobald ging Zoſimas dieſer Stimme nach aus dem Kloſter, in dem er von Jugend auf geweſen war und gelangte zu dem an dem heiligſten aller Waſſerflüſſe. Er klopfte mit der Hand an die Thüre und redete mit dem Pförtner, der ihn dem Abt anſagte und zuführte. Dieſer erkannte an ſeiner Kleidung und Geſtalt, er ſei ein geiſtlicher Mann und nahm ihn in Gottes Namen bei ſich auf, als er verſtanden hatte, daß und warum er da zu bleiben begehre.

Jetzund ſah Zoſimas, wie vortrefflich die Alten in ihren Werken waren, und wie inbrünſtig und im Geiſte ſie dem Herrn dienten, derweil ſie ebenſo wenig mit der Handarbeit feierten und die heiligen Pſalmen in ihrem Munde ohne Abgang waren. Da hörte man nicht ein vergebliches Wort, da war kein Gedanke auf Silber, Gold und andere weltliche Dinge gerichtet, deren Namen ſie ſogar nicht kannten. Jeder wollte der Vorderſte ſein, dem Leibe abzuſterben und die leibliche Speiſe dieſer Mönche beſtand nur aus Waſſer und Brod, damit ſie in der Liebe Gottes deſto ſtärker würden. Ja, Zoſimas wurde durch ihr Beiſpiel viel gebeſſert, ſtreckte ſich zur Vollkommenheit und nahm in ſeinem Laufe raſcher zu, weil er hier Mitarbeiter gefunden hatte, die das göttliche Paradies erneuten. Jetzt war die Faſtenzeit vorhanden, in der die Chriſten von Alters her den Leib zum würdigen Empfange des Leidens und Sterbens ſowie der Auferſtehung unſers Erlöſers zu reinigen pflegten, und blieb des Kloſters Thüre allezeit verſchloſſen, damit die Mönche in ihrer Andacht nichts irre oder hindere, und Niemand eingelaſſen würde, es wäre denn ein Mönch, um einer nothwendigen Sache willen.

Die Tradition des Herrn, ſo wie die Brüderſchaft die erſte Faſtenwoche nannte, wurde folgendermaßen abgehalten. Anfangs behandelte man, dem Gebrauche nach, die heiligen Geheimniſſe und empfing jeder Mönch den Leib und das Blut Chriſti. Danach nahmen Alle miteinander ein wenig Speiſe zu ſich und kamen in ihrem Bethauſe zuſammen, um auf den Knien ihre Andacht zu verrichten. Die Brüder grüßten einander herzlich, umfingen den Abt und ließen ſich ſeinen Segen ertheilen. Nach deſſen Empfangnahme ward das Kloſterthor aufgemacht und zogen ſie unter einhelligem Pſalmengeſange hinaus. Zwei oder drei Brüder blieben, nicht daß ſie es hüteten, in dem Kloſter zurück, wo für Diebe nichts zu holen war, ſondern damit das Bethaus nicht ohne Gottesdienſt gelaſſen würde. Jedweder Mönch nahm ſeine Speiſe mit ſich, wie er mochte: einer trug Waſſer oder Brod, der andere Feigen oder Dattelkerne, ein dritter eine ungewäſſerte Hülſenſpeiſe, der vierte nichts als ſeinen eignen Leib und was er um und an ſich hatte. Wobald es ihnen nöthig war, lebten ſie von den Kräutern, die in der Wüſte wuchſen. Jeder Einzelne war ſich ſelbſt Regel und Geſetz ohne Uebertretung, ſo daß keiner auf ſeine Geſellen ſchaute, wie er faſtete oder ſich hielt. Wenn ſie einmal über den Jordan gekommen waren, gingen ſie weit, einer von dem Andern, und hatten die ganze Wüſte zu ihrem Aufenthalt. Sobald Einer den Andern von fern erſah, entwich er anderwärts. Jeder lebte Gott und ſich ſelbſt, labte ſich ein wenig, wenn ſeine Zeit vorhanden, und ſetzte ſich auf die Erde, um zu ſchlafen, gleichviel wo ihn der Abend ereilte, bis am Palmſonntage wiederum Alle in das Kloſter kamen und Jeder ſein Gewiſſen zum Zeugen ſeiner Arbeit mitbrachte.

Zoſimas durchwanderte, der Regel nach, mit den Andern die Wüſte und zog immer ferner in der Hoffnung fort, einen oder mehr Einſiedler zu finden, von denen er lernen möchte.

Er war bereits zwanzig Tage umgegangen, als er ein wenig ſtille ſtand und ſich gegen Sonnenaufgang wendete, um ſein Gebet zu verrichten.

Nachdem dies geſchehen war, ſah er über ſich gen Himmel und da war es ihm, als ob rechter Hand in der Ferne der Schatten eines menſchlichen Leibes ſich bewege. Zuerſt entſetzte er ſich und meinte, er ſahe einen Geiſt; wie er aber das Zeichen des Kreuzes gemacht hatte, legte er die Furcht von ſich und erkannte bei ſchärferm Zuſchauen, daß ein wirklicher Menſch dem Niedergang der Sonne zueile. Es däuchte ihn ein Weib zu ſein; jedoch war ihr Leib von der Sonne ſchwarz gebrannt und glichen ihre langen Haarlocken weißer Wolle.

Joſimas freute ſich des Weſens, das er für eine gute Erſcheinung hielt, da er ſeither in der Wüſte weder Menſch noch Thier wahrgenommen hatte, und wendete ſich der Richtung nach ihr zu, die vor ihm in die innere Wildniß floh. Unangeſehen ſeines Alters war er geſchwinder als ſie, ſo daß er bei ſeiner Verfolgung ihr je länger deſto näher kam und ſobald er von ihr gehört werden konnte, hub er an zu weinen und zu rufen: Warum fliehſt Du mich alten Mann, Du Diener Gottes? Warte mein, wer Du auch ſeieſt. Ich beſchwöre Dich bei Gott, um deſſentwillen Du an dieſem wilden Orte wohneſt: ſtehe ſtill und gib mir abgelebtem Manne Deinen Segen und Dein Gebet.

Bei dieſen Worten erreichten ſie im Laufen mit einander einen ausgetrockneten Bach, und eilte das flüchtige Bild das Ufer einerſeits hinab und anderſeits wieder hinauf. Joſimas konnte nicht weiter und ſeufzte und weinte, daß eine Zähre die andere ſchlug, bis das Weib ſeine Klagen hörte.

Die rief: Verzeihe mir um des Herrn willen, Vater Zoſimas; ich darf mich nicht gegen Dich kehren; ich bin ein Weib und, wie Du ſiehſt, aller Dinge, nackend und bloß. Willſt Du mir, Sünderin, Dein Gebet mittheilen, ſo wirf mir Dein Kleid herüber, damit ich mich bedecke.

Da kam über Zoſimas, den ſie mit Namen gerufen, große Furcht und Zittern, indem er bedachte, daß das Weib niemals von ihm gehört oder ihn geſehen hatte, und alſo ohne göttliche Erleuchtung nicht wiſſen konnte, wer er ſei. Er nahm ſeinen Mantel ab, den er ihr zuwarf, und ſie umgürtete ſich ſo gut ſie konnte. Sie ſagte: Was iſt Dir in den Sinn gekommen, Vater Zoſimas, daß Du ein ſündlich Weib zu ſehen begehrſt? Was willſt Du von mir lernen, daß Du mich mit ſolcher Mühe und Arbeit geſucht haſt? —

Zoſimas fiel vor ihr auf die Erde und bat um ihren Segen. Sie erwiederte: Mein Vater, es gebührt den Segen zu geben Dir, denn Du biſt ein Prieſter und ſtehſt ſchon viele Jahre bei dem Altare Chriſti, deſſen Geheimniſſe Du verkündeſt.

Er beharrte auf ſeinem Wunſche, und ſie befriedigte ihn mit den Worten: Gebenedeiet ſei Gott, der ein Heiland der Seele iſt. Mehr konnte Zoſimas von ihrem Gebete nicht vernehmen, da er nur ihre Lippen auf- und zugehen ſah. Er ſtand zitternd und bebend vor der Frau, blickte auf die Erde und ſprach kein Wort. Als er ſie ein wenig von der Seite angeſchaut, gewahrte er, daß ſie während ihres Gebetes eine Elle hoch ſich von der Erde erhoben hatte, gleich als ob ſie in der Luft ſchwebend geweſen wäre.

Er erſchrack darüber deſto mehr, warf ſich auf die Knie nieder und hielt ſie, in ſeinem Gemüthe, für einen böſen Geiſt, der ſich den Anſchein zu beten gäbe. — Das Weib hob ihn mit den Worten auf: Was betrüben Dich Deine Gedanken, daß Du Dich an mir ärgerſt, als ob ich ein Geiſt wäre und wollte Dich mit meinem Gebete betrügen? Du ſollſt deſſen verſichert ſein, daß ich ein ſündiges Weib, wiewohl getauft, kein Geiſt, ſondern Staub und Aſche bin. Ich bete mit Dir zu Gott, daß er uns vor dem Feinde und ſeinen Anſchlägen behüte, denn ſein Neid iſt groß wider uns.

Sie bezeichnete ſich Stirn, Augen, Lippen und Bruſt mit dem Kreuze und ſobald der Alte dies geſehen hatte, fragte er ſie beruhigter: Wer und woher ſie ſei und wie ſie ſich in dieſe Einöde begeben habe? Sie betheuerte ihm, er werde an ihrer Erzählung keine Freude finden; da er aber dabei blieb, ſeinen Wunſch befriedigt zu haben, hub ſie folgendergeſtalt zu reden an: Ich ſchäme mich fürwahr, Vater Zoſimas, daß ich Dir meine Schandthaten eröffnen ſoll. Da Du aber meinen bloßen Leib geſehen haſt, will ich Dir auch mein Thun und Laſſen nicht verhehlen, und ſollſt Du klar erkennen, wie ſehr mein Herz von Laſterhaftigkeit erfüllt geweſen iſt. Ich kann mir recht wohl denken, daß, ſobald ich angefangen habe, davon zu reden, Du wie vor einer Schlange von mir laufen wirſt, um die argen Dinge nicht zu hören. Jedoch will ich Dir die Kunde nicht vorenthalten, damit Du am jüngſten Gerichte Barmherzigkeit für mich erfleheſt.

Ich war einſt in Aegypten daheim und verließ in meinem zwölften Lebensjahre meine Eltern heimlich und ohne ihren Willen, um gen Alexandria zu ziehen. Wie ich allda meine Jungfrauſchaft befleckt und mich in dem ſchändlichſten Lebenswandel umgetrieben habe, bin ich nicht im Stande, Dir zu ſagen; Du ſollſt nur wiſſen, daß ich an die ſiebzehn Jahre und länger unter dem allerſchlimmſten Pöbel in öffentlicher Schmach gelegen und meine Ehre nicht verkauft, ſondern aus lauter Unkeuſchheit umſonſt vergeben habe. War ich gleich ſo arm, daß ich bisweilen betteln oder um Lohn ſpinnen mußte, ſo forderte ich kein Sündengeld und es war mir immer das Liebſte, daß ich mich in dem Kothe des Laſters wälzte und meinem Leibe Schande und Schmach zufügte.

Indem ich mich dermaßen hielt, ſah ich einesmals im Sommer, gerade als die Erde gleich meiner Sündhaftigkeit erblühte, eine Anzahl lybiſcher und ägyptiſcher Männer nach dem Meeresſtrande laufen, und fragte einen von ihnen, den ich kannte, wo ſie ſo eilig hinwanderten?

Wir wollen nach Jeruſalem, verſetzte er, wo nach Verlauf etlicher Tage hergebrachtermaßen die Erhebung des Kreuzes gefeiert wird.

Ich fragte: Was dünkt Dich, nähmen ſie mich wohl zu Schiffe mit, wenn ich ſie begleitete? Er entgegnete: Wenn Du den Schiffslohn zu bezahlen haſt, nehmen ſie Dich ſicher mit.

Ei, was Bruder! fiel meine Antwort aus: Ich habe nichts zu bezahlen und gehe dennoch mit; wenn ich mich ihnen zu eigen ergebe, denke ich, entrichten ſie den Fahrlohn anſtatt meiner. Das wunderbare Weib hielt ein wenig in ihrer Rede innen, um ſich eine Thräne abzutrocknen und fuhr mit den Worten fort: Ich habe Dir es vorgeſagt, mein alter Herr, verzeihe mir. Ich muß wohl oder übel meine eigne Schande erneuen und erſchrecke, weiß der Himmel! ſelbſt davor, wie dieſe meine Worte nicht allein Dich, ſondern ſogar die Luft verunreinigen.

Zoſimas vergoß vor ihren Augen ſeine Zähren und erwiederte: Unterlaſſe nicht, mir den übrigen Theil Deiner heilſamen Rede vorzutragen. Ich harre begierig auf Dein ferneres Schickſal.

Sie erzählte weiter: Sobald der Jüngling meine leichtfertige Aeußerung vernommen hatte, lachte er und ging von mir. Ich warf meine Spindel, mit der ich vor der Thüre ſaß, flugs aus der Hand, ſprang auf und lief, ſo wie ich war, den Geſellen zu dem Meere nach.

Beim Geſtade angelangt, fand ich unter der Schaar Jünglinge, einige mir von Leibesgeſtalt wohlbehagende, und verfügte mich, meinem Brauche nach, mit frecher Unverſchämtheit unter ſie. Liebe Geſellen, ſprach ich, nehmt mich mit, wohin ihr zieht; ich werde euch nicht undienſtlich ſein und euch dafür Liebes genug erweiſen. Ich machte ſie zugleich mit allerlei unflätbigen Reden zu lachen und hatte bald ohne Mühe meinen Zweck erreicht, indem ich von ihnen in der That auf ihre Koſten mit zu Schiffe genommen ward. Wir fuhren auf und von dannen und während unſerer Reiſe verführte ich die armen Leute wider ihren Willen mit mir zu ſündigen, ſo daß es mich nur Wunder nimmt, wie das Meer meine Unzucht und Büberei ertragen mochte, oder das Erdreich ſeinen Schoß nicht aufthat, mich lebendig zu begraben. Der allbarmherzige Gott will wohl eben nicht den Tod des Sünders und wartet langmüthig auf Bekehrung.

Unſere Seefahrt war in kurzer Zeit zu Ende und wir erreichten Jeruſalem, wo ich ſo lange, als wir vor dem heiligen Tage angekommen waren, mein Sündenleben mit Fremden und Bürgern fortführte.

Das Feſt der heiligen Kreuzeserhöhung begann in der erſten Tagesfrühe, die Glocken läuteten und Schaaren geſchmückter Menſchen zogen einhellig der großen Kirche zu, um dem Himmel für die Wiedergewinnung des heiligen Kreuzes aus den Händen der Ungläubigen zu danken. Ich vermochte ſelbſt dem heiligen Drängen und Treiben nicht zu widerſtehen, es litt mich nicht zu Hauſe und ich rannte von wilder

Haſt getrieben mit den Leuten bis in den Vorhof des Gotteshauſes. Ich wollte mitten unter dem Volke in das Innere dringen; allein, indem ich an die Pforte gekommen war, verhinderte mich eine geheime Kraft, den Anderen zu folgen.

Ich blieb ausgeſchloſſen und ſah mich an der Kirchthüre allein. Ich dachte in meiner Verwunderung, ich hätte als eine ſchwache Weibsperſon nicht weiter kommen können, und wiederholte den Verſuch, mich mit aller Gewalt hineinzuſchieben. Es war umſonſt. Wer auch immer an die Thürſchwelle kam, trat in den Tempel; mir allein war es beſchieden, draußen ſtehen zu bleiben. Es war mir ebenſo, als ob ich von einer Kriegsrotte hin und wieder geſtoßen und von dem Eingange abgetrieben würde. Doch hinderte mich auch eine plötzliche Gewalt, mich aus dem Vorhofe zurück in's Freie zu finden.

Meinen ernſtlichſten Verſuchen widerfuhr drei Mal das Nehmliche, und als ich einſah, daß ich ein für allemal nichts ausrichtete, ſtellte ich mich, matt und müde, in einen Winkel des Hofes, um zu erwägen: warum ich nicht in die Kirche habe kommen können, das lebendigmachende Holz anzuſchauen. Der Verſtand des Heils dämmerte in mir auf, und traf mit ſeinem erſten Strahl mein Herz, um die Fenſter ſeiner Augen zu erleuchten.

Ich bedachte, daß mich nur meine groben Sünden nicht in das Heiligthum gelangen ließen und hub tief bekümmert an zu weinen und zu ſeufzen und meine Bruſt zu ſchlagen, indem ich von ungefähr über mir ein Bildwerk der heiligen Gottesgebärerin erblickte, deſſen Augen unverwandt auf mich gerichtet waren.

Ich klagte dieſem alle meine Noth und rief ſchluchzend aus: O, Du Herrſcherin und Jungfrau! Ich weiß wohl, daß ich, Abſcheuliche, Dich weder ehren, noch mit unreinen Augen anblicken ſoll, da Du allezeit keuſch an Leib und Seele geweſen biſt und mich verwerfen mußt. Weil nun aber der Gott, den Du würdig geboren haſt, eben darum Menſch geworden iſt, daß er die Sünder zu der Buße berufe, ſo ſtehe mir Elenden bei, die ich ſonſt keine Hülfe und Rettung weiß, und geſtatte mir gnadenreich, in die offene Kirche einzugehen. Ich verſpreche Dir dafür, daß, wenn Du mich das Kreuz Deines Sohnes anbeten läßeſt, ich meinen Leib hinfort nicht mehr ſchänden, ſondern der Welt auf immer entſagen will, um den Weg der Seligkeit einzuſchlagen, auf den Du, wie ich hoffe, mich ſelbſt geleiten wirſt.

Wie ich ſolches geſprochen hatte, hielt ich bei mir dafür, daß die heilige Jungfrau es mich wohl erlangen laſſen werde. Ich erhob mich von meinen Knien, ging von dem Orte, wo ich gebetet hatte, und that mich wiederum unter die Leute, die zur Kirche wallten. Siehe! da war auf einmal Niemand mehr, der mich zurückhielt und jetzt drängte mich das Volk zu der heiligen Stätte, an die ich zuvor keinen Fuß hatte ſetzen dürfen. Es wandelte mich vor lauter Freuden eine Furcht an und durchſchauerte mich ein Fröſteln, das doch meinem erkälteten Herzen eine wohlthuende Wärme einhauchte und mich im Anbeten des Kreuzes die heiligen Wahrheiten des Himmels ſchauen ließ. Ich verließ die Kirche als ein neuer Menſch und brachte im Vorhofe dem Muttergottesbilde das heiße Opfer meines Dankes dar, indem ich die Heilige bat, mir auch den Weg der Buße und Seligkeit anzuzeigen.

Die Worte meines Gebetes waren nicht ſobald über meine Lippen, ſo vernahm ich von einer Stimme aus der Luft: Gehe über den Jordan und Du wirſt Ruhe finden. Als ich mich aus dem Vorhofe entfernte, empfing ich von einem frommen Manne drei Pfennige zum Almoſen, für die ich drei kleine Brode kaufte, um ſie zum Segen mitzunehmen.

Von dem Brodverkäufer erfuhr ich den Weg zum Jordan und darauf trat ich meine Reiſe mit Weinen an. Schon vor Sonnenuntergang war ich in Johannes des Täufers Bethaus am Fluſſe, wo ich mein Angeſicht und meine Füße in dem Waſſer wuſch und in dem Kloſter des heiligen Mannes zum erſtenmale das Abendmahl empfing. Nach dieſem Werk der Gnade, aß ich ein halbes Brod, that einen Trunk Waſſers aus dem Jordan und legte mich zur Ruhe nieder, die ich mit ſeligem Genügen fand. Des andern Tages, neugeſtärkt erwacht, fuhr ich mit einem Kahn in die Wüſte hinüber und von jener wunderbaren Zeit an bis zu dieſem Tage habe ich abgeſchieden von aller Welt gelebt und unabläſſig Gott den Herrn erwartet, der alle Sünder ſelig macht, die ſich zu ihm bekehren.

Hier beendigte das Weib ihre Rede und fragte Zoſimas nach einer Pauſe: ſeit wie lange ſie in dieſer Wüſte ſei?

Ich meine, es ſind ſiebenundvierzig Jahre, erwiederte ſie und fuhr auf ſeine Frage: Was ſie bisher für Speiſe an dem Orte gefunden? fort zu antworten: Ich habe drittehalb Brode mit mir über den Jordan gebracht, die nach und nach ſteinhart geworden ſind.

Davon habe ich während einiger Jahre ein Weniges genoſſen.

Zoſimas fragte weiter: Und kam es Dir nicht ſauer an, ſo lange Jahre ohne Beſchäftigung zu ſein oder iſt Dir die jählinge Abſonderung von den Menſchen nicht gleicherweiſe mühſelig geweſen?

Du fragſt mich ein Ding, mein Vater, verſetzte ſie, worinnen viele Gefahr enthalten iſt, denn, ſo ich Dir die Leiden, die ich ausgeſtanden, wiederum erzählen und der Argliſt meiner vergangenen Gedanken mich erinnern ſoll, befürchte ich, ſie möchten auf's Neue in mir auferſtehen. Zoſimas beharrte in ſeiner Forderung, Alles bis auf das Kleinſte zu erfahren, und ſie ſagte: Du mußt mir wohl oder übel glauben, Vater Zoſimas, daß ich in dieſer Wildniß leider! ſiebzehn Jahre lang mit wüſten Gedanken wie mit wilden Thieren zu ſchaffen, und wider fleiſchliche Anfechtungen und Anfälle zu ſtreiten gehabt habe. Jedesmal, wenn ich an den Ueberfluß hiervorgehabter Speiſe dachte, ſtand mein Gelüſten nach den Fiſchen oder dem Fleiſche, wovon ich in Aegypten zehren konnte. Ich hatte eben ſo unabläſſigen Durſt nach Wein, und mich verlangte nicht minder nach den unlautern Liedlein, die ich ehedem gelernt hatte. Allein ich goß meine Zähren aus und ſchlug meine Bruſt vor Reue mit Fäuſten. Ich ward Derer eingedenk, die ich mir zur Bürgin beſtellt hatte, ehe ich in die Wüſte ging und rief die Mutter Gottes an, mir alle böſen Vorſtellungen aus dem Sinne zu nehmen. Ich hatte viel geweint und es umſchien mich ein Licht mit großer Klarheit, bis mich die loſen Gedanken wiederum umgarnten, wie hölliſches Feuer in meinem Innerſten brannten und mir verderbliche Begierden einflößten. So wie mich nun für und für derlei weltliche Verſuchungen peinigten, nahm ich meine Zuflucht zu den Waffen des Gebetes, warf mich in Zerknirſchung auf die Erde und richtete mein Angeſicht nicht eher wieder auf, bis Tag und Nacht vergangen war und ich auf's Neue mit dem lieblichen Schein umfangen ward, der alle Täuſchung zu nichte machte. Alſo vergingen mir dieſe ſiebzehn Jahre in ſtetem Kampf und Sieg, und nach Ablauf ſolcher Friſt iſt meine Helferin allezeit bei mir geweſen und hat mich allenthalben behütet.

Zoſimas fragte: Haſt Du weiter gar nicht Speiſe und Trank oder Kleider bedurft?

Ich habe die drei Brode verzehrt, ſagte ſie, und danächſt an die ſiebzehn Jahre Kräuter gegeſſen, die ich in der Wüſte fand. Die Gewande, die ich mit mir über den Jordan gebracht habe, ſind zerſchliſſen und nach und nach an meinem Leibe verfault, ſo daß ich von Winters Kälte und Sommers Hitze im erſten Anfange übel genug geplagt worden bin. Von der Zeit an bis jetzt hat die göttliche Barmherzigkeit meinen Körper von aller Gefährdung befreit. Bedenke ich, was alles und wie viel ich ausgeſtanden habe, ſo iſt es mir eine große Freude und wächſt in mir die Hoffnung der Seligkeit. Meine Speiſe, mein Trank und meine Kleidung iſt mir das Wort des Herrn, denn der Menſch lebt nicht allein vom Brode, ſondern von jedem Worte, ſo dem Munde Gottes ausgeht. Die Schrift ſagt: Die nicht Kleider haben, werden mit den Felſen angethan, die der Bosheit Kleidung abgelegt haben.

Wie nun Joſimas in Wahrheit hörte, daß das Weib die Schrift anführte, ſagte er: Haſt Du auch die Pſalmen oder andere heilige Bücher geleſen, gute Frau?

Sie gab zur Antwort: Ich habe niemals leſen gelernt oder leſen hören. Das allezeit lebendige Wort Gottes unterrichtet den Menſchen in Jeglichem.

Da kniete der alte Mann nieder, erhub ſeine

Stimme mit Weinen und pries Gottes Werke, bis die Frau ihn mit den Worten in die Höhe richtete: Ich beſchwöre Dich, Niemand zu ſagen, was Du von mir vernommen haſt, bis mich Gott von dieſem Erdreiche nimmt. Einſtweilen ziehe Deines Weges in Frieden. Für das nächſtkommende Jahr bitte ich Dich, daß Du in der Faſtenzeit Dein Kloſter nicht verläſſeſt, was Dir auch nicht zugelaſſen werden würde, und am grünen Donnerſtage an den Jordan kömmſt, um mir die heiligen Sakramente zu verabreichen.

Nachdem das Weib dieſe Worte von ſich gegeben hatte, eilte ſie im Fluge der inneren Wüſte zu und war dem Mönche aus den Augen geſchwunden. Zoſimas küßte die Erde, wo ſie geſtanden hatte, gab Gott die Ehre und begab ſich in ſein Kloſter heim, wo er zu rechter Zeit mit ſeinen Brüdern anlangte, und das ganze Jahre durch, das ihm faſt zu lang werden wollte, ſchwieg. Als die verheißne Zeit verfloſſen und der erſte Sonntag der Faſten abermals vorhanden war, zogen die Brüder ihrem Brauche nach der Wüſte zu, derweil Zoſimas von einem Fieber zu Hauſe feſtgehalten wurde. Er gedachte deſſen, was ihm die Frau geſagt, und nach etlichen Tagen richtete er ſich wieder auf und ging im Kloſter herum. Die

Kloſterleute kehrten zu der feſtgeſetzten Zeit zurück und am Abend des grünen Donnerſtags that Zoſimas, wie ihm befohlen war.

Er nahm in einem kleinen Kelche den Leib und das Blut Chriſti, in einem Körbchen ein wenig Feigen, Dattelkerne und ausgewäſſerte Linſen mit und ging, der heiligen Frau gewärtig, nach der ſein Herz und Gemüth ſtand, an das Ufer des Jordans. Hier ſetzte er ſich nieder und ſchaute fleißig nach der Wüſte, bis er zu ſich ſelbſt ſagte: Vielleicht iſt ſie ſchon da geweſen und wieder von dannen gegangen? Alsdann hub er angſtvoll an zu weinen und betete zu Gott, er möge ihn ſie noch einmal ſehen und nicht unverrichteter Sache fortziehen laſſen. Hinterher fiel ihm ein Anderes ein und ſagte er: Was wird ſie beginnen, wann ſie kommt, um über den breiten Jordan zu gelangen? Es iſt kein Schiff da, das ſie zu mir Sünder führe. Mit einemmale ſprang er aus ſeinen Gedanken auf, und nahm zu ſeiner Freude wahr, daß ſie bereits gekommen.

Es war die Nachtzeit angebrochen und erhellte lichter Mondſchein die Gegend. In ſeinem Dämmer gewahrte Zoſimas, daß das Weib das Kreuz über den Jordan zeichnete, zu dem Waſſer hinunterſtieg und darüber wie über einen ſatten Boden ſchritt. Der fromme Mönch entſetzte ſich in heiliger Scheu und wollte niederknien; wie die Erſcheinung aber das ſah, fing ſie auf dem Waſſer an zu rufen: Was biſt Du im Begriffe zu thun, Vater Zoſimas! Bedenke, daß Du ein Prieſter Gottes biſt und trägſt die heiligen Geheimniſſe.

Zoſimas willfahrte ihr und ſo wie ſie am Ufer zu ihm trat, ließ er die Worte von ſich hören: Gott lügt nicht, der da ſpricht: Die werden ihm gleich ſein, die ſich ſelbſt reinigen. Ehre ſei ihm in der Höhe, daß er mir durch ſeine Dienerin zu erkennen gibt, wie viel mir noch abgeht. Danach ließ ſie ſich das Vaterunſer vorſprechen, gab ihm den Kuß des Friedens und empfing kniend das heilige Abendmahl. Als dies geſchehen, ſtreckte ſie beide Arme gen Himmel und rief aus: Nun laß Deine Dienerin nach Deinem Worte hinfahren, mein Gott, denn meine Augen haben den Heiland geſehen. — Zu dem Alten ſagte ſie: Verrichte das Andere und ziehe in Dein Kloſter heim. Wann das Jahr um iſt, kommſt Du abermals hierher, wo Du mich, ſo Gott will, wiederſehen wirſt.

Zoſimas antwortete: Wollte Gott! ich könnte Dir ſchon gegenwärtig nachgehen und Dein theueres Antlitz ſchauen, und bat ſie, vor ihrem Scheiden von ſeiner Speiſe zu ſich zu nehmen, die er ihr im Korbe zeigte.

Das Weib griff mit den Fingern in die Linſen und nahm drei Körner mit den Worten in den Mund: Es iſt genug an der Gnade des Geiſtes, daß er die Seele makellos erhalte. Bitte Gott für mich und ſei meiner Armuthſeligkeit eingedenk.

Alsdann machte ſie nochmals das Zeichen des Kreuzes über den Fluß und wandelte trocknen Fußes hinüber. Zoſimas ſah ſie nicht mehr und ging fröhlich und betrübt in ſein Kloſter, indem er ſich unterwegs ſchalt, ſie nicht nach ihrem Namen gefragt zu haben.

Er dachte daheim ſo lange über dieſe Sache ſchweigend nach, bis abermals ein Jahr in's Land gegangen war und ſowie ſich Zoſimas deſſen verſah, brach er eilends auf, um die glorwürdige Frau, ihrer Verheißung zufolge, ein letztesmal zu ſehen.

Er erkannte an etlichen Zeichen, daß er auf dem rechten Wege war und wanderte in der großen Wüſte unverdroſſen hin und wieder, indem er wie ein fleißiger Jäger nach einem Wildpret allenthalben um ſich ſpähte. Er konnte lange nichts erſchauen und bat nun

Gott, ihm ſeinen verborgenen Schatz endlich zu entdecken.

Da kam er an einem Orte an, der einem Regenwaſſergraben gleich ſah. Er ſtund an dem unteren Theile und erblickte an dem oberen einen Sonnenſchein. Er ſchaute näher zu. Siehe! da lag der heilige Leichnam todt, mit gefalteten Händen, wie es ſich für ihn gebührte, und ſah gen Morgen. Joſimas lief hinzu, wuſch die Füße der ſeligen Frau mit ſeinen Zähren, da er ihr kein anderes Glied anrühren durfte und verrichtete das Gebet zur Begräbniß. Bei ſich ſelbſt ſprach er zwar derweil: Vielleicht iſt dies ihr Wille und ihre Meinung nicht. Er hatte den Gedanken aber kaum gehabt, ſo ſah er neben ſich eine Schrift in die Erde gezeichnet, die lautete: Begrabe, Vater Joſimas, der armen Marie Leib, gib der Erde wieder, was der Erde iſt und wirf den Staub zum Staube.

Er wollte daran gehen, ihr die letzten Pflichten zu erfüllen und nahm zu ſeiner Freude ein ſpitzes Holz wahr, das unfern lag. Damit grub er die Erde auf, die er auf den Leichnam in die Gruft warf, doch war der Boden ſo hart und feſt, Joſimas ſo alt, ſchwach und abgemattet, daß geraume Zeit verging, ehe er damit im Schweiße ſeines Angeſichts zu Stande kam. — Nach vollbrachtem Tagewerk ſtimmte er ein Loblied auf den Heiland an, betete noch einmal ſchweigſam auf dem Grabe und ging nach dem Kloſter, wo er zu männiglich Verwunderung dem Abte und der Brüderſchaft erzählte, was ihm mit der heiligen Maria Aegyptiaca begegnet ſei.

Er lebte in dem Kloſter bis er hundert Jahre alt war und iſt danach ſelig in dem Herrn entſchlafen.

V.

Der heilige Malchus.

Es iſt zu wiſſen, daß zu den Zeiten des heiligen Kirchenvaters Hieronymus, wie er uns ſelbſt erzählt hat, in dem etwa dreißig Meilen von Antiochia gelegenen Dorfe Maronia ein braver Ackersmann von ſeinem Weibe einen einzigen wohlgearteten Sohn, Namens Malchus, hatte, der ſeinen Eltern faſt nicht früher als da er in das erwachſene Alter getreten war, und von ihnen verheirathet werden ſollte, zu ſorgen gab.

Sein Vater und ſeine Mutter riefen ihn ſodann vor ſich und ſein Vater ſprach liebreich zu ihm: Du biſt nun groß geworden, wie Du ſiehſt, mein lieber Sohn, und haſt keine Brüder und Schweſtern; wir ſtehen unſerem Greiſenalter nahe, und ich trete gar ſchon in mein ſiebenzigſtes Lebensjahr. Wir gedenken Dir alſo ein Weib zu geben, das uns ein Troſt unſerer Hülfloſigkeit, Dir ein Glück und eine Freude ſei, indem es mit Dir vor Gottes Angeſicht lebe und Dir den Segen des Himmels durch Kinder in Dein Haus bringe, und wünſchen ſehnlichſt, daß Du nicht lange zauderſt einzuſehen, wie ungleich ſchwerer es Dir bei vorgerückteren Jahren fallen werde, eine lebenswierige Verbindung einzugehen.

Malchus hatte der freundlichen Rede ſeines Vaters aufmerkſam zugehört und erwiederte nach einigen Ausdrücken ſeiner Ehrerbietung kurz und bündig: Er könne ihre Wünſche nicht befriedigen, da er ganz und gar der Welt zu entſagen und ſich Gottes Dienſte zu widmen angelobt habe.

Die Eltern betrübten ſich über dieſe Worte und ſtellten ihrem Sohne wiederholt vor, wie er alſo ſeinen Stamm ausgehen laſſe, deſſen Erhaltung ja jedwedem Menſchen erfreulich ſei und ihrem Beſitzthume den rechtmäßigen Erben entziehe.

Sie mochten ihn aber ſo liebreich beſchwören, wie ſie wollten, er widerſtand unerſchütterlich mit der Antwort: Er habe beſchloſſen, nur an das Heil ſeiner Seele zu denken, die ſich nicht um das Irdiſche kümmere und ward am Ende durch die täglich erneuten Bitten und Beſchwörungen, ja, Drohungen genöthigt, vor den alten Leuten Ruhe zu ſuchen und zu deſto ſchnellerer Vollziehung ſeines frommen Entſchluſſes aus dem elterlichen Hauſe zu entfliehen.

Von der Nähe Perſiens abgehalten, ſich gen Morgen zu wenden, da die Kriege mit dem Volke ſogar die römiſchen Grenzheere zwangen, auf ihrer Hut zu ſein, ſchlich Malchus verſtohlen den Einſamkeiten der ſteinigen Wüſte zu und erreichte nach einigen Tagen ein von Heiligen und Mönchen bewohntes Kloſter, deſſen Regel er ſich mit Herzensfreudigkeit unterwarf.

In ſeinem neuerwählten Berufe kaſteite er ſeine weltlichen Begierden und die Kraft und Friſche ſeiner Jugend angelegentlich und verdiente ſich mit ſeiner Händearbeit Tag für Tag die ſpärlichen Bedürfniſſe ſeines Lebens. Als er aber nach mehreren in dem Kloſter zugebrachten Jahren von ungefähr den Tod ſeines Vaters erfuhr, ergriff ihn die Sehnſucht, zu ſeiner verlaſſenen Mutter zu gehen, um ihre Witwenſchaft zu tröſten. Er wollte danächſt das ihm zugefallene Habe zu Gelde machen, und es theils den Armen des Herrn und ſeinem Kloſter ſchenken, theils damit anderweit nach ſeinem Belieben thun. Er begab ſich zu ſeinem Abte, ihn um Urlaub zu ſeiner Reiſe anzugehen. Der vor Alter wie vor Einſicht und Erfahrung ergraute heilige Mann erklärte ihm indeſſen, wie dies eine Verſuchung des Teufels ſei, der unter dem Deckmantel eines ehrbaren Dinges ſeine Liſten und Schlingen berge, die ſchon weiſe und wackere Mönche genug betrogen haben, und gab ſich doch nur eine vergebliche Mühe, ſeinen geiſtlichen Sohn von dem feſtgehaltenen Gedanken der Reiſe abzuziehen Der Abt erkannte, daß weder Vernunftgründe noch Vorſtellungen etwas über den Jüngling vermochten, und beſchwor ihn, ſeine Knie umklammernd, bei dem alleinigen Gott, Seele und Körper nicht der Gefahr gleichſam gewiſſen Verderbens auszuſetzen, da der Weg von Beröa nach Edeſſa noch unlängſt durch ſarazeniſche Räuber äußerſt unſicher geweſen ſei. Er führte ihm desgleichen das Wort des Evangeliums an: Wer ſeine Hand an den Pflug leget und ſiehet zurück, der iſt nicht geſchickt zum Reiche Gottes und bedeutete ihn wie ſein Vorhaben ihn nur dem Hunde gleich ſtelle, der immer wiederkehre, ſeinen eigenen Auswurf zu beſehen, oder dem verirrten Schafe ähnlich mache, das freiwillig ſeinen Pferch verlaſſe, um dem Rachen des Wolfes entgegen zu laufen.

Trotz allen dem ließ Malchus jedoch nicht von ſeinem übelberathenen Entſchluſſe ab, weil er argwöhniſch war, der fromme Abt ſuche nicht ſeines Schutzbefohlenen Heil, ſondern ſeinen eignen Troſt an ihm, und ſo folgte dieſer dem Scheidenden wie einer Leiche oder einem Verbrecher bis vor das Kloſterthor, wo er ſchweren Herzens Abſchied nahm.

Aus Furcht vor den Räubern ſchloß ſich der Jüngling andern deſſelben Weges wandernden Leuten mit der Uebereinkunft an, ſich in Gefahren gegenſeitig beizuſtehen, und die kleine Karavane war etwa ſiebenzig Männer, Frauen und Kinder jedes Standes und Alters ſtark. Sie hatten aber kaum eine Tagereiſe zurückgelegt, als eine Schaar Ismaeliten aus einem Hinterhalte ſo plötzlich mit gezückten Schwertern und wildem Todesgeſchrei hervorbrach, daß ſie ſich alleſammt zur Flucht wendeten, die nur Wenigen gelang. Die meiſten Pilger geriethen in Gefangenſchaft und Malchus wurde mit einer jungen Frau einem und demſelben Herrn zuertheilt, der ſie auf Kameele ſteigen hieß und auf einem langen und beſchwerlichen Wege über einen Fluß in eine tiefe Einſamkeit führte, wo dem jungen Mönche eine Heerde anvertraut ward und er fern von menſchlicher Gemeinſchaft inſoweit zufrieden lebte, als er an dieſem abgelegenen Aufenthalte ſeinen Beruf ſogar beſſer als im Kloſter zu erfüllen meinte. Er erwog überdies bei ſich, wie die heiligen Patriarchen lange Zeit ebenſo gebetet haben müßten, und danach blieb ihm von ſeinen überſtandenen Gefahren nur die Erinnerung, indem er, getroſter Seele, Gott lobte und die Pſalmen, die er auswendig kannte, zu ſeiner Erbauung abſang.

Nur gleichſam noch nicht geſättigt durch das über ihn verhängte Ungemach, dachte ihm ſein Schickſal neue Leiden zu. Einſam und verborgen floß ihm ſein Leben hin, kein Menſch auf der weiten Welt kümmerte ſich um ihn und deſſen ungeachtet konnte er ſich den Augen der Feindin irdiſcher Glückſeligkeit nicht entziehen. Sein Herr verſah ſich allmälig der treuen Dienſte dieſes Chriſtenſklaven und ließ ihn eines Tages mit der gefangenen Chriſtin vor ſich kommen, wo er zu ihm ſprach: Ich bin mit Deiner Aufführung ſo wohl zufrieden, Malchus, daß ich beſchloſſen habe, Dir einen Beweis meines Wohlwollens zu geben, der, wenn Du ſeither ſchon eifrig für meinen Nutzen beſorgt geweſen biſt, groß genug ſein ſoll, Dich fortan durch das Gefühl der Dankbarkeit mir durchaus ergeben zu machen. Nimm dieſe Chriſtenſklavin zu Deinem Weibe. Ich habe ſie mit Dir gefangen und ſeither als Magd gebraucht. Lebe mit ihr in Frieden und erfreue Dich ihrer wie Du willſt. Vielleicht daß ſie Dir ein Troſt in Deinem Unglück werde.

Wie überaus ob dieſer Gunſtbezeigung nun beſtürzt, entgegnete der Mönch doch voller Zuverſicht, er wolle nichts von dieſer Ehe hören, und ſein Geſetz verbiete ihm, ein Weib zu nehmen, das, ſo wie dieſes, bereits die Gattin eines andern von ihr getrennten Mannes ſei.

Da riß der unbändige Herr ſein Meſſer aus dem Gürtel und würde Malchus in der Wuth getödtet haben, hätte derſelbe nicht die Arme in Angſt ausgeſtreckt und das Weib umfangen.

Der Herr ſah ſeine Geberde für eine ſtillſchweigende Einwilligung an, und ſandte das Paar in eine halbverfallene Höhle, wo ihnen die Nacht in ſtummer Traurigkeit und Haß des Einen gegen das Andere verging.

Nunmehr fühlte Malchus erſt recht ſeine Gefangenſchaft, fiel auf die Erde und hub an, ſeinen verlornen Mönchsſtand zu beweinen. Bin ich, Armer, ſprach er, denn nur deshalb ſo lang erhalten worden, daß ich aufhöre, keuſch zu ſein, wenn ich anfange, grau zu werden? Was hilft es mir, daß ich Eltern, Vaterland und Hab und Gut um des Herrn willen verlaſſen, wenn ich jetzt thun ſoll, was ich damals geflohen habe? Oder leide ich dies eben darum, weil ich mich nach meiner Heimat ſehnte? Ach, mein Herz und meine Seele! was thun wir? Sollen wir verderben, oder obliegen und ſiegen? Soll ich der Hand des Herrn warten, oder mich mit eigener Wehr entleiben? Stich das Schwert immer in Dich, Malchus, Deiner Seele Tod iſt mehr zu fürchten als der des Leibes. Die bewahrte Keuſchheit hat auch ihre Marter. Es liege gleich der Zeuge Chriſti unbegraben in der Wüſte; ich will mein Selbſtverfolger und Marterer ſein.

Danach zog er ein Meſſer, zuckte es wider ſich und ſagte zu dem fremden Weibe: Bleibe Du in Gottes Obhut, Unglückliche, ich ſcheide aus der Welt. — Die Frau hörte dieſe Worte und ſah den geſchwungenen Stahl durch die Dunkelheit der Höhle blitzen. Sie lief geſchwind hinzu, ihrem Leidensgenoſſen in die Arme zu fallen und warf ſich ihm weinend zu Füßen, indem ſie ihn bei Allem, was ihr in den Sinn kommen wollte, beſchwor, ſich zu beruhigen. O, Malchus! rief ſie, bei der Bedrängniß dieſes Stündleins, vergieße nicht Dein Blut zu meiner Sünde. Oder, wenn Du ſterben willſt, ſo wende das Schwert zuerſt wider mich, daß wir zuſammen umkommen. Wiſſe daß, wenn gleich mein Mann wieder zu mir käme, ich meine Keuſchheit bewahren wollte, an die meine Gefangenſchaft mich gewöhnt hat. Ich würde eher ſterben als ich ſie verließe und warum wollteſt Du ſterben, um nicht mein Mann zu ſein, da ich ſterben müßte, wollteſt Du es ſein? Nimm mich zur Gehülfin Deiner Keuſchheit an und laſſe uns einander zu der Seele, nicht zu des Leibes Vereinigung, lieben. Scheinen wir vor unſerer Herrſchaft Mann und Weib, derweil Chriſtus Dich allein als meinen Bruder kennt.

Die Chriſtin bekehrte Malchus auch, ihre Meinung anzunehmen, und es geſchah Alles, wie ſie erſonnen hatte. Das fromme Paar ward ſeinem Herrn von Tag zu Tage lieber und ſeitdem derſelbe es durch die Ehe verbunden glaubte, kam kein Argwohn in ihn, daß Malchus entfliehen könne, wenn er als ein treuer Viehhirt oft einen Monat lang in der Wildniß umzog.

Nach langer Zeit, in der Malchus ein elendigliches Leben erduldet hatte, ſtand derſelbe einſt in der Wildniß, wo ſein Auge weit und breit nur Himmel und Erde ſah. Seine Heerde weidete um ihn und ſein ſinnendes Haupt ruhete in ſeinen auf den Hirtenſtab geſtützten Händen.

Da ging er in ſeinen Gedanken ſchweigend durch, wie viele und große Unfälle ihm ſein vergangenes Leben geboten hatte und ſein gegenwärtiges bot und machte ſich in ſeiner Erinnerung auch die Geſellſchaft der heiligen Mönche gelten, in der er auferzogen und erwachſen war. Ja, vor allen ſtellte ſich ihm das Bild des ehrwürdigen Abtes dar, der ihn mit ſo erbarmender Liebe den Weg des Heils geleitet hatte und bei ſeinem Scheiden ſo betrübt über ihn geweſen war.

Indem er ſich ſo gedankenſchweren Vorſtellungen tiefer als je ergab, nahm er von ungefähr einen Haufen Ameiſen wahr, die nach ihrer Gewohnheit in einer geſchäftigen Reihe einen engen Pfad ab und zu liefen, bald verſchiedene Mittel ihres Unterhaltes mit dem Munde zuſammenſchleppten, bald aus den kleinen Höhlen die Erde räumten und gegen eindringendes Waſſer andämmten, bald die Spitzen der Saamenkörner benagten, daß ſie während des Winters nicht in der Erde keimten, bald die kleinen Leichen ihrer Gefährten mühſam hinwegtrugen; jedoch trotz ihrer großen Menge einander nie beſchwerlich fielen, ſondern immer zu gelegener Zeit denen, die ſie allzuſchweren Laſten erliegen ſahen, beiſtanden, und überdies unbeſchadet aller geſetzlichen Ordnung, bei zufälligem Begegnen verweilten und einander bekrochen, um ſich ihre wechſelsweiſen Abſichten anzuvertrauen. Ein ſolches Beiſpiel von Emſigkeit erklärte ihm ſein dumpfes Unbehagen mit einemmale und machte ihm ſeine Knechtſchaft unleidlicher als je, indem es ſeine Sehnſucht nach den Uebungen ſeines Kloſterlebens erweckte. Er kehrte in ſeine unwohnliche Behauſung zurück und ſchloß ſeiner Gefährtin, auf die Frage, warum er ſo niedergeſchlagen ſei, ſeine ganze Seele auf. Sie hörte ihn aufmerkſam und theilnehmend an und rieth nicht nur ſelbſt zur Flucht, ſondern bat und flehte ihn ſo rührend, ſich mit ihr ſobald wie möglich dieſer Gefangenſchaft und ihren Gefahren zu entziehen, daß er ſich entſchloß, den Verſuch zu wagen. Sie hatten deshalb Beide viel heimliche Geſpräche mit einander und ſchwebten zwiſchen Furcht und Hoffnung, bis es Malchus an der Zeit zu ſein ſchien, ſeinen Plan zur Ausführung zu bringen.

Er traf mit der guten Frau die nothwendigen Vorbereitungen, ſchlachtete zwei der größten Böcke ſeiner Heerde, denen er die Felle zu Schläuchen abzog und deren Fleiſch er dergeſtalt zubereitete, daß es ihnen auf den öden Wegen ausreichende Nahrung wäre und benutzte die Zeit der einbrechenden Nacht dazu, mit ſeiner Leidensgefährtin unbemerkt dem Ufer des Fluſſes zuzufliehen.

Nach einer beſchwerlichen Wanderung von zehn Meilen allda angelangt, warf Malchus die mitgenommenen Schläuche, die er vorher aufblies, in die Fluth und übergab, ſich mit dem unverzagten Weibe darauf ruhend, ihrer Willkühr, die ſie der Strömung entlang fortriß. Beide Flüchtlinge ſtrebten mit ihren Füßen, das jenſeitige Ufer an einer entfernten Stelle zu erreichen, damit ihre Verfolger ihre Spur nicht ſo leicht wiederfänden; leider aber büßten ſie bei dieſer Schifffahrt einen Theil ihrer Mundvorräthe ein, von denen ihnen nur ſo viel übrig blieb, als etwa bis zum dritten Tage ausreichte. Sie trieben an dem erſehnten Ufer an und flohen eiligſt weiter; jedoch ſahen ſie ſich bei jedem Schritte aus Beſorgniß verfolgt zu werden um und ſetzten ſowohl aus dieſem Grunde als wegen der glühenden Sonnenhitze und aus Furcht vor andern Räubern ihre Reiſe nur bei Nachtzeit fort.

An dem dritten Tage erſahen ſie in der Angſt ihres Herzens von weitem zwei Menſchen, deren eilender Schritt ihnen den Anſchein Verfolgender lieh. Sie ahneten Unheil und der Gedanke der unvermeidlichen Todesgefahr benahm ihnen allen Muth und alle Beſinnung. Keines von Beiden wußte mehr, wo es war, noch wohin es wollte und erſt allmälig gewannen ſie wieder Willenskraft genug, was irgend möglich zu ihrer Rettung zu thun. Da ſie eine tiefe Höhle vor ſich liegen ſahen, drangen ſie in Haſt hinein; wiewohl ihre Schritte ſie noch nicht weit in den finſtern Schlund getragen hatten, als eine noch ſtärkere Furcht die anfängliche überwältigte: ſie bedachten, wie wilde Raubthiere und giftiges Gewürme vor der Hitze jener Gegenden an ſolch ſchattigen Orten Zuflucht zu ſuchen pflegen und bargen ſich in einer Grube, die ſie darin geöffnet ſahen, um ſich nicht ſelbſt den Tod zu geben, den ſie flohen. Sie dachten: Hilft Gott uns Armen, ſo geſchieht uns wohl, verachtet er uns Sünder, ſo haben wir unſer Begräbniß. Unterdeß eilten die Verfolger, Herr und Knecht, den in den Sand geprägten Fußſtapfen nach und ſtiegen vor dem Eingange der Höhle von ihren Kameelen. Der Herr ſchickte zuerſt den Knecht hinein, die Flüchtlinge zu holen und hielt draußen die Kameele, indem er mit bloßer Wehr und böſem Willen ihrer harrte, die in den bangen Augenblicken fühlten, daß die Erwartung des Todes weit ſchlimmer als er ſelbſt iſt.

Geblendet, aus der Helle in die Finſterniß gelangend, ſchritt der Knecht den Beiden vorbei, ohne ſie zu ſehen und rief in der innern Höhle mit ſtarker Stimme: Hervor, ihr Uebelthäter, ihr müßt ſterben! Was ſteht und erwartet ihr? Euer Herr entbietet euch zu ſich, euch zu lohnen. — Das Gebrüll hallte in der unterirdiſchen Höhle vielfach wieder und gab dem verborgenen Paare faſt vor Angſt den Tod. Indem aber der Knecht noch redete, ſprang eine entſetzliche Löwin auf ihn zu, die ihn augenblicks zu Boden warf und, nachdem ſie ihn mit ihren Zähnen ſo feſt an der Kehle gepackt hatte, daß er umſonſt verſuchte, um Hülfe zu rufen, ihre blutbeſudelte Beute dem unheimlichſten Schlupfwinkel zuſchleppte. Der Herr erwartete ſeinen Knecht geraume Zeit und wußte ſich ein ſo langes Ausbleiben nicht zu erklären; am Ende aber erbitterte ihn der Verdacht eines von Zweien gegen Einen verſuchten Widerſtandes zu ſolcher Wuth, daß auch er ſich blindlings in die Höhle ſtürzte und ſeinen ſäumigen Diener, ſo wie die unglücklichen Flüchtlinge mit den lauteſten Schmähungen läſterte. Er war indeſſen nicht ſobald über die Grube hinausgedrungen, ſo kehrte dieſelbe Löwin noch wüthender als vorher wieder und riß auch ihn auf der Stelle in Stücken.

Aus Furcht in ihrem Lager geſtört zu werden, faßte ſie darauf mit den Enden ihrer Hacken ihre junge Löwenbrut und räumte die Höhle dem durch ſie geretteten Paare.

Ungeſehen hatten Malchus und ſeine Gefährtin dem Vorfall zugeſchaut, und es beſtürmten mannichfaltige Gefühle ihre Herzen. Erſt machte ſie das Geſchrei des Knechtes und der Anblick ihres racheburſtenden Gebieters auf das Äußerſte beſtürzt, alsdann jagte ihnen das reißende Thier das tödtlichſte Entſetzen ein. Jeden Augenblick gewärtig, deſſen Grimm ſich wider ſie ſelbſt richten zu ſehen, ſträubte ſich ihnen das Haar auf dem Kopfe, und war das ſchwache Weib mehr als einmal drauf und dran laut aufzuſchreien, wiewohl das Bild der ihrem Leben drohenden Gefahr ſich ihr mit ſo überzeugender Wirklichkeit vor Augen ſtellte, daß ſie kalt und regungslos wie Stein des Ausganges gewärtigte. Auf der andern Seite wollte es wieder Beiden ſcheinen, als habe der Himmel ſich ihrer in der höchſten Noth erbarmt und ihnen Hülfe verliehen, derengleichen ſie weder hätten erſinnen noch erflehen können. Doch glaubten ſie ſich auch nach dem Verſchwinden der Löwin nicht in Sicherheit und wagten ſich unter dem Schutze des anbrechenden Abends aus ihrem Verſtecke. Sobald ſie die Höhle im Rücken hatten, beſtiegen ſie die Kameele der Zerfleiſchten, ſtärkten mit dem Vorrathe von Lebensmitteln, den ſie darauf vorfanden, ihre Kräfte und ſetzten, Gott dankend und lobpreiſend, ihre Reiſe fort. Sie beendeten dieſelbe nach zehn Tagen in dem Lager der Römer, deren Tribun ſie, nachdem er ihre ungewöhnliche Schickſale vernommen hatte, dem Proconſul Meſopotamiens, Sabinus, zuſendete.

Nicht lange nach dieſem erfuhr Malchus den Hintritt ſeines frommen Abtes aus dieſer Welt und begab ſich mit ſeiner treuen Leidensgenoſſin nach Maronia, wo Beide, dem alleinigen Dienſte des Herrn geweiht, alle Eitelkeiten der Welt verſchmähten. In geſchwiſterlicher Eintracht und Liebe lebten ſie zuſammen bis in ihr hinfälligſtes Alter und erzählten den Bewohnern dieſer Gegenden ſowie insbeſondere dem heiligen Hieronymus, der ſie beſchrieb, wiederholt ihre Schickſale.

VI.

Die heilige Theodora von Alexandria.

Zu der Zeit des römiſchen Kaiſers Zeno lebte zu Alexandria eine tugendſame Ehefrau, Namens Theodora, in deren Bruſt kein Gedanke an einen andern Mann als ihren eignen kam und die an ihrer Pflicht ſo unverbrüchlich feſthielt, daß ihr Gatte wegen keinerlei Untreue über ſie hätte klagen können. Nur war ihre Ehe aus dem beſonderen Grunde keine glückliche, weil Theodoren's kältere Gemüthsart ſeinen Wünſchen nicht entgegen kam, und ihn verleitete, nach anderer Erfüllung auszugehen, die zuletzt auch auf das gute Vernehmen zwiſchen dem Ehepaare ſtörend einwirkte.

So einſam und verlaſſen ſich nun Theodoren's Leben geſtaltete, konnte es, da ſie eben ſchön und reizend war, nicht fehlen, daß viele lebensluſtige und reiche Männer ſie gern getröſtet hätten. Sie verläugnete zwar deren Künſte lange Zeit mit ausdauerndem Gleichmuthe. Vor allen Andern ſtrebte aber ein in der Buhlerei wohlerfahrener vornehmer Jüngling ſo angelegentlich nach ihrer Gunſt, daß er, wenn ſie ihm in Unehren zu Willen wäre, ihr durch Nachbarinnen und Geſpielinnen den unbegrenzteſten Lohn verhieß.

Sie widerſtand mit ſtrenger Würde und ſetzte auch, als ihr Herz zuletzt gerührt worden war, ſeinen Anmuthungen das Bedenken des jüngſten Gerichts und der Höllenſtrafen entgegen, indem ſie zu ihm ſagte: ſie müßte ſich ja doch vor der Sonne ſchämen, Angeſichts derſelben ein ſolches Laſter zu begehen und ihr eigenes Gefühl ſo ſehr zu zertreten, einem anderen Manne anzugehören, als deſſen Weib ſie vor Gott und Menſchen ſei. Allein der Jüngling ließ in ſeinen Beſtürmungen nicht nach und unterſtützte ſie ſogar dadurch, daß er eine loſe Kupplerin, die in Zauberkünſten bewandert war, für ſeinen Zweck gewann.

Das alte Weib vermittelte ihm Gehör und Zutritt bei der ſchönen Frau, und verſtand ſich allzuwohl auf die Gewalt menſchlicher Stimmungen, als daß ſie nicht hätte im Stande ſein ſollen, Theodoren's ſchwächſte Stunde zu ergründen und ihrem Verführer preiszugeben.

Sie ſpiegelte der jungen Frau ihren ungetreuen Mann bei Anderen vor und malte ihr das Glück, geliebt zu ſein, ſo reizend aus, verſüßte ihr den harten Trank ſo ſehr, der ihren Durſt nach Rache ſtillen ſollte, daß die Bethörte ihre Lippen an den Kelch ſetzte und auf die endliche Verſicherung der Kupplerin zu Falle kam: was nach Niedergang der Sonne geſchehe, wiſſe Gott ſo wenig wie ein Sterblicher.

Theodora beging die Sünde wohlgemuth. Allein wie ſchnell ward ſie über das innerſte Gefühl des Jünglings und ihr vermeintes Liebesglück enttäuſcht! Wie entſetzte ſich ihre Einbildungskraft über die Oede der Wahlſtatt, auf der ihr Gewiſſen erlegen war! Wie das ſo oft geſchieht, war nicht ſobald der kurze Rauſch verflogen, als das Bewußtſein ihrer Schuld ſie mit bleiernem Gewichte zu Boden drückte.

Sie traute ihrer eignen Beſinnung nicht, erwog ſie bei ſich die vernichtende Bedeutung eines Augenblickes für ein Menſchenleben, woran vorher Niemand glauben will. Die unausfüllbare Kluft zwiſchen dem Gedanken und der That gähnte ſie entſeelend an.

Alle ihr nur erſt ſtandhaltenden Gründe der Entſchuldigung wichen unter den Füßen ihrer Reue und Traurigkeit, ihre Augen wurden zwei Thränenquellen, die keinerzeit vor dem Eintritt ihrer völligen Bewußtloſigkeit verſiegten, und ihre Noth zerknirſchte ſie gar erſt, ſobald ſelbſt ihr ahnungsloſer Gatte Mitleiden mit ihr empfand. So viel er ſie dann auch nach der Urſache ihres Schmerzes fragen und ihn gelindert ſehen mochte, ſo gar keinen Zuſpruch nahm ſie von ihm an. Sie wußte immer weniger, wie es mit ihr enden ſollte und hielt ſich nur an ihrem höchſten Troſte feſt: daß Gott von ihrer Frevelthat nichts wiſſe.

Eine Zeit lang ging es ihr damit erwünſcht. Am Ende aber, als ſie gerade recht ſicher in ſich geworden war, hieß eine plötzliche Eingebung des Himmels ſie eines Tages in ein Frauenkloſter gehen und die Oberin in aller Heimlichkeit fragen: ob Gott wohl auch wiſſen könne, was bei Nacht geſchehen?

Die Sünderin ließ nicht den mindeſten Zweifel in ſich zu, daß ſie eine abermalige Verneinung dieſer Frage hören werde, und nichts deſtoweniger verſetzte die Priorin: Meine Tochter, bedenkſt Du wohl, was Du ſagſt? Wie ſollte dem allwiſſenden Gotte in ſeiner Welt etwas verborgen ſein? Der das Ohr gepflanzt hat, ſollte der nicht hören, der das Auge gemacht hat, ſollte der nicht ſehen? Es iſt gewiß, daß Gott die leiſeſten Regungen unſers Herzens kennt.

Theodora hatte ihr Leben lang nicht viel von Gott gewußt und erſtarrte beinahe vor Schrecken, bevor ſie in ihrer Verzweiflung noch bitterlicher und troſtloſer als zuvor weinen konnte. Sie ſchlug ſich in ihr Angeſicht und klagte überlaut: O, weh mir Armſeligen! Ach! der ſchmählichen Sünde, die ich wider mich und Gott begangen habe, derweil mein Leib mir der heiligſte Tempel Gottes ſein und ſcheinen ſollte. Wie dürfte ich meine Augen noch gen Himmel aufrichten, nachdem ich mit ſolcher Uebertretung ſogar die Luft beflecken mußte! —

Sie fühlte, ſie halte es nicht länger bei ihrem Manne aus, und ſchritt über die Entſchließung hinweg zu raſcher Ausführung der That, indem ſie eines Nachts, da er nicht zu Hauſe ſchlief, Mannskleider anlegte und in aller Stille ſein Haus verließ.

Wie frei und leicht athmete ſie ſchon auf, als ſie auf dem Wege war, mit ſich einig zu werden! Ihre Bruſt hob ſich in uneingeſtandener Freudigkeit und ſie durfte zum erſtenmale wieder vorwärts denken. Um deſto verborgener zu ſein und rechte Buße zu thun, war ſie geſonnen, in ein Mönchskloſter zu gehen und ſuchte ein ſolches auf, das eine halbe Tagereiſe von Alexandria gelegen war. Sie hatte ihre Flucht ſo behutſam angeſtellt, daß ſie unterwegs keinerlei Gefahr, entdeckt zu werden, lief und als ſie des andern Morgens an dem Ziele ihrer Wanderung Einlaß begehrt und erlangt hatte, gab ſie ihren Wunſch zu erkennen, in die Brüderſchaft aufgenommen zu werden.

Vor den ehrwürdigen Abt beſchieden, fragte derſelbe: wie ſie zu dem frommen Entſchluſſe gekommen ſei? Biſt Du vielleicht mit großen Schulden beladen? ſagte er: haſt Jemand umgebracht? oder kannſt Deine Kinder nicht ernähren, und trägſt deshalb Verlangen, das weltliche Kleid abzulegen? Alsdann erwäge wohl, mein Sohn, ob Du mit Gottes Hülfe auf keine würdigere Weiſe Dich aus Deiner Noth erretten magſt? In ein Kloſter ſoll man mit Beruf eintreten, nicht aus Verzweiflung fliehen.

Der Abt ſah Theodoren zweifelhaft forſchend an; ſie ertrug den Blick aber ruhig und erwiederte: Mein Vater! deshalb thu' ich's nicht. Mich verlangt nur, vor dem irdiſchen Gewühl geborgen, meine Sünden zu bereuen. Ich nehme keinen Antheil mehr am Leben, das mich äußerlich mit nichts bedrängt, und ſeine Freuden widern mich ſo innerlich an, daß ich deſto dringender um die Erlaubniß flehe, mich unter eurer heiligen Leitung dem Kloſterleben zu widmen, indem mir, wenn auch leider! allzuſpät, die Erkenntniß meines wahren Seelenheils geworden iſt.

Wohlan denn, Bruder Theodor, ſprach der Abt: ich will Dir ſelbſt nicht mehr zuwider ſein; doch darfſt Du nicht wähnen, daß das Kloſterleben ohne Arbeit zugeht. Geſetzt, daß es Dein Wille iſt und bleibt, Dich unter den Gehorſam zu begeben, mußt Du den Brüdern in allen erforderlichen Geſchäften innerhalb wie außerhalb des Kloſters dienſtbar ſein und nicht weniger dem Beten, Knien und Faſten obliegen, ſo wie den Leib wegen der Hinterliſt kaſteien, die wider uns im unabläſſigen Streite iſt, und das Reich unſerer Seele allerwärts zu mindern ſtrebt. Du mußt Dich ganz und gar zunächſt in dem verleugnen, was Dir das Liebſte an Dir ſcheint und bedenken, daß ſchon ein halber Weltblick aus dem Kloſter Sünde iſt.

Theodora betheuerte aufrichtig, ſie werde dieſen niemals thun und verſprach, allen Obliegenheiten als Kloſterbruder ſo willig nachzukommen, daß ſie ohne fernere Hinderniſſe in den Orden aufgenommen ward.

Darin fügte ſie ſich von Stund' an vollkommen ihrem Berufe, erwarb ſich Liebe und Achtung und verlebte unter den Brüdern acht Jahre in ſteter Arbeit mit Waſſer gießen, pflanzen und jäten im Garten, kochen, backen, mahlen im Kloſter, inzwiſchen eben ſo fleißig den Betſtunden in der Kirche beiwohnend. Bei nächtlicher Weile, wenn man die ermüdeten Glieder mit mäßiger Ruhe erquicken und ſtärken ſoll, wie die Andern thaten, wachte ſie vielmehr, ihrer großen Verſündigung eingedenk und bat Gott derethalb mit unverſieglichen Thränen um Vergebung.

In der erſten Zeit nach ihrer Flucht fühlte Theodorens Eheherr ſich ſchwer gekränkt und wider ſie ſo ſehr im Zorne, daß er nicht umhin zu glauben konnte, ſie ſei ihm wegen ſeiner Untreue ſelbſt untreu geworden und mit einem andern Manne davon gegangen. Da er jedoch, je länger die Trennung dauerte, berechtigt zu ſein wähnte, ihr Angedenken zu verachten, ſo ließ der Himmel dies Unrecht nicht mehr zu und gebot ihm durch einen Engel, den er im Traume zu ihm ſendete, des nächſten Morgens nach St. Peters Kirche zu gehen, wo er an dem erſten Menſchen, dem er begegnen und der ihn grüßen werde, ſelbſt erkennen ſolle, ſein Weib habe ihn um eines andern Mannes willen nicht betrogen.

Er that zu der beſtimmten Stunde, wie ihm geheißen war, und hatte ſeinem Traume kaum nachgedacht, als er unweit der Kirche auf einem Kameele einen jungen Mönch heranreiten ſah, der die nach Oel ausgeſandte Theodora war.

Theodora hatte ihren Gatten von weitem erkannt und ſorgte nicht wenig, daß er ihre Verhüllung durchſchauen werde; indeſſen zog ſie, Gott vertrauend, ihrer Straße und grüßte ihn, als ſie an ihm vorüberkam, mit einem demuthsvollen Blicke. Ihr Anblick hatte den verlaſſenen Gatten wunderbar gerührt, ohne daß er eben Theodorens eingedenk ward, und wie hätte er ſie, in den entſtellenden Mannskleidern nach ſo vielen Jahren wieder erkennen ſollen, derweil die ſtrengen Kaſteiungen ihres Leibes ihr Antlitz genugſam verändert hatten.

Geſchäfte, die er unterwegs zu verrichten fand, machten den Gatten der Anſicht, in der er ausgegangen war, bald uneingedenk, und erſt, als er wieder nach Hauſe kam, erinnerte er ſich mit Unwillen deſſen, wie ſehr er von dem Traume getäuſcht worden war.

Er träumte in der Nacht darauf abermals von der Unglückſeligen und da verkündete ihm der himmliſche Bote, daß der Mönch, der ihn vorigen Tages gegrüßt, ſein Weib geweſen ſei. Jetzt fiel es ihm wie Schuppen von den Augen, wie willkürlich er ſie verkannt und wie ſehr an ihr gefrevelt habe, und in ſo verſöhnlicherer Stimmung ließ er nicht ungern von allem böſen Argwohne ab und gedachte ihrer räthſelhaften Flucht nur noch mit herzlicher Bekümmerniß darüber, daß ſie ihm auf immer verloren ſei, bis er ſich zuletzt in die Ruhe des Gemüthes fand, die, als das Bequemſte, den meiſten Menſchen auch das Wünſchenswertheſte zu ſein ſcheint.

Theodora hatte mittlerweile die Süßigkeit der Liebe Gottes empfinden lernen und übte ſich darin je länger deſto mehr. Anfänglich aß ſie nur einmal des Tages, alsdann einen Tag um den andern, und endlich bat ſie, daß ihr zugelaſſen werde, es nur einmal in der Woche zu thun, ſowie desgleichen ein hären Bußhemd zu tragen, um ihre menſchliche Schwäche auf das Empfindlichſte an ſich ſelbſt zu rächen. Das verdroß dann den leidigen Satan ſo gar ſehr, von einem ſchwachen Weibsbilde, das er ſchon einmal unter ſeine Füße gebracht, überwunden zu werden, daß er ihr mit immer härteren Verſuchungen zu nahe trat, die Theodora meiſtens mit Ehre und Glück beſtand, in deren einer ſie aber doch zu Schaden kam.

Der Abt des Kloſters hatte ihr nämlich eines Tages aufgetragen, zu Korneinkäufen mit Kameelen in die Stadt zu ziehen und die Weiſung beigefügt:

kehre ſie nicht vor Abend heim, ſo ſolle ſie auf halbem Wege in einem Kloſter übernachten. Sie kam ihrer Pflicht nach, verſpätigte ſich des Handels wegen in der That, und ſprach, da ſie ihr Kloſter nicht erreichen konnte, mit Dunkelwerden in dem andern Kloſter ein, wo man ihr und ihren Thieren eine Herberge verwilligte. Müde vom vollbrachten Tagewerke, legte ſie ſich zum Schlafen in dem Stalle nieder.

Nun hielt ſich in dem Kloſter eine Dirne auf, die im Verborgenen ein leichtfertiges Leben führte, und den fremden jungen Mönch nicht ſobald ſah, als ihre Unkeuſchheit ſie reizte, ihn unverſchämterweiſe anzuſprechen.

Theodora entſetzte ſich vor ſolcher Zumuthung und wies die Dirne anfangs milde und verſöhnend, ihres Beharrens halber aber hinterdrein eben ſo ſtreng in ihre Schranken zurück, als ſie mit Heftigkeit in ſie gedrungen war.

Zu der gemeinen Leidenſchaft der Dirne geſellte ſich deshalb ein gleicher Haß und indem ſie in der Nacht zu einem andern Manne ging, ſchwur ſie es ſich zu, gelegentlich an Theodoren Rache zu nehmen.

Der vermeinte Mönch brach am Morgen mit ſeinen Kameelen auf, in ſein Kloſter heimzureiten und erzählte aus Scham und Leidweſen Niemand von dem, was ihm in der Nacht begegnet war. Er hatte nach ſeinem Abenteuer kein Auge zugethan und auf's Neue die ſchmerzlichſte Erinnerung an ſeine Vergangenheit empfunden. Doch gelangte er, ohne weitere Fahrniß, in ſein Kloſter, wo er nach wie vor ſeiner Buße und ſeinem Gottesdienſte lebte und der Dirne mit ihrer Anfechtung allmälig ganz vergaß.

Wie erſtaunte Theodora nach Verlauf von vielen Monaten, als ſie vor das Gericht der Brüderſchaft geſtellt und die ſchwere Klage wider ſie erhoben ward: ſie ſei der Vater eines Kindes, das jene Dirne inzwiſchen geboren und nach ihrer Ausſage in dem vorgenannten Kloſter von ihr empfangen hatte! Sie hatte den wahren Vater des Kindes zu ihrem Zeugen mitgebracht und der betheuerte und beſchwur: er habe ſie bei nächtlicher Weile in den Stall zu Theodoren ſchleichen ſehen.

Eine Röthe der Entrüſtung und Scham, die ihr Geſicht überzog, war Theodorens erſte Antwort auf die Beſchuldigung und ſie that ſchon unwillkürlich ihre Lippen auf, ſich zu vertheidigen, als der plötzliche Gedanke ſie überkam: durch Schweigen in dieſem Augenblicke und unſchuldig leidend, an der Welt das

Unrecht wieder gut zu machen, das ſie mit dem nämlichen Verbrechen dereinſt ſtraflos begangen habe.

Daß ſie einen Moment ſchwieg und erröthete, galt dem Abte für ein halbes Eingeſtändniß ihrer Schuld und je höher er ſie vorher geachtet hatte, deſto ſtärker brach ſein Zorn und Unwille wider ſie aus, der ihr jenen wehmüthigen Gedanken zum Entſchluß umwandelte. Sie ſchwieg fortan mit innerer Ueberzeugung ſtill und genoß der herzzerreißenden Luſt, die Klagen und Vorwürfe des ehrwürdigen Greiſes ſchuldlos über ſich ergehen zu laſſen, auf die Seligkeit ihrer Rechtfertigung in ſeinen Augen zu ihrer härteſten Buße zu verzichten.

Sowie die Schuld, nahm ſie auch die Strafe in aufrichtiger Demuth hin und als man ſie aus dem Kloſter ſtieß und ihr das kleine Weſen überantwortete, deſſen Vater ſie ſein ſollte, erkannte ſie daſſelbe für ihr eignes Kind an und behandelte es ſo ſorgſam und liebevoll als ſie wußte.

Es war ihr, wenn ſie recht tief in die Unſchuld ſeines Auges ſah und ſich an ſeinem Lächeln tröſtete, als ob der heilige Chriſt ſie durch ſeine Gegenwart begnadige und ſo erblüht uns wohl zuweilen, aus unſerem härteſten Unglück, die Roſe unſerer Freude, oder verletzt uns umgekehrt an der Blüthe unſeres Glückes der ſchärfſte Dorn der Strafe.

Theodora ernährte das Kind mit Schafsmilch und kleidete es mit Wolle, die ſie auf dem Felde bei den Hirten erbettelte, derweil ſie ſelbſt fortan nur wilde Kräuter aß, wie ſie in der Erde wuchſen, Waſſer aus der Lache dazu trank und, den Unbilden der Witterung preisgegeben, bloßen Hauptes, mit langem, wüſtem, ungeſträltem Haar unterm freien Himmel vor dem Kloſter lag. Die Sonne hatte ihr Antlitz ſchwarz gebrannt, die Augen ſanken ihr vor Hunger, Kummer und vom vielen Wachen in den Kopf und die Lumpen ihrer Kleidung faulten von dem Jammerbilde ihres Körpers ab.

In dieſem Zuſtande brachte ſie ſieben Jahre zu, bevor der Abt ſie zu Gnaden wieder in das Kloſter nahm. Er hatte ſie ſchon lange Zeit mitleidig angeſehen; da er indeß die Demuth, mit der der vermeinte Bruder der Pflege und Belehrung des heranwachſenden Knaben lebte, beharrlich für Verſtocktheit hielt, ließ er ihn auch gegenwärtig, von den Mönchen abgeſondert, in der Einſamkeit der elendeſten Zelle bleiben.

Hier verzehrte ſich das kleine Licht der noch übrigen Lebenskraft Theodorens und ſowie ſie am Ende ihren Tod nahen fühlte, beſchied ſie eines Nachts den Sohn, den man ihr aufgebürdet hatte, vor ihr Lager, vermahnte ihn, mit heilſamen, chriſtlichen Lehren ein letztesmal fleißig zur Gottſeligkeit und gab ihren Geiſt in ſeinen Armen auf.

Vor den geſtrengen Abt trat im Schlafe die Erſcheinung der Geſtorbenen, berichtete ihm die wunderbare Geſchichte ihres Lebens und empfing von ſeinem erſtaunten Geiſte die Abſolution, nach der, vor ſeinen Augen, Engel, Apoſtel, Propheten, Märtyrer und andere Gerechte die erlöſte Seele gen Himmel geleiteten.

Sobald der Abt am anderen Morgen erwachte und den Tod der armen Büßenden erfuhr, begab er ſich tief erſchüttert zu ihr, wo er die andern Kloſterbrüder verſammelte und verkündete Allen durch ſeine Viſion, weß Geiſtes Kind ſie geweſen ſei. Die Behandlung der Leiche nach chriſtlichem Herkommen hatte den dienenden Brüdern die göttliche Eingebung des Abtes im Voraus beſtätigt und ſo ward das ganze Kloſter zu einer Thauflur der Thränen, zu einem Tempel des heiligſten Betens, zu einem Echo des Frohlockens zu Gott.

Die Kunde von Theodorens Lebensgeſchichte verbreitete ſich im Lande und als ſie, in Alexandria, ihrem dereinſtigen Ehegatten zu Ohren kam, verließ er die Stadt, begab ſich in ihr Kloſter, wo er bitterlich an ihrem Grabe weinte und blieb bis zu ſeinem Tode als ein Mönch und Büßender in ihrer Zelle wohnen. Ihr Pflegeſohn ſchickte ſich immermehr in ein Gott wohlgefälliges Leben, und ward zu ſeiner Zeit zum Oberen deſſelben Kloſters erkoren, deſſen geiſtliche und weltliche Angelegenheiten er Jahre lang muſterhaft und ehrenvoll verwaltete.

VII.

Der heilige Gregorius vom Steine.

Unweit eines reichen Kloſters am Meeresſtrande warfen eines Morgens zwei Fiſcher ihre Netze aus und verſuchten bei dem ungeſtümen Wetter vergebens einen Fang zu thun. Es förderte ſie kein Unmuth und keine Anſtrengungen und ſie wollten eben wieder mit leeren Händen nach Hauſe gehen, als der Abt dazu kam und ihnen gebot, in ſeiner Gegenwart einen letzten Zug zu unternehmen.

Sie gehorchten pflichtgetreu und zogen das Netz zwar leer an Fiſchen, aber mit einem in dem Waſſer ſchwimmenden Fäßchen empor. Sie langten daſſelbe heraus, brachten es dem Abte, vor dem ſie es öffneten, und wie groß war ihre Verwunderung, als ein in koſtbare Tücher gehülltes Knäblein ſie daraus anlächelte!

Der Abt erſchrak ſelbſt über den Anblick des Kindes, das er mitleidig in ſeine Arme nahm, und wie ihm die Fiſcher eine große Summe Geld mit einem elfenbeinernen Taflein brachten, das daneben gelegen hatte, las er die Inſchrift und ward darüber ſehr betrübt.

Er erhob Hände und Augen wiederholt gen Himmel und ließ nicht eher von ſeinem ſchmerzlichen Seufzen ab, bis die Sorge um Erhaltung des Knaben ihn dazu nöthigte.

Sodann nahm er die Fiſcher in Eid und Pflicht, Niemand von dem Findlinge ein Wort zu ſagen, ſchenkte dem Einen eine Mark Goldes für ſeine Verſchwiegenheit und händigte nebſt zweimal ſo vielem Golde dem Andern den Knaben zur Auferziehung ein.

Beide Männer wurden damit wohl zufriedengeſtellt und indem der Letztere das Kind nach Hauſe brachte, legte er ſeiner Frau gleichfalls Stillſchweigen auf und ließ ſeinen Pflegling des nächſten Tages als ſeines Bruders Kind, mit ſeinem eigenen Namen Gregorius von dem Abte taufen.

Der Knabe erwuchs und gedieh, mit ſeiner Herkunft unbekannt, und als er in ſeinem ſiebenten Jahre die Kloſterſchule beſuchte, hub er allmälig an, ſoviel zu lernen und zu begreifen, daß er, im Jünglingsalter, nicht nur durch leibliche Schönheit und liebreiches Weſen wohlgefiel, ſondern als getreu, klug, ſanft und fromm ein wahrer Spiegel aller guten Gaben wurde.

Da trug es ſich eines Tages zu, daß Gregorius mit andern Knaben ſeines Alters Ball ſpielte und, indem er mit dem Schlägel den Ball treffen wollte, ſeinen vermeinten Vetter, den Sohn des Fiſchers, unverſehens traf. Derſelbe hatte nichts Eiligeres zu thun als mit ſeiner blutigen Beule nach Hauſe zu laufen, wo er gegen ſeine Mutter in lautes Geſchrei ausbrach, und die ſchwache Frau war zornig und unbeſonnen genug, darüber zu ſchelten, wie ein vom Meere angeſchwemmter unreiner Bankert ſich herausnehme, ihr eheliches Kind zu ſchlagen. Sie wähnte Gregorius mit Unrecht fern von ſich und ihre ſchmählichen Reden entſetzten den draußenſtehenden Knaben auf das Aeußerſte, obwohl er die Demüthigung mit ſchweigſamer Geduld ertrug und ſich nur zu ſeinem väterlichen Lehrer begab, den er bekümmert fragte: ob das wahr ſei, was er zur Stunde habe von ſich hören müſſen?

Der Abt konnte nicht umhin zu ſagen, daß dem nicht anders ſei und ſuchte ihn mit der Erzählung zu tröſten, wie er bei ihnen angekommen war.

Da ſprach Gregorius: Lieber Herr! es iſt hier nicht mehr meines Bleibens und ich muß die Schande meines Urſprungs fliehen ſo weit ich es vermag. Habet Dank für Alles, was Ihr an einem Elenden gethan und gebt mir Urlaub zu gehen, wohin es mir gefällt. Es duldet mich hier nicht länger und iſt mir, als ob mich tauſend Nadeln von dannen ſtachelten.

Der Abt redete dem Jünglinge zu, nicht übereilt zu gehen, ſondern zu bleiben, wo er von männiglich gern geſehen werde. Auch ſtehe ihm, ſagte er, ſein Kloſter jederzeit offen, wenn er die Welt fliehen wolle. Er habe einen ſchönen Anfang in geiſtlichen Uebungen und Wiſſenſchaften gemacht, die Mönche ſeien ihm von Herzen zugethan, und wobald ſein eignes ausbrennendes Lebenslicht erloſchen, ſei es weniger als zweifelhaft, daß die Brüderſchaft das ſeinige auf den Leuchter der Abtei ſtecken würde. Was kümmere ihn alsdann das Geplärr der thörichten Frau, der man ſchon gegenwärtig den Mund verſchließen könne!

Gregorius erwiederte: Euer Rath iſt recht und wohlgemeint, mein theurer Herr; jedoch verhindert mich mein Unſtern, ihm zu folgen. Es treiben mich zwei Dinge unwiderſtehlich von hinnen: Die Schande meiner Geburt, ſowie der Wunſch, mir durch ruhmwürdige Thaten einen ehrbareren Namen zu erwerben, als meine Eltern mir vererbt haben. So lange ich lebe und empfinde, ſteht mein Verlangen danach, ein Ritter zu werden. Wie gemächlich auch das Leben im Kloſter und wie ſelig der zu preiſen ſei, der es genießt: mein Dichten und Trachten dringt über dieſe Mauern hinaus auf ritterliche Thaten.

Da betrübte ſich der ehrwürdige Abt über die eitle Rede Deſſen, den er zu einem Kinde Gottes erwählt hatte, und ſagte, er habe doch ſtets gehört, daß, wer bis zu ſeinem zwölften Jahr nicht zu Pferd gekommen, nimmermehr ein tüchtiger Reiter werde: Gregorius ſei in der Kloſterſchule bei den Büchern auferzogen und tauge beſſer zum Pfaffen als zum Rittersmann.

Mein lieber Herr, verſetzte Gregorius, verſucht es mit mir und gebt mir ritterliche Tracht. Steht ſie mir übel an, ſo überlaſſe ich ſie einem Andern und bekleide mich mit der Kutte.

Auch behauptete er mit ſo vielen Worten ſeinen Satz, daß der Abt ſeinem Vorhaben nicht mehr zuwider war, ſondern ihm dazu Gottes Heil und Segen wünſchte.

Auf des Abtes Fürſprache empfing Gregorius in kurzer Zeit den Ritterſchlag und als er vor ſeinen Lehrer trat, um Abſchied zu nehmen, fiel dieſem die Trennung von ihm ſo ſchwer auf's Herz, daß er ihn noch einmal mit dem Bedenken zurückzuhalten ſuchte, wie leicht er ihm auch hier zu Lande zu Macht, Reichthum und Anſehen verhelfen und ſomit alle ſeine Wünſche befriedigen könne.

Deßungeachtet blieben ſeine Worte abermals in den Wind geredet und erklärte Gregorius, er kümmere ſich nicht um den Lohn träger Weichlichkeit, und es gelüſte ihn, ſeinen Muth und ſeine Kraft zu erproben, ſein Leben auf das Spiel zu ſetzen; das verleihe die wahre Ehre in der Welt und mache den Armen und Geringen einzig groß. Er ſage ihm für ſeine Güte nochmals Dank und empfehle ſich ſeinem Angedenken und Gebete.

Da erkannte der Abt, daß auf gewöhnliche Weiſe Gregors Ernſt nicht zu zähmen ſei und ſagte: So ziehe denn mit Gott, wenn Du durchaus nicht bleiben magſt; zuvörderſt laß mich Dir aber einhändigen, was Dein Eigenthum iſt; Du biſt nicht ſo ganz arm als Du denkſt.

Mit dieſen Worten führte er ſeinen Zögling in ein Nebenzimmer, gab ihm das Gold, das er ihm aufgeſpart, ſowie das elfenbeinerne Täflein, das vor Zeiten bei ihm gelegen hatte und darauf ſtand geſchrieben:

„Dies Kind iſt von hoher Geburt; wenn ſchon, die es gebar, ſeine Muhme, ſein Vater ſein Oheim war. Beide Eltern ſündigten, früh verwaiſt, in Jugend und Unerfahrenheit, aus herzlicher Liebe zu einander. Der Fluch Gottes ruht auf ihnen und ſie büßen und bereuen hart. Um die Unthat ſeiner Erzeugung zu verhehlen, übergaben ſie das Kind der See. Der es findet, iſt um Gott gebeten, es taufen zu laſſen und das beigelegte Gold zu ſeiner Erziehung zu verwenden. Auch bewahre er ihm dieſe elfenbeinerne Tafel, damit das Kind einſt, ſeine Herkunft leſend, allen Stolz fahren laſſe. Vielleicht wendet es ſeinen Sinn zu Gott und gedenkt mit Gebet und bußfertigen Werken der Armen, die ihm das Leben gegeben haben."

Als Gregorius dieſe Inſchrift geleſen hatte, wollte er vor Schmerz und Gram über die Sünde vergehen, die mit ſeinem Daſein verwachſen war. Er geberdete ſich wie unſinnig und weder ſeine hohe Geburt, noch das viele Gold, das er als ſein Eigenthum vor ſich ſah, tröſteten ihn über ſeine Schmach. Er ſtand mit thränenden Augen in ſich verſenkt, achtete der freundlichen Reden nicht, mit denen der fromme Abt ihn wiederholt an ſeine Heimat zu feſſeln ſtrebte, und ſprach am Ende geradezu, daß jetzt noch weniger ſeines Bleibens hier ſei, und er, dem Rathe des Täfleins nach, im Kriege gegen die Ungläubigen für Gott und ſeine Eltern ſein Leben in die Schanze ſchlagen wolle.

Der Abt willfahrte dieſem Begehren wohl oder übel, indem er den Jüngling mit allen Erforderniſſen zu der Reiſe nach Jeruſalem ausrüſtete und Gregorius beſtieg mit ſeinem Täflein und Golde ein Schiff, das nach dem heiligen Lande fuhr, wenn auch vorerſt nicht dahin gelangte, da es durch einen Sturm an die Küſte von Aquitanien im ſüdöſtlichen Frankreich verſchlagen wurde.

Der Schaden, den es unterwegs genommen, bedurfte einer langwierigen Ausbeſſerung und derweil begab ſich Gregorius mit ſeinen Dienern nach der Hauptſtadt des Landes, deſſen jugendliche Beherrſcherin zur Zeit im Kriege mit dem Herzoge von Burgund begriffen war, der aus Rache darüber, daß er vergebens um ihre Hand angehalten hatte, ihre Beſitzungen und Städte verheerte.

Gregorius vernahm die Kunde von dem Geſchehenen und ſagte zu ſich: da komme ich eben recht und brauche während des Aufſchubs meiner Reiſe nicht zu feiern. Er bot der Herzogin ſeine ritterlichen Dienſte an und da dieſelbe ſie annahm und ihn vor ſich beſchied, betrachtete ſie ihn mit wohlgefälligeren Blicken als noch jemals einen Mann. Sie bekleidete ihn mit der Würde eines Kriegshauptmanns, als welcher er verſprach, in ihrer gerechten Sache ſeine erſten Sporen zu verdienen und er zeichnete ſich in mehreren Gefechten ſo ehrenhaft aus, daß er dem Herzoge von Burgund großen Abbruch that. Durch die kleinen Siege, die er über ihn erfocht, gewann die bedrängte Herzogin freie Hand und Gewalt, ihn mit einem Heere in offener Feldſchlacht zu begegnen und in derſelben war das Glück dem tapfern Gregorius hold genug, ihn den burgundiſchen Herzog perſönlich erlegen zu laſſen. Seine Waffenthat brachte den Feinden eine vollkommene Niederlage bei, die das Land von ihnen ſäuberte und danach ehrte und pries man Gregorius allenthalben als den befreienden Helden.

Er gedachte zwar nach vollbrachtem Tagewerke ſeine Reiſe nach dem heiligen Lande fortzuſetzen und wollte ſeinen Abſchied von der Herzogin nehmen; ihre

Vaſallen und Unterthanen brachen aber in laute Klagen über ſeinen Entſchluß aus und riethen ihrer Gebieterin ſo dringend, den tapfern Ritter zu ihrem Heil und Schutz für immer dem Lande zu erhalten, daß ſie dem allgemeinen Wunſche nachgeben und ihm ihre Hand als Gattin anbieten mußte. Sie war ihrerſeits ſogar gern dazu bereit, wiewohl ſie vordem beharrlich geſonnen geweſen war, unvermählt zu leben und zu ſterben, und ſobald man Gregorius berathen hatte, ſchätzte er es ſich zum höchſten Glücke, eine ſo fromme, ſchöne und vornehme Gattin zu gewinnen. Man beging die Hochzeit, zur Freude des ganzen Landes, und nicht nur, daß von Stunde an in dem jungen Paare eine ungemeine eheliche Liebe entſprang, Gregorius war auch der allertrefflichſte Landesherr, der ſtets das Glück ſeiner Unterthanen im Sinne trug, Recht und Gerechtigkeit handhabte und mit ſtarkem Arme die Grenzen ſeines Herzogthums wahrte. Er behielt nicht weniger Gott vor Augen und im Herzen und überhob ſich deſſen nicht, wie ſehr ihn das Glück begünſtigt hatte, indem einzig und allein der Gedanke an ſeine ſchmähliche Abkunft die Heiterkeit ſeiner Seele trübte.

Die Tafel, die man ihm als kleines Kind mit in das Fäßchen gegeben hatte, verwahrte er insgeheim in ſeinem Zimmer und er verſchloß ſich täglich eine Stunde darin, um die Inſchrift zu leſen und die Sünde ſeiner Eltern mit bittern Thränen zu erwägen.

Er trieb es damit ſo lange Zeit, bis eine Kammerfrau der Herzogin zu ihrer Verwunderung wahrnahm, daß Gregorius, wenn auch noch ſo heitern Muthes, zu der gewohnten Stunde das Zimmer betretend, es nicht anders als mit verweinten Augen verließ.

Aus Neugierde benutzte ſie eines Tages die Gelegenheit, hinter einem Vorhange eine geheime Zeugin deſſen zu ſein, was Gregorius that, und ſobald er hinterdrein auf die Jagd geritten war, begab ſie ſich mit der Kunde von Dem, was ſie gehört und geſehen hatte, zu der Herzogin.

Dieſelbe betrübte ſich außermaßen über den Herzenskummer ihres Gemahls, und da ſie nicht den Muth hatte, ihm nachzufragen, bat ſie die Kammerfrau, ihr in Erforſchung der Urſache beizuſtehen, und ward von ihr an den Ort geführt, wo Gregorius den Schlüſſel zu dem Schrein verborgen hatte.

Sie zog die elfenbeinerne Tafel ſelbſt hervor und wie entſetzte ſie ſich, ſie als eine ihr wohl bekannte wiedererkennen zu müſſen! Sie hatte ſie vor Jahren mit ihrer eignen Hand für den Sohn geſchrieben, den ſie ihrem auf dem Kreuzzuge geſtorbenen Bruder geboren hatte und war jetzt eben dadurch, daß ſie die Ehegattin ihres Sohnes geworden, in den Abgrund der Todſünde zurückgeſunken.

Es beſtand nur eine ſchwache Möglichkeit, daß dem vielleicht nicht ſo ſei, und Gregorius mußte das Räthſel löſen. Die Herzogin ſandte einen reitenden Boten nach ihm aus, der ihn eilends aus dem Walde heimbeſchied und er kam voll Liebe und Zärtlichkeit, um ſeine Gemahlin in einem Zuſtande der Seelenangſt anzutreffen, der dem Wahnſinne nahe lag.

Sie hatte kaum Athem, ihn geradezu zu fragen: ob er derſelbe Mann ſei, von dem auf der Tafel geſchrieben ſtehe? und er bejahte es der Wahrheit nach.

Sie ſchrie ihm mit wilder Verzweiflung in's Geſicht: So hat der Teufel an uns ſein Meiſterſtück vollbracht, denn ich bin Eure Mutter und Euer Weib! und auf dieſe Worte ſtürzte Gregorius ſeines Bewußtſeins ledig zu Boden.

Die Herzogin warf ſich neben ihm nieder, raufte ſich die Haare aus dem Kopfe und jammerte ſich heiſer, indem ſie ausrief: Ach! wehe mir armſeligen

Weibe! Wehe mir unglücklichen Mutter! Allmächtiger Gott! ich klage Dir mein Leid, ich beichte Dir meine Sünden. Warum ließeſt Du mich geboren werden, da Du wußteſt, wie viele Miſſethaten ich begehen müſſe? War es nicht an der Sünde genug, die ich mit Wiſſen beging? Mußte ich auch unwiſſend Schuld auf Schuld häufen? Nun bin ich von Gott verworfen und verflucht und mir ſelbſt ein Greuel. Mich darf die Erde nicht mehr tragen! — Als Gregorius ſelbſt wieder zu ſich gekommen war, blieb ihm die Zunge wie gelähmt am Gaumen kleben, ohne daß er eine Antwort auf dieſen Jammer finden konnte und erſt nach langem Stillſchweigen ſtimmte er mit den Worten ein: Gerechter Gott! ich habe Dich ſo oft fußfällig gebeten, mir den Anblick meiner Mutter zu gönnen und ſehe nun mit Schauder, wie Du meine Bitten erfüllſt. Ich meinte ſchon die Sünde, die mir das Leben gegeben hatte, niemals abbüßen zu können; und wie ſoll ich jetzund zu Gnaden kommen, da ich eine gleichſchwere Miſſethat dazu beging? Ich unterwerfe mich, mein Schöpfer, Deiner allweiſen Fügung: gib Du mir in den Sinn, wie ich fernere Schuld meiden und Deinen Zorn beſchwichtigen kann.

Die Unglückſeligen weinten und klagten noch eine

Weile mit einander und zuletzt wollte Jedes das ſcheidende Theil ſein und dem Anderen das Herzogthum überlaſſen, bis Gregorius mit ſeinen Gründen durchdrang, die Herzogin müſſe ihn als Pilger von dannen ziehen laſſen.

Sie ſagten ſich mit einem Händedruck und Blick bis auf ein jenſeitiges Wiederſehen Lebewohl und Gregorius ging und vertauſchte ſeine prächtigen Kleider gegen ein grobes Büßergewand, indem er, unter herzlichen Stoßſeufzern, der dereinſtigen Warnung ſeines Abtes eingedenk, auch ſeine Waffen zerbrach und gegen Mitternacht barfuß in der Stille das Schloß verließ.

Er hatte keinen andern Wunſch übrig, als daß ihn Gott in eine Wüſte ſende, in der er bis an ſeinen Tod büße. Am Tage hielt er ſich in dichtem Buſchwerk verborgen, Nachts ſtrich er durch Wald und Bruch, watete neben den Brücken durch das Waſſer und blieb bis an den dritten Tag ohne Trank und Speiſe.

Da gelangte er Abends zu eines Fiſchers Haus, nicht weit vom Meere und bat um Gotteswillen um eine Herberge.

Der Fiſcher ſah ſeine ſchöne Geſtalt und zarte

Haut an und ſchüttelte das Haupt, indem er ſagte: Ei, Du Lügner und Betrüger! ein wie großer Thor müßte ich ſein, Dich aufzunehmen. Du brächteſt wohl, um unſers Bischens Armuth willen, mich und mein Weib im Schlafe um. Es iſt eine Noth, daß die Leute nicht mehr zuſammenhalten, und ſolchen Landſtreicher unter ſich dulden. Kannſt Du Deine Arme nicht brauchen, Buſchland auszuroden? Eine Haue und ein Spaten ſtünde Dir beſſer an als der Roſenkranz. Du biſt das Brod, das Du zu ſchanden machſt, nicht werth. Hebe Dich von hinnen!

Es war zwar bereits tiefe Nacht; deßungeachtet aber nahm Gregorius die Scheltworte geduldig auf und entfernte ſich ohne Murren. Er hörte ſie ſogar gern und dankte Gott für die Schmach. Hätte der grobe Geſell ihm auch den Rücken mit Schlägen bedeckt, er würde ſie um ſeiner Sünden willen freudig hingenommen haben. Allein die Frau des Fiſchers, die nichts Böſes von ihm dachte, erbarmte ſich ſein und bat ihren Mann ſo lange, bis er es ihr geſtattete, ihn zurückzurufen. Sie lief dem Armen nach, den ſie nicht bei den Wölfen im Walde übernachten laſſen wollte, brachte ihn in ihr Haus und ſetzte ihm die beſte Speiſe vor, die ſie in ihrem Vermögen hatte, wenn gleich Gregorius nur trocknes Haberbrod und einen Trunk Waſſer genoß, und die Nöthigungen der Frau mit den Worten ablehnte, er ſei als ein armer Sünder kaum dieſer Speiſe werth.

Der Fiſcher hunzte ihn deshalb wieder aus und ſprach: Ich ſehe an der mageren Koſt, die Du zu Dir nimmſt, daß Du ein Gaudieb biſt; Du haſt Dich die Zeit her damit nicht beholfen. An Deinen Backen iſt von Hunger und Durſt keine Spur; ſie ſind ſo weiß, roth und wohlgenährt, wie kein Hafermehl und Brunnenwaſſer ſie machen. Auch zeigt Deine Geſtalt keine Armuth und Entbehrung an, und wenn Du ein Pilger wäreſt, wie Du vorgibſt, müßten Deine Füße breit und zerſchunden ſein. Dich hat offenbar weder Hitze noch Kälte getroffen, denn Dein Haar iſt ſo glatt, Deine Haut ſo weiß und eben, daß Du insgeheim mehr Fleiß, als wir glauben ſollen, auf ſie wendeſt. Mir iſt nicht bange, daß Du nicht morgenden Tages Deine vermeinte Noth vergeſſen habeſt.

Auch dieſe Rede ließ Gregorius ſtillſchweigend über ſich ergehen, bis ihn ſein Wirth fragte, wer er ſei? Ich bin ein Mann, ſagte er, der durch ſeine Sünden Gottes Huld verwirkt hat und gern eine Einöde fände, wo er ſeine Schuld lebenslang büße. Es iſt heut der dritte Tag ſeitdem ich die Welt geflohen und mich in die Wildniß begeben habe, und da mich mein Weg zu Euch geführt hat, bitte ich um Euer Mitleiden und Euren guten Rath. Wißt Ihr in der Nähe einen wilden Stein, oder eine Höhle, ſo erweiſt mir die Wohlthat, mich dahin zu führen.

Wenn es Dir nur darum zu thun iſt, verſetzte der Fiſcher höhniſch, ſo ſei gutes Muthes: ich will Dich unterbringen. Ich weiß, ein wenig über die See, einen Felſen, auf dem Du gemüßigt ſein wirſt, über Deine loſen Streiche nachzudenken. Ich verſichere Dich, er iſt Dir wild genug, und ſelbſt dafür, daß er Dir allzu wild werden ſollte, weiß ich Rath. Ich habe eine Eiſenhalte und Kette, die ich Dir ſchenken will: Legſt Du Dir die um den Fuß, ſo mußt Du wohl oder übel auf dem Steine bleiben, wie gern Du hinterdrein auch von dannen wäreſt. Ueberdies iſt der Stein an ſich ſo beſchaffen, daß man ihm ſelbſt ledigen Fußes nicht entkömmt. Und wenn es Dir Ernſt mit der Sache iſt, ſo ſei morgen in der erſten Frühe, wenn ich fiſchen fahre, auf. Ich bringe Dich an den Stein und mache Dich mit der Eiſenhalte außer Sorgen feſt, daß Du mir wiederum zur Laſt fallen könnteſt.

Wiewohl der Fiſcher dieſe Worte aus dem unfreundlichſten Herzen geredet hatte, ſo dankte ihm Gregorius dafür und ging freudig auf den Vorſchlag ein. Der Fiſcher gab ihm die Eiſenhalte und die Frau führte ihn in einen zerfallenen, dachloſen Stall auf dem Hofe ſchlafen, wohin ſie ihm aus Mitleiden ein wenig Ried und Rohr zu ſeiner Ruheſtätte brachte.

Gregorius legte ſeine Eiſenhalte und die elfenbeinerne Tafel neben ſich, damit er ſie am Morgen wiederfände, und brachte lange Zeit mit ſeinem Gebete hin, nachdem ihn wieder Gedanken und Uebermüdung nicht ſchlafen ließen. Am Ende ſchlief er kurz vor Tagwerden ein.

Um dieſelbe Zeit pflegte der Fiſcher auf den Fiſchzug auszufahren. Er rief, ſobald er fort wollte, ſeinem Gaſte zu; der ſchlief aber ſo feſt, daß er den Ruf überhörte. Der Fiſcher rief zum zweitenmale und da es wiederum erfolglos blieb, ſagte er: Ich wußte wohl, daß es dem Schelm nicht Ernſt wäre und rufe ihn nicht zum drittenmale. Damit ging er dem Ufer zu. Indeſſen erbarmte ſich ſein Weib des Fremdlinges abermals und weckte ihn. Der hörte erſchrocken, daß der Fiſcher unterweges ſei und lief ihm ſo eilig nach, daß er ſeine elfenbeinerne Tafel aus dem Stalle mitzunehmen vergaß und ihn nur mit der Eiſenhalte in der Hand am Meere einholte.

Der Fiſcher nahm Gregorius in ſein Schiff und führte ihn ſechszehn Meilen weit auf einen ſchroffen Felſen, der aus der See ragte. Daran machte er die Eiſenhalte feſt, die er ihm an den Fuß legte und indem er ſprach: Hier kannſt Du alt werden; entführt Dich der Teufel nicht, ſo kommſt Du nicht von hinnen! — warf er den Schlüſſel mit dem Zuſatze in die See, ſobald der aus dem Abgrunde wieder komme, ſei er ſündenlos und ein heiliger Mann. Er fuhr von dannen und Gregorius blieb allein auf dem Steine, wo er kein ander Obdach hatte als den Himmel, keinen andern Schutz gegen Wind und Wetter, Froſt und Hitze als ein hären Hemd, nichts anderes zu Trank und Speiſe als ſo viele Tropfen Waſſers ſich von Thau und Regen in dem ausgehöhlten Steine ſammelten und ſo weniges Gewürm ſich darauf niederließ, keine andere Geſellſchaft als die wilden Vögel, die Bewohner des Meeres und ſeine lebendigen Gottesgedanken. Er lebte in ſtrenger Buße und Zerknirſchung ſeines Herzens allda ſiebzehn Jahre.

Nach dieſer langen Zeit geſchah es einſt zu Rom, daß der Papſt ſtarb und die Römer der Kirche ein anderes Oberhaupt wählen wollten. Sie konnten nur inſofern nicht mit ſich einig werden, weil jede Partei den heiligen Stuhl einem Andern zudachte, und entſchloſſen ſich, die Entſcheidung Gott anheim zu ſtellen, dem ſie mit Gebet und Almoſen ſo lange opferten, bis er ſich zweien weiſen und glaubwürdigen Männern offenbarte, deren Rede einem Eide gleichgalt. Dieſelben vernahmen in der Nacht eine Stimme vom Himmel, die ſprach: Suchet den Mann Gottes Gregorius und ordnet ihn zum oberſten Biſchof der Kirche. Er hat ſiebzehn Jahre lang in der See auf einem Steine geſeſſen.

Sie eilten am Morgen Beide in den Rath, wo Jeder mit Erſtaunen vernahm, daß dem Andern daſſelbe offenbart worden war, und die Römer trauten der alſo erhörten göttlichen Weiſung, der ſie Folge zu leiſten beſchloſſen, und ſandten die Männer in alle Welt als Boten aus, um den Heiligen zu ſuchen und gen Rom zu bringen.

Sie fuhren vergebens von Land zu Land, und kein Menſch wußte ihnen Auskunft zu geben, bis ſie eines Abends in das Haus jenes hartherzigen Fiſchers einkehrten. Der verneinte zwar ihre Frage: ob er von dem Manne Gottes Gregorius wiſſe? ging aber glimpflich mit ſeinen ehrwürdigen Gäſten um, da er ſah, daß ſie ihm ſeine Bewirthung lohnen würden. Er dachte alſobald den ſchönſten Fiſch für ſie zu braten, den er an dem Tage gefangen hatte, ſchnitt ihn auf und fand den Schlüſſel der Eiſenhalte, den er vor ſiebzehn Jahren in die See geworfen. Da ward er mit einemmale des großen Frevels inne, den er damals begangen hatte, hub an, ſich kläglichſt zu geberden, und erzählte ſeinen verwunderten Gäſten, warum er ſo gegen ſich ſelbſt wüthe und welches Wunder ihm begegnet ſei. Die weiſen Männer freuten ſich zu erfahren, daß der Fremdling mit der Eiſenhalte auf dem Steine der Gregorius ſei, dem ſie das Hirtenamt der Chriſtenheit ertheilen wollten, und als der Fiſcher vernahm, wie hoch Gott den von ihm ſo übel behandelten Mann ehre, erſchrak er noch mehr und warf ſich vor den Abgeſandten mit der Bitte um Vergebung ſeiner Sünde nieder, die ſie ihm unter der Bedingung zuſagten, daß er ſie des nächſten Morgens nach dem wilden Felſen fahre.

Der Fiſcher rang die Hände und ſprach: Ich weiſe Euch gern dahin; es wird jedoch wenig frommen, da der heilige Mann ſchon lange todt ſein muß. Hunger und Froſt haben ihn unfehlbar umgebracht. — Nichts deſtoweniger bauten die Männer auf die Stimme Gottes und zweifelten nicht an Gregors wunderbarer Erhaltung.

Der Fiſcher fuhr ſie des andern Tages nach dem Steine und ſobald ſie in die Nähe kamen, ſahen ſie einen Mann auf einem hohen Felſen ſitzen.

Sie riefen ihm entgegen: Sei uns gegrüßt, Du Mann Gottes, Gregorius, und er fragte nach ihrem Begehren. Sie ſagten ihm von der göttlichen Stimme, die ſie vernommen hatten und Gregorius entgegnete: Ihr irret, lieben Brüder; ich bin kein Mann Gottes, zum Hirten der Völker berufen, ſondern ein arger Sünder, der wegen ſeiner ſchweren Schuld hier Buße wirkt.

Die Weiſen behaupteten aber, wenn er Gregorius heiße und ſeit ſiebzehn Jahren auf dem Steine ſitze, könne von der göttlichen Stimme kein Anderer als er gemeint ſein.

Er hielt ihre Rede nun für Spott, bat ſie demüthig, ihn allein zu laſſen und bezweifelte auch die hohen Eide, mit denen ſie ihm zuſchworen, daß ſie Wahrheit redeten.

Ich war mit ſündlichen Schanden überladen, ſagte er, als ich auf dieſen Stein geſetzt und mit der Eiſenhalte feſtgeſchloſſen ward. Der Mann, der ſie um meine Beine legte, warf den Schlüſſel mit den Worten in die See: ſobald ſich der wiederfände, ſei ich ohne Sünde, und da ich weiß, daß keine Sünde ſo groß iſt als die göttliche Gnade, ſo will ich es als ein Wahrzeichen der Vergebung anſehen, wenn ihr mir den nämlichen Schlüſſel zur Stelle ſchafft. Geſchieht dies nicht, ſo beſchließe ich mein Leben auf dem Steine und ſoll mich mit meinem Willen Niemand meiner Feſſel entledigen . . .

Da trat der Fiſcher heran, warf ſich vor ihm nieder und ſprach weinend: Ich bin der Gottloſe, der Euch auf dieſen Stein gebracht und mit der Eiſenhalte feſtgeſchloſſen hat. Ich habe es freilich auf Euer Verlangen, jedoch mit boshaftem und höhniſchem Herzen, gethan. Ich konnte nimmermehr glauben, den Schlüſſel, den ich in die See warf, wiederzuſehen; als aber geſtern Abend dieſe Männer in meine Hüte kamen, fand ich ihn im Bauche des Fiſches, den ich ſchlachtete, und erkannte mit einemmale Eure Heiligkeit und meine Verworfenheit.

Nach dieſen Worten vergönnte ihm Gregorius, die Eiſenhalte zu löſen und ward er, des ſiebzehnjährigen Zwanges ledig, von dem Orte ſeiner Buße hinweggebracht. Als er in die Fiſcherhütte gekommen war, wo er ſeine elfenbeinerne Tafel wieder zu gewinnen hoffte, fand er anſtatt des Stalles, in dem er ſie jenes Morgens vergeſſen hatte, eine mit Neſſeln bewachſene wüſte Stelle. Der Fiſcher hatte die baufälligen Trümmer vor Jahren niedergebrannt, um durch den möglichen Einſturz keinen Schaden zu nehmen, und wußte von dem Schatze des Heiligen nichts. Deßungeachtet wollte Gregorius ihn nicht für verloren geben und als man mit Hacken und Schaufeln den Boden öffnete, kam mit unverſehrter Schrift die Tafel zum Vorſchein, und erfreute die Gegenwärtigen auf's Neue, die Gregorius ſelig prieſen, daß Gott ſo ſichtbarlich mit ihm ſei.

Die weiſen Männer traten am anderen Morgen mit ihm ihre Rückreiſe gen Rom an und wurden ſchon vor der Stadt von großen Volksmaſſen frohlockend empfangen. Auch kam die Geiſtlichkeit mit Kreuz und Fahnen gezogen und geleitete den Heiligen mit Gepränge in die Domkirche, wo ſie ihn zum Papſte weihete.

Gregorius beſaß den heiligen Stuhl ſein Leben lang in ſo gottſeliger Reinheit, daß ſich die ganze Welt erbaut und beſeligt fühlte, und die Lehre des heiligen Geiſtes verlieh ihm das rechte Maaß zwiſchen Milde und Strenge, ſo daß er den Reuigen erbarmend und gnädig, den Verſtockten ein ernſter unerbittlicher Richter war.

Da in der Folgezeit auch die Herzogin von Aquitanien, ſeine Mutter, nach Rom pilgerte, um dem heiligen Papſte ihre Sünden zu beichten, ſo gab ihm dies Gelegenheit, zu Beider unausſprechlichem Leid und Freude, ſie wieder zu erkennen und ſich von ihr wiedererkennen zu laſſen. Er abſolvirte ſie, wie ihre Buße es verdient hatte, und da ſie nicht in ihr Herzogthum zurückkehren, ſondern wie Magdalene zu den Füßen des Herrn, zu den Füßen ihres Sohnes ſitzen und das Wort Gottes aus ſeinem Munde vernehmen wollte, machte er ſie zur Aebtiſſin eines römiſchen Kloſters.

Sie entſchlief bald darauf in dem Herrn und Gregorius folgte ihr, da keine Sünde ſo groß iſt, daß ſie nicht Gottes Erbarmung und Gnade fände, in die ewige Seligkeit nach.

VIII.

Die heilige Pfalzgräfin Genovefa.

In alten Zeiten war einmal ein Pfalzgraf Siegfried vom Trier Lande mit einer Tochter des Herzogs von Brabant vermählt und lebte mit ihr ſo lange in lauter Liebe und Eintracht, bis der Mohrenkönig Abderrhaman feindlich in das Frankenreich einfiel und ihn nöthigte, dem tapfern Karl Martell in ſeiner Bekämpfung beizuſtehen.

Er zog alſo gleich mit ſeinen Leuten in das Feld, und als er von ſeiner Gemahlin ſcheiden wollte, war es recht betrübt mit anzuſehen, in welcher Thränenflut der Schmerz der Gräfin ſich ergoß und wie ſie in Ohnmacht ſank, als ihr der Graf zum letztenmal die Hand reichte. Seine tröſtenden Worte fruchteten nichts bei ihr und er befahl ſie am Ende der heiligen Jungfrau Maria, indem er ihr ſagte, wie er ſie unter dem Schutze ſeines getreueſten Dieners Golo laſſe, der ihr in ſeinem Namen eifrig dienen und in Allem für ſie ſorgen werde.

Genovefa war vor Thränen nicht im Stande ein Wort zu erwiedern und fiel wie todt in die Arme ihrer Frauen, ſo daß dem Grafen nichts übrig blieb als, ſich von ihr wendend, ſein Roß zu beſteigen und traurigen Muthes ſeines Weges zu reiten.

Er langte mit den Seinen glücklich in dem großen Heereslager an, wo alle Fürſten und Herren ſich nach und nach um den Feldherrn verſammelten, und da dieſer den ihm überlegenen Feind voller Muth, Zuverſicht und Beſonnenheit angriff, ſo ſchlug er ihn in einer großen Schlacht auf's Haupt. Nur war damit der ganze Krieg noch nicht zu Ende und da die übriggebliebenen Feinde ſich in eine Feſte zurückzogen, in der ſie eine langwierige Belagerung aushielten, konnten die Chriſten nicht ſobald als ſie gewünſcht hätten in ihre Lande zurückkehren, und ſah Pfalzgraf Siegfried ſich dazu verdammt, ein volles Jahr vergehen zu laſſen, bevor er ſeine Heimath wiederſehen durfte.

Die Gräfin betrübte die lange Trennung von ihrem Gemahle immermehr und ſie hatte ſelbſt keinen weiteren Troſt auf Erden als in Gott und dem Gebete zu ihm. Sie führte nach wie vor ein tugendſeliges Leben und hielt ihr Hausgeſinde ſo gut als ſich ſelbſt zur Andacht an. Indeſſen trug es ſich zu, daß der Böſe Herz und Sinn deſſelben jungen Dieners Golo verführte, dem ſie von ſeinem Gebieter anvertraut worden war, und es entzündete ſich in ihm eine ſo heftige Leidenſchaft zu der ſchönen Frau, daß er ſie ihr auf die Dauer nicht verhehlen mochte. Wie oft ſie ihn auch mit Worten ſtrafte und ſeine Dreiſtigkeit in ihre Schranken wies, ward er doch immer dreiſter wie umſichtiger, und als er am Ende einſah, daß er das Ziel ſeines Verlangens nicht erreichen werde, wandelte ſich ſeine allmächtige Liebe in einen grimmigen Haß und das unerläßliche Bedürfniß der Rache um. Er belauerte deshalb ihr Thun und Laſſen lange Zeit; da er aber keinen Fehler an ihr entdeckte, ward der Vorſatz in ihm reif, ihr menſchenfreundliches Wohlwollen für ihren Hausmeiſter Drago, mit dem ſie oft in Gottesdienſten verkehrte, auf das Schändlichſte auszulegen. Verſchlagen, wie er war, wußte er die reine Tugend der Gräfin bei einigen verſtandesſchwachen Hausgenoſſen zu verdächtigen und einmal mit ſolchen Verbündeten bewehrt, fiel es ihm nicht ſchwer, den Scheingrund eines Beweiſes für ſeine Anklage zu finden. Er überraſchte den einfältigen Drago, den er dahin gelockt, im Gemache der Pfalzgräfin, ließ ihn, ohne ihn zu hören, in den Kerker werfen und beſchuldigte ſeine Gebieterin in's Geſicht der ſtrafbarſten Zuneigung zu dem Unſchuldigen, indem er ſie mit beharrlicher Frechheit in einen feſten Thurm abführte und als überführte Verbrecherin gefangen hielt.

Hier klagte die arme Genovefa den einſamen Kerkerwänden umſonſt ihr ſchweres Leid und war von aller Gemeinſchaft mit der Welt ſo lange abgeſondert, bis ſie eines Söhnchens genas, mit dem geſegnet ihr ſcheidender Gemahl ſie verlaſſen hatte. Sie bat und flehte ihre Aufwärterin, ihr in ihrer Kindesnoth den Beiſtand einer Frau zuzugeſtehen; es ward ihr aber nicht gewährt und nicht einmal eine Windel für den hülfloſen Säugling gegeben, dem man auch die Taufe nicht geſtattete, und den ſie deshalb mit dem Namen Schmerzenreich ſelbſt taufte. Ja, als Golo vernahm, was geſchehen ſei und wie die arme Fürſtin vor Kummer, Schmerzen und Noth faſt verſchmachtete, wollte er ſogar nicht dulden, daß ſie beſſere Nahrung empfing, und ließ Waſſer und Brod nach wie vor das Einzige ſein, was ihr Leben friſtete, die er mit dem äußerſten Elende demüthigen wollte.

Pfalzgraf Siegfried erfuhr derweil von ihrem Schickſale nichts, da Niemand den Muth in ſich fand, ſeinem Lieblinge Golo zum Trotz ihm ihretwegen Nachricht zu ertheilen. Seine Rückkehr ward durch eine Wunde noch länger aufgehalten, und als ſie mit ſeiner Geneſung nahete, unterrichtete ihn Golo durch einen Boten, zwei Monate nach Genovefa's Niederkunft, von Allem. Die vermeinten Einzelheiten des Verbrechens erhöhten den Zorn, in den der Graf durch dieſe Kunde gerieth, und der böſe Golo hatte nicht ermangelt, ihm die Zeit der Niederkunft der Gräfin falſch anzugeben. Er beſann ſich, wie er den begangenen Ehebruch beſtrafen ſolle und ſchickte denſelben Diener mit dem Befehl zurück: Golo ſolle die Gräfin bis zu ſeiner Heimkehr in engem Gewahrſam halten und den Hausmeiſter hinrichten laſſen.

Golo freute ſich, ſeinen Anſchlag ſo wohl gelingen zu ſehen, und beeilte ſich, den Willen des Pfalzgrafen mit Drago zu vollbringen, indem er denſelben, um durch ſeine Hinrichtung kein Aufſehen zu erregen, in aller Stille vergiften und den Leichnam mitſammt den Ketten in eine abgelegene Grube beerdigen ließ. Doch blieb er Genovefa's halb nicht ohne Beſorgniſſe, da es nicht an Leuten im Schloſſe fehlte, die an ihre

Unſchuld glaubten und dazu die Nachricht einlief, daß der Pfalzgraf bereits auf der Rückreiſe in ſeine Lande begriffen ſei. Hier galt es einen kurzen Entſchluß und ſetzte Golo ſich zu Pferd, um ſeinem Gebieter bis Straßburg entgegen zu reiten.

In dieſer Stadt lebte mit dem Rufe der Heiligkeit eine alte Frau, die die Schweſter der Säugamme Golo's war und ihn ſeit Jahren kannte. Zu der begab er ſich, bevor er zu ſeinem Gebieter ging, erzählte ihr ſeine Angelegenheit und bat und beſtach ſie, wenn er den Grafen zu ihr brächte, ihm durch Zauberkunſt vorzuſpiegeln, die Gräfin habe mit dem Hausmeiſter gegen ihn geſündigt. Alsdann erſchien der Heuchler vor ſeinem Herrn und ſtellte ihm den böſen Zuſtand ſeines Hauſes mit ſo trügeriſchem Anſcheine der Wahrheit vor, daß der Graf ihm nicht nur Glauben beimaß, und Alles billigte, was Golo gethan hatte, ſondern ſich auch in dem neuen Netze, das über ihn ausgebreitet ward, fangen ließ, und an dem nämlichen Abende mit ihm zu dem Weibe ging, das die Gabe beſitzen ſollte, verborgene Dinge zu offenbaren. Er trug ihr ſeinen Verdacht und ſeinen Zweifel gegen die Treue ſeiner Gemahlin vor und ließ ſich von ihr in einen dunkeln Keller führen, wo ein grünes Licht brannte und einen ſeltſam benebelnden blauen Schein von ſich warf. Hier beſchrieb die Zauberin mit ihrem Stabe zwei Kreiſe am Boden, in deren Mitte ſie den Grafen ſtellte und zeichnete Figuren, Schnörkel und Linien in Menge dazu, die wiederum von ſelbſt anhuben, ſich zu regen und zu bewegen und durch Farben und Lichter ein geheimnißvolles Leben zu empfangen. Die unverſtändlichen Worte, die die Alte murmelte, das Singen und Pfeifen, das zwiſchen durch das Gemach ging, verwirrte Siegfried's Gemüth dergeſtalt, daß er alle Beſinnung verlor, und wie in dem Netze eines krankhaften Traumes gefangen blieb.

Das Weib ergriff einen Spiegel, den ſie in ein Gefäß voll Waſſer warf, ſprach den grauſenerregenden Zauberſegen und hieß den Grafen in das Waſſer ſchauen. Er erhob ſein Auge zu dem Spiegel und ſah es darin gähren, Wellen ſchlagen und tagen. Wie grüne Mooſe ſproß es und wuchs zu einem Walde aus; der Garten ſeiner Burg, ſie ſelbſt tauchten aus dem Nebel und blieben ſtehen, wohlbekannte Geſtalten wandelten hin und wieder und verſchwanden, und zuletzt ſollten nur zwei übrig ſein, in denen Siegfried Genovefa und Drago erkannte, die ſich mit freundlichen Worten und Blicken begegneten. Er fand darin zwar noch kein Arg und ſagte es der Zauberin, die ihn mit einer Geberde zur Geduld verwies. Die Zeit ging aber weiter, und ein anderes Bild löſte das erſte ab, auf dem die beiden neben einander in einer Laube ſaßen und ſich liebkoſten. Der Graf erröthete im Innerſten über Genovefa's Bild und als es ihm im entfernteſten Dickicht zum drittenmal erſchien und in Drago's Armen zu Boden ſank, empörte ihn dies ſo ſehr, daß er mit der Fauſt nach dem Spiegel ſchlug, ihn zu zertrümmern und aus ſeiner Bezauberung erwachte. Er ſtand ernüchtert an Leib und Seele da, und verlangte keinen Beweis deſſen mehr, was er geſehen hatte. Er gebot Golo, nach Hauſe zu reiten, und vorzuſorgen, daß er bei ſeiner Rückkehr die Schändliche nicht mehr am Leben finde, und Golo verſäumte nicht, ihm zu gehorchen.

Er vertraute ſich im Schloſſe ſeiner Amme an, mit der er das Nöthige im Betreff des Bluturtheils beſprach und es war dabei Niemand zugegen als die kleine Enkelin der Frau, vor der ſich Beide nicht ſcheuten. Nur war das Herz des Kindes der guten Gräfin mehr als ihrer Großmutter zugethan und ſchlich daſſelbe heimlich an das kleine Fenſter des Kerkerlochs, wohindurch die Gefangene ihr tägliches Waſſer und Brod empfing, um da ſo lange ſo bitterlich zu weinen, bis Genovefa es hörte und näher trat. Sie fragte das Mädchen freundlich um die Urſache ihrer Bekümmerniß und erfuhr ihr eignes tödtliches Leid, das ihr nicht ſowohl um ihrer ſelbſt als um ihres Kindes willen nahe ging. Sie bat das Mädchen um die Mittel, dem Pfalzgrafen einen Brief zu ſchreiben und im Beſitze derſelben nahm ſie den rührendſten Abſchied von ihrem Gemahle und eröffnete ihm die einfache Wahrheit ihres Schickſals. Das Schreiben legte ſie in des Kindes Hände, mit dem Geheiß, es ohne Jemandes Wiſſen in ihrem Gemach zu verbergen und ſie ſelbſt verbrachte die nächſtfolgende Nacht in brünſtigen Gebeten, das Heil ihrer Seele bei dem ſchweren Schritte, den ſie ſobald thun müſſe, Gott anheimſtellend.

In der Frühe des andern Morgens verkündete Golo zweien ſeiner getreueſten Knechte den Willen des Pfalzgrafen und gebot ihnen, die Gräfin mit ihrem Kinde in den Wald zu führen, um ſie daſelbſt umzubringen und ihm zum Wahrzeichen ihre ausgeſtochenen Augen zu überantworten. Die Diener ſagten ihm für den entbotnen hohen Lohn Gehorſam zu und holten die Pfalzgräfin, ſchlecht gekleidet und verhüllten

Angeſichts, in aller Stille aus dem Kerker ab. Da ging die arme Genovefa wie ein unſchuldiges Lamm zur Schlachtbank, und that ihren Mund zu keiner Klage auf, indem ſie ihr Söhnlein wiederholt mit den Worten an ſich drückte: Ach dürfte ich Dich, mein liebſter Engel, nur ſo lange auf meinen Armen tragen, als ich Dich unter meinem Herzen getragen habe. So aber mußt Du ſterben und Strafe erleiden, ehe Du ſchuldig geworden biſt.

Die Diener vernahmen dieſe leiſen Worte, und fühlten ihr Herz von Mitleid erweicht; auf einer einſamen Stelle im Walde angelangt, erklärten ſie der Gräfin, wie und warum ſie den Tod erleiden müſſe, den ſie nicht ihnen oder Golo, ſondern dem Befehle ihres Gemahls zuzuſchreiben habe.

Genovefa kniete demüthig nieder und betete zu Gott aus dem innerſten Herzen, derweil die Knechte ihr Kind ergriffen und ihm den Hals abſchneiden wollten. Bei dem Anblick der Meſſer ſprang die Mutter empor, fiel den Mördern in die Arme und rief ihnen voll Entſetzen zu, einzuhalten und des unſchuldigen Blutes zu ſchonen, oder ſie zuerſt zu tödten, damit ſie nicht zweimal ſterben müſſe. Die Männer willigten darein und hießen ſie den Hals entblößen, um den Streich zu empfangen. Da legte ſie ihnen wiederum unter tauſend Thränen und mit ſo eindringlichen Worten ihre Unſchuld an das Herz und gab ihnen ſowohl zu bedenken, wie das Blut, das ſie vergießen wollten, im Himmel über ſie und ihre Kinder Rache ſchreien würde, daß ſie die wilden Knechte zu Mitleiden rührte und zu dem Entſchluſſe bewog, ihr kein Leid anzuthun. Sie ſprachen ihr, wie durch ein Wunder, Beide auf einmal freundlichen Troſt zu, überzeugten ſie, daß ſie nichts Böſes mehr gegen ſie im Sinne hätten und wurden mit ihr einig, daß ſie aus Dankbarkeit nicht zu Menſchen zurückgehen, ſondern ſich bis an ihren natürlichen Tod in der Wildniß aufhalten wolle. Genovefa erhob ſich von ihren Knien, auf denen ſie den Himmel für ihre Errettung gedankt hatte, und ſchied von den Beiden, die einem Windſpiele, das mit ihnen gelaufen war, die Augen ausſtachen und als Beweis ihrer Mordthat heimbrachten, wo ihr Gebieter nicht den Muth hatte, ſie anzuſehen, ſondern befahl, ſie, des Ehebruchs wegen, den Hunden vorzuwerfen.

Die gerettete Genovefa trieb ſich von allen Menſchen verlaſſen im wilden Walde nach einem Orte um, der ſie vor Unwetter ſchirme, und fand den ganzen langen Tag keinen, ſondern ſah ſich genöthigt, ihre Herberge unter einem Baume zu nehmen. So brachte ſie die unwirthliche Nacht unter Froſt und Zagen ſchlaflos hin, die weinenden Augen und gefalteten Hände gen Himmel oder auf ihr Kind gewendet, und als der Morgen anbrach, ſtand ſie auf und ging mit ihrem Säugling bis zum Abend im Walde hin und her, eine Höhle oder einen hohlen Baum zu ſuchen, worin ſie wohnte. Es war Alles wieder vergebens und da ſie zwei Tage nichts gegeſſen und getrunken hatte, ward ihr Hunger und Durſt ſo groß, daß ſie die rohen Wurzeln der Kräuter zu ihrer Erquickung auszuraufen begann. Die zweite Nacht brachte ſie auf's Neue ohne Schlummer und voll Angſt unter einem Baume zu, und am dritten Tage endlich fand ſie noch tiefer in der felſigen Wildniß eine Höhle und daneben ein Quellbrünnlein. Die Gräfin nahm dieſe Wohnung als ihr von Gott beſcheert ein und ſetzte ſich vor, ihr übriges Leben da zuzubringen. Sie bereitete ſich ein Bett von Baumzweigen und Laub und ſuchte von einem Tage zum andern friſche Wurzeln zur Nahrung. Weil ſie ein ſo gar kümmerliches Leben führen mußte, ging ihr bald die Muttermilch aus, und trank ihr armes Kind ſo lange an der leeren

Bruſt bis Blut ſtatt der Milch floß und es ohne Nahrung zu verſchmachten begann. Sein klägliches Wimmern ging der Mutter in das Herz und ſie glaubte vor Leid ſterben zu müſſen. Sie legte es verzweifelnd unter einen Baum und lief von dannen, wo ſie es nicht hören und ſehen konnte. Dort kniete ſie mit aufgehobenen Händen nieder und rief den allgütigen Gott an, ſie zu erhören und ihr dies Kind, ihren einzigen Troſt auf Erden, zu erhalten, das keinen andern als ſeinen himmliſchen Vater habe, und ſchon vor ſeiner Geburt eine Waiſe geweſen ſei. Sie bat die Natur um Beiſtand, die Bäume, die Felſen, den Sonnenſchein um Mitleiden und beſchwor die wilden Thiere, die Quellen, ihr Kind zu retten, indem ſie gelobte, es Gott zur Ehre und zu ſeinem Dienſte aufzuerziehen, wenn ihr Wunſch in Erfüllung gehe.

Nicht ſobald hatte die weinende Mutter ihr Gebet beendigt, ſo lief eine Hirſchkuh auf ſie zu, die ſich wie ein zahmes Thier anſtellte und freundlich um ſie herſtrich, gleich als ob ſie ſagen wollte: Siehe! mich hat Gott geſendet, dein Kindlein zu nähren. Die Gräfin erkannte freudig ſtaunend die Fürſehung, eilte zu ihrem Kind und legte daſſelbe an die Zitzen des

Wildes, das ihr gefolgt war und an dem es ſich ſättigte. Auch kam die Hirſchkuh, ſo lange Beide in der Wüſte waren, täglich zweimal wieder, das Kind zu tränken, und brachte ihm die einzige Hülfe, die das ſchuldloſe Weſen von allen Kreaturen ſieben Jahre lang empfing, derweil ſeine Mutter blos von Wurzeln und Kräutern ihr Daſein friſtete. Ihre Grafenwohnung hatte Genoveſa mit der wilden Einöde, ihr Prunkgemach mit der finſtern Kluft, ihre reichbeladne Tafel mit Beeren und Kräutern vertauſcht. Statt ihrer glänzenden Diener gingen Thiere bei ihr ein und aus, ſtatt auf ihr weiches Ruhebett, legte ſie ſich Nachts auf Laub und harte Reiſer, anſtatt koſtbarer Perlen hatte ſie ihre bittere Zähren und für Luſt und Kurzweil nur Leid und Traurigkeit. Im Sommer ertrug ſie ihr Elend leicht genug, wenn der Winter mit ſeinen ſcharfen Winden aber kam, ging die Qual der armen Frau an und wo keine Nahrung aufzutreiben, mußte ſie ein Stück Eis in ihren Mund nehmen, bis es von ihrer Wärme aufgethaut war und ihren Durſt löſchte, oder räumte ſie mühſam den tiefen Schnee hinweg und grub die feſtgefrorne Erde mit einem Stückchen Holz nach Wurzeln auf. Wie quälte auch der grimme Froſt ſie und ihr zartes Kind, und wie mußte ſie zuweilen die eiskalten Hände zuſammenſchlagen und reiben, bis wieder Blut hinein kam! Die langen Winterabende, die kein Ende nehmen wollten, mußte ſie mit ihrem Knaben in der einſamen ſchwarzen Höhle verleben, ja, wie lange ſah ſie oft Morgens nach der Sonne aus, bevor ſie ihr das Tageslicht brachte! Und dennoch waren alle Schmerzen, die Genovefa aus eigner Drangſal erlitt, gegen den Kummer gering, den ihr mütterliches Herz über das Elend ihres Kindes empfand. Wie oft drückte ſie dies ihr allmälig erwachſendes Kleinod an ihre Bruſt, um ſeine von Kälte erſtarrten Glieder zu erwärmen, und wie oft konnte ſie ihren Schmerz nicht beherrſchen, wenn der ganze Leib deſſen, der in der wilden Wüſte ihre einzige Luſt war, vor Kälte zitterte, ſondern weinte ſo unmäßig, daß auch das arme Kind ſeine Thränen über die Trauer ſeiner Mutter nicht zurückhalten konnte! Nichts deſtoweniger härtete ſich der Knabe mit der Zeit gegen alle Mühſeligkeiten ab, derweil ſeine Mutter Gott dankte, ſie mit ihm aus der Gefahr der Welt errettet zu haben und ſich je länger je mehr in der himmliſchen Liebe übte.

Eines Tages, als ſie mit gen Himmel gerichteten

Augen betend vor ihrer Hütte kniete, ſah ſie das Wunder ſich ereignen, daß ein Engel aus der Höhe niederflog und ein Kreuz in Händen trug, worauf der ſterbende Heiland künſtlicher als es Menſchenhände vermögen, aus Elfenbein abgebildet war. Dies Kruzifix reichte ihr der Engel mit den Worten: Der Heiland ſendet Dir, Genovefa, das Kreuz vom Himmel und Du ſollſt Dich in ihm beſchauen und beſpiegeln, vor ihm Dein Gebet verrichten. Tröſte Dich mit dem Kreuze, wenn Du betrübt biſt, fliehe zu ihm, wenn Du angefochten wirſt, wenn Dich Ungeduld befällt, erinnere Dich an die Geduld deſſen, der an dieſem Kreuze hängt.

Der Engel verſchwand wieder und Genovefa ſtellte das Kreuz auf einen aus Felſen gebildeten Altar, den ſie in ihrer Höhle entdeckt hatte, und vor dem ſie fortan nur zu liegen brauchte, um all ihr Leid zu vergeſſen. Was ſie auch immer ihrem Heiland klagte, er nahm es von ihr. Im Sommer zierte ſie ſein Bild mit grünen Maien und feinen Waldblümlein, im Winter umflocht ſie es mit Tannenreiſern, mit dunklen Wachholderzweigen und Diſtelblüthen.

Inzwiſchen erwuchs ihr Sohn Schmerzenreich immer mehr und lernte ſprechen, wodann Genovefa, die ſchon vorher allerlei Kurzweil mit ihm gehabt hatte, ihn ſo wohl unterrichtete als ſie es in der Einſamkeit im Stande war. Gott und die Natur hatten den Knaben mit beſonderem Verſtande ausgerüſtet, daß er vor der Zeit klug werden konnte und alle guten Lehren begriff. Nur war es jammervoll anzuſehen, wie er zuletzt nackt und barfuß einherging, da die ſchlechten Tücher, in die die Mutter ihn in ſeiner Kindheit gewickelt hatte, bald zerriſſen waren, und die Stücken Tuch zu Fetzen wurden, die ſie von ihrer eignen Kleidung abſchnitt. Als es damit ſo weit gekommen war, daß Mutter und Sohn ihre Blöße mit Moos und Zweigen decken mußten, erbarmte ſich Gott und ſandte einen Wolf, der die Haut eines zerriſſenen Schafes im Rachen trug und ſie vor der Mutter niederwarf, die dieſes göttliche Geſchenk mit Dank annahm, und mit der getrockneten Haut ihren Schmerzenreich kleidete. Zu dieſer Zeit fingen auch die wilden Thiere an, zutraulich gegen die Waldbewohnerin zu werden, kamen täglich vor die Höhle und ſpielten mit dem Kinde. Der Wolf, der ihm das Schaffell gebracht hatte, ließ den Knaben auf ſich reiten, und oft ſpeiſte derſelbe mitten unter Haſen und anderem Wilde, das um ihn herumlief. Die Vögel flogen ihm auf Hand und Haupt und erfreuten Mutter und Kind mit ihrem lieblichen Geſange. Wenn Schmerzenreich ausging, Kräuter zu ſuchen, liefen mancherlei Thierchen mit ihm und zeigten ihm, mit den Füßen ſcharrend, die heilſamſten Kräuter. Er kannte ſchon lange das Vaterunſer und andere Gebete auswendig und that allmälig immer mehr Fragen über Gott, die Welt und ihr Daſein an ſeine Mutter, die ſie ihm mit weiſer Zurückhaltung beantwortete. Sie prägte ihm in ſein Herz, wie ſie in dieſem Jammerthale nur zu ihrer Prüfung und Läuterung von Gott erſchaffen ſeien, um dereinſt im Himmel ihren Lohn zu empfangen, und ſagte ihm zwar auch, daß ſie Beide nicht die einzigen Geſchöpfe ihrer Art auf Erden ſeien, fügte dem aber hinzu, ſie dürften nicht zu anderen gehen, die nicht alle gut und fromm, um in der Einſamkeit des Waldes deſto beſſer dem Himmel zu dienen.

Da wurde die fromme Gräfin dereinſt tödtlich krank, ſo daß ſie glaubte, ihrem letzten Stündlein nahe zu ſein. Die Noth und der Mangel hatten ihren Leib ſo abgezehrt, daß ſie ſich nicht mehr ſelbſt gleich ſah, und ein abgeſtorbener Schatten zu ſein ſchien. Ein hitziges Fieber entzündete das Blut in ihren Adern, und ihren Gliedern ſchwand unter heftigen Schmerzen alle Kraft. Der arme Schmerzenreich war in Verzweiflung über den ihm drohenden unerſetzlichen Verluſt, und betete zu Gott, daß er ihm ſeine Mutter am Leben erhalte, derweil Genovefa nicht mehr der Ueberzeugung widerſtehen konnte, ihm die Geſchichte ihres Lebens anvertrauen zu müſſen. Sie that es, nachdem er ihr verſprochen hatte, ihr Unglück nicht zu rächen, und ſagte ihm, wohin er nach ihrem Tode zu ſeinem Vater gehen ſollte, dem er ſo ähnlich ſehe, daß man ihn alsbald anerkennen werde. Als ſie ſchon ihr Haupt zum Schlummer auf die Seite gelegt hatte und den Tod erwartete, war ihr als träten zwei glänzende Engel in die Höhle, von denen der Eine ſich über ihr Lager beugte und mit den Worten, ſie ſolle Gottes Willen gemäß leben, ihre Hand berührte, und fühlte ſie darauf ihre Lebenskraft ſich erneuern, mit der ſie nach und nach vollkommen genas.

Als nun zu ſeiner Zeit Pfalzgraf Siegfried von Straßburg nach Trier heimgekehrt war, erfuhr er durch Golo, wie derſelbe, ſeinem Befehle gemäß, ſeine Gemahlin und ihren Baſtard habe im Walde umbringen laſſen. Er war davon zweifelsohne wohl zufrieden geſtellt; hub, in ſeiner gewohnten Lebensweiſe, aber ſchon nach einigen Tagen in ſeinem Gewiſſen an ſich zu ängſtigen und herbe Sehnſucht nach Genovefen zu empfinden. Er ſtellte ſich die Möglichkeit vor, daß ihr Unrecht geſchehen ſei, und fühlte ſich ſtrafbar, die Sache nicht auf geſetzlichem Wege unterſucht zu haben. Er träumte ſogar eines Nachts, es riſſe ihn ein Drache aus den Armen ſeiner geliebten Gemahlin und erzählte dies Geſicht am Morgen Golo, deſſen Argliſt es alſo zu ſeinem Vortheile auslegte, daß der ſchuldige Hausmeiſter ganz recht Draco, oder zu deutſch Drache geheißen habe und der Traum das Geſchehene rechtfertige.

Ueberdies veranſtaltete Golo allerlei Feſte und Gaſtmahle, um ſeinen ſchwermüthigen Gebieter zu erfreuen, deſſen aufbrechende blutende Herzenswunden keine Mittel heilten. Eines Tages unter andern kam der Graf in das Zimmer ſeiner Gemahlin und fand da den Brief, den ſie im Kerker geſchrieben und den das kluge Kind verſteckt hatte. Er durchlas ihn aufmerkſam und konnte nicht länger an der Unſchuld Genovefa's zweifeln. Da wurde er ſo ſehr von Reue und Mitleiden bewegt, daß er an Herzweh ſterben zu müſſen glaubte und ſeinen ganzen Zorn an Golo ausgelaſſen haben würde, hätte derſelbe nicht zu ſeinem Glücke den Anzug des Unwetters errathen, und den Hof auf einige Tage gemieden. Als er wieder vor dem Angeſichte des ruhiger gewordenen Grafen erſchien, erſann ſeine Argliſt auf's Neue Etwas, womit er deſſen geſunden Sinn berückte und wiegte das erwachende Gewiſſen mit der Bemerkung ein, wie bloßes Läugnen für nichts weniger als Beweis der Unſchuld gelten dürfe. Nichts deſtoweniger war dieſer Schlummer von kurzer Dauer und unruhiger Art, indem dem Grafen allenthalben eine geheime Stimme in das Ohr raunte, daß Genovefa ſchuldlos und er an ihr und ſeinem Kinde, ſowie an dem armen Diener zum Mörder geworden ſei. Golo erkannte und beobachtete dieſen Gemüthszuſtand ſo wohl, daß er ſich nicht mehr ſicher glaubte und in aller Stille vom Hofe und aus dem Lande entwich. Einige Zeit darauf nahm man auf dem Felde an einem abgelegenen Orte Spuren eines verſcharrten Leichnams wahr, grub nach und entdeckte den Körper des vergifteten Drago, den man an einigen Merkmalen wieder erkannte, und deſſen Anblick dem Pfalzgrafen noch mehr Zweifel erweckte, ob Alles mit rechten Dingen zugegangen ſei.

Einige Jahre ſpäter wurde ſogar jene ſtraßburger Frau, die den Grafen durch ihre Vorſpiegelungen betrogen hatte, gefänglich eingezogen und als Hexe und Kupplerin zum Feuertode verdammt, vor welchem ſie bekannte, daß die Pfalzgräfin Genoveſa und ihr Hausmeiſter ſchuldlos geweſen ſeien und ſie mit deren Gemahl, auf Golo's Anſtiften, ein ſchändliches Gaukelſpiel getrieben habe.

Als der Graf dieſe amtliche Meldung empfing, konnte dem nichts mehr im Wege ſtehen, daß ihm Alles klar ward und die vollſtändigſte Verzweiflung wegen ſeines Verbrechens ihn überkam. Von dem Geſchehenen war nichts mehr zu ändern, oder gut zu machen, und es blieb ihm nur die Pflicht der Rache oder Strafe zu erfüllen übrig. Golo war leider! außer dem Bereiche ſeiner Macht und mit Gewalt nicht zu erreichen. Der Graf nahm alſo ſeine Zuflucht zur Liſt und ſuchte ihn durch freundliche Briefe zu einem Beſuche auf ſeiner Burg zu bewegen. Der Mistrauiſche war lange Zeit nicht ſicher zu machen, am Ende gelang es aber und glaubte Golo in der That, ſein Gebieter ſei ihm wieder gewogen. Der Pfalzgraf ſtellte am heiligen Dreikönigstage eine große Jagd an, zu der auch Golo eine Einladung empfing, der er zu ſeinem Verderben Folge leiſtete, und als er vor den andern Gäſten bei Hofe erſchien, bewillkommte ihn der Pfalzgraf ſo freundlich und unbefangen, als ob ſie im beſten Verhältniß zu einander ſtünden.

Um die vielen Gäſte deſto reichlicher zu bewirthen, ritt Siegfried bereits einige Tage vor dem Dreikönigsfeſte auf die Jagd und nahm unter Andern Golo mit. Sie jagten im Forſte einzeln dem Wilde nach und von ungefähr wurde der Pfalzgraf eine ſchöne Hirſchkuh gewahr, die er über Hecken und Geſtrüpp verfolgte, bis ſie ſich in eine Felſenhöhle barg. Er ritt dem Thiere bis an die Höhle nach, und ſah plötzlich ein unbekleidetes Weib vor ſich ſtehen. Er entſetzte ſich nicht anders, als ſähe er ein Geſpenſt, bekreuzte ſich und beſchwor ſie, wofern ſie von Gott, hervorzutreten und ihm zu ſagen, wer ſie ſei. Genovefa hatte den Grafen mit dem erſten Blick erkannt, und erwiederte ihm mit zitternder Stimme, ſie ſei ein unglückliches, nacktes Weib und könne nicht zu ihm kommen, er würfe ihr denn ein Kleidungsſtück zu, ihre Blöße zu bedecken. Der Graf warf ſeinen Mantel in die Höhle und darein gehüllt trat Genovefa, die Hindin getroſt an ihrer Seite, näher, derweil Schmerzenreich in den Wald ausgegangen war, um

Kräuter und Wurzeln zu ſuchen. Der Graf wunderte ſich über die abgezehrte Geſtalt und ſprach weiter mit ihr, die ihm verkündete, ſie ſei aus Brabant gebürtig und aus Noth hierher geflohen, da man ſie unſchuldigerweiſe mit ihrem Kinde habe umbringen wollen. Nun fragte Siegfried mit bewegtem Herzen, wie lange das her und wie es zugegangen ſei, und die ermuthigte Genovefa entgegnete: Ich war mit einem edlen Herrn vermählt, er faßte Argwohn gegen mich und befahl ſeinem Diener, mich ſammt meinem Kinde tödten zu laſſen. Die Knechte ſchenkten mir aus Barmherzigkeit das Leben und ich gelobte, niemals wieder vor meinem Herrn zu erſcheinen, ſondern in dieſem Walde Gott zu dienen, wie ich ſeit ſieben Jahren gethan habe.

Da erzitterte Graf Siegfried am ganzen Leibe, indem Genovefa's Bild vor ſeiner Seele aufſtieg und erkannte ſie noch nicht in dieſer abgemagerten Geſtalt. Er ſagte zu ihr: Ich bitte und beſchwöre Euch, liebe Frau, laßt mich wiſſen, wie Euer Name und Euer Eheherr geheißen iſt? — Mein Eheherr hieß Siegfried, ſeufzte ſie: ich Unglückſelige nenne mich Genovefa! —

Dieſe wenigen Worte erſchütterten den Grafen gewaltiger, als wenn ihn der Donner gerührt hätte, und er ſtürzte bügellos zu Boden, wo er auf ſeinem Angeſichte lange lag und nicht mehr athmete. Als er ſeine Beſinnung wieder fand und ſein Haupt aufrichtete, ſagte er, noch in den Knien zuſammengeſunken: Ach, Genovefa! Seid Ihr es, Genovefa? — Sie ſprach: Lieber Herr Siegfried, ja, ich bin die arme Genovefa. Dem Grafen ſtrömten die Thränen über das Geſicht und er war nicht im Stande, ein Wort hervorzubringen. Nach vielem heißen Weinen ſprach er, immer kniend: O, daß ſich Gott im Himmel erbarme, in ſolchem Elend treffe ich Euch an, ich gottvergeſſener Böſewicht bin nicht werth, daß mich die Erde trage, ja, verdiene von ihr in den Abgrund der Hölle verſchlungen zu werden. Ich, ich bin allein die Urſache Eures Unheils, ich Schändlicher! gebot, von einem falſchen Argwohn verleitet, mein unſchuldiges Weib zu tödten. Vergebt mir, geliebteſte Genovefa, nicht um meinet-, ſondern um des Gekreuzigten willen, der dort auf dem Felſen ſteht. Ich bleibe, bis ich vor Euch Gnade gefunden habe, zu Euren Füßen liegen.

Mit halbgebrochenen Worten verſetzte die Gräfin unter Thränen: Betrübet Euch nicht allſoſehr, mein

Herr Siegfried. Es iſt nicht durch Eure Schuld, ſondern nach Gottes Rathſchluß geſchehen, daß ich in dieſe Wüſte ausgeſetzt worden bin. Ich verzeihe Euch von Herzen, und habe Euch vom Anfang an verziehen gehabt. Der allerbarmende Gott wolle uns Beiden unſere Sünden nicht zurechnen und uns ſeiner Gnade werth erachten.

Darauf reichte ſie dem Grafen die Hand und hob ihn von der Erde. Hier ſtand er, in das leidenvolle Antlitz ſeiner Gemahlin ſchauend, und meinte, das Herz im Leibe müſſe ihm vor Mitleid berſten. Er fühlte eine ſolche Ehrerbietung vor Genovefen, als ob ſie eine himmliſche Heilige wäre, und obwohl ſie ihm alle Freundlichkeit erzeigte, wagte er kaum mit ihr zu reden. Zuletzt fragte er, wo das arme Kind ſei, das ſie im Kerker geboren habe und ob es nicht mehr lebe? — Es iſt freilich ein Wunder Gottes, daß es noch lebt, erwiederte Genovefa: Ich allein hätte es nicht ernähren können. Gott hat mir dieſe Hindin geſchickt, und das treue Thier mein Kind zweimal des Tags geſäugt. Sie redete noch, als der kleine Schmerzenreich, mit ſeiner Schafshaut bekleidet, beide Hände voll Wurzeln, barfuß, daher gelaufen kam.

Er erſchrak vor dem fremden Manne und wollte nicht zu ihm: ſeine Mutter beruhigte ihn aber mit der Verſicherung, daß er nichts zu fürchten habe, und da wußte der Graf nicht, ob ſein Leid größer war oder ſeine Freude, indem Genovefa zu ihm ſagte: Siehe, mein Sohn! das iſt Dein Vater, gehe hin und küſſe ſeine Hand.

Das Kind gehorchte und der Graf nahm es mit Entzücken in ſeine Arme und herzte und küßte es ohne Unterlaß, nichts weiter ſagend als: O mein herzlieber Sohn, o Du mein ärmſtes Kind! bis er ſich ſtark genug fühlte, ſeine Jäger und Diener zuſammen zu rufen.

Sie kamen und erſtaunten über das wilde Weib bei ihrem Herrn und das Kind auf ſeinen Armen, und er ſprach zu ihnen: Was dünkt euch bei dieſem Anblick, meine Freunde! ſolltet ihr das Weib nicht kennen? Sie verneinten es nach einer Pauſe und nun ſagte ihnen der Pfalzgraf, daß es ſeine Gemahlin Genofeva ſei, worüber ſie ſo hoch erſtaunten, daß ſie nicht wußten, was ſie ſagen oder denken ſollten. Einer nach dem andern begrüßte und bewillkommte ſie und zweie ritten eiligſt heim und holten Kleider und eine Sänfte, um ihre Gebieterin ehrbar in das Schloß zu ſchaffen.

Von allen Begleitern des Grafen kam, auf ſeinen Jagdruf, Golo zuletzt herbei, gleich als ahnete er nichts Gutes. Der Graf hatte ihm zwei Diener mit dem Geheiß entgegen geſchickt, er ſolle eilen, es ſei ein wunderſames Wild gefangen worden, und als er vor ihm ſtand, fragte er: Golo, erkennſt Du dieſes Weib? Golo ſchrak zuſammen, obwohl er kräftig nein! antwortete, und da ſprach der Graf: Du ruchloſeſter Böſewicht, der unter der Sonne wandelt, kennſt Du Genofeva nicht, die von Dir fälſchlich angeklagt und ſchuldlos in den Tod geſchickt worden iſt? Wie ſoll ich Dich grauſam genug ſtrafen, Du Mörder, wo Qualen erſinnen, Dich zu martern?

Golo lag auf der Erde und wälzte ſich, um Gnade flehend; der ergrimmte Graf ließ ihn aber als den ärgſten Uebelthäter gebunden wegführen. Als er Genofeva bat, mit ihm zurückzukehren, betrat ſie noch einmal die Höhle, um vor dem Cruzifix nieder zu knien und Gott für die empfangenen Wohlthaten zu danken, und nun führte Siegfried ſie bei der Hand, indem ein edler Ritter den jungen Schmerzenreich nachtrug. Muntere Vögelein flogen um das Haupt der Gräfin und thaten durch ihr Flattern und Zwitſchern kund, wie ungern ſie ſie von ſich ließen. Die

Hirſchkuh folgte Schritt vor Schritt, wie ein zahmes Lamm.

So erreichte man die Sänfte, in der Genofeva weiter getragen wurde und im Schloſſe ſelbſt war das Wunder ſchon zur lauten Mähr geworden und drängte ſich Jedermann, die heilige Frau zu ſehen.

Freunde, Verwandte und Gäſte kamen ſcharenweiſe und prieſen frohlockend Gott, die Unſchuld offenbart zu haben, deretwegen auch Feſte und Freudenmahle angeſtellt wurden, wiewohl Genovefa nur wenige Menſchen ſehen und ſprechen konnte und nicht im Stande war, andere Speiſen als ſolche zu genießen, die man ihr aus Wurzeln und Kräutern bereitete.

Golo bekannte ſeine Frevel vor Gericht und ward zu dem wohlverdienten Tode verdammt. Er flehte zwar Genovefa um Gnade an und der Pfalzgraf würde deren dringende Fürbitten gewiß erhört haben. Seine ganze Verwandtſchaft ſtand aber dagegen auf und geſtattete ihm den Willen nicht, damit es nicht einſt heiße, Golo ſei unſchuldig geweſen, und habe nicht zur Strafe gezogen werden können. Er ward wie alle Diejenigen mit dem Schwerte gerichtet, die es mit ihm gehalten hatten, und die Freunde und Anhänger der Gräfin erhielten reichen Lohn, zumal das Mädchen, das ihr die Mittel in den Kerker geſchafft, an Siegfried zu ſchreiben, und der Knecht, der ihr das Leben geſchenkt hatte und deſſen Genoſſe ſchon geſtorben war.

Nach den erſten Freudenwochen lebten Genovefa und Siegfried ferner in Heiligkeit zuſammen, und er wußte nicht, wie er ihr genugſam dienen und ſie ehren ſolle. Genovefa freute ſich freilich an irdiſchen Ehren nicht mehr und ihr Körper war durch das lange Elend ſo entkräftet, daß ihr keine Pflege frommte. Kaum daß ſie etwa drei Monate mit ihrem Gemahle gelebt, ſo hatte ſie in einem Gebete eine himmliſche Verzückung und ſah eine Schaar heiliger Frauen und Jungfrauen, unter denen die Mutter Gottes glorreich einherſchwebte, nahen. Jede dieſer Heiligen reichte ihr eine himmliſche Blume; die Jungfrau Maria hielt eine mit köſtlichen Edelſteinen geſchmückte Krone in der Hand und ſprach: Dieſe Krone haſt Du durch die Dornenkrone erworben, die Du in der Wildniß getragen. Nimm ſie von mir, es iſt Zeit, daß die Ewigkeit Deiner Freuden anhebe. Mit dieſen Worten krönte die Erſcheinung die Pfalzgräfin und war verſchwunden, ſobald ſie wieder zu ſich kam. Genovefa freute ſich, daß ihr Elend ein Ende nehmen werde, und ſagte ihrem Gemahle nichts davon, damit er ſich nicht vor der Zeit betrübe. Die Erfüllung zögerte nicht und ein Fieber, gegen das kein Mittel fruchtete, warf Genovefa zu dem troſtloſen Leide Siegfried's und ihres Sohnes, auf das Krankenlager. Sie brachte die ihr noch gegönnte geringe Lebenszeit in Andacht zu, ſegnete alle die Ihrigen und gab ihren Geiſt gottſelig auf.

Siegfried und Schmerzenreich lagen Tage lang jammernd neben ihrem Leichnam und erſterer weinte ſo beweglich und unerſchöpflich, daß man meinte, er müſſe daran vergehen, oder die Geſtorbene mit ſeinen Thränen neu beleben. Alle Leute im Schloſſe und der Nachbarſchaft wehklagten auch unaufhörlich, und die arme Hirſchkuh der Pfalzgräfin hub von der Stunde ihres Todes an, zu kranken und ſchrie bei ihrem Begräbniß, dem ſie folgte, ſo kläglich, daß es Jedermann jammerte. Sie legte ſich auf Genovefa's Grab, nahm keine Nahrung zu ſich und ſtarb vor Erſchöpfung und Gram.

Mit dem Leben der heiligen Genovefa war auch dem Pfalzgrafen alle Luſt und Freude an der Welt vergangen und es war ihm nur noch wohl, wenn er ſich einbilden konnte, in himmliſcher Gemeinſchaft mit ihr zu ſein. Er bat ihr dann ſein Unrecht unter Thränen ab, und entſchloß ſich, wie auf göttliche Eingebung, in der Höhle, wo ſie ſo lange gewohnt, ein Einſiedlerleben zu führen. Er erhielt vom Biſchof die Erlaubniß, allda eine Capelle zu erbauen, in der er den heiligen Leichnam beiſetzen und das himmliſche Kreuz auf den Hochaltar pflanzen ließ, ordnete ſeine Sachen, als ob er zu ſterben käme und verließ die Welt. Indem er ſeine Grafſchaft ſeinem Sohne übergeben und ſeinen Bruder zu deſſen Vormund einſetzen wollte, ſagte ihm Schmerzenreich, daß er dazu beſtimmt ſei und ſich berufen fühle, gleich ihm den Himmel zu erwerben.

Siegfried mahnte den Knaben zwar ernſtlich ab, und verwunderte ſich gleich wie Jedermann über ihn; Schmerzenreich wußte aber ſeinen Entſchluß ſo wohl zu behaupten, daß ſein Vater nachgab und ihn mit ſich in die Wildniß nahm. Die wilden Thiere erkannten daſelbſt ihren alten Geſpielen wieder, und kamen in Menge herbei, und ſo brachten Vater und Sohn in ihren Einſiedeleien, im Angedenken der heiligen Genovefa, ihr Leben zu, bis ſie im Herrn entſchliefen.

IX.

Der heilige Alexius.

Unter der Regierung des Kaiſers Theodoſius lebte dereinſt in Rom ein gottesfürchtiger und reicher Richter aus fürſtlichem Geſchlechte, Namens Euphemianus, der mit ſeiner Gemahlin Aglaë nicht nur eine tugendſame und fromme, ſondern auch ſo herrliche Ehe führte, daß ſie allezeit Hunderte in Gold und Seide gekleideter Ritter um ſich hatten, die ihnen dienten.

Es betraf ſie während ihres ganzen Lebens keine Widerwärtigkeit und wenn ſie gleich dem Ueberfluß im Schooße ſaßen, mißbrauchten ſie doch nie ihr Glück und verloren darum niemals ihre Heiterkeit.

Das Einzige, um was der Himmel ſie Jahre lang vergebliche Sehnſucht tragen ließ und was ſie bei Tag und Nacht umſonſt von ihm erbaten, war ein Sohn und Erbe ihres Glückes, in dem ſie ſich auf ihre alten Tage verjüngten. Nichtsdeſtoweniger rührten die guten Werke, mit denen ſie ihm unabläſſig dienten, ſeine Strenge auch darin, daß ihnen zu ihrer größten Freude der Knabe Alexius geboren wurde.

O! wie prieſen ſie ſich da vor allen Menſchen ſelig, wenn ihnen der Himmel dieſes Kind am Leben und geſund erhalten wolle! Alsdann bleibe der Lauf ihres Glücksrades bis in die fernſte Zukunft ungehemmt und würden ſie ihr Geſchlecht als das vornehmſte ihrer weltherrſchenden Vaterſtadt beſtehen ſehen! Es konnte ſchwerlich ein anderes Kind in Rom unter ſo günſtigen Ausſichten das Licht der Welt erblickt, eine ſo glänzende Zukunft als Alexius vor ſich haben, und von ſeiner zarteſten Jugend an ſchüttete die Natur das Füllhorn ihrer Gaben für Leib und Seele über ihn aus.

Jemehr er auch erwuchs, deſto vollſtändiger erfüllte er die Hoffnungen, die ſeine Eltern auf die Ausbildung ſeiner Sitten und Fähigkeiten gegründet hatten, und ihre Zärtlichkeit handelte nur in der einen Weiſe unrecht an ihm, daß ſie ihm ihre Dankbarkeit zu ſehr bethätigte.

Sie ſchütteten nicht minder von ſeiner zarteſten

Jugend an das Füllhorn der Lebensfreuden über ihn aus, und gewöhnten ihn dergeſtalt an Reichthum und Ueppigkeit, daß ſie ſeine jugendlichen Sinne aller Spannkraft entledigten.

So ſtarb Alexius ſchon im Jünglingsalter dem Leben ab, deſſen höchſte Freuden ihm der Schooß der Zukunft hätte bergen ſollen und er würde an dem Hofe des Kaiſers, wo er ſich in Zucht und Ritterſchaft übte, ohne die beſondere Gnade Gottes bald ein Greis geworden ſein.

Da trug ſich das Wunder mit ſeinem Geiſte zu, daß der Ruf der himmliſchen Stimme ihn aus der Betäubung erweckte, mit der ihn der jähe Abfall ſeines Lebens zu Laſter oder Blödſinn umfangen hatte, und rief er ſeinem innerſten Daſein ein ſo gebieteriſches Halt! zur rechten Stunde zu, daß der führerloſe Wagen ſtille ſtand. Die hehre Weisheit ſchwang ſich, die Zügel ergreifend, darauf und ſo ging der beſonnenere Lauf, freilich nicht mehr durch die blumigen Pfade des Erdenlebens, den ewigen Sternen zu.

Alexius war mittlerweile zwanzig Jahre alt und nach der Meinung ſeiner Eltern ein ſo vollkommener Edelmann geworden, daß es ihnen an der Zeit zu ſein ſchien, die Wahl einer Gattin für ihn zu treffen.

Sie verlobten ihn mit einer ſchönen und edlen Jungfrau, Namens Sabina, und bereiteten ſich vor, ſeine Hochzeit in Pracht und Feſtlichkeit zu begehen. Braut und Bräutigam hatten ſich vor ihrem Hochzeittage kaum gekannt und einander nicht aus Liebe ihre Hand gereicht, ſondern aus kindlichem Gehorſam gegen die Ihrigen eingewilligt, ſich gegenſeitig anzugehören.

Alexius ſah, wie geſagt, das Leben bereits mit gleichgültigen Augen an, und wendete jede Mußeſtunde, die er dem Hofweſen und den geräuſchvollen Freuden ſeines elterlichen Hauſes erübrigte, dem Studium der alten Philoſophen und den Geſchichten frommer Chriſten und Märtyrer zu, die ſeine Lieblingsbeſchäftigung waren.

Sabina dagegen konnte ſich der natürlichen Heiterkeit ihres Gemüthes nur aus dem einen Grunde nicht überlaſſen, weil ihre Kränklichkeit ihren Muth immer niederdrückte und baute deswegen auf ihre Vermählung mannichfache Hoffnungen.

Der hohe Ehrentag brach dem jungen Paare an und ſobald am Abende das Geräuſch der Verſammlung bei Kerzenglanz, Muſik und Tänzen ſeine feſtlichſte Höhe erreicht hatte, war der tiefbewegte Alexius, bei dem Anblicke ſeiner fröhlichen Eltern, ſeiner ſchönen Braut und all' des üppigen Prunkes, wenn er ſeine heimlichen Gedanken zu dem morgenden Tage vorauseilen ließ, mehr als einmal drauf und dran, ſeine erzwungene Faſſung zu verlieren.

Der Augenblick war da, in dem die Neuvermählten nach dem Brautgemache geleitet wurden, und Alexius umarmte ſeine Eltern wiederholt, ehe er von ihnen ſchied, derweil die Gäſte nach einander den Palaſt verließen und alsbald darinnen tiefe Stille vorherrſchte.

Alexius verſchloß die Thüre der Hochzeitkammer, ſtand eine Weile ſinnend vor der ſtillen Braut, die ſchon gefaßt war, eine ungewöhnliche Erklärung aus ſeinem Munde zu vernehmen, und ergriff ihre Hand, indem er zu ihr ſagte, er habe ſeine Keuſchheit Gott angelobt und könne nicht in der Ehe mit ihr leben.

Es trat eine bedeutungsvolle Pauſe ein und danach erwiederte Sabina mit zitternder Stimme, er habe ſie mit ſeinen Worten unleugbar überraſcht; ſie geſtehe ihm aber, ſie habe ihr Lebensheil ſchon mehr als einmal in dem nämlichen Gedanken gefunden und nur die Kraft nicht in ſich gefühlt, ihn auszuführen. Sie ſpreche ihn von Allem, was er ihr angelobet habe, los, und wolle dem Himmel danken, daß es ſo mit ihr gekommen ſei. Wie ruhig und ergeben aber dieſe

Rede klang, ſtrafte ihre haſtige Aufwallung ſie doch Lügen.

Demnächſt überreichte Alexius ſeiner Gemahlin einen koſtbaren Ring und wendete ſich mit den ferneren Worten an ſie: Mein liebes Weib von und für ſo wenige Stunden! ſiehe! wie hell die Kerzen vor uns brennen, wie bunte Pracht in Gold und Seide ſie beſtrahlen. Der Glanz erfreut unſer Auge und unſer Herz und wir halten wohl dafür, er währe immer. Doch iſt Alles nichts als eitler Staub und brennen die Kerzen nur für die kurze Friſt weniger Stunden, bis ſie ſobald wie jede irdiſche Freude erloſchen ſind. Wie ſchön, jung, edel, reich, ſtark und gewaltig wir immer ſeien, nimmt das Alles raſch ein Ende und iſt vergänglich. Darum wollen wir Beide nach der unausſprechlichen Freude trachten, die im Himmel iſt und die der Herr denen gönnt, die ihn lieb haben. Wir wollen Gott loben und preiſen und unſere Seele anſehen, damit wir unſerer eigenſten Beſtimmung nach göttlich leben. Ich gehe und trage das ſchwerſte Holz auf Erden, den Bettelſtab!

Ein unverſieglicher Thränenſtrom war die erſte Antwort der Jungfrau und ſie verſuchte wiederholt umſonſt zu ſprechen, bis ſie mit unendlich betrübtem Angeſicht ſchluchzend zu dem Scheidenden ſagte: So pflege denn Dein Gott zu allen Zeiten. Ich werde Deiner Lehren eingedenk bleiben.

Alexius begab ſich in ſein Zimmer, wo er ſeine hochzeitlichen Kleider mit armen vertauſchte, und ſchlich, nachdem er ſich überzeugt hatte, daß im Palaſte Alles ruhig war, durch die öden Räume von dannen.

Er verließ Stadt und Land und wanderte gen Edeſſa, wo er mit anderen armen Leuten und nicht allein um ſeinetwillen bettelte, inſofern er den Erlös jedes Tages den Genoſſen ſeiner Armuth mittheilte.

Als am Morgen nach ſeiner Flucht ſein Vater und ſeine Mutter in die hochzeitliche Kammer traten, fanden ſie die Jungfrau von Gram und Thränen auf den Tod erſchöpft, und erſchraken höchlich, ſie allein zu ſehen. Sabina erzählte, was Alexius mit ihr geredet habe, indem ſie das Kleinod zeigte, das er ihr geſchenkt, und in ſeinem eignen Zimmer ſahen ſie die Kleider, die er hinterlaſſen hatte. Sie wurden über das große Unglück, ihren Sohn verloren zu haben, tief betrübt und ſandten allerweges Boten in das Land aus, die Alexius ſuchten. Auch kamen deren einige mit der Zeit in die Stadt, in der er ſich befand. Er hatte aber bereits ſo hart gelebt, und ſah ſo jammervoll aus, daß ſie nicht wußten, wer ſie um ein Almoſen angeſprochen habe, als ſie mit der Nachricht zu ſeinem Vater heimkehrten, ſie könnten Alexius nirgend finden.

Seine Mutter mochte um deswillen nimmer fröhlich werden, ſie fände ihn denn wieder, und Sabina ſprach, ſie wolle thun wie die Turteltaube; wenn die ihr Gemahl verliere, bleibe ſie fürbaß allein und nehme keines wieder.

Alſo verging die Zeit von einem Jahr zu dem andern und blieb Alexius in ſeinem gottſeligen Lebenswandel ſiebenzehn Jahre in der Stadt Edeſſa, bis an dem Morgen eines Feſttages eine ſo große Menge Volkes die Kirche beſuchen wollte, daß der Meßner ſich genöthigt glaubte, die Thüre zu ſperren und unter andern armen Leuten auch Alexius hinaustrieb.

In einer Blende an der Thür des Gotteshauſes ſtand ein Bildwerk unſerer lieben Frau, vor dem kniete er, nachdem er die Thüre verſchloſſen hatte, nieder und das ſprach verweiſend zu ihm, er ſolle ihren Diener einlaſſen. Der Meßner ſah empor, ungewiß, hatte er die Worte blos gedacht, da es ihm ſelbſt leid geweſen war, gegen die frommen Leute hart verfahren zu müſſen, oder wann ſie in der That aus dem Munde des Bildes erſchollen, und da wiederholte dies das Nämliche, indem es hinzufügte, wie Alexius, in dem der heilige Geiſt allzeit wirkſam, von Anderen zu unterſcheiden ſei.

Alſobald ging der Meßner vor die Kirche, wo er auf den Stufen einen Mann in Andacht hingeſtreckt fand, und zweifelte keinen Augenblick, daß es Alexius ſei. Er redete mit ihm und jedes Wort des Fremden beſtätigte ſeinen Glauben, weshalb er das Wunder den geiſtlichen Leuten in der Nähe mittheilte.

Es lief vieles Volk zuſammen und der Meßner verkündete das Geſchehene, demgemäß fortan Vornehm und Gering in Edeſſa Alexius Heiligkeit erkannte und ſo lange in Ehren hielt, bis ihn die Furcht überkam, er verlöre dadurch ſeinen Lohn und ſeine Arbeit. Er eilte alſo aus der Stadt, fuhr über Meer und ward nach mancherlei Schickſalen gen Rom verſchlagen, wo ſeine Eltern noch immer in Pracht und Herrlichkeit lebten.

Euphemianus ging gerade als der freiwillig elende Alexius in Rom einwanderte mit vielen Dienern über die Straße und ward, wenn auch von Alter und Gram gebeugt, von ſeinem Sohne ſogleich wieder erkannt. Alexius ſeufzte bei ſich: Ach, hilf mir, Gott! daß ich meinem Vater unkenntlich ſei! Ich empfinge meines Leibes Nahrung und Nothdurft am liebſten um deinetwillen von ihm.

Alsdann trat er Euphemianus, dem er ein fremder Menſch geworden war, in den Weg und ſprach ihn im Namen ſeines verlornen Sohnes um ein kleines Gemach in ſeinem Hauſe an, das er, Gott dienend, bewohnen möge.

Euphemianus Blick prüfte ihn und er gab mit gerührter Stimme zur Antwort: Du beſchwörſt mich bei einem mir ſo theuren Angedenken, mein Freund, daß ich Dir auch eine weit bedeutendere Bitte nicht verſagen würde: Begieb Dich in mein Haus und ſei von Stund an dort heimiſch.

Zu gleicher Zeit befahl er Alexius einem Knechte an, der allezeit ſein warte, und trug ihm auf, dem Bettler einen bequemen Ort zum Aufenthalt in ſeinem Hauſe einzuräumen. Alexius vereitelte ihm jedoch die Erfüllung dieſer Pflicht und verſchmähte nicht nur jede Hülfleiſtung, ſondern zog ſelbſt vor, anſtatt eines Zimmers ein Loch unter der Stiege zu bewohnen, wohin er ſich ein wenig Stroh zu ſeinem Lager und ſeine tägliche dürftige Nahrung bringen ließ.

An dieſem Orte diente der heilige Mann mit großem Ernſte Gott und litt genug Hunger und Durſt, ſo wie Spott und Schmach von den übermüthigen Knechten ſeines Vaters, die wohl gelegentlich ihr Handwaſſer über ihn ausgoſſen und ihm mannichfaches Leid anthaten.

Alexius ſah Tag für Tag ſeinen Vater und ſeine Mutter an ſich vorübergehen und dieſelben redeten bisweilen, wie auch ſeine Gattin, Sabina, mit ihm, die ihn fragte, ob er Alexius gekannt habe?

Ich habe ihn wohl gekannt und das Almoſen oft von ihm empfangen, verſetzte er: Er war ein armer Pilgrim und Fremdling in der Welt wie ich und hat ſchwere Dinge erdulden müſſen.

Sie fragte weiter, wie er heiße, und empfing den Beſcheid, er habe ſeinen Namen Gott dem Allmächtigen ergeben und ſage nicht mehr davon. Doch blieb Sabina dabei: Lieber Pilger! ich bitte Dich, laß mich wiſſen, in was für Geſtalt Du Alexius geſehen haſt? und vernahm die Worte: Er ſah vollkommen aus wie ich; dieſe Taſche und dieſer Stab waren ſein.

Und hat er nichts von mir geredet? forſchte ſie wiederum.

Er erzählte mir einſt, ſprach Alexius, denn er verhehlte mir weder Liebes noch Leides, er habe Euch in dem letzten Augenblicke, als er geſchieden ſei, einen goldnen Ring geſchenkt. Und ich weiß, daß ihm all' ſein Elend nicht ſo wehe gethan hat, als daß er die Seinigen in Sorge und Betrübniß hat verſetzen müſſen.

Als ſeine Gattin nochmals fragte, ob es Alexius nie gereut habe, von dannen gegangen zu ſein, und es nie ſein Plan geweſen, zurückzukehren, leugnete er, dies von ihm gehört zu haben, und meinte, er werde ſein Leben wohl im Elende beſchließen; worauf ſie ihn dies- und anderemale, wenn die Rede von Alexius war, in des Himmels Schutz befahl.

Alexius hielt alſo als ein wahrer Märtyrer den liebevollſten wie den ſchmerzenreichſten Anfechtungen Stand und verblieb auf ſeinem harten Lager unter der Stiege, ohne von ſeinem ſtrengen Lebenszwecke und von ſeiner Andacht abzuweichen.

Wie er am Ende die Zeit ſeines Lohnes nahen fühlte, verlangte er von dem Knechte, an den er gewieſen war, Feder, Dinte und Papier, um in einem Briefe an die Seinigen ſein Leben und Leiden von dem Tage an zu beſchreiben, da er ſie verlaſſen hatte. Er bat ſeinen Vater, ſeine Mutter und ſeine Gemahlin, ihm um Chriſti willen den Kummer zu verzeihen, den er ihnen durch ſeine Flucht gemacht hatte, und wünſchte, daß die Erſteren ſein Erbe Gott und frommen Werken widmeten. Nachdem er dies geſchrieben, verſchloß er den Brief in ſeine Hand und gab gottſelig ſeinen Geiſt auf, der zu den ewigen Freuden fuhr.

Dies Ereigniß fand an einem Sonntag Morgen ſtatt, und als es Meßzeit war, fingen mit einem Male alle Glocken in den Kirchen Roms zu läuten an.

Es war deswegen in der Stadt ein groß Geläuf und die Leute hätten gern gewußt, was es bedeute, bis eine Stimme vom Himmel, wo ſie am dickſten ſtanden und ſtaunten, vernehmlich rief: Gehet hin und ſuchet in Euphemianus Hauſe den Freund Gottes, der ſo eben verblichen iſt.

Nun zog Alles dahin, und, ſeiner Ahnung folgend, begab ſich Euphemianus unter die Stiege, wo der arme Pilger, deß Antlitz wie der Sonne Schein leuchtete, ſeinen Brief in Händen hielt.

Der Papſt, zwei Kaiſer und viele Fürſten und Herren, die zu der Zeit in Rom waren, kamen mit dem Volke, und zuerſt verſuchten Euphemianus und der Papſt vergebens, der Leiche den Brief abzunehmen, bis Alexius Gemahlin kam und er ihr ihn überließ.

Nun ward der Inhalt des Schreibens öffentlich kund gethan und entſetzte ſich Euphemianus dergeſtalt, als er hörte, der Arme ſei ſein Sohn geweſen, daß er erſt bewußtlos niederſiel und dann unter endloſem Seufzen und Weinen ſeinen Tod beklagte.

O! mein liebes Kind! rief er aus: warum haſt Du uns das gethan und Deine Eltern nicht getröſtet? Du haſt Dich nie ſo angeſtellt, als wärſt Du unſer Sohn, und ich wollte, ich hätte lange vor Dir den Tod erleiden dürfen. Auch drang die Mutter in ſolchen Schmerzen hinzu, daß Jedermann Mitleiden mit ihr hatte, warf ſich über Alexius und wollte verzweifeln, ihren eignen Sohn in ſiebenzehn Jahren nicht erkannt zu haben.

Sabina war in ſtummer Trauer auf den Leichnam ihres Gatten niedergebeugt und von Bewunderung und Schrecken übermannt, ſo daß ſie kaum von Zeit zu Zeit eine Thräne, ihn zu beweinen, hatte.

Der Papſt verordnete, daß der Leichnam in die Kirche gebracht würde, und trug ihn auf ſeiner Schulter ſelbſt mit durch das Gedränge, derweil der Kaiſer Geld unter die Menſchen werfen ließ, damit ſie ſich zerſtreuten. Der Trauerzug gelangte nach zahlloſen Hemmungen in die Kirche des heiligen Bonifaz und allda geſundeten alle Siechen, die den Leichnam berührten. Man ließ ihn zu Nutzen und Frommen der Bevölkerung ſieben Tage an dem Orte ſtehen, und darauf wurde er in einem Sarge von Gold und Edelgeſtein beigeſetzt und mit der Zeit in ein Münſter übertragen, das Euphemianus hatte für ihn bauen laſſen und in das er ſein halbes Gut ſtiftete

X.

Der heilige Waldbruder Meinhard.

Zu den Zeiten Kaiſer Karls des Großen ward der heilige Waldbruder Meinhard in einem Dorfe an der Donau geboren. Seine Eltern waren reich, adlig und von gutem Wandel, und ſobald er zu den Jahren gekommen war, daß er in der Schule lernen konnte, führte ihn ſein Vater nach der Reichenau, wo der heilige Primin ein Kloſter geſtiftet hatte. Allda übergab er ihn zur Erziehung einem redlichen Mönche Namens Erlebald, der ihm nahe verwandt war, und ſo wie der Mönch wahrnahm, daß der junge Meinhard einen guten Verſtand hatte, pflegte er ſein mit Freuden und unterwies ihn mit Fleiß und Eifer in der heiligen Schrift.

Der Knabe hatte von früh an Kinderſpiele nicht geliebt und bekümmerte ſich nur um das, was ihn ſein Lehrer lehrte. Er war am liebſten in der Einſamkeit und betrübte ſich nicht ſelten oder weinte heimlich, er wußte nicht warum. Er hatte ſeit der Zeit, daß ihm Kunde geworden war, Einer am Jordan, der herrlich in allen Tugenden, wohne in einem Thurme eingeſchloſſen, eine große Vorliebe zum Einſiedlerleben gefaßt und wußte nur nicht, wie er dazu gelangen ſollte, bis er nach und nach in der alten Väter Hiſtorie las, daß in der Wüſte keiner ſich ſelbſt vorſtehen möge, er habe denn im Kloſter gelernt, Anderen unterthänig zu ſein. Auch leuchtete es ihm ein, daß Niemand im beſchaulichen Leben vollkommen werde, er habe ſich denn im wirklichen Leben bewährt. Mit dem Troſte dieſer Erkenntniß hatte Meinhard ſein fünf und zwanzigſtes Lebensjahr erreicht, als ihn ſein Erzieher, der unterdeſſen Abt des Kloſters geworden war, zum prieſterlichen Stande beförderte.

Der wackere Erlebald gab ihm ſelbſt Rath und Anlaß, das Kloſterleben anzunehmen, und Meinhard that mit Freuden Profeß, indem er mit ſolchem Eifer ſeinem Gelübde genügte, daß er anderen Prieſtern wie der Morgenſtern anderen Sternen vorleuchtete. Willig zum Gehorſam, unnachläſſig im Gebet, mild in Werken der Barmherzigkeit, war er Allen vornehmlich in der Demuth unterworfen.

Mit ſolchem Thun und Wandel ward er eines Tages nach einer Zelle geſandt, die zu dem Kloſter gehörte und unweit des Zürcher See's, an dem Fluſſe Limat gelegen war, um der Schule vorzuſtehen und das Pfund, an dem er reich war, dem Herrn zum Gewinne anzulegen. Er blieb allda ſo lange, bis ihn ſein Gewiſſen in die Wüſte zog und ſeine Begierde nach der Einſamkeit ſo groß ward, daß er zu einem ſeiner Schüler ſprach: Laß uns über den See fahren, lieber Sohn, und in den Bächen, die in der Wüſte rinnen, fiſchen.

Der Schüler beſorgte das Nöthige und ſie fuhren den See ab gen Rapperswyl. Da waren Häuſer und jenſeit des Sees kein Obdach. Sie ließen alſo ihre Gewande, um ſie in dem Walde nicht zu zerreißen, in der Stadt in einer Wittwe Haus und kamen über das Meer an das welſche Gebirge nahe zu Cham. Dort huben ſie an zu fiſchen bis zu einem andern Waſſer, das die Albe heißt, und unterdeß ſein Gefährte damit beſchäftigt war, ging der ſelige Mann in der Beſchauung der Wildniß allein ſpazieren. Sie war ſo einſam und ſchaurig, als es ihm nur ſelbſt zu Muthe ſein konnte. Dunkle alte Bäume, Dickicht und Geklüft, ſchroffe Felſenwände ſtanden und ſtarrten ringsum, Bäche rauſchten oder murmelten mit dem Luftzug um die Wette thalwärts, einzelne Quellen träuften klingend durch die Stille, Raben, Kibitze, Spechte und Kautzchen ſchrien dazwiſchen.

Meinhard fühlte ſich in der Wildniß ſo wohl und frei, wie es ihm noch nie geweſen war. Es däuchte ihn, er käme nach einer langen Reiſe wieder ſeiner Heimath nahe, und nachdem er lange in der Gegend umgegangen war, wo heutiges Tages unſerer lieben Frauen Kapelle zu den Einſiedeln ſteht, kehrte er zu ſeinem Geſellen zurück, den ſein reicher Fang fröhlich gemacht hatte. Sie dankten mit einander Gott, der ſie wohl bedacht, und brachen wieder nach Rappers-wyl zu der gottesfürchtigen Wittwe auf. Allda ſotten und brieten ſie die Fiſche, die ſie aus der Wüſte mitgebracht hatten und von dannen kehrten ſie nach dem Imbiß zu ihrem Kloſter heim.

Noch vor dem Scheiden ſprach der heilige Mann das verborgene Anliegen ſeines Herzens der Matrone aus und erklärte ihr, wie ihn dieſe Wüſte ſo über alles Gut der Welt gelüſte, daß er ſich gern eine Hütte darin baute, um ſie zu bewohnen und deſto freier und ungehinderter dem Gebet obliegen zu können. Er wiſſe nur niemand, der ihm um Gotteswillen des Leibes

Nothdurft reiche. Da erwiederte die Wittwe, ſie habe weder Mann noch Kind zu verſorgen und inſofern der Herr ſie mit Gut genug geſegnet, wolle ſie ihm, wenn er in ſeinem Vorhaben beharre, rathen und helfen, ſo viel es ihr möglich werde. Der Kloſterbruder ließ ſich ſolche Verheißung wohl gefallen und kehrte getroſteren Muthes in ſeine Zelle zurück, wo er den Willen des Himmels ſo lange zu erforſchen trachtete, bis er auf Gottes Eingebung Zelle und Schule verließ und ſeine Wirthin wieder mit der Frage heimſuchte, ob ſie zu der Erfüllung ihres Verſprechens erbötig ſei?

Die Witwe bejahte das von Herzen gern und ſo erbaute Meinhard, unter ihrem Beiſtande, nicht fern von ihrem Haus, eine Wohnung in der Wildniß, wo er Gott, ſeinem Schöpfer, unnachläſſig diente und die Matrone ihm ſeinen Unterhalt mit Freuden reichte.

Der heilige Meinhard verlebte an dieſem Orte ſieben Jahre und mochte darnach den großen Zulauf des Volkes nicht mehr dulden, ſondern ſuchte ſich einen anderen Aufenthalt, bis er vier Meilen von dem See, zwiſchen Bergen, eine kleine Hochebene fand, darauf man nicht ohne Gefahr kommen konnte.

Allda entſchloß er ſich zu bleiben und wie er unterwegs auf einem Baume ein Neſt gewahrte, in dem zwei verlaſſene junge Raben lagen, nahm er es unter ſeinem Mantel mit, um für die Thiere zu ſorgen. Er baute ſich an Ort und Stelle mit Hülfe andächtiger Menſchen ſeine neue Zelle und brachte den übrigen Theil ſeines Lebens unter ſo vielen Kaſteiungen zu, als ſeiner menſchlichen Schwachheit zu ertragen möglich waren. Was ihm von Mann und Weib geſchickt ward, theilte er den wenigen Menſchen mit, die zu ihm kamen und, einſam und glücklich, enthielt er ſich alles deſſen, was die Welt lieb hat, indem er nur die beiden Raben um ſich ſah, die er groß fütterte. Er litt zu ſeiner geiſtigen Stärkung freiwillig Hunger und Froſt und hatte ſich auch von ſeiner Wohlthäterin, der guten Wittwe in Rapperswyl, geſchieden, um mit den Menſchen keine dauernde Gemeinſchaft mehr zu haben. Was ihn von Jugend an bedrückt und geängſtigt, war ihm wie ein ſchwerer Stein vom Herzen gerollt und in der Ruhe ſeiner Beſchaulichkeit alles Heimliche offenbart, das ihm Ahnungen und Träume verheißen hatten; ja, er lebte hier im Vorhofe des Himmels und ſah durch das Schlüſſelloch der Pforte, das ſein eigenes Gemüth war, in deſſen Herrlichkeiten. Sein Troſt und aller Hausrath, den er mit ſich genommen, war der Pſalter, das heilige Evangelium, ein Trinkgeſchirr, Brod und Kohlſaamen. Außer etlichen Kleidern und Gartengeräthen hatte er ſonſt nichts zu ſeinem Gebrauche. Mit ſeinen Raben lebte er in Frieden und Freundſchaft, mit den Rehböcken und anderen Thieren der Wüſte in einem ſteten Kriege, daß ſie ihm ſeinen Kohl nicht abweideten. Die Kräuter, Wurzeln oder Früchte des Waldes waren ſeine Hauptnahrung.

Wie zufrieden er aber auch lebte, ließen ihn in ſeiner Einſamkeit nicht alle Anfechtungen unbeleidigt. Er hörte bei Nacht oft Löwen brüllen, Wölfe heulen, Eber greinen und dergleichen Ungeheuer, was nicht anders war, als ob ſie ſeine Zelle zerſtören wollten. Oder es däuchte ihn eines Mals, als ob Geier, Adler, Weiber haufenweiſe mit Gewalt zu ihm durch die Fenſter wollten und die Luft mit Geſchrei erfüllten, andere Male wieder als ob der Grund der Erde bebte und ſchütterte, und die Teufe alles verſchlingen ſollte. Doch bildete er ſich ein, daß es nichts als Blendwerk ſei, ſtund mit ausgeſtreckten Händen und betete mit gläubigem Herzen zu dem Herrn: Mein Herr und Gott! ſoll mein ganzer Leib den wilden Schrecken überliefert ſein? Ich traue, du werdeſt dich meiner Seele erbarmen, die du mit deinem Blute erkauft haſt und alſo wird mich nichts lebendig von dieſem verſchloßnen Orte reißen. Es geſchehe, wie du es mit mir vorgenommen haſt. —

Damit verſchwanden die nächtlichen Geſichte jedesmal aus ſeiner Bruſt, und ſo brachte der Waldbruder volle fünf und zwanzig Jahre, faſt aller Welt unbekannt, in der Einöde zu. Nun war ein Zimmermann zu Wallrau geſeſſen, der erging ſich eines Tages in dem Walde und traf den frommen Mann in ſeiner Zelle an, wo er gemeint hätte, daß wegen der wilden Thiere kein Menſch wohnen könne. Er ſprach mit ihm lange Zeit freundlich und ging mit ſeinem Segen von ihm, um den Leumund von dem geiſtlichen Manne im Walde in das Land zu bringen. Auch beſuchte er ihn zum anderen Male, als ihm ein Sohn geboren ward, und bat ihn, das Kind aus der Taufe zu heben, was der heilige Meinhard willig that.

Da ſollte es in dem ſechs und zwanzigſten Jahre ſeines Klausnerlebens geſchehen, daß zwei laſterhafte Buben, aus Nördlingen ob dem Ries, deren einer Richard, der andere Peter geheißen war, von dem guten Manne hörten und der Teufel ihnen eingab, er hätte Geld und Gut bei ſich. Sie fragten mit

Fleiß dem Wege zu ſeiner Wohnung nach und wanderten dahin in der böſen Meinung, Meinhard zu ermorden. Die beiden Raben erblickten ſie und huben ein gräßliches Geſchrei an, mit dem ſie ſie verfolgten, und von dem der ganze Wald wiederhallte.

Der Klausner ſtand vor dem Altar ſeiner Zelle und las die Meſſe. Da kam der Engel Gottes und verkündete ihm, daß er alsbald den Tod erleiden und die Märtyrerkrone erlangen werde, er ſolle nur keck und unverzagt ſein, der Herr ſtehe ihm in allen Nöthen bei. —

Meinhard erſchrak heftig, und legte ſich kreuzweis vor den Altar, indem er Gott bat, daß er ihn ſtärke.

Unterdeß kamen die Mörder vor die Zellenthüre, klopften an und riefen, daß man ſie einließe.

Meinhard ſtund auf, ging hinaus und begrüßte ſie mit den Worten: Woher kommt ihr, Geſellen, ſo ſpät? Geht hinein und bittet, daß der Herr und ſeine Heiligen ſich gnädig gegen euch erweiſen. Darnach will ich euch vorſetzen, was mir aus Menſchenliebe mitgetheilt worden iſt, und mögt ihr verrichten, weßwegen ihr genaht ſeid.

Sie gingen in die Kapelle, um ihr grauſames Vorhaben zu befördern, und traten nach genommener Verabredung wieder heraus

Der Einſiedel reichte ihnen ſeine Kutte und ſeinen Rock, ſetzte ihnen Brod und Wein vor und ſprach: Nehmt das von meiner Hand; ſobald ihr erfüllet, weßhalb ihr gekommen ſeid, könnt ihr ſelbſt nehmen, was euch tauglich iſt, denn ich weiß wohl, daß ihr mich umbringen wollt. Ich begehre nur das Eine von euch: Nachdem ihr mich getödtet habt, zündet die zwei Kerzen an, und ſetzet eine mir zu Häupten, die andere zu Füßen. Gehet auch alsbald von dannen, daß die mich heimſuchen, euch nicht ergreifen und eure Uebelthat ſtrafen.

Die Mörder hatten jeder einen Knittel in den Händen; damit fielen ſie den Prieſter an und ſchlugen ſo lange auf ihn los, bis er den Geiſt aufgab; dann beraubten ſie ihn ſeiner Kleider, hoben ihn auf ſein Bett, wo ſie ein Tuch und Stroh über ſeinen bloßen Leib legten, und nahmen die zwei Kerzen, deren eine ſie, wie Meinhard begehrt hatte, zu ſeinen Häupten ſtellten. Die andere Kerze trugen ſie in die Kirche, um ſie bei dem Lichte anzuzünden.

Wie entſetzten ſie ſich nun, als ſie wieder in die Kammer kamen, und die Kerze zu Häupten des Leichnams angezündet fanden! Es kam da eine ſo ungewohnte Furcht über ſie, daß ſie weder von dem Altare noch aus der Kapelle etwas wegzutragen wagten, und nur die Kleider und Bettdecke des Todten ergriffen, mit denen ſie in blinder Eile den Ort ihrer Schandthat flohen und dem Verhängniß, das ſie erreichen ſollte, entgegen getrieben wurden. Sie hatten nicht ſobald die Schwelle der Klausnerhütte hinter ſich, ſo flogen die beiden Raben Meinhards, die ſo viele Jahre täglich aus ſeiner Hand gefreſſen hatten, mit noch heftigerem Geſchrei als vorher aus den Lüften nieder und verfolgten die Buben gleich wie der Geiſt des Ermordeten, hackten und ſtachen als ob ſie das rächende Gewiſſen wären, auf ihre Köpfe herab.

Von den Flügelſchlägen und dem Gekrächz betäubt, von dem Schmerz der Wunden beunruhigt und geirrt, flohen die Verbrecher, im ſteten Abwehren der Angriffe, dem Dorfe Wallrau zu, wo ſie Schutz und Beſinnung zu finden hofften.

Allein da ſtund der wackere Zimmermann mit ſeiner Familie vor ſeiner Hausthüre und pflog der Ruhe des Feierabends, als ihn aus weiter Ferne der ängſtigende Anblick betraf. Er ſtutzte und rieb ſich die Augen, denen er nicht traute; es kam aber näher und er konnte an der Wirklichkeit nicht zweifeln.

Das Ausſehen der Buben, die ſo verſtört flüchteten, die wüthende Verfolgung der Raben dünkte ihm verdachtig und als ſie an ſeinem Hauſe voruber kamen, rief er ſeinen Brüdern zu: Beim gerechten Himmel! das ſind die Raben meines Gevatters Meinhard in dem düſtern Walde. Schaut, liebe Brüder, ich irre mich nicht. Die Buben haben ihm etwas zu Leide gethan und die Raben rächen es. —

Die Brüder folgten ſeinen Blicken und die Wahrheit übte ihre Kraft auf alle Anweſende aus, die ihm in ſeinem Verdachte ſogleich beiſtimmten. Die Brüder des Zimmermanns folgten ſchleunig den Mördern, um ſie nicht aus den Augen zu laſſen, und er ſelbſt begab ſich mit ſeiner Frau nach dem Walde, damit ſie über das Schickſal des heiligen Mannes Gewißheit erlangten.

Ihre Angſt wuchs ihnen deſto mehr über den Kopf, je näher ſie der Zelle kamen; und als ſie vor der offenſtehenden Thüre Blutſpuren ſahen, erfüllten ſich alle ihre Beſorgniſſe, indem der todte Leichnam neben den Eintretenden in dem öden Raume lag. Mann und Frau ſtürzten laut ſchreiend über ihn und konnten ſich nicht in ihrem Schrecken faſſen. Sie weinten und klagten über das Mißgeſchick des heiligen Mannes und fühlten nun erſt, wie ſehr er verdient hatte, von aller Welt geliebt zu werden. Am Ende entfernte ſich der Zimmermann wieder, um zur Beſtrafung der Schuldigen zu ſchreiten, und einſtweilen blieb ſein getreues Weib mit anderen ehrbaren Leuten, die er zu ihr ſandte, als Wächterin bei der Leiche. Er ging den Spuren nach, die ſeine Brüder hinterlaſſen hatten und holte Verfolger und Verfolgte in der Stadt Zürich ein, wo er veranſtaltete, daß letztere in Gewahrſam gebracht wurden. Des Mordes an dem Waldbruder Meinhard peinlich angeklagt, hatten ſie nach mehrmaligen Verhören nicht mehr den Muth, im Läugnen zu beharren und bekannten ihr Verbrechen, das der Welt ſchon durch die Feindſeligkeit wahrſcheinlich geworden war, die die Raben gegen ſie fortſetzten. Sie wurden von den Richtern zum Tode verdammt und endeten ihr Leben auf dem Scheiterhaufen. Den Leichnam des heiligen Meinhard holte ſein ehemaliger Abt ſammt der Brüderſchaft aus der Wildniß ab, um ihn in dem Kloſter Reichenau zu begraben, und die beiden Raben niſteten in der Nähe ſeiner Gruft, wo ſie noch ein Menſchenalter lang geſehen worden ſein ſollen.

XI.

Die ungetreue Gottesbraut.

In einem Nonnenkloſter einer anſehnlichen Stadt Spaniens lebte eine geiſtliche Schweſter, Namens Doña Luiſa, die durch ihre Tugenden und Schönheit ausgezeichnet war. Von Tag zu Tage ſich in höherer Sittlichkeit ausbildend, gewann ſie einen ſo guten Ruf bei der Schweſterſchaft, daß ſie, trotz ihres jugendlichen Alters, um ihrer Andacht, Bußfertigkeit und nach innen zurückgeführten Beſchaulichkeit willen, einſtimmig zur Oberin des Kloſters gewählt wurde, welchem Amte ſie ſo muſterhaft und treu vorſtand, daß Jeder, der mit ihr zu verkehren hatte, ſie für einen Engel des Himmels anſah.

Da geſchah es, daß ein junger Edelmann, Namens Gregorio, ſich gerade zu der Zeit mit einer ihm verwandten Nonne im Sprachzimmer unterhielt, als die Priorin dazu kam, die dereinſt Jahre lang ſeine kindiſche Geſpielin geweſen war.

Sie begrüßten ſich freundlich indem ſie ſich wieder ſahen, und fanden in dem Austauſche ihrer Jugenderinnerungen ſolches Wohlwollen für einander, daß ſie bald öfter und unter vier Augen im Kloſter zuſammen kamen, und Don Gregorio dem Eindruck der Schönheit und Anmuth der Priorin ſein Herz um ſo weniger verſchließen konnte, als ſie ſelbſt nicht ſtärker gegen ihn war. Es dauerte nicht lange, ſo liebten ſie ſich auf das Heftigſte, und als es zu einer gegenſeitigen Erklärung gekommen war, beförderte dieſelbe einen ſo lebhaften Austauſch zärtlicher Briefe und Geſchenke, daß das hohe Anſehen der Aebtiſſin ohne Zweifel würde untergraben worden ſein, wenn es nicht vermöge ihres früheren Lebenswandels allzufeſt begründet geweſen wäre.

Der unerlaubte Umgang des Liebespaares hielt ſechs Monate lang an, bis Don Gregorio's Wünſche und Bitten ſo ungeſtüm wurden, daß die Priorin ſich bereit erklärte, mit ihm in die Freiheit der Welt zu entfliehen. Im Beſitze der Schlüſſel zu den Kloſterſchätzen und zu allen Eingängen des Hauſes, konnte ſie ihre Entweichung leicht vorbereiten und in's Werk ſetzen, und nachdem ſie ſich beiderſeits mit großen

Summen Goldes verſehen hatten, verabredeten ſie, daß Gregorio nächſten Sonntag nach der Frühmette die Priorin in der abgelegenſten Gegend des Kloſters mit zweien Pferden erwarte. Tag und Stunde waren da und Doña Luiſa legte nach beendigtem Gottesdienſte die weltliche Frauenkleidung an, die Gregorio ihr zugeſendet hatte. Todtenſtille herrſchte ringsum. Sie legte ihr Nonnengewand zu einem Briefe auf den Tiſch, in dem ſie die Urſache ihrer Flucht ausgeſprochen hatte, ſtellte eine brennende Kerze daneben und fügte ihr Brevier und ihren Roſenkranz, die Zeugen ihrer vormaligen Frömmigkeit, hinzu.

Das ihr anvertraute Schlüſſelbund in der Hand, ſchlich ſie durch den Kreuzgang in die Sakriſtei, ſchloß dieſe auf und trat in das Schiff der Kirche. Da ſie einem Altare der Jungfrau Maria vorüber gehen mußte, der ihr ein Gegenſtand der andächtigſten Verehrung geweſen war und den ſie bei allen Feſten der Mutter Gottes ſorgſam ausgeſchmückt hatte, ſo warf ſie ſich vor dem Bilde auf die Knie, und ſprach, zu gedrungenerer Innigkeit und Rührung augenblicklich aufwallend: O, du Mutter Gottes und reine Jungfrau! Der Himmel weiß, wie nahe es mir geht, von dir zu ſcheiden. Allein ich bin von der Liebe zu dem Jünglinge, der mich dir abwendet, ſo verblendet, daß ich mich kraft= und willenlos ſühle, ihr zu widerſtehen. Ich gebe mich ihr hin, ohne die Gefahren zu beachten, mit denen ſie mir droht, und habe dieſen böſen Weg nicht einſchlagen wollen, ohne dir, o Herrin! die Nonnen zu empfehlen, die bis heute meiner Obhut anvertraut waren. Nimm ſie in deinen Schutz, barmherzige Mutter, denn ſie ſind deine Töchter, die ich als böſe Stiefmutter hülflos verlaſſe. Behüte ſie, heilige Jungfrau! ich beſchwöre dich darum, bei deiner engliſchen Reinheit, dem Urquell alles Erbarmens. Vertritt meine Selle bei ihnen, die deine getreuen Mägde ſind und denen an dem Heil ihrer Seele mehr gelegen iſt als mir. Ich ſelbſt, o Maria! ſtürze mich in mein zeitliches und ewiges Verderben, wenn deine unerforſchliche Gnade mich nicht um der Andacht willen erlöſen will, mit der ich deinen Roſenkranz abgebetet habe. —

Sobald ſie dies Gebet geſprochen und ſich vor dem Bilde tief verneigt hatte, ſchloß ſie die Pforte der Kirche auf und trug die Schlüſſel zurück, die ſie auf dem Altare der Jungfrau niederlegte. Sie ſelbſt zog die Thüre hinter ſich in's Schloß und trat in das Freie, wo ſie ſich ſogleich von den Armen Don Gre=

gorio's umſchloſſen fühlte, der ſie einen Augenblick feſt an ſeine Bruſt gedrückt hielt und auf eines der beiden Pferde hob, die ſie erwarteten. Er beſtieg das andere und ſprengte mit ihr in ſo wilder Eile von dannen, daß ſie trotz aller Hemmungen der nothwendigſten Vorſicht ſich noch in derſelben Nacht viele Meilen weit von ihrer Vaterſtadt entfernten. Auch gelangten ſie, am Tage ausruhend, die Nächte reiſend, glücklich nach Liſſabon, wo Don Gregorio ein Haus und Diener miethete, ſeine Wirthſchaft prächtig einrichtete und mit ſeiner Geliebten in Herrlichkeit und Freuden lebte.

Eine lange Weile blieb der Glanz ihres Glücks ungetrübt; indeſſen konnte es nicht fehlen, daß die verſchwenderiſche Lebensart der Liebenden die Mittel erſchöpfte, mit denen ſie ſie beſtritten. Sie erkannten nach Verlauf zweier Jahre, daß ſie anfingen zu verarmen, und da Gregorio anſtatt ſich einzuſchränken, ſeinen zerrütteten Vermögensumſtänden durch hohes Spiel wieder aufzuhelfen wähnte, blieb ihr gänzliches Elend nicht mehr fern.

Sie ſtillten darum erſt ihre Lebensbedürfniſſe durch den Verkauf ihrer beſten Habſeligkeiten, und als es mit dem Erlöſe ebenfalls zur Neige ging und Niemand ihnen länger borgen wollte, ja ihre Gläubiger ſie auspfänden zu laſſen drohten, ſprach Gregorio eines Tages zu der Entblößten, Weinenden, Verzweifelnden: Du ſiehſt, meine Theure! daß wir ohne unſere äußerſte Beſchämung nicht mehr hier verweilen können, wo wir von den vornehmſten Leuten zu wohl gekannt ſind, um uns ihrer Aufmerkſamkeit zu entziehen. Unbedacht genug haben wir unſer mitgebrachtes Hab und Gut verſchwendet und unſere Zukunft ſo gar wenig vor Augen gehabt, da aber das Geſchehene nicht zu ändern iſt, ſo ſcheint es mir, daß uns zu Verhütung größern Unglücks nichts zu thun übrig bleibt, als bei nächtlicher Weile nach der erſten kaſtiliſchen Stadt Badajoz zu flüchten. Dort kennt uns Niemand, der uns in beſſeren Umſtänden geſehen hat, und können wir mit Wenigem von dem Ertrage unſerer Hände Arbeit leben. — Die gebeugte Doña Luiſa erwiederte unter Weinen und Schluchzen, daß ſie Alles thun werde, was er von ihr fordere, und bereit ſei, ihm zu folgen.

Sie wanderten zu Fuße mit keiner andern Habe, als was ſie am Leibe trugen, zu der Stadt hinaus, und bei den rauhen Wegen, der dürftigen Bekleidung und dem ſteten Wandern von Thür zu Thüre, um das tägliche Brod zu erbetteln, wurden Luiſens zarte Füße bald aufgeriſſen, und ihre Sohlen mit Blaſen bedeckt.

Sie erreichten nach mehreren Tagen Badajoz und ſahen ſich bei ihrer Armuth gedrungen, im Hoſpitale ein Obdach für die Nacht zu ſuchen. Da brachte die bejammernswerthe Priorin ihre Zeit mit Klagen und ſo ſchweren Selbſtanklagen wegen ihrer Verſchuldungen gegen Gott und Menſchen zu, daß ſelbſt Don Gregorio den Muth nicht hatte, ihr zuzuſprechen, ſondern ihr beſchämt und ſchwermüthig in einem Winkel zuhörte und, wenn er zuweilen den Mund aufthat, nur Ausbrüche der Troſtloſigkeit über ſeine Leiden, ſowie der Hoffnungsloſigkeit zu vernehmen gab, jemals in ſein Vaterland zu ſeinen Eltern und Freunden zurückzukehren.

Als der Morgen angebrochen war, kam ein junger Edelmann in das Hoſpital, an dem in dieſer Woche die Reihe war, die Anſtalt zu beaufſichtigen, um nachzuſehen, was für die Armen Dringendes zu thun ſei, die die Nacht darin Schutz geſucht hatten.

Er nahte Doña Luiſa, deren Traurigkeit und ſchlechte Kleidung ihm ihre Schönheit und Jugend nicht verbergen konnten, und ihr Anblick machte den tiefſten

Eindruck auf ſein Herz. Nachdem er Don Gregorio um ihre beiderſeitige Herkunft befragt und die vorbereiteten Antworten empfangen hatte, erklärte er, wie ihrem Aufenthalte an dieſem Orte ein Geſetz entgegenſtehe, das Fremden nicht geſtatte, ſich länger als einen Tag im Hoſpitale aufzuhalten. Jedoch verlieh er ihnen ſeinen Schutz und übernahm die Sorge für ihren einſtweiligen Unterhalt. Er miethete eine bequem eingerichtete Wohnung, die ſie bezogen, und ward bei ſeinen öfter wiederholten Beſuchen ein immer wärmerer Verehrer der Schönheit der Priorin, ſo wie ein immer kälterer Verächter Don Gregorio's, der ſich nicht befleißigte, ihre Zukunft ſelbſt zu ſichern.

Als der Edelmann nach vielen und großen Verpflichtungen, die er dem Paare auferlegt hatte, es zuerſt wagte, Doña Luiſa ſeine Abſichten auszuſprechen, wies ſie ihn allerdings zurück; allein er beharrte ſo geſchickt auf ſeinen Wünſchen, daß die äußerſte Noth Luiſen am Ende freiwillig in ſeine Arme warf und ſie darin ſo lange in ſtumpfer Betäubung des Lohnes ihrer Entehrung genoß, bis ihr erſter Vertrauter gegen ſie gleichgültig ward und Andere an ſeine Stelle traten. Jetzt gab ihre Lebensweiſe ein öffentliches Aergerniß ab und da vor ihrer Thür ein Zweikampf ſtatt fand, in dem einer ihrer Begünſtigten das Leben einbüßte, ſo ward eine ſtrenge Unterſuchung gegen Gregorio und Luiſa verhängt, die zwar keine Blutſchuld wider ſie erwies, Gregorio's Verbannung aus Badajoz jedoch zur unmittelbaren Folge hatte. Das ehemalige Liebespaar war dann getrennt und Gregorio ließ Luiſen mit Freuden zurück, da er ſchon ſeit langer Zeit ſtrebte, ſich ihrer auf gute Art zu entledigen. Er wanderte nach Madrid und begab ſich bei einem Ordensritter in Dienſt, wo er ſeiner Dame bald völlig uneingedenk geworden war.

Sie bezahlte ihn mit gleicher Münze und war ſo lange nur auf ihr Vergnügen und ihren Vortheil bedacht, bis ſie, faſt von allen Anbetern verlaſſen, einſah, in welcher Gefahr ihre Seele und ihr Leib ſchwebe.

Sie fing hiernächſt an, den bedenklichen Zuſtand ihres Gewiſſens in Erwägung zu ziehen und da ſie der Himmel zur Erkenntniß führen wollte, entzündete ſich ihr Geiſt in Kurzem wieder in ſolcher Liebe zu Gott und zu Gottesfurcht, daß ſie ſich faſt in Thränen auflöſte und von dem Gewichte ihrer Verſündigungen ganz zu Boden gedrückt ward. Sie nahm ſich vor, in ihre Vaterſtadt zurückzukehren und einem ihrer Verwandten den Verlauf ihres Lebens anzuvertrauen, um mit ſeinem Beiſtande unerkannt nach Rom zu wallfahrten und zu den Füßen des Papſtes die Gnade zu erflehen: wo nicht in ihr eignes Kloſter, ſo doch in eines deſſelben Ordens wieder aufgenommen zu werden, in dem ſie ihre Vergangenheit durch aufrichtige Buße ungeſchehen mache.

Sobald ſie über dieſen Entſchluß mit ſich im Reinen war, empfahl ſie ſich dem Schutze der heiligen Jungfrau, nahm alles baare Geld, das ſie beſaß und aus ihren Kleidern und Sachen löſte, verſah ſich mit Pilgerhut, Mantel und Stab, und wanderte mit Spargatten an den Füßen, eines Nachts zum Thore von Badajoz hinaus.

In der rauheſten Jahreszeit unabläſſig die Richtung nach ihrer Heimath verfolgend, hielt ſie ſich, von ihren Seufzern und Thränen begleitet, möglichſt fern von der Hauptſtraße, und kehrte nur zur Befriedigung ihrer dringendſten Bedürfniſſe in abgelegenen Herbergen ein, wo ihre Geduld und Gottesliebe wie viele Anfechtungen von Seiten loſen Geſindels auszuſtehen hatte.

Nach einer mehrmonatlichen Wanderung ſah ſie endlich eines Abends ihre Vaterſtadt vor ſich liegen, vernahm das Glockengeläute ihres Kloſters und warf ſich, in Thränen zerfließend, von ihren Gefühlen überwältigt, zur Erde. Ein wenig wieder zu ſich kommend, beſchloß ſie bis zu einbrechender Dunkelheit auf dem Felde zu verweilen, und zu deſto größerer Sicherheit erſt um Mitternacht in die Stadt zu gehen, wo ſie ihre zögernden Schritte dem Hauſe ihres Vetters zulenkte, in deſſen Schutz ſie ſich zu begeben gedachte.

Sie kam in die Nähe des Kloſters, als es eben elf Uhr ſchlug, und indem ſie der kleinen Pforte, durch die ſie einſt entwichen war, vorüber ging, fühlte ſie ſich gedrungen, einen Augenblick ſtehen zu bleiben und jene Stunde der Flucht gegen dieſe Wiederkehr und die dazwiſchen liegende ungeheure Sündenlaſt zu erwägen. Sie drückte unwillkührlich den Griff der kleinen Thüre nieder, und ſiehe da, ſie that ſich vor ihr auf! Ueber dieſen Umſtand ſtaunend, ſprach ſie zu ſich: Welche Sorgloſigkeit der Nonnen oder des Sakriſtans! Wie konnte es geſchehen, daß die Thüre unverſchloſſen blieb? Wie leicht konnten Räuber das Altarzeug oder die ſilberne Strahlenkrone der Jungfrau entwenden! Bei meinem Leben! da käme ich eben recht, die Heiligthümer mit Aufopferung meiner ſelbſt zu retten oder die Nachläſſigen an die Gefahr zu mahnen. —

Sie ſtreckte den Kopf vor und lauſchte; ſie vernahm weder ein Geräuſch, noch ſah ſie etwas als die brennenden Lampen vor dem Sakramente und dem Altare der Mutter Gottes. Sie blieb unſchlüſſig ſtehen, ohne daß ſie in der Beſorgniß weiter zu ſchreiten wagte, es möge eine Nonne auf dem Chore beten und bei ihrem Anblick einen Lärm erregen, der ſie gefährde, entdeckt zu werden. Endlich folgte ſie ihrer Eingebung. Indem ſie dem Altare der heiligen Jungfrau vorüber ging, ſtrauchelte ſie über ein Bund Schlüſſel am Boden. Verwundert bückte ſie ſich, die Schlüſſel aufzuheben, und kaum hatte ſie einen Blick darauf gethan, als das Bild ſie zu ihrem Entſetzen bei Namen rief. O, Du ſo verderbtes Weib, wie es deren wenige auf Erden gibt! redete die Jungfrau ſie an: Wie mochteſt Du ſo vermeſſen ſein, vor meiner Reinheit zu erſcheinen, nachdem Du ſchamloſer- und gotteslăſterlicher Weiſe die Deinige verloren haſt! Sprich, Undankbare! wie Du mir den Verluſt dieſes unwiederbringlichen Kleinodes vergüten willſt? —

Die Sünderin war bei dieſen Worten zerſchmettert zu Boden geſtürzt und konnte weder ihr Antlitz erheben noch eine andere Erwiederung als die bitterſten Thränen, die aus ihren Augen ſtrömten, hervorbringen.

Da richtete die mildthätige Jungfrau ihre Seele mit den Worten wieder auf: Damit Du bei alledem erkenneſt, daß mein göttlicher Sohn weit barmherziger iſt, als Du böſe biſt, und mehr verzeihen, als womit die ganze Welt ihn beleidigen kann, ſo habe ich um deſſentwillen, was Du vordem zu meiner Ehre gethan haſt, für Deine Errettung bei ihm vorgebeten und ſoviel von ſeiner Gnade erlangt, daß er Deine Sache in meine Hand gelegt hat. Erinnere Dich, daß Du, dieſes Haus verlaſſend, meinem Altar vorüberflohſt und dieſes Schlüſſelbund niederwarfſt, indem Du mir ſagteſt: Deine verblendete Liebe zu jenem Don Gregorio entführe und zwinge Dich, die Deiner Fürſorge übergebenen Nonnen mir an das Herz zu legen, damit ich ihnen eine wahre Mutter würde, die Du ſtiefmütterlich verließeſt, und ſie als die Meinen lenkte und behütete. Ich erhörte zu Deiner Beſchämung Deine Bitte, und war von jenem Augenblicke an bis zu dem gegenwärtigen an Deiner Statt Priorin dieſes Kloſters. Ich nahm in allen Dingen Deine äußere Erſcheinung und Dein Weſen an, verſah Dein Amt bei Tag und Nacht, in Kirche, Kloſter, Chor oder Refektorium, ſo daß mich Jedermann für Dich gehalten hat, und Dir bleibt jetzund nichts zu thun, als daß Du mit dieſen Schlüſſeln die Kirchthür hinter Dir verſchließeſt und durch die Sakriſtei denſelben Weg zurück gehſt, auf dem Du einſt aus Deiner Zelle flohſt. Du wirſt in dieſer Alles unverändert finden, wie es war. Deine Kleider liegen zuſammengefaltet noch an derſelben Stelle. Ziehe ſie an und verſchließe dies Pilgergewand. Auch Dein Brevier und der Brief, den Du verließeſt, der letztere ungeleſen, liegen noch auf dem Tiſche und jene ſelbige Kerze, die Du angezündet, brennt daneben. Es hat ſich inzwiſchen nichts Neues in dem Kloſter ereignet, kein Menſch verſah ſich Deiner Abweſenheit oder des Mangels der Gelder, die Du mitnahmſt. Trage die einzige Sorge, zur Frühmette bereit zu ſein, beſſere Dein Leben, wie es Deine Pflicht iſt, und waſche Deine Schuld mit Thränen ab, wie Alle gethan haben, denen die Kirche von jeher den ehrwürdigen Namen Büßer gab.

Sobald ſie dies geſprochen hatte, verſtummte die Himmelskönigin wieder und gehorchte Doña Luiſa ihrem Willen mit beſchämtem und zerknirſchtem, aber beruhigtem Herzen. Sie erhob ſich, in Schweiß und Thränen gebadet, vom Boden, verneigte ſich ehrfurchtsvoll vor dem Altare und ſchloß ſchweigſam die Kirchthüre zu. In ihrer Zelle hatte ſie auch nicht ſobald ihre ehemaligen Kleider angelegt, ihr Antlitz verhüllt und ihr Brevier zur Hand genommen, als zur Frühmette geläutet ward und die abrufende Nonne bei ihr eintrat, um ihr mit dem Leuchter, den ſie vom Tiſche nahm, nach dem Chore vorzuleuchten. Hier verweilte die reuige Priorin, der da Alles, was ſie um ſich vorgehen ſah, ein Traum bedäuchte, im knieenden Gebete, bis die Nonnen verſammelt waren, hielt die Frühmette ab und kehrte zuletzt von Allen in ihre Zelle zurück.

In dieſem einſamen Gemache allein geblieben, kaſteite ſie ſich lange in Selbſtzüchtigung und legte ſich dieſelbe Tag für Tag auf. Ueberdies kleidete ſie ſich in ein raubes Büßerhemde von Haar und Spartgras, das ihren Körper vom Halſe bis zu den Knien bedeckte und deſſen Aermel bis zum Handgelenke eng anlagen, und entnahm dem Schranke, der es geborgen hatte, eine Kette, die ſie ſich dreimal um den bloßen zarten Leib ſchlang. So vorbereitet, erwartete ſie unter Gebeten den Beichtiger des Kloſters, und erzählte ihm Alles, was ſie in den letzten vier Jahren ihres Lebens Greuelvolles begangen hatte, ſchließlich hinzufügend, welch großes Wunder die Mutter Gottes zu ihrer Errettung aus zeitlichem und ewigem Verderben für ſie gewirkt habe.

Der Pater vernahm das verhängnißſchwere Geheimniß mit den Zeichen des höchſten Erſtaunens und der innigſten Rührung, wünſchte das Antlitz der Aebtiſſin zu ſehen, um ſich zu überzeugen, daß er kein trügeriſches Weſen vor ſich habe, und tröſtete und ermuthigte ſie erſt, nachdem ſie ſeinem Verlangen entſprochen und er die Aufrichtigkeit ihrer Thränen erkannt hatte, auf dem angetretenen Wege des Heiles zu beharren.

Doña Luiſa gewann im Verlaufe ihres neuen Kloſterlebens täglich einen neuen Sieg über ſich ſelbſt, und ward jemehr und mehr das Räthſel und ein Gegenſtand der Bewunderung der Schweſterſchaft.

Einige Zeit nach ihrer Rückkehr gefiel es auch dem Himmel, Don Gregorio zur Tugend und Reue zu bekehren, und die Laſt ſeiner Sünden fiel ihm mit einemmale ſo ſchwer auf's Herz, daß er ſie einem frommen Mönche beichtete. Derſelbe ſchickte ihn als Pilger nach Rom, wo er ſich mit der Kirche ausſöhnte, und als Gregorio eines Tages bleich, abgezehrt und unerkannt in ſeine Vaterſtadt einwanderte, war ſeine erſte zitternd und zagend gethane Frage nach der Priorin des Kloſters, aus dem er ſeine Geliebte einſt entführt hatte. Er vernahm zu ſeinem Schrecken, Doña Luiſa verwalte nach wie vor dies Amt und als er den Muth hatte, ſich durch den Augenſchein von dem Unglaublichen zu überzeugen und im Sprachzimmer vor der Priorin erſchien, hörte er aus ihrem Munde die Geſchichte des Wunders.

Die Folge deſſen war, daß er auf der Stelle ebenfalls der Welt entſagte, und ohne erſt ſeine Eltern wieder zu ſehen, in ein Kloſter ging, wo er bis zu ſeinem bald erfolgenden Tode ein muſterhaftes Büßerleben führte. Doña Luiſa ſtarb zu einer und der nämlichen Zeit, und als nach ihrem Tode das Geheimniß ihrer Liebe, Verſündigung und Bekehrung, ſo wie des Wunders der Mutter Gottes durch den Beichtiger ruchbar ward, ſtrömte die ganze Stadt hinzu, die heiligen Leichname und ihr prächtiges Begräbniß andächtig mit anzuſehen.

XII.

Robert, der Teufel.

In alten Zeiten lebte einmal ein ritterlicher Herzog von der Normandie mit ſeinem Weibe achtzehn Jahre zuſammen, ohne daß ſie Kinder bekamen. Weder Gebete noch fromme Werke verhalfen ihnen dazu, und ſie härmten und grämten ſich deſto mehr, je öfter ſie ihre immer neuen Hoffnungen getäuſcht ſahen. Ja, eines Tages als der Herzog ingrimmig und verſtört von einer Jagd nach Hauſe kam, und in Gegenwart der Herzogin abermals zu Gott flehte, ihre Ehe mit einem Kinde zu ſegnen, rief ſie verzweifelter Weiſe aus: In des Teufels Namen ſei es ſo, da Gott einmal nichts dazu thun kann; wenn ich hinfort ein Kind empfange, ſei es mit Leib und Seele dem Teufel übergeben!

Sie hatte alsbald nach dieſem Tage Urſache wegen ihrer Rede in Angſt und Betrübniß zu verfallen und als die Zeit gekommen war, gebar ſie ihr Kind unter ſo großen Qualen, daß ſie und Jedermann glaubte, ihre letzte Stunde ſei genaht.

Unmittelbar nach ihrer Niederkunft regten ſich auch alle Schrecken der Natur und erhob ſich ein ſo finſtres Gewölk, daß es Nacht zu werden drohte. Es donnerte furchtbar und blitzte ſolchergeſtalt, daß der Himmel gleichſam offen war und man wähnte, das Haus ſtünde im Feuer. Die vier Winde tobten gewaltig und das theilweiſe einſtürzende Gebäude erbebte in ſeinen Grundveſten. Alle die darin waren, meinten, ein ſolches Unwetter bringe das Ende der Welt herbei. Jedoch gefiel es Gott, die empörte Natur wieder zu beſänftigen und den Himmel heiter und rein zu machen.

Man trug das Kind zur Taufe, in der es Robert genannt wurde und alle die es ſahen, erſtaunten, daß es ſo übergroß und ausgebildet war. Es hörte in der Kirche nicht auf zu weinen und zu ſchreien, und bald hatte es abgezahnt und biß die Ammen, die es ſäugten, ſo, daß keine es mehr nähren wollte. Ein Jahr alt, ſprach es ſo gut wie andere Kinder von fünf Jahren, und je älter und größer es ward, deſto mehr Unheil richtete es an. Sobald es allein gehen konnte, war kein Menſch mehr im Stande, es zu bändigen. Wenn ihm andere kleine Kinder zu nahe kamen, brach ihnen Robert Arme und Beine entzwei, und die Barone, die es mit anſahen, beluſtigten ſich darüber, daß Jugend keine Tugend habe.

Robert gedieh körperlich immer mehr, ſo wie man zu ſagen pflegt, Unkraut verdirbt nicht; verdarb aber innerlich deſto mehr. Es durfte ſich Niemand vor ihm ſehen laſſen, dem er nicht weh that, und wenn ſich zuweilen andere Knaben zuſammen rotteten, ihm zu widerſtehen, liefen ſie gleich vor ihm mit dem Rufe: Da kommt Robert der Teufel! wie Schafe vor dem Wolfe von dannen. Den Schimpfnamen legte ihm auch das ganze Land bei und er erhielt ihn für ſeine Lebenszeit.

Als der Herzog ihm mit ſieben Jahren einen Meiſter gegeben hatte, der ihn erziehe und unterrichte, und derſelbe ihn für ſeine Uebelthaten ſtrafen wollte, ſtach Robert ihn mit ſeinem Meſſer todt, worauf kein Menſch mehr das erledigte Amt übernehmen mochte und ſein Vater ihn nach ſeiner Luſt und Laune leben laſſen mußte.

Ueber allen Schaden freute ſich Robert, Gutes zu thun kam ihm nicht in den Sinn und da keine Vernunft in ihm war, verachtete er Gott und die heilige Kirche. Jedermann verfluchte ihn auch wegen ſeiner Bosheit und da der Herzog ihn ſo ſchlecht gerathen ſah, hätte er ihn lieber todt geſehen. Als Robert ſiebzehn Jahre alt war, ſagte die betrübte Herzogin eines Tages zu dem Herzoge: Unſer Sohn iſt nun bei erwachſenen Jahren, und ich glaube, es wäre gut gethan, ihn zum Ritter zu machen; vielleicht ändert er darauf ſeine Sinnesweiſe.

Der Herzog pflichtete ihrer Meinung bei und ſobald ſie dieſelbe ihrem Sohne mit den Worten vortrug: daß er fürder mit anderen Rittern höflich und beſcheiden umgehen und ſeine Lebensart beſſern müſſe, um der Welt kein Aergerniß abzugeben, antwortete Robert: Ich ſchere mich nichts darum, ob ich ein Ritter oder keiner, hoch oder niedrig bin. Ich habe mir vorgeſetzt, in allen Dingen zu thun, was mir mein Muth und freier Wille heißt und bin nicht geſonnen, anders zu werden.

Deßungeachtet gab ihm der Herzog an einem Pfingſtſonntage den Ritterſchlag und bei dem feſtlichen Lanzenſtechen, das darnach Statt hatte, ſcheute Robert keinen Kampf, ſondern warf vom Pferde, wer ihm vorkam. Es entging keiner unbeſchädigt ſeinen Händen und als der Herzog das Lanzenbrechen beſchließen wollte, ſchien Robert wie raſend zu werden, indem ſein Ungehorſam nun erſt anhub, Roſſe und Reiter niederzuſtrecken.

Er tödtete an dieſem Tage drei der tapferſten Ritter und ward um ſeiner Unmenſchlichkeit willen von Allen gehaßt. Auch empörte ſich alles Volk und lief klagbar zu ſeinem Vater, ſo daß Niemand mehr eine Lanze mit ihm brechen wollte, und Robert auf Abenteuer in das Ausland ausritt.

Dort begann er noch üblere Dinge als vorher zu thun, denn er ſchändete Frauen und Mädchen und tödtete ſo viele Leute, daß es ein Erbarmen war. Es gab keinen Menſchen in der ganzen Normandie, den er nicht beleidigt hätte, und alle Welt klagte Roberts Greuelthaten dem Herzoge, der herzlich zu weinen anhub und ſprach: O, du lieber Herr Gott! ich fühlte mich ſo glücklich und zufrieden, einen Sohn zu haben, weil ich Freude an ihm zu erleben hoffte. Nun habe ich einen und der macht mir ſolchen Kummer, daß ich nicht weiß, was ich beginnen ſoll.

Er ließ ſeinen Sohn vor ſich entbieten, damit er ſich rechtfertige; Robert mißhandelte und verſpottete aber die Boten und ſchwur, als er hörte, ſein Vater habe Befehl gegeben, ihn zu fahen, daß er ſich blutig rächen wolle.

Danächſt erbaute der verlorne Sohn in einer dichten Waldung eine Burg, wo er ſeine Wohnung trotz dem aufſchlug, daß der entlegene Schreckensort faſt unbewohnbar war, und verſammelte alle Räuber, Mörder, Verfluchte, Verbannte, Gauner und Meineidige, kurz die verruchteſten Menſchen unter der Sonne um ſich, als deren Hauptmann er ſo viele Kaufleute und Pilgrime mordete und ausplünderte, daß aus Furcht vor ihm keiner mehr ſein Haus zu verlaſſen wagte.

Eines Tages zog er ebenfalls auf böſe Abenteuer in den Wald und begegnete ſieben Eremiten, die er wie ein Raſender tödtete, da ſie, wenn auch muthig und ſtark, ſich nicht gegen ihn vertheidigten, ſondern zur Ehre Gottes den Tod erlitten. Er verſpottete ſie überdies, ſobald er ſie umgebracht hatte und jagte mit Blut beſudelt im Lande umher, bis er zu dem Schloſſe von Argues kam, wohin auch ſeine Mutter an dem Tage gereiſt ſein ſollte, und wo Männer, Frauen und Kinder vor ihm in die Kirche flüchteten oder ſich in ihre Häuſer einſchloſſen. Indem Robert dieſes wahrnahm, ging er mit einem Male in ſich und ſprach weinend zu ſich ſelbſt: O, du großer Gott des Paradieſes! wie geht es zu, daß Jedermann mich flieht? Ich bin der unglückſeligſte Menſch auf Erden!

Er erreichte das Schloßthor, wo ihm wieder Niemand zu nahen wagte, ihm das Pferd abzunehmen, und er ließ das Thier am Thore ſtehen, derweil er ſich in den Saal zu ſeiner über ſeinen Anblick entſetzten Mutter begab. Er beſchwor ſie, nicht vor ihm zu fliehen, ſondern ihm zu ſagen, wie es komme, daß er ſo grauſam und fürchterlich ſei? — Die Herzogin erſtaunte, ihn ſo reden zu hören, und warf ſich ihm mit der Erklärung zu Füßen: Sie habe ihn ſchon vor ſeiner Empfängniß dem Teufel übergeben und verzweifele beinahe ob dieſer großen Sünde.

Robert ſtürzte vor Schreck über dieſe Rede zur Erde und ſagte: Die Teufel haben große Luſt, meinen Leib und meine Seele zu erlangen; ich will aber fortan nichts Böſes mehr thun und gehe gen Rom, um der Errettung meiner Seele nachzuleben.

Darauf ritt er wieder in den Wald zu ſeinen Genoſſen, die er bei Tiſche fand und ſetzte ſich nicht zum Schmauſe mit ihnen nieder, ſondern hielt ihnen mit ſträflichen Worten ihr verderbtes Leben vor und ermahnte ſie, indem er ihnen ſeinen eignen Entſchluß mittheilte, zur Buße und Beſſerung, damit ſie nicht in alle Ewigkeit von Gott verdammt würden.

Einer der Schurken ſprang wie wahnſinnig auf und rief den anderen zu: Bemerkt ihr den Fuchs, der ein Einſiedler werden will? Robert treibt ſeinen Spott mit uns. Er iſt unſer Hauptmann und Meiſter, der es für ſich allein ſchlimmer treibt, als wir Alle mit einander und uns zu unſeren Thaten unterwieſen hat. — Robert verſuchte wiederholt ihnen das Gewiſſen zu ſchärfen; die wilden Geſellen ſagten aber einſtimmig: er ſolle dieſe Dinge gut ſein laſſen, er rede in den Wind; ſie hörten im Leben und Tode nicht auf zu rauben und zu morden, und wenn ſie ſeither ſchon ſchlecht und böſe geweſen wären, wollten ſie es nun erſt recht arg treiben. —

Da gerieth Robert in ſo heftigen Zorn, daß er an die Thüre des Hauſes ging, die er abſchloß, eine Keule ergriff und die böſen Buben einen nach dem andern aus dem Leben vertilgte.

Dies gethan, machte er das Zeichen des Kreuzes und verließ das Haus, deſſen Schlüſſel er zu ſich ſteckte. Er trat ohne Säumniß ſeine Wanderung nach Rom an, und wußte nicht, wo er die Nacht zubringen ſollte; es hungerte ihn und er wußte nicht, wo er ſich ſättige. Er ritt bis zu einer Abtei, die er zuvor befeindet und geplündert hatte, und deren Abt ſein Verwandter war. Die Mönche haßten ihn auf den Tod, und ſo wie er betrübt und ohne ein Wort zu ſagen eintraf, flohen ſie vor ihm mit dem Angſtgeſchrei: Der unſinnige Robert kommt! Dies erneuerte ſein Weh und er gelobte ſich nochmals, ſeine Zeit in Zukunft beſſer anzuwenden. An den Abt und die Mönche richtete er ſo ſanfte und verſöhnliche Worte, daß ſie zu ihm kamen. Alsdann fiel er auf die Knie und bat den Abt, ſeinem Vater den Schlüſſel der Burg zu überreichen, in der er mit ſeinen jetzt unſchädlichen Gefährten gehauſt habe. Darin befänden ſich alle Schätze, die er anderen Menſchen abgenommen habe und die ihren rechtmäßigen Eigenern zurückgegeben werden möchten.

Er blieb dieſelbe Nacht in der Abtei, und pilgerte anderen Morgens mit Zurücklaſſung ſeines Schwertes und ſeines Pferdes in großer Demuth, zu Fuße weiter, bis er am grünen Donnerstage bei guter Zeit in Rom ankam.

Der Papſt war gerade in der Peterskirche, um das Hochamt zu halten, und Robert drängte ſich zu ihm. Entrüſtet über ſeine Vermeſſenheit wollten ihn die Prieſter und Diener abhalten und die Umſtehenden ſchlugen auf ihn los; jemehr ſie aber ſchlugen, deſto mehr drängte er, bis er ſich vor dem Papſte niederwerfen konnte und wieder ausrief: Heiliger Vater! erbarmt Euch mein. Um ſeines großen Lärmens willen, wollte man ihn abermals hinwegbringen; der heilige Vater nahm aber ſein brünſtiges Verlangen wahr und ſagte mitleidig zu den Seinen: Laßt ihn zu mir kommen, ſoweit ich urtheilen mag, iſt in ihm viel Frömmigkeit. Er gebot Ruhe, um beſſer hören zu können, und Robert redete ihn folgendermaßen an: Heiliger Vater! ich bin der allergrößte Sünder auf Erden.

Der Papſt nahm ihn bei der Hand, hieß ihn aufſtehen und fragte: Mein Freund! was willſt Du von mir und warum ſchreieſt Du ſo? — Ach, heiliger Vater! verſetzte Robert, ich bitte Euch, meine Beichte anzuhören, wenn ich von Euch keine Vergebung meiner Sünden erlange, die mich verächtlicher machen, als ein Teufel in der Hölle iſt, ſo bin ich in Ewigkeit verdammt. — Als der Papſt ihn ſo reden hörte, ahnete er, wen er vor ſich habe und fragte: ob er vielleicht der Robert ſei, von dem er ſo viel habe reden hören? Robert bejahte es und der Papſt verſprach ihm unter der Bedingung Abſolution, daß er keinen Schaden mehr anſtifte. Alsdann ſandte er ihn über Land zu einem Prieſter, der zur Zeit der heiligſte Mann auf Erden ſei und ihm die ſchicklichſte Buße auferlegen werde.

Robert nahm Abſchied von dem Papſte, blieb, weil es faſt Nacht war, dieſen Tag in Rom, und brach in der Frühe des anderen Morgens zu dem Eremiten auf, vor dem er ſeine Seele ausſchüttete. Der Eremit hörte ihm freundlich zu und gebot dem reuigen Sünder, bei ihm zu bleiben, damit er ihm, ſo Gott es wolle, des nächſten Tages ſagen könne, was ihm zu thun und zu laſſen ſei. Robert, der vordem der grauſamſte Unmenſch und ſtolzer und wilder als ein Bär geweſen, war jetzt der demüthigſte und mildeſte Prinz auf Erden. Er befand ſich von dem großen Kummer und den Mühſeligkeiten, die er unterwegs erduldet hatte, ſo matt und hinfällig, daß er weder eſſen noch trinken konnte. Er kniete nieder, ſeine Andacht zu verrichten und betete zu Gott, daß er ihn vor dem böſen Feinde ſchützen und ihm den Sieg über ihn verleihen wolle. Als es Nacht wurde, wies der Eremit Robert an, in einer kleinen Kapelle zu ſchlafen, die ſich in der Klauſe befand, und hörte ſelbſt nicht eher auf zu Gott zu beten, bis er entſchlief.

Im Traume erſchien ihm ein Engel mit der göttlichen Botſchaft, daß Robert, um Vergebung ſeiner Sünden zu empfahen, ſich närriſch und ſtumm ſtellen müſſe und nichts genießen dürfe als was er den Hunden entreiße, bis es dem Himmel gefalle, ihn aus dem Zuſtande der Erniedrigung und Buße zu erheben. Der Eremit dachte, bei ſeinem Erwachen lange ſeinem Traume nach, und am anderen Morgen kehrte der reumüthige Robert nach Rom zurück, wo er alsbald begann, wie ein Narr in den Straßen umher zu laufen. Nicht lange, ſo rannten ihm einige Kinder nach, die ihn für thöricht anſahen, und ſeinethalb ein großes Geſchrei in den Straßen anſtellten, und die Einwohner von Rom ſpotteten und ſchrien ebenfalls darüber, ſo daß Robert weit mehr Leute um ſich hatte als wenn er ſehr weiſe geweſen wäre.

Als er eine Zeit lang in der Stadt Rom zugebracht hatte, kam er eines Tages in die Nähe des kaiſerlichen Palaſtes, deſſen Thor offen ſtand, trat hinein und wandelte im Saale auf und ab, indem er bald lief und hüpfte, bald ſich ruhiger verhielt. Der anweſende Kaiſer merkte auf ihn und ſagte zu ſeinem Stallmeiſter: Siehe da! den beſten Schildknappen von der Welt; ich glaube nur, er iſt toll.

Der Stallmeiſter rief Robert, der kein Wort erwiederte und als man ihn niederſetzen ließ, wollte er nichts von Allem, was man ihm anbot, eſſen und trinken.

Da gewahrte der Kaiſer unter dem Tiſche einen Hund, den ein anderer gebiſſen hatte, und warf ihm einen Knochen zu, den der Hund anfing zu benagen. Robert ſah den Hund den Knochen fangen, ſprang vom Tiſche auf, lief zu ihm und ruhte nicht eher, bis er den Knochen, den der Hund nicht laſſen wollte, mit gefaßt hatte. Dann warf er ſich zur Erde und hielt, zerrte und benagte den Knochen an der einen Seite, der Hund an der anderen. Der Kaiſer und die Anweſenden ſahen dem Zeitvertreibe zu und am Ende gelang es Robert, dem Hunde den Knochen zu entreißen, über den er, da er lange nichts genoſſen hatte, mit Heißhunger herfiel. Dem Kaiſer entging es nicht, wie bedürftig er der Nahrung war, und er warf einem anderen Hunde ein ganzes Brod zu, daß ihm Robert entriß und entzwei brach, um ihm die Hälfte wieder zu geben.

Der Kaiſer ſagte lachend zu ſeinen Leuten: Wir haben da den wunderbarſten Narren, den ich in meinem Leben ſah; ich glaube, er ißt nichts, als was er den

Hunden von ihrer Speiſe nehmen kann. Damit Robert ſatt zu eſſen hätte, warfen alle Gegenwärtigen den Hunden des Kaiſers Speiſen vor. Robert ſtillte ſeinen Hunger und erging ſich im Saale, ſeinen Stock in der Hand, mit dem er wie ein Narr wider Bänke und Wände ſchlug. Während er dieſes that, bemerkte er eine Thüre, die in einen Baumgarten und zu einem kühlen Brunnen führte. Dahin ging er und ſtillte ſeinen Durſt.

Als die Nachtzeit nahte, hielt ſich Robert zu dem Hunde und folgte ihm unter die Treppe, um ihm auf ſeiner Lagerſtätte Geſellſchaft zu leiſten. Der Kaiſer bemitleidete ihn und ließ ihm ein Bett nachtragen, auf dem er bequem ruhen möchte; Robert duldete es aber nicht und gab durch Zeichen zu verſtehen, er liege lieber auf bloßer Erde, die der Kaiſer mit Stroh in Ueberfluß bedecken ließ.

Welche Kraft der Tugend und Geduld mußte in Robert ſein, der vorher gewohnt geweſen war, in einem weichen Bette, auf feinen, reinlichen Linnen zu liegen, in einem mit Teppichen geſchmückten Zimmer Wein und köſtliche Getränke zu trinken, ſo wie die leckerſten Speiſen zu eſſen, und ſich dahin gebracht ſah, mit Hunden in Gemeinſchaft zu leben. Vordem pflegte Jedermann ihn als den furchtbarſten Menſchen auf Erden zu ehren, jetzt verſpottete man ihn als einen Narren und ſchätzte ihn gering.

In dieſem Zuſtande brachte Robert an die ſieben Jahre zu, derweil der Hund, den er ſich zum Gefährten auserkoren, nicht von ſeiner Seite wich und ihn immer lieber gewann, jemehr er merkte, daß man ihm um ſeinetwillen beſſer zu freſſen gab und ihn weder neckte noch prügelte.

Nun hatte der Kaiſer, in deſſen Hauſe Robert den Narren ſpielte, eine ſtumme Tochter, um deren Hand ſein Seneſchall, ein gewaltiger Mann, ſich wiederholt umſonſt bewarb, weil der Kaiſer dafür hielt, daß er ſeinem Stamme Schande machen werde. Der Seneſchall grollte dem Kaiſer deshalb von Herzen und gedachte ſeinen Herrn ſo ernſtlich zu befehden, daß er ihm eine Menge Volks untreu machte, und mit Hülfe ungläubiger Sarazenen vor die Stadt Rom gezogen kam, um ſie gleich dem ganzen Lande umher zu erobern. Der Kaiſer gerieth dadurch in Angſt und Noth und berief die Ritterſchaft zu ſich, um mit ihrer Hülfe die Gefahr zu beſtehen. Sie waren insgeſammt bereit, ſeine Rechte zu vertheidigen, und man rüſtete ſich, die Feinde in einer Hauptſchlacht anzugreifen, die trotz aller

Tapferkeit der Römer verloren gegangen ſein würde, hätte der Himmel nicht durch Robert Hülfe geliehen.

Als nämlich der Tag angebrochen war, da der Kaiſer ſich an der Spitze der Seinen mit dem Seneſchall meſſen wollte, ging Robert gewohntermaßen an den Brunnen, um zu trinken, und hörte eine Stimme vom Himmel, die ihm gebot, die blanken Waffen anzulegen und das Roß zu beſteigen, was er Beides neben ſich fand, um dem Kaiſer zu Hülfe zu eilen. Robert gehorchte dem Gebote des Engels, und während deß ſtand jene ſtumme Tochter des Kaiſers an einem Fenſter und ſah ihm zu.

Robert ritt zu dem kaiſerlichen Heere, das mit den Sarazenen handgemein geworden war und hieb dermaßen rechts und links ein, daß er Roſſe und Reiter zu Boden ſtreckte und zu meiſt beitrug, dem Kaiſer die Wahlſtatt zu erſtreiten. Nach vollbrachtem Tagewerke begab er ſich insgeheim an den Brunnen zurück, wo er ſeine Waffen wieder auf das Roß legte, das gleich verſchwand, und hatte, ohne es zu wiſſen, abermals die Tochter des Kaiſers zur Zeugin. Der Kaiſer kehrte ſiegesfroh nach ſeinem Palaſte heim und zur Stunde des Abendeſſens erſchien Robert wie immer und ſpielte den ſtummen Narren. Als man auf den fremden Ritter zu ſprechen kam, der ſo tapfer in der Schlacht gefochten hatte und Keiner ihn zu nennen wußte, trat des Kaiſers Tochter heran und bedeutete durch Zeichen, daß Robert den Sieg gewonnen habe. Der Kaiſer verſtund ihre Ausdrucksweiſe nicht und ihre Hofmeiſterin mußte ſie ihm erklären; er lachte und ſpottete aber über ihren Glauben, daß ein ohnmächtiger Narr ſolche Thaten vollbringen könne, und die Jungfrau mußte ſich entfernen, obſchon ſie wußte, daß es ſich nicht anders verhielt.

So blieben die Sachen bis zu einem anderen Male ſtehen, da der Seneſchall wieder mit Heeresmacht vor die Stadt rückte und er würde ſie auch diesmal erobert haben, wenn nicht, auf des Engels Geheiß, derſelbe Ritter die Feinde wieder wie eine Heerde Schafe vor ſich hingetrieben hätte. Es wagte kein Einziger ihm Stand zu halten, und es entgingen Wenige ſeinen Händen. Von den Leuten des Kaiſers achteten zwar diesmal Viele auf den unbekannten Helden; als aber die Schlacht zu Ende war, wußte Keiner, was aus ihm geworden, da wiederum nur die Tochter des Kaiſers ihn ſich wappnen und entwappnen geſehen hatte.

Kurze Zeit darauf kehrte das feindliche Heer zum dritten Male ſtärker als je vor Rom zurück und ehe der Kaiſer ihm entgegen zog, verſammelte er die Seinen um ſich und gebot ihnen, wenn der blanke Ritter wieder erſcheine, ihn womöglich einzubringen, oder zu erforſchen, woher er komme und wohin er gehe. Es legte ſich zu dem Ende eine Schaar in den Hinterhalt und Robert vereitelte deren Bemühungen wiederum, in dem er mit ſeinen weißen Waffen und auf ſeinem weißen Roſſe mitten im Getümmel ſichtbar ward, wo er durch ſeine gewaltigen Thaten den Muth und die Kraft der Römer ſolchergeſtalt erhöhte, daß ſie an dieſem Tage alle Feinde auf dem Flecke tödteten oder zu Grunde richteten.

Nach gewonnener Schlacht kehrte Jedermann heim und als auch Robert demgemäß that, umgaben ihn auf einmal jene Ritter, die ihn zur Rede ſtellen wollten. Er ſetzte ſeinem Pferde die Sporen ein und entrann ſeinen Verfolgern, deren einer ihm nahe genug kam, um ihn mit einer Lanze, deren Eiſen ſtecken blieb, in dem Schenkel zu verwunden. Allein und umgekleidet, zog Robert die Lanzenſpitze aus der Wunde, die ihn heftig ſchmerzte, verſteckte ſie zwiſchen Steine bei dem Brunnen, und verband den Schenkel mit Gras und Moos. Dies gethan, hinkte er zum Abendeſſen an den Hof, und hörte, wie der Ritter, der ihn geſtochen hatte, dem Kaiſer ſeinen Bericht abſtattete, indem er behauptete, es müſſe ein geiſtig und kein leiblich Ding geweſen ſein.

Am anderen Tage ließ der Kaiſer öffentlich verkündigen, wenn der Ritter mit dem weißen Roſſe und den weißen Waffen, die Wunde im Schenkel, zu ihm komme und ihm das Eiſen bringe, womit er geſtochen worden, wollte er ihm die Hand ſeiner Tochter und die Hälfte ſeines Reiches geben.

Die Kunde erſcholl bis zu dem entfernten Seneſchall und derſelbe erſann einen neuen Verrath, indem er ſich ſelbſt mit Schmerzen und Aengſten in den Schenkel ſtach, und mit einem prächtigen Gefolge gen Rom zog, wo er dreiſt vor den Kaiſer trat und erklärte, ihn durch ſeine Tapferkeit und Treue dreimal von den Ungläubigen errettet zu haben.

Der Kaiſer erſtaunte, in ihm den weißen Ritter zu ſehen und forderte Beweiſe, die der Seneſchall mit Aufzeigung der Wunde und Lanzenſpitze gab.

Der Ritter, der Robert verwundet hatte und gegenwärtig war, ſahe zwar, daß das Eiſen nicht das ſeinige; hatte aber nicht den Muth, ein Wort dagegen einzuwenden.

Robert hatte nun lange Zeit Gott gedient und um ſeinetwillen freiwillig Leiden und Trübſal erduldet. Da kam der Tag, an dem der Himmel ihm ſeine Sünden vergeben und den verdienten Lohn gewähren wollte, indem er ihn von dem Lager der Thiere, wo er verwundet ausgeſtreckt war, und ſich, in Ermangelung eines Arztes, ſeine Wunde von dem getreuen Hunde belecken ließ, zu Ehren und Anſehen erhöhe. Robert hielt auf ſich nicht mehr als auf einen Hund, und verblieb ſo lange im Gebete zu Gott, bis eines Nachts über jenen Eremiten, der ihm die Buße auferlegt hatte, das Geſicht eines Engels kam und ihm gebot, nach Rom zu gehen und Robert aufzuſuchen, deſſen Geheimniſſe er ihm mittheilte.

Der heilige Mann that am nächſten Morgen nach des Engels Geheiß, und zu der nämlichen Zeit erhielt der Seneſchall vom Kaiſer die Zuſage ſeiner Forderung.

Die Tochter des Kaiſers meinte von Sinnen zu kommen, als ſie hörte, was vorgefallen war, und raufte ſich vor Betrübniß die Haare aus. Es half ihr aber nichts und ſie mußte den Brautſchmuck anlegen, worauf ſie der Kaiſer zur Kirche führte, um ſie Angeſichts alles Volkes und aller Großen mit dem Seneſchall trauen zu laſſen.

Indem der Papſt anheben wollte, die heilige Handlung zu vollziehen, ſiehe! da verlieh die Gnade Gottes der Jungfrau die Sprache wieder, und ließ ſie zu dem Kaiſer ſagen: Ihr ſeid fürwahr höchſt unbeſonnen, mein Vater, dieſem übermüthigen Thoren Glauben beizumeſſen. Es iſt Alles, was er ſagt Lüge, und der tapfere und fromme Mann, der Euch errettet und um deswillen der Himmel mir die Sprache wieder verliehen hat, lebt hier nahebei.

Der Kaiſer war entzückt, ſeine Tochter reden zu hören und wußte gleich, daß ihn der Seneſchall wirklich belogen und betrogen hatte, der vor Verdruß verzweifelte, ſich auf ſein Pferd ſchwang und beſchämt von dannen ſprengte, um in der Folge ein ſchimpfliches Lebensende zu nehmen.

Der Papſt forderte die Jungfrau auf, denjenigen zu nennen, von dem ſie geſprochen habe, und ſie führte ihn und ihren Vater an den Brunnen, wo Robert die Lanzenſpitze, die ſie hervor ſuchten, verſteckt hatte. Jetzt brachte auch der Ritter die Lanze herbei, an die ſie paßte, und erzählte die Jungfrau, was ſie von Robert geſehen hatte. Kaiſer, Papſt und Jedermann erſtaunte über die Wunderdinge und man begab ſich insgeſammt zu Robert, den man bei den Hunden fand, und mit großen Ehren begrüßte.

Robert ſtellte ſich zwar wieder närriſch, als der Kaiſer ſeinen Schenkel zu ſehen verlangte, und that das Nämliche, als der Papſt ihn um Gottes und Chriſti willen beſchwor, zu reden, wenn ihm die Fähigkeit gegeben ſei. In dem Augenblicke kam aber der Eremit, der mit lauter Stimme rief: Höre auf mich, mein Freund! Ich weiß, daß Du Robert biſt, den man ſonſt den Teufel nannte, und der jetzt Gott ſo wohlgefällig iſt, daß er, als der Erretter dieſes Landes, der Mann Gottes heißen kann. Gott hat mich zu Dir geſendet und gebietet Dir durch mich, fortan wieder zu ſprechen und nicht mehr den Narren zu ſpielen, denn er hat Dir Deine Sünden, die Du genugſam abgebüßt, vergeben.

Da kniete Robert nieder, erhob ſeine gefalteten Hände andächtig und rief: Erhabener Herr des Himmels! ſei gelobt und geprieſen.

Es erſtaunten Alle über die ſchöne Stimme und ſanfte Rede Roberts, und er erſchien äußerſt anmuthig und liebenswerth.

Der Kaiſer gab ihm in Betracht ſeiner Tugend und Großthaten, mit Jedermanns Billigung, ſeine Tochter zur Frau und nach der Hochzeit nahm Robert, mit Leuten, Gold und Koſtbarkeiten beſchenkt, Abſchied und machte ſich auf den Heimweg nach der Normandie. Daſelbſt angekommen, fand er das Land in großer Noth, weil ſein Vater unlängſt geſtorben war und ſeine Mutter mit vielen Feinden zu kämpfen hatte, von denen ſeine Tapferkeit und Weisheit ſie bald befreite.

Er erzählte der Herzogin, die vor Mitleid mit ihm weinte, von ſeinen Leiden und Schickſalen, und beherrſchte in der Folge lange Zeit in Glück, Ruhe und Frieden ſein Land, indem er, in ſeiner Jugend ein ſo arger und verſtockter Sünder ohne Gleichen, ſpäterhin ein zerknirſchter Büßer, der ſich tiefer als je ein Menſch zu den Thieren erniedrigte, fortan von Vornehm und Gering geliebt, geehrt und als der beſte Fürſt gerühmt wurde.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Druckfehler.

S. 24 Z. 11 v. u. ſtatt: Zorne lies Tone.
" 43 " 8 v. u. ſtatt: erhabenen lies erhobenen.
" 51 " 4 und 3 v. u. ſtatt: zum würdigen Empfange
lies zur würdigen Feier.
" 102 " 11 v. u. fehlt vor berechtigt: deſto mehr.
" 103 " 10 v. u. ſtatt: Anſicht lies Abſicht.
" 114 " 7 v. u. ſtatt: legte lies erlegte.
" 195 " 2 v. o. ſtatt: Zelle lies Priorei.
" 233 " 11 v. o. ſtatt: Ausland lies Land.

P. Hi. 10242

Ausgewählte Bibliothek
der
Claſſiker des Auslandes.

Mit biographiſch-literariſchen Einleitungen.

Sechsundzwanzigſter Band.

Celeſtine.
Eine dramatiſche Novelle.

Aus dem Spaniſchen überſetzt
von
Eduard von Bülow.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1843.

749

13/3743

P.o. hisp. 1021ª

Celestina.

[Fernando de Rojas]

Celeſtina.

Eine dramatische Novelle.

Aus dem Spaniſchen überſetzt

von

Eduard von Bülow.

Das iſt Celeſtinens Leb —
Dieſes Buchs, das himmliſch wä —
Wenn es Ird'ſches mehr verſchwie —
Cervantes.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1843.

Td (69) 725

74

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorwort des Ueberſetzers.

Es iſt eine bekannte Thatſache, daß Cervantes, ſtreng genommen, die einzige claſſiſche Proſa in der ſchönen Litteratur der Spanier ſchrieb, und daß die Kunſt des Stils, die er zu ihrer Vollendung ausbildete, alsbald nach ihm wieder in dem Schwulſte des Gongorismus unterging.

Cervantes hatte ebenſo wenig neben ſich einen ebenbürtigen Zeitgenoſſen, da ſelbſt der große Lope in der Art nicht mit ihm wetteifern konnte, als einen ſolchen Nachfolger, und — ohne die Autoren des nachſtehenden Werkes — Vorgänger in der Kunſt der Proſa.

Durch dieſe Bemerkung gebe ich den mit der „Celeſtina" noch unbekannten Leſer einen Maßſtab zur Beurtheilung dieſes berühmten Buches an die Hand, das beinahe hundert Jahre vor Cervantes geſchrieben worden iſt und den bedeutendſten Einfluß auf Cervantes' ganze Bildung als Dichter in Proſa gewonnen hat.

Den Lobredner der „Celeſtina" in dieſem Vorworte abzugeben, fühle ich mich nicht berufen, und ich überlaſſe es vielmehr getroſt dem einſichtsvollen und berufenen deutſchen Leſer, die unvergleichliche Dialektik und Rhetorik des einzigen Werkes, ſowie die Fülle von echter Poeſie zu würdigen, die nicht minder in der kunſtreichen Charakteriſtik wie in der furchtbaren innern Wahrheit der Begebenheiten enthalten iſt. Die dämoniſch-rieſenhafte Geſtalt der Celeſtina ſelbſt, der eigentlichen Heldin des Buches, ſteht, ſo viel ich mich erinnere, in der ganzen modernen Litteratur ohne ihres Gleichen da und reichte für ſich allein hin, ihrem Schöpfer den Stempel der Dichtergröße aufzudrücken.

Ich bin zuerſt durch Ludwig Tieck auf die „Celeſtina" aufmerkſam gemacht worden, die er in ſeiner Jugend ſelbſt angefangen hatte zu überſetzen und habe ſie ſogleich ſo lieb gewonnen, daß ich an dieſe meine vor drei Jahren begonnene Ueberſetzung alle Kräfte des Nachdenkens und der Sprachkunſt, die mir zu Gebote ſtanden, verwenden mußte.

Ich verzweifelte zwar während der Arbeit oft, damit zu Stande zu kommen und die außerordentlichen Schwierigkeiten derſelben zu überwinden. Mein lebendiges Intereſſe an der Sache trieb mich aber immer wieder und ſo lange dazu an, bis ich mein Ziel wohl oder übel erreichte.

Der Kenner wird die Mängel meiner Arbeit, deren ihm, dem Originale gegenüber, gewiß viele in das Auge fallen, nachſichtig mit dem Bedenken entſchuldigen, daß es ebenſo wenig kritiſche Ausgaben der „Celeſtina" gibt, als die Lexikographen ſie berückſichtigen, oder ſelbſt gelehrte Spanier, die ich zu Rathe zog, dunkle Stellen zu erklären wußten. Der Ueberſetzer iſt in Bezug auf dieſelben immer nur auf ſich und ſeinen richtigen Takt im Errathen angewieſen, und frühere Ueberſetzungen ins Franzöſiſche oder Italieniſche fördern ihm das Verſtändniß nicht im mindeſten, da deren Autoren Hinderniſſe nicht anders als durch Auslaſſungen oder unverſtandene Nachbildung ſpaniſcher Worte zu beſeitigen pflegten.

So wie meine Ueberſetzung hier vorliegt, kann ich mir das Zeugniß geben, daß ich mir mein Vorbild Wort für Wort klar zu machen gewußt und es, dem Sinne nach, getreu nachgebildet habe. Auslaſſungen oder Zuſammenziehungen einzelner Worte habe ich mir aus poetiſchen oder rhetoriſchen Rückſichten wohl erlaubt und ich bin auch immer dem Grundſatze getreu geblieben, daß bei Ueberſetzungen aus den ſinnlich-naiven romaniſchen Sprachen in germaniſch-ſpröde Milderung gewiſſer Reden und Ausdrücke eine intenſivere Treue als buchſtäbliche Nachbildung der Worte iſt.

Ueberdies habe ich mich nach der Andeutung des Cervantes beſtrebt, deſſen Urtheil über die „Celeſtina" in einem der einleitenden Gedichte zum „Don Quixote" ich meiner Ueberſetzung als Motto vorgeſchrieben habe, „das Irdiſche einigermaßen zu verſchweigen" und bin dabei nicht allein meinem Ermeſſen gefolgt, ſondern habe mich von den nothwendig zu berückſichtigenden Forderungen der Cenſur leiten laſſen.

Die erſte Ausgabe der „Celeſtina" erſchien im Jahre 1500 unter dem Titel: „Celestina, tragicomedia de Calisto y Melibea. En la cual se contienen demas de su agradable y dulce estilo, muchas sentencias filosofales y avisos muy necessarios para mancebos, mostrandoles los engaños que estan encerrados en sirvientes y alcahuetas", und wurde von dem Verfaſſer der letzten zwanzig Akte herausgegeben, dem als Autor ſonſt unbekannten Baccalaureus Fernando de Roxas aus Montalvan, deſſen Name aus den Anfangsbuchſtaben einiger einleitenden Verſe erhellt und der in dieſen ausſpricht, daß der erſte Akt der Tragikomödie ſchon weit älter iſt und entweder den Juan de Mena oder Rodrigo de Cota, den Alten, aus Toledo zum Verfaſſer hat. Wir wiſſen übrigens aus einem uns bekannten Gedichte des Rodrigo de Cota, der unter Johann II. von Caſtilien lebte, daß die letztere Vermuthung die wahre iſt.

Ein weſentlicher Unterſchied zwiſchen dem Anfange des Werkes und der Fortſetzung iſt kaum wahrzunehmen, und Fernando Roxas dürfte wol würdig in den Geiſt ſeines Vorgängers eingedrungen ſein.

Die „Celeſtina" war zu ihrer Zeit in ganz Europa berühmt und in Spanien in gewiſſem Sinne populär. Wie bedeutend ihr Einfluß im Allgemeinen auf die Litteratur geweſen ſein muß, geht ſchon daraus hervor, daß Lope de Vega, nach ihrem Vorbild ſeine weit ſchwächere, in Deutſchland aber weit bekanntere, „Dorothea" dichtete. Merkwürdig genug iſt es auch, daß in der „Celeſtina" ſo frei über die Sitten der Zeit und insbeſondere der Geiſtlichkeit geſchrieben werden durfte, und dieſer Umſtand bildet den ſchärfſten Gegenſatz zu der ſpätern Rigoroſität der Inquiſition.

Man kennt von ſpaniſchen Ausgaben der „Celeſtina" allein über dreißig aus dem 16. Jahrhunderte, die großentheils ſehr incorrect ſind. In der erſten Hälfte des 17. wurden nur noch wenige gedruckt und ſpäter, bei überhand nehmender Strenge der Cenſur, das Buch wol ganz verboten. Erſt im Jahre 1822 erſchien eine neue Ausgabe zu Madrid, die 1832 wieder aufgelegt wurde und durch die Varianten der frühern wenn auch nicht eben kritiſch bereichert iſt.

Von Ueberſetzungen kennt man in italieniſcher Sprache elf, deren eine den eigentlich richtigern doppelſinnigen Titel „Scelestina" führen ſoll, in franzöſiſcher acht, in niederländiſcher eine und in lateiniſcher ebenfalls eine Ausgabe. Es ſoll auch eine 1520 in 4. in Augsburg gedruckte deutſche Ueberſetzung vorhanden ſein, die ich jedoch nie zu Geſicht bekommen habe.

Die vollſtändigſten litterariſchen Nachweiſungen über die „Celeſtina", ihre Fortſetzungen und Bearbeitungen gibt der gelehrte Dr. Theodor Gräſſe in ſeinem „Lehrbuch einer allgemeinen Litterärgeſchichte" u. ſ. w. Bd. 2, Abth. II, S. 1180. Ganz unwürdigerweiſe und ſelbſt unverſtändig erwähnt es Bouterwek's „Geſchichte der ſpaniſchen Poeſie und Beredſamkeit", und da bei Abfaſſung der „Celeſtina" niemals an eine theatraliſche Aufführung gedacht werden konnte, läßt es ſich kaum mit der geſunden Vernunft vereinigen, wie Bouterwek dagegen ſpricht. Um von vorn herein jedem diesfallſigen Misverſtändniſſe bei meinen Leſern zu begegnen, habe ich den ſpaniſchen Titel: Tragikomödie in den deutſchen „dramatiſche Novelle“ verwandelt, der den Inhalt richtiger bezeichnet.

Zum Beſchluſſe theile ich noch das Urtheil unſeres berühmten Landsmannes Caſpar Barth — geb. 1587 zu Küſtrin — des Ueberſetzers der „Celeſtina“ ins Lateiniſche, mit, welches er in der Vorrede über das Werk fällt:

„Ein in der That göttliches Buch, das einen ſpaniſchen unbekannten Verfaſſer hat und eine Art Drama, betitelt Celeſtina, iſt, ſo voll von vielen wichtigen Sentenzen, Beiſpielen, Vergleichen und weiſen Lebensregeln, daß wol keine andere Sprache etwas dem Aehnliches beſitzt. Das Caſtilianiſche iſt auch eben ſo ernſt und ſonor, der Stil des Autors ſo elegant und correct, ſeine Diction ſo gewählt und harmoniſch, daß in den Augen der Spanier ſelbſt nur ſehr wenige Werke mit der Celeſtina an Anmuth, Schönheit und Reinheit wetteifern können. Ich geſchweige gar des großen Talentes, das ſich darin durch die Charakterſchilderung der handelnden Perſonen kund gibt, da man nur die Feinheit der Reden jedes Einzelnen, die Zweckmäßigkeit ihrer Worte in Bezug auf die Abſicht des Dialogs und die Uebereinſtimmung aller einzelnen Theile mit dem Plane des Ganzen zu erwägen braucht, um zu erkennen, daß in Ueberwindung der Hauptſchwierigkeiten eines dramatiſchen Vorwurfs auch nicht einer der alten griechiſchen oder römiſchen Poeten es dem ſpaniſchen Autor zuvorgethan hat“ u. ſ. w.

Celeſtina.

Perſonen.

Calisto, ein junger Edelmann.
Melibea, ſeine Geliebte.
Pleberio, ihr Vater.
Alisa, ihre Mutter.
Celestina, eine Kupplerin.
Parmeno,
Sempronio,
Tristan, } Caliſto's Diener.
Sosia,
Lucrezia, Pleberio's Magd.
Crito,
Centurio, } Gauner.
Elicia,
Areusa, } Dirnen.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erſter Akt.

Caliſto. Melibea. Später Sempronio. Celeſtina. Elicia. Crito. Parmeno.

In Pleberio's Garten.

Caliſto.

Darin erkenne ich, Melibea, die Größe Gottes.

Melibea.

Worin, Caliſto?

Caliſto.

Daß er der Natur die Macht verlieh, Dich mit ſo vollkommener Schönheit zu begaben, und daß er meinen Unwerth ſo ſehr begnadigte, ihm und zwar an ſo gelegenem Orte Deinen Anblick erlangen zu laſſen, wo mein geheimes Leid ſich Dir offenbaren kann. Und unzweifelhaft außer Vergleich größer iſt dieſer Lohn, als der Dienſt, das Opfer, die Andacht und frommen Werke, die ich Gott dargebracht habe, um an den Ort zu gelangen. Wer ſah in dieſem Leben eines Menſchen Leib wol ſchon ſo beſeligt als jetzt den meinen? Die glorreichen Heiligen, die ſich des göttlichen Anſchauens erfreuen, haben ſicher keinen höhern Genuß als derweil ich in Deiner Gegenwart. Aber, o betrübt! daß wir darin unterſchieden ſind: daß ſie in reiner Verherrlichung nicht fürchten, aus einer ſolchen

Glückſeligkeit herabzufallen, und ich Elender mich mit Beſorgniß vor der wilden Qual erfreue, die Deine Abweſenheit mir erregen muß.

Melibea.

Für einen ſo großen Lohn hältſt Du das, Caliſto?

Calisto.

Ich halte es in Wahrheit für einen ſo großen Lohn, daß ich es für kein ſolches Glück erachten würde, wenn mir Gott im Himmel den Sitz über ſeinen Heiligen gäbe.

Melibea.

So werde ich Dir eine noch angemeſſenere Belohnung geben, wenn Du beharrſt.

Calisto.

O, wie glücklich iſt mein Ohr, das unwürdigerweiſe ein ſo großes Wort hört!

Melibea.

Es wird noch unglücklicher ſein, wenn es mich ganz angehört hat, denn die Strafe ſoll ſo arg ſein, wie ſie Deine thörichte Vermeſſenheit verdient. Die Abſicht Deiner Worte iſt geweſen, wie ſie in dem Geiſte eines Mannes wie Du nur entſtehen konnte, um an der Tugend eines Weibes wie ich ſich zu vergehen. Fort, fort von hinnen, Unzüchtiger! Meine Geduld vermag es nicht auszuhalten, daß ein menſchliches Herz ſich erdreiſte, mir in unerlaubter Liebe ſeine Wolluſt mitzutheilen.

Calisto.

Ich gehe wie Der, den allein das Misgeſchick mit grauſamem Haſſe bedrängt. — — — Sempronio, Sempronio, Sempronio! Wo iſt denn der Verwünſchte!

In Caliſto's Wohnung.

Sempronio.

Ich bin hier bei den Pferden, Herr.

Calisto.

Wie ſo? Was gehſt Du aus dem Zimmer?

Sempronio.

Der Gerfalke war herabgefallen und ich wollte ihn wieder ordentlich auf die Stange ſetzen.

Calisto.

Mögen Dich alle Teufel holen, magſt Du gewaltſam umkommen, mag unabläſſige, unerträgliche, noch weit übermäßigere Pein Dir zu Theil werden, als der ſchmerzliche, ſchmähliche Tod, den ich erwarte! Fort, fort, Ruchloſer! Oeffne die Kammer und mach das Bett zurecht.

Sempronio.

Gleich, Herr; es iſt fertig.

Calisto.

Mach den Fenſterladen und die Thüre zu und laß die Finſterniß dem Traurigen, die Blindheit dem Unglücklichen ſich zugeſellen. Meine trübſinnigen Gedanken ſind des Lichtes unwerth. O, glückſeliger Tod, der dem Bekümmerten erſehnt kommt! Wenn ihr jetzt leben ſolltet, ihr Aerzte, Eraſiſtratus und Galenus, würdet ihr für mein Uebel Gefühl haben? Du himmliſche Barmherzigkeit, hauche Dich dem Pleberiſchen Herzen ein, daß es den verlornen Geiſt nicht ohne Heilshoffnung zu dem unſeligen Piramus und der unglücklichen Thisbe ſende.

Sempronio.

Was iſt denn los?

Calisto.

Hebe Dich weg, ſprich nicht mit mir; daß meine

Hände Dir nicht mit wüthendem Tode ein vorſchnelles Ende bereiten.

Sempronio.

Ich gehe, da Du Dein Uebel allein tragen willſt.

Calisto.

Geh zum Teufel.

Sempronio.

Ich glaube unmaßgeblich nicht, daß, wer bei Dir bleibt, mit mir gehen werde. — — Aber, o Unheil, o jähes Uebel! Welche Widerwärtigkeit mußte den Mann ſo ſchnell ſeines fröhlichen Weſens, und was noch ſchlimmer iſt, damit zugleich ſeines Verſtandes berauben? Soll ich ihn nun allein laſſen, oder hineingehen? Laſſe ich ihn allein, ſo bringt er ſich um; gehe ich hinein, ſo bringt er mich um. Bleib er allein; mich kümmert's nicht: es iſt beſſer, Der ſtirbt, dem das Leben läſtig iſt, als ich, der ich mich daran erfreue. Wiewol ich um weiter nichts leben mag, als um meine Elicia zu ſehen, muß ich mich doch vor Gefahren hüten. Bringt er ſich ohne weitere Zeugen um, ſo bin ich verbunden, von ſeinem Leben Rechenſchaft abzulegen. Ich will hineingehen, nur verlange er nicht Troſt und Rath, wenn ich drinnen bin. Es iſt ein tödtlich Zeichen, nicht geneſen zu wollen. Doch will ich ihn ſich etwas beruhigen und klüger werden laſſen, denn ich habe ſagen gehört, daß es gefährlich ſei, harte Geſchwüre, die dann deſto böſer werden, zu öffnen oder zu drücken. Er warte ein wenig: wer Schmerz fühlt, mag weinen; Thränen und Seufzer lindern das wunde Herz. Auch würde er ihn in meinem Beiſein nur deſto mehr entzünden, ſowie die Sonne ſtärker brennt, wo ſie zurückſtrahlen kann. Das Sehen, dem ſich kein Gegenſtand darbeut, ermüdet, und wird geſchärft, wenn dieſer nahe iſt. Darum will ich einigen Anſtand nehmen. Wenn er ſich unterdeſſen tödtet, ſterbe er. Vielleicht hinterläßt er mir etwas; ich wüßte wenigſtens Niemand ſonſt, für den er ſich mauſerte. Es iſt freilich ſchlecht, von Jemandes Tode Heil zu erwarten. Mich thörte aber wol der Teufel und ſie brächten mich um, wenn er ſtürbe, ſo daß dann Strick und Eimer daraufgingen. Andererſeits ſagen die Weiſen nur wieder, es ſei den Betrübten eine große Erleichterung, Wen zu haben, gegen den ſie ihren Kummer ausweinen können, und innerliches Leiden ſchade deſto mehr. Alſo iſt es in dieſer großen Drangſal, in der ich zweifelhaft und verlegen hin und her ſchwanke, das Beſte, ich gehe hinein und ertrage und tröſte ihn. Es iſt zwar möglich, ohne Verband und ohne Hülfe der Kunſt wieder hergeſtellt zu werden; man geneſt aber doch leichter, gepflegt und mit der Hülfe der Kunſt.

Calisto.

Sempronio!

Sempronio.

Herr!

Calisto.

Gib mir die Laute.

Sempronio.

Da iſt ſie, Herr.

Calisto (ſingt).

Welcher Schmerz iſt, noch ſo wild,
Meines eignen Leidens Bild?

Sempronio.

Die Laute iſt verſtimmt.

Calisto.

Wie ſollte der Verſtimmte ſie ſtimmen? Wie ſollte ihren Einklang empfinden, wer mit ſich ſo wenig in Einklang iſt? in wem der Wille der Vernunft nicht folgt? wer in ſeiner Bruſt Trübſal, Frieden, Krieg, Raſt, Liebe, Feindſchaft, Schmach, Sorgen, Argwohn, Alles einer Urſache wegen, birgt? Spiele indeß und ſinge das trübſeligſte Lied, das Du kennſt.

Sempronio (ſingt).

Vom tarpeg'ſchen Felſen ſchaute
Nero über Romas Brand,
Kinder jammern, Greiſe klagen,
Nichts vor ihm Erbarmen fand.

Calisto.

Noch größer iſt mein Feuer und noch geringer das Mitleiden Der, von der ich jetzt ſpreche.

Sempronio (bei Seite).

Ich irre mich nicht, mein Herr iſt närriſch.

Calisto.

Was murmelſt Du, Sempronio?

Sempronio.

Ich habe nichts geſagt.

Calisto.

Sage, was Du meinſt, ſei unbeſorgt.

Sempronio.

Ich meine, wie kann das Feuer, das einen Lebenden quält, größer ſein, als das eine ſo große Stadt und ſolche Menſchenmenge verbrannte?

Calisto.

Ich will Dir ſagen, wie. Die Flamme iſt größer, die achtzig Jahre währt, als die in einem Tage erliſcht, die eine Seele, größer, als die hunderttauſend Körper verzehrt. Solche Verſchiedenheit wie zwiſchen Schein und Weſen, Lebendem und Gemaltem, Schatten und Wirklichem, iſt zwiſchen dem Feuer, von dem Du ſprichſt, und dem, das mich verzehrt. Wenn das Fegefeuer der Art iſt, ſo möchte ich wahrlich lieber, daß meine Seele zu denen der unvernünftigen Thiere käme, als da mitten hindurch zu der Glorie der Heiligen gelangte.

Sempronio (bei Seite).

Ich habe noch zu wenig geſagt: das bringt ihn weiter. Närriſch, iſt nicht genug; er iſt ein Ketzer.

Calisto.

Sage ich Dir nicht, daß Du laut ſprechen ſollſt, wenn Du Etwas ſagſt? Was haſt Du?

Sempronio.

Ich ſage, daß Gott ſo etwas durchaus nicht will; es iſt ſo ſchlimm als Ketzerei, was Du da ſprachſt.

Calisto.

Weshalb?

Sempronio.

Weil was Du ſprichſt, der chriſtlichen Religion widerſpricht.

Calisto.

Was kümmert das mich?

Sempronio.

Biſt Du denn kein Chriſt?

Calisto.

Ich bin ein Melibäer. Melibea bete ich an, an Melibea glaube ich, Melibea liebe ich.

Sempronio.

Du magſt Dir ſelbſt ſagen, wie. Melibea iſt groß, ſie hat in meines Gebieters Herzen keinen Platz, ſie geht ihm gleich wieder aus dem Munde heraus. Genug, ich weiß, wo Dich der Schuh drückt; ich will Dich heilen.

Calisto.

Du verſprichſt ein Unglaubliches.

Sempronio.

Vielmehr ein Leichtes, denn der Anfang der Heilung iſt, das Uebel des Kranken zu erkennen.

Calisto.

Welcher Rath kann Dem frommen, der mit ſich weder in Ordnung noch berathen iſt?

Sempronio (bei Seite).

Ha, ha, ha! Iſt das Caliſto's Feuer? das ſeine Bekümmerniß? Als ob allein gegen ihn der Liebesgott ſein Geſchoß richtete. O, großer Gott! Wie tief ſind deine Geheimniſſe. Welchen Antrieb legteſt du in die Liebe, daß Verwirrung in dem Liebenden ſo nothwendig iſt! Wunderſelten ſetzeſt Du ihr Maß und Ziel. Den Liebenden bedünkt, daß Alle zurückſtehen; ſie ſtechen Alle aus, brechen durch Alle; gereizt und verwundet, wie raſche Stiere, ſetzen ſie entzügelt über die Schranken weg. Du geboteſt dem Manne, um des Weibes willen Vater und Mutter zu verlaſſen; und nun laſſen ſie nicht nur von dieſen, ſondern auch von dir und deinem Gebote, ſowie jetzt Caliſto. Ich wundere mich aber nicht darüber, da ja die Weiſen, die Heiligen, die Propheten um ihretwillen dich vergaßen.

Calisto.

Sempronio!

Sempronio.

Herr!

Calisto.

Verlaß mich nicht.

Sempronio.

Das klingt ſchon anders.

Calisto.

Was denkſt Du von meinem Uebel?

Sempronio.

Daß Du Melibeen liebſt.

Calisto.

Und nichts weiter?

Sempronio.

Es iſt ſchon Uebel genug, wenn der Wille an einen einzigen Ort gefeſſelt iſt.

Calisto.

Du weißt wenig von Feſtigkeit.

Sempronio.

Die Ausdauer im Uebel iſt nicht Standhaftigkeit, ſondern wird bei mir zu Hauſe Hartnäckigkeit oder Halsſtarrigkeit genannt, ihr Philoſophen in Cupido möget ſie nennen wie ihr wollt.

Calisto.

Es iſt eine Schmach, wenn lügt, wer den Andern belehrt: Du thuſt Dir aber doch Etwas darauf zu gut, Deine gute Freundin Elicia zu preiſen.

Sempronio.

Richte Dich nach meinen Worten und nicht nach meinen Thaten.

Calisto.

Was wirfſt Du mir vor?

Sempronio.

Daß Du die Würde des Mannes der Gebrechlichkeit des ſchwachen Weibes unterwirfſt.

Calisto.

Ein Weib? Du Ungeſchliffener! Gott, Gott!

Sempronio.

Und das glaubſt Du, oder ſcherzeſt Du?

Calisto.

Ob ich ſcherze? Als wie an Gott, glaube ich an ſie, für Gott erkenne ich ſie an, und ich glaube nicht, daß ein anderer Herr im Himmel lebt, wenn ſie gleich unter uns weilt.

Sempronio.

Ha, ha, ha! (Bei Seite) Nun höre Eins, welche Gotteslästerung; nun ſehe Eins, welche Verblendung!

Calisto.

Worüber lachſt Du?

Sempronio.

Ich lachte, weil ich nicht dafür hielt, daß es eine ſchlimmer ausgedachte Sünde gäbe als in Sodom.

Calisto.

Und wie das?

Sempronio.

Weil Jene ſchändlichem Umgange nur mit den ungekannten Engeln nachtrachteten; Du aber mit Der, die Du für Gott erkennſt.

Calisto.

Verdammt ſeiſt Du, daß Du mich lachen machſt, woran ich dieſes ganze Jahr nicht denken wollte.

Sempronio.

Wahrhaftig? Du gedachteſt alſo Dein ganzes Leben lang zu weinen?

Calisto.

Ja.

Sempronio.

Warum?

Calisto.

Weil ich Die liebe, vor der ich mir ſo unwürdig erſcheine, daß ich ſie nicht zu erlangen hoffe.

Sempronio (bei Seite).

O, Du Kleinmüthiger, Du Baſtard! — Welcher Nimrod, welcher große Alexander! die ſich nicht allein der

Herrſchaft der Welt, ſondern ſogar des Himmels würdig erachteten.

Caliſto.

Ich verſtand nicht recht, was Du ſagteſt; wiederhole es noch einmal, fahre nicht fort.

Sempronio.

Ich ſage: Du, der Du mehr Herz als Nimrod und Alexander haſt, verzweifelſt, ein Weib zu erlangen, deren viele, hohen Standes, ſich zu Bruſt und Athem verächtlicher Maulthierknechte, andere zu unvernünftigen Thieren erniedrigten. Haſt Du nicht von Paſiphae und dem Stiere, von Minerva und dem Hunde geleſen?

Caliſto.

Ich glaube es nicht, es ſind Fabeln.

Sempronio.

Das von Deiner Großmutter mit dem Affen, war es eine Fabel? Das Meſſer Deines Großvaters iſt ein Zeugniß.

Caliſto.

Ueber den verwünſchten Bengel mit ſeinen Albernheiten!

Sempronio.

Hat es Dich getroffen? Lies die Geſchichtſchreiber, ſtudire die Philoſophen, ſieh die Poeten an; ihre Bücher ſind voll von ſo ſchmählichen und ſchlimmen Beiſpielen und von dem Falle, zu dem Diejenigen kamen, die ſo wenig wie Du auf ſie hielten. Höre auf Salomon, wo er ſagt, daß Weiber und Wein die Menſchen abtrünnig machen. Ziehe Seneca zu Rathe, und Du wirſt ſehen, was er auf ſie gibt. Vernimm Ariſtoteles, blick' in den heiligen Bernhard. Heiden, Juden, Chriſten und Mohren, Alle kommen darin überein. Falle nur nicht in den Irrthum, was ich geſagt habe und von ihnen ſagen werde, allgemein zu nehmen, denn es gab und gibt viele heilige, tugendhafte und edle, vor deren hellſtrahlender Ehre die gemeinſame Schande wegfällt. Aber was die andern angeht, wer könnte Dir wol ihre Lügen, ihre Kaupeleien, ihre Wandelbarkeit, ihre Leichtfertigkeiten, ihre falſchen Thränen, ihr Aufbrauſen, ihre Vermeſſenheiten vorrechnen? Sie wagen Alles, was ihnen einfällt, ohne zu überlegen. Wer ihre Verſtellung, ihre böſe Zunge, ihren Trug, ihre Vergeſſenheit, ihren Kaltſinn, ihre Undankbarkeit, ihren Unbeſtand, ihre Betheuerungen, ihr Verleugnen, ihre Umtriebe, ihre Anmaßung, ihre Eitelkeit, ihren Kleinmuth, ihre Thorheit, ihre Sprödigkeit, ihren Stolz, ihre ſklaviſche Unterthänigkeit, ihre Geſchwätzigkeit, ihre Gelüſten, ihre Unzucht und Unreinlichkeit, ihre Furcht, ihre Dreiſtigkeit, ihre Hexereien, ihre Blendwerke, ihre Spöttereien, ihre Schmähſucht, ihre Schamloſigkeit, ihre Kuppeleien? Betrachte einmal, welch kleiner Starrkopf unter ſo großen feinen Schleiern, welche Anſchläge unter den Halskragen, unter dem Prunke, unter den langen ſtattlichen Kleidern ſtecken; welche Unvollkommenheit, welche Kloaken unter den bunten Tempeln. Von ihnen gelten die Worte: Waffe des Teufels, Haupt der Sünde, Zerſtörung des Paradieſes. Haſt Du nicht am Feſte St. Johannis gebetet, wo es heißt: Das iſt das Weib, die alte Bosheit, die Adam von den Freuden des Paradieſes vertrieb, die das menſchliche Geſchlecht in die Hölle ſtürzte, die der Prophet Elias verachtete u. ſ. w.?

Calisto.

Sprich doch: jener Adam, Salomon, David, Ariſtoteles, Virgilius, kurz Alle, die Du nennſt: warum unterwarfen ſie ſich ihnen? Bin ich mehr als ſie?

Sempronio.

Ich wollte, Du folgteſt Denen, die ſie beſiegten und nicht Denen, die von ihnen beſiegt wurden. Fliehe ihre Argliſten; wiſſe, daß ſie Dinge begehen, die es ſchwer iſt zu begreifen. Sie halten nicht Maß, folgen weder der Vernunft, noch einem Ziele. Sie beginnen mit Strenge, wenn ſie ſich überlaſſen wollen. Die ſie heimlich einlaſſen, beſchimpfen ſie auf öffentlicher Straße; ſie locken an, ſtoßen ab, rufen, verleugnen, geben Liebe kund, erklären Feindſchaft; ſie erzürnen ſich raſch, beſänftigen ſich gleich wieder; ſie wollen errathen ſein in Dem, was ſie wollen. O, welche Plage, o wie langweilig, wie verdrießlich iſt es, mit ihnen länger als die kurze Zeit über zu thun zu haben, da ſie zum Vergnügen bereit ſind!

Calisto.

Siehſt Du! Je mehr Du mir auch ſagſt und Schwierigkeiten machſt, deſto mehr liebe ich ſie; ich weiß nicht, wie es zugeht.

Sempronio.

Die Weisheit iſt, wie ich ſehe, nicht für junge Leute, da ſie ſich der Vernunft nicht zu fügen, ſich nicht zu beherrſchen verſtehen. Es iſt ein Jammer, wenn ſich Einer einbildet, ein Meiſter zu ſein, der noch nicht einmal Lehrling war.

Calisto.

Und, der Du wiſſend biſt, wer hat Dich das gelehrt?

Sempronio.

Wer? Sie; denn ſobald ſie ſich mittheilen, verlieren ſie auch die Scham, ſodaß ſie alles dies und noch mehr den Männern enthüllen. Nimm alſo die Ehre zu Deiner Richtſchnur und denke, Du ſeieſt würdiger als Du Dich ſchätzeſt, denn es iſt gewiß weit ſchlimmer, wenn ſich ein Menſch von ſeinem innern Werthe herabſinken läßt, als wenn er ſich höher ſtellt als ihm zukommt.

Calisto.

Nun, wer bin ich denn auf die Art?

Sempronio.

Wer? Erſtens biſt Du ein Mann von hellem Verſtande, und dann, den die Natur mit ihren beſten Gaben ausſtattete: nämlich, mit Schönheit, Anmuth, hoher Geſtalt, Kraft und Gewandheit; auch hat überdies das Glück Dich in ſo reichem Maße mit den ſeinen bedacht, daß die innern Vorzüge, die Du beſitzeſt, an den äußern ergänzen; denn ohne die äußern Güter, über die das Glück gebietet, darf ſich Niemand in dieſem Leben glückſelig preiſen: und danächſt will es Dein gutes Geſtirn, daß Du von Allen geliebt wirſt.

Calisto.

Doch nicht von Melibeen, und in Allem, was Du an mir gerühmt haſt, Sempronio, übertrifft mich außer Vergleich und Verhältniß Melibea. Bedenke den Adel und das Alter ihrer Familie, ihr äußerſt großes Vermögen, ihren herrlichen Geiſt, ihre hervorleuchtenden Tugenden, ihre Hoheit und unausſprechliche Anmuth, ihre göttliche Schönheit, von der ich Dich bitte mich ein wenig reden zu laſſen, damit ich mir ein Labſal bereite. Was ich Dir ſagen will, betrifft natürlich nur das Entblößte, denn wenn ich Dir Etwas von dem Verhüllten ſagen könnte, brauchten wir nicht ſo elenderweiſe dieſe Worte zu wechſeln.

Sempronio (bei Seite).

Was für Lügen oder Albernheiten wird nunmehr mein unglückſeliger Herr vorbringen!

Calisto.

Was heißt das?

Sempronio.

Ich ſage, daß ich es mit ſehr großem Vergnügen anhören werde. (Bei Seite) So wahr helfe Dir Gott, als mir dieſe Rede wohlgefallen wird! —

Calisto

Was?

Sempronio.

So wahr ſolle Gott mir helfen, als ich Dir mit Vergnügen zuhöre.

Caliſto.

Da Du alſo daran Vergnügen findeſt, ſo werde ich ſie Dir im Einzelnen recht ausführlich ſchildern.

Sempronio (bei Seite).

O, Jammer! Das iſt nicht, was ich wollte. Jedoch man muß durch dieſe Prüfung durch.

Caliſto.

Ich fange bei den Haaren an: Kennſt Du die zarten Fäden Gold, die in Arabien geſponnen werden? Sie ſind noch ſchöner und glänzen nicht weniger. Ihre Länge reicht bis an die Sohle ihres Fußes. Sie braucht nichts weiter als damit geſchmückt zu ſein, wie ſie ſie in der feinen Flechte zuſammengefaßt trägt, um die Männer in Steine zu verwandeln.

Sempronio (bei Seite).

Wo nicht in Eſel.

Caliſto.

Was ſagſt Du?

Sempronio.

Ich ſage, daß die wol nicht ſo borſtig wie Eſelshaare ſein werden.

Caliſto.

Ei über den Lümmel und über den Vergleich!

Sempronio (bei Seite).

Ei, über das große Licht!

Caliſto.

Die grünen, ſchön geſchlitzten Augen mit den langen Wimpern und den feinen gebogenen Brauen, die mäßig lange Naſe, den kleinen Mund, die niedlichen weißen Zähne, die vollen rothen Lippen, die eher längliche als runde Bildung des Geſichts, den hohen Buſen, die Wölbung und Form der zarten kleinen Brüſte: o, wer vermöchte Dir davon einen Begriff zu geben! Sehnſucht danach verzehrt Jedweden, der ſie ſieht. Ihre klare leuchtende Geſichtsfarbe, ihre Haut verdunkelt den Schnee, der ihr gegenüber unrein erſcheint.

Sempronio (bei Seite).

Was das für ein eingefleiſchter Narr iſt!

Calisto.

Wie zierlich klein ſind ihre Hände, wie weich und rundlich; wie ſchlank ihre Finger, mit den langen rothen Nägeln, die Rubinen zwiſchen Perlen ſcheinen! Und die Schönheit, die ich nicht ſehen kann, muß ohne Zweifel, das nehme ich an der enthüllten ab, außer Vergleich größer ſein als die, die Paris in dem Streite der drei Göttinnen richtete.

Sempronio.

Haſt Du nun ausgeredet?

Calisto.

So bündig, als ich es im Stande war.

Sempronio.

Geſetzt den Fall dann, das ſei Alles wahr, ſo biſt Du als ein Mann doch immer würdiger.

Calisto.

Worin?

Sempronio.

Worin ſie eben unvollkommen iſt, die um des Gebrechens willen, nach Dir und nach Geringerm, als Du biſt, Sehnſucht und Verlangen trägt. Haſt Du nicht den Philoſophen geleſen, der beſagt: „Wie die Materie nach der Form begehrt, alſo das Weib nach dem Manne"?

Calisto.

O, Betrübniß! Und wann werde ich zwiſchen mir und Melibea das geſchehen ſehen?

Sempronio.

Es iſt ſo wohl möglich, wie daß Du ſie in demſelden Maße haſſeſt, als Du ſie jetzt liebſt: ſobald Du in ihren Beſitz gelangt biſt und ſie, der Täuſchung ledig, in der Du jetzt lebſt, mit andern Augen anſiehſt.

Calisto.

Mit was für Augen?

Sempronio.

Mit klaren Augen.

Calisto.

Und mit was für welchen ſehe ich ſie jetzt an?

Sempronio.

Mit verſchönernden Augen, mit ſolchen, in denen Wenig viel, Kleines groß erſcheint. Und damit Du nicht verzweifelſt, will ich das Werk auf mich nehmen, Dein Verlangen zu befriedigen.

Calisto.

Gott gewähre Dir, was Du wünſcheſt. O, welche Freude empfinde ich, Dir zuzuhören! obwol ich nicht hoffe, daß Du es zu Stande bringſt.

Sempronio.

Ich werde es ganz gewiß zu Stande bringen.

Calisto.

Gott berathe Dich. Das brokatne Wamms, das ich geſtern anhatte, Sempronio, iſt Dein.

Sempronio.

Gott ſegne Dich dafür und für alles Andere, was Du mir noch geben wirſt. (Bei Seite) Mir fällt das Beſte von dem Spaße zu; indeſſen, wenn er mich auf dieſe Weiſe faßt, ſchaffe ich ſie ihm bis hierher an das Bett. Es hat damit gute Wege. Daß mir mein Herr gegeben hat, bringt es ſchon in Gang; denn ohne Lohn iſt es unmöglich, Etwas ordentlich ins Werk zu ſetzen.

Calisto.

Nun ſei Du aber auch nicht fahrläſſig.

Sempronio.

Sei Du es nur nicht, denn es iſt unmöglich, daß ein fauler Herr einen fleißigen Diener habe.

Calisto.

Wie haſt Du gemeint, das gute Werk zu vollbringen?

Sempronio.

Ich will es Dir ſagen: Es iſt ſchon geraume Zeit her, daß ich hier in der Nachbarſchaft eine alte Ziege, eine Hexe kenne, die ſich Celeſtina nennt und gar verſchmitzt, ſowie in allen Unthaten, die es gibt, erfahren iſt. Ich glaube, daß durch ihre Vermittelung mehr als fünftauſend Jungferſchaften in der Stadt verloren gegangen ſind und ſich wieder gefunden haben. Wenn ſie will, ſie bewegte harte Felſen und reizte ſie zur Wolluſt an.

Calisto.

Könnte ich ſie etwa ſprechen?

Sempronio.

Ich hole ſie Dir her; bereite Dich darauf vor; ſei freundlich, ſei freigebig gegen ſie: bedenke Dich. Ich gehe inzwiſchen und klage ihr Deine Noth, der ſie ſchon abzuhelfen wiſſen wird.

Calisto.

Du zögerſt noch zu ſehr.

Sempronio.

Ich gehe; behüte Dich Gott.

Calisto.

Und Dich geleite er. O, allmächtiger, ewiger Gott! der du die Verirrten zurechtführſt und die morgenländiſchen Könige vermöge des vorausgehenden Sternes nach Bethlehem und in ihr Vaterland zurückgelangen ließeſt.

Ich bitte Dich demuthvoll, Du wolleſt mit meinem Sempronio ſein, daß er meine Noth und Trauer in Freude verkehre und ich Unwürdiger verdiene, zu dem erſehnten Ziele zu gelangen.

In Celeſtinens Wohnung.

Celestina.

Gute Botſchaft, gute Botſchaft, Elicia! Sempronio, Sempronio.

Elicia.

St, ſt, ſt!

Celestina.

Weshalb?

Elicia.

Weil Crito hier iſt.

Celestina.

Bring' ihn in die Rumpelkammer: geſchwind. Sag' ihm, Dein Vetter, mein Kundſchafter, komme.

Elicia.

Crito, verſtecke Dich hier herein. Mein Vetter kommt. Ich bin verloren.

Crito.

Das will ich wohl; ängſtige Dich nur nicht.

Sempronio.

Ich grüße Dich, Mutter. Was hat mich nach Dir verlangt! Gottlob, daß ich Dich wiederſehe.

Celestina.

Mein Sohn, mein König, Du haſt mich erſchreckt; ich kann nicht zu Worte kommen. Komm und umarme mich noch einmal. Und Du konnteſt drei Tage hinbringen, ohne uns zu beſuchen? Elicia, Elicia, dahier iſt er.

Elicia.

Wer, Mutter?

Celestina.

Sempronio.

Elicia.

Ach, ich Elende! Was mir das Herz klopft. Und was iſt mit ihm?

Celestina.

Er iſt hier, dahier. Wenn Du es nicht thuſt, umarme ich ihn.

Elicia.

O, Du verdammter Verräther! Daß Dich die Peſt und Schwerenoth; daß Dich Deine Feinde umbrächten; daß Du, des ſchmählichſten Todes ſchuldig, der peinlichen Gerechtigkeit in die Hände fielſt. O weh, o weh!

Sempronio.

Ha, ha, ha! Was iſt denn, Elicia, was ſchmälſt Du ſo?

Elicia.

In drei Tagen haſt Du mich nicht geſehen; das laſſe Dich Gott entgelten. Er tröſte Dich nimmermehr, ſei nimmer mit Dir. Wehe der Unſeligen, die auf Dich ihre Hoffnung ſetzte und der Du ihr Alles biſt.

Sempronio.

Schweig ſtill, Schätzchen; meinſt Du, daß Raum und Entfernung mir die inbrünſtige Liebe und die Glut verleiten können, die mein Herz in ſich hegt? Wohin ich gehe, gehſt Du mit mir, biſt Du bei mir: Du betrübſt und härmſt Dich nicht mehr, als ich gelitten habe. Aber ſage, wer ſchreitet da oben herum?

Elicia.

Wer? Ein Liebhaber von mir.

Sempronio.

Das glaube ich auch.

Elicia.

Meiner Treu, es iſt wahr! Steige hinauf, ſo wirſt Du ihn ſehen.

Sempronio.

Ich thue es.

Celestina.

Komm hierher: laß die Närrin gehen; ſie iſt üppig und über Deine Abweſenheit verwirrt geworden; Du bringſt ſie noch gar von Sinnen. Sie wird tauſend Albernheiten ſagen. Komm und laß uns ſchwatzen; laß uns die Zeit nicht unnütz verlieren.

Sempronio.

Wer iſt denn aber droben?

Celestina.

Wenn Du es wiſſen willſt? — —

Sempronio.

Ich will.

Celestina.

Ein Mädchen, das mir ein Mönch anvertraut hat.

Sempronio.

Was für ein Mönch.

Celestina.

Frage nicht darnach.

Sempronio.

Sowahr ich lebe! Mutter; was für ein Mönch?

Celestina.

Nun, wenn Du darauf beſtehſt: der dicke Prior.

Sempronio.

Die Unglückſelige, was für eine Laſt die zu tragen hat!

Celestina.

Tragen wir ſie nicht Alle, Du Spaßmacher?

Sempronio.

Laß den Spaßmacher bei Seite und zeige mir ſie.

Elicia.

Aha, Herr Böſewicht! Du willſt ſie ſehen? Der Kitzel ſticht Dich nach ihr; es genügt Dir weder die Eine noch die Andere? Geh' hin und ſiehe ſie, mich ſollſt Du aber ein- für allemal in Ruhe laſſen.

Sempronio.

Schweig ſtill, mein Leben, und erzürne Dich nicht: ich mag weder ſie noch ſonſt ein Weib auf Erden ſehen. Ich will mit meinem Mamachen reden, gehe Du mit Gott.

Elicia.

Marſch, fort, Undankbarer! Bleibe wieder drei Jahre weg, ohne nach mir zu fragen.

Sempronio.

Verlaß Dich auf mich, Mama, und glaube, daß ich Dich nicht zum Beſten habe. Nimm Deine Kappe und laß uns gehen; unterwegs ſollſt Du erfahren, was Deinen und meinen Vortheil beeinträchtigen würde, wenn ich mich hier damit aufhielte, es Dir zu ſagen.

Celestina.

Komm. Behüte Dich Gott, Elicia; ſchließ die Thüre zu. Ade, ihr vier Wände.

Auf der Straße.

Sempronio.

So, Mamachen, alles Andere bei Seite geſetzt, paſſe nur recht auf und erwäge, was ich Dir ſagen werde. Laß Deine Gedanken nicht nach vielen Seiten abſchweifen; wer ſie an verſchiedene Orte vertheilt, hat ſie an keinem beiſammen und trifft das Rechte nur zufällig. Du ſollſt von mir erfahren, was Du noch nicht gehört haſt, daß ich, ſeitdem ich mein Zutrauen in Dich ſetzte, nach keinem Gute Verlangen trug, das ich nicht hätte mit Dir theilen mögen.

Celestina.

Theile Gott Dir von dem ſeinen mit, mein Sohn, und er wird es nicht ohne Urſache thun, wenn auch nur, weil Du mit der armen alten Sünderin Erbarmen trägſt. Und nun ſprich und halte Dich nicht auf. Die Freundſchaft, die zwiſchen Dir und mir geſtiftet iſt, macht ſowol Umſchweiſe wie Zuſätze und Vorreden überflüſſig, um den guten Willen zu gewinnen. Faſſe Dich kurz und komm zur Sache; man ſagt unnützerweiſe mit vielen Worten, was ſich in wenige faſſen läßt.

Sempronio.

Es verhält ſich damit ſo: Caliſto glüht in Liebe zu Melibeen und bedarf Deiner und meiner. Laß uns alſo Beide uns bedenken, da er uns Beide nöthig hat. Daß der Menſch die Zeit erkennt und die Gelegenheit nützt, bringt ihn vorwärts.

Celestina.

Du haſt wohlgeſprochen, ich verſtehe vollkommen; es reicht ſchon hin, daß man mir einen Wink gibt. Ich ſage Dir, daß ich mich dieſer Neuigkeiten, ſowie die Wundärzte blutiger Köpfe erfreue. Und gleichwie ſie die Wunden anfangs ſchlimmer machen, und das Verſprechen der Heilung im Preiſe ſteigern, gedenke ich mit Caliſto zu thun. Ich muß ihm die Gewißheit der Hülfe erhöhen, denn, wie man ſagt, macht allzu langes Hoffen das Herz nur betroffen, und je mehr er die Hoffnung verlieren ſollte, deſto mehr werde ich ſie ihm zuſichern. Du verſtehſt mich.

Sempronio.

Laß uns ſtill ſein, wir ſind vor der Thüre; man pflegt zu ſagen, die Wände haben Ohren.

Celestina.

Klopfe an.

Sempronio.

Holla, holla, holla.

In Caliſto's Zimmer.

Calisto.

Parmeno!

Parmeno.

Herr!

Calisto.

Hörſt Du nicht, Du tauber Schurke?

Parmeno.

Was iſt, Herr?

Calisto.

Es wird an die Thür geklopft; lauf!

Parmeno.

Wer iſt da?

Sempronio (draußen).

Mache mir und der Dame auf.

Parmeno.

Herr, Sempronio und eine geſchminkte alte Hexe machen den Lärm.

Calisto.

Schweig ſtill, Du Bengel; es iſt meine Muhme, lauf, öffne! Ich habe immer gefunden, daß wer die eine Gefahr flieht, in eine deſto größere verfällt. Weil ich dieſes Geſchäft Parmeno verhehlte, den Liebe, Treue oder Furcht gezügelt hätten, ſetze ich mich dem Unwillen Derjenigen aus, der ſo große Gewalt über mein Leben zuſteht.

Parmeno.

Aber, Herr, was härmſt Du Dich, aber, Herr, was barmſt Du? Meinſt Du, daß der Name, den ich ihr beigelegt habe, ihr Ohr verletzt haben werde? Glaube das nicht. Sie freut ſich, ihn zu hören, ſo ſehr wie Du, wenn es von Dir heißt: Was für ein trefflicher Cavalier Caliſto iſt! Und überdies heißt ſie eben ſo und iſt unter dem Namen allbekannt. Wenn ſie unter hundert Weibern daher kommt und Eins: Alte Hexe! ruft, ſo wendet ſie Knall und Fall den Kopf zu ihm und antwortet mit der freundlichſten Miene. Bei Gaſtereien, bei Feſtlichkeiten, bei Hochzeiten, bei Verbrüderungen, bei Leichenbegängniſſen, bei allerhand Verſammlungen von Menſchen gibt man ſich mit ihr ab. Wenn ſie bei Hunden vorübergeht, erklingt der Name in ihrem Gebell; wo Vögel ihr nahe ſind, ſingen ſie nichts Anderes; wenn ſie zu Schafen kommt, blöken ſie ihn aus; wenn zu Pferden und Eſeln, wiehern und ſchreien ſie: Alte Hexe! Die Fröſche in den Pfützen quaken von ſonſt nichts. Geräth ſie unter Schmiede, ſo ertönen ihre Hämmer davon; Zimmerleute und Schwertfeger, Schloſſer und Keſſelflicker, alle Arten Handwerker arbeiten ihren Namen in die Lüfte; die Schreiner ſägen, die Wollkämmer und Weber kämmen und weben ihn. Die Arbeiter in Gärten, Weinbergen und Erntefeldern bringen ihres Tages Laſt und Mühe mit ihr zu. Wenn Einer im Spiele verliert, ſingt er gleich ihr Lob; ja, was einen Laut von ſich gibt, verkündet den Namen, wo ſie immer zugegen ſei. Was für ein Ausrufer von gebratenen Eiern war ihr Mann! Was willſt Du mehr, als daß ein Stein gleich: Alte Hexe! ſchallt, wenn er auf einen andern trifft?

Calisto.

Und woher weißt Du das? Woher kennſt Du ſie?

Parmeno.

Erfahre, daß meine Mutter, ein armes Weib, vor

Zeiten in ihrer Nachbarſchaft wohnte und auf das Verlangen dieſer Celeſtina mich in ihren Dienſt gab; ſie kennt mich allerdings nicht mehr, da ich nur eine kleine Weile bei ihr war und die Jahre mich verändert haben.

Calisto.

Und was hatteſt Du bei ihr zu thun?

Parmeno.

Ich ging auf den Markt Herr und holte ihr Lebensmittel, oder begleitete ſie: ich beſorgte ihr die Arbeiten, zu denen meine ſchwachen Kräfte ausreichten. Aus der kurzen Zeit, die ich ihr diente, nahm ich in das neue Gedächtniß auf, was das alte nicht ablegen konnte. Die gute Dame bewohnte am Ende der Stadt, unweit der Gerbereien, am Ufer des Fluſſes, ein abgelegenes, halb verfallenes, ſchlecht ausſehendes und noch ſchlechter eingerichtetes Haus. Sie trieb ſechs Gewerbe und war Nähterin, Verkäuferin von Parfums, Verfertigerin von Schminke, Ausbeſſerin von Jungferſchaften, Kupplerin, ſowie ein klein wenig mit Hexe. Das erſte Gewerbe bemäntelte die andern und unter dem Vorwande gingen viele junge Dienſtmädchen in ihr Haus, um für ſich nähen zu laſſen, oder Hemden, Kragen und ſonſt allerlei zu nähen. Keine einzige kam ohne geröſtete Speckſchnitte, Korn, Mehl oder Krüge mit Wein und anderm Mundvorrath an, den ſie ihrer Herrſchaft entwenden konnte, ja, auch andere Diebſtähle von größerer Bedeutung wurden hier gehehlt. Sie war gut Freund mit Studenten, Speiſemeiſtern und Dienern von Aebten, und an dieſe verkaufte ſie das unſchuldige Blut der Unglücklichen, die es im Vertrauen auf die Zurückerſtattung, die ſie ihnen verſprach, leichtſinnigerweiſe preisgaben. Sie trieb ihre Unternehmungen noch weiter, und verkehrte vermittelſt derſelben mit den ſtrengſt Eingeſperrten, bis ſie ihren Anſchlag ausgeführt hatte. Ich ſah ſie zu den heiligen Stunden, wie zu den Stationen, nächtlichen Betfahrten, Chriſtmetten, Frühmetten und andern heimlichen Andachtsübungen, tief verhüllt in ihr Haus gehen: hinter ihnen drein, unbeſchuhte, büßende, verkappte, zerknirſchte Mannsperſonen, die hierher kamen, ihre Sünden zu beweinen. Was alles für Gewerbe ſie im Grunde betrieb! Sie kurirte kleine Kinder; ſie nahm aus dem einen Hauſe Wolle an und ließ ſie in dem andern ſpinnen, um nur einen Vorwand zu haben, in alle hineinzukommen. In dem einen hieß es: Mamachen hier, in dem andern: Mamachen dort. I, ſieh da die Alte, da kommt ja die Allerweltsfrau! Trotz all der Geſchäfte verſäumte ſie jedoch keine Meſſe und Vesper, und kam gar nicht aus den Mönchs- und Nonnenklöſtern heraus, weil ſie darin ihre Hallelujas und Accorde anſtimmte. In ihrem Hauſe machte ſie wohlriechende Sachen, verfälſchte Storax, Benzoë, Gummi, Anime, Bernſtein, Moſchus. Sie hatte eine Kammer voll Deſtillirkolben, Caraffinen, kleiner Fäßchen von Thon, Glas, Kupfer, Zinn in tauſenderlei Formen hergerichtet. Sie fertigte Sublimat, gebrannte, weiße, wächſerne, blaue Schminke, Schönheitswaſſer, Paſten, Schönpfläſterchen, Salben und andere Mittel, die Haut glatt, glänzend und weich zu machen, aus Weinhefen, Affodillwurz, Linſenbaumrinde, Schlangenkraut, Glasſchaum, Agreſt, Moſt, deſtillirt und verſüßt. Sie läuterte die Haut mit Citronenſaft, Turbithwurz, Knochenmark vom Rehbock und Reiher und andern Miſchungen. Sie zog mit Wein wohlriechende Waſſer von Roſen, Pomeranzenblüten, Jasmin, Klee, Geisblatt und pulveriſirten, duftreichen Würznelken ab. Sie braute eine Lauge, um die Haare blond zu färben, aus Weinrebe, Stecheiche, Roggen, Andorn, mit Salpeter, Alaun, Schafgarbe und verſchiedenen andern Beſtandtheilen. Die Schmalze, Salben und Schmieren, die ſie aus dem Fette von Kühen, Bären, Pferden, Kameelen, Schlangen, Kaninchen, Walfiſchen, Reihern, Rohrdommeln, Damhirſchen, wilden Katzen, Dachſen, Eichhörnchen, Igeln und Fiſchottern bereitete, iſt es verdrießlich anzuführen. Es iſt zum Erſtaunen, was für

Kräuter und Wurzeln ſie als Zuthaten zu Bädern auf dem Dache ihres Hauſes aufgehangen hatte: Hauskamille, Rosmarin, Eibiſch, ſchwarzes Frauenhaar, Kornwicke, Blüte vom Flieder und Hederich, Lavendel, caroliniſchen Lorbeer, Roſenſchwamm, Queckenwurz, Blüte vom ägyptiſchen Feigenbaum, Schnabelkraut und Färberröthe. Wie viele Oele ſie für das Geſicht deſtillirte, geht ins Unglaubliche: ſie machte ſie aus Storar, Jasmin, Zitronen, Obſtkernen, Veilchen, Benzoë, Piſtazien, Pinien, Traubenkernen, rothen Bruſtbeeren, Schwarzkümmel, Wolfsbohnen, Platterbſen und den Blatthäutchen des Vogelkrauts. In einem Fläſchchen hatte ſie ein klein wenig Balſam: den hob ſie für die Schmarre auf, die ſie über der Naſe hatte. Den Jungfern half ſie bald mit Blaſe, bald mit der Nadel aus: in einem kleinen Verſchlage hatte ſie eine bunte Schachtel mit ein paar feinen Kürſchnernadeln und gewichſten Faden Seide ſtehen, und Ruhrwurz, Rothholz, Meerzwiebel und Spitzklette aufgehängt; damit that ſie Wunder. Als der franzöſiſche Geſandte hierher kam, brachte ſie ein Mädchen, das er ſich hielt, dreimal als Jungfer an.

Calisto.

Sie könnte das wol hundertmal.

Parmeno.

I, du heiliger Gott, ja! Und ſie ſtand aus chriſtlicher Liebe ſo vielen Waiſen und Verirrten bei, die ſich in ihren Schutz begaben. In einem andern Gemache hatte ſie wieder, womit ſie der Liebe abhalf, oder ſie gegenſeitig einflößte. Als da war: Herzbein vom Hirſche, Viperzungen, Wachtelköpfe, Eſelshirn, Pferdeſchwänze, Helme neugeborner Kinder, mauriſche Bohnen, Meernadeln, Stricke von Gehängten, Epheublüte, Igelſtacheln, Dachsfüße, Farrenkrautſamen, Adlerſteine und tauſend andere Dinge. Viele Männer und Frauen kamen zu ihr und von Einigen begehrte ſie das Brot, das ſie aßen, von Andern ihre Kleider oder ihre Haare; Manchen ſchrieb ſie mit Saffran, Andern mit Zinnober Buchſtaben in die Hand, noch Andern gab ſie Herzen von Wachs, mit abgebrochenen Nadeln beſteckt und allerlei Gegenſtände von Thon und Blei, die erſchrecklich anzuſehen waren. Sie zeichnete Figuren auf den Boden, ſprach Worte dahin …… Ja, wer vermöchte Dir Alles zu ſagen, was die Alte angab, und es war doch nichts als Lug und Trug.

Calisto.

Es iſt ſchon gut, Parmeno; bewahre es mir für eine bequemere Gelegenheit. Ich bin durch Dich zur Genüge gewarnt und weiß es Dir Dank. Halten wir uns nicht länger auf, die Noth drängt zur Eile. Horch! die Begehrte iſt da; ſie wartet länger als ſchicklich. Laß uns gehen, daß ſie nicht böſe wird. Ich fürchte, und die Furcht beſchränkt die Erinnerung, erweckt die Vorſicht. Wohlauf denn, laß uns gehen und zur Sache kommen. Und ich bitte Dich, Parmeno, biſt Du auf Sempronio neidiſch, der mir hierin dient und willfährt, ſo verhindere doch die Hülfe nicht, die er meinem Leben bringt: wenn für ihn ein Wamms davon abfällt, ſoll Dir ein Mantel nicht entgehen. Auch glaube nicht, daß ich Deinen Rath und Deine Warnung geringer als ſeine That und ſeinen Beiſtand achte; ich weiß ja wohl, daß das Geiſtige vorzüglicher als das Leibliche iſt. Dieweil die Thiere körperlich mehr arbeiten als die Menſchen, werden ſie abgewartet und verſorgt; jedoch nicht als Freunde gehalten. Das iſt bei mir der Unterſchied zwiſchen Dir und Sempronio und in der Hinſicht gewähre ich Dir, unter dem Siegel des Geheimniſſes und den Gehorſam vorbehalten, meine Freundſchaft.

Parmeno.

Du thuſt mir Unrecht, Herr, daß Du, wie aus Deinen Verſprechungen und Ermahnungen erhellt, an meiner Dienſtergebenheit und Treue zweifelſt. Wann haſt Du mich ſchon neidiſch geſehen, oder aus Eigennutz und Unwillen Deinen Vortheil vernachläſſigen?

Calisto.

Nimm Du daran kein Aergerniß. Deine gute Aufführung und Sitte macht Dich in meinen Augen gewiß vorzüglicher als Alle, die mir dienen. Da aber in einem ſo wichtigen Falle, in dem es ſich um mein ganzes Wohl und Leben handelt, nothwendig Vorkehrungen zu treffen ſind, ſo denke ich auf alle Ereigniſſe, wenn ich ſchon glauben will, daß Deine guten Sitten auf dem Grunde eines geſunden und natürlichen Verſtandes beruhen, der der Anfang der Klugheit iſt. Und nun laß uns ohne Weiteres dem Heile entgegengehen.

Celestina (draußen).

Es werden Schritte laut; ſie kommen eben herunter. Thu' als ob Du ſie nicht hörteſt, Sempronio; paß auf und laß mich reden, wie es Dir und mir am beſten frommt.

Sempronio (draußen).

So ſprich.

Celestina (draußen).

Aengſtige und peinige mich doch nicht. Dem Betrübten zu viel aufzubürden, iſt das Nämliche, als das hinfällige Thier noch zu ſtacheln. Du fühlſt ja den Kummer Deines Gebieters Caliſto ſo ſehr mit, daß es faſt iſt, als ob er Du, und Du er wäre und die Qual einen und denſelben Gegenſtand hätte. Glaube nur, daß ich nicht hergekommen bin, die Sache unentſchieden zu laſſen: er ſoll entweder ſeine Abſicht erreichen, oder ich will darüber zu Grunde gehen.

Calisto.

Warte, ſtill, horch, Parmeno, was ſie zuſammen reden; laß uns zuſehen, was für uns die Glocke geſchlagen hat. O, Du einziges Weib, wie unwürdig ſind die Güter der Welt, von einem ſo großen Herzen beſeſſen zu werden. O, Du getreuer und wahrhafter Sempronio! Haſt Du geſehen, haſt Du gehört, mein Parmeno? Hab' ich recht? Was meinſt Du, mein Vertrauter, mein Troſt, mein Herzblatt?

Parmeno.

Ich betheure Dir meine Unſchuld wegen des Verdachts und will alſo pflichtgetreu, wie Du es geſtatteſt, reden. Höre mich an und laß Dich von der Leidenſchaft nicht betäuben, von der Hoffnung auf Luſt nicht verblenden. Mäßige Dich und übereile Dich nicht; Viele, die allzu begierig ſind, den Stift zu treffen, verfehlen ſelbſt das Weiſe. Wie jung ich auch noch bin, habe ich doch ſchon genug geſehen, und Begriffe, wie Anſchauungen von vielen Dingen geben Erfahrung. Weil die Dich die Treppe herunter kommen hören oder ſehen, ſprechen ſie nur zum Schein ſo wie ſie gethan haben, obwol Du auf ihre falſchen Worte das Ziel Deiner Wünſche pflanzeſt.

Sempronio (draußen).

Celeſtina, was da Parmeno ſagt, klingt verderblich.

Celestina (draußen).

Schweig Du ſtill! Woher der Eſel gekommen iſt, wird, bei meiner Treue, auch der Sattel kommen. Ueberlaß mir Parmeno, ich will ihn ſchon zu dem Unſern machen. Wir müſſen freilich auch mit ihm theilen, was wir erhaſchen, denn ein Gut, das nicht mitgetheilt wird, iſt kein Gut. Wir wollen Alle gewinnen, wir wollen Alle mit einander theilen, wir wollen uns Alle freuen. Ich will ihn Dir ſo zahm und kirre machen, daß er das Brot aus der Hand frißt und wir unſererſeits, dann Einer für Alle, oder ſowie man ſagt, Alle gegen Einen ſtehen.

Calisto.

Sempronio!

Sempronio (draußen).

Herr!

Calisto.

Was thuſt Du, Schlüſſel meines Lebens? Mach' auf, Parmeno; ſchon da ich ſie erblicke, bin ich geſund und lebe auf. Sieh die Erſcheinung der ehrwürdigen Perſon. Man erkennt den innern Werth doch meiſt gleich an der Geſichtsbildung. O, tugendhaftes Alter! O, veraltete Tugend! O, glorreiche Hoffnung meines erwünſchten Zieles! O, Ziel meiner lieblichſten Hoffnung! O, Heil meiner Leidenſchaft, Abhülfe meiner Qual, Wiedergeburt meines Selbſt, Beſeelung meines Lebens, Auferſtehung meines Todes! Ich ſehne mich, zu Dir zu gelangen und verlange, dieſe hülfreichen Hände zu küſſen. Der Unwerth meiner Perſon läßt es nicht zu. Von hinnen bete ich die Erde an, die Du betrittſt, und küſſe ſie aus Verehrung vor Dir.

(Celeſtina und Sempronio treten ein.)

Celestina (bei Seite).

Sempronio, von ſo was ſoll ich leben. Die Knochen, die ich abgenagt habe, will mir Dein einfältiger Herr zu eſſen geben. Ich habe es aber anders vor; wenn es dazu kommt, wird er wol ſehen, wie. Sage ihm, daß er den Mund zuthun und anfangen ſoll, den Beutel aufzuthun; denn ich zweifle noch an den Werken, wie viel mehr nicht an den Worten. Ohe! laß dich ſtriegeln, lahmer Eſel, du mußteſt früher aufſtehen.

Parmeno.

O wehe den Ohren, die ſo was hören! Wer Verlornem nachſtrebt, iſt verloren. Unglückſeliger, gebeugter, blinder Caliſto! der Du den allerälteſten Erdkloß von der Welt anbeteſt, den Dein Fuß je an dem allerliederlichſten Orte betreten konnte. Es iſt aus mit Dir, Du biſt überwunden, gefallen; unfähig, errettet, berathen oder unterſtützt zu werden.

Calisto.

Was ſagt die Mama? Sie denkt wol gar, ich will ſie mit Worten, anſtatt mit Werken ablohnen?

Sempronio.

So kommt es mir vor.

Calisto.

So folge mir denn; zieh die Schlüſſel ab; ich will ihr die Zweifel benehmen.

Sempronio.

Du wirſt wohl daran thun, und alſo gehen wir gleich. Man muß weder das Unkraut in dem Korne, noch den Argwohn in den Herzen der Freunde wachſen laſſen, ſondern es alsbald mit der Gäthacke guter Werke ausſäubern.

Calisto.

Du ſprichſt klug; komm und laß uns nicht zögern.
(Beide ab.)

Celestina.

Ich freue mich, Parmeno, Dir gelegentlich meine Liebe zu Dir und den Einfluß zu erkennen zu geben, den Du auf meinen Unwerth haſt; denn ich ſage Unwerth wegen Deſſen, was ich Dich ſagen hörte, und mache mir nichts daraus, da die Tugend uns ermahnt, Verſuchungen zu erdulden und zumal in dem Falle nicht Böſes mit Böſem zu vergelten, wo junge, nicht ſehr weltkluge Leute unſere Gegner ſind, die durch eine alberne Treue ſich und ihre Herren, ſowie Du jetzt Caliſto, zu Grunde richten. Ich habe Dich recht wohl gehört und glaube nicht, daß mein Alter mit den andern Sinnen das Gehör verloren habe. Ich höre und verſtehe nicht allein was ich ſehe, ſondern durchdringe mit dem innern Auge auch das Innere. Du mußt alſo wiſſen, Parmeno, daß Caliſto in Liebe verfallen iſt, und ſollſt ihn deshalb nicht gering ſchätzen, da die gottloſe Liebe ſich ja Alles unterwirft. Vielmehr bedenke, wenn Du es noch nicht thateſt, wie wahr die zwei Schlüſſe ſind: daß erſtens der Mann nothwendigerweiſe das Weib, wie das Weib den Mann lieben muß, und dann, daß der wahrhaft Liebende auch nothwendigerweiſe durch die Süßigkeit des höchſten Genuſſes außer ſich geräth, den der Schöpfer aller Dinge, zur Fortpflanzung des Menſchengeſchlechtes, das ohne ihn ausſterben würde, gewährt hat. Und nicht blos das menſchliche Geſchlecht betrifft dieſe Regel, ſondern auch die Fiſche, vierfüßigen Thiere, Vögel, Gewürme und im Pflanzenreiche einige Gewächſe, wofern ſie ſich in geringem Raumabſtande unbehindert bei einander befinden, indem die Bauern und Kräuterkenner es ſo auslegen, daß ſie männlich und weiblich ſeien. Was ſagſt Du dazu, Parmeno? Du Närrchen, Tröpfchen, Engelchen, Perlchen, Pinſelchen, kleines Wölfchen in der Wolluſt? Komm her zu mir, Du Lotterbübchen, Du verſtehſt nichts von der Welt und ihren Freuden. Wie alt ich auch bin, möchte ich doch vor Liebe platzen, wenn Du mir nahe kommſt. Deine Stimme iſt heiſer, Dein Bart ſproßt ....

Parmeno.

Hi, hi, hi!

Celestina.

Du lachſt noch gar, Du böſes Peſtbeulchen?

Parmeno.

Still, Mutter, ſchilt mich nicht und halte mich nicht, wie jung ich auch bin, für einen Tölpel. Ich liebe Caliſto, weil ich ihm Treue dafür ſchulde, daß er mich ernährt, mir wohlthut, und mich gut behandelt und in Ehren hält. Das iſt die ſtärkſte Kette, die die Liebe des Dieners an den Dienſt des Herrn befeſtigt, gleichwie das Gegentheil trennt. Ich ſehe, daß er verloren iſt, da es eben nichts Schlimmeres gibt, als ohne Hoffnung auf einen guten Ausgang unſern Begierden zu fröhnen, und er zumal ſeinen ſo ſchwierigen und bedenklichen Handel durch die nichtigen Rathſchläge und albernen Reden des Dummkopfs Sempronio zu fördern meint, was ſo viel iſt, als Waſſer mit einem Siebe ſchöpfen zu wollen. Ich kann es nicht ertragen, ich ſage es und weine.

Celestina.

Bedenkſt Du nicht, Parmeno, daß es Einfalt und Albernheit iſt, zu beweinen, was Thränen nicht wieder gut machen.

Parmeno

Das iſt ja eben, was ich beweine; wenn es möglich wäre, meinem Herrn mit Weinen Hülfe zu bringen, würde meine Freude über ſolche Hoffnung ſo groß ſein, daß ich vor Luſt nicht weinen könnte. Nachdem aber ſo ſchon alle Hoffnung verloren iſt, verliere ich die Heiterkeit und weine.

Celestina.

Du beweinſt vergebens, was Du weder durch Weinen hindern kannſt, noch Dir ſelbſt einbilden wirſt, zu beſſern. Iſt das nicht auch ſchon Andern begegnet, Parmeno?

Parmeno.

Ja, ich möchte aber nicht gern, daß mein Herr leidend wäre.

Celestina.

Er iſt es nicht; und wenn er auch leidend wäre, könnte er doch wieder geheilt werden.

Parmeno.

Ich kümmere mich nicht um Das, was Du ſagſt. Bei Gutem iſt die That beſſer als das Vermögen, bei Böſem das Vermögen beſſer als die That. Es iſt alſo beſſer, man iſt geſund, als daß man es ſein könnte; beſſer, man könnte leiden, als daß man in der That krank iſt. Ja, darum iſt man mit der Fähigkeit zum Böſen immer beſſer daran als mit deſſen Wirkung.

Celestina.

O, über den Böſewicht! als ob man ihn nicht beſſer verſtände. Du fühlſt ſeine Krankheit nicht? Was haſt Du bisher geſagt? Worüber klagſt Du? Du ſcherzeſt d'rum, oder ſagſt das Falſche als Wahrheit und glaubſt, was Du wünſcheſt, denn er iſt in der That krank und ſein Geſunden liegt in der Hand der armen Alten.

Parmeno.

Hexe, füge noch hinzu.

Celestina.

Daß Dich das Schandleben! Du Böſewicht. Wie biſt Du ſo frech?

Parmeno.

Weil ich Dich kenne.

Celestina.

Wer biſt Du denn?

Parmeno.

Wer? Parmeno, Deines Gevatters Alberto Sohn, der einige Zeit bei Dir war. Meine Mutter gab mich zu Dir, als Du noch unweit des Fluſſes bei den Gerbereien wohnteſt.

Celestina.

Jeſus, Jeſus, Jeſus! So biſt Du Parmeno, Claudina's Sohn?

Parmeno.

Meiner Treu, der bin ich.

Celestina.

J, ſo verzehre Dich das hölliſche Feuer, wenn Deine Mutter nicht eben ſo gut eine alte Hexe war als ich! Was verfolgſt Du mich d'rum, Parmenochen? Aber iſt er es denn auch? Bei den Heiligen Gottes! ja, er iſt es. Tritt näher zu mir, komm heran. Ich habe Dich wol tauſendmal auf dieſer Welt abgepeitſcht und abgehauen und eben ſo oft abgeküßt. Erinnerſt Du Dich noch, wie Du zu meinen Füßen ſchlieſſt, kleines Närrchen?

Parmeno.

Mein Seel, ja; obwol ich noch ein Kind war, zogſt Du mich doch einigemal zu dem Kopfkiſſen empor und drückteſt mich an Dich, der ich aber entfloh, da Du wie eine alte Frau rochſt.

Celestina.

Daß Dich die Peſt! Wie der Unverſchämte ſo was ſagen kann. Aber Scherz und Spielerei bei Seite, höre mich jetzt an, mein Sohn und merke auf: zu einem andern Zwecke hat man mich beſchieden, zu einem andern bin ich gekommen, und, wie fremd ich auch gegen Dich gethan habe, biſt Du eben die Veranlaſſung. Du weißt ja wohl, wie Deine Mutter, die Gott ſelig habe, Dich mir noch bei Lebzeiten Deines Vaters gab. Du kamſt von mir fort, und nun hatte er keine andere Sorge mehr als die Ungewißheit über Dich und Dein Schickſal. Er brachte wegen dieſer Entfernung ſogar mehrere Jahre ſeines Alters in Leiden und Bekümmerniß hin, und zur Zeit, da er aus dem Leben ſchied, ſchickte er nach mir, der er Dich insgeheim befahl, und ſagte mir, ohne einen andern Zeugen als Den, der Zeuge alles Thuns und Denkens iſt und die Herzen und Gemüther erforſcht, und den er zwiſchen ſich und mich ſtellte: ich ſollte Dich aufſuchen, mich Deiner annehmen und Dich ſchützen, und wenn Du in ſo erwachſenem Alter wäreſt, daß Du in Deinem Leben Maß und Ziel zu halten wüßteſt, Dir entdecken, wo er im Verborgenen eine ſolche Menge Gold und Silber hinterlaſſen habe, daß es das Vermögen Deines Herrn Caliſto überſteige. Ich ſagte es ihm zu, und er ging mit meinem Verſprechen zur Ruhe ein. Den Todten muß man aber noch mehr Wort als den Lebenden halten, weil ſie nichts für ſich thun können. Was für Zeit und Geld habe ich da nicht verloren, Dich aufzuſpüren und Dir nachzuſtellen, bis es jetzt endlich Dem gefiel, der für Alles Sorge trägt und gerechte Bitten erfüllt, wie fromme Werke begünſtigt, daß ich Dich hier finden ſollte, wo ich nur erſt ſeit drei Tagen weiß, daß Du wohnſt. Ich habe es ganz gewiß mit Schmerz empfunden, daß Du ſo weit herumgeirrt und gewandert biſt und weder Nutzen davon gehabt, noch Verwandte und Freunde gewonnen haſt. Denn, wie Seneca ſagt, haben ja Pilger viele Herbergen, aber wenig Freunde, weil man in kurzer Zeit mit Niemand Freundſchaft ſtiften kann. Wer eben allerwärts iſt, iſt nirgend; dem Körper kann die Nahrung nicht gedeihen, der ſie wieder ausſpeit, indem er ſie genießt; es iſt der Geſundheit nichts ſchädlicher als Verſchiedenheit, Abwechſelung und Mannichfaltigkeit der Speiſen; die Wunde kommt niemals zum Verharſchen, bei der man allzu viele Heilmittel anwendet; auch kommt die Pflanze nicht auf, die man immerfort verpflanzt; und gibt es keine noch ſo nützliche Sache, die ſchon nützte, indem ſie einträfe. Darum, mein Sohn, gib das Ungeſtüm der Jugend auf und ſetze Dein Vertrauen in irgend Etwas, indem Du, den guten Lehren Deiner Eltern gemäß, Vernunft annimmſt. Worein könnteſt Du es aber beſſer ſetzen als in mein Wohlwollen, mein Gemüth, meinen Rath, der Deine Eltern Dich anvertrauten? Und gleich als Deine wahrhafte Mutter, ſage ich Dir, unter den Verwünſchungen, die Deine Eltern Dir androhten, wenn Du mir ungehorſam wäreſt, daß Du Dich einſtweilen geduldeſt und dieſem Deinen jetzigen Herrn dienſt, bis ich Dir ein Anderes rathe. Verſteht ſich, nicht etwa mit alberner Treue, indem Du ſo Vergänglichem, wie Herrſchaften heutzutage ſind, Beſtändigkeit zu verleihen ſtrebſt. Sondern Du mußt Dir Freunde zu machen ſuchen, weil das was Dauerbares iſt, feſt an ihnen halten, Deine Zeit nicht verlieren, nichts auf die eitlen Verſprechungen der Herren geben, die mit nichtigen und leeren Zuſagen das Mark ihrer Diener ausdörren, wie die Blutegel das Blut ausſaugen, undankbar ſind, kränken, Dienſte vergeſſen und Belohnung vorenthalten. Wehe Dem, der am Hofe alt wird! Es iſt damit, wie mit dem Teiche Betheſta; von Hunderten, die hineingingen, genas Einer. Heutiges Tages lieben die Herren mehr ſich als die Ihrigen; und ſie haben Recht: die Ihrigen müſſen es nur ebenſo machen. Es iſt aus mit Gnaden und Großmuth und edlen Thaten. Jeder von ihnen betreibt ſeinen Vortheil gegen die Seinen auf ängſtliche und knauſerige Weiſe; ſie ſollen darum, daß ſie geringere Fähigkeiten haben, nicht weniger thun, ſondern ganz nach ihrer Willkür leben. Ich ſpreche ſo, mein Sohn Parmeno, weil Dein Herr mir, was man ſagt, ein Leutebeſchwatzer ſcheint, der von Allen, ohne daß es ihn was koſtet, Nutzen ziehen will. Glaube mir und ſiehe wohl zu, daß Du Dir zu Hauſe Freunde machſt, die das Allerſchätzbarſte in der Welt ſind. Mit ihm, bilde Dir nicht ein, daß Du Freundſchaft halten kannſt, denn das geſchieht bei ſolcher Verſchiedenheit des Standes oder der Verhältniſſe nur ſeltene Male. Die Gelegenheit iſt, wie Du weißt, geboten, daß uns Allen geholfen werde und daß Du gegenwärtig Deine Umſtände verbeſſerſt: Das, wovon ich Dir geſagt habe, bleibt Dir für ſeine Zeit immer aufbewahrt, und es wird Dich genugſam fördern, Sempronio's Freund zu ſein.

Parmeno.

Ich zittere über und über über Das, was ich von Dir vernehme, Celeſtina; ich weiß nicht, was ich thun ſoll, ich bin beſtürzt. Einerſeits betrachte ich Dich als meine Mutter, andererſeits iſt Caliſto mein Herr. Nach Reichthum verlange ich; aber wer ſchmählicherweiſe emporkommt, fällt noch ſchneller als er ſtieg. Ich mag nicht übelerworbenes Gut.

Celestina.

Aber ich: ob mit Schande, ob mit Ehren, wenn ſich Hab und Gut nur mehren.

Parmeno.

Da ich auf dieſe Art nicht zufrieden leben würde, ſo halte ich eine frohe Armuth für etwas Ehrſames, und ſage Dir überdies, daß nicht Diejenigen, die wenig haben, ſondern die viel wünſchen, arm ſind. Sage Du deshalb was Du willſt, ich glaube Dir doch nicht. Ich ginge durch das Leben gern ohne Neid, durch Wildniſſe und Einöden ohne Furcht, hätte den Schlaf gern ohne Schrecken, ließe gern Beleidigungen ohne Erwiederung, erlitte die Gewalt gern ohne Schimpf, den Zwang mit Widerſtand.

Celestina.

O, Sohn, ſie ſagen ganz recht, daß die Klugheit nur beim Alter weilt: Du biſt noch äußerſt jung.

Parmeno.

Eine fromme Armuth iſt weit zuverläſſiger.

Celestina.

Sprich lieber wie Maro, daß das Glück dem Kühnen beiſteht. Und außerdem, wer da Güter im Staate hat, möchte ohne Freunde leben wollen? Du haſt nun, gottlob, Güter und weißt nicht, daß Du Freunde nöthig haſt, ſie zu erhalten? Denke nicht, daß Deine Vertraulichkeit mit dieſem Herrn Dich ſicher ſtellt; je größer das Glück iſt, deſto unſicherer, darum ſind die Hülfe im Unglück Freunde. Wie kannſt Du Dir den Zugehörigen beſſer erwerben, als wenn die drei Mittel zur Freundſchaft zuſammen kommen: durch Wohlfahrt, Vortheil und Vergnügen? Was die Wohlfahrt anlangt, ſo betrachte, wie Sempronio's Neigung der Deinigen entſpricht und wie ſehr Du mit ihm in der Tugend übereinſtimmſt. Des Vortheils wegen liegt es auf der Hand, ob ihr einig ſeid. Mit dem Vergnügen iſt es auch das nehmliche, da ihr in dem Alter ſteht, das bereit zu jeder Gattung von Ergötzen iſt, in dem die jungen Leute mehr als die alten ſich vereinigen; das will ſagen, um zu ſpielen, ſich zu putzen, zu ſcherzen, zu eſſen und zu trinken, gemeinſam der Liebe zu fröhnen. O, Parmeno! was für ein Leben könnten wir, wenn Du wollteſt, genießen. Sempronio liebt Elicien, Areuſa's Muhme.

Parmeno.

Areuſa's?

Celestina.

Areuſa's.

Parmeno.

Areuſa's, der Tochter Eliſeo's?

Celestina.

Areuſa's, der Tochter Eliſeo's.

Parmeno.

Gewiß?

Celestina.

Gewiß.

Parmeno.

Das iſt ein blaues Wunder.

Celestina.

Gefällt ſie Dir wohl?

Parmeno.

Nichts ausbündiger.

Celestina.

Suchſt Du Dein gutes Glück, ſo ſteht hier Jemand, der es Dir zuführen will.

Parmeno.

Bei meiner Seele, Mama, ich glaube Niemand.

Celestina.

Es iſt übertrieben, Allen, gefehlt, Niemandem zu glauben.

Parmeno.

Ich ſage, ich glaube Dir wol; wage es aber nicht. Laß mich.

Celestina.

Armſeliger! Wie ſchwachen Herzens iſt, wer das Gute nicht erträgt. Gibt Gott Einem Bohnen, der keine Kinnladen hat? O, Tropf! Du wirſt ſagen, wo der geringſte Verſtand ſei, ſei das größte Glück und die kleinſte Ausſicht, wo die meiſte Einſicht: bloße Zufälligkeiten.

Parmeno.

O, Celeſtina! ich habe von meinen Vorgeſetzten gehört, daß ein Beiſpiel von Ausſchweifung oder Geiz viel Böſes ſtiftet und der Menſch mit Denen umgehen, die ihn beſſern, und von Denen laſſen ſoll, die er zu beſſern meint. Alſo wird Sempronio mit ſeinem Beiſpiele mich nicht beſſern und ich von ſeinem Laſter ihn nicht heilen. Geſetzt aber, ich neigte mich zu Dem, wovon Du ſagſt, ſo wünſchte ich deſſen allein bewußt zu ſein, auf daß ſo wenigſtens des Beiſpiels wegen die Sünde geheim bliebe. Wenn, von der Luſt beſiegt, der Menſch der Tugend entgegen handelt, vergehe er ſich doch nicht an der Redlichkeit.

Celestina.

Du ſprichſt unverſtändig, denn es gibt ohne Gemeinſchaft keine Freude am Beſitz. Ziehe Dich alſo nicht zurück und erbittere Dich, die Natur flieht die Trauer und liebt das Vergängliche. Das Vergnügen unter Freunden beſteht in ſinnlichen Dingen und beſonders im Wiedererzählen und Mittheilen von Liebeshändeln: Ich that das, ſo ſagte mir Jener, den Scherz ließen wir ausgehen, ſo faßte ich ſie, ſo küßte ich ſie, ſo biß ſie mich, ſo umarmte ich ſie, ſo ſchmiegte ſie ſich an. O, welche Stimme, welche Anmuth, welche Tändeleien, welche Küſſe! Gehen wir dahin, kehren wir hierher zurück, muſiciren wir, witzeln wir, ſingen wir Lieder, treiben wir Poſſen, turniren wir. Was für einen Helmſchmuck, oder welche Chiffer wählen wir? Jetzt geht ſie in die Meſſe, morgen geht ſie aus, ziehen wir durch ihre Straße, da iſt ihr Brief, laßt uns zu Nacht hingehen, halte mir die Leiter, bewache die Thür, wo warſt Du hin? gib auf den Hahnrei acht, verlaſſe ſie, fang noch einmal an, gehen wir wieder hin. Gibt es darum wol Genuß ohne Geſelligkeit, Parmeno? Wahrlich, wahrlich, wer kann, ſpielt auf: das iſt die wahre Luſt, auf die ſich die Eſel auf der Weide am beſten verſtehen.

Parmeno.

Ich möchte nicht, Mutter, Du verlockteſt mich durch wollüſtige Vorſtellungen zu einer Entſchließung, ſowie Diejenigen thaten, die vernünftiger Beweggründe ermangelnd, in ſüße Ketzerei gehüllte Sekten nach Willkür ſtifteten, um darin den Sinn der Schwachen zu befangen und zu feſſeln, und die Augen der Vernunft mit dem Pulver angenehmer Affecten blendeten.

Celestina.

Was iſt Vernunft, Du Narr? Was ſind Affekten, Du junger Eſel? Die Discretion, die Du nicht haſt, beſtimmt ſie; über der Discretion ſteht die Klugheit; die Klugheit kann nicht beſtehen ohne Erfahrungen; die Erfahrenheit kann nirgend größer ſein als bei alten Leuten; wir älteren Leute werden Eltern genannt; und gute Eltern berathen ihre Kinder wohl: ſowie ich insbeſondere Dich, deſſen Leben und Ehre mir mehr angelegen iſt als die meinige. Wann vergiltſt Du mir das nun, da man Eltern und Lehrern nimmer gleiche Dienſte erweiſen kann?

Parmeno.

Desungeachtet, Mutter, trage ich große Scheu, einen zweideutigen Rath anzunehmen.

Celestina.

Du willſt es nicht? Nun, ſo will ich Dir ſagen, was der Weiſe ſpricht: Der Mann, der hartnäckig Den geringſchätzt, der ihn ſchilt, wird jach zu Falle kommen und in keiner Weiſe wieder geſunden. Und damit ſage ich mich, Parmeno, von Dir und dieſem Handel los.

Parmeno.

Die Mama iſt gar erboſt, und ich bin wegen ihres Rathes zweifelhaft: es iſt ein Fehler, Nichts, und Unrecht, Alles zu glauben; wiewol menſchlich, da zu vertrauen, wo Gewinn verſprochen wird und aus der Liebe überdies Vortheil erfolgen kann. Auch habe ich gehört, daß der Menſch ſeinen Eltern glauben ſoll. Was rathet ſie mir denn eigentlich? Friede mit Sempronio: Frieden ſoll man nicht ablehnen; glücklich zu preiſen ſind die Friedfertigen, ſie werden Kinder Gottes genannt werden. Liebe ſoll man nicht verweigern, ſo wenig, wie Barmherzigkeit gegen Brüder. Antheil ſtoßen Wenige von ſich; darum will ich ihr willfahren und hören. Der Meiſter muß der Unwiſſenheit des Schülers nicht zürnen, Mutter, denn nur ſeltene Male und nicht an vielen Orten läßt ſich die ihrer Natur nach zwar mittheilbare Wiſſenſchaft einflößen. Deshalb vergib mir und rede mir zu; ich will Dich nicht allein anhören und Dir glauben, ſondern auch als eine abſonderliche Gunſt Deinen Rath annehmen. Danke mir nicht dafür; Lob und Preis für die That gebührt vielmehr dem Geber als dem Begabten. Befiehl alſo; vor Deinem Befehle beugt ſich meine Einwilligung.

Celestina.

Irren iſt menſchlich, nicht Vernunft annehmen, thieriſch. Darum freue ich mich, Parmeno, daß Du die düſteren Vorhänge Deiner Augen geſäubert und die Einſicht, Klugheit und ſcharfe Urtheilskraft Deines Vaters bewährt haſt, deſſen ſoeben meinem Andenken vorſchwebende Perſon die liebevollen Augen rührt, aus denen Du ſo überreichliche Thränen ſtrömen ſiehſt. Mitunter verfocht er wol ſeltſame Dinge, ſo wie Du; er kehrte aber gleich wieder in das Geleis zurück. Bei Gott und meiner armen Seele! nehme ich jetzt an, wie hartnäckig Du geweſen und von der Wahrheit doch überzeugt worden biſt, ſo iſt es mir nicht anders, als ob er leibhaftig vor mir ſtände. O, über das Weſen! über den Leibesſegen! über das ehrwürdige Angeſicht! Aber ſtill! Caliſto naht mit Deinem neuen Freunde, Sempronio, deſſen Verſtändigung mit Dir ich einer ſchicklichern Zeit anheimſtelle; wenn Zwei eines Herzens leben, ſind ſie fähiger Etwas zu thun und einzuſehen.

(Caliſto und Sempronio kommen wieder.)

Calisto.

Meine Misgeſchicke angeſehen, ſchwebe ich in Zweifel, ob ich Dich noch am Leben finden werde; indeſſen, meine Sehnſucht angeſehen, iſt es noch wunderbarer, wenn ich lebend wiederkehre. Nimm die ärmliche Gabe Deſſen hin, der Dir damit das Leben anbietet.

Celestina.

Gleichwie, wenn ſelbſt das feinſte Gold von der Hand eines ausgezeichneten Künſtlers verarbeitet wird, die Arbeit noch werthvoller iſt als der Stoff; alſo übertrifft die gute Art und Weiſe Deiner Freigebigkeit Deine prächtige Gabe, und ohne Zweifel hat Dein ſchnelles Geben doppelten Erfolg, da das Geben, das zaudert, das Verſprechen zu verleugnen und die verſprochene Gabe zu bereuen ſcheint.

Parmeno (bei Seite).

Was gab er ihr, Sempronio?

Sempronio (bei Seite).

Hundert Goldſtücke.

Parmeno (bei Seite).

Hi, hi, hi!

Sempronio (bei Seite).

Sprach die Mama mit Dir?

Parmeno (bei Seite).

Schweig ſtille, ja.

empronio (bei Seite).

Nun, und wie ſteht es mit uns?

Parmeno (bei Seite).

Obwol ich noch ganz erſtaunt bin: wie Du willſt.

Sempronio (bei Seite).

Laß das nur gut ſein; ich will machen, daß Du noch zweimal mehr erſtaunſt.

Parmeno (bei Seite).

Ach, Gott! es gibt doch keine ſchlimmere Peſt als der zu ſchaden aufgelegte Feind im Hauſe.

Caliſto.

Geh' Du jetzt hin, und berathe Dein Haus, Mama, und alsdann komm und berathe ungeſäumt das meinige.

Celeſtina.

Gott ſei mit Dir!

Caliſto.

Und behüte Dich!

Zweiter Akt.

Caliſto. Parmeno. Sempronio.

In Caliſto's Zimmer.

Calisto.

Ich habe der Alten hundert Thaler gegeben, Leute, war das recht?

Sempronio.

Ei, ob es recht war! Nicht allein, daß Du Dir ſo das Leben retteteſt, Du legteſt auch noch große Ehre damit ein. Warum iſt denn das Glück förderſam und günſtig als um der Ehre zu dienen, die das höchſte weltliche Gut iſt? Sie iſt der Sold und Lohn der Tugend und wir erbieten ſie Gott, weil wir ihm nichts Höheres als ſie darzubringen haben, die zumeiſt in der Freigebigkeit und Freimüthigkeit beſteht. Geizig verhehlte Schätze verdunkeln und verlieren ſie, Pracht und Freigebigkeit erwerben und erhöhen ſie. Was nützt es, zu beſitzen, was man ſich enthält zu nützen? Ich verſichere Dich, daß der Gebrauch des Reichthums beſſer iſt als der Beſitz. Wie rühmlich iſt doch das Geben, wie erbärmlich das Empfangen! Um ſo viel beſſer das Thun als das Laſſen iſt, iſt der Geber edler als der Empfänger. Unter den Elementen iſt das Feuer das edlere, weil es das thätigſte und es nimmt in den Sphären einen höhern Rang ein. Zwar meinen Einige, daß der Adel ein Preis ſei, der von den Verdienſten und dem Alterthume der Vorfahren herrühre; ich ſage aber, daß Dich niemals fremdes Licht erleuchten wird, wenn Du keines in Dir haſt. Darum halte nichts auf die Erlauchtheit Deines Vaters, wie herrlich er auch war, ſondern allein auf die Deinige; ſo erlangt man die Ehre, das höchſte Gut außerhalb des Menſchen, deſſen nicht der Böſe, ſondern wohl der Gute und ſowie Du vollkommen Tugendhafte würdig iſt. Auch ſage ich Dir, daß die vollkommene Tugend nicht erläßt, mit gebührender Ehre ausgeübt zu werden, und deshalb freue Dich, ſo großmüthig und freigebig geweſen zu ſein, und befolge meinen Rath: geh wieder in Deine Kammer und ruhe Dich aus, da Du Deine Sache in ſolche Hände gelegt haſt. Du magſt Dich, da der Anfang ſo gut geht, ihretwegen für verſichert halten, daß das Ende noch beſſer ſein wird. Nun laß uns aber auf der Stelle gehen, denn ich habe über dieſe Angelegenheit weiter mit Dir zu reden.

Caliſto.

Es ſcheint mir nicht rathſam, Sempronio, daß ich begleitet bliebe und ſie nach der Abhülfe meiner Noth allein gehen ließe. Es iſt beſſer, Du gehſt mit ihr und treibſt ſie an. Wie Du weißt, hangt von ihrem Eifer mein Heil, von ihrer Läſſigkeit meine Pein, von ihrem Vergeſſen mein Verzweifeln ab. Du biſt klug, ich glaube, treu, ich halte Dich für einen guten Diener: mache, daß ſie ſchon an Deinem Anblicke den Kummer, den ich erdulde, ſowie das Feuer ermißt, das mich quält, und deſſen Glut, da ſie meine Zunge und meine Sinne gefeſſelt und gefangen hält, die Urſache iſt, daß ich ihr noch nicht das Drittheil meines geheimen Uebels offenbaren konnte. Als einen von der Leidenſchaft freien Mann behindert Dich Nichts, ohne alle Einſchränkung mit ihr zu reden.

Sempronio.

Ich möchte gehen, Dein Gebot zu vollbringen, ich möchte bleiben, Deine Noth zu lindern, Herr. Deine Qual treibt mich an, Deine Einſamkeit hält mich zurück. Ich will mich beim Gehorſam berathen, das heißt gehen und der Alten zuſetzen. Wie kann ich aber gehen, wenn ich ſehe, daß Du, allein, wie ein Menſch, der von Sinnen iſt, irre redeſt? ſeufzeſt, ſtöhnſt, übeldeuteſt, Dich am Traurigen erfreuſt, nach der Einſamkeit verlangſt, neue Arten von Gedankenpein aufſuchſt? daß Du, damit fortfahrend, dem Tode oder Wahnwitz nicht entgehen kannſt, es müßte denn immer Jemand Dich begleiten, der Dir etwas Luſtiges vormachte oder vorplauderte, heitere Weiſen vorſpielte, Romanzen verſänge, Geſchichten erzählte, Witze riſſe, Klatſchereien zutrüge, mit Dir Karten ſpielte und Worte wechſelte; kurz, jeden angenehmen Zeitvertreib aufzuſuchen verſtände, um Deine Gedanken nicht in die nachtheiligen Verirrungen übergreifen zu laſſen, zu denen jene Dame Dich mit dem entſcheidenden Eintritt Deiner Liebe aufregte.

Calisto.

Ei, Du Thor! weißt Du nicht, daß es das Weh lindert, die Urſache zu beweinen? wie ſüß es den Betrübten iſt, über ihre Leiden zu klagen? welche Seligkeit muthloſes Seufzen mit ſich bringt? wie ſehr weinendes Stöhnen den Schmerz erleichtert und mindert? Wie viele Tröſtungen auch niedergeſchrieben werden, ſie beſagen nichts Anderes.

Sempronio.

Lies nur weiter, wende das Blatt um, ſo wirſt Du finden, was ſie beſagen: daß es eben ſo thöricht iſt, Anlaß zur Betrübniß zu ſuchen, als der Witterung zu trauen. Jener Macias, der Abgott der Liebenden, klagt über das Vergeſſen nur, weil er ſelbſt nicht vergaß. Die Qual der Liebe beruht in Betrachtungen über ſie, ihre Erholung im

Vergeſſen. Löcke nicht wider den Stachel: ſtelle Dich heiter und getröſtet, und Du wirſt es werden. Viele Male zieht die Meinung die Dinge wohin ſie will, nicht um die Wahrheit zu beeinträchtigen, ſondern um unſer Verlangen zu mäßigen und unſer Urtheil zu leiten.

Calisto.

Da Du meine Einſamkeit ſo mitfühlſt, Freund Sempronio, ſo rufe Parmeno, daß er bei mir bleibe. Auch ſei mir nur fortan ſo treu wie gewöhnlich, in dem Dienſte des Knechts beruht der Lohn des Herrn.

Sempronio.

Parmeno!

Parmeno.

Hier bin ich, Herr!

Calisto.

Ich nicht, da ich Dich nicht ſah. Laß nicht ab von ihr, Sempronio; vergiß mich nicht und geh mit Gott. Du, Parmeno, was hältſt Du von dem, was heute geſchehen iſt? Meine Pein iſt groß, Melibea hochmüthig, Celeſtina eine tüchtige und erfahrene Kennerin ſolcher Händel. Wir können nicht irren. Du haſt es mir mit all Deiner Feindſeligkeit bewieſen. Ich glaube Dir, denn die Gewalt der Wahrheit iſt ſo groß, daß ſie ſich ſelbſt die Zungen ihrer Feinde dienſtbar macht. Da es ſich aber alſo verhält, will ich ihr lieber hundert als wem anders fünf Thaler geben.

Parmeno.

Was meinſt Du? (Bei Seite) Wir müſſen es beklagen; zu Hauſe wird es um dieſer Freigebigkeit willen Faſten geben.

Calisto.

Da ich um Dein Gutachten bitte, ſo ſei mir willfährig, Parmeno. Du ſollteſt bei der Antwort nicht ſo den Kopf hängen laſſen; indem aber der Neid trübſelig und die Betrübniß ſprachlos iſt, vermag ihr Einfluß über Dich mehr als die Furcht vor mir und mein Gebot. Was meinteſt Du, Langweiliger?

Parmeno.

Ich meine, Herr, Deine Freigebigkeit würde, wenn Du Melibeen Geſchenke machteſt und Dienſte leiſteteſt, beſſer angebracht ſein, als indem Du Die beſoldeſt, mit der ich mehr als zu wohl bekannt bin. Was das Allerſchlimmſte iſt, ergibſt Du Dich ihr gar zum Gefangenen.

Calisto.

Wie ſo, Du Narr, zum Gefangenen?

Parmeno.

Weil Du Deine Freiheit Dem ergibſt, dem Du Dein Geheimniß anvertrauſt.

Calisto.

Du Tropf gibſt auch Dein Wort dazu; Du ſollſt aber wiſſen, daß wenn ein ſo großer Unterſchied zwiſchen dem Bittenden und dem Gebetenen, ſowol wegen des Ernſtes des Gehorſams als der Hoheit des Standes und der Sprödigkeit des Geſchlechts, wie zwiſchen meiner Gebieterin und mir beſteht, ein Unterhändler oder Kuppler nöthig iſt, der meine Botſchaft von Hand zu Hand bis zu ihr fördere, die ich wol kein zweites Mal werde ſprechen dürfen. Und da dem alſo iſt, ſage mir, ob Du das Geſchehene gut heißeſt?

Parmeno (bei Seite).

Heiße es der Teufel gut.

Calisto.

Was ſagſt Du?

Parmeno.

Ich ſage, Herr, daß ein Irrthum nie allein kommt, und ein Uebelſtand Thür und Anlaß für viele wird.

Calisto.

Was Du geſagt haſt, billige ich; die Anwendung verſtehe ich nicht.

Parmeno.

Daß Dir neulich der Bergfalke davonflog, Herr, veranlaßte Dich, ihn in Melibeens Garten zu ſuchen; daß Du dahin gingſt, ward Urſache, daß Du ſie ſahſt und ſprachſt; das Geſpräch erzeugte die Liebe; die Liebe gebar Dein Leid; Dein Leid wird Deinem Leibe, Deiner Seele und Deinem Hab und Gut Verderben bringen und, was mir über Alles leid iſt, gibt Dich dem Bettelmenſche preis, das der Henker ſchon dreimal beſiedert hat.

Calisto.

Nur immer ſo fort, Parmeno; es iſt mir recht, je mehr Federn Du ihr ausrupfſt, deſto beſſer erſcheint ſie mir. Beſiedere man ſie ſelbſt zum vierten Male, wenn ſie mir nur gefällig iſt. Du biſt nicht bei Sinnen; Du ſprichſt unüberlegt; ſei meinetwegen unbeſorgt, Parmeno.

Parmeno.

Ich will lieber, daß Du im Zorne mich ſchiltſt, Herr, weil ich Dich ärgere, als daß Du in der Reue mich verdammſt, Dich nicht wohl berathen zu haben; nachdem Du den Namen eines freien Mannes verloren und Deinen Willen in Feſſeln geſchlagen haſt.

Calisto.

Der Schurke ſehnt ſich nach Prügeln. Sage, Ungezogener, was ſprichſt Du übel von Dem, was ich anbete? Was weißt Du von Ehre? Erkläre mir einmal, was Liebe iſt? Worin beſteht die gute Lebensart, da Du für ſo verſtändig gelten willſt? Weißt Du nicht, daß die erſte Staffel zur Narrheit, der Wahn iſt, weiſe zu ſein? Wenn Du meinen Schmerz empfändeſt, würdeſt Du die brennende Wunde, die mir Cupido's grauſamer Pfeil gemacht hat, mit anderem Waſſer netzen. So viele Hülfe mir Sempronio mit ſeinen Beinen bringt, entziehſt Du mir mit Deiner Zunge und Deinen eiteln Worten. Unter dem Anſcheine treu zu ſein, biſt Du nur eine Schelle von Schmeicheleien, eine Büchſe voll Bosheiten, die eigentliche Herberge oder Wohnung des Neides. Du ſetzeſt Mistrauen in meine Liebe, um die Alte, gleichviel ob mit Recht oder Unrecht, zu verläſtern, und weißt doch wol, daß mein Leid und immer reger Schmerz von der Vernunft nicht beherrſcht wird, keine Warnung gelten läßt, alles Rathes entbehrt, und wenn wer ihn ihm auch geben wollte, ſich doch nimmer abwendig machen und entreißen ließe, was mit meinem Innerſten verwachſen iſt. Sempronio ſcheute ſich vor ſeinem Weggehen und Deinem Bleiben; ich wollte Beides ſo haben, und erdulde nun die Plage ſeiner Abweſenheit und Deiner Anweſenheit: es iſt beſſer, allein zu ſein als in ſchlechter Geſellſchaft.

Parmeno.

Die Treue iſt nicht ſonderlich, Herr, die die Furcht vor der Strafe in Schmeichelei und zwar gegen einen Gebieter verkehrt, den Affect wie Schmerz ſeiner natürlichen Urtheilskraft berauben und entfremden. Der Schleier der Verblendung wird ſich wieder lüften, dieſe vergänglichen Flammen werden wieder erlöſchen und Du wirſt erkennen, daß meine rauhen Worte zur Heilung dieſes böſen Geſchwüres zweckdienlicher ſind als die glatten Sempronio's, die es unterhalten, Deine Flamme anſchüren, Deine Liebe beleben, Deine Leidenſchaft entzünden und ihr immer neuen Brennſtoff leihen, bis ſie Dir Dein Grab bereitet.

Calisto.

Schweig, ſchweig, Verlorener! Ich habe den Schaden davon und Du philoſophirſt. Ich mag nichts weiter hören. Laß mir ein Pferd vorführen, wohlgeſchmückt und mit feſtgeſchnürtem Sattelgurt. Ich will an dem Hauſe meiner Gebieterin und Göttin vorüberreiten.

Parmeno.

Jungens! Es iſt kein Stallknecht zu Hauſe; ich werde es ſelber thun: es kann uns noch ſchlimmer ergehen, als bei den Pferden dienen zu müſſen. Nun, meinetwegen! Ich bin Allen eine Plage, denen ich die Wahrheit ſage. Wieherſt Du, Herr Beſchäler? Iſt nicht ſchon Brunſt genug im Hauſe? oder merkſt Du Melibeen?

Im Hofe.

Calisto.

Kommt denn wol das Pferd? Was machſt Du, Parmeno?

Parmeno.

Da iſt es, Herr: Soſia war nicht zu Hauſe.

Calisto.

Halte mir den Steigbügel; mach die Thür weiter auf. Wenn Sempronio mit der Dame kommt, laß ſie mich erwarten; ich kehre bald zurück.

Parmeno.

Wenn es auch im Leben nicht geſchieht! Da reitet ihn der Teufel hin. Wenn man ſolchen Narren ſagt, was recht iſt, hat man es bei ihnen gar verſchüttet. Meiner Treu! wenn man ihm jetzt in die Ferſe ſtäche, würde eben ſo viel Gehirn daraus als aus dem Kopfe laufen. Reite immer zu! Sempronio und Celeſtina ſollen Dich ſchon unter meiner Obhut herunterbringen. Ach, ich Unglücklicher! aus Rechtſchaffenheit erduld' ich vieles Leid. Andere erheben ſich durch Bosheit, ich richte mich durch Güte zu Grunde. Das iſt der Lauf der Welt. Da man die Verräther verſtändige Männer und die Getreuen Einfaltspinſel nennt, will ich mit dem Strome ſchwimmen. Hätte ich Celeſtinen mit ihren ſechs Dutzend Jahren auf dem Rücken geglaubt, ſo mishandelte mich nun Caliſto nicht. Das ſoll mir fortan eine Warnung mit ihm ſein. Geſetzt, er ſagt: Eſſen wir, thue ich desgleichen; will er das Haus einreißen, ſtimme ich ihm bei; hat er ſeine Habſeligkeiten zu verbrennen Luſt, trage ich ihm Feuer zu. Vergeude, zerbreche, zerſtöre, verderbe, bringe er das Seinige durch, wie er will; mein Theil fällt mir immer davon ab. Es heißt: im Trüben iſt gut fiſchen, und nie wieder Hund in der Mühle ſein.

Dritter Akt.

Sempronio. Celeſtina. Später Elicia.

In Celeſtinens Wohnung.

Sempronio.

Wie viel Zeit ſich die alte Ziege nimmt! Auf dem Hinwege hoben ihre Füße ſich nicht ſo gemächlich. Mit dem Gewinn, der Eifer dahin; Pſt! Frau Celeſtina, Du hältſt Dich nicht dazu.

Celestina.

Wozu kommſt Du, Sohn?

Sempronio.

Unſer Patient weiß nicht, was er anfangen ſoll; er vertraut ſich ſeinen eignen Händen nicht mehr an. Die Geduld iſt ihm ausgegangen. Er fürchtet Deine Nachläſſigkeit und verwünſcht ſeinen Geiz und ſeine Knickerei, Dir ſo wenig geſchenkt zu haben.

Celestina.

Den Liebenden iſt nichts natürlicher als Ungeduld. Jede Zögerung quält ſie; kein Aufſchub iſt ihnen recht. Sie möchten ihre Gedanken im Augenblicke verwirklichen, das Ende lieber vor dem Anfange ſehen; die Novizen in der Liebe insbeſondere, die jeder Lockſpeiſe unbedacht entgegenfliegen und die Nachtheile für ihr Amt und Gewerbe nicht erwägen, die die Befriedigung ihres Verlangens ihren Perſonen und nebenbei auch ihren Angehörigen mit zufügt.

Sempronio.

Was ſagſt Du von Angehörigen? Du ſcheinſt dafür zu halten, daß dieſer Handel für uns Andere üble Folgen haben kann und die Funken uns verbrennen möchten, die Caliſto's Flamme von ſich ſprüht. Ich für meinen Theil übergäbe ſeine Liebe gern dem Teufel. Sowie es damit anfängt, ſchief zu gehen, eſſe ich ſein Brot nicht mehr. Es iſt beſſer den Dienſt, als zu deſſen Erhaltung das Leben verlieren. Die Zeit wird mich lehren, was ich zu thun habe; ehe er völlig ſtürzt, wird er doch, wie ein Haus, das ſich ſenkt, ein Wahrzeichen von ſich geben. Biſt Du eben ſo geſinnt, Mama, ſo wollen wir unſere Perſonen vor Gefahr ſicher ſtellen. Es geſchehe, was da will; bekommt er ſie nicht dieſes Jahr, bekommt er ſie ein anderes, oder irgend einmal. Es iſt kein Ding anfangs ſo ſchwer zu erdulden, das die Zeit nicht linderte oder erträglich machte; keine Wunde ſo ſchmerzhaft, deren Qual auf die Länge nicht nachließe; keine Luſt auch ſo groß, deren Dauer ſie nicht minderte. Gutes und Böſes, Wohlergehen und Ungemach, Ruhm und Schmach, Alles büßt mit der Zeit die Kraft ſeines raſchen Beginnens ein. Jedes Ereigniß, das unſere Verwunderung erregte, oder das wir herbeiſehnten, wird vergeſſen, ſobald es vorüber iſt. Alle Tage ſehen und hören wir Neues, gehen vorbei und laſſen es hinter uns, verkleinert es und macht es die Zeit gewöhnlich. Und wenn Dich Etwas noch ſo ſehr in Erſtaunen ſetzt und man ſagt Dir: Die Erde hat erbebt, oder ein Aehnliches, wirſt Du es nicht ſogleich vergeſſen? Zum Beiſpiel auch: Der Fluß iſt zugefroren, der Blinde ſieht, Dein Vater iſt geſtorben, der Blitz hat eingeſchlagen, Granada iſt erobert, heute kommt der König, die Türken ſind beſiegt, morgen iſt Sonnenfinſterniß, die Brücke iſt weggeriſſen, der und der iſt Biſchof geworden, Pedro iſt beraubt worden, Ines hat ſich erhängt. Mußt Du nicht geſtehen, daß nach Verlauf von dreien Tagen, oder beim zweiten Blick darauf kein Menſch ſich deſſen mehr verwunderte? Und ſo iſt es mit Allem, ſo geht Alles her, kommt Alles in Vergeſſenheit, bleibt Alles hinter uns. Mit der Liebe meines Herrn wird es nicht anders werden: je länger ſie währt, deſto mehr wird ſie ſich mindern; eine lange Gewohnheit mildert den Schmerz, vertreibt und vernichtet die Freude, ſchmälert die Verwunderung. Darum fördern wir unſern Nutzen, ſo lange ſein Handel obſchwebt; können wir ihm gleichfalls helfen, ohne einen Fuß zu näſſen, deſto beſſer; wo nicht, ſuchen wir ihn nach und nach gegen Melibeens Abneigung und Verſchmähung gleichgültig zu machen. Gelingt uns dieſes nicht, iſt es doch immer beſſer, daß der Gebieter leide, als daß der Diener gefährdet werde.

Celestina.

Du haſt wohlgeſprochen; ich bin auf Deiner Seite und ſtimme Dir bei; wir können nicht irren. Doch iſt bei alledem nothwendig, Sohn, daß ein guter Sachwalter mit einigen Anſtrengungen, Scheingründen, Spitzfindigkeiten, Umtrieben bei den Gerichten, wie ſchnöde ihn auch der Richter abfertige, ſich zu helfen wiſſe, damit wenigſtens die Anweſenden, die ihn ſehen, nicht ſagen, er verdiene ſeinen Lohn mit Sünden. Auf dieſe Weiſe kommt männiglich zu ihm mit ſeinem Rechtshandel, und zu Celeſtinen mit ſeinem Liebeshandel.

Sempronio.

Thue, was Du willſt; es wird nicht der erſte Handel ſein, auf den Du Dich einläßt.

Celestina.

Der erſte, Kind? Nun, Du wirſt, Gott ſei Dank!

nicht viele Jungfern in der Stadt geſehen haben, die offene Bude halten, und deren erſte Waare ich nicht zu Markte gebracht hätte. Sowie ein Mädchen geboren wird, trage ich es in mein Regiſter ein, um zu erfahren, wie viele meinen Schlingen entgehen. Ei, was dachteſt Du, Sempronio, ſoll ich von der Luft leben? Habe ich noch ein Erbtheil ſonſt? Beſitze ich etwa außerdem ein Haus oder einen Weinberg? Iſt Dir bekannt, daß ich andere Einkünfte als von meinem Gewerbe beziehe? Was gibt mir zu eſſen und zu trinken? Woher nehme ich Kleider und Schuhe? Bin ich nicht in dieſer Stadt geboren und erzogen und nähre mich, wie alle Welt weiß, redlich? Bin ich überdies nicht bekannt genug? Wer meinen Namen und meine Wohnung nicht weiß, muß ein Fremder ſein.

Sempronio.

Sage einmal, Mutter, was gabſt Du mit meinem Kameraden Parmeno an, als ich mit Caliſto das Geld herunterholte?

Celestina.

Ich ſagte ihm wahr, wie viel mehr, als wenn er ſeinem Herrn ſchmeichele, es ihm eintrüge, wenn er ſich mit uns verbrüdere, und bedeutete ihm, daß er immer arm und verachtet bliebe, nähme er nicht guten Rath an: er ſolle gegen ſolch' alte Hexe als ich ſei, nicht den Heiligen ſpielen. Ich hielt ihm vor, damit er mein Gewerbe nicht gering ſchätze, wer ſeine Mutter geweſen ſei und daß ſeine Worte zuvor ſie beleidigten, ſpräche er nicht gut von mir.

Sempronio.

Du kennſt ihn ſchon ſeit langer Zeit, Mama?

Celestina.

So wahr Celeſtina hier ſteht: ich ſah ihn zur Welt bringen und half ihn aufziehen; ſeine Mutter und ich waren Ein Herz und Eine Seele. Ich habe das Beſte, was ich in meinem Gewerbe weiß, von ihr gelernt: wir aßen und ſchliefen zuſammen; hatten zuſammen unſere Luſt und Freude, berathſchlagten zuſammen und trafen zuſammen unſere Verabredungen. Wir waren in und außer dem Hauſe zuſammen, wie zwei Schweſtern. Ich verdiente keinen Heller, von dem ſie nicht Halbpart erhalten hätte, und würde dabei nie zu kurz gekommen ſein, hätte mein Glück ſie ein längeres Daſein genießen laſſen. O, Tod, Tod! wie Vielen raubſt du freundliche Genoſſen; wie Viele macht Deine läſtige Heimſuchung untröſtlich! Für einen Einzigen, den du zu rechter Zeit entführſt, vertilgſt Du Tauſende zur Unzeit. Wenn ſie noch lebte, wäre ich nicht ſo einſam. Gott habe ſie ſelig! was für eine treue Freundin und gute Geſellſchafterin ſie mir war. In ihrem Beiſein durfte ich nichts für mich allein thun. Gab ich das Brot, ſo brachte ſie das Fleiſch dazu; richtete ich den Tiſch her, deckte ſie ihn ihrerſeits. Sie war nimmermehr ſo albern, ſo launig und ſo eingebildet, wie man heutzutage iſt. Sie wanderte, mein Seel, barhäuptig mit ihrem Topfe in der Hand bis an das Ende der Stadt, und hörte den ganzen Weg entlang keinen ſchlimmern Ruf als: Señora Claudina! hinter ſich. Ich getraue mich, zu behaupten, daß auf Wein und andere Kaufmannswaare Niemand ſich ſo gut als ſie verſtand. Dachte ich, ſie ſei noch nicht wo angelangt, ſo war ſie ſchon zurück. Wenn man ſie um der Liebe willen, die man zu ihr trug, zum Trinken einlud, kam ſie niemals wieder ohne acht bis zehn Sorten probirt, ein Kannenmaß voll im Topfe und eines im Leibe zu haben. Man lieh ihr ganze Eimer Wein ſo gern, als ob ſie ſilberne Pfänder dafür eingeſetzt hätte; ihr bloßes Wort war in ſo vielen Läden als es gab Goldes werth. Gingen wir über die Straße und bekamen Durſt, ſo traten wir in das erſte beſte Weinhaus ein, und ſie ließ uns, um die Lippen anzufeuchten, gleich ein halbes Maß ſchenken. Ich ſchwöre Dir, ſie behielten ihr dafür aber nicht etwa die Haube: ſie ſchnitten es in das Kerbholz ein, und damit gut. Wäre ihr Sohn eben ſo, Deinem Herrn würden, auf mein Wort, alle Federn ausgerupft und uns bliebe Nichts zu wünſchen. Wenn ich leben bleibe, will ich ihn aber ſchon mit meinem Eiſen zeichnen und unter die Zahl der Meinen aufnehmen.

Sempronio.

Wie kannſt Du daran denken, das zu thun? Er iſt ein Verräther.

Celestina.

Einem ſolchen begegnet man mit doppelter Hinterliſt; ich denke ihn zu Areuſa zu führen: ſo gewinnen wir ihn zuverläſſig und gibt er uns unbehindert Gelegenheit, unſere Netze nach Caliſto's Dublonen auszuſpannen.

Sempronio.

Glaubſt Du, daß Du bei Melibeen was erreichen wirſt? Iſt ihr irgend beizukommen?

Celestina.

Kein Wundarzt kann einen Schaden ſchon beim erſten Verbande beurtheilen. Was ich gegenwärtig davon halte, will ich Dir ſagen. Melibea iſt ſchön, Caliſto verliebt und freigebig: er wird eben ſo gern verſchwenden als ich kuppele. Es regne ſo lange Geld und ziehe ſich der Prozeß ſo lange hin als möglich. Geld vermag Alles, zerſprengt Felſen, trocknet Flüſſe aus, es iſt kein Ort ſo hoch, den ein mit Gold beladener Eſel nicht erſtiege. Sein heißes ungeſtümes Verlangen reicht hin, ihn zu verderben und uns zu bereichern. Das iſt, was ich davon halte und erforſcht habe; ſo viel weiß ich von ihm und ihr; ſo können wir es uns zu Nutz machen. Ich gehe nach Pleberio's Hauſe, Gott ſei mit Dir. Wie unzugänglich auch Melibea ſei, iſt ſie doch, wenn es Gott gefällt, nicht die Erſte, der ich den Kopf zurecht ſetze. Sie ſind Alle kitzlich; wobald ſie einmal eingewilligt haben, ſich den Sattel auflegen zu laſſen, wollen ſie nicht mehr müſſig ſtehen. Sie bleiben Herren des Schlachtfeldes und kommen eher um als ſie ermüdeten. Wenn ſie nächtlich unterwegs ſind, möchten ſie, daß es niemals wieder tagte. Sie verwünſchen die Hähne, die den Morgen verkünden; die Uhr, daß ſie ſo eile. Sie beſichtigen das Siebengeſtirn und den Nordſtern und machen ſich zu Sternguckern. Wann ſie den Morgenſtern aufgehen ſehen, will ihnen die Seele ausfahren; ſeine Klarheit verdunkelt ihnen das Herz. Es iſt ein Weg, mein Sohn, den ich nicht genug betreten konnte, und auf dem ich niemals müde ward Wie alt ich auch bin, weiß doch Gott, wie guten Willen ich noch dazu hätte! um wie viel mehr nicht Die, die ohne Feuer brennen. Sie ergeben ſich der erſten Umarmung, bitten den Bittenden, leiden für den Leidenden, dienen, wem ſie geboten, unterlaſſen das Befehlen und werden beherrſcht, durchbrechen Wände, dringen durch Fenſter, ſpiegeln Krankheiten vor, ölen die quitſchenden Thürangeln, daß ſie ihren Dienſt geräuſchlos verrichten. Ich kann Dir nicht genug ſagen, wie nachwirkſam die Süßigkeit der erſten Küſſe Deſſen, den ſie lieben, iſt. Sie ſind Feindinnen der Mittelſtraße und verweilen ſtets bei den Aeußerſten.

Sempronio.

Ich weiß nicht, was Du damit ſagen willſt, Mama?

Celestina.

Daß das Weib Denjenigen, der es begehrt, entweder übermäßig liebt, oder ebenſo mit Haß verfolgt und der Abneigung die Zügel ſchießen läßt, wenn es der Zuneigung nicht günſtig iſt. Ueberzeugt, wie ich davon bin, gehe ich troſtreicher, als hielte ich ſie ſchon in Händen, nach Melibeens Wohnung. Ich weiß, wie ſie zuletzt mich bitten wird, wennſchon ich gegenwärtig ſie bitte, und obwol ſie mir anfangs droht, mir am Ende ſchmeicheln muß. Ich führe in meiner Taſche immer ein wenig Garn und anderes Handwerkszeug bei mir, um, wo man mich nicht kennt, einen Vorwand zum erſten Eintritt zu haben, als da ſind: Halskragen, Borten, Haarnetze, Handkrauſen, kleine Haarzangen, Spiesglaspulver, die Haare zu färben, weiße Schminke, Stecknadeln, Nähnadeln, Sublimat. Und ſo kann dann eine Jede haben, was ihr Herz begehrt, ja, bin ich, wo ich irgend Glauben finde, bei der Hand, Lockſpeiſen auszuwerfen oder ſchon beim erſten Anblick meine Anträge vorzubringen.

Sempronio.

Siehe wohl zu, Mutter, was Du thuſt; wenn man ſich im Anfange irrt, kann kein gutes Ende erfolgen. Bedenke, daß ihr Vater ſo edel und mächtig, ihre Mutter ſo argwöhniſch und mürriſch iſt und daß Du die Verdächtigkeit ſelber biſt. Melibea iſt das einzige Kind, das ſie haben; ſie verlieren ihr Alles, büßen ſie es ein. Ich zittere, wenn ich daran denke. Geh nur nicht etwa nach Wolle aus und komm geſchoren heim ins Haus.

Celestina.

Nach Wolle, und geſchoren, Sohn?

Sempronio.

Oder nach Federn und befiedert, was weit ſchlimmer iſt.

Celestina.

Ei, ſo fahre Du zum Guckuk mit Deiner ganzen Kameradſchaft! Willſt Du Celeſtinen vorſchreiben, was ſie in ihrem Gewerbe zu thun und zu laſſen hat? Als Du geboren wurdeſt, kaute ich ſchon Brot mit der Rinde. So mit Vorbedeutungen und Beſorgniſſen beladen, wie Du biſt, ſchickſt Du Dich gut zum Führer einer Sache.

Sempronio.

Verwundere Dich über meine Beſorgniſſe nicht, Mutter, da es ja die allgemeine menſchliche Sinnesart, in Betreff Deſſen, was man angelegentlich wünſcht, niemals zu glauben, daß es ſich erfüllen werde und ich zumal in dieſem Falle Dein Misgeſchick wie das meinige fürchte. Ich trachte nach Gewinn und ſähe dieſen Handel gern weniger deshalb gut ablaufen, damit mein Herr von ſeiner Pein, als damit ich aus dem Elend erlöſt würde. Dies iſt der Grund, daß ich mit meiner geringen Erfahrung mehr Uebelſtände als Du alte Meiſterin wahrnehme.

Elicia (kommt).

Ich kreuze und ſegne mich, Sempronio, ich ziehe einen Strich durchs Waſſer: über die unerhörte Neuigkeit, daß Du heute zweimal kommſt.

Celestina.

Schweig ſtill, Du Plappermaul! laß ihn zufrieden: wir haben andere Dinge im Kopfe. Sage mir, ob das Gaſtzimmer leer iſt? Iſt das Mädchen, das den Geiſtlichen erwartete, ſchon wieder fort?

Elicia.

I, es war ſeit der Zeit ſchon wieder eine da.

Celestina.

Und ich bin verſichert, nicht umſonſt.

Elicia.

Behüte Gott! gewiß und wahrhaftig nicht; es iſt wol wahr, er kam ein wenig ſpät: allein Der, dem Gott beiſteht, iſt immer beſſer daran, als der früh aufſteht.

Celestina.

Nun, ſo geh geſchwind auf den Oberboden und bringe mir von der Gallerie die Büchſe mit Regenwurmöl herunter. Du findeſt ſie an das Endchen Strick aufgehängt, das ich, als es ſo regnete und dunkel war, nächtens mit vom Felde brachte. Alsdann mache die Kiſte mit der Wäſche auf und nimm den mit Fledermausblut geſchriebenen Zettel heraus, der da rechter Hand unter dem Flügel des Drachens, dem wir geſtern die Klauen löſten, liegt. Nimm Dich aber in Acht, daß Du das Maiwaſſer nicht vergießt, das uns zur Zubereitung gebracht worden iſt

Elicia.

Es iſt nicht, wo Du ſagſt, Mama; Du weißt nie recht, wo Du eine Sache aufbewahrſt.

Celestina.

Zanke mich doch, bei Gott! auf meine alten Tage nicht aus und mishandele mich, Elicia. Du bildeſt Dir zu viel ein und wirſt zu übermüthig, weil Sempronio hier iſt. Er hat mich immer lieber zur Rathgeberin als Dich zur Freundin, wie erſchrecklich Du ihn auch liebſt. Geh in die Salbenkammer, und Du wirſt es in dem Fell der ſchwarzen Katze finden, worein ich Dich die Augen der Wölfin ſtecken ließ; bring auch das Blut des Ziegenbocks und ein Stückchen von dem Barte mit, den Du ihm abſchnitteſt.

Elicia.

Hier haſt Du es, Mutter; ich gehe mit Sempronio hinauf. (Beide ab.)

Celestina.

Ich beſchwöre dich, trübſeliger Pluto, Gebieter der hölliſchen Tiefe, Kaiſer der Stadt der Verdammniß, ſtolzes Oberhaupt der gefallenen Engel, Herr der Schwefelflammen, die die kochenden äthneiſchen Berge ausſpeien, Präſident und Oberaufſeher der Höllenpein, Plagegeiſt der Armen-Sünder-Seelen, Curator der drei Furien Tiſiphone, Megara und Alekto, Verwalter aller Greuel im Reiche des Styx und Dis mit allen ſeinen hölliſchen Sümpfen und Finſterniſſen und dem ſtreitſüchtigen Chaos, Wärter der fliegenden Harpien und des ganzen übrigen Geſchmeißes von ſchauderhaften, entſetzlichen Hydren. Ich, Celeſtina, deine wohlbekannteſte Mündel, beſchwöre dich bei der Kraft und Wirkſamkeit dieſer blutigen Schriftzüge, bei dem Blute des nächtlichen Vogels, mit dem ſie geſchrieben ſind, bei dem Gewichte der Namen und Zeichen, die dies Papier enthält, bei dem ſchnöden Gifte der Vipern, aus dem das Oel gemacht iſt, mit dem ich dieſes

Garn tränke: komm und leiſte meinem Willen unverzüglichen Gehorſam: wickle dich hinein und weile drinnen, ohne einen Augenblick zu weichen, bis Melibea bei der erſten günſtigen Gelegenheit, die ich finde, es gekauft hat und davon dergeſtalt umſtrickt wird, daß, je mehr ſie es anſchaut, deſto mehr ihr gerührtes Herz meiner Forderung weicht; auch durchbohre und verwunde es ſo ſehr mit Caliſto's heißer, wilder Liebe, daß ſie ſich, aller Ehrbarkeit entkleidet, mir anvertraut und meinen Umtrieben und meiner Botſchaft lohnt. Dies gethan, fordere und begehre von mir, was dir gut dünkt. Vollbringſt du es aber nicht mit äußerſter Geſchwindigkeit, ſo haſt du mich für deine Todfeindin anzuſehen, die deine düſtern, kläglichen Kerker alsdann mit Licht zerſtörend treffen, deine unabläſſigen Lügen ſchwer anklagen, deinen abſcheulichen Namen zwiſchen ihrer rauhen Rede zermalmen wird. Zum andern und andern Male beſchwöre ich dich; und meiner Uebermacht vertrauend, begebe ich mich mit meinem Garne, wohin ich dich geborgen mit mir zu nehmen hoffe.

Vierter Akt.

Celeſtina. Später Lucrecia. Aliſa. Melibea.

Auf der Straße.

Celestina (allein).

Jetzt, da ich allein bin, will ich zuſehen, was Sempronio von meinem Gange fürchtete. Was eben nicht wohl überlegt wird, mag zwar dann und wann ein gutes Ende nehmen, bringt aber insgemein ſo gewiß die verſchiedenſte Wirkung hervor, als ein ſorgfältiges Erwägen immer gute Früchte trägt. Ich habe mich gegen Sempronio allerdings verſtellt; allein könnte es nicht geſchehen, wenn man mich bei Melibeen kommen hörte, daß ſie mich dafür nicht minder als am Leben ſtraften, oder geſetzt, daß ſie mich nicht tödten wollten, mich Unglückliche grauſamerweiſe auf der Decke prellten und ſtäupten? Die hundert Thaler würden mir alsdann theuer genug zu ſtehen kommen. Ach, wehe mir! In welche Schlinge habe ich mich geſteckt. Um für geſchäftig und unternehmend zu gelten, gebe ich mich mit Haut und Haar preis. Was ſoll ich Elende beginnen? Verzichten iſt unvortheilhaft, Beharren gefahrvoll. Gehe ich alſo weiter oder kehre um? — — Verzweifelte Verlegenheit! Wagen bringt offenbare Gefahr, Verzagen ſchmählichen Verluſt. Wo will der Ochſe hin, der nicht pflügt? Jedweder Weg hat ſeine tieſen Löcher. Auf der That ertappt, kann ich dem Tode, oder im beſten Falle der Pappmütze nicht entgehen. Untergehe ich ‚die Gefahr nicht, ſo wird Sempronio ſagen: Das war alſo Deine Kraft, Verſchlagenheit und Verſprechungen, Dein Witz und Muth, Dein ſcharfſinniges Bemühen? Und nun gar Caliſto, ſein Herr? Wird er etwas Anderes denken, als daß lauter Lug und Trug in mir iſt und ich Pflichtvergeſſene den Anſchlag entdeckt habe, weil mir anderſeits mehr Vortheile zu erlangen geweſen? oder auch angenommen, daß ein ſo gehäſſiger Gedanke ihn nicht beherrſcht, nicht wie ein Tollhäusler ſchreien, wüthende Beſchimpfungen mir ins Geſicht ſchleudern und durch meinen haſtigen Entſchluß ſich antreiben laſſen, mir tauſend Ungelegenheiten zu erregen? Ja, wird er mir nicht ſagen: Was haſt Du, alte Hexe, meine Leidenſchaft mit Deinen Verheißungen erſt entflammt? Du falſche Kupplerin, die Füße für alle Welt und für mich nur Zunge; Werke für Jedermann und für mich nur Worte; Hülfe für männiglich und für mich nur Qual; Muth für allenthalben und für mich nur Schwäche; Licht für jederzeit und für mich nur Dunkel hat? Was boteſt Du Dich an, alte Verrätherin, deren Zuſagen mir die trügeriſche Hoffnung erregten, die mein Leben gefriſtet und mich verleitet hat, ein froher Menſch zu werden? Es wird Dir nun an Strafe und mir Armen an Troſtloſigkeit nicht mangeln, die Unglück hier und dort und Noth auf allen Seiten hat. Fehlt die Mitte zwiſchen zweien Aeußerſten, ſo erheiſcht die Klugheit vom Menſchen, daß er ſich an das Sicherſte hält. Ich will lieber Pleberio beleidigen als Caliſto erzürnen und gehe hin. Die Schmach, Verſprechungen feige nicht zu halten, iſt größer, als die Strafe ſein kann, ſie dreiſt erfüllt zu haben. Dem Kühnen ſteht das Glück immer bei. Bereits erblicke ich ſeine Thür. Ich habe ſchon größere Gefahren beſtanden. Muth gefaßt, Celeſtina! Verzage nicht! Man findet immer Jemand, der für Milderung der Strafe bittet. Verſtehe ich mich auf die Kunſt, ſo ſind alle Anzeichen günſtig. Von vier Männern, denen ich begegnet bin, heißen dreie Hans und ſind zweie Hahnreis. Das erſte Wort, das ich auf der Straße vernahm, betraf eine Liebſchaft. Ich bin kein einziges Mal, ſowie ſonſt immer geſchieht, geſtolpert. Es iſt, als ob ſich die Steine beſeitigten, mich vorbeizulaſſen. Meine Röcke ſind mir nicht hinderlich; ich fühle mich auch vom Gehen nicht ermüdet. Alle Leute grüßen mich; kein Hund hat mich angebellt; ich habe keinen ſchwarzen Vogel, weder eine Droſſel, noch einen Raben oder andern Nachtvogel geſehen. Und was das Beſte von Allem iſt, ich nehme Lucrecien, Eliciens Baſe, vor Melibeens Thüre wahr: ſie wird mir nicht zuwider ſein.

Vor Pleberio's Hauſe.

Lucrecia.

Was für eine alte Hexe kommt da her geſchwänzt?

Celestina.

Friede ſei mit dieſem Hauſe!

Lucrecia.

Willkommen, Mutter Celeſtina! Welche Gottheit führt Dich in den abgelegenen Stadttheil?

Celestina.

Die Liebe, meine Tochter. Ich trage nach Euch Allen ſolche Sehnſucht: ich bringe Dir Grüße von Elicien und möchte Deine alte und junge Herrſchaft einmal wieder ſehen, die ich nicht beſucht habe, ſeitdem ich in das andere Viertel gezogen bin.

Lucrecia.

Daß Du blos dieſerhalb vom Hauſe gegangen ſeieſt, nimmt mich Wunder und iſt nicht Deine Art: Du pflegſt ſonſt keinen Schritt umſonſt zu thun.

Celestina.

Umſonſt, Du Närrchen? Kann ein Menſch mehr als die Erfüllung ſeiner Wünſche verlangen? Da es uns armen Alten aber niemals und mir am wenigſten an Bedürfniſſen gebricht, die ich fremde Töchter zu verſorgen habe, ſo trage ich ein wenig Garn mit zum Verkauf aus.

Lucrecia.

Das iſt eben was ich ſage: ich habe recht gehabt, daß Du Deine Wurſt jederzeit nach der Speckſeite wirfſt. Unſere Alte hat auch nachgerade ein Gewebe auf den Stuhl geſpannt und wird Deiner Waare, ſowie Du ihres Geldes benöthigt ſein. Komm herein und warte; ihr werdet ſchon mit einander Handels einig werden.

In Pleberio's Hauſe.

Alisa.

Mit wem ſchwatzeſt Du da, Lucrecia?

Lucrecia.

Mit der Alten mit der Schmarre, gnädige Frau, die ſonſt bei den Gerbereien, unweit des Fluſſes wohnte.

Alisa.

So weiß ich es noch weniger. Es heißt Waſſer mit einem Korbe ſchöpfen, wenn Du mir das Unbekannte durch das Ungenannte ankündigſt.

Lucrecia.

Jeſus! Gebieterin; die Alte iſt ja bekannter als ein bunter Hund. Wie ginge es zu, daß Du nichts von Der wüßteſt, die ſchon als Hexe am Pranger ſtand, den

Abade's die Jungfern verkuppelt und Hunderte von Ehepaaren aus einander bringt?

Alisa.

Iſt ſie mir etwa an ihrem Gewerbe erkenntlicher?

Lucrecia.

Sie parfümirt Kopfzeuge, gnädige Frau, bereitet Sublimat und treibt hunderterlei, indem ſie ſich auch auf Kräuter verſteht und kleine Kinder kurirt. Sie heißen ſie die alte Lapidarie.

Alisa.

Aus alle dem werde ich nicht klüger. Sage mir ihren Namen an, wenn Du ihn weißt.

Lucrecia.

Ob ich ihren Namen weiß, Gebieterin? Wie ſollte ich allein nicht wiſſen, was Jung und Alt in der Stadt weiß?

Alisa.

Und warum ſagſt Du mir ihn nicht?

Lucrecia.

Ich ſchäme mich.

Alisa.

Geh weg, Du Närrin! ſage ihn; mache mich über Dein Zögern nicht ungeduldig.

Lucrecia.

Ihr Name iſt, mit Reſpekt zu ſagen, Celeſtina.

Alisa.

I, daß Dich — —! Hi, hi, hi! Ich ſterbe vor Lachen, bedenke ich, was Du wider die Alte haben mußt, daß Du Dich ſchämſt, ſie bei Namen zu nennen. Ich beſinne mich nun auf ſie: es iſt eine ehrliche Haut. Sage mir nichts weiter und laß ſie heraufkommen; ſie wird mich um was bitten wollen.

Lucrecia.

Nur hier herauf, Mama!

Celestina (kommt).

Der Frieden Gottes ſei mit Dir, meine gute, gnädige Frau, und mit dem edlen, gnädigen Fräulein. Leiden und Krankheiten haben mich von meiner Schuldigkeit abgehalten, in Dein Haus zu kommen; allein Gott kennt mein Herz und weiß, wie ich Dich liebe. Raum und Zeit können uns nicht von einander ſcheiden, und nun zwingt mich die Noth zu Dem, wonach ich mich ſchon ſo lange ſehnte, indem noch zu meinen andern Widerwärtigkeiten Geldmangel gekommen iſt und ich mir mit dem Verkaufe des Bischens Garn helfen muß, das ich mir zu einem Kopfzeuge aufgeſpart hatte. Deine Magd ſagte mir von Deinem Bedarfe, und wiewol die geringe Waare nicht von der Güte Gottes iſt, bringe ich ſie doch, wenn Du Dich ihrer und meiner bedienen magſt.

Alisa.

Meine werthe Nachbarin, Deine Lage und Dein Antrag machen mein Mitleid rege, und wennſchon ich lieber im Stande wäre, Deiner Noth abzuhelfen, ohne Deine Vorräthe zu verringern, kaufe ich Dir wol Dein Garn, wenn es ſo iſt, ab.

Celestina.

Wenn es ſo iſt, gnädige Frau? So möge mein Leben und mein Alter, ſowie das eines Jeden ſein, der an meinem Eide Theil nimmt. Es iſt wie Kopfhaar fein, wie Lautenſaiten feſt und gleich, wie Schneeflocken weiß und von dieſen Daumen geſponnen, gehaspelt und hergerichtet. So wie es da in den Gebinden liegt, habe ich, ſo wahr Gott meiner armen Seele helfe! geſtern drei Groſchen für die Unze haben können.

Alisa.

Melibea! ich laſſe die gute Alte bei Dir, Kind. Es wird ſchon ſpät, und ich muß zu meiner Schweſter, Cremes' Frau, die ich ſeit geſtern nicht geſehen habe; ihr Page war vor einer Weile mit der Nachricht da, daß ihr Uebel ſich verſchlimmert hat.

Celestina (bei Seite).

So macht ja der Teufel durch Uebel ärger ſelber die Gelegenheit! Wolan denn, halte feſt, mein guter Freund, und laſſe nicht los! Es kommt darauf an; ſchaffe mir wen ich will, aus dem Wege.

Alisa.

Was ſagſt Du, Mütterchen?

Celestina.

Ich verwünſche den Teufel und meine Sündhaftigkeit, Gebieterin, die das Uebel Eurer Schweſter gerade jetzt ärger macht und uns zu unſerm Handel keine Zeit läßt. Was iſt es denn für eine Krankheit?

Alisa.

Ach, leider, ſo ſchlimmes Hüftweh, daß ich es, dem Knaben nach, für tödtlich halten muß. Erzeuge Du mir doch auch die Liebe, gute Nachbarin, und bitte in Deiner Andacht Gott um ihre Geneſung.

Celestina.

Ich verſpreche Dir, gnädige Frau, von hinnen gerades Weges in das Kloſter zu gehen, wo ich ein paar fromme Brüder kenne, denen ich Deinen Auftrag auch mittheilen will. Ueber dieſes bete ich meinen Roſenkranz noch viermal vor dem Frühſtück ab.

Alisa.

Schaffe Du indeſſen mit der Nachbarin, Melibea, und zahle ihr für ihr Garn was recht iſt. Du verzeihſt mir wol, Mutterchen, und es trifft ſich, daß wir einander mit mehr Muße wieder ſehen? (Ab.)

Celestina.

Wo nichts gefehlt iſt, iſt nichts zu verzeihen, gnädige Frau! Verzeihung ſteht nur Gott anheim und Ihr laßt mich in guter Geſellſchaft. Der Himmel mache das edle Fräulein ihrer Jugend und ihrer blühenden Jungfrauſchaft froh! Das iſt die Zeit, da man des höchſten Vergnügens und meiſten Wohllebens genießen kann. Das Alter iſt, meiner Treu, nur eine Herberge der Gebrechlichkeit, ein Aufenthalt für Betrachtungen, eine Freundin der Uneinigkeit, eine fortgeſetzte Klage, eine unheilbare Wunde, ein Schandfleck der Vergangenheit, eine Strafe der Gegenwart, eine ſchwere Sorge der Zukunft, eine Nachbarſchaft des Todes, eine Hütte ohne Dach und Fach, die allen Regen durchläßt, ein Stab von Weidenholz, den die geringſte Laſt krümmt.

Melibea.

Was ſprichſt Du, Mutter, ſo übel von Dem, was alle Welt zu genießen oder zu erleben wünſcht?

Celestina.

Sie wünſchen ſich ein großes Uebel und eine große Plage an; ſie wünſchen dahin zu gelangen, weil ſie derweil leben, und das Leben, über das ſie altern, ſüß iſt. So wünſcht das Kind ein Jüngling, der Jüngling älter, und der Aeltere, wenn auch mit Schmerzen, alt zu werden, weil Alles nur um zu leben und dem Sprichworte nach geſchieht: Lebt ja doch die Henne mit ihrem Pips! Wer möchte Dir, o Herrin, alle Nachtheile, Uebelſtände, Beſchwerden, Sorgen und Gebrechen, alle Kälte, Herbigkeit, Misvergnügtheit, Verfallenheit und Kränkungen des Lebens kund thun? Wer gedächte gern des Runzligwerdens des Geſichts und Verfärbens der Haare, der Harthörigkeit, Kurzſichtigkeit, der zurücktretenden Augen, des Einfallens des Mundes und Ausfallens der Zähne, des Abnehmens der Kräfte, des hinfälligen Ganges und langſamen Eſſens? Und wehe! wehe! Señora, geſellt ſich zu alle dem gar die Armuth, die alle andern Mühſeligkeiten hinter ſich läßt. Es iſt keine Magenüberladung ſo ſchlimm als die mit Hunger, wenn man Eßluſt überlei und an Lebensmitteln Mangel hat.

Melibea.

Ich weiß wohl, daß Du von dem Jahrmarkt nicht anders ſprichſt, als es Dir darauf ergangen iſt; allein ein ſehr verſchiedenes Lied ſtimmen die Reichen an.

Celestina.

Nach allen Orten und Enden, mein gnädiges Töchterlein, führen drei Meilen ſchlechen Weges. Den Reichen entſchwinden Ruhm und Ruhe durch andere Abzugskanäle von Nachſtellungen, die, mit Ergötzlichkeiten überpflaſtert, unſichtbar ſind. Wer mit Gott gut ſteht, iſt reich. Geringgeſchätzt iſt man beſſer daran als gefürchtet. Der Arme ſchläft einen ruhigern Schlaf, als der mit Sorge hüten muß, was er mit Mühe erwarb und mit Schmerz verlieren wird. Mein Freund verſtellt ſich nicht; der des Reichen aber wol. Mich liebt man um meiner ſelbſt, den Reichen um ſeiner Habe willen. Der vernimmt die Wahrheit nimmermehr: Alles ſagt ihm je nach dem Geſchmacke ſeines Gaumens Schmeicheleien; Alles beneidet ihn. Du triffſt kaum einen Reichen an, der nicht eingeſtändig ſein würde, im Mittelſtande oder in ehrbarer Armuth ſich beſſer zu befinden. Schätze bereichern nicht, ſondern belaſten, machen nicht zum Gebieter, ſondern zum Verwalter. Derer, die von Reichthümern beſeſſen werden, ſind Mehrere, als die ſie beſitzen. Sie bringen Vielen den Tod und rauben Allen die Zufriedenheit; den guten Sitten iſt nichts verderblicher. Hörteſt Du nicht ſagen: Es ſchliefen ihren Schlaf die Herren der Reichthümer und ſie fanden nichts in ihren Händen? Jeder Reiche hat ein Dutzend Kinder und Enkel, die kein anderes Gebet kennen, als daß ſie Gott bitten, ihn aus ihrer Mitte zu nehmen. Sie können die Zeit nicht erwarten, ihn unter der Erde und das Seine in ihren Händen zu haben, ſobald ſie ſeine billige Wohnung davon für immer beſtritten.

Melibea.

Wie, bereuſt Du, Mutter, die verlorne Lebenszeit! Möchteſt Du Deine Jugend wieder haben?

Celestina.

Der Wanderer, Herrin, iſt ein Thor, der, des Tages Laſt und Hitze müde, zu dem Anfange ſeiner Wanderung umkehren und denſelben Weg noch einmal zurücklegen möchte. Die Dinge aber, deren Beſitz auch keine Annehmlichkeit, iſt es darum immer beſſer zu beſitzen als zu erwarten, weil ihr Ende deſto näher bevorſteht, je entfernter ihr Anfang iſt. Für den recht Ermüdeten gibt es nichts Süßeres und Erwünſchteres als die Herberge, und wiewol die Jugend heiter iſt, ſehnt ſich der aufrichtige Greis nicht darnach, inſofern allein wer von Verſtand und Sinnen, gewiſſermaßen nichts Anderes will als was er verloren hat.

Melibea.

Es iſt wenigſtens, um länger zu leben, gut, zu wünſchen, was ich ſage.

Celestina.

Das Lamm geht ſo geſchwind wie der Hammel, Fräulein. Es iſt Niemand ſo alt, der nicht noch ein Jahr leben, oder ſo jung, der nicht heute ſterben könnte. Alſo habt ihr keinen großen Vortheil über uns.

Melibea.

Du haſt mich mit Dem, was Du geſagt, erſchreckt. Deine Gründe rufen mir in das Gedächtniß, daß ich Dich ſchon ſonſt geſehen habe. Sprich, Mutter, biſt Du die Celeſtina, die unweit des Fluſſes bei den Gerbereien wohnte.

Celestina.

So lange es Gott gefällt.

Melibea.

Wie alt Du geworden biſt! Es heißt doch mit Recht, daß die Zeit nicht umſonſt vergeht. Ich erkenne Dich, ſo wahr ich lebe, nur an der Narbe im Geſicht wieder. Ich bildete mir ein, Du wäreſt ſchön. Du haſt Dich ganz und gar verändert.

Lucrecia.

Hi, hi, hi! (Bei Seite) Ob ſie ſich wol verändert hat! Die ſoll mit ihrem Gottſeibeiuns über das Geſicht weg, ſchön geweſen ſein?

Melibea.

Was haſt Du, Närrin, da geſagt, worüber Du lachſt?

Lucrecia.

Daß Du die Mama nicht wieder erkannt haſt.

Celestina.

Halte die Zeit ab, Fräulein, daß ſie nicht verrinnt, ſo will ich meine Geſtalt abhalten, daß ſie ſich nicht verändert. Haſt Du nicht geleſen, wie man ſagt: Es kommt der Tag, an dem Du Dich im Spiegel nicht wieder erkennſt? Aber wiewol frühzeitig ergraut und doppelt ſo alt ſcheinend als ich bin, ſchwöre ich Dir bei meiner armen Seele und bei Deinem liebreizenden Körper, daß ich die jüngſte von vier Töchtern war, die meine Mutter gebar. Du ſiehſt alſo, daß ich nicht ſo alt bin, als wofür ich gehalten werde.

Melibea.

Meine Freundin Celeſtina, ich habe mich ſehr gefreut, Dich zu ſehen und kennen zu lernen; auch haben mir Deine Reden wohlgefallen. Nimm aber jetzund Dein Geld und geh mit Gott; ich denke, Du kannſt noch nicht gegeſſen haben.

Celestina.

O, Du engliſches Bildniß und köſtliche Perle! Wie Du nun das ſagſt! Ich habe ſchon meine Freude daran, Dich nur reden zu ſehen. Weißt Du nicht, daß der göttliche Mund zu dem hölliſchen Verſucher ſagte: Wir leben nicht vom Brot allein? Weil es denn nun aber eben die Stillung des Hungers nicht allein iſt, was zumal mich erhält, die um Anderer willen wol ein paar Tage faſten kann, ſo bin ich nur darauf bedacht, guten Menſchen zu dienen und für ſie das Leben zu laſſen. Es war jederzeit meine Sache, daß ich lieber für Andere arbeitete als für mich müßig ſtand, und ſo will ich Dir, mit Deiner Erlaubniß, Abſicht und Verlangen ſagen, weshalb ich hierher gekommen bin. Sie ſind durchaus anderer Art, als Du ſo weit vernommen haſt, und wir verlören Alle dabei, müßte ich damit unverrichteter Sache abziehen.

Melibea.

Nenne mir Deine Bedürfniſſe getroſt, Mutterchen! Ich werde ſie aus alter Bekanntſchaft und Nachbarſchaft, die guten Menſchen Verpflichtungen auferlegen, mit Freuden erfüllen, wenn ich es im Stande bin.

Celestina.

Nicht ſowol meine Bedürfniſſe als, wie ſchon geſagt, die Anderer, Señora. Mit den meinigen finde ich mich daheim in aller Stille ab, indem ich eſſe ſo viel ich kann und ſo oft ich was habe trinke. Auch gebrach es, Gott lob! ſeitdem ich verwitwet bin, meiner Armuth noch niemals an ein paar Dreiern zu Brot oder ein paar Sechſern zu Wein. Ja, vordem hatte es damit um ſo viel weniger Noth, daß, wenn der eine Schlauch geleert war, der andere ſchon voll daneben ſtand, und da ging ich niemals ſchlafen, ohne vorerſt ein paar Scheibchen geröſtetes Brot in Wein gegeſſen und, des Mutterwehs wegen, nach jedem Biſſen ein Weilchen gegluckt zu haben. Jetzund, wo ich für mich allein ſorgen muß, nehme ich ſtatt deſſen freilich mit einem Geſchirr, ſo groß wie ein Fingerhut, vorlieb, das kaum ein paar Kannen mißt, und muß ich zur Strafe meiner Sünden, mit meinem grauen Alter auf dem Rücken, wol an die ſechsmal des Tages ausgehen, um es mir in der Schenke füllen zu laſſen. Ich will aber auch nicht eher eines geſunden Todes ſterben, als bis ich wieder einen ganzen Schlauch oder Ständer voll zwiſchen meinen vier Pfählen ſtehen ſehe. Es gibt ja, mein Seel, kein größer Labſal auf der Welt und das Sprichwort ſagt ganz recht: Mit Wein und Brot hat's keine Noth, noch minder, wie mit Wangen roth; wenn gleich, wo kein Mann dabei iſt, alle Freude hinkt. Hängt der Bart darüber nicht, dreht ſich gut die Spindel nicht! Doch bin ich eben darauf von Dem gekommen, Gebieterin, was ich von fremden und nicht von meinen eignen Bedürfniſſen geſagt habe.

Melibea.

Nun, ſo verlange von mir was Du willſt, es ſei für wen es ſei.

Celestina.

Du holdſelige, hochgeborene Jungfrau! Dein ſanfter Ton, ſowie Deine heitere Miene, zuſammen mit den Beweiſen von Gnade, die Du der armen Alten angedeihen läßt, machen mich ſo dreiſt, es Dir zu ſagen. Ich komme von einem todtkranken Menſchen her, der zuverſichtlich glaubt, ein einziges Wort aus Deinem edeln Munde, in meinem Buſen überbracht, werde ihn, bei ſeiner hohen Verehrung Deiner Schönheit, heilen.

Melibea.

Wenn Du mir Dein Verlangen nicht deutlicher ausſprichſt, ehrliche Alte, verſtehe ich Dich nicht. Einerſeits beunruhigſt und erzürnſt Du mich, andererſeits erregſt Du mein Mitleiden. Auf das Wenige, was ich von Deiner Rede verſtanden habe, kann ich Dir noch keine genügende Antwort geben. Wie glücklich wäre ich, wenn ein Wort von mir zum Heile eines Mitchriſten führte! Wohlthun iſt Gott gleichen, und es empfängt die Wohlthat ſelbſt, wer ſie Jemandem erzeigt, der ſie verdient; wohingegen tödtet, wer den Leidenden heilen kann und es nicht thut. Unterlaß darum Deine Bitte nicht aus Furcht oder Befangenheit.

Celeſtina.

Die Furcht verging mir über den Anblick Deiner Schönheit, Fräulein, da ich nicht wol glauben kann, daß Gott Geſtalt und Anſehen eines Menſchen zu einem andern Zwecke vollkommener, anmuthiger und ſchöner als des Andern geſchaffen habe, als um daraus einen Speicher von Tugenden und mitleidenden Eigenſchaften, das Werkzeug ſeiner Gnaden und Gaben zu machen. Es iſt gewiß, daß wir Menſchen alle geboren ſind, um zu ſterben, und desungeachtet kann Derjenige ſich noch nicht geboren nennen, der für ſich allein geboren ward, und ſo allein den wilden Thieren gleicht, unter denen es ſelbſt milder geartete wie das Einhorn gibt, von dem es heißt, daß es ſich vor einer Jungfrau beuge. Ja, zum Zeichen des Mitleids thut der biſſigſte Hund kein Leid, ſobald man ſich auf die Erde wirft. Unter den Vögeln ſogar frißt der Hahn niemals, ohne daß er den Hennen davon mittheilt und ſie zum Mitgenuſſe ruft. Der Pelikan öffnet ſich ebenſo die Bruſt, um ſeine Jungen mit ſeinem Blute zu tränken, und die Störche ernähren ihre alten Eltern noch einmal ſo lange im Neſte, als dieſelben ſie jung fütterten. Und wenn nun die Natur Thieren und Vögeln ſolche Einſicht lieh, ſollten wir Menſchen da wol grauſamer ſein? Sollten wir nicht den heimlichen Leiden unſerer Nächſten unſere Hülfe und Perſonen um ſo bereitwilliger leihen, als dieſelben ihren Urſprung bisweilen eben da genommen haben, wo ihre Arznei zu finden iſt?

Melibea.

Du ſollſt mir demnach auf der Stelle ſagen, welchen Kranken ein ſo zweifelhaftes Uebel ergriffen hat, daß Leiden und Arznei aus Einer Quelle fließen.

Celestina.

Señora! Haſt Du ſchon von einem jungen Cavalier dieſer Stadt, einem Edeln aus vornehmem Hauſe, Namens Caliſto, gehört?

Melibea.

Ei, ja, ja, ja, mein Schatz, genug und übergenug. Und ſprich mir bei Leibe nicht von ihm, wenn das der Kranke iſt, für den Du ſchamloſe alte Ziege mit Deinem Begehren ſo weit ausholſt und ſchon ſo niederträchtige Schritte in Dein eigenes Verderben gethan haſt. Wird wol auch etwas Anderes als bloße Thorheit das Uebel des Unſeligen ſein, für den Du Dich ſo außer Athem ſetzeſt? Und kann ich den Narren anders als mit Argwohn anſehen, den Du mit ſolchen Worten ankündigſt? Man ſagt nicht ohne Grund, daß der Körper eines böſen Mannes oder einer böſen Frau kein ſchädlicheres Glied als die Zunge habe. Daß Du alſo doch verdammt würdeſt, Du Kupplerin, Fälſcherin, Hexe, Feindin aller Ehrbarkeit und heimliche Miſſethäterin! Jeſus, Jeſus! ſchaffe ſie mir, wenn ich nicht umkommen ſoll, aus den Augen, Lucrecia! Es fließt mir kein Tropfen Blut mehr durch den Körper. Wer auf ſolche Geſchöpfe hört, verdient freilich dies und noch Schlimmers. Wahrhaftig, wenn ich nicht meine Ehre in Acht nähme und eben darum die Keckheit des Uebermüthigen verheimlichte, ſo wollte ich Deinen Worten, Du Ruchloſe, zugleich mit Deinem Leben ein Ziel ſetzen.

Celestina (bei Seite).

Wenn meine Beſchwörung erfolglos bleibt, kam ich zur übeln Stunde hierher. Doch weiß ich ja wohl, wen ich vor mir habe, und hänge den Hemmſchuh in mein Rad, ehe Alles zu Grunde geht.

Melibea.

Brummſt Du noch in den Bart wider mich, meinen

Zorn zu erhöhen und Deine Strafe zu verdoppeln? Du möchteſt meine Ehrbarkeit verderben, um einen Tropf wieder zu beleben, mich betrüben, um ihn zu erfreuen, mein Unglück ausbeuten, meinen Fehler nützen und den Ruf meiner Familie untergraben, um den einer gottverfluchten Hexe dafür zu gewinnen. Bildeſt Du Dir ein, daß ich Deine ruchloſe Betſchaft nicht von weitem habe kommen hören? Du magſt Dich indeſſen des alleinigen Lohnes für verſichert halten: durch Beendigung Deines Daſeins fortan behindert zu ſein, Gott zu beleidigen. Antworte mir, Verrätherin, wie Du Dich einer ſolchen Sache erfrechen konnteſt?

Celestina.

Die Furcht hält meine Entſchuldigung zurück, Gebieterin, und wie ſehr auch meine Unſchuld mich ermuthigt, ängſtigt mich doch wieder Deine aufgebrachte Gegenwart und ſchmerzt es mich am empfindlichſten, ohne Urſache Unwillen auf mich zu laden. Ja, wenn ich meine Worte vollends anbringen darf, wirſt Du in der That erkennen, wie viel eher der Dienſt Gottes als Unehrbarkeit dahinter ſteckt, und der Ruf des Arztes nicht verdächtigt, ſondern der Kranke nur geheilt werden ſoll. Wenn ich mir hätte denken können, Fräulein, wie ſchlimme Gedanken Du über das Vergangene faſſen würdeſt, ſo ſollte Deine Erlaubniß nicht ausgereicht haben, mir Caliſto's oder irgend eines Mannes wegen den Mund zu öffnen.

Melibea.

O, Jeſus! daß ich noch immer von dieſem Gecken, Windbeutel, ſtorchbeinigten Nachtgeſpenſt und Haubenſtocke hören muß und nicht auf der Stelle umkomme! Ich habe ihn ſchon neulich geſehen, als er mir ſo viel verliebte Ungereimtheiten vorfaſelte. Und wenn er ſich etwa einbildete, bei mir das Feld gewonnen zu haben, weil ich es luſtiger fand, ſeinen Aberwitz anzuhören, als ſein Verbrechen zu beſtrafen, ſo magſt Du ihm zu wiſſen thun, Alte, daß ich ihn lieber ſeinem Wahne überlaſſen, als ſeine Anmaßung öffentlich rügen will. Doch rede ihm auch zu, vernünftig zu ſein und ſein Vorhaben aufzugeben, damit ihm ſeine Worte nicht bei alledem noch theuer genug zu ſtehen kommen. Du weißt ja, daß nur Der überwunden iſt, der ſich dafür hält, und bei allem ſeinen Uebermuthe bin ich meiner Sache gewiß. Es iſt immer ein Wahrzeichen der Narren, Andere für ihres Gleichen zu erachten. Darum kehre Du mit ſeiner eignen Botſchaft zurück, von mir haſt Du keine Antwort zu gewärtigen, da man vergebens bittet, wo kein Mitleiden ſtattfinden kann. Man hatte mich recht wohl vor Deinen Schlichen gewarnt und mir geſagt, wer Du ſeieſt; Du haſt alſo Gott zu danken, ſo leichten Kaufs davon zu kommen.

Celestina (bei Seite).

Und doch war Troja einſt noch ſtärker und habe ich noch Sprödere gezähmt! Kein Sturm hält lange an.

Melibea.

Was brummſt Du da ſo unverſtändlich, boshaftes Weib? Kannſt Du meinen Zorn womit beſänftigen und Deine Verwegenheit entſchuldigen?

Celestina.

So lange Dein Zorn vorherrſcht, kommt meine Rechtfertigung nicht gegen Deine Strenge auf. Ich wundere mich auch gar nicht, daß junges Blut bei wenig Hitze kocht.

Melibea.

Bei wenig Hitze darfſt Du zuverläſſig ſagen, da Du annoch am Leben biſt und Deiner übergroßen Frechheit keine Strafe ward. Was für eine Antwort könnte ich anſtändigerweiſe einem ſolchen Manne geben? Indeſſen ſprich, da Du noch nicht zu Ende biſt: vielleicht machſt Du das Vergangene wieder gut.

Celestina.

Einen Spruch der heiligen Apollonia, den Du gegen Zahnweh haben ſollſt. Auch beſäße ich gern Deinen Gürtel, von dem es heißt, er habe die heiligen Reliquien in Rom und Jeruſalem berührt. Mein Cavalier kommt faſt vor Zahnweh um und deshalb bin ich hier; da er ſich aber eine ſo unglückliche Botin ausgeſucht hat, leide er ſeinen Schmerz. Unter allen Deinen Tugenden ging die Barmherzigkeit mir ab, der ebenſo wol auch das Waſſer abgehen dürfte, würde er danach ins Meer geſchickt. Bedenke nur aber nichtsdeſtoweniger, daß das Vergnügen der Rache einen Augenblick, das der Barmherzigkeit immer währt.

Melibea.

Wenn das Dein Verlangen war, was ſprachſt Du es nicht unverzüglich aus?

Celestina.

Weil die Reinheit meiner Abſicht mich glauben ließ, Gebieterin, daß Niemand etwas Schlimmes von mir denken werde, geſetzt auch, ich legte ſie auf ungewöhnliche Weiſe dar. Die herkömmliche Einleitung unterblieb eben nur, weil die Wahrheit keiner Schminke nöthig hat. Theilnahme an ſeinen Schmerzen, Vertrauen in Deine Großmuth hielt erſt meine Abſicht in meinem Munde zurück, und da Dir bekannt iſt, daß der Schmerz verwirrt, Verwirrung aber bewirkt, daß unſere leider nicht jederzeit an den Verſtand gebundene Zunge ſich erhitzt oder ihrer ſelbſt vergißt, ſo rechne mir die Schuld doch ſo wenig zu als Du mich für ein Vergehen Deſſen beſtrafſt, deſſen Botin ich allein bin. Das Seil reißt nicht, wo es am feinſten iſt, und ſo gleiche Du auch nicht der Spinne, die ihre Stärke nur gegen ſchwache Thierchen übt. Behandle Gerechte nicht wie Sünder. Ahme der himmliſchen Gerechtigkeit nach, die da ſagt, daß nur die Seele, die ſündigt, den Tod verdient, und verdamme, wie die menſchliche, den Vater niemals um des Sohnes, den Sohn niemals um des Vaters willen. Sein Erkühnen führte ja nicht einmal der Vernunft gemäß mein Verderben herbei, wiewol ich, ſeinen Verdienſten nach, recht wohl für einen ſolchen Verbrecher geſtraft werden könnte, deſſen Gleichen es mein Beruf, der mich nährt und kleidet, iſt, zu dienen. Mit meinem Willen habe ich noch niemals einen Menſchen gekränkt, um den Andern zu erfreuen, man habe hinter meinem Rücken Deiner Gnaden geſagt, was man wolle. Das Geſchrei des Pöbels beeinträchtigt die ſtandhafte Wahrheit zuletzt dennoch nicht, und wiewol in der ganzen Stadt die einzige Gewerbtreibende meiner Art, habe ich doch nur Wenige je misvergnügt gemacht. Ich thue Allen genug, die mir etwas auftragen, als ob ich zwanzig Füße und eben ſo viele Hände hätte.

Melibea.

Das wundert mich eben nicht, da man zu ſagen pflegt, ein einziger Laſterhafter reiche hin, eine große Gemeinde zu verderben, und man hat mir ſo vielerlei von Deinen Schlichen erzählt, daß ich mit nichten glauben kann, Du ſeieſt um eines Spruches willen gekommen.

Celeſtina.

Ich will ihn weder abbeten noch erhört ſehen, wenn die härteſte Folter etwas Anderes aus mir herausbringt.

Melibea.

Mein voriger Zorn hält mich ab, über Deine Entſchuldigung zu lachen, da ich recht wohl weiß, daß weder Schwur noch Folter über Dich vermögen, die Wahrheit, die nicht in Dir iſt, zu geſtehen.

Celeſtina.

Einer ſo großen Dame gegenüber ſchweige ich: ich bin die Magd, Du biſt die Gebieterin, und Deine Scheltworte verkündigen mir zweifelsohne ein neues Kleid.

Melibea.

Das Du ohne Zweifel wohl verdient haſt?

Celestina.

Deſſen meine gute Abſicht mich nicht unwerth macht, wenn meine Zunge es mir auch nicht geradezu erworben hat.

Melibea.

Du betheuerſt mir Deine Schuldloſigkeit ſo lange, bis ich gar an die Möglichkeit glauben werde. Ich halte alſo mein Urtheil über Deine Zweideutigkeit noch zurück und entſcheide über Deine Bitte nach keiner vorſchnellen Auslegung. Verwundere Dich dagegen aber auch nicht über meine vorige Empfindlichkeit und rechne ſie mir nicht zu hoch an. Es vereinigte ſich in Deiner Rede Zweierlei, wovon ſchon Eines hinreichend geweſen wäre, mir die Beſinnung zu rauben, und daß Du dieſen dreiſten Cavalier erſt gegen mich erwähnſt, um mich ohne Angabe eines Grundes alsdann auszuhorchen, mußte mir wol den Verdacht erwecken, Du nährteſt ehrenrührige Abſichten gegen mich. In der Erkenntniß, daß kein Arg dahinter, verzeihe ich Dir nun das Geſchehene, und das fromme Werk, Kranke und Nothleidende zu heilen, erleichtert mir das Herz auf alle Art und Weiſe.

Celestina.

Ach, ja! und was für einen Kranken, Gebieterin. Du wirſt ihn wahrhaftig nicht für Das halten, was Du in Deinem Unwillen zu erkennen gabſt, ſobald Du ihn recht erkennſt. Bei Gott und meiner Seele! es iſt kein Falſch in ihm: mit tauſendfacher Anmuth begabt, iſt er an Freimüthigkeit ein Alexander, an Stärke ein Hektor, an Geberden ein König, willfährig und munter, herrſcht Traurigkeit niemals in ihm vor, und, ſo edelgeboren wie Du weißt, ſcheint er als gewappneter Lanzenritter ein St. Georg zu ſein, der ſelbſt dem Hercules nicht an Muth und Tapferkeit nachſteht. Sein Weſen und Anſehen, ſeine

Fähigkeiten und Wohlredenheit zu beſchreiben, wäre eine andere Zunge von Nöthen: Alles zuſammen macht aber kurz und gut einen Engel des Himmels aus ihm. Ich bin überzeugt, daß nicht einmal der reizende Narciß ſo ſchön war, der ſich in ſein eignes Spiegelbild im Waſſer verliebte, und Du darfſt mir glauben, Señora, daß er ſich zur Zeit darüber nicht zufrieden geben kann, einen einzigen Stockzahn verloren zu haben.

Melibea.

Iſt es ſchon lange Zeit her, daß.....?

Celestina.

Er mag eben dreiundzwanzig Jahr alt ſein, Gnädigſte; hier ſteht Celeſtina, die bei ſeiner Geburt zugegen war und ihn zu den Füßen ſeiner Mutter aufgenommen hat.

Melibea.

Ich verlange ſein Alter nicht zu wiſſen, ſondern frage Dich, ob er das Leiden ſchon ſeit lange hat.

Celestina.

Seit acht Tagen, ſo viel mir bewußt, Gebieterin, obwol ſeiner Hinfälligkeit nach ſeit einem Jahre. Es iſt dabei nur ſeine höchſte Erleichterung, daß er, mit ſeiner Leier in der Hand, viele klägliche Lieder aufſpielt, deren Gleichen ſelbſt nicht der Kaiſer und große Muſikus Hadrian, zur furchtloſen Erduldung des Todes, von dem Hintritt der Seele dichte. Wie gar wenig ich auch von der Kunſt verſtehe, ſcheint mir die Leier unter ſeinen Händen doch zu ſprechen. Ja, wenn er anfängt zu ſingen, lauſchen die Vögel in der Luft bereitwilliger als auf jenen Amphion, von dem man ſagt, daß er mit ſeinem Geſange Pflanzen und Steine bewegte. Hätte er vordem gelebt, ſo würde man Orpheus nicht geprieſen haben. Und nun erwäge, Señora, wie glücklich es mich arme Alte machen mußte, ein ſo bevorzugtes Menſchenkind in das Leben einzuführen! Es erblickt ihn keine Frau, ohne Gott zu loben, daß er ihn alſo ſchuf und, wobald ſie mit ihm ſpricht, hat ſie nur noch ſo viel Gewalt über ſich, zu thun, was er befiehlt. Bei ſo zureichenden Gründen wirſt Du auch gewiß meinen Vorſatz billigen und meine Schritte für heilſam und unverdächtig anerkennen.

Melibea.

Es thut mir Leid, ſo wenig Geduld gehabt zu haben. Seine Unbewußtheit und Deine Unſchuld haben unter der zornigen Aufwallung meiner Zunge ſo viel gelitten, daß mich Deine zweideutigen Aeußerungen nicht genug entſchuldigen. Zum Lohne Deiner Gelaſſenheit nimm alſo hier den gewünſchten Gürtel, und da ich bis zur Rückkehr meiner Mutter nicht die Zeit haben werde, den Spruch niederzuſchreiben, ſo kommſt Du darnach vielleicht morgen heimlich wieder?

Lucrecia (bei Seite).

Nun iſt es mit meiner Gebieterin vollkommen aus: ſie beſtellt Celeſtinen insgeheim zu ſich. Das geht nicht mit rechten Dingen zu. Sie hat ihr noch mehr zu geben vor, als ſie ſagt.

Melibea.

Was murmelſt Du, Lucrecia?

Lucrecia.

Daß es nun genug iſt, Herrin; es wird ſpät.

Melibea.

Auf daß der Cavalier mich alſo nicht für grauſam, unbeſonnen und unhöflich hält, theilſt Du, Mutter, ihm wol von dem Geſchehenen nichts mit.

Lucrecia (bei Seite).

Ich irre nicht, die Sache läuft ſchlimm ab.

Celestina.

Wie kannſt Du meine Verſchwiegenheit bezweifeln, Señora Melibea? Fürchte nicht, daß ich nicht Alles er=

dulde und verheimliche, und laß Deinem übergroßen Argwohn keine ſolche Misdeutung meiner Worte wieder zu. Ich entferne mich mit Deinem Gürtel ſo erfreut, daß ich nicht anders glauben kann, als ſein Herz werde ihm zu ſeinem Troſte auch die Gnade geweiſſagt haben, die Du uns erzeigſt.

Melibea.

Vielleicht thue ich für Deinen Patienten, der ſo viel hat leiden müſſen, nöthigenfalls noch mehr.

Celestina (bei Seite).

Es wird allerdings noch viel mehr nöthig ſein und Du wirſt eben noch viel mehr thun, ohne großen Dank zu haben.

Melibea.

Was ſagſt Du, Mutter, von Dank?

Celestina.

Ich ſage, gnädiges Fräulein, daß wir es Dir alleſammt danken und Dir dafür dienen und ſo wohlverpflichtet bleiben werden, als der Lohn deſto weniger ausbleibt, je Mehrere ihn abzutragen haben.

Lucrecia (bei Seite).

Sie ſagt gerade das Gegentheil von Dem, was ſie ſinnt.

Celestina (bei Seite).

Meine Tochter Lucrecia: pſt! Sobald Du einmal in mein Haus kommſt, ſollſt Du eine Eſſenz erhalten, die Deine Haare wie das ſchönſte Gold färbt. Du mußt es nur nicht Deiner Herrin wieder ſagen. Auch gebe ich Dir ein Pulver, das Dir den übelriechenden Athem aus dem Munde nimmt. Es weiß im Königreiche ſonſt Niemand es zu fertigen und ſteht einem Frauenzimmer doch nichts übler als das an.

Lucrecia (bei Seite).

O, Gott verleihe Dir ein glückliches Alter! Das that mir mehr als das tägliche Brot noth.

Celestina (bei Seite).

Was murrſt Du, Närrchen, alſo gegen mich? Schweig ſtill! Du weißt nicht, ob Du mich nicht in noch wichtigern Dingen nöthig haſt. Mache Deine Gebieterin nicht böſer auf mich als ſie iſt, und laß mich in Frieden.

Melibea.

Was ſprichſt Du denn mit ihr, Mutter?

Celestina.

Wir ſind ſchon mit einander einig, Gnädige!

Melibea.

Ich will indeſſen wiſſen was es war. Ich kann nicht leiden, daß in meinem Beiſein etwas Heimliches verhandelt wird.

Celestina.

Lucrecia ſollte Dich nur an den Spruch erinnern, Gnädigſte, und ſich von mir belehren laſſen, wie ſie durch Ausübung der alten Regel: daß man dem Zürnenden eine kleine Weile, den Feind lange Zeit meiden müſſe, Deinem Zorn mit kluger Mäßigung begegne. Du zürnteſt mir, Señora, um des Verdachtes willen, den meine Worte Dir erregten, warſt aber darum meine Feindin nicht; und geſetzt auch, Du hätteſt ihnen jenen Sinn nicht fälſchlich untergelegt, ſo waren ſie doch nicht böſe gemeint, weil es eben alle Tage zu geſchehen pflegt, daß Männer für Frauen und Frauen für Männer entbrennen. Die Natur bewirkt das ſelbſt, über die Gott waltet, und der hat vielleicht ſo wenig jemals etwas Schlimmes gethan, als mein Verlangen, das nicht weit vom Stamme fällt, an ſich unlobenswerth oder ich ſelbſt ſtrafbar zu nennen geweſen wäre. Ja, ich würde Dir noch viel mehrere Gründe für mich anführen, wüßte ich nicht recht wohl, wie ermüdend die Weitſchweifigkeit für den Hörer und wie nachtheilig für den Sprecher iſt.

Melibea.

Du haſt die Probe der Einſicht nicht minder durch Dein Schweigen zu rechter Zeit als durch Deine große Geduld beſtanden.

Celestina.

Ich duldete eben mit Furcht, gnädiges Fräulein, weil Du mit Recht in Zorn gerathen warſt, und gleichwie Macht und Zorn zuſammen leicht Schaden ſtiften, ließ ich den Vorrath der einen ſich an dem andern nach und nach erſchöpfen.

Melibea.

Dein Cavalier ſchuldet Dir ſehr vielen Dank.

Celestina.

Er verdient, daß ich ihm noch weit mehr auferlege, und wofern ich ihm durch meine Bitten nützlich war, habe ich ihm auch durch meine Säumniß geſchadet. Mit Deiner Erlaubniß begebe ich mich zu ihm.

Melibea.

Hätteſt Du mir dieſe noch früher abverlangt, ſo hätte ich ſie Dir noch freudiger gegeben. Gott ſei mit Dir! Es hat mir Deine Sendung ſo wenig Nutzen eingebracht, als mich Deine Entfernung wiederum benachtheiligen kann.

Fünfter Akt.

Celeſtina. Sempronio. Später Parmeno. Caliſto.

Auf der Straße.

Celestina.

O! welch entſcheidender Augenblick! Eine wie liſtige Erdreiſtung! Ein wie großes Leiden, das mich beinahe getödtet hätte, wäre meine Anſchlägigkeit nicht bei Zeiten unter die Segel guter Worte gegangen. Ach, über die Drohungen des unſinnigen Mädchens, und weh des Weiberzornes! Teufel, den ich beſchwor, wie haſt Du in Allem, was ich von Dir erflehte, Wort gehalten. Ich bin in Deiner Schuld. Deine Macht zähmte das widerſpenſtige Weib ſo ſehr und bereitete meinen Worten eine ſo gute Statt vor, als ich in der Abweſenheit ihrer Mutter nur immer wünſchen konnte. Alte Celeſtina, ſei luſtig! Du weißt, daß eine gut angefangene Sache ſchon halb geendet iſt. O, du Regenwurmöl und gebleichtes Garn! Wie gelegen kamt ihr mir. Ohne euch hätte ich meine gegenwärtigen und zukünftigen Verpflichtungen brechen müſſen und nimmermehr weder an Pflanzen und Steine, noch an Worte glauben können. Alſo luſtig, Alte, daß Dir der Handel mehr als funfzehn ausgebeſſerte Jungferſchaften abwirft. Ich verwünſche die langen weiten Röcke, die mich hindern, früher an das Ziel meiner Neuigkeiten zu gelangen. O, Du gutes Glück, ſtehſt dem Kühnen bei und fliehſt den Furchtſamen; der Tod aber flieht den fliehenden Feigen nie. Wie Viele fehlen das Ziel, das ich getroffen habe! Was würde der Neuling in ſolcher Drangſal Anderes gethan, als Melibeen eine Antwort gegeben haben, die geradezu verloren hätte, was mein kluges Schweigen gewann? Es heißt darum: wer die Kniffe verſteht, ſpielt, und: der erfahrene Arzt iſt beſſer als der gelehrte. Schaden und Erfahrung macht den Menſchen klug, und alte Leute meines Gleichen heben mit Bedacht die Röcke auf, wenn ſie die Fuhrt durchwaden. O, Gürtel, Gürtel! bleibe ich am Leben, ſo ſollſt du noch Diejenige mit Gewalt entführen, die mir freiwillig nicht ein gutes Wort gönnte.

Sempronio.

Sehe ich recht, ſo iſt das Celeſtina. Was zum Teufel! ſchwänzelt die und brummt ſich in den Bart?

Celestina.

Du ſegneſt und kreuzigſt Dich doch nicht meinethalb, Sempronio?

Sempronio.

Ich will Dir ſagen, warum das geſchieht. Die Seltenheit einer Sache ſetzt in Erſtaunen, das ins Auge gefaßte Erſtaunen läßt ſich, ſo vermittelt, in die Seele nieder und die Seele findet ſich hinwieder gedrungen, es durch äußere Zeichen zu erkennen zu geben. Wer hat Dich wol ſchon ſo geſenkten Hauptes, die Augen auf den Boden ſtarrend, über die Straße gehen geſehen? Wer hat erhört, daß Du, mit Dir ſelber redend, wie ein Sollicitant öffentlich herumgerannt wäreſt? Für Den, der Dich kennt, iſt das eine erſtaunliche Neuigkeit. Scherz bei Seite, ſage mir nun aber um des Himmels willen, was Du bringſt? Stehen unſere Angelegenheiten gut oder ſchlecht? Ich erwarte Dich hier ſchon ſeit Schlag ein Uhr und habe noch keine günſtigere Vorbedeutung als Dein langes Ausbleiben wahrgenommen.

Celestina.

Eine ſolche Eſelsbrücke führt nicht immer über einen Fluß, mein Sohn: ich hätte noch eine Stunde länger ausbleiben und um meine Naſe kommen, ich hätte Dich zwei Stunden warten laſſen und dabei Naſe und Zunge einbüßen können. Je kürzer, je lieber, könnte in ſolchem Falle auch ein Sprichwort ſein.

Sempronio.

Ich beſchwöre Dich, Mutter; bleibe hier und beichte mir.

Celestina.

An einem ſo ungelegenen Orte iſt meines Bleibens nicht, mein Freund. Folge mir zu Caliſto, da ſollſt Du Wunder hören. Ich entwerthete meine Botſchaft, plauderte ich ſie Mehrern aus. Er ſoll das Geſchehene aus meinem Munde vernehmen. Deinen Biſſen Gewinn ſchmälere ich Dir nicht; der Dank für die Mühe gebührt mir aber ganz allein.

Sempronio.

Ein Biſſen Gewinn, Celeſtina, will mir nicht in den Sinn.

Celestina.

Wie viel oder wenig, Närrchen, wirſt Du doch haben, was Du willſt. Mein iſt Dein. Genießen wir zuſammen, und nützen einander, ohne Zerwürfniß beim Theilen. Du weißt ja, daß das Alter ſo viel mehr als die Jugend bedarf, und haſt überdies jederzeit Deinen gedeckten Tiſch vor Dir.

Sempronio.

Unſer tägliches Brot iſt nicht unſere alleinige Nothdurft.

Celestina.

Was ſonſt als ein Dutzend Neſtel, mein Sohn, eine Quaſte an die Mütze, und ein Flitzbogen, um von Haus zu Haus auf die Sperlingsjagd, von Fenſter zu Fenſter auf den Fang luſtiger Vögel ohne Flügel und des Geſchlechts, das Du kennſt, zu gehen, Du Tauſendſaſa! Oder gibt es etwa einen beſſern Gelegenheitsmacher als einen Bogen, mit dem man allenthalben nicht wie mit der Thür in das Haus fallen und nach ſeinem verſchoſſenen Bolzen fragen kann? Wehe nur, Sempronio, Dem, der ſchon zu altern anfängt ſo wie ich und ſich mit Ehren durchhelfen will.

Sempronio (bei Seite).

O, über die boshafte hinterliſtige Alte mit ihrem heißhungrigen Schlunde! Die Habſüchtige will mich wie meinen Herrn berücken. Das hat aber gute Wege und ſie wird ſich verrechnen. Wer unredlicherweiſe emporgekommen iſt, fällt noch ſchneller als er ſtieg. Menſchenkenntniß iſt ein böſes Ding und ſchwerer zu erlernen als alles Andere. Mich plagt der Teufel mit der alten Hexe. Ich thäte beſſer, die Nähe der giftigen Viper zu fliehen. Doch ſei es d'rum gewagt! und ſie ſoll wohl oder übel ſo viel Haare laſſen als ſie mir von ihrem Gewinn verſprochen hat.

Celestina.

Was brümmelſt Du da hinter meinem Rücken, Sempronio? Warum beeilſt Du Dich nicht mehr?

Sempronio.

Ich dachte nur eben Deiner Veränderlichkeit nach, Mutter Celeſtina, über die ich mich nicht verwundere, da ſie eine von ſo Vielen betretene Straße iſt: Du hatteſt mir nur erſt erklärt, Du wollteſt dieſen Handel in die Länge ziehen, und gedenkſt nun unverſtändigerweiſe, Caliſto zu ſagen, wie Alles hergegangen iſt? Weißt Du nicht,

Bayerische
Staatsbibliothek

daß man nur etwas Langerſehntes ſchätzt und daß jeder neue Tag ſeines Grams unſern Gewinn verdoppelt?

Celestina.

Der Weiſe ändert ſeine Meinung, der Thor allein iſt unbeugſam. Jeder neue Handel erfordert einen neuen Wandel. Ich ließ mir nicht träumen, daß ich einem ſo guten Glück begegnen würde. Fähige Abgeſandte richten ſich aber nach Zeit und Umſtänden, und es liegt nicht in der Art des Geſchehenen, daß es lange verborgen bliebe. Ich habe mir überdies ſagen laſſen, daß Dein Herr ebenſo liberal als lüſtern ſei, und ſo ſpendirt er wol an Einem Tage guter Botſchaft mehr als an hunderten, an denen ich ſein Verlangen hinhielte. Eine raſche, unerwartete Freude bewegt doch auch das Gemüth, ſowie große Gemüthsbewegungen die Urtheilskraft ſchwächen. Worauf könnte etwas Gutes ſonſt hinauswollen, als auf Hab und Gut? Was für ſüßere Früchte könnte ein großer Stamm abfallen laſſen als Douceurs? Schweig Du, mein Mäuschen, alſo immer ſtill, und laß die Alte hantiren wie ſie will.

Sempronio.

Erkläre mir nur aber einigermaßen, was ſich bei dem Fräulein zugetragen hat, und flüſtere mir ein Wort aus ihrem Munde zu. Ich bin darauf nicht weniger verſeſſen als mein Herr.

Celestina.

Beruhige Dich, armer Schelm! Ich fürchte, es bringt Dich in anderer Weiſe auf, als Du geſtehen magſt. Du hätteſt den Geſchmack der Speiſe lieber als den bloßen Geruch. Halten wir uns aber dazu: Dein Herr wird über meine Saumſeligkeit närriſch werden.

Sempronio.

Ich halte es für wahrſcheinlicher, daß er es ſchon geworden iſt.

In Caliſto's Zimmer.

Parmeno.

Gnädiger Herr, gnädiger Herr!

Calisto.

Was haſt Du, Narr?

Parmeno.

Sempronio kommt mit Celeſtinen auf das Haus zu, und ich ſehe ſie unterwegs von Zeit zu Zeit ſtehen bleiben, derweil er, Gott weiß zu welchem Ende, Figuren auf den Boden zeichnet.

Calisto.

So ein alberner Tagedieb kann ſie noch kommen ſehen und läuft nicht ſpornſtreichs hinunter, um die Thür aufzumachen! O, du allmächtiger Gott im Himmel! was werden ſie mir bringen? Welche Neuigkeit wird es geben? Sind ſie ſo lange ausgeblieben, daß ich auf ihre Rückkehr mehr als auf meine Geneſung hoffte. Nun mache dich, du heilloſes Ohr, auf Alles gefaßt, was kommen kann. An Celeſtinens Munde hängt der Troſt oder das Weh meines Daſeins. O, ließe ſich die Spanne Zeit verträumen, bis daß mir Anfang und Ende ihrer Rede kund geworden! Nun erfahre ich, wie dem armen Sünder der grauſame Verdammungsſpruch peinlicher als der Moment des ſchon gewiſſen Todes zu erwarten iſt. Du träger, ſchwerhändiger Parmeno! ſchiebe den verdammten Thürriegel zurück und laß die Ehrendame eintreten, an deren Zunge mein Leben hängt.

Vor Caliſto's Hauſe.

Celestina.

Hörſt Du, Sempronio! Der gnädige Herr zieht andere Saiten auf. Als ich das erſte Mal hierher kam, mußte ich von ihm und Parmeno ſchlimmere Dinge hören. Ich glaube, es ſchickt ſich zur Beſſerung an. Jedes Wort, das er ſpricht, wirft der alten Celeſtina einen Rock ab.

Sempronio.

Wenn Du hineinkommſt, thue, als ſäheſt Du Caliſto nicht, und ſprich ihm nach dem Munde.

Celestina.

Schweige doch davon ſtill, Sempronio. Ich habe allerdings mein Leben daran geſetzt; Caliſto und ſeine Bitten verdienen aber mehr als das, und laſſen mich von ſeiner Freigebigkeit deſto größern Lohn erwarten.

Sechster Akt.

Caliſto. Celeſtina. Parmeno. Sempronio.

In Caliſto's Hausflur.

Calisto.

Was ſagſt Du, meine mütterliche Gebieterin?

Celestina.

O, mein Herr Caliſto, biſt Du hier? Du neuer Anbeter der wunderſchönen, wunderliebenswürdigen Melibea! Womit wirſt Du der alten Frau lohnen, die heute in Deinem Dienſte ihr Leben in die Schanze geſchlagen hat? Welch Weib befand ſich wol ſchon in ſo ſchmählicher Gefahr als ich? Wenn ich daran denke, erſtarrt mein Blut in allen Adern meines Körpers oder entweicht daraus. Ich hätte kaum den alten abgeſchabten Mantel für mein Leben gegeben.

Parmeno (bei Seite).

Jedoch wirſt Du nicht ermangeln, den Kohl für Dich zu behalten und uns mit Strunk oder Stiel abzuſpeiſen. Du haſt bereits eine Stufe erklommen und ich erwarte Dich noch höher ſteigen zu ſehen. Die Alte will Alles für ſich behalten und gönnt keinem Andern was; ſie ſoll aber ſinden, daß ich ebenſo ſtandhaft bin als mein Herr thöricht iſt. Achte auf Alles, was ſie ſagt, Sempronio, und Du wirſt erkennen, daß ſie blos deshalb kein Geld haben will, weil ſich ein Geldſtück theilen läßt.

Sempronio (bei Seite)

Halte Dein Maul, verzweifelter Kerl! Wenn Dich Caliſto hört, ſchlägt er Dich todt.

Calisto.

Mutter! faſſe Dich entweder kurz, oder nimm den Degen und ſtich mich todt.

Parmeno (bei Seite).

Der arme Teufel zittert wie Queckſilber und vermag ſich nicht auf den Beinen zu erhalten. Er liehe ihr gern ſeine Zunge, ſpräche ſie nur ſchnell. Auf ſein Leben iſt ſo viel wie nichts mehr zu geben. Das Gedeihen dieſer Liebſchaft bringt uns noch Trauer ein.

Celestina.

Wozu den Degen, lieber Herr? Ein ſo grauſamer Degen tödte Deine Feinde und Alle, die Dir übel wollen; ich nähre Dein Leben lieber mit guter Liebeshoffnung.

Calisto.

Mit guter Liebeshoffnung, gute Frau?

Celestina.

Man darf ja wol gut ſagen, da ſie meiner Wiederkehr Thor und Thür öffnet; ja, ſie nimmt mich in meinem geſlickten Rocke lieber als eine Andere in geſtickter Seide an.

Parmeno (bei Seite).

Sempronio, verſtopfe mir den Mund: ich halte es nicht länger aus; ſie fängt ſchon von ihrem Rocke an.

Sempronio (bei Seite).

Gotts Wetter! Schweig, oder ich jage Dich zum

Teufel. Sie thut wohl daran, daß ſie von ihrem Rocke ſpricht; ſie hat ihn nöthig. Wo der Abt die Meſſe lieſt, legt man ihm den Chorrock an.

Parmeno (bei Seite).

Abt und Chorrock müſſen aber einigermaßen einander werth ſein, und das alte Geſcheuch befreite ſich für die paar Schritte, die ſie gethan hat, gern ein- für allemal von den elenden Lumpen, die ſie ſchon ſeit funfzig Jahren auf dem Leibe trägt.

Sempronio (bei Seite).

Iſt das Deine ganze Beſſerung und Dankbarkeit gegen Deine Erzieherin?

Parmeno (bei Seite).

Ziehe ſie doch aus und ſtecke ein, ſoviel ſie will; es ſoll nur nicht-allein ihr Vortheil ſein.

Sempronio (bei Seite).

Ein wenig Eigennutz iſt der einzige Fehler, den ſie hat. Laß ſie immer ihren Beutel ſpicken, das ſpickt die unſern mit ſoll es nicht ihr eigner Schade ſein.

Calisto.

Nun ſage mir um Gottes willen, Señora, wie befindet ſie ſich? Wie biſt Du zu ihr gekommen? Wie ſah ſie aus? In welchem Theile des Hauſes wohnt ſie? Was für ein Geſicht machte ſie Dir zuerſt?

Celestina.

Etwa ſo eins, gnädiger Herr, als die wüthenden Stiere Denen machen, die die ſpitzen Wurfſpieße in die Schranken werfen, oder als die wilden Eber den Spürhunden entgegen halten, die ſie in die Enge treiben.

Calisto.

Und Du gibſt für ein Zeichen guter Hoffnung aus, was die allerſchlimmſten Beſorgniſſe rechtfertigt? Der

Tod ſelbſt könnte mir ja nicht ſchlimmer ſein, da er dieſe größere, ſchmerzlichere Noth linderte.

Sempronio (bei Seite).

Iſt das die vorige Leidenſchaft meines Herrn? Was heißt denn das? Hat der Mann nicht Geduld genug, wonach er ſtets verlangt hat, anzuhören?

Parmeno (bei Seite).

Und dazu ſoll ich ſchweigen, Sempronio? Wenn der Herr Dich hört, ſtraft er mich ſo gut wie Dich.

Sempronio (bei Seite).

Daß Dich dasölliſche Feuer! Du ſprichſt zu aller Welt Schaden und ich kränke Niemanden. Ja, daß Dich die Peſt und der Tod träfe! Du Händelſucher, Neidhart, Böſewicht! Iſt das Deine Freundſchaft zu mir und Celeſtinen? Pack Dich zum Henker!

Calisto.

Willſt Du, meine königliche Herrin, nicht, daß meine Seele in Verzweiflung dahinfahre und durch dieſe Nachricht zu ewiger Qual verdammt werde, ſo eröffne mir mit kurzen Worten, ob Deine würdige Bitte und die Grauſamkeit des ſo engelſchönen wie verderblichen Angeſichtes kein erwünſchteres Ende nahmen? So weit verkündeteſt Du mir weit eher Haß als Liebe.

Celestina.

Es mag wol die preiswürdigſte geheime Eigenſchaft der Biene ſein, der darin alle Verſtändigen nachahmen, daß ſie Alles was ſie berührt, veredelt, und ich verfuhr mit Melibeens unfreundlichen, ſpröden Aeußerungen ebenſo. All' ihre Bitterkeit wandelte ich in Honig, ihren Zorn in Milde, ihre Haſt in Ruhe um. Zu welch' anderem Ende hätte ſich denn auch die alte Celeſtine aufgemacht, die Deine Großmuth über Verdienſt und Würde belohnte, als um jene Wuthanfälle beſchwichtigend auszuhalten, Deiner Abweſenheit ein Schild zu ſein, mit dem ſie in ihrem Mantel alle Streiche der Abneigung, des Stolzes und der Misgunſt gegen die aufkeimende Liebe auffinge und deren Wachsthum förderte? Wen man zumeiſt liebt, behandelt man zuerſt am ſchnödeſten. Wäre dem nicht ſo, ſo unterſchiede ſich ja die Liebe gemeiner Dirnen von der ſittſamer Mädchen nicht, deren Ja nicht gleich auf den erſten Liebesantrag abfällt, ſondern die vielmehr, trotz aller glühenden Leidenſchaft, die Ehrbarkeit einer äußern Kälte, gemeſſene Zurückhaltung, leiſe Schüchternheit, keuſche, beharrliche Grundſätze in unzugänglichen Reden zu erkennen geben, denen gemäß ihre eigne Zunge über die Geduld erſtaunt, womit ſie wohl oder übel das Gegentheil Deſſen ausſpricht, was vom wirklichen Gefühle zu ihrer Kenntniß kam. Derweil ich Dir aber ausführlich erzähle, wie ſich meine Worte verhalten und Eingang gefunden haben, mußt Du zu Deiner aufheiternden Beruhigung wiſſen, daß das Ende vom Liede das allerbeſte war.

Calisto.

So weit, Señora, auf das Allerſchrecklichſte gefaßt, magſt Du mir vortragen, was und wie es Dir beliebt: ich bleibe aufmerkſam. Mein Herz und Kopf ſind bereits beruhigt, durch meine Adern fließt wiederum das verlorne Blut und meine Schüchternheit fängt an ſich zu zerſtreuen. Iſt es Dir alſo recht, ſo laß uns in mein Zimmer gehen, wo Du mir dies Allgemeine insbeſondere berichten ſollſt.

Celestina.

Komm, gnädiger Herr.

In Caliſto's Zimmer.

Parmeno (bei Seite).

Heilige Maria! Auf welchen Ummwegen ſucht uns der Thor zu entgehen, damit er allein bei Celeſtinen Freudenthränen vergießen und ihr die Heimlichkeiten ſeiner verirrten Lüſternheit entdecken, jede Frage und Antwort unabläſſig wiederholen kann, ohne daß ihm ein Gegenwärtiger ſeine Langeweile vorhält. Ich warne Deinen Wahnſinn aber in der That vor unſerer Nähe.

Calisto.

Nun höre einmal, Señora, was Parmeno dazu ſagt, und wie er ſich über die Früchte Deines Eifers kreuzigt! Er iſt wahrhaftig ganz verblüfft, Frau Celeſtina, und ſchlägt abermals ein Kreuz. Steige Du nur immer zu und nimm Dir Zeit: ich höre Deine ſüße Antwort auf den Knien an und bitte Dich nunmehr, mir gleich zu ſagen, wie Du in das Haus gekommen biſt.

Celestina.

Mein Bischen Garn hat mich hineingebracht, das mich, Gott ſei's gedankt! ſchon an die dreißig ſolcher Fiſche und noch größere Hechte fangen ließ.

Calisto.

Vielleicht größere von Körper, Mutter; von Anmuth, Sitten, Stand und Herkommen, echtem Selbſtgefühle, Tugend und Wohlredenheit wahrlich nicht.

Parmeno (bei Seite).

Was der Hansnarr durch einander ſchwatzt! Sein Uhrwerk iſt in Unordnung: der Hammer ſchlägt nie weniger als zwölf und der Zeiger gibt immerfort Mittag an. Höre nur einmal, Sempronio, der Du Dir doch die Hörner abgelaufen haſt, mit was für Lügen ſie ſeine fraglichen Albernheiten beantwortet.

Sempronio (bei Seite).

O, Du giftiger Verleumder, willſt nicht hören, wobei alle Welt die Ohren ſpitzt? Du biſt die Schlange, die die Stimme des Beſchwörers flieht. Schon weil ſie von Liebe ſpricht und wenn auch lügt, ſollteſt Du ihr mit Luſt und Liebe lauſchen.

Celestina.

Vernimm alſo, gnädiger Herr, wie Dein Glück und mein Geſchick ſich paarten. Ich hatte kaum angefangen, mein Garn zu feilſchen und zu markten, als Melibeens Mutter zu einer kranken Schweſter abberufen ward, und mir an ihrer Statt ſie ſelbſt hinterließ, um Handels eins zu werden.

Calisto.

O, Freude ſondergleichen, herrliche Gelegenheit, erwünſchter Zwiſchenfall! Wer da hätte unter Deinem Mantel ſtecken und den Worten meiner Einzigen, Gottgeſegneten lauſchen können!

Celestina.

Unter meinem Mantel, ſagſt Du? Wehe Dir! Da hätten ſie Dich durch drei Dutzend Löcher hindurch geſehen, wenn ſie Gott nicht geflickt.

Parmeno (bei Seite).

Ich gehe meiner Wege, Sempronio, und ſage nichts mehr. Höre Du ihn vollends an. Zählte der Unſinnige nicht in Gedanken die Schritte bis zu Melibeens Hauſe aus und verſänke in Betrachtungen der Geſichter, die ſie beim Garnhandel macht, ja, wäre er nicht ganz und gar in ſie vergafft, ſo würde er meine Rathſchläge für heilſamer als Celeſtinens Ränke erachten.

Calisto.

Was ſoll das heißen, Leute? Ich beſchäftige mich mit Dingen, die mir an das Leben gehen, und ihr plaudert zu meinem Aerger und Verdruſſe fort, als müßte es nur ſo ſein? Seid ſtille, wenn Ihr mich liebt. Ihr ſterbt noch vor Verlangen, Euch erzählen zu laſſen, wie fürſorglich die Señora geweſen iſt. Nun, und was gabt ihr denn allein mit einander an?

Celestina.

Ich gerieth ſo außer mir vor Freude, gnädiger Herr, daß mir Jedermann meine Gedanken hätte anſehen können.

Calisto.

Ich gerathe ja noch jetzt darüber außer mir: um wie viel mehr nicht, wer das Engelsbild leibhaftig vor ſich ſah. Und Du wurdeſt über das unvermuthete Ereigniß ſtumm?

Celestina.

Nichts weniger als das: unter vier Augen mit ihr brachte ich meine Worte gerade deſto entſchloſſener an, und verkündete ihr von der Leber weg, wie ſich Deine Leidenſchaft nach einem troſtreichen Wort aus ihrem Munde ſehne. Sie ſah mich über die Neuigkeit erſchrocken und erſtaunt an, indem ſie zu vernehmen gewärtigte, wer nach einem Worte von ihr ſo unabweisliche Sehnſucht tragen oder durch ihre Zunge geheilt werden könne. Und da hatte ich ihr nicht ſobald Deinen Namen genannt, als ſie, meine Rede unterbrechend, ſich mit der flachen Hand vor die Stirne ſchlug, wie wer etwas Entſetzliches vernommen hat, und mir rund heraus erklärte, daß ihre Diener meine Henker werden ſollten, entfernte ich mich nicht gleich ſtillſchweigend. Sie ſchalt meine Dreiſtigkeit noch überdies ſo weidlich aus, daß ich eine alte Hexe, Kupplerin, bärtige Beſtie und Miſſethäterin über die andere hieß, und belegte mich auch mit ſo vielen andern Spitznamen, daß ich, meiner Treu! hätte zum Kindergeſpött werden können. Zu guter Letzt kam ſie aus den Ohnmachten und Geiſtesabweſenheiten gar nicht mehr heraus, zitterte und bebte an allen Gliedern, dehnte und reckte ſich wie ein Verſchlafener, verdrehte die Augen nach allen Winkeln, rang die Hände, ſtampfte mit den Füßen, kurz, geberdete ſich als ob ſie ſich zerreißen wollte, und that ſo zur Genüge dar, daß der goldene Pfeil Deines Namens ſie, erklingend, tief ins Herz getroffen habe. Ich blieb dabei in demüthiger Entfernung ſchweigſam ſtehen und freute mich, ſie ihren Zorn ſo austoben, ihren Fall ſo nahe rücken zu ſehen. Auch verlor ich meine Zeit nicht mit müßigen Gedanken und Betrachtungen, ſondern ſann mir unterdeſſen aus, wie ſich meine Worte rechtfertigten.

Calisto.

Ja, darauf bin ich ebenfalls begierig, Mütterchen, denn ſoviel ich mittlerweile darüber nachdenken mochte, fand ich doch noch keine ausreichende Beſchönigung ihrer Zweideutigkeit. Deine gewaltige Erfahrung macht aus Dir freilich ſoviel mehr als ein einzelnes Weib und ſo bin ich im Voraus überzeugt, Du bereiteteſt Deine Replik ſchon vor, als Du ihre Antwort von weitem kommen ſahſt. Was that denn auch wol jene Tusca Adelecta mehr — deren Ruhm verdunkelt worden wäre, hätteſt Du zu ihrer Zeit gelebt — als ſie den dritten Tag vor ihrem Ende den Tod ihres alten Gatten und ihrer beiden Kinder prophezeite? Ich muß nunmehr faſt ſelber glauben, daß das ſchwache Geſchlecht der Frauen zur Argliſt weit prompter als das der Männer iſt.

Celestina.

Ich ſagte ihr, daß Dein Uebel Zahnweh ſei, gnädiger Herr, und daß ich nichts weiter als eine andächtige Beſprechung von ihr verlangt hätte.

Calisto.

O, Wunder von Verſchlagenheit! Du biſt für Dein Gewerbe geboren, Frau. Welch draſtiſches Heilmittel! Welche Lügenfertigkeit! Der erfahrenſte Menſchenverſtand hätte keine ſo ſublime Ausflucht erſinnen können. Ja, wenn unſere Zeit in die Vergangenheit des Aeneas und der Dido zurückreichte, hätte Venus nicht ſo viele Noth gehabt, Dido's Liebe auf ihren ihr in der täuſchenden Geſtalt des Ascanius erſcheinenden Sohn zu lenken: ſie brauchte nur ohne Umſtände Deine Vermittelung anzuſprechen. Nunmehr tröſte ich mich wegen meines Schickſals, da es in ſolchen Händen ruht, und wenn ſich meine

Wünſche nicht erfüllen, darf ich glauben, daß ſich dem Lauf der Natur gemäß für meine Wohlfahrt nicht mehr thun ließ. Was meint Ihr dazu, Burſchen? Konnte man ſich ſo etwas vorſtellen? Gibt es noch ihres Gleichen in der Welt?

Celestina.

Falle mir nicht ins Wort und laß mich ausreden; es wird ſchon finſter. Du weißt doch wol: wer Uebel thut, ſcheut das Licht, und es könnte mir etwas zuſtoßen, wenn ich nach Hauſe ginge.

Calisto.

Ei, warum nicht gar! Du ſollſt ein paar Fackelträger zu Begleitern haben.

Parmeno (bei Seite).

Damit das ſchöne Kind unterwegs nicht angefochten werde. Du gehſt mit, Sempronio. Sie fürchtet ſich vor den Grillen, die im Finſtern ſingen.

Calisto.

Was ſagſt Du, mein Parmeno?

Parmeno.

Ich ſage, daß es gut ſein wird, gnädiger Herr, wenn ich und Sempronio ſie in der Dunkelheit nach Hauſe bringen.

Calisto.

Es iſt ſchon recht; das ſoll nachher geſchehen. Und nun erzähle mir weiter, was ſich zutrug? Was antwortete ſie auf die Bitte um den Spruch?

Celestina.

Sie wolle mir ihn mit Vergnügen geben.

Calisto.

Mit Vergnügen geben? Mein Himmel, welche Huld!

Celestina.

Ich forderte indeß noch mehr von ihr.

Calisto.

Und das war, meine alte Trefflichkeit?

Celestina.

Der Gürtel, den ſie für gewöhnlich trägt und von dem ich behauptete, er wirke heilſam auf Dein Uebel ein, indem er mit ſo vielen Reliquien in Berührung gekommen ſei.

Calisto.

Was ſagte ſie nun wol dazu?

Celestina.

Verſichere mich im Voraus Deiner Dankbarkeit, und Du ſollſt es hören.

Calisto.

O, mein Gott! nimm das ganze Haus mit Allem was darin iſt, oder ſage, was Du ſonſt verlangſt.

Celestina.

Für einen Mantel, den Du dem alten Weibe gibſt, legt ſie eben was ſie an ſich trug in Deine Hände.

Calisto.

Ei, was Mantel! Einen Mantel und ein Kleid und was ich habe.

Celestina.

Einen Mantel brauche ich und mit einem Mantel bin ich zufrieden. Verſteige Dich lieber nicht zu ſehr und werde gegen meine Bitte nicht mistrauiſch. Wer auf geringe Forderungen große Anerbietungen macht, ſchlägt ſie gewiſſermaßen ab.

Calisto.

Lauf Du, Parmeno, und hole meinen Schneider, der gleich einen Mantel und ein Kleid von dem feinen Tuche zuſchneiden ſoll, das zum Aufkratzen da liegt.

Parmeno.

Sehr wohl, ſehr wohl! Der alten Hexe immer den Hals voll geſtopft, die mit Lügen wie eine Biene mit Honig beladen kommt, und mich im Kothe herumgeſchleppt. Um ein ſo ſauberes Ziel ihrer Wünſche ſchnüffelt ſie nun ſchon den ganzen Tag herum.

Calisto.

Wie unluſtig ſich der Teufelskerl anſtellt! Es iſt doch kein Menſch ſo ſchlecht als ich bedient, der nur verlaute, widerſpenſtige Hausfeinde um ſich hat. Was brummſt Du in Dich hinein, Du Schuft? Ich verſtehe Dich nicht, Du Neidhart. Thue auf der Stelle, was Dir befohlen iſt, und bringe mich nicht noch mehr auf. Mein Aerger reicht ſchon hin, mir den Garaus zu machen. Es bleibt ja auch noch genug Tuch zu einem Rocke für Dich übrig.

Parmeno.

Ich ſage weiter nichts, gnädiger Herr, als daß der Schneider ſo ſpät nicht mehr kommen kann.

Calisto.

Sage ich Dir nicht, daß Du widerſpenſtig biſt? Es mag alſo bis morgen ſein. Und Du, Señora, gedulde Dich mir zu Liebe. Aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben. Zeige mir inzwiſchen gefälligſt den heiligen Gürtel her, der ihren Körper zu berühren würdig war. Meine Augen werden ſich mit meinen übrigen Sinnen daran freuen, die in gleicher Leidenſchaft zu ihr entbrannt ſind, und es ſoll auch mein bekümmert Herz darüber jubeln, das doch, ſeitdem es ſie hatte kennen lernen, keinen Augenblick Ruhe fand. Alle meine Sinne ſind wund und drängen ſich mit den Bettelkörben ihres Elendes tief zerknirſcht zu ihr: das Auge, ſie zu ſehen, das Ohr, ſie zu hören, das Gefühl, ſie zu berühren.

Celestina.

Du haſt ſie, ſagſt Du, ſchon berührt? Das ſetzt mich in Erſtaunen.

Calisto.

Im Traume, will ich ſagen.

Celestina.

Im Traume ſie berührt?

Calisto.

Im Traume nehme ich ſie ſo viele Nächte wahr, daß ich ſorge, es werde mir wie Alcibiades geſchehen, der ſich im Traume in den Mantel ſeiner Freundin gehüllt ſah, und nachdem er des nächſtfolgenden Tages getödtet worden war, ohne daß ſich Jemand fand, der ihn von der Straße entfernt hätte, von ſeiner Freundin mit ihrem Mantel bedeckt ward. Ob lebendig aber oder todt, ſehe ich mich doch gern in ihr Gewand gehüllt.

Celestina.

Du leideſt allzu ſehr. Derweil Andere auf ihrem Lager der Ruhe pflegen, bereiteſt Du Deiner Noth ihr nächſtes Tagewerk vor. Ermanne Dich, Herr! Gott hat Niemanden zum Verzweifeln geſchaffen. Gönne Deinen Wünſchen ihre Zeit und nimm den Gürtel: bleibe ich am Leben, ſo übergebe ich Dir dereinſt auch ſeine Beſitzerin.

Calisto.

O, du mein geſegneter Gaſt und Gürtel! dem Gehalt und Gewalt genug geliehen ward, den Körper zu umfangen, dem ich nicht würdig bin zu dienen. O, du alle meine Wünſche umwindende Schlinge meiner Leidenſchaft! Sage mir, ob Diejenige, der du zu eigen warſt und die ich anbete, ohne daß mein Gram bei Tag und Nacht ſie rührt, jene troſtraubenden Worte in deiner Gegenwart ausſprach?

Celestina.

Ein alter Spruch ſagt: Unverhofft kommt oft, und ein anderer: Allzu viele Sorge fällt in den Koth. Nichtsdeſtoweniger ſoll Dir meine Sorge vermitteln, was Deiner Sorgloſigkeit ſtets unerreicht bleiben würde. Erwäge nur, daß Zamora weder an Einem Tage erobert worden iſt, noch die Belagerer deshalb verzweifelten.

Calisto.

Ich Unglückſeliger! Es ſind Städte mit Steinen umzirkt und Steine bewältigen Steine. Dieſe meine Gebieterin aber beſitzt ein Herz von Stahl, wogegen kein anderes Metall aufkommt und das kein Geſchoß öffnet. Setze eine Leiter an ſeine Mauer an: ſie hat Augen, mit denen ſie Pfeile ſchießt, eine Zunge, die Vorwürfe und Zurückweiſungen ſchleudert. Ihre Lage iſt ſo unzugänglich, daß man ſie nur eine Stunde von ihr entfernt blokiren mag.

Celestina.

Schweig ſtill, Herr! Der getroſte Muth eines einzigen Mannes nahm Troja ein, und ſo verzage nicht, daß eine Frau die andere gewinnt. Du biſt noch zu wenig mit mir bekannt, als daß Du wiſſen könnteſt, was ich vermag.

Calisto.

Ich glaube Dir gern, was Du ſagſt, Señora, die Du mir ſchon ein ſolches Kleinod beſcheerteſt. O, meine Freude, du Umgürtung der göttlichen Hüfte! Ich ſehe dich und glaube doch nicht an dich. O, du Band, du Verbindung! Warſt du meine Feindin? Sage es mir aufrichtig. Ich verzeihe dir, wenn du es warſt, da es guten Menſchen geziemt, zu entſchuldigen. Doch glaube ich es nicht. Mir entgegen würdeſt du nicht ſo ſchnell in meine Gewalt gekommen ſein, es wäre denn, um dich zu entſühnen. Ich beſchwöre dich bei ihrer Allmacht über mich: antworte mir!

Celestina.

Du hörſt nun wol endlich auf zu faſeln, Herr? Ich bin es wenigſtens überdrüßig, Dir zuzuhören, und der Gürtel hält Deine Mishandlungen auch nicht aus.

Calisto.

Wehe mir Elenden! Welche Gnade würde mir der Himmel erzeigt haben, hätte er dich aus dem Stoffe meiner Arme gewebt und wäreſt du nicht ſo wie du biſt aus Seide fabrizirt worden. Mit wie ehrfurchtsvoller Berührung würden ſie jeden neuen Tag die Glieder umfangen, die du ohne Gefühl und Genuß der Wonne fortwährend umwindeſt. Welche Heimlichkeiten haſt du an dem Himmelsbilde erſehen!

Celestina.

Du wirſt ihrer noch viel mehrere mit mehr Bewußtſein als das Ding erſehen, wenn Du Dich durch ſolche Reden ihrer nicht verluſtig machſt.

Calisto.

Schweig ſtill, Frau Celeſtina, wir verſtehen uns. O, meine Augen! Seid deſſen eingedenk, daß ihr die Urſache und der Eingang waret, daß und wodurch mein Herz verwundet wurde, und bedenkt, ob, wer die Urſache leiht, nicht auch den Schaden ſtiftet. Erinnert euch, daß ihr mir meine Heilung ſchuldig ſeid und beſichtiget die Arzenei wohl, die euch zugekommen iſt.

Sempronio.

Ihr zieht die Freude an dem Gürtel dem Beſitze Melibäens vor, gnädiger Herr?

Calisto.

Wie ſo das? wahnwitziger, troſtloſer Thor!

Sempronio.

Weil Du mit den vielen Worten Dich, wo nicht auch Andere, um das Leben oder den Verſtand bringſt, und der Abgang des Einen von Beiden ſchon hinreicht, Dich zu vernichten. Faſſe Dich kürzer und ſchenke Celeſtinen Gehör.

Calisto.

Ermüdet Dich mein langes Sprechen, Mutter, oder hat der Burſche Unrecht?

Celestina.

Wenn ich auch gerade nicht das Erſte ſagen will, gnädiger Herr, ſo mußt Du Deine langen Zwiſchenreden doch einmal beendigen. Sieh den Gürtel eben nur für einen Gürtel an, auf daß Dir, wenn Du dereinſt bei Melibeen biſt, ein Mehreres zu ſagen übrig bleibt. Verwechſele mit Deiner Zunge nicht Perſon und Kleid.

Calisto.

O, meine Gebieterin, meine Mutter, meine Troſtſpenderin! Gönne mir die Freude an dieſem Boten meiner Seligkeit. O, meine Zunge, was verweilſt du bei andern Dingen und unterläſſeſt die Anbetung der Vollkommenheiten, die vielleicht niemals dein eigen werden? O, meine Hände, wie dreiſt und unehrerbietig erfaßt und behandelt ihr das Heilmittel meiner Wunde. Ich bin gewiß, daß die Kräuter, worin die ſcharfe Spitze des Pfeiles getaucht war, mir nicht mehr ſchaden, denn was die Wunde ſchlug, ſchließt ſie auch. O, Du Weib, Labſal der Alten, Luſt der Jungen und Troſt der Nothleidenden ſo wie ich! Bekümmere meine Blödigkeit durch Deine Furcht nicht noch mehr. Laß mich in dies Anſchauen mich vertiefen und mit meinem Kleinod frei und öffentlich auftreten, damit, wer mich ſieht, wiſſe, es gebe keinen glücklichern Menſchen als ich bin.

Sempronio.

Hüte Dich, daß durch Dein Verlangen Deine Wunde nicht in Eiterung übergeht. Deine Geneſung, Herr, hängt nicht allein von dem Gürtel ab.

Calisto.

Ich weiß es wohl, kann aber nicht umhin, ein ſo erhabenes Liebespfand anzubeten.

Celestina.

Liebespfand? Ein Liebespfand iſt, wemit die Liebe ſich freiwillig verpfändet, und ich habe Dir ja geſagt, daß ſie den Gürtel nur zur Stillung Deines Zahnwehs um Gotteswillen von ſich gab. Wenn ich am Leben bleibe, ſoll ſich das Blatt allerdings bedeutend wenden.

Calisto.

Wie verhält es ſich denn aber mit dem Spruch?

Celestina.

Den hat ſie mir vorerſt noch nicht gegeben.

Calisto.

Aus welchem Grunde nicht?

Celestina.

Weil die Zeit uns eben zu ſehr zugemeſſen war. Wir haben unter uns nur ſoviel ausgemacht, daß ich deshalb morgen wieder zu ihr komme, laſſen Deine Schmerzen nicht inzwiſchen nach.

Calisto.

Laſſen meine Schmerzen nicht inzwiſchen nach? Das wird zu einer und derſelben Zeit mit ihrer Grauſamkeit geſchehen.

Celestina.

Es iſt in dieſer Sache nun genug geſprochen und gethan, Señor, und ſie willigte in Alles, was ich Eures Uebels wegen von ihr forderte. Du mußt mir ſelbſt geſtehen, daß das für einen erſten Erfolg nichts Geringes iſt. Ich entferne mich jetzt von Dir. Wenn Du morgen ausgehſt, vergiß nicht, daß Du das Geſicht verbunden trägſt. Sie ſtraft mich ſonſt meiner Angabe wegen Lügen, ſobald ſie Dich erblickt.

Calisto.

Ich trage es vierfach verbunden, wenn Du es haben willſt. Sage mir aber um des Himmels willen, ob weiter nichts geſchah? Ich ſterbe vor Sehnſucht nach Worten ihres ſüßen Mundes. Wie durfteſt Du es wagen, der Unbekannten ſo vertraut zu nahen und zu begegnen?

Celestina.

Der Unbekannten? Sie war vier ganzer Jahre lang meine Nachbarin, und ich verkehrte, ſprach und ſcherzte mit ihr von früh bis Abends. Ihre Mutter kennt mich beſſer als ihre eignen Hände, wiewol Melibea erſt ſeit dieſer Zeit groß, klug und ebenſo ausbündig geworden iſt.

Parmeno (bei Seite).

Pſt, pſt! Sempronio, gib acht auf was ich Dir ins Ohr ſagen will.

Sempronio (bei Seite).

Nun, was willſt Du mir denn anvertrauen?

Parmeno (bei Seite).

Celeſtinens Aufmerkſamkeit verleitet unſern Herrn zu ſeiner Weitſchweifigkeit. Geh alſo zu ihr und tritt ſie mit dem Fuße. Wir wollen ſie bedeuten, daß ſie ſich nicht länger aufhält, ſondern geht; ein ſo großer Narr müßte doch noch geboren werden, der ſo viel ſpräche, auch wenn er allein wäre.

Calisto.

Du ſagſt, Señora, Melibea ſei ausbündig geworden, und meinſt das nur im Scherz? Wo gäbe es aber wol ihres Gleichen auf der Welt? Und wo hätte Gott etwa noch reizendere Körper erſchaffen? Oder laſſen ſich Geſichtszüge denken, die ideeller ſchön wären? Lebte heutiges Tages Helena, derethalb ſo viele Griechen und Trojaner umkamen, oder die ſchöne Polyrena, ſo würden alle Beide der Herrin unterthänig ſein, für die ich leide. Wäre ſie bei dem Streite der drei Göttinnen um den Apfel zugegen geweſen, er würde niemals ein Apfel der Zwietracht geworden ſein, da ſie, ohne den Wiederſpruch einer Einzigen, ihn unzweifelhaft einhellig Melibeen zuerkannt und ſomit zum Apfel der Eintracht gemacht hätten. Ihre Mitlebenden, ſo viele von ihr wiſſen, verwünſchen ſich und hadern mit Gott, daß er ihrer vergaß, als er meine Gebieterin ſchuf. Sie verzehren ſich vor Neid, härmen ſich ab und peinigen ſich, die Vollkommenheiten künſtlich nachzuahmen, die ihr die Natur ohne Zwang verlieh. Die Einen raufen ſich, um ihr zu gleichen, mit kleinen Zangen, Fäden und Pechpfläſterchen die Augenbrauen aus, die Andern ſuchen nach Kräutern, Wurzeln, Stengeln und Blüten zu Laugen, die das Haar ſo wie das ihrige färben; Alle martern und überziehen zu dem Ende ihr Geſicht mit Einreibungen, Salben, Waſſern und weißen oder farbigen Schminken, die ich der Kürze halber nicht einzeln nennen will, um eben nur zu fragen: ob Diejenige, die dies Alles von Natur an ſich hat, die Dienſtbarkeit eines ſo geringen Menſchen als ich bin, nicht verdient?

Celestina.

Ich verſtehe Dich, Sempronio, ich laſſe ihn jedoch gewähren. Er wird ſchon zu rechter Zeit von ſeinem Eſel herunter auf die Naſe fallen.

Calisto.

Die ganze Natur ſann nach, ſie vollkommen zu machen und vereinigte in ihr alle Anmuth, die ſie ſonſt nur vereinzelt. Hier prunkte und prahlte ſie mit aller Schönheit, die ihr zu eigen war, damit der Beſchauer an ihr die Größe des Schöpfers erkenne. Und doch bedarf es nur ein klein wenig friſchen Waſſers und eines elfenbeinernen Kammes, um dieſe Reize über alle erſchaffenen zu erheben. Sie ſind ihre Waffen, mit denen ſie tödtet und beſiegt, mit denen ſie mich gefangen nahm und in grauſame Feſſeln und Banden ſchlug.

Celestina.

Beruhige Dich doch einigermaßen und übernimm Dich nicht. Die Feile, die ich habe, iſt ſchärfer als die Kette feſthält, die Dich drückt. Ich werde ſie bald brechen, um Dich zu befreien. Für jetzt beurlaube mich, da es ſchon ſpät geworden iſt und geſtatte mir, den Gürtel mit zu nehmen, deſſen ich bedarf.

Calisto.

O wehe über meine Troſtloſigkeit! Mein Unſtern verfolgt mich. Hätte ich nur die lange, dunkle Nacht hindurch entweder Dich, oder den Gürtel oder euch alle Beide bei mir! Indeſſen gibt es in dieſem qualvollen Leben nirgend ein vollkommenes Gut, und iſt das mir beſchiedene Theil tiefſte Einſamkeit. He, Leute, Leute!

Parmeno.

Gnädiger Herr!

Calisto.

Geleitet die Dame heim, der ebenſo viele Freude und Zufriedenheit nachfolgen möge, als Betrübniß und Einſamkeit bei mir bleibt.

Celestina.

Gott ſei mit Dir! Ich komme morgen wieder, und dann werden mein Mantel und die Antwort wol zuſammentreffen, die ſich heute verfehlten. Faſſe Dich inzwiſchen in Geduld, Señor, und denke an was Anderes.

Calisto.

Das bin ich nicht im Stande. Es hieße Ketzerei, an Die nicht mehr zu denken, um deretwillen nur allein das Leben für mich Werth hat.

Siebenter Akt.

Celeſtina. Parmeno. Später Areuſa. Elicia.

Auf der Straße.

Celestina.

Mein Parmeno, ich habe ſeit unſerer letzten Unterredung noch keine Gelegenheit gehabt, Dir meine große Liebe zu Dir auszuſprechen und zu beweiſen. Auch hat aus meinem Munde die ganze Welt ſo weit nur Gutes hinter Deinem Rücken von Dir gehört. Den Grund deſſen nochmals anzugeben, thut nicht Noth, da ich Dich wonicht für meinen Sohn, ſo doch für meinen Pflegling anſehe. Ich hätte nur auch geglaubt, Du würdeſt Dich wie ein rechtmäßiger Sohn gegen mich aufführen, und Du lohnſt mir doch gegenwärtig ſolchermaßen dafür, daß Dir Alles übel dünkt, was ich ſage und Du mich bei Caliſto anzuſchwärzen ſuchſt. Ich durfte mir wol einbilden, daß Du, einmal auf meine guten Rathſchläge eingegangen, nicht wieder auf die Hinterbeine treten würdeſt. Du ſcheinſt jedoch an dem Gebrechen der Täuſchung zu leiden, daß Deine Reden mehr der Eigenſinn als der Verſtand leitet und, Deiner Zunge zu gefallen, Deinen eignen Vortheil hintanſetzt. Höre mich, wenn Du mich noch nicht gehört haſt, und bedenke nicht nur, daß ich alt bin, ſondern auch, daß Weisheit dem Alter ſo eigen als Zerſtreuung der Jugend iſt. Ich denke, daß an Deinem Fehler Deine Jahre allein Schuld ſind, und hoffe zu Gott, Du werdeſt folgends beſſer mit mir umgehen, ſobald die Zeit Deine ſchlechten Vorſätze gebeſſert hat. Man ſagt ja, die Sitten ändern ſich mit dem Ausfallen oder Erbleichen des Haars, indem man älter wird und täglich neue Dinge ſieht. Die Jugend hangt blos an der Gegenwart und ihrer Anſchauung, das reifere Alter beachtet Gegenwart, Zukunft und Vergangenheit. Hätteſt Du für meine frühere Liebe zu Dir Gedächtniß gehabt, mein Sohn, ſo würdeſt Du, bei Deiner Ankunft in dieſer Stadt, zuerſt in meinem Hauſe Herberge genommen haben. Ihr jungen Leute bekümmert Euch aber wenig um die Alten, folgt einzig und allein Euern Gelüſten und bedenkt ſo wenig, daß Ihr ihrer benöthigt ſeid und werden könnt, als daß Ihr mit der welkenden Jugendblüte dereinſt ſelbſt hinfällig werden müßt. In der Art Vorfallenheiten iſt die Zuflucht einer alten Bekannten, Freundin, Mutter, ja mehr als Mutter höchſt willkommen, und zwar eine gute Herberge, um ſich auszuruhen, ein gutes Krankenhaus, um zu geneſen, ein guter Nothpfennig oder eine gute Sparbüchſe für karge Zeiten, ein gutes Winterfeuer von Bratenwendern umgeben, ein guter Sonnenſchirm gegen Tageshitze, eine gute Schenke, um ſich ſatt zu eſſen und zu trinken. Was ſagſt Du zu alledem, Plappermaul? Ich weiß doch, daß Du Dich Deiner heutigen Reden ſchämſt und verlange nicht mehr von Dir, inſofern der Himmel ſelbſt mit dem reuigen Sünder zufrieden iſt, der ſich beſſert. Betrachte Sempronio: aus dem habe ich mit Gottes Hülfe einen Mann gemacht, und geſetzt, daß Du Dich brüderlich gut mit ihm ſtellteſt, würdeſt Du auch mit der ganzen Welt und Deinem Herrn gut ſtehen. Beachte, wie beliebt, fleißig und höfiſch, dienſtfertig und gefällig er iſt, und wie ſehr er Deine Freundſchaft ſucht. Ihr thätet Beide wohl, wüſchet Ihr mit der einen Hand die andere: wer geliebt ſein will, muß ſelber lieben; mit verſchränkten Armen fängt man keine Forellen. Sempronio ſchuldet es Dir ja nicht von Rechtswegen! Wer ohne liebenswürdig zu ſein, geliebt zu werden hofft, iſt thöricht; ein großer Narr ſogar, wer Liebe mit Haß vergilt.

Parmeno.

Ich gebe Dir meinen andern Fehler zu, Mama, und indem Du mir das Vergangene vergibſt, darfſt Du meinetwegen inskünftige unbeſorgt ſein. Mit Sempronio ſcheint es mir unmöglich Freundſchaft zu halten: er iſt gerade ſo ſtarrſinnig, als ich unduldſam bin, und das ſchickt ſich nicht zuſammen.

Celestina.

So war nur aber ſonſt nicht Dein Charakter?

Parmeno.

Ja, je erwachſener ich ward, deſto mehr verlor ich die mir angeborene Geduld: ich bin nicht mehr, der ich war, und Sempronio iſt doch nicht Mannes genug, mir zu nützen.

Celestina.

Der unzweideutige Freund wird an zweideutigen Dingen erkannt, und erprobt ſich in Widerwärtigkeiten, indem er ſich Dir erſt dann angelegentlich nähert und Dein Haus mit Freuden beſucht, wann das gute Glück es verlaſſen hat. Was ſoll ich Dir, mein Sohn, von den Tugenden eines wahren Freundes ſagen? Es gibt nichts Seltneres und Lieberes: er trägt jede Laſt mit. Ihr ſeid einander gleich, und die Gleichheit der Sitten, die Uebereinſtimmung der Herzen befreundet am ſicherſten. Siehſt Du, Parmeno, geſetzt, Du haſt etwas, ſo iſt es Dir ſicher: ſuche nur immer mehr zu dem zu verdienen, was Du verdient vorfindeſt. Gott habe den Vater ſelig, der es zuſammenſcharrte! Man kann es Dir jedoch nicht eher einhändigen, als bis Du ſittſamer lebſt und in ein reiferes Alter trittſt.

Parmeno.

Was nennſt Du ſittſam, Mutter?

Celestina.

Wenn Du, für Dich allein, Dich mit Andern zu ſetzen weißt und Dich nicht mehr in fremden Häuſern herumtreibſt, ſondern in Deinem Dienſte die rechte Einſicht gewinnſt. Ich ſprach ja heute auch nur aus Mitleiden mit Deiner Abgeriſſenheit, Caliſto um den Mantel, keineswegs meines Mantels wegen an, ſondern blos, damit, wenn der Schneider einmal im Hauſe wäre und Du ohne Wamms vor ihm ſtändeſt, er Dir eins ſchenkte. Ich bin alſo nicht auf meinen Vortheil, wie Du ſagteſt, ſondern auf den Deinigen bedacht geweſen, da der gewöhnliche Lohn, der von ſo verliebten Herrn zu erwarten ſteht, zehn Jahre lang angeſammelt, in der Weſtentaſche fortzutragen iſt. Erfreue Dich Deiner Jugend, mache Dir bei Tag und Nacht gute Zeit, iß und trink was und wie viel Du haben magſt, und laß hin, hin, verloren, verloren ſein. Du beweinſt ja nicht das Erbe Deines Herrn, das in alle Welt entführt wird, und wir haben es nur für die Lebenszeit. O, mein Sohn Parmeno, den ich wol Sohn nennen kann, da ich ihn ſo lange auferzog, nimm guten Rath von Der an, die aufrichtig wünſcht, Dich zu Ehren kommen zu ſehen. Wie glücklich würde es mich machen, lebteſt Du mit Sempronio als Buſenfreund und Herzensbruder in vollkommener Eintracht und ſuchtet Ihr mich alſo in meinen vier Pfählen heim, um jedweder mit ſeiner jungen Weibsperſon ſich zu vergnügen.

Parmeno.

Du ſagſt, jedweder mit ſeiner jungen Weibsperſon, Mama?

Celestina.

Nun ja, ſo habe ich geſagt: mehr Alte als ich, verlangt Ihr ja doch nicht. Sowie ihrer Sempronio ſchon eine hat, der ſie nicht halb ſo ſehr als Du verdient und den ich nicht halb ſo ſehr als Dich liebe, da meine Geſinnungen für Dich mir aus dem innerſten Herzen kommen.

Parmeno.

Die täuſchen Dich auch zuverläſſig nicht, Mama.

Celestina.

Und geſetzt, es wäre der Fall, ſo ſchmerzt es mich doch nicht, da ich es um Gottes und um Deinet-, einer armen fremden Waiſe willen thue, die mir Jemand anvertraut hat, deſſen Gebeine ich noch ehre. Mit der Zeit ein Mann geworden und zur wahren Einſicht gelangt, wirſt Du am Ende dennoch ſagen: Die alte Celeſtina war mir treu.

Parmeno.

Ich ſehe es ſchon jetzt in jungen Jahren ein; meine heutigen Reden misbilligten nicht ſowol Dein Thun, als ſie auf den Undank abzielten, mit dem er meinem guten Rathe lohnte. Fortan fallen wir nun alleſammt über ihn her, und gebe Du mit ihm an, was Du willſt, ich ſchweige ſtill! Ich habe Unrecht gethan, Dir in dieſem Handel nicht ſchon beizupflichten.

Celestina.

Du wirſt in allen Dingen Unrecht haben und im Irrthume ſein, in denen Du nicht meinem, Deiner wahren Freundin Rathe folgſt.

Parmeno.

Es ſcheint mir jetzt die Zeit, in der ich Dir als Kind diente, wohl angewendet zu ſein, da ſie im erwachſenen Alter ſo gute Früchte trägt. Ich werde zu Gott für die arme Seele meines Vaters beten, der mir einen ſolchen Vormund hinterließ, und für meiner Mutter Seligkeit, die mich einer ſolchen Frau anbefahl.

Celestina.

Erwähne um Gottes willen Deiner Mutter nicht mein Sohn; die Augen ſtehen mir ſchon unter Waſſer.

Ich fand auf dieſer Erde noch keine ſolche Freundin, ſolche Genoſſin, ſolche Erleichterin meiner Noth und meines Kummers wieder. Niemand als Deine Mutter bemäntelte meine Fehler, wußte um meine Geheimniſſe, las in meinem Herzen und war mir als mein allerhöchſtes Gut mehr als Schweſter und Gevatterin! Wie holdſelig war ſie, wie ungezwungen, ſauber und unternehmend! Sie konnte ohne Scham und Scheu bei nächtlicher Weile von einem Kirchhofe zum andern gehen, als ob es am hellen Tage wäre, und die Zuthat zu unſerm Gewerbe zuſammen ſuchen. Weder Chriſten, noch Mohren, noch Juden hatten vor ihr in ihren Gräbern Ruhe. Sie erkundſchaftete ſie bei Tage, bei Nacht ſcharrte ſie ſie aus und ergötzte ſich alſo in der Finſterniß, ſowie Du Dich im Sonnenlichte ergötzeſt. Sie nannte ſie die Nebelkappe der Sünder. Und beſaß ſie außerdem nicht Vorzüge genug? Ich will Dir nur noch Eines mittheilen, damit Du weißt, was Du für eine Mutter verloren haſt. Es mag zwar lieber Andern verſchwiegen bleiben, Dir gegenüber ſteht mir aber ſo etwas zu ſagen frei: Sie zog einem Gehenkten dereinſt mit einer Haarzange ſieben Zähne aus, unterdeß ich ihm die Schuhe von den Füßen nahm! Ja, ſie trat noch beſſer und kräftiger als ich in einen Zauberkreis, die doch deshalb in gutem Rufe ſtand und nur um meiner Sünden willen ſeitdem Alles über ihren Tod vergeſſen mußte. Was willſt Du noch, als daß die Teufel ſelbſt ſie fürchteten? Ihr wüſtes Geſchrei jagte ihnen Angſt und Schrecken ein und ſie war mit ihnen ſo vertraut, wie Du mit Deiner Wohnung biſt. Sie purzelten einer über den andern auf ihren Ruf herbei und ſtanden dermaßen unter ihrer Zucht, daß ſie ſie niemals zu belügen wagten. Seitdem ich ſie verlor, habe ich von ihnen kein wahres Wort mehr gehört.

Parmeno (bei Seite).

Gott ſtehe der Alten ſo wahrhaftig bei, als ſie mir mit ihren Lobeserhebungen Freude macht!

Celestina.

Was ſpricht mein allerliebſter Parmeno, mein Herzensjunge?

Parmeno.

Ich begreife dieſen Vorzug meiner Mutter nicht, da ihr doch alle Beide dieſelben Worte ſpracht?

Celestina.

Ei nun, das darf Dich eben nicht wundern? Du kennſt doch das Sprüchwort, daß nicht ein Pater wie der andere iſt? Die Kraft meiner Gevatterin iſt nicht Jedermann verliehen, und in jedem Gewerbe gibt es Gute und Beſſere. Deine Mutter, Gott habe ſie ſelig! gehörte zu den Letztern, ja, war in ihrem Beruf die Allerbeſte und als ſolche von Adel und Geiſtlichkeit, Eheleuten, Greiſen, Jünglingen und Kindern anerkannt und geliebt. Jungfrauen und Mädchen beteten für ihr Leben wie für das ihrer Eltern. Mit Allen hatte ſie zu ſchaffen und zu ſchwatzen, und wir mochten auf der Straße begegnen wem wir wollten, ſie hatte, wo nicht ihn zur Welt gebracht, ſo doch irgend eine Kinderei mit ihm getrieben, da ſie an die ſechzehn Jahre faſt ausſchließlich Hebamme geweſen war. Deines zarten Alters wegen konnteſt Du vor dieſem noch nicht in ihre Geheimniſſe eingeweiht werden; angeſehen aber, daß ſie nun aus der Welt gegangen und Du in das Mannesalter getreten biſt, geziemt es Dir, ſie zu erfahren.

Parmeno.

Gingt ihr wol ſchon damals vertraut mit einander um, Señora, als ich in Deinem Hauſe lebte und die Juſtiz Dich einſtecken ließ?

Celestina.

Ob wir es thaten! Ich glaube, Du fragſt zum Spaße? Wir hatten es zuſammen angeſtellt und waren zuſammen ertappt worden. Wir wurden zuſammen eingezogen und angeklagt und empfingen, ich glaube zum erſten Male, zuſammen unſere Strafe. Du warſt aber damals noch ſo klein, daß ich mich wundere, wie Du die Sache behalten haſt, über die die ganze Stadt nun ſchon Gras wachſen ließ. Es geht einmal nicht anders in der Welt zu, und kommſt Du mit der Zeit auf dieſen Markt, ſo wirſt Du alle Tage Jemanden ſehen, der für ſeine Sünden zahlt.

Parmeno.

Das iſt auch nicht mehr recht als billig; es ſollte nur nichk zu viel verſtockte Sünder geben. Für ſeine erſte Aufwallung und alſo auch für ſeine erſte Sünde kann kein Menſch, und man ſagt deswegen, der reuige Sünder ſei Gott angenehm.

Celestina (bei Seite).

Ei, ſieh einmal, Du kleine Kröte, wie Du giftig biſt! Stehen wir mit einander auf dem Fuße, ſo will ich wol die Stelle herausfinden, wo Dich der Schuh drückt.

Parmeno.

Was hat meine liebe Mama geſagt?

Celestina.

Ich ſage Dir, mein Sohn, daß Deine Mutter, ſelige, das erſte Mal nicht mit gerechnet, viermal im Loche geſteckt hat und das eine Mal ſogar als Hexe angeklagt worden iſt, weil man ſie bei dunkler Nacht mit brennenden Kerzen beſchäftigt fand, von einem Kreuzwege Erde wegzuholen. Sie ſtellten ſie denn auch am hellen Tage auf einer Leiter auf dem Markte aus und ſetzten ihr eine bemalte ſpitze Mütze von Papier auf den Kopf. Das war nun an und für ſich freilich nichts — wir Menſchenkinder müſſen auf dieſer armſeligen Erde Mancherlei ausſtehen, um unſer Leben ehrenvoll zu friſten — und das verſtändige Weſen ſchlug es ſelbſt nicht hoch an, da ſie in ihrem Wandel dieſerhalb keine ſogenannte Beſſerung vornahm; die Geſchichte mag Dir aber meine Antwort auf Deine Bemerkung wegen der verſtockten Sünder und der erſten Sünde ſein. Alles was ſie that, war Anmuth und ich ſchwöre Dir gewiſſenhaft zu Gott, daß ſie ihrem anſtändigen Weſen ſogar auf der Leiter nach, kein Waſſer trüben zu können ſchien. Sündigt ja doch allerwärts am eheſten, wer, wie ſie, etwas iſt, gilt und weiß! Betrachte nur Virgilius und ſeine Kenntniſſe, und erinnere Dich der Sage, wie er im Angeſicht von ganz Rom in einem Korbe zu einem Thurme herausgehangen ward, ohne darum weniger Verehrer zu haben oder den Namen des Virgil zu verlieren.

Parmeno.

Es verhält ſich damit allerdings ſo, wie Du ſagſt; nur daß es nicht in Folge eines richterlichen Spruchs geſchah.

Celestina.

Wie kannſt Du, Laie, Dich erdreiſten, in ſo gelehrten Dingen mit zu ſprechen, und was weißt Du, ob ſo etwas von Rechts- oder Unrechtswegen erlitten ward! Der fromme Pfarrer, der ihr geiſtlicher Zuſpruch war, erwies ſich beiweitem beſſer als Du in die Sache eingeweiht und ſagte ihr, wie, der heiligen Schrift nach, Diejenigen glückſelig ſeien, die die Verfolgungen der weltlichen Macht erduldeten, und daß ſie das himmliſche Reich beſitzen würden. Man erduldet ja wol gern die Widerwärtigkeiten dieſer Welt, wenn man dafür die Krone der andern erwirbt, und es ſtimmen zumal Alle darin überein, daß ſie bei der Gelegenheit durch falſche Zeugen und ſchwere Foltern verleitet ward, ſich, aller Wahrheit und Vernunft entgegen, zu Dem zu bekennen, was ſie nicht verbrochen hatte. Ihre Seelenſtärke und Gewohnheit, zu leiden, erleichterten ihr ihre Laſt, ſo daß ſie ſich aus nichts was machte, und ich habe ſie wol tauſend Male ſagen hören: Es wäre zu meinem Beſten, zerbrächen ſie mir den Fuß, denn ich würde ſo nur deſto kenntlicher. Das Alles machte Deine gute Mutter hienieden durch und wir müſſen glauben, daß unſer Herr Gott es ihr dort reichlich vergelten werde. Hat unſer Pfarrer mit Dem, was er ſagte, recht, ſo iſt das mein Troſt. Wenn Du mir nur inzwiſchen biſt, was ſie mir war, ein wahrer Freund, und Dich, einem ſolchen Vorbilde nach, beſtrebſt gut zu werden! Was Dein Vater Dir hinterließ, iſt Dir ſicher genug.

Parmeno.

Laſſen wir vor der Hand die Todten und Erbſchaften mit der Vergangenheit ruhen und ſprechen von der Gegenwart, in der wir mehr zu thun haben. Du verſprachſt mir alſo doch unlängſt, ich ſolle Areuſa haben, in die ich, wie ich Dir in meiner Wohnung ſagte, ſterblich verliebt bin.

Celestina.

Verſprach ich es Dir, ſo habe ich es auch ſo wenig vergeſſen, als ich glaube, mit den Jahren das Gedächtniß verloren zu haben. Ich gab ihr in Deiner Abweſenheit ſchon mehr als drei Kopfſtücke Aufgeld und denke, ſie wird bald mürbe ſein. Brechen wir gleich zuſammen nach ihrer Wohnung auf! Sie kommt, ohne matt zu werden, nicht vom Spiele weg. Das iſt das Wenigſte, was ſie für Dich thun kann.

Parmeno.

Ich verzweifelte ſchon daran, ſie zu erlangen, da ich nicht einmal ſoweit mit ihr fertig werden konnte, daß ſie ſich ein Wörtchen von mir ſagen ließ. Es iſt ja wol auch nichts weniger als ein Liebeszeichen, wenn man Einem ausweicht oder den Rücken zudreht, und das gereichte mir zu meiner völligen Entmuthigung.

Celestina.

Dein Verzagen iſt kein Wunder, da Du ſoweit noch mit mir unbekannt warſt und nicht wiſſen konnteſt, wie ſehr die Meiſterin im Kuppeln Dir zu eigen ſei. Du ſollſt nun aber bald erkennen, was ich über ſolche Leutvermag oder von Liebeshändeln verſtehe, und wie hoch Du Deinen eignen Werth anzuſchlagen haſt. Immer vorwärts nach ihrer Thüre zu und kein Geräuſch gemacht, daß uns die Nachbarn nicht vernehmen. Warte ein wenig hier unten an der Treppe; ich gehe hinauf und ſehe zu, was ſich für Dich thun läßt. Vielleicht richten wir mehr aus, als wir uns Beide eingebildet haben.

In Areuſa's Wohnung.

Areusa.

Wer iſt da, und kommt noch zu der Stunde in meine Kammer?

Celestina.

Wer Dir wohl will und noch keinen Schritt, es ſei denn zu Deinem Beſten, that, wer mehr an Dich als an ſich ſelber denkt, eine Liebhaberin von Dir, wenn auch eine alte.

Areusa (bei Seite).

Hol' der Teufel das alte Geſpenſt, das ſo ſpät bei mir umgeht! — Ei, meine liebe Mama, welcher Glücksſtern führt Dich noch her? Ich zog mich ſoeben aus, um mich nieder zu legen.

Celestina.

Mit den Hühnern, Töchterchen? I, nun, i, nun, ſchon recht! Geh Du immerhin zur Ruhe; Du haſt keinen Hunger und Kummer, keine Sorgen und Noth. Wer lang hat, läßt lang hängen: ein ſolches Leben möchte ſich Jeder wünſchen.

Areusa.

Jeſus! ich kleide mich wieder an: mich friert.

Celestina.

Bei Leibe nicht! Lege Dich nur ins Bett. Wir ſchwatzen da zuſammen.

Areusa.

Nun, meinetwegen! und es thut wahrhaftig Noth. Es war mir heute den ganzen Tag ſchlecht und ich kroch nicht aus Ueppigkeit ſo früh ins Neſt.

Celestina.

Bleibe nicht ſo ſteif da ſitzen, lege Dich nieder und kriech unter die Decke: ſo kommſt Du mir wie ein Sirenchen vor. Ach, wie duftet das Bettzeug, wenn Du Dich rührſt! Ich wette, es iſt ganz durchbrochen genäht. Ich habe immer an Allem, was Du thuſt und haſt, und an Deinem ganzen ſchmucken Weſen den Narren gefreſſen. Behüte Dich der Himmel, was biſt Du friſch! Was für weiche Polſter, was für feine Decken, was für weiße Wäſche! Ebenſo herrlich möchte ich mein Alter haben! Du Goldperle! ob Dich wol lieb hat, wer Dich ſo ſpät heimſucht? Laß mich mich recht ſatt an Dir ſehen: es macht mir Freude!

Areusa.

Ach, komme mir nicht, Mutter! laß das gut ſein. Du machſt mich mit den Poſſen zu lachen, und ich habe noch mehr Schmerzen, wenn ich lache.

Celestina.

Du haſt Schmerzen, ſagſt Du, Schatz? Du treibſt Deinen Scherz mit mir.

Areusa.

Ich will nicht ſelig werden, wenn ich das thue. Die Mutter ſchmerzt mich ſchon vier Stunden bis in die Bruſt empor.

Celestina.

Ich will Dich einmal unterſuchen: ich verſtehe mich, Gott ſei's geklagt, auf das Uebel; es hat ja Jede von uns ihre Mutter und die Sorgen um ſie.

Areusa.

Noch höher herauf, nach dem Magen zu, thut es weh.

Celestina.

Wie rund und friſch Du biſt! Ich habe Dich nach Dem, was Alle ſehen konnten, jederzeit für ſchön gehalten; gegenwärtig muß ich Dir aber ſagen, daß es, ſo weit ich ſie kenne, in der Stadt nicht drei ſolche Körper als der Deinige gibt. Du kommſt mir erſt funfzehn Jahre alt vor. Ach, wer doch ein Mann ſein könnte, um einen ſolchen Anblick würdig zu rühmen. Du verſündigſt Dich, wenn Du nicht Allen, die Dich haben mögen, den Beſitz Deiner Reize gönnſt. Der Himmel hat ſie Dir nicht verliehen, daß Du ſie mit Deiner Jugendblüte unter Tuch und Linnen verſtocken läßt. Geize nicht mit Dem, was Du umſonſt haſt, und ſpare den Schatz Deiner Schönheit und Anmuth nicht auf! Er will, ſeiner Natur nach, wie Geld umlaufen. Sei nicht wie der Hund des Gärtners, und beglücke, da Du Dich nicht ſelbſt beglücken kannſt, den Erſten Beſten. Du biſt nicht umſonſt geboren worden und es iſt für jeden Er eine Sie, für jede Sie ein Er da. Es gibt nichts Ueberflüſſiges oder Etwas auf der Welt, deſſenthalb die Natur nicht die weiſeſte Fürſorge getragen hätte.

Areusa.

Du darfſt mir glauben, Mutter, daß ich jetzund keinen Liebſten habe: gib mir etwas gegen mein Uebel und halte Dich nicht über mich auf.

Celestina.

Wir ſind in dem allgemeinen Uebel leider alleſammt erfahren. Was ich Viele habe thun ſehen und was mir jederzeit geholfen hat, theile ich Dir mit. So verſchieden die Eigenſchaften der Menſchen ſind, ſo verſchieden ſchlagen auch die Arzeneien bei ihnen an. Alle ſtarken Gerüche, wie Polei, Raute und Wermuth ſind gut. Dampf von Rebhuhnkraut, Rosmarin und Biſam, ſowie Weihrauch, ſorgfältig eingeſogen, beſſert und ſchwächt das Weh, indem es die Mutter allmälig wieder an Ort und Stelle einrichtet. Ein Mittel befand ich freilich noch beſſer als die andern; da Du mir gegenüber aber ſo heilig thuſt, darf ich es Dir nicht nennen.

Areusa.

Ich beſchwöre Dich, Mutter, was iſt es? Du ſiehſt mich leiden und thuſt für meine Geſundheit nichts?

Celestina.

Ei, geh weg! Du weißt recht gut, was ich meine; ſtelle Dich nicht ſo dumm.

Areusa.

Ich will verdammt ſein, wenn ich Dich verſtand. Was willſt Du aber, daß ich mache? Weißt Du nicht, daß mein Schatz geſtern mit ſeinem Hauptmann ins Feld gezogen iſt? Soll ich ſchlecht an ihm handeln?

Celestina.

Nun ſage mir einmal Eins, was das ihm ſchadet? und wie das ſchlecht an ihm gehandelt iſt?

Areusa.

Das wäre es, weil er mir eben Alles gibt, was ich brauche und, ſo liebevoll und gut er iſt, mich wie ſeine Gebieterin in Ehren hält.

Celestina.

So magſt Du meinetwegen thun was Dir beliebt; ſo lange Du keine Kinder haſt, wirſt Du aber Dein jetziges Uebel, an dem er Schuld iſt, behalten. Wenn Du nicht hören willſt, daß bei dem alleinigen Umgange mit ihm nichts herauskommt, mußt Du fühlen lernen.

Areusa.

Mein Unglück und der Fluch meiner Eltern, der an mir haftet, iſt an Allem Schuld! ich muß das durchmachen. Laſſen wir das indeſſen auf ſich beruhen, da es ſchon ſpät geworden iſt, und ſage Du mir, warum Du gekommen biſt?

Celestina.

Ich ſagte Dir ja bereits von Parmeno's Klage über Deine Abneigung gegen ihn, und begreiſe wirklich nicht, was Du wider ihn haben kannſt, außer daß ich ihn wie meinen leiblichen Sohn halte. Ich ſehe, was Dich angeht, mit andern Augen an und dehne meine Vorliebe dafür bis auf Deine Nachbarn aus, deren Anblick mein Herz erfreut, blos weil ſie mit Dir ſprechen.

Areusa.

Ich weiß das Alles zu ſchätzen, Frau Mama.

Celestina.

Ei was! ich halte mich an Werke: Worte hat man allerwärts umſonſt. Der wahren Liebe wird durch Gegenliebe, den Thaten durch Thaten vergolten. Du weißt, welche Verwandtſchaft zwiſchen Dir und Elicien beſteht, die von Sempronio in meinem Hauſe unterhalten wird. Parmeno und er ſind Kameraden und dienen einem und demſelben Herrn, von dem ſich bekanntermaßen was erwarten läßt. Verweigere mir alſo nicht, was Du ſo leicht vollbringſt. Ihr Muhmen, ſie Kameraden: wie ſchickt ſich das zuſammen! Er iſt mit mir hier: willſt Du ihn herauf kommen laſſen?

Areusa.

Wehe mir: er hat uns gehört!

Celestina.

J, nein; er ſteht ja unten! Jch hole ihn herauf; Du wirſt es ſchon zulaſſen und ihm freundlich begegnen. Gefällt er Dir, ſo erfreuſt Du Dich ſeiner ſowie er Deiner Liebe. Wie viel er auch mit Dir gewinnt, kommſt Du dabei nicht zu kurz.

Areusa.

Deine Reden, Mutter, von ſonſt und jetzt, wollen gewiß nur mein Wohl; wie magſt Du aber ſo etwas von mir verlangen, die ich Jemandem Rechenſchaft zu geben ſchuldig bin? Erführe Der es wieder, er brächte mich auf der Stelle um, und meine misgünſtigen Nachbarinnen ſagten es ihm ganz gewiß. Geſetzt indeſſen auch, es geſchähe mir ſonſt nichts, als daß ich ihn verlöre, ſo wäre das doch immer mehr als was ich gewänne, wenn ich dem Andern zu Willen wäre.

Celestina.

Jch habe Deine Beſorgniſſe vorhergeſehen, und wir ſind leiſe eingetreten.

Areusa.

Jch ſpreche nicht von dieſer Nacht, ſondern von den folgenden.

Celestina.

Wie biſt Du wunderlich! Willſt Du jederzeit ſo ſicher gehen? Magſt Du nie was wagen? Fürchteſt Du Dich ſchon vor dem Abweſenden, was würdeſt Du thun, wenn er in der Stadt wäre? Es trifft ſich zwar immer glücklich, daß ich Unwiſſende berathen kann; bei alledem irren die Menſchen aber vielfach und ich wundere mich nur aus dem Grunde nicht darüber, weil die Welt ſo groß und der Erfahrenen ſo wenig ſind. Ja, Tochter, wenn Du wüßteſt, wie klug Deine Muhme iſt und wie ſie ſich meine Erziehung und weiſen Rathſchläge zu Nutze macht! Sie iſt eine wahre Meiſterin und braucht es nicht zu bereuen, daß ſie meinen Lehren folgt. Sie ſetzt ihren Stolz darein, daß ſie immer Einen im Bette hat, derweil der Andere vor der Thüre wartet und der Dritte ſich daheim nach ihr ſehnt. Sie gehört eben allen Dreien zu gleicher Zeit an, kokettirt mit aller Welt und macht Jedermann weiß, daß er ihr Geliebter ſei. Ja, jeder Einzelne glaubt ſteif und feſt, er ſei der einzige Beſitzer ihrer Gunſt und Verſorger ihrer Bedürfniſſe. Du beſorgſt nun ſchon wegen der Beiden, die Du haſt, Du werdeſt Dich verrathen. Wenn ein einziger Kunde Deinen Tiſch bedienen ſoll, wirſt Du nicht viel Schüſſeln haben und ich möchte die Ueberbleibſel Deiner Mahlzeit nicht pachten. Mir hat Einer nimmermehr genug gethan und meine Gunſt hat Einer nie allein beſeſſen. Zweie können mehr als Einer, Viere mehr als Zwei, und je mehr von etwas Gutem da iſt, deſto mehr theilt ſich davon mit, deſto größere Auswahl hat man. Es iſt Niemand ſchlimmer daran, meine Tochter, als eine Maus, die ein einziges Loch hat; wird das zugeſtopft, ſo weiß ſie nicht, wohin ſie ſich vor der Katze verkriechen ſoll. Der Einäugige ſieht nur, wie viele Gefahr er läuft. Ein einzeln ſtehender Menſch empfindet weder Freude noch Leid; ein einzelner Mönch wird ſelten auf der Straße geſehen; einzeln ſteigt ein Rebhuhn nicht in die Luft; ein und daſſelbe Gericht, Tag aus, Tag ein, wird zum Ekel; Eine Schwalbe macht keinen Sommer; Ein Zeuge iſt kein rechtlicher Beweis; ein einziger Rock iſt bald abgetragen. Was haſt Du mit der Zahl Eins zu ſchaffen, Kind? Ich will Dir von ihr mehr Nachtheile aufzählen, als ich Jahre auf dem Rücken habe. Nimm ihrer wenigſtens zwei, die ſchon eher was ſagen wollen, ſowie Du zwei Ohren, zwei Füße, zwei Hände, zwei Augen, zwei Laken und zwei Hemden brauchſt. Mit noch Mehrern biſt Du noch beſſer aufgehoben, da man des Guten nie zu viel haben kann. Ehre ohne Profit iſt nichts als ein Ring am Finger, und da ſich alle Beide nicht in Einen Sack ſtecken laſſen, ſo ſtecke vor allen Dingen den Profit ohne Ehre ein. Komm komm, mein Sohn Parmeno.

Areusa.

Bei Leibe nicht, herein; ich ſchäme mich zu Tode! ich kenne ihn gar nicht und weiß nicht, was ich mit ihm angeben ſoll.

Celestina.

Was ihr mit einander angeben ſollt, macht ſich von ſelbſt, und ich werde mich ſchon eurer Blödigkeit annehmen.

Parmeno (kommt).

Señora, Gott ſtärke und behüte Eure Schönheit!

Areusa.

Señor, ich gebe Euch den Willkommen.

Celestina.

Nur nicht ängſtlich, Tolpatſch! gerade zu! d'rauf los! Du wirſt Dich doch nicht in den Winkel ſetzen! Wer ſich einmal zu ſchämen anfängt, den hat der Teufel in ſeinen Klauen. Ich will Euch allen Beiden was ſagen: Du weißt, mein lieber Parmeno, was ich Dir verſprochen habe, und Du, meine Tochter, welche Bitte Du mir, nach langem Widerſtreben zugeſtanden haſt. Es drängt die Zeit und wir müſſen uns kurz faſſen. Er hat ſich immerdar nach Dir geſehnt, und da Du ihn jetzt ſelber ſiehſt, wirſt Du ihn nicht umkommen laſſen, ſondern Dich ſein erbarmen.

Areusa.

So wahr ich lebe, Mutter, das werde ich nicht thun! Zwinge mich nicht dazu.

Parmeno.

Ich komme vor Liebe um, wenn ich ſie anſehe. Verſprich ihr Alles, was mein Vater Dir hinterlaſſen hat.

Sie ſoll auch haben, was mein eigen iſt. So ſage es ihr nur, da ſie mich nicht anſehen will.

Areusa.

Was ziſchelt Dir der Herr ins Ohr? Denkt er, daß ich Deine Bitte nicht erfüllen werde?

Celestina.

Er ſagt weiter nichts, Tochter, als daß er ſich über Deine Freundſchaft freut. Er nennt Dich eine ſo ausbündige Perſon, daß man Dir nicht genug ſchenken könne. So komm aber nur einmal hierher, Du kleiner blöder Liebhaber und klopfe an die fremde Thür.

Areusa.

Bei meiner Jungferſchaft! Ich laufe aus dem Hauſe, nahen Sie mir, ehe Mutter Celeſtina fort iſt.

Celestina.

Was iſt das nun wieder, Areuſa? Du kannſt verſichert ſein, daß ich mit meinen guten Freunden ſo gut ſündigte, wie Du. Um Dich weiß zu brennen, willſt Du mich albern und unerfahren darſtellen, um Dich in Deinem Gewerbe zu erhöhen, ſetzeſt Du mich in dem meinigen herab. Eine Krähe kratzt aber der andern die Augen nicht aus, und ich lobe Dich hinter Deinem Rücken mehr, als Du Dich ſelbſt tariren kannſt.

Areusa.

Vergib mir, Mutter, wenn ich Unrecht that. Ich ſähe Dich ja lieber befriedigt als mich ſelbſt und reiße mir lieber ein Auge aus, als daß ich Dich böſe mache.

Celestina.

Ich bin nichts weniger als böſe auf Dich und ſage Dir das nur zu Deiner Warnung. Gehab Dich wohl, ich gehe allein von dannen.

Areusa.

Gott ſei mit Dir!

Parmeno.

Verlangſt Du, daß ich Dich begleite, Mutter?

Celestina.

Das wäre der einen Gefahr entronnen, um in der andern umzukommen. Gott behüte Euch! Ich bin ein altes Weib und befürchte nicht, daß mir unterwegs Jemand Gewalt anthue.

In Celeſtinens Wohnung.

Elicia.

Der Hund bellt, da wird nun wol der alte Drache kommen.

Celestina (draußen).

He! he! he!

Elicia.

Wer iſt da? wer ruft?

Celestina (draußen).

Komm herab, Tochter; mache mir auf.

Elicia.

Du biſt auf guten Wegen! Treibſt Dich bei Nacht und Nebel auf den Straßen herum. Was ficht Dich an? Wo haſt Du ſo lange geſteckt, Mutter? Du gehſt ja ſonſt nicht vor Langeweile aus dem Hauſe und haſt Dich daran gewöhnt, Hunderte misvergnügt zu machen, um Einen zufrieden zu ſtellen. Der Vater der Braut, die Du am heiligen Oſtertage dem Pontionarius verſchaffteſt, hat mittlerweile nach Dir gefragt: in drei Tagen ſoll die Hochzeit ſein und bis dahin mußt Du ihr verſprochenermaßen geholfen haben.

Celestina.

Meine Tochter, ich weiß nicht von wem Du ſprichſt.

Elicia.

Beſinnſt Du Dich nicht mehr darauf, ſo mußt Du nicht bei Sinnen ſein oder Dein Gedächtniß verloren haben. Du ſagteſt mir bei der Verkuppelung, Du habeſt ſie ſchon ſieben Male renovirt.

Celestina.

Verwundere Dich deſſen nicht, mein Töchterchen; ein Gedächtniß, das ſo viel beſchäftigt wird, vermag nicht müſſig zu ſtehen. Hat er Dir geſagt, ob er wieder kommt?

Elicia.

Eine ſchöne Frage: ob er wiederkommt? Er hat Dir auf Abſchlag für Deine Mühe ein goldenes Armband geſchenkt und ſoll nicht wieder kommen!

Celestina.

Es iſt alſo der mit dem Armbande? Nun weiß ich, wen Du meinſt. Da hätte ich mir aber gleich mit einigen Vorbereitungen zu ſchaffen gemacht. Es iſt nicht mehr zu früh für Dich, Dein Probeſtück abzulegen. Du haſt es mich ſchon viele Male thun geſehen. Oder bleibſt Du Dein ganzes Leben lang ein dummes Thier, das weder etwas zu verrichten noch zu beißen hat, und wenn es einmal in meinem Alter iſt, das vergangene Schlaraffenleben beweint? Wer in der Jugend nicht ſpart, muß im Alter darben. Ich ließ mich beſſer dazu an, als Deine ſelige Großmutter mich in die Lehre nahm: ich wußte ſchon in Jahr und Tag mehr als ſie.

Elicia.

Das mag wol ſo geweſen ſein wie Du ſagſt, da ein tüchtiger Schüler den Meiſter zuweilen übertrifft und der Erfolg jedes Mal von der Lernbegierde abhängt. Ohne Luſt kommt man in keiner Wiſſenſchaft vorwärts, und ſo verſeſſen Du auf dies Gewerbe biſt, ſo zuwider iſt es mir.

Celestina.

Das will mit andern Worten heißen, daß Du ein bedürftiges Alter haben willſt. Oder bildeſt Du Dir ein, daß ich immer bei Dir bleiben kann?

Elicia.

Ei was! kommt Zeit, kommt Rath. Das beſte Leben iſt aus der Hand in den Mund. Heute roth, morgen todt. Wer Schätze ſammelt, ſtirbt ſo gut, als wer in Armuth darbt, der Hirt wie der Arzt, der Papſt wie der Kirchner, der Herr wie der Knecht, der Vornehme wie der Geringe, Du, mit Deinem Gewerbe, ſo gewiß als ich ohne eines: wir können kein ewiges Leben haben. Machen wir uns d'rum gute Tage. Es werden nur wenige Menſchen alt, und von denen, die alt werden, verhungert keiner. Ich verlange nichts als mein tägliches Brot auf Erden und mein Plätzchen im Paradieſe. Die Reichen beſitzen zwar mehr Mittel zur Seligkeit als die Armen und Dürfigen; es iſt aber doch keiner zufrieden und ſpricht: Ich habe genug; es tauſchte jeder für ſein baares Geld gern meine Heiterkeit ein. Sorgen wir nicht für Andere und gehen zu Bett: es iſt gerade Zeit. Ein geſunder, ungeſtörter Schlaf iſt mir zuträglicher als alle Schätze Venedigs.

Achter Akt.

Parmeno. Areuſa. Später Caliſto. Sempronio.

In Areuſa's Wohnung.

Parmeno.

Der Tag bricht an; oder wird die Kammer ſonſt wie hell?

Areusa.

Ei, was wird der Tag anbrechen! Schlaft, Señor! Wir haben uns kaum zur Ruhe begeben. Die Augen ſind mir noch nicht zugeklebt: wie ſollte es ſchon Tag werden! Stoße den Laden bei Deinem Kopfe auf und Du wirſt ſehen.

Parmeno.

Ich weiß was ich ſage, Señora. Der helle Tag ſcheint zur Thüre herein. Wehe mir Verräther! Wie habe ich mich an meinem Herrn vergangen! Ich bin ſehr ſtrafbar. Es iſt ſchon ſo ſpät.

Areusa.

So ſpät?

Parmeno.

Entſetzlich ſpät!

Areusa.

Bei meiner armen Seele! Ich bin die Mutterbeſchwerden noch nicht los. Ich weiß nicht, wie das zugeht.

Parmeno.

Was willſt Du von mir, mein Leben? Du mußt mich vor der Hand, wo es bald Mittag iſt, entſchuldigen. Gehe ich noch ſpäter fort, ſo finde ich bei meinem Herrn eine ſchlechte Aufnahme. Ich komme morgen und ſo viele Male Du es haben willſt, wieder. Damit wir uns noch öfter ſehen, kommſt Du wol heute um zwölf Uhr nach Celeſtinens Wohnung, wo wir Alle zuſammen ſpeiſen wollen.

Areusa.

Das will ich herzlich gern. Geh mit Gott, und mache die Thüre hinter Dir zu.

Auf der Straße.

Parmeno.

Gehab Dich wohl! — O, ungemeine Freude! o, allerhöchſte Luſt! Welcher Menſch iſt glückſeliger geweſen als ich es bin! Wer zufriedener und wohler? Wer hat ſchon ſolch unvergleichliches Gut beſeſſen, das ich eben ſo raſch erſehnt als errungen habe! Ja, wenn ich der Alten ihre Umtriebe von Herzen vergelten ſollte, müßte ich ihr zu Liebe auf den Knien herumrutſchen. Wie ſoll ich es ihr danken? Großer Gott! wem ſoll ich meine Zufriedenheit mittheilen? wem das große Geheimniß anvertrauen? mit wem jauchzen und jubeln? Die Alte ſagt ganz recht, daß uns nichts glücklich macht, was wir allein genießen. Ein geheimgehaltenes Vergnügen iſt keines; wer wüßte aber hienieden mein Glück ſo zu ſchätzen wie ich? Da ſteht Sempronio an der Hausthüre: der iſt früh auf. Iſt mein Herr ſchon herausgekommen, ſo wird es mir ſchlimm ergehen. Ich glaube es zwar nicht, da es ſeiner Gewohnheit zuwider iſt; indeſſen wäre es kein Wunder, wenn er jetzt ſeine Gewohnheit änderte, wo er nicht bei Verſtande iſt.

Sempronio.

Bruder Parmeno! wüßte ich das Land, wo man ſein Brot mit Schlafen verdient, ich machte, daß ich hinkäme, und wollte es in der Arbeit an Ort und Stelle jedem Andern gleich thun. Was fällt Dir ein, Du faullenzender Tagedieb, ganz und gar nicht wiederzukommen? Ich weiß nicht, was ich von Deinem Ausbleiben denken ſoll; haſt Du nicht etwa der Alten wie ſonſt die Füße abgerumpelt.

Parmeno.

O, mein Herzensbruder Sempronio! ſtöre mir meine Freude nicht, reibe Deinen Unwillen nicht an meiner Geduld, miſche Dein Misvergnügen nicht meiner Zufriedenheit bei, verwäſſere nicht mit ſo trüber Flüſſigkeit die klare Eſſenz meiner Gedanken und Gefühle, verſtimme mich nicht durch Deinen neidiſchen Tadel und Deine gehäſſigen Vorwürfe. Machſt Du mir ein freundliches Geſicht, ſo ſollſt Du Wunder hören, wie gut es mir ergangen iſt.

Sempronio.

Sprich, ſprich: iſt es etwas von Melibeen? haſt Du ſie geſehen?

Parmeno.

Etwas von Melibeen? Hier handelt es ſich von einer Andern, die mir mehr werth iſt; von Einer, die ſich, wie ich meine, an Schönheit und Anmuth mit ihr meſſen kann. Melibea iſt wahrhaftig nicht der Inbegriff alles Reizes auf der Welt.

Sempronio.

Was iſt das nun wieder, Du Faſelhans? Ich lachte gern darüber, wenn ich könnte. Wir ſind alſo insgeſammt verliebt und die Welt geht unter? Caliſto in Melibeen, ich in Elicien, und Du haſt Dir vor Neid auch Eine ausgeſucht, an die Du Dein bischen Menſchenverſtand wegwirfſt.

Parmeno.

Wenn Liebe eine Narrheit iſt, bin ich gewiß ein Narr, ohne Menſchenverſtand; geſetzt aber, die Narrheit wäre ein Schmerz, ſo würde in jedem Hauſe geklagt werden.

Sempronio.

Nach Deiner Meinung biſt Du es gewiß. Ich habe Dich nicht nur Caliſto die thörichtſten Rathſchläge geben, ſondern auch Celeſtinen in Allem widerſprechen gehört, und geſehen, wie Du meinem und ihrem Vortheil zuwider Dich freueſt, keinen Theil daran zu haben. Nun biſt Du in meinen Händen, Du bengelhaftes Läſtermaul! und ich will Dir eines verſetzen, daß Du daran glauben ſollſt.

Parmeno.

Die wahre Kraft und Fähigkeit, Sempronio, zeigt ſich nicht darin, daß man ſchadet oder verletzt, ſondern daß man nützt und heilt, oder das Verlangen hat, das zu thun. Ich habe Dich immer für meinen Bruder angeſehen und möchte nicht, daß ſich die alte Erfahrung an Dir bewährte, der zufolge gerade die größten Freunde durch die kleinſten Dinge zu trennen ſind. Ich weiß nicht, wie die Wuth in Dich gefahren iſt, mich zu mishandeln. Bringe mich doch nicht mit ſo jämmerlichen Reden auf! Siehe Dich vor! harte Beſchimpfungen ermüden und erſchöpfen zuletzt die Geduld.

Sempronio.

Ich ſage nur, daß Deine Maitreſſe das fünfte Rad an unſerm Wagen iſt.

Parmeno.

Du biſt erzürnt. Ich will gegen Dich und Deine Mishandlungen langmüthig ſein, da keine menſchliche Leidenſchaft lange widerhält.

Sempronio.

Du mishandelſt Caliſto vielmehr, da Du ihm anräthſt, was Du ſelbſt vermeideſt, und ihm die Liebe zu Melibeen verleiden willſt, um ihn zu einem Wirthshausſchilde zu machen, das Andern Obdach verheißt, ohne ſelbſt eins zu haben. O, Parmeno! jetzt ſiehſt Du ein, wie leicht es iſt, die Lebensweiſe eines Andern zu ſchmähen, und wie ſchwer, ſeine eigne beſſer in acht zu nehmen. Ich ſage nicht mehr davon, denn Du biſt der ſprechendſte Beweis. Wir werden ſehen, wie Du Dich in Zukunft aufführſt, da Du nun ſo gut wie ein Anderer Dein Kreuz haſt. Wäreſt Du mein Freund geweſen, Du hätteſt, indem ich Dein bedurfte, mich gefördert und mir zu Liebe Celeſtinen beigeſtanden, anſtatt daß Du durch jedes meiner Worte den Nagel der Bosheit treibſt. Du mußt nur wiſſen, daß die Nothwendigkeit oder der Drang der Umſtände den falſchen Freund nicht minder wie der Schenkenpöbel den Trunkenbold hinauswirft. Unechtes, leicht vergoldetes Metall entdeckt ſich bald.

Parmeno.

Ich erfahre nun, was ich nur erſt vom Hörenſagen wußte: daß in dieſem düſtern Leben über jeder Freude ihr Unſtern ſchwebt. Nach heiterem, klarem, lachendem Sonnenſchein ziehen dunkle Wetter und Regen herbei; Vergnügen und Tröſtungen begleiten Schmerzen und Tod; auf Lachen und Scherzen erfolgt Weinen und Klagen, auf rechte Zufriedenheit und Fröhlichkeit am Ende tiefe Betrübniß und Trauer. Wer konnte munterer als ich ankommen, und wem konnte ein ſchlimmerer Empfang zu Theil werden? Wer konnte zu höherer Seligkeit als ich durch meine geliebte Areuſa erhoben, und wer ſchmählicher als ich durch Dich von ihrem Gipfel geſtürzt werden? Durfte ich Dir etwa ſchon ſagen, wie ergeben ich Dir bin, wie willig ich Dir beiſtehe, wie ſehr ich das Geſchehene bereue und wie viele gute Rathſchläge und Ermahnungen Celeſtina mir zu Deinem und unſer Aller Beſten ertheilt hat, um den in Deinen Händen ruhenden Handel unſers Herrn mit Melibeen jetzt oder niemals zu Stande zu bringen?

Sempronio.

Deine Worte gefallen mir, wenn Deine Werke ihnen entſprechend ſie beglaubigen. Sage mir aber um Gottes willen, was bedeuten Deine Reden von Areuſa? Iſt das Eliciens Muhme, Areuſa?

Parmeno.

Ich habe noch keine größere Freude empfunden, als da ich ihren Beſitz erlangt.

Sempronio.

Was ſchwatzt der Hanswurſt? Ich kann vor Lachen kaum reden. Was haſt Du erlangt? Stand ſie auf einem Fenſterbrete, daß Du ſie erlangen konnteſt? was willſt Du damit ſagen?

Parmeno.

Daß ich ſie zweifelhaft gemacht habe, ob ſie ſchwanger ſei oder nicht.

Sempronio.

I, warum nicht gar! Ja, anhaltende Arbeit vermag viel; durch fortwährendes Tropfen wird ſelbſt der Stein ausgehöhlt.

Parmeno.

Urtheile ſelbſt, wie ſehr anhaltende Arbeit noth that:

ich kam geſtern erſt auf den Gedanken, und ſchon iſt ſie mein.

Sempronio.

Da hat die alte Hexe ihre Hand im Spiele.

Parmeno.

Woraus nimmſt Du das ab?

Sempronio.

Daraus, daß ſie mir ſagte, wie lieb ſie Dich habe und wie gern ſie ſie Dir verſchaffte. Du biſt ein Glückskind, das nur zu kommen braucht, um zu ſiegen. Es heißt deshalb auch: Wem Gott beiſteht, der vermag noch mehr als wer früh aufſteht. Du haſt freilich einen tüchtigen Brautführer gehabt.

Parmeno.

Eine rare Brautjungfer, wäre beſſer geſagt. Ein alter Baum gewährt einen breiten Schatten. Ich bin ſaumſelig geweſen, habe aber das Verſäumte eingeholt. Ach, Bruder! was hätte ich Dir von aller Anmuth ihrer Reden und ihres Thuns, was von den Reizen ihres Körpers zu erzählen! Ich ſpare es aber auf eine günſtigere Gelegenheit auf.

Sempronio.

Wie könnte das wol anders ſein, da ſie Eliciens Muhme iſt? Du kannſt mir von der Einen nicht ſo viel verſprechen, als die Andere hält: ich glaube es gern. Wie hoch kommt ſie Dir zu ſtehen? Haſt Du ihr etwas geſchenkt?

Parmeno.

Das habe ich nicht; wenn ich es hätte, wäre es gut angewandt: ſie iſt jedes Preiſes werth. Ihres Gleichen wird ſo hoch gehalten, als ſie ſich tarirt: ſie gilt ſo viel ſie koſtet. Viel koſtete noch niemals einem Menſchen ſo wenig als mir das Weib. Ich habe ſie nach Celeſtinens

Wohnung zu Tiſche gebeten; wenn Du willſt gehen wir mit einander hin.

Sempronio.

Wer Alles, Brüderchen?

Parmeno.

Nun, Du und ſie: die Alte und Elicia ſind ſchon da. Wir wollen es uns wohl ſein laſſen.

Sempronio.

Bei Gott! das freut mich ungemein; Du biſt ein großmüthiger Burſche: ich laſſe nimmer mehr von Dir. Einem ſo rechtſchaffenen Menſchen muß es Gott wohlgehen laſſen. Mein Zorn über Deine vorigen Reden hat ſich in Liebe verkehrt. Deine Verbindung mit uns Andern macht das Kraut erſt fett. Laß Dich umarmen: wir wollen Brüder ſein. In die Hölle mit dem Teufel! Das Vergangene iſt uns die Ruthe St. Johannis geweſen: nun haben wir Ruhe für die Lebenszeit. Zwiſt unter Freunden ſchnürt den Liebesknoten meiſt nur feſter. Schmauſen und zechen wir nach Herzensluſt: unſer Herr faſtet für uns Alle.

Parmeno.

Was gibt der Verzweifelte an?

Sempronio.

Er liegt noch auf dem Eſtrado neben dem Bett ausgeſtreckt, wo Du ihn zu Nacht verließeſt, und ſchläft und wacht nicht. Komme ich zu ihm, ſo ſchnarcht er, gehe ich fort, ſo ſingt und redet er Unſinn, ich weiß nicht, ob es zu ſeiner Erholung oder Qual geſchieht?

Parmeno.

J, was Du nicht ſagſt! und mich hat er nicht einmal gerufen, an mich kein einziges Mal gedacht?

Sempronio.

Er hat ſich ſelbſt vergeſſen, und ſollte Dein gedenken?

Parmeno.

Das iſt mir alſo auch nach Wunſch gegangen! Bis er aufwacht, wollen wir nun unſer Mittagseſſen hinſchicken, damit es zubereitet werde.

Sempronio.

Was haſt Du Alles ausgewählt, damit die hübſchen Dinger Dich für einen ordentlichen, freigebigen und wohlerzogenen Menſchen halten?

Parmeno.

Bei gefülltem Hauſe mangelt nichts am Schmauſe; man greift blos ſo lange in den Kaſten, als was drin iſt: Weißbrot, Morviedrowein, einen fetten Schinken, ſechs Paar Hähnchen, die die Pächter unſers Herrn neulich abgeliefert haben, und derethalb ich ihm, ſobald er danach fragt, weiß mache, daß er ſie gegeſſen hat, ſowie die Turteltauben, die für heute aufgehoben werden ſollten, und die, wie Du mir bezeugen kannſt, unterdeß ſtinkend geworden ſind. Wir müſſen ja dafür ſorgen, daß ſie ihm nichts ſchaden, wenn er davon äße, und helfen nebenbei unſerm Mangel ab. Ueber Tiſche beſprechen wir mit der Alten, wie ſeine Liebſchaft weiter auszubeuten iſt.

Sempronio.

Seine Leidenſchaft, wäre richtiger. Ich bin wenigſtens überzeugt, daß er mit dem Leben und Verſtande diesmal nicht davon kommt. Da es aber einmal nicht anders iſt, mag er ſich dazu halten! Wir wollen nun zu ihm gehen und ſehen, was er macht.

In Caliſto's Zimmer.

Calisto (ſingt).

Von Gefahren rings umgeben,
Dringt zu mir heran der Tod:
Keine Hoffnung für das Leben,
In der Leidenſchaften Noth!

Parmeno (bei Seite).

Horch, horch, Sempronio! unſer Herr dichtet.

Sempronio (bei Seite).

Wer dichtet, Du Hurenſohn? Der erhabene ſidoniſche Antipater, der große Poet Ovid, denen die Verſe nur vom Munde floſſen?

Parmeno (bei Seite).

Ja, ja, ſo Einer iſt er auch: er reimt wie der Teufel und ſchwadronirt im Traume.

Calisto (ſingt).

Ja, Du darfſt Dich ſehr betrüben,
Armes, freudenleeres Herz!
Nur um ungeliebt zu lieben,
Weihteſt Du Dich ew'gem Schmerz.

Parmeno (bei Seite).

Ich ſage es ja, daß er reimt.

Calisto.

Wer ſpricht im Zimmer? Leute!

Parmeno.

Gnädiger Herr!

Calisto.

Iſt es ſchon ſpät in der Nacht? Iſt es Zeit, zu Bett zu gehen?

Parmeno.

Es iſt ſchon ſpät genug, um wieder aufzuſtehen, gnädiger Herr.

Calisto.

Was ſagſt Du, Narr? Die ganze Nacht iſt vorüber?

Parmeno.

Und auch ein großer Theil des Tages.

Calisto.

Sprich, Sempronio: Lügt mir der Windbeutel etwas vor, der behauptet, es ſei ſchon heller Tag?

Sempronio.

Denke etwas weniger an Melibeen, Herr, ſo wirſt Du das Sonnenlicht erblicken. Du biſt von den Strahlen ihres Angeſichts wie ein Feldhuhn von der Jagdlaterne geblendet.

Calisto.

Ich muß Dir Glauben beimeſſen, da ich zur Meſſe läuten höre. Gib mir meine Kleider; ich will in die Magdalenenkirche gehen, um Gott zu bitten, daß er Celeſtinens Schritte lenkt und, wo er nicht mein elendes Leben endet, Melibeens Herz für mich rührt.

Sempronio.

Uebernimm Dich nicht, und bitte in Einer Hora nicht um zu viel. Es iſt unklug, eine Sache, die ſchlimm ablaufen kann, allzu inbrünſtig zu erflehen. Es iſt um Dein Leben geſchehen, bitteſt Du, daß Dir ein einziger Tag bringe, was für ein ganzes Jahr hinreicht.

Calisto.

Du meinſt, ich gleiche ſo dem Knechte des galliziſchen Escuderos?

Sempronio.

Verhüte Gott, daß ich mich deſſen gegen einen Herrn unterſtehe, von dem ich weiß, daß er mich für einen guten Rath belohnen, oder, wenn ich dummes Zeug rede, beſtrafen wird; ja, ſo lange es unzweifelhaft bleibt, daß der Lohn guter Dienſte oder Worte nicht an die Angſt oder Strafe reicht, die böſem Thun und Reden folgen.

Calisto.

Wer hat Dir ſo viele Philoſophie beigebracht, Sempronio?

Sempronio.

Gnädiger Herr! es iſt nicht Alles weiß, was nicht geradezu ſchwarz ausſieht, und ebenſowenig Alles Gold, was glänzt. Dein von der Vernunft nicht gemäßigtes, heftiges Verlangen macht den Werth meiner Rathſchläge erſt recht augenſcheinlich, und Du wünſchteſt geſtern ſchon, Melibea möge Dir mit ihrem Gürtel um den Leib ſo wie jede andere Waare zugeführt werden, die man nur zu kaufen und zu bezahlen braucht, um ſie zu haben. Gönne Deinem Herzen doch Ruhe, Herr! Die Frucht einer ſo großen Glückſeligkeit kann nicht in ſo kurzer Zeit reifen. Eine alte Eiche wird nicht mit Einem Schlage gefällt. Rüſte Dich mit Geduld, denn Klugheit iſt etwas Löbliches und ſolche Rüſtung widerſteht jedem Kampfe.

Calisto.

Das würde wohl geſprochen ſein, ſtrebte die Natur meines Uebels dem nicht entgegen.

Sempronio.

Was nützt die Urtheilskraft, Herr, wenn der Wille der Vernunft beraubt?

Calisto.

O, Du Thor, Du Thor! ſpricht der Geſunde zu dem Leidenden. Gott verleihe Dir Geſundheit! Ich erwarte keine Rathſchläge und weiteren Worte von Dir, die nur zur Entzündung und Unterhaltung der mich verzehrenden Flamme dienen. Ich gehe allein in die Meſſe und kehre erſt wieder, wenn Du mich abrufſt, um mir Celeſtinens heilbringende Ankunft zu melden; ich eſſe auch nicht vor der Zeit, Phöbus Roſſe mögen lange ſchon auf der grünen Wieſe weiden, wohin ihre vollbrachte Tagereiſe ſie zu führen pflegt.

Sempronio.

Laß die poetiſchen Floskeln, Herr! Eine nur Wenigen verſtändliche Sprache ſchickt ſich nicht für das Allgemeine. Sprich: mag die Sonne gleich untergegangen ſein; ſo weiß Jeder was Du meinſt, und nimm erſt ein wenig Eingemachtes zu Dir, daß Du es ſo lange aushältſt.

Calisto.

Sempronio, mein Lieber und Getreuer, mein guter Rath! Dein Wille geſchehe. Dein Eifer überzeugt mich, daß Dir mein Leben ſo theuer als das Deinige iſt.

Sempronio (bei Seite).

Biſt Du davon auch überzeugt, Parmeno? Du ſchwörſt wol nicht darauf? Vergiß nicht, wenn Du das Eingemachte holſt, eine Büchſe voll für das luſtige Geſindel zu mauſen, das uns mehr am Herzen liegt, und laß ſie mit guter Art in den Hoſenſchlitz rutſchen.

(Parmeno ab).

Calisto.

Was ſagſt Du, Sempronio?

Sempronio.

Ich trug Parmeno auf, gnädiger Herr, ein paar Scheibchen Zitronat zu holen.

Parmeno (kommt zurück).

Da ſind ſie, Herr!

Calisto.

Reich her.

Sempronio (bei Seite).

Nun ſehe Eins, wie der darauf losſchlingt: er nimmt ſich nicht einmal die Zeit zu kauen, um deſto eher fertig zu werden.

Caliſto.

Nun habe ich wieder Muth. Gott ſei mit Euch, Kinder! Wartet bis die Alte kommt und holt Euch dann ein gutes Trinkgeld.

Parmeno (bei Seite).

Bleibe Du, wo der Pfeffer wächſt, und bekomme Dir der Zitronat gerade ſo gut wie dem Apulejus das Gift, das ihn zum Eſel machte.

Neunter Akt.

Sempronio. Parmeno. Später Celeſtina. Elicia.
Areuſa. Lucrecia.

Auf der Straße.

Sempronio.

Parmeno, ſei ſo gut und bring unſere Mäntel und Degen herunter; es iſt Zeit, daß wir zu Tiſche gehen.

Parmeno.

Ja, komm geſchwind: ich glaube ſie zanken ſchon über unſer Ausbleiben. Wir ſchlagen nicht den Weg, ſondern jenen ein, und ſehen erſt in der Kirche zu, ob Celeſtina, die wir mit uns nehmen, ihre Andacht verrichtet hat.

Sempronio.

Sie hat ſich zu ihrem Gebet eine gute Stunde ausgewählt.

Parmeno.

Was jederzeit vorgenommen werden kann, wird nie zur Unzeit geſchehen.

Sempronio.

Das iſt wohl wahr, Du kennſt nur aber Celeſtinen ſchlecht. Wenn die zu ſchaffen hat, ſchiert ſie ſich nicht um Gott und Frömmigkeit, und wer noch zu Hauſe an einem Knochen nagt, macht ſich an keinen Heiligen. Sobald ſie einmal mit ihrem Roſenkranze zur Kirche geht, iſt in ihrem Brotſchranke gewiß nichts mehr zu eſſen übrig. Ich weiß mehr von ihr als Du, der von ihr erzogen worden iſt. Sie betet an ihren Kügelchen nur die Jungferſchaften der Stadt, die Stutzer, die ſie verſorgt, die Mädchen, die ſie unterbringt, benebſt den Austheilern. die ihr zu eſſen oder am beſten zu eſſen geben, deren Namen und Titel ab, damit ſie ihr Begegnende nicht fremd begrüßt, und was für ein Kanonikus der jüngſte und freigebigſte ſein mag. Sie thut den Mund nicht ohne zu lügen und Ränke zu erſinnen auf, wie ſie Geld verdiene: „So werde ich mit ihm anbinden, das kann er mir antworten, das erwiedere ich ihm.“ Einen ſolchen Lebenswandel führt unſere Verehrungswürdige.

Parmeno.

Das iſt noch nicht Alles, was ich von ihr weiß; da Du aber neulich böſe wurdeſt, laſſe ich es gut ſein, Du möchteſt es Caliſto wieder ſagen.

Sempronio.

Was wir zu unſerm Vortheil wiſſen, plaudern wir nicht zu unſerm Nachtheil aus. Erführe unſer Herr davon, wir gäben ſie ihm ohne Rückſicht preis, und dankte er ſie ab, er müßte nothwendigerweiſe eine Andere kommen laſſen, von deren Umtrieben wir nicht wie bei dieſer etwas hätten, die ihren Gewinn wohl oder übel mit uns theilen muß.

Parmeno.

Es iſt ſchon recht, ſchweige Du nur aber ſtill, da die Thüre aufſteht. Sie iſt zu Hauſe. Rufe ſie, tritt nicht geradezu ein, ſie möchten noch nicht angezogen ſein und ſich nicht ſehen laſſen wollen.

Sempronio.

Mache keine Umſtände und tritt ein; hier iſt alle Welt zu Hauſe: ſie decken ſchon den Tiſch.

In Celeſtinens Wohnung.

Celestina.

Ach, meine Schätzchen! meine Goldperlen! Ergehe es mir Jahr aus Jahr ein ſo gut wie bei Euerm Anblick.

Parmeno.

Was für glatte Worte ſie im Munde führt! Merkſt Du, Brüderchen, wie ſie uns damit kirren will?

Sempronio.

Sie kann einmal nicht anders: laß ſie doch. Wer, Teufel! lehrt ihr aber ihre Winkelzüge?

Parmeno.

Armuth und Nothdurft: der Hunger, der beſte Lehrmeiſter von der Welt, der beſte Geiſt-Erwecker und Ermunterer. Wer ſonſt lehrt Elſtern und Papageien uns mit ihren ausgezackten Zungen Sprache, Organ und Stimme nachahmen?

Celestina.

Mädchen, Mädchen, Kinder! kommt geſchwind herab: es ſind ein paar Kerls hier, die mir Gewalt anthun.

Elicia.

Meinetwegen können ſie nun ganz zu Hauſe bleiben: was laden ſie erſt ſo zeitig ein. Meine Muhme iſt ſchon drei Stunden da. Der Faullenzer Sempronio iſt an dem Ausbleiben Schuld; der hat einmal kein Auge mehr auf mich.

Sempronio.

Beruhige Dich, meine Gebieterin, mein Leben, mein Liebchen; wer Andern dient, iſt nicht ſein eigner Herr:

Unterwürfigkeit iſt meine Entſchuldigung. Verzürnen wir uns nicht mit einander und ſetzen uns zu Tiſche.

Elicia.

I, ja, wenn er zu Tiſche geht, iſt er geſchwind genug; wenn er bei Tiſche ſitzt, gebricht es ihm nicht an gewaſchenen Händen und an Unverſchämtheit.

Sempronio.

Machen wir unſere Sache hernach zuſammen ab und eſſen jetzt. Setze Dich zuerſt hin, Mutter Celeſtina.

Celestina.

Setzt Ihr Euch auch, meine Kinder: es iſt Platz genug für Alle. Beſcheere uns der Himmel dereinſt ſo viel im Paradieſe. Mache es ſich Jeder bei ſeinem Schatze bequem. Ich Alleinſtehende nehme Krug und Becher an mich, eine Unterhaltung damit iſt mir lieber als mein Leben. Seitdem ich gealtert bin, weiß ich bei Tiſche nichts Beſſeres anzufangen als zu zechen, weil an Einem, der mit Honig umgeht, immer etwas kleben bleibt. Es gibt auch keinen fähigern Bettwärmer in Winternächten, und wenn ich zwei ſolcher Krüge vor Schlafengehen ausgeleert habe, ſpüre ich die ganze Nacht durch nichts von Froſt: wenn Weihnachten heranrückt, füttere ich mir damit alle Kleider aus. Er erhitzt mir mein Blut wieder, er erhält mich unausgeſetzt in einem und demſelben Zuſtande, macht mich immer munter und guter Dinge und conſervirt mich; habe ich alleweile genug davon zu Hauſe, ſo fürchte ich keine böſe Zeit; außerdem reicht mir eine abgenagte Brotrinde für drei Tage hin; er vertreibt Herzweh mehr als Gold und Korallen; er verleiht Jung und Alt Kraft, dem Bleichen Friſche und Farbe, dem Feigen Muth, dem Läſſigen Eifer; ſtärkt das Gehirn, zieht Erkältungen aus dem Magen, benimmt ſtinkenden Athem, erleichtert den hinfälligen Bauersleuten die Mühen der Feldarbeit, treibt böſe Säfte als Schweiß aus dem Körper, heilt Schnupfen und

Zahnweh, erhält ſich, ungleich dem Waſſer, unverderbt im Meere; ja, ich will mehr ſeiner guten Eigenſchaften herzählen als Ihr Alle Haare auf dem Kopfe habt, ſo daß es Jeden erfreuen muß, von ihm zu hören. Er hat nur den Einen Makel an ſich, daß der gute theuer iſt, der ſchlechte ſchadet, und was alſo einerſeits die Leber heilt, andererſeits den Beutel abzehrt. Ich bringe bei alledem dem Wenigen, was ich bedarf, das Opfer, es immer von dem beſten anzuſchaffen. Ein Dutzend Schlucke reicht mir allmittäglich hin und ich überſchreite nie das Maß, ich müßte denn wie heute zu Gaſte ſein.

Parmeno.

Die Schriftgelehrten haben geſagt, Mama: es ſeien aller guten und ehrbaren Dinge drei.

Celestina.

Das iſt ein Druckfehler, mein Sohn, und hat wahrſcheinlich dreizehn heißen ſollen.

Sempronio.

Es wäre aber beſſer, Frau Mama, wir beſprächen unſern Handel über Tiſche, da es hinterdrein nicht mehr an der Zeit ſein möchte, uns über die Liebſchaft unſers tollen Herrn mit der grazioſen ſchönen Melibea zu verſtändigen.

Elicia.

Bleib mir damit vom Leibe, Du langweiliger Tropf, und laß Dir die Mahlzeit ſchlecht bekommen, wenn Du mir dergleichen vorſetzen willſt. Ich wollte, mein Seel! eher Alles wieder von mir geben, was ich genoſſen habe, als Dich die grazios nennen hören. Die wäre mir grazios! Jeſus, Jeſus! Haſt Du keine Scham und Scheu an Dir? Die ſoll grazios ſein? Gott ſtrafe mich, wenn ſie es iſt! Wenn triefende Augen es nicht ausmachen, hat die nichts Schönes an ſich. Ich kreuze und ſegne mich über Deine Einfalt und Unwiſſenheit. Man müßte nicht bei Troſte ſein, wollte man mit Dir über ihre Schönheit und Grazie rechten. Melibea grazios! Ei ja, das iſt gewiß der Fall, ſobald die zehn Gebote ſich mit einander paaren. Solche Schönheit iſt in jedem Laden für ein paar Dreier feil. Ich kenne in der Straße, wo ſie wohnt, vier Mädchen, denen Gott mehr Grazie als Melibeen verliehen hat. Ihr Biſchen Schönheit gilt nichts mehr als der Schmuck, den ſie an ſich trägt. Hängt man ihn auf einen Pfahl, ſo kann man ebenſo wohl ſagen, er ſei grazios. So wahr ich lebe! ich ſage es mir nicht zum Ruhme nach; ich denke aber, daß ich ebenſo ſchön als Eure Melibea bin.

Areusa.

Da haſt Du ſie nicht ſo wie ich geſehen Schweſter. Gott ſei mir gnädig, kannſt Du an dem Tage, wann Du ſie nüchtern anſahſt, einen Biſſen hinterwürgen. Sie iſt Jahr aus Jahr ein mit Unflath angekleiſtert. Geht ſie einmal aus, wo man ſie ſehen kann, ſo reibt ſie ihr Geſicht mit Galle, Honig, Brotſcheiben, getrockneten Feigen und andern Dingen ein, die ich, mit Reſpekt zu ſagen, der Mahlzeit halb nicht nenne. Der Reichthum, nicht die Anmuth ihres Körpers macht ihres Gleichen ſchön und beliebt. Sie hat für eine Jungfrau, Gott ſteh mir bei! ein paar Brüſte, als ob ſie ſchon dreimal niedergekommen wäre. Sie ſehen wie zwei große Kürbiſſe aus. Den Leib habe ich allerdings nicht geſehen; dem Andern nach zu urtheilen, muß er aber ſo welk wie bei einer funfzigjährigen Alten ſein. Ich verſtehe nicht, woran ſich Caliſto verſehen hat, daß er keine Andere liebt, die er leichter haben kann und bei der er mehr Spaß hätte: ein verderbter Geſchmack findet aber einmal alles Bittere ſüß.

Sempronio.

Ich meine, Schweſter, daß jeder Hauſirer ſeine Nadeln lobt, macht ſie ihm auch die ganze Stadt ſchlecht.

Areusa.

Es fällt eben nichts mehr als die öffentliche Meinung von der Wahrheit ab. Wer es vielen Leuten recht machen will, wird ſeines Lebens nicht froh. Alles, was die Menge denkt, iſt nichtig, Alles, was ſie ſpricht, falſch, Alles, was ſie ſchilt, gut, Alles, was ſie lobt, böſe, und alſo glaube mir, daß es ſich, der wohlbekannten Art und Weiſe nach, mit Melibeens Güte und Schönheit nicht ſo wie Du ſprichſt verhält.

Sempronio.

Die klatſchhafte Menge, Madam, ſieht keinem Vornehmen ſeine Mängel nach, und wäre Melibea mangelhaft, die da mehr als wir mit ihr verkehren, hätten es gewiß entdeckt. Angenommen aber auch, Du hätteſt recht, ſo iſt Caliſto ein Cavalier, Melibea ein Edelfräulein, und halten ihres Gleichen ſolchermaßen zu einander, daß es nicht verwundernswürdig iſt, wenn er eher ſie als eine Andere liebt.

Areusa.

Wer ſich für ſchlecht hält, iſt es auch; die Werke adeln, und am Ende ſind wir Alle Kinder Adam's und Eva's. Strebe nur Jedweder, für ſich gut zu ſein; in den Adel ſeiner Voreltern ſetzt man ſeine Tugend nicht.

Celestina.

Mein Seele, Kinder! nun laßt die Zänkereien, und komm, Elicia, ohne weitere ſpitze Worte zu Tiſche.

Elicia.

Neben Einem, deſſenthalb mir jeder Biſſen im Halſe quillt oder zu Galle wird? Ich ſollte mit einem Lump zu Tiſche ſitzen, der mir ins Geſicht ſagt, daß ſein Menſch Melibea grazioſer ſei als ich?

Sempronio.

Mein Leben, gib Dich doch zufrieden, da Du ſie ſelbſt mit Dir verglichen haſt. Es iſt Deine Schuld, nicht meine; alle Vergleichungen ſind unſtatthaft.

Areusa.

Komm zu Tiſche, Schweſter, und thue dem albernen Trotzköpfchen nicht den Gefallen; ich ſtehe ſonſt noch ſelber auf.

Elicia.

Dir zu Liebe und der Geſellſchaft halb, will ich meinem Feinde nachgiebig ſein.

Sempronio.

Ha, ha, ha!

Elicia.

Was lachſt Du? Kriegte doch Dein böſes Läſtermaul den Krebs!

Celestina.

Antworte ihr nicht, Sohn, ſonſt hat es nimmermehr ein Ende. Beſprechen wir nun unſere Angelegenheit, und thut mir zu wiſſen, was Caliſto macht? wie Ihr ihn verlaſſen habt? wie Ihr ihm alle Beide zugleich entwiſchen konntet?

Parmeno.

Den hat, verzweifelt, außer ſich und halb verrückt, der Teufel in die Meſſe nach der Magdalenenkirche geführt, wo er Gott um die Gnade bittet, er möge Dich dieſe Hühnerknöchelchen ordentlich abnagen laſſen, und Stein und Bein ſchwört, daß er nicht eher wieder heimgehen wolle, als bis er gehört habe, Du ſeieſt mit Melibeen Handels eins geworden. Dein Kleid und Mäntelchen, ſowie mein Rock ſind uns gewiß; mit dem Uebrigen ſteht es noch ſo ſo, und ich weiß nicht, wann er es uns ſchenkt.

Celestina.

Es mag geſchehen, wann es will: nach Oſtern ſind alle Sporteln gut, und was mit wenig Anſtrengung gewonnen wird, iſt erfreulich, zumal wenn es von einer

Seite kommt, wo es keine Lucke hinterläßt, von einem reichen Manne, der es ſo übrig hat, daß die Abgänge ſeines Hauſes mich aus dem Elend reißen könnten. Solche Leute bedauern, was ſie vergeuden, je nach der Urſache nicht, deretwegen es geſchieht. Der Liebeszauber macht, daß ſie es nicht fühlen; ja, ſie kümmern ſich nicht darum, ſehen und hören nicht, und ich habe das bereits an Andern wahrgenommen, die lange nicht ſo leidenſchaftlich als Caliſto in Liebe entbrannt und befangen waren. Sie eſſen, trinken, lachen, weinen, ſchlafen, wachen, ſprechen, ſchweigen, leiden, genießen, frohlocken und klagen in den Nöthen der ſüßen und ſchmerzhaften Wunde ihres Herzens nicht, und wenn das Bedürfniß der Natur ſie zwingt, nichtsdeſtoweniger etwas der Art zu thun, ſind ſie mittlerweile ſo wenig bei ſich, daß ſie beim Eſſen vergeſſen, die Hand mit der Speiſe zum Munde zu führen. Redet Jemand mit ihnen, ſo geben ſie nie die rechte Antwort. Blos ihre Körper ſind zugegen, ihre Herzen und Sinne bei ihren Liebchen abweſend. Es beruhen in der Liebe große Kräfte, denen es verliehen iſt, nicht allein die Erde, ſondern auch die Meere zu durchſchweifen. Sie beherrſcht ebenmäßig alle Menſchen und überwindet alle Hinderniſſe. Sie iſt ein ſehnſüchtig, ſchüchtern und bekümmert Ding, das allenthalben hin ihr Augenmerk richtet, und ſeid Ihr Andern einmal verliebt geweſen, ſo werdet Ihr am beſten wiſſen, ob ich Wahrheit rede.

Sempronio.

Ich ſtimme Deinen Worten in Allem bei, Señora, denn hier ſitzt Jemand, der mich zu einem zweiten Caliſto macht und um deſſentwillen ich von Sinnen gekommen, am Körper hinfällig geworden bin, mit wüſtem Kopfe meine Tage verträume und meine Nächte durchwache, um mit der Morgendämmerung aufzuſtehen, Dummheiten über Dummheiten und tauſenderlei verliebtes Zeug zu begehen, als da iſt: Reime zu drechſeln, mit Worten zu ſticheln

Witze zu reißen. Jedoch erachte ich das Alles für wohl angewandt, ſobald ich ein ſolches Kleinod damit gewonnen habe.

Elicia.

Bilde Dir nicht zuviel darauf ein, mich gewonnen zu haben: Du kannſt verſichert ſein, daß Du nicht ſobald den Rücken gewandt haſt, als ein Anderer im Hauſe iſt, den ich mehr liebe als Dich, der viel angenehmer iſt als Du, und der nicht immer ſo darauf ausgeht, mich zu ärgern.

Celestina.

Achte nicht auf ſie, mein Sohn, ſie weiß nicht, was ſie will. Je mehr ſo wunderliche Reden ſie führt, deſto mehr verliebt ſie ſich in Dich. Es iſt weiter nichts, als weil Du Melibeen gegen ſie gerühmt haſt: ſie weiß es Dir nicht anders als durch ſolche Reden entgelten zu laſſen. Ihre Muhme iſt deſſelben Geiſtes Kind, ich kenne ſie, und ſo werdet Eurer Jugend froh: wer gute Zeit hat und erwartet beſſere, bereut es bei guter Zeit. Es geht mir ſelbſt ſo wegen mancher Stunde, die ich in der Jugend verloren habe, als ſie noch was auf mich gaben und mich lieb hatten. Jetzt, da ich hinfällig bin, mag mich, Gott ſei's geklagt, Niemand mehr. Küßt und umarmt Euch nur, mir bleibt nichts als zuzuſehen übrig. Ich ſtehe Euch dafür, daß ſich die Mädchen nicht beſchweren werden, Ihr fielet Ihnen zur Laſt. Die alte Celeſtina kaut unterdeß mit ihren Zahnſtumpfen und ihrem Zahnfleiſche an den Broſamen, die auf dem Tiſchtuche liegen geblieben ſind. Gott geſegne es Euch, daß Ihr ſo munter und guter Dinge ſeid, Ihr loſes, tolles Volk; alſo mußte ſich das Donnerwetter Eurer Händel entladen.

Elicia.

Es wird an der Hausthür gerufen, Mutter; es iſt mit dem Spaße aus.

Celestina.

Sieh nach, Tochter, wer es iſt, es kann auch Jemand ſein, der ihn erhöht und mehrt.

Elicia.

Täuſcht mich die Stimme nicht, ſo iſt es meine Muhme Lucrecia.

Celestina.

Mach ihr auf und laß ſie zur guten Stunde ein. Sie iſt auch nicht ſo ganz unerfahren mehr in dem, wovon bei uns die Rede iſt, und wie eingezogen ſie leben muß, läßt ſie ſich nicht abhalten, ihrer Jugend zu genießen.

Areusa.

So wahr ich lebe! Herrſchaftendiener wiſſen gar nicht, was Vergnügen und Liebesluſt iſt. Sie gehen niemals mit Verwandten und ihres Gleichen um, mit denen ſie ein ſolches Wort im Vertrauen reden könnten als da iſt: „Wer hält Dich heute Abend frei? Biſt Du ſchwanger? Wie viel Würmchen haſt Du aufzufüttern? Bitteſt Du mich wol zu Gaſte? Zeige mir Deinen Schatz! Wie lange iſt es her, daß er nicht bei Dir war? Wie ſtehſt Du mit ihm? Wer ſind Deine Nachbarinnen?" oder dem Aehnliches. O, Mutter! und wie hart, ſchwer und ſtreng iſt der Name: Gnädige Frau! den man ſtets im Munde führen muß. Ich lebe deshalb, ſeitdem ich von mir weiß, für mich ſelbſt und habe niemals einem andern Frauenzimmer als mir angehören wollen, am allerwenigſten unſern heutigen Damen. Man opfert ihnen ſeine beſte Lebenszeit, und ſie vergelten zehnjährigen Dienſten mit einem alten abgetragenen Kleide. Fortwährend nur gemishandelt und geſchmäht, bleibt man bei ihnen dermaßen in das Joch geſpannt, daß man in ihrer Gegenwart nicht wagen darf, den Mund aufzuthun. Und rückt einmal die Zeit heran, in der ſie verſprochen haben uns zu verheirathen, ſo brechen ſie wol einen Verdruß vom Zaune: daß wir mit dem Sohne oder Bedienten zu Bett gingen, daß wir ſie auf ihren Ehemann eiferſüchtig machten, daß wir fremde Männer ins Haus einließen, daß wir den Becher geſtohlen, den Ring verloren hätten; laſſen uns hundert Ruthenſtreiche geben, und werfen uns mit unſerm Bündel und dem ſchönen Spruch zur Thür hinaus: „Pack Dich fort, Du diebiſche Hure, Du ſollſt mir den guten Ruf meines Hauſes nicht verderben.“ Alſo geſchieht es, daß man anſtatt des erhofften Lohnes Schimpf gewinnt, anſtatt vermählt entehrt und anſtatt mit Hochzeitkleidern und Geſchenken nackt und bloß von dannen zieht. Solchergeſtalt vergelten, vergüten und bezahlen ſie, indem ſie einen Mann verheißen und die Kleider vom Leibe reißen. Auch wiſſen ſie uns keine beſſere Ehre anzuthun, als daß ſie uns mit Aufträgen bepackt von einer großen Dame zur andern jagen. Unſere Eigennamen gehen nie aus ihrem Munde hervor; wir ſind immer nur ein Menſch und eine Dirne über die Andere. „Wo willſt Du hin, Du Metze?“ heißt es; „was haſt Du angeſtellt, Du Beſtie? Weshalb haſt Du das genaſcht, Du Leckermaul? Wie haſt Du die Pfanne ausgeſpült, Du Schwein? Warum haſt Du den Mantel nicht gereinigt, Faullenzerin? Was haſt Du geſagt, Dummkopf? Wer hat den Teller zerbrochen, Faſelhans? Wie kann Dir das Tuch aus den Händen gefallen ſein, Lügnerin? Du wirſt es Deinem Kerl geſchenkt haben, Betrügerin. Schier Dich hierher, ſchlechte Perſon! Das genudelte Huhn iſt nicht mehr da: ſchaff es herbei, ſonſt ziehe ich es Dir vom nächſten Lohne ab.“ Ueberdies wird man hundertfach geohrfeigt, geprügelt, gezwickt und geklitſcht, weil es ihnen keine recht machen kann, und ſo daß auch keine bei ihnen aushält. Es iſt ihr Vergnügen, zu ſchelten und zu toben, ihre Luſt, zu zanken und zu ſtreiten. Je beſſer die Aufführung, deſto unzufriedener geberden ſie ſich, und ſo habe ich es vorgezogen, Mutter, unter meinem niedern Dache ein freies, ungebundenes Leben zu führen, als in einem hohen Palaſte nicht nur nicht ſelbſt bedient zu werden, ſondern auch einer Herrſchaft unterworfen zu ſein.

Celestina.

Du biſt nicht auf den Kopf gefallen, Du weißt, was Du thuſt. Die Weiſen ſagen, daß eine Krume Brot in Frieden mehr als ein Haufen Speiſen in Unfrieden werth iſt. Jetzt da Lucrecia kommt, laß aber ſolche Reden ſein.

Lucrecia (tritt ein).

Wohl bekomm' es Euch und Eurer Geſellſchaft, Mutter! Gott ſei mit all den ehrbaren Leuten!

Celestina.

Du hältſt ſie wol für ſehr Viele, da Du Alle ſagſt? Du haſt mich in meinen guten Tagen heute vor zwanzig Jahren nicht gekannt. Ja, wer mich damals ſah und mich gegenwärtig ſieht! Ich weiß, es bräche ihm das Herz vor Leid. An eben dem Tiſche, wo Deine Muhmen ſitzen, hatte ich dereinſt neun junge Mädchen, mein Schatz, von denen die größte nicht über achtzehn, die kleinſte nicht unter vierzehn Jahr alt war. Das iſt nun ſo der Lauf der Welt, es geht Alles vorüber, ſie dreht ihr Rad immer zu und das kreiſende Schöpfwerk bringt den einen Eimer voll, den andern leer herauf. Den Geſetzen des Glückes nach beſteht nichts lange Zeit: Veränderlichkeit iſt ſeine Ordnung. Ich vermag nicht ohne Thränen der Ehre zu gedenken, die mir damals widerfuhr und die meine Sünden und mein Unſtern nach und nach verringert haben. Mit der Abnahme meiner Tage verfiel auch mein Gewinn daraus. Einem alten Sprüchworte nach kommt und vergeht Alles in der Welt und hat ſein Maß und Ziel. Meine Ehre erſtieg den Gipfel, der ihr beſchieden war, und muß wieder herunter und erniedrigt werden, ſowie es mit mir zu Ende geht. Daraus nehme ich ab, daß mir hier kein langes Leben gegönnt ſein mag, und verhehle mir nicht, daß ich ſtieg um zu fallen, blühte um zu welken, froh war um mich zu betrüben, geboren ward um zu leben, lebte um zu erwachſen, erwuchs um zu altern, alterte um zu ſterben. Ich habe mir das Alles ſchon vorher ſagen können und werde mein Uebel darum ſtandhafter ertragen; ganz zu erſticken vermag ich mein Gefühl nicht, da ich von ſo empfänglichem Stoffe gebildet bin.

Lucrecia.

Du hatteſt mit den Mädchen viele Noth, Mama, da eine ſolche Heerde ſchwer zu hüten iſt?

Celestina.

Ruhe und Erholung, keine Noth, mein Schatz. Sie gehorchten mir Alle, ehrten mich und achteten auf mich: es ging keine wider meinen Willen aus, Alles was ich ſagte war gut, und ich ſorgte für ihre Bedürfniſſe. Sie hatten an Keinem etwas auszuſetzen, dem ich ſie überließ: ſchief, krumm oder verkehrt, wer mir das meiſte Geld gab, war ihnen recht. Ich hatte den Lohn und ſie die Mühe davon. Oder dienten mir um ihretwillen nicht Menſchen genug? Edelleute alt und jung, Geiſtliche aller Grade, vom Biſchof bis zum Sakriſtan. Sobald ich in die Kirche trat, riſſen ſie wie vor einer Herzogin die Mützen vor mir ab. Wer am wenigſten mit mir verkehrte, achtete ſich am geringſten und ſie ließen von ihren Horen ab, wenn ſie mich auf eine halbe Meile weit kommen ſahen, um mir einzeln oder paarweis zu nahen und Einer wie der Andere meinen Befehlen und ſeinem Mädchen nachzufragen. Mein Eintritt verwirrte Alle mit einander, ſo daß Keiner mehr wußte, was er that und ſagte. Der Eine nannte mich Madam, der Andere Mama, der Dritte ſeinen Schatz, der Vierte Euer Gnaden. Hier verabredete man, wann ſie zu mir kämen, oder wann wir ſie in ihrer Wohnung aufſuchten, hier bot man mir Geld oder Geſchenke an, indem man den Zipfel meines Mantels, wo nicht mein Antlitz küßte, um mich bei guter Laune zu erhalten. Jetzt hat mich das Glück allerdings dahin gebracht, daß man zu mir ſagt: „Wohl bekomme Dir Deine Schuhſohle!“

Sempronio.

Du erzählſt uns erſchreckliche Geſchichten, von den geiſtlichen Herren und geſchorenen Platten! Sie werden doch nicht Alle ſolcher Art ſein?

Celestina.

Bei Leibe nicht! mein Sohn, und Gott verhüte, daß ich ſie deſſen anklage. Es gab viele andächtige Greiſe, mit denen ich nichts zu ſchaffen hatte und die mich ſogar nicht erſehen mochten, wenn es auch vielleicht aus Neid gegen die Andern geſchah, die mit mir ſprachen. So ausgebreitet der geiſtliche Stand iſt, mußten ihm die verſchiedenſten Männer angehören: keuſche ſowol als ſolche, die meines Gleichen unterhalten und zu keiner Zeit ausſterben werden. Deren Escuderos und Bedienten geleiteten mich heim, und kaum daß ich zu Hauſe angelangt war, regnete es durch meine Thür junge Hähnchen und Hühner, Gänſe, Rebhühner und Turteltauben, Speckſeiten, Waizenkuchen und Milchſchweinchen, ſowie es als Kirchenzehnten den Gebern eingegangen war, die es ungeſäumt für mich und ihre geiſtlichen Schweſtern beſtimmten. Zu trinken hatte ich vom beſten Weine, den es in der Stadt gab und der von ſo vielen Orten und Enden als von Morviedro, Luque, Toro, Madrigal, San Martin und andern herkam, daß meine Zunge zwar Geſchmack und Luſt daran behalten, mein Gedächtniß aber die Namen ſeiner Geburtsſtätten verloren hat. Auch möchte es ein ſeltener Fall ſein, daß eine alte Frau es einem Weine anroche, wo er geboren worden. Was die Geiſtlichen ohne Pfründe anlangt, ſo hatte das Pfarrkind, nicht ſobald die Stola geküßt, als das Hochzeitbrötchen in mein Haus ſpazierte. So häufig wie Steine an einem Wurfziel, langten Diener mit Lebensmitteln an meiner Thür an. Kurz, ich weiß nicht, wie ich, von einem ſolchen Zuſtande herabgekommen, fortleben kann?

Areusa.

Gott ſtehe mir bei, Mutter, was weinſt Du und grämſt Dich ſo ſehr, da wir hier zuſammen gekommen ſind, um luſtig zu ſein: der Himmel macht Alles wieder gut.

Celestina.

Ich kann mich des Weinens nicht enthalten, Tochter, wenn ich mich einer ſo frohen Zeit und eines ſolchen Lebens, als ich geführt habe, erinnere. Ja, alle Welt ſtand dergeſtalt zu meinen Dienſten, daß ich jede neue Jahresfrucht genoß, wenn Andere kaum wußten, daß ſie treibe. Ward irgend eine Schwangere geſucht, man fand ſie ſicherlich in meinem Hauſe.

Sempronio.

Die Erinnerung an gute Tage, die man nicht wieder herſtellen kann, bringt nur Traurigkeit ein, Mutter, und das begegnet Dir gerade jetzt, wo Du uns die gute Laune mit Gewalt entriſſen haſt. Stehen wir von Tiſch auf und vergnügen uns mit einander. Du magſt die Jungfer, die hierher gekommen iſt, derweil mit Deiner Antwort abfertigen.

(Die zwei Paare gehen ab.)

Celestina.

Von alle dem abgeſehen, meine Tochter, Lucrecia, ſage mir nun einmal, weshalb Du gekommen biſt?

Lucrecia.

Ich hatte über Angedenken und Schilderung einer ſo guten Zeit meine ganze Botſchaft und Abſicht vergeſſen. Ich möchte gleich ein volles Jahr hier ſtehen und Dir, ohne einen Biſſen zu genießen, zuhören. Es muß ein wahres Freudenleben geweſen ſein, das die Mädchen bei

Dir führten. Es iſt mir, als wäre ich noch mitten drinn. Ich komme wegen der gewiſſen Sache zu Dir, Madam, und ſoll Dir den Gürtel wieder abverlangen. Ueberdies läßt meine Gebieterin Dich erſuchen, ſobald als möglich bei ihr vorzuſprechen, da ſie ſich von Schwächen und Herzweh ungemein beläſtigt fühlt.

Celestina.

Derlei kleine Uebel, meine Tochter, ſind mehr Geſchrei als Wolle, und ich wundere mich, wie ein ſo junges Mädchen Herzweh haben kann.

Lucrecia (bei Seite).

Ich will mich hängen laſſen, weiß die Verrätherin nicht ſchon, was es iſt. Erſt ſtellt die alte Falſchheit ihre Hexereien an und ſchleicht ſich fort, alsdann thut ſie, als ob ſie aus den Wolken herunter fiele.

Celestina.

Was ſagſt Du, mein Kind?

Lucrecia.

Ich ſage, daß wir aufbrechen wollen, Mutter, und daß Du mir die Schnur gibſt.

Celestina.

Laß uns gehen, ich habe ſie ſchon bei mir.

Zehnter Akt.

Melibea. Celeſtina. Lucrecia. Später Aliſa.

In Pleberio's Wohnung.

Melibea (allein).

O, über mich bedauernswerthes, übelberathenes Mädchen! Wie viel beſſer hätte ich geſtern gethan, Celeſtinen die Bitte und das Anliegen zu bewilligen, mit dem ſie von jenem Fremden zu mir kam, deſſen Anblick mich in Liebe befangen hat. Hätte ich ihm damit genug gethan und mich geheilt, ich müßte ihm nun nicht ſelbſt meine Wunde entdecken, wo er es mir vielleicht nicht mehr dankt. An einer günſtigen Antwort von mir verzweifelnd, hat er ſeine Augen vielleicht ſchon auf eine Andere in Liebe geworfen. Wie viel mehr würde er es zu ſchätzen gewußt haben, hätte ich mich ihm auf ſein Flehen ergeben, als daß ich mich ihm nun wohl oder übel ſelbſt antrage. O, Du meine getreue Magd, Lucrecia! Was wirſt Du von mir ſagen? Was wirſt Du von meinem Verſtande denken, wenn Du gewahrſt, daß ich öffentlich bekenne, was ich Dir nicht einmal eingeſtand? Wie wirſt Du Dich über den Verfall meiner Scham und Ehrbarkeit entſetzen, die ich als ein ſittſames, häusliches Mädchen immer zu bewahren gewußt hatte. Ich weiß nicht, ob Du den Urſprung meines Leids geahnt haſt? Ach, wäreſt Du ſchon mit der Vermittlerin meiner Geneſung da! Allmächtiger Gott! zu dir, den alle Nothleidenden anrufen, von dem alle in Liebe Bedrängten Hülfe, alle Wunden Heilung erwarten: zu dir, dem Himmel, Meer und Erde, ſowie der Abgrund der Hölle gehorcht: zu dir, der dem Menſchen Alles unterwarf, — flehe ich demuthvoll, daß du meinem kranken Herzen Geduld und Ausdauer ſchenkſt, meine verderbliche Leidenſchaft zu verhehlen, und daß du den Goldglanz der Keuſchheit nicht ſo bald ſchwinden läſſeſt, mit der ich meine verliebten Wünſche bemäntele und über die Erkenntniß zu verblenden ſtrebe, nach der mein Leid ein anderes iſt, als ich zur Schau trage. Wie vermag ich das aber unter den grauſamen Schmerzen des Giftes, das mir der Anblick dieſes Mannes einflößt? O, weibliches Geſchlecht, wie gebrechlich und gedemüthigt biſt du! Warum iſt es nicht auch den Frauen wie den Männern geſtattet, ihre heißen Liebesqualen zu bekennen? Alsdann wäre Caliſto nicht ſo geängſtigt und ich nicht ſo betrübt.

Lucrecia (tritt ein).

Warte hier ein wenig an der Thür, Mutter; ich gehe hinein und ſehe, mit wem meine Herrſchaft ſpricht. Komm, komm, ſie redet mit ſich ſelbſt.

Melibea.

Lucrecia, mach' die Doppelthüre zu. (Celeſtina tritt ebenfalls ein.) O, Du geehrte und erfahrene Alte, ſei mir willkommen! Was ſagſt Du dazu, daß mein Schickſal es gewollt und das Glück es ſo gewandelt hat, daß ich nun meinerſeits Deiner Weisheit bedarf, um mir von Dir in derſelben Münze die Wohlthat bezahlen zu laſſen, die Du von mir für jenen Edelmann in Anſpruch nahmſt, den Du kraft meines Gürtels heilteſt?

Celestina.

Was iſt Dein Uebel, gnädige Frau; die hohe Röthe Deines Angeſichts bezeugt Deine Qualen.

Melibea.

An dieſem Herzen zehren in mir Schlangen, Mutter.

Celestina (leiſe).

Das iſt ſchon recht; ſo wollte ich es haben. Du Thörin, ſollſt mir Deine überflüſſige Wuth entgelten!

Melibea.

Was ſagſt Du? Sahſt Du mir den Urſprung meines Uebels an?

Celestina.

Du haſt mir ſeine Beſchaffenheit noch nicht erklärt, Fräulein, und verlangſt, ich ſoll ſeinen Urſprung errathen haben? Was ich ſagen wollte, iſt, daß es mir ſehr leid thut, eine ſo vortreffliche Dame als Du biſt betrübt zu ſehen.

Melibea.

Heitere mich wieder auf, liebe Alte; ich habe eine ſo große Vorſtellung von Deinem Wiſſen.

Celestina.

Gnädiges Fräulein! Der Allwiſſende iſt Gott allein. Da indeß zu Heilung und Linderung der Krankheiten, die Gabe Arzeneien zu ermitteln, den Menſchen verliehen ward, Einigen durch Erfahrung, Andern durch Kunſt oder natürlichen Inſtinkt, ſo gewann ich arme Alte einigen Antheil daran, der Dir nunmehr zu Dienſten ſteht.

Melibea.

O, wie lieblich und angenehm klingt mir Deine Rede! Schon das heitere Antlitz des Beſuchers wird dem Kranken heilſam. Es iſt mir, als ſähe ich mein Herz zerriſſen in Deinen Händen und als vermöchte Deine Zunge es mit leichter Mühe in der Art wieder herzuſtellen, als der große König in Macedonien träumte, im Maule des Drachen die lebenskräftige Wurzel zu ſehen, mit der er ſeinen Diener Ptolomäus von dem Vipernbiſſe heilte. Ich beſchwöre Dich um Gotteswillen, alles Andere hintanzuſetzen, um deſto eifriger darauf bedacht zu ſein, mir ein Mittel gegen mein Uebel zu reichen.

Celestina.

Das Bedürfniß danach iſt die halbe Geneſung, und ſo ſehe ich Deinen Schmerz für minder gefährlich an. Auf daß ich Dir aber, ſo Gott will, eine paſſende und dienſame Medicin reiche, muß ich durchaus drei Dinge von Dir wiſſen. Erſtens, an welchem Theile Deines Körpers Dein Schmerz am empfindlichſten iſt. Zweitens, ob Du ihn ſchon lange fühlſt, da zarte Krankheiten im Entſtehen raſcher zu heilen ſind, als nachdem ihre Wirkung ſich durch die Dauer verſtärkte. Ja, in dem zartern Alter ſich ſelbſt Thiere leichter zähmen laſſen, als wenn ihr Fell ſo dick geworden iſt, daß ſie ſich nicht fromm dem Joche beugen, und jung und dünn verpflanzt, die Bäume beſſer gedeihen, als wenn ſie fruchttragend verſetzt werden: wir auch das neue Laſter eher als dasjenige ablegen, ſo wir nach alter Gewohnheit alle Tage ausüben. Drittens endlich ſollſt Du mir anſagen, ob Dein Schmerz aus irgend einem grauſamen Gedanken hervorging, der an dieſem Orte heimiſch iſt. Sobald ich dies erfahren habe, wirſt Du meine Kur wirken ſehen: man muß dem Arzte ſo offen wie dem Beichtvater die volle Wahrheit eingeſtehen.

Melibea.

Meine Freundin Celeſtina, Du kluge Frau und große Meiſterin, haſt mir den Weg gezeigt, wie ich Dir mein Uebel genau ſchildere. Du fragſt ihm nach wie eine Frau, die in der Heilung ſolcher Krankheiten erfahren iſt. Mein Weh beruht im Herzen und hat in der linken Bruſt ſeinen Sitz, von wannen es nach allen Seiten ausſtrahlt. Auf Deine zweite Frage, fühle ich es noch nicht lange in meinem Körper und hätte ſonſt nie geglaubt, daß ein Schmerz dermaßen die Sinne betäuben könne. Er verſtört mein Antlitz, benimmt mir die Eßluſt, macht mich ſchlaflos und bewirkt, daß mir alles Lachen unerträglich wird. Das Dritte aber, was Du mich meines Uebels, deſſen Urſache und Gedanken wegen fragſt, vermag ich Dir nicht zu beantworten, da ich weder den Tod eines Verwandten, noch den Verluſt von Glücksgütern, noch den Schrecken einer Erſcheinung, noch einen wüſten Traum oder andern Grund dafür anzuführen habe, außer der Gemüthsbewegung, worein mich Deine Bitte um den Spruch im Namen jenes Edelmanns verſetzte.

Celestina.

Ei, gnädiges Fräulein, alſo iſt der Mann ein ſolcher Böſewicht, daß ſchon der bloße Klang ſeines Namens verderblich wirkt! Du mußt nur nicht glauben, daß dies die Urſache Deines Leidens iſt und vielmehr eine andere dafür halten, die ich ahne und Dir mit Deiner Erlaubniß, wenn es nicht anders iſt, ſagen will.

Melibea.

Auf was für neue Sprünge kommſt Du, Celeſtina? Brauche ich Dir erſt zu erlauben, mir Geneſung zu bringen? Welcher Arzt verlangte ſchon ſolche Sicherheit, um den Kranken zu heilen? Sprich, ſprich, es iſt Dir ſtets erlaubt, wenn Deine Worte meine Ehre nicht gefährden.

Celestina.

Ich ſehe Dich, Señora, einerſeits über den Schmerz klagen, andererſeits vor der Arzenei Scheu tragen. Deine Scheu macht mich furchtſam, meine Furcht ſtillſchweigen, mein Schweigen iſt ein Waffenſtillſtand zwiſchen Deiner Wunde und meiner Heilung, und wird die Urſache ſein, daß weder Dein Schmerz aufhört, noch mein Kommen frommt.

Melibea.

Je mehr Du die Heilung verzögerſt, deſto mehr erhöhſt Du verſtärkend Schmerz und Leidenſchaft. Deine Heilmittel ſind Pulver von Schimpf und Schande, oder Liquor von Verführung, mit einem noch ſtechendern

Schmerze verſetzt, als an dem der Kranke leidet, wo nicht Dein ganzes Wiſſen Nichts iſt. Hielte Dich nicht das Eine oder Andere ab, Du würdeſt auf meine dringenden Bitten ein anderes Mittel angeben, das die meinigen nicht antaſtete.

Celestina.

Es iſt nicht verwunderlich, gnädige Frau, wenn dem Verwundeten der brennende Terpentin und das rauhe, ſchmerzliche, das Leiden verdoppelnde Zuſammennähen der Wunde ſchwerer zu ertragen fällt als die erſte Verletzung ſelbſt, die er im geſunden Zuſtande empfing. Wenn Du dagegen zu geneſen wünſcheſt und damit Du die Spitze meiner Nadel ohne Furcht erblickſt, umſchnüre Deine Hände und Füße mit Gelaſſenheit, verbinde Deine Augen mit Mitleiden, zähme Deine Zunge mit Schweigen, verſtopfe Deine Ohren mit Geduld und Ruhe, und Du wirſt an Dir die Wirkſamkeit der Behandlungsweiſe ſolcher Schäden erfahren.

Melibea.

Dein Zögern bringt mich um. Um Gotteswillen! was willſt Du? Thue was Du weißt. Dein Mittel kann nicht ſo ſchlimm ſein, daß es meiner Pein und Qual zu vergleichen wäre. Wenn es gleich meine Ehre angreift, meinem guten Rufe ſchadet und meinen Körper ſchmerzt; ja, wenn es ſelbſt mein Fleiſch zerſchnitte, um mir das wunde Herz aus der Bruſt zu reißen, wollte ich mich doch gewiß nicht regen und Dich ſo wie es mir wohlthut belohnen.

Lucrecia (bei Seite).

Meine Gebieterin hat den Verſtand verloren: es iſt jammerſchade; die alte Hexe hat ſie verzaubert.

Celestina (bei Seite).

Muß mir doch jederzeit ein Teufel im Wege ſein. Von Parmeno hat mich Gott erlöſt, und nun treffe ich auf Lucrecien.

Melibea.

Was iſt Dir, Mutter? Was hat das Mädchen geſagt?

Celestina.

Ich habe nichts gehört. Sie mag ſagen, was ſie will, ſie wiſſe nur, daß unternehmenden Wundärzten in großen Kuren nichts hinderlicher iſt als verzagte Herzen, deren ſchwere Bekümmerniß, ſchmerzliche Klagen und Empfindlichkeit dem Kranken Schrecken einjagen, ſowie die Hoffnung auf Geneſung benehmen, und dem Arzte ſo verdrüßlich und ſtörend ſind, daß ſie ihm die Hand unſicher machen oder die Nadel unſtät führen laſſen. Es geht daraus klar hervor, wie nothwendig es zu Deiner Heilung iſt, daß Niemand hier zugegen: Du ſchickſt ſie alſo wol hinaus — und Du verzeihſt mir, meine Tochter Lucrecia.

Melibea.

Entferne Dich auf der Stelle.

Lucrecia.

Ja, nun iſt Alles hin. Ich gehe, Gnädige. (Ab.)

Celestina.

Dein großes Leid ermuthigt mich zwar, zu erkennen, wie Du mit Deinem Argwohne bereits einen Theil meiner Sorge verſchluckt haſt; man muß Dir aber aus dem Hauſe des edeln Caliſto eine noch durchdringendere Arzenei und heilſamere Hülfe bringen.

Melibea.

Um Gotteswillen! Mutter, ſchweia, und hole meinethalb ſo wenig aus ſeinem Hauſe als Du es hier nennſt.

Celestina.

Dulde beharrlich, Fräulein; das iſt das Erſte und Vornehmlichſte. Bricht Dein Muth zuſammen, ſo iſt all' unſere Mühe verloren. Deine böſe Wunde erheiſcht eine ſtrenge Kur, und Härte wird am leichteſten durch Härte erweicht. Die Weiſen ſagen auch, daß die Heilung durch einen allzu mitleidigen Arzt die größte Narbe hinterläßt und keine Gefahr ohne Gefahr überwunden wird. Faſſe Dich in Geduld: man wird einer Beſchwerde ſelten unbeſchwert ledig, und ein Nagel vertreibt den andern, ſowie ein Schmerz den andern. Nimm nur keinen Haß und Kaltſinn gegen ihn in Dich auf, oder geſtatte Deiner Zunge, von einem ſo tugendſamen Menſchen wie Caliſto übel zu reden. Wäre der gekannt! ....

Melibea.

O, mein Gott! Du bringſt mich um. Habe ich Dir nicht geſagt, daß Du mir den Menſchen nicht anpreiſen und weder im Guten noch im Böſen ſeiner gegen mich gedenken ſollſt?

Celestina.

Das iſt nun abermals eine Bedingung, gnädige Frau. Geſteht ſie mir Deine Ungeduld nicht zu, ſo wird Dir mein Kommen wenig fruchten. Bleibſt Du hingegen ſo geduldig, wie Du verſprochen haſt, ſo wirſt Du am Ende ebenſo geſund und entſühnt, als Caliſto zufrieden geſtellt werden und ſeine Liebe vergolten ſehen. Im Anfange habe ich Dir nur von meiner Kur und der unſichtbaren Nadel geſagt, die Du ſchon, ohne daß ſie Dich berührt, empfindeſt, wobald mein Mund ſie gegen Dich erwähnt.

Melibea.

Dein Mund erwähnt des Cavaliers ſo oft, daß meine feierliche Zuſage desfallſiger Geduld nicht ausreicht. Was ſoll ich ihm vergelten? Was ſchulde ich ihm? Welche Verpflichtung habe ich gegen ihn? Was hat er für mich gethan? Wozu bedarf ich ſeiner, meines Uebels wegen? Ich wollte lieber, Du zerfleiſchteſt mein Gebein und riſſeſt mir das Herz aus dem Leibe, als daß Du mir derlei Worte vorhältſt.

Celestina.

So wenig Dir die Liebe die Kleider zu zerreißen brauchte, um in Deinen Buſen einzudringen, ſo wenig brauche ich ihn Dir, zu ſeiner Heilung, zu zerfleiſchen.

Melibea.

Und wie benennſt Du dieſes Leid, das meines Leibes beſten Theil beherrſcht?

Celestina.

Ich nenn' es ſüße Liebe.

Melibea.

Erkläre mir dann auch, was das iſt, deſſen bloße Erwähnung mich erfreut.

Celestina.

Es iſt ein geheimes Feuer, eine anmuthige Wunde, ein ſchmackhaftes Gift, eine liebliche Bekümmerniß, ein ergötzliches Gebrechen, eine erwünſchte Pein, ein ebenſo ſüßer als wilder Seelenſchmerz, ein ſanfter Tod.

Melibea.

Wehe mir Elenden! Wie zweifelhaft wird meine Geneſung, wenn Du mich mit Wahrheit berichteſt: dem Widerſpruche nach, den dieſe Namen unter ſich kund geben, muß die Leidenſchaft des Andern erhöhen, was dem Einen günſtig iſt.

Celestina.

Laß Deine edle Jugend an Deiner Wiederherſtellung nicht verzagen, gnädiges Fräulein. Verhängt der große Gott die Wunde, ſo ſendet er auch das Heilmittel hintennach: ich weiß zumal irgendwo in der Welt ein Kraut wachſen, das Dich durchaus befreit.

Melibea.

Der Name dieſes Krautes iſt ....?

Celestina.

Ich wage ihn nicht zu nennen.

Melibea.

Nenne ihn mir unbeſorgt.

Celestina.

Caliſto. O, um Gott! Señora Melibea. Wie unkräftig biſt Du? Welche Schwäche! Wehe, mir Armen! Richte Deinen Kopf empor. Ich unglückſelige Alte! habe mich dahin gebracht. Sie tödten mich, wenn ſie ſtirbt, und wenn ſie leben bleibt, verlautet es dennoch, da ſie nicht umhin kann, ihre Leiden und meine Kur anzugeben. Meine Gebieterin Melibea! Mein Engel! Was fehlt Dir? Was iſt aus Deiner zarten Rede geworden? Wohin iſt Deine muntere Farbe entwichen? Oeffne Deine klaren Augen. Lucrecia, Lucrecia! komm geſchwind: Du wirſt Deine Herrin ohnmächtig in meinen Armen ſehen. Lauf und bringe ein Glas Waſſer her!

Melibea.

Still, ſtill, ich will mich zuſammennehmen. Bringe das Haus nicht in Aufruhr.

Celestina.

Ich arme Verlaſſene! Laſſe den Muth nicht wieder ſinken, Fräulein! Sprich wie zuvor mit mir.

Melibea.

Es wird mir ſchon beſſer; laß mich, quäle mich nicht mehr.

Celestina.

Was ſoll ich, Du koſtbare Perle, beginnen? Was iſt Dir zugeſtoßen? Ich halte meinen guten Willen für verloren.

Melibea.

Meine Ehrbarkeit iſt hin, meine Schamhaftigkeit ging verloren, meine große Sittſamkeit verſchwindet; was mir ſo natürlich und vertraut geworden war, läßt aber ſeine Spuren nicht ſo leicht aus meinem Angeſicht vertilgen und mußte d'rum eine Zeitlang deſſen Rothe, ſowie mir Kraft, Sprache und Beſinnung rauben. Ich ſtrebe Dir vergebens zu verheimlichen, was Du ſchon unleugbar weißt, meine gute Meiſterin und getreue Rathgeberin. Als der Edle vor ſo langer Zeit mit mir von Liebe ſprach, war mir ſein Geſtändniß ebenſo ärgerlich, als es mir ſeitdem lieb geworden iſt. Du haſt meine Wunde mit Deiner Nadel geſchloſſen und Deinen Willen mit mir erreicht. Du trugſt den Beſitz meiner Freiheit, von meinem Gürtel umſchloſſen, von dannen. Sein Zahnweh ward meine ärgſte Pein, ſein Leiden das meinige. Ich lobe und preiſe Deine ausdauernde Geduld, Deine kluge Verwegenheit, Deine aufopfernde Bemühung, Deine eifrigen getreuen Umtriebe, Deine anmuthigen Reden, Dein vieles Wiſſen, Deine ungemeſſene Sorgſamkeit, Deine dienſame Zudringlichkeit. Jener Edle verdankt Dir viel und ich noch mehr, da meine Kränkungen nicht im Stande waren, im Vertrauen auf Deine große Schlauheit, den Nachdruck Deiner Ausdauer zu ſchwächen. Ja, Du getreue Magd, wurdeſt, je mehr geſcholten, deſto emſiger, bewieſeſt deſto größere Beharrlichkeit, je mehr Dir Misgunſt entgegentrat, machteſt deſto beſſere Miene, je heftiger man Dich ſchmähte, verhielteſt Dich deſto demüthiger, je mehr ich mich erzürnte. Du haſt furchtlos aus meiner Bruſt gelockt, was ich weder Dir noch Jemand ſonſt entdecken wollte.

Celestina.

Verwundere Dich deſſen nicht, meine freundliche Gebieterin, denn eben meine Abſichten ermuthigen mich, die abſtoßende, eigenſinnige, mürriſche Behandlung ſo ſittſamer Jungfrauen zu ertragen. Es iſt wol wahr, daß ich vor meinem Entſchluſſe unterwegs und noch in Deinem Hauſe höchlich zweifelte, ob ich Dir mein Anliegen ausſprechen ſollte. Das hohe Anſehen Deines Vaters machte mich beſorgt; Caliſto's Liebenswürdigkeit erfüllte mich mit Hoffnungen; an Deiner Züchtigkeit wollte ich verzagen, Deine Geiſtesfähigkeit und Humanität ermannte mich. Ich ſchöpfte alſo aus dem Einen Furcht, wie aus dem Andern

Zuverſicht und da Du, Señora, die große Gunſt eingeſtanden haſt, die Du uns widerfahren laſſen, ſo erkläre vollends Deinen Willen, ſchütte Deine Heimlichkeiten in meinen Schooß aus, lege den Handel in meine Hände nieder: ich werde Dir Mittel und Wege angeben, wie Deine und Caliſto's Wünſche am eheſten zu erfüllen ſind.

Melibea.

O, mein Caliſto, mein Herr! meine ſüße, ſelige Freude! Empfindet Dein Herz jetzt wie das meinige, ſo begreife ich nicht, wie die Abweſenheit Dich leben läßt. O, meine Mutter und Gebieterin! laß mich ihn bald ſehen, wenn Du mein Leben liebſt.

Celestina.

Du ſollſt ihn ſehen und ſprechen.

Melibea.

Sprechen iſt unmöglich.

Celestina.

Dem Menſchen iſt nichts, was er ernſtlich will, unmöglich.

Melibea.

So ſage, wie?

Celestina.

Ich habe es heraus und will es Dir ſagen: an Deiner Hausthür.

Melibea.

Wann?

Celestina.

Heute Nacht.

Melibea.

Du ſollſt mir ruhmwürdig erſcheinen, wenn Du das zu Stande bringſt: um welche Stunde?

Celestina.

Um Mitternacht.

Melibea.

So geh, Señora, meine wahre Freundin, und heiß ihn leiſe kommen, damit wir zu der gewiſſen Stunde an Ort und Stelle weiter ſprechen.

Celestina.

Gott ſei mit Dir, da kommt Deine Mutter.

(Lucrecia tritt ein.)

Melibea.

Meine traute Freundin und Dienerin, Lucrecia! Du haſt nun eingeſehen, wie ich nicht mehr mein eigen bin, und alſo bitte ich Dich in der Befangenheit meiner Liebe mein Geheimniß um Gotteswillen zu bewahren, damit ich mich an ihrer Süße labe. Ich werde Deiner Treue nach Verdienſten lohnen.

Lucrecia.

Gnädiges Fräulein! ich habe ſchon ſeit langer Zeit Deine Wunde wahrgenommen und Dein Verlangen ergründet. Es hat mir ungemein weh gethan, Dich verloren zu ſehen. Je mehr Du mir das Feuer, an dem Du entbrannteſt, zu verhehlen und zu verdecken ſtrebteſt, deſto offenbarer wurde ſeine Flamme durch die Röthe Deines Angeſichts, die Bekümmerniß Deines Herzens, die Unruhe Deiner Glieder, den Verluſt Deiner Eßluſt und Deines Schlafes. Du ſtreuteſt die unzweideutigſten Beweiſe Deiner Leidenſchaft fortwährend wie mit Händen aus. Es ſteht aber Dienern zuweilen zu, wann ihre Herrſchaft einem beſtimmten Willen oder unmäßigen Verlangen unterliegt, mit perſönlichem Thateifer, nicht allein mit künſtlichen Redensarten, zu gehorſamen, und alſo duldete ich mit Schmerzen, ſchwieg ſchüchtern ſtill, bemäntelte gewiſſenhaft. Allerdings wäre eine geſtrenge Warnung erſprießlicher als eine weiche Schmeichelei geweſen; da Deine Gnaden indeß keine andere Aushülfe als zu lieben oder zu ſterben kennt, ſo war diejenige die räthlichſte, die in Wahrheit die beſt. iſt.

Alisa (kommt).

Was haſt Du alle Tage hier zu ſuchen, Nachbarin?

Celestina.

Es fehlte geſtern ein klein wenig Garn am Gewicht, gnädige Frau, und ich bin es, verſprochenermaßen, zu erſetzen gekommen. Ich habe meine Schuldigkeit gethan und gehe wieder. Gott ſtehe Dir bei.

(Geht ab.)

Alisa.

Dir ebenfalls. Meine Tochter Melibea, was wollte die Alte?

Melibea.

Sie wollte mir ein wenig Sublimat verkaufen.

Alisa.

Das glaub' ich eher als was die alte Hexe ſagte. Sie dachte, ich würde darüber böſe werden, und log mir etwas vor. Nimm Dich vor ihr in Acht, meine Tochter, ſie iſt eine arge Betrügerin. Der verſchlagene Dieb ſchleicht allezeit um die Wohnungen der Reichen her. Sie weiß mit ihrem Lug und Trug und ihren verfälſchten Waaren die keuſcheſten Seelen zu verderben. Sie vernichtet einen guten Namen. Sie braucht ein Haus nur dreimal betreten zu haben, um es zu verdächtigen.

Lucrecia.

Unſere Frau kommt etwas zu ſpät mit ihrer Warnung.

Alisa.

Heiße ſie mir zu Liebe nicht willkommen, Tochter, und mache ihr kein freundlich Geſicht, ſobald ſie Dir hinter meinem Rücken naht. Erkennt ſie aus Deinen Antworten Deine Ehrbarkeit, ſo kehrt ſie nicht wieder, da wahrhafte Tugend mehr als das Schwert gefürchtet wird.

Melibea.

Ich habe nichts mehr mit ihr zu ſchaffen, wenn ſie der Art iſt: ich freue mich, gnädige Mutter, daß ich alſo gewarnt worden bin, um zu wiſſen, vor wem ich mich zu hüten habe.

Elfter Akt.

Celeſtina. Sempronio. Parmeno. Caliſto. Später Elicia.

Auf der Straße.

Celestina (allein).

Ei, du mein Gott! wenn ich doch ſchon mit meinem Bündel Fröhlichkeit auf dem Rücken zu Hauſe wäre. Ich ſehe Parmeno und Sempronio in die Magdalenenkirche gehen. Ich folge ihnen nach, und finde ich Caliſto an Ort und Stelle, ſo gehen wir zuſammen zu ihm, wo ich ihn um ein Botenlohn der großen Freude anſprechen will.

In der Kirche.

Sempronio.

Bedenke, Herr, daß Dein Verweilen aller Welt zu reden gibt. Hüte Dich um Gotteswillen, müſſige Zungen zu beſchäftigen, die den Frömmſten einen Heuchler ſchelten. Wird man alſo nicht von Dir ſagen, daß Du den Heiligen die Aermel ausreißeſt? Haſt Du Deinen Kummer, ſo trage ihn nach Hauſe, damit ſich nicht die ganze Erde des verſehe. Gib Deine Leidenſchaft nicht fremden Leuten preis, die die Schellentrommel in Händen halten und zu rühren verſtehen.

Calisto.

Weſſen Hände?

Sempronio.

Celeſtinens.

Celestina (tritt zu ihnen).

Was nennſt Du Celeſtinen? Was ſagſt Du von dieſer Sklavin Caliſto's? Ich bin Euch die ganze Archidiakongaſſe nachgelaufen, ohne Euch vor meinen langen Röcken einzuholen.

Calisto.

Du Kleinod der Welt, Labſal meiner Leidenſchaft, Spiegel meiner Blicke! Das Herz hüpft mir vor Freude, ſobald ich dieſe treffliche Perſon, dieſes ehrwürdige Alter vor mir gewahre. Was führt Dich zu mir? Welche Botſchaft bringſt Du? Ich ſehe Dich heiter und weiß nicht, wie es um mein Leben ſteht.

Celestina.

Es hangt an meinen Lippen.

Calisto.

Was ſagſt Du, meine Wonne und Zufriedenheit? Erkläre Dich näher.

Celestina.

Verlaſſen wir die Kirche, gnädiger Herr: ich gedenke Dir auf dem Wege nach Hauſe etwas zu erzählen, das Dich wahrhaft erfreuen ſoll.

Parmeno (bei Seite).

Die Alte iſt wohl aufgelegt, Bruder, ſie muß gute Geſchäfte gemacht haben.

Sempronio (bei Seite).

So horche doch.

Auf der Straße.

Celestina.

Ich bin den ganzen Tag lang für Dich herumgerannt, gnädiger Herr, und habe deshalb das Nothwendigſte verabſäumt. Ja, ich habe, um Dich zufrieden zu ſtellen, ſo viele Leute vor den Kopf geſtoßen, daß ich Dir damit mehr aufgeopfert, als Du denken magſt. Es geht indeß Alles auf das erwünſchteſte und ich bringe Dir frohe Zeitungen. Höre mir zu, ich faſſe meinen Bericht in wenige Worte, da ich kurz und bündig zu ſprechen pflege: Ich ſtelle Melibeen zu Deiner Verfügung.

Calisto.

Was höre ich?

Celestina.

Du hörſt, daß ſie Dir mehr als ſich ſelbſt angehört, und Deinem Willen und Gebote mehr als ihrem Vater Pleberio Folge leiſtet.

Calisto.

Sprich nur was ſich gehört, Mama, und ſage ſo was nicht; ſollen die Burſche dafür halten, daß Du den Verſtand verloren haſt? Melibea iſt meine Gebieterin, Melibea mein Verlangen, Melibea mein Leben: ich bin ihr Sklave und Knecht.

Sempronio.

Deine Verzagtheit, gnädiger Herr, und daß Du ſo wenig auf Dich ſelbſt und Deinen Werth hältſt, verleitet Dich, mit ſolchen Reden ihre Vernunft zu beeinträchtigen. Solche Albernheiten bringen alle Welt aus der Faſſung. Weshalb geberdeſt Du Dich ſo? Gib ihr etwas für ihre Mühe, daran thuſt Du beſſer und darauf zielen ihre Worte ab.

Calisto.

Du haſt wohlgeſprochen und ich weiß allerdings, Mama, daß Deine Verdienſte und meine geringe Belohnung einander nie entſprechen. Nimm jedoch anſtatt des Mantels und Rocks, die zum Theil den Handwerksleuten zu gut kämen, das Kettchen hin, hänge es Dir um den Hals und fahre fort, mich mit Deinen Worten zu erfreuen.

(Gibt ihr die goldene Kette, die er trug.)

Parmeno (bei Seite).

Das nennt er ein Kettchen! Hörſt Du, Sempronio? Es iſt ihm nichts zu koſtbar. Mein Seel! wie ſchlecht uns die Alte bedenken mag, ich ſchlage meinen Antheil nicht geringer als eine halbe Mark Goldes an.

Sempronio.

Wenn Dich der Herr hört und ihm über Dein vieles Läſtern der Kamm ſchwillt, ſo mögen wir zuſehen, wie wir ihn wieder beſänftigen und Dich heilen. Höre mir zu Liebe ſtillſchweigend zu, Bruder; der Himmel verlieh Dir zu dem Ende zwei Ohren und nur eine Zunge.

Parmeno.

Da höre der Teufel zu! Er hängt taub, ſtumm und blind wie ein Bildwerk an dem Munde der Alten und wenn wir ihm gleich einen Eſel bohrten, behauptete er doch, wir flehten den Himmel mit erhobenen Händen um einen guten Ausgang ſeiner Liebe an.

Sempronio.

Schweig ſtill und höre auf Celeſtinen, daß Du ſie recht verſtehſt. Sie hat ſoviel er ihr gegeben und wohl noch mehr verdient, was viel ſagen will.

Celestina.

Du haſt Dich mir hinfälligen Alten ſehr freigebig bewieſen, mein Herr Caliſto; da aber alle Gaben oder Geſchenke nur in Bezug auf den Geber groß oder gering erſcheinen, ſo will ich mein unbedeutendes Verdienſt nicht wogegen gelten machen, das es an Umfang und Beſchaffenheit überragt, ſondern Deine Gabe eher mit Deiner Prachtliebe meſſen, gegen die ſie nichts iſt. Ich erſtatte Dir, zur Vergeltung, Deine Geſundheit wieder, die verloren ging, Dein Herz, das brach, und Deinen Verſtand, der ſich verirrte. Melibea grämt ſich um Dich mehr als Du Dich um ſie; Melibea liebt Dich und verlangt Dich zu ſehen; Melibea verſetzt ſich mehr Stunden in Deine als in ihre eigne Perſon und erkennt das für ihre Freiheit, lindert damit das Feuer, an dem ſie mehr als Du ſelbſt entbrannt iſt.

Calisto.

Leute, ſtehe ich hier auf meinen Beinen? Burſche, habe ich recht gehört? Jungens, ſeht einmal zu, ob ich wache und es Tag oder Nacht iſt. Herr Gott, himmliſcher Vater! Ich flehe zu Dir: Gib, daß es kein eitler Traum ſei. Ich bin alſo wach? Sollteſt Du Deinen Scherz mit mir treiben, Frau, um mich mit Worten einzunehmen, ſo fürchte nichts und ſprich die Wahrheit: was Du für mich gethan, verdient noch weit mehr als Du von mir erhalten haſt.

Celestina.

Ein von der Sehnſucht bedrängtes Herz nimmt eine gute Zeitung niemals für ſicher, eine ſchlimme niemals für zweifelhaft. Ob ich ſcherze oder nicht, wirſt Du ſehen, wenn Du, meiner Abrede mit ihr gemäß, heute Nacht, ſobald die zwölfte Stunde geſchlagen hat, zu ihrem Hauſe gehſt, um Dich an ihrer Thür mit ihr zu unterreden. Aus ihrem Munde erfährſt Du ausführlicher meine emſigen Bemühungen und wer ihre verlangende Liebe zu Dir entzündet hat.

Calisto.

Wie iſt mir denn? Das ſollte ich erwarten dürfen? Das wäre möglich und ſtände mir bevor? Ich erlebe es nicht, ertrage dieſe Wonne nicht, verdiene keine ſolche Begnadigung, bin es nicht werth, daß ein ſo ſchönes liebendes Weſen mit mir ſpricht.

Celestina.

Habe ich doch immer ſagen gehört, daß das Glück ſchwerer zu ertragen iſt, als das Unglück, inſofern das eine keine Ruhe, das andere keinen Troſt in ſich faſſe. Du ſollteſt, Herr Caliſto, nicht mehr wiſſen, wer Du biſt? ſollteſt die Zeit nicht mehr anſehen, die Du in ihrem Dienſte verſchwendet haſt? ſollteſt Dich nicht mehr erinnern, wer Deine Zwiſchenträgerin geweſen iſt? Nachdem Du Dich ſo lange Zeit in Zweifeln, ob Du ſie gewinnen werdeſt, geduldet haſt, willſt Du nunmehr, indem ich Dich vergewiſſere, daß Deinen Leiden ein Ende wird, Deinem Leben ein Ende machen? Bedenke, erwäge, daß Celeſtina auf Deiner Seite ſteht, die Dich für den vollkommenſten Buhlen auf Erden ausgeben würde, ginge Dir auch alles zu einem Liebhaber Erforderliche ab. Ja, die Dir die Felſen ebnete, daß Du Dich darauf ergingſt, und Dich trocknen Fußes durch den angeſchwollenen Strom geleitete. Du kennſt Diejenige, der Du Dein Geld gibſt, ſchlecht.

Calisto.

Weißt Du auch, was Du ſprichſt, Mama, daß ſie freiwillig kommen will?

Celestina.

Um vor Dir zu knieen.

Sempronio.

Wenn es nur keine Falle iſt, uns mit einander einzufangen. Sieh Dich immer vor, Mama; alſo umwickelt man die Giftpillen mit Brot, daß man ſie nicht ſchmecke.

Parmeno.

Du haſt noch nie etwas Geſcheiteres geſagt. Es kommt mir verdächtig vor, daß die Dame ſo ſchnell nachgegeben hat, und ſich ſo ganz in Celeſtinens Wünſche fügt. Wenn die glatten, geſchmeidigen Worte nur nicht unſern guten Willen bethören, und man uns nach Zigeunerinnenart beſtiehlt, die uns derweil aus den Lineamenten unſerer Hand weiſſagen. Mit Schmeicheleien, Mutter, ſind ſchon manche Beleidigungen gerochen worden. Das fromme Rind lockt mit dem falſchen Geklingel ſeiner Schelle das Feldhuhn in das Garn. Der ſüße Geſang der Sirene verführt die Einfalt der Seeleute, und alſo wird uns die mit ihrer Sanftmuth und Nachgiebigkeit haufenweiſe nach Belieben feſſeln, um ihre Unſchuld durch Caliſto's Ehre und unſern Tod zu reinigen. Ja, gleichwie ein ſanftes Milchlämmchen an ſeiner und der fremden Mutter ſaugt, wird ſie mittelſt ihrer Verſtellung ihre Rache an Caliſto an uns nehmen und mittelſt ihrer vielen Diener Alt und Jung zuſammen in ein Loch werfen. Du kratzeſt Dich dann wohl an Deinem Feuer, und ſprichſt dazu: wer Sturm laute, ſei geborgen.

Calisto.

Schweigt ſtill, ihr Narren und mistrauiſchen Schufte. Ihr bildet Euch am Ende ein, ſogar die Engel ſündigten, und Melibea iſt ein himmliſcher Engel, der unter uns lebt.

Sempronio.

Gibſt Du denn Deine Ketzereien niemals auf? Höre einmal, Parmeno, ſei Du unbeſorgt; wofern Verrath im Spiele iſt, badet er es zuerſt aus, wir haben gute Beine.

Celestina.

Du triffſt das Rechte, gnädiger Herr; ihr Andern ängſtigt Euch mit leeren Einbildungen. Ich habe Alles vollbracht, was mir oblag: ich habe Dich erfreut. Gott behüte und geleite Dich, ich gehe zufrieden von Dir. Haſt Du meiner hierin oder irgend wieder nöthig, ſo ſtehe ich Dir zu Dienſten. (Ab.)

Parmeno (bei Seite)

Hi, hi, hi!

Sempronio (bei Seite).

Tauſendelement, was lachſt Du?

Parmeno (bei Seite).

Ueber die große Eile, mit der die Alte ſich davon macht. Sie kann die Zeit nicht erwarten, die Kette ſicher heim gebracht zu haben. Sie glaubt noch nicht daran, daß ſie ſie in Händen hat und ſie ihr in der That geſchenkt worden iſt. Sie meint, ſie ſei einer ſolchen Gabe ſo unwerth als Caliſto ſich Melibeens hält.

Sempronio (bei Seite).

Was hat ſolch alte Vettel und Kupplerin ſonſt zu thun, die Alles weiß und verſteht was wir Andern verſchweigen, und je nachdem ſie ſich mit Gold beladen ſieht, für zwei Silberlinge ſieben Jungfern flickt, als daß ſie ſich aus Furcht, ſie wieder zu verlieren, ſobald für ſie nichts mehr zu fiſchen iſt, mit ihrer Beute aus dem Staube macht? Sie hüte ſich nur aber hölliſch, daß wir ihr beim Theilen nicht die Seele aus dem Leibe reißen.

Caliſto.

Gott ſei mit Dir, Mutter. Ich ſchlafe und ruhe ein wenig aus, um die vergangenen Nächte und die kommende im Voraus einzubringen.

(Caliſto geht mit ſeinen Dienern in ſein Haus.)

In Celeſtinens Wohnung.

Celeſtina (draußen).

He, he, hola, he!

Elicia.

Wer ruft?

Celeſtina (draußen).

Oeffne mir, meine Tochter Elicia.

Elicia.

Wie ſpät Du kommſt! Du ſollteſt das nicht thun. Du wirſt alt, Du kannſt ſtraucheln und Dich todt fallen.

Celestina (tritt ein).

Ich fürchte nichts, ich ſehe mich bei Tage vor, wohin ich Nachts komme. Ich halte mich von Bänken, Treppen und dem hohen Plattenwege vor den Häuſern fern und gehe mitten auf der Straße. Man pflegt ja auch zu ſagen: Wer über Mauern ſteigt, iſt nicht ſo ſicher, als wer ſeines Weges ſchleicht, und wenn man immer der Naſe nach geht, beweiſt man, daß man den Lauf der Welt verſteht. Ich beſpritze mir die Schuhe lieber mit Koth, als daß ich mir an den Ecken die Haube blutig mache. Thut Dir denn ganz und gar nichts weh?

Elicia.

Warum ſollte mir etwas weh thun?

Celestina.

Weil die Geſellſchaft nicht mehr zugegen iſt, in der ich Dich verließ, und weil Du Dich wieder allein befindeſt.

Elicia.

Das ſind ja ſchon vier Stunden her! Wer wird noch daran denken?

Celestina.

Je länger es eben her iſt, deſto eher thut es weh. Laſſen wir jedoch das Scheiden und mein Ausbleiben auf ſich beruhen und ſeien auf unſer Abendeſſen und Schlafengehen bedacht.

Zwölfter Akt.

Caliſto. Parmeno. Sempronio. Später Lucrecia.
Melibea. Pleberio. Aliſa. Celeſtina. Elicia.

In Caliſto's Zimmer.

Calisto.

Leute, wie viel Uhr hat es geſchlagen?

Sempronio.

Zehn.

Calisto.

Was ich mich über die Gleichgültigkeit des Kerls ärgere! Ueber meine Wachſamkeit in dieſer Nacht und über Deine Sorgloſigkeit und Vernachläſſigung ließe ſich eine ganze Abhandlung und Litanei fertigen. Du weißt, Aberwitz, wie viel mir darauf ankommt, ob es zehn oder elf iſt, und antworteſt mir ſo aufs Gerathewohl, was Dir zuerſt einfällt? Wehe mir Unglückſeligen! Geſetzt, ich hätte nun geſchlafen und meine Frage wäre von Sempronio's Antwort abhängig geweſen, der aus elf zehn, aus zwölf elf macht, würde nicht Melibea kommen und gehen, ohne mich gehört zu haben, und mein Uebel ebenſo wenig beendigt, als meine Abſicht ausgeführt worden ſein? Man pflegt nicht umſonſt zu ſagen: Was ich von fremdem Kummer weiß, macht mich nichts weniger als heiß.

Sempronio.

Es iſt um nichts beſſer, daß man fragt, wenn man etwas weiß, als daß man antwortet, wenn man nichts weiß, und es wäre Euch gerathener, Ihr machtet in dieſer letzten Stunde Eure Waffen zurecht, als daß Ihr Händel ſucht.

Calisto (leiſe).

Der Tropf hat nicht Unrecht; ich habe keine Zeit, mir Ungelegenheiten machen zu laſſen. Ich will nicht bedenken, was geſchehen kann, ſondern was geſchehen iſt, nicht den Schaden, der aus ſeiner Nachläſſigkeit, ſondern den Nutzen, der aus meiner Fürſorge erwächſt. Ich will dem Zorne Raum geben, der entweder vorübergehen, oder ſich mir lindern wird. (Laut) Gib meinen Bruſtharniſch herab, Parmeno, und wappnet Ihr Euch. Da es beſſer verwahrt als beklagt iſt, wollen wir verwahrt aufbrechen.

Parmeno.

Da iſt er, gnädiger Herr.

Calisto.

Hilf mir ihn anlegen und gib Acht, Sempronio, ob auf der Straße Jemand iſt.

Sempronio.

Es iſt Niemand da, gnädiger Herr, und ſelbſt wenn es wäre, würde man bei der dicken Finſterniß nicht ſehen oder erkennen, wer uns begegnete.

Auf der Straße.

Calisto.

Nehmen wir den kleinen Umweg, da er ſicherer. Es ſchlägt ſchon zwölf, es iſt die rechte Zeit.

Parmeno.

Wir ſind bald da.

Calisto.

Wir kommen bei guter Zeit an: ſieh einmal, Parmeno, ob die Dame an der Thüre iſt.

Parmeno.

Ich, Herr? Verhüte Gott, daß ich verderbe, was ich nicht angeſtellt habe. Es iſt beſſer, ihr erſter Blick fällt auf Dich. Es verwirrt ſie am Ende, wenn ſie mich ſieht, daß ſo vielen Leuten bekannt iſt, was ſie heimlich thun möchte und zaghaft thut, ja, ſie meint wohl gar, Du habeſt ſie zum beſten.

Calisto.

Wie wahr das geſprochen iſt! Du haſt mir mit Deinem klugen Rathe das Leben geſchenkt; es hätte nicht mehr als deſſen bedurft, daß ſie meiner Unvorſichtigkeit halb wieder fortgegangen wäre, um mich todt nach Hauſe zu bringen. Ich gehe ſelbſt, verweilt Ihr Andern hier.

Parmeno.

Was meinſt Du, Sempronio, daß unſer abgeſchmackter Herr mich dem erſten Andrange der Gefahr als Schild vorhalten wollte? Ich weiß viel, wer hinter zugemachten Thüren ſteckt, und ob nicht eine Verrätherei im Spiele iſt. Wer ſteht mir dafür, daß Melibea unſern Herrn nicht ſeine Dreiſtigkeit entgelten laſſen will. Wir wiſſen ja nicht einmal, ob die Alte wahr geſprochen hat. Thue als wüßteſt Du von nichts, Parmeno, ſonſt blaſen ſie Dir, mir nichts, Dir nichts, das Lebenslicht aus. Rede auch nicht nach dem Munde, ſowie Dein Herr es mag, und mache Dir nichts aus fremdem Weh. Miſche Dich nicht in das, was Celeſtinens Rath erheiſcht, da Du im Finſtern tappen würdeſt. Packe Dich mit Deinen ehrlichen Vorſtellungen von dannen, wenn Du nicht Stockſchläge bekommen willſt. Aendere Deine Meinung, wenn Du Dich in Deinem Hoffen nicht getäuſcht finden willſt. Ich darf annehmen, daß heute mein Geburtstag iſt, da ich einer ſolchen Gefahr entronnen bin.

Sempronio.

Sachte, ſachte, Parmeno, mache keine Sprünge, mäßige den Aufruhr Deiner Freude: man hört Dich noch zuletzt.

Parmeno.

Schweig ſtill, Bruder Herz; ich weiß mich vor Freude nicht zu laſſen. Ich habe ihm aufgebunden, ich hätte um ſeinetwillen nicht gethan, was zu meiner eignen Sicherheit diente. Wer verſteht ſich beſſer als ich auf ſeinen Vortheil? Wenn Du Achtung gibſt, wirſt Du mich hinfort mancherlei, was nicht Jedermann wahrnehmen darf, es ſei mit Caliſto, oder ſonſt hierbei Betheiligten, thun ſehen. Ich bin überzeugt, das Mädchen iſt ihm nichts als eine Lockſpeiſe oder ein Stück Aas, womit man Geier körnt, die das Anbeißen theuer bezahlen müſſen.

Sempronio.

Was haſt Du mit ſolchem Argwohne zu ſchaffen, wenn er ſelbſt begründet wäre? Bereite Dich vielmehr bei erſter Gelegenheit vor, das Haſenpanier zu ergreifen.

Parmeno.

Wir haben aus Einem Buche geleſen und ſind Ein Herz und Eine Seele. Ja, ich ſchwöre auch zu der Fahne, die Du anführſt, habe beſſer, als jeder Andere laufen gelernt und freue mich, daß Du mir brüderlich anräthſt, was ich aus Scham vor Dir vielleicht unterlaſſen hätte. Ich fürchte ſelbſt, daß unſer Herr Pleberio's Leuten nicht entrinnen wird, ſobald ſie ihn wahrnehmen, und daß wir weder unſer Thun zu rechtfertigen, noch unſere Flucht zu entſchuldigen brauchen.

Sempronio.

Was für ein Genuß und Gewinn, mein Freund Parmeno, iſt Uebereinſtimmung unter Kameraden! Hätte

Celeſtina uns nur dieſen Dienſt vermittelt, ſie würde uns nützlich genug geworden ſein.

Parmeno.

Es vermag Niemand in Abrede zu ſtellen, was durch ſie bewirkt worden iſt. Aus gegenſeitiger Scham, und um nicht den gehäſſigen Vorwurf der Feigheit auf uns zu laden, hätten wir ſonſt wol mit unſerm Herrn einen unverdienten Tod erwartet.

Sempronio.

Melibea muß herab gekommen ſein. Es wird leiſe geſprochen; hörſt Du?

Parmeno.

Ich fürchte, es iſt Jemand Anderes, der ihre Stimme nachahmt.

Sempronio.

Gott ſchütze uns vor Verräthern, die uns den Weg zur Flucht abſchneiden: ich fürchte nichts weiter.

An Pleberio's Hausthür.

Calisto.

Das Geräuſch rührt von mehr als einem Menſchen her; ich rede, es ſei wer es will. St, ſt! Gebieterin?

Lucrecia.

Das iſt Caliſto's Stimme; ich gehe näher; wer ſpricht? Iſt Jemand draußen?

Calisto.

Jemand, der mit Deiner Erlaubniß genaht iſt.

Lucrecia.

Was trittſt Du nicht näher, Herrin? Komm unbeſorgt, der fremde Cavalier iſt da.

Melibea.

Sprich leiſe, Thörin, und ſiehe, ob er es wirklich iſt.

Lucrecia.

So komm doch, Gnädige, er iſt es. Ich erkenne ihn an der Stimme.

Calisto.

Ich bin, bei Gott! angeführt. Es war nicht Melibea, die mit mir ſprach. Ich höre Lärm, ich bin verloren: es ſei indeß mein Leben oder Tod, ich wanke und weiche nicht.

Melibea.

Geh und lege Dich einſtweilen nieder, Lucrecia. St! Señor! Wie heißeſt Du? Wer hat Dich hierher beſchieden?

Calisto.

Die würdig iſt, der ganzen Welt zu gebieten, und der ich zu dienen nicht verdiene. Entdecke ſich Deine Huld ohne Scheu dem Sklaven Deiner Liebenswürdigkeit. Der ſüße Wohlklang Deiner Stimme, den mein Ohr erkennt, verſichert mich, Du ſeieſt meine Herrin Melibea, der ich Dein Diener Caliſto bin.

Melibea.

Deine verwegenen Botſchaften, Caliſto, haben mir das Verlangen eingegeben, Dich zu ſprechen, und da Du meine Antwort auf Deine Anträge vernommen haſt, ſo weiß ich nicht, wie Du Dir einbildeſt, mir mehr Liebe abzugewinnen, als ich Dir ſchon bezeigt habe. Entſchlage Dich ſo eitler, thörichter Gedanken. Meine Ehre und Perſon ſind jeder ſchlimmen Verdächtigung überhoben, und ich beabſichtige hier nur, Dich zu meiner Beruhigung vollſtändig abzufertigen. Ich will meinen guten Ruf nicht auf die Wagſchale böſer Zungen legen laſſen.

Calisto.

Die Mauer eines mit rechter Entſchloſſenheit gewappneten Herzens durchbrechen zwar Widerwärtigkeiten nicht; mir armen Waffenloſen aber, der auf Ueberfall und Hinterhalt unvorbereitet, vor den Thoren Deiner Veſte erſcheint, gereicht jedes Hinderniß zur Folter und plündert es das Zeughaus der darin aufbewahrten ſüßen Kunde. Wie haben Dich, unglückſeligen Caliſto, Deine Diener hintergangen! Warum, Du betrügeriſche Celeſtina, ließeſt Du mich nicht lieber ſterben und belebteſt meine Hoffnung nur um das mich verzehrende Feuer wieder anzufachen? Was verfälſchteſt Du die Worte meiner Gebieterin und mußte Deine Zunge ein Anlaß meiner Verzweiflung werden? Was verleiteteſt Du mich, nur darum hierher zu kommen, daß Ungunſt, Mistrauen, Haß und Bann von deren Munde gegen mich ausgeſprochen würden, die die Schlüſſel meines Verderbens und Glückes in Händen hält? Sagteſt Du, Feindin, mir nicht, meine Gebieterin ſei mir günſtig? Verſicherteſt Du mir nicht, ſie beſcheide ihren Sklaven freiwillig hierher, und wolle mich nicht aufs neue aus ihrer Gegenwart verbannen, ſondern den Bann aufheben, den ſie vordem über mich ausgeſprochen habe? Auf wen ſoll ich mich verlaſſen? Wo iſt Wahrheit? Wer meint es nicht falſch mit mir? Wo weilen keine Lügner und Betrüger? Wer iſt ein offener Feind oder wahrer Freund? Wo ſpinnt man nicht Verrath? Wer wagte es, mir dieſe grauſame Hoffnung auf mein Verderben einzuflößen?

Melibea.

Stelle Deine rührenden Klagen ein, o Herr! Mein Herz erträgt ſie ſo wenig als meine Augen ſich verſtellen können. Du weinſt vor Kummer, weil ich ſo grauſam ſei, und ich weine vor Freude, weil Du ſo getreu biſt. Du mein Gebieter und mein höchſtes Gut! Wie würde ich mich erſt freuen, ſähe ich auch Dein Antlitz und hörte nicht blos Deine Stimme. Jedoch verlange ich das jetzt nicht, und ſo nimm meine Verbriefung und Beſiegelung

Deſſen, was ich Dir durch den Mund Deiner eifrigen Botin ſagen ließ. Ich beſtätige und billige Alles, was ſie Dir verkündete. Trockene Deine Augen, Señor, und thue mit mir nach Deinem Willen.

Calisto.

O, Herrin! Hoffnung meiner Seligkeit, Stütze und Labſal meines Grams, Freude meines Herzens! Welche Sprache genügte, Dir für die unvergleichliche überſchwengliche Gnade zu danken, die Du mir in meinem ſchmerzlichen Leid erwieſen haſt! Einem wie geringen, gewöhnlichen Manne theilſt Du die Süßigkeit Deiner Liebe mit. Wie unwerth ihrer, wenn auch wie verlangend danach, habe ich mich ſtets gefühlt, wenn ich Deine Erhabenheit anſah, Deine Perſönlichkeit erwog, Deine Vollkommenheiten erkannte, Deine Liebenswürdigkeit beachtete, meinen Unwerth Deiner hohen Würde verglich, Deine ausbündige Anmuth und geprieſenen offenkundigen Tugenden in Betracht zog. Und wie, großer Gott! konnte ich gegen Dich undankbar ſein, der Du ſo erſtaunliche Wunder an mir wirkteſt? Seit wie vielen Tagen ſchon regte ſich der Gedanke in meinem Herzen und verwarf ich ihn als unſtatthaft aus meinem Gedächtniſſe, bis die glänzenden Strahlen Deines klaren Angeſichts erleuchtend in meine Augen trafen, mein Herz entzündeten, meine Zunge löſten, mir meine Blödigkeit benahmen, meine Fähigkeit verdoppelten, meine erſtarrten Hände und Füße neu belebten, kurz, mich durch ihre Kraft zu meinem gegenwärtigen Aufſchwunge ermuthigten, der mich den wohlwollenden Ton Deiner Stimme vernehmen läßt. Ja, hätte ich deren Sanftheit nicht ſchon zuvor gekannt und ihren heilkräftigen Hauch empfunden, ich würde zuverſichtlich glauben, Deine Worte umgarnten mich mit Täuſchungen, ſo daß ich Dir, von Deinem reinen Blute, Thun und Laſſen überzeugt, im Gegentheil die Frage ſtelle: ob ich wirklich der Caliſto bin, dem ſoviel Gutes widerfährt.

Melibea.

Dein großes Verdienſt, Herr Caliſto, Deine ausnehmende Liebenswürdigkeit und hohe Geburt verhinderten mein Herz, ſeitdem ich Dich habe kennen lernen, auch nur einen Augenblick von Dir zu laſſen. Ich habe Tage lang gekämpft, das zu verheimlichen; ſobald mir aber das Weib Deinen ſüßen Namen ins Gedächtniß rief, habe ich ihr mein Verlangen entdecken müſſen, Dich zu dieſer Stunde hier zu ſehen. Ich flehe denn zu Dir, nach Deinem Belieben über meine Perſon zu ſchalten, und zu walten, und verwünſche die Thüren, die unſer Glück verhindern, ihre ſtarken Riegel und meine ſchwachen Kräfte, ohne die Du ſo wenig Urſache haben würdeſt, zu klagen, als ich, misvergnügt zu ſein.

Calisto.

Wie ſoll ich dulden, Señora, daß eine Pfoſte unſerm Glück im Wege ſteht. Ich habe nie daran gedacht, daß ihm außer Deinem Willen etwas hinderlich fallen könnte. Ihr beſchwerlichen, ärgerlichen Thüren! Gebe Gott, daß eine ähnliche Flamme, als in der ich brenne, euch verzehre; es reichte der dritte Theil derſelben hin, euch in Aſche zu verwandeln. Geſtatte mir deshalb um Gotteswillen, Señora, daß ich ſie durch meine Leute einſchlagen laſſe.

Parmeno.

Horch, horch, Sempronio, wir ſollen uns zur Geſellſchaft den Hals mit ihm brechen. Ich finde es bedenklich, hierher gekommen zu ſein. Ich glaube, die Liebſchaft nimmt ein böſes Ende. Ich warte nicht länger.

Sempronio.

St, ſt! hörſt Du? ſie gibt nicht zu, daß er uns ruft.

Melibea.

Willſt Du mich ins Verderben ſtürzen, Liebſter, und meinem Rufe ſchaden? Laß Deinem Verlangen nicht die Zügel ſchießen. Die Hoffnung iſt ſicher, die Zeit ſo kurz Du willſt. Du empfindeſt nur Deine, ich unſer Beider Leidenſchaft, Du nur Deinen Schmerz, ich den Deinen und den meinigen. Du darfſt alſo zufrieden ſein, wenn Du morgen um dieſelbe Stunde über meine Gartenmauer zu mir kommſt. Erbrächſt Du dieſe Thüre, die uns feindlich iſt, und man hörte Dich ſelbſt nicht dabei, ſo ſchöpfte man doch mit dem Tage den entſetzlichſten Verdacht gegen mich. Du weißt, daß ein Vergehen deſto ſchlimmer iſt, je vornehmer die Schuldige, und alſo wäre meines in einem Augenblicke in der Stadt bekannt.

Sempronio.

Wir kamen heute Nacht zur böſen Stunde her. Unſer Herr nimmt ſich ſoviel Zeit, daß wir hier noch den Tag anbrechen ſehen. Wenn wir auch noch ſo glücklich ſind, müſſen uns inzwiſchen Hausgenoſſen und Nachbarn hören.

Parmeno.

Ich beſchwöre Dich ja ſchon zwei Stunden lang, aufzubrechen: es wird uns an keiner Ausflucht fehlen.

Calisto.

O, meine Gebieterin und mein Alles! Weshalb nennſt Du Vergehen, was mir die Heiligen Gottes ſelbſt gönnen? Indem ich heute vor dem Altare der Magdalenenkirche kniete, brachte mir die dienſtfertige Alte Deine frohe Botſchaft.

Parmeno.

Du redeſt irre, Caliſto, und kommſt von Sinnen. Ich glaube wahrlich, Bruder, er iſt kein Chriſt. Was die treuloſe Alte mit ihren peſtilenzialiſchen Hexereien erſchlichen und mit ihren falſchen Reden angeſtiftet hat, ſollen ihm nach ſeiner Meinung, die Heiligen Gottes zugelaſſen, oder gar erfleht haben. In dieſer Zuverſicht bricht er nun wol die Thüren auf und wird bei dem erſten Schlage von den Dienern ihres Vaters, die nahebei ſchlafen, gehört und feſtgenommen.

Sempronio.

Sei unbeſorgt, Parmeno, wir ſind weit genug davon. Bei dem erſten Geräuſche tragen uns unſere Beine in Sicherheit. Laß ihn nur machen und es ausbaden, wenn er es verkehrt anfängt.

Parmeno.

Du haſt wohl geſprochen, ich bin Deiner Meinung, es geſchehe alſo. Hüten wir uns vor dem Tode, ſo lange wir jung ſind: daß man weder ſterben noch todtſchlagen will, iſt nicht Feigheit, ſondern eine natürliche Gutartigkeit. Pleberio's Escuderos ſind Narren, die Händel und Zänkereien mehr als Schlaf und Eſſen lieben, und es würde eine noch größere Narrheit ſein, einen Kampf mit Feinden abzuwarten, denen fortwährender Krieg und Streit mehr als Triumph und Sieg werth iſt. Du würdeſt Deine Freude an mir haben, Bruder, wenn Du mich ſo daſtehen ſäheſt. Mit ausgeſpreizten Beinen zur Seite gekehrt, den linken Fuß zur Flucht vorgeſtreckt, die Kleider geſchürzt, die Tartſche unter dem Arme zuſammengelegt, daß ſie mich nicht hindern. So wollte ich, bei meiner Angſt hier zu bleiben, wie ein Damhirſch von dannen laufen.

Sempronio.

Ich habe den Schild noch beſſer mit dem Degen zuſammengeſchnürt, daß er mir beim Laufen nicht entfällt, und den Helm in die Kapuze geſteckt.

Parmeno.

Was haſt Du aber mit den Steinen darin angefangen?

Sempronio.

Die warf ich zu meiner Erleichterung alle weg. Ich trage an dem Bruſtharniſch ſchwer genug, den Du mich unnützerweiſe anſchnallen ließeſt; ich wollte ihn gleich nicht umthun, weil er mir zum Davonlaufen zu ſchwer ſchien. Horch, horch! merkſt Du, Parmeno, die Sachen gehen ſchlecht; es iſt um uns geſchehen. Mach, daß Du fortkommſt, lauf Celeſtinens Hauſe zu, ſie möchten uns den Weg nach unſerer Wohnung abſchneiden. Eile, eile, Du entfliehſt zu langſam. Ach, ich armer Sünder! Wenn ſie uns einholen, werfe ich Schild und Alles weg.

Sempronio.

Haben ſie den Herrn ſchon todt gemacht?

Parmeno.

Ich weiß nicht, ſprich nur nicht: ſei ſtill und lauf, ich laſſe das meine geringſte Sorge ſein.

Sempronio.

Pſt, pſt, Parmeno! kehre um, kehre leiſe um; es ſind nur die Leute des Alguazils, die geräuſchvoll durch die andere Straße zogen.

Parmeno.

Siehe wohl zu, traue Deinen Augen nicht, ſie laſſen ſich oft durch allerlei verblenden. Ich fühle keinen Tropfen Blut mehr in mir. Ich hatte mich ſchon in den Tod ergeben und fühlte die Streiche, die es auf mich regnete. Ich habe mein Lebtage noch keine ſolche Furcht ausgeſtanden und mich ſo trübſelig befunden, wiewol ich mich ſchon lange genug in der Fremde und an den beſchwerlichſten Orten herumgetrieben habe. In meinen neun Dienſtjahren bei der Brüderſchaft von Guadelupe prügelte ich mich ſchon manchmal mit Andern herum; ich ſtand jedoch noch nie ſolche Todesangſt aus.

Sempronio.

Und habe ich nicht ebenfalls dem Pfarrer von San Miguel, dem Gaſtwirth am Markte, und dem Gärtner Mollejas gedient? Ich hatte ebenfalls meine Händel mit Denen zu beſtehen, die mit Steinen nach den Sperlingen warfen, ſobald ſie ſich auf meine große Pappel ſetzten und dem grünen Gemüſe Schaden thaten. Allein Gott gnade Dir, daß Du bewaffnet biſt! Das iſt der allertiefſte Grund zur Furcht, und es heißt nicht vergebens: Wer ſich mit Eiſen beladet, beladet ſich mit Noth. Kehre um, kehre um, der Alguazil bleibt gewiß nicht aus.

Melibea.

Was iſt das für ein Lärm auf der Straße, Herr Caliſto? Es ſcheinen flüchtige Leute zu ſein. Sei um Gotteswillen auf Deiner Hut, Du biſt gefährdet.

Calisto.

Sorge nicht, Señora, ich bin nicht unvorſichtig genaht. Es ſind wol meine eignen Leute, die in ihrer Tollkühnheit die Vorübergehenden entwaffnen; es entfloh ihnen vielleicht Jemand.

Melibea.

Haſt Du viele Leute bei Dir?

Calisto.

Nicht mehr als zwei; ſtänden denen aber ſechs gegenüber, ſie machten ſie durch ihre Stärke wehrlos oder ſchlügen ſie mit leichter Mühe in die Flucht. Es ſind wahrhaft ausbündige Kerls, mit denen ich geborgen bin. Mäßigten ſie ſich nicht aus Scheu vor Deiner Ehre, Fräulein, ſie hackten Deine Thüre kurz und klein und nähmen es nöthigenfalls um unſertwillen mit allen Dienern Deines Vaters auf.

Melibea.

O, Gott behüte uns davor! Ich bin froh, daß Deine Begleiter ſo brave Leute ſind, und halte das Brot für wohl angewandt, daß man getreuen Dienern zu eſſen gibt. Belohne ſie um meinetwillen, Herr, ſowie es ihre reichen Naturgaben verdienen, und mache Dein Geheimniß dadurch ſicher. Auch halte ihnen ihre Vergehungen und ihr Unrecht nicht zu ungütig vor, damit zu harte Strafen und Demüthigungen ihren friſchen Muth nicht verringern und ihre Kühnheit zu rechter Zeit nicht erſticken.

Parmeno.

Pſt, pſt, gnädiger Herr! mache daß Du fortkommſt, es nahen viele Leute mit Fackeln. Man wird Dich ſehen und erkennen, Du haſt keinen Schlupfwinkel hierbei.

Calisto.

Ich Unglückſeliger! ſo muß ich von Dir ſcheiden, Fräulein! Die Furcht vor dem Tode vermöchte wahrlich nicht ſo viel über mich als die Rückſicht auf Deine Ehre. Iſt es denn ſo, dann ſchützen Dich die Engel: ich komme, wie Du es befohlen haſt, durch den Garten zu Dir.

(Ab mit Parmeno und Sempronio.)

Melibea.

So ſei es; Gott geleite Dich.

In Pleberio's und Melibea's Schlafzimmer.

Pleberio.

Schläfſt Du, meine Gemahlin?

Alisa.

Nein, mein Gebieter.

Pleberio.

Vernimmſt Du kein Geräuſch aus der Kammer Deiner Tochter?

Alisa.

Ja, in der That. Melibea, Melibea!

Pleberio.

Sie hört Dich nicht; ich rufe lauter: Meine Tochter Melibea!

Melibea.

Mein gnädiger Papa!

Pleberio.

Wer geht in Deiner Stube und macht ſolchen Lärm?

Melibea.

Es iſt Lucrecia, die mir einen Krug Waſſer holt. Mich dürſtete.

Pleberio.

Schlaf, meine Tochter, ich dachte, es wäre etwas Anderes.

Lucrecia.

Das kleine Geräuſch hat ſie ſchon aufgeweckt. Sie ſind auf ihrer Hut.

Melibea.

Es iſt kein Thier ſo fromm, daß Liebe zu ſeinen Kindern oder Sorge für ſie nicht wild machte. Was würden ſie erſt thun, wenn ſie wüßten, daß ich hinausgehen wollte.

In Caliſto's Zimmer.

Calisto.

Schließt die Thür zu, Kinder, und Du, Parmeno, bringe mir eine Kerze herauf.

Sempronio.

Du mußt ausruhen und ſchlafen bis es Tag wird, Herr.

Calisto.

Wohlan, ich habe es nöthig. Was hältſt Du nun von der Alten, Parmeno, die Du gegen mich verleumdeteſt? Welch ein Werk haben ihre Hände vollbracht! Was wäre ohne ſie aus mir geworden!

Parmeno.

Ich bin ſchuldlos, da ich weder Deine große Leidenſchaft empfand, noch Melibeens Liebenswürdigkeit und Verdienſte kannte. Ich wußte nur von Celeſtinen nnd ihren Schlichen und warnte Dich als meinen Gebieter. Sie ſcheint mir nun freilich eine Andere und hat der Sache eine andere Wendung gegeben.

Calisto.

Und bis zu welchem Grade!

Parmeno.

Ich würde es ſelbſt nicht glauben, hätte ich es nicht mit meinen Augen geſehen. So wahr das iſt, verleihe Dir Gott ein langes Leben.

Calisto.

Ihr habt alſo gehört, was zwiſchen mir und der Dame vorgegangen iſt? Was habt Ihr angeſtellt? Habt Ihr Euch gefürchtet?

Sempronio.

Gefürchtet, Herr? Ich fürchte mich vor der ganzen Welt nicht. Wir ſind die Rechten. Fix und fertig, unſere Waffen in Händen, haben wir dageſtanden und auf Dich geharrt.

Calisto.

Seid Ihr nicht auch ein wenig eingeſchlafen?

Sempronio.

Eingeſchlafen, Herr? Nur Knaben ſind verſchlafen. Ich habe mich, ſowahr Gott lebt! nicht einmal hingeſetzt oder die Beine über einander geſchlagen. Ich habe mich nach allen Seiten umgeſchaut und aufgepaßt, wo nach Kräften beizuſpringen oder auszuhelfen wäre. Sogar Parmeno, von dem Du ſeither glaubteſt, er diene Dir mit keinem guten Willen, war über den Anblick der Fackeln, die er den Trägern abzunehmen gedachte, entzückt, wie der Wolf über den Staub der Heerde, bis er am Ende dennoch einſah, es ſeien ihrer allzuviele.

Calisto.

Wundere Dich nicht darüber, das macht ſeine verwogene Natur. Er iſt nicht meinetwegen ſo, er kann nicht anders, ſeines Gleichen läßt nicht von der Art: der Fuchs wechſele das Fell ſoviel er will, ſeinen natürlichen Hang verliert er nicht. Ich habe auch meiner Herrin Melibea vertraut, was ich an Euch habe und wie feſt ich mit Eurem Beiſtande und unter Eurer Fürſorge auf meinen Füßen ſtehe. Ich bin Euch großen Dank ſchuldig, Kinder! Bittet den Himmel für meine Wohlfahrt, ich werde Eure Dienſte freigebig belohnen. Gott befohlen; ruht Euch gegenwärtig aus. (Ab.)

Parmeno.

Wohin gehen wir, Sempronio? Zu Bette, um zu ſchlafen, oder in die Küche, um zu frühſtücken?

Sempronio.

Geh, wohin Du willſt. Ich begebe mich noch vor Tage zu Celeſtinen und bringe meinen Theil an der Kette ins Trockne. Sie iſt eine alte Hexe, ich will ihr keine Zeit laſſen, etwas auszuhecken, womit ſie uns prellt.

Parmeno.

Das iſt wohl geſprochen: ich hatte nicht daran gedacht. Wir gehen zuſammen, wenn ſie Umſtände macht, ſoll ſie an uns glauben lernen. Wo es ſich um Mein und Dein handelt, iſt es mit der Freundſchaft aus.

Sempronio.

St, ſt, ſchweige ſtill; ſie ſchläft an dem Fenſterchen. He, he, Frau Celeſtina: mach uns auf!

Celeſtinens Wohnung.

Celestina.

Wer ruft mich?

Sempronio (draußen).

Mache Deinen lieben Kindern auf.

Celestina.

Ich habe keine Kinder, die um die Stunde auf ſind.

Sempronio (draußen).

Mache Parmeno und Sempronio auf; wir wollen mit Dir frühſtücken.

Celestina.

Ihr närriſchen kleinen Taugenichtſe, tretet ein, herein! Was wollt Ihr ſchon vor Tage? Was habt Ihr angegeben? Was iſt los? Iſt Caliſto's Hoffnung fehlgeſchlagen, oder hofft er noch? Was macht er?

Sempronio.

Was willſt Du, Mutter! Hätte er uns nicht gehabt, ſo möchte ſeine Seele jetzt zuſehen, wo ſie eine neue Wohnung fände. Sein ganzes Hab und Gut reicht nicht hin, uns zu vergelten, was er uns in dem Falle ſchuldig geworden iſt, daß Leib und Leben wirklich das Theuerſte und Schätzbarſte ſind, was man auf Erden beſitzen kann.

Celestina.

O, Jeſus! Ihr waret alſo gewaltig in Gefahr? Das müßt Ihr mir erzählen.

Sempronio.

Ja, glaube nur, daß mir das Blut noch in den Adern gerinnt, ſowie ich daran denke.

Celestina.

Mein Himmel! ruh Dich aus und rede.

Parmeno.

Du mutheſt ihm etwas zu, ſo aufgeregt und angegriffen wir noch von dem Verdruſſe ſind. Du thäteſt beſſer, Du machteſt uns ein Frühſtück zurecht. Vielleicht ſtillte das einigermaßen den Zorn, in dem wir lodern. Ich betheure Dir wenigſtens, ich möchte lieber gar nicht mehr mit friedlichen Leuten verkehren. Ich verlange nichts mehr als an dem Erſten, Beſten, der mir in den Wurf kommt, meine Wuth auszulaſſen. Wer ſie mir erregt hat, iſt mir leider! zu geſchwind entwiſcht.

Celestina.

Hol's der Henker! wenn ich vor Verwunderung zu mir komme, Dich ſo wild zu ſehen: ich glaube Du treibſt Deinen Spaß mit mir. Erzähle, Sempronio, was Euch begegnet iſt.

Sempronio.

Ich bin noch ganz verzweifelt außer mir, wiewol ich einſehe, daß es Dir gegenüber nicht überflüſſig iſt, ſeinen Zorn und ſeine Wuth zu mäßigen und ein ander Geſicht als gegen Männer herauszukehren. Gegen Einen, der wenig vermag, that ich nie als vermöchte ich viel. Alle meine Waffen ſind zerſtückt, Frau: der Schild ohne Ring, der Degen eine Säge, der Helm in der Kapuze voller Buckel und ich habe nichts aufzuſetzen, ſobald mein Herr mein bedarf, der ſich heute Nacht mit ihr ein Stelldichein im Garten gegeben hat. Ich will des Todes ſein, wenn ich einen einzigen Maravedi im Vermögen habe, um mir einen neuen zu kaufen.

Celestina.

Iſt er Dir in ſeinem Dienſte verdorben und zerbrochen worden, ſo bitte Deinen Herrn darum; Du weißt, daß er Dich nicht darauf warten laſſen wird. Er iſt Keiner von Denen, die da ſprechen: „Lebe bei mir und ſiehe zu wie Du auskommſt.“ Er iſt großmüthig genug, Dir noch weit mehr zu geben.

Sempronio.

Er gäbe ſich aber wol an Waffen arm, da die Parmeno's auch hin ſind, und ich kann ihm nicht mit Bitten läſtig fallen, noch mehr für uns zu thun, da er aus freien Stücken ſo viel hergibt. Man ſoll nicht von mir ſagen, daß ich die ganze Hand verlange, wenn man mir einen Finger gibt. Er hat uns ſchon die hundert Thaler und die Kette geſchenkt. Drei ſolche Wespen ſaugten ihm das Schmalz aus den Ohren. Der Handel kommt ihm theuer genug zu ſtehen. Begnügen wir uns mit Dem, was recht iſt, und büßen nicht darüber, daß wir mehr verlangen, Alles ein. Wer da will allzu viel erhaſchen, behält weit eher leere Taſchen.

Celestina (leiſe).

Der Eſel iſt nicht auf den Kopf gefallen! — (Laut) Bei meinem Alter! Wenn man von einem fremden Tiſche zu viel ißt, möchte man wol ſagen, daß wir uns Alle übernommen haben. Biſt Du bei Troſte, Sempronio? Was hat Dein Lohn mit meinem Verdienſte zu ſchaffen? Dein Gehalt mit meinen Einkünften? Kommt es mir zu, Deine Waffen zu erſetzen? Deinem Mangel abzuhelfen? Ich laſſe mich todtſchlagen, wenn Du Dich nicht an ein unſchuldiges kleines Wörtchen hältſt, das ich neulich auf der Straße fallen ließ: was da mein ſei, ſei auch Dein, und ich würde Alles für Dich thun, was in meinen ſchwachen Kräften ſtünde, um Dich dabei nicht zu kurz kommen zu laſſen, wenn der Himmel mich bei Deinem Herrn gut fahren ließe. Du weißt ja doch, Sempronio, daß derlei Anerbieten und freundliche Worte zu Nichts verpflichten? Es iſt nicht Alles Gold was glänzt, ſonſt würde Gold billiger zu haben ſein. Habe ich Dich errathen, Sempronio? Du ſiehſt, daß ich Deine Gedanken kenne, wie alt ich auch bin. Mir möchte aus Aerger über eine weit größere Ungelegenheit die Seele aus der Haut fahren. Ich händigte, als ich von Euch heimkehrte, mein Sohn, der albernen Elicia zum Spaße das mitgebrachte Kettchen ein, und ſie beſinnt ſich nicht mehr, wo ſie es hingelegt hat. Wir haben deshalb die ganze Nacht über Beide kein Auge zugethan, und machen uns nicht des Unwerthes der Kette, ſondern der Unachtſamkeit und des Misgeſchicks halb Sorge. Auch beſuchten mich gerade um die Zeit einige Bekannte und Freundinnen, ſo daß ich beinahe fürchten muß, ſie haben die Kette in dem Sinne eingeſteckt, wonach es heißt: Merkſt Du was, ſo war's nur Spaß. Indeſſen laßt mich dieſerhalb ein vernünftiges Wort mit Euch reden, Kinderchen, und beantwortet Euch die Frage ſelbſt, ob mir nicht gehören muß, was Euer Herr mir ſchenkt. Ich verlange auch keinen Theil an Deinem brokatnen Wamms. Wir dienen alleſammt und er wird uns Allen nach Verdienſten lohnen. Gab er mir eine Kleinigkeit, ſo habe ich mein Leben zweimal für ihn auf das Spiel geſetzt. Ich habe viel mehr Handwerkszeug als Ihr in ſeinem Dienſte abgenutzt, und viel mehr Material verbraucht. Ihr müßt nicht außer Acht laſſen, Kinder, daß mir das Alles Geld gekoſtet hat; Deine Mutter ſelige, Parmeno, kann mir bezeugen, daß ich meine Wiſſenſchaft nicht ſpielend erlernt habe. Das war denn nun mein Tagewerk: Euch hat er andere Verpflichtungen. Ich habe ihm mit Mühe und Anſtrengung, Ihr habt ihm mit Luſt und Ergötzen gedient, und Ihr dürft für Euer Vergnügen keines gleichen Lohnes als ich für meinen Fleiß gewärtigen. Laßt Euch nichtsdeſtoweniger wegen meiner Rede keine grauen Haare wachſen: ſollte ſich meine Kette wiederfinden, ſo ſage ich jedem von Euch ein Paar lange Scharlachbeinkleider zu, welches Kleidungsſtück jungen Leuten am ſchmuckſten läßt. Wäre es dagegen nicht der Fall, ſo müßt Ihr meinen guten Willen für die That nehmen. Ich lamentire Euch nichts von meinem Verluſte vor, und unterlaſſe es aus purer Liebe, weil ich weiß, Ihr gönntet mir den Profit für meine Gänge lieber als einer Andern. Es iſt Euer eigner Schaden, wenn Ihr damit nicht zufrieden ſeid.

Sempronio.

Ich habe ſchon wie oft geſagt, daß das Laſter des Geizes alte Leute beherrſche: in der Armuth iſt ſie freigebig, im Reichthum habgierig. Je mehr ſie erlangt, deſto mehr nimmt ihre Habgier, und je mehr ſie verlangt, deſto mehr ihre Armuth überhand, ſo daß den Geizhals nichts als Reichthum arm macht. Und wie wächſt, o großer Gott, das Bedürfniß mit dem Ueberfluſſe an! Erſt ſagt die alte Schachtel, weil nach ihrer Meinung nicht viel zu fiſchen iſt, ſie wolle mir den ganzen Vortheil von der Sache laſſen und ſobald ſie etwas für ſich abfallen ſieht, verſteht ſie ſich zu weiter nichts und macht die Kinderregel wahr: Von Wenigem nicht viel, von Vielem gar nichts.

Parmeno.

Wenn ſie Dir nicht hält, was ſie verſprochen hat, ſo nehmen wir ihr Alles weg. Ich habe Dir ſtets geſagt, daß nichts an der Alten ſei, und Du haſt mir nicht glauben wollen.

Celestina.

Seid Ihr über Euern Herrn und Eure Waffen ſo voll Gift und Galle, was laßt Ihr es an mir aus? Ich weiß ja wohl, was es geſchlagen hat, und merke, wo Euch der Schuh drückt. Es iſt Euch gar nicht um Das zu thun, was Ihr verlangt, und Ihr ſeid auch nicht ſo habgierig; Ihr fürchtet nur, daß ich Euch auf Lebenszeit mit Elicien und Areuſa zuſammen gekuppelt habe, um Euch keine Andern zu verſchaffen, und ſucht mich mit dem Gelde und der Theilung einzuſchüchtern. Ihr dürft inzwiſchen über dieſen Punkt ganz ruhig ſein und wer im Stande war, Euch dieſe zuzuführen, legt Euch zehn Andere ins Bett. Seid ihr ſeitdem doch um ſo viel erfahrener und verſtändiger geworden und habt Eure Verdienſte ausgebildet. Parmeno weiß ein Liedchen davon zu ſingen, ob ich erfülle, was ich verſprochen habe. Ja, ja, Du brauchſt Dich nicht zu ſchämen, zu ſagen was geſchah, als der Gewiſſen neulich die Mutter weh that.

Sempronio.

Ich ſage Dir, laß das gut ſein und ſtreiche Deine Segel, da ich nicht aus dem Grunde zu Dir komme. Was weichſt Du unſerer Forderung durch ſolchen Schnickſchnack aus? Wo ich dabei bin, fängſt Du mit den Windſpielen keine Haſen. Spare gegen mich Deine vielen Worte, ein alter Hund parirt nicht auf: Couche, couche! Gib uns unſern Antheil an Dem heraus, was Du von Caliſto erhalten haſt, und laß uns nicht offenbaren, was Du biſt. Uns führen Deine Kniffe nicht mehr hinters Licht, Alte!

Celestina.

Nun und was bin ich denn, Sempronio? Haſt Du mich vom Hurenleben abgebracht? Halte Dein Läſtermaul, beſchimpfe meine grauen Haare nicht. Ich bin eine alte Frau, ſo wie ſie Gott geſchaffen hat, nicht ſchlimmer als Andere, und nähre mich von meinem Gewerbe ſo gut wie Andere. Ich trete Niemandem in den Weg, der nichts von mir wiſſen will. Man ſucht mich in meinem Hauſe auf und holt mich aus meinem Hauſe ab. Ich mag gut oder ſchlecht leben, Gott ſieht mein Herz an, und bilde Dir nur nicht ein, daß Du mich in Deinem Zorne mishandeln darfſt, die Gerechtigkeit iſt für Jedermann da. Wiewol ich nur eine Frau bin, leiht man mir ſo gut als Euch Gehör, die Ihr Euch zierlicher anſtellt. Laßt mich mit meinem Hab und Gut in meinen vier Pfählen in Ruhe und wähne nicht, Parmeno, mich im Sacke zu haben, da Du die Heimlichkeiten meiner Vergangenheit und die Unfälle kennſt, die mich mit Deiner unglückſeligen Mutter betrafen: ſie ging ebenſo mit mir um, ſo lange es Gott zuließ.

Parmeno.

Machſt Du mich noch wilder als ich bin, ſo ſollſt Du ſie an einem Orte von mir grüßen, wo Du beſſer klagen kannſt.

Celestina.

Elicia, Elicia, ſteh auf und bringe meinen Mantel. Ich laufe, bei Gott und allen Heiligen, auf die Polizei und ſchreie was ich kann. Das wäre mir! Mir in meinem eignen Hauſe ſolche Drohungen ſagen zu laſſen. Einem frommen Lamme, einem armen gebundenen Hühnchen, einer alten Frau von ſechzig Jahren gegenüber hat Eures Gleichen Muth und Hände. Geht, geht, laßt Eure Zähne Männern ſehen, die den Degen umſchnallen, und nicht mir alterſchwachen Kunkel. Es iſt elende Feigheit, mit Unmündigen anzubinden, die nichts ausfechten können. Aasfliegen ſtechen nur magere hinfällige Kühe. Boshafte Möpſe kläffen nur hinter armen Wanderern her. Wäre die da hier bei mir ſchläft, mir gefolgt, meinem Hauſe hätte keine Nacht ein Mann gefehlt, und wir drüſchen mit unſerm Schlafe nicht ſo leeres Bettſtroh. Nur um Dir zu gefallen, um Dir treu zu ſein, blieben wir mutterſeelenallein, und Ihr wägt und mäßigt Eure Ausdrücke nur ſo wenig, da Ihr Weiber vor Euch habt. Ihr unterſtändet Euch das nicht, wittertet Ihr einen Mann unter einem Dache mit uns, denn ein handfeſter Gegner beſänftigt Wuth und Raſerei.

Sempronio.

Ich frage Dich, Du filzige alte Vettel, die vor Geldgier krepirt, ob Du mit dem Drittel des Gewinnes zufrieden ſein willſt.

Celestina.

Mit dem Drittel? Geht mit Gott aus meinem Hauſe, Du und Dein Kamerad. Sonſt fange ich an, die Nachbarſchaft zuſammen zu ſchreien. Ja, Caliſto's und Euer Handel wird zum Stadtgeklätſch, wenn Ihr mich außer mir bringt.

Sempronio.

Schreie was Du willſt; erfüllſt Du nicht, was Du verſprochen haſt, ſo pfeifſt Du heute auf dem letzten Loche.

Elicia (kommt).

Um Gotteswillen! ſtecke Deinen Degen ein. Halte ihn doch feſt, Parmeno, halte ihn feſt. Der Tollkopf bringt ſie um.

Celestina.

Gerechtigkeit! Gerechtigkeit! meine werthen Nachbarn: Gerechtigkeit! Ich werde in meiner Wohnung von Räubern umgebracht.

Sempronio.

Du nennſt uns Räuber? Warte, alte Hexe! Nun ſchicke ich Dich mit Extrapoſt zur Hölle.

Celestina.

O! er hat mich umgebracht. Ach, ach! einen Beichtiger.

Parmeno.

Zu, zu, mach' ein Ende mit Dem, was Du angefangen haſt, ſonſt hört man uns. Stich ſie todt; es iſt immer ein Feind weniger.

Celestina.

Das Sakrament! (Sie ſtirbt.)

Elicia.

Ihr grauſamen Henker! Das ſoll Euch vergolten werden. An wen habt Ihr Hand gelegt? Meine Mutter, mein Alles auf der Welt iſt ermordet!

Sempronio.

Flieh, flieh, Parmeno: es laufen ſchon Leute zuſammen. Sieh Dich vor, ſieh Dich vor, da kommt der Alguazil.

Parmeno.

Ach, weh mir armen Sünder! Wohin ſoll ich flüchten? Der Ausgang iſt beſetzt.

Sempronio.

Laß uns zum Fenſter hinausſpringen: wir wollen nicht von den Händen der Obrigkeit ſterben.

Parmeno.

Spring zu, ich folge Dir.

(Sie ſpringen Beide zum Fenſter hinaus.)

Dreizehnter Akt.

Caliſto. Triſtan. Soſia

In Caliſto's Zimmer.

Caliſto.

Wie wohl that mir der Schlaf nach dem honigſüßen Augenblicke und der himmliſchen Unterredung! Ich habe der vollkommenſten Ruhe gepflogen, und mein Frohſinn erzeugt Frieden und Erholung. Mein langer Schlaf erfolgte entweder auf die körperliche Anſtrengung oder auf die Wonne und Freudigkeit meiner Seele, und ich wundere mich nicht, wenn beides zuſammen die Vorhänge meiner Augen zuzog, da die vergangene Nacht meinen Körper perſönlich anſtrengte und mir Geiſt und Sinn erheiterte. Betrübniß regt ohne Zweifel Gedanken auf und allzu vieles Denken hemmt den Schlaf, was mein Unglauben an die Seligkeit erfahren hat, in der ich gegenwärtig lebe. O, meine geliebteſte Melibea! Wie iſt Dir jetzt? Schlummerſt oder wachſt Du? Gedenkſt Du mein oder eines Andern? Biſt Du ſchon aufgeſtanden, oder noch zu Bett? Wie glücklich und geborgen biſt Du, Caliſto, wenn das Vergangene kein Traum war. Erträumte ich es oder nicht? Machte ich es mir weiß oder iſt es wirklich geſchehen? Ich war ja nicht allein: zwei meiner Diener begleiteten mich. Sagen die aus, es ſei wahr, ſo darf ich es von Rechtswegen glauben. Ich will ſie zur

Beſtätigung meiner Freude rufen. Triſtanico! Leute! Triſtanico! ſteh auf.

Tristan (kommt).

Ich bin ſchon aufgeſtanden, gnädiger Herr.

Calisto.

Lauf und rufe Sempronio und Parmeno.

Tristan.

Ich gehe, gnädiger Herr. (Ab.)

Calisto.

Schlaf' und ruh' in Deinen Leiden — denn zur Stunde
Läßt in Lieb' aus ihrem Munde — ja beſcheiden
So viel tauſendfache Freuden — Deinem Wehe,
Daß es Dich muß gänzlich meiden — Melibee.

Tristan (kommt wieder).

Es iſt keiner von den Leuten zu Hauſe, gnädiger Herr.

Calisto.

So mache das Fenſter auf und ſieh nach, wie viel Uhr es iſt.

Tristan.

Es iſt hoch am Tage, gnädiger Herr.

Calisto.

Verſchließe die Laden wieder und laß mich bis zu Mittag ſchlafen.

Vor Caliſto's Hausthür.

Tristan.

Ich will an die Hausthür treten, daß mein Herr ungeſtört ſchläft, und ihn vor jedem Beſucher verleugnen. Was iſt das für ein Geſchrei auf dem Markte? Was bedeutet das? Es wird Jemand hingerichtet oder man hetzt ſchon ſo früh Stiere? Ich weiß nicht, was ich von dem Aufruhr denken ſoll? Da kommt der Maulthierknecht Soſia. Der ſoll mir ſagen, was es gibt. Er naht ganz zerzauſt und verſtört. Er muß ſich in einer Kneipe herumgefühlt haben. Wenn er ſich vor dem Herrn ſo blicken läßt, kriecht er ſeine Tracht Prügel. Er iſt keiner von den Klügſten und man muß ihm den Verſtand mit blauen Flecken ausbeſſern. Er ſcheint zu weinen. Was ſoll das ſein, Soſia? Was weinſt Du? Wo kommſt Du her?

Sosia (kommt).

Wehe mir Elenden! Was für ein großes Unglück! Ueber die Schande meines Herrn! Ach, der Unglückstag! O, die armen, jammervollen Jungen!

Tristan.

Was gibt es? Was haſt Du? Was ſegneſt und kreuzeſt Du Dich? Was iſt für ein Unglück los?

Sosia.

Sempronio und Parmeno .....

Tristan.

Was ſprichſt Du von Sempronio und Parmeno? Was ſoll daß heißen, Narr? Rede verſtändlicher. Du erſchreckſt mich.

Sosia.

Unſere Kameraden, unſere Brüder .....

Tristan.

Biſt Du nicht betrunken oder außer Dir, ſo bringſt Du eine böſe Zeitung. Was weißt Du von den Burſchen?

Sosia.

Sie ſind alle Beide auf dem Markte hingerichtet.

Tristan.

Wehe uns! Welch Unglück, wenn das wahr iſt! Du haſt es ſelbſt geſehen? Sprachſt Du ſie?

Sosia.

Sie waren ſchon nicht mehr bei Sinnen. Doch als der Eine mich weinen hörte, warf er mühſam ſeine Augen auf mich und erhob ſeine Hände gen Himmel, als danke er Gott und frage mich, ob mich ſein Tod ſchmerze. Auch nickte er, zum betrübten Abſchiede, die Augen voller Thränen, mit dem Kopfe, um mir zu verſtehen zu geben, wir ſähen uns bis zum jüngſten Tage nicht wieder.

Tristan.

Du verſtandeſt ihn nicht recht. Er wird von Dir haben wiſſen wollen, ob Caliſto zugegen ſei. Bei ſo überzeugenden Beweiſen von dem grauſamen Vorfalle überbringen wir nun die Hiobspoſt unſerm Herrn.

In Caliſto's Zimmer.

Sosia.

Gnädiger Herr! Gnädiger Herr!

Calisto.

Was iſt, Ihr Schlingel? Habe ich Euch nicht verboten, mich aufzuwecken?

Sosia.

Erwache und ſtehe auf; nimmſt Du Dich Deiner Leute nicht an, ſo ſind wir verloren. Sempronio und Parmeno ſind auf dem Markte hingerichtet und durch den Ausrufer als öffentliche Verbrecher gebrandmarkt worden.

Calisto.

Heiliger Gott, ſteh mir bei! was ſagſt Du? Soll ich Deine trübſelige, übereilte Nachricht glauben? Haſt Du ſie ſelbſt geſehen?

Sosia.

Ich habe ſie geſehen.

Calisto.

Beſinne Dich, bedenke was Du ſagſt; ſie waren heute Nacht noch bei mir.

Sosia.

Sie ſind früh aufgeſtanden, um zu ſterben.

Calisto.

O, meine getreuen Diener! meine redlichen Rathgeber und Vertrauten? Kann ein ſolches Unglück wahr ſein? Beſchimpfter Caliſto! Du biſt auf Lebenszeit entehrt. Was ſoll aus Dir werden, nachdem Du zwei ſolche Diener durch den Tod verloren haſt? Um Gotteswillen, ſprich, Soſia: was verurſachte es? Was verkündete der Ausruf? Wo hat man ſie umgebracht? Welches Gericht hat ſie verdammt?

Sosia.

Der grauſame Henker rief die Urſache ihres Todes mit den Worten aus: „Die Gerechtigkeit will, daß gewaltſame Todtſchläger ſterben.“

Calisto.

Wen haben ſie ſo raſch todtgeſchlagen? Wer kann es ſein? Es ſind noch nicht vier Stunden her, daß ſie von mir gingen. Wie heißt der Todte?

Sosia.

Es iſt ein Weib, das man Celeſtina nennt.

Calisto.

Was ſagſt Du?

Sosia.

Was ich gehört habe, gnädiger Herr.

Calisto.

Wenn das Wahrheit iſt, bringe mich gleichfalls um: ich verzeihe es Dir. Wenn Celeſtina mit der Schmarre die Todte iſt, iſt das Unglück noch größer als Du geſehen haſt und Dir vorſtellen magſt.

Sosia.

Die nämliche: mit mehr als dreißig Meſſerſtichen im Leibe, lag ſie in ihrer Wohnung ausgeſtreckt, und ihre Magd beweinte ſie.

Calisto.

Die Unſeligen! Wie benahmen ſie ſich? Haben ſie Dich geſehen? mit Dir geſprochen?

Sosia.

Ach, gnädiger Herr! hätteſt Du ſie geſehen, Dir wäre das Herz vor Weh gebrochen. Dem Einen hing das Hirn aus dem Kopfe und er wußte nichts von ſich, dem Andern waren beide Arme zerbrochen und das Geſicht zerquetſcht. Beide bluteten über und über, da ſie zu einem hohen Fenſter herausgeſprungen waren, um dem Alguazil zu entfliehen. Auch waren ſie ſchon halb todt, als man ihnen die Köpfe abſchnitt, und ich glaube, ſie fühlten nichts mehr davon.

Calisto.

Ich fühle deſto mehr, wie es mir an die Ehre geht. Wollte Gott, ich wäre ſie und verlöre das Leben ſtatt der Ehre und der Hoffnung, zu Ende zu führen, was ich angefangen habe und was ich in dieſem heilloſen Zwiſchenfall zumeiſt vermiſſe. Wehe über meinen Namen und guten Ruf! Wie wird der von Mund zu Mund geſchmäht werden! O meine Geheimniſſe! Meine Geheimniſſe! wie werdet ihr auf allen Plätzen und Märkten veröffentlicht! Was wird mit mir geſchehen? Wohin flüchte ich? Wie komme ich von dannen? Den Todten kann ich freilich nicht mehr helfen. Bleibe ich indeſſen hier, ſo ſcheint es Feigheit. Wozu entſchließe ich mich? Sprich, Soſia, weshalb ermordeten ſie ſie?

Sosia.

Ihre Magd, die um Hülfe ſchrie und ihren Tod beweinte, gnädiger Herr, that es Jedermann kund, der es hören wollte, und ſagte, ſie habe ihnen eine von Dir erhaltene goldene Kette nicht herausgeben wollen.

Calisto.

O, Tag des Jammers! Arge Trübſal! So geht mein Hab und Gut aus einer Hand in die andere und ſchwebt mein Name auf allen Zungen. Es wird nichts verborgen bleiben, was ich mit ihnen ſprach, ſo viel ſie von mir wußten, was ſie für mich thaten. Ich darf mich nicht mehr vor den Leuten ſehen laſſen. Ihr armen ſündhaften Jungen, über die der Unſtern ſo plötzlich kommen mußte! O, meine Zufriedenheit, wie ſtiebſt Du aus einander! Dem alten Spruche nach, fällt am tiefſten, wer am höchſten ſteigt. Ich hatte Nächtens viel gewonnen und habe heute viel verloren. Das Meer läßt ſelten ſeine Tücken. Ich würde für ruhig und heiter haben gelten können, hätte mein Glück die Stürme meines Verderbens aufgehalten. O, Schickſal, von wie vielen Seiten bedrängſt Du mich! Wie feindſelig Du Dich aber auch meinem Hauſe und mir bezeigſt, müſſen Widerwärtigkeiten gleichmüthig ertragen werden und bewährt ſich in ihnen der ſtarke oder ſchwache Geiſt. Es gibt keinen beſſern Probeſtein der Tugend oder Stärke eines Menſchen, und wie viele Uebel oder Nachtheile mir zuſtoßen, werde ich doch dem Gebote Derjenigen Folge leiſten, derethalb dies Alles hat geſchehen müſſen. Ja, ich ſchätze den Gewinn der Seligkeit, die ich zu erklimmen hoffe, höher als den Verluſt der Getödteten. Sie waren gewaltthätig und verwegen und hätten früher oder ſpäter dafür gebüßt. Die Alte war böſe und falſch, wie daraus hervorgeht, daß ſie um das Hemd des Gerechten mit ihnen haderte. Ein öffentliches Verhängniß machte alſo, zu Vergeltung des mannichfachen Ehebruchs, den ſie vermittelte oder verſchuldete, ein ſolches Ende mit ihr. Ich will Soſia und dem kleinen Triſtan befehlen, zu dem erſehnten Gange mit mir bereit zu ſein. Sie nehmen, wegen der Höhe der Wände, Leitern mit, und ich thue morgen als käme ich von auswärts heim. Vermag ich es, ſo räche ich die Todten; wo nicht, ſo brenne ich meine Unſchuld mit meiner vergeblichen Abweſenheit weiß, oder ſtelle mich närriſch, um meiner entzückenden Liebesfreuden deſto beſſer zu genießen. That doch ſchon der große Feldherr Ulyſſes ſo, als er die troiſche Schlacht meiden und ſich ſeiner Gemahlin Penelope erfreuen wollte!

Vierzehnter Akt.

Melibea. Lucrecia. Soſia. Triſtan. Caliſto.

In Pleberio's Garten.

Melibea.

Der Herr, den wir erwarten, weilt lange. Was hältſt oder argwöhnſt Du von ſeiner Verſpätigung, Lucrecia?

Lucrecia.

Er hat gewiß eine gleichgültige Abhaltung gehabt, gnädiges Fräulein, und iſt nicht im Stande geweſen, früher zu kommen.

Melibea.

Die Engel ſchützen und ſchirmen ihn vor Gefahren, damit ſein Zögern mir kein Leid errege. Mir Kleinmüthigen gehen ſo viele Dinge im Kopfe herum, die ihm auf ſeinem Wege hierher zuſtoßen könnten. Wer weiß, ob er nicht, im Begriff ſich hier einzufinden, wie ſo viele Nachts ausgehende Jünglinge, den Aguazilen begegnet iſt, die ihn, ohne ihn zu kennen, angegriffen und gemishandelt haben, oder durch ſeine Vertheidigung von ihm gemishandelt worden ſind? Auch können ihn die kläffenden Hunde, die keine perſönlichen Rückſichten kennen, mit ihren ſcharfen Zähnen gebiſſen haben. Oder er iſt von einem Steindamme herunter in eine Grube gefallen und hat Schaden genommen. — Ach, ich Arme! wo ſind aber die Uebelſtände, die die mir eingeborne Liebe hervorruft und meine angſthafte Einbildung herbeizieht? Gebe Gott, daß nichts von alle dem geſchehe! Er bleibe lieber wo er iſt und komme nicht zu mir! — Horch, horch! es werden auf der Straße Schritte laut, es ſpricht Jemand an der Gartenmauer.

Sosia (draußen).

Bring die Leiter, Triſtan. Wie hoch es auch immer ſei, hier iſt der beſte Ort.

Tristan (draußen).

Steige empor, gnädiger Herr; da wir nicht wiſſen, wer drinnen iſt, ſo begleite ich Dich: ſie ſprechen zuſammen.

Calisto (draußen).

Zurück, Ihr Thoren, ich gehe allein: ich höre meine Geliebte.

Melibea.

Deine Magd und Deine Sklavin, der Dein Leben mehr als ihres gilt. O, mein Gebieter! Springe nicht ſo hoch, der Anblick tödtet mich; ſteige Sproße für Sproße herab, übereile Dich nicht.

Calisto.

Du Engelsbild, Du koſtbares Kleinod, dem gegenüber die ganze Welt häßlich iſt. Meine Herrin! Meine Wonne! Ich halte Dich in meinen Armen und glaube es in der Verwirrung meiner Freude, in meinem Entzücken nicht, das ich kaum zu faſſen vermag.

Melibea.

Wiewol ich mich in Deine Hände gebe und mich Deinem Willen unterwerfe, mein Gebieter, gehe darum, daß ich liebreich und nicht ſpröde oder unbarmherzig bin, nicht ſchlimmer mit mir um. Richte mich um der kurzen Spanne Zeit des Vergnügens willen nicht zu Grunde.

Vollbrachte Vergehungen laſſen ſich eher ſchelten als ungeſchehen machen. Genieße, was auch ich genieße, wenn ich Dich ſehe und Dir nahe bin. Fodere und nimm nicht, was Du nicht im Stande biſt, mir zurückzugeben. Hüte Dich, zu verletzen, was keine Schätze der Welt wieder erſetzen.

Caliſto.

O, meine Trauteſte! Wie ſollte ich mir die Gelegenheit zu dieſer Gunſt entgleiten laſſen, für die ich mein ganzes Leben eingeſetzt habe? Du kannſt nicht von mir fodern, was ich Dir nicht zugeſtehen kann. Wie wäre irgend ein Mann auf Erden, geſchweige ein Liebhaber, zu etwas ſo Schmählichem fähig? Soll ich mich nicht endlich in den ſüßen Hafen bergen, und von den Leiden ausruhen, die ich, den Ocean meiner Sehnſucht durchſchwimmend, ausgeſtanden habe?

Melibea.

Wie ſehr auch Deine Zunge nach Deinem Willen ſpreche, ſo beſchwöre ich Dich, laß Deine Hände nicht nach Deinem Vermögen thun! Beruhige Dich, Theuerſter, da ich die Deine bin. Begnüge Dich, die erlaubten Früchte der Liebe zu pflücken. Beraube mich nicht des höchſten Gutes, das mir die Natur verlieh. Ich warne Dich davor. Ein guter Hirt darf die Schafe ſeiner Heerde ſcheeren, ſie aber nicht tödten oder zu Schaden bringen.

Caliſto.

Wozu das, Geliebte? daß meine Leidenſchaft nimmer befriedigt werde? daß ich nur neue Qualen erdulde? daß das alte Spiel immer wieder beginne? O, vergib meinen ſchamloſen Händen, die nicht hoffen durften, in der Erniedrigung ihres Unwerths den Saum Deines Gewandes zu berühren, daß ſie Deinen ſüßen Leib und Deine weichen, zarten Glieder umfaſſen.

Melibea.

Entferne Dich, Lucrecia.

Calisto.

Weshalb, meine Einzige? Ich freue mich der Zeugen meiner Seligkeit.

Melibea.

Ich freue mich nicht der Zeugen meiner Verirrungen. Hätte ich geahnt, daß Du ſo rückſichtslos mit meiner Perſon umgingſt, ich würde ſie Deiner grauſamen Nähe nicht preisgegeben haben. —

Sosia (draußen).

Triſtan! hörſt Du was geſchieht? wie weit iſt er mit ihr gekommen?

Tristan.

Ich höre genug, um meinen Herrn für den beglückteſten Mann unter der Sonne zu halten. Wie jung ich aber bin, ich wollte meinen Mann ſchon ebenſo gut ſtehen.

Sosia (draußen).

Nach einer ſolchen Perle leckte Jeder gern die Finger. Wohl bekomme ihm ſein Gericht, er hat es theuer erkauft. Zwei Diener haben die Brühe dazu hergegeben.

Tristan.

An die denkt er ſchon nicht mehr, und das hat man davon, wenn man ſich für ſeine Herrſchaft aufopfert. Sie läßt uns nicht den kleinſten dummen Streich auf unſere eigne Hand hingehen. Wer mit dem Grafen leben will, pflegte mein Vater zu ſagen, ziehe den Menſchen nicht aus. Da herzen und küſſen ſie einander ſeelenfroh, und ſeine armen Diener haben erſt mit Schimpf und Schande in das Gras gebiſſen. —

Melibea.

O, wie konnteſt Du, theures Leben, einer ſo kurzen Freude halb, mir den Namen und den Kranz der Jungfrau rauben? Du arme, arme Mutter, wenn Du wüßteſt, was geſchehen iſt! Wie willig würdeſt Du den Tod hinnehmen und mir ihn ſelbſt geben. Wie würdeſt Du der Henker Deines eignen Blutes! Wie ſchmählich endete ich Deine Lebenstage! Welche Schande bringe ich über Dich, mein ehrwürdiger Vater, wie zerſtöre ich Treuloſe Dein Haus! Warum ſah ich nicht früher ein, welch ſchlimmſte aller Folgen Dein Beſuch haben müſſe, welcher Vergehungen er mich ausſetzte?

Sosia (draußen).

Das kommt ein wenig allzu ſpät. Sobald das Geſchehene nicht mehr zu ändern iſt, betet Jede ungefähr daſſelbe her. Ich begreife nicht, wie der einfältige Caliſto ihr ſo geduldig zuhört.

Calisto.

Es iſt, als tagte es bereits: wie geht das zu? Wir ſind kaum eine Stunde bei einander und es ſchlägt ſchon drei.

Melibea.

Ich habe mich Dir nun ganz hingegeben, mein Caliſto, und bin alſo Deine Gebieterin, der Du Deine Liebe nicht vorenthalten darfſt; enthalte mir nur aber um Gotteswillen auch Deinen Anblick nicht vor und komm ſo viele Nächte als Du willſt, um dieſelbe Stunde zu mir an dieſen heimlichen Ort. Ich harre immer Dein und des Genuſſes, den Du mir, ich hoffe, Nacht für Nacht bereiteſt. Für heute geh, ſo lange es dunkel iſt und Dich Niemand ſieht, mit Gott. Es iſt noch nicht Morgen, und ich werde auch im Hauſe nicht gehört.

Calisto.

Legt die Leiter an, Leute. (Ab.)

Sosia (draußen).

Sie iſt ſchon da, gnädiger Herr, ſteig herunter.

Melibea.

Komm zu mir, Lucrecia, ich bin allein. Mein Geliebter iſt fort. Sein Herz blieb bei mir, meines blieb bei ihm. Haſt Du uns gehört?

Lucrecia (kommt).

Nein, gnädiges Fräulein, ich habe geſchlafen.

Auf der Straße.

Sozia.

Wir müſſen uns ſtill verhalten, Triſtan, da um dieſe Stunde nicht nur die Reichen, die nach weltlichen Gütern trachten, und die andächtigen Beſucher heiliger Stätten, Klöſter und Kirchen aufſtehen, ſondern auch Verliebte, gleich unſerm Herrn, Ackerbauer, Feldarbeiter und Hirten, die zur Zeit ihre Schafe in die Pferche treiben und melken. Es könnte ein Vorübergehender ein Wort aufſchnappen, das ſeine und Melibeens Ehre zu Grunde richtete.

Tristan.

Du einfältiger Pferdekratzer willſt ſtill ſchweigen und nennſt laut Namen? Du gäbſt einen rechten Kundſchafter oder nächtlichen Wegweiſer für Mohrenfeinde ab. Was Du verbieteſt, begehſt Du ſelbſt, was Du verheimlichſt, deckſt Du auf, was Du verbürgſt, nimmſt Du weg, was Du verſchweigen willſt, ſprichſt und ſchreiſt Du aus, was Du fragſt, beantworteſt Du. Du biſt ſo fein und liſtig, daß Du mir gewiß zu ſagen weißt, in welchen Monat der heilige funfzehnte Auguſt fällt, und ob Du heuer Stroh genug zu freſſen haſt.

Calisto.

Meine Gedanken gleichen nicht den Eurigen. Tretet ſchweigſam ein, daß Euch kein Menſch im Hauſe höre. Macht die Thüre zu und begebt Euch zur Ruhe; ich gebe in meine Kammer und entwaffne mich allein: legt Euch nieder. (Triſtan und Soſia ab.)

Caliſto's Schlafzimmer.

Calisto.

Ach, ich Armer! Wie ſo wohl thut meinem Gemüthe Einſamkeit, Schweigen und Finſterniß. Ich fürchte weniger wegen meiner Treuloſigkeit, mein geliebtes Mädchen noch vor Tage zu verlaſſen, als aus Schmerz über meine Entehrung, die mich nun, nachdem das Blut gerann, das geſtern aufwallte, leider die erkaltete Wunde, die Beleidigung meines Hauſes, den Mangel meiner Bedienung, den Verluſt meines Hab und Gutes, das Brandmal, das die Hinrichtung meiner Leute meiner Perſon aufdrückte, empfinden läßt. Was habe ich gethan? Was unterlaſſen? Darf ich zaudern, ein ſchwergekränkter, ſtolzer, nachdrücklicher Rächer der offenbaren Ungerechtigkeit aufzutreten, die man gegen mich verwirkt hat? O, du nichtswürdige Süßigkeit ſo kurzen Daſeins! Wer begehrte dein ſo ſehr, daß er nicht lieber gleich ſtürbe, als, auch nur Eines geſchmähten Lebensjahres halb, daſſelbe durch Zerſtörung des guten Namens ehrlos verlängerte, den er der Vergangenheit verdankt? Sind wir wol einer einzigen Stunde, eines einzigen Momentes gewiß und verſichert? Sind wir, Schuldner der Zeit, nicht jeden Augenblick zu zahlen verpflichtet? Was ging ich nicht wenigſtens aus, um die geheime Urſache meines augenſcheinlichen Verderbens zu ergründen. Du eitle Luſt der Welt kommſt uns hoch zu ſtehen, wie gering auch der Werth deiner Süßigkeit. So theuer erkauft man keine Reue. Wie vermag ich Armſeliger, eine ſo große Einbuße wieder auszugleichen? Was fange ich an? Wo finde ich Troſt? An wen wende ich mich in meiner Verlegenheit? Was verhehle ich ſie meiner Dienerſchaft und Familie? „Sie mishandeln mich im Rathe und Niemand weiß davon in meinem eignen Hauſe." Ich will ausgehen, wie wohl es eben ſo gut zu ſpät, um zu ſagen, ich ſei gegenwärtig geweſen, als zur Abweſenheit zu früh iſt. Meine Freunde und alten Diener, meine Verwandten und Angehörigen zu verſammeln, Waffen oder andere Rachewerkzeuge herbeizuſchaffen, bedarf es Zeit. O, wie ſchlecht haſt du grauſamer Richter mir das Brot meines Vaters vergolten! Ich wähnte, im Vertrauen auf deine Gunſt, und ſonder Scheu vor Strafe, Tauſende von Menſchen umbringen zu dürfen. Du gottloſer Lügner und Betrüger, Verfolger der Wahrheit und gemeiner Emporkömmling! Kann man nicht von dir ſagen, du ſeieſt nur aus Mangel an ehrlichen Leuten Alcalde geworden, du hätteſt bedenken ſollen, daß du der Genoſſe Derer warſt, die du in meinem und meiner Vorfahren Dienſte umbrachteſt. „Kaum, daß der ſchlechte Menſch reich geworden, hat er weder Freunde noch Verwandte mehr." Wer hätte denken ſollen, du werdeſt mich verderben? Es iſt nichts ſchändlicher, als der unverſehene Feind. Warum wollteſt Du, es ſolle heißen: „Aus dem Walde kommt, was ihn in Flammen ſetzt" und „ich ätzte einen Raben, der mir das Auge aushackte"? Du biſt ein privilegirter Böſewicht, der Privatböſewichter ermordete. Jedoch iſt Erſterer ſchuldiger als Letztere und ſein Werth, athenienſiſchen Geſetzen nach, geringer, die da ſo wenig mit Blut geſchrieben waren, daß ſie vielmehr behaupteten, es ſei beſſer, Uebelthäter unbeſtraft zu laſſen, als Unſchuldige zu züchtigen. Wie gefährlich iſt es ſchon, eine gerechte Sache vor einem ungerechten Richter zu betreiben: wie viel gefährlicher aber erſt ein Vergehen, das wie das meiner Leute nicht ſchuldlos erſcheinen kann. Bedenke, wenn du Unrecht thateſt, daß du im Himmel und auf Erden vor Gericht ſtehen mußt, und, vor Gott und König ein Verbrecher, mir ein Todfeind biſt. Was konnte der Eine für des Andern Thun? Was brachteſt Du Beide um, nur weil er ſein Begleiter geweſen war? Jedoch was ſage ich? Mit wem ſpreche ich? Bin ich bei Verſtande? Was heißt das, Caliſto? Träumſt, ſchläfſt, oder wachſt du? Stehſt du auf deinen Füßen, oder liegſt zu Bett? Ueberlege, daß du in deinem Schlafzimmer biſt. Siehſt du den Beleidiger nicht abweſend? Mit wem haſt du zu ſchaffen? Komme zu dir. Erinnere dich, daß Abweſende nie recht haben: höre, ehe du urtheilſt, beide Theile an. Erkennſt du nicht, daß man bei Ausübung der Gerechtigkeit weder Freunde und Verwandte, noch Höflichkeit beachten darf? Erwägſt du nicht, daß vor dem Geſetz Alles gleich iſt? Beſinne dich, daß Romulus, der Erbauer von Rom, ſeinen leiblichen Bruder tödtete, weil er das Geſetz übertrat. Gedenke des römiſchen Torquatus, der ſeinen Sohn hinrichten ließ, weil er ſein obrigkeitliches Gebot nicht achtete, und ſo vieler ähnlicher Beiſpiele. Ziehe in Betracht, wie der Richter, hier zugegen, antworten würde, der Mitſchuldige ſei ſo ſtraffällig als der Verbrecher, der Hehler als der Stehler, und er habe, in raſcher Ausführung des Urtheilsſpruches, Beide für des Einen Sünde büßen laſſen, weil weitere Beweiſe eines ſo notoriſchen Verbrechens überflüſſig geweſen und Beide auf friſcher That ergriffen worden ſeien. Ueberdies war der Eine ja bereits von ſeinem Falle todt und trieb den Richter die heulende Magd in Celeſtinens Wohnung in die Enge. Wollte er es nicht zu einem Volksaufſtande kommen laſſen, der, zu meiner Schande und Läſterung, eine öffentliche Anklage ſo unerläßlich gemacht haben würde, als der Hinrichtung der Scharfrichter, ihrer Rechtfertigung der Ausrufer war, ſo mußte er die Verurtheilung mit dem früheſten Morgen veranſtalten. Bei ſo bewandten Umſtänden bin ich ihm eher auf Lebenszeit und zwar nicht als einem Diener meines Vaters, ſondern als einem wahren Bruder verpflichtet. Geſetzt aber auch, ich hätte keinen Grund, dem Vorfall eine für ihn günſtige Auslegung zu geben, ſo ſei doch, Caliſto, des großen Genuſſes, der dir beſcheert worden iſt, deiner Geliebten und deines höchſten Gutes eingedenk. Gilt dir ſelbſt dein Leben nichts, um es in ihrem Dienſte hinzugeben, ſo wirſt du Anderer Tod noch geringer achten. Der Freude, die du empfunden haſt, gleicht ja kein Schmerz. O, du theuerſtes Leben! das ich immer geglaubt hätte, abweſend zu kränken: Wirſt du nicht meinen, daß ich deine Gunſt wenig zu ſchätzen weiß? Ich will nichts mehr von Kummer wiſſen, will mit Betrübniß nicht mehr Freundſchaft halten. Du Gut ohne Gleichen und unausſprechliche Befriedigung! Was für einen Lohn ſoll ich meinen möglichen Verdienſten, nach dem was ich erlangte, von Gott noch erflehen? Warum bin ich nicht heiter? Ich habe keinen Grund, undankbar gegen Den zu ſein, det mir ſo viel gegeben hat, und will meinen Verſtand nicht in Verdruß erſticken, um von dieſem Beſitzthume nicht in mein Verderben geworfen zu werden. Ich verlange keinen Ruhm und keine Ehre, keine Reichthümer, Eltern, Verwandte und Angehörige ſonſt, ich will bei Tage in meiner Kammer bleiben, bei Nacht in jenem ſeligen Paradieſe und lieblichen Luſtgarten, unter jenen linden Bäumen und friſchem Grün. O, wäreſt du, Nacht meiner Seligkeit, bereits wiedergekehrt! Leuchtender Phöbus! verkürze deinen gewohnten Weg. Ihr ergötzlichen Sterne, erſcheint vor der Zeit! Loderteſt du, ſäumige Uhr, im Lebensfeuer der Liebe auf! Stände dir bevor, was ich erwarte, wann du zwölf ſchlägſt, du bliebeſt dem Willen des Meiſters, der dich zuſammenſetzte, nicht unterthänig. O, nahet, ihr noch unſichtbaren Wintermonate, mit euern vollkommenen Nächten, um ſie gegen dieſe endloſen Tage auszutauſchen. Mich däucht, ich ſah jene ſüße Ruhe, jene reizende Erquickung meiner Leiden ein ganzes Jahr lang nicht. Was verlange ich ungeduldiger Thor Anderes, als was niemals war und ſein kann? Die Naturgeſetze laſſen ihre Ordnung nicht umſtoßen und es hat jeder Körper ſeine eigne Sphäre, ſeinen Raum und ſeine Zeit zwiſchen Leben und Tod, ſein Ziel und ſeine Grenze: die geheimnißvollen Bewegungen des hohen himmliſchen Firmamentes, Planeten und Nordſtern, das monatliche Ab- und Zunehmen des Mondes. Es wird Alles gleichmäßig gezügelt oder angeſpornt: Himmel, Erde, Meer, Feuer, Wind, Hitze und Kälte. Was fruchtet es mir, daß die eiſerne Wanduhr zwölfe ſchlägt, bevor es an der des Himmels ſo weit iſt? Ich ſtehe ſo früh auf als ich will, der Morgen bricht nicht früher an. Du aber, ſüße Einbildung, die es vermag, ſtehe mir bei und zaubre meiner Phantaſie die himmliſche Gegenwart jenes Strahlenbildes vor. Rufe meinem Gehör den ſanften Ton ihrer Worte, jenes Abneigen zurück, ohne es im Stande zu ſein, jenes: „Laß das, Herr; nahe mir nicht, ſei nicht unbeſcheiden, wolle mein Verderben nicht!“ das von Zeit zu Zeit ihre Purpurlippen hauchen, jene inbrünſtigen Umarmungen zwiſchen ihren Reden, jenes Sichlosmachen und Micherfaſſen, Fliehen und Andrängen, jene honigſüßen Küſſe, jener letzte Abſchiedsgruß, der ſich ſo ſchmerzhaft, ſo ſchmachtend und unter ſo vielen Thränen von ihren Lippen rang, die unwiſſentlich ihren klaren glänzenden Augen entperlten.

Im Vorzimmer.

Sosia.

Was meinſt Du zu Caliſto, Triſtan? Wie hat er geſchlafen? Es iſt ſchon vier Uhr Abends, und er hat uns noch ſo wenig gerufen als Nahrung zu ſich genommen.

Tristan.

Schweig ſtill; man muß ſich mit dem Schlafen Zeit nehmen. Es ängſtigt ihn die betrübte Geſchichte mit den Leuten und erheitert ihn ſein großes Glück bei Melibeen. Zwei ſolche Gegenſätze, die in Einem armen Teufel friedlich neben einander wohnen, ſpielen ihm natürlich mit.

Sosia.

Du mußt Dir nur nicht denken, daß ihm die beiden Hinrichtungen nahe gehen! Hätte ſich Diejenige, die ich hier vom Fenſter aus über die Straße wandeln ſehe, nicht mehr daraus gemacht, ſie würde keine Haube von der Farbe tragen.

Tristan.

Wer iſt ſie, Bruder?

Sosia.

Komm her, Du ſollſt die Leidträgerin, die ſich die Thränen aus den Augen wiſcht, ſehen, ehe ſie vorüber ging. Das iſt Elicia, Celeſtinens Magd und Sempronio's Dirne; ein ſchmuckes Menſch, wiewol das arme Thier verloren iſt, da Celeſtine Mutterſtelle bei ihr vertrat und Sempronio ihren erſten Liebhaber agirte. In dem Hauſe, wohinein ſie geht, wohnt auch ein prächtiges, friſches, anmuthiges Weib, das ebenſo verliebt wie locker iſt und Areuſa heißt. Deretwegen hat der arme Parmeno, wie ich aus ſicherer Quelle weiß, mehr als drei üble Nächte gehabt und ihr iſt ſein Tod ſehr leid geweſen.

Funfzehnter Akt.

Elicia. Areuſa. Centurio.

In Areuſa's Wohnung.

Elicia (draußen).

Was hat meine Muhme zu ſchreien? Es wäre gut, wenn ſie die Trauerbotſchaft bereits erfahren hätte, ſo fiele mir nicht das üble Botenlohn ihres erſten Schmerzes zu. Weine, weine nur, und vergieße Thränen: ſolche Männer ſtehen nicht an jeder Ecke. Ich freue mich, daß du es fühlſt: raufe, gleich mir Elenden, dir die Haare aus; ja, es iſt noch ſchlimmer als der Tod, aufs Trockene zu kommen. Ihr großes Leidweſen macht ſie mir noch lieber als ich ſie ſchon gehabt habe.

Areusa.

Marſch, fort aus meinem Hauſe, Du Lump, Du Schelm, Du Lügner und Betrüger! Du haſt mich einfältiges Weib mit Deinen eitlen Verſprechungen bethört, und mir mit Deinem Heucheln und Schmeicheln abgelockt, was ich beſaß. Habe ich Dir, Du Schuft, nicht Rock, Mantel, Degen, Tartſche und die allerfeinſten Hemden paarweiſe zugeſchanzt, habe ich Dir nicht Waffen und ein Pferd, ſowie auch einen Herrn verſchafft, dem Du nicht verdienſt die Schuhriemen aufzulöſen? Und nun willſt Du mir keine ſolche Kleinigkeit zu Liebe thun?

Centurio.

Heiße mich, Dir zu gefallen, zehn Menſchen umbringen, Liebſchweſterchen: nur muthe mir nicht zu, eine Stunde weit zu Fuß zu gehen.

Areuſa.

Weshalb mußt Du Dein Pferd verſpielen, Du Gauner und Spitzbube! Wenn ich nicht wäre, hätten ſie Dich ſchon gehenkt. Ich habe Dich dreimal vom Galgen befreit und viermal im Spielhauſe ausgelöſt. Warum bin ich eine ſolche Närrin, das zu thun? Warum bleibe ich dem Haſenfuße treu? Was glaube ich ſeinen Finten? Was laſſe ich ihn zu meiner Thüre ein? Was iſt an ihm Gutes? Seine paar krauſen Haare, ſein zerkratztes Geſicht, daß er wiederholt ausgepeitſcht worden, auf der Degenſeite einhändig iſt und ſeine dreißig Menſcher im Bordelle hat? Mache, daß Du fortkommſt, ich kann Dich nicht mehr erſehen. Sprich nicht wieder mit mir, brüſte Dich nicht damit, mich zu kennen, oder ich laſſe Dir, bei den Gebeinen meines Erzeugers und meiner Gebärerin! Deinen breiten Müllerrücken braun und blau prügeln. Du weißt, daß ich meine Leute habe, die es zu Stande bringen.

Centurio.

Was faſelſt Du, kleines Plappermaul? Wenn ich darüber wild werden wollte, ſollte bald Eine flennen. Ich gehe aber lieber fort und habe Geduld mit Dir: es könnte Jemand kommen und uns hören. (Ab.)

Elicia (draußen).

Ich trete ein. Wo Einer droht und ſchimpft, iſt kein Heulen und Zähneklappern.

Areuſa.

Ach, ich Elende! Biſt Du es, Elicia? Jeſus, Jeſus! ich kann es kaum glauben. Und was bedeutet das? Wer hat Dich ſo betrübt gemacht? Was ſoll der Trauermantel? Erſchrecke mich nicht, Schweſter. Sage, was es iſt? Mir vergeht Hören und Sehen, es iſt kein Tropfen Blut mehr in meinem Leibe.

Elicia.

O, Traurigkeit! O, Herzeleid! Wie wenig iſt, was ich von mir geben kann, gegen Das, was mein Gefühl bei ſich behält! Mein Herz iſt ſchwärzer als mein Mantel, meine Stimmung düſterer als meine Haube. Schweſter, Schweſter! Ich bin nicht im Stande zu reden, ich vermag vor Schluchzen keinen Laut aus der Kehle zu bringen.

Areusa.

Was erhältſt Du mich in ſolcher Ungewißheit, Unglückſelige! Sprich es aus, und zerraufe, zerkratze, mishandle Dich nicht ſo. Iſt uns Dein Leid gemeinſam? Betrifft es mich mit?

Elicia.

Ach, meine liebe Herzensmuhme! Sempronio und Parmeno leben nicht mehr, ſind nicht mehr auf der Welt, ihre Seelen büßen ſchon ihre Sünden ab, und treiben ſich nicht mehr in dieſem Jammerthale herum.

Areusa.

Was ſchwätzeſt Du? Wiederhole es nicht. Sei um Gotteswillen ſtill: ich bin ſchon mauſetodt.

Elicia.

Es iſt noch ſchlimmer als Du meinſt. Höre mir Armen zu, ich habe Dir noch die kläglichſten Dinge mitzutheilen. Celeſtina — — Deine gute Bekannte, meine Mutter, die mich genährt und gekleidet hat, mein Stolz gegen meines Gleichen, durch die ich in der ganzen Stadt bis an das Weichbild berüchtigt bin, gibt dort ſchon von ihrem Erdenleben Rechenſchaft. Ich habe ſie vor meinen ſichtlichen Augen mit tauſend Meſſerſtichen umbringen ſehen, ſie iſt gleichſam in meinem Schooße ermordet worden.

Areusa.

O, ſchwere Heimſuchung! Erſchreckliche Neuigkeit! Darum möchte man ſich ja todt weinen. Vorzeitiges Verhängniß! Unerſetzlicher Verluſt! Wie ſchnell hat ſich das Glücksrad gedreht! Wer hat ſie ermordet? Wie ſtarben Jene? Ich bin über das Unglaubliche ganz ſtarr und wie behext. Es ſind kaum acht Tage her, daß ich ſie noch friſch und geſund vor mir ſah und jetzt können wir ſchon ſagen: Gott ſei ihrer armen Seele gnädig! Erzähle mir, Freundin, wie es mit der Grauſamkeit hergegangen iſt.

Elicia.

Du ſollſt es wiſſen. Du biſt doch mit Caliſto's und der albernen Melibea Liebſchaft bekannt und haſt geſehen, wie Celeſtina durch Sempronio beauftragt worden war, die Sache zu Stande zu kuppeln. Sie nahm ſich ihrer ſo eifrig und fürſorglich an, daß ſie ſich von ſelber machte, und daß Caliſto, als er am Ziele ſtand, bevor er hoffen durfte, es zu erreichen, die heilloſe Mama, unter Anderm mit einer goldenen Kette belohnte. Das leidige Metall hat nun die Eigenſchaft, uns deſto durſtiger danach zu machen, je mehr wir davon verſchlucken; und ſo war ſie nicht ſobald ſo reich, als ſie ſich mit ſchmählicher Begierde ihres Gewinnes überhob und der Abrede entgegen, Sempronio's und Parmeno's Antheil nicht herausgeben wollte. Die Beiden kamen in der Frühe, von ihrem nächtlichen Herrndienſte matt und müde und von einem vorgeblichen Streite in Harniſch gejagt, zu ihr, um ihre Schuld, zu ihrer Stärkung, einzutreiben. Celeſtina leugnete Stein und Bein, daß ſie zu etwas verpflichtet ſei, behauptete, das Ganze gehöre ihr, und verſchnappte ſich mit mancherlei, demzufolge man zu ſagen pflegt: Zank von Klatſchgevattern bringe jede Wahrheit an den Tag. Alſo kam es, daß, von der Noth angetrieben, die kein Gebot der Freundſchaft kennt, von dem wilden Zwiſte verwirrt und angeſtrengt, die Beiden nicht wußten, was ſie nach der Vereitelung ihres Hoffens anſtellen ſollten. Kurz und gut, das Ende vom Liede war, daß ſie nach einem langen, vergeblichen Wortwechſel, in der Ueberzeugung ihre Degen zogen, Celeſtinens Habgier ſei unverbeſſerlich, und ſie damit tauſendmal durchbohrten.

Areusa.

Unglückſeliges Weib! So war ein ſolcher Ausgang Deinem Alter beſchieden? Sprich, was weißt Du noch, was iſt weiter mit ihnen geſchehen?

Elicia.

Sie ſprangen Knall und Fall zum Fenſter hinaus um der Schaarwache zu entfliehen, die vorüber zog, wurden halbtodt ergriffen und ohne Säumniß hingerichtet.

Areusa.

O, mein allerliebſter Parmeno! Wie ſchmerzt mich ſein Tod. Wie Schade um die Liebe, die ich für ſo kurze Zeit an ihn verſchwendet habe! Das Unglück iſt nun aber geſchehen, und Geſchehenes nicht zu ändern, ſo daß keine Thränen ihr Leben wieder herſtellen und Du nicht gar zu ſehr darüber barmen mußt. Das Weinen machte Dich noch gar blind! Ich empfinde mein Leidweſen tief genug, und Du wirſt ſehen, wie geduldig ich es hinnehme.

Elicia.

Ach, daß ich vor Schmerz nicht raſend werde! Ich Elende komme von Sinnen. Kein Menſch auf der Welt kann es ſo hart empfinden, kein Menſch verliert, was ich verliere, wäre es auch beſſer und ehrenvoller für mich, wenn meine Thränen fremden Leiden flöſſen. Wo ſoll ich mich hinwenden, die ich Mutter, Obhut, Mantel und eine Freundin an ihr verloren habe, mit deren Willen es mir nie an einem Manne mangelte? O, du weiſe, ehrbare, würdige Celeſtina? Wie viele Flecken haſt du mir mit deiner Erfahrung zugedeckt! Dir war die Mühe, mir der Lohn beſchieden: du liefſt draußen umher, ich blieb ruhig daheim; du warſt zerlumpt, ich gut gekleidet; du ſchaffteſt zu Hauſe mit Bienenämſigkeit, ich wußte nur zu zerſtören. So lange ich dich beſaß, mein irdiſches Gut und meine Luſt! ſchätzte ich dich gering, erſt nachdem ich dich verloren habe, lerne ich dich kennen. O, Caliſto und Melibea! ihr Urheber all der Todesfälle: möge eure Liebe ein ſchlimmes Ende nehmen, mögen eure ſüßen Freuden bittere Früchte tragen! Ja, wandle eure Wonne ſich in Weinen, eure Ruhe in Unruhe um, nähre der weiche Raſen, worauf ihr der verſtohlenen Liebesfreuden pflogt, für euch Nattern, werde euer Hochmuth Jammer, verdorren die laubreichen Bäume des Gartens an eurem Anblicke, erſchwarzen alle ſeine duftenden Blumen!

Areusa.

Um des Himmels willen, ſtill, Schweſter! ſetze Deinen Klagen ein Ziel, laß Deine Thränen verſiegen, trockne Deine Augen, fahre in Deiner gewohnten Lebensweiſe fort. Das Glück macht die eine Thüre zu, die andere auf. Das härteſte Leiden lindert ſich. Rächen läßt ſich vielerlei, wieder abhelfen das Mindeſte, und hier iſt die Abhülfe gar zweifelhaft, derweil die Rache in der Hand liegt.

Elicia.

Wem käme hier wol Buße zu, da die Ermordete und die Mörder die Trübſal bereitet haben, deren Hinrichtung mir ſo leid als das Verbrechen der armen Sünder iſt? Was vermag ich zu thun, die die ganze Laſt zu tragen hat? Wollte Gott, ich wäre bei ihnen und müßte nicht zurückbleiben, um Alle zu beweinen! Am meiſten ſchmerzt es mich, zu ſehen, wie der elende, gefühlloſe Menſch darum nicht aufhört, Nacht für Nacht zu ſeinem garſtigen Schatz, Melibea, zu ſchleichen, um ſich mit ihr zu ergötzen, und daß es Die ganz und gar nicht rührt, wie viel Blut um ihretwillen vergoſſen worden iſt.

Areusa.

Wobald das wahr iſt, könnte man ſich an Niemand beſſer rächen als an ihr. Wer die Schüſſel ausgegeſſen hat, mag die Zeche bezahlen. Laß mich machen. Witterte ich nur erſt ihre Fährte aus, wann, wie und wo, zu welcher Stunde ſie zuſammen kommen, ſo ſollſt Du mich nicht für die Tochter der bekannten alten Paſtetenbäckerin halten, wenn ich ihre ſüße Liebe nicht verbittere. Gebrauche ich dazu Den, mit dem Du mich eben zanken ſahſt, ſo erhält Caliſto keinen ſchlechtern Henker als Celeſtina an Sempronio hatte. Was wird ſich der freuen, etwas für mich zu thun zu haben! Er entfernte ſich ſo traurig, weil ich ihn mishandelte. Er würde bis in den dritten Himmel jubeln, wenn ich wieder mit ihm verkehrte. Sage mir alſo, Schweſter, bei wem ich Erkundigungen einziehen kann. Ich will ihm einen Fallſtrick legen, über den Melibea gerade ſo viel weinen ſoll, als ſie jetzund lacht.

Elicia.

Ich kenne einen Kameraden Parmeno's, den Stallknecht Soſia, der alle Nächte mit ſeinem Herrn ausgeht: ich will mir Mühe geben, Freundin, ihm vor allen Dingen ſein Geheimniß abzulocken.

Areusa.

Schicke mir nur auch den Soſia her: ich ſchwatze ihm ſo lange vor und verheiße ihm ſo ſchöne Dinge, bis er mir Alles beichtet, was geſchehen iſt und geſchehen ſoll, und die mit ſeinem Herrn verzehrten Leckerbiſſen am Ende von ſich gibt. Laß Dir deswegen keine grauen Haare wachſen, meine liebe Elicia, und ziehe mit Sack und Pack in meine Wohnung zu mir. Iſt die Betrübniß die Freundin der Einſamkeit, ſo kannſt Du da ſo oft allein ſein als Du willſt. Auch wirſt Du über eine neue Liebe der alten uneingedenk. Ein neugeborenes Kind erſetzt das geſtorbene. Ein neuer Nachfolger verjüngt angenehme alte Erinnerungen und vergegenwärtigt verlorene Freuden der Vergangenheit wieder. Ich theile mein Brot mit Dir, ſo lange ich welches habe. Ich bemitleide Deinen Kummer mehr als die ihn Dir auferlegten. Der Verluſt Deſſen, was man beſitzt, ſchmerzt mehr als die Zuverſicht des Erſatzes erfreut. Geſchehene Dinge laſſen ſich ſo wenig ändern als Todte auferwecken, und man muß in der Welt leben und leben laſſen. Ueberlaſſe mir die Lebenden: ſie ſollen einen eben ſo bittern Kelch austrinken als Du ausgetrunken haſt. Ja, wie jung ich bin, Muhme, weiß ich, wenn ich mich erboſe, ſo gut als die Aelteſte, ſolche Suppen einzubrocken. Räche Gott an mir, wen er wolle, an Caliſto rächt mich Centurio.

Elicia.

Wie gern ich Dir auch zuſchicke, wen Du willſt, beſorge ich doch, daß Deine Abſicht nicht in Erfüllung gehe, weil die Züchtigung Derer, die als Verräther des Geheimniſſes ſtarben, die Lebenden ſtill zu ſchweigen zwingt, um es zu bewahren. In Betreff meiner Ueberſiedelung in Dein Haus danke ich Dir ſehr, und Gott ſchütze und erfreue Dich dafür in der Noth. Du beweiſeſt alſo, daß Verwandtſchaft und Verbrüderung nicht in den Wind geredete Worte, ſondern eine Hülfe in Widerwärtigkeiten ſind. Wie lieb mir aber auch Deine Geſellſchaft iſt, kann ich ſie um des Nachtheils willen nicht annehmen, der mir daraus erwüchſe. Ich brauche Dir den Grund nicht zu ſagen, da ich mit Jemand rede, der mich verſteht. In jenem Hauſe, Schweſter, bin ich bekannt und das wird der ſeligen Celeſtine Namen nicht verlieren. Dahin werden immer beliebte Mädchen, die Schutzverwandten Derer kommen, die ſie auferzog, um ihre mir einträglichen Händel abzuſchließen, und da wiſſen die paar Freunde, die ich übrig habe, mich zu finden. Alte Gewohnheiten abzulegen oder ſeinen Aufenthalt zu verändern, wird uns überdies nicht leicht, ja, iſt nicht viel beſſer als ſterben, und ein oft bewegter Stein bemooſt ſich ſchwer. Indeſſen bleibe ich ſchon darum dort, daß die für heuer bezahlte Hausmiethe nicht umſonſt ausgegeben ſei, und wenn jeder einzelne meiner Gründe nicht ausreichend wäre, helfen und unterſtützen ſie ſich insgeſammt. Es ſcheint mir jetzt an der Zeit zu ſein, mich zu entfernen. Ich beſorge, was' wir verabredeten. Gott ſei mit Dir: ich gehe.

Sechzehnter Akt.

Pleberio. Aliſa. Lucrecia. Melibea.

In Pleberio's Wohnung und Zimmer

Pleberio.

Mich däucht, meine liebe Aliſa, die Zeit vergeht uns, wie man zu ſagen pflegt, unter den Händen, die Tage enteilen gleich der Welle des Baches, es iſt nichts flüchtiger, als das Leben, der Tod, unſer Nachbar, folgt uns, uns umkreiſend nach und wir ſchaaren uns, dem Laufe der Natur gemäß, unter ſeinem Banner. Wir erkennen dies klar genug, indem wir unſere Brüder und Verwandte rings umher anſehen: es verſchlingt ſie insgeſammt die Erde und, ſie ſind, wo ſie ewig ruhen ſollen. Da wir nun nicht voraus wiſſen, wie bald wir abberufen werden, ſo müſſen wir, bei ſo untrüglichen Vorzeichen, unſere Angelegenheiten in Ordnung bringen und unſere Bündel zu dem unerläßlichen Gange ſchnüren, um uns von dem grauſamen Rufe des Todes nicht plötzlich und unvorbereitet betreffen zu laſſen. Sorgen wir bei Zeiten für unſere Seelen, da wir beſſer zuvorkommen als hinten nach hinken, überantworten unſer Hab und Gut unſern Erben und beſchenken unſere einzige Tochter mit einem ebenbürtigen Gatten, um in unbekümmerter Ruhe dieſe Welt verlaſſen zu können. Bewirken wir dies auch fürſorglich ohne Weiteres und bewähren, was wir bereits einleiteten. Unſere Tochter ſoll durch unſere Schuld nicht unter Vormundſchaft kommen und nähme ſich bereits beſſer in ihrem eignen als in unſerm Hauſe aus. Bewahren wir ſie vor den Zungen des Pöbels, da ſelbſt die vollkommenſte Tugend Läſterer und Verleumder findet. Den Ruf einer Jungfrau erhält nur eine frühzeitige Vermählung rein. Kein Mann in der ganzen Stadt wird unſere Verwandtſchaft zurückweiſen. Es ſchätzte ſich Jeder glücklich, ſeiner Familie ein ſolches Kleinod einzuverleiben, das die vier Haupterforderniſſe einer Heirath in ſich hat, nämlich erſtens: Verſtand, Ehrbarkeit und Jungfrauſchaft; zweitens: Schönheit; drittens: edle Geburt und Sippſchaft; viertens: Reichthum. Die Natur ſtattete ſie mit alle dem und was man ſonſt noch fordern kann, freigebig aus.

Alisa.

Erhalte ſie uns Gott, mein Gebieter Pleberio, damit wir die Wünſche unſers Lebens in Erfüllung gehen ſehen, Ich fürchte nur, daß bei ihrer Tugend und hohen Abkunft, unſere Tochter eher ihres Gleichen ermangelt, als daß zu viele Männer ſie verdienen. Indeſſen iſt das eine Vaterſorge, die die Mutter nichts angeht, und werde ich mit Deinen Beſtimmungen nicht minder zufrieden ſein, als unſere Tochter in Keuſchheit, Demuth und Sitte Dir gehorcht.

Lucrecia (im Vorzimmer).

Du würdeſt ſpucken, wenn du wüßteſt, wie es ſteht! Das Obere iſt ſchon von ihr abgeſchöpft. Ihr erlebt noch ſchöne Dinge in eurem Alter. Caliſto weiß, woran er mit ihr iſt. Seit Celeſtinens Tode flickt kein Menſch mehr Jungferſchaften. Ihr werdet allzu ſpät hellſehen und müßt früher aufſtehen. — Señora Melibea, pſt, pſt, pſt!

Melibea.

Was verſteckſt Du Dich hier, Närrin?

Lucrecia.

Komm her, Fräulein, wenn Du hören willſt, was für Eile Deine Eltern haben, Dich zu vermählen.

Melibea.

Laß ſie Dich, um Gotteswillen, nicht hören! Laß ſie reden und faſeln. Sie denken und thun ſchon ſeit vier Wochen nichts Anderes. Es ſcheint, ſie ahnen meine große Liebe zu Caliſto und was ſeit einem Monat zwiſchen uns vorgefallen iſt. Vielleicht haben ſie auch etwas wahrgenommen. Ich weiß wenigſtens nicht, warum ihnen dieſe Sache jetzt mehr als ſonſt am Herzen liegt. Sie verlieren freilich bei mir ihre Mühe. In der Mühle iſt die Klapper überflüſſig. Wer beraubte mich wol meiner Freuden? Wer trennte mich von meiner Liebe? Caliſto iſt meine Seele, mein Leben und mein Herr; auf ihn baue ich all mein Hoffen, von ihm weiß ich, daß er mich nicht täuſcht; und wie könnte ich ſeiner Liebe mit anderer Münze vergelten? Alle Schulden der Welt werden abgelöſt: die Liebe allein läßt nur Liebe als Bezahlung zu. Wenn ich ſein gedenke, bin ich froh, wenn ich ihn ſehe, entzückt, wenn ich ihn höre, ſelig. Er thue und verfahre mit mir nach ſeinem Gutdünken. Will er über die See, ſo gehe ich mit ihm, will er die Welt umſegeln, ſo begleite ich ihn, verkauft er mich in Feindeslande, ſo entfliehe ich nicht ſeinem Willen. Wollen meine Eltern ihre Freude an mir haben, ſo gönnen ſie mir meine an ihm. Verzichteten ſie nur auf ihre Eitelkeit, mich zu vermählen! Ich will lieber eine vollkommene Liebende als eine ſchlechte Gattin ſein. Wollen ſie in ihrem Alter Ruhe haben, ſo geſtatten ſie mir in meiner Jugend Freude, oder ſie bereiten meinen Untergang ſo ſchnell als ihr Begräbniß. Ich kenne keinen andern Gram als um die Zeit, die ich, ſeit meiner Selbſterkenntniß verloren habe, ihn kennen zu lernen und ſein zu genießen. Ich will keinen Gatten haben. Ich will die Bande der Ehe nicht beflecken und keinen fremden Mann in die ehelichen Fußtapfen treten laſſen, wie, alten Büchern nach, ſo viele, die klüger und vornehmer als ich waren, thaten. Einige von ihnen wurden in dem Heidenthume als Göttinnen verehrt, wie Venus, die Mutter des Aeneas und des Liebesgottes Cupido, die als vermählte Frau die angelobte eheliche Treue brach. Andere, noch ſtärker entflammte, begingen ſchimpfliche und blutſchänderiſche Laſter, ſo wie Myrrha mit ihrem Vater, Semiramis mit ihrem Sohne, Canace mit ihrem Bruder und die überwältigte Tochter des Königs David, Thamar. Manche verhöhnten ſogar grauſamerweiſe die Geſetze der Natur, Paſiphaen, der Gattin des Königs Minos mit dem Stiere gleich, und, angeſehen dieſe Königinnen oder große Damen, ſollte meine Verirrung gewiß vorwurfslos unter den ihrigen hinſchlüpfen. Der Urſprung meiner Liebe rechtfertigt ſie überdies. Ich ward von ſeinem Werthe gefeſſelt, beworben und beſtürmt, von der ſchlauen Celeſtina verkuppelt und mit verführeriſchen Beſuchen umgarnt, ehe ich mich ſeiner Leidenſchaft durchaus ergab. Ja, es ſind nun vier Wochen her, daß er meinen Garten, wie eine Feſtung, Nacht für Nacht, mitunter auch umſonſt, erſteigt, ohne mir weder Verdruß noch Erſchöpfung kund zu geben. Man hat ihm ſeine Diener meinetwegen umgebracht, er opfert mir ſein Vermögen auf, und, ſeine Gegenwart der ganzen Stadt für mich verleugnend, trägt er, in dem Exile ſeiner Kammer, Tag für Tag, nur heiße Sehnſucht nach der Nacht. Bewahre mich da Gott vor Undankbarkeit, ſchönen Reden und Täuſchungen, einem ſo wahrhaften Liebhaber gegenüber! Ich mag weder von einem Gatten, noch von Eltern und Verwandten wiſſen. Mit Caliſto gebricht mir das Leben, das nur ſo lange Werth für mich hat, als er ſich mein erfreut.

Lucrecia.

Schweig ſtill, Herrin, höre zu, ſie ſind noch dabei.

In Pleberio's Zimmer.

Pleberio.

Was meinſt Du alſo, meine werthe Gemahlin! ob wir mit unſerer Tochter reden? Theilen wir ihr mit, wie Viele ſich um ſie bewerben, und vermögen ſie zu erklären, welcher ihr am beſten gefällt? Söhne und Töchter ſtehen ohne Zweifel unter der elterlichen Obergewalt; indeſſen laſſen ihnen die Geſetze eine freie Wahl.

Alisa.

Was ſagſt Du? Was erwägſt Du Deine Worte ſo wenig! Wer könnte unſerer Tochter Melibea eine ſolche Neuigkeit eröffnen, ohne ſie höchlich zu erſchrecken? Wie ſollte ſie bereits von Männern wiſſen? Wie auf die Vorſtellung gekommen ſein, daß man ſich verheirathe und was Heirath ſei? oder ob aus der Verbindung zwiſchen Mann und Weib Kinder hervorgehen? Darfſt Du Dir einbilden, daß ihre einfältigliche Jungfräulichkeit ein unreines Verlangen nach einem Unbekannten trage, von dem ſie nie vernommen hat? Meinſt Du, ſie ſündige auch nur in Gedanken? Glaube das nicht, mein Gebieter Pleberio. Wie hoch oder niedrig geboren, wie häßlich oder ſtattlich der Mann ſei, den Du ihr auserwählſt, ſie wird ihr Wohlgefallen an ihm haben und ſich ihm ohne Widerſpruch ergeben. Ich muß am beſten wiſſen, wie wohl ich meine Tochter behütet und erzogen habe.

Im Vorzimmer.

Melibea.

Lucrecia, Lucrecia! Lauf durch die andere Thüre geſchwind hinein und mache, unter irgend einem Vorwande, ihrem Schwatzen und Loben ein Ende. Ich ſchreie ſonſt noch vor Aerger laut auf, daß ſie mir eine ſolche Unerfahrenheit zutrauen.

Lucrecia.

Ich eile, gnädiges Fräulein. (Ab.)

Siebzehnter Akt.

Elicia. Areuſa. Soſia.

In Elicia's Wohnung.

Elicia.

Es geht mit meiner Trauer ſchlecht; mein Haus bleibt unbeſucht, auf der Straße kommt Niemand vorüber, es werden mir keine Morgenſtändchen gebracht, meine Freunde ſingen mir nichts vor, es gibt vor meiner Wohnung Nachts keinen Skandal und keine Raufereien, und was mich am meiſten wurmt, iſt, ich ſehe weder Geld noch Geſchenke mehr zu meiner Thür hereinbringen. An alle dem bin ich Schuld; wäre ich nach der traurigen Geſchichte, die das Unglück über mich gebracht hat, dem Rathe meiner Herzensſchweſter gefolgt, die mir wohl will, ſo ſäße ich jetzt nicht zwiſchen meinen vier Wänden allein, wo mich aus Ekel kein Menſch beſucht. Der Teufel hat mir gerathen, um Den zu trauern, der vielleicht gar nicht um mich trauerte, wenn ich geſtorben wäre. Sie ſagte mir, mein Seel mit Recht: „Betrauere eines Andern Unglück oder Tod innerlich und äußerlich nicht mehr als er es Deinetwegen thäte" Sempronio hätte wahrſcheinlicherweiſe gelacht, wenn ich umgekommen wäre: was gräme ich, Närrin, mich alſo, daß ſie ihm den Kopf abgeſchnitten haben? Wer weiß, ob er mich, in ſeiner jähzornigen Verrücktheit, am Ende nicht auch, ſo wie die Alte todt geſtochen hätte, die Mutterſtelle an mir vertrat? Ich will unbedingt dem Rathe Areuſa's folgen, die von der Welt mehr weiß als ich, und oft zu ihr gehen, um von ihr Lebensart zu lernen. Was hat man da für eine anmuthige Vertraulichkeit! Was für ergötzliche, ſaftige Unterhaltungen! Ja, ein einziger Lebenstag eines geſcheidten Menſchen iſt mehr werth als eines Tölpels ganze Lebenszeit. Ich lege getroſt meine Trauer ab, laſſe meine Betrübniß fahren und verſtopfe meine Thränenquellen. Daß wir mit dem Weinen ſo leicht anfangen und ſo ſchwer aufhören iſt natürlich, da wir ſchon bei unſerer Geburt nichts Eiligeres zu thun haben. Jedoch hat man ſeinen geſunden Menſchenverſtand dazu, einen Irrthum einzuſehen und zu erkennen, wie der Putz auch eine unſchöne Frau ſchön, eine Alte jung, eine Junge jünger macht. Weiße und rothe Schminke iſt eben nur eine Fußangel für Männer, und ſo komm du, mein Spiesglaspulver und mein Spiegel, da meine Augen trüb geworden ſind, meine weiße Haube, mein gefälteltes Halstuch und meine Feſtkleider. Ich bereite Lauge für meine Haare zu, die ihr ſchönes Caſtanienbraun ſchon verloren haben, zähle, dies gethan, meine Hühner, mache mir aus herzerfreuender Reinlichkeit, mein Bett, ſpüle meine Thüre ab und fege und ſprenge vor meinem Hauſe, auf daß die Vorübergehenden ſehen, es ſei nun mit der Traurigkeit aus. Zu allernächſt muß ich freilich zu meiner Muhme gehen, um ſie zu fragen, ob Soſia bei ihr geweſen iſt und was ſie mit ihm angeſtellt hat. Ich habe ihn ſeitdem nicht wieder geſehen, daß ich ihm ſagte, Areuſa verlange ihn zu ſprechen. Gebe Gott, daß er ſie allein getroffen hat: die Galane reißen bei ihr leider! ſo wenig ab, als die Trunkenbolde in einer guten Kneipe. — —

Auf der Straße, vor Areyſa's Hauſe.

Elicia.

Die Thüre iſt verſchloſſen, es kann Niemand bei ihr ſein, ich will rufen. Holla, holla!

Areusa (drinnen).

Wer iſt da?

Elicia.

Mach auf, meine Freundin; es iſt Elicia.

In Areuſa's Wohnung.

Areusa.

Tritt herein, Schweſter. Gott grüße Dich. Ich freue mich, daß Du in dem Aufzuge kommſt und Deine Trauer abgelegt haſt. Nun wollen wir uns luſtig machen, nun beſuche ich Dich wieder und kommen wir bei Dir und mir zuſammen. Vielleicht war Celeſtinens Tod ein Glück für uns Beide: ich fühle wenigſtens ſchon meinen Profit davon. Auch ſollen ja die Todten den Lebendigen, theils durch Hab und Gut, theils durch Freiheit, ſo wie Dir die Augen öffnen.

Elicia.

Es wird an Deiner Thür gerufen, wir haben zum plaudern wenig Zeit; ich wollte Dich fragen, ob Soſia da geweſen iſt.

Areusa.

Er iſt nicht da geweſen, davon hernach noch mehr. Was das andonnert! Ich muß aufmachen. Es kann nur ein Verrückter oder ein Vertrauter ſein.

Sosia (draußen).

Mach auf, Madam, ich bin Soſia, Caliſto's Diener.

Areusa.

Bei allen Heiligen! Der Teufel an der Wand. Birg Dich hinter den Schirm, Schweſter. Du ſollſt ſehen, wie ich ihn mit Wind und Schmeicheleien aufblaſe und, wenn er fort geht, zweifelhaft gemacht habe, ob er es ſelbſt iſt oder ein Anderer? Ja, durch mein Liebkoſen und Streicheln ſoll ſein und ſeines Herrn Geheimniß ſo glatt aus ihm herausgebürſtet werden, wie durch ſeine Striegel der Staub von ſeinen Pferden. (Elicia verbirgt ſich hinter einen Schirm. Soſia kommt.) Ei, ſieh da! mein Soſia, mein heimliches Schätzchen! das gar nicht weiß, wie lieb es mir iſt, deſſen Ruf mich ſo begierig auf ſeine Bekanntſchaft gemacht hat. Der Vertraute und Getreue ſeines Herrn! Der dicke Freund ſeiner Kameraden! Ich fräße Dich vor Liebe gern auf und brauche Dich nur anzuſehen, um zu wiſſen, wie unbillig Du mit Tugenden vollgepfropft biſt. Komm herein, wir wollen uns niederlaſſen, ich kann mich nicht ſatt an Dir ſehen, Deine Züge rufen mir den unglückſeligen Parmeno wieder ins Gedächtniß. Darum alſo, weil Du zum Beſuch zu mir kommen ſollteſt, iſt heute ſo ſchönes Wetter? Sage einmal, mein kleines Männchen, haſt Du mich denn zuvor gekannt?

Sosia.

Der Ruf Deiner Anmuth, Liebenswürdigkeit und Erfahrungen, Madam, iſt ſo ſtadtkundig, daß natürlich viel mehr Leute von Dir wiſſen, als Du kennſt. Es kann auch nicht wohl Jemand eine weibliche Schönheit preiſen, der dabei nicht eher an Dich als an Andere dächte.

Elicia (leiſe hinter dem Schirme).

Potz Wetter! Wie mauſert ſich der kleine Wicht heraus. Es iſt noch nicht lange her, daß er ſeine Pferde ungeſattelt, barfuß und in der Stalljacke in die Schwemme ritt, und ſiehe, da hat er es bereits bis zu langen Hoſen und Mantel gebracht, derweil ihm Gefieder und Schnabel wachſen.

Areusa.

Wenn Jemand zugegen wäre, würde ich böſe, daß Du mich zum Beſten haſt. Indeſſen nimmt's mich an Dir nicht Wunder, da ihr Männer einmal wie gedruckt lügt und uns mit ſolchen Schmeicheleien zu berücken ſucht. Ich verſichere Dich, Soſia, daß Du mit den Reden gar nicht um Dich zu werfen brauchſt. Du haſt nicht erſt nöthig mich zu gewinnen, Du haſt mich ſchon im Sacke. Ich habe Dich wegen zweierlei gebeten, zu mir zu kommen, und wiewol es zu Deinem Beſten iſt, rückte ich doch mit der Sprache nicht gegen Dich heraus, wenn ich nicht wüßte, wie ſehr Du ohne alles Falſch und ohne alle Tücken biſt.

Sosia.

Verhüte der Himmel, Madam, daß ich Dich hinterginge! Mein Verlangen nach Deiner großen Gunſt führte mich zu Dir, wie unwürdig ich mich auch fühle, Dir die Schuhriemen aufzulöſen. Leite alſo meine Zunge an und antworte für mich ſelbſt auf Deine Fragen: ich ſpreche Dir unverzüglich und aufrichtig nach.

Areusa.

Du weißt, mein Schätzchen, wie brünſtig meine Liebe zu Parmeno war, und da das Sprichwort ſagt: Wer Bertram liebt u. ſ. w. liebe ich auch was ihm angehört, ſehe ſeine Freunde gern und intereſſire mich wie für mich ſelbſt für ſeine Herrſchaft, deren Schaden ich verhütet habe, wo ich konnte. Indeſſen kommt es jetzt darauf nicht an, und wünſchte ich weiter nichts, als daß Du meine Liebe zu Dir erkennen und bedenken wollteſt, wie viel Freude Du mir jederzeit durch Deine Beſuche machſt, die Dir gewiß niemals nachtheilig werden, ſondern nur ſo viel als möglich frommen ſollen. Ich warne Dich andererſeits mit meiner Liebe und Zuneigung, deren Augen ich auf

Dich geworfen habe, daß Du Dich vor Gefahren hüteſt und zumal keinem Menſchen Deine Geheimniſſe anvertrauſt. Du mußt wol begreifen, wie verderblich Celeſtinens Mitwiſſen Sempronio und Parmeno war, und ich möchte Dich nicht ſo erbärmlich als Deine Kameraden umkommen ſehen: ich habe an dem Einen ſchon genug beweint. Bei alle dem wußte eine Perſon, die mich beſuchte, von Dir ſelbſt, wie Caliſto Melibeens Liebe gewonnen habe, zu der Du alle Nächte mit ihm gingeſt, und eine Menge andere Dinge, die ich Dir nicht wiederholen will. Ich bringe Dir alſo in Erinnerung, mein Freund, daß es Niemandem als geringen Weibern oder kleinen Kindern eigen iſt, Heimlichkeiten auszuplaudern, und rathe Dir, auf Deiner Hut zu ſein. Damit Du eben doppelt hörſt und ſieheſt und nur einfach ſprecheſt, hat Dir Gott zwei Ohren und Augen und nur eine Zunge geliehen. Glaube ja nicht, daß Dein Freund, dem Du ein Geheimniß anvertrauſt, es beſſer bewahren werde als Du ſelbſt. Auch verhalte Dich ruhig, ſo oft Du mit Deinem Herrn Caliſto zu der Dame gehſt, da alle Wände Ohren haben: es haben mir auch noch Andere geſagt, Du gingeſt alle Nächte hin und ſchrieſt dabei vor Vergnügen ſo laut wie ein Narr.

Soſia.

Was die Leute, die Dir ſolche Nachrichten zutragen, übel berichtet ſind, Madam! Ein Lügner behauptet, er wiſſe es aus meinem Munde, und die Andern ſchoſſen nun gar fehl mit ihrem Verdachte, den ſie zur Gewißheit gemacht haben, und müſſen nicht hingeſehen haben, wenn ich Abends in der zehnten Stunde bei Mondenſchein meine Pferde tränkte und dabei munter und guter Dinge ein Liedchen für mich trällerte, um der Mühe und Noth zu vergeſſen und mir die Sorgen aus dem Sinne zu ſchlagen. Caliſto müßte ja nicht bei Verſtande ſein, wenn er zu einer ſolchen Stunde einer ſo kitzlichen Sache nachginge. Der wartet lieber bis alle Welt im erſten ſüßen Schlafe ruht und hütet ſich, alle Nächte hinzugehen, was auf die Länge der Teufel aushalten möchte.

Areusa.

Nun ſeh einmal Eines, wie ich mich in dem Fallſtricke ihres falſchen Zeugniſſes habe fangen laſſen! Damit ich ſie aber recht tüchtig abweiſen kann, läſſeſt Du mich wol von ungefähr die Tage Eurer nächtlichen Wanderungen wiſſen? Ich ſehe alsdann deutlich ein, wie ſie unrecht und verleumdet haben, und beruhige mich über Deine Schweigſamkeit. Sind ihre Nachrichten falſch, ſo iſt auch Deine Perſon ungefährdet und darf ich mir ganz unbekümmert mit der Hoffnung ſchmeicheln, mich noch recht lange Zeiten Deiner zu erfreuen.

Sosia.

Der Beweis meiner Sache iſt alsbald geführt, Madam, da wir noch in dieſer Nacht, ſobald der Seiger zwölfe ſchlägt, eine unſerer Zuſammenkünfte mit ihr in dem Garten haben. Du fragſt ſie nun wol morgen was ſie wiſſen aus, und ich laſſe mir das Haar unter einem Topfe abſchneiden, wenn das Mindeſte davon verlautete.

Areusa.

Was nehmt Ihr denn für einen Weg, mein Liebchen? daß ich ſie deſto beſſer in die Enge treibe, wenn ſie anfangen irre zu werden.

Sosia.

Wir gehen durch die Straße des dicken Vikarius und hinter ſeinem Hauſe hin.

Elicia (leiſe hinter dem Schirme).

Das iſt uns nun genug, Herr Papelhans; mehr brauchen wir nicht zu wiſſen. Wer ſich einem ſolchen

Mauleſelkerl anvertraut, der das Blaue vom Himmel ſchwatzt, iſt doch ſtets verleſen.

Areusa.

Mein Freund Soſia, nach alle dem zweifle ich nicht mehr an Deiner Unſchuld und der Bosheit Deiner Widerſacher. Gehe jetzt mit Gott, ich habe mehr zu thun, und ſchon Zeit genug mit Dir vertrödelt.

Elicia (leiſe hinter dem Schirme).

Die hat es hinter den Ohren! So leuchtet man einen ſolchen Eſel heim, der ſeine Heimlichkeiten auf ſo plumpe Weiſe preisgibt!

Sosia.

Halte mir es zu Gnaden, meine angenehme, liebenswürdige Madam, daß ich Dich ſo lange hingehalten habe. Ich bin allezeit bereit Dir zu dienen und mein Leben für Dich zu laſſen. Die heiligen Engel geleiten Dich! (Ab.)

Areusa.

Gehab Dich wohl. — Da trampelt das alte Maulthier hin und läßt ſich nicht träumen, wie bald ſeine Stunde geſchlagen hat. Einen Denkzettel auf Deinen Hintern trägſt Du wahrhaftig davon, Du Lump, und den ſollſt Du mir zu verdanken haben, die Dich auf den Rücken gelegt hat. Mit wem rede ich denn aber? Komm hervor, Schweſter! Was meinſt Du, habe ich ihn recht bedient? Nicht wahr, ich weiß mit meinen Leuten umzuſpringen? Ich ſtutze mir die Eſel ſeines Gleichen mit Mishandlungen, die Narren mit Spott, die Klugen mit Schrecken, die Frommen mit Rührung, die Keuſchen mit Ueppigkeit zu, und Du magſt Dir daraus die Lehre ziehen, Muhme, daß das eine andere Kunſt als Celeſtinens ihre iſt, in deren Augen ich eine alberne Gans war, und ſcheinen wollte. Wir wiſſen auf die Manier genau, was uns zu wiſſen Noth thut, und ſo laß uns den Galgenſtrick in ſeiner Wohnung aufſuchen, den ich vergangenen Donnerstag vor Deinen Augen mit Scheltworten von dannen trieb. Du mußt Dich anſtellen, als wollteſt Du uns mit einander verſöhnen und als hätteſt Du mich gebeten, den erſten Schritt zu thun.

Achtzehnter Akt.

Elicia. Centurio. Areuſa.

In Centurio's Wohnung.

Elicia (draußen).

Iſt Niemand da?

Centurio.

Lauf, Junge! ſieh, wer ſich unterfängt, ohne Anfrage in mein Haus einzutreten. Komm zurück; ich weiß, wer es iſt. — Verhülle Dich nicht in den Mantel, Madam, Du kannſt Dich nicht unkenntlich machen. Sowie ich Elicien eintreten ſah, wußte ich, ſie könne keine ſchlechte Geſellſchaft bei ſich haben und werde mir nichts weniger als eine verdrüßliche Zeitung mitbringen.

Areuſa.

Gehen wir, um Gotteswillen, nicht weiter. Der Schlingel brüſtet ſich ſchon genug, mit der Einbildung, ich wollte ihm Abbitte thun. Er ſieht lieber ſeines Gleichen, als uns vor ſich. Kehren wir geſchwind um, ich kann keinen ſolchen Fratz ausſtehen. Was fällt Dir ein, Schweſter, mich die Betfahrt machen zu laſſen? Iſt es erlaubt, aus der Veſper geradeswegs zum Schinderhannes zu gehen?

Elicia.

Komm, komm, gehe mir zu Liebe nicht fort; ich reiße Dir den Aermel aus dem Mantel.

Centurio.

Halte ſie feſt, Madam, und laß nicht locker.

Elicia.

Ich begreife Deinen Eigenſinn nicht, Muhme? Wo wäre ein ſo ſinnloſer Narr, daß er ſich nicht freute, zumal von Weibern beſucht zu werden? Komm her, Herr Centurio; ſie ſoll Dich, ſo wahr ich lebe und wenn ich es auch ſelbſt ausbaden müßte, aus freien Stücken umarmen.

Areusa.

Ich wollte ihn eher in Henkershänden und gewaltſam umbringen ſehen, als ihm eine ſolche Gunſt erweiſen. Es iſt mit uns auf Lebenszeit vorbei. Was hätte ich davon, einen ſolchen Böſewicht zu umarmen und eines Blickes zu würdigen? Hat er mir nicht neulich abgeſchlagen, in einer ſo wichtigen Angelegenheit eine kleine Tagereiſe weit für mich zu gehen?

Centurio.

Fordere von mir, was ich vollbringen kann und was meines Amtes iſt, Madam; eine Rauferei mit Dreien auf einmal, wo nicht mit noch Mehrern: ich halte Dir zu Liebe Stand; daß ich Einem das Lebenslicht ausblaſe, Arme und Beine zerſchlage; Einer, die es Dir gleichthun will, einen Denkzettel ins Geſicht hänge: was möglich iſt, geſchieht Knall und Fall. Nur muthe mir weder zu, daß ich Fußpartien mache, noch daß ich Dir Geld gebe, von dem Du weißt, daß ſeines Bleibens bei mir nicht iſt, ja, nach dem man mich dreimal umſtürzen kann, ohne daß ein rother Heller heraus fällt. Ein Schelm gibt mehr als er hat. Du ſiehſt, in welchem Haus ich lebe: man kann einen Kreiſel von einem Ende zum andern tanzen laſſen, ohne daß er anſtößt. Ich habe nicht mehr als eines

Grenzers Hausrath: eine Flaſche ohne Hals, einen Bratſpieß ohne Spitze, mein Bettgeſtell ſind lauter Schilde, meine Matratze eine Schicht zerriſſener Panzerhemden, meine Decke ein Sack von Segeltuch. Um Jemand zu traktiren, kann ich nur den zerlumpten Mantel um meinen Schultern verſetzen.

Elicia.

Seine Gründe leuchten mir, ſo wahr ich lebe! ein. Er gehorcht Dir wie ein Heiliger, er redet Dir zu wie ein Engel, er ſpricht ja ganz vernünftig. Was willſt Du mehr? Sage ihm ein freundliches Wort und ſei nicht böſe, da er Dir ſo bereitwillig dient.

Centurio.

Bereitwillig blos, ſagſt Du, Madam? Ich ſchwöre Dir bei dem heiligen Märtyrerbuche von A bis Z, und es zittert mir der Arm darnach, was ich für ſie thun will, daß ich an nichts weiter denke als wie ich das undankbare Weib zufrieden ſtelle. Verwichene Nacht träumte mir, ich ſchlüge mich ihretwegen mit vieren ihrer Bekannten herum, von denen Einer ums Leben kam, die Andern das Weite ſuchten und der Allerheilſte ſeinen linken Arm zu meinen Füßen hinterließ. Bei Tage und wachend lege ich noch ganz anders los, wenn Einer ihr nur auf den Pantoffel tritt.

Areuſa.

Ja, wenn es Dir damit ein rechter Ernſt iſt, mag es gut ſein und vergebe ich Dir unter der Bedingung, daß Du mich an einem Edelmanne Namens Caliſto rächſt, der mich und meine Muhme beleidigt hat.

Centurio.

Pfui, ſchäme Dich, ſo kinderleichter Bedingungen! Hat er ſeine Beichte abgemacht?

Areuſa.

Sei um ſeine Seele unbeſorgt.

Centurio.

Ich ſcheere mich auch nichts darum; meinetwegen mag er ungebeichtet in die Hölle zu Gaſte gehen!

Areusa.

Höre mir zu und unterbrich mich nicht: Du mußt ihn heute Nacht vornehmen.

Centurio.

Verliere kein Wort mehr: das iſt abgemacht. Ich bin mit dem Liebeshandel bekannt und weiß, wer darin umgekommen iſt, und was Ihr verloren habt. Was für einen Weg ſchlägt er ein? um welche Stunde geht er aus? Wer begleitet ihn? Ich will nur wiſſen, wie viel Stück.

Areusa.

Es begleiten ihn zwei Diener.

Centurio.

Lumperei! Das macht meinen Bratſpieß nicht ſatt. Der hat heute Nacht anderwärts zu thun.

Areusa.

Leere Ausflüchte! Wirf ſolche Knochen andern Hunden vor: mir mußt Du nicht ſo kommen. Ich will einmal ſehen, ob Du Herz und Zunge auf dem rechten Flecke haſt.

Centurio.

Wenn mein Degen ausſagen könnte, was er thut, er würde niemals fertig. Wer bevölkert die Kirchhöfe mehr als er? Wer bereichert ſo die Wundärzte dieſes Erdenrundes? Wer gibt den Waffenſchmieden alle Hände voll zu thun? Wer durchdringt das ſtichfeſteſte Panzerhemd? Wer zerſtückt Barceloniſche Tartſchen? Wer als er ſchneidet durch Pickelhauben aus Calatayud und macht Almazaner Helme ſo unnütz als wären ſie aus Melonen gehölt? Seit zwanzig Jahren iſt er mein tägliches Brot, und um ſeinetwillen fürchten mich alle Männer und lieben mich alle Weiber, außer Dir: um ſeinetwillen ward mein Großvater Centurio geheißen, um ſeinetwillen hieß mein Vater Centurio, um ſeinetwillen nenne ich mich ſelbſt Centurio.

Elicia.

Was vollbrachte der Degen, daß er Deinem Großvater den Namen verdinte? War er damit ein Anführer von Hunderten.

Centurio.

Das nicht: er hielt es nur mit hundert Weibern.

Areusa.

Bekümmern wir uns nun nicht mehr um ſeinen Stammbaum oder ſeine alten Großthaten, und entſchließe Dich kurz und gut, ob Du das Gewiſſe vollbringen willſt; wir müſſen gehen.

Centurio.

Ich trage ſtärkeres Verlangen nach der Nacht, in der ich Dich zufrieden ſtelle, als Du ſelbſt empfinden kannſt, Dich gerochen zu ſehen. Es ſei Alles Deinem Willen gemäß vor ſich gehen. Wähle ſeinen Tod ſelbſt aus: hier iſt ein Regiſter von ſiebenhundert ſiebenzig Todesarten: ſiehe zu, welche Dir die beſte dünkt.

Elicia.

Um des Himmelswillen, Areuſa! vertraue die Sache keinem ſo ausbündigen Wüthriche. Sie bleibt beſſer ungeſchehen, als daß ſie die ganze Stadt empört und uns noch mehr als das Vergangene ſchadet.

Areusa.

Sei ſtill, Schweſter, er braucht blos eine auszuwählen, die geräuſchlos iſt.

Centurio.

Die ich die Tage daher anwendete und zumeiſt im Griffe habe, wird durch blutloſe Hiebe mit der flachen Klinge, oder durch Rippenſtöße mit dem Gefäß und gewiſſe Schläge von hinten bewirkt. Andere punktire ich mit dem Dolche wie ein Sieb durch oder behandle ſie wie ein Fleiſchhacker, fange ſie ab, köpfe ſie geradezu. Zuweilen laſſe ich auch mein Schwert ausruhen und prügele blos.

Elicia.

Um Gotteswillen! fahre nicht fort: prügele ſie denn blos braun und blau, ohne ſie todt zu ſchlagen.

Centurio.

Ich ſchwöre bei der heiligen Litanei, daß mein Arm es nicht mehr in ſeiner Gewalt hat, zu prügeln ohne todt zu ſchlagen, als die Sonne, ihren gewohnten Lauf am Himmel zu verändern.

Areusa.

Wir wollen auch nicht zu barmherzig werden, Schweſter; er fange mit ihm an, was er will und bringe ihn meinetwegen um, wenn es ihm Spaß macht. Melibea mag ſo gut als Du weinen. Laſſen wir das. Richte Deinen Auftrag gehörig aus, Centurio, und mache uns damit ſo oder ſo eine kleine Freude; laß ihn Dir nicht entwiſchen, ohne daß er ſeine Züchtigung erhalten habe.

Centurio.

Verzeih ihm Gott, wenn ihn ſeine Füße nicht von dannen tragen. Ich bin ungemein erfreut, Madam, Dir bei dieſer Gelegenheit ein kleines Probeſtück meiner Liebe ablegen zu können.

Areusa.

Gott ſchenke Dir eine gute Verrichtung. Ich befehle Dich ihm an. Laß uns gehen. (Elicia und Areuſa ab.)

Centurio.

Er geleite Dich und mache Dich gegen die Deinigen langmüthig! — Da gehen die Huren mit ihren Finten hin. Ich muß darauf bedacht ſein, meine Wortbrüchigkeit zu entſchuldigen. Sie müſſen glauben, ich habe mir die

Sache wirklich angelegen ſein laſſen und dürfen nicht ahnen, daß mich die Gefahr abgeſchreckt hat. Stelle ich mich krank? das hilft nichts; ſo warten ſie mit ihrem Anliegen bis ich geſund bin. Sage ich, ich ſei da geweſen und habe ſie in die Flucht geſchlagen, ſo verlangen ſie ein Wahrzeichen: wer und wie viel ihrer waren, wo ich ſie traf, was ſie für Kleider an hatten? Das würde ich mit nichten geben können, und ſo hätte ich mein Spiel verloren. Was iſt alſo zu meiner Sicherheit und zu ihrer Beruhigung zu thun? Ich will den lahmen Traſo und ſeine Kameraden holen laſſen und ihnen ſagen, ſie möchten in dieſer Nacht, in der ich anderwärts beſchäftigt ſei, ein großes Waffengeklirr wie bei einem Kampfe anſtellen, um, anſtatt meiner, einige junge Menſchen ins Bockshorn zu jagen. Das verträgt ſich vollkommen mit meiner Sicherheit und kann weiter keinen Schaden ſtiften, als daß ſie ſich aus dem Staube machen und zu Bett legen.

Neunzehnter Akt.

Soſia. Triſtan. Caliſto. Melibea. Lucrecia.

Auf der Straße.

Sosia.

Nur leiſe, daß man uns nicht hört. Von hier bis zu Pleberio's Garten, will ich Dir, mein lieber Triſtan, erzählen, was mir heute mit Areuſa begegnet iſt, derethalb ich der vergnügteſte Menſch auf Gottes Erdboden bin. Es war ihr ſo vielerlei von mir zu Ohren gekommen, daß ſie auf meine Liebe ganz erpicht geworden war und mich zu ſich bitten ließ. Ich geſchweige Deſſen, was für ſchöne Reden wir mit einander wechſelten; und ſie gab mir zu verſtehen, wie ſie mir hinfort ebenſo angehören wolle, als ſie eine Weile Parmeno's geweſen ſei. Sie erſuchte mich, öfter zu ihr zu kommen, ſie gedenke ſich meiner Liebe zu erfreuen, und ich ſchwöre Dir bei dem gefährlichen Wege, den wir wandeln, ich hätte mich lieber heute als morgen über ſie gemacht. Ich ſchämte mich nur, daß ſie ſo gar ſchön geputzt war und ich einen alten geflickten Mantel trug. Sie gab mit jeder Bewegung einen Moſchusgeruch von ſich: ich ſtank nur nach Miſt, der mir an den Schuhen klebte. Ihre Hände waren ſo weiß wie Schnee, und wenn ſie zuweilen einen Handſchuh abzog, regnete es gleichſam Pomeranzenblüten im Hauſe. Eben dieſerhalb und weil ſie zur Zeit Etwas vorhatte, vertagte ſie meine Verwegenheit auf ein andermal. Auch weiß man auf den erſten Anblick noch nicht mit einer Sache umzugehen; je näher man ſie kennen lernt, deſto beſſer handhabt man ſie.

Tristan.

Dein Rathgeber, mein lieber Soſia, müßte einen reifern und erfahrenern Verſtand als ich haben; ich verſuche indeſſen, wie weit ich es mit meinen jungen Jahren und beſchränkten Fähigkeiten bringe. Du darfſt wol dafür halten, daß das Weibsbild, das Deiner eignen Angabe nach eine öffentliche Hure iſt, bei der Gelegenheit eine gewiſſe Argliſt an Dir ausgelaſſen hat. Ihre betrügeriſchen Anerbietungen mochten wer weiß was bezwecken. Wie ſollte ſie Dich um Deiner perſönlichen Vorzüge willen lieben, da ſie ſo viele Andere von ſich weiſt! Oder wie ſollte Dein Reichthum ihr ins Auge ſtechen, da ihr bekannt ſein muß, daß Dir auch nicht der Staub an Deiner Striegel gehört! Oder Dich ihr gar Deine vornehme Geburt reizend machen, deſſen Vater Soſia hieß und der, auf dem Dorfe geboren und erzogen, die Scholle geſchickter mit dem Pfluge ſtürzt als er ſich zu Liebeshändeln anläßt. Denke einmal ein Biſſel nach, Soſia, und erinnere Dich, ob ſie Dir nicht etwa das Geheimniß unſeres nächtlichen Ganges ablocken wollte, um aus Neid über Melibeens Glück, Caliſto und Pleberio an einander zu hetzen. Erwäge, eine wie unheilbare Krankheit und ein wie überläſtiger Gaſt alle Misgunſt iſt, der ſich, zum Lohn für das genoſſene Gute, an dem Unglück ſeiner Wirthe freut. Wie ſchmählich täuſchte Dich das Weib mit ihren Schmeicheleien und dem giftigen Laſter, das ihres Gleichen aufſchmückt! Sie wollte, um ihre Luſt zu büßen, die Seele verderben und ihrer verdammten Abſichten halb, ſolch Unheil anſtiften. Ueber die loſe Dirne, die Dir Rattenpillen in Weißbrot wickelte! Sie mochte ihren Körper gegen

Streit und Hader austauſchen. Achte auf mich, und ſcheint es Dir, es ſei an Dem, ſo fange ſie, wie ich Dir zeigen will, in ihrem eignen Garne. Du weißt: „Wer den Betrüger betrügt“ u. ſ. w., oder: „Wenngleich der Fuchs iſt noch ſo fein, Fuchsjäger wird noch feiner ſein“. Gegenminire ihre Tücken, erſtürme ihre Niederträchtigkeit, wo ſie ſich am ſicherſten wähnt und ſinge in Deinem Stalle für Dich: „Der Eine füttert den Braunen, der Andere ſattelt ihn“.

Sosia.

Was Du für ein kluger, Deinem Alter überlegener Junge biſt, Triſtan! Wie früh Du geſattelt haſt! Was Du da für einen tiefen, wahrſcheinlichen Verdacht erhebſt! Inzwiſchen ſind wir bei dem Garten angelangt und müſſen uns, wegen unſers Herrn, den Schluß der Geſchichte für ein andermal aufſparen.

Calisto.

Legt die Leiter an, Jungens, und ſeid ſtill: es iſt mir, als hörte ich meine Geliebte. Ich erſteige die Mauer und belauſche ſie ein Weilchen. Vielleicht verdient mir meine Abweſenheit ein Liebeszeichen.

An Pleberio's Garten.

Melibea.

Ich beſchwöre Dich, Lucrecia, ſinge weiter; ich höre Dir, in Erwartung meines Geliebten, mit Vergnügen zu. Erhebe, in der Umlaubung, Deine Stimme nur nicht zu ſehr, daß uns draußen Niemand höre.

Lucrecia (ſingt).

Süße Blumen, laßt euch pflücken
Von der Hand der Gärtnerin,
Laſſet euch zum Gruſſe ſchicken
Ihrer fernen Liebe hin.

Naht er ſich, wird ſelbſt erröthen
Tief die bleiche Lilienbraut,
Und wo niemals Düfte wehten
Sprießen ſie, wird er erſchaut.

Melibea.

Ach, wie ſüß hört es ſich Dir zu! Ich vergehe vor Luſt. Mir zu Liebe fahre fort.

Lucrecia (ſingt).

Lieblich iſt die klare Quelle,
Die dem Durſtigen erblinkt,
Lieblicher, wann zu der Stelle
Melibee Caliſten winkt.

Sei die Nacht auch noch ſo düſter,
Sie erkennen ſich alsbald,
Unter leiſem Kußgeflüſter,
An der Liebe Allgewalt.

Wie der Wolf ſich in die Heerde,
Stürzt Caliſto wild auf ſie,
Und empfindet, daß er werde
Satt an Liebesfreude nie.

Und es ſaugt das Lamm ſo innig
An der Mutter nicht, ſo feſt,
Als ſie ihre Lippen, minnig,
An den ſeinen ſaugen läßt.

Ja, noch niemals lag ſo brünſtig
Bei dem Bräutigam die Braut,
Noch war keine Nacht ſo günſtig,
Wo man Gärten Nachts bebaut.

Melibea.

Sowie Du von ihm ſprichſt, Lucrecia, ſchwebt mir ſein leibhaftig Bild vor Augen. Es iſt mir als ſähe und fühlte ich ihn in meinen Armen. Singe in der lieblichſüßen Weiſe fort. Ich begleite Dich mit meiner Stimme.

Lucrecia und Melibea (ſingen).

Kühle Wipfel, Schattenbäume,
Tragt ihr nach der Augen Licht
Sehnſucht, daß es dieſe Räume,
Morgen bringend, hell durchbricht?

O, ihr Sterne an dem Himmel!
Du, der Liebe heil'ger Pol!
Wecket Euer Lichtgewimmel
Meines Lebens Wonne wol?

Melibea.

O, höre, höre mich, mein einziges Leben! Vernimm meine Stimme, ich ſinge allein. (Singt:)

Papageien, Nachtigallen!
Die ihr ſingt der Morgenröthe,
Laſſet meine Klag' erſchallen,
Daß der Sehnſucht Schmerz mich tödte.

Mitternacht iſt längſt vorüber,
Und er kommt noch immer nicht — —
Wiſſet ihr, daß er wo lieber
Liebesarm' in Arme flicht?

Caliſto (kommt).

Die Süßigkeit Deiner Engelsſtimme ſchmilzt mein Herz; ich kann Deiner harrenden Sehnſucht nicht widerſtehen. O meine Liebe! mein Leben! mein Alles! Wie könnte ein erſchaffenes Weib Dir gleichen! Du überraſchender, überwältigender Wohllaut! Du entzückender Anblick! O, mein Herz! was konnteſt Du Dich unſerer beiderſeitigen Seligkeit nicht länger enthalten?

Melibea.

Liebſter Verrath! Süßeſtes Erſchrecken! Iſt es mein Trauter? meine Seele? Ja, er iſt es! und doch glaube ich es nicht. Wo verweilteſt Du, leuchtender Sonnengott? Wo bargſt Du vor mir Deine Strahlen? Belauſchteſt Du mich ſchon lange? Warum ließeſt Du meine heiſere Schwanenſtimme ſo thörichte Worte in die Lüfte ſenden? Der ganze Garten freut ſich Deines Kommens. Sieh! wie klar der Mond hernieder ſcheint! wie die Wolken ziehen! Höre dem fließenden Waſſer des Springquelles zu, um wie viel ſüßer und ſanfter ſein Murmeln durch den friſchen Raſen klingt. Höre auf die hohen Cypreſſen, wie ein Zweig den andern mit dem linden Lüftchen, das ſie erregt, in Ruhe wiegt. Sieh ihre ſtillen, dunkeln Schatten an, wie geſchaffen ſie ſind, unſere Wonne zu bergen! Was meinſt Du, liebe Lucrecia, würdeſt Du nicht vor Freude närriſch? Gönne mir ihn, zerreiße mir ihn nicht, zerre mit Deinen harten Armen nicht an ſeinen Gliedern. Laß mich genießen was mein iſt, ſtöre nicht meine Freude.

Calisto.

Liebſt Du, o meine höchſte Seligkeit! mein Leben, ſo laß Deinen himmliſchen Geſang nicht verklingen. Meine Gegenwart, die Dich erfreut, ſei nicht ſchlimmer daran als meine Abweſenheit, die Dich verdroß.

Melibea.

Was ſoll ich ſingen, Lieber? wie ſoll ich ſingen, da mir die Sehnſucht nach Dir Stimme lieh und meinen Geſang melodiſch machte? Deine Ankunft raubte mir die Sehnſucht und meiner Stimme den Klang. Was nöthigſt Du, Vorbild an Sitte und Liebenswürdigkeit, meine Zunge, zu reden und Deine Hände nicht ſich ſtill zu verhalten? Was wirſt Du Deiner Kunſtgriffe nicht uneingedenk? Beruhige ſie und ihre garſtigen Gewohnheiten, ihr unerträgliches Thun. Ich warne Dich, mein Engel!

Du biſt mir, wenn Du artig, ebenſo angenehm, als mir Deine gewaltſamen Mishandlungen läſtig fallen.

Calisto.

Wer einen Vogel verzehren will, mein Liebchen, zerfiedert ihn erſt.

Lucrecia.

Hole mich der und Jener, wenn ich länger zuhöre! Iſt das ein Leben? Ich griffe gleich mit allen Fingern zu, und ſie ziert ſich und will gebeten ſein. Da iſt ja aber ſchon der ganze Lärm vorbei: die haben keinen Friedensſtifter gebraucht. Ich machte es ihnen für mein Leben gern nach, wenn die dummen Tölpel von Bedienten ſich den Tag über ein wenig mit mir abgäben; ſie erwarten, daß ich ihnen nachlaufe.

Melibea.

Soll Dir Lucrecia etwas zum Nachtmahl bringen, Theuerſter?

Calisto.

Ich kenne keine andern Genüſſe als die Deiner ſüßen Schönheit. Speiſe und Trank verkauft man allerwärts und erhalten wir zu allen Zeiten. In dieſem Garten iſt jedoch das Unveräußerliche zu haben, das auf der ganzen Erde ſeines Gleichen ſucht, und das Du mir nicht zumuthen darfſt, einen Moment ungenoſſen zu laſſen.

Lucrecia.

Ich weiß ſchon vom bloßen Zuhören nicht mehr, wo mir der Kopf ſteht, und die ſchwatzen und ſchwatzen, ohne daß ſie müde werden, ſich zu herzen und zu küſſen.

Calisto.

Ich wollte, es tagte nimmer wieder, Liebſte! Das Umfangen Deines engelzarten Leibes gewährt meinen Sinnen zu überſchwängliche Befriedigung.

Melibea.

Ich gewinne und genieße in der grenzenloſen Gunſt Deiner Liebe beiweitem mehr als Du, mein Caliſto.

Sosia (draußen).

Was kommt ſolch Lumpengeſindel daher und erſchreckt Leute, die ſich nicht vor ihm fürchten? Wenn Ihr mich erwartet, ſo gedenke ich, bei Gott! mit Euch umzugehen, wie Ihr es verdient.

Calisto.

Ich höre Soſia laut rufen, Herrin; laß mich nachſehen, daß er nicht ermordet wird; es iſt nur ein kleiner Page bei ihm. Gib mir eilig meinen Mantel, der unter Dir liegt.

Melibea.

Ich Unglückliche! Gehe nicht ohne Bruſtharniſch; komm und wappne Dich erſt.

Calisto.

Was Degen, Mantel und Muth nicht vermögen, meine Theuerſte, bringt Pickelhaube, Bruſtharniſch und Behutſamkeit nicht zu Wege.

Sosia (draußen).

Wenn Ihr nicht umkehren wollt, bleibt wenigſtens ſtehen. Ihr ſollt nicht umſonſt nach Wolle ausgegangen ſein und geſchoren nach Hauſe kommen.

Calisto.

Laß mich um des Himmels willen, Melibea! Die Leiter iſt angelegt.

Melibea.

Wehe mir Elenden! Daß ich Dich ſo aufgebracht, übereilt und ungewappnet in eine ungekannte Gefahr gehen laſſen muß. Komm geſchwind, Lucrecia! Caliſto iſt des Lärmens halb fortgegangen; werfen wir ihm ſeinen Bruſtharniſch über die Mauer: da liegt er.

Vor dem Garten.

Tristan.

Warte, gnädiger Herr! komm nicht herab. Sie ſind fort. Es war der lahme Traſo mit andern Schelmen, die ſchreiend vorüber zogen. Soſia kommt zurück. Sachte, ſachte, gnädiger Herr! Halte Dich mit den Händen an die Leiter.

Calisto (herabſtürzend).

Heilige Mutter Gottes! Ich ſterbe. Den Beichtiger!

Tristan.

Geſchwind hierher, Soſia; unſer armer Herr iſt von der Leiter gefallen und regt und rührt ſich nicht.

Sosia (kommt zurück).

Gnädiger Herr! gnädiger Herr! Er hört und ſieht nicht. Er iſt mauſetodt, wie mein Großpapa. Ach, über das Unglück!

Im Garten.

Lucrecia.

Horch, horch: es iſt ein Unglück geſchehen.

Melibea.

Was iſt das? Was muß ich hören! Ich ärmſtes Weib!

Tristan (draußen).

O, wehe mir! mein Herr und mein Glück ſind todt. Mein Herr hat den Hals gebrochen. O, jammervoller Tod ohne Beichte! Soſia, wiſche von dem Eckſteine das Gehirn zuſammen und thue es zu dem Kopfe unſers beweinenswerthen Herrn. Du ſchwarzer Tag, du vorſchnelles Ende!

Melibea.

Ich Troſtloſe! Was bedeutet das? Von welcher furchtbaren Begebenheit muß ich hören! Hilf mir an der Wand empor, Lucrecia, daß ich meinen Schmerz ins Auge faſſe. Ich erfülle ſonſt mein elterliches Haus mit Wehklagen. Mein Glück und meine Wonne iſt in Rauch verflogen, meine Freude aus, mein Stolz vernichtet.

Lucrecia.

Was weinſt Du ſo übermäßig, lieber Triſtan? Sprich!

Triſtan (draußen).

Ich beweine mein ſchreckbares Unglück und mein großes Leiden: mein Herr Caliſto iſt todt von der Leiter geſtürzt, ſein Kopf dreifach geſpalten, er iſt ohne Beichte geſtorben. Sage ſeiner armen jungen Freundin, daß ſie ihren trübſeligen Liebhaber nicht mehr erwarten darf. Faſſe ihn bei den Füßen an, Soſia; wir wollen die Leiche unſers geliebten Herrn forttragen. Es bringt ſeiner Ehre Schaden, an dieſem Orte umgekommen zu ſein. Geſellt Euch zu uns, Thränen; gib uns Dein Geleite, Einſamkeit; folge uns nach, Troſtloſigkeit; umkleide uns, Betrübniß; bedecke uns, Trauer und bußfertiges Sacktuch.

Melibea.

O, ich betrübteſte Betrübte! die das Köſtlichſte nur ſo kurze Zeit beſaß, die der Schmerz ſobald überkommen mußte.

Lucrecia.

Zerkratze nicht Dein Antlitz, Fräulein und zerraufe nicht Dein Haar. Heute Leiden, morgen Freuden. Er iſt unter dem allerwandelbarſten aller Planeten geboren! Wie faſſungslos biſt Du? Erhebe Dich um Gotteswillen! Dein Vater verhört Dich, betrifft er Dich an dem verdächtigen Orte. Señora, Señora! vernimmſt Du mich nicht? Werde nicht ohnmächtig. Wenn Du erſt den Muth zur Freude hatteſt, ertrage nun auch Dein Leiden ſtandhaft.

Melibea.

Haſt Du gehört, was die Leute geſprochen haben? Sie trugen meine Freude todt von dannen. Es iſt nicht mehr an der Zeit, zu leben. Ich ſoll mich ſeines Beſitzes nicht erfreuen; ich ſoll nur ſo kurze Zeit der Wonne, die ich in meinen Armen hielt, genoſſen haben. Ihr undankbaren Sterblichen erkennt euer Glück nicht früher, als nachdem ihr es verloren habt.

Lucrecia.

Komm wieder zu Dir und beſinne Dich. Es gereicht Dir zu größerer Schmach, im Garten gefunden zu werden, als Dir ſein Beſuch Vergnügen und ſein Tod Schmerz bereitet hat. Laß uns in Deine Schlafkammer gehen und lege Dich zu Bett: ich rufe Deinen Vater. Das gegenwärtige Uebel darf nicht eingeſtanden werden; wir müſſen ein anderes vorſchützen.

Zwanzigſter Akt.

Pleberio. Lucrecia. Melibea.

In Pleberio's Zimmer.

Pleberio.

Was iſt, Lucrecia? Was willſt Du in ſolcher Haſt und Unruhe, ſo zur Unzeit? Was iſt meiner Tochter begegnet? Welches jähe Uebel läßt mir nicht die Zeit, mich anzukleiden und gönnt mir kaum den Raum aufzuſtehen?

Lucrecia.

Halte Dich dazu, gnädiger Herr, wenn Du ſie noch am Leben finden willſt. Ich weiß nicht was für ein heftiges Weh ſie befallen hat; ich kenne ſie, ſo entſtellt wie ſie iſt, nicht mehr.

Pleberio.

Laß uns eilen, geſchwind; tritt vor mir ein. (In Melibea's Zimmer.) Hebe den Thürvorhang auf und öffne das Fenſter, daß ich ihr Antlitz deutlich ſehe. Was iſt das, meine Tochter? Welcher Schmerz, welch Leiden hat Dich befallen? Was bedeutet das? Wie biſt Du aus aller Faſſung gekommen? Sieh mich an, ich bin Dein Vater: ſprich um Gotteswillen und nenne mir die Urſache Deines Grams, damit ich ihm raſch abhelfe. Du willſt mich doch nicht mit dem traurigſten Lebensende in das Grab ſenden? Du weißt, ich habe kein anderes Gut als Dich. Schlage Deine hellen Augen auf und ſieh mich an.

Melibea.

O, Schmerz! —

Pleberio.

Welcher Schmerz gleicht dem meinigen, daß ich Dich alſo erblicke! Deine Mutter iſt über die Nachricht von Deinem Uebel außer ſich und ſo angegriffen, daß ſie Dich nicht beſuchen kann. Stärke und belebe Deinen Muth. Ermanne Dich ſo weit, daß Du mit mir zu ihr gehſt. Nenne mir, mein Herz, den Grund Deines Uebels.

Melibea.

Für mich gibt es keine Rettung.

Pleberio.

Meine Tochter, Du viel- und heißgeliebtes Kind Deines alten Vaters! Verzweifle nicht über Deinen wilden Schmerz, der nur ſchwachen Muth verräth. Theile mir Deine Leiden mit, und es wird ihnen bald abgeholfen ſein; es fehlt uns weder an Arzeneien noch an Aerzten und Leuten, die ſich Deine Heilung angelegen ſein laſſen, ſie mag in Kräutern, Steinen, Worten oder thieriſchen Eingeweiden verborgen ruhen. Betrübe Dich und quäle mich nicht mehr. Bringe mich nicht ganz von Sinnen; ſprich, was empfindeſt Du?

Melibea.

Eine tödtliche Herzenswunde, die mich nicht ſprechen läßt. Sie iſt anders als andere Uebel. Das Herz muß heraus, wenn es geheilt werden ſoll, ſie iſt in ſeiner heimlichſten Kammer.

Pleberio.

Die Gefühle des Alters überkamen Dich frühzeitig. Die Jugend ſollte nur Freude und Fröhlichkeit kennen und eine Feindin des Verdruſſes ſein. Stehe aus dem Bett auf, folge mir an den Strand, die friſche Seeluft einzuathmen, laß Dich von ihr neu beleben. Du erleichterſt ſo die Pein Deiner Mutter. Fliehe keine Erheiterung, die in Krankheiten das Zuträglichſte iſt.

Melibea.

Gehen wir wohin Du willſt: laß uns den hohen Söller beſteigen, mein Vater. Ich ſpiele oder ſinge Dir da vor, ſo viel mein Leiden zuläßt. Die Anſtrengung wird es gewiß erhöhen: die ſüßen Töne und heitern Harmonien erleichtern es aber auch.

Pleberio.

Es ſoll geſchehen, meine Tochter. Ich ordne es an. (Ab.)

Auf dem Thurme.

Melibea.

Es iſt ſehr hoch, meine liebe Lucrecia. Mich verlangt nach meines Vaters Geſellſchaft. Gehe zu ihm und bitte ihn, an den Fuß des Thurmes zu kommen. Ich möchte ihm für meine Mutter ein Wörtchen ſagen.

Lucrecia.

Ich gehe, gnädiges Fräulein. (Ab.)

Melibea.

So bin ich von Allen verlaſſen und habe meine Zeit zum Sterben gut gewählt. Es wird mir ſchon in der Hoffnung beſſer, mit meinem heißgeliebten Caliſto wieder vereinigt zu ſein. Damit Niemand herauf komme und meinen Tod verhindere, oder mir das Scheiden erſchwere, ſchließe ich die Thüre ab. Sie ſollen mir den Weg nicht vertreten, auf dem ich bald bei Tag Den beſuche, der noch in verwichener Nacht zu mir kam. Es erging mir Alles nach Wunſch und ich habe Zeit genug, meinem Vater die Urſache meines unwiderruflichen Endes zu erzählen. Ich thue ſeinen grauen Haaren großes Unrecht, ſeinem Alter große Schmach an, ſtürze ihn durch meinen Fehltritt in ſchwere Betrübniß und verlaſſe ihn in tiefer Einſamkeit. Wie ſehr mein Hintritt aber auch die Lebenstage meiner theuern Eltern kürzt, hat es doch noch grauſamere Kinder gegeben: Pruſias, König von Bithynien, tödtete ſeinen Vater ohne alle Urſache, und ohne ſo wie ich von Qualen beängſtigt zu ſein; Ptolomäus, König von Aegypten, um einer Beiſchläferin willen, Vater, Mutter, Bruder und Gattin; Oreſtes ſeine Mutter Klytämneſtra; der wilde Kaiſer Nero ließ, blos zu ſeinem Vergnügen, ſeine Mutter Agrippina umbringen. Dieſe, nicht ich, ſind wahrhaft ſtrafwürdige Parriciden. Schmerzt mein Tod meine Eltern, ſo büße ich meine Verſchuldung ſelbſt ab. Auch gab es grauſame Menſchen, die Kinder und Geſchwiſter ermordeten, gegen deren Verbrechen meines gering erſcheint: Philippus, König von Macedonien, Herodes, König von Judäa, Konſtantin, Kaiſer von Rom, Laodice, Königin von Cappadocien, Medea, die Zauberin. Alle dieſe tödteten geliebte Kinder ohne Grund und blieben für ihre Perſon deshalb unangefochten. Nicht minder gedenke ich der großen Unmenſchlichkeit des Partherkönigs Phraates, der keinen Nachfolger hinterlaſſen wollte und darum ſeinen greiſen Vater Orodes, ſeinen einzigen Sohn und dreißig ſeiner Brüder ermordete. Das waren die allerſchlimmſten Verbrecher, die ihre Nachkommen, Eltern und Geſchwiſter todtſchlugen, indem ſie ſich ſelbſt vor Gefahr ſicherten, und ich ahmte ihnen wahrlich nicht nach, wäre mein Wille frei genug, meine Kraft zum Widerſtande tüchtig geblieben. Du ſiehſt, o Herr, ein Zeuge meiner Worte, meine Schwäche an und erkennſt die Feſſeln meiner Freiheit, die Zerrüttung meiner Sinne, in der meine allgewaltige Liebe zu dem Geſtorbenen meiner Liebe zu meinen lebenden Eltern ein Ende ſetzt.

Pleberis (unten am Thurme).

Was machſt Du ſo allein, meine Tochter Melibea? Was haſt Du mir zu ſagen. Soll ich hinauf kommen?

Melibea.

Verlange und bemühe Dich nicht, mein Vater, an den Ort zu kommen, wo ich weile; Du würdeſt nur ſtören, was ich Dir zu ſagen habe. Du beweinſt in einer kurzen Spanne Zeit den Tod Deiner einzigen Tochter: mein Ende iſt da. Es ſteht mir Ruhe, Dir Angſt, mir Frieden, Dir Pein bevor. Es iſt für mich die Stunde der Geſelligkeit, für Dich die Stunde der Vereinſamung gekommen. Du bedarfſt keines Saitenſpiels, theurer Vater, meinen Schmerz zu ſtillen, nur einer Todtenglocke, meinen Leib zu beſtatten. Hörſt Du mir ohne Thränen zu, ſo ſollſt Du die verzweifelte Urſache meines unnatürlichen, wiewol heitern Hinübertritts vernehmen. Unterbrichſt Du mich mit Worten und Weinen, ſo wirſt Du noch mehr bejammern, daß Du nicht weißt, warum ich ſterbe, als Dich über meinen Tod betrüben. Frage und beantworte nicht mehr als ich Dir freiwillig ſage. Iſt das Herz mit Schmerzen überladen, ſo ſind die Ohren jedem Rathe taub und beſänftigen auch gute Worte nicht, ſondern verſtärken nur die Raſerei. Höre meine letzten Worte, alter Vater, und erwägſt Du ſie gleichwie ich hoffe, ſo wirſt Du meine That nicht verdammen. Siehſt und vernimmſt Du das Leid- und Trauerweſen, das durch die ganze Stadt geht, hörſt Du die klagende Todtenglocke, das Wehgeſchrei der Menge, das Hundegeheul und Waffenklirren? Ich bin die Veranlaſſung alles deſſen. Faſt die ganze Ritterſchaft der Stadt erſcheint heute um meinetwillen in Trauer, Sack und Aſche gekleidet. Ich machte viele Diener herrnlos. Ich brachte viele Bettler und verſchämte Arme um ihr tägliches Brot und Almoſen. Ich gab Gelegenheit, daß der vollkommenſte Mann, den die Gnade Gottes je ins Daſein rief, den Todten Geſellſchaft leiſtet. Ich beraubte die Lebendigen ihrer höchſten Sitte und Liebenswürdigkeit, ihrer Zier und ihres Schmucks, ihres Vorbilds an Rede, Thun, Laſſen, Höflichkeit und Tugend. Ich verſchuldete, daß die Erde den edelſten Körper, das friſcheſte Leben unſerer Zeit zerſtört, und kläre Dich jetzt über das Geſchehene auf, derweil Du die Bedeutung meiner unerhörten Verirrungen anſtaunſt. Es ſind ſchon viele Tage her, mein Vater, daß ich in Liebe zu dem Edlen Caliſto entbrannte, den Du ſowol wie ſeine Eltern und ſein berühmtes Geſchlecht kennſt und deſſen Tugenden und Herzensgüte Jedermann offenbar ſind. Er liebte mich auch leidenſchaftlichſt wieder, wußte ſich mir aber in der That ſo wenig zu nähern, daß er ſich einer ſchlauen und erfahrenen Alten Namens Celeſtina anvertraute, die mein Geheimniß in ſeinem Namen meiner Bruſt entriß. Ich geſtand ihr, was ich meiner theuern Mutter ſelbſt verhehlte, und ſie erwarb ihm meine Gunſt durch die vermittelte Befriedigung unſerer beiderſeitigen Wünſche. So täuſchte den mich über Alles Liebenden keine ſeiner Erwartungen und ward er mit mir über die Art und Weiſe einig, wie er die ſüße und unſelige Erledigung ſeiner Sehnſucht fand: ich geſtattete ihm, von der Liebe beſiegt, den Eintritt in Dein Haus und er erſtieg, zum Verderben meiner jungfräulichen Keuſchheit, Deine Gartenmauer, indem wir einen Monat lang in den Verirrungen unſerer Liebe ſchwelgten. Auch die vergangene Nacht führte ihn, ſeiner Gewohnheit nach, zu mir, und in derſelben empfanden wir die tyranniſche Willkür des wandelbaren Glücks. Ein auf der Straße entſtehendes Geräuſch vermochte ihn, in Haſt und Eile zu ſeinen Leuten hinunter zu ſteigen; die Mauer war hoch, die Nacht dunkel, die Leiter ſchmal und ſo ungeſchickt bedient er wurde, ſo ungenau er auf die Sproſſen achtete, ſetzte er ſeinen Fuß in die Luft, um nach einem unglückſeligen Falle ſein Gehirn auf Mauer und Pflaſterſteine zu verſpritzen. Es war der Wille des Himmels, daß mein Gemahl ungebeichtet ſterbe, und die Parzen durchſchnitten mein ſtolzeſtes Hoffen mit ſeinem Lebensfaden, ſo daß es ohne Zweifel grauſam wäre, ſollte ich, mein Vater, nach ſeinem frühen Tode ein peinlich langes Leben führen. Ja, es lockt ſein Tod den meinigen herbei; zwingt mich, ihm entgegen zu eilen; belehrt mich, wie ich ihm folge. Man ſoll nicht von mir ſagen, mit dem Leben ſei auch meine Liebe aus und ich will ihn im Tode zufrieden ſtellen, da ich es im Leben nicht vermochte. Erwarte mich, mein einzig geliebter Caliſto, ich komme: gedulde Dich einen Augenblick, und halte mir die Zögerung zu gut, derweil ich meinem alten Vater aus Dankbarkeit dieſe letzte Rechenſchaft ablege. O, mein liebſter, beſter Vater, veranſtalte, wenn Du in dieſem mühſeligen Leben ein klein wenig Liebe zu mir getragen haſt, daß unſere Gräber an einander grenzen und unſer Begräbniß zu einer und derſelben Zeit ſtatt habe. Mein Gedächtniß ſpräche Dir, vor meinem erſehnten Ende, ſo gern einigen Troſt aus den alten Büchern zu, die Du mir dereinſt zur Bildung meines Geiſtes in die Hand gabſt. Durch die übermäßige Erſchütterung habe ich aber mein halbes Bewußtſein eingebüßt und ich ſehe auch ſchwach verhaltene Thränen über die Runzeln Deines Angeſichtes rinnen. Grüße meine theure, vielgeliebte Mutter und erzähle ihr die traurige Geſchichte meines Todes umſtändlich. Es iſt mir ein großer Troſt, daß ich ſie hier nicht vor mir ſehe. Du ernteſt, mein Vater, die Früchte Deines Alters, da man in einem langen Leben langen Gram auszuſtehen hat. Nimm die Mitgift Deiner greiſen Jahre und empfange Dein geliebtes Kind bei Dir! Ich fühle einen großen Schmerz um meinetwillen, einen noch größern um Dich, den größten über meine Mutter. Gott ſei mit Dir und ihr! Ich befehle ihm meine Seele an; ſorge Du für den Leichnam, der zu Dir hinunter ſtürzt.

(Sie ſtürzt ſich vom Thurme.)

Einundzwanzigster Akt.

Aliſa. Pleberio.

Unten am Thurme.

Alisa (kommt).

Was iſt das, Pleberio? Wem gilt Dein lautes Geſchrei? Von dem Kummer betäubt, den mir das Uebel unſerer Tochter erregte, war ich wieder eingeſchlafen, und da dringt Dein Stöhnen und Aechzen, Dein unerhörtes Wehklagen, Dein ſchmerzliches Weinen und Jammern in mein Ohr, zerreißt mein Innerſtes und ſchneidet mein Herz gleichſam mitten durch. Das hat mir meine verſtörten Sinne neu belebt, denn ein Schmerz hebt den andern auf, eine Aufregung die andere. Nenne mir den Grund Deiner Klagen. Weshalb verwünſcheſt Du Dein ehrbares Alter? Was verlangt Dich nach dem Tode? Warum raufſt Du Dein weißes Haar? Wie zerſchlägſt Du Dein redliches Antlitz? Iſt Melibeen etwas zugeſtoßen? Sprich um Gotteswillen! wenn ſie leidet, vermag ich nicht zu leben.

Pleberio.

O, o, geliebtes Weib! Unſer Alles iſt hin. Was ſollen wir noch leben! Auf daß der neugeborene Schmerz

Dich unvermuthet und deſto gewiſſer und mit einem Male treffe; auf daß er Dich deſto ſchneller in Dein Grab ſtoße: auf daß ich nicht allein den unerſetzlichen Verluſt beweine, den wir Beide erlitten: ſiehe, die Du gebarſt und die ich erzeugte, zerſchmettert vor Dir. Sie hat mir die Urſache ihrer That anvertraut und ich habe ſie noch ausführlicher von dieſer ihrer elenden Dienerin vernommen. Beweine mit mir unſern genahten Untergang. O, ihr Leute! die mein Jammer herbeiruft, ihr Freunde und Herren! helft mir meine Qual ertragen. O, mein Kind, mein allerhöchſtes Gut! Es wäre grauſam, lebte ich nach Dir fort. Meine ſechzig Jahre ſind der Gruft würdiger als Deine zwanzig. Dein Unglück hat die Sterbeordnung unterbrochen. O, meine Haare, die ihr zu meiner Pein grau geworden ſeid! Ihr wäret ein beſſerer Raub der Erde als die braunen Flechten, die ich vor Augen habe. Es bleiben mir ſchwere Lebenstage zu ertragen übrig, und ich habe mich über den Tod zu beſchweren, ſeine Säumniß anzuklagen. Ich bin ſo lange leblos, als er mich hienieden ohne Deine freundliche Geſellſchaft läßt. O, richte Dich von ihr empor, meine Gattin! und wirf mit mir in düſterem Geſtöhn und herzbrechenden Seufzern das Leben von Dir, das vielleicht noch in Dir iſt. Oder hat Dein Geiſt dieſes trübſelige Daſein bereits verlaſſen, um ſich der Ruhe des ihrigen jenſeit zuzugeſellen, ſo dulde ich allein hier nicht aus. Ihr Frauen ſeid darin viel glücklicher als wir Männer, daß ein großer Schmerz Euch plötzlich der Erde entheben kann oder euch zu eurer theilweiſen Beruhigung die Beſinnungskraft benimmt. Was brichſt du, hartes Vaterherz, nicht vor Leid, deiner vielgeliebten Erbin zu entbehren? Für wen führte ich Thürme auf? Für wen erwarb ich Würden? Für wen pflanzte ich Bäume? Für wen baute ich Schiffe? Was erträgſt du mich, harte Erde? Wo findet mein troſtloſes Alter Schutz? O, wandelbares Glück, das die zeitlichen Güter verwaltet und vertheilt! Was ließeſt du deinen wilden Zorn und deine launiſche Veränderlichkeit nicht an dem aus, was dir unterworfen iſt? Was zerrütteſt du mein väterliches Erbe nicht? Was verheerteſt du nicht meine weiten Ländereien? Was gönnteſt du mir nicht den grünenden Baum, der außer deinem Bereiche ſtand? Ja, was verlieheſt du, ſchwankende Fortuna, um nicht alle Ordnung zu verkehren, mir nicht ein frohes Alter für eine traurige Jugend? Ich würde als kräftiger, geſunder Jüngling deine tückiſche Verfolgung beſſer ertragen haben, als ich ſie als hinfälliger Greis ertrage. O, du vom Elend umringtes Jammerleben dieſer Welt, an deren Eigenſchaften Viele Hand gelegt haben, um ihr ſo manches Halbgehörte nachzuſagen: ich gebe von dir aus trauriger Erfahrung Kunde, der der Verkehr deines betrügeriſchen Jahrmarktes nichts gefrommt hat; ich ſpreche von dir wie ein Mann, der deine Falſchheiten ſo weit verhehlte, um dieſe Blume, die heute deiner Gewalt unterlag, nicht frühzeitig an deinem gehäſſigen Unwillen welken zu laſſen. Ich ſcheue dich jetzt nicht mehr, da ich nichts mehr zu verlieren habe. Deiner Geſellſchaft abgeneigt, gehe ich meines Weges wie der arme Wanderer, der außer Sorge vor ſchreckbaren Straßenräubern, mit lauter Stimme ſingt, und verſetze mich in meine früheſte Jugend zurück, wo du doch einige Geſetze kannteſt. Ein reifliches Erwägen läßt mich in deinen Gunſtbezeigungen nichts Anderes ſehen als ein Labyrinth von Irrthümern, eine ſchauderhafte Einöde, einen Aufenthalt für wilde Ungeheuer, eine öffentliche Kurzweil, eine Sumpflache, eine dornenreiche Gegend, einen hohen Berg, ein ſteinichtes Gefilde, eine Schlangenaue, eine Sorgenquelle, einen Thränenbach, ein Meer des Elendes, ein zweckloſes Abmühen, ein ſüßes Gift, ein eitles Hoffen, eine falſche Freude, einen wahrhaften Schmerz. Du gleisneriſche Welt köderſt uns mit der Lockſpeiſe deiner Ergötzungen und läßt uns, wenn es uns am beſten ſchmeckt, die Angel fühlen, der wir in der Befangenheit unſers Willens, nicht mehr entfliehen können. Du verheißeſt viel und hältſt nichts. Du ſtößeſt uns von dir, damit dich unſere Bitten um Erfüllung Deiner leeren Zuſagen nicht behelligen. Wir durchjagen mit ſorglos verhängtem Zügel den Anger deiner Laſter, und du enthüllſt uns deinen Hinterhalt erſt, wenn an keine Umkehr mehr zu denken iſt. Viele verließen Dich aus Angſt, du mögeſt dich mit einem Male von ihnen wenden, und würden ſich bei dem Anblicke des Lohnes glücklich preiſen, den du dem beklagenswerthen Greiſe für ſeine langen Dienſte gewährſt. Du ſchlägſt uns das Auge aus und ſalbſt uns die Hirnſchale mit Troſtſprüchen. Du mishandelſt Alle, damit im Ungemach kein Elender allein ſtehe, und ließeſt mich Troſtloſen dennoch der Erleichterung eines Leidensgenoſſen entbehren? Ja, wie tief in Gegenwart und Vergangenheit hinein ich mein erſchöpftes Gedächtniß erforſche, ich bin in meiner argen Heimſuchung vereinſamt. Das Beiſpiel des Paulus Aemilius, deſſen Strenge, Geduld, Muth und Standhaftigkeit, nachdem er in ſieben Tagen zwei Söhne durch den Tod verloren hatte, ſo groß waren, daß er deshalb ſogar das römiſche Volk tröſtete, genügt mir nicht, weil er noch Pflegeſöhne übrig hatte. Jener athenienſiſche Feldherr Perikles und der ſtarke Xenophon können mir auch keine Leidensgenoſſen ſein, da ſie nur fern von ihrem Lande Söhne verloren, und der Eine bei der Todesbotſchaft ſo wenig ſeine heitere Miene zu verziehen, als der Andere ſich Gewalt anzuthun brauchte, um den Boten mit der Aeußerung zu beruhigen, wie er ja ſelber keinen Schmerz darob empfinde. Das Alles hat mit meinem Uebel nichts gemein, und du darfſt, arge Welt, nicht behaupten, daß Anaxagoras und ich gleichen Verluſt hätten, gleichen Gefühlen unterworfen geweſen wären. Ich konnte nach dem Tode meiner geliebten Tochter nicht ſagen, was er ſeinem einzigen Sohne antwortete: „Ich wußte ja, da ich ſterblich bin, daß auch Der, den ich erzeugte, ſterben müſſe“, denn meine Melibea brachte ſich aus übergroßem Liebesleid vor meinen Augen um und Jener blieb auf dem

Felde der Ehre. O, Verluſt ohne Gleichen! je mehr ich ſchwerbetrübter Greis nach Troſtgründen haſche, deſto weniger finde ich. Mochte der prophetiſche König David nicht über den Tod des Sohnes weinen, deſſen Krankheit er beweint hatte, weil er es für Wahnwitz hielt, über Unabänderliches Thränen zu vergießen; ſo konnten eben viele andere Söhne ſeine Wunde heilen. Ich Armer hingegen weine nicht darüber, daß ſie geſtorben iſt, ſondern über die heilloſe Urſache ihres Todes. Ich habe mit dir, du unglückliches Kind, alle Furcht und Sorge, die mich täglich bedrängte, verloren und dein Tod allein ſichert mich vor Noth. Was werde ich thun, wenn ich in das Zimmer komme, wo du weilteſt, und es leer finde? Was werde ich anfangen, wenn ich dich rufe und keine Antwort erhalte? Wer füllt mir die große Lücke aus, die Du in mein Daſein riſſeſt? Noch nie verlor Jemand, was ich heute verlor, obwol es einigermaßen an die Entſchloſſenheit mahnt, mit der der genueſiſche Herzog Lambas de Auria ſeinen verwundeten Sohn eigenhändig von der Gallione in das Meer ſtieß. Dies ſind indeß lauter Todesfälle, die das Leben im Einklange mit dem guten Rufe entführten: und wer ſonſt als die ſchmähliche Uebermacht der Liebe hat meiner Tochter den Tod aufgezwungen? Womit wollteſt Du alſo, ſchmeichleriſche Welt, meinem hinfälligen Alter wieder aufhelfen? Wie ſoll ich in dir verweilen, da ich die Falſchheiten und Ränke, Ketten und Netze ſo wohl kenne, mit denen du unſere ſchwache Willenskraft umfängſt? Wer leiſtet mir verwaiſten Vater nun Geſellſchaft? Wer verſüßt mir die Bitterkeit meiner letzten Lebensjahre? O, Liebe, Liebe! die ich nicht ſtark und mächtig genug wähnte, deine Unterthanen zu tödten: miedeſt du mich, nachdem du meine Jugend verwundet und mich mitten durch deine Flammen getrieben hatteſt, nur darum ſo lange Zeit, daß du deinen aufgehäuften Groll mit einem Male an meinem Alter auslaſſen könnteſt? Durfte ich, mit vierzig Jahren, ein ſo glücklicher Ehegatte und Vater des

Kindes, das Du mir heute wieder entriſſeſt, nicht glauben, vor deinen Schlingen ſicher zu ſein? Konnte ich mir einbilden, du werdeſt die Väter an den Kindern rächen? Ich weiß nicht, ob du mit Eiſen verwundeſt oder mit Feuer brennſt; du verletzeſt aber kein Gewand und triffſt nur das Herz. Wer verlieh dir die Gewalt, uns das Häßliche lieblich und ſchön zu machen? Wer gab dir einen Namen, der dir nicht gebührt? Wäreſt du die Liebe, ſo liebteſt du die Deinigen, und liebteſt du ſie, ſo thäteſt du ihnen kein Leid an, ſo würdeſt du die Frohen nicht wie meine geliebte Tochter tödten. Sprich, was aus deinen Getreuen und ihren Dienern, was aus der falſchen Kupplerin Celeſtina geworden iſt? Dieſe kam durch die bereitwilligſten Helfershelfer um, die ſie in ihrem ſchimpflichen Gewerbe fand, jene Leute wurden hingerichtet, Caliſto ſtürzte ſich todt, meine arme Tochter wollte, in ſeiner Nachfolge, auf dieſelbe Art ſterben. Dies Alles verſchuldeteſt du, die trotz deines ſüßen Namens herbe Thaten begeht. Du belohnſt nicht gleichmäßig, und das Geſetz iſt gottlos, vor dem nicht Jedermann als gleich erſcheint. Dein Anſehen erheitert, dein Umgang betrübt. Glücklich zu preiſen iſt, wer dich nicht kennt, oder um wen du dich nicht kümmerſt. Einige nennen Dich ihren Gott, und ich weiß nicht, wie ſie ſo ſinnlos geworden ſind. Beachte wol, daß Gott nicht zerſtört, was er ſchuf, und daß du Den umbringſt, der dir folgt. Aller Vernunft zuwider, belohnſt du zumeiſt, die dir am wenigſten dienen, bis du ſie inmitten des gefährlichen Eiſes geſchleppt haſt. Du Feind der Freunde und Freund der Feinde; was beträgſt du dich ſo verkehrt und unverſtändig? Man ſchildert dich blind, arm und jung, in der Hand einen Bogen, mit dem du in das Blaue hineinſchießeſt; jedoch ſind deine Anhänger weit blinder als du, die den ſchlimmen Lohn dir geleiſteter Dienſte nicht beachten und erkennen. Dein Feuer iſt ein glühender Strahl, der immer ſpurlos trifft. Sein Brennſtoff die Leben und Seelen menſchlicher Geſchöpfe, deren

Anzahl ſo groß iſt, daß ich ſie gar nicht namhaft machen kann. Nicht blos Chriſten, ſondern auch Heiden und Juden wurden ihre beſten Dienſte ſo übel belohnt. Und was ſagſt du zu unſerm Zeitgenoſſen Macias, deſſen betrübten Liebestod du verſchuldeteſt? Was that um deinetwillen Paris? was Helena? Was verbrach für dich Klytämnäſtra, was Aegiſtor, das nicht alle Welt weiß? Welchen Dank verdienten ſich von dir Sapho, Ariadne und Leander? Du haſt ſogar David und Salomo nicht ungeſtraft gelaſſen. Aus Freundſchaft zu dir widerfuhr Samſon was er verdiente, weil er dem Weibe vertraute, mit der du ihn verbunden hatteſt. Noch Andere geſchweige ich gar, da mir das Unglück ſchon genug zu erzählen gibt. Ich beklage mich nur über die Welt, die mich ſo geſchaffen hat, denn hätte ſie mich nicht in das Leben gerufen, ſo hätte ich Melibeen nicht erzeugt; wäre Melibea nicht geboren worden, ſo hätte ich ſie nicht geliebt, und liebte ich ſie nicht, ſo hätte mein Weh ein Ende, oder würden meine Tage kein ſo troſtloſes Ende nehmen. O, meine treue Gefährtin, mein zerſchmettertes Kind! Warum durfte ich deinen Tod nicht hemmen? Warum trugſt du kein Mitleiden mit deiner theuern Mutter? Warum bezeigteſt du dich ſo grauſam gegen deinen alten Vater? Warum verließeſt du mich ſo tief bekümmert? Warum hinterließeſt du mich vereinſamt in hac lacrimarum valle?

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Novellen

von

Eduard von Bülow.

Erſter Band.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1846.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Seiner Majeſtät

dem

Könige von Preußen.

Allerdurchlauchtigſter, großmächtigſter König!

Allergnädigſter König und Herr!

Ihre Königliche Majeſtät

haben mich durch die huldvolle Erlaubniß Ihnen dieſe erſte Sammlung meiner ſonſt ſchon einzeln gedruckten und jetzt umgearbeiteten Novellen zu widmen wahrhaft beglückt und ich lege hiermit dieſe gereiften Früchte meiner poetiſchen Thätigkeit zu den Stufen Ihres Thrones nieder.

Iſt es ſchon an und für ſich ein erhebendes Gefühl, alſo dem geheiligten Oberhaupte eines Staates nahen zu dürfen, den unſere Liebe wie Ueberzeugung zu unſerem wahren

Vaterlande machen; um wie viel höher muß daſſelbe nicht in einem Freunde und Schüler Ludwig Tiecks geſteigert werden, der, wie ich von demſelben ſeine höhere geiſtige Ausbildung empfangen hat, und die Freiheit, Ihre Königliche Majeſtät in dieſer Widmung anzureden, nicht anders zu benützen weiß, als um Ihnen mit gerührteſtem Herzen den erſten öffentlichen Dank dafür auszuſprechen, daß Ihre Königlichen Wohlthaten das Alter des größten lebenden deutſchen Dichters ſo ſorgenfrei und heiter geſtaltet haben und Sie ihn ſo wie noch kein deutſcher König einen deutſchen Dichter ehren.

Tauſende von treuen deutſchen Herzen werden dieſe Geſinnung, als eine Geſammtangelegenheit unſeres Vaterlandes mit mir theilen und der große Gedanke der Gegenwart, alle deutſchen Lande immer unzertrennlicher zu einigen, kann gewiß nicht wirkſamer als durch die Liebe und das Vertrauen gefördert werden, welches ſich die Throne mit dem Schutze der edelſten Geiſteskräfte des Volkes zu erwecken wiſſen.

Ich erſterbe in tiefſter Ehrfurcht

Ihrer Königlichen Majeſtät

unterthänigſter

Eduard von Bülow.

Inhalt.

Seite
Der Verſtand des Zufalls 1
Das Gewiſſen 73
Ein Frühlingstraum 151
Die Brunnenkur 205
Die neueſte Meluſine 279
Ein Wiederſehen 329

Der Verſtand des Zufalls.

Sir Edmund Jackſon, ein reicher egoiſtiſcher Engländer, galt in ſeinem Vaterlande eben darum für einen Sonderling, weil er keiner war, und hatte England ſchon ſeit Jahren verlaſſen, weil er, als parteiloſer Vaterlandsfreund, in einem Lande, wo alles Partei iſt, mit Jedermann mißvergnügt und zerfallen war.

Er lebte, ohne Beſchäftigung, auf dem Continente, und reiſte bald in dieſes, bald in jenes Land. In den Jahren 1830 und 1831 intereſſirte er ſich lebhaft für Polens Schickſale und in dem danächſt folgenden Jahre ſtand ſein Enthuſiasmus eben noch in vollſter Blüthe, als er in einer größeren Stadt Norddeutſchlands eine ſchöne junge Polin kennen lernte, die wir Gräfin Caliſte Chlapowska nennen. Die Gräfin hatte ſich als ſiebzehnjährige Jungfrau an die Spitze einer Schwadron geſtellt, die ſie auf ihren Gütern beritten gemacht und bewaffnet, und hatte nicht nur in manchem Treffen mit dem Feinde gekämpft, ſondern auch bei der Befeſtigung von Warſchau unermüdet mit Schanzarbeiten verrichtet, ohne daß ſie ſich dadurch abhalten laſſen, mit all der Kunſt zu intriguiren, die den Polinnen zu Gebote ſteht, vor wie nach dem Kriege zum Nachtheile der Feinde thätig zu ſeyn.

Sir Edmund hatte von Caliſten in den Zeitungen geleſen und ſchon ehe er ſie kennen gelernt, ihrer Thatkraft ſeine Bewunderung gezollt. Ihr Umgang feſſelte ihn ſpäter in der That an ſie und er erwarb auch ihre Freundſchaft in dem Grade, daß, als ſie den Ort ihres Zuſammenlebens in verſchiedenen Weltrichtungen verließen, er in einen Briefwechſel mit ihr hatte treten dürfen.

Perſönliche Bekanntſchaft hatte dem Bewunderer der Männlichkeit und Vaterlandsliebe der jungen Gräfin danächſt Verehrung ihrer Schönheit aufgedrungen. Die Lektüre ihrer Briefe lehrte ihn ihr zartes gebildetes Gemüth und Gefühl, ihr tüchtiges Urtheil, ihren feinen Geſchmack lieben.

„Welch einziges Geſchöpf!“ rief er danach bei ſich aus: „Welcher Verein von Tugenden und Vorzügen! Welche Anſpruchsloſigkeit! Welche Selbſtverläugnung, gerade das Edelſte in ſich ſo wenig zur Schau zu tragen, daß man Wochen, ja Monate täglich mit ihr umgehen kann und es nicht ahndet! Nur das Vaterland gilt ihr Etwas, erfüllt ſie ganz; außer ihm denkt und will ſie nichts, und darum läßt ſie ſich auch nie herab, in der Gegenwart der Freunde von Anderem als dem zu ſprechen, was ſie in Briefen ungefährdet nicht berühren darf.“

Sir Edmund konnte ſolcher Liebenswürdigkeit nicht widerſtehen. Sein Herz war verloren und er trug es wohl oder übel der Geliebten an, die es ſchon beſaß, indem er in einem ſeiner Briefe um ihre Hand bat.

Eine erwartungsvolle Zeit, ehe Caliſte erwiederte. Endlich traf die lang verzögerte Antwort ein und brachte die Erfüllung deſſen was der Baronet wünſchte: das Ja der Gräfin und zugleich die Verheißung baldigen Wiederſehens, wenn ſie mit ihrer Tante, der Baronin d'Orville aus Preußen, die ſeit dem Tode ihrer Eltern Mutterſtelle an ihr vertrat, auf einer Badereiſe durch die mitteldeutſche Reſidenz kommen werde, in der Sir Edmund ſich zur Zeit aufhielt.

Jackſon war ſo voll von ſeinem Glücke, daß er es Jemand anvertrauen mußte, und eröffnete es nach Empfang des Briefes der hochgebildeten Familie des reichſten Bankiers der Stadt, von Birkholz, der, von altem Adel wie er war, bei ſo günſtigen Verhältniſſen, eines der angeſehenſten Häuſer machte und deſſen Frau und Tochter Sir Edmund auch in ihrem häuslichen Kreiſe Abends bei ſich ſahen.

Beide waren über die unerwartete Kunde erſtaunt, da ſie geglaubt hatten, der Britte werde ſeinen eingewurzelten Hageſtolz im Leben nicht loswerden, und das Fräulein verhehlte ihr Behagen an dem faſt romantiſchen Verhältniß dieſer Liebe nicht. Der geſchmeichelte Baronet willigte mit Vergnügen ein, als man es ihm zur Pflicht machte, ein Mehreres von ſeiner Braut zu wiſſen zu thun und zu dem Ende ihre Briefe an ihn vorzuleſen.

Man ſetzte einen der nächſtfolgenden Abende zu der Lektüre feſt, an dem man hoffen durfte ungeſtört zu bleiben, und hatte Mühe gehabt, ihn aus dem beginnenden Wirrwar der Karnevalsfeſte herauszufinden, an denen die Familie Birkholz in den meiſten Fällen genöthigt war, Theil zu nehmen. Heute erleichterte ein großer Ball in einem Hauſe, mit dem ſie auf einem geſpannten Fuße lebte, die erwünſchte Einſamkeit und war es dem Bedienten auf dem Vorſaale eingeſchärft worden, daß die Herrſchaft für etwanige Beſuche nicht zu Hauſe ſey.

Sir Edmund fand ſich zu der erwarteten Stunde ein, und man ſetzte ſich, derweil es draußen ſtürmte und ſchneite, mit Behaglichkeit um die Kohlenflamme des Kamins. Der Fremde auf den Divan, die Frau vom Hauſe in ihren bequemen Sorgenſtuhl, die lebensfrohe Clara auf ein Tabouret hinter dem dampfenden Theekeſſel, und bald las der Baronet einen Brief vor, bald beſprach man bei Thee und Sandwiches das Gehörte.

„Welch liebenswürdiger Charakter,“ rief Clara einmal um das andere, wenn Sir Edmund nach einem neuen Briefe eine Pauſe machte. Frau von Birkholz ſprach: „Ich bewundere zumeiſt, wie die junge Dame das Heroiſche ihres Weſens mit dem, ich möchte ſagen, Heimiſchen zu vereinbaren im Stande iſt. Wer hätte einer Polin ſo viel Gemüth zugetraut!“

Sir Edmund freute ſich der Wirkung ſeiner geliebten Briefe und entgegnete: „Ich war ſelbſt ſo überraſcht, nach und nach dieſe Entdeckung zu machen, daß ich es wie ein Wunder oder Mährchen des Gemüths anſah. Ich verblende mich nicht gegen die Schwächen meines Charakters und wußte, bei dieſer Uebereinſtimmung auf der Stelle, daß gerade das mir an meiner künftigen Lebensgefährtin nothwendig ſey. Ich hatte dabei die Empfindung, die ein Bettler haben mag, der, dem Verhungern nahe, ein großes Loos gewinnt. Ich dachte in Betreff der Ehe ſtets: aut Cæsar, aut nihil. Sie verzeihen, meine Damen, wenn Ihnen dies ohne genugſame Beſcheidenheit geſprochen ſcheint. Ich hielt mich aber in Anſehung deſſen was manche unſerer Brittinnen ſind, für viel zu gut für die Ehe. Solch patentirte Sillineß, wofür man deutſch keinen die Sache genau nachtönenden Ausdruck hat, hätte ich mir nimmermehr antrauen laſſen. Ja, ich würde unvermählt geblieben ſeyn, wenn ich nicht gerade dieſe Frau gefunden hätte, die zugleich Heldin und Hausfrau ſeyn kann, zugleich begeiſterte Bürgerin und Hälfte meiner Seele iſt. Und wäre die Schreiberin dieſer Briefe die Häßlichkeit ſelbſt, in ſo unangenehmen Verhältniſſen als ſie ſeyn könnte: ich würde keinen Augenblick anſtehen, mich mit ihr zu verbinden.“

„Darin weicht mein Gefühl von dem Ihrigen ab,“ verſetzte Clara, „und ich ſehe die Möglichkeit deſſen nicht ein, was Sie ſagen. Nach meiner Meinung muß in der Liebe, oder Ehe, wenn Sie wollen, alles auf das Sehen ankommen. Es kann uns Alles in der Welt täuſchen, nur der erſte Eindruck nicht, den Jemand auf uns macht. Dem richtigen Gefühle meines Herzens würde ich in der Beziehung unbedenklich und gewiß auch ungefährdet mein Schickſal anvertrauen. Hätte ich einen Mann nur ein einzigesmal geſehen und wüßte weiter nichts von ihm: ich reichte ihm, wenn er mein Herz gerührt hätte, meine Hand.“

In dem Augenblick ward draußen ſtark die Klingel gezogen.

„Ein Beſuch?“ ſagte die Frau vom Hauſe. „Wer mag es ſeyn? Friedrich iſt doch auf dem Platze, oder hat die Anderen unterrichtet, daß wir nicht zu Hauſe ſind? Für alle Fälle,“ fuhr ſie fort und zog desgleichen an dem Klingelbande neben ihr: „will ich es noch einmal in Erinnerung bringen.“

Man harrte einen Moment, daß Eins der Leute nach Befehlen fragen ſolle. Man hörte im Vorzimmer raſche Schritte, es rauſchte ein ſeidenes Gewand, die Thüre ward aufgeriſſen.

„Gnädige Frau! ich weiß nun einmal, daß Sie zu Hauſe ſind, und laſſe mich nicht abweiſen.“

Mit dieſen Worten drang eine ſchwarz gekleidete, von Eleganz und Schönheit ſtrahlende, Patchulliduft ausſtrömende junge Dame in den Saal und hüpfte gerade auf die Frau vom Hauſe zu.

„Comteſſe Stephanie!“ lachten Mutter und Tochter, wie aus einem Munde.

„Meine liebe gnädige Frau,“ fuhr die Sprecherin ſchmeichelnd fort: „verzeihen Sie meine Dreiſtigkeit. Ihre Diener ſind nicht Schuld, daß ich hereindringe und haben ihren Spruch ordentlich abgeſagt. Zeuge deſſen iſt der arme verblüffte Friedrich, der die offene Thüre für den Nothfall noch immer in der Hand behält.“

Frau von Birkholz winkte und die Thüre ging leiſe zu.

„Ja, ich kann dir nicht helfen, Clara,“ ſprach Gräfin Löwenhaupt weiter: „ihr müßt mich mit meiner Arbeit heute Abend hier behalten. Mama iſt in's Palais befohlen, um mit den Majeſtäten Boſton zu ſpielen, und ich konnte es allein zu Hauſe vor Langerweile und Aerger nicht aushalten, wenn ich bedachte, daß die fatale Trauer um den Onkel mich um den Ball gebracht hat, den ich wenige Häuſer von uns muß verlauten hören.“

Mutter und Tochter betheuerten verlegen, daß die Freundin ihnen willkommen ſey und ſagten, ſie hätten ſich nur, Sir Edmunds wegen, der ihnen vorgeleſen, vor Jedermann verläugnen laſſen.

„Sir Edmund, Ihre Dienerin!“ wendete ſich Stephanie zu ihm: „ich hoffe, Sie laſſen ſich durch meine Gegenwart nicht ſtören; ich höre mit Vergnügen zu.“

Der Baronet verbeugte ſich und erwiederte, die Lektüre ſey beendet.

„Das ſcheint noch nicht der Fall zu ſeyn,“ blieb die Gräfin dabei, indem ſie den Tiſch überſchaute, auf dem, rechts und links von Sir Edmunds Platze, Briefe lagen: „Und was iſt geleſen worden? Wie ich ſehe, Briefe? Reiſebriefe? Mein Himmel! was für eine reizende Handſchrift! Wie ſchöne, edle, reine Züge! Ich möchte wohl wiſſen, wer die Briefe geſchrieben hat.“

Nach einigem Zögern konnte man nicht umhin zu antworten: „Es ſind Briefe von Sir Edmunds Braut.“

„Sir Edmund Bräutigam?“ fuhr die Gräfin neugierig auf: „Und mit wem, wenn man fragen darf?“

Man enthielt ihr den Namen der Braut nicht vor. Sie ſchrak zurück, wiederholte ihn langſam und bedeutungsvoll, lachte laut und ſagte: „Nun, das iſt eine Neuigkeit! Da nehmen Sie ſich in Acht, mein ſehr ehrenwerther Herr: mit ſolchen Heldinnen iſt in der Ehe nicht gut ſcherzen.“

Die Damen vom Hauſe errötheten über die Unbeſcheidenheit und der Britte entgegnete: „Nicht alle und nicht blos Heldinnen ſind unweiblich, meine Gnädige;“ indem die Gräfin, um ihre Unart wieder gut zu machen, ſelbſt hinzufügte: „Sie werden überdies inſofern nichts von ihr zu fürchten haben, als Sie, Gewaltiger, ein ſo überſtolzes Herz ſo bald bezwingen konnten. Ich habe die Gräfin Caliſte Chlawowska immer hochgeſchätzt und ihr meine geſteigerte

Bewunderung nicht verſagen können, ſo oft ich eine neue Heldenthat von ihr in den Zeitungen las."

„Auch außer ihrem Heldenthum," bemerkte Frau von Birkholz: „hat die junge Gräfin das weichſte weibliche Herz." Und nun drangen Mutter und Tochter, die zuvor gewünſcht hätten, das Geheimniß vor Stephanien nicht zur Sprache zu bringen, ſelbſt darauf, daß Sir Edmund fortführe zu leſen, um die ſcharfe Zunge der Comteſſe zu lähmen und ihr eine richtige Anſicht der Sachlage aufzunöthigen. Jackſon weigerte ſich erſt, Folge zu leiſten und erklärte endlich: „es ſey überhaupt nur noch ein Brief vorhanden, der etwa mitgetheilt zu werden verdiene."

„O, bitte, leſen Sie uns nur noch den," ſprach Stephanie, „da es freilich unbeſcheiden wäre, Ihnen die Wiederholung der früheren zuzumuthen. So werde ich doch einigermaßen in den Stand geſetzt, über den liebenswerthen Charakter der Gräfin und die warme Theilnahme unſerer Freundinnen zu urtheilen."

Sir Edmund ſagte: „Es iſt der letzte ausführliche Brief, den ich von Caliſte erhalten habe, die Antwort auf meine Bitte um ihre Hand."

Die Damen bezeigten ihr Verlangen nach einem ſo wichtigen Zeugniſſe des Geiſtes der ſchönen Polin, und nachdem der Baronet, den Brief in beide Hände faſſend, ſich zum letztenmal geräuſpert hatte, begann er wie folgt zu leſen:

Mein geliebter Freund!

Ich bin auf das höchſte überraſcht worden, daß Sie mir in Ihrem jüngſten Briefe Ihre Hand antragen. Iſt es immer gut, wenn etwas geſchieht, wenn wir etwas unternehmen, worauf wir ſo wenig vorbereitet waren? Ich weiß es nicht und hätte ſeither vielmehr das Gegentheil geglaubt. Indeſſen — — — — Sie haben mit mir meinen Schmerz um den Untergang meines Vaterlands getheilt, Ihre Thränen ſind mit den meinen zuſammengefloſſen, Sie haſſen ſo glühend wie ich unſere Ueberwinder, die auch die Feinde Ihres Volkes ſind, Sie wurden der Vertraute meiner finſterſten Stunden und Erinnerungen, meiner Sorgen und Bekümmerniſſe, ich durfte mein ganzes Herz in Klagen vor Ihnen ausſchütten, Sie haben die Verzweifelnde getröſtet und wieder zur Hoffnung aufgerichtet, ich bin Ihnen als meinem treuſten Freunde ſo hundertfach verpflichtet, Sie haben meinen unglücklichen Landsleuten mit Rath und That gedient und werden mir auch ferner Ihren Beiſtand dazu nicht verſagen, die Zeit wird ſobald nicht eintreten, in der das Vaterland mich Ihnen abfordert und mein Daſeyn in Anſpruch nimmt: warum ſollten wir alſo nicht mit einander glücklich ſeyn und uns genügen, da uns alle Bande der Dankbarkeit und des Vertrauens zu einander ziehen? —

So ſpricht, Sir Edmund, zu Ihnen die eine Stimme meiner Bruſt, die Stimme der Gräfin Caliſte

Chlapcewska zu Sir Edmund Jackſon und deutet damit das offene Verhältniß an, wie es ſeither zwiſchen uns beſtanden hat. Es gibt jedoch noch eine begleitende Stimme meines Innern, die mit der der Gräfin nichts gemein hat und nicht unterlaſſen mag, für meinen theuerſten Freund einige Worte hinzuzufügen.

Als ich Sie das erſte Mal ſah, und Sie mir vorgeſtellt wurden, küßten Sie mir, ohne ein Wort an mich zu richten, die Hand. Wir wußten uns beide nichts zu ſagen und ich bemerkte nur, daß Sie mich mit Wohlwollen zu erforſchen ſuchten. Ich brauchte Sie nicht zu erforſchen, ich wußte, woran ich mit Ihnen war, und was ich in meinem Innern, unausgeſprochen für Sie empfand, ſprach mir ſelbſt ein Traum aus, den ich nicht lange darauf hatte. Sie ſtanden in ihm abermals vor mir und küßten mir die Hand. Wir waren lange Zeit allein und nicht von ſo vielen Leuten wie vorher umgeben. Jedoch ſagten Sie auch gegenwärtig nichts, bis mein Gefühl um ſo viel ſtärker als ich ſelbſt ward, daß es mit meiner Vernunft durchging. Ich bog mich unwillkürlich nach Ihnen vor, küßte Sie leidenſchaftlich auf die Stirn, und, — von dem erſten Sonnenſtrahl getroffen, erklang in Ihnen die Memnonsſäule der Liebe. Sie ſchloßen mich mit entzückten Worten in Ihre Arme und es behinderte nichts mehr das Verſtändniß unſerer Herzen. Nun iſt, mein Freund, wie ich mir wohl vorſtellen darf, Ihr Brief Ihr erſter Kuß auf meine

Hand, und meine Antwort ſey hiermit mein erſter Kuß auf Ihre Stirn. Ich wecke mit ihm den Geiſt, der hinter dieſer Stirne ſchweigt, daß er, als Wächter des Herzens, mich in das Reich einführe, das ich vielleicht mit einigem Rechte berufen bin zu beherrſchen.

Was für eine Replik ertheilen Sie mir auf meine Antwort?

Steht dem noch ſonſt etwas im Wege, daß, nach dem Vorbilde jenes Traums, das Zwiegeſpräch unſeres Lebens beginne? Es haben im perſönlichen Beiſammenſeyn dieſe innerſten Stimmen noch niemals etwas zwiſchen uns zu beſprechen gehabt. Wir könnten uns mit einander verbinden, ohne daß das Bedürfniß in uns rege würde, ſie zu erwecken. Wie viele Ehen werden geſchloſſen, ohne daß ſie während eines ganzen Lebens Gelegenheit fänden, ſich auch nur mit einem freundlichen Worte zu begrüßen! Und es iſt zu ihrem Glücke, daß es nicht geſchieht. Sie könnten ja nur laut werden, um gegen die Gewalt zu eifern, die man ihnen durch die Ehe anthut. Ich kann indeſſen nicht umhin, die Sturmglocke zu ziehen, um dieſe Stimmen in uns wach zu läuten. Ich weiß nicht, was darauf erfolgen wird; es erfolge aber was da will, es führt zu unſerm Beſten. Da ich Sie weit aufmerkſamer beobachtet zu haben meine, als Sie mich, ſo darf ich deſſen verſichert ſeyn. Ich kenne Sie und weiß, welchen Charakter Ihre Gattin haben muß. Ich glaube, ich kann die Rechte ſeyn und ſage Ihnen dies ohne allen Eigennutz. Beachten Sie das Wort: ich bin kein Egoiſt! — So viel von meiner Selbſterkenntniß darf ich auszuplaudern wagen. Allein trauen Sie mir nicht auf's Wort. Prüfen Sie meine Handlungsweiſe, meine Beweggründe, warum ich die Ihrige ſeyn will, ſtreng: ob Sie keine Spur von Eigennutz entdecken. Wir ſind zuweilen gerade in das Laſter recht verſunken, von dem wir uns ganz unangeſteckt wähnen. Ich beſchwöre Sie: lernen Sie mich beſſer kennen, bevor Sie den für Ihr Leben entſcheidenden Schritt thun. Sie würdigten nur erſt meine äußere Erſcheinung Ihrer perſönlichen Aufmerkſamkeit; geiſtig verband uns, ſo lange wir zuſammen lebten, immer nur ein Drittes außer uns. Meine geringen Reize machten einen günſtigen Eindruck auf Ihr Herz und das freut mich unbeſchreiblich. Allein es reicht nicht zur Nahrung eines Lebensglückes hin. Die Jahre altern und verändern uns, die Zeiten und Verhältniſſe ändern ſich, und was bleibt uns hinterdrein, ſobald Schönheit und Hoffnung verſchwunden ſind, bis zum Tode übrig? — Nach unſerem Reiſeplane ſehe ich Sie bereits in Kurzem, da ich mit meiner Tante d'Orville den Monat April dort zuzubringen gedenke. Laſſen Sie uns dann noch recht unbefangen mit einander ſeyn und vergeſſen Sie ja meine Bitten nicht.

Die Ihrige, ſobald Sie es wünſchen,

Caliſte Chlapowska.

Sir Edmunds Lektüre war beendet und er ſah mit leuchtenden Blicken im Kreiſe ſeiner Zuhörerinnen umher.

„Himmliſch, herrlich, wunderhübſch!“ ſagte die gemüthliche Frau von Birkholz, deren Entzücken für Jemand, der ſie näher kannte, allerdings nicht viel beſagen wollte, da ihre leicht befriedigte Gutmüthigkeit den Gegenſtand nicht anſah, über den ſie es in reichem Maße ausgoß.

Jackſon war der deutſchen Sprache mächtig genug, um von dem ſtoffartigen, kleiderhaften „wunderhübſch“ einigermaßen betroffen in die Höhe zu ſehen. Stephanie ward dadurch in dem ſcharfſinnigen Nachdenken geſtört, mit dem ſie in das Anſchauen der bläulich um den Theekeſſel ſchlagenden Spiritusflamme verſunken war. Sie ſagte: „Es bleibt bei alledem etwas Unverſtändliches in dieſer ſo zu nennenden Doppelnatur der Gräfin, oder den beiden Stimmen ihrer Bruſt, und ich begreife nicht, wie ſie allezeit mit einander auskommen. Es muß zu Hauſe mitunter ſchlimme Tänze zwiſchen ihnen geben.“

Sir Edmund wußte nicht, wie er das leichtfertige Wort aufnehmen ſolle, und ſchwieg auch zu dem Lobe des Briefes ſtill, das die junge Dame hinterdrein ſchickte.

Fräulein Birkholz äußerte: „Ein ſeltenes Weſen und ein reicher Geiſt! Ich bewundere ſie, wenn ich mich ihr auch nicht verwandt fühle und die in ihr nicht abzuläugnenden Widerſprüche nicht zu vereinigen weiß. Sie ſind jedenfalls ein beneidenswerther Mann, Sir Edmund, einen ſolchen Schatz gehoben zu haben.“

„Die zweite Stimme,“ fuhr Stephanie in der Reihenfolge ihrer Gedanken fort, ohne auf Clara zu achten, „müßte wenigſtens die erſte unterdrücken, wenn ſie ſo ſtark iſt als ſie ſcheinen will, die Perſönlichkeit das Vaterland, die eine Leidenſchaft die andere. Wie ſo zarte deutſche Liebe aber in einer Polin, mit ihrer ſarmatiſchen Männlichkeit, möglich iſt, weiß ich nicht.“

„Und wie hatte es nur geſchehen können,“ ſagte Clara, auf dieſe Anſicht eingehend: „daß Sie in dem perſönlichen Verkehr mit Ihrer Braut niemals dieſe zweite Stimme ahndeten?“

„Auch kann ich mir den wiederholten Ausdruck: Ich bin kein Egoiſt, nicht erklären,“ ſprach Stephanie mit einem Seitenblicke auf den Britten.

Er erröthete und erwiederte leiſe, er verſtehe einigermaßen, was ſie damit meine.

„Sie hat alſo ausſprechen wollen, Sie ſeyen einer,“ ſagte Stephanie mit einer gewiſſen impertinente curiosidad. ihrer Hauptleidenſchaft: „das Beruhen darauf erklärt es dennoch nicht.“

„Mein Gott!“ antwortete die Mutter auf jene Frage Clara's: „das iſt ja leicht gedacht. Das Brautpaar, wie ich verſtanden habe, hat ſich nur ſo kurze Zeit geſehen; und wir erfahren oft nach Jahren erſt, was in oder an einem unſerer Bekannten oder Freunde war. Man iſt ſo gern geneigt von vorn herein alle Menſchen für vortrefflich zu halten, daß man wohl vergeſſen kann, darauf zu achten, wie ſie wirklich ſind."

„Die Bemerkung paßt nicht ganz hierher, Mama," ſagte Clara: „Sie ſind etwas zerſtreut. Es gefällt mir aber von Ihrer Braut, Sir Edmund, daß ſie, wie ſie ſchreibt, bei Ihrem erſten Anblick Liebe zu Ihnen empfunden hat. Meiner Unbeſonnenheit iſt ſie im Allgemeinen freilich zu ernſt und ich verſtehe die Leute nicht, die von ſich ſagen: ich bin kein Egoiſt. Ich bin es ganz gewiß und wir ſollten es nur Alle ſeyn, um des Lebens Freuden harmlos zu genießen. Daß Sie von Caliſtens Liebe ſo gar nichts wahrgenommen haben, iſt ein Beweis, wie ſehr Sie in ihrem Beiſeyn durch Ihre eigne Liebe zerſtreut waren."

„Ich verſichere Ihnen," verſetzte der Baronet, „ich war damals nicht verliebt und hätte auch in der Gräfin keine Spur von Liebe wahrnehmen können. Ich wunderte mich anfangs allerdings, als ich jene Behauptung von ihr in ihrem Briefe las. Denn ein wie volles Recht ſie dazu haben mochte, hielt ich ſie bei unſerer perſönlichen Bekanntſchaft in der That für egoiſtiſch und fühlte darum damals blos Freundſchaft für ſie. Ich würde, ohne ihre Briefe, nimmer auf den Gedanken gekommen ſeyn, ſie zu heirathen."

„Würden Sie Ihre Correſpondentin auch heirathen, wenn ſie nicht zugleich die Heldin wäre?" fragte Stephanie.

„Ohne beſondere Anregung,“ entgegnete der Britte, „hätte ich niemals die Entſchloſſenheit gehabt. Eine Heldin unter ſolchen Nebenbedingungen aber als Frau zu beſitzen, mußte allzugroßen Reiz für mich haben, geſetzt auch, die Zartheit ihrer Empfindungsweiſe hätte mich nicht genöthigt, ſie anzubeten. Zerſtreut war ich in Caliſtens Gegenwart gewiß; jedoch nur nicht aus Liebe. Ich war es aus Unwillen über das Fräulein d'Orville, das ſie allerwärts begleitete, und von dem ich leider nicht hoffen darf, daß es jetzt weniger als zu jener Zeit von ihr unzertrennlich ſeyn werde. Das Daſeyn des unangenehmen Weſens legte mir, wenn ich mit Caliſten ſprach, gleichſam einen Dämpfer auf den Mund, oder ſchnürte mir die Kehle zu.“

„Einer Zerſtreutheit in dem Falle,“ warf Stephanie ein, „kann immer nur Verliebtheit zu Grunde liegen. Ich darf das wohl behaupten, da ich mit Zerſtreutheiten bekannt genug bin. Ein ehemaliger ſtandhafter Anbeter von mir litt daran in hohem Grade.“

„Du ſprichſt von dem Grafen Magnus?“ fragte Clara.

„Von dem Grafen Magnus Brahe,“ erwiederte Stephanie: „ich mache kein Geheimniß aus Stadtkundigem. Er war aber allerdings ſchon vor ſeinem Sündenfall in Liebe ein Virtuos in der Zerſtreutheit, und es würde Anmaßung von mir ſeyn, alle die berühmten Geſchichten, deren Held er vor meiner Zeit geworden war, auf Rechnung ſeiner in ihm keimenden zärtlichen Gefühle für mich zu ſchreiben.“

„Iſt denn aber auch Alles wahr, was man von ihm ſagt?“ zweifelte Frau von Birkholz. „Einer ſolchen Perſönlichkeit werden ſo viele fremde Sünden aufgebürdet, daß man im Glauben daran nicht behutſam genug ſeyn kann.“

Sir Edmund ſagte: „Wenn der Graf Magnus Brahe, von dem Gräfin Löwenhaupt ſpricht, wie ich nicht zu zweifeln brauche, der ſchwediſche Diplomat dieſes Namens iſt, kann auch ich ein glaubwürdiger Zeuge ſeiner Zerſtreutheiten ſeyn. Ich kenne ihn perſönlich ſehr genau und ....“

„Sie ſind ein Bekannter des Grafen Brahe?“ rief Stephanie leicht erröthend: „dann war es freilich indiscret von mir ....“

Der Baronet fuhr lächelnd fort: „Und traf mit dem edlen Manne ſchon vor Jahren bei einem Aufenthalte in Dresden zuſammen, wo ich mich ſchnell mit ihm befreundete.“

„In dieſem Falle intereſſirt es Sie gewiß, zu hören,“ nahm Clara das Wort: „daß Graf Brahe alsbald hier ſeyn wird. Er hat den erledigten Geſandtſchaftspoſten an unſerem Hofe überkommen und iſt bereits von Stockholm abgereiſt.“

„Ich habe davon vernommen,“ erwiederte Sir Edmund: „und freue mich, ihn wieder zu ſehen. Er iſt wirklich einer der zerſtreuteſten Männer, die ich kenne, oder die mir denkbar ſind. Wenn ich die Comteſſe um die eine oder andere Geſchichte von ihm bitten dürfte, ſtünde ich dagegen mit einigen Erlebniſſen in Betreff des Grafen zu Dienſten, die den Damen gewiß neu ſeyn würden."

Frau von Birkholz und Clara baten den Baronet, zu erzählen und Stephanie ſprach: „Ich gebe den Tauſch mit Neugier ein. Ich habe mich nun doch einmal preis gegeben, und übel kann durch weitere Verhandlungen in der Sache nicht ärger werden. Auch bin ich überzeugt, daß die geſegnete Zerſtreutheit des Grafen ihn ſeiner dereinſtigen Aufmerkſamkeiten für mich ſchon völlig uneingedenk gemacht hat, und vergebe mich deßhalb nicht an ihm, wenn ich ſie erwähne, da er mich, im Fall er davon hörte, ihrethalb mit gutem Gewiſſen Lügen ſtrafen könnte. Ich gebe Ihnen gleich eine der pikanteſten Anekdoten von ihm zum Beſten. Es ſind etwa vier Jahre her, daß ich mit meinen Eltern eine Zeit lang in der Hauptſtadt lebte, wo Graf Brahe als Legationsrath angeſtellt war. Der Gemahl unſerer Prinzeß hatte zuweilen die Gnade, uns zur Tafel einzuladen, und eines Tages ſpeiſten wir mit dem Grafen Brahe und nur noch Wenigen außer dem Dienſte bei der Hoheit. Der Graf ſaß neben mir und war eben dabei, mir über meinen letzten Ballanzug Schönes die Hülle und Fülle zu ſagen, als ein Lakai ihm eine Schüſſel Caviar präſentirte. Er hat es bei ſolchen Gelegenheiten an ſich, gleich mit der Hand zuzufahren und that es denn auch jetzt, ohne in der Hitze ſeiner Galanterie hin zu ſehen. Ich hatte, meiner Robe wegen, den Blick auf die Schüſſel gerichtet, und mußte Zeugin ſeyn, wie er die halbe Hand ſchwarz herauszog. Ich rufe ihm zu: „Mein Gott! Graf Brahe, was thun Sie? Es iſt ja Caviar.“ Zu ſeinem Unheil hat ihm der Himmel zu dieſer Zerſtreutheit den Gefährten einer faſt peinlichen Aengſtlichkeit im Beachten von Anſtand und Etikette gegeben. Er nahm alſo kaum ſeinen Irrthum wahr, als er vor Verlegenheit alle Beſinnung verlor, ſich mit der triefenden Hand in die Haare fuhr, um ſie abzuwiſchen und in die Worte ausbrach: „Ach! ich bitte tauſendmal um Vergebung; ich dachte, es wäre Spinat.“ Hier konnte man in der That mit Calderon ſagen: Es iſt ſchlimmer als es war, und Sie ſtellen ſich den Eindruck vor, den dieſes Ereigniß auf die Tiſchgeſellſchaft machte, mögen ſich zumal des unauslöſchlichen Gelächters für verſichert halten, in das der Prinz ausbrach. Die Geſchichte hat den Grafen damals weit und breit berühmt gemacht und ich litt davon natürlich nachbarlichſt mit.“

Die Zuhörer trugen ihren Tribut von Gelächter an die Erzählerin ab und Sir Edmund rief ergötzt: „Ja, das ſieht meinem guten Freunde ähnlich, ſich alſo aus dem Sattel der Beſonnenheit heben zu laſſen. Ich ſpeiste in Dresden oft mit ihm an Table d'hôte und da gab er nicht ſelten ganz gleiche Dinge an. Einesmals ſtellte er ſich in dem Speiſeſaale vor den aufgehängten Poſtbericht und machte Toilette, in der Meinung, daß es der Spiegel ſey. Ein andermal gebe ich mit ihm über die Straße, als er plötzlich zu mir ſagt: er hinke; es müſſe ihn der Schlag oder ſonſt etwas betroffen haben. Ich ſehe ihn an, und bemerke ſein Hinken allerdings; allein was war es? Er ging mit einem Fuße, ohne es zu merken, im Rinnſteine. Wieder einmal begegnet er in einem Durchgange, wo eine ſtarke Zugluft herrſcht, einigen ihm unbekannten Damen, die mit der Hand an die Hüte greifen, um ſie feſt zu halten. Er meint, ſie wollen ſie vor ihm abnehmen und grüßt ſie auf das Höflichſte. Den ſchlimmſten Streich hatte ihm ſeine Zerſtreutheit ſchon frühzeitig in ſeinem Vaterlande geſpielt, wo ſie ihm eine bedeutende Summe Geld koſtete. Er ſteigt nämlich eines Morgens zu Pferde, um in der benachbarten Stadt einen wichtigen Termin abzuhalten, und reitet gemächlich zu, da er noch eine Stunde vor der Zeit an Ort und Stelle ſeyn kann. Er iſt bereits in der Nähe, als ihm ſeine Pfeife ausgeht; er hält ſtill, ſie wieder anzuzünden; der entgegen ſtürmende Wind läßt dies aber nicht eher gelingen, als bis er ſein Pferd umdreht, und alſo vor dem Winde durch ſich ſelbſt geſchützt iſt. Er reitet ſeines Weges weiter, verliert ſich in Gedanken, und, indem er ſich auf ſich beſinnt, ſteht ſein Pferd wieder vor ſeinem Hofthore ſtill, — da er es unglücklicherweiſe nochmals umzudrehen vergeſſen hat. Er ſieht nach der Uhr: es iſt Mittag und der Termin verſäumt.“

Stephanie ließ im Beſprechen dieſer Brahiana ihre

Spottſucht ſo unbeſonnen gewähren, daß Sir Edmund den Mißhandlungen ſeines Freundes, über die auch Clara ärgerlich zu werden ſchien, nur dadurch ein Ziel zu ſetzen wußte, daß er die junge Gräfin an ihre Zuſage mahnte, noch eine oder die andere ihr bewußte Zerſtreutheit ihres Anbeters mitzutheilen.

Die Scharfſinnige merkte, daß ſie abermals zu weit gegangen war, und lenkte gewandt ein. Sie erzählte: „Ich hatte mit dem Grafen dereinſt in einer Aſſemblée eine Partie Ecarté um einen Blumentiſch geſpielt und gewonnen. Des andern Morgens begibt er ſich zu einem Gärtner auf dem Spittelmarkte, um ſeine Verpflichtung ſo ungebührlich einzulöſen, daß er einen großen Orangenbaum in einem eleganten Kübel kauft, der in dem Zimmer eines Privathauſes kaum Platz finden kann. Er übergibt ihn einem der ſtärkſten Eckenſteher und macht ihm damit Muth, die Laſt auszuhalten, daß das Haus, wohin der Baum beſtimmt, ganz in der Nähe ſey. Sie ſetzen ſich in Bewegung, der Louiſenſtraße zu, wo wir wohnen, der Graf vorweg, der Eckenſteher hinterdrein. Kaum, daß ſie einige hundert Schritte gegangen ſind, ſo hat der Erſtere den Letzteren ganz vergeſſen. Das ſchöne Frühlingswetter lockt ihn zu einem Gang in's Freie. Er wandelt durch die Linden, ſo lang die Straße iſt, zum Brandenburger Thore hinaus, nach dem Thiergarten und entſchließt ſich endlich, bei dem Hofjäger ermüdet auszuruhen. Er hat ſchon lange hinter ſich keuchen, ächzen und ſchnaufen gehört, ohne es zu beachten. Jetzt, als er da ſitzt, kommt es näher und meint er wie Macbeth einen Theil von Birnams Wald anrücken zu ſehen: der Orangenbaum ſchwankt mit dem außer Athem und in Schweiß verſetzten Eckenſteher in nicht ganz gerader Richtung einher, und Beide ſinken mit einem ohnmächtigen Verſuche, neben ihrem Vorgänger Platz zu nehmen, der Länge nach zu ſeinen Füßen. Ja, der Eckenſteher iſt ſo mürbe, daß er nicht einmal mehr impertinent gegen ſeinen Verführer ſeyn kann und es deſſen großmüthigem Entſetzen über ſeine Zerſtreutheit anheim ſtellt, ihn für ſeine verlorne Nachkommenſchaft zu entſchädigen.“

Der arme Graf wurde durch dieſen Vortrag noch minder als zuvor geſchont und die Thränen in den Augen der Lachenden riſſen die Gräfin ſogar hin, mit noch größerer Bosheit einige nicht ſo frappante Anekdoten von ihm zum Beſten zu geben.

„Ungeachtet ſeiner Lächerlichkeiten,“ warf Sir Edmund ein, „iſt mein Freund ein ſehr ſchätzenswerther Charakter, dem ſein redliches Gemüth, wie ſein behaglicher Lebensfrohſinn Jedermanns Wohlwollen verdienen. Er iſt Bonhomme wie ein Franzoſe, das heißt, mit Geiſt, und in manchen Dingen freilich leichtſinnig genug, da er durch ſeine leidenſchaftliche Wohlthätigkeit ſein Vermögen ſchon mehr als einmal zerrüttet hat. Ich wünſchte ihm recht bald eine brave Lebensgefährtin, die ſich in ſeine Eigenheit fügte und ſeine

Umſtände in der erforderlichen Ordnung hielte. Eine liebenswürdige junge Dame könnte mit ihm ſehr glücklich werden.“

Stephanie erwiederte ſpöttiſch: „Sir Edmunds eignes Glück macht ihn überſehnſüchtig, alle Welt deſſen theilhaft werden zu ſehen. Ich habe nichts dawider, daß der Graf ein guter Menſch iſt; allein ihn zum Ehemann zu nehmen“ — und ſie rümpfte das Stumpfnäschen — „möchte nicht Jedermanns Sache ſeyn, der noch Anſprüche zuzuſetzen hat. Wer macht ſich gern lächerlich! Graf Brahe hat aber eine ſo vollendete Meiſterſchaft in der Kunſt errungen, daß er die Seinigen ohne Widerſtand mit in ſein Schickſal ziehen würde. Ich habe leider! nicht für Spott zu ſorgen gebraucht, als er mich mit ſeinen Liebesdienſten plagte. Ich danke für ſeine Hand.“

„Ich bitte um Verzeihung, meine Gnädigſte,“ ſprach der Britte: „ich wußte nicht, daß Sie ihm einen Korb gegeben haben.“

„Einen Korb?“ fragte die Comteſſe: „das hab' ich nicht geſagt. Er hat nicht um meine Hand angehalten.“

Indem ſich Sir Edmund ſtumm verbeugte, konnte der Ausdruck ſeiner Züge andeuten, was er mit ſeiner vermeinten Entſchuldigung habe ſagen wollen.

Stephanie fühlte die Lehre und Clara ſprach: „Es hat Alles nichts zu ſagen, was Du gegen den Grafen einwendeſt. Ich finde ihn, ſo wie er iſt, liebenswürdig und würde ihn für eine beneidenswerthe Partie halten können. Ich ſchlage mich auf des Baronets Seite: er hat Recht. Wer weiß, ob Du nicht ſelbſt ein wenig verliebt geweſen und eben darum auf ihn erbittert biſt.“

Hier ward Stephanie empfindlich und hatte die Unterhaltung über dieſen Gegenſtand ein Ende. Bald nachher ſchlich Sir Edmund in der Stille weg und ward der Wagen der Gräfin gemeldet.

Die Baronin d'Orville kam mit Nichte und Tochter, welche Letztere ſie auf dieſer Reiſe ungern zu begleiten ſchien, weit früher als ſie geſchrieben hatte in der Reſidenz an, und Sir Edmund hatte bald nach dieſem Abende die Freude, ſeine Braut zu begrüßen. Die lange Erwartung, oder Sehnſucht, die Ueberraſchung, die gefühlvollen Briefe, die blendende Schönheit der Gräfin trieben den Britten aus dem natürlichen Bollwerk ſeiner Kälte hervor und hauchten ihm eine ſo brennende Leidenſchaft ein, daß er ſich darin ſelbſt nicht wieder erkannte. Das lebhafte Temperament der Gräfin bezeigte ſich nicht undankbar, und es entſtand ein Wechſelverhältniß, das, wenn ſie zuſammen Spaziergänge, Concerte, Theater und Geſellſchaften beſuchten, dem Glücke Beider nichts zu wünſchen übrig ließ.

Die Verlobung war erklärt worden, und Caliſte hatte die von dem Bräutigam beſorgten Schwierigkeiten nicht erhoben. Er hütete ſich, ſie auf die Bedenken ihres Brieſes zurück zu führen, und da die Hochzeit beſchleunigt werden ſollte, gedachten die Liebenden die Baronin als neuvermähltes Paar auf der Badereiſe zu begleiten. Die ſchöne Polin machte unterdeſſen in der Reſidenz Aufſehen und man beneidete den froſtigen Sonderling von Britten, dem man eine Würdigung ſeines Glückes nicht zutraute. Nur allein Clara Birkholz, in deren Hauſe Sir Edmund ſeine Braut eingeführt, hatte Zweifel an der Wahrheit dieſes Glückes, obwohl ſie ſich dieſelben nicht zu rechtfertigen wußte. Sie ſprach darüber blos im engſten Vertrauen mit ihrer Freundin Stephanie und deren heller Verſtand war auf ganz anderem Wege als Clara zu der Erkenntniß des Zwieſpaltes gelangt, der von der unerhörten Verſchmelzung der zwei Naturen der Gräfin: der derben, robuſten, etwas rohen Perſönlichkeit, und dem fein fühlenden Gemüth zurückgeblieben war, von dem auch in dem geſelligen Umgange keine Spur verſchien.

Clara ſtellte ſich ſogar nicht ohne Schrecken vor, wie künftig die beiden ſchroff egoiſtiſchen Menſchen ſich in ihrer Nationalität und Individualität feindlich begegnen müßten, und begriff Caliſtens Verblendung nicht, Sir Edmund zur Selbſtprüfung ihres Charakters brieflich aufzufordern. Dieſer war nach dem erſten Rauſche ſeiner Zufriedenheit deſſen eingedenk und fing nach einigen Wochen in der Stille an, darnach zu thun, da er in kleinen, aber hartnäckigen Zwiſtigkeiten mit ſeiner Braut vergebens verſucht hatte, an ihre andere Natur zu appelliren. Es berührte ihn überdies ſchmerzlich, daß er nie ein herzliches Geſpräch mit ihr einleiten oder durchführen konnte. Er ſah Caliſten nie ein ernſtes Buch zur Hand nehmen. Sie wollte nur müßig gehen, oder wünſchte in patriotiſchem Eifer den Krieg zurück und war in dieſer Stimmung ihrem Bräutigam allerdings am reizendſten, oder erhielt ſich ſo noch in der meiſten Harmonie mit ihm. Sir Edmund war mehrmals drauf und dran, jene Idioſynkraſie gegen ſie zur Sprache zu bringen, die ſie mit dem Nichtdaſeyn eines ihren Charakter vorzugsweiſe an das Weltliche bindenden Fehlers habe prahlen laſſen, und konnte ſich den Augenſchein nicht abläugnen. Jedoch waltete die Scheu vor einem Wortwechſel fortwährend in ihm vor.

Die Mißhelligkeiten zwiſchen dem Paare mehrten ſich, und mitunter konnte ſelbſt das dem Dritten ſonſt ſo unangenehme, ſich gern iſolirende Fräulein d'Orville mit ihren Geſinnungen vermitteln. Der Baronet ward über dieſe Thatſachen verdrüßlich, kälter, abgeſchloſſener, kam ſeltener zu Caliſten und verſtimmte ſie damit gegenſeitig, wenn auch die Lektüre ihrer Briefe ſeine Liebe aufs Neue kräftigte und ihn zu dem leicht verſöhnten Mädchen zurückführte. Zuletzt ermüdete und langweilte ihn dieſes Schwanken und Umſtürzen, dieſe Ebbe und Fluth ſeiner Gefühle dergeſtalt, daß er, nachdem er ſich zehn- und zwanzigmal vergebens vorgeſetzt hatte, mit Caliſten aufrichtig zu reden, den Vorſatz aufgab. Er vertröſtete ſich wegen der Heilung des Uebels auf den Eheſtand, der das Innere der Seelen von ſelbſt gegen einander herauskehren werde. Fräulein d'Orville ſchien ihn bis zu einem gewiſſen Grade zu durchſchauen: hielt ſich aber ſtill zurück, wenn er ſie nicht aufſuchte und ließ ihn niemals errathen, wie er mit ihr ſtand.

Jemehr in der letzten Zeit vor der Hochzeit Sir Edmund ſich von ſeiner Braut entfernte, deſtomehr wendete dieſe ſich ihren jungen, feurigen, amuſanten Landsleuten am Orte und zu des Bräutigams höchſtem Mißfallen, der Comteſſe Stephanie Löwenhaupt zu, mit der eine gemeinſame Sucht, rückſichtslos über Andere zu ſpotten und in Geſellſchaft ausſchließlich vorzuherrſchen, ſie verband und nöthigte, wo ſie nicht Nebenbuhlerinnen werden ſollten, ihre Triumphe zu theilen.

Die Spannung zwiſchen Braut und Bräutigam drohte eben eine ernſtere Wendung anzunehmen, als auf einmal die längſt erwartete Ankunft des Grafen Brahe, der vorerſt eine andere diplomatiſche Sendung vollbracht hatte, eine heilſame Unterbrechung in den Verhältniſſen machte.

Der Hof war auf kurze Zeit verreist und Graf Brahe konnte einſtweilen weder ſeine Beglaubigungsſchreiben abgeben, noch mochte er, aus übertriebener Etikette, ſeine Beſuche in der Stadt fahren. Er war dem übrigen diplomatiſchen Corps fremd und kannte nur den preußiſchen Geſandten, in deſſen Hauſe er eine für das erzwungene Interim entſchädigende Bewirthung fand. Er brachte faſt alle Abende in dem kleinen Zirkel zu und begegnete darin auch Sir Edmund Jackſon, mit dem er ſich bald noch mehr als ehedem befreundete.

Der Britte verkündete ihm ſeine nahe Verbindung, ſtellte ihn Caliſten vor und redete dem Glück wünſchenden Grafen ernſtlich zu, ſein Beiſpiel nachzuahmen. Derſelbe erwiederte achſelzuckend: er ſehe ſchon ſeit längerer Zeit ein, wie unentbehrlich ihm bei ſeiner Zerſtreutheit eine Gattin werde, die ſein Hausweſen in Ordnung halte und ſehne ſich nach dem Beſitze eines Weſens, das ihm gemüthlich nahe ſtehe, dem er unbedingt vertrauen könne, das ihn aufrichtig liebe. Allein er ſey immer zu zerſtreut geweſen, eine vorbedachte Wahl zu treffen und durch fortgeſetzte Bewerbungen um die Gunſt einer jungen Dame nach ſeinem Sinne ihr Jawort zu erlangen. Doch ſprach ihm Sir Edmund Muth ein und erinnerte ihn, daß man mit einer Wahl nicht zu ängſtlich ſeyn, ſondern dem Zuge des Herzens getroſt folgen dürfe.

In den Abendgeſellſchaften bei dem Geſandten erſchien auch oft die Geheimeräthin Gräfin Löwenhaupt und Frau von Birkholz. Graf Brahe erneuerte die alte Bekanntſchaft und machte die neue mit Vergnügen, und Clara Birkholz zeigte ſich ihm eben ſo anmuthig und liebenswerth als ſich ihr gutes Vorurtheil für ihn durch ſeine Perſönlichkeit noch mehr als ſie hätte wünſchen mögen, beſtätigte. Heiter und launig, wie ſie Beide waren, geriethen ſie bald in eine ſcherzhafte Vertraulichkeit und Clara's ſchalkhaftes Weſen konnte nicht umhin, ſeiner Zerſtreutheit allenthalben mit naivem Rathe und der That beizuſtehen, die Graf Brahe, durch ihren richtigen Takt beſtochen, immer wohl aufnahm. Mit Stephanie ward er nicht langſamer, wiewohl auf ganz andere Art vertraut, da ihre Reize in den wenigen Jahren der Trennung von ihrer Wirkſamkeit auf ihn nichts eingebüßt hatten. Er war, unbeſchadet deſſen, daß er ſie ſo bald vergeſſen hatte, ſchnell wieder in der alten Verliebtheit befangen und Stephanie freute ſich darüber ungemein, da ſie ſeine Artigkeiten, die leider! nicht weiter gehen wollen, ſchon ſonſt immer lieber gehabt hatte, als ſie ſich und Anderen eingeſtanden. Sie hatte ſich im Voraus in die Verfaſſung geſetzt, alle Liebenswürdigkeit gegen ihn aufzubieten, um ſein Wohlwollen zur Leidenſchaft zu ſteigern und vergab ſich darum kaum ihre Unbeſonnenheit, von dem Grafen ſo zweideutig wie ſie gegen Sir Edmund gethan, zu ſprechen. Sie überbot ſich an Verſchlagenheit im Ausſpannen ihrer feinſten Netze und glaubte ſo, auch wenn Sir Edmund nicht reinen Mund gehalten hätte, ſeine Einflüſterungen in dem Herzen des Grafen unſchädlich zu machen.

Graf Brahe ward ein Opfer der Zauberkünſte, die er nicht ahndete und verſchleuderte ſeine Freiheit an ſie mit dem beſten Willen. Der mit ſeinen eigenen Angelegenheiten genugſam beſchäftigte Sir Edmund ſah ihn nur im Allgemeinen um die Gräfin bemüht, ohne ſeinen Ernſt zu ahnden und hätte ihn ſonſt wohl mit einem und dem andern Worte gewarnt.

Der Hof kam nach der Reſidenz zurück und der ſchwediſche Geſandte erhielt ſeine Antrittsaudienz. Er gab darauf ſeine Karten ab und hatte vorher niemand als ausnahmsweiſe ſeine alte Freundin, die Geheimeräthin Löwenhaupt beſucht. Die vielen Geſchichten, die man von ſeiner Zerſtreutheit kannte, machten ihn zu dem „Löwen“ des Tages und ſein unverhohlenes Verhältniß zu Stephanien, das man an jenen Abenden bei dem preußiſchen Miniſter entſtehen ſah, ward vielfach in der Stadt beſprochen. Als der Graf auf dem letzten Hofballe der uralten Prinzeß Friederike vorgeſtellt ward, die eine beſondere Liebhaberei hatte, Heirathen zu ſtiften, ſpielte ſie ſo deutlich darauf an, daß er ſich hinterdrein zu Hauſe nicht genug vorwerfen konnte, mit ſeinen Artigkeiten gegen die Comteſſe weiter gegangen zu ſeyn, als, ohne an das Aeußerſte zu denken, ſich verantworten laſſe. Seine Verſtimmung hielt ihn eine kleine Weile von der Geſellſchaft entfernt und er wußte nicht, wie er ſich fortan gegen Stephanien benehmen ſolle. Indeſſen rückte ihm der Gedanke an das Aeußerſte näher und ward ihm ſo vertraut, daß er ihn bereits in ſeinem Innern erwägend hin und her wendete.

Nach Verlauf von einigen Tagen konnte er es nicht vermeiden, auf einem Balle bei dem Miniſter Stein zu erſcheinen, den auch der Hof beſuchen wollte. Er trat ſpät in die Feſtſäle, da ſeine Zerſtreutheit ſich ſelten an die Uhr band, und miſchte ſich in die Wogen der Verſammlung. Der Hof war ſchon zugegen und er ſchlich in deſſen Nähe, um das Unſchickliche ſeiner Verſpätung zu verbergen. In dem letzten Saale bildete die ſogenannte Crême der Geſellſchaft einen Halbkreis, in dem die Herrſchaften die Cour annahmen. Graf Brahe drängte ſich mitten unter Damen vor. Er blickte grüßend umher und, wie ward ihm, als er ſich gegenüber die Comteſſe, im Atlas- und Brillantſchmucke herrlich wie eine Königin, im Glanze ihrer Schönheit holdſelig wie einen Engel ſtehen ſah. Er ſchlug geblendet das Auge nieder und wagte nicht ſobald, es zu erheben. So alles überſtrahlend war ſie ihm noch nie erſchienen. Endlich fand der ſchüchterne Blick wieder Muth und Stetigkeit und blieb an ſie gefeſſelt.

Die Gräfin bemerkte ihn, lächelte, winkte mit dem Fächer und bewegte ſich im erſten unbewachten Augenblicke über den Saal in ſeine Nähe. Er ſchritt vollends auf ſie zu, um ſie zu begrüßen und ward mit Vorwürfen empfangen, daß er ſich ſo lange nicht in ihrem Hauſe habe blicken laſſen.

Indem flüſterte es zur Seite: Prinzeß Friederike! und Stephanie, die mit dem Rücken dahin ſtand, wandte ſich, um der herantretenden Prinzeß ehrerbietig

Platz zu machen. Die Prinzeß knickste vorüber, der Gemahlin des preußiſchen Geſandten zu; ließ aber ihr feuriges Auge ſo ausdrucksvoll von dem Grafen auf Stephanien und von ihr wiederum auf ihn, mit einem ſo gnädigen Lächeln und einer ſo fein andeutenden Handbewegung gleiten, daß die junge Gräfin über das ganze Geſicht erröthete und Graf Brahe verſteinte. Die Umſtehenden lächelten ebenfalls und Stephanie wandte ſich ab. Der Graf wußte nicht, ſollte er gleichgültig, ernſt, erſchrocken, ſchlau, bleich, roth, oder wie ausſehen und lächelte am Ende unwillkürlich und befangen mit.

Die Stunden verrauſchten: der Ball war im vollen Gange. Graf Brahe bezeigte ſich Stephanien als ein getreuerer Anbeter denn je; Stephanie hatte ſeine Huldigungen noch nie ſo vertraulich angenommen. Sie tanzte zum Entzücken aller Welt und die Lorgnette vor dem Auge des Geſandten drehte ſich mit ſeinem Kopfe nach jedem ihrer Schritte und jeder ihrer Bewegungen. Nach einem Contretanze ſetzte ſie ſich, um auszuruhen, allein in eine Fenſterbrüſtung: es war noch ein Stuhl neben ihr leer. Ihr Blick ſuchte den fernen Grafen und fand ihn. Er machte ſich eilig durch die Menge Bahn und war in Todesangſt, daß wer ihm zuvorkommen und den ſchönſten Platz im Saal einnehmen möge. Stephanie rückte ſo, daß ſie dies inzwiſchen verhinderte. Das Glück war dem Grafen hold; er ſetzte ſich neben die Geliebte und der neue Tanz fand ſie noch in beſter Unterhaltung. Die Paare ſtellten ſich vor ſie und entzogen ſie den Blicken. Da brach durch eine Lücke der eleganteſte Tänzer, mit dem Stephanie für dieſen Galopp engagirt war, und entſchuldigte ſich angelegentlichſt, ſie nicht früher gefunden zu haben. Sie ſah ihn kalt an und ſagte: „Entſchuldigen Sie mich, Prinz Crey, ich fühle mich ſo angegriffen und ermüdet, daß ich außer Stande bin, zu tanzen.“ Der Kavalier entfernte ſich mit einer ſtummen Verbeugung und ſeinem Nachfolger im Engagement erging es bei dem nächſten Walzer nicht anders. Das Paar plauderte immer fort.

Beim Abendeſſen war Graf Brahe Stephaniens Tiſchnachbar. Danach mußte ſie Ehren halber wieder tanzen. Graf Brahe verwünſchte ſein Ungeſchick, es vor Zeiten nicht erlernt zu haben, um ſelbſt ihr Tänzer zu ſeyn. Doch ging dem von Wein und Liebe höher Geſtimmten mit einemmale der Stern eines Gedankens auf. Seine Blicke irrten forſchend im Saale hin und wieder, bis er am andern Ende den Geheimerath Löwenhaupt mit einem Bekannten ſprechen ſah. Er ſchritt entſchloſſen auf die Beiden zu und ſtrich unterwegs an Clara Birkholz vorüber, die ihn ſein Zuſtand den ganzen Abend nicht hatte wahrnehmen laſſen. Er grüßte ſie zerſtreut und bemerkte ſo wenig den wehmüthigen Blick, mit dem ſie ihm dankte, als er Anfangs das Erbleichen bemerkt hatte, mit dem ſie eine unmittelbare Zeugin des Auftrittes mit der Prinzeß geworden war.

Als Graf Brahe zu dem Bekannten trat, der ſich mit dem Grafen Löwenhaupt unterhielt, ſagte er zu ihm: er wiſſe nicht genau, ob er dem Geheimerath vorgeſtellt ſey oder nicht, und bitte ihn um die Gewogenheit, ihn mit demſelben bekannt zu machen.

Der Bekannte wendete ſich verbindlich zu Stephaniens Vater, ſagte: „Herr Miniſter, Graf Brahe!“ und entfernte ſich, indem die beiden ſich begrüßten.

Graf Brahe war die Höflichkeit ſelbſt und Graf Löwenhaupt nicht minder zuvorkommend. Sie hatten ſich wohl früher in Berlin geſehen; waren ſich aber nie vorgeſtellt worden, und hatten ſich durchaus nicht zu einander gezogen gefühlt. Graf Brahe unterhielt den Geheimerath von der Hauptſtadt, wo dieſer ganz zu Hauſe ſchien und ſie fanden auch manche Berührungspunkte in den derzeitigen politiſchen Verhältniſſen.

Graf Löwenhaupt bezeigte ſeinem neuen Bekannten immer wärmere Theilnahme. Plötzlich aber war Graf Brahe mit Einem Satze aus Berlin an ihrem jetzigen Aufenthaltsorte und in ihrer nächſten Umgebung, indem er die liebenswürdige Gnade der Geheimeräthin und die unwiderſtehlichen Reize ihrer Tochter zum Gegenſtande des Geſpräches erhob.

Der alte Herr war ganz bezaubert.

Der Miniſter fuhr fort zu betheuern, wie hoch er beide verehre und wie werth und theuer ſie ihm in der kurzen Zeit ſeines Hierſeyns wieder geworden, ſetzte, zu dem Erſtaunen des Geheimeraths, ſeine eigenen

Verhältniſſe auseinander, gedachte ſeiner Ausſichten und Hoffnungen, des Wunſches, den er ernſtlich hege, ſich zu vermählen und beſchloß, da ſie in ihrem Winkel völlig unbelauſcht ſaßen, ſeine Worte damit, daß er den Geheimerath, unter Entſchuldigungen wegen der Wahl des Ortes und der Zeit zu ſeinem Antrage, den die Uebergewalt ſeiner Gefühle ihm nicht verſtatte zu verſchieben, um die Hand ſeiner Tochter bat, ohne die er nicht länger leben könne, deren Beſitz ihn zu dem beneidenswertheſten Sterblichen machen werde.

Graf Löwenhaupt war in demſelben Verhältniſſe ernſt und feierlich geworden, als der Miniſter herzlich und erwärmt, drückte mit faſt zu höflichen Worten aus, wie geehrt er ſich durch dieſen Antrag fühle und fügte wegen der Wichtigkeit einer ſolchen Angelegenheit für dieſen Abend nur die Bitte hinzu, ihm ſeine Entſcheidung bis zum nächſten Tage zu geſtunden. Er zweifle nicht, daß die erforderliche Einwilligung der Damen dem Herrn Miniſter ſo ſicher als ſeine eigene ſey und werde die Geſinnungen ſeiner Tochter auf das reiflichſte erforſchen.

Nach dieſer Antwort dankte der Miniſter dem Geheimerath für ſeine vorläufige Geneigtheit, ſagte ihm, wie ungeduldig er ſeiner Antwort gewärtige, und beurlaubte ſich unter abermaligen wechſelſeitigen Ehrfurchtsbezeigungen.

Beide Herren verließen den Ball auf der Stelle und begrüßten ſich noch einmal ſtumm auf der Treppe, indem ſie, in ihre Mäntel gehüllt, ſich zu ihren Wagen begaben.

Als der Wagen des Grafen Brahe ſeinem Hotel zu raſſelte, meinte er durch die ſternenhelle Nacht bis in den dritten Himmel zu ſehen. Er konnte keine begründeten Beſorgniſſe vor einem Korbe haben, die ſchöne Stephanie Löwenhaupt, deren Vater ſchon ſo gut wie eingewilligt hatte, zeichnete ihn zu auffallend aus, und hatte, wie ihm von ſonſt her wohl bewußt war, allzuviele Gewalt in ihrem elterlichen Hauſe, allzuviele Schlauheit in ihrem Köpfchen, um nicht durchzuſetzen, was ſie einmal wollte. Der Geſandte war in ſeinen Hoffnungen geradezu ſelig und ſeine Freude unendlich, den ſchweren Stein vom Herzen gewälzt, ſeine Wahl getroffen zu haben.

Er kam zu Hauſe an und konnte ſich lange nicht entſchließen, ſich von ſeinem Kammerdiener auskleiden zu laſſen, den er gleich anfangs zurückgewieſen hatte. Endlich bewog ihn dazu das Bedenken, daß er ſich doch einige Stunden Schlaf gönnen müſſe, um nicht zu übernächtig auszuſehen, wenn das Jawort ihn vielleicht des andern Morgens zur Verlobung rufe. Er legte ſich als es tagte nieder und es währte wieder lange Zeit, ehe er ein Auge ſchließen konnte, ehe die tanzenden Vorſtellungen, Bilder und Blicke um ihn herum ihn der Ruhe überließen.

Gegen zehn Uhr Morgens erwachte er neu geſtärkt und ſprang, ſeiner vierzig Jahre ungeachtet, mit gleichen

Beinen aus dem Bette. Vor Herzensluſt ſingend, riß er ſo tüchtig in die Klingel, daß die Schnure, von dem Haken abgelöst, zu Boden fiel.

Der Kammerdiener ſtürzte in's Schlafkabinet der Hausexcellenz, und begriff nicht, was derſelben zugeſtoßen ſeyn, oder er ſelbſt begangen haben möge. Der Miniſter ſtand in Nachtkleidung inmitten des Gemachs und rief ihm höchſt vergnügten Angeſichtes ſeinen guten Morgen zu. Der Diener athmete erleichtert auf, dankte ehrfurchtsvoll und kam dem Befehle, den Gebieter ſchleunigſt anzukleiden, in roſigſter Laune nach. —

Er hätte gar zu gern gewußt, was Großes geſchehen ſey, um dieſe ſogar für den heiteren Grafen ungewöhnliche Freudigkeit zu bedingen. Und dies zwar um ſo mehr, als der gnädige Herr in der letzten Zeit ein wenig zu zerſtreut und ſelbſt wider ſeine natürliche Art und Weiſe mürriſch geſchienen hatte. Allein eine Frage wollte ſich nicht anbringen laſſen, und wie kam es eben nur, daß der ſonſt ſo Mittheilſame heute nicht den Mund aufthat?

Fertig angekleidet, von innerem wie äußerem Wohlſeyn ſtrahlend, ſaß der Geſandte endlich auf ſeiner kleinen Ottomanne, bei der Chocolade, und ließ ſie ſich mit dem beſten Appetite um ſo wohler ſchmecken, als er geſtern Nacht faſt nicht dazu gekommen war, etwas zu ſich zu nehmen.

Die lachende Erſcheinung der ſchönen Stephanie ſtand wieder vor ſeiner Seele. Er dachte, wie ſich wohl in dieſer Stunde bei ihr zu Hauſe ſein Schickſal entſcheide, wie die Familie ebenfalls beim Frühſtück verſammelt ſeyn, wie reizend ſie, — verſteht ſich nur Stephanie — im Negligé ſich ausnehmen werde, was ſie dabei thun und ſagen könne, wenn der Vater ihr ſein Geheimniß, zögernd, neckend entdeckte.

„Der Vater!“ wiederholte er unwillkürlich. Der Familienkreis ſtand lebendig vor ſeiner Phantaſie und ward ihm anſchaulicher als je.

„Der Vater!“ rief es wieder in ihm.

„Nun ja, der Vater!“ antwortete er barſch und ſchlug auf den Tiſch.

Der Va — — — —! ging es von neuem los. Er rückte ärgerlich hin und her. Es wollte ſich ihm etwas, er wußte nicht recht was, und wie und wo, nicht fügen, ausfüllen, es blieb irgend eine Lücke, ein Loch wo ſitzen.

Er nahm die Taſſe auf und trank einen Schluck, um ſich die Gedanken flüſſig zu machen. Er zitterte. Noch einen; es half nichts. Noch einen; der blieb im Halſe ſitzen.

Da wälzte ſich — — — — — — der Graf eilte, den Schluck hinter zu bringen: da wälzte ſich ein Ungeheuer von Gedanken, aus dem dümmſten Winkel ſeiner Seele auf ihn zu; er ſtarrte mit ſeinem dümmſten Blicke auf den Fleck, woher er ihn kommen ſah. — Nicht auf die Taſſe; die ſetzte er ſtill nieder; darüber hinaus. Der Gedanke machte Halt und die Beſcheerung that ſich vor ihm auf.

Der Graf kratzte ſich hinter den Ohren, ſtrich ſich über den Kopf, ſah an die Decke, ſah in den Schooß, erhob einen Fuß um den andern, deckte mit den Schößen ſeines ſeidenen Schlafrocks ſeine Knie zu, rieb, faltete und klatſchte in die Hände, ſchob die Kiſſen zurecht, rückte hinter, drehte ſich zur Seite und machte hunderterlei Bewegungen, weil er wähnte, der Gedanke ſolle die Geduld verlieren und ſeiner Wege gehen.

Der Gedanke that nicht dergleichen und lag platt vor ihm. Da riß ihm ſelber die Geduld.

Er ſprang mit einem unartikulirten Schrei empor, der Mund that ſich ihm weit auf, der große Gedanke wälzte ſich den Hals heran.

„Teufel noch einmal!“ rief der Graf wild. — Der feine Herr, der den Gedanken ausgedacht hatte, ſchritt ſonach als Herold voran. — „Graf Löwenhaupt iſt ſeit drei Jahren todt!“

„Darum alſo,“ fuhr der Graf mit Pathos fort: „darum wollte die Lücke für den Vater ſich nicht ausfüllen? Ganz natürlich: weil keiner da iſt. Wo nichts iſt, hat der Kaiſer, geſchweige ein Geſandter, ſein Recht verloren.“

Es trat wieder eine Pauſe ein.

„Graf Löwenhaupt iſt ſeit drei Jahren todt. Verwünſchte Zerſtreutheit!“ — Der Graf ſchlug ſich mit der Hand vor die Stirn. —

„Wie muß ich nur auf den niederträchtigen Gedanken kommen, gerade bei ihm, ihm, ihm, um ſeine Tochter anzuhalten! Er hätte ſie mir mit dem beſten Willen nicht zuſagen können, da er nicht mehr lebt. Dummes Zeug! das hatte ich ja vergeſſen. Darum habe ich ihm auch noch keinen Beſuch gemacht. Ich rede irr."

Er ging bald mit großen Schritten in der Stube auf und ab, bald ſprang er in kurzen Sätzen hin und her.

„Da ſitz' ich in der Tinte. Das iſt eine ſaubere Geſchichte. Um wen zum Henker! habe ich denn nun angehalten? Mit welcher Hexe habe ich mich ſo gut wie verlobt, muß ich mich vermählen, wenn ich mir nicht eine europäiſche Lächerlichkeit anhängen will? Sobald die Geſchichte unter die Leute kommt, bin ich ein invalider Diplomat. Es iſt meiner ſeitherigen Zerſtreutheit wegen damit ſo ſchon wie es iſt. Und das hat alles nur ſie angerichtet, die andere Hexe, die es, ich ſehe es nun deutlich ein, darauf angelegt hat, mich um den Verſtand zu bringen, die ich, bei Lichte beſehen, gar nicht einmal ſo erſchrecklich liebe, als ich dachte, aus der ich mir, in dem Augenblicke, ganz und gar nichts mache. Wo will es, wenn es ſo fort geht, nur noch mit mir hin? Ich vergeſſe wohl gar weßwegen man mich hergeſchickt hat? — Na, damit hat es gute Wege. Das weiß ich ſelbſt noch nicht. Oder was dem Aehnliches. — Was zu toll iſt, iſt zu toll. Wie komm' ich nur dahinter und verhindere, daß ſie ja ſagen? Ich will ihnen ſagen laſſen, ſie möchten entſchuldigen, es wäre ein Verſehen. Dummkopf! der ich bin: ich weiß ja nicht wo ich hinſchicken ſoll. Ich will in's Tageblatt ſetzen laſſen: es ſey ein Heirathsantrag verloren gegangen; der ehrliche Finder werde gebeten, ihn da und da abzugeben. Hm! wohlfeiler Witz! Theurer Witz! — O, Verlegenheit! o, Pein! o, heilige Geduld! ſteh' mir bei!" —

So ging es mit dem Armen eine Weile fort. Bald ſaß er in höchſter Abſpannung da, bald tobte er aus einem Zimmer in das andere.

Der Mittag kam, er aß und trank nicht. Der Kammerdiener wußte ſich den Zuſtand nicht zu erklären. Er glaubte im Stillen, der gnädige Herr habe den Verſtand verloren, ſo ohne Urſache aus einem Aeußerſten in's andere zu verfallen. Von Mittag an war der Graf alle Augenblicke der Antwort gewärtig, und rührte er ſich nicht mehr, um die Hausklingel nicht zu überhören. Es blieb umſonſt. Er ſaß bis gegen Abend.

Er verfiel faſt in Stumpfſinn. Seine Gefühle waren bis auf die Neige erſchöpft. Er konnte nicht mehr denken.

Auf einmal klingelte es wirklich. Er fuhr unwillkürlich ans Fenſter. Ein elegant gekleideter Mann verließ das Haus.

Der Graf riß in die Klingel. Der Kammerdiener trat ein. Der Herr ſtreckte ihm die Hand entgegen. Der Diener legte einen parfümirten Brief hinein. Der Graf winkte ſich zu entfernen. Im Geſicht dunkelroth vor Erwartung hielt er das wichtige Papier in der Hand. Seiner alten Gewohnheit zufolge mußte er, ehe er es öffnete, nach dem Wappen ſehen: der Umſchlag war mit einer neumodiſchen Oblate geſchloſſen, die auf buntem Grunde irgend einen Thierkopf über einer Krone mit vielen Perlen zeigte, wie ſie bald Jedermann führt. Die Beſtie war ihm unbekannt. Er erbrach den Brief ärgerlich, entfaltete ihn, las. Nach einiger Ungewißheit erhellte aus der undeutlichen Handſchrift: man ſage zu dem Heirathsantrage: Ja. Das war alſo entſchieden! Aber nun die Hauptſache; die Unterſchrift. —

Großer Gott! was ſollte das werden? Die war und blieb unleſerlich. Wie begierig auch der Graf ſie mit den Augen verſchlang, wie er jeden einzelnen Buchſtaben zergliederte: es blieben Hieroglyphen! Es ward in der Seele des geplagten Geſandten wiederum Nacht. „Was für eine neue Verlegenheit!“ rief er verzweifelnd. „Hat denn der Teufel ganz und gar ſein Spiel mit mir?“

Er eilte ſelbſt in die Hausflur, um zu fragen, ob der Portier nicht wiſſe, von wem der Brief gekommen ſey. Der Portier war einen Augenblick aus der Loge gerufen geweſen, und ſein kleiner Sohn hatte den Brief in Empfang genommen! Der fremde Kammerdiener war unbekannt geblieben.

Der Graf ging ſcheinbar ruhig in ſein Kabinet zurück: es war ihm jede Spur abgeſchnitten.

Er durchlas den Brief aufs Neue Wort für Wort, mit ängſtlicher Genauigkeit: es gab ihm nichts Aufſchluß. Die Unterſchrift ſtellten fünf oder ſechs Krakelfüße vor. Das Jawort ward mit der ſchmeichelhafteſten, würdigſten Förmlichkeit gegeben, und man bat ſich von dem künftigen Eidam die Ehre aus, ihn des nächſten Mittags bei ſich zu ſehen. — „Schlechter Witz!“ unterbrach ſich der Graf: „wenn der Eidam lieber geſtern Nacht bei ſich geweſen wäre!“ — Alsdann ſolle, vor dem Familieneſſen, die Verlobung gefeiert und der Ehekontrakt beſprochen werden.

„Von meiner Tochter und deren Geſinnungen für Ew. Hochgeboren,“ ſchloß der große Unbekannte ſein Schreiben, „ſage ich Ihnen nur, daß ſie vor Ueberraſchung über Ihren Antrag in Thränen ausbrach und auf das freudigſte erklärte: wie ſie, vor allen Männern, die ſie je geſehen, gerade Sie zu beſitzen ſich geſehnt habe,“ u. ſ. w.

Der Graf ſtutzte erſt gewaltig über dieſe Aeußerung; ſtampfte aber, nachdem er ſich beſonnen hatte, vor Entrüſtung mit dem Fuße und rief: „Die Hexe die! was habe ich mit ihr zu ſchaffen? So könnte jede ſagen! kann ich mich homöopathiſch zertheilen, billiontelweiſe vermählen? Sie iſt beſeſſen. He! . . . . .“

Indeſſen verlangte die geſunde Vernunft abermalige Geduld, und, da es eben nicht anders war, verſpeiste der Geſandte ſtill ingrimmig ſein Abendbrod und ſchlief trotz des Aufruhrs in ſeinem Innern die Nacht hindurch.

Der verhängnißvolle nächſte Tag brach an und nun mußte Rath geſchafft werden, auf daß man ſich ſeine Verlobung ſelbſt erklären könne. Es ſtand Ehre und Ruf auf dem Spiele. Der Bräutigam ſtellte ſich auf das Aeußerſte bloß, wenn er vor Mittags nicht den Namen ſeiner Braut ermittelte.

Man zog ſich mit dem Früheſten an und fuhr zuerſt bei dem Bekannten vor, der die nächtliche Vorſtellung beſorgt hatte, um ihm Erläuterung abzufragen: er war am Morgen nach dem Balle über Land gereiſt.

Zur Gräfin Löwenhaupt war es noch zu früh.

Der Graf machte alſo die Runde bei ſeinen näheren Bekannten, und fragte ſo viele er zu Hauſe fand, unter dem und jenem Vorwande nach der Unterſchrift, die er vorſichtig herausbog: niemand kannte ſie. Sir Edmund Jackſon wäre vielleicht am eheſten im Stande geweſen, ihm zu helfen; allein er fand ihn an keinem Orte, wo er ihn ſuchte. Endlich ſchlug die erſehnte Stunde, in der er ſich zur Noth bei der Gräfin melden laſſen konnte. Er mußte ſeinem Herzen einen Stoß geben, ehe er es that. Er erfuhr hier am leichteſten, wer dem verſtorbenen Geheimerath ſo überaus ähnlich ſehe. Es rührte ihn vor Schrecken faſt der Schlag als er abgewieſen wurde. Stephanie ließ ſich und ihre Mutter verläugnen, weil er ohne Abſchied vor ihr den Ball verlaſſen hatte.

Nun würde der Graf vor Bosheit gerne geweint haben, wenn es ſich geſchickt hätte.

Ein Geheimerath mußte der unberufene Schwiegervater ſeyn. Deren Anzahl aber, inbegriffen die mit Hinweglaſſung des Mittelſtücks vom Titel vulgo ſo genannt wurden, war Legion und der Graf konnte nicht bei allen herumſchicken und fragen laſſen, von weſſen Seite in dem ſchwediſchen Hotel ein Brief abgegeben worden. Wo wäre, das Unpaſſende nicht angeſehen, die Zeit hergekommen? Und außerdem konnte nur die Aehnlichkeit mit dem Grafen Löwenhaupt die Entdeckung vermitteln. Bekannt war dieſe Aehnlichkeit gewiß; allein wen konnte man danach fragen? wendete man ſich nicht vielleicht immer an den unrechten Mann? Nur etwa der Miniſter Stein oder ſeine Leute vermochten Auskunft zu ertheilen: doch war die Sache delikat: man konnte ſich noch ärger blos ſtellen. Indeſſen, wenn alle Stricke riſſen, mußte der Schritt gethan werden. Der Termin der Verlobung mußte gehalten werden, und ſo viel hatte Graf Brahe ebenfalls beſchloſſen, wenn ſeine Braut nur nicht geradezu —, nahm er ſie zur Gattin und ehrte den höheren Fingerzeig.

Es ſchlug eilf Uhr und nun ſchlugen die Wogen der Verwirrung über dem ſinkenden Geſandten zuſammen. Er fuhr zum Miniſter Stein: es war Staatsrathsſitzung und der Miniſter konnte erſt gegen drei Uhr wieder kommen. Seine Leute — waren alle neu und hatten Graf Löwenhaupt nicht mehr gekannt.

Graf Brahe ließ ſeinen Wagen leer zurückfahren und ſchwankte zu Fuße weiter, er wußte nicht wohin.

Auf dem Markte fiel ihm ein, bei den Bankiers der Stadt herumzugehen, die die Unterſchriften der Notabeln am beſten kennen müßten und mit ſeinem Briefe ſein Heil zu verſuchen. Blieb auch das erfolglos, ſo ging er nach Hauſe, und entſchuldigte ſich, wenn er gemahnt wurde, mit ſeiner Zerſtreutheit, oder, noch beſſer, legte ſich als krank zu Bett, was er ja auch wirklich werden konnte. Dabei hatte er den wichtigen Vortheil, daß er Zeit zur Ueberlegung, wo nicht Gelegenheit zum Rückzug fand. Mit Anwendung des letzten Mittels wollte er in dem nahe gelegenen Comptoir des Herrn von Birkholz beginnen, den er perſönlich noch nicht kannte. Er ſchritt dem Hauſe zu. Siehe! da ſtanden an einer Straßenecke mehrere Kavaliere und ſprachen mit einander: unter ihnen war Sir Edmund Jackſon. Der Geſandte trat zu der Gruppe und man begrüßte ſich.

„Wir ſprachen ſo eben von Ihnen, Herr Miniſter,“ hub Sir Edmund an: „wie es heißt, ſoll auf dem ehegeſtrigen Balle Ihre Verlobung mit Gräfin Stephanie Löwenhaupt, ſo wie Louis Philippe zu ſagen beliebte, eine Wahrheit geworden ſeyn? Prinz Grey beruft ſich auf eine direkte Aeußerung der Prinzeß Friederike ſelbſt.“

„Dem Gerüchte muß nothwendig ein Mißverſtändniß zum Grunde liegen," verſetzte Graf Brahe mit ſchwerem Herzen: „Sie dürfen ihm, auf meine Verantwortung, widerſprechen. — — Aber gelegentlich, verehrter Freund, auf ein Wort," fügte er leiſer hinzu, indem er Sir Edmund ein paar Schritt bei Seite zog: „kennen Sie zufälliger Weiſe dieſe Handſchrift?" Er hielt dem Baronet die Unterſchrift vor die Augen.

Der Britte ſagte auf den erſten Blick: „Die kenne ich ſehr genau, es iſt die meines Bankiers, des geheimen Kammerraths von Birkholz, mein Gott! des Vaters der allerliebſten Clara, die Sie kennen."

Eine Verklärung überkam mit der Schnelligkeit des Lichtſtrahls des Grafen Seele und Antlitz und eine Thräne rann, ihm unbewußt, über ſeine Wange. Er wandte ſich wieder zu den Kavalieren und ſagte ernſt: „Wie ſehr jenes Gerücht ein unwahres ſeyn muß, können Sie ſchon daraus abnehmen, meine Herren, daß ich mir hiermit die Ehre gebe, Sie von meiner heutigen Verlobung mit dem Fräulein Clara von Birkholz in Kenntniß zu ſetzen."

Ueberlange Geſichter der Zuhörer waren der Erfolg dieſer Mittheilung und ſogar Sir Edmund glaubte aus den Wolken zu fallen. Der Graf verſprach ihm baldige Erklärungen und bat ihn, ihn vor der Hand in das Birkholziſche Haus zu begleiten.

„Ich bin ohnedies dahin eingeladen," verſetzte der Britte heiter, weil er Clara's Gefühle für ſeinen

Freund ſchon geahndet hatte, und brachte ihm ſeine aufrichtigen Glückwünſche dar. Die Uebrigen ſtimmten ein; Einige mit einer Miene, die verrieth, daß ſie die reichſte Erbin des Landes und den cäſareiſchen Sieg dem wunderlichen ſchwediſchen Gaſte nicht gönnten.

Die beiden Nordländer fanden in dem Birkholziſchen Hauſe eine Verſammlung von Hausfreunden und Verwandten vor. Der Graf hätte wohl gewünſcht, vor der Verlobung eine Unterredung unter vier Augen mit ſeiner Braut zu haben, um ihr ſeine Verblendung wie Erleuchtung einzugeſtehen. Allein es wollte ſich nicht fügen. Er mußte die Zeugen ſeiner förmlichen Worte dulden und ſah auch ſchnell ein, daß dieſe Maßregel eben darum verwerflich geweſen wäre, weil ſie Clara's Zartgefühl genöthigt hätte, ihr gegebenes Wort zurückzunehmen. Er legte ſich alſo bis dahin Stillſchweigen auf, wo er Zeit und Gelegenheit gefunden hätte, Clara von ſeinen Geſinnungen zu überzeugen und fand ſich mit Leichtigkeit in ſeine Lage. Er behandelte ſeine Verlobte mit Würde, Innigkeit, Vertrauen und Freimuth und ihre zärtlichen Gefühle machten es ihr leicht, ihm die vielleicht zu hohe Verehrung zu erkennen zu geben, die ſie der außerordentlichen Beſonnenheit ſeines Betragens zollte.

Die wichtige Handlung und der ſchöne Tag liefen für Alle befriedigend ab und Niemand verſah ſich des Geheimniſſes. Der glückliche Graf konnte ſeine Braut im Laufe des Nachmittags ungeſtört ſprechen und fing nun erſt an, die Augen über ihren Werth aufzuſchlagen. Er lächelte ſtill für ſich, wenn er erwog, wie verſtändig der Zufall für ihn geſorgt habe und erſchrak auch nicht, als er in dem Entwurfe des Contraktes las, daß Clara eine halbe Million zur Mitgift erhalte, die ihn befähigte, ſeinem zu ſorgloſen Hange zur Wohlthätigkeit in der Folge ungefährdeter nachzuleben.

Als die unverſehene Verlobung noch an dieſem Tage in der Stadt ruchtbar ward, mußte ſie wohl Jedermann räthſelhaft vorkommen. Comteſſe Stephanie meinte vor Zorn und Aerger zu vergehen und hatte ſich ſo wenig in der Gewalt, daß ſie Claren nicht nur die Freundſchaft, ſondern auch die Bekanntſchaft aufſagte.

Prinzeß Friederike war die Erſte, deren ſeine Neugier allmälig den Zuſammenhang der Thatſachen errieth. Einige Zeit darauf munkelte man auch in der Geſellſchaft dies und jenes und als am Ende der Graf ſeine Braut auf ſeine Eröffnungen vorbereitet glaubte, hatte der Conflikt der wahren und falſchen Gerüchte auch im Publikum die Spreu von dem Korne geſchieden; obwohl man darüber niemals Gewißheit erhielt und auch das Gelächter nicht zum Ausbruche kam, das die gegenſeitige Liebe des Brautpaares immer mehr erſtickte. Auf Clara's Gemüth machte die Kenntniß der Wahrheit ganz den Eindruck, den der Graf erwartet hatte, und zwar erſt betroffen und beſchämt, walteten doch bald die Liebe und ihr heiterer Lebensſinn in ihr vor. Sie freute ſich mit ihrem Bräutigam der Fügung, bewunderte ſie und belachte das unverwüſtlich Komiſche in den Verhältniſſen.

Die Gräfin Caliſte hatte ſich in dieſer wunderlichen Angelegenheit nicht gut benommen und war ſo entſchieden auf die Seite der Gräfin Löwenhaupt getreten, daß ſie das Betragen des Grafen Brahe mehrfach zu verdächtigen ſuchte. Ja, Sir Edmund hatte ſeinem Freunde ſelbſt geſchadet, indem er nicht für nöthig erachtet, aus deſſen vertraulichen Mittheilungen in Betreff jener Verwicklungen des Zufalls Caliſten ein Geheimniß zu machen. Sie brachte ſie mit böswilligen Zuſätzen unter die Leute und hatte deßhalb manche Mißhelligkeiten mit ihrer Kuſine, die ihre Freude nicht verhehlte, den armen Geſandten durch die kalte liebloſe Löwenhaupt recht im eigentlichſten Sinne um ſeine Hand gebracht zu ſehen. Sobald Sir Edmund ſeine unbewußte Verrätherei erkannte und ſeiner Braut vorwarf, mußte er ihre Tapferkeit auch im Durchfechten friedlicher Zwiſtigkeiten auf einer Höhe wahrnehmen, die ihn in kein angenehmes Erſtaunen ſetzte. Er hätte ſeine Hochzeit gerne ſo lange hinausgeſchoben, um ſie an einem und demſelben Tage mit der des Grafen Brahe zu feiern; jedoch unter dieſen Umſtänden war an ein gemeinſames Feſt nicht zu denken, und er beſchleunigte ſie alſo vielmehr, derweil er die ſich in der Geſellſchaft ihrer Landsleute immer ſichtbarer von ihm zurückziehende Caliſte ſeltener als verdem ſah.

Wenige Tage vor dem entſcheidenden, der den Baronet für immer mit der Gräfin Chlapowska verbinden ſollte, ſtattete derſelbe dem Grafen Brabe einen wegen deſſen Spannung mit Caliſten lange ausgeſetzten Beſuch ab, um ihn einzuladen, ein Zeuge der Ceremonie zu ſeyn.

Der Graf verpfändete mit Vergnügen ſein Wort, zu erſcheinen, und ſie ergingen ſich an der Hand dieſer Veranlaſſung in Betrachtungen ihrer beiderſeitigen häuslichen Zukunft.

„Ach, a propos, lieber Baronet!“ ſagte der Graf: „da fällt mir ein, daß ich Ihnen etwas Intereſſantes zu zeigen habe.“

Er erhob ſich, ging an ſeinen Schreibtiſch, ſchloß ihn auf und langte ein kleines Paket hervor.

„Dieſe Briefe,“ ſagte er, indem er es Sir Edmund hinhielt, „befanden ſich unter den Papieren meines verſtorbenen Vorgängers auf dem hieſigen Poſten. Das Archiv war bis jetzt verſiegelt und konnte erſt nach und nach von mir geordnet werden. Vor einigen Wochen entdeckte ich darunter eine Correſpondenz aus den Kriegsjahren, die eine bekannte polniſche Dame mit der Tochter meines Vorgängers, der Markiſe C. in Paris geführt hat. Sie iſt wahrſcheinlich als politiſches Aktenſtück hieher geſandt worden, und war als ſolches damals nicht unwichtig. Indeſſen enthält ſie nichts, was für die Gegenwart ein Geheimniß wäre oder ſeyn müßte und erlaubt mir alſo, ſie Ihnen unbedenklich mitzutheilen. Es wird ſich Ihnen darin manches Fremde zu einer ergebnißreichen Vergleichung mit Bekanntem darbieten. Ich habe ſie nur erſt in politiſchem Betrachte flüchtig durchgeſehen.“

Der Graf hatte während dieſer Worte das Band gelöst, das die Briefe zuſammenhielt, den oberſten entfaltet und denſelben dem hoch aufhorchenden Briten gereicht.

Sir Edmund warf begierig einen Blick hinein, ſtutzte, ſah den Grafen an, und las auf deſſen bedeutungsvollen Wink, kopfſchüttelnd, den in franzöſiſcher Sprache geſchriebenen Brief zu Ende.

Er enthielt, neben alltäglichen Bemerkungen über Moden und Luxusartikel, einige ſeichte Scherze und Anſpielungen auf kleine Liebesintriguen, ſo wie, unter Schmähungen Rußlands, allerlei politiſche Thatſachen, die kurz vor oder nach dem Aufſtande allerdings nicht unwichtig geweſen ſeyn mochten; ſtand aber, den Hoffnungen Sir Edmunds entgegen, in keinerlei Inhaltsbeziehung zu der Gräfin, oder war noch weniger von ihrer Hand.

Der Baronet ſah befremdet zu dem Grafen empor und fragte: „Was ſoll mir dieſer Brief? Ich begreife nicht, wie er mich perſönlich intereſſiren könnte? Haben Sie ſich etwa in dem Paket vergriffen? Oder ſind die folgenden Briefe anderer Art?“

Er ſtreckte die Hand mit dem Briefe nach dem Grafen aus, damit dieſer die Schrift prüfe. Seiner

Sache gewiß, ſah ihn aber der Graf mit unverwandtem Erſtaunen an und deutete wieder auf den Brief.

Sir Edmund erwiederte ungeduldig: „Das iſt mir ein Geheimniß mit ſieben Siegeln; ich verſtehe Sie nicht, Theuerſter!“

„Wie! was!“ rief der Geſandte: „Sie fragen noch? Sie ſehen nicht? Welche Dame hat denn dieſen Brief geſchrieben?“

„Was weiß ich!“ verſetzte der Baronet: „Sie myſtificiren mich, wenn Sie die Briefſtellerin eine Dame nennen. Dem vernachläſſigten Style, der Unorthographie, dem kraftloſen Gekritzel nach, iſt ſie irgend eine Kammerjungfer, die das ſeine Velinpapier ihrer Herrſchaft entwendet und ihre albernen Herzensangelegenheiten keiner Pariſer Markiſe, ſondern abermals einer Pariſer Kammerjungfer anvertraut hat. Was ſage ich, Kammerjungfer! Eine ſolche iſt in ihrer ſchriftlichen Ausdrucksweiſe gebildeter und geſchmackvoller, ja, ſchreibt eine zehnmal zierlichere Hand als dieſe ruchloſen Krakeleien. Das Machwerk könnte, dem Geiſte nach, höchſtens von einer Köchin herrühren.“

Der Graf rief entſetzt: „Halten Sie ein, Sir Edmund. Das geht zu weit. Das iſt nun wieder mir völlig räthſelhaft. Wie können Sie die Handſchrift verkennen oder verläugnen? Die Briefe ſind ja von Niemand ſonſt als Ihrer Braut, der Gräfin Caliſte Chlapowska.“

„Von meiner Braut?“ ſagte Sir Edmund gedehnt. „Dagegen muß ich Einſpruch thun, mein Herr Graf. Wenn dazu die geringſte Möglichkeit vorhanden, wäre es mir ein wenig außerm Spaße. Ich muß wohl ihre feine, zarte Handſchrift beſſer kennen, und habe als vollgültige Beweiſe dafür ſo viele Briefe vorzulegen. Von der gemeinen Perſon, der dieſe Schmiererei angehört, ſteht zu ihrer Ehre, ſie mag ſeyn wer ſie will, zu hoffen, daß ſie etwas beſſer ſprechen werde, als ſie ſchreibt; von meiner theuren Braut kann ich Sie auf meine Ehre verſichern, daß ſie zehnmal beſſer ſchreibt als ſie ſpricht.“

Der Graf ſah den Britten mit großen Augen an, lachte gutmüthig und ſagte: „Nun, die Hand auf's Herz, lieber Baronet: reden Sie im Ernſte? Wie ginge das zu? Es ſteht ja mit deutlichen Worten, von der Hand des Geſandten hier auf dem Umſchlage: Briefe der Gräfin Caliſte Chlapowska, aus der Weywodſchaft Plock an die Markiſe C. in Paris; betreffend den Aufſtand Polens in den Jahren 1830 und 1831. Wie wäre ein Irrthum des ſo äußerſt ordnungsliebenden Mannes denkbar? Oder hätte er ſelbſt getäuſcht ſeyn können? Und warum? Unmöglich. Auf einer Seite muß es jedoch nicht mit rechten Dingen zugegangen ſeyn. Die Sache wird intereſſant. Dahinter ſteckt mehr. Haben Sie ſchon nach der Unterſchrift geſehen?“ —

Sir Edmund hielt den erſten Brief noch in der

Hand; er hatte keine andere Unterſchrift als einen zweifelhaften Anfangsbuchſtaben. Man zog einige andere Briefe aus dem Bündel: ſie waren entweder mit dem Namen Caliſte, oder mit einem anderen undeutlicheren unterſchrieben, der indeſſen große Aehnlichkeit mit dem Namen Chlapowska hatte. Man las den Inhalt mehrerer und er betraf zum Theil dieſelben läppiſchen Dinge wie der erſte, zum Theil Angelegenheiten des Vaterlandes. Eingeſtreute Familienſachen, oder Begebenheiten aus dem perſönlichen Leben der Gräfin bewieſen jedoch unwiderſprechlich, daß die Schreiberin keine Kammerjungfer oder Köchin, ſondern in der That die Braut Sir Edmunds war oder vorſtellen wollte.

Die Frage ſtellte ſich alſo ganz einfach: welche Briefe waren falſch und welche echt?

Die beiden Männer ſprachen ſich dieſe Wahrheit aus und hatten darüber ihre ſehr verſchiedenen Gedanken.

Sie fühlten das Bedürfniß, die Ungewißheit durch die Gräfin ſofort ſelbſt gelöst zu ſehen und Sir Edmund ſchickte ſich an, zu ihr zu gehen.

„Ich bin der Gräfin ohnedies einen Beſuch ſchuldig,“ ſagte der Geſandte „und begleite Sie. Ich bin gar zu verlangend, welchen Aufſchluß ſie in der ſeltſamen Geſchichte ertheilen wird?“

Unterweges blieb der Baronet gegenüber allem was der Schwede ſagen konnte, in ernſtes Sinnen verſenkt.

Sie fanden die Gräfin Caliſte mit Roſa allein.

Die alte Baronin war ſeit einigen Tagen kränker in ihr Boudoir verbannt.

Roſa ſaß am Fenſter und zeichnete nach der Antike. Caliſte jagte ſich mit ihrem großen Neufundländer Hunde herum, der ſeit dem Kriege ihr ſteter Freund, Liebling und Begleiter war und deſſen ungezogene Gegenwart dem Britten ſchon oftmals den vergeblichen Wunſch entlockt hatte, ihn entfernt zu ſehen. Von dem Contraſte, der ihnen mehr als je in die Augen ſprang, betroffen, blieben die Männer an der Thüre ſtehen.

Lange, blonde Locken umwaldeten gleichſam die ſchlanke, wilde, blauäugige Gräfin und ſie wehrte geſchäftig das zutäppiſche Thier von ſich ab, das einmal um das andere nach dem feinen Battiſttuche in ihrer Hand in die Höhe ſprang, oder ihr eine Falte oder Spitze aus und von dem ſchweren ſeidenen Kleide riß.

Die braunäugige Roſa ſaß mit geſcheiteltem Haar, reifen Wuchſes, das betrachtende Köpfchen in die Hand geſtützt, ruhig da und deutete nur durch eine kleine Falte ihrer Stirn an, wie unangenehm das Schreien der Gräfin und das Trampeln des Thieres ſie berühre.

Beim Erblicken ihres Bräutigams flog Caliſte, von dem neidiſchen Hunde verfolgt, auf ihn zu, ſchloß ihn jubelnd in ihre Arme und bedeckte ſeinen Mund mit Küſſen.

Roſa erhob ſich langſam und ging den Eintretenden entgegen. Der über die Oeffentlichkeit verlegene Britte erwiederte die Zärtlichkeit ſeiner Braut nur gezwungen und begrüßte das Fräulein herzlich. Der Graf verneigte ſich vor Beiden. Der ungeberdige Hund ward zum Zimmer hinausgeſteckt und die Männer nahmen auf erhaltene Einladung vor der Chaiſelongue Platz, auf der die Gräfin ermüdet ausgegoſſen war. Roſa zeichnete am Fenſter weiter.

Nach einigen Abſchweifungen über Tagesneuigkeiten brachte der Graf den ſonderbaren Fall zur Sprache. So wie ſie ihn kommen ſah, erröthete Caliſte leicht und biß ſich in die Lippen. Alsdann brach ſie in anhaltendes lautes Lachen aus. Das Fräulein ward bleich und ſtarr und war in äußerſter Verlegenheit außer Stande, die Hand mit der Bleifeder weiter zu führen. Ihr Blick haftete an der Zeichnung.

Die betretenen Cavaliere wußten nicht wie ſie ausſehen ſollten, da das Gelächter der Gräfin ihren ernſten Zügen kaum ein halbes Lächeln abnöthigte.

Auf Sir Edmunds nochmalige Frage geſtand Caliſte unumwunden ein, daß von den beiden abweichenden Handſchriften, die für die ihrigen gehalten worden, die im Beſitze der Geſandtſchaft allerdings die echte ſey, indem ſie eine ihrer Freundinnen gebeten habe, den Briefwechſel mit dem Baronet an ihrer Statt zu führen.

„Meine Beweggründe zu dieſem Thun,“ fuhr ſie fort, „liegen auf der Hand. Ich ſchämte mich meiner

Schriftzüge und meines Styls und ließ mich der Unbequemlichkeit des Schreibens gern entheben, ohne die angebotene Freundeshand zurückweiſen zu können. Ich wußte von erſter Jugend an mit dem Degen beſſer als mit der Feder umzugehen, und bediente mich der letzteren nur ungern oder nachläſſig. Daß ich durch jenen unſchuldigen Betrug ein Unrecht an Ihnen beginge, konnte ich mir nicht vorſtellen; unſer Briefwechſel war ein freundſchaftlicher und ich verrieth Ihre edlen Geſinnungen nicht, wenn ich mit einer fremden Feder darauf erwiederte. Als Ihre Worte gegen mich inniger wurden, gerieth ich freilich in Verlegenheit; allein was war zu thun? Ich hatte weder den Muth noch das Geſchick, die Täuſchung aufzuheben, und mußte ſie wohl oder übel fortbeſtehen laſſen.“ Sie ſchwieg und erwartete Sir Edmunds Antwort.

In deſſen Innerem gingen große Dinge vor, und er errieth aus Roſa's Verhalten während dieſes Auftritts, was ihm Caliſte noch verſchwieg: daß keine Andere als ſie die Briefſtellerin geweſen ſey.

Nach einigen peinlichen Momenten fragte der Baronet, unfähig, über das anderweite Dunkel in längerer Ungewißheit zu bleiben, gerade zu: „Und in welcher Art, wenn es zu wiſſen erlaubt iſt, ließen Sie Ihre Briefe ſchreiben? Diktirten Sie, oder ſtellten den Inhalt ganz der Schreiberin anheim?“

Die Gräfin erwiederte empfindlich: „Das Letztere kann eine ſonderbare, ja ſogar impertinente Frage ſeyn: ich diktirte meine Briefe freilich nicht Wort für Wort, da ich meine Gedanken über den Inhalt meiner Freundin blos im Weſentlichen angab; ich überließ indeß die Abfaſſung, die ſie mir gewöhnlich vorlas, ihr allein.“

„Gewöhnlich, doch nicht immer?“ fragte Sir Edmund eifrig weiter.

„Nicht immer,“ verſetzte die Gräfin empfindlicher.

Sir Edmund fragte nach kurzem Beſinnen aufs Neue, ob die Gräfin ſich wohl noch erinnere, was ſie ihm in einem ihrer letzten Briefe, als Antwort auf ſeine Bitte um ihre Hand ſchreiben laſſen, und ob ſie den Brief ſelbſt geleſen habe?

Kaum war dieſe Frage ausgeſprochen, ſo erhob ſich Roſa mit einer gewaltſamen Bewegung von ihrem Stuhl und ging raſchen Schrittes, das Tuch vor dem Geſicht, in das anſtoßende Gemach.

Caliſte entgegnete, eben dieſen Brief habe ſie mit ihrer Freundin vorher ſo vielfach erörtert, daß ſie, auf deren Vorſtellung, geglaubt habe, ſich die eigene Lektüre oder das Vorleſenlaſſen vor dem Abgange ſchenken zu dürfen. Sie erinnere ſich des Inhalts noch genau. — Sie gab ihn, auf Sir Edmunds Bitte, ungefähr ſo wie er geſchrieben und der erſten Stimme ihres Herzens beigemeſſen war, an.

„Und weiter ließen Sie mir in dem Briefe nichts ſchreiben?“ beharrte der Inquiſitor.

„Ich weiß es noch wie heute: nicht das Mindeſte;“

lautete die Antwort: „Ich mag nicht glauben, daß etwas anderes darin geſtanden hat. Jedoch begreif ich nicht: Sie ſind ſo ſonderbar. Sie ſtellen ein förmliches Verhör mit mir an. Ich muß Sie bitten, Sir Edmund, dem ein Ende zu machen. Ich wiederhole Ihnen, ich bin mir keines Unrechts gegen Sie bewußt. Wenn Sie mich jedoch für ſtrafbar halten, ſo ſind Sie Ihr eigener Herr und Meiſter und können in Anſehung meiner thun, was Sie für gut befinden.“

„Das werde ich zuverläſſig,“ verſetzte Sir Edmund, pikirt über die Empfindlichkeit, von der er meinte, ſie ſey nicht wohl angebracht, und deren Urſprung eben in dem ärgerlichen Gefühle lag, ſie ſtehe beſchämt vor ihm.

„Auch kann ich nicht umhin, Ihnen zu erklären,“ fuhr er fort, „daß ich ſoweit noch nicht über die Wirkung im Klaren bin, die jener jedenfalls unfeine Betrug auf mich hinterläßt.“

„Ich fange hiermit an, Ihnen Zeit und Raum zu gönnen, Ihre Zweifel bei ſich zu beendigen,“ ſprach ſie ſtolz und anſcheinend kalt, wiewohl von Zorn durchglüht, und ging mit einem entſchuldigenden Achſelzucken gegen den Miniſter in das Nebenzimmer.

Sir Edmund lächelte ihr verbindlich nach, ſagte zu dem Grafen: „Zu Ihrem Befehl, mein Freund,“ und lud ihn ein, aufzubrechen. Sie gingen ſo ſchweigſam, wie ſie gekommen waren, mit einander über die Straße.

Graf Brahe fühlte, daß hier eine Kriſis eingetreten ſey, die das Brautpaar mit ſich allein abzumachen habe und enthielt ſich klüglich, eine fremde Hand oder ein fremdes Wort darein zu miſchen, wenn immer ſein Mißtrauen gegen den Charakter der Gräfin wünſchen mochte, zu Sir Edmunds Beſtem eine Auflöſung des Verhältniſſes erfolgen zu ſehen.

Vor der Wohnung des Britten entfernte er ſich von ihm mit einem Händedruck.

Sir Edmund ſchloß ſich in ſein Zimmer zu Meditationen über die Briefe ſeiner Geliebten ein, die er nach einander alle wieder las.

Sobald der Baronet und der Geſandte fortgegangen waren, begab ſich die Gräfin in Roſa's Gemach. Sie fand das junge Mädchen verweint, troſt- und rathlos auf der Ottomanne. Sie ſtaunte ſie an. Sie hatte zu ihr ſagen wollen: Ein Glück, daß es ſchon jetzt ſo gekommen iſt, Kuſine. — Das Wort erſtarb ihr auf der Zunge. Sie blieb vor der Regungsloſen ſtehen, beobachtete ſie minutenlang, trat ſinnend zu dem Nippestiſche, überſchaute die Kleinigkeiten, ohne mit einem Gedanken dabei zu ſeyn und hielt die Hand vor die Augen. Darauf wandte ſie ſich raſch zu Roſen und ſagte: „Es iſt gut, daß es ſchon jetzt ſo gekommen iſt. Hier waren große Mißverſtändniſſe und Mißverhältniſſe im Werke."

Roſe ſagte nichts.

„Roſe, Roſe! was haſt Du für dummes Zeug gemacht?“ fuhr Caliſte fort: „Du liebſt ihn! Nun begreiſe ich wohl, wie Alles zuſammenhängt. Du haſt ihm in den Briefen, die ich nicht geſehen und über die er in ſeinen Antworten mitunter in ein mir ſo unbegreiflickes Entzücken gerieth, Dein Herz in meinem Namen ausgeſchüttet. Die Folge iſt: er liebt nun Dein Gemüth in meiner Perſon. Ich merkte wohl ſo was; aber natürlich nur dunkel und inſtinktartig. Wie hätte ich es ſicher wiſſen können, da Eines von uns ſo ſpottwenig verſtand, was das Andere wollte! Kind! Die ganze Geſchichte wäre hochſt lächerlich, wenn ſie nicht hätte höchſt traurig werden können. Das Schlimme dabei iſt, daß Du ohne alle Abſicht und allen bewußtvollen Plan handelteſt und auf recht einfältige Weiſe ehrlich anſtatt perfid mit mir umgingſt. Wie er nicht gleich ſehen und hören wollte, ergabſt Du Dich in das, wie Du meinteſt, Unvermeidliche und wollteſt uns lieber Alle unglücklich machen, als, mit einiger Anſtrengung noch etwas thun. — Aber Du weinſt ſchon wieder? Laß das doch. Es endet ja nun Alles gut, wie man in Romanen und Komödien ſagt. Du ſiehſt mich groß an? Allerdings. Ich müßte von Sinnen ſeyn, wenn ich nicht begriffe, daß es mit unſerem Brautſtande aus iſt. Ich faſſe ſolche Dinge ſchnell und ſchicke mich in das Nothwendige, wo es zu handeln gilt. Ich trete ihn Dir ab. — Du ſchüttelſt das thränenbethaute Köpfchen? Es wird doch ſo. Ich hatte es nicht böſe mit ihm vor. Ich war und bin ihm noch recht gut, wenn ich auch eine ſogenannte Liebe oder Leidenſchaft niemals für ihn fühlte. Ich meinte zur Noth mit ihm auszukommen, und mich für eine Lebenszeit mit ihm zu amüſiren: mein Unrecht dabei war nur, daß ich, ohne ihn erſt zu fragen, das auch von ihm ſtillſchweigend vorausſetzte. Ich dachte, von ſeinem überſchwänglichen Enthuſiasmus für die Braut werde doch ein kleiner Niederſchlag für die Frau abfallen. Ueberdieß nehme ich das Verhältniß der Frauen zu den Männern ein wenig leicht, wiewohl ich ihm im Grunde treu genug geweſen ſeyn würde. Und, was die Hauptſache iſt: Du weißt, ich bin Enthuſiaſtin wie Egoiſtin für das Vaterland. Ich habe geſchworen, ſo wie ich bin, mit Allem was mein iſt, mich ihm aufzuopfern, der Liebe zu ihm auch das Heiligſte unterzuordnen. Sir Edmunds Perſon, Verbindungen, Reichthum ſollten, von dem Tage der Vermählung an, in dem möglichſt ausſchließlichen Dienſte Polens ſtehen. Es hat nicht ſeyn ſollen. Weiter kann ich es mit Anſtand nicht treiben. Es iſt vorbei."

Sie hielt zu ſprechen inne. Die ſanfte Roſe hatte ſich aufgerichtet und ſchien auf beruhigendere Gedanken gekommen. Die Gräfin begann ihr zuzureden, ſie zu liebkoſen, zu tröſten, und doch wieder auszuſpotten. Sie erreichte ihren Zweck, und ſobald ſie die Kleine wieder lächeln ſah, fuhr ſie fort: „Aber ſo erkläre mir doch einmal ſelbſt Dein Betragen! Hatte ich mit dem, was ich eben davon ſagte, wirklich Recht? Du machteſt ihn in Dich für eine Andere verliebt? Es iſt unglaublich!“

„Ach!“ ſagte Roſe weinerlich: „es iſt leider! ſo. Ich kann es nicht läugnen. Ich war den Verhältniſſen nicht gewachſen. Ich dachte mir Alles leichter durchzuführen. Ich liebte ihn vom Anfange unſerer Bekanntſchaft an. Da er mich aber ſo gar nicht beachtete, daß er nur Herz und Sinn für Dich hatte, mußte ich zu meiner Kränkung mich ihm um ſo mehr verbergen. Du machteſt mir, abenteuerlich wie du biſt, den Vorſchlag mit der Correſpondenz, und ich griff mit beiden Händen zu, weil ich ſo eine gewiſſe geheimnißvolle Verbindung mit ihm anknüpfte. Dieſelbe gewann immer mehk Reize für mich und ich hielt mich dafür, daß er perſönlich nichts von mir wiſſen wollte, ſchadlos, indem ich ihm unbewußt eine geiſtige und gemüthliche Anerkennung abnöthigte. Die Sprache unſerer Briefe ward zärtlicher und führte zuletzt zu dem Ziele, das Du kennſt. Ich hatte damit nichts weiter vor, als mir für den Augenblick das Herz zu erleichtern. Vielleicht nur im Hintergrunde meiner Seele lag eine Vorſtellung, was geſchehen könne, wenn der perſönliche Umgang mit Dir ihm ſpäter die Täuſchung aufhebe. Da warb er auf einmal um Deine Hand und nun ward mir ſo angſt und bange, daß ich ihm, in momentanem Uebermuthe der Verzweiſlung, in Deinem Namen die ganze Fülle meiner Liebe hinwarf und zugleich in ihn drang, mich, das heißt, verſtehſt Du wohl, Dich genauer zu beobachten, damit ſein Irrthum ſich ihm noch zu rechter Zeit aufkläre.“

„Perfida!“ rief die Gräfin, lehnte ſich mit dem Arme über das Sophakiſſen und ſah ihrer Kuſine ſteif und feſt in's Geſicht: „Ja, meiner Treue! ſtille Waſſer ſind tief. Wer hätte ſo großes politiſches Spiel der Kleinen zugetraut? Höre, höre, Roſe! Du kannſt es weit bringen. Nun, und wie ging es weiter? Sprich zu Ende. Was für Maßregeln ergriffſt Du noch als wir hierher kamen?“

„Gar keine,“ ſagte Roſe kleinlaut: „Wie ich Dir ſchon geſagt habe: ich verzagte, wußte es nicht anzugreifen, kam nicht vorwärts. Ich hatte mich übernommen, ließ es gehen, wie es ging und weinte für mich, daß er verblendet blieb. Ein paarmal nahm ich wohl einen Anſatz, ihn auszuforſchen, eine Rettung vorzubereiten. Aber es blieb umſonſt. Wie oft mich Deine Gleichgültigkeit gegen ihn auch antrieb, mich Dir leicht zu Täuſchenden zu entdecken, ich ließ es ſeyn und die Hochzeit hätte ohne den unglücklichen Zufall wirklich ſtatt gefunden“......

Die Gräfin umarmte ihre Kuſine herzlich, aufgeregt und ſagte halb lachend, halb weinend: „Unglücklicher Zufall! Komiſches, liebliches Kind! was ſprichſt Du da? Es iſt aber freilich nur jener verzweifelte

Brief, der Dich und uns gerettet hat und Dich glücklich machen wird. Der Inſtinkt der Liebe diktirte ihn Dir. Nimm ihn hin, Liebchen; ich gönne ihn Dir. Aber nimm Dich mit ihm in Acht: er iſt ein rechter Egoiſt und als Egoiſtin eben wollte ich ihn mit zu ſeiner Strafe heirathen. Ich kenne ihn übrigens gut genug, um zu wiſſen, daß wir ſchon geſchieden ſind. Er iſt in ſolchen Dingen auf das Kürzeſte angebunden, ohne daß er verlangt, ſelbſt anders behandelt zu werden. Ich ſchreibe ihm auf der Stelle ein paar Worte und danke ihn ſchönſtens ab. Wegen alles Weiteren verweiſe ich ihn an Dich, und ſo wird er, wenn es nicht ſchon geſchah, errathen was er wiſſen muß. Morgen reist die Sebanska nach Polen: die ſoll mich in größter Heimlichkeit mitnehmen. Ich gehe zu ihr und bitte ſie darum."

Roſe wollte Einwendungen machen. Caliſte legte ihr die Hand auf den Mund: „Still!" ſagte ſie: „es iſt doch ſo und nicht anders. Adieu!" — Sie war verſchwunden.

Sir Edmunds Meditationen hatten ihm den ſchon errathenen Zuſammenhang auch in allen Einzelheiten aufgeklärt und ihn zu dem Entſchluſſe gebracht: in keinem Falle mehr die Gräfin Caliſte Chlapowska, ſondern jedenfalls das Fräulein Roſa d'Orville zu heirathen. Er bedauerte den Verluſt der erſteren nicht und die Richtigkeit ſeines Gefühls für ſie ward ihm klar. Es machte ihm nur noch die Ungewißheit zu ſchaffen, wie am leichteſten die Trennung auszuführen ſey, damit er ſich nichts vorzuwerfen brauche, und er wünſchte ſehnlichſt, Caliſte möge den erſten Schritt zum Bruche thun.

Er hatte dieſen Gedanken kaum ausgedacht, als ſein Diener an die verſchloſſene Thür pochte und einen Brief von der Gräfin ankündigte. Sir Edmund öffnete, erbrach das Billet, las und ſagte lächelnd: „Hätte ich doch vor fünf Minuten nicht geglaubt, daß ich in meinem Leben über einen eigenhändigen Brief der Gräfin Caliſte Chlapowska ein ſo genugthuendes Entzücken empfinden würde!“

Alsdann ſetzte er ſich zur Antwort hin, wünſchte ihr von Herzen wohl zu leben, und machte es ihr zur Pflicht, ihn jederzeit wie ihren treuſten Freund zu behandeln, und allenthalben auf ihn zu zählen, wo ſie ſeiner Hülfe benöthige.

Am Nachmittage ließ er den Grafen Brahe zu ſich bitten und zog ihn in ſein Vertrauen. Der Graf wünſchte ihm zu dem Geſchehenen Glück und belachte mit ihm die Uebereinſtimmung in den Qui pro Quos oder verſtändigen Zufällen ihrer Verlöbniſſe.

Sir Edmund erſchien eine Zeit lang nicht öffentlich und ließ das Aufſehen erſt vorüber, das ſeine Trennung von Caliſten machte. Das Gerücht behauptete: es habe zwiſchen Braut und Bräutigam ein politiſches Duell ſtatt gefunden und der von Caliſten verwundete Baronet aus Groll darüber die Verbindung mit ihr abgebrochen. Nach Verlauf von etwa acht

Tagen ging Jackſon wieder zu Roſa d'Orville, mit der er ſich bald verſtand. Ihre Mutter willigte ein und ſie zeigten ihre Verlobung nicht erſt förmlich an, ſondern ließen ſich bald darauf zugleich mit dem Grafen Brahe und Clara Birkholz trauen, deren vertrauteſte Freundin Lady Jackſon ward.

Beide Paare leben glücklich und Sir Edmund zur Zeit in London, wo er einer der eifrigſten Polenfreunde iſt. Er correſpondirt als ſolcher jetzt wieder mit Vergnügen mit ſeiner ehemaligen Braut, deren männliche Geſinnung wohl ihren Vorſatz durchführen wird, unvermählt zu bleiben.

Comteſſe Stephanie Löwenhaupt hat ſich durch ihre Verbindung mit einem ruſſiſchen General an dem Grafen gerächt und ſich vorher noch ein Geſchäft daraus gemacht, der es lächelnden Muthes ertragenden Gräfin auf alle Weiſe zu mankiren.

Clara hat bereits mit gutem Erfolge verſucht, ihren Gatten einigermaßen von ſeiner Zerſtreutheit zu heilen. Jedoch ſpielte ihr dieſelbe noch am Tage der Hochzeit einen ſchlimmen Streich: er vergaß nämlich auf einem Morgenſpaziergange völlig, was am Mittage geſchehen ſolle, kam nicht wieder, ließ Braut und Gäſte eine Stunde in der Kirche warten und erſchien zuletzt, nach langem Suchen aufgefunden, nur in Alltagskleidern, um den müßigen Zungen der Stadt abermals erwünſchte Nahrung zu leihen.

Das Gewiſſen.

Ein junger Kaufmann hatte in ſeinem Leben viel verſucht und, in ſeiner Kindheit von charakterſchwachen Eltern verzärtelt, ehe er als arme Waiſe in die Welt geſtoßen worden, in ſeinen Mußeſtunden allerhand Künſte ausgeübt, oder fremdes Wiſſen betrieben; ja, da es den Menſchen gegönnt iſt, Worte immer noch leichter als alles andre in der Welt zu handhaben, wohl auch eben ſo wenig das Dichten laſſen können.

Zu Hauſe Gottlieb genannt, um ſich der Bildung zu Liebe ſpäter Theophil umzutaufen, hatte er die erſte Nahrung ſeines Geiſtes auf gut Glück aus einer Leihbibliothek geſogen und war damit natürlich von dem poetiſchen Schnupfen angeſteckt worden, der, von Jahrzehend zu Jahrzehend in anderer Weiſe unter den bildungsſüchtigen Generationen herrſcht. Dieſer Schnupfen zu des jungen Theophils Zeit war ihm von einem bedeutenden Manne eingeimpft worden, der der Liebling der damaligen gebildeten Menge aus demſelben Grunde, weßhalb der Menge jeder Zeit ein Zerrbild lieber als ein Urbild zu betrachten iſt und veranlaßte ihn als Comptoirdiener allerweges Doppelgänger zu ſehen, oder Kreisleriana zu ſchreiben, die er pſeudonym in Journalen drucken ließ.

Mit den Jahren älter werdend, konnte Theophil ſich freilich der Erkenntniß nicht erwehren, daß von ſeinen Bekannten, ſo viele in ſeinen Verhältniſſen lebten, das beſſere Theil erwählt hatten und auf ihrem Wege nach und nach zu einem ſelbſtändigen Daſeyn gelangten, derweil er auf unbeſtimmte Zeit von einem alten Prinzipale abhängig blieb.

Er hatte jedoch noch nicht lange das neue Ziel ſeines Verlangens vor Augen gehabt, ſo gelang es ihm ebenfalls, durch ſeinen Prinzipal mit Credit und Empfehlungen unterſtützt, mit ſeinen geringen Mitteln ein eigenes Geſchäft zu begründen, das bei Einſicht und Ausdauer wohl im Stande war, ſeinen Mann zu nähren und auf immer grünere Zweige empor zu heben.

Das Einrichten und Unternehmen des Geſchäfts unmittelbar, ſo wie mittelbar die Neuheit der Sache zogen Theophil geraume Zeit von Nebengedanken ab und machten ihn mit ſeinem Schickſale und Berufe zufrieden. Er war nur aber zu wenig gewöhnt, an irgend etwas feſt zu halten, als daß er nicht nach Ablauf eines halben Jahres eine gewiſſe Leere hätte in ſich fühlen ſollen, die immer weiter in ſein Tagewerk hineinreichte und ſich durch neue Liebhabereien zu erfüllen ſuchte.

Ein vertrauter Freund Theophils hatte zugleich mit ihm auch ſein Etabliſſement bewirkt, um ſich mit einer jungen Schauſpielerin zu vermählen und ſeine Flitterwochen ſtellten Theophil das Bild des Eheſtandes ſo lockend vor, daß er den Gedanken, dieſem Beiſpiele ſelbſt zu folgen, wie ein Brett ergriff, das ihn aus den Wogen der Langenweile retten ſollte.

Er hatte kaum angefangen, ſich an den Orten und Enden umherzutreiben, wo junge Männer die Wahl einer Lebensgefährtin zu treffen pflegen, als er eines Abends in das wöchentliche Winterconzert ſeiner Vaterſtadt ging.

Die Treppe des Conzerthauſes emporſteigend, bemerkte er, daß die Verſammlung ungewöhnlich zahlreich ward. Wagen raſſelten nach Wagen vor das Portal, Sänften wurden in dem Vorhauſe ſchallend niedergeſetzt und Theophil brach ſich nur mühſam durch die Menge Bahn.

Als er in den hellerleuchteten Saal trat und den Conzertzettel anſah, auf den ihm ſeine Geſchäfte noch keinen Blick zu thun geſtattet hatten, erkannte er, daß der ſtarke Beſuch einer fremden Sängerin gelte, die ſich heute zum erſtenmale hören ließ.

Die Inſtrumente wurden geſtimmt und er wollte eben an ſeinen entfernteren Platz in einer Loge gehen, als er neben ſich die Gattin ſeines Freundes wahrnahm, die durch das Gedränge verhindert wurde, den übrigen in der Nähe des Orcheſters zu erreichen.

Er führte ſie an ſeinem Arme dahin und wurde, um eines Rathes willen den er ihr ertheilen ſollte, ſo lange auf einem leeren Stuhle hinter ihr feſtgehalten, bis die Muſik anhub und die allgemeine Stille es ihm unmöglich machte, ſeinen Rückzug anzutreten. Die Symphonie war von Beethoven, welchem großen Tondichter Theophil beſonders zugethan war, die überhäuften Geſchäfte des Tages hatten ſeinen ermüdeten Geiſt der Nahrung bedürftig gemacht und alſo richtete er Auge und Ohr ganz nach dem Orcheſter.

Der letzte Takt des letzten Satzes rauſchte aus und es ſcholl ein Geſumſe des Beifalls durch den Saal, das die Pauſe bis zum nächſten Muſikſtücke ausfüllte.

Auf einmal ſah Theophil, der im Nachgefühle der Muſik noch gedankenlos vor ſich hingeſtarrt hatte, eine weibliche Geſtalt im weißen Kleide ſich dicht vor ihm von dem Platze der Sängerinnen erheben und an dem Orcheſter hinbewegen, um an der Hand des Muſikdirektors die wenigen Stufen dazu emporzuſteigen. Seine Blicke folgten der jungen Dame, die ſeine Nachbarin als die fremde Sängerin bezeichnete, und ſie trat, die Verſammlung mit beſcheidenem Anſtande begrüßend, in die Brüſtung vor. Der erſte volle Anblick des Mädchens hinterließ Theophil einen wunderbaren Eindruck. Die Krankhaftigkeit ſeines Geſchmackes und ſeiner Lebensanſichten hatte ihn mehr als billig für das Krankhafte an Frauenreizen eingenommen und ſo pflegte er in ſeinen Einbildungen die leidende Erſcheinung eines weiblichen Weſens, der der Geſundheit und Kraft vorzuziehen.

Die junge Sängerin war nicht groß von Geſtalt und ihr Körperbau weniger zart als ſchwach zu nennen. Den eigenthümlich fein geformten Kopf ſchmückte in reicher Lockenfülle das ſchönſte braune Haar und die edlen, blaſſen Züge feſſelten unwiderſtehlich durch den darüber hingehauchten Ausdruck des Leidens.

Sie ſang ein Lied von Goethe nach Reichards Compoſition, und welche Stimme verkündete in ihren geheimnißvollen Tönen die Seele dieſer Züge! Es war der ſeltenſte urſprüngliche Alt, deſſen tiefe Glockentöne ein leiſer Anflug von Heiſerkeit noch gemüthlicher machte, und wenn ſich der kleine Mund vielleicht zu wenig dabei öffnete, wog doch die Art, wie er den aus tiefſter Bruſt gehobenen Ton ſcharf und ſicher einſetzte, alle Nachtheile dieſer Angewöhnung auf.

Der Geſang ging zu Ende und hatte Jedermann entzückt. Theophil war davon ſo ergriffen, daß er betroffen ſtill ſchwieg und nicht daran dachte, mit in den Beifall einzuſtimmen.

Die Sängerin verließ das Orcheſter und nahm wieder ihren Platz ihm gegenüber ein; er ſah es nicht, es ward eine brillante Klavierſonate abgetrommelt: er hörte es nicht.

Da trat die große Pauſe zwiſchen dem erſten und zweiten Theile des Conzerts ein und erhob ſich alle Welt, um der jungen Sängerin zu huldigen. Theophils

Nachbarin ſtellte derſelben ihren Freund, der ihr unwillkürlich gefolgt war, vor und er mußte, trotz ſeiner Befangenheit, ſo glücklich geweſen ſeyn, ihr mehr als einen Gemeinſpruch des Lobes zu ſagen, da ſich ihr Mund zu einem ſtillen Lächeln der Dankbarkeit verzog und ihre Augen, die an den gefeierten Triumphen keinen Antheil genommen hatten, mit nur halb verhohlener Eindringlichkeit an ſeinem Antlitz hingen.

Neue Bewunderer verdrängten Theophil von ihr und der zweite Theil des Conzerts begann mit einem in dem Humore des Meiſters ausgeführten Beethovenſchen Quartett. Der aufgeregte Theophil meinte die verkörperten Töne zu ſehen, wie ſie auf den Saiten ſcherzend herumkletterten, aus dem Bauche des Violoncells purzelten und, wie Blumengewinde umherziehend, die zarten kleinen Körperchen bogen und reckten. Es war ihm als fingen wie in der Nähe von Geiſtern die Lichter dunkel zu brennen an. Plötzlich verſtummte der Jubel der Kleinen und ſie flohen ehrfurchtsvoll bei Seite. Unnennbare Gefühle zogen in das Herz des Hörers ein und ſein Auge ſchwamm in ahndungsvollen Thränen. Auf den Wogen der Töne kam der Geiſterkönig feierlich daher und anbetend neigte ſich vor ihm die Seele.

Theophils Blicke ſuchten einen Gegenſtand und ſein Auge blitzte freudig auf. Ein feiner Beobachter würde bemerkt haben, daß Etwas eine heftige Bewegung in ihm erweckte. Seine Züge wurden blaſſer und ſchlaffer und alles Leben drängte ſich in dem Einen Punkte des Auges zuſammen. War es ein anderer Blick, der ihn betroffen, ein anderes, wahres oder unwahres Gefühl, das ſeines erſchloſſen hatte? Was das Auge in Muſik für Dinge ſagen kann, ohne daß der Mund ſich zu einem Worte aufthut! Die ſüßeſte Freundſchaft, die bitterſte Feindſchaft geben alſo, das Eine nicht ſelten in der Verkleidung des Andern von Herz zu Herz.

Die fremde Sängerin trug noch ein Duett aus einer Oper des Tages vor und ihre Stimme weigerte ſich hier gleichſam, ſich dem ſie begleitenden Tenore zu vermählen. Sie rang mit ihm und entwand ſich ihm wie eine keuſche Nymphe den Armen des Fauns, der ſie im Bade überraſcht, und die gurgelnden Töne der kalten Tonflut buhlten wie Wellenſchläge mit einander. Auch ſchien die Menge zu fühlen, daß ihrem Schützling ein gewiſſes Unrecht geſchah, da ſie, des kunſtreichen Vortrages ungeachtet, gleichfalls ſo viel kälter als vorher gegen die Sängerin ward.

Theophil lebte in der Wirkung fort, die jenes erſte Lied auf ihn gethan hatte und ſchlich, als das Conzert zu Ende war, an dem feuchten neblichten Novemberabende durch die Gartenanlagen vor dem inneren Stadtthore ſeiner abgelegenen Wohnung zu.

In weiten Zwiſchenräumen brannten düſtere Laternen und warfen die Schatten der entlaubten Bäume langhin über den naſſen Fußboden, auf dem ſich der zitternde Lichtſchein ſpiegelte. Theophils einſame Schritte hallten wieder und wurden immer langſamer, jemehr er in der Dunkelheit ſeinen Gedanken nachhing. Dann und wann begegnete er einem luſtwandelnden Liebespaare. Außer ihrem Geflüſter alles ſtill. Er genoß in den Schauern ihres Erwachens der erſten Freuden ſeiner Leidenſchaft. Wie thöricht es doch iſt, dachte er, wenn man von einer uneigennützigen Liebe oder Leidenſchaft ſpricht. Die Leidenſchaft zu einem andern Weſen iſt und ſoll eben die edelſte Selbſtſucht ſeyn und nur wenn wir in der Leidenſchaft ſelbſt genießen, beglücken wir deren Gegenſtand. Es findet in der Leidenſchaft keine Aufopferung wie in der Freundſchaft ſtatt, deren Weſen darin beſteht. Das Leben, ſogar wenn es die edelſte Freundſchaft verklärt, iſt nur ein halbes ohne Leidenſchaft, erſcheint trübe und farblos, unwerth der Fortdauer. Ja, an all dem Farbenſchmelze der Blumen irdiſcher Freuden kann nur die ſelige Sehnſucht Genuß finden laſſen, die zugleich die Leiden der Liebe ſchafft und deren alles Todte belebende Feuer magnetiſch in die Außenwelt ausſtrömt. In ihrem allmähligen Entſtehen genügt die Leidenſchaft ſich zu ihrem Glücke ſelbſt, weil ſie beſeelt. Sobald ſie ausgebildet, verlangt die neugeborne Seele zu ihrem Fortbeſtehen Nahrung in Erwiederung der Leidenſchaft. Bleibt ihr dieſe verſagt, ſo tödtet ſie entweder ſich oder ihren Gegenſtand, wenn auch der Tod in ihr gegen die Starrſucht des jugendlich fühlenden Daſeyns ohne Leidenſchaft Glück zu nennen iſt.

Der Ruf des Nachtwächters war ſchon zu wiederholtenmalen ertönt, als Theophil von ſeinem ſpäten Spaziergange nach Hauſe kam. In ſeine Straße tretend, ſcholl ihm aus einem Erdgeſchoſſe Tanzmuſik entgegen. Er wollte durch ein angelaufenes Fenſter des Saales hineinſchauen: Dunkel und Stille herrſchten von außen, drinnen die hellſte Erleuchtung, dumpfe Muſik und verworrene Geſtalten, die ſich durch einander ſchwangen. Theophil ſchauderte vor dem Gegenſatze, er wußte nicht warum: es war ihm, als ſchlinge ſich von hinten ein kalter Arm um ſeinen Leib und als wäre das die düſtere Vergangenheit. Was er im Nebel vor ſich ſah, wollte ihn die Zukunft dünken.

Und iſt es etwa nicht mit den meiſten Menſchen ſo? das Unglück allein macht das Leben hell und wiſcht die angelaufenen Scheiben rein, durch die wir hineinſchauen. Nur daß das Herz ſchon den Todesſtoß empfangen haben muß, ehe es ſich in ihm erkennt und das irdiſche Leben um des himmliſchen willen aufgibt!

Theophil eilte tief verſtimmt nach Hauſe und ſuchte den Schlaf, da er keinen Troſt mehr im Wachen fand. — Die Stimme der jungen Sängerin hatte in dem Conzerte allgemein gefallen und man erkundigte ſich, jemehr Theilnahme ſie erweckte, deſto mehr nach ihren Lebensverhältniſſen. Sie war eine arme Waiſe mit Empfehlungen an den Muſikdirektor des Stadttheaters hieher gekommen, wo ſie unter ſeiner Anleitung in ihrem ausgezeichneten Talent zum Geſang die Mittel ihres Unterhaltes zu finden hoffte und hatte ſich bei ihrer Abneigung gegen die Bühne nach und nach in Conzerten an die Oeffentlichkeit gewöhnen wollen. Das intereſſante junge Mädchen ward bald darauf in alle Geſellſchaften eingeführt und alſo lernte Theophil ſie in dem Hauſe ſeiner Freundin näher kennen, die ſie ihm auf das Bereitwilligſte gewinnen half. Es mochten ſeit dem Tage, an dem er ſie zuerſt geſehen hatte, nicht viel mehr als ſechs Monate verfloſſen ſeyn, ſo war ſie, den eigenthümlichen Phaſen ihrer Vergangenheit zufolge, die die hiernach folgenden Worte ſchildern, ſeine Frau.

Henriette war die älteſte Tochter eines angeſehenen Beamten einer würtembergiſchen Kreisſtadt, der ſich als Geſchäftsmann mit Leib und Seele nur wenig um Weib und Kind bekümmerte, und ihre Mutter konnte ſich bei ihrer Jugend, ihrer Schönheit und ihrem Temperamente nicht wohl glücklich mit ihm fühlen. Sie verging ſich nur wieder ſo weit an ihm, daß ſie ihm die eheliche Treue brach, deren Schein jedoch ihre immer gleiche Ruhe und Haltung mit dem Rufe der ſtrengſten Grundſätze Jahrelang zu retten wußte. Ihre Tochter erreichte ihr dreizehntes Lebensjahr und kam zu Verſtande, indem ſie faſt die erſten Uebungen ihrer Urtheilskraft an der Erkenntniß des unheilbaren Mißverſtändniſſes zwiſchen ihren Eltern machen mußte, deren innere Erkältung ſie durch die

Formen der Höflichkeit, die ſie gegen einander beobachteten, hindurch fühlte. Der natürliche Trieb ihres Herzens zog ſie, wie die meiſten Töchter, mehr der Mutter als dem Vater zu und die unwillkührliche Scheu, die ſie vor dieſem trug, ward ihrem zarten Gewiſſen bei aller pflichtgetreuen Achtung und Dankbarkeit ein immerwährender Vorwurf. Mit ihrer Mutter verband ſie ein Theil jenes unbegreiflichen Etwas, das wir nicht anders als die Stimme der Natur zu nennen wiſſen, wenn es auch bei weitem nicht ſo ſtark war, die innigſte Vertraulichkeit zwiſchen ihnen herzuſtellen. Ihre Mutter ſchien ein näheres Verhältniß zu ihr ſelbſt mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit zu meiden und wagte der erwachſenden Henriette nie recht hingebend in das Auge zu ſehen. Urſache genug, jedem andern Mädchen den Keim einer lebenslänglichen Schwermuth einzuimpfen, oder es einer ſittlichen Verderbniß in die Arme zu werfen! Indeſſen war Henriette von jeher ein ſo heiteres, harmlos leichtſinniges Kind und blieb es als Jungfrau in dem Maße, daß wenn ſie zuweilen von ihrer ausgelaſſenen Laune ergriffen ward, die Blicke ihres Vaters mit einem ihm ſonſt fremden Ausdrucke des Nachſinnens und Forſchens auf ihr ruhten.

Es trug ſich eines Tages zu, daß ihr Vater, wie es ſeit einiger Zeit öfter geſchehen war, eine Geſchäftsreiſe zu unternehmen hatte, von der er nicht früher als nach drei oder vier Monaten zurückkehren konnte. Ihre Mutter, die ſeither körperlich und geiſtig zu leiden geſchienen hatte, ward nach dieſer Kunde ſo verwandelt, daß ſie den Ihrigen eine heitrere Stirn als jemals zeigte und ihre Zuvorkommenheit gegen ihren gleichgültigen Gatten in dem kleinen Familienkreiſe ſogar eine gewiſſe Herzlichkeit einführte.

Der Vater reiste in der beſten Stimmung ab und die Mutter begleitete ihn mit Henrietten einige Stunden weit. So ſchnell begann das Eis ihres ehelichen Winters an dem Blicke dieſer Frühlingsſonnenwärme aufzuthauen, der doch nur die vor dem tödtlichen Froſt ſchützende Decke Schnee ſchmolz und Henriettens guter Zeit keine Dauer lieh. Ihre Mutter befand ſich nicht ſobald mit ihr allein, als ihr Mißmuth wieder in dem Grade als ſich ihre Geſtalt veränderte zunahm, und Henriette hatte nur wenige Monate Zeit gehabt, ſich darüber zu verwundern, ſo ward ihre Mutter von einer zweiten Tochter entbunden, deren Geburt ſie an den Rand des Grabes führte und ihr Anſehen wenigſtens um zehn Jahre alterte.

Henriette hatte ihrem Vater die Geburt der Schweſter angezeigt, ohne eine Antwort zu erhalten. Die Zeit ſeiner Rückkehr nahete. Die Mutter war zuletzt ganz ſtill geworden und konnte ſtundenlang in das Anſchauen ihres jüngſten Kindes verſunken, mit deſſen Pflege ſie ſich ſo unausgeſetzt beſchäftigte, daß ſie gleichſam jede freie Minute ſcheute, in der ihre Gedanken zu ſich kommen konnten. Eines Tages, als

Henriette mit ihrer Arbeit bei der Mutter ſaß, die, das kleine Kind auf dem Arme, weinend am Fenſter ſtand, ſtürzte ihr Gatte unverſehens in das Zimmer und klagte ſie, vor Henrietten, in den maßloſeſten Ausdrücken der Treuloſigkeit an.

Sie vertheidigte ſich nicht, da ſie ſich mit einem jungen reichen Edelmanne ſchuldig fühlte, der in dem Kreisamte arbeitete und ſo glücklich geweſen war, ſich in das Herz der vernachläſſigten Frau einzuſchleichen.

Hatte ſie zu hoffen gewagt, ihr getäuſchter Gatte werde das Kind anerkennen? Hatte ſie ihm in Zerknirſchung ihre Schuld geſtehen wollen? Aufrichtige Reue und frecher Leichtſinn lagen ihr gewiß gleich fern und ſie wandelte den breiten Mittelweg, zwiſchen beiden durch, um ihr Verhalten von Zeit und Umſtänden beſtimmen zu laſſen. Sie hatte ſich der Reiſe ihres Gatten halb betäubt erfreut, weil dieſelbe ihrer Seele das unerläßliche Bedürfniß nach Ruhe befriedigte und davon weder Heil noch Abhülfe ihrer Noth erhofft.

Sie ſank vor der Entſchiedenheit ihres Gatten waffenlos in die Knie und wollte ihn um Schonung flehen. Er ſtieß ſie von ſich und gebot ihr ſein Haus auf der Stelle zu verlaſſen, ja, ließ nicht einmal zu, daß die ſtumme Bittende Henrietten zum letztenmale in die Arme ſchloß.

Vor Schmerz und Erſchöpfung außer ſich, wankte ſie mit Augen, die von Thränen zugeſchwollen waren, im Zimmer hin und wieder, um einige Sachen, die ſie mitnähme, zuſammen zu ſuchen. Er ſteigerte ſeine Entrüſtung in dem Grade, daß er ſogar gefliſſentlich, vor den Leuten im Hauſe und auf der Straße, ihre letzte Ehre preis gab.

Sie nahm ihr kleines Kind, das ſie in die Wiege gelegt hatte, auf den Arm und wollte, mit ihrem Bündel in der Hand von dannen gehen. Sie ſtrauchelte an der Thüre und fiel auf einen Stuhl zum Sitzen nieder, indem das Kind über ihren Schooß zu Boden rollte. Von Entſetzen ſchon vorher ſprachlos, konnte ſich ihr Zuſtand nicht mehr ſchlimmern. Sie ſtarrte dem Kinde ſtumpfſinnig nach und das Zucken ihrer Mienen zeigte an, daß Krämpfe oder Wahnſinn ihr nicht fern waren.

In dem Augenblicke trat der ſein ſelbſt vergeſſene Mann mit dem Fuße nach dem Säugling, der, in ſein Bettchen gewickelt, von dem Falle keinen Schaden gelitten hatte und der Anblick dieſer ungemeſſenen That wahrte ihr Herz vor dem Zerſpringen. Sie warf ſich zu rechter Zeit über das Kind, um es vor Mißhandlung zu ſchützen und indem hielt der empörte Gatte, ſich auf ſich ſelbſt beſinnend, den erhobenen Fuß ein. Sie faßte das Kind in ihren Arm, küßte es und richtete ſich mit neuer Kraft empor.

Wir ſind doch Menſchen! ſprach ſie mit einem ſeltſam überirdiſchen Blicke, der ihm durch Mark und Bein drang und verſchwand durch die Thür. Es herrſchte Todtenſtille im Zimmer. Der Mann warf ſich, das Geſicht in beide Hände geborgen, in einen Armſtuhl, Henriette löste ſich in Thränen auf. Man hörte den feſten Tritt der Scheidenden auf der Treppe und der Wagen ihres Mannes, der noch vor dem Hauſe hielt, entführte ſie.

Henriette hatte ihre Mutter ſeitdem nicht wieder geſehen und ihr Bild erloſch nach und nach in ihrer Seele. Die Vergangenheit hinterließ ihr nur allein den Blick, von dem es ihr war, als lösten ſeine geheimnißvollen Schrecken ſich ihr erſt in einer andern Welt auf. Die Verſtoßene ging zu einer Freundin auf das Land und verlor ſich, nach beendigtem Scheidungsprozeſſe in die Fremde. Es wußte Niemand was aus ihr geworden ſey und ſie hatte eine Geldſumme, die ihr Gatte ihr zu ihrem Unterhalte angeboten, mit Abſcheu von ſich gewieſen. Er ſelbſt zerſtörte nach ihrer Trennung allmählig ſeine Geſundheit und ſeinen Wohlſtand und ſo hängt der Menſch, auch ohne es zu wiſſen, an der Gewohnheit, daß Verhältniſſe, die nur den Schein des Daſeyns an ſich tragen, ſobald ſie gebrochen werden, ein Leben oft aus allen Schranken gehen laſſen. Er ſtarb, als Henriette achtzehn Jahr alt ſeyn mochte und geſtand ihr auf dem Todtenbette, wie er ſchon lange zu der Gewißheit gekommen, daß ſie ebenfalls nicht ſeine Tochter ſey und ſie nur um des Unrechts willen geliebt habe, das er ihrer Mutter angethan. Henriettens Seelenheiterkeit war in jener

Kataſtrophe erloſchen und ſie lebte nur mechaniſch weiter. Sie hatte die Achtung vor ihrer Mutter verloren und verzieh ihrem Vater nimmermehr, ſie ihr geraubt zu haben. Mit den Jahren übte freilich auch die Alltäglichkeit ihre Rechte auf ſie aus und drängte die bitterſte Troſtloſigkeit in den Hintergrund ihres Gemüths. Die jugendliche Kraft ihrer Natur durchbrach zuweilen alle Hemmungen und ſelbſt die körperliche und moraliſche Hinfälligkeit ihres Vaters ſtumpfte ihre Erinnerungen ab. Aber leider! blieben Schmerz und Gram wie ein Dämpfer auf den Saiten ihrer Seele liegen und hinderte ihr Nervenleiden jeden dauernden Aufſchwung ihrer Kraft. Nur die letzte Eröffnung ihres Vaters hatte heilſam auf ſie eingewirkt, indem ſie ihr den Vorwurf, ihn nicht kindlich genug geliebt zu haben, von der Seele genommen und die Pflicht der Selbſterhaltung regte ſie gewaltſam aus der jahrelangen dumpfen Gleichgültigkeit gegen alles Aeußere auf. Sie brachte den beſten Willen, ein neues Leben anzufangen in Theophils Wohnort mit und da ihre Abneigung gegen das wüſte Bühnenleben von Tag zu Tage zugenommen hatte, die Kälte der norddeutſchen Geſelligkeit in der Erinnerung an ihre ſüdliche Traulichkeit ſie auch immer fremder und ſchmerzlicher berührte, ſo konnten die leidenſchaftlichen Bewerbungen des jungen Kaufmanns um ihre Gunſt wohl eine gute Aufnahme in ihrem Herzen finden. Henriette kam, wie ſchüchtern auch, Theophils Wünſchen entgegen, das Eigenthümliche ſeines Weſens reizte, die Lektüre ſeiner Lieblingsſchriftſteller berauſchte und blendete ſie und ihre Seele ſchmiegte ſich duldſam, willenlos und liebend dem Epheu ähnlich an die ſeine an, der ſich an dem vielleicht ſchon morſchen Stamme aufrankt. Bei der Schlaffheit ſeines Charakters, dem Mangel an Ernſt in allem was er that und dachte, hätte Theophil in der hohen Schule der Ehe einer Frau bedurft, derer conſequente Feſtigkeit ihn zur Beſinnung auf das wahre Leben gebracht und ſtatt deſſen erwählte er eine, der es Bedürfniß war, ſich an ihm und ſeiner Schwäche aufzurichten. Seine Ehe war eine der unſeligen Folgen der Sympathie und dieſelbe unbewußte Sehnſucht, welche er mit Henrietten theilte, ließ beide fälſchlich deren Aeußerungen für Symptome eines übereinſtimmenden Zuſtandes ihrer Charaktere halten.

Die erſte Zeit ihrer Ehe lief dem jungen Paare wohl nach Wunſche ab und Henriette hatte nur Urſache, ihre gegenwärtige Lage, im Vergleich zu der vergangenen, eine glückliche zu nennen; derweil Theophil tief genug gegen die Außenwelt befangen war, um ſich alles was ihn berührte, durch ſeine Leidenſchaft vermitteln zu laſſen.

Indeſſen mußte er ſich nach Verlauf von anderthalb Jahren auf eine empfindliche Weiſe mit der Erkenntniß daraus erwecken laſſen, daß ſeine Geſchäfte einen bedenklichen Fortgang nahmen und ſeine häuslichen

Ausgaben überdies außer allem Verhältniß dazu ſtanden.

Theophil hatte gemeint, ſein Handel blühe von ſelbſt ſo roſig wie jeder ſeiner ehelichen Lebenstage auf und ſich nicht eben viel darum bekümmert, wenn er ſeinen Uebermuth an alten Liebhabereien ausließ, anſtatt ihn ſeinem Berufe zuzuwenden.

Der Mangel ſeiner jetzt geſtörten guten Laune übertrug ſich auch auf alle übrigen Verhältniſſe und ließ ihn ſelbſt ſein häusliches Glück in einem zweifelhaften Lichte erblicken. Es kam ihm vor, als liebe ihn Henriette entweder gar nicht, oder doch mit keiner ſeiner eigenen entſprechenden Leidenſchaft; und da ſie ſeinen Unmuth bald bemerkte, ohne ſich deſſen Urſprung erklären zu können, ergriff ſie das nach den Vorurtheilen ſolcher Temperamente wirkſamſte Mittel ihn zu heilen, indem ſie alles Mögliche ihn zu erheitern that. Was ohne Zärtlichkeit gegeben ward, konnte er freilich nicht als Erſatz für dieſe nehmen und ſo erhöhte ſie nur ſeinen Unmuth, den er in erfolglos abſpannenden Geſchäften zu erſticken ſuchte.

Von Stufe zu Stufe untergehend, ergab er ſich Zerſtreuungen und ſchlechten Geſellſchaften. Allein man weiß ja wohl, von welchem Troſte dieſe Mittel einem noch nicht völlig zerſtörten Gemüthe ſind! Und da auch Henriette auswärts ſuchte, was ſie nicht zu Hauſe fand, führte beide das Vermeiden aller Erklärungen immer mehr auseinander. Die größte, folgenreichſte Frage im Menſchenleben bleibt doch immer: Dulden? Handeln? Wo hört das eine auf, wo fängt das andere an? Iſt es beſſer, daß das Ungleiche ſich trennt, daß es verbunden bleibe? Das Schickſal beſtimmt es? Aber es beſtimmt doch jeder Menſch ſein Schickſal ſelbſt! —

Ohne daß er ſich eingeſtand, war Theophil nahe daran, ſich dem wirklichen Leben zu fügen und mit ſeinem Stande auszuſöhnen. Es ſtand ſeiner Heilung eben dreierlei entgegen, was keine Anſtrengung oder Ergebung beſeitigte: ſein Verhältniß zu Henrietten wie ihre Kränklichkeit, und der ſchlechte Gang ſeiner ſich dem Bankerotte nähernden Geſchäfte.

Die arme Frau beſtand einen wahrhaft tragiſchen Kampf mit ſich und ihre verſtändige Einſicht in die Verhältniſſe rang mit ihrer innerſten Natur, die ſie nicht verläugnen konnte. Sie mußte ſich die tiefe Spaltung zwiſchen ihr und ihrem Gatten eingeſtehen; verſuchte aber umſonſt, ſie durch guten Willen auszugleichen, da ſie mit der Verpfändung einer Perſönlichkeit, die ſie nicht beſaß, aus dem rechten Geleiſe ihres Lebens gewichen war.

Es verging dem Ehepaare ein Monat nach dem andern und umzogen immer düſtere Wolken den Horizont ihres Lebens. Sie erwarteten in erſchlaffender Unthätigkeit von dem Schickſale die Schwüle gelöſt zu ſehen, die ſie bedrückte und bedachten nicht, daß der Menſch ſich eben ſo gut ſelbſt helfen muß wie die

Natur, deren ewigen Geſetzen die Entwicklung alles Lebens Folge leiſtet.

Sobald Theophil ſich eingeſtehen mußte, daß ſeine Angelegenheiten unrettbar ſeyen, ward er in ſeinen Ausgaben immer unbeſonnener und kam am Ende bei dem traurigen Ziele an, das Charaktere wie den ſeinigen dem blinden Ungefähr preisgibt.

Die Hauptthorheit, der er in dem zweiten Winter ſeiner Ehe fröhnte, war eine krampfhafte Leidenſchaft, mit der Erwartung der höchſten Gewinne, anſehnliche Summen in auswärtigen Lotterien zu verſpielen, und er verſäumte nicht, ſeine jedesmalige Enttäuſchung in Läſterungen des Himmels auszulaſſen, der ſeinen Untergang beſchloſſen habe.

Die Kränklichkeit ſeiner Frau nahm unterdeß in ſolchem Maße zu, daß ſie in ihren Leiden noch öfter als ſonſt ſeiner Nachſicht bedurfte, die er ſo wenig im Stande war ihr zu gewähren, und ihre Empfindlichkeit über ſeinen Mangel an Theilnahme, ihn mit den unbewußten Vorwürfen ihrer Worte und Blicke immer mehr erbitterte. Es war ihr alle Luſt und Freude am Leben benommen und ſie erſehnte ſich in vielen Stunden der Einſamkeit den Tod. Sie hätte Theophil, von dem ſie meinte, er haſſe ſie, lebend oder todt ſo gern glücklich gemacht und ging in überſpannter Selbſtverläugnung manchmal ſo weit, über ihr erhöhtes Unwohlſeyn zu klagen, um ihm eine Freude mit dem Gedanken zu machen, ſeines Joches bald mit ihrem Tode ledig zu ſeyn. Das iſt aber eben der Fluch ſolcher Mißverhältniſſe, daß auch dieſes Uebermaß milder Geſinnung die entgegengeſetzte Wirkung that, weil er ihre Klage für Klage hielt, während deſſen das Bewußtſeyn der Wahrheit ihn vielleicht noch zehnmal ärger verſtimmt haben würde.

Mit der beſſeren Jahreszeit erklärte Henriettens Arzt: ſie müſſe den Sommer auf dem Lande zubringen, um ſich an geſunderer Luft und einer Brunnenkur zu erholen, und da ihre eigenen Wünſche mit dieſer Vorſchrift übereinſtimmten, miethete Theophil für ſie in einer romantiſchen Gegend am Fuße des Gebirgs ein Landhaus, das nur wenige Stunden von der Stadt entfernt lag und nicht lange nachher von Henrietten und ihrer Dienerin bezogen wurde.

Henriette hatte von jeher keinen Sinn für die Natur und ihre Schönheiten gehabt und ſaß jetzt, wenn ſie nicht durch ärztliche Anordnung gezwungen im Freien war, meiſt bei einer Handarbeit in ihrem Zimmer, wo ſie der Einſamkeit, die dem wunden Herzen ein ſo linder Balſam iſt, genoß. Die Gegenwart litt nicht, daß ihre Gedanken ſich liebkoſend an ſie ſchmiegten und ſo gingen ſie, um Raſt und Ruhe zu finden, in die Vergangenheit zurück. Allein ſie war gezwungen, ſie bis zu ihrem erſten kindiſchen Bewußtſeyn hinaufzuführen und es war ihr die Liebe auch da ſo zugemeſſen, daß ſich ihr keine Erinnerung recht warm an das Herz legte. Wie vergiftete ſie ſelbſt nicht der Ausgang dieſer Kindheit, der Eintritt in das Leben und ſeinen für ſie mit Dornen bewachſenen Pfad! Wo ſie ſich in Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft hinwandte: troſtloſe Dunkelheit! Wie hätte ſie ſich alſo nicht an den Endpunkt des Lebens ſehnen müſſen, da ihr nur der Anfang, wo er damit zuſammenfloß, hell in die Seele ſchien! Sie verſank in immer tiefere Schwermuth und kam nur noch ſo oft davon zurück, als es die Rückwirkung der Schwäche der Weiblichkeit und des Lebens bedingte, die von den halben Maßregeln der Verſtändigung mit ihrem Gatten immer wieder Heil zu hoffen wagte.

Theophil ward mittlerweile deſto weniger zu einer ſolchen fähig. Er lernte durch die Trennung von Henrietten, zu der er wöchentlich hinausritt, den Zuſtand des Alleinſtehens wieder kennen, und verglich ihn mit ſeinem ſeitherigen — — — — das einzige Gute, das die Einſamkeit auf derlei Gemüthslagen wirkt, iſt aber eben, daß ſie die Wahrheit an den Tag bringt und die Stagnation der Schwäche wo nicht mit Liebe, doch mit Haß bewegt.

Indem Theophil eines ſpäten Abends von dem Dorfe heimritt und ſeinen Gedanken rückſichtslos nachhing, mußte er ſich zum erſtenmale zugeben, daß unter den beſtehenden Verhältniſſen für ihn, der als Katholik nicht geſchieden werden konnte, das Leben ſeiner Frau ein weit größeres Unglück als der ihm drohende Bankerott ſey. Daß es ihm bei dem Elende, dem er entgegen ging, auch die Sorge für ihren Unterhalt aufnöthigte, hätte ihm unter Umſtänden eher ein Troſt als eine Laſt ſeyn können. Allein es raubte ihm den Lebensmuth, die Luſt am Daſeyn, den Wunſch, es fortdauern zu ſehen. Es war noch jedesmal in ihm finſter geworden, wenn ihn der Flug der Gedanken bis zu dieſem Ziele trug. Jetzt war es um ihn finſter und er konnte nicht wahrnehmen, ob es wieder in ihm ward. Es war wohl nicht wahrſcheinlich, da er bei dem Ziele ſtehen blieb, und wie hätte er dies nicht in der Dämmerung, wo Niemand die Gedanken ſahe, thun ſollen?! — —

Wir bedenken freilich meiſtens nicht, wenn wir ein Mißverhältniß von außen gelöſt zu ſehen hoffen, daß es doch nur ſo oder ſo von uns verſchuldet eintreten könnte und die Löſung, die uns zu Gewinn gereichen ſoll, zuvor innerlich, trotz der Ironie des Lebens, nothwendig geworden ſeyn muß, die oft nicht eher etwas äußerlich geſchehen läßt, als bis die Sehnſucht danach in uns verwunden iſt. Das nächſtemal, daß dieſe Reihe von Gedankenſchatten an Theophils Seele vorüberzog, ſtutzte er wohl über die Zumuthung, die er ſich ſelbſt that, einem Menſchen, der ihm der Nächſte in dieſem Leben, den Tod zu wünſchen und entledigte ſich der Verſuchung mit Gewalt. Indeſſen war ſie allzuſehr mit ſeiner Natur verwachſen, als daß ſie hätte von ihm laſſen können und gewöhnte er ſich zuletzt an ſie. Der erhabene Gedanke der

Selbſterhaltung erſtand in ihm als der der erſten Pflicht und war doch nur der erſte Keim der Sünde, der zwar noch im Bewußtſeyn ſchlummerte, aber ſich ſchon zu entwickeln anhub, der Wurm des Todes, der ſich aus ſeinem Innern fraß und ihn in unwillführlichem Taumel dem Verderben in die Arme zwang.

Eines Nachts, nach einem ſolchen Ritte, hatte er einen Traum, in dem es ihm war als wache er langſam auf und ſehe die Thür ſeiner Schlafſtube offen ſtehen. Er tappte aus dem Bette im Finſtern darauf zu, und wollte ſie zumachen; eine unſichtbare Hand zog ſie eben ſo oft als er es verſuchte, von außen an ſich und ſein Entſetzen meinte alle Augenblicke das ihm widerſtrebende unheimliche Geſpenſt hervortreten zu ſehen. Er wollte immer und immer wieder umſonſt laut aufſchreien und mattete ſich in Angſt und Bangen ſo lange ab, bis er über die Anſtrengung erwachte. Hat dieſer Traum für mein eigenes Schickſal Bedeutung? grübelte er dann bei ſich, und kam zu keinem Schluſſe. Auch wohnte demſelben wohl nicht inne, was man im gemeinen Leben Bedeutung zu nennen pflegt und ſpiegelte er nur den Zuſtand ſeiner Seele wieder. Es iſt eben als ſtünde auch in dem menſchlichen Leben eine Thür in ein geheimnißvolles Dunkel offen. Wir verſuchen immer und immer umſonſt ſie zu ſchließen und den Raum unſeres Daſeyns ſicher und rein um uns zu haben. Es ſoll und kann bei Keinem von uns Alles ganz aufgeben und ſich nach ſeinen Wünſchen fügen. Eines und das andere bleibt ſtets übrig und verbindet uns mit einer andern Welt. Warum? Womit? ſind Fragen die hier Niemand beantwortet und wehe dem! der ſich in ſeinem Traume wider das Geſchick auflehnt. Sein Streben ſoll nicht ſeyn, es mit Gewalt zu brechen oder in verzehrender Angſt zu ergründen. Er ſoll vielmehr fünfe gerade ſeyn laſſen und trotz der geöffneten Thüre ruhig ſchlafen. Der Lohn liegt in der Sache ſelbſt und die Auflöſung des Räthſels am Ende auch in der Ergebung.

In der Einſamkeit des Landlebens brach Henriettens Herz. Sie ſah wie ihr Gatte ſich immer mehr von ihr abwendete und war doch nicht inniger als durch die Pflicht mit ihm verbunden, deren Erfüllung ihr eine freundliche Gewohnheit erleichterte. So wie ſeine Liebe meinte die Verlaſſene alle Hoffnungen auf Glück und Ruhe, auf die ſie ſo ſicher gebaut hatte, vergehen zu ſehen.

Ihre ländliche Wohnung lag in einem engen Thale, das ringsum mit Laubwaldung bewachſene Hügel einſchloſſen, einige hundert Schritte davon, fernab dem Dorfe, ein klarer Teich.

Auf einer Bank am Ufer brachte ſie hier halbe Tage zu und ließ ſich von ihrer Trauer das tiefſte Herz durchdringen. Sie ſah in den blauen Himmel des wie klöſterlich beſchränkten Geſichtskreiſes, wie die Wolken langſam oder eilend, trüb und ſchwarz oder in blendendem Glanze vorüberzogen und verglich ſie mit den Händeln der Welt, die ſie ſich in aller Ewigkeit ſo fern gewünſcht hätte, um jederzeit nur das Nächſte vor Augen zu haben. In dem Teiche ſpiegelte ſich der daran emporſteigende Berg mit der Dorfkirche auf ſeinem Rücken. Zwiſchen das lichte Schilf durch zitterten die dunklen Abbilder der Erlen des Ufers und auf dem tiefen Grunde lagen die glatten Kieſel mit dem blauen Himmel und ſonnten ſich, wo er ſich badete und wo die Wolken unter den Fiſchlein hinſchwammen, deren eines und das andere zuweilen auf die Oberfläche emporſchnalzte, um ein Inſekt zu fangen und in die Glätte Ringe furchte. Die belaubten Wipfel ſchwankten leiſe hin und wieder und ließen dann und wann ein einzelnes Blatt fallen.

Henriette ſaß an der Stelle nicht ſelten mit ihrer Handarbeit und einem Buche, in das ſie ſich vertiefte; noch öfter ließ ſie beides, ohne es zu wiſſen, aus der Hand fallen und ſtarrte wehmüthig darüber hinaus.

Am häufigſten war ſie Abends da; mond- und ſternhelle oder dunkle Nächte lang, wann kein Laut als der Athem des ſchlummernden Tages die Stille unterbrach, die ſie mit vollen Zügen in die Seele ſog, und klagte der Natur ihr ſtummes Leid oder öffnete ihr verzweifelndes Herz dem Himmel, das Auge, das in bitteren Thränen ſchwamm, zu ihm aufſchlagend oder den kalten Boden anſtarrend, in den ſie hätte verſinken mögen.

Ergeht es denn nicht allen Menſchen ſo, dachte ſie, daß ſie den blühendſten Raſen nicht anſehen können, ohne an Tod und Verweſung zu denken? Ach! und gar hinunter unter den Raſen, auf unſere Gräber, hinein in ſie .... Was liegt von dem blühendſten, lieblichſten Menſchengebilde nach wenigen Jahren darin? Ein unkenntliches Gerippe, in Staub zermodernd, vergeſſen alles Freud und Leid, alle lieben Erinnerungen, die ſich an das ſeelenvolle Bild knüpften, das von dem Inhalte dieſes Grabes in unſerer Phantaſie beſtand. Was war es? Täuſchung einzig und allein? Und keine Thränen friſchen dieſes Bild wieder an, erwärmen es neu, wie heiß wir ſie auch weinen. Unwiederbringlich dahin! Welches Wort, welche Bedeutung für den, der ſie faßt! — — Die höchſte Wonne des Menſchen iſt es wohl, im tiefen Schmerze ſich an ein ihm engverbundenes, allein ihm angehöriges Herz zu ſchmieger, ſich an ihm auszuweinen, mit den Thränen in daſſelbe hinüber zu fließen und ſo den eigenen Schmerz zu dem ſeinen zu machen. Der Einſame aber, der dies Herz, das allerhöchſte Erdengut nicht ſein nennt, ihm iſt die Finſterniß, die Nacht dies Herz in ihrer Bräutlichkeit und er verſenkt ſich tief und tiefer, wenn auch nimmer genug für ſeine Sehnſucht, in das bewegte Meer ihres Schooßes. Er beneidet den Wurm, der ſich in die Erde verkriecht, den Stein, den er in das tiefe Waſſer fallen ſieht und der unaufhaltſam zu Grunde ſinkt.

Henriette hatte auch Stunden und Stimmungen, in denen ſie nicht begriff, wie man am heutigen Tage Etwas als den morgenden wünſchen könne und ſich mit aller Kraft der Seele an das Nächſte klammerte, was ihr das Leben Freundliches bot.

Nur wer die Wonne des Lebens mit dem Menſchen, die Traulichkeit der Familie, wenn auch nur an Anderer Beiſpiel, hat kennen und ſchätzen lernen, ſprach ſie aus ſolchen Geſinnungen zu ſich, vermag die Troſtloſigkeit des Verlaſſenſeyns zu erfühlen. Die Jugend ſpricht manchmal, aber weiß nichts von ſolcher Einſamkeit, weil der Gegenſatz ihr fremd iſt. Wer es fühlt, was Menſchen dem Menſchen ſind, der wünſcht ſich nicht ſo leicht, ſo lange er noch einen Menſchen hat, der ihm freundlich iſt, den Tod. Ja, wie genügte nicht ſelbſt dem abgeſchiedenen Geiſte, der in der troſtloſen Oede des Raumes umherſchwebt und das Leben, die Liebe der Menſchen unter einander ſieht, die Eine Vorſtellung eines Vaters, einer Mutter, eines Kindes, einer Gattin ſchon, um ihn vor dem Gedanken ſchaudern zu machen, ganz allein zu ſeyn! .... Der Gedanke an den Tod mußte alſo ſchon längſt in den Träumen ihres Geiſtes heimiſch geworden ſeyn, bebte gleich ihr waches Bewußtſeyn noch davor zurück.

Die Liebe der Einſamkeit war von Tag zu Tage mehr zu einer unwiderſtehlichen Sehnſucht in ihr geworden. Sie ahndete, ſo lange ſie einſam, ſey ſie in Sicherheit, in Geſellſchaft Theophils ward ihr trotz dem bange, daß ſie ſich mit Bewußtſeyn zu ihm zog; ſie hatte das unwillkührliche Gefühl, als drohe ihr bei ihm Gefahr. Bei alledem war ſeine Bruſt ihr einziges Aſyl, ſie hatte keinen Verwandten, keine Freundin, die ihr zur Seite geſtanden und ihre unglückſelige Jugend hatte alle Mittheilſamkeit ihrer Seele zerſtört, in jeder Annährung eines Andern meinte ſie eine verborgene Mitwiſſenſchaft ihres Schickſals wahrzunehmen, ja, ihre Reizbarkeit ging ſo weit, daß ſchon die eingebildete Gefahr einer zudringlichen Frage ſie unwohl machte.

Um dieſe Zeit betraf Theophil Henrietten eines Tages in Thränen über Hallers Gedichten oder vielmehr die unvergleichlich ſchönen über die Ewigkeit, deſſen geheimnißreich ſchauerliche Schlußverſe:

Jetzt fühlet ſchon mein Leib die Näherung des Nichts!
Des Lebens lange Nacht erdrückt die müden Glieder;
Die Freude flieht vor mir mit flatterndem Gefieder
Der ſorgenfreien Jugend zu.
Mein Ekel, der ſich mehrt, verſtellt den Reiz des Lichts
Und ſtreuet auf die Welt den hoffnungsloſen Schatten,
Ich fühle meinen Geiſt in jeder Zeil ermatten
Und keinen Trieb als nach der Ruh.

ſie ſich in Gedanken immer wiederholte. Der geſegnete Mund des Dichters löſte die ihre Seele bedrückenden Wolken in den Thau der Wehmuth auf und als ſie Theophil eintreten ſah, verhüllte ſie ihr Geſicht und drückte ihr Haupt in die Kiſſen des Sophas, indem ſie ihm mit einer andeutenden Handbewegung das Buch zuſchob.

Theophil las, ſah ſie einen Augenblick verwundert an, und trat kopfſchüttelnd an das Fenſter, wo er auf den Scheiben trommelte. Er haßte alle Thränen und aller laute oder erſichtliche Schmerz erzürnte ihn, wo er ihn zumal wie hier nicht zu entſchuldigen wußte. Er hatte wie ſo viele literariſch Ueberbildete keinen Begriff von wahrer Poeſie und deren Wirkungen und fand nur in dem Verdrehten, Ueberladenen Schönheit.

Es gelang Henrietten ſchnell ſich zu faſſen und ſie ſtillte aus Furcht vor ſeinem Unmuth ihre Thränen. Sie nahm ihre Nähterei zur Hand und arbeitete ohne aufzuſtehen, damit ſie Zeit gewönne, ſich von der Erſchütterung zu erholen.

Sobald Theophil ſah, daß ſie ſich beruhigt hatte, ſetzte er ſich neben ſie. Es trat eine Pauſe ein und er wartete umſonſt, ſie ſolle reden: ſie war es nicht im Stande.

Er war gekommen, ſeine Lage mit ihr zu beſprechen und konnte den Eingang nicht finden. Er hätte ſie gern geſchont und gewünſcht, ſie erleichterte ihm die Erklärung; doch mußte er ſich der Nothwendigkeit fügen, da er ſie aus weſentlichen Gründen nicht aufſchieben konnte.

Er ſtand auf und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Auf einmal blieb er vor ihr ſtehen und das ſchwere Wort entfiel, leicht hingeworfen, ſeinem Munde.

Sie meinte zuerſt nicht recht gehört zu haben; aus ſeinem Auge entnahmen ihre ſtarren Blicke die Gewißheit, die ſie ſchon ſeit lange geahndet und ſeither nur gewaltſam von ſich abgelehnt hatte.

So iſt es denn wahr! rief ſie mit der überſchlagenden Stimme der Verzweiflung: Großer Gott, auch das noch! und ſank halbohnmächtig in das Sopha.

Sie hatte noch die bittere, aber ſchöne Erfahrung nicht gemacht, daß in moraliſchen Drangſalen eine Steigerung derſelben auf der materiellen Seite eher ein Glück als neues Unglück iſt und die Seele mit neuer Schwungkraft ſtählt, die ſie aus der Erſchlaffung des Leidens zu der Thätigkeit der Nothwehr aufregt.

Henriette brach in Klagen aus. Sie wußte nicht was ſie that und ſagte, und der Auftritt endete, wie zu erwarten geweſen war, in der heftigſten Aufregung, mit der Theophil das Zimmer verließ.

Verbundene Seelen zieht ſo Leid wie Freude enger an einander; die ſich fremd ſind und doch nahe ſtehen, ſcheidet alles Gemeinſame immermehr, indem es ihnen ſelbſt ihr eignes Daſeyn, alles was ihnen lieb und heilig iſt, in Zweifel ſtellt. Henriette wußte ſich an dem Abende ſo wenig wie an dem nächſten Tage zu faſſen und verbrachte beide troſtlos. Theophil würde ihr nicht haben helfen können, auch wenn er es verſucht hätte und es kam ihm alſo die Bitte, ſie allein zu laſſen, die ſie durch ihr Mädchen an ihn richtete, eben recht, da ſie ihn der unangenehmen Nothwendigkeit überhob, ein Zeuge ihres Schmerzes zu ſeyn.

Der nächſte Tag war ein Sonntag, den Theophil ſich vorgeſetzt hatte, auf dem Lande zuzubringen. In die Stadt wollte er nicht zurückgehen, da er zu verſtimmt war, um die Geſellſchaft Anderer zu ertragen.

In ſeiner Unentſchloſſenheit, was er mit der Zeit beginnen ſollte, blitzte ihm ein Gedanke durch den Sinn.

In dem Gebirge lag, einige Stunden aufwärts von Henriettens Wohnort, in einer Felſenſchlucht ein dem Teufel nachbenannter Stein, unter den man, wie die Sage ging, wenn man eine Bitte an den Böſen hatte, dieſelbe nur blutſchriftlich wie in eine Art Briefkaſten der Hölle niederzulegen brauchte, um der Beſtellung und Erfüllung verſichert zu ſeyn. Es war einmal in einem geſelligen Kreiſe dieſer Sage gegen Theophil Erwähnung geſchehen und man hatte mehrere Verbrechen angeführt, die alſo zu Stande gebracht worden, wiewohl ſie am Ende dennoch zum Verderben des Verbrechers ausgeſchlagen waren. Man hatte ſogar einige auf den Teufelsſtein bezügliche Vorfälle aus den neueſten Zeiten zu erzählen gewußt, die natürlicher Weiſe dazu beigetragen, die ihm in der öffentlichen Meinung innen wohnende Kraft in Ehren zu halten, und Theophil hatte darüber wie Jedermann ſeinen Abſcheu zu erkennen gegeben. Nichtsdeſtoweniger war ihm eine gewiſſe Zeit darauf, in einem Augenblicke des Haderns mit ſeinem Schickſale, der Gedanke geboren werden: die Wahrhaftigkeit der Sage bei Gelegenheit an ſich zu erproben, und wenn auch in einem ſo unthatkräftigen Geiſte wie der ſeinige ein Gedanke zehnmal aufſteigen konnte, ohne zur That zu reifen, erinnert man ſich doch der alten Rede, daß mit dem Teufel nicht zu ſpaßen iſt und der plumpe Geſelle gleich den ganzen Menſchen, der ihm nur den kleinen Finger reicht, zu packen weiß. Es kann aus jedem Menſchen Alles werden, und genügt zuweilen ſchon die Gewalt des ſündigen Gedankens im fortwährenden Selbſtbewußtſeyn, ihn aus der Verſuchung zur verderblichen That hinabzuziehen. Wir können nicht für den Gedanken haften, iſt wohl wahr; aber es entſteht doch nur aus ihm urſprünglich alle Sünde, die wie ein Samenkorn, das der Wind auf einen fremden Acker weht, wer weiß woher? von ſelber kommt, und darum ſind auch die Gedanken fürchterlich, weil wir, wo wir eines ihrer Körner niederfallen ſehen, beſorgen müſſen, daß es trotz unſeres Gegenwillens, der den Acker vielleicht eher auflockert als feſttritt, aufgehen werde.

Der gegenwärtige Gedanke ging in Theophils Seele auf, ohne daß er, wenn auch nur im Scherze, den Vorſatz gefaßt hätte, ihm zu folgen und er brach mit dem Sonntagmorgen auf, die verrufene Teufelsſtätte zu beſuchen.

Er wanderte, einem einſamen Pfade entlang, durch Tannenwaldung aufwärts, bis er den beſchränkten Geſichtskreis der kahlen Hochebene erreichte, hinter der ſich die Thalfläche ausbreitete und das Geläute des Frühgottesdienſtes mit ſeinen erſten Tonwellen an die Berge ſchlug.

Die Dörfer wurden immer länger, und die von einzelnen Ebereſchen, Birken und Föhren umſtellten Häuſer mit den weißlich glänzenden Schindeldächern ſparſamer auf den hellgrünen Triſten, über die die Sonne lange Schatten warf. Die Gegend ſtreckte und dehnte ſich Hügel auf und nieder und blieb auffallend gegen das Wachsthum in der Ebene zurück. Bergteiche, Torfſtechereien zeigten ſich, wandernde Harfenmädchen, ihre Harfen in weiße Tücher geſchlagen, gingen vorüber. Das Land ward ſtiller und ein Schmetterling flatterte, über Theophils Schatten erſchreckend, empor, der ihn auf ſeinem Grashalme anſtieß. Es war als wagte kein Vogel, kein Lüftchen den Ernſt dieſes hohen Gebirges und ſeine Feier des kurzen ſonnenglühenden Sommers zu ſtören. Es war ſo ſchreckhaft umher, wie es nur in dem nervenangreifenden Mittagsſonnenbrande, nimmermehr um Mitternacht ſeyn kann. Man hätte, wie in der Finſterniß, die Geſetze ſtudiren können, nach denen die Phantaſie ihre beängſtigenden Trugbilder geſtaltet und den Schein der Wirklichkeit für ſie entlehnt.

Gegen elf Uhr erreichte Theophil ein Dorf, in deſſen Nähe das Ziel ſeiner Wanderung lag. Er beſchloß in der armſeligen Schenke auszuruhen und beſtellte ein Mittagsbrod.

Bis hierher hatte er ſich in der Aufregung des Schmerzes befunden, die eine Linderung des Unglücks iſt. Er genoß das Poetiſche deſſelben, das als der Anfang des Unglücks der gleichfalls poetiſchen Ergebung gegenüber ſteht, die der Seele zufällt, ſobald ihre Laſt ihr entnommen werden ſoll. In der Mitte zwiſchen beiden Gefühlen liegen die wirklichen Leiden und Kämpfe, die keine Erhebung über ſich zulaſſen und, wo ſie nicht zerſtören, nur mit ausdauernder Kraft zu beſtehen ſind.

Theophil ſchmeckte ſie in ihrer ganzen Herbigkeit und es vereinigte ſich in der unwirthlichen Schenkſtube alles was das Leben Unpoetiſches hat, ihn zu ernüchtern: Unfreundlichkeit, moraliſches und körperliches Elend der Bewohner, eigene Abſpannung und Ermüdung, Unbehagen an der ſchlechten Koſt. Seine noch übrige geiſtige Scheinkraft war im Nu verweht und die tiefſte Niedergeſchlagenheit ſetzte ihre ſcharfen Zähne in ſein Bewußtſeyn.

Die nächſten unerträglichſten Folgen des Bankerottes ſtellten ſich ſeiner Anſchauung nackend dar: die Handlungsweiſe der Gläubiger, der Verluſt ſeines guten Namens, die Nothdurft ſeiner Lage, die Kränklichkeit, die Klagen ſeiner Frau, das unerquickliche, freud- und fruchtloſe Leben, das er mit ihr weiter führen müſſe. Aber auch die Vorſtellung ſeines Unrechts gegen ſie, die Pflichten die er ihr von jeher unerfüllt gelaſſen, der Leichtſinn ſeines Lebens ſchwoll wie eine

Sündfluth um ihn empor, die jede beſſere Kraft in ihm ertränkte. —

Er verließ den Ort und ging als ein anderer Menſch weiter. Ein Schäferknabe der auf der Trift bei ſeiner Heerde die abgefallenen Baumblätter zuſammenharkte, wies ihn in der Richtung zurecht, wie die Sonne Schatten warf. Er befand ſich bald in der feuchten Schlucht und hörte nur noch aus der Ferne die Glöckchen der Schafe. Er kletterte über Blöcke, heiſeres Rabengekrächze drang aus dem Dickicht, und er ſtand keuchend oben in dem Zugwinde, indem er ſich den kalten Schweiß von der Stirn trocknete.

Mit dickem Mooſe bedeckt lag der verrufene Stein, vereinzelt zwiſchen Bäumen, an einem thurmhohen Abſturze vor ihm, hinter dem wieder düſtere Waldung aufſtarrte, die hier wie dort ſo einſam war, daß wenn ſich einmal zwei Menſchen darin begegneten, ſie ganz gewiß vor einander erſchrecken müßten.

Theophil verweilte hier in Gedanken ſtundenlang, derweil er in ſpöttiſchem Leichtſinn einige Zeilen niederſchrieb, und als er auf ſeinem Heimwege die rauheſte Gegend wieder hinter ſich hatte, ſank die Sonne auf den Rand des ebenen Pfades vor ihm nieder und überzog ihn mit röthlichem Lichtſchimmer. Sie blendete ſeinen Blick und warf ſeltſame Schatten von dem am Wege liegenden Geſteine und den hohen Tannen, die nach unten zu mit immer breiteren Zweigen bewachſen, lange Regen- oder Trauermäntel umzuhaben ſchienen. Der Nord blies ſcharf und wehte gleichſam den Schatten des Wanderers hin und her. Dunkle Windwolkenſtreifen zogen ſich den Abendhimmel entlang und die Mondſichel umgab ein Hof von Dünſten.

Theophil ſprach unterweges viel und laut mit ſich. Der Luftzug hat die meiſten ſeiner Worte verweht und nur Bruchſtücke ſind vernommen worden. Was iſt der Teufel? das was in meinem Herzen lebt und ſich regt, was mir den Muth, die Luſt gibt da zu ſeyn, der Trieb mich zu erhalten.

Ich fühle mich unglücklich und rufe den Teufel an mich zu erlöſen, weil ich eben ſo wenig die Kraft, das Unglück zu ertragen, als es von mir abzuwerfen habe und erwarte von der Lebenskraft außer mir Hülfe, die nicht unmittelbar durch mich ſelbſt erzeugt wird. Ich will die Hülfe vom Irdiſchen, weil ich Gott nicht faſſe. Ich fühle mich in meinem Daſeyn beeinträchtigt und will zur unerläßlichen Entfaltung meiner Kräfte gelangen. — Wenn nun aber mein Leben von dieſem Bande abhinge, woran ein wohlthätiges Geſchick es gefeſſelt hat? Wenn es einzig und allein dadurch abgehalten würde, in den Abgrund der Vernichtung zu ſinken? Ich werde es dereinſt nur allzuſpät erkennen, daß dieſer Trieb die Stimme des verlockenden Teufels in mir war. —

Es thut Beſchränkung hienieden jedem Menſchen Noth und erheiſcht nur die Stimme der Hölle in uns, das Schickſal wie einen Graben zu überſpringen. Es ſpiegelt uns allein ihr Lug und Trug dahinter ein verheißenes Land vor, derweil darüber hinaus nur ſie ſelbſt, ein unbegränztes Chaos zu finden iſt. Das Gute und Himmliſche erſcheint dem Menſchen, offenbart ſich ihm auch in der Moral wie in der Kunſt und allenthalben nur in der Beſchränkung. Schütteln wir im Leben alle Feſſeln von uns ab, ſo ſind wir geiſtig und leiblich verloren. Sobald wir nichts im Leben mehr zu bekämpfen haben, fallen wir nach und nach der unterirdiſchen Macht anheim. Entäußern wir uns gewaltſam deſſen, was uns doch ſo oder ſo als unſer eigen angehört, ſo wiſſen wir nicht, ob wir dies in der Rückwirkung nicht bitter bereuen werden. Auch in dem Leben des Einzelnen wie in dem der Staaten muß das hiſtoriſche Recht als hochwichtig anerkannt werden. Hoffnungen, die auf den Tod geſetzt, ſind dem Leben niemals in Erfüllung gegangen! —

O pfui, des Kleinmuths, der Schwäche, die davor zurückbebt zu handeln, wo es das Leben gilt. Hätten von jeher alle Menſchen ſo gedacht, es wäre nie eine That geſchehen. Wage wenn du gewinnen willſt! Man ſoll das Irdiſche auch nicht überſchätzen, und wer es nicht im Augenblick von ſich wirft, vermag kein höheres als ein irdiſch beſchränktes Glück zu erwerben. — Was iſt denn die Aufgabe des Lebens anderes, als dem was man iſt oder ſeyn muß, ſich ganz und ungetheilt hinzugeben? Ich erwarte von dem was ich thun will, mit meiner irdiſchen Beruhigung, das höchſte Glück der Sterblichen, deren Unſterblichkeit nur Thoren behaupten. Wiſſen wir vor dieſem Leben nichts von uns, indem wir als die Spitze des Natürlichen aus Pflanze und Thier herauswuchſen, warum ſollten wir nach ihm mehr von uns wiſſen, warum kein Ende haben, da wir einen Anfang hatten? Können wir als Material der Zeit und des Raumes nicht ſchon auf unzähligen Welten denſelben Lebenslauf durchgangen ſeyn? Und iſt dieſe einfache Lehre nicht ſo viel wahrſcheinlicher als alle philoſophiſchen und theologiſchen Spitzfindigkeiten, womit ſich Gelehrte und Ungelehrte täuſchen? —

Die Spinne der Hölle zog alſo immer engere Kreiſe um ihre Beute, und man ſieht wie der Teufel bereits wirklich half, es mochte nun auf Theophils Ruf oder aus freiem Antriebe geſchehen!

In den erſten Wochen nach jener Erklärung ſprach Theophil mit ſeiner Gattin mehreremale über ſeine Lage und machte ſie abſichtlich von allen Seiten mit der Ueberzeugung vertraut, daß ein unabwendbares Aeußerſtes ihnen nahe. Er dachte nicht daran, ihr ſeine eigene Troſtloſigkeit zu verbergen und ſchien beinahe zu verſuchen, wie weit die Schwungkraft ihrer Seele reiche, ob er deren Grenzen nicht ermeſſen oder überſchreiten könne, ohne eine Schuld auf ſich zu laden, ſo ſchonungslos ſchüttete er das volle Maaß des Jammers über ſie aus. Ihre Erfahrungsloſigkeit erlag einer Bürde, deren halbe Schwere ſie noch nicht erwogen hatte, und in ihrer Verzweiflung hatte Theophil den Muth, den auf deren Kehrſeite geprägten Gedanken des Todes auszuſprechen.

Henriette erſchrak allerdings, als ſie das erſtemal das bleiche Wort vernahm. Da ihr indeſſen das einzige Schutzmittel gegen Anfechtungen dieſer Art, in ihrer Kindheit nicht tiefer eingeimpft worden war, als dies in der Erziehung gegenwärtig Sitte iſt, mußten Theophils wiederholte Anſpielungen auf ein freiwilliges Abwerfen einer unerträglichen Laſt am Ende ein geneigtes Gehör in ihrer noch nicht zur Freiheit durchgebildeten Seele finden.

Henriette war, wie ſo viele Menſchen, darum ſchwach, weil ſie ihre Kräfte nie geprüft hatte, und ſcheute ſich vor jeder brechenden Anſtrengung. Sie wäre außerdem gewiß erſtarkt und hätte größere Energie entwickelt als ihr zuzutrauen war.

Je näher unterdeſſen Theophils bürgerliches Verderben rückte, deſto häufigere Unterredungen hatte er mit ihr über die Frage, die ſie ſich zum erſtenmale übereinſtimmend mit ja beantworteten; ob ſie ſich in letzter Gemeinſchaft das Leben nehmen ſollten.

Ob Henriette dabei nur von ſeiner wahren oder unwahren Schwermuth angeſteckt werden war, oder das ſeltene Glück, Theophil mit ihr zufrieden zu ſehen, ſie zu dem Glauben bekehrte, nur auf dieſem Wege wahrhaft mit ihm verbunden zu werden, vermögen wir nicht zu entſcheiden und vielleicht war es das

Eine wie das Andere, was ihre geringe Willenskraft zu der verzweifelten That aufbot.

Es iſt ſchon der Vermiſchung von Scherz und Spiel mit jeglichem Ernſte in Theophils Leben gedacht worden, deren bezeichnendſtes Merkmal ein altes Gelüſten war, immer etwas Werthvolles, ein koſtbares Geſchirr, wichtige Dokumente, Papiergeld, einen edlen Kleidungsſtoff und dergleichen zu vernichten, und es ſchien auch gegenwärtig daraus der empörende Leichtſinn erwachſen zu ſeyn, mit dem er daran ging, zwei Menſchenleben mit einemmale hinzuopfern. Es war ihm in gewiſſen Stunden immer noch als ſey Alles nur ein Traum oder eine Kurzweil, und könne das Leben trotz aller Mißverhältniſſe zu ertragen, die Kataſtrophe mit einer etwas dreiſten Stirn zu überſtehen ſeyn.

Er hörte freilich mit ſeinen Verſuchen, ſich Geld oder Credit zu verſchaffen, um für den Augenblick der Verlegenheit zu entgehen, auch nicht auf; da aber alle Hülfsmittel nach wie vor erfolglos blieben, mußte ſeine Zahlungsunfähigkeit mit dem letzten Tage des Monats zur öffentlichen Kunde gelangen.

Es war ſonderbar, daß ſeitdem der Entſchluß der Gatten feſtſtand, Theophil ſich Henrietten unwillkührlich näherte und zufriedener als jemals mit ihr wurde und es ſind wohl ſolche Idioſynkraſien der menſchlichen Natur nie völlig zu erklären. Indeſſen gefiel ihm vielleicht an ihr die Conſequenz der Entſchloſſenheit, die ſie endlich einmal bezeigte und daß er ſie nicht ſchwach, nicht weinen ſah. Sie war in dieſen wenigen Wochen auch ſo anleitend ſtark für beide, wie ſie als ſeine Frau hätte immer ſeyn müſſen.

Henriette hatte den Tag beſtimmt, der der letzte ihres Lebens ſeyn ſollte. Die letzte Woche verging. Der letzte Tag, die letzte Nacht brachen an, in der beide in dem Teiche unweit Henriettens Wohnung ſterben wollten.

Sie hatten, jedes allein in ſeinem Schlafgemache, die Stunde der Mitternacht erwartet. Henriettens Dienerin ſchlief ſchon längſt. Es ſchlug an der Wanduhr in der Hausflur zwölf. Sie fanden ſich auf dies Zeichen zuſammen. Theophil erfaßte Henriettens zitternde Hand, keines ſprach ein Wort. Sie machte die Hausthür leiſe auf und zu. Sie ſtanden in der Nacht. Nichts regte ſich. Alles war finſter. Kein Stern am Himmel, den ein dünner Wolkenſchleier bedeckte. Henriette trug ein weißes Kleid, das bloße Haar in Flechten, ein kleines Leinentuch um den Hals geſchlungen, Theophil führte ſie ſchweigend an der Hand.

Am Rande des Teiches ſtrauchelte Henriettens Fuß über eine Baumwurzel. Sie bebte krampfhaft zuſammen, ſenkte die Stirn auf Theophils Arm und ließ die Schwere ihres Körpers einige Augenblicke auf ihm ruhen. Sie blickte vergeblich nach einem Sterne zum Himmel auf. Nur noch einen Augenblick, flüſterte ſie und ſank auf eben der Bank zum Sitzen nieder, wo ihr die einſamſten und troſtloſeſten, wenn auch ruhigſten Stunden ihres Lebens verfloſſen waren.

Theophil kniete vor ihr und legte ſein Haupt in ihren Schooß.

Sie brach in ein muthloſes aber ſtilles Weinen aus, faltete und wand die Hände und ſah verzweifelnd gen Himmel. Sie beſtand den letzten Kampf. Theophil ſchluchzte hörbar.

Sie ermannte ſich und ſagte: So lebe denn wohl Theophil, zum letztenmal, vielleicht auf ewig! Vergib mir was ich an Dir gefehlt habe. Gott weiß, ob es geſchehen iſt, ohne daß ich es gewußt und gewollt. Ich vergebe Dir von Herzen, wie Du mich gekränkt haſt. Vielleicht erfahren wir dort oben, warum wir verbunden ſeyn mußten. Sie preßte ſeine Hände in ihre, ſchloß ihn in ihre Arme, ihre kalten Lippen ruhten auf den ſeinen. Er drückte ſie wie wüthend an ſich. Lebe wohl! ſtöhnte er.

Sie wand ſich mit Ruhe aus ſeinen Armen, und kniete um zu beten nieder. Er ſtürzte mit dem Angeſicht zu Boden.

Als Henriette ſich wieder erhob und den erloſchenen Blick auf den Teich richtete, leuchtete ihr aus der dunklen Waſſerfläche ein Stern entgegen. Alſo doch nicht ganz verlaſſen! ſprach ſie lächelnd: da drinnen iſt für mich Licht. So ſey es denn. Komm, Lieber, ich bin bereit.

Theophil riß ſich in die Höhe und trat ans Ufer. Er reichte ihr die Hand. Sie ſah ihn mit einem unausſprechlichen Blick der Liebe und Ergebung an. Er ſchauderte als ihn ſein Auge faßte, wendete ſich zu dem Waſſer und ſtürzte hinein. Sie ſank ihm an ſeiner Hand nach. Die Fluth ſpritzte über beide empor, brach in hohen Wellen zuſammen und — ſie verſchwanden.

Ein Augenblick, — alles ſtill — wieder einer — ein dritter, und die beiden Geſtalten tauchten in der Mitte des Teiches auf: die eine in wilder kräftiger Anſtrengung, die andere erſterbend, mit den ſteifen Armen um ſich faſſend. Sie ergreift mit der einen Hand den Arm des Andern, die Hand ballt ſich daran feſt — ein verzweifelter Ruck befreit ihn: ſie verſinkt weiß, ſchwer, langſam, ſtarr zum andern- und letztenmale.

Das geſchloſſene Auge der mit der Fluth ringenden Geſtalt ſchlägt ſich wieder auf und ſieht die Sinkende, das Ohr meint einen Namen geiſterhaft über das Waſſer gurgeln zu hören. Wie in wahnſinniger Haſt greift ihre Hand nach dem Saume des naſſen weißen Gewandes. Es iſt zu ſpät, ſie greift ins Waſſer.

Der Stärkere ſchwimmt mit äußerſter Kraft ans Ufer, wo er ſich empor klammert und bleibt regungslos halb im Waſſer liegen.

Henriette hatte ihre Sorgen in den Teich wie in die Pfühle eines Bettes begraben. Ach, und der Arme, der ſich nur auf die Dielen betten kann, — in die Arme des ewigen Schlummers — ohne daß er Schlaf und Ruhe findet — hier in dem Waſſer fände er ihn gewiß — und er verſchmäht ihn! —

In der Frühe des andern Morgens fanden auf die Felder gehende Bauern Theophil noch an derſelben Uferſtelle liegen und ſahen Henriettens Leiche auf dem Waſſer ſchwimmen.

Sie ſchafften beide nach ihrer Wohnung, wohin Leute ſtrömten und ſtellten Rettungsverſuche an. Bei Henrietten erkannte man bald, daß ſie vergebens ſeyen, da ſie nicht mehr war. Theophil ward mit leichter Mühe wieder zu ſich gebracht.

Man beſtürmte ihn von allen Seiten mit Fragen und Erkundigungen. Er blieb ſtumm, ſtarr, unempfindlich auf einem Ruhebett in Henriettens Zimmer liegen, wohin man ihn in der Verwirrung zuerſt gebracht hatte. Sein unverwandter Blick hing an dem Armſtuhl, Fenſter, Arbeitstiſche, wo ſie geſeſſen.

Man ſchaffte Theophil in einem Wagen nach der Stadt, und fragte ihn, ob er zuvor noch Henriettens Leichnam ſehen wolle? Er verneinte es mit einer Geberde des Entſetzens.

In der Stadt nahm ſeine Angelegenheit den gewöhnlichen Rechtsgang und gab er die äußeren und inneren Umſtände der Wahrheit gemäß an. Er geſtand, daß er ſich mit ſeiner Gattin, um ſeines zerrütteten Vermögens willen, das Leben nehmen wollen und durch ſeine vor Jahren erlernte Schwimmkunſt, der er ganz uneingedenk geweſen, im Augenblicke des Unterſinkens gezwungen worden ſey, ſich zu retten.

Das tragiſche Ereigniß mußte wohl in Stadt und

Gegend das größte Aufſehen machen. Indeſſen kam an Theophils Wahrhaftigkeit kein Zweifel auf und da aus Henriettens letztem Willen erhellte, daß ihr Tod ein freiwilliger geweſen ſey, konnten die Gerichte nichts gegen Theophil unternehmen und ſprachen ſie ihn nach langwierigen Berathungen von jedem criminellen Verdachte frei.

Der über ſeine Handlung eröffnete Concurs nahm dagegen eine ſo bedenkliche Wendung an, daß der perſönliche Groll einiger Gläubiger gegen ihn Theophil die Ausſicht eröffnete, ihren Verluſt Jahre lang im Schuldgefängniſſe abzubüßen.

Er hatte ſich auch ſchon auf dieſes herbe Schickſal als auf ein unvermeidliches gefaßt gemacht, als mit einemmale ein wunderbarer Glücksfall die Lage der Dinge umgeſtaltete. Es traf wenige Wochen nach jener Kataſtrophe eines Morgens ein Kurier in dem Handelsplatze ein, der Theophil die Nachricht überbrachte, daß auf eines ſeiner Looſe in einer auswärtigen großen Lotterie der Hauptgewinn gefallen ſey.

Was für einen Eindruck dieſe Zeitung auf ihn machte? — Er ſprach danach kein Wort und warf nur den Kopf mit einer entſprechenden Handbewegung in die Höhe.

Seiner Freiheit zurückgegeben, blieb er nach wie vor von aller Welt geſchieden und legte das große Vermögen, das er nach der Bezahlung ſeiner Schulden und der Koſten des Prozeſſes übrig hatte, in Staatspapieren an, mit denen er einige Zeit darauf Stadt und Land verließ.

Es vergingen Jahre und hatte keiner von Theophils ehemaligen Mitbürgern wieder von ihm gehört oder von ſeinem Schickſale geſprochen, als eines Sommers unter ſeinen Bekannten verlautete, er ſey wieder in der Nähe und lebe in nichts weniger als glänzenden, wenn auch nicht dürftigen Umſtänden in demſelben Landhauſe, wo vor ihrem Tode ſeine Frau gewohnt habe.

Es wollten ihn einige Befreundete aus Theilnahme oder Neugierde beſuchen, ohne daß ſie in ſeine Gegenwart gelangten. Ein alter Mann, der ihn bediente, wehrte ihnen den Zutritt und bedeutete ſie, daß es der Wille ſeines Herrn ſey, keinen Menſchen zu ſehen. Sie mußten von ihren Verſuchen abſtehen und erfuhren nur von den umwohnenden Landleuten, daß er ſich, in tiefe Schwermuth verſunken, tagelang im höheren Gebirge herumtreibe, keinen Gruß, keine Anrede der ihm Begegnenden erwiedere, und in der Nähe wohl von dem einen oder andern ſpäten Wanderer, zur Nachtzeit an dem Teiche wahrgenommen worden ſey. Von dieſem Beſcheide wohl oder übel zufrieden geſtellt, kehrten die guten Freunde nach der Stadt zurück und es würde wahrſcheinlich bald aufs Neue Jedermann den Unglücklichen vergeſſen haben, wenn nicht, als eine abermalige ihn betreffende Neuigkeit, ſein gewaltſamer Tod von ihm zu reden gegeben hätte. Um von dieſem etwas umſtändlicheren Bericht zu erſtatten, treten wir als Augenzeugen dabei auf.

In jene oben erwähnte Schlucht, an deren ſchroffſte Wand ſich der verrufene Teufelsſtein lehnte, mündete gegen Süden ein ſo lieblicher Wieſengrund, wie ſich deren wohl in den rauhſten Gebirgen, von Boden und Lage begünſtigt, vorfinden.

Die Berglehne war einerſeits mit jungen Bäumen, anderſeits mit Trift und Haberſaat bewachſen. Ein kleiner Mühlbach rann im Grunde über blumigen Raſen und in dem Hofe der einſamen Mühle lag gewöhnlich ein weißer Ziegenbock, der ſich wie ein Wächter forſchend umſah. Ein ſchwarzer Hund hinter ihm an der Kette bellte auf die Vorübergehenden. Seitwärts ſah man durch ein Mauerloch in das Getriebe des einzigen Rades, wie die feuchten ſchwarzen Speichen ſich unermüdlich drehten. Auf der Mauer wuchs Moos und Klee.

An dieſer Stelle pflegte Theophil auf ſeinen Ausflügen in die Gegend des Teufelsſteins, zu der ihn eine unwiderſtehliche Sehnſucht, ſich alte Erinnerungen anzufriſchen, zog, nicht ſelten zu verweilen. Zu dem Teufelsſteine ſelbſt verſtieg er ſich nie, weil ſeine Einbildungskraft vor dem Anblicke zurückſchauderte. Im Allgemeinen kam er auch nur dann in das Gebirge, wenn die Angſt, die ſich ihm in reinerer Luft entlud, oder in geringerem Grade ihn an ſeine Wohnung feſſelte, ihn in der Ebene nicht mehr litt.

Eines Tages lag er auf der Anhöhe, an einer ausgehauenen Stelle, zwiſchen Baumſtumpfen. Ihm zur Seite die Mühle, unter ſeinen Füßen in einer Senkung ſchilfiges Moor, entweder aus verfaulten Wurzeln entſtanden, oder ein begrabener Teich. Er lauſchte auf das Geklapper der Mühle, das ihn wie das Geräuſch der Welt bedünkte, und es war ihm ein behagliches Gefühl, ſich, fern davon, in gedankenloſes Hinbrüten wiegen zu laſſen. Singvögel umzwitſcherten ihn, er hörte ſie ſo wenig wie die Mücken, die ihm die Ohren umſummten und ins Geſicht ſtachen.

Er vegetirte im Graſe als Pflanze oder Inſekt. So war ihm wohl. Dieſer Zuſtand war in der krankhaften Aufregung ſeiner Gefühle und Gedanken ſeine Rettung. Er nahm aus dem Maiblumenkraute einen todten Käfer und ſpielte mit ihm. Die kleine Leiche klebte an ſeinen Fingern. Er war ſo reizbar geworden, daß er ſie mit Entſetzen von ſich warf. Sein Blick fiel auf einen eingegangenen, blätterloſen Baum, den einzigen ſeiner Art, in der grünen Lebensfülle. Er rief in der Verzweiflung aus: das bin ich!

Er konnte ſich nicht einmal mehr an der todten Natur von den unabläſſigen Foltern erholen, die er ſeiner Einbildungskraft anthat.

Er ſah gen Himmel, der mit dünnen weißen Wolken überzogen war: wie hätte er ihn tröſten ſollen!

Er konnte nicht mehr an dem Orte ausdauern. Es trieb ihn unſtät weiter.

Er ſprang auf und wollte vollends den Berg erklimmen.

Da gewahrte er in der Haberſaat auf der gegenüber liegenden Anhöhe ein altes Weib, das Diſteln jätete und dazu einzelne in der ſtillen Luft weit hinſchallende Worte für ſich ſprach.

Er horchte auf die Stimme, die ihm bekannt vorkam. Sie drehte ſich um, richtete ſich in die Höhe und ſah ihn an. Er erkannte ſie mit einem Aufſchrei. Es war ihm als habe ihn die Alte höhniſch angelacht und ihm gedroht. Er hatte ſich aber wohl getäuſcht, da ſie ihn weder zu ſehen noch ſeinen Schrei gehört zu haben ſchien. Sie ging mit ihren Diſteln in der Schürze weiter, der Gegend des Teufelsſteines zu und begann ein ſchauriges Lied zu ſingen.

Theophil zauderte einen Augenblick, und ſtürmte ihr ſchon in dem nächſtfolgenden durch den Wieſengrund über die andere Höhe nach, wo er zwiſchen den Tannen verſchwand. Er ſpähte im Walde lange Zeit vergebens der Bäurin nach und wähnte bald hier bald da ihre Stimme zu vernehmen, bis er in der höchſten Ungeduld und Erhitzung unverſehens den Teufelsſtein erreichte.

Hier ſaß die Alte am Boden und ſah ihn ſteif und feſt, als ob ſie ihn erwartet habe, an.

Er ſtürzte auf ſie zu und . . . . was beide mit einander redeten, dürfte uns vor der Hand unverſtändlich ſeyn. Es genüge uns, daß bald nachdem Theophil die Unbekannte angeſchrien hatte, ihr Geſpräch ernſt und lebhaft ward. Die Alte begegnete ihm mit Bitterkeit, und Theophil, der noch ſchärfere Wuth zu verbeißen als zu äußern ſchien, vergalt ſie mit Verachtung.

Mit einemmale entfielen ihr, unter einem häßlichen Grinſen, dumpfe Worte, die Theophil wie einen Donnerſchlag zerſchmetterten. Die Alte trat auf ihn zu und hielt ihm einen mit Blut geſchriebenen Zettel unter die Augen, den er an Inhalt und Unterſchrift wieder erkannte.

Es war eine Aufforderung an den Teufel, ihn von ſeiner Gattin zu befreien, die er bei ſeinem erſten Beſuche des Teufelsſteines im Frevelmuth abgefaßt und in einer Spalte des Felsblocks verborgen hatte.

Die Alte ſprach wieder auf ſein Schweigen ein und ſchien ihm einen Vorſchlag zu thun. Er verneinte ihn mit einer heftigen Handbewegung. Sie brach in Schmähungen und Drehworte aus und wollte ſich ungeſtüm von ihm entfernen, um ihn mit dem Blatte vor Gericht anzuklagen: er habe den Tod ſeiner Frau mit verbrecheriſcher Abſicht herbeigeführt.

Darüber verlor Theophil ſeine gewaltſame Faſſung und warf ſich, wie außer ſich, auf das Weib. Er packte ſie mit zügelloſer Wuth, wie um ſie zu zerdrücken und ſchien ſich des Zettels in ihrer zugeballten

Hand bemächtigen zu wollen. Sie wehrte ſich, ſuchte ſich ihm zu entreißen und es entſpann ſich zwiſchen ihnen ein Ringen, das, da es ſich unmerklich dem Abgrunde näherte, auf Leben und Tod abzuzielen ſchien. Eine gewaltſame Bewegung Theophils ſtürzte beide in das Thal hinunter. — — — — Als der Müller einige Stunden ſpäter in Geſchäften durch die wilde Schlucht ging, fand er die Körper der Zerſchmetterten vor. Die Alte, die in ſeinem Hauſe wohnte, war ſchon todt. Theophil lebte noch; ſchien aber tödtlich verletzt zu ſeyn. Sie wurden nach der Mühle geſchafft und Theophil aller mögliche Beiſtand geleiſtet.

Der Pfarrer des Dorfes, wo er wohnte, der einzige Menſch, mit dem er in der Gegend umgegangen war, ſo wie ſein alter Diener und ein Wundarzt kamen an, und der letztere unterſuchte und verband den Schaden, den er für unbedingt tödtlich erklären mußte.

Theophil lächelte über dieſen Ausſpruch wie erleichtert und bat die Anweſenden, ihn zu einer langen Unterredung mit dem Prieſter allein zu laſſen. In derſelben beichtete er dem würdigen Manne ſeine Schickſale und Sünden und empfing von ihm die Tröſtungen der Religion in der vollen Ueberzeugung, daß der Zuſtand ſeiner Seele ihn zur Seligkeit vorbereite.

Er ſtarb noch in der nämlichen Stunde und ward nach ſeinem Tode, wie er es verlangt hatte, neben Henrietten beerdigt. Von Papieren fand ſich in ſeinem Nachlaſſe nichts, was über ſein Leben hätte Aufſchluß geben können.

Der Reſt ſeines Vermögens ward, ſeinem letzten Willen gemäß, dem Pfarrer überantwortet, der ihn zu frommen Zwecken verwenden ſollte.

Ueber ſeine übrigen uns noch unbekannten Begebenheiten, die die Lücke von dem Tode ſeiner Frau an bis zu ſeinem eigenen ausfüllen, haben wir von dem Geiſtlichen, der ſie aus ſeinem Munde gehört hat, das Nachſtehende vernommen.

Als ein reicher Mann zwar, aber doch als wie ein armer Mann ging Theophil damals bei Nacht und Nebel von dannen! Er lebte anfangs beſinnungslos in den Tag hinein, ohne zu wiſſen, weßwegen er noch da war und ließ erſt nach und nach die Gewalt der Zeit und Alltäglichkeit ſeine Vergangenheit in Schleier hüllen. Er hatte den Geſchmack an einem ſtillen einförmigen Leben verloren und hielt nur kurze Zeit an einem Orte aus. Zuletzt trieb ihn ſeine Unſtätigkeit in andere Welttheile und hatte er das Unglück, dem Machthaber einer kleinen kriegführenden ſüdamerikaniſchen Republik verdächtig zu werden, der ihn in ſeiner Hauptſtadt einkerkerte und Jahre lang bis zu ſeinem Sturze der Freiheit beraubt hielt.

Theophil hatte während ſeiner Gefangenſchaft in gewiſſer Weiſe volle Muße, ſeinem Schickſal nachzudenken und die Luſt und Liebe zum Leben erwachten wieder in ihm mit ſolcher Stärke, daß er nach ſeiner

Befreiung keinen Augenblick zögerte, ſeinem Verlangen nach einem feſten nützlichen Berufe nachzuleben und ſich mit Ernſt und Eifer einem Stande zu widmen, den er erſt in den großen Welt- und Seehandelsplätzen hatte von der rechten Seite kennen lernen.

Er ſchiffte ſich voll regen Muths nach Deutſchland ein, ließ ſich daſelbſt in einer nördlichen Handelsſtadt nieder und fing mit einem neuen Geſchäfte ein neues Leben an.

Sein Vermögen hatte zwar durch den Aufwand und die Unfälle ſeiner Reiſen einen großen Stoß erlitten. Seine Thätigkeit und ſein tüchtiges Weſen verſchafften ihm aber Credit, den ſeine gelingenden Unternehmungen befeſtigten und hoben. Theophil war mit ſeinen Erinnerungen eine Art von Vergleich eingegangen und hatte vor ihnen Ruhe, weil er, ohne an ſich ſelbſt zu denken, ſeinem Handel lebte. Er meinte wohl auch, er habe ſeine Vergehungen an Henrietten abgebüßt und dürfe hoffen, daß das Schickſal ihn nicht in alle Zeitlichkeit die Folgen eines einzigen Mißverhältniſſes werde tragen laſſen. Er vergaß ſeiner Vergangenheit ganz und gar und ward als ein heiterer, liebenswürdiger, geachteter Mann von aller Welt gern geſehen.

Da lernte er eines Tages ein junges Mädchen kennen, das augenblicklich nur einen anmuthigen, keineswegs tiefen Eindruck auf ihn machte. Sie war ſchön, friſch, weiß, ſchlank und zierlich und bezauberte, zumal bei ihrer Jugend mit dieſen Vorzügen aller Männer Herzen, indem ihr nur bei Theophil der Umſtand ihres lebhaften Temperamentes Eintrag that, den andere an ihr am höchſten ſchätzten. Er konnte ſich der ihm von früher anhangenden Verdorbenheit ſeines Geſchmacks nur nach und nach entledigen. Je öfter er die liebliche Marie ſah, die als eine elternloſe Waiſe bei Verwandten wohnte, deſto mehr gingen ihm von Tag zu Tage die Augen über ſie auf.

Die zunehmende Erkenntniß ihrer innerſten Natur erfüllte ihn zuerſt mit Freundſchaft für ſie und der Einklang ihres Weſens, der ſie wie eine geſunde, reine Atmoſphäre umgab, hauchte ſeinem Gefühle immer höhere Wärme ein.

Wie zart weiblich und gefühlvoll ſie war, und wie ihre Empfindungsfähigkeit ſich nie in Seufzern und Worten Bahn brach, ſondern ihren liebreizenden Körper ganz durchdrang und beſeelte! Wie ſo ganz von Henrietten verſchieden war Mariens Weichheit, die bei jener aus Schwäche, bei dieſer aus Zärtlichkeit hervorging, ihre männliche Charakterſtärke, deren Stelle bei jener Krampfhaftigkeit vertrat! So muß das Weib ſeyn! rief Theophil bei ſich aus: ſtark in Zartheit, ſo wie umgekehrt der echte Mann zart in Stärke iſt. Theophil liebte Marien bald auf das Zärtlichſte und erprobte die Reinheit und Echtheit ſeines Gefühls daran, daß in ihm alle und jede Kraft der Seele aufging. Ein unerklärliches Etwas in Mariens Zügen, das ihn zuweilen ſtundenlang wie mit einem Banne zwang, ſich in ihren Anblick zu verlieren, entzündete ſeine Liebe ſelbſt zu einer faſt dämoniſchen Leidenſchaft. War es eine Erinnerung? eine Aehnlichkeit? Er wußte es ſich, wie oft er auch darüber nachſann, nicht zu ſagen.

Marie liebte ihn ſo zärtlich wieder wie er ſie, er ſagte ihr, was ſie ſchon wußte, ſie verhehlte ihm nicht, was ſie ihm nie verhehlt hatte und da auch ihre Verwandten mit Freuden einwilligten, ſtand ihrer Verbindung kein Hinderniß entgegen. Sie wurden Mann und Frau, das eine gewiß zu dem Glücke des anderen.

Glück! Was iſt denn aber Glück auf Erden? Ewig dauern kann es nicht, da die Erde ſelbſt nicht ewig dauert und es iſt ſchon ein augenblicklicher Genuß des Glückes Glück. Wie viele Menſchen genießen es nur in der Erinnerung, Einbildung, Vorſtellung und können zufrieden ſeyn. Das Glück dient eben zu nichts anderem als daß der Menſch die Höhe der Menſchheit erreiche, den Inbegriff des Wortes in ſich zum Bewußtſeyn bringe. Ein irdiſcher Augenblick genügt dazu und den erlebte Theophil in keinem eingebildeten, erträumten, in einem lebendigen, wahrhaften Glück. Der Augenblick vorüber — ſo ging das Glück wie es gekommen war. Und was vertrieb es? Eben was es zu einem übermenſchlichen, dämoniſchen gemacht hatte: das räthſelhafte Etwas in Mariens Weſen.

Der Genuß ihrer Liebe, die innigſte Vereinigung und Gemeinſchaft mit ihr, die ihn beſeligte, machte ihm allmälig alles klar und in einer Stunde, in der er ſein Glück kaum noch zu faſſen wußte und der gute Stern ſeines Daſeins kulminirte, hüllte die Erkenntniß ſeine Seele in ihre mitternächtigen Schatten: daß jenes Etwas eine wunderbare Aehnlichkeit mit ſeiner todten Gattin, deren Bild faſt ganz in ihm erblichen, ſey. O, wunderbares Räthſel des Lebens! Hatte er ſie denn geliebt? oder war es nur der Reiz des Todes, was ihn, wie der Blick der Klapperſchlange ihr Opfer, an die Aehnlichkeit feſſelte?

Das war alſo das Gewiſſen, von dem ſo viele Menſchen fabeln, ohne es erkannt zu haben?. Das Gewiſſen iſt der innerſte Menſchenkern, von dem es die Beſtimmung unſeres Lebens, die äußere Schale abzulöſen.

Der Kern legte ſich vor Theophil hin und es ſtand darauf geſchrieben: zerbeiße mich, ich bin das Leben. Was in mir, iſt dein ewiges Theil, befreie es von der Sünde deines Daſeyns.

So lange der Menſch ſich ſelbſt verläugnet, mag er es auch wohl mit ſeinem ſchuldigen Gewiſſen thun. Allein ſobald das Leben in uns zu der Ruhe des Glückes ſtrebt, ſteht ihm das Gewiſſen in unabläſſiger Unruhe entgegen, die immer heftiger und ſtärker wird, je echter das Glück iſt, deſſen unantaſtbare Reinheit uns anlächelt.

Tages und Nachts, in ſeinen allerliebevollſten Träumen, wendeten ſich Theophils Gedanken unmerkbar von Marien ab, und gingen aus dem ſüßen vollen Leben in das düſtere Reich der Schatten ein. Kam er wieder zu ſich ſelbſt, ſo erlöſte ihn die Wirklichkeit allerdings noch von der Todespein. Sie ſenkte ſich jedoch wie ein erſtarrender Reif auf den blühenden Garten ſeines Lebens nieder und ließ ihn nur an Mariens Herzen die Ruhe finden, die er ſuchte. Das Bild der Kindlichen, Liebenden, Ahndungsloſen, Glücklichen vor ſeinem innern Auge, durfte der bleiche Schatten der Unglücklichen ihm nur aus der Ferne drohen und da Marie immerdar vor ſeinem Geiſte lebte, ſah er Henrietten nimmer, bis ſeine Ehe etwa ein Jahr beſtanden haben mochte.

Zu dieſer Zeit war er beinahe nicht mehr fähig, ihr den heimlichen Krebsſchaden, der an ſeiner Seele nagte, zu verbergen. Er traf ſie zuweilen nachdenklich, zuweilen in Thränen an, die ſie ſelbſt noch für Thränen der Freude hielt und die Enttäuſchung rückte langſam näher. Es hätte jetzt unfehlbar zu einer Erklärung kommen müſſen, die ihn genöthigt, Marien in die Geſchichte ſeiner Vergangenheit einzuweihen, wenn ſeinem Leben nicht ein abermaliger gewaltſamer Wendepunkt beſchieden geweſen wäre.

Aus überſeeiſchen Landen heimkehrend, kam ein Jugendfreund Theophils, der ihn noch mit Henrietten verbunden geſehen hatte, über ſeinen Wohnort und traf auf der Straße zufällig mit ihm zuſammen. Der Veränderungen in ſeinen Verhältniſſen unwiſſend, fragte er nur ſeiner Ueberſiedlung im Allgemeinen nach, als deren Urſache Theophil ungünſtige Handelsumſtände angab, und da der Fremde ſchon des nächſten Tages weiter reiſen wollte, that er ihm, die Gelegenheit vermeidend, mit ihm allein zu ſeyn, den Vorſchlag, den Abend mit einigen Freunden in einem Weinkeller zuzubringen. Dem Fremden war dies eben recht, da er um gute Geſellſchaft verlegen geweſen war, und ſie ſchieden mit der Abrede von Ort und Stunde von einander.

Es ging in dem Keller um die feſtgeſetzte Zeit ſehr lebhaft zu und wurden die verſchiedenſten Handelsangelegenheiten durchgeſprochen. Theophil beherrſchte die Unterhaltung auf das ängſtlichſte, um ſie nicht auf Dinge fallen zu laſſen, die ihm peinlich würden und war nur dabei in ſo gereizter Stimmung, wie wir allezeit in zweifelhaften Lagen zu ſeyn pflegen, wo wir immerdar, der Leitung des Zufalls folgend, das Unrechte gethan zu haben meinen. In der Unentſchloſſenheit, ob er, dem Freunde ſein Verſprechen haltend, kommen ſolle, hatte er es von der Stunde überraſcht gethan.

Mit einemmale nahm das Geſpräch eine unvorhergeſehene Wendung und wurden Toaſts ausgebracht, die Theophil wohl oder übel eine Weile mittrinken mußte. Am Ende vermochte er es nicht mehr auszuhalten und ſtand auf um zu gehen.

Es war ſchon ſpät geworden und der Keller bis auf die Geſellſchaft der Freunde leer. Der Wirth ſaß in einem Winkel und ſchlief, die Lichter brannten trübe, in lange glühende Schnuppen verſteckt. Da erwähnte Einer zur Unzeit Theophils Frau, mit der er natürlich nur Marien meinte.

Ja, bei Gelegenheit, Freund! rief der Fremde, indem er, das volle Glas in Händen, ſich erhob: Deine Frau lebt alſo und iſt wohl? — Er konnte nur an Henrietten denken.

Ihr iſt wohl, ſprach Theophil, dem das Blut ins Geſicht ſtieg, haſtig und wollte ſich von der Bank hinter dem Tiſche vordrängen. Die Gläſer und Flaſchen klirrten über den Anſtoß zuſammen und die Andern brachen, ſeinem Beiſpiele folgend, gleichfalls auf.

In dem Moment ging das Kaminfeuer mit dem letzten Kohlenflämmchen aus, das ſich bisher im Verglimmen hin und hergebogen hatte und ſein zitternder Wiederſchein an der Wand gab einer völligen Dunkelheit Raum.

Halt, meine Herren! rief der weinbegeiſterte Freund in die Bewegung und bat um Gehör: Ich bin ein alter Verehrer der Gattin Theophils und darf ihr Angedenken nicht ungefeiert laſſen. Es iſt ſchon ſchlimm genug, daß ich ihrer nicht früher gedacht habe. Ich trinke ihre Geſundheit: Sie lebe! Die Andern, die die reizende Maria liebten und hochſchätzten, ſtimmten jubelnd in den Aufruf ein, die Flaſchen wurden nochmals in die Hand genommen, und alle hielten, unter dem Ruf: ſie lebe! Theophil ihre Gläſer entgegen.

Theophils bleiche Lippen zitterten vor Entſetzen. Er zögerte. Er hatte keine Wahl. Er wollte eine Erklärung um jeden Preis vermeiden und griff krampfhaft nach dem Glaſe.

Nun, Theophil, ſo langſam? rief der Fremde: Henriette lebe!

Die Andern überhörten theils den Namen Henriette, theils achteten ſie in der Weinhitze nicht darauf, oder wußten ſelbſt den Namen der ſchönen Frau nicht.

Sie ſtießen an: ein allgemeines Geklirr, ein allgemeiner Aufſtand. Theophil führte das Glas zum Munde. Seine Lippen ſetzten an den blutrothen Rebenſaft.

Da traf ſein rollendes Auge auf die dunkle Wand vor ihm, die, bei der neuen Gruppirung der Anweſenden, hinter ihren Rücken frei geworden war, und indem Einer eines der beiden Lichter mit unſicherer Hand ausputzte und das andere vorſichtiger von der Schnuppe befreite, ſah Theophil in der halben Dunkelheit ganz deutlich in der Ecke die Geſtorbene ſitzen.

Ihre Glieder waren in ein weißes Gewand gehüllt, ihre Züge ſtarr und bleich, unendlich ernſt, wie einer Leiche. Sie ſchlug das geſchloſſene Auge wieder auf und ſah mit den erloſchenen Sternen in ſeines.

Jeſus Chriſtus! Henriette! ſchrie Theophil, mit einer Stimme, die die Anweſenden nie grauſiger gehört hatten.

Er hatte ſo lange noch den letzten Troſt gehabt, daß er ſich auf Henriettens Bild nicht beſinnen können, jetzt gebar es ſein Gewiſſen geſpenſtiſch wieder. Er ſtürzte in ſich zuſammen und der rothe Wein, von dem er nur genippt hatte, floß über ſeine Kleider. Die Umſtehenden fingen den Ohnmächtigen in ihren Armen auf und folgten mit ihren Blicken der Richtung, nach der ſie ihn hatten ſtarren ſehen: ſie gewahrten nichts.

Ueber den Aufſtand erwachte der Wirth und kamen die Seinigen in die Gaſtſtube, die ſich mit Lichtern füllte. Es fragte, rief alles durch einander und Niemand wußte, was er denken ſollte. Die Freunde bemühten ſich um Theophil, den ſie am Ende wieder zu ſich brachten. Er ſchlug die Augen auf; war aber ſo ſchwach, daß er weder reden noch ſich bewegen konnte. Man ſchaffte ihn in einer Sänfte nach ſeiner Wohnung und Einer eilte voraus, Marien vorzubereiten. Deſſen ungeachtet erfüllte ſie die Nachricht mit den bängſten Ahndungen.

Die in dem Keller Zurückgebliebenen ſuchten ſich vergebens gegenſeitig über den Vorfall zu verſtändigen und wenn Einige von ungefähr den Zuſammenhang errathen mochten, waren ſie doch klug genug, ihn gegen Niemand auszuſprechen. Der Fremde reiste am andern Morgen weiter, ohne Theophil vorher ſehen zu dürfen und die Aerzte beruhigten ihn mit der Verſicherung, daß der Abend für deſſen Geſundheit keine verderblichen Folgen haben werde.

Theophil blieb von der Zeit an in einem Zuſtande der Abſpannung, der ihn, trotz der liebevollſten Pflege Mariens, nur langſam wieder zu Kräften kommen ließ. Seine moraliſche Kraft war gebrochen und er konnte ſich nicht wieder in das Leben finden. Er ſehnte ſich nach einer auf die eine oder andere Art vom Schickſale zu verhängenden Aenderung. Marie ahnete ein tieferes Uebel, das ihr noch verborgen ſey; wartete aber in äußerer Ruhe Theophils Vertrauen ab und dachte, als er wieder mit ihr ausging und fuhr, nur daran, ihn zu zerſtreuen und zu erheitern.

Aus dieſem Grunde beredete ſie ihn auch eines Tages, wiewohl Beide der Art Bühnenſtücke nicht liebten, eine neue hiſtoriſch-romantiſche Spektakeloper mit ihr zu beſuchen und er befolgte ihren Willen trotz dem, daß ein entſchiedenes Unbehagen, das er ſeinen überreizten Nerven aufbürdete, ihn davon abhalten wollte.

Indem er Hut und Stock in die Hand nahm, kam eine ungewöhnliche Rührung über ihn. Er ſah Marien geſchäftig, ihren Hut, Handſchuhe und Shawl zuſammenſuchen, und bei dem Gedanken an all die Liebe, Treue und Sorge, die ſie für ihn gehabt, wollte ſich ihm vor Schmerz das Herz umwenden.

Jedoch bezwang er ſein Gefühl, als er wahrnahm, wie ſie ſelbſt in aufgeregter Stimmung zwecklos Kaſten öffnete und ſchloß.

Was ſuchſt Du noch, Marie? fragte er.

Die Billets, Lieber, antwortete ſie leiſe.

Du denkſt nicht daran; die ſind nicht in Deiner Wäſche. Du haſt ſie in der Hand. Komm, laß uns eilen.

Es iſt auch wahr, ich Thörin weiß nicht, was ich will. Wohlan denn! ſagte ſie und trat mit einem freundlichen Blicke zu ihm an die Thür. Doch zitterte ſie an allen Gliedern und er ſah eine Thräne heimlich aus ihren Augen rinnen.

Marie, geliebtes Weib! was iſt Dir? fragte er erſchrocken und die Thränen brachen ihm ſelbſt aus den Augen, als er, ihre Hände faſſend, ſich liebevoll zu ihr vorbeugte.

Sie war bewegt und wollte ihr Geſicht mit ihren Händen bedecken. Da er ſie hielt, ſtürzte ſie ſchluchzend an ſeine Bruſt. Er ließ, außer ſich über dieſen unerklärlichen Schmerz, der doch nur der Wiederhall der Worte ſeines eignen Herzens war, Hut und Stock fallen und preßte ſie in ſeine Arme. Er nannte ſie mit den zärtlichſten Namen und ſuchte ſie auf alle Weiſe zu beruhigen. Es ſchien ihm zu gelingen. Sie faßte ſich, zuckte nur noch einigemal zuſammen und entzog ſich, ihre Augen trocknend, ſeiner Umarmung.

Sie wollte bereits ſtillſchweigend gehen, als ſich ihre Blicke noch einmal begegneten. Das zündete wie ein Blitz. Laut weinend warf ſich Eines an die Bruſt des Andern. Mein Theophil! Marie, Marie! waren die einzigen Worte, die ſie unter Küſſen und Umarmungen gegen einander austauſchten. Aber und abermals riſſen ſie ſich inniger an ihre Herzen....

Da ſchlug die Stubenuhr, die zehn Minuten zuvor ging, die Theaterſtunde. Marie hörte es und kam mit der Sorge wieder zu ſich, daß dieſe Aufregung ihm aufs neue ſchaden könne. Sie grollte ſich wegen ihrer Schwäche und entwand ſich ſeinen Armen.

Sie ſahen einander ſelig an, wie in einem andern Leben, drückten ſich die Hand und gingen.

Der erſte Akt der Oper wurde abgeſpielt. Die beiden Gatten wußten nicht, was ſie ſahen und hörten; ſie ſahen nur eines das andere an und lächelten. Im zweiten Akt kam ein großes Ballet und Feuerwerk vor. Ein raſender Lärm, den theils die verzückten Zuſchauer, theils die Teufels- und Leichenchöre erregten, die zwiſchen Trommeln und Trompeten und ziſchendem Feuerregen durchtönten, betäubten Theophils Ohr, der Pulver- und Schwefeldampf erſtickte beinahe Mariens zarte Bruſt. Sie wendeten ſich mit Unwillen von der Bühne.

Mit einemmale drang das entſetzliche Gebrüll: Feuer, Feuer! durch das Getöſe. Es kam von der Bühne und wurde immer vielſtimmiger wiederholt.

Die Muſik ſchwieg, man hörte es nicht. Der Aufruhr des Gebrülls in dem überfüllten Hauſe kam dem Gedonner von zehn Gewittern gleich. Es ſchwoll von bloßer Unruhe und Bewegung ſo reißend ſchnell zum grenzenloſeſten Getümmel an, wie der fallende Schneeballen zur Lawine.

Der Vorhang fiel: Feuer, Feuer! kreiſchten zuweilen nur noch einzelne Stimmen aus dem Chaos dahinter und davor. Dicke, erſtickende, ſtinkende, ſchmutzige Qualmwolken quollen heraus, dazwiſchen leckten ſpitze Flammenzungen lüſtern nach der gewiſſen Beute und dehnten und wandten ſich ſie zu erreichen.

Alles drängte und quetſchte ſich nach den Ausgängen. Theophil erſchrak über die Gefahr, in der ſich Marie befand; richtete aber augenblicklich ſeine nur von innen aus gebeugte Kraft empor. Es galt ja ſie zu ſchützen, ſie zu retten!

Seine Loge lag den Ausgängen fern und Marie hatte ſie abſichtlich erwählt, ſeinem leidenden Zuſtande durch die Einſamkeit wohl zu thun.

Theophil beſann ſich auf die Lage der Dinge. Für ſo groß die Gefahr war, erkannte er ſie noch nicht. Die Flamme ſchien wenigſtens auf der Bühne erſtickt zu ſeyn. Er verſuchte mehreremal umſonſt die nach außen gehende Logenthüre zu ſprengen. Das Gedränge war davor zu dicht und wild.

Da ſchlug die Flamme mit verdreifachter Wuth aus dem Boden des Hauſes hervor und verbreitete ſich unglaublich ſchnell, das Orcheſter, die unteren Logenwände, die Dielen des Parterres entlang.

Fortan war keine Zeit mehr zu verlieren. Theophil ſtrengte ſich mit friſchen Kräften an, die Thüre aufzuſchieben. Es gelang. Das Gedränge war auf dem Gange nicht mehr ſo groß, da die Gallerie, von welcher es eine Seitentreppe herabgekommen, allmählig leer geworden war. Er nahm Marien an den Arm und eilte, ſo gut es ſich thun ließ, der Treppe zu. Er hatte deren zwei hinabzuſteigen. Marie war ſprachlos vor Angſt und Schrecken. Sie lebte ſchon ſeit Monaten der Hoffnung, ihre Ehe mit einem Kinde geſegnet zu ſehen, und Theophil mußte ihrer Lage wegen doppelt Sorge tragen.

Die Glut, der Dampf wurden immer unerträglicher. Marie konnte die Augen nicht mehr öffnen und Theophil war beinahe erblindet. Es ließ ſich kaum noch athmen. Bei alledem erreichten ſie die erſte Treppe glücklich und waren faſt zur Hälfte hinabgelangt, als das Gewühl ſich ärger und rieſiger als je geſtaltete.

Ein Schub Menſchen, der zu einer Nebenthüre hinausdringen wollte, hatte auf ſeinem Wege unüberſteigliche Hinderniſſe vorgefunden und lenkte wieder in das allgemeine Gleis ein, indem er mit ſo erbitterter Heftigkeit vordrang, als er die verſäumte Zeit wieder einbringen wollte.

Jetzt drohete allenthalben unmittelbare Lebensgefahr und ſchlugen, zum Uebermaße des Unglücks, die Flammen in die Treppe aus.

Marien verließen ihre Kräfte und ſie war einer Ohnmacht nahe. Sie rief ihrem Gatten zu, ſie könne nicht weiter. In einem plötzlichen Zurück- und Verdrängen, das einen Wirbel erzeugte, ward ihm ihr Arm entriſſen und drängte ihn die Woge eine Stufe hinab. Er ſtand auf der letzten Stufe der erſten Treppe und ſah den noch dickeren Knäuel auf der Flur zur zweiten vor ſich. Er wollte Marien zu ihrer Rettung auf dem Rücken hinabtragen und rief ihr zu, ihm die Arme um den Hals zu ſchlagen. Er vernahm ihre antwortende Stimme und fühlte die Umſchlingung, indem hinter ihm viele Menſchen zugleich aufſchrien.

Es fiel ihm ein Stein vom Herzen, als er die theuerſte Laſt, die die Welt für ihn hatte, auf ſeinen Schultern fühlte. Er trug ſie mit dem höchſten Aufgebot von Kraft und Beſonnenheit weiter und erfreute ſich in der Seele dieſes Rettungsmittels, als es auf der zweiten Treppe ſo verzweifelt zuging, daß die Geliebte an ſeiner Seite ſicherlich erdrückt worden wäre.

Wände wankten und ſtürzten ein, Balken krachten, Bretter ſplitterten, Erſtickte, Erſchlagene und Zertretene kreiſchten in unterirdiſchen Tönen. Die Flammen kniſterten und heulten, je nachdem ſie Zug hatten oder in Rauch gedämpft wurden. Dazwiſchen das Geſchrei der Rettenden und Geretteten von außen, Sturmgeläute, Feuerlärm. — — —

Endlich war Theophil unten und gelangte nach einem wahren Todeskampfe zur letzten Thür hinaus. Als er die friſche Luft einathmete, erſchrak er faſt vor der Freude der Rettung, die ihm zu groß däuchte. Er erlag ihr aber körperlich und mußte die Gerettete auf der erſten Spritze niederſetzen. Sie war ſo ſtill, er glaubte Marien ohnmächtig. Er wendete ſich nach ihr um. Es war hell genug, ihr Antlitz zu erkennen.....

Es giebt zum Glück nicht viele ſolcher Momente in vieler Menſchen Leben, als er deren einen jetzt zu überſtehen hatte. — Die Gerettete war nicht Marie. Es war ein altes, fürchterliches, wild fremdes Weib, das ſich in dem Augenblicke, als Marie auf der Treppe ohnmächtig unter die Fußtritte der Menge geſunken war, krampfhaft an ihn geklammert hatte. Sie wollte ihm ihre Rettung danken, hatte ſie nun oder nicht ſeinen Ruf an eine Andere gehört und gemißbraucht — — Er ſchlug ihr ins Geſicht. Marie....!

Ein von der Feuersbrunſt des Daches herabgeſchleuderter Ziegel, der ihn, an den Kopf verwundet, beſinnungslos zu Boden ſtreckte, errettete ihn entweder von dem Wahnſinne dieſes Gedankens oder dem Tode in den Flammen, in die er ſich ohne Zweifel wieder geſtürzt haben würde.

Der Brand des Opernhauſes hatte vieler Menſchen Leben gekoſtet, deren Leichen nicht einmal unter den Trümmern gefunden wurden und eines der beklagenswerthen Opfer war auch Theophils Gattin geworden.

Er ſelbſt lag viele Wochen krank darnieder und genas von ſeiner Wunde am Kopfe nur, um die unheilbare Wunde im Herzen nachzufühlen. Er hatte in ſeiner Verzweiflung keinen andern Troſt, als daß er nun, wo das Leben nichts Liebes mehr für ihn beſaß, auf den Tod hoffen und ſich, mit Gewiſſensruhe, auf die Wiedervereinigung mit Marien freuen konnte, anſtatt daß er vor ihrem Tode, ohne dieſen Lichtpunkt, lebensſatt geweſen war.

Da er ſeinen Geſchäften fürder nicht mehr vorſtehen konnte, betrieb ſie einer ſeiner Diener ſo ungeſchickt, daß ſeine Freunde ſie zuletzt ganz abſchloſſen und ihm wenigſtens einen Theil ſeines Vermögens, mit dem er ſich in ſeine alte Heimath zurückzog, retteten. Er legte ſich den Aufenthalt in jenem Dorfe, in deſſen Nähe er ſeinen Tod fand, als eine freiwillige Buße auf, und es beſchäftigten ihn hier drei Gedanken, drei Vorſtellungen unabläſſig: die Alte, Henriette und Marie, die ihn mit Zorn, Reue und Sehnſucht ſtufenweiſe aus der Hölle durch die Erde in den Himmel führten. Dazu wollte er überdies, neben der Aehnlichkeit, die er zwiſchen Henrietten und Marien entdeckt, eine dritte aufgefunden haben, nach der die unheimliche Alte beiden ungewöhnlich gleiche, und er ſollte vor ſeinem Tode noch erfahren, daß ſie keine zufällige oder eingebildete, indem Marie Henriettens Halbſchweſter und die Alte beider Mutter ſey.

Es iſt in wenigen Worten auseinander zu ſetzen, wie es ſich damit verhielt.

Nachdem Henriettens Mutter von ihrem Gatten öffentlich entehrt und verſtoßen worden war, ſank ſie in der fremden Stadt, wohin ſie ſich gewendet hatte, gefliſſentlich in geiſtiges und leibliches Elend herab und es war nur ein Glück für ihre zweite Tochter, daß deren Vater bei Zeiten erfuhr, was für eine Wendung es mit ihr nahm. Er entfernte aus menſchlichem Gefühl das arme Kind, das ſie bereitwillig hergab, von ihr und ließ ihr dafür das Jahrgeld, das ſie ſeither für Marien empfangen hatte, unter der alleinigen Bedingung, daß ſie niemals nachfrage, was aus ihr geworden ſey oder ihr von ſich Nachricht gebe.

Marie ward der Fürſorge einer ihm verwandten bürgerlichen Familie übergeben, die ſie erzog und, mit ihrer Herkunft unbekannt, an Theophil verheirathete und kurz zuvor, ehe dies geſchehen, war ihr Vater eines frühzeitigen Todes geſtorben. Ihre Mutter, die Marie ſo wie ihren Vater längſt geſtorben wähnte, erfuhr durch das Ausbleiben ihres Jahrgeldes das Geſchehene, und in der Erbitterung darüber, daß der Verſchiedene ſie zu bedenken vergeſſen habe, hielt ſie ſich nun auch der ihm ertheilten Zuſage für entbunden und ſtellte über das Schickſal ihrer Tochter, die ſie um Hülfe anſprechen wollte, alle möglichen anfangs vergeblichen Nachforſchungen an, die ſie am Ende doch auf die rechte Spur führten.

Sie langte an dem Tage, als das Schauſpielhaus abbrannte, in Mariens Wohnort an und ward, was ſie am nächſten Morgen erfuhr, die unſchuldige Urſache ihres Todes. Da ſie die Geſinnungen ermeſſen konnte, die ihr Schwiegerſohn nach ſeiner Geneſung für ſie hegen, und vorausſah, daß er ihr nicht einmal glauben werde, wenn ſie ſich ihm als die Mutter ſeiner verunglückten Gattin vorſtellte, der ihr Vater nicht die leiſeſte Ahnung von ihrer Eltern Leben hinterlaſſen habe, beſchloß ſie lieber ihre älteſte Tochter um Unterſtützung anzugehen und ſchrieb ſie deßhalb nach ihrer ehemaligen Heimath. Man wußte ihr von Henrietten nur den Ort zu nennen, wohin ſie ſich vor Zeiten gewendet habe und ſie reiste dahin, um zugleich mit ihrer Verheirathung ihren Tod zu vernehmen.

Wie hätte ſie da nicht von der Kunde ſollen tief betroffen werden, daß Theophil unwiſſentlich der Gatte ihrer beiden Töchter geweſen war! Sie entſchloß ſich, dem Leben völlig abzuſcheiden, und nahm ſich vor, bei einem armen Verwandten von ihr, einem Müller in dem nahen Gebirge, den ſie in den Tagen ihres Glückes verläugnet hatte, eine Zufluchtſtätte zu ſuchen. Er gönnte ſie ihr, als ſie zu ihm kam, von Herzen gern und ſie lebte fortan freilich in der Einſamkeit und beſorgte allerhand Feldarbeiten. Ihr Unterhalt koſtete ihrem Vetter jedoch weit mehr als ſie verdiente, da ſie ſich dem Trunke ergab und meiſt halbberauſcht und müſſig an den wildeſten Orten umhertrieb, die armen Landleute, die der Müller hinterdrein wieder begütigen mußte, durch allerhand geheime Künſte, die ihr den Ruf der Hexerei zugezogen, um ihr Geld betrügend. Die Gegend um den Teufelsſtein ward ihr Lieblingsaufenthalt und ſie pflegte halbe Tage lang daſelbſt zuzubringen. Von einem Gewitter eines Tages überraſcht, verkroch ſie ſich unter den Stein und fand den zu Boden gefallenen Zettel, den Theophil einſt in die Spalte geborgen hatte. Mit der Sage bekannt, errieth ſie leicht den Zuſammenhang der Worte und dachte gleich daran, ſie irgendwie zu nutzen. Sie vernahm kurze Zeit darauf, daß Theophil wieder in der Gegend angekommen ſey und hatte ſich ſchon vorgenommen, ihn in den nächſten Tagen aufzuſuchen, als der Zufall ſie mit ihm zuſammenführte. Sie machte vor Ueberraſchung, ihn in ihrer Nähe zu erblicken, die Geberde, die Theophil gereizt hatte, und ward von einer unbeſtimmten Furcht unwillkürlich von dannen getrieben. Bei dem Teufelsſteine wähnte ſie ſich in Sicherheit und als ſie Theophil mit einemmale wieder vor ſich ſtehen ſah, fiel es ihr ein, hier vielleicht mit deſto gewiſſerem Erfolge ihre Anklage vorzubringen. Sie entdeckte ihm gradezu ihre Geheimniſſe und ſein Entſetzen darüber ſteigerte den Zorn, den er ſich gedrungen fühlte, an ihr auszulaſſen, zu einer Art Raſerei gegen das Verhängniß. Sein Schweigen verkennend, hielt ſie den Augenblick für günſtig, ihm die Sorge für ihren Unterhalt aufzunöthigen. Er ſprach ihr zur Antwort ſeinen ganzen Abſcheu aus. Ihre Erbitterung verleitete ſie zu unklugen Drohungen und als ſie ihm gar den Zettel vor Augen hielt, dem er das lichtſcheue Geheimniß ſeiner Wünſche anvertraut hatte, floß das bis an den Rand volle Maaß ſeines Zornes über und ſprengte die Gährung ihrer Seelen die Gefäße ihres Daſeyns auseinander. —

Zum endlichen Beſchluſſe dieſer Geſchichte haben wir nur noch einer Aeußerung Theophils zu erwähnen, die er kurz vor ſeinem Tode gelegentlich gethan haben ſoll.

Auf ſeiner letzten Heimreiſe nach ſeiner Vaterſtadt beſuchte er mit einem Freunde unter andern Sehenswürdigkeiten einer Fabrikſtadt auch eine alterthümliche Bergkapelle, die nicht mehr zu gottesdienſtlichen Zwecken verwendet ward. Darin ſtand ein Bildwerk, das vor Jahrhunderten ein eingekerkerter Mörder mit den unzulänglichſten Werkzeugen aus einem Eichbaume geſchnitten hatte. Es ſtellte den an Händen und Füßen an einen Baum gebundenen Heiland dar, hinter dem ein Kriegsknecht die Bande feſter ſchnürte, derweil rechts und links zwei andere ihn mit erhobenen Armen geißelten. Der eine hielt ihn bei den Haaren, der andere trat ihm mit dem Fuße in das Kniegelenk. Ein vierter vor dem Herrn knieender Kriegsknecht flocht die Dornenkrone. Die lebensgroßen, buntangeſtrichenen Figuren waren natürlich künſtleriſch ſo mangelhaft, daß ſie nur in Hinſicht auf die ungeheure Mühe Beachtung verdienten, die unter den angegebenen Umſtänden ein Einzelner an die Arbeit gewendet haben mußte. Ein ungemeiner Werth des Werkes beruhte aber in dem namenloſen Schmerze, der das gen Himmel gerichtete Antlitz des Erlöſers verklärte. Der Ausdruck deſſelben riß zur Bewunderung und Andacht hin und offenbarte die gläubigſte Gottbegeiſterung des Sünders, zu der ihn Reue und Zerknirſchung entzündet hatten.

Das iſt die wahre Buße! rief man vor dem Werke aus und fühlte die Geburt des neuen Menſchen mit. Auch Theophil weinte davor heiß und bitter, indem er an der Seite des in Verwunderung ſprachloſen zweiten Zuſchauers dem gewaltigen Eindrucke erlag, und ging am Ende mit den unverſtandenen Worten von dannen:

So büßen zu können, führt zu Heilung und Heiligung. Das aber iſt der Fluch der Alltäglichkeit, daß ſie uns zwar zu der Sünde, jedoch bei weitem nicht genug zu der Sühne Kraft verleiht, nach der ein ganzes Leben lang Tauſende vergebens ringen, um nur den zweifelhaften Gewinn des Todes davon zu tragen!

Ein Frühlingstraum.

Ich ſah ſchon lange in die Straßendämmerung zum Fenſter hinaus, ob der Wagen noch nicht käme; es war alles ſtill, nur die einſamen Schritte des zur Ruhe wandernden Nachtwächters ließen ſich vernehmen; hier und da krähte auch ſchon ein Hahn, oder ſchwirrte ein Vogel in dem Käfig, der vor dem Fenſter eines Nachbarhauſes hing.

Es ſchlug vier Uhr. Da raſſelte und rollte etwas in einer entfernten Straße; es kam näher, die Peitſche knallte; es war der Wagen. Nun wurden Thüren aufgeriſſen und zugeworfen und Koffer, Schachteln, Kiſſen, Bündel hinuntergeſchafft: die Leute kamen nicht von der Treppe. Den Hut auf dem Kopfe, den Shawl über den Schultern, trank meine Schweſter ſtehend noch die letzte Taſſe Kaffee und die Kinder trampelten ſchon reiſefertig und ungeduldig, hinunter zu kommen, auf dem Vorſaale. Meine Schweſter nahm von ihrem Manne Abſchied, deſſen Eltern ſie mit den Ihrigen auf dem Lande beſuchen wollte, um einige Zeit der geſünderen Luft zu genießen. Grüße und Beſtellungen wurden wiederholt und Küſſe gewechſelt, und er hob die Kleinen nacheinander auf ſeinen Arm und herzte und küßte ſie ebenfalls, indem er ihnen anempfahl, ja hübſch folgſam zu ſeyn. Das jüngſte Töchterchen trug er ſogar die Treppe hinab, und als Alle unten im Wagen ſaßen und ich auch eingeſtiegen war, machte er ſelbſt den Schlag vorſichtig zu und reichte Allen wiederholt die Hand. Lebt wohl! hieß es; bleib geſund und ſchreibe bald, Minna! Du haſt doch nichts vergeſſen? und nach den antwortenden Bejahungen und Verneinungen ſchüttelte er auch mir die Hand, der ich meine Schweſter einige Meilen begleitete, um in der Gegend ein kleines Geſchäft abzumachen, und rief der Kutſcher den Pferden zu. Fort ging es, die Straße hinunter und man nickte und winkte ſich nur noch einige Male und rief einander ein letztes freundliches Ade! zu. —

Die Straßen waren, wiewohl hell genug, noch ſtill und menſchenleer, die Steine des Pflaſters von dem nächtlichen Regen naß. Auf der Brücke ſahen wir, daß ſich bereits der Morgenhimmel röthete; graue Wolkenſtreifen ſchienen noch mehr Regen anzudrohen.

Indem wir durch die Vorſtadt fuhren, wo unſere Aeltern wohnten, ſahen wir die beiden alten Leute am Fenſter, um uns noch zuletzt eine glückliche Reiſe zu wünſchen. Nur weniger Stunden Schlafes bedürftig, wie ſie waren, pflegten ſie ſchon vor Tage aufzuſtehen und hatten uns in aller Gemächlichkeit erwartet.

Deſſenungeachtet rührte es mich, ſie, in der Nachtkleidung, ſo in der Frühe nach uns ausſchauen zu ſehen. Und es iſt ſonderbar, wie gewiſſe Momente des Lebens, die an ſich ohne weitere Bedeutung ſind, ſich uns ſo tief und ſtark in die Seele einprägen, daß wir, ſowie ich mit dem gegenwärtigen, verſichert ſind, ſie nie vergeſſen zu können. Ich glaube wirklich, daß die Vorſtellung mich dereinſt nach ihrem Tode noch nicht verlaſſen werde, weil die Seele ein anderes Maß als der Verſtand hat, woran ſie ermißt, ob ein Erlebniß oder eine Erſcheinung des Daſeyns wichtig und bedeutend war oder nicht.

Die Gegend durch die uns unſer Weg führte, war hoch und rauh und noch mit Nebel belegt, und ich verſuchte daran meine Einbildungskraft ſo lange vergebens, bis ich mich erinnerte, daß aller Nebel wohl poetiſch ſeyn oder ſcheinen könne, aber durchaus unbildſam ſey.

Wir fuhren meiſt über langgeſtreckte Gebirgsrücken, ſelten durch ein Thal, und die Höhen mit dem freien friſchen Ausblick kamen mir hier weit eigenthümlicher und ſchöner vor als die Thale. — Man hat ſich wohl ſchon gewundert, daß dies Gebirge, ſowie manches andere gleich hohe und unwirthliche, im Verlaufe der Zeit ſo viele ausgezeichnete Männer hervorgebracht: ich wundere mich nur, wie man ſich darüber wundern kann, da in ſolcher Armuth des Lebens und der Natur dem menſchlichen Geiſte nichts übrig bleibt, als zu erwachen, wo er nicht erſtirbt. Und an Erſtorbenen fehlt es natürlich nicht, obwohl die Natur den Menſchen nie ſo dumm macht als er ſich, und keine geiſtige Armuth ſo erſchreckend und troſtlos iſt, als die durch Selbſterniedrigung erzeugte.

Die Menſchen hier oben ſind nichts weniger als urban und freundlich; mögen aber dafür ehrlich und genügſam ſeyn. Sie ſind hart und ſcharf, die Armuth hat ſie auch moraliſch ausgedörrt, und es iſt ihnen eine gewiſſe unpoetiſche trockene Kürze in ihrem Weſen zu eigen; man fühlt ihnen das Kartoffeleſſen und Schnapstrinken in der Seele an.

Meine Schweſter iſt nicht liebenswürdig, wenn ſie reist. Sie wird gleich ſtill und wortkarg, es greift ihr, wie ſie ſagt, die Nerven an, die bei unſern heutigen Frauen ſo Vieles entſchuldigen müſſen, oder verſchulden. Es war an eine Unterhaltung unterwegs alſo nicht zu denken. Die Kinder gnarrten oder ſchliefen wieder ein, nachdem die erſte Aufregung vorüber war, und die Natur verhalf ſich ſo, mit Hülfe der Langeweile, wiederum zu dem, was jene ihrem Bedürfniß entzogen hatte. Das jüngſte Mädchen, von drei Jahren, dachte auch wohl, wenn ſie wachte, bei jedem Dorfe, das wir paſſirten, wir wären nun am Ziel der Reiſe und weinte, wenn es weiter ging.

Ich erſetzte mir unter ſolchen Umſtänden an innerer Unterhaltung, was mir an äußerer gebrach, denn ich langweile mich nie, wenn ich allein bin, und überhaupt nur, ſobald ich mich in ſchlechter Geſellſchaft befinde, die mich in Anſpruch nimmt, ohne daß ich ſie verlaſſen darf.

Ich war innerlich ſo friſch wie die erknospende Natur, die mich umgab, da ich den Winter hindurch anſtrengend gearbeitet hatte und ſo lange nicht aus der Stube, geſchweige aus der Stadt gekommen war, und dehnte mich geiſtig wie der Hamſter, wenn er aus ſeinem Winterſchlafe erwacht, indem ich Gedanken und Gefühle wie Glieder ausreckte, um zu verſuchen, ob ſie noch tüchtig wären. Auch habe ich nicht ſelten gefunden, daß das Reiſen, als eine Art Luftbad, dem Menſchen, der in den moraliſchen Schmutz der Alltäglichkeit nicht verſinken will, unerläßlich iſt. Es koſtet ihm bisweilen nicht geringe Ueberwindung und er hat im Anfange eine Angſt auszuſtehen, als ob er ſündigte, bevor er ſich durch ſeine Abreiſe herausreißen kann. Allein dahinter birgt ſich eben das echte Philiſterthum, und er darf es als ein untrügliches Zeichen betrachten, daß bereits eine Kruſte deſſelben, deren Stärke im richtigen Verhältniſſe zu der Stärke der Angſt und des Mißbehagens ſteht, ſeinen alten Adam überzog. Wenn wir einmal nach einiger Zeit der Ruhe wieder reiſen, dachte ich unterwegs fort, als der Himmel ſich dichter bewölkt hatte und die Wolken herabträufelten, juſtiren wir gewiſſermaßen aufs Neue unſere Verhältniſſe, und wie leid thut es uns da, deren verſchobene, in unſerem engen Lebenskreiſe wahrzunehmen! Wir denken an deren Auflöſung durch den Tod, und wie bald Alles vorüber iſt, was wir gewiß nicht ſo geſchont, wie wir geſollt und ſo leicht gekonnt hätten. — Ach! und die Zeit iſt hin und kommt niemals wieder, und ich denke nicht wie Jener, der da ſagte: Bin ich unſterblich und ewig, was brauche ich meine Zeit gut anzuwenden; ich habe ihrer ja vollauf! Solche Dinge ſind ſo troſtlos, daß man ein halbes Leben darüber weinen möchte. —

Ich verlor mich tief und tiefer in das Traurige und die Zeit verſtrich mir ſo langſam, als der Wagen auf dem ſchlechten Kieswege hinleierte, indem der kleine Paul immer meinte, er ſtände ſtill und bat, es möchte weiter gefahren werden.

Als ich mich am Ende vor Verdrießlichkeit kaum mehr zu laſſen wußte, ging mir plötzlich ein anderer Gedanke auf und zugleich durchbrach und durchlockerte die Sonne die Wolken, mit deren Strahlen mir das heitere Licht in die Seele ſchoß. Die Aeußerſten berühren ſich, ſagt man mit Recht, und ich weiß aus Erfahrung, auch in meinem Innerſten. Ja, ich glaube, daß ich ſie eben darum in meinem Thun und Laſſen ſowohl vermeiden kann, weil ich ſie alle in mir angeſammelt habe, und war in dieſem Augenblicke gleich wie ausgetauſcht, indem ich eines Genuſſes eingedenk ward, den mir am vergangenen Abend eine Aufführung alter Kirchenmuſik gewährte.

Was iſt die Kunſt des Geſanges in unſern Tagen bis zur Barbarei geſunken und untergegangen! dachte ich. Was für Töne muthet man der menſchlichen Stimme zu, wie entwürdigt man ſie! Welche Ströme von Seligkeit wußten dagegen die alten Geſangmeiſter in unſere Seelen zu leiten und wie hoch ſie mit den Taubenſchwingungen ihrer Harmonien zu erheben! Sie kannten die Kunſt recht wohl, und waren nicht einfach, weil in ihren Mitteln arm und beſchränkt; ſie verläugneten ſie aus Grundſatz, opferten ſie mit ſich ſelbſt der Religion auf, weil ſie ſo von Gott durchdrungen waren, daß ihnen alles Andere, auch das Schönſte, nichtig gegen ihn bedäuchte, und ließen aus der himmliſchen Harmonie das Menſchliche nur in einzelnen Stimmen des Schmerzes und irdiſchen Gefühls wie die Zeit aus der Ewigkeit ſich loswinden, damit es von ihr zeugte, und ſie daran ermeſſen und erkannt wurde.

Unter dieſen meinen Träumereien waren wir bis zu der Stadt gelangt, wo mein Weg von dem der Meinigen abging, und ich ſchied faſt in Thränen von ihnen, die doch nicht der Trennung galten. Die kleine Tochter meiner Schweſter hatte eine geliebte Puppe mit im Wagen, die ſie auf dieſer erſten Reiſe begleitete, und ließ ſie, in Gedanken über den Anblick der fremden Häuſer, denen wir in dem Städtchen vorüberfuhren, aus den Händen fallen. Die Puppe glitt von ihrem Schooße zum Wagen hinaus und der älteſte Knabe gewahrte es zuerſt. Er rief auf der Stelle uns und der Schweſter zu, was für ein Unglück geſchehen ſey, und wir ließen halten und die Puppe durch den Kutſcher wiederbringen. Sie ward gebracht. Aber leider war der Wagen über ſie hinweggegangen und der Balg und pappene Kopf jämmerlich zerquetſcht. Die Kleine ſah das Geſchehene und ſagte im Anfange kein Wort. Sobald ſie aber inne ward, daß an keine Wiederherſtellung des Alten zu denken ſey, ſchien ſie erſt die ganze Größe ihres Verluſtes zu ermeſſen und brach in unmäßigen Schmerz, ja, in kindliche Verzweiflung aus. Sie drückte ſich die Geliebte einmal über das andere an die Bruſt und weinte und ſchrie ſo kläglich, wie ſie nur um eine verlorene Mutter hätte thun können. Geſchwiſter, Wärterin und Mutter waren Alle mit gerührt, und mir, der von der Reiſegeſellſchaft jedenfalls der männlichſte, ſtanden die Thränen in den Augen; ſo wahr iſt es, daß der echte Schmerz, der aus dem Herzen kommt, unwiderſtehlich zu Mitgefühl hinreißt, er mag gelten, welchem Gegenſtand er wolle. — Die kleine Leidträgerin konnten keine Verſprechungen neuer Puppen tröſten; ſie hielt die Verunglückte voll innigſter Betrübniß in den Armen an ſich gepreßt, lehnte, als ſie ſich ausgeweint hatte, ſelbſt ihr Köpfchen an die Wärterin und war ſtill und traurig, bis ſie wohl entſchlief. Inzwiſchen waren die Pferde gefüttert worden und rollte der Wagen ſeine Straße weiter.

Ich blieb, wie geſagt, an dem Orte, und hatte von hier aus noch einige Stunden nach dem Ziele meiner Reiſe, einem alten, fürſtlichen Schloſſe zurückzulegen, mit deſſen Amtmann ich eine Unterredung in Geſchäften abhalten mußte.

Ich ſah nach meiner Uhr: es war in der neunten Morgenſtunde. Ich hatte einen Beſuch zu machen vor; es war dazu noch zu früh. Das Herz klopfte mir, wenn ich bedachte, in einer Stunde wäre dies nicht mehr der Fall.

Das Herz klopfte mir? warum?

Ueber dieſen Punkt habe ich einige Bekenntniſſe abzulegen.

Ich gebrauchte voriges Jahr die Karlsbader Brunnenkur, und daſſelbe that zu derſelben Zeit meine Kuſine, die Generalin H., deren anziehende Perſönlichkeit bald einen geiſtvollen Zirkel um ſich bildete. Es wurden ihr hier manche intereſſante Frauen vorgeſtellt und eines Tages auch die Wittwe eines fremden Offiziers, die Baronin Sidonie B., der ſich meine Kuſine, wider ihre Art und Weiſe, ſo ſchnell befreundet fühlte, daß ſie dieſelbe, während der übrigen Zeit ihres Badeaufenthaltes, täglich bei ſich ſah. War ich nun ſchon vorher viel bei ihr, an die mich eben ſo wohl ihr Verſtand, ihr väterlicher Name, der auch der meine war, und auf den in unſerer ausgebreiteten Familie viel gehalten wird, als ihre früher erlebten Unglücksfälle feſſelten, ſo mochte ich fortan unzertrennlich von ihr ſcheiden, ſo reizend fand ich die ſchöne und liebenswürdige Frau von B. Wir gingen und fuhren meiſt alle drei zuſammen aus, ſo oft dies die leidende Geſundheit der Generalin geſtattete, und brachten außerdem wenigſtens die Abende bei ihr zu. Frau von B. oder ich laſen abwechſelnd vor, wenn die Geſellſchaft ſich ſchon wieder entfernt hatte, oder keine gekommen war. Und obwohl ich nicht behaupten will, daß die Lektüre immer die gewählteſte geweſen, da die Frau vom Hauſe, die die Wahl zu treffen pflegte, bei allem Geiſte, den ſie beſaß, doch immer eine Dame aus der großen Welt war, die zu aller Zeit der Mode unterthänig iſt, verringerte dies meinen Genuß an dieſen Abenden nicht im mindeſten: ich war in ihrer Geſellſchaft, ſah ſie vor mir, ſprach mit ihr, hörte ſie mit einem Wohlklange, einer Einfalt, einer Einſicht, wie noch keine Stimme vorleſen, oder wußte wieder und ſah, daß ſie mir zuhörte, daß ihr blaues Auge aufmerkſam an meinem Munde hing! Unſere Anſichten über das Geleſene und andere Dinge trafen eben ſo oft zuſammen, als ſie mit denen der Generalin in Widerſpruch ſtanden; nur gelangten ſie ſtets auf verſchiedenen Wegen zu demſelben Ziele, und da Sidonie auch nicht, wie manche Frauen, die, wo ihre Gründe oder Kraft nachzudenken, nicht ausreichen, ſich mit Gemeinſprüchen oder Spötteleien helfen, den etwaigen Zwieſpalt unter uns auf alexandriniſche Weiſe ſchlichtete, ſondern mit Ernſt und Ruhe zum Schluſſe gedeihen ließ, war ein eigentliches Mißverſtändniß nicht möglich und traten die Fälle, in denen wir verſchieden dachten, ſo ſchroff auf einander zu, daß wir darum in keinen Streit gerathen konnten, ſondern wie zwei gleich ſtarke feindliche Mächte einander gegenüber ſtanden und uns entweder bewunderten oder muthwillig belachten.

Ich weiß nicht und bezweifele, ob die Generalin unſer Verhältniß damals klar ins Auge faßte. Wir ſahen es weder mit Verblendung, noch Bewußtſeyn, wir ſahen es im Grunde gar nicht an; und ehe wir noch bedachten, was daraus werden könne, waren wir ſchon wieder geſchieden und mit beendigter Kurzeit das eine da, das andere dorthin verſchlagen. Es war demnach weder beſchloſſen, noch geordnet, nur auf beſſere Zeit, wie manche dem ähnliche Verhältniſſe, übertragen, und blieb dem Zufalle anheim geſtellt, ob er es einmal noch enger knüpfen oder allmählig im Sande der Zeit verrinnen laſſen werde.

Die junge unbemittelte Wittwe lebte in dieſer Stadt, wo ihr verſtorbener Gatte in Garniſon geſtanden und nur die Macht der Gewohnheit ſie als eine Fremde nach ſeinem Tode feſtgehalten hatte, und widmete ihre Zeit der Erziehung ihrer kleinen Tochter, da ſie durch ihre vergangene, nicht glückliche Ehe, die ſie blos aus Gehorſam gegen ihre Eltern eingegangen, frühzeitig daran gewöhnt worden war, nur mittelbare Freuden im Leben anzutreffen.

Von den näheren Umſtänden ihrer Vergangenheit und Gegenwart war mir nichts bekannt, und wie herzlich und leidenſchaftlich ich ihr auch zugethan war, dachte ich an eine lebenslängliche Verbindung mit ihr doch ſo wenig, wie an die mit irgend einer Frau, da eine Menge kleiner Vorurtheile mich eben ſo ſtark als die Beſchränktheit meiner Einkünfte von dem kleinen Gute unſerer Familie, das ich bewirthſchaftete, und meine Abneigung davon abhielten, dem Staatsdienſte meine Unabhängigkeit zu opfern. Jedoch fühlte ich dunkel, daß meine Grundſätze, gegenüber der ſchönen Frau, die ich zugleich hochſchätzen mußte, wenn es darauf ankäme, vielleicht nicht ſo unerſchütterlich ſeyn dürften, als ich mir vor der Zeit einbildete. Sie lebte in meiner Nähe und dachte mit Wohlwollen mein, das wußte ich, und deſſenungeachtet hatte ich ein Jahr vergehen laſſen und ſie nicht geſehen. Ich brauchte faſt jeden Tag, jede Stunde nur mich in den Wagen zu ſetzen und die paar Meilen zu ihr ins Gebirge zu fahren; ja, ich konnte früh zum Thore hinausſpazieren gehen, ſo war ich Mittags da, und trotzdem that ich ſo wenig eins wie das andere. Die Verſuchung, es zu thun, wiederholte ſich zwar oft in mir; die geſunde Vernunft beſiegte ſie aber jederzeit, und ſie überkam mich bereits ſchwächer und ſeltener und würde gewiß ganz und gar von mir gelaſſen haben, wenn mich nicht mit einem Male die doppelte Gelegenheit verlockt hätte, ſie zu beſtehen. Das Geſchäft hätte ſich zur Noth brieflich, oder durch eine Mittelsperſon abgemacht, oder ich hätte nur um die

Stadt herumfahren oder nicht zu Frau von B. zu gehen gebraucht. Allein das würde doch zu ſehr wie kindiſche Verzagtheit ausgeſehen haben, und ich haßte Alles, was dem Leben in ſo kleinem Style glich. Auch ſehnte ich mich als ein Verehrer der altdeutſchen Baukunſt ſchon geraume Zeit, den Dom der Stadt wiederzuſehen, in die ich ſeit meinen Knabenjahren nicht gekommen war, und würde, wenn nicht Frau von B. daſelbſt geweſen wäre, ſeinetwegen bereits mehr als einmal hingefahren ſeyn.

So bald ich bei meiner Ankunft fand, daß ich noch eine Stunde übrig hatte, ehe ich mit Anſtand zu meiner Freundin gehen konnte, brach ich ungeſäumt nach dem Dome auf, der, was das Innere anlangt, eines der bedeutendſten alten Baudenkmale des nördlichen Deutſchlands iſt, von außen aber durch geſchmackloſe Anbauten leider höchlich entſtellt werden durfte. Ja, daß man ſchon vor mehreren hundert Jahren in der Kunſt barbariſch ſeyn konnte, wenn man es darauf anlegte, hat man hier daran bewährt, daß man die Begräbnißkapelle der Landesfürſten vor das überaus ſchöne Hauptportal anlegte und ſomit dieſes ſchloß und unſichtbar machte, derweil der dem Publikum überbliebene Seiteneingang die erhabene und erhebende Einſicht in das Schiff, kurz, den Haupteindruck der Kirche, der die Seele des Beſuchers gleich beim erſten Eintritt in eine andächtige Stimmung verſetzen müßte, beſeitigt. Ich weidete mich lange an dem Anblick, und wenn ich mir die Wölbungen, mit dem myſtiſchen Helldunkel erfüllt, vergegenwärtigte, zu dem dereinſt die jetzt zerbrochenen bunten Scheiben der Bogenfenſter das Sonnenlicht herabſtimmten, und in Gedanken dazu die wunderbaren Klänge alten Kirchengeſanges wie am vorigen Abende vernahm, meinte ich, daß dieſe ehemalige Vermittelung der Andacht und des Gottesdienſtes den Herzen wohl für wirkſamer anzuerkennen wäre, als das dafür aufgekommene Univerſalmittel der Gegenwart.

Ich hatte mich in die Beſichtigung des Domes, ſo wie in die Betrachtungen, die Vergangenheit mit Gegenwart und Zukunft verknüpften, dergeſtalt vertieft, daß aus einer Stunde, die ich daran wenden wollte, zwei geworden waren, ehe ich mich es verſah, und erſt die elf über meinem Haupte erſchallenden Glockenklänge mich aus meinen Träumereien weckten.

Aergerlich, über die Kunſt der Liebe untreu geworden zu ſeyn, eilte ich der unfernen Wohnung meiner Freundin zu, und je näher ich ihr kam, deſto mehr beflügelte die Sehnſucht meine Schritte, deſto deutlicher ward mir ihr Bild in der Vorſtellung wieder wach, ſo daß ich zuletzt nicht mehr begriff, wie ich ſo lange anderswo habe weilen können.

Das Haus lag auf der Höhe neben der Schloßbrücke, von der man eine entzückende Ausſicht in zwei Thaler hatte, und der Eingang der Wohnung befand ſich im Erdgeſchoß, wiewohl die nach einem Blumengärtchen auf der andern Seite ausgehenden Fenſter von da das erſte Stockwerk bildeten. Ich ging über einen Korridor, der vor einer niedern Thür endete, und zog die Klingel. Schritte nahten innerhalb, ein Dienſtmädchen öffnete. Ich ſagte, ich wünſchte die gnädige Frau zu ſprechen, und über das Unerhörte eines fremden Beſuchs in dieſem Städtchen außer Faſſung gebracht, fragte ſie gar nicht nach meinem Namen, ſondern führte mich ohne weiteres in das Zimmer ein. Mit dem erſten Blicke, den ich hineinthat, ſah ich den Saum eines Gewandes in die Seitenſtube verſchwinden und deren Thüre raſch zugehen. Das Mädchen folgte der Gebieterin dahin mit einem halben Bericht, und ihre kleine Tochter, die in der Stube geblieben war, trat mir entgegen.

Kennſt du mich noch, Agnes? fragte ich das Kind. Es lächelte verlegen, aber freundlich und bejahte kaum hörbar. Ich nahm ſeine Hand und fragte, wie ſich ſeine Mutter befinde? und ſeine anfängliche Schüchternheit fing bald an, ſich zu verlieren; ja, es dauerte nur wenige Minuten, ſo waren wir wieder eben ſo bekannt mit einander, wie vordem, und lachte und ſcherzte das wilde Mädchen ſo laut mit mir, daß ihre Mutter nebenan mich leicht erkennen konnte.

Ich hatte mich während deſſen auf das Sofa geſetzt, und genoß des Gefühls, in ihrem Wohnzimmer zu ſeyn, muſterte mit leidenſchaftlicher Aufmerkſamkeit die Gegenſtände ihres täglichen Gebrauchs, verſetzte mich in ihre Beſchäftigungen, in ihre Einſamkeit. Da lag auf dem Schreibtiſche der in violetten Sammet gebundene und mit einem goldenen Kreuz verzierte franzöſiſche Thomas à Kempis, den ich ihr in Karlsbad geſchenkt hatte, und auf der Kommode gegenüber, zwiſchen den ſilbernen Leuchtern vor der Glasſchüſſel mit dem Vergißmeinnichtkranze, der bemalte Wachsſtock in Brieftaſchenform, den ſie gleichfalls von mir empfangen, und alſo doch in Ehren halten mußte, da ſie ihn ſo wohl bewahrt und täglich vor Augen hatte. Ueber dem Sofa hing die gute alte Kopie des kleinen Bildes von Santa Croce, die Anbetung der Hirten, deren Original die Dresdener Gallerie beſitzt, und von der ſie mir geſagt, daß ſie ein Erbſtück ihres Vaters ſey. Wir liebten beide die liebliche Kompoſition, die ich öfter geſehen hatte, und ſprachen einſt in Karlsbad über die Frühlingsfriſche des Glaubens, die darüber ausgegoſſen. Die kleine Agnes meinte wegen der vielen kleinen Engel auf dem Gemälde und der Glorie von Engelsköpfchen, in der der heilige Geiſt ſich herniederſenkt, es ſey ein Kinderbild . . . .

Auf einmal ging die Thür des Nebenzimmers auf, und trat ſie mit ihrem raſchen, anmuthsvollen Weſen ein. O könnte ich ihre Geſtalt beſchreiben, könnte ich ſie malen! Bei dieſer Fülle, dieſe Leichtigkeit, dieſes Ebenmaß aller Glieder, dieſe Harmonie in allen Bewegungen, dieſes Schweben des Ganges: man möchte darauf ſchwören, ſie könnte fliegen, ſobald ſie nur wollte. Und wie das Köpfchen auf dem vollen weißen Halſe über dem ſtolzen Nacken ſaß! — Ich ſprang auf und ihr entgegen, ſie trat auf mich zu und reichte mir vertraulich ihre Hand, indem ſie mich mit dem lebensfrohen Lächeln willkommen hieß. Ja, ihr Händedruck kam dem meinen zuvor, indem er ihn zu deſto größerer Innigkeit ermuthigte. Sobald die erſten Fragen und Erkundigungen vorüber waren, konnte es auch nicht anders ſeyn, als daß unſer Geſpräch auf die Generalin und die unvergeßlichen Stunden und Augenblicke fiel, die wir bei und mit ihr verlebt hatten. Jedoch wagte das Eine ſo wenig wie das Andere einen unmittelbaren Bezug auf uns auszuſprechen.

Sidonie ſaß auf dem Sofa und hatte ihre linke Hand auf den runden Tiſch, der halb und halb zwiſchen uns ſtand, gelegt, wo ſie mit einer weiblichen Arbeit ſpielte. Die andere Hand ruhte in ihrem Schooße, und ſie ſelbſt bog ſich im Eifer der Unterredung unbeſchreiblich graziös nach mir vor, der auf einem Stuhle ihr gegenüber Platz genommen und deſſen Augen wie feſtgebannt an ihren hingen. Die kleine Agnes ſtand neben mir und ſah mir, mit den Augen blinzelnd, ins Geſicht, indem ſie ihrer alten Unart folgte, und meine Mienen und Bewegungen ſelbſtvergeſſen nachahmte, oder mit den Lippen in Gedanken meine Worte nachſprach. Ich ſpielte mit ihrem Händchen, das ſie mir überließ, und wir beſprachen den bizarren Charakter der Generalin und ihr beklagenswerthes

Schickſal, demzufolge ſie ſchon ſeit Jahren an einem unheilbaren Uebel litt und bei ungeſchwächter Lebensluſt ihrer baldigen Auflöſung entgegenſah.

Sie war das einzige, von Jugend auf kränkliche Kind reicher Eltern und zu Hauſe ſchon verzogen und verhätſchelt: ſpäter aber gar von ihrem Gatten ſo verwöhnt worden, daß ſie in allen Dingen nur an ſich dachte, und zumal den kleinſten Umſtand ihrer Geſundheit für das Wichtigſte hielt, was in der Welt vorgehen konnte. Wer ſie nicht näher kannte und nur dieſe Seite ihrer Eigenheit wahrnahm, mußte ſie für äußerſt unliebenswürdig halten, wo nicht ſelbſt aufrichtig haſſen. Ein hinreichendes Gegengewicht verlieh jedoch im vertraulichen Umgange der andern Seite ihrer Perſönlichkeit die beinahe männliche Bildung, die die Sorgfalt ihres Vaters ihr verliehen, ſo wie nächſtdem die Begabung mit ächtem Witze, die ſie von ihrer Mutter geerbt hatte. In ihrem ſehr vornehmen väterlichen Hauſe immer inmitten der bedeutendſten Menſchen, hatte ſie Gelegenheit genug gehabt, Welterfahrung einzuſammeln und konnte es wohl geſchehen, daß ſie, wie oft ſie auch mit Abſicht von ſich zu ſprechen anhub, unvermerkt auf Andere überging und geiſtreich unterhaltend erzählte. Ja, ſie mochte noch ſo ſchwach und hinfällig ſeyn, ihr blaſſes Geſicht noch ſo leidend ausſehen, ehe man es ſich verſah, legte es ſich in andere Falten und hatte keinen Zug mehr von ſich ſelbſt. In anſcheinende Theilnahmloſigkeit verſunken und ſchweigſam unter allen Andern den einen Augenblick, konnte der trockenſte Ernſt ihrer Züge in dem nächſten ſchon zu dem ſchalkhafteſten Ausdrucke übergehen, indem ſie irgend ein Erlebniß mit hinreißend komiſcher Kraft vortrug. Zu deren Wirkung trug überdies bei, daß ſie mit einer ſich immer mehr ſteigernden, ſprudelnden Heftigkeit ſprach, ihr Auge funkelte, ihre Wangen ſich rötheten und ihr ganzes Weſen rege und belebt ward, wiewohl ſie abermals einen Augenblick nachher in die alte Starrheit zurückſank. Ihre Stimme war tief und polternd, und um ihren Mund bildete ſich in ſolcher Stimmung ein eigenthümlich liebenswürdiger Zug von Ironie und Gutmüthigkeit; ihr großes hellblaues Auge ließ in die innerſte Tiefe ihrer Seele blicken.

Unſere Unterredung über die gemeinſame Freundin war lebhaft geworden und Sidonie ſprach von ihr mit Entzücken, wenn ſie es gleich nicht unverträglich damit erachtete, über ihre kleinen Schwächen harmlos zu ſcherzen. Es iſt eben auch kein Treubruch, ſich auf dieſe Art gegen Freunde über Freunde aufzuhalten. Man kann mit Thränen der Rührung über den beſten Freund lachen, und gerade in ſeiner Lächerlichkeit die ſtärkſte Urſache finden, ihn zu lieben. Der ſteiſe Pedantismus allein findet in der Langweiligkeit eines unerſchütterlichen Ernſtes die höchſte Huldigung des Heiligen. Nachdem wir eine geraume Weile fortgeplaudert hatten, fing der Gegenſtand am Ende ſich und uns zu erſchöpfen an, ſo wie es in ſolchem Falle, wo man recht mit der Seele dabei geweſen iſt, mit einem Zwiegeſpräche geht. Es entſtanden kleine Pauſen, die häufiger und länger wurden und in denen, wie in einer beſchneiten Landſchaft, auch der leiſeſte Laut auffiel; es wollte nicht gelingen, einen andern Gegenſtand feſtzuhalten; wir berührten immer mehrere, wir waren beide in gleicher Zerſtreutheit befangen, die, uns unbewußt, vornehmlich darin ihren Grund hatte, daß während des lebhaften Austauſches der Worte unſere Augen einen vielleicht weniger lebhaften, aber gewiß bedeutendern Austauſch der Blicke geführt, die ſich wie leiſe Waldhornklänge zuerſt aus der Ferne und dann immer näher und deutlicher begrüßten und übereinſtimmten. Je weiter aber und immer weiter dies Verſtändniß und Wiedererkenntniß gedieh, deſto ſparſamer wurden die Worte und deſto ſcheuer wichen ſie zurück, weil ſie, ſo zu ſagen, fühlten, daß ſie nicht mehr am rechten Orte und zur Unzeit da wären.

Ein Seufzer nach dem andern entfuhr mir und Sidonie ſchlug jedesmal die Augen nieder: wir geſtanden es uns heimlich ein, daß unſer ehemaliges Herzensverhältniß noch daſſelbe ſey, und durch Zeit und Trennung eher zu- als abgenommen habe; ja; wir waren von deſſen erneuter Anmeldung überraſcht und in Ungewißheit, wie wir es zu nehmen hätten. Ich fühlte zuletzt die Nothwendigkeit, dem ein Ziel zu ſetzen, und erhob mich, um mich noch vor dem Mittagseſſen, zu dem ich mich eingeladen hatte, auf eine halbe Stunde zu beurlauben. Ich wollte Schloß und Dom auch von der der Stadt entgegengeſetzten Seite kennen lernen, und Sidonie mahnte mich nur, meiner ihr ſchon bekannten Unpünktlichkeit eingedenk, nicht zu ſpät wieder zu kommen.

Ich ging. Allein wehe dem, der, in dem Rayon der Schönheit, ihre Einwirkung auf ihn durch Vernünfteln abzuwenden ſtrebt! Ich wollte mich unterwegs mit Weisheit wappnen, wollte ruhig genug werden, nur die Freundin in ihr zu ſehen, ſagte mir wohl zehnmal hinter einander vor, daß nichts als Verwirrung daraus erwachſen könne, bekämpfe und beſiege ich mich nicht. Es half alles nichts: ihr Bild erfüllte meine Vorſtellungskraft ſo ganz und gar, daß alle Gedanken an dem Gefühle für ſie ſcheiterten und ich, bei meiner Wiederkunft, innerlich noch auf demſelben Flecke ſtand, als da ich ging.

Sidonie hatte inzwiſchen eine bei aller Einfachheit ſorgfältigſte Toilette gemacht; — wie ſtolz war ich, daß es mir zu Ehren geſchehen! — und bereitete mir über Tiſche das reizendſte Alleinſeyn mit ihr vor. Ich ſaß ihr wieder gegenüber, die kleine Agnes neben uns, und ſie bediente mich, legte mir auf meinem Teller vor, füllte mein Glas. Wir lebten ganz dem heitern Augenblicke, und als ſie hörte, daß ich die alte Burg beſuchen wollte, die auf dem Wege nach meinem Reiſeziele, eine halbe Stunde von der Stadt lag, erbot ſie ſich mir zur Begleiterin dahin, von wannen ich vorhatte, an dem ſchönen Frühlingstage zu Fuße weiter zu reiſen, und fügte nur hinzu, daß ſie, anſtatt der kleinen Agnes, die in die Schule gehen mußte, die Tochter einer Freundin mitnehmen werde, um auf dem Rückwege nicht allein zu ſeyn.

Das war mir ein Strich durch die Rechnung gezogen! Und ich mochte auf eine ſolche Störung meines Glücks nicht eingehen, indem ich ihr erklärte, es verſtände ſich von ſelbſt, daß ich ſie den kurzen Weg zurück geleitete; der Tag ſey lang genug, daß ich mit Bequemlichkeit noch vor Nacht an Ort und Stelle käme. Es half indeß kein Einreden, und ſie ſendete, mir zum Trotz, nach dem Mädchen aus. Es ward ihr bald darauf die Antwort hinterbracht, daß die Freundin ihren Wunſch nicht erfüllen könne, da ihre Tochter für den ganzen Tag nicht zu Hauſe ſey. Ich frohlockte, daß ich Recht behielt, und ſie lächelte heimlich, indem ſie mir von dem köſtlichſten Kirſchgelee vorlegte, das ſie, wie ſie ſagte, ſelbſt bereitet, und wogegen ich ihr verſicherte, daß ich aus dem Grunde nicht widerſtehen könne, davon zu genießen, obwohl ſeine Farbe bezeuge, daß nur ihre Lippen deſſen würdig ſeyen.

Nach Mittag entfernte ſich die kleine Agnes und ſtanden wir im Nebenzimmer an dem Fenſter, das nach dem Blumengärtchen ausging. Unten blühten bunt durch einander Krokus, Aurikel und Veilchen auf den mit Bux beränderten Beeten und zierte dunkelgelber Sand die Gänge dazwiſchen, indem ſchon das Geisblatt und der Jasmin der traulichen Laube kleine Blätter aus den aufplatzenden Knoſpen trieb und die Stachelbeerſträuche ergrünten. Sie lehnte an dem offenen Fenſterflügel und ſpielte mit den Fingern der linken Hand an dem Wirbel. Welche Hand und welche Finger! dachte ich, indem ſie ſprach, und hörte nicht auf ihre Worte. So klein, ſo voll und doch ſo zart die weiße Hand, durch die die blauen Aederchen wie die Faſern durch das Blatt einer Blüthe ſchimmern. Und für die Finger fände man doch weder Ausdruck noch Vergleich, der ihre Schönheit ahnden ließe, wo nicht den, daß man die ſchlankeſten Elfen ſich ſo geſtaltet denkt. Wie kalt, wie nüchtern würde es dagegen ſeyn, wollte man ſie, wie zur Bezeichnung ſchöner Finger in Italien gebräuchlich iſt, alabaſterne Säulchen nennen: Säulen, dieſe unausſprechlich reizend zugeſpitzte Form: alabaſtern, dieſes milde, röthliche Weiß, wie es nur in der ſo eben aufgeſprungenen weißen Roſenknoſpe widerſcheint. Ich ſagte ihr, daß ich unlängſt beinahe einen Verrath an ihr begangen hätte.

Verrath? liſpelte ſie ſo ſüß, daß man den Verrath beinahe liebgewann, weil er über ihre Lippen gegangen war. Wie ſo? an mir? und ſah mich ſpöttiſch an, als ſchiene ſie zu ſagen: das iſt dir doch kein Ernſt? Wer hätte das Herz, Verrath an mir zu begehen? Ich erzählte ihr, wie ein Bekannter von mir, ein berühmter Maler, neulich ein friſches Landmädchen portraitirt, deren Kopf in einem großen Bilde den einer Muſe vorſtellen ſollen, und um eine ſchöne Hand verlegen geweſen ſey, weil die des Mädchens ihm ſo wenig wie die irgend einer Dame ſeiner Bekanntſchaft genügend zierlich geſchienen habe, den Lorbeerkranz zu halten. Er habe mich deßhalb um Rath gefragt, und ich ſey darauf und daran geweſen, mit ihm hierher zu kommen, ihn ihr vorzuſtellen, da . . .

Ich hielt hier abſichtlich in meiner Rede innen. Und da hätte man ſehen ſollen, wie die zierlichen Finger ſich allmählig von ihrem Spielwerk lösten, und gleich der berührten Senſitive zuſammenzogen. Ich erwähnte auch des Vergleiches gegen ſie und ſagte: Ich möchte wohl der Desfontaines dieſer Senſitive ſeyn und ſie durch Gewöhnung an das Berühren meines Lobes entſchüchtern. Allein ſie verſicherte, ich würde ſie durch ſolche Schmeicheleien deſſen entwöhnen, in mir den Freund zu ſehen, dem ſie ſich getraue, einen herzlichen Händedruck zu geben, und ſah doch ſo ſchalkhaft, ſo ſchelmiſch zu meiner Beſtürzung auf, daß in dieſem Blicke die ganze, ſich ewig wiederholende, geheimnißvolle Geſchichte des Mannes und Weibes enthalten lag. Zuvor muß ich noch geſtehen, enthielt ich mich aus keinem andern Grunde, meine Worte weiter anzubringen, als weil ich aus Erfahrung wußte, daß ein Liebhaber ſich ſchon glücklich ſchätzen darf, wenn er eine Frau dahin geführt hat, eine blos halb ausgeſprochene Schmeichelei als ſolche anerkennen zu wollen, und weil ich eben gern erprobte, wie weit ich mit ihr gekommen ſey. —

Meine Stimmung war jetzt in der That eine erhöhtere, und ich ſchämte mich ihrer nicht, wiewohl ich nicht zu entſcheiden wüßte, ob mehr die Schönheit oder der Wein auf ſie eingewirkt hätte. Das feiner geſtimmte Gemüth wird im Leben überhaupt von ſo zahlloſen unſichtbaren Fäden angeleitet, daß es nur thörichtes Vermeſſen des Menſchen wäre, ſich von jeder erhöhenden oder erniedrigenden Aeußerlichkeit unabhängig zu wähnen.

Ich hatte alſo nach und nach den Muth gewonnen, ſie an einige der Momente unſeres Zuſammenſeyns in Karlsbad zu erinnern, wie nur zwei übereingeſtimmte Seelen dem alltäglichen Leben abſtahlen, um ſie als Samenkörner der Seligkeit ſchon in dieſes zeitliche Daſeyn zu pflanzen. Ich erinnerte ſie an die Partie nach Aich, bei der wir uns zuerſt geſehen und verſtanden hatten, und ſtellte ihr vor, wie wir beide ganz allein, weit hinter der übrigen Geſellſchaft, durch den grünen Wald dieſſeits der Eger mit den lieblichen Ausblicken in die Berge gewandert waren, wo ſie mir das Lob der Einſamkeit ſo ſchön geſungen und die Bildung der wilden ſüdamerikaniſchen Indianer gerühmt habe, deren Hang danach ſo unwiderſtehlich ſey, daß ſie ſich nicht ſelten, wenn man ſie auch nöthige, ſich in Dörfern niederzulaſſen, außer ihren Wohnungen in dieſen, abgelegene Häuſer im Walde bauten, in denen ſie zu Zeiten mit ihren Familien verweilten. Sie ſagten, fuhr ich fort, ach! gehörte ich doch zu den Wilden, die eine ſolche Einſamkeit finden können! und ich ſtimmte Ihnen in dem Falle für mich von Herzen bei. Und wiſſen Sie noch, ſprach ich ſchnell weiter, ehe ſie davon Notiz nehmen konnte, wie wir nach der Rückkehr vom Hans Heilings-Felſen mit der Generalin und der ungariſchen Gräfin, die ſie von ihren Schulſtiftungen unterhielt, in Einen Wagen zu ſitzen kamen, und meine Kuſine bei der Berührung deſſen, was auch ihr Steckenpferd, ſo ſtark ſelbſt gegen ihren alten Spruch ſündigte: daß zwei Menſchen wohl zugleich mit einander ſingen, aber nicht reden können? Und wie das Unwetter, einer Larve ähnlich, immer näher über den Himmel zog, um ſeine in der Abendröthe erglühenden Lippen zu öffnen und die furchtbare Stimme des Donners erdröhnen zu laſſen? Wie ein Feuerſtrom von Blitzen ſich daraus ergoß und von dem wüthenden Sturme, der unſern Wagen umzuwerfen drohte, gleichſam gepeitſcht ward? Ich ſaß neben Ihnen auf dem Rückſitze und Sie fürchteten ſich auch ein wenig, von dem ängſtlichen Geſchrei der Damen angeſteckt, wiewohl Sie darüber nur ganz ſtill wurden und näher zu mir rückten. Der Bediente hatte vergeſſen, Ihren Mantel mitzubringen. Und als der Regen die bedrängte Natur erleichterte und die Glut des Gewitters in ſeinen herniederpraſſelnden Fluten dämpfte, durfte ich meinen

Mantel zu Ihrem Schutze um Sie ſchlagen, ſagte ich, und wagte weiter nicht zu ſagen, was ich dachte: daß da der Regen meine Glut erſt recht entzündet habe, als ich unter Einer Hülle mit ihr ihre Lebenswärme einathmete, und ihr Köpfchen in der zierlichen weißen Haube ſich dicht an meinen Kopf nach der andern Seite des Wagens drängte, um von dem hereinſchlagenden Regen nicht durchnäßt zu werden. Ja ich wagte ihr eben ſo wenig zu geſtehen, welche Wonne ich empfand, als ich ihren Strohhut, den ſie der Schwüle wegen abgenommen hatte, in der Hand hielt und mit meinen Fingern all die Liebesglut in das dürre Stroh drückte, die ihr unwiſſentlich auf meinem ſtehender Fuß durch ihn in mein Innerſtes überſtrömte. Ich ſagte ihr auch nicht, was, zum erſtenmal in meinem Leben, Waſſer für Wohlgeſchmack für mich gehabt, als ſie in dem Dorfe, worin wir um des Durſtes der Generalin willen angehalten, aus Einem Glaſe mit mir getrunken hatte. Jedoch mußte mein Schweigen beredter als Worte im Erklären deſſen ſeyn, was nur unausgeſprochen verſtanden werden kann, denn ſie erröthete mit einemmale über ihr ganzes Angeſicht und brach von dem verfänglichen Geſpräche ab, indem ſie, Hut und Shawl holend, mich erinnerte, daß es Zeit geworden ſey, unſere Wanderung anzutreten. Ich folgte gehorſam und gedankenvoll, und überließ es ihr, das Geſpräch fortzuführen, deſſen ſie ſich in ihrem Sinne mit aller Gewandtheit eines Weibes bemächtigte. Sie ließ mich ſogar recht eindringlich wieder fühlen, wie berechtigt Ninon de l'Enclos geweſen ſey, zu ſagen, daß die Ungeſchicklichkeit der Männer noch mehr Herzen als die weibliche Tugend errette. Ich empfand aber auch bei dieſer Gelegenheit, welchen mächtigen Reiz es auf die Seele eines Jünglings übe, mit einer ſchönen Frau, die älter iſt als er, in einer eben dadurch erleichterten Vertraulichkeit zu ſtehen, die zwiſchen uns überdies von den andern Verhältniſſen begünſtigt wurde.

Wir wandelten das Wieſenthal entlang, und ihre holde Rede ward mir die Ausdeutung der Myſterien der ringsum erwachenden Natur, die doch ohne den Menſchen, der ſie mitfühlt und ohne die Liebe nicht mitfühlen kann, kein Leben hat. Primeln und Anemonen waren der erſte Schmuck des neu erquickten Raſens, in die friſch geſchneidelten Weiden drang bereits der Saft, der Corneliuskirſchbaum ließ ſeine erſten gelben Blüthen ſehen und weiße wollige Schäfchen ſchoßen an mancherlei Geſträuchen hervor. Es hatte in der Mittagsſtunde ein wenig geregnet, und die klaren Tropfen hingen wie Stecknadelköpfe an den Spitzen der Tannennadeln und dehnten ſich dem Falle zu. Es war ein reges Weben in allem Weſen, und die kleinen Elementargeiſterchen hauchten geſchäftig die Keime und Lebensfunken an, die ſie während des Winterſchlummers der Erde und ihrer Organe in ihrem Schooße zuſammengetragen hatten, um zur

Offenbarung ihrer Urkräfte den Nahrungsſaft zu bereiten, den die Frühlingsſonne aus der mütterlichen Bruſt lockte. Hier und da war der Fußweg ſchmal und naß vom Regen, ſo daß ich hinter ihr drein ſchritt und volle Muße gewann, den kleinſten Fuß zu bewundern, den die Natur je ſchaffen können. Sie hob ihre Gewande, um ſie vor der Näſſe zu ſchützen, etwas empor und da ſchloßen ſich Knöchel von ſolcher Vollkommenheit daran, wie ſie der Kenner dieſer feinſten Schönheit in ganzen Volksſtämmen nicht gewahrt! Bergauf, in dem Parke, blieb Sidonie, als ob ſie zum Steigen nicht Athem genug hätte, oftmals ſtehen, und beutete ich die Gelegenheit, die ſie mir gab, ſie zu führen, ſybaritiſch aus.

Auf faſt erreichter Höhe ſetzten wir uns unter den Mauern des alten Schloſſes auf eine Bank und ruhten in dem Anblicke der Thalſchlucht aus. Der leiſe Wind ſtob die Zweige der Birken wie Federn auseinander, über die Fläche des Stromes, den man tief unten im Grunde ſchimmern ſah. Schatten gingen durch den Wald und darüber, Vögel ſangen um uns, ferne Stimmen, Holzſchläge ſchallten und noch ferner brauſten die Gipfel darein. Unſer Geſpräch hatte ſich auf Goethe gewendet, und wir erinnerten uns, daß er uns ſchon vielfachen Anlaß zu gemeinſamer Bewunderung, wenn auch nicht ſelten zu den lebhafteſten Streitigkeiten geliehen hatte, weil wir von den entgegengeſetzten Polen der Betrachtung des großen Mannes ausgingen. Sidonie kannte und liebte faſt nur Goethe's ſpätere Dichtungen, Meiſter, Wahlverwandtſchaften, Taſſo, Hermann und Dorothea; ich hielt mich vorzugsweiſe an die früheren und genoß im wiederholten Leſen die Sidonien theils ganz unbekannt, theils unverſtändlich gebliebenen. So zum Beiſpiel ſagte ich ihr, daß ich den Werther in der erſten Auflage und urſprünglichen, unverfälſchten Geſtalt immer bei mir führe, und erwiderte auf ihren ſpöttiſchen Einwurf: ſie habe mir ſo menſchenfeindliche Geſinnungen nicht zugetraut, als dieſem verrufenen, ihr ganz fremd gebliebenen Helden zugeſchrieben würden: daß ich das Buch keineswegs deßhalb ſo unbegrenzt liebte, weil ich von einem Anhauche von Lebensüberdruß angeſteckt, ſondern weil ich darin, mit Tieck zu reden, die reinſte Offenbarung der Liebe und edeln Leidenſchaft erkennen müſſe, um deretwillen das Leben doch nur etwas ſey.

Sie ſtutzte über dieſe Aeußerung und wir fuhren fort von Goethe's Gedichten zu ſprechen. Ich fand in den frühern und frühеſten eine Art, ſich auszudrücken, oder ſo unmittelbare Darſtellung, daß der Gedanke kaum zur Hälfte in das Gewand des Wortes gehüllt ſey, und ſein beſeelter ätheriſcher Körper in verklärter Unſchuld der Nacktheit daraus hervorſchaue; konnte aber Sidonien nur etwa dahin bringen, zuzugeben, man vermöge die Schönheit und Wahrheit dieſer Gedichte wohl unter keiner andern Bedingung zu begreifen, als daß man dieſe natürlichſten aller Gefühle an ſich ſelbſt erlebt habe. Einige davon waren ihr allerdings lieb und werth; im Allgemeinen, meinte ſie jedoch, gehe ihr die vollendete Kunſt in der Bekleidung der ſpätern über den von mir an den frühern gerühmten Vorzug der Unbekleidung. Mit meinem tiefen Leidweſen darüber, daß derſelbe Goethe, der im J. 1781 an Lavater ſchreibe: „es fielen ihm täglich Schuppen wie Nebel vom Geiſte, ſo daß er denke, er müſſe zuletzt ganz nackend daſtehen, wenn ihm gleich der Hüllen genug übrig blieben,“ in ſeinem ſpätern Leben die Hofuniform über dieſe paradieſiſche Nacktheit ziehe, hätte ich die Reizendſte bald böſe gemacht, und ich gab ihr, um ſie wieder zu begütigen, auch von meiner Seite zu, daß ſich der ſo große Mann, wie Goethe, wenn er im Alter vermeinterweiſe oder wirklich rückwärts gehe, damit nur an ſich, als der potenzirten Menſchheit, nicht an der übrigen Welt verſündige, und dieſelbe in keinem Falle berechtige, ihn deßhalb zu verdammen. —

In dieſem Tone hielt unſer Geſpräch noch eine Weile an, und nachdem Sidonie mit mir in den alten Ruinen herumgeſtiegen war, begleitete ich ſie wieder heim und mußte unterwegs die Erfahrung machen, daß ſich meine Leidenſchaftlichkeit deſto mehr ſteigerte, jemehr wir uns dem Augenblicke der Trennung und der Stadt näherten. Auch war es eben nicht verwunderlich, daß wir, ohne uns deſſen zu verſehen, mehrere Stunden länger zuſammen verbracht hatten, als unſere Abſicht geweſen war. Wir befanden uns erſt wieder, als es Abend wurde, unter den alten Lindenbäumen, hinter denen das noch verdeckte Thor lag, und ſtanden in der ſtillen Abgeſchiedenheit allein. Ich wollte ſcheiden und vermochte es nicht. Es hielt mich wie mit Banden bei ihr feſt, ich zauderte, ich wollte etwas ſagen, ich blieb ſtumm. Da reichte ſie mir zum Abſchied die verführeriſche Hand und ich zog ſie zu einem, ich weiß nicht wie langen Kuſſe zu meinen Lippen empor, wonach ich ſie doch wieder fallen ließ und einige Schritte zurücktrat, um mich zu entfernen. Ich hatte Thränen im Auge und mein umnebelter Blick war auf ſie gebannt. Nach einem heftigen Kampfe mit ſich ſelbſt machte ſie eine raſche, unwillkührliche Bewegung nach mir vor . . . .

O, wie vermöchte ich die Süßigkeit dieſer Erinnerung zu beſchreiben! Mein ganzes Herz geräth noch jetzt, Jahrelang nachher, in Wallung, indem ich dieſes Augenblicks gedenke. Und täuſchte ich mich damit, täuſchen wir uns in ähnlichen auch noch ſo ſehr, ſo beſteht doch unſer ganzes Glück blos in ſolchen Täuſchungen. Ja, ich ſehe immer die unvergeßliche Geſtalt, wie ſie ſich in geheimnißvoller Regung nach mir vorbewegt, und weiß von der nächſten Zeit darauf nichts mehr. War es allzugroße Eitelkeit von mir, zu wähnen, daß ein unbewachtes Gefühl ſie überwältigt habe. Es brauchte ja nicht einmal Schwäche gegen mich zu ſeyn, da es Menſchen gibt, die uns in gewiſſen Lagen und Momenten weicher ſtimmen, ohne daß ihre Perſönlichkeit Antheil daran hätte. Wir verrathen unſere Empfindung wohl durch ein und das andere unwillkührliche Zeichen, das, gleichwie ein Blatt am Wege abfällt, und von dem erſten beſten vorüberwehenden Lüſtchen ſich zugeeignet werden mag. der gewandte Kenner der Herzen in dem Bewußtſeyn an ſich nimmt, daß wir zu ſchwach ſeyn werden, es zurückzufordern, und daß die Liebe immer nur ſtark durch unſere Schwäche iſt, wie jene Ninon, die ſich auf die Liebe verſtehen mußte, dereinſt auch geſagt hat.

Ich komme aus dem Morgennebel dieſer Ungewißheiten erſt wieder zu mir, als ich in ihrem traulichen Zimmer auf ihrem Sopha neben ihr ſitze und ihr Mädchen Licht hereinbringt. Wie ich dahin gekommen bin? ich weiß es nicht: ich denke, am Ende ich habe ihr beim Abſchiednehmen erklärt, daß es zu ſpät geworden ſey, meine Wanderung noch an dem Tage zu vollenden, und ſie hat mich eingeladen, den Abend bei ihr zuzubringen. Auch ſchien es unter uns ausgemacht, daß ich Goethe's Werther vorleſen ſollte.

Ich zog die alte liebe Ausgabe mit dem weitläufigen Druck aus der Taſche, die ſich ſo viel beſſer als die ökonomiſchen neuern lieſt und bei der Vignetten, Stöcke, Lettern, Druck, Vergelbtheit des Papiers, kurz Alles in die alte Zeit, ja mit in den Dunſtkreis der

Stimmung verſetzen, in der das Buch geſchrieben ward. Es durchſchauerte mich, wenn ich bedachte, daß gerade ich ſie mit dem Werther bekannt machen ſollte, um in ſeiner leidenſchaftlichen Liebe die meine ſprechen und ſich offenbaren zu laſſen.

Die kleine Agnes ſpielte in einer Ecke, an ihrem Tiſchchen, mit ihren Puppen, und Sidonie hatte kein widerwärtiges, nervenangreifendes Strickzeug zur Hand genommen, ſondern bildete mit der Niedlichkeit ihrer Finger allerlei Blumen der Natur und Phantaſie aus buntem Wachs nach, in welcher Spielerei, wie ich ſchon von Karlsbad her wußte, ſie Meiſterin war, und wovon ich allerdings auch in anderer Art als von einem Strickzeuge würde geſtört worden ſeyn, wenn ich auf die Fülle von Grazie, die die Wendungen und Verwicklungen der Finger dabei enthüllten, nicht ſchon vorbereitet geweſen wäre.

Ich las. Ich ward von Wahrheit und Dichtung vereint ergriffen. Werthers Leidenſchaft verſinnlichte ſich in meiner Einbildung zu meiner eignen; ich fühlte jedes Wort des Dichters wie ſelbſt erlebt, geſprochen oder geſchrieben nach, und ſah auch, wie Sidonie von dem Gegenſtande überwältigt ward, da ſie eine ſolche Sprache und Darſtellung noch in keinem andern Buche angetroffen oder geahndet hatte, und wie ſo viele Menſchen der jetzigen Generation ein ſeltſames Vorurtheil und eine von der Philiſterei erzeugte und genährte Abneigung gegen das große Werk empfand, deſſen unerſchöpfliche Einfalt und Natur jene als Ueberſpannung oder wer weiß als was verſchrie. Ihre Blumen gediehen nach und nach langſamer; ihre Hände ruhten von Zeit zu Zeit, und das Wachs entfiel ihnen am Ende, indem ihr Auge ſich mit Thränen füllte; das Köpfchen bog ſich ſinnend vor, der Mund erſchloß ſich wie zum Sprechen und ihre ganze Seele folgte mir und meinem Gefühle.

Um die Theeſtunde waren wir mit dem erſten Theil zu Ende. Ich hörte zu leſen auf und machte eine Pauſe. Ich ſah ſie an. Sie kam, überraſcht, meinem Blicke zu begegnen, wie aus einer andern Welt wieder zu ſich und lächelte. Sie richtete ſich empor, ein Seufzer hob ihre Bruſt; keines ſprach ein Wort.

Auf dem Vorſaale entſtand Geräuſch. Sidonie erhob ſich, putzte die Kerzen und klingelte.

Das Mädchen trat ein. Sie hatte gehört, daß ich zu leſen aufgehört und ſich in der Nähe gehalten, um nachzufragen, ob ihre Gebieterin jetzt den Thee befehle. Sidonie beſtellte ihn.

Die kleine Agnes war in ihrem Stühlchen zurückgeſunken und über das Leſen bei ihren Puppen eingeſchlummert. Ein lieblicher Anblick, wie das ſchlaftrunkene Geſichtchen ihr vorn überhing.

Der Mond ſchien zum Fenſter herein und gewann ſo eben erſt ſeine träumeriſche Herrſchaft über die Erde der herniedergeſankenen Nacht ab, die ihn mit der dunkeln Hand an ihren Buſen zog. Der Mondſchein malte auf den Dielen der Stube die Fenſtergewände ab, und die Schatten der Obſtbäume draußen zitterten über die hellen Vierecke zwiſchenhin.

In aufgeregter Stimmung ſtanden wir beide jedes an einem Fenſter und ſahen hinaus; es war uns faſt, als ob es zu einer Erklärung zwiſchen uns gekommen ſey und ein zärtliches Verhältniß begonnen habe. Jedes ſcheute ſich zu ſprechen; ich wagte es wenigſtens nicht in dem Tone zu thun, wie es mir zu Muthe geweſen wäre, und wollte und konnte keinen andern anſchlagen.

Darüber brachte die Dienerin den Thee und löſte ſich der Zwieſpalt.

Sidonie hatte noch Mehreres zu beſtellen und ſagte zuletzt dem Mädchen, wenn ſie die kleine Schläferin zu Bett gebracht habe, möge ſie immer die ihr ſchon für dieſen Tag ertheilte Erlaubniß benutzen und zu Tanze gehen. Nur ſolle ſie nicht zu ſpät nach Hauſe kommen und ſie durch kein Geräuſch im Schlafe ſtören.

Ich erſchrack, als ich vernahm, in welcher Einſamkeit ich mich mit der Geliebten befinden ſollte, und ſie entſchuldigte ſich ſcherzhaft bei mir, daß die Beſchränktheit ihrer Haushaltung ſie nöthige, ihre kleinen Einrichtungen in meiner Gegenwart zu treffen. Ich wiſſe nun auch, warum ich Nachſicht mit ihr haben müſſe, wenn etwas bei meiner Bewirthung mangele.

Derweil wir den Thee tranken, ſprachen wir von dem Buche und geſtand mir Sidonie, daß meine

Vorleſung ſie zunächſt von dem, wie ſie wohl einſehe, albernen Vorurtheil bekehrt habe, wonach es die allgemeine Meinung in den Verruf der falſchen Sentimentalität und Empfindelei gebracht. Woher das Vorurtheil entſtanden, ſey ihr unbekannt, ſagte ſie; allein ich wiſſe ja, wie es in der Welt hergehe: Eins ſpreche dem Andern nach, ohne die Sache zu kennen, und ſie habe es mit der faſt ſprüchwörtlich gewordenen Dummheit ſelbſt nicht anders gethan, derweil ſie nun zu ihrer Beſchämung, Seite für Seite, die Sprache des ächteſten Gefühls finde.

Ich verſetzte: Das erwähnte Vorurtheil, theure Freundin, iſt unmittelbar daher gekommen, daß man dem Dichter die Schuld ſeiner Nachahmer aufgebürdet hat. Eben weil Werther eine ſo reine Innigkeit des Gefühls zum erſtenmale ausſprach, mußte er die gewaltige Epoche machen. Und zwar rief er nicht allein eine Menge Nachahmer auf, ſondern theilte die Stimmung des Dichters, die er erſt von der Außenwelt empfangen hatte, auf lange hinaus dem Publikum mit. Es konnte hier wie anderwärts nicht fehlen, daß die Schüler den Meiſter öfter mißverſtanden, und ſo entſtand aus dem Nachahmen der wahren Empfindſamkeit, in dem Suchen und Haſchen danach die falſche, angekünſtelte, mit der der große Haufen in ſeiner Unfähigkeit, das Gute von dem Schlechten zu ſondern, hintendrein jene verwechſelte. Mir ſcheint die verdrehte Anſicht nichts weniger als ein Räthſel zu ſeyn; was ich mir aber nicht erklären kann, iſt, wie man faſt den beiläufigen Umſtand des weltberühmten Selbſtmordes ſo hoch anſchlagen, ja ſogar behaupten durfte, daß das Buch den Selbſtmord predige. Ich habe darauf nie das mindeſte Gewicht gelegt, und wenn ich auch keineswegs läugnen mag, daß es bei ſeinem Erſcheinen die bekannte, von den traurigſten Thatſachen bewährte Wirkung verſchuldete, iſt es doch eben etwas Anderes um die Stellung, die ein ſo ewiges Werk in der ganzen Literaturgeſchichte einnimmt.

Ich habe Ihnen ſchon geſagt, daß mir jene Offenbarung der Kern deſſelben däucht, und daß es in der Hinſicht nicht allgemeiner anerkannt, bewundert und geliebt wird, iſt mir unbegreiflich. Werther hätte müſſen Volksbuch geworden ſeyn, denn er ergreift uns doch nur darum ſo allgewaltig, weil jeder ächte Menſch im Grunde ſeines Herzens ſo einfach wie Werther fühlt und oft nur durch das alltägliche Leben aus der Gewohnheit gekommen iſt, er ſelbſt zu ſeyn, oder ſich ſo ſelten zu dieſer Wiedererkenntniß aufrichtet. Goethe eroberte ſich gewiſſermaßen ſelbſt erſt aus der gemeinen Wirklichkeit, als er den Werther dichtete. Er ſtürmte wild, wie ſein Held in das ruhige Daſeyn hinein und mußte in dieſem Widerſpruche vielleicht auch ſich ſelbſt vernichten. Werthers Leidenſchaft iſt eine Geſchichte aller Leidenſchaft, ja, ſymboliſch aufgefaßt, iſt das Leben ſelbſt eine, die Geſchichte von Werthers Liebe die aller Menſchen: die Jugend, Sehnſucht, Seligkeit ihre Geliebte, die ihnen das Leben raubt, um es in Verzweiflung, Tod oder Untergang der Endlichkeit zu ſtürzen.

Sind dieſe Erklärungen nicht ein wenig weit hergeholt, lieber Freund? warf mir Sidonie ein.

Ich denke nicht, verſetzte ich; ſie ergeben ſich beim jedesmaligen Leſen wenigſtens mir von ſelbſt. Wie Goethe ſich in dem Werke immer nur an das Nächſte hält und es anzuwenden verſteht, geht ins Unglaubliche, und er befolgt darin den Grundſatz, den er irgendwo ſelbſt aufſtellt: Geh vom Häuslichen aus und verbreite dich, ſo du kannſt, über alle Welt. Und wenn man immer wiederholt tiefer in die Wirklichkeit hinein und näher zu ihr herangegangen iſt und ihre äußerſten Grenzen erreicht zu haben meint, findet man im Werther immer noch eine Stufe, auf der der Dichter tiefer, oder ihr näher ſteht, als wir, und eine noch reinere Eſſenz des Lebens davon abzieht.

Recht ſchön und gut, meinte Sidonie; allein ſollte die öffentliche Meinung mit dem Urtheil ſo ganz Unrecht haben, das ſie in Betreff des Selbſtmords über das Buch gefällt hat? Verzeihen Sie meine Zweifel. Sie ſtützen ſich, wie Sie ſehen, auf keine eigne Erfahrung, vielleicht widerrufe ich ſie, wenn wir zu Ende ſind. Ich kann mir nur die Richtigkeit des erſten Eindrucks, den Werther bei ſeinem Erſcheinen hervorrief, vorläufig nicht ſo ganz abreden. Sie geben die Thatſachen zu: Sollte der Urheber durchaus unſchuldig daran geweſen ſeyn?

Meine Freundin! wie hätte der große Hauſe den hohen Sinn des Werkes faſſen ſollen, den Goethe's Abſicht gewiß nicht, wohl aber die Natur hineingelegt hat, nach deren Geſetzen er es in ſeinem Geiſte erlebte?

Der göttliche Geiſt, die Erkenntniß der Natur erwachten in Werthers Innerm ſo machtvoll, daß ſie nicht Raum darin hatten, und alſo endete er. Die Liebe überkam ihn in der Maſſe, daß das Gefäß ſeines Herzens zu klein war, ſie zu faſſen, und ſo ſprengte ſie es. Und das Herz, der edelſte Theil deſſen, was von uns der Erde angehört, wird immer und allenthalben dies Schickſal zu erleiden haben, wo es mit der himmelwärts ſtrebenden Seele gleichen Schritt zu halten unternimmt. Werthers Herz erkrankte an der göttlichen Liebe und er ſtarb daran wie im Fieber; ja, war wirklich ſchon lange todt, ehe er ſich tödtete, ſchon als er zu ſich ſelbſt ſagte: ſein Herz ſey todt, denn ſein Körperleben ſtand wie neutraliſirt ſtill und gab kein Gegengewicht mehr für das Seelenleben ab. Er hatte die Geduld zu leben verloren. —

Keine der geringſten Lehren, ſprach Sidonie ablenkend, die mir der Werther zu enthalten ſcheint, iſt die Warnung vor der Gefahr des Genuſſes der Gegenwart, dem ſich der Held ſo blindlings überläßt, wiewohl der einzige Troſt des Unglücklichen im Leben oftmals nur der Augenblick iſt. Sehr wahr und richtig hat Goethe in Lotten das Weib aufgefaßt, wie, von Werther verſchieden, ſie der Gegenwart lebt, und ihre Schwäche mit ihrer Liebenswürdigkeit ſo innig vermiſcht iſt, daß an keine Sonderung der einen vor der andern zu denken.

Wie liebenswürdig iſt es von Ihnen, gnädige Frau! ſprach ich lächelnd, daß Sie das zugeſtehen, und ergötzte mich an ihrer kleinen Verwirrung über die Folgerungen, die daraus gezogen werden könnten. Auch halte ich dafür, fuhr ich fort, daß in dem gegenſeitigen Verhältniſſe Werthers und Lottens gezeigt werden kann, wie der Mann und wie das Weib die Leiden des Lebens ertragen. Jener wird davon jederzeit zur gewaltſamen Entſcheidung angetrieben werden, dieſe leidet weniger heftig, aber lange und langſam. Zwiſchen Lotten, Albert und Werther iſt die ewige Wechſelwirkung der Leidenſchaft und des ruhigen Wohlwollens auf einander geſchildert. Die Proſa des Andern behält in der That immer Recht und bleibt am Ende im Beſitz des Lebens, das Lottens verſtändige Weiblichkeit vertritt. Ich ſehe es aber als eine große Schönheit unſeres Buches an, wenn auch die edlere Leidenſchaft am Schluſſe ihr Recht an das Weib für ein anderes Leben behauptet und in Lotten die Knoſpe der Liebe aufbricht, indem ſie gebrochen wird.

Ueber das Verhältniß der alten Ausgabe des Werther zu der neuern Ueberarbeitung kann man nicht lange zweifelhaft ſeyn. Die erſtere verdient den unbedingten Vorzug, und es erging Goethe mit dieſer und andern vermeinten Verbeſſerungen ſeiner Werke nur wie meiſt allen Dichtern in dem Falle: die ſpätere Nachwelt muß ſie verwerfen. Wer wird z. B. nur einen Augenblick anſtehen, die Leidenſchaft Werthers in ihrer allmählig herauswachſenden Sinnlichkeit als ein genügendes Motiv zu ſeinem Tode zu erkennen? Und deſſen ungeachtet verkleinert der Dichter ſelbſt den urſprünglich großen Styl des Romans, indem er eine peinliche Epiſode von einem Bauernknechte einflicht, der aus Eiferſucht auf ſeine Herrin, eine junge Wittwe, einen Andern, den ſie heirathen will, ermordet und den leidenden Werther bedroht, in dieſer Kriminalangelegenheit als Zeuge dienen zu müſſen. Die Verſtimmung darüber ſoll den verhängnißvollen Entſchluß mit vermitteln, und der große Dichter empfindet nicht, wie ſolch kleines Triebrädchen auf den Schwung des Ganzen nur hemmend einwirken kann. Die bekannte Stelle vom Streuſand und eine andere von Lottens Vogel ſind deßgleichen ſpäter eingelegt — der unpaſſenden Hinzufügung der Schweizerbriefe gar nicht zu gedenken — und wie nett und niedlich auch, nichts weniger als Verbeſſerungen.

Im zweiten Theile gibt es gar eine Stelle, zu der wir gleich kommen werden, die man in der Umgeſtaltung noch weit ernſtlicher mißbilligen muß. Ich meine die, wo Goethe als Herausgeber des Werkes, und zwar in der alten Ausgabe als vernünftiger, unbefangener Mann das Wort nimmt, derweil er in der neuen den vornehm-fremden Ton anſchlägt, der ihm in ſpätern Jahren zur andern Natur geworden war und mit dem des übrigen Werkes in ſchreiendem Mißklange ſteht. Was er dort über das geſtörte Verhältniß Lottens zu Albert unumwunden ausſagt, wie es iſt, ſucht er hier, damit es nicht ſcheine, als nehme er für Werther Partei, halb und halb zu vertuſchen. Das Philiſterthum hatte ihn über die Tendenz ſeines Werkes eingeſchüchtert, und er war ſchwach genug, ſich zu Conceſſionen zu verſtehen! Einen komiſchen Eindruck macht es, wenn er ſpäter, wo er ſelbſt Miniſter zu werden vorhatte, es nicht mehr für ſchicklich hält, in der Anmerkung den Miniſter Werthers einen vortrefflichen Mann zu nennen, ſondern die Ehrfurcht für den Stand ſo weit treibt, dieſe Worte in „vortrefflichen Herrn" umzuwandeln. Und dennoch ſpricht er ſich bei der Stelle, wo Werther den Kindern Mährchen vorerzählt, wegen aller ſolcher Abänderungen ſelbſt ſein Verdammungsurtheil.

Etwa um acht Uhr fing ich wieder zu leſen an und nun riß die Dichtung mich unwiderſtehlich mit ſich fort, drang mir die Leidenſchaft des Dichters immer wärmer in das Herz. Ich fühlte ſelbſt, daß ich einfach und gut las und rührte. Ja, wenn es irgend wahr, daß der Anblick eines Menſchen nicht unſchön iſt, dem es die höchſte Freude, einem Andern die Schönheiten eines Kunſtwerkes zu erſchließen und ihn dafür, ohne alle Anſprüche für ſich, zu begeiſtern, ſo wußte ich jetzt, daß Sidoniens Auge mit Wohlgefallen auf mir ruhte und ihre Seele meinen Worten lauſchte.

Ich vergaß mich endlich ſelbſt, und verſetzte mich ganz an Werthers Stelle. Solcher Liebreiz des Körpers und der Seele konnte mich nicht kalt laſſen, indem ich ihn dem Lottens unterſchob, für die meine Einbildungskraft einen Gegenſtand verlangte. Nun dachte ich mir, als Werther, ſie für mich verloren und ſah dieſe Reize ungenoſſen verblühen, derweil ſie doch ſo herzliche Neigung zu mir empfand: das Leben kam mir ſo kurz, ſo unbedeutend vor, die Liebe, die Leidenſchaft das einzig Wünſchenswerthe und Beglückende; alle Bedenken, die ich hatte, mich dem Gefühl für Sidonien hinzugeben, löſten ſich in nichts auf; ich ſtellte mir, von der Gelegenheit überwältigt, vor, wie ſelten eine reine Leidenſchaft, wie ſehr ich in Sidonien ſie für mich vermuthen dürfe: ich verzichtete auf allen Widerſtand . . . . .

Bei dem Geſange aus Oſſian, der ihr auch ganz neu war, weinte Sidonie hörbar und konnte ihren Zuſtand nicht mehr verhehlen. Das verwirrte mich vollends; ich ertrug die Scene nicht, die zwiſchen Lotten und Werther erfolgt; meine Augen verdunkelten ſich, die Stimme verſagte mir; ich konnte nicht weiter leſen: ich erhob mich vom Buche, bedeckte mein Geſicht mit beiden Händen und ſank in die Seitenkiſſen des Sofas nieder.

Daß ich außer mir war, brachte Sidonien wieder zu ſich, und verwundert ergriff ſie, durch Thränen lächelnd, meine rechte Hand, zog ſie an ſich und ſagte mit Theilnahme: Es ergreift Sie zu ſehr, lieber Graf, hören Sie auf zu leſen; Sie haben mir einen unſäglich großen Genuß verſchafft, ich danke Ihnen dafür innig; es iſt ein Buch, wie es keins weiter gibt, die ganze Seele geht uns darin auf . . . . Der Druck, die Lebenswärme dieſer Hand! . . . . Ich wandte mich; mein Blick begegnete dem Auge, in dem ein Himmel von Liebe ruhte. Ich ſah dies vom Weinen geröthete Antlitz, erhitzt, feucht, die Locken verſtört, aufgelöst, die rothen Lippen von Gefühl ſchwellend . . . . Ich ſtürzte ihr zu Füßen, riß ihre Hand an meinen Mund und bedeckte ſie mit Küſſen. Meine Thränen ließen ſich nicht mehr zurückdrängen. Sidonie! rief ich ſehnſuchtsvoll. Allein wie entrüſtet über ſolche Schüchternheit ſchlug die Leidenſchaft ihren ſtarken Arm um meine Seele und zog ſie unwiderſtehlich mit ſich in ihre Sphäre hinüber, entfeſſelte die Rede des Herzens, daß ſie Mittel fand, die Schranken der Lippen zu durchbrechen. Und, Sidonie, fuhr ich mit einem Ausdrucke, der mir ſeither fremd geweſen, fort: Was iſt alles Glück, wo nicht Leidenſchaft. Ich verſchmähe jedes andere, als das mir das Gefühl für Sie gewährt: daß ich es habe, daß ich mich daran halte, daß ich weiß, es könne mir nimmer entriſſen werden, daß ich es Ihnen ausſprechen darf, daß mein Herz und Mund vor Ihnen übereinſtimmen . . . . Und

Sie wiſſen, Sie fühlen, was es iſt, wenn zwei Menſchen in der Liebe ſich ſo ſelbſt verſtehen, daß jeder Blick, jedes Wort, die ſie austauſchen, unauflöslichere Bande um ſie zieht; ja, daß Eine wirklich und bewußtvoll mit dem Andern ſpricht, ſobald es an ihn denkt, und ſein Gefühl ſich ohne Täuſchung in den Raum der Zeit einſchließen läßt. Mit Ihnen verſtehe und verſtand ich mich von jeher ſo. Sie heucheln nicht wie Viele, die ſich und Andere täuſchen, wärmern Antheil als Sie fühlen. Sie treiben kein eitles Spiel mit ſich und Ihrem Herzen, und deßhalb ſind Sie auch ſo rein und ſtark und edel, weil Sie ſich Ihres Gefühls nie ſchämen, es nie verläugnen, oder in pſychiſcher Prüderie von dem vermeintlich höhern Standpunkt der Ruhe und Vernünftigkeit vornehm darauf niederſehen und alles Ewige in ſich freventlich vernichten .... Jedoch, wohin verirre ich mich? Die Leidenſchaft macht mich wahnſinnig, Sidonie, und dieſer Wahnſinn ....

Sie ward von Ueberraſchung bald bleich, bald überzog Purpurglut ihr Antlitz. Sie zitterte und war in der lieblichſten Verwirrung. Sie hatte meine letzten Worte, glaube ich, ſo wenig wie ich ſelbſt gehört, und ich ſchwieg bei dem Worte Wahnſinn ſtill, ohne das nächſtfolgende zu finden: der Gedankengang war mir unterbrochen.

Mein Gott! ... Herr Graf! ſtammelte ſie: Otto, ... darauf inniger, als verwerfe ſie jede Verſtellung, jede Zurückhaltung. Und das entſchied über mein

Geſchick. Sie bog ſich zu mir nieder. Lieber Otto, ſprach ſie weiter, ſtehen Sie auf, ich kenne Sie nicht mehr. Sie ſind mir werth und theuer, aber faſſen Sie ſich, laſſen Sie meinem Gefühle Zeit, ſich zu ſammeln, Sie kennen mich, ich weiß nicht . . . .

Sobald aber eine Stimmung den Grad von Energie entwickelt hat, als in dem Augenblick die meinige, ſind wir mit dem beſten Willen nicht mehr im Stande, mit der Beſonnenheit zu kapituliren. Meine Leidenſchaft empfand, daß, wenn ſie jetzt die Ueberlegung nicht beſiege, dies nimmermehr der Fall ſeyn werde, und ließ weder mir noch ihr Erholung zu. Sie gab mir auch die andere Hand, mich zu erheben, und ich ſchloß ſie in die meinige. Allein, indem ſie mich emporzog, kam ihr Kopf, ihr Mund dem meinen allzu nahe, und nun wollte ich, ſie ſolle nicht widerſtehen, und ſtrömte dieſen Willen, wie vermöge eines neuen Sinnes, in ihr Weſen über. Sie ſenkte das Köpfchen willenlos und ihre Lippen thaten ſich, wie die Knoſpe dem Hauche des Zephyrs, langſam, liebend auf, indem Athem in Athem überging, Thränen mit Thränen zuſammenſtrömten und die Glut vielmehr entzündeten, die ſie hätten löſchen ſollen. Der Kuß riß mich zu ihr empor, die Sinne vergingen mir und nur in einzelnen Pauſen noch wagte der Mund des Einen ſich dem Andern in anderer Sprache zu verkünden, derweil die entzückten Worte wie bunte Bänder um den duftenden Kranz von Küſſen flatterten, den wir uns Stirn um Stirne wanden . . . .

Als wir unſer Bewußtſeyn wiederfanden, brannte nur noch ein Licht trüb auf dem Tiſche, das andere war heruntergeſchmolzen und erloſchen. Es war faſt dunkel im Zimmer, die Nacht ſtill, kein Lüftchen regte ſich, kein Laut erſcholl, der Mond war ſchon am Horizonte untergegangen. Ich ruhte in Sidoniens Armen und mein Auge war an all dem Reiz vor ihm faſt ermüdet. Ihr Haupt war zurückgeſunken und ihr Geiſt ſchien von Träumen in die Ferne entführt.

Sie erwachte und lächelte, als ſie ſah, daß mein Mund dem ihrigen nahte: ſie richtete ſich empor, ſie ſah mich wieder ſo vertrauensvoll an. Du mußt nun gehen, Otto, ſagte ſie, es iſt Zeit. — Ach, Sidonie! rief ich, iſt es denn wahr, ein ſolches Glück hat die Erde? — Die Erde? erwiederte ſie. — O! du haſt recht; die Erde nicht, der Himmel nur, du Himmliſche! —

Ich wollte ſie wieder an mich ziehen. Sie ſtand auf. Gute Nacht! hauchte ihr Mund. — O, gute Nacht! —

Ich wußte nicht, wie ich wieder von ihr gekommen war. Ich ſtand draußen in der kühlen Nacht. Ich war wieder vor dem Thore, im Freien, ich wußte nicht, wie ich hinausgekommen. Ich wanderte dem Ziele meiner Reiſe zu, die Morgenröthe leuchtete am Horizont, der Morgenſtern darüber, die Dunkelheit ward lichter um mich . . . . .

Die Dunkelheit ward lichter um mich, ſage ich? Nicht doch, die Dunkelheit ward dichter. — Die Morgenröthe leuchtete am Horizonte und der Morgenſtern? — Hm! hm! es war ja nicht die Morgenröthe und der Morgenſtern; die Abendröthe und den Abendſtern ſah ich wohl vor mir, denn ich wanderte gen Abend, dem Schloſſe zu, das unfern vor mir auf der Höhe lag und deſſen Fenſter noch golden in dem Wiederſcheine erglänzten und feuerten. Aber was war alſo wahr? War ich nicht den Abend bei Sidonien? Hatte mir das Alles nur geträumt? — Geträumt? Ja, wie man will; je nachdem man dieſes oder jenes in unſerm Leben träumen nennt. Die eigentliche Wahrheit in der Sache iſt das Folgende:

Als wir, wie ich ſchon geſagt habe, in der Nähe des Thores bei einander ſtanden, um Abſchied zu nehmen, und Sidonie jene unwillkührliche Bewegung nach mir zu machte, die mir noch leider unerklärlich iſt, ſchied ich dennoch, und zwar außer mir vor Aerger, von ihr, daß mir die Kehle gleich wie zugeſchnürt war und mich nur ein gewöhnliches Wort, ſo wie noch jedesmal hervorbringen ließ, wo ich etwas Ungewöhnliches am unrechten Orte zu ſagen im Begriff ſtand, das mich in Verwirrung geſtürzt haben würde.

Ich ſchritt meines einſamen Weges dem Schloſſe zu, und es iſt ſchwer zu ſagen, in welcher verzweifelten, mich ſelbſt herabſetzenden Stimmung ich mich befand: mein Ungeſchick, meine Uneinigkeit mit mir, meine

Sehnſucht nach Sidonien, die Vorſtellung ihrer Reize und Liebenswürdigkeit ſtürmten auf mich ein und vereinigten ſich, meinen Zuſtand beinahe unerträglich zu machen. Ja, Alles, was mir jemals Unangenehmes begegnet, was mir fehlgeſchlagen war, ward mir in dieſer Stunde wieder erinnerlich und brach mir, um mich neu zu ſtählen, wie ein innerlicher Angſtſchweiß aus. Nach und nach entwickelten ſich indeß die Heilkräfte meines Leidens ebenſowohl aus mir ſelbſt, und die unausbleibliche Rückwirkung dieſes Aufgebens und Druckes richtete mich wieder auf: die Wirklichkeit, die Einwirkung des Gegenſtändlichen um mich in der Natur machte ſich vor dem Phantaſtiſchen gelten. Ich vergegenwärtigte mir die Folgen, die eingetreten ſeyn würden, wenn ich den Abend bei Sidonien geblieben wäre und mein Glück verfolgt hätte, und überließ mich alſo ungeſtrafter den Gefühlen meiner Leidenſchaft, indem ich mir die Scene ausbildete, die ich beſchrieben habe, und das Ergebniß dieſer Blätter mich unmerklich wieder beruhigte. Die Poeſie der Einbildung läuterte und überwand die Proſa der Wirklichkeit, und ich pries mich am Ende faſt glücklich, die Sehnſucht nicht durch einen Genuß ertödtet zu haben, zu dem ich, ich wußte nicht, wie es kam, kein rechtes Vertrauen faſſen konnte. Froh und zufrieden, meine jungen Geiſteskräfte nicht in freiwillige Bande geſchlagen zu haben, puppte ich mich in das zarte Geſpinnſt der Liebe ein, um als poetiſcher Schmetterling daraus wieder hervorzufliegen, und empfand mit Ueberzeugung, daß meine Stunde noch nicht gekommen ſey.

Auf dem Schloſſe angelangt, fand ich den alten Amtmann nicht vor, da er in einer dringenden Angelegenheit auswärts beſchäftigt war, und erſt nach zehn Uhr zurückerwartet werden konnte. Ich ließ es mir nicht weiter unlieb ſeyn, den ſchönen Frühlingstag nicht mit trocknen Verhandlungen zu beſchließen, ſondern ſetzte mich mit Behagen zu dem Abendeſſen nieder, das mir die Haushälterin bereitet hatte, und ſchrieb nachher, bei einer Flaſche alten Frankenweins, an meinem Tagebuche.

Als ich einige Tage darauf über Sidoniens Wohnort heimkehrte, beſuchte ich mit hochklopfendem Herzen meine Freundin wieder, die ich diesmal nicht allein zu Hauſe traf. Eine ihrer Verwandtinnen war auf mehrere Tage vom Lande zu ihr gekommen und glich ihr in ſo geringem Grade, daß an kein vertrauliches Geſpräch zwiſchen mir und Sidonien mehr zu denken war. Ich begriff alſo, daß es das Beſte ſey, mich ſo bald als möglich wieder zu empfehlen, und als mein Wagen bereits vor der Thür, und ich Hut und Handſchuhe in der Hand hielt, ging Sidonie noch zu ihrem Schreibtiſch und holte daraus ein Buch.

Vergeſſen Sie Ihren Werther nicht mitzunehmen, lieber Freund, ſagte ſie. Ich ſtutzte, beſann mich aber ſogleich, daß ich ihn ihr damals in dem Augenblicke der Trennung geliehen hatte. Ich nahm das Buch zurück und ſie ſah mich gutmüthig lächelnd an.

Und was ſagen Sie dazu? fragte ich.

Ja, liebſter, beſter Freund, lautete ihre Antwort, bei der ſie das Köpſchen mit einem ſchalkhaft bittenden Blicke auf die Schulter ſenkte und ſeufzte: Seyen Sie mir nur ja nicht böſe, ich habe es nicht ausleſen können; ich verſtehe das Buch und Ihr Entzücken daran nicht.

Ich ging. Und unterwegs, als ich, in meinem Wagen gemächlich zurückgelehnt, der Reſidenz zurollte, gewährte es mir ein abſonderliches Vergnügen, ſo mancherlei Betrachtungen über meine hochausgebildete Fähigkeit anzuſtellen, andern, und zwar den verſchiedenſten Menſchen und Charakteren, ohne Anſehen der Perſon, meine eignen Geſinnungen und Gefühle anzudichten.

Mit meiner nichts deſto weniger geliebten Freundin führte ich von dieſem Tage an einen lebhaft unterhaltenen Briefwechſel, der uns Jahre lang in der anmuthigſten Verbindung erhielt und nicht früher unterbrochen ward, als bis ſie ſich zum zweitenmal vermählte, und zwar dem ältlichen Geheimrath von ** ihre Hand reichte, deſſen Bekanntſchaft ſie ebenfalls an einem Brunnenort gemacht hatte. Sie lebt gegenwärtig in den wünſchenswertheſten Verhältniſſen in **, wo ihr Gemahl einen Geſandtſchaftspoſten bekleidet.

Die Brunnenkur.

1.

Graf Otto an ſeine Schweſter.

Karlsbad, 1. Juni.

Es iſt doch faſt, als hätte ich nicht hieher geſollt. Du wirſt mich auslachen, Liebe, wenn du hörſt, wie meine kleine Reiſe ſich ſo ganz anders geſtaltet hat, als mein Plan geweſen war, und wie mir, dem Sichern, der Alles, was er thut und will, mit Beſonnenheit voraus angibt, einmal Alles wider den Strich gegangen iſt. Das ungünſtige Ergebniß deines Kartenlegens, als Anfrage wegen dieſer Reiſe, ſcheint alſo doch nicht ſo ganz ohne geweſen zu ſeyn.

Liebe Schweſter, ich bin jetzt hier und darf mich meiner Sache für gewiß erachten, daß ich, dem Schickſale zum Trotz, meinen Willen erreicht habe. Ich bin alſo ruhig, weil ich weiß, ich habe Recht behalten. Allein ich geſtehe dir, ich war recht böſe auf dich, als du neulich den Einfall haben mußteſt, die Karte zu legen: ob ich noch nach Karlsbad reiſe oder nicht, und mir ſagteſt: ſie ſey nicht aufgegangen. Ja, ich verhehle Niemand, daß ich abergläubiſch bin, und was ſollte ich auch! ſtehen ja auf der andern Seite meine kalte Vernunft und mein Charakter feſt genug auf ihren eigenen Füßen. Es macht mir aber eine ſo widerwärtige Empfindung, als ich gar nicht ſchildern kann, wenn eine fremde, vermeintlich höhere, wenn auch noch ſo lächerliche Gewalt, deren Einfluß auf unſer Geſchick ſich nicht rechtlich ausweiſen läßt, ſich ſo oder ſo prophetiſch darein miſcht. Vielleicht, daß dieſer Eindruck ſelbſt deſto ſtärker und empfindlicher wird, je mehr der Vorſatz des Herzens, den er befeindet, ſich dem Verſtande gegenüber in uns Blößen gibt. Jedoch iſt alles prophetiſche Wiſſen der im geſunden Zuſtande befindlichen menſchlichen Natur ein für allemal zuwider, und ſo war ich, überungeduldig und gereizt, als zuletzt noch die geheime Macht deiner Karte ſich dagegen auflehnte, daß ich nach Karlsbad ginge, nachdem ſchon das Wetter und eine Menge kleiner Anſtöße die Ausführung meines Entſchluſſes lange genug verhindert hatten.

Ich übereilte meine Abreiſe, da es mich zu Hauſe nicht mehr litt, und auch unterwegs riß die Kette von Unfällen nicht, an der ich einmal lag, und die es zu verdrießlich wäre, dir Glied vor Glied vorzuhalten. Um die ſchöne Ausſicht auf dem Keilberge, der Grenze und Wetterſcheide, kam ich ebenfalls. Der Regen goß in Strömen vom Himmel und dicker Nebel hüllte die Atmoſphäre ein. Oben in den Klüften lag noch Schnee, unten im Joachimsthal blühten die Bäume. Der

Aufenthalt in dem troſtloſen Neſte mit den unzähligen Kindern und Bettlern, wo ich ſo lange auf Pferde warten mußte, machte mich faſt melancholiſch. Das ewige Plätſchern des Regens hören und ſehen zu müſſen, wie die bleifarbenen Wolken ſich unabläſſig ſchichtweiſe über einander wegwälzten und die armſeligen Menſchenkinder mit den verſchrumpften, gelben böhmiſchen Phyſiognomien eben ſo dumm wie pfiffig in die Gaſtſtube gafften oder mit groben Säcken zum Schutze gegen die Näſſe über die Schultern vorbei humpelten, indem ſie ſich die einzeln aus der Straßenfluth ragenden großen Steine vorſichtig auswählten!

Endlich, endlich langte ich hier an. Das Wetter hellte ſich hinter Schlackenwerth auf und gönnte mir den erſten Anblick der lieben Stadt im Sonnenglanze. Ich fuhr durch die Egerſtraße, kam über den Markt, den ſteilen Schloßplatz empor, und gedachte in meiner alten Wohnung abzuſteigen. Ich hatte für unnöthig gehalten, ſie in ſo früher Jahreszeit voraus zu beſtellen. Sie war trotz der Entlegenheit ſchon beſetzt. Mich nun noch unter wildfremde Leute begeben zu ſollen, der Fürſorge meiner alten braven Hausfrau in ihrer Möpſe- und Kanarienvögelwirthſchaft zu ermangeln, war mir doch zu arg. Allein was war zu thun? Aus Verdruß nahm ich die erſte beſte Wohnung, die ich in der Nähe fand, und ſchreibe dir aus ihr dieſe Zeilen in der Frühſtücksſtunde, die bei der nach geometriſcher Progreſſion ſteigenden Eßluſt hier die beglückendſte Tageszeit zu ſeyn pflegt. Bekannte habe ich noch nicht gefunden. Ich werde vor der Hand alſo darauf angewieſen bleiben, mir ſelbſt Geſellſchaft zu leiſten, und es bringt auch ſeine Vortheile mit ſich, nach dem Getriebe in der großen Welt ſich wieder einmal zu ſammeln und aus unerquicklicher Gegenwart in ſo liebreiche Vergangenheit zu entwachen, als ſich mir auf jedem Tritt und Schritt neu belebt. Ja, wie unvergeßliche Tage und Stunden habe ich als heiterer Jüngling hier verlebt! wie wird mir . . . .! Was hilft das aber Alles? hin iſt hin, verloren iſt verloren! Und wenn, in ihrem Thun und Laſſen, die Menſchen entweder der Zukunft, Gegenwart oder Vergangenheit dienen, ſo ſind die erſten manchmal wohl die edelſten, die andern meiſtens die gemeinſten, die letztern immer die verkehrteſten, zu denen ich in keinem Falle gehören möchte.

2.

Graf Otto an den Autor.

Karlsbad, 3. Juni.

Ein wie ganz anderer Menſch gegen ſonſt bin ich geworden! Ich fühle es hier recht lebhaft, wo mich ſo vielerlei an die Zeit vor zwölf Jahren erinnert, als ich zum letztenmale in Karlsbad war und Sidonien, die Geliebte meiner Jugend, kennen lernte. Wie viele Momente lächeln mich hier aus Buſch und Bach an und ſpiegeln mir das Bild der reizenden Frau zurück! Ja wohl, reizende Frau! Sie können es bezeugen. Sie haben ſie damals geſehen, als ihre Jugend und Schönheit in reifſter Blüthe ſtand. Der unbeugſame Wille ihrer Eltern hatte ſie früh mit einem rohen Kriegsmann verbunden, den ſie nicht lieben, den ſie kaum achten konnte, und ſie hatte faſt zehn Jahre lang das Joch dieſer unglücklichen Ehe getragen. Da war ſie zu rechter Zeit durch ſeinen Tod befreit worden und erwachte nun mit einem Male die ganze unterdrückte Kraft ihrer Seele. Ihr Daſeyn war ein immerwährender Triumph, und wer hätte ſich enthalten können, ihr zu Füßen zu ſinken! Ich lebte nur für ſie, ſah damals Alles noch mit ſo friſcher, neuer Seele an und glaubte an das Leben, das ich jetzt in alle Zweifel eines Traumes ſtelle. Ich dichtete ihr alles Schöne an, das ich liebte, für das ich in Leben, Natur und Poeſie ſchwärmte, und legte es auf den Götzenaltar dieſes Gefühls nieder. Ich lebte in einer Wertherſchen Welt und wähnte, eine Frau könne fähig ſeyn, eine ſolche Liebe ſo zu erwidern, ja, war drauf und dran, das unbefangene Wohlwollen, mit dem die Aeltere dem Jünglinge begegnete, für das Wahrzeichen der Leidenſchaft zu halten. Doch gingen mir die Augen auf, bevor ich den entſcheidenden Schritt that und mich meiner Freiheit entſchlug, meinen beſchränkten Glücksumſtänden zum Trotz, um ihre Hand anhielt.

Meine Leidenſchaft ſetzte ſich nach und nach zur Freundſchaft um, und Sidonie reichte nach einigen Jahren ihre Hand ihrem jetzigen Gemahle, der ihr als ältlicher, reicher, heiterer, gutgeſinnter Mann in ſeiner comfortablen Stellung als Geſandter eines angeſehenen Hofes das Lebensglück bereitet, deſſen ſie bedarf. Behaglich, vornehm, höchſt verſtändig, wie ſie nunmehr iſt und einestheils immer war, zwang mir dieſe Vorſtellung ſchon manches Lächeln ab, wenn ich ſie mit dem phantaſtiſchen Trugbilde zuſammenhielt, das ich mir ehedem von ihr machte. Die Liebe iſt blind und verblendet, der Rauſch eines Aberglaubens; ich freute mich, als ich wieder ſah und ernüchterte, als unter dem Umſchlag der Reſignation die tiefe Wunde der Enttäuſchung heilte. Befinde ich mich aber jetzt darum beſſer und wohler?

Ach, Freund, man wird vernünftiger, weiſer, ruhiger, allein gewiß nicht glücklicher, je älter man wird. Sonſt hielt ich die Liebe und Leidenſchaft für das höchſte Glück und war geneigt, daſſelbe in einem Verhältniſſe zu finden, das mir ein unerhörtes ſchien, wiewohl es kein anderes war, als Tauſende in ihrer Jugend wenigſtens einmal haben. Jetzt glaube ich an keine Liebe und Leidenſchaft, die ich nicht fand, bin eben ſo tief entmuthigt, als vorher erregt, und ſage mit Goethe: alles was wir treiben und thun, iſt ein

Abmühen; wohl dem, der nicht müde wird! Jedoch iſt die Poeſie, die Wahrheit der Hafen, der mich vor neuen Stürmen und Grundirrthümern des Lebens geborgen hält. Und wenn mich jene Erinnerungen hier wie Gewiſſensbiſſe beſtürmen und quälen, können es, da es nicht meine Schuld iſt, daß ich nicht glücklich ward, doch nicht verdiente Gewiſſensbiſſe ſeyn. Hat das Gewiſſen uns gegenüber überhaupt immer Recht? Muß es immer Schuld, kann es nicht auch Krankheit oder Unglück ſeyn, die es erregen?

Ich freue mich mit dem Lächeln der Wehmuth noch meiner damaligen kindlichen oder kindiſchen Gefühle. Und ich war zu der Zeit doch ſchon ein erwachſener Mann, und glaubte kaum mehr ein Jüngling, geſchweige ein Kind zu ſeyn. Aber ſo ergeht es uns zu jeder Lebenszeit. Von Jahrzehend zu Jahrzehend ſehen wir auf den verfloſſenen Abſchnitt unſeres Daſeyns mit vornehm bedauerlichen Mienen herab, und meinen recht klug geworden zu ſeyn, wenn wir uns in demüthigenden Vorſtellungen unſeres Zuſtandes von ehedem über uns ſelbſt erheben, der Gegenwart auf Koſten der Vergangenheit ſchmeicheln.

Sidonie war anders, als ich in dem erſten Entzücken über ihre Erſcheinung gehofft hatte, und ich muß über meine damaligen Anſprüche an die Frauen lächeln. Die Schönheit, die Poeſie, die ich von ihrem Innern forderte, iſt es eben ihr Beruf uns äußerlich vorzuſtellen, und es hieße die größte Unbilligkeit, ein

Unnatürliches, Unmögliches ihnen zur Pflicht zu machen. Was ich ſonſt bei ihnen ſuchte, ſollen wir beſitzen, um uns zu dem Genuß ihrer Schätze zu befähigen.

Ich vertraute Ihnen dieſe meine erſte Liebe, die einen weit tieferen Eindruck auf mich hinterlaſſen hatte, als ich Ihnen eingeſtand, nach der inhaltſchweren Zeit an, in der mir der allerheiligſte Stuhl die goldene Dornenroſe der Enttäuſchung ſandte. Und habe ich den bittern Kelch ohne Nutzen und Frommen meiner geiſtigen Geſundheit geleert? Ich denke nicht. Der Glückliche, d. h. den man ſo nennt, mag recht angenehme Träume haben können, der Nichtglückliche trägt doch alle Vortheile des Wachens über ihn davon. Ich hätte damals ſo gerne geſehen, mein Leben verträumen zu dürfen. Es würde mir ſo ſpurlos wie Tauſenden vergangen ſeyn, und ich hätte an ſeinem Ende nicht gewußt, weßhalb es angefangen. So aber in der erſten Frühe wach gerüttelt, mußte ich mich aus dem ſchlaftrunkenen Landleben, in dem ich fortgedämmert, zu einer erquicklichen Geſchäftsthätigkeit ermannen, und darf der Hoffnung leben, nach vollbrachtem Tagewerke daſſelbe für kein verlorenes zu erachten. Ich habe wenigſtens bis daher allen Grund, mich in meiner diplomatiſchen Laufbahn glücklich zu fühlen, und ſehe, nachdem ich ſonſt wohl für Poeſie und Poeten ſchwärmte, nun allmählig ein, daß die echteſte Poeſie in dem praktiſchen Leben zu finden iſt, und jeder höher gebildete Menſch die Aufgabe zu löſen hat, ſie darin zur Erſcheinung zu bringen. Auch verträgt die Diplomatie in Wahrheit ihren Zuſatz, oder erheiſcht ihn ſo gut wie jene andere höchſte Lebensthätigkeit. Was hat man in der neueſten Zeit die Diplomaten geſchmäht und herabgeſetzt! Gewiſſermaßen freilich nicht mit Unrecht, da ſo manche Hauptvertreter meines Standes ſich vor den Augen der Welt oft genug lächerlich oder verächtlich gemacht und bewieſen haben, daß Schlangenklugheit ohne Treu und Redlichkeit mit Dummheit gleichbedeutend, ſowie der Weitſichtigſte durch Ueberſichtigkeit wieder kurzſichtig wird. Iſt indeß die Kunſt der Politik darum weniger eine der erhabenſten und wichtigſten?

Ich gedenke meine Urlaubszeit und Brunnenkur dazu zu benutzen, mit den verſchiedenſten Menſchen Umgang zu pflegen und Charakterſtudien einzuſammeln. Die Saiſon wird an Kurgäſten zahlreich werden.

3.

Graf Otto an ſeine Schweſter.

Karlsbad, 8. Juni

Es iſt im Grunde noch faſt gar keine Geſellſchaft hier. Mancher Andere würde ſich unter ſolchen Umſtänden langweilen. Ich bin mir immer ſelbſt die beſte Geſellſchaft und befinde mich unabläſſig auf den Füßen, da ich die Gegend außermaßen liebe. Nur von acht bis neun Uhr Morgens, während des Frühſtücks, bin ich ſitzend, geſetzt oder ſittſam zu Hauſe anzutreffen. Meine Wohnung hat eine ſchöne, behagliche Lage und ich ſehe die Stadt unten vor mir ausgebreitet, ſo wie dahinter einerſeits den nahen St. Laurenzberg, anderſeits die ferneren, anſehnlicheren Höhen, über die ſich die Prager Chauſſee zieht. Links erhebt ſich der Dreikreuzenberg und eröffnet ſich, vom Erzgebirge begrenzt, das Egerthal; rechts erblicke ich das ganze Waldgebirge gen Hammer und Aich. So elegant, bequem und unterhaltend wie auf der alten Wieſe iſt es hier freilich nicht; dafür iſt aber die Luft reiner und ſtärkender und wohnt man fern von dem Gewühl in ländlicherer Stille. Wenn die Tauſende von Lichterchen der gedrängten Häuſermaſſe Abends vor mir erſchimmern, die Muſik der Ständchen herausſchallt und das Getriebe und Gedränge dazwiſchen ſummt, derweil die Berge ringsum dampfen, ſo ſtellt ſich aus dem Allen ein recht anmuthiges Bild zuſammen.

Die Karlsbader Gegend iſt eine Natur für Strebende, ſie regt auf, erzeugt Gedanken, hat durchweg einen ernſten, hohen, andeutenden Charakter. Der Umſtand, daß viele Kurgäſte von hier nach Teplitz gehen oder daher kommen, hat wohl ſchon zu der Sonderbarkeit Anlaß gegeben, die hieſige Gegend mit der Teplitzer zu vergleichen. Welche Verſchiedenheit zwiſchen beiden! Teplitz iſt eine Gegend für Glückliche. Dem, der glücklich iſt, und der dann natürlich Menſchen um ſich hat, die ihm lieb und theuer ſind, muß es Genuß gewähren, das weite, unvergleichliche Thal mit ſeinen großartigen Gebirgsformen, ſeinem üppigen Wachsthum, ſeinem warmen, prächtigen, ſüdlichen Kolorit zu durchſchweifen. Der Einſame möchte in Verlegenheit gerathen, was er damit anfangen ſolle. Zum Genuſſe, zu dem in Teplitz Alles einladet, iſt er nicht da; ihm wird Karlsbads ſchwermüthige Gebirgshöhe lieber als jene ſtrahlende Heiterkeit ſeyn.

Ich treibe mich den ganzen Tag auf den düſtern, bemooſten, bewachſenen Bergen umher. Die anmuthigen Wege, die darüber und nebenher durch die Schluchten führen, ſind faſt immer menſchenleer. Die meiſten Kurgäſte, auch die ſteigen könnten, ergehen ſich nur kurze Strecken thalwärts, bleiben auf dem Poſthofe Stunden lang ſitzen und wollen bei ſolcher Lebensart geſunden. Die friſche Bergluft, das viele Gehen und Steigen iſt die halbe Kur. Je höher man wandert, deſto mehr erweitert ſich die Bruſt, deſto tiefer lernt man Athem ſchöpfen, deſto weniger wird man an die Maſchinerie des Lebens erinnert, deſto leichter fühlt man ſich Geſundheit durch die Adern ſtrömen. Ich habe es noch nicht dahin gebracht, müde zu werden. Und welchen wohlthätigen Einfluß hat das Waſſer dieſer Quellen auf den Körper, das der Quelle aller Quellen, des Sprudels insbeſondere! Ich befand mich noch zu keiner Zeit meines Lebens wohler, als indem ich ihn trinke. Nur nicht zu arbeiten oder auch zu leſen bin ich im Stande. Ich ſtehe halbe Stunden lang an dem Sprudel und ſehe der unausgeſetzt aufſteigenden, kochenden, ſprudelnden Waſſerſäule zu, wie ſie braust und tobt und ziſcht und poltert. Immer und immer wieder wirft ſie und ſpritzt ſich empor und fallen die ſchweren Strahlen wie Aehren einer Waſſergarbe umgebogen nieder. Sekunden lang bleibt ſie in dem eiſernen Kelche verſteckt, hebt ſich, leiſe athmend, und ſcheint auszuruhen. Dann richtet ſie ſich aufs Neue empor und ſchleudert ihren weißen Schaum von ſich; der Luftzug weht die heißen Dampfwolken über die Häuſer oder drückt ſie in die Terel nieder. Wenn man recht früh zum Sprudel kommt, iſt der Moment gar ſchön, zwiſchen dem Sprudelſaale und der Trampelbahn die Sonne aufgehen zu ſehen, wie ſie einerſeits den aus der dunkeln Nadelholzwaldung ragenden Felsblock des Hirſchenſprunges röthlich anhaucht und anderſeits der Gipfel des Dreikreuzenberges in Morgenduft getaucht erſcheint.

Auch gedenke ich Sidoniens an dieſer Stelle lebhafter, weil ich ſie Morgens hier erwartete, bis ſie zum Thereſienbrunnen vorüberging. Ich bin ſo ſchwach und zweifelhaft, daß bei ihrer Vorſtellung mir jedesmal auf's Neue die Frage entſteht: ob ich nicht hätte mit ihr glücklich werden können? Wie lange ich es geblieben wäre, iſt freilich eine andere Frage, die auch nicht ausbleiben kann. Es gibt doch in der ganzen

Welt nicht ſolche Frauen, als ich Diogeniſch ſuchte. Nicht wahr, liebe Schweſter, du haſt es mir ſchon oft geſagt und mich deßwegen ausgelacht? Sidonie iſt ohne mich glücklich geworden, und ich könnte mit ihr, ſo wie ſie jetzt geworden iſt und werden mußte, nicht glücklich bleiben. Leben iſt überhaupt handeln, nicht genießen. Nur durch Handeln, Schaffen, Erkennen, Begreifen, werden wir Gott ähnlicher. Unſer irdiſches Daſeyn an und für ſich iſt Nichts. Steht hinter mir die Sonne und wirft meinen Schatten vor mir auf den Boden, ſo entwirft doch nur ein Schatten den andern, da ich nichts als der Schatten deſſen bin, was in mir iſt, ſcheint oder beſchienen wird.

Ich irre Tag für Tag unbeſchäftigt im Freien umher und finde zuletzt, daß ich immer noch zu wenig Zeit zum Müſſiggehen habe. — Eine angenehme Bekanntſchaft unter ſo vielen gleichgültigen habe ich an dem berühmten Grafen X. aus Wien gemacht. Man hatte mich von ſo manchen Seiten her vor ihm gewarnt. Gewiſſe Leute lieben ihn launenhaft, ſchroff, abſtoßend zu ſchildern, und es mag ſeyn, daß der treffliche Mann mitunter gerechte Urſache findet, dieſe Seite herauszukehren, geſetzt, daß ſie an ihm iſt. Es gehört ſo weſentlich zur Kunſt des Lebens, daß man verſteht, zur rechten Zeit und Stunde grob zu ſeyn, und wem dieſe Gabe nicht verliehen iſt, deſſen Höflichkeit, ſollte ich meinen, hat auch keinen großen Werth. Ich habe den Grafen als einen wohlwollenden, zuvorkommenden

Mann kennen lernen, deſſen Umgang mir in dieſer für alle höhere Bildung vollkommenen Einöde unſchätzbar iſt. Wir ſpeiſen zuſammen bei Belza, trinken zuſammen Kaffee auf der Wieſe und haben auch ſchon mehrere weite Wanderungen mit einander gemacht. Er iſt von Geſtalt eher klein als groß, hager, rüſtig, hat dunkle Augen, ſchwarzes, ſchlichtes Haar, röthlich gebräunte Geſichtsfarbe und trägt meiſt eine goldene Brille, blaue Kleidung, Schuhe und weiß ſeidene Strümpfe. Den Kopf hält er ein wenig zur Seite vorgeſenkt, die Arme läßt er ungezwungen hängen, oder ſchlägt ſie durch den Schoß des offen ſtehenden Rocks, derweil er beim Gehen die eine Seite etwas vorzuſchieben pflegt. Seine Züge haben einen ſinnenden, ernſten, zuweilen finſtern Ausdruck, jedoch ſpricht ſich reine Menſchenfreundlichkeit dahinter aus, und Ironie und Witz bezeichnen den Mund. Adel der Geſinnung, männliche Entſchloſſenheit, die unabläſſige Gewohnheit zu denken und zu forſchen, ſind an ihm unverkennbar, und eckig, wie eine alte Eiche, bedeutet ſein barſches Weſen doch nur verhohlene Weichheit des Gemüths. Ich habe ihn im Feuereifer über Unwahrhaftigkeiten oder bedrängte Armuth geſehen und ſicher erkannt, wie er ſich beſtrebte, ſeine aufſteigende Rührung zu bekämpfen oder zu verſchleiern. Er iſt offen, mittheilend, diskret und, was noch liebenswürdiger, Diskretion bei Andern vorausſetzend; einfach, anſpruchslos, human aus Grundſatz. Er ſpricht ſchnell, beſtimmt, bündig, geiſtvoll und macht immer den Eindruck der Ganzheit, ſo wie ihm denn auch alle Steckenpferdreiterei, Halbheiten und dergleichen an Andern zuwider ſind. Denke dir aber die Sonderbarkeit des ſo charakteriſtiſchen und alſo ſelbſt poetiſchen Mannes, daß er alle Poeſie von Grund aus zu verkennen und als vermeinte Lüge oder Unwahrheit zu haſſen ſcheint. Bevor ich hinter dieſe idiopathiſche Eigenheit ſeines Geiſtes kam, habe ich eifrigen Streit mit ihm geführt, wenn er unſern größten Dichter angriff, und wäre leicht heſtig geworden. Indeſſen gelang es mir, an mich zu halten, und ich wünſchte mir Glück, es gethan zu haben, ſobald ich einſah, daß gerade ſein Angriff auf den Dichter die größte Anerkennung deſſelben in ſo fern enthielt, als er ihn zum Stellvertreter der Poeſie im Allgemeinen machte. Es gilt ihm nichts für wahr, als ſeine Steine und Kräuter, die er vor ſich hinlegen, unterſuchen und beſchreiben kann. Und dabei begreift er nicht, wie im Gegentheile, von ſeinem Standpunkte aus, mit noch größerem Rechte der Dichter dieſe materielle, oder zertheil- und auflösbare Wirklichkeit als Schein, Lüge, Unweſenheit angeben dürfte.

4.

Graf Otto an den Autor.

Karlsbad, 9. Juni

Ich habe meiner Schweſter geſtern von meinem neuen Bekannten, dem Grafen X. aus Wien, geſchrieben. Ich bitte, laſſen Sie ſich den Brief zeigen, wenn Sie einmal aufs Land zu ihr kommen. Der fortgeſetzte Umgang mit dem liebenswürdigen Poeſiefeinde hat mich wieder einmal recht empfänglich für Poeſie gemacht, wenn gleich mir dieſe Erſcheinung in meinem Gemüthe nur das letzte Auflodern einer erſterbenden Flamme däucht. In dieſer Stimmung, die mich auf ein noch höheres ideelles Gebirge hebt, als auf dem Karlsbad gelegen, mit noch reinerer Luft als dieſe Atmoſphäre umweht, gewährt mir die Lektüre Ihrer zweiten Ueberſetzung des Manzoniſchen Romans: die Verlobten, das reinſte Vergnügen, indem ich zunächſt bewundere, wie Manzoni's Styl gewiſſermaßen en relief gearbeitet iſt und die Begriffe, unbeſchadet alles Wohllauts und aller Weichheit der Sprache, ſcharf gedacht hervortreten. Ich begreiſe nicht, wie manche Leſer es anfangen, in dem Buche Längen zu entdecken. Freilich mögen es meiſt ſolche ſeyn, die ein Kunſtwerk nie im Ganzen anſehen, ſondern blos wegen einzelner Stellen loben oder tadeln, die ihnen perſönlich lieb oder unlieb ſind, und die allenthalben nur beluſtigt und unterhalten, oder in der Weiſe untergehalten, daß ihr Geiſt nicht aufkommen kann, nie belehrt, gebeſſert, aufgeklärt oder gar geärgert ſeyn wollen, obwohl das Letztere uns bisweilen gar zu heilſam und erſprießlich iſt, um im Leben oder Buche dahindurch zu erkennen, das Aergerniß liege in uns. — Sie ſagen zwar mit Recht, daß man Manzoni keinen andern Dichter nachweiſen könne, der unmittelbaren Einfluß auf ſeine ſo ſelbſtſtändige poetiſche Ausbildung gehabt; jedoch drängte ſich mir die unmaßgebliche Wahrnahme auf, daß der Dichter, als er die Verlobten ſchrieb, la vie de Marianne von Marivaux gekannt, geliebt, öfter in Gedanken gehabt haben möge.

Das Wetter iſt ſchwankend und es regnet faſt alle Tage; jedoch iſt die Luft warm und erquickend und bleiben einem immer vier bis ſechs Stunden gutes Wetter übrig, in denen man ſeine Spaziergänge abthun kann. Ueberdies läuft die Näſſe bald von dem abſchüſſigen Granitboden ab, ſo daß man faſt allenthalben trockenen Fußes geht. Die Wolken ziehen manchmal drei, vier Schichten unter einander ſo tief einher, daß man in ihnen wandelt, und als ich neulich auf dem Wege nach der Findlaters Säule war, die die Karlsbader Bürger „dem Verſchönerer der Natur“ errichteten, kroch eine dicke, ſtinkende Wolke, die ganz auf dem Acker auflag, in den Furchen auf mich zu und hüllte mich in ihren neblichten Schooß ein, deſſen Füllung die von Feuchtigkeit ſatte Erde nicht gleich in ſich aufnehmen konnte. Eine empfindſame Geliebte könnte ihrem Liebhaber in der Ebene als beſonders werthvoll ſolche Wolke von hier aus zum Gruß ſenden, da ſie nicht nur über ſie hin, ſondern gleichſam durch ſie hindurch gezogen. Zu meinem Troſte hatte ich ſchon früher die Erfahrung gemacht, daß in Karlsbad mäßiger Regen leichter als anhaltende Hitze zu ertragen iſt, die in dem engen Thale, inmitten der hell angeſtrichenen Häuſer, von denen die Sonnenſtrahlen ſengend abprallen, und wo die Quellen ſo warm und ſtark ausdünſten, zur drückendſten Schwüle wird. Anderſeits entſpricht auch ein bewölkter Himmel, aus demſelben Grunde, wie manche Menſchen nicht glücklich ſeyn dürfen, ſollen ſie nicht aufhören, geiſtig ſchön zu ſeyn, beſſer als ein wolkenloſer dem Charakter der hieſigen Gegend. — Ich finde mich des Morgens ſchon um vier Uhr am Brunnen ein und trinke meine zehn Becher regelmäßig nach einander. Sobald die Menge kommt, bin ich fertig und entledige mich meines erſten Spaziergangs am Brunnen. Dabei gewinne ich doppelt, indem ich mich mit Bekannten ungeſtört unterhalte und weder meine Kur vernachläſſige und die Trinkzeit verſäume, noch mir durch das Sprechen ſchade.

Eine ſeltſame Unregelmäßigkeit verſchuldete ich gleich Anfangs. Bereits in den erſten Tagen meines Hierſeyns erregte nämlich eine junge, ſchwarz gekleidete Dame, die Neubrunnen trank, meine Aufmerkſamkeit in dem Grade, daß ich unbedenklich neben ſie zur Quelle trat und mir von den jugendlichen Nymphen ſchöpfen ließ. Ich hatte das Gefühl, ich könne keinen andern Brunnen als ſie trinken, und ſetzte voraus, daß dies der Mühlbrunnen ſey, den ich trinken ſollte, bis ich vor einigen Tagen dahinter kam, daß ich fortwährend Neubrunnen trank. Er bekam mir ſchlecht und erhitzte mich zu ſehr, wie dies in vielen Fällen die Unart des Neubrunnens iſt; auch ſchien mir der vermeinte Mühlbrunnen gegen andere Jahre zu heiß. Indeſſen blieb mein Vorurtheil ſtark genug, um nicht zu weichen, und ward ich am Ende nur durch Zufall über meinen Irrthum aufgeklärt. Sie werden mich ſo gut wie alle Andern auslachen, denen ich die Thatſache von der Urſache abgelöſt erzählte, denn ſo jugendliche Unbeſonnenheit iſt für einen alten Diplomaten allzu ſtark, und um ſie nur einigermaßen zu entſchuldigen, müßte Ihnen die ungemein poetiſche Erſcheinung des jungen Mädchens vor Augen ſtehen.

Sie iſt eine Gräfin Berotin aus Böhmen und mit ihrer Mutter hier, die wenig ausgeht und von dem Kummer über den kürzlich erfolgten Tod ihres Gatten niedergebeugt ſeyn ſoll. Mutter und Tochter ſind darum auch in tiefer Trauer, und die letztere, die das Zuſammentreffen mit Andern zu meiden ſcheint, wandelt meiſt allein auf der Terraſſe über dem Thereſienbrunnen hin und wieder, wo ich ſie genugſam beobachten kann, da ich mich eben ihretwegen neben dem Thereſienbrunnen ergehe. Liſette von Borotin, deren Alter ich auf achtzehn oder neunzehn Jahre ſchätze, iſt weniger ſchön als anmuthig und pikant. Ihre nicht regelmäßigen Geſichtszüge ſind genial, großartig, feſt geſtaltet, ihre Geſichtsfarbe blendend weiß und friſch. In den erſten Tagen ſah ſie äußerſt blaß aus, jetzt fangen ihre Wangen an, ſich zu färben. Die Art, wie ſie die langen, braunen, ſeidenen Wimpern, die wie Schmetterlingsflügel auf der Blume der Augen zittern, ſie beſchattend niederſchlägt, verleiht ihr was unſäglich Züchtiges, und die ſchwarze Creppkleidung und mantillenartige Pelerine, trotz ihres raſchen, leichten Ganges, das Anſehen einer Pilgerin. Mit naiver Grazie hält ſie oft die Hände vor die Bruſt wie eine Bittende und trägt in der einen Hand das weiße Schnupftuch und den Becher, in der andern einen Strauß Maiblumen.

Denken Sie ſich dieſen Gegenſatz zu meinem Poeſiefeinde! Und er kann die Poeſie läugnen und ſieht Liſetten täglich vor Augen, geht ſogar mit ihr um, kennt ſie auf das Genaueſte — da er ihr Oheim iſt. Ich bin halb ſcherz-, halb ernſthafterweiſe ſchon verſucht geweſen, die Poeſie durch ſie ihm gegenüber zu vertheidigen, ihn zu fragen, was das iſt, was man bei ihrem Anblick fühlt, wo nicht Poeſie, wie man das anders als in Poeſie beſchreiben könne? — Und was würde er darauf ſagen? was für ein Geſicht würde er dazu machen? — Auslachen, ironiſiren würde er mich allerdings; allein, ſo wie ich ihn kenne, dürfte die Gewiſſensfrage im Stillen ihren Eindruck auf ihn hinterlaſſen.

5.

Gräfin Liſette an Sidonie.

Karlsbad, 6. Juni.

Sie wiſſen, liebe Freundin, ich habe meinen theuren Vater, der im vergangenen Jahre ſo früh für uns ſterben mußte, gewiß von Herzen geliebt und mit Schmerzen betrauert. Allein, iſt es Sünde, Undank, Gleichgültigkeit, Selbſtſucht, oder wie muß ich es nennen? Ueber ſeinen Verluſt ſo troſtlos zu ſeyn, wie meine Mutter von mir fordert, ſo Alles darum aufzugeben, vermag ich nicht. In der erſten Zeit nach ſeinem Tode war ich wohl vernichtet genug; jedoch der Schmerz tödtet ſich in ſich ſelbſt, und deſto früher, je ſtärker er iſt. Thut er das nicht, löst er ſich nicht in der Erhebung der Seele auf, die ja die ſchönſte Feier des Angedenkens eines geliebten Todten, dem in ſeinem Himmel wir uns damit wieder nähern, ſo artet er wie ein entzündliches Uebel in ein chroniſches aus und läßt uns den neuen, ſchlimmen Gaſt an ſeiner Statt hegen und pflegen, ja, uns noch deſſen, was vielleicht ſchon Sünde iſt, als hoher Tugend erfreuen.

Auf welche Grübeleien gerathe ich aber in meinem Trübſinne! Bin ich nicht drauf und dran, meine Mutter anzuklagen, um mich zu entſchuldigen? Es iſt ein arges Ding, unſer Herz. – Und was hat meine geliebte Mutter mit dem Einen Schlage verloren! Es zeigt ſich erſt nach und nach, in wie grenzenloſe Verwirrung meines Vaters Tod unſere Angelegenheiten geſtürzt hat. Sie wiſſen, was ſage ich! Sie ahnden nicht, in welche Verlegenheiten wir gerathen ſind. Ich habe mich immer geſcheut, es Ihnen zu ſchreiben; jetzt kann und mag ich es nicht mehr unterlaſſen. Es iſt Ihnen bekannt, daß mein Vater und ſein längſt verſtorbener Bruder die Letzten ihres Namens waren, und Erſterer die großen Fideicommißgüter der Familie als der Aelteſte allein beſaß. Beide Brüder waren vermählt; mein Vater ebenbürtig, aber ohne männliche Nachkommenſchaft, mein Oheim unter ſeinem Stande. Dieſer hatte demgemäß ſeine Erbrechte an die Güter zum Theil eingebüßt, zum Theil meinem Vater für eine bedeutende baare Summe abgetreten. Alſo hatte dieſer, obwohl jener Söhne bekam, die Ermächtigung, nach ſeinem Tode ſeine Güter an uns Töchter zu vererben. Jahre gingen in das Land; mein Oheim ſtarb und mein Vater verwendete ſein ganzes Kapitalvermögen auf die im Kriege heruntergekommenen Güter, da er keinen Grund zu fürchten hatte, ſie könnten ſeinen

Kindern jemals ſtreitig gemacht werden. Der Himmel forderte ihn aus dieſem Leben ab, und nun denken Sie ſich unſern Schreck, als der Vormund meiner Vettern auftritt und, jenes Vertrags ungeachtet, unſere Güter für ſie in Anſpruch nimmt, indem er theils behauptet, mein Oheim habe ihnen ihr Recht nicht vergeben können, theils den Empfang der Summe läugnet, und leider läugnen kann, da eine gewiſſe Urkunde uns, Gott weiß wie, abhanden gekommen iſt, theils ſogar beweiſen will, der Adel meiner Tante ſey nicht ſo nichtig oder neu, als man früher angenommen habe. Ein Prozeß hat begonnen und ſoll übel für uns ſtehen, indem die Verhältniſſe verwickelt ſind und vielleicht auch Kabalen mit unterlaufen, ſo daß nicht blos der betrübte Todesfall das Herz meiner Mutter bedrängt. Dieſelbe iſt überdies nicht im Stande, wichtige Angelegenheiten zu leiten, und mag ſelbſt mit ihren Rechtsanwälden ſchlimm berathen ſeyn, wiewohl ſie von meiner Seite keinen Zweifel daran gelten läßt. Wer noch das Meiſte über ſie vermag, mein Schwager, Vicomte Hippolyte, iſt gerade der Allerunfähigſte, ihr mit Rath und That beizuſtehen. Ein junger hitziger Edelmann, wie er iſt, ohne tiefere Geiſtesbildung als die ſeines Standes, Landwirth aus Neigung, roh von Natur, würde er dem Handel nur etwa, wenn er ſich durch ein Duell ſchlichten ließe, gewachſen ſeyn. Und ſonderbar, daß die Empörung ſeines Eigennutzes über die ihm drohenden Verluſte ſich aus keinem andern Grunde wider mich gerichtet hat, als weil er die noch zu rettenden Trümmer unſeres Vermögens mit mir theilen muß!

Mir, für meine Perſon, iſt das Unglück an ſich gleichgültig, obwohl ich mir nicht verhehle, was es auf ſich hat, aus einer reichen Erbtochter ein in meinem Stande armes Mädchen zu werden. Ich kann mich aber nicht dazu zwingen, großen Antheil an dem zu nehmen, was auf Glücksgüter Bezug hat, die uns innerlich nicht fördern. Vielleicht, daß mich ſpätere Erfahrung andern Sinnes macht; vor der Hand muß ich das dahingeſtellt ſeyn laſſen. Heucheln kann ich ein- für allemal nicht. Das Leben erheiſcht in ſo ernſten Dingen unſere Aufmerkſamkeit: was ſollten wir die Kräfte unſerer Seele an Nichtswürdigkeiten zerſplittern! Ich ſehne mich alſo von Herzen, wieder etwas Anderes als den ewigen Jammer zu vernehmen.

Wir führen ſeit vierzehn Tagen das trübſeligſte Leben von der Welt, und im Anfang hatten wir dazu noch Froſt und Schnee auszuſtehen, und war kein Menſch da, wenn gleich uns Eremiten Geſellſchaft nichts geholfen haben würde. Wir gehen nur etwa gegen Mittag eine halbe Stunde ſpazieren. Die Mutter ſpricht manche Tage gar nicht und wir ſitzen Stunden lang, jede mit einer Arbeit und einem Buche, an einem Fenſter einander ſtumm gegenüber. Dann läßt die Mutter einmal über das andere ihre Nähterei aus den Händen fallen und blickt gedankenvoll über das Buch weg auf die Dielen, oder ich beobachte ſie mit

Betrübniß, und tröſtete ſie ſo gern, wenn ich nur dürfte oder wüßte wie?

Meine Lektüre zieht mich auch nicht an. Ich leſe Romane von Cooper, Bulwer oder Maryatt und entſchlafe über das breite engliſche Zeug in Gedanken. Mittelmäßige Autoren, Talente, die nicht über ihre Zeit hinausreichen, fiel mir neulich ein, verdienen im Grunde doch erſt, wenn dieſe vorüber iſt und ſie an und für ſich unſchädlich geworden ſind, die Beachtung der Denkenden; denn gerade dann, wenn kein leſender Menſch mehr von ihnen wiſſen will, werden ſie pathologiſch oder mediciniſch wichtig, indem ſich pſychologiſche Aerzte ihrer nach ſicheren Regeln, je nachdem ſie die Kranken einſchläfern, abſpannen oder reizen wollen, bedienen können.

In der Frühe ſtehe ich lange vor der Mutter auf, die zu Hauſe trinkt, und gehe allein zum Brunnen; Abends bei Schlafenszeit danke ich Gott, wenn ich mein Licht anzünden und zu Bett gehen darf. Ich ſage ihr gute Nacht und küſſe ſie, wenn ſie freundlich iſt, auf die Stirn. Manchmal hört ſie mich kaum, oder thut, als wäre ſie wie ſehr mit dem Inhalte ihres Buchs beſchäftigt, um nur nicht mit mir reden zu müſſen. Auch bleibt ſie noch lange nach mir in dem düſtern Zimmer ſitzen, ſo daß ich in der vorherrſchenden Stille glaube, ſie ſey eingeſchlafen, bis ich ſie endlich nach der andern Seite in ihr Schlafzimmer gehen höre. Mittags und unterwegs ſprechen wir eben ſo wenig mit einander, und ſo bleibt mir faſt keine Unterhaltung übrig, als die mit meiner entfernten Freundin und mit meinem Tagebuche oder mir ſelbſt.

Karlsbad füllt ſich nach und nach mit Fremden, und es macht mir Freude, die neu ankommenden Brunnengäſte zu beobachten, ihren Stand oder Namen zu errathen, und dies von der Badeliſte hinterdrein beſtätigen oder berichtigen zu laſſen. Gewiſſe Perſonen werden einem aber recht unausſtehlich, wenn man ſie immer wieder an ſich vorüberſchleichen ſieht und nicht kennen lernt. Mir geht es ſo mit einem jungen preußiſchen Diplomaten aus einer gräflichen Familie der Mark, an dem mir ſein ernſtes Weſen vor der Zeit, das ich ſo ſehr haſſe, ein wahrer Dorn im Auge iſt. Ich habe ihn noch kein Mal lächeln, oder mit andern als bedeutenden Männern umgehen ſehen, und die faſt ſteinerne Ruhe und Stetigkeit, mit der er Andere, ſo wie nicht ſelten mich, beobachtet, hat etwas unendlich Anmaßendes, ja Empörendes. Sein feſter, ſcharfer Blick, den man ohne hinzuſehen merkt, dringt bis ins Innerſte, und eben, um dem Menſchen nicht ſo nahe zu begegnen, gehe ich des Morgens gern auf der Terraſſe über dem Thereſienbrunnen auf und ab, wo mich ſein Blick nicht öfter treffen kann, als ich will.

Allein wozu führt das Alles, liebſte Sidonie? Nicht wahr, Sie erkennen es, wie entſetzlich mich die Langeweile plagt, daß ich ſo viel unnütze Worte über fremde Leute mache, die mich nichts angehen?

6.

Graf Otto an den Autor.

Karlsbad, 12. Juni.

In Betrachtungen verſunken, ging ich heute mit meinem gewöhnlichen Begleiter auf ſo einſamen Wanderungen, dem neuen Teſtamente, in den tieferen Wald, wo die Bäume voll abgeſtorbener Aeſte und langhaarigen Mooſes hingen, und nur hie und da durch das Gezweige des Dickichts die Sonnenſcheibe vom blauen Himmel ſchien, deren Strahlen bald weißlich matt auf dem hohen Farnkraute ſchillerten, bald ſich wie Spinneweben neben ſchwarze Schlagſchatten oder dunkles Grün ausſpannten, bald einzelne grelle Lichter auf das maigrüne Moos am Boden oder die Baumſtämme legten, über die die grauen Schatten der von der Luft bewegten Aeſte wehten.

Ich nahte einer kleinen Kapelle, die auf einem Kreuzwege ſtand, und ſah unfern von ihr zwei jugendliche weibliche Geſtalten dabei knieen, in denen ich meine niedliche Comteſſe mit einer Dienerin erkannte. Sie war in andächtigem Gebete hingegoſſen und hatte, keiner Störung gewärtig, den Hut abgenommen, der ihr am Arme hing, und ein weißes Tuch um den Kopf gebunden. Doch ſchien ſie durch das Geräuſch meiner Schritte gewarnt zu ſeyn und nöthigte mich, unbefangen vorbei zu gehen.

Als ich ſie hinter mir gelaſſen, trat eine Biegung des Weges in der Art ein, daß ich, wohl ſchon fünfzig Schritte weiter gegangen, kaum zwanzig Schritte in gerader Richtung von ihr abgekommen war. Es ſtand eine Bank da, die mich Platz zu nehmen einlud, und ich that es und las in dem Evangelium. — Um mich duftete der Wald ſtärkend und rauſchte, blühten die Blumen und grünten die Gräſer. Ich dachte, das ſey ihr Gebet, und da trat mir bildlich aller Unterſchied zwiſchen Katholicismus und Evangelismus, die Bedeutung des einen wie des andern vor die Seele. Sie, die fromme Katholikin, ſah ich durch eine lichte Stelle des Waldes vor einem buntangeſtrichenen elenden Bildwerke knien, das eben ſo gut eine Mutter Gottes als einen Heiligen vorſtellen konnte, und die Kraft ihrer gottbegeiſterten Einbildung verklärte es ihr zu einem anbetenswerthen Gegenſtande. Ich, der Proteſtant, war hinter die Kapelle, vielleicht wie der Knabe hinter die Schule, geſchlichen, und las in der heiligen Schrift, derweil die Natur umher für mich betete. Sie lobte Gott ins Geſicht, ich, wenn man will, hinter ſeinem Rücken: ich denke, wir thaten Beide Recht. Mein Gebet war, daß ich zeitliche und ewige Dinge vor mir an- und einſah, wie ſie waren, oder Gott anſchaute und dachte, wie ja überhaupt das würdigſte Gebet ſchlicht und recht denken und erkennen iſt, und keine Worte haben kann, wenn Gott ein unausſprechlicher Seufzer im Grunde unſerer Seele.

Ich verſetzte mich in ihre Seele, die ich vor mir beten ſah, deren Athem mir ſo nahe war, daß ich ihn im Geiſte zu hören meinte, wie er die geflügelten Laute ihrer Inbrunſt zu Gott empor trug, und da erſchien mir Katholicismus und Proteſtantismus wie das weibliche und männliche Prinzip des Chriſtenthums. Da glaubte ich einzuſehen, wie ſo manche pietiſtiſche Frauen nichts als heimliche Katholikinnen ſind, die, aus Verzweiflung über dies Gefühl, ihren Glauben zu dem Zerrbilde des Proteſtantismus verkehren; hielt ich es für möglich, daß der echte freie Geiſt Katholik und Proteſtant in Einer Perſon ſeyn könne, ſowie ja auch der Proteſtantismus vor der Reformation in dem Katholicismus enthalten lag, aus dem ihn nur die verblendete Selbſtſucht des Romanismus oder die weltgerichtliche Weltgeſchichte ſcheiden ließ, damit in der Trennung beider Konfeſſionen das wahre Chriſtenthum ſich wieder auf ſich beſinne. — Ob dies jemals geſchieht, iſt ungewiß, und bis dahin bleibe ich ein ſo wahrhafter Proteſtant, daß ich ſogar gegen den Proteſtantismus in ſeiner Eigenſchaft als in ſich abgeſchloſſene Kirche proteſtire.

Ich weiß nicht, wie lange ich in dieſe kritiſchen Waldträumereien verſunken geblieben war. In meiner Bruſt antwortete dem Brauſen der Wipfel das Brauſen des göttlichen Geiſtes im Wechſelgebete.

7.

Graf Otto an den Autor.

Karlsbad, 16. Juni.

Graf X. iſt Zoll für Zoll ein Nachkomme der alten Deutſchen, die die todte Natur, Bäume, Berge, Thale und Geſtirne bilderlos als heilig verehrten. Seine Liebe zur Wiſſenſchaft der Natur iſt mit ſeinem Daſeyn verſchmolzen. Ich begleite ihn auf ſeinen Wanderungen immer länger und lieber.

Neulich ſtellte er auf einer den Grundſatz auf, die Natur ſchaffe und walte in ihren drei Reichen allenthalben nach denſelben unwandelbaren Geſetzesformen: ein Reich ahme dem andern in ſeinen Erzeugniſſen, der Menſch in ſeinem Denken und Thun allen dreien nach. Es iſt mit dem Leben ſo wie mit der Kunſt, ſagte er; der Künſtler kopirt Anfangs nur die Natur, hernach läßt er ſich von ihrem Geiſte durchdringen und ſchafft wie ſie; am Ende gelangt er wieder durch den Abfall zu dem Punkte, von dem er ausgegangen iſt, und verkünden ſeine freien Schöpfungen nicht vollſtändiger als das kleinſte Stück Erde oder ſelbſt ein Grashalm und ein Blatt, Gott. — Er blieb dabei ſtehen und überließ mir die Anwendung. — Ich nahm den hingeworfenen Handſchuh auf und der Kampf über Poeſie und Nichtpoeſie erneute ſich zwiſchen uns.

Da führte ich ihm die Erſcheinung ſeiner Nichte als Beweis für mich an und fragte ihn, was dieſes einzelne Leben ſey, wo nicht Poeſie? Er ſah mich durchdringend an und ſprach: „Mein Freund, erinnern Sie ſich dereinſt, was ich Ihnen ſage: Wir ſind nicht ſo verſchiedener Meinung. Der Hauptunterſchied zwiſchen uns, meine Nichte mit eingerechnet, iſt, daß Liſette in der erſten Lebensperiode ſteht, Sie der zweiten angehören und ich ſchon in die dritte übergegangen bin. In der erſten verkennen wir uns ſelbſt, in der zweiten unſere Nebenmenſchen, in der dritten Nichts oder Alles. Das Verkennen unſerer ſelbſt oder Anderer macht, daß uns das Leben poetiſch ſcheint; das Verkennen von Nichts oder Allem benimmt ihm entweder jeden Schein oder leiht ihm den der Verzweiflung. In dieſen hat ſich mir noch nichts gehüllt. Die Erkenntniß jenes Scheins läßt mich aber nur Poeſie in den Elementen der Wahrheit oder Natur, die ihn abſtrahlt, nur in der Auflöſung des Lebens zu Staub oder Geiſt finden, die es bildeten. Aus dem Staube oder der todten Natur, aus Steinen und Pflanzen geht mir das Verſtändniß der Geſchichte der Menſchheit auf, und ich finde darin das ganze Leben, nur mit dem Unterſchiede wieder, daß ſie es mir ſchöner, wahrer, poetiſcher, einfacher und doch kunſtreicher darlegen. Mein friedliches Nachdenken bringt mich ſymboliſch zu den nämlichen Ergebniſſen, die Sie ſich allein mit Ihrem koſtbarſten Blute erkämpfen. Ich bin nicht verblendet genug, den Geiſt oder die Poeſie an ſich zu läugnen; ich haſſe nur ſeine Verſetzung mit dem Staube, der die Wahrheit zur Lüge macht und die Menſchen verführt, ihre Leiden oder Leidenſchaften für Freuden gelten zu laſſen. Ich behaupte nur, daß das, was Ihnen im Leben als Poeſie erſcheint, nichts als der unwillkührliche Antheil iſt, den Sie daran nehmen, der Sie darin befangen macht und abhält, es ſich als reine Kunſt oder Wiſſenſchaft anzueignen, in welcher Geſtalt wir es auf die Dauer doch allein ertragen können.“

Iſt das nicht eine verwunderliche Anſicht? Hat er auf ſeine Weiſe Recht? Ich habe ihm wenigſtens Unrecht gethan und bitte es ihm ab. Ich habe Ihnen als charakteriſtiſch ſeine eigenen Worte wiedergegeben. Was ich erwiederte, intereſſirt Sie nicht, und enthielt eigentlich nur die mittelbare Frage: ob er an ſeinem Syſteme niemals zweifle?

Seltſam genug, daß es kurz nach dieſer Unterredung dem alten Herrn einfiel, mich eines Morgens an der Quelle der Comteſſe vorzuſtellen. Es iſt ſonſt nicht ſeine Art, ſo geſellig zu verkehren, und er ſchien es abſichtlich bewußt zu thun, beobachtete uns dabei ſo ſcharf und anhaltend. Ich weiß nicht, was er im Schilde führt, im Anfang war es mir faſt unangenehm, da ich aus Erfahrung gerade den Frauen ausweiche, deren Aeußeres mir einen angenehmen Eindruck macht, um durch die Erkenntniß ihres Innern mich nicht ſo oft enttäuſchen zu laſſen. Es erfolgte dies mal aber ein anderes, und es iſt mir in den paar Tagen, ſeit ich Liſetten kenne, ſchon ſo zum Bedürfniß geworden, ſie am Brunnen zu ſehen und zu ſprechen, daß mir, wenn es nicht geſchieht, den ganzen Tag etwas zu fehlen ſcheint. Ich treibe die Erwartung ſo weit, daß ich gegen halb ſechs Uhr, wenn ſie an den Brunnen kommt, meinen Bekannten möglichſt ausweiche, um in kein Geſpräch verfangen und abgehalten zu werden, ihr entgegen zu gehen.

Das Mädchen ſpricht vortrefflich und entfaltet in der raſchen Art und Weiſe, dies zu thun, ganz eigenthümliche Anmuth. Wir wandeln halbe Stunden lang zuſammen auf und nieder, und wiewohl ich ſie noch lieber ſehe, höre ich ihr doch gern zu, wenn das Gedränge und Geräuſch uns ſo dicht an einander zwingt, daß wir uns die Worte gleichſam von den Lippen ablauſchen. — Sie hatte ſeit einigen Tagen andere Blumen in der Hand, und ich klagte darüber gegen ſie, da ihre Erſcheinung mit den Maiblumen eine ſo vollkommen ſymboliſche geweſen ſey. Sie können ſich denken, wie neugierig ich dabei auf ihr Verhalten achtete; ſie erwiderte kein Wort und ſchlug die Augen ruhig vor ſich nieder, ſo daß ich bereits meinte, ſie habe es überhört. Heute früh trug ſie ſo unbefangen heiter, wie jemals, einen neuen Strauß Maiblumen vor der Bruſt, der ausdrücklich wieder aus dem Glaſe genommen war, da keine friſchen mehr zum Verkauf angeboten werden.

So wie Liſette iſt, kann keine andere, als gerade ein vornehmes böhmiſches Mädchen ſeyn, und es beſteht in ihr ein ſeltener Verein von Geiſt, lebendigem, innigem Gefühl, Naivetät, Unſchuld und Feſtigkeit des Charakters. Lachen Sie nicht über mich, lieber Freund! Allein ich ſtudire und verſtehe an ihr ihr Vaterland, deſſen Natur und Beſchaffenheit. In ihren Geſichtszügen ſpiegelt es ſich ab. Die böhmiſchen Mädchen ſind ſo wild romantiſch wie das böhmiſche Land. Und wenn ich mit verbundenen Augen mitten in Böhmen hineingeführt worden wäre, und ſollte, plötzlich ſehend, ſagen, wo ich mich befinde, ich würde keinen Augenblick anſtehen, Böhmen zu nennen, ſo genau haben ſich mir dieſe unabſehbar aneinandergereihten, kantig gefärbten, ſchön gezeichneten Hügel, die ſich nirgends zum hohen Gebirge erheben, eingeprägt, Die Männer in Böhmen ſind, wie Sie wohl auch gefunden haben, ſo unanſehnlich wie unangenehm, und es mag die alte Sage vom daſigen Weiberregimente ihre tiefe Begründung haben: die ſchönen, ſtarken Weſen verdienen zu herrſchen.

Ich gewinne Böhmen durch Liſetten lieb und ſchwärme im Geiſte mit ihr durch das Hügelland. Junge, ſchöne, vornehme Mädchen ſind in dem Zwieſpalte ihrer edelſten Natur mit ihrer Erziehung und den Schranken oder Vorurtheilen ihres Standes die geborenen tragiſchen Heldinnen der neueſten Zeitbühne. Das echt vornehm tragiſche Weſen lernt ihnen keine ab, die nicht hochgeboren. Genial, ſittſam, ſo liebenswürdig und vortrefflich als Sie wollen, können bürgerliche Frauen ſeyn; das vornehm comfortable Etwas, das ſich nicht nennen und genau bezeichnen, nur nachfühlen läßt, eignen ſie ſich nimmer an.

8.

Gräfin Liſette an Sidonie.

Karlsbad, 14. Juni.

Der Brunnen, beſonders der Neubrunnen, von dem ich einige Becher trinken muß, regt mich dießmal ungewöhnlich auf. Immer in erhöhter Stimmung, möchte ich ſtets im Freien, auf den Bergen ſeyn, und doch ſtrömt mich wenig friſche Luft von außen an, da ich mit meiner Jungfer nur ausnahmsweiſe einen weiteren Spaziergang mache. — Ich bin mit meinem Sinnen und Denken darum oft auf Luſtwanderungen in der verfloſſenen erſten Jugendzeit und Kindheit, und die beginnende Rückwirkung des Druckes, den Schmerz und Trauer meiner Seele auferlegt haben, erregt in ihr eine neue Thätigkeit. Meine erſte Jugend verging mir glücklich genug auf unſern Herrſchaften an der Grenze von Oeſterreich, wo ſie ſich meiſt ſelbſt überlaſſen war, und wir zwei Schweſtern die Sommermonate verleben durften, derweil mein

Vater niemals, und meine Mutter nur ungern aus der unmittelbaren Nähe des Hofes wichen. Wir blieben alsdann der alleinigen Obhut unſerer trefflichen Erzieherin, der Frau von Merk anvertraut, und ſelbſt wenn unſere Mutter bei uns war, hatte jene uns eigentlich weit mehr als ſie um ſich. Sie hatte von früh an dahin geſtrebt, unſern Herzen die Liebe zur Natur und Einfachheit einzuimpfen und, ich meine, es gelang ihr bei mir nach Wunſch, wenn auch meine Schweſter niemals ſo empfänglich für ihre Lehren geweſen iſt und nun Jahr aus Jahr ein auf dem Lande ſich nichts weniger als behaglich fühlt. Meine Eltern ſahen zwar dieſe ihre Eigenheiten, wie ſie ihre Grundſätze nannten, nicht mit günſtigen Augen an; indeſſen war Frau von Merk eine zu fein gebildete, zu zuverläſſige Frau, die ihrer Stellung in unſerem Hauſe in jeder andern Art zu wohl genügte, als daß ſie ihr nicht in einem einzelnen Punkte, mit dem ſie nicht einverſtanden waren, manches hätten hingehen laſſen ſollen. Sie meinten im Stillen wahrſcheinlich, das Leben und die Verhältniſſe würden zu ihrer Zeit dieſe Unebenheiten unſerer Erziehung von ſelbſt ausgleichen. Aber der Tod raubte mir nur zu bald die mütterliche Freundin, und kaum daß ich halb erzogen war, ſollte ich ſie ſchon betrauern. In welche Verlegenheiten und Zweifel gerieth ich nun, ſeitdem ich ſelbſt zu denken anhob! Meine Schweſter ward bald nachher verheirathet und ich ſtand ganz allein bei meiner Mutter, die, wie ſehr ich ſie auch liebe und verehre, mir ſtets zu fremd geblieben war, um mir in dem Grade wie Frau von Merk Alles in Allem zu ſeyn. Voll überſtrömenden Lebensmuthes ſehe ich Alles von der heitern Seite an und fühle mich ſelbſt ohne alle äußern Mittel ſo glücklich und zufrieden, daß ich es ein Glück aus dem Stegreif nennen dürfte. Sie gehört zu den unglückſeligen Naturen, die mit dem Leben ſo wenig anzufangen wiſſen, daß ihr Daſeyn das Gegentheil deſſelben iſt. Sie hat nie Freude daran und nie Zeit, welche zu haben; ſie ſchätzt andere gering, weil ſie anders ſind, und zehrt nur von der Vorempfindung des Schmerzes oder Unglücks, die hier nicht Vorahnung, ſondern Vorgenuß iſt, und die ich mit Entrüſtung von mir weiſe, da, wenn man einmal damit anfängt, der Einbildungskraft keine Grenzen mehr geſteckt ſind, und die moraliſchen Gegenfüßler jener oft eine längere und tiefere Nachempfindung eines dem Herzen empfindlichen Verluſtes haben. Ich verſichere Sie, Sidonie, es verurſacht mir eine wahre Qual, meine faſt ſo zu nennende Leidenſchaft für das Leben vor meiner Mutter zu verheimlichen, deren Gegenwart, deren Anblick ſchon meinem Geiſte ein vorwurfsvoller Dämpfer iſt. Ich vermag nichts für ſie zu thun, kann ſie nicht retten und muß ſie aufgeben, wenn mir ſelbſt das Herz darüber bricht, da ich mir aus Liebe zu ihr den geiſtigen Tod nicht auferlegen kann und darf.

O Sidonie! wie ſchön, wie bedeutungsvoll muß es das Leben machen, geliebt zu ſeyn! Und wie betrübt für mich, daß ich hier auf lauter Menſchen treffe, die mir nicht bloß gleichgültig, ſondern ſogar ärgerlich ſind! Ein wahres Aergerniß z. B. wird mir immer mehr jener Diplomat, von dem ich Ihnen ſchon geſagt habe, und den mein menſchenfeindlicher Oheim X. mir neulich vorſtellte. Er hat Verſtand, Geiſt, Witz und eine gewiſſe unwillkürliche Anziehungskraft, die ich mir nicht zu erklären weiß. Allein eben ſo ſehr, wie er mich für ſich gewinnt, beleidigt er mich durch ſeinen Umgang. Er behandelt mich wie ein Kind, bei aller Artigkeit, allem feinen Tone, aller diplomatiſchen Geſchmeidigkeit ſo von oben herab, ſo überlegen. Ich weiß ſchon, was es iſt, es iſt das fatale Preußenthum, und er würde eine bedeutende Perſönlichkeit ſeyn, wenn das nicht an ihm wäre. Die Politik, der Staatsdienſt, Berlin und Proteſtantismus erſticken in ihm alle natürliche Deutſchheit. Ich zweifle nicht, er könnte ſelbſt poetiſch werden, um mit ihm zu reden, doch müßte er den wunderlichen Patriotismus von ſich thun, der faſt jedem jetzigen Preußen, wie dem ehemaligen ſein Zopf, hinten überhängt. Das kurze, beſchränkte, knappe, ſcharfe, dünne Preußenthum und Geſchäftsweſen will ſich als ein privilegirtes Deutſchthum gelten machen und in ſeiner Anmaßlichkeit nach und nach alle übrigen Farbentöne deutſcher Volksthümlichkeit ſchwarz und weiß überpinſeln. Es iſt an und für ſich doch nur ein Theil derſelben, und das kleine Länderweſen, unſer Oeſterreichiſches gehören mit dazu. Davon will er aber ein für allemal nichts wiſſen und ſpricht über Alles, was nicht preußiſch, dermaßen ab, daß man ihn über das Oeſterreichiſche insbeſondere, das er mit einer ganzen Welt voll Witz bekriegt, nicht anhören mag, ohne ſich doch dabei des Lachens erwehren zu können. Wenn er nur nicht ſo altklug wäre, als er thut, und ausnahmsweiſe einmal mit jungen Männern verkehrte, daß man ſähe, er nehme noch Antheil an dem Leben, und hielte nicht ſo eiſern an ſeinem troſtloſen Goetheſchen Spruche feſt, daß unſer ganzes Kunſtſtück darin beſtehe, unſere Exiſtenz aufzugeben, um zu exiſtiren. — Das geſchieht aber nun und nimmermehr.

Wenn man unſere heutige männliche Jugend der erſten Stände darauf anſieht, kann man es ihm freilich nicht verargen, daß er nichts von ihr wiſſen will. Bei der ſcheint die Hauptverhaltungsregel in der Welt die zu ſeyn: je jünger, deſto unbeſcheidener, und je mehr das, deſto vornehmer in der Einbildung. Allein die Jugend hat doch auch ihr Recht, das man ihr nicht ungeſtraft vorenthält. Auf der andern Seite mag ich es allerdings nicht läugnen, daß die Vorzüge des Preußiſchen den Grafen ganz gut kleiden und in das hellſte Licht treten, wenn man ihn ſeines Gleichen anderer Nationen gegenüber ſieht. Dieſe offene Redlichkeit, bei aller Feinheit der Umgangsformen, dieſe kriegeriſche Ritterlichkeit, dieſe kühnen, ſichern Uebergänge, die er ſich im Geſpräche erlaubt, machen ihn unwiderſtehlich liebenswürdig. Wenn er mich nur nicht immer wieder aufs Neue ärgerte!

Meine Großtante, die Fürſtin G., iſt angelangt und empfängt alle Tage. Da ihr Haus das einzige iſt, das offen, ſo findet ſich viel Geſellſchaft ein. Auch der Graf kommt oft und hat einen Stein bei ihr im Brette, weil er, unähnlich andern eleganten jüngeren Männern, noch mit Damen ſpricht und dieſelben nicht, gleich jenen, in der Verlegenheit des Selbſtbewußtſeyns, ſich durch Enthüllung ihrer innerlichen Rohheit im geſelligen Umgange bloßzuſtellen, unhöflich behandelt.

Man hat mir ſchon wiederholt geſagt, er mache mir den Hof und Ihrem neulichen Briefe nach ſcheinen Sie es ſelbſt zu glauben, oder, wie Sie ſagen, gehört zu haben. Indeſſen iſt dem nicht ſo. Aus Haß wird wohl zuweilen, jedoch nicht immer Liebe. Auch haſſe ich ihn keineswegs. Er ſpricht zwar gern und viel mit mir; in den meiſten Fällen verwandelt ſich die Unterhaltung aber bald in Streit.

Unſer Prozeß geht nicht gut von Statten und mein Schwager iſt ſchon plump und eigennützig genug geweſen, die Forderung laut werden zu laſſen, ich ſolle in ein Kloſter gehen. In ein Kloſter? ich! Die Mutter hat allerdings Einſicht genug gehabt, eine ſolche Zumuthung abzulehnen. Allein wie weit iſt ihre Willensſtärke her? Wie lange würde ſie widerſtehen.

wenn Jemand ſeiner Art es planmäßig darauf anlegte, ſie ſeinen Wünſchen geneigt zu machen? Geht es mit ihr ſo fort, ſo erliegt ſie dem Schmerz und Gram und was würde mir alsdann in der Welt übrig bleiben?

Ach! es muß ſo ſchön ſeyn, in der Jugend zu ſterben, und ich habe immer die beneidet, denen dies Geſchick zu Theil ward, in dem Vollgefühle der Kraft, Geſundheit, Heiterkeit, wenn man das Leben liebt, im Kampfe unterzugehen. Auch ich liebe das Leben, aber nur wenn es frei iſt, und wir Frauen ſind Sklavinnen der Convenienz. Der Morgen unſeres Lebens iſt ſo friſch und heiter: welcher ſonnige Tag könnte folgen! Allein — — Verzeihen Sie mir das Vernünfteln, meine Freundin, ich dachte, ich wäre noch ein Kind! — Und dann habe ich ja Trauer und bin im Unglück. — Es iſt manchmal mit dem Leben wie mit einem wolkenbedeckten Himmel: wir hoffen und hoffen auf einen lichten Punkt am Horizonte, und es bleibt umſonſt. Da erfüllt ſich unſere Sehnſucht; ein weißer Streifen erdämmert, ſondert ſich, breitet ſich aus und hebt ſich immer mehr. Je näher er aber rückt, deſto grauer wird er, und am Ende erweiſt er ſich als Wolke, nicht lichter als die über unſerem Haupte hangenden. Ein neuer Streif erſcheint, wir hoffen wieder, und es ergeht uns mit ihm wie mit dem vorigen, ſo lange, bis wir die Geduld verlieren.

9.

Graf Otto an ſeine Schweſter.

Karlsbad, 18. Juni.

Du fragſt mich, was ich hier den Tag lang thue, und dieſe Frage beweist mir a priori, daß du ein Frauenzimmer biſt, die uns drei, vier und noch mehrere Male daſſelbe fragen, ohne unſere Antwort zu beachten. Ich habe dir ja ſchon geſagt: ich thue nichts. Ich komme ſelbſt nicht mehr dazu, ein oder das andere Buch zu leſen, und mein hieſiger Aufenthalt hat ſich völlig umgeſtaltet. Im Anfange lebte ich ſtill und einſam nur mit wenigen; jetzt lebe ich geräuſchvoll à la fleur de l'eau du beau monde — einſam unter vielen.

Graf X. iſt fort und an ſeiner ſtatt nicht Ein bedeutender Mann angekommen. An vornehmen Leuten, mit denen ich zum Theil umgehen muß, iſt kein Mangel, und zum Erſatz für die Langeweile, die ſie mir machen, ſpare ich mir deſto längere Einſamkeit auf Spaziergängen auf, die ich ohne Weg und Steg durch die Wälder antrete, um die Geſelligkeit zu verdauen. So kommt es, daß mir Unbeſchäftigten jede Spanne Zeit zugemeſſen iſt.

Mein Befinden wird beſſer: kein Kopfweh, keine Mattigkeit, und meine Eßluſt ſteigert ſich reißend. Es geht damit ſo weit, daß ich mich bei meinem koloſſalen

Frühſtück zuweilen in die Empfindungsweiſe deines Paul zu verſetzen weiß, als er, einſt von einer ſchweren Krankheit geneſend, ſich eines ſeltenen Heißhungers gleichſehr erfreute, wie erärgerte. Du erinnerſt dich noch der eigenthümlichen Art, wie er damals ſeine Suppe zu ſich nahm? Wir Zuſchauer lachten und weinten darüber theilnehmend in Einem Athem. Er wollte nämlich, verſteht ſich, eſſen und gefüttert werden, wenn der dampfende Beſänftiger vor ihm ſtand, und ließ es ſich eine Weile ganz gut ſchmecken. Sobald er ſich aber deſſen verſah, daß der Vorrath bei dem Verfahren erſichtlich auf die Neige ging, begann der tragiſche Kampf in ſeinem Innern: er hatte Hunger und lachte das Eſſen an, wollte aber, es ſollte nicht weniger werden, und weinte, wenn der Biſſen, der ſich ſeinem Munde zu bewegte, die Hülfsmittel in dem Reſervoir verringerte. Ja, aus Verzweiflung warf er ihn wohl wieder hinein und brachte mit dieſem politiſchen Schaukelſyſteme die unglückſeligſten Momente ſeines jungen Daſeyns zu.

Unter den neuen Kurgäſten ſteht die alte Fürſtin G. aus Prag dem Range nach oben an. Sie ſieht Geſellſchaft bei ſich, und ich beſuche dann und wann ihren meiſt mit Leuten vom ancien régime angefüllten Salon, da ich zu beſſerer Erkenntniß des Lebendigen wohl auch das Abgeſtorbene gern beobachte. Das Getriebe der Nationen durcheinander iſt an ſolchem Brunnenorte ergötzlich. Jeder denkt ſo gern, er ſey der Erſte, und verſucht den Andern öffentlich oder insgeheim den Rang abzulaufen. Der Oeſterreicher zum Beiſpiel weiß zu dem Behufe, für den Vornehmſten zu gelten, nichts Zweckmäßigeres zu thun, als daß er ſich in ſeiner derben Weiſe geradezu auf dem erſten Platz niederläßt. Der nomadenhafte, juchtenduftige Ruſſe verſetzt den erſten Platz dahin, wo er ſich mit den Seinigen befindet und ſieht auf die übrige Welt aſiatiſch übermüthig nieder. Der iſolirte Engländer beglotzt die continentale Menſchheit mit froſtigen Blicken, ſtößt an, ſo oft er kann, und führt den erſten Platz des Lebens patentirt bei ſich in ſeinem Spleen. Der Franzoſe macht den angenehmen Geſellſchafter und ſtrebt dahin, das ganze vandaliſche Nichtparis um die Hoheit zu düpiren. Der Preuße denkt nicht daran, daß es einen erſten Platz gibt, tritt bei Seite, um die Andern zu erkennen, oder nach Gelegenheit zu überſehen, und nimmt alſo, wenn auch nur in ſeinen Augen, den wahren erſten Platz durch Intelligenz ein.

Iſt das nicht eine recht patriotiſche Parallele? Gut, daß hier Niemand etwas davon ahnet, ſonſt dürfte ich in der Geſellſchaft ſchwerlich ſo viel Glück machen als geſchieht. Indeſſen könnte man mich ſo leicht mit dem einfachen Bedenken entſchuldigen, daß man in der Welt gegen Niemand gerecht ſeyn kann, gegen den man nicht erſt ungerecht geweſen iſt.

Es iſt eine ſeltſame Sache mit dem Witz. Wenn man die Sprache ſo recht aus dem Grunde in ſeiner

Gewalt hat, gibt eigentlich ein bedeutendes Wort das andere, folgt eines aus dem andern. Ja, der Witz kann in ſolchen Stunden eine dermaßen ſich von ſelbſt erzeugende Folge der Rede ſcheinen, daß man nur darüber ſtaunt, warum ihn nicht der Erſte Beſte von ihrer Oberfläche abſchöpft. Ich beherrſche die Geſellſchaft, in der ich mich bewege, und erringe Siege, die ſich deſto größer geſtalten, je minder ich ſie ſchätze oder darnach geize. Auch iſt mir der hieſige Aufenthalt in meiner Eigenſchaft als Diplomat von Nutzen, da uns Menſchenkenntniß, wie wir ſie an ſolchem Badeorte in reichem Maaße gewinnen, nicht bloß in der Geſellſchaft, ſondern auch in unſerem Berufe ſicher macht und uns darthut, wie geringhaltig, obwohl darum nicht geringfügig das meiſte iſt, was geſchieht, und wie alles Große im Leben aus nichts Anderem als vielem muſiviſch an einander gefügtem Kleinen beſtehe. Es ſcheint ſo ſchwer, die Menſchen kennen zu lernen, und iſt doch ſo leicht. Sie zerfällen ſich in ſo wenige allgemeine Claſſen und halten es ſo ſelten der Mühe werth, mit der Ausbildung ihrer unendlichen Natur zu einem ſogenannten Charakter davon abzuweichen.

10.

Gräfin Liſette an Sidonie.

Karlsbad, 17. Juni

Ein einziger Sonnenblick in ein Dunkel macht es behaglich: wie leicht iſt das Leben dann, wenn wir es zu tragen verſtehen, und wie tröſtlich überhaupt die Betrachtung, daß jede Gefahr, jedes Uebel ſeine Schrecken verliert, ſobald wir ſie uns klar machen! Es iſt wohl mit dem Tode eben ſo, wenn unſere Kraft oder Weisheit dazu ausreichen.

Nach dem langen Regen und Unbeſtande des Wetters — wollte ich aber eigentlich ſagen — iſt nun endlich Sonnenſchein und blauer Himmel aufgegangen, und all der Trübſinn, der mich je mehr und mehr umfing, mit einem Male verſchwunden. Ich bin recht glücklich, meine Freundin, immer heiter, meiſt ohne Urſache. Und wenn man mich zuweilen fragte: was lachſt du? wüßte ich nichts zu antworten, wo nicht: die frühlingsgrüne Wieſe macht mich zu lachen, das friſche Gras und die weißen Blumen, die ſo flockig darauf ſtehen, und die der Wind, ſie mögen wollen oder nicht, auf ihren langen Stengeln hin und her beugt, auf denen ſie ſich ſo ungeſchickt behaben.

Der Arzt hat meine Mutter willfähriger gegen mein Bedürfniß nach friſcher Luft gemacht, und ich darf mich öfter als ſonſt mit meiner Kammerfrau im

Freien ergehen. Ich ſchaue hinterher die Welt noch lange in dem duftigen poetiſchen Schimmer an, in dem ſie mir von den hohen Bergen aus erſcheint, auf die uns unſere Wanderungen führen. Neulich verſtiegen wir uns tüchtig zwiſchen den Felſen, als wir einem ſchmalen Fußpfade folgten, der unverſehens aufhörte, und konnten weder rück- noch vorwärts. Da mußten wir es uns eine Stunde lang auf der Höhe gefallen laſſen, und harrten in der getroſten Hoffnung, es werde zuletzt Jemand kommen und uns herunterhelfen. Jede ſaß auf einem Steine, und Nanni hatte mir, nach Hülfe ſchauend, den Rücken zugewandt.

Ich verlor mich in Betrachtungen, wie die nämlichen Blumen, die in der Ebene geruchlos ſind, auf hohen Bergen oder Alpen duften, und ſo auch zuweilen unbedeutende Dinge in dem Munde bedeutender Menſchen bedeutend werden; wie der Sturm, den uns noch kein Naturforſcher erklärt hat, vielleicht nichts anderes als eine Zugluft iſt, die auf Erden entſteht, wenn ein ſorgloſer Engel im Himmel ein Fenſter oder eine Thüre zuzumachen vergeſſen hat; wie der Unglückliche ſich ſogar nicht mehr an der Natur, die ihm nur ſchärfere Schmerzen erregt, zu freuen wagt. — Und wie das Wetter, dachte ich, wenn es ſchlecht iſt und ausdauernd gut werden ſoll, ſich weniger vom Horizont aus aufklärt, als der Wechſel ſich aus der Mitte des Geſichtskreiſes ablöſen muß, wird auch in unſerem Seelenleben, wenn die Witterung bis zu dem Punkte innerlicher Beſſerung gediehen iſt, der böſe Wind durch ſich ſelbſt gezwungen, ſich in guten umzuſetzen. — Alle Aeußerlichkeiten, meinen wir auch noch ſo ſtark zu ſeyn, haben den größten Einfluß auf unſere innere Welt; und da ſich meine Mutter ſeit geſtern heiterer bezeigte, und da ſich eine Ausſicht zu einer vortheilhaften, vergleichungsweiſen Schlichtung unſeres Rechtshandels aufthat, hatte ich ſofort den Uebermuth, das Witterungsgleichniß in Bezug auf mich zu bringen, anzunehmen, meine gute Stimmung befördere mein Glück.

Meine theure Freundin! Ihre wiederholte Anſpielung in Ihrem letzten Briefe erräth mein Herz, ich läugne es nicht. Wozu aber etwas ausſprechen, das ſich errathen läßt? Erſparen Sie mir das Wort. Ich bin ſo froh, ſo leicht: ich könnte glücklich ſeyn . . .

Der Graf iſt ein edler Mann, ich bin gern in ſeiner Geſellſchaft, und wäre es noch lieber, wenn er ſich überwinden könnte, weniger Preuße und Proteſtant zu ſeyn. Wie unbillig kann ein Mann werden, wenn er es einmal darauf anlegt! Wir ſprachen zuſammen über religiöſe Dinge, und da konnte ich kaum meinen Ohren trauen, wie gottlos er ſich über unſern katholiſchen Glauben äußerte, mit welcher Unfehlbarkeit ſeiner Meinung er die unſrige beſtritt! — In ſeinem Thun und Laſſen, in der Anwendung ſeines Glaubens iſt er das Gegentheil ſolcher Worte. Er erzählte mir jüngſt z. B., er ſey in Engelhaus geweſen. Allein?

fragte ich. — In guter Geſellſchaft, war die Antwort, mit zwei armen Kindern, die von einem kleinen Handel in der Stadt nach ihrem heimathlichen Dorfe zurückgewandert ſeyen. Er habe die Zutraulichen unterwegs nach ihren Verhältniſſen ausgefragt, derweil er unverſehens einen Kreuzer nach dem andern in ihre leeren Körbe fallen laſſen und ſich in Gedanken an der Vorſtellung gefreut, wie ihre Schätze ſie zu Hauſe überraſchen würden, deren Vorhandenſeyn ihnen wohl ein Wunder dünken könne. „Und angenommen,“ fügte er hinzu, „die armen Leute wären in Nahrungsſorgen, dürfte die Sache nicht in allerbeſter Form ein Wunder zu nennen ſeyn? Ich war mit dieſem Scherze ein blindes Werkzeug in der Hand der Vorſehung, die vermöge deſſen einen ernſten Zweck erreicht; ich denke, ſie wirkt und wirkte ihre Wunder nie anders als auf ſo naturgemäße Art, durch Anwendung des Geringſten zu dem Wichtigſten, indem uns ihre Wege nur darum ſo dunkel ſcheinen, weil wir über ihre allzulichte Nähe hinausſehen.“

Und ich denke, meine Freundin, er hat auf ſeine Weiſe Recht; bemerke aber eben, daß ich Ihnen noch zu ſagen habe, wie ich über jene Betrachtungen auf der Höhe am Ende müde geworden und eingeſchlummert war, ohne das Bewußtſeyn zu verlieren. Ich ſchlug nach einiger Zeit die Augen wieder auf, und da leuchtete mich der helle goldene Sonnenſchein viel feuriger auf dem Grün der Erde an, und war Gras und Laub wie in Bewegung. Es iſt gewiß nichts ſüßer als der Augenblick des Einſchlafens oder Erwachens, wenn man ihn gleichwie einen Vorſchmack des Todes oder der Seligkeit mit Bewußtſeyn empfindet.

Sobald ich wieder um mich ſah, gewahrte ich in meiner Nähe einen der von dem Fadragebirge und den Quellen der Waag in Ungarn aus als Keſſelflicker und Drahtzieher Europa wie Aſien durchwandernden Slawacken, der in tiefſter Ruhe einen Vogelbauer flocht. Ich rief ihm zu und er half uns den Berg hinab, zu dem gebahnten Wege.

Als wir uns der Stadt näherten, ſtand in dem Thale ein alter Mann und ſpielte die Geige. Die Bäume drunten waren in abenteuerliches Dunkel gehüllt; auf den Höhen wurden ſie noch von den ſcheidenden Strahlen des Tages beſchienen und rahmten mein Haupt mit ihrem grünen Feuer ein. — In Heerrauch getränkt, lag vor mir das Egerthal, und von dem Helenenhofe ertönten Harfen, als ich oben an dem Bergrande, mein Schatten unten an der Tepel hinwanderte.

Wie wunderſchön iſt mein Vaterland! und wie ungerecht begegnet er mit ſeinem ſcharfen Spotte Land und Menſchen! Wie kann man dieſe überhaupt irgendwo und wie würdigen, ohne ſich in ihre Sphäre zu verſetzen! Wie romantiſch iſt hier allenthalben die menſchliche und lebloſe Natur, wie muſikreich!

11.

Graf Otto an den Autor.

Karlsbad, 25. Juni.

Ihre Seele liegt vor mir wie ein Blatt. Ich zergliedere es und betrachte mit inniger Freude die zarten, grünen Aederchen, die Gedanken- und Gefühlsfäden, die ſo vielfach verzweigt durch einander laufen. Ich ſage ihr, daß ich ihre Gedanken errathe, ja entſtehen ſehe, und habe manchen Scherz mit ihr, wenn ich aus ihrem halb verhehlten Grollen einmal unter zehn dafür halten darf, ſie wirklich überraſcht zu haben. Ich ſpiele mit ihren Empfindungen und freue mich ihres erwachenden Geiſtes. Sie will mir aufrichtig wohl und fühlt für mich immer wärmere Freundſchaft. Ich habe alſo geſiegt. Ich hatte es darauf angelegt, ihr kleines Herz zu erobern, und ſie hat mir das Erreichen meines Ziels genug erſchwert. Es war etwas in ihr, was mir immer und immer widerſtand, ja zum Theil noch widerſteht, was ich nicht bezwingen kann. Ich weiß nicht, was es ſeyn mag. Sie iſt bei alledem ein geheimnißvolles Weſen, und ich ahne, daß ich mich auch mit andern Dingen in ihr irren dürfte, ſo wie ich mich ſchon mit ihrem Alter geirrt habe. Um ihres jugendlichen, unbefangenen Weſens willen hielt ich ſie, wie ich Ihnen ſchrieb, für achtzehn Jahre, und können Sie ſich denken? wie ich aus ſicherer Quelle vernehme, iſt ſie dem acht und zwanzigſten näher als dem achtzehnten! — Ich belauſche jede ihrer innern Regungen, erfriſche mich an dem Frühlingsduft der zarten Seele. Es gelingt mir unſere Geſpräche nach meinen Bedürfniſſen zu lenken, und ich lebe gleichſam einen Roman mit ihr durch. Wäre ich ein Dichter, ich könnte ſagen, ich erlebte die Wirklichkeit nach der Idee der Novelle, indem ich dieſe darnach dichtete. Ich nehme an unſerem Verhältniſſe ab, daß es mit unſern Bekanntſchaften zuweilen wie mit unſerm Wiſſen geht: Trennung im Umgange, Stillſtand im Lernen kann beides, wie wenig es auch ſcheine, immer Fortgang ſeyn. Der Lernende kommt oft durch Ausruhen weiter, indem er das Erworbene in ſich verarbeitet und alſo beſſer begreift. Wenn wir Zwei uns früh am Brunnen ſprechen und den ganzen Tag nicht wieder ſehen, ſind wir des nächſten Morgens doch vertrauter. Das macht, wir ſind einſtweilen in Gedanken beiſammen und unſere Begegnungen wirken nach.

Sie lieſt jetzt Ihre Ueberſetzung der Verlobten, die ich ihr geliehen habe, mit ſo großem Antheil, daß ſie zuweilen ſchon Morgens, ehe ſie an den Brunnen geht, bei dem Buche iſt. Ich bat ſie, mir die Stellen, die ihr zumeiſt gefielen und die ſie ſich, wie ſie verſicherte, abſchreibe, anzuſtreichen. Sie verſetzte aber mit lieblicher Naivetät: O nein! das thue ich nicht; das wäre eine Lebensgeſchichte. — Und ſie hatte Recht: eben darum wollte ich es von ihr haben.

Sie ſpielen in Ihrem letzten Briefe auf mein Verhältniß zu der jungen Dame in einer Weiſe an, die verräth, daß Sie Ihre geheimen Gedanken haben. Mein lieber Freund, täuſchen Sie ſich nicht willkürlich. An eine Heimlichkeit iſt dabei nicht zu denken. Der Ausgang meines dereinſtigen Verhältniſſes zu Sidonien hat mich gegen ihr Geſchlecht nachhaltiger verſtimmt, als ich bisher Gelegenheit gefunden habe, zu ermeſſen. Ich habe mein Gefühl erſtickt, es ſchläft für dieſes Leben und erwacht in dem Sinne, als Sie meinen, niemals wieder. Laſſen wir es ruhen!

Meine Bekanntſchaft mit Liſetten iſt eine Blüthe: ich pflücke ſie und ſie welkt an ihrer Bruſt. Die ſchöne Täuſchung iſt im Leben das Höchſte: Alles beruht in ihr. Ich habe noch in meinem Leben nicht die Liebe eines Paars geſehen, deren Erfüllung und Glück mir auf die Dauer beneidenswerth geſchienen hätte.

Auf der Engelhäuſer Ruine überkam mich vor einigen Tagen das Gelüſte, eine Harfe zu hören. Ich fragte einen Jungen, der mir in Hoffnung auf Verdienſt oder Bettel gefolgt war, ob Niemand im Dorfe ſey, der ſpiele, und er nannte mir einen Mann, nach dem ich ihn ausſchickte; ich erhielt die Antwort, er ſey in Karlsbad und nur ſeine Mutter zu Hauſe, die ihn gelehrt; die werde kommen und ſpielen, ſobald ſie ihre Harfe in Stand geſetzt habe. Ich ließ ihr zurückſagen, ſie ſolle ſich nicht bemühen, ich könne mich nicht aufhalten, vergaß die Sache, als der Bote fort war, und ruhte eine Weile, in das Weite ſchauend, aus. Ich wollte meinen Rückweg ſchon wieder unter die Füße nehmen, als ich in dem letzten Felſenthore einer faſt noch unerſehenen Häßlichkeit begegne, die, mit einem Schwarme zerlumpter Kinder, die größeren kleinere führend oder tragend, ihre Harfe unter dem Arme, die Stiege herauf keuchte und ſich als Harfnerin zu erkennen gab. Ihr Erſcheinen war mir um ſo unangenehmer, da es bereits ſpäter, als ich vermuthet hatte, geworden war und ich ernſtlich an den Heimweg denken mußte. Jedoch glaubte ich es ihrer Bemühung ſchuldig zu ſeyn, ſie anzuhören. Ich hielt Stand und es bildete ſich eine groteske Gruppe um uns, derweil das Weib einige Wiener Tänze leidlich ſpielte. Auf einmal gedachte ſie einen rechten Trumpf auszuſpielen, erhob ihre Stimme und ſang einen ſchmutzigen Gaſſenhauer zu der Harfe, womit ſie verſichert ſchien, große Ehre einzulegen. Ich ſah es ihr an, wie ſie ſich über meine Ueberraſchung freute. Sie ſah mir aber meine Entrüſtung nicht an, und ich bezwang ſie in dem Gedanken an die Unbilligkeit, die ich beginge, wenn ich ſie entgelten ließe, meinen Sinn nicht getroffen zu haben.

Ich blieb ſchweigſam bis zu Ende, und blieb zwar nun auf einmal mit Behagen, da ich mich zu der beruhigenden Vorſtellung erheben konnte, daß es überhaupt mit Allem in der Welt ſo gehe. So mancher

Menſch meint es auf ſeine Weiſe gut mit dem andern, und glaubt ihn zu beluſtigen und zu verbinden, wenn er ihn zu ſich hinabzieht. Ich war zu ſtolz und mild, der Frau ihren Irrthum zu benehmen. Wozu das? Sie war ſich ſelbſt bewußt, ſie habe die paar Groſchen verdient, die ich ihr gab, und ihre Pflicht erfüllt: ſie mochte es bleiben; ich verlangte nicht mehr als ſie leiſtete. Ich trage den Gewinn von mehr Lehren und Gedanken davon, wenn ich ſo unbefriedigt von der Befriedigten gehe, als hätte ſie mich noch ſo hoch ergötzt. Ich denke: alle Erkenntniß im Leben iſt nichts als Selbſterkenntniß. Wir erkennen nichts außer uns, als aus uns ſelbſt heraus in uns, und dürfen darum z. B. auch Niemand unbedingt haſſen oder verachten, weil wir ein Haſſenswerthes, das uns unverſtändlich ſeyn würde, wenn wir es nicht in uns erlebten, meiſt nur an uns ſelbſt erkennen und eben deßhalb und um der Verwandtſchaft willen haſſen. Sowie es Menſchen gibt, die unter unſerem Haſſe, gibt es auch welche, die unter unſerer Verachtung ſind, wenn nämlich das Gefühl ihrer Nichtigkeit bis zu dem Grade in uns angewachſen iſt, daß ihre Perſönlichkeit dinglich wird.

Nehmen wir uns indeſſen in Acht mit unſern Verachtungen! Was wir die Kraft haben zu verachten, müſſen wir in ſeinen etwaigen Lebenserfolgen auch überflügeln, ſonſt ſind wir verächtlich. — Ich trug die obige Geſchichte Liſetten vor. Warum? — o! es iſt um raſend zu werden, ſchwach und klein, — doch nur aus verdammlicher Eitelkeit. — Sie hatte eine Thräne im Auge und ſah mich lange vielſagend an. — Und dennoch wollten wir am Ende nur Eines das Andere täuſchen! Iſt es nicht ſo, unbekannter Kenner der Menſchen?

12.

Gräfin Liſette an Sidonie.

Karlsbad, 30. Juni.

Mein letzter Brief, liebſte Freundin, war, fürchte ich, zu heiter. Ich erſchrecke vor mir ſelbſt, wenn ich an die Stimmung denke, in der ich damals war und ſchrieb. Mein Vater ſtarb doch erſt vor ſo kurzer Zeit, meine Mutter iſt ſo niedergebeugt, unſere Verhältniſſe ſind ſo verwickelt, troſtloſer als je: hinzugekommene Umſtände machen unſern Prozeß unrettbar. O, wie lieb ſollte mir unter andern Umſtänden die Armuth ſeyn, wenn ſie mich von ſo manchen conventionellen Laſten befreite! allein das ſind eitle Träume: ich bin erwacht.

Wir verlaſſen Karlsbad in einigen Tagen und reiſen, vielleicht zum letzten Male! auf unſere Güter hinter Prag. Wiſſen Sie wohl, daß wieder ſehr davon die Rede iſt, ich ſolle in ein Kloſter gehen? Meine gute ſchwache Mutter hat ſich von den Ueberredungskünſten meines ſelbſtſüchtigen Schwagers endlich doch beſtechen laſſen und iſt ſeiner Meinung geworden. Wir waren vorige Woche auf ſeiner Herrſchaft an der bayeriſchen Grenze zum Beſuch bei ihm; da ſollt' ich wahrſcheinlich ſondirt werden. Allein ich verſäumte nicht den Augenblick, mir einigermaßen Ruhe zu verſchaffen, und ſprach mich ſo entſchieden gegen das, was man mit mir vor hat, aus, daß man vor der Hand keine Schritte weiter in der Sache thut. War es tadelnswerth, daß ich ſo handelte? Ich mußte es. Das laue, verwitterte Kloſterweſen dieſer Zeit hatte mich allzuſehr gegen ſich verſtimmt, und die nächſte Veranlaſſung dazu ein engliſches Fräulein aus Prag gegeben, das hier Brunnen trinkt und deren Orden zwiſchen dem Geiſtlichen und Weltlichen in der Mitte ſteht. Ungebildet, kindiſch, roh, wie ſie iſt, lockte ſie, da ſie alle drei Jahre austreten und ſich vermählen kann, eine Veranlaſſung dazu ſo gern herbei, und ſchwankt auf unpoetiſche Weiſe zwiſchen den beiden Lebenswegen mitten inne, indem ſie immer auf dem Sprunge in die Welt hinein ſteht, und für den Fall, daß ihr Niemand die Hand reichen wolle, den ſchwachen Anſchein äußerer Abgeſchiedenheit nothgedrungen rettet.

Ueberdies hatte mir Graf Otto * * die Verlobten von Manzoni geliehen und war ich eben dabei, das herrliche Werk zu leſen, in dem, bei der Beſchaffenheit meiner gegenwärtigen Lage, die Geſchichte der Domina mich wohl empören mußte. Ein gan-

Anderes freilich, wenn das Kloſterleben wieder werden könnte, was es bei ſeinem Entſtehen war; allein die Zeiten ſind vorbei. Ich zöge wohl gern den Schleier über mein Geſicht, um die Welt nicht mehr zu ſehen; aber eine moderne Nonne werde ich deßwegen nicht, da man nicht mit den Füßen, ſondern mit dem Gemüthe aus der Welt läuft. Eremitin, Anachoretin in der Wüſte möchte ich werden.

Auf unſerer kleinen Reiſe zu dem Vicomte war uns derſelbe bis nach * * entgegen geritten, wo er uns mit einem Frühſtück erwartete. Derweil wir es einnahmen und an dem Wagen Einiges zu ſchaffen war, fiel die Rede auf die Sehenswürdigkeiten des Orts und deſſen ſchönes altes Kloſter. Mein Schwager ſagte, wir dürften es bei der Gelegenheit nicht unbeſucht laſſen, und führte uns dahin. Die Aebtiſſin, eine Verwandte des Vicomte, war nichts weniger als unvorbereitet, uns zu ſehen, und führte uns Damen in allen Winkeln des Gebäudes herum, aus einer möglichſt elegant aufgeputzten Zelle in die andere. Ich verhielt mich von Anfang bis zu Ende leidend, meinte aber in meiner Mutter Weſen eine ungewöhnliche Haſt und Dringlichkeit wahrzunehmen.

In der Kloſterkirche trafen wir mit unſerm männlichen Begleiter wieder zuſammen, und es ſollte eben noch am Hochaltare ein Bild eines der warmfühlenden, gemüthlichen Ferrareſen in Augenſchein genommen werden, als es ſich zutrug, daß die Andern bereits davor ſtanden, und nur ich von zufälligen Betrachtungen in einem Kreuzgange zurückgehalten wurde. Man vermißte mich und ich eilte nach. Wie ich durch die dumpfigen, vermodernden Schwibbögen ſchritt, fühlte ich mich von einer eiſigen Zugluft angeweht. Ich war erhitzt und faßte meinen Shawl feſter um die Bruſt, doch erkältete es mich bis in das Innerſte. Es war eine ſonderbare, ich will nicht ſagen unangenehme Empfindung, die ich noch nie gehabt habe. Ich trat, mich entſchuldigend, zu den Andern, und in dem Augenblicke erloſch, wahrſcheinlich unter einem Luftzuge, neben uns die ewige Lampe. Die Aebtiſſin erblaßte und blickte mich bedenklich an, ohne etwas zu ſagen; eine Laienſchweſter war aber indiscret genug, die Urſache ihres Schreckens in einem Aberglauben auszuſprechen, demzufolge der in Kurzem ſterbe, bei deſſen Ankunft vor einer ſolchen Kirchenlampe dieſelbe erlöſche. Die Mutter war über den dummen Zufall ſehr betreten, und es fruchtete nichts, daß ich gleichgültig blieb; ſie ließ für den übrigen Tag kaum noch ein Wort von ſich hören, und vertheidigte mich nur gegen eine abermalige Anfechtung des Vicomte. Ich gebe auf dergleichen Gerede oder Geglaube ein für allemal nichts, und ſtutzte nicht einmal davor, ſo daß ich ſelbſt die Spannung milderte, die dieſe Epiſode in unſerer bald auseinandergehenden kleinen Kirchenverſammlung hervorgerufen hatte. Ich glaube wirklich nicht an einen frühen Tod, und es wäre darum ein großes Glück für mich, wenn er mich ſo ahnungslos beträfe, da — —

Ja, was ſoll, wie kann ich es Ihnen länger verhehlen, da ich ihn einzig und für das Leben liebe, obwohl in ſeinem Charakter, in ſeinen Geſinnungen, oder, wie ſoll ich das vorurtheilige Weſen, das ihn verblendet, nennen, ein unüberſteigliches Hinderniß dem entgegenſteht, daß ich jemals mit ihm glücklich werden könnte. Wie unglücklich muß der arme Graf in ſeiner Jugend geweſen ſeyn und etwa geliebt haben! Sie kennen ihn, wie Sie mir neulich ſchrieben, nachdem ſie erſt ſpät ſeinen Namen erfahren hatten, und werden es vielleicht wiſſen. Es iſt ein Glück, daß bittere Erfahrungen nicht auf Alle den ertödtenden Eindruck machen; er hat ſich das innere Leben genommen, ohne daß es abgeſtorben wäre. Der Reichthum ſeines Geiſtes an Kenntniß und Lebensweisheit, an Poeſie und Menſchenliebe liegt ausgebreitet, aber freilich wie ein todtes Kapital vor ihm, und er zieht, unendlich verletzbar und empfindlich, vor jeder Berührung ſeine Perſönlichkeit zurück, als ob ſein Herz an einer noch friſchen Wunde blute. Vielleicht träumte und ſehnte er ſich in ſeiner Jugend, ſo wie ich, täuſchte ſich, gab ſich ſelbſt auf und erkennt nun nicht, wie er zu mir in dem umgekehrten Verhältniſſe ſteht. Das Leben wartet ein für allemal nicht auf uns, ſondern pocht auf ſein eigenes Recht, ſobald wir uns unſer Recht ihm gegenüber vergeben haben. Er iſt mit einem Wort zu klug, oder dünkt ſich, es zu ſeyn. Ich fühle, im Grunde ſeines Herzens muß er mich lieben; allein er erdrückt das Gefühl in ſeiner wie anſcheinend ruhigen, doch verzweifelten Ergebung, die ſomit an ihm ſelbſt wie der Welt zum Verbrechen wird. Er wähnt, mir nichts ſchuldig zu ſeyn als Wohlwollen, wähnt mich recht fein zu durchſchauen, wie ich bin, und es iſt doch nichts als Vorurtheil in ihm, er hat ſich in ſeine irrthümlichen Verurtheilungen meines Weſens verliebt. Ich habe umſonſt verſucht, ihm die Binde von den Augen zu ziehen: ich kann und darf nicht zu viel thun und muß mich in das Unabänderliche fügen. Er hält ſich für berechtigt, geringer von mir zu denken, weil ich in den Vorurtheilen meines Standes verſunken ſey, ſpricht ſo beſtimmt und frei wie ein Heros, und vermag ſo wenig wie irgend wer, der noch dem Leben angehört, ſich ſeines Standpunktes zu überheben, oder von ſeinen Verhältniſſen loszureißen.

Ich ſage in dieſen letzten Tagen meines Hierſeyns meinen Lieblingsplätzen Lebewohl, und war geſtern auch allein zur Freundſchaftsanhöhe gewandelt, wo in den Morgenſtunden eine ſo heitere Einſamkeit iſt. Da kam ein armer alter Mann in meine Nähe und ſchien auf dem Waldboden etwas zu ſuchen. Er trieb ſich lange um mich und neben mir herum, und ich wollte mich bereits aus ſeiner unheimlichen Nähe entfernen, da ich aus ſeinem verwilderten Aeußern auf Wahnſinn ſchloß, als er ſich ein Herz faßte, mich anzureden und mir ein Maiblümchen freundlich reichte, von dem er mir ſagte, es ſey Einblatt, und wenn ich es auf eine Wunde lege, ſtille es die Blutung und heile ſie ſchnell und leicht. Es war nichts weniger als Wahnſinn, der gute Alte bot mir ſeine beſcheidene Gabe aus dem unentäußerlichen Drange an, ſeinem Nebenmenſchen nützlich zu ſeyn. Daß man ihm die Erfüllung dieſer Chriſtenpflicht oft ſchwer genug gemacht, bewies die Freude, ja Glückſeligkeit in ſeinen Zügen, als er ſeine Worte angebracht hatte. Es galt ihm für ein Labſal, daß ich mit ihm ſprach, und er mißbrauchte mein Entgegenkommen nicht, ſondern zog ſich bald beſcheiden zurück. Ich beſann mich, daß ich ihn ſchon öfter in dem Gebüſche und Walde herumſchleichen und klettern geſehen hatte.

Sobald ich wieder einſam war, hielt ich ſein Heilkraut in der Hand und betrachtete es ſeufzend. O, könnte ich ein ſolches Blatt auf die Wunde meines Herzens legen und ſein Bluten ſtillen! dachte ich. Jedoch, wo wüchſe das? — Ich beneidete den Glücklichen, der keine Wunden für möglich hält, als die man von außen heilen, wo nicht mit dem Blatte belegen kann.

Ich habe jetzt Abends immer Fieber, und der hochweiſe Brunnenarzt verlangt, ich ſolle mich ſchonen. Die Leute beſchreien mich von allen Seiten, wie gut mir die Kur bekomme, weil mir das Fieber rothe Backen macht. Die Blätter werden im Herbſte auch ſo roth, wenn ſie abfallen. Brunnen darf ich des Fiebers wegen nicht mehr trinken, und ich habe mit den Abſchiedsbeſuchen ſo viel zu thun, daß ich ihn, da ich den Salon der Fürſtin wegen der feuchten Abendluft nicht beſuchen darf, er aber in den Viſitenſtunden mich nicht zu Hauſe trifft, nicht wiederſehen werde. Ich hätte ihm gern ein letztes Lebewohl geſagt; es iſt aber auch einerlei, daß es nicht geſchieht. Ich bin ſo krankhaft aufgeregt, daß ich im Freien vor jedem Baum und Fels erſchrecke und zuſammenfahre, indem ich meine, ihn zu ſehen. Sein Bild verläßt mich keinen Augenblick. Neulich, Morgens, als vor meinen Augen die Sonne aufging, warf ſie über die von ſchwarzen Wolken überzogene Gegend einen einzigen ſchrägen flüchtigen Blick. Es war ein Lächeln, ja, aber wie ſchmerzlich! und welcher Abſtand zwiſchen der grellen Vergoldung des beſchienenen Landſtrichs und dem übrigen traurigen Dunkel! Unſere Bekanntſchaft wird am Ende nichts anderes als ein ſolches Lächeln der Lebensſonne geweſen ſeyn

Nachſchrift, den 2. Juli

Mein Schwager iſt wüthend über das Gerücht, das ſich in der Stadt verbreitet hat, ich ſey die Braut des proteſtantiſchen Grafen Otto, und hat ſeinen Zorn zum Theil auch meiner Mutter mitgetheilt, mit der er übereingekommen iſt, dieſe Klatſcherei durch unſere beſchleunigte Entfernung zu widerlegen. Wir reiſen heute Abend ab, wiewohl es das gräßlichſte Wetter iſt und winterkalt ſtürmt. Man macht der Mutter von allen Seiten Vorſtellungen, wegen der Straßen, die bodenlos und kaum befahrbar ſeyn ſollen. Allein ſie beſteht darauf, ſie müſſe dringender Geſchäfte halb morgen Nachmittag zu Hauſe anlangen. Wir werden alſo wahrſcheinlich eine üble Nacht zu überſtehen haben.

13.

Graf Otto an den Autor.

Teplitz, 6. Juli.

Sie ſehen, ich habe meine lange Kur beendet und bin auf dem Wege nach der Reſidenz, wohin ich zum Zuſammentreffen mit meinem Chef beſchieden worden. Der Brunnen hat mich diesmal nicht ſo wunderbar wie ſonſt geſtärkt, und ich fühlte mich in der letzten Woche ziemlich verſtimmt, was indeſſen mehr ſeine gemüthlichen Gründe haben mochte. In gewiſſer Weiſe hat mich das Waſſer allerdings neu belebt; durch dies geſteigerte Wohlſeyn aber hindurch glaube ich den Urſitz meines Leidens wahrzunehmen, das durchaus nicht gehoben iſt. Es iſt ein wunderbares, jedoch nicht unbehagliches Gefühl, dem Tod auf dieſe Art in das Auge zu ſehen, und es liegt in dieſem Vorbewußtſeyn eine Bürgſchaft, daß der Herr uns nicht hintanſetze, indem wir den Genuß der Gegenwart deſto ſicherer erfaſſen. Ich denke jedenfalls, ich habe Urſache, meine Zeit zuſammen zu nehmen: der Eine lebt ja doch ſchneller als der Andere.

Die Diplomaten, die ſich noch hier aufhalten und mit denen ich in den letztern Wochen zumeiſt verkehrte, ſind die unbedeutendſten, zugeknöpfteſten Menſchen von der Welt. Sie ſprechen ſo gern Alles nach, was ein Geſcheiterer als ſie ſagt, ſobald die heilige Gegenwart es rechtfertigt, eignen es ſich mit einer Dreiſtigkeit an, über die der Neuling ſtaunt, und huldigen trotz dem mit unerſchütterlicher Conſequenz dem Grundſatze, daß ſie keine Sylbe davon gegen den gelten laſſen, der ſie zuerſt ausſprach. In ſcheinbarer Zerſtreutheit hören ſie ſeinen Worten zu, ſtecken ſie ſtillſchweigend ein und geben ſie ſofort wieder mit dem ungeſcheuten Verlangen aus, daß man ſie für ihre eigene klingende Münze an Zahlungsſtatt annehme und nach dieſem Belege obenein ihren Reichthum bewundere.

Ich werde immer mehr mit mir darüber einig, daß die Diplomatie eine Kunſt zu nennen iſt und entwerthet wird, ſobald man ihr den bloßen Rang einer Staatswiſſenſchaft einräumt. Daß ſie jetzt in Deutſchland ſo ſehr heruntergekommen, hat ſeinen Grund mit in dem Hauptübelſtande, daß man die zu nichts anderem tauglichen Söhne reicher Edelleute faſt ausſchließlich in dieſem Dienſte anſtellt, weil ſie den großen Vorzug für ſich haben, Geld genug zu dem zu beſitzen, was man vulgo repräſentiren nennt. Einige juridiſche Prüfungen ſind der einzig erforderliche Beweis ihrer Befähigung, und ſo ſieht man Schulkenntniſſe, die nur in den untergeordnetſten Verhältniſſen zur Anwendung kommen, für das Weſentlichſte an und geſtattet keine andere Ausnahme von dieſer Regel als etwa zu Gunſten eines wohlgebildeten Offiziers. Vor wirklich bedeutenden Männern, Gelehrten, Dichtern, Künſtlern, die man in alter Zeit, ſo wie noch jetzt in Frankreich, zum Nutzen und Frommen des Staats, auch wenn ſie nicht von der Pike an gedient haben, für die praktiſche Politik in Anſpruch nimmt, trägt man bei uns eine heilige Scheu, und ſo kommt es, daß unter hunderten kaum Ein Diplomat mit Begeiſterung ſeinem Berufe nachlebt.

Mit ſolchem Aufenthalt in einem Bade- oder Brunnenorte verhält es ſich wie mit dem Daſeyn überhaupt. Er iſt das Leben im Kleinen: man lebt einige Generationen wohl oder übel mit durch und vergnügt oder langweilt ſich, ſo gut man kann; am Ende überlebt man ſich ſelbſt und nimmt keinen weiteren Antheil an den nachkommenden, wie viel auch verheißenden Generationen.

Gräfin Liſette iſt vorige Woche abgereist und ich habe ſeitdem nichts von ihr gehört. Ich ſah ſie in der letzten Zeit faſt nicht mehr und konnte nicht einmal Abſchied von ihr nehmen. Um der leidigen Frau Baſen willen ſah ich mich zu meinem Aerger ſogar gezwungen, ſie zu meiden; denn können Sie es glauben, daß die kleinen unſchuldigen Aufmerkſamkeiten, die ich für ſie gehabt, und daß ich am Brunnen vorzugsweiſe mit ihr geſprochen, hinreichend geweſen waren, das Gerücht in Umlauf zu bringen, ich hätte mich mit ihr verlobt? Vielleicht auch, weil von Manzonis Verlobten unter uns ſo viel die Rede war? Je nun, wer weiß! — —

Der Verluſt der geliebten Abgeſchiedenen, wie ich ſie für mich nennen muß, geht mir näher zu Herzen, als ich gedacht hätte, und ich vermiſſe ſie von Tag zu Tage ſchmerzlicher. Ich erinnere mich in der That nicht, an einem Mädchen jemals ſolchen Antheil genommen zu haben.

Ich eilte denn auch, von Karlsbad fortzukommen, und ſchlug bei dem ſchönſten Wetter meinen Rückweg diesmal über Teplitz ein. Ich verließ Karlsbad früh um vier Uhr, und als ich die Prager Chauſſee empor fuhr, lag der Thalkeſſel der Stadt hinter mir in bläulich grünem Dunkel. Ich ſtieg aus, ließ den Wagen langſam empor klimmen und weidete mich, wiederholt ſtehen bleibend, an dem ſchönen Bilde. Hinter der Stadt breitete ſich die Egerthalfläche lichtgrün aus und wurden die einzeln hervorragenden Bäume oder Häuſer von der mir noch unſichtbaren Sonne roſenfarb erleuchtet. Das fernere Erzgebirg zeigte ſich dem Blicke nebelgrau, und links gen Hammer hatte ſich der Duft des dunkeln Nadelholzes wie ein ſammtener

Schimmer den Bergen angelegt. Ich hatte die Gegend noch nie ſo ſchön als in dieſer Scheideſtunde geſehen.

Der Reiſetag bis Teplitz ward mir, obwohl ich allein war, nicht lang, da ich unabläſſig beſchäftigt blieb, die intereſſanten Uebergänge im Charakter der Landſchaften an ihren eigenſten Merkmalen zu erkennen. Die erſte Umwandlung beginnt bei Engelhaus, wo nur wenige Tannen auf den kahlen Triſthügeln ſtehen. Die Berge werden fortan flacher und entkleiden ſich ihres rauheren Anſehens, bis ſie bei Liebkowitz abnehmen und breiter zurückweichen. Gegen Podherſam zu ſenkt ſich die Landſtraße ruckweiſe und bei Saaz eröffnet ſich eine weite Ebene mit anſehnlichem Hopfenbau. Die Bergketten entfernen ſich nach allen Seiten und ziehen ſich erſt hinter Brix wieder zuſammen. Noch weiterhin ändert ſich der Charakter des Landes mit einem Male und ſpricht ſich der der wohl nicht ſo leicht ihres Gleichen findenden Teplitzer Ebene auf das Beſtimmteſte aus. Von Karlsbad aus waren die Chauſſeen mit nördlichen Pappelweiden und Ebereſchen bepflanzt, hier ſäumen ſie üppige Obſtbäume. Berge und Felſen unterſcheiden ſich in Form und Färbung und die aus weiter Ferne erſichtlichen Bieliner Kegel ſtehen als Grenzwächter dieſes neuen Naturbereiches da. Die andern kahlen Felſen vereinzeln ſich hinter ihnen: die Berge ketten ſich je einer an den andern und ſind bis zu den Gipfeln belaubt.

Das ganze Land gleicht einem großen Garten. Junges Eichengebüſch und anderes Laubholz durchſchneidet die fruchtbaren Aecker, und einerſeits bekleidete violetter, anderſeits weißlicher Sonnenduft die Ferne, von der die friſchen, grünenden Saaten anmuthig abſtachen. In die Fenſter meines ſchnell dahinrollenden Wagens ſchien die Sonne und ihr Wiederglanz glitzerte beiher über die Felder. Der Knäuel einer von ihr befeuerten Wolke ſtand wie ein fernes Schneegebirge am Himmel; der Knauf eines Gewitterſäulenſchafts, eine ſchwärzliche, geradlinige Wolkenwand zog ſich halb darüber.

Das freundliche Teplitz erheiterte mich von Grund der Seele aus, und ich hatte bei meiner Ankunft nichts Eiligeres zu thun, als den Schloßgarten mit ſeinen ſchönen Weiden zu beſuchen. Der Abend war warm und ſtill; die Dunkelheit brach ein, Tauſende von Glühwürmern ſchwebten zwiſchen den Bäumen und ſuchten oder haſchten ſich, goldgrün leuchtend. Die lauſchenden Schwäne zogen leiſe Furchen in die Fläche des Teiches und die hohen Bäume ſpiegelten darin ihre überhängenden Aeſte ab. Alles duftete in die abwechſelnd kühlen und warmen Luftſchichten.

Geſtern fuhr ich wegen des Schlachtfeldes und der ſtets entzückenden Ausſicht von der Höhe nach Nollendorf, belächelte auf's Neue die fremde Anmaßung und erquickte mich mit vaterländiſchem Gefühl an dem beſcheidenen, frommen Denkmal der preußiſchen Todten: „Die gefallenen Helden ehrt dankbar König und Vaterland. Sie ruhen im Frieden! 30ſten Auguſt 1813,“ lautet die einfache Inſchrift. Wie ſchön, wie erhebend, wie edel, wie preußiſch, wie deutſch! —

14.

Graf Otto an den Autor.

Berlin. 30. Juli.

Mein theurer Freund, ich habe Ihre Zuſchrift vom 25ſten dieſes zu meiner tiefſten Erſchütterung erhalten und geleſen. O Gott, welcher Schlag ſtört mich nun plötzlich aus meiner genügſamen Ruhe auf: Liſette todt! —

Ein unſeliger Zufall muß dieſes friſche, reiche Leben brechen: ein Umſturz mit dem Wagen, Armbruch, Erkältung in derſelben ſtürmiſchen Regennacht, in der ſie vor vier Wochen von Karlsbad abreiste! Wenn das ſo geſchieht, wenn der Himmel mit dem Schönſten, was er erſchaffen hat, ſo umgeht, wie armſelig, nichtig, ſchaal muß dann alles Uebrige erſcheinen, was vor unſern Augen beſteht, wie ſo gar gering müſſen wir uns ſelbſt anſchlagen! Und welches Gemüth, welches Verhältniß der ſchönen Seele zu mir, das ich, Verblendeter, nicht ahndete!

Was ſoll ich ſagen? was ſoll ich thun? Soll ich es mehr ſegnen oder mehr bejammern, daß ſie die vertrauteſten Eröffnungen ihres Herzens gerade in ihre Briefe an Sidonie niederlegte, die mir unbewußt ihre Freundin war? Und Sidonie muß in der erſten Aufregung ihres Schmerzes über den Todesfall, im Bedürfniß der Mittheilung dieſe Briefe meiner Schweſter ſenden, die ſie Ihnen gibt! — Ich danke Ihnen für Ihr Zutrauen, Freund! Ja, Sie thaten Recht, daß Sie meiner Schweſter die Zuſtimmung abnöthigten, mich in das Geheimniß einzuweihen. Es thut mir wohl, zu wiſſen, was ich verloren habe. So macht es das Leben immerdar; ich wußte es ja von vordem. Die allergrößten Güter, die es hat, zeigt es uns erſt, wenn ſie unwiederbringlich dahin ſind. Zuerſt hofft man in der Jugend, und täuſcht ſich wohl, und dann verzweifelt man im Mannesalter, und täuſcht ſich hoffentlich wieder.

Nun verſtehe ich es, warum der menſchenfreundliche Graf X., der ſcharfſinnige Kenner der Natur, mich Liſetten vorſtellte und, nachdem er uns ſo lange beobachtet hatte, den Kopf über uns ſchüttelte. Hatte ſeine Anſicht des Lebens alſo Recht? Das Schickſal zeigte mir, wie ich ihn hätte Lügen ſtrafen können. Er behielt dennoch Recht. Und war und iſt es damit immer ſo? wird es immer ſo bleiben? O nein! der unglückliche alte Mann iſt doch ein Menſchenfeind, und es muß eine ſubjektive Poeſie des Lebens geben, die am Genuſſe nicht erſtirbt. Sie iſt das alleinige Thor, das Vergangenheit und Gegenwart uns in die

Zukunft offen laſſen. — Ich muß mich in das allgemeine Schickſal finden, ich habe vor Andern nichts voraus. Das Leben iſt unabläſſiges Wiederkäuen des ſchon Genoſſenen, die Wiederholung ins Unendliche des ſchon vor Jahrhunderten und Jahrtauſenden Dageweſenen.

Sie können ſich nicht vorſtellen, welcher moraliſchen Verwirrung ich unterliege. Ich Thor war ſo feſt und ſicher, oder wähnte es zu ſeyn und mit dem Leben abgeſchloſſen zu haben. Und da ſo unvorbereitet dieſe Mahnung, daß meine Schwäche nur den nämlichen unwandelbaren Geſetzen des Daſeyns unterthänig iſt wie Andere! Und gerade in dieſem Augenblicke muß ich von allen Seiten mit Geſchäften überhäuft und von meinem Berufe mit allen geiſtigen Kräften in Anſpruch genommen werden! O mit welcher furchtbaren Selbſtverläugnung kommt man zuweilen in den Fall, die nothwendige Leichtigkeit mit der großen Welt und Geſellſchaft umzugehen, zu erkaufen! Ich mache in der Hinſicht die herbſten Erfahrungen, wo Niemand, der mich täglich ſieht, die Empörung meines Innerſten ahnen darf und wird.

Die neuſte Meluſine.

Ich erwartete in einer kleinen Seeſtadt die Ankunft des Poſtwagens, der mich nach der Reſidenz bringen ſollte. Der Ort lag auf einer der größeren Inſeln an der Mündung des Stroms und das Poſthaus ihm gegenüber an dem erhöhten Ufer des Feſtlandes.

Ich befand mich in dem wüſten Paſſagierſtübchen ganz allein und lehnte, den unerſättlichen Blick auf das Meer gerichtet, in dem Fenſter.

Es war Abend. Die See ging nach dem Sturme, den ich darauf erlebt hatte, hoch. Weiße Segel tauchten an dem dunkelgrünen Horizonte auf und rückten langſam vorwärts, in den ferneren blauen Strich, in die grauen, röthlichen, weißen Uebergänge der Waſſerfläche hinein.

Dunkle Punkte, Heringsfiſcherboote mit ſchwarzen Segeln, bewegten ſich hin und wieder und kehrten vom Fange heim.

Wie majeſtätiſch erhaben rollten die grünen leuchtenden, buſenhaften Wogen heran! Je drei oder vier große oder kleine, weiße Spitzen in den dunklen Maſſen, gehoben, rund, geſchwellt, krochen mit der Schaumbruſt langhin, brachen ſich, ſtürzten, indem der weiße Giſcht über die andern grünen Wellen zurückwich, und ſchritten über die Schwelle des Strandes, um ſich zuerſt darüber wie ein Flortuch auszubreiten, und darauf ebenfalls wieder in das Unermeßliche zu verſchwimmen.

Ich verlor mich in poetiſche Phantaſien über die Sagenwelt des Meeres, und die Zeit verſtrich mir in vergeblichen Bemühungen, mir irgend eine Nymphen- oder Sirenengeſtalt gleichſam bis zum Erlebniß zu vergegenwärtigen. Die Sonne war inzwiſchen unmerklich untergegangen und es dunkelte.

Jetzt belebte ſich die mit dünnem Gras bewachſene Düne. Es waren einzelne Fiſcher zurückgekehrt und hatten ihre Boote an den Strand emporgezogen, wo neben Weidengebüſch die für den andern Morgen trocknenden Netze an Pfähle ausgeſpannt waren und die an die Enden zu knüpfenden, beſchwerenden Steine haufenweis dazwiſchen lagen.

Die Weiber und Töchter der Fiſcher ſaßen in voller Arbeit auf dem gewellten, feſten, feuchten Muſchelſande und ſchlachteten die gefangenen Heringe und Flunder, die Eingeweide zu dem aufgehäuften ſchwarzen Tange oder Seeſchlamm neben ſich werfend.

Die Ankunft des Poſtwagens verzögerte ſich diesmal ungewöhnlich lange und ich ſtreckte mich, als es Nacht ward, nothgedrungen auf dem unbequemen Canapee zur Ruhe aus.

Der ſchmetternde Ton des Poſthorns weckte mich wieder aus dem Taumel und ich hörte den Wagenkoloß draußen ſtillhalten.

Der Poſtknecht trat mit der Stalllaterne herein, um meine Sachen abzuholen und aufzupacken, und ich ſchwankte ihm ſchlaftrunken in den Wagen nach, wo es ſo dunkel und ſtill um mich war, daß ich weder ſah noch hörte, ob ich durch den tiefen Triebſand in Geſellſchaft weiter ſchwamm.

Es mochte etwa um Tagesanbruch ſeyn, als mich das hohle Donnern, Branden und Brauſen des Meeres, neben dem wir wieder dicht hinfuhren, zum andern Male erweckte. Ich erkannte, daß wir uns in einem Föhrenwalde befanden, und, wenn gleich in ſteter Gefahr umzuwerfen, auf einem ungebahnten Wege über Baumwurzeln und abgefallene Aeſte ſchnell vorwärts kamen. Der Poſtillon hatte die noch ſchlimmere Landſtraße verlaſſen und ſich längs der grauen Düne einen Richtweg auserwählt.

Es war noch ziemlich dunkel in der Luft, in der man nur durch lichtere Waldſtellen die untergehende Mondſichel gewahrte; und ich konnte jetzt eben ſo wenig als vorher meine nächſte Umgebung unterſcheiden.

Ich vernahm nur bisweilen zwiſchen den lauten, ſchauerlichen Athemzügen des Meeres innen einen leiſen, weichen Hauch unmittelbar vor mir und erkannte, als wir aus dem Walde herauskamen, in der Dämmerung mehrere mir benachbarte menſchliche Geſtalten, welche ſchliefen.

Am entfernteſten von mir, auf dem Rückſitze, ſaßen einige in Mäntel gehüllte Männer, auf dem Mittelſitze dicht vor mir ein weibliches Weſen, ohne Mantel, mit einem Tuche über dem Kopfe, von dem ich nichts mehr als dies ſehen konnte.

Der Herbſtmorgen war, zumal bei Sonnenaufgang, ſchneidend kalt, und ich begriff nicht, wie die unbekannte Dame es ohne wärmere Kleidungsſtücke aushalten konnte.

Es war eine zarte, feine Geſtalt, in einen rothen, wie ich mit Erſtaunen wahrnahm, ächten Shawl vom Kopf bis zu den Füßen gehüllt. Ein leichter Sommerhut von weißer Seide lag auf ihrem Schooße und der Shawl wand ſich um den bloßen Kopf, von dem er nur etwa das mir unſichtbare Geſicht freilaſſen mochte. Es war kein Zweifel, daß ſie ſchlummerte, doch verrieth jede ihrer zufälligen Wendungen neue Schönheiten des Faltenwurfs, der Geſtalt und Bewegungen.

Ihr Körper war in ſteter leiſer Wallung und wenn ſie zuweilen ſtärker in ſich zuſammenzuckte, ſchien es, als ob nur der äußere Froſt ihre innere Wärme oberflächlich aufgeregt hätte. Ich weiß nicht, wie es kam, allein ich mußte alſobald an Balzac's Frauen, an jene leidenſchaftlichen, nervöſen, ſüdlichen Naturen denken, die er uns ſo oft bezaubernd ſchildert.

Ich war vom erſten Augenblicke an überzeugt, meine Reiſegefährtin könne keine Deutſche ſeyn, und ſah mich nach Jemand um, der die Fremde begleitete: die beiden Männer konnten ſie unmöglich etwas angehen, da ſie offenbar Studenten waren, die nach beendigten

Herbſtferien aus ihrer elterlichen Heimath wieder zur Univerſität gingen.

Sobald die Sonne in dem dichten Nebel aufgegangen ſeyn mochte, richtete ſich die Fremde, deren Kopf vorher nach mir zurückgeſunken war, mit einem Male langſam und ſtill in ſich zuſammen und ließ die ſeitherige Hülle von der zierlichen Geſtalt gleiten. Sie zog den Shawl wieder zu den Schultern in die Höhe, zupfte die weiße Halskrauſe darunter hervor, hauchte in die flachen Hände und ſtrich ſich das glänzende, rabenſchwarze Haupthaar glatt, auf das ſie mit der eleganteſten Nachläſſigkeit das modiſche Hütchen ſtülpte.

So wie ſie mit dieſer kurzen Toilette zu Stande gekommen war, blickte ſie, mit vollkommenſter Seelenruhe ſich auf ſich ſelbſt beſchränkend, nach unſerer Seite zum Wagenfenſter hinaus.

Ein gewaltiger Stoß, den unſer Wagen empfing, theilte auch den beiden Muſenſöhnen neues Leben mit und veranlaßte ſie, ſobald ſie ſich vollkommen ermuntert hatten, mit der Reiſenden in dem ſeltſamſten Studenten-Franzöſiſch ihre Morgengrüße zu wechſeln.

Ich nahm im Laufe der weitern Unterhaltung, die ſich zwiſchen den Dreien entſpann, anfänglich mit Verwunderung wahr, daß ſie mit den jungen Leuten auf beinahe burſchikoſe Art umging; konnte aber bald darauf ihrer Menſchenkenntniß meine Bewunderung nicht verſagen, als ich ſah, wie ſie damit erſichtlich ihre unſchuldigen Herzen gewann, die ihr unterweges, gut geſtimmt, erſprießliche Gefälligkeiten leiſten konnten. Sie ſelbſt führte das Geſpräch mit einem guten, ſcharfen Accente, wiewohl gebrochenem Franzöſiſch, deſſen Eigenthümlichkeit verrieth, daß ſie einem ſüdlicheren Volke angehöre.

Zu dem größten Leidweſen der Studenten mußten dieſelben bereits auf der nächſten Station den Poſtwagen verlaſſen, indem durch neuhinzukommende Reiſende darin Alles eine andere Geſtalt gewann, und ich zu meiner Freude den beſſern Platz, der fremden Dame gegenüber, erhielt, der ich alſo zum erſten Male in das Geſicht ſehen konnte.

Ich fand, daß es die reinſte ſüdliche Schönheit enthielt; feine, ſchmale, rothe Lippen, ſchwarze, wenig gewölbte Augenbrauen, lange, ſchwarze Wimpern, beinahe gerad hervorſpringende Naſe und dazu, wunderbarer Weiſe! blaue Augen. Von der allgemeinern Form des Kopfes und Halſes konnte ich unter dem Hute nicht viel ſehen, allein die Geſichtszüge waren ſo plaſtiſch ausgebildet, daß man das unmittelbare Verſtändniß jedes einzelnen zu errathen meinte.

Ich wünſchte mir Glück zu einer ſo ungewöhnlichen Reiſegefährtin und ſuchte, ſobald der Poſtwagen wieder im Gange war, durch gelegentliche Anreden unſere Bekanntſchaft zu vermitteln, die ſie mir, ungeachtet ihrer vorigen Lebhaftigkeit, durch erneute Zurückhaltung und ablehnende Antworten ungemein erſchwerte.

Nach einer Weile durchbrach jedoch die Sonne den Nebel, der ſie bisher verhüllt hatte, und bog ſich die Schöne plötzlich freudeſtrahlend mit den Worten zu mir: Ah, wie ſchön!

Sie forderte mich mit Auge und Hand auf, zum Wagen hinauszuſehen, und indem ich ihr mit meinen Blicken in der angegebenen Richtung folgte, nahm ich ſeitwärts die in der Sonne erglänzende, gewaltige See, von der wir uns abwendeten, ſo wie in geringer Entfernung über uns in den Lüften einen großen, kreiſenden Steinadler wahr, durch deſſen ausgeſpannte Schwingen die Sonne ſchien.

Wir genoſſen ſo lange wie möglich des ſeltnen ſchönen Anblicks, und als durch eine Wendung der Straße die See und der Adler uns unſichtbar geworden waren, ſagte ich zu ihr: „Das iſt ein gutes Omen! Wir werden unſere Reiſe glücklich beendigen. Sie ſind ohne Zweifel ſchon längere Zeit als ich unterweges?“

„Ich komme aus England,“ gab ſie mir zur Antwort.

„Unmittelbar aus England?“ fragte ich nicht ohne Verwunderung, und wollte hinzufügen, wie ſie ſich dabei ſo weit vom rechten Wege habe verirren können? Sie unterbrach mich aber, meine Gedanken errathend, mit den Worten: ſie habe einen Abſtecher zu einer ihr befreundeten Familie in der Nachbarſchaft der Seeſtadt, wo ich ſie zuerſt geſehen, gemacht, und erzählte mir unaufgefordert ſo viel von ſich und ihren Verhältniſſen, als ich in den hier nachſtehenden Worten zuſammenfaſſe.

Sie hieß Donna Imagina, war aus Sevilla gebürtig und gehörte einer edeln andaluſiſchen Familie an, deren carliſtiſche Geſinnungen ſie ſchon ſeit langer Zeit ins Unglück geſtürzt hatten. Von erſter Jugend genöthigt, für ſich ſelbſt zu ſorgen, hatte ſie als Tänzerin ihren Unterhalt zu gewinnen geſucht und war, noch nicht zwanzig Jahre alt, bei der italieniſchen Oper in London als erſte ſpaniſche Tänzerin engagirt worden. Als ſolche machte ſie zur Zeit eine Kunſtreiſe nach St. Petersburg und gedachte unterweges auch auf deutſchen Bühnen ihre Talente zu zeigen. Zu Bekräftigung deſſen, was ſie mir von ihrer Künſtler-Laufbahn Vortheilhaftes ſagte, ſuchte ſie mir auch aus ihrer Reiſemappe allerlei aus engliſchen Zeitungen geſchnittene Blätter mit Beurtheilungen ihres Tanzes hervor, die ihres höchſten Lobes einſtimmig voll waren.

Wir waren im Laufe dieſer Mittheilungen bald mit einander bekannt geworden, und ihr anfängliches Mißtrauen hatte ſich in eine liebenswürdige Vertraulichkeit umgewandelt. Ich war mir deſſen wahrhaftig bewußt, was man im allgemeinen von dem Charakter einer Tänzerin bei der italieniſchen Oper in Paris und London zu erwarten hat, und legte ihr bei jedem Schritte unſerer Unterhaltung eine Schlinge, um mir die Wahrheit einzufangen. Nichts deſto weniger verrieth ihr Betragen nur feines Anſtandsgefühl und ſüdländiſche Unbefangenheit, ohne jede Spur von Ziererei.

Sobald wir uns der Hauptſtadt näherten, in der ſie keine Menſchenſeele kannte, bat ich ſie, meine Dienſte in allen Angelegenheiten anzunehmen, wo ſie ihrer Unbekanntſchaft mit Stadt und Land erſprießlich ſeyn könnten, und deutete ihr auch bei der Gelegenheit meine Verwunderung an, ſie in ihren Verhältniſſen eine Reiſe in fremde Länder, wie vornehmlich die ihr bevorſtehende nach Rußland, ohne alle Begleitung unternehmen zu ſehen.

Sie gab mir zur Antwort, ſie habe wohl eine Begleiterin oder Tante aus Spanien mit nach England gebracht; dieſelbe ſey aber ſeitdem erkrankt und habe ihre jetzige Reiſe nicht mit unternehmen können.

»D'ailleurs, Monsieur,« fuhr ſie mit ihrer allerliebſten ſpaniſch-franzöſiſchen Ausſprache fort: »je n'aime pas du tout les mères de coulisses, je n'en sais que faire. Elles ne sont, voyez vous, qu'une espèce de parasol moral, dont je n'ai pas besoin.«

Ich war gleich ſehr von der ſcharfen Genialität, wie von der geſellſchaftlichen Freiheit dieſer Antwort überraſcht und wußte ihr nichts darauf zu ſagen, als daß ich ihr ins Geſicht lachte.

„Ich gebe Ihnen vollkommen Recht," fügte ich hinzu, nachdem ſie unbefangen mit in mein Lachen eingeſtimmt hatte; „denn da zuverläſſig keine männliche Sonne heiß genug iſt, um Ihnen beſchwerlich zu fallen, thut Ihnen auch kein Schutz dagegen noth."

Um mir übrigens zu beweiſen, wie ſie in der That keines Schutzes nöthig habe, erzählte ſie mir, wie ſie vor mehreren Jahren, als ihre Mutter noch gelebt, mit dieſer und ihrer jüngeren Schweſter politiſcher Unruhen halb aus ihrer Vaterſtadt geflüchtet und einer Bande Guerillas in die Hände gefallen ſey, die ihnen erſt Alles geraubt haben und ſich am Ende auch perſönlich an ihnen vergeben wollen. In dieſer äußerſten Gefahr habe ſie ſo kaltblütig und entſchloſſen einem Räuber, der ſie gepackt, die Spitze ihres vergifteten Dolches mit der Drohung, augenblicklich zuzuſtoßen, auf das Auge geſetzt, daß er ſie, auf den Tod erblaſſend, von ſich geſchleudert und ſie mit einem blauen Fleck am Arme, den ſie vier Wochen ſchmerzlichſt gefühlt, davon gekommen ſey.

Wir erreichten gegen Mittag die Reſidenz, wo ich ſie in ein mir wohlbekanntes, ſicheres Hotel brachte, und, nachdem ich meine eigenen Angelegenheiten ſo ſchnell wie möglich beſorgt hatte, ſchon am Abend wieder bei ihr vorſprechen konnte.

Ich fand ſie zu meiner Ueberraſchung bereits eingewohnt, und hörte von ihr, daß auf einen Empfehlungsbrief, den ſie an den Unterdirektor des Theaters mitgebracht hatte, derſelbe, ſehr galant gegen Damen, auf der Stelle zu ihr geeilt war, und ſie ſofort unter guten Bedingungen auf eine Reihe von Darſtellungen engagirt hatte.

Sie erſchien den dritten Tag nachher zum erſten

Male auf der Bühne, und gefiel dem excluſiven Theile des Publikums außerordentlich, während ſie die bei weitem größere Menge gleichgültig ließ.

Sie tanzte im Zwiſchenakte des Schauſpiels nach einer eintönigen Melodie höchſtens zehn Minuten lang den mauriſchen Volkstanz el Olano, deſſen Bedeutung iſt, daß ein junges Mädchen, von einer giftigen Spinne verfolgt, ſich bald ſo, bald ſo vor ihr flüchtet und ſie endlich tödtet, und trug eine Art von Papagenakleid, von blau-, roth- und weißgewürfeltem Atlas, einen ſchwarzen Sammetſpencer, ein ſchwarzes Hütchen auf dem Hinterkopfe und vorn in dem geſcheitelten Haar eine rothe und eine weiße Kamelie.

Von ihrer künſtleriſchen Erſcheinung konnte man ſagen, ſie tanzte faſt mehr mit dem Auge, dem Halſe, den Armen und der Geſtalt, als mit den Füßen, und an ihrem Körper, wie an ihren Geberden, konnte Alles für die höchſte Anmuth und Majeſtät der Schönheit gelten, deren Wirkung überdies durch das vollendetſte Spiel der Caſtagnetten erhöht ward.

Der ganze Eindruck ihrer Erſcheinung war die reinſte Freude und Heiterkeit, und man ſah es ihr an, wie ihre Seele ganz mit ihrem Tanze aufging.

Auch waren andrerſeits die einzelnen Schönheiten ihrer Perſon, die Bildung des Kopfes und Halſes, welcher letztere die ſo ſeltene orientaliſche Schönheit der zarteſten Querlinien hatte, unvergleichlich, wie in Marmor gehauen, Alles plaſtiſch, Leben, Bewegung, Wechſel.

Bei jedem Worte, das ſie ſprach oder das man an ſie richtete, erröthete oder erblaßte ſie abwechſelnd, ohne Bezug auf den Gegenſtand der Unterhaltung.

Nachdem ſie getanzt hatte, beſuchte ich ſie in ihrer Garderobe, die einige Damen vom Theater mit friſchen Roſen und andern Blumen geſchmückt hatten: traf ſie jedoch, zu meiner Verwunderung, in einer nichts weniger als roſigen Laune an. Die laue Aufnahme des Publikums, und daß daſſelbe zumal nicht, wie in England, auf die allerliebſte Kußhand, die ſie ihm zum Abſchied zugeworfen, mit einem Sturme von Beifall antworten wollen, hatten ſie dermaßen in Harniſch gejagt, daß ſie dem Direktor und mir verſicherte, wofern die Achtung vor uns Beiden ſie nicht davon abgehalten, würde ſie die Scene augenblicklich verlaſſen haben. Sie wollte auch um keinen Preis zum zweiten Male wieder auftreten, ſondern drohte, weſſen ſie ſich allerdings des andern Morgens nicht mehr zu erinnern ſchien, Knall und Fall von dieſem Orte abzureiſen. Sie ſagte, es ſey das Fürchterlichſte, was es gebe, wenn ſie in Wuth gerathe und hatte ſelbſt ſo großen Reſpekt davor, daß ſie ganz die ſpöttiſche Gegenfrage überhörte: ob ſie in London nie eine Vorſtellung von Shakſpeare's Taming of a shrew auf der Bühne geſehen habe?

Sie ſagte in ihrem Zorne Alles, was ſie dachte, heraus, und nahm dabei ſo wenig Rückſichten, daß ſie ſich willkürlich eine Menge Feinde machte.

Beſonders mit den Nicht-Patriziern in der edlen Theaterrepublik hatte ſie es bald ſo unwiederbringlich verdorben, daß man eine Menge verleumderiſcher Geſchichten von ihr in Umlauf brachte und ihr aus Neid über ihr Glück in höheren Sphären, das ſie nur darum machen ſollte, weil ſie ſelbſt von Adel ſey, auf alle Art zu ſchaden ſuchte. War es doch auch, wenn man billig ſeyn wollte, eine ganz natürliche Erſcheinung, daß die mittelmäßigen Talente, ohne Sinn für ein Kunſtverdienſt ſo feiner Art, ein Talent, das ſo wenig der Menge in die Augen ſtach, für ihres Gleichen anſahen, und die demſelben gereichte höhere Belohnung für eine an ihnen ſelbſt begangene Ungerechtigkeit erachteten!

Ich habe freilich auch erlebt, wie ſie bei der Gewalt ihrer reizenden Perſönlichkeit manche Leute wahrhaft mißhandeln konnte, ohne daß ſie es ihr übel nahmen, und daß ſie ſich mit der unerſchütterlichſten Geduld ihren Launen preisgaben. Ihr kleiner, bucklichter Schneider brachte ihr einmal in meiner Gegenwart ein Kleid, das ſie ihm vor die Füße warf, weil er es fehlerhaft gefertigt hatte, und um deſſenwillen ſie ihm einmal über das andere auf die Hände ſchlug und ihn bête nannte, wenn er die erforderlichen Aenderungen mißverſtand, ohne daß er ihr gegenüber die freundlichſte Miene abgelegt und ſeine Kaltblütigkeit verläugnet hätte. Ja, ich weiß, daß er unmittelbar nach dieſem Auftritte beim Fortgehen zu dem Thürſteher geſagt hat:

„Sie kann, wenn ſie will, ein kleiner Teufel ſeyn; iſt aber darum doch ein Engel!“

Sie trug nach einander verſchiedene volksthümliche Tänze, wie la Sevillana, la Gitana, el bolero de Cadiz und andere vor, die ſich ziemlich ähnlich ſahen, war aber, bei aller Pracht der Verſchiedenheit des Koſtüms, am reizendſten in dem zuletzt genannten, wo ſie durchaus in weißen Silberſtoff gekleidet erſchien. Der Gegenſatz deſſelben zu dem rabenſchwarzen Haar, und den dunkelblauen Augen, dem Zeichen ihrer eigenen mauriſchen Abſtammung, durfte mit zu den höchſten Wirkungen weiblicher Schönheit gezählt werden, und ich habe an dieſem Abende beim Herausgehen aus dem Theater von mehr als einer unbefangenen Seite die Aeußerung gehört: „Das Mädchen iſt ein Wunder, ein Kunſtwerk der Natur!“

Die Wirthstafel ihres Gaſthauſes, an der ſie täglich ſpeiste, wurde fortan eine Art von Wallfahrtsort für die elegante und äſthetiſche Männerwelt, und die „ſchöne Spanierin“, die daſelbſt obenan ſaß, war nach rechts und links von einer Reihe von Anbetern umgeben. Sie ſelbſt pflegte dabei ſoviel wie nichts zu eſſen, da ſie gleichſam nur von der Luft zu leben ſchien, und nahm nur zuweilen ihre Gabel, um zur Beſeligung dieſes oder jenes ihrer Nachbarn von ſeinem Teller einen Biſſen aufzuſtippen.

Allmorgentlich nach zehn Uhr erſchien ſie ebenfalls im Speiſeſaale, um ihr Frühſtück einzunehmen, ſowie gewiſſermaßen ihr Lever zu halten, und es verſammelte ſich dann wieder eine Schaar von Verehrern aller Völker um ſie, die ſie, nach eilf Uhr, in ihr Zimmer geleitete und ihr bis Mittag Geſellſchaft leiſtete.

Sie hatte an der Wirthstafel Polen, Franzoſen, Ungarn und Spanier kennen gelernt; ich führte ihr Deutſche von Süd und Nord, Ruſſen, Engländer, ſogar Griechen und Muhamedaner zu, und es nahten ihr Künſtler, Gelehrte, Edelleute und Fürſten mit Bewunderung; ſie wußte mit ebenſo viel Menſchenkenntniß als Takt den Einen wie den Andern, Alt wie Jung, an ihren Triumphwagen zu ketten.

Des Abends begleitete ich ſie mit einigen ihrer vornehmlichſten Adjutanten entweder in Geſellſchaft oder ins Theater, oder ſaßen wir bis in die Nacht bei ihr und rauchten gleichwie Morgens Pajitas, bei welcher Beſchäftigung ſie, auf ihrem Divan ausgeſtreckt, ihren Gäſten mit einem guten Beiſpiele voranging und den Rauch mit unnachahmlicher Grazie zumeiſt durch Ohren oder Naſe, ſeltener durch den Mund, von ſich ſtieß. Jedem Neuankommenden bot ſie auch gleich die Cigarre an, indem ſie dieſelbe, je nach dem Grade ihrer Gunſt, entweder nur hinreichte, oder anzündete, und für die Auserwählten anrauchte.

Bei allen dieſen mannichfachen Gelegenheiten fiel nicht die mindeſte Unanſtändigkeit vor, und wußte ſie Jedermann mit großer Strenge in den gehörigen Schranken zu halten, ohne darum minder frei von ihren

Verhältniſſen, minder harmlos von ihrer Schönheit und ihrer Freude daran zu ſprechen.

„Weßhalb macht man keine Verſe auf mich? Hat man mich ſchon beſungen? Glauben Sie, daß keine Verſe auf mich zu machen ſind? Ich will Ihnen genug zeigen,“ ſagte ſie eines Morgens, ihre Mappe zur Hand nehmend, zu einigen Autoren. — Ein anderes Mal beſchrieb ſie ihre eigene Schönheit, jeden einzelnen Beweis mit dem ſpaniſchen Sprichwort führend: ojos arabi, tez divina, pelez negri, talle suelta, parla graciosa, es una andalusa. — Einmal lag ſie lange mit geſchloſſenen Augen neben uns auf dem Sopha und dachte, wie ſie hernach beſchrieb, Gemälde; ein anderes Mal ſchlief ſie ſingend ein wie ein Kind. — Auf Beleidigungen und Albernheiten, die ihr natürlich auch von jungen oder alten Fads geſagt wurden, erwiderte ſie in der Regel nichts, und ſtellte ſich lieber geſchickt an, ſie überhört zu haben. Das eine Mal jedoch, als ein junger Franzoſe gegen ſie behauptete, ſie trage ihren Dolch im Strumpfbande bei ſich, erwiderte ſie ihm nur: Hony soit qui mal y pense, Monsieur! —

Als ich ſie eines Abends ſpät verließ, fragte ſie mich, wie es komme, daß ich ihr nicht wie ihre anderen Freunde die Hand küſſe? Ich verſetzte lachend, indem ich es öfter that, „ich habe es mir aufgeſpart, um es mit einem Male nachzuholen.“ Sie ſtreifte mir deßwegen den Backen mit der Hand. Ich beſchwerte mich über ihre Ungerechtigkeit und fragte ſie, womit ich das verdient habe? — Sie erwiderte, indem ſie mich zur Thüre hinausſchob, „weil Sie ein Deutſcher ſind und nicht mit Frauen umzugehen verſtehen. Ich habe Sie geſchlagen, damit Sie mich noch mehr küſſen.“ Ich wollte natürlich wieder in das Zimmer dringen; allein der Riegel war ſchon innen vorgeſchoben. —

Zu einem jungen Gecken, der immer wie ihr Schatten hinter ihr ſaß oder ſtand, ſagte ſie einſtmals, als er ſie eben recht herzbrechend angeſeufzt hatte: »Faint heart never did win fair Lady, Sir!« Er verſtand es nicht und ſah ſie, zu dem boshaften Gelächter von uns Anderen, wieder ſchmachtend an. —

Einer ihrer Verehrer, aus dem Lande der Grafen und Sklaven, ein ſlaviſcher Graf Ladislaus, verglich ihren Charakter mit Victor Hugo's „Esmeralda“; ein franzöſiſcher Abbé mit Bernardins de St. Pierre prüder Virginie. Sie ſah Beide ſpöttiſch an und ſagte: „Ich gleiche weder der Einen noch der Anderen, ich bin ein Charakter für mich ſelbſt, den Keiner von Euch errathen wird. Ich ſcheine alle Tage eine Andere.“ — Ein witziger Muhamedaner hielt ſich einſt gegen mich über die jungen Männer auf, die ſich von ihr den Kopf verdrehen ließen, und meinte, ſie habe dabei nicht viel Kunſt anzuwenden gehabt, um ſolche ohnedies verdrehte Köpfe vollends zu verrücken. Damit jedoch, daß eine Frau einen Kopf, wie den ſeinen, verdrehe, lege ſie ganz andere Ehre ein: er laſſe ſich ihn gutwillig nur unter der Bedingung verdrehen, daß er wieder verdrehe. Ich theilte ihr dieſe Aeußerung in einer Gegenwart auf Spaniſch mit, das er nicht verſtand, und da hätte man das Erſtaunen, den Hohn, die Schalkhaftigkeit ſehen ſollen, die in ihren Zügen mit einander abwechſelten, während ſie das Mohrengeſicht vor ſich muſterte. »Ah, Monsieur, c'est bien ça!« hub ſie gedehnt an und fuhr, je mehr der Spott über den Aerger in ihr ſiegte, den ganzen Morgen fort, mit ihm zu coquettiren, ihn zu liebkoſen, zu loben, ihm Blumen zu ſchenken, Selams zu binden und wer weiß was alles zu thun, um ihn in ſich verliebt zu machen. — Von einem ſüßlichen alten Kaufmanne, einem getauften Juden, der ſich gern um jeden Preis bei ihr geltend gemacht hätte, und den ſie nicht anders als el cristiano temeroso nannte, erzählte ſie uns eines Morgens, nachdem ſie Abends vorher getanzt hatte, wie ſie geſtern zu Hauſe eben ihr Koſtüm abgelegt und nur in Tricot, mit aufgelöſten Haaren dageſtanden habe, als hinter dem heruntergelaſſenen Fenſtervorhange hervor der cristiano temeroso, der, Gott weiß wie, vorher in ihr Zimmer gelangt, auf den Knieen zu ihr gerutſcht gekommen und außer Athem ſo lange gekeucht: ange du ciel! ange du ciel! ange du ciel! bis ſie vor ihrem eigenen unbezwinglichen Gelächter dazu kommen können, ihn zur Thüre hinauszuwerfen. Sie ruhte auch nicht eher, als bis Einer von uns, der ein geſchickter Randzeichner war, die Scene für ſie umriß, und wiewohl das Alles gewiß an die äußerſte Grenze des

Schicklichen ſtreifte, hatte doch Niemand vor ihr das Herz, dieſelbe zu überſchreiten. — Sie ſang zuweilen ein kleines, reizendes Lied vom Stierkampfe, in dem wiederholt der Schlußvers vorkam: — — — — — caballeros, viente fresco a los toros. Der cristiano temeroso hörte dereinſt vor jenem Ereigniſſe auch mit zu und ſagte, da er kaum ein Wort Spaniſch verſtand, ſchmunzelnd zu dem Grafen Ladislaus: »Caballeros, das ſind wir?“ „O, nein!“ meinte dieſer: »Caballero, das bin ich, toro, das ſind Sie.“ — „Sie ſind zu gütig!“ verſetzte Jener mit einer Verbeugung, da er es, nach der perfiden Miene des Grafen, für eine Schmeichelei nahm. —

Als ſie ſich mit demſelben Grafen Ladislaus veruneinigt hatte, ſagte ſie entrüſtet zu mir: »Oh, il m'a vraiment traité en Sultan, je ne peux plus le voir.« Ich erwiderte ihr zwar lachend: ſie habe neulich ſelbſt gegen mich erklärt, ſie könne nur Männer achten und lieben, die ihr imponirten. Sie gab mir aber jetzt zur Antwort: »Eh mais! il m'a bien imposé trop,« wiewohl ſie ſich eines ironiſchen Lächelns nicht erwehren konnte. — Graf Ladislaus machte mir einſt Vorwürfe, daß ich ihren Charakter ſtudire und ſagte, das könne man wohl in einem Buche thun, dürfe es ſich aber nicht perſönlich mit Jemand, den man hochſchätze oder liebe, erlauben. »Mais, oui, Monsieur le comte,« verſetzte ſie in meinem Namen, »Monsieur a pour tant raison, et je conçois bien, que l'artiste n'étudie pas seulement avec l'esprit, mais aussi avec le coeur. L'impression c'est l'étude.« — Sie war mir jederzeit ſehr freundlich geſinnt und dankbar wegen deſſen, was ich für ſie gethan hatte; bei alledem ward ſie eines Tages ſo erzürnt gegen mich, daß ihre Augen gleichſam Funken ſprühten, und zwar auf keine andere Veranlaſſung, als weil ich vor einem ſchönen Bergkryſtall, der ſo rein wie ein Waſſertropfen glänzte und über deſſen langes Anſchauen ſie mich verſpottete, in Entzücken ausrief: In deſſen todte Reinheit ſchaue ich ebenſo gern, wie in die lebendige Schönheit ihrer Augen; beide ſeyen für mich gleich poetiſch. — Ich beſuchte mit ihr alle Sehenswürdigkeiten des Orts, Gemäldegallerie, Antikenſammlung, Kunſtausſtellung, die ſchönſten Punkte der Umgegend u. ſ. w. Auf nichts achtete ſie, Alles was wir ſahen, ließ ſie gleichgültig, und als ich ihr darüber Vorwürfe machte, antwortete ſie: „Was wollen Sie von mir, mein Freund? Sie ſind unbillig. Wie kann ich anders werden als ich bin! Wie kann ich von Ihrer deutſchen Kunſt und Wiſſenſchaft, von Ihrer Naturſchönheit etwas verſtehen? Sie wiſſen, ich habe für Nichts auf der Welt Sinn, als für meinen Tanz. Ich denke, athme, lebe nur darin und fühle nicht einmal was Anderes.“ — Mehrere Künſtler trugen Verlangen, ihr Bild zu zeichnen oder zu malen, ihre Stellungen zu entwerfen, in denen ſie oft die antike Schönheit derer wiederfanden, die man auf griechiſchen Vaſen abgebildet ſieht. Mit Erſterem war jedoch Keiner, der es verſuchte, auch nur einigermaßen glücklich, und alle Portraits arteten zu Karikaturen aus.

Ein genialer Bildhauer wollte ihre Büſte modelliren, wozu ihm nur die Zeit allzuſpärlich zugemeſſen war, und begnügte ſich mit ihrem Medaillon und Fuß. Ich beſuchte ihn deßhalb mit ihr in ſeiner Werkſtatt und als ſie den reizendſten der ſo weltberühmten Sevillaner Füße vor ihm entkleiden ſollte, rief ſie, ihn vor dem ſchweren langen, ſchwarzſeidenen Gewande nicht gleich wahrnehmend, wirklich ſelbſtvergeſſen aus: »Ah mon Dieu, j'ai oublié mon pied.« — Die Scene des Modellirens ſelbſt war äußerſt komiſch, da der junge Künſtler immerwährend auf Deutſch ſein Entzücken über ihre Schönheit äußerte, das wir ihr überſetzen mußten, und er hinwieder nicht ohne unſere Hülfe ihre ſpaniſch-franzöſiſchen Reden verſtand. „Das iſt ein prächtiger Kerl, Kinder!" rief er einmal über das andere, oder brach ſie ebenſo vor Ungeduld, nicht gleich zu wiſſen, was er ſagte, in ihren graziöſen Fluch: »Caramba!« aus. — »Touchez moi!« ſagte ſie, als er von ferne wiederholt um ihre Stirn taſtete. »Je n'ose pas, Madame,« erwiederte er; »j'ai trop de respect, pour vous toucher.«

»Pourquoi?« rief ſie, mit unnachahmlicher Naivetät. — Nach drei Stunden verlor aber der Bildhauer zu ihrer großen Freude die Geduld, da ſie während der ununterbrochenen Sitzung faſt ſchläfrig geworden war, und zerbrach verzweifelnd die ganz unähnlich bleibende

Arbeit, vor der ſie nicht einen Augenblick ruhig geſeſſen hatte. —

Sie hatte neben dem Tanze noch ein anderes, kaum ſecundär zu nennendes Talent für den Geſang, das ſie aber nicht öffentlich ausübte, und entfaltete darin nach einer ganz verſchiedenen Seite einen ebenſo wirkſamen Reiz.

Man konnte in der That nichts Verführeriſcheres als ein Ständchen hören, das ſie uns oftmals Abends oder ſelbſt nach Mitternacht, mit der Guitarre auf dem Divan ruhend, verſang. Die Hingebung, die leidenſchaftliche Ruhe, die nächtliche Sicherheit in den Worten des Anfangs: Vamonos acostar, vamonos a dormir; die ſüß-heiteren Klänge: ahi que belleza, ahi que hermosa, ahi que divina es! das ſchalkhaft Schmachtende: tu no quieres a mi, io quiero a ti, und der tonloſe, raſche Uebergang ahi Mariquita! ahi Mariquita! zu dem anſcheinend gleichgültigen, ſehnſuchtſatten Endverſe: vamonos acostar, vamonos a dormir und dem gewöhnlichen Schluſſe ſpaniſcher Ständchen, den fingirten Küſſen, werden mir unvergeßlich bleiben.

Sie hatte eigentlich eine nichts weniger als ſchwache Stimme, die ſie blos gewiſſermaßen niedertanzte, und ruhte ſie einmal acht oder vierzehn Tage vom Tanzen aus, ſo kam alsbald wieder ihre Stimme zu Kräften. Sie konnte nur ſeltſamer Weiſe nicht anders als zu halbverſtimmter Guitarre ſingen und ruhte, wenn

Jemand ſie in Ordnung gebracht hatte, nicht eher, als bis es damit wieder auf dem alten Flecke war.

Sie fand auch bei Hofe, wo ſie ihre beiden Talente ausüben mußte, die gnädigſte Aufnahme und verdankte dieſelbe gewiß mit dem natürlichen Takte und Anſtande ihres Betragens, das vollkommen frei von theatraliſcher Ziererei und Manier war, und nur die nothwendige Koketterie der Jugend, Schönheit und Natur zu erkennen gab. Ja, ſie war in ihrem Weſen ſo wenig Tänzerin, daß ſie die ſittenſtrengſten Damen mit ihrer Erſcheinung verſöhnte. Ich möchte ſagen, ſie war von Geburt excluſiv, und ihre künſtleriſche, ſowie ſociale Erſcheinung befriedigte in ſo hohem Grade den auserleſenſten Geſchmack, daß ſie in keiner Weiſe je populär werden konnte.

Ich kam im Grunde nur ſelten wieder aus dem Zauber ihrer faſt ausſchließlichen Geſellſchaft zu mir, als daß ich ihretwegen hätte mit Beſonnenheit über mich nachdenken können. Die wenigen lichten Augenblicke überzeugten mich allerdings, daß mir zunächſt kein höherer irdiſcher Reiz als Imagina denkbar war, und ich denjenigen für einen beneidenswerthen Menſchen halten werde, dem es beſchieden ſey, dieſen Schönheitskörper mit Gefühl zu beſeelen. Bis zu dieſem Punkte erſchien ſie mir indeſſen noch unbedingt amazonenhaft und unerwärmbar, ſowie ſie auch am liebſten ſpröde zu ſingen pflegte: no quiero, no quiero casarme. Wer ſie umſchwärmte, den duldete ſie nicht allein um ſich, ſondern den hielt ſie auch mit Bewußtſeyn feſt, ohne ihm freilich eine beſondere Gunſt zu geſtatten, die nicht andere Anbeter ſeines Ranges mit ihm getheilt hätten. Ihre Schönheit, die Vollendung, ſo zu ſagen, ihres Reizes überflügelte ſo bei weitem alles hier Einheimiſche, daß ich nicht begriff, wie man, nachdem man ſie ein Mal geſehen hatte, ihr Angedenken wieder zu verwiſchen im Stande ſey. Wie iſt es aber möglich, dachte ich, daß ein ſolches Weſen ſich nicht geiſtig ſelbſt genügen, daß ſie Liebe oder Leidenſchaft empfinden könne?

Jedes Gefühl der Art verkündet bei dem, der es empfindet, das Bedürfniß, ſich durch ein anderes zu ergänzen, in ſich zu vollenden. Was wäre an ihr zu ergänzen? Iſt ſie nicht ſchon in ſich ſelbſt als ein Kunſtwerk der Natur vollendet? Und wie wunderbar, daß ihr nicht nur aller Geiſt, alle Bildung, ſondern auch vielleicht ſelbſt alle Bildungsfähigkeit abgeht, ohne ihr innerſtes Weſen zu beeinträchtigen! Sie iſt die edelſte Natur, der höchſte Adel des Vergänglichen. Eine Unvergänglichkeit der Seele iſt nicht in ihr. Womit vermöchte ſie alſo Liebe zu erwiedern? —

Und da hatte ich im Laufe dieſes unbewußten Vernünftelns auch den Punkt getroffen, auf dem ich, wenn es dazu kam, wirklich frei war, die Erwägung des Verhältniſſes, in dem der irdiſche Reiz oder Kunſtſtoff auf den Geiſt oder das Herz deſſen einwirkt, der entweder als Künſtler oder Dichter im Gebiete der Kunſt ſchafft. Daß in dieſer Hinſicht ein bedeutender Unterſchied zwiſchen Künſtler und Nichtkünſtler ſtattfindet, dürfte ganz ernſthafter Weiſe anzunehmen und auch die bis zu einem gewiſſen Grad gehende Unzurechnungsfähigkeit des Künſtlers zu vertheidigen ſeyn. Ja, die diesfallſige Emancipation des Künſtlers verſteht ſich von ſelbſt, wenn das Gebiet des Schönen in der That ſein eigentlicher Wirkungskreis iſt, und er ſteht hinſichtlich des bloßen Gebrauchs oder Mißbrauchs ſeines Stoffes gerechtfertigt da, wenn die Ergebniſſe der von ihm empfangenen Eindrücke wirklich ſchöne Kunſtgebilde ſind. Er iſt nur ſchuldig, wenn er dieſe Eindrücke im andern Falle nicht zu überwinden verſteht. Wer möchte läugnen, daß das Individuellſte in aller Kunſt meiſt auch für das höchſte Schöne anzuſehen ſey, und wie ſollte daſſelbe ohne mächtige individuelle Eindrücke auf Geiſt und Herz des Künſtlers entſtehen können! Der Künſtler iſt nichts weniger als ſchwach, wenn er gegen das Schöne leicht empfänglich iſt, und würde, ohne ſolche Empfänglichkeit, kein Künſtler genannt werden können. Er müßte immerdar bankerott ſeyn, wenn er angehalten werden dürfte, ideelle Schönheitseindrücke des Lebens moraliſch — materiell zu bezahlen, und man muß Vertrauen genug zu ihm haben, daß man die Sonderung ſolcher Eindrücke, welche das Leben dem Menſchen und nicht dem Künſtler in ihm bietet, von den beſprochenen ſeinem eigenen Gewiſſen überläßt.

Trotz allem dem fühlte ich mich immer unzertrennlicher von Imagina, und verfolgte ſie auch ferner um ſo mehr wie ihr Schatten, als ſie mich wenigſtens vorzugsweiſe als ſolchen gelten ließ.

Wenn ich gegen mich ehrlich mit der Wahrheit herausgehen wollte, konnte ich nicht wohl für möglich halten, daß ſie einen Mann jemals wahrhaft lieben werde, und nichtsdeſtoweniger dachte ich nicht daran zurückzubleiben, als ſie es zur Zeit ihrer Abreiſe für ausgemacht annahm, daß ich ſie noch weiter begleite.

Sie begab ſich von ihrem jetzigen Aufenthaltsorte über Prag nach Wien, wo ſie wieder öffentlich aufzutreten gedachte, und reiste nach erſterer Stadt ab. In ihrer Begleitung befand ſich diesmal auch außer mir der ſchon erwähnte Graf Ladislaus nebſt einem ſeiner Landsleute und ein junger ehemaliger Lieutenant Eiſenach, der ſich mit zu ihren eifrigſten Verehrern zählte.

Graf Ladislaus war ein älterer, verſchloſſener, vielgereister und erfahrener Mann, den ich für zu edel, um die ſchöne Tänzerin verderben, für zu klug, um ſie heirathen zu wollen, hielt, und ſchien mir, bei all' ſeiner enthuſiaſtiſchen Vorliebe für die Frauen, noch allzuverworren und excentriſch in ſeinen Anſichten zu ſeyn, um ſich bereits irgendwie im Leben feſtſtellen zu können.

Der Lieutenant durfte für den allerliebſten, blonden Windbeutel angeſehen werden, der in der Gegend weit und breit herum ſeine Tage ſtahl, und konnte, an Schlank heit, Schlauheit und Schönheit ein Merkur, ſein gutes Glück bei den Frauen mit ſo leichter Mühe betreiben, daß ich ſogar als den einzigen Grund, warum es nicht immer ſo weit ging, als es hätte gehen können, nur ſeine Faulheit angeben mag.

Er galt an dem Orte, wo er Imagina hatte kennen lernen, für reich, weil er verſchwendete; war es aber in der That ſo wenig, daß er eigentlich gar nichts beſaß, und hat das Wunder, wie er zu ſeiner gegenwärtigen Baarſchaft gekommen, niemals vor mir aufgeklärt.

In ſeiner Vaterſtadt, wo er den Leuten ſeiner Verhältniſſe halb keinen Sand mehr in die Augen ſtreute, hatte er die Gewohnheit, von ſich auszuſagen, daß er der Inhaber einer Rente von zweihundert Thalern ſey, und erklärte er, näher befragt, achtzig Thaler von einem Gütchen zu beziehen, das er mit vier Lehnsvettern gemeinſam beſaß, die übrigen hundert und zwanzig Thaler ſich aber zuſammenzuborgen, wo es thunlich ſey.

Er hatte früher im griechiſchen Kriegsdienſte ſein Brod gehabt, den er ſchon lange, bevor die ruſſiſche Politik die Deutſchen aus dem Lande trieb, aus Liebe zum Nichtsthun verlaſſen, und hätte, wenn er nur den Anſchein einer Beſchäftigung um ſich dulden wollen, noch alle Tage aufs Neue Lieutenant bei dem Militär eines kleinen Fürſten, oder Kammerjunker, Stallmeiſter und dergleichen mehr werden können, da ſich jeder kleine

Hof zu der Erwerbung eines ſolchen Figuranten Glück gewünſcht. Allein die Errettung ſeiner Faulheit war ihm mehr als Alles werth, und machte es ihm unmöglich, der Welt ein ſolches Opfer zu bringen.

Das ſo vielgerühmte Prag machte mir in meiner Stimmung nur einen peinlichen Eindruck und ſelbſt die Freude an dem Alterthume, von dem darin noch ſo zahlreiche Spuren vorhanden ſind, ward mir durch den fatalen Jeſuitengeſchmack, der allenthalben dicht daneben ſteht, zum Theil vergällt.

St. Veit, das ſchöne Bruchſtück einer Nachbildung unſeres hohen Kölner Doms, entzückte mich; wenn ich nur nicht die Thorheit begangen hätte, auch das Innere zu beſichtigen und mich von deſſen geſchmackloſer Pracht wieder ernüchtern zu laſſen! Ich erkannte auch vollkommen die impoſante Lage des kaiſerlichen Hratſchin an, hinter dem die Sonne, als ich ihn zum erſten Male ſah, blutroth unterging, konnte aber den bewunderten Adelspaläſten der Kleinſeite keine ideale Seite abgewinnen. Ueberhaupt erregte mir der Geſammtüberblick dieſer gewaltigen Häuſermaſſe nur das traurige Gefühl der Oede und Einſamkeit, da darin auch nicht ein heller, geiſtiger Lebenspunkt, nicht eine einzige Notabilität höherer Kunſt oder Wiſſenſchaft für die Einbildungskraft auftauchte und nur der unheimliche Geiſt des knuten-ſehnſüchtigen Czechenthums umging, der dereinſt nicht ohne einen Kampf auf Leben und Tod mit Deutſchland, es müßte denn vorher durch Befreiung des deutſchen, liberalen Elements geſchehen, zu bannen ſeyn dürfte.

Am Tage nach unſerer Ankunft fand in der Frühe eine große Sonnenfinſterniß ſtatt, die ich von der Terraſſe unſeres Hotels zum ſchwarzen Roſſe aus beobachtete, und während welcher ich eine unheimliche Bangigkeit nicht los werden konnte, die mich in dem ſeltſamen Halblichte, das doch ſo wenig Mondſchein war und ſo fahle, erdbebenhafte, geſpenſtiſche Schatten warf, überſchlich.

Ich konnte nicht begreifen, warum in der ganzen Zeit der Verfinſterung keiner meiner Reiſegeſellſchafter auf dem Dache bei mir erſchien. Ich ſchickte den Kellner wiederholt zu Imagina und ließ ſie, geſetzt, daß ſie noch etwas ſehen wolle, zur Eile antreiben: ſie wollte, wie ſie dem Boten durch die Thüre zugerufen hatte, augenblicklich kommen; kam aber dennoch nicht. Ich ſchickte zu dem Lieutenant, der ausgegangen war. Ich ſchickte ſogar, da mir das Nichtbeachten unſerer Abrede von jeder anderen Seite ſo ſonderbar vorkam, zu den beiden Polen. Sie bedauerten ungemein, meiner Aufforderung nicht Folge leiſten zu können, da ſie eben im Begriffe ſtänden, abzureiſen.

Das ſind ja auffallende Umſtände! dachte ich, was hat das zu bedeuten? Da muß was vorgefallen ſeyn, und eilte ſpornſtreichs zu Imagina hinab.

Als ich an ihr Zimmer klopfte, fand ich, daß ſie ſich eingeriegelt hatte, und ließ ſie mich erſt, nachdem ſie meine Stimme erkannt, eintreten. Sie war noch in Morgenkleidung und ihre Geſichtszüge blaß und verſtört. Sie befand ſich auch offenbar in zorniger Aufregung und verhehlte mir nicht, daß ihr etwas ſehr Unangenehmes begegnet ſey; wiewohl ſie ſich nur erſt auf meine dringenden Bitten entſchloß, der Nothwendigkeit, deßhalb offen mit mir zu reden, nachzugeben.

Die Sache war, daß in der vergangenen Nacht ein Mann an ihr Zimmer gekommen, der zuerſt leiſe, dann lauter und ſtürmiſcher an die Thür geklopft, ohne ſein Verlangen kund zu geben, und ſich nicht eher wieder hatte entfernen wollen, bis ihre Stubennachbarn von mehreren Seiten aus dem Schlafe geweckt worden waren und Anſtalten getroffen hatten, auf den fremden Ruheſtörer einzudringen. Imagina hatte ſich dabei, zuerſt aus Schrecken, dann aus Beſonnenheit ſchlafend geſtellt, und in der Viertelſtunde, ſo lange der Lärm gewährt, keinen Laut von ſich gegeben.

Ich konnte, nachdem ſie mir den Vorfall erzählt hatte, zwar nicht ſogleich begreifen, weßhalb ſie ihn ſo wichtig nahm, und ſuchte ihn ihr mit der Vorſtellung zu erklären, daß ein fremder Mitbewohner des Gaſthauſes ſich etwa in trunkenem Zuſtande vor ſeinem eigenen Zimmer zu befinden geglaubt habe. Allein ſie wußte dieſe Anſicht ebenſowohl mit den allerdings nahe liegenden Gründen, daß er weder geſprochen, noch den Schlüſſel verſucht und dergleichen, zu widerlegen, als ſie auch die beſtimmte Ueberzeugung ausſprach, daß der nächtliche Beſucher Niemand als Graf Ladislaus geweſen ſey, deſſen Art zu gehen ſie erkannt und der ſie durch ſeine Frechheit habe in ſeiner und anderer Meinung zwiefach beleidigen wollen.

Sie fügte hinzu, wie Graf Ladislaus bereits dieſen Morgen, anſcheinend unbefangen, zu ihr gekommen ſey, um ſie auszuhorchen, welche Wirkung ſeine Perfidie auf ſie gehabt, und ſie ihm ihre Verachtung ſeiner That, die er natürlich nicht eingeſtehen wollen, unverhohlen ausgeſprochen habe. Ich hörte auch von ihr, daß ſie ihm den Beſcheid ertheilt, ihn weder mehr ſehen noch ſprechen zu können, und ihn durch die Drohung, ſie werde ſofort Prag verlaſſen, wenn er nicht ſelbſt abreiſe, ſobald er ihren unbeugſamen Willen erkannt, dazu bewogen habe, nachzugeben.

Ich konnte mir zwar die Beweggründe zu ſeiner Handlungsweiſe noch nicht klar veranſchaulichen; allein ich hielt allmählig dafür, daß der Scharfblick der Kleinen in ihrer eigenen Angelegenheit untrüglich und der Graf wirklich das bekannte »aut Caesar aut nihil« parodirt, ſeinem guten Glück in der Liebe cavaliermäßig an den Puls gefühlt haben könne. Was mir in der Intrigue zweideutig oder dunkel blieb, mochten wohl die ebenſo beſchaffenen Stellen ſeines Charakters ſeyn.

Während wir noch mit einander über die Sache ſtritten, ſahen wir am Fenſter die beiden Grafen eilig das Hotel verlaſſen und im eifrigen Geſpräche mit dem Lieutenant ein paar Augenblicke vor dem Thore verweilen. Sie ſchüttelten ſich zuletzt wechſelſeits die Hände und es kehrte der Letztere mit einem luſtigen Sprunge in das Haus zurück, während ſich jene mit einem Seitenblicke ſpöttiſch anlächelten und dem Hausknechte rüſtig folgten, der ihnen ihre Reiſeſäcke nach dem Poſthauſe voraustrug.

„Nun, Gott ſey Dank, daß ſie fort ſind,“ ſprach Imagina aufathmend, „jetzt kann ich wieder ruhig werden. Bringen Sie mich auf andere Gedanken, Freund, und führen Sie mich ſchnell ſpazieren, ehe der junge Fant zu uns kommt und uns ſtört. Für die nächſten fünf Minuten weiß ich gewiß, daß er noch vor dem Spiegel ſtehen bleibt und Stellungen oder Mienen verſucht, mit denen er mir imponiren will.“

Bei dieſen Worten lächelte ſie mich zärtlich an, ſetzte ſich den Hut auf, ließ ſich von mir den Shawl umgeben, und hing ſich an meinen Arm, um mit mir das Gaſthaus zu verlaſſen.

Wir verloren uns in die finſteren Krümmungen der Judenſtadt und beſuchten, nach einem Abſtecher in die wunderbare vorbyzantiniſche Synagoge, den Judengottesacker, der jedenfalls die bedeutendſte Merkwürdigkeit Prags zu nennen iſt.

Ich konnte der Ehrfurcht nicht widerſtehen, die mich auf unſerer Wanderung durch den ungeheuren Todtenraum ergriff. Es ſtanden hier Tauſende von verwitterten und bemoosten Grabſteinen ſo dicht neben und über einander aufgeſchichtet, daß man davor oft keinen Fuß breit Boden ſah, und es waren dazwiſchen wohl ein halbes Jahrtauſend alte Fliederbäume ſo wunderbar ſchlangenhaft durch einander gewachſen, daß man in Staunen verſinken mußte, wie die Natur eine ſo unerhörte Verwirrung zu Stande gebracht habe. Da nach jüdiſchem Gebrauche die Gräber zehn- und mehrfach über einander gethürmt waren, ſo hatten ſich abwechſelnd kleine Thäler und Hügel gebildet, die das abenteuerliche Bild mit ſeinem Rahmen von ſchmutzigen, halbverfallenen Wohnhäuſern, die den Friedhof umgrenzten, deſto weiter überblicken ließen.

Die Gegenſätze unſerer Charaktere wurden durch unſere beiderſeitigen Stimmungen in dieſer Stunde in das grellſte Licht geſtellt, und ſo wehmüthig ernſt, ja melancholiſch ich geworden war, ſo ausgelaſſen luſtig tanzte Imagina von einem Grabe zu dem andern. Ihre Wildheit verlachte und verſpottete ſogar meine Pedanterie, die ſich von den Todten imponiren laſſe, und drang alſo meinem Aerger nach und nach die gewaltſame Ueberzeugung auf, daß es dem reizenden Geſchöpfe ſchwerlich jemals Ernſt mit Etwas werden könne.

So gelangten wir wieder zu der Judenſtadt hinaus und in die Platnergaſſe, wo ich das mit den zwei in Stein gehauenen Löwen bezeichnete Eckhaus, in dem Mozart gewohnt hat, nach kurzem Suchen fand. Ich freute mich an den Erinnerungen des hohen Genius, der freilich an dieſer geräuſchvollen Stätte nicht leicht von außen poetiſch-gemüthlich geſtimmt werden konnte, und mußte auch die Erfahrung machen, daß er wenigſtens hier nicht unſterblich zu ſeyn ſchien. Ich fragte nämlich in dem auffallend moderniſirten Hauſe nach, ob es gewiß daſſelbe ſey, in dem Mozart dereinſt gewohnt, und wurde nach verdrießlichem Hin- und Herreden von einem Ladendiener mit dem Beſcheide abgewieſen, in dem Hauſe wiſſe man von einem Mozart nichts und es habe ſeit vielen Jahren Niemand Anderes als der Kaufmann und der Hauswirth darin gewohnt.

Es kam mir beim Weitergehen ſelbſt ſo vor, als ob auch Imagina mit von dem Verdruſſe über meine unnöthige Begeiſterung angeſteckt ſey und es ſollte ihr dieſelbe ſogar noch läſtiger fallen, als ich ſie von hier an einen Ort führte, wo neben einigen andern Kunſtdenkmalen abermals nichts als Mozart zu ſehen und zu hören war. Ja, ſie wurde hier unartig genug, nach einer Marmorbüſte Mozarts, in deren Anſchauen ich lange verſunken geweſen war, mit ihrem Sonnenſchirme zu ſchlagen. Ich fühlte, daß ich bei der Gelegenheit viel weniger aus Zorn als aus Scham erröthete und entfernte mich mit ihr auf der Stelle, ohne ein Wort zu ſagen.

Ueber Mittag und Nachmittags war ſie, weil ſie fühlte, daß ſie in ihrer Keckheit zu weit gegangen ſey und ſich in meiner Meinung geſchadet habe, die Liebenswürdigkeit ſelbſt und ließ es ſich dermaßen angelegen ſeyn, das gute Verhältniß zwiſchen uns wieder herzuſtellen, daß es ihr unmöglich mißlingen konnte. Nichtsdeſtoweniger blieb in meiner Stimmung gegen ſie ein geheimer Stachel zurück, von dem ich im Voraus ahnete, daß ſich ſeine Spitze niemals brechen werde.

Um der Erinnerungen an Libuſſa und ihre ſagenreiche Zeit willen hatte ich mir vorgenommen, gegen Abend nach dem Wiſſehrad zu fahren. Ich fragte Imagina, ob ich ſie dahin geleiten dürfe; ſie lehnte es aber aus übergroßer Ermüdung ab und ſchien es überhaupt nicht gerne zu ſehen, daß ich mich von ihr trennte.

Ich war einen Augenblick unſchlüſſig, was zu thun; da ich aber bedachte, daß wir den andern Morgen Prag verlaſſen würden, beharrte ich auf meinem Entſchluſſe. Hatte ich ja doch ſelbſt das unabweisliche Bedürfniß, zu meiner Gemüthsſammlung eine Stunde allein zu ſeyn, da ich die Thorheit begangen hatte, ihr meine abermalige Begleitung bis Wien zuzuſagen.

Sie wollte mir mit einem ſcharfen Blicke verbieten auszufahren, und ſtellte mir vor, wie ich ihr ſonſt mein Verſprechen, ſie in die Oper zu führen, nicht halten und ſie mit dem Lieutenant allein nicht dahin gehen könne. Ich ließ mich aber dieſes Mal nicht irre machen und ſagte ihr, die Beſichtigung der alten Veſte halte mich nicht über eine Viertelſtunde auf, und ich werde noch eine halbe Stunde vor dem Anfange der Oper zu ihr zurückgekehrt ſeyn.

Mit einem Worte, ich machte mich auf den Weg und hatte wirklich nicht zu viel behauptet, da ich den alten czechiſchen Geſchichten ſelbſt an ihrer Quelle keinen Antheil abgewinnen konnte, ſondern mich, noch ehe ich es ſelbſt gedacht hatte, auf dem Rückwege nach dem Hotel befand.

Da es mich nun ebenſowohl langweilte, in dem ſchläfrigen Fiakertrabe durch den langen, unſchönen Stadttheil bis zum Graben heimzufahren, als ärgerte, den ſonnigen Herbſtabend an die muſikaliſchen Rodomontaden Bellini's wegzuwerfen, deſſen Norma, wie ich glaube, im Theater gegeben wurde, ſo nahm ich zu meiner Zerſtreuung meinen Wegweiſer durch Prag aus der Taſche und blätterte unterweges in dem Buche.

Siehe! da trifft mein Blick auf die Bemerkung, daß in der Umgegend von Prag, vor dem Augeßter Thore, in einer Bergſchlucht ein Ort, der Hof Bertramka genannt, gelegen ſey, an dem Mozart einen Sommer zugebracht und den Don Juan geſchrieben habe.

Der unmittelbare Ort, an dem der Don Juan entſtanden iſt! Alſo ein Heiligthum, das ich jeden Augenblick betreten kann? Wie blieb mir da die Wahl?

Ich war ſchon morgen früh nicht mehr in Prag. Ich mußte es alſo heute ſehen. Was war es an der Zeit? Ein Viertel auf ſechs Uhr. — Ich maß die Entfernung bis zum Thore auf dem Grundriſſe der Stadt nach dem angegebenen Maßſtabe ab. In fünfzig Minuten, alſo eine kleine Spanne Zeit zu ſpät, konnte ich wieder in dem Gaſthofe ſeyn. Deßwegen mußte mich Imagina entſchuldigen. Ich konnte der Verſuchung, an ihrem Willen zu ſündigen, nicht widerſtehen.

Ich gab meinem Kutſcher den Befehl, in die neue Allee, an der wir eben waren, links einzubiegen, um mich über die Kettenbrücke nach der Kleinſeite und vor das Augeßter Thor zu fahren.

Es geſchah, wie ich es gewollt hatte. Ich fuhr draußen ein paar hundert Schritte auf der Chauſſee geradeaus und fragte, wie ich ſchon im Thore ſelbſt gethan, wiederholt nach dem Hofe Bertramka. Es konnte mir kein Menſch deßwegen Rede ſtehen.

Ich ſah einen ſchmalen Seitenweg links nach den Bergen abgehen, ließ halten, ſtieg aus, indem ich dem Kutſcher auftrug, mich an der Stelle zu erwarten, und trat die Wanderung nach meinem Ziele zu Fuße an.

So viele Leute mir begegneten, fragte ich auch nach dem Hofe Bertramka aus. Die meiſten ſahen mich an und gingen, die Köpfe ſchüttelnd, weiter, da ſie, als Czechen, kein Deutſch verſtanden oder verſtehen wollten; nur ein paar Kinder wieſen mich über Gemüſeäcker nach einer Kapelle, bei der der Hof Bertramka ſey. Ich erreichte die kleine Kirche, nahm aber in ihrer Nähe keine zugängliche Wohnung wahr, und traf erſt nach längerem Wandern beinahe querfeldein eine abermalige Spur.

Mittlerweile war die ſechste Stunde herangerückt und mußte ich, als ich nach der Uhr ſah, ebenſo ſehr an Imagina als an Mozart denken. Die Sache war mir unangenehm genug; indeſſen kam ich doch zu ſpät, wäre ich jetzt, woran ich nicht dachte, umgekehrt. Ich drückte alſo mit männlicher Entſchloſſenheit die Augen meines Gewiſſens zu und ſchritt auf meinem Wege weiter. Derſelbe hatte mich zwiſchen hohe Gartenmauern geführt und lief neben Hügelrücken ſo lange bergan, bis er eine Art von Schlucht ward. Er konnte ſonach allerdings der rechte ſeyn. Ich gelangte an ein ſchwarzes Gatterthor, das zuletzt quer vor dem Wege lag, und fand, daß es nur angelehnt, nicht verſchloſſen war. Ein alter Nußbaum bog ſich innerhalb über den Eingang, und rechts, ihm gegenüber, befand ſich eine Scheuer. Im Hintergrunde erblickte ich ein Haus mit einem Uhrthürmchen, inmitten des Hofes einen Taubenſchlag.

Ich trat ein und dachte: Hier könnte es wohl ſeyn. Ein dichteriſcher Hauch wehte mich an, der vielleicht eine Art von Angedenken der Luſt an den großen Genius war. War dieſes nicht der rechte Ort, ſo ſtand wenigſtens mein Vorſatz feſt, das fernere Suchen danach aufzugeben. Ich ſchritt an Kaſtanienbäumen und Geſträuchen, die links im Hofe ſtanden, an einigen Bänken und Tiſchen vorüber und nahm dahinter ein hübſches einſtöckiges Landhaus mit einer Freitreppe und einem Freigange wahr, der ſich oben davor hinzog.

Auf dem Hofe war Alles ſtill und Niemand zu erſpähen, ſo daß ich einen Augenblick unſchlüſſig war, ob ich die Freitreppe nicht geradezu emporſteigen ſollte.

Indem ging oben eine Thür auf und ſchritt ein feiner junger Mann die Freitreppe herunter, mir entgegen. Wir begrüßten uns, ſtanden einander gegenüber und ſprachen uniſono den Namen Mozart aus.

Der junge Mann war der Sohn des jetzigen Beſitzers der Villa, eines Prager Kaufmanns, der mit ſeiner Familie zu Mozarts wärmſten Anhängern gehörte und alle Dinge in dem Hauſe, die Beziehung auf ihn hatten, gewiſſenhaft in dem alten, ihm damit überlieferten Zuſtande ließ. Er dachte auch menſchenfreundlich genug gegen Fremde, um das Heiligthum, das er alle Sommer bewohnte, nachdem es vorher lange Jahre leer geſtanden, vor ihren Blicken zu verſchließen.

Sein Sohn gab meinen Führer ab und ſagte mir, daß dieſe Villa dereinſt von dem Grafen Clam für die Sängerin Duſſek erbaut worden ſey, die mit ihrem Manne, dem Kapellmeiſter, zur ſchönen Jahreszeit hier gelebt habe und deren Gaſt einen Sommer hindurch Mozart geweſen ſey. Wir traten von dem Freigange aus unmittelbar in das kleine Wohnzimmer und daranſtoßende noch kleinere Schlafzimmer des unſterblichen Componiſten ein, und ich hörte, daß die innere Einrichtung noch unverſehrt ſo wie zu ſeiner Zeit geblieben ſey: an der Decke noch der alte geſchnörkelte Stuck, an der Wand die alte blumige Tapete, darunter die alte kunſtvolle Täfelung des Fußbodens. Ich prägte meinem Gemüthe alle Gegenſtände mit inniger Pietät ein und ſchwelgte mit meiner Phantaſie in den Erinnerungen, die mir ihn hier häuslich lebend vorſtellten. Jedoch erſt als ich dicht an das Fenſter trat, ſtellte ſich mir der freudigſte und überraſchendſte Anblick dar, eine Ausſicht, wie man ſie ſich nicht ſchöner, poetiſcher, gemüthlicher erſinnen kann: in der Ferne die Königsſtadt mit ihren zahlreichen Thürmen, Kirchen und Paläſten, ſowie der Wiſſehrad mit ſeiner fabelhaften Vergangenheit, noch ferner, jenſeit, der Ziskaberg mit der ganzen neuern tragiſchen Landesgeſchichte. Vorn, in unmittelbarer Nähe, die alten Bäume und die Lehne eines Berges, der ſich ſo traulich, gleichwie Wange an Wange, an die Wohnung legt und alle lärmende Zerſtreuungen, ein Schild der ſüßeſten Einſamkeit, von ihr abhält, hinter dem man der Welt nicht mehr bedarf und ſich begnügen mag, nur aus beſchaulicher Ferne mit ihr zu verkehren.

Das iſt eine wahre Dichterwohnung! rief ich aus:

Hier oder nirgend in Prag mußte Mozart wohl ſeyn. Unter Hunderten von Landhäuſern ſeiner Umgebung konnte unmöglich eines würdiger als dieſes ſeyn, ihn zu beherbergen.

Demnächſt ſah ich die Zimmer nach dem Hofe und hintern Garten, die die Sängerin mit ihrem Gatten bewohnt hatte, und trat aus dem letztern Zimmer zu ebener Erde in den Obſtgarten mit ſeinem friſchen, grünen Raſenteppich und ſeinen Nuß- und Aepfelbäumen. Wir gingen unter denſelben eine Strecke den die kleine Schlucht begrenzenden Berg empor, und kamen faſt auf der Höhe zu einem tiefen, klaren, beſchatteten Brunnen, der vordem mit einer als Tiſch dienenden Steinplatte bedeckt geweſen war und den man gegenwärtig leider! davon befreit hat, um dieſelbe weiter nach vorn zu als einen wirklichen Steintiſch anzubringen.

So viel ich weiß, iſt dies die einzige Impietät, die man hier an Mozart begangen hat, doch darum keine minder beklagenswerthe, da Mozart eben auf dieſer Platte an jenem letzten Morgen vor der Aufführung die Ouverture zum Don Juan geſchrieben hat. Wie ſchön, wie tiefſinnig iſt es gerade, daß er dieſes Meiſterwerk über dem reinen Quell dichtete, und wie konnten Verehrer von ihm, dieſen Umſtand unbeachtet laſſend, das Denkmal halb zerſtören!

Hier konnte ich mich vollends nicht von dem heiligen Angedenken losreißen und der freundliche Jüngling hatte Geduld mit meiner Rührung, indem er mir, ſelbſt mit davon angeſteckt, zur Seite blieb, um mich vollends auf den Gipfel des Berges, wo man die günſtigſte Ausſicht haben ſollte, zu geleiten. Wir betrachteten unter dem Obdache eines Tempelchens den Sonnenuntergang mit ſeinen verklärenden Beleuchtungen und ſprachen nur allein von Don Juan, von dem wunderbaren Lapidarſtyl, in dem das Werk geſchrieben iſt, von den unerklärlichen Beziehungen zwiſchen Donna Anna, Don Ottavio und Don Juan, von dem offenbarten Verhältniſſe zwiſchen Geſang und Orcheſter, das in dieſer Oper klarer als irgend ſonſtwo belehrt, und in dem der Geſang immer das Leben, die Leidenſchaft, die Welt; die Begleitung den Dichter ſelbſt vorſtellt, der ſich, wie ein reflektirender griechiſcher Chor in der Tragödie von den Begebenheiten niemals mit fortreißen läßt, ſondern in reinſter Höhe darüber ſtehen bleibt — — — — — — — — — — — — —

Ueber alle dieſe Dinge war es dunkel geworden und hatte ich nicht eher wieder an mich gedacht, als bis ich zu meinem Schrecken den rothen Mond aufgehen ſah. Dann fiel mir der Gedanke an meine Spanierin ſo ſchwer auf das Herz, daß wir einen eiligen Abſchied von einander nehmen mußten.

Ich ſprach meinem Cicerone meinen herzlichen Dank für ſeine Gefälligkeit aus, übergab ihm meine Karte, in der Hoffnung, ihn vermittelſt derſelben einmal in meiner Heimath zu begrüßen, und ſchritt, ſo raſch mich meine Füße tragen wollten, zu meinem Wagen zurück.

Unterweges, geſtehe ich, bis zu ihm und von dannen bis zu meinem Gaſthauſe war ich anfangs in eine qualvolle Befangenheit wegen meiner Vernachläſſigung Imagina's verſetzt. Doch nahm ich mich, je näher ich meinem Ziele kam, in eben dem Grade wieder zuſammen, als ich mich nur erſt beſchämt oder zerknirſcht hatte, und tröſtete mich damit, daß mich der außerordentliche Fall ſelbſt in ihren Augen rechtfertigen müſſe.

Der Wagen hielt vor dem Hotel und der Kellner öffnete mir den Schlag. Bevor ich ausſtieg, erkundigte ich mich bei ihm, ob die Oper aus und Donna Imagina zu Hauſe ſey? Er bejahte die eine wie die andere Frage.

Ich eilte nach ihrem Zimmer empor, wo ſie ſeyn ſollte. Es war verſchloſſen. Sie ſchlief alſo ſchon? Ich klopfte wiederholt an die Thür. Kein Menſch antwortete und ich mußte mich am Ende entfernen. Mich an die Abendtafel zu ſetzen, dazu hatte ich ebenſo wenig Luſt als in meinem Zimmer zu verweilen oder ſchlafen zu gehen. Ich verließ alſo das Gaſthaus abermals, und ſchlenderte, in Gedanken bei Mozart, noch eine Stunde im Mondſchein auf den Straßen herum.

Als ich zurückkehrte, war es beinahe eilf Uhr Nachts, und glaubte ich ſchon aus der Ferne aus einem Fenſter in Imagina's Zimmer zwei Köpfe ſchauen zu ſehen. Sowie ich in die Nähe kam, zogen ſie ſich zurück. Unmittelbar vor dem Hauſe war es mir, als hörte ich oben lachen. Da ich zugleich noch Licht in ihrem Zimmer wahrgenommen hatte, klinkte ich von Neuem an die Thür: ſie war und blieb verſchloſſen. Ich rief ſie wiederholt bei Namen, ſie antwortete mit keinem Laut und ich mußte meines Weges gehen.

Am andern Morgen ſtand ich früher als gewöhnlich auf und kleidete mich ebenſo raſch an, um meine Sachen bei Zeiten einzupacken und noch vor der zu unſerer Abreiſe anberaumten eilften Stunde die rechte Zeit und Muße zu finden, mit Imagina, vermittelſt einer wohleinſtudirten Rede Frieden zu ſchließen. Ich klingelte nach dem Frühſtück, das mir der Kellner brachte, fragte nach Imagina, um mich bei ihr anmelden zu laſſen, und vernahm, daß ſie mit dem Lieutenant bereits um fünf Uhr Morgens nach Linz anſtatt nach Brünn abgereist ſey.

Ich ſtarrte den Mann vor Erſtaunen mit offenem Munde an, und war unfähig, ihm eine Sylbe zu erwidern. Er beſtätigte meinem erſichtlichen Unglauben ſeine Nachrichten und theilte mir mit, daß die Donna geſtern recht böſe auf mich geweſen ſey, weil ich ſie nicht in die Oper abgeholt, und nur erſt wieder bei guter Laune zu ſeyn geſchienen, als ſie mit dem Lieutenant und zwei Prager Herren nach dem Theater zu Abend gegeſſen und Champagner getrunken habe. Er hätte mir auch wohl in dieſem Tone noch allerlei mir Unverſtändliches von ihr erzählt, wenn nicht mein würdiger, immer geiſtesfriſcher Freund B. zu mir in das Zimmer getreten wäre, der mir bei unſerem gegenwärtigen Aufenthalte in ſeiner Vaterſtadt Prag die mannigfachſten Gefälligkeiten erwieſen hatte. Der Kellner entfernte ſich in dem Augenblicke ſeiner Ankunft, weil er von außen gerufen ward, und durch B's Mittheilungen über Imagina ſollte meine Verwunderung erſt recht zum Kulminiren gebracht werden.

Der Inhalt derſelben war kurz und gut, daß geſtern am ſpäten Abend der Lieutenant zu ihm gekommen war und ihn in Imagina's und ſeinem Namen eingeladen hatte, mit einem ſeiner Geſchäftsleute Zeugen ihrer Verlobung zu ſeyn. B. hatte keinen Anſtand genommen, dies zu thun und ſich nur ebenſowohl gewundert, mich nicht dabei zu ſehen, als den Lieutenant ſo außerordentlich wohlhabend zu finden, daß er Imagina ein Witthum oder Abſtandsgeld von dreitauſend Thalern Renten auf ſeine unveräußerlichen Güter verſchreiben können. Das Verlobungsfeſt war, wie geſagt, in einem beſonderen Zimmer mit Champagner gefeiert worden; mein Freund hatte ſich jedoch bald entfernt, weil er aus der Art, wie man von mir zu ſprechen vermieden, errathen hatte, daß etwas Beſonderes zwiſchen uns vorgefallen ſey. Er brachte mir auch aus derſelben Rückſicht ſeine Nachrichten von dem Paare ſchon zu ſo früher Tageszeit, und wußte von der plötzlichen Abreiſe deſſelben kein Wort.

Soll ich geſtehen, welchen Geſammteindruck mir dieſe alſo zu Ende geſpielte abenteuerliche Komödie hinterließ? Ich konnte mir nicht helfen, ich brach, ſobald ich von meinem billigen Erſtaunen wieder zu mir gekommen war, in ein unermeßliches Gelächter aus, da es meinem Geiſte klar zu Tage lag, wie das tolle Mädchen den jungen Abenteurer ebenſo gewaltig mit ihrer Liebe, als er ſie mit ſeinen Renten an der Naſe herumgeführt habe.

Ich reiſte noch an demſelben Tage nach meiner Heimath zurück, und ſobald mein ebenſo wenig ausbleibender Aerger und Verdruß, meine gekränkte Eitelkeit und ſo weiter ſich allmählig in mir ausgeglichen hatten, blieb mir nur ein reines Gefühl der Freude an der poetiſchen Erſcheinung meiner verſchwundenen Freundin in der Seele zurück. Ja, auf die etwaige Frage: ob und wie ich ſie geliebt, wüßte ich keine andere als die mittelbare Antwort zu ertheilen, daß der Künſtler nichts Anderes ſchildern könne und ſolle, als was er geliebt habe oder liebe.

Ueber gewiſſe Punkte des moraliſchen Daſeyns Imagina's konnte ich eine geraume Weile und nicht eher mit mir ſelbſt in's Reine kommen, als bis ich mit meinem Namensvetter, dem Grafen Z., einige Monate ſpäter in Berlin zuſammentraf.

In unſerem geſelligen Verkehr mit einander kam ſehr bald gelegentlich die Rede auf die ſchöne Spanierin, von der damals in den Zeitungen viel geſchrieben ward, und erwies es ſich, daß Graf Z. deßgleichen ihr eifriger Verehrer war. Er hatte ſie auf einer Inſel unweit der Seeſtadt, in der ich ihr zuerſt begegnete, bei ſeinem Schwager, einem unverheiratheten Freunde des

Weltlebens, kennen gelernt, in deſſen Geſellſchaft ſie einige Zeit vorher aus England gekommen war und ebenſo lange auf ſeinem fürſtlichen Schloſſe, dem Mittelpunkt jener Inſel, gelebt hatte.

Eines Weiteren bedurfte es zu meiner Aufklärung nicht, wie und warum Imagina zu der Zeit von dem rechten Wege abgewichen und zu dem Seitenſprunge gekommen war. Jedoch milderte, was Graf Z. mir von der ebenſo liebenswürdigen als excentriſchen Perſönlichkeit des Fürſten und der Leidenſchaft eröffnete, mit der er die ſchöne Tänzerin ſchon Monate lang vorher in London verfolgt hatte, den allerhärteſten Anſtoß ihres Verhältniſſes zu ihm und ließ daſſelbe wenigſtens die verſchiedenſten Vermuthungen über ſein Entſtehen zu. Es war bei ihrer heftigen Natur nicht unwahrſcheinlich, daß ſie ihn ſelbſt mit Leidenſchaft geliebt und bei ihrer Unkenntniß der deutſchen Verhältniſſe ſeine politiſche oder ſociale Stellung im Leben außermaßen überſchätzt hatte.

Imagina iſt übrigens zur Zeit in jener Hauptſtadt des hohen Nordens, wo ſie ebenſo wie allenthalben die Männerwelt in leidenſchaftliche Bewegung bringt. Sie führt wohl auch dies Leben ſo lange bald in dieſem, bald in jenem Lande fort, bis ſie irgendwo und wie tragiſch untergeht. Das Gefühl, daß dieſes früher oder ſpäter der Fall mit ihr ſeyn werde, iſt mir von ihrer Erſcheinung unzertrennlich, ich mag immerhin unfähig ſeyn, es mit Gründen zu rechtfertigen. Ein tragiſches Ende iſt ihr ſogar an dem dereinſtigen Ausgange ihrer Jugend zu wünſchen, und ſie iſt in der That ſo poetiſch, daß ſie es verdient. Es zieht ſich ein hervorſchimmernder ſchwarzer Faden durch das zarte Parzengewebe ihres Daſeyns.

Von unſerem Lieutenant hatte ſie ſich, wie ſich von ſelbſt verſtand, ebenſo bald wieder losgemacht, als er ſie bei der zunehmenden Liebenswürdigkeit ihrer Wiener Anbeter über die Maßen gelangweilt. Es war ihm von ihr eines Tages mit der Reitgerte der Abſchied gegeben worden und hatte ihm, als er ſich dagegen aufgelehnt, ein junger Ungar, der die kühne Reiterin oft mit Anderen zu Pferd begleitet, mit Piſtolen bewieſen, es ſey ihm Recht geſchehen.

Soll ich am Schluſſe dieſer Zeilen der Verpflichtung zu genügen haben, in Berückſichtigung meiner guten und ſchlimmen Erfahrungen mit dieſem außerordentlichen Mädchen ein beſtimmtes Urtheil über ſie zuſammenzufaſſen, ſo wiederhole ich das ſchon hier und da geſagte Einzelne: daß ſie meiner Phantaſie als ein Gebilde der edelſten Natur eingeprägt iſt, deſſen ſublimirter Reiz, mit Unſchuld gepaart, freilich undenkbar ſeyn und das ebenſowohl aller Seele und alles Geiſtes, wie ſelbſt aller Bildungsfähigkeit ermangeln dürfte. In dieſem Sinne habe ich ſie in meiner kleinen Charakter-Novelle die neueſte Meluſine als eine Art von Sirene oder Fee genannt, von der es heißen kann: Desinit in piscem mulier formosa superne.

Ein Wiederſehen.

In der ödeſten und höchſten Gegend des Gebirges ſtand am Saum einer kleinen Waldwieſe eine Hütte und in dem Walde umher die Bäume ſo dicht bei einander, daß nur einzelne Sonnenſtreiflichter die grüne Nacht durchſchnitten. Nur einzelne Fliegen und Käfer ſummten über das dicke Moos, das Baumſtämme, Felsblöcke und Erdboden bedeckte, hie und da knarrte ein morſcher Aſt oder fiel ein Tannzapfen zu Boden und ſonſt hörte man oft Tage und Wochen lang kein anderes Geräuſch als das nahe und ferne Rauſchen der Gipfel.

Die Hütte war in den Vorſprung eines niedrigen Felſens gebaut und mit Schindeln gedeckt. Die Wände waren von Lehm und mit Brettern verſchlagen und auf dem Dache lagen, um es vor den wilden Herbſt- und Frühjahrsſtürmen zu ſchützen, kleine Felsſtücke. Ein Bild der Vergänglichkeit und bitterſten Armuth, bot die Hütte doch trotzdem ein Wahrzeichen der Allmacht und Gnade Gottes dar und machte den Eindruck der Sicherheit und Behaglichkeit im Elende, da zwiſchen den kleinen Felsſtücken, die das Dach beſchwerten, eine junge Birke durchgewachſen war, die ihren ſchwanken Stamm luſtig in den Himmel emporſtreckte. Der Keim zu ihr mochte mit der Erde, in der ſie gedieh, von dem überhangenden Felſen herabgeſpült worden ſeyn und mit dem Bäumchen ſelbſt gab die Natur der Hütte alſo ſchon vor vielen Jahren ein Pfand des Vertrauens, das ſie in ihre Dauerbarkeit ſetzte, indem die ſich durchſchlingelnden Wurzeln der Birke dem Dache gegenſeitigen Halt verliehen.

In der Hütte wohnte ein junger blutarmer Bergmann, deſſen Eltern früh geſtorben waren. Er war ſchon verwaist und ſich ſelbſt überlaſſen, als er noch ein halberwachſener Knabe in dem Stollen den Hund gefahren hatte. Kein Menſch hatte ſeit der Zeit mehr für ihn geſorgt, da er keinen Verwandten auf Erden beſaß und er war alſo darauf angewieſen, ſich ſein kümmerliches Leben ſelbſt zu friſten. Er brachte ſeine Tage in dem nahen Bergwerke zu und die wenigen Stunden, die er in ſeiner Hütte weilen konnte, verwendete er theils dazu, die paar Feldfrüchte zu beſtellen, die rings umher wuchſen, theils las er eifrig und fleißig in der Bibel, die ihm ſeine Eltern, als ein zwar nicht an irdiſchem Segen reiches Erbe hinterlaſſen hatten, aus dem er aber die Frucht der Seligkeit ſchmecken lernte, die dem Menſchen in der Armuth zureift.

Von der Zeit an, daß ihm die einfachen Worte des Evangeliums dieſe Offenbarung gewirkt hatten, ward ihm ſein Mangel und ſeine Dürftigkeit Genuß und fühlte er in jedem Stücke ſchwarzen Brodes, das er aß, in jedem Schlucke Quellwaſſers, den er trank, eine Wonne, die er vorher nicht geahndet hatte.

Er ſah die Natur und das Menſchenleben von der Zeit an mit ganz anderen Augen an und ſelbſt in den unzähligen Mühſeligkeiten und Gefahren ſeines harten Looſes fand er eine Erhöhung ſeines Seelenglücks. Gerade in der tiefen Einſamkeit des Schachtes, wenn die Stille und Finſterniß um ihn her nur von dem eintönigen Rauſchen des Getriebes und den Schlägen ſeines eigenen Hammers, oder von dem matten Schimmer des Grubenlämpchens unterbrochen und erhellt ward, vereinte ſich ſeine Seele am allerinnigſten mit Gott.

In der Kirche des unfernen Bergſtädtchens, die die Bergleute vor der Einfahrt in die Grube zu ihrer Erbauung beſuchten, hing ein Muttergottesbild, das ehedem in dem Rufe der Wunderthätigkeit geſtanden hatte. Dieſes alte Bild ſchien gewiſſermaßen ſo unmittelbar nach der Natur gemalt, daß es in ſeiner Schönheit den Geiſt dieſer Gegend, den Hauch dieſer Luft, die Blüthe dieſes Volksſtammes enthielt und der junge Gottfried hatte es ſo inbrünſtig lieb, daß er davor oft ſtundenlang in Gebet verſunken knieete. Alle ſeine Armuthſeligkeit erklärte ſich ihm aus dieſem Bilde und er ſog aus deſſen Anblick ſeinen Muth und ſeine Ausdauer für das Leben ein. Es ſchwebte, auch wenn er nicht in ſeiner Nähe war, plötzlich ſeinen

Augen vor, gleich als ob es, ein Werkzeug Gottes, ſeinem Haupt entſpränge, er ſchlug es ſich zuweilen aus dem Geſtein, das er bearbeitete und wenn er etwa vor Erſchöpfung augenblicklich inne hielt und ſeine Haue ſinken ließ, gewahrte er das liebliche Bild neben ſich, ja, mehr als einmal, wenn ſein Grubenlicht zufällig erloſchen war, und er in den nächſten Stollen es wieder anzuſtecken ging, leuchtete es ſeinen Schritten vor und erhellte ihm die unterirdiſche Finſterniß.

Eine kleine halbe Stunde von Gottfrieds Hütte ablag ein Dörfchen, das nur von Bergleuten und den wenigen Feldbauern bewohnt wurde, die die Unfruchtbarkeit der Hochebene ernährte. Einer der ärmſten dieſer Bauern hatte eine ſechzehnjährige Tochter Namens Elſe, die, als ſie noch ein Kind war, die Kühe und Ziegen ihrer Eltern und der Nachbarn auf die Weide trieb. Sie ſprang dann auf die Wetterſcheide des Gebirges mit Luſt und Freude hinter dem Viehe drein, hörte und empfand nichts als den durch Mark und Bein dringenden Zug des Sturms, durch deſſen Heulen hie und da das verwehte Getön einer einzelnen Kuhglocke ſcholl, und ſetzte ſich auf die Schwelle der kleinen Kapelle nieder, indem ſich ihr Blick in die vor ihr ausgebreitete Ebene verlor, die erſt in Nebelferne wieder unbekannte Gebirge begrenzten. Neben ihr plauderte der Föhrenwald leiſe von den tauſenden von Menſchen, die in dem weiten Lande lebten, und erweckte ihre Neugier, ſelbſt einmal in das Gewühl der großen Stadt zu dringen, deren Jahrmärkte und hohe Feſte ihre Nachbarinnen auf das lockendſte beſchrieben hatten. Es ſchlummerte in der kleinen Elſe eine kräftige, empfängliche Natur, der der enge Geſichtskreis ihres Elternhauſes von früh an nicht genügen wollte.

An den Tagen, wann Elſe nicht das Vieh austrieb, wurde ſie in den Forſt geſchickt, um dürres Holz zuſammen zu leſen. Hier hatte der Zufall ſie ſchon öfter zu den Stunden nach der Hütte des jungen Bergmanns geführt, wann dieſer von der Arbeit feierte. Er hatte das junge Mädchen wahrgenommen, wie ſie die bemoosten Zweige knickte und zu Hauſen hinter ſeiner Hütte ſammelte und ihr wohl freundlich beigeſtanden, eine ihr den Kopf überragende Hucke daraus zu machen, die ſie nach Hauſe trug. Auch ſchwatzte er, da die Kleine ihr Wohlgefallen an ihm hatte, halbe Stunden lang über den Zaun mit ihr, oder erzählte ihr, vor ſeiner Hütte bei einer Handarbeit ſitzend, was für ſchöne Dinge von Chriſtus und der Armuth in der Bibel ſtänden. Sie lauſchte ihm mit erſichtlichem Vergnügen zu und wenn ſie ihn anſah, in deſſen ſtillem freundlichem Weſen ſich ihr Chriſtus ſelbſt vorſtellte, kam ihr der Glaube an alles ſo natürlich vor.

Sie wuchs auf dieſe Weiſe mit der Zeit zur blühenden Jungfrau heran und hatte es bei ſich kein

Hehl mehr, daß ſie Gottfried mit herzlicher Leidenſchaft zugethan ſey und nichts mehr als ſeine Frau zu werden wünſche. Das Einzige weßhalb ſie ſich in dieſem Sinne ängſtigte, war Gottfrieds Gefühl für ſie. Daß in ſeinem Herzen eine Stimme für ſie ſpreche, wußte ſie allerdings; es irrte ſie aber ſtets ſein ſtilles, ernſtes Weſen, wenn ſie ganz andere Gedanken, als er ausſprach, in ihrem Sinne hatte und viel mehr als ſie ſich merken ließ, zu Scherz und Koſen aufgelegt war.

Es hatte dieſe heimliche Liebe nach und nach ihr Weſen von Grund aus umgewandelt. Wild und widerſpenſtig, wie ſie vorher zumal gegen ihre Mutter geweſen war, die ihrem leidenſchaftlichen Eigenſinne ſelten widerſtehen konnte, war ſie allmählig ſo ſanft und fügſam, nicht ſelten ſo ſtill und ernſt geworden, daß ihre Eltern manchmal vor Verwunderung über ſie die Köpfe ſchüttelten.

Es war aber auch Gottfrieds Daſeyn fortan wunderbar erregt. Seine vorher ſo inbrünſtige Andacht zu der heiligen Jungfrau ſchien nicht mehr die nämliche zu ſeyn. Wenn er in der Kirche wiederum vor ihrem Bilde betete, füllte dieſes nicht allein ſeine Seele aus. Das Bild der ſchönen Elſe ſtand daneben oder ſchimmerte hindurch und er ſah das Eine nicht mehr ohne das Andere, ſein Wohlwollen für das zutrauliche Kind ward eine innige Freundſchaft und dieſe Freundſchaft bald ſo friſch und zärtlich, daß man ſie ſchon lange vorher, ehe Gottfried es erfuhr, Liebe nennen konnte. Bei Elſens Anblick ſah er von jetzt an auch das Muttergottesbild, und ſeine geiſtige Andacht zu dieſem hatte ſich in der Liebe zu dem Mädchen verkörpert. Was ihm früher ein Traum geſchienen hatte, ſtand jetzt als Wirklichkeit vor ihm und er begriff nicht, wie es jemals habe anders ſeyn können. Die überſinnliche Liebe hatte in ihm die ſinnliche vermittelt, er liebte in Elſen das Höchſte, Göttliche, derweil ſie in dieſem vielleicht nur ihn zu lieben wußte.

Eines Tages unter anderen waren Gottfried und Elſe vor der Hütte des Erſteren tief genug in ein trauliches Geſpräch verſunken, um ein furchtbares Gewitter nicht wahrzunehmen, das ſich über ihren Häuptern zuſammen gezogen hatte. Sie hörten mit einemmale den Donner rollen und ſahen den Himmel in feurigen Blitzen offen, die großen klingenden Regentropfen fielen herab und der wilde Sturm that, als wollte er die Bäume brechen, indem er die Thür des kleinen Hauſes auf- und zuwarf. Es war für Elſen zu ſpät geworden, nach Hauſe zu eilen, und ſie folgte Gottfried, der ihr in ſeiner Hütte ein Obdach gegen das Unwetter anbot. Er las ihr im Anfange aus der Bibel vor und hörte nur erſt bei der überhandnehmenden Finſterniß des Gewitters nothgedrungen auf. Sie saßen alsdann ſchweigend bei einander und ſahen durch das kleine Fenſter der Hütte dem Toben zu. Zum erſtenmale zitterte und bebte Elſe ob des

Wetters und barg bei jedem Blitzſtrahl, der vom Himmel zuckte, jedesmal, wenn der Donner in einen Baum einſchlug, ihr Geſicht an Gottfrieds Bruſt, in deſſen Händen ihre ruhten. Gottfried war in dieſer Stunde ſo ſelig und ſo weh wie noch nie zu Muthe und er fühlte zum erſtenmal, wie zärtlich er von Elſen geliebt werde, wie zärtlich er ſie wieder liebe. Er mußte unwillkürlich an ſeine geſtorbenen Eltern denken und die entſetzlichen Augenblicke, da er ſie, eines nach dem andern, kalt und bleich auf dem Todtenbette liegen ſah, ſtanden neubelebt vor ſeiner Seele. Er dachte an ſeine Armuth: aber anſtatt daß ihn dieſe Vorſtellung hätte niederſchlagen ſollen, flog ein verklärtes Lächeln darüber durch ſein Gemüth. Er wollte an ſeine Zukunft denken; aber aus jedem Winkel der Finſterniß, die ihn umgab, lachte ihm ein holder Engelskopf entgegen und ſchob ſich gleichſam ſeiner geſchäftigen Einbildungskraft in den Weg.

Das Wetter dauerte bis in die Nacht und Elſe ſchmiegte ſich immer inniger an Gottfried an. Er hielt ſie in ſeinen Armen, bis ſich der Himmel aufklärte und hinter der letzten Wolke hervor der volle Mond zum Fenſter herein ſchien.

Gottfried richtete ſeinen Blick auf Elſens Angeſicht, das der zitternde Glanz erhellte und worüber der Schatten einer ſich draußen bewegenden Fichte leiſe hinſtrich, indem er meinte, ſie werde entſchlafen ſeyn. Ihr ſchwarzes Auge, das in ihrem Antlitz wie der

Mond im nächtlichen Himmel ſchwamm, lächelte ihn aber zärtlich an und ſie bog ſich, mit einem heißen Kuſſe, den ſie auf ſeine Lippen drückte, zu ihm empor.

Da konnte er dem Zauber, der ſein einſames Daſeyn umſchlang, nicht widerſtehen und fragte Elſen mit gerührter Stimme, ob ſie ſein Weib ſeyn wolle? Ihre Lippen beſiegelten mit Worten und Küſſen den Bund und erſt als der Rauſch der Liebenden verflüchtigt und eines nothgedrungen von dem andern geſchieden war, fand ſich Gottfried wieder bei ſeiner Arbeit in der Grube zu ſich ſelbſt zurück. Er würde vorher nimmermehr geglaubt haben, Elſen auf die Art zu lieben, daß er ihr Gatte werden möge, ihre leidenſchaftliche Wärme hatte ihn mit fortgeriſſen und er konnte ſich des Gefühls nicht erwehren, daß er aus der ihm gemäßen Lebensbahn gewichen ſey. Es war ihm, als habe er eine Untreue an ſich ſelbſt begangen, daß er ſeine himmliſche Liebe zu der Mutter Gottes auf ein irdiſches Weſen übertragen und wiewohl ihm eine innere Stimme ſagte, daß dieſe irdiſche Liebe in ihrem Weſen eben ſo heilig als die himmliſche ſeyn könne, vermochte er doch das Bewußtſeyn nicht zu verläugnen, daß er zu einer Freude am Leben, wie er ſie Elſen angelobt habe, nicht geboren ſey. Er gedachte mit Wehmuth und Trauer ſeiner ſeitherigen Freude an der Armuth, die ihm jetzt das Schickſal ferner rückte, und es war ihm wie einem Kinde zu Muthe, dem man ein geliebtes Spielwerk aus den

Händen nahm. So überſchwänglich ihm auch das Glück erſchien, eine andere Seele in Liebe völlig ſein zu nennen, hatte er doch nicht Geiſteskraft genug, ſich den freudigen Glauben daran zuzueignen und wußte er ſeiner Rathloſigkeit nur durch das Vertrauen abzuhelfen, daß Alles, was geſchehen ſolle, in Gottes Hand ſtehe.

Er brachte bald nach jenem Tage ſeinen Antrag bei Elſens Eltern an, und wenn ſich die alten Leute auch, von der Noth gebeugt, im Anfange darüber kreuzten und ſegneten, nöthigte ihnen die Leidenſchaftlichkeit ihrer Tochter am Ende dennoch ihre Zuſtimmung zu der Heirath ab.

Die Liebenden brachten in ihrem Brautſtande Herbſt und Winter hin. Gottfried arbeitete noch eifriger als ſonſt, um für ſeinen zukünftigen Eheſtand einige Erſparniſſe zurückzulegen, und ließ ſich zu dem Ende ſogar in einem halbverfallenen Schachte anſtellen, deſſen gefahrvollere Bearbeitung höheren Lohn abwarf. Er rieb durch dieſe übermäßige Thätigkeit zuſehends ſeine Geſundheit auf und wurde immer ſchwächer, frömmer und heiterer.

Elſens vergebliche Vorſtellungen gegen ſeine Thätigkeit hatten ſie nachdenklich, das offenbare Hinſchwinden ſeiner Kräfte mißmuthig und unzufrieden mit Gott und der Welt gemacht: nur ihre Liebe zu Gottfried erfüllte ſie noch mit Muth und Lebensluſt, ſeine Gegenwart richtete ihre Seele ſelbſt wieder zu Frömmigkeit und Gottvertrauen empor.

Da kam mit dem Frühlinge der vorbeſtimmte Tag ihrer Hochzeit heran, die an einem Sonntage, dem erſten Tage des Märzmonats gefeiert werden ſollte. An dem Freitagabende vorher beſuchte Elſe noch einmal ihren Bräutigam. Ein lauer Weſtwind hatte den tiefen Winterſchnee geſchmolzen, der nur noch ſtellenweiſe auf den gelbgrünen Triſten lag. Die Sonne war untergegangen und hatte den Abendhimmel röthlichgelb gefärbt. Ein trocknender Wind brauſte durch den Wald und peitſchte halbzerfloſſene Regenwolken drüber hin. Es war einer jener Tage, die ſich, ſowie am dunklen Wolkenhimmel einzelne Sterne auftauchen und wieder in Nacht verſinken, im Frühjahre zuweilen wie Augen aus der langen Winternacht aufſchlagen.

Es gibt Novembertage ſo mild wie ſie, in denen die Natur ihre letzten Kräfte ſammelt, um den winterlichen Todeskampf zu beſtehen. Dieſe frühen, ſo ſüße Erwartungen erregenden Tage des Jahres ſind aber gleichſam die erſten Muttergefühle der Natur, vor der Geburt des Frühlings, der Vorabend des großen alljährigen Feſtes der Natur, und laſſen ihre feierliche Stimmung auch in die menſchliche Seele übergeben.

Gottfried und Elſe fühlten ſich von ihr mit ergriffen und malten ſich in ihren Geſprächen ihr zukünftiges eheliches Leben auf das Liebevollſte aus. Als ſie in der Dämmerung zum letzten Scheiden Hand in Hand aus der Hütte traten, legte ſich die Nacht zu ihrem

Schlummer allmählig auf die Erde nieder. Sie ſchauten ſich treuherzig in die Augen, die das brennende Abendroth blendete, und in der tiefen Stille kam eine wunderbare Wehmuth über ſie.

Gottfried führte die Geliebte eine Strecke weit nach Hauſe und als ſie die Lichter des Dörfchens vor ſich ſchimmern ſahen, ſtanden ſie um ſich zu trennen ſtill.

Die Betglocke der Pfarrkirche ſchlug die Veſper an und Gottfried ſprach zu Elſe: Was für eine ſchöne Sache iſt es doch um den Segen Gottes, Elſe! Die Ehen werden zwar alle im Himmel geſchloſſen: aber es muß deßhalb nicht auf allen Gottes Segen ruhen. Die Ehe iſt gewiß die größte Verſuchung, die der Herr Gott uns hienieden bereitet, und der eine beſteht ſie, der andere geht daran zu Grunde. Ich hatte Gott ſchon ſo oft gebeten, er wolle unſerer Ehe ſeinen Segen leihen, oder ſie lieber nicht zulaſſen, und mußte dies auch heute früh mit rechter Inbrunſt vor dem Bilde der heiligen Jungfrau thun, die ich um ihre Vermittlung anrief. Da kam eine wunderbare Gewißheit der Erhörung über mich und konnte ich wieder ſo getroſt und frei aufathmen, wie ſeit langer Zeit nicht mehr.

Ein ſolcher Stein muß einem guten Menſchen durch den Tod vom Herzen genommen werden. Als ich endlich von meinen Knieen aufſtehen und mein Tagewerk beginnen wollte, merkte ich, daß mir unterdeß die Augen zugefallen waren. Ich befand mich mir ſelbſt gegenüber und ſah, wie ich langſam rücklings umſank. Es verging eine Stunde nach der andern und ich meinte, unſer Hochzeitmorgen rücke heran und ich ſchlafe in der Nacht zuvor, voller Unruhe, nicht zu ſpät zu erwachen und doch matt und müde, nach recht langem, langem Schlummer durſtig. Da trafſt du zu mir in die Hütte und riefſt mich wiederholt bei Namen, weil du mich vor der Nacht nicht ſahſt. Ich hatte dich dagegen, eben weil mir die Augen geſchloſſen waren, wohl erkannt, und erſchrack über dich, daß du keinen Brautkranz auf, ſondern dein weißes Regentuch über den Kopf genommen hatteſt und ſo alt und krumm wie meine Mutter ausſahſt, ehe ſie zu ſterben kam. Du wollteſt ſchon im Zorne über mich zu deinen Eltern heimgehen und ich wäre faſt verzweifelt, ſo vergebens ſtrengte ich mich an, dich zu rufen und mich aufzurichten. Da trat in dem Augenblicke, als du die Klinke in die Hand nahmſt, die Mutter Gottes von dem Bilde in die Hütte, lächelte dir zu, ergriff deine Hand und führte dich zu meinem Lager. Sie berührte mit der andern Hand mein Haupt, zog mich zu ſich empor und ſowie ich meine Augen aufſchlug, zerfloß vor mir ein Nebel, den ich für das Regentuch gehalten hatte. Du ſtandſt ſo jung und friſch du biſt, den Brautkranz in dem Haar, dahinter am Altare und wollteſt dich in meine Arme ſtürzen, ich hörte mich bei Namen rufen ......

In dem Momente, der zuerſt nur ein Traum geweſen war, erwachte ich und ſah, daß mich der alte

Oberſteiger in die Höhe richtete. Es war eine Schwäche über mich gekommen, in der ich ſo lange vor dem Marienbild gelegen hatte, und ich fühlte mich auf der Stelle wieder rüſtig genug, an meine Arbeit zu gehen.

Elſe ward von dieſer Erzählung im Innerſten ergriffen und ſagte mit erſtickten Thränen: Ich weiß nicht, Gottfried, was uns das zu bedeuten hat; gewiß trennt aber ſelbſt der Tod nicht unſere Herzen. Der Himmel verhänge über uns, was er wolle, er iſt uns Armen für alle irdiſche Noth dort oben Freuden und Glückſeligkeit ſchuldig.

Gottfried erſchrack über ihre Worte; konnte ihr aber bei ihrer erſichtlichen Aufregung keinen Vorwurf daraus machen.

Sie trennten ſich und brachten die Nacht von einander ſehr verſchieden zu, indem Gottfried eines ruhigen Schlummers genoß und die ſchlafloſe Elſe an ſich, ihrer Zukunft und ihrem Geliebten verzweifelte, auf deſſen alleiniges Daſeyn ihre Seele ihr frevelhaftes Heil begründet hatte.

Am nächſtkommenden Tage trug ſich das große Unglück zu, daß die Grube, in deren unterſter Tiefe Gottfried arbeitete, zuſammenſtürzte und mit ihm zwanzig Bergleute rettungslos in ſich begrub. Es verbreitete ſich Schreien, Wehklagen und Entſetzen in der ganzen Gegend, wohin die Trauerbotſchaft drang und es wurden dadurch viele Menſchen brodlos und elend. Des armen Gottfrieds Braut ſtürzte dabei mit einem lauten Schrei zu Boden und blieb lange für todt liegen, bis ſie am Ende dennoch wieder zu ſich kam und ihr zerſtörtes Daſeyn weiter ſchleppte.

Auf der mittleren Höhe deſſelben Gebirges, wo ſich dereinſt dieſe traurige Begebenheit ereignet hatte, lag ein von ſchroffen Sandſteinfelſen eingeſchloſſener Thalkeſſel, in dem einzelne Felsblöcke wie Brocken zwiſchen jungen Birken und Tannen verſtreut waren und ein munterer Gießbach über Kies weg durch den Wieſengrund plauderte. Gelbgrünes Schilfgras, hohes Farrnkraut und blaue Vergißmeinnicht ſtanden am Bachesrande neben Heideblüthe und Kronsbeergeſträuch und im Hintergrunde ragten über die Thalwände dunkle Fichtenwaldgebirge empor.

Inmitten dieſes Thales ging eines Nachts, es mochten etwa fünfzig Jahre nach dem Tode des armen Gottfrieds ſeyn, in dem Dorfe das darinnen lag, die Thür des größten und ſtattlichſten Bauerhauſes leiſe auf und trat ein junges Mädchen daraus hervor, das, nachdem es ſich überallhin umgeſehen hatte, wie ein geſcheuchtes Reh über die Wieſe den Felswänden zulief.

Der weiße Mond hing an dem klaren Nachthimmel und ſchien ſilbern in die Fenſter der Häuſer, an denen das ſchöne Röschen vorbeieilte. Sie überſchritt auf dem ſchmalen Stege den Bach und der Mond ſchwamm unter ihr im Waſſer, indem er einen glänzenden

Streifen hinter ſich drein wob, der ſich in den kleinen Wellen wie ein Strauß unabläſſig erzitternder, funkelnder, goldener und ſilberner Blumen ausfaltete. Die Dorfuhr ſchlug die zwölfte Stunde und die Glockenſchläge ſchwollen durch die Luft dem Monde entgegen, an dem ſie gleichſam wiederhallten. Die Grillen zirpten ſchaarenweiſe und in die ſtille Luft ſtieg von den ausgehenden Herdfluren ein dünner blauer Rauch auf. Röschen kam durch eine eiſige Kluft, deren überhangende Felſenmaſſen den blauen Himmel nur mit Einem Auge hineinblicken ließen und trat auf der Höhe in einen wärmeren freien Raum, der von Felſenkegeln umzäumt war.

Sie ſtand in dem ſogenannten Felſengarten, der das Eigenthum ihrer alten Pflegemutter, der Beſitzerin des großen ſtattlichen Bauergehöftes war und in dem Röschen die ſchönſten Blumen und Gewächſe aufzog, die daſelbſt, vor den rauhen Winden geborgen, in der hineingeſchafften Gartenerde wie in einem Treibhauſe wucherten.

Sie ſchritt die kleinen Blumenbeete hindurch zu einem Raſenſitze, den die grellen Schlagſchatten der Felſen in Dunkel hüllten und lauſchte ſo lange ungeduldig bis ſie den Wiederhall eiliger Schritte vernahm. Jetzt löste ſich die Spannung ihrer Geſichtszüge und ſtieg eine männliche Geſtalt aus einer zweiten Felſenſchlucht.

Röschen! rief es leiſe nach ihr hin und ſie flog mit dem Ausrufe: Heinrich! biſt du es? einem jungen Bergmann in die Arme, der ſie herzlich an ſich drückte.

Derſelbe war der Sohn armer Bergleute aus dem nächſten Dorfe und, wie kümmerlich er auch ſein Leben friſtete, ſo lebenskräftigen und heiteren Sinnes, daß er ein beſſeres Geſchick verdiente. Seine Liebe zu Röschen hatte ſich ſchon in der Schule, die ſie zuſammen beſuchten, entſponnen und war bald ſoweit gegangen, daß Röschen ihren Freund faſt jedesmal eine Strecke weit und zwar meiſt bis zu dem Felſengärtchen heim begleitete, durch das ſein Weg aus der Schule ging. Sie haſchten und verſteckten ſich dann, ehe ſie ſich trennten, in den Felſenklüften, oder ſuchten Beeren und Blumen und wanden Kränze aus Heidekraut, mit denen Röschen ſich von ihrem Geſpielen ſchmücken ließ. Sobald ſie älter wurden und Heinrich das Geſtein zu bearbeiten anfing, ſahen ſie ſich zwar ſeltener, gewannen ſich aber darum doch immer zärtlicher lieb und mußten nur das Leid erfahren, daß die alte geizige Muhme Röschen, die ſie erzogen hatte und deren Erbin ſie einſt werden ſollte, nichts von dieſer Liebe wiſſen wollte. Die Liebenden konnten ſich von der Zeit an nur noch verſtohlenerweiſe ſehen und wählten gemeiniglich das Felſengärtchen zu ihren nächtlichen Zuſammenkünften.

Sie hatten einander heute kaum begrüßt, ſo ſagte das betrübte Röschen zu ihrem Geliebten: Ach, Heinrich! Es iſt nun wohl mit unſerem Glück und unſrer Liebe aus! Ich habe dieſen Nachmittag deßhalb ſo viel von meiner Muhme leiden müſſen, daß ich keine Kraft mehr hatte, ihr zu widerſtehen. Sie zürnte mir zu heftig, daß ich nicht von dir laſſen wollte und kündigte mir auf morgen den Beſuch des reichen Mannes aus der Stadt an, der mich zur Frau begehrt. Wenn ich den nicht heirathen wolle, ſagte ſie, jage ſie mich von Haus und Hof und vermache ihr Beſitzthum einer andern. Ich habe dich alſo heute hierher beſtellt, um dir zu ſagen, daß wir uns trennen müſſen und du glaubſt mir wohl, daß ich dies nicht aus Furcht von dir verlange, arm und hülflos in der Welt zu ſeyn. Meine Muhme hat aber ſchon ſo unendlich viel für mich gethan, daß ich es für Sünde halte, ihren mütterlichen Willen nicht zu ehren. —

Biſt du bei Sinnen, Röschen? rief Heinrich erſchrocken aus: Willſt du uns alleſammt unglücklich machen? Wie könnte ich mich jemals ohne dich zufrieden ſtellen? Was für ein Leben würdeſt du mit einem andern führen, wenn du mich wahrhaft liebſt? Und bedenkſt du nicht, daß du ſogar das Heil deiner Seele gefährdeteſt, die der tägliche Mißmuth einer unglücklichen Ehe mit der Zeit ebenſo böſe wie deine Muhme machen müßte? Auch an dem Manne, den du heiratheteſt und an deiner Muhme verſündigteſt du dich, da beide mit der Zeit ihren Irrthum einſehen und nicht zufriedner als du ſelbſt ſeyn würden.

Ja, was ſollte erſt aus euren Kindern werden, die einen Tag wie den andern das böſe Beiſpiel des Unfriedens vor Augen ſähen! . . . . . —

Was ſprichſt du für ungereimtes Zeug, Heinrich, fiel ihm Röschen erröthend in das Wort: Ihr Männer denkt ſtets an das äußerſte und fahrt auf, als wäre es geſchehen, wenn kaum die Möglichkeit dazu vorhanden iſt. Habe ich denn etwa geſagt, daß es bis dahin kommen werde?

Es würde aber dahin kommen, Röschen, ſowie du anfingſt ſchwach zu werden. Das äußerſte liegt uns immer nahe genug, wenn es auf dem Wege liegt, den wir einmal betreten haben. Ich verlange ja nicht von dir, daß du deiner Muhme gerade zu ungehorſam ſeyſt. Aber leiſte ihr nur etwas Widerſtand und bitte ſie, dich nicht zu zwingen. Sie verſtößt dich gewiß nicht gleich ohne Weiteres und es kommt für uns bald eine beſſere Zeit, da das Gute und Schlimme in der Welt mit einander wechſelt. Sollte die böſe Alte dennoch thun was ſie dir angedroht hat, ſo fügſt du dich wohl in das Unvermeidliche, das in der Nähe nie ſo ſchlimm iſt als es von fern ausſieht. Wir tröſten uns als Mann und Frau in unſerer unverſchuldeten Armuth mit einander und ſind beide geſund und kräftig genug, um uns durch unſerer Hände Arbeit zu ernähren. So wenig ich auch mit Leib und Seele Bergmann bin und ſo gern ich den Aufenthalt unter Gottes freiem Himmel mit meinem finſteren

Schacht vertauſchte, wollte ich um deinetwillen doch mein Leben lang mit Freuden das feuchte Geſtein behauen.

Du biſt ſo gut, mein Heinrich, ſagte Röschen und ich liebe dich über alles in der Welt. So böſe aber auch meine alte Muhme iſt, muß ſie doch meinem Herzen werth und theuer ſeyn. Es iſt etwas wunderbares mit der Frau, die ich um keinen Preis kränken und betrüben könnte. Sie peinigt mich oft ſo ſehr, daß ich mich weit weg von ihr wünſche und geht am ſchlimmſten mit mir um, ſeitdem ſie weiß, daß wir uns heirathen wollen. Ich kann aber deſſenungeachtet keinen Haß auf ſie werfen und bemitleide ſie von ganzem Herzen, da es mir vorkommt, als ob zwei Seelen eine gute und eine ſchlimme, in ihr lebten, die beide mit einander ſtritten und von denen jene nur die unterliegende wäre. Sie wird mitunter, wenn ſie ſich recht ausgetobt hat, plötzlich ſtill, und ſcheint ſo wenig mehr bei ſich zu ſeyn, daß ſie mit ſich wie mit einer andern ſpricht, die ihr Vorwürfe macht. Die Bosheit kommt wie ein Fieber über ſie, für das ſie nichts kann und es iſt vielleicht in alten Zeiten mit den Leuten ſo geweſen, die der Teufel beſeſſen hat. Wenn ich nicht wüßte, daß ihre Eltern in Frieden mit ihr geſtorben wären, möchte ich glauben, es laſte ein Fluch auf ihr. Nachdem ſie mich arme kleine Waiſe zu ſich genommen hatte, wurde es mir im Anfange gar ſchwer, mich mit Geduld in ſie zu finden, da mich meine

Eltern immer ſanft und liebevoll behandelten. Sowie ich aber zu Verſtande kam und erkannte, daß ſie mich im Grunde ihres Herzens liebt, habe ich öfter über ſie als über mich geweint. Die Leute meinen, irgend ein Unglück, das ſie jung erlebt, habe ſie ſo uneins mit ſich ſelbſt gemacht. Sie war eben ſo wie wir es ſind armer Leute Kind und ihr Vater ein Bergmann, der im höheren Gebirge wohnte. Ihr jetziger Reichthum, mit dem ſie ſich hier im Dorfe ankaufte, fiel ihr erſt durch die Beerbung eines fernen Verwandten zu. Ihres Geldes wegen bewarben ſich ſeitdem viele junge Burſchen um ihre Hand; ſie zog aber vor, ihr Leben im ledigen Stande zuzubringen und iſt wohl zumeiſt dadurch ſo eigenwillig und hart geworden. Mag ſeyn, daß ſie ſelbſt in ihrer Jugend ein Liebesleid gehabt hat, das ſie wie ſo viele arme Mädchen verbitterte, die in ihrem Alter allein in der Welt ſtehen.

Auf dieſe Worte ermahnte Heinrich das ſchöne Röschen von neuem ſtandhaft und muthig für ihn zu bleiben, und ſie verſprach es ihm zuletzt ſo gewiſſenhaft, daß die Eintracht ihrer Geſinnungen ihnen trotz der Bedrängniß ihrer Liebe, das Herz erleichterte. Sie ſchieden ſo ſorglos und heiter von einander, als ob des andern Tages ihre Hochzeit hätte ſeyn ſollen.

Indem Heinrich am nächſten Morgen in ſeiner Grube arbeitete, hörte plötzlich die Ader, welche er verfolgte, auf und ſtieß er zu ſeiner Verwunderung auf lockeres Geſtein, das er bei weiterem Nachforſchen mit Gewißheit für einen eingeſunkenen Schacht erkannte. Auf ſeine Anzeige bei dem Steiger wurden mehrere Arbeiter dabei angeſtellt und man war noch nicht lange beſchäftigt geweſen, das Gerölle aus dem Wege zu ſchaffen, als man in einer, durch an einander geſtürzte Erdmaſſen gebildeten Höhlung den noch unverletzten Leichnam eines jungen Bergmanns fand, welcher, wie ſich ſpäter auswies, durch die Menge Eiſenvitriol in der ihn umhüllenden Erde ſo wohl erhalten worden war.

Das Erſtaunen der Bergleute über dieſe Entdeckung war um ſo größer, als man ſeit Menſchengedenken von keinem Einſturze eines Schachtes in der Gegend vernommen hatte.

Nach langen Verhandlungen kamen einige der älteſten Leute aus einem höher gelegenen Dorfe dazu und brachten auf die Spur. Man ſchlug in einer handſchriftlichen Bergchronik nach und ermittelte, daß der verſchüttete Stollen kein anderer ſeyn könne, als ein Theil der vor fünfzig Jahren weiter nach dem Gebirge zu eingeſunkenen Grube, worin unter Anderen der arme Gottfried mit ums Leben gekommen war.

Man ſchaffte den unbekannten Leichnam in das Haus des Oberſteigers, wo eine immer mehr anwachſende Menge Neugieriger zu dem Wunder ſtrömte, und hoffte auf dieſe Weiſe am eheſten den Namen des Mannes zu entdecken.

Wiewohl aber auch mehrere alte Leute mit darunter waren, die bei der vor einem halben Jahrhunderte eingetretenen Kataſtrophe einen der Ihrigen verloren hatten, wollte doch keiner den Wiederaufgefundenen als ſolchen anerkennen und wußte Niemand ſeinen Namen unter den in der Chronik verzeichneten herauszufinden. Ein ferneres Nachgraben in dem Stollen brachte auch von keinem andern Leichnam eine Spur zu Tage.

Mittlerweile hatte das arme Röschen in der vergangenen Nacht thränen- und angſtreiche Stunden in der Erwartung der Dinge zugebracht, die der verhängnißvolle Morgen für ſie bringen werde. Doch faßte ſie ſich am Ende auf das äußerſte und wollte ſchon zu der gewohnten Morgenſtunde zu ihrer Muhme gehen, um ihr demuthvoll zu ſagen, daß ſie lieber die bitterſte Armuth erdulden als das Weib des reichen Mannes werden könne; als ſie auf dem Hofe Knechte und Mägde um einen Bauer aus dem nächſten Dorfe zuſammen laufen ſah, der ihnen eine große Neuigkeit mitzutheilen ſchien.

Sie eilte hinzu, um zu erfahren, was es gebe und zu gleicher Zeit trat ihre Muhme aus dem Hauſe und hörte mit ihr an, was der Mann im Hauſe des Oberſteigers gehört und geſehen hatte.

Es entging Röschen der tiefe Eindruck nicht, den die Erzählung auf das Gemüth der alten Frau hervorbrachte. Sie ward bald blaß, bald roth, ſchien mehr als einmal außer Stande aufzuathmen und befand ſich zuletzt eine Minute lang in der größten inneren Aufregung. Doch nahm ſie ſich mit aller Kraft zuſammen und erklärte, daß ſie ebenfalls hinzuſehen wolle, ob ihr der aufgefundene Leichnam vielleicht nicht unbekannt ſey.

Sie kleidete ſich in Eile zu dem Gange an, hieß Röschen ſie begleiten, die der ſiebenzigjährigen Alten kaum folgen konnte und ſtrengte ſich ſo übermäßig an, daß ihr die dicken Schweißtropfen über das Geſicht rannen. Ohne einen Augenblick auszuruhen, redete ſie unterweges kein lautes Wort und ſchien in einem ſteten Geſpräche mit ſich ſelbſt zu ſeyn, aus dem ſie ſich mit wiederholten ſchweren Seufzern Luft machte.

An Ort und Stelle angelangt, traten die beiden Frauen in die Stube des Oberſteigers zu dem Ruhebette. Die Anweſenden wichen vor dem ernſten Weſen der Greiſin zurück und ſie richtete ihren Blick auf den Leichnam, von deſſen Antlitz ihre Seele eine Minute lang gleichſam Strahlen der Erinnerung einſaugte. Ihre Züge belebten ſich zu dem Ausdrucke der höchſten Leidenſchaft und ſie ſtürzte mit dem Ausrufe: Gottfried! neben dem Leichnam zu Boden.

Es waren wirklich die ehemaligen Liebenden Gottfried und Elſe, die ſich hier wunderbarerweiſe wieder zu einander gefunden hatten und Röschen hatte ihrem Geliebten den Zuſtand, in den Elſe nach Gottfrieds Tode vor fünfzig Jahren verſunken war, richtig ausgelegt. Es war ihr, als ſie nach jener entſetzlichen

Nachricht wieder zu ſich gekommen, als ob mit ihm ihr beſſeres Selbſt erſtorben oder in einen verzauberten Schlummer gebannt ſey. Ihre durch Gottfrieds Einfluß gemilderte Leidenſchaftlichkeit erwachte wieder in aller Kraft und erlöſchte auch die Frömmigkeit ihrer Seele, die Gottfried erſt entzündet hatte. Sie hatte das Vertrauen auf Gott und auf ſich ſelbſt verloren und ihr Charakter ſchien fortan dem blinden Zufalle preisgegeben zu ſeyn. Einem räthſelhaften Umſtande gemäß war es ihr ihr ganzes übriges Leben lang, als ſey Gottfried in der That nicht todt, ſondern ſchlummere in tiefer Erde und ſo wie ſein Bild friſch und lebendig vor ihrer Seele ſtehen blieb, ſchlug auch ihr entſchlummerter edlerer Theil zuweilen ſein Auge in ihr auf und unterhielt ſich mit ihr von ihr ſelbſt.

Als Röschen mit ihrer Muhme in das Zimmer des Oberſteigers getreten, war auch Heinrich darin gegenwärtig, der über ſein wunderbares Erlebniß augenblicklich vergeſſen hatte, wie folgenſchwer der Morgen für ihn werden könne und jetzt nicht wenig über das erſtaunte, was vor ſeinen Augen geſchah. Er trug während der Ohnmacht der alten Frau Sorge, daß alle Anweſenden bis auf den Oberſteiger ſich entfernten und wendete mit dieſem und Röschen lange vergebens alle Mittel an, ſie ins Leben zurück zu rufen. Als Elſe endlich völlig wieder zu ſich kam, ſchaute ſie mit unverwandten Blicken Gottfrieds Leichnam an und fiel es ihr wie Schuppen von den Augen. Ihre ganze

Jugendzeit und Liebe ſtand wiederum vor ihrer neugebornen Seele, ihre alten Gefühle erwachten noch einmal in Freud und Leid und ſie erkannte tief beſchämt die Verirrungen ihres Herzens. Ein heißer Thränenſtrom entſtürzte ihren Augen und ſie ſank, ſich ausweinend in Röschens und Heinrichs Arme.

Sobald ihr Schmerz ſtiller und ſchwächer geworden war, ſchienen auch ihre Kräfte abzunehmen und redete ſie mit gefalteten Händen die Leiche alſo an:

O, Gottfried! wie muß ich dich wiederſehen! Ich Unglückliche! was iſt der Menſch! Was war ich und was bin ich! Was wirſt du dort zu mir Treuloſen ſagen, die ich mein ganzes Leben daran gegeben habe, mich von dir loszureißen! O, mein Gott! was erhoffte ich in meiner Jugend und was hat ſich in meiner Sündhaftigkeit erfüllt! Ich habe ſchwer geträumt und bin dadurch doch vielleicht geſtärkt worden, deſto länger wach zu ſeyn.

Darauf zu Röschen gewendet, fuhr ſie nach einer Pauſe fort: Vergib mir, liebes Kind, daß ich auch mit dir ſo hart und lieblos umgegangen bin. Es war eine lange Krankheit, der ich erlag. Ich blödſinniges Weib wollte dich, ohne an meine eigne Jugend zu denken, auf meine verkehrte und nicht auf deine Weiſe glücklich machen. Ich hatte in meinem Unglück gottlos verzweifelt und meine Seele darum eingebüßt. Aus dieſem Grunde wußte ich auch von deiner Seele nichts und wähnte, es ſey alles damit abgethan, daß ich dich vor Noth und Armuth ſchütze. Als ob ich deſſen nicht ein Beyſpiel wäre, daß, wenn die Seele verarmt und in Noth geräth, alles andere Unglück nichts dagegen iſt.

Sie ſah Heinrich an, ergriff ſeine Hand, die ſie in Röschens ihre legte und ſagte: Seyd glücklich, Kinder und liebt euch ſo lange ihr lebt. Möge der Himmel euch mein Erbe ſegnen, und euch vor zeitlicher und ewiger Noth bewahren.

Die Liebenden wußten nicht, wie ihnen geſchehen war und wie ſie Gott und der guten Alten danken ſollten. Die Gefühle ihrer Herzen waren unausſprechlich.

Elſe fühlte ihr Ende nahen und traf die Vorkehrungen, ihren letzten Willen ins Werk zu ſetzen. Sie ließ den Pfarrer des Dorfes holen, um das junge Paar auf der Stelle zu trauen und verſchrieb dieſem ihr ganzes Beſitzthum, indem ſie ihnen noch in der letzten Stunde die Geſchichte ihrer Liebe zu dem armen Gottfried erzählte.

Sie ſchied, als die Sonne dieſes Tages unterging, ſanft und ſelig aus dem Leben und wurde, wie ſie es gewünſcht hatte, eine alte Braut, einen grünen Myrthenkranz im weißen Haar, mit ihrem jungen Bräutigam zuſammen in Ein Grab gelegt.

…BLIOTHECA
…EGIA
…NACENSIS.

Berichtigungen.

Seite 93 Zeile 7 von oben lies er es ſtatt er
„ 93 „ 10 „ „ aber eben ſtatt eben
„ 93 „ 24 „ „ düſtrere ſtatt düſtere
„ 97 „ 8 „ „ ihm ſo ſtatt ihm
„ 97 „ 16 „ „ konnte ſtatt könnte
„ 119 „ 5 „ „ wohin von allen Seiten ſtatt wohin
„ 177 „ 15 „ „ abſtehlen ſtatt abſtahlen

Novellen

von

Eduard von Bülow.

Zweiter Band.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1846.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

	Seite
Das neue Leben	1
Der Mönch	99
Traum um Traum	167
Die Offenbarung	219
Der Schatz	261
Die ſchwarze Burg	345

Das neue Leben.

Aus Winfred's Tagebuche.

Den 14. Februar.

Ich ſtehe allein in der Welt. Ich habe keinen Freund. Ich haſſe Niemand und liebe noch weniger Jemand; am wenigſten mich ſelbſt. Wer erlöst mich aus dieſer tödtlichen Gleichgültigkeit gegen Alles? Tag für Tag wird mir zur Plage. O, was kann das Leben abgeſchmackt ſeyn! Warum ſind wir da? Wir ſchlafen, träumen, fühlen, denken, eſſen, trinken, und das Eine hat keinen tiefern Sinn, als das Andere. Es iſt das Höchſte, was wir hienieden moraliſch erreichen können: dieſe Erkenntniß aus ihrem Urquell, der Enttäuſchung, zu ſchöpfen. Die gemeine Menge hat von ihr keine Ahnung, und lebt freundnachbarlich daneben, blind und taub, wie ſie dagegen iſt. Zur ächten Luſt und Freude am Leben bringt es auf die Dauer keine Menſchenſeele, ſie mag ſich geberden, wie ſie wolle. Alles blüht, um zu welken, und welkt, um zu modern. Es iſt kein Fortſchritt, keine Steigerung, nur ein immerwährender Kreislauf, in dem der Geiſt mit Recht ausruft: nur ſchlafen, ſchlafen, um nicht nachſinnen zu müſſen!

Den 15. Februar.

Nun, wahrhaftig! nach dem, was ich geſtern niedergeſchrieben habe, bin ich von der platteſten Menſchenfeindlichkeit nicht mehr entfernt. Was will ich eigentlich von mir und Andern? Was berechtigt mich zu ſo trübſeligen Stimmungen? Daß es mir zu gut ergeht? — Ich weiß nicht; es kann ſeyn, ich habe Unrecht, allein das beſſert nichts an der Sache, heilt mich von der Krankheit nicht, wenn es eine iſt, und gibt mir keinen friſcheren Lebensmuth.

Ich habe Alles erlangt, wonach ich ſtrebte. Meine Zukunft iſt geſichert. Ich war arm und ohne Ausſichten. Ich beſitze ein ſo einträgliches, viel verheißendes Amt, daß ich Hunderten meines Gleichen ein Gegenſtand des Neides geworden bin. Daß ich mit Unluſt in Akten und Gerichtsſälen arbeite, iſt nicht die Schuld meines Schickſals. Es iſt mein Beruf. Ich habe keinen andern und muß darin aushalten. Ich habe mich nun einmal dem gewidmet, und es dürfte gegenwärtig zu ſpät ſeyn, etwas Anderes anzufangen. Ja, angenommen ſelbſt, das wäre nicht der Fall, ſo kenne ich nicht einmal eine Beſtimmung, die mir lieber wäre, es müßte denn die ſeyn, ein reicher unabhängiger Mann zu werden — der man ſich freilich nicht ſo, mir nichts, dir nichts, widmet. Das ſieht ein noch Dümmerer ein, als ich bin. —

Ja, was hilft das Alles? Ich mache mich nicht beſſer, als ich bin, und klage mich ſelbſt an. Dadurch wird es nicht anders. Es muß in dem innern Räderwerk meiner Seele etwas verrückt ſeyn, da mir, ich mag ſie ſo oft aufziehen, als ich will, die Lebensuhr gewiſſermaßen ſtillſteht. Es überſteigt meine Kräfte, daß ich mir die Abſpannung und Gleichgültigkeit wegzuphiloſophiren ſuche.

Sollte nicht am Ende auch ein lichtſcheues Gefühl, der Neid, mit im Spiele ſeyn? Ich glaube es nicht. Ich gönne ja meinem reichen, vornehmen Bruder, der Alles hat und iſt, was mir abgeht, ſeine zeitlichen Glücksgüter von Herzen. Ich mag mich nur eben moraliſch züchtigen, wie ich kann: es iſt und bleibt mir eine beängſtigende Laſt, daß ich ihm Alles, worauf mein Daſeyn beruht, verdanken muß. Die Pflicht der Dankbarkeit könnte mich noch tödten.

Reichsgraf Aue von Hohenſtein an ſeinen Bruder, Winfred von Aue.

B. den 27. März.

Ich habe Dich, bei meinem derzeitigen Aufenthalte in der Reſidenz, dem Miniſter nochmals empfohlen, lieber Bruder! und bin, bei ſeinem entſchiedenen Wohlwollen für mich, allerdings berechtigt, zu glauben, daß er Dich in gutem Angedenken behalten wird. Du haſt alſo zu Deiner Laufbahn ein freies Feld, das keine

Hinderniſſe unterbrechen, vor Dir, und es hängt von Deiner eignen Tüchtigkeit, ſo wie von Deinen Anſtrengungen ab, wie viele Mitbewerber Du in dem Wettrennen nach Macht und Ehre hinter Dir läſſeſt. Ich wünſche aufrichtig, Du mögeſt Dich hervorthun, und zweifle nicht an Deinem Glücke. Du wirſt erwägen, wie viel auf Dein erſtes Auftreten ankommt, und es darnach einrichten.

Du haſt ſeither von Deinen Univerſitätsjahren an mehrentheils mit Gelehrten und Künſtlern, ſogenannten Schöngeiſtern, gelebt, die nicht Deines Standes ſind, und gibſt das nun wohl auf. Man kann nicht zweien Herren, und Du willſt dem Staate dienen, oder, Deinen Verhältniſſen gemäß, zu den höchſten Würden gelangen, mit der großen Welt leben, Dich ihr anpaſſen und angenehm machen, was Eines nothwendigerweiſe aus dem Andern folgt: Du mußt demnach vor allen Dingen ganz und gar vornehm ſeyn. Mit halb vornehmem, halb ſchönem Geiſte kommſt Du nicht fort. In ſo fern Du Dich auf die rechte Art weiter bringen willſt, mußt Du Dich dem Götzen der Vornehmheit, ſo wie man ſich im Volke ausdrücken würde, mit Leib und Seele verſchreiben.

Sey nur zu allernächſt nicht poſitiv. Das Negative allein wird in unſern Regionen geduldet, denn es iſt das Wahre, Urſprüngliche, Allgemeine, von dem das Poſitive einſeitig abfällt. Die vornehme Welt iſt der Hof; die Atmoſphäre des Fürſten, ſein Wort, ſein Hauch wirken hier allein, und gleich wie der Fürſt der Vertreter der materiellen Macht iſt, iſt er auch der der geiſtigen oder moraliſchen. Es wird kein Einziger ſo leicht einen bedeutenderen Menſchen oder feſteren Charakter, als er ſelbſt iſt, in ſeiner Nähe dulden, und wenn es ausnahmsweiſe ja geſchieht, muß derſelbe wenigſtens die Hofuniform, die man gewiß nicht ſo leicht, als man meint, moraliſch wieder auszieht, feigenblattartig vor ſich halten.

Es iſt aus dieſen Gründen keineswegs ſchwer, die Höfe zu überſehen: man wird ihre geometriſche Höhe, ſo wie die eines Berges, jederzeit gleich nach dem Anblicke des Gipfels ermeſſen, und es ſpiegelt ſich die Perſönlichkeit des Fürſten abſtufungsweiſe allenthalben vom Miniſter bis zum Hausoffiziere ab. Der letztere wird in der Hauptſache eben ſo mit den ihm Untergebenen umgehen, als der Fürſt mit ſeinen Miniſtern, die Miniſter mit ihren Räthen, die Räthe mit den Subalternen.

Du ſtehſt zuvörderſt noch dem Fürſten fern: deßhalb muß zunächſt, mit Caliban zu ſprechen, Dein Präſident Dein Gott ſeyn. Ordne Dich dem in Allem unter, gib Dich gegen ihn ganz auf, lebe Dich in ihn hinein. So wird er Dich als ſein anderes Ich liebgewinnen, — denn anders gewinnt kein Menſch den andern lieb — und Dich befördern.

Vergiß Dich nur in keinem einzigen Augenblicke ſo weit, daß Du ihm gegenüber ein Lebensziel ausſchließlich zu verfolgen ſcheineſt. Dies würde Dich ihm dadurch unbequem machen, daß er unwillkürlich auf Dich achten müßte, und die erſte Folge deſſen dürfte Mißtrauen, der erſte Grad des Haſſes, ſeyn.

Steure eben ſo wenig jemals auf einen beſtimmten, geringeren Zweck los, oder ſcheine wenigſtens nicht zu wiſſen, was Du willſt, ſonſt machſt Du Dir alle Nachbarn zu Feinden, die ebenfalls nicht wiſſen, was ſie wollen. Das geheime Wort, das das Vexirſchloß des Glückes aufſchließt, heißt: lavire! Alſo wirſt Du zehn gefällige Steuerleute finden, die ſich für Dich anſtrengen, und unter denen Du Dir mit ein klein wenig Klugheit leicht den rechten auswählſt.

Ueberhaupt vertilge allen Enthuſiasmus, alle Leidenſchaftlichkeit, allen ſogenannten Geiſt in Dir. Die vornehme Welt, die Alles verzeiht, außer Bedeutſamkeit, duldet ein ſolches Element nicht in ſich, und wer ſie recht kennt, muß dieſen Akt der Selbſterhaltung recht und billig finden. Der Geiſt, den man in den höchſten Sphären allenfalls protegirt, darf nicht ſelbſtſtändig ſeyn, oder muß ſich in das Gewand der Narrheit kleiden, um nöthigenfalls auch von der lächerlichen Seite angeſehen werden zu können. Es war zu dem Ende in alten Zeiten die Hofcharge der Hofnarren erfunden worden, die zuweilen ein rechter Weiſer bekleidete. In neueren Zeiten hat man dieſe Stelle trotz dem unbeſetzt gelaſſen, daß es jedem Fürſten noch gut wäre, wenn er ſich ſogar zwei Narren hielte, von denen er den einen, der andere ihn vexirte, und man hat dafür kleine Surrogatpfründen geſchaffen, deren Produkt eine Art von Runkelrübenzucker-Geiſt oder Witz iſt.

Lieber Winfred! halte Dich um's Himmels willen von dem Theile der Geſellſchaft fern, der ſich damit befaßt, Stücke mit vertheilten Rollen zu leſen, lebende Bilder aufzuführen, Hoftrauerſpiele zum Beſten der Religioſität und Legitimität zu ſchreiben u. ſ. w. Sonſt biſt Du verrathen und verkauft, und bringſt es Zeit Deines Lebens zu nichts. Bedenke, daß der ſchöne Geiſt die Hoffähigkeit nur dadurch erlangen kann, daß er ſich nicht höher als auf eine Art von Mokirſtuhl für die alten ernſten Staatsmänner und ächten Hofleute ſchwingt. Ueberhebt er ſich deſſen auf eine Weiſe, daß ihn dieſe nicht mehr zu belachen und zu überſehen im Stande ſind, ſo wird er geſtürzt, verbannt, verlaſſen, verdächtigt. Auf der andern Seite, ſobald er ſich innerhalb der ihm angewieſenen Schranken verhält, verſteht es ſich von ſelbſt, daß er denjenigen, der ihm huldigt, zu jedem ernſten Beruf im Staatsdienſte untauglich macht.

Deinen Vorgeſetzten gegenüber haſt Du allezeit, bei Tiſche, wie bei Spiel und Tanz, die Amtsmiene, und in ſo fern nur Intereſſe für das Herkömmliche zu zeigen, als ein wohlgeſchulter Staatsmann ſogar Neuerungen aus keinem andern Grunde, als um zu conſerviren, vorſchlägt. Auch mußt Du durchaus die perſonificirte Geduld ſeyn, und wegen Deiner Wünſche immer daran denken, daß der Vornehmen Eile nie geſchwind geht. Du mußt — ſo wie die Chineſen von ſich ſelbſt der Königin Victoria ſchrieben — immer ſehr geſpannt auf den Fußſpitzen ſtehen und die Antwort des rechten Augenblicks auf Deine Lebensfragen erwarten. Verſäumſt oder überhörſt Du ſie, ſo wirſt Du erfahren, daß die Zeit nie ſagt: Auf Wiederſehen! Sie ſchlüpft davon und läßt Dich ſtehen.

Der Geſellſchaft gegenüber vergiß nie, Ehrfurcht vor dem Frivolen und Richtigen, als dem Stoffe zu erkennen zu geben, woraus man Etwas wird und macht. Ja, ſpotte nur immer über Alles, zum Beweiſe deſſen, daß Du Dir von nichts imponiren läſſeſt, daß Deine Zuverſicht keine Grenzen kennt, und ſogar weit über den Verſtand hinaus geht.

Weißt Du dieſe beiden moyens de parvenir miteinander zu verſchmelzen, ſo kann es Dir, ſo begünſtigt, wie Du von Geburt und Verhältniſſen biſt, in der Welt nicht fehlen. Finde auch in meinen Worten keine Ironie oder Mißbilligung des Laufes der Dinge. Darin, Winfred, unterſcheidet ſich der ächte Ariſtokrat von dem Demagogen, der nichts Anderes als das werden will, was jener iſt, und in ſeiner Anſicht von den höheren weltlichen Dingen: daß er, im Beſitze, auch die Ruhe der Unbefangenheit gefunden hat. Dieſe Dinge ſind ganz gut, ſo wie ſie ſind, und können nie anders geweſen ſeyn oder werden. Stürzte man die

Welt gleich heute republikaniſch um: in wenigen Menſchenaltern wäre ſie wieder ſo, wie ſie geweſen iſt, und hätte dabei nicht allein nichts gewonnen, ſondern noch die Vortheile der Routine eingebüßt. Der erſte Stand kann deßhalb um nichts beſſer oder ſchlimmer als jeder andere Stand ſeyn, weil — jeder einzelne Stand alle Stände in ſich begreift. Es gibt bekanntermaßen unter den Vornehmen Pöbel, wie unter dem Pöbel Vornehme, und die jungen Abenteurer, die uns jetzt ſo gern läſtern und in ihren Büchern lächerlich machen möchten, können, ihrer Natur gemäß, nur den Pöbel unter den Vornehmen, das Unweſentliche des Gegenſtandes, begreifen und ſchildern. Das Weſentliche iſt jedesmal auf der Hemiſphäre ihres Verſtandes gelegen, die das Licht der Sonne gerade nicht beſcheint.

Was ich Dir in dieſem langen Sendſchreiben zu thun oder zu laſſen empfohlen habe, iſt der Schlendrian des Emporkommens, und den Schlendrian kann man in keinem Stande entbehren, muß man in jedem kennen; ohne Schlendrian wird auch kein Gelehrter Profeſſor.

Was ich Dir aber eigentlich noch ſagen wollte, iſt, daß ich mich mit der jungen Gräfin Julie von Kaſtel verlobt habe: eine rechte Vernunftheirath, der Wille unſerer verſtorbenen Väter, die mit einander ſo befreundet waren und ſich dermaßen in den Gedanken verliebt hatten, ihre Familien für die Zukunft zu vereinigen, daß ich, dem Teſtamente meines Vaters nach, für den Fall meiner Weigerung, der jungen Gräfin meine Hand zu reichen, derſelben mein großes Gut in Thüringen abzutreten habe, an das ihr Vater ohnedies Lehensanſprüche hatte. Ja, dieſen riß ſein Eifer noch weiter fort, und er verordnete, daß, wenn ſeine Tochter ſich weigere, ſich dem Sohne des Grafen Hohenſtein zu vermählen, ihre Hauptgüter nach ihrem Tode mir anheimfielen, der als ihr Gatte verbunden iſt, ihren mit ihr ausſterbenden Namen dem meinigen hinzuzufügen.

So ſind wir auf das engſte an einander gekettet, und nachdem wir uns vorher kein einziges Mal geſehen hatten, habe ich der Mutter neulich meine Aufwartung gemacht, um dem väterlichen Willen in aller Form zu genügen, und nach ihrem jetzt zurückgelegten achtzehnten Lebensjahre perſönlich um die Hand der jungen ſchönen Gräfin anzuhalten. Man hat mich nicht ausgeſchlagen, und unſere Hochzeit findet im Laufe dieſes Sommers ſtatt. Ich war nur wenige Tage auf dem Schloſſe meiner Braut, und wir haben eine zweite Zuſammenkunft für den nächſtkommenden Monat Mai in Deinem Wohnorte verabredet, welcher die Mitte Weges zwiſchen dem Wittwenſitze der Gräfin und meinem Schloſſe iſt. Von dannen denken wir zuſammen eine Luſtreiſe in das nahe Gebirge zu machen; wo wir uns näher kennen lernen werden, und ich lade Dich im Voraus ein, uns zu begleiten, ja, lege es Dir als unerläßliche Pflicht auf, mir die ſonſt etwas dürre ausfallende Unterhaltung der Damen durch Deine Liebenswürdigkeit zu erleichtern.

Auf baldiges Wiederſehen, Winfred! Vergiß der guten Rathſchläge Deines väterlichen Freundes und älteren Bruders nicht.

Aus Winfred's Tagebuche.

Den 30. März.

O, über den vornehmen Mann, meinen Bruder, mit ſeinem theuren guten Rathe! Ja, ja, ſo ſind die ächten vornehmen Leute, und hinter dem maskenhaft vorgehaltenen feinen Spotte ſteckt gerade die koloſſalſte Anmaßung. In dieſem Sinne erlaubt ſich auch wohl der Rechtgläubige über das Heilige zu ſpotten, weil er weiß, es ſey doch ſo ewig unverletzbar, daß nichts Zeitliches dawider etwas könne. Hier iſt das vornehme Weſen ſo zur Natur geworden, daß kein Gedanke und Gefühl darüber hinaus ragt, und es mag an und für ſich ganz gut und unentbehrlich ſeyn, man muß es nur nicht überſchätzen wollen. Das Vornehme, das Herablaſſen gegen Geringere kann ja nicht das Höchſte ſeyn, da das Heraufziehen derſelben, als menſchlich, ein Höheres ſeyn muß.

In ſeinen Anwendungen auf mich ſelbſt hat mein

Bruder leider! recht, und ich kann nicht läugnen, daß er mein Verhältniß zum Leben ſchildert, wie es iſt. Mit den wenigen hundert Thalern Einkünfte, die mir als nachgebornem Sohne zugefallen ſind, bleibt mir nichts Anderes zu thun übrig, als ſeinen Lehren zu folgen. Ich habe keine Wahl, wofern ich nicht die Vortheile meiner Geburt unbedachtſam aufgeben und mich freiwillig in die zweite Geſellſchaft oder Laufbahn ſtellen will. Davor bewahre mich der Himmel! Dawider empört ſich meine Natur. Entweder vornehm oder gering. Nur nicht halb vornehm, halb bürgerlich. Lieber auf die Gallerie, als in den zweiten Rang! Alſo muß ich wohl oder übel unterducken, und mich mir ſelbſt aufopfern. Es iſt ein ſchlimmes Ding um die Ueberzeugung von einer unangenehmen Nothwendigkeit; allein das Schlimmſte iſt immer der Entſchluß zu handeln. Habe ich es erſt dazu gebracht, ſo will ich auch das Geſchick zur Ausführung finden. Wenn ich mich nur nicht immer wieder fragen müßte: Ob denn kein Ausweg mehr vorhanden ſey? —

Und der hochpraktiſche Graf von Hohenſtein begeht wegen ein paar tauſend Thalern Renten mehr oder weniger die Thorheit, ſein ganzes Lebensglück auf das Spiel zu ſetzen? Iſt das auch weltweiſe und vornehm gehandelt? Ich zweifle, und der Erfolg wird es darthun. Hat er denn ganz und gar kein Herz in ſich, das um Rath gefragt ſeyn will? Macht daſſelbe keine Anſprüche an bürgerliches Glück, die in Folge einer übereilten Heirath unerledigt bleiben dürften? Er muß ſich freilich am beſten kennen: Er iſt ein vornehmer Mann! Bin ich doch ſelbſt ſchon ſo lebensſatt und müde, ſo gleichgültig gegen Alles, muß darum nicht mein um fünfzehn Jahre älterer Bruder, der ſo viel mehr Lebensgenüſſe aller Art als ich gekoſtet hat, mindeſtens in gleichem Grade abgeſtumpft ſeyn?

Gräfin Julie von Kaſtel an Roſalie Müller.

Schloß Friedberg, den 10. April

Ha, ha, ha, ha! liebe Roſalie, Du magſt mich ausſchelten, wie Du willſt: es iſt doch gar zu komiſch, daß und wie ich eine Braut bin. Und was Dich betrifft, erinnerſt Du Dich noch unſerer Jugendphantaſien? Warſt Du dereinſt nicht ſo namenskrank, daß Du die Woche hundertmal Gott dankteſt, als ein ſo vornehmes, altadeliges Fräulein das Licht der Welt erblickt zu haben? Ueberlief es Dich nicht eiskalt, wenn Du Dir die Möglichkeit vorſtellteſt, daß Du Dich in Zukunft einmal unter Deinem Stande verheirathen könnteſt? Nun kömmt eines ſchönen Morgens ein tüchtiger, bürgerlich-namenloſer Paſtor, und ſiehe da! ſchießt Dir von ſeiner Kanzel herab der Liebesgott alle die kleinen Schrollen todt, die Dein Herz beſaßen, um dem lebendigen Gottesworte der Liebe dafür Eingang zu verſchaffen. Oder haſt Du den gethanen Schritt etwa bereut? Biſt Du nicht glücklich? Giltſt Du in der Welt, als Roſalie Müller, weniger, als wenn Du meinethalben Roſalie von Müller hießeſt? Es kommt freilich heut zu Tage hie und da vor, daß gewiſſe Mittelſtandesperſonen einen ſolchen Namen für ebenbürtiger halten, als den Deinen.

Um aber wieder auf mich zurückzukommen, ſo war ich, in dem haut-goût meiner Grundſätze, wie Du ſie nannteſt, von jeher darauf erpicht, mir nur das Abſonderlichſte und Barokeſte der Männerwelt zu meinen idealen Liebhabern oder Bräutigams auszuſuchen. Es war wirklich mein Ernſt, als ich Dir ſagte: ich würde den kleinen Alraun unſerer Sängerin auf der Stelle geheirathet haben, wenn er frei geweſen wäre, oder mich hätte haben wollen und bekommen können. Ja, als ich das mit wunderſam ſchwarzem Bart verbrämte Angeſicht ſo klug reden hörte, hätte ich ihn der glückſeligen Frau allzugern wieder abſpänſtig gemacht. In Deinen komiſchen Schwager, den Muſikus, der ſich ja, wie ich gehört habe, neuerdings nach ſeinem Geburtsorte Waldenburg nennt, um ſich das Berühmtwerden zu erleichtern, war ich halb und halb verliebt, und der Art waren alle meine kleinen Herzensangelegenheiten.

Ich alſo, ja, es iſt doch lächerlich: die verdrehteſte, unvornehmſte Erbgräfin Deutſchlands muß den allervornehmſten, geſetzteſten, ſolideſten Mann auf Erden heirathen. Du ärgerſt Dich gewiß ſchon wieder, kleine Roſalie, daß ich es ſo frivol hinnehmen kann, und nicht ſchon jetzt vor den geiſtigen Spiegel trete, um mir die Zwangshaube der Ehe, unter die man mich bringt, im Voraus zurecht zu rücken. Wird denn aber mein geſtrenger Gemahl nicht zeitig genug das traurige Geſchäft übernehmen, und mir mit der Haube den Kopf zurecht rücken, um mich anſtändigerweiſe bei Hofe vorſtellen zu können? Bei ſo bewandten Umſtänden erlaube mir, daß ich zunächſt noch als Drittes das Monſtröſe in der Sache belache. Beweint als Erſtes habe ich es ſchon übergenug.

Ich habe Dir nämlich noch nicht geſagt, daß ich vorher nicht die leiſeſte Ahnung von der ganzen unväterlichen Verkuppelung hatte, und meine gute Mutter, die im Allgemeinen ſo ſchwach gegen mich iſt, und mir Alles ſagt, hatte mir es wohl deßhalb ſo lange verſchwiegen, damit ſie mir den Appetit zum Leben nicht verdürbe.

Da kommt mein Bräutigam plötzlich bei uns an, und fällt unwiſſentlich mit der Thüre ſeines Antrages in das Haus meines Herzens. Ich ſage zu meiner Mutter ganz erzürnt: I, bewahre, Mamachen? Ich werde den Menſchen heirathen! — Sie bleibt indeſſen trotz dem, daß ſie meinen Willen vernommen hat, bei ihrem Satze ſtehen. Ich fange meine Geſchichten mit ihr an, durch die ich ſie in ähnlichen Fällen zu beſchwatzen pflege, laſſe mich vor ihr zum Knien nieder, ſtreichle und ſchmeichle, gehe ihr um den Mund, mache ihr allerhand Poſſen vor. Sie lacht und lacht, wiſcht ſich eine Thräne aus dem Auge, drängt mich ſanft zurück und ſpricht: Das hilft diesmal Alles nichts, mein Kind. Du mußt!

Ich muß? rufe ich, über das Unerhörte ſtaunend, und ſpringe auf meine Füße. Ich ſehe ſie durchdringend, kopfſchüttelnd an, und bedenke, wie herzlich ſie noch neulich lachte, als ich in ihrem Beiſeyn Jemand erzählte: wie es mir eine Freude oder Bedürfniß geworden ſey, meine Mutter mitunter ein wenig zu quälen.

Du mußt! wiederholt ſie trocken, indem ſie mir die einfache Lage der Dinge auseinanderſetzt. Ich proteſtire und erhitze mich, jemehr mir die Größe der Gefahr in die Augen ſpringt. Es führt zu Nichts. Das Endergebniß iſt und bleibt: Ich muß!

Ich werde ſchwach, verlaſſe das Kabinet, ſchleiche in den Salon, weiß nicht, wohin mich vor aller Welt und vor mir ſelbſt zu verbergen, drücke mich in eine Fenſterbrüſtung, und wickle mich in die ſchweren ſeidenen Gardinen ein. Alſo weine ich, mir mit dem Damaſte die Thränen trocknend, eine halbe Stunde, daß mich der Bock ſtößt.

Am Ende vermißt mich Mama, deren Zerſtreutheit alles Vorgefallene vergeſſen hat, ſucht und findet mich, und drückt mich mit der Emballage an ihre Bruſt, wo ich abermals eine halbe Stunde mit ihr weine, bis wir fertig ſind. — Das Komiſche in der Lokalität dieſer

Zärtlichkeit und larmoyanten Komödie kann freilich nicht umhin, ſich auf die Dauer in unſerem Urtheilsvermögen geltend zu machen, und ſo brechen wir zum Finale Beide zugleich, ohne Verabredung und Vorbereitung, in ein anhaltendes Lachduett aus. Damit iſt die ganze Sache abgemacht, und da der Graf zur glücklichen oder unglücklichen Stunde dazu kommt, erhält er ohne Schwierigkeit das Jawort.

Du mußt ſelbſt mitlachen, kleine Seelenhirtin, wenn Du erwägſt, wie ich mit meiner Naivetät an den Hof paſſe. Denke nur an den vorletzten Winter zurück, als in unſerer Kreisſtadt der Ständeball war, und in einer Tanzpauſe der fromme Oberhofmarſchall und Landtagspräſident es für angemeſſen fand, mich mit einer pietiſtiſchen Vorleſung zu unterhalten. Ich ſaß mittlerweile wie auf Kohlen der Langenweile, da ich dem vornehmen Würdenträger nicht davon laufen oder ihn ſitzen laſſen durfte, dachte ſo viel wie möglich an andere Dinge, und wartete mit Schmerzen auf den erlöſenden Cotillon. Endlich ſehe ich beim Stimmen des Orcheſters meinen Tänzer nahen. Ich faſſe mir ein Herz, und da ich keine Replik mehr zu fürchten brauche, fahre ich, indem ich mich entferne, zwiſchen ſeine grauſenhafte Schilderung der Sünde mit den Worten: Aber, liebe Excellenz, iſt die Sünde nicht eigentlich ſchön? — Dein Schwager Waldenburg war ein Zeuge der Wirkung; er hatte uns belauſcht, und wurde nachher, in einem Nebenzimmer, vor Lachen faſt erſtickt, vorgefunden. Er hat auch das ellenlange Geſicht und ausdrucksvolle Schweigen des Oberhofmarſchalls in den Spiritus der Muſik geſetzt.

Es unterliegt nach ſolchen Geſchichten, deren böſe Zungen die Menge von mir zu erzählen wiſſen, keiner Frage, daß ich in meinem Leben nicht dazu reifen werde, eine Reſpektsperſon bei Hofe vorzuſtellen. Ich, die derlei Naivetäten durchaus nicht ſucht, der ſie ſo unwillkürlich aus dem Munde fahren, und die ſich oft erſt lange nachher auf die Bedeutung eines eigenen Wortes beſinnt.

Ich kenne meinen Bräutigam übrigens noch wenig genug. Er iſt nur einige Tage bei uns geweſen, und hat ſich auf nicht allzulange oder lebhafte Geſpräche mit uns eingelaſſen. Wäre er nicht ein ſo ſcharf abgezirkelter Charakter, ſo würde ich noch weniger, als es der Fall iſt, wiſſen, woran ich mit ihm bin. So aber wollte ich zur Noth einen Eid darauf ablegen, daß er ein ſehr ehrbarer Menſch iſt. Phantaſie, Poeſie, Schwungkraft oder Beweglichkeit des Geiſtes ſind zuverläſſig nicht in ihm, und es findet ihn wohl nicht leicht eine Frau liebenswürdig. Jedoch iſt er überaus würdevoll, und berechtigt zu der Hoffnung, daß er es nie an Achtung gegen ſeine Gemahlin werde fehlen laſſen.

Da es nicht anders iſt, muß ich ſuchen, mit ihm auszukommen. Ich ſelbſt würde ihn allerdings noch immer ausſchlagen und mich nicht darum kümmern, was nach meinem Tode aus meinen Gütern würde. Den Gedanken wage ich aber gegen meine Mutter nicht laut werden zu laſſen: ſie geriethe über eine ſolche Verletzung der Pietät gegen meinen Vater ohne Zweifel außer ſich.

Ein Glück iſt es nur, daß ich dereinſt, als Gemahlin des Standesherrn und Reichsgrafen von Hohenſtein, einen genugſamen Rang einnehme, um nicht ausſchließlich nöthig zu haben, mich nach der Geſellſchaft zu richten, ſondern auch verlangen darf, daß dieſelbe ſich an meine Launen gewöhne. So fügt ſich am Ende Alles von ſelbſt, und Gelegenheit, zu Störung unſeres Ehefriedens, mein Herz auf Liebesabwege zu bringen, wird mir ein Hofmann nicht verleihen.

In einigen Wochen reiſen wir nach der Hauptſtadt unſerer Provinz, wo wir mit meinem Bräutigam zuſammentreffen. Wir haben von dannen eine gemeinſame Luſtreiſe in das Gebirge vor, auf der ſich die nähere Bekanntſchaft, und, ſo viel es thunlich, auch eine Art von Liebesbund anknüpfen ſoll.

Ich werde bei meiner Ankunft an Ort und Stelle nichts Eiligeres zu thun haben, als mir Deinen dienſtfertigen Schwager in's Hotel zu beſtellen. Er wird bei den, mir noch unbekannten Kunſtſammlungen unſer Führer ſeyn, und mich durch ſeine geiſtvollen Geſpräche über die Kunſt belehren und erfreuen.

Dieſelbe an Dieſelbe.

D. den 24. April.

Was für ein neues Leben bringt der Frühling in die Menſchen! Wie friſch, heiter, liebenswürdig wird darin alles Geiſtige und Sinnliche! So genießen wir jetzt in der Stadt mit vollen Zügen der guten Reiſeſtimmung und des günſtigen Wetters. Je weiter wir unſere langweilige Ebene hinter uns ließen, und jemehr wir uns dem Gebirge näherten, deſto beſſer ward mir zu Muthe. Welch' unermeßliche Wunder- und Naturkraft muß doch jeder Frühling entwickeln, da ſchon das, was nur ihr Bodenſatz iſt, die Erde und Pflanzenwelt ſo himmliſch ſchön macht! Die feineren Elemente werden ſublimirt, deſtillirt, oder wie ſoll ich dieſen geiſtigen Läuterungsprozeß nennen? und wehen als Gottes Odem die Millionen Menſchenſeelen an, um ſie auf eine Weile mit freilich nur wächſernen Engelsſchwingen zu verſehen. Alle die welken Blätter unſerer Vorurtheile und Krankhaftigkeiten fallen in den Stürmen eines ſolchen Frühlingsgefühles zu Boden. Ja, es iſt derweil ein Jubel des Seelenfriedens in mir, daß ich gleich auf und davon laufen möchte, in ſo fern ich das Glück hätte, ein Mann zu *ſeyn* — anſtatt deſſen ich leider! bald ſo glücklich ſeyn werde, einen Mann zu *haben* — um in der weiten Welt zu verſchallen, zu verflüchtigen und nimmer wieder von mir hören zu laſſen.

Gewiß, ich verſtehe meine mütterliche Ahnfrau, jene verwittwete Frau von Stein, nicht, von der die Chronik ſagt, daß ſie im Schooße ihrer Familie ein beglücktes Leben geführt habe, und als ſie ſich dereinſt über Tiſche von zwei Söhnen und vier Tochtermännern, lauter ehrenfeſten, frohen Rittern, umgeben geſehen, plötzlich mit den Worten aufgeſtanden ſey: Dieſer Ehre iſt zu viel! um zum Zimmer hinauszugehen, heimlich in die Fremde zu wandern und nimmer wieder von ſich hören zu laſſen. Hatte ſie den Keim zu dieſem ſeligen Uebermuthe in ſich, was brauchte ſie ſo lange auf einen Anſtoß zu warten, um ihn aufblühen zu laſſen?

Dieſes Gefühl — um wieder in das Klein-Weibliche unterzuducken — bewirkte wohl auch, daß ich, ſonſt ſo ängſtliches Geſchöpf, auf der Eiſenbahn, die ich zum Erſtenmale befuhr, keine Anwandlung von Furcht hatte. Wenn wir unterweges einem Zuge begegneten, und der eiſerne Vogel gleichmäßig wie eine Schwalbe längs dem Boden auf uns zu flog, empfand ich wahrhaftes Ergötzen an dem dämoniſchen Anblick. Das Geräuſch der Maſchine, die bald wie Mühlräder klapperte, bald wie ein eilender Hund lechzte und keuchte, regte mich gar nicht unangenehm auf. Die ganze Gegend, Häuſer, Bäume, Schatten, Lichter, wurden von der Zugluft durcheinander gepeitſcht, die die Lokomotive, wie ein Gewitter ſeinen eigenen Wind, mit ſich führt, und brauſt dieſelbe in ihrer ganzen Kraft dicht auf uns zu, erſcheint ſie uns faſt wie ein fabelhaftes

Unthier mit den kurzen dicken Beinen ihrer Räder und dem Hängebauche des Kaſtens.

Der Graf kann erſt in einigen Tagen eintreffen, da ihn ein unerwarteter königlicher Befehl in Anſpruch nimmt. Ich vermiſſe ihn natürlich nicht, und erfahre nur bei der Gelegenheit, daß jede Laſt auch warm hält oder ſolidirt. Was würde ich ohne meinen Brautſtand in einer mir ſo neuen und intereſſanten Stadt wie dieſe, unſtät, flüchtig und verlegen wegen meiner Zeiteintheilung ſeyn! Das Bewußtſeyn der Unfreiheit macht mich ruhig, klar, beſonnen, und befähigt mich, allen nur erdenklichen Nutzen von den einzelnen Stunden zu ziehen. Dein braver Schwager iſt unſer täglicher Cicerone, und ich habe ihn noch lieber gewonnen. Er iſt ein echter Künſtler, in Allem, was er im Gebiete der Kunſt anfängt, glücklich und geſchickt, im Leben unpraktiſch und neu, dabei voll kleiner Schwächen und doch liebenswürdig. Sonderbar! der Mann iſt erſt fünf und vierzig Jahre alt und hat ſchon ſo graues Haar; es kommt mir in ſolchem Falle vor, wie die von innerer Kohlenglut abgeſetzte Aſche. Wenn er nur nicht ſo weich gegen Frauen wäre, wenigſtens den Kopf gerade hielte, wenn er mit uns ſpricht; das macht ihn lächerlich.

Und denke Dir, Roſalie, der gute Menſch ſcheint in mich vernarrt zu ſeyn. Als wir geſtern mit ihm auf der Gemäldegallerie waren und ich vor einem mit Spiegelglas überzogenen Niederländer Kabinetſtücke ſtand, mußte ich darin zu meinem Erſtaunen ſehen, daß der unſchuldige Thor mir hinter meinem Rücken eine Kußhand zuwarf. Ich bin von Dir natürlich überzeugt, daß Du davon gegen Deinen Mann ſchweigſt, und habe es nicht einmal Mama geſagt, weil die gleich den uns unentbehrlichen Begleiter würde abſchaffen wollen. Man darf einmal mit den Leuten, mit denen man umgeht, nicht ſo genau abrechnen, ſonſt ſtünde man zuletzt ganz allein da.

Weißt Du, was für eine Albernheit mich altes Kind dieſer Tage beſchäftigt? Du kennſt meinen Aberglauben, daß gerade das im Leben nicht geſchehe, was wir mit Zuverſicht erwarten, ſo wie umgekehrt einzutreffen pflege, was uns das Unwahrſcheinlichſte zu ſeyn bedünkt. In dieſer Hinſicht lege ich mir den Zwang auf, daß ich mich in meinen Gedanken von der Zukunft unzweifelhaft als die Gräfin Hohenſtein anſehe, lebe mich in die Phantaſie hinein, und vergeſſe zuweilen meine eigene Verſchlagenheit. Das Beſte bei der Sache iſt, daß mich die Erfahrung gelehrt hat, die Vorſehung nehme keinen Anſtoß daran, ob wir ſo etwas im Ernſte oder Spaße thun, und es ſcheinen in der That neckiſche kleine Geiſter in den äußerſten Himmelsregionen vorzuwalten, die aus einer gewiſſen Leidenſchaft des Eigenſinns und Trotzes die Wünſche der Sterblichen durchkreuzen.

Das iſt freilich meine einzige ſchwache Hülfe auf Rettung aus der Noth! Nächſte Woche entführt uns mein Bräutigam in's Gebirge, wohin Mama verlangt, daß Waldenburg uns begleite. Er ſoll ihr, als ein geſchickter Dilettant im Zeichnen, wie er iſt, allda Mehreres in ihr Album ſkizziren. Es bangt mir vor der Reiſe, und zieht mich doch eine unwiderſtehliche Sehnſucht in die poeſiereichen Gegenden.

Aus Winfred's Tagebuche.

Den 30. April.

Ich muß die allgemeine, objektive Entrüſtung, die in mir kocht, in andeutenden, ich glaube arabiſchen Sprüchwörtern ausdampfen laſſen: Geduld iſt eine Tugend, die die Frauen ſelten oder nie lernen, aber deſto beſſer zu lehren verſtehen. — Die meiſten Frauen ſind wie Räthſel, ſie gefallen nicht mehr, ſobald ſie gekannt ſind. — Wenn der Prophet einen Mann zu einem Narren beſtimmt hat, übergibt er ihn den Händen einer Frau. — Es iſt mit dem ſogenannten ſchönen Geſchlechte nicht auszuhalten: es hat mir die letzten acht Tage zu arg mitgeſpielt. Zum Gedächtniſſe deſſen will ich mir die Sache noch einmal ſchriftlich vorerzählen, damit ich meine beſonderen Erinnerungen in der Zukunft an dieſes Allgemeine feſtknüpfe.

Vorigen Sonntag ſtellte mich mein Bruder ſeiner Braut und ſeiner künftigen Schwiegermutter, einem eigentlich recht ungleichen Menſchenpaar, vor. Die junge Gräfin iſt eine geniale Tyrannin, die nicht erſt viel bei mir anfragte, ob ich mich in ihren Zauberkreis wolle bannen laſſen, ein poetiſcher Wildfang, dem es niemals Ernſt iſt, ſich bei Einem Gegenſtande zu verweilen, eine Fragkünſtlerin, die aus Theilnahmloſigkeit gegen Alles, beinahe gar nicht redet, und nur dann und wann mit dem goldnen Netze ihrer Natur den wunderſamſten Tiefſinn auf die Oberfläche der Unterhaltung fiſcht. Die Mutter iſt durchaus nobel, wohlwollend, und nur öfter aus Zerſtreutheit ſchwach, demzufolge es wohl mit ihr begegnet, wenn ſie ſich darauf beſinnt, ſich lange auf nichts beſonnen zu haben, daß ſie das aus Schwäche Verabſäumte mit unbeſonnener Strenge wieder einbringt. Im Gegenſatze zu der Tochter duldet oder beachtet ſie gar keine Frage. Sie folgt ihrer Eingebung zu ſprechen, vergißt, verliert ſich darin, pauſirt, um Athem zu holen und ſich wieder zu ſammeln, derweil der Andere etwas geantwortet hat, und ſpricht in ihrem Zuge weiter. Ihr Sprachpartner bildet ſich vorerſt wohl ein, ſie unterbreche ihn ausdrücklich, um zu widerſprechen. Keinesweges! er horcht und lauſcht, ſie hat gar nicht gehört, daß er geredet, und fährt fort, ihre noch unbeendigte Gedankenreihe auszudrücken. Er lächelt, fühlt ſich im Anfange einigermaßen beengt, indeſſen gewöhnt er ſich daran, und, was das Bewundernswürdigſte iſt, findet die Manier am Ende liebenswürdig. Das iſt der

Triumph eines echten herzlichen, überfließenden Wohlwollens.

Es kommt eine ſtille, behagliche Ergebung mit der Zeit über ihn, und er lernt es als ein Geſchenk des Himmels betrachten, wenn der Moment früher oder ſpäter eintritt, in dem ſie ſich mit einem leiſen Lächeln, das über ihre Züge fliegt, und einer verbindlichen Wendung gegen ihren Geſellſchafter der Gegenwart erinnert.

Welche Verſchiedenheit zwiſchen dieſen beiden Frauen, und dennoch — welch' nahe Verwandtſchaft in den Verſchiedenheiten! Der Charakter und die Willkürlichkeit der Tochter ſind gleichſam in die Zerſtreutheit der Mutter hineingedrückt. Ja, Beide ergänzen ſich auf dieſe gewaltſame Art; Beide ſchreien über Unrecht, das ſie ſich wechſelſeitig anthun, und dürften ſich doch eben deßhalb unentbehrlich ſeyn.

Beide verſtehen zwar in ihrer Anmuth und Liebenswürdigkeit aus dem Grunde einen ehrlichen Mann in Trab zu ſetzen, würden mich aber nichtsdeſtoweniger nie zu arabiſchen Sprüchwörtern berechtigen. Der hinkende Bote kommt nach, die unvergleichlichſte und alltäglichſte aller Frauen, die ſich als vertraute Freundin der Gräfin Mutter zu den Damen geſellt hat: Frau von Ruſchel. Ich könnte wohl die hunderte von übeln Momenten, die ſie mir bereitet hat, als eine Art von Leichenſermon meiner Vergangenheit und Zeugniß von der Duldſamkeit meiner Natur hier aufzählen, um mich daran inſofern zu tröſten, als ich ſähe, wie ſchlimm es mir ſchon vordem ergangen iſt, und wie wenig es an und für ſich Noth thut, daß ich noch zu kaſteien ſey; allein die beſondern Erinnerungen wären eine zu ſtarke Selbſtopferung, und ich ziehe vor, ſie als eine Art von **Esprit de Ruschel**, ſo wie man z. B. einen **Esprit de Portugal** oder dergleichen beſitzt, abzuziehen, um gelegentlich den Duft einer ſolchen Quinteſſenz von Worten zu meiner moraliſchen Stärkung anzuwenden.

Und alſo haue ich Dich mit Lapidarſtyl in die Votivtafel meiner Einbildungskraft und taufe Dich die unnahbarſte und taktloſeſte aller verwittweten alten Jungfern, allerweltsaufrichtige Freundin, die ehrwürdigſte Aufopferungsſucht, verbindlichſte Beleidigerin, Vertilgerin jeglicher Unmöglichkeit, Vermiſcherin alles Ungleichen, Haſſerin aller Vertrautheit, Verſpotterin alles Ernſtes, Beſitzerin aller Herzenstugenden außer der weiblichen Alterswürde, die ſich in der Ruhe Erſchöpfende und in der Unruhe Erholende, die entſeelende Beleberin aller Geſellſchaften, die, wenn Du nicht mehr da biſt, Jedermann ſegnet und Niemand zurückwünſcht, und derethalb, wenn Du da biſt, Jedermann ſich kaſteiet, daß er Dich nicht ſegnen mag.

Jedoch das Thema iſt in Erregung der Phantaſie unerſchöpflich. Fortſetzung folgt, ſobald ich wieder zu Athem gekommen bin. — Iſt das nun ſo weit ein Charakterbild? — Bei Lichte beſehen, bin ich wie behext! Wie komme ich in den Strom fremdartiger Menſchen, der mich mit ſich fortreißt, mich innerlich verdreht und an mir irre macht? Wie kommen alle die ungleichartigen Menſchen wider die goldene Lebensregel zuſammen, daß wir nur mit denen umgehen ſollen, die wir oder die uns beſſern? Wie erträgt mein Bruder die Vorſtellung nur einen Augenblick, mit einem Mädchen wie die Gräfin ſein Leben lang vereinigt zu ſeyn?

Und weiß ſie nicht, daß ein ſo vornehmer Menſch, wie er, ſich nicht gern ein-, geſchweige hundertmale fragen läßt? Was will ſie mit ihm beginnen, daß ſie ihn ohne Liebe heirathet?

Ich bin nahe daran, über die tollen Gedanken verrückt zu werden. Ich befinde mich wie im Traume, und es ſchwirrt und nebelt mir dergeſtalt vor meinen Blicken, daß ich Wirklichkeit und Täuſchung kaum mehr zu unterſcheiden vermag.

Morgen reiſen wir, bunt zuſammengewürfelt, mein Bruder, die beiden Gräfinnen, Frau von Ruſchel, und ein wunderlicher Kauz von Muſikus ſelbander in's Gebirge. Was kann daraus entſtehen? Denn etwas muß aus Allem, und zumal aus etwas ſo Abenteuerlichem entſtehen als wir unternehmen.

Winfred's Traum.

Winfred lag in ſeiner Kammer und ſchlief. Alle ſeine Lebensgeiſter ſchliefen, in Dunkel gehüllt, ſtarr im Nachtfroſt. Die zarten Pflanzen der Seelenregungen hingen die welken Häupter, die Bäume der Gedanken ſtanden entlaubt, die Liebesblumen hatten ihre ſich entblätternden Kelche zugethan und knickten um.

Ein kalt austrocknender, alpdrückender Nordoſt ſtrich durch den Garten des Lebens, und ohne Hoffnung auf einen kommenden Morgen war die Sonne untergegangen. Kein Stern des Troſtes am Himmel, nur Wolken über Wolken geſchichtet, Todesſtille allerwärts über dem unermeßlichen Grabe des Erdenlebens, wo ſelbſt die Luft erſtarrt war. Die Nachtvögel der Sorgen und Leiden trieben ihren Unfug, ja, es war Alles aus und der Peſthauch der Gleichgültigkeit waltete allein vor.

In dem Augenblicke begann der Geiſt des Lebens, der in der verborgenſten Kammer des Menſchenherzens wohnt, ſo heftig zu erzittern, daß er ſich in den kleinſten Pulſen erſchreckend offenbarte. Der empfindende Geiſt, dem alle ſinnlichen Wahrnehmungen zuſtrömen, verwunderte ſich, daß es über den nächtlichen Himmel erblitzte, und es ſtieg eine ſchwarze Wetterwand am Horizonte auf, in deren Mitte eine ſchneeweiße Hagelwolke in Geſtalt eines Engels mit einem Schwerte hing.

Der Wolkenengel näherte ſich dem Schläfer, hemmte, in ſeinem Zenithe angelangt, ſeinen Flug und ließ ſich langſam zu Winfred nieder, deſſen innerliches Zittern immer mehr nach außen ſtrömte.

Es ward einem Erdbeben ähnlich. Die Luft zitterte roſenroth, wie ein Meer von aufgelösten Blitzen, und grollte eben ſo fortwährend, wie in aufgelösten Donnerſchlägen.

Der Engel erſchien Winfred als ein Herr von furchtbarem Anſehen, wiewohl innerlichſt von ſo wunderbarer Freudigkeit erfüllt, daß er ſich in ſeinem Herzen nicht erwehren konnte, ihn zu lieben. Er erkannte ihn von Stunde an für ſeinen Gebieter und der Engel gewann eine ſo ſichere Gewalt über die Einbildungskraft des Schlummernden, daß derſelbe empfand, er müſſe hinfort Alles thun, was ihm genehm ſey. Der Herr ſprach auch vielerlei zu dem Diener, was dieſer nicht verſtand; ſeine Worte führten aber allmählig, durch die Anſtrengung, ſie zu faſſen, Winfred's Betäubung zum Bewußtſeyn.

Er ſtand auf und blickte wie durch ein rothes Glas auf den myſtiſchen Widerſchein des Ungewitters. Ein Wink des Engels bedeutete ihn, daß er ihm durch den Garten folge.

Winfred that es. Die Worte wurden immer harmoniſcher, und blühten zuletzt wie die lieblichſte Muſik. Winfred ſtaunte, daß der beſchränkte Garten, den er ſo genau durchforſcht zu haben gemeint hatte, für ihn noch ſo unbekannte Gegenden enthielt, als in die er gegenwärtig, unter der Leitung des Himmelsboten, gelangte.

Da war keine Spur von winterlicher Nacht und Erſtorbenheit. Frühlingsluft und Düfte, Blättergeſäuſel, Bachesmurmeln, Vogelgeſang allenthalben. Er ſah allerdings noch nicht mit offenen Augen, empfand jedoch ſchon das innige Behagen der lebendigen Jahreszeit, die Frühlingsſeligkeit, und vermißte, verlangte nichts mehr.

Indem blieb ſein Gebieter ſtehen und ſprach zu ihm: Siehe!

Der Engel zeigte mit der Hand zu Boden, und vor ihnen entblühte eine wunderſame Blume dem ſtarken Schafte einer ſchlangenartigen Pflanze: ein langer Kelch mit vielen weißen Blättern, von doppelt ſo vielen breiten, gelben, abſtehenden Stengeln umſtarrt, um deſſen innere, gelbköpfige Staubfäden ſich weiße, nach der Tiefe zu grünliche Blätter legten. An die untere Seite ſchmiegte ſich ein dicker Büſchel Staubfäden, aus dem ein weißer Stiel mit zackiger Krone ragte, deren Form den Kelch nachzuahmen ſchien. Der feine, ſtarke, durchdringende Duft der Blume betäubte Winfred, ſo daß er ſich von Neuem träumend fühlte, und er ſah nur noch, daß der ſich niederbeugende Engel die im Tageslicht erſterbende Blume knickte und in die Hand nahm.

Der Engel richtete ſich damit wieder empor, und mittlerweile wuchs die Blume dergeſtalt aus ſich heraus, daß ſie zuletzt ein Frauenbild von hoher Schönheit ward, das, blos mit einem Schleier vom reinſten Weiß umhüllt, in den Armen des Engels ſchlummerte.

Genau hinſchauend, erkannte Winfred eben ſo entzückt die Züge ihres Angeſichts, als er mit Entſetzen in ſeiner Hand ein Herz wahrnahm, das die hellen Flammen verzehrten, und das der Engel ihm mit den Worten entgegenhielt: Vide cor tuum!

Die Stärke dieſes Gefühls erweckte ihn aus ſeinem Traume, von dem er im erſten Augenblicke noch nichts oder nichts mehr wußte.

Die einfache Wirklichkeit war, daß er ſich in einer Gartenlaube ſeiner Wohnung befand, wo er gegen Abend über die Lektüre der vita nuova des Dante, mitten unter den duftenden tropiſchen Gewächſen, eingeſchlafen war. Jetzt dämmerte das Mondlicht auf, und indem ſich Winfred von dem vor ihm liegenden Buche aufrichtete, auf das er niedergeſunken war, ſah er den Gärtner, ſeinen Wirth, vor ſich ſtehen, der ihm eine eben für die Nacht aufblühende „Königin der Nacht“ vorhielt.

Winfred ging in ſein Zimmer und wunderte ſich über die gegenſtandloſe Aufregung ſeines Geiſtes, das ſtürmiſche Schlagen ſeines Herzens und aller Pulſe, die Fiebergluth ſeiner Wangen.

Aus Winfred's Tagebuche.

Den 1. Mai.

Wunderbar! Seither waren meine Nachtwachen ein Spiegelbild meiner Tage, düſter, melancholiſch, todesſehnſüchtig, jetzt ſehen ſie ihnen nicht mehr ähnlich. Iſt es der Abglanz des Frühlings, die Morgenröthe eines neuen Lebenstages, die in dieſes nächtliche Dunkel hineinſchimmert? Vielleicht zum erſtenmal in meinem Leben begegnet es mir hier unterweges, daß ich eine Nacht nicht ſchlafen kann und will. Bis dieſe Stunde war ich nur froh, wenn ich in den Armen des Schlafes Alles um mich vergeſſen konnte; jetzt bin ich ſo gegenſtandlos glücklich, daß ich keine Sekunde dieſes Gefühls an den Schlaf abtreten möchte. Ich ſitze eigentlich da und bin nicht anders froh, als wie die Gänſe in dem alten Kinderliede, beſpiegele mich innerlich ſelbſt und überſchaue, zum Fenſter hinaus, das kleine Städtchen, in dem wir unſer erſtes Reiſelager halten, und wohin wir noch mehrere Tage lang von Ausflügen in die Umgegenden allabendlich zurückkehren.

Es iſt ſo heimiſch in dem Orte. Wir wohnen am Markte, auf dem die alte Kirche mit den Lindenbäumen und Fliederbüſchen ihres Gottesackers neben dem ſteinernen Brunnen ſteht, deſſen Quell mit dem Laube um die Wette durch die Stille murmelt. Die Luft iſt erquickend und mild; keine Laterne ſtört das feierliche

Lüſter der Häuſer, aus denen gleichſam das patriarchaliſche Leben der Bewohner herausguckt.

Kaum daß hie und da ein Stern an dem tiefblauen Himmel auftaucht, den leichte, weiß ſchimmernde Wölkchen überzogen haben, und troſtſpendend herniederblinkt.

Ich habe mich noch nirgend ſo behaglich gefühlt; hier möchte ich wohnen, — was allerdings ein dummer Wunſch iſt, da ich ja gar nicht wüßte, was ich hier ſchaffen ſollte.

Ich höre in dem Nebenzimmer rechts und links, die lauteren Athemzüge meiner Reiſegefährten, und — ſo ergeht es dem Einſamen, Alleinſtehenden jederzeit, daß er, wachend, um ſich her ſchlafen hört — auch wohl träumen: Träumen?

Mir iſt, als hätte ich geträumt; ich kann mich nur nicht beſinnen, was? oder als träumte ich noch fort.

Eine Stunde ſpäter.

Es ſind bereits zehn Jahre her, daß ich nicht gedichtet, und ich fange es wieder an, indem ich, nach alten Erinnerungen, die folgenden Strophen niederſchreibe:

In der Nacht des Wintertages,
Der der kürzeſte von allen,
Wollte jüngſt mein einſam Sinnen
Zu Dir, meine Freundin, wallen.

Und es ſchwanden, Nichtigkeiten
Gleich, dahin mir Zeit und Raume,
Dem Dein Bild war aufgegangen
In dem ſüßeſten der Traume.

Nur allein Dein treues Bildniß,
Von dem liebentbrannten Herzen
Vorgezaubert meinen Sinnen
Unter tauſendfachen Schmerzen;

Nächtens in derſelben Stunde
Unter tauſendfachen Freuden,
Als Du Deinerſeits hinwieder
Mein gedacht mit Deinen Leiden.

Da kam Schlaf nicht in mein Auge,
Und beſchien der Tag des Glückes
Hell mein mitternächtig' Daſeyn
Mit der Sonne Deines Blickes;

Ja, die längſte Nacht des Winters
Ward, erſtarrend meine Klage,
Mir erwärmet und erleuchtet,
Zu dem längſten Sommertage.

Ich hatte vor Zeiten allerlei kleine Herzensverſtändniſſe, deren Natur ſich am beſten daraus erkennen ließ, daß mich ihrer mehrere zugleich beſchäftigten. Ernſte Leidenſchaft empfand ich nie, und die leichten Abenteuer hielten darum nicht länger wieder, als bis die nothwendige Aufeinanderfolge meiner Gefühle ſie zu Ueberdruß verkehrte. Später rächte ſie zwar eine deſto unerträglichere Einſamkeit an mir; ich vermochte aber mein Weſen und Herz nicht zu ändern und mußte die Strafe der innern Aushöhlung über mich ergehen laſſen.

Ja, „glücklich allein iſt die Seele, die liebt,“ habe ich mir darnach ſagen müſſen; es helfen meinem chroniſchen Uebel zur Zeit keine Palliative mehr. O, wer recht wahrhaft, einzig und ausſchließlich lieben könnte! Ja, aber wer es könnte, wollte der es? — — —

Gräfin Julie an Roſalie.

S. den 1. Mai.

So wären wir nun unterweges, in der gemiſchteſten Geſellſchaft, die ſich denken läßt! Meine Mutter in den Nerven verſtimmt, mein Herr Bräutigam wortkarg und ungnädig, ſein Bruder aus ſeiner anfänglichen Starrſucht aufthauend, und auf der Reiſe liebenswürdiger, als daheim; Frau von Ruſchel unterhaltend und vermittelnd; Dein Schwager komiſcher als gewöhnlich, und ſo verliebt in mich, ſo ſchattenartig mich verfolgend, als er zu ſeiner gerechten Plage, mit mehr als allgemeiner Menſchenliebe von Frau von Ruſchel verfolgt wird. Du weißt, ich beobachte ſcharf, kleine Müller, alſo wundere Dich nicht, daß ich das Geheimniß ſchon heraus habe; daß es keine Täuſchung iſt, wird die Folge an's Licht bringen.

Ich glaube nur auch beſtimmt, daß der Graf verkehrt genug iſt, auf den armen Waldenburg eiferſüchtig zu ſeyn. Das fehlte noch! Ich fürchte, wir paſſen eben ſo ſchlecht zuſammen, als dieſe Vernunft- oder Unvernunft-Heirath ablaufen dürfte. Ich werde es mir in dieſen Tagen ſo angelegen wie möglich ſeyn laſſen, ihn kennen zu lernen, und mich bei Zeiten mit ihm auf einen erträglichen Fuß ſetzen. Zuvörderſt wüßte ich nichts Beſſeres dafür zu thun, als daß ich, um ihn zu bekehren, meine Aufmerkſamkeiten gegen Waldenburg verdopple.

An und für ſich ſind wir in unſerem Ausfluge glücklich und vom wünſchenswertheſten Wetter begleitet. Ich hätte mir den Anfang des Gebirges nicht gleich ſo tiefſinnig ſchön gedacht. Man fährt durch ein aus wenigen Hütten beſtehendes idylliſches Dörfchen in ein Bauerngehöfte, ſteigt aus und geht durch einen Baumgarten in ein Gebüſch. Es zeigt ſich ringsum keine Spur von einem Gebirge; die Höhen ſind entweder zurückgetreten oder durch Waldung verdeckt. Auch iſt das Plateau ſo hoch, daß kein Berg ſich bedeutend darüber aufthürmen kann.

Indem wir nun zwiſchen blühenden Obſtbäumen hinwanderten, hemmte ich allmählig meine Schritte, damit die Andern uns vorauskämen, und demaskirte meine Liſt, als ich die Letzten unſerer Karavane, die Träger mit den Brancards und Mänteln, um die Waldecke verſchwinden ſah.

Ich hatte mir nämlich ausdrücklich ein Geſpräch unter vier Augen mit Winfred aufſparen wollen. Der Graf führte Mama, Waldenburg mußte unſere Geſchäftige unterhalten. Ich hatte mit Abſicht mein Schnupftuch im Wagen liegen laſſen und bemerkte es jetzt. Winfred eilte zurück, es zu holen, und ſo waren wir, bei ſeiner Wiederkehr, von den Andern getrennt, die uns eher vorausgeeilt, als ſo weit zurückgeblieben glauben mußten.

Wir gingen im Geſpräch über Dante, den er, wie ich wußte, ſehr liebte und oft las, weiter, und er entwickelte mir in einer Parallele, die er zwiſchen Dante und Michelagnolo zog, Anſichten, die mir eben ſo neu als anregend waren. Mit einemmale ſtanden wir, zu unſerer Ueberraſchung, an einem Abgrunde, der ſich dicht vor unſern Füßen eröffnete, und den Eingang einer tiefen, tiefen Felſenſchlucht bildete. Ich ſchauderte unwillkürlich zurück, obwohl ich meine Beſchämung hinter einem Lächeln der Bewunderung zu verbergen ſtrebte, und bedurfte eines Entſchluſſes, um die Wanderung die ſteile, enge Treppe hinab anzutreten, die in den Felſen gehauen war, und durch die ſich auch unſere Reiſegeſellſchaft hatte zwingen müſſen.

Winfred ſchritt mir in die feuchte, ſtille Schlucht, von der Seite, voraus und reichte mir die Hand, um mich vor dem Ausgleiten ſicher zu ſtellen. Wir waren Beide verſtummt, und hatten dem ſo gewaltig redenden Naturgeiſte gegenüber die Berechtigung verloren, Worte im Munde zu führen. Es iſt etwas Hochheiliges in ſolchen momentanen Wirkungen der todten Schöpfung. Jeder Moosbalm, jeder hangende Waſſertropfen, legt uns gleichſam den Finger auf den Mund, um uns zum Schweigen zu verweiſen; jeder kriechende Wurm ſieht uns geheimnißvoll ernſt in's Angeſicht.

Aller zeitliche Raum hatte zwiſchen uns zweien aufgehört, ſo nahe waren wir auf einander angewieſen. Ich war nicht im Stande, die unzähligen Stufen in einem Athem hinabzuklimmen, und mußte wiederholt an Abſätzen ſtehen bleiben. Alſo gewöhnte ich mich, wie das in ſolchen Fällen geſchehen mag, ſo ſehr an das Gefährliche, daß es mir behaglich, wo nicht lieb wurde, und ich beinahe gewünſcht hätte, die Stiege möge kein Ende haben. Plötzlich recitirte Winfred, indem er ſtehen blieb, leiſe feierlich:

Per me si va nella cittá dolente,
Per me si va nell' eterno dolore,
Per me si va tra la perduta gente.

Das ſchlug ein. Es war das rechte Wort zu rechter Zeit, ein Wort, das vor vielen hundert Jahren der große Seher in die Ewigkeit eingegraben hatte, als bereits dieſe ehrfurchtgebietende Felſenbildung, ihm unbewußt, ſo ſtill, wie gegenwärtig, dageſtanden und ſich von dem Luftzug der Jahrtauſende hatte anwehen laſſen. Der Weg war wahrhaftig alto und silvestre genug, um annehmen zu dürfen, daß Dante's Phantaſie ſich den Eingang der Hölle ſo vorgeſtellt habe.

Wir ſtanden lange nachdenkend und lauſchten. Der Vergleich war unerforſchlich wahr und treffend. Es war mir, als ginge ich wirklich in den Ort der ewigen Seelenſchmerzen ein.

Wir ſahen uns an. War es denn ſo?

Ich ſchritt haſtig weiter. Wir hätten uns wohl unten ausgeſprochen. Da ſaßen an dem erſten ſonnigen Platze unſere Gefährten, und ſchnitten uns die Worte durch ihre Gegenwart vom Munde. Ich entſchuldigte unſer Ausbleiben mit meiner Vergeßlichkeit.

Der Graf iſt von der Art, daß er ſeine Liebe durch die unerträglichſten Beſorgniſſe um meine Geſundheit, durch ein fortwährendes Zupfen, Fragen, Tuchſchieben zu beweiſen ſtrebt. Ich war nahe daran, ungezogen zu werden.

Die Schönheit des groteskromantiſchen Thales hielt uns innig umſchloſſen. Es ſah darnach aus, als müßte es vor Zeiten die Wahlſtatt eines Titanenkampfes geweſen ſeyn. Die Sandſteinfelſen thürmten ſich zu beiden Seiten keck und abenteuerlich übereinander, zackten ſich zu menſchlichen oder monſtröſen Geſtalten aus, und ſchienen nur durch ihren ſteinernen Schlaf abgehalten, auf's Neue gegen einander loszubrechen.

Einzelne Felsblöcke waren von den Maſſen abgelöst und herabgeſchleudert, wo ſie, bemoost oder kahl, quer über den Weg oder den ſchäumenden Wildbach lagen, und junge, man begreift nicht wie genährte, Birken und Tannen aus den Spalten herauswachſen ließen. Größere Bäume lagen wie Speere über den Fluß, und grünten trotz dem, daß die von der Gewalt des Sturmes oder der Fluthen aus dem Boden geriſſenen Wurzeln faſt von Erde entblößt niederhingen. Weiße Frühlingsblumen leuchteten allenthalben aus dem ſchwärzlichten, feuchten Mooſe, und auf der Höhe nachtete düſterer Wald.

Wir fanden unterweges einen Eſel, der zu vermiethen war. Der Graf war ſo artig, ihn für mich in Beſchlag zu nehmen, da ich vorher den Wunſch geäußert hatte, durch das Thal zu reiten, und ich beſtieg ihn mit Vergnügen. Eine alte Frau führte das Thier am Zügel. Der Weg lief ſteil, ſchmal und hart ab Bache hin. Die beiden andern Damen wurden nachgetragen; der Graf mußte Mama geleiten, Waldenburg war mir zur Seite. Wir kamen an eine Stelle, wo unten am Bachesrande ein Buſch der friſcheſten Vergißmeinnicht blühte, und es entfuhr mir im raſchen Vorüberreiten ein Ausruf der Bewunderung ihrer Schönheit. Kaum zwanzig Schritte weiter hörte ich hinter mir mehrere Stimmen aufſchreien. Ich hielt ſtill, wendete mich um, und ſah die Geberden der Uebrigen dem Flußbette zugekehrt, indem ein ſeltſames Schauſpiel ſich meinen Blicken aufdrängte.

Mitten im Bache, jedoch ſo, daß die von ſeinem Körper aufgehaltenen Wellen eine Menge kleiner Waſſerfälle über ihn bildeten, mit denen ſie daran emporſpritzten und ſchäumten, lag der unglückliche Waldenburg, mit Händen und Füßen ſtumm gen Himmel zappelnd, und drehte und wand ſich auf den Kieſeln, wie ein Fiſch.

Mein Schrecken haſchte nach Ausdrücken, ihm beizuſpringen; allein noch ehe er ſie fand, war der geiſtesgegenwärtige Winfred hinuntergeglitten, und hatte ihm hilfreich die Hand gereicht.

Waldenburg erhob ſich zum Stehen, ſpuckte und troff und ſchüttelte ſich, wie ein naſſer Pudel. Kaum daß er die Sprache wieder gefunden hatte, erhob er jedoch die Rechte jauchzend in die Lüfte, kletterte katzenhaft ſchnell auf Händen und Füßen das Ufer empor und überreichte mir auf den Knieen eine Hand voll Vergißmeinnicht, die er, ihrethalb verunglückend, aus dem Bache gerauft hatte.

Unterdeß waren unſere Reiſegeſellſchafter in unſere Nähe gekommen, wo ſie ihn mit Beileidsbezeugungen umdrängten, und, da ſie ſahen, daß er keinen Schaden genommen hatte, unter verbiſſenem Lachen den Hergang der Sache von ihm vernahmen. Der gute Waldenburg mochte ſich zwar innerlich ärgern, machte aber möglichſt gute Miene zum böſen Spiel, und ſchien auf ſeine eroberten Vergißmeinnichte in der That ſtolz zu ſeyn.

Nun war aber guter Rath theuer, wie er in's Trockene zu bringen ſey, und am Ende half der Graf aus der Verlegenheit, der aus übertriebener Fürſorge einen ſeiner Reiſeſäcke mit auf die Brancards hatte bringen laſſen. Aus dem Inhalte deſſelben lieh er dem Künſtler Wäſche, Sommerpantalons und ein paar geſtickte Pantoffeln. Anſtatt eines Rockes mußte

Waldenburg ein rothſeidenes Mäntelchen der Frau von Ruſchel umthun, und, um ſich nicht zu erkälten, auf den naſſen Kopf eine ſchwarze Kapuze ſeiner Gönnerin ſetzen. Damit er dieſe Toilette zu Stande brächte, verfügte er ſich mit einem Träger hinter einen Felsblock, während wir ſo lange Zeit im Schatten ruhten.

Wir mußten eine geraume Zeit auf ihn warten, und als er zurückkam, zeigte er ſich in einer ſo hochkomiſchen Geſtalt, als Du Dir nach meiner Beſchreibung vorſtellen darfſt. Wir ſetzten alle einigemal vergebens an, ehe wir uns überwanden, ihm ernſthaft in's Geſicht zu ſehen, und er ließ ſich zu der neutralen, halb männlichen, halb weiblichen Rolle, die ihm ſein Aeußeres zu ſpielen auferlegte, ſo ungeſchickt an, daß ihn ſein Selbſtbewußtſeyn deſſen in ziemliche Verlegenheiten brachte. Die Träger hatten den Vorfall im Allgemeinen nicht beachtet, und ſchienen ſogar darüber empfindlich zu ſeyn, daß ihre Erklärungen der Gegend und Felſengebilde ſo oft willkürlicher oder unwillkürlicher Weiſe unterbrochen worden waren. Nun benutzte der Sprecher eine eintretende Pauſe, um ſein eingelerntes Stückchen, das er ſeither im Stillen ſich ſelbſt vorgepfiffen hatte, mit einemmale wieder laut von ſich zu geben.

Er drehte zu dem Ende den gedemüthigten Hofmacher nach den Bergen um, weil er hoffte, daß derſelbe, als der Stillſte, ihm am leichteſten zuhören werde, und ſagte ganz getroſt zu ihm: „Wenn Sie dort auf jenen Felſen ſehen, mein Herr, haben Sie die Aehnlichkeit mit einem Schafe.“

Eine feierliche Pauſe trat ein, und Jedermann erwog das gelaſſen ausgeſprochene große Wort in Andacht, bis die richtige Erklärung des Textes durchdrang, und die augenblicklich gemuthmaßte fälſchliche um ſo ſchallender belacht wurde, je mehr die Gemüther durch das Vorangegangene ſchon zum Lachen vorbereitet waren.

Der Betroffene konnte ſich nicht erwehren, an der allgemeinen Heiterkeit Theil zu nehmen, und als es ihm auf die Dauer denn doch dergeſtalt zu viel ward, daß er ſeinen hervorbrechenden Zorn an dem unſchuldigen Landmann auslaſſen wollte, zeigte derſelbe eine ſo vollkommene Ahnungsloſigkeit ſeines vermeinten Verbrechens, daß er ihn nur demüthigſt bat, ein wenig bei Seite zu treten, und ihm und ſeinen Kameraden zu geſtatten, die gnädige Gräfin vorbeizutragen. Eine eilige und beſchämte, kaum nothdürftig maskirte Flucht war Waldenburgs einziges Rettungsmittel aus der Noth.

Wir Andern, die gut lachen hatten, vor Allen ich und Winfred, waren durch dieſe Epiſode in die beſte Stimmung verſetzt worden, und damit ich mich in weiterer Entfernung deſto beſſer ſatt lache, hieb ich ſo anhaltend auf meinen Eſel los, daß er im Galopp mit mir durchging. Die alte Frau wurde von dem Fußpfade weggedrängt, mußte die Zügel fahren laſſen, indem ſie über eine Baumwurzel ſtolperte, und blieb keuchend hinter uns zurück. Dagegen wurde Winfred mein Führer, der mit dem Thiere Schritt hielt. Wir lachten zuſammen wie die Kinder, und hatten in wenigen Minuten die Geſellſchaft aus den Augen verloren. Wollte jetzt der Eſel ruhen und raſten, ſo trieb ihn Winfred wieder an, ſo daß wir uns bald in der tiefſten Einſamkeit des Waldesdunkels befanden. Der Weg ging immer ſteiler bergan, und die Sonne ſchoß wieder einzelne Strahlen von der Bergwand herüber. Je weiter wir uns von der Geſellſchaft entfernt hatten, deſto mehr hatte ſich unſere ausgelaſſene Luſtigkeit verloren. Wir waren unmerklich ſogar ſtill geworden, und ich konnte mich einer tiefen Rührung nicht erwehren. Wir ſahen uns gegenſeitig an, und wunderten uns über die ſchnell verwandelte Stimmung.

Wir befanden uns in einer ganz andern Gegend und in ganz andern Luftſchichten, über dem Thale, wo der Weg freier und leichter ward, faſt ſchon auf der Hochebene. Wir kamen an einigen Mühlen vorüber, die der herabſtürzende Bach trieb. Die letzte feſſelte uns durch ihre reizende Lage, an der Stelle, wo man den ſchönſten Rückblick in das romantiſche Thal hatte.

Wir hielten an und bedurften der Erholung nach dem langen anſtrengenden Wege. Winfred lehnte ſich auf den Eſel, und wir genoſſen mit vollen Zügen der ſtärkenden Bergluft. In der Thüre des niedrigen

Hüttchens ſtand ein blühendes Kind, das uns zu lächelte. Auf unſern Ruf kam es zu uns heran und reichte Winfred vertraulich die Hände. Ich ſtreichelte ihm die blonden Locken und friſchen Wangen, und in dem Augenblicke ſtimmte eine kleine Orgel im Hauſe einen Choral an.

Ach, Roſalie, das war ein Moment! Die Gruppe, die helle Kindesunſchuld, die Luft, die Bäume, die Berge, die Blumen, die Töne, die Andacht in uns ... Du kannſt Dir aber doch Alles nicht ſo ſchön denken, wie es war.

Winfred ſagte: „Aus der Hölle unmittelbar in den Himmel!“ und hatte mit ſeiner Anſpielung auf den Dantesken-Eingang wieder Recht.

Die Andern kamen herzu, und bald nachher ſaßen wir in unſern Wagen, um die kleine Fahrt nach unſerm erſten Nachtquartier zu beendigen.

Aus Winfred's Tagebuche.

Zweite Nachtwache auf der Reiſe, in demſelben Zimmer, wie geſtern, vom träumenden Frühlinge umfangen, gleich unfähig, ein Auge zu ſchließen.

Was iſt das? Welch geheimnißvoller Gewalt falle ich anheim? Sträubte ich mich darum ſo ſehr gegen dieſe Reiſe, weil mir ahnete, ich werde derweil meinen Willen einbüßen? Ja, eben weil wir dem Großen, Mächtigen, das auf uns zutritt, mit heiligem Schauder begegnen, war mir ſo bange, daß ich dieſe Tage erleben ſollte. Ich gab nach, und ſtürze mit zugedrückten Augen in das Chaos neuer Gefühle.

Iſt das daſſelbe Weib? dieſelbe Julia? Vorher die Laune und Schalkhaftigkeit, jetzt die lieblichſte Wehmuth und Innigkeit ſelbſt? — Wir waren geſtern auf Taufnamen zu ſprechen gekommen, und hatten gegenſeitig unſerer dießfallſigen Vorliebe und Abneigung erwähnt. Der Name Julia iſt ſchön, und ich liebe ihn ſchon um Shakeſpeare's willen; er war mir aber vom erſten Tage meiner Bekanntſchaft mit ihr an, durch die Betonung zuwider geworden, mit der mein Bruder ſeine Braut Julchen nannte.

Ich war offen genug, es ihr zu ſagen, und ſie geſtand mir, ſie habe das nämliche Gefühl. Sie hatte ſchon mehrmals verſucht, es dem Grafen anzudeuten; er achtete aber nie darauf.

Sie erwähnte beiläufig ihres zweiten Namens Virginia.

Dieſen Morgen bin ich nun der erſte im gemeinſchaftlichen Frühſtückszimmer, zur Zeit, als die andern ihre Schlafzimmer noch nicht verlaſſen haben. Da geht die Thüre auf, und eine fremde Dame tritt herein. Eine fremde Dame, ſage ich? Eine Erſcheinung!

Ich trete, von der Schönheit geblendet, einen Schritt zurück, und bin momentan ſo lange außer Faſſung, bis ein reizendes Lächeln, wie eine Morgenröthe, an dem Himmel ihres Angeſichtes aufgeht.

„Ich glaube, Sie kennen mich gar nicht,“ ſpricht ſie. Es war die Gräfin in der That. Sie trug ſeither das vordere Haar in Locken, heute aber ſo auffallend günſtig für ihre Eigenthümlichkeit, in ſchlichte, große Maſſen um die Schläfe abgetheilt, daß ſie ein ganz anderes, unendlich reizenderes Weſen geworden war.

Virginia! rief ich bewundernd, und — — — ſie erröthete, wie eine glühende Roſe, ſo innerlichſt, daß die Röthe nicht wieder von ihrem Antlitz wich, und in eine plötzliche Erhöhung ihrer Stimmung übergegangen ſchien.

Sie ſchwieg, zum Zeichen, daß ich ihre Gedanken errathen hatte.

Und nach dieſer Scene die Fahrt in den blühenden, friſchen, thauigen, überirdiſchen Frühlingsmorgen hinein! Ich ſchrieb in der erſten Stunde in meine Schreibtafel:

Mein Liebchen iſt der Morgenwind,
Ich bin der Blüthenbaum;
Es ſah mich an das holde Kind,
Und ſchüttelte mich kaum:

So fielen Blüth' auf Blüthe ab,
Die wurden Lied um Lied,
Und ſäuſeln in ein ſüßes Grab,
Das ſie mit Füßen tritt.

Doch wenn ſie auch gefallen ſind,
Und, um zu welken, blüh'n,
Wird ihren Duft der Morgenwind
Alliebend an ſich zieh'n.

Mein Liebchen iſt der Morgenwind,
Ich bin der Liederbaum;
O leichtes, lichtes Himmelskind,
Umſauſ'le dieſen Traum!

So wie wir geſtern den ernſten Theil des Gebirges durchwanderten, hatten wir heute die lieblichen Partieen, lauter Claude-Lorrains, vor uns, in denen bald maigrüne, blumige Bergwieſen, bald kühn geſchwungene Granithöhen, bald rauſchende, laubreiche Buchenwälder einander den Rang der Schönheit abliefen. Das ſüße Koſen der Lüfte, der Morgenſchmelz, der lachende Sonnenſchein, der Brautglanz der Natur, das herzerquickende kräftige Strotzen des Gießbachs machte uns alle übermüthig froh. Die junge Gräfin war lauter Poeſie, und ich habe noch keinen Menſchen ſo geiſtig ſchön geſehen. Auch ſchien unſere ganze Gemeinſchaft nur in ihr zu leben, nur Augen und Sinn für ſie zu haben. Sogar mein Bruder, der ihrer Liebenswürdigkeit gegenüber ſonſt noch nicht die Schranken ſeiner Ruhe und Mäßigung überſchritten hat, war von ihrem Seelenreiz in dieſen Stunden erſichtlich gerührt, und beobachtete ſie aufmerkſam. Könnte es möglich ſeyn, daß er auf Waldenburg eiferſüchtig geworden? Er verräth ſich allerdings mit keinem Worte, nicht einmal gegen mich, indeſſen iſt das ſeine Art im Allgemeinen.

Man begriffe freilich nicht, wie ein geſcheuter, welterfahrner Menſch und Menſchenkenner mit ſeinen

Gedanken ſo weit abirren könnte. Auf der andern Seite darf man nicht vergeſſen, daß das Unwahrſcheinlichſte ſich mitunter am erſten verwirklicht. Auch faßt er die tollen Artigkeiten des Sonderlings in einer Weiſe auf, die mir geradezu räthſelhaft iſt: ſo gereizt, ſo unbillig, daß man nicht umhin kann, zu glauben, er denke ſich dabei etwas Anderes.

Noch geſtern ſagte Waldenburg zu Julien in einem gelegentlichen Geſpräche von fremden Welttheilen: Für Sie iſt allerwärts terra incognita. Wir horchten mit Erſtaunen auf die aus der Luft gegriffene Unart. Der witzige Narr zog aber mit triumphirendem Lächeln den zur Seite geneigten Kopf aus der ſcheinbaren Schlinge, und ſagte: „Weil Sie, wohin Sie kommen, alle Welt als terra incognita in Ihren Beſitz nehmen.“ Wir beglückwünſchten lachend die feine Drechſelei, in der eben ſo viele Lächerlichkeit, als Galanterie enthalten war; der Graf zog aber ein ſcheeles Geſicht, und platzte nicht lange darauf mit ſeinem Verdruſſe los, als der Unglückliche über Tiſche abermals einen guten und galanten Einfall haben mußte.

Waldenburg war nämlich zwiſchen Julien und Frau von Ruſchel geſeſſen, und mein Bruder hatte ihn wegen der lebhaften Unterhaltung ſeiner Braut ſchon lange erbittert angeſehen. Jetzt benutzte er eine Pauſe, die Waldenburg, einem delikaten Hühnerknochen zu Liebe, machte, und ſagte, um ihn recht in Verlegenheit zu ſetzen, zu dem eifrig nagenden Hofmacher: „Sie ſitzen da, wie die Perle im Golde, Herr Waldenburg!“

„Ja wohl, mein Herr Graf!“ antwortete dieſer, anſcheinend zerſtreut.

Man ſah ihn wiederum an, und lachte vernehmlich darüber, daß er nicht aus ſeiner Seelenruhe kam. Er fuhr inzwiſchen, ſobald er ſeine Hände und ſeinen Mund befreit hatte, gegen beide Damen gewendet, fort: „Wofern ich die Perle im Golde bin, ſind die Damen nothwendig meine Faſſung, und es iſt nicht zu verwundern, daß ich alle Faſſung verliere, ſobald ich nicht in Ihrer Nähe bin.“

Daß Frau von Ruſchel hierüber bis hinter die Ohren roth geworden war, hatte ſie verhindert, wahrzunehmen, wie der Muſiker die letzten Worte nur an Julien richtete. Mein Bruder verlor bei dieſer Gelegenheit gegen ſeinen Gegner ſo ſehr ſeine eigene Faſſung, daß er polternd und ſprudelnd ſagte, indem er eine Schüſſel mit eingemachten Himbeeren halb auf ſeinen Teller ausſchüttete: „Manche Menſchen haben einen eben ſo feinen und zarten Geſchmack wie Himbeeren, wiewohl ſie vielleicht eben ſo leicht madig werden.“ Das war denn nicht minder grob, als unpaſſend, und eine ſo ſchlechte Rache, daß ſie ſich an dem Rächer ſelbſt rächte.

Sie iſt freilich wie dazu geſchaffen, einen nicht unempfindlichen Mann geradezu um den Verſtand zu bringen, und man hat kein Recht, es Jemand übel zu nehmen, wenn er ihn verliert. Ich ſpreche in der Hinſicht aus eigenen Erfahrungen, und laufe bereits incognito mit der Schellenkappe herum. Ich trug heute mit Waldenburg Juliens Sänfte ein Stück Weges den höchſten Berg hinan; ſie machte aber alsbald dem Scherz ein Ende, und befahl uns ungeſchickt Schwankenden, ſie niederzuſetzen. Sie mißhandelte uns mit ihrem beißenden Spotte, und ich war darüber ſo glücklich, wie der arme Narr, ihr Günſtling, indem ich die Lehne ihres Seſſels mit hohem Farrenkraute ausſchmückte, ſo daß ſie, wie unter einer Fächerpalme, nicht anders, als wie ein Heiligenbild in einer Blende, ſaß.

Auf dem Gipfel des Berges ſagte ſie: „Hier iſt es ſo ſchön, daß man ſich dem Himmel wahrhaft näher fühlt.“ — „Wo Sie ſind,“ erwiederte ich, „muß man ſich jederzeit dem Himmel näher fühlen.“

Sie ſchwieg und ſah vor ſich in den Abgrund. Mich machte meine eigne Zungendreiſtigkeit verlegen, und ich brach die Gelegenheit vom Zaune, einen Streit fortzuſetzen, den wir unlängſt in Betreff der Gegenwart geführt hatten, von der ich behauptete, wir verſtänden nie, ſie zu genießen und feſtzuhalten, nie als ſolche zu erkennen, da wir immer nur in Vergangenheit oder Zukunft lebten, ohne aus dieſer, uns kindiſch illudirenden Befangenheit heraustreten und den Augenblick eines ungetäuſchten Glückes mit Bewußtſeyn als unſer eigen feſthalten zu können.

„Wir erfahren immer erſt hinterdrein,“ ſagte ich, „wenn wir im Beſitz der köſtlichen Perle waren, und ſind eben darum die armſeligſten, bedauernswürdigſten Geſchöpfe unter der Sonne, immerdar unmündig, immerdar Abcſchützen des Lebens.“

„Sie thun Unrecht, ſo zu ſprechen,“ verſetzte ſie: „ich bin im Stande, Sie mit einem ſchlagenden Beweiſe vom Gegentheile zum Schweigen zu bringen.“

„Und der wäre?“ fragte ich geſpannt.

„Das hier iſt Gegenwart; der Augenblick iſt unſer,“ ſagte ſie leiſe und feſt, indem ſie von mir ging.

Ich verſtummte im Entzücken, und blieb eine Stunde lang hinter den Andern im Walde zurück, wo ich, im Angedenken eines andern Geſprächs, das wir am Morgen gehabt hatten, dies Gedicht niederſchrieb:

Was ich in meinem Innerſten empfunden,
Das Rathſel kläre Du mir auf, mein Freund;
Wir ſind im Herzen uns ſo nah verbunden,
Daß Dir bewußt iſt, was ich ſtill gemeint,

Und was ich nicht in Worte Dir zu hullen,
Was nicht mir ſelber auszuſprechen weiß, —
Du weißt ja Alles beſſer zu enthüllen,
Ob ſtumm, ob laut, ob ungeſtüm, ob leis.

Was Du empfunden haſt, ſoll ich Dir ſagen,
Der Freundin, der ich ganz zu eigen bin?
Du haſt empfunden — laß es mich denn wagen —
Daß Du mein eigen biſt mit Herz und Sinn;

Daß unſ're Seelen ſo zuſammenfließen,
Wie Welle ſich in Welle ſtets ergoß;
Daß unſ're Herzen ſo ſich aufſchließen,
Wie je ein Herz ein ander' Herz erſchloß.

Gräſin Julie an Roſalie.

Du wirſt Dich von Rechtswegen wundern, Roſalie! daß Du gar nichts wieder von mir vernimmſt; ſobald Du aber dereinſt dieſe hiernachfolgenden, abſichtlich nicht datirten Briefe geleſen haſt, iſt Dir das Räthſel gelöst. Du biſt und bleibſt zuverläſſig die Vertraute meiner Seele; ich richte meine heimlichſten Gedanken, Worte und Gefühle nur an Dich; allein Du ſiehſt ſelbſt ein: abſchicken könnte ich ſolche Herzensergießungen nicht vor der Zeit, die ſo oder ſo kommen muß.

Gott weiß, daß mein Herz noch nie etwas von einem Manne gewußt hat. Es kam mir niemals in den Sinn, daß es zwei Geſchlechter mit ihren Wechſelverhältniſſen unter den Menſchen, Liebe und Ehe, auf Erden gebe. Es konnte mir nicht entgehen, daß die jungen Männer anders als wir Mädchen gekleidet waren, und ſich auf verſchiedene Weiſe betrugen. Die mir zunächſt in die Augen ſpringende Eigenſchaft ihres Geſchlechts war, daß ſie äußerlich meinen Bedienten ähnlich ſahen, und zu manchen Beſorgungen beſſer als dieſe anzuſtellen waren. Ich duldete ſie zu meiner Bequemlichkeit in meiner Nähe, und trug nur Sorge, mich bei ihnen in gehörigem Reſpekt zu erhalten.

Andere Jungfrauen pflegen über die Vorſtellung der Ehe verſchämt zu erröthen; mir trieb der Zorn ſchon allemal das Blut in's Geſicht, wenn ich davon in Bezug auf Andere reden hörte. Daß Jemand ſeine

Unverſchämtheit ſo weit treiben könne, desfallſige Anſprüche an mich zu machen, ließ ich mir nicht im Traume einfallen. Ich hätte in gewiſſen Momenten an dem Gefühle der Empörung ſterben können, das Vorſtellungen dieſer Art mir einflößten. Der Panzer meiner Jungfräulichkeit war alſo wahrlich ſtark genug, und nichtsdeſtoweniger hatte ich die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Die Tapferkeit meines Willens hätte Waffen genug gegen Neigung, Liebe, Leidenſchaft, Schmeicheleien und Beſtürmungen in Händen gehabt. Allein der Angriff erfolgte von einer Seite, deren Anblick mir noch niemals aufgegangen war, und ſtand unter der Leitung der glatten, kahlen, trockenen, harten, bitterſüß lächelnden Nothwendigkeit, die meinen Widerſtand unverſehens, eben darum überrumpelte, weil die Veſte ſich für uneinnehmbar hielt. Ja, er ward ſo vollſtändig vernichtet, daß er nicht einmal Reue, Schmerzen, Klagen, Unwilligkeit, Thränen, Stumpfheit und Verzweiflung von ſeinem angeſtammten Eigenthum hinterlaſſen konnte.

Ich verlobte mich, ohne mir ein Arg dabei zu denken, kam aus meiner alltäglichen guten Laune kaum einen Augenblick heraus, und trieb es damit nur, wie tauſend Andere, die ſich nicht den zehnten Theil deſſen dünken, was ich von mir hielt.

Alſo bin ich geweſen; es mögen tauſend Andere zugleich mit mir ſo ſeyn, und auch manche eben ſo plötzlich, wie ich, umgewandelt werden.

Ich begann die kleine Reiſe als eine kühle Braut, und nach einer ſo kurzen Spanne Zeit bin ich die heißeſt Liebende geworden. Es wird Dir, nachdem Du meine letzteren Briefe geleſen haſt, nicht mehr einfallen, zu glauben, daß ich mich in meinen Bräutigam verliebt haben könne.

— — — Nun ja, kleine Roſalie! es iſt einmal nicht anders. Ehe ich ihn ſah, war ich ein ſüßer Mädchenmoſt; die Tage her gor, brauste, ſchäumte ich nach Herzensluſt. Nun bin ich beinahe ſchon ganz ruhiger, heißer, ſtarker Liebeswein geworden.

Ich bin Winfred's Seelenbraut, trotz dem, daß ich ſeines Bruders Verlobte; ich mag mich anſtellen, fragen, geberden, prüfen, wie ich will: ich kann nur ihm oder keinem andern Manne angehören. Mich um nichts und wieder nichts aufzuopfern, iſt nicht meine Sache, und warum ſollte ich mein Leben mit ſolchem Flitter behängen? Nicht wahr, die alten Feſſeln müſſen ſo oder ſo zerriſſen werden? Die neuen ſind enger, die alten umſchlottern zum Aergerniſſe des Anſtandes die Glieder; ich muß ſie abſchütteln. Es fragt ſich nur, wie das mit nicht minderem Anſtande am ſchnellſten auszuführen iſt? Wie läßt es unter dem vorwaltenden Drang der Umſtände ſich verwirklichen? Es dürfte meine ganze Klugheit und Beſinnungskraft der Leidenſchaft um ſo mehr erfordern, als die Laſt der Liſt, die hier anzuſpinnen iſt, mir allein obliegt, und Winfred mir nicht einen Schritt entgegenkommt.

Er iſt zugleich der offenſte und unergründlichſte Menſch, der mir noch vor Augen getreten iſt: man wähnt ihm durch ſeine klaren, tiefen Augen und Worte bis in die innerſte Seele zu ſchauen, und blickt doch nur die diamantene, feſtverſchloſſene Pforte davor an, die uns, anſtatt des fremden, unſer eignes Bild zurückſpiegelt.

Oder hat es damit noch andere Bewandtniſſe?

Ich habe mir alle erſinnliche Mühe gegeben, ihn zu einer Herz und Mund eröffnenden Erklärung zu zwingen. Umſonſt! Er verräth mir ſtündlich die zärtlichſten Gefühle; bleibt aber ſtumm, ſobald es darauf ankommt, ſie anzuerkennen.

Und deſſenungeachtet liebt er mich mit ausſchließender Innigkeit. Ich weiß es, und brauche keinen Zweifel bei mir zuzulaſſen.

Wenn nur nicht ſeine Gewiſſenhaftigkeit allenthalben mit im Spiele wäre, und ihm gleichſam einen Gegenſtand des Kultus abgäbe! Er übertreibt ſeine Grundſätze dergeſtalt, daß es, wie man im gemeinen Leben zu ſagen pflegt, eine Sünde iſt, und hat mich in einem Geſpräche, das ich neulich mit ihm über die Sache hatte, ordentlich geärgert. Geärgert? Recht in Zorn verſetzt, da ich von jenem allgemeinen auf den beſondern Fall abſah, und, um ihn gegenſeitig zu ärgern, meine Grundſätze auf das unchriſtlichſte entſtellte. Er ward darauf ganz hitzig, beinahe anzüglich oder grob, beſann ſich aber auf ſeine Ruhe, beobachtete mich und ſchwieg ſtill, indem er mir gutmüchig in's Geſicht lächelte. Ich hätte ihm freilich dafür, daß er mir nicht glaubte, im erſten Augenblick eine Ohrfeige geben, darnach aber gern die Hand verſöhnend küſſen mögen, und würde ihn nicht haben achten, oder, mit andern Worten, auf die Dauer lieben können, wofern er ſich anders gezeigt hätte.

Das ſteht ſonach natürlich feſt, und von der Seite haben wir keine Hülfe zu erwarten. Winfred verdankt ſeinem Bruder ſeine gegenwärtige, wie zukünftige Stellung, und wird nicht nur die zarteſten Rückſichten gegen ihn beobachten; ſondern auch, und wenn ihm darüber das Herz bräche, ihm ſeine Braut nie abgewinnen, ja ſich jedes Wortes der Liebe oder Leidenſchaft gegen ſie enthalten. Ahnet er nur von fern eine Störung unſeres Verhältniſſes ſeinethalb, ſo iſt er mir auf immer verloren; ahnet ſelbſt der Graf nur meine Leidenſchaft zu Winfred, und läßt es dieſem merken, ſo tritt der nämliche Fall ein. Von ſelbſt darf ich ſchon meiner Mutter wegen den Fuß nicht aus der Schlinge ziehen, wiewohl der Schritt am Ende unvermeidlich wird.

Die einzige Rettung dürfte vorerſt nur in ſo weit denkbar ſeyn, als der Graf auf mich verzichtete.

Wie das möglich zu machen, weiß ich nicht, und fürchte ſelbſt, der Aufgabe nicht gewachſen zu ſeyn, da das Ergebniß zu viele Zwecke zu erfüllen hat. Bei alledem unternehme ich die Ausführung des Anſchlags als Verzweifelnde. Der Himmel verleihe mir Liſt, Verſchlagenheit und erforderlichen Falles Perfidie genug! Ich tröſte mich mit Goethe: daß der Handelnde immer gewiſſenlos ſey, und nur der Betrachtende Gewiſſen habe. Hier dürfte vielleicht auch am rechten Orte die Frage auftauchen: ob es wirklich frommen und ſündigen, nämlich zweierlei Arten von Betrug in der Welt gebe, und nicht am Ende dennoch Betrug nur Betrug, frommer aber geradezu ein doppelter ſey? Oder, ob Betrug nicht, unter Umſtänden, ebenſowenig Sünde, als in dem gleichen Falle, Vertrauen Tugend zu nennen?

Aus Winfred's Tagebuche.

Ich liebe ſie! — — — —

Nun iſt es gut, nachdem ich den Muth hatte, das Wort gegen mich auszuſprechen. Ehrlichkeit gegen ſich iſt der Anfang alles Heils. Ohne ſie kann kein Menſch gegen Andere ehrlich handeln, und was ſonſt, als das, ſtärkt unſer Leben? Nur Charaktere, die in der Treue und Redlichkeit gegen ſich kräftig ſind, vermag im Alter, abgeſehen davon, ob ſie in ihren Lebensfolgen glücklich oder unglücklich waren, das Bewußtſeyn glücklich zu machen: immer nur das Eine, Beſtimmte gewollt zu haben. Ja, doch, Erinnerung! — ſich mit dir abzufinden, wann erſt der abgeſtreifte Reiz des

Irdiſchen uns nicht mehr anhaftet, und bleiche Schatten, Blaſen gleich, auf die ſtagnirende Oberfläche des Lebensteiches ſteigen — — — —

Voll zweideutiger Gedanken war ich ſeither ungewiß, wie ich, ſobald es darauf ankomme, in der Sache handeln würde. Da bricht der Frühling herein, und — ſo wie das Licht und die Wärme ſeiner Sonne Blatt und Blüthe entwickeln und färben, die vorher allerdings im Keime vorhanden waren, entwickelt der Seelenfrühling, die Liebe, die echte Thatkraft. Ja, wohl macht auch der ehrliche Menſch, ehe es zum Schlagen kommt, ausweichende Manövers rechts und links; am Ende aber ſtirbt er doch, geſetzt, daß er nicht ſiegen kann, auf dem Bette der Ehre. Welches Schickſal mir in dem Sinne beſchieden iſt, weiß ich nicht; unehrlich gegen meinen Bruder werde ich zuverläſſig nicht handeln.

Erſt jetzt habe ich mich auf meinen neulichen Traum beſonnen, den mir in den nächſtfolgenden Tagen Vergeſſenheit umſchleiert hielt.

Cornelius Rufus träumte vor Zeiten, er ſey blind, und als er erwachte, war er es. Ein Aehnliches begegnete mir zur Zeit in der Liebe. — — —

So wäre denn wiederum ein Reiſetag vorüber, und fände ich auch in dem neuen Nachtlager ſo wenig Schlaf und Ruhe, daß ich abermals mit der Feder in der Hand träume.

Wir wandten uns heute, durch tief-melancholiſche

Waldpartien, dem großen Fluſſe zu, auf dem wir den halben Tag ſtromabwärts der alten Gebirgsveſte zuführen, die das morgende Endziel unſerer Reiſe ſeyn ſoll.

Ich ſtand eine Weile bei ihr an dem düſtern Abgrunde, wo nicht ein Singvogel verlautete, und uns von allen Seiten gewiſſer Tod, ewige Vergeſſenheit angähnte, und ſchwärmte mit ihr in den ſchwermüthig-troſtloſeſten Stimmungen. Ich erkannte, daß ſie weich und kraftlos war, blieb aber diesmal zu ihrem Glücke ſtark, ſo wie ſie wohl zu meinem auch nicht immer ſchwach ſeyn wird.

Es iſt für den Menſchenkenner nichts leichter, als den Zuſtand zu erkennen, in dem ein weibliches Herz gerührt iſt. Es gibt eine Aufrichtigkeit des Blickes, eine Hingebung der Seele in ihm, die nicht mißzuverſtehen iſt, wohl aber mit Blitzesſchnelle benutzt ſeyn will, da ſie weiblicherweiſe vorübereilt.

Unſere Reiſegeſellſchafter waren insgeſammt verdrießlich, ſchweigſam, abgeſpannt; ſogar die immer rege und behende Frau von Ruſchel hatte ſich die Tage her zu ſehr angeſtrengt, ihrem Günſtling Waldenburg den Hof zu machen, als daß die Natur nicht hätte ihr Recht an ihr geltend machen ſollen. Die Arme hat einen zu hohen Ton mit ihrer Liebe zu dem Muſiker angeſchlagen; die Stimme reicht nicht aus, ſie wird fiasco machen. Ihr Duett mit ihm ſingt ſie indeſſen wohl glücklich zu Ende. Den geſteigerten Tönen nach nähern wir uns offenbar dem Finale, nicht blos dieſes Duo's, ſondern unſerer Reiſe und Reiſeluſt im Allgemeinen. Wird es in Allem ohne Kataſtrophe abgeben? Es rennt hier Eines dem Andern nach, wie im Sommernachtstraum.

Ich habe wieder gedichtet, und meine ſchwankende Männlichkeit emporgerichtet.

Was wirſt mich von felſigen Höhen herab,
In den tiefen Meeresgrund?
Was ſchleudert mich in mein offnes Grab,
In den gahnenden Todesſchlund?

Was treibt mich in den Krieg hinaus,
In Gefahren und nächtlich' Grau'n?
Was lockt es und reizt mich, das Lebenshaus
Auf den nichtigſten Grund zu bau'n?

Was würf' ich ſo gern dem Augenblick
Mein ganzes Daſeyn dahin,
Und fühlte nur Wonne und fühlte nur Glück,
Verging ich ſpurlos darin? — — — —

Es iſt, weil ich Dir in das Herz geſeh'n
Und darinnen geleſen hab',
Daß, was hienieden nicht darf geſcheh'n,
Geſchieht jenſeit dem Grab.

Und weil Du denn meine Himmelsbraut,
Und weil Du mein Leben biſt,
Und weil mich der Tod Dir allein antraut,
Gönn' ich dem keine Friſt.

Ja, will ich das wahre Leben mein
Genießen, die Hochzeitnacht,
Wann mir die ſeligſte Lieb' allein
Die Grabesruh' gebracht.

Den Sinn der Worte, die ich hier niedergeſchrieben habe, hat ſie am ſpäten Abende geſungen, derweil wir zwiſchen den Felſenufern in der Gondel hinglitten. Sie prägte dieſe Seelenſtimmung ſo wunderſam in ihrer ſchönen, ſtarken, ſeelenvollen Stimme aus, daß die ganze Natur ſtill, ſtumm, laut- und regungslos die überlegene Göttlichkeit des Menſchengeiſtes anſtaunte. Die Schiffer ließen ihre Ruder ſinken, und wagten kaum zu athmen. Nur das auf ſeine Beſtimmung ſtolze Echo nahm ihre Worte auf, und hallte ſie, wie um an die Bedeutung zu mahnen, wieder. Sie ſang zuletzt das ſchon an ſich ſo ergreifende Lied von Franz Schubert: „Am Meer.“ Ich habe noch nie ſo ſingen gehört, und werde es vielleicht nie wieder hören.

Der Schluß:

> Mich hat das unglückſel'ge Weib
> Vergiftet mit ihren Thränen, —

war dämoniſch furchtbar. Sie fühlte es ſelbſt. Sie ſah glühend, frei, kühn umher. Kein Menſch vermochte gegen ſie aufzublicken, ſich zu ihrer Höhe zu erheben. Alles beugte ſich vor ihrer Seele. Wir blieben ſprachlos, bis wir auseinandergingen. Waldenburg, der arme Narr, weinte; ich dachte an Sophokles, und ſagte zu ihr: „Räthſelſängerin!“

Einen Tag ſpäter.

Was iſt das? Was habe ich erleben, überſtehen, in mir ertödten müſſen? Welch' unabſehbare Verwirrung!

Am geſtrigen Abende ſchied Julie in außerordentlicher Aufregung von uns. In dem Gedanken an den geſtrigen Morgen erwartete ich ſie in unwillkürlicher Spannung, welch' neue Metamorphoſe mit ihr vorgegangen ſeyn möge, und — ſie trat in der That noch vollſtändiger umgewandelt, als ich hätte ahnen können, uns entgegen. Wir erſchracken vor ihrer Erſcheinung. Leichenblaß, keinen erſichtlichen Blutstropfen im Angeſicht, in dem die langen, ſchwarzen Augenwimpern, einem Trauerflore gleich, das ſchöne Auge überſchatteten, kam ſie zum Vorſchein. Die alte Gräfin hatte uns einen Augenblick vorher angekündigt, daß Julie, in Folge der geſtrigen Waſſerfahrt, die ihr geſchadet, eine unruhige Nacht gehabt. Sie hoffe das Unwohlſeyn bald gehoben zu ſehen, und bitte, daß wir es nicht zu bemerken ſchienen, weil alle ſolche Erkundigungen ihrer Tochter von jeher unangenehm geweſen ſeyen.

Wir erfüllten ihre Wünſche, und ſo ſetzte ſich Julie, nach einem kurzen Morgengruße, ohne Jemand anzuſehen, zu uns nieder. Daß ſie ſo wenig ſprach, verrieth doch keine Abſpannung, und ihr Weſen hatte eher etwas Haſtiges, Entſchloſſenes an ſich.

Mir ſchoß bei ihrem Anblicke das Blut in's Geſicht. Es war mir lieb, daß es Niemand bemerkte, und ich verſuchte nicht, mich ihr zu nähern. So fern ſie von mir Platz genommen hatte, konnte ſie es leicht vermeiden, meinem Blicke zu begegnen. Im Ganzen mußte wohl dieſe erſte Morgenſtunde in ihrer Verſtimmung gegen die Heiterkeit der vergangenen Tagesanfänge abſtechen. Wenn nur nicht die Waldenburg angeborne Taktloſigkeit ihn verleitet hätte, die Disharmonie noch dadurch zu erhöhen, daß er Julien durch Aufmerkſamkeiten zu zerſtreuen ſuchte.

Der üble Eindruck, den dies auf meinen Bruder hervorbrachte, entging Niemand, außer ihm, und dadurch ward ſelbſt Frau von Ruſchel, der es in den eigentlichſten Drangſalen der Geſelligkeit immer ſo ergeht, mit ihren Unterhaltungsfähigkeiten dermaßen neutraliſirt, daß ſie ſich vor Unbehagen nicht mehr zu laſſen wußte.

Wir kamen bei guter Zeit in der Bergveſte an, und ließen uns die Merkwürdigkeiten zeigen. Ein alter Invalidenkapitän war unſer Führer, deſſen ehrwürdige Perſönlichkeit unſern herzlichen Antheil erregte, und der uns ſein patriarchaliſches Leben in dem Felſenneſte, bei dem unſtrengen Friedensdienſte, im Binnenlande, mitten unter ergrauten Kriegern, die die halb verfallene Feſtung nur wie ein Verſorgungshaus bewachten, gleich dem anmuthigſten Idyll ſchilderte. Er hatte ſeine Zeit dreifach eingetheilt, und widmete ſie dem Genuſſe der ſchönen Natur und der Verrichtung ſeiner ländlichen Beſchäftigungen; dem Leben mit ſeinen Kameraden in den Erinnerungen an ihre Feldzüge oder Kriegsthaten, und der Lektüre alter Legendenbücher verbunden mit den Ahnungen einer beſſern Zukunft jenſeit des Grabes.

Wir waren von einem ſtillen Enthuſiasmus für den Greis insgeſammt ſo ergriffen, daß wir durch ſeine Gegenwart und Reden unmerklich die Harmonie unſeres Kreiſes wiederhergeſtellt ſahen.

Zu allerletzt zeigte er uns den in den Felſen gebauenen, ſiebenhundert Ellen tiefen Brunnen der Feſtung, dem ein wohlſchmeckender geſunder Quell das Waſſer leiht, und, indem wir, um die ſchauerliche ſchwarze Tiefe ſtehend, dem zitternden Lichtchen nachſahen, das in dem Eimer ſo lange Zeit, ehe es zu Boden kam, gewunden ward, verlöſchte die Mahnung an die unergründliche Unterwelt aus unſern Sinnen jeden andern Eindruck.

Wir ſchieden mit Rührung von dem alten Manne, der uns an der Zugbrücke mit einem ſo derben Händedrucke, als ob wir die älteſten Freunde wären, entließ, und wanderten in das zu der Feſtung gehörige Städtchen hinab, das trauliche Nußbäume umſchatteten und wohindurch ein überdeckter Gießbach brauste und ſchäumte.

Unſer nächſter Weg ging nach der Wallfahrtskirche, die wir in Augenſchein nehmen wollten. In einer Strohhütte, unweit davon, ſtand an einem der obern Fenſter ein altes Mütterchen, hinter blühenden Roſenſtöcken, die gleichſam ihre dahingewelkte Jugend vorſtellten. Es war die Schweſter des Meßners, der hier wohnte, und, da er ſelbſt über Land gegangen war, begleitete ſie uns anſtatt ſeiner.

Ein gewölbter Säulengang, deſſen innere Seite mit Heiligenbildern al fresco bemalt war, und daneben eine Doppelreihe von Linden, die ſchon viele Jahrhunderte alt ſeyn mochten, umgab die Kirche. Das Pförtchen, durch welches wir eintraten, ward halb und halb von Fliederbüſchen verdeckt, und ich nahm einen ſeltſamen Zufall wahr, der es ſo gefügt hatte, daß die Hand der Zeit durch den abgeblätterten Kalk die feſten Umriſſe eines knienden Weibes an die Wand gezeichnet. Ich machte Julien, die allein noch draußen war, aufmerkſam, und wir theilten meine Beobachtung der Alten mit, die uns ſagte, das ſey der Sage nach ein Werk des Teufels, der ein junges Weib, das an dieſer Stelle eines ſpäten Abends gebetet, Gott möge ihr Herz von einer ihm nicht wohlgefälligen Liebe befreien, aus Bosheit darüber ſo derb an die Wand gedrückt, daß er ihren Schattenabriß abgeprägt habe. Die Wahrheit der Sage bekräftigte unſere Führerin damit, daß ſchon ſeit Menſchengedenken kein weiteres Stückchen Kalk an der Stelle abgefallen ſey, und der übrige Bewurf wohl ſelbſt mit Gewalt nicht abgelöſt werden könnte, geſetzt auch, es überwände Jemand die Scheu, es zu verſuchen.

Wir unterſuchten die hübſche Nachdenklichkeit nicht weiter, und folgten den Andern in die heiligen Räume. In der Kirche ward nicht Ein leiſes Wort geſprochen, und peinigte die Stille Jedermann dergeſtalt, daß ſich bald Eines wie das Andere unter dem Vorwande entfernte, die nicht ganz werthloſen Fresken in der Säulenhalle nochmals anzuſehen. Die alte Schweſter des Kirchners ging als Erklärerin mit, und ließ einstweilen die Thüre der Kirche, in der ich blieb, offen ſtehen. Ich vertiefte mich in die Betrachtung eines alten Schnitzwerkes an einer Empore, das darſtellte, wie Pontius Pilatus auf ſeinem Balkone vor Chriſtus ſteht und ſich die Hände wäſcht.

Zuletzt will ich gleichfalls hinausgehen, und bemerke vor dem Hochaltar Julien.

Ich trete zu ihr. Sie hat mich recht wohl hören können; ſieht mich aber nicht an und verwendet kein Auge von dem Heiligthume, an deſſen ernſte Betrachtung ſie feſtgebannt ſcheint. Vor uns auf dem Altare befand ſich eine kleine ſilberne Glocke und ein reichgeſticktes blauſeidenes Kiſſen.

Ich ergriff daſſelbe zur Unterbrechung der Pauſe und reichte es Julien, um ihr die koſtbare Arbeit zu zeigen. Sie ſchien es mir abzunehmen; ließ es aber fallen und ſank, noch ehe ich Zeit hatte, es aufzuheben, zum Knien darauf nieder.

Ich trat überraſcht zwei Schritte zurück, damit ich ihre Andacht nicht ſtöre, und fand es ſchicklicher, dicht hinter ihr gleichfalls zum Gebet niederzuknien.

Ich bat Gott aufrichtig, meinen Bruder durch ſie und mit ihr glücklich zu machen, und gewann zum erſtenmale in mir den Muth, mir meine Verzichtleiſtung auf die Geliebte auszuſprechen. Ich erſtaunte ſelbſt, daß ich es im Stande war, und warf mir zu meiner Herzenserleichterung vor, daß ich augenblicklich habe in der Eitelkeit leben können, zu glauben, ſie liebe mich.

Ihre Andacht war lautlos und ruhig geweſen. Sie hatte, regungslos hingegoſſen, auf dem Kiſſen gekniet. Mit einemmale kam Bewegung in ſie. Sie zuckte zuſammen und richtete das Antlitz zum Gekreuzigten empor. Sie rang die gefalteten Hände, Thränen entſtürzten ihren Augen, Seufzer entſtiegen ihrer Bruſt. Ihre Lippen warfen ſich inbrünſtig zu einem ſtummen Gebete auf.

In dieſer Weiſe unterbrach ſie das meinige. Betroffen, ja erſchreckt horchte ich auf, und wußte mir den Vorgang nicht zu erklären.

Ihre Lippen öffneten ſich, und mehr als halblaut ſprach ſie in feſtem Tone die Worte, von denen mir keine Sylbe entfallen konnte:

„O, mein Gott! erhöre mich, und befreie mich von dieſer Leidenſchaft, die mich verzehrt. Ich liebe den Mann auf das Zärtlichſte wieder, der, obwohl er mich liebt, aus Pietät gegen ſeinen Wohlthäter mich verſchmäht. Ich erkenne, daß ich ihm und er mir niemals angehören kann: das Schickſal ſteht als eine unwiderruflich trennende Gewalt zwiſchen uns. Ich bin aber zu ſchwach, mein Gefühl zu erſticken. Stehe Du mir bei, das Rechte zu thun; verleihe mir Kraft, Deinen Willen zu ergründen. Ich erkläre vor Deinem

Angeſichte dem Manne meines Herzens meine Liebe, und verzichte zu einer und derſelben Zeit auf ihn. Vielleicht daß er ein Mittel erſinnt, mich mit ſeiner geiſtigeren Kraft der Entſagung und Verläugnung zu ſtärken. Amen.“

Sie betete noch eine Minute für ſich, das Geſicht, wie in der Beſchämung dieſes Bekenntniſſes, in beide Hände niedergedrückt; ſodann ſtand ſie auf und ſchritt entſchloſſen, wiewohl haſtig und aufgeregt, ohne einen Blick aus ſich herauszuwerfen, an mir vorüber nach dem Eingange. Mein Seelenzuſtand war unbeſchreiblich verworren, als ich ihr einen Moment ſpäter folgte. Ich ſah vor der Kirche, daß ſie bereits bei unſerer Reiſegeſellſchaft war, und rang in mir um einen Entſchluß. Es war Abend geworden, und wir hatten die Abſicht, in dem Städtchen zu übernachten. Die Andern traten den Rückweg nach dem Gaſthauſe an. Ich rief Waldenburg, bat ihn, unter dem Vorwande, ich habe unterwegs meine Brieftaſche verloren, die ich ſuchen müſſe, mich zu entſchuldigen, wenn ich beim Abendeſſen ausbliebe, und ſchwärmte noch einige Stunden in der Einſamkeit herum.

Ich kam vorſätzlicherweiſe erſt in der Nacht nach Hauſe, als ſchon Alles zu Bett war, und ſchreibe nun ſchlaflos in meinem Zimmer. Ich habe in einem Billet meinem Bruder als eine Grille mitgetheilt, daß ich es nicht über das Herz bringe, das Gebirge mit ihm und unſerer Geſellſchaft zu verlaſſen. Ich müſſe noch einmal in die ſchönen Gegenden zuruck, die wir bereist hätten, und er werde mich erſt in einigen Tagen wiederſehen. Ich will jedoch um keinen Preis mit Julien wieder zuſammentreffen, und da mein Bruder bereits übermorgen Mutter und Tochter nach Schloß Friedberg begleitet, gedenke ich erſt, wann ſie die Stadt verlaſſen haben, dahin aufzubrechen. Sobald mein Bruder morgen früh den Brief empfängt, bin ich über alle Berge.

Auf dieſe Art iſt meine Faſſung geborgen, mein und Juliens Geheimniß bewahrt, meine Ehre und Ehrlichkeit, ſo wie ihr Glück gerettet.

Gräfin Julie an Roſalie.

Ich ſchreibe Dir abermals einen nicht abzuſendenden Brief, den ich zu dem letzten lege, und erſtaune, bei Durchleſung deſſelben, wie ſo ganz anders Alles gekommen iſt, als ich beabſichtigte. Ich hatte mir ausgedacht, mich mit dem beſonnenſten Leichtſinne intriguirend frei zu machen, und bin frei; der Inſtinkt der Leidenſchaft hat das Erreichte aber allein vermittelt, und ich ſchwebe über den hauptſächlichſten Erfolg noch in Dunkelheit.

Allerdings hoffe ich das Beſte, da es ſchon wunderbar genug ſo weit gekommen iſt.

Glaube auch nicht, meine Beſte, daß mich Alles gleichgültig gelaſſen hat.

Ich fange erſt gegenwärtig in der zweiten Woche nach unſerer Reiſe, hier auf unſerem Schloſſe an, mich zu ſammeln.

Eigentlich bereits an unſerem letzten Reiſetage begann der Himmel — der Himmel? ja, ich darf gewiß ſo ſagen — ſich der ganzen Angelegenheit zu bemächtigen, und erklärte ich, von der Verzweiflung hingeriſſen, in der Kirche vor dem Altar laut betend, Gott meine Leidenſchaft zu Winfred, der hinter mir kniete, und jedes meiner Worte zugleich mit meiner Verzichtung auf ſeine Liebe vernahm.

In Folge deſſen trennte er ſich aus Gewiſſenhaftigkeit gegen ſeinen Bruder auf der Stelle von unſerer Geſellſchaft, und ich hatte zunächſt nur das erreichen wollen, weil ich den Anblick ſeiner Leidenſchaft und den Kampf meiner eigenen Gefühle nicht mehr ertragen konnte.

Wir reiſten ohne ihn, alle unhaltbar ſchweigſam und verſtimmt, nach der Stadt zurück, und ich mußte unterwegs das Betragen meines Bräutigams gegen mich auffallend umgewandelt ſehen.

Ich weiß mir dieſe Erſcheinung nur dadurch zu erklären, daß der Graf Winfred's Entfernung für eine plötzliche Einſicht in ein zwiſchen mir und Waldenburg beſtehendes Verhältniß gehalten hatte, demzufolge er ſeinen erſten Unwillen nicht anders zu handhaben gewußt.

Meine Stille und Förmlichkeit während der Rückreiſe, die unbefangen fortgeſetzten Artigkeiten des Liebhabers sans consequence beſtärkten ihn in ſeinen vorgefaßten irrigen Meinungen.

Wir kamen an Ort und Stelle an, langweilten uns den unaufhörlichen Tag, und wußten nicht, was wir Abends anfangen ſollten.

Mama meldete ſich krank und blieb für ſich. Ich entſchloß mich, mit Frau von Ruſchel in's Theater zu fahren. Der Graf weigerte ſich, wegen dringend abzufertigender Briefe, uns zu begleiten.

Im Schauſpielhauſe dauerte es nicht lange, ſo erſchien Waldenburg in unſerer Loge.

Ich machte ihm meine Unterhaltung ſchwer, denn ich that den Mund nicht auf. Ich fühlte, ich war aufgeregt und wurde es immer mehr. Es zuckte mir in allen Gliedern, ſo gereizt waren ſeit der Scene mit Winfred und unſerer Trennung meine Nerven.

Die Ungewißheit meines Schickſals fing an, mir unerträglich zu werden, und ich fühlte das Bedürfniß, was ſich durchaus nicht biegen laſſe, zu brechen. Ich war ſo mit mir ſelbſt beſchäftigt, daß ich weder von dem Stück, noch Allem, was Waldenburg in mich hineinredete, ein Wort verſtand.

Das Ende des Schauſpiels rückte heran. Frau von Ruſchel hatte noch eine Veranlaſſung gefunden, in Geſellſchaft zu gehen, und mich bereits im vorletzten Akt verlaſſen. Da Waldenburg gekommen war, hatte ſie dieſem aufgetragen, mich an den Wagen zu bringen. Ich weiß eigentlich nicht, warum ich ſie nicht gleich begleitet hatte, da ich an dem Schauſpiele keinen Antheil nahm. Ich glaube ich fürchtete mich wieder nach Hauſe zu kommen. Vielleicht wollte es auch mein Schickſal zu Durchführung ſeines Willens. Plötzlich trat der Graf in die Loge. Ich ward vor Aerger der Schuldloſigkeit und vor Stolz, daß er mich ſo dummerweiſe allein mit Waldenburg antraf, über und über roth.

Er ergriff am Ende des Stücks, ohne ein Wort zu ſagen, meinen Arm und führte mich von dannen.

Er drückte mich während deſſen, wie es mir vorkam, ſo derb, daß ich hätte laut aufſchreien mögen. Ich war nicht im Stande, ihm ein Wort über ſeine Ungezogenheit zu ſagen, und behielt kaum die Faſſung, meine Thränen zu unterdrücken.

Waldenburg folgte uns auf dem Fuße. Auf einmal, im Gedränge des Ausganges, lenkt ein ſchmerzlicherer Druck an meinem linken Arm meinen Blick auf dieſen, und vermiſſe ich ein koſtbares Armband, das ich, wie Du weißt, faſt jederzeit zu tragen pflege. Es konnte mir kein Zweifel übrig bleiben, daß ich das Kleinod verloren hatte.

Ich hielt es ſchon als ein Geſchenk meines verſtorbenen Vaters werth; es war mir aber als ein uralter Familientalisman unſchätzbar, an deſſen Beſitz das Glück der jedesmaligen Beſitzerin ſich knüpfte und mit dem es, dem Aberglauben nach, unwiederbringlich verloren ging. Selbſt der Kunſt- und Pretioſenwerth des Kleinods iſt bedeutend, da der goldene Reif ringsumher in der Art mit Steinen beſetzt iſt, daß ſie regenbogenfarbig wie Thautropfen in der Sonne erglänzen.

Ich blieb betäubt und troſtlos ſtehen, und ſprach dem Grafen, der die Koſtbarkeit des Armbandes kannte, die Befürchtung meines Verluſtes aus.

Er erſchrack mit aufrichtigem Antheile, und war gefällig genug, ſofort zurückzueilen, um vor allen Dingen die Loge zu durchſuchen und, ſobald dieſe Bemühung vergeblich, die Treppen und Corridors, nachdem die Menſchenmenge ſich verlaufen, mit Laternen durchleuchten zu laſſen.

An der Stelle des Treppenhauſes, wo wir ſtanden, herrſchte ein ſtarker Luftzug vor; das Gedränge war unwiderſtehlich und ich konnte alſo den Grafen hier nicht erwarten.

Ich gab Waldenburg den Arm und ließ mich von ihm zu meinem Wagen führen, der eben angemeldet worden war. Die Wagen durften nicht in der Auffahrt halten; Waldenburg war, ich weiß nicht, wie es ihm eingefallen, mit mir eingeſtiegen. Wir fuhren zuſammen nach Hauſe.

Ich war unterwegs nicht im Stande, ein Wort zu äußern. Waldenburg ſaß verlegen mir gegenüber. Seine Gegenwart machte mich ungeduldig, obwohl ich zu ſehr mit mir beſchäftigt war, um ihn wegen ſeiner Dreiſtigkeit groß anzuſehen.

Bei unſerer Ankunft zu Hauſe eilte ich, ohne mich um ihn zu bekümmern, die Treppe hinauf in mein Zimmer, das an das Geſellſchaftszimmer grenzte, und ließ in Gedanken die Thür hinter mir offen. Ich warf mich auf den Divan, verſenkte das Geſicht in die Kiſſen, und überließ mich meiner ausbrechenden Verzweiflung.

Vor Schluchzen und Thränen endlich zu Worte kommend, rief ich aus:

O, mein Gott, mein Gott! auch das noch! Nun iſt das Maß meiner Leiden voll, und mir bleibt nichts übrig, als im Tode zu vergehen. Glatt und klar liegt mein unglückliches Schickſal vor mir und der gütige Himmel zieht den letzten Schleier von dem Bilde der Troſtloſigkeit, um mir keine Täuſchung mehr zu gönnen, und mich zu nöthigen, daß ich der furchtbaren Wirklichkeit feſt in das Meduſenantlitz ſchaue. Der Zauber iſt gebrochen, der Talisman verloren, mein Glück, mein Hoffen zerſtört. Es iſt ausgeſprochen, daß dem ſo iſt, und daß ich auf das ſchöne heitere Vorrecht der Jugend, zu wiſſen, weßhalb man lebt, zu verzichten habe.

Und du, meine erſte, einzige Liebe und geheime Leidenſchaft! ſollſt immerdar nur ein lieblicher Traum bleiben, der unter keiner Bedingung in das Reich der Wahrheit übergeht? Der Mann meines Herzens iſt mir ſo innig zugethan, als ich ihm, und vermag doch nie der meinige zu werden, weil ein kleinliches Vorurtheil ihm den Zwang auferlegt, das mittheilbare Verſtändniß meines Herzens zu meiden. O, lebe wohl, lebe ewig wohl, mein Geliebter! wir dürfen uns niemals wiederſehen!

Es polterte. Ein Mann ſtürzte vor meinem Erſtaunen in die Kniee.,

Nein, nein! rief er, die langen, ſchlotternden Arme windend: trennen wir uns nicht, theure Gräfin! ich bin der Ihrige trotz Tod und Teufeln. Zweifeln Sie an meiner Seelenkraft ſo wenig, wie an meiner Leidenſchaft. Ich verſtehe und erkenne Ihr liebendes Herz. Ich will das elende Vorurtheil, das zwiſchen uns klüftet, überwinden, überſpringen, ignoriren, wenn es Ihnen recht iſt. Rechnen Sie in Allem auf mich und meinen Beiſtand. Ich bin fähig, um Ihretwillen Alles zu wagen, Alles aufzuopfern. Sprechen Sie, befehlen Sie: was ſoll ich thun? —

Ich fuhr mir über die Augen, fühlte mir an die Stirn, glaubte zu träumen, konnte mich nicht überzeugen, daß ich recht ſah und hörte. Es war Waldenburg.

Ich hatte den ganz und gar vergeſſen. Er hatte ſich erſt bei meiner Mutter melden laſſen, war nicht angenommen worden, und mir nachgefolgt, um in dem Salon ein Ohrenzeuge der Aeußerungen meines Schmerzes zu werden. Die Eitelkeit des Armen hatte ihm den Zopf der Täuſchung angehangen, der beſagte Mann meines Herzens ſey kein Anderer, als er, und alſo war es gekommen, daß die unzurechnungsfähige Liebe ſeines Herzens den geſunden Menſchenverſtand ſeines Kopfes unter den Arm genommen hatte und damit durchgegangen war.

Ich war jetzt von Herzen böſe auf ihn, und ſchickte mich an, ihm, mit dem ſtrengſten Ernſte zurechtweiſend, in die Rede zu fallen. Bevor ich aber Zeit fand, die Lippen zu öffnen, und indem Waldenburg ſeine letzten Worte ſprach, ging die angelehnte Thür zum Salon auf, und der Graf zeigte ſich in der Oeffnung.

Sein Erſtaunen über den Anblick mußte wohl oder übel an das Unerhörte grenzen; und er hatte jedenfalls genug gehört, um über die Meinung des Kniefalls keine Zweifel zu nähren.

Du magſt Dir vorſtellen, Roſalie! wie tödtlich erſchrocken ich war und ausſehen mußte.

Der überraſchte Waldenburg erkannte, daß hier nicht allein der Beweggrund ſeiner Liebeserklärung, ſondern nothwendigerweiſe noch ein Drittes wirkſam war, und erhob ſich, um es außer ſich zu ſuchen.

In dem Augenblicke war bereits die Thüre leiſe wieder angelegt und der Graf unſichtbar geworden.

Waldenburg drehte ſich nach allen Seiten um, gewahrte nichts Ungewöhnliches, ging zur Thüre, wo er ebenfalls nichts ſah, und blieb mit offenem Munde vor mir ſtehen.

Nun geſtehe ich Dir, meine kleine Freundin, daß meine Aufregung über die Entdeckung des vermeinten Geheimniſſes nicht länger wieder hielt, als bis die Furcht vor dem Zuſammentreffen der beiden Männer verſchwunden war.

Du mußt Dich nicht zuſehr darüber wundern, oder mich darum geringer ſchätzen; denn Du ſiehſt unſchwer ein, daß der Menſch, oder, beſſer zu ſagen, meine unbedeutende Perſon nun einmal ſo iſt.

Kaum daß die Kataſtrophe eingetreten war, ſtand auch ſchon der ganze Umfang der wohlthätigen Folgen vor meinem innern Auge, und machte mich zugleich die Art, wie der Graf ſich jetzt benommen hatte, unbeſorgt wegen deſſen, was er ferner thun könne.

Es ging ein morgenrothes Lächeln des Glückes am Horizonte meiner Seele auf.

Ich ermannte mich, erhob mich, Waldenburg gegenüber, und ſagte kalt und vornehm zu ihm: „Sie fragen mich, Herr Waldenburg, was Sie thun ſollen? Ich muß Sie zuvörderſt bitten, das Zimmer zu verlaſſen, und ſodann, nicht wieder vor mir zu erſcheinen. Ich weiß nicht, was ich von Ihnen und Ihren ſeltſamen Reden denken ſoll? Ich hoffe, Ihre Geiſtesabweſenheiten ſind nur vorübergehender Art, und Sie kommen wieder zum Verſtande.“ Ich entließ den Verſtörten mit einer Handbewegung, und er mag noch weniger als ich wiſſen, wie er zur Thüre hinaus gekommen iſt. Genug, ich befand mich allein, mir ſelbſt überlaſſen. In tiefes, ernſtes, ruhiges Sinnen verſenkt, feierte ich die Wiedergeburtsſtunde meiner Freiheit, und erfuhr alsbald, daß mich meine Ahnung nicht getäuſcht hatte.

Noch an dem ſpäten Abende ward mir von meinem Bräutigam der nachſtehende Brief überbracht.

„Man muß ſich allerdings an manche Ueberraſchungen im Leben gewöhnen, und die Sie mir nur erſt bereiteten, iſt nicht die erſte, und wird nicht die letzte ſeyn, die ich erlebe, wiewohl ſie in ihrer beſondern Art hoffentlich einzig für mich bleibt.“

„Indem ich mich frage, was Sie unter den obwaltenden Umſtänden billigerweiſe von mir verlangen können, muß ich mir antworten: unverbrüchliches Schweigen vor der Welt; und ich werde Ihnen dies Opfer vollſtändig bringen, wenn gleich die Ehre demnächſt ein Anderes von mir forderte.“

„Indeſſen mag es darum ſeyn. Gott ſey Dank! daß der Beleidiger kein mir ebenbürtiger Edelmann iſt, und mein Mitwiſſen ſeiner Dreiſtigkeit nicht ahnet.“

„Ich hoffe nur, Sie haben die Gnade, mir das Löſen des Bandes dadurch zu erleichtern, daß Sie mir ſofort einen vorzuzeigenden Brief ſchreiben, in dem Sie aus freien Stücken meine Hand ausſchlagen. Ich thue, in der Vorausſetzung, auf beiliegendem Blatte das Nämliche, und wir wenden alſo wohl die teſtamentlichen Folgen der vereitelten Verbindung zwiſchen uns von uns ab.“

„Ich überſende Ihnen hierbei Ihr Armband. Ich wollte Ihnen, nachdem ich das Schauſpielhaus vergebens darnach hatte durchſuchen laſſen, eben die betrübte Kunde überbringen, trete einen Moment in das Kabinet der Gräfin Mutter und — ſehe das Kleinod vor meinen Augen liegen. Sie hatten es wohl in dem Augenblicke umthun wollen, als Sie von der Gräfin Abſchied genommen, um in das Theater zu fahren, und — es zufälligerweiſe vor dem Spiegel vergeſſen. Ich eilte in der Freude meines Herzens damit zu Ihnen, und ward, ſo wie Sie wiſſen, zum Rückzuge bei Nacht und Nebel genöthigt.“

„Sie ſehen, Ihr Glück war alſo nicht bei der Sache gefährdet. Das Schickſal ließ nicht zu, daß Sie es aus meiner Hand empfingen. Ich ſende es Ihnen mit meinen beſten Wünſchen für Ihre Zukunft zurück, und mahne Sie, es künftig beſſer zu bewahren.“

„Damit ich ohne Einſchränkung offen gegen Sie handle, muß ich Ihnen geſtehen, daß noch ein Vierter um Ihr Geheimniß weiß. Als ich in meiner Aufregung nach Hauſe eilte, ſah ich, im Vorbeigehen an ſeiner Wohnung, meinen Bruder aus dem Wagen ſteigen, der ihn früher, als er gedacht, aus dem Gebirge zurückgebracht hatte. Ich konnte mich nicht enthalten ihn auf der Stelle in mein Vertrauen zu ziehen, wenn gleich ich es hinterdrein um Ihretwillen bereute. Indeſſen ſind geſchehene Dinge nicht zu ändern, und ich kann Ihnen jedenfalls ſeine unverbrüchliche Verſchwiegenheit beſchwören.“

Du ſiehſt hieraus, Roſalie! daß er edel handelt, was denn auch nicht anders von ihm zu erwarten ſtand.

Ich bin noch wie im Traume über die Begebenheiten, und finde es wunderbar, wie natürlicherweiſe die Vorſehung das Nämliche ausgeführt hat, was ich durch Intriguen zu bewirken ſann.

Daß er Winfred unterrichtete, iſt gut, und weit beſſer, als wenn ich es ihm erſt hätte ſagen müſſen. Es iſt nur noch die Frage, wie Winfred es aufnehmen wird. Mein gutes Glück macht es mir hoffentlich auch in dieſem Punkte recht. Ich muß ihm in Geduld vertrauen.

Mit Mama bin ich leichter einig geworden, als ich denken konnte. Sie ahnt von der Kataſtrophe nichts. Ich habe ihr nur geſagt, daß Waldenburg die Urſache unſrer Trennung ſey. Von den Eiferſüchteleien des Grafen auf ihn entrüſtet, habe ich ſie ihm ſelbſt unter der Bedingung unſers beiderſeitigen Rücktritts, die er angenommen, vorgeſchlagen. Auf dieſe Weiſe empörte ich klug genug dermaßen ihren Stolz über ſeine Verblendung, nachdem ſie ſchon vorher eingeſehen hatte, wie wenig unſre Charaktere mit einander übereinſtimmten, daß ſie mir meinen eigenmächtigen Schritt verzieh. Sie fürchtet nur, die Teſtamentsvollſtrecker und Agnaten werden Einſprüche gegen die beabſichtigte Ausgleichung thun, und kann ſich eben ſo wenig darüber beruhigen, daß dem Willen meines Vaters entgegengehandelt werde.

Ich laſſe dies Alles freilich meine geringſte Sorge ſeyn. — — — — — — —

Der Graf reiſte Tags nach der Erklärung nach der einen, wir nach der andern Himmelsgegend ab, und ſind nun ſchon eine Weile in unſrer ländlichen Abgeſchiedenheit.

Mein Schweigen hat Dich ungeduldig gemacht, wie ich aus Deinen vorgefundenen Briefen erſehen: allein Du wirſt noch länger auf Antwort warten müſſen. Du ſiehſt ſelbſt ein, daß ich die Briefe, die ich Dir geſchrieben habe, füglich nicht früher abſchicken konnte, als, als, als — ja, als — Was wird da folgen??

Aus Winfred's Tagebuche.

Den 5. Mai.

Ich konnte in den Bergen nicht länger ausdauern. Die Erinnerungen jagten mich, wie böſe Geiſter, von dannen. Nirgend, wo ich vorher mit ihr geweſen, war ohne ſie meines Bleibens, und neue Gegenden konnte und wollte ich nicht ſehen. Ich fand noch an manchen Stellen ihre kenntlichen Fußſtapfen, und warf mich auf die Erde, ſie zu küſſen.

Ich mußte ſchon Tags darauf, nachdem ich ſie verlaſſen, zurückkehren, und gedachte mich bis zu ihrer und meines Bruders Abreiſe in meiner Wohnung verborgen zu halten. Es war im Rathe der Götter ein Anderes beſchloſſen.

Indem ich, bei meiner Ankunft, aus dem Wagen ſteige, kommt mein Bruder in einer Aufregung auf mich zu, wie ich ſie ihm unter keinerlei Umſtänden zugetraut hätte. Ich dringe mit Fragen in ihn, was ihm zugeſtoßen: er antwortet nicht, begleitet mich aber auf mein Zimmer, wo er mir, bei verſchloſſenen Thüren, erklärt, wie er ſo eben Gräfin Julien mit einem zärtlichen Unter-vier-Augen mit dem Muſiker Waldenburg getroffen, der ihr kniend ſeine Liebe ausgeſprochen habe.

In dem Momente hätte der Himmel über mich einſtürzen können, ich würde es nicht gemerkt haben. Ich ſtand ſprachlos, ſinnbetäubt, und benahm mich zweifelsohne albern. Zu tröſten brauchte ich natürlich nicht, da das Herz des Beleidigten nicht mit im Spiele war. Mildern konnte ich die nackte Thatſache der Beſchuldigung, an der nichts zu deuteln und zu verläugnen, eben ſo wenig, das ſah ich Alles ein.

Und dennoch war der Vorfall an ſich unmöglich und unwahr. Mein Glaube und meine Ueberzeugung ruhten auf weit feſtern Gründen, als die Wirklichkeit. Es keimten bereits die friſcheſten, lieblichſten Zweifel in mir auf, die ich mich wohl hütete, ihm zu enthüllen.

Ich wußte meinem Bruder nicht ein vernünftiges Wort zu ſagen und er verließ mich, indem er mir erklärte, was er zu thun geſonnen war, und was ich nicht umhin konnte, zu billigen.

Ich blieb allein zwiſchen meinen vier Wänden, und hatte keinen andern Gedanken, als: Es iſt nicht wahr! und immer wieder: Es iſt nicht wahr! Ja, tauſendmal: Es iſt nicht wahr!

Es brach ein Jubel des Glückes in mir los, über den die Vernunft ſich entſetzte, und den ſie doch nicht im Stande war, zu unterdrücken. Aber wie hängt es insgeheim zuſammen? Ja, wer das ſo errathen dürfte! Es ſteigen unwillkührlich Ahnungen in mir auf, Ahnungen, — über die aber und abermals ganze Nächte durch kein Schlaf in meine Augen kommt.

Den 26. Mai.

Mein Fieber hat ſich nach und nach gelegt; meine Ahnungen ſind durch die Zeit noch nicht gerechtfertigt, aber auch nicht ertödtet worden. Sie hat nur einigermaßen den Kopf darüber geſchüttelt. In dem Geleiſe des alltäglichen Lebens und der amtlichen Berufsarbeiten hat ſich meine Erhitzung natürlich bis zu einem gewiſſen Grade abkühlen müſſen: aber dennoch, dennoch — — — —

Ich kann, ich kann Dich nicht vergeſſen,
Virginia! Das iſt mein Schmerz
Der Leidenſchaft, wie ſie beſeſſen
Noch nie in Lieb' ein Menſchenherz.

Und ob ich traume, ob ich wache,
Ich bin bei Dir, bei Dir allein,
Und ob ich traure, ob ich lache,
Kann es nur Deinetwillen ſeyn.

Mein ganzes Denken und mein Sinnen,
Mein ganzes Fühlen biſt nur Du;
Werd' ich, werd' ich Dich nicht gewinnen?
Frag' ich mich ohne Raſt und Ruh'.

Ich kann, ich kann Dich nicht vergeſſen,
Der lebt und athmet nur für Dich,
Und könnt' ich je mich deß vermeſſen,
Geliebteſte! vergäß' ich mich.

Ich weiß nicht, iſt es der Anfang von Wahnſinn oder Krankheit: ich vermag nichts zu denken, als ſie. Ich verſuche geiſtig thätig zu ſeyn; umſonſt! ich arbeite mich nur mechaniſch ab: ich denke nur ſie. Ich gehe in's Freie, um mich zu zerſtreuen; umſonſt! ich ſehe nichts von der ganzen Natur: ich denke nur Julia!

Was ſoll daraus werden? Ich frage mich das ſelbſt alle Augenblicke, und finde keine Antwort in mir. Alles iſt mir gleichgültig, was die Welt außer ihr enthält. Ich verliere mich in mir ſelbſt immerdar, um Dich dafür zu finden.

Iſt das nur Liebe? Ja, Gott iſt die Liebe! denn ſo muß unſer Daſeyn nach dem Tode ſeyn, wenn wir in Gott, in der Liebe fortleben.

Trotz allem dem, was ſie ſchon für mich gethan hat, ſchwanke ich zwiſchen ewigen Zweifeln, Furcht und Hoffen, ob ſie mich liebt.

Und kann ſie anders? Bedingt dieſe ſchwindelnde Höhe der Leidenſchaft nicht Gegenliebe in ſich? In dem Gedanken an ſie hört mir alle Zeit auf und wird ſelige Ewigkeit. Alles iſt heiter und licht, alle Schuld wird Unſchuld, jedes Verbrechen Verſöhnung in dem Gedanken an ſie.

Ich habe es alſo doch erlebt, daß das Leben himmliſche Harmonie durch dieſes Gefühl wird, welches wir die Leidenſchaft der Liebe nennen.

Ja, Virginia! ich liebe Dich; was ſage ich? ich bete Dich an, ich werfe mich vor Dir in den Staub und bin überſtolz, mich alſo demüthigen zu dürfen. Es iſt der Himmel, das Fremdeſte, das ich kenne, was ſich in mich verſenkte, und mein allereigenſtes Weſen, das ich in dem Hinüberſtrömen in das Deine zum erſtenmal erkenne.

Liebſt Du mich nicht? Iſt das unnennbare, unergründliche Gefühl, ohne nachhallenden Abglanz in Deiner Seele, aus der es die meinige, wie Strahlen aus ihrer Sonne, wie einen Strom aus ſeinem Quelle, geſogen und empfangen hat?

Den 10 Juni

Ich komme aus der Reſidenz zurück, wohin ich von meinem Bruder beſchieden worden war, und habe zu meinem Erſtaunen erfahren müſſen, daß er wieder Bräutigam iſt.

Ich glaube, daß dieſes zweite Verhältniß zu ſeinem beſſern Glücke ausfallen wird, und gönne ihm ſein glänzendes Lebensloos von Herzen. Die Tochter meines Miniſters, ſeine Braut, iſt die erſte Partie des Landes, und eine eben ſo vornehme, in großem Styl erzogene Natur, als phantaſtiſche Schönheit. Das Einzige, was ich wider ſie und ihren großen Verſtand habe, iſt, daß ſie zu viel ſpricht. Ich glaube, ſie wird noch einmal als Geſandtin verſchickt werden. Sie beſitzt alle diplomatiſchen Eigenſchaften. Mein Bruder war im Stillen ſchon lange Zeit ihr Anbeter, und folgte nur dem Herkommen der Pflicht, indem er ſich dazu verſtand, Julien zu heirathen. Seine reizende Braut hat ihn auch hunderten von Männern vorgezogen, und ich halte ihn für aufrichtig geliebt.

Er hatte mich vornehmlich in ſeiner Angelegenheit mit Julien zu ſich beſchieden, in der er meiner Vermittlung bedarf, und mich durchaus perſönlich ſprechen mußte, da briefliche Auseinanderſetzungen zu ſehr in's Weite geführt haben würden.

Die entfernter Betheiligten wollen die beabſichtigte Vermittlung der Sache, wornach ſich die beiderſeitigen Bußen gegeneinander aufheben, nicht für gültig erachten, und drohen mit gerichtlichen Einſprüchen. Sie behaupten, der Fall der wechſelſeitigen Weigerung, die Verbindung zu vollziehen, ſey nicht in den Teſtamenten vorgeſehen, und dem Rechte gemäß müſſe jeder Theil dem andern die Buße leiſten, worauf die alte Gräfin in keinem Falle eingehen will, weil die mögliche

Nachkommenſchaft ihrer Tochter um faſt jedes Erbtheil von ihres Vaters Seite gebracht werden würde.

In dieſer Verlegenheit ſchickt mich mein Bruder mit neuen Vorſchlägen an Juliens Mutter ab.

Ich erſchrack im Anfange über die Zumuthung; bei näherer Ueberlegung ließ ich ſie mir aber nicht ungern gefallen, da ich einſehe, daß es ſo oder ſo einmal zur Entſcheidung mit meinem Zuſtande kommen muß. Ich ertrage die Ungewißheit nicht länger, ob die Göttin meines Schickſals Leben oder Tod der Liebe über mich verhängt hat. Reicht ſie mir die Schale des Lebens dar, ſo ſehe ich der holdſeligſten Zukunft entgegen, und habe von Seiten meines Bruders, ſo heiter geſtimmt er iſt, keine Einſprüche in mein Glück zu gewärtigen. Wenn ich morgen abreiſe, darf ich wahrlich ſagen: »Jacta est alea!«

Gräfin Julie an Roſalie.

Schloß Friedberg, den 15. Juni

Du haſt wohl nun ausgeſchmollt, kleine Roſalie, wenn Du die Briefe, die ich Dir hiermit auf einmal zuſende, ſo weit geleſen haſt. Du erkannteſt daraus, warum ich gegen Dich ſchwieg, und ſprichſt mich in Deinem Herzen gewiß frei, wenn Du ſiehſt, daß mein Herz ſich Dir in jedem wichtigen Momente aufſchloß, den ich ſeitdem erlebte.

Auch mußt Du bereits eben daraus, daß ich Dir die Briefe ſandte, und insbeſondere aus dem letztern geahnt haben, daß die Gefahren überſtanden ſind, die ſich gegen die Verwirklichung meines Glückes aufthürmten.

Winfred's Anweſenheit auf unſrem Schloſſe hat alle und zwar mehr Uebelſtände ausgeglichen, als wozu ihn ſein Bruder, der, wie ich höre, wiederum Bräutigam iſt, in unſern Angelegenheiten hierhergeſandt hatte.

Ich ſchloß meinen vorigen Brief mit der Frage an mich ſelbſt, was auf meine letztern Aeußerungen folgen werde? Willſt Du die Antwort auf dieſe Frage wiſſen, ſo ſtelle Dir vorerſt den allerſeligſten Traum, den Du je geträumt haſt, zu Deiner Vorbereitung vor. Dies geſchehen, denke mich Dir an dem Tage, an dem Winfred auf unſrem Schloſſe eintreffen ſollte.

Mama hält Nachmittagsruhe, und ich ſitze, in tiefes, ſüßeſtes Sinnen verſenkt, im Gartenſalon. Siehe! da kommt er plötzlich durch den Garten auf den Saal zu.

Er hat mich geſehen, und naht langſam, ernſt, beinahe feierlich. Es iſt kein Menſch in der Nähe, der uns ſtören kann.

Die ganze glühende, blühende, ſonnige Natur feierte die Wonne des Wiederſehens mit uns. Winfred trat in den Saal.

Ich vermochte vor dem innern Sturme meines Entzückens mich nicht vom Stuhle zu erheben. Er blieb an der Thüre ſtehen.

Wir ſahen einander eine Weile an, derweil Auge in Auge wurzelte, Herz ſich mit dem Herzen verſtändigte. Ich glaube, er wollte mir bereits nahen und ſich in meine Arme ſtürzen, die ſich ihm öffnen ſollten. Da beſann er ſich, ſchritt ſtill auf mich zu, kniete vor mir nieder, küßte den Boden, wo meine Füße ſtanden, und ſagte:

„O Virginia! iſt es denn wahr? Iſt das Glück eines ſolchen Verſtändniſſes auf Erden möglich?“

„Verſtändniſſes?“ fragte ich vorwurfsvoll.

„O, das iſt nicht das rechte Wort,“ verſetzte er. „Verzeihe mir, daß ich dieſer beſeligenden Einigung der Seelen den Namen beilegen konnte.“

Wir ſahen einander lange an, als könnten wir uns noch inniger verſtehen, und ich endigte die Pauſe mit den Worten: „Wie ſchön, wie edel, mein Geliebter! iſt Dein Geiſt! Ich bewundere ihn von ganzer Seele. Begeben wir jedoch nicht länger den Frevel, unſer überſchwängliches Glück, wenn auch nur einen Augenblick, aus Ueberkraft nicht annehmen zu wollen. Genießen wir es mit vollen Zügen, nicht mit Kritik.“

„Ja,“ rief er, ſich raſch erhebend, aus: „Du haſt Recht, Du vollſtes, ſüßeſtes Leben!“ und — wir lagen einander zum erſtenmale am Herzen. Er ſagte: „Das Schickſal hatte Recht, Virginia! daß es uns ein wenig leiden ließ. Ich wollte zehnmal länger und ärger gelitten haben, um nur halb die Wonne des Augenblickes zu genießen, ſo vor Dir ſtehen, Dir ſo ſelig in das Auge blicken zu können. Ohne unſere Leiden wären wir nicht dieſen Freuden entgegengereift.“

Ich erwiederte: „Frevler, Philoſoph! — — —

„Wie ſollte ich Dir, meine Theuerſte! noch umſtändlicher ein Glück ſchildern, wofür die Sprache keinen Namen hat.“

Umfaſſe in Gedanken unſere ſo unvergleichliche Lage, in der ein liebendes Weib, um den Geliebten von der Sünde zu erlöſen oder aus der Gefahr zu befreien, um ihretwillen ein Verräther an ſeinen nächſten Pflichten zu werden, halb unbewußt und halb freiwillig täuſcht und betrügt, ſich dem Anſcheine der Schuld und Verächtlichkeit preisgibt; derweil der Mann, für den ſie das Alles ohne das mindeſte Einverſtändniß thut, durch die ſchlimmſte Zweideutigkeit hindurch ihre Unſchuld, Liebe und Beweggründe ahnt und ſtandhaft anerkennt, bis daß der Zeitpunkt nahen kann, in dem ſich Beider Seelen durch eben dies ſelige Errathen für alle Zeitlichkeit einigen. Beantworte Dir die Frage ſelbſt, ob ſich dergleichen beſchreiben läßt?

Die Stunden verrannen uns in dieſer erſten Zuſammenkunft, ohne daß es uns einfiel, ſie zu zählen.

Meine Mutter kam dazu; wir geſtanden ihr den Zuſammenhang von Allem, und ſie hatte nicht den Muth und das Herz, zu unſrem Bunde „Nein!“ zu ſagen.

Alſo ebneten ſich alle Hinderniſſe, und ſo wie am nächſten Morgen Winfred das Teſtament meines Vaters durchlas, um den beſten Rath zur Entwirrung des Knotens zu erſinnen, rief er mit Erſtaunen aus: „Wunderbar! höchſt wunderbar! Da iſt ja gar kein Hinderniß zu beſeitigen. Die einfache Vorſchrift lautet, daß Julie den Sohn des Grafen von Hohenſtein — ohne alle nähere Bezeichnung der Perſon — heirathen ſolle, und ich bin ſo gut, wie mein Bruder, meines Vaters Sohn. Es wird demnach durch unſere Verbindung beiden Teſtamenten buchſtäblich ihr Recht angethan, und die Juriſten haben nichts dagegen einzuwenden.“

Mama freute ſich mit mir der Fügung, und Winfred ſetzte ſich auf der Stelle nieder, um ein aufrichtiges Bekenntniß der Wahrheit ſchriftlich abzufaſſen, das er an den Grafen ſandte, und worauf deſſen Antwort nicht anſtand, uns ſeine herzliche Einwilligung in unſer Glück zu bringen. Daß er mich überdies beſchämt um Verzeihung bat, augenblicklich eine ſo ſchiefe Meinung von mir gehegt zu haben, verſteht ſich von ſelbſt.

Ich denke, daß unſere Hochzeit ſchon nach Verlauf von ſechs Wochen ſtattfinden wird. Winfred nimmt ſodann meinen Namen an, und wird der verwaltende Herr meiner Güter. Seine Staatslaufbahn gibt er, wie ſich ebenfalls von ſelbſt verſteht, auf, um nur allein mir und ſich ſelbſt in dem Berufe eines Landedelmannes und väterlichen Vormundes ſeiner Unterthanen zu leben. Er beginnt ein neues, edleres

Daſeyn, wie er ſagt, und wenn Du einmal zu mir kommſt, ſollſt Du erfahren, wie wunderbar Alles, was er zu ſeinem Glücke erlebt hat, mit einem Traume zuſammenhängt, den er von Dante's vita nuova hatte.

„Wenn Du einmal zu mir kommſt,“ ſage ich, Thörin! Als ob es keine ausgemachte Sache wäre, daß Du bei meiner Hochzeit zugegen, und nicht blos das, ſondern lange vorher hier ſeyn mußt, um für meine Ausſtattung mitzuwirken.

Du kommſt wohl ſchon lieber gleich nach Pfingſten zu uns, kleine Roſalie, und beſtimmſt in Deinem nächſten Briefe den Tag, wann wir Dir Wagen und Pferde ſchicken ſollen.

Noch eins. Sobald Du Deinem Schwager Waldenburg ſchreibſt, bitte ihm in meinem Namen die unangenehme Heftigkeit ab, mit der ich ihn genöthigt habe, jüngſt von mir zu ſcheiden. Sage ihm, er beſitze trotz dem, nach wie vor, meine herzliche Achtung, und es ſey wohl Alles zwiſchen uns in Vergeſſenheit gerathen, was aus unſrer damaligen beiderſeitigen Aufregung Unangenehmes erwachſen. Ich wünſche ihm alles Heil und Wohlergehen, und bin beiläufig Deiner gewiß, daß Du nichts Unnützes von mir gegen ihn ausplaudern werdeſt.

Waldenburg reiſt, wie ich gehört habe, in Geſellſchaft der Frau von Ruſchel nach Italien! Es freut mich ungemein, daß er auf dieſe Art die längſt erſehnte Gelegenheit findet, ſich in ſeiner Kunſt noch höher auszubilden. Er allein hätte dazu ſchwerlich die Geldmittel erſchwungen, und Frau von Ruſchel ſchätzt ſich ohne Zweifel glücklich, Dreiviertheile der Reiſekoſten, für den Gewinn eines ſo ehrenhaften männlichen Schutzes in dem entlegenen Lande, beſtreiten zu dürfen. Daß ich meine Nebengedanken bei der Sache habe, magſt Du Dir vorſtellen, und Du wirſt an mich denken, wenn die gute Freundin meiner Mutter nicht als Frau von Ruſchel aus Italien heimkehrt. Eine Verbindung zwiſchen dem Pärchen wäre, von allen Seiten angeſehen, eine echte Vernunftheirath.

Der Mönch.

Wir ſollen das Irdiſche verwerfen um des Himmliſchen willen? Ein inhaltſchweres Wort; und doch wie bald geſagt. Ja, wenn das Irdiſche immer in ſeiner Vergänglichkeit vor uns träte und der Tod, durch das Leben dunkelnd, mit erhobener, gewendeter Hand uns von ſich abſchreckte, derweil anderſeits der verklärte Leib des Himmliſchen uns in das Auge ſchiene! Allein ſo winkt er uns oft, in der Hülle unſerer innigſten Wünſche mit der zarten Hand, durch die wir die blauen Adern warmen Blutes ſchimmern ſehen, lockt uns mit den lieben Augen, die uns ſo wohl verſtehen, und gewöhnt uns an die Traulichkeit ſeines Daſeyns dergeſtalt, daß wir ſchon zu vergehen meinen, wenn es uns flieht, geſchweige denn, wenn die Pflicht uns das Fliehen auferlegt.

Das ganze Leben des Menſchen iſt nur eine Mortifikation, die Mortifikation des Verſtandes, oder freien weltlichen Willens, in der Ueberzeugung, daß der eigne Wille, wie der heilige Blaſius ſagt, die einzige Urſache der Verdammniß iſt.

Wird denn aber unſere Kraft durch Genuß nur geſchwächt? Gibt es nicht deſſen auch, der uns ſtärker als die Verläugnung macht? Läßt wohl das Menſchliche ſich zwiſchen durch vernehmen: Muß die himmliſche Saat in uns jederzeit mit Verzweiflung gedüngt werden, damit ſie wachſe?

O! das Leben iſt ſchwer für die Armen, die es oft und ernſtlich zu den Fragen bringt, die nicht weniger als die Verzweiflung ſelbſt überwunden ſeyn wollen.

Wenn das Leben Einwirkung des himmliſchen Theiles auf unſer leibliches iſt und umgekehrt, ſo hört es, wie der ganze Begriff Menſch, auf, wofern das letztere ganz und gar verläugnet wird. Eben darum ſoll dies aber nicht ſeine Aufgabe ſeyn; vielmehr iſt ihm die Kaſteiung durch Kampf und immer neuen Sieg, nicht Ertödtung, nicht Befriedigung ſeiner Wünſche, ſondern Verklärung derſelben, Befriedigung oder Ertödtung im geiſtigen Sinne vorgeſetzt.

Das Wort iſt die Offenbarung Gottes in uns, und wohl dem Glücklichen, dem es verliehen ward, ihn mit ſtarker Hand über die Verzweiflung empor zu heben. Wir fühlen darin den göttlichen Willen wirken, der den unſrigen zu nichte macht, und dieſe Verläugnung iſt, wie der Herr geſagt hat, allerdings das ſüßeſte Joch.

Die Gabe des Worts iſt Prieſterthum, Gebet oder Heiligung, denn der heilige Geiſt iſt aller Geiſt, der heilig iſt, und in ihr mortificirt die Leidenſchaft ſich ſelbſt . . . .

Dieſe Betrachtungen führen mich darauf, aus unſerer neueſten Zeit heraus die nachſtehende alte Geſchichte zu erzählen.

Wo man jetzt die Ruinen der Burg Blattnitz in der Thurotzer Geſpannſchaft in Ungarn ſieht, ſtand vor grauen Zeiten auf dem Berge ein Kloſter. Es war zwar ſonſt gewöhnlicher, daß man die Klöſter in die Thäler, wie die Burgen auf die Höhen baute, um durch Demuth oder hohen Muth den Mönch und Ritter gleich in die rechte Stimmung ihrer Lage zu bringen. Allein hier hatte der Zufall eine Ausnahme von der Regel gemacht und hatten die Mönche, wie in Folge deſſen, von jeher kein eben vorzugsweiſe andächtiges Leben geführt. Es war, als wenn ihnen die Bergluft in die Glieder geſchlagen wäre, ſo ſehr mengten ſie ſich in allerlei weltliche Händel, die das Kloſter in Fehden und Ungelegenheiten verwickelten. In dem Kloſter lebte zu der Zeit ein eben ſo gelehrter, wie in der Heilkunde erfahrener und hochgeachteter Mönch, Namens Odilo, ein Italiener von Geburt, der erſt vor einigen Jahren aus der Lombardei hieher verſetzt worden war, um durch ſeine wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen auf den in dem Kloſter waltenden Geiſt einzuwirken.

Odilo war ein ſchöner ernſter Mann, der in ſeinem kräftigſten Alter ſtand, und wenn auch die Blüthe deſſelben in ſeiner Haltung wie in ſeinen Geſichtszügen gewiſſermaßen nicht zum Vorſcheinen kam, da ſie durch den angewöhnten Schein der Demuth verhüllt, oder von den Nachtwachen über Studien eher als Kaſteiungen angewelkt war, deutete doch ein halbverhohlener feiner Spott, der in der Erhöhung der Backen, über der Oberlippe lauerte, und ein gewiſſer Zug des Ehrgeizes in den Augenwinkeln und Stirnmuskeln darauf hin, daß ſeine Bußübungen noch nicht die Spitze ſeiner Sinne abgebrochen hatten.

Die erſte Zeit ſeines Blattnitzer Kloſterlebens brachte Odilo in ſeiner Zelle meiſt mit Erlernung der Landesſprache und dem Durchleſen einiger ihm unbekannten Handſchriften aus der Kloſterbibliothek zu. Nach und nach überwand er jedoch ſeinen Widerwillen gegen das von der Quelle aller geiſtlichen Ehren und Würden abgelegene Ungarland und trieb es ihn aus ſeinem Kloſter, wo der Umgang mit den Brüdern ſeinem Geiſte nicht genügen konnte, in die Umgegend hinaus, deren üppiges Wachsthum ſeinen botaniſchen Studien Nahrung lieh. Die Natur führte ihn hinwieder zu den Menſchen über, deren Kenntniß ihn nicht weniger beſchäftigte und die ſeine Erfahrenheit in der Heilkunde für ſich zu benutzen ſuchten, und da ſeinem großen Weltverſtande und Wiſſen hierin ſtets das Glück beiſtand, währte es nicht lange Zeit, bis er gewiſſermaßen der geiſtige wie leibliche Arzt eines großen Theils der Nachbarſchaft ward und viel und rühmlich von ſich reden machte.

Er nützte ſelbſt dem Kloſter durch ſolche Thätigkeit ungemein, und da demſelben zu gleicher Zeit ein neuer äußerſt frommer Superior überwieſen worden war, der dem darin eingeriſſenen Unfug ein Ende ſetzte, wurden ſeine äußeren Mißhelligkeiten von zwei ſehr verſchiedenen Seiten her allmählig ausgeglichen.

Da trat eines Tages ein dienender Bruder in die Zelle des über Büchern beſchäftigten Paters Odilo mit der Meldung ein, daß eine gewiſſe vornehme Edelfrau im Sprachzimmer ſein gewärtige.

Odilo fuhr über den Namen aus tiefen Gedanken auf, ſah den Laienbruder einen Augenblick zweifelnd an und erhob ſich erſt von ſeinem Schemel, als ihm auf ſein langgedehntes: Wer? der Beſuch zum zweitenmale gemeldet worden war. Er ſchritt dem Boten raſch voran, wohin er gerufen ward.

Die Verwunderung des Mönchs rührte zumal daher, daß die Edelfrau die Gemahlin eines benachbarten mächtigen Burgherrn war, der von jeher zu den erbittertſten Feinden der Brüderſchaft gehört hatte und deſſen hartnäckigen Groll der ſo erfolgreich friedenſtiftende Superior bisher immer noch nicht hatte beſänftigen können. Inſofern nun Odilo mit dieſem, als einem ihm ſo entgegengeſetzten Charakter, nicht im beſten Vernehmen ſtand, beſchleunigte der Gedanke, daß es vermöge dieſes Beſuches vielleicht ihm vorbehalten ſey, die Verſöhnung zu vermitteln und alſo dem Prior den Rang abzulaufen, ſeinen Schritt in erwartungsvoller Ungeduld.

Er ſah im Sprachzimmer eine ſtattliche Frau in mittleren Jahren vor ſich ſtehen, in deren Zügen der Ausdruck gutherziger Schwäche und augenblicklicher Erregung lag, und die zu ihm nach den erſten Begrüßungen ſagte: wie ſie bei den derzeitigen guten Geſinnungen des Kloſters gegen ihr Haus zur Stunde gekommen ſey, ſeine geprieſene Weltklugheit und Dienſtbefliſſenheit in einer Sache anzuſprechen, die ſie und ihren Gatten tief bekümmere.

Der heimlich aufhorchende Odilo verſetzte mit verbindlicher Demuth, er halte dieſe Pflicht zu dienen für eine der ſchönſten ſeines heiligen Berufes, und die Edelfrau that ihm in Folge ſeiner Aufforderung den mit kurzen Worten hier nacherzählten Fall kund.

Sie hatte von ihrem Gemahl eine Tochter, die von Kindheit an keinen andern Willen als den ihren gehabt und auch als Jungfrau mit ihr um ſo mehr Ein Herz und Eine Seele geweſen war, als der ſchweigſame Burgherr, wie ſie ſagte, Mutter und Tochter nur mit geringer Freundlichkeit behandelt habe. So hatten ſie mit einander geweint und geklagt und ſich gegenſeitig zur Duldung aufgemuntert, bis vor etwa ſechs Monaten eine ſeltſame innere Unruhe an Eliſen bemerkbar geworden war, die ſie nicht allein gegen ihren Vater, ſondern ſelbſt gegen ihre Mutter immer fremder und verſchloſſener gemacht hatte. Die letztere fragte ſie zwar in einer gelegenen Stunde: ob vielleicht ein Herzensverſtändniß mit einem jungen Ritter ihr

Vertrauen zu ihr mindere? beruhigte ſich aber über dieſen Punkt vollkommen, da ihr die wahrheitliebende Eliſa mit einem heftigen wiederholten: Nein! antwortete. Die Mutter glaubte hinfort: Eliſa ſehne ſich überhaupt nach Veränderung ihres Standes und ſcheue ſich, ihren Eltern dieſe Gefühle einzugeſtehen. Sie ſprach darüber mit ihrem Gatten, den in der letzten Zeit mancherlei Staatshändel von ſeinen Gütern entfernt hatten, und verſtändigte ſich mit ihm bald über die Wahl eines Bräutigams, der es ſich ſchon längſt angelegen ſeyn laſſen, die Erbtochter eines ſo reichen Hauſes heimzuführen. Die Sache ward zwiſchen den beiden Familien ohne Schwierigkeiten abgemacht und da die Mutter Eliſen kein Wort davon ſagen wollen, um ihr eine deſto angenehmere Ueberraſchung zu bereiten, theilte ſie ihr gerade an ihrem Geburtstage die Nachricht von ihrer Verlobung mit, auf die ſie unumwunden erwiderte: ſie reiche dem jungen Grafen unter keiner Bedingung je als Gattin ihre Hand. Die Mutter gerieth über das unerhörte Wort in die leidenſchaftlichſte Hitze, der Eliſa nichts als Kälte und Feſtigkeit entgegenhielt, wendete ſich auch vergebens um Hülfe an ihren zurückkehrenden Gemahl, der nur zu Verſöhnung und Nachſicht geſtimmt war, und erſchien alſo, da unlängſt ihr und Eliſens Beichtvater geſtorben war, vor Odilo mit der Bitte, deſſen Stelle einzunehmen und des Mädchens kindlichen Ungehorſam womöglich zu bewältigen.

Vater Odilo ſagte der Edelfrau ſeinen beſten Willen, ihr zu helfen, zu und ſie verließ das Kloſter wieder, um ihre Tochter verabredetermaßen nächſter Tage ihrem neuen geiſtlichen Vater zur Beichte zuzuſenden.

Odilo ſaß zu der beſtimmten Stunde, des jungen Fräuleins gewärtig, in einem Beichtſtuhl der Kloſterkirche und hing ſeinen Gedanken nach, wie die Abſichten der Edelfrau wohl am eheſten dem Gelingen zuzulenken ſeyen.

Es kann doch nur die Liebe ſeyn, was das Mädchen ungehorſam macht, ſprach er zu ſich.

Die Liebe? wiederholte er ſpöttiſch, wie mit fremder Stimme, die ihn fragte.

Die Liebe, ſprach er abermals und es klang in ſeinem Herzen lange wie aus ſeiner Jugend wieder.

Wie wenn ein ſchwerer Körper in ein klares Waſſer fällt und eine Menge kleiner Blaſen darin erregt, die man aus dem Grunde aufſteigen ſieht, ſenkte ſich das gewichtige Wort in die Tiefe ſeiner Seele und perlten Erinnerungen ſeiner Kindheit in ſein Gedächtniß daraus empor. Er ſtellte ſich wieder vor, wie friſch er damals empfunden und wie warm geträumt hatte und brachte dieſe Vorſtellung unwillkührlich mit dem Worte in Zuſammenhang. Er verlor den Faden ſeiner Betrachtungen.

Du haſt ja oft genug von Liebe beichten hören, ſagte er, und was war es weiter? Mit ein wenig Klugheit und Bedacht wird bald auch dieſer Liebe abgeholfen ſeyn.

Deſſenungeachtet ſchrillte ihm das Wort wie der Nachhall eines Glockentones in den Ohren fort.

Wir ſehen alſo wohl auch flüchtig in ein paar ſchöne Augen vor uns, ohne daß wir etwas für ſie fühlen, und ahnden nicht eher als bis wir in unſer eignes Auge ſchauen, eine wie leſerliche Schrift darin geſchrieben ſtand. Wir denken dem zarten Sinn der Worte immer und immer nach und es iſt unſerem Blick, den wir nicht wieder wegwenden können, ſo, als hätte er noch niemals etwas Anderes geſehen.

Die Kirche war ſtill und einſam. Zu den hohen bunten Fenſtern herein brachen lange Lichtſtrahlen, die ſich wie Fäden durch den ſonnenſtaubigen Luftraum ſpannen und über Chor und Kirchſtühle weg, neben die Schlagſchatten der Pfeiler auf den ſteinernen Fußboden legten. Die Stille und Heiligkeit waren in dem Kirchenraume wie zuſammengeballt und ſchwebten wie ein himmliſches Gewölk oben im Gewölbe. In dem Kloſtergarten draußen zwitſcherten die Vögel auf den Bäumen. Auch ſie ſangen von Liebe, ſo wie es Odilo unbewußt ſchon als kleinem Knaben vorgekommen war. Und was hätten ſie auch ſonſt dem heiligen Heron von Galizien vorgeſungen? dachte er und ſtellte ſeine Betrachtungen über die ſchöne Legende von ihm an, nach der der heilige Heron, ein Ciſterzienſermönch, ſich eines Tages in der Frühmette in Meditation über die Worte verſenkte: Tauſend Jahre ſind vor dir, Herr, wie der Tag, der geſtern vergangen iſt, und nicht gewußt hatte, wie er das verſtehen ſollte. Da kam ein ſchöner bunter Vogel in die Kirche geflogen, der flirrte und flatterte, unſaglich ſchöne Weiſen ſingend, erſt in dem höheren Deckengewölbe und dann in immer kleineren Kreiſen ob dem Haupte des Mönchs umher, bis er die Kirche wieder verließ und Heron, von ſeiner Schönheit und Stimme bezaubert, ihm in das Freie folgte.

Der Vogel flog in einen an das Kloſter grenzenden dicken Wald, wo er ſich auf den Gipfel eines Baumes ſetzte und Heron war ihm immer hinterdrein. Der Vogel hüpfte von Zweig zu Zweig, dem Mönche bald näher, bald ferner, Wald ein, Wald aus, und während des fühlte Heron weder Hunger noch Durſt und aß und trank nicht, ſondern lebte, weil er in ſeliger Entzückung war, allein vom Vogelgeſange. Als der Vogel endlich wieder von dannen geflogen war und Heron ihn nicht mehr ſah, beſann er ſich wieder, daß er nun eben um die dritte Morgenſtunde die Meſſe verlaſſen habe. Er fand ſich aus dem Walde heraus und wollte wieder nach ſeiner Zelle gehen; als er jedoch an das graue Kloſter kam, ſah daſſelbe noch viel düſterer als ehedem aus. Er klopfte an die niedere Pforte und da kennt ihn weder Pförtner, noch Abt, noch Kloſterbruder mehr, weil ſie alle wohl ſchon vor Jahrhunderten geſtorben ſind. —

Es durchſchauerte Odilo zum erſtenmale eine Ahndung, in welche Liebloſigkeit ſeither ſein Herz verſunken war, und er hatte nur nicht Zeit darüber nachzudenken, da er leiſe Schritte auf den Sandſteinplatten knirſchen und an ſeiner Seite Gewande rauſchen hörte. Das Fräulein war von einem Laienbruder, der ſich wieder entfernte, in den Beichtſtuhl geleitet worden.

— — — — „Zunächſt aber, ehrwürdiger Vater, habe ich mir in meinem Gewiſſen eine größere Sünde vorzuwerfen.“ — — — —

Dieſe Worte der beichtenden Jungfrau waren die erſten, die Odilos Aufmerkſamkeit nach einer Weile an ſich gezogen hatten, in der er, an die Rückenwand ſeines Sitzes gelehnt, halb zerſtreut und ohne ſie anzuſehen, ihr das Ohr geliehen hatte. Er bog ſich ſeitwärts zu dem Gitter vor und ſchoß einen Blick ſeines dunklen Auges hindurch.

Das knieende Kind hatte die Elbogen auf ein kleines Sims unter dem Gitterfenſter geſtemmt und lehnte das Knie an die gefaltenen Hände. Ihre Augen waren halb in Andacht geſchloſſen und ihre feuchten Lippen öffneten ſich zu inbrünſtigen Lauten, mit denen ſie ſich des Unrechts gegen ihre Mutter, zu der ſie nicht mehr das alte Vertrauen haben könne, und gegen ihren Vater zieh, deſſen tiefe Herzensmilde und Liebe ſie ihr Leben lang ſo ſehr verkannt habe.

Der Mönch fragte nach der Urſache ihrer verwandelten Geſinnungen und Eliſa ſchlug ein ſcheues Auge zu ihm auf. Er mahnte ſie daran, ſie ſpreche zu ihrem geiſtlichen Vater wie zu Gott, und vernahm in ihren Worten und unbewußten Andeutungen, daß es die Liebe zu dem Edelknechte des Burgherrn zu Znio, einem armen Findling, ſey, der als Knabe zu ihren Geſpielen zugelaſſen worden war und ſich auf alle Weiſe bei ihr eingeſchmeichelt hatte. Als ſchlauer ehrgeiziger Jüngling hatte ihr Illamer ſogar eine heftige Leidenſchaft zu ihr vorgeſpiegelt und ihre Phantaſie und Laune zu ſeinen Zwecken zu benutzen verſtanden, für deren Erreichung, wie er wohl einſah, bei ihren Eltern nicht genug Beweggründe aufgeboten werden konnten.

Am andern Morgen erwachte Odilo in ſeiner Zelle, bevor zur Meſſe abgepocht worden war. Die tiefe Stille der Nacht wehte noch wie ihr Odem in dem grauen Raume der Schöpfung. Es war wüſt in Odilo's Seele, als ſie ſich auf ſich beſann. Es iſt uns zuweilen Morgens, wenn wir die Augen aufſchlagen, wie einem Verwundeten, deſſen Wunden ſich im nächtlichen Schlafe geöffnet haben. Die Seele ſucht ängſtlich nach einem heilen Fleck im Menſchen, um ſich, wie auf einer grünen Inſel in einer Sündfluth, darauf niederzulaſſen, ſucht in ihrem verlornen Leben nach einem Anker der Hoffnung und Liebe, um ſich daran feſtzuhalten. Odilo fand ihn nicht in der ſeinigen. Iſt es ein Kind, das zu erwachen kommt, ſo hat es wohl das Bedürfniß an ein liebes Spielzeug, an ein Zuckerwerk zu denken, das es noch beſitzt, um ſich zu dem neuen Tage zu ermuthigen. Odilo's Seele fand kein kindliches Spielwerk der Liebe, nichts als Oede und Gleichgültigkeit in ſich und wußte verzagend nicht wieder an ſich ſelbſt zu denken. Der Morgennebel ſtieg in ihr anſtatt zu fallen.

Sein Blick glitt durch das Fenſter ſeiner Zelle in die Landſchaft hinaus. Der Nebel hob ſich aus dem Fluſſe und ließ, zwiſchen Himmel und Erde, nur blaue Bergſtreifen zu erblicken übrig. Er geſtaltete ſich, die Gegend befreiend, zu einem Wolkentuche und ſie lag darunter glanzlos und düſter, von keinem Sonnenſtrahl belebt.

Die erſchreckende Leere ſeines Gemüthes theilte ihm ein ſonderbares Gefühl der Selbſterkenntniß mit. Er dachte wieder an ſein Kloſter, an ſeinen Beruf und ſeine Brüder und bebte, als hätte ſeine Hand eine glühende Kohle berührt, vor ihrer Gemeinheit zurück.

Er hatte geträumt, fühlte er dunkel, als er ſich wieder von der Wirklichkeit abwendete, und ſey lange Zeit über Steppe und Heide, Hügel auf und ab gewandert. Er hatte die Sonne blutroth hinter Wolken untergehen ſehen und es war Nacht in ihm geworden. Er wußte nicht, wie lange er da geblieben war, und als er am Ende hinter ſich gerufen werden, hatte er ſich umgewandt. Da war die reichſte friſcheſte Morgenlandſchaft vor ſeinen Blicken plötzlich wie ein neues Leben aufgegangen, in das er durch eine Roſenlaube getreten war. Die Roſenlaube mußte der Beichtſtuhl geweſen ſeyn und er hatte das Herz noch voll der Freude, die er während des Traumes, er wußte nicht, ob in der Roſenlaube empfunden hatte. Das Bild des jungen Mädchens tauchte aus ſeiner Erinnerung gleichwie aus dem Schaume des Meeres hervor und floß in Nichts zurück.

Da klopfte der Nachbar des Mönchs, das Zeichen zur Frühmette gebend, an die Wand. Odilo gab es weiter und brach nach dem Chore auf.

Wie ihm da oben jetzt die in Gebet verſenkte Kloſtergemeine vorkam! Der Dampf der Lampen, das Geplärr der Lippen, die Abgeſchloſſenheit vom Leben, des Einen von dem Andern. Der Wahnſinn faßte an ſein verwaistes Herz, das ſich fühlte. Und wie ſieht es in den Herzen aller derer aus, die mit den Lippen beten? dachte er: beten ſie? Die Gewohnheit verdirbt auch die Heiligkeit wie alles Gute und die Sünde bleibt die einzige Rettung aus dieſem entſeelenden Labyrinthe der Unheiligkeit. Ich floh alle Gewohnheit mit Abſcheu von Jugend an und bin dagegen keinem ſchöneren Ziele nachgerannt. Der Ehrgeiz ward mir durch Gewohnheit wie dieſen die Trägheit, das Nichtſeyn zur andern Natur. Ich habe, dem zu entgehen, das Wiſſen und Haben für das Höchſte gehalten, dem ich mich aufgeopfert, und bin ich damit etwa beſſer dran? Ich weiß von dem wahren Seyn ſo wenig als dieſe, die ich meine Brüder nennen muß. Ich habe in der Sünde gelebt und nicht einmal geliebt. Iſt Liebe Sünde? Sünde Liebe? Die irdiſche Liebe iſt der Schatten, den das Licht der himmliſchen aus unſerer Seele wirft. Die Liebe allein iſt Leben. Das ſchönſte Leben war vor meinen Augen. Wie meine Seele vor Entzücken über ihren Anblick aufjauchzte! Wie ſie, zum kühnſten Fluge angetrieben, freudig die Flügel ſchwang und ſchüttelte! — Unglücklicher, du haſt den Frevel des Kloſtergelübdes verſchuldet und willſt lieben? Du biſt an den Tod gekettet; laß vom Leben. Deine Eitelkeit ſchlang dieſes Band, das du nicht wieder löſeſt. Lege deinem Willen eine dauerhaftere Feſſel an, damit du deine Seele nicht an ewige Verdammniß ketteſt.

Deſſen ungeachtet will ich mit allen Kräften meiner Seele lieben, da mir die Liebe Erlöſung aus dem Starrkrampfe der Verſtockung iſt, und mich an die Liebe zu ihr wie ein Schiffbrüchiger an das ſchwache Brett klammern, das ihn vom Untergange in den empörten Meereswogen rettet.

Es glimmt noch der göttliche Funke, der ſie verzehren ſoll, in ihrer Seele und ich ſache ihn zur Flamme an. Warum liebe ich ſie? Ich Thor! Warum ward ich und werden wir geboren? Iſt ſie nicht ſchöner und liebreizender als jedes andere Weib? Wie jedes Wort der Lippen gleichſam in einen ätheriſchen Körper hineinflog, um ſich von meinem Geiſte küſſen zu laſſen! Die Liebe zu ihr verzehrt und tödtet mich, und ich kenne den Tod, den ich ſeit langen Jahren ſterbe. Der Tod vernichtet das Leben. Und habe ich denn ſchon gelebt? Hinweg mit Pflichten, die die Menſchen vorgeſchrieben! Sie können nur den binden, der, was ſie gebieten oder verbieten, kennt und ſich, wenn es in ſeinen Kräften ſteht, freiwillig zu opfern ſchwört. Ich verſchwor die Liebe, die ich nicht kannte und die mich aus der Meditation über die Legende vom heiligen Heron wie ein Blitzſtrahl traf, der mit dem Feuer ſeiner himmliſchen Liebe auch nur himmliſche Liebe wieder entzünden kann.

In ſolche, wie er wähnte, geheime Betrachtungen blieb Odilo bis zu Ende der Frühmette verſenkt, aus der er hochaufgeregt nach ſeiner Zelle zurückkehrte. Nach einer Weile ging die Thüre wieder auf und trat der ehrwürdige Pater Superior zu ihm ein, deſſen beobachtendem Scharfblick der Zuſtand ſeines Innern nicht entgangen war.

Der Greis wich an der Schwelle betroffen einen Schritt zurück, da er Odilo in den härteſten Kaſteiungen vor dem Gekreuzigten knieen fand, und ſeine Geſichtszüge legten ſich unwillkührlich in die Falten des Wohlwollens, ſein helles, blaues Auge richtete ſich, wie fragend, groß auf den Büßenden.

Odilo erhob ſich mit den Gefühlen der Beſtürzung und Beſchämung, die ſich alsbald in kalten Unwillen verwandelten, und ſchritt mit der Frage nach ſeinem Belieben auf den Superior zu.

Derſelbe verhehlte ihm nicht, in welcher Abſicht er gekommen ſey und fügte hinzu: Verzeiht, mein Bruder, daß ich Euch alſo ſehr verkennen konnte. Der Augenſchein überzeugt mich eines Andern. Es iſt zu keiner Zeit zu ſpät, das Rechte zu thun und geht das meiſte Uebel in der Welt aus dem Aberglauben an das Gegentheil hervor. Es wird mich innigſt freuen, wenn Ihr in Euch geht und fortan auch die innere Demuth zu der äußeren geſellt. Meine väterlichen Arme drücken Euch zu jeder Zeit an dieſes Herz, das keinen ſehnlicheren Wunſch kennt, als aus unſerer ganzen Kloſtergemeine einen einigen Blick Gottes zu geſtalten. Denket immer nur daran, daß der heilige Peter von Alkantara, wenn er durch Thüren ging, ſich mit Fleiß und Abſicht Beulen an den Kopf ſtieß, daß er, um die Welt nicht zu ſehen, die Augen faſt beſtändig geſchloſſen hielt, und daß er ſogar viele Feindſeligkeiten an ſeinem Leibe begangen hatte, um ihm das ihm zugefügte Unrecht noch vor ſeinem Tode abzubitten, und folgt ihm auf ſeinem heiligen, allein zum Ziele führenden Wege nach.

Der Superior war in einem ſo tiefen Irrthume über den Mönch befangen, daß ſeine gutgemeinten Worte keine gute Statt in deſſen Herzen finden konnten. Die Zerknirſchung, in der Odilo ſich nur erſt kaſteit hatte, war unendlich von jener verſchieden, die der Superior ſeiner Seele untergelegt, wenn ſich gleich die beiden Aeußerſten im Grunde ſtets begegnen. Iſt

Ascetik ja eben auch nur Sinnlichkeit, durch Schmerz anſtatt durch Luſt befriedigt, die dem Geiſte denſelben Genuß, wie dieſe dem Körper beut, und vielleicht kaſteite ſich Odilo noch unendlich tiefer innerlich wegen ſeiner äußeren Kaſteiungen.

Er antwortete dem Superior mit einem Gemeinſpruche über die allgemeine menſchliche Sündhaftigkeit, deren Abbüßung eine der nächſten Kloſterpflichten, und ſuchte alſo, wiewohl vergebens, einer ihm unerträglichen Erklärung über ſich ſelbſt auszuweichen, da der Superior ſolange fortfuhr, ihm mit väterlichen Ermahnungen zuzuſetzen, bis der ungeduldige Odilo die Erwiederung dazwiſchen warf: daß ja nichtsdeſtoweniger mehr als Ein Weg zum Himmel führe.

Für den zum Kloſter Berufenen nicht, mein theurer Sohn, ſprach der Obere: das Gebet iſt der Kanal aller Tugenden, durch den uns die Gnaden des Himmels zufließen, es muß nur, wenn es Nachdruck haben ſoll, der innerliche Geiſt dabei ſeyn. Der heilige Geiſt führt es mit unter ſeinen Taubenfittichen zu Gott empor und wir ſollen uns ihm durch eine ſtete Erinnerung an unſere beſonderen Sünden empfänglich machen. Laſſet bei Tag und Nacht nicht vom Weinen ab, ſagt Sankt Antonius, und unterhaltet mit dem Oele eurer Zähren die Flamme der Ampel eures Herzens.

O! gewiß iſt das das Rechte, Pater Superior, warf Odilo ein: wenn aber der heilige Geiſt unſer

Gebet zum Opfer entzünden ſoll, muß er dazu Brennſtoff oder Zunder in uns finden, den uns allein das irdiſche Leben leiſte — — —

Der Superior machte eine ſtaunende Geberde, und Odilo ſprach im Feuer ſeiner Rede weiter: — — —

Wer ſonſt kann die Seligkeit der Armuth empfinden, als wer ihrer ermangelt hat und reich geweſen iſt? Wer kann die Armuth des Geiſtes wünſchen und beſitzen, als der Wiſſende? Wiſſen iſt Sünde. Und nur durch das Thor der Sünde zieht der Segen des wahren Gebetes in uns ein. Der Menſch ſoll die Welt lieben und beſchauen, weil ſie ihm in eigener oder fremder Sünde das Verlangen nach der Sühne in die Seele legt.

Wenn ihr die Sünde denn als ſolche liebt, verſetzte der Superior, ſo ſeyd Ihr kein Mönch und kennt den Gehorſam nicht, in dem die unvergängliche Ruhe und Glückſeligkeit des klöſterlichen Lebens liegt. Oder wißt Ihr etwa nicht, daß eine Perſon, die die Welt verlaſſen, außer ihrer Zelle, ein Fiſch außer Waſſer iſt? Willſt du ein Mönch ſeyn, wie du dich des rühmſt, ſagte der heilige Hieronymus, ſo ſtreiche nicht in den Städten herum, die gemeine Wohnungen der Menſchen und keine Einſamkeit ſind. Der Stand der Mönche iſt nicht Studirens, Lehrens, Predigens halber, ſondern zum Bußleben, Weinen und Seufzen da. Der Mönch ſoll wiſſen, wie er Jeſum lieben, deſſen Kreuz tragen, ihm nachfolgen und gefallen müſſe, weiter nichts, und eben das lehrt keine Wiſſenſchaft, ſondern Jeſus ganz allein. Verlaßt Euren eignen Weg, Pater Odilo, und wandelt den der Gemeine, als deren Glied allein Ihr ein Ganzes werden könnt. Euer eigner Weg führt Euch doch früher oder ſpäter ins Verderben, dieſer als die Einfalt, iſt der allein richtige. Der Mönch muß ſich gegen den Teufel wappnen, wie David gegen Goliath. Ein Knittel und fünf Kieſelſteine ſind das Beſte gegen den hölliſchen Goliath, beſſer als alle ſcheinbaren Waffen der Weltklugheit, die ſich nur allzuoft gegen den wenden, der ſie führt. Der Knittel iſt ein lebhafter Glaube, und an ſeiner Seite ſoll er die Schäfertaſche der feſten Hoffnung tragen, die Schleuder der vollkommenen Liebe in der Hand. Die Kieſelſteine ſind die Mittel zu Ueberwindung von Verſuchungen.

Und ſtrebe ich einem anderen Ziele als dieſer vollkommenen Liebe nach? fragte Odilo: die ächte Religion wird Liebe und die ächte Liebe Religion. Wenn die Weltmenſchen ein Weib recht lieben, ſchätzen ſie alle anderen gering. Die Liebe war den Heiligen Gottes von jeher ein ſolches Weib. Ihr ſchüttelt Euer Haupt? Ich weiß, was Ihr ſagen wollt. Ihr meint, daß es gefährlich ſey, das Irdiſche mit dem Himmliſchen zuſammen zu nennen, daß der Teufel keine Maske verſchmähe, ſich heimlich in die Seele einzuſchleichen. Allein ich frage Euch: was iſt das Himmliſche überhaupt, wenn es ſich nicht von dem Irdiſchen abſpiegeln läßt und wie kann es uns ſonſt ſichtbar werden? Die weltliche Liebe und Anfechtung dazu war von je die Quelle aller geiſtigen. Oder was waren die Selbſtmartern der Märtyrer ſonſt als Verachtung des Sinnlichen aus Liebe zu dem Ueberſinnlichen? Was jede Marter als ein Kuß von dieſem ideellen Weibe, mit dem das geiſtliche Leben eine Ehe iſt?

Wehe Euch! wenn dies der Fall, rief der Superior nachdrücklich: da ihr alsdann dieſe Ehe gebrochen habt. Auch der Schein der Heiligkeit iſt zu ſchonen, da jeder Heiligenſchein, alle irdiſche Heiligkeit nur Schein bleibt. Euer geiſtliche Inbrunſt iſt eine ſelbſtbewußt willkürliche. Die der Frommen und Heiligen Gottes war immer deren Gegentheil und hatte mit der Euren nichts gemein. Ihr verkörpert die himmliſche Liebe zur irdiſchen, derweil ſie die Seele des Liebenden an die Weltſeele knüpfen, in dieſe hinein, zu ihr empor ziehen ſoll. Ja, Ihr ſehnt Euch nach dem weltlichen Sündenfalle, und findet darin die Seligkeit, die der geiſtlich Berufene von Gottes Gnaden in ſich trägt und nicht wie der Weltmenſch von außen zu empfangen braucht. Ihr treibt ein gefährliches Spiel mit Euren Worten, wo nicht vielleicht ſchon mit Euren Thaten. Ihr haltet Euch an die gebrechliche Stütze der menſchlichen Klugheit feſt und ſtürzt in den allertiefſten Abgrund der Welt. Wollt Ihr Euch noch retten, ſo ſtützt Euch auf das Kreuz, das Kreuz allein hält feſt und ewig. Der heilige Peter von Alkantara pflanzte viele Kreuze auf, ſeine Mönche zur Kreuzigung des Fleiſches aufzumuntern — und von dieſen eines auf einen unerſteiglichen Berg. Er trug es ſelbſt an Ort und Stelle und klomm auf den Knien den Berg empor. Der Weg war lang und rauh, voll Steine und Gebüſche, Kieſel und Dornen zerfleiſchten die Gebeine des heiligen Mannes und das Gewicht des ſchweren Kreuzes drückte ihm die Spitzen ſeines härenen Hemdes ſo tief in den Rücken ein, daß ſeine vielen alten Wunden wieder aufgeriſſen wurden. Ströme Blutes gingen aus ſeinem Leibe; doch er trug das Kreuz zum Ziele, und ſo ſollt Ihr geiſtig mit dem Kreuze Eures Herzens thun, wenn Ihr es für das Leben wahren wollt.

So ſoll ich alles Unſichtbare in mir wie dieſes Blut verſtrömen? ſprach Odilo dumpf: ich kann es nicht. Dieſe Selbſtopferung und Verblutung iſt ſo fruchtbar wie die Sünde für die Weltlichen an Heiligung. Sie vertritt die Stelle der Sünde und die körperliche Zerknirſchung erweckt daneben ſtets die geiſtige. O, erweckt, mein Bruder, nach jenem geiſtigen Hochmuthe der Trunkenheit nur erſt das Gefühl der Leere und Nichtigkeit in Eurer Seele und Ihr werdet ſehen, ſobald ſie ganz darein verſunken iſt, wird ſie auch Gott nach ſich ziehen, der ſie zu dem Stande der Klarheit erhebt. Gott wird in ſie hineinfallen wie der Sonnenſtrahl durch ein offnes Fenſter und es wird Euch ſeyn als ginge der gerade Weg zu ihm aus Eurem Herzen.

Ich kann nicht heucheln, ehrwürdiger Superior, ſprach Odilo, und habe Euch bereits erklärt, wie mir die Frömmigkeit nach Eurem Sinne eine leere Form ſeyn würde. Ich folge dem lebendigen Geiſte, der in mir iſt und wirkt und nicht dem todten Buchſtaben des Geſetzes, das nur hemmen mag. Tauſendmal beſſer, ich gebe mich aufrichtigen Herzens dem Berufe hin, den ich für den höchſten halte, als dem, der mir fremd, wenn auch in noch höherem Sinn beglückend wäre......

Und alſo hatten dieſe Wechſelreden zu nichts weniger als einem Endergebniſſe geführt und trennten beide Männer ſich auf den Glockenruf der Pflicht, der ſie zur Prim beſchied.

Sie waren einander von dieſem Tage an noch fremder als zuvor geworden und Odilo wich auf jedem Tritt und Schritte dem Superior aus, deſſen liebende Natur ſich gegen ihn milde und betrübt verhielt, weil ſie nur mißbilligen und nicht helfen konnte und die Beſchaulichkeit der Andacht ſo häufig die Werkthätigkeit der Menſchen nach außen erſchlafft. Es laſſen ſich Feuereifer und Lammsgeduld nur unter ſelten glücklichen Conjunktionen zu einem Rüſtzeuge Gottes zuſammen ſchmieden.

Der Mönch Odilo begann hiernach den Kampf des Schickſals mit ſich auszufechten und dieſes ſtumme Vorſpiel der Wirklichkeit ward um ſo gewaltiger, als ihm vor dem Ausgange des Kampfes die heiligſten Pflichten zu überwinden waren.

Wer ſich nicht ſelbſt achtet, kann niemand anderes wahrhaft lieben. Die wahre Liebe iſt die Blüthe der Selbſtachtung, die wir von dem ſchönſten Beete unſeres Lebensgartens pflücken und Gott als ein Erſtlingsopfer darbringen. Die Liebe iſt das Glück. Das Glück gereicht uns aber erſt zu wahrhaftem Genuß, wenn unſre Seele mit ſich einklingt. So lange wir noch Schulden an uns zu entrichten haben, bleibt uns von unſerem geiſtigen Hab und Gut nichts an andere zu verſchenken übrig.

Das Samenkorn der Liebe ging wohl in Odilo's Herzen auf; die junge Pflanze konnte aber nicht himmelan wachſen, da er nicht reines Herzens war. Sie erſtickte unter den Dornen, die in dem ſteinigen Boden wucherten, kroch auf der Erde hin und wurzelte immer tiefer in Verzweiflung. Ja, er ergab ſein Leben ganz der Erde, damit der Tod das himmliſche Metall aus den Schlacken ſchmelze. Glücklich wie der Verwundete, der, nach unſäglichen Schmerzen, zu der Operation entſchloſſen iſt, die ihm Geneſung oder Tod bringt.

Eliſens Mutter beſchied ihn um Rath und Zuſprache häufig in ihre Burg, und er hörte ſie an, tröſtete und vertröſtete ſie, die nach der Beſchwichtigung ihres erſten aufgereizten Willens ſo gern aufſchob und wartete, und ſchlich ſich auch mit allen Künſten, die ihm zu Gebote ſtanden, in Eliſens Vertrauen ein.

Gerade je entſchiedener ſeine Abſichten wurden, deſto beſonnener handelte er, weil in der Liebe nur das Edelſte das Herz befangen macht und ſich gleichſam irdiſch zu offenbaren ſträubt.

Elika hatte ſich ſeit ihrer erſten Beichte zu Odilo gezogen gefühlt und ihren Gefühlen ſpäter nur gewaltſamen Einhalt gethan, weil ſie dafür gehalten, daß er auf der Seite ihrer Mutter ſtehe. Sie erwartete ihn von Tag zu Tage mit Vorſtellungen nahen zu ſehen und machte ſich gefaßt, ihm die Unendlichkeit ihrer Liebe zu Illamer recht einleuchtend darzuthun. Wie weit entfernt aber, die gemeine Straße einzuſchlagen, verfolgte Odilo auf einem Richtwege ſein Ziel und machte ſich unter dem Vorwande zum Vertrauten ihrer Liebe, von allem unterrichtet, deſto eher ein Vermittler derſelben zwiſchen ihr und ihren Eltern werden zu können.

Er wollte die Gefühle ihres Herzens an deren Gegenſtande erſchöpfen und ſättigen oder langweilen und wußte ihr durch die Gewalt ſeiner Perſönlichkeit und myſtiſchen Worte nebenbei ein ſo unbedingtes Vertrauen zu ſich einzuflößen, daß es ihr zuweilen, wenn ſie mit ihm von Illamer ſprach, war, als ob ihr Geliebter vielmehr er als jener ſey, und ſie unwillkührlich über ihre ſeltſamen Viſionen lächelte.

Sie ſah und ſprach Illamer nach wie vor des öfteren, kam gewohntermaßen mit ihm Abends bei einer Waldkapelle zuſammen, die an dem Scheidewege zwiſchen ihres Vaters und des Herrn von Znio Burg lag, und ward nur noch durch die Gegenwart des

Jünglings abgehalten, ſich die Wahrheit einzugeſtehen, daß ſie lange nicht mehr ſo ſehnſuchtsvoll als in dem erſten Liebesrauſche für ihn empfand. Sie hatte Pater Odilo Zeit und Ort dieſer heimlichen Zuſammenkünfte anvertraut; was ſich in ihrer jungfräulichen Seele regte, errieth er ſelbſt und wenn ihm ſonach Alles nach Wunſch und Willen ging, verrieth ihn doch zuletzt die Unreinheit ſeiner Leidenſchaft, in die er ſie gleichfalls entzündet wähnte, da die iſolirte Sinnlichkeit ſo wenig wie die ſtumpfe Gleichgültigkeit die Liebe erräth.

Er erklärte ſich gegen ſie zu früh.

Die Enttäuſchte konnte ſeine Meinung kaum begreifen, da alle ſeine früheren Anſpielungen an ihrer Verehrung von ihm wie ein Hauch von einem metallenen Spiegel abgeglitten waren. Sie hatte ſo feſt, ſo ſicher wie an das Heiligſte an ihn geglaubt, hatte ihr beſtes Seyn und Sinnen nur für einen Wiederhall der göttlichen Stimme ſeines Innern angeſehen, und nun zog ſeine Hand mit Einemmale die Stützen unter dem Tempelbaue ihrer Gedanken weg, der in Schutt und Trümmer ſtürzte. Sie haßte und verabſcheute ihn von Grund der Seele aus, und die glühendſte Röthe ihres Zornes ließ ſich im Nu auf ihrem Antlitz nieder. Sie befanden ſich in einem fernen Schattengange des Burggartens, wo die Schwüle des Sommernachmittags ſo drückend ſtill war, daß ſich kein Laub, kein Laut regte. Odilo ſtand erblaßt und bebend vor

Eliken, die ihn ebenſo wenig wie er ſie anzuſehen wagte; der tödtliche Schmerz ihrer Seele löſte aber zuletzt die fürchterliche Pauſe und zwang ihre empörte Scham und mit Füßen getretene Liebe ſich über ihre Lippen auszuſtrömen. Odilo antwortete keine Sylbe und bedurfte der koſtbaren Zeit, ſich zu ſammeln.

Da ließ ſich auf der Freitreppe der Burg Elikens Mutter ſehen. Die Tochter erblickte ſie zuerſt und hemmte ihre Rede. Sie rieth Odilo an, ihr niemals wieder vertraulich zu nahen. Sie wollte ſich entfernen. Er hielt ſie noch einen Augenblick mit der Frage zurück: ob ihre beiderſeitigen Geheimniſſe ſo ſicher in der Bruſt des Einen wie in der des Anderen ruhten? Sie ſchauderte über den Zuſtand ſeiner Seele, der ſich ihr darin enthüllte und ſicherte ihm mit einem einzigen Blicke Verachtung und Verſchwiegenheit zu. Im nächſten Augenblicke verſchwanden Beide nach verſchiedenen Seiten.

Odilo war nicht der Mann danach, Rache zu empfinden oder auszuführen. Sein Denken und Thun griff allzu weit aus, als daß er zwiſchen ſich und ſeinem Ziele hätte ſolche Hemmungen dulden ſollen. Er lebte nur der Befriedigung der Wünſche, die ſich um die Wurzel ſeines Daſeyns geſchlungen hatten, und benahm ſich von dem Tage an ſo unbefangen zurückhaltend gegen Eliken, daß er ihr eben ſo wenig Urſache lieh, mit ihm unzufrieden zu ſeyn, als Anderen den leiſeſten Verdacht zu ſchöpfen. Er wußte gegenwärtig auf der Stelle, wie von Elikens Willen nichts mehr zu hoffen ſtand und da er, ſeine Lage erwägend, zugleich einſah, daß es hier wie meiſt allenthalben das beſte ſey, den geraden Weg zum Ziele zu verfolgen, beſchloß er, ſie um jeden Preis in ſeine Gewalt zu bringen.

In natürlicher Folge der Lücke, die Odilo's Verluſt in ihre Seele geriſſen hatte, ſchloß ſich Elika wieder inniger an Illamer an. Ihrer Mutter ſchon ſeit längerer Zeit entfremdet, hatte ſie eine Ahndung, als könne dieſes Mißverhältniß nimmer wieder auszugleichen ſeyn, und wo zwiſchen zwei ſo ungleichen Perſonen Verhältniſſe oder Verwandtſchaft den Traum einer innigen Vertrautheit allzulange Zeit erhalten haben, führt auch das leiſeſte Geräuſch das Erwachen herbei und ſcheucht der Strahl des Erwachens meilenweit in der Minute die Finſterniß von dannen. Von ihrem Vater wußte Elika nur wohl, er ſey ihr wahrer Freund; allein was half ihr der Entfernte, deſſen Rechtfertigung in ihren Augen überdies beſchämend auf ſie gewirkt hatte. Schon um ſich ſelbſt zu vergeſſen und ſich ſagen zu können, ſie ſey doch treu und wahr, wandte ſie ſich wieder zu Illamer, der ihr treu war, ja, ſie bat ihm innerlich das Unrecht ab, das ſie ihm angethan zu haben meinte und maß die Schuld allein ihren Launen bei.

Odilo's geſchärfte Beobachtung verſah ſich alſobald der Wendung ihrer Gefühle und fürchtete davon, bei

Illamers verzweifelter Ehrſucht, das Aeußerſte. Er hatte kein anderes Mittel dagegen als Illamer zu entfernen und verſtrickte den Burgherrn von Znio zu dem Ende in einen Handel, der ihn nöthigte, nach einem entfernten Kloſter einen Stellvertreter zu ſenden. Der Herr von Znio wählte dazu ſeinen Edelknaben Illamer, der ihm ſchon in ähnlicher Weiſe gut gedient hatte, und da die Sache dringend war, mußte Illamer ſofort an Ort und Stelle eilen, wo ihn Odilo ſchon eine Weile feſtzuhalten wußte.

Illamer konnte ſeiner Geliebten kaum ein flüchtiges Lebewohl ſagen und wie fein auch Odilo ſeinen Plan angelegt zu haben wähnte, errieth doch Elika augenblicklich, von wannen ſie der Schlag betraf und vergalt Odilo's Heimtücke mit ſo heftigem Widerwillen, daß ihre Mutter ſich der Veränderung verſah, die ihr Verhältniß zu ihm erlitten hatte und Beide deßhalb ſchärfer in das Auge faßte. Ihr erſichtlicher Argwohn rief in Odilo den übereilten Entſchluß hervor, ihr Elikens Verhältniß zu Illamer zu Wiedergewinnung ihres Vertrauens aufzudecken und er hielt dabei ſogar für nicht unmöglich, die Mutter im Zorne dahin zu bewegen, daß ſie die Tochter verſtoße und ſeiner Willkühr deſto leichter in die Hände ſpiele. Ja, die Edelfrau gerieth durch die unerhörte Erniedrigung, die ihrer Eitelkeit, dem Stolze, der Würde ihres Hauſes, ihrem Namen in der Liebe ihrer Tochter zu einem Edelknechte von mehr als zweideutiger Geburt drohte, ſo außer ſich, daß Odilo ohne Zweifel ſeinen vollen Zweck erreicht haben würde, wenn nicht plötzlich mit der Heimkehr des Burgherrn ein unvermutheter Zwiſchenfall eingetreten wäre.

Der beſtürzte Odilo, der ſich mit der ſchon halb berückten Mutter allein in ihrem Gemache befand, war wie vom Donner betroffen, als ein Trompetenſtoß des Thurmwarts, das Stampfen der Roſſe im Hofe und die lauten Stimmen der Diener das Ereigniß verkündeten. Der Burgherr trat zu ihnen ein, noch ehe ſeine Gemahlin ihre Aufregung mäßigen konnte, und es fügte ſich alſo nicht, daß ihm irgend etwas zu verhehlen war. Er hörte die Erzählung des Mönchs aufmerkſam an, ſchien in Nachdenken zu verſinken und entließ ihn nach einigen unbedeutenden Worten mit kühler Höflichkeit. Er war, vor der mönchiſchen Geſchäftigkeit in ſeinem Hauſe gewarnt, in der Abſicht zurückgekehrt, ſeine Familienverhältniſſe ein- für allemal zu ordnen, kannte den Jüngling Illamer zu wohl, um ihn nicht ſchon um ſein ſelbſt willen unbedingt zu verwerfen und hatte ſich alſo vorgeſetzt, ſeiner Mitwiſſenſchaft ihres Verhältniſſes gegen Elika mit keinem Worte zu gedenken, und das rathloſe Mädchen wo möglich noch vor Illamers Wiederkehr zu vermählen, damit er auch nichts gegen ihn zu unternehmen brauche.

Er ſtellte dieſen Plan auch ſeiner Gattin ſo einleuchtend vor, daß ſie ihn billigte und als Elika, die bei ſeiner Ankunft auf einem Spaziergange außerhalb der Burg geweſen war, nach Hauſe kam, begrüßte er ſie ſo liebevoll und herzlich wie zu jederzeit. Er war einer der Menſchen, die mit ihrem wohlwollenden Scharfblicke die verſchiedenſten Charaktere richtig würdigen und nur bei Heuchlern oder in ſo hohem politiſchen Styl handelnden Männern wie Odilo irren, die zwiſchen den Mitteln zu ihren Zwecken keinen Unterſchied zu machen wiſſen. Ohne Arg und Falſch wie ſie ſind, erkennen ſie dies auch nie in Anderen und ſo las der Ritter zwar in Odilo's Mienen, daß die ihm zugekommene Warnung vor ihm keine Verleumdung geweſen ſey; verfiel jedoch unglücklicherweiſe in den Wahn, ſchon durch ſein bloßes Erſcheinen über alle Ränke, denen er eine ganz andere Natur als ſie hatten, beimaß, den Sieg davon getragen zu haben. Er hatte mit klugem Vorbedacht ſchon von dem Orte ſeines ſeitherigen Aufenthaltes aus einen Eilboten an ſeinen künftigen Eidam geſandt, um ihn zu einem gewiſſen Tage zu ſich zu entbieten, an dem ſeine beſchleunigte Verbindung mit Eliſen gefeiert werden ſollte, und war überzeugt, der ritterliche Jüngling, der in ſeiner Nähe gelebt und gefochten hatte, werde ſeine Tochter glücklich machen.

Als er Eliſen mit Ruhe und Sicherheit die bevorſtehende Ankunft ihres Bräutigams zur Hochzeit ankündigte, derenthalb er ſelbſt vom Hofe zurückgekommen ſey, war ſie überraſcht und ſchwieg. Sie hatte früher wohl ihrer Mutter widerſtehen können; gegen ihren

Vater war ſie noch nicht in den Fall gekommen, es zu verſuchen und alſo in vollkommener Unentſchloſſenheit, wie dies anzufangen ſey. Indem er nun, ohne eine Antwort zu erwarten, unbefangen zu anderen Gegenſtänden des Geſprächs überging, ließ er ihr die nöthige Zeit einzuſehen, daß ſie ſich jetzt wohl oder übel verſtellen müſſe. Sie würde ſogar haben glauben können, daß ihr Vater ohne allen Rückenhalt ſeiner Gedanken mit ihr ſpreche, wenn das Betragen ihrer Mutter eben ſo weiſe gegen ſie geweſen wäre. So aber nahm ſie aus deren leidenſchaftlichem Unmuthe ab, daß ihr Geheimniß verrathen und das Verfahren ihres Vaters die Folge eines überlegten Planes ſey. Es verging den Dreien in der Burg eine ganze Woche, derweil der Vater mit den Vorbereitungen zu einer glanzreichen Hochzeitfeier beſchäftigt war, die Mutter ſich nach und nach an dem Anblick ſeiner feſten Haltung beruhigte und Elika ſich voll tiefen Leids nach Illamer ſehnte, ohne doch, von ihrem guten Genius geleitet, eines übereilten Schrittes zur Selbſtbeſtimmung ihres Schickſals zu gedenken. - Odilo's Geſtalt hielt ſie ſich mit äußerſter Gewalt ab, in ihrer Erinnerung auftauchen zu laſſen und ſo würde ſie, von ihrem Unſtern errettet, vielleicht ihrem Bräutigam ohne Weigern ihre Hand am Altar gereicht, vielleicht ihr Glück bei ihm gefunden haben, wie ja manches vermeinte Opfer, das wir zu bringen im Stande ſind, eben darum keines iſt, wenn nicht von außen her eine ſtärkere Hand als die ihre den Faden ihres Verhängniſſes an ſich geriſſen hätte.

Es hat jeder bedeutendere Menſch einmal im Leben eine Entwicklungszeit, wo dann es aus der Dämmerung des Ringens Tag oder Nacht in ihm wird und es ihm bei dieſem Steigen oder Niedergehen öfter als ſonſt auf ebenem Wege Noth thut, daß er ſtehen bleibe und rückwärts oder vorwärts prüfend um ſich ſchaue, um ſeine Rechnungsabſchlüſſe mit ſich zu machen und in dieſen Stillſtänden wohl mit einem kühnen Sprunge weiter als außerdem mit angeſtrengtem Wandern zu gelangen.

Zu einem ſolchen Stillſtande in ſich ſelbſt gelangte auch Pater Odilo, als er von dem Ritterſchloſſe in ſein ſtilles Kloſter heimgekehrt war und ſich auf ſein hartes Lager erſchlafft hingeworfen hatte. Das Leben war ihm ſo ſchaal, ſo leer, ſo nichtig, wie er es führen ſollte, und anderſeits ſo reich, ſo herrlich, wie es ihm verboten war. Es feſſelte ihn die Kette einer Pflicht, die ihn mit blutigen Gliedern zu Boden drückte und er begriff nicht, wie der Unglückliche das Leben verachten, haſſen, verabſcheuen müſſe, bevor er es ſo lieben lerne, daß es ihn beglücke. Er war entweder zu ſchwach oder zu ſtark, ſeine Perſönlichkeit, die die Pflicht von ihm forderte, aufzugeben, um ſich mit ihr der Verzweiflung, die einzig nur an ihr hangt, zu entledigen. Sein Leben ſollte nicht im Glücke ſchön ſeyn, es konnte es im Unglück, durch ein ohnmächtiges

Ringen des Willens gegen das Schickſal werden: was ſtand er an, ihm ſeinen Lauf zu laſſen? Er hatte ſich die bitterſte Ergebung des Lebens abgetrotzt und gab ſich ſelbſt auf, er wollte ſich nicht ſelbſt mortificiren und zwang das Schickſal, es zu thun. Und wäre dies der einzige Unterſchied zwiſchen Tugend und Laſter? fragte er weiter. — O, nein! antwortete ihm eine innere Stimme: die Mortifikationen oder Prüfungen des Geſchicks treffen dich nur, um dich zu jenen zu ſtärken, die immer das letzte, unvermeidliche ſind, was du beſtehen mußt.

Wenn ich nun aber nicht die Kraft des Körpers habe, die ſie fordern? — Habe nur die Kraft des Willens, mehr bedarf es nicht. Du biſt ja ſelig, wenn du in dem Kampfe irdiſch vernichtet wirſt und kannſt immer auch hienieden ſelig werden, wenn das nicht geſchieht, was nicht ſo leicht geſchieht.

Doch war die Sünde, die ſich nicht irren ließ, allzuſehr in ihm erſtarkt und riß ihn mit ſich fort.

Er ging mit raſchen Schritten in der kleinen Zelle auf und nieder.

Es gibt keine Sünde, dachte er, denn was ich für mich will, iſt gut, ſobald ich es zu thun vermag. Werde ich davon überwältigt, ſo erleide ich, was ich unterging und werde nimmer klagen. Die Sünde, was hienieden alſo heißt, reißt Sünde nach ſich bis in den Tod. Wer mag ſich dem natürlichen Laufe der Dinge widerſetzen.

Er griff ſich an das Herz. Eine Pauſe. Er warf den Kopf in die Höhe, ſein Blick war verklärt. Er überdachte die Lage der Dinge noch einmal klar, ſeine Erlebniſſe der letzten Stunde, die ihn auf dem Heimwege ſo muthlos gemacht hatte. Er wollte Eliken um jeden Preis beſitzen, der Augenblick des Genuſſes war ihm mit keiner Ewigkeit des Leidens zu theuer erkauft. Er ward ihm nimmer, wenn er ihn nicht im Sturme erzwang. Sie haßte ihn; er war gewiß, ſie würde ihn meiden, blieb ſie die Herrin ihrer ſelbſt; und um ihn ſo haſſen zu können, mußte ſie ihn doch geliebt haben. So leicht ſich das Blatt gewendet hatte, mochte es ſich wieder wenden. Und wenn ſie nur einmal erſt ſein war, dankte ſie es ihm ſicherlich, ſie von dem unreifen Knaben errettet zu haben, mit dem nur ein thörichter Irrthum ſie verband. Alſo entfloh er dem düſteren Berufe, dem er leben mußte, wandte ſich mit ihr nach den fernen Landen des Orients, wo er menſchlich fühlen durfte, löſte ſich in die Seligkeit auf, ein geliebtes liebendes Weſen ganz ſein zu nennen und ſtarb dann wann es ſeyn mußte, ſtarb den entzückendſten Tod, der in dem Symbole des Lebens enthalten iſt.

Odilo's richtiger Takt hatte ihn gleich fühlen laſſen, daß die Art und Weiſe, wie ihn der Burgherr begrüßt und entlaſſen habe, ihm keine Hoffnung gewähre, auf dem verdeckten Wege der Liſt noch etwas für ſich auszurichten. Er wußte ſo viel gewiß, daß er entweder verrathen oder verdächtig war und das genügte ihm.

Hatte der ſcharfſichtige Ritter aber einmal ihn durchſchaut, um wieviel mehr nicht ſeine Tochter, die er von Kindheit an gekannt, und es war alſo nicht zu bezweifeln, ſeine nächſten Maßregeln würden, eines ſo entſchloſſenen Mannes würdig, den Bräutigam zum Abſchluſſe der Vermählung nach der Burg berufen, um die nicht weiter zu biegende Gefahr zu brechen. Eingezogene Erkundigungen machten ihn überdies bald dieſer Annahme gewiß und ſo ließ er ſich auf das Wagniß ein, ſeinen Feind zum Werkzeug ſeiner Abſicht zu gebrauchen: Er that, in der böſeſten Abſicht, Illamer durch einen Eilboten kund, welche Gefahr ſeiner Liebe drohe, forderte ihn in Eliſens Namen zu ungeſäumter Rückkehr auf und konnte ihn um ſo ſchneller in die Falle eingehen ſehen, als er dem ihm verbündeten Prior des Kloſters, nach dem Illamer geſandt worden war, einen Wink gegeben hatte, die Erledigung des Streithandels zu beſchleunigen. Illamer legte den Raum, der ihn von der Heimath trennte, in ſtürmender Eile zurück und begab ſich, noch ehe ihn die Burg Znio wieder ſah, nach Kloſter Blattnitz, wo er mit dem Beſchützer ſeiner Liebe eine heimliche Unterredung hatte.

Es war ein rauher, ſtürmiſcher Herbſttag geweſen, und hatte die frühe Dunkelheit Eliſen aus dem düſtern Garten der väterlichen Burg in ihr Zimmer getrieben. Sie hatte unter den heimlichen Lindengängen umſonſt ihr Gemüth zu beruhigen geſucht und es war in dieſem fruchtloſen Bemühen mehr als eine warme Thräne aus ihren Augen auf das herbſtlich duftende, naßkalte welke Laub am Boden gefallen.

Wir haben Stimmungen, in denen uns das ſchlechteſte Wetter nicht ſchlecht genug zum Verweilen im Freien iſt und je ſchlimmer es dann tobt, regnet und ſtürmt, deſto mehr fordert es den Trotz unſerer Körperkraft heraus, was im Verhältniß zu den Seelenkräften derſelbe Fall mit dem Unglück iſt und das wahre Leben ausmacht, das kein Tod vernichtet.

Elika war heute in einer ähnlichen Stimmung geweſen und hatte ſich an dem Verſcheiden der Natur erfreut, der es wie ihrer Liebe ging. Ihr Vater war in Geſchäften ausgeritten und konnte nicht vor Nacht wiederkehren. Ihre unpäßliche Mutter wollte allein ſeyn und geſtattete ihr gleichfalls Einſamkeit. Sie verbat ſich alſo Speiſe und Trank und entließ ihre Zofe für die Nacht. Sie ſchob den Riegel ihrer Thüre vor, ſo daß das kleine Gemach in Dunkel begraben lag, warf ſich in einen Armſtuhl in der tiefen Fenſterbrüſtung und ſchaute gedankenvoll zu, wie der Wind die ſchweren ſchmutzig grauen Wolken mit aller Gewalt weiter trieb. Er klapperte mit den kleinen in Blei gefaßten runden Scheiben, ſeltſame Töne hallten draußen durch die Oede, ſo ängſtlich gedämpft, als fürchteten ſie ſich zu verlauten. Die Natur war wie nervos geworden. Hier rauſchte es, dort raſchelte es.

Elika ſchmeckte die Süßigkeit der Erſchöpfung, worein uns ein anhaltendes heftiges Weinen verſenkt. Ihr Haupt war in die Kiſſen der Rückenlehne gebeugt, es durchrieſelte ſie.

Manche Menſchen pflegen nur im erſchöpften Zuſtande tiefere Wahrheiten als die alltäglichen einzuſehen. Zerſtreuung, Unwille oder wer weiß was noch hält ſie ab ſie zu erkennen, bis ihnen am Ende die Erkenntniß, wie eine reife Frucht, die ihr Zweig nicht länger hält, vom Baume fällt.

Auch Eliſen erging es jetzt nicht anders, indem ſich ihre Gedanken auf Odilo richteten und es wie ein Nebel davor zerriß: Sie liebte ihn!

Warum hätte ich ſonſt auch ihm gegenüber dieſen unergründlichen Abſcheu ausſprechen müſſen, als weil er mir über alles in der Welt lieb ſeyn ſollte? ſprach ſie zu ſich: Wie floß die Weisheit von ſeinen Lippen und tränkte meine Seele mit Erquickung! Und wie bergen dennoch ſo edle Züge ſolche Niedrigkeit! Ich ſage Niedrigkeit? Es iſt ganz gewiß eine Schmach, daß er in ſeinem Stande irdiſche Liebe fühlt und mir zu erklären fähig war. Hätte er nun aber das Gelübde nicht gethan und wäre frei? Hinweg von dieſem Abgrunde! und warum? Sollte ich mir nicht eingeſtehen, was ich für ihn fühle? Iſt es Sünde, bin ich der nicht ſchuldig, da ich ſie nicht freiwillig beging. Ich wäre ſchuldig, verhehlte ich ihm die Schwäche meines Herzens nicht. Warum ſollte es aber nicht Gefühle, Seelenbündniſſe hienieden geben, die für eine andre Welt gültig ſind? Warum ſollten wir hier alles ernten was wir ſäen? Ich liebe ihn in dieſem für ein anderes Leben. Ich liebe ſeine unſterbliche Seele, gleichviel ob ſie dort eine Perſönlichkeit habe, oder nur ein Theil des Ewigen ſey. Sie iſt eben liebenswerth weil ſie ewig iſt. Sie hat nichts mit ſeinem irdiſchen Theil gemein. Ich haſſe dieſes und liebe jene in ihrer Leidenſchaft, weil ich ſie bemitleide, und wie würde es ſüß ſeyn, ihm dereinſt jenſeits zu ſagen, daß ich ihn dennoch erkannt, wie ſüß das Erröthen der Seele für ihn und mich, daß ich es ihm hier verhehlen mußte. — Es iſt ein Schmerz, ein Unheil, eine Verſuchung, daß ich mit meiner Mutter zerfallen bin. Von meinem edlen Vater trennt mich ein Verhängniß. Verdiene ich darum Strafe, weil mich an keinen Menſchen auf Erden die Treue bindet? . . . . Und bin ich nicht ſogar Illamer ungetreu, gegen den ich ſchon ſo oft undankbar war und der mich immer zärtlich liebte? Soll ich ſo ungeliebt, als ich in daſſelbe eintrat, wieder aus dem Leben gehen? Entſetzlicher Gedanke! Ich bin ein armes hülfloſes Mädchen, das der Stütze, der Liebe nöthig hat. Ich habe ihm Liebe zugeſchworen und es iſt Pflicht über alle Pflichten ihn zu lieben. Nur daß ich nicht des Unbekannten Weib werde, der meinen Willen in Feſſeln ſchlüge!.. Geſetzt aber, Illamer kehrte nicht zu rechter Zeit zurück, und ich harrte allabendlich umſonſt ſo ſehnſuchtsbange Stunden an dem Fenſter; geſetzt, ich ſollte jenem hingeopfert werden.....

Ein neuer Ausbruch von Schmerz hemmte ihre Stimme und ſie erkannte die Verzweiflung der Rathloſigkeit, in der man keinen Ausweg aus der Noth erſieht und von der Vorſtellung des drohenden Unheils ſo aufgerieben iſt, daß man in Gedanken auch die letzte Hülfe nicht mehr mag und, um nur keinen Kampf mehr zu beſtehen, den Tod und Untergang allem andern vorzieht.

O, mein Gott! rief ſie: Ich gebe Vater, Mutter, Ehre und Leben hin, wenn du mich erretteſt und ihn kommen läßeſt.

Und eben das Verzagen lieh ihr, um ſich nur abermals ſteigern zu können, neuen Muth zu wünſchen, da das allernächſte zuletzt im Leben immer Recht behält. Die Heftigkeit ihrer Ungeduld trieb ſie wiederholt im Zimmer auf und nieder, bis ſie, an dem Fenſter ſtehen bleibend, eine der kleinen Scheiben öffnete und über den Garten nach dem Walde ſah. Was glänzt dort über der Kapelle? Was für ein Licht taucht aus dem Düſter auf und tritt flackernd zurück? Aber und abermals? Es iſt nicht das ewige Lämpchen am Altare. Nein, es iſt Illamer, mein Erretter, er erwartet mich; ich komme.

Sie zitterte vor Angſt und Freude, indem ſie ihren Anzug zu dem nächtlichen Ausgange ordnete. Es war ſchon ſpät und eine hellere dünn umwölkte Stelle des Horizonts zeigte an, daß die abnehmende Mondſichel bald aufging.

In der Burg war alles todtenſtill. Das Geſinde war in einem entfernten Flügel zum Abendeſſen verſammelt. Meine Mutter muß ſchon ſchlummern, dachte Eliſa, als ſie über den unerleuchteten gewölbten Gang ihrer Thüre vorbeiſchlich und in dem Zimmer die Wanduhr gehen hörte. Unten im Hofe kroch der große Kettenhund aus ſeiner Hütte und ſuchte ſie durch freundlich demüthige Sprünge zu bewegen, ihn auch dies wie anderemale auf ihrem abendlichen Ausgange mitzunehmen. Ihr Herz war heute allzu wund, als daß ſie noch hätte etwas thun mögen, das nicht unerlaßlich war. Sie erreichte den Garten. Die Fröhlichkeit der verſammelten Diener ſcholl ihr aus der Ferne nach. Ein dickes, dunkles Tuch auf dem Kopfe, eilte ſie, durch den Lindengang, einer geheimen Pforte zu, deren Schlüſſel ſie ſich zu verſchaffen gewußt hatte. Sie ſah ſich öfter um und erſchrak über ihr nachflatterndes Gewand. Sie hörte ihre fliehenden Schritte im Laube raſcheln und hielt ſie für fremde hinter ihr. Sie verſchwand in das Gebüſch um die Pforte. Ihre dunkle Geſtalt ward dahinter im Freien wieder ſichtbar, und deren ſchwarzer Punkt in der grauen Nacht immer kleiner und kleiner.

Sie hatte eine gute Viertelſtunde Weges durch Strauchwerk und Geſtrüpp zurückzulegen und eilte außer Athem auf das flackernde Flämmchen zu. Sie ſtrauchelte einmal über das andere und ſtand einen Augenblick ſtill, um nur das laute Pochen ihres Herzens zu vernehmen. Sie war des Weges ſonſt ſo oft bei Nacht gewandelt und hatte dabei doch niemals dieſe Herzensangſt empfunden.

Endlich langte ſie an Ort und Stelle an. Ein mit Gras bewachſener Fahrweg ging aus dem Walde in verſchiedenen Armen weiter. Auf der Wegſcheide ſtand eine kleine Kapelle. Ein alter Nußbaum davor breitete ſeine Zweige über das Dach aus und an einem Aſte hing eine Laterne, in der Elikens Lichtlein durch die angelaufenen Gläſer ſchimmerte. Der Wind bewegte die Laterne an dem Stricke ab und zu, und an der Wand der Kapelle, ſowie unter dem Baume hin auf dem Raſen ſchwankte der Wiederſchein des Lichtes mit den langen dünnen Schatten, die es um ſich warf.

Elikens erſtes Gefühl trieb ſie an, vor dem Eingange der Kapelle niederzuſinken. Sie wollte beten, aber ſie konnte es nicht. Ihre Blicke ſchoſſen unruhig nach allen Seiten, ihre Bruſt hob ſich wild. Dichtbei ſchnaubte ein Pferd. Ein dunklerer Schatten glitt hinter einem Buſche vor. Die Liebenden erkannten ſich und ſanken einander in die Arme.

Illamer wollte reden. Er hatte ſein ſchnelles Roß unfern angebunden und war zur Flucht bereit. Er wollte Eliken nach der erſten Aufregung dazu bereden. Sie preßte ihn zitternd wiederholt in ihre Arme als ob ſie einen ewigen Abſchied von ihm nähme und er erſtickte ihr Schluchzen in ſeinem weiten Mantel, worein er ſie ſo lange hüllte, bis ſie ſtiller ward.

Da durchſchnitt der gellende Ton einer Pfeife die

Luft, Zweige bewegten ſich und knickten, vermummte ſchwarze Geſtalten drangen mit blanken Waffen aus dem Dickicht.

Illamer riß ſich empor, ließ Eliken auf den Raſen niedergleiten, warf ſeinen Mantel über ſie und zog ſein Schwert. Die langen Klingen klirrten im tödtlichen Kampfe an einander und Elika ſah die letzte verzweifelte Gegenwehr Illamers. Sie ſprang auf, um ſich zu retten. Rauhe Arme umfaßten ſie. Sie ſtieß einen Schrei aus. Illamer wandte ſich nach ihr und in dem Augenblicke ward ihm ein Schwert in die blos gegebne Bruſt geſtoßen. Er ſtürzte aufbrüllend zu Boden und Eliken vergingen die Sinne. Einige Vermummte ſchafften die Bewußtloſe, auf einem Tragſeſſel, waldeinwärts, andere begruben abſeits Illamers entſeelten Leichnam und entfernten ſich mit dem Roſſe des Edelknechts nach einer andern Richtung. Nicht lange, ſo ward der Schauplatz der Unthat wieder ſo ſtill wie vorher und ſauſte nur noch der Sturmwind durch die Wipfel, oder knarrte mit den alten Aeſten, klapperte mit dem morſchen Holzwerke der Kapelle. Die Laterne war wieder verſchwunden und die Nacht und Finſterniß hatten alles in ihren Schooß begraben.

Elika ward erſt am folgenden Morgen in ihrer väterlichen Burg vermißt, wo ihr Verſchwinden allen Bewohnern ein Räthſel war. Ihre Mutter geberdete ſich wie wahnſinnig, ihr Vater empfand ihren Verluſt tief; kam aber in der Thätigkeit des Nachforſchens nicht dazu, ſich zu äußern. Die flugs zu ihm gelangende Kunde von Illamers Rückkehr nach Zuio und ſeiner eben ſo ſpurloſen Entfernung in derſelben Nacht benahmen jeden Zweifel an der Wahrheit der Thatſache, daß der Abenteurer ſie entführt habe. Jedoch blieben die väterlichen Anſtrengungen, die Flüchtigen zu erreichen, Monate lang fruchtlos und mußten Vater und Mutter ſich zuletzt in die Nothwendigkeit ergeben, die Unglückſelige für verloren zu halten.

Die Mutter begab ſich an den Hof des Landesfürſten, um ſich von ihrem Kummer zu zerſtreuen. Der Vater wollte das Angedenken an ſein geliebtes Kind nicht in ſeiner Seele ſchwächen und blieb in düſtrer Abgeſchiedenheit auf ſeiner Burg, wo er Tage lang die Wälder durchſtrich. Er genoß ſeinen Schmerz mit Luſt und Liebe, derweil ihn ſeine Gattin nur mit Widerwillen litt, ſo lange er ihr blieb. Der Ritter hatte überdies das Gefühl, als müſſe er hier noch einmal von ihr hören, als weile ſie in ſeiner Nähe und könne hinter jedem alten Stamme, aus jeder alten Hütte, ſeiner Hülfe bedürftig, hervortreten.

Er war einer der Menſchen, die mit einem geliebten Weſen Jahre lang zuſammen leben, ohne ihm ſeine herzliche Neigung oder Zärtlichkeit auszuſprechen, und aus denen ſie erſt hervorbrechen kann, wann ihr Gegenſtand nicht mehr für ſie da iſt — gleich wie die abgebrochene Blumenknospe mit Einemmale aufblüht, ſo wie man ihr Ende in die Flamme hält —; um ſie mit dem bitterſten Leide zu der Erkenntniß ihrer eigenen Liebe zu bringen und mit Reue zu erfüllen, daß ſie das Geliebte ohne eine Ahndung deſſen von ſich ſcheiden ließen, wie innig ihm ihr Herz zu eigen war. Es ergeht dieſen Menſchen mit jeder Freude des Lebens ſo, daß ſie ſie nicht eher ſchätzen lernen, als bis ſie vorüber iſt, — ſo wie Kurzſichtige ihre Bekannten, denen ſie auf der Straße begegnen, nicht früher erkennen als bis ſie ſie nicht mehr ſehen —; und ſie verlaſſen das Leben mit Thränen in den Augen, weil ihnen eben erſt die Hand des anklopfenden Todes die Luſt erweckte, in daſſelbe einzugehen.

Sobald die verlorne Elika wieder zu ſich gekommen war, herrſchte beinahe völliges Dunkel um ſie, in dem ſie keinen Gegenſtand erkannte. Eine lichte Stelle ihres Aufenthaltortes hielt ſie für ein Fenſter. Jedoch unterſchied ſie eben ſo wenig dahindurch. Es ſchien ein dicker Nebel in der Luft zu hangen. Ihre Glieder ſchmerzten ſie, ſie lag regungslos, ſo ſchwer wie Blei, ſie meinte heim auf ihrem Bette, und dachte nicht weiter nach. Sie war nur froh, daß alles ſo ruhig um ſie war, da ſie das heftigſte Kopfweh fühlte.

Eine weibliche Geſtalt ſaß in der Nähe ihres Lagers und ſchien, in der Abſicht zu wachen, vom Schlafe übermannt worden zu ſeyn. Es war doch ihre Mutter, und es that ihr das Gefühl ſo wohl, in Sicherheit zu ſeyn. Das Kopfweh ließ nach. Es ward lichtere Dämmerung, ihre Gedanken ſammelten ſich, ſie dankte der Mutter im Herzen ihre Verſöhnlichkeit.

Allein indem ihr Auge mit Wohlwollen auf den dunklen Umriſſen der Geſtalt weilte, unterſchied ſie dieſelbe im Einzelnen: ein altes Skelett, in Lumpen gehüllt, das gelbe Geſicht voll tauſend beweglicher Falten, ſpärliches, halb graues, halb ſchwarzes, ſtruppiges Haar auf dem Kopfe!

Jeſus, Chriſtus! das iſt nicht meine Mutter; wo bin ich? ſchrie ſie auf, richtete ſich im Bett empor und ſtarrte wild die erwachende Alte an, aus deren kleinen grauen Augen die widerwärtigſte Rohheit blickte. Sie ſuchte ſich mit dem jungen Mädchen vergebens zu verſtändigen. Mit dem zunehmenden Tageslichte ward es auch in Elikens Erinnerungen hell. Illamer ſtarb noch einmal in ihrer Seele. und ſie überließ ſich allen Ausbrüchen der Verzweiflung. Sie wollte fliehen, ſchrie um Hülfe. Die Alte bedeutete ſie, daß ſie in einer Einöde des tiefſten Waldes ſey, wo ſie keinen Beiſtand finden könne, und ſie erkannte ſelbſt, wie feſt ihr Kerker ſey. Vor dem Fenſter waren ſtarke Eiſenſtäbe, die Wände von dicken Steinen, die Thüre doppelt und dreifach verſchloſſen und die Alte allem Anſehen nach ſtark genug, die Schlüſſel ganz allein gegen ſie zu vertheidigen. Durch das Fenſter gewahrte Elika nur überhangende tannenbewachſene Felſen, die ihren Kerker gewiß von allen Seiten umſchloſſen hielten und keinen Laut ihrer Stimme würden aus der

Kluft herausdringen laſſen. Sie ſank erſchöpft und muthlos auf ihr Lager nieder.

Die Alte hatte ihrer Aufregung erſt gleichmüthig zugeſehen und ſich dann ſchweigſam in eine Ecke geſetzt, wo ſie ſpann. Sobald Elika ſtiller ward, bot ſie ihr Speiſe und Trank an, regte ſich aber nicht von ihrem Sitze, als ſie keine Antwort bekam. Das Mädchen ahndete nun wohl, in weſſen Händen ſie ſich befand, und es hatte allerdings kein Anderer als Odilo den gelungenen Anſchlag auf ihre Freiheit und Illamers Leben ausgeführt.

Das kleine Waldhaus lag in einem Felſenkeſſel, ſtundenweit von jeder menſchlichen Wohnſtätte ab, auf dem Gebiete des Kloſters, und hatte, als daſſelbe noch in Kriegshändel verwickelt war, zum Schlupfwinkel ſeiner Reiſigen, oder zum Kerker für Gefangene gedient. Ein rauher Kloſterknecht hatte es ſchon ſeit lange mit ſeiner Frau und ſeinen Geſellen bewohnt und das Gewerbe eines Kohlenbrenners vordem nur zum Schein betrieben, wiewohl ihn die veränderten Kloſterangelegenheiten jetzt genöthigt hatten, von ſeinen Abwegen abzulaſſen und ſich im Schweiße ſeines Angeſichtes redlicher als ſonſt zu nähren. Dem Pater Odilo, der ihn in beſonderen Schutz genommen hatte, diente er in ſeinem vielverzweigten Verkehr mit der Welt auf alle Weiſe, und, ſo gewöhnt wie er ſeit ſeiner erſten Jugend an ein gewaltthätiges Leben war, fiel es auch dem Mönche jetzt nicht ſchwer, ihn für ſein verbrecheriſches Unternehmen zu gewinnen. So waren es der Köhler und ſeine Spießgeſellen geweſen, die die Jungfrau geraubt und Illamer erſchlagen hatten, und verſah nun ſeine Frau das Amt einer Kerkermeiſterin, derweil er ſich augenblicklich zu einigen nahen Meilern begeben hatte.

Die Jungfrau wurde aus den Betrachtungen über ihre Lage durch den Schall einer kleinen Glocke geweckt, auf den die Alte ſich zur Thüre hinaus entfernte, und wenige Minuten ſpäter trat Odilo ein.

Der Mönch blieb am Eingange, ob aus Scham oder Unſchlüſſigkeit, ſtehen, und als Elika ſeinen Blick auf ſie gerichtet ſah, war ſie ſtark genug, ihn mit Anſtrengung aller ihrer Kräfte zu erwiedern. Sie erhob ſich blaß, krampfhaft gefaßt und ſtand ihm gegenüber. Es trat eine ſeltſame Pauſe ein, am Ende nahm Odilo das Wort und……

Wozu die Erklärungen wiederholen, die ſie ſich zu geben hatten? Wozu dieſe erſte Zuſammenkunft oder eine folgende ſchildern, die alle zuſammen nur den unerfreulichen Beweis führten: wie die urſprüngliche geiſtige oder moraliſche Kraft, die wir an Märtyrern oder großen Genien entzückt bewundern, ihrer eigenſten Natur nach nur wenigen Menſchen gegönnt ſeyn kann, und ſo viele, ſelbſt die beſten, denen ſie abgeht, nicht im Stande ſeyn ſollen, mit den nur bedingungsweiſe von ihnen erworbenen oder ererbten Kräften in allen Drangſalen des Lebens auszuhalten. Es kommt eben nur darauf an, mit wenigen Federſtrichen die Sproſſen anzudeuten, auf denen Elika und Odilo die Leiter ihres Verhängniſſes hinunterſtiegen.

Odilo unterließ nicht, ſeine Anträge, Bitten und Beſtürmungen auf jede Weiſe zu erneuen, und Elika ſetzte ihnen eine Entrüſtung entgegen, deren Energie das Gefühl ihres Unglückes verdoppelte. Er ging und kam in einigen Tagen wieder. Er ermüdete nie in ſeinen leidenſchaftlichen Beſchwörungen. Die Schärfe ihres Schmerzes hatten unterdeß Thränen abgeſtumpft. Sie nahm ihn leidender, ſchweigſamer, vielleicht auch trotziger auf. Er berichtete ihr, wie vergeblich ihr ihre Eltern nachgeforſcht hätten und wie auch Illamers beklagenswerthes Schickſal, das er ſich durch ſeinen verzweifelten Widerſtand zugezogen, aller Welt, die ihn mit ihr geflohen wähne, ein Geheimniß geblieben ſey. Sie ſchwieg um der Nothwendigkeit willen, ſich zu verſtellen, wolle ſie früher oder ſpäter vielleicht dennoch fliehen, und ſobald ſie einmal dieſer Anſicht war, ſtellte ſie ſich bei ſeiner nächſten Wiederkehr noch freundlicher. Die troſtloſe Einſamkeit oder noch troſtloſere Geſellſchaft des alten Weibes hatten ihren Trotz gebrochen. Odilo ſprach ihr von der Abreiſe ihrer Mutter nach der Stadt, wo ſie ſich von ihrem Verluſte zu zerſtreuen ſuche. Das gab ihr einen Stich ins Herz. Von ihrem Vater ſagte er blos: der Ritter ſey die meiſten Tage auf der Jagd. Weiter wagte ſie nicht nachzufragen. Da ihre Mutter bereits angefangen hatte, ſich zu tröſten, wie hätte ſich ihr Vater ihren Verluſt mehr zu Herzen nehmen ſollen, dem ſie niemals etwas geweſen war. Ihr Schmerz ward Wehmuth und Schwäche. Ihren Geliebten, der ihr keineswegs ſo theuer geweſen, daß ſie hätte um ihn verzweifeln ſollen, hatte der Tod von ihr getrennt. Ihre Eltern gaben ſie auf und vergaßen ſie wohl bald nach dem natürlichen Laufe der Dinge. Es fragte alſo kein Menſch auf Erden mehr nach ihr, und nur Odilo liebte ſie, deſſen zärtliche Leidenſchaft ſie täglich vor Augen ſah. Er war allerdings ein Mörder, Räuber, Meineidiger und Kirchenſchänder; war dies Alles aber nur aus Liebe zu ihr geworden und vordem ein verehrter weiſer Mann und Heiliger geweſen. Es hätte ihn auch Niemand härter anklagen können, als er ſich ſelbſt ſo oft in ihrer Gegenwart anklagte. Er verdiente bemitleidet zu werden und ſie mußte vielmehr für ihn beten als ihm fluchen.

So geſchickt ſchmeichelten ſich die neuen Gefühle in Eliſens Seele ein, der die Einſamkeit immer unerträglicher zu werden anhub.

Von jetzt an drohte ihr Odilo bisweilen zu rechter Zeit mit unaufhörlichen Martern und ewiger Gefangenſchaft, oder verhieß er ihr die Freiheit, wenn ſie ihm vergeben wolle, und ſprach ihr von ſeinem Einfluſſe bei Kirchenfürſten vor, die ihm wohl beim Papſte unſchwer die Entbindung vom Kloſtergelübde vermittelten.

Unter allen dieſen Angriffen brach Elikens moraliſche Kraft, und da ihr am Ende Odilo's erheiternde Gegenwart unentbehrlich geworden war, ſank ſie, als ſein Geſchöpf, faſt bis zu einem animaliſchen Daſeyn hinab, das ihr in der Ermattung ihrer Gefühle nur noch das einzig Wünſchenswerthe ſchien.

Ihrer Entwürdigung war der Winter mit ſeinen Fröſten und Stürmen, der Frühling mit ſeinen Wonnen und Blüthen unbemerkt vorübergegangen, und ſie hatte nicht einmal mehr daran gedacht, Odilo um eine Milderung ihrer Haft zu bitten. Da ſtand der Sommer für die übrige Welt bereits in voller Pracht, als Eliken eines Nachts ein ſchweres Gewitter aus ängſtlichen Träumen weckte. Sie hatte von Kindheit an eine unbezwingliche Furcht vor Gewittern gehabt und erſchrack auf den Tod, als ſie das Krachen des Donners und ſeinen zehnfachen Widerhall in den Felſen mit den plätſchernden Regengüſſen hörte, oder das unaufhörliche Leuchten der Blitze ſah, die mit grellen rothen, blauen, gelben, zitternden Lichtwogen durch ihre Kammer zuckten. Die Felſen ſelbſt ſchienen zu beben, die Natur, in ſcheuer Demuth, wie ein Kind die väterliche Strafe zu erwarten. Elika hatte ſich anfangs unter die Decke ihres Lagers verkrochen; ſprang aber bei den verſtärkten Donnerſchlägen, die, Schlag auf Schlag, das Dach der Hütte zu treffen ſchienen, ohne Faſſung aus dem Bette und rannte in dem leichten Nachtgewande, mit aufgelöstem Haar, die Hände ringend, unter der Laſt ihrer Schwäche wimmernd, auf und nieder. Sie wußte nicht mehr, was ſie ſagte oder that, rief ihrer Kerkermeiſterin, dem entſetzlichen Köhler flehentlich zu, ſie in ihrer Angſt und Noth nicht zu verlaſſen. Sie zählte mit hochklopfendem Herzen die Augenblicke der Stille: ſie hörte nichts, ſie glaubte, es ſey Alles geflohen und ſie müſſe in dieſer Empörung der Natur zu Grunde gehen.

Indem that es in ihrer nächſten Nähe einen Schlag, als ob die Welt berſte; Donner und Blitz waren in Eins verſchmolzen, die entzündete Luft ſchien ein ſchwefſlichtes Feuer ohne Brennſtoff zu ſeyn. Elika ſtürzte, wie vom Blitz getroffen, zuſammen und blieb minutenlang betäubt liegen.

Der Blitz hatte in das Haus eingeſchlagen und die alte Köhlerfrau getödtet, die eben zu ihrer Gefangenen gehen wollen. Das Dach des Hauſes ſtand in vollen Flammen, die Kerkerthüre war von dem Schlage aufgeſprengt worden, Rauchmaſſen wälzten ſich hindurch, die Flamme praſſelte mit dem Regen um die Wette, und leckte ſchon an mehreren Stellen nach den inneren Räumen.

Da brachte die Stickluft die Ohnmächtige wieder zur Beſinnung. Sie riß ſich ſchmerzhaft empor und der Inſtinkt trieb ſie zum Zimmer hinaus, deſſen Decke ſofort hinter ihr einſtürzte. In dem vorderen Raume ſtieß ihr Fuß an etwas auf dem Eſtrich: es war der ſcheußlich entſtellte Leichnam der alten Wärterin. Sie hatte nicht Zeit, ſich zu entſetzen, und es trieb ſie mit Sturmeseile bis vor den Eingang. Sie ſah zurück: das ganze kleine Gebäude ſtand in Flammen, die bald von dem niederſtrömenden Regen ausgegoſſen, bald wieder mit verſtärkter Wuth von innen herausgepeitſcht wurden. Das Dach hob ſich und ſtürzte mit einem Theil der Mauern zuſammen; ein Dampf- und Flammenpfuhl lag vor der Geretteten, die eine Minute ſpäter darin ihr Grab gefunden hätte.

Ein ſchwerer Seufzer entrang ſich ihrer Bruſt: die Freude der Errettung aus ihrer Haft tauchte aus dem Wirrſale von Gefühlen, die ihre Seele beſaßen, auf. Doch war es nur, wie wenn aus einem Brande ein Funken unter tauſenden in die Luft getrieben wird und das gegenſtandloſe Grauſen, dem ſie ganz und gar anheimgefallen, verſchlang das Bewußtſeyn augenblicklich wieder.

Sie ſtürzte in die Nacht des Waldes und Sturmwetters. Sie irrte pfadlos umher. Ihre Gewande troffen vom Regen. Ihr naſſes Haar lag glatt und ſchwarz dem bleichen Geſichte an und hing ihr zu beiden Seiten wie Schilfgras über die Schultern. Sie mußte ſich in dem Dickicht durch Dornen reißen; vom Blitz zerſchmetterte Bäume ſtürzten neben ihr auf den von Regenfluthen zerriſſenen Boden.

Das Getöſe ließ ſie unabläſſig glauben, ſie werde den verfolgenden Köhler neben ſich erblicken. Sie vernahm das Angſtgeheul der wilden Thiere. Der Regen, die Kälte der Näſſe und der Nacht kühlten ihre äußere Erhitzung gleich im Ausbrechen wieder ab; doch glühte ſie innerlich deſto heftiger. Tauſendfache Schreckniſſe erfüllten ſie und ſie fühlte, wie ſie nur allein aus ihnen die Kraft, ſich weiter zu ſchleppen, nahm. Sterbensmüde, den Tod zehnfältig vor Augen und im Herzen, gewann ſie gerade ſo ſich ſelbſt und ihren Muth zurück. Sie war faſt in dem Zuſtande des Hellſehens und alle Empörung der Natur geſtaltete ſich ſymboliſch zu ihrem Innern, das ſich darin mortificirte. Sie gab ſich verloren und errang in dem Gefühl zum erſtenmale die rechte Schätzung ihres Lebens.

Gegen Morgen hörte das Gewitter auf, legte ſich der Sturm, brausten die Bäume nur noch ruckweiſe und ſahe ſie die Finſterniß dünner werden. Der Himmel leitete ihre Schritte, der Wald ward lichter. Ein ſcharfer Morgenwind ſtrich durch die alten Buchen. Sie wußte nicht, wohin ſie ſich wenden ſollte, um der Verfolgung ihres Kerkermeiſters zu entgehen. Die Knie knickten ihr zuſammen, ſie ſtieß mehr wie einmal mit der Stirne wider einen Baum, ſie war voller Beulen und Quetſchungen, ohne daß ſie es achtete. Sie raffte ſich, wenn ihre Kräfte brachen, gewaltſam wieder auf. Es war ihr, als ob ſie tiefer im Walde Stimmen und Hundegebell vernehme. Sie wollte ſchon verzagen, als ſie unweit vor ſich ein Dach wahrnahm. Sie eilte darauf zu und konnte zwiſchen den alten Buchen durch ins Freie ſehen. Sie glaubte ſich hier wieder zu erkennen. Sie ſtand am Saume der Waldung, nahe bei der kleinen Kapelle.

O Himmel, welches Glück! Die Thüre war nur angelehnt. Der Meßner der benachbarten Dorfkirche hatte darin am vergangenen Abende etwas zu beſorgen gehabt, und, vom Gewitter eilig fortgetrieben, die Thür zwar wieder zugeſchloſſen, den Riegel aber vor das Schloß, anſtatt hineingetrieben.

Elika ſtieß die Thür auf und trat in die Kapelle. Der durch das Oeffnen erregte Zugwind warf ſie hinter ihr ins Schloß. Sie hatte ihre letzten Kräfte verbraucht und ſank am Fuße des Altars in ſich zuſammen.

Hier lag ſie, mit der Stirn auf der Marmorplatte und es that ihr wohl, die eiſige Kälte derſelben in die äußere ihres Kopfes dringen zu laſſen. Es erwärmte ſie und es reizte die zur Kälte kommende Kälte ihre innere Fiebergluth, ſich auszuſtrömen. Es that ihr wohl, zu fühlen, wie Glied für Glied erſtarb, ſobald es nicht unmittelbar mehr vom Verſtande in Anſpruch genommen ward. Das wenige Leben, das noch in ihr war, ballte ſich um das Herz zuſammen, wo es, ihrem Gefühle nach, wie eine Wolke warmen Dampfes auf- und abwogte und die wiederkehrenden Kräfte erſt nach einer Weile anfingen, wie ſich etwa Gaskügelchen in einem Glaſe Waſſers an den Rand abſetzen, durch die Wände ihrer Bruſt in den übrigen Körper zu perlen. Zuerſt fühlte ſich das Leben da nur ſelbſt, alsdann ging es zum Bewußtſeyn äußerer Dinge über. Elika ſah, ohne die Augen von der Platte aufzuſchlagen, mittelſt des erhöhten Gefühls im Hellſehen, die heiligen Gegenſtände um und neben ſich, das Meßbuch, die Leuchter mit den geweihten Kerzen auf der ſammetnen Altardecke, die kleinen Heiligenbilder und Votivtäfelchen, den Schimmer des ewigen Lämpchens, der alles nur mit Schatten in Schatten abzeichnete.

Die bleiche Geſtalt des ermordeten Illamer nahte von der Thür her ſchüchtern mit dem Weihbecken und beſpritzte ſich und ſie mit dem Waſſer, deſſen eingebildete Lauheit oder Milde ſie unausſprechlich erquickte, indem die einzelnen Tropfen, wie leuchtende Funken, durch ihr Gewand den Körper berührten. Die hier mit ihm verlebten Scenen ſtellten ſich ihrer Einbildungskraft abermals, ohne daß ſie daran Theil nahm, dar. Die Täuſchung des Irdiſchen war von ihr gewichen. Sie ſah erneut die letzte Kataſtrophe, die Schreckgeſtalten der Vermummten, deren Angeſichter ſie hinterdrein nur allzuoft erblicken müſſen. Sie hörte ihre ſchauderhaften Stimmen wieder und, horch! vor allen andern ſchlug die Stimme des Köhlers an ihr Ohr, die am Ende, da es in Wahrheit deſſen Stimme war, allein hörbar blieb. Elika wußte auch ſogleich, wo die Welt der Einbildung in die Wirklichkeit überging.

Der Köhler hatte am vergangenen Abende mit ſeinen Knechten an einem entfernteren Meiler gearbeitet und, vom Gewitter überraſcht, dabei die Nacht zugebracht. Mit dem Grauen des Tages und dem erſten Nachlaſſen des Unwetters trat er allerdings den eiligſten Rückweg zu ſeiner Wohnung und Gefangenen an; allein er fand nur noch die rauchenden Trümmer der Hütte und konnte nicht erforſchen, ob die Bewohnerinnen mit verbrannt oder entronnen ſeyen. In dieſer Ungewißheit durchforſchte er erſt die Nachbarſchaft und dann den entfernteren Umkreis, bis er zuletzt an einer ausgehauenen Waldſtelle ſeinen halbverbrannten Hund wiederfand, der ſich erſt nach Elikens Flucht aus ſeinem Verſchluſſe hatte befreien können und ihrer Spur ſo weit gefolgt war. Das Thier gab ſeine Freude über die Witterung ſeines Herrn durch ſein letztes Wimmern zu erkennen und war ihm noch im Sterben treu, indem es ſich, mit einem Blicke auf den Köhler, vergebens anſtrengte, weiter fortzukriechen, und unter Zuckungen ſofort verſchied. Es rührte dieſer Zug ſogar das Herz des Mörders, der ſich mit feuchten Augen zu dem Hunde niederbog und ihn unter einigen unverſtändlichen Lauten ſtreichelte. Er hatte ſich die Meinung des Hundes richtig ausgelegt und ſetzte ſeine Nachforſchungen weiter fort. Er rief zu wiederholtenmalen in den Wald; hörte aber nur ſeine eigene Stimme wiederhallen. So erreichte er die Kapelle, als die zerreißenden Wolken eben den Tag heller durchſcheinen ließen, und umging ſie von allen Seiten, ohne daß er durch die von Staub, Sonnenſchein und Regen erblindeten Fenſter etwas darin zu erkennen im

Stande war. Die verſchloſſene Thür zu ſprengen, hatte er weder Muth noch Kraft; jedoch hielt er das Ohr daran und horchte. Seine freche Stimme wiederholte mehrmals Eliſens Namen: ob ſie vielleicht hülfsbedürftig ſey, und Eliſens Herz klopfte in dieſen bangen Momenten ſo überlaut, daß er es faſt hätte hören können. Sie fühlte die Bedeutung der Zwiſchenzeit ſo ſehr, daß ſie darüber ſich ſelbſt vergaß und zum erſtenmal ſeit lange wieder ihre Seele mit der Ueberzeugung zu Gott erhob, ſie werde mit dem, was ſie begehrte und ſelbſt nicht zu nennen wußte, erhört.....

Und ſiehe! da entfernte ſich bereits der grauſame Köhler wieder, deſſen verhallende Schritte und ſchwächeres Fluchen kaum noch aus dem Walde drangen, in den er ſich wie ein reißendes Thier bei Tagesanbruch verkroch.

Von dem Gebete an war es Eliſen, als ſey Gott oder das Gebet die Luft, in der ſie athme, und kam ſie, wie in ſtiller Verzückung, nicht wieder zu der alten Bekümmerniß aus ihm heraus. Gott hatte ihr von dieſer Selbſtverläugnung an die Bürde ihres Daſeyns abgenommen und in dem Augenblicke, als ihr Geiſt aufgehört hatte, in ihrem Körper leben zu wollen, dieſen im Schlagfluß gelähmt, bei dem es ihr nur war, als ſey damit das Wehr der Schleuſe aufgezogen, das ihre in unaufhaltſamen Wellen weiterſtrömende moraliſche Kraft gehemmt gehalten hatte.

Noch in dem nämlichen Zuſtande traf ſie der Meßner einige Stunden ſpäter an, als ihn ſein Beruf in die Kapelle führte, und wie erſtaunte er, in der verwelkten, zertretenen, gleichwie zum Opfer in die verſchloſſene Gottesſtätte geſtreuten Blume die Tochter ſeines Gebieters zu erkennen.

Der Ritter hatte die Gewitternacht in dem Gedanken an Eliſa durchwacht und wurde aus einem kurzen Morgenſchlummer, in dem er nur von ihr geträumt, mit der wunderbaren Botſchaft von ihrem Wiederfinden erweckt, die er mit Hülfe ſeiner Leute ſofort nach der Burg abholte.

Der ernſte kalte Mann hatte ſein halbes Leben lang ſein Gefühl in ſich verſchließen gelernt und ſollte erſt gegenwärtig die Eisrinde brechen ſehen, die ſein Herz umſchloſſen hielt. Ja, gleich als wollte es ſich dieſe vielleicht letzte Gelegenheit nicht entgehen laſſen, neu geboren zu werden, hing es ſich mit höchſter Innigkeit daran. Er weinte, wie ein Kind am Halſe ſeiner Mutter, neben ihrem Lager knieend, küßte hundertmal die kalten Hände, benetzte ihr in ſeinem Schooße ruhendes ſchweres Haupt mit ſeinen Zähren und war ſo lange unerſchöpflich an Liebkoſungen, bis der Druck ihrer Hand, der Blick ihres dunklen Auges, ihm den bittern Troſt der Gewißheit gewährte, daß er von ihr verſtanden ſey.

Am Ende ſollte ſie ſogar die Sprache wieder finden und benutzte dieſe Gabe des Himmels nur dazu, das zuvor gewaltſam zurückgedrängte Uebermaß von Liebe und Dankbarkeit ihres Herzens gegen ihren Vater auszuſchütten.

Als ſie das Ende ihres Lebens nahen fühlte und nach den Tröſtungen der Religion verlangte, ließ der Ritter einen ehrwürdigen Prieſter kommen, mit dem ſie ſolange allein blieb, bis er wieder zu ihr gerufen ward und ſie in beſchleunigter Folge der Aufregung der Beichte kurze Zeit darauf verſchied.

Der fromme Mann verließ die Burg, indem er über die letzten Mittheilungen der Sterbenden wie über ein gräßliches Geheimniß entſetzt zu ſeyn ſchien, und dem Vater war ſchon der Gedanke ſchwer auf's Herz gefallen, in ewiger Ungewißheit über das Schickſal ſeines geliebten Kindes bleiben und keine Genugthuung für den Frevel erlangen zu ſollen, deſſen er fortwährend Illamer bei ſich zieh. Sein Auge hatte das ihrige wiederholt darum befragt, wiewohl kein Wort zur Unterſtützung dieſer Frage über ſeine Lippen gekommen war; ihr Auge hatte aber das ſeinige ſo flehentlich gebeten, ihr ſeinen Wunſch zu opfern, daß er ſich zuletzt beſcheiden müſſen.

Er ließ die entſeelte Hülle Elikens in die Gruft ſeiner Ahnen beiſetzen und hoffte ihr in Lebensüberdruß bald nachzufolgen.

Indeſſen ſollte das verhängnißſchwere Geheimniß nicht für immer in Schweigen begraben ſeyn, da eine Zofe Elikens die Beichte unwillkührlich mit in einem Verſchlage des Krankenzimmers angehört hatte und, nachdem ſie mehrere Tage in der äußerſten Rathloſigkeit ihres Gewiſſens zugebracht, die furchtbare Wahrheit ihrem Gebieter verrieth, der, wie ſehr er auch Mann war, vor Wuth und Rachedurſt darüber weinen mußte.

Er hatte nach reiflichſter Erwägung deſſen, was zu thun ſey, noch an dieſem Tage eine geheime Zuſammenkunft mit dem Blattnitzer Superior und kehrte von derſelben über das, was gegen den Verbrecher vorzunehmen ſey, beruhigt heim.

Odilo ſaß am Nachmittage, den gedankenſchweren Kopf in beide Hände geſtützt, in ſeiner Zelle. Er hatte ſchon ſeit lange alle geiſtlichen Uebungen aufgegeben, oder nur zum Scheine angeſtellt, hatte nach und nach ſelbſt den Gedanken der Reue aus ſeiner Bruſt verbannt, hatte Alles erlangt, was er begehrt, da er an die Eliken vorgeſpiegelte Flucht niemals im Ernſte gedacht, und fühlte doch kein Glück in ſeinem Herzen. Er ſchauderte ſelbſt, wenn er ſich die Schmach ſeiner Befriedigung in Elikens lebloſen Umarmungen vorſtellte, und es hatte ein unerſchöpflicher Ekel an ſich und ſeiner ganzen Welt ſein Gemüth wie mit einer Moderkruſte überzogen.

Seine Gedanken richteten ſich wieder jener Stunde zu, wo er, der Jungfrau gewärtig, allein in der Kloſterkirche geſeſſen hatte und der himmliſchen Liebe der Menſchen eingedenk geweſen war, und wie beugte nicht jede ſolche Erinnerung ſein Haupt! Wie leer, wie enttäuſcht, wie vernichtet, wie unbefriedigt war er in der Befriedigung! Was hatte er in dem Rauſch der Sinne für Genuß gehalten? Welch ſittliche Mordthat an der, die er mehr als ſich zu lieben gemeint hatte! Welcher Frevel an dem Schöpfer in der Zerſtörung ſeines Geſchöpfes!

Er verzagte vor der Ewigkeit, wenn er bedachte, ſie könne ſeiner Gegenwart gleichen, und wünſchte ſich den Tod, um ſich ſelbſt zu verlieren, derweil doch eben dieſes Wünſchen ſchon der ewige Tod war.

In dem Augenblicke meldete man ihm den leibeignen Köhler des Kloſters, der ihn zu ſprechen verlange, und eilte er in der Vorahndung einer wichtigen Mittheilung in das Sprachzimmer, wo er die Geſchichte der vorigen Nacht und der erfolgloſen Schritte des Köhlers vernahm, der dazu nur noch die Neuigkeit zu fügen hatte, bei wiederholtem Durchwühlen der Brandſtätte darin den halbzerſtörten Leichnam ſeiner Frau gefunden zu haben und daraus die tröſtliche Schlußfolge zog, daß, wo der eine Bewohner der Hütte gefunden worden, wohl auch der andere noch verborgen ſey.

Odilo ſtimmte ihm in dieſer Anſicht bei und konnte an dem Ziele, das er jetzt innerlich wie äußerlich erreicht hatte, auch von dem Schlimmſten nicht mehr überraſcht werden; ja, durfte es für ein Glück anſehen, daß ihn der Arm der himmliſchen Gerechtigkeit ſchon vor dem Eingreifen der irdiſchen erreicht hatte, die ihn noch deſſelben Abends, mit Ketten belaſtet, in den Kerker warf.

Einer Erklärung dieſer Behandlung bedurfte es für ihn nicht und er geſtand ſeine Schuld vollkommen dem Superior ein, der ihn in dem Verließe oft beſuchte und die Beruhigung gewann, ihn durch ſeinen Zuſpruch allmählig aus der Hölle ſeines Zuſtandes in das Fegefeuer der Reue zu erheben.

Etwa nach einem Monate lief von dem Ordensgenerale, an den der Superior den außerordentlichen Fall berichtet hatte, die Beſtimmung ein, daß über den Pater Odilo ein Kapitel gehalten werden ſolle, das ihn einſtimmig dazu verdammte: in Pace geführt zu werden.

In der zweiten Nacht, nachdem dieſes Urtheil gefällt worden war, führte man den Verbrecher vor die verſammelte Brüderſchaft in den Kapitelſaal, und degradirte ihn vom Mönchsſtande. Er mußte ſich auf die Delinquentenbank ſetzen, der gegenüber die übertretene Ordensregel lag, und die ihn umgebenden Religioſen ſangen einen Pſalm. In der langen Pauſe zwiſchen jedem Verſe zog man dem Verurtheilten die übrigen Kleidungsſtücke aus, die man zerriß. Man ſchnitt ihm Bart und Haare ab, nahm ihm die Tonſur und führte ihn, nachdem man ihm das Urtheil vorgeleſen hatte, nach dem Orte der Vollſtreckung.

Voraus ging der Pater Kreuzträger mit umgekehrter Kapuze, dann kam der bis auf den Rock entkleidete

Odilo, hinter ihm der Kirchendiener mit ausgelöſchten Lichtern. Neben dieſem ſchritten zwei andere Geiſtliche mit Rauchfaß und Weihwaſſerkeſſel.

Alle Brüder gingen mit dem feierlichen Zuge, die Kapuzen eingedrückt, die Augen zur Erde gekehrt, das Geſicht voll Trauer und Beſtürzung, die Hände unter das Skapulier geſteckt, und ſangen in tiefem Trauertone Sterbelieder.

Das Grab des Verbrechers ſtand an der Mauer des Platzes vor der Kirche bereit, und als man davor angelangt war, läutete ein Kloſterdiener die Mitternachtſtunde aus. Der volle Chor der Brüderſchaft ſtimmte das libera an, man beſprengte den Verurtheilten mit Weihwaſſer, räucherte und reichte ihm ein Brod, einen Topf mit Waſſer und ein angezündetes geweihtes Licht. Er nahm Alles ſtillſchweigend hin und es war der Augenblick genaht, daß er auf ewig in ſein Grab geſenkt werden ſollte. Da ſtürzte er, vom Schmerz der Trennung vom Leben noch einmal überwältigt, lautlos in die Knie, breitete die Arme gen Himmel und rang die Hände, indem der Ausdruck des unausſprechlich ernſten Kampfes ſein Antlitz erſtarrte. Grabesſtille herrſchte, der Strenge des Geſetzes gemäß, ringsum und die Brüder fühlten ſeine Schmerzen tödtlich mit. Die Verzweiflung wollte ihn mit ihren Schlangenarmen als gewiſſe Beute umſchlingen. Er ſtieß ſie mit ſtarker Seele von ſich. Sein Angeſicht ward ſtill und mild. Er ergab ſich dem Himmel.

Man ſenkte ihn in die von allen Seiten ausgemauerte Gruft und die Arbeitsleute mauerten den Eingang zu.

So ſollte er den Tag nicht wiederſehen und die Finſterniß dieſer Nacht für ihn eine ewige ſeyn? Mit nichten. Er war in Demuth zerknirſcht und im hellſten Tage, da er ſich Gott darbrachte. Er verzehrte ſich wie ein ausgehendes Licht erſichtlich in Sehnſucht nach ihm. Und — von dem ſo ungewöhnlichen Geräuſche der Nacht, von dem hellen Schimmer der Fackeln aus ihrem Schlummer erweckt, huben die Vögel des anſtoßenden Kloſtergartens, auf ihren Bäumen, in dem Augenblicke, als Odilo die Gruft betrat, ihre zu frühen Morgenlieder zu zwitſchern und zu ſingen an.

Eine Thräne des Dankes gegen den Himmel entrollte dem aufblickenden Auge des Sterbenden: er ward der Vögel des heiligen Heron eingedenk und hoffte zu Gott, daß er in einer andern Welt der himmliſchen Liebe theilhaft werden könne, der er hienieden verluſtig geworden war.

Traum um Traum.

Es war einmal vor Zeiten ein König, dem es noch in ſeinen greiſen Jahren in den Sinn kam, daß es nicht gut für den Menſchen ſey, allein in der Welt zu ſtehen.

Er vermählte ſich deßwegen mit der jugendlichen Tochter eines andern Königs, der ſein Freund war, und liebte ſie mit ſolcher Eiferſucht, daß er ſie vom erſten Tage ſeiner Ehe an vor Niemand ſehen ließ und in einen feſten Thurm verſchloß, der an eine Seite ſeines Schloſſes angebaut war, wo ein weiter und breiter Waldgarten es begrenzte. Er trug den Schlüſſel zu dieſem Thurme allezeit bei ſich, und ſeine junge Gemahlin führte darin ein ſo betrübtes Leben, daß ſie nicht einmal mit einer Dienerin zuſammen kam, und zu ihrer Unterhaltung nichts als einige Mährchenbücher von morgenländiſchen Prinzen und Prinzeſſinnen und verzauberten Ungeheuern hatte, die ſie wohl mitunter las, wie wenig ſie ihr auch behagten, wenn ſie ſich nach ihrem Tagewerke an dem Spinnrocken allzu matt und müde fühlte.

Es war nur für die ſchöne junge Königin ein Glück, daß man in ihrem elterlichen Hauſe allzu gewiſſenhafte Sorge getragen hatte, ihre Unſchuld nicht zu verderben, um ſie in ein wahres Leben oder Wiſſen einzuweihen, das ſie in ihrer Einſamkeit hätte vermiſſen können. Das Eine von dem Vielen, was ihr unausgeſetzt gelehrt worden war, hatte, einer weiſen Berechnung zufolge, das Andere immer wieder aus ihrem Bewußtſeyn weggedrängt, und ſo wußte ſie in der That nicht einmal dem Namen nach, daß Unſchuld oder Untugend, Pflichten oder Rechte in der Welt. Auch machte es zuletzt in ihrem innern Leben keinen Unterſchied, daß ihr Gemahl die ſchon durch moraliſche Thurmwände von der Menſchheit Geſchiedene fortan in einem ſichtbareren Thurme geborgen hielt.

Ach! wie ſo gern hätte die arme Gefangene bisweilen mit ihm geſprochen, der ihre einzige Geſellſchaft war, und ſich mindeſtens von ihm erzählen laſſen, wie es mit dem ihr unbekannten Laufe der Welt beſchaffen ſey. Er ſaß oder ſtand aber nie anders als ſtumm oder wortkarg an ihrer Seite und ließ ſich höchſtens auf ein langweiliges Spiel Schach mit ihr ein, indem faſt eine Viertelſtunde verging, ehe er einen Zug that, und wobei es ihre alleinige Freude war, ihn im Stillen auszulachen, wenn er die öfteren Uebereilungen, die ſie beging, auf das eifrigſte benutzte, ohne ihr jemals einen Zug zurückzugeben, und dagegen nimmermehr gewahrte, daß ſie dem in tiefe Berechnungen Verſunkenen, bei ſeiner es erleichternden Kurzſichtigkeit, die eine oder andere wichtige Figur wegnahm, oder ſie verſchob, daß ſie das Spiel mit einemmale aus verloren in gewonnen umwandelte, und den alten Mann außer ſich vor Unwillen über ſeine blöden Augen verſetzte, die ihn eine ſo gefährliche Lage überſehen laſſen und verſchuldet hatten, daß alle ſeine Weisheit und Ueberlegung erfolglos geworden ſey.

Lieber als unter dieſen Verhältniſſen die Gegenwart des alten Königs, war der ſchönen Frau freilich die Einſamkeit, da ſie an den kleinen Schelmereien leicht ermüdete und ſich ihrer nur bediente, um den König zu verſcheuchen, den ein verlorenes Spiel auf lange Zeit hinaus verdrießlich ſtimmte. Wenn ſie dann allein und ihr Gemahl von ihr gegangen war, hatte ſie doch neue Thränen, für die dieſe Unterbrechung des ewigen Einerleis ihres Lebens ihre Augen wieder empfänglich gemacht hatte, wiewohl ſie bald abermals in ſtumpfe Gefühlloſigkeit verſank, bis der König zurückkehrte und ihrem Schmerz neue Nahrung lieh. Sie horchte und horchte, wie der letzte Riegel der Schlöſſer ihres Thurmes abſchnappte und die letzte Thür in ihren Angeln knarrte, und überließ ſich mit Wolluſt den Ausbrüchen ihrer Muthloſigkeit. Sie weinte und ſeufzte auf ihrem Ruhebette halbe Tage oder Nächte lang, oder lehnte ſich in die tiefe Brüſtung des Bogenfenſters, und ſchaute ſo lange bis ſie an ihren Träumen ermattete, ſehnſuchtsvoll durch das Eiſengitterwerk den Wolken und ihrem wunderbaren Leben und Weben zu, das ſie in der Freiheit zuvor nicht beachtet hatte.

Wie iſt doch das Wolkenland, dachte ſie, ſo weit ſchöner als das Morgenland ſeyn kann, wovon in den Mährchen die Rede iſt! Was für ganz andere Mährchen als in den Büchern ſtehen in den Wolken geſchrieben, und Niemand achtet ihrer! Was für wunderbare Pflanzen und Thiere und Begebenheiten leſe ich mir da heraus!

Sie hatte ihre Freude an den Blumen, Bäumen und Thieren, die ſie unten auf der Erde vor ſich ſah, indem ihr Scharfſinn ſich aus dem geheimnißvollen Daſeyn derſelben den Schatten eines halben Mitbewußtſeyns warf. Sie ſtellte ſich das Glück der Blumen oder des Grashalms in dem unmittelbaren Einathmen des Erdduftes vor, ſie fühlte die ſüße Gemeinſchaft der unſichtbaren Atome der Pflanzenwelt, oder der Farbenſtoffe, die die Luft erfüllten, mit der Schmetterlings- oder Käferwelt, den Rauſch der Demuth nach, der in der Idee des kleinſten Lebens inmitten der weiten Schöpfung liegt. Und wie umfaßte nicht ihr junges Herz das Mitgefühl von Wonne in dem Anblicke eines kräftigen Baums! Wie er den Saft des Bodens von weit und breit umher an ſich zieht und in ſich ſaugt, und ſeine hunderttauſende von Blättern ihm eben ſo viele Lebensfreuden ſind, die er ſelig ahnet, wann ſie knospen und die ganze Sommerzeit über grünen und wachſen fühlt. Muß denn nicht eben der Schmerz des Welkens und Abfallens der herbſtlichen Blätter dem Baume die vollſte Wonne erzeugen, wenn er die allgemeine Trauer der Natur vegetativ mitempfinden kann? Und iſt nicht im Winter die Wurzelkraft in der Erde, der ungebändigte Trotz gegen Sturm und Wetter, nur eine andere Verkleidung ſeines Glücks? Seine Einſamkeit unter der Schneedecke iſt ihm die reichlichſte Vergütung jener Sommerluſt, und welch wehmüthige Freude, wenn der Rauchfroſt ihn mit künſtlichen, demanthellen Blüthen ſchmückt, welch freudige Wehmuth in dem Bruche eines geſunden Aſtes! Ja, ſind wir nicht recht eigentlich dazu geſchaffen, immer inniger in die Natur aufzugehen? Schlägt nicht Schmerz und Freude wie Windeswellen an unſer Herz, und fühlen wir es dann nicht laut erbeben, wie Blättergelispel oder Waſſerrauſchen?

Sie ſah dem Gewürm der Erde und dem Wilde des Waldes in ihrem Getreibe zu, und dachte ſich in die entzückende Schärfe ihrer bis zum Inſtinkt geſteigerten Sinne hinein. Sie freute ſich der Vögel der Lüfte, ihrer Flüge und Geſänge, lockte ſie zu ſich und liebkoste ſie, indem ſie ſie mit den Süßigkeiten fütterte, die ihr der König immer zutrug und deren ſie längſt ſatt geworden war. Sie hatte die kleinen buntgefiederten Sänger bald ſo kirre gemacht, daß ſie ihr aus Mund und Händen Futter pickten, und anfangs geſchah es wohl, daß die Lippen über die ungewohnte Berührung ſchauderten, ehe ſie ſich ſie ruhiger gefallen ließen; zuletzt aber durchdrang ſie dabei die Ahnung einer ihr noch unerklärlichen geheimen Luſt.

Wenn der Mond ihr Nachts durch das Fenſter zuſchien, oder die Dämmerung des Abends ſie umgraute, fiel ihr Schickſal ihr wohl ſchwer genug auf das Herz, und erſchwerte ſie es ſich noch mehr durch Klagen, als ſie ſich durch Muſik und Geſang erleichterte.

Wenn der Wind die flackernden Lichter der Sterne peitſcht,
und die tiefen Wolken ziehen
durch die ſchwarze Nacht — — — —
Die Zweige nicken
ſchauerlich,
das Laub der Weide
ſingt ſein trübes Lied
von Leide — — — —
Wenn der hohle Grabeslaut
des Sturmes
dazu braust
und ſie zur Wehmuth ſtimmt;
banges Zagen
will da die Seele auflöſen,
und erinnert ſie,
mahnt
an allen Schmerz,
der ſie jemals betroffen hat — — — — —
Ach, ja! der Tod
nimmt ſich ſo ſüß dahin
in den geheimnißvollen Schrecken
der Einſamkeit. — — — — —

So ſang ſie dereinſt zur Harfe, als es ihr am wehſten zu Muthe war, und ſo floſſen ihr ganze Jahre ihres Lebens hin. Die Natur nahm ſich ihrer, die die Menſchen verlaſſen hatten, in ihrer Einſamkeit an und erweckte ihre ſchlummernde Seele zuerſt zu einer pflanzenhaften und thieriſchen Lebensthätigkeit. Die Sehnſucht der Liebe wand und ſtreckte die glänzenden Arme in ihr aus; und wie hätte ſie umhin gekonnt, der Hand derjenigen ganz und gar zu folgen, deren Geſchöpf ſie ward?

— — —

In einem von dieſem Königreiche weit entfernten Lande war ein Rittersmann über die erſte Jugend hinaus, der lebte ſo wie Tauſende ſeines Gleichen in den blauen oder grauen Tag hinein. Er zechte und ſchmauste, übte in Ernſt und Schimpf ritterliche Thaten aus, und fragte ſich in dem, was mit ihm war, kein Einzigesmal nach dem, was mit ihm geweſen war, oder ſeyn werde. Sein höchſtes Ziel war, ſo zu leben, daß der Tag ihm wie von ſelbſt verginge. Er war geſund wie jeder ſeiner Knechte und Genoſſen, und ſeine körperlichen Kräfte ſtanden mit den geiſtigen im Gleichgewichte, indem dieſe jene um keine Spanne Zeit überdauerten. Er liebte insbeſondere alle Tage auf der Jagd zu ſeyn, und ſchweifte über Berg und Thal, durch Wälder und Einöden hinter dem flüchtigen Wilde drein, ohne daß er mit ſeinem Troſſe irgend Ruhe und Raſt finden mochte.

Da geſchah es, daß der Ritter dereinſt auch mit Jägern und Hunden auf die Jagd auszog und ſein Weſen trieb; an dieſem Tage indeſſen ſich nicht nur weit minderen Glückes als ſonſt erfreute, ſondern ſogar von einem Jagdmißgeſchicke heimgeſucht wurde, wie er es ſich je gehabt zu haben nicht erinnerte.

Der Himmel war faſt einem launenhaften Kinde gleich, ſo oft lachte und weinte er in einer und derſelben Stunde, in Sonnenſchein und Regen, und rang die Wolkenarme, indem die Sonne bald wie ein heiterer Blick auf den grünen Auen lag, bald der Sturm erbrauste und die zerriſſenen Wolken mit ihren Schatten über die duftigen blauen Berge und Thäler flogen.

Einem ihm zu klugen Rehe vergeblich nachſetzend, hatte ſich der Ritter von der Jagd entfernt, und verfolgte die Fährte des Wildes, bis er ſie verloren hatte, durch das hügelige Gefilde.

Verdroſſen ward er am Ende deſſen inne, daß ihm ſeine Hunde nicht länger zu Führern dienten, und ritt gemächlich den Rücken eines Berges entlang. Seine Jagdluſt war erſchöpft, und er wendete ſeinen unbeſchäftigten Sinn der Gegend zu. Es war, als hätte die Natur nur den Augenblick erwartet, ihn zu überwältigen. Eine zauberhafte Stille, eine Weihe lag in ihr, ſie ſprach ſo ſanfte Liebesworte an ſein Gemüth, er konnte ihr nicht widerſtehen; ihr Geiſt zog in ihn ein und er wußte es nicht und litt die Umarmung ihrer Liebe; erſt als ſie ihn mit unauflöslichen Banden an ſich gefeſſelt hatte, kam er wieder zu ſich ſelbſt.

Er ſchaute mit erneuten Augen in der Welt umher, und fand eine nie gekannte Freude an ihr. Er war ſo voll von der Natur, und die Natur ſo wunderbar für ihn geſtimmt, daß ihr Inbegriff faſt verkörpert Raum und Zeit von ſich einzunehmen ſchien, ſo wie es uns im Leben wohl mit dem geſchieht, was uns begegnen ſoll, oder näher tritt. Es war ihm, dem Zuſtande der Pflanze oder des Thieres gegenüber ſo, die den Begriff der Gottheit in der Beſchränkung ihres Daſeyns auffaſſen, als ob ſein Inneres ſich zu der Natur auflöſe und mit einem höchſten Sinn begabt werde, dem ſich jedes Ding in ſeiner ſelbſteigenen Sprache kund gebe, ſo wie es ſey. Sein Gefühl war das uns augenblicklich in der freien Natur überkommende, der Verwandtſchaft mit Allem, was uns umgibt, mit Erde, Steinen, Gräſern, Blumen, Licht und Luft, in dem ſich in uns die Elemente, aus denen wir beſtehen, mit Einemmale ihrer ſelbſt bewußt werden, und auf ihre urſprüngliche Trennung zurückkommen.

Der Ritter fühlte, er müſſe auf dem Wege ſeyn, etwas ſo Seltſames zu erleben, als ihn die Natur ahnen ließ, und ſtrich mit dem Zuge der Luft weiter, bis die Pflanzen und Geſträuche ſtärker unter dem Winde dufteten, der in den Halmen und Gräſern ſchrillte, von den zur Ruhe gekommenen Vögeln nur einzelne aufpiepten, und die Sonne, ermüdet immer neuer Wolken Spiel ſich auszudichten, ihr Antlitz in den Schooß des Abends barg. Da verſah er ſich erſt, daß er neben der Spur des Wildes auch die des

Weges verloren hatte, und in unbekannter Gegend einherſtrich.

Roß und Reiter und Rüden waren müde geworden, und der Ritter hielt ſeinen Lauf auf einem Gebirgskamme an, wo er Erquickung nach der Schwüle erhoffte, hob ſich aus dem Sattel, ſchlug die Zügel ſeines Roſſes um einen Stein und warf ſich unter eine alte Linde, in deren Laube der Wind wehte, ſo daß es einer vielſaitigen Harfe gleich zuſammen klang. Oder war es die Zeit, die ſo immer, wenn auch unvernehmlicher, über uns hinzieht? Der Ritter hörte das Hundegebell und Hörnergetön und den Waldruf der Jäger in der Ferne verhallen. Der fette Klee der dunkelgrünen Wieſe umfing ſein Haupt, die weißen Margarethenblumen leuchteten wie Sterne, Kamillen und Kräuter dufteten warm, und die Mücken ſummten in die monotone Muſik des Waſſerfalls. Die Ferne lag in violettem Thau, und darüber glühte das Abendroth immer purpurner wie die Färbung des reifen Pfirſichs. In dem blauen Aether funkelte der helle Stern der Venus durch die herniederdunkelnde Nacht.

Da war es dem Ritter, indem ſeine hinfälligen Thiere im Schlafe die Ohren ſpitzten, als zöge ſich aus den Dünſten der Nacht eine Geſtalt zuſammen. Die Göttin der Träume, die nächtliche Phantaſie, ſchwebte in wolkenfarbigem Gewande, das im Winde kleine Wellen ſchlug, zu ihm aus dem Abend nieder. Kaſtanienbraune Locken umwallten ihr blaſſes Angeſicht, ein Kranz von duftender Fliederblüthe zierte ihr Haupt, unter den zuſammengewachſenen Brauen beſchatteten lange Wimpern, ſtrahlenartig, die ſchwarzen Augen, über denen der Stirnmuskel träumeriſch zuſammengezogen war. Sie trug in der Hand einen Strauß von feuerrothen Mohnblumen, von denen, wie ſie im Fluge daherrauſchte, die leicht abfallenden Blätter ſich lösten und eine ihr durch die Dämmerung nachglühende Blüthenſtraße bildeten. Als die Geſtalt dicht vor dem Ritter war, bog ſie ſich über ihn und bewegte die Hand nach ſeinem Antlitz, worauf er deren Schatten vorempfand. Sie bedeckte ſeine Augen leiſe, ein weißlicher Schleier, der mit dem ganzen Gebilde wieder in Nebel zerfloß und ſich zu einer Wolke verdichtete, die ihn umfing und in die Lüfte hob.

Da wähnte der Ritter die ſtattlichſten Rehe, Hirſche, Eber und Bären, ſeltſame Vögel und ſonſt Gethier die Menge zu ſehen. Muthige Hunde und Falken verfolgten es hitzig vor den Jägern her; deßgleichen kämpften glänzende Ritter zu Fuße oder auf wilden Roſſen mit einander, und verlauteten weiterhin blumenduftende Feſte und Gelage für bunte Reihen von Herren und Frauen. Dem Ritter ging in dieſem Traume ſein früheres Leben in der Seele vorüber; er war nur nicht mehr ſelbſt dabei und hatte das Verlangen nach ſeinen ehemaligen Freuden verloren. Waren es die Wolken, was er ſah, die in Abenteuerlichkeit das Leben unter ſich nachbildeten? — — — Dann war es ihm, als ob der dunkelblaue Himmel lichter würde und die Atmoſphäre ſich vor ihm aufthäte. Er blickte hindurch und der Stern der Liebe trat in ſeinen Blick und ſchwoll vor ihm ſo groß wie die Sonne an. Alles Licht ging von dem Sterne aus und floß wieder in ihm zuſammen. Zuletzt ſchwebten die Thier- und Menſchendunſtgebilde, die ihn umzogen, in einander, und entwickelte ſich aus dem Leben, Weben und Gerege, indem ſie ſich um den Stern lagerten, oder ihn wie Blumengewinde und Arabesken umſchmückten, auf der Glorie eines Goldgrundes ein Frauenbild. Es hatte den Blick zu Boden geſenkt, und ihr blondes Haar, von dem ſich die Wellenlinien des Halſes lieblich lösten, hing aufgelöst um das Haupt, das eine mit rothen Steinen ausgelegte goldene Krone trug.

Der Ritter ſeufzte im Traume, als er das Bildniß ſah, und ſie ſchlug das ſtille Auge zu ihm auf. Da ſchoſſen die einzelnen Strahlen des Sterns, die ihre Blicke waren, blendend in die ſeinen, und floſſen ihre Seelen wie zwei Ströme Licht in einander.

— — —

Es war wieder Tag, als der Ritter, erwachend, ſeine Augen aufſchlug. Der Kukuk im Thale läutete mit ſeinem dumpfen Glockenrufe den Morgengottesdienſt der Natur ein, die Sonne ſtieg über den Dampf der Erde ſichtend auf und ſchoß ihre erſten Strahlen in das Antlitz des Ritters, der dagegen unempfindlich blieb, weil ihm das Bildniß wie in ſeine Seele eingebrannt war. Er erhob ſich vom Boden, beſtieg ſein Roß, ritt durch Feld und Wald in ſeine Burg heim, und lebte von nun an ſo ſtill und einſam, daß die Leute nicht wußten, was mit ihm geſchehen war. Er entzog ſich der Geſellſchaft ſeiner Freunde und Begleitung ſeiner Diener, jagte tage- und wochenlang allein in der Einöde umher, in dem er das ſchöne gekrönte Weib unabläſſig in Gedanken hatte, und war zumal Abends, wenn der Himmel wolkenlos, im Freien, um in den Abendſtern zu blicken, aus dem ihr Bildniß ihn anlächelte. Seine alten Genoſſen verſuchten ihn wohl wieder in ihre Kreiſe zu ziehen; allein es ſchlug weder Liſt noch Spott bei ihm an, und ſie verzichteten zuletzt auf das Unwiederbringliche. Seine neue Sinnesweiſe brachte ihn auch bald dahin, daß er keine Ruhe mehr zu finden wußte, und ſich von dem Uebernatürlichen, das auf ihn zugetreten war, immer ſtärker ergriffen fühlte. Das Angedenken an das Ehemals ſank ſo tief in ſeine Seele zurück, daß ihn eben dies ſo wie in jener Nacht das Jetzt ein Traum bedünkte, und nur ſeine Sehnſucht oder zauberiſche Schöne ihm für die Wirklichkeit galten. Sein Liebesdurſt ward mit der Zeit ſogar ſo heftig, daß er daran verſchmachten zu müſſen glaubte, bliebe er länger wo er war, und alſo wußte er ſich keinen beſſeren Rath zu erſinnen, als die Welt nach ſeinem Traumbilde auf Abenteuer zu durchziehen.

Er beſtellte ſein Hausweſen, und ritt, ſein Schwert zur Seite, mit einem Knappen von dannen. Es ward ihm ſchon wohler zu Muthe, als er nur erſt keine bleibende Stätte mehr hatte, er ließ alle Sorgen hinter ſich und hatte auch ſein Saitenſpiel mitgenommen, das er als Knabe geübt und hernach lange liegen gelaſſen und vergeſſen hatte. Er vertrieb ſich die Zeit mit Geſang und Spiel, und ließ unter andern Liedern auch das nachſtehende in die Lüfte ſchallen:

Sänger lieben wohl zu wandern,
in die Ferne hinzuziehn,
ſtets von einem Ort zum andern,
flüchtig wie die Stunden fliehn.

Bringen nah uns was uns ferne,
machen Fremdes uns bekannt,
und entfernen Nahes gerne,
und entfremden was verwandt.

Zu der höhern Wahrheit heben
ſie das Wirkliche empor,
und belauben und beleben,
was da Seel' und Laub verlor.

Ja, ſie hüllen gern das Helle
in ein myſtiſch Dunkel ein,
und das Dunkl' enthüllen ſchnelle
ſie zu myſtiſch lichtem Schein.

Dichter lieben gern zu wandern,
in die Ferne zieht es die,
dennoch keiner von den Andern
hält am nächſten feſt wie ſie.

Er kam durch Länder und über Meere immer weiter; je weiter er aber kam, deſto weiter trieb es ihn nach der holdſeligen Königin, die er über alle Dinge begehrte.

Mittlerweile hatte die Einſame in dem Thurme einen andern Traum gehabt. Es war ihr die Einbildungskraft doch mehr als ſie wußte von den albernen Mährchen angeſteckt, und da ſie ihr eben nicht gefallen hatten und ſie nicht beſchäftigten, hatte ſich der Inhalt als roher Stoff in ihre Seele gelegt, und träumte ſie eines Nachts hinwieder von jenem Ritter, deſſen zu derſelben Stunde geſchautes Traumbild ſie geweſen war. Sie träumte, daß ſie eine verwünſchte Prinzeſſin ſey, die auf Geheiß eines Zwergenkönigs von einem Ungeheuer mit einem Pferdekopfe in einem Thurme bewacht werde, und auf ihre Erlöſung harre, und die Figuren des Schachſpiels miſchten ſich als König, Königin und Thurm in ihren Traum, ſo wie das Ungeheuer mit dem Pferdekopfe der Springer war, für den der König wie gute Schachſpieler eine beſondere Vorliebe hatte. Sie ſelbſt hielt wieder auf die Läufer im Spiele viel, weil ſie das ganze Land mit Einem Schritte durchzogen, und träumte, daß ſolch ein Läufer, den ſie ſich als einen ritterlichen Sänger mit Federn auf dem Barret, Schwert und Leier zur Seite dachte, plötzlich, wie aus einem Sterne gefallen, vor ihr im Walde einher wandelte. Der Ritter ſah und liebte ſie, ſo wollte es der Traum, und ſie hielt dafür, es geſchehe ihr gar weh, ſehe er ſie nicht unabläſſig an. Sie winkte ihm verſtohlen, und er kam in ihren Thurm, wo ihn das Ungeheuer nicht zu ſehen ſchien. Er erzählte ihr von ſeinen Fahrten und Abenteuern, und ſang und ſpielte ihr auf ſeiner Laute vor, was ihr noch kunſtreicher däuchte als die Muſik der Winde in den Zweigen und der Vogelgeſang. Sie lachte und ſcherzte mit ihm, wenn er auch immer ſinnendere Blicke in ihre Augen ſenkte, und beredete zuletzt mit ihm, ſie zu entführen, was da unſchwer thunlich war, weil ihr ungeheurer Wächter mit ſeinen krummen Sprüngen dem geraden Laufe des Ritters den Weg nicht vertreten konnte. Der Ritter ſchwang ſich auf ſein Roß und hob ſie zu ſich in ſeine Arme empor, und wie der muthige Renner aufwiehernd die lange Mähne ſchüttelte, die wie ein Segel im Winde wehte, regte namenloſe Wonne ſich in ihrer Bruſt, und ſah ſie den lachenden Morgen im friſchen nebligen Thauſchmucke vor ſich liegen.

Als ſie erwachte, wunderte ſie ſich über dieſe Einbildung, die ihr bald wieder verworren in einanderfloß; allein das Bild des fremden Ritters blieb feſt und deutlich in ihrer Seele ſtehen.

Nach langem Irren kam der Ritter in die am Meere gelegene Stadt, wo die Königin in dem Thurme lebte und konnte von dannen nicht wieder ſcheiden, weil ihm der Abendſtern in der Gegend größer und heller geworden ſchien. Er erging ſich an manchen

Orten und Enden, im Walde und am Meeresſtrande, ſeiner zauberhaften Liebe eingedenk, und ſaß auch eines Tages auf einem Steine in dem Waldgarten des Königs, als gerade zu der Zeit die Königin an ihr Fenſter trat und nach den Wolken ausſah. Der Ritter erhob ſeinen Blick zu dem Thurme und meinte in Gedanken in den Abendſtern zu ſehen, weil wie in ſeinem Träumen das blonde Frauenbild ſich ſeinen Augen darſtellte, nur daß es aus der dunkeln Fenſterbrüſtung glänzender hervorſchien als aus dem Goldgrunde des Sternes. Es hatte wie jenes eine goldene Krone mit rothen Steinen auf dem Haupte und das Angeſicht glich dem reinen Himmel der Nacht, je länger man darein ſah, deſto mehr Schönheiten wie Sterne entdeckte man. Der Kopf war ſo zierlich auf den ſchlanken Hals geſetzt, daß man darüber hätte ſchwärmen mögen, ohne weder Kopf ſelbſt noch Hals anzuſehen. Der gewölbte Nacken zog ſich wie eine Milchſtraße in ein Firmament von Schönheit, und der Ritter verſank in deren Anſchauen und Bewunderung, bis ein Seufzer, der die Oeffnung des kleinen Mundes benutzte, um ſeiner allzubangen Sehnſucht zu entfliehen, ihm ein Beweis der Wirklichkeit des Angeſchauten ward. Er nahm ſein Saitenſpiel, fragte dem Wunder, wie es über ihn gekommen ſey, nicht bei ſich nach, und ſang, an eine Birke gelehnt, deren Laub aufhörte zu rauſchen, indem es auf ſein Lied und die Akkorde ſeiner Laute lauſchte:

Es ſchien mir der funkelnde Liebesſtern
tief in das Auge hinein,
doch war meinem Auge der Stern ſo fern
wie Liebe dem Herzen mein.

So wie ich nun aber den Stern erſah,
zog ich von Land zu Land,
es war mir, als käme der Stern mir nah,
es wurde mir Liebe bekannt.

Ich ſah in dem Sterne der Liebe Bild,
von Liebe das Herz mir ſchwoll:
es war mir das ferne, das nahe Gefild
vom Bilde der Liebe nur voll.

Da ſeh ich nun endlich im Bilde den Stern,
o, Bildniß! o Stern! ich bin dein;
das Bild iſt mir nahe, unferne der Stern,
o, Sternbild, o, wäreſt du mein!

Die Königin ſchlug das Auge nieder, als ſie den Geſang vernahm, und da ſie den Ritter ihres Traumes vor ſich ſtehen ſah, lächelte ſie ihm unwillkührlich zu.

Er wußte nicht, wie er aus der Dunkelheit der Nacht wieder in ſeine Herberge gekommen war, und nun ſpann der Blick anſtatt des Sternes, ſeine Strahlen in ihm fort und umging er alle Tage Burg und Thurm. Auf die Zeichen ſeiner Liebe achtend, trat ſie auch alle Tage, ihn holdſelig grüßend, zu der Stunde an ihr Fenſter, wann er in den Garten kam, und warf ihm, von einem dunklen Gefühle angetrieben, einesmals eine Roſe hinunter, die ſie am Buſen trug, weil ſie meinte, die ihrem Herz ſo nahe geweſen, ſpräche unmittelbarer als alles von ihren Geſinnungen.

Der beglückte Ritter fand in dem Liebeszeichen eine noch zärtlichere Meinung als die Königin ihm beigelegt, deren troſtloſes Schickſal er erkundet hatte, und gab in dem Uebermuthe ſeiner Freude hinfort jeder Hoffnung in ſich Raum. Er hub an, ſich zu Beförderung ſeines Glückes öffentlich hervorzuthun, und in dem Umgange mit andern Rittern ſo firm und beſtändig zu turniren, daß ſein guter Leumund, den er auch als Sänger und Lautenſchläger förderte, am Ende vor den König kam.

Der König berief ihn in ſeine Gegenwart, fragte nach ſeiner Heimath und ſagte ihm, er habe ſo viel mannlicher Dinge von ihm gehört, daß er ihn an ſeinem Hofe zu behalten wünſche. Der Ritter bot ihm mit Freuden ſeine Dienſte an und wußte ſich ſo wohl in ihn zu ſchicken, daß er bei aller höfiſchen und ritterlichen Kurzweil ſein Begleiter ward, und, von ſeinem doppelten Glücke ermuthigt, Tag und Nacht keinen andern Gedanken mehr hatte, als wie er ſich der Königin und dem Ziele ſeiner Wünſche nähere.

Seine Sehnſucht machte ihn ſchwermüthig und er wollte faſt verzweifeln, ſo gar keine Hülfe zu erſehen; jedoch war die Liebe erfinderiſcher als er ſich einbildete und bereitete ihm eben darin, daß ſie ihn von Tag zu Tag betrübter werden ließ, das Ende ſeiner Qual. Der König verſah ſich ſeines Kummers und fragte ihn darnach ſo oft und dringend, bis der Ritter nach wiederholten Ausflüchten erwiederte: er werde zunächſt aus dem Grunde nicht mehr froh, weil ihn nach ſeiner Heimath zurückverlange. Er ſey auf Abenteuer ausgeritten, um die Fremde zu ſehen, da es ihn zu Hauſe nicht mehr leiden wollen: nunmehr ſey es ihm aber ſo zu Muthe geworden, als habe er gefunden, was er geſucht und trete das Alte wieder in ſein wohlbegründet Recht ein.

Der König hatte ſich durch den Umgang mit dem Ritter ſo ſehr an ihn gewöhnt, daß er über den ihm angekündigten Entſchluß erſchrak und mancherlei vergebens verſuchte, ihn anderes Sinnes zu machen. Er ehrte ihn noch höher, ſtellte ihn ſeiner Perſon noch näher, als bisher, und erreichte endlich, als der Ritter zu wanken ſchien, ſeinen Zweck damit, daß er ihm eine völlig neue Heimath zu bereiten und an ſeinen königlichen Pallaſt ein Haus zu bauen verſprach. Er ſtutzte zwar noch einen Augenblick darüber, daß dies nur an der Seite des Thurmes thunlich war; die ihm wohl bekannte ungemeine Feſtigkeit deſſelben beſeitigte aber jede Bedenklichkeit, und ſo erhob ſich, unter den Händen der Werkleute der ſtattliche Bau alsbald vom Boden und ſtand vollendet und zuletzt auch eingerichtet da. Der Ritter hatte in der jüngſten Zeit, in der die Einſamkeit der Gegend durch die laute Geſchäftigkeit geſtört worden war, die Königin nur ſelten geſehen. Es hatte bisher kein anderes Einverſtändniß zwiſchen

Beiden ſtattgefunden, als das Blicke gewährten: es ſollte ihm nun vielleicht beſchieden ſeyn, ihre Liebe zu gewinnen!

Er ging eines Nachts, als alle ſeine Diener ſchliefen, mit ſeinem getreuen Knappen aus der Heimath an ein Wageſtück. Er begab ſich mit demſelben in den hinterſten Raum ſeines Hauſes, der an den Thurm anlag, und begann bei Fackelſchein an der Durchbrechung der Mauer zu arbeiten. Er konnte mit Grund vermuthen, daß, wo dies geſchah, das Innere des Thurmes dunkel und entlegen ſey und weder der König noch Niemand von den Seinen hingelange und täuſchte ſich damit keineswegs. Als er im Verlaufe von mehren Wochen ſein ſchweres Werk vollbracht hatte, nahm er eines Abends eine brennende Fackel in die Hand und trat, mit ſeinem Dolche bewaffnet, durch die Maueröffnung, die ſein Knappe mit einer leicht herauszuſchiebenden Platte künſtlich zu verwahren gewußt, den muthmaßlichen Weg nach dem Gemache der Königin an. Sein Herz klopfte laut, als er durch den öden Raum ſchritt, der zwiſchen ihrem Wohnzimmer und der Thüre lag, die zu der Burg führte. Er blieb endlich ungewiß vor einem Eingange ſtehen, und lieh das Ohr: es war alles ſtill. Er verſuchte, ihn zu öffnen; die Thüre gab ſeinem gelinden Drucke nach, und ſein Blick traf in das Heiligthum. Der Mond ſchien in das unerhellte Gemach, und halb vermählte ſich ſein Licht mit dem der Fackel, das hineindrang, halb ſah man gleichſam Beide mit einander ſtreiten. Die Königin lag auf einem Ruhebette, das Haupt in die linke Hand geſtützt, und war mit ihren Gedanken bei dem Ritter. Eine koſtbare rothe Decke breitete ſich über ihr Lager aus und hing in reichen Falten zu Boden. Ihre Glieder waren in ein weißes Gewand gehüllt und ſchimmerten roſig durch. Ihr Blick hing an dem Eingange und ließ ſich unaufgeſchreckt von der Erſcheinung auffaſſen, der er freundlich folgte, ſo wie ſie näher kam. Sie hatte wachend von dem Ritter geträumt, und verſucht, ſich die wunderbare Aehnlichkeit zwiſchen ihm und jenem Ritter, den ſie im Traum geſehen, zu erklären.

Der Ritter wußte ſich ihre halbe Bewußtloſigkeit nicht zu deuten und ſie verwirrte ihn. Er war nur darauf gefaßt geweſen, ſie erſchrecken zu ſehen, zu beruhigen, ſtellte die Kerze auf den Tiſch und kniete vor ihr nieder.

Sie ſtrich ihm mit der Rechten das Haar aus der Stirn, ließ die Hand darauf ruhen und fragte: wie er in ihre Einſamkeit gekommen ſey? Soll ich meinen Augen trauen, ſprach ſie, daß ſie Dich erblicken, oder umnebelt ſie die Sehnſucht wieder? — Es iſt die Liebe, die mich zu Euch führt, antwortete der Ritter, ich komme durch die Mauern dieſes Thurmes, die ich durchbrochen habe, und begehre Eure Gunſt, die Ihr das Urbild meiner Träume ſeyd. Du biſt ja auch wirklich der, ſprach die Königin lächelnd wieder, den ich im Traume ſah und der meinen Bann löſte. Sey mir willkommen! Du führteſt mich im Traume wieder in die freie Welt ein, in der ich in meiner Kindheit war. Wie friſch duftete mir da der Morgen entgegen, wenn das Frühſonnenlicht mit dem Baumſchatten im grünen Graſe ſpielte und die erquickende Luft alle Nachtgedanken aus meiner Seele ſcheuchte! Welche Luſt empfand ich damals, die mir in meinen düſtern Kerkerwänden ſchon ſo lange Zeit entfremdet war, bis ſie mir durch Dich wieder zu Theil wird! Aber Du machſt mich bange, fuhr ſie fort, als ſie ſeine Küſſe auf ihrer Hand fühlte, die er gefaßt hielt. Du erregſt mir einen Schmerz, der meine Freude an Dir, die mir Dein Anblick in dem Garten einflößte, ich weiß nicht wie, erſtickt. Sehe ich Dich wahrhaftig wieder oder träume ich nur wie damals, und ſoll mir Dein Bild wie jenes in die Luft zerfließen? Soll ich der Qual der Einſamkeit wieder preisgegeben werden? — Fühle, geliebtes Weib! rief der Ritter, in der Weſenheit dieſes Kuſſes daß ich bei Dir bin, ſchlang ſeinen Arm um ſie und zog und drückte ihr liebliches Haupt an ſeines. Sie überließ ſich willenlos der leiſen Gewalt; ſobald aber ihre Lippen den Druck der ſeinen erreichten, ſchrak ſie elektriſch zuſammen. Sie bog ſich zurück, wollte mit ihrer noch freien Hand ſeinen Mund von ſich drängen, ſeine Lippen decken; ſie empfing aber deſto überzeugendere Beweiſe von ſeiner Gegenwart und erwachte aus dem träumeriſchen Hinbrüten, worein ſie ſich verſtrickt befunden hatte. Sie entriß ſich ihm mit einem leiſen Schrei, richtete ſich halb empor und hielt ſich einen Augenblick von ihm entfernt, derweil ſie aufathmete. Ihr aufgebundenes Haar hatte ſich in dem Ringen gelöſt und rollte ihr über die glänzenden Schultern. Inmitten ihrer blendend weißen Stirn war in Geſtalt eines länglichen Grübchens der Schrecken gelagert, der immer tiefer in ihr Inneres einzudringen und von der Gegenwart des Ritters aufgeſcheucht zu ſeyn ſchien, ſo wie ein ſchüchterner kleiner Singvogel, vor dem feindlichen Geier fliehend, in die Lüfte ſchwirrt und bald nur wie ein ſchwarzer Punkt den Blicken vorkommt. Die Hand der Königin ſtieß den Ritter von ſich und ihr Auge beſchwor ihn, ihr nicht zu zürnen. Natur und Liebe baten ihm gleichſam das Unrecht ab, das ſie ihm ungefliſſentlich gethan, und die Allmacht des Schickſals, das ihre Träume über ſie verhängt, wandelte in dieſer geheimnißvollen Nacht die Schuld der Liebenden wieder in Unſchuld um.

Wie ſie zwiſchen dem Geflüſter ihrer Küſſe mit einander redeten, war nicht anders, als wenn die Luft durch den Wald zieht und die belaubten Bäume rauſchen oder liſpeln und ſich zu einander neigen, um ſich Rede und Antwort zu ſtehen. Die Worte des Geiſtes brauſen oft, ſo wie ſie durch die Seelen der Liebenden gingen, dem Winde gleich, der durch die Bäume weht, durch die Menſchen, und ſie ſind ſich ihrer nur nach eben den Naturgeſetzen als ſie bewußt.

Sobald der Morgen anbrach, ſchied der Ritter von der Königin und begab ſich in ſein Haus zurück, und von dieſer hohen Zeit an verging das Glück der Nächte dem berauſchten Paare, ohne daß ſie an dem einen Tage bedacht hätten, was ſchon an dem andern mit ihnen werden könne. Es ſtand ihnen in der langen Nacht des Lebens wie ein Baum da, der die ohnmächtigen Arme ſeines Gezweiges einſam in die Dunkelheit ausſtreckt: ein einziger Streich der Axt vermag ihn zu fällen und ſie grünen und blühen nicht mehr und welken der Verweſung zu. Die grenzenloſeſte Wehmuth dieſes Verhältniſſes laſtete auf der Seele der Königin. Doch war der Geiſt des Ritters der einzelnen glänzenden Wolke zu vergleichen, die wir dann und wann zwiſchen vielen grauen am Himmel ſtehen ſehen. Wir wiſſen nicht, woher ſie ihr Licht hat; der Mond ſcheint nicht, das Abendroth iſt längſt verglommen, und die Wolke leuchtet nichtsdeſtoweniger, derweil neben ihr alles in Dunkel getaucht erſcheint.

Es iſt eben der Fall, daß ſie, uns unbemerkbar, in einer höheren Luftſchicht hinzieht als die anderen, in der die Sonne, die ſchon längſt für alles Tiefere ſank, ſie noch beſcheint: und alſo wird der höhere oder ſtärkere Menſch in der Nacht des Unglücks oder der Schuld, wo bald der Menge alles Licht des Troſtes ausging, daſſelbe bei ſich ausdauern ſehen und ſich daran ſonnen, um als ein unverſtandenes Phänomen unheimliche Gedanken zu erregen.

Der Ritter erhob die Geliebte zu der Höhe ſeines Geiſtes und verglich ihr Zagen der Furcht, die uns in einem dunkeln Walde befallen mag. Das beſte Mittel, ſich alsdann Muth einzuflößen, iſt der Gedanke, wie ja nur die Dichtigkeit der uns umgebenden Körper unſer peinliches Gefühl erzeugt. Fielen die Bäume plötzlich alle vor uns nieder, oder machte eben ſo die Dunkelheit dem Lichte Raum, ſo verlachten wir wohl uns und unſere Beſorgniſſe; fielen die beklemmenden, peinlichen Verhältniſſe dieſes Lebens, wie es denn doch möglich wäre, plötzlich, wie Bäume gefällt, oder Schatten gleich, aus unſerem Daſeyn, wir belächelten ganz gewiß unſren Kleinmuth, der ſie uns für Irrſale gelten ließ.

So erkannte ſie, daß ihr Geiſt, von der Kraft des ſeinen getragen, ſeines Gleichen war, und beſorgte nicht, daß ihr das ſchmähliche Loos derer zu Theil werde, die die Liebe alſo auch erhebt und nur für die Spanne Zeit der Leidenſchaft vor dem Falle bewahren kann.

Die Königin ſchenkte dem Ritter als ein Unterpfand ihrer Liebe einen koſtbaren Fingerring, den der König ihr bei ihrer Vermählung angeſteckt hatte, und der ward dem Ritter zugleich ein Unterpfand ſeines Glücks, inſofern er von Stund an in allen Kämpfen und Wagniſſen, die er einging, ſiegreich blieb und dem Könige dadurch noch um ſo viel lieber ward als vordem, daß er ihn zu ſeinem Marſchalle und vornehmſten Diener erkor.

Die Jagd war des alten Königs Hauptbeſchäftigung und er fröhnte ihr bei Sturm, Regen und Sonnenſchein, bis ſie ihn auch eines unfreundlichen Spätherbſttages in das nahegelegene Gebirge emporführte.

Dunkle, tiefziehende Regenwolken wälzten ſich, ohne vor der Kälte der Luft ihren Schooß entladen zu können, am Saume des Himmels hin, der unabläſſig im Sturme keuchte und ſtöhnte, einzelne Tropfen fielen nieder und nur in kurzen Zwiſchenräumen wurde die Luft wieder ſanft und ruhig und rieſelte im Wetteifer mit den am Boden verborgenen kleinen Quellen die Pappelweide mit ihren Blättern fort, als ob es regnete. Von allen Seiten umgab dunkelgrüner Tannenwald die Jäger, und wo er ſich klüftete, ragten ferne ſchwarzblaue, oder fernſte nebelgraue, nähere dunkelgrüne Höhenzüge und Schlüfte hervor. Zuweilen rauſchte der Wald wie ſeufzend auf, dann herrſchte wieder lange Todtenſtille.

Der König und ſein Marſchall waren unverſehens von der Jagd abgekommen und müde von ihren Pferden geſtiegen, die ſie neben ſich auf der Weide ſtehen ließen. Sie warfen ſich auf die Trift nieder, wo Holz in Meilern zuſammengehäuft ſtand, aus dem blauer Kohlendampf in die Lüfte ſickerte. Der König entſchlief alsbald; der Ritter verſank in ſchwermuthvolle Gedanken und hielt ſich, ſowie derlei Stimmungen der äußern Natur immer ſchwärzere Schlagſchatten auf unſer Seelenleben werfen, ſeine Handlungsweiſe gegen den König mit ſelbſtquäleriſcher Luſt vor, derweil in der tiefen Einſamkeit nur dann und wann ein einzelner Köhlerhund im Forſte anſchlug, auf dem nächſten Berggipfel Köhlerfrauen und Mädchen das hoch aufgeſchoſſene Riedgras mähten und gegenüber kleine Kinder das Vieh hüteten, deren Gerufe mit den Halsglocken und Glöckchen der Kühe und Ziegen durch die Waldung klang.

Die Abſpannung machte zuletzt auch ihr gutes Recht an dem Ritter gelten, und er ward an der Seite des Königs ebenfalls in Schlummer gewiegt. In ſeiner Seele ſchilderten ſich wie in einem Schattenſpiele die bunten Bilder ſeiner Gedanken und Gefühle ab und ſtieg es wie eine Wolkenwand ſchwül und drohend auf. Er ſtreckte unwillkührlich die Hand im Schlafe aus, um den Horizont ſeines Gewiſſens zu reinigen, und der Zufall wollte nicht nur, daß es die Linke war, an der er den Ring der Königin trug, ſondern ließ auch in dem Augenblicke den König erwachen, deſſen Blick ſich gerade zu der Hand und zu dem Ringe aufſchlug, den der Ritter ihm ſeither ſorgſam zu verhehlen gewußt hatte.

Der König wähnte anfangs zu träumen, als er ſich deſſen verſah, was in ſein Auge traf. Doch mußte er ſich bald überzeugen, er ſey wach, und wollte ſeine Beſtürzung ſchon in Zorn übergehen laſſen, als in dem entſcheidenden Augenblicke mit lautem Getön und Lärmen die Jagd ankam.

Der Ritter ſchrak darüber aus dem Schlafe auf und nahm zu ſeinem Glücke den Blick und Argwohn des Königs wahr, der ſich nur noch deßhalb vor den Andern bezwang, weil ja unter den Verhältniſſen Verrath eine Unmöglichkeit war. Er vollendete durch ſeine Unbefangenheit im Fortgange der Jagd des Königs Selbſttäuſchung, und als die Jagd nach einer Weile beſchloſſen ward, ritt er unter einem Vorwande nach Hauſe voraus, wo er der Königin nicht ſobald den Ring zurückgegeben hatte, als der durch ſeine Eiferſucht von Minute zu Minute mehr erregte König vor ihr erſchien und ſie nach dem Kleinod fragte.

Die Königin ſtand mit einem ſonderbaren Ausdruck ihrer Züge auf, ging zu ihrem Schreine, langte den Ring heraus und reichte ihn ihm ohne ein Wort zu ſagen dar. Der König nahm den Ring und betrachtete ihn mit ſtillem Nachdenken, gleich als ob er aus dem ſtrahlenden Demant die Wahrheit deſſen erkennen möchte, was ſich in ſeinen Wänden abgeſpiegelt hatte. Er gab ihn der Königin mit den Worten zurück, er habe geträumt, daß der ihm über die Maßen theuere Ring, den er ſo lang nicht bei ihr geſehen, verloren ſey, und bitte ſie, zu ſeiner künftigen Beruhigung ihn an ihrer Hand zu tragen. Die Königin verſprach es zu thun und den König täuſchte die Stärke ſeines Thurms hinfort mehr als je. Er konnte auch von der nächſten Zukunft an alle Bedenken an ihrer Treue um ſo leichter aus ſeinem Herzen verbannen, als der

Ritter einen zweiten dem ſo vollkommen gleichen Ring verfertigen ließ, daß man nicht wohl beide hätte von einander unterſcheiden können. Er ſchenkte dieſen falſchen Ring der Königin und durfte nun den ächten ungeſcheut vor dem Könige tragen.

Eines ſpäten Abends, als der inzwiſchen angebrochene Winter ſchon ſeinem Ende nahte, waren die Liebenden, deren Trunkenheit allmählig in Selbſtbewußtſeyn aufging, in der Dunkelheit des Thurmgemachs beiſammen. Der Vollmond ſchien durch das grüne Laub vor dem Fenſter wie ein großer Glühwurm vom Himmel und trieb mit dem erborgten Halblichte ſeiner Strahlen doch nur darum ein ſo reizendes Spiel, weil es allein die Gegenſtände und nicht den Raum der Nacht erhellte. Sie hatten ſchon eine geraume Weile mit einander geplaudert und es rann die holde Rede der Königin noch länger fort als der Ritter ſprach. Am Ende trat aber deßungeachtet eine lange Pauſe ein, die er mit den Worten unterbrach: Ich denke ſeit einiger Zeit gern der Größe unſeres Glückes nach, meine Freundin! und verliere wohl den Faden, der mich aus den Irrgängen meines Innern führt. Glaube nur nicht, daß ich darum weniger glücklich ſey als ſonſt. Gerade wenn das Glück am größten iſt, muß der Stachel unſeres Schmerzes über dieſe Unwandelbarkeit im Zeitlichen am ſchärfſten ſeyn! Ich habe Dir erzählt, wie mir mein früheres Leben auf meiner heimathlichen Burg verging. Wir bilden uns zuverläſſig oft nur ein, uns mit der Zeit weſentlich verändert zu haben. Wir ſtellen uns die Vergangenheit anders vor als ſie war, und es ſcheint ihr darum die Gegenwart unähnlicher. Wir werden durch das Leben meiſt weder um ſoviel ſchlimmer oder beſſer als wir wähnen, noch in demſelben Maße glücklicher oder unglücklicher. Wir brauchen gewöhnlich erſt einiger Zeit, uns in dieſem Leben ſo zu ſagen einzurichten, uns zu dem zu entwickeln, was wir ſind oder in einem früheren Daſeyn waren. Mit meinem eigenen Zuſtande von ſonſt und jetzt iſt keine andere Wandlung eingetreten, als die mit dem entlaubten Baume vor ſich geht, wenn ihn der neue Frühling nach dem winterlichen Starrkrampfe wieder mit grünem Laub anfliegt. Wenn ich Dir in das Auge ſehe und Dein Bild ſich in meinem Auge ſpiegelt, aus dem es ſich mir in den Grund der Seele ſenkt, iſt es mir, als ob der Blüthenkelch Deiner Liebe ſich mir ſchon in einem andern Lebensfrühlinge erſchloſſen hätte, und als wäre nur eine Nacht dazwiſchen, in der die Blätter, das Geheimniß ihres duftenden Schlummers zu beſchirmen, ſich auf die Zwiſchenzeit weniger Stunden in einander gelegt hätten. Sobald ich mich aber wieder von Deinem Blicke losreißen muß, ſchmiege ich mich in ſchmerzlichſter Einſamkeit dafür an jedes Bangen an, das ich in mir vorfinde, und ſo iſt es ſeit kurzem gekommen, daß ich der Reue nachhange, mit Dir den alten König zu hintergehen, der ein ſo unerſchütterliches Vertrauen in mich ſetzt, und gegen den ich, trotz aller herzzerreißenden Wehmuth, die dem Verrathe für mich innen wohnt, nicht anders handeln kann. Das Leben iſt eine dunkle Nacht, in der die Menſchen, ohne ſich zu ſehen, einander auf's Gerathewohl begegnen und ſo lange krampfhaft feſthalten, um nur nicht einzeln dazuſtehen, bis der Tod ihnen am Ende langſam wie der Tag aufdämmert und ſie erkennen läßt, wie fremd ſie ihrem Allernächſten ſind oder blieben. Uns hat das Schickſal hienieden in unſerem Traume die Leuchte eines Sternes angeſteckt, ſo daß wir einander aus der Ferne herausſahen und unaufhaltſam eines auf das andere zueilten. Wir erkannten uns wieder und konnten in der Dunkelheit nicht ſehen, was wir auf unſerem Wege unter unſere Füße traten, oder gewaltſam von uns trennten, nachdem es, uns unwiſſend, ſich an uns angeſchloſſen hatte. Tauſende und Abertauſende wandeln über die Erde, ohne daß ihnen das Schickſal eine ſolche Leuchte gönnt, und können und müſſen dann wohl, ſo wie man mit Recht zu ſagen pflegt, tugendhaft ſeyn, weil es frevelhaft von ihnen wäre, ſich ohne feſtere Stütze von dem loszureißen, woran ſie der dunkle Zufall band. Sie müſſen für das Leben an ihrer Pflicht feſthalten, ſich eines dem andern unterordnen, damit ſich die Figur mit ihnen zuſammenſtellt, das Exempel herausrechnet, das ihnen die Schule des Lebens aufgab. Wen ſich die Natur aber einmal durch ſolche Gunſt auserkor, deſſen vornehmſte, ja einzige Tugend ſoll ſeyn, daß er ihr ganz und gar nachlebt, nichts anderes als ſie will und ſieht. Uns hat der Traum ergriffen und meiſtert uns, der unſern Willen vernichtete und uns in ſeiner Kometenbahn mit ſich fortriß. Unſere Liebe iſt unſere Pflicht, zu der wir berufen ſind, und hüten wir uns nur, ihr zuwider zu handeln. In ihr liegt unſere Unſchuld, nirgend ſonſt. Jede willkührliche Abirrung von unſerer Lebensbahn würde uns geiſtig oder moraliſch vernichten. Alſo laß uns getroſt unſerer möglichen irdiſchen Vernichtung entgegengehen, die uns mit Einem Male unſer ewiges Schickſal abbüßen ließe. Wir leben innerlich ſchon in jener andern Welt, in der unſer Daſeyn ein ſchönes iſt, gleichviel, wie es ſich hienieden abſchattet. Es gibt Menſchen, die nicht ſelten irren, wenn ſie dem folgen, was ſie als ihr Gewiſſen, wie ſie meinen, bald ſo, bald ſo mahnt oder abmahnt. Die Sache iſt eben, daß wir verſchiedene Arten von Gewiſſen haben, die die Stimme ihres Zweifels wider unſer Thun und Laſſen erheben, oder ihre Zuſtimmung ertheilen, und es im Allgemeinen auf nichts weiter als darauf ankommt, das innere Gewiſſen von dem äußern zu unterſcheiden. Das Verhängniß unſerer Liebe iſt auf zu geheimnißvolle Weiſe über uns gekommen, als daß wir es zu ergründen wagen dürften. Wer jene räthſelhaften Träume, in denen wir einander zuerſt erſahen, bildete, deſſen Wille muß es auch geweſen ſeyn, daß wir nicht mehr aus ihrem Zauberkreiſe treten ſollten.

Während der Ritter ſo geſprochen hatte, war es dunkel geworden, indem den Himmel düſtere Wolken überzogen. Jetzt trat der Mond dahinter hervor und ſchien in das Antlitz der Königin, der die blendende Schärfe ſeiner Strahlen die Thränen entlockte, die ſich in ihren Augen angeſammelt hatten, ohne daß ſie geſtimmt zu weinen war. Sie ſah in deren Glanze zu ihm auf und ſagte: Was Du das Schickſal oder Verhängniß nennſt, Geliebter, biſt Du mir. Meine Hingebung an Dich iſt mein Beruf. Und nachdem ihre Liebenswürdigkeit ſeinen Mund zu einer andern Antwort erſchloſſen hatte, als der Wechſellauf der Rede mit ſich gebracht, ſprach er ſchließlich: Wie vermöchte ich darum im Schooße des Glücks zu ruhen? und ſollte nicht zu dem höchſten Uebermuthe angetrieben werden, unſer Schickſal zu verſuchen? Es verlangt mich danach immer unabweislicher, mit Dir die Freiheit als das letzte Gut zu erringen und in die weite Welt zu entfliehen. Wie das geſchehen mag, vernimmſt Du bald von mir. Für heute iſt mir nur die Frage an Dich übrig, ob Du jedwedes Wagniß mit mir beſtehen willſt?

Es iſt mir in Allem was Du thuſt, verſetzte die Königin, als wäre das die Nothwendigkeit; ich folge Dir! Darauf reichte ſie ihm lächelnd die Hand zum Kuſſe und drängte ihn mit liebevoller Gewalt von ſich, da ſie der Ruhe des Schlafes bedürftig war.

Nicht lange nach dieſer Uebereinkunft mit der Königin verſchloß der Ritter gewiſſe Zimmer ſeines Hauſes vor ſeiner Dienerſchaft und gab ihr zu verſtehen, es bewohne ſie ſeine zu ihm gekommene Braut, als welche die Königin einige Male vor den Leuten ſichtbar ward, um für den Fall ſpäterer Nachforſchungen den König deſto ſicherer zu täuſchen. Danächſt veranſtaltete er ein prachtvolles Gelag und bat den König, in ſeinem und ſeiner Geliebten Namen, von der er ihm geſagt, ſie ſey ihm aus ſeiner alten Heimath nachgefolgt, um die Ehre, ihr Gaſt zu ſeyn. Der König ſagte ihm dieſe Gunſt bereitwillig zu, und ſo eilte der Ritter zu der Königin und eröffnete ihr, wie ſie alsbald erkennen würden, ob ihr Glück als ihre Beſtimmung mächtig und wirkſam genug ſey, des Königs eignen Augenſchein zu beſiegen. Wir werfen ſo das Höchſte, was uns das Leben geboten hat, mit uns dem Tode vor, ſprach er: will und kann er das Opfer annehmen, wenn es ihm gebührt, ſo mag er es, wo nicht, werde ihm ein für alle Mal damit die Schuld abgetragen, die er von uns fordern darf, und laſſe er uns des Bewußtſeyns froh werden, daß wir das neue Daſeyn verdienen, zu dem wir auf eine Weiſe eingegangen ſind, deren Wahl uns nicht anheimgeſtellt wurde. —

Zu der anberaumten Zeit des kommenden Abends füllte ſich der Feſtſaal des Ritters mit Gäſten und erſchien zuletzt von allen der König mit ſeinem Gefolge.

Der Saal erglänzte von tauſend hellſtrahlenden Kerzen und die Düfte des feinſten Weihrauchs und der ſeltenſten Blumen trieben darin ihr luſtiges Spiel mit dem bunten Schimmer. Als der König eintrat, empfing ihn eine rauſchende Muſik, die ſo lange die wie ungeduldigen Töne hatte ſchmachten laſſen, ſich in die Trunkenheit von Duft und Licht zu verſenken. Berauſcht von Ueberfülle der Daſeynsluſt quollen ſie in den ſehnſuchtsvollen Raum und die Sinne der anweſenden Ritter wurden in die Sphäre gerückt, auf deren Höhe der Zauber der Schönheit allein zu wirken anhebt. Des Königs Blick ſchweifte über die Verſammlung, die ihm huldigend begegnete, und ſuchte die fremde Frau; allein er mußte ſich unbefriedigt zu dem Ritter zurückwenden, der ihn an der Hausthür empfangen hatte und an ſeiner Seite ſtand.

Indem rauſchten die Flügelthüren, die nach den innern Gemächern führten, dem Könige gegenüber auf, die Frage ſeines Auges erſtarb ihm auf den Lippen, ſein Blick richtete ſich dahin, von wannen das Geräuſch die Verſammlung durchbrochen hatte, und nahm inmitten der nach beiden Seiten Raumgebenden eine weibliche Geſtalt wahr.

Sie war hohen majeſtätiſchen Wuchſes und Anſtandes und hatte doch die wunderbare Leichtigkeit des Raphaeliſchen, die ſie an ſich ſelbſt nur zierlich und lieblich erſcheinen und erſt neben Andern ihre Größe erkennen ließ, ſo ſehr war ſie, wie von unſichtbaren Wolkenarmen getragen, irdiſcher Schwere ledig.

Ein dunkel-violettes Sammtkleid umhüllte in reichen Falten ihre Glieder und war auf Bruſt und Nacken weit ausgeſchnitten, deren Unſchuld und Friſche den Schauenden gleichſam Abbitte wegen des Prunkes zu thun ſchien. Ihr goldenes Haar, das wie Sonnenſtrahlen funkelte, floß aufgelöst um die Schultern und war mit einfachen weißen Schleifen geſchmückt. Eine Perlenſchnur ſchlang ſich um ihren Hals und ein Perlendiadem anſtatt der Krone um die Stirn. Ein hoher Ernſt drückte ſich in ihrem Weſen aus, und aus ihrem Angeſichte ſchien auf immer alle Röthe gewichen zu ſeyn. Nur brannten ihre Lippen wie zwei glühende Kohlen, oder wie der Purpur der ſpäteſten Abendröthe, wenn ſie ſich am unterſten Rande des erblichenen Himmels in einen bloßen Anhauch zuſammengezogen hat.

Es war die Königin. Sie trat, von reichgekleideten Pagen gefolgt, ein, und die anweſenden Ritter und Hofleute, die ſie nie geſehen hatten, brachen in ein Gemurmel der Bewunderung aus. Der König ward über ihren Anblick ſeiner gleichſam uneingedenk, indem der Ritter ſie ihm als ſeine Braut vorſtellte, und ſein ſchwaches Auge erkannte ſeine Gattin unter dem Einfluſſe dieſer Umgebung nicht zur Stelle wieder, da ſein Gemüth ſchon vorher befangen war. Er ſprach mit ihr, ohne zu wiſſen, was, und wagte kaum einen

Blick auf ſie zu richten, den er ſchnell geblendet wieder zu Boden ſchlug.

Am Ende kündigte Trompetengeſchmetter an, daß das Banket beginne, und geleitete der König die Schöne in den zweiten Saal, wo er bei Tafel zwiſchen ihr und dem Ritter Platz nahm und die übrigen Gäſte, ihrem Range oder Belieben gemäß, ſich ihm näher oder ferner niederließen. Im Verlaufe der Unterhaltung ſchilderte der König ſeiner Nachbarin die Freuden ſeines Hofes, und wie nun längere oder kürzere Zeit ſein Blick auf ihr zu ruhen kam, mußte ihn die vollkommene Aehnlichkeit der Fremden mit der Königin denn doch betroffen machen. Es war eine wunderſame Erſcheinung, wie das einander ſo ungleiche Paar, das zuvor noch niemals unter ſich übereingeſtimmt hatte, in dieſer einzigen Stunde, die ſeine Trennung feſtſtellte, in ihrem beiderſeitigen ſtillen Sinnen eine kurze Gemeinſchaft an den Tag legte. Die Königin hatte den König noch nie ſo würdig und edel geſehen, er gewann ihr zum erſtenmal in ihrem Leben Achtung ab. Und hinwider kam ſie ihm, die ſeine Gegenwart immer nur zu kindiſcher Luſtigkeit erhoben, oder zuletzt in der troſtloſeſten Langenweile zu ſtumpfer Verſchloſſenheit niedergedrückt hatte, ſo fremd in dieſem Ernſte vor, daß er einmal über das andere an ihr irre ward. Eine erhabene Ruhe thronte auf ihrer Stirn und ſprach ſich in allen ihren Bewegungen aus.

Ihr Haar ſchien ihm unter dem Perlenſchmucke heller und leuchtender, der, wie das ihm unbekannte Gewand, ein Geſchenk des Ritters war, ihre Blicke hatte er nie ſo glühen, ihre Züge nie ſo bleich geſehen. Das Herz des alten Mannes regte ſich hin und her; allein die Stärke ſeines Thurms betrog ihn abermals, daß er den Worten des Ritters mehr als ſeinen eigenen Augen traute.

Da unterbrach, als der Nachtiſch aufgetragen war und der Wein den Gäſten zu Kopfe zu ſteigen anhub, die Königin die Stille, die die Verſtimmung des Königs immer allgemeiner machte, und ſprach zu ihm, indem ſie auf das untere Ende der Tafel und das Gläſer- und Wortgeräuſch deutete: „Seyd Ihr doch auch ſo fröhlich wie Eure Ritter und Edlen, mein Gebieter! und ſchafft aus dem Waldreviere Eurer Gedanken das welke Laub hinaus. Seht! wie da draußen ſchon der Frühling naht, der Saft in die glänzenden Zweige der Bäume dringt und das Gras ergrünt. Wie bald vergeht Luſt und Freude ohnedies! Ihr müßt die Güter des Lebens wie einen Sommer im Gebirge genießen. Er währt nur eine ſo kurze Zeit, daß man mittlerweile nicht an den langen Winter vor- und nachher denken darf.“

Die Königin hatte vor dieſer Rede nur einzelne Worte geſprochen und aus Schüchternheit ihre Stimme zu verſtellen geſucht. Jetzt war ihr Muth mit der Erkenntniß der Gefahr gewachſen und legte ſie dem Ton ihrer Rede keinen Zwang mehr auf, ſo daß der

König die wohlbekannte Stimme, bei ſich denkend, hörte: „Mein Gott! wie iſt das Weib meinem Weibe ſo gar gleich?“ Der Argwohn ſtrich durch ſeine Seele wie durch die aller Leichtgläubigen, einem Regenſchauer im April gleich. Nachdem er ſich einige Minuten lang ergoſſen hat, iſt wieder Sonnenſchein, der einem neuen Regen eben ſo ſchnell weicht.

Nichtsdeſtoweniger betrog den König die Stärke ſeines Thurms abermals, und konnte er keine Worte finden, ſeine zweifelhafte Stimmung auszuſprechen. Als er am Ende dennoch den Mund dazu öffnete, verſah ſich der Ritter deſſen zu rechter Zeit, der da meinte, daß, wo ein Mißtrauen rege iſt, daſſelbe ſich ſchon an und für ſich genugſam wäre, und durchſchnitt die Gedanken des Königs mit der Rede: „Mein Herr und Gebieter, hört! wie in meinen Gäſten der Geiſt des Weines und der Geſelligkeit aufſteigt. Tropfen und Worte ſind einander nah verwandt, und bilden, wenn recht ausgewählt, den lieblichſten Zwieſprach, den man auf Erden haben kann. Die Wellen der Düfte und der Töne ſchlagen zu einer unſichtbaren erfriſchenden Grotte darüber zuſammen. Allein der Lebenshauch, der der Freude und Luſt zu ihrer Fortdauer nöthig, iſt denn doch der himmliſche Geſang der Menſchenſtimme und des Menſchengeiſtes. Wenn es Euch gefällig wäre, mein König! ſollte meine Braut Euch ein Lied zu der Harfe ſingen. Vielleicht daß es ihr gelänge, Euch damit eine beſſere Stimmung zu erwecken, als Ihr zu dieſem Freudentag Eures Dieners mitgebracht zu haben ſcheint! Die Heiterkeit iſt ein luſtiger Schmetterling, der eben ſo leicht entflieht als er ſich fangen läßt; alſo zaudert nicht, Eure Hand darnach auszuſtrecken."

Dem alten Könige war der Vorſchlag des Ritters eben recht, und da die Königin wie oft! vor ihm geſungen hatte, meinte er durch ihren Geſang ſeinen Argwohn am erſten zu entfernen oder zu beſtätigen. Die Königin fragte, was für ein Lied er von ihr hören möge, und ob der Inhalt Liebe oder ein anderer, ob ernſt oder heiter ſeyn ſolle, und der König, forderte ſie auf, den Frühling zu beſingen, wofern ſie dazu aufgelegt ſey. — „Mein König!" ſprach die Schöne, „der Frühling draußen iſt ſeinem Erwachen nahe, und blinzelt uns ſchon mit einem halbaufbrechenden Auge an, oder ſpricht zu uns aus ſeinen Morgenträumen ein abgeriſſenes Wort, woraus wir erkennen, daß er am längſten geſchlummert hat. Die Herzen aller Menſchen ſehnen ſich aus ihrem winterlichen Kerker nach dem Frühlinge hinaus: wie wäre ich allein nicht von ihm erfüllt und ſänge ihn mit Freuden!?"

Sie winkte einem Pagen hinter ihrem Stuhle, eine Harfe zu holen, und inzwiſchen ſtellte ſich die Ruhe unter den übrigen Tiſchgenoſſen wieder her. Die Muſik ſchwieg, der Page kehrte mit der goldenen Harfe wieder, die er der Königin in die Hände gab, und als dieſe ihren Seſſel ein wenig abrückte, um die Harfe vor ſich in den Schooß zu nehmen, richteten ſich Aller Blicke nach dem ſchönen Bilde. Die roſigen ſpitz zulaufenden Finger griffen zum Vorſpiel in die Saiten, die wie über ihre Schönheit erſtaunt, unter einander lispelten und ſich von ihr zuzuflüſtern ſchienen, und der von Wohllaut überſtrömende Mund ſang darein:

Es rinnet das Bachlein
durch Wieſen grün,
durch Walder erbrauſende
Winde ziehn.
Ich ſchaue hinaus in die Frühlingspracht,
entzückt von der dunkeln Wolken Nacht,
ich möcht' ins erfriſchende Leben hinein,
zu ſuchen den ewigen Frühling ſein.

Das Vöglein zwitſchert
im kahlen Hain,
aus welken Blättern
ein Blümelein
das lauſchende Köpfchen empor drängt ſacht,
komm, Blümelein, blühe, die Erde erwacht!
der ſchwellende Frühlingsruf ſchlägt an ſein Ohr,
Lockt allüberall Blüthen und Geſänge hervor.

Hierauf wechſelte ſie die Melodie und ging zu den folgenden Worten über, die, zuerſt heiter und ſpielend, in Glockentönen wiederhallten und nach und nach den gezogenen Ton der Sehnſucht annahmen.

Waldvöglein Schall
und Wiederhall
im Grünen;
dazwiſchen die Winde

erſauſen geſchwinde
und beugen gelinde
die Bäume im Hain.

Ach! und wenn die Quellen rauſchen,
Ach! und wenn die Blüthen lauſchen ....

So weit kam die Königin mit Spiel und Geſang. Zwar gleich über die erſten Verſe erſchrocken, war der König doch ſo lange äußerlich ruhig geblieben, weil er nicht an die Vermeſſenheit der Königin und ſeines Marſchalls glauben mochte, ein ſo todbringendes Spiel mit ihm zu treiben; jetzt aber ſprang er zürnend von ſeinem Sitze auf, da ihm das Lied, in das ſie überging, allzu wohl bekannt war und er eine ſo unerhörte Aehnlichkeit zwiſchen zwei Menſchen unter dieſen Umſtänden nicht länger gelten laſſen konnte. Nur beſaß er eben ſo wenig genug geiſtesgegenwärtige Entſchloſſenheit, um ſeine Gedanken als Ueberzeugung auszuſprechen, und hatte er erſt vor wenigen Tagen die Feſtigkeit des Thurmes einer ſorgſamen Prüfung unterworfen.

Was man den König thun ſah, brachte den ganzen Saal in Aufruhr und beendete den Geſang der Königin. Sie erhob ſich gleich den Anderen und der Ritter verſuchte umſonſt, den König zurückzuhalten. Da nahm die Königin ein Glas zur Hand, und ſagte mit heiterer Zuverſicht: Wenn es Eurer Hoheit nicht gefällt, länger bei uns zu verweilen, ſo laßt nur noch einen Augenblick Eurer einſamen Königin wohl ſeyn.

Indem ſie ſich dabei mit dem Glaſe nach ihm verbeugte, das ſie an ihre Lippen zog, ſtach der Schnee des Angeſichtes und der Hand der ſchönen Frau wunderbar von dem blutrothen Weine in dem Kryſtall ab, und wetteiferte ihr ſich darnach aufthuender Mund mit ihm an Feuer und Farbe.

Der Greis eilte zum Saale hinaus, ehe der Ritter ein weiteres Wort an ihn richten konnte, und die Uebrigen folgten ihm auf dem Fuße nach. Die Königin hatte in dem Momente, als der König den Rücken gewendet, auch ſchon den Saal verlaſſen und ſich von ihrem Schmuck und Feſtgewande befreit. Da ſie darunter eines ihrer alltäglichen Kleider trug, hielt ſie die Umwandlung nicht im mindeſten auf, und behielt ſie Zeit genug, ihr Haar aufzuſtecken und in ein Kopfzeug zu hüllen, bevor der König ſein Ziel erreichte. Er riß die letzte Thüre zu ihrem Gemach auf und erblickte ſie am Spinnrocken, bei dem Schimmer einer einzigen Lampe. Er brauchte Zeit, ſich von ſeiner Bewegung zu erholen, und ſie fragte unbefangen, was ihm geſchehen ſey? Er bog ſich zu ihr nieder, indem er ſie mit den Worten auf die Stirn küßte, er habe zum andernmale an ihr geſündigt und erzählte ihr das Geſchehene.

In dem Gefühle der Königin war der Wendepunkt eingetreten, wo das Gelingen jedes bedenklichen Unternehmens die Seele augenblicklich verzagt und bereuen macht. Sie erſchrak ſo ſehr vor ihrem unbegrenzten

Glücke und der Veränderung ihres Schickſals, die es herbeiführen konnte, daß ſie ihre Faſſung auf eine Weile einbüßte. Am Ende aber gab ihr das Bewußtſeyn ihrer verzweifelten Lage die Beſinnung wieder und brach ſie das Stillſchweigen mit den Worten: „Ihr habt Euch ſicherlich an mir vergangen, mein König, und ein wie großes Unrecht Ihr noch an mir begeht, indem Ihr mir die Freiheit vorenthaltet, hab ich Euch ſchon oft umſonſt geklagt. Seht die Motte, die dort zu dem offnen Fenſter aus der Nacht hereingeflogen iſt. Und wäre des Menſchen Sehnſucht nach der Freiheit nichts Verſtändigeres als der blinde Drang des Thierchens nach der Flamme, die es tödtet; er würde doch nicht eher als im Beſitze von ihr geheilt. Ihr brachtet mir dereinſt den kleinen Vogel mit, deſſen Geſang ſo lieblich lockte und ich fütterte ihn den Winter hindurch mit Süßigkeiten, und that ihm ſo viel Gutes als ich konnte. Da ſtand ich eines Sommertages am Fenſter und ſpielte mit ihm. Ein unverſehener Windſtoß riß das Fenſter auf: weg war er aus meiner Hand! und ich ſah ihn niemals wieder. Wie böſe ich aber auch anfangs auf ihn war, konnte ich ihm ſeine Flucht doch nicht lange Zeit verdenken, da ihm die freie Luft wohl lieber als die ſeines Kerkers ſeyn mußte. Und hatte ich damit etwa nicht recht?

In Folge dieſes Tages ſetzte der König nimmer wieder einen Zweifel in die Undurchdringlichkeit ſeines

Thurmes, oder in die Treue der Königin, und ſchien das Bewußtſeyn ſeines Unrechts gegen ſie ihm alle Thatkraft gelähmt, allen Muth und Willen benommen zu haben, jenem Ereigniſſe ernſtlicher nachzuforſchen. Da trat eines anderen Tages der Ritter vor ihn und ſprach ihm den Wunſch aus, in ſein Vaterland zurückzukehren.

Der König erſchrak darüber ungemein, da ihm ſein Marſchall unentbehrlich geworden war, ſuchte ihm ſeine Abſicht wiederholt auszureden, und forderte ihn auf, wenn irgend etwas ihm an ſeinem Hof im Wege ſey, es ungeſcheut zu ſagen, und der ſofortigen Abſtellung deſſelben gewiß zu ſeyn. Allein der Ritter betheuerte, daß ihn der Zug nach der Heimath keine Ruhe mehr finden laſſe, und vermochte den König am Ende, in ſeine Entlaſſung zu willigen und ihm auch die Bitte zu gewähren, ſein Brautführer zu ſeyn, wenn er vor ſeiner Abreiſe ſeine Freundin zur Ehe nehme. Er hatte hiermit nicht ſobald ſeine Zwecke erreicht, ſo bereitete er alles zu ſeiner Hochzeit vor, und trug insgeheim für ſeine Flucht Sorge, indem er mit einem fremden Seefahrer, der ſegelfertig im Hafen lag, ſeine Aufnahme in deſſen Schiff beſprach, das gleich darauf das hohe Meer gewinnen ſollte.

Der anberaumte Tag brach an, und der König holte mit ſeinem Gefolge das Brautpaar zur Trauung ab. Er beglückwünſchte es mit freundlichen Worten, und als ſie in der Kirche waren, fragte der Prieſter vor dem Altare: wer die Braut an Vaters Statt dem Ritter übergebe? Da trat der König mit Würde auf ſie zu und ergriff ihre Hand, die ſie ihm mit niedergeſchlagenen Augen reichte. „Du ſiehſt meinem Weibe gar gleich,“ ſprach er, „und biſt mir darum deſto lieber. Ich lege an Deines Vaters Statt Deine Hand in die des Prieſters, daß er ſie mit Deines Bräutigams Hand auf ewig zuſammenfüge. Möge Euer Bund Euch beglücken.“ Er that wie er ſagte, und nach vollzogener Trauung erfuhr der König erſt, daß der Ritter von hinnen unmittelbar das Schiff beſteigen wollte. Er geleitete das Paar auch nach dem Hafen, wohin ihnen der Knappe des Ritters mit ſeiner beſten Habe vorausgezogen war und vieles Volk nachfolgte, und als ſie das Schiff zu Geſicht bekamen, ſtand eine mächtige Wolke am Himmel, unter der hervor die Sonne blendend ſtrahlte. Die Matroſen jubelten ihnen entgegen und ſtimmten einen fröhlichen Geſang an, die Wellen glänzten, die Wimpel flatterten im Winde. Der Schiffspatron hatte ein Boot abgeſandt, den Ritter und ſein Weib vom Lande zu holen, und ſie ſetzten den Fuß hinein, nachdem ſie von dem Könige Abſchied genommen hatten. Sie neigten ſprachlos und betäubt ihr Haupt vor ihm, als das Boot abſtieß, und der König breitete ſeine Hände ſegnend nach ihnen aus. Jedoch zog der wehmüthige Schrecken, den ihnen dies erregte, nicht anders durch ihre Seele, als etwa der über ſein Geſicht gleitende Schatten eines Baums dem auffällt, der mit geſchloſſenen Augen durch einen Wald fährt: der Luftzug der Freiheit zertheilte ihn. Das Boot erreichte das Schiff, der Patron hatte die Anker lichten laſſen und ließ die Segel aufziehen, ein günſtiger Seewind blies hinein, daß ſie anſchwollen, und das Fahrzeug flog mit den weißen Wolken über ihm über die gekräuſelte Fläche.

Der Ritter und die Königin knieeten auf dem Verdecke nieder und ſtreckten, wie um Vergebung flehend, die Arme nach dem Könige zurück, der, in Gedanken verſunken, unbeweglich am Geſtade ſtand und ihnen nachſchaute. Die Geſtalten auf dem Schiffe und auf dem Lande verſchwammen ihren gegenſeitigen Blicken in das Formloſe, bis einander Schiff und Ufer nur noch wie ein ſchwarzer Punkt und Strich erſchienen.

Sobald der König auch nicht einmal den Punkt mehr ſah, verließ er den Hafen und ging nach ſeiner Burg zurück, in den Thurm der Königin. Er ſchloß ihn auf und trat in ihr Zimmer: es war leer und öde. Er ſtürzte, wie vom Blitz getroffen, zu Boden, und ſeine Lebensgeiſter blieben lange Zeit erſtarrt. Als er wieder zu ſich kam und begriff, wie ſehr er betrogen worden war, fühlte er ſich in allen Gliedern bewegt. Er umging und durchforſchte den Thurm innerhalb nach allen Seiten und entdeckte die Maueröffnung, die die Flüchtigen hinter ſich nicht geſchloſſen hatten. Alſo von Allem unterrichtet, brachte er doch mehrere Stunden in dem Zimmer der Königin zu, derweil er, ohne an Verfolgung zu denken, ſeine Gefühle berichtigte, und ging darauf wieder mit der dunklen Vorſtellung unter die Menſchen: es ſey ſo beſſer als es geweſen, indem eine dicke Thräne ſeinem Auge entrollte, und er, das greiſe Haupt ſchüttelnd, zu ſich ſprach: „Ach! daß ich den Menſchen und ihren Worten, die mich ſo ſchmählich täuſchten, mehr als meinen eignen Augen trauen mußte!“

Von der Zeit an verlebte er faſt alle ſeine einſamen Stunden in dem Thurme, und wenn er in der Beherrſchung ſeines Volkes eine ſchwere Frage zu löſen hatte, verſetzte ihn der Aufenthalt und deſſen Erinnerungen jedesmal in die Stimmung, die dazu die rechte war.

Das flüchtige Paar ſchwamm auf dem Meer der Liebe in das Unbegrenzte. Ob ſie an dem Venusberge ſtrandeten oder dahin eingingen, iſt unbeſtimmt; wohl aber hier zu erinnern, daß in der Welt an und für ſich alles heiter iſt und nur allein unſre Gebrechlichkeit alles Leid erregt, das heißt, die Seele abhält, es zur Heiterkeit zu leiten. Ob der Ritter und ſeine ſchöne Freundin in dieſem Sinne zu gebrechlich waren, um dauerhaft glücklich zu ſeyn, iſt ſchwer zu entſcheiden. Wenn nur der ewige Frühling des Lebens, die Poeſie, ſie mit ihrer urſprünglichen Kraft beſeelte und die unſer unſterbliches Theil verkörpernde ſelbſtiſche Sünde der Hinfälligkeit fern ab von ihnen hielt, fielen ſie wohl nie aus ihren Himmeln!

Die Offenbarung.

Unfern von einer anſehnlichen deutſchen Kreisſtadt lebten auf dem Lande ein Paar Eheleute, die durch ihre äußere wie innere Bildung den höheren Ständen angehörten und früher eines durch eigene Schuld verlornen Wohlſtandes genoſſen hatten.

Der arme Mann ernährte ſich und die Seinigen jetzt von dem Ertrage eines Dienſtes, den er bei der Verwaltung einer Fabrik verſah, und wenn gleich dieſe Anſtellung nur die Verpflichtungen eines zuverläſſigen Schreibers auferlegte, führte die Familie doch ein in ſich zufriedenes oder ergebenes Daſeyn.

Die Kataſtrophe der Nothdurft hatte den Charakter des Mannes gleichwie auf dem Pole ſeiner Lebenskugel von einer Hemiſphäre zur andern überſchlagen laſſen und ihm die zerriſſene Jacke des Leichtſinns ausgezogen, um ihn dafür in den Schafpelz kaltblütiger Beſonnenheit zu hüllen.

Er ließ in dieſer Umwandlung gleichmüthig Alles über ſich ergehen, was der Wechſel der Tage mit ſich brachte und erkannte die wahre Lebensweisheit in nichts Anderem, als dem gewandten Umſchiffen der Klippen ſolcher Zufälligkeiten, als die das Heft der Welt in Händen hätten.

Er war zuerſt mit ſich und demnächſt mit allem Uebrigen zufrieden und redete ſich philoſophiſch ein, daß die Armuth ein Glück, wo nicht das Glück an und für ſich zu nennen ſey.

Er pflegte zu ſagen: Eben, weil der Arme gar keine Ausſicht auf Glück habe, begnüge er ſich mit der dürftigſten Gegenwart. Der Reiche ſey um jener willen gegen dieſe ungerecht und es würden jederzeit die Ausſichten ſeyn, die ihn unglücklich machten.

Da Karl Gott nicht begriff und an Gott nicht glaubte, fühlte er auch das Bedürfniß der Fortdauer nach dem Tode nicht, und es glich ſein Leben einem Strauche, der in unfruchtbarem oder ausgedörrtem Boden ſo unkräftig fortvegetirt, daß er kaum den halben Sommer ein welkes Laub, ohne einzige Blüthe treibt.

Sein geiſtiges Daſeyn war ein unbewußtes Trotzen gegen Gott, indem es eine abgerundete Welt für ſich vorzuſtellen ſtrebte und außer ſich nichts Höheres nöthig hatte.

Seine Gattin konnte der moraliſchen Stützen nicht entbehren und hielt ſich an dem äußern Bekenntniß des Glaubens feſt, der ihr anerzogen worden war. Fingen ihre Wünſche in der Hinſicht an, ſich auf ihn überzutragen und wollte ſie ihn wiederholt dazu bewegen, das heilige Abendmahl mit ihr zu genießen, ſo erhielt ſie am Ende die Antwort: er empfinde kein Bedürfniß nach einer Erinnerung, die in ihm noch keine

Wahrheit geworden ſey, und geſetzt, daß dieſem Symbole eine abſolute Heiligkeit innen wohne, ehre er daſſelbe, indem er es ſich verſage, viel höher als wenn er deſſen Bedeutung durch ſeine Gedankenloſigkeit mißbrauche. Sein Stolz als Menſch empöre ſich dagegen, daß er mit ſich ſelbſt unehrlich umgehe oder in ſeinem Bewußtſeyn vor der Welt heuchle, und er wolle lieber ein vollkommener Heide als ein unächter Chriſt ſeyn.

Der Mann war in ſeiner Irreligioſität ſo unbedingt rechtſchaffen, daß er dieſer Tugend zu Liebe hätte Verbrechen begehen können. Hatte er einmal eine Sache für Recht erkannt, ſo würde er eben ſo wenig Anſtand genommen haben, um ihretwillen Andere der Nothwendigkeit zum Opfer zu bringen, als er wieder heitern Muthes im Stande war, ſich ohne Kampf oder Selbſtverläugnung Andern hinzugeben. Er that in ſeinen Umgebungen vieles Gute, und hatte zumal mannigfache Veranlaſſungen, armen Fabrikarbeitern ſeine Menſchenfreundlichkeit zu bethätigen, deren Rückwirkung ſeine Dienſtverhältniſſe ſo angenehm geſtaltete, daß ſich ſeine Lage in gewiſſen Beſchränkungen kaum mehr hätte beſſern können.

Sie würde ſich ohne Zweifel auch nicht mehr verſchlimmert haben, wenn nicht die weibliche Eitelkeit der jungen Frau ihrem Gatten faſt unerſchwingliche Summen gekoſtet hätte.

Er gab allerdings zuerſt aus harmloſer Freude an ihrem Frohſinn, dann aus Mitleiden und endlich aus Ehrfurcht vor der Gegenwart, aus Unfähigkeit, ihr einen Augenblick ihres Lebens zu verbittern. Ja, fühlte vielleicht ſelbſt ſchon das Unrecht, das er ihr durch ſeine Nichtbeachtung der kirchlichen Gebräuche unvorſätzlicher Weiſe that.

Es trat um dieſelbe Zeit in Folge des ausgebrochenen Krieges eine Theurung im Lande ein, die die Noth der Armuth um Vieles drückender machte. Man brauchte die rührenden Scenen des Jammers nirgend aufzuſuchen, ſie ſprangen in reicher Auswahl in die Augen, und alſo nahm auch Karolinens Gatte eines Tages einen Arbeiter wahr, den die Dürftigkeit mit den Seinigen bis an den Rand der Verzweiflung getrieben hatte.

Er that an dem Unglücklichen, was in ſeinen Kräften ſtand, vermochte jedoch ſeine Noth kaum für den Augenblick zu lindern, da ſeine eignen Umſtände bereits von dem Strome der Zeit dem Verfalle entgegen getrieben wurden. Der Hülfsbedürftige rührte ihn beſonders deßhalb inniger, weil er ſich auf einem Wege Rettung zu ermitteln ſuchte, den er für den fruchtloſeſten von allen hielt.

Der arme Mann betete nämlich immer und immer wieder mit zerknirſchtem Herzen zu Gott ſich ſeiner zu erbarmen.

Der Thor! ſagte dann wohl ſein ungläubiger Zuhörer zu ſich und wandte ſich mit verächtlichem Mitleid von dem Knieenden; iſt er ſo kraftlos, daß er nichts mehr für ſich ſelbſt thun kann, ſo wird er dennoch untergehen.

In ſolcher Stimmung dereinſt nach Hauſe kehrend, ſah er an einem Lottobureau den großen Anſchlagezettel zur nächſtfolgenden Ziehung hangen.

Er dachte auf der Stelle daran, für den armen Beter ein Paar Gulden wegzuwerfen und eben ſo viele Nummern in dem Lotto zu beſetzen.

Er trat in das Zimmer, zog ſeine Börſe und reichte dem Beamten eine Banknote von fünf Gulden mit dem Bedeuten, daß er von fünf Nummern, welche er ihm nannte, jede mit einem Gulden beſetzen wolle.

Der Mann nahm das Geld, notirte die Zahlen und derweil er die Quittung ſchrieb, dachte der Andere bei ſich: Hilf, Himmel! nun einmal, wenn du es vermagſt; ich erkläre dir vor deinem Angeſichte, daß ich das Geld einzig und allein für jenen Armen ſetze und gebe dir die beſte Gelegenheit, wohlzuthun. Du kannſt mir dadurch wahrhaft offenbaren, daß du den Nothleidenden nicht immer verzweifeln läſſeſt.

Außerdem theilte er von dem, was er gethan hatte, keinem Menſchen etwas mit und verwahrte nur den Lottozettel in ſeinem Schreibtiſche, um ihn einige Zeit darauf ganz zu vergeſſen.

Unterdeſſen war die drohende Fackel des Krieges immer dichter über dem Haupte des Landes geſchwungen worden und hatte bereits ſengend und brennend deſſen Locken geſtreift.

Die Theurung nahm zu, Handel und Gewerbe ſtockten und auch die Geſchäfte der Fabrik geriethen dermaßen in Abnahme, daß der Beſitzer eine bedeutende Anzahl ſeiner Arbeiter entlaſſen mußte.

Ein unbeſtimmtes Bangen vor der Zukunft war die Folge dieſer Vorgänge für Karolinens Gatten: ſeine Familie war nach und nach zahlreicher geworden, die Kinder koſteten deſto mehr Geld, je mehr ſie erwuchſen, die Unbeſonnenheit ſeiner Frau in ihren Ausgaben ließ nicht nach.

Er wußte ſchon jetzt zuweilen nicht, wo er Geld zu Brod hernehmen, geſchweige denn, wie er die unnöthigen Bedürfniſſe befriedigen ſollte.

Er ward noch ernſter und in ſich abgeſchloſſener und kam nun zu ſeiner Zerſtreuung darauf, blos weil er kein anderes gutes Buch beſaß, öfter in der Bibel zu leſen.

Der erſte Eindruck, den ihm dieſe Lektüre machte, war ein verſtärkter Widerwille gegen diejenigen Elemente des Heiden- und beſonders des Judenthums, welche ihn ſchon früher inſtinktartig in dem Chriſtenthume, dem ſie gewaltthätig angepaßt worden, verletzt hatten; er lernte ſie indeſſen mit Vergnügen an ihrer Quelle kennen, weil er dadurch ſein natürliches Gefühl gerechtfertigt fand. Wiewohl ihn aber auch manches Zufällige zurückſtieß, dem man, ſeiner Meinung nach, eine übergeheimnißreiche Bedeutung aufgedrungen hatte, zog ihn wieder nicht weniger wahrhaft Wunderbares, Tiefſinniges, Unerwartetes ſo unwiderſtehlich an, daß es ihn in manchen ſeiner Vorurtheile beinahe irre zu machen ſchien.

Er ergab ſich immer tieferen Betrachtungen und ließ die Wogen der Offenbarung an den Felſen ſeines Naturglaubens branden.

Wie können doch auch, ſprach er zu ſich, alle dieſe Wunder Chriſti etwas Anderes als Symbole ſeyn? Wie hätte Gott jemals menſchlich, das heißt, perſönlich auf den Lauf der Dinge einwirken können? Dürfen wir noch ein anderes als die ewigen Geſetze der Natur für göttlich erkennen? Alles Sichtbare, was wir göttlich nennen, iſt nur Natur. Es iſt undenkbar, daß Gott ein Unterbrechen, Umſtürzen der Natur könne für ein Höheres gehalten haben wollen. Ich werde nimmer im Stande ſeyn, durch die allgemeine Thür in den Schafſtall einzugehen. Muß ich darum am Feierabend draußen bleiben, wenn die Heerde für die Nacht geborgen wird? Ich ſollte nicht meinen. Ich krieche oder ſchlüpfe hinein, wie es ſich ſchickt, wenn mich der Hirt auch für einen Dieb oder Mörder anſieht. Bin ich doch der That nach kein ſo ſchlimmer Gaſt, als ich ihm durch ſeine trüben Glasfenſter erſcheine, und werden ſich die Schafe auch nicht vor mir fürchten, ſobald ſie merken, daß ich ihnen nichts Böſes zufüge! Wofern Gott überdies der rechte Schafſtall iſt und ich gelange ſo zu ihm, derweil er ſieht, daß anders hineinzugehen weder in meinem Willen noch Vermögen ſteht, ſo wird er mich gewiß ſelig werden und aus- wie eingehend Weide finden laſſen, ohne daß ich einem Thürſteher, und wenn es der heilige Petrus ſelbſt wäre, deßhalb ein gutes Wort zu gönnen brauche. Es ſteht ja in der Bibel geſchrieben, daß Niemand gut ſey, denn der einige Gott, der die Liebe iſt; wie könnte der alſo einen verwerfen, der gern ſein Leben für ſeine Freunde läßt, und doch die größte Liebe haben ſoll!

Das Leben, ſprang er mit ſeinen Gedanken weiter, iſt nichts als eine ſchwindelnde, ſchwankende Teufelsbrücke, von dem himmelhohen Felſen der Unſchuld auf den der Erkenntniß hinüber. Man mag ſich noch ſo ſehr vor dem darunter gelegenen Abgrunde der Verzweiflung grauen, man muß doch darüber hinpaſſiren.

Ich frage ein- für allemal nichts darnach, ob ich ſelig werde, und warte mit unerſchütterlicher Seelenruhe die Dinge, die da kommen können, aber nicht kommen werden, ab, derweil mir das Bewußtſeyn dieſes Selbſtgenügens ſchon für eine Art von Seligkeit gelten darf. Hienieden iſt der Geiſt aus dem Grunde Geiſt, weil die Materie vorhanden iſt. Da drüben, geſetzt daß für uns ein Leben auf anderen Welten möglich, gibt es keine Materie mehr und geht alſo, was hinüber gelangen könnte und was wir hier Geiſt nennen, ein ganz neues Verhältniß zum Daſeyn ein. Der hier ſogenannte Geiſt wird gegen das neue, ewige, dorthinzufließende Element Materie und dadurch zugleich alles perſönliche Bewußtſeyn und alſo auch aller Lohn, alle eigentliche Fortdauer nothwendig ausgeſchloſſen. Ein Stück irdiſchen Geiſtes weiß nach dem neuen Weltgeſetze jenſeits ſo wenig von ſich, als hier eine Scholle Erde.

Oder wenn ich mich dazu verſtehe, in eurer Sprache, ihr Chriſtenmenſchen, zu reden: Hat da nicht der Weiſe oder Heilige, der in den Evangelien als der Erlöſer der Welt namhaft gemacht wird, ſelbſt myſtiſch angedeutet, daß es ein noch Höheres als die Kirche oder Gemeinſchaft ſeiner Bekenner gebe, indem er auf Petri Frage: Herr, was ſoll aber dieſer? antwortete: So ich will, daß er bleibe, bis ich komme, was geht es dich an? Ihr leſ't und glaubt das Eine wie das Andere und bildet euch bei alledem noch ein, ihr wäret conſequent? Was dürftet ihr wohl dem erwiedern, der da, überzeugt, daß dieſer Jünger niemals ſterben könne, zu euch ſagte: er wolle auch ſo lange warten, bis er komme und was ginge das euch an? Mich geht das Alles freilich auch nichts an, und wenn da geſchrieben ſteht: „So ihr Glauben habt, wie ein Senfkorn, mögt ihr ſagen zu dieſem Berge: Hebe dich von hinnen dorthin, ſo wird er ſich erheben und dir wird nichts unmöglich ſeyn;“ möchte ich auf meine Weiſe ſchreiben: Gäbe es wirklich eine allmächtige Gottheit ſolcher Art, als nur in dem Hirn der Menſchen beſtehen kann, und es beſäße ein vernunftbegabtes Weſen den erhabenen, wahren, heiligen Unglauben, wenn auch nur ſo groß wie ein Senfkorn, deſſen Unerſchütterlichkeit keine andere Stütze als ſich ſelbſt bedarf, dieſelbe müßte auch Berge ſich von dannen heben laſſen.

Es gibt aber keinen Gott, ſo wie der Glaube ihn erkennt, hat in aller Vergangenheit keinen gegeben und wird in keiner Zukunft einen geben! —

Hier ward ihm mit einem Male ſo ſchwindlich vor ſeinen eignen Gedanken, daß er ſich mit Gewalt davon losriß.

Er ſprang von ſeinem Sorgenſtuhle auf, nahm Hut und Stock zur Hand und eilte in's Freie, um friſche Luft zu ſchöpfen. Als er auf ſeinem Wege durch die Kinderſtube ging, traf ſein Blick auf ſeine zum fünften Mal ſchwangere Frau, die, ein Bild des Kummers und Verdruſſes, den verbundenen Kopf mit fieberrothen Wangen in die flache Hand, den Arm auf die Wiege ihres jüngſten Kindes, an der ſie ſaß, geſtützt hatte.

Karolinens Stirn hatte ſich bei ihres Gatten Eintritt an einer kleinen Stelle in der Vermuthung entwölkt, er bringe ihr Geld.

Er bemerkte ihre Bewegung, blieb in einiger Entfernung ſtehen und fragte, ob ſie etwas habe ſagen wollen?

Sie verneinte es unmuthig.

Indem er weiter ging, ließ eines der Kinder in ihrer Nähe einen Teller, von dem es aß, zu Scherben zerfallen und gab Karoline dem Kleinen dafür einen ſo derben Schlag in's Geſicht, daß es zitternd und blutend daſtand, ohne ſelbſt ſchreien zu können.

Seine Geſchwiſter trugen den Zoll des Weinens für ihn ab, und durch den Aufruhr noch mehr gereizt, wollte die Mutter auch an dieſen ihr Strafamt ausüben, als der Vater ſie mit einigen ernſten Worten ermahnte, zur Beſinnung und Billigkeit zurückzukommen.

Zur Billigkeit? fragte ſie ſchneidend: ſoll ich die ungezogenen Kinder auch noch dafür belohnen, daß ſie uns durch ihre Unvorſichtigkeit an den Bettelſtab bringen? Ich habe keinen Pfennig mehr in der Wirthſchaft, ich habe den Kindern ſchon ſeit einer Woche kein Abendbrod mehr geben können; ich ſelbſt kann, Gottlob! nichts genießen, — wovon ſoll ich das Geſchirr wieder kaufen, das ſie muthwillig zerbrechen? Ich wollte Dich ſchon vorhin bitten, mir Geld zu geben, ich komme mit dem Monatsgelde nicht aus, es wird Alles täglich theurer und geringer, ich brauche neues Kinderzeug.

Ich kann Dir vor der Hand kein Geld mehr geben, erwiederte der Mann: Du erinnerſt Dich vielleicht nicht mehr, daß ich den letzten Ueberreſt der geborgten Summe auf Dein Bitten für Dein neues ſeidenes Kleid ausgegeben habe. Du ſagteſt mir, Du könnteſt ohne daſſelbe nicht zur Kirche gehen und ich wollte Dich nicht gern dieſes Troſtes entbehren laſſen. Hätte ich freilich voraus gewußt, daß ich damit die tägliche Nahrung unſerer Kinder ſchmälerte!...... Du warſt nun damals ſo feſt überzeugt, mit dem Wirthſchaftsgelde bis zum nächſten Monat auszureichen, daß ich die ungewöhnliche Ausgabe wagen zu dürfen glaubte.

Ueber dieſe Worte ward Karoline noch röther als vorher und hob den Kopf mit einer krampfhaften Zuckung in die Höhe. Sie beklagte ſich gegen ihren Gatten bitter, daß er ſie in ihrer Noth noch mit ſo ungerechten Vorwürfen überhäufe.

Du biſt es ſelbſt, mein Kind, ſagte er, die ſich den Vorwurf macht; ich verſichere Dich, ich habe nicht daran gedacht, es zu thun.

Das Unbehagen ihres Gewiſſens ſtellte zwar ſeine Geduld hierauf noch immer auf die Probe; er antwortete ihr aber kein Wort und ging zur Thür hinaus, die er leiſe und feſt hinter ſich anzog.

Er zitterte vor innerer Aufregung, als er draußen vor dem Hauſe ſtand, und mußte die Sorge entſchloſſen hinter ſich werfen, um ſeines Weges weiter gehen zu können.

Er war nur wenige Schritte von ſeiner Thür entfernt, als ihm ein Wucherer begegnete, der ihm einigemal auf überhohe Zinſen Summen geliehen hatte und zur Stunde zu ihm kommen wollte, um ihn wegen eines bereits verfallenen Termins zu mahnen. Der Gläubiger begleitete den Schuldner eine Strecke weit und drohte mit ſo harten Maßregeln gegen ihn und die Seinigen, daß der von allen Seiten bedrängte Mann beinahe das Gleichgewicht in ſich ſelbſt verlor.

Nur allein das Bedenken, daß eine Auspfändung ihm höchſtens einen kleinen Theil der Schuldſumme auf Koſten des größeren Capitals einbringe, konnte den Gläubiger zur Nachſicht ſtimmen und die Menſchlichkeit war nur der eigene Vortheil des Unmenſchlichen, der ſich bei längerem Zuwarten, das den Schuldner in Lohn und Brod erhielt, die Hoffnung rettete, mit der Zeit noch die ganze ausgeliehene Summe nebſt ihren wucheriſchen Zinſen zurückgezahlt zu ſehen.

Er ſprach ſeine anſcheinend chriſtliche Geſinnung Karolinens Gatten mit gleißneriſchen Worten, die dieſer durchſchaute, aus, und zwang ihn alſo nichtsdeſtoweniger, ſie mit demüthigem Danke anzuerkennen. Der Arme machte zuletzt eben ſeinem Herzen in einem Stoßſeufzer Luft, den ihm die Vergleichung ſeiner früheren glänzenden Verhältniſſe mit dieſen verzweifelten entlockte, als er zufällig ſeinen Blick erhob. Seine Augen wollten dieſen vielleicht mit der Frage gen Himmel ſenden: ob eine ſolche Strafe wohl auch recht und billig ſey? trugen ihn aber nur bis zu einem nahegelegenen Hauſe, dem Lottobureau, über deſſen Thüre die fünf unlängſt gezogenen Nummern mit koloſſalen, obwohl aus dieſer Ferne nicht lesbaren Lettern angeſchlagen waren.

O, heiliger Zufall! rief Karl bei dem Anblick aus: wie glücklich wäre ich, hätte ich in das Lotto geſetzt und einen, wenn auch noch ſo mäßigen Gewinn gethan. Wie wollte ich mit meinen armen Kindern und der guten ſchwachen Frau aufjubeln, wie gern und ſchnell unſerer Leiden uneingedenk werden!

Eine Thräne quoll ihm aus dem Auge und er mußte ſie gerade vor dem Hauſe zerdrücken, um die Glücksnummern leſen zu können.

Er las und es ward ihm ſchwindlich, ohne daß er wußte wie? und warum? Er las wieder und es ſtoben ihm Erinnerungen wie Funken vor den Augen herum. Er griff unwillkührlich in die Taſche nach ſeiner Schreibtafel und wollte ſie zitternd herausziehen, um die Nummern nachzuleſen, die er für den armen Chriſtian beſetzt hatte. Es war nicht nöthig. Die Zahlen waren ſeinem Gedächtniſſe zu wohl eingeprägt, da ſie den Tag, den Monat und das Jahr bezeichneten, wann er ſie beſetzt hatte. Sein Blick verſteinte darauf, es waren die fünf nämlichen Nummern. Der faſt unerhörte Glücksfall entriß ihm den unwillkührlichen Ausruf: Großer Gott!

Der Wucherer ſah ihm dreiſt ins Geſicht und fragte: Was iſt geſchehen?

Es ſind die fünf Nummern gezogen worden, die ich für den armen Chriſtian beſetzt habe, ſagte Karl und machte dem Manne das Unglaubliche dadurch einleuchtend, daß er einen Zettel, worauf ſie verzeichnet waren, aus der Taſche holte und ihm zur Vergleichung unter die Augen hielt.

Der Mann ſchrie Wunder und lockte eine Menge Menſchen herbei, unter denen auch der Einnehmer ſelbſt aus ſeiner Stube trat. Man lärmte und drängte ſich um den Betäubten und drückte und ſchüttelte ihn aus Theilnahme, was man konnte. Die alten Weiber bekreuzten ſich, die jungen erſchöpften ihre Einbildungskraft mit Erdenkung von Feſtlichkeiten und Luxus, den die Glückskinder ſich fortan verſchaffen könnten, die Kinder jagten ſich und jubelten, die Männer ſteckten die Köpfe zuſammen und berechneten das gewonnene Kapital, das ſie ſich nicht anders als in Geſtalt von Millionen dachten.

Karolinens Gatte ſagte zu alle dem kein Wort und fühlte nur den kalten Schweiß, der ihm in immer dickeren Tropfen auf die Stirn trat, je wärmer die Leute ihm den Kopf machten. Endlich entſchlüpften ſeinem Schweigen die Worte, die er halblaut zwiſchen den Zähnen hinmurmelte: Wenn wir dem Herrgott kleine Steine hinwerfen, wirft er uns große zurück. Danach faßte er ſich gewaltſam, um das Gedränge zu durchbrechen, und eilte nach ſeinem Hauſe, wohin die Kunde noch nicht gedrungen war.

Er erklärte hier mit wenigen Worten ſeiner Frau, welch großer Glücksfall den armen Chriſtian betroffen habe, deſſen Loos er aus ſeinem Pulte nahm und ihr zeigte, und eilte damit ſo raſch zu dem Günſtling des Himmels, daß er bei der Ankunft des ihn verfolgenden Menſchenſchwarmes ſchon weit von dannen war.

Chriſtian war inzwiſchen durch den im Dorfe anwachſenden Aufruhr ebenfalls aus ſeiner entfernten

Hütte gelockt worden und hatte auf der Gaſſe von den zuſammenlaufenden Leuten den vermeinten Glücksſtern des Fabrikbeamten vernommen, bei dem kein Menſch mit einer Sylbe ſein erwähnte. Karl hatte zwar vorhin dem Wucherer deutlich ausgeſprochen, daß er für Chriſtian eingeſetzt; man hatte aber den Zuſatz entweder überhört oder nicht für denkbar gehalten, daß unter den obwaltenden Umſtänden von Ausführung eines ſolchen Vorſatzes die Rede ſeyn könne.

Chriſtians nächſte Seelenregung nöthigte ſeinem Antlitze ein Grinſen ab, mit dem er ſeine braune Fauſt gen Himmel ballte. Er hielt dieſe gleichſam zur Larve feſtgefrorene Miene auch dem Gottesläugner entgegen, als er ihn von weitem nahen ſah. Karl trat ruhig und feſt mit den Worten auf ihn zu:

Chriſtian! Du weißt, ich kenne Dich und Deine Armuth ſeit langer Zeit und habe Dir zuweilen nach meinen Kräften beigeſtanden, ſie zu ertragen. Ich geſtehe Dir ſelbſt ein, daß ich mich nicht ſelten über Dich geärgert habe, wenn ich zu Dir kam und Dich, auf Deinen Knien liegend, weinen oder zu Gott beten ſah, er möge Dir und den Deinigen hülfreich und gnädig ſeyn. Ich dachte, wozu bedarf es alles deſſen, wenn Gott der iſt, für den er angebetet wird, und als welcher er nicht anders kann als allgerecht und allbarmherzig handeln. Indeſſen rührteſt Du einmal mit Deinem Beginnen dergeſtalt mein Herz, daß ich mir vornahm, Gott um Deinetwillen zu verſuchen, und in das Lottobureau ging, um fünf Nummern, jede mit einem Gulden, zu Deinem Beſten zu beſetzen. Ich ſagte von dem Geſchehenen keiner Menſchenſeele ein Wort; gelobte mir aber innerlich, was ich damit gewönne, ſey Dein Eigenthum, und ſetze Dich hiermit in Kenntniß, wie Gott die Probe beſtanden hat. Meine kleine Gabe hat tauſendfältig gewuchert und Du biſt durch ſie ein reicher Mann geworden. Ich habe Dir den Lottozettel aufbewahrt und händige Dir ihn gegenwärtig ein, damit Du Deinen Reichthum empfangeſt. Du haſt den überaus ſeltenen Glücksfall erlebt, eine Quinterne zu gewinnen, ich wünſche, daß ſie Dir zum Segen und Gedeihen der Deinigen gereiche. Mir biſt Du keinen Dank dafür ſchuldig; ich habe nur als Werkzeug einer unſichtbaren Gewalt gedient, die Dir hat helfen wollen. Ihr magſt Du, ſie heiße wie ſie wolle, Deinen Dank abtragen; ich konnte natürlich nicht anders als nach meinem Gewiſſen handeln. Lebe wohl.

Der Arbeiter Chriſtian ſtreckte, ſtatt der Antwort, die Hand nach der ſeines Wohlthäters aus, der den Zettel darein drückte, und lachte wie albern oder blödſinnig. Er verſtand die Worte nicht zu faſſen, die er gehört hatte.

Karl war aus ſeinen Augen entſchwunden, ehe er noch an Dank denken konnte, und benutzte die Ueberraſchung der Umſtehenden zu unbemerkter Flucht.

Der Wucherer war der Erſte, der wieder den Mund öffnete und ihm über ſeine Unvernunft einen Fluch nachſendete.

Andere Zeugen ſchlugen nach erlangter Beſinnung ein Spottgelächter auf. Milder Geſinnte ſahen ihm kopfſchüttelnd nach und deuteten ſich zum Zeichen deſſen auf die Stirn, daß ſie Jemand, der auf die Noth der Seinigen ſo gar keine Rückſicht nehme, für wahnſinnig halten müßten. Viele verfolgten auch wohl das Phänomen, das an ihrem intellektuellen Horizonte unterging, ſo lange mit Erſtaunen, bis ſie in den ſtumpfen Gleichmuth zurückfielen. Schlichte Einfalt oder großer Verſtand waren bei keinem Einzigen zur Genüge vorhanden, um ihn die Seelengröße der That in ihrer wahren Geſtalt erblicken zu laſſen.

Die Freudenſprünge Chriſtians, der ſich vor Jubel deſto weniger zu faſſen wußte, je mehr er ſich in das Begreifen hineinfand, feſſelten zuletzt die Aufmerkſamkeit aller Anweſenden und es dauerte nicht lange, ſo lief Groß und Klein mit ihm in die Schenke, um ſich auf ſeine Koſten zur Freudenfeier zu betrinken.

Chriſtians verhungerte Familie ſah ihn ſelbſt erſt in dieſem Zuſtande wieder und ward, ſobald ſie das Geſchehene von Anderen vernommen hatte, beſinnungslos mit in den Taumel gezogen.

Als ſie des anderen Tages wieder ernüchtert waren, ſtatteten ſie wohl auch ihrem Wohlthäter einen eben ſo kriechenden als gefühlloſen Dank ab. Da ſich Chriſtian aber allzutief beſchämt fühlte, um die Seelengröße Karls zu verſtehen, und dieſer allzukalt und verſchloſſen war, verbitterte Chriſtian die an ſeinen Stolz abzutragende Pflicht viel eher, als daß ſie ihn gerührt hätte, und zwang er ſich, den edlen Mann geradezu für wahnſinnig anzuſehen, um alſo die Laſt der Dankbarkeit von ſeinen Schultern zu wälzen. Er hätte ihn beinahe in's Geſicht verſpottet und ſeine Abneigung ſteigerte ſich bis zum Haß, als Karl auch nicht das kleinſte Geſchenk, das er ihm allenfalls anbieten konnte, annahm. Daß er ſich immer weniger vor ihm ſehen zu laſſen brauchte, war ihm freilich ganz recht, und ſo zog er bald darauf mit ſeiner Familie nach der Stadt, wo er ſich ſeiner Vergangenheit und ſeines armen Wohlthäters, deſſen Gönner und Beſchützer er ſich in ſeinem Reichthum dünkte, nicht lange mehr erinnerte. Er lebte mit Saus und Braus in den Tag hinein und ſchwelgte, als ob er jährlich ſo viel an Einnahmen, als er an Kapital beſaß, gehabt hätte.

Karl führte mittlerweile ſein kümmerliches Leben fort und hatte durch ſein Selbſtverläugnen von der Achtung ſeiner Nachbarn und Bekannten vielleicht aus dem einfachen Grunde eingebüßt, daß das Große überhaupt weit ſeltener als das Gute eine Anerkennung findet, die der engherzigen Menge allzu unbequem wird. Das Gute lobt und preiſt ſie zehnmal bereitwilliger, weil ſich in der Regel ſelbſt in der kleinſten Seele ein wenn auch noch ſo ſtaubiger Winkel vorfindet, den man für den Wandnachbar des Guten ausgeben darf. Das unverſtandene Große, das man nicht zu handhaben im Stande iſt, ſchüttelt oder ſchleudert man viel lieber von ſich ab.

Karl hatte ſich zumeiſt davor geſcheut, welches Urtheil ſeine Gattin über ſeine That fällen werde; dieſelbe machte ihm aber, nachdem der erſte Schrecken vorüber war, nicht allein keine Vorwürfe, ſondern fand ſich ſogar in ihrem Selbſtgefühl geſchmeichelt, das ihr danach erlaubte, ſich für eine Art Schutzherrin des Dorfes anzuſehen. Sie grämte ſich ohne Zweifel über den Abſtand zwiſchen dem Wohlleben Chriſtians und ihrer Dürftigkeit, indem ſie bedachte, wie nur ein theilweiſer Wahnſinn ihres Mannes der Linderung entgegenſtehe, die Jener ihrer Noth habe bringen wollen. Indeſſen gewöhnte ſie ſich mit der Zeit daran, daß das Geſchehene nicht zu ändern war, und fand ſich durch das Bewußtſeyn gekräftigt, daß ihre ſchlimme Lage ſo leicht hätte gebeſſert werden können.

So unergründlich ſind die Wege der Vorſehung, daß das anſcheinend ungeheure Glück des armen Chriſtian nichts als das Mittel ward, ihn völlig in's Verderben zu ſtürzen. Er verſchwendete ſeinen Reichthum in kurzer Zeit, richtete ſeine Geſundheit durch das Laſter des Trunkes, dem er ſich ergab, die Seinigen durch Verwöhnung von Arbeit zu Grunde und kehrte an dieſem ſchlimmen Ende mit ſeinem Weibe und ſeinen Kindern, die zu Tagedieben erwachſen waren, in ſeine Heimath zurück.

Unlängſt noch geſund, kraftvoll und arbeitsfähig, wie er von hier geſchieden war, mußte ihn die Gemeinde, jetzt hinfällig, bei ſich aufnehmen und erhalten. Er war überdies moraliſch dergeſtalt verderbt, daß er ſeinen Wohlthäter wie ſeinen Feind verwünſchte und nicht wenig dazu beitrug, ihm durch die Gewöhnung an ſeine Anklagen nach und nach die Geringſchätzung der willen- und bedachtloſen Menge zuzuziehen. So wahr iſt das Sprichwort: Hebſt du den Hund aus dem Brunnen, ſo ſchüttelt er dir das Waſſer um die Ohren.

Karl wandelte nach dieſer Erfahrung wie ein von der Welt Abgeſchiedener einher und würde noch weniger mit ihr verkehrt haben, wenn ihn nicht die Nothwendigkeit zu arbeiten und Brod zu verdienen dazu getrieben hätte.

Die Probe, welche gewiſſermaßen darauf gemacht worden war, wie der Himmel dem Elende abgeholfen, hatte die Richtigkeit ſeiner Lebensanſicht ſo erſchrecklich bewährt, daß ſie ihn mit einer geheimnißvollen Ehrfurcht vor der Naturgewalt erfüllte, die den Lauf der Dinge hienieden regele. Dennoch vertraute er ſeiner Kraft als dem einzigen Helfer in der Noth, der ihn nicht ſo wie der verhöhnende Himmel im Stich laſſen werde.

Der Krieg mit allen ſeinen Schrecken brach nun über das Land herein und die Theurung erreichte ihren Gipfel. Es wurden alle Arbeiten der Fabrik eingeſtellt, alle Beamte entlaſſen und die Inhaber des Geſchäfts beinahe an den Bettelſtab gebracht.

Der Hungersnoth folgte eine Epidemie auf dem Fuße, die viele Opfer hinraffte, und durch dieſe Zeitläufe ward Karl vollkommen brodlos.

Indem er dann durch grobe Handarbeiten fortfuhr, für die Seinigen zu ſorgen, deren Unterhalt ſeine Feder nicht mehr erſchwingen konnte, ſtrengte er ſeine Kräfte übermäßig an, erkrankte und ward durch die Seuche bis an den Rand des Grabes geführt.

Den letzten, erſchöpfenden Beweis von innerer Kraft legte Karl eines Abends in der höchſten Zeit ſeiner Heimſuchung ab, als unerwarteter Weiſe einige Brode in ſein Haus gelangten.

Seine Frau und Kinder hatten den ganzen Tag nichts gegeſſen und weinten, da ſie alle Mittel umſonſt erſchöpft ſahen, ihren Hunger noch vor Schlafengehen zu ſtillen.

Da kam die Hülfe in der Noth und fiel Groß und Klein in dem Augenblicke mit Heißhunger über die Speiſe her, als Karl beinahe unbemerkt in die Stube trat.

Er war mehrere Tage von den Seinigen entfernt geweſen, um auswärts eben ſo fruchtlos wie an ſeinem Wohnorte Arbeit zu ſuchen. Er hatte längere Zeit als die Andern keinen Biſſen genoſſen und war durch die angeſtrengte Wanderung bis auf den Tod erſchöpft. Indem man ihm aber das Geſchehene erzählte und ihm mit unwillkührlichem Widerſtreben ſeinen Theil anbot, erwachte ſeine Beſinnungskraft. Er wog den erſichtlichen ſchweren Hunger der Anderen gegen die leichte Hülſe ab, und ſchob zu ihrem Entzücken ſeinen Antheil aus dem Grunde, daß er bereits geſättigt ſey, zurück! Seine Natur empörte ſich dagegen in krampfhaften Zuckungen, die ſeinen Körper überliefen; — jedoch bezwang er ſich ſo lange, bis Frau und Kinder das Brod verſchlungen und ihm jede Möglichkeit benommen hatten, ſeine Pein zu lindern.

Da glaubte er ſich nicht ſobald in der Stube allein, nachdem die frohen Kinder hinausgelaufen waren, als er auch die Herrſchaft über ſich nicht länger zu behaupten wußte und mit einem Schrei über die zu Boden gefallenen Broſamen ſtürzte. Seine Gattin war im dunkeln Hintergrunde des Zimmers ſitzen geblieben und ſah ſeinem Beginnen mit Erſtaunen zu. Sie begriff nicht ſobald den Zuſammenhang, als ſie aufſprang und laut weinend zu dem Märtyrer eilte. Er hielt inne, ſah zu ihr empor und ſank vor Schmerzen ohnmächtig zu Boden.

Am nächſtfolgenden Tage erkrankten Karoline und die Kinder an der Epidemie, und es währte nicht lange, ſo hatte der Tod zwei der jungen Leben hinweggerafft.

Die Lage der armen Leute war dadurch eine ſo verzweifelte geworden, daß die Ausſaat des Schmerzes über dieſes neue Unglück in dem väterlichen Herzen nicht einmal aufgehen konnte, ſondern gleichſam im Keime von der materiellſten Bedrängniß erſtickt ward.

Karl mußte Alles, auch das Allerletzte verkaufen, was er beſaß, zur Winterszeit ſogar die Betten, auf denen er und die Seinigen ſchliefen, und er wußte danach nicht mehr, woher er einen Biſſen Brod nehmen ſollte.

Alſo ſaß er ſtumpfſinnig an dem Strohlager ſeiner Frau, die aus Mangel an Stärkung nicht wieder geneſen konnte und deren Lebensquell allmählig zu vertrocknen drohte.

Es war ein Weihnachtsmorgen. Der kalte Tag graute im Oſten. Der Himmel war heiter und rein. Draußen vor den Fenſtern der kleinen Hütte reckten die Tannen ihre ſchneebeladenen Nadelbüſchel wie bedürftige Hände oder Finger aus und die klare Welle des Baches rieſelte immer ſchwächer, derweil die heißhungrige Zunge des Froſtes ſich in ihn hineinſtreckte, um ihn völlig zu erſtarren.

Karoline lag in dem ruheloſeſten Schlummer befangen, den ihr Gatte betrachtete, derweil die Kinder ſich auf ihrer Streu hin und her warfen und vor Hunger und Kälte im Traume wimmerten.

Alles, was am Tage in der Nähe lebte, war wie in Todtenſtille begraben. Man würde die Fliege ſich bewegen gehört haben, wenn ſie hätte leben können.

Da erwachte Karoline über das Lautwerden der Kinder, indem ein Windſtoß einige Tonwellen vom

Geläute des Frühgottesdienſtes in der Stadt herüberwehte.

Sie ſchlug die Augen auf, und die Gatten boten ſich wechſelsweiſe einen guten Morgen, um Beide zugleich über die bittere Ironie zu erſchrecken, die in dieſem Wunſche lag.

Sie weinten.

Daran, daß heute ein Tag der feſtlichen Freude war, hätten ſie nicht einmal denken können. Das lag ihrem Jammer allzu fern.

Nach einer Pauſe fragte Karoline, ohne daß ſie den Muth hatte, Karl in's Geſicht zu ſehen: Wie weiter?

Er verzog keine Miene und ließ das Auge fremd auf ihr ruhen. Sie murmelte, nach der Wand gekehrt, vor ſich hin: Du mußt betteln gehen! Es hilft nichts. Die allgemeine Noth wird die Herzen der Reichen aufgeſchloſſen haben.

Durch den Schall ihrer eigenen Stimme ermuthigt, erhob ſie ſich alsdann, deutete mit der Hand auf die Kinder und ſagte: Bringe den unſchuldigen Kleinen Brod; geh nach der Stadt.

Nach dieſen mühſam geſtammelten Worten barg ſie ihren ſinkenden Kopf in ihre Hände, und beide Theile blieben eine furchtbare Viertelſtunde ſtumm.

Jetzt that es einen lautloſen Ruck in des Mannes Innern, ſo daß Karoline gleichwie an einer elektriſchen Kette mit erbebte, und brach er in ein auflöſendes

Weinen aus. Die Erſchütterung hob und warf ihn wie im Todeskampfe auf und nieder, der Schmerz ſchien ihn erſticken zu wollen, am Ende beruhigte er ſich und ſtand auf: ſein Stolz war gebrochen; Karoline lag wie eine Leiche neben ihm. Er taſtete, blind vor Thränen, lange nach ihrer Hand, drückte ſie mit den Worten: Auf Wiederſehen! und wankte zur Thür hinaus.

Auf dem Gange durch das Dorf fühlte er ſich dergeſtalt entkräftet, daß er nicht begriff, wie er im Stande ſeyn werde, ſich bis zur Stadt zu ſchleppen.

Da wo die letzten Häuſer ſtanden, begegnete er Chriſtian im verworfenſten Zuſtande, eine volle Schnapsflaſche in der Hand, die er Karl ſchon von Weitem vor Augen hielt und triumphirend ſchwenkte. Karl ſchlich näher und Chriſtian blieb ſtehen, indem er ſeinen Wohlthäter höhniſch anſah.

Wohin ſoll es ſchon ſo früh gehen, Herr Erfaktor? fragte er, als Karl vor ihm ſtand.

Nach der Stadt, lautete die Antwort.

Nach der Stadt? Nun da hat es gute Wege. Wenn die Stadt nicht zu Euch kommt, werdet Ihr ſie nicht ſo bald erreichen. Was meint Ihr, wie lange Ihr auf dieſe Art zu gehen habt? Warum ſchleicht Ihr denn ſo gotteserbärmlich langſam?

Ich kann vor Hunger nicht ſchneller gehen. Ich habe ſeit Tagen ſo viel wie nichts gegeſſen, verſetzte Karl mit heiſerer Stimme.

Ei, zum Teufel! ſo bleibt daheim und nährt Euch redlich, rief der Trunkenbold. Was habt Ihr in der Stadt zu ſchaffen?

Zu betteln! ſprach Karl dumpf.

Chriſtian fuhr einen Schritt zurück und wiederholte: Zu betteln! Aha! alſo Du nun auch? Brüderchen. Nun läßt Du es ja wohl bleiben, den großen Herrn zu ſpielen und Tauſende an Andere wegzuſchenken? Siehſt Du, das iſt hübſch von Dir: kein Unterſchied der Stände mehr, Freiheit und Gleichheit.

Er klopfte ſeinem Wohlthäter auf die Schulter, ſetzte die Flaſche an den Mund und that einen herzhaften Zug.

Karl hatte unwillkührlich die Hand nach der Flaſche ausgeſtreckt, ſobald jener ſie vom Munde genommen; ſchämte ſich aber ſeines Inſtinktes und zog ſie zurück. Chriſtian hatte, auf Karls Geberde, die Flaſche mit beiden Händen an ſich gedrückt und hielt ſie abwehrend mit einer Miene feſt, die deutlich beſagte: Wo denkſt Du hin; ſo haben wir nicht gewettet!

Gott ſey mit Euch, Freund! ſagte Karl im Fortſchreiten reſignirt.

Adies, gute Verrichtung, halbpart von dem, was Ihr wegkriegt! rief ihm Chriſtian nach.

So wahr ich lebe! entgegnete Karl, indem er ſich noch einmal umwendete; von dem, was mir in der Stadt zu Theil wird, ſoll die Hälfte Euer ſeyn.

Obligirt! ſcholl es halb aus der Flaſche wieder.

* * *

Es eilte kurz vor dem Hauptgottesdienſte die ganze Chriſtenheit der Stadt zum Geburtsfeſte des Heilandes in die Kirchen.

Der in der letzten Nacht in Menge gefallene Schnee, über deſſen Fläche der Wiederglanz der Sonne zitterte, hatte die Spuren des Elends auf den Straßen gleichſam übertüncht und ſchmückte die Stadt feierlich auf. Zumal über den Domplatz wallte vieles Volk in das alterthümliche Gotteshaus, und unter den Verarmten und Geringen nahm man auch Manche wahr, die ſchmuck, geſund und behaglich in Pelze und Mäntel gehüllt waren.

Pauken und Trompeten ertönten aus der Kirche, unzählige Kerzen brannten auf den Haupt- und Nebenaltären, Gallerien und Schiff ſtrotzten von Kirchgängern, deren immer mehrere hinzuſtrömten. Je näher die Stunde der Predigt kam, deſto mehr drängte ſich die Menge an den Eingängen.

Wie der Geſang zu Ende ging, ward es allmählig ſtiller und trat Karl in das Gotteshaus, deſſen Müdigkeit immer mehr abgenommen hatte, je näher er der Stadt gekommen war.

Sein Gang war haſtig, ſein Antlitz erhitzt, der Anſchein von Wohlhabenheit, die Ruhe und Gemüthlichkeit der Anweſenden brachten ihn in ſeiner Hoffnungsloſigkeit außer ſich. Was ſollte er hier? Beten konnte er ein- für allemal nicht. Seine eigentliche Abſicht war geweſen, in der Stadt betteln zu gehen, und die hätte er doch nicht an dieſem Ort ausführen dürfen! Wie hatte er alſo gerade jetzt den Gedanken faſſen können, in die Kirche einzutreten? Daß dies Niemand zu erklären wüßte, bewieſe vielleicht, es ſey kein bloßer Gedanke von ihm geweſen und er hereingetrieben worden, er wußte nicht von wem und wie — —

Jetzt ſchritt der hagere Prediger mit den ſchwindſüchtig gerötheten Wangen, in Phariſäerhaltung, die Hände über einander in die Aermel des Prieſterrocks geſteckt, durch die Reihen der Andächtigen, die ihm ehrerbietig Platz machten, und Aller Augen richteten ſich auf ihn in Erwartung der ſchulgerechten Predigt, die er allſonntäglich der Gemeinde vorzutragen pflegte. Er fühlte ſeine Würde auch heute mit deſto ungewöhnlicherer Zuverſicht, je näher er der Kanzel kam, und ſchlug die Augen immer tiefer vor ſich zu Boden.

Da ſchritt er an dem armen Karl vorüber, den das Gedränge nach der Kanzel vorgeſchoben hatte und hier eine höhere Eingebung überkam, die ihn unwiderſtehlich mit ſich fortriß.

Sein Auge blitzte empor, ſeine Muskeln ſpannten ſich und er ſah in das, was geſchehen würde. Kaum alſo, daß der Prediger den Fuß erhoben hatte, um ihn auf die Kanzel zu ſetzen, ſprang Karl ihm nach, ergriff ihn beim Prieſtermantel und riß ihn ſo weit zurück, daß er ſich Raum machte. Er hatte ſich auf die kleine Treppe emporgeſchwungen, bevor der Prediger von ſeiner Ueberraſchung zu ſich kommen oder die

Umſtehenden ſich deſſen bewußt werden konnten, was geſchah. Durcheinander ſchallende Ausrufungen des Unwillens verfolgten ihn von unten, ein allgemeines Aufrauſchen des Erſtaunens begrüßte ihn oben aus dem Munde der Verſammlung, ſobald dieſelbe anſtatt des feinen, ſtillen, verehrten, wohlbekannten Redners einen zerlumpten, verwilderten fremden Mann die Kanzel betreten und ſich mit heftigen Geberden ihnen zuwenden ſah.

Nichtsdeſtoweniger hatte man die Duldung, ihn zum Beſchluſſe der räthſelhaften Scene zu Worte kommen zu laſſen, und er wußte einen ſo herzergreifenden Ton anzuſchlagen, daß, in den Feſſeln des ſtärkſten Antheils, Jedermann die Fähigkeit benommen ward, ihn zu unterbrechen.

Hört mich, ihr andächtigen Zuhörer! ſcholl ſeine Stimme: und errettet mich vor dem zeitlichen und ewigen Verderben, an deſſen äußerſtem Abgrunde ich ſtehe, ohne eine Bruſtwehr, wenn auch nur ſo klein wie dieſe Kanzel, vor mir zu haben.

Ich bin Gatte und habe ein bis auf den Tod erſchöpftes Weib, ich bin Vater und habe unlängſt zwei liebe Kinder begraben, die die Seuche getödtet hat, derweil mir drei andere krank zu Hauſe liegen. Ich ſelbſt habe nur erſt wieder mein eigenes Schmerzenslager verlaſſen und meinen ſiechen Körper hierher ſchleppen können. Ich denke, es wird daran geſchrieben ſtehen, ob ich Wahrheit rede. Die Meinen verlangen ſo gut wie ich ſelbſt von mir Brod, und ich kann Niemand welches geben. Ich habe gearbeitet, ſo lange ich es im Stande war; jetzt habe ich keine Arbeit mehr, wiewohl ich gern noch arbeiten wollte, wenn ich es auch nicht im Stande wäre. Tretet Alle heran und ſchaut auf meine Hände, die voll blutiger Schwielen ſind. Ihr pflegt in Euren weichen Betten ſchon lange der Ruhe, wenn ich mich noch abmühe, den Hunger meiner Kinder zu ſtillen. Deſſen ungeachtet reichte mein Verdienſt nicht hin und ich habe Alles verkauft, was mein war, ſie zu ſättigen. Ja, ich habe nichts als dieſe Lumpen mehr und die armen Seelen verlangen noch immer Brod. Ich habe das Meinige gethan, thut ihr das Eurige. Ihr tratet in dieſes Haus mit dem Bedürfniß ein, andächtige Worte von Eurem Seelenhirten zu vernehmen: da habt Ihr ſtatt deſſen blutige Thaten an einem verlorenen Schafe der Heerde.

Ich war ehedem ſo reich und groß als Einer von Euch ſeyn kann, und bin jetzt elender und geringer als hoffentlich Einer von Euch ſeyn wird, da die Noth mich zwingt, Andere für Weib und Kinder öffentlich um Almoſen anzuſprechen. Bedenkt alſo, ihr Größeſten und Reichſten, wie Euch ſeyn würde, was Ihr empfinden müßtet, wenn Euch das geſchähe. Beherziget, daß ich in der unmittelbaren Gegenwart Gottes bettele, und erfüllet thatſächlich ſeine Gebote, indem ihr der Bitte des Armen Euer Ohr erſchließt. Ich ſage, in der Gegenwart des Gottes, an den ich nie geglaubt und den ich innerlich ſo lange geläugnet habe, als es möglich war. Ja, Ihr könnt es mir glauben, daß ich allen Glauben und alle Religion in mir begraben geſehen habe. Der große, prunkvolle, vielſpännige Leichenwagen hielt vor der Kirche ſtill, ſchön geſchmückte, lebensluſtige Prieſter trugen den Sarkophag unter Abſingung von Chorälen nach Opernmelodien und die verſammelte Volksmenge brachte der geſunden Vernunft ein donnerndes Lebehoch. Darüber ſcheuten ſich die Pferde und gingen mit der Leiche im Galopp davon. Hunderte von Menſchen wurden unter den Hufen und Rädern zu Boden geworfen und zerſchmettert, denn es war Nacht und konnte Niemand ſehen, wohin er lief oder laufen ſollte. Die Träger hatten in der Flucht die Fackeln in dem herrlichen Dome von ſich geworfen und er ſtand in Flammen, ehe man es ſich verſah, er lag in Trümmern, ehe Rettung möglich war. Sodann war Alles aus und eine lange, finſtere Todesnacht, in der ſich keine Spur von Leben regte. Ich hatte mich, ein verzweifelter Flüchtling, in die freie Natur gerettet, ohne etwas zu wünſchen oder zu denken und ſah in der wilden Einöde des Waldes den neuen Tag aufgehen, wo die heiligen Buchen den zerſtörten Dom der Chriſtenheit, die Vögel in den Emporen, das Gewild im Schiffe die andächtige Gemeine nachſpotteten. So lebte ich mit ihnen, ohne ausdrücklich Böſes zu thun, wenn gleich ich es nicht übel

Willens war, ohne daß mir eine höhere Gewalt die Vollbringung zuließ. Vielleicht war das Gott und vielleicht ſtraft er mich damit, daß ich, ohne an ihn zu glauben, meine Zuflucht zu ihm nehmen muß. Bemitleidet, Ihr Chriſten, einen Nebenmenſchen, der ſeine letzte Rettung bei Jemand ſucht, von dem er nichts ſieht, hört, weiß und fühlt, und ſagt unparteiiſch ſelbſt, ob es nicht ſchon Wahnſinn genannt zu werden verdient — — — ach! und deſſenungeachtet, — — — iſt der Wahnſinn, dieſe Verwirrung in mir, das erſte untrügliche Zeugniß von einer höheren Macht außer mir, die ich nicht abzuläugnen vermag. Erbarmen! Tragt mit Euch ſelbſt und mit der Menſchheit in mir Erbarmen, die nicht tiefer herabgewürdigt werden kann; richtet ſie wiederum in meinem Selbſtbewußtſeyn auf. Ich wüßte ja nicht, wohin ich zu meiner Demüthigung noch mehr vergehen ſollte. Ich kann nichts mehr ſagen und thun und beſchwöre Euch um alles deſſen willen, was Euch in der Welt lieb und heilig iſt, um Erbarmen; ja vernehmt insgeſammt, was ich Euch hiermit feierlich erkläre: Ich will an Gott glauben, wenn Ihr mich erhört!

Die letzten Worte hatte er, nachdem er gegen das Ende hin matter geſprochen, ſo laut in die Kirche geſchrieen, daß es gellend wiederhallte: einen Augenblick ſpäter ſtürzte er in ſich zuſammen.

Die Wirkung, welche dieſe Predigt auf die Gemüther hervorbrachte, war, ſo unterſtützt wie ſie durch die Perſönlichkeit des Predigers wurde, eine unbegrenzte. Das anfängliche Erſtaunen hatte bald einer allgemeinen Rührung Raum gegeben und dieſe ging in einen Aufſchrei des Schreckens über den Fall des armen Mannes über.

Mehrere Männer ſprangen ihm hülfreich bei, indem ſie ihn von der Kanzel herunter trugen und ihm von Mänteln, Pelzen und Tüchern unten ein bequemes Lager bereiteten.

In der Zwiſchenzeit brach ſich die Erſchütterung der Herzen mit Thränen und Worten der Theilnahme nach außen Bahn, und es war ein unaufhaltſames Drängen und Treiben dem Mittelpunkte der Kirche zu.

Jedermann wollte helfen, Jedermann wiſſen, wer der Unglückliche ſey, den Niemand kannte, Alles fragte durcheinander, wie es mit ihm ſtehe?

Männer und Frauen, jung und alt, vornehm und gering, gut und böſe, klagten und jammerten mit einander, wie Brüder und Schweſtern.

Vielleicht noch zu keiner, wenigſtens in langer Zeit nicht, mochte dieſes Gotteshaus ein ſo muſterhaftes Vorbild einer chriſtlichen Gemeine abgegeben haben und es mochte wohl in dem Momente die wahrhafteſte Gottesſtätte auf Erden ſeyn, an der ſich herniederſchwebende Engel und Heilige erfreuten.

Der Prieſter begriff auf der Stelle ſeine hier ungewöhnliche Pflicht, nahm ein Becken in die Hand, indem er ein anderes dem Kirchner reichte, und trat mit der lauten Erklärung auf, daß er milde Gaben für den armen Mann ſammele.

Nun entſtand ein Getümmel von Hunderten um ihn, die es nicht erwarten konnten, dem Himmel das ihm wohlgefälligſte Opfer darzubringen, und es ſtreckten ſich von allen Seiten Hände mit milden Gaben aus. Wer Geld bei ſich hatte, gab, ſo viel er in die Hand bekam. Manche warfen ihre volle Börſe, Andere Ringe oder Koſtbarkeiten, Schmuck, den ſie eben an ſich trugen, hin, ſo daß die beiden Becken in wenigen Minuten bis oben angefüllt waren und mit ein paar Hüten vertauſcht werden mußten, die man dem Geiſtlichen und dem Kirchner zum ferneren Einſammeln lieh.

Es hatte ſich auch ein Arzt zu dem armen Manne gedrängt, der unter ſeinen Zuhörern geweſen war und ihm ſeine nicht erfolglos bleibende Hülfe lieh. Karl öffnete die Augen und ſah die vielen gerührten, weinenden Menſchen vor ihm an, deren bange Aufmerkſamkeit auf ihn allein gerichtet war. Das erſte Selbſtbewußtſeyn, das er wieder fand, nöthigte ihn, den Eindruck ſchneller von ſich abzulehnen, als er ſich ihm überlaſſen hatte, und er ſchloß die Augen ſchaudernd zu.

Seine innere Bewegung verrieth einen Seelenkampf, deſſen Ausgang lange unentſchieden blieb. Endlich ſtürzten Ströme von Thränen aus ſeinen Augen und die Verklärung ſeines Angeſichts zeigte, daß es Thränen der Freude waren. Man würde dieſelben für

Vorboten ſeiner Geneſung haben halten können, wenn nicht zugleich aus der geſteigerten Schwäche ſeines Zuſtandes und den bedenklichen Mienen und Aeußerungen des Arztes hervorgegangen wäre, daß die irdiſchen Leiden des Schwergeprüften auf dem Wege waren, ihr Ziel zu erreichen.

Jetzt winkte der Arzt den Prieſter herbei und verſtändigte ſich mit ihm durch einen Blick. Der Prieſter trat in Geſellſchaft des Kirchners zu dem Sterbenden, der die vier mit Gold und Silber gefüllten Gefäße trug, und ließ ſie mit den Worten vor ihm niederſetzen: Hier ſehen Sie die Gabe Gottes und der Kirche!

Der arme Karl richtete ſeinen Blick zwar wirklich auf das Geld und den Geldeswerth; veränderte aber keine Miene und ſchien bereits nichts mehr zu ſehen oder zu unterſcheiden.

Der Ausdruck ſeines Weſens war eine überirdiſche Verzückung und er hielt ſeine rechte Hand feſt auf die Stirn, die linke auf das Herz gepreßt, derweil ſein Auge in Seligkeit brach.

Er ſagte mit feſter, wunderſam eindringlicher Stimme laut zu dem Prieſter: Das iſt Gott! und wiederholte immer: Das iſt Gott! man mochte ihn fragen, was man wollte, bis ſein Ton ſchwächer und lallender wurde und mit dem letzten Worte: Gott! verging. Der Himmel hatte ſeine Seele allmählig wie die Sonne die Dämpfe der Erde zu ſich emporgezogen.

Ein leiſes Murmeln ging durch die Verſammlung, nachdem der Prieſter ſich von dem Todten, neben dem er gekniet, aufgerichtet und ſie mit einem Blicke von dem Geſchehenen in Kenntniß geſetzt hatte. Danach erfolgte die Stille des allgemeinen Gebets, während der Geiſtliche die Hände ſegnend über den Leichnam ausgebreitet hielt, und als dies vorüber, drückte man dem Verſchiedenen die Augen zu und entzog ihn den Blicken, indem man einen Mantel über ihn deckte.

Die Verſammlung fühlte allgemein, daß ein regelrechter Gottesdienſt nach dieſem Vorfalle nicht an der Zeit ſeyn würde, und der Geiſtliche erklärte, daß er der furchtbaren Erbauung einer ſolchen Predigt kein Wort hinzuzufügen wage. Die Beſucher der Kirche gingen auf die kurze Zeit zu ihren Plätzen zurück, in der ein angekündigtes Sterbelied vom Chore herabgeſungen wurde, und ſtimmten mit gedämpfter Stimme ein. Es wurden ihnen darauf die verſchloſſenen Kirchthüren geöffnet und ſie verließen ſchweigſam den Dom.

Der Todte war ſo lange zur Beſchauung in der Kirche liegen geblieben, bis einige Neuhinzukommende ihn erkannt und von ſeinem Namen und ſeiner Heimath die nöthigen Ausſagen gemacht hatten.

Hierauf beſorgte man ſeine Beerdigung und ſchickte eine unmittelbare Hülfe an Speiſen, Arzneien, Kleidern, Wäſche, Betten und Geld mit der Todesnachricht zu den Seinigen. Gewiſſermaßen kam freilich auch für deren Noth die Hülfe zu ſpät, indem nur eines ſeiner Kinder mit Karoline wieder hergeſtellt wurde.

Der Ertrag der Sammlung in der Kirche und Stadt wurde Karolinen ſpäter überliefert und, Alles zuſammengerechnet, mochte ſie ſich auf fünftauſend Gulden belaufen, mit denen ſie ihre Zukunft nothdürftig geſichert ſah.

Als ein merkwürdiger Umſtand verdient ſchließlich hervorgehoben zu werden, daß in dem Augenblicke, als Karls Leiche zum Begräbniß in ſein Dorf hereingefahren wurde, der elende Chriſtian, nach einer neuen Unmäßigkeit im Trunke, vom Schlage getroffen, todt umſank. Der Reſt ſeiner unglücklichen Familie ſtarb oder verdarb ebenſalls nach ihm und ſeine Kinder begingen an dem Tage nach ſeiner Beerdigung in der Stadt einen Diebſtahl, als deſſen verdächtig ſie ſo lange in gefänglicher Haft gehalten wurden, bis ſie am Ende das Geſtohlene wieder ſchafften und geſtanden, es in dem Grabe ihres Vaters, wo ſie es am ſicherſten geglaubt, verſcharrt zu haben.

Auf dieſe Weiſe hatte Gott dem armen Manne, der zwar nicht geglaubt, aber doch gut gehandelt, ohne ſein Gebet geholfen und ſich ihm offenbart, indem er ihn unwillkührlich zum Glauben zu bringen und zu beſchämen gewußt hatte.

Gott als die Liebe ſelbſt kann überhaupt niemals ſtrafen, ſondern nur aufklären, und, von dem göttlichſten Standpunkte angeſehen, iſt jede Strafe, in der ſich uns nicht die zurechtweiſende Hand der Barmherzigkeit entgegenſtreckt, Barbarei. Gott trat aus dem innerſten Bewußtſeyn dieſes armen Mannes als eine nothwendige Folge der Treue gegen ſich vor ſein äußeres Erkenntnißvermögen und offenbarte ſich ihm, ſo wie er ſich auch in der höchſten Liebe oder Begeiſterung zu offenbaren vermag.

Der Schatz.

([illegible])

Es ragt inmitten eines deutſchen Hochlandes über die anderen ihn umgebenden Berge beträchtlich einer empor, deſſen Gipfel zu der Zeit, von welcher wir reden, mit den noch wohl erhaltenen Ruinen eines alten feſten Schloſſes gekrönt war und zu dem ſich eine in den Raſen eingedrückte Wagenſpur zwiſchen alten Rüſtern in die Höhe wand.

Eines heißen Sommerabends verfolgte den Weg ein wohlbeleibter Hageſtolz von etwa acht und vierzig Jahren, der bei dem Grafen von Borke, dem Grundherrn dieſes Landſtrichs, als Gerichtsamtmann angeſtellt war und die benachbarte Kreisſtadt bewohnte.

Er hatte heute auf dem nahen Dorfe einen Freund, der über Land gegangen war, in Geſchäften beſuchen wollen, und den Spaziergang nach dem Berge, den er noch nicht kannte, unternommen, um die Zeit bis zum andern Tage, wann der Bauer zurückkehren ſollte, einigermaßen auszufüllen.

Indem er keuchend auf der Höhe angelangt war, ſah er an einer Stelle der dicken Ringmauer aus einer Feuereſſe Rauch aufſteigen und vernahm zu ſeinem Erſtaunen Harfentöne.

Er ſchritt zwiſchen den halbverfallenen Brückenthürmen hin in das innere Gehöft und das Erſte, was ihm hier in die Augen fiel, waren einige Ziegenböcke und ein Hund, die angebunden zwiſchen Steinen lagen und grasten oder ſich ſonnten.

Ein rothwangiger kleiner Knabe ſtand barfuß in einer Pfütze und plantſchte mit Luſt im Schmutze darin herum. Ein paar Geſchwiſter von ihm, eben ſo kerngeſund wie er, ſpielten abſeits und häuften Sand zu einem Gärtchen auf, worein ſie aus den Mauerſpalten gepflückte Frühlingsblumen pflanzten. Das jüngſte Kind lag halbnackt auf dem Bauche und ſchob die Sandwellen zuſammen, die älteren langten ihm dienſtwillig die Blumen zu.

Koloſſales Roſengebüſch rankte ſich allenthalben zwiſchen den zertrümmerten Thürmen, Spitzfenſtern oder Mauerlöchern durch, junge Birken ergrünten dahinter und unter Haufen von Reisbündeln jagten ſich Kaninchen.

Am Eingange der Wohnung ſaß die robuſte heitere Mutter der Kinder auf einem Holzblocke und wiegte einen in einem Korbe vor ihr liegenden Säugling ſingend in Schlummer.

Der Gerichtsamtmann war von weitem verſchnaufend ſtehen geblieben und hatte das idylliſche Bild wohlgefällig ins Auge gefaßt. Jetzt witterte ihn der Hund aus, deſſen Anſchlagen ihn der Frau verrieth, und ſie begrüßte den herantretenden Fremdling.

Der ehrliche Hageſtolz war durch das wunderſame

Gemiſch von Selbſtgenügen und Dürftigkeit in dieſer Umgebung alsbald in die behaglichſte Stimmung verſetzt worden, und brauchte nur wenige Worte mit der noch jungen und hübſchen Frau zu wechſeln, um ſich mit ihr vertraut zu machen.

Sie trug das ſchlummernde Kind in die Hütte und lud ihn ein, auf einer Bank davor von ſeiner Wanderung auszuruhen. Er konnte nicht umhin, ihr ſeine Verwunderung über ihre erſichtliche Zufriedenheit in dieſer Nothdurft auszuſprechen.

Dabei iſt nichts zu verwundern, antwortete das Weib. Das macht ſich bei Jedermann von ſelbſt, der ſich durch die Welt ſtoßen und drängen laſſen muß. Lebt man immer aus den Händen in den Mund, ſo hat man keine Zeit zu Sorgen übrig.

Ihr ſeyd ſchon glücklich zu preiſen, daß Ihr ſo ſeyn und denken könnt, ſprach der Gerichtsamtmann: lebt Ihr denn unaufhörlich in den Ruinen?

Sommer und Winter durch, war die Antwort: die alten Mauern ſind zwar nicht mehr ſo felſenfeſt, daß ſie mitunter nicht vor ihrem Einſturze bange machten; ſie ſtehen aber ſchon Hunderte von Jahren lang und werden uns nicht unter ſich begraben. Wir müſſen uns ja allenthalben Gottes Schutz anbefehlen, um geborgen zu ſeyn! Das alte Gemäuer ſchützt uns vor der üblen Witterung, und wie viele arme Leute ſind in ihren elenden Hütten noch übler als wir daran! Wenn im Winter tiefer Schnee gefallen iſt, ſind wir freilich auf dieſer Höhe von Welt und Menſchen abgeſondert; es währt aber kein Ungemach eine Ewigkeit, und wir brauchen Niemand als uns ſelbſt. Die Kinder müſſen, jedes auf ſeine Art, mit ſchaffen helfen, und wir ſind auch, Gott ſey Dank! geſund und guter Dinge.

Inzwiſchen hatte ſich der Wind erhoben und ſtrich durch die Harfe, die neben dem Amtmann an der Mauer lehnte. Die Töne liſpelten bald, bald ſtürmten ſie in der Zugluft harmoniſch durch einander.

Sind Harfenſpieler hier? fragte der Amtmann.

Unſere älteſte Tochter verdient ſich ihr Brod mit der Muſik, verſetzte die Frau. Sie zog ſchon als ſie noch ein Kind war, auf den Schlöſſern und Jahrmärkten umher, und ihr Bruder, der die Flöte bläſt, begleitet ſie, um, wenn ſie zu Nacht nicht nach Hauſe kommen, ſie nöthigenfalls auch zu beſchützen.

Jetzt ward der große Kettenhund aufmerkſam, erhob die Schnauze in die Luft und ſchnoberte ein paar Sekunden, bis ſeine Unruhe in freudiges Gebell überging und er mit der klirrenden Kette ſo heftig vor ſeiner Hütte hin und her rannte, als ob er ſich losreißen wollte. Das Bellen ward in der Nähe wiederholt und man ſah einen zweiten großen Hund mit durſtig zum Halſe herausgeſtreckter Zunge und vor einen mit Ackergeräth beladenen Karren geſpannt, zum Hofe hereinkommen. Sein Herr, ein kräftiger Bauersmann, theilte mit ihm die Laſt, und ſchob keuchend und ſtöhnend nach.

Der Vater! Der Vater! Mutz! riefen die Kinder und liefen von ihrem Spiele weg, um Vater und Hund zu bewillkommnen. Das arme Thier war zwar höchſt erſchöpft, freute ſich aber nicht minder, ſeine Spielkameraden wieder zu ſehen und leckte einem Kinde um das andere Geſicht und Hände, derweil ſie es unter Liebkoſungen ausſchirrten und ihm zu trinken brachten.

Der Vater hatte in einiger Entfernung, vor einem Schuppen, ſeine Fuhre angehalten, den Karren niedergeſetzt, das Tragband von der Schulter geſchüttelt und ſich aufgerichtet, um die Kinder zu begrüßen. Er überlief die kleine Gruppe mit einem glücklichen Blicke, küßte die Kleinſten, die noch an ihm hingen, ſchüttelte der Frau mit einem herzlichen Kuſſe die Hand und trocknete ſich dann erſt den Schweiß vom Geſichte, aus dem ihm, trotz aller Heiterkeit, die hohläugige Lebensnothdurft ſah.

Das war ein ſaures Stück Arbeit, ſagte er: ich danke Gott, daß es überſtanden iſt.

Ich habe es Dir gleich geſagt, ſprach die Frau, es ſey zu viel. Weßhalb mußte auch der Schulz ſchon morgen früh die neue Pflugſchar und das andere Zeug haben? Es hatte noch einen Tag Zeit.

Wo denkſt Du hin, Nanni! Hätte ich die Fuhre heute nicht gethan, ſo hätte ich ſie auch noch nicht bezahlt gekriegt und wir hätten heute zum Sonntag Abend nichts zu eſſen.

Ach! Gott ſey es geklagt, daß es ſo ſchlimm mit uns ſteht, ſeufzte die Frau und wiſchte ſich eine Thräne aus dem Auge.

J, laß das gut ſeyn, Weib! Es wird ſchon wieder beſſer werden, erwiederte er.

Jndem hatten die Kinder einen Sack mit Brod und Käſe und einen Krug Bier auf dem Karren entdeckt und ſchleppten Beides mit großem Jubel herzu. Es ward unterweges, durch das Hin- und Herzerren der Strick gelööt, der den Sack zuſammenhielt, und der ganze Jnhalt von Eßwaaren verſtreute ſich auf dem Boden.

Jhr tolles Geſindel! rief der Vater, indem er auf ſie losfuhr: was richtet ihr da an? Seyd ihr mit einemmale ſo reich geworden, daß ihr Brod und Käſe regnen laßt?

Die Kinder ſtoben auseinander, und ſowie er ſie mit den Augen verfolgte, nahm der Vater den vor ſeiner Wohnung ſtehenden Fremden wahr, der ſo lange ein ſtummer Beobachter der Scene geweſen.

Ei, Frau! rief er, den Gerichtsamtmann begrüßend, aus: Was ſagſt Du mir nicht, daß ein fremder Herr bei uns iſt?

Die Frau vergaß aber darüber, daß ſie die verſchüttete Eßwaare geſchäftig zuſammenlas, ihm Rede zu ſtehen.

Der Bauer entſchuldigte gegen den Gerichtsamtmann, auf den er zuging, ſeinen Mangel an Höflichkeit, und dieſer fing ſogleich ein Geſpräch über ſeine

Lebensverhältniſſe an, indem er ihm zu ſeinen geſunden hübſchen Kindern und zu ſeiner lebenskräftigen Hausfrau, mit denen er dieſe Naturfreiheit theile, Glück wünſchte.

O, ja! ein Segen Gottes iſt das gewiß, nahm der Landmann mit einem treuherzigen Lächeln das Wort, und ich wünſche im Grunde meines Herzens nur, daß es ſtets ſo bleiben möge. Ich muß mich zu beſcheiden wiſſen, wenn es mir Zeit meines Lebens wenigſtens ſo gut ergeht.

Da er die letzten Worte mit einem Stoßſeufzer geſprochen hatte, bei dem der Fremde wieder an die vorigen Wechſelreden des Landmanns mit ſeinem Weibe denken mußte, ſo fragte dieſer jenen: ob er etwa beſondere Urſache habe, ſich vor der Zukunft zu fürchten und eine Noth ihn augenblicklich bedränge?

Das iſt, Gott ſey es geklagt! mit uns der Fall, verſetzte der Bauer, und ich bin nicht nur einem böſen Gläubiger, der mich alle Tage auspfänden zu laſſen droht, hundert Gulden ſchuldig, die ich bei der Geburt meiner jüngſten Kinder, ſowie wegen einer ſchweren Krankheit meines Weibes nach und nach erborgen mußte, und nicht wieder bezahlen kann, ſondern meine älteſte Tochter hat auch eine dumme Liebſchaft mit einem reichen Bauersſohne angefangen, deſſen Vater in alle Ewigkeit nicht zugibt, daß ein Paar aus ihnen wird. Ich zanke und ſchelte Tag für Tag mit ihr, daß ſie von ihm laſſen ſoll; allein es iſt alles in den

Wind geredet, weil ſie wie verſeſſen auf einander ſind. Schlägt ſich der Himmel nicht ins Mittel und macht dem Ding ein anderes Ende, ſo weiß ich nicht, was für ein Unglück noch daraus entſtehen kann.

Der Amtmann redete ihm zu, es werde ſchon zu rechter Zeit Hülfe nahen, und er möge die jungen Leute immer mit ihrer Liebe gewähren laſſen, da ſie im ſchlimmſten Falle über lang oder kurz ſelbſt einſehen würden, ſie erhofften ein Unmögliches.

Ja, meinte der Bauer, was Sie mir da ſagen, iſt wohl wahr; wenn man nur nicht einmal zur unglücklichen Stunde vergißt, wie ſehr man vor allen Dingen der Geduld vonnöthen hat.

Ihr müßt wohl ſchon manche Erfahrungen in der Welt gemacht haben, mein guter Freund, ſprach der Amtmann, wenn Ihr ſo etwas mit Ueberzeugung fühlt. Geduld iſt für die menſchliche Seele ſoviel wie das tägliche Brod für den Körper.

Nun, ja, erwiederte der junge Bauer: wo lebte auch der Mann, der das nicht hätte einmal lernen müſſen! Der Muß iſt aber nur eine harte Nuß, an der man ſich die beſten Zähne zerbeißt, und die Geduld wie alle Tugenden leichter geprieſen als ausgeübt.

Zuweilen, fügte er nicht ohne Schalkhaftigkeit hinzu: trägt es auch ſeine guten Früchte, daß man die Geduld verliert.

Was wollt Ihr damit ſagen? fragte der Amtmann.

Ja, ſehen Sie, fuhr der Landmann fort: darüber könnte man viele Worte machen, da die Sache ihre verſchiedenen Seiten hat. Unter Anderem hat ſich aber einmal hier zu Lande die folgende Geſchichte zugetragen.

Es erging einem armen Waldbauer in ſeinem Leben ſo ſpottſchlecht, daß er ſich nicht mehr zu rathen und zu helfen wußte. Er hatte einmal um das andere zu Gott gefleht, er möge ihn aus ſeiner Noth befreien; es war aber immer nicht geſchehen, und er hatte ſich von Tag zu Tag verlaſſener gefühlt.

Unter den Umſtänden kam er der Verzweiflung ſo nahe, daß er ihr nicht weiter ausweichen konnte. Er ging eines Feierabends von der ſchweren Arbeit todtmüde heim, und hatte noch nicht ſoviel verdient, um ſeinen und der Seinen Hunger in trocknem Brode zu ſtillen.

Er grollte mit der Welt und ſeinem Schickſale und hätte, als ein jähzorniger Menſch, ſeine Bosheit gern an etwas ausgelaſſen. Indem ſah er unfern ſeines Weges ein verwittertes altes Bildwerk ſeines Schutzpatrons. Es war im dichten Walde und befand ſich keine Menſchenſeele in ſeinem Bereiche, die er zum Zeugen ſeines Zornes gegen den Himmel oder ſeines herzbrechenden Jammers hätte machen können.

Bei dem Anblicke des Heiligen, der ihm auch nicht helfen konnte oder wollte, überkam ihn ein Ingrimm, den er nicht zu beherrſchen im Stande war. Er blieb trotzig vor dem Bilde ſtehen, maß es mit Blicken des Vorwurfs von oben bis unten, derweil ſich ſeine harte Fauſt wilder um die Axt ballte, die ſie hielt, und ließ ſich zum Knien vor dem Heiligen nieder. Er hub ſo, wie er ſagte, zum letztenmal zu ihm zu beten an, und fügte ſeinen frommen Wünſchen die Warnung hinzu, daß, wenn ihm nun nicht Augenblicks geholfen werde, der Heilige wohl wiſſe, was geſchehe.

Nach alſo verrichteter Andacht ließ er noch eine Weile in ruhiger Erwartung vergehen, gleich als ob er dem Heiligen Zeit laſſen wolle, ſich eines Beſſern zu beſinnen; es war aber umſonſt: der Heilige muckſte nicht. Da meinte er, es ſey an der Zeit, die Geduld zu verlieren, ſprang entſchloſſen wieder auf, ſtemmte die Arme in die Seite und überſchüttete den unbilligen Schutzpatron dergeſtalt mit Vorwürfen und Schmähungen, daß er ſich mit deren Hülfe immer mehr in Wuth verſetzte. Er ſteigerte ſeine Aufregung ſogar bis zu dem Grade, daß er ſich nicht anders wieder heraus zu finden wußte, als indem er ſeine Axt mit beiden Händen ſchwang und das heilige Bild, Schlag auf Schlag, zertrümmerte. Er ließ es nicht einmal dabei ſein Bewenden haben, ſondern fühlte das Bedürfniß, jede Spur von ſeinem Daſeyn auszutilgen. Er ſchickte ſich an, ſeine Abſicht in das Werk zu ſetzen, grub die Erde um den Pfahl auf, an dem das Bild gehangen hatte, und riß ihn mit Anſtrengung heraus, um ihn kurz und klein zu hacken.

In dem Momente, als ſeine Augen in die leere Grube fielen, war ſeine laute Wuth wie weggehaucht und ſchien er ſelbſt zu einem ſeelenloſen Bilde zu verſteinern. Er beugte ſich mit offenem Munde und unbeweglichen Augen über das Erdloch und hatte in dem Anſtarren des Wunders, das der Heilige vor ſeinen Blicken gewirkt, alles Bewußtſeyn verloren. Es war nämlich nichts mehr und nichts weniger vorgegangen, als daß darin in einem aufgeriſſenen Sacke ein Schatz von Goldſtücken ſtand, der mit einemmale aller Noth des glückſeligen Finders ein Ende ſetzte.

Auf der andern Seite, ſo ſchloß der Bauer ſeine Erzählung, war freilich das Schlimme bei der Sache, daß der gottloſe Kerl nun annahm, der Heilige habe ſolch Wunder nicht aus freier Gnade für ihn vom Himmel erfleht, ſondern aus Furcht vor ſeinen Drohungen, der das rechte Mittel ausfindig gemacht, ihn einzuſchüchtern.

Es iſt nicht zu läugnen, meinte der Gerichtsamtmann lächelnd, daß das eine abſonderliche Geſchichte iſt. Ihr werdet aber gewiß einſehen, mein lieber Mann, daß man nicht daraus folgern darf, der Himmel werde alſo jederzeit mit dem verfahren, der die Geduld mit ihm verliert. Es iſt übrigens der Unterſchied zwiſchen der Stimmung, in der ſich der Waldbauer gegen den Himmel befand, und unſeren eigenen gelegentlichen Verſtimmungen nicht ſo groß, und wir nehmen die göttlichen Wohlthaten oder Züchtigungen nicht ſelten auf ähnliche Weiſe hin. Wir müſſen immer froh ſeyn, wenn wir unſern Irrthum damit entſchuldigen können, daß wir nicht wußten, was wir thaten.

Sie haben bei meiner armen Seele Recht! erwiederte der Landmann, und wir müſſen noch Gott danken, wenn wir manche Verſuchungen und Anfechtungen, denen wir nicht entgehen können, in Gedanken abmachen. Wer weiß, ob man nicht dazu die Gedanken erhalten hat, daß man auf kürzere und unſchuldigere Weiſe als die gedankenloſen Menſchen, die mit der That vorſchnell bei der Hand ſind, ſündige.

Ihr ſeyd ein wunderlicher Kauz, äußerte der Andere, und habt einen tiefſinnigeren Satz ausgeſprochen, als man von Jemand Euresgleichen, der ſich nicht mit dem Nachdenken beſonders abgeben kann, erwarten ſollte. Man möchte beinahe zu Euch ſagen: wenn Ihr Eure Gedanken immer ſo gut zu handhaben verſteht, ſo denkt nur in Gottes Namen darauf los. Auch erhalte der Himmel Euch und Eurer braven Frau Eure Sorgloſigkeit. Das iſt der koſtbarſte Schatz, den Ihr im Leben graben könntet; wer ſich in ſeinem Beſitze befindet, kann durch kein Gold in der Welt reicher werden als er iſt.

Je nachdem man es nimmt, meinte der Bauer mit einer ſauerſüßen Miene —: daß es ſo ganz ohne wäre, kann man nicht ſagen; es wird aber auch kein Menſch von der bloßen Zufriedenheit ſatt, er mag ſich noch ſo große Mühe geben, ſatt zu thun.

Der Gerichtsamtmann wollte etwas erwiedern; vernahm aber in dem Augenblicke die fernher dringenden Töne einer Flöte, die eine heitere Melodie anſtimmte.

Aha! ſagte der junge Landmann, da wird der Joſeph mit den Kindern vom Pfuhle kommen. Sie haben den Tod begraben und bringen die Maie zurück.

Die Flötentöne nahten, fröhlicher Geſang erſcholl darein und die Kinder der armen Leute ſprangen zum Hofe hinaus, der Muſik entgegen. Ihre Eltern folgten mit dem verwunderten Fremden, der noch nicht von der Sache gehört hatte, um den Zug vorbeikommen zu ſehen.

Sowie ſie draußen angelangt waren, lächelte der letzte Sonnenblick über die hellgrünen Triften und Felder der Thalebene. Ein Strichſonnenregen fiel nieder, Wolkenberge ragten am Horizonte auf und ein langer Wolkenſchatten legte ſich wie ein Buchzeichen in den Sonnenſchein. Der Wind begann ſtärker aus Oſten zu wehen und zertheilte die drohenden Regenwetter, indem die Sonne in einem Winddamme unterging.

Den Rücken des Berges empor wand ſich ein langer Zug feſtlich geputzter Kinder und junger Leute des Dorfes, die paarweiſe neben einander gingen und denen ſich auch Erwachſene und alte Leute, die kleinſten Kinder auf dem Arme tragend, angeſchloſſen hatten.

Die Kinder ſangen ein altes Volkslied auf das

Lob des Frühlings und den Spott des Winters, und den Zug führte ein ungewöhnlich ſchönes junges Mädchen an, das einen friſchen Kranz auf dem Haupte hatte und deren blondes Haar mit bunten Bändern geſchmückt aufgelöst über ihre Schultern floß. Das zarte kindliche Geſichtchen war faſt gewaltſam mit einem amtlichen Ernſte bekleidet, der doch ihre natürliche Schalkhaftigkeit nicht abhielt, durch zu ſcheinen, und ſie trug eine brennende geweihte Kerze in Händen. Ein kräftiger Burſche ungefähr von dem nämlichen Alter, der ihr folgte, hielt eine junge Maie vor ſich, mit Kuchen, buntem Papier, Bändern, Tüchern, Eiern und Winterkränzen behangen.

Da der Zug vor den Ruinen ſtill hielt und während das Lied zu Ende geſungen wurde, ausruhte, hatte der Gerichtsamtmann volle Muße, ihn in ſeinen Einzelheiten zu beobachten. Beſonders war ſeine Aufmerkſamkeit dem jungen Mädchen zugewendet, die mit klarer Stimme vorſang und ſich ſo ſehr vor den übrigen Landmädchen auszeichnete, daß man ſie in ihrem Schmucke eher hätte für die Erſcheinung einer Nymphe oder Fee, als für ihresgleichen halten mögen. Da ſich die Kinder aus den Ruinen vom erſten Augenblicke an mit ihr zu ſchaffen machten, errieth der Gerichtsamtmann, daß ſie die angekündigte Schweſter ſey, deren flötenblaſenden Bruder er auch aus der Menge herausgefunden hatte.

Die Eltern nahten dem jungen Mädchen nicht, ſondern ſchienen ſie mit ſcharfen Blicken zu bewachen, und als der Zug wieder von dannen gehen ſollte, mußte Gretchen auf einen Blick ihres Vaters Kranz und Kerze einem andern Mädchen überlaſſen, um zu Hauſe zurück zu bleiben. Noch kurz zuvor, ehe ſie ſich traurig in den Ruinen verlor, ziſchelte ihr der junge Bauerburſche mit der Maie unbemerkt etwas ins Ohr, das ſie mit einem leiſen Kopfnicken beantwortete.

Als der Gerichtsamtmann ſich wieder allein mit ſeinen Wirthen und ihren Kindern befand, war der Abend angebrochen und ging die Hausfrau an die Bereitung des ſpärlichen Abendeſſens, zu dem ihr Mann kaum den Muth gewann, den Gerichtsamtmann einzuladen. Dieſer war dagegen mit Vergnügen bereit, daran Theil zu nehmen, und machte mit dem Bauer aus, daß derſelbe ihn ſpäter in der hellen Mondnacht nach dem Dorfe, wo er übernachtete, zurückgeleite. Vor der Hand ſetzten ſie ſich vor die Thür der kleinen Wohnung, die aus dem beſterhaltenen Theile der gewölbten Ringmauer einer ehemaligen Caſematte beſtand, und erzählte der Bauer ſeinem Gaſte, daß die Dorfjugend dieſer und mancher anderen Gegend Deutſchlands am Sonntage Lätare mit einer an einer Stange befeſtigten Puppe von Stroh und Dornen, die den Tod bedeute und in ein Waſſer oder in einen Sumpf verſenkt werde, unter Geſängen einherziehe.

Man nennt dieſe Sitte den Tod austragen und hält in Prozeſſion vor den einzelnen Häuſern ſtill, damit ſich die Bewohner durch kleine Geſchenke, die ſie der Puppe anhängen, für das laufende Jahr, ſo zu ſagen, vom Tode loskaufen. Wer dies nicht thut, ſoll ſterben; wiewohl man die vielen Fälle, wo die Wirklichkeit den Aberglauben lügen ſtraft, immer zu entſchuldigen weiß. Die Austreibung des Todes geſchieht durch Sprengen und Räuchern mit Weihwaſſer und Weihrauch, das Gegentheil ſoll aus Bosheit der Kleinen zuweilen dadurch bewirkt werden, daß man die Puppe in das karge Haus ſtellt oder an das Fenſter klopfen läßt. In der älteſten Zeit war der Tag das eigentliche Frühlingsfeſt, an dem der Winter ſymboliſch begraben wurde; bei der Einführung des Chriſtenthums wußten die Prieſter dem heidniſchen Gebrauche mit dem Tode und der Feier der Geburt eines neuen Lebens einen ſchöneren Sinn unterzulegen. Man nährte auch wohl den Aberglauben mit allerlei räthſelhaften Begebniſſen und bewies ihn ſo z. B. mit der Einbildung eines blinden Bettelmädchens, das einmal in dieſer Gegend als Bänkelſängerin mit ihrem alten Vater herumgezogen war und dann und wann in Todesangſt behauptet hatte, der Tod ſtehe vor ihrem Fenſter oder in einem Winkel ihrer Kammer und quäle ſie ſo lange mit dem Verlangen, weggetragen zu werden, bis ihr Vater ihn zu ihrer Befreiung unter Aechzen und Stöhnen vor das Haus geſchleppt hatte, wo zunächſt wieder Jemand ſterben ſollen.

Während die beiden Männer in dem Geſpräche begriffen waren, fand auf der Rückſeite des Berges, unfern den Ruinen, eine von dieſer ſehr verſchiedene Scene ſtatt.

Es eröffnete ſich nämlich hier, zwiſchen ſanft anſteigenden Hügelwänden ein ſchmales Thälchen, durch deſſen Wieſengrund ein in dem hohen Graſe kaum erſichtlicher, nur durch ſein Rieſeln bemerkbarer Quell floß. Obſtbäume ſtanden rechts und links und glänzten frühlingsſaftig an Aeſten und Zweigen, deren Blätterknospen die frühe Wärme der Jahreszeit hervorgetrieben hatte. Ein kleiner Buchenhain ſchloß ſich an den Ausgang der lieblichen Schlucht und abſeits ſtach ein von einer Thalwand zur andern hinüber gebautes weißes Häuschen in das Auge, unter deſſen brückenartigem Gewölbe der kleine Bach hinfloß.

Einzelne Geräthe, die neben dem Hauſe lagen, verkündigten, daß es bewohnt war.

Der Mond ſchwamm oder hing grünlich-golden wie ein Leuchtwurm in der dunkelblauen Atmoſphäre, die ſtellenweis ſchlorweiße Wölkchen verhüllten; die Sterne funkelten ſtärker und häufiger zwiſchen durch und ſchienen ſich, wie lichtbringende Gedanken, je einer den andern zu erzeugen.

Es war, als ob Elfen ſich in die Schatten und Falten der Wolken gelagert hätten, ſich im Nebel der Wieſe badeten, auf Gräſern oder Mondſtrahlen ſchaukelten, mit den Farbentönen muſicirten, mit dem neu erwachten Quell plauderten.

Plötzlich verlauteten Schritte hügelabwärts zu dem Hauſe und fragte eine leiſe Stimme aus der Laube davor: Biſt Du es, Gretchen?

Wer ſonſt, Toni? war die Antwort, die das ſchöne Mädchen aus den Ruinen ihrem Geliebten, dem reichen Bauersſohne, gab: Was willſt Du noch ſo ſpät von mir? Du ſtellteſt Dich an, als ob das Heil der Welt davon abhinge, daß ich noch heute Abend zu Dir käme.

Ach, mein liebſtes Gretchen! rief Toni: Du ahndeſt nicht, was für ein Unglück uns bevorſteht. Unſer liebes, gutes Häuschen ......

Und er vermochte vor Schluchzen, das ihm die Stimme erſtickte, nicht weiter zu reden.

Unſer liebes, gutes Häuschen? Nun, was iſt mit unſerem Häuschen los? fragte Gretchen ungeduldig und unfähig zu errathen, was da kommen ſollte.

Ja, das allerliebſte Häuschen, das mein Vater mir eingeräumt hatte, weil es ihm daheim an Platz für mich mangelte, das trauliche Dach, unter dem ich ſchon ſo ſeliger Stunden mit Dir genoß, die theuren vier Wände, zwiſchen denen ich hoffte, dereinſt mit Dir als meinem getreuen Weibe zuſammen zu leben .....

Aber, Toni! rief Gretchen nochmals: wo will Deine gefährliche Einleitung hinaus? Das Haus bleibt ja Dein Haus und ſtürzt Dir nicht über dem Kopfe ein? ....

Da liegt der Hund begraben! ſeufzte Toni: ja, es ſtürzt mir über dem Kopfe ein, Du haſt es errathen. Der Teufel geht ſchon in einigen Tagen los.

Ei, was! Du biſt nicht klug, entgegnete Gretchen, den Kopf ſchüttelnd: wie wüßte ein Menſch voraus, wenn ein Haus einſtürzt, das ſo feſt wie dieſes ſteht und an kein Einſtürzen denkt?

Sobald ein Haus eingeriſſen werden ſoll, weiß man wohl voraus, wenn es einſtürzen wird, ſprach Toni.

Das Haus ſoll eingeriſſen werden? fragte Gretchen, und Du willigſt darein? Du läßt es Dir gefallen, daß man Dich aus Deinen vier Pfählen treibt?

Was vermag ich bei der Sache zu thun oder zu laſſen? jammerte Toni: Mein Vater hat das Häuschen an ſeinen guten Freund und Nachbar, den Grafen, verkauft und der macht ohne Umſtände von ſeinem Rechte Gebrauch, indem er es wegreißt, um das Wäldchen mit dem kleinen Grunde zu ſeinem engliſchen Garten zu ſchlagen. Ich kann Dir nicht ſagen, Gretchen, wie es mich ſchmerzt, daß das Häuschen eingeriſſen werden ſoll. Bei Allem, was ich von der Zukunft unſerer Liebe hoffte und erwartete, war das Häuschen auch und ich hielt in meinen Gedanken die Wohlfahrt Beider für Eines und das Nämliche. Wie wird es uns nun ſelbſt ergehen, Du armes Kind! wenn wir die harte Prüfung beſtehen müſſen, und wie werden wir es überleben, wenn das Häuschen nicht mehr iſt?

Was biſt Du kindiſch, Toni! hub Gretchen mit mehr Faſſung wieder an: daß Du es von der Seite anſiehſt. Ich glaube, Du hältſt am Ende Deine Hirngeſpinnſte für die Wirklichkeit. Die läßt ſich auf ſolche Schwindeleien nicht ein! Bei Licht beſehen, mag es vielleicht nicht einmal ein Unglück ſeyn, wenn das alte Haus weggeriſſen wird. An und für ſich iſt es freilich dumm; wir konnten an der Stelle ſo bequem zuſammenkommen, da Dein Vater Dir nicht geſtattet, mich droben bei uns zu beſuchen und mich zwingt, Dir hierher nachzulaufen. Für die Zukunft aber hätte es uns nichts genutzt und ich habe mich immer geärgert, wenn ich mir dachte, wie ich es dereinſt als Hausfrau bewohnen ſollte. Es wäre für eine Wirthſchaft viel zu eng geweſen und Kinder hätten wir nicht einmal bekommen dürfen, da es zu ſeiner Zeit für ein paar alte einzelne Leute gebaut worden iſt. Oder, hat es ſchon einmal zu dem Hofe gehört, ſo iſt es von der Herrſchaft gewiß nur dazu gebraucht worden, während der ſchönen Jahreszeit darin ein paar Stunden zu verweilen. Laſſen wir uns um des Hauſes willen keine grauen Haare wachſen, mein Schatz, es pflegt ja gewöhnlich zu geſchehen, was man am wenigſten erwartet, und ſo tröſten wir uns damit, daß man uns vielleicht, wer weiß wie bald! für das unanſehnliche Hüttchen ein ſtattliches Gehöfte hierher baut!

Du magſt nicht wohl bei Troſte ſeyn, Gretchen! rief Toni, faſt erſchrocken über ihren Leichtſinn: wie kommt Dir ſolcher Unſinn in den Kopf? Es ſollte uns Jemand ein geräumiges Haus hier vor die Naſe her bauen? Da hat es gute Weile! Es iſt ſchon recht, daß gerade das Gegentheil von dem zu geſchehen pflegt, was man erwartet, und ſo traue ich meinem Vater anſtatt der guten Abſicht, uns ein Haus zu bauen, den boshaften Gedanken zu, uns durch ſeine raſche Einwilligung in das Verlangen des alten Grafen alle unſere Hoffnungen abzuſchneiden.

Ei, pfui! wer wird mit ſolchen Unglücksprophezeihungen den Raben in ihr Handwerk pfuſchen. Du mußt ganz verſeſſen darauf ſeyn, Toni, daß es uns ſo ſchlimm ergeht. Und iſt es denn nicht mehr zu hintertreiben, daß das unſchuldige Häuschen ſterben muß? fragte Gretchen: Verſuchſt Du nicht noch einmal Dein Glück bei Deinem Vater und bitteſt ihn, es ſtehen zu laſſen? Vielleicht thut er es und läßt ſich erweichen? Sprich morgen früh mit ihm, und quäle ihn ſo viel Du kannſt. Das Quälen hilft bei manchen Leuten, und ſie geben am Ende nach, weil ſie die Geduld verlieren, länger auszuhalten. Ich wünſchte, ich dürfte es an Deiner Stelle thun; ich kann recht gut quälen, und es macht mir Spaß. Wer weiß, ob Dein Vater Dir zu Liebe nicht den ganzen Handel rückgängig macht!

Ei, Gretchen! Du wirſt alle Tage aufrichtiger, rief Toni: Das ſind alſo Deine inneren Geſinnungen? Und weißt Du nicht, wie mein Vater iſt? Da kämſt Du mit Deiner Quälerei an den Rechten! Du haſt doch verſtanden, daß er dem Grafen ſein Wort gegeben hat, daß er ſelbſt bei den kleinſten Kleinigkeiten heilig hält. Er würde ſich lieber lebendig braten laſſen, als daß er ſein Verſprechen bräche. Du kennſt ja ſeine ungeheure Ehrlichkeit, ſeinen Stolz und ſeine Eitelkeit, die beinahe zum Geſpötte der ganzen Gegend geworden iſt. Und das ließe ſich vielleicht noch über den Haufen werfen, wenn man mit aller Gewalt den Kopf dagegen ſtemmte; da hat er aber, Gott ſey es geklagt! ſeinen Nebenbuhler in der Ehrlichkeit, der es eben ſo arg als er treibt, an dem Grafen. Wenn die beiden Alten zuſammen kommen und ihre ſpitzfindigen Redensarten über das, was ehrlich und nicht ehrlich iſt, austauſchen, ſo wird einem ganz wieblich dabei zu Muthe. Ueberdies ſind ſie ſchon ſeit dem letzten Kriege, wo ſie ſich als Kameraden gegenſeitig das Leben retteten und mein Vater als Wachtmeiſter bei der Schwadron des Grafen ſtand, allzudicke Freunde geworden, als daß der Eine dem Andern eine Bitte abſchlagen würde.

Hier fing Gretchen an zu weinen und erwiederte ärgerlich: Ach! es iſt recht albern von Dir, Toni, daß Du ſo verſtändig ſprichſt. Haſt Du denn ganz vergeſſen, daß Du mich ſonſt auszankſt, wenn ich verſtändig bin? Wenn Du einen Liebhaber vorſtellen willſt, mußt Du mir nach dem Munde reden. Wer den erſten Widerſpruch erfunden, hat etwas recht Dummes angeſtellt. Wenn man einander nur immer gut geweſen iſt; was man einander geſagt hat, kommt, ſobald man es geſagt hat, auf Eines hinaus.

Toni mußte laut über ſie lachen und ſie ſchmiegte ſich wie ein verzogenes Kind, halb ſchmollend, halb liebevoll, an ihn an.

Sie hatten bisher im dunkelſten Schatten des Hauſes geſeſſen und nur die tiefere landſchaftliche Ferne war durch den Mondſchein erhellt geweſen. Jetzt trat der Mond in die ſchwarzblaue Luft hinter einer Wolke hervor und erglänzten die Liebenden in ſeinem Lichte, das ſo lange noch ihr zärtliches Koſen beſchien, bis die Beſorgniß, vermißt zu werden, Gretchen nach Hauſe zurück trieb.

Oben auf dem Schloßberge hatte ſich der Gerichtsamtmann unterdeß von den Ruinen entfernt und war mit dem ebenfalls zurück gekehrten Joſeph nach dem anderen Abhange gegangen, wo derſelbe ihm eine beſondere Merkwürdigkeit des Berges zeigen wollte. Der Bauer, den ſeine Müdigkeit abgehalten, ihn zu begleiten, war draußen, dem Eingange ſeiner Wohnung gegenüber, auf eingeſtürztem Mauerwerk ſitzen geblieben, und ruhte, ſeine Pfeife rauchend, von ſeinem Tagewerke aus, derweil Mutz, der Karrenhund, vor ihm lag und ſeine Schnauze über das Bein ſeines Herrn ausgeſtreckt hatte. Das redliche Auge blickte ausdauernd in das ſeines Herrn, und drückte ſich nur dann und wann vor Zufriedenheit zu, wenn deſſen Hand ſich auf ſeinen Kopf legte und ihn ſtreichelte.

Es liegt eine tiefe Wehmuth in dem Ausdrucke der getreuen Liebe des Hundes zu dem Menſchen und der thieriſche Blick enthält jedenfalls die Aufforderung oder Anerkennung eines geiſtigen Schutzes von Seiten des Menſchen, das inſtinktartige Bedürfniß nach der Seele. Das Vertrauen erweitert ſich zu einer ſo vollſtändigen Hingebung, daß man ſie übermenſchlich nennen möchte, und angenommen, daß ſo etwas ohne Mißverſtändniß geſagt werden kann, dürfte der Menſch ihrer kaum in ſeinen heiligſten Gefühlen in dem Grade fähig ſeyn.

Der Winkel, in dem der Bauer ſaß, war in die dunkelſten Schlagſchatten der Ruinen gehüllt, und er ſchaute in behaglicher Unſichtbarkeit ſeiner Frau zu, wie ſie ſchaffte, oder, ruhig wartend, da ſaß und, die kleinſten Kinder liebkoſend, die wie die Katzen um den Herd herumſprangen, in die Flamme guckte, deren unſtät über ihre Geſtalt zitternder Schein ſich in ihren Augen ſpiegelte.

Küchengeräthe, Töpfe und Keſſel ſtanden an der Wand, über die ebenfalls ein Streiflicht um das andere flog, und das Feuer ſandte bald Querſtrahlen aus, bald züngelte es roth aus der Lohe, kniſterte und bog ſich vor dem Hauche der Hausfrau, indem die glühenden Muskeln aus dem Holze flackerten, und abwechſelnd eine neben der andern hinleckte, oder alle in einander überfloſſen.

Legte die Frau neue Scheite an, ſo ſchien die Flamme zwar zuerſt halb erdrückt zu werden, loderte hintennach aber deſto höher auf, ſo daß die Funken zahlreich in die qualmende bewegliche Rauchwolke ſtoben, die ſich durch den Schornſtein in die Lüfte verlor. Alsdann leuchteten auch die Gegenſtände, Kinder und Geräthe augenblicklich ſo hell, als ob der Schein ſich zu Feuer verkörpere.

Die Frau hackte inzwiſchen wieder Holz, rückte einen Topf zur Flamme, verwies den älteren Kindern eine Unart, oder ſtillte das Kleine in der Wiege.

Hm, Hm! ſagte der Bauer, über das Schauſpiel ſchmunzelnd, zu ſich ſelbſt: Was bin ich doch für ein pudelnärriſcher Kerl! Wo befände ſich ſo leicht Jemand in noch bedrängteren Umſtänden, als ich bin, und kann ich wohl den rechten Schick finden, zu verzweifeln? Gott weiß, wie es kommt, allein es geht nicht an. Warum nicht? — Ja, wer mir das ſagen könnte! — Darin liegt's. Und kaum, daß ich den Fuß wieder aus dem Schlamm recke, glaube ich ſchon von neuem auf feſtem Boden zu ſtehen und will ich meine alten Sprünge machen. Was hat das zu bedeuten? Es iſt Alles drauf und dran, mit mir über den Haufen zu fallen, und deßungeachtet iſt mir ſo zu Muthe, als ob ich immerfort ſingen und jubeln müßte. Es muß ſich aber doch nun bald entſcheiden. Etwas dazu thun, daß es ſo oder ſo komme, kann ich nicht; ich habe alſo geduldig abzuwarten, was mir der Himmel ſchickt, und finde, daß das eine ganz bequeme Sache iſt. Wenn denn aber, du gerechter Gott! wirklich einmal das Allerſchlimmſte wahr würde und ſie mich auspfändeten, was geſchähe dann mit mir? Es würde doch gewiß jammerſchade um mich ſeyn, und an die arme Nanni und an meine Kinder, hu, hu! darf ich gar nicht denken.

Nach dieſen Betrachtungen verſank Peter in die trübſeligſte Schwermuth, indem er die Pfeiſe, die ihm ausgegangen war, aus dem Munde nahm, eine Weile in der Hand hielt und endlich ſolchergeſtalt hinfallen ließ, daß ſie auf die Kante des harten Steins aufſchlug.

Das hat man davon, rief er ärgerlich: wenn man ſich Kopf über in die Sorgen ſtürzt und ſich damit aus der Verlegenheit helfen will! Bei einem Haare wäre mir auch meine letzte Pfeiſe zerbrochen, und ich hätte nicht einmal mehr rauchen können. Nichts da! Fort mit den Gedanken! Sie kommen mir wie der kalte Bergnebel, der Anraum vor, der ſich zur Winterszeit an die Bäume legt: gefriert die Feuchtigkeit einmal recht ordentlich und erhebt ſich der Wind, ſo brechen die Aeſte wie Glas von dem Stamme. Man muß nur immer ohne Grübelei vorwärts leben. Wenn man ſich erſt darauf einläßt, über ſich und ſeine Angelegenheiten nachzudenken, ich will damit ſagen, in die Vergangenheit zurück zu gehen, ſo iſt zehen gegen eins zu wetten, daß jeder Menſch in ſich bankerott und ſelbſt der allerreichſte zum Auspfänden reif ſeyn wird.

Er ſtand langſam auf und wollte in die Küche gehen.

Indem kam Gretchen ihres Weges vorbei geſchlichen.

Wo biſt Du ſo lange geweſen, Mädchen? fragte er.

Ich habe Futter für die Ziegen geſchnitten, Vater; unten am Brunnen iſt das Gras ſchon hoch genug.

So, ſo, Du haſt Futter für die Ziegen geſchnitten, Kind? antwortete der Vater: Sage mir aber aufrichtig, liebes Gretchen, ob Du das Alles auch recht wohl bedenkſt?

Wie meinſt Du das, lieber Vater? verſetzte ſie: was ſoll ich da bedenken? Ich halte vom Denken nicht viel.

Du ſollteſt bedenken, daß Du noch recht vielen Kummer davon haben kannſt. Aus einem andern Grunde verlange ich es nicht von Dir. Du thuſt mir herzlich leid, mein armes Mädchen. Du biſt noch jung und willſt Dich Deines Lebens freuen. Du haſt noch nicht erfahren, daß nicht alle Menſchen dazu berufen ſind.

Das flüchtige Gretchen ward auf dieſe väterlichen Worte ganz betreten und wußte nicht, was ſie dazu ſagen ſollte.

In dem Augenblicke kam der Gerichtsamtmann mit ſeinem jungen Führer zurück und rief ihm der Bauer von weitem entgegen: Ah, das iſt ſchön, daß Sie wieder da ſind. Sie haben ſich auf unſerem Berge umgeſehen?

Haſt Du es gehört, Frau, daß unſer Herr Gaſt zurückkommt; ſpute Dich! fügte er nach der Küche gewendet hinzu, und da die Frau ankündigte, daß das Abendeſſen fertig ſey, ging er mit dem Fremden in die Küche, wo ſich die fünf Erwachſenen zuſammen zu dem reinlichen Abendbrode niederſetzten, und die Kinder, ſo viel ihrer noch munter waren, ihr beſcheiden Theil hie und da herumſtehend oder auf dem Eſtrich kauernd verzehrten.

Die Eltern verweilten, unter traulichen Geſprächen über ihre Lebensweiſe in der poetiſchen Umgebung, noch lange, nachdem die Kinder ſchlafen gegangen waren, mit dem Amtmann in der Küche und dieſer hörte beſonders gern den Erzählungen ſeines Wirthes aus deſſen eigener Lebensgeſchichte zu.

Es ſchien dem Gemüthe des armen Peters eine Art Naturadel von ſeiner Mutter her, der Tochter eines Förſters, angeboren zu ſeyn, die ihre halbe Lebenszeit im Walde zugebracht und in der wilden Einſamkeit manchen edlen Keim ihrer Seele entwickelt hatte, den bei den meiſten Menſchen das geſellige Leben erſtickt. Sein Vater hatte dereinſt in Dienſten des benachbarten Grafen geſtanden, der ihm bei ſeiner Verheirathung die freie Wohnung als Gnadengeſchenk bewilligt, und aus Wohlwollen für den Sohn ſpäter auch dieſem den Nießbrauch der Ruinen und des wenigen Grundes und Bodens gegönnt hatte.

Von ſeiner Mutter erzählte Peter, wie ſie nicht allein mit einem Sinne begabt geweſen ſey, überirdiſche Erſcheinungen wahrzunehmen, ſondern auch mit den Geiſtern der Natur in dieſer alten Veſte in traulichem Verkehr geſtanden habe.

Sie dürfen auch, ſagte er: aus dem, was ich Ihnen mittheile, nicht folgern, daß ihre Träume und Geſichte nichtige Einbildungen geweſen ſeyen. Wie wenig dies der Fall war, mögen Sie aus dem einen von vielen Beiſpielen erkennen, daß ihr vor einer Reihe von Jahren träumte, ein kleiner Gnome fordere ſie an der und der Stelle der Ruine mit der Verheißung nachzugraben auf, ſie werde allda einen Schatz finden, deſſen nicht allein ſie ſelbſt, ſondern noch ihre Kinder und Kindeskinder ſich zu erfreuen hätten. Sie beſann ſich nicht lange, was ſie da zu thun habe, und ging in der Frühe des andern Morgens zu der Stelle, die der Erdgeiſt bezeichnet hatte. Da ſie ſich durch nichts beſonderes unterſchied, hatte ſie Mühe, ſie aufzufinden, und als ſie endlich ihrer Sache gewiß war, ſchickte ſie ſich an, den Boden aufzugraben.

Das gelang ihr noch weniger, als ſie es ſich eingebildet hatte, da ſie alsbald auf feſtes Gemäuer ſtieß, und eine ſo kräftige Frau ſie auch war, es nicht zu durchbrechen vermochte. Ihren Mann konnte ſie nicht zu ihrem Beiſtande auffordern, weil ſie wußte, daß ihm ihre geheime Gemeinſchaft mit den Geiſtern zuwider war und ſie nur die Zeit ſeiner Abweſenheit zu ihrer Arbeit wählen konnte. Sie vertagte ihr

Geſchäft am Ende auf ein andermal, und ſetzte ihre Anſtrengungen unermüdet mehrere Tage fort, in denen ſie nicht ſehr vom Flecke kam.

Als ſie nun ſo eines grauen Morgens vor Sonnenaufgang im Schweiße ihres Angeſichts hackt und gräbt, ertönt plötzlich eine rauhe Stimme neben ihr, die ſie fragt: Was thuſt Du da, Beate? Meine Mutter erſchrickt auf den Tod, das Grabſcheit entfällt ihrer Hand, es wird ihr ſchwarz vor den Augen und iſt ihr, als wenn ſie auf der Stelle in die Erde verſinken müſſe. Sie vernimmt nur noch ſo viel, daß ſich die Frage an ſie wiederholt, und als ſie ſich ſo weit ermannt, die Augen aufzuſchlagen, ſieht ſie einen langen hagern Mann vor ſich ſtehen, deſſen Anblick ihr die Beſinnung wiedergibt. Der fürchterliche Frager iſt nämlich Niemand als ihr Herr, der Graf, dem ſie nun ihren Traum und ihre Noth eingeſteht.

Der alte Herr kannte ihren Aberglauben zwar ſchon von ſonſt und lachte ſie erſt tüchtig aus. Da er aber ſelbſt keineswegs frei davon war, erſchien er ſchon deſſelben Nachmittags mit einigen handfeſten Arbeitern an Ort und Stelle, die in ſeiner Gegenwart das hartnäckige Mauerwerk durchbrechen mußten.

Es dauerte nicht lange, ſo war ſein Zweck erreicht und hatten die Leute den tiefen Ziehbrunnen eröffnet, den Sie dort rechter Hand liegen ſehen.

Es wurden Feuerleitern herbeigeſchafft, zuſammen gebunden und hinunter gelaſſen, auf denen ſich ein

Mann das Herz faßte, in die Tiefe zu klimmen, und was denken Sie ſich, daß das Ende vom Liede war? Es fanden ſich die Hülle und Fülle von alten Waffen, Geräthſchaften, Seltenheiten und ſogar Kleinodien vor, die wohl in alten Kriegszeiten darin geborgen worden waren und die man, herausgeſchafft und gereinigt, noch heutigen Tages in dem neuen Schloſſe aufbewahrt.

Sie können ſich vorſtellen, daß der Fund meiner Mutter Schaden nicht war, und deſſen ungeachtet hatte die großmüthige Belohnung, die ihr der Herr Graf gewährte, nicht der Schatz ſeyn ſollen, von dem der Geiſt geſprochen. Die Hauptſache ſeiner Prophezeihung, daß ſich die Kinder und Kindeskinder meiner Mutter noch an dem Schatze zu erfreuen haben ſollten, traf ebenfalls buchſtäblich ein.

Man hatte vor dieſem hier oben nicht einen Schluck friſches Trinkwaſſer und ſchleppte es einen beſchwerlichen Weg aus dem Thale herauf. Zu dem ſonſtigen Hausbedarfe mußte der grüne Pfuhl im Graben gut genug ſeyn. In dem neuen Brunnen fanden wir den ſchönen, reinen Quell, den Sie ſich auch haben ſchmecken laſſen. Es iſt daſſelbe Waſſer, das unten in einem Nebenthale als Bach fließt und die Wieſen bewäſſert, und ſoll erſt ſeit einigen Menſchenaltern zum Vorſchein gekommen ſeyn, bis wohin es ſich wohl mag in dem Berge ſelbſt verbraucht oder verlaufen haben.

Der Amtmann hatte der Geſchichte von dem Schatze der armen Leute mit Vergnügen zugehört und im Verlaufe der Unterredung erzählte der Landmann auch, wie in Bezug auf den Berg die uralte Sage gehe, daß in dieſer einſt von den erſten Königen des Landes bewohnten Veſte die unſchätzbare Krone deſſelben vergraben ſey.

Man behauptet, ſagte er: ſie werde im Schooße der Erde ſo lange von Geiſtern bewacht, bis ſich wieder ein neuer König finde, der zum Heile des Volkes ſie zu tragen würdig ſey, und in Bezug auf dieſe Sage wollte meine Mutter nicht nur allerlei allgemeine Erſcheinungen gehabt haben, ſondern behauptete auch, ſobald ſie unten im Nußgarten einer gewiſſen feuchten Stelle und einer mit einem Kreuze bezeichneten Steinplatte genaht ſey, jedesmal einen geharniſchten Ritter mit verſchloſſenem Viſire geſehen zu haben, der entweder im Graſe gelegen und bei ihrem Nahen aufgeſtanden, oder aus der Felſenſpalte wie ein Wächter getreten ſey und ſie mit der Hand bedeutet habe, fortzugehen.

Soviel iſt gewiß, daß meine Mutter, wenn ſie den Ritter auch nicht an der Stelle wahrnahm, ſich nimmer das Herz faßte, näher hinzugehen, und daß uns andern Leuten, von denen Niemand Geiſter ſehen konnte, in jener Gegend eine unerklärliche körperliche Angſt befiel, um deretwillen wir ſie mieden.

In einer andern Nacht, als ſie ſchon weit älter war, erſchien meiner Mutter einmal derſelbe kleine

Geiſt wieder, der ihr den Schatz gezeigt hatte, und forderte ſie auf, mit ihm zu gehen, wohin er ſie führen werde. Sie hatte ſchon im Allgemeinen niemals Geiſterfurcht, zu ihrem kleinen Wohlthäter aber ein abſonderliches Zutrauen. Sie unterſtand ſich alſo unverzagt, ſeinen Willen zu thun, und ward von ihm an dem Orte, wo ehemals in der Kapelle der Hochaltar geſtanden haben ſoll, einige hundert Stufen in den Berg hineingeleitet. Sie ſagte mir, die Erde habe ſich unter ihm geöffnet, als müßte es nur ſo ſeyn, und wo der Geiſt den Fuß hingeſetzt, ſeyen Stufen geweſen. Er habe ſie aus Gemach in Gemach, aus Saal in Saal geführt, ein Raum immer koſtbarer und herrlicher als der andere, bis ſie in einem weiten Gewölbe, das von keinem andern Lichte als von den grünen Edelſteinen an den Wänden erhellt geweſen, die verlorne fabelhafte Krone geſehen habe. Die hatte gefunkelt und geglänzt, daß es alle Beſchreibung überſtiegen und das klare Feuer des Karfunkels in ihrer Mitte war mit nichts zu vergleichen geweſen. Von der kunſtreichen Arbeit der Krone hatte man davor gar nichts geſehen, und dieſelbe hatte zu Häupten eines ungeheuer großen alten Königs geſtanden, der, mit einem Purpurmantel umhüllt, ſein blinkendes Schwert ihm zur Seite, auf einem Ruhebett geſchlafen.

Meine Mutter ſagte, ſie habe ſich vor Ehrfurcht keinen Schritt von der Stelle gerührt, es ſey ihr über den Anblick des Königs Hören und Sehen vergangen.

und ſie habe mit der Zeit ſogar gewähnt, er rühre ſich, um zu erwachen, — als ſie mit einemmale von keiner andern Urſache aus ihrem Schlafe erweckt worden ſey, als weil ihr großer Bengel, wie ſie mich nannte, ſie ſo lange mit lauter Stimme gerufen und aus allen Kräften im Bette gerüttelt habe, bis ſie, mit einer derben Ohrfeige, die ſie mir gegeben, in die Höhe gefahren ſey.

Sie hat es mir auch nie vergeſſen, daß ich ſie, wiewohl unſchuldigerweiſe, um das Glück gebracht habe, das Geheimniß des Berges zu erfahren, und war überzeugt, ſie würde darin hochwichtige Dinge gehört und geſchenkt erhalten haben, da der kleine Geiſt ſie diesmal gewiß nicht um nichts und wieder nichts die weite Strecke in den Berg geführt. Ich hatte ihr gut einwenden, ſie dürfe nicht vergeſſen, daß die Geſchichte ein Traum geweſen ſey. Sie blieb dabei, ich rede, wie ich es verſtehe, das gehe mit Kräutern zu, und ſey doch wahr. Auch ward mir von ihr in der Folge noch manche Ohrfeige und zwar gemeiniglich zu Zeiten gereicht, wann ſie behauptete, daß der kleine Geiſt wieder geneigt geweſen ſey, ihr zu erſcheinen, ſich aber durch meine verdrüßliche Gegenwart habe davon abhalten laſſen. Daß er mir, wenn er wirklich vorhanden iſt, nicht hold ſeyn mag, habe ich auch daraus abnehmen können, daß er mir nach meiner Mutter Tode ſo wenig wie vorher erſchienen iſt.

Jener unſichtbaren Treppe in den Berg forſchte meine Mutter noch Jahre lang nach, und da ſie niemals eine Spur davon fand, fing ſie mit der Zeit ganz tiefſinnig zu werden an.

Sie ſprach am Ende ihres Lebens kaum etwas Anderes und wußte die Stelle, wo die Krone vergraben ſey, genau anzugeben. Sie hatte nicht allein die Zahl der Stufen gemerkt, die nach dem Gewölbe führten, ſondern beſchrieb auch das Innere der Säle und Gemächer, durch die ſie gegangen war, und ſah die Verbindung des Kronſaales mit dem Ziehbrunnen, den ſie entdeckt hatte, ſowie mit der Felſenſpalte im Nußgarten, die nach ihrer Ausſage ein gemauerter unterirdiſcher Gang ſeyn ſoll.

Mir haben, ſo hörte Peter zu reden auf, alle die Dinge freilich noch nichts genützt, und ich habe von der guten Mutter weder ihre Geiſter noch ihre Schätze geerbt, welche mir zu weiter nichts als zu ein wenig Waſſer geworden ſind. Bei ihrem Tode aber, der an ihrem Geburtstage, einem Sonntage, erfolgte, war es eigen ſchauerlich, wie unverholen ſie ſich mit den Geiſtern unterhielt, die ſie gleich wie wir umſtehen ſollten, und nicht allein, daß ſie mit ihnen ſprach, es ziſchelte und raſchelte auch, als ob Geſpenſter antworteten, in allen Winkeln.

Peter, Nani, Gretchen und Joſeph ſahen ſich bei dieſen Worten verdächtig um, und es entſtand eine Pauſe.

Ja, ja, unterbrach ſie der Gerichtsamtmann, der ſchon lange unter nicht unanſehnlichen Grimaſſen ein ſtummes Augenſpiel mit ſeiner Nachbarin, Gretchen, getrieben hatte: Ihr thut ganz recht, daran zu glauben, ich habe das auch ſchon erlebt. So etwas ſteckt an. Wegen der Schätze Eurer Mutter müßt Ihr bedenken, daß noch nicht aller Tage Abend iſt und wer weiß, was Ihr ſelbſt mit der Zeit einmal träumen lernt! Beſitzt Ihr übrigens an Eurer ſchönen Tochter nicht einen Schatz, an dem mancher ehrliche Junggeſelle ſich glücklich ſchätzen würde, Theil zu haben?

Das kleine Gretchen, das vorher recht kindiſch, kokett und ſchalkhaft zuthulich gegen den hageſtolzen Amtmann geweſen war und ſich an ſeinen telegraphiſchen Geberden ergötzt hatte, erröthete hier über das ganze Geſicht und ward mit einemmale ernſt.

Nun, nun, ſagte Peter lachend, wenn ein ſolcher Schatz eben ſo gut Glückstöpfe mit Gold und Silber als Kochtöpfe mit Kartoffeln zu füllen wüßte, möchte es drum ſeyn. Mich haben die Geiſter bisher immer blos von Gevattern anſtatt von Schätzen träumen laſſen, und ich habe nichts davon gemerkt, daß ſich einer in anderer Abſicht mit mir abgegeben, als um mich zum Beſten zu haben.

Der Amtmann drohte dem Bauer mit dem Finger und ſagte: Hütet Euch, mein lieber Peter, daß Ihr nicht mit Euren luſtigen Worten frevelt. Ich ſollte denn doch meinen, daß ein ſolches Kind ein Schatz zu nennen, und haben Euch die Geiſter auch mit dem genarrt, der Euch in Eurer rüſtigen jungen Frau beſcheert worden iſt?

Ei, nicht doch, antwortete Peter gerührt: ſo iſt es nicht gemeint. Sie wiſſen, daß ich mit dem mir beſchiedenen Looſe zufrieden bin und ich will mich glücklich ſchätzen, wenn ich das, was mein iſt, behalten darf. Es fiel mir noch nicht im Ernſte ein, mit dem Himmel zu hadern, der uns jede Prüfung zuſendet.

Der Landmann umſchlang bei dieſen Worten ſeine Frau und küßte ſie, die ſich mit der Schürze eine Thräne aus dem Auge wiſchte; Gretchen ſah er mit einem liebevollen, verdrüßlich ſeyn ſollenden Blicke an, indem er, ohne es zu wiſſen, ſeine Hand auf ihr Haupt legte.

Es war mittlerweile ſpät geworden, und da der Gerichtsamtmann wegen ſeiner Geſundheit beſorgt war, nicht zu ſpät zu Bett zu kommen, ſtand die Tiſchgeſellſchaft auf und brachte der Bauer ſeinen Gaſt auf dem nächſten Wege in das Dorf zurück, wo derſelbe, wie Peter zu ſeinem Erſtaunen hörte, bei dem reichen Bauer Chriſtoph wohnte, deſſen Sohn ſeine Tochter heirathen wollte. Er vertraute dem Gerichtsamtmann dies Geheimniß nicht an, und nahm von ihm, nachdem der Hageſtolz ihm eine baldige Wiederholung ſeines Beſuches angekündigt hatte, treuherzigen Abſchied.

Der Beſuch des Gerichtsamtmanns bei dem alten Chriſtoph hatte Toni abgehalten, ſchon den nächſtfolgenden Tag, ſo wie er es mit Gretchen beſprochen gehabt, den letzten Sturm zu Gunſten ſeiner Liebe auf das väterliche Herz zu unternehmen; den zweiten Tag darauf hatte aber der Bauer einen harten Strauß mit ſeinem Sohne zu beſtehen, der ihn noch einmal durch die flehentlichſten Bitten zu bereden ſuchte, den Haushandel mit dem Grafen wieder rückgängig zu machen. Toni ſchilderte ſeinem Vater die Größe ſeiner Liebe auf das herzbrechendſte, und hatte ſich dadurch dermaßen aufgeregt, daß er eine abſchlägliche Antwort aus dem Grunde kaum für möglich hielt, weil es ihm ſelbſt ſo wohl einleuchtete, wie glücklich und zufrieden er mit Gretchen in dem kleinen Hauſe werde wirthſchaften können.

Der beſonnene Alte hatte eine ganze Fluth von Ruhe hinter dem Wehre dieſer langen Rede angeſammelt, und lachte in dem Bewußtſeyn dieſes Beſitzes ſeinem Sohne mit der Frage in's Geſicht: Ob er wohl noch alle fünf Sinne in ſeiner Gewalt habe?

Toni ſtutzte und ſah ſeinen Vater an.

Weißt Du, Junge, denn nicht, was das ſagen will, fuhr der Alte fort: ein ganzes Leben lang ſein Wort nicht gebrochen oder die mindeſte Unredlichkeit begangen zu haben? Wohlan! das Erſte wie das Letzte habe ich nicht gethan, und wie ſollte ich mir alſo wegen eines jungen Laffen die Reinheit meines Gewiſſens trüben? Ich habe dem Herrn Grafen mein Wort und meine Hand auf die Sache gegeben und werde nicht an ihm zum Lügner werden. Ja, geſetzt, ich wäre ſo jämmerlich und wollte ſo etwas, wie vermöchte ich es zu vollbringen, da mir der Gerichtsamtmann den Vertrag geſtern von dem Herrn Grafen vollzogen zugeſtellt und meine Unterſchrift für ihn mitgenommen hat? Daran, daß ich den Grafen bitten ſollte, ſein Recht wieder aufzugeben, iſt aber nicht zu denken, weil ich recht gut weiß, wie wünſchenswerth es ihm ſchon lange geweſen iſt, ſeine Gartenanlagen nach dieſer Seite auszudehnen. Der gnädige Herr Graf iſt mein guter Freund von den älteſten Zeiten her, wo er mir in unſeren Feldzügen der Liebes- und Freundſchaftsdienſte die Menge erwieſen hat: wie könnte, wie dürfte, wie möchte ich ſo undankbar an ihm handeln?

Es hängt aber von dem Kaufe des Häuschens des Grafen Wohl und Weh nicht ab, verſetzte der Sohn: und Ihr bräuchtet weiter keine Sache daraus zu machen, hättet Ihr für mich die Gefälligkeit und ſagtet ihm, er könne das Haus nur unter der Bedingung kriegen, daß er mich für meine Lebenszeit darinnen litte.

Biſt Du geſcheidt! rief Chriſtoph zornig: Habe ich Dir nicht geſagt, daß er es wegreißen will? Wie kannſt Du alſo darin bleiben?

Ei, was hat ihm das arme Haus gethan! Und wenn er gar zu ſehr auf den Beſitz verſeſſen iſt, kann er mich und Frau und Kinder meinetwegen mit in ſeine Gartenanlagen ziehen. Ich habe nichts dawider und verunziere ſie ihm nicht. Ich will es auch meinen Kindern bei Todesſtrafe unterſagen, daß ſie ihm nichts abrupfen.

Deinen Kindern, Dummrian! die werden Dir vor der Hand noch lange nichts abrupfen. Der Junge ſchwatzt, als ob er betrunken wäre!

Ihr wißt aber, Vater, Ihr mögt mich ausſpotten wie Ihr wollt, daß Ihr mich mit dem Hauſe glücklich und zufrieden macht. Ich liebe Gretchen ſo herzinnig und treu, daß ich nicht von ihr laſſen werde.

Was ſchwadronirſt Du von Treue und Herzinnigkeit! rief der alte Eigenſinn. Die ſind nur in der Freundſchaft und nicht in der Liebe zu Hauſe, und meine Freundſchaft mit dem gnädigen Herrn hat noch ſo wenig der mindeſte Unfrieden geſtört, als er ſie jemals ſtören wird.

Ihr könnt es damit halten, Vater, wie Ihr wollt, ſprach Toni: Ihr werdet aber ſehen, daß ich im Stande bin, eine große Dummheit zu begehen, wenn Ihr mir nicht meinen Willen thut.

Um Dummheiten zu begehen, ſind wir in der Welt: begehe ſie in Gottes Namen, Toni! --

Ich laufe Euch davon, ſobald Ihr mir nicht Gretchen gebt.

Wohin willſt Du denn laufen, Kind, da Du an den Füßen keine Geldbeutel hängen haſt, die Dich weiter als Dein geſättigter Magen tragen? Nimm doch vor allen Dingen den guten Rath von mir an und laß von der albernen Leidenſchaftlichkeit, damit Du wieder ſo kaltblütig wirſt, als ich es Zeit meines Lebens geblieben bin. Wer wird ſich aus ſeiner Ruhe bringen laſſen! Dabei kommt nichts heraus. Ich ſage Dir, mein Sohn, man muß ſich anſtellen, als ob man im Kriege wäre, und ſo wie ein guter Soldat rechts und links um ſich hauen. Was verficht es mich, ob ich mit meinem Sarras Arme und Beine treffe, oder Köpfe ſpalte, daß es nur ſo Blut und Tod um mich regnet: ich thue ganz harmlos meine Schuldigkeit.

Aha, aha! rief Toni: Und bliebt Ihr wohl auch ſo ruhig und kaltblütig, wenn man Euch ganz harmlos in Eure Arme und Beine hiebe oder Euren Kopf ſpaltete?

Das iſt alles einerlei! brummte Chriſtoph, und wenn es mir auch nicht geſchehen iſt, weiß ich doch voraus, daß ich darum in keine alberne Hitze gerathen wäre.

Auf ſolche Weiſe war mit dem alten Griesgram nichts anzufangen und mußte der verliebte arme junge Teufel mit knirſchenden Zähnen in ſein Gebiß beißen.

Ein paar Tage nach dem Geſpräche zwiſchen Vater und Sohn nahm das Einreißen des Häuschens ſeinen Anfang, und hatte es der Bauer Chriſtoph noch zuvor mit allem Zubehör dem Grafen von Borke übergeben. Der Verkäufer erhielt Nachmittags in ſeinem Hauſe den Kaufſchilling ausgezahlt, derweil die beiden ungleichen Freunde mit einander eine Flaſche alten Rheinwein, den der Bauer dem Grafen vorſetzte, ausſtachen, und nach abgemachtem Geſchäfte wandelten ſie in traulicher Unterhaltung nach dem verkauften Häuschen, von dem bald kein Stein mehr auf dem andern zu ſehen ſeyn ſollte.

Als ſie unweit von Ort und Stelle angekommen waren und bereits den Lärm der fallenden Steine und Balken hörten, äußerte der Graf zu dem Bauer:

Es iſt doch eine Sünde und Schande, Wachtmeiſter, wie billig Ihr mir das Ding abgelaſſen habt. Ihr müßt auf Koſten Eurer Freundſchaft Euren Schaden bei der Sache haben. Das Grundſtück iſt noch ein halbmal ſo viel unter Brüdern werth.

Wie ich Ihnen ſage, mein Herr Rittmeiſter, antwortete Chriſtoph: ich habe gerade ſoviel dafür von Ihnen erhalten, als es mich gekoſtet hat. Sie können doch nicht verlangen, daß ich dabei meinen Gewinn haben ſoll. Ich bin ein ſchlichter Ackersmann, und ſtehe nicht mit alten Häuſern auf dem Trödel. Haben Sie etwa jemals gegen mich die Eigennützigkeit herausgekehrt?

Nun, ſo mag es meinetwegen dabei ſein Bewenden haben, ſagte der Graf, der ſeinem Freunde anſah, daß er ſich ärgerte.

Das haben Sie aber ſchon hundertmal geſagt und nicht gethan, platzte der Bauer los, der nicht ſowohl über die Worte des Grafen, als über den geheimen Gedanken an ſeinen Sohn böſe geworden war.

Alſo ſchweigen wir davon ein- für allemal, ſagte der Graf beſänftigend, indem er ihm die Hand auf den Mund legte: Wir haben einander hinſichtlich der Ehrlichkeit nichts vorzuwerfen. Ich will Euch Euren Willen thun und hatte es nicht ſo böſe mit Euch gemeint. Ich werde Euch ſchon wieder einmal eins am Zeuge flicken. Es iſt noch nicht aller Tage Abend.

Der alte Chriſtoph winkte mit der Hand vor ſich in die Luft, als ob er ſagen wolle: Es iſt ſchon genug und über genug, und ſo wandelten ſie ſchweigſam ein paar Schritte weiter.

Auf einmal fing der Graf wieder in luſtigem Tone an: Ich muß doch jedesmal bei mir lachen, Freund, wenn ich ſehe, wie unſer Gerichtsamtmann ſeiner Pflicht getreu ſeine Rechtsurkunden ſo verklauſuliren muß! Ich fühle es ihm in der Seele an, wie jedes Wort, das mehr als: ja, ja, nein, nein! beſagt, ihm einen Stich gibt. Ha, ha, ha, ha! paſſen nicht die Winkelzüge, die z. B. in unſerem Contrakte ſtehen, wie die Fauſt aufs Auge zu dem Manne des Friedens, deſſen Inneres ſo ohne Arg und Falſch iſt?

Ei, ja, das iſt ein rechter Biedermann, ſprach Chriſtoph, und die Streitſüchtigen wiſſen, was ſie thun, wenn ſie ihn ſchelten, daß er zu unerfahren in

Geſchäften und zu unwiſſend ſey, erforderlichen Falls jeden Proceß in die Länge zu ziehen.

Ich weiß von ihm ſogar, fügte der Graf hinzu: daß er noch nie einen Rechtshandel übernommen hat, der ihm nicht ſelber als gerecht erſchienen wäre, und wo ſich immer eine ſchwer zu löſende Verwirrung zeigt, räth er den feindlichen Parteien gewiß, ſich zu vergleichen.

Sie waren bei dem Häuschen angekommen und konnten nicht ganz nahe hinzutreten, weil die herabfallenden Balken und Steine es in eine Staubwolke hüllten. Auch krachte und lärmte das losbrechende Gebälk und das Einreißen der Wände ſo betäubend, daß der Graf in ſeinen Geſchäften kein Wort verſtehen konnte und mit dem Aufſeher der Arbeiter einige Schritte abſeits ging, um ihm ſeine Befehle zu ertheilen.

Der alte Chriſtoph umſchlich derweil mit finſterem Geſicht und nicht ganz ruhigem Gewiſſen das Häuschen, indem er ſeines Sohnes gedachte und der Wirkung nicht ſicher war, die dieſer gegen ſeine Liebe geführte Streich auf ihn hinterlaſſen werde. Da drang plötzlich ein lauter Aufſchrei aus dem Gemäuer und übertönte allen übrigen Lärmen.

Chriſtoph entſetzte ſich darüber ſo gut wie der Graf, der den Schrei auch gehört hatte und in der Beſorgniß nach dem Hauſe zurückeilte, es möge einen der Arbeiter durch einen Schlag oder Fall ein Unglück betroffen haben.

Die Arbeiter unterbrachen ſelbſt ihre Thätigkeit und horchten mit langen Hälſen nach dem Orte, von wannen der Aufſchrei erſchollen war, oder ſprangen hinzu.

Ein verworrenes Gemurmel und Gefrage erhob ſich.

Jeſus Maria! was muß ich ſehen! rief es von neuem vernehmlich aus dem Theile des Erdgeſchoſſes, der rittlings über das Thal gebaut war und worin, nach Abtragung des Daches, ein einzelner Tagelöhner an der Zerſtörung der Seitenmauern arbeitete.

Man lief dahin und ſah den Mann in einer mit Goldſtücken gleichſam gepflaſterten Niſche ſtehen, wie er immer fort ſchrie oder die Hände über dem Kopfe zuſammenſchlug und einen umgeſtürzten eiſernen Topf anſtarrte, aus dem der Schatz ſich ergoſſen hatte.

An Fragen wegen des Ereigniſſes fehlte es nicht, die jedoch der Befragte Anfangs ohne Antwort ließ, und da die Sache klar genug von ſich ausſagte: der Arbeiter habe den goldenen Topf aus der Mauer herausgeſchlagen, ſo ſtillte ſich der Tumult, noch ehe der Finder des Schatzes den Hergang verkündigte.

Nach wiederhergeſtellter Ruhe ſagte der Graf von Borke zu dem Bauer Chriſtoph: Ich wünſche Euch zu dem anſehnlichen Schatze Glück, mein lieber Wachtmeiſter! Wer weiß, wie lange der in der Wand geſteckt hat und wo er hergekommen iſt? Das Häuschen iſt wohl ſeine hundert Jahre alt und der Brückenbogen jedenfalls noch älter. Es ging vor Zeiten ohne Zweifel ein Weg nach dem alten Schloſſe hier vorbei, mit dem die Ueberbrückung in Verbindung geſtanden, und man hat das Mauerwerk zum Neubau benutzt. Es freut mich, daß das zu rechter Zeit an das Tageslicht gekommen iſt, um unmittelbar in die Hände ſeines Herrn zu gelangen. Lest alles genau zuſammen, Leute, und ſtellt es, nebſt dem Topfe, meinem Freunde Chriſtoph zu.

Wie? was denn? mein Herr Rittmeiſter! rief der beſtürzte Bauer: Wie ſoll ich das verſtehen? Ich meine doch, ich habe das Haus an Sie verkauft, und mein Geld erhalten: das Haus, ſo wie es lag und ſtand, mit Zubehör, deſſen rechtmäßiger Herr Sie eben ſo nach mir geworden ſind, als ich es vor Ihnen war.

Nun, ſo etwas iſt mir noch nicht in den Sinn gekommen, verſetzte der Graf. Es kann doch nicht im Ernſte Eure Meinung ſeyn, Wachtmeiſter, daß ich für den Spottpreis des Hauſes auch noch einen ſolchen Schatz mit in den Kauf nehme, der jenen um das Dreifache überſteigt?

Es iſt nicht mehr als recht und billig, warf der Wachtmeiſter ein: daß der Vertrag von der einen wie von der andern Seite gehalten werde. Es ſcheint mir bei der Sache auch ganz einerlei zu ſeyn, wer dieſer oder jener, ob er vornehm, ob geringe iſt. Mag der Eine immer glauben, ein ehrlicher Mann ſeyn zu müſſen, ſo iſt es doch ſeine Pflicht, zu dulden, daß der Andere auch einer bleibt. So viele Nächſtenliebe iſt jedermann unerläßlich. Ich habe Ihnen das Haus in dem Zuſtande verkauft, wie Sie es befunden haben, und das Gold iſt mithin Ihr unbeſtreitbares Eigenthum.

Was ſind das für Flauſen und Spitzfindigkeiten, Mann! rief der Graf ärgerlich: Wo in aller Welt erwähnt unſer Contrakt des Topfes als Inventarium? Er iſt oder war auch kein Immobile und gehört Euch ohne Widerrede an.

Ich muß es mir gehorſamſt ausgebeten haben, mein Herr Graf, ich mache keine Flauſen, ſprach der Bauer: das hat mir noch Niemand vorgeworfen. Wenn Sie es jetzund nicht geweſen wären, der mir das ins Geſicht geſagt hätte, ſo, ſo, ſo .... Ich bin ein ehrlicher Mann und habe Zeit meines Lebens ſchlicht und recht gehandelt. Das Gegentheil ſoll mir kein Menſch auf Erden, und wenn er noch ſo vornehm wäre, nachſagen.

Ein ehrlicher Mann, mein lieber Wachtmeiſter, war des Grafen Antwort: wird nicht blos gegen Andere, ſondern auch gegen ſich ehrlich ſeyn. Er wird leben und leben laſſen, und auch ſeinem Nebenmenſchen geſtatten, ein ehrlicher Mann zu ſeyn. Ihr, alter Knabe, habt nichts Geringeres vor, als daß Ihr mich zum Spitzbuben machen wollt.

Auf dieſe Worte brannte das Geſicht des Bauern plötzlich in ſo hellem Zorne auf, wie eine Kerze in der Dunkelheit, und ſagte er: So wahr mir Gott helfe! Die Knabenſchuhe habe ich ſchon eine Weile ausgezogen. Wer eine ſolche Beſchuldigung ins Gelag hinein wider mich erhebt, muß keinen Begriff davon haben, wer ein Spitzbube und wer keiner iſt.

J, i, ei, ei, ah, ha, oh, ho! pfiff der Graf mit halberſtickter Stimme aus allen Tönen: Was Jhr mir da für Dinge anzuhören gebt! Wenn ich nicht weiß, was ein Spitzbube iſt, kann ich auch nicht wiſſen, was ein ehrlicher Mann zu bedeuten hat, und angenommen, daß ich darin ſchlecht beſchlagen bin, ſteht es ſo ſo um meine Ehrlichkeit. Es iſt doch mitunter gut, wenn man gegen einander zu vertraulichen Mittheilungen kommt: man erfährt bei der Gelegenheit, was mancher ſogenannte Freund von Einem hält. Jhr ſcheint in Wahrheit ungemein freundſchaftlich gegen mich geſinnt zu ſeyn.

Nicht mehr und nicht weniger, mein gnädiger Herr Graf, als Sie gegen mich, die Sie mich kurz und gut verführen wollen, den Launen Jhres Eigenſinns mein gutes Gewiſſen aufzuopfern.

Ei, was da Launen und Eigenſinn! Ei, was da, gutes Gewiſſen! Jch habe ſo wenig launenhaften Eigenſinn als ....

Als ich ein gutes Gewiſſen habe, wollen Sie ſagen, rief Chriſtoph aus, und achtete nicht darauf, daß der Graf gegen dieſe Auslegung ſeiner Meinung proteſtirte: Nun, ſo ſchlage, da es einmal ſo weit gekommen iſt, das Donnerwetter drein! fügte er hinzu.

Mit Donnerwettern iſt das nicht abgethan, mein lieber Chriſtoph, ſagte der Graf, indem er ſich gewaltſam faßte, und darüber möchte erſt Manches hin und her zu ſprechen ſeyn. Ich frage Euch aber hier zum allerletztenmale: ob Ihr Euer rechtmäßiges Eigenthum freiwillig annehmen wollt oder nicht?

Ins drei Teufels Namen, Ihro hochgräflichen Gnaden: nein, nein, nein! Was ſcheer' ich mich um Ihre lumpigen Goldſtücke, die Sie nach Ihrem Schloſſe heimtragen müſſen, Sie mögen wollen oder nicht.

Vor allen Dingen, mein Lieber! rathe ich Euch, da Ihr Euch ſo wenig zu mäßigen verſteht, zu bedenken, daß eine Sache, die mir angehört, nichts Lumpiges ſeyn kann. Danächſt aber, wenn Ihr es einmal nicht anders haben wollt, mag es darum ſeyn.

Bei dieſen Worten wandte ſich der Graf zu dem Manne, der den Schatz gefunden, und der ſeither, wie die anderen Arbeiter, ſchweigſam und verblüfft dageſtanden und den wunderbaren Reden, die die erbitterten Alten mit einander wechſelten, zugehört hatte, und ſagte zu ihm:

Höre einmal, Gottlieb! daß ich Dich für den glücklichen Fund des Schatzes zu Deiner Zufriedenheit belohnen werde, verſteht ſich von ſelbſt. Jetzt nimmſt Du aber dieſen Topf auf den Arm und folgſt mir damit nach dem Dorfe, zu des Bauers Chriſtoph Haus. Ich will einmal ſehen, ob ich den Eingang zu finden weiß, und da es nicht in Gutem gehen will, den Schatz mit Gewalt an den rechten Mann bringen, dem er zugehört.

Und ich, ſchrie der Bauer ſo erbost, als ob er platzen wollte: will einmal zuſehen, wer mich zwingt, daß ich mir ſo etwas gefallen laſſe. Vor der Hand bin ich noch Mannes genug, in meinen vier Pfählen gegen Jedermann mein Hausrecht auszuüben, der mir unberufenerweiſe zu nahe tritt.

Nun, wenn es denn ſo mit uns ſteht, rief der Graf in abgekühlter ſtählerner Wuth: mir kann es recht ſeyn! Ihr habt Euch doch etwas zu ſehr vergeſſen, mein werther Chriſtophorus, und haltet mir es wohl auch nicht für ungut, wenn ich alle Rückſicht fahren laſſe. So langmüthig will ich noch gegen Euch ſeyn, daß ich von meinem guten Rechte keinen Gebrauch mache, Euch den Schatz zum Fenſter hinein zu werfen und Euch zu zwingen, den eiſernen Topf hinzunehmen, ſtelltet Ihr Euch auch auf Euren eiſernen Kopf. Dafür bin ich aber entſchloſſen, Euch einen Proceß an den Hals zu hängen, daß Ihr an mich denken ſollt. Für den Augenblick ſchaffe ich das Gold auf mein Schloß. Ich gebe Euch aber mein Wort, daß mein Gerichtsamtmann Euch den Zankbrei in den Mund ſtopfen ſoll, er bedünke Euch ſo heiß er wolle, kündige Euch hiermit feierlich unſere Freundſchaft auf, ja, nicht blos das allein, ſage Euch, daß ich Euch gar nicht mehr kenne, daß ich niemals was von Euch gewußt habe und daß es von Stunde an mit uns aus iſt.

Danke gehorſamſt, mein Herr Graf, entgegnete der

Bauer höhniſch: daß Sie mir das Wort vom Munde nehmen. Es iſt mir ganz recht ſo, wie Sie ſagen, ich gebe Ihnen auch Ihre werthe Freundſchaft herzlich gern zurück und wünſche Ihnen für ewige Zeiten wohl zu leben.

Mit ſo unverſöhnlichen Geſinnungen ſchieden die beiden vor Wuth kochenden Alten nach entgegengeſetzten Seiten von einander. Der kleine unterſetzte Wachtmeiſter mit dem runden rothen Angeſichte, dem weißen Backenbarte, den breiten blauen Augen, ſo wie er mit ſeinem ſchlottrigen Bauerrocke angethan war und ſich mit ſeinen überlangen harten Schritten fortbewegte, und der lange hagere Graf mit den blaſſen, ariſtokratiſch ausgeprägten Zügen, in kurzen knappen Kleidern, und mit eben ſo vornehmer Haltung als langſam ſchwankendem Gange, den Handlanger mit dem Golde hinter ſich.

Es hatte ſich alſo auch bei der Gelegenheit die Tücke des Lebens bewährt, die ſich ein Geſchäft daraus macht, immer vorzugsweiſe diejenigen irdiſchen Dinge zu zerſtören, welche die kurzſichtige menſchliche Zuverſicht felſenfeſt gegründet wähnt.

Mit Einem Worte: die Freundſchaft zwiſchen den beiden Männern, auf die ſie und Alle, die ſie kannten, als wie auf eine Ewigkeit gepocht hatten, war wie von der Erde weggeblaſen.

Der Gerichtsamtmann konnte als ein würdiger Dritter in dem Freundſchaftsbunde der Alten angeſehen werden, die ſich in ihrer Entzweiung beide keinen beſſeren Rechtsanwalt als ihn auszuwählen wußten, und zu dem der Zufall Kläger und Beklagten, letzteren jedoch nicht in dieſer Eigenſchaft, ſondern mit dem feſten Vorſatze, auch einen Klagepunkt auszuwittern, in einer und derſelben Viertelſtunde führte.

Der Eine befand ſich in nicht geringerer Erbitterung als der Andere, und da beide zugleich in den Gerichtsamtmann hineinſchrieen, vermochte der Unbefangene lange nicht zu errathen, warum ſeine guten Freunde einander ſo grimmige Geſichter ſchnitten. Er mußte wohl oder übel erſtaunen, als er endlich dahinter kam, daß der Grund ihrer jungen Feindſchaft ein ſo ſeltſamer ſey, und ſuchte umſonſt mit milden Worten zu vermitteln, da beide Männer, als ſie ihn verließen, eben ſo unzufrieden mit ihm als mit einander waren, und jeder das Vertrauen in den Gerichtsamtmann geſetzt hatte, er werde unbedingt für ihn Partei ergreifen.

Sobald er wieder allein geblieben war, dachte er dem Streitpunkte nach und verzweifelte Anfangs, die erhitzten Gemüther noch vergleichungsweiſe wieder zur Vernunft zu bringen. Da in der Welt indeſſen auch das Unwahrſcheinlichſte zu geſchehen pflegt, konnten die kühler gewordenen Widerſacher nach Verlauf von mehreren Wochen nicht mehr der Sehnſucht widerſtehen, ihre alte Freundſchaft erneut zu ſehen, und ſtellten ſie die Entſcheidung ihres Zwiſtes dem Gerichtsamtmann anheim.

Der ehrliche Schiedsmann hatte ſeine Herzensfreude daran, ſein Werk noch durch ein gutes Ende gekrönt zu ſehen, und ſetzte einen Termin zu einem Vergleiche in ſeinem Hauſe feſt, mit dem er ihnen vorſchlug, ihnen beiderſeits den Willen zu thun und den Schatz als Almoſen hülfsbedürftigen guten Menſchen darzureichen.

Ein ſo verſtändiger Rath fand in den reuigen Herzen der beiden Alten eine gute Statt, und ſie verſäumten nicht, ihr Einverſtändniß mit dem braven Richter nebſt dem Erſuchen auszuſprechen, er möge die Anwendung des Schatzes ganz auf ſeine Schultern nehmen.

Sobald einmal der Hauptpunkt der Uneinigkeit ausgeglichen war, fand der Gerichtsamtmann keine Schwierigkeiten mehr vor, die Hände des Grafen und des Bauern zu einem neuen Freundſchaftsbunde zu vereinigen, indem die nur erſt vergangene Feindſchaft eben ſo ſchnell als vorher die Freundſchaft vergeſſen ward, und bevor ſie nach dieſer geſegneten Zuſammenkunft auseinander gingen, verſtändigten ſie ſich überdies dahin, daß die Urne mit dem gefundenen Schatze von den Betheiligten nächſter Tage dem Richter überantwortet werden ſollte.

Der Graf von Borke und der Bauer Chriſtoph waren darauf kaum aus der Behauſung ihres Freundes geſchieden, als dieſer in eine Art von Lachkrampf ausbrach, mit dem er ſich der komiſchen Eindrücke entledigte, die ihm das Betragen der Sonderlinge hinterlaſſen hatte, und von dem er ſich, ohne Selbſtironie, nur allmählig mit dem behaglichen Gefühle des Dankes gegen Gott beruhigte, daß er nicht ſo weit wie Einer von dieſen mit ſeinem Verſtande heruntergekommen ſey.

In dieſer Stimmung ſollte er aber einige Tage ſpäter in den Betrachtungen, die er über das Endergebniß ſeiner Friedensſtiftung anſtellte, die wunderſamſten Erfahrungen an ſich ſelbſt machen.

Sein Inneres war bisher mit einem prächtigen fürſtlichen Parke zu vergleichen geweſen, worein der Zutritt nur den anſtändigſt gekleideten Leuten von Gedanken und Gefühlen geſtattet iſt und deſſen Eingang der ſtattliche Portier der Ehrlichkeit in ſeiner Goldlivree und mit ſeinem großen Knopfſtocke überwacht.

Die Wachſamkeit des Gerichtsamtmanns auf ſich ſelbſt war aber im Vertrauen darauf unmerklich eingeſchlafen und er mußte zu der beſchämenden Erkenntniß kommen, daß es eben ſo wenig je zu ſpät iſt das Unrechte als das Rechte zu thun.

Ohne daß es ſeine Diener ſich verſahen, hatte ſich liederliches Diebsgeſindel, worunter die beiden Verſucherinnen Habſucht und Lüſternheit, in ſeinen Park geſchlichen und ſich in die düſterſten Gebüſche der Gedanken- oder Seelenwinkel verſteckt, um die Perſon oder den Palaſt ſeines guten Rufes zu berauben.

Indem ſich dann der arme Mann vorzuſtellen anhub, über wie viel ſchönes Geld er ſobald zu verfügen haben werde, und einen Menſchen auszufinden ſuchte, der des Beſitzthums würdig ſey, hielt ihm, wider ſeinen Willen, die in das Gewand der Verſuchung gehüllte Vernunft den Spiegel ſeines eignen Bildes vor.

Warum ſollte ich, unter den Umſtänden, ein ſolcher Thor ſeyn, mußte er zu ſich ſagen, von dem guten Glücke, das mir in den Schooß fällt, keinen Gebrauch zu machen? Wäre es vernünftig gehandelt, wenn ich mich freiwillig eines Gutes beraubte, das deſſen rechtmäßige Eigenthümer, meine beiden Klienten, gewaltſam von ſich ſtoßen?

Wende ich es getroſt zu meinem Beſten an und reiche mir damit ein Almoſen. Nachdem ich mich mein Leben lang umſonſt für Andere geplagt habe, iſt es nicht mehr als billig, daß ich mich einmal ohne Anſtrengung bereichere.

Geſetzt, daß ſo etwas nicht geſchehen dürfte, hätte ja das alte Sprüchwort: eine Hand wäſcht die andere, keinen Sinn. Ich würde nicht allein dadurch befähigt, meine übrigen Lebenstage in größerer Gemächlichkeit als ſeither zuzubringen, ſondern könnte inskünftige noch weit uneigennütziger meinen ärmeren Nebenmenſchen dienen.

Der letztere Gedanke regte ihn dergeſtalt auf, daß er ſich unwillkührlich in die Bruſt warf. Ein zufälliger Blick, den er in den Spiegel that, verrieth ihm jedoch eben ſo unwillkührlich die Vorgänge ſeines Innern und vermochte ihn, ſeinem eignen Ich ein überaus ſaures Geſicht zu ziehen. Er war höchſt ungehalten, daß daſſelbe ſich erdreiſte, ihn auf ſo läſtige Art an die Wahrheit zu mahnen.

Wenn Jemand je etwas davon erführe, ſetzte er ſein Selbſtgeſpräch fort: müßte ich mich deſſen freilich ſchämen, indeſſen erfährt es nicht ſo leicht ein Menſch, und .... und .... und ....

Er hatte mittlerweile unausgeſetzt in den Spiegel geſehen, und ein komiſches ſtummes Spiel mit ſich getrieben, das aus einer ſteten Abwechslung von lächelnden und verdrüßlichen Grimaſſen beſtand.

Es war ein fremdes Element, ein dämoniſches Weſen in ihn eingedrungen, das wie Milch in Oel in ihm herumſchwamm und ſich weder auflöſen konnte, noch wieder entfernen wollte.

Die beiden Verſucherinnen riſſen ſich um ihn und begannen ihm den Rock der Ehrlichkeit auszuziehen.

Je länger er ſich in dem Spiegel ſah, deſto heftiger wurde der Kampf der Grimaſſe mit dem Lächeln, bis am Ende dieſes ſeinen Gegner mit einem gewaltſamen Rucke abſchüttelte und zu dem Fenſter ſeines Geſichts hinauswarf. Dies traf damit zuſammen, daß ihm der Rock von den Schultern fiel, und — fortan herrſchte in dem Vollmondsgeſichte nur noch das lüſterne Lächeln vor.

Und, — und, — und, ſprach er mit ſchmunzelndem Selbſtbeſchauen weiter: ich bin doch weder zu alt noch zu häßlich, um nicht mehr an ſolche Dinge denken zu dürfen. Ich bin noch wohl im Stande, das Bäumchen der Liebe in den Spätſommergarten des Lebens zu pflanzen, wo es wachſen, gedeihen, blühen und Früchte tragen kann. Daß dieſes geſchieht, verbürgt mir die Freundlichkeit des lieben, ſchönen, ſchalkhaften Gegenſtandes, den ich ſeit jenem glücklichen Tage, wo ich ihn zuerſt ſah, mit ſtiller Inbrunſt in mein Herz geſchloſſen habe. Das ſüße Kind der Natur ſchien ja, als ich an ihrer Seite in der Hütte ſaß und die Kartoffeln zum Abendbrod verzehrte, nahe daran zu ſeyn, die ſpöttiſchen rothen Lippen ſelbſt zu öffnen, um mir ihre Gefühle zu geſtehen. Ich wollte wenigſtens jede Wette darauf eingehen, daß ſie nicht mehr an ihren jungen Bauertölpel denkt. Mit dem vielen Golde oder dem todten Schatze erkaufe ich mir den lebendigen und führe ſo auf meine alten Tage ein paradieſiſch Liebeleben, mauſere und verjünge mich wieder und ſetze Kinder über Kinder in die Welt, die alle ſo grundehrliche, uneigennützige Kerls als ich ſelbſt werden ſollen.

Ich freue mich königlich, daß ich es zum erſten und letztenmal in meinem Leben über mich gewinnen konnte, hinſichtlich der Ehrlichkeit ein Auge zuzudrücken, und ſchwöre mir dagegen zu, daß ich in der Folge in einemfort bemüht ſeyn werde, das gegenwärtig gemachte X wiederum zu einem U zu geſtalten.

Nachdem der Gerichtsamtmann alſo ſein Gewiſſen zu beſchwichtigen geſucht hatte, trat in dem Spiegel ſeines Nachdenkens das Bild ſeiner angebeteten Schönen ſchmuck und reizend zu ſeinem lächelnden Ich heran, das in beſchämter Ueberraſchung die Augen vor ihm niederſchlug. Das blonde Kind rückte näher, unmittelbarer, überzeugender vor ihn und er ſperrte vor Erſtaunen über die Lebendigkeit ſeiner Einbildungskraft Mund und Augen auf, ſo wahr und wirklich fing das Mädchen an zu werden, das ein recht dringendes Geſtändniß gegen ihn auf dem Herzen zu haben ſchien. Es ſtand ſo dicht vor ihm, daß er bereits die Hand ausſtreckte, ſie bei der ihrigen zu faſſen und dadurch ihren Mund und ihr Herz zu erſchließen.

In dem Augenblicke pochte es. War es eines von den beiden Herzen?

Es pochte an die nahe Stubenthür.

Der ehrbare Gerichtsamtmann wußte nicht, was er davon denken ſollte, und blieb unſchlüſſig ſitzen.

Es pochte zum andernmal vernehmlicher.

Er nahm ſich zuſammen, ſprang von ſeinem Sorgenſtuhle auf und rief: Herein!

Die Thüre öffnete ſich und — die Viſion des alten Mannes auf Freiers Füßen war, wie es oftmals zu geſchehen pflegt, nur der Dunſtkreis einer in Raum und Zeit nahenden Wirklichkeit geweſen: das erträumte liebreizende Mädchenangeſicht blickte mit ſeinem ſchwarzen Augenpaare vor einem ſchlanken jugendlichen Körper zur Thüre herein, dem als Folie ein ſtämmiger männlicher folgte.

Mit einem Worte: Gretchen und Toni ſtanden ſchüchtern demüthig vor dem Hageſtolz. In deſſen Geſichtszügen hatte das Saure mit dem Süßen einen abermaligen Strauß zu beſtehen, der jetzt freilich aus andern Beweggründen als zuvor entſprang, und ſeine zweifelhaften Blicke glitten von Einem auf das Andere. Seine Liebeshoffnungen waren ihm ſo raſch zu Kopfe gewachſen, daß ihm die Beſorgniß vor einem Nebenbuhler, deſſen leibhaftiges Bild ſich ihm jetzt wieder vergegenwärtigte, nicht von weitem mehr in den Sinn gekommen war. Nach einer kleinen Pauſe, in der er ſich aufs neue geſammelt hatte, wendete er ſich mit der Frage an das Mädchen: was ſie mit dem jungen Burſchen zu ihm führe, den er als den Sohn ſeines Freundes kannte.

Ihre Antwort wirkte wie ein Donnerſchlag auf den verliebten Junggeſellen, denn ſie beſtätigte ihm, daß es ein gemeinſames Intereſſe und Toni der ſchon früher erwähnte Liebhaber war.

Das Liebespaar hatte nämlich, ſo zu ſagen, die Geduld verloren und den in ihrer Lage eigenthümlichen Entſchluß gefaßt, auf und davon zu laufen, um ihr Glück in der weiten Welt zu verſuchen. Das warme

Frühlingswetter hatte ihnen dazu hauptſächlich den Muth eingeflößt, und ſo rath- und troſtlos ſie ſich dermalen fühlten, ſchmeichelten ſie ſich mit der Lebensanſicht, es könne ihnen nirgend trübſeliger ergehen.

Der Zweck ihres Beſuches bei dem Gerichtsamtmann war die Frage, zu deren Beantwortung ihn, ihrer Meinung nach, ſein Beruf als Sachwalter wie ſeine allbekannte Redlichkeit verpflichtete, wohin es ihnen wohl am thunlichſten ſey, ihre flüchtigen Schritte zu lenken, und ob ſie nicht aus einem ſicheren Verſtecke Toni's Vater zwingen könnten, ihnen zu ihrer ehelichen Verbindung beizuſtehen?

Sie ſchilderten dem Amtmann mit dem kindlichſten Vertrauen die Treue, Stärke und Ausdauer ihrer Liebe und Zärtlichkeit, ſo wie den Geiz und Eigenſinn des alten Chriſtophs, der wegen der Armuth ihrer Eltern kein Wort von der Befriedigung ihrer Wünſche hören wolle, und der armen Kleinen floſſen dabei die Augen von Thränen über, indem ſie mit geſenktem Köpfchen ſtumm und zitternd vor ihrem ſelbſt zerknirſchten Helfer aus der Noth ſtand.

Derſelbe hatte einen ſchlimmen Moment mit ſich zu überſtehen, während deſſen das Sturzbad von Beſchämung, welches ihn mit der Einſicht in die bedenkliche Verirrung ſeiner Ehrlichkeit überkam, das beſte Heilmittel für die ſchwankende Geſundheit ſeiner Ehre ward.

Er überſtand die Kriſis wie ein Held und hatte ſie ſchon überſtanden, als er noch mit ſtarren Blicken das ſchüchterne Landmädchen anſah, das ſich vor Verlegenheit über ſeine ſtumme Muſterung zuletzt nicht mehr zu laſſen wußte.

Ei, ſiehe da! ſprach er mit einem Seufzer, der ihm einen Stein vom Herzen wälzte, zu ſich ſelbſt: du wahrhafter und unbeſcholtener Ehrenmann. Haſt du wohl ſeither deßhalb wie ein reines Hermelin gelebt, weil ſich dir niemals die Gelegenheit darbot, eine Unredlichkeit zu begehen? Und iſt es möglich, daß ich in dem ganzen Laufe meines Lebens dem auszuweichen wußte, um unbefleckt von jeder ungerechten Handlung dazuſtehen, bis ich an dieſem unheilvollen Tage der Habſucht und Lüſternheit erliegen und in meinen ſchnöden Gedanken zweien Menſchen die Treue brechen muß, die mich für unbeſtechbar hielten? Ich erkenne leider! daß dies vermaledeite Geld, welches ich noch nicht einmal mit meinen Augen erſehen habe, wie für alle Menſchen, ſo auch für mich die Quinteſſenz des Böſen auf Erden iſt. Kein Alter wird uns vor der uns angebornen Thorheit Schutz verleihen und die ewige Lampe der Schwäche unſeres Herzens auslöſchen. Das meinige war ſo unverſchämt, daß es mir eigenhändig auf den Irrweg leuchtete, in deſſen Verfolgung ich alle Pflichten eines ehrlichen Mannes übertrat.

Nachdem er aber einmal ſeinen Fuß in den Steigbügel der Selbſterkenntniß geſetzt hatte, hielt es für den wackern Mann des Rechts nicht ſchwer, ſich auch mit Sicherheit auf das Roß der Beſſerung zu ſchwingen, auf dem er alſobald das Gefühl ſeines thatſächlichen Werthes wieder gewann.

Hatten ja doch, dachte er: ſo lange die Welt ſteht, die prüfungsfähigeren Menſchen den zweideutigen Vorzug vor andern zugetheilt erhalten, daß ihnen dann und wann der Verſuch erlaubt ſeyn mochte, das mit Recht ſogenannte Unrecht in der getroſten Zuverſicht ausüben zu wollen, der Himmel werde es um ihres Heils willen nicht geſchehen laſſen, und trugen ſie auf alle Fälle die ihnen unentbehrlich gewordene Erfahrung aus der Verſuchung davon. Es wird auch der beſte und edelſte Menſch, ſobald er ehrlich mit ſich umgeht, eingeſtehen müſſen, daß je zuweilen eine Sündfluth von Gedanken über ihn kommen kann, denen gemäß er im Grunde ſeines Herzens nichts beſſeres als jeder Lump genannt zu werden verdient. Der Unterſchied bei der Sache iſt nur, daß der Beſſere oder Glücklichere ſie noch, bevor ſie Zeit gefunden haben, an das Tageslicht der That zu treten, gleichviel, ob durch ſeine eigene oder ſeines Schickſals Kraft, zu erſticken wiſſen wird, derweil allein dem Schwächeren oder Unglücklicheren die Ausführung gelingt.

Alſo geſtärkt, öffnete er bereits den Mund, um den jungen Leuten halb zu ſeiner eigenen und halb zu ihrer Buße eine ſie von ihrem Vorhaben abmahnende Strafpredigt zu halten — als mit einemmale ſtarke

Männertritte in der Hausflur vernehmlich wurden und die Treppe heraufkamen.

Der Gerichtsamtmann horchte wieder auf.

Zwei Männerſtimmen erſchollen, und es ſchien, als wenn die Nahenden eine Laſt heraufträgen. Sobald ſie nahe gekommen waren, unterſchied man die Stimme des Grafen von Borke und des Bauern Chriſtoph.

Toni ward vor Schrecken blaß und Gretchen erzitterte am ganzen Körper.

Der Gerichtsamtmann hatte beſtürzt nach der Thür geſehen und zweifelhaft nachgedacht. Jetzt blitzte eine Erleuchtung über ſeine gutmüthigen Züge, und er ſah das Liebespaar zuerſt mit durchdringender Schärfe an, die ſich allmählig in ein ſchalkhaftes Lächeln umgeſtaltete. Er hatte ſeine Weisheit, die eben in Scheltreden überlaufen wollen, bereits verſchluckt und verlangte nichts mehr, als daß er ſie mit guter Art bei ſich behalten dürfte, indem er die jungen Leute hinter einen im Zimmer befindlichen Verſchlag treten ließ.

Es pochte abermals und herein traten die beiden alten Freunde, die den Schatz mit ſich führten, und deren Nähe den Verborgenen einen tödtlichen Schreck einjagte.

Sie übergaben den Topf mit dem Golde den Händen des Gerichtsamtmanns, und ermächtigten denſelben wiederholt, damit nach ſeinem Gutdünken zum Beſten armer Leute zu verfahren. Es war ihnen, als könnten ſie nun erſt wieder freien Athem ſchöpfen, nachdem ſie dieſe Laſt von ſich gewälzt hatten.

Kaum daß dies Geſchäft abgethan war, ſo ſetzte ſich der Sachwalter in Poſitur und trug den Alten den Fall des Liebespaares im Allgemeinen vor. Ja, hie und da zu den beſonderen Verhältniſſen übergehend, ſprach er ihnen ſeine Meinung aus, daß ihm alſo der Himmel die zweckdienlichſte Anwendung des Schatzes geoffenbart und die Verantwortung dafür aufgebürdet habe. Es ſey nicht zu bezweifeln, daß ſich die Vorſehung die jungen Leute zu ihren Schützlingen auserſehen und ſie zu der rechten Stunde in ſein Haus geführt habe, um ſich bei ihm Rath und Troſt zu erholen. Aus dieſem Grunde hoffe er, ſo ſchloß der Sachwalter ſeinen Vortrag, daß ſie ihm erlauben würden, die bedrängten Liebesleute, oder zunächſt das arme Mädchen in ihrem Namen auszuſtatten.

Die beiden Prozeſſanten ſtimmten mit Hand und Wort in die vorgeſchlagene Anwendung des Schatzes und waren neugierig, die jungen gegenwärtigen Leute von Angeſicht zu ſehen.

Die ihnen ſo unerwartet wie vom Himmel fallende Wendung ihrer Angelegenheit zum Beſſeren hatte die geſunkenen Lebensgeiſter Toni's und Gretchens neu geſtärkt, und ſobald der gute Sachwalter ſeine Aufforderung, zu erſcheinen, an ſie ergehen ließ, traten ſie mit Herzen, die in kaum gezügeltem Entzücken aufſchlugen, aus ihrem Verſtecke hervor.

Jetzt war die Reihe des Verblüfftſeyns an Chriſtoph gekommen, und er wußte im Anfange nicht, ob er wachte oder träumte.

Indeſſen bemühte ſich Toni ſo wirkſam mit ſeinem Sachwalter, die Einwilligung ſeines Vaters in ſein Glück zu erlangen, daß derſelbe den vereinten Bitten nicht widerſtand und ſogar von Herzen froh war, daß der Himmel ſeinen Beſorgniſſen wegen Toni's Starrſinn ein gutes Ende geſetzt hatte.

Den wahren Grund des Hierſeyns der jungen Leute erfuhr er nicht, da ihm der Gerichtsamtmann nur ſagte, er habe von ihrer Liebe zufällig gewußt und ſie ſich für die Wohlthat auserſehen. Der Graf, dem er den Zuſammenhang heimlich anvertraute, lachte darüber herzlich auf, indem er ſeinen Freund umarmte und verſpottete, daß der Schatz nun deſſenungeachtet in ſeiner Familie bleibe.

Der Gerichtsamtmann ließ es ſich nicht nehmen, ſeine Gäſte, bevor ſie ihn verließen, zu bewirthen, und als man, in Erwartung des beſcheidenen Abendeſſens, die Zählung der Goldſtücke vornahm, ergaben ſie den Werth von ſo vielen tauſend Gulden, daß man dem Liebespaare dafür eines der beſteingerichteten Bauerngüter kaufen konnte, und der karge Chriſtoph nicht nöthig hatte, vor ſeinem Tode einen Gulden dazu aus ſeinen Kaſten beizuſteuern.

Nach dem Abendeſſen fuhr der Graf die drei Landleute bis zu der Stelle in ſeinem Wagen zurück, wo ſich ihre Wege ſchieden, und ging Chriſtoph von dannen allein nach ſeinem Hauſe, indem der Graf vollends nach ſeinem Schloſſe heimfuhr und Toni Gretchen das Geleit nach ihren Ruinen gab, um ſich dort auch das Jawort ihrer Eltern abzuholen.

Die Liebesleute hatten keine Eile, das Ziel ihrer Wanderung zu erreichen, und jubelten, ſcherzten, plauderten unterwegs dergeſtalt, daß ſie in ihrem Uebermuthe nichts mehr von Zeit und Raum wußten.

So ſcheu Gretchen dieſen Nachmittag des nämlichen Weges der Stadt zu geflohen war, nachdem ſie zu Hauſe vorgegeben hatte, mit ihrer Harſe auf ein benachbartes Rittergut beſtellt zu ſeyn, ſo zuverſichtlich ging ſie jetzt zurück.

Ihr Vater hatte ſich heute mit dem erſten Grauen des Morgens auf den Weg gemacht, und wider ſeine Art und Weiſe nicht geſagt, wohin er auf Arbeit ging; es ließ ſich jedoch als wahrſcheinlich annehmen, daß er jetzt zurückgekehrt war. Als ſie dem Schutthauſen vorüberkamen, wo noch vor Kurzem das kleine Haus geſtanden hatte, deſſen Einreißen ſo ſegensreich für ſie geworden war, rief Gretchen lachend aus: Siehſt Du wohl, Toni, daß wir nun doch ein geräumigeres Haus als das alte bekommen haben? Habe ich nicht Recht gehabt, daß ich meinte, dieſes ſey zu klein für uns?

Sobald das zärtliche Pärchen ſo unbefangen, Arm in Arm, in den Ruinen anlangte, machte Nanni große Augen, ohne daß ſie ahndete, wie ſie ſie erſt ein paar Augenblicke ſpäter über die Kunde von Gretchens und Toni's Glück aufreißen würde.

Sie war über die Dinge, die ſie hörte, ſeelenvergnügt, dankte dem Himmel, daß er ſie alſo auch aus ihrer Noth errettete, und betrübte ſich mit den Uebrigen nur um Peters Abweſenheit, der am Morgen verſprochen hatte, ſchon am Mittag wieder da zu ſeyn und noch immer nicht zurückkehrte.

Nanni war ſeinethalb ſelbſt nicht ohne Beſorgniſſe, da ihr ſchon ſeit einiger Zeit ein ungewöhnliches Weſen an ihm aufgefallen war und er ihr ſein heutiges Tagewerk abſichtlich zu verbergen geſchienen hatte.

Die Ungeduld der Harrenden erhob allmählig mannichfache Vermuthungen über den Ort, wo Peter weile, und mußte am Ende die eine wie die andere als unwahrſcheinlich wieder fallen laſſen.

Es verging eine halbe Stunde nach der andern und kein Peter kam. Die kleineren Kinder hatten zu Bett gehen müſſen und ſchliefen und ſchnarchten um die Wette. Die Erwachſenen ſaßen faſt ſchweigſam beiſammen.

Die Nacht brach an und gab oben auf dem einſamen Berge noch weniger als unten im Thale einen Laut von ſich. Die Stille war ſelbſt auffallend bang oder ſchwül, faſt wie ſie zuweilen einem ſtarken Unwetter oder Erdbeben vorangeht. Man hörte nur zuweilen den getreuen Mutz und ſeinen Kameraden, den Haushund, die wiederholt ausgingen, ihren Herrn zu ſuchen, und unverrichteter Sache wieder kamen.

Toni hatte ſchon längſt nach Hauſe gehen wollen, und war nur von der Schüchternheit der beiden Frauen zu ihrem Schutze zurückgehalten worden.

Die armen Leute wurden immer ängſtlicher. Es war Mitternacht und noch ließ der Erwartete nichts von ſich hören und ſehen.

Da ging auch die Mondſichel in der pechfinſteren Nacht unter und verlor ſelbſt Toni den Muth.

Man ſprach nur noch von Geſpenſtern und tückiſchen Gnomen oder Erdgeiſtern, an die Peter immer nicht ernſthaft habe glauben wollen, und die ihn aus Rachſucht vielleicht in ein Unglück geſtürzt hätten, das ihm an Leib und Leben gehe.

Jetzt war nach einer der ſchauerlichſten Erzählungen eben eine feierliche Stille in dem Küchenraume eingetreten, indem die armen Leute bei dem Schimmer einer ausglimmenden Lampe um den Herd ſaßen, als mit einemmale ein unterirdiſches Gepolter erſcholl.

Die vier Menſchen fuhren erſchreckt zuſammen, ſahen ſich an, trauten ihrem Ohr nicht. War es ein Erdbeben, oder ſtürzten alte Ruinen ein? Bei der vorwaltenden Windſtille konnte es kein Sturm ſeyn, und das von Allen deutlich Vernommene nicht täuſchen.

Das Geräuſch wiederholte ſich deutlicher und es ſchien ſogar eine dumpfe Stimme aus dem Schooße des Berges vernehmbar zu werden.

Die Landleute ſprangen auf und ſtürzten durcheinander. Kaum aber daß ſie ſich in die entfernteſten Winkel geflüchtet hatten, ſo hub der Boden vor ihnen zu ſchwanken an und ging er an einer gewiſſen Stelle donnernd in die Höhe.

Es ſchrie und kreiſchte Alles auf, die Kinder erwachten wieder und weinten aus der Kammer, kein Menſch konnte einen Strich vor ſich ſehen, da Alle von der aufgeworfenen Erde momentan erblindet waren und ſich die Augen rieben und wiſchten.

Toni war der Erſte, der wieder zu erkennen vermochte, was um ihn vorging, und ſiehe! da ſtand, als er die Augen aufzuſchlagen wagte, eine fremde Geſtalt inmitten der Küche. Der muthige junge Bauer wußte doch nicht gleich, ob er davor wie vor einem Geſpenſte fliehen, oder ſie als einen fehlgegangenen Spitzbuben zurechtweiſen ſolle. Wunderbarerweiſe kam ihm aber die aus der Erde gewachſene Geſtalt, die nicht weniger erſtaunt ſchien, ſich an dieſem Orte zu befinden, damit zuvor, daß ſie, das Wort ergreifend, die Allen wohlbekannteſte Stimme des Hausherrn ertönen ließ.

Ein neues, wenn auch diesmal freudiges Geſchrei ertönte, und man näherte ſich einander, betaſtete, begrüßte ſich, bekreuzte ſich über das Wunder.

Peter hatte in Wahrheit nicht geahndet, daß er nach Hauſe gekommen war, und ſobald ſich die Familie in die ſeltſame Wirklichkeit gefunden, ihre Aufregung ſich wieder beruhigt hatte, kam man zu der Erörterung des Wie und Warum?

Der todtmüde Peter konnte nicht mehr ſtehen und ſetzte ſich, die Kinder ſchliefen wieder ein und die Andern ließen ſich als erwartungsvolle Zuhörer neben Peter nieder, Toni, deſſen verpönte Anweſenheit ihm aufzufallen ſchien, natürlich mit.

Ja, Kinder! hub der Landmann die Erzählung von ſeinem Tagewerke an: ich habe eigentlich etwas ungeheuer Wunderbares erlebt. Es hatte, wie ihr bald einſehen werdet, ſeine guten Gründe, daß ich mit meinem heutigen Ausgange geheim that und ich muß euch vor allen Dingen ſagen, daß ich vor mehreren Wochen einen Traum, ich glaube, den erſten ſeiner Art in meinem Leben, hatte.

In demſelben beſuchte mich, gleich als ob er leibhaſtig vor mir ſtünde, der nämliche kleine Kerl, der ſchon von meiner Mutter her mit uns bekannt war. Der Elf ließ ſich ganz human in eine Unterredung mit mir ein, in der ich ihm meine bedrängte Lage klagte, und ſchien von meiner Zutraulichkeit gerührt zu ſeyn, da er ſich meiner anzunehmen verſprach. Ja, er ſagte zuletzt geradezu zu mir: ich möge am heiligen Pfingſtabende an den Pfuhl gehen, in dem die Kinder den Tod begraben hätten, derweil werde mir das Glück in Perſon begegnen.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich mir dies nicht zweimal ſagen ließ und kaum, daß ich die mir von dem Geiſt verheißene Zeit erwarten konnte! Ihr müßt unterdeſſen ſelbſt gemerkt haben, daß mir eine ungewöhnliche Unruhe in den Gliedern lag. Auch brach der heutige Morgen nicht ſobald an, ſo machte ich mich nach dem Pfuhle auf die Beine und wartete allda ſo lange Zeit, daß es mir nach Verlauf von mehreren Stunden beinahe ſchien, als könne ich lange warten, ohne daß ein Schatz käme und mich heimſuchte.

Es ließ ſich weit und breit keine Menſchenſeele ſehen und nur die Fröſche quackten und plumpſten aus und ein: Ich wartete bis Mittag und es geſchah nichts. Ich war einmal in den April geſchickt!

Ich bedachte alſo bei mir, wie mir der geweiſſagte Schatz ganz anders als meiner Mutter zu Waſſer wurde, ergriff meine letzte Maßregel und verlor deſto eher die Geduld, als ich in der Langenweile des Wartens und zu meiner ungewöhnlichen Erhitzung meine ganze Flaſche Schnaps ausgetrunken hatte, deren Inhalt eine volle Woche zu meiner Stärkung reichen ſollen.

Indem ich nun ſchon auf dem Sprunge ſtand, mißvergnügt wieder meiner Wege zu taumeln, kam der ſeltenſte Schatz, an den Jemand hätte denken können, in einem fremden uralten Weibe dahergewackelt, das vor mir ſtehen blieb und mich fragte, was ich hier beginne?

Ich erzählte ihr, ſo gut es mit meiner ſtammelnden Zunge gehen wollte, meine Geſchichte; hielt aber mit einemmale gar nichts mehr davon, ſondern ärgerte mich über meine Leichtgläubigkeit.

Sie erwiederte mir mit einem ſtechenden Blicke: „Man muß auf Träume nicht mehr geben, als ſie werth ſind. Ich habe in meinem Leben viel geträumt und niemals daran glauben wollen. Es träumte mir noch jüngſt, ich ſähe in einem tiefen Berge einen Schatz vergraben, zu dem mir ein kleiner Elfengeiſt durch einen gewölbten Gang den Weg zeigte. Der geheime Eingang, den ein geharniſchter Geiſterritter mit heruntergelaſſenem Viſire bewacht, befand ſich in einem Nußgarten, wo man an einer feuchten grünen Stelle einen Stein aufheben muß, um die Thüre des Felſenkellers zu finden, die ſeit Jahrhunderten kein Menſch geöffnet hat. Das ſtand ſo beſtimmt vor mir, als ob es wirklich wäre, der Stein hatte ein kleines ſchwarzes Kreuz in der Mitte, das mit Moos ausgewachſen war, und auf dem Berge ſtanden die Ruinen eines alten Schloſſes, nachdem doch nun gewiß gleich Jedermann würde ausgelaufen ſeyn, der ſich ſolcher Thorheiten noch nicht ſo wie ich entlediget."

Sie ſah mich bei dieſen Worten an, als frage ſie, ob ich nicht ihrer Meinung ſey, und ward darauf in ihrem Weſen ſo verwandelt, daß ich hätte beſchwören mögen, meine eigne Mutter vor mir zu ſehen.

— Hab' ich etwa nicht Recht, mein lieber, dummer, betrunkener Peter? fragte ſie ſo höhniſch, daß es mich aus Ton und Antlitz wie ein Elf anſchaute.

Ich ſtand wie von einem Schlage vor den Kopf betäubt da, und wußte nicht, was ich von der Alten denken ſollte.

Da lachte es, daß es in dem Walde wiederhallte, und der Himmel weiß, woher das abenteuerliche Echo kam. Ich beſann mich, ſchlug die Augen zu ihr empor. Sie war wie weggeblaſen und hatte keine Spur zurückgelaſſen.

Ich wollte mich von neuem ſammeln, hatte aber keinen andern Willen mehr, als den, die Stelle des erträumten Schatzes auf die Gefahr hin aufzuſuchen, damit zum andernmal an einem Tage in den April geſchickt zu werden.

Gedacht, gethan! und ſo könnt ihr euch wohl vorſtellen, daß ich den Stein und die verborgene Thür nach der Beſchreibung des alten Weibes bald auffand.

O, daß Dich der Teufel! rief Toni plötzlich aus, nachdem er ſich in ſeinem Winkel immer ſtill verhalten hatte.

Ei, Toni! wie kommſt Du hierher? fragte Peter verwundert.

Toni hatte aber zur Zeit alle Furcht abgelegt und verſetzte mit dreiſter Stirn, er ſey hierher gekommen, um ein Wort mit ihm zu reden.

Peter machte noch größere Augen, daß Gretchen ſo unbefangen neben Toni ſitzen blieb, und ergab ſich vor der Hand in das, was denn einmal ſo war.

Hm, Hm! ſagte er: da werden wir ja beide ſehen, was ſich ſchickt, wenn wir mit unſerer Geſchichte fertig ſind. Ich ſehe, daß ihr darauf verſeſſen ſeyd, zu erfahren, was für ein Ende es damit genommen hat.

Es wehrte mir den geheimen Felſeneingang diesmal kein geharniſchter Rittergeiſt und ich ſchaute, nachdem die Thüre vor meinen Augen in ihren Angeln aufgeknarrt war, in einen finſtern Gang, der Gott weiß wie lang ſeyn mußte, da ich nur wie aus der fernſten Ferne einen kleinen lichten Punkt darinnen wahrnahm. Was war da für mich zu thun? Ich dachte: friß Vogel oder ſtirb! und unternahm das Wageſtück. Ich ſchlug mir mit meinem Stahle Feuer an, und da ich etwas Kienholz bei mir hatte, das ich unterwegs in dem Buſche aufgeleſen und aus Langeweile bei dem Pfuhle klein geſchnitten, wendete ich daſſelbe als Leuchte an. Brannte ich ein Stück nach dem andern ab, ſo reichte ich zur Noth während einer ſtundenlangen Wanderung aus. Ich machte mich in Erwartung der Wunderdinge, die da kommen ſollten, mit meiner Fackel auf den Weg und lehnte, um die Zugluft zu verhüten, die Thüre wieder an.

Nun, nun, nun! und was geſchah weiter? fragten zugleich alle Zuhörenden.

Lieben Kinder! ſagte Peter: ihr möchtet nun gern wiſſen, was ich da geſehen oder meinetwegen nicht geſehen habe? Das iſt aber darum eine verwickelte Angelegenheit, weil man bei ſo etwas hinterdrein nicht mehr weiß, was wahr iſt, oder was man ſich nur eingebildet hat. Wenn ich aufrichtig mit euch ſprechen ſoll, bin ich mir nur deſſen wohl bewußt, daß ich immer höchſt verwundert war und mir erſchrecklich viel dabei gedacht habe. Unter Anderem kam ich, nachdem ich viele Stufen emporgeſtiegen war, in eine große grüne Grotte, die glänzende Steine an der Wand erleuchteten und worin die verlorne Kaiſerkrone verborgen lag. Die funkelte ſo, wie ungefähr die Sonne Mittags ſcheint, und zwar über und über feurig roth; der kunſtreichen Arbeit an dem Golde gar nicht zu gedenken, derengleichen noch kein Menſch geſehen hat.

Aber, Peter! ſagte Nanni und ſchüttelte den Kopf: das iſt ja auf ein Haar das Nämliche, was Deine ſelige Mutter in dem Berge geſehen hat.

Ja, ſagte Peter: das mag ſo zutreffen. Das iſt der triftigſte Beweis, daß es ſich ſo verhält.

Die Krone ſtand zu Häupten eines rieſig großen Kerls mit einem ungeheuren rothen Barte über das Geſicht weg, der in einen Purpurmantel gewickelt war und wie ein Ratz ſchnarchte. Er lag in einem ſteinernen Ruhebette und hatte ſeinen blanken Säbel neben ſich. Ich blieb ihm aus Reſpekt zehn Schritte vom Leibe ſtehen und betrachtete ihn mir genau; indem ich aber noch in meine Verwunderung verſunken war und mich ermüdet an eine Felſenecke lehnte, die linke Hand auf das naſſe Geſtein geſtützt, ſchlüpfte ein kleiner

Geiſt, nicht viel größer als eine Eidechſe, an mir vorbei und knipp mich in den Finger.

Ihr könnt euch nicht vorſtellen, wie abſcheulich weh das that. Ich zog die Hand geſchwind zurück, ſchüttelte ſie und geberdete mich, wie ich konnte. Ich wollte ſogar vor Schmerz überlaut aufſchreien, als auf einmal der Geiſt meiner Mutter ſchauerlich vor mir ſtand, die flache Hand langſam in die Höhe hob, mir damit nach dem Ohre zielte und zu mir ſprach: Daß Du dich das nicht unterſtehſt, Du großer Bengel! Was haſt Du überhaupt noch hier zu ſuchen, da Du den Berggeiſt geſehen haſt.

Ich duckte mich, ſo tief ich konnte, in der Ueberzeugung, ſie ſchlüge auf der Stelle los, und war, ich wußte ſelbſt nicht wie, wieder zum Tempel hinaus. Ich kam, da ich vor Angſt große Schritte machte, immer höher und höher; es fing mir aber nachgerade die Zeit ſo lang zu werden an, daß ich mit dem Gedanken, umzukehren, vertrauter wurde. Ich würde ihn auch ohne Zweifel ausgeführt haben, hätte ich nicht durch das fatale Geiſtergewölbe zurück gemußt, vor dem ich große Scheu trug. Ich ſchritt alſo durch Dick und Dünn vorwärts und weiß nicht, wie viele Stunden oder Minuten das gedauert hat. Je weiter ich kam, ein deſto halsbrechenderer Spaß wurde es, weil ſich bei jedem Schritte ganze Klumpen Erde und morſche Steine abbröckelten, die mit Gepolter in die Tiefe ſtürzten. Ich befand mich in immerwährender

Lebensgefahr und verzweifelte, jemals wieder an das Tageslicht zu kommen.

Auf einmal löſchte mir ein feiner Hauch die Fackel aus. Jetzt war ich erſt verlaſſen, ſtürzte blindlings vorwärts, wohin ich kam, und — rannte mich heftig wider den Kopf. Der Gang war zu Ende. Ich fühlte und taſtete um mich. Die Welt war mit Brettern vernagelt. Da war guter Rath theuer. Was ſollte ich beginnen? Ich ſann hin und her und konnte keine Rettung finden. Am Ende dachte ich bei mir ſelbſt: da hilft kein Federleſen! und ſtemmte mich ſolange mit aller Kraft gegen die hölzerne Wand, bis ſie mit einem Knalle in die Höhe ſprang. Es ward Licht und Luft um mich. Ich ſchwang mich mit feſter Hand empor und — ſtand, ſo wie ihr geſehen habt, in eurer Mitte.

Vergegenwärtigt euch nun meine Verwunderung. Ich bin darauf gefaßt, vielleicht gar in der Hölle angekommen zu ſeyn, und befinde mich in meiner eignen Stube. Iſt da nicht die Sache danach, daß ſie Einem außer dem Spaſſe ſeyn kann?

Die Andern ſahen auch ohne Peters Aufforderung ein, wie außerordentlich das war, und drückten ihre Gefühle mannigfach aus.

Nach dieſem brach Nanni zuerſt lachend in die Frage aus: Und das iſt alſo Dein ganzes Abenteuer, Peter? Da hat Dich Dein Traum ja recht ordentlich zum Narren gehabt. Es iſt aus der Geſchichte weiter nichts herausgekommen?

Daß ich nicht wüßte, ſprach Peter kleinlaut. Und ich ward damit nicht in den erſten, ſondern in den letzten April geſchickt, der geſtern war.

Es iſt freilich ſchlimm genug, fuhr er mit weinerlicher Stimme fort: daß es nun auch mit meinen goldenen Hoffnungen auf Abhülfe unſerer Noth ſo ſchmählich abgelaufen! Die Elfen ſind garſtige Lügenteufel und haben mir mit dem ſchönen Traume nur darum etwas vorgegaukelt, um mir unſer Elend doppelt fühlbar zu machen.

Verſündigt Euch nicht an den Elfen, Vater, rief Gretchen dazwiſchen, es iſt Alles, was Ihr ſagt, nicht wahr. Sie haben Euch nicht in den April, ſondern aus ihm herausgeſchickt, da jetzt ſchon der erſte Mai angebrochen iſt, und haben ihr Wort gehalten, eure Noth zu enden.

Sie haben ihr Wort gehalten, unſere Noth zu enden? fragte Peter, Eines um das Andere anſehend: Wie? wann? wodurch denn das?

Durch unſre Braut und unſern Bräutigam, ſagte Nanni, indem ſie auf Gretchen und Toni wies.

Braut und Bräutigam! rief Peter. Ohne daß man mich deßwegen fragte? Iſt denn Dein Vater unterdeß geſtorben, Toni?

Behüte und bewahre! meinte Toni, er hat eingewilligt.

Dein Vater eingewilligt? Er hat alſo den Verſtand verloren?

Er hat in unſre Heirath eingewilligt, weil Gretchen reich geworden iſt, antwortete Toni wieder, und fand es nun an der Zeit, Petern von dem verfloſſenen Tage zu berichten.

Gegen das Ende ſeiner Erzählung, als Peter ihm eben mit Worten des innigſten Dankes gegen Gott in die Rede gefallen war, der ihrer Noth ſo wunderbar ein Ziel geſetzt habe und ſie gewiß noch viele Jahre froh und zufrieden in den Ruinen leben laſſen werde, erfolgte plötzlich wieder ein unterirdiſches Gepolter.

Was iſt das? rief Peter erblaſſend: Kommt mir der Poltergeiſt perſönlich nach?

Das Gepolter wiederholte ſich nicht nur, ſondern verzweigte ſich auch im Schooße des Berges.

Es knallte, brach und knackte allenthalben und das Geſtein ſchien vielfältig zu berſten oder zu ſtürzen.

Um deſto genauer hinhören und nach Gelegenheit zuſehen zu können, faßte Peter den Muth, die Fallthüre wieder aufzuklappen.

Es quoll ihm aus der Oeffnung heißer Dampf oder Dunſt entgegen. Peter lieh mit den Seinen abermals das Ohr: es ſtürzte und polterte unten in der Finſterniß immer lauter, Erdreich und Geſteine rollten näher nach und ſelbſt oben wankte ſchon der Boden.

Herr Gott im Himmel! ſchrie Peter: das wird Ernſt. Das klingt und riecht, mein Seel! wie Erdbeben. Ihr ſollt ſehen, das alte Gemäuer ſtürzt uns über den Köpfen ein und ſchlägt uns zuſammt unſerem Glücke todt.

Er hatte dies nicht ſobald ausgeſprochen, ſo löste ſich ein großer Stein von dem Gewölbe, fiel auf den Tiſch, an dem die armen Leute ſaßen, und zerſchlug die Lampe. Die tiefe Dunkelheit machte ihnen, ſowie das ganze Gemäuer in ſich erbebte, ihre Angſt erſt recht fühlbar.

Fort, fort! über Hals und Kopf fort! Es ſtürzt alles zuſammen, retten wir uns und die Kinder.

Unter dieſem Geſchrei eilten Alle zwiſchen den ſchwankenden Wänden in die Kammer, um die Kinder zu holen, und hatten kaum noch ſoviel Zeit, die kleinen Schätze in die Sicherheit der freien Luft zu bergen. Wenige Minuten ſpäter ſtürzte zunächſt der Theil der Ruinen, den ſie bewohnt hatten, unter furchtbarem Gekrach in ſich zuſammen.

Die Geretteten vermochten vor dem in die Luft getriebenen Staub und Schutt kaum Athem zu ſchöpfen und flohen, ohne ſich umzuſehen, ſo lange, bis ſie außer dem Bereiche der verdorbenen Atmoſphäre waren. Heißer Schwefeldampf verfolgte ſie noch weit, und Steine flogen ihnen vielfach um die Köpfe.

Nach fünf Minuten war Alles vorüber und herrſchte in der Natur wie auf dem Berge wieder die tiefſte Ruhe, in der ſich auch der eine Zeitlang von Wolken verhüllte Himmel aufs Neue reinigte.

Sobald die Flüchtlinge erkannten, daß die Gefahr vorüber ſey, hemmten ſie ihre Schritte, beruhigten die Kinder und dankten auf ihren Knieen dem Himmel für die Fügung ihres Schickſals.

Ihre augenblickliche Drangſal war zwar nicht gering, da ſie von Kleidern und Betten der Kinder nicht mehr gerettet hatten, als ihnen auf den erſten Griff in die Hand gekommen, ihr Hausgeräth dagegen der Zerſtörung anheimgefallen war. Bei alle dem waren ſie aber munter und guter Dinge und verließen ſich auf ihren Schatz.

Sowie die Frage unter ihnen entſtand, was für den nächſten Augenblick zu thun ſey, beſchloſſen ſie einmüthig, zu der Stelle der Verwüſtung nicht zurückzukehren, das etwa noch vorhandene Hausgeräth für jetzt ſich ſelbſt zu überlaſſen, und bei Toni's Vater im Dorfe Schutz und Hülfe zu ſuchen.

Sie führten dieſen Vorſatz ohne Säumniß aus, ſo gut als ſie die Wanderung antreten konnten, und unterwegs ſagte Peter zu ſeiner Frau: Nun, wahrhaftig, Nanni, darauf war ich nicht gefaßt, daß der Herr Gott am Ende ſelbſt das Geſchäft der Auspfändung an uns vollziehen werde!

Als ſie das Dorf erreichten, fanden ſie ſchon Jedermann, durch das Erdbeben aufgeweckt, auf den Beinen und wurden ſie mit Beweiſen von Theilnahme an ihrer überſtandenen Todesgefahr überhäuft. Selbſt der alte Chriſtoph blieb nicht hinter den Andern zurück und nahm die flüchtige Familie freundlich in ſeinem

Hauſe auf, nachdem er ſich einmal dazu verſtanden hatte, das reichgewordene Gretchen als ſeine Schwiegertochter anzuerkennen. Daſelbſt brachte Peter mit den Seinigen mehrere Wochen in Ruhe und Frieden zu, derweil ſich Chriſtoph, je mehr er ihn und ſeine Frau kennen lernte, deſto mehr mit ihnen befreundete, und nach Ablauf dieſer Zeit fand Toni's und Gretchens Hochzeit ſtatt, die der Graf von Borke auf ſeine Koſten ausrichtete.

Das junge Paar blieb auch nach den Flitterwochen das beglückteſte der Gegend, und als es zur Sprache kam, daß Toni und Gretchen ſich von ihrem Schatze ein Gut kaufen ſollten, erklärte der alte Chriſtoph: er habe ſeine Schnur ſo liebgewonnen, daß er ohne ſie nicht leben könne. Er trat alſo, damit das junge Paar bei ihm bliebe, Toni ſchon bei ſeinen Lebzeiten ſein eignes Gut ab und behielt ſich nur die Aufſicht über einen Theil der Hauswirthſchaft vor, in deren Beſorgung er ſeines Alters behaglich froh ward.

Für Peter und ſeine Familie kaufte man ein hübſches Bauergut in demſelben Dorfe, das ſie reichlich ernährte und ihn ſeine Kinder zu tüchtigen, fröhlichen Menſchen erziehen ließ.

Die drei alten Freunde befreundeten ſich fortan immer herzinniger mit einander und entzweiten ſich bis zu ihrem Tode nicht wieder, ja, ſelbſt bei dieſer unausbleiblichen Gelegenheit nur auf kurze Zeit, da bald nach dem Ableben des erſten auch die beiden Ueberlebenden nach einander ſtarben.

Die ſchwarze Burg.

Ich war Jahre lang von böſen Viſionen geplagt worden und ernüchtert. Ich wollte vergeſſen und reiſte. Unterwegs erreichte mich ein Brief von meiner alten Großtante, der verwittweten Frau von Wolkenſtein, der mich einlud, ſie zu beſuchen. Sie hatte mir ſchon früher wiederholt geſchrieben und mir den Vorſchlag gethan, einige Zeit bei ihr auf ihrem alten Schloſſe Friedhof zu verleben; ich hatte ihre Güte aber immer abgelehnt, da ich allzuſehr mit meiner nächſten Gegenwart beſchäftigt geweſen war. Jetzt war ihre Einladung noch dringender als ſonſt geſtellt und kam ſie mir gerade recht, da ich das Bedürfniß empfand, neue Eindrücke in mich aufzunehmen.

Ich antwortete auf der Stelle und ſagte meine alsbaldige Ankunft bei meiner greiſen Verwandtin zu.

Ich wußte im Grunde nur noch äußerſt wenig von ihr und hatte mich niemals um ſie bekümmert. Sie war mir auch eigentlich nicht blutsverwandt und gehörte nur durch ihre Verheirathung mit dem Oheim meiner Mutter unſerer Familie an. Ich hatte ſie ſelbſt noch kein einzigesmal von Angeſicht geſehen, da ſie in einem mir ſehr entfernten Theile Deutſchlands ſeit lange von aller Welt abgeſchieden auf ihrem Schloſſe lebte, und wußte von dieſem nur, daß es eine ſehr ſchöne Beſitzung war.

Das dunkle Gerücht war mir wohl gleichfalls zu Ohren gekommen, daß ſie in ihrer Jugend wunderbare Schickſale erlebt habe; ich war aber weder im Stande noch veranlaßt geweſen, denſelben weiter nachzuſpüren. Meine früh verſtorbenen Eltern hatten mir nichts von ihr erzählt, mit Verwandten, die dies hätten thun können, hatte ich keinen Umgang. Ihre Perſönlichkeit ſollte abenteuerlich und launenhaft ſeyn, ſo wie wenigſtens die entfernten Angehörigen von ihr ausſagten, von denen ſie mit erfolgloſen Bemühungen um ihre Gunſt aus dem eigennützigen Grunde, daß ſie keine natürlichen Erben beſaß, beſtürmt worden war. Es war keinem Menſchen bekannt, wem nach ihrem Tode ihre alte Burg als Eigenthum anheimfallen werde, und es würde unter ſolchen Umſtänden gewiß jeder Andere an meiner Statt ſchon auf die erſte Einladung zu ihr geeilt ſeyn und ſich mit den froheſten Erwartungen geſchmeichelt haben. Ich hatte nur eine ſo trotzige, verſtockte Natur, daß ich ſelbſt gegenwärtig auf ihren dritten oder vierten Brief keine übergroße Eile trug, bei ihr anzulangen.

Je mehr ich mich der Gegend näherte, in der ſie wohnte, deſto aufmerkſamer ward ich unwillkührlich auf die Natur, und das Gebirge, welches ich zuletzt erklimmen müſſen, hatte meine Theilnahme noch nicht ſo hoch erregt, als die rauhe waldige Hochebene, in der das Ziel meiner Reiſe lag.

Die Wege waren über die Maßen ſchlecht und die Fahrt ging langſam von ſtatten, da die Pferde den Wagen kaum durch die tiefen Sandgeleiſe ſchleppen konnten.

An einer Stelle, wo der Poſtillon ſie eine Weile verſchnaufen ließ, wandte er ſich nach mir um und ſagte, mit der Peitſche nach einem Berge vor uns zeigend, der ein wenig über den Forſt emporragte: Da liegt die ſchwarze Burg; in einer guten Stunde ſind wir dort.

Die ſchwarze Burg? fragte ich.

Nun ja, ſo wie Schloß Friedhof, wo Sie hin wollen, im gemeinen Leben heißt, verſetzte er: Sie ſehen, wie ſchwarz das alte Neſt ausſieht, in dem vor Zeiten die ſchreckhafteſten Dinge ausgebrütet worden ſind.

Wem hat es denn vor Zeiten angehört?

Dem Gott-ſey-bei-uns, gnädiger Herr.

Dem Gott-ſey-bei-uns, Schwager? Was ſprecht Ihr für dummes Zeug?

Es iſt doch ſo, erwiederte er kopfſchüttelnd und mußte in dem Augenblicke nach ſeinen Pferden ſehen, da der Sattelgaul einen Seitenſprung gethan hatte.

Als er mit ſeiner Sache fertig war, kehrte er ſich wieder um und ſagte: Die Burg hat ſo lange dem Teufel und einem Rudel zweibeiniger ſchwarzer Höllenhunde angehört, die alle lebendigen Geſchöpfe in der Gegend todtgebiſſen haben, bis ein weiſer alter Mann mit einem weißen Barte ſie mit einem weißen Stabe in das Verließ gebannt hat. Darin ſoll man ſie mitunter noch heulen hören, und da dem Teufel in ſeiner Gefangenſchaft die Zeit lang geworden iſt, hat er ſich hinter dem Rücken des weiſen Zauberers einen fremden afrikaniſchen Prinzen durch ſeine Höllenhunde holen laſſen, der ihm in der ſchwarzen Burg hat Spaß vormachen müſſen und den er gelehrt hat, durch Höllenkünſte eine geſtorbene Nonne auferwecken. Mit derſelben hat der Ritter lange Jahre hier gelebt und ſie hätten für alle Ewigkeit ihre Seele verloren, wenn der weiſe Mann ſie ihnen nicht durch eine Zauberei gerettet hätte. Der deutſche Kaiſer hat zuletzt dem Unfuge ein Ende gemacht und die ſchwarze Burg ſeinem natürlichen Sohne, einem Herrn von Wolkenſtein, zu Lehen gegeben.

Ich rieb mir über eine ſo unerhörte Sage lächelnd die Stirn und verſetzte meinem ehrlichen Poſtillon mit ſeinem Köhlerglauben: Das ſind ja ganz erſchreckliche Geſchichten! Wer hätte ſo etwas gedacht! faßte aber die abenteuerliche Burg ſchärfer ins Auge und wünſchte die Wahrheit von der Dichtung des Mährchens anderweitig ſondern zu können.

Sobald wir der ſchwarzen Burg nahe gekommen waren, ſah ich mit Verwunderung, wie ſeltſam ſich die halb moderne Bauart des herrſchaftlichen Wohnhauſes neben den uralten, beinahe byzantiniſchen, ruinenhaften Theilen ausnahm. Die Zuſammenſtellung machte eine ſo abenteuerliche Wirkung, daß ich zu mir ſagte: das ſieht ja, meiner Treu, aus, wie ein neugewachſener Mährchenzweig, den man auf den Stamm einer altersgrauen Sage gepfropft hat! Ich dachte nebenbei an die Gerüchte von der Perſönlichkeit der alten Dame, die das Schloß bewohnte, und freute mich, ſie ſobald vor Augen haben zu ſollen.

Ich fuhr in den Schloßhof ein, derweil mein Poſtillon ſo laut in ſein Horn ſtieß, daß ich vor dem ſchmetternden Wiederhalle aus allen Ecken und Winkeln wie vor einem von mir ſelbſt begangenen Verbrechen erſchrak und erwartete ſchon von einem hinfälligen oder ſchwachköpfigen Diener mit unverhohlenem Murren über die Störung der hier herrſchenden Ruhe empfangen zu werden. Ich ſtellte mir nun einmal Alles in dieſem Schloſſe verfallen, abgelebt und unheimlich vor und war ſogar darauf gefaßt, mich erſt nach vielen Umſtänden einem tauben Kaſtellan verſtändlich zu machen.

Statt deſſen ſtellte ſich meinem Aufenthalte in der ſchwarzen Burg das günſtigſte Prognoſtikon, indem ein reizendes junges Mädchen, das, wie es ſchien, von einem Spaziergange aus dem Garten kam, zu mir an den Wagen trat und mich im Namen ihrer Pflegemutter mit ländlicher Herzlichkeit bewillkommte.

Von dieſem Augenblicke an war in meiner Stimmung heller Sonnenſchein und hatten ſich die Wolken meiner Vorurtheile zerſtreut. Ich ſprang, die Begrüßung des ſchönen Kindes erwiedernd, aus dem Wagen und nahm auf meinem Wege durch das Schloß zu meinen Zimmern, nach denen ſie mich geleitete, nichts Anderes wahr, als was, in altdeutſcher Häuslichkeit, freundliche Stille und edlen Wohlſtand verkündigte. Sobald mich meine ſchöne Begleiterin in meiner künftigen Wohnung eingeführt hatte, wo ich alle Bequemlichkeiten zu meinem Empfange bereitet fand, verließ ſie mich mit der Weiſung, daß ſie mir alsbald Leute zu meiner Bedienung und mit meinen Sachen ſenden werde, und lud mich auf die fünfte Abendſtunde in den Gartenſalon ein, wo ich ſie und meine Großtante finden werde. Bis dahin werde ich ſelbſt der Ruhe nöthig haben und ſey die alte Dame, die meiner Ankunft ſchon ſeit langer Zeit mit Sehnſucht gewärtige, gewohnt, ihre Nachmittagsruhe zu halten.

Ich befand mich nicht ſobald allein, als ich mich innerlich gedrungen fühlte, mich in meinem altväteriſchen Zimmer vollſtändig einzurichten. Jemehr ich mich darin umſah, deſto heimiſcher lachte mich alles Hausgeräth an, ſo prächtig und uralt es auch war. Es war nirgend eine Spur von Geſpenſtiſchem, und nur eine, ich möchte ſagen, wehmüthig rührende Stimmung wohnte dieſer Räumlichkeit innen.

Ich ſetzte mich in einem Armſtuhle in das breite

Bogenfenſter, das einzige, wodurch das Zimmer Licht erhielt, und verträumte die Zeit bis zu unſerem Stelldichein in dem reinſten Behagen.

Der Anblick der Frau von Wolkenſtein überraſchte mich außerordentlich. Ich hatte ſie mir nie anders als dem ſchwächſten Alter anheimgefallen gedacht, und ſie ſchien viel eher in den ſechziger als achtziger Jahren zu ſtehen, ſo ſtattlich ſtellte ſie ſich meinen Blicken dar. Vornehme Haltung und humane Bildung ſchienen der Inbegriff ihrer Eigenthümlichkeit, und ſie mußte in Wahrheit viel erlebt haben, da ſich alles Einzelne an ihr in einem ſo allgemeinen Ausdruck hatte verarbeiten laſſen. Ihre Schönheit war ſogar jetzt noch nicht durch Leidenſchaft oder Entkräftung zerſtört. Die beſtimmteſten Spuren deuteten die ehemalige Vollkommenheit ihres Reizes an und flößten noch eine Art von Ehrerbietung vor der Kunſt der Natur ein.

Die Matrone war groß und ſchlank, ihr ſchlorweißes Haar umfloß in natürlichen Locken ihr ehrwürdiges Haupt, ihre Geſichtsfarbe gab an Weiße und friſcher Röthe der eines blühenden Mädchens kaum etwas nach und ihr klares, blaues Auge blickte durchdringend aus den Stirnhöhlen hervor.

Frau von Wolkenſtein empfing mich mit herzlichem Wohlwollen und wußte mir ihre an mich ergangenen Einladungen nach Schloß Friedhof ſo ungezwungen mit dem Wunſche zu erklären, noch vor ihrem Tode einen ihrer Anverwandten kennen zu lernen, der ſich ihr nicht mit läſtigen Anſprüchen aufgedrängt habe, daß ich jeder früheren Auslegung uneingedenk ward, mit der ich ihr andere Abſichten zugeſchoben hatte.

Ich verlebte fortan eine Woche nach der andern bei der liebenswürdigſten aller Großtanten und hatte mein Daſeyn nicht einmal im Traume je ſo leicht gefunden. Es kam mir vor, als ob ich meine ganze verdrüßliche Vergangenheit in dem Verließe der ſchwarzen Burg vergraben oder in dem Burggraben wie in einem Lethe ertränkt habe, und ich fühlte nichts Anderes mehr als den Händedruck der traulichen Gegenwart.

Ich ſann entweder, oder las und ſchrieb in meiner einſamen Zelle, durchſtreifte den Eichenwald nach allen Seiten, ging mit den redlichen Burgbewohnern, den Dienern meiner Verwandtin, um, erheiterte wohl auch dieſer manche Tagesſtunden mit meiner jugendlichen Gegenwart und ſtärkte und erbaute mich gegenſeitig an ihrem Geſpräche, deſſen Gegenſtände eben ſo oft allgemein menſchliche Dinge und örtliche Beziehungen auf Gegend und Nebenmenſchen, als die Umriſſe ihrer eigenen Lebensſchickſale und Reiſen waren.

Ich war allmählig, ohne es zu wiſſen, in das Verhältniß eines Sohnes zu der Matrone getreten und gefiel mir darin deſto beſſer, eine je ſchönere Schweſter ich in ihrer Pflegetochter mit der verehrten Mutter gewonnen hatte.

Das junge Mädchen, das mich als ſolche bei meiner Ankunft bewillkommt, war zwar den Jahren nach beinahe noch ein Kind, entfaltete aber bereits die zarteſten Blüthen weiblicher Anmuth. Von ihren perſönlichen Verhältniſſen wußte ich weiter nichts, als daß ſie Luiſe hieß; obſchon ich im Wetteifer mit meiner Großtante meine Herzensfreude an ihrem poetiſchen Weſen hatte und äußerte. Die Natur hatte ſie mit einer ſo geiſtvollen Naivetät begabt, daß ſie, obwohl ſo wenig wie Wenige von der Wirklichkeit wiſſend, in ihren Urtheilen darüber doch nur ſelten irrte. Ihre Eigenthümlichkeit war ſo durchſcheinend, daß man ſich fortwährend gedrungen fühlte, die lautere Einfalt ihrer Worte ſymboliſch zu deuten.

Ich möchte von meinem Verhältniß zu meiner Großtante bezeichnend ſagen: wir liebten uns vielleicht darum zumeiſt gegenſeitig, weil Eines wie das Andere das Kind liebte, und von meinem Verhältniſſe zu Luiſen: ich ſpielte mit ihr wie mit einer kleinen Heiligen.

Ich billigte natürlich den wunderbaren Erfolg der Erziehung, die ihre Pflegemutter ihr gegeben hatte, konnte aber nicht die damit beabſichtigte Zukunft errathen. Geſetzt, daß das Mädchen für höhere Verhältniſſe beſtimmt ſeyn ſollte, war die Erziehung zu einfach oder ideell, für geringere zu edel oder zu verfeinert.

Wer iſt das liebe Kind eigentlich? fragte ich Frau von Wolkenſtein eines Tages geradezu.

Die Tochter armer Eltern, gab ſie zur Antwort, nachdem ſie es früher vermieden zu haben ſchien, ſich über ſie auszuſprechen: ihr Vater war mein Gärtner, ihre beiden Eltern verloren früh bei einem Wolkenbruch und Bergſturze in der Gegend das Leben.

Wie konnte es aber geſchehen, daß ſie, von ſo gegeringer Abſtammung, ſich gerade ſo ausbildete?

Ihre Mutter war gerade ſo.

Wer war ihre Mutter, liebe Tante?

Ein Kind der Liebe vornehmerer Abkunft.

Hier hatte das Geſpräch ein Ende, da ich ohne Unbeſcheidenheit nicht weiter fragen konnte und überdies bemerkt hatte, daß die Matrone mit tiefer Rührung von der Sache ſprach. Daß ſie ſich darüber ſo weit als ſie es gethan gegen mich geäußert hatte, bewies mir allerdings, daß mir Luiſens Abkunft nicht unbedingt verborgen bleiben ſolle; ich mußte nur unter ſolchen Umſtänden ein größeres Vertrauen abwarten.

Was meine Stellung meiner Großtante gegenüber anlangte, ſo hatte ich zwar vordem von ihren Wunderlichkeiten fabeln hören; in der Wirklichkeit jedoch noch ſo gar keine Spur davon entdeckt, daß ich mich ihr von Tag zu Tage inniger befreundet fühlte. Es ſchien beinahe, als ob ihr meine Achtſamkeit auf ihr Thun und Laſſen aufgefallen ſeyn müſſe; denn ſie hub eines Tages ſelbſt ſcherzhafterweiſe von den über ſie umlaufenden Gerüchten zu ſprechen an.

Ich bin ſehr glücklich und ſehr unglücklich geweſen, ſagte ſie: und habe ſo viel erlebt und von der Welt geſehen, daß mir die Vergangenheit ein unverſieglicher Brunnquell des Nachdenkens geworden iſt. Ich hatte auch ſeit faſt eben ſo langer Zeit als ich vereinſamt bin, das Bedürfniß der Einſamkeit und trennte mich von Welt und Menſchen unbedenklich. Meinem Leben war die Verborgenheit nothwendig geworden, und die Klatſchereien, mit denen mich die Geſellſchaft aus Rache über meine Abſonderung von ihr verfolgte, gereichten mir in ſofern zu einer wahren Wohlthat, als mich der ſonſt ſo läſtige Troß gewöhnlicher Menſchen darum mied und floh.

In dieſer meiner alten Burg ſo zu ſagen vergraben, behielt ich, Gott ſey Dank! eine Reihe von Jahren hindurch die Kraft, nicht allein mein eigenes Glück, ſondern danach auch die Erinnerung an daſſelbe mit Genuß und Standhaftigkeit zu ertragen. Ja, wer weiß, ob nicht die wunderbaren Sagen, die von Alters her von der ſchwarzen Burg beſtehen, den Raum und die Zeit dahier mit einem geheimen Zauber durchdrungen haben, der ſich den Bewohnern überträgt. Es iſt mir wenigſtens in gewiſſen lichteren Momenten entſchieden ſo, als ob ich ſeine Einwirkung auf mich fühlte und danach gezwungen wäre, über meine Urtheile und Empfindungen ganz eigenthümliche Geſetze walten zu laſſen.

Es iſt mir unbekannt, unterbrach ich die alte Dame, ob Sie dieſe Wahrheit an ſich ſelbſt erfahren, oder nur den Glauben anderer Menſchen zu dem ihrigen gemacht haben; ich vermag Sie aber aus eigener Erfahrung zu verſichern, daß daran in der That ſo oder ſo etwas Wahres ſeyn muß. Ich habe hier wenigſtens zum erſtenmal in meinem Leben Empfindungen gehabt und ſo zu ſagen Gegenden oder Beleuchtungen meiner Seele kennen lernen, von deren Daſeyn ich zuvor keine Ahnung hatte und die ich alſo wohl oder übel dieſer Oertlichkeit zuſchreiben muß.

Meine Großtante lächelte.

Ich wage weder zu entſcheiden, verſetzte ſie, ob ſo überfeine Wahrnehmungen aus einer geſunden Wirklichkeit hervorgehen, noch zu vermuthen, daß vielleicht andere Gründe zu Ihren hieſigen Beobachtungen mitwirkten? Ich bin im Allgemeinen nur der Anſicht, daß gewiß weit mehr Oertlichkeiten, als man denkt, ſo feſtſtehende Eindrücke auf das Gemüth erzeugen und daß Klima und Boden auf der einen Seite, die Geſchichte auf der andern ihren Urſprung rechtfertigen, ohne daß es damit, wie man zu ſagen pflegt, mit unrechten Dingen zuzugehen brauchte. Daß übrigens in Bezug auf die Wirkung, die wir Beide den Räumen der ſchwarzen Burg beimeſſen, keine Täuſchung mit im Spiele iſt, habe ich mit dem kälteſten Blute erprobt, und ich möchte die eben geſtählte Stimmung, in der man von hinnen Welt und Menſchen anſieht, eine morgenfriſche im Gegenſatze zu der nächtlichſchwachen nennen, womit wir uns nur allzuviele Entſchlüſſe oder Erfolge vernichten.

Ich gab ihr auch mit andern Worten Recht und fragte bei der Gelegenheit den ſeltſamen Sagen von der ſchwarzen Burg nach.

Die Beſitzerin derſelben ging zu einem alten Schranke, der im Zimmer ſtand, ſchloß ihn mit einem Schlüſſel, den ſie an ihrem Bunde hangen hatte, auf und holte ein Manuſcript hervor, das ſie mir einhändigte.

Leſen Sie von dieſen Sagen ſelbſt, was ein früherer Beſitzer der ſchwarzen Burg mit Vorliebe für ihre Geſchichte niedergeſchrieben hat, ſagte ſie: es wird Ihre Aufmerkſamkeit feſſeln und Ihre Gedanken aufregen. Während eines Zwiſchenraumes von mehreren Jahrhunderten hat die ſchwarze Burg in halber Zerſtörung gelegen und der Bewohner entbehrt. Sie iſt indeſſen niemals ganz in Schutt und Trümmer verfallen und es ſcheint eine höhere allgewaltige Hand ſie vor dem Untergange bewahrt zu haben, den währenddeſſen die einfache Gewalt der Zeit wo nicht bewaffnete Menſchenhände Hunderten von Ritterburgen bereiteten. Zu Ende des ſechzehnten oder Anfangs des ſiebzehnten Jahrhunderts, wann ſie an die Familie meines verſtorbenen Gatten gekommen zu ſeyn ſcheint, hat ſie die letzte Wiederherſtellung erlebt und haben die Räume, die wir bewohnen, ihre Entſtehung gefunden. Ein ähnlicher Ausbau hatte, der Sage nach, bereits in dem zwölften oder dreizehnten Jahrhundert ſtatt, und alſo mag ſich die Geſchichte dieſer Steinmaſſe in der fabelhaften Vorzeit verlieren. Sie hat einmal zu allen Zeiten ein Punkt unſeres Vaterlandes ſeyn ſollen, auf dem ſich die ungewöhnlichſten Dinge ereigneten oder tiefſinnige moraliſche Fragen in Diſſonanzen ihre Löſung fänden.

Wir trennten uns, da es über dieſe Geſpräche ſpäter Abend geworden war, und die Frau vom Hauſe begab ſich zur nächtlichen Ruhe, derweil meine, durch ihre letzten Worte verdoppelte Neugier dem Verlangen nicht widerſtehen konnte, die Lektüre der Handſchrift noch in dieſer Nacht vorzunehmen. Ich zündete in meinem Zimmer ein paar Kerzen an und las unweit des Fenſters, das ich mich aus Luſt an der unbeſchreiblich ſchönen Sommernacht nicht entſchließen konnte zuzumachen, die nachfolgende ſagenhafte Erzählung.

Ein Ritter zog in düſtern Gedanken durch den düſtern Wald, ſo wie ſie einem ſchweren, verhängnißvollen Entſchluſſe vorangehen, den man faſſen muß. Es hingen alle Glieder ſeines Körpers, Kopf, Schulter, Hand und Fuß, ſchlaff oder ſcheinbar abgeſtorben an ihm hernieder, und hatte ſich alles Leben in die Seele zurückgezogen, wo es ſtürmiſch kämpfte, derweil auch das Roß des Ritters ſeinem Gebieter nachahmte und, wie von ſeiner Schwermuth angeſteckt, alle Extremitäten unterwärts nach Ruhe ausſtreckte.

Düſtere Wolken zogen über den düſteren Wald und der Ritter befand ſich ſchon ſeit lange in der

Wildniß, wo er ſich mit ſeinem getreuen Roſſe von einer lichteren Waldesſtelle zu der andern durchwand.

Mit einemmale hörte die ununterbrochene Steigung des Bodens auf und blieb das Roß ſtill ſtehen.

Der irrende Ritter erwachte aus ſeinem Nachſinnen und wollte es von Neuem antreiben; erkannte jedoch, daß es in ſeinem guten Rechte und nichts als dicker, finſterer Wald vor ihm zu erblicken war, in den das Thier keinen Fuß mehr vor den andern ſetzen konnte, und der ſich auch hinter ihm mit Schlucht und Kluft aneinander reihte.

Der Ritter ritt ein wenig ſeitwärts, um die Waldfläche zu überſehen, und ſie ſchien ihm allenthalben gleich undurchdringlich. Ein einziger unfern emporragender Höhenpunkt feſſelte ſeine Aufmerkſamkeit und er beſchloß, denſelben in Verfolgung ſeiner Abſicht zu erklimmen. Er ſtieg von ſeinem Pferde, das er mit gebundenen Füßen an der Stelle weiden ließ, und ſetzte ſeine Wanderung zu Fuße fort, indem er ſich den Rückweg durch umgeknickte Zweige bezeichnete.

Er mußte ſich mit ſeinem Schwerte durch den Urwald Bahn brechen, Aeſte vom Stamme trennen, rieſige Schlingkräuter oder dicht verwachſenes Geſtrüpp auseinander hauen, wilde Thiere aus ihren Verſtecken ſcheuchen. Nichtsdeſtoweniger ſtörten ihn weder die unheimlichen Zuckungen, noch die tiefen Athemzüge der träumenden Einſamkeit und lenkten ſeinen Willen nicht von ſeinem Ziele ab.

Da vernahm er auf einmal nahes Hundegebell, das, wie ein Kranz von Echos, in einem weiteren Umkreiſe und aus mehreren thieriſchen Kehlen wiederhallte. Das den Köhlern eigenthümliche Warnungszeichen miſchte ſich mit Fragen und Antworten darein und in dem Momente, als der Ritter auf einen kleinen freien Waldplatz trat, auf dem der Zwiſchenraum von einer tauſendjährigen Buche zur andern vom Unterholze gelichtet war, rannte ein ungeheurer ſchwarzer Wolfshund mit wüthendem Geheul auf ihn zu. Die wilde Beſtie ſetzte ſich auch bereits in der Entfernung von wenigen Schritten in Poſitur, um ſeinen Feind mit einem gewaltigen Sprunge nach der Bruſt zu packen, als ein wohlgerichteter Schwerthieb ihm den Kopf vom Rumpfe trennte und einem daneben ſtehenden ſchwarzen Manne bluttriefend vor die Füße warf.

Ein ſolcher Beweis von Kraft des eiſernen Wanderers machte jede Erklärung überflüſſig und ſprach für ſich ſelbſt. Darum ſenkte der ſchwarze Rieſe von Köhler ſeinen erhobenen Schürbaum mit einem Fluche vor dem Ritter nieder und ſah ihn mit ſchweigendem Ingrimme an.

Die Beſtie hätte ſich wohl noch einmal beſinnen können, ob ſie ſpringen ſolle, ſagte der Ritter mit großer Seelenruhe, indem er an dem Mooſe des Bodens ſein Schwert vom Blute reinigte.

Der Köhler brummte einige unverſtändliche Worte in den Bart, und ehe es ſich noch entſchied, ob Zorn oder Scheu in ſeinen Gefühlen vorwalteten, brachten ihn einige unbefangene Fragen des Ritters nach der Gegend auf andere Gedanken. Seine Antworten thaten kund, daß Stunden weit in der Runde keine andere menſchliche Wohnung als die von Köhlern zu finden ſey. Es war, wie der Ritter bereits geahndet hatte, kein Dorf und keine Burg in dem unermeßlichen Walde vorhanden. Nur wilde reißende Thiere bevölkerten die Wildniß gemeinſchaftlich mit den Kohlenbrennern, die ſich von ihnen nährten.

Unterdeß die beiden Männer zuſammenſprachen, waren noch mehrere Hunde bellend aus dem Dickicht geſprungen, die ſich jedoch auf einen Wink des Köhlers der Feindſeligkeiten gegen den Ritter enthielten, und danächſt traten andere eben ſo gewaltige ſchwarze Männer, kräftige Weiber und kecke Kinder, mit Schürbäumen und Meſſern bewaffnet, hinzu. Der Ritter war, ehe er es ſich verſah, von allen Seiten eingeſchloſſen und hörte ein Wort über das andere wegen des erſchlagenen Hundes, das keine freundlichen Geſinnungen gegen ihn verrieth.

Bei ſo veränderten Verhältniſſen hatte auch der erſte Köhler wieder ſo viel Dreiſtigkeit gewonnen, den Fremden über ſeine Erſcheinung in der Wildniß auszufragen. Der Ritter ließ ſich aber auf keine langen Antworten ein und erklärte, er durchſchweiſe den Wald zu ſeiner Erluſtigung und habe ſein Gefolge tiefer unten verlaſſen, von wannen er es mit ſeinem Hüfthorn in Kurzem zu ſich rufe.

In Wahrheit begleitete ihn aber nicht einmal ein einzelner Knappe und befand er ſich ganz in den Händen der wilden Männer, die er durch ſeine Reden zu täuſchen ſuchte und deren böſen Abſichten er dadurch zuvorkommen wollte, daß er ſich freiwillig in ihren Schutz begebe und ihr Vertrauen durch ſeines erwecke.

Er erklärte dem Alten, der zuerſt vor ihm geſtanden hatte, daß er hungrig und durſtig ſey, und bat um einen Imbiß, den man ihm nach einem geheimen Blicke des Einverſtändniſſes unter ſich verſprach. Er ward bedeutet, ihnen nachzufolgen, und ſie gingen zuſammen in derſelben Richtung, die er ſchon vorher eingeſchlagen hatte, weiter.

Nach einer Weile ſah der Ritter die Anhöhe, die aus der Ferne ſeine Neugier erregt hatte, nahe vor ſich liegen und unterſchied er zwiſchen uralten Bäumen die noch ziemlich wohl erhaltenen Ruinen einer von Baſaltſteinen erbauten ſchwarzen Burg. Er ließ die Frage über ſeine Lippen gleiten, welch verfallene alte Burg das ſey?

Das iſt die ſchwarze Burg, erwiederte der Köhler.

Weßhalb iſt ſie die ſchwarze Burg genannt? fragte der Ritter wieder.

Was weiß ich! rief der Köhler: Vielleicht weil ſie der Teufel auferbaut und darin ſeine Wirthſchaft getrieben hat. Die Zeit, wann der König oder Kaiſer auf Erden gelebt, geht in das ſchwarze Heidenthum hinein.

Von welchem König oder Kaiſer redet ihr?

Von welchem ſonſt, als von dem aus der Sage von der ſchwarzen Burg?

Wißt Ihr wohl die Sage zu erzählen?

Warum ſollte ich das nicht wiſſen? entgegnete der Köhler, und da ſie bei ſeiner Wohnung angekommen waren, gebot er ſeiner Frau, ein Abendbrod für den Gaſt herbei zu ſchaffen, und ſetzte ſich, bis es fertig ſey, mit ihm auf eine Raſenbank unter einer alten Rüſter nieder, auf der ſie die Ruinen, von denen er ihm erzählen wollte, vor ſich hatten.

„Es war einmal,“ ſo hub der Köhler an: „noch vor Olims Zeiten ein gewaltiger Kaiſer, ich habe mir nicht merken können, wie er und ſein Land geheißen hat, in deſſen Nähe lebte ein wackerer Rittersmann.“

„Der Ritter hatte ein Landgut unweit eines der Schlöſſer, in denen der Kaiſer ſeine Herrſchaft führte, und das hätte der Herr gern ſelbſt gehabt.“

„Er dachte eine Weile nach, wie er dem Ritter ſein Eigenthum abgewönne, und ſagte auf die Letzt, da ihm nichts weiter einfallen wollte, geradezu: Er verlange von ihm ein ſchwarzes Roß, einen ſchwarzen Hund, einen ſchwarzen Falken und ein ſchwarzes Horn, und wenn das Alles nicht, von einem und demſelben Orte hergeholt, binnen acht Tagen in ſeine Hände geliefert ſey, habe er ſein Gut an ihn verloren.“

„Ueber die böſe Mähr erſchrak der Ritter, ſo wie man zu ſagen pflegt, bis auf den Tod, und kam in großer Angſt und Bekümmerniß zu ſeiner Frau, die in dem Rufe einer ganz abſonderlichen Andacht und Frömmigkeit ſtand.“

„Die Frau klagte ihre Noth auf der Stelle Gott und allen Heiligen und bildete ſich ein, daß ihre Inbrünſtigkeit Gnade gefunden habe, denn ſie lief ſchnurſtracks zu ihrem Manne und gab ihm den leidigen Troſt, er ſolle zu einem Prieſter in die Beichte gehen und bei ihm die Meſſe hören, ſo werde ihm ſchon der Himmel ſeinen Beiſtand leihen.“

„Der Ritter war durch die Geſchichte mürbe gemacht und duckte unter. Er begab ſich richtig in die Kirche, wo er, wie ſie ihm geheißen hatte, kleinlaut that, und ſiehe! da ziſchelte ihm Jemand den Rath ins Ohr: er ſolle immer der Naſe nach in das Blaue hineinreiten, da werde er am Ende ſehen, was der Zufall für ihn geſchehen laſſe.“

„Geſagt, gethan! Der Ritter war froh, aus der Klemme zu ſeyn und daß er ſich nicht mehr den Kopf zu zerbrechen brauchte, und machte ſich auf den Weg.“

„Er ritt ſo lange durch Wald und Flur, bis er an einen alten Grabhügel kam. Auf demſelben ſaß ein Mann mit einem weißen Barte, der einen weißen Stab in Händen hatte und zu ihm ſagte: Wo kömmſt Du her und wo willſt Du hin?“

„Der Ritter erwiederte: Ich komme aus der Kirche und weiß nicht wohin ich will; indem er ihm ſeinen ſchlimmen Handel mit dem Kaiſer vortrug.“

„Darauf ſprach der Mann: Nimm dieſen Stab und folge dieſem Wege, ohne Dich rechts oder links abzuwenden. Du wirſt nicht lange gegangen ſeyn, ſo erblickſt Du aus der Ferne eine Burg, die ganz ſchwarz ausſieht. Darauf gehſt Du gerade zu und gebieteſt den Leuten, die drinnen ſind, in meinem Namen Dein Verlangen zu befriedigen. Du wirſt zu ihnen unter Ausſtreckung des Stabes ſagen: Der des Stabes Herr iſt, will, daß ihr mir ein ſchwarzes Roß, einen ſchwarzen Hund, ein ſchwarzes Jagdhorn und einen ſchwarzen Falken reichet.“ — — — — — — — — —

Bei dem Worte „Falken“ wollte ein ſeltſamer Zufall, daß ein ſchwarzer Falke aus der Luft herab ſchoß und ſich auf des Ritters Schulter ſetzte. Der Ritter wußte nicht, was er davon denken ſollte; der Köhler aber ſagte etwas verlegen: er kenne das Thier ganz wohl, es halte ſich ſchon eine Weile in dem Walde auf und möge etwa ſeinen Herrn ſuchen, oder ihm entflogen ſeyn. Der Falke ſah den Ritter fortwährend an und verließ ihn nicht wieder. Der Köhler wollte ſich ſeiner bemächtigen, der Falke hackte ihm aber nach der Hand und ſchmiegte ſich an den Ritter, der ihn in Schutz nahm. So mußte ſich der Köhler zufrieden ſtellen und fuhr folgendermaßen in ſeiner Erzählung fort:

„Sobald oder ehe Du das Alles von den Leuten bekommen haſt, ſprach der Greis ferner zu dem Ritter: laden ſie Dich ohne Zweifel dringend ein, das Innere der Burg zu beſehen. Was ſie Dir aber auch von einem ſolchen Beſuche verheißen mögen, warne ich Dich doch, ihren Willen nicht zu thun. Du darfſt auch nicht auf dem Horne blaſen, das Roß beſteigen, den Hund hetzen, oder den Falken fliegen laſſen, ſondern mußt als Bote Alles dem Kaiſer überantworten, und mir meinen Stab unterwegs wieder bringen.“

„Nach dieſen Worten nahm der Ritter den Stab aus der Hand des Alten und ſagte ſeinen Forderungen pünktlichen Gehorſam zu.“

„Er ritt nach der verheißenen Burg zwei Tage lang umher und als er an dem dritten in dieſe Gegend kam erkannte er auf der Stelle, daß er vor der rechten Schmiede war.“

„Er befand ſich auch nicht ſobald im Angeſichte der Burg, ſo kamen ihm daraus vier ſchwarze Wappner entgegen, die ihm ohne Umſtände das Geleite hinein geben wollten und erklärten, daß in der Burg die Mahlzeit für ihn bereitet ſey.“

„Er hütete ſich nur, auf ihren Antrag einzugehen, und ließ ſich auf weiter nichts mit ihnen ein, als daß er den Stab gegen ſie ausſtreckte und ihnen ſein Begehren vortrug.“

„Die Wappner wußten nichts dawider einzuwenden, daß ſie dem alten Manne, als ihrem Herrn, unterthänig ſeyen, und brachten die vier ſchwarzen Pfänder vor die Burg, wo ſie dem Ritter noch vorgaukelten, wie wohl es ihm thun werde, ſetze er ſich auf das Roß oder ſtoße in das Horn u. ſ. w.“

„Der Ritter ſagte aber zu allen ihren Verführungen ſein beharrliches Nein und ſchickte ſich an, mit ſeiner Beute von dannen zu ziehen, indem er Roß und Hund an die Hand nahm, auf die er den Falken ſetzte, und ſich das Jagdhorn um die Hüfte hing.“

„Als er unterwegs den Alten wieder antraf, erſtattete er ihm ſeinen Stab zurück, mit dem derſelbe alſobald von der Erde verſchwunden war, und zu dem Kaiſer heimgelangend, ſtellte er ihm auch die geforderten Dinge zu.“

„Der Kaiſer machte Anfangs eine ſaure Miene über die Nachricht, daß ſeine ſchwarzen Wünſche in Erfüllung gehen ſollten; ſobald er aber die Geſchenke in ſeinem Beſitze ſah, hatte er eine ſo wilde Freude darüber, daß er ſich kaum zu mäßigen verſtand.“

„Er hörte plötzlich unten in dem Hofe ſeine Hunde bellen und fragte, was es gebe. Man ſagte ihm, ſie jagten einem Hirſche nach; und da ließ er ungeſäumt ſeinen ſchwarzen Hengſt geſattelt vorführen, auf den er ſich ſchwang, rief ſeinen ſchwarzen Hund an ſeine Seite und ließ ſich ſeinen ſchwarzen Falken bringen, den er auf ſeine Hand ſetzte, ſowie ſein ſchwarzes Jagdhorn, das er an ſeine Hüfte hing.“

„Auf dieſe Weiſe ausgerüſtet, ſprengte er von dannen, hinter dem Hirſche drein, auf deſſen Fährte ihn der ſchwarze Hund geleitete. Sie hatten in kurzer Zeit alle andern Hunde überholt, die ermüdet zurückblieben, und der ſchwarze Hund bellte fürchterlich, das ſchwarze Roß ſchnaubte Funken, der ſchwarze Falke ſchwirrte mit den Fittichen, die Töne des ſchwarzen Hornes hallten ſchauerlich in der öden Gegend wieder, die ſie durchſausten.“

„Am Ende, als ſie dem Hirſche immer näher gekommen waren, nahm der Kaiſer zu ſeinem Erſtaunen wahr, daß er gleichfalls kohlpechrabenſchwarz ausſah. Doch ließ er ſich davon nicht in ſeinem Jagen irren, und ſpornte ſein Roß nur deſto hitziger und wilder an. Der ſchwarze Hirſch jagte Tage lang zu und immer weiter und weiter, ohne Raſt und Ruhe, vor dem vor Staub gleichfalls ſchwarz gewordenen Kaiſer mit ſeinem Roſſe, Horn, Falken und Hunde her, und rannte zu guter Letzt geradeweges in die Hölle hinein. Kein Menſch auf Gottes Erdboden hat je wieder etwas von ihm erſehen und erhört.“ — — — — — —

Die Erzählung des ſchwarzen Mannes war zu Ende.

Das iſt ja aber noch nicht die Sage von der ſchwarzen Burg, ſagte der Ritter: die kommt in der Geſchichte eigentlich nicht vor.

Ich habe weiter nichts davon gehört, verſetzte der Köhler: wem das nicht genügt, der muß ſich anderweit danach erkundigen. Was ich erzählt habe, heißt hier zu Lande die Sage von der ſchwarzen Burg. Es wohnen übrigens ſo wenig Menſchen in dem wilden Walde und wiſſen ſo wenige von den Wenigen die alte Mähr, daß man ſich bei Jedermann, außer bei uns alten Köhlersleuten, umſonſt danach erkundigt. Geſetzt, daß die Kaufleute mit ihren Waarenzügen nicht nach dem großen Handelsplatze hier vorüber müßten, würde unſere ganze Gegend wie ausgeſtorben ſeyn.

Aus welchen Gründen, fragte der Ritter ſinnend wie ſich ſelbſt: mag es wohl, der Sage nach, verpönt geweſen ſeyn, das Innere der ſchwarzen Burg zu betreten?

Was kümmert mich dergleichen! rief der Köhler unter grinſendem Gelächter: Wer fragt nach ſo etwas! Wer zu ſeiner Zeit einmal hinein gekommen iſt, wird wahrſcheinlicherweiſe nicht ſo leicht wieder heraus gekommen ſeyn, um Andern davon auszuſagen.

In dieſem Augenblicke trat das Weib des Köhlers mit dem dürftigen Imbiß aus der Hütte, den ſie dem Ritter in einem unreinen Geſchirr, mit unfreundlichen Mienen anbot, und derweil dieſer, vom Hunger angetrieben, die ſchlechte Koſt verzehrte, ward er zu ſeiner Verwunderung innen, daß er mit ſeinem Wirthe allein zurückgeblieben war und die andern Köhlersleute ſich im Laufe der Erzählung davon geſchlichen hatten. Dieſer Umſtand benahm ihm den größten Theil des Mißtrauens, das er in ſeine Sicherheit an dem Orte geſetzt hatte, und bewog ihn zu der Aeußerung des Wunſches, die Ruinen der ſchwarzen Burg zu beſichtigen.

Da der alte Köhler dazu willig war, ſeinen Gaſt zu geleiten, brachen beide Männer nach dem Berge auf.

Die Burg war hinter den uralten Bäumen faſt von allen Seiten verſteckt und weit weniger verfallen, als man nach den Bruchſtücken, die von weitem ſichtbar waren, vermuthen konnte. Der Ritter vermißte nur daran jeden irgend hervorragenden Thurm.

Was hätte der geſollt! ſprach der Köhler: geſetzt auch, das alte Neſt wäre je von Menſchen bewohnt geweſen. Man ſieht ſchon aus den Fenſtern der Burg weit genug und hat vollen Raum, die waldige Umgegend zu ergründen. Ohne Thürme iſt die Nähe der Burg ihren Feinden oder denen, die ſie gefürchtet haben, leichter verborgen geblieben, und pflanzte man hier oben ſchnell wachſendes Buſchwerk an, ſo würde man außerhalb bald gar nichts mehr von ihr erblicken.

Der Ritter fragte dem Beſitzer des Grundes und Bodens nach.

Der gehört keiner Menſchenſeele, war die Antwort: wo nicht etwan dem Kaiſer, der ſein Lebtage noch nicht in das Land gekommen iſt.

Innerhalb der Ringmauer überzeugte ſich der Ritter, daß die allerdings ſchon zerfallende Burg doch mit wenig Mühe und Koſten wieder in bewohnbaren Zuſtand zu verſetzen ſey und vertraute er dem Köhler an: er ſuche zur Zeit eben eine ſolche Wildniß, als er hier gefunden, um ſich darin nieder zu laſſen, und habe gar nicht übel Luſt, die ſchwarze Burg zu dem Behuſe neu auszubauen.

Die Antwort beſtand aus- einem mißtrauiſchen

Seitenblicke auf den Ritter und einigen halblauten mürriſchen Worten, die dieſer nicht verſtand.

Er ſchritt nun unter dem Geleite des Köhlers durch einen langen dunkeln Gang, der nach der Treppe zu den oberen Gemächern führen ſollte, und nahm in demſelben in einem mit Eiſen vergitterten Kellergewölbe, das der Köhler das Burgverließ nannte, einen Haufen vermoderter Kleider und verroſteter Waffen wahr.

Am Ende des Ganges ſchloß der Köhler eine ſchwere eiſerne Thüre auf und ließ den Ritter zuerſt hindurch ſchreiten, um ſie hinter ihm wieder zuzumachen; da er jedoch nicht gleich damit fertig werden konnte, bat er den Fremden, ihn einen Augenblick von der Lampe, die ihnen leuchtete, zu befreien. Der Ritter nahm ſie in eine Hand, derweil er die andere dazu gebrauchte, die kleine Flamme gegen die Zugluft zu verwahren, und ſobald der Köhler ſeine Aufmerkſamkeit beſchäftigt ſah, benutzte er den Moment, um durch die Thüre zurück zu ſpringen und dieſelbe donnernd hinter ſich ins Schloß zu werfen.

Der Ritter erkannte mit Entſetzen, indem auch ſeine Lampe erloſch und er den hohnlachenden Köhler draußen ſeines Weges gehen hörte, daß er unrettbar in eine Mördergrube gefallen ſey, und hatte doch noch nicht Zeit gehabt, ſich von ſeiner erſten Betäubung zu erholen, oder in ſich die Frage zu erwägen, welcher Tod ihm hier bevorſtehen möge, als ein in dem Deckengewölbe des feuchten Raumes, der ihn umſchloß, angebrachtes Fenſter aufging und ſo viel Tageslicht hereinfallen ließ, daß er die undurchdringliche Stärke ſeiner Kerkerwände wahrnahm.

An dem Fenſter erſchien das Antlitz des Köhlers, der ſeinen Gefangenen mit bitterem Spotte fragte, ob er nun nicht aus eigener Erfahrung wiſſe, daß, wer einmal durch das Thor der ſchwarzen Burg eingegangen ſey, das Sonnenlicht nicht leicht im Freien wieder ſehe? Sein ſchwarzes Hüfthorn werde ihm hier zu ſeiner Befreiung nicht viel nützen und ſein ſchwarzer Falke ſey ihm auch ſchon ungetreu geworden, um ſich in dem Kellergewölbe, bei den Kleidern ſeines ermordeten Herrn von ihm den Hals umdrehen zu laſſen.

Der Ritter hörte dieſe Reden mit Ingrimm an; ſchwieg aber in der Ueberzeugung ſtill, daß ihm in einer ſolchen Lage kein Toben helfe. Er fragte den Köhler vielmehr mit Mäßigung und Ruhe, was man mit ihm in dieſem Kerker vorzunehmen gedenke?

Die mittelbare Antwort war: daß bereits ſeit vielen Jahren die anſcheinend kohlenbrennenden Bewohner dieſer Wildniß alle in geringer Anzahl vorüberziehenden Kaufleute oder Ritter ausplünderten und tödteten, und die andern Mitglieder ihrer ſchwarzen Verbrüderung, welche in den umliegenden Ortſchaften als Maurer oder Zimmerleute lebten, ihnen die herannahende Beute verkündeten.

So troſtlos für den Ritter auch dieſe Nachricht aus dem Munde des Köhlers klang, gab er doch noch nicht alle Hoffnung auf, ſein Leben zu erretten, und antwortete ſeinem Kerkermeiſter, er handle alſo im Allgemeinen mit ſeinen Kameraden zuverläſſig klug; die beſondern Umſtände, unter denen er hierher gekommen, riethen ihnen aber vielleicht nichtsdeſtoweniger, mit ihm eine Ausnahme von der Regel zu machen, an.

Ich ſtehe nämlich, fuhr er fort, im Begriff, die kaiſerliche Acht zu verſchulden, und bedarf bald noch mehr als Ihr und Eure Brüderſchaft des Schutzes der Verborgenheit. Ich kam auch ausdrücklich dieſerhalb in die Wildniß, um mir darin, wie ich Euch bereits geſagt, eine geheime Wohnſtätte aufzuſuchen, und wenn Ihr mir mein Leben ſchenken, ſowie die alte Burg wieder ausbauen helfen wollt, verſpreche ich Euch dafür, nicht nur Euer Anführer und Beſchützer zu werden, ſondern auch meine unermeßlichen Schätze und Koſtbarkeiten mit Euch zu theilen. Im Gegentheile tragt Ihr nicht den mindeſten Gewinn davon, wenn Ihr mir das Leben raubt, da ich weder Geld noch Geldeswerth bei mir führe und es doch auch geſchehen könnte, daß mein Mord durch die Meinigen an Euch gerächt würde.

Der Ritter verfehlte durch derlei Vorſtellungen die beabſichtigte Wirkung auf den Räuber nicht, und derſelbe verließ ihn am Ende, ſeinen Vorſchlägen nicht abgeneigt, um ſie mit der übrigen Bande zu beſprechen. Der Ritter blieb allein in dem Kerker zurück, wo er zuerſt an den Felſenwänden und der unerſchütterlichen Eiſenpforte umſonſt verſuchte, eine Möglichkeit zur Flucht zu entdecken, und ſtreckte ſich zuletzt, mit ſeinem Unſtern grollend, matt und müde auf ſein Strohlager hin.

Der gefangene Ritter war ein Graf von Aldenburg, der an dem Hofe des Kaiſers Heinrich eine hohe Würde begleitet und ſich ſo lange der beſondern Gunſt ſeines Gebieters zu erfreuen gehabt hatte, bis er nach dem Willen ſeines Schickſals eine Leidenſchaft für die ſchöne Helena, die Tochter des Kaiſers, faſſen ſollte. Die Prinzeſſin erwiederte ſeine Liebe und der Kaiſer erfuhr bald auch zur Genüge von dem Verſtändniß des Paares, um dem Grafen Albert ſeine Gnade zu entziehen. Es wäre unter andern Verhältniſſen vielleicht nicht undenkbar geweſen, daß er in die Verbindung ſeines Günſtlings mit ſeiner Tochter gewilligt und ihrem Glücke mit einem erledigten Herzogthum, das ihn zu ihrem Stande erhoben, ſeinen Segen verliehen hätte. Allein durch Helenens Beſtimmung für das Kloſter, die beſondere Umſtände unwiderruflich gemacht hatten, war bereits der Stab ihrer Zukunft gebrochen und dem jungen Grafen jede Ausſicht benommen, ſeine Wünſche gekrönt zu ſehen.

Die Prinzeſſin ward zu der beſtimmten Zeit in das Kloſter gebracht und zugleich verkaufte der Graf von Aldenburg ſeine Grafſchaft und verließ, zum Erſtaunen des Hofes, den kaiſerlichen Dienſt, um ſich mit ſeinen Schätzen und einem getreuen Diener, Niemand ahndete wohin? zu begeben. Wir haben ihn, ohne ſeinen in der letzten Herberge verbliebenen Knappen, in der Nähe der ſchwarzen Burg wieder gefunden, nachdem er in der dem Köhler eingeſtandenen Abſicht ſchon weit herumgezogen war, und ſahen ſelbſt mit an, auf welche Weiſe er um ſeine Freiheit kam.

Am Morgen nach dieſer ſchlimmen Nacht hatte er nicht ſobald von ſeinem ruheloſen Schlummer die Augen aufgethan, ſo erſchien der Köhler mit einigen ſeiner Genoſſen an dem Deckenfenſter, um in der That mit ihm wegen ſeiner Vorſchläge zu unterhandeln. Die Vortheile derſelben leuchteten der Bande ein und ſie hatten ſelbſt ſchon lange das Bedürfniß nach einem Oberhaupte ihres Bundes empfunden, das ihre Unternehmungen leite und ihnen nöthigenfalls einen Rückhalt von Kraft verleihe. Sie ſuchten nur zu ermitteln, ob es dem ihnen ſo kräftig entgegen getretenen Ritter ein rechter Ernſt mit ſeinen Verheißungen ſey, und kamen, am Ende von ſeiner Wahrhaftigkeit überzeugt, mit ihm zu jenem vorerwähnten Vertrage überein, den ſie ſich wechſelsweiſe beſchworen und bekräftigten.

Die nächſte Folge des Bundes war, daß Graf Albert ſeine Freiheit zurück erhielt, die fernere, die Wiederherſtellung der ſchwarzen Burg, bei der faſt alle Mitglieder der Räuberbande, die man dazu in der Wildniß zuſammen berufen hatte, thätig waren.

Das Waldgebirge erdröhnte von dem Fällen der

Bäume und Brechen der Steine weit und breit, ohne daß es ein fremder Menſch ahndete, und die Mauern, Gewölbe und Gemächer erſtanden ſo fabelhaft ſchnell, als ob unſichtbare Geiſterhände ſie förderten. Graf Albert ſah die ſchwarze Burg, die er von Anfang an bewohnt hatte, nach wenigen Monaten ihrer Vollendung nahen, und konnte nun alle Mitglieder der Verbrüderung darin häuslich unterbringen. Von Lebensmitteln und Bedürfniſſen aller Art hatte er ſo große Vorräthe in Böden und Kellern anhäufen laſſen, daß er im Falle der Noth während ganzer Menſchenalter der übrigen Welt entrathen konnte.

Anderſeits hatte er nun inzwiſchen die Ruchloſigkeit ſeiner künftigen Raubgenoſſen, es ſeyen Männer, Frauen oder Kinder, ſo vollſtändig kennen lernen, daß er unter ihnen ſeines Lebens keinen Augenblick ſicher war. Er hatte zuletzt beinahe täglich neue Ungehorſamkeiten gegen ſeine Befehle zu ahnden oder zu erdulden und mußte die Bande der Ordnung ihrer Gemeinſchaft immer loſer werden ſehen. Die Unzufriedenheit der Räuber mit ſeiner Strenge ſteigerte ſich auch ſo ſehr, daß er mit ziemlicher Gewißheit hätte den Tag voraus beſtimmen können, an dem ſie mit ſeiner Ermordung ausbrechen würde, und es hielt ſie nur noch der Umſtand im Zaume, daß er ſeine Koſtbarkeiten fortwährend in der nächſten Stadt verwahren ließ, ohne ſie ihrer Obhut anzuvertrauen.

Die Schlauheit der Böſewichter war deßhalb ſchon ſo lange mit Bitten und Drohungen vergeblich in den Grafen gedrungen, daß ſie am Ende ſelbſt erſtaunten, als er ſich eines Tages entſchloß, ſein Hab und Gut zu ihnen in die Wildniß zu geleiten. Er ließ daſſelbe in das felſenfeſte Burgverließ ſchaffen, wo er vordem eine Nacht als Gefangener zugebracht hatte, und man ſah des andern Tages den zu vertheilenden Reichthum in den geſchmückten und erleuchteten Hallen ausgeſtellt. Die ganze Bande war mit Weib und Kind in Erwartung ihres Hauptmanns darin verſammelt und man hatte beſchloſſen, ihn gleich bei ſeinem Eintritt umzubringen. Da erſchien derſelbe jedoch plötzlich, anſtatt in dem Verließe, oben an dem Deckenfenſter und kündigte ihnen mit dürren Worten an, daß ſie zur Strafe ihrer unzähligen Sünden nicht wieder an das Tageslicht gelangen würden. Entſetzen, Wuth und Raſerei bemächtigten ſich der Verrathenen, die ſich nun erſt hinter doppelten und dreifachen eiſernen Thüren, die keine Menſchenkraft zu ſprengen vermochte, gefangen ſahen. Sie ſannen aber nur eine kurze Spanne Zeit ihrer Rettung nach, oder fluchten, heulten und tobten grauenhaft durcheinander, da allmählig jeder Laut in Todesſtille verſtummte und ein feiner, unſichtbarer Kohlendampf, der durch kleine Oeffnungen in das Gewölbe drang, zuerſt die brennenden Lichter und dann ein Lebenslicht der Verbrecher nach dem andern auslöſchte.

Auf dieſe Weiſe hatte der Graf von Aldenburg ſein Leben und ſeine Freiheit aus den Händen ſeiner

Feinde errettet und befand er ſich im Schooße des düſtern Urwaldes in ſeiner faſt unſichtbaren ſchwarzen Burg allein mit ſeinem alten Knappen. Kein Menſch auf Erden wußte mehr von dieſer Burg und ſeinem Aufenthalte in der furchtbarſten aller Einſamkeiten, über friſch modernden Leichen, die mit ſeinen Reichthümern in einem und demſelben Grabe lagen.

An dieſem erſten Ziele angelangt, verließ er mit ſeinem Diener und ſeinen beiden Roſſen, den einzigen lebenden Weſen in der ungeheuern Wohnung des Todes, Burg und Gegend, um nach ſeinem Endziele auszureiten und die ſchöne Kaiſerstochter aus ihrem Kloſter zu entführen. Es gelang ihm auch dieſes zweite Wageſtück ſo wohl, daß ſie ihre Liebe und Freiheit unbehindert in die Wildniß retteten und der Kaiſer Heinrich vergebens Hunderte von Boten nach ihnen ausſandte. Sie ſchienen gleich wie von der Erde verſchwunden zu ſeyn, und waren es wohl in der That, da ſie ſich gegenſeitig, ohne der weiteren Erde zu bedürfen, liebten und genügten.

Auf dem Wege nach Helenens Kloſter und zurück ſchlug zwar dem Grafen, im Angedenken ſeiner an den Räubern begangenen furchtbaren Grauſamkeit, das Herz gewaltig hoch und ließ ihn trotz ſeiner kalten Entſchloſſenheit keine Ruhe finden; es trieben ihn ſogar gleichſam alle Furien zu der Ausführung ſeines kecken Unternehmens an und erfüllten ihn in der Zeit mit wilder Tollkühnheit.

Er hatte aber die Fallbrücke der ſchwarzen Burg nicht ſobald hinter ſich emporgezogen und die inneren Gemächer mit Helenen betreten, ſo war alle Erinnerung an die ſündhafte Vergangenheit aus ſeinem Gedächtniſſe weggewiſcht.

Er lebte gewiſſermaßen in einem ſeligen Banne, und wußte von den unglückſeligen Köhlern, von denen er ſeiner Geliebten nichts mitgetheilt hatte, ſo wenig mehr als von ſeinen im Burgverließe mit ihnen vergrabenen Schätzen, ja, ſchien ſelbſt von dem Daſeyn jenes Raumes keine Ahndung übrig behalten zu haben.

Alſo verging den Liebenden ein Jahr nach dem andern in der Wildniß, ohne daß nach dem Tode des alten Knappen noch ein menſchliches Weſen ihre Einſamkeit theilte. Sie vermißten zwar die Geſellſchaft des Dieners Anfangs auf das Schmerzlichſte, ſpäter kürzte es ihnen aber wieder die Zeit mit ab, daß ſie fortan ganz allein für ihre Bedienung und Ernährung zu ſorgen hatten.

Die wenigen ſchmalen Fußpfade, die vordem nach der ſchwarzen Burg geführt hatten, verwuchſen mit dichtem Geſtrüpp und es drängten ſich nur die Thiere des Waldes hindurch, um ſich auf einem kleinen Platze vor der Burg von Albert und Helenen füttern oder liebkoſen zu laſſen.

Die Vögel aus der Luft leiſteten ihnen allenthalben, wo ſie ins Freie kamen, zu demſelben Ende Geſellſchaft und es trug ſich wohl ſelbſt zu, je zahmer und dreiſter das Wild wurde, daß die Vögel zuletzt in die Gemächer der Burg hinein und darinnen herum flogen, die vierfüßigen Thiere die Zugbrücke überſchritten und die kleinen und großen Zutritt in der Burg gewannen.

Albert und Helena hatten ſich nach und nach ſo ſehr in einander gelebt und ſich ſo vertraut kennen lernen, daß Eines oft für das Andere dachte, oder in des Andern Seele fühlte. Kam ihnen dann und wann die Abgeſchiedenheit um ſie herum drückend und geſpenſtiſch, der Gedanke an die Gefahr, über kurz oder lang dennoch von dem Kaiſer entdeckt und ſeiner Rache preisgegeben zu werden, entſetzlich vor, ſo rettete ſich Eines an die Bruſt des Andern und tröſtete ſich mit des Andern Thränen.

Die Todtenſtille ihres Aufenthaltsortes erſchuf in ihrer Einbildung auch wiederholte Schreckniſſe und es ſchlichen ihnen manche Stunden ſo feierlich wie Leidtragenden bei einem Begräbniſſe hin, die leeren, grauen Wände der inneren Burg traten ihnen, wer weiß wie ſchauerlich entgegen und machten ihnen das Blut in den Adern gerinnen, ſogar das ſegensreiche Licht des Tages blickte ſie zuweilen wie ein häßliches Ungethüm an, derweil es ſich in den öden Winkeln des Gemäuers formlos wie Menſch, Thier oder Klumpen regte und, den Einſamen jeden Athemzug vergiftend, ſie im Zwielichte unheimlich bei Namen rief.

Nichtsdeſtoweniger war es immer wieder, ſobald alle Quellen des Troſtes verſiegen wollten, der Engel der Liebe, der ſie mit ſeinem Lilienſtängel in das Paradies zurückführte, in dem ſie, von keiner Schuld wiſſend, wie das erſte ſchuldloſe Menſchenpaar lebten.

Glich ihr Leben doch in anderer Art dem lieblichen Mährchen vom Dornröschen oder der verzauberten Königstochter, die in ihrem Schloſſe hundert Jahre ſchlafen muß! Ihr Vater und ihre Mutter, ihr ganzer Hofſtaat ſchlafen um ſie her in den nämlichen Stellungen, die ſie eingenommen hatten, als die Prinzeſſin ſich in die Spindel der böſen Fee ſtach. Die Pferde im Stalle, die Hunde im Hofe, die Tauben auf dem Dache, die Fliegen an der Wand, das Feuer auf dem Heerde ſchliefen mit ihr. Rings um das Schloß begann auch eine Dornenhecke aufzuwachſen, die alljährlich höher und höher ward und zuletzt das ganze Schloß dermaßen überzog, daß ſelbſt die Fahnen auf den Dächern nicht mehr zu ſehen waren.

Der Bann der hundert Jahre lief mit der Zeit freilich ſo wie Alles auf Erden ab und es nahte der ſchöne Königsſohn, der ihn mit der Erkenntniß löſen ſollte, daß die Dornen lauter Roſen waren, die nicht ſtachen. Sie hatten nur allein den Sinn gefangen und getäuſcht und thaten ſich vor ſeiner Entſchloſſenheit auseinander, damit er das vom Schlummer gefeſſelte Dornröschen erwecken und in ſeinen Armen in die Freiheit entführen ſollte.

Es waren den Liebenden alſo fünf volle Jahre in der ſchwarzen Burg verfloſſen, als ſie eines ſpäten Winterabends heftig an das äußerſte Burgthor klopfen hörten.

Da es draußen ſo über die Maßen ſtürmte und regnete, daß die vielfältigſten Naturlaute erklangen und die Bäume erkrachten, knarrten und rauſchten, die wilden Vögel und Thiere klagten und ſchrieen, ſo hielten Albert und Helena ein paar Augenblicke dafür, ſie hätten ſich getäuſcht. Jedoch erſchraken ſie ſchon über die Mahnung an die Möglichkeit eines fremden Beſuches und verſteinten gleich darauf beinahe vor Entſetzen, als ſich das Pochen ſtärker als das erſtemal wiederholte.

Sie waren lange unſchlüſſig, was ſie thun ſollten, und hätten ſich lieber gar nicht vom Flecke gerührt. Da ſie indeß unterſcheiden konnten, daß auch die um Hülfe flehende Stimme eines Mannes das Klopfen begleitete, und bedachten, ihr Aſyl dürfe hiernach jedenfalls verrathen ſeyn, da der fremde Mann, geſetzt auch, daß er ſich entferne, zu einer ſo räthſelhaften Burg ohne Zweifel wiederkehre, liehen ſie den mitleidenden Gefühlen ihres Herzens ein geneigtes Gehör und beſchloſſen, dem verirrten Wanderer mit möglichſter Vorſicht eine gaſtfreie Aufnahme in die ſchwarze Burg zu gewähren.

Graf Albert begab ſich mit einer Fackel in den Burghof hinunter und fragte durch das Brückenthor: wer da ſey und Einlaß begehre?

Eine augenſcheinlich tief erſchöpfte männliche Stimme antwortete: Ein auf der Jagd verirrter Ritter, der bereits ſeit dreien Tagen in dieſer unwirthlichen Einöde umherirre, ohne ſich zu Menſchen finden zu können, begehre Obdach und ein Abendbrod, damit er wieder in den Stand geſetzt werde, am andern Morgen den rechten Weg zu den Seinen aufzuſuchen. Er ſey gegenwärtig von Hunger und Durſt, ſowie von den Unbilden der Witterung ſo ermattet, daß er ſich keinen Schritt weiter ſchleppe, und wenn man ihm den Eintritt in die Burg nicht geſtatte, an der Pforte ſeinen Geiſt aufgeben müſſe.

Derweil Graf Albert und der Fremde ſich alſo Rede und Antwort ſtanden, trieb die Neugierde, in ihrer Einöde wieder einen Menſchen zu erblicken, auch Helenen an das Thor, wo ſie einen Theil des Geſprächs mit anhörte und ſich von der verzweifelten Lage des unbekannten Ritters ebenſo wie ihr Geliebter rühren ließ.

Sie öffneten dem Verirrten ihre Burg und geleiteten ihn zu ihren Gemächern empor. Sie ſahen, daß er ein ehrwürdiger alter Mann mit langem weißem Bart und Haar war, den die überſtandenen Mühſeligkeiten dergeſtalt von Kräften gebracht hatten, daß er ſich beim Gehen auf Alberts Arm ſtützen mußte. Sie boten dann ſo eifrig Alles, was in ihren Kräften ſtand, auf, die Lebensgeiſter ihres Gaſtes wieder empor zu bringen, daß ſie auch bald ihre

Bemühungen mit Erfolg gekrönt ſahen. Die Hülfe von Ruhe und Wärme am Feuer des Kamins, trockener Wäſche, trockenen Kleidern und heißem Weine ſetzten ihn ſogar in den Stand, neu geſtärkt mit an ihrem Nachtmahle Theil zu nehmen.

Er ſchien nur über Tiſche ſo verſenkt in ſich und die Beobachtung ſeiner Wirthe oder deren abenteuerlicher Wirthſchaft zu ſeyn, daß er ſich faſt gar nicht äußerte. Er hatte auf ſeiner dreitägigen Wanderung die Unwegſamkeit und Abgeſchiedenheit der Gegend kennen lernen, und wußte ſich das Vorhandenſeyn der ſchwarzen Burg nicht zu erklären. Er ſprach dies Albert und Helenen offen aus und ſie ſuchten das Geheimnißvolle in ihrem Leben ſo unbefangen als möglich mit der Gewöhnlichkeit zu verſöhnen. Sie vernahmen von dem Unbekannten, daß er ein Ritter aus dem fernen Ungarn ſey und ſich eine Zeit lang in dieſem Lande auf der Burg eines Freundes aufgehalten habe, von wannen er jetzt nach Hauſe zurückkehre.

Und nachdem ſie auch von allerlei Welthändeln geſprochen hatten, faßte ſich Helena das Herz, mit der gleichgültigſten Miene, die ihr zu Gebot ſtand, ihren Gaſt nach dem Kaiſer Heinrich, ihrem Vater, zu fragen.

Der alte Mann antwortete: Ihr lebt alſo ſo gar einſam in Eurer Burg, daß ihr noch nicht einmal erfahren habt, wie Kaiſer Heinrich ſchon vor Jahr und Tag das Zeitliche geſegnet hat?

Helena ward todtenbleich, wiewohl ſie nicht erbebte, und ſah gewaltſam gefaßt ihren Gatten an.

Sie ſchwiegen alle Drei, und danach richtete der Fremde die Frage an Helenen: ob ſie den guten Kaiſer vielleicht ſelbſt gekannt und geliebt habe?

Sie hatte derweil in ihrem Innern den heftigſten Kampf zu beſtehen gehabt, und vermochte ihre ſiegenden Gefühle nicht mehr zu verläugnen.

Ich habe ihn ſo ſehr geliebt, ſprach ſie: daß ich Euch für die gute Zeitung von ſeinem Tode Euer Bett ſo wohl bereiten möchte, daß Ihr darin die ſüßeſten Träume und die ſanfteſte Ruhe hättet. Wir ſind jetzt gleichſam neu geboren und haben unſere Befreiung aus dieſer Einöde zu unſerem Glücke wiedergewonnen.

Auch konnten beide in ihren ferneren Aeußerungen kaum die Freude ihres Herzens darüber mäßigen, daß ſie in die Gemeinſchaft anderer Menſchen zurückkehren ſollten, und hielten ſie ihre Gedanken und Verhältniſſe nicht mehr ſo ängſtlich wie vorher vor dem Unbekannten geheim.

Als die Stunde gekommen war, in der ſie insgeſammt das Bedürfniß der Ruhe und des Schlafes fühlten, wendete ſich der Fremde beim Abſchiede noch einmal mit den Worten an die ſchöne Helena: Ich wiederhole Euch, edle Frau, zu Eurem Troſte die Kunde, daß der Euch ſo verhaßte Kaiſer Heinrich bereits dahin gekommen iſt, wohin der allgerechte Gott ſeine Seele gewendet hat, und Ihr habt ihm in

Zukunft alſo nichts mehr zu verheimlichen. Ich wünſchte aber als ein Unbekannter, den Ihr vielleicht in Eurem Leben niemals wieder ſeht, ſeinetwegen nur noch eine Frage von Euch beantwortet zu hören, deren Ungewißheit mich nicht eher ruhen läßt: Wie würdet Ihr den ſeligen Kaiſer wohl an dieſer Stätte, wo wir uns befinden, ehren, wenn Ihr ihn ſtatt meiner gegenwärtig in Eure Gewalt bekommen hättet?

Ich würde es, verſetzte die kecke Herrin der ſchwarzen Burg, mit meinem Gemahle dahin zu bringen wiſſen, daß der verirrte Kaiſer den nächſtkommenden Morgen nicht erlebte.

Sie mußte mit dieſer Antwort einen um ſo tieferen Eindruck auf das Gemüth des Unbekannten machen, als derſelbe beſſer als jeder andere Menſch wußte, daß ſie alſo von ihrem leiblichen Vater ſprach. Mit einem Worte: Albert und Helenens Gaſt war Kaiſer Heinrich, ihr Vater ſelbſt, der ſie und ihren Entführer gleich beim erſten Anblick erkannt hatte, und von ihnen nur darum nicht wieder erkannt worden war, weil er einestheils ſeine Stimme und Geberden verſtellte, anderntheils ſeinem bei ihrem Verluſte gethanen Gelübde getreu geblieben war, ſich Haar und Bart ſo lange, bis er ſie wieder fände, wachſen zu laſſen.

Die Drei brachten die Nacht unter den ungleichſten Empfindungen unruhig zu und am andern Morgen ſchied der Kaiſer unter dem Erbieten ſeines Dankes aus der ſchwarzen Burg. Albert und Helena waren beinahe übermüthig heiter und ſagten ihm, daß ſie ihre Einſamkeit aufs neue mit dem Leben in der Welt vertauſchen würden, die mit dem Tode des Kaiſers alle Gefahr für ſie verloren hätte. Sie geleiteten den Kaiſer bis vor die Burg, wo der Graf ihm die Richtung anwies, in der er ſich mit Hülfe von gewiſſen Wahrzeichen aus dem Walde fände.

Als er fort war, verließ die fieberhafte Aufregung ihrer Seelen die Liebenden wie ein Rauſch und ſahen ſie den Kaiſer mit einer Bangigkeit in dem Dickicht verſchwinden, deſſen Urſache ſie ſich nicht anzugeben wußten.

Sie brachten den Tag ſchweigſam mit einander zu und Albert mußte immer an die Köhler denken, vor denen ihm jetzt zum erſtenmale wieder graute, da er nicht wußte, wie er ſeine Schätze, die mit ihren Gerippen vergraben waren, bei ſeinem Scheiden aus der ſchwarzen Burg werde losmachen können. Wenn beide wieder ein Wort mit einander ſprachen, betraf es den fremden Ritter, deſſen Vorſtellung ihnen unheimlich war und doch eben deßhalb nicht von ihnen wich.

Nach Verlauf von wenigen Tagen ſollten ſie auch ſchon die Saat der böſen Ahndungen aufgehen ſehen, indem ſie mit dem anbrechenden Morgen von Trompetengetön aus ihrem Schlummer geweckt wurden und, ſobald ſie erſchrocken von ihrem Lager aufgeſprungen und an das Fenſter geeilt waren, die ſchwarze Burg, deren Mauern Jahre lang keinen fremden Menſchen erblickt hatten, von Schaaren von Gewappneten umſtellt fanden.

Sie konnten kaum eher an die Möglichkeit deſſen glauben, was ſie vor ihren Augen ſahen, als bis ein Herold heranritt, der ſie im Namen des Kaiſers zur Uebergabe aufforderte, und alsdann händigte Graf Albert, ſich in ſein unabänderliches Schickſal fügend, einem Anführer ſeiner Feinde die Schlüſſel zu der ſchwarzen Burg ein.

Er wurde mit ſeiner Geliebten gefangen und gefeſſelt von dannen geführt und ſah auf jenem freien Waldplatze eine Anzahl Berittener halten, zu denen, wie es ſchien, ſein Weg ging und die man ihm als den Kaiſer und ſein Gefolge bezeichnete. Die Liebenden langten zitternd und zagend vor ihrem höchſten Herrn an, in dem ſie noch immer nur den Nachfolger von Helenens Vater zu erblicken glaubten, und warſen ſich ihm, um Gnade flehend, zu Füßen, weil ſie meinten, ihm als Verbrecher an ſeinem Vorgänger auf dem Throne und als Geächtete verrathen worden zu ſeyn, die nun ihre Strafe zu erleiden hätten.

Allein wie groß war ihr Entſetzen, als Helenens Vater, der ſich inzwiſchen Haar und Bart hatte ſcheeren laſſen, ſie mit ſeiner natürlichen Stimme anredete, und ſie, zu ihm emporſchauend, ſeine Züge, ſowie in denſelben die ihres neulichen Gaſtes wieder erkannten, der ihnen mit harten Worten ihre jetzige und ehemalige Pflichtvergeſſenheit vorhielt und den Grafen Albert zum

Tode abzuführen gebot. Vorher hatten Albert und Helena in ſchweigſamer Demuth nichts zu ihrer Entſchuldigung vorgebracht und jetzt fügte ſich Erſterer männlich entſchloſſen der Nothwendigkeit, indem er überzeugt war, daß keine Bitten etwas fruchteten.

Helena rief aber in dem ſchrecklichen Momente, als ſie auf ewig von einander ſcheiden ſollten, in Verzweiflung einmal über das andere aus, ſie werde ihren geliebten Gatten nicht überleben und ſich ſelbſt dem Tode in die Arme werfen. Sie flehte zugleich die Herzoge und Grafen des kaiſerlichen Gefolges mit ſo herzbrechenden Klagen an, ſich ihrer bei ihrem Vater zu erbarmen, daß ſie alle für ſich gewann und der Kaiſer anſtatt Einer, hundert Bittende in ſich ſtürmen ſah.

Er konnte dem vereinigten Andrange nicht widerſtehen und ließ ſich williger, als man nach ſeinem geſtrengen Anſehen hätte denken ſollen, zur Milde erweichen. Er verkündete ſeine Sinnesänderung zum allgemeinen Jubel und wollte dann auch mit verſöhntem Herzen ſeine lang entbehrte Tochter in die Arme ſchließen, der er wegen ihres kindlichen Ungehorſams und ihrer frevelhaften Worte nicht länger zürnte.

Erſt als Helena wieder an dem Buſen ihres Vaters lag, brach der über das Paar verhängte Zauber in ſich zuſammen und erkannten Beide die Sündenſchuld ihrer Vergangenheit in der ſchwarzen Burg, die in der alten Sage mit Recht als des Teufels Schloß verrufen war.

Helena umſchlang, in Reue und Thränen vergehend, immer aufs Neue ihres Vaters Knie und war nicht dazu zu bewegen, daß ſie ihr Angeſicht aus dem Staube zu ihm erhob. Graf Albert war auch ſo zerknirſcht, daß er noch nicht den Muth gewinnen konnte, ſich die volle Gnade des Kaiſers, der ihm nicht nur ſeine Strafe erlaſſen und Helenen zur Gemahlin geben, ſondern ihn auch durch eine hohe Würde des Reichs zu ihrem Range erheben wollte, anzueignen.

Er zog vielmehr, mit Genehmigung des Kaiſers, auf eine Reihe von Jahren in den Krieg, während deſſen er ſich durch Bekämpfung der Ungläubigen in hundertfältigen Todesgefahren Gewiſſensruhe erſtritt, und willigte darein, daß Helena für die Dauer ſeiner Abweſenheit den Nonnenſchleier annahm, um ſeine glückliche Heimkehr vom Himmel zu erbeten.

Nach dieſen Begebenheiten und nachdem die Schätze des Grafen von ihm ſelbſt aus dem Burgverließe genommen, ſowie die Gebeine der Todten von ihm ſelbſt zur Erde beſtattet worden waren, verödete die ſchwarze Burg von Neuem wieder.

Ich kann nicht ſagen, wie tief der Eindruck war, den mir dieſe Erzählung durch die Verwandtſchaft ihres Inhalts mit meinen Schickſalen machte, und ſobald ich ſie geendet hatte, glühte und wogte Alles in mir.

Ich lehnte mich in meinem Großſtuhle zurück und blickte ſinnend vor mich nieder.

Indem erloſchen die Kerzen, die mir geleuchtet hatten, und gab das Licht nur ſo lange der Finſterniß Raum, bis der rothe Vollmond, der ſo eben am Horizonte über der dunkelvioletten Erde aufgegangen war, höher und heller emporſtieg und durch die weite Fenſteröffnung blendend in mein Antlitz ſchien.

Mit inniger Freude zu einem Entſchluſſe kommend, rief ich aus: Ja, die Natur iſt immer wahr und der Menſchen treuſte Rathgeberin! Sie ſteht uns tröſtend noch zur Seite, wo uns alle Hülfe außer uns verlaſſen hat. Wir brauchen nur einen offenen Sinn und ein reines Herz zu haben, um aus ihren leiſen Winken zu erfahren, was uns frommt. Sie gibt mir mit den Kerzen und dem Mond ein Gleichniß, nach dem ich meine Handlungen regle. Wer möchte auch einen Augenblick anſtehen, der die Wahl zwiſchen Mondlicht und Kerzen hat, ſich zu ſeiner Erleuchtung für das Eine oder Andere zu entſcheiden!

Ich verzichte auf den zerſtreuenden Leichtſinn der Modewelt und bin des augenſchmerzenden Kerzenlichtes genialer, nervenſchwacher Frauen müde. So lange ihnen eine Sonne wirklich ins Geſicht ſcheint, beten ſie wohl mit allen Menſchen ihren göttlichen Urſprung an. Hüllen aber Wolken ihren Geſichtskreis ein, oder wird ſie ihrem geblendeten Auge unſichtbar, ſo nehmen ſie eben ſo gern mit jeder Lampe vorlieb und merken keinen Unterſchied des Lichtes. Jede moderne Verrenkung, die nur neu iſt, wird von ihrer Unſelbſtſtändigkeit für eine geniale Vorſtellung gehalten und ſie treiben ſich zwecklos im Leben ab, um ſich, ſo lange ſie Athem haben, zu vernichtigen.

O nimm mich in Deine Arme auf, Natur! und errette mich vor dieſer Afterkunſt. Heilige Einfalt und Wahrheit! Du allein biſt meine Göttin, Dir will ich huldigen. Ja, Luiſe, Du liebſtes Kind der Natur, lehre mich einfach, wahr, glücklich, geſund ſeyn. Nimmſt Du Dich des armen, weltlich hinfälligen Wanderers an, ſo iſt er geborgen. Ich wohnte in einem ſchönen kunſtreichen Garten: ich vergnügte mich — — — allein ich trage heiße Sehnſucht nach dem wilden Walde.......

Jetzt kamen auch die Geiſter der Sage nacheinander über mich: die Nebelgeſtalten des mythiſchen Ritters und ſeiner frommen Frau, der unbekannte Alte mit dem weißen Stabe, der Tyrann und die vier Höllenwerkzeuge, die allegoriſche ſchwarze Burg erſtand und verſinnlichte ſich in dieſen Mauern. Die erſchreckliche Bande der Kohlen- und Mordbrenner zeigte ſich und verſchwand, der kecke abenteuerliche Graf und ſeine ſchöne Kloſterbraut zogen ein und lebten an den poetiſchen Stätten, in der ſchauerlichen Einſamkeit und Vergeſſenheit, bis die Erſcheinung des ehrwürdigen Kaiſers dem wunderbaren Daſeyn ein Ende ſetzte. Die unerhörte Kränkung des Vaters durch die Tochter vergegenwärtigte ſich mir eben ſo wie das furchtbare Wiedererkennen und verſöhnende Vergeben und Vergeſſen. Es beruhigte ſich Alles wieder, ſogar die Gerechtigkeit in mir, das Bedürfniß der Strafe wegen des grauſamen Mordes. Ein ehrfurchtgebietendes geheimnißvolles Verhängniß nahm die Schuld auf ſich und wollte kein Unglück dulden, heilte die kranken Gewiſſen in ſeinem letheiſchen Bade.

Die ſchwarze Burg, ſagte ich zu mir, ſollte eigentlich die Burg des Vergeſſens heißen, der ſinnreiche Name kommt ihr der That nach zu, die ſie auf die menſchliche Seele ausübt. Ich will die Lehre benutzen und ergründen, die die Sage von ihr gibt, ich will vergeſſen lernen. Die höchſte Kunſt der Erde iſt Vergeſſen, und meine Großtante muß genug vergeſſen haben, um an dieſem Orte ſo geworden zu ſeyn, wie ſie iſt. Sie hat wohl ſelbſt die wunderbarſten Schickſale erlebt, wenn dieſelben ſich, wie ſie ſagt, mit der ſeltſamen Sage aus uralter poetiſcher Zeit meſſen dürfen. Was konnte ſie aber in dieſer nüchternen modernen Zeit erleben, das ſie alſo von ſich ſelbſt zu ſprechen berechtigte? —

Unter ſolchen Betrachtungen erhielt ich mich ſo lange wach, bis es zu tagen anhub und ich am Ende dennoch überwacht entſchlief. Mein in der Aufregung der Nacht gefaßter Entſchluß hielt auch bei meinem Erwachen am andern Morgen vor der reiflichſten Ueberlegung Stich und gereichte mir darin zu meinem höchſten Troſte.

Ich ging ſo früh es mir vergönnt war, zu Frau von Wolkenſtein und theilte ihr meine Entſchlüſſe nebſt meinen Wünſchen mit.

Sie ſah mich ſtillſchweigend eine Weile mit einem Ausdrucke an, der ſchwer zu beſchreiben iſt, da er die Erfüllung eines zuverſichtlich erwarteten, vom Himmel erbetenen Gutes und ihren frömmſten Dank dafür in ſich enthielt.

Gönnen Sie, gewähren Sie mir die Hand Ihrer lieblichen Luiſe, der verwaisten Tochter ihres Gärtners, der Sie Sich mit ſo mütterlicher Pflege angenommen haben?

Es krönt mein irdiſches Glück, theurer Vetter! erwiederte ſie, daß ich gerade Ihrer Hand, den ich mit ſo aufrichtigem Herzen achte und liebe, das Wohl meiner einzigen natürlichen Erbin und Enkelin anvertrauen kann.

Ihrer Enkelin, verehrte Mutter? fragte ich.

So habe ich geſagt, verſetzte ſie, die letzten Worte mit würdevoller Abſichtlichkeit hervorhebend: des einzigen Kindes meiner außer der Ehe erzeugten Tochter.

Ich fühle mich überglücklich, daß Sie ſo geſprochen haben, ſagte ich: und daß ich durch die Hand der reizenden Luiſe, wenn ſie mir ihr Jawort gibt, Ihr Sohn werden ſoll.

Sie ſind der einzige Menſch, fuhr ſie fort, dem ich mein Geheimniß anvertraut habe und je anvertrauen werde, und daſſelbe ſoll nur der Vorläufer meines vollen Vertrauens ſeyn, das ich Ihnen ſchuldig geworden bin. Sie ſollen meine abenteuerliche Lebensgeſchichte in den nächſten Tagen aus meinem eignen Munde vernehmen.

Der ernſte Zweifel ſtieg nun unabweislich in mir auf, ob mein Glück auch nicht auf Sand gebaut, ſondern in Luiſens lebendigem Gefühl begründet ſey, und ich rief gegen die Matrone aus: Was hilft mir aber in dem Falle ihre Hand und Ihre Zuſtimmung, daß Luiſe mich nicht liebt und ſo, wie ich ſie liebe, wieder lieben kann!

Sie lächelte und ſprach: Sie ſind ein Schooßkind des Glückes, lieber junger Freund, und ſollen nichts zu wünſchen übrig behalten. Erfahren Sie, daß Luiſe erſt geſtern insgeheim zu mir kam und mich die holdſeligſte Beichte anhören ließ, die wohl je ein Herz dem andern anvertraute. Sie bekannte mir aus freiem Antrieb, daß ſie alles das für Sie im Ueberſchwang empfinde, was man, wie ſie bisher allein in Büchern geleſen habe, im Leben Liebe zu nennen pflege, und wie ſie nicht für möglich halte, von Ihnen in Zukunft getrennt fortbeſtehen zu können.

Ich begann zu zweifeln, ob meine Sinne ſoviel Glück ertragen würden. Ich hatte ſie bisher nur wild geſehen, und kaum zu ahnden gewagt, daß ſie auch ernſt ſeyn könne.

In dieſem Augenblicke überraſchte uns Luiſens Eintritt in das Kabinet.

Ich ſprang auf und warf mich ihr zu Füßen, erfaßte, als ſie zurückweichen wollte, den Saum ihres Kleides und zwang ſie, die Erklärung dieſer Scene in dem auf uns gerichteten Lächeln ihrer Pflegemutter zu ſuchen und zu finden. Sie ließ in der Erſtarrung des Schreckens eine Hand, die ich ergriff und mit Küſſen bedeckte, von dem erglühenden Antlitz niederſinken, und ich ſuchte umſonſt mit den meinigen ihr Auge, das die andere Hand verbarg. Ich wagte keine andere Frage an ſie zu richten, als die in ihrem wiederholt ausgeſprochenen Namen lag.

Die Scene hätte kein Ende gefunden, wenn nicht unſere Großmutter ſie als Braut an meine Bruſt gelegt und uns ihren Segen verliehen hätte. Ich ſuchte Luiſens Auge wieder und — es ſah mich an.

So waren wir verbunden.

Einige Tage nach dieſem glücklichen Ereigniß erzählte mir Frau von Wolkenſtein unter vier Augen ihre Lebensgeſchichte, da Luiſe noch eben ſo wenig als bisher erfahren ſollte, in welchem Verhältniß ſie zu ihrer Wohlthäterin ſtand. Ich erfuhr auf dieſe Art die wunderbaren Begebenheiten, welche ich nachſtehend in der Form mittheile, wie mir meine Erinnerung die mit meinen Betrachtungen darüber ſpäter niedergeſchriebenen Worte meiner Großtante aufbewahrt hat.

„Sie haben bisher gewähnt, mein theurer Neffe, ſagte ſie: daß ich aus einer namenloſen bürgerlichen Familie entſproſſen und Ihnen nur durch die Familie des Mannes, deſſen Namen ich führe, weitläufig verwandt ſey. Dem iſt nicht ſo und ich bin Ihnen weit näher verwandt, als Sie glauben, da ich Ihrer eigenen Familie angehöre und die leibliche Schweſter Ihres Großvaters väterlicher Seits, mit einem Worte: die verſtorbene Gemahlin des Grafen Roſenberg bin.“

„Sehen Sie mich darum nicht ſo verwundert oder vielleicht mit Entſetzen an und halten Sie mich weder für wahnwitzig, noch für ein Geſpenſt, da Sie aus Ihrem Stammbaume erſehen haben, daß ich bereits vor fünfzig Jahren begraben bin. Ich habe Ihnen, wie Sie aus dem Verfolge meiner Lebensgeſchichte erkennen werden, in der That die lautere Wahrheit geſagt.“

„Meine Eltern hatten zu der Zeit meiner erſten Jugend gewiß nicht recht an mir gethan, mich zuerſt in der Reſidenz, in dem Getreibe der großen Welt, und für deren Freuden und Anſprüche erziehen zu laſſen, um mich hernachmals jung, ſchön, geſund, heiter und lebensfriſch, wie ich war, an einen ſechzigjährigen hageſtolzen Sonderling gleichſam zu verhandeln, der mich ſofort auf ſeine im tiefſten Böhmen gelegenen Güter entführte und mich allda zwang, die entſeelendſte aller Einſamkeiten mit ihm zu theilen.“

„Ich war Jahre lang in Verzweiflung über mein

Geſchick und wußte mir nicht zu rathen und zu helfen. Der Himmel weiß, wie oft und wie gern ich einen mich ſo oder ſo erlöſenden dummen Streich gemacht hätte, ohne daß ſich mir dazu die Gelegenheit erbot, und ich verlor am Ende alle Geduld mit mir und Andern wie mit Gott, ohne daß es zu etwas führte.“

„Ich hatte in meiner Troſtloſigkeit ſogar den wiederholten guten Willen, mich dem Unabänderlichen zu fügen und mich mit den mir aufgedrungenen Pflichten auszuſöhnen, wiewohl ich fühlte, eine ſolche Löſung des Zwieſpaltes könne von keiner Dauer ſeyn. Ich haßte mit ſo aufrichtigem Herzen alle ſchiefen Lebenslagen. Allein mein Gemahl fühlte nur allzuwenig das Bedürfniß einer, wenn auch noch ſo oberflächlichen ehelichen Uebereinſtimmung, als daß er mir es möglich gemacht hätte, ihm einen Schritt entgegen zu thun. Ja, auf die Gefahr, daß Sie es für Uebertreibung oder Erfindung anſehen, füge ich hinzu, er war ſo wenig Menſch, daß er kein anderes lebendes Weſen als einen Hund ſeiner Liebe werth erachtete.“

„Er hatte ſich mit mir vermählt, aus welchen Gründen, iſt mir unbekannt, man ſagte mir einmal, auf Antrieb der Geiſtlichkeit, die ein Intereſſe daran hätte, ſeinen Mannesſtamm nicht ausgehen zu ſehen, und es iſt ſoviel gewiß, daß ſich nach einander mehrere junge hübſche Patres mit beſonderem, wenn auch erfolgloſem Eifer meiner geiſtlichen Wohlfahrt annahmen.

Allein mein Gemahl hatte mir mit ſeiner Hand keineswegs ſein Herz vergeben, das ſchon ſeit Jahren ausſchließlich ſein Schooßhund beſaß.“

„Derſelbe dicke, alte, ekelhafte Mops erhielt alle Tage ſein gebratenes Huhn und ſein Deſert zum Mittagsmahl, ſchlief in den weichſten ſeidenen Betten mit Eiderdunen, hatte ſeinen eigenen Leiblakaien und wurde alle Tage in Begleitung ſeines menſchlichen Freundes oder allein ausgefahren. Im erſteren Falle pflegte mein Gemahl an dem höchſtgelegenen Punkte ſeiner Herrſchaft auszuſteigen, den Mops die Anhöhe auf ſeinem Arme emporzutragen und ihm die Ausſicht auf dem Gipfel über ſeine ganze Herrſchaft mit den Worten zu zeigen: Siehſt Du, mein theurer Gebieter, das iſt Alles Dein!“

„Zu Hauſe, wenn er Mittags oder Abends eine Stunde bei mir ſaß, ſprach er zuweilen Wochen lang kein Wort und war es ſeine Lieblingsbeſchäftigung, mit dem Finger ein Loch in die Wand des Zimmers zu kratzen.“

„So viel genüge Ihnen zur Charakteriſirung des Mannes, mit dem ich für dieſe Zeitlichkeit verbunden war.“

„In der Reſidenz hatte früher zu meinen eifrigſten Anbetern ein junger ſehr bemittelter Baron Wolkenſtein gehört, der nur neben der Leidenſchaft zu mir ſo viele leidenſchaftliche Liebhabereien, als Reiſen, das Studium der Naturwiſſenſchaften, die zeichnenden Künſte und dergleichen hatte, daß ihn ſogar eine Reiſe, die er zu der Zeit unternahm, als Graf Roſenberg ſich um meine Hand bewarb, abhalten konnte, die geringſte Maßregel zu meiner Befreiung zu ergreifen. Er kehrte erſt nach dem Abſchluſſe unſerer Verbindung in unſere Heimath zurück und mußte ſich wohl über meinen Verluſt getröſtet haben."

„Ich hatte dieſen Baron Wolkenſtein im Grunde meines Herzens nie, am wenigſten leidenſchaftlich geliebt, und es hatte ſeine Leidenſchaft zu mir nur etwa meiner jugendlichen Eitelkeit geſchmeichelt. Deßungeachtet würde ich mich als ſeine Gattin bis zu einem gewiſſen Grade haben glücklich fühlen können, und hatte mich unter den obwaltenden Umſtänden natürlich ſein Verluſt geſchmerzt."

„Indem ich in meiner Abgeſchiedenheit mich eines Tages weiter als gewöhnlich auf einem Spaziergange von meinem Schloſſe entfernt hatte und in einer düſteren Schlucht unſeres Waldgebirges darüber nachſann, welche Wendung dereinſt meine Zukunft nehmen könne, ſah ich mit einemmale wie einen überraſchenden Gedanken Wolkenſtein vor mir ſtehen, der, über meinen Anblick eben ſo erſtaunt, als ich über den ſeinigen, die Botaniſirmappe, die er in Händen hielt, augenblicklich von ſich warf und mit dem Betheuren mir zu Füßen ſtürzte, wie ſelig er ſich fühle, mich nach wochenlangen vergeblichen Bemühungen endlich insgeheim zu ſprechen."

„Ich glaubte ſeinen ſchmeichelnden Reden damals allzugern, obwohl ich mich ſpäter leicht überzeugte, daß ihn ſeine Liebhaberei zur Botanik zufälligerweiſe in meine Nähe geführt und er mich in der That hier nicht geahndet hatte. Vor der Hand war aber von ſolchen Entdeckungen keine Rede und hatte er wirklich von dem Augenblicke unſeres Wiederſehens an alles Andere auf Erden außer mir vergeſſen."

„Ich ließ mir ſeine Anbetung gefallen, ohne daß ich etwas dabei fühlte. Ich glaube beinahe, ich hoffte auf das Entſtehen einer Zärtlichkeit in meinem Herzen, die deſſen tödtliche Nüchternheit berauſche; blieb aber nichtsdeſtoweniger kalt, daß ich mir einbildete, Wolkenſteins getreue Liebe verdiene meine innige Dankbarkeit."

„Wir ſahen und ſprachen uns täglich an den einſamſten Stellen der Umgegend und es blieb das Verweilen des unbekannten Arztes oder Botanikers in ſeiner abgelegenen Dorfſchenke Jedermann verborgen. Ihn berauſchte, mich unterhielt unſer unſchuldiges Liebesverſtändniß, und der Entſchluß, mich zu entführen, reifte in ihm deſto mehr, je ſchwächeren Widerſtand ich ihm leiſtete. Meine Kraft zu dulden ging jedenfalls auf die Neige und ich wußte zuletzt keine andere Abhülfe meiner Noth zu erſpähen."

„Um die nämliche Zeit wurde mein Gemahl auf mehrere Monate an den Hof berufen, wohin er mich nicht mitnehmen konnte, und kam uns dieſe Abweſenheit ſo gelegen, daß wir nur noch über die zur Ausführung unſeres Vorhabens zweckdienlichſten Maßregeln ungewiß waren."

„Ich hatte unter der eidlichen Zuſicherung ſeiner Verſchwiegenheit unſere Verhältniſſe einem alten Kammerdiener, dem Wittwer meiner Amme, anvertraut, der mir aus meinem väterlichen Hauſe nach Böhmen gefolgt und auf das Getreueſte zugethan war. Derſelbe ſtimmte, nachdem er vergebens verſucht hatte, uns auf andere Gedanken zu bringen, wohl auch in den Plan unſerer Flucht ein, erhob aber bei jedem vorgeſchlagenen Wageſtück hartnäckigen Widerſtand und brach bei ſolchen Gelegenheiten einigemal, des Skandales einer offenen Flucht und des Schattens halb, den ſie auf meinen väterlichen Namen werfen werde, in die Worte aus: O, mein Gott! nein, das geht nimmermehr. Es wäre beſſer, als daß ſo etwas geſchähe, die gnädige Gräfin ſtürben!“

„Als er die Phraſe zum drittenmal wiederholt hatte und mein Geliebter darüber ungeduldig werden wollte, ging mir plötzlich ein Licht in der Seele auf und verſetzte ich: Sie haben vollkommen Recht, mein lieber Jakob, es iſt jedenfalls das Beſte, daß ich ſterbe.“

„Man ſah mich wegen meines Einfalls mit Entſetzen an, allein ich fügte heiteren Muthes hinzu: Ich wüßte wenigſtens kein Mittel, das uns auf ſo einfache und ſichere Art als mein Tod aus der Schlinge zöge. Ich erkranke, ſterbe, laſſe mich begraben und ſtehe wieder auf, um in dem tiefſten Geheimniſſe auf und davon zu gehen.“

„Sobald die erſte Ueberraſchung vorüber war, ſand der Gedanke beſonders bei Wolkenſtein Zuſtimmung und ward, nach vorläufigen Rückſprachen, die Ausführung beſchloſſen.“

„Ich erkrankte vor den Augen der Leute ohne Säumniß und unter ſo günſtigen Umſtänden, daß unſer alter Kreisphyſikus zu gleicher Zeit bettlägerig ward. Wolkenſtein ſtellte ſich dieſem wie zufällig als reiſenden Mediciner vor, und fand ſo wenig Schwierigkeiten, ſich bei ſeinem botaniſchen Wiſſen Glauben zu verſchaffen, daß der alte Mann ſeinen Beſuch wie einen Wink des Himmels betrachtete, den fremden jungen Mann als ärztlichen Beiſtand in mein Haus zu ſenden. Mit ſeiner Hülfe und der einer vertrauten Kammerfrau verſchlimmerte ſich mein Uebel bald ſo ſehr, daß die Hoffnung, mich zu retten, ausging.“

„Es wurden mehrere Boten mit der Nachricht an den fernen Grafen geſchickt, auf deſſen geringe Theilnahme wir zuverſichtlich rechneten, und mein Tod veröffentlicht, ehe er noch in dem äußerſten Falle ſeine Maßregeln hätte treffen können.“

„Die Furcht vor der Anſteckung des hitzigen Fiebers hatte es ſchon unthunlich gemacht, daß mehrere Leute das Krankenzimmer betraten. Um wie viel mehr Vorſicht war alſo nicht bei der Todten nöthig, und wie ſorgfältig mußte verhindert werden, daß Diener und Unterthanen meine ausgeſtellte Leiche anders als von ferne und auf wenige Augenblicke ſahen! Der alte Jakob allein, meine treue Dienerin und Wolkenſtein blieben um meine Perſon beſchäftigt, um jede Störung oder jeden Verrath unmöglich zu machen. Es ging auch Alles in der That ſo glücklich von ſtatten, daß bei der beſchleunigten Beerdigung ein mit Stroh und Steinen, anſtatt mit meiner Leiche ausgefüllter Sarg beigeſetzt ward.“

„Ein außerordentlicher Zwiſchenfall trat nirgend ein und ich wurde nicht mehr als hergebrachtermaßen beweint und beklagt, ohne daß Jemand in der Nähe oder Ferne eine Heimlichkeit bei meinem Ableben ahndete. Einige gutmüthige Seelen, die in die Verhältniſſe meiner Ehe eingeweiht oder einſichtig waren, wünſchten mir wohl in der Stille zu meiner Erlöſung Glück.“

„Ich hielt mich übrigens, verkleidet und verſtellt, ſo lange in der Nachbarſchaft verborgen, bis Wolkenſtein ſich unverdächtigerweiſe vom Schloſſe entfernen und mit mir flüchten konnte. Er ſchrieb derweil an meinen Vater und an den Grafen Roſenſtein und ſendete ihnen einen mit Hülfe des Kreisphyſikus abgefaßten Bericht über meine vermeinte Krankheit und die angewandten Mittel. Daß er dem letzteren nicht ſofort perſönlich in der Reſidenz aufwarte, entſchuldigte er mit den dringenden Geſchäften, die ihn ins Ausland riefen; die ausführlicheren mündlichen Beſprechungen verſpare er ſich bis zu ſeiner Wiederkehr.“

„Von meinem Vater konnten wir, bei der Entfernung ſeines Wohnorts, keiner Antwort gewärtigen: daß aber auch von meinem Gemahle nicht eine Zeile

Nachricht einlief, wußten wir uns nicht eher genügend zu erklären, als bis wir ſpäter erfuhren, daß in der Zwiſchenzeit ſein Mops in Wien erkrankt und geſtorben war.“

„Der alte Jakob, den wir zurücklaſſen mußten, machte uns noch in den letzteren Tagen viel mit ſeinem Gewiſſen zu ſchaffen, das ihm zuflüſterte, er habe uns zu einem großen Unrecht beigeſtanden und dürfe das begonnene Werk nicht beendigen helfen. Wir überwanden jedoch ſeine Bedenklichkeit, indem wir ihn mit der äußerſten Rückſichtsloſigkeit gegen ihn und die Meinen in dem Falle bedrohten, daß er an uns zum Verräther werde, und brachten uns alſobald in Sicherheit. Ueber ſein etwaiges Betragen in der Folge ſtiegen zwar ſchon jetzt Zweifel in uns auf; wir legten aber mit Recht darauf kein allzugroßes Gewicht, da wir unſere Schritte in die weiteſte Ferne anderer Welttheile zu lenken gedachten.“

„Auf dieſe Weiſe ſah ich mich aus meiner ehelichen Sklaverei befreit und ward ich nebenbei der Freude theilhaft, einen Menſchen glücklich zu machen. Daß ich zu der Zeit ſelbſt glücklich geweſen ſey, darf ich nicht behaupten. Ich war allzuſehr von dem Genuſſe meiner jungen Freiheit berauſcht, um dies Gefühl von meinem allgemeinen Glücke abziehen zu können. Auch war ich in dem Taumel und der Unruhe der Reiſe eben ſo wenig fähig, über mich ſelbſt nachzudenken, als mir meine Krankheit und mein Tod dazu Gelegenheit gegeben hatte. Tief genug hatte ſich mein eigener

Anblick im Sarge meiner Seele allerdings eingeprägt, und mein Herz hatte mir über die möglichen Folgen meines unerhörten Wagniſſes ſtark genug geſchlagen.“

„Indeſſen — waren die Würfel einmal gefallen und brauste das Schiff meiner Jugend kräftig durch die Wogen des Lebens.“

„Wir begaben uns nach Aegypten und trafen in Marſeille, wo wir uns einſchifften, mit Wolkenſteins älterem Bruder, einem ſtillen, ernſten, Vertrauen erweckenden Manne zuſammen, der uns begleitete und den mein Geliebter ſchon aus der Ferne in unſer Geheimniß gezogen hatte. Er behandelte mich vom erſten Augenblicke unſerer Bekanntſchaft an mit ſo herzlichem Wohlwollen, daß ich nicht umhin konnte, ihm meine Freundſchaft zu ſchenken.“

„So groß nun auch vorher auf der Reiſe Wolkenſteins leidenſchaftliches Glück und Entzücken an mir, ſo groß meine Zufriedenheit mit meinem Schickſale geweſen war, ſchien es doch, als ob durch dieſes Bruders Dazwiſchenkunft unſer Verhältniß zu einander erſt eine feſte Grundlage gewonnen hätte und wurde ich dadurch jedenfalls ruhiger und glücklicher.“

„Wir verlebten zuſammen auf dem Schiffe und in Aegypten glückliche Tage und empfingen in den erſten Wochen unſeres Aufenthaltes in Cairo Briefe aus der Heimath, die uns von dem Grafen Roſenſtein die ſchon erwähnte Nachricht mit dem Zuſatze gaben, wie ſo überaus weich geſtimmt und leicht empfänglich für

Gemüthseindrücke er in Folge ſeiner erlittenen Verluſte bei ſeiner Rückkehr geweſen ſey, daß er beim Anblicke des Sarkophages ſeiner Gemahlin in den ungemeſſenſten Schmerz ausgebrochen, den ein Menſch vielleicht je zu erkennen gegeben habe. Der alte Jakob ſchilderte uns den Schmerz und ſeine Thorheiten auf das Umſtändlichſte und fügte hinzu, wie ihn die herzbrechende Gewalt deſſelben ſo gerührt und erſchüttert, daß er, ſeines uns verpfändeten Eides uneingedenk, unſer Geheimniß verrathen habe.“

„Sie können ſich denken, wie ſehr wir zuerſt über dieſe Neuigkeit erſchrecken mußten! Indeſſen theilte uns der gute Alte die beruhigende Verſicherung mit, daß der Graf zwar über ſeinen Ausruf: Seine Gnaden ſolle ſich nicht ſo erbärmlich anſtellen, die Frau Gräfin ſey nicht eigentlich geſtorben, ſondern nur verreist, ſowie über die Erläuterungen des Wie? und auf welche Art? mit Berufung auf den Inhalt des Sarges, in hohem Grade erſtaunt geſchienen, ſeine Faſſung aber mit wunderbarer Schnelligkeit wieder gewonnen habe. Der troſtloſe Wittwer hatte dem alten Diener auch nichts Anderes erwiedert, als daß er ſeine ganze Rede für eine gutgemeinte Erfindung halte, ihn zu tröſten, und ihm den ſtrengen Befehl ertheilt, von dieſer Angelegenheit niemals wieder gegen ihn oder irgend Jemand ein Wort zu verlieren. Der Sarg war deßgleichen öffentlich ununterſucht geblieben, und wir erkannten aus dem Verfahren des Grafen ſeine Abſicht, es bei meinem Tode ſein Bewenden haben zu laſſen und ſich durch eine Verfolgung meiner Flucht nicht noch obendrein Koſten, Aerger und Skandal zu verurſachen.“

„Der alte Jakob konnte übrigens ſchließlich nicht aufhören, ſeinen unwillkührlichen Eidbruch zu beklagen, den ihm der Himmel in jenem Leben verzeihen möge, und erklärte uns, er fühle ſein irdiſches Ende mit ſo ſchnellen Schritten nahen, daß ich ihn zuverläſſig für geſtorben halten dürfe, bekomme ich binnen vier Wochen keinen zweiten Brief.“

„Daß dieſes nicht geſchah, beſtätigte uns wirklich ſeinen Tod, und einige Zeit darauf ward mit meiner Kammerfrau, die in Aegypten an einer Epidemie ſtarb, jeder fremde Mitwiſſer meiner Vergangenheit aus dieſem Leben entfernt.“

„Ich betrachtete mit einem ſeltſamen Gefühle mein alſo in die Luft geſtelltes und nur noch in dem Herzen eines einzigen Menſchen begründetes Daſeyn.“

„Ich fragte mich, wie zur Befeſtigung meiner Seelenruhe: Du lebſt alſo wahrhaftig in der Seelenliebe eines Menſchen fort? entſetzte mich aber anſtatt Antwort zu geben, über dieſe Traumbuchsfrage und wich ihr ängſtlich aus.“

„Als uns binnen Kurzem auch die Kunde vom Ableben des Grafen Roſenſtein zukam, traute mich ein franzöſiſcher Abbé dem Baron Wolkenſtein an und ward ich alſo einerſeits zu meiner Beruhigung ſeine rechtmäßige Frau; ich wußte nur anderſeits fortan, ſo oft ich mir jene unwillkührliche Frage wiederholte, immer weniger der Antwort auszuweichen: daß mir das Herz meines neuen Gemahls nicht zu eigen und ſeine Leidenſchaft bereits gewaltig abgekühlt ſey.“

„In Stunden, wann ich aufrichtig mit mir umging, geſtand ich mir ein, er habe auf ſeine Weiſe Recht und ich dürfe mich nicht über ihn beklagen, da mein Herz eigentlich niemals in Liebe oder Leidenſchaft etwas von ihm gewußt habe.“

„Trotz alledem blieb unſer Verhältniß zu einander ungeſtört und verband uns Achtung und Dankbarkeit. Mein Gatte brachte oft ganze Wochen auf naturwiſſenſchaftlichen Ausflügen im Innern des Landes zu, wo er immer reichere Ausbeuten für ſeine rieſenhaft anwachſenden Kabinette einſammelte, und ich blieb derweil heiter und vergnügt in Cairo, unter dem Schutze meines Schwagers zurück.“

„Bei Lichte beſehen, ſtand ich wirklich ſchon längere Zeit meinem Schwager geiſtig näher als ſeinem Bruder, ſo daß jener nicht ſelten den Vermittler und Beſänftiger zwiſchen uns abgab. Wir ſahen auch die Dinge außer uns deßhalb ſo rein harmoniſch in uns an, weil ſein höchſtes Intereſſe an Kunſt, Geſchichte und Politik in mir dem regſten Sinn für Natur und Humanität begegnete. Mein Gatte mit ſeinem ſich ſelbſt vereinzelnden Sammlerweſen fuhr uns immer feindſelig ſtörend in unſern freundlichen Wortwechſel.“

„Es war von vorn herein unſer Plan geweſen, von Aegypten weiter nach Griechenland zu gehen, um daſſelbe auf unſere verſchiedenen Arten zu bereiſen, und mein Schwager und ich hatten uns ſchon lange darauf gefreut, um wie viel inniger und lebendiger jene zehnfach bedeutendere Außenwelt unſeren freundſchaftlichen Verkehr geſtalten werde.“

„Plötzlich, als mein Gatte eben von ſeiner längſten Abweſenheit zurückgekehrt war, fing ſein Bruder ohne allen erſichtlichen Grund an, ſich in ſeinem Betragen gegen uns Beide ſo auffallend zu verändern, daß er ſich immer ſtiller, einſylbiger und verſtimmter von uns entfernte. Meine Gatte war ſo vertieft in ſeine Liebhabereien, daß er die Veränderung kaum bemerkte; mich kränkte und verdroß aber ein ſolcher Verluſt des einzigen Freundes, den ich je gehabt hatte, auf das Aeußerſte.“

„Ich warf im Anfange hie und da ein fragendes Wort gegen ihn hin; die ſeltſame Unruhe aber, die ihn beherrſchte, ließ ihm niemals zu, mir beſonnen Rede zu ſtehen, und ſo verletzte er meine Eigenliebe und meinen Stolz dermaßen, daß ich nur noch ein trotziges Schweigen gegen ihn beobachtete.“

„Als wir am Ende Aegypten verließen, trennte er ſich ohne Erklärung von uns und ſchlug die entgegengeſetzte Richtung in das Innere von Afrika ein.“

„Ich fühlte erſt, nachdem er uns verlaſſen hatte, wie viel er uns, oder insbeſondere mir geweſen war und wie wenig ich ihn zu entbehren verſtand. Ich lebte mit meinem Gatten ferner in Griechenland, nahm aber keinen Antheil mehr an dieſer reichen Welt und Vergangenheit, weil mein Antheil an den Menſchen abgeſtorben war."

„Wir Gatten hatten unſere Anſprüche an einander ſchon ſeit lange aufgegeben, und da unſere Ehe kinderlos geblieben war, vertrocknete ich gleichſam in mir, oder hörte moraliſch auf zu ſeyn, weil mir alle Luſt am Leben aufhörte."

„Jetzt erkannte ich nun wohl, welch unabſehbaren Irrthum ich begangen hatte, verzweifelt zu handeln, da eine verzweifelte Rettung meiſtentheils nur ein zwiefacher Untergang iſt. Mein Leben konnte keinen Werth mehr für mich haben, weil es den für Andere verloren hatte."

„In dieſer Lage befand ich mich beinahe ſchon ein Jahr, während deſſen ich mich ausſchließlich mit den Sammlungen meines Mannes beſchäftigte; als er mir eines Tages mit lachender Miene erklärte: er kehre für jetzt nicht, wie wir beſchloſſen hatten, nach Deutſchland zurück, ſondern gehe nach Trapezunt, wohin er natürlich keinen Ballaſt mit ſich nehmen könne, und ſchlage mir daher vor, mich mit dem erſten ſegelfertigen Schiffe nach dem Feſtlande heimzuſenden."

„Ich beſaß Ruhe genug, die ganze Brutalität dieſer Worte zu ermeſſen und den Eindruck ſchweigſam in mich aufzunehmen, den mir dieſer Ausgang ſeiner Leidenſchaft hinterließ. Ich hatte übrigens auch darauf gefaßt ſeyn können, da er mir ſchon in Cairo einmal den Vorſchlag that, ſeinen Sammlungen Platz zu machen und aus meinem Zimmer und unſerer Wohnung auszuziehen. Was ich mit ſeinem Bruder damals als einen bloßen Scherz belacht, hatte ſonach wirklich einen tiefen Sinn gehabt!“

„Ich erwiederte ihm mit eben ſo lachendem Muthe, daß ich vollkommen mit ſeinen Wünſchen einverſtanden ſey, und trennte mich von ihm für immer, um mit blutendem Herzen die Rückreiſe nach Deutſchland anzutreten.“

„Das Schickſal hatte über mich verhängt, daß ich meine Heimath noch nicht erreichen und mein Schiff an der algieriſchen Küſte ſcheitern ſollte, wo ich von der Mannſchaft faſt allein aus den Wellen errettet wurde.“

„Ich hatte mich, ſchon ruhig und zufrieden, daß es mit mir enden ſolle, dem Tode in die Arme gelegt und wahrſcheinlich einen grellen Gegenſatz zu den jammernden Unglücklichen gebildet, die noch ſo feſt am Leben hingen und doch ſterben mußten. Ich ſtarb nicht, weil ich den Tod willkommen hieß und die Aufgabe meines Daſeyns für vollendet angeſehen hatte.“

„Indem ich mit einem ſchmerzlichen Gefühle wieder zum Bewußtſeyn kam, mußte ich erkennen, daß ich mich in der Sklaverei befand.“

„Die neue Prüfung gewährte mir einen gewiſſen Troſt, indem ich in den mir bevorſtehenden Leiden wieder etwas zu erleben und einen Weg gefunden hatte, meine Seele weiter auszubilden.“

„Ich ward auf dem algieriſchen Sklavenmarkte nach dem innern Lande verkauft und fand allda das Schickſal für mich bereitet, den wüthendſten Chriſtenfeind und Barbaren, der mich aus reiner Freude daran mißhandeln ließ, zum Gebieter zu erhalten.“

„Ich mußte jetzt die harte Erfahrung machen, daß das wirkliche Leben auch auf dieſer Seite anders ſey, als es uns die Phantaſie vorſpiegele, und mein anfänglicher frevelhafter Uebermuth reichte lange nicht ſo weit aus, als ich mir geſchmeichelt hatte.“

„Ich würde in der That verzweifelt ſeyn, wenn mir nicht unmittelbar aus dem Grabe meiner geiſtigen Kraft in der wieder erwachenden Erinnerung an meinen ſeit lange vergeſſenen Schwager Wolkenſtein ein Stern des Troſtes aufgegangen wäre. Es ward mir mit einemmale klar, daß ich ihn liebe und was eigentlich die Liebe ſey, von der ich ſonſt noch keine Vorſtellung gehabt hatte. Wenn ich hinfort unter der Laſt meiner Leiden zuſammenbrechen wollte, erhielt ich mich einzig und allein durch die Gewißheit aufrecht, daß dies Gefühl in mir unaustilgbar und ewig ſey.“

„Es iſt eigen, daß dieſe allerhöchſte Leidenſchaft nur bedingungsweiſe an das Irdiſche gebunden iſt. Sie kann ſogar in ihrer vollen Stärke beſtehen und beherrſchen, wenn der geliebte Gegenſtand nicht mehr lebt, oder nie für den Liebenden gelebt hat. Sie iſt eben nur der geoffenbarte Brennpunkt unſerer Seele, eine individuelle Ausgießung des heiligen Geiſtes. Ja, dieſes große, unabläſſige Gefühl, das minder kräftige Naturen verallgemeinern, und das uns entweder erhält oder vertilgt, kann auch z. B. zu Wiſſenſchaft oder Kunſt entbrennen, oder es können Reue, große Sünden es entzünden.“

„Es iſt natürlich, daß es auch zu jenem Leben oder zu Gott, wenn gleich gewiß nur in einem höchſt ſeltenen Falle erwachen kann, da die irdiſche Einkleidung oder Vermittlung des Göttlichen der menſchlichen Seele in der Regel gemäßer bleibt.“

„Dieſe Liebe zu dem Bruder meines Gatten ſchützte mich wie die Flamme eines zwiſchen die Klippen meiner Leiden ſchauenden Leuchtthurms vor dem Untergange, und brachte mir die wohlthuende Ueberzeugung mit, daß mein Schwager uns nur aus Liebe zu mir verlaſſen habe.“

„Ich brachte viele Monate in meinem Elende zu und glaubte am Ende ſchon die Zeit berechnen zu können, wann mein Körper ihm erliegen würde.“

„Da ließ mich mein grauſamer Herr eines Abends wegen einer meiner Schwäche ſchuldgegebenen Nachläſſigkeit eben unbarmherzigerweiſe vor dem Hauſe geißeln, derweil er ſelbſt der Scene mit Ergötzen zuſah, als ein in einiger Entfernung vorüberreitender Türke durch das Strafamt angelockt wurde, uns zu nahen.“

„Er ritt zu unſerem vereinzelten Hauſe dicht heran und hatte noch keine Minute lang meiner Geißelung zugeſehen, als er mit einem Aufſchrei des Entſetzens vom Pferde ſprang und meinem Herrn gebot, mich auf der Stelle zu begnadigen.“

„Der alſo in ſeinem Eigenthumsrecht gekränkte Muſelmann ſprang, über die Verwegenheit entrüſtet, von ſeinem Sitze auf den Fremden zu, der nicht geſonnen war, ihm auszuweichen, und es gab ſo ſchnell ein Wort das andere, ſchlimmere, daß bereits nach wenigen Minuten der Knall eines Piſtolenſchuſſes in mein Ohr drang und ich meinen Gebieter mit einer blutenden Wunde entſeelt umſinken ſah.“

„Was von Sklaven zugegen war, lief unter ſolchen Umſtänden ohne weiteres auf und davon: nur die wenigen getreuen Diener wurden mit dem Reiſenden handgemein, der ſeine Piſtolen noch mehreremal mit Erfolg auf ſie entlud, und hielten doch, da ſie ohne Schießgewehr waren, nicht lange Stand. Sobald er keinen einzigen Gegner mehr vor ſich hatte, ſtürzte er, aus mehreren Wunden blutend, auf mich zu, die, von ihren Peinigern befreit, dem räthſelhaften Vorgange regungslos von ferne zugeſehen hatte. Er rief mich bei meinem Namen und ich erkannte zuerſt an der Stimme meinen geliebten Wolkenſtein. Ich ſtürzte meinem Erretter, vor Rührung und Erſtaunen ſprachlos, in die Arme, und wir verſtändigten uns mit wenigen abgebrochenen Worten. Da ſeine beiſpiellos tollkühne That, ſein verwundeter, erſchöpfter Zuſtand keine lange Ueberlegung wegen deſſen, was zu thun ſey, geſtatteten, ſo hob er mich auf ſein arabiſches

Roß, ſchwang ſich hinter mir auf und jagte mit mir in die nächtliche Finſterniß der Wüſte von dannen.“

„Ueber unſere glückliche Flucht brauche ich Ihnen deßhalb nicht viele Worte zu machen, weil ich doch unſere Seelenzuſtände unterweges nicht ſchildern könnte. Genug, wir kamen, gleich wie durch ein Wunder, unangefochten nach Algier. Die einzige Erklärung des Umſtandes, daß wir nicht verfolgt und eingeholt wurden, weiß ich nur darin zu finden, daß Verwandte, die meinen Gebieter hätten rächen mögen, nicht in ſeinem Hauſe lebten, und die wehrhaften Diener insgeſammt verwundet, die Sklaven nicht geſonnen waren, ihr Leben für einen todten Herrn in der Bekämpfung eines tapferen Gegners auf das Spiel zu ſetzen, in der Nachbarſchaft auch keine andern Menſchen wohnten, die man hätte ſchnell zu Hülfe rufen können.“

„Wir fanden in dem Hauſe eines uns befreundeten europäiſchen Conſuls, das wir unbemerkt erreichten, Obdach und Schutz, und darin genaß Wolkenſtein, unter meiner zärtlichen Pflege, von ſeinen Wunden. Er erzählte mir hier auch ſeine Abenteuer im innern Afrika, bis zu dem Augenblicke, wo er, heimkehrend, an meiner Wohnung vorbeigekommen und mein Erretter geworden war, und vernahm dagegen meine eigene Geſchichte, deren Wahrhaftigkeit ich ſeinem Unglauben immer wieder betheuern mußte. Es war wegen des Eindrucks, den ſie ihm hinterließ, eine Wohlthat des Himmels, daß ſein Bruder nicht in ſeiner erreichbaren Nähe weilte.“

„Das neue Verhältniß zwiſchen uns hatte ſich unter ſo unerhörten Umſtänden feſtgeſtellt, daß wir nicht hatten daran denken können, unſere Herzen vor einander zu verſchleiern. Sie gehörten einander an und wir vermochten in unſerer Liebe meinen Gatten ganz zu vergeſſen, der da, unſerem Dafürhalten gemäß, durch ſein Verfahren alle Rechte an mich aufgegeben hatte.“

„Sobald Wolkenſtein völlig wieder hergeſtellt war, brachte unſer Beſchützer uns im tiefſten Geheimniſſe auf ein Schiff, das nach Italien unter Segel ging, und auf demſelben entkamen wir nach einer günſtigen Fahrt allen Gefahren der See und der Nachſtellung von Seiten unſerer Feinde.“

„Wir hielten uns in Italien zu Herſtellung unſerer Geſundheit auf und erreichten nicht nur dieſen Zweck, ſondern erfreuten uns auch mittlerweile des ungeſtörten Genuſſes unſerer Liebe und Leidenſchaft.“

„Mit der Zeit verlauteten freilich mitten aus dem Saus und Braus der großen Welt, in die wir uns geſtürzt hatten, oder aus dem Meere von Freuden und Feſten, das uns umwogte, geheime Stimmen, zumal in meinem Herzen, die mir keine Ruhe laſſen und mich nöthigen wollten, unſere Heiterkeit und Zufriedenheit als uns nicht gebührend wieder herzugeben.“

„Dieſelben Stimmen nannten mich eine doppelte Ehebrecherin und wollten von keinem Rechte, das ich habe, wiſſen, meinem Gatten darum, daß er mich verlaſſen, die Treue zu brechen. Ich hatte auch keineswegs den Zauberſpruch in meiner Gewalt, der ſie hätte verſtummen machen können, und mußte unter ihrem Gifthauch die kaum wieder erfriſchte Blüthe meiner Wangen zum andernmale welken ſehen."

„Ich hatte Allzuviel und Allzuſchreckliches erlebt und verlebte es täglich allzu heftig wieder, um auf die Dauer glücklich ſeyn zu können. Ich ſteckte meinen Geliebten, ſo oft ich ſie ihm ſchilderte, mit meiner Stimmung an, und wir wurden darüber ſo unruhig, daß wir uns zuletzt entſchloſſen, uns durch Reiſen zu helfen oder zu betäuben."

„Da Wolkenſteins Angelegenheiten in Deutſchland ſeine zeitweilige Rückkehr erheiſchten, ſo lenkten wir unſere Schritte unſerer langgemiedenen Heimath zu, wo er ſeine Geſchäfte ordnete."

„Wir fragten uns auch danächſt wiederholt, wie und wo wir uns künftig niederlaſſen ſollten und kamen in dem Entſchluſſe überein, der großen Welt ein für allemal zu entſagen, um in irgend einer Einſamkeit nur uns ſelbſt zu leben. Indem ſich bei einer ſolchen Gelegenheit Wolkenſtein ſeines alten Schloſſes erinnerte, das er immer nur auf kurze Zeit geſehen hatte, ſchilderte er es mir ſo abenteuerlich, als es, wie Sie wiſſen, wirklich iſt, und erweckte in mir die Sehnſucht, es zu beſuchen."

„Die Folge war, daß wir kaum den Fuß in dieſe alten Räume geſetzt hatten, als wir uns mit Freudenthränen in die Arme ſanken und einander gleichzeitig erklärten, wir verließen Friedhof niemals wieder."

„Entſchluß und That konnten in einem ſolchen Falle leicht Eines und Daſſelbe ſeyn und alſo richteten wir unſer halbverwüſtetes Beſitzthum in ſeinem alten Style wohnlich ein und gewannen Ort und Gegend von einem Tag zum andern lieber."

„Wir begannen erſt in dieſem Schloſſe ein wahrhaft neues Leben, vergaßen Alles, Alles außer uns und waren Eins in dem Andern glücklich. Es wußte kein Menſch in der Welt mehr von uns und wir waren von Allem, außer von der Liebe, abgeſchieden, deren Heiligkeit und Unausſprechlichkeit ſich hier an uns bewährte. Eine Tochter, die ich meinem Geliebten in Italien insgeheim geboren hatte und die wir gegenwärtig als ein Pflegekind zu uns nahmen, hatte unſere Liebe überdies ſchon früher zur Ehe gemacht."

„Es zogen viele Jahre über unſern Häuptern hin, und wir verſahen uns ihrer nicht. Wir konnten zwar unterdeſſen mehreremale der Verſuchung nicht widerſtehen, einen erneuten Schritt in die Welt zu thun; bereuten denſelben aber alsbald wieder und ſahen unſere Herzen anderwärts ſtets von der alten Unruhe und den alten Zweifeln in Beſitz genommen. Wir eilten, wie von Dämonen angetrieben, in unſere Einſamkeit zurück und fanden in der ſchwarzen Burg jedesmal unſer volles Glück und unſere Ruhe wieder."

„Daß dieſer Wechſel alſo augenfällig war, mußte zuletzt unſere Aufmerkſamkeit rege machen und uns darin gleichſam zauberiſch-geheimnißvolle Einflüſſe erkennen laſſen. Wir erkundigten uns näher nach der Vergangenheit der ſchwarzen Burg, ſowie nach dem Urſprunge ihres Doppelnamens, und entdeckten durch unſere Nachforſchungen unter alten Papieren die Geſchichte von den frühern Abenteuern in derſelben, die unſere Theilnahme in eben ſo hohem Grade als die Ihrige feſſelte.“

„Unſere Tochter erwuchs mit den Jahren zu unſerer höchſten Freude, ohne daß ſie in uns ihre wahren Eltern ahndete, und wir verheiratheten ſie mit einem armen, aber redlichen und reinen Jünglinge, den ſie liebte, und der ſie glücklich machte. Wir hatten natürlich immer die Abſicht, beide uns nach unſerem Tode beerben zu laſſen; wollten ſie aber ſo lange in der Einfalt und Demuth des niedern Standes erhalten, bis ein gewiſſes Alter und Erfahrungen ihren Charakter ausgebildet hätten und deſſen Feſtigkeit ſie vor den Ausartungen der Wohlhabenheit ſchützte. Der Himmel hatte ein Anderes verhängt und erlegte uns den ungeheuern Schmerz auf, unſer einziges Kind durch den Tod zu verlieren. Sie ſtarb, ſo wie ich Ihnen geſagt habe, mit ihrem Gatten vereinigt und hinterließ uns wenigſtens einen lebenden Theil von ihr, eine Tochter, in deren lieblichem Daſeyn ſich mir das Bild der Mutter troſtreich erneute.“

„Der Schmerz über ihren Verluſt ward an einem andern eben ſo großem Schuld, indem er das Herz ihres Vaters brach, und derſelbe nicht lange nachher in ſeinem fünfundſechzigſten Lebensjahre ſtarb. Mir ſtählte dies grauſame Gefühl die Lebenskraft, ſo daß ich ſo alt, als ich gegenwärtig bin, werden mußte, ohne freilich in der unauslöſchlichen Erinnerung an meine Lieben jemals unglücklich zu ſeyn. Meine Seele war von dem Vater meiner Tochter auch nach unſerer Trennung unzertrennlich und ich fühlte in gewiſſen einſamen Stunden kaum, daß er nicht anweſend war, wenn ich mich mit ihm unterhielt. Wir hatten vor ſeinem Tode ſo oft von dem Verhältniſſe geſprochen, in das wir durch einen ſolchen Fall zu einander treten könnten, daß ich gewiſſermaßen ganz darauf vorbereitet war und in der Wirklichkeit alle die ſüßen Träume von unſerem durch keinen Tod zu zerreißenden Einverſtändniſſe erlebte, mit denen wir uns zuvor geſchmeichelt hatten.“

„Mein Gatte hatte ſeinen Bruder überleben ſollen, und hielt ſich bis zu ſeinem Ende, das vor etwa zwölf Jahren erfolgte, in der Levante auf. Er kümmerte ſich ſeit dem Augenblicke, wo er mich verlaſſen hatte, nicht mehr um mich, fragte auch nicht weiter dem Daſeyn ſeines Bruders nach und lebte nur für ſeine Sammlungen, die er mit ſo großer Leidenſchaft vergrößerte, daß ſie ihm noch vor ſeinem Tode ſein ganzes Vermögen gekoſtet hatten. Die ſchwarze Burg, die nach dem Tode ſeines Bruders ihm zugefallen ſeyn würde, hatte dieſer, nebſt ſeinem übrigen Vermögen, mir vermacht, und ich konnte ihn ſo noch in ſeinen letzten Lebensjahren vor Mangel ſchützen."

Hiermit hatte meine Großtante die Erzählung von ihren Schickſalen und den Begebenheiten der ſchwarzen Burg beendigt, deren Beſitz nach ihrem bald darauf erfolgten Tode auf mich, als auf den Gatten ihrer unehelichen Enkelin, überging.

Ich hatte auch von ihr, trotz meiner Bitten, nicht früher als nach ihrem Tode die Erlaubniß erlangt, meiner Luiſe ihre ſie ſo nahe angehenden Geheimniſſe mitzutheilen, und deren Mitwiſſenſchaft erhöhte womöglich noch die Liebe und Verehrung, welche ſie von jeher für ihre Großmutter empfunden hatte.

Das leibliche und geiſtige Bild der bedeutenden Frau wird uns Beiden ſtets im friſcheſten Angedenken bleiben und uns durch ſeine Vorſtellung noch lange über unſere Jugend hinaus moraliſch jung und ſtark erhalten. Uebrigens ſehen und hören wir hier, indem ich dieſe Blätter ſchreibe, beinahe noch eben ſo wenig von der Welt, als Frau von Wolkenſtein vordem mit ihrem Geliebten, und hoffentlich wird der Talisman der ſchwarzen Burg bewirken, daß der ſelige Bann, in dem wir Geſeite leben, nimmer von uns weicht.

NACENSIS.

Berichtigungen.

Seite 86 Zeile 12 von oben lies in ſtatt mit
„ 119 „ 3 „ „ leiht ſtatt leiſte
„ 125 „ 2 „ „ ſich irriſch ſtatt irrtiſch
„ 208 „ 14 „ „ nähre ſtatt wäre

Novellen

von

Eduard von Bülow.

Dritter und letzter Band.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1848.

P.o.germ. 202 56/2

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

	Seite
Das Modell	1
Die Sylveſternacht	87
Die Emanzipirten	141
Die Geiſterweihe	241
Eine italieniſche Reiſe	293
Nachwort	481

Das Modell.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

An einem Herbſtabende des Jahres 1831 kam ein junger Maler von einem Spaziergange in den Plauenſchen Grund nach Dresden zurück. Er war heute mehr mit ſich als mit der Natur beſchäftigt geweſen, und ſchon ſeit einiger Zeit unzufrieden mit ſeinem Berufe geworden, weil er ſo weit gewohnt, ſeine Kunſt ausſchließlich dem Kopiren älterer Werke zu widmen, jetzt von Uebermuth oder Talent zu eigenen Compoſitionen angeregt wurde, ohne doch irgend Geſtalten dazu in ſich zu finden. Er gerieth deßhalb auf den für den Künſtler nicht ſelten gefahrvollen Abweg, in der inneren oder Gemüthswelt mehr als in der äußeren Wirklichkeit zu leben, ſeine loſen Gedanken vollends in dem Nebel der Gefühle verdünſten zu laſſen, und ſein Mangel an Ausbildungskraft ward ihm gegenwärtig noch empfindlicher, da er, von einem reichen ruſſiſchen Fürſten beauftragt, eine Venus zu malen, ſich vorgeſetzt hatte, etwas recht individuell lebendig Schönes zu erſchaffen. Er wollte das Ergebniß dieſer Arbeit als eine ſich ſelbſt abzulegende Probe ſeines Kunſtberufes anſehen, und war doch nicht im

Stande, ſich zu der mindeſten Anſchauung zu begeiſtern, die nicht entlehnt geweſen wäre. — Der junge Bernhard wanderte durch die gashellen Wölbungen des Georgenthors in die Schloßgaſſe ein. Es war ſchon ſpät. Dunkelheit hing an den Steinmaſſen der Häuſer, und die Straße war ſo ſtill und menſchenleer, daß man die ſchallenden Tritte der letzten Wanderer von weitem zählen konnte.

Er trat ſo eben auf den Altmarkt, als, aus Wolken hinter dem Kreuzkirchthurme hervor, der Vollmond aufging und die Finſterniß lichtete. Er ſpiegelte ſich und glänzte golden in den Fenſtern, oder glitzerte auf den Pflaſterſteinen und legte ſchwarze Schlagſchatten auf die anderen Seiten. Der Blick des Künſtlers glitt von den Häuſern ab auf einen nahen Hökerkram, mit dem die Mondſtrahlen ein beſonders maleriſches Spiel trieben. Zwiſchen allerlei Körben, mit grüner Waare und Früchten angefüllt, ſaß auf einem Schemel eine alte Frau, einen breitkrämpigen Filzhut auf dem Kopfe, den ſie gedankenvoll oder ſchläfrig in die flachen Hände ſtützte. Sie ſah gerade vor ſich aus und das Mondlicht funkelte um und neben ihr auf dem grünen Gemüſe, indem es mit dem trübſeligen Lichtlein der Laterne auf einem der Körbe ſchäkerte, das mit dem Himmelslichte zu ſchmollen ſchien, ihm ſeinen Beruf vereitelt zu haben, und dabei immer mehr vor ihm zuſammenſchrumpfte.

Der Jüngling umging die Gruppe mehrmals und konnte ſich an dem Studium des Helldunkels nicht ſättigen. Die darüber unruhig werdende Alte ſtand auf und begann ihre Körbe mißtrauiſch zuſammen zu packen. Es ſchlug hinter einander an drei oder vier Thürmen die zehnte Stunde aus. Die Alte wollte eben auch den Korb mit dem Weine unter einem andern bergen, als Bernhard auf ſie zutrat, ihr ein Geldſtück reichte, das ſie alsbald freundlicher ſtimmte, und ſich einige Trauben auswählte. Die Alte hielt die Laterne dazu, weil der Mond ſich augenblicklich verkrochen hatte, und er verſtändigte ſich mit ihr wegen des Handels. Sobald dies geſchehen war, ſchlug ſich ſein Auge zufällig zu einem jungen Mädchen auf, das ſchon eine Weile unbemerkt zugegen geweſen war und nunmehr in ein ſeither mühſam verhaltenes Lachen ausbrach. Die Mutter ſchalt ſie deßwegen halb ſcherzhaft halb böſe, indem ſie das gelöſte Geld in die Taſche ſteckte, und machte ihr Vorwürfe, ſo ſpät gekommen zu ſeyn. Die Kleine entſchuldigte ſich, die Arbeit ſey nicht früher fertig geworden und konnte ihren kindiſchen Uebermuth noch kaum verbergen. Der Jüngling verwendete kein Auge von ihr und ihr Anblick hatte ihn wunderbar betroffen. Er meinte in der anmuthigen Naivetät und Regelmäßigkeit ihrer Geſichtszüge den Geiſt der Antike neu belebt zu ſehen, und ihre noch unentwickelte Geſtalt ſtrotzte wie die des Apollino in der Knoſpe, in dem man aus der Unreife die Vollkommenheit der

Formen, wie im Frühlinge das grüne Blatt aus der glänzenden Hülſe ſchimmern ſah. Bernhard ſtellte ſich ſo eben dieſe weichen und doch jugendſtarken Muskeln vor, ob wohl ſchon derſelbe Fluß von Harmonie wie bei dem Apollin in ihre Verbindungen ausgegoſſen ſey, als das Mädchen einen vor ihm ſtehenden Korb mit Pfirſichen wegnehmen wollte und dabei abſichtlich an ihn ſtieß. Er ergriff den Korb, den ſie ihm mit kindiſcher Wildheit zu entreißen verſuchte und ſagte: „halt! mein ſchönes Kind, noch einen Augenblick.“

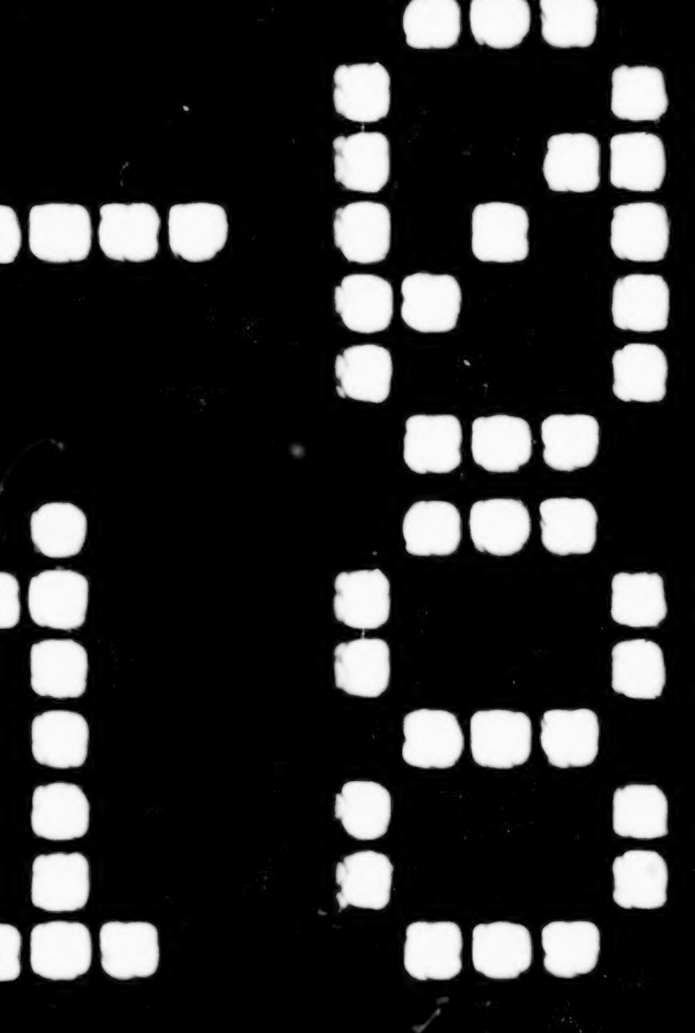
Die Mutter hatte ihn reden gehört, ohne ihn zu verſtehen und fragte: „ob ihm noch etwas zu Dienſten ſey?“ Bernhard wühlte mit der Hand im Korbe und antwortete, als ob er ſich in ſeinem Suchen getäuſcht fände: „er hätte gern ein paar recht ſchöne Pfirſiche, fände aber keine, die ihm anſtänden.“ Die Verkäuferin ſuchte einige der beſten aus; er verwarf ſie aber mit dem Bedeuten, „ſie ſeyen nicht ſchön genug gefärbt und taugten nicht für ſeinen Zweck, ſie zu malen.“ Seine Frage, „ob ſie keine ſchöneren habe,“ bejahte ſie mit dem Hinzufügen: „dieſe kämen nicht zu Markte, ſondern würden gleich in die großen Häuſer verkauft.“ Er bat, ihn ein paar Stück auswählen zu laſſen und ſie ſagte es ihm auf den andern Morgen zu, wenn er vor ſieben Uhr in ihre Wohnung in der Wilsdruffer Vorſtadt komme. Er hatte damit ſeine vorläufige Abſicht erreicht, verſprach ſich einzufinden und wünſchte Mutter und Tochter eine gute Nacht.

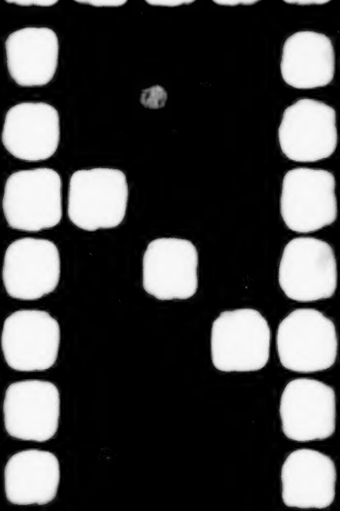
Als er, ſeine Trauben genießend, langſam nach Hauſe wandelte, hörte er in einem Conditorladen, an dem er vorüber kam, laut ſprechen. Er blieb ungewiß, ob er zu den Freunden gehen ſollte, ſtehen und indem nannte drinnen Jemand ſeinen Namen. Er klinkte die Thüre auf und trat durch den Laden in die kleine Seitenſtube.

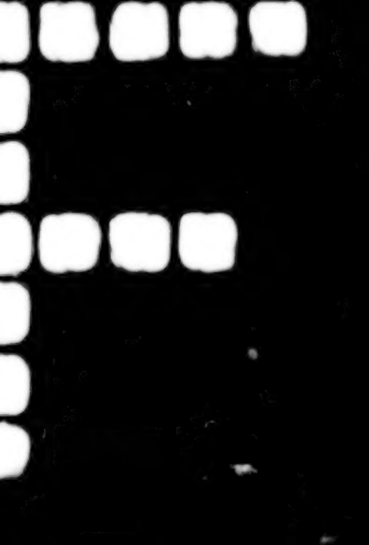
Es verſammelte ſich hier ſeit den Julitagen eine Geſellſchaft junger Leute aus verſchiedenen Ständen: Künſtler, Akademiker, Advokaten und Andere, die Zeitungen und Journale laſen und ſich ihre politiſche Aufregung wechſelsweiſe mittheilten. Auch hatten ſich einige ältere Männer darunter gemiſcht, die verdeckter auf den bunten Kreis einzuwirken ſtrebten, und zumal ein abgeſchloſſener Republikaner aus Polen, der eisgraue Haare vor der Zeit bekommen hatte und mit Beharrlichkeit fortfuhr, ſeine eiſernen Grundſätze in den nicht eben Früchte verheißenden Boden auszuſäen.

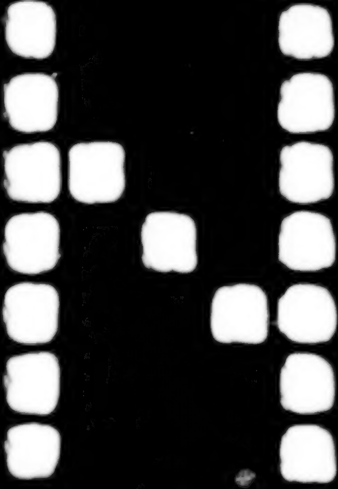
Heute hatten ſich die meiſten Gäſte ſchon entfernt, und als Bernhard die Thüre des Stübchens öffnete, ſah er, in Tabaksrauch gehüllt, einige ſeiner Kunſtgenoſſen ſitzen. Der Republikaner, der wegen Polens nahendem Untergange eben in ſeiner ſchlimmſten Stimmung war, beſchäftigte ſich an einem abgeſonderten Platze mit dem Leſen franzöſiſcher Blätter.

saur









„Wie ich euch ſage," ſprach ein Bildhauer, „unſer Freund Bernhard kann nimmermehr ein origineller Hiſtorienmaler werden: er hat ſich zu ſehr gewöhnt, ſich fremden Eigenthümlichkeiten unterzuordnen, und das rächt ſich früher oder ſpäter. Ihr braucht nur ſeine letzten conventionellen Bilder anzuſehen, um zu wiſſen, daß ich ihm nicht Unrecht thue."

„Was das für ein arges Verurtheilen iſt!" rief ein Kupferſtecher dazwiſchen: „haben die guten alten Meiſter nicht zu gleicher Zeit copirt und componirt? Nach Italien ſollte Bernhard gehen. Es gebricht ihm eine vollſtändige Anſchauung der Kunſt; hätte er eine gewiſſe Ueberſicht, ſo würde er ſchon ſicher werden und damit von ſelbſt produktiv."

„Italien und kein Ende!" ſchrie der Republikaner mit ſeiner ſchneidenden, jedoch nicht unedlen Stimme, „meint ihr, daß die italieniſchen Maler nicht auch etwas gelernt hätten, wenn bei ihnen zu lernen wäre? Ich bin viele Jahre in Italien geweſen und weiß, was man dort unter moderner Kunſt verſteht. Nicht die Quantität vollendet die Anſchauung. Wer ſehen will, ſieht in Dresden Bilder genug und mag ſich an den vorhandenen die fehlenden ſelbſt conſtruiren. Es muß Jedem ſein Heil aus eigner Seele quellen."

Die Künſtler waren an die Paradoxie des Polen ſchon zu ſehr gewöhnt, als daß ſie hätten ernſtlich widerſprechen ſollen: und er überhörte ihren Spott, als in dem Augenblicke der ſo lange unbemerkt gebliebene Bernhard mit der Verſicherung herantrat, daß zuverläſſig jedem Künſtler ſein Heil aus eigner Seele quellen müſſe. Der Republikaner begrüßte den jungen Maler mit einem flüchtigen Blicke und las in ſeinem unförmlichen Zeitungsblatte ſtillſchweigend weiter; von Seiten der Andern erſchollen Bewillkommnungen und wurde der Zufall belacht, der ihn zu einem Zeugen ihrer Aeußerungen über ihn gemacht hatte. „Ich wünſchte nichts mehr,“ ſagte Bernhard, „als daß Ihr auch in meiner Gegenwart ſo aufrichtig gegen mich wäret. Das unerträgliche Becomplimentiren führt zu nichts, und iſt hier zu Lande im Uebermaße einheimiſch. Ich bin Jedem dankbar, der mir mit Lob oder Tadel die Wahrheit ſagt, und fühle recht wohl, wie wenig meine ſeitherigen Bilder werth ſind. Eben um mich des allzu ſklaviſchen Nachahmens zu entwöhnen, habe ich mich in das Studium der Antike geworfen und zeichne ſo viel nach ihr. Die Alten ſollen mich Geſtalten bilden lehren: an Ideen, von denen der Künſtler ausgehen muß, um das Leben in einem gegliederten Kunſtwerke darzuſtellen, hat es mir noch nicht gefehlt. Was mir zunächſt nothwendig wäre, iſt freilich etwas anderes: in meiner gegenwärtigen Lage kann ich aber nicht hoffen, es zu erreichen. Der Kupferſtecher hat mit Italien genannt, wonach meine Sehnſucht ſteht. Alles Talent iſt ja nur Folge von Kenntniß, ſo wie Genie gleichbedeutend mit Erkenntniß ſeyn wird und eine vollſtändige Kenntniß des Höchſten was die Kunſt erreicht hat, möchte allein in Italien zu erlangen ſeyn.“

Der Bildhauer lächelte ſpöttiſch über dieſe Rede und Herr von Kurowsky, der ſich mittlerweile erhoben und ſeinen Hut genommen hatte, richtete an Bernhard die Worte: „Ich habe Ihnen ſchon zuweilen ausgeſprochen, junger Mann, daß dieſe falſche Sehnſucht Ihr Verderben werden kann. Hinter derlei Empfindeleien verſteckt ſich nur zu oft Talentloſigkeit. Hüten Sie ſich davor. Solch ſchwarzer Punkt in der Frucht Ihres Geiſtes kann die Stelle andeuten, wo hinein ſich der Wurm gefreſſen hat. Jeder wahre Künſtler entwickelt ſich in ſeiner eigenen Atmoſphäre und wird ſich auch ohne die Befriedigung ſo weichlicher Gelüſte der nächſte Mittler ſeyn. Was ein Menſch in Leben oder Kunſt erreicht, deſſen Umfang hängt ganz und gar von dem Ernſte ab, den er daran wendet. Gute Nacht, meine Herren!“

Darauf entfernte er ſich, und trat in der Unterhaltung der Zurückbleibenden eine Pauſe ein, der ein anderer Maler, Namens Ilefeld, als der Vertrauteſte Bernhards mit einigen empfindlichen Aeußerungen über den Polen ein Ziel ſetzte. Der Bildhauer fiel ihm in die Rede und ſagte mit beſtimmtem Tone: „Es würde unſtatthaft ſeyn, wenn wir uns an die äußere Härte dieſes edeln Mannes ſtoßen wollten. Wir kennen und lieben ſein wohlwollendes Gemüth und wiſſen, daß wenn er ſich gleich mit uns allen einmal über das andere ſtreitet, ihm doch Keiner darum irgend feind wird.“

Jetzt wendete ſich zu dem ſeit Kurowskys Entfernung ſtill gewordenen Bernhard der Kupferſtecher mit der Frage: wie weit er mit ſeiner Venus gekommen ſey, die er für den fremden Fürſten male? Er ſcheine darüber faſt trübſinnig geworden und ſich eigenſinnige Grillen zu machen, anſtatt das Bild wie jede Beſtellung ſo bald als möglich zu beendigen.

„Mein lieber Freund,“ verſetzte Bernhard, „ich fühle, daß dieſes Bild auf mein Schickſal Einfluß gewinnen und mir klar machen muß, ob ich zu der Kunſt Beruf habe oder nicht. Es darf Sie alſo nicht verwundern, daß ich ernſt geworden bin, oder ſchon der Verzweiflung nahe war, wenn ich meine Plane und Entwürfe an der durch die Erkenntniß der alten Meiſterwerke geſchärften, unerbittlichen Selbſtkritik immer wieder ſcheitern ſah. Meine Ausdauer empfing allerdings ſchon darin ihren Lohn, daß ich einſah, wie dem beſchieden wird, der ſich ſelbſt beſcheidet; und wenn der Gedanke zu einem Kunſtwerke gleich einem Funken in die Seele fallen muß, um immer mehr Funken anzuſetzen und immer weiter um ſich zu greifen, bis ſie über und über in Flammen ſteht, darf ich mir ſchmeicheln, daß meine Venus vor einer halben Stunde in mir lebendig geworden iſt.“

Die Anweſenden drangen in Bernhard, nähere

Erörterungen zu geben: allein er ließ ſich nicht darauf ein, und ſagte: „er habe heute Abend ein Mädchen geſehen, das er zum Modell zu erlangen hoffe, und das wo nicht eine eminente Schönheit ſey, der Phantaſie die Vorſtellung des Ideals erwecke, da ihre Geſtalt von der Herbigkeit der Jugendfriſche ſo durchdrungen, daß ſie den Eindruck der dem Bade entſteigenden Venus gebe. Man ahnde hier wie dort in der Erwärmung die höchſte Vollkommenheit, und ihre Erſcheinung verkläre ſich durch die Vereinigung der Kindesunſchuld im Bewußtſeyn mit der Ueppigkeit ihrer Natur ſo myſtiſch wie das alte Gedicht die liebliche Blanſcheflur.“

Der Bildhauer erwiederte: „wer ſo ſcharf beobachte, könne nicht anders als mit den Augen der Liebe ſehen, und er möge ſich wohl in Acht nehmen. Nur der Geiſt könne die Geſetze der Schönheit, nur das Herz die des Reizes ergründen. Die Sinnlichkeit trete nicht ſelten hinter dem Schirme eines jugendlichen Kunſttriebes auf uns zu und habe noch niemals ein Talent hervorgerufen.“ — Bernhard lehnte dagegen dieſe Beſchuldigung unwillig von ſich ab und ſagte: „ſein Gefühl ſey, wie es die reine Schönheit immer erzeuge, ein von der Sinnlichkeit unendlich verſchiedenes. Die ideelle männliche Schönheit begeiſtere wie die weibliche, vernichte oder neutraliſire die Sinnlichkeit. Wir fühlten erſt nachdem dies geſchehen, was ihre Sehnſucht und Beſtimmung, daß ſie der Aneignungs- oder Nachbildungstrieb des Schönen, der den Menſchen, ihm unbewußt, ergreife, um doch erſt im erwachenden Bewußtſeyn ſeinen göttlichen Beruf zu erfüllen.“

„Ganz wohl,“ meinte Balthaſar, „das vermag niemand beſſer als die Bildhauer zu beurtheilen. Nur haſt du, mein Freund, den edelſten Genuß der Schönheit nicht begriffen, den plaſtiſchen, den wir als ſterbliche Menſchen nicht von dem ſinnlichen trennen können, deſſen höchſter Grad erſt nach der Beſeitigung des letzteren eintritt.“

„Und dennoch macht die Sehnſucht danach uns auch zum Gott,“ ſprach Bernhard hingeriſſen: „wir ziehen den Begriff der wahren Schönheit durchaus von der vollſtändigen Wirklichkeit ab.“

„Das iſt eben, was ich meine,“ ſchloß Balthaſar ironiſch, indem das durch ſich ſelbſt und die vorgerückte Nacht eingewiegte Geſpräch entſchlief.

Des andern Morgens machte ſich Bernhard nach der Wohnung der Obſthändlerin in der Vorſtadt auf den Weg und fand in einer engen Gaſſe die Hofmauer und Thüre aus, deren in alterthümlicher Bogenform behauenen Sandſteingewände ſie ihm als die rechte bezeichneten. Er trat in einen kleinen Hof, in dem Wein an Spalieren in die Höhe wuchs: Körbe mit grüner Waare, Obſt und Blumen ſtanden umher, und das dabei beſchäftigte ſchöne Mädchen von geſtern lächelte dem Maler vertraut zu, indem ſie ihn mit einem paar Worten zu ihrer Mutter in das Haus wies.

Die Alte brachte ihm einen Korb mit Pfirſichen entgegen und Bernhard wählte ſo lange es ſich thun ließ aus, indem er hin und her ſann, wie er ſeinem Zweck näher komme, oder wiederholt durch das Fenſter nach dem Mädchen ſchielte. Am Ende hatte er bereits die Früchte in der Hand, die ihm die geſchwätzige Frau in Weinblätter eingeſchlagen, und wußte zu längerem Verweilen keinen Vorwand mehr, als er an der Wand ein ſchlecht gemaltes Bildniß hängen ſah. Auf ſeine gedankenlos hingeworfene Frage, wen daſſelbe vorſtelle, erhielt er die Antwort, daß es ihre Tochter, die wohl ähnlich ſeyn müſſe, da ihre ſelige Aelteſte gerade ſo ausgeſehen, als ſie im weißen Kleide mit Roſenſchleifen, einen Blumenſtrauß vor der Bruſt, im Sarge gelegen habe.

Dies gab dem Maler Gelegenheit, der Mutter etwas über die Schönheit der Tochter zu ſagen, und auf ihre Einrede: in der Jugend ſeyen alle Mädchen ſo, zu behaupten, daß das Gegentheil ihn eben in nicht geringe Verlegenheit ſetze. Man fragte verwundert, wie das zu verſtehen ſey? und er entgegnete, er bedürfe zu einem Bilde, das er zu malen habe, ein Modell, und ſey leider zu unbemittelt, um es theuer zu bezahlen.

Hierbei ſah die alte Frau ſo einfältig aus, daß dem Jüngling ein Gedanke in den Sinn kam: er ſchlug ihr unbefangen vor, ihre Tochter zu porträtiren und beſchwichtigte ihr Erſchrecken mit der Verſicherung, daß dies nicht für Geld, ſondern zu ſeiner Uebung gemeint ſey. Sie machte alſo keine Schwierigkeiten, daß Bernhard ſchon den nächſten Sonntag ſeine Arbeit begönne und als das Mädchen gefragt wurde, willigte ſie halb ſpöttiſch, halb verdroſſen ein.

Die erſte Sitzung hatte zu der anberaumten Zeit ſtatt, die folgenden bald hinterdrein und Bernhard widmete ſeiner Arbeit ſo eifrigen Fleiß, daß er das Bild zu nicht geringer Freude der Mutter binnen wenigen Sitzungen vollendete, die er überdies dazu anwendete, mit den beiden Frauen ſo vertraut als möglich zu werden.

Das junge Mädchen ſchien in Verwunderung über ihren eigenen Anblick, den die Kunſt ihr ſo ganz anders als der materielle Spiegel darbot, und es war als ob ihr die Kritik ihrer Natur, die der Maler durch ſeine Arbeit erlangt hatte, in ihrer Rückwirkung auf ſie zur Selbſterkenntniß würde. Bernhard entdeckte in ihren Geſichtszügen eine verhüllte Schönheit, von der er ſich nichts hatte träumen laſſen, lernte von dieſem einzelnen Studium mehr als zuvor von jahrelangen, und wenn er auch nicht ſcharfſinnig genug war, den Charakter des Mädchens daraus zu errathen, betraf ihn doch die Ahnung, daß eine ungewöhnliche Befähigung, je nachdem ſie gewendet würde, zum Guten oder Böſen ſich darin verberge

Leidenſchaftlichkeit auch ganz gewiß, aber nicht die Leidenſchaft, die die Schönheit zerſtört, ſondern die die Ausſaat iſt, womit deren Acker beſtellt werden muß, um nicht in der Brache der Leidenſchaftloſigkeit zu veröden.

Bernhard hatte ſeine Arbeit mit nach Hauſe genommen, um die letzte Hand daran zu legen und war ſo ſtolz darauf, daß er nicht umhin konnte, die Kopie als Oelſtudienkopf ſeiner Venus dem Fürſten zu zeigen. Dieſer mußte bei einer ſo anſehnlichen Beſtellung zu dem jungen Manne allerdings Vertrauen gehabt haben; deßungeachtet hatte er nicht erwartet, was ihm vor Augen geſtellt ward und fragte er Bernhard, wie er einen ſo individuellen und doch ſo ideell gebildeten Kopf habe erfinden können?

Bernhard entgegnete: er gehöre einem Portraite an, das man ihm geliehen habe.

„Dann müſſen Sie das Original ausfindig machen, lieber Freund,“ fuhr der Fremde fort, „vielleicht gehört es einem ſo geringen Stande an, daß Sie dieſes Wunder von Reiz zum Modell erlangen. Der Preis mag ſo hoch geſteigert werden als er will; meine Mittel ſtehen Ihnen zu Gebote.“

„Es iſt, ſo viel ich gehört habe,“ ſprach Bernhard, „das Bildniß eines jungen Mädchens, das vor einigen Jahren geſtorben iſt.“

„Wenn es ſich ſo verhält,“ fuhr der Fürſt fort und eine leiſe Röthe überflog ſein Antlitz, „ſo laſſen Sie mir den Kopf, ſo wie er iſt, und malen zu dem

Bilde einen andern, damit Kopf und Körper einander würdig ſind.“ — Auch ruhte er und entließ Bernhard nicht eher, bis dieſer verſprochen hatte, ſeinen Willen zu thun.

Bernhard hatte ſeinem Gönner die Wahrheit verſchwiegen, er wußte nicht warum: doch beſchäftigte die Frage wegen des Modells ſein Inneres zu lebhaft, als daß er ſich auch von außen hätte bedrängen laſſen können, und überdies war es nicht unmöglich, daß der Fürſt an der Schönheit Nataliens — ſo wie das junge Mädchen nach einer vornehmen Pathin getauft war — perſönlichen Antheil nahm und darüber ihm und ſeinem Bilde den Rücken zuwendete!

Er wollte nach dieſer Unterredung zu Hauſe wieder an ſeine Arbeit gehen; allein nicht ſobald hatte er die nach einem gewöhnlichen Modelle umriſſenen Formen auf dem Karton zu veredeln verſucht, als ihm die Hand ermattet niederſank, und er ſeinen Muth gelähmt fühlte. Die Gedanken vergingen ihm und er verſank in ein unfruchtbares Sinnen, bis ihn ein abermaliger Blick auf den ſchönen Kopf unwiderſtehlich zur Natur zog. Er eilte ins Freie, verlor ſich in die Anſchauung des Lebens und glaubte wieder an ſich ſelbſt, da ja niemals klein ſeyn kann, wer von Gottes Größe im Allerkleinſten durchdrungen iſt.

Gegen Abend kehrte er voll ſeines ehemaligen Uebermuthes oder übrigen Muthes, ohne den ihm nie wohl geweſen, in die Stadt zurück und nahm ſich vor, mit ſeinem Wunſche noch an dieſem Tage ſein Heil zu verſuchen: wagen könne er dabei nichts, nur gewinnen, und an Temperament ſcheine es der Kleinen eben nicht zu fehlen. Jedoch trieb ſich Bernhard lange auf den Straßen umher, ohne zur Ausführung ſeines Entſchluſſes zu kommen und ward zuletzt nur durch den Zufall dazu beſtimmt, der ihn der mit ihrem Höferkram heimziehenden Mutter Nataliens begegnen ließ. Sie erkannte ihn und redete ihn an und er begleitete ſie nach ihrem Hauſe, um ein paar Worte unter vier Augen mit ihr zu reden. Er trug ihr ſein Anliegen mit Zittern und Zagen vor und war auf alle Opfer gefaßt. Allein wie erſtaunte er, als ſie, weit entfernt, ſich zu geberden wie er gefürchtet hatte, unentgeltlich bereit war, ſeinen Forderungen zu entſprechen und ſich ſogar lachenden Muthes verbindlich machte, ihre Tochter zur Einwilligung in die neuen Sitzungen zu bewegen, die diesmal in Bernhards Wohnung ſtattfinden ſollten!

Bernhard hatte in Erwartung der beiden Frauen die unteren Fenſter ſeines Zimmers verhangen und das Licht auf die Staffelei und das Sofa, wo Natalie ſitzen ſollte, zuſammengedrängt. Ueber den weiteren Raum war Dämmerung verbreitet und, in dem Zimmer das nach einem Garten ausging, alles ſtill. Die Seele voll Vorſtellungen der ideellſten Werke der Kunſt ſchritt Bernhard in der Stube auf und nieder, horchte wiederholt, ob die Erwarteten noch nicht kämen und überhörte ihr Klopfen am Ende dennoch. Die Thüre ging leiſe auf, ein Mädchengeſicht kam zum Vorſchein: ſie waren es.

Bernhard nöthigte Mutter und Tochter herein, ließ ſie niederſitzen und ſchloß die Thüre ab. Er ſah der Erfüllung ſeiner Wünſche nichts mehr entgegen ſtehen und deßungeachtet ließ ihn ein banges Gefühl nicht daran glauben. Die Gefälligkeit der Alten war zu ungewöhnlich. Er konnte ſich zwar nicht nachweiſen, daß ein Mißverſtändniß obwalte, gewärtigte aber von Augenblick zu Augenblick der Vereitelung. Nur die ſich immer gleich bleibende Heiterkeit der Tochter, die er beinahe Frechheit nennen mußte, erfüllte ihn wieder mit Hoffnungen, wie mit Verachtung gegen ſie.

Er ſetzte ſich vor die Staffelei, und indem ward ſich ſein Auge des geſchmackloſen Putzes bewußt, mit dem das Mädchen überladen war: ein Blick auf die erwartungsſtarre Alte zündete ihm ein erhellendes Licht in der Seele an: er hatte es mit dem furchtbarſten aller Gegner, mit der Dummheit zu thun.

Der Erfolg vollendete ſeine Enttäuſchung, und wie fein er auch ſeine Einleitungen drehen und wenden mochte, die unbemäntelte Frage mußte zuletzt doch zur Beantwortung aufgeſtellt werden. Die fortwährende Willfährigkeit der Mutter und duldſame Unverſchämtheit der Tochter, die mit einem leichten Spott ihren Mund umſpielte, oder von ihren Augen zur Seite ausgeſtrahlt wurde, indem eine ſcheue Wildheit dem Spotte gleichſam über die Schulter ſah und in unbewußter Röthe erglühte, machten ihn zu dieſem Schritte immer kühner. Er erwähnte beiläufig der großen Summe, die ihm ſein Bild eintragen werde, um den Eigennutz der Mutter zu ſeinem Beiſtande anzurufen und klärte nur ihre Einfalt allzu ſehr auf. Er wollte weiter gehen, ohne den lauernden Blick zu bemerken, den die Alte hinter ihrem maskirenden Unwillen auf ihn warf, und meinte, es ſey an der Zeit, ſein allerletztes Verlangen auszuſprechen. Allein wie entſetzte er ſich, als er damit das erwartete Zeichen zum Ausbruche eines Zornes gab, von dem ſie wohl ſelbſt nicht wußte, wie viel natürlich, wie viel erkünſtelt war. Eine Fluth von Schmähungen ſtrömte gegen ihn aus dem Munde der verſchlagenen Frau und ſie ertheilte ihm den gewiß nicht wohlgemeinten Rath, ſich mit ſeiner Zumuthung an Andere zu wenden, indem ſie ſich anſchickte, ihre Tochter wieder anzukleiden und zu entführen. Bernhard mochte ihr vorſtellen, wie er wollte, daß ſein Verlangen nicht unehrbar ſey und ſie nicht beunruhigen dürfe, er mochte ihr noch ſo ſehr mit der Schönheit ihrer Tochter ſchmeicheln, deren Abbildung ſein weltliches Glück machen könne, ſie möge doch Mitleiden mit ihm haben, bedenken, daß, eine gemeine Dirne zu modelliren, ihm keinen Vortheil bringe, daß er mit Freuden bereit ſey, den Preis des Gemäldes mit ihr zu theilen: es half alles nichts, ſie war entſchloſſen, zuzuſehen, wie weit ſich ihr Gegner, den ſie überſah, treiben laſſe, und gab die ſcheinbar ernſte Erklärung von ſich, daß er ſie für alles Gold in der Welt nicht nach ſeinem Willen ſtimmen werde.

So ſteigerte ſich der Auftritt zu immer größerer Heftigkeit und konnte es ihr, bei aller Beſchränktheit ihres Verſtandes, gelingen, die Beſinnungskraft des ſonſt ſo klugen Bernhard in Feſſeln zu ſchlagen. Die allergröbſten Kunſtgriffe ſind meiſt die glücklichſten, und ſonach trieb die alte Frau den Künſtler dermaßen auf das Aeußerſte, daß er ihre wiederholte Einwendung: „was denn aus ihrer Tochter werden ſolle, ſobald die Leute erführen, was ſie ihm geſtattet habe?“ am Ende mit der Erklärung niederſchlug: „er heirathe Natalien, es möge bekannt werden oder nicht.“

Das beſänftigte die aufgebrachte Mutter ſo geſchwind, daß ſie, in Stimme und Weſen wie ausgetauſcht, fragte: „ob er erbötig ſey, ihr dieſe Verſicherung ſchriftlich zu ertheilen?“

„Das will ich meinen!“ rief Bernhard in heiterer Stimmung, lief an ſeinen Schreibtiſch, nahm Feder, Tinte und Papier, und ſchrieb in beſter Form, die ihm bewußt war, ein Eheverſprechen für Natalien nieder. Dann überreichte er das Blatt der Mutter, die es zufrieden überlas und meinte, bei ſeiner

Geringſchätzung ſeiner bürgerlichen Lebensverhältniſſe, einen unendlichen Gewinn gethan zu haben.

Natalie hatte ſich dieſen Auftritt über ſtill und beobachtend verhalten und blieb auch bis zu Ende leidend, wo ſie, mit verhülltem Angeſicht, ihren zukünftigen Gatten zum erſtenmale des Rechtes genießen ließ, das ihre Mutter ihm zugeſtanden hatte, und das derſelbe nicht verſäumte in ſchnell auf einander folgenden Sitzungen auszubeuten.

Er befand ſich unterdeß in Stimmungen, die eben ſo verſchieden waren, als ſie mit einander ſchnell abwechſelten. Der erſte Anblick der enthüllten Schönheit Nataliens hatte in ihm nur Kunſtgefühl hervorgerufen und ihn in ein Entzücken verſetzt, das ſich erſt nach und nach auf ſich beſann, ſo wie die einzelnen Reize auf der Leinwand nachgebildet erſchienen. Dieſer geiſtige Genuß hatte aber die Sehnſucht des Herzens erweckt, aus deren Schlummer er ſelbſt erſtanden, und es war alſo die Leidenſchaft hier wie allenthalben die Vermittlerin oder der Keim des Göttlichen. Auch fühlte Bernhard, wie die Nachbildung dieſes Körpers mit einemmale ſeine künſtleriſche Kraft entwickelte: eine reiche Welt that ſich vor ſeiner glühenden Seele auf und ſchlug mit ihren Wonnen um und über ſie wie eine kühle Fluth zuſammen.

Nataliens Mutter hielt anfangs getreulich an ihrer Tochter Seite Wacht: es währte aber nicht lange, ſo begann ſie der Sache überdrüſſig zu werden, und verſank in dem bequemen Lehnſtuhle, den ihr Bernhard angewieſen, im Verlauf jeder Sitzung in Schlaf. Es herrſchte die mehrſte Zeit über Stille in dem kleinen Gemache, das, voller Malergeräth und Bücher, mit der ſeltſamen Gruppe der drei Menſchen, und in der künſtlichen Beleuchtung ein reizendes Genrebild darſtellte.

Bernhards ſchweigſame Gedanken nahmen ſo wie ſeine Malerei einen immer wärmeren Ton an und Natalie hatte ſich von dem erſten Augenblicke an, da ſie den jungen Maler geſehen, nicht gehütet, ihn zu dem Gegenſtande der Wünſche ihres Herzens zu machen. Es war im Grunde noch neu und unſchuldig, dieſes Herz, wie äußerlich auch verwahrlost, und ſie verdankte dieſem Umſtande das bedenkliche Geſchick, über mehrfältige Ausdrucksweiſen ihrer Geſinnungen für Bernhard zu gebieten. Seine Kälte ärgerte und betrübte ſie und ſie verſuchte jedes ihr bekannte Mittel, ihn an ſich zu locken, oder zu einem vertrauteren Verhältniſſe zu verführen. Bald war es ein Blick, ein Zucken, eine Röthe, eine Wallung, die ihr Wille von ihrem Innerſten ausſtrömte, bald ein Wort, eine Aeußerung, ein Laut, den ihre erwachende Empfindung ihr entriß, womit ſie ihn umſonſt ſich gleichzuſtimmen ſuchte. Je kälter er blieb, deſto leichtfertiger wurde ſie, und dies gewöhnte ihn gerade durch das, was ihn hätte reizen ſollen, an deſto ſtärkeren Widerwillen, indem er, je wirkſamer ihre Liebkoſungen wurden, deſto höher ſeine Abneigung ſteigern zu müſſen meinte. Die Folge war, daß ihre Zärtlichkeit ſich zu einer entſchiedenen Leidenſchaft umſchuf, und ſo wie die wahre Leidenſchaft erſt da war, enthüllte ſie auch den Kern ihrer Seele und ſtreifte die ſchmutzige Schale ab, die ihre Lebensverhältniſſe darum angeſetzt hatten: die Liebe erwachte in dem Mädchen und erweckte zugleich die Scham, die ſie, bei rein geſtimmtem Herzen, nicht umhin konnte, über ihre Lage zu empfinden. Sie erröthete vor Bernhard in Luſt und Liebe und fühlte ſich doch von der Verachtung niedergedrückt, mit der er ihr begegnete.

Bernhard verkannte Natalien vom Anfang bis zum Ende ſeines Verhältniſſes zu ihr, ſah auch ihr verändertes Betragen wer weiß für was noch Schlimmeres an und ward zu deſto größerem Zorne gegen ſie gereizt, je mehr es ihrer inneren Reinheit gelang, ſich nach außen Bahn zu brechen. Er glaubte ſich von Mutter und Tochter verrathen und der Gedanke zu der That, die er gegen ſie begehen ſollte, bildete ſich nach und nach in ihm aus.

Das Bild rückte ſeiner Vollendung näher und Bernhard hatte zum erſtenmale Urſache, mit einer ſelbſtändigen Arbeit von ſich zufrieden zu ſeyn. Er fühlte das und fühlte ſich gehoben und ermuthigt. Seine Freunde und Bekannten, Künſtler und Kunſtkenner ſtrömten in ſeine Wohnung um das Gemälde zu ſehen, das als ein Meiſterwerk bewundert wurde und Bernhards Glück in der Kunſtwelt ſchien mit einemmale begründet zu ſeyn. Den wiederholt an ihn ergehenden Fragen nach dem Modelle wich er aus, oder ließ ſie theils unbeantwortet, theils ging er nicht auf die Erörterung des Punktes ein, in wiefern er dem Urbilde treu geblieben oder nicht. Nur hatte er nicht ſelten Stimmungen, in denen er zur Freude daran ganz und gar nicht kam, ſondern von Lebensüberdruß zu Boden gedrückt wurde. Er ging dann träumend umher, und floh Welt und Menſchen, ohne daß ihm die Einſamkeit ſeine anwachſende Leidenſchaft erhellen und ihn in dem Verhältniſſe ſeines Lebens zu ſeiner Kunſt zurecht weiſen wollte. Er half ſich am Ende damit aus der Verlegenheit, daß er vor ſolchen Verſtimmungen in luſtigen Geſellſchaften Ruhe und Zerſtreuung ſuchte, und da ſeine Freunde mit ihm zufrieden waren, trugen auch ſeine ernſten Unterredungen mit ihnen nur dazu bei, ihn innerlich zu kräftigen.

Der vornehme Ruſſe hatte mehrere Wochen in einem böhmiſchen Badeorte zugebracht und kehrte um dieſelbe Zeit nach Dresden zurück. Er ſchien nicht eben groſſen Antheil daran zu nehmen, als er von Bernhard vernahm, daß ſein Gemälde vollendet ſey; indeſſen fragte er nach dem Modelle und Anderem, und wäre beinahe verdrießlich geworden, als er von dem Künſtler erſucht ward, ihm die Beantwortung dieſer Fragen bis zu dem nächſtkommenden Tage zu geſtanden, an dem das Bild bei ihm aufgeſtellt werden ſollte.

Kühles, friſches Laubgebüſch war auf dem Gemälde halbgrottenartig in einander verwachſen und bekränzte ein klares Waſſer, dem ein von einem Felſen ſtürzender Quell ſeine Nahrung lieh und das aus einem ſonnenbeglänzten Becken durch grüne Wieſen dem Gebirge zurieſelte, das die Landſchaft begränzte.

Vorn an dem Rande des Beckens ſaß im Schatten der Gebüſche, durch die ſich einzelne Lichtſtreifen ſtahlen, auf ſchwellendem Raſen ein entkleidetes junges Mädchen, das ſo eben dem Bade entſtiegen war. Der eine Fuß hing, wie vergeſſen, nachläſſig in der durchſichtigen Flut, aus der er hervorſchimmerte, der andere ſtand auf dem höheren Uferrande. Neben dem auf dem Raſen aufliegenden Knie richteten Blümchen und Gräſer ſich von dem erlittenen Drucke wieder auf. Einzelne Tropfen, die dazu einzuladen ſchienen, ſie im Kuſſe auszutrinken, ſtanden auf den Gliedern und man ſah denſelben in der glänzenderen Weiße die Feuchtigkeit des Bades an, wiewohl ſchon die Wärme des Blutes ſie von innen heraus wieder geſchmeidigte. Das im Bade aufgeſteckt geweſene Haar hatte die Jungfrau ſo eben gelöſt und es umwallte, den Boden berührend, in röthlich braunen Ringellocken die elfenbeinerne Glätte von Bruſt und Schultern. Von der Beſchäftigung ermattet, war die linke Hand herabgeſunken, derweil der rechte Ellbogen ſich auf das zurückgezogene Knie ſtützte und die Finger der müſſig in die Höhe gehaltenen Hand, die eine Locke zwiſchen ſich zertheilten, dem geſenkten Köpfchen zugeneigt waren. Die Zurückſpiegelung des ſchönen Körpers im Waſſer enthüllte, wie unter dem bewegten Schleier der Wellen, geheimere Reize, die ſeine Abbildung verhehlen wollen, und das dem Waſſer zugewendete Auge des Mädchens folgte darin, als ob es ihm Liebesgedanken anvertraute, einem weißen Wölkchen, das am blauen Himmel über ihr Haupt hinzog. Neben ihr am Ufer lag ein Sonnenhut, ein Wanderſtab und grobe Gewande, und die Malerei von Haupt- und Nebendingen ſtand mit der Natur im Einklange der Vollendung.

Der Fürſt betrachtete das Werk, vor das der Künſtler ihn geführt hatte, lange Zeit, ſah bald, wie betroffen, ihn und bald die Arbeit an und verſank wiederholt in Anſchauen, bis ſein Entzücken Ausdruck und Worte fand. Er rühmte Bernhard über die Maßen wegen ſeines glänzenden Erfolgs, und derſelbe fühlte ſich nicht minder durch das Lob beglückt, als ihn auch der reiche Lohn erfreute, den ihm ſein Gönner über ſein Verſprechen hinaus zuſicherte. Er konnte nur nicht unterlaſſen, mit komiſcher Feierlichkeit dem Fürſten die Erklärung zu geben, daß das Bild ihm theuer zu ſtehen komme. Der Fürſt fragte weiter und Bernhard that ihm den Verlauf der Sache kund.

„Alſo lebt das Urbild, — das Modell? Alſo haben Sie treu nachgemalt?“ fuhr der Fürſt in Eifer fort. „Wie könnte es auch anders ſeyn? Wie wären Sie oder irgend wer im Stande, ſo zu erfinden? Sie ſind glücklich zu preiſen, junger Mann. Und wie iſt es möglich, daß Sie dieſe Schönheit nicht beſitzen möchten?“

Bernhard entgegnete verſtimmt: er fühle ſich noch nicht geneigt, in den Stand der Ehe zu treten, und unglücklich genug, daß er dazu angehalten ſey, bevor ſeine Stunde geſchlagen habe. Auch ſehe er voraus, daß dieſe unzeitige Verbindung ſeine Geiſteskräfte lähme, wo nicht vernichte. Seine Sehnſucht ziehe ihn nach Italien und die Erfüllung dieſes Wunſches verfalle nun beinahe in das Reich der Unmöglichkeit, ſo daß das Opfer, das er dem Bilde habe bringen müſſen, ihm auch in Anſehung der Vortheile zu groß erſcheine, womit es ihm vergolten werde.

Er machte mit dieſer Erklärung ſeinem Unmuthe deſto ungeduldiger Luft, je beſtimmter ſich ihm das dunkle Gefühl des in ihm ausgebrochenen Zwieſpaltes aufdrängte.

Der Fürſt hatte dem jungen Manne ſinnend zugehört und rückte auf einmal mit dem Vorſchlage heraus: ihn der Verpflichtung zu entheben, die er ſich in ſeinem Dienſteifer aufgebürdet habe.

Wer war froher, als der geängſtigte Bernhard, ſeinen Beſchützer auf den Gedanken kommen zu ſehen, den er doch im Stillen erhofft haben mochte! Der Fürſt erkundigte ſich nach den Umſtänden des Mädchens und erheiterte ſich ſichtlich über die Charakterſchilderung der Mutter, die er vor allen Dingen zu ſehen wünſchte.

Bernhard durfte über ſein Vorhaben nicht in Zweifel ſeyn, und meinte ſeine Verachtung Nataliens tief genug begründet zu haben, um ihr durch deſſen Beförderung kein Unrecht zu thun. Er fühlte zwar für ihre Reize eine faſt zärtliche Bewunderung, ein geheimes Etwas, das er in ſeiner ganzen Ausdehnung noch nicht begriff; allein dies ward ihm nachgerade ſo unbequem, daß er es mit aller Kraft von ſeinem Herzen abzuſchütteln ſtrebte, weil es ihm in ſeinem Quelle unrein ſchien, und zu ſeiner ferneren Handlungsweiſe ihn das Erbieten beſtimmte, ihm dafür die zu einer Reiſe nach Italien erforderliche Unterſtützung angedeihen zu laſſen.

So ſchritt er in der Ausſicht auf die Verwirklichung ſeiner Wünſche auf dem neugebahnten Wege der Kunſt weiter, ermittelte eine Gelegenheit, den Fürſten mit Verſchweigung ſeines Namens und Ranges, als einen nordiſchen Kunſtfreund mit Natalien bekannt zu machen, und befähigte danach den welterfahrnen Ruſſen bald die ſchwache Seite der Alten aufzufaſſen.

Er behandelte ſie auf die rechte Art, indem er ſeine erſten und letzten Maßregeln mit Geſchenken nahm, die er ihr machte, und da Natalie ihm auch keine Abneigung zu erkennen gab, fügte es ſich ungezwungen, daß der Fürſt öfter mit ihnen verkehrte. Nataliens perſönlicher Umgang hatte in ihm den Eindruck ihres Bildes vollendet, und ein Gewiſſen konnte er ſich nach dem was er von ihr hielt, aus ſeinen Abſichten nicht machen. Auch dauerte es nicht lange, ſo ſprach er dieſelben unverholen gegen Bernhard aus, der keinen Anſtand nahm, ihm ſeine Mitwirkung zuzuſichern.

Sie redeten der Alten ein, die Verhältniſſe Bernhards erforderten, daß ſie ihr Gewerbe aufgebe und ihre Haushaltung auf einen andern Fuß einrichte, zu dem es ihr an Geld, das Bernhard jetzt genug verdiene, nicht fehlen ſolle; und ſie erhob dagegen keine Schwierigkeiten, da ihre Eitelkeit ihr eine Pflicht daraus machen wollte, Natalien nicht zur Schande zu gereichen.

Die neuen Einrichtungen wurden ohne Zeitverluſt getroffen und Mutter und Tochter bezogen eine Wohnung in der Stadt, wo ſich Beide bald an das Wohlleben gewöhnten, das ihnen der Fürſt unter unverfänglichem Anſchein bereitete.

Veränderte Verhältniſſe und Kleidung wirkten eben ſo ſehr auf Nataliens äußere Bildung ein, als der Unterricht, den ihr der Fürſt ertheilen ließ, ihr

Inneres ihrer Schönheit würdiger machte. Der Fürſt konnte allerdings aus manchem geſcheiterten Angriffe abnehmen, daß das junge Mädchen nicht ganz das ſey, wofür er ſie voreilig gehalten; jedoch hielt er ſie nichts deſto weniger für vorbeſtimmt, das Schickſal zu erleiden, das er ihr zugedacht hatte. Er ſah zuletzt gewiß auch ein, daß ein Bewußtſeyn ihres Leichtſinns in ihr nicht beſtand; bewußte Grundſätze traute er ihr aber eben ſo wenig zu, und da ſeine Leidenſchaft zu einer Stärke angewachſen war, der er nicht gewohnt ſeyn konnte zu widerſtehen, hielt er jedes Mittel zu ſeinem Zwecke für erlaubt. Die Erkenntniß der Gefahr, die bei Nataliens Leidenſchaft für Bernhard ſeinen Planen drohte, ſobald dieſer von dem verführeriſchen Verhältniſſe mit ergriffen würde, das zwiſchen ihm und dem Mädchen obwaltete, gab ihm überdies den Vorſatz ein, unter der Maske eines Vertrauten ihrer Liebe dieſelbe nach Gelegenheit zu täuſchen oder zu verrathen. Seinen wahren Stand und Namen ahneten Mutter und Tochter ſo wenig wie Bernhards Freunde, da Dresden groß genug war, eine ſolche Myſtifikation zuzulaſſen, und der Fürſt ſeine Dienerſchaft in einer Landwohnung untergebracht hatte, und für ſeine Perſon, Nataliens Hauſe gegenüber, in einem unanſehnlichen Hotel lebte.

Natalien hatte ſchon ſeit einigen Wochen das Verhältniß nachzudenken gegeben, in dem ſich Bernhard zu ihr hielt. Sie war doch ſeine ihm verlobte Braut und er blieb ihr fremder als der Fremdeſte, ja, entfernte ſich von ihr noch in dem Maße, als ſie ſein Vertrauen ſuchte, deren zunehmende Geiſtesbildung ſie oft genug irre an ſich machte, um ihr Stillſchweigen aufzuerlegen. Doch gerieth ſie nicht allein dieſes ſchwankenden Zuſtandes wegen in Zwieſpalt mit ſich ſelbſt. Die Liebe trug noch mehr dazu bei, indem ſie ihre Unbefangenheit beendete und ſie zuletzt dahin brachte, nicht mehr zu wiſſen, was und wie ſie ſeyn ſollte.

In dieſem Zuſtande konnte ſie die freundſchaftlichen Annäherungsverſuche des Fürſten nicht ſo unerkenntlich von ſich ſtoßen, als vorher ſeine ſchon halbvergeſſenen Liebeserklärungen, und nahm ſie ſein Erbieten freudig an, zwiſchen ihr und dem, wie er ſagte, noch allzu flüchtigen Bernhard den Vermittler abzugeben. Er gedachte ſie zwar mit dieſer wiederholten Aeußerung eiferſüchtig zu machen; jedoch konnte er dem Gefühle nicht den Stützpunkt eines Gegenſtandes unterſchieben und bewirkte alſo nur, daß ſie, zu ihrem Vortheile in Bernhards Augen, ernſter wurde.

Dem jungen Maler ward ſein Verhältniß zu Natalien unerträglich. Von dem Fürſten mit böswilligem Geſchick in ſeinem Irrthume beſtärkt, ließ er ſich zwar immer angelegen ſeyn, gering von ihr zu denken: doch ging ihm zuweilen eine Ahnung ihres Charakters auf und machte ihn dies in den Vorbereitungen zu ſeiner Reiſe nach Italien eben ſo nachdenklich als Natalie war. Sein Entzücken über ſie ward ihm zur Pein und er konnte ſich nicht länger abläugnen, daß er ſie leidenſchaftlich liebe. Er verzweifelte nur wegen Nataliens vertraulicher Annäherung an den Fürſten immer mehr an ihr und ward durch das, was er für deſſen Abſichten bereits gethan oder mit ihm zu thun beſchloſſen hatte, abgehalten, ein ernſteres Wort mit ihr zu reden, ja gezwungen, jedes Einlenken für eine Unmöglichkeit zu erachten.

Eines Tages hatte der Fürſt, zur Beförderung ſeiner Abſichten, eine Luſtfahrt auf dem Waſſer angeſtellt, um die Geſellſchaft, zu der er auch Natalien eingeladen, auf der Köppmühle unweit Pillnitz zu bewirthen. Der Herbſttag war warm, der Himmel heiter, und das Schifflein fuhr den ſonnenbeglänzten Spiegel des Stromes langſam aufwärts, den im Waſſer wiederſcheinenden grünen Ufern vorüber.

Morgenduftige Berge traten bei Seite, wo der Kahn vorüber glitt, und die Ruhe des Waſſers und der Luft, der lachende Sonnenſchein verſenkten die Geſellſchaft in Behagen. Die Jüngeren und Heiteren, unter denen mehrere Frauen, Ilefeld und der Kupferſtecher, ſaßen zuſammen und ſcherzten. Die Uebrigen, Balthaſar, Kurowsky und Bernhard unterhielten ſich von Kunſtgegenſtänden. Der Fürſt ſaß zwiſchen beiden Gruppen an der Seite Nataliens, mit der er halb leiſe ſprach, und gab nur zuweilen hüben oder drüben ein Wort dazu, oder nahm lebhafteren Antheil an dem Kunſtgeſpräche, wenn ſich Natalie der andern Unterhaltung anſchloß. Bernhard, ihr gegenüber, beobachtete ſie, trotz dem, daß er immer im Geſpräche war, und ſie ſelbſt, deren Mutter der Fürſt abzuhalten gewußt hatte, ſie zu begleiten, barg hinter anſcheinender Luſtigkeit tiefe Aufregung. Der Fürſt hielt ſeine glatte Weltmiene vor ſein lauerndes Innere und die finſteren Gedanken Kurowskys, der ſeit dem Untergange ſeines Vaterlandes noch menſchenfeindlicher als ſonſt geworden war, ſchienen ihm zu drohen.

Die Zähigkeit des Kunſtgeſpräches hatte nach und nach das andere überdauert und die allgemeine Rede war von dem Einfluſſe, den das Leben auf den Beruf ausübe, um ſich bald als heilbringender Segen, bald als zerſtörender Fluch zu geſtalten. Bernhard beſtritt die Meinung, als könne der letztere Fall vorkommen, und behauptete, daß es für den Künſtler blos innerliches Leben gebe, ja, daß äußere perſönliche Beziehungen darauf nicht vorhanden ſeyn dürften. Der Künſtler müſſe über der Welt und den Menſchen ſtehen und ſich hüten, das Leben ernſt zu nehmen, wenn er nicht Gefahr laufen wolle, mit der ewigen Heiterkeit das Element zu verlieren, aus dem ſich die einzelnen Atome eines Kunſtwerkes zuſammenfügten.

„Wie aber,“ fiel ihm Ilefeld in die Rede, „ſoll die Kunſt lebendige Gebilde hervorbringen können, wenn das Herz des Künſtlers geringeren Antheil daran hat als ſein Verſtand, wenn er die Leiden, die er darſtellen will, innerlich nicht eben ſo wie die Freuden erlebt? Der Künſtler ſoll ſchon darum nie glücklich ſeyn, weil er alles fremde Leid zu dem ſeinen macht, abgeſehen davon, daß er an und für ſich gewiß mit genugſamem Leide zu kämpfen haben wird."

„Das muß ich durchaus läugnen," ſprach Bernhard: „wehe dem Künſtler, deſſen Kunſt oder Schutzgeiſt nicht ſtark genug iſt, ihn davor zu bewahren! Wozu hat der Künſtler das Talent, wenn es ſeine Seele nicht befähigt, ihre Kinder ohne die Schmerzen der Geburt in die Welt zu ſetzen? Wozu hat der Himmel ihn als ſeinen Auserwählten bezeichnet, wenn er ihn nicht vor gewöhnlichen Schickſalen bewahren, ihm nicht die Gabe verleihen will, in ſeinem erhabenen Leichtſinn nimmer zu irren, ſondern, ohne erſt hinzuſehen, das Rechte zu treffen?"

„Freyle nur nicht an dem Schickſale, Freund," entgegnete Ileſeld, indem er bedenklich den Kopf ſchüttelte: „das Unglück ſucht uns zuweilen über Nacht heim, ehe wir es uns verſehen, denn das Schickſal warnt wohl ein halbes Leben hindurch und hält ſeine drohende Hand über uns erhoben; am Ende aber läßt es dieſelbe doch niederſinken und trifft vernichtend das in gefährliche Ruhe verſunkene. Der Künſtler lebt zwar in einem innigeren Verhältniſſe mit der Natur als die übrigen Menſchen; auf der anderen Seite aber auch in einem zarteren, und muß ſich vor Allem hüten, ſie zu beleidigen. Jede Beleidigung der Natur, die er ſich zu Schulden kommen läßt, rächt ſich durch die Zerſtörung ſeiner Kunſt."

Bernhard ſtutzte über dieſen allgemeinen Spruch und wollte etwas erwiedern, als der Fürſt ſich über die Anmaßung mißbilligend äußerte, in der hie und da das eine bürgerliche Gewerbe ſich für ein beſſeres als das andere halte. Er beſann ſich indeſſen ſchnell wieder auf ſeine Rolle und fügte einlenkend hinzu: „er halte wenigſtens dafür, daß jeder Stand der vornehmſte für den dazu Berufenen ſey, weil man das Leben für nichts Anderes als die natürliche Art betrachten dürfe, wie Jeder ſich in dem ihm von der Natur vorgezeichneten Kreiſe bewege."

„Es nützt nur dem Künſtler oder Menſchen nichts," warf der Bildhauer ein, „wenn er ſich ſo ſehr, als unſer Bernhard ausgeſprochen hat, gegen die Einwirkung des Lebens auf ſeine Kunſt ſträubt. Der Gebrauch unſerer Kräfte macht das wahre Fatum aus. Und angenommen, daß wir noch ſo ſicher in unſerem Berufe ſind, und das Leben langt nicht mehr in ihn hinein, ſo iſt dies ein Vorzeichen, daß es mit der Kunſt auch nicht ſonderlich beſchaffen iſt. Umgekehrt muß wieder Krankheit oder Tod der Kunſt verderblich auf das Leben einwirken. Die Menge ſieht in der Wirklichkeit zuweilen eine erſchütternde oder zerſtörende Kataſtrophe in Leben oder Beruf eines ausgezeichneten Menſchen einbrechen und ſtaunt ſie als ein Unbegreifliches an, oder betrübt ſich an ihren Schrecken. Für den Welt- und Menſchenkenner gibt es ſolche Kataſtrophen nicht, er wird immer die wenn auch noch ſo ſchwer erkenntliche Leiter ſehen, die den Ausbruch vermittelte. Paradoxien, Abnormitäten in Kunſt und Leben des Künſtlers ſind kritiſche Erſcheinungen, und am ſchlimmſten ſteht es damit, wenn, wie Herr von Kurowsky ſchon einmal äußerte, ſich eine krankhafte Sehnſucht in ſeiner Seele regt, denn der Künſtler muß in Allem ſich an den Genuß der Gegenwart halten, die er auszubeuten hat, für die allein er da iſt."

„Das heißt, mit anderen Worten," fiel Bernhard dazwiſchen, „der Künſtler muß geiſtig und körperlich ein Bacchus ſeyn, ſonſt gilt und taugt er nichts in deinen unbefangenen Augen. Die Geſundheit, die materiellſte, die es geben kann, iſt dein Ideal, das ſinnliche Behagen des medizäiſchen Bacchus alle Schönheit, die du willſt erſtreben laſſen."

„Den Bacchus in Ehren gehalten!" rief der Kupferſtecher. „Wenn man doch zu allen Zeiten einen ſo kühlen Trunk bei der Hand hätte, als er mag gewohnt geweſen ſeyn. Man würde bald eine eben ſo göttlich heitere Stirn bekommen, als der kühle Marmorblock."

Dem Fürſten war mit der Allgemeinheit des Geſpräches nicht gedient und er ſagte, um es wieder zu zertheilen: „Wenn die Herren und Damen, in Ermangelung des Bacchiſchen, meinen Wein verſuchen wollen, ſo ſetzen wir dem wilden Kunſtſtreit ein friedliches Ende, indem wir auf die Geſundheit des Gottes und aller hohen oder niederen Kunſtideale ein paar Gläſer leeren.“ Die Mienen der Gäſte widerſprachen nicht, und ſo ließ der Fürſt von dem Schiffer das mitgenommene Frühſtück herbeilangen, das man in guter Laune verzehrte.

Während deſſen nahm der gewandte Wirth ſein volles Glas zur Hand und brachte einen Toaſt auf die in der nächſten Woche anzutretende Kunſtreiſe Bernhards aus. Die Geſellſchaft ſtieß an und trank auf das Wohl des jungen Künſtlers; jedoch hatte Niemand die Verwirklichung ſeiner Hoffnungen für ſo nahe gehalten. Sein inneres Verhältniß zu Natalien hatte er gegen Alle fortwährend in dichte Schleier zu hüllen gewußt. Man erkannte wohl, daß ſie das Modell zu ſeinem Gemälde war und wußte, er habe ſich mit ihr verlobt; allein auf ſeine Bitte berührte man dieſen Umſtand niemals und ehrte das Geheimniß, das dabei obwaltete. Auch erwähnten die Anweſenden bei dieſer Gelegenheit Nataliens nicht, der ſie aus Rückſicht gegen den Fürſten mit größerer Achtung, als vielleicht ſonſt geſchehen wäre, begegneten und tauſchten ihre Gedanken nur durch bedeutende Blicke gegen einander aus. Sie beglückwünſchten Bernhard und Einer oder der Andere ſah wohl dazwiſchen, wie das junge Mädchen erblaßte und erröthete.

Der Fürſt hatte ihrer Mutter vorgeſpiegelt, wie nothwendig dieſe Reiſe zu dem ſpäteren Glücke Bernhards ſey und die Leichtgläubige beredet, die Heirath auf die vermeintlich kurze Abweſenheit verſchieben zu laſſen. Natalie war an den Gedanken der Trennung von ihrem Geliebten ſelbſt gewöhnt, weil ſie die Treuloſigkeit, die man gegen ſie im Schilde führte, nicht ahnete, und gehofft hatte, es werde zuvor ein traulicheres Verhältniß zwiſchen ihr und Bernhard entſtehen. Jetzt trat mit einem Male die Gewißheit der Vereitelung ihrer Wünſche vor ihre Seele und machte ſie ſo verwirrt, als der ſchlaue Fremde voraus berechnet hatte, um ſie wo möglich heute noch durch Ueberraſchung zu verderben. Er nahm aus ihrer erhöhten Stimmung ab, daß der Augenblick gekommen ſey, ihr einige ermuthigende Worte über eine Aenderung in den Geſinnungen Bernhards gegen ſie zuzuflüſtern, und das arme Kind ſah ihn mit Thränen in den Augen ungläubig und doch lächelnd an. Unter dem Deckmantel der Freundſchaft und während der lauten Geſpräche der Andern fuhr er fort, die ſich in weichen Hoffnungen widerſtandlos Hingebende in das ausgeſpannte Netz ſeiner Plane zu ziehen. So verging die Stunde, bis man unweit Pillnitz landete, um von dannen durch den Köppgrund zu dem Ziele der Luſtpartie, der auf der Höhe gelegenen Mühle zu gelangen.

Allda vertheilte ſich die Geſellſchaft auf dem Felsblocke, inmitten des kleinen Keſſels, woran die Mühle ſchwalbenneſtartig hing und erfreute ſich Jeder der herrlichen Ausſicht.

Es eröffnet ſich von hinnen der freundlichſte Blick über das grüne Thal, durch das man gekommen iſt, und ſchieben ſich zwei mit Laubgehölz bewachſene Felſenabhänge dergeſtalt aneinander, daß ſie die ſpitzzulaufenden Seiten eines umgeſtürzten Dreiecks bilden, deſſen dritte Linie, oder wagerecht nach oben gekehrte Baſis der Rücken der fernen Bergkette zieht. Die Füllung des Dreiecks iſt die eingerahmte, amphitheatraliſch ſich erhebende Landſchaft, die, wie die ganze Dresdner Gegend, in ihren beſten Stunden ſich in Nebel hüllt. Nach vorn zu, einem aufgerollten, gewäſſerten Bande gleich, glänzt der Elbſtrom, der, wie ein Schattenſpiel an der Wand, ſeine Bilder, die geblähten Segel der Kähne, dem Auge vorüberführt und den Mittelgrund des kleinen Gemäldes abgibt. Zum Vorgrunde hat man den Keſſel mit dem Laubholze. Wenn der Bach waſſerreich iſt, plätſchert und plaudert er, über Felsblöcke und Wurzelwerk purzelnd, lispelt und flüſtert durch langes Gras, über Moos und gefallene Blätter. Schatten und Lichter ſpielen in den klaren Quell und blinken und blenden, die Blumen nicken hinein und winken und beſpiegeln ſich, indem ſie ſich mit den niederhangenden Zweigen des Geſträuches necken. Die Kieſel im Bache freuen ſich der ſchillernden Fluth, ſo daß ſie ſich vor Luſt wenden, wenn ſie über ihren glatten Rücken rinnt. Ein klingendes Wellchen haſcht das andere und fällt ziſchend von einem natürlichen Wehr auf das andere, ſo daß das Waſſer blanke Kryſtallſäulen ſchießt, ſchäumend ſich bäumt und ſchwillt und hochaufſpritzend weiße Blaſen erregt, die wirbeln und vergehen. Die volle, tanzende Welle ſpült ſich von allen Seiten an den bemoosten Steinen, wo nicht darüber hin, und wo ſie ſich recht angeſammelt hat, kann ſie es kaum erwarten, ſo drängt und treibt ſie, bis ſie durch einen Engpaß hinunter kann. Sie beſpritzt die Mücken, die über ihr im Sonnenſcheine ihr Spiel treiben und gibt wohl auch dem weißen Schmetterlinge eins ab, der auf der hohen Blume ſitzt und ſaugt und nippt, ſo daß er erſchrocken aufflattert, ſich höher ſchwingt und endlich wieder ſetzt.

Die Geſellſchaft brachte den Tag unter Spielen und Spaziergängen zu und bei dem Mittagsmahle in den grünen Lauben erreichte die Fröhlichkeit ihren Gipfel. Der Mittagsſonnenſtrahl der Liebe erſchloß in dieſen Stunden die Knoſpe der Seele des jungen Mädchens, und in der Aufregung, die der Fürſt in ihr genährt, wo nicht erregt hatte, bezog ſich alles, was ſie that und ſagte, auf Bernhard. Ihr Weſen war ſo klar und durchſichtig geworden, wie das verſchönernde Todesſtadium der Auszehrung zuweilen erſcheinen läßt. Ihre Lage und Verhältniſſe, Bernhards Leidenſchaft und Geringſchätzung waren ihr wie offenbart und ihre Seele ſchwang ſich über ihre Erziehung und Sphäre mit der Willenskraft empor: das Mißverſtändniß zwiſchen ihr und Bernhard ein für allemal zu löſen. Bernhard war wie in einem Rauſche befangen und konnte ſich dem Einfluſſe dieſes Zaubers nicht entziehen, ohne doch ſo wenig wie etwa der Fürſt das Edelſte in dem Mädchen verſtanden zu haben.

Nach Tiſche vereinzelte man ſich nach verſchiedenen Seiten und ſchlich Bernhard, um ſeinen Gedanken nachzuhangen, in den Thalkeſſel. Er warf ſich am Rande des Baches nieder und dichte Fliederbüſche, die ſich darüber bogen, umflochten ihn mit kühlem Dämmer. Plötzlich rauſchte es über ihm, die Zweige wurden auseinander gedrückt: Natalie ſtand vor ihm. Sie wendete den Kopf zurück, ob Niemand in der Nähe ſey. Bernhard wollte aufſpringen; ſie ließ die Zweige hinter ihr zuſammenſchnellen und ſetzte ſich neben ihn. Sie ergriff ſeine Hand, um ihn auf dem Raſen feſtzuhalten, und ſprach: „Bleiben Sie, Bernhard, ich habe mit Ihnen zu reden. Sie thun mir in jeder Art Unrecht, ſeitdem wir uns haben kennen lernen und erſt heute wird es mir klar, wie falſch Sie von mir denken. Sie ſollen und müſſen Ihren Irrthum einſehen. Ich kann nicht länger anſtehen, Ihnen meine früheren Verhältniſſe mitzutheilen. Die gelegene Stunde iſt da, wir werden ungeſtört bleiben.

Die Frauen unſerer Geſellſchaft ruhen in der Mühle und die Uebrigen glauben, daß ich bei ihnen ſey."

Bernhard blickte das Mädchen erſtaunt und verlegen an; er hatte eine ſolche Sprache noch nicht von ihr gehört. Sie war ihm von jeher ein Räthſel geweſen. Er ſchwieg. Natalie ergriff abermals das Wort und begann ihre Mittheilungen.

Sie hatte von Jugend auf einen heitern Sinn gehabt und ſich dadurch manche Strafen von ihrer Mutter zugezogen, die des Himmels Gnade, wie ſie ſagte, vor ernſten Prüfungen bewahrt habe. Ihr älterer Bruder war bei dem Tode ihres Vaters, eines Hofbedienten, ſchon halb erwachſen geweſen, und in der neuen Ungebundenheit ausgeartet. Er hatte die geringe Verlaſſenſchaft ſeines Vaters vergeudet, die Penſion ſeiner Mutter im voraus an Juden verſetzt und ſie genöthigt, zu ihrem Unterhalte ihren Gärtnerkram anzulegen. Zum Heil der Familie endlich zum Soldaten ausgehoben, hatte er als ſolcher die härteſte Behandlung erfahren, um nur einigermaßen von ſeinen Laſtern gereinigt zu werden: im Grunde ſie aber blos zum Scheine abgelegt, weil er ſich in ſeiner kleinen Garniſon gelangweilt und wegen ſeiner Körperlänge darauf gerechnet hatte, nach erlangter Zufriedenheit ſeiner Oberen zur Garde verſetzt zu werden, um in der Reſidenz ſeinen alten Wandel aufs Neue zu beginnen. Sein Wunſch ging in Erfüllung: jedoch verfolgte er bei ſeiner Rückkehr nach Dresden einen andern

Lebensplan. Aus Erfahrung klug geworden, meinte er, daß in der Welt zunächſt der Schein zu retten ſey, und ſeine Ausſchweifungen wurden feiner, wo nicht ſchuldloſer. Seine Eitelkeit, ſein Ehrgeiz regten ſich und man beförderte ihn, auf mehrſeitige Verwendung, zum Unteroffizier.

Ihm gegenüber war nun ſeine junge Schweſter allzuſehr zum Frohſinn geneigt, da ſeine früher unbemäntelten Unregelmäßigkeiten ihr das Laſter von der komiſchen Seite darſtellten. Die unverſtändige Mutter hatte die ſchlechten Streiche ihres Sohnes eher belacht als beſtraft, und die Folge war, daß das junge Mädchen in der reinſten Unſchuld den Anſchein der Verderbtheit annahm, an dem mit Blumen überſtreuten Abgrunde ahnungslos ſtand und mit der Gefahr ſpielte. Ihr Temperament bildete ſich glücklicherweiſe erſt nach der Entfernung ihres Bruders aus und konnte alſo den Genoſſen ſeiner Uebelthaten nicht den Weg andeuten, wie bei der Ermangelung äußerer Sitte, auch ihrer inneren Sittlichkeit ein Ziel zu ſetzen ſey. Sie wurde um dieſelbe Zeit zuerſt auf Arbeit zu einer Putzhändlerin geſchickt, wo ſie der Gefährtinnen nicht wenige fand, die auf dem Wege, den ſie einzuſchlagen ſchien, ſchon rüſtig vorgeſchritten waren, und man hätte glauben ſollen, daß ſie von dem allgemeinen Ziele nichts mehr abgehalten; allein es erwies ſich, daß ſie unendlich ſchamhafter war, als ſie hätte ſeyn mögen.

Nach der Rückkehr ihres Bruders ſprach derſelbe ſeine frühere tyranniſche Gewalt über ſie mehr als je wieder an, und da er mit ihrer Schönheit höhere wiewohl nicht beſſere Dinge vorhatte, als er ihr zutrauen mochte, kam er ſchnell auf den Punkt: daß er das durchaus verdammte, was ſein Beiſpiel erſt an ihr gewirkt hatte. Bei ihrem leichtſinnigen Unbedacht fehlte es ihm nicht an Anläſſen zur Unzufriedenheit, die Natalien oft zum Gegenſtande ſeiner Mißhandlungen machten; ſeine ungerechte Härte bewirkte aber das Gegentheil deſſen, was ſie hatte bewirken ſollen, erbitterte und empörte Natalien und verführte ſie ſtufenweiſe zu dem Vorſatze: ihrem Bruder zum Trotz das zu thun, weſſen er ſie ſo oft unverſchuldeterweiſe angeklagt hatte. Sie ſuchte abſichtlich die Gelegenheiten auf, ſich dem Verderben in die Arme zu ſtürzen, von dem ſie keine Vorſtellung hatte, und nur ihr guter Engel bewahrte ſie davor. Ihr Bruder empfing, ehe er es ſich verſah, ſeine Züchtigung und wurde wegen mehrerer an den Tag kommender Vergehungen wieder als gemeiner Soldat in ein auswärtiges Regiment geſteckt. Da Natalie aber kurz vor dieſer Kataſtrophe, als ſie noch voller Erbitterung gegen ihren Peiniger war, Bernhards Bekanntſchaft machte, erſah ſie ſich mit Vorliebe den jungen Maler zum Werkzeug ihrer Rache.

Sie war mit ihren Mittheilungen zu Ende, denen Bernhard in höchſter Spannung zugehört hatte, und er wähnte zu träumen.

„Natalie!“ rief er, „habe ich recht gehört? iſt das Alles ſo? und es leuchtet ſo einfach ein, daß es nicht anders ſeyn kann. Wie habe ich Sie verkannt! Wo waren meine Augen, meine Ueberlegung, daß ich Sie ſo beurtheilte? Welche Gedanken gehen mir auf! Welche Zukunft zeigt ſich mir und verrinnt wieder wie in Nebel, ſobald ich wage, ſie zu mir heran zu ziehen. Die Natur ſelbſt reichte mir mit Ihnen die Hand, um mich auf dem Wege der Kunſt anzuleiten und ich Verblendeter ſtieß Sie von mir.“ Er bedeckte ſein Geſicht mit beiden Händen.

„Klagen Sie ſich nicht an, mein liebſter Freund!“ ſagte Natalie. „Ich habe Alles vergeben und vergeſſen. Ich habe ſchon lange erkannt, daß Sie mich wider Ihren Willen lieben, und wir können, ſobald Sie wollen, glücklich ſeyn. Sie haben mich nicht zu Ende gehört. Die Stunde iſt koſtbar. Es iſt mir, als ob Alles, was mir gegenwärtig nicht vom Herzen genommen würde, mich immer und ewig bedrücken müßte. Ich habe Ihnen noch zu erklären, wie ich von je von Ihnen dachte, was ich für Sie empfand, wie ....“

„Was bedarf es noch der Erklärung!“ rief der Jüngling in einem Entzücken, dem er ſich nur ſchüchtern zu überlaſſen wagte: „iſt mir durch deine Liebe nicht ſchon Alles erklärt? Ich bin es nicht werth, dich weiter anzuhören. Vernimm vielmehr erſt meine Bekenntniſſe und ſage mir dann, ob ich mich noch erdreiſten darf zu dir emporzublicken.“

Da rauſchte es in der Nähe ſtarker als die Luft die Zweige bewegen konnte. Die Liebenden ſahen nach der Gegend, in der es geſchah. Bernhard ging ein paar Schritte um die Biegung des Thales, ſah und hörte nichts, und kehrte zurück. Natalie ſtand zitternd und lächelte. Ihre alte Schalkhaftigkeit kam wieder in ihr auf und das Glück der Liebe ſteigerte ſie, derweil ſich daneben eine faſt kindiſche Scheu vor dem tückiſchen Geſchick der Menſchen, wie vor einem grämlichen Schulmeiſter äußerte, deſſen ſie am Ende doch gewiß war, durch Bitten Herr zu werden.

Bernhard ſchloß ſie in ſeine Arme. Sie wollte ihn durch Winke abhalten; es riß auch ſie zu ihm. Ein Kuß brannte auf ſeinen Lippen. Sie bebten als ob ſie ein Verbrechen begangen hätten, ſobald ſie ihn fühlten.

Natalie zog das Köpfchen zurück und ſah ihn ſchmollend, glühend, ſpöttiſch an.

„Meine Braut!“ ſtammelte er. Natalie war wieder eine Andere. Das Köpfchen ſank auf ſeine Schulter. „Du bereuſt es doch nicht?“ flüſterte ſie.

Bernhard erröthete über ſich und wollte reden, ihr ſeine Lage und Verpflichtungen, ſeinen Leichtſinn, ſeine Schlechtigkeit ſchildern.

„Ein andermal, Geliebter!“ unterbrach ſie ihn, „nur nicht jetzt.“

„Du weißt nicht, was mich drängt, Natalie, du ahneſt nicht ....“ ſprach er, und wollte ſagen: „wie weit ich gegangen bin.“ Alle ſeine Wünſche und Bekümmerniſſe, der Fürſt, ſein Wort, die Summen, die er bereits angenommen und ausgegeben hatte, ſogar ein ſchriftlicher Revers, den er ausgeſtellt, womit der Fürſt ihn vernichten konnte ..... und auf der andern Seite Italien, ſeine Kunſt ..... Bedenklichkeiten über Bedenklichkeiten ſtürmten auf ihn ein.

Er zauderte.

Natalie war verlegen und beſann ſich, ſchien etwas Beſchwichtigendes ſagen zu wollen.

Da ward von oben herab Bernhards Name gerufen, man ſuchte ihn, die Stunde war verronnen.

„Es iſt die höchſte Zeit, daß ich dir Alles ſage,“ fuhr Bernhard eine Sekunde ſpäter fort.

Sie wollte nichts hören, ſie wußte genug; was darüber, war vom Uebel, war ihr ſchon in Gedanken unbequem.

„Des Tages bin ich zu ſehr bewacht, kann ich nicht ungeſtört bei dir ſeyn,“ ſagte er. Sie ſah verwundert auf. „Auch dieſe Erklärung bald,“ lautete die Antwort auf ihre ſtumme Frage.

Ein Gedanke blitzte ihm durch den Sinn; er kannte die Delicateſſe des Fürſten, ſeine Großmuth in gewiſſer Art, er baute darauf ſeinen Plan. Und wenn er auch mit dem, was er wagte, Alles verlor, was er verlieren konnte, hatte er dafür nicht Alles gewonnen, was er gewinnen konnte? ..... „Wie iſt es heute Nacht,“ ſprach er, „wenn die Mutter ſchläft? Ich komme zu dir, Natalie.“

Sie erröthete, wollte Einwendungen machen, die ſie nicht ausſprach, ſie konnte nicht dazu kommen, ja zu ſagen.

Von Neuem rief man oben, daß es an den Bergen wiederhallte: „Bernhard!“ —

„Du biſt meine Braut, Natalie.“ —

Ihr Herz klopfte hörbar. Ihr langſam aufgehender Blick begegnete dem ſeinigen und willigte ein.

Mit zwei heimlichen Worten hatten ſie die Abrede getroffen; mit einem Händedruck waren ſie auseinander, flüchtig wie der geflügelte Kuß, den ſie ſich auf die Lippen hauchten.

Natalie flog rechts der Mühle zu, die ſie unbemerkt erreichen konnte, und wollte, wie von einer Luſtwanderung, nach der Höhe zurückkehren.

Bernhard wandte ſich, den wiederholten Ruf beantwortend, auf den Weg zur Linken nach dem Hauſe. Alles war die Sache eines Augenblicks.

Nachdem Bernhard zwei Schritte gegangen war, hörte er es neuerdings, als ob ſich Jemand entferne, in ſeiner Nähe rauſchen.

So wie er um die Ecke bog, kam ihm der Fürſt entgegen und fragte, wo er geweſen ſey? Man habe ihn allenthalben vergebens geſucht und gerufen.

Bernhard fragte ſeinen Gönner, ob er ihn gerufen habe?

„Wer ſonſt?“ entgegnete der Fürſt ſchneidend, „etwa Natalie?“

„Ich habe im Gebüſch geruht: die Luft war ſo ſchwül," entgegnete Bernhard.

„Und wahrſcheinlich angenehm geträumt?" fuhr der Fürſt fort.

Bernhard war nicht mit ſich einig, was er von dem argwöhniſchen Ruſſen denken ſollte, antwortete nichts und ſah ihm forſchend ins Geſicht.

Es war ein geſchloſſenes Buch.

Indem geſellten ſich einige Freunde von der Geſellſchaft zu ihnen, die ſich wieder zuſammengefunden hatte. Bernhard miſchte ſich unter ſie und ſuchte den bewegten Zuſtand ſeines Gemüths unter lauten Scherzen zu verhehlen. Die übrigen Frauen hatten ſich ebenfalls wieder eingeſtellt und man vermißte Natalien, über die der Fürſt in ſeiner gereizten Stimmung nicht unterlaſſen haben würde ſeine Bemerkungen zu machen, wenn ſie nicht eben geſehen worden wäre, wie ſie jenſeits des Baches zur Mühle herniederſtieg und der Geſellſchaft zurief.

Der übrige Nachmittag wurde gleich dem Morgen im Genuſſe der ſchönen Natur verbracht. Einige beſtiegen den nahen Porsberg, Andere, unter denen Bernhard und Natalie, verweilten bei einer Lektüre in einer Laube. Der Fürſt ließ Beide nicht einen Augenblick außer Acht.

Man ſchickte ſich am Abend ſpät genug zur Heimfahrt an. Es ward auf dem Waſſer bald dunkel. Der Wind rauſchte ſtill und ernſt in der Luft, über den unerregten Bäumen. Es war als ob die wimmelnden Sterne in der mondloſen Nacht ſo laut würden. Sie ſtanden wie Thautropfen auf der Himmelsflur, die die Milchſtraße wie ein Nebel überzog. Ferne Gewitter ſprachen mit einander in feurigen Fragen und Antworten. In den Dörfern am Ufer bellten die Hunde, auf den Wieſen zirpten Tauſende von Grillen und Alles in der weiten, ewigen Natur war Ein Glanz; die Pflanzen, deren Wachsthum am Tage ſo laut geworden war, ſchliefen allenthalben. Die Berge legten ſich, in ihre düſteren Schatten gehüllt, in den Vorgrund, einzelne Wolken ſchwebten über den Himmel und belaſteten den Waſſerſpiegel, deſſen kleine Wellen ſich in einander ringelten.

Man ſang unterwegs und gerieth in elegiſche Stimmungen, da Niemand mehr zu reden wußte und viele Menſchen nicht bloß langweilen, wenn ſie ſentimental werden, ſondern auch ſentimental werden, wenn ſie ſich langweilen. Auch ſinnt in Nacht und Stille die Seele mancherlei, was ſie bald halb vergeſſen hat, bald vergeſſen will, und erweckt Gedanken und Gefühle, die das Geräuſch des Tages in Schlummer ſenkte. Einige ſchliefen ſelbſt, Andere unterhielten ſich zwiſchen den Geſängen von Anderem; Bernhard und Natalie ſaßen neben einander und lebten in ihren wechſelſeitigen Blicken. Sie ſtreifte ſeine Seite neckend mit ihrem Arme, drückte verſtohlen ſeine Hand und verſpottete ihn wieder mit Blick und Ton, wenn ſie ſeine Gefühle wahrnahm. Er ſah ſie dafür ſo durchdringend an, daß ſie über den Blick erröthete. Mit einem Herzen voll giftigen Neides ein Zeuge ihrer Vertraulichkeit, drohte ihnen der verſtummte Fürſt mit größerem Unheil als ſie ahneten.

Man langte nach zehn Uhr in Dresden an und eilte nach Hauſe, wohin der Fürſt und Bernhard Natalie geleiteten.

Etwa eine Stunde ſpäter, eine Weile vor Mitternacht, öffnete ſich ein Fenſter in der Wohnung der alten Frau und ſah ein Kopf nach dem Markte zu heraus. Nataliens Blick ſpähte nach dem Geliebten und ihr Gefühl drängte eine Röthe nach der andern aus dem klopfenden Herzen auf die Wangen. Sie glühte in Sehnſucht nach Bernhard und fühlte doch, daß keine Sehnſucht ſo groß ſeyn könne, die auf Erden nicht ihre Erledigung fände.

Sie zählte die Minuten, die vergingen, lauſchte mit angſthafter und genußreicher Ungeduld auf jedes Geräuſch.

Jedesmal, daß auf einem Dache oder auf der Straße ſich etwas regte, fürchtete ſie belauſcht zu werden. So oft ſie fernher die Schritte eines ſpäten Wanderers hörte, meinte ſie, er wäre es, empfand ſchon ſeinen Athem an ihrem Munde. Oder ſie zog den Kopf raſch in die Stube zurück, um ſich zu vergewiſſern, daß ihre Mutter noch ſchlafe.

Die Alte war ſchon lange in ihre Kammer zur Ruhe gegangen, und hatte ſeit einiger Zeit Natalien, die die ſtörende Gewohnheit angenommen, bis tief in die Nacht im Bette zu leſen, geſtattet, in der andern Kammer, jenſeit der Stube, allein zu ſchlafen.

„Endlich iſt er es!“ flüſterte ſich Natalie zu.

Eine Geſtalt nahte raſch und leiſer als andere vom Markte.

Es war Bernhard, in ſeinen Mantel gehüllt, ſeinen breitkrämpigen Hut auf dem Kopfe. An dem Hotel des Ruſſen, in deſſen Schlafſtube ein Nachtlicht brannte, ſah er ſcheu und forſchend empor, und dies beſtärkte Natalie in ihrer Freude. Sie hatte vor einer Weile geſehen, daß der Fürſt das Fenſter ſchloß, die Rouleaux herunterließ und die Kerzen auslöſchte. Die Geſtalt blieb vor Nataliens Hauſe ſtehen und ſah empor.

Daß Bernhard ſie am Fenſter erblickte, entübrigte ihn, das Zeichen zu geben. Er machte eine ausdrucksvolle Bewegung. Sie ließ den Hausſchlüſſel an einem Bande hinunter und ſchloß das Fenſter behutſam. Darauf ließ ſie auch das Rouleau herab, ſo daß in dem kleinen Zimmer ein undurchdringliches Dunkel entſtand, und ſchlich auf den Zehen an die äußere Saalthür.

Sie hörte den Geliebten die Treppe heraufkommen, öffnete, es knarrte die letzte Stufe. Er rauſchte die paar Schritte zu ihr heran, umſchlang ſie und drückte ſie an ſich. Sie zog ihn in das Vorhaus und verriegelte hinter ihm die Thür. „Liebchen!“ flüſterte es neben ihr, und der wilde Kuß, den ſie auf ihren Lippen fühlte, gab ihr einen Stich durch das Herz. War das die Erfüllung der Erwartungen? Sie wußte ſich der fieberhaften Aufregung, in der ſie ſich befand, nicht anders zu entledigen, als daß ſie ſie der Liebe aufbürdete.

Sie erwiederte den Kuß wie er gegeben ward, ließ ſich von Bernhard weiterdrängen, und hinter den Liebenden ſchloß die Kammer ſich wie ein Grab.

Alles was Natalie dachte, erſehnte, liebte, war mit ihr in dieſem kleinen Raume. Das Gefühl der unbegrenzten Hingebung an den Geliebten wollte ihr das Herz zerſprengen. Allein es ward nicht ſo erwiedert. Bernhard war ungeſtüm, aber nicht glücklich wie ſie, und darum ernüchterte auch ihr Gefühl. — — — — —

Von einem zauberiſchen Rauſche, ſie wußte nicht wie lange, befangen, ward ſie auf einmal durch ein Zeichen, ein Geräuſch auf der Straße aus ihrer Abſpannung geſchreckt.

Es war daſſelbe Zeichen, das ſie mit Bernhard beſprochen gehabt: ſie ſtieß ihn unwillkürlich von ſich. Es war ihr, als ob neben ihrem Herzen ein Blitz eingeſchlagen, ſo zuckten ihre Gefühle und Gedanken.

„Was iſt Dir, Liebchen?“ fragte er ſo heimlich als ſie bisher mit einander geredet hatten.

„Hörſt Du nichts?“ ſprach ſie.

„Wie? Was?“ — Er hatte wirklich nichts gehört.

Indem klatſchte es, in dem gewiſſen Tempo, wieder in die flache Hand.

„Auf der Straße unten?“ fragte er noch einmal.

„Ja, ja!“ rief ſie.

„I, laß! was kümmert das uns Glückliche,“ verſetzte er.

„Nein, nein!“ rief ſie aufs Neue und wollte ſich gewaltſam aufrichten.

„Nun, ſo will ich ſehen, was es iſt,“ ſprach Bernhard, erhob ſich, ging zum Fenſter, riß es auf.

Das Zeichen ward zum andernmale laut.

„Was gibt es?“ rief Bernhard mit vernehmlicher Stimme hinunter.

Es war nicht ſeine Stimme. —

Natalie hatte ſich zum Sitzen erhoben, ihre Augen bohrten ſich aus dem Kopfe, um die Finſterniß zu durchdringen.

Es war unten Alles ſtill. „Was iſt?“ fragte es oben wieder.

Er war es nicht.

Auf der Straße meinte Natalie einen unterdrückten Schrei zu vernehmen. Starke Schritte entfernten ſich. Die Stimme im Zimmer lachte hinterdrein: man warf das Fenſter zu. Ehe der Betrüger aber zurückkehrte, hatte Natalie mit der einen Hand vor ſich gegriffen. Ein Feuerzeug ſtand auf dem Tiſche zu Füßen ihres Bettes: ſie erfaßte es und tauchte das

Zündhölzchen in die kleine Flaſche: es fing Feuer, die blaue Schwefelflamme wallte und kniſterte. Es währte einige Augenblicke, bevor ſie, vom Schwefel gereinigt, das Holz erfaßte und zu leuchten begann. Die weiße Ader ſchlug heraus, Nataliens Auge ſtarrte nach dem Fenſter; indem drehte ſich der Unbekannte nach ihr um.

Es war der Fürſt! —

Ein Schrei ſtach von Nataliens Lippen wie ein Dolch in die Luft.

Der Fürſt eilte auf ſie zu, um ſie zu verſöhnen. Sie ſtieß ihm mit der abwehrenden Hand die noch glimmende Kohle unbewußt ins Auge, ſo daß der jähe Schmerz ihn zwang, zurückzuweichen. Sie gewann Zeit aufzuſpringen und ſich zu ſammeln. Der Fürſt deutete ihr Schweigen zu ſeinen Gunſten und hielt den Stoß mit der Hand für eine Entladung ihres Zorns. Seine erneuten Vertraulichkeiten begegneten jedoch ſo empörtem Widerſtande, daß er über den Zuſtand ihres Gemüths erſchrack.

Eine entſetzliche Verwünſchung zitterte über ihre Lippen, und ihre Stimme, ihre Unſichtbarkeit verliehen ihr etwas ſo Grauenhaftes, der Fürſt war ſo wenig gefaßt geweſen, ihr Betragen dieſe Wendung nehmen zu ſehen, daß er keines Wortes der Erwiederung mächtig war. Mit einem unverſtändlichen Gemurmel raffte er Hut und Mantel zuſammen und glitt wie ein Schatten zur Thür hinaus.

Sobald die Laſt ſeiner Gegenwart, die den Gegendruck ihres Willens erfordert hatte, Natalien entnommen war, erſchlafften ihre Kräfte deſto raſcher und ſtürzte ſie nach einigen Minuten, in denen ſie wie eine Bildſäule dageſtanden hatte, leblos zu Boden.

Ihre ſtaunende Mutter, die ſie am Abend ſo vergnügt und lebensfriſcher als je nach Hauſe kommen und zu Bette gehen geſehen, fand ſie am Morgen noch bewußtlos in dieſer Lage und mußte ſie wohl für gefährlich krank halten, da eine einzige Nacht ſie in ein Bild des Todes umgewandelt hatte. Sie erſtrebte umſonſt eine Aufklärung des Geſchehenen. Natalie äußerte nichts, als daß ſie ihr unterſagte, einen Arzt zu rufen, und die Alte that in Allem ihren Willen, indem ſie Nachmittags zu Bernhard ging, ihm ihre Noth zu klagen: nach der Ausſage ſeines Wirthes war er am frühen Morgen abgereist; zu dem Fürſten: mit dieſem fand der nämliche Fall ſtatt. Sie wußte nicht, wer von den Künſtlern bei der Waſſerfahrt geweſen ſey und mußte ſich in Geduld faſſen, bis ſie von dem Einen oder Andern hörte, wie wenig er ſelbſt wiſſe. Auch hatte ſie vor der Hand andere Dinge zu thun, als bloßer Nachfragen halb in der Stadt herum zu laufen: ihre Tochter war in ein hitziges Fieber verfallen und brachte Wochen zu, ehe ſie unter dem Beiſtande des Arztes einigermaßen zu geneſen ſchien.

An dem verhängnißvollen Abende war Bernhard, nachdem er ſeine Braut zu Hauſe gebracht hatte, allzuglücklich geweſen, als daß er, in Erwartung der verheißenen Mitternacht, erſt hätte heimgehen ſollen. Er nahm daher, ſo ironiſch als ſie an ihn erging, die Einladung des Fürſten an, noch ein Stündchen mit ihm bei dem bekannten Conditor zu verbringen, und traf an Ort und Stelle in fröhlicher Unterhaltung die andern Künſtler an. Sie waren meiſt keine große Politiker und nahmen lange nicht ſo ſehr als die gewöhnlichen Gäſte Theil an den Welthändeln, die damals, Ende Oktober achtzehnhundert einunddreißig, allerdings weltgeſchichtlich geworden waren. Es hatte alſo noch Keiner daran gedacht, ein Zeitungsblatt zur Hand zu nehmen, als Kurowsky eintrat, und ohne ſie ſonderlich zu beachten, ſich in ſeinen Winkel zu den Zeitungen ſetzte. Hier hatte er nicht ſobald die preußiſche Staatszeitung angeſehen, als er aufſprang, das Blatt zu Boden warf, mit Füßen trat und in die wüthendſten Verwünſchungen Rußlands ausbrach. Schon vorher durch den politiſchen Untergang ſeines Vaterlandes gegen die Welt erbittert, hatte der unglückliche Mann ſich nur durch die herzliche Theilnahme der jungen Künſtler bewegen laſſen, ſich nicht in völlig menſchenfeindliche Einſamkeit zurückzuziehen, und mußte er nun zu ſeiner Empörung die amtliche Nachricht leſen, daß das ruſſiſche Strafgericht auch ſeine Familie getroffen hatte, und ſeine nächſten Anverwandten, die er ſchon gerettet geglaubt, in Warſchau öffentlich hingerichtet worden waren.

Seine beſtürzten Bekannten konnten erſt nach und nach dieſe Thatſache von ihm in Erfahrung bringen und, kaum daß er wieder ruhiger geworden war, zeigte ſich auch hier die gähnende Kluft, die die polniſche Sache damals in alle Geſellſchaften riß. Es wurde heftig für und wider Polen geſtritten, und der Fürſt fand an dem Bildhauer einen Bundesgenoſſen, wiewohl er, in dem Vollgefühle ſeines Standes und des Uebergewichtes ſeiner Nation, ſich in keinen näheren Streit einließ, und, in Beachtung ſeines perſönlichen Vorhabens blos dahin ſtrebte, durch hingeworfene ſcharfe Aeußerungen den Streit der Andern zu erhitzen.

Kurowskys jetzige Stimmung ließ es ihm damit freilich nicht nach Wunſch gelingen; jedoch führte ihn, wenn er ſich auf Augenblicke vergeſſen hatte, ſeine Selbſtbeherrſchung immer auf ſein Augenmerk zurück.

Ilefeld war mit dem Republikaner zuletzt eben in dem eifrigſten Preiſe Polens begriffen, und Bernhard ſaß in ſich verſunken, als der Fürſt den Bildhauer mit einem Winke in den Laden beſchied, wo er ihn erſuchte, einem Scherze zu Gefallen, den er mit Bernhard vorhabe, denſelben um jeden Preis bis eine halbe Stunde nach Mitternacht aufzuhalten.

Balthaſar hatte freundſchaftliche Myſtifikationen gern genug, um auf den vermeinten Spaß unbedenklich einzugehen, entgegnete dem Fremden, da er zu Bethätigung ſeiner Willenskraft fähig war, einen Scherz bis zum Ernſte durchzuführen, daß er auf ihn rechnen könne, und begab ſich, als der zufriedengeſtellte Ruſſe den Laden verließ, in das Stübchen zurück, wo man ihn nicht vermißt hatte.

Der ſchlaue Fürſt hatte am Nachmittage einen Theil der Erklärung der Liebenden, hinter einem Felsblocke geborgen, mit angehört und ſich ſogleich vorgeſetzt, ſelbſt die Frucht zu pflücken, durch deren Entwendung er, wie er meinte, Bernhard kein Unrecht that, da er ihm ſeine Braut förmlich abgekauft hatte.

Als er aus dem Conditorladen nach Hauſe geeilt war, befahl er ſeinem Kammerdiener in der Vorausſetzung, daß die harrende Natalie ſein Zimmer beobachten werde, und um ſie gegen jeden Verdacht ſicher zu machen, in ſeinem Schlafrocke eine Weile an dem offenen Fenſter ſeine Rolle zu ſpielen. Er ſelbſt ſtahl ſich heimlich aus dem Hotel, um ſich Bernhards Mantel und Hut aus deſſen Wohnung angeblich für ihn abzuholen und, damit bekleidet, hin und her zu ſtreichen, bis es ihm Zeit zu ſeyn ſchien, ſein Wagniß zu beſtehen.

In ſeiner politiſchen und gemüthlichen Aufregung hatte Kurowsky die Abweſenheit des Fürſten nicht ſogleich bemerkt, oder doch dafür gehalten, daß derſelbe ſich, aus Unluſt an dem Wortwechſel, in den Laden zurückgezogen habe. Sobald er ſich wieder auf das was ihm in der jüngſten Zeit am Herzen gelegen hatte, beſann und den Fürſten nicht mehr vor ſich ſah, folgte er ihm unverzüglich. Sein redlicher Sinn hatte, ſeitdem der Ruſſe in dieſem Kreiſe aufgetreten war, geahnet, daß hinter deſſen lauerndem Weſen eine lichtſcheue Abſicht verborgen ſey, und ſeine fortgeſetzte Aufmerkſamkeit ihm ſeinen Stand enthüllt, ohne daß er, um deſto ſicherer zu beobachten, die Wahrheit bekannt gemacht hätte.

Er empfand für Bernhard und noch mehr für Natalien eine aufrichtige Zuneigung und verehrte die letztere ſo hoch, daß er um ihrer Kränkung willen den erſteren beinahe zu haſſen angefangen hatte, und ihm mehr als einmal ſein Unrecht gegen ſie vorhielt.

Er bewunderte Bernhards Bild ſo gut wie die Andern, begriff indeſſen nicht, wie der Künſtler die Schönheit habe ſo erkennen können, ohne ſich von ihrem Adel zu überzeugen. Er hatte nie geliebt und ahnete weder, was in Bernhards Seele vorgegangen war, noch daß auch in dem Manne zuweilen, wie noch öfter in dem Weibe, die erſte Liebe in eine ſo harte Kruſte gehüllt, eintrete, die ſie nur nach und nach von ſich ſtoße. Das eigentliche Verhältniß zwiſchen Beiden war ihm erſt bei der heutigen Ausfahrt und auf einer Anhöhe, der Mühle gegenüber, klar geworden, wo er, ihnen unſichtbar, von weitem ein Augenzeuge ihrer Verſöhnung geweſen.

Aus dem veränderten Weſen des Fürſten hatte er freilich ſeine Mitwiſſenſchaft der letzteren erkannt; daß er ihnen aber faſt Wort für Wort abgelauſcht, bildete er ſich nicht ein, ſonſt hätte er, der zwiſchen ihm und Bernhard vorwaltenden Kälte ungeachtet, ihn zu rechter Zeit gewarnt.

Unter dieſen Umſtänden nahm er ſich blos vor, des andern Morgens mit ſeinen Nachrichten zu Bernhard zu gehen und ſich mit ihm zu verſtändigen. Für heute ſchien es ihm genug, dem Fürſten ſo lange zu folgen, bis er ihn unſchädlich wiſſe; unglücklicher Weiſe gelangte er aber erſt vor das Hotel, als der Kammerdiener bereits die Fenſter ſchloß und anſcheinend als ſein Herr zu Bette ging. Er entfernte ſich beruhigt wieder, und ſchlich noch eine Zeitlang auf den einſamen Straßen umher, wo er behaglicher als anderswo ſeinen ſchwermüthigen Gedanken nachhing.

Plötzlich fällt ihm ein Vorübergehender auf und erkennt er Bernhard an Hut und Mantel.

Er folgt unbemerkt. Es iſt der Fürſt, der zu Natalie geht. Kurowsky gönnt dem vermeinten Künſtler ſein Glück, ſobald er von ferne ſieht, was geſchieht, und tritt, als der Begünſtigte in das Haus verſchwunden, demſelben gegenüber, in einen Thorweg. Der Moment bewegt ſeine Phantaſie und er vergißt die Zeit. Er erwacht endlich, fühlt Müdigkeit und will nach Hauſe gehen. Da hört er Schritte und ſieht Bernhard noch einmal ohne Mantel nahen. Ein Zeuge deſſen, was mit ihm geſchieht, knirſcht er vor Wuth mit den Zähnen, indem er den Zuſammenhang erräth. Doch läßt er den Verzweifelnden von dannen eilen und verweilt, da er weiß, was er zu thun hat, ohne ſeine Gegenwart zu verrathen, auf dem Platze.

Bernhard war von den nicht übelwollenden Freunden planmäßig in ſein Verderben geſtoßen worden. Kaum daß der Fürſt und danach Kurowsky ſie mit ihm allein gelaſſen, winkt Balthaſar einem Dritten, dem er ſich heimlich anvertraut, mit Bernhard in den Laden zu gehen, um ihm unter vier Augen etwas mitzutheilen, und benutzt den Augenblick, die Andern um ihre Mitwirkung gegen ihn zu bitten.

Aufgeregt vom Streiten und Trinken willigen ſie ein und ſo ſtellt man die Uhren zurück und läßt eine neue Bowle Punſch bringen.

Bernhard und der Andere kehren wieder und man zieht ihn in ein Kunſtgeſpräch, dem er ſich eine Weile hingibt. Endlich blickt er in die Höhe, ob es nicht bald Zeit ſey: es iſt eben elf.

Er wundert ſich, daß es nicht ſpäter; findet aber begreiflich, daß ihm die Zeit lang werde, und wird nur ungeduldiger, da die Andern zu ſehr auf ihn einreden. Sein Auge hangt ſehnſüchtig an der Uhr und er denkt ſchon daran, nachdem man ihn, bei einigen Verſuchen Abſchied zu nehmen, mit Gewalt wieder in ſeinen Stuhl gedrückt hat, ſich heimlich fortzuſchleichen, als er, trotz des abſichtlichen Lärmens der Anweſenden, an der nahen Thurmuhr eine Stunde ausſchlagen hört.

Die Wanduhr zeigt erſt auf halb zwölf. Das nimmt ihn Wunder. Eine fernere Kirche wiederholt die dumpfen Glockentöne metallreicher. Jeder Schlag trifft ihm das Herz. Er weiß nicht, was er denken ſoll. Er wagt nicht, ſeine Ungeduld zu äußern, aus Furcht, damit zu Neckereien herauszufordern; allein es leidet ihn nicht mehr: er ſteht auf und will gehen.

„Wohin, wohin?“ ruft Balthaſar und hält den Stürmiſchen auf.

Er erwiedert, er könne nicht länger der Müdigkeit widerſtehen. Man lacht und meint, es ſey ja erſt halb zwölf. Bernhard behauptet, zwölf Uhr ſey vorbei, er habe es unlängſt ausſchlagen hören. Balthaſar erklärt, daß es drei Viertel geweſen ſey, was mehrere Uhren hinter einander angegeben.

Man ſtreitet durch einander; mehrere ziehen ihre Taſchenuhren, die alle auf halb zwölf zeigen. Einer hat die ſeine ſogar auf elf geſtellt und führt ſie als Beleg für die richtige Mitte von halb zwölf an. Bernhard fängt an irre zu werden, da er die Verſchwörung nicht ahnet. Der Streit zieht ſich in die Länge und wird ſpaßhaft.

Da hört Bernhard ſo deutlich, als ob es in der Stube wäre, ein Viertel von dem Kreuzthurme ſchlagen, und läßt ſich nun nicht länger halten. Man fügt ſich ſcheinbar, um die Sache nicht zu weit zu treiben, hat aber ſchon für eine neue Abhaltung geſorgt; der Conditor hat die äußere Ladenthür geräuſchlos zugemacht und ſich verſteckt. Die Unruhe geht von neuem los; man ruft und ruft den Unſichtbaren, er rührt ſich nicht; unter Lachen und Schreien wird er mit dem Lichte, das einmal über's andere erliſcht, geſucht, man findet ihn nicht.

Endlich erblickt ihn Bernhard ſchlafend hinter einer ſpaniſchen Wand.

Man ermuntert ihn, fängt an zu bezahlen, und es kommt ſo weit, daß Alle gehen; doch hält es noch auf, daß die Schlüſſel nicht zur Hand ſind. Bernhard wird vor Ingrimm ſtill und einige der Freunde, die ſeinen Zuſtand ſehen, bereuen, ihn ſo lange zum Beſten gehabt zu haben. Sie treiben ſelbſt zur Eile und die Pforte öffnet ſich. Alles ſtürmt hinaus und Bernhard muß noch einen Umweg machen, um den Schein zu bewahren, daß er nach Hauſe gehe.

Er rennt Straße auf und ab, athemlos, zu ſeinem Ziele; einige Worte, die man ihm nachgerufen hat, ſo wie ein heimliches Gefühl, erregen ihm den Verdacht, daß alles eine angeſtellte Sache geweſen.

Als er vor dem Hauſe ankömmt, ſchlägt es eben drei Viertel auf ein Uhr. Er wartet einige Augenblicke, ehe er das Zeichen gibt, ſammelt ſich und wagt dennoch zu hoffen, daß nichts wider ihn geſchehen ſey.

Er gibt das Zeichen und lauſcht: Alles bleibt ſtill.

Er erſchrickt und zagt, harrt und wiederholt es.

Er iſt vor Ungeduld und Aerger nahe daran zu weinen. Da regt ſich, knarrt etwas in der Höhe, geht das Fenſter auf.

Er ſieht ſchüchtern hinauf, denkt, jetzt biegt ſie ſich herab, läßt den Schlüſſel an dem Bande nieder. Das Herz pocht ihm überlaut. Mit jedem Schlage tönt es wie eine Glocke in ihm wieder: „die Stunde deines Glückes iſt da, iſt da, iſt da!“

Eine breite dunkle Geſtalt wird ſichtbar.

„Iſt das Natalie?

Wahrhaftig nicht.

Ihre Mutter? Eben ſo wenig.

Es iſt ein Mann!“ Bernhard hatte nicht Zeit nachzudenken, ob es der Bruder ſey. Der erſte Ruf des Fürſten trifft ſein Ohr.

Die verhängnißvolle Stille tritt ein. Weſſen die Stimme, iſt unzweifelhaft; allein er faßt das Entſetzliche nicht mit einemmale. Er glaubt in die Erde zu ſinken, vermag ſich nicht zu regen. Die Stimme fragt zum andernmale. Bernhards Einbildung macht ihm weiß, im weißen Nachtkleide ſtehe Natalie, ihn ſelbſt verſpottend, hinter dem Fürſten und ſchmiege ſich an ihn. Sie iſt als Buhlerin des Ruſſen weit tieferer Verachtung werth, als er ihr noch heute zollen dürfen.

Der Boden will ihm unter den Füßen vergehen, und dennoch treibt der Zorn den ſtarren Körper, wie der Dampf das Schiff, von dannen.

Kurowsky ſcheint in ſeiner Verborgenheit zu Stein geworden. Er regt ſich nicht, und kann wohl gar nicht mehr in dem Schatten ſtehen? — — —

Da tritt der Fürſt, blaß und verſtört, aus dem Hauſe, vergißt die Thür hinter ſich zuzuziehen und will entfliehen. Es regt ſich ihm gegenüber: eine männliche Geſtalt ſchreitet über die Straße und ſchlägt ihm mit geballter Fauſt ins Geſicht.

Von Schmerz, Ueberraſchung, Wuth einige Augenblicke ſprachlos, weicht der Fürſt einen Schritt zurück, um ſeinen ihm faſt undenkbaren Gegner zu meſſen. Er ſinnt wie er ihn, waffenlos, vernichte; er muß ihn mit den Händen erwürgen, und erhebt ſchweigſam ſeinen Arm, als er Kurowsky erkennt.

„Das für die Infamie!“ ruft ihm dieſer zu; „morgen Leib und Leben für Polen! Wir ſprechen uns auf Piſtolen.“

„Morgen?“ flüſtert der Fürſt heiſer, indem er ſeinen geſchwungenen Arm einhält, „auf der Stelle folge mir!“ —

Damit ergreift er Kurowskys Hand, der ſie ihm eiſern drückt und ſtürmen Beide der ſchräg über gelegenen Wohnung des Fürſten zu.

Dieſer reißt in die Hausklingel.

„Treten Sie bei Seite,“ ſpricht er zu Kurowsky. „Es darf Sie niemand ſehen. Erwarten Sie mich hinter der Ecke des Gäßchens.“ Kurowsky entfernt ſich ſtillſchweigend. Der Portier öffnet das Thor, leuchtet bis zur Treppe, wo der Kammerdiener harrt, und empfängt die Weiſung, noch nicht zuzuſchließen, man komme gleich zurück.

Oben winkt der Fürſt dem Diener, draußen zu bleiben und tritt allein in ſein Zimmer, das er nach einigen Minuten wieder verläßt, um in die Dunkelheit der Straße zurückzueilen.

In der Vorſtadt trennen ſich die beiden Feinde aufs neue und begeben ſich, damit der Ueberlebende ſicher geſtellt ſey, durch verſchiedene Thore, einzeln nach dem großen Garten, wo ſie unweit des königlichen Palais zuſammentreffen. Von dannen ſchreiten ſie rechts dem Ende zu und machen auf einem vertieften, umbuſchten Raſenplatze Halt.

Der Fürſt hält Kurowsky die Piſtolen zur Wahl hin, ſie meſſen fünf Schritt in der Dunkelheit ab, treten einander gegenüber.

Es erfolgt Ein Knall. Kurowsky ſtürzt, ins Herz getroffen, zuſammen. Der Fürſt bleibt auf den Füßen und hält ſich den Kopf. Indem er mit ſchon ausgeſtrecktem Arme in Poſitur ſtand, ſchmerzte ihn das Auge, das ihm Natalie verletzt. Er wendete den Kopf, um es mit der linken Hand zu wiſchen, drückte ab und traf ſein Ziel; die vorbeipfeifende Kugel des Polen ſtreifte ihm das nämliche Auge und ſchoß es aus. Den wüthenden Schmerz verbeißend, blieb der Fürſt einen Moment vor dem ſterbenden Kurowsky ſtehen, und eilte nach der linken Seite des Gartens, indem er unterwegs ſein Piſtol in den Teich warf. Er lief quer über das Feld, einem dritten Thore zu, das ihm der ſchlaftrunkene Wärter aufſchloß, ohne auf ſeinen Zuſtand zu achten, und erreichte ſein Hotel.

Hier hatte der ermüdete Portier den Wache haltenden Kammerdiener gebeten, ſeinen Herrn ſelbſt einzulaſſen, was unbemerkt geſchah, und beſorgte der Verſchwiegene, nachdem er den erſten Verband aufgelegt, noch vor Tagwerden eine Miethkutſche, in der der Fürſt heimlich nach ſeiner Landwohnung fuhr. Der Diener folgte ihm, ſobald er im Hotel ſeine Sachen geordnet hatte, und der Fürſt ließ ſich durch einen Wundarzt aus der nächſten kleinen Stadt behandeln, indem er durch dieſe Vorſicht bewirkte, daß kein Menſch in ihm Kurowskys Mörder ahnete; er gab an, ein Freund habe ihn aus Unvorſichtigkeit um das Auge gebracht.

Als Kurowskys Leichnam aufgefunden ward und die Gerichte eine Unterſuchung anſtellten, ergab ſo viel von den letzten Umſtänden ſeines Lebens verlautete, die Wahrſcheinlichkeit, er habe ſich aus Verzweiflung über das Unglück ſeines Vaterlandes und ſeiner Familie ſelbſt das Leben genommen. Er ward ſchnell vergeſſen und nur Wenige betrauerten das Ende des edlen Sonderlings.

Bernhard packte noch in jener Nacht ſeine Sachen zuſammen, traf die nothwendigen Vorbereitungen zu ſeiner Abreiſe und fuhr mit der nächſten Poſt Italien zu, wo ihm die bedeutende Summe, die er von dem Fürſten erhalten hatte, für einige Zeit ſeinen Unterhalt ſicherte. Er hatte ſich ſeit dem Abend vor keinem ſeiner Bekannten ſehen laſſen, in einem Briefe an Ilefeld Abſchied genommen und weder von dem Fürſten noch Kurowsky oder Natalien etwas Weiteres gehört.

Der Fürſt verließ bald nach der Kataſtrophe Sachſen, ohne dem Künſtlerkreiſe wieder nachgefragt zu haben, der um ſeines wahrſcheinlichen Verrathes willen gegen ihn erbittert war, und ſoll ſpäter auf ſeinen Gütern in noch ziemlich jungen Jahren geſtorben ſeyn. Nataliens Mutter erhielt nach ſeiner Entfernung ein kleines Capital in ſeinem Namen ausgezahlt, und daſſelbe tröſtete ſie in der Krankheit ihrer Tochter ſo wie für den Verluſt, den ſie an deren Bräutigam, ſie erfuhr allmählig wie, erlitten hatte.

Natalie war ſtill, ergeben, gern allein und ſah die Folgen ihres hitzigen Fiebers am Ende den Charakter einer Abzehrung annehmen. Sie ſehnte ſich ins Freie und bewog ihre Mutter, ſich mit ihr zum Sommer in einem Weinbergshäuschen einzumiethen, wo ſie nach einigen Wochen ſanft entſchlief. Die alte Frau zog in der Folge zu ihrem Sohne, der nach vollendeter Dienſtzeit zum Frömmler geworden war, und in einer kleinen Stadt den Poſten eines Thorſchreibers verwaltete.

Ein mehrjähriger Aufenthalt in Italien rechtfertigte die Hoffnungen, die der Maler Bernhard davon für ſeine Kunſt gehegt hatte, keineswegs. Sein Talent entwickelte ſich nicht weiter und er vermochte es in keine dauernde Harmonie mit dem Leben zu ſetzen. Wahrheit und Natur flohen ihn und er verlor ſich in der Ausübung abſtrakter Theorien. Er liebte das Lebendige nicht im Geiſte des Schöpfers, ſo daß er ſich darüber ſelbſt vergaß, ſondern erachtete den ſelbſtſüchtigen Genuß für das Höchſte, von dem er unvergängliche Kunſtgebilde abzuſchöpfen wähnte, und mußte bei abnehmender Körperkraft nothwendig getäuſcht erkennen, daß ihm ſeine Phantaſie nur hohle Larven vorgeſpiegelt habe. Er war mit dem Tode im Herzen nach Italien gegangen, weil er verachten müſſen, was er geliebt, und ſich in ſeinem innigſten Gefühle betrogen ſah, und ſeine dort erzogene Kunſt brachte den Tod im Herzen mit zurück, weil ſie, wie die moderne Kunſt ſo oft, nur der Schrei der Verzweiflung darüber war, daß der Künſtler, der es allein würdige, das ſo ſchmerzlich vermißte Glück allein bei Andern erblicke, die es nicht zu genießen wüßten.

Seine Bilder wurden freilich gerade darum recht geſchätzt und er fand durch ſie in Rom ſeinen reichlichen Unterhalt, bis ihn, bei ſeiner zunehmenden Hinfälligkeit, das Bedürfniß von Luftveränderung und unbeſtimmte Sehnſucht nach dem Vaterlande trieb.

Er kehrte nach Dresden heim, wo er ſich aber mit ſeinen ehemaligen Freunden nicht wieder zuſammen ſand.

Es gehört ſo wenig dazu, ein von Menſchen geſchlungenes Band zu zerreißen, wo es, zumal wie hier, an der todten Luft der Trennung verwitterte. Auch verändern ſich die Menſchen ſo ſchnell und es ſteht ihnen ſelten an, durch Wiederanknüpfung von Verbindungen ſich an ihre ehemaligen Zuſtände zu erinnern. Es iſt ſo unerquicklich, die Gegenwart, die man genießen will, durch Vergleichung mit der Vergangenheit zu richten.

Ueberdies war auch die dereinſtige Gemeinſchaft der Kunſtgenoſſen in ſich aufgelöst. Kurowsky war durch einen unfreiwilligen und doch nicht unwillkommenen Tod vom Schauplatze der Welt abgetreten. Balthaſar hatte auf ſeines fürſtlichen Gönners Empfehlung einen Ruf nach Rußland erhalten und machte dort ſein Glück, wenn es ihm gelang, es in ein civiliſirtes Land zu bergen. Die Uebrigen lebten in Unfrieden mit einander und kümmerten ſich nicht um Bernhard, dem ſich nur der weiche Ilefeld von neuem anſchloß.

Sobald Bernhard ſich von den Beſchwerden ſeiner Reiſe einigermaßen erholt hatte, beſchäftigte er ſich, zum Arbeiten noch unluſtig, einſtweilen mit dem Studium der Gemäldegallerie und ward darin vorzugsweiſe von der einfacheren Naturwahrheit der Niederländer angezogen, da ihm die moderne Verſchrobenheit ſeiner eigenen Manier in der Kunſt die ideelle Wahrheit der großen Italiener entfremdet hatte. Vor Allem feſſelte ſein Gemüth die unwiderſtehliche Schwermuth Ruisdaels, die es milder und weicher ſtimmte, und er ſtand ſtundenlang vor dem kleinen, vielleicht beſten Bilde des großen Künſtlers, um ſich von deſſen wunderbarem Naturſeelenleben auf das Tiefſte rühren zu laſſen.

Durch eine magere Ebene führen, aufgeſtellten Garben vorüber, die Furchen eines Feldweges dem beſchatteten Waldſaum im Hintergrunde zu. Eine Kirche und Thurmſpitze, eine Windmühle ragen aus den Bäumen, ein altes Bretterhaus ſteht davor. In der undeutlichen Ferne ſieht man Menſchen. Aus dem Vorgrunde geht ein Mann mit einem Knaben und Hunde dahin, eine Frau in dunkeln Kleidern, mit einer weißen Schürze, ein weißes Tuch um den Kopf, einen Korb am Arme kommt ihnen entgegen und ihr Schatten geht voraus. Graue Wolken hangen am blauen Himmel und werfen ihre Schatten auf den Vorgrund. Ueber den Mittelgrund fliegt ſo eben, wie eine ſchwache, nicht eintreffende Hoffnung über ein düſteres Leben, ein Sonnenſtreiflicht, dem man es anſieht, daß es nicht von ihren unmittelbaren Strahlen herrührt, ſondern nur durch Wolken ſchimmert. Das Bild iſt eintönig, ohne Farben-, Lichter- oder Schattenkraft, aus den alltäglichſten Gegenſtänden der Natur zuſammengeſetzt, und bringt nichts deſtoweniger die ſtärkſte Wirkung hervor. Es iſt, als müſſe, über der Landſchaft, der Himmel alle Augenblicke in Regen, als müſſe die Rührung des Betrachtenden alle Augenblicke in Thränen ausbrechen. Es verſinnlicht die Stimmung, in der wir dies Gefühl haben, wir wiſſen nicht wie und warum, und deßhalb ergreift es uns ſo wunderbar, weil wir uns ſelbſt oder eine ganze poetiſche Gegend unſerer Seele darin wiederfinden.

Eines Tages traf Ilefeld Bernhard in ſolcher Stimmung vor dem Bilde und wußte dieſelbe dazu zu benutzen, ſich gegen ihn das Herz zu erleichtern. Er hatte bisher, auf Bernhards Verlangen, der Vergangenheit mit keinem Worte erwähnen dürfen; jetzt nannte er Natalien.

Er fand ſeinen Freund bitterer und unverſöhnlicher als er geahnet hatte. Jedoch ging, zu Ilefelds Erſtaunen, aus ſeinen wortkargen Aeußerungen hervor, daß er in Unwiſſenheit deſſen lebte, was aus dem Mädchen geworden und im beſten Falle der Meinung war, ſie möge mit dem Fürſten nach Rußland gegangen ſeyn. Hierauf erklärte ihm Ilefeld, wo und wie ſie geſtorben, und ſah, daß dieſe Nachricht ihre Wirkung auf Bernhard nicht verfehlte, indem die Thräne des Mitgefühls, die er in ſeine Seele fallen laſſen, wie ein farbiger Tropfen in einem Glaſe reinen Waſſers, ſich zuerſt in dunkleren Adern auszweigte und allmählig ganz und gar darin auflöſte.

Bernhard ſtarrte einige Minuten vor ſich hin, während Ileſeld ihn beobachtete; alsdann nahm dieſer das Wort und bat ihn, einige Eröffnungen in der Sache anzuhören. Bernhard pflichtete mit Blick und Geberde bei und ſie begaben ſich in die Einſamkeit des königlichen Gartens auf der Oſtraallee, wo ſie unter den alten Linden auf- und abwandelten und Ileſeld ſeinem Freunde erzählte, was er von Natalien gehört, geſehen und errathen hatte, da er der Einzige geweſen war, der ſeit jenem verhängnißvollen Tage zuweilen zu ihr gekommen, um ihr einen und den andern kleinen Dienſt zu leiſten und dem ſie ſich am Ende auf ihrem Sterbebette ganz anvertraut hatte.

Bernhard hörte der Mittheilung aufmerkſam zu und erkannte, wie willkürlich er über Natalien verblendet geweſen war. Es fiel ihm während deß wie Schuppen von den Augen und er mußte an ſich ſelbſt erleben, daß mancher Schmerz, der uns entgegentritt, zu groß iſt, um erfaßt zu werden, und daß dann unſere Seele ſich gleichwie in Ergebung demüthigt, indem ſie dieſe allzuſtarke Verſuchung von ſich ablehnt. Noch fähiger als Ileſeld, in der Sache klar zu ſehen, ward ihm Nataliens Unſchuld eben ſo unzweifelhaft, wie der Betrug des Fürſten und das Vorhandenſeyn unſichtbarer Verbindungsfäden, die die Zeit zerriſſen hatte.

Die ſchuldloſe Natalie war alſo mit ihm verſöhnt geſtorben, deſſen Opfer ſie geworden, und zum Lohne dafür ſtrafte er ihr Angedenken mit Verachtung!

Es kam ein ſolcher Schmerz, und, wenn er von einemmale zum andern ſich erſchöpft hatte, eine ſolche Befriedigung über ihn, daß er durch muthwillige Zerſtörung ſeines Lebens ihr Rächer an ſich ſelbſt geworden, als er noch niemals empfunden hatte. Er wies mit Heftigkeit den Troſt zurück, den ihm der mitleidende Ilefeld zu leihen verſuchte und erklärte ihm ſeine Glückſeligkeit, ſeinen ſeither zweifelhaften Tod nun als ein Geſchenk des Himmels hinnehmen zu dürfen, wegen deſſen Vermittelung er ihm den innigſten Dank wiſſe. Ja, er empfand ein ſo unabweisliches Bedürfniß, Nataliens Grab zu ſehen, daß er, ſeines aufgereizten Zuſtandes ungeachtet, noch an dem Nachmittage den Entſchluß ausführte, es zu beſuchen.

Als er zu dem äußeren Thore hinausgekommen war und, in Gedanken mit Natalie, Leben und Tod beſchäftigt, ſich dem Blaſewitzer Gehölz nahte, überkam es ihn wie eine plötzliche Erinnerung.

„Was geht in mir vor?“ dachte er, „ich habe die langen Jahre her wie im Traum gelegen und mich nicht auf mich beſinnen können. Das menſchliche Treiben iſt doch von Anbeginn bis zu Ende kindiſch! Ich erdreiſtete mich, Geſtalten im Leben erſchaffen zu wollen, und konnte nicht eine, geſchweige die ganze Menſchheit mit Liebe umfaſſen. Ich war ſelber todt und wollte beleben. Mit wie Wenigen iſt es anders! Wer wahrhaft leben ſoll, muß erſt wieder geboren ſeyn; und wie Viele ſterben daran.“

Er ſetzte ſich auf einen Stein am Wege und ſah vor ſich aus.

Eine Frau mit einem Korb am Arme, ein weißes Tuch um den Kopf, eine weiße Schürze vor dem dunkeln Kleide kam daher.

Er hörte Stimmen hinter ſich.

Es war ein alter Bauer mit breitem Hute, und ſein kleiner Sohn und Hund, die nahten. Der Himmel war theils blau, theils mit einem weißen Wolkentuche bedeckt, das ſich ſtellenweis dunkler faltete und ſeine Schatten auf die Gegend niederdrückte. Bernhard ſaß in der Dämmerung. Vor ihm lagerte ein helleres Streiflicht auf den Feldern, wo das geerntete Getreide in Garben zuſammen ſtand. Der einſame Weg ſchlängelte ſich dem Walde zu, an deſſen Saume das mit verwitterten Brettern beſchlagene Haus ſo traurig aus ſeinen Fenſtern blickte.

„Seltſam!“ meinte Bernhard bei ſich, „daß die kleine Landſchaft von Ruisdael, gerade ſo ſtaffirt, wie von der Wirklichkeit dem Bilde nachgeſchaffen, vor mir liegt. Es iſt, als ob eine alte, in dieſes Bild gebannte Erinnerung, mir damit ſo lange Sinn und Gedanken gefeſſelt hätte. Wo ich ſeit meinen akademiſchen Jahren ſtand oder ging, hatte ich in dieſer trübfrohen Stimmung das Bild vor mir. Was iſt, was war der Zauber, den es auf mich übt? Vielleicht nur eine Erinnerung? — und jetzt beſinne ich mich ja auch mit einemmale. So geht es, wenn man keine glückliche Jugend gehabt hat, daß die wenigen bleibenden Erinnerungen, die man retten möchte, ſich ſpurlos in dem Wuſte verlieren!

„Meine Eltern wohnten eines Sommers in dem Dorfe, in dem Hauſe, vor dem eine alte Linde ſtehen muß. Ich wurde damals alle Tage zur Stadt in die Schule geſchickt. Ich ging allein und unzerſtreut, mir ſelbſt überlaſſen: das hat mir die Gegend ſo in die Seele geprägt; beſonders da ich auf dem Hin- und Herwege oft auf dem Steine ſitzen blieb und zeichnete. Das war eine glückliche Zeit gegen jetzt; wie gut, daß ich mich darauf beſonnen habe! Das irdiſche Leben iſt ja überhaupt nichts, als daß wir etwas vor uns ſuchen, was wir längſt hinter uns haben: Unſchuld, Kindheit!“ —

Er ſetzte ſeinen Weg bis zum Dorfe fort, in dem er bei der Linde, in der die Vögel ſangen, ſtehen blieb. Seine älteren Erinnerungen verdrängten die jüngeren immer mehr und heiterten ihn auf. Er ließ ſich über die Elbe ſetzen. In der Loſchwitzer Schenke mußte er wieder ausruhen.

Es ward Abend, als er weiter ging. Er meinte, es ſey deſto beſſer, ſo bleibe er auf dem Gottesacker ungeſtört. An den Rückweg dachte er nicht. Er konnte die Nacht in der Gegend zubringen.

Das Abendroth glühte über der Stadt hinter ihm. Dampf und Thau ſtieg in Wolken darüber. Da lag das verwitterte bretterne Weinbergshaus auf der Höhe, in dem Natalie geſtorben war. Eine ſchwarzblaue Wolke laſtete auf dem Dache, blutroth erglänzten die Fenſter. Die Grillen zirpten auf Feld und Au, es dämmerte, es dunkelte; Bernhard kam an eine niedere Mauer, über die hinweg er auf Gräber und Leichenſteine ſah. An der ſchwarzen Thüre klebte ein Zettel: daß der Schlüſſel verloren gegangen; wer ihn finde, ſolle ihn beim Todtengräber abgeben.

Bernhard wollte über die Mauer ſteigen. Der Wind ging durch die Fliederbüſche und Trauerweiden, daß die Zweige nickten. Eine dürre Geſtalt bog ſich mit ihnen vor und ſchien einen Arm mit etwas Glänzendem auszurecken. Bernhard griff darnach und glitt in das hohe Gras. Er wollte ſich wieder aufrichten und ſeine Hand berührte einen kalten Gegenſtand, es war der Schlüſſel; er nahm ihn und ſchloß auf.

Er ſchritt über ſchwarze Grabhügel an Kreuzen vorbei, die in der Nacht nachdunkelten. Weiße Steine, niederes Gitterwerk, hohe formloſe Denkmale; eine Säule mit blumenbekränzter Urne, ein Engel, der daran lehnte, ragten auf; Glaskaſten mit Blumen, Bändern, Kränzen, Zetteln ſtanden daneben. Der junge Mann ſuchte nach ihrem Namen und konnte kaum die Inſchriften mit den großen eingehauenen

Lettern entziffern; doch machte er es möglich, einen Zettel zu leſen:

„Vermorſchet immerhin der Leib und deſſen Glieder,
„Ich ſtarb hier nur als Menſch, als Engel leb' ich wieder."

Er weinte, ſah neben hin: da ſtand ihr Name; es war Nataliens Grab. Er ſtürzte daran nieder, breitete die Arme über den naſſen Raſen und umfaßte den kleinen Hügel, als ob er ihn abtragen wollte. Er drückte das Geſicht daran, daß es die Gluth der thränennaſſen Augen und Wangen kühle, die feuchten Grashalme ſtachen ihn, er ſchloß die Augen, — und ſo wie ihm die Fähigkeit zu ſehen verging, war es, als ſchlöſſe ſich nun erſt das Auge auf, als zerflöſſe die Decke des Grabes, der Deckel des Sarges in Luft und als ſähe er im Dämmer, drei Ellen tief unter ſich, die Geliebte im Sarge. Es war ſo ſtill, ſo ſchaurig um ſie, alles ſchlief, ſogar die Zeit ſtand ſtill. Sie lag da, die lieben Augen auf ewig geſchloſſen; hatte vielleicht ihren letzten Blick umſonſt nach ihm aufgeſchlagen; er hatte ſie ihr nicht zugedrückt, fremde Leute, ihre Mutter . . . . . . Die Wangen blaß und eingefallen, ſtarr, das Haar geſcheitelt. Ein ſchneeweißes Leichenhemd umlag die ehedem ſo ſchönen ſchwellenden Glieder, die jetzt . . . .

Rothe Schleifen waren daran lang heruntergeſetzt, ein welker Blumenſtrauß ſchmückte ihre Bruſt. Ein Dunſt, der ein geſpenſtiſches Leben hatte, und ſeine

Beute, die er verzehrte, hütete, war ihre Atmoſphäre.

Das war alſo, die er ſo ſehr geliebt, die er ſo ſehr gekränkt hatte! Sie hörte ihn nicht mehr, ſah ihn nicht mehr; es war blos ihre verweſende Hülle und auch die nicht mehr. Staub wie jeder andere, wiewohl heiliger Staub. Wo war ſie ſelbſt? Wo ihre Seele, mit der ſie ihn geliebt? zerfloſſen in das All? –

„O! daß hinter dem Grabe, mit dem Grabe alles aufhört!“ dachte Bernhard; „wenn der Lebende des Todten gedenkt, der ihn liebte und dem er mit Undank vergolten hat: es wälzt keine Kraft mehr als des Todes dieſe Laſt von uns. Mit dem Körper zerfällt die Angſt, das Weh der Erde in nichts und die Seele erhebt ſich, aufathmend, in das raumloſe Reich des Gedankens.“ — „Wo iſt ihr Geiſt? Wo Natalie?“ rief er, und richtete das Antlitz empor.

Die Sterne funkelten in die Thautropfen der Gräſer und Gräber, in denen ſie ſich ſpiegelten. Wie ein Leuchten der Milchſtraße meinte er ihren verklärten Leib aufgehen und verſchwinden zu ſehen. Sie lächelte wie die Frühlingsſonne, kein Groll war in ihrem Auge. Was in ihr länger als dies Leben währte, hatte ihm bei ihrer Auferſtehung vergeben, hatte ihm nie gezürnt; das Gekränkte, an dem er ſich verſündigt, war jetzt Staub, gefühllos, wußte nichts von ſich und ihm, deſſen Vergebung bedurfte er alſo nicht . . . . . .

Doch ſchlug er das Auge ſinnend nieder und auf einmal ergriff Entſetzen ſeine Züge, badete er ſich, die Hände ringend, in Thränen: „O! Räthſel des Lebens,“ rief er aufs neue, „das iſt ja das ewig Verzweiflungsvolle auf Erden, was dem Tode immer neue Beuten bringt, daß ſich die Form, der Staub, der ſich verſündigte, nicht auch mit dem Staube verſöhnen kann, der ſchon zerfiel, daß die Form der zerſtörten Form in keine Ewigkeit ihr Unrecht abzubitten vermag, denn die Form kennt nur die Form, der Staub den Staub . . . . . .“

Und vor ſeinen Augen öffneten ſich die andern Gräber, in denen er ihre Todten ruhen ſah. Ruhen? liegen, ja; aber wie! entſtellt, verzerrt, vermodert, Greiſe, Männer, Frauen, Kinder in ihren Leichentüchern, alle furchtbar ernſt. Er konnte den Anblick nicht aushalten, den ihm die Liebe nicht milderte, den Gedanken nicht faſſen, bis zum jüngſten Tage ihr Genoſſe zu ſeyn. Er ſchauderte vor Grab und Tod, wollte aufſpringen, ſehnte ſich nach Menſchen und Leben. Da erklang unferne Muſik und er richtete getröſtet den Blick dahin. Etwas erhöht ſtand links am Wege ein großes Haus, das alte Ulmen überragten. Die Fenſter waren erleuchtet, ein Klavier ward geſpielt, Geſtalten ſchwangen ſich drinnen im Tanze umher, gemeine Stimmen, lautes Gelächter ſcholl herüber. Die dunkle Maſſe des Hauſes mit ſeinen Ulmen und Lichtern ſah wie ein ungeheures

Grab aus; das Toben war ein bittrer Hohn der Todtenſtille.

Bernhard ſchauderte vor ſolchem Leben. Und ſo iſt es allenthalben, dachte er: ein wilder, ſinnloſer Taumel über Gräbern. Dagegen verlor ſelbſt der Tod ſeine Schrecken, und er ſchaute ſich nach ſeinem Grabe um. Neben Nataliens war eine leere Stätte. — Er glaubte zu ſehen, wie der Tod ihm feierlich nahe, er ſah ihn feſt an und ſein Blick feſſelte ſein Auge. Seine Seele ward ihm durch den in Staub zerbröckelnden, wie ein Sieb durchſichtig werdenden Körper erkenntlich. Sie ſchwamm in himmelblauem Lichte und ſehnte ſich, je näher er kam, deſto unwiderſtehlicher nach dem Tode.

„O, komm, Geliebter!“ ſprach ſie: „es verlangt mich unausſprechlich, an Deiner Bruſt zu ruhen, von Dir aus dem Kerker des Leibes erlöst zu werden. Dein Athem iſt mir balſamiſcher als ihm der Duft von Gaisblatt und Jasmin, Deine Arme weicher als die der grünen Büſche, die ſie in die Luft ausbreiten, Dein Antlitz milder und inniger als das Abendroth, Deine Stimme lindernder als Muſik für das wunde Herz. Du biſt mir der treue Führer zu der Seele, die mit mir eins und doch von mir getrennt iſt, die in Sehnſucht meiner harrt und nach der ich vor Liebesgluth ſchmelze. O, laß mich ein durch Deine goldne Pforte — — — — — —“

Die leiſe Hand des Nahenden berührte ihn, er ſank in das kühle Gras zurück und verlor das Bewußtſeyn. Seine Glieder erſtarrten im Nachtfroſt; ſtarker Schweiß, glühende Hitze brachen ihm aus.

Doch war es nicht die Hand des Todes, die ihn berührte. Der Nahende war kein Anderer, als der freundlichere Bruder des Todes, der Schlaf, der ihn, zu ſeiner Rettung, in ſein ſtilles Reich hinüberzog. Er umgaukelte ihn hier mit ſeinen Träumen, und die Wagſchale des Lebens ſank gewichtvoll nieder. —

Ein Bauer ging nach einiger Zeit dem Gottesacker vorüber und ſein Hund witterte den Jüngling aus. Er ſprang bellend über die Mauer und ruhte nicht eher, bis ſein Herr zuſah, was es gebe.

Er fand den Ohnmächtigen, verſuchte umſonſt ihn wieder zu beleben und holte Hülfe herbei. Man trug ihn in die Schenke des Dorfes, und ein alter Arzt, der für den Sommer in der Nähe wohnte, nahm ſich ſeiner an. Eine tödtliche Krankheit ergriff den Jüngling und ließ ihren Ausgang lange zweifelhaft, da ſie in ihm ſchon in Italien angeſammelten Stoff vorfand.

Endlich wendete es ſich, unter Ilefelds ſorgſamer Pflege, zum Beſſern und er ward geſünder, als er ſeit Jahren geweſen war, indem ſich auch ſeine Kunſt zu neuem Aufſchwunge ermannte.

Das Leben hatte ihn zuvor angeekelt, weil er ſich daran verſündigt hatte; er ſah den moraliſchen und phyſiſchen Tod vor ſich und das heilte ihn. Er hatte die äußerſten Grenzen, Höhen und Tiefen ſeines Gefühls ermeſſen und ſeine Seele mußte wieder dem Kreislaufe des Lebens folgen.

Der Tod ſoll das Leben befruchten.

Er nahm die Liebe, den Geiſt, die Schönheit der verſtorbenen Natalie in ſich auf und entſühnte ſich, da es nicht das dahingeſchiedene Beleidigte iſt, was uns ſtraft, ſondern allein das Sündige in uns; vertilge dies, ſo hört die Schuld und Strafe auf, die du nur dir ſelbſt auferlegſt.

So wie aller Gebrauch geſchmeidigt, hatte Bernhard durch die Liebe leben gelernt und das Leben ihm dargethan, in wie innigem Zuſammenhange es mit der Kunſt ſteht und wie es den Künſtler bildet, indem es den Menſchen in ſeinen Schmerzensflammen verbrennt.

Die Sylveſternacht.

Man hat ja wohl zuweilen teufliſche Gedanken! und wie wäre das bei Jemand, der viel lieſt, zu Zeiten zu verwundern, in denen die Literatur den Teufel ſo häufig an die Wand malt? —

Alſo ſaß ich auch eines Tages, durchaus nicht erfreulicher Weiſe in mich verſunken, auf dem Söller meiner alten Burg in Thüringen. Ich hauſte da mit meinem bejahrten Caſtellane in tiefer Einſamkeit, und ſtundenweit von dem Ritterſitze meiner Ahnen war in dem ehrwürdigen Düſter des Eichen- und Buchenwaldes, der ihn umgab, kein Dorf zu ſehen und zu hören. Die innere Einrichtung des Hauſes war das echteſte Rococo, und das graue Alterthum der Schränke, Seſſel und Tapeten harmonirte mit den Wartthürmen, Spitzfenſtern, Hallen und feſten Pforten, ſo wie mit der Stimmung der Gegend und des Beſitzers. Doch war ich erſt ſeit Kurzem ein ſolcher Eremit. Vorher hatte ich Jahrelang in der Reſidenz gewohnt und als Vertrauter einer ſchönen Künſtlerin ein ganz anderes Leben geführt. Aber eben dieſes war der Anlaß meiner gegenwärtigen teufliſchen

Geſinnungen, das heißt, ich hatte mich von der liebenswürdigen Sirene wegen der Geiſtloſigkeit ihres Daſeyns getrennt und liebte ſie doch wider Willen noch ſo ſehr, daß ich ohne ſie keine Ruhe finden konnte. Ich ſaß nun, wie geſagt, auf meinem Söller draußen und genoß des feierlichen Rauſchens, das durch die Wipfel des Waldes zog. Die Bäume waren ſchon herbſtlich bunt und die von den alten Rüſtern im Schloßgarten abgefallenen welken Blätter rieſelten, raſchelten und flüſterten am Boden. Bereits lag auf dem Gipfel des Brockens und der andern Höhen des fernen Harzes, die ſie überragten, Schnee. Ein aufſteigender feuchter, ſchweflichter Oktobernebel erfüllte die Luft und verdunkelte ſie noch mehr als der anbrechende Abend. Die Gegenſtände verſchwammen allmählig vor meinen Blicken. Das Schreien des ſchwarzen Spechtes deutete nahen Wechſel der Witterung an. Der Rehbock ſchröckte in der Nähe und Ferne, und das Echo wiederholte zehnfältig ſein ſeltſames Bellen. Ueber mir am Himmel wallten und wogten ſtellenweis gelbe, grüne, blaue, roſenrothe Lichtmaſſen durcheinander.

Ich war in Gedanken bei ihr und in der Erinnerung vernichtet. Mein Gewiſſen ſchlug Ball mit meiner Seele, je ſtärker zu Boden geworfen, deſto höher flog ſie empor. Jetzt nahm ſie ihren phantaſtiſchen Schwung bis zum Brocken vor mir.

Der Sturm erhob ſich, heulte und pfiff über die

Höhen oder ſauste durch die Thale, daß Luft und Gräſer erzitterten. Die alten Fichten des Blocksberges beugten ſich knarrend auf und nieder und weit ab nach unten und oben ſpielte die Naturgewalt mit dem Waldgeſtrüpp und den Zwergtannen, als ob es Grashalme wären. Der Sabbath war im vollen Gange und auf ſeinem wilden Schauplatze ſtellten ſich die mannigfaltigſten Scenen und Gruppen dar.

Kreiſchend ſtürmten die Unholden vorüber. Meiſt Frauen kamen ſie wie Furien, mit fliegenden Haaren, nackt, auf Stöcken, Beſen oder Böcken an und kreiſten luſtig oder ſchwirrten und ſummten wie Ungeziefer umher, jedwede ihren Teufel vor, ein Kind hinter ſich. Die Teufel peitſchten das Ding, das ſie ritten, wo ſie eben nicht, in den verſchiedenſten Geſtalten und Verkleidungen, ſelbſt geritten wurden. Die vornehmſten Hexen ließ der Satan oder allgemeine Teufel auch ohne Reitmittel reiſen und ſie fuhren wie der Geier, der nach Beute ſtößt, durch die Lüfte. Hexenwanderlieder verlauteten dazu und das tauſendfache gellende Geſchrei der Formel: „oben aus und nirgend an!“ verhöhnte den Raum. Hier wurden neu in den Bund aufgenommene Empuſen umgetauft. Dort tanzten die Veteranen, beim Schimmer der dampfenden Kienfackeln, in der Runde, das Geſicht nach außen gewendet, und ſangen beſtialiſche Lieder.

Große falſche Feuer brannten hier und dort. Damit ſie die Scheu vor der Flamme verlören, wurden die jüngeren Gabelträgerinnen hindurchgetrieben. Den Kindern zeigten die Teufel gräßliche Abgründe, unter Drohungen, ſie hinein zu ſtürzen, wobald ſie an Gott glaubten. Kinder ſtanden auch an dem Quelle oder Pfuhl und peitſchten das Waſſer, um Hagel und Wetter zu machen und den Sturm nicht ausgehen zu laſſen. Andere mußten mit ihren weißen Peſtkrankenſtäben in der Lache die mitgebrachten Kröten hüten, und der Satan ſorgte ſelbſt dafür, ſie von der abſchreckenden allgemeinen Unzucht fern zu halten.

In den Hexenküchen wurden die Speiſen zum Nachtmahle, oder Gifte, Salben und Pulver bereitet und dieſe beim Gebrauche an die Kleider der Menſchen geſchmiert, oder mittelſt einer Art Gießkanne auf Felder und Früchte geſpritzt, wodann es, eine ſchwarze Wolke, ſtaubregnend oder mehlthauend ſich verderblich niederſenkte, oder die Dämpfe des Meeres und der Gebirge durchdrang.

Die Liebestränke und Liebeszauber braute eine alte Frau, deren pechſchwarzes Haar wie Trauerweidenzweige über die abenteuerlichen Lumpen ihres Anzugs hing, und die auf ihrem Kopfe eine ſeltſame, mit allerlei Schnörkeln bezeichnete ſpitze gelbe Mütze trug. Sie ſchliff daneben einen prachtvollen damascirten Dolch, deſſen Griff mit Rubinen eingelegt war, und als mein Auge auf ihr ruhte und dem ſtechenden Blick begegnete, mit dem ſie mich langſam durchbohrte, wußte ich nicht gleich, ob ich in ihr eine ehemalige oder zukünftige Bekannte, eine Erinnerung oder Ahnung wahrnahm.

Jene Speiſen wurden nicht verkauft oder verſchenkt, ſondern verliehen oder vertauſcht und große Keſſel voll Vipern, Kröten, Herzen ungetaufter Kinder, Fleiſch von Gehängten, Aas, faules Waſſer ſtanden am Feuer und brauten und brieten. Was von Eſſen und Trinken beim Mahle angerichtet ward, war entweder dieſer Art Wirklichkeit oder baare Täuſchung und mußte in Beelzebubs Namen eingeſegnet werden. Allem fehlte das Salz, Alles war abgeſchmackt, dumpfig und ſchimmlig. Paſteten von Brandkornteig mit Kinderherzfleiſch gefüllt, die als Nachtiſch erſchienen, ſchützten das Geheimniß der Hexerei.

Nach dem Nachtmahle ward unter Geſängen getanzt, wobei ſich die Krüppel und Lahmen am leichteſten und behendeſten hatten, und die anbetenden Hexen mit Fackeln den vergoldeten Flammenthron umkreisten, auf dem der Satan neben der Königin des Sabbaths, ſeiner Geliebten, ſaß, die eine Krone von falſchen Steinen trug und jedesmal eine verheirathete Frau ſeyn mußte. Er ſelbſt hatte drei Hörner auf dem Haupte, auf deren mittelſtes ein Licht geſteckt war, woran die Hexen ihre Fackeln anzündeten, und erſchien zumeiſt als zottiger Bock. Jedoch ſah man ihn auch ſonſt als Thier oder Baumſtumpf, ohne Arme und Beine, wo nicht als Menſchen, mit entſetzlichem Angeſicht, das roth wie Eiſen glühte, und übrigens ſo düſter gekleidet, daß es zweifelhaft blieb, ob man Baum, Thier oder Menſch vor ſich habe.

Der ganze Sabbath war eine Verhöhnung der gottesdienſtlichen Handlungen, zumal der Meſſe, die auf allenthalben errichteten Altären verſpottet ward, indem die Prieſter, mit dem Rücken gegen das Heiligthum, auf dem Kopfe ſtanden. Die Anweſenden hatten insgeſammt dunkle Geſichter oder waren verſchleiert, ſtellten ſich nur rieſig groß oder klein und verwachſen dar, und die Muſik, die ertönte, machte mich faſt glauben, in einer neu beliebten Oper zu ſeyn; wo ſie nicht abſchreckend betäubte, kitzelte ſie in kindiſchen Weiſen Sinne und Ohr. Was ich ſah, war Unſinn, Verbrechen und Gemeinheit; was vorging, wider die Natur, entſtellt, beleidigend, empörend, ekelhaft, bethörend, auf Zerſtörung abzielend. Die Menſchen wurden Thiere, ja erniedrigten ſich noch tiefer; die Thiere ſprachen und ſchrieen vernünftiger als die Menſchen.

So verderbt hatte die Vergangenheit meine Einbildungskraft, ſo fieberkranke Schattenbilder erzeugte ſie! Jedoch lag nicht das Beängſtigende, das ſolchen Träumen ſonſt eigen iſt, darinnen. Ich ſtand vielmehr als unbetheiligter Zuſchauer unter den Gräueln und blieb unbemerkt, weil ich der edlen Geſellſchaft zu unbedeutend vorkommen mochte. Auch könnte ich nicht ſagen, daß ich eine moraliſche Einwirkung verſpürt hätte. Es ſchien mir alles kein rechter Ernſt zu ſeyn und nebenher ward ein künſtleriſches Intereſſe daran in mir rege. Ich ſtudirte das lebende Bild und erkannte die diaboliſchen Ausgelaſſenheiten und Uebertreibungen als nothwendige Spitze oder Folge der alltäglichſten Laſter, Gemeinheiten und Verirrungen, die ich hier charakteriſtiſcher und poetiſcher als in der Wirklichkeit fand.

„Hm, hm, ja! daran iſt manches Wahre," ſagte hinter mir, an einer einſamen Stelle, eine heiſere, rauhe Stimme.

Ich wandte mich, erſtaunt, auf Gedanken, die ich nicht geäußert hatte, den Wiederhall einer Antwort zu vernehmen und gewahrte dicht bei mir einen düſtern Mann, der mir mit den kleinen ſtechenden Augen einverſtanden zuwinkte.

Ich ſtand im Begriff, ihm eine Erklärung des Räthſels abzufragen.

„Wozu das?" ſprach er lächelnd, indem er mir zwiſchen Rede und Gedanken fiel und einen andeutenden Blick umhergleiten ließ.

Ich trat einen Schritt zurück und ſchwieg.

„Was Sie hier vor ſich ſehen," fuhr er fort, „iſt gewiſſermaßen ein Produkt der Kunſt und die Kunſt immer und allenthalben, wo man ſie findet, edel. Man muß des Ortes halb nicht zu wähleriſch ſeyn. Sie ſollten ihre Studien nie zu oberflächlich betreiben. Es iſt zuweilen gut, ein wenig näher zuzuſehen. Die Kunſt iſt ein Produkt der Wirklichkeit. Man muß die

Wirklichkeit, die es verdient, um ihretwillen liebgewinnen.“

Ich ſah ihn kommen und erkannte den Verſucher. Ich erwiederte ironiſch: „Bemühen Sie ſich meinetwegen nicht, Sie verſchwenden ihre koſtbare Zeit. Was man ſchon aus Ueberzeugung und freiem Willen aufgegeben hat, damit belaſtet man ſich von Ungefähr nicht wieder.“

Der Düſtere lächelte ungläubig, zog meine freiwillige Einſamkeit in Zweifel und grinste, indem er mit der Linken winkte, mich mit oſtentiöſer Freundlichkeit an. Mein Auge folgte der Bewegung ſeiner Hand nach dem wolkigen Hintergrunde, und ſiehe da! ließ mich eine dünnere Nebelſtelle ein verführeriſches Bild erblicken: ein hinreißend ſchönes Weib, ein verſpäteter Gaſt kam eben an und war genugſam hohen Ranges, um eines Reitmittels nicht zu bedürfen. Ihre Haare umfloſſen in üppigen braunen Wellen die ſeltenen Reize und man hätte ſo ſelbſt genügender Schönheit zutrauen mögen, ſie gehöre nicht hierher. Indeſſen fiel der bacchantiſche Taumel ſie einmal über das andere an und ſang ſie dazu ein wildes Lied. Sie kam verſchleierten Angeſichts und ſah mich nicht; ſo wie ich aber die wohlbekannten Umriſſe, den ſüßen Ton der Stimme erkannte, überkam mich die Allgewalt der Erinnerung und drohte mich zu beſiegen.

Ich ſchloß mein Auge, kämpfte, ſchwankte in mir ſelbſt und wollte mich ſchon, alles vergeſſend, ihr entgegenſtürzen; als das bleierne Phlegma ſchwermüthiger Gefühle ſich zu rechter Zeit auf den Grund meiner Seele ſenkte.

Das Lied verſtummte. Junge Faunen geleiteten die Schöne, ihr den Mund zuküſſend, und riſſen ſie ſich heulend aus den Armen.

Was mich hatte locken und entſcheiden ſollen, kühlte mich ab; ich verſchloß Auge und Ohr dem beleidigenden Eindruck.

„Sie iſt verloren!“ ſeufzte ich.

„Das allgemeine Loos des Schönen auf der Erde!“ ſagte der Satan. „Nicht wahr, meine Leute richten es ſich tüchtig zu? Sie haben die Erfahrung für ſich. Das iſt der ſtete Lauf der Kunſt.“

„Aberwitz und Lüge!“ verſetzte ich: „Was ſtände dem entgegen, daß der Adel der Kunſt nicht auch in dieſer Zeitlichkeit unwandelbar wäre?“

„Abermals ganz einfach die Erfahrung,“ lautete die Antwort.

„Nur daß dieſe Regel die einzelnen Ausnahmen des Genies erleidet,“ fügte ich hinzu.

„Es iſt die bekannte wohlfeile Philoſophie unglücklicher Enthuſiaſten, ſie dafür anzuſehen,“ meinte er höhniſch. „Das Ergebniß der Entſagung hat kein Verdienſt.“

Sein Wort verletzte mich, wie die Feile die kranke Stelle des Zahns. Das Blut ſtieg mir ins Geſicht. Ich ſagte: „Es iſt ja doch nicht unerhört, daß der

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Geiſt das Glück aushält. Der Unglückliche wird zwar oft groß. Der Größte muß aber doch glücklich ſeyn. Wenn das Schönſte und Edelſte innerlich recht geſund iſt, wird der tödtliche Wurm der Gemeinheit nicht in ſein Leben dringen. Und gerade je ſeltener dies der Fall, deſto ſtärker und erhabener wird unſer Streben nach dem Ziele ſeyn. Der heilige Schutz Gottes. . . .“

Ich hielt in dem Augenblick inne, da ich ſah, wie er plötzlich irrlichterhaft ſich in ſich ſelbſt zurückzog. Er ward immer kleiner und dünner und es dauerte eine Weile, bevor der Verſchrumpfte ſeine Kraft wieder ſo weit ausſpannte, daß er mir ſeinen Unwillen über meine Rückſichtsloſigkeit zu verſtehen gab.

Ich entſchuldigte mich lachend wegen meiner Vergeßlichkeit, und er bat mich, in ſeiner Gegenwart nicht einmal wieder an Gott zu denken, da es ihm ein unbehagliches Gefühl zurücklaſſe.

„Sie ſind mit Erlaubniß aber doch ein armſeliger Schelm,“ verſetzte ich, „ſo kleinlichen Geſetzen gehorchen zu müſſen. Empfinden Sie denn nicht, daß Ihr ganzes Daſeyn auf nichts beruht?“

„Und doch auf Allem was da iſt,“ behauptete er: „der Tod führt mir Eins nach dem Andern zu.“

„Was Ihnen angehört, o ja!“

„Das größte Glück,“ fiel er mir gewiſſermaßen in die Rede, „das einer angenehmen Erinnerung auf Erden begegnen mag, iſt doch, daß eine Sache zu rechter Zeit ihr Ende erreicht.“

„Dagegen wende ich nichts ein, blieb ich dabei, wofern der Tod ......“

„Ha, ha, ha!“ lachte er, „über die Thoren, die auf den Tod zu pochen wagen! Hat ein Sterblicher denn ſchon den Vorhang gelüftet, und einen Blick dahinter gethan?“

„Es iſt ganz gut ſo, daß es nicht geſchehen,“ ſagte ich. „Wäre es, ſo hätte die höchſte Tugend keinen Werth mehr und würden wir, der Stütze bedürftig, nicht göttlichen Urſprungs ſeyn. Wir müſſen Alles, was außer uns, ſogar der Ewigkeit entbehren können, um .....“

„Genug, genug; es iſt ja nur der Uebermuth der Schwäche, der .....“

Ich lächelte.

„Du biſt der ewige Tod,“ verſetzte ich, „wie ſollteſt du das Leben kennen und begreifen? Das Licht hat die Finſterniß ausgeboren und die Finſterniß muß wiederum das Licht ausgebären.“

„Sie ſind ein Ungläubiger,“ ſprach der Widerwärtige: „Ein Beiſpiel ſoll Sie eines Beſſern belehren. Mit bloßen Worten kommen wir nicht weiter. Laſſen Sie uns ein wenig in die Welt hineinhorchen. Ich rechne ihnen die Ergötzung, die es Ihnen gewährt, nur für eine geringe Erwiederung der Ehre Ihres Beſuches an.“

Ich wußte nicht, was er im Sinn habe.

Eine Wolke umhüllte uns und trennte uns von dem übrigen Sabbath. Wir ſtanden in der Dämmerung. Vor mir tauchte ein lichter Punkt gleichwie elektriſch auf und erweiterte ſich.

Das Innere einer beſcheidenen bürgerlichen Wohnung eröffnete ſich. Ein junges Mädchen trat in das Zimmer. Ein rothſeidenes Kleid umhüllte die feine Geſtalt. Das dunkelglänzende Haar legte ſich ſchlicht geſcheitelt um den Kopf, und das Harmoniſche ihrer Schönheit machte durchaus den Eindruck des Schlanken, Reinen, Jungfräulichen, wiewohl die aus der ärmlichen Umgebung hervorſtechende Sorgfalt und Eleganz ihres Aeußeren die Vermuthung nahe legte, ſie gehöre einem emancipirten Frauenſtande an.

Ich vergegenwärtigte mir neben ihr die vorige Erſcheinung. Welcher Unterſchied! Dort alles voll, reif entwickelt; Verſinnlichung des Geiſtigen. Hier alles Hoffnungen, vergeiſtigte Sinnlichkeit.

„Und will Satan durch die Zuſammenſtellung ſagen,“ dachte ich, „das Schöne gehe in allen Formen unter? Dort durch Uebermaß der Leidenſchaft; hier vielleicht durch die langſamere Vergiftung der Alltäglichkeit, oder wer weiß was ſonſt?“

Ich las in ſeinem Achſelzucken die Antwort auf meine ſtumme Frage, mochte aber die Zeit nicht daran wenden, mit ihm zu rechten, da in dem Augenblicke die Schöne an das Klavier trat.

Sie ſpielte und ſang.

Meine Seele badete ſich im Meere des Entzückens.

So ſchlank ihr Körper, ſo ſchlank war ihre wunderſtarke, klangreiche, elaſtiſche Stimme. Und welches Tragen und Aushalten der Töne! Welcher Schwung in der Ruhe des Portamento! Bald ſank ſie in die Tiefen unſäglicher, unergründlicher Melancholie, bald triumphirte ſie auf den Höhen ewiger Jugendluſt. Stets überwältigend, ſtets unwiderſtehlich und ſo übermüthig, daß die Töne ſich wie Blüthen und quellende Keime über ihre Lippen drängten. Friſch, wie die bethaute Roſenknospe, die der Morgen küßt, rührend, wie die Unſchuld ſelbſt, ſtrotzend von Fülle, wie der Gebirgsbach im Frühlinge, war ihr Geſang ein himmliſches Jauchzen, in dem ihre Natur ganz bildlich aufging. Sie hatte jede Art des Ausdrucks in ihrer Gewalt und der Einklang ihres Mienenſpiels und Geſanges war ſo überzeugend, daß man nicht müde ward, den blühenden Ton auch mit den Augen zu verfolgen, wie er über die runde, weiche, rothe Straße der Lippen zog. Ja, es war nicht blos ihre Seele, ſondern ihr ganzer Geiſt in dieſer Stimme, deſſen Stärke ihr junges Leben noch nicht einmal zum Selbſtbewußtſein gebracht haben konnte und in dem zarten Körper faſt erſchreckte. „Welche Schönheit, welche Kunſt!" rief ich ſelbſtvergeſſen.

Mein Nachbar ſah mich ſchadenfroh an.

„Teufel! das iſt kein Blendwerk," rief ich aus: „ſolch' ein Bild kann keine Hölle ſchaffen."

„Bewahre!" verſetzte er, „das will ſie auch nicht.

Sie ſehen die pure Wirklichkeit vor ſich. Ich habe ihr blos in ſo weit nachgeholfen, als Sie mit etwas geſchärfterem Blick in die Ferne und ein paarmal um die Ecken von Zeit und Raum ſehen. Das Mädchen lebt wahrhaftig.“

„Wo lebt ſie und wer iſt ſie? Sie iſt die erſte Künſtlerin unſerer Zeit. Führen Sie mich zu ihr,“ ſprach ich begeiſtert.

„Gemach, mein Herr! wozu die unnützen Worte?“ meinte er, „von dem Allen iſt keine Rede. Sie vergeſſen die Gegenwart. Worüber haben wir geſtritten? Wiſſen Sie nicht, was ich Ihnen beweiſen wollte? Es iſt blos ein Gegenbild deſſen, was Sie am beſten kennen. Sie ſagen ſelbſt: das iſt die höchſte Kunſt. Und deß ungeachtet wird ſie ſich untreu und geht zu Grunde, vernichtet ſich aus Eitelkeit, Bequemlichkeit, Kleinlichkeit, Unbedeutenheit .....“

„Nicht möglich!“ rief ich, „Du lügſt, Du Geiſt der Lüge!“

„Bitte um Vergebung! Diesmal iſt es nicht der Fall. Haben Sie Geduld zu hören und zu ſehen, ſo will ich Ihnen den Spiegel der Zukunft oder des Lebens vorhalten. Darin ſoll ſich Ihnen das Schickſal des jungen Mädchens auf das genaueſte entwickeln. Ihre Kritik mag Ihnen ſagen, ob es Lüge oder Wahrheit iſt und Sie ein Stück wirkliches Leben vor ſich ſehen. Betrug von meiner Seite findet dabei nicht ſtatt, da in einigen Dingen der dort oben keinen

Spaß verſteht. Ich habe inzwiſchen auf jenes Schickſal Einfluß genug gehabt, um meines Satzes einigermaßen gewiß zu ſeyn. Wohlan denn! ſoll es vor ſich gehen? Die Sache ſpricht nachgerade für ſich ſelbſt.“

„Wie kann es vor ſich gehen? kann es ſeyn?“ brach meine Verwunderung in Worte aus.

„Sie müſſen ſich eben vorſtellen,“ fuhr er fort, „daß unſer Eines Worten etwas mehr innere Kraft als denen anderer Leute zu eigen iſt. Wir Geiſter ſprechen ſie aus und ſie gewinnen vor irdiſchen Augen plaſtiſche Geſtaltung. Der Proceß iſt ein ähnlicher, wie wenn Sie z. B. bei Winterszeit gegen ein Fenſter hauchen. Die Kälte macht den warmen Odem gefrieren und ſtellt ihn in mancherlei Figuren, Blattwerk und Blumen dar. Ich vermag nun zwar ſo wenig wie der athmende Mund die Geſtaltungen des Eiſes, die inneren oder äußeren Vorgänge zu beſtimmen; allein es iſt doch immer eine Art von Werde! das ich auf meine Weiſe rufe.“

Ich deutete mein Verlangen nach den Dingen, die da kommen ſollten an und es ſtellte ſich ein Armſtuhl dienſtfertig hinter mich, auf dem ich, von dem Düſtern eingeladen, Platz nahm.

Der Herr von Blocksberg zog unter ſeinem Mantel einen goldenen Spiegel hervor und hielt ihn mir vor's Geſicht. Ich ſchaute in das klare Kryſtall, und je länger mein Blick darin weilte, deſto ſonderbarer ward mir zu Muthe.

Ich vergaß am Ende meiner ſelbſt und ward wie in einen magiſchen Traum gewiegt.

Der Spiegel vergrößerte ſich unabläſſig und der goldene Rahmen faßte zuletzt den ganzen Raum der Wolke ein.

Der Düſtere verſchwand dahinter perſönlich. Die Fläche des Kryſtalls belebte ſich, und ſo ſah und hörte ich in Bild und Wort, unter meiner theilweiſen Mitwirkung werden, was die nachſtehenden Blätter, gewiſſermaßen in einer diaboliſchen Novelle, dem Leſer anbequemt, ſchildern.

Der letzte Tag des Jahres ging zu Rüſte. Das Geräuſch der Straßen der Stadt erſtarb. Die Glocken ſchlugen die ſpäteren Stunden der Nacht lauter aus. Die Laternen brannten düſter. Nur wenige Menſchen wandelten noch in Geſchäften ihres Weges. Einzelne Trupps weinluſtiger, ſingender Männer zogen vorüber.

Um zehn Uhr ward es in den meiſten Häuſern Nacht. Blos in einigen größeren Wohnungen blieb das Stockwerk erleuchtet und erklang die Fröhlichkeit des geſelligen Kreiſes nach außen.

Im grellen Gegenſatze dazu ſtand der ſchwache Lampenſchimmer des Dachfenſterchens, hinter dem der arme Handwerker ſeine Tagesarbeit noch nicht vollendet und ſich damit das trockne Stück Brod für den erſten Morgen des Jahres verdient hatte, das ihm Tag für Tag nichts Beſſeres verhieß.

Genuß und Arbeit ſind und bleiben eben ſtets die beiden Pole, um die ſich, zum Heile des Einzelnen, unſer Leben dreht. Fehlt ihm das Eine oder Andere, ſo wird er ſich in unaufhörlicher Sehnſucht abmatten, bis er untergeht. Jedoch ſchleppen Tauſende auf ſolche Art ein trauriges Daſeyn hin, ohne daß die Zeit in ihrem hohen Fluge ſich daran kehrt. Nur an gewiſſen Tagen ſcheint ihr ein Vorbewußtſeyn ihrer Bedeutung innen zu wohnen, und es geſchieht wohl vorzugsweiſe an dem Jahreswechſel, daß die letzten Stunden bedachtſamer als gewöhnlich ablaufen. Ja, es klebt der Zeit wie Blei an den Schwingen und ſie zögert und zaudert, indem ſie das bereits Genoſſene wieder käut. Jeder Glockenſchlag dreht und windet ſich, bevor er ſeine Sekunde verklingen läßt, und das Leben verräth uns dabei williger ſeine öffentlichen Geheimniſſe, deren Kunde nur Wenige zu nützen wiſſen. Sie ſtehen vor der Menge unenträthſelt da und die Wahrheit ſpottet der Unabänderlichkeit der Geſchicke und des Weltenlaufs, in deſſen drückender Gewitterſchwüle nur die Kunſt von Bangen frei aufathmen läßt. —

Solcherlei Betrachtungen ſtellte gegenwärtig die junge Bewohnerin eines oberen Stockwerkes in einer finſtern Gaſſe an.

Der Fenſterflügel öffnete ſich, an dem ſie ſtand.

Sie ſah in den Sternenhimmel, ſetzte ſich auf einen Stuhl am Fenſter, ſtützte den Arm auf das Fenſterbrett, den Kopf in die Handfläche, und überließ ſich dem Zuge ihrer Empfindungen. Es verlautete weit und breit nichts als das Plätſchern und Rauſchen des Springbrunnens auf dem nahen Platze.

Kunigunde war die Waiſe eines Orgelbauers und lebte mit ihrer Mutter von einem kümmerlichen Gnadengehalte und dem Ertrage weiblicher Arbeiten für Andere. Die Tochter erging ſich wegen ihrer beſchränkten Lage oft in Klagen, die Mutter tröſtete ſich mit der Hoffnung, ihre Umſtände durch ſie ſelbſt gebeſſert zu ſehen, die die Natur mit Schönheit, Anmuth und Talent zum Geſange verſchwenderiſch ausgeſtattet hatte. Ihr Vater hatte ihre Kunſtfähigkeit früh erkannt, und nicht nur ihre herrliche Stimme mit Sorgfalt gepflegt, ſondern ihr auch eine ſo gediegene muſikaliſche Ausbildung verliehen, als ſie ſelbſt von dieſer Seite in den Stand ſetzte, das Höchſte in der Kunſt zu erreichen. Sein Plan mit Kunigunden war geweſen, ſie zur dramatiſchen Künſtlerin zu erziehen, und ſeine Wittwe hatte ihm ſcheinbar eine Weile nachgelebt. Doch widerſtritt ihr Gefühl unbedingt und ließ ſie, ſo beſchränkt es war, das bürgerliche oder häusliche Lebensglück einer Frau für das einzig wahre erachten. Sie hatte deßhalb von jeher Kunigunden der Bühne abwendig zu machen geſtrebt und nur inſofern ihren Zweck nicht erreicht, als ſie dem für die Muſik begeiſterten

Mädchen höchſtens Zweifel gegen den Stand des Künſtlers beibringen konnte. Seit einiger Zeit kamen ihr dagegen die äußeren Verhältniſſe zu ſtatten, denen gemäß ein reicher unabhängiger Mann ſich, wie es ſchien, mit ernſten Abſichten auf Kunigundens Hand, bei der Wittwe eingeführt hatte.

Die alſo eröffnete Ausſicht, die Tochter zu verſorgen, ohne ſie die verhaßte ſchlüpfrige Lebensbahn betreten zu laſſen, erheiterte das Herz der Mutter, und ihre einzige Sorge bei den hervortretenden Geſinnungen des nicht mehr jungen Mannes war fortan blos die Unentſchiedenheit Kunigundens, die ſich ſeit Kurzem ihrem Freier nicht mehr ſo günſtig als vor einiger Zeit erwies. Ihr Herz war, ohne zu empfinden wie, mit ſich uneins geworden und, ohne dem Freier beſtimmt zuwider zu ſeyn, wußte ſie eigentlich nicht, was ſie ſeinen Beſtürmungen gegenüber thun oder laſſen ſollte.

Das Heiligſte in ihr, die Liebe, die vorher nur für die Kunſt entzündet war, rieth ihr ab, ja zu ſagen. Seine Bewerbungen um ihre Gunſt ſchmeichelten ihr indeſſen ſo ſehr, daß ſie, verliebt, freigebig, elegant, gutmüthig, eifrig wie er war, ſich ſogar ſeine Schwächen als Vorzüge darſtellen, ja ſeinen Jähzorn, die Folge von Verziehung und Verzärtelung als Kind, für männliche Charakterſtärke bei ſich gelten laſſen konnte. Daß er ihr überdies ein Mittel bot, das Alter ihrer Mutter ſorgenfrei zu machen, legte ſich als ein nicht minderes Gewicht in ſeine Wagſchale.

Deßungeachtet ſchwankte Kunigunde in dieſen ernſten Augenblicken der Nacht zwiſchen manchem Für und Wider. Ihre Mutter hatte ſich bereits zu Bett gelegt. Sie war niedergeſchlagen und verſtimmt. Sie hatte ſo oft vergebens gewünſcht, den letzten Tag des Jahres im vertrauten Freundeskreiſe zu beſchließen. Ihre Mutter liebte die Geſelligkeit nicht, oder nicht wie ſie. Sie kam ſich ſo verlaſſen vor und fühlte in ihrer kleinmüthigen und verzagten Stimmung ihre Armuth doppelt. Sie ſehnte ſich heraus, um Freunde zu bekommen. Sie dachte: es iſt doch alles Andere eher als ſie zu ertragen.

Aus derſelben Empfindung, die ſie oft bei Tage zwang, ihre Fenſtervorhänge zuzuziehen, den Thürriegel vorzuſchieben, um ſich in der Vergeſſenheit deſto ſicherer zu wiſſen, rückte ſie jetzt in den Schatten. Sie kannte in den Augenblicken nur die Angſt vor der kalten, unbekannten Zukunft. Sogar was ihr das Liebſte war, die Kunſt, ward in den Hintergrund ihrer Seele gedrängt. Es kam ihr Alles wie Verbrechen vor.

Sie hatte ſchon bemerkt, daß ein fremdes Weſen ihre Wohnung umkreiſe. Sie nahm es wieder wahr, als ihr Blick auf die Häuſermaſſe gegenüber traf. Sie beachtete es genauer. Ein Weib ſchien ſich in den Schatten des tiefen Thorweges zu drängen. Was mochte ihre Abſicht ſeyn? Es däuchte ihr, als ob es die Alte wäre. Sie ſchüttelte den Kopf.

„Sonderbar!“ ſprach ſie. „Was hatte die Alte vor?“ Die Unbekannte fixirte ſie mit feurigen Augen. Oder war es bloße Einbildung, da menſchliche Augen ſo weit nicht ſichtbar werden konnten? Indem huſchte es fort. Wenigſtens war es nicht mehr zu ſehen, als Kunigundens Blick ſich gewiſſere Umriſſe aus dem Dunkel zuſammenzuſtellen ſtrebte. Auf ein leiſes Geräuſch an ihrer Hausthüre ſah ſie zum Fenſter hinaus, ob Jemand käme. Sie gewahrte auf der menſchenleeren Gaſſe nichts.

Nur noch zuweilen warf eine vorüberrollende Kutſche, oder eine Kerze ein Streiflicht herein, mit der gegenüber Jemand aus einem Zimmer in das andere ging.

Seit dem Gedanken an die Alte war Kunigunde wieder in ſich verſunken. Sie wußte ſich ſo wenig wie die Nachbarn zu ſagen, wer die Alte war. Dieſelbe bewohnte ein einzelnes Dachſtübchen über der Wittwe, und keinem Menſchen war bekannt, wovon ſie lebte, oder was ſie that. Sie hatte ſich bei den beiden Frauen einzuſchmeicheln geſucht und dem jungen Mädchen viel Schönes über ihren Geſang und das große Glück geſagt, das ſie einmal damit machen werde. Seit einiger Zeit hatte die Mutter überdies, nach der Sitte alter Weiber, anderen ſo viel wie möglich von dem was ſie im Sinne führen mitzutheilen, noch mehr als ſonſt mit ihr verkehrt und ihr von der Bedrängniß vorgeplaudert, in die die Wahl ihrer Zukunft Kunigunden verſetze.

„Wie ſagte mir die Alte doch vor einigen Tagen,“ dachte Kunigunde: „daß wir Mädchen unſern künftigen Gatten leicht ermittelten? Sie ſteckt voller Aberglauben, die alte Here, und es iſt am Ende etwas Wahres an der Sache. Die vielen Beiſpiele dafür können unmöglich aus der Luft gegriffen ſeyn. Als ich ihr neulich klagte, in der Sylveſternacht, wider Willen, immer ſo allein zu ſeyn, ſagte ſie: „„Seyen Sie in dieſer Ihres Liebhabers eingedenk, ſo ſind Sie ſchon zu zweien, und folgen Sie meinem Rathe, wenn Sie das Heil Ihres Lebens fördern wollen.““

„Darauf erklärte ſie mir, was ich thun müſſe, um die Erſcheinung meines dereinſtigen Gatten herbeizuführen. Ich lachte ſie zwar aus und ſchalt, was ſie ſprach, Thorheit. Indeſſen ...... wie wäre es, wenn ich den Verſuch wagte? Warum ſollte man nicht einmal, beſonders wenn man Langeweile hat, eine abſichtliche Thorheit begehen? .....

„Aber halt! was war das?“

Es kniſterte und knirſchte draußen wie Schritte.

Kunigunde ſtand auf und ging nach der Thüre. Sie öffnete und erblickte Niemand. Nur der Schlund der Finſterniß gähnte ſie an. Sie hatte ſich heute Abend ſchon einigemal eingebildet, ein leiſes Rauſchen oder Flüſtern über ſich zu vernehmen.

Jedoch konnte es nicht ſeyn, da die Alte zeitig ſchlafen ging.

Sie fing an ſich zu fürchten.

Die Zugluft warf die offenen Fenſterflügel zu. Sie horchte in angſthafter Spannung, ob kein verdächtiges Geräuſch folge.

Sie fror. Zu Bett wollte ſie nicht gehen. Sie ſicherte ſich den Rücken, ſetzte ſich in einen Winkel und hub an, ſich ihr kindiſches Zagen vorzuhalten.

Sie ermuthigte ſich. Soll ich es thun? dachte ſie: Warum nicht? Was hält mich ab? Es iſt nur eben, daß ich es gethan habe, denn es iſt doch dummes Zeug. Die kalte Vernunft hat freilich wider Alles Einwendungen, und wenn man ihr jederzeit Gehör leihen wollte, käme man im Leben nicht dazu, etwas Rechtes zu thun.

Sie ſang halblaut ein Lied und lauſchte hinter jeder Strophe, ob nichts Geſpenſtiſches die Gelegenheit benutze unverſehens mit einzuſtimmen. Ihre irren Blicke bohrten ſich in die dunkelſten Winkel, um gewiß zu werden, es ſey nichts darinnen und ſich von ihrem eigenen Muthe zu überzeugen.

Sie ſtand auf und horchte, ob ihre Mutter ſchlafe. Sobald ſie deren Athem in der Kammer hörte, begab ſie ſich feſten Schrittes in die Küche, durch die man aus der Stube auf die Flur kam. Hier machte ſie ſich mancherlei zu ſchaffen. Sie ſetzte einen kleinen Tiſch in die Mitte, breitete ein Tellertuch darüber und deckte für zwei Perſonen, indem ſie Brod und Wein dazuſtellte.

Mittlerweile vergaß ſie ihrer Furcht und ward auf anderem Wege als vorher ernſt und nachdenkend.

Sie ſprach zu ſich: „Man muß auch das Spielen ernſt betreiben. Ich will mir einmal einbilden, ich wäre ſchon verheirathet und deckte in meiner Haushaltung den Tiſch.“

Dies erweckte ihr die Vorſtellung ihres nahenden Geſchicks. In ſo beſchränkter Lage als ſie erwachſen war, konnte dies nicht anders als beſchränkt ſeyn. Reich und groß dachte ſie ſich ihre Haushaltung niemals, nur klein und arm, und in der Armuth fühlte ſie ſich behaglich. Sie malte ſich das anmuthige Bild einer hausfräulichen Thätigkeit für einen geliebten Gatten aus.

„Nein, nein!“ ſagte ſie wieder, „das wird in dem wüſten ruheloſen Bühnenleben niemals wahr. Das ſind und bleiben nicht zu verwirklichende Träume. Beides iſt im Leben ſcharf getrennt. Entweder, oder. Kunſt und Genius, bürgerliche Ruhe und Behaglichkeit laſſen ſich nie vereinigen. Es iſt ſchlimm, aber nicht anders, daß man ſich für dieſen oder jenen Beruf entſcheiden muß.“

„Entſcheiden?“ wiederholte ſie, „ich entſcheide mich ja nicht. Ich unterliege einer fremden Gewalt, wenn ich ſo handle. Erſchiene mir etwas, ſo übte ein Höheres den Einfluß auf mich aus, dem wir uns nimmermehr entziehen.“

„Fürwitz! Leichtſinn! ſprichſt du, innere Stimme, tadelnd. Haſt du Recht? Der leichte Sinn macht doch am glücklichſten! Und auch unter allen Verhältniſſen? — Allein wie wäre das? Erzählte die Alte mir nicht, daß, anſtatt des erwarteten Bräutigams einem Mädchen der Tod erſchienen ſey und ihr verkündet habe, wie bald ſie ſterben müſſe? daß ſie ihr eigenes Leichenbegängniß, ihre Ausſtellung im Sarge wahrgenommen? Was finge ich an, wenn mir das geſchähe? Ueber die alberne Frage! Noch bin ich ja bei Sinnen und weiß Wirklichkeit von Täuſchung zu unterſcheiden. Iſt es nicht jederzeit der Tod, dem man ſich vermählt, indem man wider die Natur handelt?“ —

Ehe ſie noch dazu kam, dieſe letztere ihr faſt unverſtändliche Frage zu erwägen, ſchlug die verhängnißvolle Stunde des Jahreswechſels.

Kunigunde war erſchrocken, ſie ſo wenig vorbereitet zu erleben. Sie beſann ſich geſchwind, rückte die Küchenbank zurecht, ſetzte ſich an den Feuerherd und ſprach rückwärts das erforderliche Vaterunſer. In eine andächtige Stimmung konnte ſie ſich nicht finden. Sie hörte noch eine Thurmuhr in der Nähe, die ihre langen Glockenſchläge abtönte.

Sie war ſonderbar zerſtreut und lauſchte vergebens auf ein weiteres Geräuſch. Ganz in der Ferne meinte ſie fröhliche Stimmen verſchallen zu hören. Sie blieb ſitzen und war, ohne es zu wiſſen, ſchläfrig geworden. Sie kam mit dem Gefühle wieder zu ſich, daß ſie den Kopf vorwärts fallen ließ. Die Zwiſchenzeit dünchte ihr länger, als ſie geweſen war. Da nichts geſchehen, wollte ſie aufſtehen und zu Bett gehen, als ſie ein leiſes Rauſchen an der Thüre vernahm.

Sie erhob den Blick: eine fremde Geſtalt dämmerte daran auf. Sie wollte, aber konnte nicht ſchreien. Sie wußte nicht, ob das Unbekannte eben erſt eingetreten war, oder ſchon länger dageſtanden hatte. Sie traute im nächſten Moment ihren Augen nicht mehr und mochte ſich über das Unmögliche nicht entſetzen. Dadurch gewann ſie Zeit, den Schrecken zu überſpringen. Ihre Beſinnung ließ ſie in der Erſcheinung einen unpaſſenden Scherz der Alten ſehen. Sie rief es ihr mit halb erſtickter Stimme zu.

Da trat die Geſtalt in erfaßlichere Nähe und erkannte Kunigunde ihren Freier. Sie ſprang von ihrem Sitze auf. Er ſchritt mit geſchloſſenen Augen, wie ſomnambül, gerade auf den gedeckten Tiſch zu. Im Kampf mit ſich ſelbſt, ſchien er wie von einer fremden Gewalt bezwungen. Er trug einen prachtvollen damaszirten Dolch, deſſen Griff mit Rubinen eingelegt war, in der Hand, blieb am Tiſche ſtehen und rückte den Stuhl, um ſich zu ſetzen; doch ſchüttelte er ſchaudernd das Haupt, neigte ſich nochmals dem Tiſche zu und wendete ſich mit entſchiedenem Widerwillen ab. —

Ich erkannte den Dolch und als ich in dem Augenblicke ſah, daß der Fremde ihn wie ſeine Spitze prüfend krampfhaft zückte, rang ſich ein unwillkürlicher Schrei der Angſt um das zitternde Mädchen von meinen Lippen.

Ich erſchrack über mich ſelbſt, ſobald es geſchehen war und fühlte das unheimlich Bange der Todtenſtille, die erfolgte. Kunigunde vernahm den Schrei und ſah außer ſich nach mir hin. An dem zerrütteten Ausdruck ihres Blicks nahm ich ab, daß ſie mich erkannte. Sie ſchrie darüber ihrerſeits laut auf und ſchoß pfeilſchnell an dem Fremden vorüber in die Schlafſtube, deren Thür ſie hinter ſich verriegelte. Der Freier hatte geſtutzt, ſein Bewußtſeyn wiedergefunden und ſich dem fliehenden Mädchen nachgebeugt. Wuth blitzte in ſeinen Zügen und übertrug ſich ſeinen Geberden. Er zuckte aus einem Traume zuſammen, rief, als Kunigunde an ihm vorüberfloh, ihren Namen aus und ſchleuderte ihr den tödtlichen Dolch nach, deſſen Spitze glücklicherweiſe nur in die Thürpfoſte drang.

Eine gewitterſchwangere Pauſe folgte dem Auftritt. Kunigunde war neben dem Bett ihrer Mutter niedergeſunken und blieb die Nacht über regungslos liegen. Als ſie des anderen Morgens, halb ſtarr vor Froſt, erwachte, und ſich auf das Vorgefallene beſinnen mochte, raffte ſie ſich auf und eilte in die Küche. Sie ſah ſich ſcheu und heftig um, ob die Erſcheinung keine Spur hinterlaſſen habe. Noch ſtand der Tiſch gedeckt, den ſie, wiewohl an allen Gliedern gelähmt, entfernte, und indem ſtieß ſie ſich an der Thüre das Heft des alten Dolches in die Seite. Die Alte hatte ſie ermahnt, ſorgſam zu bewahren, was die Erſcheinung in der Nacht zurücklaſſe. Der Beſitz eines ihm ſo abgedrungenen Unterpfandes verſichere ſie ſeiner Liebe und Zärtlichkeit. Erblicke er es indeſſen, hatte ſie hinzugefügt, jemals wieder, ſo erinnere er ſich auch ſofort der bis dahin vergeſſenen Qualen, die er durch die zauberhafte Gewalt erduldet habe und führe in ſeiner Entrüſtung unfehlbar das ärgſte Unheil herbei.

Kunigunde zog den Dolch aus dem Holze und wiegte ihn betrachtend in der Hand. „Das war ein wunderbarer Jahresſchluß und Anfang!“ ſagte ſie, mit der Hand über ihre Stirn ſtreichend. „Iſt es Traum oder Wirklichkeit? Wer möchte das irgend wovon ſagen? Und ſo fließt in der Erinnerung alles in einander: Beweis und Unmöglichkeit. Meine Vernunft gibt nicht nach, iſt aber nicht im Stande abzuläugnen. Der Himmel ſtehe mir bei!“ —

Die zudringliche Alte, deren Kopf zu der Thüre hereinſchaute, ſtörte ſie mit zweideutigen Glückwünſchen aus ihrem Nachſinnen. Sie hütete ſich, ſich gegenwärtig oder ſpäter ihr oder einem anderen Menſchen zu vertrauen und ehrte den Willen der Vorſehung, indem ihr Herz ſich von Stund' an demjenigen zuwendete, den ſie nun wohl oder übel für den ihr beſtimmten Bräutigam erkennen zu müſſen glaubte. Sie wollte aus der Noth eine Tugend machen und ſagte der Alten nichts von dem, was in ihrem Innern vorging. Ohne aus dem räthſelhaften Ereigniſſe Folgerungen ziehen zu wollen oder zu können, war ſie mißtrauiſcher gegen Jedermann geworden und die Erinnerung an meinen Schrei und Anblick, von dem ſie nicht wußte, ob ſie ihn für einen Theil des Zaubers oder für Einbildungen ihres geſtörten Hirns halten ſollte, machte ſie ſogar mißtrauiſch gegen ſich. Die Regel der Gegenſätze im Leben wollte inzwiſchen, daß ihre günſtigeren Geſinnungen ihrem Freier vor der Hand von keinem Nutzen waren, da er unerwarteterweiſe ſeltener als vorher zu ihr kam, und die Natur beinahe zu beabſichtigen ſchien, ihn durch eine geheime Abneigung, die in ihm aufkeimte, von ihr zu trennen. Sie hörte von mehreren Seiten, er ſey in der Neujahrsnacht ernſtlich erkrankt und nur die Alte, die ſeit einiger Zeit allerlei in ſeinem Hauſe zu ſchaffen hatte, verſicherte, es habe damit nichts auf ſich, ſeine Kränklichkeit möge eine zurückgetretene Erkältung von einer durchſchwärmten Nacht her ſeyn.

Unterdeſſen beſchäftigte ſich Kunigunde ernſtlicher mit der Kunſt und war mit ſich und Jedermann zufrieden. Sie wußte nicht, ob es ein innerer oder der äußere Frühling war, der ſie ſo glücklich machte. Ich hatte den höchſten Genuß, indem ich die ſchöne

Seele unverhüllt vor mir ſah und zu ihr in dem zarteſten Verhältniß ſtand. Ich erkannte erſt, was geiſtige Schönheit ſey und ſie hatte ſich ſo ſehr an mich gewöhnt, daß ſie kein fremdes Weſen mehr in mir zu erblicken glaubte. Wir ſprachen zuſammen wie mit uns ſelbſt, und in ihren einſamſten Stunden war ihre Seele immer die meinige, ohne daß Stimmungen, die tödtlichſten Feinde des Menſchen und Künſtlers und meiſt ſtärker als ſeine klarſte Willenskraft, uns irgend ſchadeten. Mich überwältigte, ſo oft ſie ſang, die Ueberzeugung, wie ſie zur dramatiſchen Sängerin berufen ſey, und ich hätte mögen zum begeiſterten Redner werden, um ihr mit blutigen Thränen Entſchloſſenheit in die Seele zu weinen. Ihr Genie und ſchöpferiſches Gefühl waren ihre einzigen Führer zur Kunſt. Der vollendetſte Einklang fand zwiſchen ihrem Spiel, ihrer Erſcheinung und ihrem Geſange ſtatt. Ihre Geſtalt war ſo ideell, daß es einer wahren Himmelfahrt glich, wenn ſie vom Sitzen oder Knieen ſich erhob. Und welche Allgewalt ihres Auges, wenn ſie es zuweilen plötzlich groß aufſchlug!

Ich lebte nur, ſie für die Kunſt zu gewinnen. „Ja, wenn ich dir in dies liebliche Antlitz, in dieſe Züge ſehe, die die Natur vorbeſtimmt hat, das Höchſte auszuſprechen, in denen ſich die koſtbarſte Goldmünze des Geiſtes ausprägen müßte, die noch die weiche Tafel Wachs, gewärtig mit Worten des Lebens beſchrieben zu werden, wenn ich deine Jugend, deine

Empfänglichkeit, dein Talent erwäge — — — — — Ein ganzes reiches Leben haſt du vor dir, und du ſollteſt es verwerfen? Dieſer ſüße, geiſtvolle Mund, iſt er nicht dazu geſchaffen, einer Prieſterin zu ſeyn, ſich dem Göttlichen zu weihen? Prieſterin Thaliens, ſo wahre Künſtlerin, wie noch Wenige geweſen, könnteſt du ſeyn, und du ſchwankſt in deinem Berufe? Willſt anſtatt deſſen dem eitelſten Leben gönnen, ach! welch trübe Erfahrungen dieſem Spiegel der reinſten Seele anzuhauchen, wozu dich erniedrigen! . . . . ."

Ich ſchwieg erſchöpft.

„Du ſchmeichelſt mir um ſo gefährlicher, mein Freund," verſetzte Kunigunde, „als man die Angel deiner heißen Worte nicht in dem ungetrübten Waſſer ſo kalter Vernunft vermuthen ſollte. Wie nöthig hat man gegen ſolch' innere Stimmen auf ſeiner Hut zu ſeyn! Ich weiß die Wahrheit von der Täuſchung zu trennen. Wie gern ich meiner Neigung folgen und den Weg der Kunſt betreten möchte, mahnt mich meine innerſte Stimme doch entſchieden davon ab. Und wie vermöchte ich, als unerfahrenes junges Mädchen, den gemeinen Umtrieben des Bühnenlebens zu widerſtehen?" —

„Wer recht ſtark und edel iſt," ſprach ich, „weiß alle Verhältniſſe zu adeln und der dazu Berufene die Laſten ſeines Standes leicht zu tragen. An Gemeinheit iſt in keinem Mangel. Daß ſie an dem des Künſtlers ſtärker als an jedem andern auffällt, beweiſt nur deſſen Erhabenheit. Die Kunſt will nicht handwerksmäßig betrieben ſeyn und rächt ſich an dem, der es thut. Auch leben wir in einer Zeit, in der die Künſtlerin unverſchuldeterweiſe nicht mehr mit zweideutigem Blicke betrachtet wird. Die Oeffentlichkeit verletzt das Ehrenhafte nicht mehr, ſondern iſt ſeine höchſte Sphäre. Die höheren Stände haben vor dem Künſtler nur den überwiegenden Vorzug, daß die echte feine Sitte, Form und Haltung, die er ſich ſpäter kaum mit den größten Anſtrengungen aneignet, ihnen häufig angeboren iſt.“

„Du betrachteſt dieſe Verhältniſſe aus dem künſtleriſchen Geſichtspunkte,“ meinte Kunigunde, „und die Welt iſt weit entfernt, dir beizuſtimmen. Eine ewig unausfüllbare Kluft liegt zwiſchen den beiden Anſichten. Wir machen auch an das häusliche Leben Anſprüche, die der Beruf der Kunſt nie befriedigt.“ —

„Und dennoch kommen wir, je älter wir werden, immer wieder auf den Beruf der Kunſt, als auf das Höchſte, was das Leben bietet, zurück. Kein anderes Glück, als das in ihr, hält auf die Dauer aus. Mag ihr Pfad noch ſo roh und beſchwerlich ſeyn, was iſt gegen ſeine Freuden die unerquickliche, ſchale bürgerliche Behaglichkeit? Wenn ihm die Einſicht verliehen, erniedrigt ſich der Höchſte gern, für alle andern Genüſſe des Lebens einen begeiſternden Beruf einzutauſchen. Sein ſogenanntes Glück vermag nur die Hinderniſſe des echten Glückes zu beſeitigen, die und da ein Unglück zu verhüten, das doch ſo häufig wieder die Vermittlung des Glückes wird. Bürgerliches Wohlſeyn beglückt nur negativ und macht mittelmäßige Menſchen ..... Reizt es dich nicht, die Palme der Kunſt zu erringen? Darfſt du ein ſolches Pfund, als dir verliehen ward, ſo ſchmählich vergraben? eine Sünde begehen, um deretwillen Cherubime dereinſt den gefallenen Engel beweinten? So auserwählt, könnteſt du dich ſelbſt opfern? Und für wen? Für Puppen von Menſchen! Welch' Phantom der bürgerlichen Pflicht verblendet dich über die höchſten Pflichten des Geiſtes! — Und wenn du ſelbſt den Tod in den äußerſten Anſtrengungen deiner zarten Geſundheit fändeſt, iſt der langſame Tod des Geiſtes nicht ein viel wahrhafteres Uebel als der raſchere Tod des Körpers im Berufe? Du wirſt außer der Kunſt nie glücklich ſeyn, und am unglückſeligſten, wenn du dich nicht unglücklich fühlſt."

Das erſchütterte Mädchen hatte Thränen im Auge. Sie ſtarrte vor ſich nieder. „Und meine Mutter!" rief ſie aus.

„O, es iſt nicht wahr!" ſprach ich heftig: „Nicht deine Mutter, deine eigene Unentſchloſſenheit hält dich ab, das Rechte zu thun. O, Schwäche des Weibes! ewige Tragödie des Lebens! Es iſt ja der Entſchluß allein, der ſchwer iſt. Die That wird immer leicht und in fähigen Charakteren der Entſchluß zur That. Handle nur einmal mit wahrer Beſonnenheit, und das verhängnißſchwere Räthſel des Lebens iſt gelöſt. Vielleicht ſieht die Beſonnenheit, die ich meine, dem Leichtſinne gleich. Allein habe dazu getroſt den Muth. In dem Meiſterwerke der Schöpfung wird der Leichtſinn mit der höchſten Seelenſtärke eins. Wobald ein reines Herz der Pflicht widerſpricht, mag ſeine Stimme wohl für heilig gelten. Das Herz iſt auch urſprünglich und von Gott, die Pflicht nur eine Convention der Erde. Es erfordert nicht gemeine Kraft, den Bodenſatz des Lebens auszuſcheiden. Allein, der Mühen eingedenk, durch die er es geworden, bemitleidet der Starke wohl den Schwächeren, der ihm nicht folgen kann, und dieſen rettet einzig und allein Vertrauen. Recht unerſchütterliches Vertrauen iſt das Schönſte auf Erden, und wenn ſelbſt getäuſcht, heiligt es den Vertrauenden, derweil die Treue gegen ihn den Starken zum Gott macht. Ich reiche dir meine Hand über eine Welt von Irrthümern."

Kunigunde ſah mich ernſt und ſchweigend an; ich beſann mich und fuhr fort: „Was iſt aller Glanz und Reichthum, wenn man ihn beſitzt! Ein eitel Nichts. Er iſt nur ſo lange Etwas, als man ihn fern ſieht. Je näher er uns rückt, deſto mehr ſchwindet er. Das innere Glück, die Kunſt, die Liebe allein macht ihn zu Etwas . . . ."

Sie ſtand lächelnd auf: „Und gibt es ſo viele glückliche Künſtler, als man nach deinen Worten meinen möchte?" ſagte ſie. „Die Zeit ſtreift den Schein von dem Weſen ab, und an die Stelle der Liebe tritt Gleichgültigkeit.“ —

„Die kalte Vernunft,“ wußte ich nur zu erwiedern: „begreift die Begeiſterung nie und verſpottet ſie allezeit als Rauſch; ja, es wäre ihr eine Schmach, wäre dem nicht ſo. — Indeſſen haſt du Recht. — O, Thatkraft, was biſt du ſelten! o Einſicht, was biſt du gemein!“ —

Meine Sache war verloren. Ich gab Kunigunden auf. — Sie ſollte nicht vor der Erfahrung klug werden, und als ihr Freier dereinſt unerwarteterweiſe bei ihr eintrat und um ihre Hand anhielt, gab ſie ihr Jawort unbedenklich, weil ſie den in ihrem Innern ausgebrochenen Zwieſpalt alſo zu löſen meinte.

Ihre Mutter war voller Freuden, ſchon halb aufgegebene Wünſche erfüllt zu ſehen, und fragte kaum flüchtig der Urſache der langen Vernachläſſigung nach, die der Bräutigam ebenſo entſchuldigte. Die Braut verhielt ſich gegen ihn leidend und gleichſam beſchämt, weil ſie die Wirkſamkeit des Zaubers nicht verkennen konnte. Der früher beſonnene und geſetzte Mann ſchien aus ſeiner Sphäre gerückt zu ſeyn und ward von ſo unabläſſiger Sehnſucht gequält, daß er immer weniger entfernt von dem Mädchen bleiben konnte. Die heftigſte Leidenſchaft hatte ſich ſeiner bemächtigt und Kunigunde konnte deren Aeußerungen nicht ohne Grauen, wenn auch nicht ohne Mitleiden, wahrnehmen, welches Letztere einigermaßen die Stelle der

Liebe vertrat. Die Vorbereitungen zur Hochzeit, des Bräutigams zahlreiche und koſtbare Geſchenke und Aufmerkſamkeiten zerſtreuten ſie und hielten ſie eine Zeitlang ab, über ihre Lage und die Opfer nachzudenken, die ſie unwiderruflich brachte. Er wußte von jener Nacht nur, wie im Traume, daß eine übernatürliche Gewalt ihn unter ſchmerzlichen Qualen aus ſeiner Wohnung getrieben und derweil ſeinen Willen ihm entrungen, ſein Streben nach Rettung dergeſtalt vereitelt habe, daß er ſelbſt vergebens krank geworden ſey. Die geheime Macht, die ſeine Seele in Feſſeln geſchlagen, war ſtärker als er und ſobald er ſich wieder auf ſich beſann, fühlte er den fremden Willen in ſich keimen, erwachſen und aufgehen. Den verlornen Dolch vermißte er nicht; er mußte aber immer etwas bei Kunigunden ſuchen, das er nicht zu nennen wußte, fühlte ſich in ihrer Nähe leichter und meinte wohl allda ſeinem Eigenthume näher zu ſeyn.

Die Hochzeit fand ſtatt und fortan gehörte Kunigunde einer reichen Bürgerfamilie der Art an, denen der Genuß eine Arbeit oder Laſt wird. Von dem freien Welttone, der einen gleichen Mangel an Bildung unter den höheren Ständen, wenn auch nur dem Scheine nach, veredelt, war hier keine Spur und in dieſem geſelligen Kreiſe nur der materiellſte Lebensgenuß gültig. Wie erſtaunte alſo Kunigunde, deren ſeitheriger Umgang zwar keine ausgezeichnete

Menſchen, doch gute Bücher geweſen waren, für den Vortheil, von dieſer Umgebung als die Ihrige angeſehen zu werden, alles Zarte und Edle in ſich preisgeben zu ſollen! Ihr Gatte lebte als Beamter nur ſeinen Geſchäften, oder der Vermehrung und Verwaltung ſeines Reichthums, ihre Mutter ward als unebenbürtig zurückgeſetzt und fern gehalten, ihre Kunſtliebe verſpottet und für eitle Unterhaltung, ihre feinere Bildung für Ziererei und Ueberſpannung erachtet, ja, ihr unvergleichliches Talent mit ſolcher Plumpheit behandelt, daß es ihr wie geſchändet vorkam.

Sie beſeufzte das Alles im Herzen und dachte zum erſten Male der Zukunft nach. Sie ſang eine Weile nicht. Sie nahm an, die Schuld liege an ihr und gab ſich ausſchließlich der Pflichterfüllung hin. Allein, daß ihr Blick ſich fortan in dieſe Region wendete, ſchärfte ihn genugſam, Reichthum und Wohlleben alles Reizes der Neuheit für ſie zu entkleiden. Sie prüfte den Charakter ihres Gatten und mußte erkennen, wie wenig männliche Tugenden er beſaß. Unthatkräftig, unentſchloſſen, weibiſch weich, konnte er, mit dem Uebermuthe des Reichthums, eben ſo oft hitzig aufbrauſen als, alles nachdrücklichen Ernſtes ledig, die Launen eines verzogenen Kindes ausüben. Ja, plagte er die junge Frau mit der thörichtſten Eiferſucht, die zehn andere eben verführt haben würde, ihm nachträglichen Grund dazu zu leihen.

Inzwiſchen lehrte die Erfahrung Kunigunden ihre Lage begreifen, und nachdem ſeine Heftigkeit ſie anfangs nicht ſelten ſelbſt außer ſich verſetzt hatte, empörte ſich zuletzt ihre geſunde Vernunft gegen dieſe ſtets in alberne Rührung ausgehenden Scenen und ſetzte ſie ihm eine ruhige Kälte entgegen, die ihre Wirkung auf die Dauer zwar nicht verfehlen konnte und ihn zwang, ſich zuſammenzunehmen; allerdings aber auch die leidige Folge hatte, daß ſie die Achtung vor ihm immermehr verlor und in demſelben Verhältniſſe ihr geiſtiges Uebergewicht zunahm.

So kam Kunigunde in ſich nach und nach bei dem Punkte an, auf dem man, rechts und links der Lebenswege, zwiſchen Recht und Unrecht wählt.

Sie ſchwankte und hielt alles für erlaubt. Sie war allein auf ſich angewieſen. Die Kunſt und deren Troſt, den einzig wahren, den ſie gehabt, hatte ſie aufgegeben. Ihre Mutter war ihr entfremdet, an die Verwandten ihres Mannes konnte ſie nicht ohne Schauder denken. Sie hatte alſo auch nicht einen Vertrauten auf der Welt, und daß der Tod ihr vorher nicht als Freund erſchienen war, machte ihr das Leben noch ſchwerer. Sie hätte ſich ſo leicht verirren können. Der Himmel rettete ſie und ſchenkte ihr ein Kind. —

Mit welcher Inbrunſt warf ſie ſich in die offenen Arme, die die Natur ihr entgegenſtreckte! Das Muttergefühl rief in ihrer Seele neues Leben wach, und ein milderes Verhältniß wollte zwiſchen ihr und ihrem Gatten aufkommen. Doch war die Kluft, die Beide trennte, allzugroß, um durch ein drittes Weſen ausgefüllt zu werden. Und was ſie jetzt gewiſſermaßen überbrückte, machte nur die Tiefe ihres Abgrundes erkennbar, und bereitete ihr, ſtatt des erhofften Segens der Freude, unſägliche Leiden.

In ſeiner phyſiſchen Erziehung dereinſt von einer überängſtlichen Mutter der Natur entfremdet, war Kunigundens Gatte ſein Leben lang geſchwächt geblieben und nicht der allgemeinen Regel gefolgt, die ſo verweichlichte Kinder zu deſto ſtrengeren Vätern macht. Vielmehr erzog er ſeinen Sohn nach demſelben Syſteme zu einem verlornen Menſchen und ſtellte ſich der liebevollen Strenge der Mutter, wo er ſie auftreten ſah, auf das Feindlichſte entgegen.

In welches Daſeyn drängte dieſe ſomit ihre erwachende Beſinnungskraft! Sie hatte das Gefühl der Somnambüle, der der zweifelnde Arzt mit grauſamer Gewalt die Augen aufreißt.

„Iſt es denn wirklich ſo?“ zweifelte ſie wiederholt und verſuchte immer wieder, durch ihren Unglauben das Unwiderrufliche zu ändern. Umſonſt! Ihr gegenwärtiger wie zukünftiger Einfluß auf das geliebte Kind war paralyſirt und der Unſtern ſeines Vaters waltete über ihm.

Jetzt erſt welkten alle ihre Hoffnungen, brach ihr Lebensmuth und meinte ſie in ſtumpfer Ergebung ihr ganzes Leben wie einen Moment überblicken zu können, ohne daß ſie die unabſehbaren Stimmungen dazwiſchen gewahrte, die es zu einer tödtlichen Langweiligkeit ausdehnen. Eben darum konnte ſie ſelbſt noch unglücklicher werden, ſobald ſie ſich erſt ſagen mußte, daß ihr Charakter mit verbittert ward und die Schwäche ihres Mannes in ihrem Denken und Thun eine ihr ſonſt fremde Heftigkeit hervorrief.

Sie dachte zuweilen, ein Verbrechen zu begehen, ſey dieſem Zuſtande endloſer Qualen vorzuziehen. Sie betete zu Gott, es möge anders werden und ſagte: „Ja, wenn man voraus wüßte, wie man dereinſt von drüben auf das Leben herüberſieht! Mit dem alten Moralgeſetze kommt man in gewiſſen Lagen nicht aus. Stehen der bürgerlichen Welt in der That ſo große Veränderungen bevor? oder ſind die neuen Wehen der Zeit nur die anhebende Wiederholung alter Geburten? Was meinte Goethe damit: „Soll ich fliehen? ſoll ich's faſſen? Nun, gezweifelt iſt genug. Willſt du mich nicht glücklich laſſen, Sorge, nun, ſo mach' mich klug.“ Wann ſang er es? Es handelt in den gleichen Lagen des Lebens immer einer ſo verſchieden von dem andern. Wer hat Recht? Das Endergebniß iſt und bleibt: Es gibt keine Regel, der Eine hat Recht, wenn er Dieſes, der Andere, wenn er Jenes thut. „Der Ausgang gibt den Thaten ihre Titel!“ Am längſten Recht behält, wer ſich am beſten kennt. Darum überwiegt auch die Proſa des

Lebens die Poeſie, weil die meiſten Menſchen fühlen, ſie gehören ihr allein mit Fug und Recht an. An ihrem Gängelbande geleitet, belächeln ſie im Herzensgrunde die Gaukeleien der Phantaſie, die ſich für den Ernſt des Lebens ausgeben. Wer recht durch und durch poetiſch wäre, für den hätte jene Proſa allerdings keine lähmende Kraft. Ach, aber wer es wäre! Einer für ſich allein wird es ſchwer, ein armes Weib am wenigſten. Und wo fänden ſich die erforderlichen Zwei zuſammen?“ —

Ich ſeufzte. Sie ſchlug ihr Auge zu mir auf und begegnete meinem Blick.

„Siehſt du wohl?“ ſagte ich, „ich behalte leider! Recht. Oder biſt du glücklich? Du biſt um des Lebens willen der Kunſt untreu geworden; hat das Leben dich dafür belohnt?“

Ihre Thränen floſſen und verſiegten wieder.

Ich fuhr fort: „Das Leben hat dich dahingeſtellt, wo dein Geiſt außer dem Geſetze iſt. Du darfſt thun was du kannſt. Beantworte durch die folgerechte That, nur ehrlich mit dir ſelbſt, die höchſte Frage der Moral, ſo nützeſt du der Zukunft. Handle groß und frei, ſo handelſt du auch gut. Du biſt unglücklich. Habe den Willensmuth, es nicht mehr zu ſeyn. Sind wir mit jemand verbunden, der uns verdirbt und den wir nicht beſſern, ſo dürfen wir uns, ſcheidend, retten. Fliehe, beginne ein neues Leben. Es iſt niemals zu ſpät, das Rechte zu thun, ſelbſt nicht am Rande des Grabes. Stürmen wir ſogar den Himmel, um glücklich zu werden! Die ſchöne alte Mythe bleibt ewig wahr und wir wären nicht göttlicher Natur, wenn der Titan je in uns entſchlummerte.“ —

„Macht dein Unglück jemand glücklich?“ fragte ich nach einer Pauſe weiter, in der ſie in ſich verſunken geblieben war. „Wahrhaftig nicht. Dein Gatte könnte nur glücklicher werden, wenn er die Prüfung beſtände, dich zu verlieren, die er nicht verdient. Auf einem andern Wege, als durch den Zwang des Lebens, wird kein Mann aus ihm. Wie lange reicht in dem Seelenkampfe deine Kraft noch aus? Und kannſt du ihn lieben? Nimmermehr! Darum hoffe nicht, daß es anders werde und beharre nicht länger in dem verderblichen Irrthume. Faſſe einen Entſchluß. Niemand als ich kennt die Heiligkeit deines Innern: es iſt mein. Die Kunſt vereinigt uns. . . . . .“

Mein Entzücken an dem reinen Weſen riß mich hin. Ich ſprach ihr die glühendſten Gefühle aus. Sie ſah in mir nur ein Traumbild, hörte nur eine Stimme ihres Innern; aber ſie überließ ſich ſo wie ich dem beſeligenden Wahne und ſchloß mir ihr Herz auf. Ihre treue Liebe lag unverhüllt vor mir; ich ſah die Zuckungen ihres Schmerzes, ihr unterdrücktes Schluchzen, ihre Kämpfe. Die Seufzer meiner innigſten Gedanken antworteten. Ich ſiegte. Sie gab nach. Wir liebten uns in ſtummer, ſchuldloſer, unirdiſcher Zärtlichkeit. Das Eine war ſelig neben dem Andern, in ſeinem thränenfeuchten Liebesblicke. Es lag eine unausſprechliche Zartheit in dem Verhältniſſe. Das Schickſal entſchied ſich. Sie folgte mir. Wir flohen lange. Es ward um uns dunkel. Wir verirrten uns, kamen von einander. Doch vermißte das Eine nicht das Andere und war nur auf eigene Rettung aus der Nacht bedacht. Endlich gewahrte ich ſie in weiter Ferne unter mir. Ich kämpfte mit den Elementen um mich ſelbſt. Sie ſank in eine tiefe Grube, von der ich wußte, ſie ſey ihr Grab. Es hatte keinen Boden. Sie ſank immer tiefer. Ich ſah wie dies Gefühl des endloſen Sinkens ihr die Hölle und ewige Todespein war. — Unendliches Erbarmen ergriff mich; ich wollte ſchreien, ich vermochte es nicht. Ich verging in mir vor Schmerz, und erſt als ich daran zu ſterben meinte, kam ich von der Einbildung wieder zu mir.

Das Herz ſchlug mir in unbeſchreiblicher Angſt fort. Sie ſaß vernichtet vor mir. Sie hatte dieſelbe Einbildung durchlebt. „O, mein Gott! was iſt das Leben?“ rief ſie. „Ich verzichte. Nein, ich könnte nicht fliehen, nicht untreu ſeyn. Ich habe mir mein Schickſal ſelbſt bereitet.“

Heiße Thränen entfloſſen ihren Augen unverſieglich, ohne ihr Herz zu erleichtern. Sie gedachte ihres Kindes. Und alſo auch dieſes letzte Gefühl, der Freude an dem Beſitze, der doch immer ein irdiſcher war, mußte ſie aus ihrem Herzen reißen, als letzten Ballaſt des Lebensſchiffes auswerfen, um es vor dem Untergange zu bewahren und des Himmels werth zu werden? Es ward ihr ſchwer, doch that ſie es. „Vielleicht,“ meinte ſie, „könnte ſich die Seele, ſo leicht wie ſie iſt, ſo ausgeſchmolzenes Metall des Himmels, von ſelbſt aufſchwingen. Der Menſch ſoll ja den Seinen, ſie ſeyen es ſcheinbar oder wahrhaftig, alles aufopfern, wenn auch die Seele nicht. Wer im thörichten Wahne ſie preisgeben mag, zu der weit mehr gehört, als man gemeinhin annimmt, geht ſelbſtmörderiſch unter.“

Indeſſen täuſchte Kunigunde ſich über die vermeinte Kraft der Verzweiflung und ſuchte der Tod ſie nicht heim. Sie begriff ſich und die Welt immer weniger.

„Wie ſchmählich!“ dachte ſie, „kann das noch lange währen? und wo nicht, was dann geſchehen? Entſetzlich! das ſo langſam kommen zu ſehen. —

„Geiſtiger Schlaf, geiſtige Vernichtung, iſt alſo das letzte Ziel, das unausbleibliche Ergebniß der Kämpfe, die ſo Viele einmal beſtehen. Nach dem vergeblichen Aufſchwunge der Jugend ergibt ſich die Seele in das Beſtehende und ſinkt wie ſie geſtiegen war. Aus dieſem Schwanken auf und nieder beſteht das Leben, und der Untergang in Ergebung wird uns noch für hohe Tugend angerechnet, iſt die Abfindung der Gerechtigkeit, der einzige Balſam auf die

Todeswunde. Es mag ſchon recht ſeyn, daß die ſich aus blindem Drange nicht ergeben, von dem Urtheile der Welt verworfen werden. Sie wiſſen nicht was ſie wollen. Die Wenigen, die mit dem Bewußtſeyn der Tugend daſſelbe thun, werden Künſtler und die Menſchen drücken ein Auge über ihr Leben zu, weil ihre Kunſt, die Darſtellung ihrer Leiden, ſie erfreut. Was iſt ein ſolcher Schritt verhängnißvoll! Warum vermochte ich ihn nicht zu thun? Doch nur, weil ich nicht liebte. Hätte ich geliebt, ſo wäre ich gerettet geweſen. Die ächte Liebe verleiht immer Thatkraft. Und warum ſollte ich mich noch retten? Die Liebe allein entſchuldigt die Uebertretung anderer Pflichten.

„Ja, thut ſie das? Und wie weit erſtrecken ſich die Pflichten der Ehe? Nach den ehemaligen Begriffen in's Unendliche. Die alte Kirche wußte was ſie wollte, indem ſie die Ehe für ein Sakrament erklärte. Die neue Kirche that dagegen den erſten Schritt — — wozu? zur Säkulariſirung? Die Zeit drängt zur Entſcheidung, und es iſt entweder ein Schritt vorwärts oder zurück zu thun. Es fragt ſich nur, wohin das Erſte führt: zur Anarchie? oder neuem Leben? Und ſollte die Zeit in der That ſchon ihre Trümpfe ausgeſpielt und keinen Rückenhalt mehr haben? — Mich trägt ſie freilich nicht mehr unter ihrem Fittiche empor; meine Schwungkraft iſt durchſchnitten. Ich ſinke unaufhaltſam. — — —“

Seitdem Kunigunde ihr Unglück ermeſſen hatte, war ſie ſo beſonnen geworden, daß ihr Gatte ihre geiſtige Ueberlegenheit in allen Dingen, wenn auch zu ſeiner höchſten Erbitterung, einſah. Und wenn, der Entfremdung ihrer Herzen zum Trotz, die zauberhaften Liebesbande ihn wieder zu ihr zogen, fühlte ſie tief beſchämt das Unwürdige dieſes Verhältniſſes und erfüllte die Zerſtörung ſeines Innern, das Bewußtſeyn ihrer Schuld, ſie mit Verzweiflung.

Sie bedachte bereits das letzte Ende, von dem ſie nicht anders meinte, als daß es gewaltſam eintreten werde, als ihr in einer Art, wie ſie es nicht geahnet hätte, aus ihrem eigenen Innern Hülfe entſprang.

So weit war ſie bereits gekommen, daß ſie den Gedanken an Flucht, Trennung und ein neues Leben aufgegeben hatte. Sie befand ſich in dem zweiten Stadium und hoffte auf den Tod, in deſſen Erwartung ſie ſich den Zuſtand ihrer Seele, den er vermitteln werde, vergegenwärtigte.

„Iſt es wohl erhört,“ ſprach ſie, „daß die Natur in Sprüngen ſchafft, oder hat alles ſeinen inneren Zuſammenhang? Ich erwarte dort umſonſt etwas anderes als das Verſtändniß meiner Vergangenheit. Keine neue Zukunft aus dem Stegreife erſchließt uns der Himmel, ſie iſt nur die unmittelbare Folge des hieſigen Daſeyns und wir ſteigen deſto höher zu Gott empor, je wirkſamer wir in uns dem Tode vorarbeiten und je mehr von dem Sande auswerfen, der den Ballon unſerer Seele niederhält.“

Sie trat alſo ſchon hienieden in das dritte Stadium ihrer Ausbildung, und wünſchte und erhoffte auch nicht mehr den Tod, ſondern ſtrebte dahin, dem, was ſie hier beſaß und war, die möglichſte Vollendung zu leihen.

Der himmliſche Frieden ihrer Seele theilte ſich gleichſam der Luft mit, die ſie umgab, und zwang ihren Gatten ſelbſt ihn einzuathmen. „Sein zeitliches Wohl,“ ſprach ſie zu ſich, „iſt mir von Gott anvertraut, und es iſt, wofern ich die Stärkere bin, meine Pflicht, ihn zu geleiten und zu ſchützen. Welch' überirdiſche Wonne, der Schutzengel einer verirrten Seele zu ſeyn! Es iſt die höchſte Kunſt, mit einem Menſchen Erbarmen zu tragen und ihn zu beſſern. Wie wollte ich mich dort vor Gottes Thron verantworten, verließe ich ihn in der höchſten Noth, in die ihn meine Schuld durch den Frevel des Liebeszaubers geſtürzt hat. Der wahrhaft gute Menſch kann wohl das höchſte Unrecht denken, ehe die Verſuchung naht; dann aber wird ſie die Probe ſeines goldenen Werths, und geſtaltet ſich zu dem höchſten Glück, das ihn von allen Wechſelfällen des Lebens emancipirt.“

Der rückwirkende Segen ſolcher Geſinnungen blieb nicht aus, ſondern ergoß ſich wie ein Frühlingsregen über das verkümmerte Wachsthum der Seele ihres Gatten. Er ward ein neuer Menſch, mild und liebevoll, und fühlte ſeine erwachende Männlichkeit zum erſtenmale in dem Schmerz über ſeine verlebte

Schwäche. Der trügeriſche Morgenſchimmer einer chriſtlichen Ehe ging an dem umwölkten Horizonte ihres Lebens auf und ſie begrüßte ihn mit andächtiger Seele. Nur noch der Zauber der Leidenſchaft ſchien dem entgegenzuſtehen, daß die Sonne der himmliſchen Liebe ihr Daſeyn erwärmte, und alſo entſchloß ſich Kunigunde eines Tages, ihn zu brechen, um das letzte Hinderniß ihres Glückes zu beſeitigen, deſſen Gebrechlichkeit ſie ſelbſt ſo wenig ahnete.

Ich entſetzte mich über ihren Vorſatz und die unausbleiblichen Folgen, ob ich gleich wußte, daß die jetzige Harmonie ihres Innern und dieſe beſeligende Ergebung nicht von Beſtand ſeyn konnten.

„Unſelige! was willſt du thun?“ rief ich ihr zu. „Habe Ehrfurcht vor dem Wahne, von dem auf Erden alles ausgeht und ſtrebe nicht dem Unbedingten nach. Glück und Unglück ſind in jeder Art nur Wahn, und gelangen wir erſt über ihn hinaus, zerfließen ſeine Nebelgebilde in den Sonnenſtrahlen der Erkenntniß, ſo führt der Tod uns in das Land der Wahrheit ein. Wir können nicht ohne Wahn und Täuſchung leben und das Nichtige iſt unſere Luſt. Dulde den letzten Schleier vor dem Meduſenhaupte der Zukunft.“ —

Allein — es war zu ſpät. Sie wollte ein für allemal der Hölle abſchwören und ſie durch Gottvertrauen beſiegen. Der Zauber ſollte ſich löſen und ihre Schuld vernichten. Es war auch Egoismus, was ſie in dem Verlangen leitete, ſündenrein zu werden.

Sie geſtand ihrem Gatten in einer traulichen Stunde das Geſchehene, rief die Erinnerung an ſeine nächtlichen Qualen in ihm wach, gab den Talisman in ſeine Hand zurück ......

Ich hatte mich abgewendet und verhüllte mein Geſicht mit beiden Händen. Ein tödtlicher Aufſchrei ihrer Stimme durchſchnitt mein Bewußtſeyn.

Mein Blick flog nach ihr hin, als könne er Hülfe bringen und erſtarrte an dem gorgoniſchen Bilde.

Der blitzende Dolch durchdrang in der Hand ihres vom Wahnſinn gepackten Gatten ihr Herz, und ſie ſank ſterbend zu Boden, indem ein Blutſtrahl zwiſchen uns gen Himmel ſpritzte.

Die Novelle war am Schluß.

Das letzte Spiegelbild erblich, der Kryſtall trübte ſich. Der unbekannte oder bekannte Spiegelhalter ward wieder ſichtbar. Er zog den ausgeſtreckten Arm ein und, nach umgekehrter Perſpektive, ward der Spiegel immer kleiner, je näher er ihn an ſich brachte.

Sobald er zu ſeiner natürlichen Größe gekommen war, wiſchte der Düſtere ihn mit ſeinem Mantel ab und reichte ihn der neben ihm ſtehenden Alten, in deren Geſichtszügen ich mit Schauder meine Eingangs erwähnte Geliebte, frühzeitig gewelkt, wieder zu erkennen meinte.

Satan ſtellte ſich breit vor mich und wiederholte höhniſch: „Das iſt das Loos des Schönen auf der Erde!“

Ich war zu betrübt, um zu zürnen und ſtarrte ſinnend vor mich hin.

Da krähte der Hahn zum erſten Mal.

Es tagte um uns.

Satan bewegte ſich unmerklich und ich rief ihm zu: „War ſie in dir glücklich, daß du lachſt?“

Er ſchwieg zuerſt und ſagte, als er bei dem zweiten Hahnenſchrei meine Frage wiederholen hörte: „Das nachgerade nicht.“

„So haſt du ſie auch nicht für dort getödtet,“ fuhr ich fort, „wohinauf die Himmelsbraut ſich geſchwungen hat, um den Siegeskranz zu erlangen.“

Er brummte: „Wer es glaubt!“

Ein Ekel hob ſich mir ſo tief aus der Bruſt, daß ich daran zu vergehen meinte; dann rief ich, wie auf eine Eingebung aus: „Doch iſt es ſo: ſieh dort!“ —

Er ſchlug den Blick empor und brüllte vor Wuth und Beſchämung, daß er nicht Recht behalten ſollte.

Der Nebel, der die Luft verdickte, lichtete ſich in Oſten. Weiße und roſenrothe Strahlen ſchoſſen fächerartig vom Horizonte auf und ſpannten einen Regenbogen quer über den Himmel, der ſich mit dem Wolkengrunde zertheilte und über die aus dem Grau erſchimmernde Luft leiſe hingehaucht blieb. Die Sonnenſcheibe blitzte auf und beſchien mit ihrem grellſten Licht einen ſchmalen Erdſtrich ferner Wälder, Städte und Dörfer.

In Engelsarmen ſchwebte Kunigundens Leichnam in den Himmel, und je höher er ſich hob, deſto erſichtlicher erwachte er zu neuem Leben.

Ein großes Auge blickte nach ihm hinunter und ein Strahl daraus drang bis zu uns.

Ein Erdbeben ſchien zu erfolgen, doch war es nur das Zittern Satans, in deſſen Perſönlichkeit das Dunkel der ſchwindenden Nacht ſich dergeſtalt anhäufte, daß es, der erhellenden Sonne gleich oder ungleich, wiederum Alles rings verfinſterte und nur noch Schattenriſſe, grau in grau, erblicken ließ. Die Viſion am Himmel erblaßte vor meinen blöden Augen, die ihren Glanz nicht aushielten. Der Hahn krähte zum drittenmal und auch die Viſion auf der Erde verſchwand dem Erwachenden.

Ich rieb und wiſchte mir die Augen und kam auf meinem Söller halb erſtarrt wieder zu mir. Ich hatte da die ganze Herbſtnacht zugebracht und mußte die Einbildung mit einem vierzehntägigen Schnupfenfieber entgelten, von dem geneſen ich wiederum Geſchmack an Welt und Menſchen fand.

Für die mir von dem Schwarzen angethane Ehre tröſtete ich mich mit dem bekannten Ausſpruche eines alten Theologen: daß er immer denen am meiſten zuſetze, die ihm am meiſten ſchaden könnten.

Die Emanzipirten.

Es hatte dem General von Bingen, der zur Zeit eine Feſtung an der ruſſiſchen Gränze befehligte, ein eiſernes Schickſal in der Schlacht an der Katzbach ein Bein geraubt und ſeine ehrgeizigen Pläne alſo dergeſtalt durchkreuzt, daß er das ſeinem eigenen eingehenden Lebensbaum abgeſchnittene Reis ſeiner Hoffnungen auf den ſeines einzigen Sohnes pfropfen müſſen. Deſſen Ausbildung, mit Hülfe ſeines von Vater und Gattin ererbten großen Vermögens, zu vollenden, war mithin ſeine nächſte Sorge geworden und er vertraute die iſolirte Erziehung des jungen Erneſtus, unter ſeinen Augen, einem gelehrten Hofmeiſter an, dem er vor allen Dingen aufgab, den noch reinen unverdorbenen Geiſt vor falſchen Zeitrichtungen zu bewahren.

Hatte der Vater den Sohn auch wohlbehalten von der Hochſchule weggebracht, ſo trat derſelbe ſeine diplomatiſche Laufbahn an, derethalb auf das feinſte berechnete Verbindungen unterhalten, oder künſtlichſte Minen gegraben wurden, um ſie zur rechten Zeit zu Erneſtus Beförderung ſpringen zu laſſen.

Der General hatte die Gewißheit, den jungen Mann durch die einflußreichen Verwandten ſeiner verſtorbenen Frau bald über die niederen Stufen des Staatsdienſtes emporzuheben, ſah ihn mit einer halblegitimen Nichte des Monarchen, einer der reichſten Erbinnen des Landes, ſchon ſo gut wie verlobt, und hätte alſo allerdings dafür halten dürfen, ihm aus dem Glückstopfe des Lebens ein wahrhaft großes Loos gezogen zu haben, wenn nicht ein anfangs kleines, nach und nach aber mehr hervortretendes Aber dabei geweſen wäre, über das er in einſamen Stunden nicht ſelten die Stirne runzelte, oder mit dem ihm überbliebenen Beine ungeduldig das Parket ſeines Zimmers ſtampfte.

Der junge Erneſtus hatte nämlich von früh an eine ungemeine Blödigkeit, einen Mangel an Takt und Geiſtesgegenwart zu erkennen gegeben, die ihm an der Verfolgung ſeiner Laufbahn äußerſt hinderlich fallen, wo nicht gar ihn zu einem Stande untauglich machen mußten, in dem eine edle Dreiſtigkeit zuweilen von dem glücklichſten Erfolge begleitet ſeyn ſoll. Der einzige Troſt des armen Vaters war nur, daß jene Blödigkeit für nichts weniger als Abſchattung innerlichen Blödſinns oder Verſtandesſchwäche gelten konnte, ſondern ſich als eine unangemeſſene Bekleidung des unſterblichen Theiles an dem Jüngling bezeichnete.

Hatte er nun aber auch dem Uebel bis zu Erneſtus zwölftem Jahre ruhig nachgeſehen, ſo konnte er doch zu dieſer Zeit der Ueberzeugung nicht mehr widerſtehen, daß dem Einhalt gethan werden müſſe. Er gab die vielleicht zu einſeitige häusliche Erziehung ſeines Sohnes plötzlich auf und Erneſtus reiste nach einer ehemaligen berühmten Kloſterſchule in einer entfernten Provinz ab, wo er, unter anderen Knaben ſeines Alters, ſo wie unter fremden Leuten, umgänglicher werden und ſeine übergroße Scheu verwachſen ſollte.

Nach der Ausführung dieſes Entſchluſſes vergingen mehrere Jahre, in denen der General von Alter und Kränklichkeit abgehalten wurde, ſeinen Sohn ſelbſt zu beſuchen. Bei annahenden Ferien bat der Rektor des Gymnaſiums wiederholt, ihn auch während der Zeit auf der Schule zu laſſen, damit der junge Mann das in den alten Sprachen Verſäumte nachhole, und da er jedesmal zugleich berichtete, wie zufrieden er mit ihm ſey und wie er ſich körperlich und geiſtig zuſehends entwickle, ließ der General ſich die unvermeidliche Trennung deſto williger gefallen, je überzeugter er von Halbjahr zu Halbjahr wurde, wie ſeine Abſichten mit ſeinem geliebten Sohne immer mehr in Erfüllung gingen. In dem Jahre als derſelbe die an dem weſtlichen Ende des Reichs gelegene Univerſität bezog, hatte der General zwar ernſtlich darauf gerechnet, ihn wieder zu ſehen; allein da er unglücklicher Weiſe eine Anzahl junger Staatsverbrecher auf ſeiner Feſtung zu bewachen und die

Unterſuchung gegen ſie zu leiten hatte, fühlte er ſich verſtimmt genug, um nicht unbedingt auf Erneſtus Heimreiſe zu dringen, zu der dieſer aus mehreren Gründen keine Neigung zeigte.

Es begegnete ſonach, daß Vater und Sohn ſich erſt nach einer beinahe fünfjährigen Trennung wiederſahen, als Erneſtus während der nächſten Univerſitätsferien den alten Herrn beſuchte.

Wie erſtaunte dann der General über das Unerwartete ſeiner Erſcheinung! O, ja! er hatte ſich auch körperlich entwickelt, wie der Rektor geſchrieben: aber wie? er war lang aufgeſchoſſen und eben ſo ungeſchickt als lang geworden. Seine ehemalige Blödigkeit, die dem Rektor als Beſcheidenheit erſchienen war, hatte nicht allein nicht abgenommen, ſondern ſich erſt recht ergänzt und kehrte ſich nicht nur gegen Frauen heraus, die er ziemlich kurz angebunden behandelte, ſondern that ſich beſonders in dem Verhältniſſe des Jünglings zu ſeinem Vater kund, dem eine Bitte vorzutragen, eine Erklärung zu geben, ihm faſt unmöglich wurde. Wie ſehr aber auf ſolche Art die Erwartungen des Generals von dieſem Sohne getäuſcht worden waren, ergab er ſich am Ende wie alle Choleriſchen ohne großen Kampf in das Unabänderliche und dachte: wenn denn auch Erneſtus zum Diplomaten verdorben ſey, mache er doch vielleicht durch anderweite Amtsthätigkeit oder Heirath ſein Glück, und gereiche ihm gerade ſeine Unliebenswürdigkeit zur Empfehlung in der Welt, die ſie ihm als beſondern Fortſchritt mit der Zeit und Eleganz auslege, da auf der andern Seite keineswegs zu verkennen war, daß es ihm nicht an Kenntniſſen und geiſtiger Fähigkeit mangelte.

Das Auffälligſte von Allem, was den jungen Mann betraf, war dem General eine ungewöhnliche Aehnlichkeit mit ſeinem eignen Vater, wie ſie im Leben nicht ſelten zwiſchen Großvater und Enkel vorkommt.

Dieſer Vater des Generals war zu ſeiner Zeit ein viel unterrichteter und gereister Mann, der im Schooße ſeiner Familie glücklich und zurückgezogen ſeine Güter bewirthſchaftete. Er hielt den Stand des Landwirthes im hohen Style für den erſten im Staate und ſtrebte, trotz der Freundſchaft ſeines großen Fürſten, dem er die wichtigſten Dienſte geleiſtet hatte, bis zu dem Tage keinem andern nach, an dem er, zu einem edlen Zwecke, das ſeltſame Verlangen an ihn ſtellte, ohne Weiteres Miniſter zu werden.

Die abſchlägliche Antwort, welche ihm ſein höchſter Herr und Freund nothwendiger Weiſe geben mußte, zog er ſich darauf dermaßen zu Gemüth, daß er von Stunde an in ſchweigſame Melancholie verfiel, allen Verkehr mit Welt und Menſchen, ja ſogar mit den Seinigen aufgab, und nicht mehr ſein Zimmer verließ, wo er geheimnißvolle Prophezeihungen niederſchrieb und man eines Morgens den majeſtätiſchen Greis mit weißem Barte an ſeinem Schreibtiſche ſtehend todt fand.

Die Aehnlichkeit des jungen Erneſtus mit dieſem merkwürdigen Manne in ſeiner letzten Lebenszeit betraf den General gegenwärtig um ſo ſtärker, als er erwog, daß er ihm in ſeiner Jugend in ganz anderer Art ähnlich geweſen ſey. Als leichter witziger Weltmann hatte er damals wie ſein Vater in der erſten Geſellſchaft geglänzt und demſelben nur in ſofern nicht vollkommen genügt, als er ſich von ſeiner abſonderlichen Erziehungsweiſe den Vorwurf zugezogen, nicht unſolid genug zu ſeyn.

Es ward ihm alſo mitunter bange, Erneſtus möge dazu beſtimmt ſeyn, das Gegenbild dieſes Verhältniſſes, die zweite Lebensgeſtalt ſeines Vaters in ſeinem wahnſinnigen Alter vorzuſtellen, und in Erinnerung an jenen freilich unerhörten Vorwurf war er mehr als einmal drauf und dran, wenn er Erneſtus auch in den Ferien immer unter Büchern vergraben, anſtatt der Geſelligkeit leben ſah, ihn ebenfalls durch Anrathen des einen Aeußerſten von dem andern zu bekehren. Er kam nur niemals dazu, es auszuführen, und würde auch keinen Erfolg damit erzielt haben, weil ſeines Sohnes ſolider Sinn ſich auf eine ernſte Liebe zu den Wiſſenſchaften gründete. Seine Abneigung gegen das andere Geſchlecht war von früh an eins mit ſeiner Blödigkeit und Kurzſichtigkeit, deren eine aus der andern entſprang und ſchon ſeine allererſte Lektüre wählte er nach dem Haupterforderniſſe aus, daß keine Frauenzimmer oder gar Liebeshändel darin verkämen. Er verlor jedesmal die Faſſung, ſobald ein ſchönes weibliches Weſen ihn anſah oder anredete, und darum auf ſich erbittert, floh er die Frauen deſto mehr und zog ſich zu ſeinen Büchern zurück, die ihn nie beſchämten, immer tröſteten. In ſeinem Ungeſchicke bald wirklich ausgelacht, bald ſich einbildend, es zu werden, leitete er ſich frühzeitig an, auf Andere und ihre Schwächen oder guten Eigenſchaften genauer zu achten und Vergleichungen mit ſich anzuſtellen. Sein Verſtand ward durch dieſe Uebung geweckt, ſein Ehrgefühl durch die Demüthigungen gereizt, und ſo befähigte ihn auch mit der Zeit die Fertigkeit, Andere zu ergründen, die nicht nöthig zu haben meinten, ſich vor ihm, dem ſie keine Beobachtungskraft zutrauten, zu hüten, ſie weit zu überſehen.

Man gibt ſich in keiner Stimmung größere Blößen gegen Andere, als indem man wahre oder vermeinte Schwächen an ihnen belächelt und rügt.

Erneſtus klarer Geiſt, ſeine Liebe zu dem klaſſiſchen Alterthume, die Freundſchaft einiger bürgerlichen Mitſchüler auf dem Gymnaſium, die mit der Welt und ihren Verhältniſſen in anderer Art als er mißvergnügt waren, beſtärkten ihn in ſeinen Wunderlichkeiten wie in ſeinen dem Geiſte der Zeit widerſprechenden Meinungen, und wenn gleich dem erwachſenen Jünglinge die Höhe und Freiheit ſeiner Standesverhältniſſe einigermaßen die Blödigkeit gegen die Frauen benahm, machte ſie doch dafür einer völligen

Gleichgültigkeit gegen dieſelben, wie ſie waren, und dem ihnen gewiß nicht ſchmeichelhaften Verlangen Platz, ſie von der falſchen Sitte und ſentimental ſchwächlichen Erziehung zur modernſten Bildung emanzipirt zu ſehen. Er führte ſich von Tage zu Tage mehr in eine erträumte, unmögliche Welt ein und wandte ſich am Ende, dem Anſcheine nach, für das Leben mit ſeinen Grillen von der Wirklichkeit ab.

Daß es eine ſolche Wendung mit ſeinem Charakter nehmen werde, errieth der General bei jenem erſten Wiederſehen in den Ferien allerdings noch nicht; allein eine innere Stimme flüſterte es ihm verworren zu, und ſo bot er ſchon von damals an vergebens alle Mittel auf, den jungen Mann nach ſeinen Wünſchen umzuwandeln. Ein einziges Mal nur erſchien ihm Erneſtus geſchmeidiger; jedoch hatte dieſer Zuſtand keine Dauer und mußte der General den Sonderling bald mehr als je in kalte Abgeſchloſſenheit verſinken ſehen.

Er ließ ihn nach beendigter Studienzeit Jahre lang in Frankreich, England und Italien reiſen: Erneſtus kam zurück wie er hingegangen war.

Der General befahl ihm, in den Staatsdienſt zu treten: der Jüngling gehorchte, hätte ihn ſeine Neigung ſchon eher einer gelehrten Laufbahn zugeführt. Nur that er in ſeinen Amtsgeſchäften nicht mehr als ſeine Pflicht, was zu aller Zeit zu wenig iſt, wenn man befördert werden will, und verhehlte ſeinen

Vorgeſetzten ſeine Unluſt daran ſo wenig, daß es nicht zu verwundern war, wenn ſie wieder durch Vernachläſſigung ihren Stand an ihm rächten. Er ward, trotz ſeiner Fähigkeit, weder belobt noch beliebt und angeſtellt.

Der General gab ſeine ehrgeizigen Abſichten mit Erneſtus darum freilich noch nicht auf, und da er jetzt vollkommen überzeugt war, daß ſie auf keinem andern Wege ſchneller als auf dem einer vornehmen Heirath zu erreichen ſeyen, beſtürmte er ſeinen Sohn mit immer dringenderen Bitten, ſich dazu willig finden zu laſſen, ja, ſtimmte ſich ſelbſt, hinfälliger werdend, ſo weit herab, daß er erſt von ſeinen künftigen Enkelchen erwartete, um was ihn Erneſtus betrog. Dieſer ertrug die Zudringlichkeit des Greiſes trotz alledem nur ſo lange Zeit, bis er auch keine Geduld mehr haben wollte.

Inzwiſchen mündig geworden und in den freien Beſitz eines anſehnlichen Ritterguts gelangt, das ihm ſeine Mutter hinterlaſſen, erwog er den Schritt, den er zu thun vorhatte, mit allen Rückſichten auf ſich und ſeinen Vater nochmals reiflich und fühlte dann die Nothwendigkeit, den Zwieſpalt ſeiner derzeitigen Lage zu löſen.

Recht mit Einem Schlage ſollten ſeinem Vater die Augen über ſeinen Charakter geöffnet, ſeine, wie er meinte, unbilligen Zumuthungen beſeitigt werden. Er nahm in aller Stille ſeinen Abſchied aus dem

Staatsdienſte und zog ſich von dem läſtigen Geräuſche der Welt in die Einſamkeit des Landlebens zurück.

Das Geſchehene meldete er ſeinem Vater ſchriftlich erſt von dannen und man denke ſich die Entrüſtung des alten Generals, als er es noch vor Empfang des Briefes in der Reſidenz ſelbſt erfuhr, nach der er inzwiſchen auf Urlaub gegangen war, um Erneſtus perſönlich zur Nachgiebigkeit anzutreiben. Wäre das Gut nicht in einem ſo entfernten Theile von Deutſchland gelegen und das Reiſen ihm ſo ſehr beſchwerlich geweſen, er würde ſofort nachgeeilt ſeyn. Allein ſo konnte er nichts thun als ſeinen Unwillen in Briefen an dem Schuldigen auslaſſen und über ihn gegen ſeine Freunde und Verwandte in der Reſidenz poltern, wo er troß Erneſtus Entfernung einige Monate verweilte, um ſich in Zerſtreuungen das ſchmerzhafte Gefühl ſeiner Enttäuſchung zu erleichtern. Bei alledem hielt er eine Sinnesänderung ſeines Sohnes noch nicht für unmöglich, und da ſeine Bekannten, wider ihr eigenes Dafürhalten, ihm zu ſeinem Troſte beiſtimmten, war es ſein tägliches Lieblingsgeſpräch, wie dieſe Sinnesänderung zu bewirken oder zu beſchleunigen ſey, und wurden ihm zu Gefallen die abenteuerlichſten Vorſchläge dazu gethan.

Einen Abend unter andern brachte der General bei einer angeſehenen Dame zu, die es beſonders darauf anlegte, die Freundin geiſtiger Notabilitäten zu ſeyn und dereinſt hohes Intereſſe an ſeiner pikanten

Perſönlichkeit genommen hatte, der als der Held einiger faſt mehr als leichtſinniger Liebesabenteuer, ein in höheren Regionen nicht ſo leicht abzunutzendes Relief erlangt, und ihr zuletzt als Freund treu geblieben, nachdem er ihr als Liebhaber abgealtert war.

Da nur ein vertrauter Freundeskreis zugegen, wendete ſich das Geſpräch bald zu der Widerſpenſtigkeit des jungen Bingen, die ſeines Vaters ſtehende Sorge war. Die Frau vom Hauſe erklärte: ſie begreiſe die ſchroffe Eigenthümlichkeit des Jünglings nicht, der ſich nur zu ſelten in ihrem Hauſe gezeigt, als daß ſie ſich eine ſelbſtſtändige Meinung von ihm habe bilden können. Erbſünde dürfte ſeine Abneigung gegen die Frauen doch ſchwerlich ſeyn.

„Ich will mir auch von Ihnen ausgebeten haben, ſagte der General, daß Sie mir in ſeiner Beurtheilung kein ſolches Unrecht thun. Mein Leben kann mir in dem Falle das beſte Zeugniß ſeyn, daß ......"

Die gegenwärtigen Männer, einen Adjutanten des Prinzen **, einen Staatsmann und einen Gelehrten, ergötzte dieſe Rechtfertigung, und die Frau vom Hauſe unterbrach den General, um zu bemerken, wie jene Abirrung alsdann wahrſcheinlich aus Grundſätzen hervorgehe. „Es waltet doch wohl, ſagte ſie, bei dem innern Leben des jungen Mannes keine Liebhaberei vor, die etwa nur eine Seite deſſelben erhellte und die anderen in Schlagſchatten ſtellte?" — Der General verſetzte: „Mein Sohn lebt allerdings den

Büchern, und hat ſich von Jahr zu Jahr ernſteren Studien gewidmet. Indeſſen bin ich damit zu genau bekannt, als daß ich annehmen dürfte, ſie hätten ihn eher als jeder andere Beruf in eine einſeitige, ſeine ſonſtigen Fähigkeiten behindernde Richtung angetrieben.“

„So iſt es Gleichgültigkeit, die ihn hemmt, rief der Staatsmann: conſtitutionelle Abſpannung, die Grippe kleiner Staaten. Eine väterliche Regierung muß mit ſtarkem Arme eingreifen und durch energiſche Initiative in der Geſetzgebung der einreißenden Verwirrung ſeines Lebens Maaß und Ziel ſetzen. Man muß durch draſtiſche Mittel zu bewirken ſuchen, daß ſich ſein innerer Menſch auf ſich beſinnt und ſeine humane Mündigkeit um ſo viele Jahre, als ſie zurückſteht, gezeitigt werde.“

„Sie bringen mich auf einen Gedanken, Herr von Sternheim, nahm der Offizier das Wort und machte eine Pauſe, um die Aufmerkſamkeit der Anderen zu erhöhen: Sie ſollten ſehen, Herr General, das griffe durch, wenn es mit diplomatiſcher Feinheit angefangen würde.“

Der General horchte mit dem verlegenen Lächeln deſſen, der ein verkündetes wichtiges Wort zu vernehmen bereit iſt, das er nicht errathen kann.

„Wie ſteht es um die Tugend des jungen Weiberfeindes? fragte der Adjutant: haben Sie wohl ſchon gehört . . . . . .?“

„Daß ich nicht wüßte,“ ſprach der General kopfſchüttelnd und riß die Augen auf, ohne ſich zuſammenreimen zu können, wo der Offizier hinauswolle. „Ich bin überzeugt, daß, unter den jungen Männern ſeines Standes, mein Sohn ſeither in ſeltenem Grade ſolid geweſen iſt.“

„So hat er noch keine Anfechtungen gefährlicherer Art erlitten,“ fuhr der Adjutant fort; jedoch ſtiegen ihm in dem Augenblicke ſelbſt Bedenklichkeiten über das Schickſal ſeines Vorſchlages auf und fügte er verlegen lächelnd läſſig hinzu: „Sie ſollten eben Anlaß nehmen, ihm deren zu bereiten. Hat er ſich auf der geiſtigen Seite dagegen zu verwahren gewußt, ſo möchte es das Gerathenſte ſeyn, ſeine Unempfindlichkeit materiell zu bekämpfen.“

Man antwortete hierauf nicht unmittelbar und ſo fragte der empfindſame Gelehrte unterdeſſen: „ob denn nicht etwa eine reine ätheriſche Liebe . . . . . .?“ Nun ließ ihn die unempfindſame Wirthin nicht zu Ende kommen und fertigte ihn mit einem ſo ausdrucksvollen Achſelzucken und Blicke ab, den ſie von einem Gaſte zum andern gleiten ließ, daß der Arme, in einem Gemiſch von allerhand Verlegenheiten, die Augen zu Boden ſchlug.

Der General hatte den leiſen Einwurf nicht gehört und fragte den Adjutanten, verwundert über ſeinen unerforſchlichen Plan: „Was meinen Sie damit?“

„Wir wiſſen, hub der neu ermuthigte Capitain an, oder Sie haben uns vielmehr geſagt, mein General, daß Ihr Herr Sohn dem Umgange mit dem ſchönen Geſchlechte noch allenthalben ausgewichen iſt. Er kennt es alſo, kennt die Mittel und Waffen nicht, die den Frauen zum Angriffe gegen uns zu Gebote ſtehen. Er verachtet das Geſchlecht in der Theorie oder dem nicht ungerechten Begriffe nach, den er ſich aus der Geſammtheit der eleganten Damen unſerer Geſellſchaftskreiſe abgezogen hat. Eine bedeutende weibliche Perſönlichkeit mag ſich noch nie die Mühe genommen haben, auf ihn einzuwirken, ſeinen leeren Träumen Geſtaltung zu verleihen, ſeine todte Schattenwelt mit dem Fleiſch und Blute der Bewegung zu coloriren. Er würde dieſer nicht und würde ihr um ſo weniger widerſtanden haben, je mehr er wirklich Verſtand und Geiſt beſitzt. Seyen Sie darum kühn genug . . . ."

„Ha, ha, ha! rief Herr von Sternheim dazwiſchen, ich glaube Capitain Laſalle zu verſtehen. Geben Sie acht, Herr von Bingen, er ſchlägt Ihnen nichts mehr und nichts weniger vor, als daß Sie Ihren Sohn verführen laſſen ſollen. Was doch die jüngeren Herren heut zu Tage für Abenteuerlichkeiten vorbringen . . . ."

„Sie haben allerdings errathen, was ich ſagen wollte, Herr Geheimerath. Auf Ehre, General, überlaſſen Sie den jungen Mann meiner Vormundſchaft, vertrauen Sie mir die Sorge an, ihn in das ausgeſpannte Netz einer reizenden Verführerin zu locken die die ſtarre Eisrinde ſeines Herzens ſchmelze, und Sie werden ſehen, er verliert ſeine Unempfindlichkeit, und wird ſchon weich und zärtlich werden, ſobald er erſt an ſich erfahren, was die Schönheit zu bedeuten hat.“

„Mein theuerſter Capitain, ſprach der General ungewiß: was Sie mir da ſagen, klingt wie Scherz . . . . .“

„Bitte um Vergebung, eiferte der Adjutant, es iſt im Gegentheil . . . . . .“

„Wenn Sie aber gewiſſe Briefe leſen ſollten, fuhr der General, ohne ſich ſtören zu laſſen, fort, die mein eigner Vater mir in meiner Jugend geſchrieben hat, ſo würden Sie nicht wiſſen, was Sie von ſeinen darin angebrachten Vorwürfen denken ſollten. Vom Ernſte kann hier freilich keine Rede ſeyn, und wer bezweifelt, daß ich mich am Ende in das Unabänderliche fügen muß? Es ſteht uns aber frei, die Sache von einem heitern Geſichtspunkte aus zu beleuchten, und ſo nehmen wir einmal übermüthiger Weiſe an, es wäre Jemand mit einer ſolchen Abſicht kein Spaß. Wo in aller Welt ſollte man in unſerer Heimath eine Lais, eine Aspaſia, oder ſogar nur eine altvenetianiſche, eine neufranzöſiſche claſſiſche Hetäre hernehmen? Wie ſchmählich haben ſich ſeitdem die Zeiten geändert! wie geiſtlos wird gegen ehedem ſelbſt die Unſittlichkeit gegenwärtig betrieben! wie nobel ging es damit in dem alten Athen, oder in Paris noch zu Ludwigs XIV. Zeiten her! —“

Das Geſpräch nahm hier einen allgemeinen Charakter an und näherte ſich erſt nach einer Weile wieder dem Punkte, von dem es ausgegangen. Man ſtritt für und wider die Möglichkeit, in wiefern ein Vorſchlag wie der angedeutete, mit genialem Anſtande durchzuführen ſey, und die ihm nahliegende Frage ward mit aufgenommen: ob die alte oder neue Zeit die ſittlich reinere? Die Parteien erhitzten ſich und der General, der ſich angegriffen fühlte, benutzte die Aufregung, um ſich fortzuſchleichen. Die Frau vom Hauſe ſchwieg faſt zu dem ganzen Streite ſtill, da ſie es entweder für unſchicklich hielt, daran Theil zu nehmen, oder ihre Gedanken aus andern Gründen nicht äußerte, und überlegte eben bei ſich, ob wohl unter ihren Bekanntinnen keine ſey, die trotz aller aufgeworfenen Zweifel jenen Abſichten genüge, als, indem man gerade den General vermißte und auf den jungen Mann zurückgekommen war, der Prinz ** eintrat, der zu dem engeren Ausſchuſſe des Kreiſes gehörte, und wie deſſen übrige Mitglieder nicht angemeldet zu werden pflegte.

Der neugierige Prinz fragte auf der Stelle dem Wortwechſel nach, und ſagte, ſobald er wußte, wovon die Rede war: „Sie haben vollkommen Recht, Laſalle, Ihren Vorſchlag ernſtlich zu meinen; ich ſehe nicht ein, was man Erhebliches dagegen einwenden kann. Der junge Mann würde zur Zufriedenheit ſeines Vaters auf die kürzeſte Art bekehrt. Es trifft ſich auch eben wunderbar, daß ich in der Sache helfen und die aufgeworfene Frage bejahen kann. Ich glaube Ihren Mann, oder richtiger, Ihre Frau gefunden zu haben, Capitain.“

Die Erwartung des Adjutanten ward erregt und man bat den hohen Gaſt um nähere Erklärungen, die er mit der Erzählung gab, wie er vor einigen Wochen im Theater eine Dame oder ein weibliches Weſen wahrgenommen habe, deren große Schönheit, ſo wie abenteuerliche Erſcheinung . . . .

„Ah, warten Sie, mein Prinz! warf ihm die Hausfrau ein: das iſt die nämliche, die ich neulich, Zeitungen leſend, im Conditorladen antraf: mittle Geſtalt, ſchöne Formen, ſchlank und doch üppig voll . . . . . .“

„Ich glaube ſie auch unbedeckten Hauptes, mit langen über die Schultern wallenden Locken auf der Straße geſehen zu haben, meinte der Geheimerath: es fiel mir noch bei ihrem neulichen Anblicke der Unterſchied zwiſchen todtem und lebendigem Colorit auf, in deſſen Betreff Sie meine Grille kennen, gnädigſter Herr, zu behaupten, daß Menſchen mit ſo todtgebornem oder durch Verziehung ertödtetem, in der Regel ein todtes und erſtorbenes Gefühl, ein Scheinleben innen wohnt, derweil die edleren Naturen aus der Mitte derer hervorgehen, die mit lebendigen Muskeln meiſt auch Empfänglichkeit für alles wirkliche Daſeyn ſich verliehen fühlen. Meine

Unbekannte, ſchien es mir, gehörte zu den Auserleſenen."

„Wir ſprechen ſicherlich von ein und derſelben Perſon, äußerte der Prinz etwas ungeduldig über die Einreden und in einem Tone, der keine weiter zuließ; ich bin ihr in dem nämlichen Aufzuge geſtern im Parke begegnet. Im Theater ſah ich ſie als große Dame auf ihre Art, bald ſphynxartig, in dichte Schleier gehüllt, bald in prächtigen, ſtrotzenden Stoffen und glühenden Farben, mit Federaufſätzen und Brillantſchmuck, halb entblößt. Bei der letzten großen Truppenſchau glaube ich ſie ſogar in männlicher Kleidung im Gedränge erblickt zu haben. Ich läugne nicht, die Abenteurerin würde mich ſelbſt entzünden können, in jüngeren Jahren hätte ich wohl den Muth gehabt, ihr zu nahen, wenn ich auch voraus gewußt, daß ich an der Flamme dieſer energiſchen Perſönlichkeit zu Aſche brennen müßte. Da ſie übrigens anfängt, Aufſehen in der Stadt zu machen, ſo fragte ich meine kleine Gönnerin, Fanchon, vom Ballet nach ihr, und wunderbarerweiſe wußte die in der Chronique scandaleuse der Welthauptſtädte ſo Bewanderte zu ihrem Kummer nichts von ihr."

„Alſo liegt es noch im Dunkeln, wer und woher ſie iſt?" fragte der Geheimerath: „Und ihre Hoheit meinen, es wäre nicht zu viel gewagt......"

„Geduld, Geduld! erwiederte der Prinz: ſie iſt von gutem altem Adel in ihrem Stande und ihr

Stammbaum mir ſo weit nicht unbekannt. Ihrer Geſichtsbildung nach hatte ich mir gleich gedacht, ſie müſſe ſlaviſchen Urſprungs ſeyn und der Polizeipräſident hat ſeitdem geheime Auskunft über ſie erlangt. Sie iſt, wie es ſcheint, von Familie und Erziehung und hat den vergangenen Winter in unſerer größten deutſchen Reſidenz zugebracht, wohin ſie aus dem ſüdlichen Rußland gekommen. Ueber ihr eigentliches Gewerbe kann keine Frage beſtehen; ſie treibt es aber in dem großen Style, wie er im ſechszehnten Jahrhunderte in Italien vorherrſchte, und ſeitdem ſo völlig ausgegangen iſt, daß die gemeine Geſchmackloſigkeit der Frauen unſerer Tage, die die Welt hinter ihrem Rücken ſo wie ſie benennt, vor der ſchönen Sünde angſt und bange machen könnte. Beſtimmten Berichten nach, die ich geſtern von auswärts erhalten habe, und die ihre Perſönlichkeit nicht Lügen ſtraft, ſcheint ſie zum Theil aus noch unerhörten Abſonderlichkeiten und Launen zuſammengeſetzt. Sie könnte z. B. bei den großen Geldmitteln, über die ſie gebieten, und der feinern Bildung, die ſie beſitzen ſoll, als Fremde recht wohl in der großen oder geſitteten Welt ſich bewegen, und ihr Gewerbe wie ſo Viele unbemerkt treiben. Sie verachtet aber allen Anſtand oder Schein ſo entſchieden, daß ſie lieber als ihn beobachten, außer ſeinem Geſetze und als Dirne leben will, wie ſie ſich freilich ſelbſt nicht nennt. Sie gibt ſich auch nicht, was man ſagen müßte, völlig preis, ſondern verleiht ihre Gunſtbezeigungen vorzugsweiſe ärmern Jünglingen, Künſtlern und derengleichen, bei denen ſie in ihrer Weiſe Geiſt anzutreffen meint, derweil Reiche, die ſie ſonſt nicht mag, eher Felſen als ſie mit Bitten erweichen würden, und der Eine, den ſie einmal ausnahmsweiſe liebt, dies theuer zu erkaufen hat. Ja, ſie buhlt dann gewiſſermaßen um Gotteswillen mit ihm, ſchenkt, bei ihrer unbeſchränkten Sucht wohlzuthun, alle Summen, die ſie ihm abnimmt, den Armen, und trägt von dieſer neuen Art ſich populär zu machen, den Vortheil davon, daß der überall für ſie enthuſiasmirte Pöbel ihr für mögliche Fälle als Leibwache dient. Ein nicht zu überſehender Umſtand iſt es überdies, daß eine mächtige Geſandtſchaft ihr noch jüngſthin ihren Schutz verliehen und die Polizei um Schonung gebeten hat, falls man höhern Orts ein Aergerniß an ihr nähme, und man verbindet mit dieſem Schritte das Gerücht, daß ſie von vornehmer, obwohl unehelicher Abkunft ſey. Doch mag es ſich damit verhalten wie es will, ſoviel iſt gewiß, daß die ausgelaſſene Perſon, wenn man ſich ihr anvertraute, ſchon um der Neuheit der Sache willen helfen würde und beſſer als jede andere den jungen Baron Bingen bekehren könnte. Meinen Sie, meine werthen Freunde,“ ſo ſchloß der Prinz ſeinen Vortrag, „das nicht ebenfalls?“

„Hm, hm!“ ließ die Frau vom Hauſe ſich vernehmen, indem ſie vielleicht mit aufrichtigerer Theil nahme bei der Sache war, als ſie blicken ließ: „Ein merkwürdiges Weib! Ich glaube, daß ſie zu dem Abenteuer, wenn es eines werden könnte, wie geſchaffen iſt.“

„Aber meine Gnädige, was denken Sie?“ rief der Adjutant. „Sie zweifeln, daß das Abenteuer ſich verwirkliche! das wird es allerdings. Ich nehme es ein für allemal auf mich. Ja, wenn die Hoheit geruhte, ſich meines Planes anzunehmen, wäre ich des Gelingens gewiß. Zu der fremden Abenteurerin machte ich mir leicht Bahn, und iſt ſie wirklich die, für die ich ſie halte, ſo ſteht ſie nicht nur ſchwerlich an, uns mit ihrer Hülfe entgegen zu kommen, ſondern betreibt das Unternehmen der Rache ihres Geſchlechtes an dem Verächter als ihr eigenes und ſetzt es durch, oder ich irre mich in dem Herrn von Bingen nicht minder als in ihr.“

Der feine Staatsmann, der dieſen Beſprechungen ironiſch zugelächelt hatte, warf jetzt die Frage auf: wie es in Betreff der Ausführung mit dem General gehalten werden ſolle? und man kam dahin überein, daß dieſer erſt gegen die Zeit der erwarteten Kataſtrophe in das Geheimniß zu ziehen ſey. Der empfindſame Gelehrte wußte ſich während deſſen vor Erſtaunen kaum zu faſſen und begriff noch weniger, ob die Betheiligten im Ernſte oder Scherze ſprächen. Der geniale Prinz erörterte mit einigen Worten, wie die Fäden zu dem Gewebe anzulegen, übernahm, wie er ſagte, mit

Eifer und Vergnügen die Pflicht, die Räder in Bewegung zu ſetzen und verſprach, binnen Kurzem das Ergebniß ſeiner Bemühungen kund zu thun, indem er ſich vorerſt nur die Geheimhaltung der Verhandlungen zuſichern ließ und ſich mit Laſalle vor den Uebrigen entfernte.

Wenn ein ſolcher Mann ernſtlich etwas durchführen wollte, konnte der Erfolg eines Erreichbaren kein zweifelhafter ſeyn. Der Prinz hatte daher bald die Bekanntſchaft der ſchönen Fremden gemacht, deren Charakter er richtig aufgefaßt, und ließ ihr erſt im halben Scherze durch die Tänzerin ſeine Abſichten mittheilen. Sie nahm dieſelben ſo nach ſeinen Wünſchen auf, daß er ſich ihr erklärte, und, ob nun durch die Hoheit deſſen geſchmeichelt, der ihren Beiſtand in Anſpruch nahm, ob aus Antheil an dem jungen Sonderlinge, kurz und gut: die Abenteurerin begab ſich, mit dem Vorſatze, den Weiberfeind zu züchtigen, in ſeine entfernte Provinz. Nach ihrer Abreiſe verſäumte der Adjutant nicht, den General auf die Gefahren vorzubereiten, die ſein Sohn unterging, ohne ihm doch die volle Wahrheit einzugeſtehen, und benahm ſich dabei ſo gewandt, daß der alte Herr die etwanigen Folgen der Verführung ſeines Sohnes nur nach denen beurtheilte, die er in ſeiner Jugend erfahren hatte. Er war beiläufig überzeugt, dies ſey der allgemeine Lauf der Leidenſchaften, und müßte ſich nach einmal gebrochenem Eiſe Scene für Scene auch in der ſeltſamen, wenn irgend denkbaren Komödie wiederholen, die man mit ſeinem Sohne, wie er meinte, nur erſt in der Phantaſie des Adjutanten von Laſalle aufführte.

— —

Erneſtus von Bingen hatte, ſeinem Charakter gemäß, die ihm auf der Univerſität zu Theil gewordene erſte Freiheit nicht zu ſeinem perſönlichen Eintritte in die Welt zu nutzen verſtanden, ſondern einſam und abgeſchieden gelebt. Seine einzige Erholung von den Studien waren nur weite Spaziergänge, etwa in Geſellſchaft gleichgeſinnter Freunde, gegen die er allmählig anfing, ſeine Grundſätze in Betreff der Frauen geſprächsweiſe zu entwickeln.

Ein Abenteuer, das er danächſt erlebte, und auf das ſchon von fern hingedeutet worden iſt, feſſelte ihn für immer an dieſe Geſinnungen und es iſt umſtändlich zu erzählen, wie es ſich damit verhielt.

An einem traurigen Winternachmittage ſaß Erneſtus, unter Büchern vergraben, in ſeinem Arbeitszimmer. Es ſtürmte und regnete draußen und durch die angelaufenen Fenſterſcheiben drang kein Blick ins Freie. Man ſah dahinter nur die anſchlagenden Tropfen herabrinnen, die Laden knarrten in ihren Angeln. Der junge Mann richtete den gegenſtandloſen Blick des Nachdenkens ſo eben in die Höhe, als eine nahe Thurmuhr eine Stunde ausſchlug.

Er horchte auf die einzelnen Glockenſchläge, an die ſich feſttägiges Geläute ſchloß, und die Mahnung an ein trauliches Zuſammenſeyn der Menſchen machte ihm zum erſtenmale ſeine Ermangelung alles geſelligen Umganges, den er bisher abſichtlich von ſich gewieſen, empfindlich. Ein unbehagliches Gefühl der Langenweile überkam ihn: auf einmal erweckten ihn jedoch laute Tritte auf dem Vorſaal aus ſeiner hinbrütenden Abſpannung. Die Thüre ward aufgeriſſen und herein ſtürmte ſingend, in bunter Studententracht, die Mütze auf dem Kopfe, einer ſeiner ſonſt ſo geſetzten Jugendfreunde, den Erneſtus lange nicht geſehen hatte. Er entſetzte ſich über den leichtfertigen Anblick, der ihm die ganze Außenſeite ſeines Schulgenoſſen umgewandelt zeigte.

„Warſt Du krank, Willibald, oder biſt du es noch?“ fragte er mit einem entrüſteten Seitenblicke, ſein Buch zuſchlagend. „Keines von Beiden, Freund,“ verſetzte der Andere, indem er ſchalkhaft ſeine Mütze ſchiefer rückte und ſich mit Geräuſch in einen Lehnſeſſel warf. „Ich verſtehe, was du damit ſagen willſt, und verſichere dich, daß ich erſt recht geſund geworden bin, ſeitdem ich eingeſehen habe, wie krank ich ehedem in meiner Menſchenfeindlichkeit war und wie ſehr du und unſere Freunde es noch ſind. Ich bin ein Weltkind geworden und die Liebe hat mich dazu gebracht, den friſchen Trunk des Lebens an der Quelle zu ſchöpfen.“

„Die Liebe,“ ſpottete ihm Erneſtus nach und ſank in die Kiſſen ſeines Sofas.

„Ja, ja, liebſter Baron! und du weißt noch gar nicht, wie ſie mich ergriffen hat,“ antwortete Willibald mit der Erzählung eines alltäglichen Abenteuers. „Iſt das nicht wunderbar? Du erinnerſt dich doch, wie ich auf dem Gymnaſium der munterſte Junge war? Da muß ich nach den Maſern, als ich noch nicht wieder frei herum laufen darf, unter Euch Bücherwürmer gerathen, die Ihr mit den Träumereien mich anſteckt, ſo wie ich Euch mit den rothen Flecken. Ich bin wie ausgetauſcht und habe nichts Eiligeres zu thun, als Euch in Euren Fußſtapfen nachzukriechen, bis ich mich in das Papiergeſpinnſt einpuppe, um, wie es ſcheint, für ewige Zeiten der Welt und ihren Freuden Ade zu ſagen. Kannſt du dich nun wundern, wenn ich, der Natur getreu, plötzlich wieder als luſtiger Schmetterling herausfliege, um mich von dem Staube der Blumen zu nähren?“

„Oder als eine tolldreiſte Motte, rief Erneſtus, die ſo lange um das Licht flattern wird, bis ſie ſich verſengt.“

„Ich könnte als Gegenſtück zu einer bekannten Schrift ein Buch ſchreiben: Wie ich aufhörte, ein Philiſter zu ſeyn.“

„Oder beſſer: Wie ich wieder ein Philiſter wurde!“ fiel ihm Erneſtus in die Rede. „Und was wird das Ende von dem Liede ſeyn?“

„Was anders als eine glückliche Heirath?“ ſagte Willibald, „meine theure Luiſe liebt mich wieder, ihre Eltern begünſtigen mich. Sobald mein hochwürdiger Papa mir eine Pfarre verſchafft hat, wird ſie meine Frau. Und du ſollteſt nur das reizende Kind ſehen; du tadelteſt mich nicht. Dieſe liebliche Kurzangebundenheit der unſchuldigen Kleinen, dieſes ſchnippiſche Weſen, dieſe Veilchenblicke der braunen Augen, in denen der Blick wie ein Engel in einer Morgenwolke, wie die Perle in der Muſchel, wie der Thautropfen auf einem Roſenblatte ſitzt, dieſe zierliche Art, ſpitz zu reden, ohne ſpitze Worte im Munde zu führen! So wie es Augen gibt, die ſo plaſtiſch ſind, daß ſie uns die Seele gleichſam in einem einzigen Blicke entgegen tragen, hat ſie Lippen, die da immer bereit ſcheinen, ihren Leib im Kuſſe zu communiziren. Dieſe ihre Beſtimmung, wenn ſie ſich zur Rede ſpitzen, iſt ſo ausgeprägt, wie die der friſchen Frühlingsblume, die uns aus der neuergrünten Aue anlächelt.“

„Ich laſſe das wie billig auf ſich beruhen,“ ſprach Erneſtus, über die Ausdrucksweiſe den Kopf ſchüttelnd, „und will nicht unterſuchen, ob du Recht oder Unrecht thuſt, verliebt zu ſeyn, wiewohl es von dieſen Lippen edler als das Gegentheil ſeyn würde, im Kuſſe das Wort als ihre höchſte Beſtimmung zu verrathen; doch iſt es meine Schuldigkeit, dich auf die Größe der Gefahr aufmerkſam zu machen, in der du ſchwebſt. Du haſt deine Geliebte beiwörtlich eine unſchuldige zu nennen beliebt. Was willſt du damit ſagen? Soll es ein Lob oder Tadel ſeyn? Weißt du, was Unſchuld, vulgo geſprochen, iſt, oder eigentlich ſeyn müßte? Gott bewahre mich vor der nüchternen Allerweltsunſchuld der Frauen unſerer Jahrzehende! Bildung, ächte, tiefe, gilt für Schuld, Albernheit für Unſchuld! Man hat nur erſt ſo viel von der Emanzipation der Frauen geſprochen; die wäre ein zeitgemäßes Werk. Emanzipirt die Frauen von der heilloſen Unſchuldkränkelei, geſteht ihnen eine ernſtere Bildung zu, und ihr begründet das Inſtitut der Ehe feſter als durch alles Andere, macht das eheliche Leben wieder heilbringender als es jetzt im Allgemeinen ſeyn mag. Ich kann in eine ordentliche Wuth gerathen, wenn ich das Wort Unſchuld ausſprechen höre. Die wahre Unſchuld entſteht etymologiſch wie moraliſch nur aus Schuld. Wer die Schuld nicht kennt, kann ſich der Unſchuld nicht bewußt werden, die ohne deren Folie unſichtbar iſt. Was iſt denn der Sinn der Rede von dem einen reuigen Sünder und den vielen Gerechten in der Schrift? Die heilige Unſchuld iſt etwas ganz Anderes als jene ab- und ausgedroſchene; ſie kommt wie durch göttliche Gnade, iſt das höchſte Daſeyn, gleichbedeutend mit reifſter Bildung, die ſie auf dem Wege der Offenbarung erhält. Allein ſie iſt ein ſo Seltenes, daß man eine Blaſphemie beginge, wenn man die gemeine Unſchuld mit ihr verwechſelte. Ich beſchwöre dich, Willibald! bedenke, was du thuſt. Haſt du unſere ſchönen Vorſätze vergeſſen, nur der Idee zu leben? Wenn in einigen Jahren der ſchmähliche Reiz der Sinne abgeſtumpft iſt, haſt du den Lohn deiner Unſchuld und biſt noch glücklich zu preiſen, wenn dir, mit dem Dichter zu reden, „ein traurig dunkles Blau“ davon übrig bleibt. Wie vieler Menſchen Lebensglück wird nicht alle Jahre durch ſo unſelige Ehen zerſtört! Der höhere Gelehrte ſollte nie heirathen. Der Abſtand zwiſchen ſeiner Bildungsſtufe und der der jungen Mädchen, aus deren Kreiſe er zu wählen pflegt, iſt allzugroß. Er wird von ſeiner Frau mit zu Boden gezogen. O, warum ſind die Klöſter aufgehoben? oder ſtiftet König Ludwig nicht eins für tüchtige Gelehrte, die darin ihr Leben der Wiſſenſchaft weihen könnten!“

Willibald hatte ſeinem Freunde mit wachſendem Erſtaunen zugehört, und als er zu Worte kommen konnte, ſagte er lachend: „Nun, wahrhaftig, Freund! ſo weit als bei dieſer günſtigen Gelegenheit haſt du mit deinen Paradoxien dich noch nicht verſtiegen. Eine ſchöne Alternative ſtellſt du mir: entweder ich ſoll in eine Kutte kriechen oder eine Gefallene heirathen, wie wenig ich auch ein „Unſterblicher mit feurigen Armen“ bin, um ſie in den Himmel empor zu heben. Ich danke dir für deinen guten Willen und nehme in Erwartung deſſen, daß die irdiſchen Verhältniſſe ſich idealeren Formen anbequemen, vor der

Hand mit meiner lieben Unſchuld vorlieb. Es mag dir unbenommen ſeyn, ein Märtyrer deiner Theorie zu werden."

„Ich ſage es ja," ſeufzte Erneſtus, „du biſt wieder ein Philiſter geworden und dir iſt auf deinem Wege nicht zu helfen. Mag ſeyn, daß es lächerlich von mir iſt, wider den Strom zu ſchwimmen: man kömmt ſo am Ende aber doch zu ſeiner Quelle. Es iſt von der Lehre zur Ausübung ein großer Schritt: wir gehen jedoch in dem, was Erziehung und bürgerliche Stellung der Frauen betrifft, großen Veränderungen entgegen, und werden ſie erſt wieder allgemeiner achten lernen, ſobald ihre Bildung wieder allgemeiner achtungswürdig wird."

„Und das zwar trotz der Unſchuld! denkſt du doch, du Grillenfänger," ſagte Willibald gutmüthig. „Sieh, Erneſtus! ich, der Verliebte, könnte mit Recht empfindlich gegen dich ſeyn; allein meine gute Laune iſt ſo unerſchöpflich, daß dagegen kein Unwille aufkömmt. Weißt du, was ich dir vorſchlage? Sieh dir meine Geliebte an, bevor du ſie verdammſt: lerne ſie perſönlich kennen. Du haſt dazu heute Abend Gelegenheit. Es iſt Maskenball im Theater und ich führe ihre Familie hin: triff uns dort."

Erneſtus lehnte den Antrag mit Entrüſtung ab und da Willibald darauf beharrte, würden ſich die Freunde vielleicht entzweit haben, wenn nicht Andere dazu gekommen wären und die Sache verredet hätten.

Erneſtus befand ſich endlich wieder allein und wollte weiter arbeiten; allein ſeine Gedanken hielten nicht mehr zuſammen. Er ging ungeduldig in der Stube auf und ab und die Vorſtellung war ihm unerträglich, in ſolcher Verſtimmung den ganzen Abend zuzubringen.

Es giebt ſo Beleuchtungen oder Momente im Leben, in denen ſich das zuvor von uns gehaßte oder verachtete Unbekannte in unſerer Einbildung plötzlich vor uns ſtellt, uns den Schleier des vielleicht dennoch gerechten Vorurtheils vom Antlitz reißt und ſich mit Augen, die wir dann für unbefangen halten, von uns anſchauen läßt, um die Folge herbeizuführen, daß wir es nun nicht ſelten wohl gar lieb gewinnen oder wenigſtens fortan billiger dagegen ſeyn mögen.

Etwas dem Aehnliches trug ſich mit Erneſtus zu, als er ſich von der Neugierde überraſcht fand, ſelber zuzuſehen, wie es um das Vergnügen eines Maskenballes und die geprieſene Schönheit derjenigen beſchaffen ſey, die ſeinen frauenfeindlichen Freund anderes Sinnes gemacht habe.

Entſchluß und That waren ziemlich eins und nach Verlauf von wenigen Stunden finden wir den jungen Mann, in einen Domino gehüllt, inmitten des bunten Gewimmels und lauten Lichterglanzes wieder. Die grinſende Freude der gemiſchten Verſammlung wurde dem verwöhnten Freunde der Einſamkeit bald zuwider. Er erkannte Niemand und drängte ſich eine

Stunde unter der fremden Menge umher, ohne Willibald zu finden. Er würde dem betäubenden Gewühl entflohen ſeyn, wenn ſein eigentlicher Zweck ihn nicht bis zur Demaskirung feſtgehalten hätte. Er machte aus der Noth eine Tugend und beſtrebte ſich, ſeinen Grundſatz auszuüben, daß ein Menſch ſich in eben dem Grade poetiſch oder im äußerſten Falle zum Poeten mache, als es ihm gelinge, die unbehaglichſten Stimmungen ſeiner Gegenwart zu den behaglichſten zu verkehren. Darüber vergingen ihm nicht unbehaglich mehrere Stunden, in denen er, was Charakteriſtiſches oder Schönes im Saale war, zum Gegenſtande ſeiner Studien machte, und als er aus dem Speiſeſaale zurückkehrte, ſtand er bei einer Wendung unverſehens vor Willibald, der zwei junge Damen am Arme führte und nicht wenig verwundert war, ſeinen Freund hier zu erblicken. Er ſtellte den Baron ſeinen Begleiterinnen vor und Erneſtus erkannte in ihnen leicht die Geliebte ſeines Freundes und deren Schweſter. Wie blöde von Natur und unbeholfen gegen Damen er auch war: der Wein, den er in der Zerſtreuung oder der Abſicht, ſich zu zerſtreuen, reichlich zu ſich genommen, die Umgebung hatten ihn geſprächig gemacht und, er mochte ſelbſt nicht wiſſen wie es zugegangen war, bald führte er Luiſens Schweſter hinter dem andern Paare drein im Saale auf und nieder.

Auch Bekanntſchaften haben natürlich ihre Schickſale.

Wir können uns geiſtesverwandten Menſchen Jahre lang halb entfremdet bleiben, wünſchen wir auch noch ſo ſehr die unbequeme Scheidewand einzureißen. Und wieder erſchließt ein freundlicher Zufall, den wir am Wege finden und unabſichtlich aufheben, im Augenblicke der erſten Begegnung Herz um Herz.

Das Leben der beiden Mädchen, der Töchter eines unbemittelten Kaufmanns, war einſam und zurückgezogen und ſie hatten dieſen Ball nur ausnahmsweiſe auf Willibalds Zureden und bei der Unpäßlichkeit ihrer Mutter unter der Obhut einer befreundeten Familie beſucht. Beide waren ungewöhnlich anmuthige Erſcheinungen, Friederike, die ältere, ernſtere, weiſere, nicht ſo hübſch als Luiſe; in ihren Zügen aber geiſtig ſchöner, in ihren Formen voller als ihre ſchlanke Schweſter, die bei aller neckiſchen Schalkhaftigkeit doch ſo eitel und reizbar war, daß ihr Weſen im Alter zur flachſten Kleinlichkeit herabzuſinken drohte. Sie war das Lieblingskind der Mutter, die ſich von ihrem Gatten früh vernachläſſigt gewähnt und durch ungewählte Lektüre jenen lauen Bildungsgrad gewonnen hatte, der die Seele meiſt einer falſchen Empfindſamkeit preis gibt. Von der vorgezogenen und gegen ihre Schweſter ungerechten Luiſe die größte Befriedigung ihrer mütterlichen Eitelkeit erwartend, haßte ſie beinahe Friederiken, weil deren natürlicher Verſtand ihr Unrecht gegen ihren Gatten erkannte und es ihm durch doppelte Liebe zu vergüten ſuchte. Friederikens Redlichkeit ward der Mutter ein dumpfgefühlter Vorwurf und brachte ihr nur den Gewinn, daß ihr Vater, ein gutmüthiger, roher, aber im Grunde bildungsfähiger Mann, ihren beſcheidenen Werth zu ſchätzen wußte. Sie glaubte für ſich an kein Lebensglück, wünſchte daſſelbe aber von Herzen ihrer Schweſter, derweil ihre friſche Natur nur zuweilen die künſtliche Kruſte von Ergebung durchbrach, die das Leben um ihre Seele abgeſetzt hatte.

Ueber das Fremdartige des Balles verſtummt, gaben ſich die jungen Mädchen eben mit kindlicher Seele dem neuen Eindrucke hin, als der junge Baron zu ihnen trat. Willibald hatte ihnen bereits von deſſen Sonderbarkeiten ſo viel erzählt, daß ſie ihn nicht ſelten unter ſich belacht und beſpöttelt hatten. Jedoch ſtrafte ſeine Perſönlichkeit ihre Einbildungskraft Lügen, und waren ſie in ihrer Bußfertigkeit nahe daran, ihn lieb zu gewinnen. Erneſtus hatte ein unſchweres Spiel, als ihm ſeine Aufregung den Muth eingab, ſich Friederikens wehrloſe Seele anzueignen und ſeine Empfänglichkeit für weiblichen Reiz überwältigte ihn, unvorbereitet, indem ſie ſeinen theoretiſchen Haß der Unſchuld rächte.

Nachdem er ſeine Begleiterin einigemale im Saale auf und nieder geführt, hatte er ſeine Weisheit erſchöpft, ſie mit den Gemeinſprüchen der Geſelligkeit zu unterhalten. Es wollte mit dem Geſpräche nicht mehr von Statten gehen und Friederikens Aeußerungen wurden, wo nicht einſylbig, doch unfruchtbar. Erneſtus verzweifelte ſchon, eine Laſt auf ſich genommen zu haben, die er allzu ungeübt war, mit Anſtand zu tragen, und war nahe daran, mit höchſtem Ungeſchick das Feld zu räumen, als von ungefähr ſein Blick mit dem ihrigen zuſammentraf, der ſo beredt war, daß ſich ſeine Lippen ſchon zum Sprechen öffneten, als er ſich noch zu rechter Zeit verſah, ihr keine Antwort ſchuldig zu ſeyn. Die vermeinte Frage lautete: „Was verſchwendeſt du die edle Zeit und Rede an ſo unnützen Sinn? Iſt Beides nicht eher dazu da, daß Menſchen, die ſich verſtehen, einander erquicklichere Dinge ſagen?“ Sie lächelte wie vorwurfsvoll und Beider Mund erſchloß ſich nun zu Worten, von denen in dem nächſten Augenblicke keinem eine Sylbe mehr bewußt war. Auf die Frage, warum ſie inmitten von Muſik und Tanzenden ſo ſtill, verſetzte ſie, ſie ſey zum erſtenmal in einer ſolchen Verſammlung und müſſe nach der Wirkung der allgemeinen Freude auf ſie an ihrer Empfänglichkeit dafür zweifeln. Sie erſchrecke ſelbſt davor und es mache ſie wieder bange, daß dies geſchehe. — „Ein Angegriffenſeyn, ein Reiz der Nerven,“ warf Erneſtus hin, „das gibt ſich mit der Gewohnheit. Wer mit der Welt lebt, wird geſund, nur der Einſame kränkelt phyſiſch und moraliſch.“

„Ich verſtehe nicht, was Sie damit meinen,“

verſetzte Friederike. „Ich habe ſonſt nicht an Nerven gelitten. Jedoch ward mir dies Angſtgefühl als ein krankhaftes Bild anſchaulich, und indem man vorhin die Fledermaus hinausſcheuchte, meinte ich, von dem Toben verſchüchtert, alle Stille ſich in einem Winkel zuſammenballen, oder in Geſtalt einer Taube in mein Herz fliegen zu ſehen, wo ich ſie flattern, zucken und zittern fühlte, derweil mich der Flügelſchlag eines verfolgenden Geiers umſchwärmte.“ Erneſtus ſagte: „Ein Anderer dürfte erſtaunen, ein junges Mädchen auf einem Balle ſo ſprechen zu hören. Ich geſtehe Ihnen, daß mich die auch mir neue Freude einer tiefen Verſtimmung preis gegeben hatte, der ich wieder in Folge deſſen, daß alles Leben nur aus Gegenſätzen beſteht, die einander abwechſelnd hervorrufen, den allerreinſten Genuß in dem poetiſchen Eindrucke Ihres erſten Anblicks verdanke. Nehmen Sie dieſes Geſtändniß nicht für Schmeichelei. Jener Augenblick wird immer ſo unvergeßlich wie alles erlebte Schöne ſeyn, das doch das einzig Wirkliche in der Welt iſt und bleibt.“

Als gewandten Geſellſchafter erwies der junge Mann ſich in dieſem ſeltſamen Ballgeſpräche nun wohl nicht; allein er würde als der erfahrenſte nicht mächtiger auf die Seele Friederikens haben wirken können, die der Pflichten des feineren Umgangstones eben ſo unwiſſend als ſeiner Rechte war. Sie ſah ihn von unten mit einem fragenden Blicke an, der über ihr Schickſal entſchied. Erneſtus verſtand ihn aber nicht, weil er an der Schuld, die er auf ſich lud, noch zu unſchuldig war, und ſo ſollte ſich das doppelte Geſicht mit der Taube und dem Geier ſchon bewähren.

Am andern Morgen durch ſeinen Freund in der Familie der jungen Mädchen eingeführt, ward Erneſtus, deſſen Natur ſeine Vorurtheile gegen die Frauen ſchnell überwältigte, nach und nach ihr täglicher Gaſt und ihnen faſt ſo unentbehrlich, als ſie ihm. Vater und Mutter hatten bei ſeinem Charakter kein Bedenken gegen die Aufmerkſamkeit, die er Friederiken erwies, indem ſie die Folgen ruhig der Zeit anheimſtellten, und wenn der hellſehende Willibald deßhalb nicht ohne Sorge war, glaubte er doch, daß ein Vorbeugen von ſeiner Seite zu ſpät geworden.

Friederike liebte Erneſtus von Herzen und fühlte ſich durch ſeine Bewerbungen beglückt. Jedoch verhehlte ſie ihm ihr Inneres ſo gut ſie konnte, da ihr Trübſinn ohne Unterlaß gegen ihre Liebe ankämpfte. In einer vertrauten Stunde erklärte ſich Erneſtus Verliebtheit gegen ſie, wiewohl er vor dem unbedachten Jugendmuthe ſelbſt erſchrak, mit dem er ſeiner Blödigkeit die Feſtſtellung eines Verhältniſſes abtrotzte, das außerdem in kurzer Zeit verflüchtigt ſeyn würde. Gerade blöde Menſchen müſſen wohl zu Zeiten, von der Nemeſis angetrieben, ſo übereilt handeln, um die Fehler, die ſie nach und nach durch inſtinktartiges Zaudern vermeiden konnten, mit einemmal bewußtvoll wieder einzubringen.

Friederike fand ſich durch ſeine Leidenſchaft zu ſehr überraſcht und war zu einfach, als daß ſie ſich aus Klugheit hätte verſtellen können. Sie erwiederte unter Thränen, wie ſehr ſie ſich ſeiner unwerth fühle, und er betheuerte ihr ſeine Anbetung, indem er unzählige Küſſe auf ihre Hand drückte, um den üblen Eindruck zu erſticken, den ihre aufrichtige Hingebung auf ſein Herz machte, das ſie nicht verſtand und ſo gerade durch ſie ſelbſt zur Untreue verleitet ward. Sie ſagte ihm, ſie habe keinen Lebensmuth und ſey von Kindheit an in Allem unglücklich geweſen; er meinte, er kenne blos das Glück, das ihn ſtets begleitet habe. Sie fürchtete, ihr Unglück werde ſein Glück beſiegen, gab ihm ihre Seele ohne alle Anſprüche für ſich hin und erkannte dabei leider! auch die Verhältniſſe, die ſie trennten, ausdrücklich an, ohne dieſen ſchlimmſten Fehler ihres Betragens zu ahnden. Eine Kluft des Standes zwiſchen zwei einander nahe tretenden Menſchen gleicht in keinem Falle etwas Anderes, als die hohe Geſinnung des Niedern aus. Friederikens demüthige Seele hatte dieſe nicht, und ſo hätte ihre Verbindung mit Erneſtus für keines von Beiden beglückend ausfallen können.

Ganz Vertrauen und Verehrung, weihte ſie Erneſtus nach den Flitterwochen ihres Verſtändniſſes in ihren häuslichen Kummer ein und ſchilderte ihm mit aller Zerknirſchung eines kindlichen Herzens die unverdiente Zurückſetzung, die ihr von ihrer Mutter widerfuhr. Er heuchelte aber nur Theilnahme, da er zu verliebt ſie zu bedauern war, und ſich über ihr Vertrauen in ſo unangenehmen Dingen ärgerte, um eben dadurch länger vor der Erkenntniß geſchützt zu werden, daß ohne dieſe Mittheilungen ſich bald Langeweile zwiſchen ſie eingeſchlichen haben würde.

Der Winter und das Frühjahr verging und Oſtern kam heran, zu welcher Zeit Willibald ſeine Studien beendet hatte und ſich zu Hauſe unter den Augen ſeines Vaters auf ſein Examen vorbereiten ſollte. Er nahm bei ſeiner Abreiſe von Luiſen ein gerührtes Lebewohl und ſchrieb ihr hinter einander ein paar zärtliche Briefe. Jedoch ſchien er es dabei bewenden laſſen zu wollen, denn es verſtrichen Wochen, ja Monate, und traf keine weitere Nachricht von ihm ein. Luiſe zerfloß in Thränen und ihre Eltern verriethen in ihrem Unwillen eben kein Zartgefühl, indem ſie Erneſtus ſelbſt durch das unverdiente Lob, das ſie ihm auf Willibalds Unkoſten zollten, mit dem Gedanken befreundeten, gerade widerſpruchsweiſe zu thun, weſſen man ihn für unfähig hielt. Auch riß die Abweſenheit Willibalds eine Lücke in den kleinen Kreis, deſſen belebendes Prinzip er mit ſeinen geſelligen Talenten geweſen war, und als Erneſtus ſeine Stelle vertreten ſollte, begann er, ohne Geſchick und Willen dazu, einzuſehen, daß er, wenn es darauf ankäme, wohl gar nicht ſo ernſte Abſichten auf Friederiken habe. So trat die erſte Spaltung zwiſchen ihm und der Familie ein, die er fortan ſeltener beſuchte und die Mutter machte das Uebel dadurch ärger, daß ſie Erneſtus einen Nebenbuhler entgegenſtellte, der ihm theils eine Strafe, ſich noch nicht erklärt zu haben, theils ein Antrieb ſeyn ſollte, es deſto früher zu thun. Unverhohlen begünſtigte ſie denſelben freilich nicht, allein Erneſtus beobachtete ſcharfſinnig, daß ſie halb mit ihm einverſtanden ſey, und trug ſeine Entrüſtung darüber in ſein Verhältniß zu der ſchuldloſen Friederike über.

Der Nebenbuhler war ein wohlhabender Beamter in mittleren Jahren, der nicht ſowohl Friederikens Hand als ihre Hände in Anſpruch nahm, um für ſeine Haushaltung und kleinen Kinder erſter Ehe Sorge zu tragen, und in ſeiner Bewerbung deſto dreiſter zum Ziele ſchritt, je gleichgültiger er ihr Verhältniß zu Erneſtus betrachtete. Das Bewußtſeyn der Gunſt der Mutter verſtärkte ſeine Zuverſicht und da Erneſtus ſich zu entwürdigen gemeint hätte, mit einem ſolchen Nebenbuhler in die Schranken zu treten, hatte die Liſt der Mutter keine andere Folge als ihn immer mehr zu verſcheuchen. Sie trat dagegen entſchiedener für den Nebenbuhler auf und die arme Friederike hatte neben ihren Ermahnungen nicht nur ſeine kühnere Verfolgung, ſondern auch die anwachſende Spannung ihres Verhältniſſes zu Erneſtus zu ertragen.

Da kam unerwarteter Weiſe Willibald zurück und bethätigte Luiſen gerade zu rechter Zeit ſeine unverletzte Treue, als ſie im Begriffe ſtand, ihm vermeintlich Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Seine Gegenwart lenkte Alles wieder in das alte Geleis und erklärte ſein Schweigen hinlänglich durch die Hinderniſſe, die er ſeiner Liebe bis dahin hatte aus dem Wege räumen müſſen. Im Beſitze der Einwilligung ſeiner Eltern und einer nahen Ausſicht auf Anſtellung hielt er jetzt förmlich um die Hand ſeiner Geliebten an, die ihm nicht verweigert wurde, und die daraus entſpringende Aufregung des Glückes trug ebenfalls dazu bei, den mit ſich uneinigen Erneſtus in Schatten zu ſtellen.

Ein Abend, den er darauf in der Familie zubrachte, führte die vorbereitete Kataſtrophe folgendermaßen herbei.

Willibald hatte aus der größeren Stadt, in der ſein Vater wohnte, die unlängſt erſchienene Novelle Ludwig Tieck's: „Der junge Tiſchlermeiſter" mitgebracht, die damals allenthalben den größten Widerſpruch erregte, wie den größten Beifall gewann. Er hatte ſie Erneſtus geliehen, den ſie entzückte und die Lektüre des Buches eben auch in der Familie ſeiner Braut vollendet, als Erneſtus derſelben nach langer Zeit wieder einen Beſuch abſtattete.

Bei ſeinem Eintritt ſchwebte ſchon ein ſtarker Wortwechſel über die Novelle ob und wußte Willibald, der ſie vielleicht weniger aus Ueberzeugung als weil er ſie vorgeleſen hatte, billigte, ſie nur mit ſchwächeren Gründen gegen die Anſchuldigung der Hausfrau zu vertheidigen: daß die Sitte darin allzu frei bei Seite geſetzt worden. Er rief ſeinen Freund zu ſeinem Beiſtande auf; als Erneſtus aber hörte, wovon die Rede war, trug er Bedenken, ein ſo echtes Dichterwerk vor dieſem Forum zu vertreten und ſuchte den Streit in das Gebiet des Scherzes hinüberzuſpielen, indem er die Anſicht illuſtrirte, daß die Novelle eigentlich aus einer Anzahl dummer Streiche zuſammengeſetzt ſey.

„Sie urtheilen ſehr milde, Herr Baron," erwiederte die Hausfrau, „daß Sie ſo mannichfache Immoralität für dumme Streiche gelten laſſen. Ich erlaube mir zu hoffen, das dies nicht Ihre Meinung iſt."

„Ohne Zweifel iſt ſie es, verehrte Frau," ſprach Erneſtus, „und von den einzelnen Beiſpielen abgeſehen, die ich Ihnen angeführt habe, denke ich überhaupt, daß dieſe an Lehre und Moral unerſchöpfliche Novelle darthut, wie in der Welt alle Thorheit einerlei Gepräges mit der Weisheit, nur der Revers ihrer Münze iſt."

„Ich muß geſtehen, das geht über meinen Horizont," ſagte die Dame gereizt.

„Wollen Sie meine Vertheidigung der Sache anhören?" fragte Erneſtus, indem er ſich alſo doch dazu gezwungen ſah.

„O, ich bitte, reden Sie,“ fuhr ſie in demſelben Tone fort: „da wir einmal bei dieſem Punkte ſind, bin ich begierig, Ihre Anſichten über ſo wichtige Gegenſtände zu vernehmen.“

„Es gibt im Leben zwei Wege oder Linien,“ hub Erneſtus an, „auf denen alle Menſchen wandeln: die gerade und die krumme Linie. Die gerade iſt der ſtreng moraliſche, ehrbare, treue, in gewiſſem Betracht heilige Weg, ſo wie deßgleichen die höhere oder echte Unſchuld. Dieſe Linie iſt, mit einem Worte, was allen Menſchen Noth thut; wiewohl ſie in der Regel dem entgegenſteht, was wir ſchön oder häßlich nennen und der krummen Linie angehört. Dieſe ſoll das eigentliche Gebiet des Schönen ſeyn; muß die gerade aber zu ihrer Richtſchnur nehmen und ihr immer folgen, ſchweift ſie gleich rechts und links von ihr ab. Die krumme Linie kann eine echte oder Schönheitslinie und eine unechte oder Häßlichkeitslinie ſeyn. Die letztere iſt die, wobei die Abſchweifung von der geraden blos an und für ſich genommen wird. Die erſtere iſt zur Berichtigung des Lebens da, und vermittelt dieſe, wobald die gerade Linie nicht ausreicht, oder der Menſch von ihr abfällt. Dumme Streiche ſind der Abfall und führen ſowohl der echten wie der unechten Linie zu, da dumm und krumm einander buchſtäblich nahe ſtehen. Die beiden Helden der Novelle empfinden gleich anfangs die Sehnſucht nach der krummen Linie inſtinktmäßig in ſich. Das Bedürfniß nach dummen Streichen brach in ihnen los und der Eine ſagt ſie dem Andern von Rechtswegen wahr, als dieſer darauf pocht, nie einen gemacht zu haben, weil in ſofern das Bezweifeln ſchon die halbe That iſt. Dumme Streiche aller Art ſind das Thema und die Variationen dieſes Werks, und es erhellt daraus nicht nur, wie ſie zu vermeiden ſind, ſondern auch welchen Nutzen ſie gewähren.“

Die Mutter ſchüttelte ſchon zum zweitenmale den Kopf und ſah neugierig forſchend, ob ſie recht höre, Erneſtus, ſo wie Willibald an, der das Auge niederſchlug und ſich ſeines Beiſtandes ſchämte.

„Es iſt in jedem Menſchen,“ ſagte Erneſtus unerſchütterlich ernſt: „ein gut Theil Thorheit, Ueppigkeit, moraliſche Schärfe, oder wie man es nennen mag, was nicht mit dem täglichen Leben aufgeht, ein Ungleiches, das übrig bleibt. Der Eine betet es hinweg, der Andere befreit ſich davon durch Jagen oder Reiſen, der Dichter in der Poeſie, der Handwerker mit dem Schweiße ſeines Angeſichtes und jener Kammerdiener geigt es, wenn es überſchwillt, gerade ſo von ſeinem Maſertiſche ab, als der Nürnberger Pietiſt ſich damit durch ſeine periodiſche Tollheit auseinanderſetzt. Derjenige, bei dem dieſes Uebrige ſich nicht Luft macht, wird wohl toll, oder geht körperlich zu Grunde. Den verheiratheten Tiſchlermeiſter befreit davon die Befriedigung ſeiner Leidenſchaft zu ſeiner ehemaligen Geliebten Kunigunde. Das gleich im Anfange der Novelle angedeutete Mißbehagen in ſeinem Leben muß ſich erledigen, er muß durch ſeine vorübergehende Schuld an ſeiner dennoch geliebten Frau zum Bewußtſeyn ſeiner höheren Unſchuld gelangen. Denn obwohl irdiſches Wohlergehen oft allerlei kleine wie große Wünſche in uns befriedigt, macht es uns mitunter zu keinem andern Zwecke ſo zu ſagen glücklich, als um eine allerhöchſte ſeit alter oder undenklicher Zeit in uns ſchlummernde Sehnſucht zu erwecken und uns damit in dem einen Falle nur deſto gründlicher unglücklich zu machen, oder in dem andern zu ſo ungewöhnlicher Ausbildung zu erheben, daß fortan nichts im Stande ſeyn würde, unſere Uebereinſtimmung mit Welt und Menſchen zu ſtören.“

„Wenn ich Sie recht verſtehe, Herr von Bingen,“ fiel ihm die Mutter in das Wort: „vertheidigen oder billigen Sie den erwähnten Ehebruch?“

„Ich rechne wenigſtens dem Helden,“ antwortete Erneſtus, „die Untreue in dieſem einzelnen Falle nicht als Verbrechen zu. Er verſündigt ſich dadurch an ſeiner Gattin nicht mehr oder weniger, als durch eine akute Krankheit, von der er heimgeſucht würde, um von einem chroniſchen Uebel zu geſunden.“

Bei dieſen Worten ſtand die Mutter auf, nahm ein Licht und begab ſich in das anſtoßende Zimmer.

Die Mädchen tauſchten unter einander bedeutende Blicke aus, und Erneſtus ſprach weiter: „Ueberhaupt iſt dieſe Novelle ſo wenig wie alle echte Poeſie theoretiſch aufzufaſſen, und ſolch ſittlich pſychologiſche Probleme müſſen naiv, ſymboliſch, dürfen nie reflektirend angeſehen werden. Der junge Tiſchler war nun eben ſo und iſt er darum verdammlich? Erſt, nachdem er das unbedingte Glück genoſſen und verloren, anti-adamitiſch vom Apfel der Erkenntniß ſeiner Träume gegeſſen hat, findet er die rechte Stimmung zum Leben, lernt er ſeine reſignirende Beſtimmung darin ertragen.“

Hier benutzte Willibald eine Pauſe, die ſein Freund machte, um als angehender Geiſtlicher zu erklären: daß er mit jener Lehre von der geraden oder krummen Lebenslinie nicht einverſtanden ſey. Der beſte Einwurf gegen die letztere bleibe immer die Frage: warum man nicht das Lineal nehme und ſie gerade ziehe? Erneſtus entgegnete aber: daß er darin nicht einmal einen ganz gemeinen Sinn finde; und da Willibald ihn mit ſeinen Rechtfertigungen auf das Eis der Kritik führen wollte und der herzloſen Kokette erwähnte, die der Dichter ſelbſt zweideutig anzuſehen ſcheine, ſtörte er gar in ein Wespenneſt, und ward ſeine harmloſe Neckerei inſofern zur Perfidie, als gerade bei der beginnenden Replik die Hausfrau wieder in das Zimmer trat. Sie ſetzte ſich unbeachtet nieder und hörte ſtillſchweigend zu: „Dieſe herzloſe Kokette, wie du ſie zu nennen beliebſt,“ ſagte Erneſtus: „rechtfertigt ſich ſchon als ſchöne Larve, als Vertreterin des Lebens für den Augenblick des gegenwärtigen Genuſſes. Man dürfte aber auch vielleicht fragen: ob der Dichter ſie nicht zu ſehr habe fallen laſſen? Ihr Charakter hält nicht die Probe aus, ſie verliert ſich, macht ſich lächerlich; würde das indeſſen auch geſchehen ſeyn, wenn das Unebene in ihr ebenfalls zur Befriedigung gelangt wäre? Man verzeiht dem Manne die einzelne Untreue allgemein, die Novelle zeigt, wie er ſie in ſeinem Berufe begehen mag. Müßte das Weib nicht auch dieſe Rechte haben, dieſelbe Nachſicht fordern dürfen? Ich kann nicht umhin, es Barbarei zu nennen, emanzipiren wir das Weib in dieſer Hinſicht nicht. Ja, wenn wir nicht die ſogenannte Unſchuld forderten, würde es in der Welt weit mehr zufriedene Eheleute geben. Das Weib iſt frei geboren wie wir. Es iſt nicht höher begabt und aus dem nämlichen Stoffe, ſo daß das Schickſal ihm eine widerhaltende Ausbildung nicht mehr als uns erleichtert und deßungeachtet verſperren wir ihm, mit dem Verlangen, daß es das Ziel erreiche, die Mittel und Wege dazu . . . . .“

Hier konnte die erbitterte Hausfrau nicht mehr an ſich halten und nachdem Erneſtus Willibald's geheime Winke unbeachtet gelaſſen hatte, erklärte ſie ihm rund heraus, daß er ein wenig zu ſehr vergeſſe, wem er ſeine neumodiſche Lehre predige, und ſie zu der Bitte nöthige, ein für alle mal von dieſem Gegenſtande abzubrechen.

„Ich finde mich,“ ſagte ſie ferner: „überhaupt ſchon lange veranlaßt, Ihnen zu erklären, daß in dem Verhältniſſe unſerer Familie zu Ihnen ſich manches ändern muß. Leſen Sie zu Hauſe dieſen Brief, den ich vor einigen Tagen an Sie aufgeſetzt habe und ſagen mir nach reiflicher Ueberlegung ſchriftlich oder mündlich, was Sie in Bezug auf dieſe Angelegenheiten denken. Bis dahin laſſen wir alle Erörterungen auf ſich beruhen."

Mit dieſen Worten überreichte ſie dem Jünglinge einen verſiegelten Brief und entfernte ſich wieder in das Nebenzimmer. Erneſtus biß die Lippen zuſammen und griff beleidigt nach ſeinem Hute, um mit einer ſtummen Verbeugung gegen die Andern für immer zu ſcheiden.

Als er zu Hauſe den Brief las, fand er allerdings, was er erwartete, indem ihn die Mutter mit künſtlich geſteigerter Ungeduld zu einer Erklärung ſeiner Abſichten auf Friederiken aufforderte und nachſchriftlich ihre moraliſchen Bedenken gegen ſeine Anſichten von der Ehe andeutete. Wie fein ſie ihre Ausdrücke aber auch gewählt haben mochte, hatte ſie auf Erneſtus Charakter und Gemüthslage keine Rückſicht genommen. Das Mißverhältniß zwiſchen ihm und Friederiken hatte ihm ſchon einige Zeit das Herz bedrückt und ihn zu der Einſicht gezwungen, daß bei der Verſchiedenheit ihrer Charaktere und der Unmöglichkeit, ihre Standesverſchiedenheit auszugleichen, an eine Heirath zwiſchen ihnen nicht zu denken ſey. Der Verdruß über ſeinen Nebenbuhler und die an ſich nicht unbillige Zweideutigkeit der Mutter hatte dieſe Erkenntniß verſtärkt. So hoch aufgeregt er nun durch das Geſpräch über die Novelle war, brachte der Brief die Spannung, in der er ſich befunden, zu ihrer endlichen Kriſe, in der ſeine geſunde Vernunft einen entſcheidenden Sieg über ſeine Leidenſchaft errang.

Er ſetzte ſich am andern Morgen hin und ſchrieb Friederiken ſo wie ihrer Mutter den Abſchiedsbrief, indem er ihnen ſagte, daß er leider nicht im Stande ſey, vor der Hand eine eheliche Verbindung einzugehen, und daher eine lang verſäumte Schuldigkeit erfülle, wenn er bis zu ſeiner Unabhängigkeit ſeine Beſuche in ihrem Hauſe einſtelle. Indeſſen würden ſeine Geſinnungen immer dieſelben und der innige Wunſch ſeines Herzens bleiben, ſobald wie möglich um Friederikens Hand anzuhalten, der hinwieder dieſe ungewiſſe Ausſicht nicht die mindeſte Verpflichtung auferlegen dürfe.

Die Wirkung, die dieſer Brief in der Familie hervorbrachte, blieb Erneſtus unbekannt, da er von dem Tage an nicht mehr in ihr erſchien und in ſeinem dadurch beſchränkten Umgange mit Willibald ihrer mit keinem Wort erwähnte.

Friederike ſoll lange blaß und ſtill geweſen und nicht ausgegangen ſeyn. Ihre Mutter, die erſt einige vergebliche Verſuche machte, Erneſtus wieder in ihr Haus zu ziehen, fing nach einiger Zeit an zu kränkeln und die Spuren einer abzehrenden Krankheit kund zu geben. Sie ſtarb nach Jahresfriſt und hatte Friederiken noch vor ihrem Tode dahin bewogen, den Beamten zu heirathen, mit dem ſie ſpäter ein nicht unzufriedenes Leben führte.

Glück, an das ſie nie geglaubt, würde ſie darum vielleicht auch nie gefunden haben, und eine gewiſſe Schwermuth blieb ihrem lieblichen Antlitze immer eingeprägt. Sie, deren heiligſtes Vertrauen getäuſcht worden war, die, wo ſie Liebe gewähnt, Verrath gefunden hatte, behielt als ihre ſchönſte Aufgabe alle Zeit vor Augen, ihren Gatten, wo nicht Liebe, ſo doch Treue da finden zu laſſen, wo er hätte Verrath erwarten können und ſteigerte ſeine Liebe und Achtung gegen ſie mit der Zeit zu Verehrung. Mit Kindern war ihre Ehe nicht geſegnet. Ihre Schweſter fing als Willibald's Gattin bald an, ihn mit einer zahlreichen Familie zu beſchenken, und ward eben das unbedeutende Weſen, das Erneſtus ſchon aus ihrer friſcheſten Jugend geahnet hatte. Er ſelbſt beharrte ſtandhaft in dem Betragen, das er einmal für das rechte erkannt und machte ſich anfangs über den Leichtſinn, mit dem er ſein Verhältniß zu Friederiken angefangen und abgebrochen hatte, keine Vorwürfe.

Meiſt nur gewöhnliche Menſchen empfinden auf der Stelle einen Schmerz oder eine Verpflichtung, die ſie nicht minder ſchnell mit ſich abzufinden oder zu verwinden pflegen. Als er aber nach einiger Zeit dazu gekommen war, ſeine Schuld einzuſehen, fiel ſie ihm deſto ſchwerer auf das Herz. Er blieb auf der Univerſität nur noch ein halbes Jahr und ging dann nach der Reſidenz, wo er ſeine Studien beendigte. Dieſes erſte und letzte Liebesabenteuer, das er beſtanden, hatte ihn menſchenſcheuer und ſchroffer gemacht, als er vorher geweſen war. Er lebte fortan ausſchließlich ſeinen Büchern und barg hinter anſcheinender Blödigkeit ſogar entſchiedene Abneigung gegen allen geſelligen Umgang. Seine Anſichten vom Leben ſtellten ſich darum auch in den grellſten Widerſpruch mit den Erwartungen, die ſein Vater von ihm hegte, und ſonderten ihn nach und nach von allen ſocialen Verhältniſſen ab. Zumal war ihm der Zuſtand der Frauen höherer Stände ein Dorn im Auge und wir haben geſehen, mit welchem Gewaltſchritte er ſich den Zumuthungen ſeines Vaters entzog, ſich in den bürgerlichen Lauf der Welt zu ſchicken.

Wir finden Erneſtus von Bingen auf ſeinem Ritterſitze im ſüdweſtlichen Deutſchlande zu derſelben Zeit wieder, als ihm, ohne daß er es ahnet, die Verſuchung jenes gewiſſen Beſuches naht.

Das anſehnliche Gut lag in einem großartig geſchwungenen Hügellande, von umfangreichen Waldungen umgeben. Die dazu gehörigen Dörfer waren in dem Forſte verſtreut, deſſen Nutzung den weſentlichſten Theil der Einkünfte des Beſitzes ausmachte. Die Unterthanen waren arm und rauh wie ihre Heimath, jedoch redlich und betriebſam und ihr Gebieter konnte ſich in ihrer Mitte als ihr Freund und Fürſorger einen ſegensreichen Beruf bereiten. Auch erkannte Erneſtus die Wahrheit binnen Kurzem und gewann ſie ſo lieb, daß er nicht mehr daran dachte, je wieder von ihnen zu ſcheiden. Er bedauerte aufrichtig, daß ſo wenige Güterbeſitzer ſeines Vaterlandes im Stande oder Willens ſeyen, ihrem Berufe gemäß zu leben, und anſtatt die Stütze des Thrones oder der Schutz des Landvolks gegen die Uebergewalt der Städte und ihres Pöbels zu werden, entweder auf dem Lande verbauern, oder an Höfen ſich verflachen und verarmen.

Und wie hat die Staatsgewalt der neueren Zeiten, dachte Erneſtus, ſich an dem Grundbeſitze verſündigt, wie ſehr die Grundfeſten des Staats erſchüttert, indem ſie ihn durch einſeitiges Beſchützen der Städte und ihrer Induſtrie halb zu Grunde richtete! — Der alte germaniſche Staatskörper des vorigen Jahrhunderts, dieſe pedantiſche Anarchie, wie ihn der geniale Heinrich oder richtiger Dietrich von Bülow nicht mit Unrecht nannte, war doch eine gute, ehedem lebendige, wenn auch morſche, ausgehöhlte Form. Da kam der fremde Uſurpator, zertrümmerte ſie, zerſtückte Deutſchland, und es hörte zu ſeinem

Fluche und Unheil auf, es ſelbſt zu ſeyn. Am Ende fiel zwar die Geißel Gottes nieder und das Vaterland ward wieder frei. Es ſollte aber nicht jetzt und nicht ſo wie es konnte wieder Deutſchland werden. Ihr Eigennutz galt den Machthabern mehr als das Geſammtwohl. Sie opferten ihm die Einheit Deutſchlands auf und die tödtliche Wunde, die ihm geſchlagen ward, ſollte ein bloßes Heftpflaſter heilen. — Seit der Zeit verbreitete ſich die Zerſtörung von oben nach unten. Das Alte iſt unhaltbar verloren, das Neue entſteht mit Deutſchlands Wiedergeburt und der begonnenen Wiedervereinigung aller deutſchen Stämme zu Einem Volke, deſſen Haupt ſich wohl auch findet, wann es noth thut. Die Fürſten werden auch die Erſten im Volke bleiben, ſo lange ſie perſönlich zu herrſchen würdig ſind. Der leere Prunk der Höfe dagegen hat ſich überlebt und drückt ſich durch ſein eignes Phlegma nieder. Der Adel, den die Fürſten durch Adeln ſelbſt herabgewürdigt haben, hat mit dem Verluſt ſeiner Vorrechte aufgehört ein Stand oder eine Macht zu ſeyn: jedoch wird ihm ein hiſtoriſcher Name ſtets ein hoher Vorzug bleiben. Eine willkührliche Erneuung des Adels als Körperſchaft iſt undenkbar. Die Zeit iſt ſtärker als die Zeitgenoſſen, und was geſchieht entſteht aus ihr. — Auf welcher Bildungsſtufe ſtehen nun die Großen oder Vornehmen unſerer Zeit? In alten Zeiten ging die Bildung des Volkes von dem Adel auf die geringeren

Stände über, noch früher hegte und pflegte er ſie allein. Eine Schilderung des gegenwärtigen Zuſtandes mancher erſten Geſellſchaft könnte Satyre ſcheinen. Es iſt unglaublich, was ſich darin für die Crême der ſchönen Welt ausgiebt und als ſolche gar den Thron umzieht, um den die edelſten Säfte des Volks in reinen Kryſtallen anſchießen ſollten! Und das gemeine Volk ſoll dem höheren gegenüber ſich in Ehrfurcht und Demuth beſcheiden, bei dem es ſeine eigenſte Sprache und Sinnesart, wo nicht ſeine Sitten antrifft? — Man riß von oben ein, man baut von unten wieder auf! Ja, wenn eine tiefere Bildung wieder zur Herrſchaft der Welt kommen ſoll, muß ſie von dem ſtilleren Bürgerſtande, nicht dem eleganten, dem Affen des Adels, ausgehen, um allerdings von dieſem erſt gekrönt zu werden. Wenn es mit der Demoraliſation in höheren Sphären ſo fort geht, ſtürzt der mittelalterliche Thurm zu keines Standes Schaden allmählig zuſammen und gewinnt der Adlige bei der Erhöhung des Spießbürgerthums zum Staatsbürgerthume eben ſo wie der Bürger ſelbſt, deſſen Name durch ihn wieder populär wird. Der höchſte Grad von Unpopularität ſcheint vor der Hand das Ziel des erſten Standes zu ſeyn, von dem ſo viele Mitglieder ihren Stolz darein ſetzen, alles wahrhaft Große und Schöne in den Staub zu ziehen. Ja, das Verächtliche in Kunſt und Leben iſt ihr Gott wie der des Pöbels, indem der eleganten Impertinenz der Vornehmheit gegenüber eine, möchte ich doch ſagen, unverſchämte Unſchuld fanatiſch wider allen Geiſt wüthet und die ehedem ſo harmlos heitere Phyſiognomie der Bildung der Frauen zu einer grinſenden Maske verkehrt. Es iſt damit ſo weit gediehen, daß alles Gegenſtändliche, das kein bloßes Schemen, anſtößig iſt. Alles natürliche Gefühl wird aus den jugendlichen Herzen gereutet und nur das conventionelle Unkraut wuchert drin. Nur der Schein ſoll gerettet werden und für heilig gelten und die Unſitte wird vertragsmäßig anerkannt, wenn ſie den äußeren Anſtand achtet. Dem Himmel ſey Dank! daß ich mich in den Kreiſen nicht mehr bewege und aus jener Stickluft in dieſe Freiheit und Natur entfliehen konnte, denen mich nichts entreißen ſoll. Hier unter dieſen einfachen Menſchen, bei denen noch die wahre Unſchuld weilt, will ich leben und ſterben. Ich ſage mich für immer von den Nichtigkeiten der großen Welt los, und bis die neue Zeit ſie einmal demokratiſch umgeſchmolzen hat, verſenke ich mich in die Betrachtung vergangener Jahrhunderte oder kommender Geſchlechter, die nicht an den diplomatiſchen Krücken dieſer Zeit der Uebergänge hinken. Wir müſſen noch durch manche Gemeinheit, das ewige Erbgut der Gemeine, durch, bevor das innerlich Todte auch äußerlich abſtirbt und das Materielle, das ſich jetzt ſo breit macht, ſeine rechte Geltung unter dem Ariſtokratismus des Geiſtes wieder gewonnen hat. Allein die Ketten ſind zerriſſen, die

die Zeit in ihrem Laufe hemmten und ſie beginnt ihn erſt. Die Luft und der Thau des Himmels werden die junge Pflanze, die noch kaum den Boden überragt, auch der zufälligen Spuren ihres Urſprungs entledigen . . . . .“

Solch ungemäßigter Geſinnungen voll, kannte Erneſtus, nachdem er in der Hauptſtadt allein die Schattenſeite der erſten Geſellſchaft in das Auge gefaßt hatte, in der einſeitigen Beſchränkung ſeines Urtheils keine Grenzen mehr und ſteigerte, in dem Gedanken an den Unwillen ſeines Vaters und deſſen zu erwartende Vorwürfe, die Aufregung immer mehr, worein ſein eigner rückſichtsloſer Schritt ihn verſetzt hatte. Seine Liebe zu Natur und Einſamkeit, Lektüre und Beſchaulichkeit trieb ihn mittlerweile Tage lang nach allen Seiten ſeiner Waldungen umher, und das Gefühl ſeines Unrechts gegen Friederiken, von deren Verheirathung er noch nichts wußte, Pflicht und Abneigung, es wieder gut zu machen, ließen ihn hier noch weniger als in der Reſidenz mit ſich zur Ruhe kommen. Am ſtärkſten bedrängte ihn das in ſolchen Lebenslagen leicht erwachende dunkle Bedürfniß, den begangenen dummen Streich durch einen vielleicht noch dümmeren ſo zu ſagen wieder auszugleichen.

Es gab in dieſer Gegend eine Anhöhe, von der man eine weite Ferne von Wald und Feld hinter nahen Buchen und Felsblöcken vor ſich ſah, und zu der ſich ſelten ein Menſch verſtieg, weil Erneſtus ſeinen Jägern und Hirten verboten hatte, ihr zu nahen, um in der Einſamkeit ſeinen Träumereien und Grillen nachzuhangen.

Eines Nachmittags lag er hier auf dem weichen Raſen ſeines Lieblingsplatzes, unter einer Art Felſengrotte. Er lauſchte auf das Rauſchen der alten Buchen und ſah dem kleinen Quell zu, der leiſe und geräuſchlos aus dem Boden pulſirte, kleine Wellen Sand wie Blaſen in die Höhe trieb und als Bächlein thalwärts rann und ſprudelte. Erneſtus empfand jenes unbeſtimmte Behagen in dem Genuſſe der Natur, das uns dieſen, eben weil wir keine ausdrückliche Rechenſchaft davon geben können, zu dem höchſten macht, und ließ die belebende Kraft der Sonne auf ſich einwirken, von der er behauptete, daß uns in unſerer Zone auch ihre heißeſten Strahlen wohlthätig ſeyen, ſobald wir uns mit Bedacht und Bewußtſeyn und nicht als todte Materie dagegen verhielten. Ein kleines Buch lag neben ihm und er ſchien geleſen zu haben; jedoch hatten ſeine Gefühle die Gedanken unterdrückt, und indem ſie ſich bildeten, in die Elemente aufgelöſt, aus deren Duft und Hauch ſie entſtanden.

Auf einmal rauſchte es neben Erneſtus. Er ſah langſam vom Boden auf, wie um nur beiläufig dem ſo dreiſt in ſeine Einſamkeit dringenden Luftzuge einen Blick zu gönnen. Allein gleichwie aus ſeinen abenteuerlichen Gedanken herausgetreten, ſtand ein junges ſchönes Weib vor ihm, das, vom raſchen Gange erhitzt, ſo eben um die Felſenecke gekommen ſchien. Der Ausdruck ihres Geſichtes verrieth nicht weniger Verwunderung als das ſeinige; doch umſpielte ein faſt unſichtbares Lächeln ihre Züge. Ihr unbedecktes Haar wallte in braunen Locken über Rücken und Schultern auf das weiße Gewand nieder, und ein kleiner aufgeſpannter Schirm ſchützte ſie gegen die Sonne. Sie grüßte den jungen Mann, der vor ihr aufgeſprungen war, ſchweigend und wollte ſich wieder entfernen. Wie von einer fremden Gewalt gedrängt, ſie anzureden, bat Erneſtus ſie aber, ihm den wunderbaren Traum ihrer Erſcheinung nur in ſofern nicht zu zerſtören, als ſie länger als ein Traum verweile.

Die Fremde erwiederte leichthin, ohne ihn anzuſehen: wenn ſie ihn nicht ſtöre, theile ſie ſeine Einſamkeit auf einige Augenblicke gern, es ſey eben ihre Abſicht geweſen, ſich in dieſer kühlen Verborgenheit von der Tageshitze zu erholen; ſie fügte auf die Frage: ob ſie nicht gefürchtet habe ſich zu verirren? hinzu: Sie halte ſich nie an Wege, ja vermeide dieſe, und querfeld- oder waldeingehend werde man nie gefährdet, ſich zu verirren.

Erneſtus ſchwieg verblüfft und ſie ſetzte ſich ihm gegenüber auf einen bemooſten Stein, indem ſie ſich an einen andern lehnte und das Haupt erſchöpft auf die Bruſt ſinken ließ. Die Fülle ihrer Locken ſchützte ſie gegen den Widerſchein des Sonnenlichtes und warf dunkle Schatten auf das liebliche Bild.

Erneſtus Herz und Sinn war voller Worte gegen ſie und er ſchien faſt beſorgt, ſie nicht zeitig genug äußern zu können. Er ſagte ihr: er lerne den Werth dieſer Einöde immer höher ſchätzen und habe an ſeinen Bergen und Waldungen noch gar nicht den Vorzug erkannt, daß Feen ſie bewohnten. Er verbeugte ſich dazu unbewußt und ſie entgegnete, ihres Sieges ſicher, ſchalkhaft: Er denke menſchenfreundlich genug, ſich ihr ſofort als den Herrn der Berge zu erkennen zu geben. Man wiſſe ja wohl, wer unter dieſem Incognito reiſe, und ſo ſetze er ſie in den Stand, ſich vor ſeiner zwiefachen Macht zu hüten. „Dem ſey indeſſen wie ihm wolle,“ meinte ſie: „Sie haben ohne Zweifel ein Recht zu fragen, wie ich Ihr Gebiet betreten habe? Ich bin eine Fremde, die in ihre öſtliche Heimath reist und der geheimen Lockung nicht widerſtehen konnte, einige Tage in dieſer Gegend zu verweilen. Von einem der nächſten Dörfer aus, wo ich ein gaſtliches Obdach gefunden habe, durchſtreife ich, meinem Hange folgend, die ſchönen Bergwälder, derweil mein alter Diener mich in der Stadt mit Wagen und Gepäck erwartet.“

Erneſtus bedauerte, daß ihr hieſiger Aufenthalt blos Tage währen ſolle und ſagte, wäre er in der That, wie ſie ſpöttiſcher Weiſe annehme, eine Art Rübezahl, ſo würde er ſeine Zaubergewalt dazu miß brauchen, ſie in ſeinem Reiche feſtzuhalten: obwohl er leider bereits Urſache finde, ihre Gegenmittel für ſtärker als alle denkbaren zu erachten. „Ich bin ein moderner Eremit,“ ſprach er weiter, da ihm die Fremde keine Antwort gab: „ich habe die Welt verlaſſen und lebe der Einſamkeit, allerdings nicht vermeſſen genug, in der Standhaftigkeit dem heiligen Antonius zu gleichen; indeſſen weiß ich, daß, wenn ſich weltliche Verführungen ſolcher Art gegen ihn in Bewegung geſetzt hätten, er den Sieg nicht davon getragen haben würde.“

„Hm, hm,“ lächelte die Schöne verführeriſch: „Wie artig für einen menſchenſcheuen Eremiten! Und was hat Sie aus der Welt getrieben, wenn ich fragen darf?“

„Das Unglück,“ verſetzte Erneſtus, „daß ich in einem Stande geboren bin und in Verhältniſſen lebe, die ich verachte, die Unmöglichkeit, anderswie aus ihnen herauszutreten.“

Von dieſen Worten überraſcht, warf die Fremde einen Blick auf Erneſtus, und ſagte, nach einer Pauſe: „Ich verſtehe das nicht. Sollte mein Geſchlecht dabei nicht mit im Spiele ſeyn? nicht gegenſeitig Undank, Ungerechtigkeit, Mißverſtändniſſe und Verſtimmung vergewaltet haben?“ Sie ſah ihn lauernd an.

„O, das iſt ganz gewiß nicht der Fall,“ ſprach Erneſtus bitter. „Ihr Geſchlecht iſt in der neueren

Zeit ſo überaus unſchuldig geworden, daß es auch gegen mich nichts verſchuldet haben kann.“

Die Dame ſtutzte noch erſichtlicher und ſchien eine Vorſtellung zu verfolgen, wo nicht von ihr verfolgt zu werden. Am Ende ſagte ſie bald verlegen und zerſtreut: „Und was für heilige Andacht beſchäftigt Sie in ihrer Abgeſchiedenheit? Iſt es ein Brevier, das ich vor Ihnen liegen ſehe?“

Erneſtus erwiederte: „Es iſt das Taſchenbuch Urania mit Tieck's Novelle: Eigenſinn und Laune.“

„Eigenſinn und Laune?“ fuhr die Fremde auf: „Und was halten Sie davon? Nehmen Sie mit dem unbilligen Dichter auch Partei gegen die unglückliche Emmeline?“

„Man kann es damit halten wie man will,“ ſagte Erneſtus: „Ich mag nicht läugnen, daß ich in gewiſſen Stimmungen geneigt zu glauben bin, der Dichter ſey dieſem Charakter, ſo wie der ihm ähnlichen Charlotte in dem jungen Tiſchlermeiſter zu nahe getreten. Allein wer mit Wort oder Lehre auf ſeine Gegenwart wirken will, wird niemals unterlaſſen, ihr zu dem Zwecke Beides anzupaſſen. Die Schwäche unſerer Zeit hätte ſich vor der enthüllteren Wahrheit oder poetiſchen Gerechtigkeit entſetzt. Vielleicht nöthigte auch die Form den Dichter dazu, Eines und das Andere, dem Dritten gegenüber, dem er individuell höhere Bedeutung leiht, in Schatten zu ſtellen. Die gemeine Gerechtigkeit kann in der Poeſie nicht allenthalben gehandhabt werden, die höhere verläugnet Tieck niemals; und daß er der Heldin dieſer Novelle ſittlichen Werth beimißt, thut er ſchon durch die herrliche Schilderung ihrer Liebe zu ihrer Tochter kund. Dieſe Tochter iſt Emmelinens Seele, die ſich aus dem verlornen Körper geſchieden hat, und der Gedanke, daß alles Unſterbliche in ihr ſich in die Mutterliebe gerettet, tritt wie der reinſte Solitär der Dichtung hervor, um den ſich die andern Schönheiten wie geringere Edelſteine fügen. Die Tochter iſt eine nicht für ſich, ſondern für ihre Mutter Büßende, reuig, ohne Sünderin zu ſeyn, und die ganze Novelle kann für eine Apotheoſe der echten Unſchuld gelten, ſo lieblich leuchtet ihre Blüthe aus dem Schlamme des Laſters.“

Indem beſann ſich Erneſtus auf die ſchon oft erprobte Wirklichkeit und ſchwieg beſchämt, ſich mit ſeinen Herzensergießungen abermals übereilt zu haben.

Er war von hoher Geſtalt, in ſeinen Geberden ruhig und einfach, ſein langes ernſtes, edles Geſicht deutete in dem ungekrümmten Profil Entſchloſſenheit und geraden Sinn an und war jetzt ſinnend dem Abgrunde zu ſeinen Füßen zugekehrt, wo das ſilberne Band des Fluſſes zwiſchen grünen Wieſen und Wäldern glänzte. Auf dem mooſigen Raſen neben ihm ſpannte die kleine Spinne ihre langen, ſonnigen Fäden aus, der Luftzug ſauste ihm leiſe in das Ohr und hoch über ihm weben die Lerchen die Fäden ihrer langgezogenen Töne in die Lüfte und knüpften die Knötchen der Triller hinein.

So frei, rein und hell wie der Ton der Lüfte ſollte unſer Leben ſeyn; wer die Lerche verſteht, wird es nicht anders wollen, dachte Erneſtus unwiſſentlich. Und in eben dieſer Stunde verſtand die ihn beobachtende Sirene, die gekommen war, ihn mit ihrem Geſange zu verlocken, die Lerche ebenfalls, um mit einemmale einzuſehen, wie nichtig alles Andere außer der heiligen Natur und Wahrheit ſey.

Der ſchön geformte Arm der Hörerin ſtützte ſich mit dem Ellbogen auf einen Stein, der Kopf war in die offene Fläche der Hand geſenkt, deren Finger in das Labyrinth der Locken gedrungen waren. Die Geſichtszüge waren nicht ſeelenvoll; ein halb in wildem Spott verhohlner Schmerz beherrſchte ſie und hatte ſich wie in Geſtalt eines tiefen Grübchens auf das Kinn oder, noch ſchärfer angedeutet, in die Mundwinkel gelagert. Alle Muskeln des Geſichts waren ſo von Leidenſchaft durchglüht, daß ſie ihre Rechtfertigung gleichſam in ſich ſelbſt fanden und nicht, wie bei unbedeutenden Menſchen, unerklärt blieben. Ihr Auge hing voll unbefriedigter Schwermuth an Erneſtus; ſo wie ſie aber über den Geſang der Lerche ſein feines Lächeln aufgeben ſah, enthüllte ſie eine tiefe Seelenerſchütterung. Von ihrer erſten ſchlau berechneten und ausgeführten Begegnung mit Erneſtus an bis zu dieſem Augenblicke allein auf ſeine

Verführung ausgegangen, lernte ſie mit einem- und zum erſtenmale in ihrem Leben das Gefühl der Liebe kennen, indem das neu in ihrer Bruſt erwachende unabweisliche Verlangen nach Selbſtachtung ſie ihrer vorigen Abſichtlichkeit uneingedenk werden ließ. Die ſchmerzliche Spannung ihrer Seele löste ſich, ſie war beſiegt.

„O, fahren Sie fort,“ flüſterte ſie mit feſter Stimme. „Ihre Worte nehmen meine höchſte Theilnahme in Anſpruch, und betreffen mich näher als Sie glauben. Ich habe das ernſte Thema dieſer Novelle von Andern noch nie ſo erörtern hören.“

„Ihre Erſcheinung,“ äußerte Erneſtus, „hat mich ſchon in das imaginäre Land der Träume verſetzt; und daß ich in dieſer Wildniß dazu komme, mit einer Unbekannten Gedanken auszutauſchen, die man ſonſt nur in dem gedrängten Städteleben, als den Schaum der Civiliſation, von dem Intereſſe des Tages abſchöpft, wird mir ſo natürlich, daß ich gern, als wenn ich allein wäre, meinen Worten ihren Lauf laſſen will.

„Eigentlich auch „Eigenſinn und Laune“ wirft die Frage von der geraden und krummen Lebenslinie auf, die zunächſt in der Novelle „der junge Tiſchlermeiſter“ von dem Dichter zur Sprache gebracht worden iſt. Sobald das Leben mir Genuß gewährt, der den Zuſtand der Seele läutert und erhöht, hört das Walten der Pflicht auf, und bin ich frei, indem ich auf der krummen Linie wandle. Tritt dieſer Fall nicht ein, ſo muß ich nothwendigerweiſe der geraden Linie der Pflicht folgen. Auf der krummen Linie ſicher zu wandeln, kann nur Wenigen gegönnt ſeyn. Wer es wie die Heldin von „Eigenſinn und Laune“ im Frevel thut, muß dafür büßen. Man ſoll nie vergeſſen, daß der Weg der Pflicht die allgemeine Landſtraße iſt und wer ihn ungefährdet verlaſſen will, zuvor mit ſich und der Welt einig ſeyn, das Gebiet kennen muß, das er pfad- und führerlos zu durchſchweifen hat. In Emmelinen iſt kein Ernſt und keine Wahrheit, ſie iſt der Geiſt der Ungezogenheit und Lüge. Urſprünglich war ſie freilich edel und verachtete die Dreſſirten oder ſogenannten Gebildeten. Allein ſie ging in der Verachtung ſelbſt mit unter, da ſie zur Freiheit nicht berufen war, warf ſich, die alte Form verhöhnend, der Formloſigkeit in die Arme und ward alſo allmälig, von dem verzweifelten Gefühle ihres eigenen Unwerths erdrückt, moraliſch wie phyſiſch vernichtet.

„Dieſe Novellen „Eigenſinn und Laune“ und „der junge Tiſchlermeiſter“ ſind beide demagogiſche, indem ſie auf das Volk hinweiſen und es belehren, woher ihm Heil zu erwarten ſteht. Auch haben wir wieder nur von dem geſunden Menſchenverſtande des Volkes, nicht von der halben Bildung und Dreſſur, die zeitgemäße Umgeſtaltung der Welt zu erwarten. Das Volk ſoll immerdar Volk bleiben und der kräftige

Baum ſeiner Natur nicht aus dem freien Boden, worin er gediehen iſt, herausgehoben und in den Gewächshauskübel der Verfeinerung geſetzt werden, in dem er verſchrumpft und eingeht. Die Schranken der Standesverſchiedenheit ſollen nicht durchbrochen, die Perlen der Erkenntniß Einzelner nicht zertreten und als ſcharfer Staub der daran erblindenden Menge in die Augen geſtreut werden. Bewahre dich ſelbſt! Die Achtung vor uns ſelbſt iſt das erſte Moralgeſetz, die Pflicht oder Freiheit, je nachdem es Noth thut. Auch Charlotte in dem Tiſchlermeiſter geht daran zu Grunde, daß ſie mit der Sitte die Achtung vor ſich ſelbſt verliert und in deren Aufgeben den erſten Schritt zur Freiheit der krummen Linie gethan zu haben meint.“

„Doch iſt nicht zu vergeſſen,“ warf die Fremde haſtig ein, „daß die arme Charlotte nur par ordre de Mufti untergeht, und der Dichter damit wider ſeine beſſere Ueberzeugung handelt. Sie hätte wenigſtens die Wohlthat des Todes verdient.“

„Es ſey in Ihrer Behauptung etwas Wahres oder nicht,“ verſetzte Erneſtus, „ſo iſt und bleibt der Dichter ſelbſt das Schickſal ſeiner Geſchöpfe. Charlotte iſt ein ſchöner Schein, die Jugend entführt ihn. Es käme ja auf ſie ſelbſt an, ſich treu zu bleiben: warum hat ſie, wie die meiſten Menſchen ihrer Art, die Kraft nicht dazu?“

„Wie die meiſten Menſchen ihrer Art!“ warf die

Schöne ein, „wo wären die? Das iſt eben die grobe Unwahrheit! Die man im Leben augenblicklich dafür halten könnte, ſind nicht ſo. Ein ſolches Weſen, wenn es möglich wäre, müßte mehr innerlichen Halt haben.“

„Nach Zeit und Umſtänden, ja,“ ſagte Erneſtus. „Allein der Schein verſchwindet ſpurlos. Der Dichter veredelt alles was er berührt und wenn der größere zuweilen in Ironie übergeht, kann er ſich auch der Ausübung der Gerechtigkeit entziehen wollen. Der echte Dichter iſt überdies immer ſubjektiv und wobald man ihn fälſchlich objektiv nennt, nur in erhöhtem Grade Dichter. Tieck konnte mehr als einen Grund haben, die ſelbſt von der Idee des Kunſtwerkes bedingte poetiſche Gerechtigkeit Charlotten zu verweigern, und wenn er ſie mit einer gewiſſen Unbeſtimmtheit allerdings preis gibt, ſtellt er gegen den Anſchein wieder Zweifel auf, und macht es nicht undenkbar, daß ſie unter andern Verhältniſſen Recht behalten könnte. Es wäre dies nur eine andere Aufgabe für die Poeſie.“

„Sie könnten ſich ein halbverlornes Weib alſo bedingungsweiſe poetiſch gerechtfertigt denken?“ wagte die Fremde mit der noch halb ſchüchternen Frage ſich hervor.

„Weßhalb nicht?“ verſetzte Erneſtus. „Ich wünſche mir ſogar Glück, daß Sie es zu thun ſcheinen. Die Frauen laſſen der Wirklichkeit hierin ſo ſelten ihr

Recht angedeihen. Und doch iſt das Leben ſo groß. Warum ſollten ſie es nicht ebenfalls auf den Biegungen der krummen Linie durchgehen dürfen? Gewinnen wir die Krone des Sieges nur um jeden Preis; es iſt einerlei, wie viele moraliſche oder geiſtige Gliedmaßen in dem Kampfe verloren gehen."

„Sie ſprechen eine verhängnißreiche Wahrheit aus," erklärte ſich die Fremde, „und ich läugne nicht, daß ich mit Ihnen einverſtanden bin. Es kommt nur darauf an, daß wir das Bedürfniß des verlornen Gliedes in uns ertödten oder die Wurzel ausreuten, um unſerem Selbſtgefühle nach kein Krüppel zu ſeyn. Nur der feſte Wille iſt erforderlich, uns auch hienieden unter jeder Bedingung zu beſeligen. Keine Einbuße . . . . ."

Sie wollte ſagen: „kann es unmöglich machen;" jedoch verſchloß ihr eine heimliche Gewalt den Mund, deſſen ſchmerzlichen Ausdruck ein Anflug kühnen Uebermuthes augenblicklich verſchleiert hatte. Ihr Schweigen mißdeutend, brach Erneſtus in die freudigen Worte aus: „Sie verwirklichen das höchſte Ergebniß unſers merkwürdigen Geſpräches, ſchöne Pilgerin; und ich erſtaune immer mehr über unſer wunderbares Zuſammentreffen."

Er wollte weiter reden, die Fremde fiel ihm aber mit oft erprobter Geiſtesgegenwart in das Wort. „Die wahren Wunder unſers Lebens," ſagte ſie, „liegen ſelten da, wo wir ſie vermuthen und ſo, denke ich, käme Ihnen bei näherem Zuſehen dieſe anſcheinend ſeltſame Begegnung wohl begreiflich vor. Brechen wir davon ab. Das Geſchehene möchte nicht zu ändern ſeyn. Wozu die Erklärung vor der Zeit, da alles ſeinen unabänderlichen Lauf und ſeine höhere Fügung hat. Sehen Sie hier auf das Nächſte, wie die Pflanzen, Blätter und Gräſer zu Tauſenden aus dem Boden wachſen und im Winde ſchwanken. Wer achtet auf ihrer einen und weiß von ihm, ob er zu ſeiner Reiſe und Ausbildung gedieh, zertreten oder vernichtet ward? Jedoch hat jeder Halm ſein eignes Schickſal, das wunderbar zu betrachten oder zu verfolgen ſeyn würde, und den Halmen gleich wachſen und wanken die Menſchenſchickſale und Glückſale durcheinander. Der Wind des Zufalls miſcht ſie und es kann der Einſamſte, Vergeſſenſte, ohne daß die Welt es ahndet, glücklich ſeyn."

Ein Regen, der ſich inzwiſchen zuſammengezogen hatte, trieb das Paar unter die Grotte, und ſie beſprachen daſelbſt die Eigenthümlichkeit des Landes, mit der Erneſtus die Fremde bekannt machte, bis der Himmel wieder klar war und er ſie nach ihrer Wohnung zurück begleitete.

Beim Untergang der Sonne hingen die Bäume voll Tropfen, die funkelten und fielen und wie lauter Diamanten auf den Blättern zitterten oder bunt im Graſe leuchteten. Der Vollmond ging auf, und dahinter glühte ein dunkles Wetter blitzesſchwanger durch die Dämmerung, ſo oft die feurigen Zuckungen ſeine Ränder ſchwellten. Kleine weiße Wölkchen ſchwammen neben dem Monde und eine große glänzende Wolke mit zwei weißen Flügeln und ſchwarzem Leibe und Schwanze ſtand, einem ungeheuren Vogel ähnlich, vor der Scheibe, die wie ein Auge aus ihrem Kopfe ſchien. Weißlicher, von der Tageshitze erzeugter Duft hüllte die Atmoſphäre der nach Kühlung ſchmachtenden verſengten Erde ein, unferne Muſik, in Mondſchein zerfließend, drang durch das allgemeine Schweigen und ein dunkler Arm des Wetters legte ſich über den Mond weg, um Himmel und Erde mit einem glanzloſen Trauerflor zu überziehen.

Die Natur ſcheidet oder verbindet immer leichter und dauerhafter als alles, und ſo hatte das Paar Jahre der Bekanntſchaft überſprungen, indem es von dem nächſten Tage an das auf dem Heimwege Verabredete ausführte und gemeinſam die Gegend durchwanderte.

Sie verſtändigten ſich dabei immer mehr und tauſchten ihre Lebensanſichten gegen einander aus. Sie ſchmähten zuſammen auf Welt und Geſellſchaft, entzückten ſich wechſelſeitig an Natur und Freiheit und laſen gemeinſam die Poeten, die ſie liebten. Auch erkletterten ſie mit einander die Höhen oder ruhten in den Thälern und wo Wandas Kraft nicht ausreichte, zog Erneſtus ſie mit ſtarkem Arme ſich nach oder trug ſie ſcherzend durch Geſtrüpp und Gräben.

Er mußte ſich oft ſammeln und beſinnen, daß dieſe Wirklichkeit kein Traum ſey, den ihm ſeine abenteuerlichen Phantaſien vorgaukelten. Es waltete eine Vertraulichkeit zwiſchen ihnen vor, als ob es nicht anders ſeyn könne, und doch verhinderte ſtündlicher Reiz und Genuß jeden Ausbruch von Leidenſchaft und hatte kein Verlangen Zeit ſich anzuſammeln.

Als Wanda nach einigen Tagen erhitzt, athemlos, wild, einen Berg herabgeflogen kam, auf dem ſie ſich wie Kinder gejagt hatten, ſtürzte ſie dem unten Harrenden, der ſie in ſeinen Armen vor dem Falle auffing, unaufhaltſam an die Bruſt. Es war ein Moment des höchſten Entzückens, indem ſie ſich unwillkürlich den erſten Kuß gaben. Ein jäher Schreck löſte ihn ab und ſie flogen eben ſo ſchnell aus einander als zuſammen. Zwei Feldhühner hatten in einer nahen Waldfurche geſeſſen und ſchnurrten aufgeſcheucht in die Lüfte, ſo, daß dem erſchreckten Paare das Herz noch lange nach ſchlug. Sie wandelten eine Weile ſchweigſam und ſinnend neben einander und waren von dem Ausbruch ihrer Gefühle ſelbſt überraſcht.

Von der Zeit an ward Erneſtus nachdenkender, Wanda ernſter. Sie hatte noch keinen Mann geachtet oder geliebt, und nur ein frevelhaftes Spiel mit der Leidenſchaft getrieben, die ſich dafür durch ihre Erniedrigung gerächt hatte.

Jetzt fühlte ſie die erſte ernſte Leidenſchaft und ihre

Hochachtung des Gegenſtandes erhöhte ſie zur Liebe. Im Unglauben an alles Glück war ſie bisher blos reizend, jetzt fühlte ſie einen unwiderſtehlichen Gegenreiz des Lebens und ahnete, daß ihr voriger Uebermuth keine natürliche Seelenſtimmung geweſen ſey, daß der Einzelne nicht ſein Leben lang verläugnen könne, was Millionen als Naturgeſetz heilig iſt. Sie fing an zu begreifen, daß ſie ein Unerſetzliches verloren habe; hielt aber noch die Hoffnung feſt, es mit ihrer Leidenſchaft zu ergänzen.

Eines Tages beſuchte ſie Erneſtus in dem abgelegenen Bauerhauſe, das ſie bewohnte. Es war mit Stroh gedeckt und ſo üppig mit Wein bewachſen, daß die aufgeſchoſſenen Reben ſich wie im Vorgefühle künftiger Traubenlaſt oben niederbogen. Blumen blühten in dem Höfchen vor der Hütte, große Käfer ſummten durch die ſtille Luſt und machten die Gemüthlichkeit gewiſſermaßen hörbar.

Die Kinder der Hausleute ſpielten vor der Thüre und von ihnen hörte Erneſtus, daß ihre Eltern auf Arbeit auswärts und die Fremde allein wäre.

Er fand Wanda nicht im Hauſe und ging durch die Hinterthüre in den Obſtgarten. Da ſaß ſie im Schatten des Hauſes mit einer Handarbeit und weinte, ohne des einen oder andern gewohnt zu ſeyn, da ſie wie unwillig über ihre Thränen, auf einen Fleck vor ſich nieder ſtarrte und nach einigen vergeblichen Verſuchen weiter zu nähen, ihre Hände im Schooße ruhen ließ. Sie hatte Erneſtus im Anfange ihres Umganges eine Schalkhaftigkeit verrathen, die nun ſpurlos verſchwunden war.

Erſt verlegen, dann unwillkürlich zärtlich, bei Gelegenheit wild, heftig, ſchmollend, oder tief verſchämt, ſtill, ſtumm, ſprang ſie aus einem Zuſtand in den andern über, und veranſchaulichte in lieblichſter Abwechſelung einen ſteten Kampf zwiſchen Schmerz und Luſt. Sie ſchien ſich ſelbſt nicht zu begreifen und Erneſtus konnte glauben, ihre erwachende Leidenſchaft ſey der Grund der Veränderung, in der ihre Verlegenheit die ſeinige nicht aufkommen ließ.

Er beobachtete ſie in der Thüre des Hauſes ſo lange unbemerkt, bis er ſich nicht mehr zurückhalten konnte und mit der zärtlichſten Theilnahme nach ihrem Kummer fragte. Sie erſchrak, in dieſem Zuſtande betroffen zu werden, und ſagte, es ſey nichts: ſie habe manchmal ſolche Stunden und Launen, in denen ihre Frauennatur die Selbſtändigkeit ihres Charakters räche. Sie ſtrebte ſich dieſer Stimmung gewaltſam zu entledigen und in einen ſcherzhaften Ton überzugehen; allein Erneſtus unterſtützte ſie in dem Bemühen nicht und ward von ihrer eignen abnehmenden Empfindſamkeit hingeriſſen, ihr ſeine Wünſche auszuſprechen. Sie ſah ihn groß, feſt und nachdenkend an und ihr Auge blickte in die Weite: es war als hafte es an einem fernen Gegenſtande. Plötzlich beſann ſie ſich wie auf ein Entſetzliches und ihre mühſam errungene Faſſung ging verloren. Ein Erneſtus unbegreiflicher Sturm von Gefühlen überkam ſie. Unwillen, neue Thränen, Lachen, Zorn, kindiſcher Spott, Scham überzogen ihr Geſicht bald mit Purpur bald mit Todtenbläſſe, und ſeine leidenſchaftlichen Erklärungen machten ſie nur kälter und abſtoßender gegen ihn, bis ſie, ohne vorgängige Andeutung ihres veränderten Gefühls, ihm ihre Hand reichte und erklärte, ſie wolle die Seinige werden. Kaum ausgeſprochen, ſchien zwar dieſer Entſchluß, den ſie ihrer Seele abgedrungen, ſie zu gereuen; allein Erneſtus rückwirkende Dankbarkeit verhinderte ſie, ihn zu widerrufen.

Sie ſtand auf, um einige Erfriſchungen zu beſorgen. Sie deckte einen kleinen Tiſch zum ländlichen Abendeſſen und brachte Milch und Früchte. Er glaubte, das wunderbare Weſen noch nie ſo reizend als in der Beſchäftigung als Hausfrau geſehen zu haben. Sie war trotz dem, daß ſie nur in großen Verhältniſſen gelebt zu haben ſchien, ſo praktiſch, ſchlicht und entſchieden. Und dazu das Räthſelhafte ihrer Erſcheinung. Ihr geiſtreiches, poetiſches Geſpräch, ihre kindliche Liebe zu Natur und Natürlichkeit, unbeſchadet aller Geiſteskraft und Energie, ihre vertrauliche zarte Weiblichkeit, die noch ſo neu und friſch aus der Knospe gebrochen. — — Erneſtus fühlte ſich bei dem Gedanken an ihren Beſitz im Paradieſe. Seine kühnſten Träume von ſeiner dereinſtigen Lebensgefährtin gingen in Erfüllung. „Das iſt das Weib, wie es ſeyn ſollte, die freie Frau, die wahre Unſchuld!" rief er bei ſich aus.

Wanda ſprach während des Abendeſſens von ihren heimiſchen Verhältniſſen. Sie war die Tochter eines ruſſiſchen Fürſten und einer deutſchen Magd. Ihre Mutter, die ſie nie gekannt hatte, war früh geſtorben und es mußte bei ihrem Tode eine gewaltſame Kataſtrophe ſtattgefunden haben, die ſie nicht ergründen konnte. Ihr Vater liebte und behandelte ſie wie eine rechtmäßige Tochter. Er ließ ihr die feinſte Erziehung geben und mochte ein ihrer Mutter zugefügtes Unrecht gegen ſie wieder gut machen wollen. Er hinterließ ihr bei ſeinem Tode ein anſehnliches Vermögen, und da ſie eben erwachſen und unabhängig geworden war, mit ihrem noch unmündigen Halbbruder aus rechtmäßiger Ehe, dem Erben der großen Güter ſeines Hauſes auch in unfreundlichen Verhältniſſen lebte, ſo gab ſie ihrem Abſcheu vor allem Ruſſiſchen nach und reiste nach Deutſchland, wohin ihr ihre Zinſen richtig ausbezahlt wurden. Die Abſicht ihres Vaters, ſie anzuerkennen und ſeinem Stande gemäß zu vermählen, hatte ihr hohe und ſtolze Lebensanſichten beigebracht, ſie aber zugleich verleitet, ihre Verhältniſſe von einem allzufreien Standpunkte aus anzuſehen und ſich mancher nothwendigen Sitte zu überheben. Alleinſtehend und einſam, durchwanderte ſie als Abenteurerin viele Länder und Gegenden und bildete das Demagogiſche in ihren Anſichten, Gedanken und

Gefühlen immer rückſichtsloſer aus. Sie haßte allen Zwang des Herkömmlichen und wandte alle Mittel an, ſich von deſſen Bande los zu machen, ward durch kein ſtarkes Gefühl der Achtung oder Liebe vor den ſchlimmſten Verirrungen bewahrt . . .

Wanda hatte nach dieſer Erklärung Erneſtus mit einem ſcheuen Blicke angeſehen und eine Weile angeſtanden, weiter zu reden; da er ihr indeſſen, fern von Nebengedanken, mit geſpannter Aufmerkſamkeit zuhörte, beſchloß ſie ihre Mittheilung mit folgenden Worten:

„Jetzt ward mein Bruder mündig und wandte ſeine erſte Selbſtändigkeit dazu an, mir meine Einkünfte vorzuenthalten. Meine Bitten und Beſchwörungen, gerecht und billig gegen mich zu ſeyn, blieben fruchtlos; er verhöhnte mich als Baſtard, und wie hätte ich in Rußland überhaupt, geſchweige in meiner perſönlichen Lage den Gedanken faſſen dürfen, mein Recht gegen einen einflußreichen Mann zu verfechten! Ich mußte das Unrecht ſchweigſam dulden, und hätte nicht einmal die Mittel gehabt, ihn anzuklagen. Jahre lang dauerte meine Noth und Bedrängniß, wiewohl ich ſo vielerlei Bedürfniſſe und der Befriedigung aller Wünſche gewohnt geweſen war, und damit erhielt mein Charakter ſeine Ausbildung. Ich hatte die entſetzlichſten Kämpfe mit mir zu beſtehen und ſiegte zuletzt über Erziehung und Verwöhnung, indem ich alles Ueberflüſſige entbehren lernte.

Allein meine Verachtung meiner ſelbſt und der Menſchen, ich möchte ſagen, alles Zeitlichen, erreichte auch den höchſten Grad, und ich rächte mich an den Reichen und Vornehmen auf eine Art, die ich Ihnen nicht angeben kann. Des Nächſten mehr davon, mein Freund, und damit zugleich meine Antwort auf die Frage: ob ich für das Leben die Ihrige werden kann und darf.“

„Wozu die Antwort, die Ihre Einwilligung in Frage ſtellt?“ rief Erneſtus. „Ich errathe, was Sie ſagen können. Sie kennen meine Grundſätze von der wahren Unſchuld und Weiblichkeit, ich kenne Ihren Seelenadel, Ihre Treue gegen ſich ſelbſt, Ihren Charakter!“

„Sie errathen, kennen nichts von Allem,“ ſprach Wanda heftig, wiewohl mit leiſer Stimme und wandte das Antlitz. „Ein einziges Weib vermag, wenn die Umſtände ihr entgegen kommen, ſich ärger als zehn Männer zu verirren. Genug davon für heute. Ich vermag in dieſer Stunde nicht offen gegen Sie zu ſeyn. Laſſen Sie mich mit wenigen Worten meine Geſchichte auserzählen. Mein unfreundlicher Bruder ſtarb vor nicht langer Zeit und ein Bruder meines Vaters war ſein Erbe. Dieſer edle Mann hatte mir ſchon früh wohlgewollt und, ſpäter auf Reiſen, leider nichts von meiner traurigen Lage erfahren. Mehrere Briefe, die ich mit der Bitte um ſeine Vermittlung an ihn geſchrieben, waren verloren gegangen. Ich hatte dies nicht gewußt und ferner aus

Stolz unterlaſſen, ſeine vermeinte Theilnahmloſigkeit um Beiſtand anzuſprechen. Doch erfuhr er, heimkehrend, nicht ſobald mein Mißgeſchick, als er ſich beeilte, das Unrecht meines Bruders an mir gut zu machen, und mir vollkommene Sicherheit über mein Vermögen in die Hand zu geben. Ich darf in Folge deſſen nun darauf rechnen, den Druck des Lebens in der Hinſicht überſtanden zu haben. Ach! mein theuerſter Freund! aber wie habe ich ihn überſtanden? Ich ſchaudere, wenn ich an die Vergangenheit denke. Wie weit kann die unglückliche Gabe des Geiſtes oder Verſtandes ein ſchwaches Weſen verleiten, das keine moraliſche Stütze in ſich, keinen Freund, keinen elterlichen Rathgeber und Warner hat! Wohin kann ſein Lebensſchiff, ohne die Anker des Glaubens, der Liebe und Hoffnung verſchlagen werden! Mich ſchützte keins dieſer himmliſchen Gefühle und ich ſollte die Abgründe der modernen Hypergenialität ermeſſen: ich ward als Frau zum Eckſtein, den die Baumeiſter alle verwerfen müßten . . . . . .“

Hier kehrten die Bauersleute vom Felde zurück und traten, das Alleinſeyn der Liebenden ſtörend, heran, um ihren Herrn redſelig zu begrüßen. Die durch ihre eigenen Worte erſchütterte Wanda mußte auf ihre Stube flüchten, um Faſſung zu gewinnen, und als ſie wiederkam, fand ſich keine Stimmung und Gelegenheit, ihr anfängliches Geſpräch mit Erneſtus auf’s Neue anzuknüpfen.

Sie begleitete ihn auf ſeinem ſpäten Heimwege durch das Dorf, in dem durch Obſtbaumpflanzungen das Abendroth ſchimmerte, die Männer vor den Thüren die ſchallenden Senſen klopften, Kinder die Kühe von der Weide trieben und ſchwerbeladene Erntewagen von Hunden angebellt einfuhren, um das Bild des Traulichen und Häuslichen in der Stimmung des Jünglings mannichfaltigſt abzuſpiegeln.

Erneſtus von Bingen war vierzehn Tage früher, als ihn ſeine Mutter erwartet hatte, auf die Welt gekommen, und hatte alſo ſchon mit ſeiner Geburt Verwirrung angeſtiftet, derzufolge man von ihm behauptete, daß ſeine eigenthümliche Neigung zu Ueberraſchungen und Abneigung, ſich überraſchen zu laſſen, in eben dem Naturgeſetze jener erſten Ueberraſchung ihren Grund habe. Von Liebe und Glück berauſcht, wieder auf ſeinem Schloſſe angelangt, malte er ſich mit den glänzendſten Farben aus, wie herrlich es ſeyn müſſe, ſeine Braut mit der Trauung zu überraſchen, und gewann den einmal gefaßten Gedanken bald ſo lieb, daß derſelbe zur That reifte: ja ſeltſamerweiſe verband er damit ſogar ein Verlangen, das ihm in anderer Stimmung nur Widerwillen erregt haben würde, ſeine Hochzeit mit Wanda recht feierlich zu begehen und die ihm faſt unbekannte Nachbarſchaft dazu einzuladen. Der Gedanke, den ſchönſten

Tag ſeines Lebens durch den Aufruhr einer ſolchen Geſellſchaft zu entweihen, hätte ihm ſonſt unerträglich fallen müſſen; in ſeiner jetzigen Aufregung war es ihm gerade recht, nach einer Ausnahme, die er ſich in der Art geſtattete, die alte Regel wieder feſt zu ſtiften. Die Ausführung ſeines gewichtigen Entſchluſſes beraumte er für einen Tag an, an dem er ſeine Freundin eingeladen hatte, zum erſtenmal auf längere Zeit in ſeinem Schloſſe ſein Gaſt zu ſeyn, und er war überzeugt, ſie könne ſeinem Glücke keinen beharrlichen Widerſtand entgegenſetzen, ſobald ſie bei ihrer Ankunft hinter ſein Geheimniß komme.

Wanda hatte aber auch beſchloſſen, ihm an dieſem Tage ihr Inneres mitzutheilen, deſſen frühere Verſchrobenheit ſie nun erkannte, ohne in ihrer ſubjektiven Befangenheit errathen zu können, wie die übrige Welt ſie richtete. Ihr fürſtlicher Rang war in ihren Augen vordem ſo ſehr außer Frage geſtellt, daß ſie ſich darum über die Befolgung mancher Pflichten und Geſetze erhaben geglaubt hatte und in dieſer ſonderbaren Selbſtüberſchätzung durch Verachtung Anderer verächtlich geworden war. Jetzt ſiegte das Deutſche in ihrer Natur über das Slaviſche, die mütterliche Demuth über den väterlichen Stolz und erwachte die echte weibliche Würde zum erſtenmal in ihrem Gemüthe, um ihre Herrſchaft niemals wieder aufzugeben. Unter andern Verhältniſſen hätten dieſe Erkenntniſſe Wanda gewiß tief gebeugt, da ſie aber die Menſchen gut genug kannte, um zu wiſſen, wie wenig Ernſt es den Meiſten mit ihrem Thun und Wollen iſt, ſo ſah, trotz ihrer Zerknirſchung, ihr angeborner Leichtſinn immer die Möglichkeit ihrer Verbindung mit Erneſtus für den Fall vor Augen, daß derſelbe ihre Eröffnungen vertrüge. Ja, ſie war ſeiner faſt nicht weniger, als ihrer ſelbſt gewiß und es ſagte jeder Blick, jedes Wort von ihm ihr insgeheim: „Du oder keine Andere!“ was der einfache Wiederhall der Rede ihres Herzens war. Sie durfte ebenſowohl hoffen, ihn in der Ehe zu beglücken, als durch Ausdauer in Sitte und Ehrbarkeit ſeinen Vater mit ſich zu verſöhnen. War ſie ſich doch bewußt, daß die erſte Geſellſchaft in dem Ehrenpunkte, der ſie mit betraf, keineswegs unbeſtechlich ſey. Und ſeitdem die Liebe zu Erneſtus ihr Herz gerührt, hatte ſie unabläſſig „der Gott und die Bajadere“ von Goethe im Sinne haben müſſen, in dem Gefühle, das nach und nach ihre Seele ausgefüllt, erſt recht die bedeutungsvollen Worte verſtehen lernen: „iſt Gehorſam im Gemüthe, wird nicht fern die Liebe ſeyn.“ Gehorſam, Pflicht und Demuth ward ihr mit der Sitte eins.

Als Erneſtus am Vorabende ſeines Hochzeitsfeſtes in Gedanken das Leben erörterte, das er künftig mit Wanda führen werde, und die Ueberraſchung, die er ihr und die er ſeinem Vater bereite, erwog, ſobald er ihm nach der Vollziehung ſeiner Ehe kund thue, wie er aus einem Weiberfeinde ein erklärter Weiberfreund geworden, mußte er über ſich und den Umfang dieſer Umwälzung lächeln. „Ja, wenn nur erſt die Rechte kömmt,“ dachte er, „ſo wirft ſie alle Grundſätze durcheinander!“ Auch konnte er ſich die Spannung und das nachmalige Erſtaunen der Geſellſchaft, die zu einer Hochzeit kam, von deren Umſtänden ſie ſo wenig ahndete, nicht komiſch genug vorſtellen. Er war gemeint, ſie mit den ſeltenen Vorzügen ſeiner Braut und ihrer unvergleichlichen Eigenthümlichkeit zu verblenden und hatte das große Feſt beſonders ſeines Vaters wegen veranlaßt, damit er ihm nicht vorwerfe, den Anſtand vernachläſſigt zu haben. Er hatte ihm recht bündig zu beweiſen vor, daß er bei Gelegenheit die Würde des Hauſes ebenfalls zu vertreten verſtehe.

Erneſtus legte ſich ſpät ſchlafen und angenehme Traumbildungen umgaukelten ihn. In der ſchwülen Nacht brach ein Gewitter über die Gegend los. Erneſtus erwachte mit Unbehagen und konnte nicht wieder einſchlafen. Er ſtand verſtört früh auf und erheiterte ſich nur erſt an ſeinen anmuthigen Erwartungen. Er öffnete das Fenſter ſeiner Schlafſtube, um ſich von der friſchen Luft anſtrömen zu laſſen. Zu ſeinem Mißmuthe war der Himmel nicht hell und hatte das Wetter die Luft nicht ſowohl abgekühlt als erkältet. Er eilte ins Freie und auf die Anhöhe, wo er Wanda zuerſt geſehen hatte. Die Sonne ſchien den weißlichen Wolkenſchleier durchbrechen zu wollen, der noch gegen ihre Strahlen Stich hielt. Erneſtus ſtand an dem Abgrunde, von wannen er ſein ganzes Eigenthum überſah. Rauch ſtieg an vielen Stellen des Thales auf und die Schatten der Wälder lagen mitten im Waſſer der großen Teiche. Erneſtus ſchaute durch die zitternden Birken hinunter und fühlte ſich im freien Beſitz dieſer Landſchaft äußerſt behaglich, indem er erwog, wie Wanda's Eigenthümlichkeit in ſo innigem Einklange mit ſeinen Neigungen ſtehe und er allenthalben in ihr das Echo ſeines Herzens wiederfinde.

„Um wie viel beſſer," ſagte er, in dem Gedanken an ihre neulichen Aeußerungen zu ſich, „ſie ſo wie ſie iſt, mag ſie immerhin, wie ich faſt glauben muß, einen Fehltritt begangen haben, mit der Wahrheit und Geſundheit ihres Geiſtes, als eine jener verlegenen Unſchulden aus der großen Welt! Eine wenn auch erſt nach dem Fall geprüfte und feſtgeſtellte Tugend iſt mehr werth, als eine nie verſuchte und nur darum nie gefallene, deren Gefühlsthätigkeit aller Verſuchung abgeſtumpft iſt."

Jedoch lag neben dieſen heiteren Vorſtellungen im Grunde ſeiner Seele eine Bangigkeit, die ihm gleich als bedürfe ſie der Worte, um ſich auszuſprechen, bis an den Mund emporſtieg.

Nach Hauſe zurückgekehrt, erwartete Erneſtus alle Augenblicke Wanda ankommen zu ſehen. Er hatte ſie gebeten, um acht Uhr da zu ſeyn und ſie nicht ſelbſt abholen können, weil mancherlei Anordnungen ſeine Anweſenheit im Schloſſe erheiſchten. Er wollte ſich erſt recht von Herzen mit ihr ausſprechen, auf ihr Verlangen ſich auch ihre Erklärungen geben laſſen, und ſie vorbereiten.

Sie mußte auf ihrem Wege durch die Gartenanlagen dieſſeits des Schloſſes kommen, zu denen ſie den Schlüſſel hatte, und Erneſtus ſaß erwartungsvoll in einem Bosket unweit des Eingangs, wo ſie von der Unruhe des Hauſes ungeſtört bleiben konnten.

Er hatte die Trauung pünktlich um zehn Uhr veranſtaltet, und die Gäſte waren darauf vorbereitet, daß der Hausherr ſich und ſeine Braut ihnen erſt nachher vorſtellen werde. Sie verſammelten ſich gleich in der Kirche und ſollten erſt nach der Ceremonie ein Frühſtück einnehmen. Es ſchlug acht Uhr und Wanda kam noch nicht. Erneſtus wagte aus Beſorgniß, ſie zu verfehlen, keinen Fuß aus dem Garten zu ſetzen. Es ſchlug neun und er wußte nicht, woran er war. Entgegenſenden konnte er ihr Niemand, damit ſein Geheimniß nicht verrathen würde. Die zehnte Stunde rückte näher. Erneſtus hörte einen Wagen nach dem andern in den Hof raſſeln und ſah die Gäſte von weitem ſich an ihren Platz begeben, wo ſie, wenn auch ſchon auf Abenteuerliches gefaßt, nicht wenig ſtaunten, einer von dem Andern zu vernehmen, daß Niemand wiſſe, wer und woher die Braut des Freiherrn ſey. Sogar der Prediger wußte nichts davon und hatte für ſeine Bereitwilligkeit, die Trauung ohne die vergängigen Förmlichkeiten zu vollziehen, das Ehrenwort ſeines Patronatsherrn erhalten, daß der Verbindung keine Hinderniſſe im Wege ſtänden.

Es ſchlug von dem Schloßthurme die zehnte Stunde und in der Kapelle war Alles zu der heiligen Handlung in Bereitſchaft. Erneſtus hatte in ſeiner Verwirrung nicht Geiſtesgegenwart genug gehabt, wegen Wanda's Ausbleiben ſeinen Gäſten zuerſt das Frühſtück ſerviren zu laſſen und die Trauung einige Stunden zu verſchieben. Er wollte vor Ungeduld verzweifeln — als endlich dennoch die Gartenthüre aufgeſchloſſen ward und die Erſehnte hereintrat. Er flog ihr mit Entzücken entgegen. „So ſpät!“ rief er, „ſo ſpät, Wanda! Ich wußte ſchon nicht mehr, was ich von Ihrem Ausbleiben denken ſollte.“ — Sie entſchuldigte ſich mit Unpäßlichkeit und ſchien über ſeine Aufregung verwundert. Man ſah ihr an, daß ſie geweint hatte, und die Spur der Thränen konnte ein ſo ſtarkes Weſen nur verſchönen. Sie hatte ſich auf ihre Erklärung gegen Erneſtus ernſtlich vorbereitet und war von dem Einblicke in ihr Inneres, den ſie dabei thun müſſen, tief erſchüttert. Sie war kaum im Stande, ihre Faſſung zu behaupten und achtete auf Nichts, was außer dem Hauptzuge ihrer Gedanken lag.

Erneſtus verſah ſich deſſen und wußte es ſich nicht zu deuten. Doch drängte die Zeit und vermochte er der Urſache nicht nachzuforſchen. Er konnte die

Trauung nicht mehr aufſchieben und befand ſich in der ärgerlichſten Verlegenheit, da nicht einmal Zeit ſich zu erklären, geſchweige Wanda mit der bereitliegenden hochzeitlichen Kleidung zu ſchmücken, übrig war. Das Letztere, tröſtete er ſich, wäre überdies überflüſſig geweſen, und es war beſſer, daß es nicht geſchah. Es kam alſo nur darauf an, ſie mit ein paar Worten vorzubereiten: ihr die Ueberraſchung völlig zu benehmen, hätte er nicht gewagt, und ſo ſagte er ihr etwas feierlich, wie er ſie eigentlich nur als Hausfrau und Gebieterin ſein Schloß habe betreten laſſen wollen, und fragte ſie, ob ſie nach wie vor geſonnen ſey, ihm ihre Hand vor dem Altare zu reichen? Wanda war, wie geſagt, weit entfernt, den geheimen Rückenhalt dieſer Anrede zu errathen, und erwiederte ſchüchtern: ſie habe ihm ihre Geſinnungen und Gefühle aufrichtig an den Tag gelegt und ſey von Herzen die Seinige. Ob ſie ſich aber im wirklichen Leben das Glück gönnen dürfe, ſeine Gattin zu werden, ſey eine weit bedenklichere Frage, als er ſich vorſtelle. Ihm darauf befriedigend zu antworten, habe ſie ſich für den heutigen Tag vorgeſetzt, wiewohl ſie ſich außer Stande fühle, dies ſo unmittelbar zu thun, als er zu erwarten ſcheine. Er möge ſie die Stunde und Gelegenheit ſelbſt ergreifen laſſen.

Erneſtus Geſichtszüge erheiterten ſich. Er faßte ihre Hand und ſagte: „Dies iſt mir genug. Mehr als die einfache Erklärung, die Sie mir gegeben haben:

daß Ihr Herz keine Einwendungen hat, verlange ich nicht. Vergangene Verhältniſſe können mich an der Erreichung meines Zieles und meiner Wünſche nicht hindern. Ich bin auf Alles gefaßt, was Sie mir zu vertrauen haben; geſtatten Sie mir nur, es nicht früher anzuhören, als nachdem um Ihrer und meiner Würde willen geſchehen iſt, was die Gegenwart nicht verbietet.“

Mit dieſen Werten führte er ſie durch eine Seitenpforte in das Schloß und über die Corridore der Kapelle zu. Wanda folgte ſchweigſam, ohne zu einem Entſchluſſe zu kommen. An der Kapellenthür wartete der Kammerdiener, er öffnete und nach zwei letzten Schritten ſtand das Paar inmitten der Verſammlung vor dem Altare. Erneſtus grüßte im Halbkreiſe mit einer Verbeugung und der Prediger nöthigte Braut und Bräutigam, bei dem Beginnen des Gottesdienſtes, auf den für ſie bereit ſtehenden Stühlen Platz zu nehmen. Wanda hatte vor Ueberraſchung die Sprache verloren, befolgte jedoch unwillkürlich den Wink des Predigers und Erneſtus Beiſpiel. Dieſer beobachtete ſie mit Bangigkeit, derweil ein paar Strophen eines Kirchenliedes geſungen wurden, und Wanda fand ſo viel Beſinnungskraft, verſtohlene Blicke über den Kapellenraum gleiten zu laſſen und ſich der auf ſie gerichteten Neugier zu verſehen.

Scham über ſich, Verachtung ihrer Selbſt, glühender Unwille gegen die Welt, ſowie abwechſelnd

Liebe und Leidenſchaft beherrſchte ihre Seele und ſie hatte das immer peinlicher werdende Bewußtſeyn, den geiſtigen Grund und Boden zu verlieren, worauf ſie fußte. Alle Schmach und Schrecken ihrer Vergangenheit, das Angedenken deſſen, was ſie hierhergeführt, bedrohten und verhöhnten ſie. Und wie ſollte ſich ihr die Zukunft geſtalten, wobald das bekannt würde, wie würden die Menſchen von ihr denken, wie ſie behandeln, in welches Verhältniß mußte ſie zu Erneſtus nächſten Angehörigen treten? Was dachte, was that er vielleicht ſelbſt . . . . ? Hinwieder machte ſich auch ihre Liebe zu ihm und ihre Ueberzeugung von der ſeinigen gelten. Ihr Seelen- und Charakterſtolz erhob ſich . . . . kurz es trug alles dazu bei, ſie in eine Stimmung zu verſetzen, in der ſie nicht wußte was ſie thun und laſſen ſollte. Da ſprach, nach beendigtem Liede, der Prediger eben eine kurze Trauungsrede, als Erneſtus ſich verſah, daß der Kranz vergeſſen worden. Ein Wink unterrichtete den aufmerkſamen Kammerdiener, der ihn herbeibrachte und dem Prediger überreichte. Dieſer nahm die grüne Myrthe und ſchmückte Wanda, wie ſie meinte, zu ihrer grauſamſten Verhöhnung. Dann ſollte die Ceremonie des Wechſelns der Ringe ſtattfinden, das entſcheidende Ja ausgeſprochen werden. Sie riß ſich den Kranz vom Haupte, der es nur einen Moment bedeckt hatte und warf ihn zu Boden, indem ein Thränenſtrom aus ihren Augen brach. Sie rief dem beſtürzten

Geiſtlichen, anſtatt des erwarteten Ja, ein durch die Kapelle wiederhallendes Nimmermehr! zu, und eilte wie ein geſcheuchtes Reh von dannen.

Ein grenzenloſes Erſtaunen der Verſammlung war die Folge und Erneſtus blieb ſtarr dem Paſtor gegen über ſtehen. Ein Gemurmel wälzte ſich von beiden Seiten auf ihn zu. Der Geiſtliche würde gern geſprochen haben, wenn ſich ein Wort aus ſeinem offenen Munde hätte loswinden wollen. Erneſtus erkannte endlich was der Augenblick erforderte, und bat den Prediger, ihn und ſeine Braut bei den Gäſten zu entſchuldigen: er wiſſe nicht, was er von dem Vorgange denken ſolle; ein wunderbares Mißverſtändniß müſſe obwalten, oder ein plötzliches Unwohlſeyn ſeine Braut betroffen haben. Für diesmal könne von dem Hochzeitfeſte nicht mehr die Rede ſeyn. Nach dieſer Erklärung verſchwand er in der Verfolgung Wanda's und entledigte ſich der Prediger ſeines Auftrags an die Gäſte, die ſich unter Theilnahme, Spott oder Aerger auf den Wegen, die ſie hergeführt hatten, wieder entfernten und ihre Neugier nicht blos unbefriedigt, ſondern höchlichſt geſteigert ſehen mußten.

Erneſtus konnte anfangs nicht entdecken, wohin ſich die flüchtige Wanda gewendet hatte und nahm nur aus einigen Umſtänden wahr, daß ſie nicht durch den Garten enteilt ſey. Die Dienerſchaft war in der Kapelle verſammelt geweſen und hatte ſie nirgend geſehen.

Er trat müde und abgeſpannt in ſein Zimmer, um ſich einige Ruhe und Ueberlegung zu gönnen, und — am Boden vor dem Sofa kniete die Vermißte, die in der Haſt die rechte Thüre verfehlt und ſo lange vergebens nach einem Ausgange geforſcht hatte, bis ſie in Erſchöpfung und halber Bewußtloſigkeit hier niedergeſunken war. Die Bemühungen des Liebenden brachten ſie zu ſich und nun konnte ſie ſeinen eindringlichen Bitten nicht anders begegnen, als daß ſie den Schleier, der auf ihrer Vergangenheit lag, vor ſeinen Augen wegzog. Sie ſagte ihm ohne Schonung ihrer ſelbſt, wie ſie ſeither gelebt und was ſie zu ihm geführt habe und erklärte ihm ſomit zur Genüge die ſeltſame Scene, in die ſie ihn als Mitſpieler eingeführt, dem Ueberraſchungsſüchtigen alſo die wider Willen erlebte kleinere Ueberraſchung durch eine größere löſend. Sie hatte aufrichtig auf Erneſtus verzichtet, ſeitdem ihr durch ihre eigenen Eröffnungen der Umfang ihrer ehemaligen Verirrungen klar geworden war, und erſt vor dem Altare die Ueberzeugung von ihrem Unrechte ſie durchdrungen, erſt in dem Anblicke des ſymboliſchen Kranzes der Inbegriff deſſen, was er zu bedeuten und ſie ſelbſt unwiederbringlich verloren habe, ihr inneres Auge erſchreckt. Sie ſah nun wohl ein, daß die Frau, die einmal die Sitte brach, von dem Verderben ſchwerlich zu retten iſt. Sie hatte verblendeterweiſe gemeint, wo nur mit Geiſt betrieben, laſſe ſich im Leben alles rechtfertigen, und auch die niedrigſten Verhältniſſe dürften beſtehen, wo ſie den Geiſt erweckten, förderten, freier und vollkommener machten, bis ſie auf dieſem Wege, ohne es zu wiſſen und zu wollen, in die materiellſte Sinnenſklaverei verſunken war. In dem Gefühle ſchwelgend, nichts, gar nichts, nicht einmal die Ehre mehr zu haben, war ſie Dirne geworden und hatte erſt in der Seligkeit, alles an ſich ſelbſt verachten zu können, die Offenbarung deſſen gefunden, was ſie bei ſich Gott nennen zu dürfen glaubte, und was in ihrem Bewußtſeyn als das einzig Unzerſtörbare übrig blieb. Doch bethätigte ihr gegenwärtiger Gemüthszuſtand zur Genüge, daß ein freiwilliges Selbſtverachten nicht minder ſündhaft als der Hochmuth ſey. Sie hatte bei ſich gewähnt, Gebet ſey daſſelbe was Gebet und gab, indem ſie zu beten meinte, alles was ſie war und hatte, mit ſich ſelbſt den Armen preis .....

Bei alledem, wie tief auch in dieſer moraliſchen Ohrenbeichte Wanda's reuige Zerknirſchung ging, konnte ſie in ſo aufgebendem Umfange nicht fortbeſtehen, und befand ſich in der wunderlichen Miſchung ihres Charakters allzuviel verborgene Sittlichkeit und geiſtiger Reichthum, als daß ſie nicht hätte wieder emporgerichtet werden müſſen.

Auch trug Erneſtus Zuſprache dazu bei, ſie zu tröſten und zu ermuthigen, da ſie ſeine probehaltigen Geſinnungen in dieſem Kampfe erkannt hatte. Sie konnte ſich ſonach darauf verlaſſen, daß er ſie trotz allem achtete und liebte, was ſie dereinſt an ſich verbrochen hatte, und er meinte wieder für immer zu wiſſen, daß ſie, ſo wie ſie war, ihm unentbehrlich und das einzige weibliche Weſen ſey, das ihn in der Ehe beglücken könne.

Er machte in derſelben wichtigen Unterredung ſeine Ueberzeugung zu der ihrigen und das Endergebniß war, daß das emanzipirte Paar noch an dieſem Abende in der Schloßkapelle ehelich verbunden ward. Die Unterthanen und Diener des jungen Freiherrn gaben die alleinigen Zeugen der heiligen Handlung ab und die Kunde vom Geſchehenen gelangte hinterdrein durch Karten an die Nachbarſchaft.

Einige Tage, nachdem Wanda Erneſtus rechtmäßige Gemahlin geworden war, kam der alte General von Bingen unerwarteter Weiſe auf dem Gute an. Die Zeit war ihm in der Reſidenz allzulang geworden und er hatte ſich bereits angeſchickt, wieder nach ſeiner Feſtung abzureiſen, als der Capitain Laſalle doch Bedenken getragen, ihm „den unſchuldigen Scherz“ länger zu verſchweigen, den der Prinz mit ſeinem Sohne ausgeführt habe. Darüber war er, ſeines Charakters ungeachtet, ſo heftig erſchrocken, daß er kaum eine nothdürftig gute Miene zu dem böſen Spiele machen konnte und ohne Jemandes Vorwiſſen auf der Stelle nach dem Ritterſitze ſeines Sohnes abgereist. Es athmete jedoch der alte Herr, ſobald er Erneſtus wohlbehalten vor ſich ſah, wieder in froher Hoffnung auf, und es fehlte in der erſten Stunde ihres Beiſammenſeyns nicht an Ironie auf der einen, an Verlegenheit auf der andern Seite, bis ſich die Lage der Dinge freilich dadurch änderte, daß Erneſtus männliche Entſchloſſenheit ſeinem Vater die Wahrheit eingeſtand.

Der General traute erſt ſeinem Ohre nicht, als er hörte, wie bitterer Ernſt aus dem Spaße geworden ſey, und verlangte dann, daß eben ſo ſchnell als zur Verbindung, wieder zur Scheidung geſchritten werde. Indeſſen ſtellte Erneſtus ihm mit Schonung vor, wie davon keine Rede ſeyn und er nur alles, was in ſeinen Kräften ſtehe, aufbieten könne, ſeine Vergebung jenes Schrittes zu erlangen. Von ſeiner geliebten Gattin ſey er in keiner Weiſe hintergangen oder zur Unzufriedenheit mit ihr berechtigt worden. Sie habe ihn ſelbſt von ihrer Vergangenheit unterrichtet und ſich durch ihr Verhalten derſelben gegenüber nicht minder ſeine Hochachtung verdient, als ihre Reize und Anmuth ſein Herz in Liebe entzündet hätten.

Unter ſolchen Umſtänden war alſo an eine Verſtändigung zwiſchen Vater und Sohn nicht zu denken und reiste der erſtere an dem Tage ſeiner Ankunft wieder ſeiner Heimath zu, ohne ſeine Schwiegertochter geſehen zu haben. Es fehlte ſogar nicht viel, ſo hätte er in ſeiner Erbitterung ſeinen ehedem ſo geliebten Sohn, der ſeine ehrgeizigen Abſichten ſo ſehr vereitelt hatte, verſtoßen und enterbt. Seine immer wiederholten ſchriftlichen Verſuche, Erneſtus ſeinen Wünſchen geneigt zu machen, blieben ohne Erfolg, und er mußte am Ende die alles ausgleichende Gewalt der Zeit auch in ſeinem Gemüthe anerkennen und ſich von der beharrlichen Demuth des jungen Paares gegen ihn rühren laſſen. Er bot allmälig wohl oder übel die Hand zur Verſöhnung und brachte ſeine letzten Lebensjahre bei ſeinen Kindern zu, wo ihm die erwünſchten Enkelchen auf ſeinem Schooße allen Groll aus der Seele küßten.

Wanda's Werth in ſeinen Augen erhöhte es überdies weſentlich, daß ihr Oheim ſie mit der Zeit als Tochter adoptirte. Was die Welt oder Geſellſchaft von Erneſtus und ſeiner Vermählung in Erfahrung brachte, waren unbeſtimmte Gerüchte, und die Reſidenz lag allzu weit von ſeinem Landſitze ab, als daß man ſich dort in Verbindung mit ihm hätte erhalten können. Die bei dem Angriffe auf ſeine Tugend betheiligten Mitglieder jenes Abendzirkels wurden durch mancherlei Ereigniſſe von dem Intereſſe an der Sache abgezogen, der Adjutant durch eine diplomatiſche Sendung, die ihm nach der Abreiſe des Generals anvertraut worden war, und als er nach langer Zeit der Abenteurerin wieder gedachte, beſprach er mit dem Prinzen den

Anſchlag, zu dem ſie ſich ihrer bedienen wollen, als einen genialen halb vergeſſenen Scherz.

Der General hatte mit ſeinem Sohne wiederholte Geſpräche über das Zeitthema von Ariſtokratie und Demokratie und Erneſtus unerſchütterliche Grundſätze gewannen ſogar einigen Einfluß auf die ſeinigen. Doch ſchwieg er meiſtens bei den Reden ſtill, die er theils verſtand, theils nicht verſtand und zuckte dazu die Achſeln. Ja, das Leben trieb ſeine Ironie mit ihm ſo weit, daß er ſich in der Stille des hohen Aufſchwunges erfreute, den der Geiſt ſeines Sohnes genommen hatte und darüber einzuſehen vergaß, wie die Zeit nun ſeine alten Beſorgniſſe wegen Erneſtus Aehnlichkeit mit ſeinem Vater in der That rechtfertigte und ſogar die Prophezeihungen jenes wunderlichen Heiligen ſich in deſſen politiſchen Aeußerungen wiederholten. Von ſeiner Schwiegertochter dachte er: Ihr ſind viele Sünden vergeben, denn ſie hat viel geliebt: welchem aber wenig vergeben wird, der liebt wenig. — Er ruhte indeſſen bereits lange Zeit im kühlen Schooß der Erde, und es war eine Reihe von Jahren vergangen, in der Wanda ein reines Leben geführt, Erneſtus kein einzigesmal die Charakterſtärke oder Verwegenheit ſeiner Wahl bereut hatte, als des Himmels Wille plötzlich auch ihrem Daſeyn ein Ziel ſetzte und ſie dem alten Manne in die Ewigkeit nachſchlummern ließ. Ihr Lebenslicht war ſo allmählig ausgegangen, ihr Seelenzuſtand bis zu ihrem letzten

Augenblicke ein ſo heiterer und geſunder geblieben, daß man ihren Austritt aus dieſer Welt kaum mit dem Namen Tod bezeichnen konnte.

An Erneſtus fand ſich nach ihrem Tode der nachſtehende Abſchiedsbrief vor:

„Mein innigſt geliebter Freund und Gatte!

„Ich ſterbe, ich ſcheide von dir und unſern Kindern; die Gedanken vergehen mir, ich muß die Feder niederlegen, indem ich dieſe Vorſtellung feſthalte, ein Abgrund öffnet ſich vor meiner Seele, an dem ſie bebend ſteht, ohne ihn zu ermeſſen. Ich trete aus dem hellen, freundlichen Lichte in die dunkle lange Nacht und Einſamkeit — — — O! und muß es denn ſeyn? — Jedoch hinweg davon! Das iſt ein Schritt, den jeder Menſch für ſich allein thun muß, bei dem keine Liebe und Theilnahme frommt: es iſt der Lauf der Natur.

„Du haſt mich, Erneſtus, durch deine Liebe unausſprechlich beglückt, mich zeitlich und ewiglich gerettet: meine Liebe zu dir über das Grab hinaus iſt der einzige Dank, den ich dafür habe. Ich habe die Probe beſtanden und bin ſtark geblieben. Allein es war zu viel für eines Menſchen Kraft und jetzt hören erſt die entſetzlichen Kämpfe auf, die ich ſeit dem erſten Tage unſeres Glückes insgeheim mit mir zu beſtehen gehabt habe. Meine phyſiſche Kraft iſt darüber zu Grunde gegangen. Nur die geiſtige ſpottet ihrer und ſo bin ich in einer kurzen Spanne Zeit frei: ich bin ſeit Jahren ſchon überzeugt, daß es mit mir bald ein ſolches Ende nimmt, wenn ich zur Ruhe kommen ſoll. Der Wechſelfall war: Rückfall in's Verderben oder Tod. Das Erſtere lag für mich außer dem Bereiche der Möglichkeit. Gottlob! daß der Letztere mich aus der Verzweiflung erlöst, die du in mir nicht geahnet haſt. Ich habe oft täglich, ja ſtündlich mit ihr gerungen und bin ihr nicht unterlegen. Iſt das die freie Frau, die nicht reſignirt, nicht abſtirbt, ſondern, trotz Grab und Tod, mit den Lebenden lebt?

„Die Sünderin iſt in mir durch den Gott ihres Innern gerechtfertigt. Ich gebe mich gegen ihn ganz auf, vernichte mich immerdar, und er gibt mich immerdar mir ſelbſt zurück. Dieſe unabläſſige Wiedergeburt iſt ein tauſendfacher ſeliger Tod und vielleicht der ſtärkſte Menſch müßte daran ſterben. Ich war eine Künſtlerin des Lebens geworden, mein theurer Freund, und glaube mir, daß das Glück, das Leben auf dieſe Art zu genießen, die größte Kunſt, jeder Tag ein neues Kunſtwerk iſt. Ich erfülle die höchſte Beſtimmung des Künſtlers: ſich von der Begeiſterung tödten zu laſſen.

„Freue dich mit mir, daß dies geſchieht, und ich, ſo wie ich bin und war, als kein unſchönes Bild in deiner Erinnerung fortdauern werde, daß, Erneſtus! das Alter, das entſetzliche Alter, das einzige Geſpenſt, vor dem mir graut, mich nicht mit ſeinem erſchlaffenden, entnervenden, entgeiſtigenden Hauche berührt und mir am ſchlimmen Ende dennoch die Palme des Sieges entwindet. — —

„Ich habe dir, indem du dieſes lieſeſt, bereits auf immer Lebewohl geſagt. Nun noch zum letzten, allerletztenmale Lebewohl! Es iſt die Stimme der unſterblichſten Liebe, die aus einer andern Welt zu dir herüberdringt. — — — — —“

Die Geiſterweihe.

Auf das Schlachtfeld von La belle Alliance und die unerhörteſte Niederlage der Franzoſen leuchtete in der Nacht des achtzehnten Junius 1815 der Vollmond hell hernieder.

Es hatte viele Tage vorher geregnet und war das Wetter auch heute in Zwiſchenräumen ſtürmiſch genug geweſen. Der Boden der Felder war eine Strömung von Gyps und Schlamm. Auf den durchnäßten, niedergetretenen Saaten, halb von ihnen verdeckt, lagen zerbrochene Kanonen, Pulverkarren, Bagage, Trümmer aller Art, dazwiſchen Leichen von Menſchen und Pferden, Sterbende, ſtarr und regungslos, in verzweifelnden Todesqualen, oder ſuchten leichter Verwundete ſich theils fortzuſchleppen, theils, der Hülfe gewärtig, bequemer einzurichten.

Wachtfeuer loderten in Menge auf und beſchienen zugleich mit dem Monde die mannigfachen Gruppen, die da lagen oder ſtanden, ihre Pfeifen rauchend klagten, lachten, ſangen oder ſchwatzten. Marketender hatten ihre Wagen und Körbe ausgepackt und trieben ihren Handel. Wundärzte hantirten dazwiſchen mit ihren Gehülfen. Einzelne Boten jagten, kleine Trupps Soldaten zogen den den Feind verfolgenden Heeren nach. Bauern aus den zerſtörten Dörfern, in denen die von dem Vorgefühl der Niederlage demoraliſirten Franzoſen am Morgen entſetzlich gehaust hatten, flüchteten mit ihren zuſammengerafften Habſeligkeiten und Familien in der Irre; Rotten von Nachzüglern, liederliches Geſindel aus Brüſſel und der Umgegend ſchwärmten umher, immer bereit, den unglücklichen Schlachtopfern, die in ihre Hände fielen, mit Hab und Gut das Leben zu nehmen. Geiſtliche waren allenthalben in ihrem Berufe geſchäftig, barmherzige Bewohner von Stadt und Land, zu Fuß oder Wagen, mit Lebensmitteln, Scharpie, Kleidungsſtücken, Arzeneien genaht, erfüllten Chriſtenpflichten.

Die Straße nach Brüſſel bedeckte ein unabſehbarer Zug grauer Schatten, eine Maſſe Erſchöpfter und Verwundeter, ſo dicht wie die Marſchkolonnen eines Heeres. Ohne Gräben, ſchnurgerade, baumlos zog ſie ſich durch einförmige Strecken eines lehmichten Erdreichs lang und traurig bis zum Horizonte. Sie war zum Theil gepflaſtert, zum Theil hatte ſie ein kothiges Geleiſe und, wo menſchenleerer, das Anſehen eines breiten, gelben Streifens auf einem grauen Tuche. Der Streifen war hie und da in dem Grunde verwaſchen und verſchwand ganz und gar oder trat wieder hervor, je nachdem der Mond ſchien oder Wolken ihn verhüllten. Zwiſchen ein und zwei Uhr

Nachts, als die Chauſſee etwas lichter und leerer, das Fortkommen leichter war, kamen darauf in der Richtung von Brüſſel zwei Offiziere von Bülow's Corps geritten, die von verſchiedenen Sendungen zu ihrem Regimente zurückkehrten.

Da ſie nicht wußten, wo ſie die Ihrigen ſuchen ſollten und gewiß ſeyn konnten, ſie in der Verfolgung der Feinde nicht einzuholen, ſtrengten ſie ihre todtmüden Pferde nicht allzuſehr an und ritten langſam weiter.

Die Menge der ihnen entgegenziehenden Verwundeten nahm immer mehr ab und ſie erreichten eine Gegend, die neben andern Theilen des Schlachtfeldes verödet zu nennen war. Das Geräuſch des Zuges ſummte hier nur noch aus der Ferne und es bewegten ſich kaum Einzelne vorüber.

In ihre Mäntel gehüllt, glichen die Reiter ſelbſt nächtlichen Schatten. Ihre Pferde hingen die Köpfe und ſchleppten die kothbeſprützten Beine, die ſich ſchnalzend aus dem tiefen Gleiſe zogen, mühſelig weiter. Die Säbelſcheiden klirrten an den Weichen und nachdem die Beiden lange ſchweigſam nebeneinander hin geritten waren, brach der Eine, wie vor Ungeduld, die Stille, indem er ſeine Augen unſtät über das Gefilde ſchweifen ließ und pfiff einen Marſch. Der Andere ſtarrte vor ſich nieder.

Jetzt richtete jener die Worte an ſeinen Kameraden: Du ſiehſt ja ſo trübſelig darein, Bruchſal, daß man dich eher für einen Franzoſen als preußiſchen Sieger halten möchte. Warum freuſt du dich nicht daß du ſo gut davon gekommen biſt? Was für ein verzweifelter Kampf das allenthalben geweſen iſt! Die Uebermüthigen wußten wohl, daß es das Letzte war, was ſie retten konnte und der Corſe iſt nun ein für allemal verloren. Du haſt dich in deiner erſten Schlacht ſo brav gehalten, daß du noch einmal mit Leib und Seele Huſar werden wirſt. Die Uebung macht den Meiſter.

Du magſt aus meiner Stimmung errathen, lieber Sturm, verſetzte Graf Bruchſal, daß das bei mir einigermaßen ſchwer halten dürfte. Ich weiß die Laune nicht zu finden, die mich über ſo niederdrückende Umgebungen erheben könnte, und wie redlich ich mich auch über den Sieg der guten Sache freue, geht es mir doch nicht mehr ſo von Herzen, als dies vor dem verrufenen Pariſer Frieden möglich war. Das Feuer, die Begeiſterung, die mich unwiderſtehlich mit in den Reihen der Vaterlandsvertheidiger fortriß, iſt erſtickt.

Baron Sturm wußte ſeinem Freunde hierauf nichts zu erwiedern.

Wie ſchmählich, fuhr Bruchſal fort, ſehen wir nicht unſere billigſten Erwartungen getäuſcht! Deutſchland iſt abermals, nur in anderer Weiſe, zerſtückt und dem Auslande unmittelbarer Einfluß darauf geſtattet werden. Von wiederherzuſtellender Einheit, Macht und Größe unſeres Vaterlandes wird, auch nach dem wiederholten Sturze des Unterdrückers, keine Rede ſeyn. Wir ſollen nun einmal die erhabene Vaterlandsliebe des Britten nicht ſchmecken und Deutſchland ein für allemal dazu verdammt ſehen, die Schickſalstragödie des alternden Europa auf ſeiner politiſchen Bühne aufzuführen.

Ei was! nahm der Andere das Wort: das ſind Flauſen, Freund, die ins unendlich Nichtige führen. Wozu ſollten wir uns mürriſch gegen den Gang der Weltgeſchichte auflehnen? Wünſchen wir uns Glück, daß der Deutſche ſich mit Politik nicht abzugeben braucht. Er iſt als Weltbürger nicht dazu berufen an der Scholle zu kleben. Es wird nicht Deutſchland, aber wohl der deutſche Geiſt, in Sitte, Literatur und Kunſt zur Weltherrſchaft gelangen und uns für den Mangel eines Vaterlands entſchädigen. Genieße der Gegenwart und lebe deinem Berufe, der wahrhaftig ſchön iſt, wenn man ihn recht auffaßt. Das Leben erhält ſo erſt ſeine wahre Bedeutung, wenn wir täglich bereit ſind, es mit lachendem Muthe hinzugeben.

Um ſterben zu können, erwiederte Bruchſal, muß man erſt, wie ich noch nicht gethan habe, zu leben verſtanden haben. Ich habe für ein ſolches Leben keinen Sinn und verzweifle, daß Deutſchland ein wahrer Frieden jemals zufällt. Wir vergießen jetzt unſer Blut wahrhaftig nicht für unſer Wohl.

Du ſiehſt alles ſchwarz, theurer Freund, verſetzte Baron Sturm verwundert: Du biſt noch zu jung als

Soldat, als daß deine Einbildungskraft nicht an einem ſolchen Schlachtfeld kranken ſollte.

Ja, ja, es iſt möglich, daß ich krank bin oder werde! rief Bruchſal heftig. Ich bin unfähig all dem Graus zu widerſtehen. Es iſt um wahnſinnig zu werden. Blut fordert Blut. Wehe dem, der die Schreckniſſe eines ſolchen Tages ermißt! Er geht daran zu Grunde. Sie verpeſten Luft, Gedanken, Vorſtellungen, erzeugen Geſpenſter. Die giftigen Dünſte, Schmerzen, Wunden, Verwünſchungen verkörpern ſich, treten fieberhaft auf uns zu und tödten, wenn der Körper überlebt, den Geiſt.

Indem die beiden Freunde dieſe Worte wechſelten, erreichten ſie die Höhe der Meierei von La belle Alliance, die ihren Namen von der daſelbſt geſchloſſenen Verbindung eines ſchönen Paares führt und um die in der Stunde das feierliche Schweigen des Todes herrſchte. Sie hielten ihre Roſſe an, um die denkwürdige Stelle zu beſichtigen.

In dem einſtöckigen, niederen Wohnhauſe, an dem die gepflaſterte Straße dicht vorbeiführte, war keine Spur von Fenſtern und Thüren mehr zu erſehen, Wände und Dach von Kugeln durchlöchert, die Schornſteine zerſchoſſen, die Zugänge voller Blut. Links daneben ſtand ein theilweiſe verfallenes, mit Stroh und Moos bedachtes Gemäuer und eine zerſchoſſene Eiche, in deren Gipfel Patronenhülſen hingen, rechts befanden ſich einige Sträucher, eine kleine Pappel und eine höhere blattloſe Eiche mit zerknickten Aeſten.

Es lag wie ein Dämpfer über Himmel und Erde. Der Mondſchein, der Morgens immer geiſterhafter als des Abends iſt, ſchien im Traume lallend einzuſchlummern. Die Scheibe erblaßte allmählig vor dem Tage, die grellen ſchwarzen Schatten ſchwächten ſich, der Nebel, Dampf der Näſſe kam dazwiſchen, und der Wind rauſchte leiſe durch die Luft, die hier oben heller als unten war, wo ſich die ſchweren ſchwarzen Pulverdämpfe ohne Abzug umherwälzten.

Das Rieſenhaupt der Gorgo ſtarrte über das Schlachtfeld, mit Augen weit in Wahnſinn offen, und ſchüttelte die klappernden Schlangenlocken, über die von der Senſe des Todtes gemähte Ernte.

Hart bei einer der Regenpfützen lag ein Verwundeter, deſſen gerinnendes Blut die kleine Waſſerfläche röthete. Einem Dragonerpferde, das ſich daneben halb auf die Beine gehoben hatte, war der Kopf im Tode geſchwollen und es verriethen nur noch einzelne Zuckungen das in ihm ringende Leben. Ein Hund lag auf ſeinem todten Herrn und beleckte bald das kalte Antlitz, bald bellte er oder heulte in die Lüfte, und eilte wedelnd auf die Fremden zu, deren Hülfe der vorgeſtreckte Kopf anzuſprechen ſchien. Indem ſprang eine Katze unverſehens über den Weg und wider den Vorbug eines Pferdes, das ihr in wilden Schmerzen entgegenraste, und die Vorderhufe ſtutzig in den Boden ſchlug. Die Eingeweide hingen ihm aus der Seite, die ſchwarze Mähne flog von dem lang vorgeſtreckten Halſe ab, der Schweif ſtarrte empor, Maul und Nüſtern waren aufgeſperrt, die Ohren geſpitzt, die Augen rollten und es prallte mit den funkenſprühenden Tritten ſeitwärts wieder ab. Ein Sterbender, deſſen Verzweiflung nur erſt verſtummt war, richtete ſich zum Tode ein. Seine Hände ballten ſich, der Körper ſtreckte ſich ſtarrer, das Auge war bereits gebrochen und die letzte Ruhe breitete ſich auf ihn hernieder.

Auf der andern Seite ging ein Meteor von Graus auf und hatten die Wundärzte einen franzöſiſchen Krieger von der alten Garde, der vor Schmerz und Wuth nicht mehr ſchreien konnte, weil ihm beide Beine abgeſchoſſen waren, als unrettbar verlaſſen. Er hatte ſie vergebens um den Tod gefleht und es war ihm nur der Wahnſinn zu Theil geworden. Er konnte ſich nicht von der Stelle rühren und da es ſeiner Ohnmacht nichts half, ſich mit eignen Händen zu verletzen, raffte er zwecklos nach einer Waffe umher, die ihn tödte.

Die beiden Preußen verſtanden ſich mit Einem Blicke und Sturm erhob die Hand zu einer ausdrucksvollen Bewegung. Sie wollten ihren Pferden zu gleicher Zeit die Sporen einſetzen, um dem erſchütternden Bilde zu entfliehen. In dem Augenblicke erhob ſich der Unglückliche auf die Stummel ſeiner Beine und ſtellte ſich aufrecht vor ſie.

Sein Geſicht war bleich wie Blei, ſeine Augen blicklos in die Höhlen geſunken und er ſtreckte die Arme nach den Fremden aus, die Finger vorgeſpreizt, als ob die Hände ſie mit dem Verlangen des Körpers ausſtoßen wollten, nur weniger Gefühlsorgane zu beſitzen. Er bat in Ton und Geberde flehentlichſt um den Tod, wiederholte die Bitte tonlos, drohend noch einmal und ſtieß ſie, als es fruchtlos blieb, zum drittenmale, mit überſchlagender, heiſerer Stimme, in ungezügelter Erbitterung zwiſchen den Zähnen hervor. Die Roſſe waren auf den erſten Schrei zurückgewichen und hatten ſich kaum noch bändigen laſſen. Sturm fühlte ſich auch nicht ſobald einigermaßen Herr der thieriſchen Kraft, als er dem ſeinigen nachgab und es mit dem Rufe: Hinweg! im donnernden Laufe von dannen ſprengen ließ. Bruchſal wollte ein Gleiches thun. Da verſah ſich der Grenadier deſſen was verging und fluchte dem Jünglinge, der nächtlichen Gewalt anheimfallend, in ſo unmenſchlichen Tönen, daß ihm beinahe das Bewußtſeyn verging. Sein Pferd that einen Seitenſprung, bäumte ſich und ſtürmte mit dem bügelfeſten Reiter auf und davon. Der von den Fittigen des Windes getragene Fluch gellte hohl und geiſterhaft hinterdrein, gleich als ob alles von dem Tage erzeugte moraliſche Gift ſich darin angeſammelt und nur dieſen Abzug erwartet hätte, um ſich gegen ein Leben tödtlich auszuſprützen.

Als Baron Sturm ſein ermattetes Roß wieder anzuhalten vermochte, erkannte er, daß ſein jüngerer Freund ihm nicht gefolgt war und mußte mit dem anbrechenden Tage lange vergebens nachforſchen, ehe er ihn auf dem freien Felde wiederfand.

Bruchſals Pferd war mit ihm zuſammengeſtürzt und er lag, mit einer Wunde am Kopfe, bewußtlos am Boden.

Baron Sturm bot die ſchleunigſte Hülfe auf und veranſtaltete, daß Bruchſal in ein Lazareth geſchafft ward. Mehr ließ ihm ſeine Dienſtpflicht nicht zu, für ihn zu thun, und er erhielt nicht früher als bis er ſchon mehrere Wochen in Paris anweſend war, einen Brief mit weiteren Nachrichten von Bruchſal, worin dieſer ihm den düſteren Eindruck ſchilderte, den der Vorfall ſeinem Gemüthe hinterlaſſen habe; zu ſeines Freundes Beruhigung jedoch hinzufügte, daß er körperlich faſt wieder hergeſtellt ſey. Der Leichtſinnigere vergaß über den Zerſtreuungen und Siegesfeſten in dem galliſchen Sodom des geſpenſtiſchen Erlebniſſes ganz und gar.

Der Frieden war abermals von Paris aus in die Welt zurückgekehrt und man hatte den Eroberer für immer unſchädlich gemacht, um das europäiſche Gleichgewicht auf die bekannte Weiſe wieder herzuſtellen. Die neu ausgeſäete Verwirrung ahndeten nur erſt Wenige, und wenn auch Manche, wie Graf Bruchſal, ſich darum verſtimmt genug fühlten, gedachte doch derſelbe, der in dem Wundfieber unabläſſig von dem verſtümmelten Krieger phantaſirte, ſeit ſeiner Wiederherſtellung aber nur mit kälteſter Ueberlegung auf den ſonderbaren Moment in ſich zurückgekommen war, der Vereitelung ſeiner patriotiſchen Wünſche weniger, als wohl ſonſt geſchehen wäre, weil die bevorſtehende Vermählung ſeiner einzigen Schweſter Emilie mit ſeinem Jugendfreunde, Sturm, ihn von allen Grübeleien abzog. Es hatten zuerſt zwar nur Familienrückſichten zwiſchen dem verſtorbenen Vater des Barons und dem alten Grafen dieſe Verbindung geknüpft; da die jungen Leute ſich jedoch gleichfalls mit einer ruhigen Neigung zugethan zu ſeyn ſchienen, ſollte, im Herbſte des Jahres 1815, auf einem Gute der Familie Bruchſal, das ſie zu ihrem zeitweiligen Aufenthalte gewählt hatte, die Hochzeit ſeyn, zu der die Verſammlung von benachbarten, befreundeten und verwandten Gäſten auf dem alten Schloſſe heute nur noch den Bräutigam und den Sohn des Hauſes, aus Feindeslanden zurück erwartete.

Der weibliche Theil der Geſellſchaft war ſo eben von der Tafel aufgeſtanden, wo die vom Wein erregten Männer fortfuhren, über Krieg und Frieden zu verhandeln, und hatte ſich in verſchiedene kleine Gruppen nach hier und dort verſtreut, als die ungewöhnlich ernſt geſtimmte Emilie den günſtigen Augenblick benützte, ſich unvermerkt aus dem Speiſeſaale zu ſchleichen und über den Schloßhof, den beiden halbverfallenen Brückenthürmen vorüber, in den alten Lindengang, der den Schloßberg hinunterführte, zu entfliehen.

Hatte ſie ſich doch ſchon über Tiſche in die Einſamkeit der Natur geſehnt, als ſie durch die geöffneten Balkonthüren in die Pracht des Herbſtnachmittags und auf das Spiel der Sonnenſtrahlen geſehen, wie ſie an der Wand und auf den Blumen und Gräſern der Tafel wiederſchienen und glänzten! Und wollten ſie die vollen Aſtern und Georginen mit den ſtrotzend ſatten, melancholiſch bleichen Farben, die letzte Gabe und Kraft des dahinſterbenden Jahres, an ihr eigenes Schickſal mahnen, das ſich vielleicht bald eben ſo wie die Natur von Grund aus umgeſtaltete und am Ende wie die Blumen nur in Traum und Täuſchung ausging!

Manche, wenn auch die natürlichſten Ereigniſſe unſeres Lebens, werden uns nicht früher glaublich als bis ſie eingetreten oder vergangen ſind; und Emilien geſchah dies mit der Vorſtellung ihrer nahen Vermählung, die ſie ſeither noch immer von ſich abzuhalten gewußt hatte.

Unter den hohen Bäumen lagen ſchon viele gelbe Blätter abgewelkt am Boden, ſo warm die Sonne auch noch auf die bunte Landſchaft ſchien und die langen weißen Sommerfäden zogen zum erſtenmale durch die ſtille Bläue der Luft und verloren ſich in den violetten Duft der Ferne, aus der ſie unſichtbar kamen.

Emilie wandte ſich ſeitwärts ins Gebüſch und der angenehme Modergeruch der auf dem Boden faulenden Blätter, die Eſſenz aller ſommerlichen Ueppigkeit, quoll ihr entgegen. Rothes, gelbes, grünes Laub in allen Schattirungen bekleidete die Waldung.

In der Einſamkeit ihrer Wanderung rief der Gedanke an ihren erwarteten Verlobten abermals die Frage in Emilien wach: wie ſich ihre Zukunft an ſeiner Seite geſtalten könne? und ſie mußte ſich geſtehen, daß ihr Wohlwollen für ihn vielleicht noch mehr von Gleichgültigkeit als Liebe an ſich habe. Sturms Weſen und Charakter, wenn ſie deſſen lebhaft gedachte, erſchien ihr ſo fremd, daß ſie davor erſchrak.

Gehen wir ſonſt wohl zu leichtſinnig auf die ernſteſten Verhältniſſe des Lebens ein, ſo trägt meiſt unſer Herz die Schuld. Hier war es der Verſtand, der ſich übereilt hatte. Wie viel zärtlicher als das Verhältniß zu ihrem Bräutigam hatte ſich das zu ihrem Bruder geſtaltet! Das Gefühl für ihn war das heiligſte und ſie trennte es ein für allemal von dem Leben, zog es gleichſam nur in geweihten Stunden aus ihrem verſchloſſenen Innerſten, um ſich daran zu tröſten und zu ſtärken.

Eine frühe Täuſchung in der Liebe zu einem Dritten hatte Emilien über die die Jugend ſo oft verſcherzende Empfindſamkeit hinweggehoben und ſie eine unvergängliche Heiterkeit des Sinnes finden laſſen. Sie genoß ihr Leben mit Muth und Beſonnenheit und wußte den Vorzug ihrer erblühten Schönheit zu ihrer und Andrer ſchuldloſen Freude gelten zu machen, indem der ihr angeborne vornehme Takt allem, was ſie that, den Stempel des Schicklichen aufdrückte.

Sie wußte ſich die Störung ihres gewohnten Gleichmuths heute nicht zu erklären. Das Gefühl der Unhaltbarkeit ihres Verhältniſſes zu Sturm und der Abſtand zwiſchen ihm und dem zu ihrem Bruder hatten ſie wohl überraſcht. Sie glaubte ſich aber auch zum erſtenmale ſagen zu müſſen, der Kreislauf ihres Lebens habe ſie zu dem Punkte geführt, wo die Jugend vorüber ſey und fand dies ſelbſt in dem Umſtande bewährt, daß ſie keine ſo leidenſchaftliche Freude mehr wie früher am Herbſte empfand, den die Jugend gegen den Frühling meiſt zurückſetzt, und ſich nach dem Frühlinge außer ſich ſehnte, an den wir uns erſt in der abſteigenden Hälfte unſeres Lebens feſtzuhalten pflegen, ſobald wir ihn in uns verloren haben.

Der Hufſchlag mehrerer Pferde riß ſie mit einemmal aus ihren Verſtimmungen. Sie eilte ein paar Schritte weiter zu einer Stelle, von wannen ſie die Straße überſehen konnte, und war überzeugt, es ſeyen die Erwarteten. Das Traben ließ ſich nahebei vernehmen. Aufwirbelnde Staubwolken wurden ſichtbar: der Luftzug zertheilte ſie und ein Reiter ſprengte daraus hervor.

Es war Bruchſal. Emilie erkannte ihn mit einem Schrei der Freude, der von ihren Lippen ſprang. Richard! Richard! jubelte ſie ihm entgegen und winkte mit dem Schnupftuche, um ſich bemerkbar zu machen.

Die Ankommenden hatten die junge Gräfin auch erkannt und waren eben im Wetteifer begriffen, wer ſie zuerſt erreiche. Indem nun Emilie ihrem fernen Bruder zurief, bog der durch ſeine Ungeduld erhitzte Bräutigam ſchon um die nächſte Felſenecke, die ihn ſeither ihren Blicken entzogen hatte. Sein feuriges Roß dampfte und ſchäumte, daß der Giſcht zu ihr emporſpritzte und ließ ſich kaum von ſeinem Reiter zügeln. Es bedurfte alſo nicht mehr als des lauten Schrei's, der unverſehens an ſein Ohr ſchlug, und des weißen Tuches, das ihm dicht vor das Auge kam, um es vollends ſcheu zu machen.

Es bäumte ſich und warf dem Jünglinge den Hut vom Haupte. Er wollte es erbittert durch einen Gewaltſtreich bändigen. Das Thier ſtutzte, beſann ſich, nach einem Augenblicke der Ueberraſchung, wieder auf ſeine Wuth und benutzte die nachlaſſende Kraft ſeines Herrn, der es ſchon bezwungen zu haben wähnte, um über Stock und Stein mit ihm von dannen zu raſen.

Emilie ſtand noch vor Schrecken ſprachlos, als auch die drei andern Reiter, die Sturms Pferd hatten durchgehen ſehen, an ihr vorüber ſauſten. Es war ihr als näherten ſich die wilden Hufſchläge dem

Schloſſe. Sie flog auf dem kürzeſten Fußpfade darauf zu und es ſcholl ihrer athemloſen Angſt und Eile eine unruhige Bewegung daraus entgegen. Der erſte Gegenſtand, den ihre Blicke auf dem Schloßhofe betrafen, war ihres Bräutigams zu Boden geſtrecktes Pferd. In ſeiner blinden Wuth gegen den ſteinernen Brunnen treffend, hatte ihm die ungemeſſene Gewalt dieſes Anſtoßes ein inneres Gefäß geſprengt und war es alſo auf der Stelle ſterbend zuſammengeſtürzt.

Der Reiter war wie durch ein Wunder unverſehrt geblieben und hatte ſich, mit Hülfe der herzueilenden Bewohner des Schloſſes gleich wieder vom Boden aufgerafft. Auch war, wenige Minuten ſpäter, der junge Graf mit den Reitknechten in den Hof geſprengt, um durch ſeine Gegenwart das Glück der Seinen, die den Schrecken alſo ohne Folgen vorübergehen ſahen, vollkommen zu machen.

Als Emilie dazu kam, gingen die Jünglinge bereits aus einer Umarmung in die andere und gewahrte ſie, anſtatt der Scenen der Trauer und des Entſetzens nur die der Freude. Die Dankbarkeit ihres Herzens ſprach ſich in den Armen der Geliebten in lautem Entzücken aus und ſie begrüßte ihren Bräutigam in Folge der vorübergegangenen Gefahr liebevoller als es ohnedies geſchehen wäre.

Der übrige Theil des Nachmittags verging der Familie in ungewohnter Aufregung und es bedurfte mehrerer Stunden, ehe die Gemüther ſich beruhigten.

Der Tumult der Freude des Wiederſehens und der Rettung wollte keine Zeit haben, in Fragen und Glückwünſchen auszuklingen, und Emilie war am Ende ſelbſt froh, der Verlegenheit des Empfanges ſo unwillkürlich überhoben zu ſeyn, da der Zwieſpalt ihres Innern ſie ihrem Bräutigam hätte allzu kühl gegenüber ſtellen müſſen.

Sie war ſich nun ſchon des ganzen Eindrucks bewußt, den ihr Sturms erneuter Anblick nach der langen Trennung hinterlaſſen und hatte eben nicht Urſache, damit zufrieden zu ſeyn. Er war ſo ausgelaſſen luſtig, daß es ihm faſt ſelbſt ſo vorkam, als beſeele ihn ein fremder Geiſt, deſſen Unliebenswürdigkeit in Emiliens Augen ſie ſtill und beobachtend machte. Wie ſchön und zart kam ihr dagegen die heute ſogar ungewöhnlich ernſte Ruhe und Haltung ihres Bruders vor, der durch den ſo eben erlebten Unfall unwillkürlich an jenen des Schlachtfeldes erinnert worden war und zunächſt die Vorſtellung, daß er ſeine ſeither ausſchließlichen Anſprüche an die geliebte Schweſter fortan einem Andern, wenn auch ſeinem Freunde, abtreten müſſe, zum erſtenmale ſo läſtig auf ſich zutreten ſah, daß er ſie faſt nicht ertragen konnte und ſich ſeines Neides doch von Herzen ſchämte.

Man ſpeiſte zu Abend in dem ſogenannten Gartenſaale, einer breiten, uralten Brettergallerie, die einerſeits mit dem Schloſſe zuſammenhing, andrerſeits vermittelſt einer Rampe und kleiner Freitreppe auf die

Terraſſe oder in den Blumengarten führte, an deſſen Stelle vor mehreren hundert Jahren die vom Bliß zerſtörte Burgkapelle geſtanden hatte.

Es ſollte, der unaufgeklärten Sage nach, dies Ereigniß mit einem Brudermorde in der Familie der Beſitzer in Verbindung geſtanden haben, der gerade an der Gottesſtätte begangen worden war, und das Schloß ſelbſt in den Verruf gebracht hatte, nicht geheuer zu ſeyn.

Es wendete ſich damals der Zweig des Bruchſalſchen Hauſes, der es bewohnt hatte, in der That nach einem anderen Lande, wo er gleichfalls angeſeſſen war und ſchlug ſeinen Wohnſitz hier niemals wieder für längere Zeit auf. Den Kopf des Mörders bewahrte man noch in dem halbverfallenen Burgverließe und ſein unſteter Geiſt ſollte fortwährend, zumal in dem entlegenen Gemache ſein Weſen treiben, das der Ermordete bewohnt hatte, deſſen lebensgroßes Standbild in der Ritterrüſtung an der äußeren Wand des Burgverließes in Stein ausgehauen war.

Die Kapelle hatte von dem Felſen in das Thal hinausgeragt und genoß auf dieſer Stelle einer lachenden Ausſicht über die Landſchaft, am ſchönſten unter einer alten Linde, die an einem Austritte ſtand und deren Zweige kunſtreich zu einer Laube gezogen waren, in der ſich die jüngeren Mitglieder der Geſellſchaft nach der Abendmahlzeit zuſammen gefunden hatten.

Die Aelteren waren meiſt im Saale zurückgeblieben, deſſen erleuchtetes Innere von hier aus zu überſehen war.

Richard und Emilie wanderten einſam, vertraulich, Arm in Arm einen der Gartengänge auf und nieder und genoſſen der erneuten Zuverſicht, ſich innerlich trotz aller Wechſelfälle des Lebens anzugehören. Der ihre Seele ſchwer bedrückenden Verbindung Emiliens mit Sturm, die ſie ſobald äußerlich von einander trennen ſollte, hatte keines noch mit einem Worte gedacht.

Ihre Schritte knirſchten im Sande, ihre Schatten zitterten ihnen zur Seite nach und nur von den geſelligen Gruppen aus dem Saale und der Laube erſchollen Stimmen durch die Abendſtille.

Die Blumen hatten ihre Kelche geſchloſſen und die Luft war ſo regungslos, daß in der Laube nicht einmal die Lichter fackelten, die weithin über den Raſen und die Blumenbeete ihre dünnen Strahlen legten. Die Wipfel der Linde und anderer Bäume glänzten im erhellten grünen Lichte und auch die weißen Gewänder der Frauen lösten ſich grell von dem ſchwarzgrünen Hintergrunde ab.

Die Geſchwiſter vernahmen in der Nähe der Laube, daß ſo eben von Richard die Rede war, deſſen Unfall auf dem Schlachtfelde Baron Sturm den Fremden vortrug.

Richard nahm an dem Geſpräche unbefangen Theil und ſagte, daß die Erſcheinung und der Blick des

Sterbenden ihn unwillkürlich an die fabelhaften Wirkungen gemahnt habe, die man dem ſogenannten üblen Auge zuſchreibe.

Ein Herr von Zarthauſen, der an allem Geſpenſtiſchen und Uebernatürlichen beſonderes Intereſſe trug, ſtimmte ihm bei und meinte, daß ein ſo böſer Blick oder geiſtiger Sonnenſtich ſich hier zumal als die Eſſenz des Wehs und der Gräuel des Schlachtfeldes rechtfertige.

Warum ſollte auch, ſagte er, eine Verdichtung dieſer Art in das Gebiet des Unmöglichen zu verweiſen ſeyn? Warum ſollte ein moraliſches Uebel oder eine Krankheit wie das Daſeyn des Geſpenſtiſchen nicht ebenſowohl, an einem gewiſſen Ort oder Raume haftend, Luft und Boden anſtecken können, als etwa eine böſe körperliche Seuche ſich durch lebloſe und lebendige Dinge überträgt?

Er fand mit dieſer Behauptung ſo beſtimmten Widerſpruch, daß er ſich genöthigt ſah ſie mit allerlei Geſchichten zu belegen und das Geſpräch ſich zu dem Geſpenſterweſen im Allgemeinen wendete. Manche glaubten an überirdiſche Wahrnehmungen, manche nicht, und die Erfahreneren vermittelten hier wie allenthalben die Aeußerſten. Insbeſondere erinnerte der alte Pfarrer des Dorfes, wie leicht ein ausſchließlicher Umgang mit dergleichen zum Wahnſinn, dem zum Wahne gewordenen Sinn oder zum Sinne gewordenem Wahn führe, ohne doch wieder in Abrede zu ſtellen, daß wir die Art unſerer Wahrnehmungen nicht ſo genau beſtimmen, oder ein Organ von dem andern ſcheiden können und eben aus dem tauſendfachen Uebergreifen der überſinnlichen Welt in die ſinnliche ein Leben beſtehe.

Wahnſinn und Aberglauben, und dieſe ganze Krankheitsfamilie, warf Graf Richard ein, iſt meiſt nur bloße Schwäche, die ſich zu Zeiten auch mit einem ſogenannten Willen einigt. Die Kraft des Menſchen iſt in vielen Fällen nichts als das Geſchick, ſeine Schwäche zu verhehlen, und wie würde er z. B.: wenn er nicht ſo gar ſchwach wäre, alles was mit Grab und Tod zuſammenhängt, düſter, ſchwer und troſtlos anſehen? Der Tod will nur ernſt und würdig betrachtet ſeyn. Er iſt nichts als ein Lebensabſchnitt, das Umwenden eines Blattes in dem Roman der Seele; unſer Leben nach dem Tode muß mit dem irdiſchen im innigſten Zuhammenhange ſtehen. Die Seele hört hier auf und fängt dort wieder an, indem ſie den Ort ihres Aufenthalts wechſelt. Warum ſollte der kleine Uebergang, der am Ende gleichgültige Umzug ein ſo Verzweifeltes ſeyn. Wozu des Aufhebens davon, der Anſtalten dabei? Der Tod an ſich hat nichts Erſchreckendes, und ich weiß nicht wie wir ihn ſo haſſen. Oder hat uns dieſe leibliche Kleidung mit ihrem unbequemen Zuſchnitte, ihren Löchern und Flecken, im Leben nicht genug geärgert, und iſt es alſo nicht blos eine Sache der Gewohnheit, daß wir ſie, als unbrauchbar, von uns werfen? Ja, fänden wir uns erſt darein, dem Tode unbefangen, beſonnener, pſychiſcher entgegen zu treten, von dem Körper, den die Vernichtung ſeiner Materie nothwendig verdrießen muß, ganz abzuſehen, ſo dürfte wohl auch aller böſe Aberglauben mit ſeinen Schrecken, den Folgen von Unwiſſenheit, Verblendung oder Blödſinn in ſeiner Einwirkung auf uns beiläufig gehemmt werden. Wie unbegreiflich wird uns dieſe ciſterreſtriſche Barbarei, dieſe Abhängigkeit von der Scholle nicht jenſeit dünken, inſoweit alle Seelengröße nur geſteigerte Erkenntniß unſeres Selbſt ſeyn kann? Wer da will, daß ihm der Tod ſchön erſcheine, braucht nur viel in der Welt erlebt zu haben.

Da nach dieſen unerwartet ernſten Worten des jungen Grafen alle betroffen ſtill ſchwiegen, trat eine Pauſe in der Unterhaltung ein, die den Frauen erſt bemerklich machte, daß es unterdeſſen kalt geworden war. Sie hüllten ſich feſter in ihre Shawls und warfen ſich, in dem Sinne bald aufzubrechen, bedeutende Blicke zu. Einige kleine Kinder, die ſich vorher im Garten herumgejagt hatten, ruhten müde, mit zugefallenen Augen, im Schooße ihrer Mütter in der Laube aus, wo die Schatten und Streiflichter des Mondes über ihren Köpfchen gaukelten.

Indem brachte ein Bedienter die längſt erwartete Bowle Punſch, die ſchon durch ihre Ankunft die ſinkenden Lebensgeiſter der Anweſenden wieder erhöhte, und ſchenkte Baron Sturm die Gläſer voll. Die erneute Munterkeit veranlaßte mit einer zufälligen Erwähnung des Ortes, wo man ſich befand, auch eine Rückkehr zu der Sage, die daran geknüpft war, und es äußerten mehrere damit noch unbekannte Gäſte das Verlangen, ſie zu dem Beſchluſſe dieſes Tages zu erfahren.

Die Furchtſamen machten vergebliche Einwendungen; die Neugierigen drangen durch, und Baron Sturm ſtellte vor, wie Zeit und Ort zu Anhörung der ſchaurigſten Geſchichten nicht leicht gelegener als in dieſem Falle ſeyn könne, um die Spannung und den Eindruck auf das äußerſte zu erhöhen; ja, wie die bleichen Geiſter der feindlichen Brüder vielleicht ſchon ſelbſt als Zeugen an dieſer Stätte weilten.

Er lachte dabei einige Damen aus, die ſich ſchüchtern umſahen, und ein anderer Schadenfroher behauptete, daß das Burgverließ gerade unter der Laube ſey und er noch vor kurzem unten bei den alten Rüſtern den vom Mond beſchienenen Schädel des Mörders durch das Fenſterloch des Verließes erblickt habe.

Die Erzählung der Sage übernahmen mehrere, indem dieſelbe wie ſo viele ihres Gleichen Widerſprüche in ſich enthielt die der Einbildungskraft die bunteſten Auslegungen geſtatteten. Der Anlaß des Mordes ſollte die Braut des Mörders geweſen ſeyn, die er in dem falſchen Verdacht eines ſtrafbaren Verhältniſſes zu dem Gemordeten gehabt hatte und die darauf wahnſinnig geſtorben war. Sie war in dieſem

Zuſtande Jahre lang, weiß gekleidet und verſchleiert, in dem Buchenwald hinter dem Schloſſe umhergeirrt, und hatte entweder in einem großen Buche geleſen oder mit den Händen in dem dürren Laube am Boden gewühlt, als ob ſie etwas eifrig ſuche. Alte Hirten und Landleute wollten ſie noch in dem Dickicht umgehen geſehen haben, und von ihres Gleichen rührte wohl der alberne Zuſatz her, daß die unſtäten Geiſter nicht eher Ruhe fänden, bis ſie ein zweiter Mord in dem Bruchſal'ſchen Hauſe ſühne.

Seit jenem tragiſchen Ereigniſſe war der Familie mancherlei Unglück auf dieſem Stammſitze zugeſtoßen, und zwar, wie die Sage ging, ſtets mittel- oder unmittelbarer Weiſe von dem umgehenden Geiſte, der ſich bei ſeinen verſchiedenen Erſcheinungen ſtets nach dem Charakter und der Sinnesweiſe deſſen dem er erſchien, geſtaltete.

Es hörte damit auch nicht eher auf, als bis die Familie ihren alten Wohnort verließ und den mit der Zeit vielleicht ſelbſt aufgeklärter gewordenen Spuk in Unthätigkeit verſetzte. Nur noch ſelten beſuchte fortan der eine oder andere Beſitzer die verrufene Burg, und das Volk unterließ nicht jeden Unfall, der ihn hinterdrein betraf, dem Wagniß zuzuſchreiben. Die Sage hatte es nun einmal ſo haben wollen, und wer weiß ob ſie ihren Urſprung nicht am Ende einem ungetreuen Verwalter dankte, der den ihm unbequemen Beſuchen ſeines Gebieters ein Ende ſetzen wollen!

Es iſt ſeltſam, meinte Baron Sturm, als er den Bericht vernommen hatte, daß man alſo ſelbſt meinen heutigen Sturz mit dem Pferde in Verbindung mit Euren alten Familienangelegenheiten bringen kann. Das arme Thier iſt dabei am ſchlimmſten weggekommen und gibt ſich kein zweitesmal zu einem Ahndungsmittel her.

Einem Ihrer Großonkel, lieber Graf, nahm der ältliche Herr von Jarthauſen das Wort, iſt es unter den Wagehälſen, die noch dann und wann hier jagten, einmal gleichfalls ſchlimm ergangen.

Sie haben ihn nicht mehr gekannt, denn er ſtarb im beſten Mannesalter. Er war noch in den Dreißiger Jahren als ich mit ihm umging und hatte ſchon ſchlorweißes Haar auf dem Kopfe. Ich hatte mich darüber im Stillen oft gewundert, da der kräftige Mann nicht ausſah, als hätte er zu viel gelebt und konnte es eines Tages nicht laſſen, ihn geradezu zu fragen, wie das ſo geworden ſey? Er ſah mich eine Weile nachdenkend an und gab mir dann die Auskunft über das Ungewöhnliche, die ich Ihnen mit ſeinen eignen Worten wiederhole.

Ich denke, ich kann es wagen, ſagte er, Ihnen das Geheimniß der Sache anzuvertrauen, auf welche Weiſe meine Haare in einer einzigen Nacht grau geworden ſind. Die Mehrzahl derer, die es wiſſen, fand es nur lächerlich und ich hatte mir deßhalb vorgenommen, mit Niemand mehr davon zu ſprechen.

Indeſſen bin ich ſchon auf die verſchiedenſten Urtheile darüber gefaßt. Ich ſage Ihnen alſo, fuhr er fort, daß ich vor Jahren einmal auf ein altes verlaſſenes Stammſchloß unſeres Hauſes — und er nannte dieſes hier — zu jagen kam, das in dem Rufe ſtand nicht geheuer zu ſeyn. Ich bekümmerte mich keineswegs um den vermeinten Spuk und begab mich am Abend, matt und müde, in einem großen Schlafzimmer zur Ruhe. Das Innere des Schloßflügels, in dem er lag, beſtand aus einem Labyrinthe langer, breiter, öder Corridore und Gallerien und die ſaalartigen Gemächer waren alle mit altem Stuck verziert und ſtanden voll morſchen Geräthes und rieſiger Schränke. Ich hatte mit meinen Jagdgenoſſen den Tag luſtig zugebracht und eben der Warnung des Schloßvogtes zum Trotz allein ſchlafen wollen. Ich fühlte mich aber, nachdem mich mein Diener ausgekleidet und allein gelaſſen hatte, höchſt unbehaglich geſtimmt.

Ich legte mich in das knarrende Bett, das für zwei Perſonen breit genug geweſen wäre, löſchte das Licht aus und verſuchte einzuſchlafen. Der Duft und die Berührung der Wäſche, die der zu dem geöffneten Fenſter eingedrungene dicke Herbſtnebel durchfeuchtet hatte, machte mich faſt krank und gab mir anfangs das Gefühl, als reiche eine ganze Nacht nicht hin, die Wäſche zu erwärmen. Am Ende ſchlief ich nichts deſto weniger ein.

Tief in der Nacht erwache ich mit einemmale und iſt es mir, als reiße mir jemand die Augenlieder gewaltſam auf. Ich ſtarre erſchreckt umher, beſinne mich: es iſt nichts zu hören und zu ſehen.

Die bleiche Mondſichel ſcheint zum Fenſter herein. Ich halte die Augen unwillkürlich auf die Thür gerichtet und bin nicht im Stande, ſie wieder zuzumachen. Ein von dem feuchten Dunſtkreiſe erkalteter Schweiß bedeckt mir die Stirn. Indem höre ich ferne Thüren auf und zu machen.

Das eintönige Geräuſch nähert ſich und ſpannt meine Aufmerkſamkeit. Ich horche ſcharf hin und ſehe, daß meine Stubenthür leiſe aufgeht, oder gleichſam verſchwindet und aus der Leere dahinter eine lange graue Geſtalt tritt. Tritt? Ja, ohne eigentlich zu ſchreiten: auftaucht. Sie iſt in einen weiten Mantel gehüllt, der von ihrer Bildung ſo viel wie nichts erblicken läßt.

Ich entſetze mich als das Geſpenſt auf mich zukommt, und will rufen oder ſchreien. Ich würge umſonſt an den Worten. Ich will aus dem Bette ſpringen, ich vermag es nicht, die Beine ſind mir gelähmt. Ich kann den ſchweren Stuhl mit der überhoben Lehne vor dem untern Bettende ſo wenig wie oben den eichenen Tiſch, um mich herauszuſchwingen, wegrücken. Auch verſtreicht die kurze Friſt, ehe mir das Unweſen auf den Leib rückt.

Ich bleibe alſo nothgedrungen wie ich bin, richte mich zum Sitzen in die Höhe, erfaſſe eine meiner

Reiſepiſtolen, die neben mir liegen, und ſtoße mit Anſtrengung ein lautes: Wer da! aus der Kehle.

Es erfolgt keine Antwort. Es kommt mir durch den düſtern Hintergrund näher. Ich rufe: Zurück! oder ich ſchieße. Wieder keine Antwort. Ich ziele in Wuth, drücke ab; es blitzt, knallt: die Kugel mußte grade durch das Schemen gegangen ſeyn. Es verfolgt unbehindert ſeinen Weg. Ich greife krampfig nach dem andern Piſtel und ſpanne den Hahn. Ich erkenne durch den Pulverdampf, daß es ſchon am Fußende des Bettes ſteht. Alles was ich vom Kopfe oder Antlitz ſehe, iſt grau. Das Haar ſträubt ſich mir, ich ziele bebend. Es beugt ſich nach mir vor. Um ſicher zu gehen, faſſe ich die Waffe in beide Hände und halte ſie ihm gerade auf die Bruſt. Der zweite Schuß geht dem Geſpenſt in einer lichten Straße durch und durch. Da hebt es ſich, ich denke um zu fallen, und — die Waffe entgleitet meiner Hand, ich ſinke in die Kiſſen zurück, — ſteigt zu mir in das Bett. Es legt ſich eiſig an meiner Seite nieder, die grauen Arme umfangen mich, die Sinne . . . .

Nicht weiter als bis hieher kam der Erzähler im Namen des Großoheims, da es die Anweſenden nicht länger aushielten und die Damen, aufſchreiend, von dannen liefen. Sturm wünſchte unter wildem Gelächter allen eine gute Nacht und obwohl Einer beruhigend ausrief: Es war ja nur der Alp, der

Alp! hörte es Niemand in der allgemeinen Aufregung und fand der betretene Zarthauſen die Wirkung ſeiner Geſchichte ſelbſt etwas zu ſtark.

Die flüchtigen Damen ließen durch einen Bedienten ſagen: Sie wünſchten keine gute Nacht und wären ſehr böſe, daß man ſie ſo ſchonungslos behandelt habe, und da man zugleich den Nachtwächter unten im Dorfe rufen hörte, ſchickten ſich auch die Männer, um der Verlegenheit ein Ende zu machen, zum Aufbruche an.

Nun wohlan, ihr Herren, zu Bette! ſagte der zu der letzten Gruppe tretende alte Graf: und laßt Euch nichts von Geſpenſtern träumen. Gute Nacht! lieber Sturm, du ſiehſt ſo bleich nach dem fatalen Sturze aus, der, wie ich hoffe, keine weiteren Folgen hat. Schlaft alle wohl, entſchuldigt mich, daß ich ſo eile, ich habe noch manche häusliche Einrichtungen zu treffen.

Er wünſchte mit einer Umarmung auch Richard gute Nacht und ſchritt, von den Dienern mit Windlichtern begleitet, vor Allen die Stiegen empor.

Ja, bei Gelegenheit, Väterchen! rief ihm Richard nach: wo ſchlafen wir? Ich bin noch nicht einmal dazu gekommen, meinem und Sturms Zimmer nachzufragen.

Ihr wohnt für die nächſten Tage bei einander, verſetzte der Alte, ohne ſich umzuſehen: Ihr habt das letzte Zimmer bekommen, das noch leer und bewohnbar iſt, das abgelegenſte im alten Flügel drüben, nach dem Walde zu. Eure Sachen ſind ſchon dort und ihr werdet alles beſtens eingerichtet finden. Ei, ſeht einmal, fuhr er fort, indem er ſtehen blieb und ſich nach ihnen zurückwendete: was mir da einfällt! Es iſt ja das in unſerem alten Hausſpuke verrufene Gemach. Der Held oder die Heldin der Geſchichte haben es bewohnt und ſollen noch drin hauſen. Ihr mögt den Zufall als eine gerechte Strafe dafür anſehen, daß Ihr als Kinder vom Hauſe mit beigetragen habt, die armen Frauen zu fürchten zu machen. Nach der Hochzeit wird Sturm für alles erlittene Ungemach entſchädigt und erhält Richard das Zimmer der Großtante, die ſogleich wieder abreiſen will.

Nach dieſen, unter den luſtigen Randgloſſen der Nachfolgenden geſprochenen Worten ſchritt der Alte ſeines Weges weiter und verſicherten ihn Richard und Sturm, ſie wollten ſchon mit der weißen Dame fertig werden. Oben auf der Flur des zweiten Geſtockes trennten ſie ſich von den Uebrigen und folgten ihren Reitknechten in den abgelegenen Saal.

Die Nachricht, wo er ruhen ſollte, hatte Bruchſal, ohne daß er es ſich merken ließ, verſtimmt; Sturm hingegen erfreute ſich der Ausſicht, vielleicht heute noch ſo oder ſo ein nächtliches Abenteuer zu beſtehen.

Die ſporenklirrenden Tritte der vier Männer ſchallten durch die öden Räume und ſcheuchten manche vorüberſchwirrende Fledermaus aus ihrem Schlupfwinkel auf. Sie nahmen von dem alterthümlichen Saale Beſitz, worin die Diener bereits ihre Sachen ordentlich ausgepackt hatten. Die Betten ſtanden hintereinander, einer Wand entlang. An der andern Wand befand ſich zwiſchen zwei Schränken eine hohe Flügelthüre, die nach einer nicht mehr bewohnbaren Reihe von Zimmern ausging. Die Hauptthüre, durch die man vom neuen Schloſſe hereinkam, war den Fenſtern gegenüber und zwiſchen dieſen die Glasthüre zum Altane.

Die Freunde ſchickten, ausgekleidet, ihre Diener fort und Bruchſal trat noch auf den Altan, wo er ſeine Seele der wohlthätigen unmittelbaren Einwirkung der Nacht überließ. Ueber die breite ſteinerne Brüſtung in den Wald hinaus gelehnt, vergaß er ſich völlig und dachte nicht daran, wieder in das Zimmer zu gehen.

Da rief es drinnen ſeinen Namen: Bruchſal! Er hörte es nicht. Erſt ein nahes Geräuſch an der Glasthüre ward ihm vernehmlich. Er drehte ſich um und ſtutzte. Eine lange weiße Geſtalt, einen blutigen Fleck auf der Bruſt, mit kreideweißem Geſicht und verbundenem Haupte, ſtand vor ihm und winkte. Es trat eine kleine Pauſe ein.

Wie albern! ſagte Bruchſal: was ſoll die Mummerei?

Das Geſpenſt erſchrecken, wenn es käme, erwiederte Sturm lachend, der ſeinen langen Reitermantel umgethan, ſich das Geſicht gefärbt und ein rothes Papier auf der Bruſt befeſtigt hatte. Bin ich nicht vorbereitet, es würdig zu empfangen?

Wie du dich zugerichtet haſt! ſagte Bruchſal kopfſchüttelnd: Wirſt du denn niemals ernſthaft werden?

Ernſthaft? erwiederte Sturm: das Ernſthafte iſt in der Welt immer nur beziehungsweiſe da und es fragt ſich bei allen Dingen, aus welchem Geſichtspunkte man ſie auffaßt. Ich könnte, zum Beiſpiel, wenn ich wollte, heute recht ernſthaft bei dem Gedanken ſeyn, wie ſeltſam ſich mein Verhältniß zu Emilien zu geſtalten ſcheint und ſpiele meine wilde Laune vielleicht nur ſtatt des Ernſtes aus. Sage du mir im vollen Ernſte ſelbſt, Bruchſal, wie dir unſer Brautſtand vorkommt und deine Schweſter von mir denken mag?

Ich muß allerdings bekennen, ſagte Bruchſal, daß, nach meiner Einſicht, ein ſo zu nennendes zärtliches Verhältniß zwiſchen euch nicht beſteht. Es entfernt wohl deine wilde Laune Emilien von dir, und, wenn ich es dir offen ſagen darf, warſt du davon heute ganz beſonders aufgeregt.

Hätte ein Fremder, ſagte Sturm, an dieſem Tage Emiliens Bräutigam errathen ſollen, er würde weit eher auf dich als auf mich verfallen ſeyn.

Ich will nicht glauben, daß du auf mich eiferſüchtig biſt, mein Freund? —

Du verſtehſt einen Scherz zu nehmen, wie er gegeben wird. Ich wüßte aber nicht zu ſagen, daß mich heute etwas beſonders aufgeregt habe. Ich mußte von jeher ſo ſeyn, wenn ich heiter und vergnügt war, und Emilie erinnert ſich des noch aus unſerer erſten Jugend, wo wir Ein Herz und Eine Seele waren.

Eurer Kindheit müßt ihr auch gedenken, wenn ihr Euch als Liebesleute wieder erkennen wollt. Wie zärtliche und getreue Spielgenoſſen wart ihr damals auf dem Lande! Das Gegenſtück zu Goethe's wunderlichen Nachbarskindern. Wenn ich mir die Zeit zurückrufe, zweifle ich nicht, daß ihr dereinſt mit einander glücklich werdet.

Man muß das wenigſtens beſtändig hoffen! Du wirſt mir aber auch nicht läugnen, daß Emilie ein ganz anderes Weſen geworden iſt als ſie war. Ich erkenne, nach der Veränderung, die mit ihr vorgegangen, das harmlos heitere Mädchen von ehedem nicht wieder.

Ich verſtehe deine Meinung nicht und finde ſie im Grunde unverändert. Du nimmſt es ihr blos übel, daß ſie erwachſen und kein Kind geblieben iſt. Vertraue ihr nur wieder und ſuche ihr Vertrauen zu gewinnen. Hätte ſie wohl aus freien Stücken Ja! geſagt, wenn ſie dich nicht liebte?

Das iſt ja alles auch nicht ſo ernſt gemeint, wie du es nimmſt, beſchloß Sturm das Geſpräch, und ich gebe mich gern zufrieden. Du weißt ſchon von Alters her, daß ich nichts von Allem was ich thue ſchwerfällig nehme und ich habe mich dabei immer wohl befunden. Ich denke lachend: Zeit bricht Roſen: und was unſere Gegenwart anlangt: die Ehen werden im Himmel geſchloſſen.

Das werden ſie! ſagte Bruchſal ernſt, und damit iſt es gut. Ich wünſche dir eine gute Nacht, mein Freund, denn ich denke, daß du das Bedürfniß der Ruhe haben mußt. Ich kann noch nicht ſchlafen und ſchreibe ein paar Seiten an meinem Tagebuche.

Aber was iſt denn das wieder? fuhr er fort, als er ſich auf das Sofa ſetzen wollte: was ſollen die Piſtolen auf dem Tiſche? Thue ſie hinweg, du Abenteurer, Comödiant! Ich glaube, du nimmſt die Spukgeſchichte in dem alten Gemäuer für baaren Ernſt. Piſtolen werden uns wohl dieſe Nacht nicht nöthig ſeyn. Ich bitte dich nochmals: Thu ſie weg! Sie ſtören mich, ich mag ſie nicht leiden. Richard würde die Piſtolen ſelbſt mit leidenſchaftlicher Heftigkeit entfernt haben, wenn nicht Sturm die Hand darauf gelegt und betheuert hätte, er laſſe es nicht zu. Sie ſtritten noch ein paar Minuten hin und her, bis Bruchſal fühlte, er fange an empfindlich zu werden und ſich ſtillſchweigend in den Eigenſinn ſeines Freundes fügte.

Derſelbe erklärte, daß er ebenfalls noch nicht ſchlafen, ſondern in Erwartung des Geſpenſtes bis zu der nicht mehr fernen Mitternachtſtunde unausgekleidet auf dem Bette liegen und rauchen werde.

Das Sofa ſtand dem Bette gegenüber an der kurzen Wand und ward nur von dem Tiſche davor von ihm getrennt. Sturm hatte ſich in ſeinem geſpenſtiſchen Koſtüm, den durch den Sturz verletzten Kopf mit einem ſchwarzſeidenen Tuche umwunden, auf ſeinem Lager ausgeſtreckt und rauchte behaglich ſeine lange Pfeife, deren Kopf die Dielen berührte. Bruchſal ſchrieb, den Kopf in die Hand geſtützt, auf dem Sofa an ſeinem Tagebuche.

Es verging eine Weile, in der durch die tiefe nächtliche Stille nur das Gekritzel der Feder Bruchſals und Sturms kurzes Ausſtoßen des Tabakrauchs verlautete. Dann fiel die ausgegangene Pfeife zu Boden, weil der Rauchende, des Geſpenſtes uneingedenk, entſchlafen war. Bruchſal war von beſchwerlichen Gedanken übermannt und konnte nicht weiter ſchreiben. Der unheimliche kalte Gaſt ſeines Großoheims verſtörte ihm den Sinn. Er legte die Feder aus der Hand und lehnte ſich in das Sofa zurück.

Auf einmal war es ihm, als vernehme er weit ab, aber deutlich, von der Zimmerreihe her, ein Geräuſch, wie wenn Thüren auf und zu gemacht würden und Schritte rauſchten. Er lieh das Ohr und konnte nicht zweifeln, daß es näher kam. Er horchte furchtlos hoch auf und ſein auf die Thüre gerichteter Blick behielt die Piſtolen mit im Auge. Er war ſeiner ſelbſt gewiß, wenn es auf ein Erſchrecken abgeſehen ſeyn ſollte, den Anſchlag im Nu zu durchſchauen.

Indem ging die vorletzte Thüre auf und ließ ſich das ungewiſſe Rauſchen dicht bei vernehmen. Der auf die Dinge, die da kommen ſollten, geſpannte Jüngling erhob ſich in der Richtung halb von ſeinem Sitze.

Die letzte Thüre drehte ſich langſam in der Angel auf und — Bruchſal fuhr, vor Entſetzen außer ſich, denn darauf war er nicht gefaßt geweſen — zurück!

Der Grenadier von La belle Alliance ſtand wie damals vor ihm, als er ihm den gräßlichen Fluch zugeſchleudert hatte: verſtümmelt, blutend, mit klaffenden Wunden, ein ſchwarzes Tuch um den Kopf gewunden, das Geſicht noch geiſterbleicher als ehedem, in einem weißen Grabgewande, und ſchritt nicht, ſondern ſchwebte auf den Stummeln der Beine gleich wie durch die Luft einher, indem er hohnlächelnd dem Jüngling winkte.

Bruchſal konnte keinen Augenblick zweifeln, in welches Gebiet die Erſcheinung gehöre; jedoch bot er derſelben in ſeinem Herzen Trotz, und überzog eine Röthe der höchſten Erbitterung ſein Antlitz. Er griff, ohne hin zu ſehen, nach dem ihm zunächſt liegenden Piſtol. Das Geſpenſt winkte wieder und ſchien nicht eher weichen zu wollen, bis er folge. Bruchſal ſprang auf, das Abenteuer zu Ende zu führen, ſpannte die Piſtole, die er in die eine Hand nahm und ergriff das Licht mit der anderen, damit ihn der Schatten nicht heimtückiſch in einen Abgrund führe.

Die Erſcheinung glitt voran, Bruchſal ſchritt beſonnen hinterdrein, eine Reihe von Gemächern durch, deren Fußböden unter ſeinen Tritten knarrten. Die Zugluft pfiff durch einzelne zerbrochene Scheiben und belebte die todte Luft der weiten Räume. Motten flatterten bei dem Lichtſcheine aus den verſchoſſenen Tapeten, ſtaubaufregende Mäuſe raſchelten über den Weg. Am Ende der Zimmerreihe befand ſich eine geheime Treppe. Der Schatten bewegte ſich die Stufen hinab und Bruchſal folgte unverdroſſen. Das fackelnde Licht drohte auszulöſchen. Es ging immer tiefer, durch verſteckte, feuchte Kreuzgänge. Sie gelangten zu einer hohen eiſernen Pforte, im Hintergrunde einer Wölbung, deren Fußboden mit modergrünen Platten belegt war. Das ſchwere Gatter drehte ſich auf und beide Wanderer gingen ein, der Lebende entſchloſſen, den Todten hier zum Stehen zu bringen, es koſte was es wolle.

Der Schatten ſtand.

Sie befanden ſich in der ehmaligen Familiengruft. Sarkophage ſtanden an den Wänden neben und über einander, dem Schatten zunächſt ein mit einem weißen Tuche überdeckter offener Sarg.

Der Schatten zog die Decke weg und Richard ſah einen blutenden Leichnam darin liegen. Er trat feſt und ſicher auf den Wink des Geiſtes näher, hielt das Licht darüber und erkannte die Leiche ſeines Freundes Sturm, mit einer offenen Wunde in der Bruſt, den Kopf verbunden.

Ein dumpfer Schrei entrang ſich den Lippen des Jünglings, er knirſchte mit den Zähnen und preßte die Hände feſter zuſammen. Er wendete ſich nach ſeinem Führer, den ſein ſtummer Blick durchbohrte, ſein Arm erhob ſich langſam, ſein Zeigefinger zitterte an dem Drücker der Waffe.

Das Geſpenſt ſchlug ein ſchallendes Gelächter auf, das in unartikulirten Tönen abermals wie Fluch klang. Bruchſal zielte ihm mit krampfhafter Ruhe nach der Bruſt und drückte ab, ſobald er ſeines Schuſſes ſicher war.

Der laute Knall hallte in dem Gewölbe zehnfach wieder. Eine zweite Stimme ſchrie auf, es röchelte, die geſpenſtiſche Geſtalt zerfloß im Pulverdampfe . . . .

In dem Augenblick' erwachte Bruchſal und kam wieder zu ſich ſelbſt. Er ſah umher. Er ſtand aufrecht vor dem Sopha, auf dem er geſeſſen, hinter dem Tiſche, an dem er geſchrieben hatte und hielt in der einen Hand ein Piſtol, in der andern ein Licht. Er ſah ſtaunend von ſich ab, vor ſich aus und ſein Blick traf auf das Bett ſeines Freundes, der, in ſeinem Blute, ſterbend, vor ihm lag.

Es tagte fürchterlich in ſeiner Seele. Er war im Nachſinnen auf dem Sofa eingeſchlafen und hatte die Erſcheinung des Geiſtes, ſo wie die ganze Wanderung nur erträumt, hatte, anſtatt des todten Grenadiers von la belle Alliance, ſeinen Freund Sturm erſchoſſen. Licht und Waffe entfielen ſeinen Händen, er ſchleuderte den ſchweren Tiſch mit Einem Wurfe bis in die Mitte des Zimmers und ſtürzte mit einem Schrei der Verzweiflung über den Sterbenden.

Die letzten Blätter aus Richards Tagebuche.

Denkende Geiſter ſind im Leben die bei der Erſtürmung der Burg des Todes vortretenden Freiwilligen. Der Denker iſt der erſte Held und Märtyrer. Die Zeit tödtet ihn ſo lange er lebt, um ihn für die frevelhafte Lüſtung des Schleiers zu ſtrafen, der in irdiſchen Erſcheinungen über die eigentliche Wirklichkeit ausgebreitet liegt.

Mit der Nacht der Erde geht dem Geiſt das Licht ſeines Tages auf und beleuchtet ihren Schlummer, indem ſie die kindlich ruhigen Züge ihres Angeſichts dem Forſcherblicke darbeut und ihn ihren Ausdruck in der Seele errathen läßt, wo ſie wurzeln.

O, hehre Nacht! Ich lauſche auf deinen Athem und fühle deine beruhigende Nähe: es iſt mir wohl, wenn ich nur dich und keine Spanne Zeit über dich hinaus denken darf. Ununterbrochen, ewig ſollteſt du ſeyn. So iſt auch der ermüdete Wanderer froh, wenn er auf der zum Ziele noch übrigen Strecke Landes nur kein Dorf mehr zu durchgehen hat, und er denkt ſich den Weg, ununterbrochen, deſto kürzer.

Ja, dieſe Angſt und dieſes Bangen, die mich zu erſticken drohen, müſſen wohl Krankheit ſeyn. Die Schrecken, das Geſpenſtiſche, der Fluch des Schlachtfeldes, der einen Andern hätte wahnſinnig machen können, waren nur mein eigenes Innere, in das ich damit einen Blick thun durfte. Und wie, warum, wann iſt es ſo geworden? Es mag vom Körper aus ſo umgewandelt worden ſeyn und mußte ſich in ſeine Wohnung fügen. Ich war noch ein Knabe, als ich dieſe Unruhe zuerſt in mir empfand und davon genöthigt ward, mich raſtlos in der Außenwelt umzutreiben, die ich doch niemals begriff. So wie dieſes Uebel in mir liegt, fühle ich, daß, wenn ich geſunden ſoll, es wieder herausgeworfen werden muß. Es muß einen Körper annehmen, oder ſich zur That geſtalten, damit ich es faſſe. Es muß aus der Zukunft in die Vergangenheit treten, denn erſt, wenn es hinter mir liegt, kann ich, es komme was da welle, wieder ruhig werden. Ich muß mich wieder von der Außenwelt abwenden, die mir mein Inneres allein vermittelt.

Wie wir ein Unglück ertragen, zeigt uns immer ob es uns eine Strafe oder Lehre hatte ſeyn ſollen. Fluch und Segen ſind höhern Geſetzen unterthan und wir irren keineswegs, nennen wir ſie Schickſal oder Verſehung, Charakter oder Geiſt.

Schickſal iſt was wider Vernunft und Willen geſchieht. Der Menſch muß, dem Leben und Schickſale zum Trotze, den Tod ſelbſt überwinden.

Wenn man in dicker Finſterniß recht ruhig vor ſich ausſieht, fühlt man gleichſam die Umriſſe des Geſichtes und mag ſich ſo auch vorſtellen, wie der Gefühlsſinn bei Blinden ſich entwickelt. Je weniger der Menſch Sinne hat, deſto ſchärfer ſind ſie, ein Sinn beeinträchtigt den andern und alſo iſt es auch mit der geiſtigen Ausbildung im Allgemeinen. Je einſeitiger der Verſtand, deſto größer kann er werden . . . .

Es war ſeit der verhängnißvollen Nacht beinahe ein Jahr verfloſſen und hatte der unglückliche Graf zwei Drittheile dieſes Zeitraumes in ſtillem Wahnſinn zugebracht. Er war bereits in dieſen Zuſtand verfallen, als ihn die Seinigen am Morgen nach der That wieder ſahen, die ihm das Schickſal aufgebürdet hatte, und ließ den Hergang des Geſchehenen nur aus abgeriſſenen Worten errathen, die man ihm abgewann.

Seine Eltern überſtanden zwar die erſten Augenblicke, Stunden und Tage, bis ſie das ganze Uebermaß des Unwiderruflichen in ihr Bewußtſeyn aufgenommen hatten; allein um wie viele Jahre waren ſie danach gealtert! Das Glück, die Ruhe, Zufriedenheit und Hoffnungen ihres Lebens waren zerſtört, da ſie den letzten Erben ihres Namens verloren ſahen und, von Verwandten und Freunden in jener Kataſtrophe bald verlaſſen, blieb nur Emilie ihre Stütze und ihr Troſt.

Das ſchöne Mädchen entwickelte in dieſer Drangſal eine Geſundheit und Kraft der Seele, die ihr in ſo ſeltenem Grade Niemand zugetraut hätte und pflegte ihren kranken Bruder auf das unermüdlichſte. Die Familie verließ mit ihm, ſobald es thunlich war, das Schloß und nahm ihren Aufenthalt wieder auf dem Gute, wo ſie für gewöhnlich wohnte. Hier hatte Emilie bald den Schmerz, den alten Grafen das Zeitliche ſegnen zu ſehen, wiewohl auch vor Verlauf eines Jahres die Freude, zu erleben, daß der unglückliche junge Mann die Herrſchaft über ſeine Vernunft wieder gewann.

Nur daß leider! in demſelben Maße als Richards geiſtige Geſundheit zu neuen Kräften kam, ſein körperliches Daſeyn ſich dem Grabe zuneigte. Er verkannte ſelbſt die Natur des abzehrenden Fiebers nicht, dem er erlag und war in dieſem Bewußtſeyn eben ſo heiter, als nur die äußerſte Anſtrengung ihrer Kräfte Emilien ſcheinen ließ.

Die liebenswürdige alte Gräfin litt ſtill ergeben, wenn ſie auch ſeit einiger Zeit zuweilen nachdenkend, oder wie im Kampfe mit ſich ſelbſt begriffen war. Sie ſchien gegen ihre Kinder etwas auf dem Herzen zu haben, von dem ſie nicht wußte, ob ſie es zur Sprache bringen ſollte.

Um dieſe Zeit hatte Richard Emilien die oben eingefügten Gedanken mitgetheilt, die er in der unheilvollen Nacht in ſein Tagebuch geſchrieben, und fand in Folge deſſen die nachſtehende Unterredung zwiſchen den Geſchwiſtern ſtatt.

Es war wohl in der That ſeltſam, meinte Richard, wie ich nach und nach zu dem entſetzlichen Traume vorbereitet oder geſtimmt wurde. Es geſchah, was hatte geſchehen ſollen, und als ich nach der langen Geiſtesnacht mein Bewußtſeyn wieder fand, ging ich in einen Zuſtand über, deſſen Gleichen uns dereinſt vielleicht zum Eingang in ein anderes Leben vorbereitet. Es hatte etwas Fegefeuerhaftes und ich vermochte mich, wie lange! nicht von dem vernichtenden Gedanken der That loszureißen, der mich die nun überſchrittenen Grenzen des Schattenreichs nochmals überblicken ließ. Die Zunge der Wage ſtand ſo lange innen, als ich mir die entſetzliche Frage: warum? ſtellen mußte und ich glaubte immer wieder, ich würde die Schaale meines Lebens auf ewig ſinken ſehen, indem ich ſchon auf allen Widerſtand verzichtete. Siehe! da erklang eines Tages, wie eine ſanfte Muſik, die

Antwort in meiner Seele: Warum? ſollen wir das Leben niemals fragen und meine Schale ſtieg. Das centnerſchwere Gewicht, das nur erſt meinen Geiſt zu Boden gezogen hatte, ward in die andere Schale geworfen und ſank mit dem Körper nieder.

Wie erſcheint dir aber, mein Geliebter, fragte Emilie, jetzt deine ganze trübſelige Vergangenheit?

Wie mythiſch, verſetzte Richard; denn auch an dem Entſetzlichen ſollte ſich mir die ſchöne Wahrheit offenbaren, daß es ſich mit dem Großen und Gewaltigen im Leben des Einzelnen nicht anders als wie mit dem Strome der Zeit verhält, der nach dem Verlauſe von ein paar Jahrhunderten, zuerſt für Einzelne und nach und nach für Alle, von dem beruhigenden Mondlicht der Mythe beſchienen wird. Meine grauen Haare in der Jugend ſind ein Zeugniß deſſen was ich vor der Zeit erlebt habe und mein Geiſt vermählt in ſich das Greiſenalter mit der Kindheit, deren Erinnerungen mir an ihrer Wiege hier immer lebendiger entgegen treten.

Ich wünſchte das wäre lieber nicht der Fall, mein Bruder, ſagte Emilie: weil du auf dieſem Wege zu deiner alten Abneigung gegen mich zurückkehrſt. Es iſt dir doch noch im Angedenken, wie wir zu jener Zeit beinahe täglich mit einander grollten und von der geſchwiſterlichen Eintracht, die mich ſchon ſo lange glücklich macht, in unſerem damaligen Leben keine Spur zu ſehen war?

Es iſt aber auch nachdenklich genug, entgegnete Richard, daß trotz unſerer kindiſchen Entzweiungen Keines je das Andere entbehren mochte. Wir waren, um es mit einem Worte auszuſprechen, vom Anfang an nicht wie Geſchwiſter mit einander und in unſerem gegenſeitigen Verhältniſſe ein wunderbares Gemiſch von angeborner Zuneigung und einem Widerwillen, den man faſt hätte willkürlich nennen mögen. Es ging mir erſt ſpäter darüber, was du mir hätteſt ſeyn können, ein Licht in der Seele auf, als deine Verlobung mit unſerem armen Freunde und Spielgenoſſen ausgeſprochen war, und ich ließ es mir von der Zeit an ſo angelegen ſeyn, dein theures Herz zu erobern, daß es mir damit nach jedem Wunſche ging. Mit Sturm hatte dich eine gewiſſe Uebereinſtimmung in Eurem Weſen zuſammengeführt, die mich von dir entfernte und von den Eltern für ſo viel ernſter als ſie war, gehalten ward, um darauf die Idee Eurer Verbindung zu gründen, der Ihr Euch beide nicht widerſetztet.

Ich bin mir ſelbſt recht wohl bewußt, ſprach Emilie, daß die Schuld unſeres geſchwiſterlichen Unfriedens meiſt an mir gelegen hat, die ich als kleines Mädchen von der Natur verwahrloſt und in meiner körperlichen und geiſtigen Entwickelung hinter meinem Alter zurückgeblieben war. Ich blühte darauf zwar, wie man mir ſagte, mit einemmale wie ein verſpäteter Frühling auf; mußte jedoch die kritiſchen

Uebergänge zur Geſundheit und Kraft, mit Eigenſinn und Launen beſtehen; ja mißbrauchte ſelbſt meine natürliche weibliche Ueberlegenheit in der Entwickelung der paar Jahre, die ich älter bin als du. Es liegt über die Zeit des Wechſels in meinem Leben wie ein geheimnißvoller Schleier ausgebreitet und es war mir von jeher ſonderbar zu Muthe, wenn ich an die erſten Jahre zurückdachte, in denen ich zur Beſinnung kam. Ich hatte das Gefühl, als müſſe ſich einmal etwas Bedeutendes mit mir ereignet haben und es zerfloß mir wieder wie ein Nebel, wenn ich eine Vorſtellung davon zu faſſen meinte. Die Mutter läugnete es mir auch immer ab und ſchob die Urſache einer ſolchen Einbildung meinen überreizten Nerven zu. — — —

So ſagte ich allerdings, daß es geweſen ſey, meine Tochter, ließ ſich die Stimme der alten Gräfin vernehmen, die den Geſchwiſtern unbemerkt hereingetreten war und einen Theil der Unterredung mit angehört hatte: und ich ſage dir noch einmal, daß es uns nicht frommt, zwecklos Vergangenes zu ergrübeln. Der würdige Genuß der Gegenwart bleibt ſtets die höchſte Kunſt unſeres Lebens, und darum halten wir uns an ſie feſt, ſo lange es uns geſtattet iſt und in ihr das liegt, was uns zu allernächſt noth thut.

Die drei ſtarken Menſchen waren auch wirklich in der Gegenwart glücklich, die alle ihre Wünſche befriedigte und doch gefaßt, das Unvermeidliche ſchon in dem nächſten Augenblick geſchehen zu ſehen.

Sie waren insbeſondere an dem Abend dieſes Tages heiter, an dem Richard mit Rührung von dem nahen Weihnachtsfeſte ſprach und Emilie hinter einem Schirme an einer Arbeit für ihn thätig war. Die Nacht kam und die alte Gräfin verließ ihre Kinder, die, nur durch eine ſpaniſche Wand getrennt, in Einem Zimmer ſchliefen, damit der kranke Richard eine treue Pflegerin in der Nähe habe.

Richard und Emilie erwachten mitten in der Nacht und hörten gegenſeitig, daß ſie nicht ſchliefen. Sie ſprachen wieder mit einander von ihrer Kindheit, in der ſie auch eine ſo reine Freude an der Weihnachtszeit gehabt und zuletzt ſagte Richard zu Emilien: Laß uns verſuchen, ob wir noch eine Stunde ſchlummern können, es iſt zu früh, um wach zu bleiben.

Sie ſchliefen von neuem ein und es war bereits heller Tag, als Emilie ſich abermals ermunterte. Es herrſchte eine wunderbare Stille in dem Zimmer und Richard regte ſich nicht. Emilie wartete lange, ehe ſie aufſtand, um ihn nicht zu ſtören und ſchlich auf den Zehen zu ſeinem Bette, durch deſſen Vorhänge ſie erkannte, daß er wirklich ſchlief. Sie fühlte ſich nur von dem Ernſte ſeiner Züge ſo betroffen, daß ſie das Ohr hinlieh. Sie hörte ihn nicht athmen und berührte ſeine Wange. Sie war eiskalt. Sie rief: Mein Bruder! lieber Bruder! Er gab ihr keine

Antwort. Sie berührte ſeinen Mund mit dem ihrigen und fühlte keinen Hauch mehr.

Ihre Hände erfaßten krampfig Richards Hände, die ſie in Verzweiflung ſchüttelte. Ihre Gedanken verwirrten ſich. Sie verſuchte wiederholt das Entſetzliche zu faſſen. Ihr Mund öffnete ſich endlich, um es auszuſprechen und fand keine Worte.

Sie ſchrie laut auf und ſtürzte zu Boden.

Richard war in der Nacht am Schlagfluſſe verſchieden.

An dem Weihnachtstag, für den Emilie zuvor das Geſchenk genäht hatte, nähte ſie Richards Sterbekleid und tröſtete ſie über ihren unerſetzlichen Verluſt die freundliche Vorſtellung, wie viel ſchöner als hienieden Richards Erwachen in jener Welt müſſe geweſen ſeyn. Von dem Tage an, da er geſtorben war, wachte ſie alle noch übrigen Morgen ihres Lebens, wie von einer furchtbaren Stimme gerufen, in der vierten Stunde auf und erlebte ihre ernſteſten Augenblicke.

Am zweiten Feiertage ward der Geſtorbene, nach ſeinem Willen, nicht in der Familiengruft beigeſetzt, ſondern auf dem Kirchhofe begraben, wo ſich ein grüner, mit Ephen bewachſener Raſenhügel über ſeiner Ruheſtätte erhebt und ein kleiner angelehnter Denkſtein ſeinen Namen nennt.

Die Glocken läuteten und Emilie empfand zum erſtenmale, daß ſie uns anders als ſonſt erklingen, wenn ſie einem geſtorbenen Geliebten gelten. Es lag tiefer Schnee auf der Erde, als der einfache Sarg in der erſten Morgenfrühe über den Schloßhof zu Grabe getragen ward. Es war alles ſtill und nicht einmal die Tritte der Träger hallten wieder. Der Himmel duftete und dampfte vor Froſt. Es war alles kalt, und warm allein die Thränen, die die Hinterbliebenen weinten, als ſie mit den Dorfleuten und Dienern den Geliebten zur Ruhe brachten.

Es war für Emilien ihre ganze Jugend, die ſie begrub, und es hatte der Verluſt ſie der Feſſel der Erde entledigt, die ſie noch mit ruhiger Freiheit ſo lange trug, als es Gott gefiel.

Sie hatte in der erſten Zeit an Richards Grabe keine Thränen, da der Schmerz ſie abgeſtumpft; ſobald ſie aber an ſeiner kleinen Wohnung ſtand und die Vorſtellung ſie überkam: wie nahe er ihr, nur ein paar Ellen unter der Erde, ruhe und das was von ihm übrig, von ſeiner edlen Seele doch nicht mehr belebt werde, trug ſie die Schuld der Erde dennoch ab und kam der ungeheure Schmerz der Verzweiflung über ſie, daß er vielleicht auf ewig für ſie verloren ſey. Ja, wenn ſie jetzt deſſen wieder gedachte, was ſie mit ihrem verſtorbenen Freund vordem beſprochen hatte, wendete ſie ſich jedesmal, daß ſie dieſer lieben Gewohnheit huldigte, mit Abſcheu von allen Dingen ab, die ſie ſonſt nur um ſeinetwillen erfreut und fortan keinen Reiz mehr für ſie hatten.

Sie ſollte nach dem Tode der alten Gräfin noch die Erſchütterung erleben, daß ſie einen in deren letzten Tage an ſie geſchriebenen Brief mit der Nachricht vorfand: ſie ſey nicht ihr und ihres Mannes, ſondern ihrer Schweſter Kind, das ſie, zufolge eines derſelben auf dem Todbette gegebenen Verſprechens als ihr eigenes erzogen und zu dem ihr ein wunderbarer Vorfall die heiligſte Liebe eingeflößt habe, dem zufolge der erſichtlich erſcheinende Geiſt ihrer Mutter ſie aus einer ihr durch ihre Vernachläſſigung bereiteten Lebensgefahr errettet. Sie fügte hinzu, wie ſie durch dieſe Gemeinſchaft mit der Geiſterwelt, der auch ihre langwierige Kränklichkeit ſie genähert, in ihren Augen eine geheimnißvolle Weihe erlangt habe und enthielt ihr nicht die Mittheilung vor, daß ihre und ihres Gatten Wünſche ſie anfänglich ihrem Sohne Richard zur Ehe beſtimmt. Nur habe ſie ſpäter die Abneigung anderes Sinnes gemacht, die ſie zwiſchen Richard und Emilien wahrgenommen und um deretwillen ſie bei ſich beſchloſſen haben, ihr das Geheimniß ihrer Geburt niemals zu verrathen, ſondern ſie in dem Wahne zu laſſen, Geſchwiſter zu ſeyn, um ſie alſo auf das Sicherſte vor wechſelſeitiger Entfremdung zu bewahren.

Eine italieniſche Reiſe.

I.

Ueber die Alpen.

Unerwartet zuſammentreffende Umſtände erlaubten mir über die ſüddeutſchen Hauptſtädte eine Reiſe nach Italien zu improviſiren, und ich verließ Dresden an einem der letzten heitern Sonnentage des ſcheidenden Jahrs.

Rings um mich ſtanden auf der Freiberger Gebirgshöhe ſchwarze Halden. An dem Hochwege Birken mit ihren weißblinkenden Stämmen, Ebereſchen mit ihren rothen Beeren, alles blätterlos. Es hielten nur noch die Eichenſträucher ihr welkes Laub mit beiden Händen feſt.

Bei Halsbach fährt man in einen tiefen Grund, zwiſchen ſchwarzen, rauhen Felſen durch, über ein wildes Waſſer. Hier war ſchon halber Winter eingetreten. Reif und Nebel lag allenthalben auf der Landſchaft, verwiſchte, graue Schneewolken zogen vorüber.

Wie geſchmacklos iſt doch faſt in ganz Mitteldeutſchland die Bauart der Dorfhäuſer! Kein Vorbau der Dächer, kein Zeichen von Schönheitsſinn, wenn es auch noch ſo wohlfeil zu ſtehen käme, nichts als die kahle nüchterne Nothdurft!

Von dem alten merkwürdigen Freiberg konnte ich diesmal wegen der Kürze der Zeit nur das in den freundlichen Gartenanlagen der Vorſtadt unlängſt errichtete kleine gothiſche Denkmal zum Gedächtniß der tapfern Selbſtvertheidigung der Stadt gegen die Schweden im dreißigjährigen Krieg ſehen.

Hinter Oederan beginnt das romantiſche Flöhethal, das man bis Flöhe neben ſich behält. Zur Linken erblickt man herrliche Schluchten und über denſelben das wolkenhohe Auguſtusburg. Hier war das Klima wieder milder, die Wieſen friſch, die Wälder mit blendend grünem Mooſe bedeckt. Vor Zwickau lag um uns tiefe, ſchwarze Nacht, im Abgrund nebenbei viele einzelne Lichter, am Himmel zahlloſe Sterne. Die beiden mir unſichtbaren Wagenlaternen warfen auf unſere vier Pferde ein grelles Licht, aller übrige Raum im Umkreiſe war ſtockfinſter. Nur die feurige Hand und Peitſche des Poſtillons ſchwang ſich darüber hin.

Wir erklommen das Fichtelgebirge und hatten 2000 Fuß über der Meeresfläche Schneegeſtöber und vollkommenen Winter.

In Baireuth wollte ich Jean Pauls Wittwe beſuchen, traf ſie aber nicht zu Hauſe. Seine Wohnung iſt beſchränkt, gering, gewöhnlich; der Garten, worin er viel wandelte, merkwürdig, willkürlich poetiſch. Er erinnert mit ſeinen Terraſſen an manche Schilderungen des Dichters. Gegen Jean Pauls Standbild von Schwanthaler hat man allerlei einzuwenden. Ich finde die Statue genial, erhebend, durchaus künſtleriſch ſchön gedacht und ausgeführt. Die Aehnlichkeit iſt keineswegs ſo gering als man behauptet, der Platz neben der Poſt, vor der Schule, vortrefflich gewählt, ſo daß ſelbſt der flüchtigſte Fremde das Kunſtwerk ſehen mag und die ſtrebende Jugend der Stadt es immerdar zur Erweckung der Ehrbegierde vor ſich hat. Das Standbild iſt von allen Seiten ſchön. Ich habe aber noch an keinem andern wahrgenommen, daß ſich ſo ſcharf wie hier ein einziger Standpunkt vor ihm als der günſtigſte bezeichne. Der herabgefallene Mantel des Dichters liegt über einem abgebrochenen, humoriſtiſch mit dem Wurzelwerk verſchlungenen Baumſtumpfe dahinter und deſſen oberer Theil guckt wie ein Gnomengeſicht unter dem Mantel hervor. Ich kann nicht glauben, daß dieſe Aehnlichkeit ein bloßer Zufall ſey; halte aber die künſtleriſche Abſicht und Andeutung für vortrefflich und im beſten Sinne modern.

Ich ging am Tage meiner Ankunft in Nürnberg mit dem Früheſten auf den Johanniskirchhof. Es war der lieblichſte Wintermorgen, die reinſte Luft wehte, blauer Himmel ſonnte ſich über mir, die Ferne duftete ſo poetiſch. Reif lag im Gras. Die Gräber ſahen mit ihren verwitterten uralten Steinplatten heiter-ernſt und würdevoll darein, ſtrotzten von Poeſie, Kunſt, Geſchichte und Ruhm, lagen eines friedlich neben dem andern zwiſchen Trauerweiden und grünem Raſen, der in Millionen Thautropfen erglänzte, auf ihnen viele friſche Blumenkränze, zum Zeichen, daß ebenſo viele neue Opfer aus der Gegenwart zu der grauen Vergangenheit hinabgeſunken waren.

Die erhebendſten Erinnerungen knüpfen ſich an die Gräber Dürers, Pirkheimers, Behaims, Hans Sachſens. Auf Dürers Grab iſt ſein altes Wappen eingehauen. Das neue waren zwei Thürflügel — zur Himmelspforte, wie ich mir ſagen ließ — und es mag ſo gemeint geweſen ſeyn oder nicht, iſt es doch hübſch genug, wenn ſich uns durch Kunſt und Poeſie in Wahrheit der Himmel erſchließt. Dürers Grabſchrift enthält die poetiſche Troſtverheißung, daß er nunmehr an der Gottesſtadt male.

Auf dem Rückwege beſuchte ich den biedern Meiſter Burgſchmied, in deſſen Perſönlichkeit man den alten Peter Viſcher, von der lebendigen Natur copirt, vor ſich zu ſehen meint.

Wie wohl wird einem deutſchen Herzen in Nürnberg auf der Burg, in dem Mittelpunkt der alten Kaiſerzeit! Wie entzückend iſt die Ausſicht über Stadt und Land, zumal wenn, ſo wie an dem heutigen Tage, ein Haus, ein Dorf, ein Wald, eine Stadt nach der andern allmählig aus dem Nebel auftaucht!

Wie lernt man auch an dieſen Bilderſchätzen der Burg den herrlichen Wohlgemuth, den würdigen Meiſter unſers edlen Dürer lieben!

Guſtav Adolph von Schweden hatte nach ſeinem Bilde auf der Burg ebenſo den ausgeprägten Charakter eines ächten Königs, als Wallenſtein, wenn er wirklich ſo ausſah, den eines hochbegabten, aber immerhin zweideutigen Kriegsabenteurers.

Ich konnte bei dieſem Anblick des Adels der Kraft in Guſtav Adolphs Zügen nicht umhin, mit Freuden deſſen eingedenk zu ſeyn, daß er in ſeiner Urgroßmutter, der zweiten Gemahlin Guſtav Waſa's, von einer Bülow abſtammte.

Von der Burg wanderte ich nach der Egidienkirche, die vor 300 Jahren abgebrannt und vor 150 Jahren in dem bekannten italieniſchen Bauſtyle jener Zeit wieder aufgebaut worden iſt. Auf dem Altarblatt, einer Grablegung von van Dyk, iſt der Kopf des Leichnams von der tiefſinnigſten Schönheit, ein wahrhaft übermenſchlicher Tod. Die Kirche brannte an einem Tage nieder, als die Küſterfamilie zu einem Kirchweihfeſte über Land gegangen war. Die mit dem kleinſten Kind zurückgebliebene Magd ging, als daſſelbe eingeſchlafen, den Andern nach und hinterließ unwiſſentlich einen glimmenden Zwirnsfaden, der die gewaltige Feuersbrunſt verurſachte. Von dem Kinde fand man in der Aſche nur noch das Herz wieder und begrub es auf dem Johanniskirchhofe.

Von werthvollen Gegenſtänden hatten ſich allein zwei Erztafeln mit Arbeiten von Peter Viſcher und ſeinem Sohne erhalten.

Im Landauer Kloſter ſah ich unter andern Kunſtgegenſtänden die wunderſchöne betende Maria am Kreuze, Holzſtatue in halber Lebensgröße von Veit Stoß wieder, die ſonſt in der alten Kaiſerkapelle ſtand und nächſt dem Johannes dieſes Künſtlers das ſchönſte Werk iſt, welches er je vollendete.

Am Nachmittag wanderte ich mit erneuten Kräften nach St. Sebald und Lorenzo. Gewiß iſt jene Kirche ſchön und herrlich und ihr Grabdenkmal der Stolz der deutſchen Bildnerkunſt; nur gegen die Lorenzokirche, die einzig in der Welt daſteht, kommt ſie nicht auf. Es iſt ſo traurig, daß uns bei ſolchen Eindrücken, als die Kunſt auf dieſer Höhe gewährt, die Sprache verläßt! Und dennoch iſt es wieder ſchön und herrlich, daß wir daran erinnert werden, wie viele Stufen höherer Bildung uns dereinſt in einer andern Welt zu erſteigen übrig bleiben, um auch noch dieſes zu reproduciren. Das künſtliche Reproduciren des natürlich Entſtandenen wird wohl zu jeder Zeit die höchſte Beſtimmung des Menſchen ſeyn und bleiben.

Soweit ich die Menſchen in dieſer wunderbaren Stadt habe kennen lernen, iſt ihnen etwas wahrhaft Freies, Selbſtändiges, das ſich fühlt und nicht einſchüchtern läßt, zu eigen. Sie ſind durch und durch proteſtantiſch, fleißig, betriebſam, haben eine große Vergangenheit hinter ſich, und um ſich eine ſo feſte, bewußtvolle Gegenwart, daß ſie ihnen die beſte Gewähr für eine tüchtige Zukunft leiſtet. Es iſt in Nürnberg alles würdig, behaglich, bürgerlich, ſtill, ſolid und man bekommt wahrhaften Reſpekt vor der Körperſchaft der Stadt als ſolcher. Das Rathhaus mit ſeinen impoſanten Erinnerungen an die alten Reichsverſammlungen iſt noch ſo nobel und alles Gemeinheitliche, wie die Anlagen vor der Stadt, auf das Beſte verſehen.

Was ich an den alten Nürnbergern zu allermeiſt bewundere, iſt die Weisheit und der Schönheitſinn, die ſie allenthalben in der Anlage der verſchiedenen Gaſſen und Plätze beurkundet haben. Es gibt alles Proſpekte und ſelbſt das geringſte Materielle ſcheint dem Bedürfniß und der Bequemlichkeit mit künſtleriſchem Vorbedachte angepaßt.

Ich habe es noch nicht dahin gebracht, mich für das bairiſche Bier zu intereſſiren, das hier, wie man ſagt, am wohlſchmeckendſten in zwei Kneipen zu finden iſt, von denen die eine: „das Jammerthal,“ die andere „der gläſerne Himmel“ bezeichnend genug genannt wird. Ob dieſes Bier dem bairiſchen Volk mehr Stärke oder Rohheit verleiht?

Ich konnte nicht von Nürnberg ſcheiden, ohne immer und immer wieder nach St. Lorenz zu gehen, und es nur entzückter, nur befriedigter zu verlaſſen.

Am Ende fiel mir doch auch ein: Und du erfreuſt dich alſo an der erhabenen Schöpfung eines Mannes, deſſen Namen du nicht einmal nachfragſt? Ich fragte den Küſter auf der Stelle: wie hieß der Baumeiſter, der erſte oder letzte? Die Antwort lautete: es iſt keine Spur von einem ſolchen Namen übrig geblieben, außer dem des Stifters: Adolph von Naſſau, deſſen Haus noch dem Portale der Kirche gegenüber ſteht. Ich ſchauderte zwar über dies tragiſche Geſchick im erſten Augenblick; dennoch erhob es meinen Geiſt und überzeugte mich, daß der Ruhm nicht das Höchſte ſey und der Himmel großen Geiſtern jenſeits noch andere Lorbeerkronen aufbewahre!

Die Mitwelt der Lorenzokirche iſt überhaupt nicht reich an Dank für ihre Urheber geweſen. Der Bildner ſo vieler Kunſtwerke, Adam Kraft, ſtarb, wie Camoens, in bitterſter Armuth im Spital und ahnte vielleicht ſchon ſeine Zukunft, als er ſich an dem Sakramenthäuschen von St. Lorenz mit Lehrling und Geſellen ſo demuthsvoll als Träger ſeinem Werke unterſtellte. Die Kunſt iſt ihm danach zu einer ſchweren Lebenslaſt geworden!

Wiſſen Sie, fragte mich noch in der letzten Stunde meines Nürnberger Aufenthalts ein Einheimiſcher, worin einer der Hauptvorzüge unſerer guten Stadt beſteht? In dem glücklichen Umſtand, daß hier keine Juden wohnen dürfen. Nicht wahr? eine ſolche Anſicht erſcheint Ihnen bei dem jetzigen Emancipationswirrwarr als eine ebenſo unmenſchliche als unſinnige? Meinetwegen verketzern Sie mich wie Sie wollen: die Zukunft wird meine Grundſätze bald genug rechtfertigen. Geht es noch lange ſo fort wie heute, ſo ſind wir lammfrommen alten Chriſten in dreißig Jahren ſelbſt kaum von den neuen Unchriſten geduldet, ſo ſehr maßt ſich dieſe wirklich große Nation mit ihrem allſeitigen Virtuoſenthum, ihrem meiſtentheils doch untiefen savoir faire je mehr und mehr aller geltenden Courantmünze der Kunſt und Wiſſenſchaft, ſo wie alles wirklichen Metallgeldes ſelbſt an. Oder vermiſchten ſich getaufte Juden etwa anders als in den ſeltenſten Einzelfällen wirklich mit der chriſtlichen Gemeinde? Ich dächte: keineswegs. Sie bilden Cliquen unter ſich und halten nur mit einander eng zuſammen, laſſen von dem Mißtrauen gegen uns in keiner Weiſe ab, und wittern immer ſo viele verſteckte Kränkungen und Beleidigungen, daß kein getaufter Jude ſo leicht der herzliche Freund eines Chriſten wird. Nein, kein Taufwaſſer wäſcht ſie von dem Fluche rein, der auf dieſe ſonſt ſo gotteitle Nation gefallen iſt. Und wenn ſie durch die Taufe auch einmal aufrichtig gläubige Chriſten werden wollen, wie fangen ſie es an? Anſtatt den Gott der Liebe und Duldung anzubeten und zu erkennen, trägt ihr Fanatismus den Götzen des althebräiſchen, zürnenden, eyferſüchtigen Gottes zu uns herüber. Ja, ſie übertragen uns ſelbſt ihren eignen Fluch durch Heirathen, inſofern ſie das rein germaniſche Blut, das in den Nachkommen ſo gemiſchter Ehen, den einzigen Mißheirathen, die es auf der Erde gibt, dem zähen, hebräiſchen immer unterliegt, verderben. Sie lieben die Juden, mein Herr? Wie gern thäte ich desgleichen! Sobald wir aber beſonnen ſind, erheiſcht die Nothwehr, die Pflicht der Selbſterhaltung in uns ſolche Geſinnungen. Es heißt bei den Juden wie bei manchen halbgeheimen Verbrüderungen: wer nicht mit uns iſt, iſt wider uns, und ſo würden ſie denn wohl auch über jede ſolche Stimme in der Wüſte wie die meinige, wenn ſie verlautete, grimmig und feindſelig, öffentlich oder heimlich herfallen. So weit mein Nürnberger. — Die Poſtſtunde ſchlug, ich mußte ſcheiden und hatte keine Zeit, mich mit dem wunderlichen, überſpannten Gaſte in eine weltgeſchichtliche Debatte einzulaſſen.

Hier bin ich in Schwaben und froh daß ich hier bin! Ich fühle mich in Stuttgart in anderer Art zu Hauſe wie in Nürnberg. Dort hat man eine ſchöne Vergangenheit in Kunſtwerken der Menſchen, hier eine freundliche Gegenwart in Gottes Kunſtwerken, den Menſchen ſelbſt vor ſich.

So wie ich mich bereits in Nürnberg gewundert hatte, zu hören, daß die alte Reſidenz der Burggrafen, unweit der Veſte, gegenwärtig zu einem königlichen Pferdeſtalle eingerichtet ſey, fand ich unterwegs in dem berühmten Kloſter Heilbronn Gelegenheit mich zu wundern, als ich ſah, daß der ſonſt ſo kunſtſinnige und vergangenheitsluſtige bairiſche König dieſe Grabſtätte ſo vieler Hohenzollern verfallen läßt, und ſo gar nichts zur Erhaltung ihrer höchſt denkwürdigen Kunſtſchätze thut.

Ich war vor achtzehn Jahren ſchon in Schwaben und freute mich damals wie ein Kind über den Wuchs der Obſtbäume. Jetzt ging es mir von neuem ſo, zumal auf der Station von Waiblingen bis Cannſtadt. Wo ſonſt in Deutſchland hat der Obſtbaumwuchs dieſe Energie und Ueppigkeit? Ich möchte ſagen, es rührte mich darin der gleichſam kindliche Uebermuth der Natur.

Das Stuttgarter literariſche Leben habe ich als eine ſehr bedeutende Kundgebung des deutſchen Geiſtes, es ſey in Bezug auf das Weſen ſo wie auf die Form, erkennen müſſen. Unter Form verſtehe ich hauptſächlich jene anſpruchsloſe, duldſame, klaſſiſche Einfachheit, der es immer nur um die Liebe zur Sache zu thun iſt, und die niemals wie ſo manche notable norddeutſche wiſſenſchaftliche Perſönlichkeit jede unbequeme Meinungsverſchiedenheit mit gelehrtem Uebermuthe bekämpft. Ich liebe Berlin und wer müßte das nicht aus ſeinem Innerſten thun, der Deutſchland liebt! Aber das kann ich den Gegnern nicht in Abrede ſtellen, das Berliner Bewußtſeyn in allen Dingen verdient noch einmal durch die ſchärfſte Hechel des Spottes gezogen zu werden. Es mag ſeyn, daß in Süddeutſchland hie und da viel anarchiſcher

Undeutſchheit vorherrſcht; aber ſo wie ich Schwaben in ſeinen edelſten Männern habe kennen lernen, iſt dies nirgends davon angeſteckt und wird es ſich, wenn es früher oder ſpäter darauf ankommt, als einen Heerd der thatkräftigſten Vaterlandsliebe ſo gut wie Preußen bewähren. Man denkt hier frei, aber nur ſo wie jeder echte unabhängige deutſche Mann es ſoll und darf.

So viel Stuttgart auch zu Schillers Lebzeiten an ihm geſündigt hat, ſein verſöhnter und verklärter Geiſt ſchwebt noch über Schwaben. Sein Geiſt in Geiſtern, nicht in dem Denkmale, mit dem der edle Skandinavier ihn hat verherrlichen wollen. Was ſoll man dazu ſagen? Dies ſoll Schiller ſeyn? Der ewige Geiſt des Ikarus, dem zwar wie oft das irdiſche Wachs von den Schwingen ſchmolz, der aber doch immer und immer aufs neue zu den Wolken emperdrang und eben ſo wohl ein Symbol der höchſten geiſtigen Freiheit oder des göttlichen Aufſchwungs als des irdiſchen Druckes war? Dieſer grübelnde Mann, der in Unklarheit mit dem Erdgeiſte ringt und deſſen Dichterblick keinen Himmel des Lichts kennt, Schiller? Nein, wir ſchulden Thorwaldſen zwar für den reinen künſtleriſchen Willen Dank; müſſen dies Kunſtwerk aber ebenſowohl des Künſtlers als des Dichters unwerth finden. Schiller iſt als Schiller ein Urbild und kein Nachbild, wie er es hier ſeyn ſoll, des ewigen Dante, ein deutſcher Dichter und Mann der Gegenwart, kein Seher der Zukunft!

Wer als Reiſender von München ſprechen will, mag wohl billiger Weiſe mit dem Könige Ludwig beginnen, der eine ſo geſchmacksreine, durch und durch fürſtliche Reſidenz wie nicht leicht ein anderer beſitzt. In derſelben lernt man zunächſt den kräftigen Geiſt Schnorrs von Karolsfeld in den Kaiſerſälen kennen und bei all der großen Auffaſſung verſtieß er, wie mich dünkt, nur mit einer einzigen Naivetät gegen die Geſchichte. So wie hier hat nämlich Kaiſer Karl der Große, als ihn ſein Papſt und Schützling krönte, ganz gewiß nicht ausgeſehen! Der ſtrenggläubige bayriſche Parteigänger ſage meinethalb: Er hätte ſo ausſehen ſollen! Der Kaiſer, wie er war, iſt es aber nicht, und viel eher befand ſich der Papſt in ſo demüthiger Haltung vor ihm, als er ſich die Erlaubniß ſtahl oder erbat, den Kaiſer zu krönen. Wer weiß jetzt nicht, daß der Akt, ſo wie er ſtatt fand, eine ſchlaue pfäffiſche Ueberraſchung war! —

Die königliche Sammlung der ſchönen Zeitgenoſſinnen iſt eine meiſterhafte an Kunſt und Natur; poſſierlich dagegen die Bezeichnung einiger von ihnen von Seiten des Führers, da er ihnen, im Gegenſatze zu andern, nicht einmal das Ehrenwort Jungfrau oder Frau beizulegen wagt. Ich fragte ihn: „Wer iſt die wunderſchöne Hebe mit dem idealen Nacken? Eine Jungfrau?“ „Bitte um Vergebung, eine Privatiere!“ war die Antwort. In den Erdgeſchoſſen der königlichen Reſidenz hat Hildenſperger, ein Schüler

Schnorrs, mit wahrhaft überraſchendem Glücke einzelne Momente aus der Heroenwelt der Griechen neu belebt.

Die vier neuen Kirchen Münchens, Mariahilf, St. Bonifaz, St. Ludwig und Allerheiligen ſprachen meine regſte Theilnahme an und wir Deutſchen müſſen es dem Könige Ludwig doppelt danken, daß unter ſeiner künſtleriſchen Regierung die Frage: Wie ſollen wir Kirchen bauen? praktiſch ſo weit erörtert worden iſt. Nach meinem Dafürhalten iſt das Räthſel in der That gelöst und man erſpart ſich wohl auch an andern Orten die Koſten es nochmals aufzugeben. Ja, wenn die Gottesverehrung in Deutſchland ein lebendiges Werk des Volkes bleiben oder werden ſoll, ſo wird man den chriſtlichen Kirchen gewiß nicht mehr die ſogenannte gothiſche oder altdeutſche Form ſtreitig machen wollen. Baſiliken, byzantiniſche, italieniſche Kirchen aller Art verſteht die Geſammtheit unſeres Volkes nicht, ſo ſchön ſie ſich auch künſtleriſch oder hiſtoriſch rühmen laſſen. Der altdeutſche Kirchenbauſtyl iſt von der urgermaniſchen Auffaſſung des Chriſtenthums unablösbar und der in Bezug auf Volksbildung oder Leitung ſeinen Vortheil verſtehende Staat wird ſie ihm nicht abſtreiten.

In der Kirche der Vorſtadt Au in München iſt die altdeutſche Kirchenform, vielleicht der St. Lorenzogeiſt im engen Sinne, ſo lebendig wiedergegeben, daß es nicht wohl noch jemand einfallen wird zu behaupten, ein gothiſcher Dom ſey nicht anders als rieſenhaft zu denken. Die Au-Kirche iſt gewiß nicht kleinlich, wenn ſie gleich eben ſo wenig rieſig zu nennen iſt, ihr Bauſtyl durchaus altdeutſch, und doch in keiner Weiſe ſklaviſch nachgeahmt. Er iſt den alten Vorbildern in dergeſtalt freien Abweichungen oder Erneuungen und Motivirungen treu geblieben, daß man ihn völlig produktiv oder lebendig nennen darf. Und wie noch unerhörte Wirkungen vermag die moderne Glasmalerei auf ſolcher Höhe der Ausbildung zu erzielen!

Ich widmete die meiſte Zeit meines diesmaligen Münchner Aufenthaltes dem Innern der Pinakothek. So trefflich und erwünſcht hier alle Einrichtungen für den Fremden getroffen ſind, und ſo dankbar er z. B. ſeyn muß, durch keine Dresdner Eiſenſtangen ellenweit von den Kunſtwerken zurückgehalten zu ſeyn, ſo ſehr befremdet es doch wieder, die Künſtlernamen und Jahrzahlen auf den Rahmen zu vermiſſen. Eine ſolche Staatsanſtalt ſoll keine Bereicherungsquelle für die Cuſtoden werden wollen und den Fremden zum Ankaufe eines Kataloges zwingen. Die Humanität bringt dem Beſchauer überdies den unermeßlichen Vortheil ein, den Künſtler unmittelbar in Namen und Jahrhundert vor ſich lebendig werden zu ſehen, ohne daß er ſich erſt die geiſtſtörende Mühe geben muß, in zuweilen ungeſchickt verfaßten Büchern nachzuſchlagen.

Welcher Nationalſchatz ſind nicht allein die altdeutſchen Bilder Münchens! Welche Innigkeit, Gemüthlichkeit, Treuherzigkeit, Freimüthigkeit, menſchlich geringes Weſen, Demuth, Tiefſinnigkeit und Naivetät liegt in der alten Kunſt dieſer unvergleichlichen Germanen aufbewahrt!

Es iſt denkbar, daß vielleicht ſchon in dieſem Reichthum an Innerlichkeit ihres Schaffens die Unmöglichkeit ausgeſprochen lag, das Höchſte der bildenden Kunſt den Italienern gegenüber zu erreichen, deren göttlich reinen Schönheit- und Formenſinn ſie immer gleich vielſeitiger wie tiefer ausbildete. Vielleicht mußte ſie auch ebenſo unbedingt der leidenſchaftliche Enthuſiasmus des ſpaniſchen Volkes in der Malerei überflügeln. Aber wiewohl der Deutſche in ſeiner rauhen Natur nicht mit der allgemeinen Schönheit des Südens wetteifern kann, welch unendlich höheren myſtiſchen Aufſchwung verleiht ihm das Urchriſtliche in ſeinem Volkstypus! Bilderlos, tempellos verehrten die alten Germanen Gott, nicht geringer als irgend ein Volk der Erde. Die alten Italiener malten Gott Vater als ein großes Haupt mit einem Barte und dieſe nicht gar große Abweichung vom griechiſchen Pan verdachte ihnen kein Menſch. Sollte nicht auch danach der unſichtbare altdeutſche Gott in der Donnereiche des Allerhöchſten wenigſtens ebenſo würdig als der katholiſch-jüdiſche zu nennen ſeyn? Der Tempel des heiligen Baumes ward in den erſten Zeiten von den chriſtlichen Apoſteln gewiß nicht allzuhäufig ſchroff und roh vor ihren Augen gefällt; vielmehr ließen ihn die Jünger der Liebeslehre gleichfalls gelten und nutzten das Bedürfniß des edelſten Volkes der Neuzeit, Gott in ſeiner edelſten Natur ſelbſt anzubeten, zu Einführung des Chriſtenthums.

Alſo übertrugen ſie die Form der heiligen Bäume mit ihren Aeſten, Zweigen und Blattwerk dem gothiſchen Tempelbau und verwuchs ihr alter Naturglaube mit der geoffenbarten Chriſtusreligion. Wehe dem, der dieſe tiefſte Eigenheit des deutſchen Volkes in ihrem Weſen und Verzweigungen in das Einzelleben verkennt und verletzt! Es würde einen ſolchen Frevel an ſeiner angeſtammten Freiheit unverſöhnlicher als jeden andern ahnden. Ja, es iſt der Stolz des Germanen, daß er in ſeiner Urzeit die lebte Natur, die lebendige Pflanzenwelt heiliger als jedes andere Volk hielt, daß ſein Glaube niemals einen Bilderdienſt kannte und ſein innerſtes Menſchenthum der unſichtbaren Gottheit unmittelbar zu nahen wußte. Was wollten wir auch ſonſt für einen Weg zum Siege einſchlagen, da der Romane uns in dem Formſinn, der Slave in der Selbſtvernichtung immer übertreffen wird und doch nur die Urprincipe ſich zuletzt erhalten können?

Es ſcheint mir für Münchens architektoniſche Schönheiten ein ſehr erheblicher Uebelſtand, daß die

die königlichen Prachtbauten umgebenden Privathäuſer mit unglaublicher Zähigkeit dem althergebrachten nüchternen Kaſernenſtyle anhangen und gar keine Verbindung der Verhältniſſe ermöglichen.

Das Haus des Herrn v. Türkheim allein ſchien mir davon auszunehmen und das des Generals v. Heideck wird in dieſer Hinſicht ebenfalls gerühmt. Wie vortheilhaft zeichnen ſich dagegen z. B. die neuen Privatbauten Berlins aus!

In Schwanthalers Werkſtatt ſah ich zu meiner Freude den Fries der Walhalla und konnte dadurch nun zur Anſchauung in mir bringen, was ich ſchon vorher geneigt zu glauben war, daß dieſer Künſtler in Betreff des jugendſchlanken Germanenthumes in der Kunſt immer der erſte, unübertroffene unſerer Zeit bleiben wird.

Zum Schluſſe meines Münchner Aufenthalts ſollte mir noch eine ſchöne Stunde in Kaulbachs Werkſtatt zu Theil werden, welchen Künſtler ich vor ſeiner Zerſtörung von Jeruſalem beſchäftigt fand. Dieſelbe wird auch in der Farbengebung wie in der ſchon bekannten Zeichnung ein herrliches Werk von höchſter Wirkung werden und unſer Publikum hoffentlich ein für allemal zu der poſitiven evangeliſchen Anſchauung des alten Teſtamentes zurückführen. Ich ſollte wenigſtens meinen, daß der Irrthum bereits als ein allgemein verjährter anzuſehen wäre, zu dem die elegiſche Richtung einiger großer Talente es mit der kritiſchen

Auffaſſung dieſer weltgerichtlichen und weltgeſchichtlichen Begebenheit hat verleiten wollen.

Ich verließ ehegeſtern Abend München bei naßkalter Witterung und hatte ſchon bei Starenberg den tiefſten Schnee. Wir fuhren, zum Glück bei Vollmondzeit, ſo daß doch einiges Licht aus dem ſchneebewölkten ſtürmiſchen Himmel drang, durch lauter winterliche Wildniſſe und es war beinahe ein Wunder zu nennen, daß unſer Poſtwagen nicht umſchlug. Ich ſaß im Coupé und ſah alles, was mich umgab, ohne etwas unterſcheiden zu können, keinen Berg, keinen Baum, kein Licht, keine Finſterniß, nur Sturm und Wüſte, wie einen Anfang oder ein Ende eines Chaos. Ich verlangte nach Alpen und deren erſtem Anblick in meinem Leben; der Poſtſchaffner lachte mich aus, weil das ohnedies noch viel zu früh ſey und wir vorher vielleicht wer weiß auf wie lange einwintern würden.

Es wurde Nacht und ich ſchlief unwohl und ermattet ein. Als ich mit Tagwerden wieder erwachte, befanden wir uns ſchon tief im Alpengebirge. Vor uns der unerſtiegne Zugſpitzner, inmitten eines tollen Wirrwarrs von Geſtein und Wolken. Ich hatte noch in meinem Leben keine Bäume ſo ſchneebelaſtet wie hier geſehen. Sie erſchienen mir wie ungeheure metallene Kandelaber. Tiefſte Schluchten, wahre Alpennatur, alles rauh, kahl, weiß, ernſt, gräßlich, ehrwürdig, kein Schneegeſtöber mehr, nur weite

Schneeflächen, unſäglich reinlich aufgedeckt, und dazwiſchen grüne Tannenſpitzen feſtlich eingeſtreut. Auf ungebahnten Straßen mußten wir uns weiter ſchleppen und unſere Pferde verſanken oft bis an den Bauch in Schnee. An Bahn brechen, an Wegräumen des Schnees, nach bairiſcher Landesſitte, war nicht zu denken, und wo es ja geſchehen ſoll, verlangt man ſolche Arbeit von den armen Bergbewohnern zur Frohn. An einer Stelle hatte man gleichwie zum Spott drei Mann zum Schaufeln aufgeſtellt. Dreihundert wären nicht zuviel geweſen. Wir nahmen ſie mit uns, damit ſie uns nöthigenfalls zur Rettung dienten und ſie mußten mehr als einmal, ſelbſt bis an die Bruſt in Schnee ſteckend, unſere ermatteten Pferde freiſchaufeln.

Wir brachten den ganzen Tag damit zu, wenige Stunden Wegs zurückzulegen, und als wir Abends ſechs Uhr nach Mittenwalde kamen, war an kein Weiterreiſen zu denken. Der Eilwagen vom Brenner lag in Tſcharnitz, der nächſten öſtreichiſchen Station, feſt und ſein und unſer Brieffelleiſen wurden gegen einander durch Boten ausgewechſelt, die mit ihren Waſſerſtiefeln in dem Bett des Alpenbachs ihren Weg ſuchten, da jeder andere Pfad verſchneit war.

Als ich mich am Morgen dieſes Tages aus meinem nächtlichen Schlummer ermunterte, befand ich mich in einem faſt magnetiſchen oder ſomnambülen Zuſtand. Wir bogen eben um eine Felſenecke und ich ſah unweit vor mir eine in dem blendend weißen Marmorfelſen ausgehauene Sphinx von wunderbarer Vollendung. Sie lag gleichwie vor einem Felſenthor und ließ ſich hin und wieder ſchieben, je nachdem es der Künſtler benöthigte. Der Poſtwagen fuhr Schritt vor Schritt weiter. Ich ſprang heraus und eilte zu dem Künſtler, der an ſeinem Werke meiſelte und von ſeinen Gehülfen den Schnee an dieſer Stelle hatte wegſchaufeln laſſen. Er war ein Mann etwa wie Kaulbach und eben mit dem Kopf der Sphinx beſchäftigt, der mir ganz ideal ſchön zu ſeyn däuchte. Ein Landmädchen, das etwas abſeits ſaß, diente ihm zum Modell. Er ward nach einigen Minuten abgerufen und ich wollte nur noch nach dem Modell ſehen, weil der Poſtwagen inzwiſchen immer weiter fuhr, als ich bemerkte, daß ſie in derſelben Richtung fortgegangen war. Ich folgte ihr und nahte einem ſchön und üppig gebauten Mädchen, das mit der Landestracht und einem rothen Mieder bekleidet war. Ich erreichte ſie, ſie wendete den Kopf nach mir um und welcher Anblick ſollte mich überraſchen! Es war kein Haar auf ihrem Kopfe, nur Moos und Flechten und die Züge ihres Angeſichts verwitterter Fels, kein menſchlicher Ausdruck darin, nichts als ſtarre todte Natur! Ich wußte nicht, wie ich wieder auf meinen Sitz im Wagen gekommen war und muß verſichern, daß ich noch ſtundenlang nach dieſer Erſcheinung nicht würde haben ſagen können, ob ſie Wahrheit oder

Traum geweſen. Ich verſuchte zwar in Mittenwalde alles Mögliche, unſern Poſtwagen noch vor dem Einbruche der Nacht wieder flott zu machen: mußte mich aber in mein Schickſal des geduldigen Abwartens finden, und da die untern Ortsbehörden ſo wenig guten Willen uns fortzuſchaffen bezeigten, ließ ſich gar nicht berechnen, wie lange man uns hier behalten werde. Ich legte mich am Ende, gut bewirthet, ſchlafen und erwachte Morgens zwar bei abermaligem Schneegeſtöber, zugleich aber auch über das Geräuſch von vielen Menſchen, die ſich auf der Straße unten hin und her bewegten. Als die Aufwärterin mir das Frühſtück brachte, erfuhr ich die neue Wendung der Dinge. Zu unſerm Glück war noch am ſpäten Abend der Landrichter unerwarteterweiſe auf dem Schlachtfeld erſchienen und hatte ſeine Maßregeln ergriffen, denen zufolge zuerſt in aller Frühe hundert Mann, deren Ankunft mich erweckt hatte, zum Wegſchaufeln des Schnees entboten worden waren.

Ich kleidete mich raſch an und ging hinunter, wo ſich dies allerliebſte Bild vor meine Augen ſtellte. Der Flecken Mittenwalde iſt eine Gaſſe von lauter netten oder ſtattlichen Häuſern, Tyroler oder Schweizer Bauart, über die ſich heute ein blauer, heiterer, ſonniger Winterhimmel ausgeſpannt und in die ſich eine glatte, reinliche, blendend weiße Schneedecke gebreitet hatte. Es war ein Sonntag, feſtliches, helles Glockengeläute rief zur Kirche. Die Luft war kalt und rein.

die gemalten Madonnen an den Häuſern ſchienen ihre Jeſuskindlein inniger an die Bruſt zu drücken, damit ſie nicht frören. In der Nähe der Poſt ſtand ein Schneeſchlitten, ein dreieckiges, balkiges Ungeheuer, zwanzig Ellen im Umfange, die Spitze nach vorn gekehrt, das der Landrichter hatte in der Eile zurecht zimmern laſſen, um den Schnee vom Hochwege wegzudrängen. Davor wurden nach und nach an die zwanzig Pferde geſpannt und darauf ſetzten ſich etwa zwanzig Mann mit Schaufeln. Hunderte von Menſchen, Männer und Frauen ſtanden umher und lachten und jauchzten, lauter friſche, ſchöne, kräftige Geſtalten, Kinder und Mädchen warfen ſich mit Schnee, und die ganze Anſtalt, die ihnen eine ſo ſchwere Arbeit koſtete, ja die die Meiſten mit nüchternem Magen ohne Lohn verrichteten, war ihnen zu einem Volksfeſte geworden, an das ſie luſtig und guter Dinge gingen.

Was für ein Volksſtamm und was für Unterthanen ſind dieſe felſenfeſten Tyroler Naturen! Nach der blutſauren Arbeit tranken ſie ſpäter zur Stärkung aus einem Gießbache, ſchabten ſich mit dem Meſſer Schnee und Eis von den nackten Beinen und ſtrotzten von Geſundheit, Luſt und Lebenskraft!

Ich konnte mich an der belebten Scene nicht ſatt ſehen. Es war Alles ſo feſttäglich an dem Orte. Die alten Leute, denn die jungen Männer waren Alle zur Arbeit aufgeboten, gingen in ihren Pelzmützen, ſiech und geſund, froh und betrübt, einzeln, ſtill, nachdem das Spektakel des Schlittens vorüber war, zur Kirche. Der Schnee lag an manchen Stellen faſt bis zum erſten Stockwerke der Häuſer aufgeſchaufelt und unmittelbar hinter dem Poſtſtalle ein Ding, faſt als gehörte es nur ſo dazu, das heißt Karwenzel und iſt ſeines Standes eine Alpe, die ſich 5000 Fuß über die Meeresfläche erhebt.

Wir fuhren um neun Uhr Morgens dem Schneeſchlitten in unſerem Poſtſchlitten nach und hinter uns der Landrichter in dem ſeinigen. Es währte nicht lange, ſo hatten wir das Ungeheuer mit ſeinen zwanzig Pferden und zwanzig Schauflern eingeholt und überſahen vor uns bei einer Wendung des Weges den abenteuerlichen Zug, die hundert ſingenden Arbeiter an ſeiner Spitze.

Unterwegs umſtanden uns die Alpen zu beiden Seiten dicht gedrängt und über jeder hing im blauen Aether eine kleine weiße Wolke und küßte ſie wie ein Schmetterling ſeine Blume.

Wir erreichten Tſcharnitz, von den öſterreichiſchen Mauthbeamten human behandelt, Seefeld, Zirl, und trafen ohne weiteren Unfall, Abends um 7 Uhr in Innsbruck ein, das wir ſchon anderthalb Tage früher hätten erreichen ſollen.

Im Anfange hatten mir, ich geſtehe es, alle dieſe außerordentlichen Anſtalten, um uns drei unbedeutende Poſtpaſſagiere weiter zu ſchaffen, nicht wenig imponirt, und ich hatte auch nicht umhin gekonnt, dem Herrn Landrichter meinen Reſpekt vor der moraliſchen Stärke der bairiſchen Regierung auszuſprechen, die ſolche Opfer, ohne alles Anſehen der Perſon, ganz allein um der Kultur, der Ordnung, des Geſetzes willen bringe. In der Folge wurde mir aber das feine Lächeln, welches mein Enthuſiasmus in den Zügen des Herrn So und So erregte, beſſer erklärt, als ich erfuhr, daß eine königliche Prinzeſſin im Annahen geweſen war, um zu derſelben Zeit als wir die Alpen an dieſer Stelle zu überſchreiten, und daß wir armen Teufel hätten lange warten können, ehe man uns um unſertwillen aus dem Schnee gezogen.

Es iſt in Innsbruck nichts zu ſehen und zu denken; weder Maximilians Grab noch ſonſt Jemand oder Etwas hat meinen Antheil erregt: nur allein das Standbild des edlen Hofer in der Kirche vermochte es. Das Größte was man von Innsbruck ſagen kann, iſt jedenfalls, daß es eine wahrhaft deutſche Bauernhauptſtadt ſey.

Einen Jeſuiten hätte ich wohl gern einmal geſehen: ich thue nur nicht wegen dergleichen Curioſitäten einen ausdrücklichen Schritt. Es ſollen hier an die ſiebenzig Jeſuiten, mehr als ſonſt wo in Deutſchland, leben und die loyalen Tyroler Stände haben es ſich vom Kaiſer als beſondere Gnade ausgebeten, ſie in ihrer Hauptſtadt aufnehmen zu dürfen. Ob die heutigen Jeſuiten nicht etwas dem Aehnliches wie der alte griechiſche Minotaurus, ihre Schliche jenes Labyrinth, ſeyn ſollten?

Ich beſuchte hier den Buchhändler Wagner, der die einzige proſaiſche deutſche Ueberſetzung des Dante herausgegeben hat, und hörte bei ihm zu meinem Leidweſen, daß ſich die Ueberſetzer Hörwarther und Enk, nicht wie ich vermuthet hatte in Innsbruck, ſondern in Wien aufhielten.

Ich halte eine körnige, alterthümliche Proſa für das einzig anwendbare Sprachmittel, Dante gut zu verdeutſchen. Was helfen uns im tiefſten Grunde undeutſche, unverſtändliche Terzinen oder ungereimte Jamben? Verſe, die das italieniſche Verhältniß des Verſes zur Proſa auf deutſch unbedingt Lügen ſtrafen? Wie Vieles Wichtige muß nicht dabei geringen Kleinigkeiten aufgeopfert werden, die uns der gelehrte Hautgout als beſondere Leckerbiſſen anpreist! Oder fördert es das Verſtändniß des Dante im mindeſten zu wiſſen, ob er drei Viertel auf Neun oder fünf Minuten ſpäter an dem und denk hölliſchen Orte herum wanderte, und dergleichen?

Soll ſich der ewige Dante jemals die volle Wirkung auf deutſche Kunſt und Poeſie erkämpfen, die ihm zuſteht, ſo kann es nur durch eine proſaiſche Auflöſung geſchehen, in der ſich der Gedanke oder das Bild des großen Genius als Hauptſache gelten machen und all die theologiſchen, philoſophiſchen und politiſchen Kleinheiten in ihre poetiſche Weſenloſigkeit zurückſinken.

Die bisherigen Ueberſetzungen des Dante, welche ich kenne, erſcheinen mir alle weit unverſtändlicher als das Original und es kann der Grund deſſen nichts anderes als der nutzloſe Zwang ſeyn, den man dabei der Sprache angethan hat.

In Stuttgart zeigte mir zuerſt jemand die Innsbrucker Ueberſetzung, die nach ſeiner jahrelangen eignen Prüfung und meiner oberflächlichen Kenntnißnahme die von mir nur erſt gerügten Uebelſtände eben ſo wohl zu vermeiden weiß, als ſie den dagegen aufzuſtellenden Forderungen entſpricht. Das Buch iſt nur zu theuer, zu unbequem und ſchlecht gedruckt und aus dieſen Gründen auch zu unbekannt. Wäre es in kleinem Format gefällig gedruckt und zu einem billigen Preiſe zu haben, ſo würde es gewiß, wenn jedem Geſange ein einleitender Commentar voranſtände, allen andern Ueberſetzungen im Abſatz die Wage halten. Der Verleger theilte dieſe Anſichten, welche ich gegen ihn ausſprach und hat ſeitdem auch ſchon theilweiſe meinen Wünſchen entſprochen, indem er vorläufig den übrigen Vorrath von Exemplaren zu herabgeſetztem Preiſe auf's neue nach Deutſchland verſandt hat. Ich empfehle dieſe Ueberſetzung dringend allen Freunden der italieniſchen Literatur.

Die Auferſtehung des Südens beginnt gleich hinter Brixen. Bis dahin war auf meinem Wege alles Schnee, von dannen ab alles Staub. Das trifft den Nagel des klimatiſchen Unterſchiedes auf den Kopf. Das Thal der Eiſack war das Theater, auf dem dieſe göttliche Komödie der Natur für mich aufgeführt ward. So wie man es von Innsbruck aus betritt, ſtrebt ſchon alles nach Farbe, Form, Anmuth, Licht und Schatten und wird die Natur ſelbſt zum Künſtler. Es beginnen Weinberge, der Baumwuchs breitet ſich üppiger aus, die Natur lebt nicht mehr aus der Hand in den Mund, ſchneidet ohne ängſtliche Oekonomie aus ganzem Holze. Die dunkelgrüne Eiſack ſtrömt reizend und übermüthig zwiſchen den weißen Schnee- und Eiswänden ihres Bettes hin und verſpottet die Alpenregion mit dem Schnee, den ſie humoriſtiſch ſchäumend ſchlägt, die Bergfernen werden duftiger, auf Klippen ragen Schlöſſer und Klöſter hervor, die Schneedecke birſt am Ende auch auf den Fluren und nur noch in den höchſten Klüften glänzt es weiß. Die Wieſen grünen wieder, Epheu umſchlingt die Bäume bis in die Wipfel und mancherlei Sträucher haben ſich noch grünes Laub aufbewahrt. Was im Norden erſtarrt, neigt ſich hier weit eher der Fäulniß zu.

Mit dieſen Zügen kündigt ſich ungefähr die erſte Nähe des Südens an. Am Thore von Botzen war ſchon alles ausgemachter Süden, Eſel begegneten uns, ganz italieniſch geſchirrt und bepackt und bald darauf traten die erſten Cypreſſen und Lorbeerbäume hervor.

In Trient erweckte mich eine Feuersbrunſt neben dem Poſtwagen aus dem Schlafe; ich konnte mich aber keineswegs darum kümmern. Eine Zuckerraffinerie brannte ohne Verluſt an Menſchenleben nieder. In einem daſigen Kaffeehauſe hatte ich zum erſtenmale das ſeltſame Gefühl, daß die Mutterſprache nicht mehr ausreicht und man ſich ernſtlich einer fremden bedienen muß.

Derweil in Roveredo umgeſpannt ward, ging ich bei tiefer Nacht und Stille in den mondhellen engen Gaſſen ſpazieren und meinte dem Lichte an ſeiner Klarheit anzumerken, daß es italieniſch ſey.

Mit Tagesanbruch erreichten wir die fruchtbare lombardiſche Ebene, in der die Kultur des Bodens kulminirt. Die ſchwarzen Ackerfelder ſtehen voll üppigſter Obſtbäume, das Etſchthal voll Maulbeerpflanzungen. Ich ſah die Sonne in der vollen Pracht aufgehen, wie Manzoni ſie ſo einzig ſchön beſchreibt und gewiß nur allein die Lombardei ſie kennen mag.

Wie ſoll ich das Gefühl beſchreiben, als ich, in das herrliche Verona mit dem frühen Morgen einfahrend, und gerade auf dem Ponte nuovo aus meinem nächtlichen Schlummer erwachend, das große ſchöne Bild von Canaletto, Verona mit dem Caſtell, von dieſem ſelben Punkte aus gemalt, lebendig vor mir ſah. Nein! eine ſolche Treue und Naturwahrheit im Einzelnen und Ganzen, des Dufts, der Färbung hört beinahe auf Malerei zu ſeyn und grenzt an Zauberei. Jede Welle der Adige, jedes Loch oder Fenſter in den Häuſern oder Mühlen, jeder aufgehangene Hader iſt noch der nämliche als vor etwa hundert Jahren! Ich habe keinen Ausdruck des Erſtaunens über dieſe Erfahrung. Canaletto hat die Natur ſich ſelbſt weggeſtohlen, man glaubt nicht mehr daran, daß ſie vorhanden iſt, man hält die Wirklichkeit für einen Canaletto.

Juliens Grab muß man in Verona nicht aufſuchen wollen; davon weiß dort in Wahrheit kein Menſch ein Wort und was man dafür zeigt, iſt ebenſowohl eine gemeine Betrügerei als der Verkauf der kleinen Sarkophage, ſo groß wie ein Fingerhut, die aus dem Marmor des Grabes geſchnitten ſeyn ſollen und für einen Gulden ausgeboten werden. Von dem Pallaſte der Capulletti ſteht nur noch in einer engen Gaſſe ein kleines Stück, das zu einem Pferdeſtalle eingerichtet ward.

An geſchwärzten Bildern mit großen Namen fehlt es in Verona nicht, ich habe aber nur ein einziges ſehr ſchönes, die Marter des heiligen Georg, von Paul Veroneſe in einer Kirche an der Adige geſehen.

Im höchſten Betrachte ſind in Verona nur zwei Sehenswürdigkeiten, deren Gleichen man anderwärts nicht wiederfindet. Ich meine: die Arena und der Garten Giuſti.

Die Arena, das erſte, noch faſt wohl erhaltene Bauwerk der Römer, das ich ſah, hat mir unendlich imponirt. Ich konnte mich nimmermehr an ſeinem Anblick ſättigen, mußte immer wieder zu ihm zurückkehren und erfahre wohl erſt ſpäter, vielleicht in Rom, was es ſo Geheimnißreiches von mir wollte. — Der Garten Giuſti iſt eine an den Felſen emporgelegene Terraſſe mit himmelhohen zum Theil wohl an die fünfhundert Jahre alten Cypreſſen, unendlich ernſt, ein ehrwürdiges Bewußtſeyn der Vergangenheit. Darüber hing, als ich ihn ſah, der glühendſte Sonnenuntergang, der Himmel ganz Feuer, die Erde ganz Nebel. Ich unterrichtete mich, in welcher Gegend Rom, Venedig, Florenz lagen, und freute mich daß ich es thun konnte. Die Tyroler Alpen ſah ich ſelbſt vor mir. Den ganzen vergangenen Tag lang hatte mir die Sonne ſo heiß auf den Rücken geſchienen, daß ich daraus abnehmen konnte, Italien ſey kein bloßes Vorurtheil. Und wie rein iſt dieſe Luft! Welche Freude hat man, ſie einzuathmen!

II.

Venedig.

Im Winter 1845 — 1846.

Indem ich nach einem dreimonatlichen Aufenthalte in dieſer wunderbaren Stadt daran gehe, gewiſſermaßen mein italieniſches Glaubensbekenntniß aufzuſchreiben, fühle ich mich beinahe beſchämt, daß ich in kein höheres Entzücken über das allgerühmte fremde Land gerathen bin.

Der Grund deſſen iſt keineswegs ein ähnlicher als ein anderer Deutſcher in einem vielbelachten Buche angegeben hat, ſondern, daß ich allzuſtarke Sehnſucht nach Deutſchland hege und nachdem ich das Vaterland vorher noch nie verlaſſen hatte, erſt gelegentlich an mir kennen lerne, in wie viel höherem Grade als ich dachte, ich Proteſtant, und Deutſcher bin. Iſt das ein Fehler, ſo bin ich um ſo ſchuldiger, als ich es, den jetzigen abgeſchliffenen Kosmopoliten gegenüber, gar nicht für einen Fehler gelten laſſen mag, einen ſcharf ausgeprägten, nationellen und confeſſionellen Charakter zu beſitzen.

Ich will mit alledem nicht geſagt haben, daß ich nicht mit großer Wißbegierde und Genuß die Schönheiten Italiens in mich aufzunehmen und zu würdigen ſuche; ich habe nur eben nicht die allgemeine Begeiſterung ſo vieler Reiſenden theilen können, die in Italien ein excluſives Land der Erde ſieht, und bin nicht im Stande, mich auf die Dauer an einem Orte eingebürgert zu denken, wo ich nicht mit allen Kräften thätig ſeyn und etwas wachſen und gedeihen ſehen kann. Hier iſt alles todt, im höheren Sinne hoffnungslos; nur Vergangenheit, keine, oder wenn man will, eine nichtige Gegenwart, eine in die Ferne undenkbare Zukunft.

Dazu kommt, daß ich in Venedig, als ein ſtarker Fußgänger, im umgekehrten Verhältniß, wie ein Fiſch auf dem Trockenen liege und nicht gehen kann und meine unentäußerliche Liebe zu Natur, Wald und Berg ſelbſt wenn der Winter ſie, wie man zu ſagen pflegt, ihres Schmuckes beraubt hat, ſich hier nahrungslos behelfen muß. Doch nun genug und übergenug der Einleitung.

Von der vornehmen oder eleganten Geſellſchaft Venedigs erwarte man nichts von mir zu hören. Was läßt ſich von ihr in irgend einem Lande ſagen, als daß ſie eine kahle Hochebene des geſelligen Lebens iſt und ſich mit den geringſten Abweichungen überall ähnelt? Es war mein feſter Entſchluß, ſie in Venedig zu fliehen und ich bin ihm trotz mancher Verſuchungen zum Gegentheil treu geblieben. Sie ſoll hier übrigens, wie ich von glaubwürdigen Seiten vernommen habe, noch nüchterner, frivoler, unerquicklicher ſeyn als anderwärts, und der Regierung gegenüber der venetianiſche Adel ſich weit fügſamer als der ſich ſchroff iſolirende lombardiſche verhalten. Der repräſentirende Mittelpunkt der Geſellſchaft iſt der Gouverneur, wenn man den Erzherzog Vicekönig und den Erzherzog Friedrich, den Admiral, ausnimmt, von welchen der erſtere abwechſelnd hier und in Mailand, der letztere meiſt hier reſidirt. Von den fremden Conſuln ſpielen einige, vermöge der eigenthümlichen Verhältniſſe Venedigs als vicekönigliche Reſidenz, eine höhere Rolle, als ihrer Stellung zukommt. Der preußiſche, Herr Treves, ein italieniſcher Jude, wird in der eleganten Welt als ein reicher braver Mann und Kunſtmäcen geachtet; ſpricht aber kein Wort deutſch und kann preußiſchen Unterthanen alſo kaum von weſentlichem Nutzen ſeyn. Ihm hat das Conſulat jedenfalls einen Titel und eine Stellung eingebracht. In ſeiner Wohnung bemerkte ich nur die Bildniſſe der Miniſter Metternich und Kolowrat, das ſeines gnädigſten Herrn des Königs von Preußen hing vielleicht in einem Seitenzimmer. Als Kunſtſammler iſt Herr Treves nicht glücklich; er hat nichts als eitle, moderne Sachen. Als ihn dieſen Winter eine vornehme preußiſche Dame um ſeinen amtlichen Beiſtand anſprach, ſchickte er, anſtatt ſelbſt zu kommen, ſeinen Commis zu ihr.

Die Herzogin von Berry hat ſich bekanntlich in Venedig niedergelaſſen und den entfernten, am Canal gelegenen Pallaſt Vendramin-Calergi gekauft, der im Rokokoſtyl einer der namhafteſten genannt zu werden verdient. Sie lebt ſtill und eingezogen, ſieht niemand bei ſich und erſcheint nur hie und da in den wöchentlichen Soireen des Gouverneurs. Die bei ihr Vorgeſtellten pflegt ſie zur Tafel einzuladen, oder mit einigen franzöſiſchen Komödien abzufinden, die ſie jeden Winter bei ſich aufführen läßt.

Auf die Ehre verzichtend, der Herzogin ſelbſt vorgeſtellt zu werden, nahm ich die Einladungskarte zu einer Generalprobe an und habe darüber nur zu ſagen, daß den Theatervorhang ein ungeheures Lilienwappen ſchmückte, der Theaterſaal über und über mit bourboniſchen Ahnenbildern ausgehangen war, im Treppenhauſe zwei rieſenhafte öſterreichiſche Grenadiere Wache ſtanden und die mitwirkenden Dilettanten, wie allenthalben, zum Theil vortrefflich, zum Theil ſehr mittelmäßig ſpielten. Am beſten ſpielten und ſprachen einige ruſſiſche Herren, deren Volk das Nachahmungstalent in allen Dingen eigenthümlich iſt, am ſteifſten die franzöſiſchen Legitimiſten mit wenigen Ausnahmen ſelbſt. Die Frau Herzogin iſt eine kleine, dicke, alte Dame, die man ſich jetzt nicht leicht mehr als rüſtige Vendeeheldin vergegenwärtigt, der Herzog von Bordeaux, zu Zeiten bei ſeiner Mutter wohnend, ein ebenfalls zur Korpulenz neigender, blonder junger Herr, mit edlen Geſichtszügen, der einen Fuß unmerklich nach ſich zieht; der Mann der Herzogin, Graf Lucheſi-Palli, ein wohlbeleibter Italiener. Seine Kinder, drei oder vier häßliche, aber gut gekleidete Mädchen von 7 — 10 Jahren, gehen täglich mit einigen Gouveranten auf der Riva ſpazieren, hinter ihnen ein impertinenter fürſtlicher Leibdiener in blau und rother Livree mit weißen Unterkleidern. Am wenigſten gern ſehe ich die Herzogin, wenn ſie an ſchönen Tagen zwiſchen drei und vier Uhr mit dem Herzog von Bordeaux die Piazza beſucht und etwa bei dem deutſchen Zuckerbäcker Mendel Paſtetchen verſpeist; am liebſten wenn ſie an grauen Sciroccotagen in ihrem Gondelſarge ſtill an meiner Wohnung am Canal Grande vorüber fährt. Der Aufenthalt in Venedig, dem großen Grabe der Vergangenheit, iſt für ſie ein würdiger und angemeſſener, hierher gehört ſie. Wie vieles aber auch das Zartgefühl dieſer wenigſtens durch das auf ihrem Hauſe laſtende Verhängniß ehrwürdigen Frau, wenn ſie nicht ganz als Einſiedlerin leben will, von der Außenwelt zu leiden hat, mag man daraus abnehmen, daß bei einer neulichen Aufführung ein Mitglied der Geſellſchaft die unſägliche Albernheit begangen haben ſoll, ihr einen Blumenſtrauß mit einem Bande zu überreichen, auf dem die Worte gedruckt ſtanden: Vive Henri V!

Ich lebe hier ſehr einſam, beobachtend und fleißig, gehe nur mit einigen deutſchen Freunden um, und bin mit mir zufrieden, meine Reiſe ſo eingerichtet zu haben, daß ich die wenigen Monate, die ich darauf wenden konnte, an Einem Orte verlebe. Es iſt zehnmal vorzüglicher, nur Eine italieniſche Hauptſtadt aus dem Grunde, als deren alle oberflächlich zu kennen. Wir erkennen dann ſo Vieles, was uns ſonſt reizt und beſchäftigt, als etwas allen eigenthümlich Italieniſches, und ſparen unſere höhere Aufmerkſamkeit dem wahrhaft Charakteriſtiſchen oder Bedeutenden auf.

Ein Punkt, über den man häufig irrt, ehe man nach Italien kommt, iſt das Klima. Man wähnt ſo leicht, jenſeit der Alpen gebe es keinen Winter, und hat jedenfalls in Venedig einen, wenn auch in Bezug auf Deutſchland milden zu beſtehen, während deſſen man manchmal wochenlang keinen blauen Himmel und im Januar und Februar Morgens nicht ſelten Eis oder ſelbſt ein wenig Schnee ſieht. Es iſt mir ein Räthſel, daß die alten Venetianer, die noch nicht wie die heutigen großentheils Oefen in den Zimmern hatten, nicht alleſammt erfroren ſind.

Was das Volk anlangt, ſo halte ich es, ſo weit es mit den Fremden in Berührung kommt, für ſehr verdorben. Es iſt empörend, mit welcher Gewandtheit, Geiſtesgegenwart und Unverſchämtheit ſie dieſe übertheuren und betrügen, und dieſes deſto mehr, wenn ſie Deutſche ſind. Die einzigen Spuren von Rechtlichkeit, die ich bei gewerbtreibenden Italienern gefunden, waren bei geringen Bürgern in entfernteren Stadttheilen, welchen eigenthümlich humanen, freundlichen Menſchenſchlag man kennen muß, um ihn nicht unrechtmäßiger Weiſe mit dem verdorbenen unweit San Marco zu verdammen. Die deutſchen hier angeſeſſenen Kaufleute und Handwerker ſind ſehr reſpektabel; deutſche Dienſtleute arten dagegen, wenn einmal auf ſchlechten Wegen, weit ſchlimmer als die Italiener aus.

Die Gondoliere ſtehen mit Unrecht in dem Rufe der Ehrlichkeit. Sie rauben und ſtehlen gewiß nicht, ſo wie auch etwa das Einbrechen hier zu den ſeltenſten Dingen gehört; ſie betrügen aber in allen Dingen, die man ihnen anvertraut, mit ſolcher Virtuoſität, daß man, ohne es erlebt zu haben, keinen Begriff davon hat. Ich bin z. B. gegen meinen Gondolier in einem ununterbrochenen Vertheidigungskriege begriffen und kann mit Beſtimmtheit annehmen, daß er mich täglich zu ſeinem Lohne von drei Zwanzigern noch um einen Zwanziger betrügt. Eine Weile iſt es intereſſant, die unglaubliche Schlauheit, die ſie dabei anwenden, für eine ihnen verſtopfte Hülfsquelle ſich eine andere zu eröffnen, zu beobachten. Auf die Länge wird aber das Gefühl in hohem Grade widerwärtig, von einem ſo ſchurkiſchen Weſen immerdar umgeben zu ſeyn. Daneben ſind dieſe Gondoliere ſo faul und ſchmutzig, daß namentlich die letztere Untugend alles Maaß überſteigt, und betrinken ſich vom frühen Morgen bis zum Abend.

Ich gründe meine Anklagen nicht allein auf meine eigenen Erfahrungen, ſondern weiß, daß Andere noch ſchlimmer als ich mit ihrem Gondoliere daran geweſen ſind. Alle dieſe häßlichen Charaktereigenſchaften halten meinen Beppo jedoch nicht ab, in ſeinem Weſen eine gewiſſe Ritterlichkeit zu beobachten, wenn ich nicht zu Hauſe bin in meinen promessi sposi zu leſen, aus einem alten Melodienbuche, das ich beſitze, italieniſche Texte abzuſchreiben und mir begeiſtert von den altvenetianiſchen Helden, indignirt von dem feigen Senat von 1797, klug und vorſichtig von der Väterlichkeit der öſterreichiſchen Herrſchaft vorzuſchwatzen.

Eine ſehr läſtige Untugend des venetianiſchen Volkes iſt die Neugierde, die aus ihrem großen Müßiggange entſpringt. Man kann nicht die geringſte Kleinigkeit an einem öffentlichen Orte kaufen, ſo iſt man gleich von einem ganzen oder halben Dutzend Zuſchauern umgeben. Man darf nicht eine Waare von nahe oder fern betrachten, ſo wird man von dem Verkäufer auf das Zudringlichſte angeſchrieen. Es gehört eine ſtete Berechnung dazu, wenn man eine Frage auf der Straße zu thun hat, an wen man ſie richte, um nicht alle zehn Schritte mit der Zumuthung gequält zu werden, daß der Gefragte uns für Geld begleite. Angebettelt wird man in Venedig ſo lange man auf der Straße iſt, eigentlich ununterbrochen, wenn man nur hinhören will, und man muß in dieſer Hinſicht ſein Herz zu ſeiner Selbſterhaltung ſyſtematiſch abhärten.

Eines Tages trat ich in eine Kirche um ein ſchönes altes Bild zu beſehen, und kaum ſtand ich davor, als ein hinter mir betendes Weib ſich erhob, mich auf die Schulter kratzte und anbettelte. Ich ſchüttelte den Kopf, weil ich ſchon im Vorbeigehen einen Blick auf ſie geworfen und geſehen hatte, daß ſie ganz anſtändig gekleidet war. Als ich es das zweitemal gethan, ſchlurfte ſie wieder mit dem Ausruf: Diavolo! fort, um zu beten.

Einer ſeltſamen Abgabe wird man täglich zehnmal unterworfen, wenn man mit der Gondel an öffentliche Orte fährt, da bei jeder Kirche, jedem Traghetto, Palazzo, Muſeo u. ſ. w. wenigſtens Ein ſogenannter Poveretto ſteht, ein alter Kerl in einem Schiffermantel, einem Hakenſtocke und einer Mütze in der Hand, der die Gondel unnützerweiſe an das Land hakt und dafür ein Trinkgeld fordert. Gibt man nun, wie ich anfangs that, jedesmal einen Kreuzer, ſo kann man dies Monate lang nicht durchführen. Gibt man einen Centeſimo, ſo ſchimpfen ſie.

Das Volk in Italien iſt eben ſo verfallen, weil es kein Vaterland, keinen Zweck des Daſeyns hat; und nur die natürliche Liebenswürdigkeit des Südländers, der Menſchenadel des warmen Klimas iſt ihm geblieben.

Das Leben iſt weder allzu koſtbar noch billig in Venedig. Für den Einheimiſchen gewiß billig genug; für den Fremden bedarf es aber Zeit ſich einigermaßen einzurichten. Die Hotels, wie die Europa, ſind wahre Gauneranſtalten und es iſt ſchmählich, daß die Polizei dem Unfuge ſolcher Rechnungen nicht ſteuert.

In einem ſeltſamen Zuſammenhange damit ſtehen die Verfertiger alter Bilder, über deren Gewerbe man ſich hier mit einigem Scharfſinne vollſtändig unterrichten kann, die Aerzte und die Jeſuiten. Die unfähigſten Aerzte werden von dem Oberkellner beſonders warm empfohlen, und erhalten wohl durch wunderbare Zufälle, von den letzten Sprößlingen alter Dogenfamilien, Titians, Palma Vecchios, Pauls, die ſie guten Bekannten für einen dem Namen der Bilder angemeſſenen Preis abzulaſſen bereit ſind und von denen man, weiter forſchend zuweilen hört, daß ſie in dem großen Kunſtmagazine von San Quirico ihre wahre Heimath haben. Schlägt ihnen dieſe ihre eigene Wünſchelruthe fehl, ſo ſuchen ſie ihre Patienten, die ſie zwar nicht als Aerzte, ſo doch als Ciceroni zu bedienen wiſſen, wenigſtens für ihre Mutterkirche auszubeuten.

Deutſcher Geiſt hat noch ebenſo wenig als Kenntniß der deutſchen Literatur befruchtend auf die hieſige Gelehrtenwelt eingewirkt. Vor einigen Tagen war ich mit einem hochgeſtellten Geiſtlichen bei einem Buchhändler und ſah ein Buch liegen, das den Titel führte: La scelta dei parenti. Romanzo del Goethe, tradotto in italiano. Ich zeigte es dem vornehmen und gelehrten Abbate mit den Worten: Ecco uno dei famosissimi romanzi del Goethe. tradotto in italiano! — Und er erwiderte: Ah si, si! Jo conosco ben gli autori classici tedeschi. Sono il Jette, Gessler, Pyrker! Benissimo!

Bei der Gelegenheit laſſe man mich noch einige andere charakteriſtiſche Anekdoten erzählen. Ein Bekannter von mir geht durch Venedig ſpazieren und bittet einen Fruchthändler um ein wenig Feuer, an dem er ſeine Cigarre anſtecke. Der Mann ſagt zwar, er habe keines; zeigt aber auf die nächſte Straßenecke, nach einem Madonnenbilde, vor dem ein ewiges Lämpchen brennt! Der fremde Proteſtant fährt, als er die Meinung des einheimiſchen Katholiken faßt, entſetzt zurück. Derſelbe ſchüttelt aber verächtlich den Kopf, ſagt, ah bah! nimmt ihm die Cigarre aus der Hand, geht zur Madonna und zündet ſie an dem heiligen Lichte an.

Ein Italiener, der allerdings bei allen Wohlgeſinnten als Jeſuitenknecht berüchtigt iſt, hatte neulich in meiner Gegenwart die Frechheit zu erklären, die hier lebende ruſſiſche Fürſtin G..... ſey verrückt, weil ſie proteſtantiſch geworden. Ich erlaubte mir ihm aber zu verſtehen zu geben, daß man mit demſelben Rechte Jedermann für blödſinnig halten dürfe, der nicht Proteſtant werde.

Venedig iſt unbedingt ſo excluſive Weltſtadt wie in ſeinen Verhältniſſen keine zweite mehr auf dem

Erdballe. Der Dogenpallaſt und die Markuskirche ſind die Verkörperung der alten Republik und es iſt wohl ſonſt noch nicht erhört, daß zwei Gebäude ſo ſehr wie dieſe der Inbegriff eines ganzen Staates ſeyen. Auf ebenſo durchbrochenem, ſchlankem, ſchwankem Grunde ruhte nicht allein das feſte, ſolide Gebäude der mächtigen Stadtrepublik, die ein Jahrtauſend und länger Länder und Meere beherrſchte, ſondern auch die ganze Waſſer- oder Schlammſtadt auf ihrem Pfahlwerke ſelbſt. Wer meint nicht, die compakte Maſſe des oberen Gebäudes müſſe das zarte Erdgeſchoß mit ſeinem gothiſchen Roſen- und Säulenwerk jeden Augenblick durchbrechen und welche irdiſche Ewigkeit hielt es bereits mit dem Staate aus!

Die Markuskirche iſt in gewiſſem Sinne was Venedig war: die Verbindung des Orients mit dem Abendlande, in ſeiner überladenen Pracht und Herrlichkeit der ausgeſuchteſten Kunſt einer hochgebildeten, gewaltigen Handelsariſtokratie. Eine chriſtliche Kirche iſt ſie nach meinem Sinne weniger. Es ruht aber ein geheimnißvoller, weltgeſchichtlicher Geiſt und Reiz auf ihr, an dem man Jahre lang ſo wie ich erſt Monate lang ſtudiren könnte, ohne ihn zu begreifen. Es iſt mir in ihr immer wie in einem wunderbaren Traum zu Muthe. Jeder Zoll des gewaltigen Gebäudes iſt Pracht, Kunſt und Geheimniß. Es repräſentirt eine tiefſinnige Mährchenwelt, es iſt ein Tempel, in dem ein ſchreckensreicher blutdürſtiger Gott oder

Götze angebetet wird, ein Ungeheuer, deſſen Zorn man durch unabläſſigen Opferdienſt zu beſänftigen ſucht.

So wie San Marco den Orient mit dem ſüdlichen Abendlande, verbindet der Dogenpallaſt daſſelbe mit dem nördlichen, in ſeiner italieniſch-gothiſchen Architektur. Dazu ſtelle man ſich, nach den weltbekannten Abbildungen, die Piazza und noch ſchönere Piazzetta vor, auf denen jeder Stein eine klaſſiſche, hiſtoriſche, wohlerhaltene Erinnerung, den Campanile oder Glockenthurm, auf dem man bei hellem Wetter Capo d'Iſtria ſieht, die drei rothen Flaggenbäume der eroberten Königreiche, Cypern, Candia und Morea, die beiden wahrzeichenden Konſtantinopler Granitſäulen, den Molo mit ſeinen Hunderten von Maſten und Gondeln!

Neulich ließ ich mir mit beſonderer Gunſt am ſpäten Abend den Dogenpallaſt aufſchließen und wanderte, eine Stunde lang, allein durch die Todtenſtille der Corridore, Treppen, Loggien, bald im Zauberlichte des Vollmondes, bald in dicker Finſterniß, die mich aus jedem Eiſengitter mit nebelgrauen geſpenſtiſchen Halbformen anſah, jeder Schritt wie ein leiſer letzter Pulsſchlag des Lebens durch das ehrwürdige Grabgewölbe großer Zeiten wiederhallend. Am Ende ruhte ich in den improviſirten Zimmerchen des Cuſtoden, die wie Schwalbenneſter in die ungeheuern Räume geklebt ſind, umgeben von ſeinen allerliebſten Töchtern aus, ſcherzte mit ihnen und ließ mir in ihrem muſikaliſchen Venetianer Dialekte verplaudern, der um ebenſo viel wie etwa das Allemanniſche vor dem Hochdeutſchen, vor dem Toskaniſchen wohlklingt. Zugleich ſog ich mit vollen Zügen den Gegenſatz der kleinbürgerlichen Behaglichkeit gegen das repräſentirende Staatsgebäude, bei dem hellen Lichte der drei oder vier Fiorentinen ein, die in aller Eile mir zu Ehren angezündet worden waren.

Im höheren Sinne konnte ich den zahlreichen Gemälden des Dogenpallaſtes ebenſo wenig als den wunderbaren Moſaikbildern Bewunderung abgewinnen, mit denen die ganze Markuskirche bedeckt iſt. Kunſt- und ſtaatsgeſchichtlich allen Reſpekt davor! Die vier herrlichen antiken Bronzeroſſe beſiegen alle chriſtliche Kunſt in der Markuskirche und eine weibliche antike Statue im Dogenpallaſte allen andern Kunſtinhalt deſſelben. Im Dogenpallaſt erſchien mir auch von merkwürdiger Schönheit die erhabene Steinarbeit auf der goldenen Treppe. Ich habe ihresgleichen noch nirgend ſo vollendet als in Venedig ausgeführt geſehen und ſie findet ſich auch in andern Gebäuden vor. Die neueren Kunſtkenner ſprechen ohne Zweifel viel von ihr; es liegt mir aber, indem ich dieſes ſchreibe, keines ihrer Werke vor. Die gegenwärtigen Hüter dieſer ehrwürdigen Schätze der Vergangenheit begehen daran in ihrer unzurechnungsfähigen Unſchuld manchen Frevel. Ich rechne dahin die

Geſchmackloſigkeit, die Bogengänge des Dogenpallaſtes ausweißen zu laſſen und im Innern anſtatt eiſernen Gitterwerks hölzernes mit gelb angeſtrichenen Spitzen, die vergoldet ſcheinen ſollen, anzubringen. Die ehemalige Entſetzlichkeit der Bleidächer halte ich für romantiſche Erfindung und dieſe Kerker ſind gewiß nicht viel beſſer oder ſchlimmer als unſere gewöhnlichen geweſen. Der des windbeutelnden Caſanova iſt ein ganz nettes Manſardenkämmerchen und kann, den Umſtänden gemäß, kaum etwas anderes geweſen ſeyn. Es trennt ihn eine dicke Deckenwand von dem Bleidache ſelbſt, ſo daß daſſelbe nicht wohl mit ſeiner unmäßigſten Hitze darauf gedrückt hat.

In unſerer Zeit iſt alles Leben Venedigs auf der Piazza, die ſein Salon zu nennen, der Piazetta, der Merceria, dem Rialto und der Riva zuſammengedrängt. Die kaum vier Ellen breiten Gäßchen der Merceria, in denen ein ſtetes wogendes Gedränge, führen von der Piazza nach dem Rialto, und der Inhalt ihrer finſteren Kaufläden, von denen einer an den andern ſtößt, iſt ein völlig nichtiger, da man in Venedig nichts als die berühmten goldenen Kettchen kaufen kann. In alten Zeiten waren hier die koſtbarſten Waffen, venetianiſche Drucke, Juwelen und Stoffe aller Weltgegenden feil.

Auf der Riva dei Schiavoni, einem etwa zehn

Minuten langen Kai, von der Piazzetta bis nahe an die Giardini publici, erblickt man Kauf- und Seeleute aus den verſchiedenſten Theilen Europa's, Albaneſen, Griechen, Türken, Armenier, Montenegriner, Dalmatiner in den bunteſten Trachten, mit Prieſtern und Mönchen untermiſcht. Handwerker arbeiten, Verkäufer aller Art hantiren, die niedlichen waſſertragenden Furlanerinnen trippeln dazwiſchen herum. Hier ſchreit ein Kerl den ganzen Tag lang ununterbrochen wie zehn Lokomotiven zuſammen es nur augenblicklich thun und ſo daß alle andern, die nicht ebenſo mitſchreien, daran ertauben möchten — und hat weiter nichts als einen alten Filzhut, einen Fiſch, ein Huhn, einen Kehlkopf, den er ausruft, zu vertrödeln. Ein Anderer Lottozettel, eine Brochüre, ein paar Pinienkerne.

Es iſt unglaublich, welche Zerriſſenheit hier herrſcht, ein europäiſcher Congreß von Löchern! Es gehen Kerls herum, ſo zerriſſen, daß ſie blos ein einziges Loch zu nennen ſind und geberden ſich dabei ſo luſtig und ſtolz wie Mährchenkönige, ſtarren auf das maleriſchſte von Schmutz und Schäbigkeit. Daneben welche Genügſamkeit und Leichtigkeit des Lebens! Eine Taſſe Kaffee, ein Bratapfel, ein Biſſen Pflaumenmuß, ein Löffel voll Panna oder Rahmſchaum, einem Betteljungen vom Tiſche eines Händlers in den Mund geklatſcht, macht ihn zu Mittag ſatt. An einer Rübe ißt er zwei Tage lang. Ich habe eisgraue Kerls herumhumpeln ſehen, Loch an Loch, Flick an Flick, beides innigſt mit einander vermählt, die ohne zu betteln, keinen andern Broderwerb hatten als ein kleines Körbchen am Arme, in dem ein paar Stückchen Papier und zwei Kartoffelſchalen lagen, die ſie von der Straße aufgeleſen hatten.

In alten Zeiten war der Canal grande die Pulsader der Republik oder Stadt. Jetzt iſt derſelbe mehr oder weniger verödet. Seine zahlreichen Palläſte und noch mehr die andern der abgelegeneren Stadttheile ſind halb verfallen, die Fenſter mit Brettern verſchlagen, oder ganz dem Luftzuge preisgegeben. Die Hälfte dieſer Palläſte, die die öffentliche Meinung gewöhnlich für die ſchönſten hält, ſind in italieniſchem Zopfſtyl erbaut; die mir hingegen ſchön erſcheinen, in dem wunderbaren venetianiſch-deutſchen, ſonſt nirgend in der Welt vorkommenden Style des Dogenpallaſtes, als deſſen edelſte Muſter der Pallaſt Foscari und danächſt die ſogenannte Ca' d'oro. oder der ehemalige Pallaſt der Familie d'Oro angeſehen werden. Es iſt gar nicht zu ergründen, worin eigentlich die geheimnißvolle und dennoch ſo einfache Harmonie dieſer Bauart beruht. Der Pallaſt Foscari zumal iſt ſo ohne alle Ornamente und beſteht in ſeinem Aeußern ſogar in nichts anderem als in einer gewaltigen Vorderwand, die verhältnißmäßig nur wenige hohe Spitzfenſter unterbrechen, daß man nimmermehr begreift, welch wunderbaren räthſelhaften Reiz unſern ungeſättigten Blick daran feſtbannt.

Die innere Eintheilung aller venetianiſchen Palläſte iſt im Spitzbogen- wie im Rundbogenſtyl genau die nämliche. Sie haben drei bis ſieben Fenſter in der Mitte dicht neben einander, die alle auf einen die Tiefe des Pallaſtes einnehmenden Saal ausgehen, der alſo von den beiden äußerſten Seiten erleuchtet wird und vor ſeinen Glasfaçaden eben ſo breite Balkone hat. Zu jeder Seite dieſes Saales, der etwa ein Viertel der Hausfronte einnimmt ſind nur noch zwei andere, weit von einander entfernte Fenſter, und alle Nebenzimmer gehen nach dem Saale aus, auf den auch unmittelbar die Treppe mündet. Faſt jeder Pallaſt beſteht aus drei Stockwerken und einem Erdgeſchoſſe und Zwiſchenſtock oder Mezzanino. Der Fußboden aller Zimmer iſt der in Venedig am beſten bereitete Gypsmarmor, im Winter mit Matten und Teppichen belegt, Thürgewände und Kamine ſind von rothem Veroneſer Marmor.

Dieſe Beſchreibung paßt auch auf den Pallaſt Foscari, deſſen Inneres in ſo fern nicht dem Aeußern entſpricht, als es im Rokokogeſchmack gehalten war. Gegenwärtig iſt es verfallen und in den goldenen Prachtgemächern, die vor Zeiten von Königen und Kaiſern bewohnt wurden, geben Tages und Nachts Ratten Aſſembleen, als wahre Crème der eleganten Welt des Ungeziefers. Alles Bildwerk, aller Schmuck iſt daraus losgeriſſen und vertrödelt und die Zerſtörung hat erſt in den letzten Jahrzehenten ſtattgefunden.

Damals bewohnten den Pallaſt die beiden letzten noch lebenden Comteſſen Foscari und ihre Neffen, die letzten Träger des berühmten Namens, die jetzt Schauſpieler bei einer kleinen Bande ſind und den Pallaſt durch ihre liederliche Wirthſchaft ſo herunter brachten. Die Comteſſen ſollen würdige blutarme Damen ſeyn, die ein einziges Gemach des öden Hauſes inne hatten, in dem ſie ärmlich eingerichtet wohnten, ſchlieſen und wirthſchafteten. Man ſagt ſie hätten zuſammen täglich zwei Zwanziger Einkünfte gehabt und da es ihr höchſter Wunſch geweſen ſey, dieſelben bis zu drei zu ſteigern, habe ihnen ein Engländer den dritten Zwanziger auf ihre Lebzeiten zugelegt, was wohl, se non è vero, ben trovato zu nennen iſt. Jetzt leben ſie von einer kleinen Penſion, die ihnen die Stadt für die Abtretung des Pallaſtes bewilligt und da man denſelben zu einem gemeinnützigen Zwecke angekauft hat, iſt wenigſtens der völlige Verfall von dieſem koſtbaren Kunſtdenkmale der Vergangenheit abgewendet. Die Ca'd'Oro hat mit noch zwei andern Palläſten die Tänzerin Taglioni gekauft, die ſie ebenfalls wieder herſtellen läßt. Man konnte noch vor wenigen Jahren die ſchönſten Palläſte für einige tauſend Gulden kaufen, mit denen meiſt nicht einmal der koſtbare Fondamento bezahlt war, den z. B. der mittelalterliche Luxus der Grimani von Ebenholz gelegt hat, und es ſind damit mehrere gelungene Spekulationen gemacht worden.

Gegenwärtig iſt wegen der Eiſenbahn, der Lagunenbrücke und des erweiterten Handels der Preis der Palläſte ſo übermäßig geſtiegen, daß er bald aufs neue wieder fallen muß. Die Venetianer überſchätzen ſich, wie Schwächlinge, im Glück und bilden ſich wohl ein, die Zeitumſtände könnten ſie noch einmal, und zwar ohne ihr Zuthun, ſo hoch wie im Mittelalter erheben.

Um das Labyrinth der kleinen Kanäle oder Rii und der engen Callen oder Gaſſen, in denen ſich oft kaum zwei Menſchen ausweichen können, zu verſtehen, bedarf es jahrelanger Studien. Bekanntlich iſt beinahe jedes Haus in Venedig zu Land und zu Waſſer zu erreichen. Die Callen und die Rii ſind meiſt ſehr ſchmutzig und letztere voll Schlamm und Unrath, der trotz des Verbotes vielfältig hineingeworfen wird. Wenn man darin in offenen Gondeln fährt, iſt man immer dem ausgeſetzt, ein ſchmutziges Geſchirr plötzlich auf ſich entladen zu ſehen.

Den Rialto, die einzige Brücke über den großen Kanal, hat Shakeſpeare verkannt. Die Börſe befand ſich niemals dort, ſondern war immer unter dem ehemaligen Bibliothekgebäude, zwiſchen den alten und neuen Procuratien.

Dicht beim Rialto iſt der Fiſchmarkt einer der ergötzlichſten Anblicke. Hunderte der delikateſten Seeleckerbiſſen, Auſtern, Spinnen, Krebſe, Fiſche, Sepi, Cani, weiß, blau, grün, roth, golden, ſilbern, in allen Größen und Formen, die tollſten Phantaſien und Grillen der Natur verkörpert. Daneben die ſchönſten rieſenhafteſten Gemüſe, Südfrüchte, Geflügel aller Art zu Tauſenden.

In der Nähe des Rialto iſt der Verkehr zu Schiffe beinahe ſo ſtark wie auf der Riva, und es liegen hier oft die größten Seefahrer vor Anker.

Es iſt ſchon oft geſagt worden und kann nicht oft genug geſagt werden, daß Venedig eigentlich eine Stadt iſt, die man nur bei Mondſchein ſehen ſollte, und keine Stadt auf der Welt darin eine ſo wunderbare Wirkung als Venedig thun kann. Die Venetianer bethätigen durch ihre Lebensart, wie ſehr ſie ſich deſſen bewußt ſind und machen die Nacht faſt zum Tage. Die Theater beſucht man gegen 9 Uhr und in den Logen der Fenice macht man gewöhnlich ſeine Beſuche ab. Geſellſchaften beginnen nicht ſelten erſt nach dem Theater gegen 12 Uhr. Der Markusplatz wird bei ſchönen Sommertagen die ganze Nacht durch nicht leer. Manche Kaffeehäuſer wurden ſeit 1790 nie geſchloſſen. Die Gasbeleuchtung macht die Piazza Nachts beinahe ſo hell als ſie am Tage iſt. Die berühmten Kaffeehäuſer der Piazza muß man auch wohl in Sommernächten geſehen haben, wo man auf der Piazza ſelbſt ſitzt und Sorbetti ſchlürft, um zu begreifen, daß ſie etwas Schönes ſind. Im

Winter ſind ſie das elendeſte Vergnügen, enge niedrige Stübchen voll der unbequemſten Tiſche und Sitze, mit Menſchen vollgepfropft, die Zeitungen leſen oder ſchreien.

Neulich ſcholl mir auf der Riva von fern her Geſang entgegen und als ich näher kam, ſah ich eine Gruppe der maleriſchſten Lumpe aus Morgen- und Abendland, ſtehend, ſitzend, liegend, Mütter mit Kindern dazwiſchen in den natürlichſten Beſchäftigungen, Murillo'ſche Betteljungen, groß und klein, alleſammt die geſpannteſte Aufmerkſamkeit auf einen ſchönen wilden ſchwarzbärtigen Mann in Volkstracht gerichtet, der zur Laute mit der reinſten Baßſtimme eine heroiſche Ballade oder ein patriotiſches Lied halb ſang, halb recitirte. Dazu der Mond am Himmel mit ſeinen Lichteffekten, die Nebelatmoſphäre der Lagune, Maſten und Schiffslichter, die fernen Kirchkuppeln, grau in grau über dem Waſſer! ....

Soll man das italieniſche Volk wegen ſeiner Unterjochung bedauern? Ich weiß es nicht. Nüchtern genug nimmt es ſich aus, öſterreichiſche Grenadiere und Korporale vor dem Dogenpallaſte herum wandeln, die geſchmackvolle Herrlichkeit der Republik allerwärts gelb und ſchwarz geſtempelt zu ſehen, das Kalbfell des Friedens über die Meeresſtille ſchallen zu hören!

Allein ſo ſehr die Fremdenherrſchaft auch eine Schmach für Italien, iſt die wohlwollende öſterreichiſche Regierung wenigſtens für Venedig eine Wohltbat, da ſie Stadt und Land zu neuem Flor und wenn auch noch ſo mäßigem Aufſchwunge aus dem Elend und moraliſchen Verfalle gebracht hat. Die Italiener können in Maſſe nur noch Sklaven ſeyn und die ganze Nationalenergie iſt ihnen in das Maul gefahren. Statt Herz und Kopf haben ſie doppelte Lungen und Kehlen bekommen. Ihr Verhältniß zu Oeſterreich iſt in der Art und Weiſe ausgedrückt, wie ſie das Wort Zwanziger ausſprechen. Das deutſche Joch würgt ſie gerade eben ſo wie das deutſche Wort.

Aeußerlich ſchön ſind die gemeinen Leute freilich immer noch, Geſichtern aus der alt-venetianiſchen Schule begegnet man allenthalben, und ich habe nirgend ſo wunderhübſche junge Männer in Lumpen, ſo plaſtiſch reizende gemeine Frauen geſehen. Die letzteren ſind ſo zierlich und lieblich wie ihr Dialekt, und ſo ſchmiegſame und biegſame Lacerten, wie Goethe 1787 in ſeinen Epigrammen ſchilderte, gleiten noch heut zu Tage, nur leider! mehrentheils ohne Zendale an dem Fremden vorüber.

Das Vergnügen in einer venetianiſchen Gondel zu fahren iſt unvergleichlich. Sie ſind ſo graziös und leicht gebaut, daß ſie, in einer ſtets wiegenden Bewegung begriffen, das grüne Waſſer kaum berühren. An jeder Wendung des Weges ruft der Gondolier, um nicht mit andern zuſammenzuſtoßen, ſein **Ahe!** und **Pappremi!** rechts! oder **Sastai!** links und es verſinkt, wofern keine eben ſo kurze Antwort erfolgt, und eine andere todtenſtille Gondel vorüber ſchwimmt, wieder alles in das alte Schweigen.

Was der Form der Gondel ihre ungemeine Zierlichkeit verleiht, iſt beſonders die wie eine Tartſche ausgezackte Spitze des Vordertheils. Das Innere iſt mit ſchwarzem Tuche ausgeſchlagen, das Beſchläge von Thüre und Fenſtern gelbe Bronze. Bei Regenwetter trägt der Kaſten einen grauleinenen Ueberzug. Der Hauptſitz, mehr zum Liegen als zum Sitzen eingerichtet, da die Decke allzuniedrig, iſt für zwei Perſonen breit genug; jedoch haben zur Noth noch zwei andere auf Seitenſchemeln Platz. Schieber an der Thüre, im Rücken und zu beiden Seiten geſtatten, daß man entweder tiefe Finſterniß um ſich ſchaffe, oder wenn man das kleine Zimmerchen nicht ganz dem Luftzuge öffnen will, es mit Fenſtern vom feinſten Muraner Kryſtall ſchließe.

Bei ſchönem Wetter nimmt man den ſchwarzen Kaſten von der Gondel, deren Boden mit Matten und Teppichen belegt iſt und die man, alles zuſammen betrachtet, das non plus ultra der anmuthigſten Bequemlichkeit nennen muß. Sieht bei alledem eine ſolche Gondel nicht anders aus als wie ein großer Sarg, ſo will dies vielleicht ſagen, daß der Sarg uns am Ende gleichfalls immer die bequemſte Zufluchtsſtätte unſeres Lebens wird. Der erſte lugubre Eindruck der Gondeln verliert ſich augenblicklich und man meint, daß ihre ſchwarze Farbe eben ſowohl die der Republik würdigſte geweſen ſey, als ſie es ſchon im Mittelalter hinſichtlich der Tracht vornehmer Männer und Frauen war. Sie wurde, ich weiß nicht in welchem Jahrhundert, amtlich anbefohlen, um dem übermäßigen Luxus zu ſteuern, der bei Ausſchmückung der Gondeln eingeriſſen war.

Sobald ein einziger Gondolier die Gondel lenkt, ſteht er am Hintertheil und rudert ſtehend mit vorgebeugtem Oberkörper, was in der klaren italieniſchen Abendluft, die die Umriſſe aller Gegenſtände ſcharf abzeichnet, eine ſehr maleriſche Wirkung hervorbringt.

Vornehmere Einheimiſche haben ihre eigenen zwei Gondoliere. Fährt man in einer Gondel durch die ſtille Lagune, ſo iſt nichts Melodiſcheres zu hören, als das Herabträufeln des Waſſers von der Ruderſchaufel, wenn ſie ſich nach jedem Ruderſchlage wieder aus der Salzfluth zieht.

Der italieniſche Carneval wird in Bezug auf Venedig jedenfalls und gewiß auch in Bezug auf Rom überſchätzt, und es iſt ſo Sitte geworden, die Tradition von der Bedeutung des Faſchings einander nachzuſprechen.

Möglich oder ſelbſt wahrſcheinlich, daß das Leben deſſelben von Jahr zu Jahr abgenommen hat; daß aber ſchon der römiſche im Jahre 1787 etwas einigermaßen Langweiliges geweſen, geſteht ſelbſt Goethe, trotz ſeiner meiſterhaften Schilderungen, zu. Hier war nun im Jahr 1846 das ſonntagabendliche Herumziehen der muſicirenden Geſellſchaften der Neapolitani. Bizarri und Chiozzoti, oder das vereinzelte Erſcheinen einiger Masken bei hellem Tage, nichts eben Denkwürdiges. Das hübſcheſte des ganzen Faſchings ſind die Tauſende von Pfeifen und Caſtagnetten oder Subiotti und Guacchese, mit denen die Kinder vorzüglich Sonntag Nachmittags auf der Piazza laut werden und man wähnt in den nachahmenden Tönen ganze Schaaren Vögel zu vernehmen.

Eine beſondere Merkwürdigkeit Venedigs ſind die Tauben der Republik, welche dereinſt vor Jahrhunderten zum Vergnügen einer Dogareſſa und ihrer Töchter von Cypern herübergebracht wurden und ſich bis auf den heutigen Tag fortgepflanzt haben. Sie niſten in der Markuskirche und wurden ehedem auf Koſten der Republik, ſeit deren Ende von dem Vermächtniſſe einer Nobile gefüttert, das auf einem Hauſe der alten Procuratien ruht. Es ſind dieſer Tauben zur Zeit noch Hunderte, alle von Einer Farbe, graublau mit einem grünen Ringe um den Hals, und ſie werden bei dem Volke gewiſſermaßen für heilig gehalten. Alle Tage mit dem Schlage zwei Uhr wird ihnen aus einem Fenſter der alten Procuratien Futter geſtreut und ſie finden ſich dazu pünktlich ſogar an den Tagen ein, wann die Glocken der Stadt nicht anſchlagen dürfen. Sie ſind ſo kirr geworden, daß ſie keinem Menſchen ausweichen und wenn man nicht an ihnen herumgeht, läuft man Gefahr, über ſie zu fallen oder ſie todt zu treten.

Das Schönſte allenthalben und alſo auch in Venedig bleibt immer die Natur, ſo viel man hier davon erlangen kann und ſelbſt die wenigen Bäume des Giardin publico ſind dem Fremden eine Augenweide und zwingen ihn der Geißel Gottes, Napoleon, dankbar dafür zu ſeyn. Das Meer bleibt jedem offnen Sinn eine unerſchöpfliche Quelle des Genuſſes und der Fahrt nach dem Lido wird man niemals müde. Hier wandle ich an dem Geſtade und lauſche dem beruhigenden Rauſchen der Brandung, oder umgehe den Porto längs der Wälle des Forts, deſſen einzelne Schildwachen eher an die Stille und Einſamkeit erinnern, als daß ſie ſie ſtören, ſehe ein Segel nach dem andern am Horizonte auftauchen und ſich nähern.

Selbſt der Raſen des Lido, der nie ganz aufhört zu grünen, erquickt das Herz und ich pflücke hier mit derſelben Freude ein Gänſeblümchen als im Sommer anderswo eine Roſe, bringe ganze Büſchel grünes Gras mit nach Hauſe und ſtelle ſie ins Waſſer, ſie anzuſehen oder ihren Erdduft in mich einzuziehen.

In Betracht der Kirchen Venedigs muß ich mit einigem, wenn auch nicht allzuſtarkem Zittern vor den Kunſtrichtern ein Bekenntniß ablegen. All der gerühmte Zopfſtyl der großen italieniſchen Baumeiſter, den Goethe dereinſt gewiſſermaßen für die Spitze der Kunſt erklärte, iſt mir ein Gräuel. Man wird mich recht verſtehen, daß ich dieſes nur auf dem höchſten Standpunkte der Beurtheilung ſage. Je länger ich dieſe Denkmale betrachte, deſto weniger verſtehe ich ſie von außen oder innen.

Das ſollen chriſtliche Gotteshäuſer ſeyn? Iſt die chriſtliche Religion nicht die der Demuth und Einfalt? Liebte Chriſtus nicht vor allem die Armuth und die Armen? Wenn er jetzt wiederkäme und ſähe dieſen heidniſchen Flitter, würde er dieſe Pfaffen nicht zuſammt damit, wie die Verkäufer, aus dem Tempel jagen? Beantworte Rom dieſe Fragen vor dem Richterſtuhle der Vernunft, der Himmelsgabe, durch die ſich der Menſch vom Thiere unterſcheidet! Dieſe italieniſchen Kirchen kommen mir in ihrer überladenen Baupracht wahrhaft ſündlich vor und dieſes Wort umfaßt den ganzen Eindruck, den ſie auf mich machen. *Es iſt überhaupt alle Pracht Sünde, die ſich nicht durch die höchſte geiſterhebendſte Schönheit rechtfertigt*, und es rechtfertigen ſich nach dieſem Grundſatze nur zwei Bauſtyle aller Zeiten: der griechiſche Tempel, als das reinſte Kunſtprodukt des Südens, die gothiſche Kirche, als das reinſte Kunſtprodukt des Nordens. Ich nahm auf meiner Reiſe bereits in München Gelegenheit, dies auszuſprechen. Das Mittelding, den Zwitterſtyl, der das reiche griechiſche Haar mit einem Zopfbande umwickelt, kann ich wohl bewundern, wenn ein kunſtreicher Palladio das unnatürliche Werk zu vollenden unternimmt, es lieben aber nimmermehr. Es kann in einer ſolchen Kirche kein Schatten von Andacht auf mich fallen. Ich finde eine einfache Dorfkirche Deutſchlands, von Lehm erbaut, zehnmal chriſtlicher als dieſen künſtleriſchen Unfug, der Millionen gekoſtet hat. Die ganze Kunſt und Zeit der alten Griechen iſt heilig, vollendet, unnachahmlich und *vorüber*. Wir *ſollen* und *können* eben ſo eigenthümlich, eben ſo national, eben ſo groß werden und bedürfen in der Kunſt eben ſo wenig einer Vermiſchung mit dem griechiſchen, als in der Kirche ein jüdiſches Opferthum, um den germaniſchen Geiſt auf den Gipfel des echteſten Chriſtenthumes und der humanſten Ausbildung zu erheben.

Der echte Deutſche, welcher noch nicht Proteſtant oder Freigläubiger iſt, komme hierher, um es zu werden. Ich ſchäme mich wenigſtens nicht zu ſagen, daß ich vor Entrüſtung über dieſe italieniſche Entwürdigung des chriſtlichen Gottesdienſtes in ihren Kirchen geweint habe. Dieſes blödſinnige Geplärre der Pfaffen, dieſes heidniſche Räuchern, dieſer kindiſche Flitterſtaat, dieſe andächtige Stupidität der Gemeine, dieſes tagelange, ſinnloſe Gebimmel mit allen Glocken, die nur in wahrhaft heiligen und alſo nothwendig ſeltenen

Momenten der Gemeinde dienen ſollten, und bei dieſem Mißbrauche alle Würde einbüßen, alle Wirkung auf die Gemüther, denen ſie etwas Alltägliches, Allſtündliches werden, vernichten. Und dieſe Hunderte von Preti ſelbſt, die hier nichts anderes als was in Berlin die Soldaten ſind, — eine Garniſon! Entweder ſie gehen regungslos, zierlich, blühend, ſchon von weitem Wohlgerüche duftend, einher, Mund und Naſe mit dem Prieſtermantel zugehalten, damit kein unreines ſchädliches Lüftchen ihre zarten Organe berühre, die Augen niedergeſchlagen wie eine alte Kokette, die trotz dem alles um ſich ſieht; oder ſie patſchen materiell durch dick und dünn, Repräſentanten des ſinnlichſten Wohllebens und der innigſten Liebe zur Scholle.

Ich bin in Venedig ein ſehr fleißiger Beſucher der freundlichen proteſtantiſchen Kirche und finde meine Freude daran, mich als Angehörigen der kleinen Gemeinde zu betrachten. Es iſt in ihr wohl eben darum ſo gemüthlich, weil ſie unterdrückt iſt und das Unterdrückte immer Sympathie erweckt. Das Chriſtenthum iſt erſt chriſtlich wenn es leidet, und Ulrich Hegner ſagt ſo ſchön wie wahr: „Daß die chriſtliche Kirche heut zu Tage (Revolutionszeit) nicht mehr gilt, oder verachtet wird, was ſchadet's? Es muß ſo ſeyn, es iſt recht, ſie hat lange genug geherrſcht, durch alle Confeſſionen und zwar ſo daß der Teufel oft ſelbſt das größte Wohlgefallen daran hatte. Sie ſollte nicht herrſchen wollen, ihr Reich iſt nicht von dieſer Welt. Vor Conſtantin waren die Chriſten weit beſſer als unter und nach ihm. Durch Leiden und Verfolgung bildet ſich der wahre Chriſt.“

Die proteſtantiſche Gemeinde Venedigs beſteht nur aus einigen hundert Köpfen, meiſt aber gebildeten Menſchen, deren Geſang immer gut und erhebend iſt und nicht ſo ſchneidend das Ohr beleidigt, wie der unſerer großen einheimiſchen Gemeinden. Die Duldſamkeit der Republik ließ ſie ſchon im 17. Jahrhunderte einem ihrer Generale, dem Grafen Schulenburg zu Gefallen entſtehen, und die Liberalität Napoleons geſchehen, daß ſie ſich eine eigene kleine Kirche erwarb. Jetzt würde beides nicht mehr möglich geweſen ſeyn, und ihr Daſeyn bis zu dieſem Tage verdankt ſie nur dem Könige Friedrich Wilhelm III. der auf dem Wiener Congreſſe ſein Veto ausſprach, als man die gute Abſicht hatte ſie zu unterdrücken. Da man ihr nichts Schlimmeres anthun konnte, hat man ſeitdem wenigſtens durchzuſetzen gewußt, *daß ſie zur Hinterthüre in ihre Kirche eingehen muß und der Haupteingang geſchloſſen bleibt.* Auch hat der gegenwärtige Patriarch von Venedig ſo viel bewirkt, daß in Bezug auf das Ableſen proteſtantiſcher Todten von der Kanzel nicht mehr geſagt werden darf: „Er iſt in dem Herrn entſchlafen,“ ſondern blos: „Er iſt geſtorben.“

Als vor mehreren Jahren eine Vergrößerung des an den katholiſchen ſtoßenden proteſtantiſchen Gottesackers nöthig war und die Katholiken zu dem Behuſe ein Stück Land von dem ihrigen abtreten mußten, ließ derſelbe chriſtliche Patriarch den Grund und Boden zuvor entweihen und die Gebeine vordem verſtorbener ſeliger Katholiken ſorgfältig ausgraben, damit ihre Ruhe nicht durch die unſelige Nachbarſchaft der Ketzer geſtört würde. Man wird mir zutrauen, daß ich mir ſolche Thatſachen nicht auf leere Gerüchte hin mitzutheilen erlaube.

Der gegenwärtige Seelſorger der hieſigen evangeliſchen Gemeinde, Herr Wittgen, ein Ungar von Geburt, iſt ein feſter Proteſtant und folgt der weiſen Vorſchrift Luthers, nur kurze Zeit auf der Kanzel zu verweilen. Er predigt nicht nach vielbeliebter Weiſe ſo lange bis die ermattete Gemeinde einſchläft, ſondern höchſtens etwa zwanzig Minuten.

Es iſt bekannt, daß man in Venedig, der Heimath der berühmten Schule, außerordentlich viele Bilder ſieht, und nothwendig, daß darunter viele mittelmäßige. Insbeſondere bekommt man einen wahren Ueberdruß an dem, das Machwerk angeſehen, freilich immer trefflichen Tapetenmaler Tintoretto. Fresken befanden ſich zwar einſt in Venedig, haben ſich aber nicht erhalten, da die feuchte Atmoſphäre der Salzfluth ſie zerſtörte.

Die Hauptbilderſammlungen ſind die der Akademie und der Familie Manfrini und die beſten Bilder, die man in ihnen und einigen Kirchen ſieht, von Tizian, Palma vecchio, Gian Bellino, Paul Veroneſe, Bonifaz, Bordone, Giorgione, Perugino, Sebaſt del Piombo u. a. Die Hauptwerke Pauls, an denen man die Vollendung des Styls bewundert, befinden ſich an mehreren Orten, namentlich in der Akademie und der Kirche San Sebaſtiano, in der er begraben iſt. Sein prächtigſtes Gemälde iſt die Hochzeit von Cana in der Akademie, ſein lieblichſtes eine kleine heilige Familie in San Sebaſtiano.

Eben lieb gewinnt man ihn durch keines und die Bewunderung ſeiner Kunſt, die man z. B. von Dresden mitbringt, wird hier nicht erhöht, da man allmählig die Erfahrung macht, wie doch eigentlich, mit geringen Abweichungen, ein Bild von ihm den andern gleicht. Mit Giovan Bellin iſt der Fall umgekehrt, und man lernt ihn in Venedig als einen der innigſten Meiſter lieben.

Tizians hieſige Hauptwerke ſind die Himmelfahrt Mariä in der Akademie, ſein Johannes der Täufer ebenda, ſein Peter der Märtyrer in der Kirche San Giovanni e Paolo und etwa ſein Arioſt und ſeine Kreuzabnahme in der Gallerie Manfrini. Jedoch iſt keines ſo ſublim und verklärt als der Dresdner Chriſto della Moneta und das vorzüglichſte ohne Zweifel, der Johannes. So wie der Meiſter in jenem Chriſtus das Bild des Heilandes ein für allemal feſt geſtellt, hat er es in dieſem mit dem Bilde des Täufers gethan. Hier iſt die Kunſt zur Wirklichkeit geworden und ſo und nicht anders kann Johannes ausgeſehen haben, als dieſer wilde, rauhe, ernſte, tiefſinnige und doch halb unbewußte Verkündiger. Das wundervolle Lamm krümmt ſich in Demuth zu ſeinen Füßen. Ueber ihm hängt der gewitterſchwere Himmel, ihn umgibt die wilde Waldlandſchaft, neben ihm brauſt der einſame Waſſerfall. Warum iſt dieſes unvergleichliche Bild noch von keinem würdigen Künſtler in Kupfer geſtochen? Die italieniſchen Stiche und Steindrücke ſind unter der Kritik. Die Aſſunta iſt zwar ein Tizians würdiges Werk; allein was läßt ſich aus einem ſo unfruchtbaren Stoffe Großes machen? Der Glaube an die Himmelfahrt Mariä iſt ein römiſch-katholiſches Nebenwerk, kein chriſtliches Urelement, und kein Künſtler wird mit dem beſten Willen im Stande ſeyn, dem Akte eine höhere Bedeutung anzudichten.

Tizians Grab mit der alten einfachen Platte, wie ſie Murray beſchreibt, das ich andachtvoll in der Kirche dei Frati beſuchen wollte, wird jetzt leider! durch ein prunkhaftes, nüchternes, koloſſales Marmordenkmal entweiht. Welch verkehrte Idee ſchon an und für ſich, aus einer Kirche, wie es hier geſchehen ſoll, ein Nationalpantheon zu machen und überhaupt Künſtler oder Dichter durch Denkmale ehren zu wollen! Denkmale paſſen für Fürſten, Staatsmänner, Krieger, Volksmänner u. dergl. Der wahre Künſtler ſetzt ſich ſein beſtes Denkmal ſelbſt, und wer ihm eines errichtet, ehrt nur ſich und ſeine Dankbarkeit. Die Gräber großer Männer ſollte man wenigſtens mit ſolchen Ehren in Ruhe laſſen, die, ſo wie hier, nur von der Eitelkeit des Verfertigers zeugen.

Ueberdies iſt es unpaſſend, unmittelbar neben einer Menſchengröße wie Tizian noch eine andere ehren zu wollen, und etwa Canova, ihm gegenüber, ein eben ſo prächtiges Denkmal zu gönnen. Dieſes Letzteren Beiſpiel legt nebenbei ein Zeugniß dafür ab, mit welcher Barbarei die Italiener ſolche letzte Ehren erweiſen. Bei den Frati ruht ſein Herz, irgendwo anders ſein Körper, in der Academia delle belle arti ſeine Hand in Spiritus. Die Verehrung hat ihn alſo faſt geviertheilt. Die Todten wüthen gegen die Todten! — So weit geſchrieben höre ich gar aus glaubwürdiger Quelle, daß es faſt mehr als wahrſcheinlich iſt, wie Tizians vermeintes Grab in der Fratikirche nicht das wahre ſeyn kann. Es will daſſelbe erſt im vorigen Jahrhunderte und zwar ohne hinlängliche Beweiſe allda ein Mönch aufgefunden haben und man hat dem Künſtler auch nicht früher als zu jener Zeit den jetzigen Grabſtein gelegt. Tizian ſtarb aber an der Peſt und konnte darum nicht wohl anderswo als auf dem damaligen Peſtkrankenfriedhofe bei San Stefano, deſſen erhöhte

Stelle ſich noch gegenwärtig auszeichnet, begraben worden ſeyn.

Die Gallerie Manfrini hat ein herrliches kleines Bild, eine Kreuzabnahme von Rafael. Kenner ziehen die Echtheit in Zweifel. Ich wage nur zu fragen: wie wollte man dieſe göttlichen Gedanken und Linien, dieſe unausſprechliche Grazie in der Kühnheit der Zeichnung anders als rafaeliſch nennen? — Welcher Unterſchied zwiſchen der Gallerie Manfrini und jener der Familie Barbarigo! Der Großvater des jetzigen Beſitzers der erſteren war ein reich gewordener Tabakhändler, der alle die unſchätzbaren Kunſtwerke, die ſein Geld in ſeinem Pallaſt angeſammelt hatte, mit Sorgfalt pflegte und bewahrte. Die Barbarigos, die Nachkommen alter Dogen, die allein 24 Bilder von Tizian beſitzen, deren Mehrzahl, nach Ridolfi, bis zu ſeinem Tode in ſeinem Hauſe hingen und die den Geldwerth ihrer Schätze wohl zu würdigen verſtehen, indem ſie dafür 800,000 Zwanziger verlangen, ließen dieſelben bis auf das Aeußerſte verfallen.

Ich fuhr eines Morgens nach dem dicht bei dem Kanalgrande gelegenen Pallaſt Barbarigo. Mein Gondolier klopfte an das Waſſerthor, und es währte eine Zeitlang, ehe man von innen öffnete. Ein altes ſchmutziges Weib holte erſt ihren Mann, den ſogenannten Portier, einen zerlumpten dicken Kerl herbei, und darauf zeigten ſich, wie wenn in einer

Räuberhöhle gepfiffen wird, auf verſchiedenen Seiten noch andere dünne Kerle und krochen, ſo wie Ratten aus einem Kehrichthaufen näher, indem ſie unter einander zankten und murmelten, oder uns mit habgierigen Blicken umſtanden. Ein ſolches Rudel an unſern Ferſen, ging es die unſauberen, beſchädigten Marmortreppen empor, an den hohen ungewaſchenen Bogenfenſtern mit den ſpinnbewebten kleinen Bleiſcheiben vorüber, in die weiten Säle und Gemächer. Die Fenſterläden wurden aufgeſtoßen und wir ſahen um uns goldene Decken, verrottete Rokokomöbel, halb abgeriſſene, ehedem vergoldete Ledertapeten, über und über mit Bildern behangen. Welcher Anblick, welche Zerſtörung! Die herrliche Magdalene Tizians, die ſchöne Venus mit dem Spiegel dieſes Meiſters, die ſchönſten Köpfe von Giorgione, ein trefflicher kleiner Correggio, kurz, lauter Originale der erſten Meiſter in dem Zuſtande einer beinahe völligen Zerſtörung. Es iſt unbegreiflich was man damit vorgenommen, wie auf alle Weiſe hineingemalt hat, um ſie ſo weit herunter zu bringen.

Andere Kunſtwerke wurden wohl ſchon vernichtet, weil ſie aus einer Hand in die andere wanderten, unter Barbaren kamen. Dieſe zerſtörten die unwürdigen Nachkommen derer, die ſie unmittelbar aus der Werkſtätte des Meiſters erworben hatten, aus moraliſcher Nichtigkeit, Vernachläſſigung, Geringſchätzung! Um viele iſt wohl noch der urſprüngliche prachtvolle

Rahmen vorhanden; nicht wenigere hat man aber ſelbſt dieſer würdigen Gewande beraubt, in die Lumpen eines Rahmens gehüllt, der keinen halben Gulden werth iſt, weil der Rahmen ſich wahrſcheinlich leichter als das Bild zu Gelde machen ließ.

Die Barbarini waren zu ihrer Zeit in Rom als Barbaren weltberüchtigt, dieſe venetianiſchen Barbarigos ließen ihnen wahrhaftig faſt den Rang ab!

Einen guten Eindruck machte mir der Beſuch des armeniſchen unirten Kloſters, den ich auf der Inſel San Lazaro abſtattete. Dieſes, wie man ſagt, unermeßlich reiche Kloſter hat eine paradieſiſche Lage und Ausſicht nach allen Seiten, und iſt in ſeiner innern Einrichtung behaglich und freundlich. Nähme es nicht blos geborene Armenier in ſeine Mauern auf, der Andrang gebildeter Europäer nach dieſem Kloſterasyle der Wiſſenſchaft würde ungewöhnlich ſtark ſeyn. Die Armenier auf San Lazaro und in ihrer zweiten weltgeiſtlichen venetianiſchen Niederlaſſung im Pallaſte Peſaro leben ganz der Wiſſenſchaft, drucken ſauber und nett Bücher in allen Sprachen, überſetzen viel in ihre Sprache, die ſie für die Urſprache der Menſchheit erklären und geben ſogar ein armeniſches Journal heraus, indem ſie dem Oriente wiſſenſchaftliche Mittheilungen aus dem Abendlande machen. Die Verbindung zwiſchen Aſien und Europa wird von ihnen auch durch Reiſen unterhalten, die ihre Mönche in die fernſten Gegenden unternehmen. Ihre Regel iſt nicht ſtreng, ſie beten wohl auch nicht übermäßig, erziehen junge Landesgenoſſen, dürfen ohne Begleitung ausgehen und kommen ſehr viel nach Venedig. Ihre Tracht iſt einfach und maleriſch, ſchwarz und von dem bekannten armeniſchen Zuſchnitte. Alten Mönchen mit langen weißen Bärten ſteht ſie beſonders ſchön. Wir ſahen einen Greis von 95 Jahren. Unſer Führer, der junge, kräftige Pater Gregorio, Dr. Alepſon, hatte durchaus nichts Mönchiſches, ſondern ganz das Weſen eines feinen Weltmannes. Seine vielen Reiſen, beſonders nach Aſien, hatten ſeinem Aeußern wohl dieſe Färbung gegeben. In dem Bibliothekzimmer wo Byron armeniſch lernte, aber nicht eben reißende Fortſchritte in dieſer Sprache gemacht haben ſoll, ſtand eine kleine Statue des jetzigen Papſtes, im Empfangzimmer hing das Bildniß des jetzigen Sultans. Eine wunderbare Stellung im Leben zwiſchen zwei ſolchen Obherren!

Von den durch berühmte Männer intereſſanten Häuſern Venedigs beſuchte ich unter andern den ehemaligen Palazzo delle due Torri dei Molin, an der Riva dei Schiaveni, dicht an der Brücke del Sepolcro, in deſſen Erdgeſchoß jetzt eine Apotheke iſt und den Petrarca 1363 als mailändiſcher Geſandter bewohnte. Deßgleichen das Haus in welchem Goldoni geboren wurde und das am Eingange der Calle di Ca' Centanni unweit des Campo di San Paolo liegt. Es trägt die Nummer 2569, über der Thür eine Marmorplatte mit Goldonis Medaillon und Namen, und entſpricht merkwürdigerweiſe dem Charakter ſeines Talentes: echt alt italieniſch, klein bürgerlich im beſten Sinne, enges Höfchen mit Pozzo, kleine Freitreppe mit Balkonen, keine Ausſicht, nichts Freies, Poetiſches, aber alles behaglich und traulich.

Das Wichtigſte von allen dieſen Häuſern war mir natürlich das Tizians. Es befindet ſich in einer der abgelegenſten Gegenden Venedigs, unweit der Fondamente nuove, mitten unter den elenden Hütten und ſchmutzigen Winkeln i Biri. Ein Plätzchen dicht daneben heißt jetzt Campo Tizian, eine Trattoria Tizian liegt gleichfalls in der Nachbarſchaft und das beſcheidene Haus mit der Nummer 5526, in dem er lebte und arbeitete, in einem Sackgäßchen. Eine niedrige Freitreppe mit einer ſogenannten Laube führt daran empor. Das Haus war eine Zeitlang verfallen; iſt aber wieder in guten Zuſtand geſetzt worden. Die innere Einrichtung von Tizians Wohnung iſt jetzt eine ſehr veränderte, ſeine geräumige Werkſtatt in mehrere kleine Stuben abgetheilt. Nur ſein gegen Morgen gelegenes Schlafzimmer iſt noch daſſelbe und allein ein Marmorbecken von der Vorderwand entfernt, in das man unmittelbar Quellwaſſer rinnen laſſen konnte. Jetzt hat man noch kaum aus Einem Fenſter dieſes Zimmers eine weitere Ausſicht, da der größte Theil des Hauſes durch ſpäter vorgebaute Häuſer verdeckt wird. Zu Tizians Zeit konnte man bis zu den Alpen und dem Meere ſehen. In einem Nebenzimmer, nach dem Garten zu, befand ſich ſonſt ein Pozzo, der zur Zeit zum Küchenherde dient. Der von Tizian angelegte Garten iſt an einen Nachbar verkauft. In demſelben ſteht der ſchöne Baum mit den runden Blättern, den der große Künſtler auf ſeinem Peter Martyr angebracht hat. Tizian bezog dieſes Haus, ſobald er ſelbſtſtändig geworden war, und erwählte die ferne Lage wohl aus Liebe zur Einſamkeit. Er bewohnte es ſein ganzes Leben bis er darin am 27. Auguſt 1576, 99 Jahre alt, an der Peſt ſtarb. Gegenwärtig hat es der Zufall ſo gefügt, daß ein Bilderrahmenſchnitzer es bewohnt. Liegt darin etwa eine Andeutung, wie ſich unſere Kunſtzeit ungefähr zu der Tizians verhalten mag?

Der hieſige angeſehene Abbate Giuſ. Cadorin, ein Landsgenoſſe Tizians, ebenfalls aus Cadore in Friaul gebürtig, hatte ſchon im Jahre 1833 eine Broſchüre mit Notizen über Tizian drucken laſſen und hat gegenwärtig ein umfaſſenderes Werk über ſein Leben und ſeine Bilder ausgearbeitet, das zugleich mit der Enthüllung des Tizianiſchen Denkmals in der Fratikirche erſcheinen wird.

Ich hatte mich unter andern hier auch umſonſt bemüht, etwas Perſönliches von dem herrlichen Kirchencomponiſten Benedetto Marcello zu hören, der bekanntlich in Venedig (den 24. Juli 1686) geboren war und der edlen Familie der Marcelli angehörte. Nur allein ſein von dem Pater F. Fontana lateiniſch geſchriebenes Leben konnte ich auf der Markusbibliothek zu leſen erhalten. Marcello's Leben war einfach und nicht bewegt. Er war Mitglied des Raths der Vierzig, und iſt auch durch mehrere dramatiſche Werke, lyriſche und geiſtliche Gedichte bekannt, die zum Theil gedruckt, zum Theil Manuſcript geblieben ſind. Aus ſeiner Jugend iſt nur merkwürdig, daß ihm ſein Vater keine Bitte oder keinen Wunſch gewährte, die er ihm nicht in Verſen vortrug. Seine Neigung zur Muſik verrieth ſich früh, wenn auch nur durch das Bedürfniß, viel Muſik zu hören. Zur Ausübung derſelben war er trotz aller Aufforderungen lange nicht zu bringen; als es aber am Ende dennoch geſchah, warf er ſich darauf mit ſolcher Leidenſchaft, daß er deßwegen drei Jahre über nicht das Haus verließ. Für ſeine Geſundheit beſorgt, unterſagte ihm ſein Vater ſeinen Fleiß und ging mit ihm, um ihn zu zerſtreuen, auf das Land. Hier verſchaffte ſich Benedetto, trotz aller Hinderniſſe, Papier zum Componiren und ſchrieb eine ſo ſchöne Meſſe nieder, daß ihn der Vater, als er ſie zu leſen erhielt, fortan mit ſeinem Talente gewähren ließ. Marcello ſtarb in Venedig, den 17. Juli 1739.

Von den Theatern weiß ich nicht viel zu ſagen. Der Beſuch der meiſten iſt ſehr billig, da das ganze ſogenannte geiſtige Leben der Italiener ſich auf das Theater beſchränkt. Deſſenungeachtet habe ich die Häuſer mit Ausnahme des Parterre faſt meiſt leer gefunden und wurde das große Theater San Samuele vor einigen Jahren für die unglaublich geringe Summe von 400 Stück Zwanzigern verkauft. Von der Truppe, die dieſes Jahr darin ſpielte, hörte ich Roſſini's Barbier recht gut aufführen. Das Orcheſter war zweckmäßig, viele Saiteninſtrumente, wenig Blech, nicht überſtark, ökonomiſch im Vortrage, aus keinen Virtuoſen, aber aus muſikaliſch fühlenden Mitgliedern zuſammengeſetzt. Sänger und Sängerinnen keine große Stimmen, aber brave Muſiker, die ſich aus dem Grunde auf Vortrag und Stimme verſtehen und einfach und natürlich ſpielen. Ich möchte beinahe glauben, daß der Himmel dies Volk ausſchließlich zur Muſik beſtimmt hat. Wäre ich Sultan oder Tyrann von Italien, ich würde jedem meiner Unterthanen bei Todesſtrafe verbieten, zu ſprechen. Sie müßten alles was ſie mir vorzutragen hätten, ſingen. Sie können in ihrer weichlichen Bramarbasſprache ein für allemal nicht mehr reden. Du heiliger Dante, du herrlicher Boccaccio oder Machiavell, wenn ihr dieſen Mißbrauch der Sprache hören ſolltet! Im Theater Apollo ſah ich ein anderes franzöſiſch-italieniſches Stück von der Duca'ſchen Truppe unter aller Würde ſchlecht ſpielen. Der Autor des Stückes ſtand etwa auf der Bildungsſtufe Kotzebue'ſcher Trauerſpiele. Die Schauſpieler ſpielten noch mittelmäßiger als unſere deutſchen: hölzern, unnatürlich, ſchläfrig, marionettenhaft, gedankenlos, ohne eine Spur von ſüdlicher Lebhaftigkeit. Nur in der Verrenkungskunſt der Glieder, muß ich zu ihrer Ehre eingeſtehen, ſtanden ſie unſern großen Theaterhelden bei weitem nach. Dagegen haben dieſe bei aller Comödieneleganz doch keine ſo tölpelhaften Manieren als jene Italiener!

Das war mein erſtes Urtheil über das moderne Stück und nun ſah ich le baruffe chiozzote von Goldoni von eben der Truppe mit Entzücken. Wie iſt es möglich, daß dieſelben Künſtler zu gleicher Zeit ſo miſerabel und vortrefflich ſeyen? Man wird ſich erinnern, was ſchon Goethe im Jahre 1787, als er daſſelbe Stück hier ſpielen ſah, darüber geſagt hat. Es iſt jedes ſeiner Worte noch heut zu Tage wahr und anwendbar. Das Stück iſt ein friſches reizendes, anmuthiges Nichts, in dem Goldoni mit dem glücklichſten Talente, Leben und Sitte in Chioggia geſchildert, und die Schauſpieler ſpielten, der erſte Liebhaber ausgenommen, meiſterhaft, raſch, in beſter Laune, durch und durch wirkliche Menſchen, und enthuſiasmirten das Publikum mit vollem Rechte. Warum erhebt ſich nicht einmal, in ſeiner vollen Stärke, der geſunde Sinn und Menſchenverſtand dieſes Volkes zu einer verſtändlichen Demonſtration für die vaterländiſche

Bühne und wirft die Nachahmerei der Franzoſen zu allen Teufeln?

Im Theater San Gallo, dem einzigen, wohin ſich die elegante Welt in Ermangelung der jetzt geſchloſſenen Fenice begiebt, ſah ich zwar franzöſiſche Pièces à tiroir und weinerliche Comödien von den ſardiniſchen Hofſchauſpielern etwas beſſer ſpielen. Es waren aber immer nur einzelne Talente, die hervorragten, und von einem Zuſammenſpiel con amore, wie in Goldoni's Chiozzoten, keine Rede. Im Ganzen herrſchte auch bei dieſer Truppe derſelbe falſche geſchraubte Kanzelton vor, dem unſere deutſchen Schauſpieler huldigen, und bin ich der Meinung, daß die italieniſche Sprache mit ihren vielen nüchternen Sylben und der Sitte darauf beim Sprechen übermäßig lange zu beharren, äußerſt undramatiſch iſt. Der gedrängtere, leichtere venetianiſche Dialekt iſt theatraliſchen Aufführungen bei weitem günſtiger. Die bekannte Abneigung einer italieniſchen Stadt, einer Provinz gegen die andere ſcheint faſt auch in Betreff der Bühne vorzuwalten, da dieſe Sarden die Comödien des Venetianers Goldoni niemals ſpielten. Sie führten zwar einmal ausnahmsweiſe la dama bizarra auf; fielen aber damit völlig durch, weil ſie dem ungewohnten Genre wahrſcheinlich nicht gewachſen waren. So ehrvergeſſen, ihren eigenen Stolz und Landsmann als Autor zu verhöhnen, würden die Venetianer ſonſt gewiß in keinem Falle geweſen ſeyn! Vortrefflich waren einige Mitglieder dieſer Geſellſchaft, beſonders im Affekt und Komiſchen; edel, natürlich, gemäßigt und wie von der beſten franzöſiſchen Schule gebildet. Ein geſchickter Dramaturg und Theaterdichter würde die italieniſche Schauſpielkunſt ohne Zweifel viel leichter als die deutſche regeneriren können.

Das eigentliche Haupttheater, in dem ſich die vornehme Welt nur ſehen läßt, iſt die Fenice. Es werden darin nur Opern aufgeführt und eine fremde Familie muß eine Loge dazu meiſt für ſchweres Geld erkaufen. Die reicheren Einheimiſchen haben bekanntlich ihre eigenen Logen, deren Grundeigenthümer oder Aktionäre ſie ſind, die ſie nach Belieben verkaufen, verpachten oder ſelbſt benutzen und für die ſie jährlich nur etwa 60 fl. zu Unterhaltung des Theaters beizuſteuern haben. Für einzelne Abende wird eine Loge nach Gelegenheit mit 15 oder bis mit 100, früher; bei Anweſenheit der Caroline Ungher ſelbſt mit 500 Zwanzigern bezahlt, und da in Italien vornehm und gering die Fremden ſchröpft, iſt dies wohl der Tribut, den die erſten Stände auf ihr Theil erhalten. Was die Oper anlangt, ſo fand ich Orcheſter, Sänger und Sängerinnen wie Muſik gering. Sophie Löwe, die Prima Donna für dieſen Winter, hat nur noch eine ausgeklungene reizloſe Stimme und ſpielt ſehr unbedeutend. Baß und Tenor ſind ungefähr ihr gleich, ohne daß man ſie groß tadeln oder loben kann. Ich hörte die Braut von Abydos vom

Fürſten Poniatowski, einem Componiſten ohne Eigenthümlichkeit und Leben. Die Muſik wickelt ſich ab wie ein Faden Zwirn; ſchlaff und lang, man mag jeden Augenblick abreißen oder weiter wickeln, es iſt alles eins. Sie hinterläßt in ihrer Nüchternheit nicht den geringſten Eindruck. Die Coſtümirung des Perſonals hat dem Componiſten ſchweres Geld gekoſtet. Das Publikum iſt der Muſik homogen. Man ſpricht und converſirt, rührt hie und da einmal aus alter Pietät für die Prima Donna oder den Primo Uomo die Hand, geht aber ſpät ins Haus, das man bald wieder verläßt, und hat nur Sinn für Fanny Elsler.

Ich verachte das moderne Ballet. Die meiſten Tänzerinnen haben mir in ihrer frechen Erſcheinung nur Ekel erregt; allein ich geſtehe, Fanny Elsler hat ſchon früher in Berlin, wie gegenwärtig hier, mein Vorurtheil überwunden. Ich ſah ſie jetzt in Esmeralda, einem viel zu langgedehnten Machwerke, das eigentlich gar kein Balletſtoff iſt, und alle mitwirkenden Tänzer und Tänzerinnen waren plump und ungraziös. Fanny Elsler aber war, wie immer, trotz dem daß ſie nun wohl ſchon einige 40 Jahre alt iſt, vollendet in ihrer friſchen Anmuth, wahrhaft klaſſiſch in ihrer Kunſt, durch und durch korrekt im Styl des Tanzens, Gehens, ſich Bewegens und Geberdens.

Ihr Körper iſt Muſik, ihre Gedanken und Gefühle ſind Körper geworden, jeder Muskel ſcheint ſich ſelbſtbewußt, organiſch an das Kunſtwerk des Tanzes anzuſchließen, mit dem ihre Seele gleichbedeutend geworden iſt. Es wird ſchwer das Alles in Worte zu kleiden, was ſie in uns anregt, weil wir fühlen, es ſey etwas ganz Excluſives.

Es wurde mir bei der Gelegenheit aufs neue klar, wie es doch eigentlich ein monſtröſes Mißverſtändniß iſt, daß es Tänzer gibt. Ein Tänzer iſt ein Unding, er mag ſich noch ſo ſehr abhaſpeln und abarbeiten, er bleibt abſcheulich. Tanz und Grazie ſind ein ausſchließliches Eigenthum des Weibes, darin darf und ſoll der Mann künſtleriſch nicht mit ihr wetteifern. Das Aequivalent des Mannes iſt Kraft und Gewandtheit. Will man Mann und Frau in Pantomimen mit einander wetteifern laſſen, ſo muthe man dem erſteren nicht zu, ſich zu einem ſogenannten **Pas de deux** herabzuwürdigen, ſondern componire ein neues Genre, in dem die Frau allein im Tanze Grazie und Schönheit zu entwickeln ſucht, derweil der Mann ſich ihr mit Aeußerungen der Schnellkraft und Gewandtheit harmoniſch anſchließt.

Die Italiener lieben den Tod nicht und geben ſich ſo wenig wie möglich mit ihm ab. Wir Germanen, die wir mit dem Tode auf einem freundlichen Fuße ſtehen, können kaum einen abſchreckenderen Anblick als ein hieſiges Begräbniß, oder einen hieſigen

Gottesacker haben. Ich war unlängſt ein Augenzeuge deſſen, als ein reicher Markeſe Maruzzi nach griechiſchem Ritus begraben wurde. Es hieß, er habe keine Angehörigen hinterlaſſen und ſey ſehr ungern geſtorben. Der Zug kam um zwei Uhr Nachmittags an meiner Wohnung im Palazzo Capello, bei San Lorenzo vorbei und ſollte an deſſen Ecke aus dem Rio di San Lorenzo in den noch engeren di San Giovanni Laterano einbiegen. Voraus fuhren etwa zehn Gondeln, von Livreebedienten geführt, die nicht eben große Galla trugen, ſondern unter Zanken und Schreien durch und wider einander ruderten, einer in Hemdsärmeln, ein anderer mit einer Schlafmütze, alle ungebürſtet und beſchmutzt. In einer der letzten Gondeln ſaßen einige Popen.

Unmittelbar vor der Leiche kam ein großer Kahn mit der etwa 30 Mann ſtarken Muſikbande eines öſterreichiſchen Regimentes und mit grünen und weißen in den ſchlammigen Kanal hangenden Lappen verziert. In dem Augenblick, als der Kahn in den andern Rio biegen wollte, ſtimmte die Bande eine rauſchende Trauermuſik an. Mitten darin aber erſcholl, indem die Barke plötzlich ſtill ſtand, ein lebhafter Wortwechſel zwiſchen einem halbnackten Gondolier, der ſie führte und einem ſchäbigen Manne, der am Vordertheile ſtand und den ganzen Zug zu leiten ſchien. Je lauter ſie brüllten, deſto lauter erhob ſich die Muſik und es hielt einige Minuten lang ein wahrhaft toller Lärm an. Am Ende ſchwieg die Muſik und die Parteien verſtanden ſich, daß zu der Zeit der tiefſten Ebbe, bei ohnedies allgemeinem Waſſermangel, der kleine Kanal allzu ſeicht war, den ſchweren Kahn zu tragen. Man mußte ſich entſchließen bis an die Brücke San Lorenzo zurückzufahren und hier die ganze Muſikbande auszuladen, die bis zur fondamenta nuova zu Fuße wandern ſollte. Der gleich große Kahn mit der Leiche wurde ebenfalls zu dem Ende von einer Anzahl Kerlen in blauen Blouſen erleichtert, deren jeder eine brennende Fackel trug. Es blieb darin allein die Leiche ſelbſt unter einem mit rothem Sammet ausgeſchlagenen Geſtelle, auf dem ein rothes Kiſſen, ſchmutzig und lappenhaft, ein alter Hut, Degen, Orden und dergleichen Dinge lagen; rings um das Caſtrum gruppirten ſich etwa ſechs fachini di chiesa, liegend, kauernd, oder ſtehend in ihren feuerrothen Kattunmänteln, große Bleche auf Bruſt und Rücken; am Vordertheile lag ein wilder ſchmutziger Kerl, alle Viere von ſich geſtreckt. Die Fachini hatten ebenfalls Fackeln in Händen, die ſie immerfort putzten und mit denen ſie zu ihrer Unterhaltung ungezwungen ſpielten. Hinter dieſem Kahne ſah ich noch einige dazugehörige Gondeln ungewiſſen Inhaltes, und das war der ganze ſich unfeſtlich genug ausnehmende Zug. Die beiden erleichterten Kähne verſuchten noch einmal durchzudringen; allein es war und blieb vergebens, und nach abermaligem Hin- und Wiederſchreien, Fluchen und Fahren mußte alles zuſammen den Rückzug antreten, und den enormen Umweg, der Riva entlang, um die Spitze der giardini publici nach der Gottesackerinſel einſchlagen.

So troſtlos indeſſen ein ſolcher Leichenzug, wie ich ihn beſchrieben habe, iſt der Anblick des Gottesackers ſelbſt noch troſtloſer. Eine weite Fläche von verdorrtem Raſen, der ſogar jetzt im Frühling, um wie viel weniger im heißen Sommer, nicht einen grünen Fleck darbot. Kein Baum, kein Strauch, keine Blume, kein Grashügel!

Non é l'uso! war die trockene Antwort auf meine vergebene Frage danach. Es mag wohl nur etwa von fünfzig Todten Einem ein dürftiges hölzernes oder noch geſchmackloſeres und ſo dürftiges eiſernes Kreuz geſetzt werden, daß es wie ein Rohr im Winde ſchwankt, zumeiſt verroſtet, ohne Inſchrift, kein einziges mit Blumen oder einem grünen Kranze geſchmückt. So wie die Leiche auf dem Gottesacker ankommt, wird ſie den harrenden Franziskanern, den Schutzherren deſſelben, übergeben und weiter kümmert ſich kein Menſch um ſie. Arme werden, wie Herr von Binzer in ſeinem trefflichen Buche über Venedig erzählt, zu Haufen in eine Grube geworfen, und erhalten nicht einmal ein Kreuz. Seine geliebten Todten zu beſuchen, iſt hier nicht Sitte oder Uso, ſo wenig als ihnen einen Hügel zu errichten, einen Baum zu pflanzen, den man pflegt. Die Italiener hören und ſehen eben nicht gern etwas von dem verhaßten Tode!

Durch eine Mauer von dem großen Gottesacker abgeſondert, hat man einen kleinen dreieckigen, verſteckten Winkel für die Proteſtanten u. ſ. w. beſtimmt, welche ſich entſchließen müſſen, hier zu ſterben. Deſſen Inneres iſt nach denſelben Grundſätzen eingerichtet, wie der große, und umfaßt eine gemiſchte ſtille Gemeinde von Deutſchen, Engländern, Ruſſen, Schweizern u. ſ. w. Auch der unglückliche Maler Leopold Robert iſt hier begraben, ich weiß nicht ob er wirklich proteſtantiſch war, oder die Proteſtanten ihn nur aus Pietät auf ihrem Gottesacker empfingen. Seine Grabſtätte iſt die einzige, die grüne Gebüſche zieren.

So gern man auch in dem wunderherrlichen Venedig lebt, todt möchte man hier unter keiner Bedingung ſeyn, es müßte ſich denn die Erlaubniß erlangen laſſen, auf dem poetiſchen Lido, vom Meere umſpült und umbrauſt, begraben zu werden. Lord Byron wünſchte ſich mit vollem Rechte dort ein Grab und ein napoleoniſcher Gouverneur bereitete es ſich wirklich auf dem Lido.

Wie lange währt es doch und wie ſchwer hält es in unſerer Zeit, daß ſich das echte große Talent Anerkennung erwirbt! Ein ſolches Talent lebt und wirkt in Venedig und wer ſpricht noch außer ihm von dem jungen Bildhauer Luigi Ferrari, auf den man nicht genug die Aufmerkſamkeit Deutſchlands lenken kann? Vergleichungen ſind immer bedenklich. Allein die Arbeiten, welche ich in ſeiner beſcheidenen Werkſtätte geſehen habe, ſind nicht nur des Beſten werth, was die neuere Zeit in Italien, ſondern was ſie irgendwo an Bildwerken hervorgebracht hat. Ich will beiſpielsweiſe nur von dreien ſprechen. Das erſte iſt die Ausführung des kühnen Gedankens, die berühmte antike Laokoon-Gruppe gewiſſermaßen fortzuſetzen und eine ſpätere Scene dieſes plaſtiſchen Tragödienſtoffes zum Vorwurfe zu wählen, in der die Schmerzen und Gefühle des Vaters eine noch herbere Steigerung erlitten und der eine ſeiner Söhne bereits entſeelt vor ihm liegt. Die ganze Gruppe iſt ohne Zweifel ſchön und impoſant und was man auch gegen die Zuläſſigkeit eines ſolchen Unternehmens ſagen mag, iſt doch ſchon ein ſehr Bedeutendes erreicht, wenn man gleich wie hier zugeben muß, daß der moderne Künſtler auf keine würdige Weiſe mit dem antiken gewetteifert hat. Luigi Ferrari führt dieſes koloſſale Modell in gewöhnlicher Lebensgröße, wie ich glaube für die Stadt Padua aus, und es iſt nur zu beklagen, daß die Beſteller kurzſichtig genug ſeyn konnten, ein ſolches Opfer von dem Künſtler zu verlangen, der den Gegenſtand entweder koloſſal oder gar nicht zu behandeln hatte.

Das zweite Werk iſt eine knieende Nymphe, die eine Waſſerlilie pflückt und, ihrer Vollendung in Marmor nahe, für die Comasker Villa eines Mailänder Edelmannes, des Duca Serbelloni, beſtimmt iſt. An Reiz, Weichheit, Schönheit, Individualiſirung und genialſter Kühnheit der Compoſition kann ich kein anderes modernes Bildwerk darüber ſtellen, und wenn dieſe Nymphe erſt einmal an einem Orte wie Paris ausgeſtellt werden ſollte, wo ein umfaſſenderes Kunſtverſtändniß als dahier zu Hauſe, iſt es keine Frage, daß ſie den Ruhm des Künſtlers mit Einem Schlage aus der Gegenwart ablöst. Man möchte ſie in gewiſſem Sinne eine Venetia nennen, da der unvergleichlich feine, delikate, pikante, venetianiſche Schönheitstypus der Frauen bis in ſeine leiſeſten Abſchattungen und nicht weniger ſelbſteigenſten Mängel nachgebildet iſt.

Das dritte Werk Ferrari's iſt das koloſſale Modell zu einer Gruppe, wie David den Rieſen Goliath überwunden hat, und dem am Boden liegenden Koloſſe den Fuß auf den Leib ſetzt, um ihm den Todesſtreich zu geben. Animaliſche Ueberkraft und Fülle in Goliath, geiſtiger Jugendſchwung in David ſind in den beiden Geſtalten mit regem, ſtrotzendem Leben zur Anſchauung gebracht. Etwa koloſſal in Bronze gegoſſen eignete ſich dieſe Gruppe vorzugsweiſe für eine öffentliche Ausſtellung, da ſie nicht minder, wie z. B. die Kißiſche Amazone den großen Vorzug vor andern beſitzt, unmittelbar zu ſymboliſcher wenn nicht ſelbſt patriotiſcher Auffaſſung aufzufordern und den Sieg des göttlichen Menſchengeiſtes über die thieriſche Körperwucht zu vergegenwärtigen. Als Beweis des genialen Ideenſchwunges, der in Ferrari's Geiſte lebt, will ich nur noch erwähnen, wie er bei Gelegenheit des gegenwärtigen Hafendammbaues der Behörde den leider! verworfenen Vorſchlag that: anſtatt des darauf nothwendigen Leuchtthurmes eine rieſige Venetia zu errichten, die die Schiffenden mit einer Hand zu ſich einlädt und mit der andern die Fackel ſchwingt, die die Laterne zu tragen beſtimmt geweſen wäre.

Ich machte unter andern einen Abſtecher nach Padua, das durch die Eiſenbahn gleichſam eine Vorſtadt Venedigs geworden iſt. Die Gegend zwiſchen beiden Städten iſt eine langſame Abdachung des Gebirges, flach, ſumpfig, nichts als Feld, mit Weiden bepflanzt, zwiſchen denen ſich allenthalben Wein hinrankt. Die Tyroler Alpenkette iſt, wenn ſie ſichtbar und nicht wie im Winter faſt immer ſo tief in Nebel gehüllt iſt, daß man keine Ahndung von ihrem Daſeyn hat, der höchſte Schmuck dieſer Landſchaft und zieht ſich an dem ganzen nördlichen Horizonte hin.

Die Eiſenbahneinrichtungen ſind hier noch in ihrer Kindheit und man wird auf alle Weiſe beläſtigt und aufgehalten. So kurz die Strecke zwiſchen Venedig und Padua iſt, bringt man darauf über anderthalb Stunden zu, auf jeder Zwiſchenſtation beinahe eine Viertelſtunde. Ueber die Lagunenbrücke fährt man in zehn Minuten.

Es gibt wohl wenige alte Städte, die ſo reich wie Padua an ruhmwürdigen Erinnerungen ſind, und, von der Schönheit ſeiner alterthümlichen Gebäude abgeſehen, waltet eine gewiſſe Nüchternheit wie etwa in Potsdam oder Leipzig, einer Garniſon- oder Handelsſtadt, darin vor. Die heutigen Studenten ſollen in mancher Hinſicht ſehr unruhige oder unduldſame Geſinnungen zeigen und namentlich mit dem deutſchen Militär in Unfrieden leben.

Meine Aufmerkſamkeit nahmen in Padua faſt nur die Kirche des heiligen Antonius und die mannichfachen Fresken in Anſpruch. Die Kirche erſcheint faſt ebenſo einzig und wunderbar als San Marco, mit welchem ſie zwar die Aehnlichkeit des gothiſch-orientaliſch fabelhaften Styles hat, von dem ſie aber dennoch ſo unendlich verſchieden iſt, daß man zwiſchen beiden durchaus keine Parallele ziehen kann. Der einzige dazu gegebene Punkt wäre vielleicht die in beiden ſo eigenthümlich ſich geſtaltende Verſchmelzung von Pracht, Reichthum, Kunſt und Schönheit. Auch in Sant Antonio wie in San Marko enthüllt jeder neue Schritt, den man thut, ein architektoniſches Bild von unvergleichlicher Wirkung, von unergründlichem Reiz, und der eine Tempel ruft ſo wenig wie der andere den Gedanken an den Heiland oder wahren Gott hervor.

Die Fresken von Avanzi, Zevio und Tizian in der Kirche Sant Antonio, von Giotto in Santa Maria dell' Arena, von Campagnola und einem Ungenannten in der Scuola dei Carmini und von Andrea Mantegna in der Kirche dei Eremitani gewähren zuſammen einen höchſt lehrreichen Ueberblick der Geſchichte der Freskomalerei während der Zeit der Kunſtblüthe in Italien. Die Tizians ſind weit weniger ſchön als ſeine Oelgemälde, die Mantegna's die vollendetſten in techniſcher Hinſicht; die Giotto's bekehrten mich von dem Vorurtheile, als ob dem großen Erneuerer der Malerkunſt noch vielerlei nachzuſehen ſey. Seine Engel ſind die allerlieblichſten und es kommen in ſeinen Compoſitionen Geſtaltungen vor, die eines Raphael nicht unwerth ſind.

Alle dieſe Paduaner Fresken zuſammen führen den Beweis, daß die neuern Freskenmaler wohl noch nicht ganz auf der Höhe ihrer Kunſt ſtehen dürften, wenn ſie das Grelle oder Matte ihrer Färbung etwas Unvermeidliches nennen. Andrea Mantegna's Fresken könnten ſehr wohl für Oelbilder angeſehen werden und die ſchlimme Klippe iſt alſo doch umſchiffbar.

Die paduaniſche Luft gilt für außerordentlich geſund und ich fühlte mich an dem warmen Märztage mit meinen Reiſegefährten hier weit kräftiger und wohler als in Venedig. Ich weiß in der That nicht ob es nicht ein Vorurtheil unſerer deutſchen Aerzte ſeyn ſollte, wenn ſie gegenwärtig ſo viele Kranke und Leidende nach Venedig ſchicken. Früher war zu dem Ende Nizza eine Modeſtadt und es hat ſich erwieſen, daß kaum Ein Ort in Italien Bruſtkranken verderblicher ſeyn kann. Ich fürchte, es ergibt ſich mit der Zeit für Venedig etwas Aehnliches. Die Luft iſt hier ſo ſchlaff und todt, daß ich nicht begreife, wie ſie einen Kranken ſtärken und beleben kann. Sie hat keine Nahrung, keinen natürlichen Stoff vor ſich, an dem ſie ſich erneut, belebt, erfriſcht, auf den ſie wirkt, ſie ſtagnirt in den feuchten Kanälen und wie elaſtiſch energiſch, lebensfriſch und warm wird ſie dagegen gleich in Padua!

Die weitere Lagune gen Nord und Süd lernte ich auf Fahrten nach Torcello und Chioggia kennen. Torcello, das man in zwei Stunden erreicht, rathe ich jedem Fremden zu beſuchen. Es iſt eben ſo intereſſant durch ſeine hiſtoriſche Wichtigkeit als erſter Anſiedelungspunkt der Venetianer, ehe das heutige Venedig gegründet ward, als durch ſeine uralten Kirchen und üppige Vegetation. Auch lernt man auf der Fahrt dahin am leichteſten das Lagunen- und Kanalweſen kennen. Die Bekanntſchaft mit Chioggia, der Heimath aller Seefiſcher Venedigs, und die ehedem von ſo hoher Wichtigkeit für die Republik war, muß der Fremde durch eine acht- ja zehnſtündige Fahrt hin und zurück allzutheuer erkaufen. Der

Ort ſelbſt iſt freundlich genug, hat aber ſonſt keine Merkwürdigkeiten aufzuweiſen, und ſelbſt der Anblick der berühmten Steindämme zwiſchen Meer und Lagune, der Murazzi, iſt keineswegs impoſant, da das Rieſenhafte des Werkes unſichtbar unterm Waſſer liegt. Die Anſicht von Venedig und den Alpen im Hafen von Malamocco iſt das Schönſte was dieſe Fahrt bietet.

Kleine Ausflüge in Fiſcherböten auf das Meer zu dem Porto del Lido hinaus, waren mir eine unerſchöpfliche Quelle von Vergnügen, das ich mir durch das läſtige je zweimalige Anhalten und Anfragen bei der Sancta nicht ſtören ließ.

Für die letzten Tage meines Venetianer Aufenthaltes hatte ich mir aufgeſpart noch den gerühmten Geſang der Gondoliere anzuhören. Ich fuhr an einem herrlichen mondhellen Abende durch den Kanal, uns voraus eine Barke mit drei Sängern, einem Vorſänger von Volksliedern und zwei Taſſoſängern. Letztere ſangen abwechſelnd jeder eine halbe Stanze, gleichwie als Frage und Antwort, erſterer löste ſie jedesmal ab, wenn ihre Stimmen der Ruhe bedurften. Unter den Volksliedern ſind viele gleichgültige, manche ſehr hübſche und eigenthümliche, zunächſt eines welches die Vogelhändler zur Zeit der Republik geſungen haben ſollen. Einige ſind Note für Note die nämlichen wie ſie Auber für gut befunden hat in ſeine Stumme von Portici aufzunehmen. Der Taſſogeſang iſt eine Ueberſetzung der gerusalemme liberata in den Venetianer Dialekt und jetzt bekannt genug, da man die Muſik gedruckt kaufen kann. Sie hat etwas Traditionelles und iſt wohl ſehr alt. Mehr parlando als recitativiſch oder geſungen, eintönig, oft durch die Naſe vorgetragen, ſollte man glauben ſie werde keinen ſehr harmoniſchen Eindruck hinterlaſſen. Ich muß jedoch, wahrhaftig ohne Vorurtheil und Verblendung, geſtehen daß ſie, einmal gehört, unvergeßlich bleibt. Sie hat etwas wunderbar Eindringliches, Melancholiſches, Aufregendes und dennoch Einwiegendes; man möchte Nächte lang mit ihr durch die Lagunen ſchwimmen, immer zuhören und ſich ſeinen Gedanken frei hingeben. Man glaubt gewiſſermaßen nicht mehr zuzuhören, nachdem der Sänger eine Stunde geſungen hat, träumt und brütet, und bei alle dem wenn er aufhört und der durchdringende monotone Klagelaut nicht mehr über die ſtillen Waſſer ſchallt, iſt man aus ſeiner erhöhten wohlthuenden Stimmung geriſſen. Ich konnte kaum wieder von der Lagune ſcheiden. Die gothiſchen Palläſte des Kanales lagen ſo imponirend, mahnend, geheimnißreich, in maſſenhaften Schatten da, die Fluth leuchtete ſo mild; der Mond glänzte ſo ſtill, die einzelnen Gondellichter guckten ſo traulich aus der Dunkelheit. Ein Verſuch, in der Giudecca, an der Fondamenta della Zacchere, einen Sänger auszuſetzen, den andern in die Mitte der breiten Waſſerfläche rudern zu laſſen und zwiſchen beiden innen aus der Ferne die Fragen und Antworten der Stanzen zu hören, ſcheiterte an dem ungeheuren dreifachen Lärm, den zu gleicher Zeit alle Glocken der Stadt, alle Trommeln aller Kaſernen und ein heftiger Scirocco anhuben. Ich hörte keinen Ton mehr und mußte in den ſtilleren Canal grande zurückfahren, wo ich unter dem Rialto, deſſen Bogen den Geſang fünfmal ſtärker ſchallen machte, noch lange darauf lauſchte.

Man hat zwar geſagt, die Tradition des Taſſoſingens verlöſche unter den venetianiſchen Gondolieren. Ich kann dem aber aus eigener Erfahrung widerſprechen und hätte viele andere Sänger außer dieſen zu meiner Verfügung haben können. Auch wurde dieſen Abend vielemale von dem Ufer oder andern Gondeln aus mit in den Geſang geſtimmt oder mit andern Stanzen auf unſere geantwortet. Beweis genug, wie viele Leute noch mit dem Venetianer Taſſo vertraut ſeyn müſſen. Mein eigener Gondolier war dafür ganz begeiſtert und ſein kleiner Sohn, mein Facchino, am Vordertheile der Gondel, ſang die Stanzen immer leiſe unwillkürlich nach.

Mein Aufenthalt in einer der wunderbarſten Städte der Welt ging zu Ende und ich nahm in einer ſtillen Mondnacht von der Markuskirche und dem Dogenpallaſte, oder der Piazza und Piazzetta Abſchied.

Man muß das thun, wenn man harmoniſch von Venedig ſcheiden will. Den letzten Eindruck des Tages und des Sonnenlichtes, der ihm nicht gemäß iſt, darf man nicht mit ſich von dannen nehmen. Ich glaube, ich habe alles geſehen, was man von Venedig ſehen kann, und habe es genau genug durchforſcht. Die Brenta und ihre Villen ſind mir allein unbekannt geblieben und daran trägt Palladio die Schuld, der allda eine große Rolle ſpielt und für den ich mich ein für allemal nicht erwärmen kann. Daß ihm mein erſtes Gefühl nicht Unrecht gethan, hat ein Charakterzug, welchen ich ſpäter von ihm hörte, meinem Urtheil beſtätigt. Der zuerſt von einem Deutſchen Calendario aufgeführte Wunderbau des Dogenpallaſtes war nämlich, wie man weiß, im ſechzehnten Jahrhundert halb niedergebrannt und darauf hatte Palladio die Stirn, in allem Ernſte vorzuſchlagen, daß man ihn völlig abtragen und nach ſeinem eigenen Plane einen neuen aufführen laſſen möge. Ja, das Verbrechen wäre in der That begangen worden, hätte nicht da Ponte durch eine begeiſterte Rede bewirkt, daß man den erhabenſten Pallaſt der ganzen Welt in ſeiner urſprünglichen Eigenthümlichkeit wieder herſtellte. Wie kann aber ein Künſtler groß und edel ſeyn, der ſo wenig Pietät und Ehrfurcht vor Geſchichte, Vaterland, Kunſt und Alterthum bezeigt!

Ich gehe auf vier Wochen nach den Euganeen um den Frühling zu genießen und das italieniſche Volk kennen zu lernen, wo die Fremden noch keinen Einfluß auf daſſelbe übten.

In dem wirklichen Venetianer Volke, den armen und geringen Leuten — die Nobili und Eleganten ſind ohne Zweifel unwiederbringlich todt — mag ſich ſeit den letzteren Jahrzehenden freilich auch ein gewiſſer Nationalgeiſt regen, der, einmal aufgekeimt, nothwendig eine Pflanze treiben wird.

Gott gebe daß ſie ein kräftiges, geſundes Wachsthum habe!

Als ich bei meiner Abreiſe von meinem kleinen Facchino an der Eiſenbahn Abſchied nahm, ſagte ich zu ihm: »Ebbene, Giammaria, addio! diviene grande e un giorno gondoliere della republica futura!«

»Grazie, grazie; Sior, sia benedetto! eh chi sa, chi sa!« antwortete der Vater mit vor Freude hochrothem ſtrahlendem Angeſicht.

III.

Villeggiatur in den Euganeen.

Es warnte uns in Venedig Jedermann, nicht ſchon Anfangs April nach den Euganeen zu gehen, weil die Jahreszeit dort immer um wenigſtens vierzehn Tage zurückſtehe und die vielen zum Theil hohen Berge die Luft erkälteten.

Die Umſtände machten es uns nun aber wünſchenswerth, unſere Abreiſe nicht zu verſchieben, und ich hatte bereits in Monſelice eine Wohnung auf vier Wochen gemiethet. So brachen wir unbedenklich am Palmſonntage nach dem Orte auf, den wir mit Eiſenbahn und Vetturino in vier Stunden erreichten. Und ſiehe da! es grünte in Venedig, bei unſerer Abreiſe noch kein Baum, derweil in Monſelice ſchon voller Sommer war. Wir heizten dort noch Morgens unſere Zimmer und trafen hier ſchon eine Hitze von vielleicht 20 Grad im Schatten. So wenig gilt alſo gelegentlich der Rath der am beſten Unterrichteten.

Das etwa 4000 Einwohner enthaltende Städtchen Monſelice liegt am ſüdlichen Abhange der Euganeeiſchen Berg- oder Hügelkette, am Fuße des letzten Berges, des hohen Monte ricco oder riccio, deſſen breiter Rücken die Kette maleriſch abſchließt, und der ſeinen Namen von den Kaſtanienbäumen erhalten haben ſoll, welche ihn ehedem bedeckten.

Auf der andern Seite zieht ſich das Städtchen bis zur halben Höhe der weit niedrigeren Rocca di Monſelice empor, welche Venedig ſeit Jahrhunderten mit den härteſten Bauſteinen und ſeine ehemals berühmten Theriakapotheken mit Vipern verſorgte, die lebendig zerſtoßen, eines der weſentlichſten Beſtandtheile jenes Univerſalheilmittels bildeten.

Monſelice iſt im Verhältniſſe ſeiner Größe ungemein belebt, da die Hochſtraße von Venedig nach

Mantua mitten durch führt und hat, von jeder Seite geſehen, etwas äußerſt Maleriſches. Seine befeſtigte Rocca ſpielte in dem Mittelalter eine große Rolle und Ezelin von Romano nahm und verlor ſie verſchiedenemale, wahrſcheinlich durch Verrath. Dem erſten Anſcheine nach hätte ſie leicht uneinnehmbar gemacht werden können. Ein alter Prieſter zeigte mir jedoch einen Plan, wonach die Befeſtigungen nur in einer mit Thürmen beſetzten einfachen Mauer beſtanden, die quer über den Gipfel ging und oben einen gewaltigen von Friedrich Barbaroſſa erbauten Thurm zum Mittelpunkte hatte.

Der Thurm und ein großer Theil der Mauer ſind noch ziemlich wohl erhalten und geben der Rocca und dem Städtchen, verbunden mit den Ruinen des alten hochgelegenen Domes, einen beſonderen Reiz. Mehrere Palläſte alter Venetianer Nobili liegen auf halber Höhe des Berges oder unten im Thale. Von dieſen iſt der Palazzo Marcello der ſchönſte und eigenthümlichſte, faſt wie ein altes Kaſtell gebaut. Die Gartenmauer des Palazzo Nani iſt nach der Straße zu mit einer Anzahl toller Carrikaturen von Stein, menſchlichen Standbildern in allen Verrenkungen und Verwachſungen beſetzt. Unweit liegt der neue Dom und noch höher den Berg empor der Palazzo Duodo, nebſt einer kleinen Kirche und ſieben Stationskapellen, was alles zuſammen der Venetianiſche Geſandte am Hofe Pauls V. in Rom, Pietro

Duodo, im italieniſchen Zopfſtyle erbaut hat. Die Kirche iſt im Beſitze eines großen, römiſch-katholiſchen Schatzes, den der Papſt der Frömmigkeit ihres Erbauers in den aufgeputzten Knochenleibern von fünf und zwanzig Heiligen verehrt hat. Das verödete Innere des Pallaſtes zeigt nur noch wenige Spuren von der ehemaligen Größe der Familie. Der letzte Träger ihres Namens iſt eine alte Dame, die in Venedig lebt. Unmittelbar von dem Pallaſte aus führt eine prächtige Steintreppe vollends bis zu dem Gipfel der Rocca, den die Familie theilweiſe zu einem Garten umgeſchaffen hatte.

Um ſich von der vollen Schönheit dieſes Berges einen Begriff zu machen, ſtelle man ihn ſich einerſeits mit einem Oelwäldchen bewachſen vor, über welches mächtige Cypreſſen und Pinien ragen. Auf der andern Seite grünen gegenwärtig frühlingsfriſch Buchen, Linden, Ulmen und andere Laubbäume und ziehen ſich durch die Ruinen der Thürme und Mauern Granatbüſche, wilde Roſen und Epheu über Epheuranken, darunter Obſtbäume, Weinpflanzungen und Gemüſegärten. Aus den Mauerritzen drängen ſich Caperſtauden mit ihren dem Portulak ähnelnden röthlichen Blättern. Dahinter liegen gen Nordoſten die Berge und Hügel der Euganeen und nach den übrigen Himmelsgegenden die Gefilde der unabſehlichen, fruchtbaren, lombardiſchen Ebene. So weit das Auge reicht, Stadt an Stadt, Thurm an Thurm, Dorf an Dorf, die Zwiſchenräume grüne Felder, von Gräben umzogen, jeder Graben mit Weiden, Pappeln, Oliven-, Wallnuß,- Maronen-, Quitten- und Maulbeerbäumen in Reihen beſetzt, von einem Baum zum andern ein ununterbrochenes Gewinde von Weinreben.

Unſere Wohnung in Monſelice iſt der reinſte Gegenſatz zu unſerer venetianiſchen. Dort wohnten wir in dem prächtigen Pallaſt Capello bei San Lorenzo, in großen Sälen, mit Säulen, Balkonen und Hallen, Meubles, Thüren und Spiegel lauter Kunſtwerke, vergoldet, geſchnitzt, mit Seide überzogen, Tapeten von ſeidenem Damaſt an den Wänden, die Decken koſtbare Fresken, an den Fußböden alte türkiſche Teppiche. Dieſer comfortablen Lichtſeite gegenüber aber auch der tiefe Schatten eigennütziger, grober, zänkiſcher, ungefälliger Vermiether. Hier wohnen wir in geweißten Stuben, reinlich, aber kleinbürgerlich, bei einem wohlhabenden Feldpächter, der eigentlich nie daran denkt, Fremde bei ſich aufzunehmen und nur ſeine überflüſſigen Räume mir aus beſonderer Freundlichkeit überlaſſen hat. Er iſt ein ſtiller, hageſtolzer, feiner, gefälliger Bürgersmann, der den ganzen Tag nichts anderes thut als daß er nach ſeinen Campagnen ſieht und Cafe nero trinkt.

In ſeiner Haushaltung iſt alles reichlich und behaglich. In ſeinen Zimmern hängen hundert Bildniſſe berühmter Italiener, das meinige iſt mit Szenen aus Manzonis Promessi Sposi tapezirt und unſern Salon ziert der ehemalige kunſtreiche Schreibtiſch Ugo Foſcolo's, den unſer Wirth in einer öffentlichen Verſteigerung zu hohem Preiſe erſtanden hat.

Die Wirthſchaft des Hauſes führt mit ſtrengem Zepter eine dicke, gutmüthige Köchin, Donna Felicita, die la serva Padrona heißt, die eine große Meiſterin in ihrer Kunſt und eigentlich die Frau des Gärtners iſt, der aber nur alle Sonntage von ſeiner Campagna hereinkommen und ihr, wie man zu ſagen pflegt, die Hand küſſen darf.

Wir ſpeiſen mit unſerem Wirthe zuſammen, fahren alle Tage in ſeinem Wagen ſpazieren und benutzen ſeinen trefflichen Keller voll ſelbſterbauter Eſtenſer Weine, deren Blüthe der ſüße Secco, mit dem Beinamen Petrarca, iſt. Im kleinen Gärtchen hinter dem Hauſe erbaut er die feinſten Spargel, ſoviel er bedarf, und über die Mauer hinweg erblickt man rechts und links die maleriſchſten Berge und Ruinen.

Zum Beginn unſerer Ausflüge in die Umgegend führte uns unſer Hauswirth nach ſeiner allerliebſten Campagna in Mirandola, eine halbe Stunde von Monſelice, nach Eſte zu gelegen.

Hier ſahen wir das ſtattlichſte Rindvieh, in dieſer Gegend durchweg von weißer Farbe, mit ellenlangen Hörnern, an Geſtalt das unſere um die Hälfte überragend, eben ſo gewaltige Schweine, hier zu Lande alle ſchwarz, und einen überreichen Hühnerhof. Die

Landſchaft iſt rings um das Gut ungemein lieblich, Hügel reiht ſich an Hügel, grüne Saatfelder dazwiſchen, von blühenden Obſtbäumen eingefaßt, zahlreiche Weingärten bis zu dem eine halbe Stunde von hier gelegenen Hauſe Petrarcas in Arqua.

Die Sonne ging Abends in glühender Pracht unter und die harmoniſchen Glocken der nahen und fernen Ortſchaften klangen ſilbern darein.

An einem der erſten ſchönen Sonnenmorgen trat ich eine Wanderung nach dem Monte riccio an, deſſen ſteiniger Boden, wo er ſich zu erheben beginnt, mit Caktus überzogen, mit allerlei Bergblumen und aromatiſchen Kräutern bedeckt iſt; auch ragen Alpenroſenſträuche darüber, welche ſich nur bald unter der Menge üppiger weißblühender Erikaſtauden verlieren, die den Berg nach allen Seiten wie ein weißes Blüthenmeer überfluthen.

Ich ruhte an einer ſchattigen Stelle aus, in den Anblick der herrlichen Appenninenkette am ſüdöſtlichen Horizonte verſunken. Um mich flatterten ſeltene bunte Schmetterlinge und ſummten große Käfer, über mir glühte der dunkelblaue Himmel, unter mir lag im Morgendufte wie ein grünes Meer die unbeſchränkte Ebene; weiße Wolken zogen einzeln über die Gegend und ſpiegelten ſich als ſchwarze Schatten darauf wieder, ſchwammen in der Ferne wie phantaſtiſche Inſeln. Lerchen und andere Singvögel muſicirten, wiewohl nicht ſo mannichfaltig wie bei uns, in der balſamiſchen Luft und auch der Schmelz der Wieſen kam lange nicht dem unſern gleich.

Ein kleines, uraltes, zerlumptes Mütterchen, mit dickem, braunem Geſicht und ſchlorweißem Haar, kroch, eine ſeltſame Zugabe zu der ſchönen Natur, mit mir den Berg empor, war, Gott weiß wie, mir rüſtigem Bergſteiger von einer Zeit zur andern nahe, ſtand ſtill wo ich ruhte, ſah mich immer an, gab mir ein freundliches Wort um das andere und war zufrieden wenn ich, Einſamkeitſüchtiger, ihr kaum ein einziges auf hunderte erwiederte.

Ich dachte unterdeſſen: warum wir modernen zumal deutſchen Weltbewohner, die wir allerdings auf der Stelle Epigonen werden, ſobald wir es uns zugeſtehen, nur ſo gar nicht das Bedürfniß haben, uns die Tauſende von Pflanzen und Kräutern, denen unſere Altvordern ſo edle poetiſche deutſche Namen gaben, dabei im Gedächtniß feſtzuhalten, oder die Naturwiſſenſchaft etwa auf dem allein gangbaren Wege eines Buches populär zu machen, das, als eine Art Kalender, angäbe, wie und wann jede einzelne Pflanze aus deutſchem Boden ergrüne oder blühe, welche Eigenſchaften und Beſtimmung ſie habe, und auf gleiche Weiſe eine Beſchreibung der Metalle und Steine, Vögel, wilden und Hausthiere, kurz, einen Leitfaden darböte, an dem man in jeder Jahreszeit die verſchiedenen Thätigkeiten der Natur ſtudiren und begleiten könnte.

Ein ſolches Buch iſt eben leider nicht, am wenigſten für Deutſchland allein vorhanden, und würde, wenn es ja entſtände, nur mit der Naturbeſchreibung der ganzen Welt verbunden, nach dem löblichen deutſchen Grundſatze behandelt ſeyn, das Fremde als das Wichtigſte voranzuſtellen. Unſere Gelehrten ſchreiben nur für ſich, und es iſt unter ihrer Würde etwa auch das gebildete denkende Volk möglichſt gründlich mit der es umgebenden Natur bekannt zu machen.

Ob nun aber wohl die einfachen alten Griechen, wenn ſie dieſes unſer geſchmackloſes Schulmeiſterweſen, unſere falſche Wiſſenſchaftlichkeit und undeutſche Sprachweiſe vor ſich ſähen, nicht mit wahrhaft vornehmem Achſelzucken ihren Blick davon abwendeten? Ja, wie ſoll überhaupt in Wiſſenſchaft, Kunſt, bürgerlichem und Staatsleben bei irgend einem Volke der Welt etwas groß und eigenthümlich werden, wenn es nicht der Einfalt bis in das tiefſte Herz geſchaut und zu der hehren Fahne der Volksthümlichkeit geſchworen hat!? —

Wir erlebten eines Tages eine komiſche Scene in unſerem Hauſe, als wir eben beim Mittagstiſche ſaßen. Die Thüre that ſich plötzlich auf und es trat zu unſerem Erſtaunen ein ſtattlicher Prete im Ornate mit der Räucherpfanne in der Hand herein. Ich war ſchon drauf und dran mich zu erzürnen, weil ich annahm, der Fanatismus möge es damit auf unſere Ketzerſchaft abſehen; allein unſer freundlicher Wirth erklärte mir, daß es der gewöhnliche geiſtliche Umgang ſey, auf dem zu gewiſſen Zeiten alle Wohnungen der Stadt eingeſegnet würden.

Der ehrliche Don Luigi wollte, um uns nicht zu ſtören, wieder gehen. Der Hausherr bedeutete ihn aber, er ſolle nur ſeine Sachen machen. So ſegnete er, indeß wir ruhig aßen, ſetzte ſich dann behaglich zu uns nieder und keuchte wie nach einer ſchweren Arbeit, indem er uns erzählte wie viele Wohnungen er heute bereits abgethan. Der Hausherr ſchenkte ihm wiederholt von dem ſüßen Petrarca ein und zog den langen, robuſten, humoriſtiſchen Don Luigi ſolange mit Erkundigungen nach ſeiner heutigen Ernte an Lebensmitteln auf, bis ihn derſelbe beim Fortgehen ſchmunzelnd an das vergangene Jahr erinnerte, wo ſie zuſammen mit noch acht andern Freunden derſelben Beſcheid gethan und nicht weniger als 200 Eier und 40 Pfund Kalbfleiſch zum Frühſtück verzehrt hätten.

Der anmuthige Flecken Cattaglia mit ſeinen beſuchten Bädern liegt eine halbe Stunde von Monſelice an der Straße nach Padua und dicht daneben das alte Schloß Cattajo, welches vor einiger Zeit von der ausgeſtorbenen Familie der Obizzi an den Herzog von Modena vererbt worden iſt.

Cattajo iſt ganz in den Felſen hineingebaut, oder aus ihm herausgehauen. Seine weiten Räume, ſein burgartiger Bauſtyl, ſeine unregelmäßigen Zimmer, Corridore, Terraſſen über Terraſſen geben ihm etwas Eigenthümliches. Man denkt ſich gleich in dem alten Schloſſe hübſche mittelalterliche Geſchichten aus, vornehme Männer und Frauen, Liebesabenteuer, Künſtlerſchickſale. Die Fresken der Zimmer ſind von Celotti, einem Schüler Paul Veroneſe's, und ſtellen nicht ſonderlich gemalte Scenen aus der Geſchichte der Obizzi dar. Unter den übrigen Kunſtgegenſtänden intereſſirten mich zumeiſt einige alte Bildniſſe, wie das des Wallenſteinſchen Generals Marradas und der Cornara, welche hier abermals ganz abweichend von dem Dresdner und Manfriniſchen Bilde in Venedig aufgefaßt iſt. Man liebt das eine oder andere gern ein Werk Tizians zu nennen; ich weiß aber nicht, wie man dabei mit dem Umſtande fertig wird, daß Katharina bereits im Jahre 1510 ſtarb, Tizian aber erſt 1480 geboren ward und ſie alſo nicht wohl ſo jung als alle dieſe Bilder gemalt ſind, gekannt haben konnte.

Die benachbarten Hügel von Cattajo ſind zu einem Parke — ohne Wald — umhegt, in welchem man die Rebe oft ſo dicht neben einander wie in einem Stalle weiden ſieht. Nur einzelne alte knorrige Eichen grünen auf dem unfruchtbaren Felſen, neugepflanzte Akazien friſten ein kümmerliches Daſeyn, allerliebſte Landſchaftsbilder gucken an jeder Ecke hervor. Unten im Garten, neben den verſchnittenen

Hecken und mit Früchten überladenen Orangenbäumen, vor ſich das alte Kaſtell mit ſeinen vielen Terraſſen, denkt man unwillkürlich an Mignons Heimath, die ungefähr ſo ausgeſehen haben müßte. Der gute altfranzöſiſche Geſchmack dieſes Gartens brachte es mir wieder recht zu lebendiger Anſchauung, wie in ſolcher großen Bergnatur ein engliſcher Garten, als eine Art von Nachahmung der Natur, geradezu abgeſchmackt zu nennen wäre. Ein franzöſiſcher Garten rechtfertigt ſich hier vollkommen als eine Fortſetzung des Hauſes mit lebendigen ſtatt todten Mauern, offenen ſtatt bedeckten Sälen.

Wir fuhren ſpät bei Mondſchein wieder heim und bewunderten dabei die Eigenthümlichkeit der hieſigen Abendluft, die nicht wie bei uns Dünſte und Nebel entwickelt, ſondern aufzehrt. Erſt Abends tauchen hier Gebirge, Thürme und alle fernen Gegenſtände klar und deutlich am Horizonte auf und wie ſcharf und ſicher in Zeichnung und Farbe ſcheiden ſich auch in der Nähe alle Dinge von der Luft ab. Der Mond ging hinter den Cypreſſen der Rocca faſt wie eine Sonne auf, wahrhaftig andern Stoffes, möchte man ſagen, als der unſere: eine gleichſam poſitive Strahlen ausſendende, nicht bloß beſtrahlte Lichtkugel!

In Betreff der Oſterwoche muß ich ſagen, daß wenn der italieniſch-katholiſche Gottesdienſt in Städten ſchon ein deutſches Gemüth nicht anmuthen kann, er ſich dagegen wahrhaft ſchaudererregend auf dem

Lande zeigt! Eine ſolche Charfreitagsprozeſſion als wir in Monſelice mit anſehen mußten, iſt zehnmal eher eine heidniſche als chriſtliche zu nennen. Dieſe unzähligen Stationen, dieſes förmliche Zerbeten aller Andacht, dieſes ſchafartige Plärren, dieſe Leichengeſänge auf dem Hinwege zur Kirche und Belliniſchen Operntänze auf dem Rückwege, dieſes Weibergeſindel, das ihnen allein mit unmündigen Kindern, wie jedem andern Spektakel nachlauft! Ich fragte nach einander die angeſehenſten Männer der Stadt, ob ſie nicht auch aus einer Kirche in die andere folgten und — „ihre Antwort ſchien faſt Spott auf den Frager zu ſeyn.“ — Sie lachten mir mit dem Bedeuten ins Geſicht: ob ich ſie für Narren halte? Dergleichen thue nicht ein einziger Mann. Sie arbeiteten doch lieber oder tränken Cafe nero!

Am zweiten Oſtertage wanderten wir zu Fuße nach dem Schlößchen Monteſello, das dem venetianiſchen Nobile Renier gehört und etwa anderthalb Stunden weit von Monſelice, in den Bergen liegt. Man geht dem Fuße des Monte riccio und dem kleinen Bewäſſerungskanal entlang, der mit dem unweit davon befindlichen größeren von der Eſſe nach der Brenta führt. Die Cypreſſen des Hügels von Monteſello ſcheinen zwar von Monſelice kaum eine halbe Stunde entfernt zu ſeyn. Die Klarheit der italieniſchen Luft täuſcht aber außerordentlich, da ſie alle Gegenſtände aneinanderrückt und die Gräben, die das Land durchſchneiden, ſo wie die Umzäunungen der Felder, denen ſich die Wege fügen, vergrößern die Entfernungen um Vieles. Man geht zuletzt an dem ehemaligen Kloſter, jetzt Meierhofe Lispida vorüber, der dicht bei Monteſello liegt, und von dem aus deſſen Hügel kaum zu ſehen iſt, während er ſich nach der andern Seite ſchroff von der Ebene abtrennt. Doppelte dicke Burgmauern, die der tief überhangende Epheu faſt ganz bedeckt, führen zu dem kleinen mit Platten belegten freien Hofraume, in deſſen Mitte das niedliche Schlößchen liegt. Vor ihm zwei alte Thürme, deren einer ein Taubenſchlag, der andere eine Hauswartswohnung. Neben derſelben befindet ſich in einem Erdgeſchoſſe eine Kapelle und dicht dabei, nach echt italieniſcher Naivetät, ein Billard. Hinter dem Hauſe ſtehen zwei andere epheubewachſene Thürme mit Gaſtzimmern, die durch eine Dachplatte mit einander verbunden ſind. Die innere Einrichtung des Hauſes iſt die einfache allgemeine venetianiſche: ein großer Saal, von der Tiefe des Hauſes in der Mitte, auf den alle Zimmer ausgehen, das Hausgeräth nach löblicher italieniſcher Sitte ſchlicht und beſcheiden.

Vom Hofe aus, der durch Gitterwerk geſchloſſen iſt, nimmt vorn ein mit Cypreſſen beſetzter Raſenplatz, hinten ein breiter Gang um das Haus den übrigen Gipfelraum des Hügels ein, von deſſen Abhang man nach allen Seiten in das reizende Thal hinunterblickt.

Im Vorgrunde auf der Höhe Laubgebüſch und blühende Obſtbäume, dahinter eine beſchränkte grüne Ebene, die zwar nicht ſo reich wie die Landſchaft der hohen Rocca mit ihren Fernen iſt und nur wenige Häuſer oder Dörfer zeigt; dafür kennt man aber auch jedes derſelben mit ſeinen Bewohnern, deren Charakter, Lebensart und Geſchichte, weiß jedes trauliche Lichtchen zu nennen, das Abends aus der Dunkelheit aufblitzt, und iſt darin allerwärts zu Hauſe. Die näheren Berge gehören hier gewiſſermaßen mit zu dem täglichen Gebiete unſerer Wanderungen, und die übrige Welt wird nur durch die fernen, einzeln über die Berggrenzen ragenden Schneegipfel der Alpen vertreten.

In den Laubgebüſchen fand ein wahres Jahrmarktsfeſt von Nachtigallen und Singvögeln ſtatt, ſo ſehr hatten ſich insbeſondere die erſteren ſchaarenweiſe eingefunden. Sie boten ſchmetternd, zwitſchernd, ſingend, piepend ihre ſüßen Stimmen feil und die wunderlichſten Laute, wie von fernen überſeeiſchen Beſuchern dieſer Vogelmeſſe miſchten ſich zuweilen, mit dem fernen Kukuk, in das Concert.

Der Haushahn ſtieg auf die Dachplatte und krähte uns verwundert an, die Tauben girrten darüber in ihrem Thurm, die Pfauen ſchlugen ſtill und ſelbſtbewußt ihre prächtigen Räder, oder erfüllten ihren ſchreienden Beruf, unzählige der zierlichen grünen Eidechſen ſchlüpften aus dem Graſe, über unſere Füße, in die Mauerritzen, der täppiſche junge Hund bekroch, beroch, bewedelte und bebellte uns von allen Seiten, damit wir mit ihm ſpielten, und das halberwachſene ſchöne Töchterchen der Kaſtellanin brachte Blumen und Trinkwaſſer. Ja, es hatte den Anſchein, als wuchere der Ephen zuſehends, um uns förmlich zuzuwachſen und es kam alles ſo ins Grünen und Blühen hinein, daß ſelbſt der alte halb verfallene Pozzo mit von der Frühlingsepidemie angeſteckt worden und in ſeinem Innern bis in die finſterſte Tiefe mit blaublühenden Winden überzogen war.

Der gegenwärtige Beſitzer dieſes Schloſſes iſt ein ſehr alter Mann und der letzte kinderloſe Abkömmling ſeiner berühmten Familie.

Es iſt eine auffallende Erſcheinung, daß ſeit dem Untergange der Republik auch ſo viele ihrer ehedem herrſchenden Familien gewiſſermaßen mit dem erlöſchenden Menſchengedenken derſelben untergehen. Wo man nur hinhört, iſt dies der Fall und lebt im hohen Alter entweder der letzte männliche oder weibliche Träger eines großen Namens. Die Duodo, Foscari, Barbarigo, Moroſini, Rinieri, Gradenigo erloſchen bereits in den letzten Jahrzehenten oder ſind ihrem Erlöſchen nahe. Es iſt gut ſo, daß etwas auch materiell abſtirbt, ſobald es ſchon moraliſch todt iſt!

Die Fruchtbarkeit der lombardiſch-venetianiſchen Erde erſcheint mir faſt nicht geringer als ein Wunder, und wiewohl die Luft in der freilich ſeit einigen Wochen brennenden Sonne noch immer kühl und frühlingshaft war, ſteht doch ſchon, zu Ende des Monats April, der mannshohe Weizen in langen Aehren und ſtrotzen Gräſer, Kräuter und Geſträuche ſeit den wenigen Tagen, daß alles grün geworden, von unglaublicher Ueppigkeit. Worin beruht das Geheimniß einer ſolchen Fruchtbarkeit? Manzoni's herrliche Beſchreibung des Unkrauts in den Verlobten iſt mir jetzt zur anſchaulichſten Wirklichkeit geworden!

Die hieſige Feldbeſtellung iſt ganz anders als die unſere. Sechs mächtige fette Stiere ſchleppen den ſchweren Pflug kaum durch den ſchweren Boden. Die Landleute ſind allenthalben ein freundlicher und gutmüthiger Menſchenſchlag und ſprechen mit den Fremden gern von ihren Beſchäftigungen. Sie ſind meiſt arm und bloße Arbeiter oder Pächter ohne Haus und Hof. Ihre Hütten ſtehen einzeln in den Feldern, ſeltener in Dörfern beiſammen, ſind mit Stroh gedeckt, elend, ohne Fenſter, deren Stelle offene Löcher erſetzen und ſehen verlaſſenem Gemäuer oder Schuppen ähnlicher als menſchlichen Wohnungen.

Es iſt noch lange nicht genug gewürdigt, welches Glück es für ein Land iſt, einen freien wohlhabenden Bauernſtand zu beſitzen. Wo freie Bauern ſind, die Staaten dauern länger in die Zukunft. Die Bauern ſind in unſerer Zeit was die Ritter in dem Mittelalter waren, die eigentlichen Stützen eines Staats.

Der Adel iſt nicht mehr der Wahrer und Erhalter unſerer Throne. Der Bauer iſt das einzige Gegengewicht des ſtädtiſchen Pöbels und die freien Gebildeten der Städte werden ſich in Zukunft immer mehr dem Bauernſtande anſchließen. Die Tracht der gemeinen Leute iſt hier zu Lande zierlich, gut und zweckmäßig: Jacke, enge kurze Hoſen, Schuhe und weiße oder blaue Strümpfe, auf dem Kopfe meiſt ein Netz oder eine netzartige Zipfelmütze. Ueber den ganzen Anzug hängt ein Mantel. Die Frauen tragen ein weißes Tuch, den Zendale über Kopf und Schultern, der ſie gegen Sonne und Regen ſchützt, und den ſie für gewöhnlich wie ein Schnupftuch bei ſich in der Taſche führen. Alte und häßliche können durch den weißen Zendale oft bis zur Furchtbarkeit entſtellt werden, ſobald er grob iſt und ungraziös über den braunen Geſichtern getragen wird.

Der ſchärfſte Gegenſatz des idylliſchen Monteſello iſt das etwa in gleicher Richtung weiter hin gelegene Argua oder Arquato, wo Petrarca in der letzten Zeit ſeines Lebens wohnte und ſtarb.

Das Dorf lehnt ſich mit ſeinen uralten, ſchwarzen, feſten Häuſern höchſt maleriſch einem kahlen Sandberge an und läßt zwiſchen ſeinen wenigen Oelbäumen allenthalben Trümmer ſehen, ſo daß man meint, es habe hier nur erſt eine Feuersbrunſt oder ein Feind gewüthet. Die Einwohner heißen in der Gegend cattiva gente, ſind verhaßt und gelten für Raufbolde.

die ſich unter einander bei jeder Gelegenheit morden. Aeußerlich fiel mir an ihnen nichts weiter auf, als daß ſie allerdings wilder, feuriger, kräftiger, die Frauen ſchalkhafter und hübſcher als andere ausſahen.

Petrarca's von ihm ſelbſt erbautes Haus liegt an dem höchſten Ende des Ortes und gewährt eine weite Ausſicht auf den ſpitzen Monte Serro, die fernen Bologneſer Apenninen und die breite Seite des Monte riccio. Man ſteigt in dem kleinen Hofe eine Freitreppe empor zu einer Steinlaube, die uralt und außerordentlich ſchön gebaut iſt. Durch die Laube tritt man in die breite Flur oder den Salon, der nach der andern Seite zu einen eiſernen Balkon mit der Ausſicht nach einem Gärtchen, waſſerleeren Pozzo und alten Feigenbäumen hat. Von der Flur führen zwei Thüren rechts zu der geräumigen Küche und Petrarca's Schlafzimmer, das jetzt mit Büſten von ihm und Laura und Fresken geſchmückt iſt, die, ſpäter gemalt, Scenen aus ſeinem idealen Leben mit Madonna darſtellen. Von ſeinem behaglichen wirklichen Leben, das ihm mehrere Kinder gab, iſt nirgends eine Andeutung. Von zwei Thüren links führt die eine zu Petrarca's allerliebſtem Empfangzimmer, welches noch einen Balkon nach den Bergen zu hat und in einer verglasten Niſche über der Thüre den vermeinten haarloſen, ausgeſtopften Balg ſeiner Katze zeigt, die andere nach ſeinem Bibliothekzimmer, neben dem ein enges Kabinet, ſein Studio, mit einem kleinen

Fenſterchen, in dem kaum ein Tiſch und ein Stuhl Raum zu ſtehen haben. In dieſem Kabinet fand Petrarca, vor einem Buche ſitzend, ſeinen Tod. Sein geſchnitzter Lehnſtuhl wird in dem Bibliothekzimmer, hinter einem Gitter gezeigt, und iſt hier wohl, außer dem Hauſe ſelbſt, das einzig echte Angedenken an ihn, da die ganze innere Einrichtung keinen Anſpruch machen darf, dafür zu gelten.

Die Fremdenbücher des gegenwärtig einem Nobile Silveſtri in Rovigo gehörenden Hauſes beginnen mit dem Jahre 1787 und zeigen ebenſo viele intereſſante Namen als alberne Poeſien auf. Alfieri's und Ceſarotti's Inſchriften hat man aus dem Buche geriſſen und unter Glas und Rahmen an der Wand aufgehangen.

Petrarca's Grab, unten im Dorfe bei der kleinen Kirche, iſt ein antiker Sarkophag von rothem Veroneſer Marmor, der auf Säulen ruht. Von einer beſchädigten Stelle deſſelben wird erzählt: im Jahre 1632 habe ein Florentiner ihn daran erbrochen und einen Arm des Dichters nach ſeiner Vaterſtadt entführt. (Bei ihren Lebzeiten reißt man an ſolchen Orten den Dichtern eben nicht die Arme aus!) Unter der Kirche liegt ein in Stein gefaßter Quell, la Fontana di Petrarca, der der einzige des Dorfes iſt, das keine Pozzi hat, und den Petrarca dereinſt für daſſelbe graben ließ, um ihm damit ein Geſchenk von unſchätzbarem Werthe zu machen.

Wir nahmen aus Petrarca's Garten einen grünen Zweig von einer Paſſionsblume mit.

Ein Kindermährchen.

Es war einmal vor mehreren hundert Jahren in Venedig eine ſehr reiche und angeſehene, große und mächtige Familie, Namens Barbarigo, aus deren Mitte mehr als ein Doge oder Herzog der Republik erwählt worden war und die jeder Zeit voller Freuden und Herrlichkeit in ihren ſchönen Palläſten und auf ihren Landgütern lebten.

Es gab zu der nämlichen Zeit allda auch eine Menge vortrefflicher Maler, deren allervortrefflichſter einer Namens Tizian war, welcher viele göttliche und ſchöne Bilder malte.

Die Familie Barbarigo liebte Tizian über die Maßen als ihren größten Freund und er wohnte ſelbſt zuweilen in ihrem Pallaſte. Nach ſeinem Tode kaufte ſein Freund Barbarigo ſeiner Tochter, als dieſelbe in Bedrängniß war, ſein Haus mit allen übrigen Bildern ab und nahm allein vierundzwanzig eigenhändige Gemälde Tizians in ſeinen Pallaſt auf, wo ſie ganzer hundert Jahre lang als deſſen größter Schmuck und Zierde hingen.

Nach Ablauf dieſer Zeit lebte nun aber ein Barbarigo von der nämlichen edlen venetianiſchen Familie, der den ſchönen Pallaſt am Canal grande und die vierundzwanzig Bilder von Tizian beſaß und doch trotz dem ein recht gemeiner, liederlicher und boshafter Kerl war, der die Kunſt wie Poeſie von ganzem Herzen haßte und verachtete, den Glanz, die Ehre und den Reichthum ſeines Hauſes entwürdigte, und die ſchönen Bilder Tizians, welche er gar nicht leiden konnte, auf das ſchlechteſte behandelte.

Er ließ von Pfuſchern und Handlangern allenthalben hineinpinſeln, ſtieß und kratzte daran, ſetzte ſie jeder Unbill des Wetters aus, verkaufte viele ihrer prachtvollen goldnen Rahmen und ruhte nicht eher bis er ſie zuſammt ſeinem Wohlſtande faſt alle zerſtört hatte.

Es erbte ſich ſeine Schlechtigkeit wie eine Art von Fluch auf ſeine vielen Kinder und Enkel fort und ſie wurden alle albern, läſſig oder liederlich, ließen ihren ſchönen Namen, Adel, Reichthum und Pallaſt immer mehr zu Grunde gehen.

Die abſcheuliche irdiſche Wirthſchaft ihres Papa's hatte mittlerweile ihr alter Ahnherr mit ſeinem Freunde Tizian voller Entrüſtung und Trauer im Himmel angeſehen und ſobald jener ſeiner letzten Stunde nahte, gingen ſie mit einander zu dem bekannten Kunſtgott Apollo.

Barbarigo und Tizian ſagten zu demſelben: höre einmal, lieber Gott, daß der Schuft da unten zu uns Künſtler, Mäcenen und Liebhabern in den Himmel komme, geht doch unmöglich an. Es wäre ein Spott und eine Schande für dieſen Aufenthalt der Seligen, wenn wir ſeinetwegen nichts als Aerger und Herzeleid hier hätten. Strafe muß im Himmel wie auf Erden ſeyn. Sey ſo gut und denke dir eine recht ordentliche für ſeine Sünden aus.

Amen! ihr habt Recht! meine guten Freunde, verſetzte Apoll; der gemeine Menſch ſoll, ſobald er geſtorben iſt, in eine giftige Viper der Rocca di Monſelice gebannt ſeyn; ſeine Nachkommen, bei ihrem jedesmaligen Tode, die Männer Kaninchen, die Frauen Lachtauben werden, und dieſer Urtheilsſpruch auf ewige Zeiten Kraft und Geltung haben, bis dereinſt gewiſſe Bedingungen erfüllt werden, durch welche das ausgeartete Haus wiederum erlöst werden kann. So wie der Gott dieſe Worte geſagt hatte, mußten ſie natürlich auch und zwar ſo lange in Erfüllung gehen, bis in der neueren Zeit die Familie Barbarigo ganz ausſtarb. Es hatte jedoch mittlerweile kein Menſch auf Erden die Sache anders gewußt, als daß ein Barbarigo nach dem andern am Ende der Dinge in das gewöhnliche katholiſche Fegefeuer gekommen ſey und würde es eben auch bis heute noch nicht anders wiſſen, wenn wir uns nicht am vergangenen Oſterſonntage nach Tiſche vorgenommen hätten, einen weiteren Ausflug in die Berge zu unternehmen. Wir erwählten dazu ein Dorf, das eigentlich Valle di San Euſebio, gemeinhin aber nur Valſanſibio genannt wird und nahe bei dem hohen Vende, etwa zwei Stunden von Monſelice entfernt liegt. Sein jetziger Beſitzer iſt ein Graf Martininge aus Brescia, der es von der ausgeſtorbenen Familie Barbarigo geerbt hat.

Wir aßen um zwei Uhr, etwas früher als gewöhnlich, zu Mittag und darauf ſpannte unſer Kutſcher unſer einſpänniges Fuhrwerk an, in welchem wir ſo eben von dannen fahren wollten, als es mit einemmale zu regnen anfing. Was war da zu thun? Zum guten Glücke befand ſich Giammaria, der Mann unſerer Köchin, gerade in der Stadt, der als ein Gärtner ein Wetterprophet vom Handwerk iſt. Er wurde um ſeinen Rath befragt, ſtand vom Tiſche auf, wiſchte ſich den Mund, ſah tiefſinnig fünf Minuten lang in den Himmel und erklärte mit Kopfſchütteln: E cattivo ma non pioverà! Es ſieht ſchlimm aus, aber es wird nicht regnen.

Wir maßen ihm als gute Chriſten Glauben bei, ſegelten mit ausgeſpanntem Schirm bei Regen zum Thore hinaus und hatten nach fünf Minuten für den ganzen übrigen Tag Sonnenſchein.

Der Weg geht bis Battaglia an dem Eſtenſer Kanale hin und wendet ſich dann links nach dem Gebirge. Wir hatten die Euganeenkrone Rua, zwar nicht den höchſten, aber den einzig bewaldeten Gipfel der vulkaniſchen Kette immerdar vor uns, die hübſchen Bergſchlößchen Santa Elena und Monteſelle uns zur Seite und fuhren in Frühlingsſtimmung durch die blühenden und grünenden Gefilde.

Wir hielten vor dem Garten des ſtillen Valſanſibio an und ſtiegen aus. Die Gartenthüre ſtand offen und es war im Hauſe des Gärtners kein Menſch zu ſehen. Ein kleiner Knabe, der vorüberging, meinte, es ſey alles in der Meſſe. Wir traten ein.

Das Schlößchen iſt ganz unbedeutend und anſpruchslos. Der kleine altfranzöſiſche Garten beſteht aus ſechs Raſen Vierecken, von verſchnittenen hohen Buchenhecken umgeben, dazwiſchen Waſſerbaſſins und Nymphen, Waſſerlakais oder Engel von Marmor, verwittert, zerbrochen, Waſſerkunſt an Waſſerkunſt, durch welche eine Menge Springquellen in den ſeltſamſten Geſtaltungen, bald als Staub, bald als dicker Strahl, der eine Kugel trieb, bald als dünne, geometriſch in einander gezeichnete Linien, Regenbogen in die Sonne ſpannend, gen Himmel ſpritzten und wieder niedertropften.

Die Hecken, die alten Bäume, die Raſenflecke, die Wege waren verwildert, üppiges Gras gleichhoch emporgeſchoſſen, Alles umher grün und blühend, ſtill und warm.

Wir hatten das Gefühl als ob wir uns in einem verzauberten Garten befänden und wandelten ohne ein Wort zu ſprechen weiter. Mit einemmale ſtanden wir an einem Orte, von wannen uns ſchon vorher ſeltſame Töne entgegengeklungen waren.

Zwiſchen hohen Buchenhecken lag ein Pfuhl oder Teich voller Fröſche und Fiſchchen und über und über mit blühenden weißen Waſſerlilien bedeckt. In deſſen

Mitte befand ſich eine Inſel mit einem verwitterten Thürmchen, nur etwa vier Ellen hoch, das in einen eben ſo hohen Drahtkäfig ausging, auf dem eine eiſerne Taube, ihre Flügel im Winde bewegend, ſaß.

In dem Käfige ſelbſt ſaßen etwa zwölf lebendige Turteltauben und unten auf der Inſel jagten ſich ein paar dutzend Kaninchen von allen Farben den Thurm aus und ein, machten Mätzchen, ſpielten und verſteckten ſich in ihre ſelbſtgewühlten Löcher draußen. Sobald ſie uns wahrnahmen, ſpitzten ſie die Ohren, nickten mit den Köpfen und ziſchelten einander zu. Die Tauben begrüßten uns lachend, gurgelten unter ſich mit melancholiſchen Tönen und wiegten ſich auf ihren beweglichen Stangen.

Wir ſetzten uns vor die gemiſchte Thiergeſellſchaft auf eine Bank.

Die Fiſchchen und Fröſchchen tauchten neugierig aus dem Pfuhle auf, die Hähne und Hühner kamen aus dem Wohnhauſe herbei und erkundigten ſich krähend und gackernd nach dem Befinden der Tauben, die Vögel hüpften auf den Blüthenbäumen herum und ſangen ihnen freundnachbarlich hübſche Lieder vor, die hohen Berge ſchloſſen den kleinen Garten ſo unmittelbar von allen Seiten ein, wie man es ſich nur in einem Mährchen denken mag. Auch regte ſich in dem warmen Frühlingsſonnenſcheine kein Lüftchen an dem dunkelblauen Himmel und wellten nur die fernen Kirchenglockentöne hin und her. Wir waren zuletzt das eine dahin, das andere dorthin unſern Gedanken nachgegangen und ich ſaß an einem andern Winkel des Teiches und ſchrieb.

Da raſchelte es neben mir im Graſe! Ich bildete mir erſt ein, es wäre eines der grünen Eidechschen, die hier zu Lande hundertfach umherhuſchen. Es raſchelte indeſſen länger und ſtärker als ſie es zu thun pflegen. Ich ſah empor und nahm erſchreckend eine lange dicke, ſchwarze Viper vor mir wahr, die ihren ſchwellenden ekelhaften Kopf unter einem wunder ſchönen blühenden und duftenden Laurus cerasus hervorſtreckte.

Ich wollte aufſpringen und davon laufen. Die Viper richtete ſich vor mir in die Höhe, legte mir, ſo unglaublich es ſcheinen mag, die Hand auf die Schulter, ermahnte mich, kein Haſenfuß zu ſeyn und ſchwatzte mir mit ſeiner ſpitzen Zunge Wort für Wort von ſeiner Leidens- oder liederlichen Lebensgeſchichte vor, die ich bereits im Anfange dieſes Mährchens mitgetheilt habe. Es erräth ſich natürlich ohne Schwierigkeit, daß die Viper niemand als der alte Barbarigo war, der ſchon ſeit mehreren Jahrhunderten alle Tage von Monſelice herüber zu ſeinen Kindern und Kindskindern auf Beſuch gekrochen kam und vergebens auf ſeine und ihre Erlöſung harrte.

Auf meine Frage, wie dieſelbe zu bewirken ſey, gab er mir zur Antwort, ſie könne auf zwei Arten vor ſich gehen. Entweder, wenn einer der vielen fremden Menſchen, die der Waſſerkünſte und des Gartens halb hierher zu kommen pflegen, denſelben trocken und ungenetzt wieder verlaſſe, nachdem ſich die verſteckten Strahlen des Einganges auf ihn ergoſſen und ihn vermöge eines Wunders nicht getroffen haben, oder wenn ihn, die Viper, am je hundertſten Jahrestage ſeiner Verzauberung einer mitten von einander ſchneide. Dieſer Jahrestag, fügte er hinzu, ſey eben heute zum andernmale für ihn wiedergekehrt und da er, wie nicht mehr als billig, für die Erhaltung ſeines wenn auch noch ſo ſchmählichen Lebens trotzdem große Sorge trage, daß ſein Tod ihn einzig und allein davon erlöſe, würde er mir doch alles dieſes nicht erzählt haben, wenn er mich nicht waffenlos befunden und darum nicht im mindeſten zu fürchten brauche.

Er hatte dieſe Worte nicht ſobald ausgeſprochen, als ich mich, in Wuth entbrannt, von meinem Sitze aufraffte, in allen Taſchen nach meinem Meſſer ſuchte, das ich am Morgen unglücklicherweiſe zum Schleifen getragen hatte, und mich über die böſe Viper gar zu gern hergemacht hätte, um die Tauben und Kaninchen zu befreien.

Sie war aber in demſelben Augenblicke ziſchend in das Gebüſch verſchwunden und hatte mir das eitle Nachſehen gelaſſen.

Ich ſprang und haſchte wie toll ſo lange fluchend und ſchimpfend nach der Viper und einem Knittel umher, bis mich am Ende die von fern in mein Ohr treffenden Worte zur Beſinnung brachten: Aber, was haben Sie denn vor? Was iſt Ihnen zugeſtoßen?

Ich ſchämte mich die Wahrheit zu geſtehen, entſchuldigte mein Beginnen mit dem allerdings nicht ausreichenden Beweggrunde: daß mich eine Mücke geſtochen habe, und hielt es nun denn doch für nöthig, wieder ſtill und vernünftig zu werden.

Meine Hoffnung ſtand einzig nur darauf — weil ich recht wohl wußte, daß ſich ſolche Mährchenzufälle nicht ausdrücklich beſtellen laſſen — daß ſich bei meinem erſten beſten Schritte unverſehens Waſſerſtrahlen auf mich ergöſſen und nicht durchnäßten.

Ich trieb zum Fortgehen, der aus der Meſſe zurückgekehrte Gärtner zeigte uns noch allerlei Waſſerſpielzeug und führte uns, ohne daß ich darauf achtete, auch lächelnd durch ein Gitterthor. Wir hatten nicht ſobald die Schwelle überſchritten, ſo forderte er uns auf, uns umzudrehen, und in dem Augenblicke ſchoſſen aus zwanzig Steinritzen Waſſerſtrahlen ſo dicht in einander, daß der ganze Eingang Eine Pfütze ward.

Wir waren durch das Thor geſchritten, ohne daß der Zauber hatte auf mich wirken können, und der Herrendiener hatte zu meinem Aerger allzugroßen Reſpekt vor uns gehabt, uns naß zu machen.

Ich konnte mich in meinem Herzen nicht darüber tröſten, daß ich von dem Himmel nicht zur Erlöſung der Familie Barbarigo beſtimmt geweſen ſey und war dadurch fortan ganz ſchweigſam und tiefſinnig geworden.

Wir gingen, nachdem wir den Garten verlaſſen hatten, durch den alten Cypreſſengang vor dem Hauſe den Berg empor, wo Tauſende von Erdbeeren um uns blühten, und fuhren eine zweite nicht gewöhnliche Straße über Monteſello, die mit beſonderer Erlaubniß aufgeſchloſſen werden muß, nach Hauſe.

Die Sonne war untergegangen, es war kühl und dämmerig geworden, und ich trug zu Erklärung meiner erſichtlichen üblen Laune meinen Reiſegefährten mein Abenteuer vor.

Aber! Sie haben ja geträumt, lautete die ſpöttiſch lächelnde Antwort: Sie ſind an dem Sumpfe eingeſchlafen. Sie blieben ohnedieß ſo lange aus, ehe Sie wieder von ſich hören ließen! Wie können Sie Jemand ein ſolches Mährchen als Wahrheit aufbinden wollen?

Mit einemmale vernahmen wir dicht bei uns ein durchdringendes Geziſch, das beinahe einem menſchlichen Seufzer ähnlich klang. Der Kutſcher hielt das Pferd an, wir ſahen uns mit Entſetzen um. Da lag auf der Straße hinter uns eine lange Viper, die eines unſerer Räder mitten durchgeſchnitten hatte, und deren beide Stücken ſich noch in Zuckungen krümmten. Der Kutſcher ſtieg vom Bocke und beſah ſie unter Ausrufungen von allen Seiten.

Wir ſahen uns viel ſagend, ſchweigſam an. Ich war im Innerſten erfreut. So kamen wir gedankenvoll nach Hauſe und ſprachen Abends noch allerlei über die wunderliche Geſchichte.

In der Nacht träumte mir: eine Taube picke an mein Fenſter, in das der Vollmond ſchien, trage ein Oelblatt im Schnabel, welches ſie auf das Geſims lege und ſage zu mir: ſie komme von der erlösten Familie Barbarigo abgeſandt, deren jüngſtes Töchterchen ſie geweſen ſey, und hinterbringe mir die Nachricht, daß ſie nunmehr alleſammt für ihre Tizianſchen Sünden abgebüßt haben und in Frieden in ihren Gräbern ruhen könnten. Ihre Seelen ſeyen dem Banne entflogen, und an ihre verſchiedenen Beſtimmungsorte abgegangen, die Tauben und Kaninchen Valſanſibios dürfen fortan wieder für gewöhnliche Exemplare ohne Menſchenſeelen anzuſehen ſeyn. Sie hinterlaſſe mir das Oelblatt als ein Zeichen ihrer Dankbarkeit.

Ich erwachte am andern Morgen, ſtand auf, ohne augenblicklich an die Geſchichte zu denken, trat an das Fenſter, das ich öffnete, um die erquickende Morgenluft hereindringen zu laſſen und ſah — das Oelblatt meines Traumes draußen vor mir liegen, bei dem mir mit einemmale die ganze ausführliche Geſchichte wieder in das Gedächtniß kam.

Das Städtchen Eſte, das Stammhaus des großen gleichnamigen fürſtlichen Geſchlechts, liegt an der

Straße von Padua nach Mantua und iſt von Monſelice aus in einer halben Stunde zu Wagen zu erreichen. Seine Einwohner nähren ſich vom Seidenbau und ſeine Häuſer ſtellen einen ſchreienden Gegenſatz zwiſchen grauem Alterthume und wohlfeiler, neuer, übertünchter Eleganz dar. Merkwürdigkeiten gibt es in dem Orte nicht und die Villa des hier verſtorbenen bekannten Miniſters Haugwitz, an deſſen Namen ſich die niederſchlagendſten Erinnerungen der preußiſchen Geſchichte ketten, kann mit ſeinem Grabe nicht wohl für eine ſolche gelten. Sie lehnt ſich, von außen unſichtbar, an die alten Burgmauern und gehörte ſonſt den Contarini an.

Eſte ſoll zuweilen ſehr lebendig ſeyn, kam uns aber troſtlos öde und ausgeſtorben vor. Auf einem dicht daran grenzenden Hügel liegen die epheubewachſenen hohen Ringmauern und Thürme des alten Kaſtells, zwiſchen denen, liederlich genug, Wein und Gemüſe gebaut und Haſen gehegt werden, deren bei jedem unſerer Schritte einer aus dem hohen Graſe aufſprang.

Die Stadt Eſte iſt vor Zeiten weit größer und ein nicht unbedeutender, jetzt als Feld bebauter Flächenraum mit Straßen und Häuſern bedeckt geweſen. Wir ſahen hier in dem überraſchend niedlichen Schauſpielhauſe eine Goldoniſche in venetianiſchem Dialekt geſchriebene Komödie: Sior Todero Brontolon ſpielen. Das iſt das einzige öffentliche Vergnügen, wofür die

Zuchtruthe der Politik oder Polizei die armen Italiener nicht beſtraft und ſie genießen es mit vollen Zügen.

Die Truppe war eine mittelmäßige. Der Komiker oder Caratteriſta, Giovanni Puſtumio Corſi, der, ſo viel ich weiß ſelbſt Stücke ſchreibt, ſchien der Liebling des Publikums. Ich hatte ihn ſchon in Venedig bei der Duce'ſchen Truppe geſehen. Dort mäßigte er ſich, weil er ein doch einigermaßen gebildetes Publikum vor ſich hatte. Hier ließ er ſich aber ſoweit gehen, aus ſeiner Charakterrolle die häßlichſte Karikatur zu machen. Mag ſeyn, daß die Rolle zu den weniger gelungenen, öfter und beſſer wiederholten Goldonis gehört und die Uebertreibung begünſtigt. Allein es iſt und bleibt doch eine niederſchlagende Wahrheit, daß die einzigen Mittel, die Gunſt eines heutigen Theaterpublikums zu gewinnen, ſentimentale Deklamation und unſchöne Karikirung ſind! Das Publikum war in Einem fortgeſetzten Entzücken, ſowie wir in Einer fortgeſetzten Entrüſtung über dieſen Menſchen, der ſeine Stimme zu einem unartikulirten hündiſchen Bellen, ſeine Geſtalt zu einer widerwärtigen Mißgeburt verzerrte.

Nach der erzwungenen Raſt von einigen Regentagen brachten wir einen Tag damit zu, in unſerem leichten Fuhrwerke gewiſſermaßen abenteuerlich ohne Ziel und Plan im Gebirge herumzuſtreifen.

Wir fuhren zuerſt bis nahe an Padua und bogen dann links nach Abano ein. Von dem berühmten Arzte und Zauberer Petrus Apone hat ſich in ſeinem Geburtsorte keine Tradition erhalten. Wir beſuchten die dabei gelegenen uralten Schlamm- und Mineralbäder und erſtiegen den kleinen Hügel der Quellen, auf dem man in eine heiße Schwefelatmoſphäre tritt. Die Quellen liegen als fünf oder ſechs ſeichte Pfützen von etwa ſieben Ellen im Durchmeſſer zu Tage, in denen das klare Waſſer an zwanzig, dreißig Stellen heiß und dampfend aus dem Sandboden pulſirt. Die Pfützen ſind von verſchiedenem innerem Gehalte. Die ſchwächſte ſcheint nur dazu beſtimmt zu ſeyn, daß die Umwohner darin ihre Eier kochen.

Von Abano gelangten wir auf weiten Umwegen bald um dieſen, bald um jenen Berg, zu dem ſtattlichen Benediktinerkloſter Praglia.

Die vielen Gräben hemmen, wie ſchon geſagt, alle unmittelbaren Ortsverbindungen und es würde das Einpferchen des Wanderers zwiſchen ſtaubige Landſtraßen einem Deutſchen auf die Dauer hier unerträglich fallen, wie ſchön auch die ihn umzäumenden Rebengewinde an ſich ſind. Der Italiener kennt einmal unſer romantiſches Bedürfniß nicht, frei und unbehindert über Feld und Wieſe, Berg und Thal, Wald ein und aus zu ſchwärmen, oder ins Blaue hineinzuſchweifen, und ſchiert ſich bei Polenta, Riſo, Caſe nero nichts um die Natur.

Alle Umgebungen des uralten Kloſters verrathen

Macht, Reichthum und ſelbſtbewußte Sicherheit. Es lehnt ſich reizend an die Berge und wird von einem ganzen Walde von Wallnußbäumen von der Ebene getrennt.

Wir begehrten Einlaß und ein im Garten arbeitender Pater kam eilfertig herbei, uns zu führen. Es war ein kleiner, hagerer, gefälliger, wiewohl etwas peinlicher, ängſtlicher Mann, mit einem beinahe deutſchen, ſtubengelehrten Ausdruck in ſeinem weißen und rothen Antlitz. Er führte uns bereits durch die Pforte und den Vorhof einer großen Treppe zu, als uns auf einmal oben auf der Flur ein gewaltiger Mönch abwehrend mit den Donnerworten entgegentrat: „Ma padre, una Donna!“

Dabei ſchienen dem armen Dürren wirklich erſt die Augen darüber aufzugehen, wen er vor ſich habe, und er ſah unſere Begleiterin mit bedauerlichem Achſelzucken an. Wir traten lächelnd unſern Rückzug an und er ward bis zur Pforte immer verlegener, indem er zu ſeiner Entſchuldigung anführte, daß er, mit den Verhältniſſen unbekannt, unlängſt erſt von Verona hieher gekommen ſey. Ich weiß nicht ob das beſagen wollte, daß in Verona Frauen das Allerheilige von Benediktinerabteien betreten dürfen?

Wir begaben uns auf eine ſchattige Bergwieſe hinter dem Kloſter, wo uns eine menſchenfreundliche Nachtigall zu dem friſcheſten Ruheplatz geleitete und genoſſen hier, mit unſerem mittägigen Frühſtück der Ausſicht auf die beſchatteten Berge des Mittelgrundes und das ferne ſonnenglänzende Padua mit ſeinen hohen Antoniuskuppeln. Unſere treue Begleiterin, die Nachtigall ſetzte ſich zu uns in den nächſten grünen Buſch, und ſang ſo lange wir tafelten ſo ſchön, wie ich nicht ſowohl an Stärke der Stimme und Bravour, als an Mannigfaltigkeit der Töne kaum jemals eine habe ſingen hören.

Was für ein wunderbares Geheimniß es doch um dieſe Thierchen iſt und wie vermag ein Vogel ſolche überirdiſch ſüßen Töne hervorzubringen? Woher nimmt er ſie, ohne daß er ſie menſchlich oder ſeelenvoll empfindet? Oder empfindet er ſie ſo? Welche Laune, welch Geheimniß der Natur verlieh ſie ihm? Haben unſere Muſiker wohl ſchon ergründet, was ſie alles von dem Vogel lernen können? Welche Tiefen und Fundgruben der Liebe und Harmonie ihnen der Geſang der Nachtigall eröffnet?

Wir fuhren ſpät über Galſignano heim und hatten bald links, bald rechts eine Villa oder ein Caſtelletto neben uns, eins immer anmuthiger als das andere. Jetzt erklommen wir einen Rücken bis zu einem Felſenthore und ſahen die durchflogene Gegend hinter uns ausgebreitet. Ein Schritt weiter und ſie verſchwand unſern Scheideblicken, eine neue Welt ging uns in dem nächſten Thale auf! —

Es blieben uns zum Beſchluſſe unſeres Euganeenlebens noch die drei höchſten Berge, der Rua, Monteſerro und der Venda zu beſteigen übrig.

Zum Monteſerro, der der Höhe des Venda am nächſten kommt und mit ſeiner ſpitzen Pyramidenform durchaus dem Veſuv gleicht, muß man von Eſte aus bis zu dem Dorfe Calaon eine Stunde zu Fuße emporſteigen. In Calaon, das zu Ezelins Zeiten gleich wie Monſelice eine in ſeine Geſchichte verflochtene Feſte war, nimmt man Eſel und reitet vollends die Bergſpitze hinauf. Der Weg iſt äußerſt ſteil, beſchwerlich und faſt ganz kahl; an den niedrigen Maronenbüſchen, mit denen er bewachſen iſt, nimmt man aber ab, daß an ihrer Stelle in älteren Zeiten Maronenbäume ſtanden, die, umgehauen, aus Nachläſſigkeit nicht wieder erſetzt wurden und aus deren Wurzeln das Geſtrüpp ausſchlug. Zu Petrarca's Zeiten waren wohl alle euganeeiſchen Berge baumbewachſen und alſo ein ungleich ſchönerer Aufenthalt als jetzt.

Die Ausſicht vom Monteſerro zeigt die Tyroler und Friauler Alpen in ihrer ganzen Pracht. Die Etſch erglänzt an mehreren Punkten, Padua liegt deutlich da, ſo wie alle näheren Städte, Vicenza's Thürme und Monti berici, Venedigs Campanile ragen aus dem Ferndufſt.

Der Weg zum Rua und dem darüber ſich erhebenden Venda führt über den am Fuße des Rua reizend gelegenen Ort Galſignano, wo die Venetianer Nobili oder reichen Leute ehedem ihre meiſten Villen hatten.

Wir mietheten Eſel, für die man in den Euganeen keine Frauenſättel hat und begannen den ſteilen, ſteinigen, an den ſchönſten Ausſichten überreichen Weg. Wo nur eine Gruppe Berge ſich dem Auge darſtellt, ſchließt ſich auch ein Stück Ebene daran und die mannigfachen Durchblicke gewähren der ausgebreiteten Landſchaft ganz eigenthümlichen Reiz. Man gewahrt ſie allenthalben nur wie in Rebengewinde eingerahmt oder durch den zarten Schleier der frühlingsgrünen, weiß und dunkelroth blühenden Hecken. So ſchön auch die freilich nicht zahlreichen Bäume ſind, welche hier oben wachſen, laufen ihnen doch die uralten mit Epheu überzogenen Maronenbäume bei weitem den Rang ab. Je höher man kommt, deſto leichter und maleriſcher löſen ſich die einzelnen Landſchaftsbilder von einander, und da ſich der Rua nicht allzuhoch über das übrige Gebirge erhebt, bleibt man mit der weiteſten Fernſicht jederzeit durch Vorgründe verbunden.

Der Gipfel der Rua hat mit ſeiner Waldkrone majeſtätiſcher Tannen beinahe einen deutſchen Charakter, der die Phantaſie alle Augenblicke in den Harz verſetzt. Das Wäldchen iſt von hohen Kloſtermauern eingeſchloſſen, die den Weg wie durch eine Felſenſchlucht bis zur Pforte führen, welche eine alte mürriſche Beata öffnet. Das Kloſter gehörte ſonſt dem Camaldulenſerorden an und ward im Anfange dieſes Jahrhunderts von Napoleon aufgehoben. Es iſt gegenwärtig das Eigenthum eines Venetianer Kaufmanns und liegt großentheils in Trümmern. Nur die Kirche ward vor einigen Jahren wieder hergeſtellt und die moderne Barbarei zerſtörte dabei nicht nur manche Spuren ihres ehemaligen kunſtreichen Innern, ſondern unterfing ſich auch ihr altes graues Aeußere roſenroth zu überpinſeln.

Ein die Meſſe leſender Mönch iſt mit dem Cuſtos, dem Manne jener Beata, der einzige Bewohner der verfallenen Einſamkeit. Der Keller iſt zerſtört, die Küche aber mit ihren zahlreichen Herden und Bequemlichkeiten für die bewußtvollſten Schmecker noch gewiſſermaßen als das ſolideſte Ueberbleibſel des Ganzen im allerbeſten Stande. Die Bibliothek und andere gemeinſame Gebäude der Brüderſchaft liegen jenſeit der Kirche, welche mit ihrem wohlerhaltenen Campanile den Mittelpunkt des Kloſters und mit den am Eingange befindlichen Wirthſchaftsgebäuden gleichſam einen Schutz und Schirm der einſamen Zellen der vierzig ehemaligen Mönche bildete.

Die Zellen bedeckten den Berggipfel auf den drei andern Seiten und lagen terraſſenförmig in drei oder vier Reihen, die eine neben oder unter der andern, zwiſchen innen ihr ummauertes Gärtchen, vor ihr der rings um den Berg führende Baum- oder Rebengang. Es haben ſich noch eilf Zellen mit der der Kirche zunächſt gelegenen des Priors erhalten, welche ſich vor den übrigen durch nichts auszeichnet. Die Mauern ſind noch in dem beſten Zuſtande:

Fenſter und Thüren aber herausgeriſſen und das Innere dem Luftzuge preisgegeben.

Wir beſuchten einige Zellen und fanden, daß die eine der andern glich. Man tritt durch die äußere Thüre in den Garten, der die Größe eines geräumigen Zimmers hat und von hohen Mauern umgeben iſt. Die Mauern ſind mit überhangendem Epheu bedeckt, und auf dem Gartengrunde wuchern Gras, Unkraut, Waldblumen und Schlingpflanzen, zwiſchen denen wohl auch hie und da ein Bäumchen grünt und blüht. Die Zellen beſtehen aus einem niedrigen Erdgeſchoſſe, welches die ſchmale Flur des Eingangs in zwei ungleiche Hälften theilt. Die kleinere iſt ein Raum, für Holz und andere Vorräthe des Einſiedlers beſtimmt; die andere, die gewölbte enge Zelle, zum Wachen und Schlafen, daneben ein noch engeres Kämmerchen mit einem Altare zum Beten. Die Kammer hat ein kleines eine Elle hohes Fenſter nach außen, die Zelle eines eben dahin und eines nach dem Gärtchen; danächſt ein Kamin und eine Niſche, die die Dienſte eines Tiſches leiſtete.

So abſchreckend mir bisher alle Klöſter in der Wirklichkeit erſchienen, und für wie gering wo nicht gar gottlos ich ihre geiſttödtende Abſperrung und weltbekannte, wie oſtentiös auch verſchleierte Zerwürfniß hatte halten müſſen, ſo traulich, ſüß, poetiſch, wünſchenswerth kamen mir dieſe Räume und dieſes einſame Leben vor.

Es iſt wohl auch keinem Zweifel unterworfen, daß das Entbehren der erhabenen Himmelsgabe der Rede und des Verkehrs mit ihren Nebenmenſchen dieſen Kloſterbrüdern durch ein anderes Labſal, wie die Schönheit der Natur und trauliche Behauſung, billigerweiſe vergolten werden mußte, ſollten ſie nicht ganz in thieriſche Abſtumpfung verſinken. Die Camaldulenſermönche dürfen einander zwar, wie man ſich erinnert, nicht anders als mit dem bekannten Memento mori begrüßen oder anreden! Ich möchte aber wiſſen, ob es in alten Zeiten nicht mit der Art Geſetzen ergangen ſey, wie in alten und neuen mit ſo vielen ähnlichen und unähnlichen, und ob ein Beobachten derſelben nicht zu den gewöhnlichen Regeln mit Ausnahmen gehört habe? Es iſt jedenfalls zu beklagen, daß uns keine Denkwürdigkeiten eines Camaldulenſer Mönchs aufbewahrt worden ſind! Bei alledem konnte ich nicht umhin, dieſe erhabene Einſamkeit in der reichſten, lieblichſten Natur, dieſe enge Zelle mit der Ausſicht in den Bergwald und dazwiſchen hindurch, darüber hinaus in die unabſehbare Ferne, für die höchſt würdige Zufluchtſtätte eines Menſchen anzuſehen, der dem Leben mit ſeinen Irrthümern, Leiden, Freuden und Erfahrungen ein aufrichtiges, unwiderrufliches Lebewohl geſagt hat und kein anderes Bedürfniß mehr kennt als ſich mit nach außen zugedrückten Augen immer tiefer in ſich ſelbſt oder Gott zu verſenken.

Wir genoſſen alle drei dieſer Gedanken, Empfindungen und Betrachtungen, indem wir uns neben einer der Zellen, unter einen rieſigen Kirſchbaum geworfen hatten, der Hunderttauſende von Blüthen trug und uns mit ſeinen bis zur Erde hangenden Aeſten wie ein ſchneeweißes Zelt überdachte. Daneben vor uns der dunkelgrüne Tannenwald, der dem Blüthenſchnee zur Folie diente und allenthalben Durchblicke in die Nebelferne von Rom und Florenz, unter uns, die jeder Lufthauch mit fallenden Blüthen überſchüttete, der mit tauſenden von Vergißmeinnichtblumen beſäte Raſen, um uns die tiefſte Stille, die nur das Summen der Bienen und Käfer, das geheimnißvolle Rauſchen des Waldes unterbrach.

Als wir endlich nach dem Venda weiter ritten, gab mir der Anblick unſeres Zuges bergauf den Plan zu einem neuen Kapitel des Don Quixote in den Sinn.

Der vorderſte von uns war eine ſchlanke Geſtalt auf einem hohen, dürren, ſteifen Mauleſel. Ein breitkrempiger weißer Filzhut, dem berühmten Barbierbecken nicht unähnlich, ſaß auf ſeinem Kopfe und ein ziemlich langer Bart wallte ſein Kinn herab. Sein Beſtreben kerzengerade und würdig auf dem edlen Thiere zu reiten, deſſen weit ausgreifende Schritte uns Andern ſo ſehr vorauseilten, daß er es oft lange mit vorgeſtrecktem Halſe graſen laſſen mußte, um uns zu erwarten, ſetzten ſeine Erſcheinung in die auffälligſte Uebereinſtimmung zu der des berühmten Edlen von la Mancha und die ihm folgende Dame mußte wohl oder übel für Donna Dulcinea von Toboſo gelten, die unter allen Umſtänden ihres Lebens gewiß auf einem beſſern Eſel geritten haben würde als der kleine, lichte, ſtruppige ihrer Stellvertreterin, von welcher angenommen wurde, Don Quixote ſey am Ende dennoch ſo glücklich geweſen Dulcineen aufzufinden und ſeinen Wünſchen gemäß nach der verzauberten Burg des Camaldulenſer Kloſters auf dem Venda oder Rua zu entführen. Ich folgte, als der Dritte, auf dem kleinſten aber klügſten und derbſten Eſel und durfte mit ihm, die Füße beinahe auf der Erde, nicht ganz unbillige Anſprüche machen, die allerdings etwas beleibtere Figur des Sancho Panſa vorzuſtellen.

In unſern, unterwegs gehaltenen Geſprächen über Literatur und Gegenwart trat ich als roher Naturmenſch, und unſer Anführer als hochentwickelter Berliner Profeſſor auf, der ſeine Natur bereits durch Bildung abgeſtreift hatte und in das höhere Stadium der philoſophiſchen Vermittlung übergegangen war.

Oben auf dem Venda fehlte es eben ſo wenig an komiſchen Scenen, da der fortgeſetzte Don Quixote das pflichtgemäße Schweigen der Mönche für verzauberte Bosheit hielt und die edlen Eremiten in den tollſten Steigerungen zwang, tragikomiſcherweiſe die Würde ihrer Lage von ſich abzuthun, um zu ihrer

Selbſterhaltung den berühmteſten aller Weltverbeſſerer tüchtig durchzubläuen. Am Schluſſe des Kapitels lag er in einem Winkel der Kloſterküche ganz zerſchlagen, philoſophirte auf moderne Art, derweil ich aß und trank, und wurde von Dulcineen gepflegt.

Während der letzten halben Stunde hatten wir einen heftigen Regen auszuhalten, der uns mit Beſorgniſſen für den übrigen Tag erfüllte. Bevor wir aber unſer Ziel erreichten, hellte ſich das Wetter wieder auf und wälzten ſich die Wolken ſchwarz und dick dem Horizonte zu. Sie verſchwanden nach einer kleinen Weile ganz und wir hatten in der erquickten und erquickenden Luft den reinſten blauen Himmel über uns. Die entzückendſte Ausſicht erwartete uns unter den Kloſterruinen auf der höchſten Spitze, die von duftenden Narciſſen umblüht waren.

Hier lag Venedig in ſeiner vollen Ausdehnung mit einer Strecke des Meeres und der Lagune vor unſern Blicken und nahmen wir den letzten Abſchied von der wunderbaren Stadt. Die klaren Alpen jenſeits Vicenza ſchienen noch einmal ſo nahe als ſie es waren und ein Schneegipfel trat abenteuerlich mitten in die Wolken, von denen ihn nur ſeine zackige Geſtalt unterſchied.

Wir nahmen unſern Rückweg den Berg gerade hinunter, von Nachtigallen angeſungen, bei jedem Rückblicke vor uns die Kloſterruine in einem neuen überraſchend ſchönen Bilde, den majeſtätiſchen Waldgipfel der Rua uns zur Seite, dahinter noch lange den Anblick von Venedig und dem Meere.

Sobald wir den eigentlichen Vendagipfel zu Fuße hinabgeklommen waren, ſetzten wir uns wieder zu Eſel und ritten durch eine Bergſchlucht Galſignano zu, das ſich wohl eine Stunde hinzieht. Die Schlucht hat in ihrer friſchen Grüne einen rein deutſchen Charakter und ſtrotzt von Quellen und kleinen Bächen, deren ich ſonſt noch keinen in dieſem Gebirge geſehen hatte, und die uns immer murmelnd und ſchäumend zur Seite blieben. Im Wirthshauſe zu Galſignano bewirtheten wir unſere Eſelführer ſo lange mit Wein, bis ſie uns mit den zufriedenſten Geſichtern verließen und auch wir heiter und hungrig am ſpäten Abend heimfuhren.

Nach einem vierwöchentlichen Aufenthalte verließen wir das anmuthige Gebirge wieder, um der deutſchen Heimath zuzueilen, und ſo vieles Schöne und Gute wir in Monſelice erlebt hatten, fühlten wir am Ende, daß es hohe Zeit ſey es zu verlaſſen. Die italieniſche Zudringlichkeit im Allgemeinen und die kosmopolitiſche Kleinſtädterei insbeſondere waren uns bereits zu ſehr über den Kopf gewachſen und würden uns einen längeren Aufenthalt, ſelbſt wenn hier das wahre Paradies geweſen wäre, unmöglich gemacht haben. Um mit zwei Worten zu beweiſen, warum? will ich nur anführen, wer es alles in den letzten Stunden unſerer Abreiſe nach Mantua für ſeine Pflicht hielt, uns zu unterhalten oder zu unſerer Verzweiflung zu umſtehen. Ein bildungsſüchtiger Apotheker und ſeine Frau, unſer Wirth, die Frau Poſtmeiſterin, ihre Schweſter, zwei äſthetiſch gebildete Töchter, Donna Felicita, ihr Mann Giammaria, ein Poſtſekretär, eine lahme Poſtmagd, zwei Dienſtmädchen, deren Mutter, zwei Bediente.

Dieſe Marter dauerte ſo lange bis es Nacht ward und die Stunde unſerer Erlöſung ſchlug. Alsdann fuhren wir in einer ſo poetiſchen Mondnacht von dannen, daß es uns war als lebten wir bis zum Morgen im Elfenlande. Wir ſchloſſen derweil kein Auge und wähnten als ſie vorüber war, kaum einen Augenblick durchwacht zu haben.

IV.

Durch die Lombardei und Schweiz.

Das unüberwindliche Mantua hat freundliche breite Straßen und einen deutſcheren Anſtrich als die venetianiſchen Städte. Zu meiner Freude ſah ich hingegen, daß die Tracht der Frauen hier noch reiner italieniſch als in Venedig geblieben war und der ſchwarze Zendale, mit beſonderer Grazie auf die Stirn gezogen, allgemein getragen wird.

In ihrer Urſprünglichkeit erhaltene alte Häuſer ſind in Mantua ſelten. Das einzige, welches mir in das Auge fiel, war das des Juden Prosperini auf der Piazza delle Erbe. Die wunderliche Bauart ſeiner Spitzfenſter, gewiſſermaßen mit ſteinernen Vorhängen darunter, war mir völlig neu. Der alte Palazzo imperiale iſt ſehr ſchön, die Façade, wie mir ſchien, eine freie Nachahmung des Dogenpallaſtes; die Reitbahn, wie man ſagt von Giulio, die vielen Gärten und Höfe, die Fußböden, Hallen, Arabeskenarbeiten intereſſant, im italieniſchen Styl, wie er ſich noch am eheſten rechtfertigen läßt, weil ihn hier ein edler freier Geiſt individualiſirte.

Mein erſter Gedanke, oder der Inſtinkt ſagte mir, als ich die meiſt zerſtörten Fresken Giulio Romano's ſah, daß damit eine neue Anſchauung an meinem künſtleriſchen Geſichtskreiſe aufgehe und der Erfolg bewies, daß der mich dabei überlaufende Schauer Recht gehabt hatte.

Man kann in der That in Mantua nichts anderes als Giulio Romano denken und fühlen. Der Geiſt dieſes großen Genius und größten Nachfolgers des göttlichen Raphael erfüllt die Stadt und man kann ihn gewiß nirgend ſo als in Mantua kennen lernen.

Ich war nicht im Stande, nachdem ich Giulio's Fresken im Palazzo del T., dem Palazzo imperiale und der Kirche Sant' Andrea geſehen hatte, noch etwas anderes in Augenſchein zu nehmen und verlor alſo auch den Anblick des Muſeums.

Am reinſten und größten entfaltet ſich Giulio's Geiſt im Palazzo del T., der in der Form eines reinen Viereckes und keineswegs in der eines T erbaut iſt. Die Sage, daß er davon ſeinen Namen erhalten, iſt eine abgeſchmackte. Dieſelbe ſoll vielmehr daher rühren, daß in der Gegend vor der Stadt, in welcher der Pallaſt liegt, die Namen aller angrenzenden Ortſchaften ſich mit dem T anfangen und alſo der ganze Bereich der des T hieß. Das erſte Gefühl, welches man beim Anblicke dieſes Pallaſtes hat, iſt das der Entrüſtung über die Geſchmackloſigkeit der Behörden, ein ſo edles berühmtes Bauwerk neuerdings mit gelber Kalkfarbe wie eine Kaſerne zu überpinſeln.

Dieſer Anſtrich irrt den Beſchauer zuerſt außerordentlich und man bringt lange zu, ehe man den Bau, die Verhältniſſe unter denen er aufgeführt wurde zugleich erwägend, ganz verſteht. Geſteigerte Bewunderung Giulio's auch als Baumeiſter iſt das Ergebniß, denn alle Bedenken dagegen erledigen ſich durch die Thatſache, daß Giulio den Pallaſt keineswegs ſo wie er daſteht aufführte, ſondern aus einem ſchon vorhandenen Marſtalle zu ſeinen jetzigen harmoniſchen Verhältniſſen umſchuf.

Mit Giulio's Fresken im Palazzo del T. iſt mir eine ganz neue Kunſtwelt aufgegangen, deren Kenntniß in meinem Geiſt Epoche gemacht hat.

Der Titanenſaal ſtellt die Kunſt der Malerei auf ihrer höchſten Stufe dar und ſolche Geſtalten, wie die in Grimm und Verzweiflung kämpfenden Himmelsſtürmer konnte wohl außer Giulio nur etwa Michel Angelo's Phantaſie erfinden. Bei aller Rieſennatur und allem Ernſte immer noch Humor in der Auffaſſung, ſowie im Colorit der ſüßeſte Zauber, die höchſte Pracht und Harmonie! Die gelehrten Kunſtkenner mögen zumal die Färbung tadeln wie ſie wollen — mich hat die unvergleichliche Kunſtſchöpfung bis zu Thränen des Entzückens und der Befriedigung hingeriſſen und ich bin überzeugt, daß in der Welt in dieſer Art nichts höheres erreicht worden iſt. Giulio Romano, dem ich nach ſeinen mir vorher zu Geſicht gekommenen Oelgemälden keinen hohen Rang zugeſtehen konnte, iſt mir durch ſeine Fresken ein lebendiger Begriff geworden, und ſeine Heiterkeit und Friſche, die zumeiſt in ſeinen Fresken auf dunklem Grunde hervorragt, wahrhaft unerſchöpflich zu nennen. Sei er in den Beiwerken der Arabesken immerhin ein bloßer Nachahmer Raphaels, ſeine Stärke beruht ja ganz in etwas anderem. Ich ſah mit vielem Antheil ſein Haus im Mittelpunkte der Stadt, dem Pallaſt Colleredo gegenüber. Es iſt ein Stockwerk hoch, in reinen harmoniſchen Verhältniſſen von ihm ſelbſt erbaut und wohl erhalten.

Die Gegend zwiſchen Mantua und Brescia hat eine entſchieden nördlichere Vegetation und iſt weit weniger fruchtbar als Padua zu. Man ſieht keinen

Wein, keine Oliven, Pinien und Cypreſſen mehr, und die unſchöne Straße dehnt ſich, auf lange Strecken nach dem Lineal gezogen, ohne Ausſichten, zwiſchen baumbepflanzten Gräben hin. Man fährt durch lauter unbedeutende Ortſchaften und erſt etwa zwei Stunden vor Brescia wird die Gegend anmuthiger, indem man ſich plötzlich den Alpen nahe ſieht und einigen Vorhügeln vorüberfährt.

Eine kleine Stunde vor Brescia wird das Land öde und ſteinig, die nächſte Umgebung der beinahe ganz in den Alpen gelegenen Stadt aber wieder grün und freundlich, mit Wein und hübſchen Villen bedeckt.

Brescia iſt zwar ebenfalls modern, aber belebter und angenehmer als Mantua. Auch ſind darin noch mehr Spuren mittelalterlicher Baukunſt übrig und ſeine Palläſte ſchöner und ſtattlicher. Viele haben reizende Gärten neben ſich, in die man von der Straße blickt und faſt alle in ihren Höfen die Spielerei al Fresco gemalter Landſchaftsproſpekte. In dem des Grafen Ugour iſt dies ſo vortrefflich ausgeführt, daß man, wenn man es gleich weiß, gemalte Felſen vor ſich zu haben, immer nicht daran glauben mag.

Die Citadelle auf ihrem hohen Berge gereicht der Stadt zur beſonderen Zierde und die demolirten Feſtungswerke herum ſind zu reizenden Gartenanlagen und Akazienbaumgängen umgewandelt. Ueberhaupt ſcheint die Stadt trefflich verwaltet und ein reger bedeutender Geiſt darin zu herrſchen. Ich hatte das Gefühl, daß wenn ſich mit der Zeit, wie es denn doch nicht ausbleiben kann und darf, um die alternde Europa zu verjüngen, Italien politiſch umgeſtaltet, Brescia neben Mailand gewiß eine Rolle ſpielen muß. Venedig würde dagegen immer nur als Welthandelsplatz Fortdauer haben, da ſein Volksgeiſt allzuſehr abgeſchwächt iſt. Auch in Brescia hält man wie in Mantua an der alten löblichen Sitte des ſchwarzen Zendale feſt. Wir fanden hier ſchon vollen Sommer. Sorbettikarren und Guitarren zogen und ertönten durch die Straßen.

Die Kirchen San Lazaro und San Clemente ſind wegen ihrer ſchönen Moretti zu beachten. Dieſer hochzuſchätzende, außer Brescia nicht kennen zu lernende Brescianer Maler hat hie und da Aehnlichkeit mit Luini, wenn ihm gleich deſſen pikante Liebenswürdigkeit und Poeſie gebrechen. Er iſt höchſt tüchtig und wenn man will vollendet in ſeinen Compoſitionen, nur geht ſeine Farbenklarheit vielleicht ſelbſt in das Aeußerſte über, da ihr alle mildernden und verſchmelzenden Uebergänge fehlen. Man bewundert ihn, ohne ihn lieb zu gewinnen, da es ſeinen außerordentlichen Fähigkeiten am Urſprünglichen fehlt.

In der Gallerie Leveſi iſt ein Bild von Giorgione beſonders ſchön und lieblich. Der Künſtler ſpielt darin als Orpheus der ſinnenden, individuellen Eurydice und einer Nymphe auf der Laute vor, und hat das Ganze ſo aus der vollen lebendigen Wirklichkeit herausgegriffen, daß man gleich deren ganze Geſchichte dazu erfinden möchte.

Der Beſitzer dieſer Gallerie iſt eigentlich, obwohl er Graf genannt wird, ein vornehmer Händler, und es iſt mit den italieniſchen Nobili, die ſich Grafen nennen laſſen, meiſt eine eigene Sache. Viele maßen ſich den Titel an, einigen kommt er zu. Die öſterreichiſche Regierung bot zum Beiſpiel, als ſie den venetianiſchen Staat erwarb, allen Nobili veneziani den Reichsgrafentitel an, den jedoch die Mehrzahl im Trotz der Schwäche damals ausſchlug. Später kamen ſie zwar und ſagten ja; dann aber erklärte Oeſterreich: der Augenblick ſey verpaßt. So blieben ſie einfache Nobili, die freilich in alten Zeiten Fürſten gleich geachtet wurden, und maßen ſich in unſerer Zeit die Grafenwürde meiſt mit Unrecht an.

Das Wichtigſte, was man in Brescia zu ſehen hat, iſt die berühmte Scava oder Ausgrabung. Das römiſche Haus oder der Tempel des Herkules, gleich viel wie man es nennt, iſt ſchon zu oft beſchrieben, als daß ich es hier noch einmal thun ſollte. In römiſcher Kunſt muß man nirgend Poeſie und die feine Kunſtblüthe des Griechiſchen oder Germaniſchen ſuchen. Ihr Inbegriff iſt das Praktiſch-Einfachſte, was je die Welt hervorgebracht hat, und ſie iſt von dieſer Seite ſo gut wie jene ein unerſchöpfliches Studium oder Genuß. Zu dieſen Brescianer Trümmern und Alterthümern muß man alſo auch keine übertriebenen Erwartungen mitbringen, wenn man nicht enttäuſcht ſeyn will.

Die wunderherrliche Bronzeſtatue einer Victoria, welche man deßgleichen hier aufgefunden hat und aufbewahrt, iſt aber jedenfalls eine griechiſche Arbeit aus der beſten Zeit und eine der ſchönſten Bronzeſtatuen, die uns aus der alten Welt überkommen ſind.

So ideale Schönheit und Vollendung zu beſchreiben gibt es keine Worte. Man feiert ſie nur, indem man ſich in ihren Genuß hineinlebt und ſie ſich für das Leben aneignet. Ich habe eine darauf geprägte ſehr mangelhafte Medaille gekauft, die aber immer eine Erinnerung iſt. Eine Nachbildung der Statue ſoll bei Culm auf dem Denkmale der gefallenen Ruſſen ſtehen.

Die Stätte dieſer römiſchen Ausgrabung, aus der man geſchmackloſer Weiſe ein Muſeum von allerlei Alterthümern gemacht hat, iſt an und für ſich ein poetiſches Bild.

Man tritt am Thore der Stadt durch eine hohe Hofmauer plötzlich in den Raum, wo ſie vor uns liegt. Vorn die niedliche Wohnung des Cuſtode, Blumen und Gebüſch. Hinten, etwas erhöht, die Säle des Muſeums mit der Halle und den Säulen, wie ſie gefunden worden: die hohe, vollſtändige Säule, welche, aus dem Boden aufragend, einſt zu der Entdeckung Anlaß gab, ſeitwärts. Blumen und Jasmin durchwachſen und durchduften die Trümmer, Tauben niſten und girren darin, der dunkelblaue reine Himmel ſpannt ſich darüber, die leichte Luft durchzieht ſie.

Der alte Maler und Cuſtode Girolamo Joli, der das außerordentliche Verdienſt beſitzt, die Ausgrabung der Trümmer und eines ſo unſchätzbaren Kunſtwerkes wie die Victoria allein durch ſeine Unermüdlichkeit vor etwa zwanzig Jahren bewirkt zu haben, darf auch nicht in dem idylliſchen Bilde des Ganzen, ſo wenig wie ſeine hübſche Tochter und ſein Sohn vergeſſen werden, die beide mit Malertalent begabt ſind.

Der Gottesacker oder Campo Santo Brescia's iſt ein wohl zu beachtendes Muſterwerk in Geſchmack, Sitte und Charakter des neuen Italiens. Man gelangt durch eine prachtvolle Cypreſſenallee zuerſt auf einen freien Raſen- oder Cypreſſenplatz, an den ſich ein weitläufiges Erdgeſchoß mit Säulengängen und Portalen im antiken Bauſtyle ſchließt. Lange Flügel des Gebäudes erſtrecken ſich gleichfalls mit Säulengängen nach innen und ſchließen dort große Flächenräume oder Aecker für die ärmſten Todten ein. Inmitten des Gebäudes ſteht die Todtenkapelle, deren Hauptzierde die Statue des Todesengels am Altare. Der Pallaſt ſelbſt ſtellt eine Art Kaſerne für die bemittelteren Todten vor, die in den Säulengängen in Gewölben ruhen. Den Wänden ſind wie den Stuben und Sälen einer Kaſerne die verſchiedenen Namen angeſchrieben. Die Einrichtung der Gewölbe gleicht in ſo fern der der Theater, als es darin vornehme und geringe oder theure und billige Plätze gibt. Die Aermſten werden ohne Särge in große gemeinſame Gruben geworfen. Für die Allerreichſten dürfen auch vorn auf dem Raſenplatze beſondere, natürlich meiſt geſchmackloſe Denkmale, errichtet werden. Die ganze Todtenkaſerne wurde vor 30 Jahren von Rodolfo Vantini erbaut nnd es wäre daran in ihrer Art alles recht ſchön und gut, wenn ſie nur ein klein wenig chriſtlicher und nicht ſo durch und durch heidniſch ausſähe. Für uns rechtmäßig proteſtirende germaniſche Chriſten iſt aber darum die Ehre deſto größer, daß wir auch in dieſem Todtenpunkte mit unſern einfachen grünen Raſenhügeln das Princip des Chriſtenthums erretten und vertreten. Unter den Denkmalen macht ſich allein das für den Grafen Annibale Calini bemerkbar, welches ein junger Mailänder Künſtler Abondio Sangiorgio in weißem Marmor ausgeführt hat. Es ſtellt die Statue der gen Himmel fliegenden Seele vor. Eine Flamme auf dem Haupte, die Füße ſchon in der Luft, das Ganze nur von dem auf dem Boden nachſchleppenden Gewande gehalten. Dieſe Arbeit läßt in ihrer einfachen ergreifenden Lieblichkeit von dem Künſtler Treffliches für die Zukunft erwarten und bleibt, wenn man den Campo Santo längſt verlaſſen hat, gleich wie deſſen wahre Seele dem Gedächtniß eingeprägt.

Ich machte von Brescia aus einen Abſtecher nach dem nur anderthalb Stunden davon entlegenen Lago d'Iſeo. Man wird ſchon auf halbem Wege, ohne zu wiſſen wie man ſo plötzlich in ſie hineingekommen, nach allen Seiten von den Alpen umſchlungen, und erreicht den See bei dem freundlichen maleriſchen Städtchen, das ihm den Namen leiht. Ich ſtieg im Wirthshauſe ab, das unmittelbar am See gelegen iſt, und ward von einer freundlichen Wirthin mit dem zutrauenerweckendſten Geſichte von der Welt empfangen, hinter dem ſich aber, wie ſich nachher erwies, eine ſo ſpitzbübiſche Handelsweiſe als nur irgend in Italien anzutreffen iſt, verbarg. Die Leute ſprechen hier insgeſammt Romanzo und es iſt kaum möglich, ſich mit der italieniſchen Sprache verſtändlich zu machen.

Der kleine See iſt dicht von hohen Alpen eingeſchloſſen und lag mit ſeiner grünen Fluth ruhig, lind und ſtill vor mir. Die braunen Alpen ſpiegelten ſich groß und erhaben in ſeinen Rändern und der Waſſerſpiegel ergänzte ſie. Die weiche Luft rührte ſich nicht, der Himmel lachte tief blau.

Es hat etwas ungemein Beruhigendes, an einem ſolchen Landſee zu wohnen, und keine andere Oertlichkeit fordert ſo zu träumen, zu dichten, zu ſtudiren, zu genießen auf. Sie gibt gewiſſermaßen zweifache Mittel zur Einſamkeit an die Hand und man iſt ſo ſicher, durch nichts geſtört zu werden.

Ich wanderte noch am ſpäten Abende längs dem See bis zu einem ſtillen Hauſe mit einer Loggia, das ſeine Wellen beſpülten. Freundliche Menſchen bewillkommten mich, Katzen ſaßen auf Tiſchen, ein Strauch kleiner, weißer, voller Roſen, ohne Dornen, mit einem unbeſchreiblich zarten Dufte blühte im Garten. Im Hauſe war des Nachts faſt keine Ruhe. Zu jeder Stunde kamen Schiffe, Tauben girrten fortwährend auf dem nahen Dache und dicht bei meinem Zimmer wurden Stunde für Stunde junge Cavaliere, wie hier zu Lande allgemein die Seidenwürmer heißen, gefüttert.

Ich erwachte nach einem kurzen Schlafe dennoch geſtärkt und ſaß früh auf dem Balkone über dem See. Die ſchlorweißen Nebelwolken zogen auf halber Alpenhöhe an mir vorüber und hoben ſich grell von den dunklen blaugrünen Felswänden ab, die hoch über ſie aufragten. Der See lag darunter ſpiegelglatt und keine Welle kräuſelte ſich.

Ich nahm ein Boot und fuhr nach der Inſel inmitten des Sees, etwa anderthalb Stunden weit, vor welcher auf einer Klippe ein ſo zu ſagen ſchwimmendes ehemaliges Kloſter, jetzt der Sommerſitz eines Brescianer Advokaten, liegt. Wenige Oelbäume und maigrüne Loggien wuchſen aus der Handvoll Erde. Die Inſel beſteht aus einigen über einander gethürmten Alpen, auf deren höchſter Spitze, die man erſt nach dreiſtündigem Wandern erreicht, eine Kirche, la Madonna della Seviola liegt, auf der tiefſten ein altes Kaſtell der Grafen Aldofreddi in Mailand; ein Mauerviereck, das in der Mitte ein hoher Thurm beherrſcht und zu dem eine Zugbrücke führt. Es zerfällt jetzt in Ruinen, wäre aber noch leicht wieder herzuſtellen.

Ich erſtieg die Höhe und hatte oben den entzückendſten Ueberblick des Sees, durch Feigen- und alte Maronenbäume, nach rechts und links. Die dunkelgrüne Waſſerfläche lag regungslos und ſtill in der Tiefe, die Ufer hell und regenbogenfarbig geſtreift. Oben Weingelände, Alpenroſen, weiß und blau blühendes Immergrün, in der Ferne Kukuksruf. Die beiden äußerſten Enden des Sees Iſeo und Lovere mit den Veltliner ſchneebedeckten Alpen in klarſter Luft ſichtbar, im Lovere vorzugsweiſe die Villa des Grafen Torini, oder deren Trümmern mit ihrer tragiſchen Geſchichte, dergemäß ſie der reiche Mann mit Luſt und Liebe gebaut und mit Kunſtſchätzen ausgeſchmückt hatte, um ſie nach ſeinem Tode ſeinem einzigen Sohne zu hinterlaſſen. Er ſtarb, der Sohn bezog ſie und ſie ſtürzte ein, um ihn mit den Seinen unter ſich zu begraben.

Der Weg von Breſcia unmittelbar nach Mailand iſt außerordentlich lieblich, deutſch maienhaft friſch und zeigt allenthalben grüne Wieſen und Gebüſche. Die Adda, über welche man zweimal fährt, hat ein blaues Waſſer und iſt ſandig und untief. Sie gleicht genau der ſächſiſchen Mulde.

Die Einfahrt vom Bahnhofe nach Mailand iſt großſtädtiſch und prächtig. Derweil der Omnibus an der Porta orientale hielt und den Reiſenden ihre Päſſe abverlangt wurden, hatte ich nichts Eiligeres zu thun als mich mit Haſt und Gier nach den Promessi Sposi zu orientiren. Der erſte Blick zeigte mir die Säule des heiligen Dionys und das rothe Erdgeſchoß des ehemaligen Lazareths, das jetzt theils abgetragen, theils parcellirt und verkauft iſt. Der Säulengang nach dem Innern zu ſteht noch unverſehrt und in der Mitte des weiten Vierecks die kleine Kapelle, wie ſie Manzoni beſchrieben hat.

Als ich ſpäter das Innere betrat, fand ich unter den Säulen ein Dutzend gemeine Leute, die in der heftigſten Aufregung und mit wildem Geſchrei Mora ſpielten. Weiterhin auf dem Corso di porta orientale fuhren wir dem Prestin de Scanse oder dem berühmten Bäckerladen vorbei, welcher in dem von Manzoni geſchilderten Aufſtande der Hungersnoth zerſtört wurde. Er liegt auf der rechten Seite und trägt mit goldnen Lettern noch den alten Namen über der Ladenthüre. Eine andere Merkwürdigkeit aus den Promessi Sposi, die berüchtigte Peſtſäule in der il carrobbio genannten Stadtgegend, nahe bei San Lorenzo, ſuchte ich in den nächſten Tagen ebenfalls auf. Sie iſt jedoch längſt abgetragen und es ſteht ein Eckhaus an ihrer Stelle. Unweit davon ſtand das Haus der ſcheußlichen Alten, die in ihrem Wahnſinn ſo viele Menſchen als vermeinte Verpeſter an die Säule lieferte.

Mein erſter Ausgang, eine Stunde nach meiner

Ankunft in Mailand, führte mich nach dem Dome, den ich flüchtig ſchon im Vorüberfahren geſehen hatte.

Ich kenne den Kölner und Straßburger Dom nicht und muß alſo ſagen, daß er mir der Inbegriff des Höchſten geworden, was ich von altdeutſcher oder ächt chriſtlicher Baukunſt geſehen habe.

Mein trefflicher Führer Murray hat ſehr Recht, wenn er erklärt, daß man, ſobald man ſich anſchicke den Mailänder Dom zu ſehen, nichts Eiligeres zu thun habe, als alles zu vergeſſen, was man vorher darüber gehört oder geleſen, und es zerfallen vor ſeiner hinreißenden Größe und Geiſtesgewalt alle Bemerkungen über die Mängel ſeiner Vermiſchung des altdeutſchen mit dem italieniſchen Bauſtyle in nichts.

Schon von außen macht die Länge und Höhe der Kirche, ſo wie ihr Reichthum an Thürmchen, Säulen und altdeutſchem Beiwerk den impoſanteſten Eindruck, und ich war beinahe unſchlüſſig, ob ich das in katholiſchen Kirchen ſo oft durch Flitter entſtellte Innere betreten ſolle, um mir nicht das ſchöne Gefühl der Befriedigung zu verderben.

Nichts deſtoweniger trat ich ein, da der Schritt einmal geſchehen mußte. Und wie ward mir bei dem Anblicke dieſer jungfräulichen Reinheit des Innern, die nicht den leiſeſten Aufputz hatte aufkommen laſſen, dieſer Höhe und Weite des dreifachen Schiffes! Faſt lauter bunt gemalte Fenſter dämpften das Tageslicht zur heiligen Dämmerung, kein Eingang in der unabſehbaren Länge des Schiffes ſtörte die feierliche Stille, einzeln aus der Ferne daher wandelnde Andächtige waren kaum zu ſehen und die Stimmen von vielleicht vierzig am Hochaltare ſingenden Prieſtern verhallte wie ein leiſes Summen. Der deutſche Styl iſt zwar auch im Innern durch italieniſche Zöpfe und Abweichungen beeinträchtigt; dieſelben verſchwinden aber in der ungeheuren Größe und ſtören nicht.

Das Einzige was außen am Hauptportale ein Uebelſtand, ſind die fünf viereckigen Thüren und eben ſo vielen Fenſter darüber, die ein dummer Italiener anſtatt der ſpitzgebogenen angebracht hat. Auch von der Höhe des Domes aus hält der Eindruck dieſes erhabenen Werkes der Baukunſt Stand und es iſt nicht anders als ob man darauf rings umher durch einen Wald von Thürmen und Säulen ginge. Die höchſte Höhe des Thurmes beträgt 512 Stufen, ich erſtieg ihrer nur 336, da ich wegen des in den letzten Tagen meines Mailänder Aufenthaltes unabläſſigen Regens nicht weiter gelangen konnte. Unter den Hunderten von Heiligen, deren Statuen die Dachplatte zieren, ſah ich mit Erſtaunen die Napoleons im griechiſchen Gewande, welche ſich der beſcheidene Mann ſelbſt dahin ſtellen laſſen. Die ſpäteren Behörden waren entweder zu läſſig oder zu feige ſie gebührendermaßen wieder hinabzuwerfen.

In dem Refektorium des Kloſters Maria delle Grazie ſpielt bekanntlich die Tragödie des Unterganges von Leonardo da Vinci's Meiſterwerke il Cenacolo. Man kann ſich noch immer vor der Schönheit dieſes Bildes begeiſtern, die Farbe blättert aber unaufhaltſam von der Wand und es läßt ſich für gewiß annehmen, daß in 20—25 Jahren keine Spuren mehr vorhanden ſind. Die Mönche hatten, wie man weiß, vor Zeiten dem Erlöſer die Füße abgehauen, um eine Thüre an derſelben Stelle durchzubrechen und die ſpäteren civiliſirten Behörden das Ihre dazu beigetragen, das Werk vollends zu vernichten.

Die Kirche dieſes Kloſters wird durch eine häßliche Kuppel entſtellt; der Eintritt in das noch in altem lombardiſchen Styl erbaute Schiff iſt ausnehmend ſchön und wurde mir durch den wunderbaren Anblick von fünf oder ſechs allerliebſten Engeln erhöht, die in weißen Kleidern mit grünen Flügeln an den Schultern auf mich zu kamen und derethalb man mir die alte Sitte erklärte, daß bei dem Begräbniſſe eines Kindes andere Kinder auf dieſe Art als Begleiter des kleinen Todten in der Kirche fungiren.

Der in der ambroſianiſchen Bibliothek aufbewahrte autographiſche Briefwechſel zwiſchen Cardinal Bembo und Lucretia Borgia ſcheint ſehr intereſſant zu ſeyn. Die ihm ſonſt beiliegende Locke Lucretia's wird jetzt im andern Stockwerk im Muſeum aufbewahrt und zwar, ſeitdem Lord Byron ein Haar davon entwendet hat, um ſie vor ähnlichen Beweiſen der Verehrung zu ſichern, unter Glas und Rahmen. Die Farbe des

Haares iſt wie man zu ſagen pflegt ſemmelblond, alles Gefühl oder alle Wärme des Colorits gleichſam herausgebrannt. Es iſt möglich daß dies die Jahrhunderte gethan haben, möglich aber auch, daß es von Natur oder Charakter ſo ausſah.

Bei der Gelegenheit muß ich bemerken, daß nach meiner Erfahrung die Frau auf dem altvenetianiſchen Bilde der Dresdener Gallerie, welche der Sage nach Lucretia Borgia's Portrait ſeyn ſoll, viel eher der Bianca Capello ähnlich ſieht.

Die vielen hiſtoriſchen Portraits aus der Sammlung des ſo ſorgfältig forſchenden Paul Giovio, welche die ambroſianiſche Bibliothek beſitzt, verdienten durch Steindruck oder Kupferdruck vervielfältigt zu werden. Taſſo ſieht hier ſehr alt und verdrießlich, Arioſto ſehr ſatyriſch aus. Die Reihe von Condottieri iſt merkwürdig. Der neuerdings von Manzoni in ein zu vortheilhaftes Licht geſtellte Carmagnola hat auf ſeinem hieſigen Portrait eine ſehr ſchlechte Phyſiognomie.

Raphaels berühmten Carton zur Schule von Athen, der nach Murray noch ganz neu und unbeſchädigt ſeyn ſoll, konnte ich nicht ſo wie ich es gewünſcht hätte genießen, da ich die Zeichnung vielmehr außerordentlich verblaßt oder verwiſcht fand. Lag es an meiner Kurzſichtigkeit, an ſchlechter Beleuchtung oder habe ich Recht? Die übrigen Zeichnungen Raphaels und Michel Agnolo's habe ich immer und immer wieder bewundert und ſtudirt; vor allen entzückte mich die Zeichnung des letzteren: Gott Vater als Schöpfer. Unter den Oelgemälden der Sammlung ſind die von Luini und Leonardo die vorzüglichſten. Ein (angebliches) Oelgemälde von A. Dürer, welches den Gegenſtand ſeines ſeltenſten Holzſchnittes mit dem heiligen Hubertus und dem Hirſche darſtellt, iſt vielleicht nur nach dem Holzſchnitte von anderer Hand gemalt.

In der Bildergallerie der Brera wird man zuerſt lange Zeit unwiderſtehlich von den Fresken, und insbeſondere den Engeln des lieblichen Luini gefeſſelt, die man von verſchiedenen Orten hierher geſchafft hat. Darunter iſt eine ſchöne heilige Katharina, von Engeln gen Himmel getragen, die ſehr beſtimmt an das berühmte Bild der Düſſeldorfer Schule erinnert, welches denſelben Gegenſtand darſtellt und hieran alſo eine Art von Vorbild hatte.[1] — Eine Findung Moſis trägt, unter den Oelbildern, Bonifazio's Namen; weicht aber ſo ſehr von ſeiner Manier ab und erinnert vielmehr an Paul Veroneſe's Pinſel, daß eine Verwechſelung beider vielleicht nicht unmöglich geweſen ſeyn dürfte. Der Einſiedler Saulus in der Wüſte von Salvator Roſa iſt ein Bild von hohem Werthe und in den Beiwerken einigermaßen theils dem Petrus Martyr von Tizian, theils den Berghem'ſchen wildeſten Landſchaften verwandt. Das Bildniß einer Frau von van Dyk und ein Schweißtuch mit geheimnißvollem Chriſtuskopfe von Guercino gehören zu dem Schönſten, was dieſe Künſtler je gemalt haben, und ein alter Mannskopf von Tizian iſt eines der vorzüglichſten Bilder der Sammlung.

---

[1] Aus der Schule Luini's ſieht man eine originelle Verkündigung Mariä in Oel, worauf aus jedem Winkel Engel aus den Wänden hervorfliegen, die ſich freuen und ſegnen.

Die Krone derſelben bleibt natürlich Rafaels Spoſalizio, von deſſen Hierſeyn ich keine Ahndung hatte und deſſen Anblick mich alſo mit einem wahrhaften Schreck der Freude erfüllte.

Wer vergäße nicht vor einem ſolchen Werke alles andere! Ein ſolcher Beſitz kann einer ganzen Stadt eine Art von Weihe verleihen. Man wird, wenn man daran denkt, gleich milder, liebevoller, duldſamer gegen die Nachtheile des Ortes geſtimmt. Welch ewige Jugend und Unſchuld liegt in dieſem Bilde! Welcher ſüße Ernſt, welche heilige Stille auf allen Geſichtern, in der ganzen Landſchaft! Und dabei mögen die allzu ſtrenggläubigen Chriſten nicht vergeſſen, daß Raphael Joſeph und Maria außerhalb des Tempels, in der Natur trauen läßt.

Die Gemälde im erzbiſchöflichen Pallaſte ſind zwar von keiner ſonderlichen Bedeutung; bei alledem aber doch gar zu elend gehalten. Man fühlt es den öden düſtern Räumen an, daß hier keine Spur von Antheil an der Kunſt oder Sorge für dieſelbe zu finden iſt. Eine Art von geiſtlichem Schuhputzer vertritt die Stelle eines Cuſtode und beweiſt am beſten, wie wenig Kunſtbildung oder Sinn ſeine Oberen haben. Das Beſte der Sammlung ſchien mir der ſehr ſchöne Kopf eines kleinen Knaben von Tizian, den die ſchlechte Behandlung offenbar zu Grunde richtet. – Ich zeigte dem Aufſeher wie die Farbe dieſes Bildes allenthalben abblättere, und machte ihm ein Gewiſſen daraus, damit augenblicklich zu dem verſtändigſten Mann im Gefolge des Erzbiſchofs zu gehen und ihn zu Rettungsmaßregeln dafür aufzufordern. Vielleicht hat es bereits einen Erfolg gehabt!

Der Palazzo Litta beherbergt außer einigen ſchönen Bildern von Luini und aus der Schule des Leonardo vorzüglich ein wundervoll ausgeführtes kleines Gemälde von Correggio, von unzweifelhafter Aechtheit, das nur durch ſeinen Gegenſtand, das Schinden des Marſyas durch Apollo, zurückſchreckt, den der Künſtler eben ſo ſehr wie etwa Boccaccio in ſeinem Decamerone die Peſt con amore behandelt hat.

In einem der Prunkzimmer dieſes Pallaſtes befindet ſich ein allerliebſtes Bildwerk aus der neueſten Zeit, eine in Marmor in Form eines hohen Candelabers ausgeführte Pyramide, die von ſechs oder ſieben über einander kletternden kleinen Knaben gebildet wird.

In Marcheſi's prunkhafter, geſchmackvoller, oſtentiöſer, vornehmer Werkſtätte ließ ich mich herumführen und ich bewunderte unbefangen die außerordentliche Fruchtbarkeit und das bedeutende elegante Geſchick dieſes gewiß nicht zu verachtenden Talentes. Als ich aber wieder auf dem Corso di Porta orientale war, und nachdachte, welcher Eindruck mir von den unzähligen Bildwerken hinterblieben ſey, an denen mein Auge, von keinem einzigen gefeſſelt, vorübergegangen — fand ich meinem Geiſte keine Spur davon eingedrückt. Marcheſi iſt der wahre Mann für Fürſten und vornehme Leute, die ihn mit Orden und Schätzen überhäuft haben; mit dem eigentlichen Volke hat er nichts gemein, und wie ſo ganz anders ſteht der ſchlichte, einfache, tiefe, kraftvolle Luigi Ferrari in Venedig neben ſo bewußter, geleckter und verzerrter Grazie. Es iſt eine wahre Schmach, daß man in Goethe's Vaterſtadt einem ſolchen Ausländer den Auftrag ertheilen konnte, das Standbild unſeres größten Dichters zu verfertigen. Der Ausgang hat denn eben auch dieſer That ihren Titel gegeben!

Ich ſpreche es ohne Scheu aus, daß mir der berühmte Arco della pace keinen andern als einen langweilenden Eindruck gemacht hat. In der Nähe und Ferne angeſehen, bleibt er immer nüchtern und wenn er wirklich eine getreue Nachbildung des Triumphbogens des Titus ſeyn ſollte, woran ich zweifeln muß, ſo ſind die Verhältniſſe, unter welchen dieſer hier errichtet ward, gewiß völlig umgeſtoßen. Der Arco della pace ſteht vereinzelt und unvermittelt am Ende der übergroßen Piazza d'armi, und Krolls Garten auf dem Berliner Exerzierplatze bringt eine weit günſtigere Wirkung auf den Beſchauer hervor.

Die baulichen Spuren des Alterthums werden in Mailand von Jahr zu Jahr mehr verwiſcht und die Stadt immer moderner und flacher. Die meiſt engen Straßen ſind ſchon jetzt ſo charakterlos gleichförmig, daß man ſich in keiner Stadt, die ich kenne, ſo leicht als hier verirrt und dagegen immer auf ſeiner Hut ſeyn muß. Alle öffentlichen, die Fremden betreffenden Einrichtungen, wie das Fiakerweſen und dergleichen, ſind ſpottſchlecht.

Das Volk habe ich hier keineswegs ſo wild und gegen die Deutſchen erbittert gefunden, als es mir von mehreren Seiten geſchildert worden war. Gemeine Leute und Bürger, die ich etwa auf der Straße um Nachweiſungen fragte, bezeigten ſich ohne Ausnahme freundlich, gefällig und zuvorkommend. Alles was öſterreichiſch iſt, wird von den Lombarden allerdings gründlich und allgemein gehaßt, und man begeht ſelbſt an uns Deutſchen das ſchwere Unrecht, uns in den Bereich dieſes Haſſes zu ziehen, weil man die Namen Tedeschi und Austriaci für Synonymen hält. Ich habe dagegen einigemal ernſtlich proteſtiren und beſonders bitten müſſen, den Klang unſerer edlen deutſchen Sprache nicht nach dem öſterreichiſchen Militärdialekt zu beurtheilen. Alles was Prussiano heißt, wird hier geachtet und geliebt, weil man dafür hält, dies ſey nicht öſterreichiſch oder deutſch.

Es iſt mir aus guter Quelle verſichert worden, daß nicht weniger als 4000 Bewohner Mailands unter ſtrenger polizeilicher Aufſicht ſtehen, und es denſelben verboten iſt ſich an gewiſſen Orten blicken zu laſſen oder Abends zu gewiſſen Stunden außer dem Hauſe zu ſeyn. An jeder Straßenecke ſieht man einen Polizeiſoldaten Wache ſtehen, deren hier 900 Mann im Dienſte. Allnächtlich befinden ſich 200 auf den Beinen. Man hat die ſchlagendſten Beiſpiele dafür anzuführen, mit welch unglaublicher Dreiſtigkeit die öffentliche Gewalt von dem Mailänder Pöbel verhöhnt wird, und in gewiſſen Ständen ſoll die vorherrſchende Stimmung eine ſolche ſeyn, daß eine gegen die Deutſchen gerichtete neue ſicilianiſche Vesper gelegentlich nichts Unmögliches wäre. Das gemeine Volk iſt eben ſo unbändig und räuberiſch als der hohe Adel trotzig und unverſöhnlich. Mehrere der größten, älteſten und reichſten Familien ſollen noch niemals in einer Geſellſchaft erſchienen ſeyn, wo ſich ein Oeſterreicher zeigen könnte. Die Stellung aller öffentlichen öſterreichiſchen Behörden iſt deßhalb in Mailand eine äußerſt ſchwierige und die Regierung thut wohl daran, ſo ſorgfältig als es geſchieht bei der Wahl ihrer Beamten zu verfahren. Ein hoher Staatsdiener machte mir darüber manche vertrauliche Mittheilung und ſagte endlich ganz im Zorn: Sie können mir glauben, es ſind nur dieſe infamen Prieſter, die uns im Verborgenen das Leben ſo ſchwer machen und das Volk auf alle Art und Weiſe aufhetzen! — Und ſolche

Umſtände öffnen den katholiſchen Mächten Deutſchlands nicht die Augen und irren ſie nicht auf dem Wege ihrer römiſchen Politik?

Ich habe es mir bis zuletzt aufgeſpart, von Aleſſandro Manzoni zu ſprechen, wenn dies gleich meinem Herzen das nächſte geweſen wäre und Mailand mir kein höheres Intereſſe als das an ſeiner Perſon darbot. Daß ich Manzoni's Meiſterwerk i Promessi Sposi zweimal überſetzt, hatte mich ſchon aus der Ferne in eine gewiſſe Verbindung mit ihm gebracht, welcher denn auch gegenſeitige von einem Dritten vermittelte Freundlichkeiten folgten.

Ich meldete mich vier Wochen vor meiner Ankunft in Mailand brieflich bei Manzoni an und erhielt in den zuvorkommendſten Ausdrücken die Antwort, daß er mich erwarte.

Ich eilte, kaum daß ich den Reiſeſtaub von meinen Füßen geſchüttelt hatte, in ſeine Wohnung in der engen Contrade del moron Nr. 1171 unweit San Paolo.

Manzoni hat daſelbſt ſein eigenes ſtattliches Haus oder ſeinen Pallaſt, und bewohnt die nach dem Garten zu gelegenen Zimmer, ſeine Gemahlin das obere, er das Erdgeſchoß. Er kam mir oben, durch eine Reihe von fünf Zimmern, entgegen und empfing mich auf das Freundlichſte. Wir ſprachen abwechſelnd franzöſiſch oder italieniſch.

Man hat im Publikum, ſo viel ich weiß, von

Manzoni nur das eine von Blanchard in Stahl geſtochene Portrait, welches einer der neueſten in Paris erſchienen Ausgaben der Promessi Sposi als Titelblatt dient. Daſſelbe iſt nicht ohne Aehnlichkeit, aber wenigſtens um 20 Jahre jünger gezeichnet.

Manzoni iſt von Geſtalt unterſetzt, mager und nicht ſchön gewachſen, ſein Hals kurz, ſein Haar und Backenbart grau, ſeine Züge leidend und blaß, oft von einem nervöſen Zucken überflogen, bei dem ſeine Augen momentan etwas Stieres bekommen und die Unterlippe beinahe verſchwindet; ſeine ſchmale Stirn ſoll die Kante beſitzen, welche die Phrenologen das Organ der Muſik nennen; ſein Auge iſt lichtbraun, die breiten Augenlieder geröthet, ſein ganzes Ausſehen ſeinem Alter von 62 Jahren angemeſſen.

Manzoni ſpricht fließend das Franzöſiſche wie ſeine Mutterſprache, lebhaft, mit Gefühl und oft von dem Gegenſtande hingeriſſen; nur hat er nicht ſelten ein gewiſſes, wohl nervöſes Hinderniß im Sprechen zu bekämpfen, das ihn faſt halbe Minuten lang abhält, über eine Sylbe hinauszukommen. Der Ausdruck ſeines Weſens iſt höchſt fein, zart und wohlwollend, voll der mildeſten Innigkeit.

Manzoni lebt einſam und zurückgezogen, nur für ſeine Familie und wenige Freunde, iſt ſehr kränklich und mag in ſeinem Leben viel Kummer erduldet haben. Den Winter über hält er ſich in Mailand auf, im

Sommer auf ſeinem Landgute, ich glaube Bruſiglie, in der Nähe von Monza.

Seine verſtorbene erſte Gemahlin hatte ihm acht Kinder hinterlaſſen, von denen, ſo viel ich weiß, ebenfalls einige geſtorben ſind. Seinen älteſten Sohn lernte ich bei ihm kennen. Er mag einige dreißig Jahre alt ſeyn und beſchäftigt ſich viel mit celtiſchen Sprachſtudien. Seine zweite Gemahlin, Wittwe des Grafen Stampa, geborene Baroni, iſt eine ſehr liebenswürdige Erſcheinung, ſtill und naiv. Sie war ſoeben von einer lebensgefährlichen Krankheit geneſen. In Manzoni's Familie ſcheint ein herzliches liebevolles Verhältniß vorzuwalten, und er lebt auch in ſehr günſtigen Vermögensumſtänden. Auf einigen Nachdrücken ſeiner Werke wird er Graf genannt, ich weiß nicht, ob ihm dieſer Titel zukommt. Aus einer edlen Mailänder Familie iſt er jedenfalls.

Der bekannte Mailänder Maler Havez, von dem ich ſeither nur ſchlechte hiſtoriſche Bilder geſehen hatte, hat Manzoni's lebensgroßes Knieſtück in Oel gemalt. Manzoni ſagte mir davon mit dem Zuſatze, es ſey eines der beſten Bildniſſe der ganzen neueren Zeit. Er zeigte es mir und ich fand, er habe nicht zu viel geſagt. Ich hatte nie ein vollendeteres Portrait geſehen, ſo unbeſchreiblich geiſtig, wahr und mild war der Charakter aufgefaßt.

Unſere erſten Geſpräche betrafen Politik und neuere italieniſche Literatur. Wir ſtimmten darin durchaus überein.

Da ich nun eben erſt in Venedig deſſen reiche Geſchichte ſtudirt hatte, fanden ſich wiederholte Gelegenheiten, dahin abzuſchweifen. „Ja,“ ſagte Manzoni, „hätte Venedig in jener großen Zeit einen Fluß gehabt, auf dem es mit ſeinen Seeſchiffen in das Land hineinfahren können, ſo unterwarf es ſich und rettete Italien!“

Das Geſpräch wendete ſich auf Sprachſtudien, beſonders auf die verſchiedenen Dialekte des Italieniſchen, mit denen er ſich ſchon ſeit vielen Jahren gern oder meiſt beſchäftigt hat, und ich erlaubte mir die Meinung auszuſprechen, daß Italien, wenn es denn einmal nothwendigerweiſe eine geiſtige und politiſche Einheit erſtreben müſſe, dafür zunächſt nichts zweckmäßigeres thun könne, als daß es ſeine Sprache einige, oder aus den reichen Schätzen ſeiner Dialekte das noch allzu beſchränkte Gebiet der toskaniſchen Proſa erweitere und auf dieſe Weiſe die verſchiedenen Volksſtämme mit ihr verſöhne.

Manzoni konnte um ſo weniger etwas wider die gegenwärtige Armuth des Toskaniſchen einwenden, als er ſelbſt bereits ſo viel für deſſen Bereicherung hatte thun müſſen. Von ſo republikaniſchen Maßregeln als eine Berückſichtigung aller Dialekte wollte er aber nichts hören, und ſo wie ſeine Erziehung überhaupt eine franzöſiſche geweſen ſeyn mag, auf franzöſiſche akademiſch-monarchiſche Art die reine Herrſchaft des Toskaniſchen ohne weſentliche Zugeſtändniſſe an die Dialekte behaupten, die immer mehr und mehr unterdrückt werden müßten. Die Abſtammung des lombardiſchen Volkes wie ihres Dialektes hält er für galliſch, wenn ihn gleich mein Einwand der häufigen Uebereinſtimmung des milaneſiſchen mit dem venetianiſchen in ihren Abweichungen vom toskaniſchen einigermaßen ſtutzig machte.

Ueber die deutſche Sprache gab er einen außerordentlichen Irrthum zu erkennen, indem er der Anſicht war, unſere Volksdialekte oder beſſer Accente, wie der ſchwäbiſche, ſächſiſche, ſchleſiſche u. ſ. w. wichen ſo weit von einander ab, daß man ſich darin, wie in den italieniſchen, nicht verſtändige und ich mußte ihm wiederholt ausſprechen, daß dem nicht ſo ſey, ehe er mir Glauben ſchenkte.

Manzoni's eigene Kenntniß des Deutſchen iſt gering und er ſagte mir, daß er von Goethe nur Götz, Fauſt, Iphigenie, Taſſo, Kunſt und Alterthum und einige kleinere Sachen aus der ſpäteren Zeit geleſen habe. Aus Schillers Maria Stuart las er mir ganz leidlich vor und überſetzte es richtig. Deutſche Proſa verſteht er ſchwerer als deutſche Verſe. Ich habe wenig Deutſch gelernt, ſagte er, und viel vergeſſen.

Ueber Kunſt fand ich Manzoni gerade ſo einſylbig als ich ihn von allen Seiten hatte ſchildern hören. Bei unſerem zweiten Zuſammenſeyn war aber eine ſeiner erſten Fragen die nach den religiöſen Bewegungen Deutſchlands.

Ich erwiederte ihm lächelnd: „Ich will ſehr gern mit Ihnen über religiöſe Dinge ſprechen. Sie müſſen nur bedenken, daß ich durch und durch Proteſtant und Deutſcher bin und alſo weder meinen confeſſionellen noch politiſchen Standpunkt verläugnen kann.“ „Es verſteht ſich von ſelbſt,“ meinte er: „daß jeder unumwunden ſeine Meinung ausſpricht.“

Das Geſpräch ward alſo eifrig und belebt genug, da ich ſeiner ſtreng katholiſchen Anſicht meine ſchroff proteſtantiſche entgegen hielt. Er erklärte Luthers Erſcheinung in der Welt für eines der beklagenswertheſten Mißgeſchicke, da nur von Einem Hirten und von Einer Heerde Heil zu hoffen ſey. Ich ſprach mit Begeiſterung für Luther als für einen der größten Männer und Charaktere aller Zeiten und Völker, bei deſſen bloßer Nennung jedes deutſche Patriotenherz in freudigſte Wallung kommen müſſe. Und auf dieſe Weiſe drehte ſich unſer Geſpräch eine Weile im Kreiſe unnützer Wortgefechte herum, bis ich ihm ſagte, ich könne und wolle ihm nichts mehr entgegnen, da ich ſehe, es ſchmerze ihn und ich meine Ueberzeugung nicht zu verläugnen im Stande ſey. Habe ich ja ſchon in der Vorrede zur zweiten Auflage meiner Ueberſetzung der **Promessi Sposi** ausgeſprochen, wie der katholiſche Glaube ſchwerlich je ſchon ſo edel und groß in der Poeſie vertreten worden ſey als durch ihn, und alſo genugſam bewieſen, daß ich ſeine Anſichten auch von dem ſchärfſten Gegenſatze derſelben aus zu ſchätzen wiſſe.

Er drückte mir die Hand und wir ſchwiegen über dieſen Gegenſtand, der mir nichtsdeſtoweniger ſo viel durch die erſichtlich geſteigerte Wärme, mit der er mich ſeitdem behandelte, bewies, daß er bei allem Glaubenseifer vorzugsweiſe eine ächte Dichternatur ſey, der jede Art von Duldung eine Gewiſſenspflicht, und daß alle über ihn und ſeine religiöſen Meinungen in das Publikum gedrungenen Mittheilungen Mißverſtändniſſe zu nennen ſeyen.

Ueber die Verlobten ertheilte er mir mancherlei Aufſchlüſſe. Die Gegend bei Lecco, welche er darin ſo reizend geſchildert hat, war ſeinem Gedächtniß aus ſeiner Jugendzeit eingeprägt, weil ſeine Eltern dort herum eine Villa beſaßen. Als er die Verlobten ſchrieb, war er bereits ſo leidend, daß es ihm unmöglich geworden ſeyn würde, zum Behufe von Landſchaftsſtudien in der freien Natur umherzuſchweifen, und ſo griff er in den Schatz ſeiner früheſten Erinnerungen, die ſeinen Skizzen vielleicht eine weit höhere Friſche und Innigkeit einhauchten, als alle neueren Beobachtungen hätten thun können.

Ich hatte unter anderem gehört, daß man bei Lecco nicht nur die Ruinen des Caſtells des Don Rodrigo, ſondern auf einer Anhöhe unweit Olginate am linken Ufer der Adda und über der Einſiedelei des heiligen Girolamo die der Burg des Ungenannten zeige und fragte Manzoni: ob es mit der Oertlichkeit des letzteren ſeine Richtigkeit habe? Er verſetzte, dem ſey nicht ſo. Der Ungenannte ſey natürlich für ihn kein Unbekannter, da man wiſſe, daß er ein Visconti geweſen. Er habe ſich aber um ſo mehr der kleinen poetiſchen Freiheit bedient, ihn in ein myſtiſches Dunkel zu hüllen, als des Visconti Schloß in einer andern Gegend, ich glaube am Gardaſee, gelegen ſey, den er in der Scenerie der **Promessi Sposi** nicht habe brauchen können.

Als ich zum letztenmale bei Manzoni war und von ihm Abſchied nahm, ſagte ich: „Wir ſind in einer falſchen Stellung zu einander. Ich liebe und verehre Sie von ganzer Seele, da ich Sie ſo gut wie irgend ein Menſch kenne und Ihren Roman faſt Wort für Wort auswendig weiß, und Sie wiſſen von mir beinahe ſo viel wie nichts, um ſich für mich zu intereſſiren.“ —

„O, nein,“ ſagte Manzoni mit einem herzlichen Händedruck; „ich weiß aus unſern Unterredungen genug von Ihnen, um Sie ebenfalls zu ſchätzen und zu lieben.“ Er ſchenkte mir die Prachtausgabe ſeiner **Promessi Sposi** und ſchrieb die freundlichen Worte hinein: **Al Signor Barone Odoardo di Bülow** questi poveri Sposi già suoi e tanto onorevolmente per loro, offre, con alta stima e con cordiale riconoscenza l'autore.

Damit beſchloß ſich eine der liebſten Erinnerungen meines Lebens. Möge es mir vergönnt ſeyn, dem edlen großen Manne noch einmal wieder zu nahen. Seine letzten Worte an mich waren Grüße für Ludwig Tieck, Alexander von Humboldt und Friedrich von Raumer.

Meine Reiſeſkizzen müſſen hier einen Sprung über eine ganze Regenwoche machen, in welcher das Waſſer ſich in Strömen vom Himmel ergoß. Meine Geduld im Ausharren konnte daſſelbe nicht beſiegen, denn meine Zeit drängte und ich mußte alſo auf meinen urſprünglichen Plan verzichten, mehrere Tage am See von Lecco zuzubringen, um die reiche Brianza und das Pian d'Erba, ſowie vorzüglich Lecco, Peſcarenico und die Scenerie der Promessi Sposi gründlich kennen zu lernen.

Ich beſchloß auf dem kürzeſten Wege, mit dem Dampfſchiffe den Comer See hinauf zu fahren und die Fahrt über den Splügen zu wagen, welche erſt ſeit wenigen Tagen in dieſem Jahre eröffnet war.

Ich hatte nicht daran gedacht, mir einen leicht zu erlangenden Erlaubnißſchein zu Beſichtigung der eiſernen Krone im Dome von Monza aus Mailand mitzubringen; einer meiner Reiſegeſellſchafter hatte es aber gethan und war ſo freundlich ihn auf mich mit übertragen zu laſſen.

Man zeigte uns erſt allerlei curioſe Erinnerungen an die Königin Theodolinde, und ließ uns einen

Augenblick warten, bis die Domherren, die eben ihr Kapitel halten wollten, im großen Ornate in die unterirdiſche Kirche abgezogen waren.

Alsdann kam ein Prieſter im Ornate mit zwei gleichfalls aufgeſchmückten Meßnern, betete, räucherte und machte allerhand Umſtände. Einer der Meßner ſchleppte eine Leiter herzu und ſtieg an einem Nebenaltare empor. Er ſchloß ihn auf und ließ ein ſchweres Crucifix herab. Es wurde vor uns aufgeſtellt, abermals geräuchert und gebetet, eine Hülle abgezogen, und ſo ſahen wir im Mittelpunkte des Crucifixes einen freien in Kryſtall gefaßten Zwiſchenraum. Darin hing der einfache geſchmackvolle goldene Reif einer Krone, der mit einem ſchmalen eiſernen gefüttert und mit Edelſteinen verziert war. Der eiſerne war aus einem Nagel vom Kreuze Chriſti gemacht, den Theodolinde aus Konſtantinopel erhalten hatte. Inmitten der Krone hängt ein Fläſchchen mit einem Stücke Schwamm von der Kreuzigung. In dem einen Kreuzflügel, gleichfalls unter Glas, ein Stück Holz vom Kreuze, im andern ein Dorn aus der Dornenkrone, über der Krone ein Steinchen von der Säule, an der Chriſtus gegeißelt ward. Daß man ſich nicht ſchämt, mit dem Heiligen ſolchen Kinderſpott zu treiben!

Zu meinen Reiſegeſellſchaftern nach Como gehörte ein feiſter Prieſter, der, nachdem er es lange vergebens verſucht hatte, eine Unterredung mit mir anzuknüpfen, meine Abneigung dennoch zu beſiegen wußte und ſo unumwunden und erbittert auf die öſterreichiſche Regierung ſchimpfte und ſchmähte, als ob eine offene Umwälzung der Dinge vor der Thüre ſtände. Ich hätte beinahe den Verdacht gehabt, er ſey ein Spion, wenn ich nicht alsbald an meinen Mailänder Bekannten gedacht und hier die Nutzanwendung auf ſein Urtheil über die Prieſter empfangen hätte.

Ich führte ihn mit meiner Erfahrung wegen Napoleons Statue unter den Heiligen auf das Eis. Er erwiederte aber unbefangen, darin liege gar nichts Verwunderliches. Ein Heiliger ſey bei ihnen nichts als ein Ehrenmann, der viel für die Armen gethan habe und dieſe beiden Bedingungen träfen bei Napoleon ein. Ich wollte ihn immer fragen, was ſein Erzbiſchof wohl zu einer ſo aufgeklärten Erklärung des Begriffes von einem Heiligen ſagen würde?

Wir kamen gegen Nacht unter warmen Regengüſſen in Como an und die Lichter der vielen Landhäuſer um uns, die Legionen Glühwürmer über und unter uns, die friſche duftende Vegetation und uralten Laubbäume, in geheimnißvolle Nachtſchatten gehüllt, gaben der feuchten Scene etwas wahrhaft Feenhaftes.

Noch auf dem Dampfſchiffe am andern Morgen änderte ich, des Unwetters wegen, das auf den Alpen natürlich eben ſo viel Schnee als an ihrem Fuße Regen warf, aufs neue meinen Reiſeplan und erkannte für das Beſte, nicht unmittelbar über den Splügen zu geben. Der Punkt, an welchem die drei Arme des Sees zuſammentreffen, war mir als der ſchönſte genannt werden und hier wollte ich beſſeres Wetter abwarten. Ich war nach der Cadenabbia an das Gaſthaus Brentano empfohlen und ließ mich davor ausſetzen.

In dem Momente der Landung des kleinen mit Menſchen und Gepäck überladenen Bootes culminirte die Wuth der Elemente. Unter Blitz und Donner, Sturm und Regen, gegen die wir keinen Schutz und Schirm hatten, drohte der kleine Nachen umzuſchlagen. Nach Tiſche hellte es ſich ein wenig für ein paar Stunden auf und benutzte ich meine Zeit dazu, die hundert Schritt von dem Gaſthaus entfernte Villa Sommariva, jetzt der Prinzeſſin Albrecht von Preußen gehörig, in Augenſchein zu nehmen, die einen ſehr ſchön terraſſirten Garten und unter ihren Kunſtſachen zwei ſehr ſchöne Bilder hat. Das eine derſelben iſt, wie ich glaube, von Luini, das andere ein intereſſantes Portrait Kaiſer Karls V. von Tizian, der ihm wahrlich nicht geſchmeichelt, die ängſtlichen, peinlichen Züge, die er ihm geliehen, aber eben ſo wenig aus der Luſt gegriffen hat, da des großen Regenten undeutſche, mißtrauiſche Politik ſie wohl bewährte. Im Erdgeſchoſſe der Villa befindet ſich Thorwaldſens Alexanderzug, der einen großen Ruf beſitzt; aber vielleicht, wenn es noch nicht zu früh es auszuſprechen iſt, wohl einigermaßen überſchätzt werden möchte, und eine warme, liebliche Gruppe von Canova, Amor und Pſyche, in welcher Amor, die Hand auf ihren Brüſten, ſich über die liegende Pſyche beugt, die ſeinen Kopf verlangend auf ihre Lippen drückt.

Am nächſten Morgen erwachte ich mit Freude und Erſtaunen bei dem ſonnigſten, wärmſten Wetter, und erkannte, daß mich gute Geiſter hierher geleitet hatten. Ich benutzte die erſten Frühſtunden zu kleinen Spaziergängen rechts und links am See hin nach Tremezzo und Menagio. Die Ufer ſind faſt ununterbrochen mit Ortſchaften und architektoniſch ſehr unſchönen, modernen Villen bebaut und werden von den Alpen ſo eng begrenzt, daß nur an einigen Stellen ſchmale Hügelrücken mit Wein und Gärten davor Raum haben. Ich wollte von allen Villen in der Nähe nur die anerkannt ſchönſte des Duca Serbelloni auf der Landzunge beſuchen, welche den See von Lecco von dem von Como trennt, nahm ein Boot und durchſchnitt in etwa einer Stunde Zeit den See. Bei Bellagio landend, ſtieg ich durch den Garten zu dem Hauſe empor, das vor Zeiten ein Caſtell geweſen ſeyn mag.

Die Ausſicht von dem terraſſenförmigen Felſengarten iſt über alle Beſchreibung ſchön und wunderbar. Man erblickt nach jeder der drei Seiten hin einen See, von Alpenalleen eingefaßt, deren Spitzen noch mit Schnee bedeckt waren: den See von Como, mit unzähligen Villen, Ortſchaften und grünenden Vorhügeln; den von Lecco, faſt ohne irgend ein Dorf oder Haus, tief einſam, zwiſchen den herrlichſten Alpen, aus denen der ſägenförmige Reſegone, den die Leſer der Promessi Sposi kennen, ſcharf hervortritt; den See von Colico endlich, beiden gegenüber, der die Mitte zwiſchen beiden Charakteren hält.

Die Vegetation rings um die Villa ſcheint eine um viele Grade ſüdlichere zu ſeyn: Cypreſſen, Lorbeer, Granat-, Maulbeerbäume, Oliven-, Pinien-, Obſtbäume, Laub- und Nadelhölzer aller Art, wachſen hier von Wein umzogen und von Roſengebüſchen umblüht. Daneben erblickt man eben ſo frei, im Boden wurzelnd Palmen, Caktus, Aloë, mit Früchten überladene Orangen und Citronen, die im Winter mit Glashäuſern überbaut werden. Felſenſtücke gruppiren ſich mitten hinein und die abenteuerlichſten Grotten eröffnen ſich bei jedem Schritte. Eine dieſer Grotten hat drei Ausgänge und läßt im Mittelpunkte durch jeden derſelben einen See gewahren. Man iſt wie bezaubert und meint, von dem Geisblatt und Orangendufte betäubt, in Afrika zu ſeyn.

Im tiefen Grunde wogt, glänzt, zittert und brandet ſich mit ſeinem blauen Widerſcheine der dunkelgrüne See. Wolken ziehen darüber an halber Alpenhöhe hin, hoch über ſie empor ragen die Schneegipfel, gen Norden der hohe Legnone und das Splügengebirge über alles.

Ich fuhr von Bellagio nach dem alten Neſte Verenna, wegen der Felſengallerie, durch welche die immer dicht an dieſem Ufer hinlaufende Straße von Como über Lecco nach Colico führt und freute mich unterwegs an dem kleinen Orte Fiume-latte, der ſeinen Namen mit Naturſchrift über ſich eingegraben hat. Von halber Alpenhöhe herab, wo er plötzlich aus dem Felſen bricht, ſtürzt ſich faſt ſenkrecht auf den Ort ein Alpenbach hernieder, den der Fall zu weißem Waſſerſtaub oder Schaum zerdrückt und für den Namen Fiume-latte, Milchbach vorbereitet. Das Waſſer verſiegt alljährlich im September und kehrt erſt im darauf folgenden März zurück.

Im Ganzen finde ich den Comerſee unvergleichlich groß und entzückend als Naturſchauſpiel; er iſt nur nicht zum Bewohnen eingerichtet, da es ihm an mannigfacheren Spaziergängen fehlt und ſeine erhabenen Alpen allzuwenig um- und zugänglich ſind. Man weiß nicht recht, was man mit ihnen anfangen ſoll und wünſcht ſich der Witterung, ja ſelbſt des Anſehens halb, ihre etwas entferntere Bekanntſchaft.

Es ergeht unſerer Alltäglichkeit, wie ich meine, moraliſch und phyſiſch in der Regel mit dem Allergrößeſten ſo!

Bei noch nicht ſicherem, aber leidlichem Wetter fuhr ich endlich mit dem Dampfſchiffe bis Colico, das in einem herrlichen Alpenkeſſel liegt und ohne Zweifel bald der beſuchteſte Punkt des Comerſees werden würde, wenn die Malaria hier nicht ſo ſtark herrſchte, daß in den ſchlimmſten Monaten ſelbſt die Bewohner des Ortes die Nächte in der Nachbarſchaft zubringen.

Von Colico gelangt man in wenigen Stunden nach dem wunderlichen Alpenneſte Chiavenna, oder Cleven, das ſo furchtbar dicht von den Urbergen umzingelt iſt, daß man darin nicht frei aufathmen kann. Ich glaube man könnte über dieſe Beängſtigung, wenn man immer hier wohnen müßte, raſend werden. Ich war in dem ſehr unbehaglichen und unbilligen Gaſthauſe abgeſtiegen, das zugleich die Poſt iſt und einem Deutſchen Namens Conradi gehört. Inmitten des Ortes hat man eine der überraſchend reizendſten Ausſichten von der Brücke der Lira auf und nieder über die Alpen und den ſchäumenden Bach.

Der Weg nach dem Splügen, den ich nächſten Tages antrat, geht, faſt von dem Gaſthauſe aus, ununterbrochen etwa zehn Stunden in die Höhe.

Zuerſt ſind die wilden Schluchten und Thäler mit uralten Maronenbäumen beſetzt, zwiſchen denen rieſige Felsblöcke liegen. Die Lira ſchäumt daran nieder und die Rückblicke nach Chiavenna werden immer maleriſcher und erhabener.

Es hatte nicht lange gedauert, ſo war unſer Wagen von Bettelkindern begleitet, deren Zahl reißend ſchnell anwuchs. Zuerſt ſuchte ich ſie zu befriedigen; da ich aber einſah, daß es nicht bei allen möglich war, warf ich anſtatt Geld die ſüßduftenden Alpenblumen, welche die kleinen Mädchen zu dem einen Schlage hereinwarfen, durch den andern ihnen wieder zu. Sie ließen ſich nur einen Augenblick davon ſtutzig machen. Alsdann begriffen ſie den Scherz, auf den ſie eingingen und nun hub unter Jauchzen und Jagen eine wahre Blumenſchlacht an, der es ſich gewiß ganz anmuthig zugeſehen hätte. Sobald die muthwillige Geſellſchaft in die Nähe der Kapelle gekommen war, zu welcher ſie an dieſem Himmelfahrtstage wanderte, verließen ſie uns allmählig wieder.

Unterdeſſen wurden die Maronenbäume mit ihren dicken, eichenhaften Aeſten immer kleiner, Tannen begannen höher hinauf und man rückte dem Schnee näher.

Dieſe Region war die recht eigentliche der Alpenblumen und ich pflückte einen Strauß ſo wunderzarter und lieblicher wie ich noch in keinem Garten oder einer Weltgegend habe blühen ſehen. Ein herrlicher Waſſerfall ſtürzte von einer der höchſten Alpenwände ſenkrecht als Staub in die Tiefe, Fall folgte raſch auf Fall und das unterbrochene Donnern des Baches klang wie Waldesrauſchen.

Am Ende wuchs und gedieh gar nichts weiter um uns und gab es nur noch Schnee und Alpen weit und breit. Auch die Felſen verſchwanden und der bloße Schnee bildete Berge, Schluchten, ſenkrecht ausgebauene Wände, die wie Thürme aufragten.

Die Axen unſeres Wagens ſtießen zu beiden Seiten an, die aufgethauten Löcher des Weges wurden ſo tief, daß der Wagen hätte jeden Augenblick, wenn die nahen Wände es zugelaſſen, umſtürzen müſſen. Ich erwartete beſtimmt über lang oder kurz unſere Axe brechen zu ſehen. Kam dann Schneeſturm dazu, ſo waren wir deſto wahrſcheinlicher verloren, als unſer Kutſcher aus Geiz oder Nachläſſigkeit keine Vorſpannpferde bekommen konnte und den ſchwer bepackten Wagen mit denſelben zwei erſchöpften Pferden über den ganzen Splügen ſchaffte.

Es wurde immer ſchauriger und ich merkte, daß ein Uebergang über die Alpen zu jeder andern Zeit als den paar Sommermonaten kein Kinderſpaß zu nennen iſt. Schneeberg drohte über Schneeberg, Abgrund gähnte ungeſchirmt an Abgrund, der Schnee leuchtete vor Alter grün wie Gletſcher, und Wolken, Sonnenſchein, Schnee, Alpen miſchte ſich alles in Eins durcheinander. Am troſtloſeſten war es bei der Mauth, kurz vor der Höhe, weil ſich dort auch gemeine Langweiligkeit und Menſchen zu den Schrecken der Natur geſellten.

Nach langer banger Spannung ging es endlich bergab in die Schweiz hinein und kamen wir allmählig durch bewohnbare Regionen nach dem noch ziemlich hoch gelegenen Dorfe Splügen, wo wir übernachteten.

Der Weg von Splügen bis Thuſis folgt unaufhörlich dem grünen Hinterrheine, in dem ſich gleichfalls Fall an Fall drängte, und das ganze Waſſer vielmehr zu Schaum ſchlägt. Regenbogen wurden über den Roſler Fall gewebt.

In der Via mala, durch das Trou perdu wollte die Alpenwelt den menſchlichen Geiſt mit Staatsſtreichen der Natur bewältigen. Die ungeheuren Spalten, durch die man den Rhein, in bodenloſer Tiefe unter ſich, nur noch wie ein ſilbernes oder kryſtallenes Band glänzen ſah, hatten etwas Höllenhaftes.

Wie man tiefer kam, gab es wieder Laub- und Tannenwälder und Nußgärten, die dieſſeits die Stelle der jenſeitigen Maronen vertreten.

Das freundlich inmitten grüner Wieſen gelegene Thuſis war in einem Jahre zweimal durch die Elemente des Waſſers und Feuers zerſtört worden und dürfte vor dem erſteren niemals Ruhe finden, da der böſe Nolla es faſt alle Jahre überſchwemmt.

Dieſer wildeſte aller Wildbäche ſtürzt ſich hier in den Rhein und färbt denſelben bis zu ſeinem Einfluſſe in den Bodenſee kohlſchwarz.

Bei dem ſchönen Reichenau, wo Louis Philipp eine Zeitlang als Lehrer verborgen lebte, verbinden ſich der Hinter- und Vorderrhein.

Das weite Rheinthal, in dem man bis Chur fährt, bleibt immer ſchön, und behaglich romantiſch, die Alpen drücken nicht mehr allzunahe und die unabſehbaren mit vereinzeltem Gebüſch bewachſenen Wieſen mit ihren duftig blauen Bergfernen erfriſchen das Auge wie ein ſtilles Mährchen den Geiſt. Unter dem hohen Galantaberg ſah ich das mit dem Felsſturze bedrohte Felsberg liegen, eine Schickſalstragödie der Natur, worin eine Alpe als Ahnfrau nicht von der Bühne weicht.

Auf einem Wieſenplane bei einer wie eine Einſiedelei gelegenen Kaſerne exercirte eine Handvoll Bündtner Militär, Mönche des neunzehnten Jahrhunderts.

Ich wäre gern von Ragaz aus nach Pfäffers und über den Wallenſtädter und Züricher See nach Zürich und Schaffhauſen gegangen; allein meine Kraft zu ſehen, zu beobachten, zu genießen war erſchöpft.

Auf dem anmuthigen Wege durch den Kanton St. Gallen hat man immerdar die majeſtätiſchen Vorarlberger Alpen zur Seite.

Vor Rorſchach ſah ich in dem Dorfe St. Margarethen das lieblichſte Schweizer Idyll. Zwiſchen Obſt- und Nußbaumwäldern und üppigen Wieſen, die idealſten Schweizerhäuschen vereinzelt, vor deren Thüren hübſche Mädchen in Rahmen ſtickten.

Ich fand den mit Dampfſchiffen vielbelebten Bodenſee über meine Erwartung groß und impoſant und er darf gewiß für den König aller deutſchen Landſeen gelten.

Es iſt nur unbegreiflich, daß die Menſchen trotz des Verkehrs und der vorherrſchenden Liberalität, in allen die Fremden betreffenden Einrichtungen um ein Vierteljahrhundert zurück geblieben ſind. Keine Schweizer Penſionen, keine behaglich eingerichtete Wohnungen! Der Fremdenzug geht freilich noch nicht ſo ſtark wie anderwärts hierher, deſto mehr ſollte man aber dafür thun, ihn heranzuziehen.

Welches Elend für Deutſchland die vielen kleinen Länder ſind, ſpringt am Bodenſee recht in die Augen. Wäre Deutſchland Ein Reich wie Frankreich oder England, ſo würde ſchon längſt ein ſo wichtiger Punkt ſeiner Grenze zu einem Mittelpunkte des Verkehrs in jedem Sinne geworden ſeyn. So vernichtet die Verſchiedenheit der Herren das Wohl des ganzen Landgebietes und Baden, Württemberg, Bayern, Oeſterreich, jedes will hier ſeinen erbeigenthümlichen Mittelpunkt ſtiften. Am erſchreckendſten zeigt ſich dieſe politiſche Engherzigkeit in den beſchloſſenen Eiſenbahnen. Bayern baut nach Lindau, Baden nach Conſtanz, Württemberg nach Friedrichshafen!

Wann werden die deutſchen Regierungen erſt einmal vollkommen begreifen, daß nur die platteſte Befangenheit behaupten kann, es gebe im höchſten Sinne ein Sonderintereſſe für das eine oder andere Land. Es gibt in allen Dingen nur ein einziges Heil für das ganze Vaterland!

Das alte Conſtanz iſt hübſch, behaglich, frei; wiewohl gar zu klein und geiſtig arm. Auch bietet die zu wenig concentrirte Schönheit der Natur nicht genug Entſchädigungen für dieſen Mangel.

Den ehrwürdigen Biſchof Weſſenberg war ich ſo glücklich kennen zu lernen und fand ihn noch immer thätig, die Aufklärung des Volkes durch kleine Schriften zu fördern.

Er iſt klein von Geſtalt, hager, etwas gebückt und wohl ſchon hoch in den ſiebziger Jahren. In ſeinem Weſen iſt er klar, ſcharf, freiſinnig, vielleicht auch etwas lauernd und befangen. Was ihm fehlt mag wohl das Durchdringende ſeyn.

Wir ſcherzten über die allerneueſte Forderung, die ganze deutſche Poeſie ſolle politiſch werden und er meinte ſehr witzig: die Politik thäte beſſer, ſie würde poetiſcher.

Von der Conſtanzer Umgegend konnte ich nichts als das alte Schloß Gottlieben am Rhein ſehen, welches ein Biſchof Eberhard von Conſtanz im Mittelalter erbaut und Prinz Louis Napoleon wieder hergeſtellt hat. Die Räume und Bauart des ganzen Hauſes ſind im reinſten deutſchen Geſchmacke würdevoll und behaglich und es iſt unbegreiflich, wie man dieſes edle Denkmal der Vergangenheit mit der Kalkfarbe moderner Eleganz in der inneren Einrichtung übertünchen konnte. Das wahrhaft Vornehme, wodurch man dem Volke imponirt, iſt allein das Edle, Einfache, Menſchliche und keineswegs das Elegante, Prunkvolle, Koſtſpielige!

In Gottlieben kommt noch zu dem Uebelſtande ſolcher Eleganz das Unheimliche der gemeinen, ſeelenloſen Napoleonidengeſichter, die allenthalben an den Wänden hangen.

In Conſtanz erſchrak ich, wenn gleich genugſam darauf vorbereitet, über die Infamie, womit man Huß behandelt hatte. Da das Gebäude, in welchem ſich ſein Kerker befunden, in Privathände übergegangen und zu einer Fabrik umgewandelt worden war, hatte man von Amtswegen den Kerker im Nebenſaale des Concils auf dem alten Kaufhauſe nachgebildet und ſogar die alte Thüre darin eingefugt. Der Kerker war nicht größer als ein Hundeſtall, ohne Licht und Luft.

Der Dom macht einen guten Eindruck, eine offene Halle daneben hat in der Steinarbeit der Bogen die größten architektoniſchen Schönheiten.

In dem Kaufhauſe hängen die Bilder des Papſtes und Kaiſers, des Huß und Hieronymus von Prag friedlich neben einander. Rings umher ſtanden ein paar hundert Gypsbüſten von Ronge in den Fenſterbrüſtungen!

Ich ſprach von dieſem komiſchen Spiele des Zufalls an der Wirthstafel, die meiſt mit einheimiſchen Stammgäſten, würdigen und angeſehenen Beamten beſetzt war, und ſiehe da begab ſich etwas beinahe noch Komiſcheres. Ein durchreiſender katholiſcher Altpreuße vertrat in dem katholiſchen Lande den römiſchen Fanatismus, derweil ihm ſämmtliche Einheimiſche einſtimmig und eifrigſt widerſprachen. Er ſchimpfte, durch den unerwarteten Widerſtand gereizt, auf den Deutſchkatholicismus, und die ganze Tiſchgeſellſchaft ſprach ihm die Entrüſtung der ächten Duldſamkeit dagegen aus und verrieth entſchiedene Neigung zu dem Princip der Sache.

Ich nehme an Wirthstafeln nicht gern Partei und ſtellte zuletzt eine Art von Waffenſtillſtand mit der Bemerkung her, daß man wohl gerade eine ſolche Sache am ſicherſten ſich ſelbſt durch ihren Erfolg richten laſſe. Komme die gegenwärtige religiöſe Bewegung von Gott, ſo werde ſie gedeihen, als bloßes Menſchenwerk dagegen bald vorübergehen.

Ich ſchließe hiermit meine Reiſeſkizzen, da ich von Conſtanz über Tübingen, Stuttgart, Nürnberg, ohne weitere Erlebniſſe oder Beobachtungen nach Hauſe eilte.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Nachwort.

Der geneigte Leſer empfing in dieſem dritten Band meiner Novellen, mit deren letzten Vier, zugleich meine italieniſchen Reiſeſkizzen, und wolle den alſo gegen den Titel des Buches begangenen Verſtoß entſchuldigen.

Meine Beweggründe dazu waren erſtens der Umſtand, daß gerade dieſe vier letzten Novellen einen vorzugsweiſe düſteren Charakter an ſich tragen, den es mir darauf ankam, durch das beigemiſchte heitere Element zu färben, und zweitens, außer der Verwandtſchaft der Schilderungen, – das Bedenken, es möge vielleicht mehr als einem Leſer, dem dieſe ſechzehn Novellen ſo glücklich waren, Antheil an dem Verfaſſer abzugewinnen, nicht unwillkommen ſeyn, aus der Maſſe vereinzelter Confeſſionen, auch ſeine eigentliche Perſönlichkeit hervortreten zu ſehen.

Es ſchließt ſich mit dieſer Sammlung von Novellen eine Periode meiner poetiſchen Produktivität ab, und wenn ich auch nichts weniger als ein Anderer geworden bin, dürfte dieſelbe doch künftig von einer andern Entwicklungsſtufe ausgeben.

Meine Novellen haben mir viele Freunde und von ſo vielen Seiten Dank und Lob erworben, daß ich, die buchhändleriſchen Erfolge in der Ungunſt des Augenblickes mitgerechnet, allerdings annehmen darf, mit ihnen auf die Gegenwart gewirkt zu haben.

Nichtsdeſtoweniger hat mich die deutſche Journaliſtik oder Kritik bisher beinahe völlig ignorirt und mir alſo nach ihrem beſten Wiſſen das Schlimmſte angethan, vermöge deſſen das leſe- oder kaufluſtige Publikum oft nicht einmal das Daſeyn eines ſo ſtillſchweigend verurtheilten Buches erfährt.

Hat man doch neuerlich ſogar in berühmten Zeitungsanſtalten den härteſten Tadel, politiſch oder literariſch, alſo anzuwenden gelernt, daß er dem Befreundeten, welchen er ſcheinbar trifft, entweder zu entſchiedenem Vortheile gereicht, oder erſt recht die öffentliche Aufmerkſamkeit zuwendet!

Ich weiß nicht was mir eine ſo erſichtliche Anfeindung zugezogen hat, da ich mir mit Bewußtſeyn oder Willen niemals literariſche Feinde gemacht: es freilich aber eben ſo wenig der Würde eines Schriftſtellers angemeſſen befunden habe, mich Cliquen, Parteien oder Verbrüderungen anzuſchließen.

Die Auslegung, daß meine Schriften allzugering ſeyen, um zur Literatur gerechnet oder kritiſch ausführlich beſprochen zu werden, läßt mir die Ruhe des Selbſtbewußtſeyns nicht zu.

Eben ſo wenig könnte mich der Vorwurf treffen, daß ich der großen, edlen, deutſchen Volksbewegung unſerer Zeit nicht mit voller Ueberzeugung oder Hingebung gefolgt wäre. Meine Schriften, wie die Unabhängigkeit meines bürgerlichen Lebens legen den gültigſten Beweis vom Gegentheile ab.

Ich irre mich alſo ſchwerlich in dem Glauben, daß die Urſache der gewiſſen Verfehmung meiner Schriften, von Seiten der Journaliſtik, in meiner Eigenſchaft als ſogenannter romantiſcher Poet zu ſuchen iſt.

Hiebei nun von mir ganz abgeſehen — iſt es in jenen Regionen ſeltſamerweiſe zugleich Mode geworden, die ächten Dichter unter den älteren Romantikern zu ſchmähen und ihre — wenn auch noch ſo talentvollen Afterpoeten unbillig hochzuverehren oder zu erheben. Sollte dies vielleicht daher rühren, daß der Uebertreiber oder Carikator im Allgemeinen weit leichter als der echte Meiſter zu Parteizwecken zu mißbrauchen iſt? Oder kam es der hier zu erwähnenden Partei nur darauf an, jede lebende Autorität zu ſtürzen, um der Anarchie in der Literatur freien Spielraum zu bereiten?

Wie lange dieſer gegenwärtige Terrorismus der Camaraderie noch anhalten wird, läßt ſich wohl eben ſo wenig vorausbeſtimmen, als man die Zukunft überhaupt pathologiſch erräth. Jedenfalls wird ihm die Zeit ein ſeines Daſeyns würdiges Ende bereiten und darauf auch wieder für die allgemeine Ueberzeugung Platz gewinnen, — die ich hier zugleich als mein poetiſches Glaubensbekenntniß ausſpreche — daß es in der neuen Zeit, dem Gegenſatze zu der alten Welt, keine romantiſche und klaſſiſche, ſondern nur eine einige wahre oder romantiſche Poeſie geben kann.

Nach deren Grundſätzen iſt Shakeſpear der Größte, Goethe, durch ſeinen Götz und Werther bei uns der erſte Romantiker, und daß Goethe ſpäter die natürliche Tochter oder die Wanderjahre, der Dichter der Räuber die Braut von Meſſina geſchrieben hat, konnte dem Einen und dem Andern eben ſo wenig den Namen eines Romantikers rauben, als man ihn etwa Tieck nur darum geben mochte, weil er den Oktavian und die Genofeva gedichtet hatte, und weil ſeine Nachahmer auf dieſer Seite ſich ſo gerechten Spott und Tadel dafür zuzogen, daß ſie den Weg der echten volksthümlichen Poeſie verließen.

Shakeſpear, Goethe, Schiller und Tieck werden zu aller Zeit echt romantiſche Dichter ſeyn, und mit ihren beſten Werken in der Wagſchale der neuen oder romantiſchen Poeſie, die der klaſſiſchen der alten Griechen aufwiegen. In dieſe hohe romantiſche Schule und nicht in jene von Mißwollenden willkürlich erſonnene werde denn auch ich, wie jeder andere redliche Jünger der Poeſie immerdar mit Freuden gehen!

Druckfehler.

Seite	97	Zeile	6	von	unten	lies	ſich	ſtatt	ſie
„	234	„	3	„	oben	„	abreiste	„	abgereist
	351	„	5	„	„	„	**Guacchere**		**Guacchese**
	378	„	9	„	unten	„	eine		keine
	381	„	7	„	oben	„	nur		und
	384	„	13	„	„	„	**Sanità**	„	**Sancta**
	400	„	6	„	unten	„	Eſte	„	der Eſſe
„	451	„	7	„	„	„	Paulus	„	Saulus.

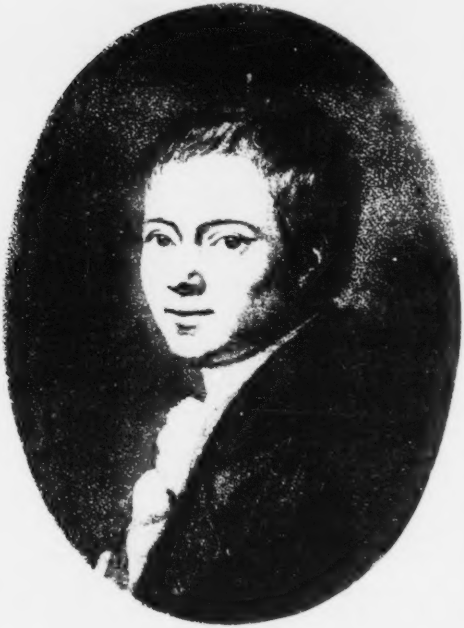
Auf eben dieſer Seite gehört die Note in den Text.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Heinrich von Kleiſt's

Leben und Briefe.

[illegible]



Heinrich Kleist.

Heinrich von Kleiſt's

Leben und Briefe.

Mit einem Anhange

herausgegeben

von

Eduard von Bülow.

Berlin.
Verlag von Wilhelm Beſſer.
1848.

Vorwort.

Es waren von Heinrich von Kleiſts Leben bisher nur die Bruchſtücke bekannt geworden, welche uns Ludwig Tieck in der Einleitung zu Kleiſts Schriften gegeben hat. Kleiſts Charakter iſt jedoch all zu merkwürdig, als daß dieſelben hätten für ſein Studium genügen können.

Meine Liebe und Theilnahme für Kleiſt, als Menſch und Dichter, hatten mir auch ſchon lange das Bedürfniß an das Herz gelegt, nach den genaueren Umſtänden ſeines unglücklichen Lebens zu forſchen. Ich war, nach und nach, ſo glücklich, von mehreren Seiten her dasjenige mitgetheilt zu erhalten, was ich hiermit dem

Publikum vorlege, nachdem es die Monatsblätter der Augsburger Allgemeinen Zeitung ſchon gegen Ende des Jahres 1846 im Auszuge abgedruckt hatten. Daß meine Nachrichten nicht noch vollſtändiger geworden ſind, verſchuldet leider! die Unerbittlichkeit, mit welcher ſich die natürlichſte und wichtigſte Quelle, jeder Mittheilung an Fremde enthält.

Die Hauptquellen meiner Nachrichten waren zunächſt der General-Lieutnant Rühle von Lilienſtern und deſſen Gemahlin, — Beide im vergangenen Jahre vom Tode ereilt, — welche mit dem Herrn von Pfuel, commandirendem Generale in Weſtphalen, zu Kleiſts vertrauteſten Freunden gehört hatten. Dann die beiden verehrungswürdigen Frauen, deren die Briefe vorzugsweiſe gedenken und endlich, in Betreff der näheren Umſtände vom Tode Kleiſts, Henriettens Familie.

Die Quellen Anderer Mittheilungen habe ich an Ort und Stelle ſelbſt genannt; der Brief 1 wurde ſchon vor Jahren, aus einer ſächſiſchen Stadt, Ludwig Tieck zugeſandt.

Als ich dieſem, meinem verehrten Freunde, meine

Arbeit vorlas, hatte ich die Freude, ihn erklären zu hören, daß er daraus zum erſtenmal eine klare und vollſtändige Anſchauung von Kleiſts Leben und Seelenzuſtänden erhalte.

Ich darf mir alſo vielleicht ſchmeicheln, den Zweck meiner Arbeit nicht ganz und gar verfehlt zu haben und will nur noch wegen der vorliegenden Briefe bemerken, daß ich keineswegs den ganzen mir zu Handen gekommenen Stoff, ſondern blos das mir als wichtig Erſcheinende mittheile, weil das jetzt Mode gewordene Verfahren, von ausgezeichneten Männern jeden unbedeutenden Zettel drucken zu laſſen, meinem eigenen Weſen allzu fremd iſt.

Wer ſteht gegenwärtig noch an, Kleiſt einen der edelſten und patriotiſcheſten deutſchen Dichter zu nennen!

Und dennoch ſollte der Bedauernswerthe ſelbſt, trotz dem nicht die geringſte öffentliche Anerkennung erleben, daß die größten Geiſter der Nation, Göthe, Schiller, Tieck ſein Talent hochſchätzten und Wieland ihm gegenüber ſogar erklärte, er werde, als dramatiſcher Dichter vollſtändig entwickelt, Göthe und Schiller hinter ſich laſſend, in ganz Deutſchland nicht ſeines Gleichen haben.

Das Schickſal hat Kleiſt dieſe vollſtändige Entwicklung nicht gegönnt und er mußte frühzeitig enden.

Kleiſts Talent kämpfte gegen die Krankhaftigkeit ſeiner Natur und die poetiſche Unzeit, in welche ſein Wirken fiel, und war vom Schickſale nicht dazu beſtimmt, Beiden zum Trotz aushaltend, ſeinen Charakter zu ſtählen.

Ja, es hat ihm nicht allein die Nichtanerkennung ſeines Talentes von Seiten des Vaterlandes, deſſen Untergang und ſeine eignen äußeren Bedrängniſſe Herz und Muth gebrochen. Es war von jeher, phyſiſch und pſychiſch, ein tiefer Zwieſpalt in ſeinem Leben, ein geheimnißvoller Fehler ſeines Organismus, deſſen Grund ſtets verſchleiert bleiben wird, und um deſſetwillen die echte Menſchlichkeit keinen einzigen Stein mehr auf ſeinen freiwilligen Tod werfen ſollte.

In ſeinen Schriften ſtellt Kleiſts Talent dieſen Zwieſpalt und Krankheitsſtoff anſchaulich genug ſelbſt dar. In der Darſtellung ſeines Lebens bin ich bemüht gewiſſen, ihn immer thatſächlicher ans Licht treten zu laſſen.

Was ſchon Tieck angedeutet hat, Kleiſts wunderbare Lebensverwandtſchaft mit Taſſo, bewährt ſich deſto entſchiedener, je tiefer man in das Innere dieſes unglücklichen Geiſtes blicken lernt.

Es iſt bekannt, daß Heinrich von Kleiſt noch kurz vor ſeinem Tode alle ſeine ungedruckten Papiere verbrannte.

Wie manche reiſe und edle Frucht ſeines Geiſtes mag damit für immer untergegangen ſein! Sein Freund Rühle beſaß zwar manche derſelben in Doppelmanuſkripten; während ſeiner Abweſenheit in den Freiheitskriegen verſchwanden ſie jedoch aus ſeiner Wohnung in Berlin, um, wahrſcheinlich zufolge eines Mißverſtändniſſes, ebenfalls verbrannt zu werden. Eine ſchwache Hoffnung, welche ich früher hegte, von anderer Seite her Kleiſtſche Dichterreliquien mitgetheilt zu erhalten, iſt mir nicht in Erfüllung gegangen, und es ſteht dahin, ob es der edlen Beſitzerin je gefallen werde, ſie zu veröffentlichen.

Die ſchon von Tieck beſprochenen zerſtreuten, politiſchen Blätter Kleiſts aus dem Jahre 1809 habe ich ebenfalls durchgeſehen und des Druckes meiſt unwerth befunden. Es erhellt daraus, daß Kleiſt damals in Prag eine Zeitſchrift herausgeben und damit die naive Abſicht verfolgen wollte, von Oeſtreich aus eine Wiedergeburt Deutſchlands anzubahnen. Nur einen dieſer Aufſätze: Was gilt es in dieſem Kriege? theile ich im Anhange als Probe mit, wie edel überſpannt Kleiſt damals die Politik handzuhaben gedachte. Er ſcheint zu einer Art Programm oder Einleitung der Zeitung beſtimmt geweſen zu ſein.

Der Anhang bringt auch einige ſchöne Verſe, welche Kleiſt, echt dramatiſch in der Sprache, ſchon früh für Wilhelmine gedichtet hatte. Sie ſind bereits 1830 in einem Muſenalmanache abgedruckt worden.

Das Duodrama fand ſich im Nachlaſſe Henriettens unter Kleiſtſchen Papieren vor und wurde dereinſt, von Kleiſt angeordnet, gelegentlich bei ihr aufgeführt. Dafür, daß es von Kleiſt ſei, habe ich kein anderes Zeugniß als das der höheren Kritik, nach welcher Ludwig Tieck und ich es ihm zuſchreiben zu müſſen glauben. Vielleicht ſtimmen uns manche Kenner darin bei. Andere, die dies nicht thun, wollen es immerhin überſchlagen.

Indem ich dieſe Zeilen ſchreibe, kommt mir auch noch ein Exemplar der in Kleiſts Leben erwähnten, ſo ſelten gewordenen „Berliner Abendblätter“ zu. Dieſelben erſchienen nur vom 1. October bis Ende Dezember 1810 und erloſchen dann plötzlich, wohl zumeiſt wegen Uneinigkeit der Redaktion mit dem Verleger. Kleiſt hatte ſich zuerſt als Redakteur nicht genannt; trat ſpäter jedoch mit ſeinem Namen hervor. Er redigirte das Blatt ziemlich ungeſchickt und wußte ihm nicht das mindeſte öffentliche Intereſſe einzuhauchen. Es enthält nur unbedeutende, gelegentliche Aufſätze und Bemerkungen, Anekdoten, oberflächliche Theateranzeigen u. ſ. w., nebſt polizeilichen Mittheilungen, die hierher in der That wie die Fauſt auf das Auge paßten. Achim von Arnim, Fouqué und andere namhafte Autoren arbeiteten zwar mit; ſcheinen das Journal aber jedes irgend bedeutenderen Wortes für unwerth erachtet zu haben! Kleiſt ſchrieb für die Abendblätter die beiden kleinen Erzählungen: das Bettelweib von Locarno und die heilige Cäcilie. Außerdem fand ich darin von ihm noch einen Aufſatz: Ueber das Marionettentheater, den er mit H. v. K. unterſchrieben hat, und Eine Anekdote aus dem letzten preußiſchen Kriege, welche ich beide für merkwürdig genug hielt, um ſie hier, im Anhange, neu abdrucken zu laſſen. Die letztere iſt zwar ohne alle Bezeichnung des Verfaſſers; wer aber Kleiſts Erzählungen aufmerkſam geleſen hat, wird keinen Augenblick anſtehen, ihn in ihrem Stile wieder zu erkennen.

Ich habe nicht gehört, daß Kleiſt mehreremale in ſeinem Leben portraitirt worden ſei. Einen Schattenriß von ihm, der ſehr ähnlich geweſen ſein ſoll, hatte ſeine Freundin, Frau Lohſe, geborne von Schlieben angefertigt.

Das von dem alten Krüger im Jahre 1801 gemalte Miniaturbild dürfte alſo wohl das einzige ſein, welches von Kleiſt überblieben. Kleiſt ſchenkte es damals ſeiner ehemaligen Braut und beſpricht die Mängel des Bildes im Briefe 9.

Nach dem Erlöſchen ſeines Verhältniſſes zu Wilhelminen erhielt er es zurück und hinterließ es im Jahre 1802, in ſeiner Krankheit, in Thun. Dort fand es ſpäter eine treue Freundin glücklicherweiſe wieder und löſte es ein. Der hohe Werth, welchen ſie darauf legt, bezeugt ſeine Aehnlichkeit.

Es iſt mir hier geſtattet, eine Nachbildung deſſelben, als Titelblatt, den Freunden des Dichters zu widmen.

Zum Schluſſe dieſer Zeilen für dieſelben die Nachricht, daß ich gleichzeitig mit dem Erſcheinen dieſes Buches meinen lange gehegten Wunſch ausführe und Kleiſt, mit einigen anderen Verehrern ſeiner Muſe, einen Denkſtein ſetzen laſſe.

Derſelbe iſt ein unbehauener Granitwürfel, mit Kleiſts Namen, Geburts- und Todestag und ſteht neben der Eiche an ſeinem Grabe.

Nach der alten märkiſchen Landesſitte waren die beiden Gräber früherhin mit Föhrenzweigen bedeckt, zu denen jeder Vorübergehende aus Pietät einen neuen legte.

In dieſem Augenblicke kommt mir auch noch die unverbürgte Nachricht zu, man habe nach Kleiſts Tode neben ſeinem und Henriettens Leichnam ein Exemplar von Novalis Schriften vorgefunden, in welchem die Hymnen an die Nacht, als ihre unmittelbare Lektüre vor der That, aufgeſchlagen geweſen ſeien.

Eduard von Bülow.

I.

Heinrich von Kleiſt's Leben.

Heinrich von Kleiſt wurde am 10. October 1776 in Frankfurt a. O. geboren, wo ſein Vater beim Regimente Herzog Leopold von Braunſchweig in Garniſon ſtand. Kleiſt's elterliches Haus, in dem er zuerſt das Licht der Welt erblickte, liegt neben der Superintendentur, an der Oberkirche und war bis noch vor kurzer Zeit im Beſitze ſeiner Familie. Es gehört gegenwärtig dem ſeitherigen Pachter deſſelben, dem Gaſtgeber des **Hôtel de Prusse**, deſſen Schild es ſchon längere Zeit trug.

Kleiſt's Jugendjahre ſollen ihm im Kreiſe ſeiner Geſchwiſter heiter und gut vergangen ſein. Die freundliche Umgegend Frankfurts wirkte auch wohl belebend auf ſein Gemüth.

Erwäge ich, was noch außerdem auf ſeinen jungen Geiſt gegenſtändlichen Eindruck machen konnte, ſo war es zuverſichtlich der ſtete und ſo nahe Anblick der Oberkirche, in ihrer alterthümlichen, nicht unſchönen, aber unharmoniſchen, halb zerſtörten Geſtalt.

Vielleicht erweckte auch unmerklich der Ruhm Ewald's von Kleiſt, welcher in Frankfurt begraben liegt, mit der Freude an ihrem gemeinſamen Namen, ſein erſtes Ehrgefühl, und ich will dabei nur gelegentlich an das preußiſche Sprüchwort erinnern, welches die vornehmſten Familien der alten Provinzen mit Eigenſchaftswörtern bezeichnet, und: „Alle Kleiſt's Dichter“ nennt.

Der offene Kirchhof unter den Linden war dem Kleiſtſchen Hauſe nah, und unſer Dichter konnte alſo beinahe täglich das Denkmal ſehen, welches die Freimaurer dem Sänger des Frühlings mit der Inſchrift geſetzt haben:

Für Friedrich kämpfend ſank er nieder,
So wünſchte es ſein Heldengeiſt,
Unſterblich groß durch ſeine Lieder,
Der Menſchenfreund, der Weiſe, Kleiſt.

Seine erſte Erziehung erhielt Kleiſt in Gemeinſchaft mit einem Vetter, durch einen Hauslehrer, einen jungen Mann, der in Frankfurt in den Achzigerjahren ſtudirt, und während der Zeit die Bekanntſchaft und das Vertrauen der Kleiſt'ſchen Familie gewonnen hatte. Derſelbe genoß die Liebe und Achtung ſeiner Zöglinge in hohem Grade und widmete ſich wiederum mit Eifer und lebhaftem Antheile der Erfüllung ſeiner Lehrerpflichten. Er ſchilderte Kleiſt als einen nicht zu dämpfenden Feuergeiſt, der der Exaltation, ſelbſt bei Geringfügigkeiten, anheimfiel, und wenn auch unſtät genug, ſo doch jedesmal, wo es auf Bereicherung ſeiner Kenntniſſe ankam, mit bewunderungswürdiger Auffaſſungsgabe ausgerüſtet, von Liebe und warmem

Trieb zum Wiſſen beſeelt war; zugleich der offenſte, fleißigſte und anſpruchloſeſte Kopf von der Welt!

Kleiſt's Mitſchüler und Vetter war dagegen ein ſtiller, gemüthlicher, eher zum Tiefſinn geneigter Menſch, der dem genialen Heinrich zwar nicht an Luſt und Liebe zum Lernen oder an ausdauerndem Fleiße nachſtand, von der Natur aber in geiſtiger Hinſicht ſtiefmütterlich behandelt worden war, und, ſo viele Mühe er ſich auch gab, nur ſchwer zu faſſen vermochte, derweil Kleiſt ſpielend leicht lernte und immer eifrigſt dazu antrieb, mit den Gegenſtänden des Unterrichts vorzuſchreiten. Der Lehrer mußte ſich aus dieſen Gründen des Erſtern immer mehr als des Letztern annehmen und deſſen Eifer zügeln und enthielt ſich auch aller noch ſo verdienten Lobſprüche Kleiſt's, wiewohl in einer Weiſe, welche ſeine Eitelkeit nicht verletzen oder ſeine Lernbegierde ſchwächen konnte, indem er viel eher des Vetters gutgemeintes erfolgloſeres Streben in Kleiſt's Gegenwart anerkannte.

Die ungewöhnlichen Fortſchritte, welche Kleiſt machte, die täglichen Beweiſe ausgezeichneter Geiſtesfähigkeiten gaben freilich der Schwermuth ſeines ſich überaus unglücklich fühlenden und ſchon faſt mit ſich zerfallenden Mitſchülers immer neue Nahrung und er warf ſich nach beendigten Lehrſtunden, oft bitterlich darüber weinend und ſchluchzend, an die Bruſt des Lehrers.

Warum hat doch gerade mich die Natur ſo karg behandelt, klagte er, der ich es mir ſo angelegen ſein laſſe zu lernen, warum wird nur mir Alles ſo ſchwer: während dem Vetter Heinrich das Schwierigſte leicht fällt?

Der Lehrer that zwar unabläſſig alles Mögliche, den Unmuth des geliebten Zöglings zu verſcheuchen, und ließ es nicht an Zuſpruch, Rath und Anerkennung fehlen: ſeine Schwermuth ſchlug aber immer tiefere Wurzeln in ſein Gemüth und gab ihm auch ſpäter einen freiwilligen Tod, nachdem ihm, als Zögling der Militärakademie und als Offizier, das Glück nie hold geweſen war.

Es ſollen Kleiſt und ſein Vetter, die ſich perſönlich niemals wiederſahen, in der Folge einmal ſchriftlich die Abrede getroffen haben, beide eines freiwilligen Todes zu ſterben.

In ſeinem elften Jahre verließ Kleiſt das Haus ſeiner Eltern, die wohl auch um dieſe Zeit geſtorben ſein müſſen, und ward dem Prediger Catel in Berlin zu ſeiner weitern Ausbildung anvertraut.

Von jetzt, alſo vom Jahre 1787 fehlen mir alle Nachrichten über ſein äußeres und inneres Leben und ich finde ihn erſt im Jahre 1795 wieder, wo er, nach der Rangliſte von 1796, als vierter Fähndrich in das Regiment Garde zu Fuß in Potsdam eingetreten war, um dabei den Rheinfeldzug mitzumachen. Er ſtellte ſich in dieſem Verhältniſſe als ein eleganter, lebensfriſcher, junger Mann dar, und zeichnete ſich beſonders durch ein nicht unbedeutendes, wiewohl ganz unausgebildetes Talent zur Muſik aus. Ohne Noten zu kennen, komponirte er Tänze, ſang augenblicklich Alles nach was er hörte, ſpielte in einer von Offiziers zuſammengeſetzten Muſikbande die Klarinette und zog ſich, der Muſik zu Liebe, ſogar einmal Arreſt wegen einer Vernachläſſigung im Dienſte zu.

Er ſchrieb zu Ende ſeines erſten Dienſtjahres einer zärtlich geliebten Freundin die, ſeine damalige Stimmung bezeichnenden, folgenden Worte in ihr Stammbuch:

„Geſchöpfe, die den Werth ihres Daſeins empfinden, die ins Vergangene froh zurückblicken, das Gegenwärtige genießen, und in der Zukunft Himmel über Himmel in unbegrenzter Ausſicht entdecken; Menſchen, die ſich mit allgemeiner Freundſchaft lieben, deren Glück durch das Glück ihrer Nebengeſchöpfe vervielfacht wird, die in der Vollkommenheit unaufhörlich wachſen, — o wie ſelig ſind ſie!“

Ein abenteuerlicher Zug aus Kleiſt's Leben mag vielleicht in eben dieſe Jugendzeit zu ſetzen ſein. Es ward nemlich eines Tags auf dem Gute eines Verwandten zwiſchen ihm, einer Schweſter und zwei Freunden die Frage aufgeworfen: wie lange man wohl, ohne einen Groſchen Geld zu beſitzen, in der Welt fortkommen könne, und die vier Menſchen beſchloſſen, den thatſächlichen Verſuch zu machen. Sie zogen, als arme Leute verkleidet, jeder mit einem Inſtrumente verſehen, und keinen Groſchen Geld in der Taſche, zur Stunde aus und, ich weiß nicht ob acht oder vierzehn Tage lang, im Lande umher, indem ſie ihr Leben wirklich nur mit Muſiziren in Dorfſchenken und Bauerhöfen friſteten.

Sein erſtes Herzensverhältniß zu einem jungen adlichen Fräulein fällt in dieſe Periode und daß daſſelbe plötzlich wieder rückgängig ward, führte ihn in der Kriſe ſeines Schmerzes darüber, wohl zum erſtenmale tiefer in ſein Inneres.

Kleiſt vernachläſſigte fortan ſein Aeußeres, zog ſich von

Menſchen zurück, und begann ſich ernſtlich mit der philoſophiſchen Wiſſenſchaft zu beſchäftigen.

Dieſes Studium zog ihm zwar den Unwillen ſeines Chefs, des Generals von Rüchel zu; als jedoch Kleiſt im Jahre 1798 ſeinen Abſchied forderte, ſuchte ihn Rüchel, dem es ſchmeichelte, unter ſeinen Befehlen gebildete Offiziere zu haben, ſelbſt beim Soldatenſtande feſtzuhalten. Deſſenungeachtet ſetzte es Kleiſt durch, ſeinen Abſchied noch in dieſem Jahre als Seconde-Leutnant zu erlangen, und begab ſich, nachdem er ſich unter der Leitung des Conrectors Bauer zu Potsdam zur Univerſität vorbereitet hatte, um zu ſtudiren nach Frankfurt a. O., wo ſeine Schweſtern wohnten, und ſein Bruder in Garniſon ſtand.

Ueber den damaligen Zuſtand ſeiner Seele und die Gründe, mit welchen er den Wechſel ſeines Standes vor ſich ſelbſt rechtfertigte, gibt der den 18. März 1799 von Potsdam aus an ſeinen ehemaligen Hauslehrer, der damals als Geiſtlicher angeſtellt war, geſchriebene Brief 1. den vollſtändigſten Aufſchluß. Er enthält eine Ueberſicht ſeiner zukünftigen Studien und es geht daraus hervor, daß es eigentlich nur das Bedürfniß nach höherer Ausbildung, das dunkle Bewußtſein ſeiner edleren Beſtimmung war, was ihn zu dem wichtigen Schritte drängte. Der ältere Freund, den Kleiſt wiederholt ſchriftlich und mündlich über die wichtigſten Angelegenheiten ſeines damaligen Lebens berieth, ſuchte ihn zwar auf alle Weiſe von ſeinem Standeswechſel abzubringen. Er verwirklichte ſeinen neuen Lebensplan aber dennoch mit männlicher Entſchloſſenheit und Charakterſtärke, ſelbſt ohne das beſtimmte Vorwiſſen ſeines Vormunds oder ſeiner Familie. Es war kein anderer Menſch als ſeine Schweſter Ulrike, die ihm von den Seinigen von Jugend an die Nächſte geweſen zu ſein ſcheint, ganz in ſein Vorhaben eingeweiht.

Kleiſt geſteht in dem Briefe, daß er, ſo lange er gedient habe, immer mehr Student als Soldat geweſen ſei, und gibt ſeinen Widerwillen gegen den Soldatenſtand auf das entſchiedenſte zu erkennen; die Spitzfindigkeiten, mit denen er ein vermeintes Disharmoniren der Menſchen- und Standespflichten des Soldaten darthun will, zeigen jedoch, wie früh er die ſchneidend einſeitige Verſtandesrichtung gewonnen hatte, die uns ſpäter in ſeinen reifſten Geiſteswerken ſtört. Der anſcheinende Zufall einer mathematiſchen Lehrſtunde, welche ihn die Mängel ſeiner Selbſtbildung erkennen ließ, entwickelte den lange gehegten Keim ſeines Entſchluſſes raſch zur That.

Als eines Abends jener Geiſtliche ein Conzert in Frankfurt a. O. verläßt, fühlt er ſich plötzlich hinterrücks einen traulichen Schlag auf die Schulter gegeben. Er erſchrickt, ſieht ſich um, und gewahrt den in einen weiten Reitermantel gehüllten Kleiſt, welcher ihm in größter Aufregung mittheilt, wie er nun endlich ſeinen Abſchied erhalten habe und in Frankfurt ſtudiren wolle. Er war, den Abſchied in der Taſche, im Fluge von Berlin dahergeritten, hatte den ehemaligen Lehrer in ſeiner Behauſung vergebens aufgeſucht, um ihn von ſeinem Glück in Kenntniß zu ſetzen, und verſchwand, nachdem er ihn im Conzert gefunden, wieder eben ſo haſtig, als er gekommen war.

Das neue Leben Kleiſt's in Frankfurt a. O. dürfte wohl die allerglücklichſten Stunden enthalten haben, die ihm der Himmel beſtimmt hatte. Er ſtudirte fleißig Philoſophie und alte Sprachen, und lebte in heiterer Geſelligkeit mit ſeinen Freunden und Geſchwiſtern, welche letztere, mit ihm zuſammen, ihr elterliches Haus bewohnten. Dem wunderlichen Hausweſen, das ſie darinnen führten, ſtand eine alte liebreiche Tante rüſtig vor und es beſeelte in dem kleinen Kreiſe jung und alt der beſte Geiſt. Der neue Tag fing es wieder an, wo es der vorige gelaſſen hatte, und es wollte vom Morgen bis zum Abend des Scherzes und der Luſt kein Ende werden. Der neue Ankömmling ging nicht allein auf alles was die Anderen angegeben hatten, ein, ſondern wußte das geſellige Vergnügen immer noch weſentlich zu erhöhen, oder den begonnenen Scherz witziger und pikanter auszuführen.

So kindiſch ausgelaſſen er auch ſein konnte, war Kleiſt freilich eben ſo oft ſtill, ernſt und zerſtreut. Ebenſo glühend hingeriſſen von allem Großen und Schönen, als durch alles Gemeine und Niedrige empört. Es konnte ihn der geringſte Verſtoß gegen die Sittlichkeit, ein Blick, eine Miene außer Faſſung bringen.

Es währte nicht lange, ſo hatte Kleiſt's Erſcheinung in dem Familienkreiſe, zu dem auch die Töchter eines ganz nahebei wohnenden Generals gehörten, deſſen Geſtalt vollkommen umgewandelt. Als gute Preußen der damaligen Zeit ſprachen namentlich die Damen ein ſehr ſchlechtes Deutſch. Dies ſtellte ihnen Kleiſt als eine Schande vor und ertheilte ihnen Unterricht in ihrer Mutterſprache. Sie mußten ihm insgeſammt, nach aufgegebenen Thematen, Aufſätze machen, und er war ſehr erfreut, wenn ſich eines mit Ehren aus der Sache zog.

Er ſorgte für die Lektüre der jungen Mädchen, brachte ihnen die beſten Dichter, las ihnen vor und ließ ſich ihre Bildung eifrigſt angelegen ſein.

Als er nachmals den Gedanken gefaßt hatte, Profeſſor zu werden, hielt er ihnen ſogar ein Kollegium über die Kulturgeſchichte, zu welchem er ſich ein ordentliches Katheder hatte bauen laſſen. Er betrieb dies Geſchäft mit ſolchem Ernſte, daß, als einmal eine ſeiner Zuhörerinnen auf einen vorüberkommenden Zug aufmerkſamer als auf ihn war, er plötzlich ſehr erzürnt abbrach, und ſeine Vorleſungen auf lange Zeit einſtellte, um ſich nur erſt nach vielen Bitten und mit vieler Mühe zu ihrer Fortſetzung überreden zu laſſen.

Kleiſt ging neben dieſen ernſteren Beſchäftigungen, nicht minder auf die Spiele der jungen Mädchen ein und als ſich deren Neigung dereinſt Sprüchwörtern zugewendet hatte, richtete er nicht nur mehrere zum Aufführen ein, ſondern ſchrieb auch ganz beſonders einige für ſie, die er ihnen ſorgfältigſt einſtudirte und mit denen er ebenſo wie mit ſeinen Neujahrs- und Gelegenheitsgedichten vielen Beifall erwarb.

Kleiſt's außerordentliche Zerſtreutheit ward ſeinen Freunden oft ein Gegenſtand des Spottes, und er lachte, ſobald er geneckt ward, häufig ſelbſt darüber mit. Er mochte in ſeine Studien noch ſo ſehr vertieft ſein, ſobald ſein jüngerer Bruder eine Melodie zu ſingen anhub, und in der Mitte abbrach, ſang Kleiſt ſie ohne Zweifel weiter. Als er eines

Tages aus dem Collegium kam, wollte er nur ſeinen Rock zu Hauſe wechſeln; zog ſich jedoch in Gedanken bis auf das Hemde aus, und war eben im Begriffe zu Bett zu ſteigen, als ſein Bruder dazukam, und ihn durch ein lautes Gelächter aus dem Traume weckte.

Nach einer Mittheilung Fouqué's hatte ihn derſelbe zuweilen mit vieler Lebendigkeit eine Begebenheit zu erzählen anfangen, plötzlich mitten darin verſtummen und ſtill daſitzen ſehen, als ob er allein im Zimmer geweſen wäre. An ſein Schweigen erinnert, hatte er zwar mit über ſich ſelbſt gelacht und wieder zu erzählen angefangen, war aber nicht ſelten zum andernmale in denſelben Fehler verfallen.

Wen Kleiſt einmal als ſeinen Freund erkannt hatte, den liebte er mit unbegrenzter Hingebung und ſo mußte es, in dieſen Studienjahren, den fürchterlichſten Eindruck auf ihn machen, als einer ſeiner nächſten Freunde es vergebens verſucht hatte, ſich durch einen Piſtolenſchuß das Leben zu nehmen und mit entſtelltem Geſichte vorgefunden worden war. Er hatte bei dieſer Gelegenheit mit einem anderen Freunde ein ſehr merkwürdiges Geſpräch über den Selbſtmord und ſchrieb dem Unglücklichen einen ſchönen, herzergreifenden, wie es leider ſcheint verloren gegangenen Brief über das Sündhafte einer ſolchen feigen That. In Bezug darauf theilte ein dritter Freund Kleiſt's ihm im Jahr 1804 eine Aeußerung des Dr. Gall mit: daß wer einmal dieſe Geiſtesrichtung habe, derartige Verſuche in der Regel wiederholen müſſe.

Von Kleiſts Frankfurter Univerſitätsſtudien wollen

Manche, die ihn damals gekannt hatten, behaupten, er habe nicht genug Vorkenntniſſe dazu gehabt, ſei zu genial in ſeiner Art zu arbeiten geweſen, und habe durch ein Uebernehmen ſeiner Kräfte befürchten laſſen, er werde ſeine Begriffe eher verwirren als berichtigen.

Es iſt bereits bekannt, daß ſich Kleiſt um dieſe Zeit mit einem jungen Mädchen aus einer ſehr angeſehenen Familie verlobt hatte, die durch das Schickſal ſpäter wieder von ihm getrennt und einer anderen Verbindung zugeführt worden war.

Dieſes Verhältniß hatte natürlich einen weſentlichen Einfluß auf ſein Leben ausgeübt, und es mußten alſo auch Kleiſts Briefe an ſeine Braut für die Geſchichte ſeines Innern theilweiſe wichtig ſein. Ein halbes Jahrhundert, welches darüber hingegangen iſt, hat die zarteſten Bedenken gegen die Veröffentlichung gehoben und ſo wurden ſie mir auf meine Bitte mitgetheilt. Ich lege ſie hierbei dem Publikum vor, und beziehe mich in dieſer Lebensſkizze gelegentlich auf die charakteriſtiſcheren Stellen.

Kleiſt hatte bei ſeiner Verlobung die Grille als Grundſatz gelten gemacht, daß die Eltern nichts davon zu wiſſen brauchten, wenn zwei Liebende ſich für einander beſtimmt hätten, und erklärte, daß, ſobald erſt über ein ſolches Verhältniß geſprochen werde, oder Oheims und Baſen ſich hineinmiſchten, es für ihn allen Reiz verlöre. Eine geiſtvolle Schweſter ſeiner Braut, die jederzeit ſein beſonderes Vertrauen beſeſſen und verdient hat, und die er ſeine goldne Schweſter zu nennen pflegte, war deshalb eine geraume Weile die einzige Mitwiſſerin des Geheimniſſes der Liebenden; da es den jungen Mädchen aber auf die Dauer allzu peinlich ward, es ihren Eltern verborgen zu halten, mußte es ihnen Kleiſt am Ende ſelbſt ſagen.

Kleiſts leidenſchaftliche Liebe verlangte von ſeiner Braut zuletzt, das ſie nichts freuen ſollte, als was ſich auf ihn bezog, und es verging ſelten ein Tag, an dem er nicht über Mangel an Liebe gegen ſie zu klagen hatte. Wiewohl er Haus an Haus mit ihr wohnte, und ſie täglich ſah, ſchrieb er ihr beinahe täglich die leidenſchaftlichſten Briefe.

Er hatte mittlerweile ſeinen Studienplan geändert. und die Diplomatie zu ſeinem künftigen Lebensberufe gewählt, indem er ſich ſchmeichelte, binnen kurzem einen Geſandtſchaftspoſten zu erlangen. Die Eltern ſeiner Braut hielten zwar dafür, daß er mit ſeinen Hoffnungen etwas zu voreilig ſei, wollten ihm aber in ſeinem Plane nicht geradezu entgegen ſein. Die Verlobung des Paares blieb dabei in ſofern ein öffentliches Geheimniß, als es aller Welt bekannt war, ohne daß man eben davon ſprechen durfte.

Ein vertrautes Freundſchaftsverhältniß hatte ſich in dieſen Jahre zwiſchen Kleiſt und Herrn von Brokes angeknüpft, der ſpäter nach Meklenburg ging, und von deſſen Charakter Kleiſt im ſechſten Briefe eine ſehr edle Schilderung entwirft.

Ich habe von anderer Seite nichts Weiteres über Brockes oder Brokes, wie er ſich zuweilen der Ausſprache nach ſelbſt ſchrieb, in Erfahrung gebracht, als was Herr von Varnhagen ſo gütig iſt, mir in den folgenden Worten mitzutheilen. „Dieſer Herr von Brockes war in vielen deutſchen Lebenskreiſen eine bedeutende und vertraute Erſcheinung, ein edler gebildeter Mann voll hohen Ernſtes der Seele und von großer Zartheit des Gemüths, in ſeiner Anſpruchloſigkeit und Stille wirkte er ſtark auf ſeine Freunde, und Männer und Frauen hingen mit Leidenſchaft an ihm. Sein Name iſt nirgends in die Literatur oder ſonſt in die Oeffentlichkeit durchgebrochen; aber er verdient um ſo mehr feſtgehalten zu werden, da vielleicht noch künftig Denkmale ſeiner vielfach eingreifenden Perſönlichkeit an das Licht treten." — Auch der Graf zur Lippe, von welchem Varnhagens Denkwürdigkeiten ſprechen, gehörte in dieſer Zeit zu Kleiſts vertrauterem Umgange.

Im Sommer 1800 verließ der Dichter Frankfurt a. O. um nach Berlin zu gehen. Er wollte hier nicht nur ſeine Studien fortſetzen, ſondern auch ſeine künftige Anſtellung im Staatsdienſte vorbereiten. Er lernte jetzt in Berlin zuerſt ſeinen Freund von Pfuel kennen, und beſchäftigte ſich zunächſt mit dem Studium Kants, welches ihn oft ſehr angriff. Im Herbſte dieſes Jahres bewog ihn ein unbekannter Anlaß einige Wochen in Würzburg zu verleben, und er ſchrieb von hinnen die Briefe 2. und 4. an ſeine Braut. Es iſt bemerkenswerth, wie ſich die Mittheilungen faſt aller Briefe an dieſelbe auf Lehren und Rathſchläge zu ihrer Bildung beſchränken, und alſo wohl einige Zweifel an der Tiefe einer ſo doktrinären Liebe erwecken dürften. Der Brief 2. enthält daneben Aeußerungen über Religion, welche mit den neueſten geiſtlichen Bewegungen Deutſchlands gewiſſermaßen in vorausſichtlichem Zuſammenhange ſtehen.

Kleiſt kehrte von Würzburg nach Berlin zu ſeinen Studien zurück, und wurde hier, nach L. Tiecks Angabe, noch in dieſem Jahre im Departement des Miniſters Struenſee angeſtellt. In Widerſpruch zu dieſer Nachricht ſtellt ſich jedoch ſein eigener Brief 4., im November 1800 aus Berlin an ſeine Braut geſchrieben, in welchem er ihr mit Gründen auseinanderſetzt, warum er kein Staatsamt annehmen könne.

Des Dichters ganze Sehnſucht ſtand gegenwärtig nur nach Liebe und nach der Bildung zu einem nützlichen Staatsbürger. Er wollte ausſchließlich den Wiſſenſchaften leben, und that ſeiner Braut auch ſchon ernſtliche Vorſchläge zu ihrer baldigen Verheirathung. Er wollte mit ihr, zu Verbeſſerung ihres Unterhaltes nach dem ſüdlichen Frankreich oder der franzöſiſchen Schweiz gehen, um in der deutſchen Sprache Unterricht zu ertheilen, die franzöſiſche nebenbei zu erlernen, und, zu ſeinem demnächſtigen Lebenszwecke, die kantiſche Philoſophie nach Frankreich zu verpflanzen.

Seines Dichtertalentes war ſich Kleiſt um dieſe Zeit noch nicht bewußt geworden und vielleicht kündigte es ſich nur erſt durch die ſtete Unruhe an, die ſich ſeiner bemächtigt hatte.

L. Tieck ſagt über dieſe Zuſtände ſeines Gemüths in der Einleitung zu Kleiſts Schriften die folgenden bedeutungsvollen, wahren und ſchönen Worte, die zwar mit Recht die Nebenwege zur Bildung dem allgemeinen Hochwege nachſtellen, jedoch auch nicht dem widerſprechen, was Kleiſt's eigenes Beiſpiel glänzend genug bewieſen hat, daß das wahre Talent zuweilen auch ein Richtweg zum wahren Ziele führt.

„Da ſich Kleiſt früher zum Soldaten beſtimmt hatte, ſo war ſeine Erziehung nicht die eines künftigen Gelehrten geweſen, und es war daher natürlich, daß er jetzt, im dreiundzwanzigſten Jahre, viele der Studirenden an Erfahrung, Ausbildung und entwickelten Gedanken überſah, wie er in den nöthigen Vorkenntniſſen hinter den meiſten zurückblieb.“

„Dies verſtimmte ihn oft, da er die Hemmung fühlte, und ſein heftiger Geiſt nur gar zu gern alles überſprang, was ihn von irgend einem Ziele zurückhielt. So heiter, kindiſch und ausgelaſſen er ſein konnte, ſo ernſt und verſchloſſen war er wieder in anderen Stunden; wie ſehr er oft mit ſich zufrieden war, und ſich ſeiner Fortſchritte freute, ſo haderte er auch nicht ſelten mit ſich ſelber, hielt ſich für unbrauchbar und unfähig, und wollte immer mit Gewalt und in kurzer Zeit, mit Trotz, das erzwingen, was nur Geduld, Ausdauer und Reſignation auch dem ausgezeichneten Geiſte gewähren können.“

„Derjenige, dem es in dieſer Seelenruhe zum Bedürfniß wird, ſich immerdar gegen andere mit ſeinen Kräften und dieſe ſelbſt wieder an einander zu meſſen und zu wägen, wird bald alles Maaß verlieren.“ — — — —

„Es iſt natürlich, daß die meiſten Autodidakten dasjenige, was ſie auf ihre eigenthümliche, zufällige und heftige Weiſe erlernen, viel zu hoch anſchlagen, es iſt ebenſo begreiflich, daß ſie in anderen Stunden, wenn ihnen Wiſſen und Lernen nicht dieſe ruhige Genügſamkeit gibt, die unſere Seele gelinde erweitert und unvermerkt bereichert, dann alles Wiſſen, Denken und Lernen, alle Kenntniſſe und Gelehrſamkeit tief verachten, und einen geträumten und unmöglichen Naturzuſtand höher ſtellen, als alle Kultur, ja, ihn für den wahrſten und glücklichſten halten. In dieſer unglücklichen Stimmung befand ſich damals unſer Freund, und er wurde nicht ruhiger, ſondern nur noch aufgeregter, als er die Kant'ſche Philoſophie kennen lernte, der er ſich einige Zeit mit dem größten Eifer ergab. Ob ſie ihm angeeignet, ob er reif für ſie war, und vorbereitet genug, das ſind Fragen, die ſich nur ſchwer beantworten laſſen. Seit Kant ſahen wir Schüler der ſich ablöſenden Syſteme, die eben als Schüler immer auf das Wort des letzten Meiſters ſchwören, und in der Regel auf lange für Wiſſenſchaft und Kunſt, ſowie für die mannigfaltigen Erſcheinungen des Lebens Sinn und Verſtändniß verlieren. Selten daß Einer, was doch die wahre Aufgabe dieſes Studiums iſt, ſeinen Geiſt wahrhaft erwacht fühlt, und ſelbſt denken lernt. Es iſt ſo bequem:

Daß ihr nur Einen hört
und auf des Meiſters Worte ſchwört:
Im Ganzen haltet euch an Worte, u. ſ. w."

„Hat der Schüler ſich das Leben, Geſchichte, Wiſſenſchaft und Alles um ihn her recht verdeckt, geht er mit ſeiner Binde, die ihn nur wenig Raum ſehen läßt, recht gerade aus, ſo kann er um ſo ſicherer Alles beurtheilen, verwerfen und verlachen, was ſeinem ſogenannten Syſteme nicht anpaßt. Alle Menſchen ſollen denken lernen, aber nicht alle ſind zu Philoſophen berufen."

„Auch Kleiſt wurde auf dieſem Wege ſtolzer und anmaßender, ohne in ſeinem Innern ſicherer zu werden. Jetzt ſchien es ihm Pflicht, ſich ganz frei zu machen, und nur der höchſten Wiſſenſchaft zu leben. Es dünkte ihn nun erniedrigend, ein Staatsbürger zu ſein, der durch jedes Amt, in ſeinem heiligſten Beruf, ſich auszubilden, nur gehindert werden könne. Auch ſei es dem edlen Menſchen ungeziemend, ſo ſchwärmte er, für den Staat irgend zu wirken, wozu er nicht ſelbſt ſeine Einwilligung gegeben habe, und ſich zum blinden Werkzeuge gebrauchen zu laſſen. So löſte eine Verwirrung die andere ab.“

„Seine Unruhe und die leidenſchaftliche Beängſtigung wurden ſo groß, daß ſein heftigſter Wunſch war, nur um jeden Preis ſeine jetzige Lage zu verändern, erfolge auch, was da wolle.“

Nach dem Briefe 7. brach etwa im März 1801 die innere Unruhe, welche ſo lange in Kleiſt gegoren hatte, zu der Ueberzeugung aus: daß in der Wiſſenſchaft keine Wahrheit zu finden ſei, und warf ſeine Verzweiflung darüber dieſelbe alſo ganz von ſich.

Es veranlaßte ihn dieſe Kriſis ſeines Innern einen Aufſatz: „die Geſchichte meiner Seele“ zu ſchreiben, welcher, wie ſo viele andere ſeiner Schriften verloren gegangen zu ſein ſcheint; nach dem Urtheile ſeiner Freunde aber ſehr bedeutend geweſen ſein ſoll.

Das Leben in Berlin ekelte Kleiſt immer mehr an und machte ſeinen Zuſtand auf eine Zeitlang ſo troſtlos, daß er am Ende nur noch in dem Gedanken einer Reiſe nach Paris Rettung erſah. Den Brief an ſeine Braut, worin er ſie um ihre Einwilligung dazu erſuchte, ſchloß er mit der Erklärung, er kehre zurück, ſobald er wiſſe, was er thun ſolle, und wiſſe zuverſichtlich, es müſſe aus dieſem innern Kampfe etwas Gutes hervorgehen.

Tieck hält für möglich, daß die Regierung Kleiſt zu dieſer Reiſe unterſtützte, von der er ſich ſelbſt vorſpiegelte, in Paris Naturwiſſenſchaft und insbeſondere Chemie ſtudiren zu wollen, um die erworbenen Kenntniſſe ſpäter für den Staat zu nutzen; meint aber, daß dies auf keinen Fall bedeutend geweſen ſein könne, da Kleiſt dabei bekanntlich faſt ſein ganzes kleines Vermögen zuſetzte.

Es ergibt ſich aus dem Briefe 9, daß ihm das Unternehmen ſchon gereute, noch ehe es begann, und an wie ſchwachen Fäden ſeine Ausführung überhaupt hing.

Kleiſts Hauptbedenken dagegen war, daß er nicht allein reiſen konnte, weil er ſeiner Schweſter ſchon lange vorher das Verſprechen gegeben hatte, ſie auf einer etwaigen Reiſe in das Ausland mit ſich zu nehmen. So nahe ſich beide Geſchwiſter auch in jeder Hinſicht ſtanden, empfand er doch, daß ihre Geſellſchaft ihm bei dem gegenwärtigen Zuſtande ſeiner Seele ein Hemmniß war, und es ängſtigte ihn nicht weniger die Stimme ſeines Gewiſſens, das ihm ſagte, er werde in Paris keineswegs ſo ſtudiren, wie er den Leuten, zu Beſchönigung ſeiner abenteuerlichen Reiſe, vorgeſpiegelt hatte.

Er trat dieſelbe in Begleitung ſeiner Schweſter im April 1801 an, und fuhr, nach der ausführlichen Schilderung ſeiner Briefe 11. bis 15., mit eigenem Geſchirr über Dresden, Leipzig, Göttingen, Halberſtadt, Mainz und Cöln.

In Leipzig lernte er Platner, in Göttingen Blumenbach, in Halberſtadt Gleim kennen.

Als er bei Koblenz mit dem Poſtſchiffe zur Nachtzeit über den Rhein fuhr, brachte ihn ein plötzlicher Sturm in große Lebensgefahr, und ſchrieb er darauf, die Scene ſchildernd, den merkwürdigen Brief 15. aus Paris.

Während der erſten Wochen ſeines daſigen Aufenthaltes ſcheint Kleiſt in der finſterſten Stimmung gelebt zu haben.

Er war zwar einigen ausgezeichneten franzöſiſchen Gelehrten bekannt geworden; zog ſich jedoch, wie es ſchien, bald wieder von allem wiſſenſchaftlichen Umgange zurück und betrachtete den Zweck ſeines ſeitherigen Lebens als eine Art von Wahnſinn. Ja, er mußte ſich dabei ſelbſt mit verachten, indem er fühlte, er ſei nicht für die Wiſſenſchaft geboren, die er in ſolcher Stimmung nothwendigerweiſe verkannte, und doch noch nicht den lichten Punkt in ſeiner Seele auffand, der ihn bald nachher in eine andere ihm gemäße Lebensgegend leiten ſollte.

Nach ſeinem Briefe 16. ſcheint er im Monat Auguſt deſſelben Jahres wieder einige Ruhe in ſich gefunden zu haben, und gibt ſich, in aller noch übrigen Verworrenheit kaum ſichtbar, der erſte Keim des Entſchluſſes zu erkennen, der ihn denn doch, man denke davon wie man wolle, mittelbar zum Dichter machte. Der nächſtfolgende Brief 17. beſtätigt ſeinen erwachten Ueberdruß am Städteleben, und verkündet geradezu ſeine Sehnſucht nach der Natur und — Poeſie.

Jener wunderbare Brief 18, vom 10. October, ſpricht es endlich aus, daß er ſich nichts weniger als die Wiſſenſchaft, ſondern nur ein unfruchtbares Vielwiſſen und Viellernen zu verachten unterfing, und ſeine zuvor unbeſtimmte Sehnſucht gibt ſich als das unabweisliche Bedürfniß zu erkennen, etwas Gutes zu thun, oder, mit einem anderen Worte, geiſtig zu produciren. Das Wie vermag dem Dichter erſt in der Folge ſein Talent zu ſagen. Jetzt kommt es nur darauf an, unter der Hand der Ruhe und Einſamkeit ſeine Natur von dem Kinde des Geiſtes zu entbinden.

Um ſich in ſein Allerinnerſtes vertiefen zu können, muß er die Welt und Gemeinſchaft der Menſchen fliehen, und da er doch nicht zugleich ſeine Braut verlaſſen kann, vereinigen ſich die beiden Bedürfniſſe in ihm zu dem Entſchluſſe, ein Bauer oder Landmann zu werden. Er ſpricht daſſelbe der Geliebten aus, indem er ſie auffordert, ſolch beſcheidenes Loos mit ihm zu theilen, und, an der Hand der Liebe, zu den einfachſten Verhältniſſen der Natur zurückzukehren. Ein glänzenderes Geſchick, erklärte er ihr, geſtatteten ihm ſeine beſchränkten Vermögensumſtände ſo wenig wie ſeine Lebensgrundſätze, ihr anzubieten; als Landmann in der Schweiz, wo er ein Haus und einen Acker kaufen und beſtellen wolle, ſei er aber wohl im Stande, ſich und ſie, mit dem was ſie beſäßen, zu erhalten.

Er redet ihr nicht zu, ſeine Wünſche zu erfüllen, ſtellt ihr das Leben, welches ſie zuſammen führen würden, von keiner lockenden poetiſchen Seite dar; ſondern ſagt ihr vielmehr, mit kurzen, dürren Worten, was ſie alles, ſobald ſie ihm folge, aufzuopfern habe, und überläßt es ihr allein, ſich auszumalen, mit welchem Glück ſie ſeine Liebe dafür entſchädigen könne.

Man iſt in unſerer conventionellen Welt unter ſich übereingekommen, einen Lebensplan wie dieſen Kleiſt'ſchen mit dem Spottnamen eines abenteuerlichen, überſpannten.

jugendlich unreifen zu belegen. Nichts deſtoweniger führen unzählige gebildete Anſiedler in überſeeiſchen Weltgegenden ein Landleben, wie es Kleiſt im Sinne hatte, zu ihrem Glücke und ihrer Zufriedenheit. Es vermiſſen unter ähnlichen Umſtänden eben ſo wenig viele Europäer das ſtädtiſche Weſen, als ſie etwa, wie man zu ſagen pflegt, verbauern, oder in geiſtigen Schlaf verfallen. Dem ſei, wie ihm wolle. Es fragt ſich hier nicht, ob Kleiſt ein ſolches Naturleben auf die Dauer ertragen und fortzuführen gewünſcht; es handelt ſich nur darum, was geſchehen wäre, wenn er es begonnen hätte. Wenn ſeine Geliebte ihm die Hand dazu gereicht, wenn er alſo innere Ruhe und eine äußere Heimath gefunden, wenn ſich ſein Talent ebenſo, wie es wirklich geſchah, auch in ſeinem Glücke ausgeprägt hätte?

Die wahrſcheinlichſte Antwort auf alle dieſe Fragen lautet: er würde damit jedenfalls ungefährdet über die entſetzliche Kriſis hinausgekommen ſein, die ſeinem Leben ein Ende ſetzte, und kein ſo tragiſches Schickſal gehabt haben. Ja, geſetzt auch, er hätte ſich als Schweizer Bauer auf die Länge der Zeit nicht zufrieden gefühlt, und ſtädtiſchen Umgang mit den Menſchen nicht entbehren können, ſo würde er doch als Familienhaupt beſonnener und ruhiger gehandelt haben, durch das Gefühl ſeiner Pflicht vor Gewaltthätigkeiten an ſich bewahrt worden ſein, und den Seinen jedes geringere oder größere Opfer ſeiner Wünſche gebracht haben.

Es war nicht des Himmels Wille, daß es ſo kommen ſollte. Seine Braut war anders als er es ſich eingebildet hatte, und that alſo vollkommen Recht an ſich und ihm.

einen ſo heroiſchen Entſchluß, als er ihr zugemuthet hatte, nicht zu faſſen. Sie würde ihn unter den beſtehenden Umſtänden nicht haben glücklich machen können. Sie entdeckte Kleiſts wunderlichen Lebensplan ihren Eltern, die darüber ein ſehr ungünſtiges Urtheil fällten, und that ihm dies, als Antwort auf ſeine letzten Briefe 18. und 19. ſo ſchonend als ſie es im Stande war, zu wiſſen.

Die Folge dieſes Schrittes war, daß Kleiſt fünf Monate ganz und gar gegen ſie ſchwieg und ihr zuletzt nur noch einen kurzen Brief ſchrieb, in welchem er ſich bitter über ihre Kälte beklagte und hinzufügte, daß er nun allerdings zu der Einſicht gekommen ſei, ſie habe ihn nie geliebt, und werde ihn nie lieben. Auf dieſe Art war das Verhältniß zwiſchen beiden abgebrochen.

Ueber Kleiſts Pariſer Aufenthalt weiß ich nichts weiteres zu ſagen, als daß er, wenn ich recht gehört habe, bei Laplace wohnte, und ſeine Schweſter in männlicher Kleidung bei ihm war. Seltſamerweiſe ſoll in Paris kein anderer Menſch als der blinde Flötenſpieler Dülon ihr weibliches Geſchlecht unter der fremden Tracht erkannt und ſie unverſehens mit Madame angeredet haben.

Kleiſt hatte mit ihr in der letzten Zeit ſeines Pariſer Aufenthaltes viele Kämpfe wegen ſeines neuen Lebensplanes zu beſtehen, den ſie durchaus gemißbilligt haben ſoll und mochte vielleicht ſchon nahe daran geweſen ſein, in aller Stille von ihr nach der Schweiz zu entfliehen. Da ihnen aber inzwiſchen ihr deutſcher Bedienter davon gegangen war und Kleiſt ſeine Schweſter nicht ohne allen Schutz in der Fremde verlaſſen konnte, entſchloß er ſich, ſie bis nach

Frankfurt zurückzugeleiten und begab ſich von dannen Anfangs 1801 nach Bern.

Noch in dem Augenblicke ſeiner Abreiſe von Paris ereignete ſich mit Kleiſt ein ſehr komiſcher Auftritt. Er hatte nämlich zu der Reiſe ein paar neue Pferde gekauft, die er, da er ohne Diener war, ſelbſt aus dem Stalle ziehen und anſchirren mußte. Er wußte nur um ſolche Geſchäfte nicht im mindeſten Beſcheid und quälte ſich damit ſo lange in vergeblichen Anſtrengungen ab, bis ſich ein großer Haufen Volks lachend und ſpottend um ihn verſammelte, und ſich zuletzt ein Schneider ſeiner Verlegenheit erbarmte, der ſeinen Wagen anſpannte und ihn eine Strecke weit begleitete.

Den Winter 1800—1801 verlebte Kleiſt in Bern, und den Sommer darauf an den Ufern des Thuner Sees, wo er ſich in einem kleinen Landgute mit ſeinem Freunde, dem Kupferſtecher Lohſe, der ſpäter in Italien geſtorben iſt, eingemiethet hatte. Zu ſeinem näheren Umgange in der Schweiz gehörte zunächſt Heinrich Zſchokke, der junge Wieland und der junge Geßner. Heinrich Zſchokkes Selbſtſchau enthält über ihn die nachſtehenden Mittheilungen:

„Unter zahlreichen lieben Bekannten, deren Umgang den Winter mir verſchönte, befanden ſich zwei junge Männer meines Alters, denen ich mich am liebſten hingab. Sie athmeten faſt einzig für die Kunſt des Schönen, für Poeſie, Literatur und ſchriftſtelleriſche Glorie. Der eine von ihnen, Ludwig Wieland, Sohn des Dichters, gefiel mir durch Humor und ſarkaſtiſchen Witz, den ein Mienenſpiel begleitete, welches auch Milzſüchtige zum Lachen getrieben hätte.

Verwandter fühlt ich mich dem Andern wegen ſeines gemüthlichen, zuweilen ſchwärmeriſchen, träumeriſchen Weſens, worin ſich immerdar der reinſte Seelenadel offenbarte. Es war Heinrich von Kleiſt. Beide gewahrten in mir einen wahren Hyperboräer, der von der neueſten poetiſchen Schule Deutſchlands kein Wort wußte. Göthe hieß ihr Abgott: nach ihm ſtanden Schlegel und Tieck am höchſten, von denen ich bisher kaum mehr als den Namen kannte. Sie machten es mir zur Todſünde, als ich ehrlich bekannte, daß ich Göthes Kunſtgewandtheit und Talentgröße mit Bewunderung anſtaunen, aber Schillern mehr denn bewundern, daß ich ihn lieben müſſe, weil ſein Sang, naturwahr aus der Tiefe deutſchen Gemüths, begeiſternd ans Herz der Hörer, nicht nur ans kunſtrichtende Ohr ſchlage. Wieland wollte ſogar den Sänger des Oberon, ſeinen Vater, nicht mehr Dichter heißen. Das gab unter uns manchen ergötzlichen Streit. Zuweilen theilten wir uns auch freigebig von eigenen poetiſchen Schöpfungen mit, was natürlich zu neckiſchen Gloſſen und Witzſpielen den ergiebigſten Stoff lieferte.

Als uns Kleiſt eines Tages ſein Trauerſpiel, die Familie Schroffenſtein vorlas, ward im letzten Akt das allſeitige Gelächter der Zuhörerſchaft wie auch des Dichters ſo ſtürmiſch und endlos, daß bis zu ſeiner letzten Mordſzene zu gelangen, Unmöglichkeit wurde.

Wir vereinten uns auch, wie Virgils Hirten, zum poetiſchen Wettkampf. In meinem Zimmer hing ein franzöſiſcher Kupferſtich: la cruche cassée In den Figuren deſſelben glaubten wir ein trauriges Liebespärchen, eine keifende Mutter mit einem Majolikakruge und einen großnaſigen Richter zu erkennen. Für Wieland ſollte die Aufgabe zu einer Satyre, für Kleiſt zu einem Luſtſpiele, für mich zu einer Erzählung werden.

Kleiſts „zerbrochener Krug“ hat den Preis davongetragen. — — —

In einem ſeiner Briefe von Thun, bald nach unſerer Trennung geſchrieben, ſagte Kleiſt unter anderem:

Was mich betrifft, wie die Bauern ſchreiben, ſo bin ich, ernſtlich geſprochen, recht vergnügt, denn ich habe die alte Luſt zur Arbeit wieder bekommen. Wenn Sie mir einmal mit Geßner die Freude Ihres Beſuchs ſchenken werden, ſo geben Sie wohl Acht auf ein Haus an der Straße, an dem folgender Vers ſteht:

Ich komme, ich weiß nicht von wo?
Ich bin, ich weiß nicht was?
Ich fahre, ich weiß nicht wohin?
Mich wundert, daß ich ſo fröhlich bin!

Der Vers gefällt mir ungemein, und ich kann ihn nicht ohne Freude denken, wenn ich ſpazieren gehe. Und das thue ich oft und weit, denn die Natur hat hier, wie Sie wiſſen, mit Geiſt gearbeitet, und das iſt ein erfreuliches Schauſpiel für einen armen Kauz aus Brandenburg, wo, wie Sie auch wiſſen, die Künſtlerin bei der Arbeit eingeſchlummert zu ſein ſcheint. Jetzt zwar ſieht auch hier noch, unter den Schneeflocken, die Natur wie eine achtzigjährige Frau aus; aber man ſieht ihr doch an, daß ſie in ihrer Jugend ſchön geweſen ſein mag. — Ihre Geſellſchaft vermiſſe ich hier ſehr, denn außer den Güterverkäufern kenne ich nur wenige, etwa den Hauptmann von Mülinnen und ſeinen Hofmeiſter, angeſehene Männer. Die Leute glauben hier durchgängig, daß ich verliebt ſei: bis jetzt bin ich es aber noch in keine Jungfrau, als etwa höchſtens in die, deren Stirn nur den Abendſtrahl der Sonne zurückwirft, wenn ich am Ufer des Sees ſtehe.“ —

An mich ſelbſt iſt der gefeierte Autor ſo freundlich zu ſchreiben:

„Kleiſt war eine der ſchönen Erſcheinungen im Leben für mich, die man ihres Selbſtes willen liebt und nie zu lieben aufhört. In ſeinem Weſen ſchien mir, ſelbſt während der fröhlichen Stimmung ſeines Gemüthes, ein heimliches inneres Leiden zu wohnen. Eben das zog mich an ihn; faſt mehr als ſein talentreicher Geiſt und ſittlicher edler Sinn. Er verlieh ſeinem Umgang die eigenthümliche Anmuth. Ich nahm den leiſen Zug von Schwermuth für ein Nachweh in der Erinnerung an trübe Vergangenheiten, welches junge Männer von Bildung in ſolchem Lebensalter oft zu ergreifen pflegt, woran ich ſelber gelitten hatte: — Zweifeln und Verzweifeln an den höchſten Geiſtesgütern. Die Stelle in einem ſeiner Briefe, welche ich in meiner Selbſtſchau mitgetheilt habe, beſonders der Vers und Kleiſts Wohlgefallen daran ſchien meinen ſtillen Argwohn zu beſtätigen. Vielleicht irrte ich dennoch.“ —

Die oben angeführten Worte aus Kleiſts Brief an Zſchokke widerlegen das von mehreren Seiten aufgekommene Gerücht von einem Liebesverſtändniſſe, das er bei Thun mit einem Schweizermädchen gehabt habe, die ihm wegen eines franzöſiſchen Offiziers ſpäter untreu geworden ſei, oder geben doch das Bedenken an die Hand, wie man mit einem Dichter wegen ſeiner Theilnahme an Schönheit oder Reiz nicht allzuſtreng abrechnen dürfe.

Aus Zſchokkes übrigen Mittheilungen ergibt ſich, daß die Idee zu dem Luſtſpiele „der zerbrochene Krug“ in der Schweiz gefaßt und die Ausarbeitung vielleicht begonnen wurde. Vollendet wurde dieſe Arbeit, ſo viel ich weiß, erſt ſpäter; an das Trauerſpiel: die Familie Schroffenſtein, dagegen auch in der Schweiz die letzte Hand gelegt. Nur daß Kleiſt den fünften Akt blos in Proſa geſchrieben und die Herausgeber Wieland und Geßner ihn in Verſe gebracht haben ſollen. Es heißt auch, daß derſelbe Wieland Kleiſt bewogen habe, das Stück nochmals umzuſchreiben und die erſt in Spanien vorgehende Handlung nach der Schweiz zu verlegen.

Alſo verdankte Kleiſt dieſem Schweizeraufenthalte darin, daß er ihn zum Dichter machte, das höchſte Ergebniß ſeines Lebens, wenn gleich bald darauf ſein ſchon lange gewaltſam angeregtes Gemüth ihn auf das Krankenlager warf. Seine treue Schweſter kam in dieſer Zeit abermals zu ihm, und begleitete ihn, nach ſeiner Geneſung, im Herbſte des Jahres 1802, nach Deutſchland zurück.

Kleiſt ging zuerſt nach Jena, wo er von Schiller gut empfangen ward, und gleich darauf nach Weimar zu Göthe, der ihm zwar ſehr freundlich begegnete, in der Folge jedoch ſeinen zerbrochenen Krug ſo unpaſſend in mehrere Acte getheilt aufführen ließ, daß er jede Wirkung des Stückes, wie ſie auf andern Bühnen ſtattfand, ſelbſt vernichtete.

Es mag überhaupt an dieſer Stelle nicht unpaſſend ſein, die verſchiedenen öffentlichen Aeußerungen Göthe's über Kleiſt zuſammmenzuſtellen.

„Mir erregte Kleiſt, bei dem reinſten Vorſatz einer aufrichtigen Theilnahme, nur Schauder und Abſcheu, wie ein von der Natur ſchön intentionirter Körper, der von einer unheilbaren Krankheit ergriffen wäre. Tieck wendet es um: er betrachtet das Treffliche, was von dem Natürlichen noch übrig bleibt, die Entſtellung läßt er bei Seite, entſchuldigt mehr, als daß er tadelte; denn eigentlich iſt jener talentvolle Mann auch nur zu bedauern und darin kommen wir denn beide zuletzt überein.“

„Der zerbrochene Krug hat außerordentliche Verdienſte und die ganze Darſtellung dringt ſich mit gewaltiger Gegenwart auf. Nur Schade, daß das Stück auch wieder dem unſichtbaren Theater angehört, das Talent des Verfaſſers, ſo lebendig er auch darzuſtellen vermag, neigt ſich doch mehr gegen das Dialektiſche hin, wie es ſich denn in dieſer ſtationären Prozeßform auf das wunderbarſte manifeſtirt hat. Könnte er mit eben dem Naturell und Geſchick eine wirklich dramatiſche Aufgabe löſen, und eine Handlung vor unſern Augen und Sinnen ſich entfalten laſſen wie er hier eine vergangene ſich nach und nach enthüllen läßt, ſo würde es für das deutſche Theater ein großes Geſchenk ſein. — — — —

„Ueber Amphitryon habe ich Manches mit Herrn von Genz geſprochen, aber es iſt durchaus ſchwer, genau das rechte Wort zu finden. Nach meiner Einſicht ſcheiden ſich Antikes und Modernes auf dieſem Wege mehr, als daß ſie ſich vereinigten. Wenn man die beiden entgegengeſetzten Enden eines lebendigen Weſens durch Contorſion zuſammenbringt, ſo gibt das noch keine neue Art von Organiſation: es iſt allenfalls nur ein wunderliches Symbol, wie die Schlange, die ſich in den Schwanz beiſt."

„Der antike Sinn in Behandlung des Amphitryon ging auf Verwirrung der Sinne, auf den Zwieſpalt der Sinne mit der Ueberzeugung. Wie im miles gloriosus, daß ein Mädchen zwei Perſonen vorſtellt, ſo ſtellen hier zwei Perſonen eine dar. Es iſt das Motiv der Menächmen, nur mit dem Bewußtſein des einen Theils. Moliere läßt den Unterſchied zwiſchen Gemahl und Liebhaber vortreten, welches alſo eigentlich nur der Gegenſtand des Geiſtes, des Witzes und zarter Weltbemerkung iſt. Wie es Falk genommen, wäre nachzuſehen. Der gegenwärtige Dichter Kleiſt geht bei den Hauptperſonen auf die Verwirrung des Gefühls hinaus. Höchſtwahrſcheinlich iſt bei den Alten keine Hauptſcene zwiſchen Jupiter und Alkmene vorgekommen, ſondern die Hauptmotive fielen zwiſchen die beiden Soſias und Amphitryon. Die Situation zwiſchen Amphitryon und Alkmene enthält eigentlich auch kein dramatiſches Motiv."

„Das Stück enthält nichts Geringeres als die Deutung der Fabel ins Chriſtliche, in die Ueberſchattung der

Maria vom heiligen Geiſte. So iſt's in der Scene zwiſchen Zeus und Alkmene. Das Ende aber iſt klatrig. Der wahre Amphitryon muß es ſich gefallen laſſen, daß ihm Zeus dieſe Ehre angethan hat. Sonſt iſt die Situation der Alkmene peinlich und die des Amphitryon zuletzt grauſam."

Im Januar 1803 begab ſich Kleiſt auf neun bis zehn Wochen nach Osmanſtädt zu Wieland, der ihn ganz als Mitglied ſeiner Familie behandelte, und an deſſen Tochter Kleiſt auch innigeren Antheil genommen haben ſoll. Der nachfolgende Brief Wielands, welcher 1824 im dritten Hefte der Zeitſchrift „Orpheus" von Dr. Weichſelbaumer, abgedruckt war, gibt über dieſe Zeit umſtändlichen Bericht:

„Weimar, 10. April 1804."

„Der Inhalt der Zuſchrift vom 3. d. M. womit ich mich von Ihnen beehrt finde, hat mich nicht wenig gerührt und betrübt. Es iſt nun beinahe ein Jahr, ſeit ich von Herrn von Kleiſt keine Nachricht habe, und ob ich gleich nicht ſonderliche Urſache hatte, viel Beſſeres zu hoffen, ſo hätte ich mir doch auch nicht einbilden können, daß ich, nachdem ich dieſe Zeit her immer auf Antwort auf meinen vor ungefähr dreiviertel Jahr nach Leipzig an ihn geſchriebenen Brief gewartet hatte, durch die dritte Hand ſo traurige Nachrichten von ſeinen Umſtänden erhalten würde.

Meine Bekanntſchaft mit dieſem Herrn von Kleiſt iſt die Frucht eines freundſchaftlichen Verhältniſſes, welches ſich im Jahre 1801, ni fallor, zwiſchen ihm und meinem älteſten Sohne Ludwig, der jetzt in Wien iſt, in der Schweiz, wo Beide ſich damals aufhielten, entſponnen hatte. Schon damals ſchrieb mir mein Sohn von ihm als einem außerordentlichen Genie, der ſich mit aller ſeiner Kraft auf die dramatiſche Kunſt geworfen habe, und von welchem etwas viel Größeres, als bisher in Deutſchland geſehen worden, in dieſem Fache zu erwarten ſei. Im Herbſt des Jahres 1802 verließen beide die Schweiz und Kleiſt fand Gelegenheit, meinem Sohne einen ſehr weſentlichen Dienſt zu leiſten. Sie reiſten eine Zeitlang mit einander, trennten ſich ſodann und Kleiſt ging ſodann nach Jena, mein Sohn aber zu mir nach Osmanſtädt, zwei Stunden von Weimar, wo ich damals noch auf einem Gute wohnte, welches ich aber wieder zu verkaufen entſchloſſen war, und auch wenige Monate darauf einen Käufer dazu fand, dem ich es acht Tage nach Oſtern 1803 einräumte.

Kleiſt zog nach einem kurzen Aufenthalte in Jena nach Weimar, miethete ſich ein Quartier, ſo gut es in der Eile zu haben war, und beſuchte mich ein oder zweimal auf meinem Gut. Es ging mir mit ihm wie Ihnen. Wiewohl mir nichts mehr zuwider und peinlich iſt als ein überſpannter Kopf, ſo konnte ich doch ſeiner Liebenswürdigkeit nicht widerſtehen. So oft dies, in meinem ganzen Leben, bei einer neuen Bekanntſchaft, die ich machte, der Fall war, entrainirte mich meine natürliche Offenheit und Bonhomie weiter als die Klugheit einem kaltblütigen Menſchen erlauben würde. Deſto zurückhaltender hingegen war

Herr von Kleiſt und etwas Räthſelhaftes, Geheimnißvolles, das tiefer in ihm zu liegen ſchien, als daß ich es für Affektation halten konnte, hielt mich in den zwei erſten Monaten unſerer Bekanntſchaft in einer Entfernung, die mir penibel war, und vermuthlich alles nähere Verhältniß zwiſchen uns abgeſchnitten hätte, wenn ich nicht durch meinen Sohn erfahren hätte, daß Kleiſt ſich in ſeinem Quartier zu Weimar ſo ſchlecht befinde, daß er eine Einladung, die übrige Zeit, die er ſich noch in unſerer Gegend aufzuhalten gedächte, bei mir in Osmanſtädt zu wohnen, mit Dank annehmen würde. Sogleich erging dieſe Einladung an ihn er nahm ſie an, bezog an einem der erſten Tage des Januars ein Zimmer in meinem Hauſe und war von dieſer Zeit an neun oder zehn Wochen, mein Commenſal auf eben dem Fuß, als ob er zu meiner Familie gehörte. Alles was Sie mir von ſeinem Benehmen in Ihrem Hauſe erzählen, iſt auch die Geſchichte der Rolle, die er bei mir ſpielte.

Er ſchien mich wie ein Sohn zu lieben und zu ehren, aber zu einem offenen und vertraulichen Benehmen war er nicht zu bringen. Unter mehreren Sonderlichkeiten, die an ihm auffallen mußten, war eine ſeltſame Art der Zerſtreuung, wenn man mit ihm ſprach, ſo daß z. B. ein einziges Wort eine ganze Reihe von Ideen in ſeinem Gehirn, wie ein Glockenſpiel anzuziehen ſchien, und verurſachte, daß er nichts weiter von dem, was man ihm ſagte, hörte und alſo auch mit der Antwort zurück blieb. Eine andere Eigenheit und eine noch fatalere, weil ſie zuweilen an Verrücktheit zu grenzen ſchien, war dieſe, daß er bei Tiſche ſehr häufig etwas zwiſchen den Zähnen mit ſich ſelbſt murmelte.

und dabei das Air eines Menſchen hatte, der ſich allein glaubt, oder mit ſeinen Gedanken an einem andern Orte und mit ganz anderm Gegenſtande beſchäftigt iſt. Er mußte mir endlich geſtehen, daß er in ſolchen Augenblicken von Abweſenheit mit ſeinem Drama zu ſchaffen hatte, und dies nöthigte ihn, mir gern oder ungern zu entdecken, daß er an einem Trauerſpiel arbeite, aber ein ſo hohes und vollkommenes Ideal davon ſeinem Geiſte vorſchweben habe, daß es ihm noch immer unmöglich geweſen ſei, es zu Papier zu bringen. Er habe zwar ſchon viele Szenen nach und nach aufgeſchrieben, vernichte ſie aber immer wieder, weil er ſich ſelbſt nichts zu Dank machen könne. Ich gab mir nun alle erſinnliche Mühe ihn zu bewegen, ſein Stück nach dem Plan, den er ſich entworfen hatte, auszuarbeiten und fertig zu machen, ſo gut es gerathen wollte und es mir ſodann mitzutheilen, damit ich ihm meine Meinung davon ſagen könnte; oder wenn er das nicht wollte, es nur wenigſtens für ſich ſelbſt zu vollenden, um es dann deſto beſſer zu überſehen, das Nöthige zu ändern, kurz alles gehörig auszutheilen um es zur Vollkommenheit bringen zu können. Sed surdo narrabam fabulam. Endlich nach vielen vergeblichen Verſuchen und Bitten, nur eine einzige Szene von dieſem fatalen Werk ſeines Verhängniſſes zu ſehen zu bekommen, erſchien eines Tags zufälliger Weiſe an einem Nachmittage die glückliche Stunde, wo ich ihn ſo treuherzig zu machen wußte, mir einige der weſentlichſten Szenen und mehrere Morceaux aus andern aus dem Gedächtniſſe vorzudeklamiren. Ich geſtehe Ihnen, daß ich erſtaunt war, und ich glaube nicht zu viel zu ſagen, wenn ich Sie verſichere: Wenn die Geiſter des Aeſchylus, Sophokles und Shakſpeares ſich vereinigten, eine Tragödie zu ſchaffen, ſie würde das ſein, was Kleiſts Tod Guiskard's des Normannen, ſofern das Ganze demjenigen entſpräche, was er mich damals hören ließ. Von dieſem Augenblick an war es bei mir entſchieden, Kleiſt ſei dazu geboren, die große Lücke in unſerer dramatiſchen Literatur auszufüllen, die, nach meiner Meinung wenigſtens, ſelbſt von Schiller und Göthe noch nicht ausgefüllt worden iſt; und Sie ſtellen ſich leicht vor, wie eifrig ich nunmehr an ihm war, um ihn zur Vollendung des Werks zu bewegen. Er ſchien zwar damals über die Wirkung, die er auf mich gethan hatte, ungemein erfreut, und verſprach alles Gute; aber dabei blieb es auch, und, um ihn nicht zu quälen, fand ich nöthig, ihm während der Zeit, daß er mein Hausgenoſſe war, ſo wenig wie möglich von ſeinem Werk zu ſprechen. Gegen die Mitte des Märzes trennten wir uns endlich wieder, er verweilte noch mehrere Tage in Weimar, ging dann nach Leipzig und Dresden, und ſchrieb mir nach Verlauf einiger Monate ein kleines Brieſchen, worin er mir einen über Weimar reiſenden Freund empfahl; ließ aber ſeit dieſer Zeit nichts weiter von ſich hören. Auch klagt mein Sohn zu Wien, daß er ſeit ihrer letzten Trennung nichts mehr von ihm wiſſe. Da mir ſo eben zufälligerweiſe das Concept meines dem Herrn von Kleiſt nach Dresden oder Leipzig in Antwort auf ſein beſagtes Brieſchen geſchriebenen Briefes unter meinen Papieren in die Hände fällt, ſo ſei mir erlaubt, die ſein Drama betreffende Stelle abzuſchreiben.

„Sie ſchreiben mir, lieber Kleiſt, der Druck mannigſaltiger Familienverhältniſſe habe die Vollendung Ihres Werkes unmöglich gemacht. Schwerlich hätten Sie mir einen Unfall ankündigen können, der mich ſchmerzlicher betrübt hätte. Zum Glück läßt mich die poſitive Verſicherung des Herrn von W., daß Sie ſeither mit Eifer daran gearbeitet, hoffen und glauben, daß nur ein mißmüthiger Augenblick Sie in die Verſtimmung habe ſetzen können, für möglich zu halten, daß irgend ein Hinderniß von außen Ihnen die Vollendung eines Meiſterwerks, wozu Sie einen ſo allmächtigen innern Beruf fühlen, unmöglich machen könne. Nichts iſt dem Genius der heiligen Muſe, die Sie begeiſtert, unmöglich. Sie müſſen Ihren Guiskard vollenden, und wenn der ganze Kaukaſus und Alles auf Sie drückte u. ſ. w.“ Ich glaubte ihm durch dieſen Eifer, womit ich ihn zur Vollendung ſeines Werkes beſtürmte, den größten Dienſt zu thun, wie traurig wäre es für mich, wenn es nur dazu gedient hätte, ihn in das Schickſal, das ihn zu verſchlingen droht, vollends hineinzuſtoßen! —

Wenn ich nun alle dieſe Umſtände, ſeinen auf Selbſtgefühl gegründeten, aber von ſeinem Schickſal gewaltſam niedergedrückten Stolz, die Exzentrität der ganzen Laufbahn, worin er ſich, ſeitdem er aus der militäriſchen Carriere ausgetreten, hin und her bewegt hat, ſeine fürchterliche Ueberſpannung, ſein fruchtloſes Streben nach einem unerreichbaren Zauberbild von Vollkommenheit in ſeinem bereits zur fixen Idee gewordenen Guiskard, mit ſeiner zerrütteten geſchwächten Geſundheit und mit den Mißverhältniſſen, worin er mit ſeiner Familie zu ſtehen ſcheint, zuſammen combinire, ſo erſchrecke ich vor den Gedanken, die ſich mir aufdrängen und fühle mich beinahe genöthigt zu glauben, es ſei ſein guter Genius, der ihm den Einfall, ſich in Coblenz zu einem Tiſchler zu verdingen, eingegeben. Gewiß iſt, in meinen Augen wenigſtens, daß das Projekt, welches Ihnen Ihre ſo edelmüthig theilnehmende Zuneigung zu dieſem liebenswürdigen Unglücklichen eingegeben, ihn in einem Büreau, bei Ihrem Freunde M. unterzubringen, allein ſchon aus der Urſache von unbeliebigem Erfolg ſein würde, weil dieſe Art von Beſchäftigung und Abhängigkeit ihm in kurzer Zeit ganz unerträglich fallen würde u. ſ. w." —

Dieſer merkwürdige Brief F. M. Wielands bezeugt zu ſeiner Ehre, mit welchem kritiſchen Scharfblicke er vor den meiſten ſelbſt bedeutenderen Zeitgenoſſen das hohe Talent des Dichters noch in ſeinem Keime zu würdigen verſtand. Die Vermuthung, daß Kleiſt mit ſeiner Familie in Mißverhältniſſen gelebt, iſt eine irrige, da dieß wohl nur vorübergehend mit einem einzelnen Mitgliede derſelben geweſen ſein konnte.

Von Weimar begab ſich Kleiſt im Jahr 1804 nach Dresden, um an ſeinem liebſten Trauerſpiele, Robert Guiskard. weiter zu dichten, deſſen Bruchſtücke Wieland ſo ſehr entzückt, und das er in ſeinem Unmuthe bereits zweimal vernichtet hatte. Hier traf er auch mit ſeinem Freunde von Pfuel zuſammen, und ſoll ihm Kleiſt eines Abends, als Pfuel Zweifel an ſeinem komiſchen Talent geäußert, die drei erſten Scenen des ſchon in der Schweiz begonnenen Luſtſpiels: der zerbrochene Krug, diktirt haben.

Kleiſt war zu dieſer Zeit ein Hausfreund der Familie von Schlieben, in welcher eine Tochter mit ſeinem Freunde Lohſe verlobt war, deſſen Gattin ſie in der Folge wurde. Als ſie nun in ihrem Brautſtande eine lange Zeit keine Briefe von Lohſe erhalten hatte und darüber ganz tiefſinnig geworden war, ſagte ſie eines Tags zu Kleiſt, der neben ihr auf dem Sofa ſaß und auf der Guitarre klimperte: Wenn der Zuſtand noch lange anhält, ſo werde ich verrückt. Sie haben Recht, verſetzte Kleiſt: es iſt das Beſte, was Sie thun können, und wenn Sie Ihren Verſtand je wiederfinden, nehme ich eine Piſtole und ſchieße Sie und mich todt. Ich kann Ihnen ſchon den Gefallen thun. Dieſe Worte machten einen ſo tiefen Eindruck auf das Mädchen, daß ſie danach ihre Beſinnung wieder fand, und von ihrer Melancholie genas.

Gegen ein anderes Mitglied dieſer Familie ſagte er einmal von ſich aus: In mir iſt nichts beſtändig, als die Unbeſtändigkeit.

Von Dresden aus unternahm Kleiſt noch in dieſem Sommer mit Pfuel, deſſen feſter ausgezeichneter Charakter auf ſein Leben wie auf den Fortſchritt ſeiner Bildung einen bedeutenden Einfluß gehabt zu haben ſcheint, eine abermalige Reiſe nach der Schweiz. Den Entſchluß dazu ſcheint er ebenſo unverſehens gefaßt zu haben, wie er beinahe immer in ſeinem Leben zu handeln pflegte, denn er hatte noch wenige Tage vor ſeiner Abreiſe die Abſicht, zu ſeinen Schweſtern auf das Land zu ziehen. Erſt den Tag vorher erſchien er plötzlich mit der Erklärung in der eben erwähnten Familie von Schlieben: er gehe mit Pfuel nach der

Schweiz und nach Mailand, zu dem alleinigen Zwecke, ſeinen Freund Lohſe dort zu beſuchen.

Beide Freunde gingen meiſt zu Fuß, und lebten in Bern und Thun, an welchen Orten zu Zeiten der Ruhe an Robert Guiskard gearbeitet ward. Sie kamen nach Mailand, wo Kleiſt unbegreiflicherweiſe Lohſe gar nicht beſuchte und begaben ſich endlich durch das Waadtland, über Genf und Lyon nach Paris.

Schon auf dem Wege dahin ſoll, nach L. Tiecks Nachrichten, die krankhafte Seelenſtimmung des Dichters noch ſchärfer und drohender als früher hervorgetreten ſein und ſich in Paris bis zu dem Grade geſteigert haben, daß ſich die beiden Freunde ganz entzweiten.

Ein Streit über Sein und Nichtſein führte die Kataſtrophe herbei. Kleiſt rannte im Zorne hinweg, blieb lange aus und fand, als er endlich heimkehrte, ein Billet von Pfuel vor, aus dem hervorging, daß er unterdeß ausgezogen war, und ihn in der Wohnung allein gelaſſen hatte.

In ſeiner darüber entſtandenen Verzweiflung an ſich und der Welt, verbrannte Kleiſt alle ſeine Papiere, und vernichtete die Tragödie zum drittenmale, welche er mit ſo beſonderer Vorliebe ausgearbeitet hatte. Es iſt möglich, daß darunter auch die beiden Dramen: Peter der Einſiedler und Leopold von Oeſtreich waren, die er jetzt in Paris, in Shakespearſchem Style geſchrieben haben ſoll, und von denen mir Herr von Rühle, aus der Erinnerung, einen Theil des Plans erzählte. Tieck ſagt dagegen nur: Kleiſt habe 1804 in Dresden eine Tragödie über den Fall Leopolds von Oeſtreich ſchreiben wollen, aber nicht geſchrieben. Einige Hefte: „Fragmente“ mit allerlei Betrachtungen und Gedanken, welche Frau von Müller eine Zeitlang von ſeiner Hand beſaß, ſind wohl ſpäter verloren gegangen.

Alſo zerſtört, verließ der Dichter Paris ohne Paß und begab ſich zu Fuße auf den Weg nach Boulogne sur mer. Als er eine Strecke weit gegangen war, begegnete er einem Haufen Conſcribirter, und gab ſich vergebene Mühe, für einen derſelben als gemeiner Soldat einzutreten.

Zu ſeinem Glücke traf er noch kurz vor Boulogne mit einem ihm bekannten Chirurgien-Major zuſammen, auf deſſen verwunderte Frage, was er da zu thun habe? er ihm erzählte, er laufe ohne Paß herum. Der Franzoſe ſchilderte ihm mit Entſetzen, welche Lebensgefahr er untergehe, indem in Boulogne noch unlängſt unter ähnlichen Verhältniſſen ein preußiſcher Edelmann als vermeinter ruſſiſcher Spion erſchoſſen worden ſei, und nahm ihn unter ſeinem Schutze, als ſeinen Bedienten, mit nach der Stadt.

Von hier aus bat Kleiſt den Geſandten Lucheſini ſogleich um einen Paß, den er nach vier Tagen, unmittelbar nach Potsdam ausgeſtellt, erhielt, und ſah er ſich alſo genöthigt, nach dem Vaterlande heimzukehren.

Nach Tiecks Vorrede wäre er zuerſt auf kurze Zeit wieder nach Paris gegangen und hätte ſich nur weil er ſeinen Freund Pfuel dort nicht mehr angetroffen, von der Sehnſucht nach dem Vaterlande dahin zurückziehen laſſen. In Paris hatte nach ſeiner Flucht ſein Freund gefürchtet, Kleiſt habe ſich in die Seine geſtürzt, und ihn bereits unter den in der Morgue ausgeſtellten Leichnamen geſucht.

Auf dem Heimwege befiel Kleiſt in Mainz eine tödtliche Krankheit, von welcher ihn Hofrath Wedekind erſt nach ſechs Monaten wiederherſtellte und blieb er inzwiſchen allen ſeinen Freunden entſchwunden.

Er ſoll in dieſer Zeit die Bekanntſchaft der Günderode gemacht und mit der Tochter eines Predigers bei Wiesbaden ein zartes Verhältniß gehabt haben. Aus Wielands obigem Briefe geht hervor, daß er damals in Coblenz den ſeltſamen Einfall gehabt hat, ſich bei einem Tiſchlermeiſter zu verdingen, und es war mir dieſe Nachricht auch bereits auf anderem Wege zugekommen.

Geneſen, reiſte Kleiſt endlich nach Potsdam weiter und erſchien dort eines Abends unvermuthet vor dem Bette ſeines Freundes Pfuel.

Sowie ſeine Ankunft in der Heimath verlautete, eilte ſeine Schweſter zu ihm, die all ſein Unglück ſeiner poetiſchen Richtung zuſchrieb, und ihn fortan auf's ernſtlichſte davor zu bewahren ſuchte, daß er keine Verſe weiter mache. Sie vermittelte auch mit andern Freunden, daß er durch Maſſenbach dem Miniſter Altenſtein empfohlen ward, welcher ihm bei der Finanzverwaltung von Anſpach eine Anſtellung in Ausſicht ſtellte.

Im Jahre 1804 hielt ſich Kleiſt eine Zeitlang in Berlin auf, und wurde hier durch ſeinen Freund Brockes mit Varnhagen von Enſe bekannt. So freundſchaftlich er auch mit dieſem umging, verhehlte er ihm doch ſorgfältig, daß er mit der „Familie Schroffenſtein“ ſchon öffentlich als Dichter aufgetreten war.

In Varnhagens Stammbuch ſchrieb Kleiſt den 11. Aug.

1804: „Jünglinge lieben in einander das höchſte der Menſchheit, denn ſie lieben in ſich die ganze Ausbildung ihrer Naturen ſchon um zwei oder drei glücklicher Anlagen willen, die ſich eben entfernen. Wir aber wollen einander gut bleiben.“

Varnhagen ſagt in ſeinen Denkwürdigkeiten von Kleiſt, daß er damals noch nicht den Genius und die Kraft verrathen habe, die ihn ſpäter berühmt gemacht.

Den Wünſchen der Seinigen nachgebend, widmete jetzt Kleiſt ſeine ganze Zeit dem Studium der Kameralwiſſenſchaft, um ſich zu der genannten Anſtellung vorzubereiten, und wurde in Folge deſſen, wahrſcheinlich im Winter 1804 bis 1805, als Diätar nach Königsberg in Preußen geſchickt.

Wie lange er ſich hier in der That ernſtlich dem Staatsdienſte gewidmet und der Poeſie den Rücken zugewendet hat, weiß ich nicht gewiß, wenn auch der Brief 19 ein Beweis iſt, daß er 1805 nichts poetiſch ſchaffte.

Viel über ein halbes Jahr dürfte es aber wohl nicht gedauert haben.

Kleiſt traf in Königsberg ſeinen in Oſtpreußen angeſtellten Freund von Pfuel wieder an, mit dem er ſich ſchnell verſöhnte, und empfing von ihm wahrſcheinlich hier die erſte, von Tieck nach Potsdam verlegte Veranlaſſung zu ſeiner Novelle Kohlhaas. Nachdem nemlich Kleiſt eines Tags Pfuel aufgefordert hatte, ebenfalls eine Tragödie zu dichten, erzählte ihm dieſer die Geſchichte des Kohlhaas als einen dazu wohl geeigneten Stoff.

In Königsberg ſchrieb Kleiſt auch ſeine andere meiſterhafte Novelle: Die Markiſe von O., zu der ihm eine

Novelle der bekannten franzöſiſchen Schriftſtellerin, Madame de Gomez, deren cent nouvelles nouvelles er wahrſcheinlich in Paris geleſen, die Veranlaſſung geliehen hatte.

Ich entdeckte dieſe Entlehnung des Stoffes bei meiner eigenen Lektüre der Gomez; will aber hiemit keineswegs ausgeſprochen haben, daß ſie Kleiſts Verdienſt an dieſer Dichtung ſchmälere.

Als Kleiſt im Jahr 1804 auf ſeiner Reiſe nach Königsberg durch Frankfurt a. O. gekommen war, hatte er es eben ſowohl wie ſeine ehemalige Braut vermieden, einander zu ſehen, und erſt im Jahr 1806 kamen Beide wieder in Königsberg zuſammen, wohin die junge Dame, welche ſich unterdeß verheirathet hatte, mit ihrer Schweſter und ihrem Gatten gezogen war.

Das erſte Wiederſehen des Paares war ein äußerſt peinliches, inmitten einer großen Geſellſchaft.

Nachdem ſich Kleiſt eine lange Weile fern von ſeiner ehemaligen Braut gehalten hatte, ging er auf ihre Schweſter zu, die er wieder ſeine goldene Schweſter nannte und forderte ſie zum Tanzen auf. Er ſprach weich und herzlich mit ihr, ſchüttete, unter vielen Selbſtanklagen, ſein ganzes Herz vor ihr aus und fragte ſie, ob ſie ihn würden wiederſehen wollen? Die Schweſter ſtellte ihn ihrem Schwager vor, der ihn ſelbſt zu ihnen zu kommen bat und ſo ward er bald ihr täglicher Gaſt, las ihnen ſeine kleinen damals noch nicht gedruckten Erzählungen vor und hörte gern ihre Urtheile darüber an.

Die Kunſt vorzuleſen war ein Gegenſtand, über den Kleiſt viel nachgedacht hatte und oft ſprach. Er fand es unverzeihlich, daß man dafür ſo wenig thue und Jeder, der die Buchſtaben kenne, ſich einbilde, auch leſen zu können, da es doch eben ſo viel Kunſt erfordere, ein Gedicht zu leſen, als zu ſingen, und er hegte daher den Gedanken, ob man nicht, wie bei der Muſik, durch Zeichen auch einem Gedichte den Vortrag andeuten könne? Er machte ſogar ſelbſt den Verſuch, ſchrieb einzelne Strophen eines Gedichtes auf, unter welche er die Zeichen ſetzte, die das Heben, Tragen, Sinkenlaſſen der Stimme u. ſ. w. andeuteten, und ließ es alſo von den Damen leſen.

Die beiden Schweſtern fanden Kleiſt ſtiller und ernſter als ehemals geworden, obwohl ihm ſeine kindliche Hingebung geblieben und ſeine Phantaſie glühender als jemals war.

Das Verhältniß, in welchem Kleiſt bei der Kammer angeſtellt, mißfiel ihm, nach ſeinen Aeußerungen gegen die Damen, in hohem Grade, und er fand es unerträglich, ſich Männern, die er überſah, untergeordnet zu ſehen. Er war damals überhaupt mit ſich und der ganzen Welt unzufrieden und es entſprach nichts ſeinen Erwartungen.

Es war ſein innigſter, bis zur Verzehrung heißeſter Wunſch, der Welt mit allen Kräften zu nützen, und auch von ihr anerkannt zu werden: er ſollte aber, ſo lange er lebte, nicht den mindeſten Erfolg von ſeinen Anſtrengungen ſehen.

Seine Verſtimmung über ſein Schickſal ſteigerte ſich gegen das Ende des Jahres 1806 bis zum heftigſten Schmerz und daneben mußte ſeine glühende Liebe für ſein Vaterland daſſelbe in die tiefſte Schmach verſinken ſehen! Er war jetzt öfters völlig außer ſich, hatte keinen andern Gedanken mehr als dieſen, und ſah alle Schrecken, die noch kommen ſollten, mit Gewißheit voraus. Auch war ſeine Geſundheit ſchon ſehr angegriffen, er hatte häufig Fieber und lag oft ganze Tage lang, wie er freilich ſagte, mehr aus Unluſt als aus Unwohlſein, zu Bett, oder ließ ſich doch, in ſein Zimmer verſchloſſen, vor keinem Menſchen ſehen.

Von allen Bekannten und Geſellſchaften zurückgezogen, gab er endlich ſelbſt ſeine Stelle beim Departement auf. Er ſchrieb aus dieſer Seelenſtimmung den zweiten der beiden ſchönen Briefe 19 und 20. von Herrn von Rühle, welche gegen die früheren Briefe an ſeine Braut beweiſen, wie reif mittlerweiſe ſeine Ausdrucksweiſe geworden war.

Es hatte dieſe jüngſte Königsberger Einſamkeit ſeine Seele wahrhaft erhoben, und mit neuen Kräften zu der Kunſt zurückgeführt; nur gegen die Kritik war er zu allen Zeiten ſeines Lebens ſehr empfindlich, wie ernſtlich er auch, in dem erwähnten Briefe, dazu aufzufordern ſcheint.

Er ſchrieb nunmehr in Königsberg den zerbrochenen Krug zu Ende, begann die Pentheſilea und bearbeitete den Amphitryo des Moliere, deſſen Manuſcript er an ſeinen Freund Rühle nach Berlin ſendete, um vielleicht durch eine ſolche zerſtreuende Arbeit die Heiterkeit ſeines Lebens wieder zu finden.

Im Jahre 1807 wanderte Kleiſt, gerade zu der Zeit, als nach der Schlacht von Eylau die Parteigänger in Preußen auftauchten, mit Pfuel und zwei anderen Offizieren zu Fuße nach Berlin.

Herr von Pfuel trennte ſich von ſeinen Begleitern kurz vor der Stadt, um nach Nenndorf zu Fouque's zu gehen. Die drei Andern wurden am Thor angehalten und Kleiſt, da er ohne Paß war, und nur ſeinen Abſchied als Leutnant in der Taſche hatte, als vermeinter Schilliſcher Offizier ohne Weiteres gefangen genommen und nach Fort de Joux in Frankreich abgeführt.

Es iſt gewiß nicht unmöglich, daß dieſer Verdacht der wahre Grund eines ſolchen Verfahrens gegen ihn geweſen ſei; doch bleibt immer ſo viel Unaufgelöſtes in der Sache, daß auch die Vermuthung nicht ganz abzuweiſen ſein mag, man habe ihn mit Pfuel verwechſelt, und für ihn beſtraft, deſſen Abgang von Königsberg verrathen worden war, und den die Franzoſen ohne Zweifel recht wohl als bedeutenden Vaterlandsfreund kannten und fürchteten.

Nach einer anderen Meinung machte es ihn zumeiſt verdächtig, daß er ſo leicht verlegen ward, ſtotterte, erröthete, ein Kindergeſicht hatte, und franzöſiſch eigentlich fließender als deutſch ſprach.

Nachdem Kleiſt ein halbes Jahr in dem Gefängniſſe des bekannten Toussaint L'ouverture in Jour geſeſſen hatte, brachte man ihn nach Chalons sur Marne, wo er in ſeiner Einſamkeit viel gedichtet haben ſoll. Er ſchrieb aus ſeiner franzöſiſchen Gefangenſchaft an eine edle, geiſtreiche Verwandte Folgendes:

„Was ſoll jetzt aus meiner Sache werden, da, wie ich höre, auch X. Berlin verlaſſen wird, nachdem A. es längſt verlaſſen hat? Sie ſehen, daß faſt alle Bemühungen für mich gänzlich überflüſſig ſind. Von Tag zu Tag habe ich immer noch, dem Verſprechen gemäß, das Ihnen der

General Clarke gegeben hat, auf eine Ordre zu meiner Befreiung gewartet: doch ſtatt deſſen ſind ganz andere Verfügungen unſertwegen angekommen. Welch ein unbegreifliches Mißverſtändniß muß in dieſer Sache obwalten! Wenn ſich Niemand für mich intereſſirte, weder Sie noch X. noch A. ſo bliebe mir noch ein Ausweg übrig. Doch ſo werde ich mich wohl mit dem Gedanken bekannt machen müſſen, bis ans Ende des Krieges in dieſer Gefangenſchaft auszuhalten. Und wie lange kann dieſer Krieg noch dauern, dieſer unglückliche Krieg, den vielleicht gar nicht einmal ein Friede beendigt? Was ſind dieß für Zeiten? Sie haben mich immer in der Zurückgezogenheit meiner Lebensart für iſolirt von der Welt gehalten und doch iſt vielleicht niemand inniger damit verbunden, als ich. Wie troſtlos iſt die Ausſicht, die ſich uns eröffnet! Zerſtreuung und nicht mehr Bewußtſein iſt der Zuſtand, der uns wohlthut. Wo iſt der Platz, den man jetzt in der Welt einzunehmen ſich beſtreben könnte, im Augenblicke, wo Alles ſeinen Platz in verwirrten Bewegungen verwechſelt? Kann man auch nur den Gedanken wagen, glücklich zu ſein, wenn Alles im Elend darniederliegt? Ich arbeite, wie Sie wohl denken können; jedoch ohne Luſt und Liebe zur Sache. Wenn ich die Zeitungen geleſen habe, und jetzt, mit einem Herzen voll Kummer, die Feder wieder ergreife, ſo frage ich mich wie Hamlet den Schauſpieler, was mir Hekuba ſei? Ernſt, ſchreiben Sie mir, iſt nach K. zurückgegangen. Es freut mich, weil es das Einzige war, was ihm in dieſer Lage übrig blieb. Doch unerſetzlich iſt es, daß wir uns nicht, er und B. in Dresden haben ſprechen können. Der Augenblick war ſo gemacht, uns in der ſchönſten Begeiſterung zu umarmen. Wenn wir noch zwei Menſchenalter lebten, kommt es nicht ſo wieder. Hier in Chalons lebe ich wieder ſo einſam wie in K. Kaum merke ich, daß ich in einem fremden Lande bin und oft iſt es wie ein Traum, hundert Meilen gereiſt zu ſein, ohne meine Lage verändert zu haben. Es iſt hier Niemand, dem ich mich anſchließen möchte: unter den Franzoſen nicht, weil mich ein natürlicher Widerwille ſchon von ihnen entfernt, der noch durch die Behandlung, die wir jetzt erfahren, vermehrt wird, und unter den Deutſchen auch nicht. Und doch ſehnt ſich mein Herz ſo nach Mittheilung. Letzthin ſaß ich auf einer Bank, auf einer öffentlichen, aber wenig beſuchten Promenade, und es fing ſchon an finſter zu werden, als mich Jemand, den ich nicht kannte, mit einer Stimme anredete, als ob ſie Pfuel aus der Bruſt genommen wäre. Ich kann Ihnen die Wehmuth nicht beſchreiben, die mich in dieſem Augenblick ergriff. Und ſein Geſpräch war auch ganz ſo tief und innig, wie ich es nur einzig auf der Welt an ihm kennen gelernt habe. Es war mir, als ob er bei mir ſäße, wie in jenem Sommer vor drei Jahren, wo wir in jeder Unterredung immer wieder auf den Tod als auf den ewigen Refrain des Lebens zurückkamen. Ach! es iſt ein ermüdender Zuſtand, dieſes Leben, recht, wie Sie ſagten, eine Fatigue. Erfahrungen rings, daß man eine Ewigkeit brauchte, um ſie zu würdigen, und, kaum wahrgenommen, ſchon wieder von andern verdrängt, die ebenſo unbegriffen verſchwinden.

In einer der hieſigen Kirchen iſt ein Gemälde, ſchlecht gezeichnet zwar, doch von der ſchönſten Erfindung, die man ſich denken kann, und Erfindung iſt es überall, was ein Werk der Kunſt ausmacht. Denn nicht das, was dem Sinne dargeſtellt iſt, ſondern das, was das Gemüth durch dieſe Wahrnehmung erregt, iſt das Kunſtwerk. Es ſind ein paar geflügelte Engel, die aus den Wohnungen himmliſcher Freude niederſchweben, um eine Seele zu empfangen. Sie liegt, mit Bläſſe des Todes übergoſſen, auf den Knieen, der Leib ſterbend, in den Armen der Engel zurückgeſunken. Wie zart ſie das Zarte berühren, mit den äußerſten Spitzen der roſenrothen Finger nur das liebliche Weſen, das der Hand des Schickſals jetzt entflohen iſt. Und einen Blick aus ſterbenden Augen wirft dies auf ſie, als ob es in Gefilde unendlicher Seligkeit hinausſähe. Ich habe nie etwas Rührenderes und Erhebenderes geſehen.“

Nach einem Jahre ungefähr ſchrieb Kleiſt von Dresden aus:

„Unbeſchreiblich rührend iſt mir Alles, was Sie mir über Pentheſilea ſagen. Es iſt wahr, mein innerſtes Weſen liegt darin und Sie haben es wie eine Seherin aufgefaßt: der ganze Schmerz zugleich und Glanz meiner Seele. Jetzt bin ich nur neugierig, was Sie zu dem Käthchen von Heilbronn ſagen, denn das iſt die Kehrſeite der Pentheſilea, ihr anderer Pol, ein Weſen das ebenſo mächtig iſt durch Hingebung, als jene durch Handeln.“

„Ob es (Pentheſilea) bei den Forderungen, die das Publikum an die Bühne macht, gegeben werden wird, iſt eine Frage, die die Zeit entſcheiden muß. Ich glaube es nicht und wünſche es auch nicht, ſo lange die Kräfte unſerer Schauſpieler auf nichts geübt werden, als Naturen, wie die Kotzebueſchen und Ifflandſchen ſind, nachzuahmen. Wenn man es recht unterſucht, ſo ſind zuletzt die Frauen an dem ganzen Verfall unſerer Bühne Schuld, und ſie ſollten entweder gar nicht ins Schauſpiel gehen, oder es müßten eigene Bühnen für ſie, abgeſondert von den Männern, errichtet werden. Ihre Anforderungen an Sittlichkeit und Moral vernichten das ganze Weſen des Drama, und niemals hätte ſich das Weſen der griechiſchen Bühne entwickelt, wenn ſie nicht ganz davon ausgeſchloſſen geweſen wären.“

Durch die Vermittlung des Geſandten Bourgoing wurde Kleiſt endlich im Jahr 1808 aus ſeiner Gefangenſchaft in Chalons entlaſſen und kehrte mit dem Gelde, das ihm ſein Freund von Rühle als Honorar für den inzwiſchen bei Arnold in Dresden erſchienenen Amphitryo zugeſchickt hatte, nach Berlin heim, wo er doch nur kurze Zeit verweilte, um bald in Dresden ſeinen Wohnſitz aufzuſchlagen.

Hier verweilten zu der Zeit ſeine Freunde von Pfuel und Rühle, letzterer als Gouverneur eines jungen deutſchen Prinzen, und wurde Kleiſt bei Adam Müller und im Körnerſchen Hauſe eingeführt. Mit Müller, welcher ſich ſchon früher für ihn intereſſirt hatte, befreundete er ſich ſehr bald, und in letzterem Hauſe verſchaffte ihm Schillers ungemein günſtiges Urtheil über ihn die beſte Aufnahme.

Kleiſt lebte in Dresden ganz den Studien und literariſchen Arbeiten, und da er ſein Vermögen nun völlig aufgezehrt hatte, mußte er ſich auch ſeinen Lebensunterhalt als Schriftſteller verdienen.

Man ſtiftete zu dem Ende die Zeitſchrift Phöbus, welche er mit Adam Müller, etwa ein Jahr lang, bis ſie wieder einging, herausgab.

Friedrich Laun ſagt zwar, daß die Herausgeber an dieſem kurzen Beſtande ſelbſt Schuld geweſen ſeien, indem ſie allein die Ausbreitung einer einſeitig beſchränkten politiſchen Geſinnung zum Zwecke der Zeitſchrift gemacht, und Kunſt und Poeſie davon ausgeſchloſſen haben. Ich kann aber dem geehrten Autor nicht in dieſem Urtheile beiſtimmen, da ja doch Kleiſts beſte Werke zuerſt im Phöbus abgedruckt waren, und die glühende, alles daran ſetzende Vaterlandsliebe, der unverſöhnliche Fremdenhaß Kleiſts nicht wohl eine beſchränkte Politik zu nennen iſt.

Unterdeſſen hatte Kleiſt die Pentheſilea gedichtet, vollendete er den Kohlhaas, ſowie die Mehrzahl ſeiner Erzählungen, arbeitete den zerbrochenen Krug und Amphitryo um und ſchrieb das Käthchen von Heilbronn. Auch lebte zu gleicher Zeit Robert Guiskard wieder auf, und theilte der Phöbus von ihm und den meiſten übrigen Werken Proben mit. Beweis genug, wie Ernſt es damals Kleiſt war, ſich emporzubringen und zu retten!

Er lernte in dem Körnerſchen Hauſe ein reiches und liebenswürdiges junges Mädchen kennen, mit dem ihn bald eine gegenſeitige Neigung verband. Es ſchien ihrer Verbindung eine Weile nichts im Wege zu ſtehen, und deſſen ungeachtet zerſchlug ſie ſich an dem bloßen Verlangen Kleiſts, daß ihm die Geliebte ohne des alten Körners, ihres Vormunds oder Oheims Vorwiſſen, ſchreibe. Sie ſchlug es ab, er wiederholte ſeine Bitte nach drei Tagen, in denen er ſie nicht beſuchte, darauf nach eben ſo vielen Wochen und

Monaten und löſte zuletzt das Verhältniß auf dieſe Weiſe völlig.

Nach dem Bruche begann er das Käthchen von Heilbronn zu dichten, und ward dazu gewiſſermaßen von dem ſchmerzlichen Bedürfniſſe angetrieben, ſeiner ungetreuen Geliebten beiſpielsweiſe an ſeiner Heldin zu zeigen, wie man lieben müſſe. Die Annahme, daß eine andere Dame ſeine Verbindung zumeiſt aus Abneigung gegen ihn geſtört habe, vermochte ihn zugleich, ihren Charakter ſo ſehr ins Schwarze und Häßliche auszumalen, daß daraus die Uebertreibung ſeiner Kunigunde entſtand.

Aus Niedergeſchlagenheit über die Störung dieſes Verhältniſſes, und weil es ſich zugleich entſchied, daß der Phöbus keinen Fortbeſtand haben werde, verſuchte Kleiſt ſchon hier, ſich das Leben zu nehmen und fand ihn ſein Freund Rühle eines Herbſttages, von einer ſtarken Doſis Opium, die er zu ſich genommen hatte, der Beſinnung beraubt, auf dem Bette liegen.

Vielleicht auch ſchon zehn Jahre vor Kleiſts Tod ſprach derſelbe ſeinen Freunden Rühle und Pfuel, an eben der Stelle, wo er ſich 1811 wirklich tödtete, vorüberfahrend, den Gedanken des Selbſtmords aus und hegte nur dagegen das Bedenken, daß man bei einem ſolchen Verſuche des Gelingens nie genug verſichert ſei. Man nahm zuletzt gemeinſchaftlich als die ſicherſte Todesart an: daß man zu Kahne auf ein tiefes Waſſer fahre, alle Taſchen voll ſchwerer Steine gepackt, ſich auf den Bord ſetze, und das Piſtol gegen ſich abdrücke, um, wo man ſich nicht todtſchieße, doch jedenfalls ertrinken zu müſſen.

Dafür, daß er in ſeinen damaligen Stimmungen ſchon Momente hatte, in denen ſein Geiſt geradezu abweſend ſchien, zeugt eine Szene, die eine ſeiner Freundinnen, Frau v. Rühle, auf der Brühlſchen Terraſſe mit ihm hatte.

Sie gehen hier nemlich eines Tags mit einander ſchweigend auf und nieder, und er bricht plötzlich in die Worte aus: Ja, ja, es iſt nicht anders, Müller muß ſterben, ich muß ihn ins Waſſer werfen, wenn er mir nicht freiwillig ſeine Frau abtritt.

Die Freundin fährt erſchrocken und erſtaunt zurück, da ſie bei Kleiſt nie die mindeſte Leidenſchaft zu der Dame wahrgenommen hat, und läßt ſich die Phraſe nochmals wiederholen. Kein zur Redeſetzen hilft, da er ſich nicht auf Erörterungen einläßt, und als er Müller bald darnach auf der Elbbrücke begegnet, macht er einen ganz ernſthaften Verſuch, ihn über die eiſerne Bruſtwehr in den Fluß zu ſtürzen.

Er konnte Adam Müller überhaupt damals nicht gut leiden, und verſpottete deſſen Paſſion, ſchlecht vorzuleſen. Müller las eines Abends, durch die Naſe, zum erſtenmal das Käthchen vor, bei welchem Kleiſt ſelbſt nicht erſchien, und als ihn Tieck am andern Morgen fragte, warum er weggeblieben ſei, erwiderte er: Ich werde doch nicht zuhören ſollen, wie der Menſch meine Dichtung mißhandelt?

Im Widerſpruche damit ſteht (nach F. Launs Memoiren) Kleiſts Aeußerung zu einem andern Freunde, der ihm, ſeinem Bedürfniſſe gemäß, ſeine eigenen Arbeiten von Andern vorleſen zu hören, die Herrmannsſchlacht vorleſen wollte: „Ich könnte dergleichen von unſerm Adam Müller weit beſſer haben: aber eben das Beſſere muß ich hierin vermeiden. In Müllers Munde verwandelt ſich beim Vorleſen das geringſte Metall in reines Gold, die dürftigſte, unverantwortlichſte Stelle beſticht mein Ohr, ſo daß es weit ſchlimmer iſt, als wenn kein Menſch ſie mir vorgeleſen hat. Du hingegen, lieber Alter, biſt ein grundſchlechter Vorleſer, Dein Vortrag hebt mir das Mißrathene erſt recht ins helle Licht, und das eben thut mir bei dieſen Gelegenheiten Noth."

Tieck ſagt über dieſe Periode von Kleiſts Leben:

„Die Lage Deutſchlands, die trübe Ausſicht in eine drohende Zukunft mußten in jenem Jahre jeden ängſten, der ſein Vaterland liebte. Dieſe Empfindung und der Zorn über den Hochmuth der Fremden, die Sorge über die Uneinigkeit der Völker und Fürſten, ſowie über die Schwäche, die aus dieſer hervorging, bemächtigten ſich völlig des Gemüths unſeres Dichters, deſſen glühender Haß gegen die Unterdrücker damals ſeinen Geiſt ſo ſtimmte, daß alle andern Kräfte in ihm von dieſen Gefühlen gleichſam verſchüttet wurden. So dichtete er den Herrmann (der in Dresden zuerſt unter dem Siegel des Schweigens als Manuſcript von Hand zu Hand ging)."

„Nun brach der Krieg gegen Frankreich im Jahr 1809 aus; er ſchrieb die Ode „Germania" und alle ſeine Hoffnungen erwachten wieder. Er ging nach Prag, in der Abſicht als Schriftſteller der guten Sache förderlich zu werden; auch finden ſich in ſeinem Nachlaſſe Fragmente aus jener Zeit, die alle das Beſtreben ausſprechen, die Deutſchen zu begeiſtern und zu vereinigen, ſowie die Maſchinationen und Lügenkünſte des Feindes in ihrer Blöße hinzuſtellen. Verſuche in vielerlei Formen, die aber damals, vom raſchen Drange der Begebenheiten überlaufen, nicht im Druck erſcheinen konnten, und auch jetzt, nach ſo manchem Jahre und nach der Veränderung aller Verhältniſſe, ſich nicht dazu eignen.“

Nachdem Kleiſt das Käthchen von Heilbronn geſchrieben, und Tieck mitgetheilt hatte, ſprachen und ſtritten ſie mannigfach darüber und ſagte Tieck ihm unter anderen eine Meinung über eine merkwürdige Szene, die das ganze Stück gewiſſermaßen in das Gebiet des Märchens oder Zaubers hinüberſpielte. Kleiſt mißverſtand dieſe Aeußerung als Tadel, vernichtete die Szene, ohne daß Tieck eine Ahnung davon hatte, und als dieſer ſie in der Folge im Druck vermißte, konnte er nicht aufhören, darüber ſein Bedauern auszuſprechen, weil ſie die karikirte Häßlichkeit Kunigundens weit beſſer motivirt und ſie in ein beſſeres Licht gerückt habe.

Dieſer Szene gemäß wandelte Käthchen im vierten Akt auf dem Felſen und erſchien ihr unten im Waſſer eine Nixe, die ſie mit Geſang und Rede lockte. Käthchen wollte ſich herabſtürzen, und wurde nur durch eine Begleiterin gerettet. Vorher belauſchte ſie Kunigundens badende Häßlichkeit und war außer ſich vor Angſt, wie ſie den Ritter vor dem Ungeheuer errette. Aus dieſer Schilderung des Bildes erinnerte ſich Tieck noch des ſchönen Verſes:

„Da quillt es wieder unterm Stein hervor.“

Von Prag wollte Kleiſt mit ſeinem Freunde Pfuel weiter nach Wien reiſen; kam aber nicht bis dahin, weil es die franzöſiſchen Heere bereits eingenommen hatten.

Während des Treffens bei Aſpern befand er ſich im Hauptquartiere des Erzherzogs, wo er mit einem öſtreichiſchen Stabsoffizier in Streit gerieth, welcher ihn für einen franzöſiſchen Spion hielt, und eilte er mit vorſchneller falſcher Siegesbotſchaft nach Prag zurück. Sobald der Frieden geſchloſſen war, der jede endliche Hoffnung auf Deutſchlands Befreiung zu vereiteln ſchien, begab ſich Kleiſt mit ſeinem Freunde Müller nach Berlin.

Im Jahre 1809 ſah ihn die Schweſter ſeiner Braut zum letztenmal in Frankfurt a. O. wieder, verſtimmt und gebeugt durch das fortwährende Unglück des Vaterlandes, ſowie tief gekränkt, daß ſeine im Druck erſchienenen Dichtungen ſo wenig Eingang im Publikum gefunden hatten. Er ſagte ihr eines Tags eine Strophe aus einem Gedichte her, welche ihr ſehr gefiel, und ſie fragte ihn, von wem das ſei. Darüber ſchlug er ſich mit beiden Händen vor die Stirne und ſagte in tiefſtem Schmerz: Auch Sie kennen es nicht? O, mein Gott! warum mache ich denn Gedichte?

Ein andermal äußerte er ſich in ihrer Gegenwart ſehr heftig über den Selbſtmord und ſagte etwa: Solch ein Menſch komme ihm gerade ſo vor, wie ein trotziges Kind, dem der Vater nicht geben wolle, was es verlange, und das danach hinauslaufe und die Thür hinter ſich zuwerfe.

Wiewohl die Seinigen ſehr wünſchten, daß er wieder eine Anſtellung ſuche, widerſtrebte Kleiſt doch lebhaft dieſem Verlangen und lebte meiſt von literariſchen Arbeiten. Er verbeſſerte auch nebenher ſeine Erzählungen und gab unter dem Titel „Abendblätter“ eine Wochenſchrift heraus, die zwar ungleich und flüchtig von verſchiedenen Verfaſſern geſchrieben war: nichts deſto weniger aber manches Erfreuliche von ihm enthalten haben ſoll. Es wollte meinen Bemühungen niemals gelingen, ein Exemplar dieſer Zeitſchrift aufzutreiben.

Wie ſehr Kleiſts edles Gemüth jetzt ſchon zerrüttet war, erhellt aus einem ſeltſamen Briefwechſel, den er im Jahr 1810 mit Herrn Friedrich von Raumer führte, und deſſen Inhalt mit kurzen Worten folgender.

Kleiſt hatte ſich, um allerlei amtliche Unterſtützung ſeines Journales, an die Staats-Canzlei gewandt, und man würde nicht abgeneigt geweſen ſein, ſie ihm zu gewähren, wenn nicht Kleiſts Verbindung mit Müller, deſſen zweideutige Geſinnungen gegen Preußen man wohl ſchon damals kannte, Hardenberg bedenklich gemacht hätte. Wahrſcheinlich fühlte Müller dies und reizte Kleiſt zu dem Glauben, die Unterſtützung werde von Niemand ſonſt als F. v. Raumer hintertrieben, der in der Staatskanzlei arbeitete. Kleiſt ſchrieb alſo an denſelben ein paar heftige Briefe und forderte ihn zu einem Zweikampfe heraus. Raumer antwortete ruhig und beſonnen, indem er ihm das Unbegründete ſeines Verdachtes bewies, und Kleiſt ſchrieb ihm nunmehr einen in demſelben Grade demüthigen und abbittenden Brief, als er vorher grob geweſen war. Gegen einen Vermittler, den Raumer Kleiſt zugeſchickt, hatte derſelbe unter vielen Thränen perſönlich Abbitte gethan.

Kurze Zeit nach dieſem Vorfalle fand ſich Müller bewegen, Berlin und Preußen ganz zu verlaſſen.

Es iſt mir intereſſant, daß Herr von Varnhagen meine eigene Vermuthung, der ſo höchſt ſophiſtiſche Adam Müller habe nur ungünſtig, beſonders in der letzten Zeit, auf Kleiſt einwirken können, in einem Briefe an mich beſtimmt theilt, und ausſpricht, daß gerade der Umgang mit Müller ihn von dem Kreiſe abgehalten habe, der ihn hätte retten können, nemlich von dem Staatskanzler, mit dem ſich Müller in Feindſchaft geſtellt hatte, — indem er Kleiſt dem Kreiſe zuführte, in welchem er zu Grunde ging. Es iſt Herrn von Varnhagen auch keinem Zweifel unterworfen, daß die äußere Noth und Hoffnungsloſigkeit, in der ſich Kleiſt befand, ihn am ſtärkſten zum Selbſtmord getrieben, und daß er doch ohne die Gefährtin ſeines Todes, — zu der ihn Müller geführt, — denſelben nimmermehr vollbracht hätte.

Eine andere Unannehmlichkeit hatte Kleiſt um dieſe Zeit mit Iffland, dem er als Direktor des Berliner Theaters das Manuſcript ſeines Käthchens zur Aufführung geſchickt. Iffland verzögerte ſeine Antwort und ſeinen Entſchluß wegen der Anfrage und es wurde Kleiſt hinterbracht, daß er ſich ſehr geringſchätzend über das Schauſpiel ausgeſprochen habe. Kleiſt ließ alſo, in ſeiner Erbitterung, einen zweiten äußerſt groben und in einer ſo eigenthümlichen Weiſe beleidigendem Brief an Iffland abgehen, daß ein Ehrenmann darauf kaum verſöhnlich antworten konnte. Nichts deſto weniger muß ich geſtehen, daß in dem mir vorliegenden demüthigen und feigen Briefe, mit welchem Kleiſt ſein Manuſcript zurückerhielt, der große Schauſpieler keine ehrenvolle Rolle ſpielt.

Als ein anderes Wahrzeichen von Kleiſts damaligem Geiſteszuſtande iſt auch eines Brieſes zu erwähnen, den er in dieſem Jahre dem Maler Hartmann nach Dresden ſchrieb, und durch die Poſt zugehen ließ, und wegen deſſen Zweck und Inhalt ich mir erlaube, als das beſtbeglaubigte Zeugniß eine Stelle aus F. Launs Memoiren hier anzuführen:

„Kleiſt war der unverſöhnlichſte Feind der Franzoſen, als Unterdrücker Deutſchlands und vor Allem des franzöſiſchen Kaiſers. Ihn aus dem Wege zu räumen, durch welche Mittel es auch geſchehen möchte, würde ihm für die höchſte Tugend gegolten haben, und als er Dresden verließ, befürchtete eben der Freund, deſſen Güte er ſeitdem mehrmals zum Vorleſen ſeiner neugeſchaffenen Werke in Anſpruch genommen hatte, gar ſehr, er könne in ſeiner Verblendung wohl ſo weit gegangen ſein, ſelbſt einen rächenden Brutusarm gegen den neuen Cäſar zu erheben. Und kurz nach ſeiner Entfernung von Dresden ſchon langt ein Brief an, worin Kleiſt ſeinen Freund erſucht, ihm eine Quantität Arſenik zu beſorgen und zuzuſenden, da er an ſeinem jezigen Aufenthaltsorte keinen Arzt kenne, welcher ihm zu dergleichen behülflich ſein würde; die Apotheker oder andere den Artikel führende Gewerbtreibende aber ihn ohne beſondere Ausweiſung über den Gebrauch als Nichtmediziner nicht verabfolgen laſſen durften.“

„Der Beauftragte, in der feſten Ueberzeugung, Kleiſt denke das Gift nach dem Vollbringen des beabſichtigten Unternehmens im Nothfalle gegen das eigene Leben anzuwenden, gerieth natürlich in große Verlegenheit, wurde aber bald mit ſich einig, keinenfalls darauf einzugehen. Vielmehr ſuchte er ihm in einem Briefe ausführlich darzuthun, daß Kleiſt, allen ſeinen Eigenſchaften nach, ſich durchaus nicht eigne, die blutige Rolle mit Erfolg durchzuführen. Sodann behauptete er auch, in Rückſicht des Ankaufs ganz in dem Falle zu ſein wie er, und Niemand zu wiſſen, durch den er ihn könne bewirken laſſen.“

„Hierauf aber erhält er mit Staſette einen zweiten Brief. Die Bedenken wegen des Erfolgs ſind darin mit Geſchicklichkeit abgeworfen, zugleich angekündigt, daß ein gemeinſchaftlicher guter Bekannter von ihnen beiden, ein Gutsbeſitzer, den Arſenik in einer zum Gute gehörigen Apotheke beſorgen und ihn, dem vormaligen Vorleſer, überſenden werde, von dem er das Gift ſodann ohne Verzug zugeſchickt erwarte.“

„Wirklich iſt dies auch keine leere Vertröſtung. Der Arſenik trifft ein, doch ſteht der Beauftragte natürlich mit dem Abſenden an und überläßt ihn einer Apotheke in Dresden.“ —

Trotz allen wunderlichen Seitenſprüngen ſeines Geiſtes dichtete Kleiſt zu gleicher Zeit ſein Meiſterwerk, den Prinzen von Homburg, welches auf nachſtehende Weiſe hervorgerufen wurde.

Seine Familie hatte ihm nehmlich durch Empfehlungen die Hoffnung zu erregen gewußt, mit der Dichtung eines vaterländiſchen Schauſpiels eine öffentliche Unterſtützung zu verdienen.

Er ergriff den Gedanken mit Begeiſterung und man ſehe das Kunſtwerk ſo mißliebig als man wolle an, bleibt es doch, neben Kleiſts Herrmann, das einzige Schauſpiel ſeiner Art, deſſen Lektüre oder Aufführung, im Falle der Noth, brandenburgiſch-deutſche Vaterlandsliebe zu erwecken fähig iſt. Der arme, Welt und Menſchen hierin verkennende Dichter hatte ſeinen Stoff mit rechtem Bewußtſein ausgewählt, und mußte nun dagegen an ſich, traurig genug, die Wahrheit erleben: daß eben das Poſitive des Talentes in der Regel derlei Abſichten zu Grabe trägt. Sein Stück mißfiel und ſeine eigene Enttäuſchung darüber führte ihn, mit dem Unglück ſeines Vaterlandes, der öffentlichen Verleugnung ſeines Talentes, ſeiner hülfsbedürftigen Lage verbunden, der Stimmung, welche ihm den Tod gab, in die Arme.

Tieck hat übrigens das große Verdienſt, daß er den Prinzen von Homburg vor der wahrſcheinlichen Vernichtung rettete. Er las das Manuſcript ſeit dem Jahre 1814 ſo oft in ſeinen Kreiſen vor, daß er ihm Freunde gewann und es endlich drucken laſſen konnte.

Aus der Zeit ſeines letzten Aufenthaltes in Berlin ſind folgende Aeußerungen Kleiſts.

„Das Leben, das ich führe, iſt ſeit Ihrer und A. Müllers Abreiſe gar zu öde und traurig. Auch bin ich mit den zwei oder drei Häuſern, die ich hier beſuchte, ſeit der letzten Zeit ein wenig außer Verbindung gekommen und faſt täglich zu Hauſe, vom Morgen bis auf den Abend, ohne auch nur einen Menſchen zu ſehen, der mir ſagte, wie es in der Welt ſteht. Sie helfen ſich mit ihrer Einbildungskraft und rufen ſich aus allen vier Weltgegenden, was Ihnen lieb und werth iſt in Ihr Zimmer herbei. Aber dieſen Troſt, wiſſen Sie, muß ich unbegreiflich unſeliger Menſch entbehren. Wirklich, in einem ſo beſonderen Falle iſt vielleicht noch kein Dichter geweſen. So geſchäftig, dem weißen Papier gegenüber, meine Einbildung iſt und ſo beſtimmt in Umriß und Farbe die Geſtalten ſind, die ſie alsdann hervorbringt, ſo ſchwer, ja ordentlich ſchmerzhaft iſt es mir, mir das, was wirklich iſt, vorzuſtellen. Es iſt, als ob dieſe in allen Bedingungen angeordnete Beſtimmtheit meiner Phantaſie im Augenblick der Thätigkeit ſelbſt Feſſeln anlegte. Ich kann, von ſo vielen Formen verwirrt, zu keiner Klarheit der innerlichen Anſchauung kommen; der Gegenſtand, fühle ich unaufhörlich, iſt kein Gegenſtand der Einbildung: mit meinen Sinnen in der wahrhaftigen lebendigen Gegenwart möchte ich ihn durchdringen und begreifen. Jemand der anders hierüber denkt, kömmt mir ganz unverſtändlich vor, er muß Erfahrungen gewonnen haben, ganz abweichend von denen, die ich darüber gemacht habe. Das Leben mit ſeinen zudringlichen immer wiederkehrenden Anſprüchen, reißt zwei Gemüther ſchon in dem Augenblick der Berührung ſo vielfach auseinander, um wie viel mehr, wenn ſie getrennt ſind. An ein Näherrücken iſt gar nicht zu denken, und Alles, was man gewinnen kann, iſt, daß man auf dem Punkte bleibt, wo man ſteht. Und dann der Troſt in verſtimmten und trübſeligen Augenblicken, deren es heut zu Tage ſo viele gibt, fällt ganz und gar weg. Kurz, Müller, ſeitdem er weg iſt, kömmt mir wie todt vor, ich empfinde auch ganz denſelben Gram um ihn, und wenn ich nicht wüßte, daß Sie wieder kommen werden, würde mir es mit Ihnen eben ſo ergehen.“

„Ich fühle, daß mancherlei Verſtimmungen in meinem Gemüth ſein mögen, die ſich in dem Drange der widerwärtigen Verhältniſſe, in denen ich lebe, immer noch mehr verſtimmen, und die ein recht heiterer Genuß des Lebens, wenn er mir einmal zu Theil würde, vielleicht ganz leicht harmoniſch auflöſen würde. In dieſem Falle würde ich die Kunſt vielleicht auf ein Jahr oder länger ganz ruhen laſſen, und mich, außer einigen Wiſſenſchaften, in denen ich noch nachzuholen habe, mit nichts als mit Muſik beſchäftigen. Denn ich betrachte dieſe Kunſt als die Wurzel, oder vielmehr, um mich ſchulgerecht auszudrücken, als die algebraiſche Formel aller übrigen, und ſo wie wir ſchon einen Dichter haben, — mit dem ich mich übrigens auf keine Weiſe zu vergleichen wage, — der alle ſeine Gedanken über die Kunſt, die er übt, auf Farben bezogen hat, ſo habe ich von meiner früheſten Jugend an alles Allgemeine, was ich über die Dichtkunſt gedacht habe, auf Töne bezogen. Ich glaube, daß im Generalbaß die wichtigſten Aufſchlüſſe über die Dichtkunſt enthalten ſind.“

„Unſere Verhältniſſe ſind hier, wie Sie vielleicht ſchon wiſſen werden, peinlicher als jemals. Man erwartet den

Kaiſer N. zum Beſuch, und wenn dies geſchehen ſollte, ſo werden vielleicht ein paar Worte ganz leicht und geſchickt alles löſen, worüber ſich hier unſere Politiker die Köpfe zerbrechen. Wie dieſe Ausſicht auf mich wirkt, können Sie ſich leicht denken; es iſt mir ganz ſtumpf und dumpf vor der Seele, und es iſt auch nicht ein einziger Lichtpunkt in der Zukunft, auf den ich mit einiger Freudigkeit und Hoffnung hinausſähe. Vor einigen Tagen war ich noch bei G.... und überreichte ihm ein paar Aufſätze, die ich ausgearbeitet hatte: aber dies Alles ſcheint nur, wie der Franzoſe ſagt: moutarde après diner. Wirklich iſt es ſonderbar, wie mir in dieſer Zeit alles, was ich unternehme, zu Grunde geht, wie ſich mir immer, wenn ich mich einmal entſchließen kann, einen feſten Schritt zu thun, der Boden unter meinen Füßen wegzieht. G.... iſt ein herrlicher Mann: ich fand ihn Abends, da er ſich zu einer Abreiſe anſchickte und war in einer ganz freien Entfaltung des Geſprächs nach allen Richtungen hin wohl bis um 10 Uhr bei ihm. Ich bin gewiß, daß, wenn er den Platz fände, für den er ſich geſchaffen und beſtimmt fühlt, ich irgend wo in ſeiner Umringung den meinigen gefunden haben würde. Wie glücklich würde mich dies in der Stimmung, in der ich jetzt bin, gemacht haben; es iſt eine Luſt, bei einem tüchtigen Mann zu ſein. Kräfte, die in der Welt nirgend mehr an ihrem Orte ſind, wachen in ſolcher Nähe und unter ſolchem Schutze wieder zu einem neuen freudigen Leben auf. Doch daran iſt nach Allem, was man hier hört, kaum mehr zu denken."

„Sobald ich mit dieſer Angelegenheit fertig bin, will ich einmal wieder etwas recht Phantaſtiſches vornehmen. Es weht mich zuweilen bei einer Lektüre oder im Theater, wie ein Luftzug aus meiner allerfrüheſten Jugend an. Das Leben, das vor mir ganz öde liegt, gewinnt mit einemmale eine wunderbare herrliche Ausſicht, und es regen ſich Kräfte in mir, die ich ganz erſtorben glaubte. Alsdann will ich meinem Herzen ganz und gar, wo es mich hinführt, folgen, und ſchlechterdings auf nichts Rückſicht nehmen, als auf meine eigene innerliche Befriedigung. Das Urtheil der Menſchen hat mich bisher viel zu ſehr beherrſcht, beſonders das Käthchen von Heilbronn iſt voll Spuren davon. Es war von Anfang herein eine ganz treffliche Erfindung und nur die Abſicht, es für die Bühne paſſend zu machen, hat mich zu Mißgriffen verführt, die ich jetzt beweinen möchte. Kurz, ich will mich von dem Gedanken ganz durchdringen, daß, wenn ein Werk nur recht frei aus dem Schoos des menſchlichen Gemüths hervorgeht, daſſelbe auch nothwendig darum der ganzen Menſchheit angehören müſſe.“

Am Schluſſe ſeines Vorworts zu Kleiſts ſämmtlichen Werken ſagt Tieck über ihn das Folgende:

„Im Jahre 1811 trat die letzte Szene ſeines traurigen Schickſals ein, zu früh und beklagenswerth, ſowohl für ihn als für die Literatur, in der er durch höhere und freiere Ausbildung weit mehr hätte leiſten können. Das Vaterland verlor durch dieſe freiwillige Zerſtörung einen ſeiner edelſten Söhne, kurz vor der Wiedergeburt und der Vernichtung jener Verhältniſſe, die ihn ängſtigten.“

„Wenn man dieſe wenigen Bekenntniſſe aufmerkſam lieſt, und damit die Empfindung vergleicht, die uns bei allen Werken des Verfaſſers mehr oder minder beherrſcht, ſo fühlt man deutlich, daß das Gemüth des Dichters nicht mit ſich einig, daß er weder in der Wirklichkeit noch Kunſt das Glück und die Beruhigung finden konnte, die beim Schaffen unerläßlich, die, um die Beſchwerden und Freuden des Lebens zu tragen, nicht zu entbehren ſind. Dieſe tiefe Disharmonie, dieſe grellen Widerſprüche, die das Leben zu zerſtören drohen, ſchlafen wohl in den Gemüthern der meiſten Menſchen, ja man kann vielleicht ſagen, der Menſch und ſein Charakter gehen erſt aus ihnen hervor, und um ſo mehr, wenn ihm die Natur irgend ein ausgezeichnetes Talent verliehen, ihm eine vorzügliche Stellung in der Geſellſchaft angewieſen hat. Den gewöhnlichen Menſchen drücken und ängſten dieſe Widerſprüche ſeines Weſens nicht oder wenigſtens nicht auf lange; die jugendliche Ungenügſamkeit beſchwichtigt ſich bald in irgend einem herkömmlichen Beruf, in den Gewohnheiten der Welt und alltäglicher Beſchäftigung und Zerſtreuung; dagegen hat die Jugendgeſchichte ſolcher Menſchen, die innerer Trieb und Enthuſiasmus zu den Wiſſenſchaften führt, vorzüglich aller Künſtler und Dichter, darum etwas Ausgezeichnetes, und unter ſich zugleich eine große Aehnlichkeit, weil alle mehr oder minder dieſen Trübſinn, den die Widerſprüche der gewöhnlichen Welt und die Unbekanntſchaft des eigenen Innern erregen, niederzukämpfen und zu überwinden haben. Das Schickſal ſorgt in der Regel dafür, daß ein edler Leichtſinn tröſtend über dieſe Klippen der Wanderer leitet, oder daß ſich die

Krankheiten der Phantaſie ſelber heilen, wohl auch, daß die hohe Erſcheinung der Natur, oder Religion und Philoſophie das Herz beruhigt und es dem Künſtler vergönnt wird ganz und mit voller Seele ſeiner Kunſt zu leben, ſo daß er aus ſeinem Innern die Welt und ihre Erſcheinungen begreift, und wieder das Leben und deſſen Ereigniſſe ſein Gemüth mit immer neuen Geſtaltungen erfriſchen. Oft aber läßt es das Schickſal zu, daß der Geiſt nie das Genügen findet, im Streben nach dem Beſſern ſich abmattet, zwiſchen Hochmuth und Verzweiflung an ſich ſelbſt, wechſelnd ringt, und im kalten Verdruß und kränklicher Empfindlichkeit ſich und andere nicht mehr verſteht: dies ſind die hypochondriſchen ängſtlichen Weſen, die durch Wiſſenſchaft und Kunſt verlockt, wie Tantalus an der Quelle des Lebens ſchmachten. Nur ſelten zeigt die Natur die grauſame Laune, daß ſich Talent, Neigung, Widerſpruch und Charakter ſo miſchen, und ſtreitend verwirren, daß das irdiſche Daſein ſelbſt ſich zerſtört. Und unter dieſen Seltenern fordern Wenige ſo unſer Mitleid, unſere Achtung und Theilnahme auf, wie Heinrich von Kleiſt. In einer höchſt bewegten Zeit lebend, war es ſeinem ſtarken Herzen unmöglich, nicht die Bedrängniß der Gegenwart ganz und voll zu fühlen; er war ganz Deutſcher und liebte ſein Vaterland Brandenburg noch inniger, als die übrigen verwandten Stämme. Seine Zeit aber verwandelte ſich ihm gleichſam zum Geſpenſt, ſo daß er nicht ruhig das Unglück feſt anſchauen und mit klarem Auge nach der Zukunft ſehen konnte, ſo ſehr ihn dieſe Zeit bedrängte, wurde ſie ihm durch brütende Trauer doch faſt nur in einen ängſtenden Traum verwandelt. Die Poeſie war dieſem finſtern Gemüthe nur auf Augenblicke ein Labſal, keine Heilung, der unglückliche Dichter konnte ihr nicht leben und ſich in ihr beruhigen, die Gegenwart verdunkelte ihren Glanz, und ſie war daher nicht fähig, ihm die äußere Welt mit milderem Schimmer zu erheitern. Vielleicht waren ſeine häufigen ſchweren Krankheiten vorzüglich Folgen ſeines zerrütteten Gemüths; man wird verſucht anzunehmen, daß ſchon von früher Zeit eine dunkle Macht ihn geiſtig von innen heraus zerſtört habe. Er konnte im Leben die Stelle nicht finden, die ihm zuſagte, und die Phantaſie vermochte ihm den Verluſt der Wirklichkeit auf keine Weiſe zu erſetzen. Wenn er zuletzt auch wohl nicht an ſeinem Talent verzweifelte, ſo mußte es ihn doch betrüben und verſtimmen, daß die Welt um ihn ſo wenige Kunde von ſeinen Arbeiten nahm. Denn auch darin iſt dieſer Dichter unglücklich zu nennen, daß in einer Zeit, in welcher ſich nur wenig Aechtes in unſerer Literatur zeigte, er faſt unbemerkt blieb, indeſſen neben ihm Autoren berühmt wurden, weil ſie dem krankhaften Bedürfniß der Zeit fröhnten, neben andern, von denen ſich gar nicht angeben läßt, warum ihnen dieſer Vorzug wurde.“

„Sein plötzlicher freiwilliger Tod erſchütterte alle ſeine Freunde, ſowie alle diejenigen, die ſein großes Talent und ſeinen edlen Charakter achteten, indeſſen aus dem gemeinen Haufen Manche ſchadenfroh Märchen glaubten und höhnend verbreiteten, weil der Unverſtand nur allzugern das Hohe des Menſchen beſchmutzt und in jedem Einzelnen das zu bekämpfen wähnt, was ihn in manchen dunkeln Stunden ängſtigt. Einige mehr wohlwollende als vorſichtige, zu partheiiſche Freunde wollten dieſe ſeltſame erſchreckende That mit Lobpreiſungen verherrlichen und ſchadeten dadurch dem Abgeſchiedenen, den ſie zu erheben ſuchten. Eine That wie dieſe, ſteigt, wenn wir ſie vernehmen, mit einem heiligen Erſchrecken in unſere Seele; ein tiefes Mitleid läßt lange kein Urtheil zu, ebenſo wenig ein bewunderndes, wie ein ſchnöde verhöhnendes. Was man aber ſo häufig erzählt hat, um dieſe tragiſche Begebenheit zu einer romantiſchen Novelle umzugeſtalten, iſt völlig ungegründet. Keine Leidenſchaft der Liebe, kein Drang der Verhältniſſe, keine Verzweiflung des Herzens trieben ihn in ſein freiwillig erwähltes Grab. Seit vielen Jahren hatte ſich ein kalter Lebensüberdruß in ſeiner Seele feſtgeſetzt; er hatte ſein Vaterland, ja Deutſchland und mit dieſen höchſten Gütern ſich ſelber aufgegeben. Eine Frau, die an einem ſchrecklichen unheilbaren Uebel krankte, das einen ſchmerzhaften Tod unvermeidlich herbeiführen mußte, läßt ſich in trüber Stunde ein Wort, ja einen Schwur von ihm geben, ihr einen Dienſt zu leiſten, ſobald ſie ihn fordern würde. Er verſpricht dies der Freundin und ſie begehrt den Tod von ihm, da jeder Arzt, ſeiner Pflicht getreu, ihr Leben ſo lange als möglich friſtet. Dies Verſprechen und das Halten des Wortes iſt ohne Zweifel Krankheit des Gemüthes, und eine Reiſe, ein wichtiges Geſchäft hätten den Unglücklichen gewiß, vielleicht ſogar ein Freund, dem er ſich vertraute, über dieſe ſchreckliche Minute hinübergeführt. Und wenn es den Abgeſchiedenen vergönnt iſt, von den hieſigen Dingen noch zu wiſſen, mit welcher Wehmuth und Reue muß ſein Geiſt ſich herabgeſehnt haben, als ſeine Freunde und Brüder, für König und Vaterfand, im edelſten Streit der neuern Tage, auf der Ebene von Lützen ſtanden, für die Sache ſiegend, der ſein irdiſches Herz faſt zu ungeſtüm geſchlagen hatte. Daß er in dieſem Kriege nicht mit ſiegen oder in ihm fallen konnte, iſt für ihn Strafe genug für ſein Vergehen geweſen, wenn es nach den Begriffen der Meiſten ein ſolches iſt, auf das Leben zu früh zu verzichten.“

„Kurz vor ſeinem Tode hat er alle ſeine Papiere vernichtet. Ein langer Aufſatz, der die Geſchichte ſeines Innern enthielt, ſoll vorzüglich intereſſant geweſen ſein. Vielleicht beſitzt einer ſeiner vertrauteren Freunde noch eine Abſchrift und macht in Zukunft einiges davon bekannt. Er war gewiſſenhaft ängſtlich in ſeinen Arbeiten, ſie rückten nicht ſchnell vor, er änderte oft und arbeitete wieder um. Er ſelbſt war am ſchwerſten zu befriedigen.“

„Der Herausgeber erwarb ſeine Bekanntſchaft im Sommer 1808 in Dresden. Er hatte damals eben ſein Schauſpiel Käthchen von Heilbronn vollendet.“

„Heinrich von Kleiſt war von mittlerer Größe und ziemlich ſtarken Gliedern, er ſchien ernſt und ſchweigſam, keine Spur von vordringender Eitelkeit, aber viele Merkmale eines würdigen Stolzes in ſeinem Betragen. Er ſchien mir mit den Bildern des Torquato Taſſo Aehnlichkeit zu haben; auch hatte er mit dieſem die etwas ſchwere Zunge gemein.“

Ueber die Kataſtrophe von Heinrich von Kleiſts Tode hatte man zu ihrer Zeit eben ſo wohl mit unziemlichem

Enthuſiasmus als mit gemeiner Entſtellung der Thatſachen öffentlich geſprochen und da man bis in die neueſte Zeit nicht müde geworden iſt, den falſchen diesfallſigen Gerüchten theilweiſe Glauben beizumeſſen, mag hier eine ausführliche Schilderung der tragiſchen Wahrheit ihren Platz finden. Ich habe dieſelbe aus den mündlichen Mittheilungen der vertrauteſten noch lebenden Freunde Kleiſts ſowie der Angehörigen ſeiner Todesgenoſſin zuſammengeſtellt, und ſie ſtimmt auch vollkommen mit dem Zeugniſſe überein, das Adam Müller im Dezember des Jahres 1811 in einem Wiener Blatte von dem Ende des unglücklichen Dichters abgelegt hat.

Derſelbe wurde in den letzten Jahren ſeines Lebens in Berlin durch Adam Müller mit einer Frau bekannt, — ich werde ſie hier, ſo wie Kleiſt immer that, mit ihrem zweiten Taufnamen Henriette nennen — die mit vielen glücklichen Gaben des Geiſtes und Herzens ausgeſchmückt war und nur an dem Hauptfehler eines tiefen Mißtrauens zu ſich ſelbſt litt, einer Unbefriedigung mit ihrem eigenen Thun und Laſſen, einem geheimen Widerſtreiten mit den Verhältniſſen dieſer Erde, ſowie ſie ſelbige kennen gelernt hatte.

Unheilbare körperliche Krankheitszuſtände kündigten ſich bei ihr an, und da ihr zerriſſener Gemüthszuſtand ſich ſchon längſt mit dem Leben abgefunden hatte, ſo war ihr gerade zu der Zeit, als ſie ihrem unglücklichen Freunde begegnete, das Räthſel gelöſt. Wie ſie ſelbſt, über die Anſprüche des Lebens getäuſcht, betrachtete er ſchon ſeit langer Zeit den Todesgedanken als eine bloße Würze des geſchmackloſen Lebens und ſah, nachdem alle Arbeiten ſeiner Thätigkeit fruchtlos untergegangen waren, gleichfalls das Ende ſeines Daſeins und der Dinge, die ihn gereizt hatten, deutlich herannahen.

Von Leidenſchaft war in ihrem Verhältniſſe zu einander keine Rede, und konnte dies auch, nach dem Zeugniſſe ihres Arztes, Joh. Benj. Erhard nicht wohl ſein. Manche vertraute Briefe Kleiſts aus früherer Zeit ſollen ſogar den Beweis führen, daß er eher das Gegentheil als Zärtlichkeit für Henrietten gefühlt habe. Was ſie zu einander führte und Kleiſt bald zu ihrem Hausfreunde machte, war die Sympathie in ihren trüben Stimmungen und ihre gemeinſchaftliche Liebe zur Muſik. Sie muſizirten und ſangen zuſammen, vorzüglich alte Pſalmen, und freuten ſich gegenſeitig an ihrem Talente.

Als es Kleiſt eines Tages ſchien, ſeine Freundin habe ganz beſonders ſchön geſungen, ſagte er zu ihr mit einem ihm wohl aus ſeiner Jugend überbliebenen Ausdrucke uniformirter Begeiſterung: das iſt zum Erſchießen ſchön! Sie ſah ihn in dem Augenblicke bedeutend an und erwiederte kein Wort; in einer einſamen Stunde kam ſie aber auf dieſe ihm entſchlüpfte Aeußerung zurück. Sie fragte ihn: ob er ſich noch des ernſten Wortes erinnere, welches ſie ihm ſchon früher einmal abgenommen habe, ihr im Fall ſie ihn darum bitte, jeden, ſelbſt den größten Freundſchaftsdienſt zu leiſten? Seine ritterliche Antwort war: er ſei dazu zu jeder Zeit bereit, und ſie ſagte ferner: Wohlan! ſo tödten Sie mich! Meine Leiden haben mich dahin geführt, daß ich das Leben nicht mehr zu ertragen vermag. Es iſt freilich nicht wahrſcheinlich, daß Sie dies thun, da es keine

Männer mehr auf Erden gibt; — allein .... Ich werde es thun, fiel ihr Kleiſt in das Wort, ich bin ein Mann, der ſein Wort hält! —

Der unglückliche Dichter beging alſo mit kalter Beſonnenheit die That, aus der ihm doch nur der Wahnſinn hätte mit der Verpfändung ſeines Wortes eine Pflicht machen können, und es war natürlich, daß er, nachdem er ſeine Freundin erſchoſſen hatte, nicht ſelbſt weiter leben konnte.

So ohne Falſch und ohne Ziererei irgend einer Art Kleiſt ſein ganzes Leben lang geweſen war, wird ihn der billige und edlere Beurtheiler gewiß frei von dem verdächtigen theatraliſchen Lichte ſprechen, welches einerſeits falſche Emphaſe, anderſeits der Unverſtand darauf haben werfen wollen.

Wie feſt ſchon im Laufe dieſes Sommers ſein Entſchluß, ſich zu tödten ſtand, beweiſt der Brief 23., welchen Kleiſt am 11. Auguſt an Fouqué ſchrieb, wenn ich, nach perſönlicher Ueberlieferung, die Stelle: „Inzwiſchen kommt es mir vor“ u. ſ. w. dahin erkläre, daß der wunderbare Mann unter anderen Freunden auch Fouqué zu bereden geſucht hatte, mit ihm gemeinſam und freiwillig die Welt zu verlaſſen. So ſehr war der Schritt ſein unentäußerliches Bedürfniß geworden und ſo ſehr ſcheute er ſich, ihn allein zu thun. Auch Fouqué lehnte, wie Andere, Kleiſts Vorſchlag ab, und dieſer zog ſich von der Zeit an mit ſeiner getäuſchten Erwartung von ihm zurück. Kleiſt hatte mit ſeiner Freundin zuerſt beabſichtigt, ſich in Kottbus zu tödten, von wannen ein dort lebender Freund ihres Hauſes ihrem Gatten die Todesbotſchaft hinterbringen ſollte. Ein Zufall durchkreuzte indeſſen dieſen Plan und ſo fuhren beide am Nachmittage des 20. Novembers 1811 von Berlin nach dem, an der Hochſtraße eine Meile vor Potsdam, gegenüber dem letzten Chauſſeehauſe und dicht bei der Wanſee gelegenen neuen Kruge, der damals nach dem Namen ſeines Wirths zum Stimming hieß.

Sie brachten hier den Abend und den andern Morgen in anſcheinender Heiterkeit und Unbefangenheit, die dazwiſchen liegende Nacht wahrſcheinlich Briefe ſchreibend zu und ſetzten ihr Vorhaben endlich um die vierte Nachmittagsſtunde des 21. Novembers ins Werk. Die dazu von ihnen erwählte Stätte befindet ſich etwa fünfhundert Schritte weit vom Gaſthauſe an dem erhöhten mit Föhren bewachſenen ſandigen Ufer der Wanſee, die ſich hier bis auf fünfzig Schritte zuſammengezogen hat und von dem Hochwege überbrückt worden iſt.

Die nähern Umſtände ihrer letzten verhängnißvollen vier und zwanzig Stunden ſind merkwürdig genug und ich theile darum im Anhange einen Abdruck des amtlichen Berichtes mit, welchen der Wirth über das Ereigniß eingereicht hat.

Ein Förſter, deſſen Wohnung in der Nähe, war einer der Erſten, welche auf die erfolgten zwei Schüſſe an Ort und Stelle eilten, und fand, nach ſeiner mündlichen Ausſage gegen mich, Henriettens Leiche in einer durch das Ausroden eines alten Baumes entſtandenen Vertiefung, mit gefaltenen Händen ausgeſtreckt. Kleiſt hatte ſie ſo ſicher durch das Herz geſchoſſen, daß kein Tropfen

Blut danach gefloſſen war, und kniete ſelbſt, todt, vor ihr mit durchſchoſſenem Kopfe.

Das unglückliche Paar iſt, nach ſeinem eigenen Verlangen, an derſelben Stelle neben einander beerdigt worden, und, wenn eine Nachricht wahr iſt, welche man mir in Berlin aus zuverläſſiger Quelle mitgetheilt, wird das Verhängnißvolle ihres beiderſeitigen Todes noch dadurch erhöht, daß vorgenannter Dr. Erhard, nach ihrem Tode, den Zuſtand ihres Körpers für normal erklärt hat, und daß danach alſo die Erklärung eines Chirurgen gegen Henrietten, welche eben darauf ihren Entſchluß zu ſterben begründet zu haben ſcheint: daß ſie an einem unheilbaren Uebel leide, eine bloße Täuſchung geweſen wäre.

Zur näheren Charakteriſirung dieſer wunderbaren Frau iſt es mir erlaubt, im Anhange einige Gedanken mitzutheilen, welche ſie kurz vor ihrem Tode für eine vertraute Freundin aufgeſchrieben hat. Dieſelben zeugen eben ſo wohl für die Ueberſpannung ihres Innern, als ein mir vorliegender Brief ihres Freundes, des Kriegsrathes Pequilhen, worin er von ihr erzählt, daß ihre Lieblingsunterhaltung immer nur die Fortdauer nach dem Tode und die Glückſeligkeit im Himmel betroffen habe.

Kleiſts Gemüthsſtimmung unmittelbar vor ſeinem Tode bethätigt der ebenfalls im Anhange abgedruckte Brief, welchen er gemeinſam mit Henrietten an Frau von Müller nach Wien geſchrieben hat.

Gleichzeitig mit ſeinem Tode ſoll ſich für ihn auch die Ausſicht auf Unterſtützung von Seiten des Staats verwirklicht haben, welche, früher eingetreten, ſein Leben dennoch würde haben retten können.

An ſo dünnen Himmelsfäden hängen oft alle unſere menſchlichen Geſchicke!

Wenige Tage nach Kleiſts Tode (den 26. November) erſchien in der Berliner (Voſſiſchen) Zeitung folgende Anzeige:

„A. V. geb. K. und Heinrich von Kleiſt haben am 21. November gemeinſchaftlich dieſe Welt verlaſſen, aus einem Verlangen nach einer beſſern.

Beide hinterlaſſen Freunde und Freundinnen, und dazu gehören nicht blos diejenigen, welche ſo glücklich waren, mit ihnen zu leben, ſondern die verwandten Geiſter aller Jahrhunderte, der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft. Daher halte ich für Pflicht, nach dem Wunſche und mit dem Beiſtande meines Freundes, des tiefbetrübten Gatten der Verewigten, einige Bruchſtücke über die Kataſtrophe vorzulegen, welche ihrem Leben ein Ende machte, und das ſoll hoffentlich noch in dieſem Jahre geſchehen.

Das Publikum bitte ich, ſein Urtheil bis dahin aufzuſchieben, und nicht zwei Weſen lieblos zu verdammen, welche die Liebe und Reinheit ſelbſt waren. Es iſt von einer That die Rede, wie ſie nicht alle Jahrhunderte geſehen haben, und von zwei Menſchen, die nicht mit einem gewöhnlichen Maßſtabe gemeſſen werden können. Ob es mir aber gelingen wird, der bloßen Neugierde derer zu genügen, die, gleich dem Chemiker, nur ohne ſeinen Beruf — nicht eher ruhen, bis der Diamant in gemeine Kohle und Gas verwandelt daliegt, daran zweifle ich ſelbſt. Dieſen rathe ich ſehr, die angekündigte, für Freunde und Freundinnen in obigem Sinne beſtimmte Schrift nicht zu leſen, wenn ſie dieſelbe, auch zum Beſten der wohlthätigen Anſtalt, für welche der Betrag beſtimmt iſt, kaufen ſollten.

Peguilhen als Vollſtrecker des
letzten Willens der beiden Verewigten.“

Es iſt übrigens bekannt, daß der Schreiber dieſer Zeilen mit ſeiner Auffaſſung der That, in dem ſo leicht feuerfangenden Berlin, keineswegs allein ſtand und daß die ſo ungemäßigte Partei des Für die nicht hinter ihr zurückbleibende Partei des Wider erſt recht aufregte. Die angekündigte Schrift ward durch den Willen einer hohen Perſon vor dem Erſcheinen unterdrückt, und es iſt eben ſo wenig aus dem Denkmal geworden, welches Adam Müller, der noch 1812 Nachrichten dazu ſammelte, den beiden Todten ſetzen wollte. In einem ſeiner Briefe ſpricht er davon, daß unter allen europäiſchen Blättern, die ſich mit ihrem Tode befaßt, die Times den ruhigſten und beſten Originalartikel darüber gebracht haben.

In einem Briefe an Marwitz, ſagt auch Rahel, den 23. Dezember, alſo ſehr bald nach Kleiſts Tode, von dieſem Ereigniſſe:

„Ich freue mich, daß mein edler Freund, denn Freund ruf ich ihm bitter und mit Thränen nach, das Unwürdige nicht duldete; gelitten hat er genug. Keiner von denen, die ihn etwa tadeln, hätte ihm zehn Thaler gereicht, Nächte gewidmet, Nachſicht mit ihm gehabt, hätt' er ſich ihm nur zerſtört zeigen können. Ich weiß von ſeinem Tod nichts, als daß er eine Frau, und dann ſich erſchoſſen hat.“ u. ſ. w.

Rahel lebte mit Kleiſt vertraut und gibt alſo, indem ſie nichts von Henrietten in Beziehung zu ihm weiß, nicht nur einen neuen Beleg dafür, daß das Verhältniß, von dem ſeine Freunde ſonſt gewiß geſprochen hätten, kein zärtliches geweſen ſein kann, ſondern auch, daß wirklich Mangel ein Hauptgrund zu der That war.

Kurz vor ſeinem Tode hatte Kleiſt den folgenden Zettel an Rahel geſchrieben:

„Obſchon ich das Fieber nicht hatte, ſo befand ich mich doch, in Folge deſſelben unwohl, ſehr unwohl, ich hätte einen ſchlechten Tröſter abgegeben. Aber wie traurig ſind Sie in Ihrem Brief; Sie haben in Ihren Worten ſo viel Ausdruck als in Ihren Augen. Erheitern Sie ſich. Das Beſte iſt nicht werth, daß man es bedaure. Sobald ich den Steffens ausgeleſen, bringe ich ihn zu Ihnen.

Ihr

H. v. Kleiſt.

Es war ſchon ſeit längeren Jahren mein Wunſch geweſen, Heinrich von Kleiſts Grab zu beſuchen und ich hatte mich bis ihn mir die Verhältniſſe erfüllten, genau nach der Stätte erkundigt, von welcher man mir ſagte, daß ſie kaum noch aufzufinden ſei, und daß die Zeit den Sand der beiden kleinen Hügel von Jahr zu Jahre mehr verwehe.

Ich glaubte dafür halten zu dürfen, daß dies eben ſo wohl Deutſchlands als unſerer Zeit unwürdig ſei, und das hohe Talent des unglücklichen Dichters, mit ſeinen Verdienſten um die deutſche Poeſie, den Irrthum ſeines Todes zur Genüge aufgewogen habe, um der Stätte, an welcher ſeine Gebeine begraben, eine öffentliche Ehre zu verdienen.

Ich ſprach dieſe Anſicht vor etwa fünf Jahren, in einem aus Berlin datirten Artikel der allgemeinen Zeitung aus, der unter anderen auch in die Berliner Zeitungen überging, und kam einige Jahre ſpäter wirklich dazu, das Grab aufzuſuchen.

Ich fuhr durch den hügeligen Föhren- und Birkenwald, Glienike vorüber, nach dem Thale des Stimming und wurde von dem Förſter des Grundbeſitzers, des Schiffbauinſpektors Böniſch in Berlin an Ort und Stelle geführt. Der Förſter erzählte mir, daß ſein Herr vor einigen Jahren einen Zeitungsartikel über das Grab geleſen und ihm darauf befohlen habe, es in Ordnung zu bringen und zu halten, mit Raſen zu belegen, zu umzäunen, Bäume daneben anzupflanzen, und alle Fremden, die es ſehen wollten, hinzuführen. Die Dürre des vorletzten Sommers habe ſeine Sorgfalt zwar noch halb vereitelt; die Erfolge dieſes Sommers ſcheinen aber deſto ſegensreicher zu ſein, und würden nicht wenig durch die Tochter des Wirths zum Stimming unterſtützt, welche die Gräber in ihre beſondere Obhut genommen habe, mit Blumen bepflanze und begieße. Seit jenem Zeitungsartikel, fügte er hinzu, kommen überhaupt viele, zumal junge Leute, aus Berlin zu dem Dichtergrabe, um es zu beſuchen und zu bekränzen.

Wir erreichten die einſame verſteckte Stelle, an welcher das Gräberpaar dicht am Rande des hohen, ſandigen, mit alten Föhren, Immortellen und Pilzen bewachſenen Ufers der Wanſee liegt, von wannen man links, über die kleine Wanſee bis Stolpe, rechts, über die große, bis zu den zwei Meilen entfernten Thürmen von Spandau ſieht. Unten an dem blauen herrlichen Waſſer ſtehen Birken, Weiden und Erlen, und führt ein gebahnter Spaziergang an dem Ufer hin. Eine verfallene Ziegelei ſteht dabei und für einen dort wohnenden Zimmermann waren Bretter aufgeſchichtet.

Ich fand die beiden Gräber kunſtlos von Kiefernäſten umzäunt, grün bewachſen und zwiſchen innen eine junge kräftige Eiche ſtehen. Ich beſuchte nach den Gräbern die Tochter des Wirths, Emilie Holzmann, ein junges ſchönes Mädchen, das mir, wie über ein begangenes Unrecht erröthend, ihre Gutthat an dem edlen Todten eingeſtand, und dankte ihr im Namen aller Freunde Kleiſts, deſſen Grab ich ihrer ferneren Obhut anempfahl. Da ihr noch nichts von den Werken des hier ruhenden Todten bekannt war, ſandte ich ihr ein Exemplar derſelben zu, das ſeinen Namen und Geiſt, wie ich gehört habe, in der nächſten Umgebung ſeiner Ruheſtätte ſeitdem ſchon geehrter gemacht hat.

Dies iſt Alles, was ich von Heinrich von Kleiſts Leben zu ſagen hatte.

II.

Heinrich von Kleiſt's Briefe.

1.

Potsdam, den 18. März 1799.

Halten Sie mich für keinen Streitſüchtigen, mein Freund, weil ich dieſen Brief mit jener Streitfrage anfange, die wir in unſerer Unterredung wegen Kürze der Zeit unentſchieden laſſen mußten. Es iſt nöthig, mich hierüber zu erklären, um den Geſichtspunkt feſtzuſtellen, aus welchem ich die Abſicht dieſes Briefes beurtheilt wiſſen will. Ich erſuche Sie im Voraus, ſich bei Leſung deſſelben mit Geduld zu rüſten; weil er in der Vorausſetzung, daß der feſtzuſtellende Geſichtspunkt gefaßt und gebilligt wird, eine möglichſt vollſtändige Darſtellung meiner Denk- und Empfindungsweiſe enthalten ſoll. — Die Frage war die: „ob ein Fall möglich ſei, in welchem ein denkender Menſch der Ueberzeugung eines Andern mehr trauen ſoll, als ſeiner eigenen?“ Ich ſage, ein *denkender Menſch* und ſchließe dadurch alle Fälle aus, in welchen ein blinder Glaube ſich der Autorität eines Andern unterwirft. Unter dieſer Einſchränkung ſcheint für unſere Streitfrage der einzige mögliche Fall der zu ſein, wenn ſich die Ueberzeugung des Andern vorzugsweiſe auf die Erfahrung und die Weisheit des Alters gründet. Aber was heißt es; der Ueberzeugung eines Andern trauen? Aus Gründen einſehen, daß ſeine Meinung wahr iſt, das heißt, ſeine Meinung zur Meinung machen, und iſt es dann nicht immer nur ſeine eigene Ueberzeugung, welcher ich traue und folge? — Alles, was ein denkender Menſch thun ſoll, wenn die Ueberzeugung eines älteren und weiſeren der ſeinigen widerſpricht, iſt, daß er gerechte Zweifel gegen die Wahrheit ſeiner Meinung erhebe, daß er ſie ſtreng und wiederholt prüfe und ſich hüte, zu früh zu glauben, daß er ſie aus allen Geſichtspunkten betrachtet und beleuchtet habe. Aber gegen ſeine Ueberzeugung glauben, heißt glauben, was man nicht glaubt, iſt unmöglich.

Wenn man alſo nur ſeiner eigenen Ueberzeugung folgen darf und kann, ſo müßte man eigentlich Niemand um Rath fragen, als ſich ſelbſt, als die Vernunft; denn Niemand kann beſſer wiſſen, was zu meinem Glücke dient, als ich ſelbſt; Niemand kann ſo gut wiſſen, wie ich, welcher Weg des Lebens unter den Bedingungen meiner phyſiſchen und moraliſchen Beſchaffenheit für mich einzuſchlagen am beſten ſei; eben weil dies Niemand ſo genau kennt, Niemand ſie ſo genau ergründen kann, wie ich. Alle diejenigen, die ſo ſchnell mit Rath geben bei der Hand ſind, kennen die Wichtigkeit und Schwierigkeit des Amtes nicht, dem ſie ſich unterziehen, und diejenigen, die ſein Gewicht genug einſehen, ſcheuen ſich, es zu verwalten, eben weil ſie fühlen, wie ſchwer und ſelbſt wie gefährlich es iſt. Es iſt alſo ein wahres Wort, daß man nur den um Rath fragen ſoll, der keinen gibt.

Aus dem Grunde ſchreibe ich an Sie, mein Freund! Aus dieſem Grunde? Ja, mein Theurer! So paradox das auch klingen mag. Als ich Ihnen meinen Entſchluß, den Abſchied zu nehmen, um mich den Wiſſenſchaften zu widmen, eröffnete, äußerten Sie mir zwar eine herzliche Theilnahme; aber Sie hüteten ſich eben ſo ſehr, dieſen Entſchluß zu erſchüttern, wie ihn zu befeſtigen; Sie thaten nichts, als mich zu einer neuen ſtrengen Prüfung deſſelben einzuladen. Ich erkenne aus dieſer klugen Behutſamkeit, daß Sie das Geſchäft eines Rathgebers genug zu würdigen wiſſen. Sie hielten mir nur Ihr Urtheil zurück, weil Sie den Gegenſtand dieſes Urtheils noch nicht genau kannten; wenn ich Sie aber in den Stand geſetzt habe, ihn zu beurtheilen, werden Sie mir Ihre Meinung über denſelben nicht verweigern und ich kann ſicher und gewiß ſein, daß ſie geprüft und überlegt iſt.

Unterdeß fühle ich die Nothwendigkeit, mich einem vernünftigen Manne gerade und ohne Rückhalt mitzutheilen, und ſeine Meinung mit der meinigen vergleichen zu können. Allen, die um meinen Entſchluß wiſſen, meiner Familie, mit Ausſchluß meiner Schweſter Ulrike, meinem Vormunde, habe ich meinen neuen Lebensplan nur zum Theil mitgetheilt, und daher trafen auch alle Einwürfe von ihrer Seite denſelben nur halb. Mich ihnen zu eröffnen, war aus Gründen, deren Richtigkeit Sie nach vollendeter Durchleſung dieſes Briefes einſehen werden, nicht rathſam.

Alle Leute ſchiffen ins hohe Meer und verlieren nach und nach die Küſte mit ihren Gegenſtänden aus den Augen. Gefühle, die ſie ſelbſt nicht mehr haben, halten ſie auch gar nicht für vorhanden. Dieſer Vorwurf trifft beſonders meine ſonſt ehrwürdige Tante, die nichts mehr liebt, als Ruhe und Einförmigkeit, und jede Art von Wechſel ſcheut, wäre es auch die Wanderung aus einer Wohnſtube in die andere.

Um Sie aber in den Stand zu ſetzen, ein richtiges Urtheil zu fällen, werde ich etwas weiter ausholen müſſen, und wiederhole daher meine Bitte um Geduld, weil ich vorausſehe, daß der Gegenſtand und die Fülle ſeiner Betrachtung mich fortreißen wird.

Ohne die entfernteren Gründe meines Entſchluſſes aufzuſuchen, können wir zugleich bei dem verweilen, aus welchem er zunächſt fließt: bei dem Wunſche glücklich zu ſein.

Dieſer Grund iſt natürlich und einfach und zugleich in gewiſſer Rückſicht der einzige, weil er im richtigen Sinn alle meine anderen Gründe in ſich faſſt.

Unſere ganze Unterſuchung wird ſich allein auf die Unterſuchung dieſes Wunſches einſchränken, und um Sie in den Stand zu ſetzen, darüber zu urtheilen, wird es nöthig ſein, den Begriff von Glück und wahrem Vortheil feſtzuſtellen. Aber ich ſtoße hier gleich auf eine große Schwierigkeit; denn die Begriffe von Glück ſind ſo verſchieden, wie die Genüſſe und Sinne, mit welchen ſie genoſſen werden. Dem Einen iſt es Ueberfluß, und wo, mein Freund, kann dieſer Wunſch erfüllt werden, wo kann das Glück ſich beſſer gründen, als da, wo auch die Werkzeuge des Genuſſes, unſere Sinne liegen, worauf die ganze

Schöpfung ſich bezieht, worin die Welt mit ihren unendlichen Reizungen im Kleinen ſich wiederholt. Da iſt es auch allein unſer Eigenthum, es hängt von keinen äußeren Umſtänden ab, kein Tyrann kann es uns rauben, kein Böſewicht es ſtören; wir tragen es mit uns in alle Welttheile umher.

Dieſe Betrachtungen, die ich mir häufig und mit Vergnügen wiederhole, entzücken mich bei jeder meiner Vorſtellung von demſelben, weil ich mit ganzer Seele fühle, wie wahr ſie ſind, und wie kräftig ſie meinen Entſchluß begünſtigen und unterſtützen. So übe ich mich unaufhörlich darin, das wahre Glück von allen äußeren Umſtänden zu trennen, und es nur als Belohnung und Ermunterung an die Tugend zu knüpfen. Da erſcheint es in ſchönerer Geſtalt und auf ſicherem Boden.

Zwar wenn ich ſo das Glück als Belohnung der Tugend aufſtelle, denke ich mir das erſte als Zweck und das andere nur als Mittel. Dabei fühle ich aber, daß in dieſem Sinne die Tugend nicht in ihrer höchſten Würde erſcheint, ohne jedoch angeben zu können, wie das Mißverhältniß in der Vorſtellung zu ändern ſei. Es iſt möglich, daß es das Eigenthum einiger wenigen ſchöneren Seelen iſt: die Tugend allein um der Tugend willen zu lieben.

Aber mein Herz ſagt mir, daß auch die Erwartung und Hoffnung auf ein ſinnliches Glück und die Ausſicht auf tugendhafte, wenn gleich nicht mehr ſo reine Freuden, nicht ſtrafbar und verbrecheriſch ſei. Wenn Eigennutz dabei zu Grunde liegt, iſt es der edelſte, der ſich denken läßt, der Eigennutz der Tugend ſelbſt.

Und dann dienen und unterſtützen ſich dieſe beiden Gottheiten ſo wechſelſeitig, das Glück als Ermunterung zur Tugend, die Tugend als Weg zum Glück, daß es von Menſchen wohl erlaubt ſein kann, ſie neben einander und in einander zu denken. Es iſt kein beſſerer Sporn zur Tugend möglich, als die Ausſicht auf ein nahes Glück, und kein ſchönerer und edlerer Weg zum Glück denkbar, als der Weg zur Tugend.

Sie hören mich ſo viel und lebhaft von der Tugend reden. — — — Lieber! Ich ſchäme mich nicht zu geſtehen, was Sie befürchten: daß ich nicht deutlich weiß, wovon ich rede, und tröſte mich mit unſern Philiſtern, die unter eben dieſen Umſtänden von Gott reden. Sie erſcheint mir nur wie ein hohes, erhabenes, unnennbares Etwas, für das ich vergebens ein Wort ſuche, um es durch die Sprache, vergebens eine Geſtalt, um es durch einen Blick auszudrücken. Und dennoch ſtrebe ich dieſem unbegriffenen Dinge mit der innigſten Innigkeit entgegen, als ſtünde es klar und deutlich vor meiner Seele. Alles was ich davon weiß, iſt, daß es der unvollkommenen Vorſtellungen, deren ich jetzt nur fähig bin, gewiß auch enthalten wird; aber ich ahne noch etwas Höheres, und das iſt es wohl eigentlich, was ich nicht ausdrücken und formen kann.

Mich tröſtet die Erinnerung deſſen, um wie viel dunkler, verworrener als jetzt in früheren Zeiten der Begriff von Tugend in meiner Seele lag, und nur nach und nach, ſeitdem ich denke und an meiner Bildung arbeite, aus der Bildung die Tugend für mich an Geſtalt und Bildung gewonnen hat; daher hoffe und glaube ich, daß, ſo wie es ſich in meiner Seele nach und nach mehr aufklärt, auch das Bild ſich in immer deutlicheren Umriſſen mir darſtellen, und je mehr es an Wahrheit gewinnt, meine Kräfte ſtärken und meinen Willen begleiten wird.

Wenn ich Ihnen mit einigen Zügen die undeutliche Vorſtellung bezeichnen ſollte, die mich als Ideal der Tugend, im Bilde eines Weiſen umſchwebt, ſo würde ich nur die Eigenſchaften, die ich hin und wieder bei einzelnen Menſchen zerſtreut finde und deren Anblick mich beſonders rührt, zum Beiſpiel Edelmuth, Standhaftigkeit, Beſcheidenheit, Genügſamkeit, Menſchenliebe zuſammenſtellen können; aber freilich ſeine Definition würde es immer noch nicht und mit nichts als einer Charade zu vergleichen ſein, (verzeihen Sie mir das unedle Gleichniß) der die ſinnreiche Bezeichnung des Ganzen fehlt.

Es ſei mit dieſen wenigen Zeilen genug. — Ich getraue mir zu behaupten, daß, wenn es mir gelingt, bei der möglichſt vollkommenen Ausbildung meiner geiſtigen und körperlichen Kräfte, auch dieſe benannten Eigenſchaften einſt feſt und unerſchütterlich in mein Innerſtes zu gründen, ich, unter dieſen Umſtänden, nie unglücklich ſein werde.

Ich nenne nämlich Glück nur die vollen und überſchwenglichen Genüſſe, die — um es Ihnen mit einem Zuge darzuſtellen — in dem erfreulichen Anſchauen der moraliſchen Schönheit unſeres eigenen Weſens liegen. Dieſe Genüſſe, die Zufriedenheit unſrer ſelbſt, das Bewußtſein guter Handlungen, das Gefühl unſerer durch alle Augenblicke unſeres Lebens, vielleicht gegen tauſend Anfechtungen und Verführungen ſtandhaft behaupteten Würde ſind fähig, unter allen äußeren Umſtänden des Lebens, ſelbſt unter den ſcheinbar traurigſten, ein ſicheres, tiefgefühltes, unzerſtörbares Glück zu gründen. Und verdienen wohl bei dieſen Begriffen von Glück Reichthum, Güter, Würden und alle die zerbrechlichen Geſchenke des Zufalls dieſen Namen ebenfalls?

So arm an Nuancen iſt unſere deutſche Sprache nicht. Ich finde vielmehr leicht ein paar Worte, die, was dieſe Güter bewirken, ſehr paſſend ausdrücken: Vergnügen und Wohlbehagen. Um dieſe angenehmen Genüſſe ſind Fortunens Günſtlinge freilich reicher als ihre Stiefkinder und es ſei: Die Großen der Erde mögen den Vorzug vor den Geringeren haben, zu ſchwelgen und zu praſſen, alle Güter der Welt mögen ſich ihrem, nach Vergnügen lechzenden Sinn darbieten und ſie mögen ihrer vorzugsweiſe genießen. Nur, mein Freund! das Vorrecht, glücklich zu ſein, wollen wir ihnen nicht einräumen. Mit Geld ſollen ſie den Kummer, wenn ſie ihn verdienen, nicht aufwiegen können. Es waltet ein großes, unerbittliches Geſetz über die ganze Menſchheit, dem der Erſte wie der Bettler unterworfen iſt. Der Tugend folgt die Belohnung, dem Laſter die Strafe. Kein Sold beſticht ein empörtes Gewiſſen, und wenn der laſterhafte Fürſt auch alle Blicke, Mienen und Reden beſticht, wenn er auch alle Künſte des Leichtſinns und der Ueppigkeit herbeiruft, um das häßliche Geſpenſt vor ſeinen Augen zu verſcheuchen — umſonſt! Ihn quält und ängſtigt ſein Gewiſſen, wie den Geringſten ſeiner Unterthanen. Vor dieſem größten der Uebel mich zu ſchützen und jenes einzige Glück mir zu erhalten und zu erweitern, ſoll allein mein innigſtes und unaufhörliches

Beſtreben ſein, und wenn ich mich bei der Sinnlichkeit der Jugend nicht entbrechen kann, neben den Genüſſen des erſten und höchſten innern Glückes mir auch die Genüſſe des äußern zu wünſchen, will ich wenigſtens in dieſen Wünſchen ſo beſcheiden und genügſam ſein, wie es einem Schüler der Weisheit anſteht.

Auf dieſe Begriffe von Glück und Unglück gründet ſich zuerſt und zunächſt der Entſchluß, den Mittelpfad zu verlieren, theils, weil die Güter, die er als Belohnung an jahrelange Anſtrengung knüpft, Reichthum, Würden, Ehren eben durch ſie unglaublich an Vortheil und Reiz verlieren; theils, weil die Pflichten und Verhältniſſe, die er giebt, die Möglichkeit einer vollkommenen Ausbildung und daher auch die Gründung des Glückes zerſtören, das allein und einzig das Ziel meines Beſtrebens ſein ſoll. — — Was man nach der allgemeinen Regel Glück und Unglück nennt, iſt es nicht immer; denn bei allen Begünſtigungen des äußern Glückes haben wir Thränen in den Augen des Erſten und bei allen Vernachläſſigungen deſſelben ein Lächeln auf dem Antlitze des Andern geſehen.

Wenn daher das Glück ſich nur ſo unſicher auf äußere Dinge gründet, wo wird es ſich dann ſicher und unwandelbar gründen? Ein Traum kann dieſe Sehnſucht nach Glück nicht ſein, die von der Gottheit ſelbſt ſo unauslöſchlich in unſere Seele verwickelt iſt und durch welche ſie unverkennbar auf ein für uns mögliches Glück hindeutet. Glücklich zu ſein iſt ja der erſte aller unſerer Wünſche, der laut und lebendig aus jeder Ader und jeder Nerve unſres Weſens ſpricht, der uns durch den ganzen Lauf unſres Lebens begleitet, der ſchon dunkel in den erſten kindiſchen (lichen) Gedanken unſerer Seele lag, und den wir endlich als Greiſe mit in die Gruft nehmen werden. — — — — Dem Einen Ruhm, dem Anderen Vergeſſenheit, dem Einen ein Scepter, dem Anderen ein Wanderſtab! Auch zeigt ſich uns das Ding in den wunderbar ungleichartigſten Geſtalten, wird vermißt, wo alle Präparate ſein Daſein verkündigen und gefunden, wo man es am wenigſten vermuthet haben würde.

So ſehen wir, zum Beiſpiel, die Großen der Erde im Beſitze der Güter dieſer Welt; ſie leben in Gemächlichkeit und Ueberfluß(?!); alle Schätze der Natur(!) ſcheinen ſich um ſie und für ſie zu verſammeln, und darum nennt man ſie Günſtlinge des Glücks. Aber der Unmuth trübt ihre Blicke, der Schmerz bleicht ihre Wangen, der Kummer ſpricht aus ihren Zügen. Dagegen ſehen wir einen armen Tagelöhner ſich im Schweiße ſeines Angeſichts ſein Brod erwerben. Mangel und Armuth umgeben ihn, ſein ganzes Leben ſcheint ein ewiges Sorgen und Schaffen und Darben. Aber die Zufriedenheit blickt aus ſeinen Augen, die Freude lächelt aus ſeinem Antlitz, Frohſinn und Vergeſſenheit umſchweben die ganze Geſtalt. — — —

Den 19. März.

Leſen Sie dieſen Brief, wie ich ihn geſchrieben habe an mehreren hinter einander folgenden Tagen. Ich komme nun zu einem neuen Gegenſtande, zu der Natur des Standes, den ich jetzt zu verlaſſen entſchloſſen bin, und es iſt nöthig, Ihnen auch hierüber meine Denkweiſe mitzutheilen, weil ſie Ihnen einigen Aufſchluß über die Urſachen meines Entſchluſſes gewähren wird.

Ich theile Ihnen zu dieſem Zwecke einen Brief mit, den ich, bei dem Eifer für die Güte meiner Sache, vor einem Jahre in der Abſicht an den König ſchrieb, um denſelben an ihn abzuſchicken; — aber, nach Vollendung deſſelben, abzuſchicken nicht für gut fand, weil ich fühlte, daß die Darſtellung des Gegenſtandes ſo fehlerhaft wie unvollſtändig iſt, und daß die Sprache, die ich darin führe, nicht beſonders geſchickt iſt, um zu überzeugen und einzunehmen. Dennoch werden Sie unter vielen Irrthümern nothwendig auch manche Wahrheit entdecken, und auf jeden Fall einſehen, daß der Geſichtspunkt, aus welchem ich den Soldatenſtand betrachte, ein neuer, entſcheidender Grund iſt, ihn ſobald, wie möglich, zu verlaſſen.

Denn eben durch dieſe Betrachtungen wurde mir der Soldatenſtand, dem ich nie von Herzen zugethan geweſen bin, weil er etwas durchaus Ungleichartiges mit meinem ganzen Weſen in ſich trägt, ſo verhaßt, daß es mir nach und nach läſtig wurde, zu ſeinem Zwecke mitwirken zu müſſen. Die größten Wunder militäriſcher Disciplin, die der Gegenſtand des Erſtaunens aller Kenner waren, wurden der Gegenſtand meiner herzlichſten Verachtung; die Officiere hielt ich für ſo viele Exerciermeiſter, die Soldaten für ſo viele Sclaven, und wenn das ganze Regiment ſeine Künſte machte, ſchien es mir als ein lebendiges Monument der Tyrannei. Dazu kam noch, daß ich den übeln Eindruck, den meine Lage auf meinen Charakter machte, lebhaft zu fühlen anfing. Ich war oft gezwungen zu ſtrafen, wo ich gern verziehen hätte, oder verzieh, wo ich hätte ſtrafen ſollen, und in beiden Fällen hielt ich mich ſelbſt für ſtrafbar. In ſolchen Augenblicken mußte natürlich der Wunſch in mir entſtehen, einen Stand zu verlaſſen, in welchem ich von zwei durchaus entgegengeſetzten Principien unaufhörlich gemartert wurde, immer zweifelhaft war, ob ich als Menſch oder als Officier handeln mußte; denn die Pflichten beider zu vereinen halte ich bei dem jetzigen Zuſtande der Armeen für unmöglich.

Und doch hielt ich meine moraliſche Ausbildung für eine meiner heiligſten Pflichten, eben weil ſie, wie ich eben gezeigt habe, mein Glück gründen ſollte, und ſo knüpft ſich an meine natürliche Abneigung gegen den Soldatenſtand, noch die Pflicht, ihn zu verlaſſen.

Das, mein theurer Freund, iſt die getreue Darſtellung der Gründe, die mich bewogen, den Soldatenſtand zu verlaſſen. Welche Gründe ich für die Wahl eines anderen Standes habe, braucht nicht unterſucht zu werden; denn wenn ich mich den Wiſſenſchaften widmen will, iſt es für mich kein neuer Stand, weil ich ſchon, ſeit ich in Potsdam, mehr Student als Soldat geweſen bin. Ich habe mich ausſchließlich mit Mathematik und Philoſophie, als den beiden Grundfeſten alles Wiſſens, beſchäftigt, und als Nebenſtudien die griechiſche und lateiniſche Sprache betrieben, welche letztere ich nun zur Hauptſache erheben werde. Ich habe außer einer nicht ſehr bedeutenden Hilfe eines übrigens geſcheuten Mannes, des Conrectors Bauer, jene beiden Wiſſenſchaften und beſonders die Philoſophie ganz allein ſtudirt, und bin daher auch in den zwei Jahren, welche ich der Mathematik, und in dem halben Jahre, welches ich der Philoſophie gewidmet habe, nicht weiter vorgerückt, als in jener Wiſſenſchaft bis zur Vollendung der gemiſchten Arithmetik, mit Einſchluß der Lehre von den geometriſchen Reihen und Einigem von der Geometrie, ſo wie in dieſer nicht ganz bis zur Vollendung der reinen Logik. Dagegen aber darf ich mich getrauen zu behaupten, daß ich das, was ich betrieben habe weiß, und fühle, nicht blos über fremder Herren Länder gewandelt zu ſein, ſondern es zu meinem Eigenthume gemacht zu haben.

Sie fragten mich in Frankfurt, welcher Grund mich bei dem ſchon lange gebildeten Entſchluſſe, den Dienſt zu verlaſſen, beſonders beſtimmt habe, es in dieſem Zeitpunkte zu thun, und luden mich ein, ihn zu prüfen. An den Grund, den ich Ihnen vortragen werde, knüpft ſich noch die nahe Exercierzeit, die mir eine koſtbare Zeit rauben würde, wenn ich ihr nicht zu entgehen ſuchte. Und, Lieber! dieſer Grund iſt an ſich ſo zufällig und ſcheinbar unbedeutend, daß Sie ſich ſo ganz in meine Denkungsart verſetzen müſſen, um ihn wichtig genug zu finden, dieſe Lage zu beſtimmen. Vergeſſen Sie auch nur nicht, daß der Wille, den Dienſt zu verlaſſen, ſchon längſt in meiner Seele lag. — — — Mich feſſelte nichts in Potsdam, als das Studium der reinen Mathematik, das ich hier zu beendigen wünſchte, und ich glaubte, daß mir ohne alle Hilfe meines Lehrers dieſes Studium, beſonders für die Zukunft der Algebra, zu ſchwer fallen, oder wenigſtens durch dieſe Hilfe erleichtert werden würde. Haben Sie aber Luſt, eine Geſchichte zu hören, ſo will ich Ihnen den Vorfall erzählen, der mich von meiner irrigen Meinung heilte.

Ich ſtudirte die Wiſſenſchaft geſellſchaftlich mit einem jüngeren Freunde vom Regiment. Wir hatten bei unſerm Lehrer Bauer den Unterricht in der Geometrie angefangen, und um ſchneller fortzurücken, die Einrichtung getroffen, daß wir uns zu jeder Stunde präparirten, und in den Stunden ſelbſt, ohne weiteren Vortrag von Seiten unſeres Lehrers, abwechſelnd der Reihe nach die Wahrheiten der Lehrſätze erwieſen, ſo daß unſerem Lehrer kein anderes Geſchäft, als die Beurtheilung übrig blieb, ob wir die Reſultate richtig gefaßt hätten. Schon dieſe Einrichtung war nicht vielmehr als eigenes Studium. Aber daß auch das Wenige, das wir von der Hilfe unſeres Lehrers genoſſen, nicht werth ſei, darum die Ausführung meines Entſchluſſes zu verſchieben, ward mir klar, als wir kürzlich zu dem Beweiſe kamen, daß auch irrationale Verhältniſſe der Linien wie rational angeſehen werden können, weil das Maaß jeder Linie kleiner als jede denkbare Größe iſt. Der Beweis war indirect und ſo weitläufig geführt, daß ich bei einiger Uebereilung den Schlüſſen nicht ganz folgen konnte, wie denn überhaupt Käſtners indirecte Beweiſe keine Einſicht in die Natur der Sache gewähren und immer mir auch unglaublich ſein werden, weil ich mich unaufhörlich ſträube, als wahr vorauszuſetzen, was ich für falſch erkennen muß. Kurz, ich erſchien für dieſen Beweis unvorbereitet in den Stunden und unglücklicherweiſe traf mich die Reihe, ihn zu führen. Ich konnte es nicht. Mein Lehrer demonſtrirte mir ihn: aber was ich nicht verſtehen kann, wenn ich es leſe, verſtehe ich noch weit weniger, wenn ich es höre. Wenn ich einen Beweis leſe, gehe ich nicht eher zur Folgerung, als bis ich den Grund einſehe und baue nicht fort, ehe ich nicht den Grundſtein gelegt habe. Nichts ſtört mich in meiner Betrachtung, und wenn mich irgend ein ſich ergebender Umſtand zum Nachdenken verführt, erkläre ich mich über dieſen auch, und gehe von dannen weiter, wo ich ſtehen blieb. Wie ganz anders iſt es dagegen, wenn ich höre! Der Lehrer folgert und ſchließt nach dem Grade ſeiner Einſicht, nicht nach dem Grade der meinigen. Der Gang, den er nimmt, kann der beſte ſein; aber in meiner Seele bildete ſich einmal der Entwurf eines Anderen und die Abweichung von dieſem macht eine ſtörende Diverſion in meinem Denkgeſchäfte, oder ich falle mit Lebhaftigkeit über einen uns merkwürdigen Umſtand her, der noch nicht berührt worden iſt, und mich unwillkürlich beſchäftigt, meine Aufmerkſamkeit vom Ziele abzieht, das mein Lehrer, tauben Ohren predigend, mir indeſſen entgegenrückt. Kurz, ich begriff zum zweiten und dritten Male nicht, was der Lehrer demonſtrirte, und es blieb, zu meiner nicht unempfundenen Schande, kein anderes Mittel übrig, als meinem Freunde das Geſchäft des Demonſtrirens zu übertragen, der ſich deſſen auch vollkommen gut entledigte. Zu meinem Troſte geſtand er mir, als wir das Zimmer unſeres Lehrers (dasmal für mich ein Inquiſitions-Tribunal, weil ich bei jeder Frage heiße Tropfen ſchwitzte) verlaſſen hatten, daß er den Beweis ſchon vor der Stunde vollkommen eingeſehen habe und ohnedies mit mir ein gleiches Schickſal gehabt haben würde, weil er, gleich mir, aus derſelben Urſache die Demonſtrationen des Lehrers (für deren Richtigkeit ich übrigens ſtehe) nicht habe folgen können. Ich eilte mit meinem Lehrbuche nach Hauſe, las, verſtand, führte Beweis, ſtreng ſyſtematiſch, für die verſchiedenen Fälle, und in zwei Tagen war ich in Frankfurt, um keinen Augenblick mehr die Erfüllung meines Entſchluſſes aufzuſchieben. Man machte mir Einwürfe, fragte mich, welche Brodwiſſenſchaft ich ergreifen wolle; denn daß dies meine Abſicht ſein müſſe, fiel Niemanden ein zu bezweifeln. Ich ſteckte. Man ließ mir die Wahl zwiſchen Jurisprudenz und der Cameralwiſſenſchaft. Ich zeigte mich derſelben nicht abgeneigt ohne mich jedoch zu beſtimmen. Man fragte mich, ob ich auf Connexionen bei Hofe rechnen könne? Ich verneinte anfänglich etwas verlegen, aber erklärte darauf, um ſo viel ſtolzer, daß ich, wenn ich auch Connexionen hätte, mich nach meinen jetzigen Begriffen ſchämen müßte, darauf zu rechnen. Man lächelte, ich fühlte, daß ich mich übereilt hatte. Solche Wahrheiten muß man ſich hüten, auszuſprechen. Man fing nun an, nach und nach zu zweifeln, daß die Ausführung meines Planes rathſam ſei. Man ſagte, ich ſei zu alt, zu ſtudiren. Darüber lächelte ich im Innern, weil ich mein Schickſal vorausſah, einſt als Schüler zu ſterben, und wenn ich auch als Greis in die Gruft führe. Man ſtellte mir mein geringes Vermögen vor, man zeigte mir die zweifelhafte Ausſicht auf Brod auf meinem neuen Lebenswege, die gewiſſe Ausſicht auf dem alten. Man malte mir mein bevorſtehendes Schickſal, jahrelang eine trockene Wiſſenſchaft zu ſtudiren, jahrelang und ohne Brod mich als

Referendar mit trockenen Beſchäftigungen zu quälen, und endlich ein kümmerliches Brod zu erwerben, mit ſo barocken Farben aus, daß, wenn es mir, wenn auch nur im Traume hätte einfallen können, meine jetzige, in vieler Hinſicht günſtige Lage darum mit dieſem Lebensplane zu vertauſchen, ich mich den unſinnigſten Thoren hätte ſchelten müſſen, der mir je erſchienen wäre.

Aber alle dieſe Einwürfe trafen meinen Entſchluß nicht. Nicht aus Unzufriedenheit mit meiner beſſeren Lage, nicht aus Mangel an Brod, nicht aus Speculation auf Brod; — ſondern aus Neigung zu den Wiſſenſchaften, aus dem eifrigen Beſtreben nach einer Bildung, welche, nach meiner Ueberzeugung, in dem Militärdienſte nicht zu erlangen iſt, verlaſſe ich denſelben. Meine Abſicht iſt, das Studium der reinen Mathematik und reinen Logik ſelbſt zu beendigen, und mich in der lateiniſchen Sprache zu befeſtigen, und dieſem Zwecke beſtimme ich einen jahrelangen Aufenthalt in Frankfurt. Alles, was ich dort hören möchte, iſt ein Collegium über literariſche Encyklopädie. So bald dieſer Grund gelegt iſt, — und um ihn zu legen, muß ich die genannten Wiſſenſchaften durchaus ſelbſt ſtudiren — wünſche ich nach Göttingen zu gehen und mich dort der höheren Theologie, der Mathematik, Philoſophie und Phyſik zu widmen, zu welcher letzteren ich einen mir ſelbſt unerklärlichen Hang habe, obwohl in meiner früheren Jugend die Cultur des Sinnes für die Natur und ihre Erſcheinungen durchaus vernachläſſigt geblieben iſt, und ich in dieſer Hinſicht bis jetzt nichts kann, als mit Erſtaunen und Verwunderung an ihre Phänomene denken.

Dieſen Studienplan lege ich Ihrer Prüfung vor, und erbitte mir darüber Ihren Rath, weil ich hierin meine Vernunft nicht als alleinige Rathgeberin anerkennen, nicht vorzugsweiſe meiner Ueberzeugung trauen darf, und es einen Gegenſtand betrifft, deſſen ich unwiſſend bin, und über den Andere aufgeklärt ſind. — Welche Anwendung ich einſt von den Kenntniſſen machen werde, die ich zu ſammeln hoffe, und auf welche Art und Weiſe ich mir das Brod, das ich für jeden Tag, und die Kleidung, die ich für jedes Jahr brauche, erwerben werde, weiß ich nicht. Mich beruhigt mein guter Wille, keine Art von Broderwerb und Arbeit zu ſcheuen, wenn ſie nur ehrlich ſind. Alle Beiſpiele von ungeſchätztem Verſtande und brodloſen, wiewohl geſchickten Gelehrten und Künſtlern, von denen es freilich leider! wimmelt, erſchrecken mich ſo wenig, daß ich ihnen vielmehr mit Recht dies Schickſal zuerkenne, weil Niemand zu hungern braucht, wenn er nur arbeiten will. Alle dieſe Leute — mit Ausſchluß der Kranken und Unvermögenden, welche freilich kein hartes Schickſal verdienen, — ſind entweder zu unwiſſend, um arbeiten zu können, oder zu ſtolz, um jede Art von Arbeit angreifen zu wollen. Brauchbare und willige Leute werden immer geſucht und gebraucht. Dieſe Ueberzeugung beruht nicht auf der Tugend der Menſchen, ſondern auf ihrem Vortheile, und um ſo weniger ſoll ſie mir, zu meinem Glücke, Jemand rauben. Vielleicht iſt es möglich, daß Zeit und Schickſale in mir Gefühle und Meinungen ändern; denn wer kann davor ſicher ſein! Es iſt möglich, daß ich einſt für rathſam halte, eine Bedienung, ein Amt zu ſuchen, und ich hoffe und glaube auch, für dieſen Fall, daß es mir dann leicht werden wird, mich für das Beſondere eines Amtes zu bilden, wenn ich mich für das Allgemeine, für das Leben gebildet habe. Aber ich bezweifle dieſen möglichen Schritt; weil ich die goldene Unabhängigkeit von der Herrſchaft der Vernunft mich ſtets zu veräußern ſcheuen würde, wenn ich erſt einmal ſo glücklich geweſen wäre, ſie mir wieder erworben zu haben. Dieſe Aeußerung iſt es beſonders, die ich zu verſchweigen bitte, weil ſie mir ohne Zweifel viele Unannehmlichkeiten von Seiten meines Vormundes verurſachen würde, der mir ſchon erklärt hat, ein Mündel müſſe ſich für einen feſten Lebensplan, für ein feſtes Ziel beſtimmen. Sobald ich aber nur erſt meinen Abſchied erhalten habe, um deſſen Bewilligung ich bereits nachgeſucht, werde ich freimüthig und offen zu Werke gehen. Welcher Erfolg dieſes Schrittes im Hintergrunde der Zukunft meiner wartet, weiß allein der, der ſchon jetzt wie in der Zukunft lebt. Ich hoffe das Beſte; wiewohl ich auch ohne Beſtürzung an ſchlimme Folgen denke. Auch in ihnen iſt Bildung, und vielleicht die höchſte Bildung möglich und ſie werden mich nicht unvorbereitet überraſchen, wenigſtens mich unfehlbar nicht meinen Entſchluß bereuen machen. Ja, thäten ſie dies, müßte ich dann nicht daſſelbe fürchten, als wenn ich bliebe, wo ich bin? Man kann für jeden Augenblick des Lebens nichts anderes thun, als was die Natur für ihren wahren Vortheil erkennt.

Ein zufälliger Umſtand ſchützt mich vor dem tiefſten Elende, vor Hunger und Blöße in Krankheiten. Ich habe ein kleines Vermögen, das mir in dieſer Rückſicht — und weil es mir manchen Vortheil für meine Bildung verſchafſen kann — ſehr theuer iſt, und ich mir, aus dieſem Grunde, möglichſt zu erhalten ſtrebe.

Mein Glück kann ich freilich nicht auf dieſen Umſtand gründen, den mir ein Zufall gab, und ich will es daher nur wie ein Geſchick, nicht wie eine angeborene Eigenſchaft genießen, um mich, wenn ich es verlieren ſollte, wenigſtens nicht ärmer zu fühlen, als ich war. Ich ſinne oft nach, welchen Weg des Lebens ich wohl eingeſchlagen haben würde, wenn das Schickſal mich von allen Gütern der Erde ganz entblößt hätte, wenn ich ganz arm wäre? Und fühle eine nie empfundene Freude, Kopf und Herz wechſelſeitig kräftigend, daß ich daſſelbe, ganz daſſelbe gethan haben würde.

Ja, Lieber! Nicht Schwärmerei, nicht kindiſche Zuverſicht iſt dieſe Aeußerung. Erinnern Sie ſich, daß ich es für meine Pflicht halte, dieſen Schritt zu thun; und ein Zufall, außerweſentliche Umſtände können und ſollen die Erfüllung meiner Pflicht nicht hindern, einen Entſchluß nicht zerſtören, den die höhere Vernunft nicht erzeugte, ein Glück nicht erſchüttern, das ſich nur im Innern gründet.

In dieſer Ueberzeugung darf ich geſtehen, daß ich mit einiger, ja großer Gewißheit einer fröhlichen und glücklichen Zukunft entgegenſehe. In mir und durch mich vergnügt, o, mein Freund! wo kann der Blitz des Schickſals mich treffen, wenn ich es feſt im Innerſten meiner Seele bewahre? Immer mehr erwärmt und begünſtigt mein Herz den Entſchluß, den ich nun um keinen Preis der Könige mehr aufgeben möchte, und meine Vernunft bekräftigt, was mein Herz ſagt, und krönt es mit der Wahrheit, daß es wenigſtens weiſe und rathſam ſei, in dieſer wandelbaren Zeit ſo wenig wie möglich an die Ordnung der Dinge zu knüpfen.

Dieſe getreue Darſtellung meines ganzen Weſens, das volle unbegrenzte Vertrauen, deſſen Gefühle mir ſelbſt frohe Genüſſe gewähren, weil eine zufällige Abgezogenheit von den Menſchen ſie ſo ſelten macht, wird auch Sie nicht ungerührt laſſen, ſoll und wird mir auch Ihr Vertrauen erwerben, um das ich im eigentlichſten Sinne buhle. Den Funken der Theilnahme, den ich bei der erſten Eröffnung meines Planes in Ihren Augen entdeckte, zur Flamme zu erheben, iſt mein Wunſch und meine Hoffnung. Sein Sie mein Freund im deutſchen Sinne des Worts, ſo wie Sie einſt mein Lehrer waren, jedoch für länger, für immer.

Es wird mir lieb ſein, wenn dieſer Brief nebſt beiliegendem Aufſatz meiner Schweſter Ulrike zur Leſung überſchickt wird. Sie iſt die Einzige von meiner Familie, der ich mich ganz anzuvertrauen ſchuldig bin, weil ſie die Einzige iſt, die mich ganz verſtehen kann. Dieſen Aufſatz bitte ich aufzubewahren, bis ich ihn mir in Frankfurt ſelbſt abfordere.

Ihr Freund Kleiſt.

2.

Würzburg, den 16. Sept. 1800.

Alle ächte Aufklärung des Weibes beſteht am Ende wohl nur darin, meine liebe Freundin: über die Beſtimmung ſeines irdiſchen Lebens vernünftig nachdenken zu können.

Ueber die Beſtimmung unſeres ewigen Daſeins nachzudenken, auszuforſchen, ob der Genuß der Glückſeligkeit, wie Epikur meinte, oder die Erreichung der Vollkommenheit, wie Leibnitz glaubte, oder die Erfüllung der trocknen Pflicht, wie Kant verſichert, der letzte Zweck des Menſchen ſei, iſt ſelbſt für Männer unfruchtbar und oft verderblich. Solche Männer begehen die Unart, die ich beging, als ich mich im Geiſte von Frankfurt nach Stralſund, und von Stralſund wieder im Geiſte nach Frankfurt verſetzte. Sie leben in der Zukunft, und vergeſſen darüber, was die Gegenwart von ihnen fordert.

Urtheile ſelbſt, wie können wir beſchränkte Weſen, die wir von der Ewigkeit nur ein ſo unendlich kleines Stück, unſer ſpannenlanges Erdenleben überſehen, wie können wir uns getrauen, den Plan, den die Natur für die Ewigkeit entwarf, zu ergründen? Und wenn dies nicht möglich iſt, wie kann irgend eine gerechte Gottheit von uns verlangen, in dieſen ihren ewigen Plan einzugreifen, von uns, die wir nicht einmal im Stande ſind, ihn zu denken?

Aber die Beſtimmung unſeres irdiſchen Daſeins — können wir allerdings unzweifelhaft herausfinden, und dieſe zu erfüllen, kann die Gottheit mit Recht von uns fordern.

Es iſt möglich, liebe Freundin, daß mir Deine Religion hierin wiederſpricht, und daß ſie Dir gebietet, auch etwas für Dein künftiges Leben zu thun. Du wirſt gewiß Gründe für Deinen Glauben haben, ſo wie ich Gründe für den meinigen; und ſo fürchte ich nicht, daß dieſe kleine Religionszwiſtigkeit unſerer Liebe großen Abbruch thue. Wo nur die Vernunft herrſchend iſt, vertragen ſich auch die Meinungen leicht; und da die Religionstoleranz ſchon eine Tugend ganzer Völker geworden, wird es, denke ich, der Duldung nicht ſchwerer werden, in zwei liebenden Herzen zu herrſchen.

Wenn Du Dich alſo durch die Einflüſſe Deiner früheren Erziehung gedrungen fühlteſt, durch die Beobachtung religiöſer Ceremonien auch Etwas für Dein ewiges Leben zu thun, ſo würde ich weiter nichts, als Dich warnen, ja nicht darüber Dein irdiſches Leben zu vernachläſſigen.

Denn nur gar zu leicht glaubt man, man habe Alles gethan, wenn man die ernſten Gebräuche der Religion beobachtet, wenn man fleißig in die Kirche geht, täglich betet, und jährlich zweimal das Abendmahl nimmt.

Alle dieſe religiöſen Gebräuche ſind jedoch nichts als menſchliche Vorſchriften, die zu allen Zeiten verſchieden waren, und noch in dieſem Augenblicke an allen Orten der Erde verſchieden ſind. Darin kann alſo das Weſen der Religion nicht liegen, weil es ja ſonſt höchſt ſchwankend und ungewiß wäre! Wer ſteht uns dafür, daß nicht in Kurzem ein zweiter Luther unter uns aufſteht, und umwirft, was jener baute. Aber in uns flammt eine Vorſchrift — und die muß göttlich ſein, weil ſie ewig und allgemein iſt: ſie heißt: „erfülle Deine Pflicht“ — und dieſer Satz enthält die Lehren aller Religionen.

Alle anderen Sätze folgen aus dieſem und ſind in ihm gegründet, oder ſie ſind nicht darin begriffen, und dann ſind ſie unfruchtbar und unnütz.

Daß ein Gott ſei, daß es ein ewiges Leben, einen Lohn für die Tugend, eine Strafe für das Laſter gebe, das Alles ſind Sätze, die in jenem nicht gegründet ſind, und die wir alſo entbehren können. Denn gewiß ſollen wir ſie nach dem Willen der Gottheit ſelbſt entbehren können, weil ſie es uns ſelbſt unmöglich gemacht hat, es einzuſehen nnd zu begreifen. Würdeſt Du nicht mehr thun, was Recht iſt, wenn der Gedanke an Gott und Unſterblichkeit nur ein Traum wäre? Ich nicht.

Daher bedarf ich zwar zu meiner Rechtſchaffenheit dieſer Sätze nicht; aber zuweilen, wenn ich meine Pflicht erfüllt habe, erlaube ich mir, mit ſtiller Hoffnung an meinen Gott zu denken, der mich ſieht, und an eine frohe Ewigkeit, die meiner wartet. Zu beiden fühle ich mich mit meinem Glauben hingezogen, den mein Herz mir zugeſichert und mein Verſtand mehr beſtätigt als widerſpricht.

Aber dieſer Glaube ſei irrig, oder nicht — gleichviel!

Es warte auf mich eine Zukunft, oder nicht — gleichviel! Ich erfülle für dieſes Leben meine Pflicht, und wenn Du mich fragſt: warum? ſo iſt die Antwort leicht: eben weil es meine Pflicht iſt.

Ich ſchränke mich daher mit meiner Thätigkeit ganz für dieſes Erdenleben ein, ich will mich nicht um meine Beſtimmung nach dem Tode kümmern, aus Furcht, darüber meine Beſtimmung für dieſes Leben zu vernachläſſigen. Ich fürchte nicht die Höllenſtrafe der Zukunft, weil ich mein eigenes Gewiſſen fürchte, und rechne nicht auf einen Lohn jenſeits des Grabes, weil ich ihn mir diesſeits deſſelben ſchon erwerben kann.

Dabei bin ich überzeugt, gewiß in den großen ewigen Plan der Natur einzugreifen, wenn ich nur den Platz ganz erfülle, auf den ſie mich in dieſer Erde ſetzte. Nicht umſonſt hat ſie mir dieſen gegenwärtigen Wirkungskreis angewieſen, und geſetzt, ich verträumte dieſen, und forſchte dem zukünftigen nach — iſt denn nicht die Zukunft ein Commentar der Gegenwart, und ſoll ich auch dieſe Gegenwart wieder verträumen?

Doch ich kehre zu meinem Gegenſtande zurück. Ich habe Dir dieſe Gedanken blos zur Prüfung vorgelegt. Ich fühle mich ruhiger und ſicherer, wenn ich den Gedanken an die dunkle Beſtimmung der Zukunft ganz von mir entferne, und mich allein an die gewiſſe und deutliche Beſtimmung für dieſes Erdenleben halte.

Ich will Dir nun meine erſten Hauptgedanken erklären. Beſtimmung unſeres irdiſchen Lebens heißt Zweck deſſelben, oder die Abſicht, zu welcher uns Gott auf dieſe

Erde geſetzt hat. Vernünftig darüber nachdenken heißt nicht nur dieſen Zweck ſelbſt deutlich kennen, ſondern auch in allen Verhältniſſen unſers Lebens immer die zweckmäßigſten Mittel zu ſeiner Erreichung herausfinden.

Das, ſagte ich, wäre die ganze wahre Aufklärung des Weibes, und die einzige Philoſophie, die ihr anſteht.

Deine Beſtimmung oder überhaupt die Beſtimmung des Weibes iſt wohl unzweifelhaft und unverkennbar, denn welche andere kann es ſein, als dieſe: Mutter zu werden und der Erde tugendhafte Menſchen zu erziehen?

Und wohl Euch, daß Eure Beſtimmung ſo einfach und beſchränkt iſt! Durch Euch will die Natur nur ihre Zwecke erreichen; durch uns Männer auch der Staat noch die ſeinigen, und daraus entwickelten ſich oft die unſeligſten Widerſprüche.

In der Folge mehr.

3.

Würzburg, den 10. October 1800.

Liebe Wilhelmine! Du denkſt gewiß heute an mich, ſo wie ich den ganzen 18. Auguſt an Dich dachte, nicht wahr? — Mit welcher Innigkeit denke ich auch jetzt an Dich! Und welch' ein unbeſchreiblicher Genuß iſt mir die Ueberzeugung, daß unſere Gedanken ſich gewiß in dieſem Augenblicke begegnen! Ja, mein Geburtstag iſt heute, und mir iſt, als hörte ich die Wünſche, die Dein Herz heimlich für mich bildet, als fühlte ich den Druck Deiner Hand, der ſie mir mit einem Male mittheilt. — Sie werden erfüllt werden, alle dieſe Wünſche, ſei davon überzeugt, ich bin es. Wenn uns ein König ein Ordensband wünſcht, heißt das nicht, es uns verſprechen? Er ſelbſt hat die Erfüllung ſeines Wunſches in ſeiner Hand. — Du auch, liebes Mädchen. Alles, was ich Glück nenne, kann mir von Deiner Hand nur kommen, und wenn Du mir dieſes Glück wünſcheſt, kann ich wohl ganz ruhig in die Zukunft blicken, wird es mir gewiß zu Theil. Liebe und Bildung, das iſt alles, was ich begehre, und wie froh bin ich, daß die Erfüllung dieſer beiden unerläßlichen Bedürfniſſe, ohne die ich nicht mehr glücklich ſein könnte, nicht von dem Himmel abhangen, der, wie bekannt, die Wünſche der armen Menſchen ſo oft unerfüllt läßt, ſondern einzig und allein von Dir.

In meiner Seele ſieht es jetzt aus, wie in dem Schreibtiſche eines Philoſophen, der ein neues Syſtem erſann, und einzelne Hauptgedanken auf zerſtreute Papiere niederſchrieb. Eine große Idee — für Dich -- ſchwebt mir unaufhörlich vor der Seele! Ich habe Dir den Hauptgedanken ſchon am Schluſſe meines letzten Briefes, auch ſchon vorher auf einem einzelnen Blatte mitgetheilt. Du haſt ihn doch noch nicht vergeſſen? — —

Ich erſuchte Dich einſt mir aufzuſchreiben, was Du Dir eigentlich von dem Glücke einer künftigen Ehe verſprächſt? — Erräthſt Du nicht, warum? Doch wie kannſt Du dies errathen! — Ich ſehe mit Sehnſucht dieſem Aufſatz entgegen, den ich immer noch nicht von Wien erhalten habe. Dein erſtes Blatt, das Du mir mittheilteſt, und das mir eine unausſprechliche bitterſüße Freude gewährte, ſcheuchte mich aus Deinen Armen und beſchleunigte meine Abreiſe. Weißt Du wohl noch, mit welcher Bewegung ich es am Tage vor unſerer Trennung durchlas, und wie ich es unruhig mit mir nach Hauſe nahm — und weißt Du auch, was ich da, als ich allein war, mit dieſem Blatte Alles empfand? Es zog mein ganzes Herz an Dich, aber es ſtieß mich zugleich unwiderruflich aus Deinen Armen. — Wenn ich es jetzt wieder leſen werde, ſo wird es mich dahin zurückführen. Damals war ich Deiner nicht würdig, jetzt bin ich es. Damals weinte ich, daß Du ſo gut, ſo edel, ſo achtungswürdig, ſo werth des höchſten Glückes warſt, jetzt wird es mein Stolz, mein Entzücken ſein. Damals quälte mich das Bewußtſein, Deine heiligſten Anſprüche nicht erfüllen zu können, und jetzt, jetzt — — doch ſtill!

Jetzt werde auch ich Dir mittheilen, was ich mir von dem Glücke meiner künftigen Ehe verſpreche. Ehemals durfte ich das nicht, aber jetzt — O, Gott! Wie froh macht mich das! — werde ich die Gattin beſchreiben, die mich glücklich machen kann. — Das iſt die große Idee, die ich für Dich im Sinne habe. Das Unternehmen iſt groß, aber der Zweck auch. Ich werde jede Stunde, die mir meine künftigen Tage übrig laſſen, nur dieſem Geſchäfte widmen. Das wird meinem Leben neuen Reiz geben, und uns beide ſchneller durch die Prüfungszeit führen, die uns bevorſteht. In fünf Jahren, hoffe ich, wird das Werk fertig ſein.

Fürchte nicht, daß die beſchriebene Gattin nicht von Erde ſein wird, und ich ſie erſt in dem Himmel finde. Ich werde ſie in fünf Jahren auf dieſer Erde finden, und mit meinen irdiſchen Armen umſchließen. — — Ich werde von der Lilie nicht verlangen, daß ſie in die Höhe ſchieße, wie die Ceder, und der Taube kein Ziel ſtecken, wie dem Adler. Ich werde aus der Leinwand kein Bild hauen, und auf den Marmor nicht malen. Ich kenne die Maſſe, die ich vor mir habe, und weiß, wozu ſie taugt. Es iſt ein Erz mit gediegenem Golde, und mir bleibt nichts übrig, als das Metall von dem Geſtein zu ſcheiden. Glanz und Gewicht und Unverletzbarkeit in der Feuerprobe hat es von der Natur erhalten, die Sonne der Liebe wird ihr Schimmer und Glanz geben, und ich habe nach der metalluriſchen Scheidung nichts weiter zu thun, als mich zu wärmen an den Strahlen, die ſeine Spiegelfläche auf mich zurückwirft.

Ich ſelbſt fühle, wie matt dieſe Bilderſprache gegen den Sinn iſt, der mich belebt. — O, wenn ich Dir nur einen Strahl von dem Feuer mittheilen könnte, das in mir flammt! Wenn Du es ahnen könnteſt, wie der Gedanke, aus Dir einſt ein vollkommenes Weſen zu bilden, jede Kraft in mir erwärmt, jede Fähigkeit in mir bewegt, jede Kraft in mir in Leben und Thätigkeit ſetzt — Du wirſt es mir kaum glauben; aber ich ſehe oft Stundenlang aus dem Fenſter und gehe in zehn Kirchen und beſehe dieſe Stadt von allen Seiten, und ſehe doch nichts, als ein einziges Bild — Dich, und zu Deinen Füßen zwei Kinder und auf Deinem Schooße ein drittes; und höre, wie Du dem Kleinſten ſprechen, dem Mittlern fühlen, dem Größten denken lehrſt, und wie Du den Eigenſinn des Einen zu Standhaftigkeit, den Trotz des Andern zu Freimüthigkeit, die Schüchternheit des Dritten zu Beſcheidenheit, und die Neugierde Aller zu Wißbegierde umzubilden weißt, ſehe, wie Du ohne viel zu handeln, durch Beiſpiele Gutes lehrſt, und wie Du ihnen in Deinem eigenen Bilde zeigſt, was Tugend iſt, und wie liebenswürdig ſie iſt. — — Iſt es ein Wunder, wenn ich für dieſe Empfindungen die Sprache nicht finden kann?

Lege den Gedanken wie einen diamantenen Schild um Deine Bruſt: Ich bin zu einer Mutter geboren! Jeder andere Gedanke, jeder andere Wunſch fahre zurück vor dieſem undurchdringlichen Harniſch. Was könnte Dir ſonſt die Erde für ein Ziel bieten, das nicht verachtungswürdig wäre? Sie hat nichts, was Dir einen Werth geben kann, wenn es nicht die Bildung edler Menſchen iſt. Dahin richte Dein heiligſtes Beſtreben! Das iſt das Einzige, was Dir die Erde einſt verdanken kann! Gehe nicht von ihr, wenn ſie ſich ſchämen müßte, Dich nutzlos durch ein Menſchenalter getragen zu haben. Verachte alle die niedern Zwecke des Lebens. Dieſer einzige wird Dich über alle erheben. In ihm wirſt Du Dein wahres Glück finden, alle andern können Dich nur auf Augenblicke vergnügen. Er wird Dir Achtung vor Dir ſelbſt einflößen, alles Andere kann nur Deine Eitelkeit kitzeln, und wenn Du einſt an ſeinem Ziele ſtehſt, wirſt Du mit Selbſtzufriedenheit auf Deine Jugend zurückblicken, und nicht wie tauſend andere unglückliche Geſchöpfe Deines Geſchlechts die verſäumte Beſtimmung und das verſäumte Glück in bittern Stunden der Einſamkeit beweinen.

Ich will nicht, daß Du aufhöreſt, Dich zu putzen oder in frohe Geſellſchaften zu gehen, oder zu tanzen; aber ich möchte Deiner Seele den Gedanken recht aneignen, daß es höhere Freuden giebt, als die uns aus dem Spiegel, oder aus dem Tanzſaale entgegen lächeln. Das Gefühl, im Innern ſchön zu ſein, und das Bild, das uns der Spiegel des Bewußtſeins in den Stunden der Einſamkeit zurückwirft, ſind Genüſſe, die allein unſere heiße Sehnſucht nach Glück ſtillen können.

Dieſer Gedanke möge Dich auf allen Deinen Schritten begleiten, vor den Spiegel, in Geſellſchaft, in den Tanzſaal. Bringe der Mode oder vielmehr dem Geſchmacke die kleinen Opfer, die er nicht ganz mit Unrecht von jungen

Mädchen fordert, arbeite an Deinem Putze, frage den Spiegel, ob Dir die Arbeit gelungen iſt — aber eile mit dem Allen und kehre ſo ſchnell als möglich zu Deinem höchſten Zwecke zurück. Beſuche den Tanzſaal, — aber ſei froh, wenn Du von einem Vergnügen zurückkehrſt, wobei nur die Füße ihre Rechnung fanden; das Herz aber und der Verſtand den Pulsſchlag ihres Lebens ganz ausſetzten, und das Bewußtſein gleichſam ausgelöſcht war. Gehe in frohe Geſellſchaften, — aber ſuche Dir immer den Beſſern, Edlern heraus, von dem Du etwas lernen kannſt — denn das darfſt Du in keinem Augenblicke Deines Lebens verſäumen. Jede Minute, jeder Menſch, jeder Gegenſtand kann Dir eine nützliche Lehre geben, wenn Du ſie zu entwickeln verſtehſt. — Von dieſem Gegenſtande ein andermal mehr.

Und ſo laß uns beide Hand in Hand unſerem Ziele entgegengehen, jeder dem ſeinigen, das ihm zunächſt liegt, und wie einſt dem letzten, nach dem wir beide ſtreben. — Dein nächſtes Ziel ſei, Dich zu einer Mutter, das meinige, mich zu einem Staatsbürger zu bilden, das fernere, nach dem wir beide ſtreben, und das wir uns beide wechſelſeitig ſichern können: das Glück der Liebe!

Den 11. October.

Ich will aus dieſem Briefe kein Buch machen, wie aus dem vorigen, und Dir daher nur kurz noch Einiges vor dem Abgange der Poſt mittheilen.

Ich finde jetzt die Gegend um die Stadt weit angenehmer, als ich ſie bei meinem Einzuge fand; ich möchte faſt ſagen, daß ich ſie ſchön finde — und ich weiß nicht, ob ſich die Gegend verändert hat, oder das Herz, das ihren Eindruck empfing. Wenn ich jetzt auf der ſteinernen Mainbrücke ſtehe, die das Citadell von der Stadt trennt, und den gleitenden Strom betrachte, der durch Berge und Auen in tauſend Krümmungen hervorſtrömt und unter meinen Füßen wegfließt, iſt es mir, als ob ich über einem Leben erhaben ſtände. Ich ſtehe daher gern am Abende auf dieſem Gewölbe und laſſe den Waſſerſtrom und den Luftſtrom mir entgegenrauſchen. Oder ich kehre mich um, und verfolge den Lauf des Fluſſes, bis er ſich in die Berge verliert, und verliere mich ſelbſt dabei in ſtillen Betrachtungen. — Selbſt von dem Berge aus, von dem ich Würzburg zuerſt erblickte, gefällt es mir jetzt, und ich möchte faſt ſagen, daß es von dieſer Seite am ſchönſten ſei. Ich ſah es letzthin von dieſem Berge nicht ohne inniges Vergnügen. Die Höhe ſenkt ſich allmälig herab und in der Tiefe liegt die Stadt. Von beiden Seiten hinter ihr ziehen in halben Kreiſen Bergketten ſich heran, und nähern ſich freundlich, als wollten ſie ſich die Hände geben, wie ein paar alte Freunde nach einer lange verfloſſenen Beleidigung. . . . . Aber der Main tritt zwiſchen ſie, wie die bittere Erinnerung, und ſie wanken, und keiner wagt es, zuerſt hinüber zu ſchreiten, und beide folgen langſam dem ſcheidenden Strom, wehmüthige Blicke über die Scheidewand wechſelnd. —

In der Tiefe, ſagte ich, liegt die Stadt, wie in der Mitte eines Amphitheaters! Die Terraſſen der umſchließenden Berge dienen ſtatt Logen, Weſen aller Art blickten als Zuſchauer voll Freude herab und ſangen und ſprachen Beifall, oben in der Loge des Himmels ſtand Gott. Und aus dem Gewölbe des großen Schauſpielhauſes ſank der Kronleuchter der Sonne herab, und verſteckte ſich hinter die Erde — denn es ſollte ein Nachtſtück aufgeführt werden. Ein blauer Schleier umhüllte die ganze Gegend, und es war, als wäre der azurne Himmel ſelbſt herniedergeſunken auf die Erde. Die Häuſer in der Tiefe lagen in dunkeln Maſſen da, wie das Gehäuſe einer Schnecke. Hoch empor in die Nachtluft ragten die Spitzen der Thürme, wie die Fühlhörner eines Inſektes, und das Klingeln der Glocken klang wie der heiſere Ruf des Heimchens; hinten ſtarb die Sonne, hochroth glühend vor Entzücken, wie ein Held, und das blaſſe Zodiakal-Licht umſchimmerte ſie, wie eine Glorie das blaſſe Antlitz eines Heiligen. — —

Vorgeſtern ging ich aus, einen andern Berg von der Nordſeite zu erſteigen. Es war ein Weinberg, und ein enger Pfad führte durch geſegnete Rebenſtangen auf ſeinen Gipfel. Ich hatte nicht geglaubt, daß der Berg ſo hoch ſei — und er war es vielleicht auch nicht, aber ſie hatten aus den Weinbergen alle Steine rechts und links in dieſen Weg geworfen, das Erſteigen zu erſchweren, — — gerade, wie das Schickſal oder die Menſchen mir auf dem Wege zum Ziele, das ich nun doch erreicht habe. Ich lachte über dieſe auffallende Aehnlichkeit. — Du weißt noch nicht alles, was mir in Berlin und in Dresden, in Baireuth, ja ſelbſt hier in Würzburg begegnet iſt, das Alles wird noch einen langen Brief koſten. Damals ärgerte ich mich eben ſo über die Steine, die mir in den Weg geworfen wurden; ließ mich aber nicht ſtören, vergoß zwar heiße Schweißtropfen, aber erreichte doch, wie vorgeſtern, das Ziel. Das Erſteigen der Berge, wie der Weg zur Tugend, iſt beſonders wegen der Ausſicht, die man eben vor ſich hat, beſchwerlich. Drei Schritte weit ſieht man, weiter nicht, und nichts als die Stufen, die erſtiegen werden müſſen, und kaum iſt ein Stein überſchritten, gleich iſt ein anderer da, und jeder Schritt ſchmerzt doppelt, und die ganze Mühſeligkeit wird gleichſam wiedergekäut; — — aber man muß an die Ausſicht denken, wenn man den Gipfel erſtiegen hat. O, wie herrlich war der Anblick des Mainthales von dieſer Höhe! Hügel und Thäler, und Waſſer und Städte und Dörfer, alles durcheinander wie ein gewirkter Fußteppich! Der Main wandte ſich bald rechts, bald links, und küßte bald den einen, bald den andern Rebenhügel, und wandelte zwiſchen ſeinen beiden Ufern, die ihm gleich theuer ſchienen, wie ein Kind zwiſchen Vater und Mutter. Der Felſen mit der Citadelle ſah ernſt auf die Stadt herab, und bewachte ſie, wie ein Rieſe ſein Kleinod, und an den Außenwerken herum ſchlich ein Weg, wie ein Spion, und krümmte ſich in jede Baſtion, als ob er recognosciren wollte, wagte aber nicht, in die Stadt zu gehen, ſondern verlor ſich in die Berge. —

Aber keine Erſcheinung in der Natur kann eine ſo wehmüthige Freude abgewinnen, als ein Gewitter am Morgen, beſonders wenn es ausgedonnert hat. Wir hatten hier vor einigen Tagen dies Schauſpiel. — O, es war eine prächtige Scene! Im Weſten ſtand das nächtliche Gewitter und wüthete wie ein Tyrann, und von Oſten her ſtieg die Sonne herauf, ruhig und ſchweigend, wie ein Held. Und ſeine Blitze warf ihm das Ungewitter ziſchend zu und ſchalt ihn laut mit der Stimme des Donners: — er aber ſchwieg, der göttliche Stern, und ſtieg herauf, und blickte mit Hoheit herab auf den unruhigen Nebel unter ſeinen Füßen, und ſah ſich tröſtend um nach den andern Sonnen, die ihn umgaben, als ob er ſeine Freunde beruhigen wollte. — Und einen letzten fürchterlichen Donnerſchlag ſchleuderte ihm das Ungewitter entgegen, als ob es ſeinen ganzen Vorrath von Galle und Geifer in einen Funken ausſpeien wollte: — aber die Sonne wankte nicht in ihrer Bahn, und nahte ſich unerſchrocken, und beſtieg den Thron des Himmels — — und blaß, wie vor Schreck, entfärbte ſich die Nacht des Gewölkes, und zerſtob wie ein dünner Rauch, und ſank unter den Horizont, wenige ſchwache Flüche murmelnd — —

Aber welch ein Tag folgte dieſem Morgen! Laue Luftzüge wehten mich an, leiſe flüſterte das Laub, große Tropfen fielen mit langen Pauſen von den Blumen, ein mattes Licht lag ausgegoſſen über die Gegend, und die ganze Natur ſchien ermattet nach dieſer großen Anſtrengung, wie ein Held nach der Arbeit des Kampfes. — Doch ich wollte ja kein Buch machen und will nun kurz und gut ſchließen.

Werde ich nicht bald einen Brief von Dir erhalten? Meine liebe, theure, einzige Freundin — wenn Du in ſo langer Zeit krank geworden ſein ſollteſt — wenn Du vielleicht gar nicht mehr wärſt — o, Gott! dann wären alle Opfer, alle Bemühungen dieſer Reiſe umſonſt! Liebe bedarf ich — und wo würde ich ſo viele Liebe wiederfinden? Für Dich that ich, was ich nie für einen Menſchen that — Du würdeſt mich inniger, treuer, zärtlicher, dankbarer, als irgend ein anderes Mädchen geliebt haben — O, Gott! das wäre ſchrecklich! Schreibe, ſchreibe bald! Täglich beſuche ich die Poſt. Bald muß ich Nachrichten von Dir erholten, oder meine ſo lange erhaltene Ruhe wankt. —

Schreibe mir immer nach Würzburg. Ich bleibe hier bis ich von Dir Nachricht erhalten habe, denn ruhig könnte ich ſonſt nicht weiter reiſen. Aber ich reiſe vielleicht und wahrſcheinlich gar nicht weiter. Adieu.

4.

Berlin, den 13. November 1800.

Liebe Wilhelmine! dein Brief hat mir eine ganz außerordentliche Freude gewährt. Dich ſo anzuſchmiegen an meine Wünſche, ſo innig einzugreifen in mein Intereſſe — o, es ſoll Dir gewiß einſt belohnt werden. Gerade auf dieſem Lebenswege, wo Du Alles fahren läßt, was die Weiber reizt, Ehre, Reichthum, Wohlhabenheit, gerade auf dieſem Wege wirſt Du um ſo gewiſſer etwas Anderes finden, das mehr werth iſt als das Alles: — Liebe! Wo es noch andere Genüſſe gibt als Liebe, öffnet ſich ihr das ganze Weſen, umfaßt es ihr ganzes Glück, werden alle ihre unendlichen Genüſſe erſchöpft — ja, gewiß, Du ſollſt einſt glücklich ſein.

Aber laß uns nicht blos frohen Träumereien folgen. — Es iſt wahr, wenn ich mir das freundliche Thal denke, das einſt unſere Hütte umgrenzen wird, und mich in dieſer Hütte und Dich und die Wiſſenſchaften und weiter nichts. — Dann ſind mir alle Ehrenſtellen und alle Reichthümer verächtlich, dann iſt es mir, als könnte mich nichts glücklich machen als die Erfüllung dieſes Wunſches, und als müßte ich unverzüglich an ſeine Erreichung ſchreiten. —

— — Aber die Vernunft muß auch mitſprechen, und wir wollen hören, was ſie ſagt. Wir wollen recht vernünftig dieſen ganzen Schritt prüfen.

Ich will kein Amt nehmen. Warum nicht? — Wie viele Antworten liegen mir auf der Seele! Ich kann nicht eingreifen in ein Intereſſe, das ich mit meiner Vernunft nicht prüfen darf. Ich ſoll thun, was der Staat von mir verlangt, und doch ſoll ich nicht unterſuchen, ob das, was er von mir verlangt, gut iſt. Zu ſeinen unbedeutenden Zwecken ſoll ich ein bloßes Werkzeug ſeyn — ich kann es nicht. Ein eigner Zweck ſteht mir vor Augen, nach ihm würde ich handeln müſſen, und wenn der Staat es anders will, dem Staate nicht gehorchen dürfen. Meinen Stolz würde ich darin ſuchen, die Ausſprüche meiner Vernunft geltend zu machen gegen den Willen meiner Obern. — — Nein, es geht nicht, ich paſſe für kein Amt. Ich bin auch wirklich zu ungeſchickt, um es zu führen. Ordnung, Genauigkeit, Geduld, Unverdroſſenheit, ſind Eigenſchaften, die bei einem Amte unentbehrlich, und mir ganz fehlen. Ich arbeite nur für meine Bildung gern und da bin ich unüberwindlich geduldig und unverdroſſen. Für die Amtsbeſoldung Liſten zu ſchreiben und Rechnungen zu führen? — ach! ich würde eilen, eilen daß ſie fertig würden, und zu meinen geliebten Wiſſenſchaften zurückkehren. Ich würde die Zeit meinem Amte ſtehlen, um ſie meiner Bildung zu widmen. — Nein, es geht nicht. Ich bin ſelbſt zu ungeſchickt, mir ein Amt zu erwerben. Zufrieden, mir wirklich Kenntniſſe zu erwerben, bekümmert es mich wenig, ob Andere ſie in mir wahrnehmen. Sie zur Schau aufſtellen, oder zum Kaufe ausbieten, wäre mir unmöglich — Und würde man denjenigen begünſtigen, der den Stolz hat, jede Gunſt zu entbehren, und der durch keine andere Fürſprache ſteigen will, als durch die Fürſprache ſeiner Verdienſte? — Aber das Entſchiedenſte iſt dieſes, daß ſelbſt ein Amt, und wäre es eine Miniſterſtelle, mich nicht glücklich machen kann. Mich nicht, — denn Eines iſt gewiß, ich bin dereinſt in meinem Hauſe glücklich, oder niemals, nicht auf Bällen, nicht im Opernhauſe, nicht in Geſellſchaften, und wäre es die Geſellſchaft von Fürſten, ja wäre es die Geſellſchaft unſeres eigenen Königs. — Und wollte ich darum Miniſter werden, um häusliches Glück zu genießen? Wollte ich darum mich in eine Hauptſtadt begraben, und mich in ein Chaos verwickelter Verhältniſſe ſtürzen, um ſtill und ruhig bei meiner Frau zu leben? Wollte ich mir darum Ehrenſtellen erwerben, und mich darum mit Ordensbändern behängen, um Staat zu machen damit vor meinem Weibe und meinen Kindern? Ich will von der Freiheit nicht reden, weil Du mir ſchon einmal Einwürfe dagegen gemacht haſt, ob Du zwar gleich, wie alle Weiber, das nicht recht verſtehen magſt; aber Liebe und Bildung ſind zwei unerläßliche Bedingungen meines künftigen Glückes — und was könnte mir in einem Amte davon zu Theil werden, als höchſtens ein karger, ſparſamer Theil von Beiden? Wollte ich an die Wiſſenſchaften gehen, ſo brächte mir der Sekretär einen Stoß Akten, und wollte ich einen großen Gedanken verfolgen, meldete mir der Kammerdiener, daß das Vorzimmer voll Fremden ſtehe. Wollte ich den Abend bei meinem Weibe zubringen, ließ mich der König zu ſich rufen und, um mir auch die Nächte zu rauben, müßte ich in die Provinzen reiſen, und die Fabriken zählen. Wie würde ich die Orden und die Reichthümer, und den ganzen Bettel der großen Welt verwünſchen, wie würde ich bitterlich weinen, meine Beſtimmung ſo unwiderbringlich verfehlt zu haben, wie würde ich mir mit heißer Sehnſucht trockenes Brod wünſchen, und irdiſche Liebe, Bildung und Freiheit — Nein, ich darf kein Amt wählen, weil ich das ganze Glück, das es gewähren kann, verachte.

Aber darf ich mich auch jedem Amte entziehen? — — Dieſe ſpitzfindige Frage haben mir ſchon ſo viele Menſchen aufgeworfen. Man müſſe ſeinen Mitbürgern nützlich ſein, ſagen ſie, und darin haben ſie Recht — und darum müſſe man ein Amt nehmen, ſetzen ſie hinzu, und darin haben ſie Unrecht. Kann man denn nicht Gutes wirken, wenn man auch nicht eben dafür beſoldet wird? Ich darf nur an Brokes denken! — Wie vieles Gute, Vortreffliche thut dieſer herrliche Menſch. — Und dann, wenn ich einmal auf Koſten der Beſcheidenheit die Wahrheit reden will — habe ich nicht auch während meiner Abweſenheit in Frankfurt unter unſeren Familien manches Gute geſtiftet? — Durch untadelhaften Lebenswandel den Glauben an die Tugend bei Andern ſtärken, durch weiſe Freunde ſie zur Nachahmung reizen, immer dem Nächſten, der es bedarf, helfen mit Wohlwollen und Güte — iſt das nicht auch Gutes wirken? — Dich, mein geliebtes Mädchen, ausbilden, iſt das nicht etwas Vortreffliches? Und dann mich ſelbſt auf eine Stufe näher der Gottheit zu ſtellen — — — O, laß mich, laß mich! Das Ziel iſt gewiß hoch genug und erhaben, da giebt es gewiß Kraft genug, zu handeln. — — Und wenn ich auf dieſer Erde nirgend einen Platz finden ſollte, finde ich vielleicht auf einem anderen Sterne einen um ſo beſſeren.

Aber kann ich jedes Amt ausſchlagen? — Das heißt, iſt es möglich? — Wie gehe ich mit klopfendem Herzen an die Beantwortung dieſer Frage! Weißt Du wohl noch am letzten Abend den Erfolg unſerer Berechnung? — Aber ich glaube immer, ich habe noch nicht alle Hoffnung verloren. — — Sieh'! ich will Dir ſagen, wie ich zuerſt auf den Gedanken kam, daß es möglich ſein müßte. Ich dachte, Du lebteſt in Frankfurt, ich in Berlin, warum könnten wir nicht, ohne mehr zu verlangen, zuſammen leben? Aber das Herkommen will, daß wir ein Haus bilden, und unſere Geburt, daß wir mit Anſtand leben. — — Ueber die unglückſeligen Vorurtheile! Wie viele Menſchen genießen mit Wenigem, vielleicht mit ein paar hundert Thalern das Glück der Liebe — und wir ſollen es entbehren, weil wir von Adel ſind? — Da dachte ich: Weg mit allen Vorurtheilen, weg mit dem Adel, weg mit dem Stande — gute Menſchen wollen wir ſein, und uns mit der Freude begnügen, die die Natur uns ſchenkt. Lieben wollen wir uns und bilden, und dazu gehört nicht viel Geld, — aber doch etwas, doch etwas — und iſt das, was wir haben, hinreichend? Das iſt eben die große Frage. Wenn ich warten wollte, bis ich mir etwas erwerben kann, oder will, dann bedürften wir weiter nichts, als Geduld, denn das iſt mir in der Folge gewiß. — Laß mich ganz aufrichtig ſein, liebes Mädchen. Ich will von mir mit Dir reden, als ſpräche ich mit mir ſelbſt. Geſetzt, Du fändeſt die Rede eitel, was ſchadet es? Du biſt nichts anderes, als ich, und vor Dir will ich nicht beſſer erſcheinen, als vor mir ſelbſt, auch Schwächen will ich vor Dir nicht verſtecken. Alſo aufrichtig und ohne allen Rückhalt.

Ich bilde mir ein, daß ich Fähigkeiten habe, ſeltene Fähigkeiten, meine ich. Ich glaube es, weil mir keine Wiſſenſchaft zu ſchwer wird, weil ich raſch darin vorrücke, weil ich manches ſchon aus eigener Erfindung hinzugethan habe — — und am Ende glaube ich es auch darum, weil alle Leute es mir ſagen. — Alſo kurz, ich glaube es! Da ſtünde mir nun für die Zukunft das ganze ſchriftſtelleriſche Fach offen. Darin fühle ich, daß ich ſehr gern arbeiten würde. — Da iſt die Ausſicht auf Erwerb äußerſt vielſeitig. Ich könnte nach Paris gehen und die neueſte Philoſophie in dieſes neugierige Land verpflanzen. — Doch, das ſiehſt Du Alles ſo vollſtändig nicht ein, als ich. Da müßteſt Du ſchon meiner bloßen Verſicherung glauben, und ich verſichere Dir hiemit, daß, wenn Du mir nur ein Paar Jahre, höchſtens ſechs, Spielraum giebſt, ich gewiß Gelegenheit finden werde, mir Geld zu erwerben.

Aber ſo lange, ſollen wir noch getrennt ſein? — Ich will auch hierin ganz aufrichtig ſein. Ich fühle, daß es mir nothwendig iſt, bald ein Weib zu haben. Dir ſelbſt wird meine Ungeduld nicht entgangen ſein — ich muß dieſe unruhigen Wünſche, die mich unaufhörlich wie Schuldner mahnen, zu befriedigen ſuchen. Sie ſtören mich in meinen Beſchäftigungen — auch damit ich moraliſch gut bleibe, iſt es nöthig. — Sei aber ganz ruhig, ich bleibe es gewiß. Nur kämpfen möchte ich nicht gern. Man muß ſich die Tugend ſo leicht machen, als möglich. Wenn ich nur erſt ein Weib habe, werde ich meinem Ziele ganz ruhig und ſicher entgegengehen.

Alſo ich wünſche es mit meiner ganzen Seele und entſage dem ganzen prächtigen Bettel von Adel, Stand, Ehre und Reichthum, wenn ich nur Liebe bei Dir finde. Wenn es nur möglich iſt, daß wir ſo ohne Mangel bei einander leben, etwa ſechs Jahre lang, bis ich mir etwas zu erwerben hoffe, dann bin ich glücklich.

Aber iſt dies möglich? Iſt es möglich, ſo iſt es nur durch Dich möglich! Hätte mich mein Schickſal zu einem andern Mädchen geführt, das nicht ſo anſpruchslos und genügſam wäre wie Du, dann müßte ich dieſen Wunſch unfehlbar unterdrücken. — Aber auch Du willſt nichts als Liebe und Bildung. — — Beides ſollſt Du von mir erhalten, von dem erſten ſelbſt mehr als Du fordern wirſt, von dem andern ſo viel ich geben kann, aber beides mit Freuden. Ich erwarte mit Sehnſucht Deine Berechnung. Du kannſt das Alles beſſer prüfen, als ich. — Aber laß Dich nicht verführen von Deiner Liebe. Sei karg gegen mich, aber nicht gegen Dich. Nein, ich ſchwöre Dir, ich will Dich nicht mit dieſer ſcheinbaren Selbſtverleugnung an Demuth übertreffen. Setze alſo nicht vergeblich Edelmuth an Edelmuth, das würde unſer beiderſeitiges Intereſſe verwirren. Laß uns wahr ſein ohne geſchraubte Tugend. Wenn ich weniger verlange, als Du, ſo iſt das keine Selbſtverleugnung, die mir ein Opfer koſtet. Ich fühle, daß ich wirklich wenig bedarf, und mit wahrer Freude würde ich ſelbſt manches entbehren, um Dich damit froher zu machen. Das iſt mein Ernſt, alſo laß mir dieſe Freude. Ueberfluß wirſt Du nicht verlangen, aber an dem Nothwendigen darf es Dir niemals fehlen, o, niemals; denn das würde mich ſelbſt unglücklich machen. Alſo ſei nicht karg gegen Dich in der Berechnung. Fordere lieber mehr, als Du brauchſt, als weniger. Es ſteht doch immer in der Folge bei Dir, mir zufließen zu laſſen, was Du übrig haſt, und dann werde ich es gewiß immer gern von Dir annehmen. Iſt es unter dieſen Bedingungen nicht möglich, daß wir uns bald vereinigen, dann müſſen wir auf günſtigere Zeiten hoffen. — Aber dann iſt die Ausſicht dunkel, ſehr dunkel — und das Schrecklichſte wäre mir, Dich betrogen zu haben, Dich, die mich ſo innig liebte. — O, weg mit dem abſcheulichen Gedanken!

Indeſſen, ich weiß noch ein Mittel, ſelbſt wenn unſer Vermögen Deiner Berechnung nicht entſpräche. Es iſt dieſes, mir durch Unterricht wenigſtens jährlich ein Paar hundert Thaler zu erwerben. Lächle nicht, und bemühe Dich nur, alle Vorurtheile zu bekämpfen. Ich bin feſt entſchloſſen, den ganzen Adel von mir abzuwerfen. Viele Männer haben geringfügig angefangen und königlich ihre Laufbahn beſchloſſen. Shakespeare war ein Pferdejunge und iſt die Bewunderung der Nachwelt. Wenn Dir auch die eine Art der Ehre entgeht, wird Dir doch vielleicht einſt eine andere zu Theil, die höher iſt. Warte zehn Jahre und Du wirſt mich nicht ohne Stolz umarmen.

Mein Plan in dieſem Falle wäre dieſer.

Wir hielten uns irgendwo in Frankreich auf, etwa in dem ſüdlichen Theile, in der franzöſiſchen Schweiz, in dem ſchönſten Erdſtriche von Zürich — und zwar aus dieſem Grunde, um Unterricht in der deutſchen Sprache zu geben. Du weißt, wie überhäuft mit Stunden hier bei uns die Emigrirten ſind; dies möchte in Frankreich noch mehr der Fall ſein, weil es da weniger Deutſche giebt, und doch von der Akademie und von allen franzöſiſchen Gelehrten unaufhörlich die Erlernung der deutſchen Sprache anempfohlen wird, weil man einſieht, daß jetzt von keinem Volke der Erde mehr zu lernen iſt, als von den Deutſchen. Dieſer Aufenthalt in Frankreich wäre mir aus drei Gründen lieb. Erſtlich, weil es mir in dieſer Entfernung leicht werden würde, ganz nach meiner Neigung zu leben, ohne die Rathſchläge guter Freunde zu hören, die mich, und was ich eigentlich begehre, ganz und gar nicht verſtehen; zweitens, weil ich ſo ein Paar Jahre lang ganz unbekannt leben könnte und ganz vergeſſen werden würde, welches ich recht eigentlich wünſche; und drittens, welches der Hauptgrund iſt, weil ich mir da recht die franzöſiſche Sprache aneignen könnte, welches zu der entworfenen Verpflanzung der neueſten Philoſophie in dieſes Land, wo man von ihr noch gar nichts weiß, nothwendig iſt. — Schreibe mir unverholen Deine Meinung über dieſes. — Aber daß ja Niemand etwas von dieſem Plane erfährt! Wenn Du nicht mein künftiges Weib würdeſt, hätte ihn vor der Ausführung kein Menſch von mir erfahren. — Lerne auf jeden Fall recht fleißig die franzöſiſche Sprache. — Wie Dein Vater zur Einwilligung zu bewegen iſt, davon ein andermal. — Iſt das Alles nicht ausführbar, ſo bleibt uns bis zum

Trotz Eins gewiß, nemlich meine Liebe Dir, und Deine Liebe mir. Ich wenigſtens gebe nie einem andern Mädchen meine Hand als Dir.

Und nun muß ich ſchließen. Ich kann nicht mehr ſo lange Briefe ſchreiben als auf der Reiſe; denn jetzt muß ich für Dich und mich arbeiten. Und doch habe ich Dir noch ſo Vieles zu ſagen, z. B. über Deine Bildung. Wenn ich bei Dir wäre, wäre das Alles weit kürzer abgemacht. Ich wollte Dir bei meiner Anweſenheit in Frankfurt vorſchlagen, ob Du Dir nicht ein Tagebuch halten, alle Abende aufſchreiben wollteſt, was Du am Tage ſaheſt, dachteſt, fühlteſt u. ſ. w. Denke einmal darüber nach, ob das nicht gut wäre. Wir werden uns in dieſem unruhigen Leben ſo ſelten unſerer bewußt, die Gedanken und die Empfindungen verhallen wie ein Flötenton im Orkan — ſo manche Erfahrung geht unbenutzt verloren — das Alles kann ein Tagebuch verhüten. Auch lernen wir dadurch Freuden aus uns ſelbſt entwickeln, und das möchte wohl gut ſein für Dich, da Du von Außen, außer von mir, wenige Freuden empfangen wirſt. Das könnteſt Du mir von Zeit zu Zeit mittheilen — aber Du müßteſt Dich darum nicht weniger ſtreng prüfen — ich werde nicht hart ſein — denke an Deine Verzeihung meines Fehltritts. — Ich werde Dir auch in meinen Briefen Alles mittheilen, was mir begegnet.

H. K.

5.

Berlin, den 29. November 1800.

Liebe, beſte Wilhelmine, ich küſſe dich in Gedanken für Deinen trefflichen Brief. Wenn ich doch bei Dir wäre und Dich an meine Bruſt drücken könnte! — Man ſollte, um ruhig zu ſein, daran gar nicht denken. Aber wer kann das?

Ganz außerordentlich habe ich mich über Deinen Brief gefreut und über tauſend Dinge in ihm, theils über die Antworten auf meine Fragen, theils über Deine erb- und eigenthümlichen Gedanken, auch darum, daß Du meine Vorſchläge zu Deiner Bildung ſo gut verſtanden haſt. Nutzen und Vergnügen ſind gewiß ſelten ſo innig verknüpft, als in dieſer Beſchäftigung, wo man gleichſam mit der Natur ſelbſt ſpricht, und ſie zwingt, auf unſere Fragen zu antworten.

Ihre nützliche Seite konnte Dir nicht entgehen, aber daß Du auch Vergnügen daran findeſt, iſt es, was mich beſonders freut, weil es meine Hoffnung, daß in Dir mehr als das Gemeine enthalten ſei, immer mehr beſtätigt.

Auch mir ſind es die liebſten Stunden, in welchen ich die Natur frage, was recht iſt, und edel und gut und ſchön.

Täglich widme ich zur Erholung ein Stündchen dieſen Geſchäften und denke niemals ohne Freude an den Augenblick in Würzburg, wo ich zum erſtenmal auf den Gedanken kam, auf dieſe Art bei der großen Lehrmeiſterin Natur in die Schule zu gehen.

Deine Antworten auf meine Fragen haben durchgängig den Sinn getroffen, und ich will nur, Deinem Wunſche gemäß, Deine erb- und eigenthümlichen Gedanken prüfen.

Zuerſt freut es mich überhaupt, daß Du das Talent beſitzeſt, wahrzunehmen. Das, mein liebes Kind, iſt kein gemeines Talent. Sehen und hören können alle Menſchen, aber wahrnehmen, das heißt mit der Seele den Eindruck der Seele auffaſſen und denken, können bei Weibern nicht Alle. Sie haben nichts als das todte Auge, und das nimmt das Bild der Natur ſo wenig wahr, wie die Spiegelfläche des Meeres das Bild des Himmels. Die Seele muß thätig ſein, ſonſt ſind alle Erſcheinungen der Natur verloren, wenn ſie auf alle Sinne wirken — und es freut mich, daß dieſe erſte Bedingung, von der Natur zu lernen, jede ihrer Erſcheinungen mit der Seele aufzufaſſen, ſo gut bei Dir erfüllt iſt.

Ganz vortrefflich, beſonders dem Sinne nach, iſt der Gedanke, daß es bei dem Menſchen, wie bei dem Spiegel, auf ſeine eigene Beſchaffenheit ankommt, wie fremde Gegenſtände auf ihn einwirken. Das iſt vielleicht der beſte Gedanke, den jemals ein Mädchen von dem Spiegel gehabt hat. Aber nun müſſen wir auch die Lehre nutzen, und fleißig an dem Spiegel unſerer Seele ſchleifen, damit er glatt und klar werde, und treu das Bild der ſchönen Natur zurückwerfe. Wie mancher Menſch würde aufhören über die Verderbtheit der Zeiten und Sitten zu ſchelten, wenn ihm nur ein einziges Mal der Gedanke einfiele, ob nicht vielleicht blos der Spiegel, in welchen das Bild der Welt fällt, ſchief und ſchmutzig iſt? Wie oft ſtand nicht ein ſolcher Menſch ſchon vor dem Spiegel, der ihm die lehrreiche Warnung zurief, wenn er ſie verſtanden hätte — ja, wenn er ſie verſtanden hätte! —

Auch recht gut, dem Sinne nach, ſind die beiden anderen Gedanken, obſchon nicht von einem ſo eingreifenden Intereſſe. Ich will Dir daher blos Einiges über ihre Darſtellung mittheilen.

Du fragſt, warum das Thier ſo ſchnell, der Menſch ſo langſam ſich ausbildet? Die Frage iſt allerdings ſehr intereſſant. Zur Antwort möchte überhaupt ſchon der allgemeine Grundſatz dienen, daß die Natur immer um ſo viel mehr Zeit braucht, ein Weſen auszubilden, je vollkommener es werden ſoll. Das findet ſich ſelbſt im Pflanzenreiche beſtätigt. Die Gartenpflanze braucht ein Paar Frühlingsmorgen, die Eiche ein halbes Jahrhundert, um auszuwachſen. Du aber vergleichſt, um die Antwort zu finden, den Menſchen mit einer vollſtimmigen Sonate, das Thier mit einer eintönigen Muſik. Dadurch möchteſt Du nicht ausgedrückt haben, was Du Dir eigentlich gedacht haſt. Eigentlich haſt Du wohl nicht den Menſchen, ſondern ſeine Beſtimmung mit der Sonate vergleichen wollen, und dann wird das Gleichniß allerdings richtig. Nehmlich, er iſt beſtimmt, mit allen Zügen ſeines künſtlichen Inſtrumentes einſt jene große Compoſition des Schöpfers auszuführen, indeſſen das Thier auf ſeiner Rohrpfeife nichts mehr als den einzigen Ton hören laſſen ſoll, den ſie enthält. Daher konnte dies freilich ſeine geringfügige Beſtimmung früher erreichen, als der Menſch ſeine unendlich ſchwere und mannigfaltige. — Nicht wahr, das wollteſt Du ſagen?

Bei meinem Bilde oder meinem Gleichniſſe kommt es überhaupt auf möglichſt genaue Uebereinſtimmung und Aehnlichkeit in allen Theilen der beiden verglichenen Gegenſtände an. Alles was dem einen gilt, muß bei dem anderen irgend eine Anwendung finden.

Willſt Du Dich einmal üben, ein recht intereſſantes Gleichniß herauszufinden, ſo vergleiche den Menſchen mit einem Clavier. Da müßteſt Du Saiten, Stimmung, den Stimmer, Reſonanzboden, Kaſten, den Spieler, die Noten u. ſ. w. in Erwägung ziehen, und zu jedem das Aehnliche bei dem Menſchen herausfinden.

Auch gibt es noch verſchiedene andere Mittel, auf eine leichte und angenehme Art, Deinen Scharfſinn im Auffinden des Aehnlichen zu prüfen. Schreibe Dir z. B. auf verſchiedene Blätter folgende Fragen, und wenn Du die Antwort gefunden haſt, dieſe darunter. z. B. Was iſt lieblich? — Ein Maitag: eine Pfirſichblüthe; eine frohe Braut u. ſ. w. Was iſt erhaben? — Ein Sonnenaufgang; ein Choral am Morgen (ich denke an die ſchönen Morgen, wenn ich in unſerem Garten arbeitete, und der Choral der Hautboiſten aus dem Eurigen herüberſcholl). Was iſt furchtbar? — Ein herannahendes Gewitter; das Kräuſeln der Wellen für den Seemann u. ſ. w. Was iſt rührend? —

Neben bei der Leiche; ein Sonnenuntergang; Unſchuld und Einfalt; Fleiß und Dürftigkeit u. ſ. w. Was iſt ſchrecklich? — Blitz und Schlag in Einem Augenblicke; das Nachbarhaus oder gar die eigene Treppe in Flammen u. ſ. w. Was iſt niederſchlagend? — Regen am Morgen einer entworfenen Luſtpartie; Kälte in der Antwort, wenn man herzlich und warm fragte; ein ſchlechtes Kleid, wenn die Geſellſchaft es bemerkt; eine Grobheit, die uns aus Mißverſtändniß zugefügt wird u. ſ. w. Was iſt anbetungswürdig? — Chriſtus am Kreuz; eine Unſchuld in Ketten, ohne Klagen und Thränen: ein unerſchrockenes Wort vor dem Tribunal blutgieriger Richter, oder, wie Schiller ſagt, Männerſtolz vor Königsthronen u. ſ. w. Was iſt tröſtend? — In den Himmel zu ſehen; ein Herrnhuther Kirchhof; eine Erbſchaft für den trauernden Neffen; ein Licht in der Nacht für den Verirrten u. ſ. w. Was iſt lächerlich? — Im Mondſchein über den Schatten eines Laternenpfahles zu ſpringen, in der Meinung, es ſei ein Graben; die erſten Verſuche eines Kindes, zu gehen, aber auf weichem Graſe; ein ungeſchickter Landjunker, der aus Liebe tanzt u. ſ. w. Was iſt unerträglich? — Geſchwätz für den Denker; Troſtgründe für den Leidenden; Windſtille unter der Linie u. ſ. w. Was iſt Erwartung erregend? — Ein Pfeifen im Walde; ferne Kanonenſchüſſe im Kriege: das Klingeln zum Aufziehen des Vorhangs im Theater u. ſ. w. Was iſt einladend? — Ein reifer Pfirſich; eine aufgeblühte Roſe; ein Mund wie eine Kirſche u. ſ. w. Was iſt verführeriſch? — Schmeicheleien, und zwar für jeden, denn wer ſich auch nicht gern ſchmeicheln hört, nimmt doch nicht übel, wenn man ihm dies ſagt u. ſ. w. Was iſt abſchreckend? — Keine Antwort; ein großer Hund, der uns in die Beine ſpringt, wenn wir in ein Haus treten u. ſ. w. Was iſt Zutrauen erweckend? — Keine Umſtände; auch wenn man mir eine Pfeiſe Tabak anbietet u. ſ. w. Was iſt majeſtätiſch? — Ein Sonnenaufgang über dem Meer; ein engliſches Admiralſchiff, das mit vollem Winde ſegelt; ein Waſſerfall; ein fernes Gebirge u. ſ. w. — — Genug, genug, genug. Auf dieſe Art kannſt Du durch eine Menge Antworten Deinen Verſtand ſchärfen und üben. Das führt uns denn um ſo leichter ein Gleichniß herbei, wenn wir einmal gerade eins brauchen.

O, mein liebes Märchen, wie weitläufig iſt es, dies Alles aufzuſchreiben! — Wenn wir einſt vereint ſein werden, und Du neben mir ſitzeſt, und ich Dich unterrichte, und jede gute Lehre mir mit einem Kuſſe belohnt wird — — — o, weg, weg mit dieſen Bildern! — und doch iſt es ein ſo beſcheidener Wunſch — und doch nicht zu erfüllen? und warum nicht? Ich mag gar nicht daran denken, ſonſt verwünſche ich Stand, Geburt und die ganze elende Laſt von Vorurtheilen — — Aber ich hoffe! Meine Hoffnung iſt das Einzige, was mich froh macht — Gute Nacht!

Den 3 November.

Es iſt heute ein recht heiterer friſcher Wintermorgen, und ich bin ſelbſt ſehr heiter, und wäre ganz glücklich, wenn, wenn, wenn — — — Adieu! Ich küſſe Dich von Herzen, bleibe mir immer treu, und ſo lange uns auch das Schickſal äfft, liebe mich nie kälter, als in dieſer ſchönen Periode unſerer Liebe. Kalte Liebe iſt ſo gut wie keine. — Schreibe mir bald wieder, und überhaupt recht oft. Du weißt nicht, wozu das gut iſt.

6.

Berlin, den 31. Januar 1801.

Liebe Wilhelmine! Nicht, weil mir etwa Dein Brief weniger lieb geweſen wäre, als die anderen, nicht dieſes, ſage ich, war der Grund, daß ich Dir dies Mal etwas ſpäter antwortete, als auf Deine anderen Briefe — denn das habe ich mir zum Geſetz gemacht, jedes Schreiben, das mir irgend eine ſchöne Seite von Dir zeigt, und mir darum inniger an das Herz greift, gleich und ohne Aufſchub zu beantworten. Aber diesmal war es mir doch gar unmöglich. Leopold iſt hier, H. hat mich in ſein Intereſſe gezogen und mich aus meiner Einſamkeit ein wenig in die gelehrte Welt von Berlin eingeführt; — worin es mir aber, im Vorbeigehen geſagt, ſo wenig gefällt, als in der ungelehrten. Allein Du ſelbſt kannſt daraus ſchließen, wie karg ich mit der Zeit ſein mußte, um nothwendige Arbeiten nicht ganz zu verſäumen. Gern möchte ich für Geld Stunden kaufen, wenn dies möglich wäre, und Manchen würde damit gedient ſein, der deren einen Ueberfluß hat, und nicht weiß, was er damit anfangen ſoll. Die wenigen Stunden, die mir nach ſo vielen Zerſtreuungen übrig blieben, müßte ich ganz meinem Zwecke widmen. — Heute endlich hat mir der Himmel einen freien Abend geſchenkt, und Dir ſoll er gewidmet ſein. — Aber ich hebe das Geſetz nicht auf, und künftig beantworte ich jeden Brief von Dir, wenn er ſo iſt, wie der letzte, ſogleich — Du mußt dann nur zuweilen mit Wenigem zufrieden ſein.

Beſonders der Blick, den Du mich diesmal in Dein Herz voll Liebe haſt werfen laſſen, hat mir unausſprechliche Freude gewährt, — obſchon das Ganze, um mir Vertrauen zu der Wahrheit Deiner Neigung einzuflößen, eigentlich nicht nöthig war. Wenn Du mich nicht liebteſt, müßteſt Du verachtungswürdig ſein und ich, wenn ich es von Dir nicht glaubte. Ich habe Dir ſchon einmal geſagt: warum? — Alſo dieſes iſt ein für allemal abgethan. Wir lieben uns, hoffe ich, herzlich und innig genug, um uns nicht mehr ſagen zu dürfen, und die Geſchichte unſerer Liebe macht alle Verſicherungen durch Worte unnöthig.

Laß mich jetzt einmal ein Wort von meinem Freunde Brokes reden, von dem mein Herz ganz voll iſt. — Er hat mich verlaſſen, er iſt nach Mecklenburg gegangen, dort ein Amt anzutreten, das ſeiner wartet — — und mit ihm habe ich den einzigen Menſchen in dieſer volkreichen Königsſtadt verloren, der mein Freund war, der einzige, den ich recht wahrhaft ehrte und liebte, den einzigen, für den ich in Berlin Herz und Gefühl haben konnte, den einzigen, dem ich es ganz geöffnet hatte, und der jede, auch ſelbſt ſeine geheimſten Falten kannte. Von keinem Anderen kann ich dies letzte ſagen, Niemand verſteht mich ganz, Niemand kann mich ganz verſtehen, als er und Du — ja, ſelbſt

Du vielleicht, wirſt mich und meine künftigen Handlungen nie ganz verſtehen, wenn Du nicht für das, was ich höher achte als die Liebe, einen ſo hohen Sinn faſſen kannſt als er.

Ich habe Dir ſchon oft verſprochen, Dir etwas von dieſem herrlichen Menſchen mitzutheilen, der gewiß von den Wenigen, die die Würde ihrer Geltung behaupten, Einer iſt, und nicht der ſchlechteſte unter dieſen Wenigen. — Eigentlich weiß ich jetzt gar nichts von ihm zu reden, als blos ſein Lob, und ob ich ſchon mich entſinne, zuweilen auch an dieſem den Charakter der Menſchheit, nämlich, nicht ganz vollkommen zu ſein, entdeckt zu haben, ſo iſt doch jetzt mein Gedächtniß für ſeine Fehler ganz ausgeſtorben, und ich habe nur eines für ſeine Tugenden. Ich füge dieſes hinzu, damit Du nicht etwa glaubſt, daß mein Lob aus einer verblendeten Seele entſprang. Wahr iſt es, daß die Menſchen uns, wie die Sterne, bei ihrem Verſchwinden höher erſcheinen, als ſie wirklich ſtehen; aber dieſer iſt in dem ganzen Zeitraume unſerer vertrauten Bekanntſchaft nie von der Stufe herabgeſtiegen, auf welcher ich ihn Dir jetzt zeigen werde. Ich habe ihn anhaltend beobachtet, und in den verſchiedenſten Lagen geprüft und mir das Bild dieſes Menſchen mit meiner ganzen Seele angeeignet, als ob es eine Erſcheinung wäre, die man nur einmal, und nicht wieder ſieht.

Ja, wenn Du unter den Mädchen wäreſt, was dieſer unter den Männern — — Dann müßte ich freilich auch erſchrecken, denn müßte ich nicht ſein wie er, um von Dir geliebt zu werden?

Ich ſage Dir nichts von ſeiner Geſtalt, die nicht ſchön war, aber ſehr edel. Er iſt groß, nicht ſtark, hat ein gelbbräunliches Haar, ein blaues Auge, viel Ruhe und Sanftmuth im Geſicht, und eben ſo im Betragen.

Eben ſo wenig kann ich Dir von ſeiner Geſchichte ſagen. Er hatte eine ſehr gebildete und zärtlich liebende Mutter, ſeine Erziehung war ein wenig poetiſch, und ganz dahin abzweckend, ſein Herz weich und für alle Eindrücke des Schönen und Guten ſchnell empfänglich zu machen. Er ſtudirte in Göttingen, lernte in Frankfurt am Main die Liebe kennen, die ihn nicht glücklich machte, ging dann in däniſche Militairdienſte, wo es ſein freier Geiſt nicht lange aushielt, nahm den Abſchied, konnte ſich nicht wieder entſchließen, ein Amt zu nehmen, ging, um doch etwas Gutes zu ſtiften, mit einem jungen Herrn zum zweitenmale auf die Univerſität, der ſich dort unter ſeiner Anleitung bildete, deſſen Eltern intereſſirten ſich für ihn am mecklenburgiſchen Hofe, der ihm nun ein Amt anträgt, das er freilich annehmen muß, weil es ſein Schickſal ſo will.

Auch von ſeinen Tugenden kann ich Dir nur Weniges im Allgemeinen ſagen, weil ſonſt dieſer Bogen nicht hinreichen würde. Er war durchaus immer edel, nicht blos der äußeren Handlung, auch dem innerſten Beweggrunde nach. Ein tiefes Gefühl für Recht war immer in ihm herrſchend, und wenn er es geltend machte, zeigte er ſich zu gleicher Zeit immer ſo ſtark und doch ſo ſanft. Sanftheit war überhaupt die Baſis ſeines Weſens. Dabei war er von einer ganz reinen, ganz unbefleckten Sittlichkeit, und ein Mädchen könnte nicht reiner und unbefleckter ſein, als er. Frei war ſeine Seele und ohne Vorurtheil, voll Güte und Menſchenliebe, und nie ſtand ein Menſch ſo unſcheinbar unter den andern, über die er ſo unendlich erhaben war. Ein einziger Zug konnte ihn ſchnell für einen Menſchen gewinnen. Denn ſo wie es ſein Bedürfniß war, Liebe zu finden, war es auch ſein Bedürfniß, Liebe zu geben. Nur zuweilen gegen Gelehrte war er hart, nicht ſeine Handlung, ſondern ſein Wort, indem er ſie meiſtens Vielwiſſer nannte. Sein Grundſatz war: Handeln iſt beſſer als Wiſſen. Daher ſprach er ſelbſt zuweilen verächtlich von der Wiſſenſchaft, und nach ſeiner Rede zu urtheilen, ſchien es, wäre er immer vor Allem geflohen, was ihr ähnlich ſieht; — — aber er meinte eigentlich blos die Vielwiſſerei, und wenn er, ſtatt dieſer, wegwerfend von den Wiſſenſchaften ſprach, bemerkte ich mitten in ſeiner Rede, daß er in keiner einzigen ganz fremd und in ſehr vielen ganz zu Hauſe war. Von den meiſten hatte er die Hauptzüge aufgefaßt und von den anderen wenigſtens diejenigen, die in ſein Ganzes paßten — denn dahin, nämlich, Alles in ſich in Einheit zu bringen und zu erhalten, ging ſein unaufhörliches Beſtreben. Daher ſtand ſein Geiſt auf einer hohen Stufe von Bildung, obgleich nur eigentlich, wie er ſagte, die Ausbildung ſeines Herzens ſein Geſchäft war. Denn zwiſchen dieſen beiden Parteien in dem menſchlichen Weſen machte er einen ſcharfen, ſchneidenden Unterſchied. Immer nannte er den Verſtand kalt, und nur das Herz wirkend und ſchaffend. Daher hatte er ein unüberwindliches Mißtrauen gegen jenen, und ein eben ſo unerſchütterliches Vertrauen zu dieſem gefaßt. Immer ſeiner erſten Regung gab er ſich ganz hin, das nannte er ſeinen Gefühlsblick, und ich habe nie gefunden, daß dieſer ihn getäuſcht hätte. Er ſprach immer wegwerfend von dem Verſtande, obgleich er in einer ſolchen Rede ſelbſt zeigte, daß er mehr habe, als Andere, die damit prahlen. Uebrigens war das Sprechen über ſeinen innern Zuſtand eben nicht, wie es ſcheinen möchte, ſein Bedürfniß: ſelten theilte er ſich Einzelnen mit, Vielen nie. In Geſellſchaften war er meiſt ſtill und leidend, wie überhaupt in dem ganzen Leben, und dennoch war er in Geſellſchaft immer gern geſehen. Ja, ich habe nie einen Menſchen geſehen, der ſo viel Liebe fand bei allen Weſen — und oft habe ich mich ſinnend in Gedanken vertieft, wenn ich ſah, daß ſogar Deines Bruders Spitz, der gegen ſeinen Herrn und gegen mich nie recht zärtlich war, unbeſchreiblich freudig um dieſes Menſchen Knie ſprang, ſobald er in die Stube trat. Aber er war von einem ganz liebenden kindlichen Weſen, ein natürlicher Freund aller Geſchöpfe — liebe Wilhelmine, es iſt keine Sprache vorhanden, um das Bild dieſes Menſchen recht getreu zu malen.

Ich will daher von ſeinem Weſen nur noch das ganz Charakteriſtiſche herausheben — und das war ſeine Uneigennützigkeit. — Liebe Wilhelmine! biſt Du wohl ſchon recht aufmerkſam geweſen auf Dich und Andere? Weißt Du wohl, was es heißt: ganz uneigennützig ſein? Und weißt Du auch was es heißt: es immer und aus der innerſten Seele und mit Freudigkeit ſein? — Ach, es iſt ſchwer! — Wenn Du das nicht recht innig fühlſt, widme einmal einen einzigen Tag dem Geſchäft, es an Dir und Anderen zu unterſuchen. Sei einmal recht aufmerkſam auf Dich und auf die Dich umgebenden Menſchen — Du wirſt Dich und ſie oft, ſehr oft, wenn auch nur in Kleinigkeiten, in Lagen ſehen, wo das eigene Intereſſe mit fremdem ſtreitet — dann prüfe einmal das Betragen; aber beſonders den Grund, und oft wirſt Du vor Anderen oder vor Dir ſelbſt erröthen müſſen. — Vielleicht hat die Natur Dir jene Klarheit zu Deinem Glück verſagt, jene traurige Klarheit, die mir zu jeder Miene den Gedanken, zu jedem Worte den Sinn, zu jeder Handlung den Grund nennt. Sie zeigt mir Alles, was mich umgiebt, und mich ſelbſt, in ſeiner ganzen armſeligen Blöße, und der farbige Nebel verſchwindet, und alle die gefällig geworfenen Schleier ſinken und dem Herzen ekelt zuletzt vor dieſer Nacktheit. — O, glücklich biſt Du, wenn Du das nicht verſtehſt. Aber glaube mir, es iſt ſehr ſchwer, immer ganz uneigennützig zu ſein.

Und dieſe ſchwerſte von allen Tugenden, o! nie hat ihr Heiligenſchein dieſen Menſchen verlaſſen, ſo lange ich ihn kannte, auch nicht auf einen Augenblick. Immer von ſeiner liebenden Seele geführt, wählte er in jedem ſtreitenden Falle nie ſein eigenes, immer das fremde Intereſſe, und das that er nicht nur in wichtigen Lagen, nicht nur in ſolchen Lagen, wo die Augen der Menſchen auf ihn gerichtet waren, denn da zeigt ſich freilich Mancher durch eine Anſtrengung uneigennützig, der es ohne dieſe Anſtrengung nicht wäre; — auch in den unſcheinbarſten, unbemerkteſten Fällen, und das iſt bei Weitem mehr, zeigte ſich ſeine Seele von der unbefleckten Uneigennützigkeit, ſelbſt in ſolchen Augenblicken, wo wir im gemeinen Leben gern einen kleinen

Eigennutz verzeihen, und das ganz im Stillen, ganz anſpruchlos, ohne die mindeſte Rechnung auf Dank, ja, ſelbſt dann, wenn es ohne meine, durch das Entzücken über dieſe nie erblickte Erſcheinung, immer rege Aufmerkſamkeit gar nicht empfunden und verſtanden werden wäre.

Ich kann Dir zu dem Allen Beiſpiele geben. — Als ich ihm in Paſewalk meine Lage eröffnete, beſann er ſich nicht einen Augenblick, mir nach Wien zu folgen. Er ſollte ſchon damals ein Amt nehmen, hing innig an ſeiner Schweſter und ſie noch inniger an ihm. Ja, es iſt eine traurige Gewißheit, daß dieſe plötzliche, geheimnißvolle Abreiſe ihres Bruders und das Gefühl, nun von ihrem einzigen Freunde verlaſſen zu ſein, einzig und allein das arme Weib bewogen hat, ſich einen Gatten zu wählen, mit dem ſie jetzt doch nicht recht glücklich iſt. — So theuer ward unſer Glück erkauft. Werden wir nicht auch etwas thun müſſen, es zu verdienen?

Doch ich kehre zurück. Er — ich brauche ihn nicht mehr zu nennen — vergaß ſein ganzes eigenes Intereſſe, und folgte mir. Um mir den Verdacht zu erſparen, als ſei ich der eigentliche Zweck der Reiſe, und als hätte ich ihn nur bewogen, mir zu folgen, welches meiner Abſicht ſchaden konnte, gab er bei ſeiner Familie der ganzen Reiſe den Anſtrich, als geſchehe ſie um ſeinetwillen. Er ſelbſt hat nur ein kleines Capital, von mir wollte er ſich die Koſten der Reiſe nicht vergüten laſſen, er opferte 600 Thaler von ſeinem eigenen Vermögen, mir zu folgen, und uns beide glücklich zu machen. — Du liebſt ihn doch auch?

Aber das iſt noch nicht die Uneigennützigkeit, die ich meine. Es iſt wahr, daß ich ihm die ganze glückliche Wendung meines Schickſals verdanke, aber doch iſt das nicht die Uneigennützigkeit, die mich entzückt. Das Alles, fühle ich, würde ich für ihn auch gethan haben — — aber er hat noch weit mehr gethan und weit mehr! Es iſt ganz unſcheinbar, und Du wirſt vielleicht darüber lächeln, wenn Du es nicht verſtehſt — aber mich hat es entzückt. Höre.

Wenn wir beide in den Poſtwagen ſtiegen, nahm er ſich immer den Platz, der am wenigſten bequem war. — Von dem Stroh, das zuweilen auf dem Fußboden lag, nahm er ſich nie etwas, wenn es nicht hinreichte, die Füße Beider zu erwärmen. — Wenn ich in der Nacht zuweilen ſchlafend an ſeine Bruſt ſank, hielt er mich, ohne ſelbſt zu ſchlafen. — Wenn wir in ein Nachtquartier kamen, erwählte er für ſich immer das ſchlechteſte Bett. — Wenn wir zuſammen Früchte aßen, blieben immer die ſchönſten, ſaftvollſten für mich übrig. — Wenn man uns in Würzburg Bücher aus der Leſegeſellſchaft brachte, las er nie in dem zuerſt, das mir das liebſte war. — Als man uns zum Erſtenmale die franzöſiſchen und deutſchen Zeitungen brachte, hatte ich, ohne Abſicht, zuerſt die franzöſiſchen ergriffen. So oft die Zeitungen nun wieder kamen, gab er mir immer die franzöſiſchen. Ich merkte das, und nahm mir einmal die deutſchen. Seitdem gab er mir immer die deutſchen. — Um die Zeit, in welcher mein Arzt mich beſuchte, ging er immer ſpazieren. Ich hatte ihm nie etwas geſagt; aber, es mochte ſchlechtes oder gutes Wetter ſein, er verließ das Zimmer und ging ſpazieren. — Nie kam er in meine Kammer, auch darum hatte ich ihn nicht gebeten; aber er errieth es, und nie ließ er ſich darin ſehen. — Ich brannte während der Nacht Licht in meiner Kammer, und der Schein fiel durch die geöffnete Thür gerade auf ſein Bett. Nachher habe ich gelegentlich erfahren, daß er viele Nächte deswegen gar nicht geſchlafen habe; aber nie hatte er es mir geſagt.

Aber Du lächelſt wohl über dieſe Kleinigkeiten? — Wie ſchlecht verſtehſt Du Dich dann auf die Menſchen! Große Opfer ſind Kleinigkeiten, die kleinen ſind es, die ſchwer ſind; und es war leichter, mir nach Wien zu folgen, leichter, mir 600 Thaler zu opfern, als mit unermüdetem Wohlwollen und mit immer ſtiller und anſpruchloſer Beeiferung meinen Vortheil mit dem ſeinigen zu erkaufen und in der unendlichen Mannichfaltigkeit von Lagen ſich nie, auch nicht auf einen Augenblick anders zu zeigen, als ganz uneigennützig.

Du glaubſt doch nicht von mir, daß ich nur darum dieſer Uneigennützigkeit ſo lebhaft das Wort rede, weil ſie gerade meinem Vortheil ſchmeichelte? — O pfui! Ich gebe Dir darauf keine Antwort.

Wenn Du ahnen könnteſt, warum ich gerade Dir das Alles ſchreibe! — Denke einmal an alle die Abſcheulichkeiten, zu welchen der Eigennutz die Menſchen treibt — denke Dir die glückliche Welt, wenn jeder ſeinen eigenen Vortheil wegen dem Vortheil des Andern vergäße — denke Dir wenigſtens die glückliche Ehe, in welcher dieſe innige herzliche Uneigennützigkeit immer herrſchend wäre. — O, Du ahneſt gewiß die Abſicht dieſer Zeilen, die Du darum auch gewiß recht oft durchleſen wirſt, — nicht, als ob ich Dich für eigennützig hielte, o, behüte! ſo wenig als mich ſelbſt. Aber in mir ſelbſt finde ich kein ſo reines, hohes Wohlwollen für den Andern, keine ſo innige, unausgeſetzte Beeiferung für meinen Vortheil, keine ſo gänzliche Vergeſſenheit meines eignen — und das iſt jetzt das hohe Bild, das ich mit meiner ganzen Seele mir anzueignen ſtrebe. Möchte es auch das Deinige werden! — Ja, ſagte ich nicht, daß unſer Glück theuer erkauft ward? Jetzt können wir es verdienen. Laß uns dem Beiſpiele jenes vortrefflichſten der Menſchen folgen — mein heiligſter Wille iſt es. Immer und in allen Fällen will ich meines eignen Vortheils ganz vergeſſen, wie er, und nicht blos gegen Dich, auch gegen Andere, und wären es auch ganz Fremde, ganz uneigennützig ſein, wie er. Mache dieſen herrlichen Vorſatz auch zu dem Deinen. Verachte immer Deinen eignen Vortheil, er ſei groß oder klein, gegen jeden Andern, gegen Deine Schweſter, gegen Freunde, gegen Diener, gegen Fremde, gegen Alle. Was iſt der Genuß eines Vortheils gegen die Entzückung eines freiwilligen Opfers! Auch in dem geringfügigſten Falle erfülle dieſe ſchöne Pflicht, ja geize ſogar begierig nach Gelegenheit, wo Du ſie erfüllen kannſt. Rechne dabei niemals auf Dank, niemals, wie er. Auch wenn Dein ſtilles beſcheidenes Opfer gar nicht verſtanden wird, ja, ſelbſt dann, wenn Du vorher wüßteſt, daß es von Keinem verſtanden werden würde, bringe es dennoch — Du ſelbſt verſtehſt es und Dein Selbſtgefühl möge Dich belohnen. Verlange aber nie ein Gleiches von dem Andern, niemals! Wahre Uneigennützigkeit zeigt ſich in dem Talent, ſich durch den Eigennutz Anderer nie gekränkt zu fühlen, eben ſo gut, ja ſelbſt noch beſſer, als in dem Talent, ihm immer zuvorzukommen. Daher klage den Andern nie um dieſe Untugend an. Wenn er Dein freiwilliges Opfer nicht verſteht, ſchweige und zürne nicht, und wenn er ein Opfer von Dir verlangt, vorausgeſetzt, daß es unmöglich iſt, thue es, und er mag es Dir danken oder nicht, ſchweige wieder und zürne nicht. — Gibt es etwas, das Dich mit ſo hohen Erwartungen in Deine neue Epoche einführen kann, als dieſe herrlichen Vorſätze? Ich freue mich darauf, daß ich Dich nicht wiederkennen werde, wenn ich Dich wiederſehe. Auch Du ſollſt beſſer mit mir zufrieden ſein. Adieu! Dein Geliebter

H. K.

7.

Berlin, den 22. März 1801.

Liebe Herzens Wilhelmine! Dieſe Stunde iſt ſeit unſerer Trennung eine von den wenigen, die ich vergnügt nennen kann, ja, vielleicht die erſte. — Nach vielen unruhigen Tagen kam ich heute von einer Fußreiſe aus Potsdam zurück. Als ich zu K. in das Zimmer trat, fragte ich nach Briefen von Dir, und als er mir den Deinigen gab, brach ich ihn nicht ganz ohne Beſorgniß auf, indem ich fürchtete, er möchte voll Klagen und Scheltwörter über mein langes Stillſchweigen ſein. Aber Du haſt mir einen Brief geſchrieben, den ich in aller Hinſicht faſt den Liebſten nennen möchte. — Es war mir faſt, als müßte ich ſtolz darauf ſein; denn ſagte ich zu mir ſelbſt, wenn ihre Gefühle ſich ſo verfeinert, ihr Verſtand ſich ſo bereichert, ihre Sprache ſich ſo veredelt hat, wer iſt daran — wem hat ſie es zu — — — kurz, ich konnte mir den Genuß nicht verweigern, den Brief, ſo bald ich ihn geleſen hatte, Karl'n zu überreichen, welches ich noch nicht gethan habe. — Ich küſſe die Hand, die ihn ſchrieb, und das Herz, das ihn dictirte. Fahre ſo fort nach dem Preiſe zu ringen, mein

Beſtreben ſoll es ſein, ihn ſo beneidenswürdig zu machen, als möglich. Du ſollſt einſt einen Mann an Deine Bruſt drücken, den edle Menſchen ehren, und wenn jemals in Deinem Herzen ſich eine Sehnſucht nach etwas regt, was ich Dir nicht leiſte, ſo iſt mein Ziel verfehlt, ſo wie das Deinige, wenn Du nicht immer dieſes Beſtreben wach in mir erhältſt. Ja, Wilhelmine, meine Liebe iſt ganz in Deiner Gewalt. Schmerzhaft würde es mir ſein, wenn ich Dir jemals aus bloßer Pflicht treu ſein müßte. Gern möchte ich meine Treue immer nur der Neigung verdanken. Ich bin nicht flatterhaft, nicht leichtſinnig, nicht jedes Mädchen reizt mich und ich verachte den Reichthum: wenn ich doch jemals mein Herz Dir entzöge, Dir ſelbſt, nicht mir würdeſt Du die Schuld zuzuſchreiben haben. Denn ſo wie meine Liebe Dein Werk, nicht das meinige war, ſo iſt auch die Erhaltung derſelben nur Dein Werk, nicht das meinige. Meine Sorge iſt nichts als Deine Gegenliebe, für meine eigene Neigung zu Dir kann ich nichts thun, gar nichts, Du aber Alles. Dich zu lieben, wenn ich Dich nicht liebenswürdig fände, wäre mir das Unmögliche. Die Hand könnte ich Dir geben, und ſo mein Wort erfüllen, aber das Herz nicht — denn Du weißt daß es das ſeltſame Eigenthum iſt, welches man ſich nur rauben laſſen darf, wenn es Zinſen tragen ſoll. Alſo ſorge nie, daß ich gleichgültig gegen Dich werden möge, ſorge nur, daß Du mich nicht gleichgültig gegen Dich machſt. Sei ruhig, ſo lange Du in Deinem Innerſten fühlſt, daß Du meiner Liebe werth biſt, und wenn Du an jedem Abend nach einem heiter verfloſſenen Tage, in Deinem Tagebuche die Summe

Deiner Handlungen ziehſt, und nach dem Abzuge ein Reſt bleibt für die Guten, und ein ſtilles, ſüßes, mächtig-ſchwellendes Gefühl Dir ſagt, daß Du eine Stufe höher getreten biſt, als geſtern, ſo — — — ſo lege Dich ruhig auf Dein Lager und denke mit Zuverſicht an mich, der vielleicht in demſelben Augenblicke mit derſelben Zuverſicht an Dich denkt, und hoffe — nicht zu heiß, aber auch nicht zu kalt — auf beſſere Augenblicke, als die ſchönſten in der Vergangenheit — — auf beſſere noch! —

Ich wollte nun auf Deinen Brief, Punkt für Punkt antworten, und las ihn darum zum zweitenmale durch, immer noch mit derſelben Freude. — Aber Du haſt diesmal in jede Zeile ein beſonderes Intereſſe gelegt, und jede verdiente einen eigenen Bogen zur Antwort. Ich kann aber nur einen Gedanken herausheben, den, der mir der liebſte iſt. Ueber die anderen muß ich kurz wegeilen.

Fahre fort, dem ſchönen Beiſpiele zu folgen, das Dir die Blume an Deinem Fenſter gibt. So oft Du auf ein Diné oder Soupé oder Ball geheſt, kehre ſie um, und wenn ſie bei Deiner Rückkehr doch wieder den Kelch der Sonne entgegen neigt, laß Dich nicht von ihr beſchämen, und thue ein Gleiches.

Das Mädchen, von dem Du ſprichſt, hat mir ſelbſt ſehr gefallen. Du haſt mir ein Paar unbeſchreiblich rührende Züge von ihr aufgezeichnet, und wenn gleich das Weſen, dem ſie eigen ſind, ſehr viel werth iſt, ſo iſt doch auch das Weſen, das ſie verſtand, etwas werth. Denn immer iſt es ein Zeichen der eigenen Vortrefflichkeit, wenn die Seele auch aus den unſcheinbarſten Zügen Anderer das Schöne herauszufinden weiß.

Es hätte ſich nicht leicht ein Umſtand ereignen können, der im Stande geweſen wäre, Dich ſo ſchnell auf eine höhere Stufe zu führen, als Deine Neigung für Rouſſeau. Ich finde in Deinem ganzen Briefe ſchon etwas von ſeinem Geiſte — das zweite Geſchenk, das ich Dir, von heute an gerechnet, machen werde, wird das Geſchenk von Rouſſeau's ſämmtlichen Werken ſein. Ich werde Dir dann auch die Ordnung ſeiner Leſung bezeichnen — für jetzt laß Dich nicht ſtören, den Emil ganz zu beendigen. —

Ich komme zu dem Gedanken aus Deinem Briefe, der mir, in meiner Stimmung, der theuerſte ſein mußte, und der meiner verwundeten Seele faſt ſo wohl that, wie Balſam einer körperlichen Wunde.

Du ſchreibſt: „Wie ſieht es aus in Deinem Innern? Du würdeſt mir viel Freude machen, wenn Du mir etwas mehr davon mittheilteſt, als bisher; glaube mir, ich kann leicht faſſen, was Du mir ſagſt, und ich möchte gern Deine Hauptgedanken mit Dir theilen.“

Ich erkenne an dieſen fünf Zeilen mehr als an irgend etwas, daß Du wahrhaft meine Freundin biſt. Nur unſere äußeren Schickſale intereſſiren die Menſchen, die inneren nur den Freund. Unſere äußere Lage kann ganz ruhig ſein, indeſſen unſer Innerſtes ganz bewegt iſt. — Ach! ich kann Dir nicht beſchreiben, wie wohl es mir thut, einmal Jemand der mich verſteht, mein Innerſtes zu öffnen. Eine ängſtliche Bangigkeit ergreift mich immer, wenn ich unter Menſchen bin, die alle von dem Grundſatze ausgehen, daß man ein Narr ſei, wenn man ohne Vermögen jedes Amt ausſchlägt. Du wirſt nicht ſo hart über mich urtheilen, — nicht wahr?

Ja, allerdings dreht ſich mein Weſen jetzt um einen Hauptgedanken, der mein Innerſtes ergriffen hat, er hat eine tiefe, erſchütternde Wirkung auf mich hervorgebracht. — Ich weiß nun nicht, wie ich das, was ſeit drei Wochen durch meine Seele flog, auf dieſem Blatte zuſammenpreſſen ſoll. Aber Du ſagſt ja, Du kannſt mich faſſen, — alſo darf ich mich ſchon etwas kurz faſſen. Ich werde Dir den Urſprung und den ganzen Umfang dieſes Gedankens, nebſt allen ſeinen Folgerungen einſt, wenn Du es wünſcheſt, weitläuftiger mittheilen. Alſo jetzt nur ſo viel.

Ich hatte ſchon als Knabe, mich dünkt am Rhein, durch eine Schrift von Wieland, mir den Gedanken angeeignet, daß die Vervollkommung der Zweck der Schöpfung wäre. Ich glaubte, daß wir einſt nach dem Tode von der Stufe der Vervollkommung, die wir auf dieſem Sterne erreichten, auf einer anderen weiter fortſchreiten würden, und daß wir den Schatz von Wahrheiten, den wir hier ſammelten, auch dort einſt brauchen könnten. Aus dieſen Gedanken bildete ſich ſo nach und nach eine eigene Religion und das Beſtreben, nie auf einen Augenblick hienieden ſtill zu ſtehen, und immer unaufhörlich einem höheren Grade von Bildung entgegen zu ſchreiten, ward bald das einzige Princip meiner Thätigkeit. Bildung ſchien mir das einzige Ziel, das des Beſtrebens, Wahrheit der einzige Reichthum, der des Beſitzes würdig iſt. — Ich weiß nicht, ob Du dieſe zwei Gedanken: Wahrheit und Bildung mit einer ſolchen

Heiligkeit denken kannſt, als ich. — Das freilich würde nöthig ſein, wenn Du den Verfolg der Geſchichte meiner Seele verſtehen willſt. Mir waren ſie ſo heilig, daß ich dieſen beiden Zwecken Wahrheit zu ſammeln, und Bildung mir zu erwerben, die koſtbarſten Opfer brachte. — Du kennſt ſie — doch ich muß mich kurz faſſen. Vor kurzem wurde ich mit der neueren ſogenannten kantiſchen Philoſophie bekannt — und Dir muß ich jetzt daraus einen Gedanken mittheilen, indem ich nicht fürchten darf, daß er Dich ſo tief, ſo ſchmerzhaft erſchüttern wird, als mich. Auch kennſt Du das Ganze nicht hinlänglich, um ſein Intereſſe vollſtändig zu begreifen. Ich will indeſſen ſo deutlich ſprechen, als möglich.

Wenn alle Menſchen ſtatt der Augen grüne Gläſer hätten, ſo würden ſie urtheilen müſſen, die Gegenſtände, welche ſie dadurch erblicken, ſeien grün — und nie entſcheiden können, ob ihr Auge ihnen die Dinge zeige, wie ſie ſind, oder ob es nicht etwas zu ihnen hinzuthue, was nicht ihnen, ſondern dem Auge gehöre. So iſt es mit dem Verſtande. Wir können nicht entſcheiden, ob das, was wir Wahrheit nennen, wahrhaft Wahrheit iſt, oder ob es uns nur ſo ſcheint. Iſt's das letztere, ſo iſt die Wahrheit, die wir hier ſammeln nach dem Tode nichts mehr — und alles Beſtreben, ein Eigenthum ſich zu erwerben, das uns auch in das Grab folgt, iſt vergeblich. — —

Wenn die Spitze dieſes Gedankens Dein Herz nicht trifft, ſo lächele nicht über einen Anderen, der ſich tief in ſeinem heiligſten Innern davon verwundet fühlt. Mein einziges, mein höchſtes Ziel iſt geſunken, und ich habe keines mehr. —

Seit dieſe Ueberzeugung, nehmlich, daß hienieden keine Wahrheit zu finden iſt, vor meine Seele trat, habe ich kein Buch wieder angerührt. Ich bin unthätig in meinem Zimmer umhergegangen, ich habe mich an das offene Fenſter geſetzt, ich bin hinausgelaufen in's Freie, eine innerliche Unruhe trieb mich zuletzt in Tabagien und Kaffeehäuſer, ich habe Schauſpiele und Conzerte beſucht, um mich zu zerſtreuen, ich habe ſogar, um mich zu betäuben, eine Thorheit begangen, die Dir Karl lieber erzählen mag, als ich; und dennoch war der einzige Gedanke, den meine Seele in dieſem äußeren Tumulte mit glühender Angſt bearbeitete, immer nur dieſer; Dein einziges, Dein höchſtes Ziel iſt geſunken! —

An einem Morgen wollte ich mich zur Arbeit zwingen, aber ein innerlicher Ekel überwältigte meinen Willen. Ich hatte eine unbeſchreibliche Sehnſucht, an Deinem Halſe zu weinen, oder wenigſtens einen Freund an die Bruſt zu drücken. Ich lief, ſo ſchlecht das Wetter auch war, nach Potsdam, ganz durchnäßt kam ich dort an, drückte meine beiden Freunde ans Herz, und mir ward wohler. — — Rühle verſtand mich am beſten. Lies doch, ſagte er mir, den Kettenträger, einen Roman. Es herrſcht in dieſem Buche eine ſanfte, freundliche Philoſophie, die Dich gewiß ausſöhnen wird mit Allem, worüber Du zürnſt. Es iſt wahr, er ſelbſt hatte aus dieſem Buche einige Gedanken geſchöpft, die ihn ſichtbar ruhiger und weiſer gemacht hatten. Ich faßte den Muth, dieſen Roman zu leſen.

Die Rede war von Dingen, die meine Seele längſt ſchon ſelbſt bearbeitet hatte. Was darin geſagt ward, war von mir ſchon längſt im Voraus widerlegt. Ich fing ſchon an, unruhig zu blättern, als der Verfaſſer nun gar von ganz fremdartigen politiſchen Händeln zu raiſonniren anfing. — Und das ſoll die Nahrung ſein für meinen glühenden Durſt? — Ich legte ſtill und beklommen das Buch auf den Tiſch, ich drückte mein Haupt auf das Kiſſen des Sopha's, eine unausſprechliche Leere erfüllte mein Inneres, auch das letzte Mittel mich zu heben, war fehlgeſchlagen. — Was ſollſt Du nun thun? rief ich. Nach Berlin zurückkehren ohne Entſchluß? Ach, es iſt der ſchmerzlichſte Zuſtand, ganz ohne ein Ziel zu ſein, nach dem unſer Inneres froh beſchäftigt fortſchreitet — und das war ich jetzt.

Du wirſt mich nicht falſch verſtehen? — Ich fürchte es nicht. —

In dieſer Angſt fiel mir ein Gedanke ein. Liebe Freundin, laß mich reiſen! Arbeiten kann ich nicht, das iſt nicht möglich, ich weiß nicht, zu welchem Zwecke. Ich müßte, wenn ich zu Hauſe bliebe, die Hände in den Schoos legen und denken. So will ich lieber ſpazieren gehen. Die Bewegung auf der Reiſe wird mir zuträglicher ſein, als dieſes Brüten auf einem Flecke. Iſt es eine Verirrung, ſo läßt ſie ſich vergüten, und ſchützt mich vor einer anderen, die vielleicht unwiderruflich wäre. So bald ich einen Gedanken erſonnen habe, der mich tröſtet, ſo bald ich einen Zweck gefaßt habe, nach dem ich wieder ſtreben kann, kehre ich um, ich ſchwöre es Dir. Mein Bild ſchicke ich Dir, und Deines nehme ich mit mir. Willſt Du es mir unter dieſen Bedingungen erlauben? Ich kehre um, ſo bald ich weiß, was ich thun ſoll. Sei ruhig. Es muß etwas Gutes aus dieſem inneren Kampfe hervorgehen. Antworte bald Deinem treuen Freunde

Heinrich.

8.

Berlin, den 28. März 1801.

Liebes Mädchen, ich antworte Dir nach Deinem Wunſche ſogleich auf Deinen Brief, ob ich gleich vorausſehe, daß dieſe Antwort nicht lang werden kann, indem ich ſchon in einer Stunde zu dem Maler gehen und dann ein Paar Freunde empfangen muß, die heute aus Potsdam hier ankommen werden, um mich vor meiner Abreiſe noch einmal zu ſehen.

Ich ehre Dein Herz und Deine Bemühung, mich zu beruhigen, und die Kühnheit, mit welcher Du Dich einer eigenen Meinung nicht ſchämſt, wenn ſie auch einem berühmten Syſtem widerſpräche. — Aber der Irrthum liegt nicht im Herzen, er liegt im Verſtande und nur der Verſtand kann ihn heben. Ich habe mich unbeſchreiblich über den Aufwand von Scharfſinn gefreut, den Du bei dem Gegenſtande der Kriſtalllinſe anwendeſt; ich habe Dich beſſer verſtanden, als Du Dich ſelbſt ausdrückſt, und Alles, was Du darüber ſagſt, iſt wahr. Aber ich habe mich nur des Auges in meinem Briefe als eines erklärenden Beiſpiels bedient, weil ich Dir ſelbſt die trockne Sprache der Philoſophie nicht vortragen konnte. Alles, was Du mir nun dagegen einwendeſt, kann wahr ſein, ohne daß der Zweifel gehoben wird. — Ich bin durch mich ſelbſt in einen Irrthum gefallen, ich kann mich auch nur durch mich ſelbſt wieder heben. Dieſe Verirrung, wenn es eine iſt, wird unſerer Liebe nicht den Sturz drohen, ſei darüber ganz ruhig. Wenn ich ewig in dieſem räthſelhaften Zuſtande bleiben müßte, mit einem innerlich heftigen Trieb zur Thätigkeit, und doch — ohne Ziel, ja, dann freilich, wäre ich ewig unglücklich, und ſelbſt Deine Liebe könnte mich nur zerſtreuen, nicht mit Bewußtſein beglücken. Aber ich werde das Wort, welches das Räthſel löſet, ſchon finden, ſei davon überzeugt — nur ruhig kann ich jetzt nicht ſein, in der Stube darf ich nicht darüber brüten, ohne vor den Folgen zu erſchrecken. Im Freien werde ich freier denken können. Hier in Berlin finde ich nichts, das mich auch nur auf einen Augenblick erfreuen könnte. In der Natur wird das beſſer ſein. Auch werde ich mich unter Fremden wohler befinden, als unter Einheimiſchen, die mich für verrückt halten, wenn ich es wage, mein Innerſtes zu zeigen.

Lebe wohl. Dieſer Zettel gilt für keinen Brief. Bald, wenn ich Antwort von Ulriken habe, ſchreibe ich Dir wieder. Bleibe mir ſo treu wie ich Dir bleiben werde.

H. K.

9.

Berlin, den 9. April 1801.

Meine theure, meine einzige Freundin! Ich nehme Abſchied von Dir! — Ach, mir iſt es, als wäre es auf ewig! Ich habe mich wie ein ſpielendes Kind auf die Mitte der See gewagt; es erheben ſich heftige Winde, gefährlich ſchaukelt das Fahrzeug über den Wellen, das Getöſe übertönt alle Beſinnung. Ich kenne nicht einmal die Himmelsgegend, nach welcher ich ſteuern ſoll, und mir flüſtert eine Ahnung zu, daß mir mein Untergang bevorſteht. —

Ach! ich weiß es! dieſe Zeilen ſind nicht dazu gemacht, Dir den Abſchied zu erleichtern. Aber willſt Du nicht mitempfinden, wenn ich leide? O, gewiß! Wärſt Du ſonſt meine Freundin?

Ich will Dir erzählen, wie in dieſen Tagen das Schickſal mit mir geſpielt hat.

Du kennſt die erſte Veranlaſſung zu meiner bevorſtehenden Reiſe. Es war im Grunde nichts, als ein innerlicher Ekel an allen wiſſenſchaftlichen Arbeiten. Ich wollte nur nicht müßig die Hände in den Schoos legen und brüten, ſondern mir lieber unter der Bewegung einer Fußreiſe ein neues Ziel ſuchen, da ich das alte verloren hatte, und zurückkehren, ſobald ich es gefunden hätte. Die ganze Idee der Reiſe war alſo eigentlich nichts, als ein großer Spaziergang. Ich hatte Ulriken verſprochen, nicht über die Grenzen des Vaterlandes zu reiſen, ohne ſie mitzunehmen. Ich kündigte ihr meinen Entſchluß an. Als ich dies that, glaubte ich zum Theil, daß ſie ihn wegen der großen Schnelligkeit oder außerordentlichen Koſten nicht annehmen würde, theils fürchtete ich auch nicht, daß, wenn ſie ihn annehme, dieſer Umſtand eigentlich die Abſicht meiner Reiſe verändern könnte. Doch höre, wie das blinde Verhängniß mit mir ſpielte. Ich erkundigte mich bei verſchiedenen Männern, ob ich Päſſe zur Reiſe haben müßte. Sie ſagten mir, daß, wenn ich allein auf der Poſt reiſete, ich mit meiner Studenten-Matrikel wohl durchkommen würde, in Geſellſchaft meiner Schweſter aber und eines Bedienten müßte ich durchaus einen Paß haben, weil ſonſt dieſe Reiſe eines Studenten mit ſeiner unverheiratheten Schweſter gewiß auffallen würde, wie ich ſelbſt fürchtete. Päſſe waren aber nicht anders zu bekommen, als bei dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Herrn von Alvensleben, und auch bei dieſem nicht anders, als wenn man einen hinreichenden Zweck zur Reiſe angeben kann. Welchen Zweck ſollte ich nun angeben? Den wahren? Konnte ich das? Einen falſchen? Durfte ich das? — Ich wußte gar nicht, was ich thun ſollte. Ich war ſchon im Begriff, Ulriken die ganze Reiſe abzuſchreiben, als ich einen Brief bekam, daß ſie in drei Tagen hier eintreffen würde. Vielleicht, dachte ich, läßt ſie ſich mit einer kleineren Reiſe begnügen, und war ſchon halb und halb Willens, ihr dies vorzuſchlagen. Aber Karl hatte ſo vielen Leuten ſo viel von meiner Reiſe nach Paris erzählt, und ich ſelbſt war auch damit nicht ganz verſchwiegen geweſen, ſo daß die Leute ſchon anfingen, mir Aufträge zu geben. — — Sollte ich nun meinen Entſchluß auf einmal, wie ein Wetterhahn drehen? — Wir dünken uns frei, und der Zufall führt uns allgewaltig an tauſend feingeſponnenen Fäden fort. Ich mußte alſo reiſen, und zwar nach Paris, ich mochte wollen oder nicht. Ich erzählte Karl dieſe ſeltſame Veränderung meiner Lage, er tröſtete mich und ſagte, ich möchte mich nur in die Verhältniſſe fügen; er hoffte, es würde vielleicht recht gut werden, und beſſer, als ich es glaubte. Denn das iſt ſein Glaube, daß wenn uns das Schickſal einen Strich durch die Rechnung macht, dies gerade oft zu unſerem Beſten ausfalle. Darf ich es hoffen? — — Ich mußte Päſſe fordern. Aber welchen Zweck ſollte ich angeben? — Meine liebe Freundin, kann man nicht in Lagen kommen, wo man ſelbſt mit dem beſten Willen etwas thun muß, das nicht ganz recht iſt? Wenn ich nicht reiſete, hatte ich da nicht Ulriken angeführt? Und wenn ich reiſete, und Päſſe haben mußte, mußte ich da nicht etwas Unwahres zum Zwecke angeben? — Ich gab denjenigen Zweck an, der wenigſtens nicht ganz unwahr iſt, nehmlich, auf der Reiſe zu lernen, welches eigentlich in meinem Sinne ganz wahr iſt, wie ich mich ausdrücke, oder in Paris zu ſtudiren, und zwar Mathematik und Naturwiſſenſchaften. — — Ich ſtudiren? In dieſer Stimmung? — — Doch es mußte ſo ſein. — Der Miniſter, und alle Profeſſoren und Bekannte wünſchten mir Glück — am Hofe wird es ohne Zweifel bekannt — ſoll ich nun zurückkehren über den Rhein, ſo wie ich hinüberging? Habe ich nicht ſelbſt die Erwartung der Menſchen gereizt? Werde ich nicht in Paris im Ernſte etwas lernen müſſen? Ach! In meiner Seele ziehen die Gedanken durch einander, wie Wolken im Ungewitter. Ich weiß nicht, was ich thun und laſſen ſoll? — Alles was die Menſchen von meinem Verſtande erwarten, ich kann es nicht leiſten! — Die Mathematiker glauben, ich werde dort Mathematik ſtudiren, die Chemiker, ich werde von Paris große chemiſche Kenntniſſe zurückbringen — und doch wollte ich eigentlich nichts, als allem Wiſſen entfliehen. Ja, ich habe mir ſogar Adreſſen an franzöſiſche Gelehrte müſſen mitgeben laſſen, und ſo komme ich wieder in jenen Kreis von kalten, trocknen, einſeitigen Menſchen, in deren Geſellſchaft ich mich nie wohl befand. — Ach! liebe Freundin, ehemals dachte ich mit ſo großer Entzückung an eine Reiſe — jetzt nicht. Ich verſprach mir ſonſt ſo viel davon — jetzt nicht. — Ich ahne nichts Gutes. — Ich hatte eine unbeſchreibliche Sehnſucht, Dich noch einmal zu ſehen, und war ſchon im Begriff, Dir ſelbſt zu Fuße das Bild zu bringen. Aber immer ein neues Verhältniß und wieder ein neues machte es mir unmöglich. Ja, hätte mir Karl ſein Pferd gegeben, ich hätte Dich doch noch einmal umarmt, aber er wollte und konnte nicht.

Und, ſo lebe denn wohl! — Schenkte mir der Himmel ein grünes Haus, ich gäbe alle Reiſen und alle Wiſſenſchaften, und allen Ehrgeiz auf immer auf. Denn nichts als Schmerzen gewährt mir dieſes ewig bewegte Herz, das wie ein Planet unaufhörlich in ſeiner Bahn zur Rechten und zur Linken wankt, und von ganzer Seele ſehne ich mich, wonach die ganze Schöpfung und alle immer langſamer und langſamer vollendete Weltkörper ſtreben, nach Ruhe!

Deine Eltern werden die Köpfe ſchütteln. A . . . wird beſorgt ſein, die Mädchen werden flüſtern — wirſt Du irgend Jemand jemals mehr Glauben beimeſſen, als mir? — O, dann wärſt Du meiner nicht werth. Denn dieſen ganzen innerlichen Kampf, der eigentlich unſerer Liebe nichts angeht, hat unaufhörlich der Wunſch, einſt in Deinen Armen davon auszuruhen, unterbrochen, und hell und lebendig iſt in mir das Bewußtſein, daß ich ſchnell lieber den Tod wählen möchte, als durch das ganze Leben das Gefühl, Dich betrogen zu haben, mit mir herum zu ſchleppen.

Ich werde Dir oft ſchreiben. Aber es mögen Briefe ausbleiben, ſo lange ſie wollen, Du wirſt immer überzeugt ſein, daß ich alle Abend und alle Morgen, wenn nicht öfter, an Dich denke. Daſſelbe werde ich von Dir glauben. Alſo niemals Mißtrauen oder Bangigkeit. Vertrauen auf uns, Einigkeit unter uns!

Beifolgendes Bild konnte ich wegen Mangel an Geld, das ich ſehr nöthig brauche, nicht einfaſſen laſſen. Thue Du es auf meine Koſten. Einſt erſetze ich ſie Dir. Mögeſt Du es ähnlicher finden, als ich. Es liegt etwas Spöttiſches darin, das mir nicht gefällt, ich wollte er hätte mich ehrlicher gemalt. — Dir zu Gefallen habe ich fleißig während des Malens gelächelt, und ſo wenig ich auch dazu geſtimmt war, gelang es mir doch, wenn ich an Dich dachte. Du haſt mir ſo oft mit der Hand die Runzeln von der Stirne geſtrichen, darum habe ich in dem Gemälde, wo es nicht möglich war, dafür geſorgt, daß es auch nicht nöthig war.

So, ich meine ſo freundlich, werde ich immer ausſehen, wenn, wenn — O! Gott! Wenn? —

Heinrich.

10.

Berlin, den 14. April 1801.

Liebe Freundin! Die Paar Zeilen, die Du mir geſchrieben haſt, athmen zugleich ſo viel Wehmuth und Würde, daß ſelbſt Dein Anblick mich kaum inniger hätte rühren können. Wenn ich mir Dich denke, wie Du in Deinem Zimmer ſitzeſt, mein Bild vor Dir, das Haupt auf die Arme gedrückt, die Augen voll Thränen. — Ach! dann kommt dieſer Gedanke noch zu meinem eignen Kummer, ihn zu verdoppeln. Dir hat die Liebe wenig von ihren Freuden, doch viel von ihrem Kummer zugetheilt, und ſchon zwei Trennungen zugemeſſen, davon jede gleich gefährlich war. Du hätteſt ein ſo ruhiges Schickſal verdient, warum mußte der Himmel Dein Loos an einen Jüngling knüpfen, den ſeine ſeltſam geſpannte Seele ewig unruhig bewegt? Du biſt ſo vielen Glückes würdig, ich bin es Dir ſchuldig, Du haſt mir durch ſo vielen Edelmuth die Schuld auferlegt. — Warum kann ich ſie nicht bezahlen? — Warum kann ich Dir nichts geben zum Lohne, als Thränen? — O! Gott gebe mir nur die Möglichkeit, dieſe Thränen einſt wieder mit Freuden vergüten zu können! — Liebe, theure Freundin, ich fordere nicht von Dir, daß Du mir den Kummer verheimlichſt, wenn Du ihn fühlſt, ſo wie ich ſelbſt immer das ſüßeſte Recht der Freundſchaft, nämlich das ſchwere Herz auszuſchütten übe; aber laß uns beide uns bemühen, ſo ruhig und ſo heiter unter der Gewitterwolke zu ſtehen, als es immer möglich iſt. Verzeihe mir dieſe Reiſe — ja, verzeihe, ich habe mich nicht in dem Ausdrucke vergriffen denn ich fühle ſelbſt, daß die erſte Veranlaſſung dazu nichts, als eine Uebereilung war. Lies meine Briefe von dieſer Zeit an noch einmal durch und frage Karl recht über mich aus. Mir iſt dieſe Periode in meinem Leben und dieſes gewaltſame Fortziehen der Verhältniſſe zu einer Handlung, mit deren Gedanken man ſich blos zu ſpielen erlaubt hatte, äußerſt merkwürdig. Aber nun iſt es unabänderlich geſchehen und ich muß reiſen. — Wie hätte ſich mir noch vor drei Jahren die Bruſt gehoben, unter der Vorempfindung einer ſolchen Reiſe! Und jetzt! — Gott weiß, daß mir das Herz blutet! Frage Karl, der mich alle Augenblicke einmal fragt: was ſeufzeſt Du denn? — Aber nun will ich ſo viel Nutzen ziehen aus dieſer Reiſe, als ich kann, und auch in Paris etwas lernen, wenn es mir möglich ſein wird! Vielleicht geht noch etwas Gutes aus dieſer verwickelten Begebenheit meines Lebens hervor. —

Soll ich Dir ſagen, daß ich es faſt hoffe! Ach, ich ſehne mich unausſprechlich nach Ruhe! Alles iſt dunkel in meiner Zukunft, ich weiß nicht, was ich wünſchen und hofſen und fürchten ſoll? Ich fühle, daß mich weder die Ehre, noch der Reichthum, noch ſelbſt die Wiſſenſchaften allein ganz befriedigen können. Nur ein einziger Wunſch iſt mir ganz deutlich: Du! — — Wenn mir einſt das beſcheidene Loos zufallen ſollte, das ich begehre, ein Weib, ein eigenes Haus und Freiheit — o, dann wäre es nicht zu theuer erkauft mit allen Thränen, die ich, und mit allen, die Du vergießeſt, denn mit Entzücken wollte ich ſie Dir vergüten. Ja, laß uns hoffen, — was ich begehre, genießen Millionen, der Himmel gewährt Wünſche gern, die in ſeinen Zweck eingreifen, warum ſollte er gerade uns beide von ſeiner Güte ausſchließen? — Alſo, Hoffnung und Vertrauen auf den Himmel und auf uns!

Ich will mich bemühen, die ganze unſelige Spitzfindigkeit zu vergeſſen, die Schuld an dieſer inneren Verirrung iſt. Vielleicht gibt es denn doch Augenblicke auf dieſer Reiſe, in welchen ich vergnügt bin. O! möchten ſie auch Dir werden! Fahre fort, Dich auszubilden, ich müßte unſinnig ſein, mit den Füßen von mir zu ſtoßen, was ſich zu meinem eigenen Genuſſe von Tage zu Tage veredelt. Gewinne Deinen Rouſſeau ſo lieb, wie es Dir möglich iſt, auf dieſen Nebenbuhler werde ich nie zürnen. Ich werde Dir oft ſchreiben, das nächſte Mal von Dresden, etwa in acht Tagen. Dahin ſchreibe mir, aber gleich, und ſcheue Dich nicht, mit eigener Hand die Adreſſe zu ſchreiben, unſere Liebe ſoll kein Geheimniß mehr ſein. Den 28. April treffe ich ungefähr in Leipzig ein, da kannſt Du an Minna ſchreiben, die mit ihrem Vater dort zur Meſſe iſt, und wieder einen Brief einlegen. Wohin Du auf der ganzen Reiſe ſchreibſt, mußt Du immer auf den Brief bezeichnen: ſelbſt abholen, in Frankreich franzöſiſch. — Und nun, Adieu!

Sei mein ſtarkes Mädchen.

Heinrich.

11.

Dresden, den 4. Mai 1801.

Liebe Wilhelmine! Heute lag ich auf der Brühlſchen Terraſſe, ich hatte ein Buch mitgenommen, darin zu leſen, aber ich war zerſtreut und legte es weg. Ich blickte von dem hohen Ufer herab über das herrliche Elbthal, es lag wie ein Gemälde von Claude Lorraine unter meinen Füßen — es ſchien mir wie eine Landſchaft auf einen Teppich geſtickt, grüne Fluren, Dörfer, ein breiter Strom, der ſich ſchnell wendet, Dresden zu küſſen, und, hat er's geküßt, ſchnell wieder flieht — und der prächtige Kranz von Bergen, der den Teppich wie eine Arabeskenborde umſchließt — und der reine blaue italiſche Himmel, der über die ganze Gegend ſchwebt. — Mich dünkte, als ſchmeckte ſüß die Luft, holde Gerüche ſtreuten mir die Fruchtbäume zu, und überall Knospen und Blüthen, die ganze Natur ſah aus wie ein funfzehnjähriges Mädchen. — Ich hatte eine unausſprechliche Sehnſucht, nur einen Tropfen von Freude zu empfangen, es ſchien ein ganzes Meer davon über die Schöpfung ausgegoſſen, nur ich allein ging leer aus. —

Ich wünſchte mir nur ſo viel Heiterkeit, und auch dieſe nur auf eine ſo kurze Zeit, als nöthig wäre, Dir einen heiteren kurzen Brief zu ſchreiben. Aber der Himmel läßt auch meinen beſcheidenſten Wunſch unerfüllt. Ich beſchloß auch für dieſen Tag noch zu ſchweigen. — Da ſah ich Dich im Geiſte, wie Du täglich auf Nachrichten harreſt, täglich ſie erwarteſt und täglich getäuſcht wirſt; ich dachte mir, wie Du Dich härmſt und Dich mit falſchen Vorſtellungen quälſt, vielleicht mich krank glaubſt, oder wohl gar — Da ſtand ich ſchnell auf, rief Ulriken, die leſend hinter mir ſaß, mir zu folgen, ging in mein Zimmer, und ſitze nun am Tiſch, Dir wenigſtens zu ſchreiben, daß ich noch immer lebe und noch immer Dich liebe. —

Liebe, theure Freundin! erlaß mir eine weitläufige Mittheilung, ich kann Dir nichts Frohes ſchreiben und der Kummer iſt eine Laſt, die noch ſchwerer drückt, wenn mehrere daran tragen. Noch habe ich ſeit meiner Abreiſe von Berlin keine wahrhaft vergnügte Stunde genoſſen: zerſtreut bin ich wohl geweſen, aber nicht vergnügt. — Meine heiterſten Augenblicke ſind ſolche, wo ich mich ſelbſt vergeſſe — und doch, gibt es Freude ohne ruhiges Selbſtbewußtſein? Du biſt glücklich gegen mich, weil Du eine Freundin haſt — ich kann Ulriken Alles mittheilen, nur nicht was mir das Theuerſte iſt. Du glaubſt auch nicht, wie ihr luſtiges, zu allem Abenteuerlichen aufgewecktes Weſen gegen mein Bedürfniß abſticht — Ach! könnte ich vier Monate aus meinem Leben zurücknehmen. — Ich will vergeſſen, was nicht mehr zu ändern iſt. — Lebe wohl, mit dem erſten frohen Augenblick erhältſt Du einen recht langen Brief von mir. Bis dahin laß mich ſchweigen — wenn Du fürchteſt, daß ich Dich kälter lieben werde, quälſt Du Dich vergeblich. O, Gott! wenn mir ein einziger Wunſch erfüllt würde, mich aus dieſem Labyrinthe zu retten. —

H. K.

12.

Leipzig, den 21. Mai 1801.

Sonſt, ja ſonſt war es meine Freude, mir ſelbſt oder Dir mein Herz zu öffnen, und meine Gedanken und Gefühle dem Papiere anzuvertrauen; aber das iſt nicht mehr ſo. — Ich habe ſelbſt mein Tagebuch vernachläſſigt, weil mich vor allem Schreiben ekelt. Sonſt waren die Augenblicke, wo ich mich meiner bewußt ward, meine ſchönſten, jetzt muß ich ſie vermeiden, weil ich mich und meine Lage faſt nicht ohne Schauder denken kann. — Doch nichts in dieſem Tone. Auch dieſes war ein Grund, warum ich Dir ſo ſelten ſchrieb, weil ich vorausſah, daß ich Dir nichts von mir ſchreiben könnte, was Dir Freude machen würde. In den letzten Tagen meines Aufenthaltes in Dresden hatte ich ſchon einen Brief an Dich bis zur Hälfte vollendet, als ich einſah, daß es beſſer war, ihn zurück zu halten, weil er Dir nichts als Kummer gewährt haben würde. Ach! warum kann ich dem Weſen, das ich glücklich machen ſollte, nichts gewähren als Thränen? — Warum bin ich, wie Tankred, verdammt, das, was ich liebe, mit jeder Handlung zu verletzen? — Doch, davon laß mich ein für allemal ſchweigen — Das Bewußtſein, Dich durch meine Briefe, ſtatt zu erfreuen, zu betrüben, macht ſie mir ſo verhaßt, daß ich bei dieſen letzten Zeilen ſchon halb und halb Willens war, auch dieſes Schreiben zu zerreißen. — Doch Eines muß vollendet werden, — und ich will Dir darum nur kürzlich die Geſchichte meines Aufenthaltes in Dresden mittheilen, die Dich nicht betrüben wird, wenn ich Dir blos erzähle, was ich ſah und hörte, nicht was ich dachte und empfand.

Ich zweifle, daß ich auf meiner bevorſtehenden Reiſe, ſelbſt Paris nicht ausgenommen, eine Stadt finden werde, in welcher die Zerſtreuung ſo leicht und angenehm iſt, als Dresden. Nichts war ſo fähig, mich ſo ohne alle Erinnerung wegzuführen von dem traurigen Felde der Wiſſenſchaft, als die in dieſer Stadt angehäuften Werke der Kunſt. Die Bildergallerie, die Gypsabgüſſe, das Antikenkabinet, die Kupferſtichſammlung, die Kirchenmuſik in der katholiſchen Kirche, das Alles waren Gegenſtände, bei deren Genuß man den Verſtand nicht braucht, die nur allein auf Sinn nnd Herz wirken. Mir war ſo wohl bei dieſem erſten Eintritt in dieſe für mich neue Welt von Schönheit. Täglich habe ich die griechiſchen Ideale und die italiäniſchen Meiſterſtücke beſucht, und jedesmal, wenn ich in die Gallerie trat, Stunden lang vor dem einzigen Raphael der Sammlung, vor jener Mutter Gottes geſtanden, mit dem hohen Ernſte, mit der ſtillen Größe, und mit Umriſſen, die mich zugleich an zwei geliebte Weſen erinnerten. Wie oft, wenn ich auf meinen Spaziergängen junge Künſtler ſitzen fand, mit dem Brett auf dem Schooß, den Stift in der Hand, beſchäftigt, die ſchöne Natur zu copiren, o wie oft habe ich dieſe glücklichen Menſchen beneidet, welche kein Zweifel um das Weſen, das ſich nirgends findet, bekümmert, die nur in dem Schönen leben, das ſich doch zuweilen, wenn auch nur als Ideal, ihnen zeigt. Einen fragte ich einſt, ob man, wenn man ſonſt nicht ohne Talent ſei, ſich wohl im 24. Jahre noch mit Erfolg der Kunſt widmen könnte? Er antwortete, daß Wouvermann, einer der größten Landſchaftsmaler erſt im 40. ein Künſtler geworden ſei. — Nirgends fand ich mich aber in meinem Innerſten gerührt, als in der katholiſchen Kirche, wo die größte, erhabenſte Muſik zu den andern Künſten tritt, um das Herz gewaltſam zu bewegen. Unſer Gottesdienſt iſt keiner. Er ſpricht nur zu dem kalten Verſtande; aber zu allen Sinnen ein katholiſches Feſt. Mitten vor dem Altar, an ſeinen unterſten Stufen kniete jedesmal ganz iſolirt von den Anderen, ein gemeiner Menſch, das Haupt auf die höheren Stufen gebückt, betend mit Inbrunſt. Ihn quälte kein Zweifel, er glaubte. — Ich hatte eine unbeſchreibliche Sehnſucht, mich neben ihm nieder zu werfen, und zu weinen. — Ach, nur einen Tropfen Vergeſſenheit, und mit Wolluſt würde ich katholiſch werden. — Doch davon wollte ich ja eben ſchweigen. — Wir haben von Dresden aus Moritzburg, Pillnitz, Tharand, das Du ſchon kennſt und Freiberg beſucht. In Freiberg ſind wir beide in das Bergwerk geſtiegen. Ich mußte es, damit, wenn man mich fragt: Sind Sie dort geweſen? ich doch antworten kann: ja! Ein weiteres Intereſſe hatte ich jetzt nicht dabei, ſo ſehr mich die Kenntniß, die man ſich hier erwerben kann, auch ſonſt intereſſirt hätte. Denn, wenn das Herz ein Bedürfniß hat, iſt es kalt gegen Alles, was es nicht befriedigt, und nur mit halbem Ohr habe ich gehört, wie tief der Schacht iſt, wohin der Gang ſtreicht, wie viel Ausbeute er giebt u. ſ. w. — Ich hatte ein Paar Adreſſen nach Dresden mit, von denen ich aber nur eine gebrauchte und die andere verbrannte. Für ein Herz, das ſich gern jedem Eindruck hingibt, iſt nichts gefährlicher als Bekanntſchaften, weil ſie durch neue Verhältniſſe das Leben immer noch verwickelter machen, das ſchon verwickelt genug iſt. Doch dieſe Verſtandesregel war es eigentlich nicht, die mich davon abhielt. Ich fand aber in Dresden ein Paar ſo liebe Leute, daß ich über ſie alle Anderen vergaß. Denn ob ich gleich Menſchen, die ich kennen lerne, leicht lieb gewinne, und dann gern unter ihnen bin, habe ich doch kein Bedürfniß, viele kennen zu lernen. Unter ihnen waren beſonders zwei Fräulein v. Schlieben, arm und freundlich und gut, drei Eigenſchaften, die zuſammengenommen mit zu dem Rührendſten gehören, was ich kenne. Wir ſind gern in ihrer Geſellſchaft geweſen, und zuletzt waren die Mädchen auch ſo gern in der unſrigen, daß die Eine, am Abend, bei unſerem Abſchied, aus vollem Herzen weinte. — Von Dresden aus machten wir noch eine große Streiferei nach Teplitz, 8 Meilen, eine herrliche Gegend, beſonders von dem nahe gelegenen Schloßberge aus. Von hinnen fuhren wir tiefer in Böhmen nach Lowoſitz, das am ſüdlichen Fuße des Erzgebirgs liegt, da, wo die Elbe hineintritt. So, wie eine Jungfrau unter Männern erſcheint, tritt ſie ſchlank und klar unter die Felſen. Leiſe mit ſchüchternem Wanken naht ſie — das rohe Geſchlecht drängt ſich, den Weg ihr verſperrend, um ſie herum, der Glänzend-Reinen ins Antlitz zu ſchauen; — ſie aber, ohne zu harren, windet ſich flüchtig, erröthend hindurch. — In Auſſig ließen wir die Wagen zu Lande fahren, und fuhren noch 10 Meilen auf der Elbe nach Dresden. Ach, Wilhelmine! es war einer jener lauen, ſüßen, halb dämmernden Tage, die jede Sehnſucht, und alle Wünſche des Herzens ins Leben rufen. — Es war ſo ſtill auf der Fläche des Waſſers, ſo ernſt zwiſchen den hohen, dunkeln Felſen unſern, die der Strom durchſchnitt. Einzelne Häuſer waren hie und da an den Felſen gelehnt, wo ein Fiſcher oder Weinbauer ſich angeſiedelt hatte. — Mir ſchien ihr Loos unbeſchreiblich rührend und reizend — das kleine einſame Hüttchen unter dem ſchützenden Felſen, der Strom, der Kühlung und Nahrung zugleich herbeiführt, Freuden, die keine Idylle malen kann, Wünſche, die nicht über den Gipfel der umſchließenden Berge fliegen. — Iſt Dir das nicht auch ſo rührend und reizend wie mir? Könnteſt Du bei dieſem Glücke nicht auch Alles aufgeben, was jenſeits der Berge liegt? Ich könnte es. — Ich ſehne mich unausſprechlich nach Ruhe. Für die Zukunft leben zu wollen, — iſt ein Knabentraum, und nur wer für den Augenblick lebt, lebt für die Zukunft. Ja, wer erfüllt eigentlich getreuer ſeine Beſtimmung, nach dem Willen der Natur, als der Hausvater, der Landmann? — Ich malte mir ein ganzes künftiges Schickſal aus, — und wollte mit Freuden um dieſes Glück allen Ruhm und allen Ehrgeiz aufgeben. — Zwei Schiffer ruderten gegen den Strom und trieften von Schweiß. Ich nahm unſerm Schiffer das Ruder und fing an, aus Leibeskräften zu arbeiten. Ja, fiel mir ein, das iſt ein Scherz; wie aber, wenn es Ernſt wäre? — Auch das, antwortete ich mir, und beſchloß eine ganze Meile lang unaufhörlich zu arbeiten. Es gelang mir zwar nicht ohne Anſtrengung und Mühe; — aber es gelang mir. Ich wiſchte mir den Schweiß ab, und ſetzte mich neben Ulriken, und faßte ihre Hand: — ſie war kalt — ich dachte an den Lohn, an Dich. — —

Adieu! liebe Wilhelmine. Schreibe mir nach Göttingen; aber gleich, und Dein ganzes Schickſal während der verfloſſenen Zeit, Deine Verhältniſſe, auch etwas von meiner Familie. Wenn es mir ſo leicht wird, wie heute, ſchreibe ich bald wieder. Dein treuer Freund

Heinrich.

13.

Göttingen, den 4 Juni 1801.

Mein liebes Mädchen! ich habe Deinen Brief, der mir aus mehr als einer Rückſicht herzlich wohl that, geſtern hier erhalten und eile, ihn zu beantworten. — Du biſt nicht zufrieden, daß ich Dir das Aeußere meiner Lage beſchreibe, ich ſoll Dir auch Etwas aus meinem Innern mittheilen. Ach, das iſt leicht, wenn Alles in der Seele klar und hell iſt, wenn man nur in ſich ſelbſt zu blicken braucht, um deutlich darin zu leſen. Aber wo Gedanken mit Gedanken, Gefühle mit Gefühlen kämpfen, iſt es ſchwer zu nennen, was in der Seele herrſcht, weil noch der Sieg unentſchieden iſt. Alles liegt in mir verworren, wie die Wergfaſern im Spinnrocken durch einander, und ich bin vergebens bemüht, mit der Hand des Verſtandes, den Faden der Wahrheit, den das Rad der Erfahrung hinausziehen ſoll, um die Schule des Gedächtniſſes zu ordnen. Ja, ſelbſt meine Wünſche wechſeln, und bald tritt der eine, bald der andere ins Dunkle, wie die Gegenſtände einer Landſchaft, wenn die Wolken darüber hinziehen — Was Du mir zum Troſte ſagſt, iſt wirklich das Tröſtlichſte, das ich kenne. Ich ſelbſt fange an zu glauben, daß der Menſch zu etwas mehr da iſt, als blos zu denken — Arbeit, fühle ich, wird das Einzige ſein was mich ruhiger machen kann. Alles, was mich beunruhigt, iſt die Unmöglichkeit, mir ein Ziel des Beſtrebens zu ſetzen, und die Beſorgniß, wenn ich zu ſchnell ein falſches ergriffe, die Beſtimmung zu verfehlen, und ſo ein ganzes Leben zu verpfuſchen. — Aber, ſei ruhig, ich werde das Rechte finden. Falſch iſt jedes Ziel, das nicht die reine Natur dem Menſchen ſteckt. Ich habe faſt eine Ahndung von dem rechten — wirſt Du mir dahin folgen, wenn Du Dich dahin überzeugen kannſt, daß es das rechte iſt? — Doch, laß mich lieber ſchweigen von dem, was ſelbſt in mir noch ganz undeutlich iſt. Die Geſchichte Deines Lebens während der Abweſenheit Deiner Eltern, und beſonders die Art von Freude, welche Du da genoſſen haſt, hat mich ganz unbeſchreiblich gerührt. — Dieſe Freude iſt Dir gewiß, aber wirſt Du Dich mit dieſer einzigen begnügen? Kann es ein Mädchen von Deinem Stande, ſo biſt Du es, und dieſer Gedanke ſtärkt mich unbeſchreiblich. Sei zufrieden mit dieſen wenigen Zügen aus meinem Innern. Es iſt darin ſo wenig beſtimmt, daß ich mich fürchten muß, etwas aufzuſchreiben, weil es dadurch in gewiſſer Art beſtimmt wird. Errathe daraus, was Du mir biſt, gewiß iſt es, daß ich kein anderes Erdenglück wünſche, als durch Dich. Fahre fort, Dich immer fähiger zu machen, zu beglücken. Rouſſeau iſt mir der liebſte, durch den ich Dich bilden laſſen mag, da ich es ſelbſt nicht mehr unmittelbar, wie ſonſt, kann. Du haſt mich an frohe Zeiten erinnert, und Alles iſt mir dabei eingefallen, auch das, woran Du mich nicht erinnert haſt. Mehr als einmal habe ich gewünſcht, meinem erſten Entſchluſſe, allein zu reiſen, treu geblieben zu ſein. — Ich ehre Ulriken ganz unbeſchreiblich, ſie trägt in ihrer Seele Alles was achtungswürdig und bewundernswerth iſt; Vieles mag ſie beſitzen, vieles geben können, aber es läßt ſich, wie Göthe ſagt, nicht an ihrem Buſen ruhen. — Von unſerer Reiſe kann ich Dir auch Manches wieder erzählen. Wir reiſen, wie Du vielleicht noch nicht weißt, mit eigenen Pferden, die wir in Dresden gekauft haben. Johann leiſtet uns dabei treffliche Dienſte, und wir denken oft mit Dankbarkeit an Karl der ihn uns abtrat. Wenn Du ihm ſchreibſt, ſage ihm ein Wort von mir. Ich hatte verſprochen, ihm zuweilen zu ſchreiben. Aber das Schreiben wird mir jetzt ſo ſchwer, daß ich oft ſelbſt die nothwendigſten Briefe vernachläſſige. Geſtern endlich habe ich zum erſten Male an meine Familie nach Pommern geſchrieben. Sollte man es glauben, daß ein Menſch, der in ſeiner Familie Alles fand, was ein Herz binden kann, Liebe, Vertrauen, Schonung, Unterſtützung mit Rath und That, ſein Vaterland verlaſſen kann, ohne ſelbſt einmal ſchriftlich Abſchied zu nehmen von ſeinen Verwandten? — Und doch ſind ſie mir die liebſten und theuerſten Menſchen auf der Welt! So widerſprechen ſich in mir Handlung und Gefühl — Ach, es iſt ekelhaft zu leben. — Schreibe alſo Karl, er ſollte nicht zürnen, wenn Briefe von mir ausblieben, großmüthig ſein und zuweilen etwas von ſich hören laſſen, Neuigkeiten ſchreiben und dergleichen. Bitte ihn auch, er möchte ſich einmal bei Rühle erkundigen, ob dieſer gar keinen

Brief von mir erhalten hat, auch nicht die große Schrift, die ich ihm von Berlin aus ſchickte? Er möchte ihn antreiben, einmal an mich zu ſchreiben, da mir ſehr viel daran gelegen wäre, wenigſtens zu wiſſen, ob die Schrift nicht verloren gegangen iſt. — Ich will Dich von Leipzig nach Göttingen führen; aber ein wenig ſchneller, als wir reiſeten. Denn wir wandern wie die alten Ritter, von Burg zu Burg, halten uns auf und wechſeln gar ein freundliches Wort mit den Leuten. Wir ſuchen uns in jeder Stadt immer die Würdigſten auf, in Leipzig Platner, Hindenburg, in Halle Klügel, in Göttingen Blumenbach, Weisberg u. ſ. w.; aber Du kennſt wohl dieſe Namen nicht? Es ſind die Lehrer der Menſchheit! — In Leipzig fand endlich Ulrike Gelegenheit zu einem Abenteuer, und hörte verkleidet, einer öffentlichen Vorleſung von Platner zu. Das geſchah mit Vorwiſſen des Hofrathes, indem er ſelbſt wünſchte, daß ſie, Störung zu vermeiden, lieber in Mannskleidern käme, als in Weiberröcken. Alles lief glücklich ab; der Hofrath und ich waren die einzigen im Saale, die um das Geheimniß wußten. — In Halberſtadt beſuchten wir Gleim, den bekannten Dichter, einen der rührendſten und intereſſanteſten Greiſe, die ich kenne. An ihn waren wir zwar durch Nichts adreſſirt, als durch unſere Namen; aber es gibt keine beſſere Adreſſe, als dieſen. Er war nehmlich einſt ein Vertrauter Ewald Kleiſt's, der bei Frankfurt fiel. Kurz vor ſeinem Tode hatte dieſer ihm einen Neffen Kleiſt empfohlen, für den jedoch Gleim niemals etwas thun können, weil er ihn niemals ſah. Nun glaubte er, als ich mich melden ließ, ich ſei es, und die Freude, mit der er uns entgegen kam, war unbeſchreiblich. Doch ließ er es uns nicht empfinden, als er ſich getäuſcht ſah, denn Alles was Kleiſt heißt, iſt ihm theuer. Er führte uns in ſein Kabinet, geſchmückt mit Gemälden ſeiner Freunde. Da iſt Keiner, ſagte er, der nicht ein ſchönes Wort ſchrieb, oder eine große That beging. Kleiſt that beides, und ſteht oben an. Wehmüthig nannte er uns die Namen der vorangegangenen Freunde, traurend, daß er noch zurück ſei. Aber er iſt 83 Jahre, und ſo die Reihe wohl auch bald an ihn. — Er beſitzt einige hundert Briefe von Kleiſt, auch ſein erſtes Gedicht. Gleim war es eigentlich, der ihm zuerſt die Ausſicht nach dem Parnaß zeigte, und die Veranlaſſung iſt ſeltſam und merkwürdig genug. Kleiſt war nehmlich in einem Duell bleſſirt, und lag krank im Bette zu Potsdam. Gleim war damals Regiments-Quartiermeiſter und beſuchte den Kranken, ohne ihn genau zu kennen. Ach! ſagte Kleiſt, ich habe die größte Langeweile, denn ich kann nicht leſen. Wiſſen Sie was, antwortete Gleim, ich will zuweilen herkommen und Ihnen Etwas vorleſen. Damals eben hatte Gleim ſcherzhafte Gedichte gemacht, im Geſchmack Anakreons, und las ihm unter Anderen eine Ode an den Tod vor, die ohngefähr ſo lautet: „Tod! warum entführſt Du mir mein Mädchen? Kannſt Du Dich auch verlieben?“ — Und ſo geht es fort. Am Ende heißt es: „Was willſt Du mit ihr machen? Kannſt Du doch mit Zähnen ohne Lippen wohl die Mädchen beißen, doch nicht küſſen.“ — Ueber dieſe Vorſtellung, wie der Tod mit ſeinen nackten Zähnen vergebens ſich in die weichen Roſenlippen drückt, einen Kuß zu verſuchen, geräth Kleiſt ſo ins Lachen, daß ihm bei der

Erſchütterung das Band von der Wunde an der Hand ſpringt. Man ruft einen Feldſcheerer. Es iſt ein Glück, ſagt dieſer, daß ſie mich rufen laſſen, denn unbemerkt iſt der kalte Brand im Entſtehen, und Morgen wäre es zu ſpät geweſen. — Aus Dankbarkeit widmete Kleiſt der Dichtkunſt das Leben, das ſie ihm gerettet hatte. — In Wernigerode lernten wir eine ſehr liebenswürdige Familie kennen, die Stollbergſche. — In Goslar fuhren wir in den Rammelsberg, wo in großen Höhlen die Erze mit angezündeten Holzſtößen abgebrannt werden, und Alles vor Hitze nackend arbeitet. Man glaubt in der Hölle, oder wenigſtens in der Werkſtatt der Cyklopen zu ſein. — Von Ilſenburg aus beſtiegen wir am Nachmittage des 31. den Brocken, den Du ſchon aus meiner früheren Reiſebeſchreibung kennſt. — Und nun lebe wohl! Heute ſind wir hier auf einem Balle, wo die Füße ſpringen werden, indeſſen das Herz weint. Dann geht der Körper immer weiter und weiter von Dir, indeſſen die Seele immer zu Dir zurückſtrebt. Bald an dieſen, bald an jenen Ort treibt mich das wilde Geſchick, indeß ich kein innigeres Bedürfniß habe, als Ruhe. — Können ſo viele Widerſprüche in meinem eigenen Herzen wohnen? Lebe wohl! Hier haſt Du meine Reiſeroute. Morgen geht es nach Frankfurt, Mainz, Mannheim, dahin ſchreibe mir, und theile dieſe Adreſſe Karl mit. Wir werden unſere Tour über die Schweiz und Südfrankreich nehmen. — Südfrankreich! Du kennſt doch noch das Land? Und das alte Projekt? — In Paris werde ich ſchon das Studiren der Naturwiſſenſchaften fortſetzen müſſen, und ſo wohl am Ende wieder in das alte Gleis kommen, vielleicht auch nicht, wer kann es wiſſen? — Ich bin an lauter Pariſer Gelehrte adreſſirt, und die laſſen Einen nicht fort, ohne daß man etwas von ihnen lernt. Lebe wohl! Grüße vielmals die goldene Schweſter, Karl, und Alle die es gern hören, daß ich mich ihrer erinnere.

Heinrich Kleiſt.

14.

Paris, den 18. Juli 1801.

Liebe Freundin! Entſinnen Sie ſich wohl noch eines armen kleinen Menſchen, der vor einigen Monaten an einem etwas ſtürmiſchen Tage, als die See ein wenig hoch ging, mit dem Schiffchen ſeines Lebens in Dresden einlief, und Anker warf in dieſem lieben Oertchen, weil der Boden ihm ſo wohl gefiel und die Lüfte da ſo warm wehten, und die Menſchen ſo freundlich waren? Entſinnen Sie ſich des Jünglings wohl noch, der zuweilen an kühlen Abenden unter den dunkeln Linden des Schloßgartens, frohe Worte wechſelnd, an Ihrer Seite ging, oder ſchweigend neben Ihnen ſtand auf der hohen Elbbrücke, wenn die Sonne hinter den blauen Bergen unterging? Entſinnen Sie ſich deſſen wohl noch, der Sie zuweilen durch den Olymp der Griechen voll Götter und Heroen führte, und oft mit Ihnen vor der Mutter Gottes ſtand, vor jener hohen Geſtalt, mit der ſtillen Größe, mit dem hehren Ernſte, mit der Engelreinheit? der Ihnen einſt, am Abhange der Terraſſe, an jenem ſchönen Morgen die Halme hielt, aus welchen Sie den Glückskranz flochten, der Ihre Wünſche erfüllen ſoll? dem Sie ein wenig von Ihrem Wohlwollen ſchenkten und Ihr Andenken für immer verſprachen? Blättern Sie in Ihrem Stammbuch nach — und wenn Sie ein Wort finden, das warm iſt wie ein Herz, und einen Namen, der hold klingt, wie ein Dichtername, ſo können Sie nicht fehlen; denn kurz, es iſt Heinrich Kleiſt.

Ja, liebe Freundin, aus einem fernen fremden Lande fliegt der Geiſt eines Freundes zu Ihnen zurück, und verſetzt ſich in das holde freundliche Thal von Dresden, das mehr ſeine Heimath iſt, als das ſtolze, ungezügelte, ungeheure Paris. Da fand er Wohlwollen bei guten Menſchen, und es iſt nichts, was ihn inniger rühren, nichts, was ihn tiefer bewegen kann, als dieſes. O! möchte das Gefühl, es mir geſchenkt zu haben, Sie nur halb ſo glücklich machen, als mich, es von Ihnen empfangen zu haben. Von Ihnen — denn ach! es bricht durch die kalte Kruſte der Convenienz, die von Jugend auf unſre Herzen überzieht, ſo ſelten, beſonders bei den Weibern ſo ſelten, ein warmes Gefühl hervor. — Sie dürfen nur immer ſo viel fühlen, als die Etikette erlaubt, und keinen Menſchen mehr lieben, als die franzöſiſchen Gouvernanten vorſchreiben. Und doch — den Mann erkennt man an ſeinem Verſtande, aber wenn man das Weib nicht an ihrem Herzen erkennt, woran erkennt man es ſonſt?

Ja! es giebt eine gewiſſe himmliſche Güte, womit die Natur das Weib bezeichnet hat, und die ihm allein eigen iſt, Alles, was ſich ihr mit einem Herzen nähert, an ſich zu ſchließen mit Innigkeit und Liebe; ſo wie die Sonne, die wir darum auch Königin, nicht König nennen, alle Weltkörper, die in ihrem Wirkungsraume ſchweben, an ſich zieht mit ſanften unſichtbaren Banden, und in frohen Kreiſen um ſich führt, Licht und Wärme und Leben ihnen gebend, bis ſie, am Ende ihrer ſpiralförmigen Bahn, an ihrem glühenden Buſen liegen. —

Das iſt die Einrichtung der Natur, und nur ein Thor oder ein Böſewicht kann es wagen, daran etwas verändern zu wollen. Die Tugend hat ihren eigenen Wohlſtand, und wo die Sittlichkeit im Herzen herrſcht, da bedarf man ihres Zeichens nicht mehr. Wozu wollte man das Gold vergolden? Laſſen Sie ſich alſo nicht irren, was auch der Herold der Etikette dagegen einwendet. Das iſt die Weisheit des Staubes; was Ihnen Ihr Herz ſagt, iſt Goldklang und der ſpricht es ſelbſt aus, daß er ächt ſei. Alle dieſe Vorſchriften für Mienen und Gebehrden und Worte und Handlungen, ſie ſind nicht für den, dem ein Gott in ſeinem Innern heimlich anvertraut, was recht iſt. Sie ſind nur Zeichen der Sittlichkeit, die oft nicht vorhanden iſt, und mancher hüllt ſein Herz in dieſen klöſterlichen Schleier, nur um die Blößen zu verſtecken, die es ſonſt verrathen würden. Ihr Herz aber, liebe Freundin, hat keine, — warum wollten Sie es nicht zeigen? Ach! es iſt ſo menſchlich, zu fühlen und zu lieben. O, folgen Sie immer dieſem ſchönſten der Triebe; aber lieben Sie dann auch mit edlerer Liebe, Alles was edel und gut iſt und ſchön.

Ob Sie dabei glücklich ſein werden? — Ach! liebe Freundin, wer iſt glücklich? — Der kalte Menſch, dem nie ein Gefühl die Bruſt erwärmte, der nie empfand, wie ſüß ein Händedruck iſt, der ſtumpf bei dem Schmerze, ſtumpf bei der Freude iſt, er iſt nicht glücklich; aber das warme, weiche Herz, das unaufhörlich ſehnt, immer wünſcht und hofft, und niemals genießen kann, das etwas ahndet, was es nirgends findet, das von jedem Eindruck bewegt wird, jedem Gefühle ſich hingiebt, mit ſeiner Liebe alle Weſen umfaßt, an Alles ſich knüpft, wo es mit Wohlwollen empfangen wird, ſei es die Bruſt eines Freundes, die ihm Troſt, oder der Schatten eines Baumes, der ihm Kühlung gab, — — — iſt es glücklich —?

Ich habe auf meiner Reiſe ſo viele gute, liebe Menſchen gefunden, in Leipzig einen Mann (Hindenburg), der mir wie ein Vater ſo ehrwürdig war, in Halberſtadt Gleim, der ein Freund von Allen iſt, die Kleiſt heißen, in Wernigerode eine treffliche Familie (die Stollbergſche), in Rödelheim, bei Frankfurt am Main, einen Menſchen. den ich faſt den beſten nennen möchte, in Straßburg eine Frau, die ein faſt ſo weiches, fühlendes Herz hat, wie Henriette. — — Aber zu ſchnell wechſeln die Erſcheinungen im Leben und zu eng iſt das Herz, ſie alle zu umfaſſen, und immer die vergangenen ſchwinden, Platz zu machen den neuen. — Zuletzt ekelt dem Herzen vor den neuen, und matt giebt es ſich Eindrücken hin, deren Vergänglichkeit es vorempfindet. — Ach! es muß öde und leer und traurig ſein, ſpäter zu ſterben als das Herz. —

Aber noch lebt es. — Zwar hier in Paris iſt es ſo gut als todt. Wenn ich das Fenſter öffne, ſo ſehe ich nichts als die blaſſe, matte, fade Stadt, mit ihren hohen, grauen Schieferdächern und ihren ungeſtalteten Schornſteinen, ein wenig von den Spitzen der Tuillerien, und lauter Menſchen, die man vergißt, wenn ſie um die Ecke ſind. Noch kenne ich wenige von ihnen, ich liebe noch keinen, und weiß nicht, ob ich einen lieben werde. Denn in den Hauptſtädten ſind die Menſchen zu gewitzigt, um offen, zu zierlich, um wahr zu ſein. Schauſpieler ſind ſie, die einander wechſelſeitig betrügen, und dabei thun, als ob ſie es nicht merkten. Man geht kalt an einander vorüber; man windet ſich in den Straßen durch einen Haufen von Menſchen, denen nichts gleichgültiger iſt, als ihres Gleichen, ehe man eine Erſcheinung gefaßt hat, iſt ſie von zehn andern verdrängt; dabei knüpft man ſich an keinen, keiner knüpft ſich an uns, man grüßt einander höflich; aber das Herz iſt hier ſo unbrauchbar, wie eine Lunge unter der luftleeren Campane, und wenn ihm einmal ein Gefühl entſchlüpft, ſo verhallt es, wie ein Flötenton im Orkan. Darum ſchließe ich zuweilen die Augen und denke an Dresden. — Ach! ich zähle dieſen Aufenthalt zu den froheſten Stunden meines Lebens. Die ſchöne, große, edle, erhabene Natur, die Schätze von Kunſtwerken, die Frühlingsſonne und ſo viel Wohlwollen. — Was macht Ihre würdige Frau Mutter? Und Ihre Tante? Und Einſiedels? Und Ihre liebe Schweſter? Wenn ein fremder Maler eine Deutſche malen wollte, und fragte mich nach der Geſtalt, nach den Zügen, nach der Farbe der Augen, der Wangen, der Haare, ſo würde ich ihn zu Ihrer Schweſter führen und ſagen, das iſt ein ächtes deutſches Mädchen. Was macht auch mein liebes Dresden? Ich ſehe es noch vor mir liegen in der Tiefe der Berge, wie der Schauplatz in der Mitte eines Amphitheaters — ich ſehe die Elbhöhen, die in einiger Entfernung, als ob ſie aus Ehrfurcht nicht näher zu rücken wagten, gelagert ſind, und gleichſam vor Bewunderung angewurzelt ſcheinen — und die Felſen im Hintergrunde von Königſtein, die wie ein bewegtes Meer von Erde ausſehen, und in den ſchönſten Linien geformt ſind, als hätten da die Engel im Sande geſpielt — und die Elbe, die ſchnell ihr rechtes Ufer verläßt, ihren Liebling Dresden zu küſſen, die bald zu dem einen, bald zu dem andern Ufer flieht, als würde ihr die Wahl ſchwer, und in tauſend Umwegen, wie vor Entzücken, durch die freundlichen Fluren wankt, als wollte ſie nicht ins Meer — und Loſchwitz, das verſteckt hinter den Bergen liegt, als ob es ſich ſchämte — und die Weiſeritz, die ſich aus den Tiefen des plauenſchen Grundes losringt, wie ein verſtohlenes Gefühl aus der Tiefe der Bruſt, die, immer an Felſen wie an Vorurtheilen ſich ſtoßend, nicht zornig, aber doch ein wenig unwillig murmelt, ſich unermüdet durch alle Hinderniſſe windet, bis ſie an die Freiheit des Tages tritt und ſich ausbreitet in dem offnen Felde und, frei und ruhig, ihrer Beſtimmung gemäß, ins Meer fließt. — Einige große Naturſcenen, die freilich wohl mit den Dresdner wetteifern dürften, habe ich doch auch auf meiner Reiſe kennen gelernt. Ich habe den Harz bereiſet und den Brocken beſtiegen. Zwar war an dieſem Tage die Sonne in Regenwolken gehüllt, und wenn die Könige trauern, ſo trauert das Land. Ueber das ganze Gebirge war ein Nebelflor geſchlagen und wir ſtanden vor der Natur, wie vor einem Meiſterſtücke, das der Künſtler aus Beſcheidenheit mit einem Schleier verhüllt hat. Aber zuweilen ließ er uns durch die zerriſſenen Wolken einen Blick des Entzückens thun, denn er fiel auf ein Paradies. —

Doch der ſchönſte Landſtrich von Deutſchland, an welchem unſer großer Gärtner ſichtbar con amore gearbeitet hat, ſind die Ufer des Rheins, von Mainz bis Coblenz, die wir auf dem Strome ſelbſt bereiſt haben. Das iſt eine Gegend wie ein Dichtertraum, und die üppigſte Phantaſie kann nichts ſchöneres erdenken, als dieſes Thal, das ſich bald öffnet, bald ſchließt, bald blüht, bald öde iſt, bald lacht, bald ſchreckt. Pfeilſchnell ſtrömt der Rhein heran von Mainz und grade aus, als hätte er ſein Ziel ſchon im Auge, als ſollte ihn nichts abhalten, es zu erreichen, als wollte er es ungeduldig auf dem kürzeſten Wege ereilen. Aber ein Rebenhügel (der Rheingau) tritt ihm in den Weg und beugt ſeinen ſtürmiſchen Lauf, ſanft aber mit feſtem Sinn, wie eine Gattin den ſtürmiſchen Willen ihres Mannes, und zeigt ihm mit ſtiller Standhaftigkeit den Weg, der ihn ins Meer führen wird. — — — Und er ehrt die edle Warnung und giebt, der freundlichen Weiſung folgend, ſein voreiliges Ziel auf, und durchbricht den Rebenhügel nicht, ſondern umgebt ihn, mit beruhigtem Laufe, dankbar ſeine blumigen Füße ihm küſſend.

Aber ſtill und breit und majeſtätiſch ſtrömt er bei Bingen heran, und ſicher, wie ein Held zum Siege, und langſam, als ob er ſeine Bahn wohl vollenden würde, —

und ein Gebirge (der Hundsrück) wirft ſich ihm in den Weg, wie die Verläumdung der unbeſcholtenen Tugend. Er aber durchbricht es, und wankt nicht, und die Felſen weichen ihm aus, und blicken mit Bewunderung und Erſtaunen auf ihn hinab — doch er eilt verächtlich bei ihnen vorüber, ohne zu frohlocken, und die einzige Rache, die er ſich erlaubt, iſt dieſe, ihnen in ſeinem klaren Spiegel ihr ſchwarzes Bild zu zeigen. —

Seit acht Tagen ſind wir nun hier in Paris, und wenn ich Ihnen Alles ſchreiben wollte, was ich in dieſen Tagen ſah und hörte und dachte und empfand, ſo würde das Papier nicht hinreichen, das auf meinem Tiſche liegt. Ich habe dem 14. Juli, dem Jahrestage der Zerſtörung der Baſtille, beigewohnt, an welchem zugleich das Feſt der wiedererrungenen Freiheit und das Friedensfeſt gefeiert ward. Wie ſolche Tage würdig begangen werden können, weiß ich nicht beſtimmt; doch dieß weiß ich, daß ſie faſt nicht unwürdiger begangen werden können, als dieſer. Nicht als ob es an Obelisken und Triumphbogen und Dekorationen und Illuminationen und Feuerwerken und Luftballen und Kanonaden gefehlt hätte; o, behüte! Aber keine von allen Anſtalten erinnerte an die Hauptgedanken. Die Abſicht, den Geiſt des Volks durch eine bis zum Ekel gehäufte Menge von Vergnügen zu zerſtreuen, war überall herrſchend, und wenn die Regierung einem Manne von Ehre hätte zumuthen wollen, durch die mâts de cocagne, und die jeux de carroussels und die théâtres forains und die escamoteurs und die danseurs de corde mit Heiligkeit an die Göttergaben, Freiheit und Frieden erinnert zu werden, ſo wäre dies beleidigender, als ein Fauſtſchlag in ſein Antlitz. Rouſſeau iſt immer das vierte Wort der Franzoſen: und wie würde er ſich ſchämen, wenn man ihm ſagte, daß dies ſein Werk ſei?

Doch ich muß ſchließen. Dieſen Brief nimmt Alexander von Humboldt, der morgen früh mit ſeiner Familie von Paris abreiſet, mit ſich bis Weimar: und jetzt iſt es 9 Uhr Abends. Von mir kann ich Ihnen nur ſo viel ſagen, daß ich wenigſtens ein Jahr hier bleiben werde, das Studium der Naturwiſſenſchaft auf dieſer Schule der Welt fortzuſetzen. Wohin ich dann mich wenden werde, und ob der Wind des Schickſals noch einmal mein Lebensſchiff nach Dresden treiben wird —? Ach! ich zweifle daran. Es iſt wahrſcheinlich, daß ich nie in mein Vaterland zurückkehre. In welchem Welttheile ich einſt das Pflänzchen des Glückes pflücken werde, und ob es überhaupt irgend wo für mich blüht —? Ach! dunkel, dunkel iſt das Alles. — Ich hoffe auf etwas Gutes, doch bin ich auf das Schlimmſte gefaßt. Freude giebt es auf jedem Lebenswege, ſelbſt das Bitterſte iſt auf kurze Augenblicke ſüß. Wenn nur der Grund recht dunkel iſt, ſo ſind auch matte Farben hell. Der helle Sonnenſchein des Glückes, der uns verblendet, iſt auch nicht einmal für unſer ſchwaches Auge gemacht. Am Tage ſehen wir wohl die ſchöne Erde: doch wenn es Nacht iſt, ſehen wir in die Sterne. — —

Und ſoll ich dieſen Brief ſchließen, ohne Sie mit meiner ganzen Seele zu begrüßen? O! möchte Ihnen der Himmel nur ein wenig von dem Glücke ſchenken, von dem Sie ſo viel, ſo viel verdienen. Auf die Erfüllung Ihrer liebſten Wünſche zu hoffen, zu hoffen —? Ja, immerhin. Aber ſie zu erwarten —? Ach, liebe Freundin, wenn Sie ſich Thränen erſparen wollen, ſo erwarten Sie wenig von dieſer Erde. Sie kann nichts geben, was ein reines Herz wahrhaft glücklich machen könnte. Blicken Sie zuweilen, wenn es Nacht iſt, in den Himmel. Wenn Sie auf dieſem Sterne keinen Platz finden können, der Ihrer würdig iſt, ſo finden Sie vielleicht auf einem andern einen um ſo beſſern.

Und nun leben Sie wohl! — Der Himmel ſchenke Ihnen einen heitern, friſchen Morgen, — einen Regenſchauer in der Mittagshitze — und einen ſtillen kühlen, ſternenklaren Abend, an welchem ſich leicht und ſanft einſchlafen läßt.

Heinrich Kleiſt.

N. S. Ich habe vergeſſen, Sie um eine Antwort zu bitten: war dieſe Bitte nöthig, oder würden Sie von ſelbſt meinem Wunſche zuvorgekommen ſein? — Noch eins. Ich wollte auch Einſiedel mit dieſer Gelegenheit ſchreiben; aber ich weiß ſeinen Wohnort nicht, auch iſt es jetzt wegen Mangel an Zeit nicht mehr möglich. Er hatte mir ſo viel Gefälligkeiten erzeigt, und ich fühle, daß ich ihm Dank ſchuldig bin. Wollen Sie es wohl übernehmen, ihm dies einmal gelegentlich mitzutheilen? Es wird ihn ſehr intereſſiren, zu wiſſen, wie wir mit unſern Pferden, die er uns gekauft hat, zufrieden geweſen ſind. Schreiben Sie ihm, daß es keine geſündere, dienſtfertigere und fleißigere Thiere gab, als dieſe zwei Pferde. Ein einziges Mal waren wir ein wenig böſe auf ſie, und das mit Recht, denke ich. Wir hatten ihnen nehmlich in Bützbach, bei Frankfurt am Main, die Zügel abnehmen laſſen, vor einem Wirthshauſe, ſie zu tränken und mit Heu zu füttern. Dabei war Ulrike, ſo wie ich, in dem Wagen ſitzen geblieben, als mit einem Mal ein Eſel hinter uns ein ſo abſcheuliches Geſchrei erhob, daß wir wirklich grade ſo vernünftig ſein mußten, wie wir ſind, um dabei nicht ſcheu zu werden. Die armen Pferde aber, die das Unglück haben, keine Vernunft zu beſitzen, hoben ſich hoch in die Höhe, und gingen ſpornſtreichs in vollem Carriere über das Steinpflaſter der Stadt durch. Ich griff nach den Zügeln; aber die hingen ihnen aufgelöſt über der Bruſt, und ehe ich Zeit hatte, an die Gefahr zu denken, ſchlug ſchon der Wagen mit uns um, und wir ſtürzten. Und an einem Eſelsgeſchrei hing ein Menſchenleben. Und wenn es nun in dieſer Minute geſchloſſen geweſen wäre; darum alſo hätte ich gelebt? Darum? Das hatte der Himmel mit dieſem dunkeln, räthſelhaften, irdiſchen Leben gewollt, und weiter nichts —? Doch für diesmal war es noch nicht geſchloſſen; — wofür er uns das Leben gefriſtet hat, wer kann es wiſſen? Kurz, wir ſtanden beide geſund und friſch von dem Steinpflaſter auf und umarmten uns. Der Wagen lag ganz umgeſtürzt, daß die Räder zu oberſt ſtanden, ein Rad war ganz zerſchmettert, die

Deichſel zerbrochen, die Geſchirre zerriſſen, das alles koſtete uns drei Louisd'ors und vier und zwanzig Stunden, am andern Morgen ging es weiter. Wann wird der letzte ſein? –

Grüßen Sie alles, was mich ein wenig liebt, auch Ihren Bruder.

Heinrich Kleiſt.

15.

Paris, den 21. Juli 1801.

Mein liebſtes Minchen! Recht mit herzlicher Liebe erinnere ich mich in dieſem Augenblicke Deiner. — O, ſage, biſt Du mir wohl noch mit ſo vieler Innigkeit, mit ſo vielem Vertrauen ergeben, als ſonſt? Meine ſchnelle Abreiſe von Berlin, ohne Abſchied von Dir zu nehmen, der ſeltſame, Dir halbverſtändliche Grund, meine kurzen, trüben, verwirrten und dabei ſparſamen Briefe, — o, ſage, hat Dir nicht zuweilen eine Ahnung von Mißtrauen ein wenig das Herz berührt? Ach! ich verzeihe es Dir, und bin in meiner innerſten Seele froh durch das Bewußtſein, beſſer zu ſein, als ich ſcheine. Ja, meine liebe Freundin, wenn mein Betragen Dich ein wenig beängſtiget hat, ſo war doch nicht mein Herz, ſondern blos meine Lage Schuld daran. Verwirrt durch die Sätze einer traurigen Philoſophie, unfähig, mich zu beſchäftigen, unfähig, irgend etwas zu unternehmen, unfähig, mich um ein Amt zu bewerben, hatte ich Berlin verlaſſen, blos weil ich mich vor der Ruhe fürchtete, in welcher ich Ruhe gerade am wenigſten fand; und nun ſehe ich mich auf meiner Reiſe ins Ausland begriffen, ohne Ziel und Zweck, ohne begreifen zu können, wohin das mich führen würde! — Mir war es zuweilen auf dieſer Reiſe, als ob ich einem Abgrunde entgegenginge. — Und nun das Gefühl, auch Dich mit mir hinabzuziehen, Dich, mein edles, treues, unſchuldiges Mädchen, Dich, die ſich mir ſo ganz hingegeben hat, weil ſie ihr Glück von mir erwartet. — Ich habe oft mit mir gekämpft, und warum ſoll ich nicht das Herz haben, Dir zu ſagen, was ich mich nicht ſchäme, mir ſelbſt zu geſtehen? Ich habe oft mit mir gekämpft, ob es nicht meine Pflicht ſei, Dich zu verlaſſen? Ob es nicht meine Pflicht ſei, Dich von dem zu trennen, der ſichtbar ſeinem Abgrunde entgegeneilt? — Doch höre, was ich mir antwortete: Wenn du ſie verläſſeſt, ſagte ich mir, wird ſie dann wohl glücklicher ſein? Iſt ſie nicht auch dann um die Beſtimmung ihres Lebens betrogen? Wird ſich ein anderer Mann um ein Mädchen bewerben, deſſen Verbindung weltbekannt iſt? Und wird ſie einen Mann lieben können, wie mich? — Doch nicht Dein Glück allein, auch das meinige trat mir vor die Seele; — ach! liebe Freundin, wer kann ſich erwehren, ein wenig eigennützig zu ſein? Soll ich mir denn, ſo fragte ich mich, die einzige Ausſicht in die Zukunft zerſtören, die mich noch mit Lebenskraft erwärmt? Soll ich den einzigen Wunſch meiner Seele fahren laſſen, den Wunſch, Dich mein Weib zu nennen? Soll ich ohne Ziel, ohne Wunſch, ohne Kraft, ohne Lebensreiz umherwandeln auf dieſem Stern, mit dem Bewußtſein, niemals ein Oertchen zu finden, wo das Glück für mich blüht? — Es war mir nicht möglich, allen Anſprüchen auf Freude zu entſagen, und wenn ich ſie auch nur in der entfernteſten Zukunft fände. Und dann, iſt es denn auch ſo gewiß, daß ich meinem Abgrunde entgegeneile? Wer kann die Wendung des Schickſals errathen? Gibt es eine Nacht, die ewig dauert? So wie eine unbegreifliche Fügung mich ſchnell unglücklich machte, kann nicht eine eben ſo unbegreifliche Fügung mich ſchnell glücklich machen? Und wenn auch das nicht wäre, wenn der Himmel kein Wunder thäte, worauf man in unſern Tagen nicht eben ſehr hoffen darf, habe ich nicht Hülfsmittel in mir ſelbſt. Habe ich nicht Talente, und Herz und Geiſt, und iſt meine geſunkene Kraft auf immer geſunken? Iſt dieſe Schwäche mehr, als eine vorübergehende Krankheit, auf welche Geſundheit und Stärke folgen? Kann ich nicht arbeiten? Schäme ich mich der Arbeit? Bin ich ſtolz, eitel, voll Vorurtheile? Iſt mir nicht jede ehrliche Arbeit willkommen, und will ich einen größeren Preis, als Freiheit, ein eigenes Haus, und Dich? —

Doch höre: Eins muß ich Dir noch ſagen, ich bin es Dir ſchuldig. Es iſt gewiß, daß früh oder ſpät, aber gewiß einmal, ein heiterer Morgen für mich anbricht. Ich verdiene nicht unglücklich zu ſein, und werde es nicht immer bleiben. Aber — es kann ein Weilchen dauern, und dazu gehört Treue. Auch werde ich die Blüthe des Glückes pflücken müſſen, wo ich ſie finde, überall, gleichviel in welchem Lande, und dazu gehört Liebe. — Was ſagſt Du dazu?

Frage Dein Herz. Täuſche mich nicht, ſo wie ich feſt beſchloſſen habe, Dich niemals zu täuſchen. —

Jetzt muß ich Dir auch Etwas von meiner Reiſe ſchreiben. Auf unſerer Rheinfahrt hatten wir am erſten Tage bis Coblenz gutes Wetter, am zweiten, wo wir bis Cöln reiſen wollten, erhob ſich ſchon bei der Abfahrt ein ſo ſtarker Sturm in widriger Richtung, daß die Schiffer mit dem großen Poſtſchiffe, das ganz bedeckt iſt, nicht weiter fahren wollten, und in einem trierſchen Dorfe am Ufer landeten. Da blieben wir von 10 Uhr Morgens den ganzen übrigen Tag, immer hoffend, daß ſich der Sturm legen würde. Endlich, um 11 Uhr in der Nacht, ſchien es ein wenig ruhiger zu werden, und wir ſchifften uns mit der ganzen Geſellſchaft wieder ein. Aber kaum waren wir auf der Mitte des Rheins, als wieder ein ſo unerhörter Sturm losbrach, daß die Schiffer das Fahrzeug gar nicht regieren konnten. Die Wellen, die auf dieſem breiten, mächtigen Strome nicht ſo unbedeutend ſind, als die Wellen der Oder, ergriffen das Schiff an ſeiner Fläche, und ſchleuderten es ſo gewaltig, daß es durch ſein höchſt gefährliches Schwanken die ganze Geſellſchaft in Schrecken ſetzte. Jeder klammerte ſich, alle Anderen vergeſſend, an einen Balken an, ich ſelbſt, mich zu halten. — Ach! es iſt nichts ekelhafter, als dieſe Furcht vor dem Tode. Das Leben iſt das einzige Eigenthum, das uns dann etwas werth iſt, wenn wir es nicht achten. Verächtlich iſt es, wenn wir es nicht leicht fallen laſſen können, und nur der kann es zu großen Zwecken nützen, der es leicht und freudig wegwerfen könnte. Wer es mit Sorgkalt liebt, moraliſch todt iſt er ſchon, denn ſeine höchſte Lebenskraft, es opfern zu können, modert, indeſſen er es pflegt. Und doch, — o, wie unbegreiflich iſt der Wille, der über uns waltet! — Dieſes räthſelhafte Ding, das wir beſitzen, wir wiſſen nicht, von wem, das uns fortführt, wir wiſſen nicht wohin, ob wir darüber ſchalten dürfen, eine Habe, die nichts werth iſt, wenn ſie uns etwas werth iſt, ein Ding, wie ein Widerſpruch, flach und tief, öde und reich, würdig und verächtlich, vieldeutig und unergründlich, ein Ding, das jeder wegwerfen möchte, wie ein unverſtändiges Buch; ſind wir nicht durch ein Naturgeſetz gezwungen, es zu lieben? Wir müſſen vor der Vernichtung beben, die doch nicht ſo qualvoll ſein kann, als oft das Daſein, und indeſſen Mancher das traurige Geſchenk des Lebens beweint, muß er es durch Eſſen und Trinken ernähren, und die Flamme vor dem Erlöſchen hüten, die ihn weder erleuchtet, noch erwärmt.

Das klang ja wohl recht finſter? Geduld! — Es wird nicht immer ſo ſein, und ich ſehne mich nach einem Tage, wie der Hirſch in der Mittagshitze nach dem Strome, ſich hineinzuſtürzen. — Aber Geduld! — Geduld? — Kann der Himmel die von ſeinen Menſchen verlangen, da er ihnen ſelbſt ein Herz voll Sehnſucht gab? — Zerſtreuung! — O, wenn mir die Wahrheit des Forſchens noch ſo würdig ſchiene, wie ſonſt, da wäre Beſchäftigung hier in dieſem Orte vollauf. — Gott gebe mir nur Kraft! Ich will es verſuchen. Ich habe hier ſchon durch Humboldt und Lucheſini einige Bekanntſchaften franzöſiſcher Gelehrten gemacht, auch ſchon einige Vorleſungen beſucht. — Die Menſchen ſprachen mir von Alkalien und Säuren; indeſſen mir ein allmächtiges Bedürfniß die Lippen trocknet. — Lebe recht wohl! ſchreibe mir bald, zum Troſte.

Dein

H. Kleiſt.

16.

Paris, den 15. Auguſt 1801.

Mein liebes Minchen! Dein Brief hat mir außerordentlich viele Freude gemacht. Es waren ſeit zehn Wochen wieder die erſten Zeilen, die ich von Deiner Hand las; denn die Briefe, die Du mir, wie Du ſagſt, während dieſer Zeit geſchrieben haſt, müſſen verloren gegangen ſein, weil ich ſie nicht empfangen habe. Deſto größer war meine Freude, als ich heute auf der Poſt meine Adreſſe und Deine Hand erkannte. — Aber denke Dir meinen Schreck, als der Poſtmeiſter meinen Paß zu ſehen verlangte, und ich gewahr wurde, daß ich ihn unglücklicher Weiſe vergeſſen hatte. — Was war zu thun? Die Poſt iſt eine ſtarke halbe Meile von meiner Wohnung entfernt — ſollte ich zurücklaufen, ſollte ich noch zwei Stunden warten, meinen Brief zu erbrechen, den ich ſchon in meiner Hand hielt? — Ich bat den Poſtmeiſter, er möchte ein Mal eine Ausnahme von der Regel machen, ich ſtellte ihm die Unbequemlichkeit des Zurücklaufens vor, ich vertraute ihn an, wie viel Freude es mir machen würde, wenn ich den Brief mit mir zurücknehmen könnte, ich ſchwor ihm zu, daß ich Kleiſt ſei und ihn nicht betröge; – umſonſt! der Mann war unerbittlich. Schwarz auf Weiß wollte er ſehen, Mienen könnte er nicht leſen; — tauſendfältig betrogen, glaubte er nicht mehr, daß in Paris Jemand ehrlich ſein könnte. Ich verachtete, oder vielmehr ich bemitleidete ihn, holte meinen Paß, und vergab ihm, als er mir Deinen Brief überlieferte. Ganz ermüdet lief ich in ein Kaffeehaus, und las ihn, — und der Ernſt, der in Deinem Briefe herrſcht, Deine ſtille Bemühung, Dich immer mehr und mehr zu bilden, die Beſchreibung Deines Zuſtandes, in welchem Du Dich, ſo ſehr ich Dich auch betrübe, noch ſo ziemlich glücklich fühlſt, das Alles rührte mich ſo innig, daß ich es in dem Schauſpielhauſe, in welches ich gegangen war, ein großes Stück zu ſehen, gar nicht aushalten konnte, noch vor dem Anfange der Vorſtellung wieder herauslief, und jetzt, noch mit aller Wärme der erſten Empfindung, mich niederſetze, Dir zu antworten. Du willſt, ich ſoll Dir etwas von meiner Seele mittheilen? Wie gern thue ich das, wenn ich hoffen kann, daß es Dich erfreuen wird. Ja, ſeit einigen Wochen ſcheint es mir, als hätte ſich der Sturm ein wenig gelegt. — Kannſt Du Dir vorſtellen, wie leicht, wie wehmüthig froh dem Schiffer zu Muthe ſein mag, deſſen Fahrzeug in einer langen, finſtern, ſtürmenden Nacht, gefährlich vom Land, umhergetrieben wird, wenn er nun an der ſanfteren Bewegung fühlt, daß ein ſtiller, heiterer Tag anbricht? Etwas Aehnliches empfinde ich in meiner Seele. — O, möchteſt Du auch ein Wenig von der Ruhe genießen, die mir ſeit einiger Zeit zu Theil geworden iſt, möchteſt Du, wenn Du dieſen Brief lieſt, auch ein Mal ein Wenig froh ſein, ſo wie ich es jetzt bin, da ich ihn ſchreibe. Ja, vielleicht werde ich dieſe Reiſe nach Paris, von welcher ich keinem Menſchen, ja, ſogar mir ſelbſt nicht Rechenſchaft geben kann, noch ſegnen. Nicht wegen der Freuden, die ich genoß, denn ſparſam waren ſie mir zugemeſſen: aber alle Sinne beſtätigen mir hier, was längſt mein Gefühl mir ſagte, nehmlich, daß uns die Wiſſenſchaften weder beſſer, noch glücklicher machen, und ich hoffe, daß auch das zu einer Entſchließung führen wird. O, ich kann Dir nicht beſchreiben, welchen Eindruck der erſte Anblick dieſer höchſten Sittenloſigkeit bei der höchſten Wiſſenſchaft auf mich machte. Wohin das Schickſal dieſe Nation führen wird? — Gott weiß es! Sie iſt reifer zum Untergange, als irgend eine andere europäiſche Nation. Zuweilen, wenn ich die Bibliotheken anſehe, wo in prächtigen Sälen und in prächtigen Bänden die Werke Rouſſeau's, Helvetius, Voltaire's ſtehen, denke ich: was haben ſie genutzt? Hat ein einziger ſeinen Zweck erreicht? Haben Sie das Rad aufhalten können, das unaufhaltſam ſtürzend ſeinem Abgrund entgegeneilt? O hätten alle, die gute Werke geſchrieben haben, die Hälfte von dieſem Guten gethan, es ſtünde beſſer um die Welt. Ja, ſelbſt dieſes Studium der Naturwiſſenſchaft, auf welches der ganze Geiſt der franzöſiſchen Nation mit faſt vereinten Kräften gefallen iſt, wohin wird es führen? Warum verſchwendet der Staat Millionen an alle dieſe Anſtalten zur Ausbreitung der Gelehrſamkeit? Iſt es ihm um Wahrheit zu thun? Dem Staate? Ein Staat kennt keinen anderen Vortheil, als den er nach Procenten berechnen kann. Er will die Wahrheit anwenden und worauf? Auf Künſte und

Gewerbe. Er will das Bequeme noch bequemer machen, das Sinnliche noch mehr verſinnlichen, den raffinirteſten Luxus noch mehr raffiniren. — Und wenn am Ende auch das üppigſte und verwöhnteſte Bedürfniß keinen Wunſch mehr erſinnen kann, was dann? — O, wie unbegreiflich iſt der Wille, der über der Menſchengattung waltet! Ohne Wiſſenſchaft zittern wir vor jeder Lufterſcheinung, unſer Leben iſt jedem Raubthiere ausgeſetzt, eine Giftpflanze kann uns tödten, — und ſobald wir in das Reich des Wiſſens treten, ſobald wir unſere Kenntniſſe anwenden, uns zu ſichern und zu ſchützen, gleich iſt der erſte Schritt zu dem Luxus und mit ihm zu allen Laſtern der Sinnlichkeit gethan. Denn wenn wir, zum Beiſpiel, die Wiſſenſchaften nutzen, uns vor dem Genuß giftiger Pflanzen zu hüten, warum ſollten wir ſie nicht auch nutzen, wohlſchmeckende zu ſammeln, und wo iſt nun die Grenze, hinter welcher die poulets à la Suprème und alle dieſe raffinements der franzöſiſchen Kochkunſt liegen? Und doch, — geſetzt, Rouſſeau hätte bei der Frage: ob die Wiſſenſchaften den Menſchen glücklicher gemacht haben, Recht, wenn er ſie mit Nein beantwortete, welche ſeltſamen Widerſprüche würden aus dieſer Wahrheit folgen! Denn es müßten viele Jahrtauſende vergehen, ehe ſo viele Kenntniſſe geſammelt würden, als nöthig wären, einzuſehen, daß man keine haben müßte. Alſo müßte man alle Kenntniſſe vergeſſen, den Fehler wieder gut zu machen, und ſomit finge das Elend wieder von vorn an. Denn der Menſch hat ein unwiderſprechliches Bedürfniß, ſich aufzuklären. Ohne Aufklärung iſt er nicht viel mehr als ein Thier. Sein moraliſches Bedürfniß treibt ihn zu den Wiſſenſchaften, wenn dies auch kein phyſiſches thäte. Er wäre alſo, wie Arion verdammt, ein Rad auf einen Berg zu wälzen, das, halb erhoben, immer wieder in den Abgrund ſtürzt. Auch iſt immer Licht, wo Schatten iſt, und umgekehrt. Wenn die Unwiſſenheit unſere Einfalt, unſere Unſchuld und alle Genüſſe der friedlichen Natur ſichert, ſo öffnet ſie dagegen allen Gräueln des Aberglaubens die Thore. — Wenn dagegen die Wiſſenſchaften uns in das Labyrinth des Luxus führen, ſo ſchützen ſie uns vor allen Gräueln des Aberglaubens. Jede reicht uns Tugenden und Laſter, und wir mögen am Ende aufgeklärt oder unwiſſend ſein, ſo haben wir dabei ſo viel verloren, als gewonnen. — Und ſo mögen wir am Ende thun, was wir wollen, wir thun Recht. Ja, wahrlich, wenn man überlegt, daß wir ein Leben bedürfen, um zu lernen, wie wir leben müßten, daß wir ſelbſt im Tode noch nicht ahnden, was der Himmel mit uns will, wenn Niemand den Zweck ſeines Daſeins und ſeiner Beſtimmung kennt, wenn die menſchliche Vernunft nicht hinreicht, ſich, die Seele und das Leben, und die Dinge um ſich zu begreifen, wenn man ſeit Jahrtauſenden noch zweifelt, ob es ein Recht gibt, — kann Gott von ſolchen Weſen Verantwortlichkeit fordern? Man ſage nicht, daß eine Stimme im Innern uns heimlich und deutlich anvertraue, was Recht ſei. Dieſelbe Stimme, die dem Chriſten zuruft, ſeinem Feinde zu vergeben, ruft dem Seeländer zu, ihn zu braten, — und mit Andacht ißt er ihn auf. Wenn die Ueberzeugung ſolche Thaten rechtfertigen kann, darf man ihr trauen? Was heißt das auch, Etwas Böſes thun, der Wirkung nach?

Was iſt böſe? Abſolut böſe? Tauſendfältig verknüpft und verſchlungen ſind die Dinge der Welt, jede Handlung iſt die Mutter von Millionen anderen und oft die ſchlechteſte erzeugt die beſte. — Sage mir: wer auf dieſer Erde hat ſchon etwas Böſes gethan? Etwas, das böſe wäre in alle Ewigkeit fort? Und was uns auch die Geſchichte von Nero und Attila, und Cartouche, von den Hunnen und Kreuzzügen, und der ſpaniſchen Inquiſition erzählt, ſo rollt doch dieſer Planet immer noch freundlich durch den Himmelsraum, und die Frühlinge wiederholen ſich, und die Menſchen leben, genießen und ſterben nach wie vor. — Ja, thun, was der Himmel ſichtbar, unzweifelhaft von uns fordert, das iſt genug. — Leben, ſo lange die Bruſt ſich hebt, genießen, was rund um blüht, hin und wieder etwas Gutes thun, weil das auch ein Genuß iſt, arbeiten, damit man genießen und wirken könne, Andern das Leben geben, damit ſie es wieder ſo machen und die Gattung erhalten werde, — und dann ſterben. — Dem hat der Himmel ein Geheimniß eröffnet, der das thut und weiter nichts. Freiheit, ein eigenes Haus und ein Weib, meine drei Wünſche, die ich mir beim Auf- und Untergange der Sonne wiederhole, wie ein Mönch ſeine drei Gelübde! O, um dieſen Preis will ich allen Ehrgeiz fahren laſſen, und alle Pracht der Reichen und allen Ruhm der Gelehrten. Nachruhm! Was iſt das für ein ſeltſames Ding, das man erſt genießen kann, wenn man nicht mehr iſt? O, über den Irrthum, der die Menſchen um zwei Leben betrügt, der ſie ſelbſt im Tode noch äfft? Denn wer kennt die Namen der Magier und ihrer Weisheit? Wer wird nach Jahrtauſenden von uns und unſerm Ruhme reden? Was wiſſen Aſien und Afrika und Amerika von unſeren Genien? Und nun die Planeten? Und die Sonnen? Und die Milchſtraße? Und die Nebelſtraße? — Ja, unſinnig iſt es, wenn wir nicht gerade für die Quadratruthe leben, auf welcher, und für den Augenblick, in welchem wir uns befinden. Genießen, das iſt der Preis des Lebens! Wenn wir ſeiner niemals froh werden, können wir nicht mit Recht den Schöpfer fragen: Warum gabſt du es mir? Lebensgenuß ſeinen Geſchöpfen geben, das iſt die Verpflichtung des Himmels; die Verpflichtung des Menſchen iſt, ihn zu verdienen! Es liegt eine Schuld auf dem Menſchen, etwas Gutes zu thun, verſtehe mich recht, ohne figürlich zu reden, ſchlechthin zu thun. Ich werde das immer deutlicher und deutlicher einſehen, immer lebhafter und lebhafter fühlen lernen, bis Vernunft und Herz mit aller Gewalt meiner Seele einen Entſchluß bewirken. Sei ruhig bis dahin. Ich bedarf Zeit, denn ich bedarf Gewißheit und Sicherheit in der Seele zu dem Schritte, der die ganze Bahn der Zukunft beſtimmen ſoll. Ich will mich nicht mehr übereilen. Thue ich es noch einmal, ſo iſt es das letzte Mal! Denn ich verachte entweder alsdann meine Seele oder die Erde, und trenne ſie. Aber ſei ruhig, ich werde mich nicht übereilen. Dürfte ich auf meine eigene Bildung keine Kräfte verſchwenden, ſo würde ich vielleicht ſchon jetzt wählen. Aber noch fühle ich meine eigenen Blößen. Ich habe den Lauf meiner Studien plötzlich unterbrochen, und werde das Verſäumte hier nachholen; aber nicht mehr blos um der Wahrheit willen, ſondern für einen menſchenfreundlichern Zweck.

Erlaſſe es mir, mich deutlicher zu erklären. Ich bin noch nicht beſtimmt, und ein geſchriebenes Wort iſt ewig. Aber hoffe das Beſte. Ich werde Dich endlich einmal erfreuen, und Deine Sorge ſei es, mir die Innigkeit Deiner Liebe auch zu bewahren, ohne welche ich in Deinen Armen niemals glücklich ſein würde. Kein Tag möge vergehen, ohne mich zu ſehen. Du kannſt mich leicht finden, wenn Du in die Gartenlaube, oder an den Bach gehſt, der aus den Linden in die Oder fließt. — So möge die Vergangenheit und die Zukunft Dir die Gegenwart verſüßen, ſo mögeſt Du träumend glücklich ſein, bis — bis, — — ja, wer könnte das ausſprechen? — Lebe wohl! — —

N. S. Grüße Deine Eltern. — Sage mir, warum bin ich unruhig, ſo oft ich an ſie denke, und doch nicht, wenn ich an Dich denke? Das macht, weil wir uns verſtehen. — O, möchte die ganze Welt in mein Herz ſehen! Grüße ſie, und ſage ihnen, daß ich ſie ehre, ſie mögen von mir denken, was ſie wollen, und ſchreibe bald. — Ich habe Dir von Paris aus ſchon ein Mal geſchrieben! aber nicht mehr poste restante, ſondern, dans la rue Royer No. 21.

17.

Paris, den 16. Auguſt 1801.

Empfangen Sie, goldne Schweſter, zum Lohne für Ihre lieben, in Karls Schreiben eingeſchloſſenen Worte, dieſen Brief aus Paris. Sie beneiden mich, wie es ſcheint, um meinen Aufenthalt und wünſchen an meiner Stelle zu ſein. Wenn Sie mir folgen wollen, will ich Ihren Geiſt in die Nähe der Couliſſen führen, die, aus der Ferne betrachtet, ſo reizend ſcheinen. Aber erſchrecken müſſen Sie nicht, wenn Sie die Geſtalten ein wenig mit Farben überladen und ein wenig grob gezeichnet finden.

Denken Sie ſich in der Mitte von drei Hügeln, auf einem Flächenraum von ungefähr einer Quadratmeile, einen Haufen von übereinandergeſchobenen Häuſern, welche ſchmal in die Höhe wachſen, gleichſam den Boden zu vervielfachen, denken Sie ſich alle dieſe Häuſer durchgängig von jener blaſſen, matten Modefarbe, welche man weder gelb noch grau nennen kann, und unter ihnen einige ſchöne, edle, aber einzeln in der Stadt zerſtreut, denken Sie ſich enge, krumme, ſtinkende Straßen, in welchen oft an einem Tage Koth mit Staub und Staub mit Koth abwechſeln, denken Sie ſich endlich einen Strom, der, wie mancher fremde Jüngling, rein und klar in dieſe Stadt tritt, aber ſchmutzig und mit tauſend Unrath geſchwängert, ſie verläßt, und der faſt in gerader Linie ſie durchſchneidet, als wollte er den ekelhaften Ort, in welchen er ſich verirrte, ſchnell auf dem kürzeſten Wege durcheilen, — denken Sie ſich alle dieſe Züge in einem Bilde, und Sie haben ohngefähr das Bild von einer Stadt deren Aufenthalt Ihnen ſo reizend ſcheint.

Verrath, Mord und Diebſtahl ſind hier ganz unbedeutende Dinge, deren Nachricht Niemand afficirt. Ein Ehebruch des Vaters mit der Tochter, des Sohnes mit der Mutter, ein Todtſchlag unter Freunden und Anverwandten ſind Dinge, die täglich vorkommen, und die der Nachbar kaum des Anhörens würdigt. Kürzlich wurden einer Frau 50,000 Thaler geſtohlen, faſt täglich fallen Mordthaten vor, ja vor einigen Tagen ſtarb eine ganze Familie an der Vergiftung; aber das Alles iſt das langweiligſte Ding von der Welt, bei deſſen Erzählung ſich Jedermann ennuyirt. Auch iſt es etwas ganz Gewöhnliches, einen todten Körper in der Seine oder auf der Straße zu finden. Ein ſolcher wird dann in ein an dem Pont St. Michel dazu beſtimmtes Gewölbe geworfen, wo immer ein ganzer Haufe übereinander liegt, damit die Anverwandten, wenn ein Mitglied aus ihrer Mitte fehlt, hinkommen, und es finden mögen. Jedes Nationalfeſt koſtet im Durchſchnitt zehn Menſchen das Leben. Das ſieht man oft mit Gewißheit vorher, ohne darum dem Unglück vorzubeugen. Bei dem Friedensfeſt am 14. Juli ſtieg in der Nacht ein Ballon mit einem eiſernen Reifen in die Höhe, an welchem ein Feuerwerk befeſtigt war, das in der Luft abbrennen, und dann den Ballon entzünden ſollte. Das Schauſpiel war ſchön; aber es war vorauszuſehen, daß, wenn der Ballen in Feuer aufgegangen war, der Reifen auf ein Feld fallen würde, das vollgepfropft von Menſchen war. Aber ein Menſchenleben iſt hier ein Ding, von welchem man 800,000 Exemplare hat. Der Ballon ſtieg, der Reifen fiel, ein Paar ſchlug er todt, weiter war es nichts.

Zwei Antipoden können einander nicht fremder und unbekannter ſein, als zwei Nachbarn von Paris, und ein armer Fremdling kann ſich gar an Niemand knüpfen, Niemand knüpft ſich an ihn. Zuweilen gehe ich durch die langen, krummen, engen, ſchmutzigen, ſtinkenden Straßen, ich winde mich durch einen Haufen Menſchen, welche ſchreien, laufen, keuchen, einander ſchieben, ſtoßen, umdrehen, ohne es übel zu nehmen, ich ſehe Einen fragend an, er ſieht mich wieder an, ich frage ihn ein Paar Worte, er antwortet mir höflich, ich werde warm, er ennuyirt ſich, wir ſind einander herzlich ſatt, er empfiehlt ſich, ich verbeuge mich, und wir haben einander vergeſſen, ſo bald wir um die Ecke ſind. Geſchwind laufe ich nach dem Louvre und erwärme mich an dem Marmor, an dem Apoll von Belvedere, an der mediceiſchen Venus, oder trete unter die italieniſchen Tableaus, wo Menſchen auf Leinwand gemalt ſind. — Uebrigens muß man geſtehen, daß es vielleicht nirgends Unterhaltung gibt, als unter den Franzoſen. Man nenne einem Deutſchen ein Wort, oder zeige ihm ein Ding, darauf wird er kleben bleiben, er wird es tauſendmal mit ſeinem Geiſte anfaſſen, drehen und wenden, bis er es von allen Seiten kennt, und Alles, was ſich davon ſagen läßt, erſchöpft hat. Dagegen iſt der zweite Gedanke über ein und daſſelbe Ding dem Franzoſen langweilig. Er ſpringt von dem Wetter auf die Mode, von der Mode auf das Herz, von dem Herzen auf die Kunſt, gewinnt jedem Dinge die intereſſante Seite ab, ſpricht mit Ernſt von dem Lächerlichen, lachend von dem Ernſthaften, und wenn man dann eine Viertelſtunde zugehört hat, iſt es, als ob man in einen Guckkaſten geſehen hätte. Man verſuche es, ſeinen Geiſt zwei Minuten lang an einen heiligen Gegenſtand zu feſſeln: er wird das Geſpräch kurzweg mit einem ah bah! abbrechen. Der Deutſche ſpricht mit Verſtand, der Franzoſe mit Witz. Das Geſpräch des Erſteren iſt mir eine Reiſe zum Nutzen, das Geſpräch des Anderen wie ein Spaziergang zum Vergnügen. Der Deutſche geht um das Ding herum, der Franzoſe fängt den Lichtſtrahl auf, den es ihm zuwirft, und geht vorüber.

Zwei Reiſende, die zu zwei verſchiedenen Zeiten nach Paris kommen, ſehen zwei ganz verſchiedene Menſchenarten. Ein Aprilmonat kann kaum ſo ſchnell mit der Witterung wechſeln, als die Franzoſen mit der Kleidung. Bald iſt ein Rock zu eng für Einen, bald iſt er groß genug für Zwei, und ein Kleid, das ſie heute einen Schlafrock nennen, tragen ſie morgen zum Tanze, und umgekehrt. Dabei ſitzt ihnen der Hintere bald unter dem Kopfe, bald über den Hacken, bald haben ſie kurze Arme, bald keine Hände, die Füße ſcheinen bald einem Hottentotten, bald einem Sineſen anzugehören, und die Philoſophen mögen uns von der Menſchengattung erzählen, was ſie wollen, in Frankreich gleicht jede Generation weder der, von welcher ſie abſtammt, noch der, welche ihr folgt.

Seltſam iſt die Verachtung, in welcher der franzöſiſche Soldat bei dem franzöſiſchen Bürger ſteht. Wenn man die Sieger von Marengo mit den Siegern von Marathon, und ſelbſt mit den Ueberwundenen von Cannä vergleicht, muß man geſtehen, daß ihnen ein trauriges Schickſal geworden iſt. Von allen Geſellſchaften, die man hier du ton nennt, ſind die franzöſiſchen Helden ausgeſchloſſen. Warum? Weil ſie nicht artig genug ſind. Denn dem Franzoſen iſt es nicht genug, daß der Menſch eine große, ſtarke, erhabene Seele zeige, er will auch, daß er ſich zierlich betrage, und ein Offizier möge eine That begangen haben, die Bayards oder Türenne's würdig wäre, ſo iſt das hinreichend, von ihm zu ſprechen, ihn zu loben und zu rühmen; nicht aber mit ihm in Geſellſchaft zu ſein. Tanzen ſoll er, er ſoll wenigſtens die 4 franzöſiſchen Poſitionen und die 15 Formeln kennen, die man hier Höflichkeiten nennt, und ſelbſt Achilles und Hektor würden hier kalt empfangen werden, weil ſie keine éducation hatten und nicht amusant genug waren.

Eine ganz raſende Sucht nach Vergnügungen verfolgt die Franzoſen und treibt ſie von einem Orte zum andern. Sie ziehen den ganzen Tag mit allen ihren Sinnen auf die Jagd, den Genuß zu fangen, und kehren nicht eher heim, als bis die Jagdtaſche bis zum Ekel angefüllt iſt. Ganze Haufen von Affichen laden überall den Einwohner und den Fremdling zu Feſten ein. An allen Ecken und Straßen und auf allen öffentlichen Plätzen ſchreit irgend ein Poſſenreißer ſeine Künſte aus, und ladet die Vorübergehenden vor ſeinen Guckkaſten, oder feſſelt ſie wenigſtens auf ein paar Minuten durch ſeine Sprünge und Faxen. Selbſt mit dem Schauſpiele oder mit der Oper, die um 11 Uhr ſchließt, iſt die Jagd noch nicht beendigt. Alles ſtrömt nun nach öffentlichen Orten, der gemeinere Theil in das palais royal und in die Kaffeehäuſer, wo entweder ein Concert von Blinden oder ein Bauchredner, oder irgend ein anderer Harlekin die Geſellſchaft auf Koſten des Wirthes vergnügt, der vornehmere Theil nach Frascati, oder dem pavillon d'Hannovre, zwei fürſtlichen Hotels, welche ſeit der Emigration ihrer Beſitzer das Eigenthum ihrer Köche geworden ſind. Da wird denn der letzte Tropfen aus dem Becher der Freude wollüſtig eingeſchlürft: eine prächtige Gruppe von Gemächern, die luxuriöſeſten Getränke, ein ſchöner Garten, eine Illumination und ein Feuerwerk, — denn nichts hat der Franzoſe lieber, als wenn man ihm die Augen verblendet.

Das ſind die Vergnügungen dieſer Stadt. Iſt es nicht entzückend, iſt es nicht beneidenswürdig, ſo viel zu genießen? Ach, zuweilen, wenn ich dem Fluge einer Rakete nachſehe, oder in den Schein einer Lampe blicke, oder ein künſtliches Eis auf meiner Zunge zergehen laſſe, und mich frage: genießeſt Du —? Fühle ich mich ſo leer, ſo arm, bewegen ſich die Wünſche ſo unruhig, treibt es mich fort aus dem Getümmel unter den Himmel der Nacht, wo die Milchſtraße und die Nebelflecken dämmern. —

Ja, zuweilen, wenn ich einmal einen Tag dem widmete, mit dem Haufen auf dieſe Jagd zu ziehen, die man doch auch kennen lernen muß, wenn ich dann, ohne Beute, ermüdet zurückkehre, und ſtill ſtehe auf dem pont-neuf, über dem Seineſtrom, dieſen einzigen ſchmalen Streifen Natur, der ſich in die unnatürliche Stadt verirrte, habe ich eine unausſprechliche Sehnſucht hinzufliegen, nach jener Höhe, welche bläulich in der Ferne dämmert, und alle dieſe Dächer und Schornſteine aus dem Auge zu verlieren, und nichts zu ſehen, als rund um den Himmel. Aber gibt es einen Ort, in der Gegend dieſer Stadt, wo man ihrer nicht gewahr würde? —

Ueberdrüſſig aller dieſer Feuerwerke und Illuminationen, und Schauſpiele und Poſſenreißereien hat ein Franzoſe den Einfall gehabt, den Einwohnern von Paris ein Vergnügen ganz neuer Art zu bereiten, nämlich das Vergnügen an der Natur. Der Landgraf von Heſſen-Kaſſel hat ſich auf der Wilhelmshöhe eine gothiſche Ritterburg und der Churfürſt von der Pfalz in Schwetzingen eine türkiſche Moſchee erbaut. Sie beſuchen zuweilen dieſe Orte, beobachten die fremden Gebräuche und verſetzen ſich ſo in Verhältniſſe, von welchen ſie durch Zeit und Raum getrennt ſind. Auf eine ähnliche Art hat man hier in Paris die Natur nachgeahmt, von welcher die Franzoſen weiter, als der Landgraf von der Ritterzeit und der Churfürſt von der Türkei entfernt ſind. Von Zeit zu Zeit verläßt man die matte, fade, ſtinkende Stadt und geht in die — Vorſtadt, die große einfältige, rührende Natur zu genießen. Man bezahlt im hameau de Chantilly, am Eingange 20 Sols für die Erlaubniß, einen Tag in patriarchaliſcher Simplicität zu durchleben. Arm in Arm wandert man, ſo natürlich, wie möglich, über Wieſen, an dem Ufer der Seen, unter dem

Schatten der Erlen, hundert Schritte lang, bis an die Mauern, wo die Unnatur anfängt, — dann kehrt man wieder um. Gegen die Mittagszeit, das heißt, um 5 Uhr, ſucht jeder ſich eine Hütte, der Eine die Hütte eines Fiſchers, der Andere die eines Jägers, Schiffers, Schäfers u. ſ. w., jede mit den Inſignien der Arbeit und einem Namen bezeichnet, welchen der Bewohner führt, ſo lange er ſich darin aufhält. Funfzig Lakaien; aber ganz natürlich gekleidet, ſpringen umher, die Schäfer- oder die Schiffer-Familien zu bedienen. Die raffinirteſten Speiſen und die feinſten Weine werden aufgetragen; aber in hölzernen Näpfen und in irdenen Gefäßen, und damit nichts der Täuſchung fehle, ißt man mit Löffeln von Zinn. Gegen Abend ſchifft man ſich zu zwei und zwei ein, und fährt, unter ländlicher Muſik, eine Stunde lang ſpazieren, auf einem See, welcher zwanzig Schritte im Durchmeſſer hat. Dann iſt es Nacht, ein Bett unter freiem Himmel beſchließt das romantiſche Feſt, und jeder eilt aus der Natur wieder in die Unnatur hinein. — Große, ſtille, feierliche Natur, du, die Cathedrale der Gottheit, deren Gewölbe der Himmel, deren Säulen die Alpen, deren Kronleuchter die Sterne, deren Chorknaben die Jahreszeiten ſind, welche Düfte ſchwingen, in den Rauchfäſſern der Blumen, gegen die Altäre der Felder, an welchen Gott Meſſe lieſt und Freuden austheilt, zum Abendmahl unter Kirchenmuſik, welche die Ströme und die Gewitter rauſchen, indeſſen die Seelen entzückt ihre Genüſſe an dem Roſenkranze der Erinnerung zählen. So ſpielt man mit Dir! —

Zwei waren doch an dieſem Abend in dem hameau de Chantilly, welche genoſſen, nämlich ein Jüngling und ein Mädchen, welche, ohne zu tanzen, dem Spiele in einiger Entfernung zuſahen. Sie ſaßen unter dem Dunkel der Bäume, nur matt von den Lampen des Tanzplatzes erleuchtet, — nebeneinander, verſteht ſich; und ob ſie gleich niemals lachten, ſchienen ſie doch ſo vergnügt, daß ich mich ſelbſt an ihrer Freude erfreute, und mich hinter ſie ſetzte in der Ferne, wo ſie mich nicht ſahen. Sie hatten beide die nachbarlichen Arme auf das Geländer gelehnt, das ihren Rücken halb deckte. Das geſchah aber blos, um ſich zu ſtützen. Die Kante war ſchmal; und die warmen Hände mußten einander zuweilen berühren. Das geſchah aber ſo unmerklich, daß es Niemand ſah. Sie ſahen ſich meiſt an, und ſprachen wenig, oder viel, wie man will. Wenn ſie mit eigentlichen Worten ſprachen, war es ein Laut, wie wenn eine Silberpappel im Winde zittert. Dabei neigten ſie einander mehr die Wangen, als das Ohr zu, und es ſchien, als ob es ihnen mehr um den Athem, als um den Laut zu thun wäre. Ihr Antlitz glühte wie ein Wunſch. — Zuweilen ſahen ſie mit feuchten Blicken, träumend in den Schein der Lampen. — Es ſchien, als folgten ſie der Muſik in ein unbekanntes Land, — denn, ſchüchtern, mit einemmale, zählten ſie die Menſchen und wogen ihre Mienen. — Als ſie mich erblickten, warfen ſie ihre Augen auf den Boden, als ob ſie ihn ſuchten, — da ſtand ich auf, und ging weg. —

Wohin? Fragen Sie das? Nach Frankfurt ging ich. —

Ich wüßte nichts mehr hinzuzuſetzen. Leben Sie wohl und behalten Sie lieb Ihren Freund,

H. K.

N. S. Weil doch kein Blatt unbeſchrieben die Reiſe von Paris nach Frankfurt machen ſoll, ſo ſchreibe ich Ihnen noch ein Paar Moden. Das iſt Ihnen doch lieb? Binden Sie die Bänder Ihrer Haube ſo, von den Ohren an die Kante der Wangen entlang, daß die Schleiſe gerade die Mitte des Kinns ſchmückt — oder werfen Sie, wenn Sie ausgeben, den Schleier, der an Ihrem Haupte befeſtigt iſt, ſo um das Haupt Ihrer Schweſter, daß er à l'inséparable beide bedeckt — und Sie ſehen aus wie eine Pariſer Dame au dernier gout.

18.

Paris, den 10. October 1801.

Liebe Wilhelmine! Alſo mein Brief hat Dir ſo viel Freude gemacht? Möge Dir auch dieſer, unter ſo viel trüben Tagen, ein Paar frohe Stunden ſchenken! Andere beglücken, es iſt das reinſte Glück auf dieſer Erde. Nur ſchwer iſt es, wenn wir ſelbſt nicht glücklich ſind, und Andere gerade in unſer Glück das Ihrige ſetzen. Indeſſen fühle ich mich wirklich von Tage zu Tage heiterer und hoffe, daß mir endlich die Natur auch einmal das Maas von Glück zumeſſen wird, das ſie allen Weſen ſchuldig iſt. Auf welchem Wege ich es ſuchen ſoll, darüber bin ich noch nicht einig, obgleich ſich mein Herz faſt überwiegend immer zu einem neigt. Aber ob auch Dein Herz ſich dazu neigen wird? Da bin ich faſt ſchüchtern in der Mittheilung. Nur, wenn ich denke, daß Du meine Freundin biſt, ſchwindet alle Zurückhaltung, und darum will ich Dir die mancherlei Gedanken, die meine Seele jetzt für die Zukunft bearbeitet, mittheilen.

Ein großes Bedürfniß iſt in mir rege geworden, ohne deſſen Befriedigung ich niemals glücklich ſein werde: es iſt dieſes: etwas Gutes zu thun! Ich glaube feſt, daß dieſes Bedürfniß bis jetzt immer meiner Trauer dunkel zum Grunde lag, und daß ich mich jetzt ſeiner blos deutlich bewußt worden bin. Es liegt eine Schuld auf dem Menſchen, die, wie eine Ehrenſchuld, jeden, der Ehrgefühl hat, unaufhörlich mahnt. Vielleicht kannſt Du Dir, wie dringend dieſes Bedürfniß iſt, nicht lebhaft vorſtellen. Aber das kommt, weil Dein Geſchlecht ein leidendes iſt. Beſonders, ſeit dem mich die Wiſſenſchaften gar nicht mehr befriedigen, iſt dieſes Bedürfniß in mir rege geworden. Kurz, es ſteht feſt beſchloſſen in meiner Seele: ich will dieſe Schuld abtragen.

Wenn ich mich nun umſehe in der Welt und frage: wo gibt es etwas Gutes zu thun? Darauf weiß ich nur eine einzige Antwort. Es ſcheint allerdings für ein thatenlechzendes Herz zunächſt rathſam, ſich einen großen Wirkungskreis zu ſuchen; aber, aber, — Du mußt, was ich Dir auch ſagen werde, mich nicht mehr nach dem Maaßſtabe der Welt beurtheilen.

Eine Reihe von Jahren, in welchen ich über die Welt im Großen frei denken konnte, hat mich dem, was die Menſchen Welt nennen, ſehr unähnlich gemacht. Manches, was die Menſchen ehrwürdig nennen, iſt es mir nicht, Vieles, was ihnen verächtlich ſcheint, iſt es mir nicht. Ich trage eine innere Vorſchrift in meiner Bruſt, gegen welche alle äußere, und wenn ſie ein König unterſchrieben hätte, nichtswürdig ſind. Daher fühle ich mich ganz unfähig, mich in irgend ein conventionelles Verhältniß zu paſſen. Ich finde viele ihrer Einrichtungen ſo wenig meinem Sinne gemäß, daß es mir unmöglich wäre, zu ihrer Erhaltung oder Ausbildung mit zu wirken. Dabei wüßte ich doch oft nichts Beſſeres an ihre Stelle zu ſetzen. Ach, es iſt ſo ſchwer, zu beſtimmen, was gut iſt, der Wirkung nach. Selbſt manche von jenen Thaten, welche die Geſchichte bewundert, waren ſie gut in dieſem reinen Sinne? Iſt nicht oft ein Mann, der einem Volke nützlich iſt, verderblich für zehn andere? — Ich kann Dir dies Alles gar nicht aufſchreiben, denn das iſt ein endloſes Thema. — Ich wäre auch in einer ſolchen Lage nicht glücklich. Doch das ſollte mich noch nicht abhalten, hineinzutreten, wüßte ich nur etwas wahrhaft Gutes, etwas, das mit meinen inneren Forderungen übereinſtimmt, zu leiſten. Dazu kommt, daß mir auch, vielleicht durch meine eigene Schuld, die Möglichkeit, eine neue Laufbahn in meinem Vaterlande zu betreten, benommen iſt. Wenigſtens würde ich kaum ohne Erniedrigung, nachdem ich zweimal Ehrenſtellen ausgeſchlagen habe, wieder ſelbſt darum anhalten können. Und doch würde ich dieſes ſaure Mittel nicht ſcheuen, wenn es mich nur, zum Lohne, an meinen Zweck führte. Die Wiſſenſchaften habe ich ganz aufgegeben. Ich kann Dir nicht beſchreiben, wie ekelhaft mir ein wiſſender Menſch iſt, wenn ich ihn mit einem handelnden vergleiche. Kenntniſſe, wenn ſie noch einen Werth haben, ſo iſt es nur, wenn ſie vorbereiten zum Handeln. Aber auch unſere Gelehrten, kommen ſie wohl, vor allem Vorbereiten, zum Zwecke? Sie ſchleifen unaufhörlich die Klinge, ohne ſie zu gebrauchen, ſie lernen und lernen, und haben niemals Zeit, die Hauptſache zu thun. — Unter dieſen Umſtänden in mein Vaterland zurückzukehren, kann unmöglich rathſam ſein. Ja, wenn ich mich über alle Urtheile hinwegſetzen könnte, wenn mir ein grünes Häuschen beſcheert wäre, das mich und Dich empfinge. — Du wirſt mich wegen dieſer Abhängigkeit vom Urtheile Anderer ſchwach nennen, und ich muß Dir darin Recht geben, ſo unerträglich mir das Gefühl auch iſt. Ich ſelbſt freilich habe durch einige ſeltſame Schritte die Erwartung der Menſchen gereizt. Und was ſoll ich nun antworten, wenn ſie die Erfüllung von mir fordern? Und warum ſoll ich gerade ihre Erwartung erfüllen? Es iſt mir zur Laſt. — Es mag wahr ſein, daß ich eine Art von verunglücktem Genie bin, wenn auch nicht in ihrem Sinne verunglückt, doch in dem meinen. Kenntniſſe, was ſind ſie? Und wenn Tauſende mich darin überträfen, übertreffen ſie mein Herz? Aber davon halten ſie nicht viel. Ohne ein Amt in meinem Vaterlande zu leben, könnte ich jetzt ſchon wegen meiner Vermögensumſtände faſt nicht mehr.

Wie viele traurige Vorſtellungen ängſtigen mich unaufhörlich, und Du willſt, ich ſoll Dir vergnügt ſchreiben? Und doch, — habe noch ein wenig Geduld. Vielleicht, wenn der Anfang dieſes Briefes nicht erfreulich iſt, iſt es ſein Ende. Nahrungsſorgen für mich allein ſind es nicht eigentlich, die mich ängſtigen, denn, wenn ich mich an das Bücherſchreiben machen wollte, könnte ich mehr, als ich bedarf, verdienen. Aber Bücherſchreiben für Geld? — nichts davon. Ich habe mir, da ich unter den Menſchen dieſer Stadt ſo wenig für mein Bedürfniß finde, in einſamer Stunde, denn ich gebe wenig aus, ein Ideal ausgearbeitet. Aber ich begreife nicht, wie ein Dichter das Kind ſeiner Liebe einem ſo rohen Haufen, wie die Menſchen ſind, übergeben kann. Baſtard nennen ſie es. Dich wollte ich wohl in das Gewölbe führen, wo ich mein Kind, wie eine veſtaliſche Prieſterin das ihrige, heimlich aufbewahre bei dem Schein der Lampe. Alſo aus dieſem Erwerbszweige wird nichts. Ich verachte ihn aus vielen Gründen, und das iſt genug. Nie in meinem Leben, und wenn das Schickſal noch ſo ſehr drängte, werde ich etwas thun, das meinen inneren Forderungen, ſei es auch noch ſo leiſe, widerſpräche. — Nun komme ich auf das Erfreuliche. Faſſe Muth, ſieh mein Bild an, und küſſe es. Da ſchwebt mir unaufhörlich ein Gedanke vor meiner Seele; aber wie werde ich ihn ausſprechen, damit er Dir heiliger Ernſt und nicht kindiſch-träumeriſch erſcheine? Ein Ausweg bleibt mir übrig, zu dem mich zugleich Neigung und Nothwendigkeit führen. Weißt Du, was die alten Männer thun, wenn ſie funfzig Jahre lang um Reichthümer und Ehrenſtellen gebuhlt haben? Sie laſſen ſich auf einen Heerd nieder und bebauen ein Feld. Dann, und dann erſt nennen ſie ſich weiſe! — Sage mir, könnte man nicht klüger ſein, und früher dahin gehen, wohin man am Ende doch ſoll? Unter den perſiſchen Magiern gab es ein religiöſes Geſetz: ein Menſch könne nichts der Gottheit wohlgefälligeres thun, als dieſes: ein Feld zu bebauen, einen Baum zu pflanzen und ein Kind zu zeugen. Das nenne ich Weisheit, und keine Wahrheit hat noch ſo tief in meine Seele gegriffen, als dieſe: das ſoll ich thun, das weiß ich beſtimmt! — Welch ein unſägliches Glück mag in dem Bewußtſein liegen, ſeine Beſtimmung ganz nach dem Willen der Natur zu erfüllen! Ruhe vor den Leidenſchaften! Der unſelige Ehrgeiz iſt ein

Gift für alle Freuden! Darum will ich mich losreißen von allen Verhältniſſen, die mich unaufhörlich zwingen, zu ſtreben, zu beneiden, zu wetteifern. Denn nur in der Welt iſt es ſchmerzhaft, wenig zu ſein, außer ihr nicht. Was meinſt Du? Ich habe noch etwas Vermögen, doch wird es hinreichen, mir etwa in der Schweiz einen Bauerhof zu kaufen, der mich ernähren kann, wenn ich ſelbſt arbeite. Ich habe Dir das ſo trocken hingeſchrieben, weil ich Dich durch Deine Phantaſie nicht beſtechen wollte. Denn ſonſt gibt es keine Lage, die für ein reines Herz ſo überſchwenglich reich an Genüſſen wäre, als dieſe — Die Romane haben unſern Sinn verdorben. Durch ſie hat das Heilige aufgehört heilig zu ſein, und das reinſte, menſchlichſte, einfältigſte Glück iſt zu einer bloſen Träumerei herabgewürdigt worden. Doch, wie geſagt, ich will Deine Phantaſie nicht beſtechen. Ich will die ſchöne Seite dieſes Kaufs nicht berühren, und dies einem künftigen Briefe aufbewahren, wenn Du Geſchmack an dieſem Gedanken finden kannſt. Für jetzt prüfe blos mit Deiner Vernunft. Ich will im eigentlichen Verſtande ein Bauer werden, mit einem etwas wohlklingenderen Worte, ein Landmann. — Was meine Familie und die Welt dagegen einwenden möchte, wird mich nicht irre führen. Jeder hat ſeine eigene Art, glücklich zu ſein, und Niemand darf verlangen, daß man es in der ſeinigen ſei. Was ich thue, iſt nichts Böſes, und die Menſchen mögen über mich ſpötteln, ſo viel ſie wollen, heimlich in ihrem Herzen werden ſie mich ehren müſſen. Doch, wenn auch das nicht wäre, ich ſelbſt ehre mich. Meine Vernunft will es ſo, und das iſt genug.

Aber nun, wenn ich dieſe Forderung meiner Vernunft erfülle, wenn ich mir ein Landgut kaufe, bleibt mir dann kein Wunſch mehr übrig? Fehlt mir dann nichts mehr? Fehlt mir nicht noch ein Weib? Und gibt es ein anderes für mich, als Du? Wenn es möglich wäre, wenn Deine Begriffe von Glück hier mit den meinigen zuſammenfielen! Denke die heiligen Augenblicke, die wir durchleben könnten. Doch nichts davon für jetzt. Denke jetzt nur an das, was Dir in dieſer Lage vielleicht weniger reizend ſcheinen möchte. Denke an das Geſchäft, das Dir anheim fiele; aber, denke auch an die Liebe, die es belohnen wird. Viele Hinderniſſe ſchrecken mich faſt zurück: aber, wenn es möglich wäre, ſie zu überſteigen! — Ich fühle, daß es unbeſcheiden iſt, ein ſolches Opfer von Dir zu verlangen. Aber, wenn Du mir es ſelbſt bringen könnteſt! Deine Erziehung, Deine Seele, Dein ganzes bisheriges Leben iſt von der Art, daß es einen ſolchen Schritt nicht unmöglich macht. Indeſſen, vielleicht iſt es doch anders! Aengſtige Dich darum nicht. Ich habe kein Recht auf ſolche Aufopferungen, und wenn Du dieſe mir verweigerſt, werde ich darum an Deiner Liebe nicht zweifeln. Indeſſen liebes Mädchen, weiß ich faſt keinen anderen Ausweg. Ich habe mit Ulriken häufig meine Lage und die Zukunft überlegt, und das Mädchen that alles Mögliche, mich, wie ſie es nennt, auf den rechten Weg zurück zu führen. Aber das iſt das Uebel, daß jeder ſeinen Weg für den rechten hält. Wenn Du einſtimmen kannſt in meinen innigſten Wunſch, dann will ich Dir zeigen, welch ein Glück uns bevorſteht, an das kein anderes reicht. Dann erwarte einen froheren Brief von mir. Wenn ein ſolcher Schritt wirklich Dein Glück begründen könnte, wird auch Dein Vater nichts dagegen einwenden. Antworte mir bald. Mein Plan iſt, den Winter noch in dieſer traurigen Stadt zuzubringen, auf das Frühjahr nach der Schweiz zu reiſen und mir ein Oertchen auszuſuchen, wo es Dir und mir und unſern Kindern einſt wohlgefallen könnte. Ich muß dieſen Brief auf die Poſt tragen, denn mit Sehnſucht ſehe ich Deiner Antwort entgegen.

H. K.

19.

Paris, den 27. October 1801.

Liebe Wilhelmine! Du wirſt ohne Zweifel ſchon meinen letzten Brief, in welchem ich Dir meinen Plan für die Zukunft mittheilte, mich in der Schweiz anzukaufen, empfangen haben. Was ſagſt Du dazu? Freiheit, die edelſte Art der Arbeit, ein Eigenthum, ein Weib! Für mich iſt kein Loos wünſchenswerther, als dies. Aber auch für Dich? Stelle Dir Deine Lage nicht ſo reizlos vor! Sie iſt es freilich für jeden, dem der rechte Sinn fehlt. Aber darf ich dies von Dir fürchten? Biſt Du an Pracht und Verſchwendung gewöhnt? Sind die Vergnügungen des Stadtlebens nicht auch flache Freude für Dich? Kann Deine Seele ſie genießen? Und bleibt nicht immer noch ein Wunſch unerfüllt, den nur allein eine ſolche Zukunft, wie ich ſie Dir bereite, erfüllen kann? Ich habe, Deine Einbildungskraft nicht zu beſtechen, in meinem letzten Briefe Dich gebeten, für die erſte Zeit meinen Plan von ſeiner weniger reizenden Seite zu prüfen. Aber nun ſtelle Dir auch einmal ſeine reizende vor, und wenn Du mit dem rechten Sinn Vortheile und Nachtheile abwägſt, o tief, tief ſinkt die Schaale des Glückes! Höre mich an, oder vielmehr, beantworte mir die eine Frage: Welches iſt das höchſte Bedürfniß des Weibes? Ich müßte mich ſehr irren, wenn Du anders antworten könnteſt, als: Die Liebe ihres Mannes. Und nun ſage mir, ob irgend eine Lage die Genüſſe der Liebe ſo erhöhen, ob irgend ein Verhältniß zwei Herzen ſo fähig machen kann, Liebe zu geben und Liebe zu empfangen, als ein ſtilles Landleben? Glaubſt Du, daß ſich die Leute in der Stadt lieben? Ja, ich glaube es, aber nur in der Zeit, wo ſie nichts Beſſeres zu thun wiſſen. Der Mann hat ein Amt, er ſtrebt nach Reichthum und Ehre, das koſtet ihm Zeit. Es würde ihm zwar noch einige für die Liebe übrig bleiben; aber er hat Freunde, er liebt Vergnügungen, das koſtet ihm Zeit. Es würde ihm zwar noch einige für die Liebe übrig bleiben; aber, wenn er in ſeinem Hauſe iſt, iſt ſein zerſtreuter Geiſt außer demſelben, und ſo bleiben nur ein Paar Stunden übrig, in welchen er ſeinem Weibe ein Paar karge Opfer bringt. Etwas Aehnliches gilt von dem Weibe, und das iſt ein Grund, warum ich das Stadtleben fürchte! Aber, nun das Landleben! Der Mann arbeitet: für wen? für ſein Weib. Er ruht aus; wo? bei ſeinem Weibe. Er geht in die Einſamkeit: wohin? zu ſeinem Weibe. Er geht in Geſellſchaft: wohin? zu ſeinem Weibe. Er trauert; wo? bei ſeinem Weibe. Er vergnügt ſich: wo? bei ſeinem Weibe. Das Weib iſt ihm Alles! — und wenn ein Mädchen ein ſolches Loos ziehen kann, wird ſie ſäumen? — Ich ſehe mit

Sehnſucht einem Briefe von Dir entgegen. Deine Antwort auf meinen letzten Brief wird mich ſchwerlich noch in Paris treffen. Ich habe überlegt, daß es ſowohl meines Vermögens, als der Zeit wegen nothwendig ſei, mit der Ausführung meines Planes zu eilen. Uebrigens feſſelt mich Paris durch gar nichts, und ich werde daher noch vor dem Winter nach der Schweiz reiſen, um den Winter ſelbſt zu Erkundigungen und Anſtalten zu nutzen. Sei nicht unruhig. Deine Einſtimmung iſt ein Haupterforderniß. Ich werde nichts Entſcheidendes unternehmen, bis ich Nachricht von Dir erhalten habe. Auch wenn aus der Ausführung dieſes Planes nichts werden ſollte, iſt es mir doch lieb, aus dieſer Stadt zu kommen, von der ich faſt ſagen möchte, daß ſie mir ekelhaft iſt. Schreibe mir alſo ſogleich nach Bern, und ſollteſt Du mir auch ſchon nach Paris geſchrieben haben. Ich werde mir dieſen Brief nachſchicken laſſen. Mit Ulriken hat es mir große Kämpfe gekoſtet. Sie hält die Ausführung meines Planes nicht für möglich, und glaubt nicht einmal, daß es mich glücklich machen wird. Aber ich hoffe, ſie von Beidem durch die Erfahrung zu überzeugen. So gern ſie die Schweiz ſehen möchte, iſt es doch im Winter nicht rathſam. Sie geht alſo nach Frankfurt zurück, ich begleite ſie bis Frankfurt am Main. Dies Alles mußt Du auf das Sorgfältigſte verſchweigen, ſage auch Deinem Vater noch nichts von meinem Plane, er ſoll ihn erſt erfahren, wenn er ausgeführt iſt. Auch bei uns ſage nichts von dem ganzen Inhalte dieſes Briefes. Sie möchten ſich ſeltſame Dinge vorſtellen, und es iſt genug, daß Du im Voraus von Allem unterrichtet biſt. Ulrike wird ſie überraſchen, und es ihnen beibringen. Lebe wohl, und wünſche mir Glück. Ich kann nicht länger ſchreiben, denn der Brief muß auf die Poſt.

H. K.

20.

Ende Dezember 1805.

Mein liebſter Rühle! Ich drücke Dich von ganzem Herzen an meine Bruſt. Du haſt mir mit Deinem letzten Briefe, den Du mir unverdient, weil ich Dir auf den vorletzten nicht geantwortet habe, geſchrieben, eine innige Freude gemacht? Warum können wir nicht immer bei einander ſein? Was iſt das für ein ſeltſamer Zuſtand, ſich immer an eine Bruſt hinſehnen und doch keinen Fuß rühren, um daran niederzuſinken? Ich wollte, ich wäre eine Säure oder ein Alkali, ſo hätte es doch ein Ende, wenn man aus dem Salze geſchieden wäre. Du biſt mir noch immer ſo werth als irgend etwas in der Welt, und ſolche Zuſchriften, wie die Deinen wecken dies Gefühl ſo lebhaft, als ob es neu geboren würde; aber eine immerwiederkehrende Empfindung ſagt mir, daß dieſe Brieffreundſchaft für uns nicht iſt, und nur inſofern Du auch etwas von der Sehnſucht fühlſt, die ich nach Dir, d. h. nach der innigen Ergreifung Deiner mit allen Sinnen, inneren und äußeren, ſpüre, kann ich mich von Deinen Schriftzügen, ſchwarz und weiß, in leiſer Umſchlingung berührt fühlen. In Betreff unſeres gemeinſamen Freundes, iſt er wohl nicht das erſte ruhmlechzende Herz, das in ein ſtummes Grab geſunken; aber wenn der Zufall die erſten Kugeln gut lenkt, ſieht er gewiß danach aus, — und ſeine Lage fordert ihn auch dringend dazu auf — als ob er die ertränkte Ehre, wie Shakeſpeare ſagt, bei den Locken heraufziehen würde. Dir hängt ſie noch an den Sternen, Du wirſt den Moment nicht verſäumen, ſie mit einem dreiſten Griffe herunter zu reißen, ſchlüge Dich ihr prächtig-ſchmetternder Fall auch zu Boden. So wie die Dinge ſtehen, kann man kaum auf viel mehr rechnen, als auf einen ſchönen Untergang. Was iſt das für eine Maßregel, den Krieg mit einem Winterquartiere und der langwierigen Einſchließung einer Feſtung anzufangen! Biſt Du nicht mit mir überzeugt, daß die Franzoſen uns angreifen werden, in dieſem Winter noch angreifen werden, wenn wir noch vier Wochen fortfahren, mit den Waffen in der Hand drohend an der Pforte ihres Rückzugs aus Oeſtreich zu ſtehen? Wie kann man außerordentlichen Kräften mit einer ſo gemeinen und alltäglichen Reaktion begegnen! Warum hat der König nicht gleich bei Gelegenheit des Durchbruchs der Franzoſen durch das Fränkiſche ſeine Stände zuſammenberufen, warum ihnen nicht, in einer rührenden Rede, — der bloße Schmerz hätte ſie rührend gemacht! — ſeine Lage eröffnet? Wenn er es blos ihrem eigenen Ehrgefühl anheimgeſtellt hätte, ob ſie von einem gemißhandelten Könige regiert ſein wollten, oder nicht, würde ſich nicht etwas von Nationalgeiſt bei ihnen geregt haben? Und wenn ſich dieſe Regung gezeigt hätte, wäre dies nicht die Gelegenheit geweſen, ihnen zu erklären, daß es hier gar nicht auf einen gemeinen Krieg ankomme? Es gelte Sein oder Nichtſein: und wenn er ſeine Armee nicht um 300,000 Mann vermehren könne, bliebe ihm nichts übrig, als ehrenvoll zu ſterben. Meinſt Du nicht, daß eine ſolche Erſchaffung hätte zu Stande kommen können? Wenn er all ſeine goldnen und ſilbernen Geſchirre prägen laſſen, ſeine Kammerherren und Pferde abgeſchafft hätte, ſeine ganze Familie ihm darin gefolgt wäre, und er, nach dieſem Beiſpiel, gefragt hätte, was die Nation zu thun Willens ſei! Ich weiß nicht, wie gut oder ſchlecht es ihm jetzt von ſeinen ſilbernen Tellern ſchmecken mag; aber dem Kaiſer in Ollmütz, bin ich gewiß, ſchmeckt es ſchlecht. Was iſt dabei zu thun? Die Zeit ſcheint eine neue Ordnung der Dinge herbeiführen zu wollen und wir werden davon nichts als den Umſturz des Alten erleben. Es wird ſich aus dem ganzen, kultivirten Theile von Europa ein einziges großes Syſtem von Reichen bilden, und die Throne mit neuen von Frankreich abhängigen Fürſtendynaſtien beſetzt werden. Aus dem Oeſtreichiſchen geht dieſer glückgekrönte Abenteurer, falls ihm nur das Glück treu bleibt, gewiß nicht wieder heraus. In kurzer Zeit werden wir in den Zeitungen leſen: „man ſpricht von großen Veränderungen in der deutſchen Reichsverfaſſung," und ſpäterhin: „es heißt, daß ein großer deutſcher (ſüdlicher) Fürſt an die Spitze der Geſchäfte treten werde." Kurz, in Zeit von einem Jahre iſt der Kurfürſt von Baiern König von Deutſchland. — Warum ſich nur nicht Einer findet, der dieſem böſen Geiſte der Welt die Kugel durch den Kopf jagt! Ich möchte wiſſen, was ſo ein Emigrant zu thun hat! Für die Kunſt, ſiehſt Du wohl ein, war vielleicht der

Zeitpunkt noch niemals günſtig. Man hat immer geſagt, daß ſie betteln geht: aber jetzt läßt ſie die Zeit verhungern. Wo ſoll die Unbefangenheit des Gemüths herkommen, die ſchlechthin zu ihrem Genuſſe nöthig iſt, in Augenblicken, wo das Elend Jedem in den Nacken ſchlägt? — Schreibe bald wieder und viel.

H. K.

21.

Kenigsberg 1806.

Wenn ich bisher mit meinen Antworten über die Maaßen zögerte, mein Freund, ſo thateſt Du ein Uebriges und ergriffſt von ſelbſt die Feder, um den auseinandergehenden Kranz unſerer Freundſchaft zu umwickeln und auch wohl obenein ein neues Blümchen hinzuzuthun; doch diesmal läßt Du gewähren und deinethalben, ſcheint es, könnte er auf immer auseinander ſchlottern. Nun, es hat nichts zu ſagen, mein guter Mühle und ich küſſe Dich. Dieſer Kranz, er ward beim Anfang der Dinge gut gewunden und das Band wird ſchon auch ohne weiteres Zuthun ſo lange aushalten als die Blumen. Wenn Du Dich im Innern ſo wenig veränderſt als ich, können wir einmal, wenn wir uns früh oder ſpät wiederſehen, zu einander: „guten Tag“ ſagen und: „wie haſt Du geſchlafen?“ und unſere Geſpräche von vor einem Jahre, als wären ſie von geſtern, fortſetzen. Ich habe den letzten Theil Deiner Liebes- und Lebensgeſchichte erhalten. Liebe, mein Herzensjunge, ſo lange Du lebeſt, doch liebe nicht wie der Mohr die Sonne, daß Du ſchwarz wirſt. Wirf, wenn ſie auf- oder untergeht, einen freudigen

Blick zu ihr hinauf, und laß Dich in der übrigen Zeit von ihr in Deinen guten Thaten beſcheinen und zu ihnen ſtärken und vergiß ſie. Der Gedanke will mir noch nicht aus dem Kopfe, daß wir noch einmal zuſammen etwas thun müſſen. Wer wollte auf dieſer Welt glücklich ſein! „Pfui, ſchäme Dich“, möcht' ich faſt ſagen, „wenn Du es willſt. Welch eine Kurzſichtigkeit, Du edler Menſch, gehört dazu, hier, wo alles mit dem Tode endigt, nach etwas zu ſtreben!“ Wir begegnen uns, drei Frühlinge lieben wir uns, und eine Ewigkeit fliehen wir wieder auseinander. Und was iſt des Strebens würdig, wenn es die Liebe nicht iſt! Ach! es muß noch etwas Anderes geben, als Liebe, Glück, Ruhm und **X Y Z**, wovon unſere Seelen nichts träumen.

Es kann kein böſer Geiſt ſein, der an der Spitze der Welt ſteht, es iſt ein blos unbegriffener. Lächeln wir nicht auch, wenn die Kinder weinen? Denke nur dieſe unendliche Fortdauer! Myriaden von Zeiträumen, jedweder ein Leben, für jedweden eine Erſcheinung wie dieſe Welt! Wie doch das kleine Sternchen heißen mag, das man auf dem Sirius, wenn der Himmel klar iſt, ſieht? Und dieſes ganze ungeheure Firmament nur ein Stäubchen gegen die Unendlichkeit! Sage mir, iſt dies ein Traum? Zwiſchen je zwei Lindenblättern, wenn wir Abends auf dem Rücken liegen, eine Ausſicht, an Ahndungen reicher als Gedanken faſſen und Worte ſagen können. Komm, laß uns etwas Gutes thun, und dabei ſterben! Einen der Millionen Tode, die wir ſchon geſtorben ſind und noch ſterben werden. Es iſt als ob wir aus einem Zimmer in das andere gehen. Sieh! die Welt kommt mir vor wie eingeſchachtelt, das

Kleine iſt dem Großen ähnlich. So wie der Schlaf, in dem wir uns erholen, etwa ein Viertel oder Drittel der Zeit dauert, da wir uns im Wachen ermüden, wird, denke ich, der Tod, und aus einem ähnlichen Grunde, ein Viertel oder Drittel des Lebens dauern. Und gerade ſo lange braucht ein menſchlicher Körper, um zu verweſen. Und vielleicht giebt es für eine ganze Gruppe von Leben noch einen eignen Tod wie hier für eine Gruppe von Durchwachungen (Tagen) einen. — Nun wieder zurück zum Leben! ſo lange das dauert, werde ich jetzt Trauerſpiele und Luſtſpiele machen. Ich habe eben wieder geſtern eins fortgeſchickt, wovon Du die erſte Scene ſchon in Dresden geſehen haſt. Es iſt der zerbrochene Krug. Sage mir dreiſt, als ein Freund, Deine Meinung und fürchte nichts von meiner Eitelkeit. Meine Vorſtellung von meiner Fähigkeit iſt nur noch der Schatten von jener ehemaligen in Dresden. Die Wahrheit iſt, daß ich das, was ich mir vorſtelle, ſchön finde, nicht das was ich leiſte. Wäre ich zu etwas Anderem brauchbar, ſo würde ich es von Herzen gern ergreifen. Ich dichte blos, weil ich es nicht laſſen kann. Du weißt, daß ich meine Carrière wieder verlaſſen habe. Altenſtein, der nicht weiß wie das zuſammenhängt, hat mir zwar Urlaub angeboten und ich habe ihn angenommen; jedoch blos um mich ſanfter aus der Affaire zu ziehen. Ich will mich jetzt durch meine dramatiſchen Arbeiten ernähren und nur wenn Du meinſt, daß ſie auch dazu nichts taugen, würde mich Dein Urtheil ſchmerzen und auch das blos weil ich verhungern müßte. Sonſt magſt Du über ihren Werth urtheilen wie Du willſt. In drei bis vier Monaten kann ich immer ein ſolches Stück ſchreiben und bringe ich es nur auf 40 Friedrichsd'or, ſo kann ich davon leben. Auch muß ich mich im Mechaniſchen verbeſſern, an Uebung zunehmen, und in kurzer Zeit Beſſeres liefern lernen. Jetzt habe ich ein Trauerſpiel unter der Feder. — Ich höre, Du, mein lieber Junge, beſchäftigſt Dich auch mit der Kunſt? Es gibt nichts Göttlicheres als ſie. Und nichts Leichteres zugleich. Und doch, warum iſt es ſo ſchwer? Jede erſte Bewegung, alles Unwillkührliche iſt ſchön, und ſchief und verſchroben alles, ſobald es ſich ſelbſt begreift. O, der Verſtand! Der unglückliche Verſtand! Studiere nicht zu viel, folge dem Gefühl. Was Dir ſchön dünkt, das gib uns auf gut Glück. Es iſt ein Wurf wie mit dem Würfel; aber es gibt nichts anderes. — Adieu!

H. K.

22.

Dresden. 1806.

Mein liebſter Rühle! Schenke mir oder leihe mir auf mein ehrliches Geſicht, zehn Thaler, zum Lohn für das was ich Dir geſtern gethan habe. Wenn ich auf Dich böſe bin, ſo überlebt mich dieſe Regung nur eine Nacht und ſchon als Du mir die Hand reichteſt beim Weggehen, kam die ganze Empfindung meiner Mutter über mich und machte mich wieder gut.

23.

Mein liebſter Fouqué!

Zum Dank für das liebe freundliche Geſchenk, das Sie mir mit Ihren Schauſpielen und Ihre Frau Gemahlin mit ihren kleinen Romanen gemacht haben, überſende ich dieſen ſo eben fertig gewordenen zweiten Band meiner Erzählungen. Möge er Ihnen nur halb ſo viel Vergnügen machen, als mir die vortrefflichen Erzählungen Ihrer Frau Gemahlin, in welcher die Welt der Weiber und Männer wunderbar gepaart iſt, gemacht haben. Auch Ihren vaterländiſchen Schauſpielen bin ich einen Tag der herzlichſten Freude ſchuldig, beſonders iſt eine Vergiftungsſzene, im Waldemar, mit wahrhaft großem und freiem, dramatiſchem Geiſte gedichtet, und gehört zu dem Muſterhafteſten in unſerer deutſchen Literatur. Wenn es Ihnen recht iſt, ſo machen wir einen Vertrag, uns Alles was wir in den Druck geben, freundſchaftlich mitzutheilen. Es ſoll an gutem Willen nicht fehlen, mein Geſchenk dem Ihrigen, ſo viel es in meinen Kräften ſteht, gleich zu machen. Vielleicht kann ich Ihnen in Kurzem gleichfalls ein vaterländiſches Schauſpiel, betitelt: Der

Prinz von Homburg vorlegen, worin ich auf dieſem, ein wenig dürren, aber eben deshalb, faſt möcht' ich ſagen, reizenden Felde mit Ihnen in die Schranken trete. Geſchäfte, der unangenehmſten und verwickeltſten Art, haben mich für dieſen Sommer abgehalten, Ihnen in Nennhauſen meine Aufwartung zu machen: inzwiſchen kommt es mir vor, als ob eine Verwandtſchaft zwiſchen uns präſtabilirt wäre, die ſich in kurzer Zeit gar wunderbar entwickeln müſſe, und es gehört zu meinen höchſten Wünſchen, dies noch im Laufe dieſes Herbſtes zu verſuchen.

Vielleicht, mein liebſter Fouqué, wenn Sie zu Hauſe bleiben, erſcheine ich noch ganz unvermuthet bei Ihnen und erinnere Sie an die freundſchaftliche Einladung, die Sie mir zu wiederholtenmalen gemacht und nun vielleicht ſchon wieder vergeſſen haben.

Meine gehorſamſte Empfehlung an ihre Frau Gemahlin ſo wie an Fräulein von Luck und alle Uebrige, in deren Andenken ich ſtehe. Wenn Sie, wie man hier ſagt, nach Berlin kommen ſollten, ſo werden Sie nicht vergeſſen, Ihre Gegenwart auf einen Augenblick zu ſchenken,

Ihrem

Berlin, 15. Auguſt 1811.

treuſten und ergebenſten
H. v. Kleiſt.

Anhang.

An Wilhelmine.

Nicht aus des Herzens bloßem Wunſche. keimt
Des Glückes ſchöne Götterpflanze auf.
Der Menſch ſoll mit der Mühe Pflugſchaar ſich
Des Schickſals harten Boden öffnen, ſoll
Des Glückes Erndtetag ſich ſelbſt bereiten,
Und Thaten in die offnen Furchen ſtreun.
Er ſoll des Glückes heil'gen Tempel ſich
Nicht mit Hermeos Caduceus öffnen,
Nicht wie ein Nabob ſeinen trägen Arm
Nach der Erfüllung jedes Wunſches ſtrecken.
Er ſoll mit Etwas den Genuß erkaufen,
Wär's auch mit des Genuſſes Sehnſucht nur.

Nicht vor den Bogen tritt der Hirſch und wendet
Die Scheibe ſeiner Bruſt dem Pfeile zu.
Der Jäger muß in Feld und Wald ihn ſuchen,
Wenn er daheim mit Beute kehren will.

Er muß mit jedem Halme ſich berathen,
Ob er des Hirſches leichte Schenkel trug,
An jedes Baums entreiſtem Aſte prüfen,
Ob ihn ſein königlich Geweih berührt.
Er muß die Spur durch Thal und Berg verfolgen,
Sich raſtlos durch des Moors Geſtrüppe drehn,
Sich auf des Felſens Gipfel ſchwingen, ſich
Hinab in tiefer Schlünde Abſturz ſtürzen,
Bis, in der Wildniß düſtrer Mitternacht,
Er kraftlos neben ſeine Beute ſinkt.

Der Schwalbe Neſt hängt an des Knaben Hütte,
Allein die leichte Beute reizt ihn nicht,
Er will des Adlers königliche Brut,
Die in der Eiche hohem Wipfel thront!
Denn das Erworbne, — wär's mit einem Tropfen Schweiß
Auch nur erworben, — iſt uns mehr als das
Gefundne werth. Den wir mit unſers Lebens
Gefahr erretteten, der iſt uns theuer,
So wie dem Araber der theuer iſt,
Dem er ein Stück von ſeinem Brode gab.

Am Ufer glänzt die helle Perlenmutter
Und des Agaths buntfarbiges Geſtein;
Allein der Perlenfiſcher achtet
Nicht was die Erde bietet, ſtürzt
Sich lieber in des Meeres Wogen, ſenkt

Sich nieder in die dunkle Tiefe und
Kehrt ſtolzer als der Bergmann mit dem Golde,
Mit einer Auſter blaſſen Schleim zurück.

Den Bergmann ſoll die Wünſchelruthe nicht
Mit blindem Glück an goldne Schätze führen,
Er ſoll durch Erd' und Stein ſich einen Weg
Bis zu des Erzes edlem Gange bahnen,
Damit er an dem Körnchen Gold, das er
Mit Schweiß erwarb, ſich mehr als an dem Schatz,
Den ihm die Wünſchelruthe zeigt, erfreue.

Des Künſtlers Meiſel übt ſich an Kryſtallen,
Die ſchon von ſelbſt mit Farben ſpielen, nicht,
Er übt ſich an dem rohen Kieſel, den
Des Knaben Fußtritt nicht verſchonte, wühlet
Sich durch die Rinde, lockt den Feuerfunken,
Der in des Kieſels kaltem Buſen ſchlummert,
In tauſend Blitzen aus dem Stein hervor
Und ſchmückt mit ihm der Herrſcher Diadem.

Nicht zu dem Schiffer ſchwimmet aus der Ferne
Des Indiers goldner Ueberfluß heran,
Er muß auf ungewiſſen Bretern ſich
Dem trügeriſchen Meere anvertraun.
Er muß der Sandbank hohe Fläche meiden,

Der Klippe ſpitzgeſchliffnen Dolch umgehn,
Sich mühſam durch der Meere Strudel winden.
Mit Stürmen kämpfen, ſich mit Wogen ſchlagen,
Bis ihn der Küſte ſichrer Port empfängt.

Auch zu der Liebe ſchwimmt nicht ſtets das Glück,
Wie zu dem Kaufmann nicht der Indus ſchwimmt.
Sie muß ſich ruhig, in des Lebens Schiff,
Des Schickſals wilden Meeren anvertraun:
Dem Wind des Zufalls ſeine Segel öffnen,
Es an der Hoffnung Steuerruder lenken,
Und ſtürmt es, vor der Treue Anker gehn.
Sie muß des Wankelmuthes Sandbank meiden,
Geſchickt des Mißtrauns ſpitzen Fels umgehn.
Und mit des Schickſals wilden Wogen kämpfen,
Bis in des Glückes ſichren Port ſie läuft.

Was gilt es in dieſem Kriege?

(1809.)

Gilt es was es gegolten hat ſonſt, in den Kriegen, die geführt worden ſind, auf dem Gebiete der unermeßlichen Welt? Gilt es den Ruhm eines jungen und unternehmenden Fürſten, der, in dem Duft einer lieblichen Sommernacht, von Lorbeern geträumt hat? Oder Genugthuung für die Empfindlichkeit einer Favorite, deren Reize, vom Herrſcher des Reiches anerkannt, an fremden Höfen in Zweifel gezogen worden ſind? Gilt es einen Feldzug, der, jenem ſpaniſchen Erbfolgeſtreit gleich, wie ein Schachſpiel geführt wird, bei welchem kein Herz wärmer ſchlägt, keine Leidenſchaft das Gefühl ſchwellt, kein Muskel vom Giftpfeil der Beleidigung getroffen, emporzuckt? Gilt es, ins Feld zu rücken von beiden Seiten, wenn der Lenz kommt, ſich zu treffen mit flatternden Fahnen, und zu ſchlagen, um entweder zu ſiegen, oder wieder in die Winterquartiere einzurücken? Gilt es, eine Provinz abzutreten, einen Anſpruch auszufechten, oder eine Schuldforderung gelten zu machen? Oder gilt es ſonſt irgend etwas, das nach dem Werthe des Geldes auszumeſſen iſt, heut beſeſſen, morgen aufgegeben, und übermorgen wieder erworben werden kann?

Eine Gemeinſchaft gilt es, deren Wurzeln tauſendäſtig, einer Eiche gleich, in den Boden der Zeit eingreifen, deren Wipfel, Tugend und Sittlichkeit überſchattend, an den ſilbernen Saum der Wolken rührt, deren Daſein durch das Drittheil eines Erdalters geheiligt worden iſt. Eine Gemeinſchaft, die unbekannt mit dem Geiſte der Herſchſucht und der Eroberung, des Daſeins und der Duldung ſo würdig iſt wie irgend eine, die ihren Ruhm nicht einmal denken kann, ſie müßte denn den Ruhm zugleich und das Heil aller Uebrigen denken, die den Erdkreis bewohnen: deren ausgelaſſenſter und ungeheuerſter Gedanke noch, von Dichtern und Weiſen, auf Flügeln der Einbildung erſchwungen, Unterwerfung unter eine Weltregierung iſt, die, in freier Wahl, von der Geſammtheit aller Brüder-Nationen geſetzt wäre. Eine Gemeinſchaft gilt es, deren Wahrhaftigkeit und Offenherzigkeit, gegen Freund und Feind, gleich unerſchütterlich geübt, bei dem Witze der Nachbarn zum Sprüchwort geworden iſt; die, über jeden Zweifel erhoben, dem Beſitzer jenes echten Ringes gleich, diejenige iſt, die die Anderen am meiſten lieben, deren Unſchuld ſelbſt in dem Augenblicke noch, da der Fremdling ſie belächelt oder wohl gar verſpottet, ſein Gefühl geheimnißvoll erweckt: dergeſtalt, daß derjenige, der zu ihr gehört, nur ſeinen Namen zu nennen braucht, um auch in den entfernteſten Theilen der Welt noch, Glauben zu finden. Eine Gemeinſchaft, die, weit entfernt, in ihrem Buſen, auch nur eine Regung von Uebermuth zu tragen, vielmehr, einem ſchönen Gemüthe gleich, bis auf den heutigen Tag an ihre eigne Herrlichkeit nicht geglaubt hat: die herumgeflattert iſt, unermüdlich, einer Biene gleich, als ob nichts von Urſprung herein Schönes in ihr ſichtbar wäre, in deren Schooß gleichwohl, — wenn es zu ſagen erlaubt iſt! — die Götter das Urbild der Menſchheit reiner, als in irgend einer anderen aufbewahrt hatten. Eine Gemeinſchaft, die dem Menſchengeſchlecht nichts, in dem Wechſel der Einflüſterungen, ſchuldig geblieben iſt, die den Völkern, ihren Brüdern und Nachbarn, für jede Kunſt des Friedens, welche ſie von ihnen erhielt, eine andere zurückgab. Eine Gemeinſchaft, die, an dem Obelisken der Zeiten, ſtets unter den Wackerſten und Rüſtigſten thätig geweſen iſt, ja, die den Grundſtein deſſelben gelegt hat, und vielleicht den Schlußblock darauf zu ſetzen beſtimmt war. Eine Gemeinſchaft gilt es, die den Leibnitz und Guttenberg geboren, in welcher der Guerike den Luftkreis wog, Tſchirnhauſen den Glanz der Sonne lenkte und Keppler der Geſtirne Bahn vorzeichnete. Eine Gemeinſchaft, die große Namen ſowie der Lenz Blumen aufzuweiſen hat, die den Hutten und Sickingen, Luther und Melanchthon, Joſef und Friedrich auferzog, in welcher Dürer und Cranach, die Verherrlicher der Tempel, gelebt, und Klopſtock den Triumph des Erlöſers geſungen hat. Eine Gemeinſchaft mithin gilt es, die die Wilden der Südſee noch, wenn ſie ſie kennten, zu beſchützen herbeiſtrömen würden. Eine Gemeinſchaft, deren Daſein keine deutſche Bruſt überleben und die nur mit Blut, vor dem die Sonne erdunkelt, zu Grabe gebracht werden ſoll.

Die Liebe und die Freude.

Ein Duodram.

(Der Schauplatz iſt ein Myrthenhain. Auf einer Raſenerhebung, mit Roſen umfaßt, ſteht der geſchmückte Altar der Liebe. Ihm zur Seite ſteht Venus Urania, mit einem weißen Gewande, mit blauem Gürtel und goldenem Diadem. Ein ſanftes Adagio macht die Einleitung der Darſtellung.)

Die Liebe.

Daß Amor Schwingen trägt, verkannten oft
Die blinden Sterblichen, empörend klagten,
Beim Donnergott, die Raſenden ihn an;
Vergebens war mein Fleh'n, ihn zu beſchützen. —
„Ich muß die Ruhe, die ſein Spiel geſtört,"
So ſagte Jupiter, „durch Strafe rächen."
Und zürnend ſtieß er das geliebte Kind
Herab vom Götterſitz. — Mir iſt's verloren! —
O, harter Spruch! Des Menſchen eigner Sinn,
Nicht Amors Flügel machen Liebe wanken.

Es ſchwankt der Menſch, ſein Wollen und ſein Thun,
Was nie ſich ändern kann, iſt nur der Götter

Erhabnes Loos, in Kraft und im Genuß!
Der Schönheit Jugendreiz, des Lenzes Blüthen
Verwelken bald, drum nützt die Weisheit ſie.
Belohnung und Verdienſt der feſten Treue,
Was wären ſie, wenn Amor, flügellos,
Durch ewiges Geſchick an Ketten läge?
Nur daß er flattern kann, macht ihn zum Herrn
Der Welt, nur Freiheit kann ihn würdig preiſen! —
Und doch, er iſt verbannt; ich fand ihn nicht,
Wie ängſtlich ihm der Mutter Sehnſucht folgte.
Hier weil' ich am Altar, den ich beſchützt;
Zertrümmert ihn, o Sterbliche! Kein Opfer
Entſteig' ihm mehr. In beiſpielloſer Wuth
Vernichtet mein Geſetz, und ſenkt den Himmel,
Den ich euch ſchuf, in trauervolle Nacht!
Nicht über träge Sklaven kann ich herrſchen,
Wer lieben will, muß liebenswürdig ſein.
Und kränkt es wen; der Ruhe nicht zu pflegen,
Mein Beiſpiel lehrt: die reinſte Liebe ſelbſt,
Womit ein Mutterherz die Unſchuld zart umfaſſet,
Iſt nicht von Sorgen frei.

(Die Freude tritt langſam auf: ein Kind, mit Roſen bekränzt, im weißen Flügelkleide. Es trägt in der einen Hand eine brennende Fackel, in der anderen eine beſchriebene Tafel, die es der Liebe reicht.)

Welch ſüßes Kind
Naht blöde hier? Es ſchweigt, doch ſeine Blicke
Entzücken mich. O, komm' an dieſes Herz!

(Die Freude eilt ihr entgegen. Die Liebe lieſt die Tafel. Indes zündet die Freude das Feuer auf dem Altar an, und ſtreut darauf, aus einer Opferſchale, Rauchwerk.)

„Verſcheucht hat überall des Krieges Toben
„Mich armes, ſtummes Kind. O, nimm mich auf!
„Schuldloſe Freude kann nicht da verweilen,
„Wo Siegerlärm das Elend übertäubt!
„Beſchütze mich, Du, Göttin heil'ger Liebe!
„Zu Dir, zu Dir muß ſtille Freude flieh'n,
„Wenn Uebermuth und Jammer ſie vertreiben.
„Nimm Deines Kindes Opfer gnädig an!“ —

Ja, Holdes Weſen! Himmelsliebling, Freude!
Wenn Du verkannt, vom blinden Thor verſchmäht,
Die wilden Kreiſe fliehſt, — im Schooß der Liebe,
Hier ſuche Troſt und Schutz, hier ruhe ſanft!
Auch Du biſt flüchtig, wie mein holder Knabe,
Doch mir, o theures Kind! entſchlüpfe nicht;
Die Ewigkeit ſoll unſer Band nicht trennen! —

Wißt, Sterbliche! Der Liebesgott, den Ihr,
Wenn er entfliegt, im eitlen Wahn verleumdet,
Die Freude hier und Er, ſind beide Eins!
Bleibt würdig ſtets der reinen Freud' und Liebe,
Fehlt jene auch, ſie ſchläft in meinem Arm.
Was Ihr, — daß euer ſchwacher Geiſt es faſſe, —
Bald Liebe, Freundſchaft, Hoffnung, Freude nennt,

Iſt nur ein einzig, euch unnennbar Weſen,
Ein Stralenglanz deſſelben Götterlichts.
Seht Ihr das Farbenſpiel am Himmelsbogen?
Der Standpunkt iſt's, was es verſchieden zeigt.
Verſchließt die Augen und es geht verloren;
Doch Andren leuchtet es bezaubernd fort. —

**Wir Götter flieh'n euch nicht, denn Lieb' und Freude
Ruht überall, wenn euer Herz nur hört! —**

(Die Liebe breitet die Arme über die Freude aus, ſie zu ſegnen. Dieſe ſchmiegt ſich ihr kindlich an. Eine ſanfte Flötenmuſik begleitet dieſe Gruppe.)

Anekdote aus dem letzten preußiſchen Kriege.

(1805.)

In einem bei Jena liegenden Dorf, erzählte mir, auf einer Reiſe nach Frankfurt, der Gaſtwirth, daß ſich, mehrere Stunden nach der Schlacht, um die Zeit, da das Dorf ſchon ganz von der Armee des Prinzen von Hohenlohe verlaſſen und von Franzoſen, die es für beſetzt gehalten, umringt geweſen wäre, ein einzelner preußiſcher Reiter darin gezeigt hätte, und verſicherte mir, daß, wenn alle Soldaten, die an dieſem Tage mitgefochten, ſo tapfer geweſen wären wie dieſer, die Franzoſen hätten geſchlagen werden müſſen, wären ſie auch noch dreimal ſtärker geweſen, als ſie in der That waren. Dieſer Kerl, ſprach der Wirth, ſprengte, ganz von Staub bedeckt, vor meinen Gaſthof und rief: Herr Wirth! und, da ich frage: Was giebt's? — Ein Glas Branntwein! antwortet er, indem er ſein Schwert in die Scheide wirft: mich dürſtet! — Gott im Himmel! ſag ich, und will er machen, Freund, daß er wegkommt? Die Franzoſen ſind ja dicht vor dem Dorf! — Ei, was! ſpricht er, indem er dem Pferde den Zügel über den Hals legt: Ich habe den ganzen Tag nichts genoſſen. — Nun, er iſt, glaub' ich, vom Satan beſeſſen. He, Lieſe! rief ich, und ſchaff ihm eine Flaſche Danziger herbei und ſage: Da! und will ihm die ganze Flaſche in die Hand drücken, damit er nur reite. Ach, was! ſpricht er, indem er die Flaſche wegſtößt und ſich den Hut abnimmt: Wo ſoll ich mit dem Quark hin? Und: Schenk er ein! ſpricht er, indem er ſich den Schweiß von der Stirn abtrocknet: denn ich habe keine Zeit. — Nun, er iſt ein Kind des Todes! ſage ich. Da! ſag' ich, und ſchenk ihm ein: Da! trink' er und reit' er? Wohl mag's ihm bekommen! — Noch eins! ſpricht der Kerl, während die Schüſſe ſchon von allen Seiten ins Dorf praſſeln. Ich ſage: Noch eins? Plagt ihn — ? — Noch eins! ſpricht er und ſtreckt mir das Glas hin: Und gut gemeſſen! ſpricht er, indem er ſich den Bart wiſcht und ſich vom Pferde herab ſchneuzt: Denn es wird baar bezahlt. — Ei, mein Seel! So wollt' ich doch, daß ihr — Da! ſage ich, und ſchenk' ihm noch, wie er verlangt, ein zweites, und ſchenk ihm, da er getrunken, noch ein drittes ein und frage: Iſt er nun zufrieden? — Ach! ſchüttelt ſich der Kerl: der Schnaps iſt gut! Na! ſpricht er und ſetzt ſich den Hut auf: Was bin ich ſchuldig? — Nichts, nichts! verſetz ich: Pack er ſich ins Teufelsnamen! Die Franzoſen ziehen augenblicklich ins Dorf! — Na! ſagt er, indem er in ſeinen Stiefel greift: ſo ſoll's ihm Gott lohnen! Und holt aus dem Stiefel einen Pfeifenſtummel hervor und ſpricht, nachdem er den Kopf ausgeblaſen: ſchaff' er mir Feuer! — Feuer? ſag' ich: plagt ihn —? Feuer, ja! ſpricht er: denn ich will mir eine Pfeife Taback anmachen! — Ei, den Kerl reiten Legionen —! He, Lieſe! ruf ich das Mädchen, und während der Kerl ſich die Pfeife ſtopft, ſchafft das Menſch ihm Feuer. — Na! ſagt der Kerl, die Pfeife, die er ſich angeſchmaucht, im Maul: Nun ſollen doch die Franzoſen die Schwerenoth kriegen! Und damit, indem er ſich den Hut in die Augen drückt und zum Zügel greift, wendet er das Pferd und zieht vom Leder. Ein Mordkerl! ſag ich; ein verfluchter, verwetterter Galgenſtrick! Will er ſich ins Henkers Namen ſcheeren, wo er hingehört? Drei Chaſſeurs — ſieht er nicht? halten ja ſchon vor dem Thore! — Ei, was! ſpricht er, indem er ausſpuckt und faßt die drei Kerls blitzend ins Auge: Wenn ihrer zehn wären, ich fürcht' mich nicht! Und in dem Augenblick reiten auch die drei Franzoſen ſchon ins Dorf. Baſſa Manelka! ruft der Kerl, und gibt ſeinem Pferde die Sporen und ſprengt auf ſie ein, ſprengt, ſo wahr Gott lebt! auf ſie ein und greift ſie, als ob er das ganze Hohenloheſche Corps hinter ſich hätte, an; dergeſtalt, daß, da die Chaſſeurs, ungewiß, ob nicht noch mehr Deutſche im Dorf ſein mögen, einen Augenblick, wider ihre Gewohnheit, ſtutzen, er, mein Seel! ehe man noch eine Hand umkehrt, alle drei vom Sattel haut, die Pferde, die auf dem Platz herumlaufen, aufgreift, damit bei mir vorbeiſprengt, und: Baſſa Teremtetem! ruft, und: Sieht er wohl, Herr Wirth! und: Adies! und: Auf Wiederſehen! und: hoho, hoho, Hoho! — — —

So einen Kerl, ſprach der Wirth: hab' ich Zeit meines Lebens nicht geſehen! —

Ueber das Marionettentheater.

Als ich den Winter 1801 in M. zubrachte, traf ich daſelbſt eines Abends, in einem öffentlichen Garten, den Herrn C. an, der ſeit Kurzem in dieſer Stadt, als erſter Tänzer der Oper, angeſtellt war und bei dem Publico außerordentliches Glück machte.

Ich ſagte ihm, daß ich erfreut geweſen wäre, ihn ſchon mehreremal in einem Marionettentheater zu finden, das auf dem Markte zuſammengezimmert worden war und den Pöbel, durch kleine dramatiſche Burlesken, mit Geſang und Tanz durchwebt, beluſtigte.

Er verſicherte mir, daß ihm die Pantomimik dieſer Puppen viel Vergnügen mache, und ließ nicht undeutlich merken, daß ein Tänzer, der ſich ausbilden wolle, mancherlei von ihnen lernen könne.

Da dieſe Aeußerung mir, durch die Art wie er ſie vorbrachte, mehr als ein bloßer Einfall ſchien, ſo ließ ich mich bei ihm nieder, um ihn über die Gründe, auf die er eine ſo ſonderbare Behauptung ſtützen könne, näher zu vernehmen.

Er fragte mich, ob ich nicht in der That einige Bewegungen der Puppen, beſonders der kleineren, im Tanz ſehr graziös gefunden habe?

Dieſen Umſtand konnte ich nicht leugnen. Eine Gruppe von vier Bauern, die nach einem raſchen Tact die Ronde tanzte, hätte von Teniers nicht hübſcher gemalt werden können.

Ich erkundigte mich nach dem Mechanismus dieſer Figuren, und wie es möglich wäre, die einzelnen Glieder derſelben und ihre Punkte, ohne Myriaden von Fäden an den Fingern zu haben, ſo zu regieren, als es der Rhytmus der Bewegungen oder der Tanz erfordere?

Er antwortete mir, daß ich mir nicht vorſtellen müſſe, als ob jedes Glied einzeln, während der verſchiedenen Momente des Tanzes, von dem Maſchiniſten geſtellt und gezogen würde.

Jede Bewegung, ſagte er, hätte einen Schwerpunkt; es wäre genug, dieſen, in dem Innern der Figur, zu regieren; die Glieder, welche nichts als Pendel wären, folgten, ohne irgend ein Zuthun, auf eine mechaniſche Weiſe von ſelbſt.

Er ſetzte hinzu, daß dieſe Bewegung ſehr einfach wäre, daß jedesmal, wenn der Schwerpunkt in einer geraden Linie bewegt wird, die Glieder ſchon Curven beſchrieben; und daß oft, auf eine blos zufällige Weiſe erſchüttert, das Ganze ſchon in einer Art von rhythmiſcher Bewegung käme, die dem Tanz ähnlich wäre.

Dieſe Bemerkung ſchien mir zuerſt einiges Licht über das Vergnügen zu werfen, das er in dem Theater der Marionetten zu finden vorgegeben hatte. Inzwiſchen ahnete ich bei Weitem die Folgerungen noch nicht, die er ſpäterhin daraus ziehen würde.

Ich fragte ihn, ob er glaube, daß der Maſchiniſt, der dieſe Puppen regiere, ſelbſt ein Tänzer ſein, oder wenigſtens einen Begriff vom Schönen im Tanz haben müſſe?

Er erwiederte, daß, wenn ein Geſchäft von ſeiner mechaniſchen Seite leicht ſei, daraus noch nicht folge, daß es ganz ohne Empfindung betrieben werden könne. Die Linie, die der Schwerpunkt zu beſchreiben hat, wäre zwar ſehr einfach, und, wie er glaube, in den meiſten Fällen gerad. In Fällen, wo ſie krumm ſei, ſcheine das Geſetz ihrer Krümmung wenigſtens von der erſten oder höchſtens zweiten Ordnung, und auch in dieſem letzten Fall nur elliptiſch; welche Form der Bewegung den Spitzen des menſchlichen Körpers, wegen der Gelenke, überhaupt die natürliche ſei und alſo dem Maſchiniſten keine große Kunſt koſte zu verzeichnen.

Dagegen wäre dieſe Linie wieder, von einer anderen Seite, etwas ſehr Geheimnißvolles. Denn ſie wäre nichts Anderes als der Weg der Seele des Tänzers; und er zweifle, daß ſie anders gefunden werden könne als dadurch, daß ſich der Maſchiniſt in den Schwerpunkt der Marionette verſetzt, d. h., mit anderen Worten, tanzt.

Ich erwiederte, daß man mir das Geſchäft deſſelben als etwas ziemlich Geiſtloſes vorgeſtellt habe, etwa was das Drehen einer Kurbel ſei, die eine Leier ſpielt.

Keineswegs, antwortete er; vielmehr verhalten ſich die Bewegungen ſeiner Finger zur Bewegung der daran befeſtigten Puppen ziemlich künſtlich, etwa wie Zahlen zu ihren Logarithmen, oder die Aſymptote zur Hyperbel.

Inzwiſchen glaube er, daß auch dieſer letzte Bruch von Geiſt, von dem er geſprochen, aus den Marionetten entfernt werden, daß ihr Tanz gänzlich ins Reich mechaniſcher Kräfte hinüber geſpielt und vermittelſt einer Kurbel, ſowie ich es mir gedacht, hervorgebracht werden könne.

Ich äußerte meine Verwunderung, zu ſehen, welcher Aufmerkſamkeit er dieſe, für den Haufen erfundene Spielart einer ſchönen Kunſt würdige. Nicht blos, daß er ſie einer höheren Entwickelung für fähig halte, er ſcheine ſich ſogar ſelbſt damit zu beſchäftigen.

Er lächelte und ſagte, er getraue ſich zu behaupten, daß wenn ihm ein Mechanikus, nach den Forderungen, die er an ihn zu machen dächte, eine Marionette bauen wolle, er vermittelſt derſelben einen Tanz darſtellen werde, den weder er, noch irgend ein anderer geſchickter Tänzer ſeiner Zeit, Veſtris ſelbſt nicht ausgenommen, zu erreichen im Stande ſei.

Haben Sie, fragte er, da ich den Blick ſchweigend zur Erde ſchlug: haben Sie von jenen mechaniſchen Beinen gehört, welche engliſche Künſtler für Unglückliche verfertigen, die ihre Schenkel verloren haben?

Ich ſagte: nein! dergleichen wäre mir nie vor Augen gekommen. Es thut mir leid, erwiederte er, denn wenn ich Ihnen ſage, daß dieſe Unglücklichen damit tanzen, ſo fürchte ich faſt, ſie werden es mir nicht glauben. Was ſag' ich, tanzen! Der Kreis ihrer Bewegungen iſt zwar beſchränkt; doch diejenigen, die ihnen zu Gebote ſtehen, vollziehen ſich mit einer Ruhe, Leichtigkeit und Anmuth, die jedes denkende Gemüth in Erſtaunen ſetzen.

Ich äußerte ſcherzend, daß er ja, auf dieſe Weiſe, ſeinen Mann gefunden habe. Denn derjenige Künſtler, der einen ſo merkwürdigen Schenkel zu bauen im Stande ſei, werde ihm unzweifelhaft auch eine ganze Marionette, ſeiner Forderung gemäß, zuſammen ſetzen können.

Wie, fragte ich, da er ſeinerſeits ein wenig betreten zur Erde ſah: Wie ſind denn die Forderungen, die Sie an die Kunſtfertigkeit deſſelben zu machen gedenken, beſtellt?

Nichts, antwortete er, was ſich nicht auch ſchon hier fände: Ebenmaaß, Beweglichkeit, Leichtigkeit, nur Alles in einem höheren Grade und beſonders eine naturgemäßere Anordnung der Schwerpunkte.

Und der Vortheil, den dieſe Puppe vor lebendigen Tänzern voraus haben würde?

Der Vortheil? Zuvörderſt ein negativer, mein vortrefflicher Freund, nehmlich dieſer, daß ſie ſich niemals zierte. Denn Ziererei erſcheint, wie Sie wiſſen, wenn ſich die Seele (vis motrix) in irgend einem andern Punkte befindet, als in dem Schwerpunkt der Bewegung. Da der Maſchiniſt nun ſchlechthin, vermittelſt des Drathes oder Fadens, keinen andern Punkt in ſeiner Gewalt hat, als dieſen, ſo ſind alle übrigen Glieder, was ſie ſein ſollen, todt, reine Pendel, und folgen dem bloßen Geſetz der Schwere: eine vortreffliche Eigenſchaft, die man vergebens bei dem größten Theil unſerer Tänzer ſucht.

Sehen Sie nur die P. an, fuhr er fort, wenn ſie die Daphne ſpielt, und ſich, verfolgt vom Apoll, nach ihm umſieht; die Seele ſitzt ihr in den Wirbeln des Kreuzes, ſie beugt ſich als ob ſie brechen wollte, wie eine Najade aus der Schule Bernins. Sehen Sie den jungen F. an, wenn er als Paris unter den drei Göttinnen ſteht und der Venus den Apfel überreicht; die Seele ſitzt ihm gar, — es iſt ein Schrecken, es zu ſehen! — im Ellenbogen.

Solche Mißgriffe, ſetzte er abbrechend hinzu, ſind unvermeidlich, ſeitdem wir von dem Baum der Erkenntniß gegeſſen haben. Doch das Paradies iſt verriegelt und der Cherub hinter uns; wir müſſen die Reiſe um die Welt machen und ſehen, ob es vielleicht von hinten irgendwo wieder offen iſt.

Ich lachte. — Allerdings, dachte ich, kann der Geiſt nicht irren, da, wo keiner vorhanden iſt. Doch ich bemerkte, daß er noch mehr auf dem Herzen hatte, und bat ihn fortzufahren.

Zudem, ſprach er, haben dieſe Puppen den Vortheil, daß ſie antigrav ſind. Von der Trägheit der Materie, dieſer dem Tanz entgegenſtrebendſten aller Eigenſchaften, wiſſen ſie nichts, weil die Kraft, die ſie in die Lüfte erhebt, größer iſt als jene, die ſie an die Erde feſſelt. Was würde unſere gute G. darum geben, wenn ſie ſechzig Pfund leichter wäre, oder ein Gewicht von dieſer Größe ihr, bei ihren Entrechats und Pirouetten, zu Hülfe käme? Die Puppen brauchen den Boden nur wie die Elfen, um ihn zu ſtreifen und den Schwung der Glieder, durch die augenblickliche Hemmung neu zu beleben; wir brauchen ihn, um darauf zu ruhen, und uns von der Anſtrengung des Tanzes zu erholen; ein Moment, der eigentlich ſelber kein Tanz iſt und mit dem ſich weiter nichts anfangen läßt, als ihn möglichſt verſchwinden zu machen.

Ich ſagte, daß, ſo geſchickt er auch die Sache ſeiner Paradoxe führe, er mich doch nimmermehr glauben machen werde, daß in einem mechaniſchen Gliedermann mehr Anmuth enthalten ſein könne, als in dem Bau des menſchlichen Körpers.

Er verſetzte, daß es dem Menſchen ſchlechthin unmöglich wäre, den Gliedermann darin auch nur zu erreichen. Nur ein Gott könne ſich, auf dieſem Felde, mit der Materie meſſen, und hier ſei der Punkt, wo die beiden Enden der ringförmigen Welt in einander griffen.

Ich erſtaunte immer mehr und wußte nicht, was ich zu ſo ſonderbaren Behauptungen ſagen ſollte.

Es ſcheine, verſetzte er, indem er eine Priſe Tabak nahm, daß ich das dritte Capitel vom erſten Buch Moſes nicht mit Aufmerkſamkeit geleſen; und wer dieſe erſte Periode aller menſchlichen Bildung nicht kenne, mit dem könne man nicht füglich über die folgenden, um wie viel weniger über die letzte ſprechen.

Ich ſagte, daß ich gar wohl wiſſe, welche Unordnungen, in der natürlichen Grazie der Menſchen, das Bewußtſein anrichte. Ein junger Mann von meiner Bekanntſchaft habe, durch eine bloße Bemerkung, gleichſam vor meinen Augen, ſeine Unſchuld verloren, und das Paradies derſelben, trotz aller erſinnlichen Bemühungen, nachher niemals wieder gefunden.

Doch welche Folgerungen, ſetzte ich hinzu, können Sie daraus ziehen?

Er fragte mich, welch einen Vorfall ich meine?

Ich badete mich, erzählte ich, vor etwa drei Jahren mit einem jungen Manne, über deſſen Bildung damals eine wunderbare Anmuth verbreitet war. Er mochte ungefähr in ſeinem ſechzehnten Jahre ſtehen, und nur ganz von fern ließen ſich, von der Gunſt der Frauen herbeigerufen, die erſten Spuren von Eitelkeit erblicken. Es traf ſich, daß wir gerade kurz zuvor, in Paris, den Jüngling geſehen hatten, der ſich einen Splitter aus dem Fuße zieht; der Abguß der Statue iſt bekannt, und befindet ſich in den meiſten deutſchen Sammlungen. Ein Blick, den er in dem Augenblick, da er den Fuß auf den Schemel ſetzte, um ihn abzutrocknen, in einen großen Spiegel warf, erinnerte ihn daran; er lächelte und ſagte mir, welch' eine Entdeckung er gemacht habe. In der That hatte ich in eben dieſem Augenblick, dieſelbe gemacht; doch ſei es, um die Sicherheit der Grazie, die ihm beiwohnte, zu prüfen, ſei es, um ſeiner Eitelkeit ein wenig heilſam zu begegnen: ich lachte und erwiederte, er ſähe wohl Geiſter!

Er erröthete und hob den Fuß zum zweitenmal, um es mir zu zeigen; doch der Verſuch, wie ſich leicht hätte vorausſehn laſſen, mißglückte. Er hob, verwirrt, den Fuß zum dritten- und vierten-, er hob ihn wohl noch zehnmal: umſonſt! er war außer Stand, dieſelbe Bewegung wieder hervorzubringen. Was ſag ich! die Bewegungen, die er machte, hatten ein ſo komiſches Element, daß ich Mühe hatte, das Gelächter zurückzuhalten. —

Von dieſem Tage, gleichſam von dieſem Augenblick an, ging eine unbegreifliche Veränderung mit dem jungen Menſchen vor. Er fing an, tagelang vor dem Spiegel zu ſtehen: und immer ein Reiz nach dem andern verließ ihn. Eine unſichtbare und unbegreifliche Gewalt ſchien ſich, wie ein eiſernes Netz, um das freie Spiel ſeiner Geberden zu legen, und als ein Jahr verfloſſen war, war keine Spur mehr von der Lieblichkeit in ihm zu entdecken, die die Augen der Menſchen ſonſt, die ihn umringten, ergötzt hatte. Noch jetzt lebt Jemand, der ein Zeuge jenes ſonderbaren und unglücklichen Vorfalls war, und ihn, Wort für Wort, wie ich ihn erzählt, beſtätigen könnte.

Bei dieſer Gelegenheit, ſagte Herr C. freundlich, muß ich Ihnen eine andere Geſchichte erzählen, von der Sie leicht begreifen werden, wie ſie hierher gehört.

Ich befand mich, auf meiner Reiſe nach Rußland, auf einem Landgut des Herrn von G., eines Liefländiſchen Edelmannes, deſſen Söhne ſich eben damals ſtark im Fechten übten. Beſonders der Aeltere, der eben von der Univerſität zurückgekommen war, machte den Virtuoſen, und bot mir, da ich eines Morgens auf ſeinem Zimmer war, ein Rapier an. Wir fochten; doch es traf ſich, daß ich ihm überlegen war. Leidenſchaft kam dazu, ihn zu verwirren! Faſt jeder Stoß, den ich führte, traf und ſein Rapier flog zuletzt in den Winkel. Halb ſcherzend, halb empfindlich ſagte er, indem er das Rapier aufhob, daß er ſeinen Meiſter gefunden habe: doch alles auf der Welt finde den ſeinen, und fortan wolle er mich zu dem meinigen führen.

Die Brüder lachten laut auf und riefen: Fort, fort! in den Holzſtall hinab! und damit nahmen ſie mich bei der

Hand und führten mich zu einem Bären, den Herr v. G., ihr Vater, auf dem Hofe auferziehen ließ.

Der Bär ſtand, wie ich erſtaunt vor ihn trat, auf den Hinterfüßen, mit dem Rücken an einen Pfahl gelehnt, an welchen er angeſchloſſen war, die rechte Tatze ſchlagfertig erhoben, und ſah mir ins Auge; das war ſeine Fechterpoſitur.

Ich wußte nicht, ob ich träumte, da ich mich einem ſolchen Gegner gegenüber ſah; doch: ſtoßen Sie, ſtoßen Sie! ſagte Herr v. G. und verſuchen Sie, ob Sie ihm eins beibringen können!

Ich fiel, da ich mich ein wenig von meinem Erſtaunen erholt hatte, mit dem Rapier auf ihn aus; der Bär machte eine ganz kurze Bewegung mit der Tatze und parirte den Stoß. Ich verſuchte ihn durch Finten zu verführen; der Bär rührte ſich nicht. Ich fiel wieder, mit einer augenblicklichen Gewandheit auf ihn aus; eines Menſchen Bruſt würde ich unfehlbar getroffen haben: der Bär machte eine ganz kurze Bewegung mit der Tatze und parirte den Stoß.

Jetzt war ich faſt in dem Fall des jungen Herrn v. G. Der Ernſt des Bären kam hinzu, mir die Faſſung zu rauben. Stöße und Finten wechſelten ſich ab, mir triefte der Schweiß: umſonſt! Nicht blos daß der Bär, wie der erſte Fechter der Welt, alle meine Stöße parirte; auf Finten — was ihm kein Fechter der Welt nachmacht — ging er gar nicht einmal ein: Aug' im Auge, als ob er meine Seele darin leſen könnte, ſtand er, die Tatze ſchlagfertig erhoben, und wenn meine Stöße nicht ernſthaft gemeint waren, ſo rührte er ſich nicht.

Glauben Sie dieſe Geſchichte?

Vollkommen! rief ich, mit freudigem Beifall: jedwedem Fremden, ſo wahrſcheinlich iſt ſie, um wie viel mehr Ihnen!

Nun, mein vortrefflicher Freund, ſagte Herr C., ſo ſind Sie im Beſitz von allem was nöthig iſt, um mich zu begreifen. Wir ſehen, daß in dem Maße, als in der organiſchen Welt, die Reflection dunkler und ſchwächer wird, die Grazie darin immer ſtralender und herrſchender hervortritt. Doch ſo wie ſich der Durchſchnitt zweier Linien, auf der einen Seite eines Punkts, nach dem Durchgang durch das Unendliche, plötzlich wieder auf der anderen Seite einfindet, oder das Bild des Hohlſpiegels, nachdem es ſich in das Unendliche entfernt hat, plötzlich wieder dicht vor uns tritt: ſo findet ſich auch, wenn die Erkenntniß gleichſam durch ein Unendliches gegangen iſt, die Grazie wieder ein; ſo, daß ſie, zu gleicher Zeit, in demjenigen menſchlichen Körperbau am Reinſten ſcheint, der entweder gar keins, oder ein unendliches Bewußtſein hat, d. h. in dem Gliedermann, oder auch in dem Gott.

Mithin, ſagte ich ein wenig zerſtreut, müſſen wir wieder von dem Baum der Erkenntniß eſſen, um in den Stand der Unſchuld zurückzufallen?

Allerdings, antwortete er; das iſt das letzte Kapitel von der Geſchichte der Welt.

Kleiſt und Henriette an Frau von Müller.

Der Himmel weiß, meine liebe, treffliche Freundin, was für ſonderbare Gefühle, halb wehmüthig, halb ausgelaſſen uns bewegen, in dieſer Stunde, da unſere Seelen ſich, wie zwei fröhliche Luftſchiffer, über die Welt erheben, noch einmal an Sie zu ſchreiben. Wir waren doch ſonſt, müſſen Sie wiſſen, wohl entſchloſſen. bei unſeren Bekannten und Freunden keine Karten p. p. c. abzugeben. Der Grund iſt wohl, weil wir in tauſend glücklichen Augenblicken an Sie gedacht, weil wir uns tauſendmal vorgeſtellt haben, wie Sie in Ihrer Gutmüthigkeit aufgelacht (aufgejauchzt) haben würden, wenn Sie uns in der grünen oder rothen Stube beiſammen geſehen hätten. Ja, die Welt iſt eine wunderliche Einrichtung! — Es hat ſeine Richtigkeit, daß wir uns, Jettchen und ich, wie zwei trübſinnige, trübſelige Menſchen, die ſich immer ihrer Kälte wegen angeklagt haben, von ganzem Herzen lieb gewonnen haben, und der beſte Beweis davon iſt wohl, daß wir jetzt mit einander ſterben.

Leben Sie wohl, unſre liebe, liebe Freundin und ſeien Sie auf Erden, wie es gar wohl möglich iſt, recht glücklich! Wir, unſererſeits, wollen nichts von den Freuden dieſer

Welt wiſſen und träumen lauter himmliſche Fluren und Sonnen, in deren Schimmer wir, mit langen Flügeln an den Schultern, umherwandeln werden. Adieu! Einen Kuß von mir, dem Schreiber, an Müller: er ſoll zuweilen meiner gedenken, und ein rüſtiger Streiter Gottes gegen den Teufel Aberwitz bleiben, der die Welt in Banden hält. —

(Nachſchrift von Henriettens Hand.)

Doch wie dies alles zugegangen,
Erzähl' ich euch zur andren Zeit,
Dazu bin ich zu eilig heut. —

Lebt wohl denn! Ihr, meine lieben Freunde, nnd erinnert euch in Freud' und Leid der zwei wunderlichen Menſchen, die bald ihre große Entdeckungsreiſe antreten werden.

Henriette.

(Abermals von Kleiſts Hand.)

Gegeben in der grünen Stube
den 21. November 1811.

H. v. Kleiſt.

Einzelne, einer Freundin hinterlaſſene Gedanken Henriettens.

Ein junger Knabe, der Sohn eines angeſehenen Mannes, erwartete mit mehreren Geſchwiſtern die Rückkunft ſeines lieben Vaters. Er, als der zärtlichſte von allen, nahm die unterdeſſen angekommenen Briefe, ſteckte ſie ein und ging ſodann dem mit Sehnſucht Erwarteten eine halbe Stunde weit entgegen. Freudig erblickt er endlich den Vater, eilends erreicht er ihn, und gleich nach der erſten Bewillkommnung greift er voll Zuverſicht nach dem Packet. Aber wer vermag ſein Entſetzen zu ſchildern, da er in allen Taſchen vergebens danach ſucht. Der alte Herr, der, jetzt ſein Richter, vor ihm ſteht, durch ſeinen Stand an große Ordnung gewöhnt, durch mitgemachte Kriege ſtreng und rauh geworden, — wie kann, wie wird er dem Kinde ſeine Nachläſſigkeit verzeihen? — Ich weiß nicht zu ſagen, warum mich dieſe Geſchichte immer zum Weinen zwingt? — Ich glaube das ganze künftige Schickſal des armen Kleinen darin zu erblicken.

Wie unglücklich iſt der, der nicht von ganzer Seele lieben und haſſen kann! Er gehört weder den Göttern noch den Menſchen. Es muß ein wahrhaft menſchliches Gemüth ſich ſeiner bemächtigen, ihn entweder zu erwärmen, oder in ſeinen Armen zu erdrücken.

Wie unnennbar glücklich fühle ich mich, und wie dankbar will ich dafür ſein, daß du, großer Gott! mich mit ſo vielem Sinn für Muſik und Kunſt geſchaffen haſt. Froh und heiter lege ich mich ſchlafen, jetzt, nachdem ich den Abend zwar allein, aber im herrlichſten Genuß verlebt habe. Aber auch du, mein herrlicher Vater! ſollſt in dem Gefühl glücklich ſein, daß du dein Kind, durch deinen Ernſt und Vertrauen, aus dem trägen Schlummer, in den es tief verſenkt lag, geweckt und zu ferneren Fortſchritten ermuntert haſt. Der Allgütige ſei dir dafür gnädig und lohne ſo dir, wie meiner innigſt geliebten vortrefflichen Mutter, was ich nie vergelten kann.

Es iſt kein Weſen in der Natur, welches nicht in ſich das Beſtreben fühlen ſollte, einem anderen anzugehören, denn ſo nur erſt lernt es ſich ſelbſt verſtehen und leben. Ja, ſelbſt die Blumen ſind gewiß glücklicher und ſtrömen fröhlicher ihren Duft aus, wenn ſie jemand angehören.

Frieden und Freude, beides habe ich, — das erſte am häufigſten, das zweite ſeltner: den Frieden kann ich mir geben, Freude muß ich mir ſuchen, weil ſie ſich nicht zu mir drängt. Da aber Suchen Mühe macht und die Trägheit den Menſchen angeboren iſt, ſo erwarte ich ruhig die, welche ſich mir darbietet und genieße ſie mit dankbarem Herzen.

Hätteſt du einen Diamant ſo groß als ein Schloß und darin wohnte ein Herz, das wärmſte und treuſte, und du ſollteſt, um zu dem Herzen zu gelangen, deine Thränen ſo lange auf eine Stelle des Diamants fallen laſſen, bis der Stein eine ſo große Oeffnung bekommen, daß du, ohne Gefahr, das Herz zu verletzen, es herausnehmen könnteſt; — gern würde ich zehn Leben daran ſetzen, wenn ich ſie hätte, um es mein zu nennen, denn über alle Schätzung iſt ſolches!

Glück, Freiheit, Leben iſt die Liebe! Ohne ſie iſt der Tod! Wie trägt die höchſte Gebundenheit die herrlichſten Früchte?

Lange Zeit hielt ich den Geſang der Nachtigall für den Ausdruck der zärtlichſten Hingebung, wie er auch von aller Welt genannt wird; aber ſeit dieſem Sommer iſt es nicht mehr ſo. Gewiſſe Töne ſind unausſprechlich ſüß und lockend; aber die gleich darauf folgenden ſo triumphirend, in die Hände klatſchend, das Gefühl erregt zu haben, und es doch nicht zu theilen, daß ich es nicht leiden mag. Auch läßt ſie zuweilen eine Zuſammenſtellung von Tönen hören, die wie ein recht perfides Lachen klingen. Sie mag darum wohl den übrigen Sommer in zarter Trauer ſchweigen, weil ſie ihr Frühlingsunrecht erkennt.

Bericht des Wirths zum Stimming über Heinrich von Kleiſts und Henriettens Tod.

Am Mittwoch, den 20. November d. J. Nachmittags zwei Uhr, kamen zwei Fremde, ein Herr und eine Dame, mit eignem Fuhrwerk von Berlin gefahren, ſtiegen bei mir ab, und erbaten ſich Mittageſſen. Sie ſagten, ſie wollten ſich nur einige Stunden aufhalten und einige Fremde aus Potsdam erwarten, und wünſchten ein eignes Zimmer zu haben. Wir wieſen ihnen unten, linker Hand, ein Zimmer an, womit die Dame aber nicht zufrieden war, die lieber oben ein Zimmer haben wollte. Es wurde ihnen nun oben eines angewieſen und die Dame fragte darauf, ob ſie nicht noch ein Zimmer gleich daneben haben könnten? welches auch ſogleich angewieſen wurde. Hierauf trat die Dame ans Fenſter und fragte, ob ſie nicht einen Kahn bekommen könnten, um über den See, nach der anderen Seite zu fahren? Meine Frau antwortete, wir könnten wohl einen Kahn haben; dies verurſachte aber viel Umſtände. Sie könnten dagegen leicht zu Fuß nach der anderen Seite des Sees kommen, welches der Dame ſehr lieb war. Sie fragte nun nach einem Sopha, und da wir keins hatten, bat ſie um zwei Betten, in jedem Zimmer eins, damit die Fremden, welche vielleicht erſt in der Nacht kämen, ſich etwas ausruhen könnten.

Nachdem Beide ſehr vergnügt zuſammen geſpeiſt hatten, gingen ſie auf der anderen Seite des Sees in der Gegend ſpazieren, wo ſie ſich zuletzt erſchoſſen, kamen bald wieder zurück und bezahlten ihren Fuhrmann, der nun leer nach Berlin zurückfahren mußte. Hierauf tranken ſie Kaffee, erbaten ſich Feder und Dinte, blieben auf ihren Zimmern und ſchrieben daſelbſt.

Nach einiger Zeit baten ſie ſich Abendeſſen aus und hatten Wein und Rum bei ſich. Nachdem ſie abgeſpeiſt hatten, ſchrieben ſie wieder und als das Mädchen ihnen Waſſer brachte und fragte, ob ſie noch etwas beföhlen? erhielt ſie die Antwort: Nein, nichts mehr! Wenn aber die Fremden kommen, vielleicht Thee.

Der Hausknecht, welcher die Nacht wachte, hat auf dem Zimmer beſtändig Licht brennen ſehen und beide zuweilen gehen hören. So verging die Nacht.

Am Morgen, um 5 Uhr, kam die Dame herunter und bat um eine Portion Kaffee. Dieſe tranken beide, um 7 Uhr noch eine Portion, ſo wurde es 9 Uhr. Das Mädchen mußte nun ihre Kleider reinigen und auf die Frage, ob ſie zu Mittag eſſen wollten, entgegneten ſie, daß ſie nur etwas Bouillon trinken und am Abend deſto beſſer eſſen würden.

Sie baten ſich nun ihre Rechnung aus, die ſie bezahlten und quittirt zurück verlangten. Dann verlangten ſie einen Boten nach Berlin, dem ſie einen Brief zu beſorgen gaben, und dieſer ging um 12 Uhr ab. Auf die Frage, was ſie am Abend ſpeiſen wollten, erwiederte der Herr: Wir bekommen heute Abend zwei Fremde, die müſſen recht gut eſſen. Ach, nein! ſagte die Dame, ich dächte, wir ließen es, ſie können auch mit einem Eierkuchen vorlieb nehmen wie wir. Nun, ſagte der Herr, dann eſſen wir morgen Mittag deſto beſſer, und beide wiederholten: Auf den Abend kommen zwei Gäſte!

Sie tranken ihre Bouillon, erkundigten ſich abwechſelnd nach der Uhr und fragten, wenn der Bote wohl gewiß in Berlin ſein könnte? Da er um 12 Uhr weggegangen war, verſicherten wir, daß er um 3 Uhr, höchſtens ½ 4 da ſein müſſe. Nach einer Weile kamen Beide herunter, verlangten zwei Portionen Kaffee und fragten noch einmal, ob jetzt der Bote wohl da ſein könnte? Jetzt, bald! ſagten wir.

Hierauf gingen Beide hinaus und ſprachen über die Lage und die ſchöne Gegend; waren aber dabei ſo vergnügt und ſcherzhaft, daß man gar nichts beſonderes an ihnen bemerken konnte. Wir glaubten, ſie ließen ſich durch den Boten einen Wagen von Berlin holen, in dem ſie wieder zurückfahren wollten.

Beide kamen nun in die Küche und die Dame fragte meine Frau, ob ſie wohl den Kaffee jenſeits des Sees auf den ſchönen grünen Platz wolle bringen laſſen. Es ſei da eine ſehr ſchöne Ausſicht! Meine Frau äußerte ihre Verwunderung darüber, da es ſo weit ſei; der Herr ſagte aber ſehr zuvorkommend: er wolle den Leuten ihre Mühe gern bezahlen, und erbat ſich noch für 8 Gr. Rum.

Hierauf gingen Beide nach dem beſtimmten Platz, und als meine Frau ſagte, ſie wolle indeß die Zimmer reinigen laſſen, verbaten beide es mit dem Bemerken, daß lieber alles darin ſo bleiben möchte. Die Dame hatte ein Körbchen, welches mit einem weißen Tuch bedeckt war, am Arme, worin wahrſcheinlich die Piſtolen gelegen haben.

Als wir den Kaffee und den Rum hingeſchickt hatten, verlangten ſie auch einen Tiſch und zwei Stühle. Auch dieſe wurden geſchickt. Dann ließ der Herr ſich einen Bleiſtift ausbitten und fragen, wie viel der Kaffee koſte? Wir glaubten jetzt, der Herr ſei ein Künſtler und wolle die Gegend aufnehmen.

Als ich den Bleiſtift überſchickte, ließ ich dazu ſagen, daß es mit der Bezahlung für den Kaffee noch Zeit habe. Beide kamen der Frau aber ſchon einige Schritte entgegen, und die Dame übergab ihr das Kaffeegeſchirr, wo, in einem Taſſenkopf, das Geld für den Kaffee und den Rum lag. Sie ſagte dabei: hier ſind vier Groſchen für ihre Mühe; das andre Geld übergiebt ſie dem Wirthe. Den Taſſenkopf waſche ſie rein aus und bringe ihn mir wieder.

Die Frau ging fort und beide Fremde eilten nach dem Tiſche zurück.

Als die Frau etwa 40 Schritte gegangen war, fiel ein Schuß. Nach etwa 30 Schritten fiel ein zweiter Schuß. Die Frau glaubte aber, daß ſie zum Vergnügen ſchöſſen, weil beide ſo ſcherzhaft und munter geweſen waren, Steine ins Waſſer geworfen hatten und mit einander geſcherzt und geſprungen waren.

Als die Frau den Taſſenkopf wiederbringen ſollte, fanden wir es ſonderbar, daß, da ſie keinen Kaffee mehr hatten, ſie noch einen Taſſenkopf verlangten. Doch nahm die Frau den Taſſenkopf und trug ihn hin.

Als ſie auf den Platz kam, fand ſie beide Perſonen in ihrem Blute liegen, entleibt.

Stummes Entſetzen ergriff die Aufwärterin, die nun, vom Schreck betäubt, nach ihrer Wohnung zurückeilte und unſerem Mädchen, das ſie ſo rennen ſah, zurief: die Fremden hätten ſich erſchoſſen und lägen todt da.

Auch uns alle ſetzt die Nachricht in Erſtaunen. Wir gehen zuerſt oben nach der Stube; finden aber die Thüren feſt verſchloſſen. Wir dringen durch eine Seitenthür in das eine Zimmer; ſie war mit allen im Zimmer befindlichen Stühlen verrammelt, und außer einem verſiegelten Päckchen nichts im Zimmer vorhanden.

Nun eilten wir alle nach dem Platze und fanden beide entſeelt; die Dame in einer liegenden Stellung hinten über gelehnt, den Oberrock von beiden Seiten aufgeſchlagen und die Hände auf der Bruſt zuſammen gefaltet. Die Kugel war in die linke Bruſt, durch das Herz und am linken Schulterblatt wieder herausgegangen. Der Herr, in derſelben Grube vor ihr knieend, hatte ſich eine Kugel durch den Mund in den Kopf geſchoſſen, die ihm das Leben geraubt. Beide waren gar nicht entſtellt, vielmehr hatten ſie eine heitre, zufriedne Miene.

Wir ließen dem Herrn die Taſchen unterſuchen, ob er nicht mit dem erhaltenen Bleiſtift noch etwas geſchrieben habe: fanden aber nichts als die beiden Zimmerſchlüſſel. Wir ſandten ſogleich einen Bericht an die Polizei nach Potsdam.

Um 6 Uhr kamen zwei Herren von Berlin gefahren. Der Eine ſtieg aus und fragte, ob die beiden Fremden noch hier wären? Auf die Antwort, daß beide nicht mehr lebten, fragte er noch einmal, ob es wahr wäre? Wir ſagten, daß beide jenſeits des Sees erſchoſſen in ihrem Blute lägen.

Nun ſtieg der andere Herr, der Ehemann der Entleibten auch aus, kam in die Stube, warf den Hut in einen Winkel, die Handſchuh in den andern, und war über den Verluſt ſeiner Gattin ganz untröſtlich.

Wir erkundigten uns, wer der Herr wäre, welcher ſich mit der Dame erſchoſſen hätte und erfuhren, daß es Herr Heinrich von Kleiſt, ihr Hausfreund geweſen. Die jetzt gekommen, waren alſo die beiden Fremden, für welche die Entleibten wegen des Abendeſſens ſo viele Sorge getragen hatten.

Wir warteten nun bis 11 Uhr Abends, und da von der Polizei Niemand kam, gingen wir alle zur Ruhe. Am Morgen ließ der Ehemann ſich eine Haarlocke von ſeiner Frau holen und beide Herren reiſten nach Berlin zurück. Mittags war der andre Herr, welcher mit dem Ehemann nach Berlin gereiſt war, der Herr Kriegsrath Peguilhen wieder bei uns und ließ dicht neben den beiden Todten eine große Grube graben, mit dem Bemerken, daß er zwei Särge von Berlin ſchicken würde, worin Beide, neben einander in die Grube begraben werden ſollten.

Um 2 Uhr Nachmittags, den 22., kamen der Herr Hofmedikus und Polizeioffizianten von Berlin, nahmen alles zu Protokoll, ließen die Leichen nach dem kleinen Hauſe bringen, daſelbſt öffnen und unterſuchen. Hiernach wurden beide in die beſtimmten Särge gelegt, und Abends 10 Uhr in ihre Ruheſtätte begraben.

Druck von J. Draeger (Humblot u. Comp.) in Berlin.

Druckfehler.

Seite	15	Zeile	10	von	unten	lies	3	ſtatt	4.
„	43	„	14	„	„	„	20	„	19.
„	46	„	11	„	oben	„	21	„	19.
„	46	„	11	„	„	„	an	„	von.
„	149	„	3	„	„	„	ſeinen	„	meinen.
„	181	„	5	„	unten	„	Srule	„	Schule.

Eine

allerneueſte Meluſine.

Novelle

von

Eduard Bülow.

Frankfurt am Main.
J. D. Sauerländer's Verlag.
1849

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Wer war das junge Mädchen, welches ſoeben von Ihnen ging? fragte der Graf den Dichter, als er zu ihm in das vor Büchern rings an den Wänden kaum ſichtbare Studirzimmer trat.

Eine junge Dichterin aus Wien, war die Antwort. Sie brachte mir von unſern dortigen Freunden Grüße und las mir einige ihrer Poeſien vor. Ein anmuthiges, nicht unerfreuliches Talent!

Ich dachte mir gleich, daß es ein Blauſtrumpf ſei, als ſie mit ihrer Papierrolle in der Hand auf der Treppe ſo ſcheu und abenteuerlich an mir vorüber ſchlüpfte; ich habe für dergleichen einen ſichern Blick und irre mich nicht leicht in einem Menſchen. Sie iſt ein hübſches Kind, man ſieht ihr nur das Nachtwachen über Studien ein wenig zu ſehr an.

Sie treffen mich da eben, ſprach der Dichter, ganz in Gedanken über eine alte poetiſche Grille von mir, welche durch die Erſcheinung dieſes Mädchens aufs Neue angeregt worden iſt. Sie hat nämlich in ihrem Weſen jenes geheimnißvolle Weibliche, welches ich, wenn es ohne Mißverſtändniß geſchehen könnte, das Jungfräuliche nennen möchte, und welches eben ſo wenig etwa alle Mädchen, weil ſie noch Jungfrauen ſind, zu beſitzen, als etwa verheirathete Frauen zu verlieren brauchen. Schelten Sie mich nicht parador, lieber Graf, wenn ich ſogar behaupte, daß dieſe völlig ſelbſtändige Naturgabe auch verlornen Frauen eigenthümlich ſein kann.

Der Graf ſah durch ſeine Brille ſinnig lächelnd auf einen Fleck vor ſich nieder und ſagte raſch mit ſeiner tonloſen dünnen Stimme, indem er den Zeigefinger der linken Hand eben dahin gleichwie ſeinen Worten nachrichtete: Ich verſtehe und billige ſo durchaus, was Sie ſagen, daß ich Ihnen, um Sie davon zu uberzeugen, nur Retif de la Bretonne nennen will, welcher Autor grade dieſen gewiſſen unentäußerlichen Seelenadel der Frauen nicht ſelten trefflich zu ſchildern verſteht.

Gewiſſermaßen, nahm der Dichter das Wort, iſt dies freilich etwas Anderes, als ich eben im Sinn hatte. Indeſſen trifft beides einerſeits mit einander uberein. Es ließe ſich daruber tagelang reden und fantaſiren und vielleicht gibt uns dieſe Lucie hier noch ſelbſt Stoff dazu. Ihr Retif de la Bretonne ſchildert unſer gewiſſes Geheimniß beſonders in einer ſeiner zahlloſen Schriften wunderbar ruhrend und ſchön. Ich meine in ſeiner Zephyrine, in dem Buche „Monſieur Nicolas“, welches ſeine Autobiografie ſein ſoll.

Ja, ja, ſprach der Graf, das Freudenmädchen, welches ihren kranken Geliebten bis zum Tod aufopfernd pflegt.

So iſt es. Aber da fällt mir bei dem Gedanken an Retifs nichtsnutziges Pariſer Literatenleben Ihr wunderlicher Schützling, Dr. Hubertus, ein. Sagen Sie, was iſt aus ihm geworden? Sie haben ihn mir lange nicht genannt.

Ach, erwiderte der Graf kopfſchüttelnd und verdroſſen, verſchonen Sie mich damit, theurer Freund. Ein andermal ſollen Sie es erfahren.

Das klingt ja ganz trübſelig. Iſt ihm ein Unglück zugeſtoßen? Iſt er nicht mehr hier? Ihre früheren Mittheilungen haben mir ihn trotz ſeines Leichtſinns ſo liebenswürdig und geiſtvoll gezeigt, daß ich in der That Antheil an ihm nehme.

Er iſt verreiſt. Er hat mich ſchwer gekränkt. Es iſt ein abgeſchmackter Handel. Ich will Ihnen nächſter Tage darüber Auskunft geben. Nur heute bin ich dazu außer Stand.

Der Dichter drang nicht weiter in den Grafen und ihr Geſpräch wendete ſich zu einem Geſchäft, welches dieſen zu ihm geführt hatte. Als der Graf endlich wieder von dannen ging, rief ihm der Dichter noch an der Thüre eine Einladung zur Theeſtunde auf den heutigen Abend zu, wo er unter andern auch die junge Wienerin, Lucie, bei ihm finden werde.

Der Graf verſprach mit Vergnügen zu kommen.

Als der Graf Abends bei dem hageſtolzen Dichter eintrat, war die kleine Geſellſchaft ſchon verſammelt. Sie beſtand aus einigen alten Damen, die ſchwiegen und ſtrickten, einem jungen Gardeoffizier, der zugleich Poet war, einem franzöſiſchen Journaliſten, der jungen Wienerin und einer hübſchen Sängerin, welche heute den Thee zu bereiten ubernommen hatte und in ihrem Uebermut aller Orts, wo ſie ſo wie hier vertraut war, nicht ohne eine kleine Menagerie auszugeben pflegte.

Zwei Hunde, ein Windſpiel und ein Wachtelhund, lagen jeder auf einem Armſeſſel rechts und links von ihr am Theetiſche, ein kleiner Affe ſaß ihr auf der Schulter und ein koloſſaler Meſſingdrahtbauer mit einem Papagei ſtand auf einem Kammerdiener neben der Theemaſchine.

Das einfache Kind ſaß harmlos neben dem Dichter in einer Divanecke und ſah in ihrem halb männlichen Anzug, einem eng anſchließenden ſchwarzen Ueberrock, der nur den ſchlanken Hals blos ließ, um welchen ſich ein weißer leinener Umſchlag bog, wunderlieblich aus. Das reiche kaſtanienbraune Haar hing ihr in natürlichen Locken bis auf die Schultern herab und machte ſie, wenn ſie das Köpfchen lebhaft ſchüttelte und ſelbſtvergeſſen den naiven jungfräulichen Trotz der Unterlippe ſcharf hervortreten ließ, zu einer eigentümlich reizenden Erſcheinung.

Man ſprach von Wien und Lucie ſchilderte der Geſellſchaft mit liebenswürdiger Offenheit ihre dortigen Verhältniſſe.

Sie war ſeit einiger Zeit Geſellſchafterin bei einer jungen, verwittweten, ſchönen, geiſt- und lebensvollen ungariſchen Gräfin, welche in völlig unabhängigen Verhältniſſen bald in ihrem Palaſte in Wien, bald auf ihren Gütern in Ungarn lebte. Beinah von gleichem Alter, von gleichen Neigungen mit Lucien, war ſie viel mehr deren Freundin als Gebieterin, und vergegenwärtigte das Leben der beiden Mädchen mit einander — denn die Gräfin mußte nach Luciens Schilderung eher Mädchen als Frau zu nennen ſein — das anmutigſte Bild. Sie ritten zuſammen aus, ſchoſſen mit der Piſtole nach der Scheibe, beſuchten die glänzenden Abendgeſellſchaften und Bälle der vornehmen Wiener Welt, führten auf dem Lande die abenteuerlichſten, übermütigſten Frauenſtreiche zuſammen aus, oder bewirteten im Salon der Gräfin alle hervorſtechenden Talente und Fähigkeiten, die gebildetſten Männer und Frauen der Hauptſtadt.

Es erhellte aus Luciens beſcheidenen Schilderungen, ohne daß ſie es irgend ausſprach oder andeutete, daß ſie ſelbſt die Löwin des Tages in der Kaiſerſtadt geworden oder geweſen war. Ihre Gedichte, welche ſie bald in dieſer bald in jener Zeitſchrift zu wohlthätigen Zwecken hatte drucken laſſen, fanden allgemeinen Beifall.

Die bedeutendſten Männer machten ihr darum den Hof und überſchütteten ſie mit Schmeicheleien. Die Gräfin vergötterte und verhätſchelte das ſeltene Weſen, und nicht genug!, daß Lucie geiſtig und körperlich ſo hochausgebildet, ſie war andrerſeits auch die Seele der gräflichen Haushaltung. Sie hatte in ihrem elterlichen Hauſe von fruheſter Jugend an eine ſo muſterhafte Erziehung erhalten, daß ſie zugleich die ſparſamſte, umſichtigſte Hausfrau, die vollkommenſte Köchin war.

Die höchſten ihrer Wiener Triumfe feierten Luciens Vorzüge und Tugenden, als ſie das Mißgeſchick hatte, im vergangenen Herbſt am Typhus zu erkranken. Sie lag Monate lang hoffnungslos darnieder und wurde nur durch die äußerſte Sorgfalt und Kunſt der Aerzte ſowie durch ihre unverwüſtliche Naturkraft am Leben erhalten. Die Thüre der Gräſin war während ihrer Krankheit Tag für Tag von theilnehmenden Nachfragern belagert. Die vornehmſten Familien ließen ſich durch ihre Diener nach dem Befinden der jungen Dichterin erkundigen. Stärkungsmittel aller Art, Unterhaltungsgegenſtände, Beglückwunſchungsſchreiben und Gedichte drängten ſich und löſten einander ab, ſobald ſie nach überſtandener Lebensgefahr der Geneſung entgegenging, und man überreichte ihr am Ende ſelbſt ein koſtbares Album, zum Zeichen der allgemeinen Huldigung, worein ſich alle namhaften Männer der Kunſt und Wiſſenſchaft Wiens geſchrieben hatten.

Ihre nun eingetretene recht eigentliche Erhöhung währte eine geraume Zeit, bis Familienverhältniſſe die Gräfin zu einer Reiſe nach Paris und zu einem Beſuche bei ihrer dort lebenden Schweſter nötigten. Ihr Pariſer Aufenthalt ſollte von mehrwöchentlicher Dauer ſein und Lucie ſie begleiten.

Das junge Mädchen hatte nicht ſobald davon gehört, ſo wollte ſie ſich auch bei dieſer Gelegenheit einen längſt gehegten Wunſch befriedigen und den Dichter kennen lernen, um ihm ihre eignen poetiſchen Verſuche perſönlich vorzulegen und ſein Urteil darüber, ſeinen poetiſchen Rath in Betreff ihres Talentes zu vernehmen. Sie erſuchte ihre Gönnerin auf das dringendſte, bei ihrer gemeinſamen Durchreiſe nach Paris an dem Wohnorte des Dichters zurückbleiben und ſie allda bis zu ihrer Heimreiſe nach Wien erwarten zu dürfen. Sie faßte ſich zu dieſer Bitte um ſo mehr ein Herz, als ſie die Gräfin von Bedienung und Pflege genugſam umgeben wußte und ebenſo deren großmütigen Sinn und Wohlwollen für ſie kannte, welche ihr gewiß nicht gern dieſe günſtige Gelegenheit werde entziehen wollen, die Bildung ihres Geiſtes ſo weſentlich als durch den Umgang mit dem bedeutenden Mann zu fördern.

Selbſtändig, entſchloſſen und menſchenfreundlich, wie ſie war, ſtand die Gräfin keinen Augenblick an, den Wunſch der Kleinen zu erfüllen, die denn auf ſolche Weiſe vor wenigen Tagen hier angekommen war.

Wie verſchieden war die Aufnahme, welche Luciens harmloſen Mittheilungen in dem geſelligen Kreiſe dieſes Abends widerfuhr! Die Strickſtrümpfe ſaßen ſtill in ſich gekehrt und ſchienen nichts von dem was vorging zu hören und zu ſehen. Sie gaben aber den Beweis vom Gegentheil von Viertelſtunde zu Viertelſtunde damit ab, daß wenn ſie ſich nach ihrer Arbeit mit einer

Taſſe Thee labten, ſie einander dabei mit einem viel beſagenden Blicke anſahen.

Der Dichter und ſein Freund überließen ſich mit Unbefangenheit dem Wohlwollen, welches ihnen die Erzählungen der Fremden einflößten.

Die ſonſt ſo ausgelaſſene Sängerin war heute lauter Gift und Galle, daß die Wienerin die Heldin des Abends war und die allgemeine Aufmerkſamkeit keinen einzigen Blick auf ſie fallen ließ. Sie muſterte, bekrittelte, erforſchte mit den Strickſtrümpfen um die Wette jedes Wort, jede Geberde, jedes Kleidungsſtück Luciens aus ſo verſchiedenen und doch ſo gleichen Beweggründen, und ſchenkte ihren Colleginnen in ihrer Zerſtreutheit ſo häufig immer dünneren Thee ein, daß dieſelben kaum mit trinken fertig werden konnten. Ihre Blicke auf Lucien waren Pfeile und ſie hatte vollkommene Muſe ſie abzuſchießen, da ſie keine Gelegenheit fand, den ganzen Abend den Mund aufzuthun. War ſie doch wie alle

Schauſpielerinnen gewohnt, von nichts anderem als den Aeußerlichkeiten des Theaterweſens zu ſprechen. Sie beging einmal über das andere die Unhöflichkeit, mit ihrem Affen oder mit ihren Hunden die Unterhaltung zu ſtören, oder die Redenden zu erſchrecken und wußte ihrem klugen Papagei ſo boshafte Winke zu geben, daß er immer nur Lucien mit ſeinem „Hundekopp“ oder „Spitzbube“ anredete und zur auffälligſten Unzeit ihre Rede unterbrach.

Zwiſchen deren treuherzigem Weſen und dem bewußtvoll-reizenden, übermüthig-knabenhaften dieſer Erlinde lag der ſchreiendſte Gegenſatz. Der einzige Blitzableiter ihres Zornes und ihrer Eiferſucht war allein der Pariſer Gerant, der ſich zehnmal mehr für die uppige Sängerin als die burgerliche Haushälterin intereſſirte und, ohne auf Luciens Erzählungen zu lauſchen, mittlerweile mit Erlinden einen Roman zu ſpinnen begann, von deſſen Gewebe ſie nebenher ſo wenig wie die Strickſtrümpfe von ſich ſelbſt eine einzige Maſche fallen ließ.

Der poetiſche Offizier langweilte ſich, weil hier kein Grund und Boden, ſein Glück zu fördern, war, welches er in Ermangelung des Kriegs auf alle Weiſe mit der Dichterfeder verſuchte. Blaſirt, wie er dazu war, erkannte ſeine Allweisheit augenblicklich, daß die Kleine eine verdächtige Perſon ſei, und verſuchte er jedem ihrer Worte geheime Fallen zu legen.

Die Geſellſchaft ging früh auseinander, da ſie an ſich ſelbſt kein Behagen finden konnte.

Als der Graf ſeinen Freund einige Tage ſpäter wieder beſuchte, führte ihr Geſpräch ſie alsbald auf die junge Dichterin, welche den Dichter fortan alle Morgen beſuchte, um ihm ihre Poeſien vorzuleſen und ſie unter ſeiner Anleitung zu verbeſſern. Lucie hatte dieſer Tage ſogar eine allerliebſte Novelle zu ſchreiben angefangen, welche ſie ihm ebenfalls in den Bruchſtücken, ſo wie ſie entſtand, mittheilte, um über den weiteren Verlauf der Geſchichte ſofort ſeinen Rath zu vernehmen. Ein Theil ihrer Gedichte hatte unter ſich noch einen andern als den poetiſchen Zuſammenhang, indem ſie dieſelben einer jungen anmutigen Prinzeſſin zu widmen gedachte, deren Geſpielin ſie als Kind geweſen und die nur erſt von einer langen lebensgefährlichen Krankheit geneſen war. Die Erzählung, wie die darauf bezüglichen Gedichte ſollten der Fürſtin eine Art Gruß oder Glückwunſch der Natur und Poeſie verkündigen.

Ich erſtaune von einem Tag zum andern mehr über dieſes Weſen, ſprach der Dichter, und über einen ſo ſeltenen Verein von Talent, Anmut, Weiblichkeit, Einfalt und Gemüt. Sie glauben nicht, welch eigentümliche Lieblichkeit ihre Gedichte enthalten. Sie kann es mit der Zeit weit bringen, wenn ſie auf dieſem Wege auszubarren verſteht.

In Ihrer Art dies herauszufuhlen, ſtimme ich Ihnen vollkommen bei, ſagte der Graf; das junge Mädchen beſitzt uberdies eine ſo ſeltene Gabe, alles was ſie erzahlt oder darſtellt, vollkommen anſchaulich zu machen, daß ich dies ſchon allein nicht genug bewundern kann. Sie werden mit mir bemerkt haben, wie ihre neulichen Mittheilungen über ihr Leben mit der Gräfin ein wahrhaft vollſtändiges Bild abgaben. Es war bereits verarbeiteter poetiſcher Stoff, der wie gediegenes Erz zu Tage lag. Hat man eine Sache auch immer erlebt, ſo liegt darin noch keineswegs die Fähigkeit, es Andern glaubhaft zu machen. Ich habe ſelbſt wie viele ungariſche Gräfinnen gekannt, die der ihrigen auf ein Haar glichen. Das einzige Unglaubliche bei ihren Schilderungen war nur der Umſtand, daß eine Burgerliche, wie Lucie, in die hohe Ariſtokratie der

Kaiſerſtadt ſollte ſo ohne Weiteres zugelaſſen werden ſein. Die bloße Freundſchaft einer vornehmen Frau, eine liebenswürdige Perſönlichkeit und Talent, wie hätten ſie zu ihrer Einführung genügen können! Indeſſen ſchildert ſie auch das Einzelne alles deſſen, was ſie in dieſen Kreiſen erlebt hat, ſo individuell lebendig, daß bei näherem Zuſehen jeder Zweifel an der offenbaren Thatſache ſchwinden muß.

Gewiß, gewiß, mein Freund, verſetzte der Dichter gutmütig lächelnd; Sie ſind in dieſem Punkte ein wenig zu ſehr Hof- oder Edelmann. Sie müſſen doch auch bei einem ſolchen Verſtoß gegen die Sitte den Charakter der Gräfin in Erwägung ziehen. Könnte ein ſo übermütiges Weſen nicht wie leicht im Stande geweſen ſein, der Kleinen zeitweilig einen vornehmen Namen beizulegen?

Der Graf ſchüttelte dazu zwar immer bedenklich den Kopf, legte indeß auf die Einwendungen, welche er noch dagegen im Sinne hatte, kein allzugroßes Gewicht.

Es hat mich aber die Bosheit wahrhaft entrüſtet, fuhr er fort, mit welcher die Damen, die Lucien neulich Abends bei Ihnen ſahen, von den verſchiedenſten Seiten her angefangen haben, über ſie den Stab zu brechen.

Geht die Reinheit, fragte der Dichter heiter, nicht immer unbefleckt aus allem hervor? Und habe ich z. B. in Luciens Stammbuch nicht ſchon ſelbſt die zehnfache Anerkennung ihres Talentes und ihrer Ehrenhaftigkeit von Seiten ſo vieler hochgeachteten Männer geſehen? Betrachten Sie unbefangen ſelbſt die ganze Perſönlichkeit, ob ſie dem einer Abenteuerin ähnlich ſieht?

Ja, ja, ſagte der Graf; Sie haben, was uns anlangt, ſehr Recht. Das verdammte Miasma ſteckt nur ſo leicht andere Leute an, die ihre Meinungen nicht nach Gründen regeln. Den ſtärkſten Beweis für Luciens Wahrhaftigkeit führt mir immer jenes gewiſſe Neue, Unbeholfene, wenn Sie wollen Ländliche ihres Weſens, das die noch reine Tochter der Natur verräth und neben ihren Talenten unwiderſtehlich fur ſie einnimmt.

Sagen wir lieber gleich, beſchloß der Dichter, daß ein ſolches Talent, wie ſie es beſitzt, ſchon an ſich das Siegel eines ächten Menſchen iſt.

Hinfort lernte nun auch der Graf Lucien näher kennen und ſchätzen, wenn er zumal Mittags mit ihr wiederholt bei ſeinem Freunde ſpeiſte. Es offenbarte ſich ihm dann das Kindliche und Wahre ihrer Natur am unverholenſten. Sehr eigentumlich war auch unter anderm ihr herzliches Lachen, welches ſo ganz aus voller Seele kam, und der zergliedernde Graf ſtellte daruber bei ſich ſelbſt beinahe mikroſkopiſche Betrachtungen an. Er brachte auch viele Abende mit ihr und andern Freunden bei dem Dichter zu, wo dann poetiſche Kunſtwerke vorgeleſen wurden.

Es zeigte ſich bei dieſer Gelegenheit das Talent wieder einmal ſo ganz unabhängig von Beleſenheit, oder dem, was man gemeinhin literariſche Bildung nennt. Lucie war in der That nur mit unglaublich wenig claſſiſchen Dichterwerken bekannt und denn doch wieder in ſich gebildet genug, daraus vor Andern kein Hehl zu machen. Ihre Unwiſſenheit gereichte ihr vielmehr zu einem beſondern Reiz, indem ſie zugleich ſo liebenswürdig das Verlangen, ſich zu bilden und unterrichten zu laſſen, zu erkennen gab. Auch erfüllte der Antrieb zu ſchaffen dermaßen ihre Seele, daß ſie ganze Abende lang bei einer Vorleſung ſitzen konnte, ohne anſcheinend den mindeſten Theil daran zu nehmen. Sie ſah nur immer ſtarr auf einen Fleck vor ſich nieder oder eines der Anweſenden an, und war offenbar allein mit ihren innern Gebilden beſchäftigt. Ein liebliches Bild ſelbſt, wie ſie, von den zierlichen Locken umwallt, tief in ſich verſunken ſaß, oder das Köpfchen ganz unbefangen, als ob ſie allein wäre, auf ein Seitenkiſſen des Sofas niedergelegt hatte.

Von eben der Unſchuld und kindlichen Unbefangenheit ihres äußern Weſens zeugten auch ihre Reden und Erzählungen. So unterhielt ſie die Freunde eines Mittags von einer jungen Dichterin, die in Folge einer verwahrloſten Erziehung zuerſt Freudenmädchen geweſen ſei, bis das ihr angeborne Dichtertalent durch einen glücklichen Zufall die Aufmerkſamkeit einer edeln Fürſtin erregt habe. Dieſelbe, eine Frau von geſetzten Jahren, habe das Mädchen, um es vom Verderben zu retten, in ihr Haus und ihren Umgang aufgenommen und ſo ſei mit Betty der unerhörte Fall eingetreten, daß ihr die Stadt und Geſellſchaft, um ihres Talentes und ihrer hohen Gönnerin willen, wirklich das ſonſt Unverzeihliche vergeben habe und ſie perſönlich in Ehren halte.

Ja, was das Merkwürdigſte und Schönſte dabei, fügte Lucie hinzu, ſo iſt die junge Dichterin ſeelenſtark genug geweſen, ſich durch die Verhältniſſe keineswegs den ihr ungemäßen Beruf einer büßenden Magdalena zuſchieben zu laſſen, ſondern ſie fährt im Bewußtſein ihres zur Zeit reinen Lebenswandels ungeſcheut fort, durch ihre Poeſien die wärmſten Herzensgefühle zu verkündigen. Und ich ſehe doch auch ſelbſt nicht ein, warum ein Weib nicht das nämliche Recht wie der Mann haben ſoll, ſeine zärtlichen Gefühle vor der Welt in Poeſie auszuſprechen und einzugeſtehen?

Die beiden Männer ſahen inmitten dieſer Aeußerung das Bewußtſein eigener Reinheit ſo zuverſichtlich an Luciens Stirn geſchrieben ſtehen, daß ihre Geſichtszüge auch nicht das leiſeſte ſpöttiſche Lächeln darüber anwandelte.

Es vergingen mehre Wochen, in deren Verlauf die Fremde in dem Kreiſe des Dichters immer heimiſcher ward und an ihrer Erzählung rüſtig weiter ſchrieb und die Freunde ſahen dabei nur auch zu ihrem aufrichtigen Leidweſen immer näher die Zeit heranrucken, in welcher Lucie die Gräfin aus Paris zurückerwartete, um mit ihr wieder nach Wien und von dannen ſofort auf ihre ungariſchen Güter zu ziehen.

Lucie verrieth um die nämliche Zeit, nachdem ſie ſchon mehremale von ihrem Geſangstalent geſprochen hatte, den erſtaunten Freunden noch eine zweite künſtleriſche Begabung, indem ſie eines Tages Zeichnenmaterial einkaufte und ihrem älteren Freunde verhieß, ihm zu ihrem Angedenken ihr eigenes Bild zu hinterlaſſen, das ſie der Meinung war, ziemlich ähnlich herſtellen zu können.

Lucie war jetzt an manchen Abenden, wenn der Graf und der Dichter um die Theeſtunde mit ihr allein blieben und keine Geſellſchaft kam, von ſelbſt darauf gefallen, ihnen ihre Jugendgeſchichte zu erzählen.

Sie war als die Tochter eines hannoverſchen bürgerlichen Amtmanns auf dem Gute ihrer Eltern, ganz und gar ein Kind der Natur, erwachſen. Sie ſchilderte aus ihrer Kindheit die reizendſten idylliſchen Scenen mit einer Anſchaulichkeit und Wahrheit, der die Freunde mit Bewunderung zuhörten. Ihre täglichen Geſpielen waren die Bauernkinder des Dorfes geweſen und ihre Freude, mit ihnen bald da bald dort in der ſchönen Jahreszeit, weit weg, frei und wild in der Natur umherzuſchweifen. Sie erzählte ausführlich, wie ſie zuſammen im Frühling auf den Wieſen umherliefen, wenn die warme Sonne nur erſt Bäche und Gewäſſer vom Eiſe befreit hatte, und aus Baumrinden kleine Schiffe mit Segeln von Papier und Läppchen bauten, die ſie in dem lauen kräuſelnden Winde auf den Wieſenwaſſern treiben ließen. Sie ſtellten Sprenkel im Erlenbuſch für Rothkehlchen und Finken, brieten herbſtlich in der

Aſche von durrem Reiſig auf den Feldern Kartoffeln und es war vor allem andern ihre Wonne, wenn ſie es ausnahmsweiſe einmal wagte, im Fruhling barfuß wie ihre Freunde in den ausgetretenen Bachen herum zu pantſchen. Einen höheren Genuß hatte die Natur nicht für ſie und es war nur ihr Leid, daß ſie ihn nicht anders als im tiefſten Geheimniß hinter dem Rucken ihrer Eltern erringen konnte, die einen ſolchen Verſtoß gegen Stand und Geburt nie geduldet haben wurden. Das Verſchweigen dieſer kindiſchen Freuden war denn auch die einzige Unwahrhaftigkeit ihrer Jugend und das unbefangene, unwillkurliche Herausſagen alles deſſen, was ſie dachte, von jeher dasjenige geweſen, was die innerſte Eigenthumlichkeit ihres Weſens bezeichnete. Es ſtanden Lucien die Thränen der Ruhrung in den Augen, indem ſie von dieſen Erinnerungen ihres erwachenden Lebens ſprach.

Keine Frage, daß ihr poetiſches Talent ſchon damals, empfangend wo nicht gebärend, in ihrem Geiſte wirkſam geweſen war, da ſie das Leben der Landleute ihrer Heimat und deren Häuslichkeit ſo lebendig zu ſchildern verſtand.

Ein anderes Moment der Theilnahme, welche Lucie in den Seelen ihrer Zuhörer für ihre Jugend zu erwecken wußte, war ihr Verhältniß zu einem ihrer Spielgenoſſen, dem Sohne des Schulmeiſters ihres Dorfes. Ernſt von Gemüt und kränklich wie dieſer Knabe war, deſſen Alter das ihrige um mehre Jahre überſtieg, hatte er der Dorfjugend meiſt zu einem Gegenſtande des Spottes gedient und war auch von ihr nichts weniger als freundlich angeſehen worden. Deſſen ungeachtet hatte er ihr jedoch ſein Herz von jeher zugethan, begleitete ſie wie ihr Schatten, ſchützte und vertheidigte ſie, wo er es im Stande war, errettete ſie aus hundert kleinen Gefahren und Unannehmlichkeiten, worein ſie bei ihrem unbedachten Weſen allzuleicht gerieth. Ja, ſo wahrhaftig er ſonſt in allen Dingen war, ſcheute er ſelbſt Lugen nicht ihr zu helfen, und belud ſich alſo nicht ſelten mit ihrer eignen Schuld, deren Strafe er mit Freuden litt.

Lucie war bei dieſer Erzählung ſehr ernſt geworden und konnte nicht genug ſagen, wie bitter ſie ihre fortgeſetzte damalige Undankbarkeit gegen ihren getreuen kindlichen Anbeter und Freund jetzt bereue. Was aus ihm mit der Zeit geworden ſei, habe ſie leider nie erfahren, da ſein Vater einige Jahre ſpäter geſtorben und er darauf als angehender Jüngling das Land verlaſſen habe, um irgendwo, von Verwandten unterſtutzt, eine hohe Schule zu beziehen. Unglücksfälle haben von nun an auch ihre Familie betroffen und ihren Vater ſeines Gutes wie ſeiner Stelle beraubt; er ſei ſpäter geſtorben und ihre Mutter habe ſich mit ihr zu kunftigem Aufenthalt nach einer fernen Stadt gewandt.

Indem ſich nun Lucie von Tag zu Tag mehr in der Achtung ihrer Freunde befeſtigte, war auf der andern Seite auch die Mißgunſt der vorgedachten Läſterzungen immer thätiger, die zwar keine beſtimmte Anklage wider ſie zu erheben wußten, ihrem verlängerten Aufenthalt in der Hauptſtadt aber deſto verdächtigere Beweggründe unterſchoben.

Da geſchah es eines Morgens, daß als nach einer ſolchen am Abend vorher erlebten Anfechtung der feine, zierliche, milde, vornehme, etwas charakterſchwache Graf zu dem Dichter kam, um ihm einmal ſein Herz recht auszuſchütten, er bereits in höchſter Aufregung und Betrübniß die junge Lucie daſelbſt antraf. Sie hatte nur erſt vor wenigen Stunden durch einen aus Paris nach Wien reiſenden Geſandtſchaftsſecretär die Nachricht von der in erſterer Stadt erfolgten gefährlichen Erkrankung ihrer Gräfin erhalten. Ein vernachläſſigter Schnupfen war in eine jener bösartigen Grippen ausgeartet, wie ſie ſo oft dem jüngſten, kräftigſten Leben ein raſches Ende ſetzen, und wenn die Gräfin ſie gleich nicht ſelbſt zu ſich entboten, ſondern der genannte Diplomat ihr die ſchlimme Zeitung aus eignem Antrieb überbracht hatte, ſo fühlte Lucie doch die unbedingte Gewiſſenspflicht, der geliebten Gebieterin zu ihrer Pflege zu Hülfe zu eilen. Sie hatte ſchon bei ſich beſchloſſen, noch an dieſem Abend nach Paris abzureiſen und war um Abſchied zu nehmen hier. Sie konnte, keine Anſtrengung und Ermüdung ſcheuend, über Brüſſel in dritthalb Tagen an Ort und Stelle ſein.

Der Dichter war vor Leidweſen ſtumm, das liebliche Kind ſo bald auf unbeſtimmte Zeit, wer weiß, ob nicht auf immer aus ſeinem Umgangskreiſe ſcheiden zu ſehen, und der überraſchte Graf theilte aufrichtig ſein Gefühl.

Lucie ſaß, kaum daß ſie mit halber Stimme ein Wort ſagte, ganz ſtill da und hatte helle Thränen, als die beredteſten Zeugen wahrer Herzensbekümmerniß, im Auge. Wer ihren Zuſtand mit anſah, konnte nicht ohne die lebhafteſte Beſorgniß darüber bleiben, wie ſie in ſo aufgeregter Gemütſtimmung die anſtrengende Reiſe überſtehen werde.

Da Lucie ohne alle weibliche Bedienung war, erbot ſich der Graf, ſie bis zu dem entfernten Eiſenbahnhof zu begleiten, von wannen der Zug, mit welchem ſie reiſte, mit dem Anbruch der Nacht abging. Sie lehnte aber anfangs jeden Beiſtand ab und es bedurfte der ganzen ritterlichen Beharrlichkeit des Grafen, ihn zuletzt den Sieg über ihre Weigerung davontragen zu laſſen. Er zeichnete ſich noch ebenſo wie der Dichter in ihr koſtbares Album ein und ſie ſchied von dem letzteren mit dankbarer Rührung, nachdem ſie mit dem Grafen verabredet hatte, daß er ſie eine Stunde vor der Abfahrtszeit in ihrer Wohnung abhole.

Noch ehe es dazu kam, empfing der Graf

ein Billet von ihrer Hand, welches die Nachricht enthielt, man habe ihr geſagt, daß ſie ſich beſſer einem andern Eiſenbahnzug anſchließe und ſie alſo ſchon an dem heutigen Mittag abgereiſt ſei.

Der Graf lächelte über ihre Leichtgläubigkeit, da er den Reiſecurs nach Paris aus eigener Erfahrung kannte und beſtimmt wußte, ihr den beſten Rath gegeben zu haben. Indeſſen war bei geſchehenen Dingen nichts zu ändern.

Nach der Entfernung der jungen Dichterin war dieſelbe zwar fortwährend das Tagesgeſpräch zwiſchen den Freunden. Sie fragten einander, wo ſie ſich wol in dieſer oder jener Stunde befinden, wie es ihr ergehen und in welchem Zuſtande ſie ihre liebenswürdige Freundin in Paris angetroffen haben möge. Sie erwarteten ſogar ſchon bald ſchriftliche Nachrichten von ihr eingehen zu ſehen.

Allein da der Sinn des Grafen gegenwärtig von einer andern Seite her befangen war, lenkte er durch ſeine Geſpräche großentheils auch die Aufmerkſamkeit des Dichters dahin ab.

Der Graf hatte nämlich neulich eine ihm höchſt verdrießliche Mittheilung über ſeinen Eingangs erwähnten Schützling empfangen, welche ihm den Kopf ſo ganz und gar einnahm, daß er zuletzt nicht länger umhin konnte, ſeinem Freunde die die Sache erklärende Lebensgeſchichte des jungen Mannes zu erzählen.

Dr. Hubertus hatte in der Univerſitätsſtadt, welche er zugleich mit dem reichen, Kunſt und Wiſſenſchaft liebenden Grafen bewohnte, durch ſeinen genialen Geiſt und ſeine vielſeitigen Kenntniſſe deſſen Zuneigung gewonnen. Der Graf war nicht nur vielfach mit ihm umgegangen, ſondern hatte Hubertus auch öfter in Geldverlegenheit unterſtützt und auf mannigfache Weiſe den Verſuch gemacht, ſeinen ſchwanken Leichtſinn an irgend einen einträglichen Beruf zu befeſtigen. Leider! hatte es ihm damit aber auf keine Weiſe gelingen wollen und Hubertus jedesmal den beſtimmten Lebenszweck, welchem ihn ſein Gönner zugewendet, mit ſeltener Virtuoſität von ſich abzuſchütteln gewußt. Er hatte zum Lehrer eben ſo wenig als zum Beamten oder ſelbſt zum Zeitungsredacteur getaugt. Jeden Augenblick entſchloſſen, das Allerhöchſte zu beginnen, hatte er es doch nie dahin gebracht, das Allergeringſte zu beendigen. Er nahm ſich vor, große hiſtoriſche Tragödien und Heldengedichte zu ſchreiben und brachte keinen einzigen Aufſatz zu Stande, der ihm einen ſeinen Fähigkeiten nur irgend entſprechenden Namen hätte machen können. Unabläſſig gewohnt, ſich mit allem und nichts zu beſchäftigen, vermochte er nicht zwei Tage hintereinander etwas ernſtlich zu ſtudiren. Es wohnte ihm insgeheim ein wahrer Fanatismus für das Nichtsthun inne: er begann nichts, vollendete nichts und lebte mit ſublimer Kunſt desgleichen beinahe von nichts. Das höchſte, ihm erdenkbare Glück, welchem er ſein edleres Daſein aufopferte, beſtand einzig und allein darin, daß er ſich, mit den Gedanken an jedem Zufall hangend, müſſig in den Straßen umtrieb. Es konnte ihm nichts als tagelanges Hungern den Entſchluß abgewinnen, ſich an ſeinen Schreibtiſch zu ſetzen und den erſten beſten Aufſatz flüchtig zuſammen zu ſchreiben. Seltſamerweiſe war nur dabei ſein Hochmut eben ſo groß wie ſeine beſchämende Einſicht in die Nichtigkeit des Erzeugniſſes, ſowie die Willensunfähigkeit, es zu beſſern, und ſo gab er daſſelbe in der Regel unter dem Namen eines gefälligen weniger bedenklichen Freundes heraus. Einer ſo wüſten und unverzeihlichen Zerfahrenheit hingegeben, hatte der ſonſt begabte liebenswürdige Menſch die ſchönſten Jahre ſeines Lebens ungenutzt verſtreichen laſſen, um ſich mit einem beinahe unbegreiflichem Glücke, allein durch das ihm allenthalben von ſelbſt zufließende Wohlwollen Anderer ſein Daſein zu friſten. Am Ende ſollte es aber dennoch ſeinem vorzüglichſten Gönner, dem Grafen, gelingen, ihm bei einem reichen Landedelmann eine Stelle als Bibliothekar und Archivar zu vermitteln. Der Graf hatte dieſe Stelle, welche ſeinem Bedünken nach wie für ſeinen Schützling geſchaffen war, ſchon ſeit langer Zeit für ihn erſtrebt und fühlte ſich glücklich, ſeine Bemühungen mit Erfolg gekrönt zu ſehen. Er wagte nicht etwa zu hoffen, daß Hubertus von dem unbedeutenden Gehalte ſorgenfrei leben könne. Er wußte aber einmal, daß das Archiv einen überreichen Schatz von Urkunden und geheimen wichtigen Papieren enthielt, welche einer der Vorfahren des Edelmanns dereinſt in einem hohen Staatsamte zuſammen gehäuft hatte. Dieſe Papiere wurden von dem gegenwärtigen Beſitzer wenig oder nicht geachtet, weil er mit ihrem inneren wie äußeren Werte faſt unbekannt war, und der Graf wußte, als Verwandter des Hauſes, darum nur mit Wenigen Beſcheid. Daß das

Archiv ſeither von einem beſondern Archivar verwaltet worden, war eine überlieferte Familieneitelkeit und es ging ſchon zur Genüge daraus hervor, wie wenig Wert darauf zu legen ſei, daß dieſe Stelle ſeit lange nebenher von einem Gerichtsſchreiber verwaltet worden und das Archiv, zum Theil in Kiſten verpackt, in einem Holzſchuppen geſtanden hatte. Auf eben dieſen Umſtand hatte der Graf ſeine Fürſprache für Hubertus bei dem Edelmann begründet, indem er ihm vorgeſtellt, daß endlich nothwendiger Weiſe durch einen Sachkundigen einige Ordnung in Papiere und Bücher zu bringen ſei. Der Erfolg ſtand ihm, wie geſagt, bei, und Hubertus war ermächtigt, alles auszupacken, aufzuſtellen, zu ordnen, und eben deßhalb nicht nur nach Belieben durchzuſtudiren, ſondern auch auszuziehen, abzuſchreiben und nach Gelegenheit ſogar zu veröffentlichen.

Hubertus ging, wie es ſchien, ſelbſt mit Freuden und Erwartung an den Ort ſeiner Beſtimmung ab, da ihn der Graf ſchon nach oberflächlicher Kenntniß Außerordentliches von dem Archive erwarten ließ, und ſein faſt vollkommen über ſeine Zukunft beruhigter Gönner meinte in der That, Hubertus auf Lebenszeit verſorgt zu haben. Es bedurfte zu deſſen fernerem Glück eben nichts mehr, als daß er einige Jahre hinter einander angeſtrengt arbeitete, abſchrieb, auszog, beſchrieb und vor allen Dingen gegen jedermann das tiefſte Schweigen über die Sache beobachtete. Daß er während der Zeit keinen Mangel an den notwendigſten Bedürfniſſen litte, dafür ſorgte der Graf; und ſo hatte Hubertus nichts zu thun, als daß er die Früchte ſeines Fleißes allmälig nach dem Ausland in Sicherheit brächte. Er bekam auf ſolche Weiſe am Ende ſeines Tagewerkes die geheime Geſchichte mehrer Höfe während eines halben Jahrhunderts in die Hand und brauchte ſie nur mit Bequemlichkeit an das Licht des Druckes zu ziehen, um der Weltgeſchichte einen unermeßlichen Dienſt zu leiſten und ſelbſt ſo viel zu verdienen, daß er von dem Kapital des Honorars hätte ſein übriges Leben beſcheiden friſten können.

Der Graf ſetzte dieſe wiederholt mit Hubertus beſprochenen Dinge ſo ſicher als abgemacht voraus, daß er ſeinen Schützling eine Weile aus den Augen verlor. Es verging ein halbes Jahr, ehe er wieder von ihm hörte, und er traute kaum ſeinen Ohren, durch welche Kunde alsdann der junge Mann wieder in ſein Gedächtniß gerufen wurde.

Anſtatt in Stille und Heimlichkeit gründlich zu arbeiten, hatte Hubertus, nachdem er das Archiv ausgepackt und geordnet, ſowie zum Theil durchgeleſen, nichts gethan, als daß er einige der anſtößigſten und merkwürdigſten Urkunden abgeſchrieben. Er hatte ferner die Albernheit begangen, mit ſogenannten guten Freunden davon zu ſchwatzen, mit Zeitungsſchreibern deswegen Briefe zu wechſeln und zu verhandeln und desgleichen, um zu prahlen, ihnen einige Papiere leichtſinnigerweiſe vorzuzeigen und zu ſchenken.

Alſo war Alles vor der Zeit ruchbar geworden und hatte Aufſehen und Aergerniß erregt.

Höchſt erklärlicherweiſe waren ſofort mehre der betreffenden Regierungen darauf aufmerkſam geworden, welche nach der alten Weiſe die Ehre des Landes und der Geſchichte nur in Lüge und Verheimlichung ſuchten, und hatten ſie mit aller ihrer Macht der Verſtopfung der Quelle ſolcher Nachrichten nachgetrachtet.

Es konnte nicht lange wahren, ſo war Hubertus mit ſeinen Schätzen entdeckt, der Verfolgung preisgegeben, angeklagt, unter die Aufſicht der Polizei geſtellt. Seine Unerfahrenheit, ſein Mangel an Charakter und Geiſtesgegenwart gaben ihm nicht die geringſte Aushülfe aus der Not an die Hand. Er verſtrickte ſich in den ſchlimmen Händel mit den Behörden von Tag zu Tage mehr; man ſchreckte und ſchüchterte ihn mit Proceſſen ein, der Edelmann nahm ihm Archiv und Bibliothek weg, und kurz und gut, es blieb ihm und ſeinem leichtſinnigen Unbedacht von den goldenen Bergen, welche er ſich von ſeinem guten Glück hatte verſprechen dürfen, zuletzt nichts übrig als das Spottgeld, welche ihm die einflußreichſte Regierung für das bereits Abgeſchriebene in ſeinen Händen anbot. Er nahm dasſelbe an, lieferte die Schriften, um ſich aus der Sache zu ziehen, willig aus und that unter den gegebenen Umſtänden auch ohne Zweifel wol daran, weil man ihm ſonſt wahrſcheinlich alles ohne Entſchädigung von Amtswegen weggenommen haben würde.

Ganz ungerechnet den literariſchen Namen, den ſich Hubertus hierbei mit leichter Mühe hätte machen können, ging durch ſeinen Frevel natürlich auch der unabſehbare Gewinn, welchen er der Wiſſenſchaft bereitet, für immer verloren. Ordensſterne, Hofgunſt und Gold bewogen den verſchwenderiſchen Edelmann bald darauf, das unſchätzbare Archiv einem benachbarten Staate zu überlaſſen. Der allerwichtigſte Theil wurde auf der Stelle vernichtet, das Uebrige wieder in Kiſten gepackt, verſchickt und an einen Ort vergraben, von wannen es vielleicht niemals an das Tageslicht der Oeffentlichkeit gelangt.

Hubertus ſelbſt mußte es nach allen dieſen Vorgängen ſogar für gerathen halten, auf einige Zeit unſichtbar zu werden, damit man zuletzt nicht dennoch ſeiner perſönlichen Freiheit zu nahe trete. Er gab auch nicht einmal dem Grafen, vor dem er ſich ſchämte, Nachricht von ſeinem Aufenthalt, und dieſer erfuhr das Geſchehene von Andern.

Der Graf fühlte ſich dadurch ſo heftig wider Hubertus erbittert, daß er ſich nicht im mindeſten mehr um ihn kümmerte oder nach ihm forſchte, und ihn in ſeinem Innern, nachdem er ſich wer weiß wie lang über ihn geärgert hatte, als völlig unbrauchbar im Leben für verloren gab.

So ſehr indeſſen die vorſtehenden Mittheilungen während Luciens Abweſenheit in Paris die Geſpräche des Dichters und des Grafen beherrſchten, verſenkte ſich letzterer doch endlich wieder mit doppelter Freude in die Erinnerungen an ſie, weil er ſo deſto beſſer den Gedanken an ſeinen verlornen Sohn in ſich unterdrücken konnte.

Worin er jetzt zumeiſt mit ſeinem Freunde übereinſtimmte, das war ihre beiderſeitige Ueberzeugung von Luciens innerſter Wahrhaftigkeit, welche ihnen in der Ferne gleichſam immer mehr hervortrat, und ſie hielten einander um die Wette vor, wie erſichtlich alles was ſie ſagte, that, ihre Geberden und Mienen, ſelbſt jenes gewiſſe bäuriſche oder ländliche, wenn auch nichts weniger als ungraziöſe Weſen dieſen Stempel an der Stirn trug.

Es mochten ſeit Luciens Abreiſe etwa acht Tage vergangen ſein, als der Graf eines Morgens den Dichter zu beſuchen kam und im Vorſaale den Mantel einer fremden Dame in Trauer hangen ſah.

Die Neugier wegen der Trauer und ein ſeltſames Lächeln, womit ihm die Haushälterin die Thur aufgemacht hatte, drängten ihm die Frage: wer bei ſeinem Freunde ſei? uber die Lippen.

Können Sie noch daran zweifeln, wer es iſt? Errathen Sie es nicht gleich? rief ihm die Haushälterin trotz der unmittelbaren Nähe des Wohnzimmers faſt laut zu, indem ſie die Fauſt erbittert dahin ballte: Fräulein Lucie!

Die Haushälterin diente dem Dichter ſeit einer Reihe von Jahren treu und brav und hatte gleich von Luciens erſtem Auftreten im Hauſe an eine entſchiedene Abneigung gegen ſie gefaßt. Da ſie dieſelbe nun weder an Beweggrunden noch an Thatſachen lehnen gekonnt, hatte ſie damit natürlich keine andere Folgen als hie und da einen komiſchen oder ärgerlichen Auftritt zwiſchen den Betheiligten, oder eine Zurechtweiſung der Dienerin von Seiten des Herrn herbeigeführt. Kommt ja doch dergleichen unzähligemal in der Welt vor, daß langjährige Diener Alleinſtehender jeden Fremden oder Berechtigten, der ihnen näher tritt, mit dem Mißtrauen der Eiferſucht anſehen, er möge ihren häuslichen Einfluß ſchmälern!

Luciens überraſchende Rückkehr hatte die im Stillen genährten Hoffnungen der Haushälterin, ſie könne dennoch vielleicht ausbleiben, allzu bitter enttäuſcht und ſie war darum in dieſem Augenblicke nicht im Stand, ihre Wut dem Grafen zu verheimlichen. Sie weinte beinahe vor Entrüſtung, als ſie ihm den Eindruck ſchilderte, welchen ihr die vor einer halben Stunde eintretende Trauergeſtalt gemacht. Wußte ich doch auf der Stelle, fuhr ſie mit geſteigerter Leidenſchaft fort:

woran ich mit ihr ſei und daß es alſo kommen werde. Und nun bleibt ſie natürlich hier, weicht bald nicht mehr aus dem Hauſe, ſpinnt und lugt und ſchmeichelt ſich vollſtändig ein!

Der Graf war erſtaunt über dieſe maßloſe Heftigkeit und wußte nicht, was er davon halten ſollte. Er ſuchte die Haushälterin mit halb ſcherzhaften Worten umſonſt zu beruhigen und trat mit einer gemiſchten, halb komiſchen halb tragiſchen Empfindung ein.

Es herrſchte Schweigen im Zimmer. Der Dichter ſaß betrübt in einem Lehnſeſſel; Lucie neben ihm, in Trauerkleidung, ganz aufgelöſt in Schmerz, die Wangen gerötet, die Augen in Thränen ſchwimmend. Beide regten ſich nicht beim Eintritt des Grafen. Er ſprach ſich gegen Lucien mit wenigen theilnehmenden Worten aus, wie er ſchon aus ihrem Anblick leider auf den Ausgang ihrer Reiſe ſchließen müſſe.

Kaum hörbar, indem ſie ſtarr vor ſich nie=

derblickte, erwiderte die Dichterin: Sie war ſchon geſtorben, ehe ich in Paris ankam. Erkältung, vernachläſſigte Grippe hatten ihrem ſchönen Daſein ein Ende gemacht.

Der Graf befand ſich in der wunderlichſten Stimmung von der Welt. An dem aufrichtigen Schmerz des armen Kindes vermochte er nicht zu zweifeln. Sie hatte ihre einzige Stütze und Freundin, ihre Wohlthäterin verloren! Ihr Verluſt that ſeinem Herzen weh. Allein er wußte nicht, wie es zuging, die Kehle war ihm gleichſam zugeſchnürt und er konnte kein eigentliches Wort der Theilnahme hervorbringen. War es allein das anſteckende Gift des Verdachtes, welches ihm die Haushälterin gegen Lucien eingeflößt hatte? Nein!

Der Graf wußte zuletzt nichts zu thun als nach Paris zu fragen. Allerdings ein ſchmählicher Rückzug ſeiner Verlegenheit!

Lucie antwortete, ſie ſei nur einen Tag in der Stadt geblieben, wo es ſie nicht länger leiden wollen.

Dies erklärte ihre unglaublich ſchnelle Wiederkehr. Nichts deſto weniger blieb es dem Grafen in einiger Dunkelheit, wie ſie eine ſo ſchnelle Abreiſe habe möglich machen und ſo übergroße Anſtrengungen aushalten können.

Er ſchämte und ärgerte ſich dabei zur Genüge über die beobachtende Kälte ſeines Herzens, einem ſo edlen, ſchönen Schmerze gegenüber, und ſah doch all ſeine Anſtrengungen an dem Verſuche ſcheitern, ſie los zu werden. Wie konnte es auch anders ſein! Der Schmerz der Kleinen war neutral und der Anblick der für ſie ſprechenden Theilnahme ſeines Freundes wurde durchaus von den vielleicht aus dem Inſtinct hervorgegangenen entgegenſtehenden Empfindungen aufgewogen, mit welchen draußen die getreue Haushälterin Lucien der Lüge und des Betrugs zieh. Der Graf konnte, wie geſagt, nicht umhin, je mehr ſich

Lucie wieder von Tag zu Tag in dem Kreiſe des Dichters geſellig einrichtete und ſich von ihrer anfänglichen gramvollen Hinfälligkeit zu erholen begann, deſto mißtrauiſcher gegen ſie zu werden und immer entſchiednere Zweifel an der Wirklichkeit ihrer Pariſer Reiſe zu hegen.

Er konnte nur nimmer mit ſich einig werden, welche Art Nachforſchungen er darüber anzuſtellen im Stande ſei.

Hätte er den Polizeipräſidenten perſönlich gekannt, ſo wäre die Sache leicht geweſen; wandte ſich der Graf aber jetzt unbekannterweiſe mit der Bitte an ihn, den Paß des jungen Mädchens zu unterſuchen, wer bürgte ihm dafür, daß der fremde Mann Feinheit und Scharfblick genug beſaß, ſolche Anfrage richtig zu würdigen und ihn oder Lucien dabei nicht bloszuſtellen? Ueberhaupt laſtete dem Grafen der Gedanke auf der Bruſt, hinter dem Rücken ſeines Freundes dergleichen zu unternehmen, und erſchien ſeinem

Charakter alles heimliche Handeln ſchon an ſich wie Verrath.

Andererſeits that nur wieder der in allem Thun ſaumſelige Dichter in der Angelegenheit ſo gar nichts von ſelbſt und wo ſollte ſonſt die Aufklärung über die Vergangenheit oder Wahrhaftigkeit der Fremden herkommen, die ſich allein mit ganz unverbürgten mündlichen Empfehlungen bei ihm eingeführt hatte?

Da Lucie bereits gegen den Bedienten des Dichters ein Wort von Verſorgung ſeiner Kinder vermittelſt ihres Einfluſſes hatte fallen laſſen, ſo ſchien ihr wenigſtens der Gedanke, als Geſellſchafterin in das Haus zu gelangen, nahe genug zu liegen.

Der Graf war alle Tage mehrmals drauf und dran, dem Polizeipräſidenten ſeine Bitte ſchriftlich vorzutragen; er legte aber jedesmal die ſchon ergriffene Feder wieder aus der Hand, weil ihm die Angelegenheit dazu allzu zart vorkam.

Um einen nicht ganz tactfeſten Charakter, wie der ſeinige war, am Ende vollends zu verwirren, bemerkte er wiederholt, daß ſich ihm Lucie mit Neigung, ja mit auffordernder Zärtlichkeit nähere und ihn eines Tages faſt unverholen umarmte. Was ſollte er von einer ſo weit gehenden Unbefangenheit denken? Was für Abſichten konnte ſie mit ſeinem ergrauten Hageſtolz verfolgen?

Die Lage der Dinge war zu hoch komiſch und bedenklich geworden, als daß ſie ſich hätte längere Zeit alſo feſthalten laſſen, und die Löſung nahte ihr auf die allerunerwünſchteſte Weiſe, indem ſich eines Abends, als der Graf grade bei dem Dichter war, der Polizeipräſident bei dieſem anmelden ließ. Man ſah ſich ſtaunend an und ließ ihn eintreten.

Es erſchien ein kleiner, hagerer, feiner Mann, nahm auf dem Stuhle Platz, welchen ihm der Bediente hingeſetzt hatte, und bat, als dieſer ſich entfernt, unter höflichen Entſchuldigungen um Auskunft uber — Lucien.

Es iſt hierbei noch zu bemerken, daß ſich der Diener, bevor er das Zimmer verließ, dem Grafen näherte und ihm heimlich zuflüſterte: Fräulein Lucie habe ſo eben geſchickt und laſſe ihn dringend erſuchen, ſo bald wie möglich zu ihr zu kommen; ſie habe ihm etwas Wichtiges mitzutheilen.

Der Graf wunderte ſich einige Augenblicke, beſann ſich, wollte gehen. Da ſprach der Präſident ſchon Luciens Namen aus und verweilte er, den Verlauf der Sache abzuwarten, aus welcher der Fremde doch in ſeiner Gegenwart kein Geheimniß machen wollte.

Der Präſident verwahrte ſich zunächſt dagegen, daß er mit ſeiner Anfrage dem jungen Mädchen irgendwie zu nahe treten wolle, und bat, der Dichter möge ſie nach wie vor unbehindert bei ſich ſehen. Die Polizei habe blos nicht umhin gekonnt, ihr weiter nachzufragen, da ſie, ſo lange ſchon in der Hauptſtadt, noch immer nicht ihren Paß vorgelegt, und als man gegenwärtig mit Ernſt in ſie gedrungen, ſich über ihre Verhältniſſe auszuweiſen, dem ſie beſuchenden Polizeirath die Erklärung gegeben habe: ihr Paß ſei ihr vor wenigen Tagen auf eine Weiſe geraubt worden, welche nach ihrer Darſtellung gradezu wie eine amtliche, vielleicht in Folge geheimer Verfolgungen eintretende erſchienen. Damit nicht zufrieden geſtellt, habe die Behörde, auf ihr ferneres Andringen, von der Fremden ſeltſamerweiſe, gleichwie durch Verwechslung, einen vertrauten Brief an eine hohe Perſon erhalten, durch welchen ſie wahrſcheinlich die Polizei habe von weiteren Schritten zurückzuſchrecken vermeint. Alſo ſei er, beſchloß der Präſident ſeine Auseinanderſetzung, gegenwärtig mit dem jungen Mädchen daran und anſtatt weiterer unangenehmer Verhandlungen mit ihr ſelbſt habe er vorgezogen, dieſe vor der Hand ruhen zu laſſen und den unfehlbaren Weg amtlicher Erkundigungen hier und in Wien einzuſchlagen. Es ſei mit ihren Verhältniſſen wie es immer wolle, dieſelben werden ihm nicht lange mehr Geheimniß bleiben und er müſſe binnen acht Tagen ihrethalb im Klaren ſein. Inzwiſchen habe er, da ſich Lucie auf die Bekanntſchaft mit dem Dichter berufen, nicht ermangeln wollen, demſelben vorläufig zu ſeiner Nachachtung dieſe Mittheilung zu machen und ſich zugleich nach dem abenteuerlichen Mädchen auch bei ihm zu erkundigen.

Der Dichter zollte dem Präſidenten ſeine Bewunderung für die ſchonende Weiſe, mit welcher er dieſe Angelegenheit behandle, und ſtattete ihm einen getreuen Bericht von allem, was er von Lucien wußte, ab. Von ihrer Herkunft hatte ſie, wie ſich ergab, dem Präſidenten daſſelbe wie dem Dichter ausgeſagt.

Der Präſident hörte allem, was der Dichter ſprach, mit ernſter Aufmerkſamkeit zu und nur als dieſer auf Luciens Pariſer Reiſe zu ſprechen kam, ſtutzte er und ſchüttelte lächelnd den Kopf.

Ich hatte ſchon von anderer Seite her von dieſer angeblichen Reiſe gehört, ſprach er, und kann Sie verſichern, daß ſie eine vollkommene Unwahrheit iſt. Das junge Mädchen hat die Stadt während deſſen nicht eine Stunde verlaſſen und eben ſo lange Zeit ihr Zimmer gehütet, um die Trauerkleider, welche ſie jetzt trägt, eigenhändig anzufertigen. Sie dürfen mir glauben, daß die Polizei hierin gründlich unterrichtet iſt, und es können ihnen jedenfalls Luciens Wirtsleute die Wahrheit meiner Behauptung beſtätigen.

Der Graf und der Dichter fanden ihres Erſtaunens kein Ende und es eröffnete nun auch der erſtere dem Präſidenten, welchen Ruf er zu dem Mädchen erhalten habe. Man kam überein, daß der Graf dem Ruf Folge leiſte, Lucien ſo unbefangen, als ob ihretwegen nichts vorgefallen ſei, begegne und erforderlichenfalls der polizeilichen Nachfrage nur, ohne ein Gewicht darauf zu legen, gedenke.

Nach dieſem entfernte ſich der Präſident mit dem Verſprechen, ſobald er Neues über Lucien erfahre, es dem Dichter kund zu thun, und alſo brach auch der Graf nach ihrer Wohnung auf.

Auf dem Vorſaal erwartete ihn der Bediente, ihm eine abermalige Neuigkeit mitzutheilen.

Kurz vor der Ankunft des Präſidenten hatte nämlich die im Erdgeſchoſſe wohnende Wirtin des Hauſes zu ihm geſchickt und ihn ſchleunigſt hinunter holen laſſen. Als er an den Fuß der Treppe gelangt, findet er die Hausleute um Lucien beſchäftigt, welche in Krämpfen in ſich zuſammen gekrümmt auf den letzten Stufen liegt.

Sie ächzt und ſtöhnt, windet ſich und weint in troſtloſem Schmerze.

Man redet ihr zu, fragt, was ihr begegnet ſei? Es erfolgt keine Antwort. Sie ſcheint weder jemand zu kennen noch zu ſehen, und man bietet ihr vergebens alle mögliche Hülfe an.

Man kann ſie in einem ſolchen Zuſtande unmöglich auf der Treppe liegen laſſen. Man weiß nicht, was mit ihr beginnen, und es iſt ſchon davon die Rede, ſie nach der Wohnung ihres Gönners hinauf zu tragen. Der Bediente weigert ſich deſſen aber entſchieden: die häusliche Einrichtung, das Alter, die Kränklichkeit des Dichters laſſen unmöglich zu, bei ihm die Krankenſtube einer Fremden mit all ihrer Unruhe und allen Störungen aufzuſchlagen. Da bittet ihn Lucie endlich ſelbſt, ihr eine Droſchke zu holen, damit ſie nach Hauſe fahre. Es geſchieht. Sie wird faſt bewußtlos zu Bett gebracht. Ein Arzt wird herbeigeſchafft, und als der Bediente ſich entfernt, ertheilt ihm Lucie jenen Auftrag an den Grafen.

Der Diener ſelbſt bot während dieſer Erzählung, mit welcher er wohlweislich ſeinen Gebieter verſchont hatte, einen komiſchen Anblick dar. Die Wut und Erbitterung der Haushälterin über Lucien hatte ihn durchaus mit ergriffen und er erklärte die Scene nach mehrfachen Anzeichen für eine angeſtellte Komödie. Kaum, ſagte er, ſei er nämlich von Luciens Wohnung wieder heimgekehrt, ſo ſei der Präſident vorgefahren, deſſen Ankunft die Diener alsbald inſtinctartig auf die Fremde bezogen. Dieſelbe habe mit der ganzen Scene offenbar nur die Abſicht gehabt, den Verdächtigungen des Präſidenten, nachdem ſie ſich einmal als Kranke in dem Hauſe eingeniſtet, mit dem perſönlichen Einfluß ihrer Lügenfertigkeit zu begegnen.

Der Graf hörte zu, erwog und ſchüttelte den Kopf. Er konnte es nicht über ſich gewinnen, einer ſo gemeinen Auslegung der Verhältniſſe Glauben beizumeſſen. Wäre er im Stande geweſen, alle die Zeugniſſe ihrer perſönlichen Erſcheinung für das Mädchen zu verleugnen, ſo hätte er denſelben wol auch den anderen Beleg hinzugefügt, daß hinter der Art, wie ihn Lucie vor einigen Tagen umarmt, ohne Zweifel die Abſicht geſteckt habe, ihm ein zärtliches Verhältniß zu ihr gleichſam über den Kopf weg zu nehmen, um ihn alſo in ihren polizeilichen Verwickelungen gewaltſam auf ihre Seite zu ziehen und zu dem Werkzeug ihrer Abſichten zu ſtempeln. Seine Natur wandte ſich mit Ekel von dieſen Einflüſterungen des Mißtrauens ab.

Wie wäre ein ſo wie Lucie begabtes Geſchöpf einer ſolchen Denk- und Handlungsweiſe fähig geweſen! Es lag dem ohne Widerrede ein tieferes Geheimniß zu Grunde.

Der Graf brach mit dem Bedienten kurz ab, erſuchte ihn zu ſchweigen und verfügte ſich zu Lucien.

Das wunderſame Mädchen befand ſich zu Bett. Der Arzt, ihr zu Häupten, beobachtete ſie; ihre Wirtsleute ſtanden um ſie herum; Alles aufgeregt, in Sorgen, über die unerklärlichen Zuſtände, die erſichtliche Verzweiflung der Armen.

Der Graf trat zu den Andern. Lucie ſchien ihn weder zu ſehen noch zu erkennen. Sie lag keine Secunde ruhig, warf ſich unabläſſig von einer Seite zur anderen. Bald ſchrie ſie laut auf, bald ſtöhnte ſie dumpf, wie ſterbend. Ihr ſchönes Haar hing wild um ihre entblößte Bruſt.

Der Graf fragte ſie theilnehmend, was ihr zugeſtoßen? Sie erwiderte nichts. Ob ihr mit irgend was zu helfen? Ob ſie ihm über ihre Verhältniſſe etwas mitzutheilen habe? Er mußte das alles wiederholen, ehe ſie ihm mit einigen halb verſtändlichen Lauten erwiderte: ſie danke ihm, daß er auf ihre Bitte gekommen ſei; ſie habe ihm in dieſem Augenblicke nichts zu ſagen. Er möge ſo gütig ſein, des andern Morgens wieder zu kommen. Wofern ihr alsdann beſſer, wolle ſie über ihre Angelegenheiten mit ihm reden.

Im andern Falle bitte ſie ihn, ihre Papiere an ſich zu nehmen und zu behalten.

Der Graf winkte dem Arzt, als er von dannen ging, und vernahm draußen von ihm, daß dergleichen Krämpfe nicht gefährlich und die Kranke bald davon geneſen werde. Sie kämen bei Frauen nicht ſelten vor und es habe ſie wol eine ſtarke Gemütserſchütterung herbeigeführt.

Die Wirtsleute beſtätigten ihm auf ſeine Frage die Behauptung des Polizeipräſidenten, daß Lucie die Zeit ihrer vermeinten Pariſer Reiſe über nicht aus dem Zimmer gekommen, und wußten nicht nachzuweiſen, ob ihr irgend von außen ein Unglück zugeſtoßen oder durch einen Brief überbracht worden ſei.

Der Graf zerbrach ſich mit dem Dichter über das Wunder den Kopf. Wie hätte ein ſo ſchlichtes Weſen je das einer gemeinen Abenteurerin in ſich bergen können, und wie ließe ſich ein ſolches Talent damit vereinigen! Wenn jedoch ihr Leben rein und probehaltig war, wozu dann die unerklärlichen Myſtificationen der Polizei? Weshalb vor allen Dingen die Lüge der Pariſer Reiſe? An dieſe Frage knüpfte ſich naturgemäß die andere: ob die Gräfin wol in der That geſtorben ſei? Ja, man konnte, wenn der Lüge einmal Thor und Thür geöffnet war, ſogar fragen: war die Gräfin überhaupt auf der Welt? Wer war Lucie? Kam ſie vielleicht gar nicht einmal von Wien hieher? Wie verhielt es ſich in dem Falle mit den untrüglichen Stammbuchszeugniſſen?

Dergleichen Fragen ziehen ſich zuweilen bis ins Unendliche und man muß das Unkraut des Argwohns von Zeit zu Zeit ausroden, wenn man nicht darunter erſticken will.

Wie viele Charakterzüge hatten die Freunde nicht von Lucien aufzuweiſen, in deren menſchenfreundlicher Thätigkeit wahrhaftig keine Spur von abenteuerndem Leichtſinn lag! So erwähnen wir unter vielen nur folgendes:

Der Dichter lud die Dichterin erſt neulich einmal wieder zu Tiſche ein. Sie verſprach zu kommen, erſchien jedoch nicht zu der beſtimmten Zeit und ließ eben ſo wenig abſagen. Man erwartete ſie umſonſt und ſetzte ſich allein zu Tiſch. Eine halbe Stunde ſpäter kam ſie, ihr Ausbleiben mit der Erfüllung einer Menſchenpflicht entſchuldigend.

Die kleine dreijährige Tochter ihrer Wirtsleute ſitzt nämlich auf ihrem hohen Stühlchen bei den Eltern am Tiſch. Der Vater tollt mit ihr und ſtellt ſich im Scherz an, ihr ein Spielzeug wegzunehmen. Das Kind will ſich vor Lachen ausſchütten, beugt ſich hinten über, fällt mit dem Stuhle um, bleibt mit dem Fuße am Tiſch hängen und bricht das Bein. Im Zimmer nebenan mit ihrem Anzuge beſchäftigt, vernimmt Lucie den harten Fall, welchem ein entſetzlicher Aufſchrei auf dem Fuße folgt. Sie eilt zu den Leuten. Die Frau liegt in Ohnmacht am Boden.

Das Kind ächzt und wimmert, bleich wie eine Leiche, in den Armen des halb ſinnloſen Vaters, der es zitternd an ſich druckt und nichts mit ihm anzufangen, nicht zu helfen weiß. Lucie ſturzt hinzu, gießt der Mutter Waſſer ins Geſicht, bringt ſie wieder zu ſich, tröſtet und beruhigt das Kind, ermannt den Vater, ſagt ihm, was er thun ſoll. Leider iſt die Magd nicht zu Hauſe, die man nach dem Arzt ſchicken will. Der Vater kann wegen ſeines Gewurzkrames nicht fort. So läuft Lucie, nachdem ſie dem Kinde Umſchläge gemacht, es ins Bett gebracht, die Mutter, noch matt, daneben in einen Stuhl geſetzt hat, zu dem Arzt, der nicht zu Hauſe, zu einem andern, den ſie mitbringt, und wird zur Helferin, zum Schutzengel der rathloſen Familie. Eine halbe Stunde ſpäter erſcheint ſie ſo unbefangen, als ob nichts vorgefallen ware, in der Geſellſchaft.

Man beſturmte ſie mit Lobſpruchen, bewunderte das reizende Bild ihrer hausfraulichen

Thätigkeit. Sie ließ es lächelnd geſchehen, keine Spur von Eitelkeit oder Schauſtellung war an ihr ſichtbar, alles Lob glitt gleichſam an ihr ab, hörte, ſo wie ſie es aufnahm, auf, Lob zu ſein. —

Als der Graf am folgenden Morgen zu Lucien kam, lag ſie noch wie am Abend zu Bett, zwar ohne Krämpfe, aber einer Leiche ähnlich, bleich, elend, regungslos ausgeſtreckt. Sie ſchien ihn wieder nicht zu ſehen und war ſo matt, daß ſie in keinem Fall hätte mit ihm reden können.

Sie war allein. Eine Wärterin ſaß hinter einem Schirm bei einer Arbeit.

Der Graf verließ ſie wieder und ſprach mit den Wirtsleuten. Der Arzt hatte ſie noch am vergangenen Abend verlaſſen und kurz angebunden erklärt, er wolle nichts mit der Sache zu ſchaffen haben, ſeine Hülfe ſei nicht mehr nötig.

Der Wirtin war es freilich bedenklich vorgekommen, das aufgeregte Mädchen die Nacht über allein zu laſſen und ſie hatte eine Krankenwärterin angenommen. Mitten in der Nacht wird ſie von derſelben geweckt und eiligſt zu Hülfe gerufen, weil ſich das Fräulein nach dem Leben ſtehe und, einen Augenblick allein, drauf und dran geweſen ſei, ſich mit ihrem Halstuch zu erdroſſeln.

Die Wirtin eilt erſchrocken in das Zimmer. Sie findet Lucien im Hemde, mit bloßen Füßen, vor ihrem Schreibtiſch, aus welchem ſie ſoeben ein Pulver genommen und in ein Glas mit Waſſer gethan hat. Die Wirtin verſucht, es ihr zu entreißen. Indem hat Lucie den Inhalt ſchon verſchluckt. Die Wirtin ſchreit auf. Lucie ſieht ſie groß und ruhig an und ſagt: Nun iſt mir geholfen! Die beiden Frauen dringen mit Fragen in ſie. Sie antwortet nicht, ſcheint erſtarrt. Man führt ſie ins Bett zurück. Sie fällt ſchwer darauf nieder. Nach Verlauf von wenigen Minuten liegt ſie bleich und ſtarr da und ſcheint geſtorben. Ihr Herz ſchlägt noch, aber immer ſchwächer.

Man holt einen Bader, der im Haus wohnt. Er erklärt, Symptome von Vergiftung könne er nicht wahrnehmen. Ein zweites Pulver, welches man im Schreibtiſch gefunden, wird in die Apotheke getragen, unterſucht und für unſchädlich erkannt. Dennoch bleibt Lucie kalt und regungslos, man mag ſie rufen, rütteln wie man will. Die Wirtin und die Wärterin verbringen die übrige Nacht an ihrer Seite in Todesängſten, vergeblich bemüht, ſie wieder ins Leben zu rufen. Erſt am Morgen gelingt es und ſie erwacht.

Auf alle Vorwürfe, alles Zureden antwortet ſie zuerſt gar nicht, dann ſagt ſie, ſie könne nicht leben, ſie ſei zu unglücklich; am Ende verſpricht ſie aber, nichts mehr gegen ihr Leben zu unternehmen, und verfällt in den Zuſtand der bewußtloſen Ermattung, in welchem ſie der Graf betroffen hat.

Derweil nun der Graf dieſe Dinge mit der freundlichen jungen Frau beſprach, lief ein munteres Kind von etwa drei Jahren ſo lange um ſie herum, bis er darauf achtete und ihm das Schweſterchen deſſelben einfiel, welches vor acht Tagen das Bein gebrochen hatte.

Was macht ihre andere arme Kleine? fragte er die Frau.

Ich habe nur das eine Kind, verſetzte ſie.

Und das iſt ſchon ſo weit wieder hergeſtellt? Es war hoffentlich nicht ſo ſchlimm, als Sie zuerſt gefürchtet hatten?

Ich verſtehe Sie nicht.

Iſt Ihre Kleine denn nicht vor etwa acht Tagen mit dem Stuhle umgefallen und hat das Bein gebrochen?

Gott ſoll mich bewahren! nein! wie kommen Sie dazu, das zu glauben?

Fräulein Lucie ſprach davon. Ich muß ſie falſch verſtanden haben. Und ein ſolcher Unfall iſt jetzt auch nicht in Ihrer Nachbarſchaft vorgekommen?

Ich habe nicht das Mindeſte davon gehört und glaube es nicht; es wäre in einem Kramladen wie der unſere, wo ſo viele Leute aus- und eingehen, gewiß beſprochen worden.

Was man ſich für ſeltſame Dinge einbilden kann. Ich werde es mir gelegentlich von ihr erklären laſſen.

Der Graf ließ die Sache fallen und ging in tiefen Gedanken fort.

Es fängt mir an, unheimlich zu werden, ſagte er zu ſich: Iſt ſie der Lügenteufel in Perſon? Was in aller Welt konnte das Mädchen mit einer dermaßen aus der Luft gegriffenen Unwahrheit beabſichtigen?

Er mühte ſich ſtundenlang vergebens, eine klare Anſchauung des räthſelhaften Charakters zu gewinnen, und hatte nicht eher Ruhe, als bis er ſich gegen Abend entſchloß, wieder zu Lucien zu gehen, um ihr auf alle Fälle Erklärungen abzunötigen. Als er bei ihr wieder eintrat, fand er die Leidende ſchon in einem weit beſſeren Zuſtand. Sie war bei Bewußtſein, ſah nicht mehr ſo todtkrank aus, ſaß angekleidet, mit geordnetem Haar im Bett, welches ſie hatte in ihr Wohnzimmer tragen laſſen, und ſchrieb Briefe.

Sie reichte dem Grafen, der zu ihr trat, freundſchaftlich die Hand, dankte ihm unbefangen fur ſeine Theilnahme und erkundigte ſich, wie er und ihr Freund, der Dichter, ſich befänden.

Der Graf traute ſeinem Ohr nicht, ſie nach dieſem ſogar von gewöhnlichen Tagesbegebenheiten ſprechen zu hören, und ſchwieg verblufft und entruſtet ſtill.

Sie fragte theilnehmend, was ihm fehle?

Ich kann Ihnen nicht leugnen, liebes Kind, es hat mich ebenſo wie unſern Freund tief betrubt, daß wir grade an Ihnen haben eine ſo ſeltſame Lugenhaftigkeit erfahren muſſen, der wir das herzlichſte Wolwollen und Vertrauen ſchenkten. Zu welchem Ende haben Sie uns ſo viele Unwahrheiten geſagt?

Ich habe Ihnen keine Unwahrheit geſagt! rief ſie verwundert aus.

Was iſt es ſonſt, wenn Sie acht Tage lang zu Hauſe bleiben und uns glauben machen, Sie ſeien unterdeß in Paris geweſen?

Ich war in Paris, ſagte ſie mit dem Bewußtſein gekränkter Unſchuld.

Soll ich dem Zeugniß Ihrer Wirtsleute wie dem der Polizei keinen Glauben beimeſſen? Wollen Sie ihnen ins Geſicht widerſprechen?

Lucie ſah dem Grafen lange groß ins Geſicht und ſchwieg.

Es trat eine Pauſe ein.

Der Graf nahm verſtimmt Hut und Stock und wollte gehen. Haben Sie mir, ſagte er, irgend etwas zur Erklärung Ihrer Verhältniſſe anzuvertrauen, kann ich Ihnen auf die eine oder andere Weiſe von Nutzen ſein, ſo ſprechen Sie frei zu mir. Etwas anders habe ich Ihnen, bevor Sie ſich mir erklären, nicht weiter zu ſagen.

Iſt Ihr Vertrauen zu mir nicht ſtark genug, ſo theilen Sie ſich ſchriftlich unſerm Freunde mit und geben Sie ihm den Schlüſſel zu Ihrem Betragen.

Ich vertraue Ihnen allerdings, ſagte Lucie, und wenn ich vorige Nacht, wie ich es wollte, geſtorben wäre, hätten Sie aus meinen Papieren, die ich, wie Sie wiſſen, Ihnen beſtimmt hatte, mein ganzes Schickſal erſehen. Ich werde ſchwer verkannt. Es wird Alles an den Tag kommen. Ich ſchreibe, um mich zu rechtfertigen, morgen an unſern Freund.

Das thun Sie, ſagte der erfreute Graf, und kränken Sie uns auch nicht wieder ſo ſchwer, ſich ſo wie in der geſtrigen Nacht, ſelbſt nach dem Leben zu ſtehen. Was Ihnen auch zugeſtoßen ſei, Sie dürfen nicht verzweifeln und unchriſtlich an ſich handeln. Ihre Talente, Ihre Jugend und Anmut werden Sie allerwärts ſo wie hier redliche Freunde finden laſſen, ſtets bereit, Ihnen mit Rat und That zur Seite zu ſtehen, ſobald Ihr Vertrauen ſie nur irgend einen beurteilenden Blick in Ihre Lage thun läßt.

Das geruhrte Madchen reichte dem Grafen mit Thranen in dem leuchtenden Blick die Hand, und er entfernte ſich mit ihrem Verſprechen, ruhig und gefaßt ſein zu wollen.

Als er noch an demſelben Abend die neueſten Zwiſchenfalle in der Sache mit dem Dichter beſprach, fuhlten beide das eigentlich ſchon längſt unerläßliche Bedurfniß, aus Wien unmittelbare Nachrichten einzuholen.

Der Dichter ſchrieb ungern Briefe und ſo ſchrieb der Graf in ſeinem Namen an die Wiener Gelehrten, welche ihm durch Lucien ihre Gruße zugeſandt hatten. Er erzählte ihnen alles, was ſich mit der Fremden bei ihnen zugetragen, in welche Widerſpruche ihre Worte und ihr Thun ſie verwickelt hatten, und bat ſie um offene Mittheilung alles deſſen, was ihnen zumal thatſächlich von Lucien bekannt ſei.

Man wartete jetzt mehre Tage auf ihre eignen ſchriftlichen Erklärungen an den Dichter. Sie blieben aus.

Der Graf ging noch einmal zu Lucien und hatte ſich vorgenommen, daß dies unter Bedingungen das letztemal ſein ſolle.

Sie ſaß ganz munter und wol am Fenſter, einem Spiegel gegenüber, und zeichnete an einem weiblichen Bildniß.

Der Graf ſetzte ſich auf ihre Bitte zu ihr. Sie arbeitete fort, indem ſie über gleichgültige Dinge ſprach, erwähnte mit keinem Wort des Briefes, welchen ſie an den Dichter hatte ſchreiben wollen, und ließ ſogar die Abſicht durchblicken, ihn nächſter Tage wieder zu beſuchen.

Erſtaunen und Unwillen machten den Grafen eine Weile ſtumm. Lucie zeichnete ruhig weiter.

Und wie ſteht es mit Ihren polizeilichen Angelegenheiten? fragte der Graf.

O, was das anlangt! verſetzte ſie, der Herr

Präſident war noch geſtern wieder bei mir und hat mündlich wie ſchriftlich den genügendſten Aufſchluß über meine Verhältniſſe empfangen. Es iſt alles geordnet, ich bin in ſeinen Augen vollſtändig gerechtfertigt. Er iſt ein ſo liebenswürdiger, humaner Mann.

Der Graf war verſteint und ſollte, als er ſich entfernen wollte, eine noch weit größere Ueberraſchung erleben.

Sind Sie denn gar nicht neugierig, lieber Graf, ſagte ſie, zu erfahren, wie mein Bildniß geräth, das ich verſprochenermaßen für unſern Freund zeichne und ihm, wenn ich nach Wien zurückkehre, um das mir ausgeſezte großmütige Vermächtniß der Gräfin in Empfang zu nehmen und vielleicht ein anderes Unterkommen zu ſuchen, zum Angedenken an mich hinterlaſſen will?

Der Graf machte eine Bewegung nach dem Bildniß und ſie reichte ihm die faſt vollendete Kreidezeichnung, welche wol eine oberflächliche

Aehnlichkeit mit ihren Geſichtszugen aufweiſen mochte.

Der Graf betrachtete die Zeichnung aufmerkſam. Ihr Anblick betraf ihn wie eine dunkle Erinnerung, welche er ſich erſt deutlich machen mußte. Er prufte und forſchte ſo lange, bis ſich ſein Verdacht beſtatigte.

Die vorgebliche Zeichnung war ein Steindruck, das Bildniß einer beliebten Reiterin, welche mit einer Bereitertruppe ſoeben in der Hauptſtadt ihre Kunſte ſehen ließ. Der Graf hatte das Blatt zufällig erſt vor wenigen Tagen im Ausſetzfenſter einer Kunſthandlung hängen ſehen und erkannte es zunachſt am Kopfputz wieder. Lucie hatte mit Kreide allenthalben uber den Steindruck weggezeichnet.

Das war ihm denn doch außer dem Spaß. Das iſt Ihr Bild? fragte er, indem er Lucien ſcharf anſah.

Ja, ſagte ſie getroſt; finden Sie es ahnlich?

Er legte es hin. Sie ſchwieg. Er empfahl ſich.

Der Graf ging raſch entſchloſſen von Lucien zum Polizeipräſidenten, um die genügende Auskunft zu vernehmen, welche ſie ihm ertheilt haben wollte. Es mußte Licht in der Sache werden.

Er fand den Präſidenten glücklicherweiſe zu Hauſe und erzählte ihm, was er dieſer Tage mit dem Mädchen erlebt hatte, in dem zugleich das unſchuldigſte, harmloſeſte, heiterſte, liebenswürdigſte Weſen von der Welt, und die allerabgefeimteſte, durchtriebenſte Abenteurerin zu ſtecken ſcheine. Die eine Erſcheinung mache ſich grade ſo leibhaftig wie die andre in ihr geltend und ſtürze alle ſeine pſychologiſchen Erfahrungen über den Haufen, worauf er immer geglaubt habe, ſich etwas zu gut thun zu dürfen.

Der Präſident erwiderte dem Grafen lächelnd, ſein Urteil über Lucien treffe merkwürdigerweiſe faſt wörtlich mit dem ſeines erfahrenſten Rates zuſammen, welchen er dieſer Tage wiederholt zu ihr geſchickt habe und welcher ihm darauf erklärt: an dieſem unerhörten Charakter werde all ſeine dreißigjährige polizeiliche Routine und Durchdringungskraft zu Schanden.

Als der fragliche Hauptpunkt zwiſchen den beiden Männern zur Sprache kam, erwies es ſich, daß Lucie dem Präſidenten nichts weniger als eine genügende Auskunft über ihre Verhältniſſe ertheilt habe und ihre Handlung noch nicht im mindeſten gerechtfertigt erſcheine. Sie hatte ſich nur endlich entſchloſſen, ihren zuvor verleugneten Paß herauszugeben, der zwar in Ordnung, wunderbarerweiſe aber ein Miniſterialpaß aus dieſer Hauptſtadt war, in welcher ſie ſich drum keineswegs als Fremde befinden konnte. Ueber Luciens Motive zu ihren Unwahrheiten der letzteren Wochen wußte der Präſident noch kein Wort und eben ſo wenig über ihren Wiener Aufenthalt, deſſentwegen er erſt in einigen Tagen von der daſigen Polizei unterrichtet zu werden hoffte.

Sehen ſie dort, ſagte er zu dem Grafen, jenen fußhohen Actenſtoß. Er enthält Luciens Lebensgeſchichte. Meine Leute haben mir die Hauptangaben dazu von allen Seiten herbeigeſchafft und es ſind nur noch wenige Lücken vorhanden, welche die nächſten vier bis fünf Tage auszufüllen haben. Nach ſchließlicher Ankunft der Wiener Berichte werde ich dem Dichter die vollſtändigſten Mittheilungen über das Mädchen machen. Vor der Hand ſei Ihnen im Vertrauen nur ſo viel über ſie mitgetheilt: eine eigentliche Schuld, welche ſie ſtrafbar machte, liegt nirgend vor; allein eben ſo wenig dürfte Lucie im Stande ſein, ſich über die übrigen Ereigniſſe ihrer Vergangenheit ſoweit zu reinigen, daß ſie verdiente, wieder in einem Zirkel wie der des Dichters Aufnahme zu finden.

Sie iſt die Tochter eines Tiſchlers, nicht eines Landrats, unweit des Ortes, welchen ſie der Wahrheit getreu ihre Vaterſtadt genannt hat.

Ihr Vater ſtarb früh, ihre Mutter erſt lange nach ihm, deren Erziehung ſie in hohem Grade verwahrloſt haben mochte. Lucie diente zuerſt als Jungfer in einem adligen Hauſe auf dem Lande, wie ich erſehe, bei einer Frau von Arnim, wie lange, weiß ich nicht. Ihre Talente, namentlich ihre hübſche Singſtimme und ihr liebenswürdiges Weſen erwarben ihr Freunde aller Art und machten von ſich reden. Man ſuchte ihr den Weg zu einer höheren Lebensſphäre anzubahnen und brachte ſie als Choriſtin zu einem Theater, wo ſie ſich durch Unterricht weiter ausbilden könne. Da das letztere nicht geſchah, ſo mochte ſie wol keine Fähigkeit oder keinen Beruf zur dramatiſchen Sängerin in ſich haben. Genug, ſie bildete ſich vielmehr zur Schauſpielerin für das Leben, anſtatt für die Bühne aus. Nach einiger Zeit kam ſie mit einem Kinde nieder, deſſen Vater ein reicher Kaufmann war. Sie verließ die kaum betretene Bühne und begründete mit einer Summe Geld, welche ihr der Kaufmann gab, ein Putzgeſchäft. Auch dieſes war nicht von Beſtand und ſie hatte nur mittlerweile zahlreiche Gelegenheiten, ſich in dem Umkreiſe ihrer Bekanntſchaft den Ruf der genialſten und abenteuerlichſten Schwindlerin zu begründen. Nach dem Aufgeben ihres Geſchäftes, das wahrſcheinlich von keinem glänzenden Erfolg geweſen war, iſt ſie mir ſoweit aus den Augen geſchwunden. Ich weiß nur ſoviel von ihr auszuſagen, daß ſie ſich mit unverantwortlicher Gefühlloſigkeit nicht um ihr Kind bekümmerte und wiederholt zu Erfüllung der unerläßlichſten Pflichten gegen daſſelbe angehalten werden mußte. Sie bildete in dieſer Zeit vielleicht ihr poetiſches Talent, von welchem Sie mir geſagt haben, in der Stille aus. Ich komme ihr erſt wieder auf die Spur, als ſie im Herbſt dieſes Jahrs mit ihrem Miniſterialpaß, den ihr die Freundſchaft eines höheren Offiziers vermittelt hat, nach Wien ging.

Und wie iſt es mit dem Verhältniſſe zu dem Prinzen, welches ſie Ihnen als eine Art Schreckbild vorhielt? fragte der Graf; wahrſcheinlich auch nur Lüge oder ſinnreiche Erfindung, wie ſich Goldonis claſſiſcher Lügner auszudrucken pflegt?

Das möchte ich nicht grade ſagen, entgegnete der Präſident; ſie hat mir wenigſtens ein Autograph des Prinzen mitgetheilt, mit dem er ihr ſeinen Dank für ein ihm gewidmetes Gedicht ausſpricht. Eben ſo wenig hat ſie dem Dichter etwas vorgelogen, wenn ſie von einer Bekanntſchaft mit der jungen Prinzeſſin geſprochen hat. Sie ſcheint als Kind allerdings zuweilen mit derſelben geſpielt zu haben und durch eine ihr bekannte oder verwandte Kammerdienerin an den Hof gekommen zu ſein.

So weit ſollten dieſe Nachrichten, welche der Präſident dem Grafen gewiſſermaßen vorweg gab, indeſſen alles ſein, was von Seiten der

Polizei zu Aufklärung der myſteriöſen Geſchichte beigeſteuert wurde.

Wenige Wochen ſpäter trat der ſchon vorausſichtliche europäiſche Umſturz ein und hatte der Praſident keine Zeit mehr fur Nebendinge ubrig. Daruber kamen die polizeilichen Nachrichten aus Wien in Vergeſſenheit.

Als der Graf von dem Beſuche beim Präſidenten nach Hauſe kam, fand er einen dicken Brief aus Wien vor, den er ſogleich ohne ihn zu erbrechen, mit ſeinen übrigen Nachrichten dem Dichter zutrug.

Der Wiener Brief, welchen ſie zuſammen laſen, lautete wie folgt:

„Ich hätte eigentlich nicht ein Blatt, ſondern ein Buch Papier hinlegen ſollen, um Ihnen auf Ihre Zuſchrift alles das zu ſagen, was dieſes ſonderbare, rathſelhafte, einfache und doch ſo verſchmitzte, ſittſame und doch ſo ſinnliche Weſen, Lucie auch hier gethan und geſprochen hat, um ſich den Namen der coloſſalſten Lugnerin, der außerordentlichſten Abenteurerin zu gewinnen. Es iſt ein ſo ganz ſonderbarer, von allen andern ſich unterſcheidender Charakter, daß Eugen Sue gewiß nur dieſes einzigen bedurft hätte, um einen ſehr intereſſanten Roman von ſechs Bänden zu fabriciren.

„Auch hier wußte ſie durch ihr liebenswürdiges Aeußere, durch ihr Talent, durch ihre Beſcheidenheit und Gemutlichkeit alles für ſich zu gewinnen; wußte aber auch, wann es Zeit war, wieder von uns zu gehen, bevor es uns ganz klar wurde, daß wir es mit einem wahren weiblichen Munchhauſen zu thun hatten.

„Sie fuhrte ſich bei mir mit einem mundlichen Gruß von unſerm Dichter und von dem erſten Kammerherrn von Europa ein, die ihr beide bloß deswegen keine Briefe mitgegeben hatten, weil ſie auf der Rückreiſe von Helgoland nicht länger als einen Tag bei ihrer in der Hauptſtadt anſäſſigen Mutter verweilt und alſo die Herren nicht habe um Empfehlungsſchreiben angehen können.

„Ich fand mich ſo ſehr von ihr angezogen, daß ich ſie oft beſuchte, ihr den Aufenthalt hier ſo angenehm wie möglich zu machen trachtete und ſie auch in mein Haus einführte, wo ſie ſich die volle Zuneigung einer ehrenwerten Frau gewann, welche mein Hausweſen beſorgt.

„Sie ſprach viel von dem Dichter, kokettirte mit ſeinem vergeblichen Wolwollen zu ihr, nannte ihn ihren einzigen Freund, deſſentwegen ſie ſich ganz allein nach ſeinem Wohnort zurückſehne, und wußte nicht genug von dem täglichen Umgang mit ihm zu erzählen.

„Da pflege ich, ſprach ſie, vor ihm auf einem Schemel zu ſitzen, oder er ſchiebt mir den Schemel ſeiner Füße hin, ich ſehe ihm in die großen ſeelenvollen blauen Augen, die, ganz Genius, bei ſeiner körperlichen Schwäche noch allein die alte Glut verkündigen, und er tröſtet mich über die unglücklichen Verhältniſſe meiner Familie. In der Stunde, als ich von ihm Abſchied nahm, lauſchte ich an ſeinem Herzen noch einen Augenblick ſeinem Leben zu. Er küßte mich auf die Stirn und ließ alſo das Licht, womit er mir hinausleuchten wollte, auf die Erde fallen. Ich haſchte danach, um es aufzuheben. Er hielt mich mit den Worten zurück: Laſſen Sie es liegen, liebes Kind. Es ſoll mir ein Andenken an Ihre Liebe in die Stube brennen. Jedesmal wenn ich künftig durch die Stube gehe, gedenke ich bei dem Brandmal Ihrer. Ich kam halb bewußtlos nach Hauſe, ich weiß nicht wie, trat vor den Spiegel und tröſtete mich mit meinem blaſſen Geſicht über ſeinen Verluſt. Er ſagte öfter zu mir: nur ſo lange noch möchte ich leben, bis dieſes junge Bäumchen Früchte trägt.

„Welche Abſichten dieſes uns allen räthſelhafte Weſen hier verfolgen mochte, iſt uns durchaus unbekannt. Nur ſo viel ſcheint mir klar, daß das Lügen, deſſen ſie ſich ſo oft ohne alle Not bediente, bei ihr zu einer Art Idioſynkraſie geworden iſt. Sie belog hier jeden Einzelnen auf eine andre Art und läßt unter dieſem häßlichen Fehler eine ätheriſche Geſtalt und ein hoffnungsreiches Talent zu Grunde gehen.

„Um von dem Fehler an und für ſich noch ein Mehres zu ſagen, ſo übergab ſie z. B. der Redaction einer hieſigen Zeitſchrift ein Gedicht unter ihrem Namen. Man läßt es drucken und — ſiehe da, es iſt von H. Heine. Sie erzählte uns auch, daß ſie öfter ihrer Königin vorleſen müſſe, und wußte allerlei kleine Charakterzüge von ihr aus dem täglichen Leben mitzutheilen. Von den vielerlei erwieſenen Unwahrheiten ihres Mundes gewarnt, müſſen wir wol auch dieſe Dinge dazu zählen.

„Nachdem Lucie etwa ſchon ſechs Wochen in Wien geweſen war, erkrankte ſie lebensgefährlich am Typhus. Ich ſchickte ihr alsbald meinen Arzt zu Hülfe und begab mich nach dem Hotel des Geſandten ihres Landes, eingedenk deſſen, daß ſie mir vorher ſchon einmal unter dem Siegel der Verſchwiegenheit anvertraut hatte, ihr Wiener Aufenthalt ſei theilweiſe mit durch einen Rechtshandel bedingt, in welchem ſich der Geſandte ihrer beim Furſten Metternich annehmen wolle. Meine Abſicht war, die Theilnahme des Geſandten für ſie anzuſprechen, und wie mußte ich erſtaunen, als ich erfuhr, daß weder er noch ſein Perſonal ſie irgend kenne.

„Als ſie ſich endlich nach Wochen wieder ein wenig beſſer und ſtärker fuhlte, machte ich ſie darauf aufmerkſam, wie notwendig es doch ſei, ihre Familie von ihrer Lage und Gefahr zu unterrichten.

„Sie dankte mir, daß ich daran gedacht,

und erſuchte mich, an ihren Halbbruder, den Offizier Baron Quitzow in Magdeburg, zu ſchreiben. Ich that es; erhielt den Brief aber nach einigen Tagen mit der witzelnden Bemerkung zurück: es ſei kein Offizier dieſes Namens in der Feſtung, und wenn dies etwa früher der Fall geweſen, ſo ſei dem Poſtamte ſeine jetzige Garniſon unbekannt, da das ganze Geſchlecht der Quitzows, ich weiß nicht vor wie urlanger Zeit ausgeſtorben ſei.

„Als ich ihr dies vorhielt, begierig, was ſie darauf ſagen werde, lächelte ſie ſanft und ſchalt ihre ſchwache Stimme, die mir unverſtändlich geblieben ſei. Sie habe keineswegs Quitzow, ſondern Klitzing geſagt. Ein zweitesmal, ſagte ſie, möge ich mich jedoch nicht bemühen, da ihr ſeitdem um ſo vieles beſſer geworden ſei und ihr Bruder, wie ſie ſich nun beſonnen, in dieſem Augenblick wahrſcheinlich in Paris verweile.

„Alle dieſe Umſtände hatten freilich nach und nach unſerer unerhörten Verblendung über die Perſönlichkeit, welche wir vor uns hatten, ein Ziel geſetzt, und, einmal unbefangenen Blickes ergaben ſich bald die grellſten Widerſprüche in dem, was ſie zu den verſchiedenen Individuen geäußert hatte.

„Nach ihrer Geneſung beſuchte ich ſie nur noch ſelten und flüchtig, da ich doch endlich ein wenig kopfſcheu gegen ſie geworden war. In der letzten Zeit ihres Hierſeins ſah ich ſie gar nicht mehr. Sie blieb nichts deſto weniger gegen mich und ihren Arzt des aufrichtigen Dankes voll und wußte uns ſelbſt durch ihr vielfach anmutiges Weſen eine ſtete Theilnahme trotzdem einzuflößen, daß wir fortan auch nicht einem ihrer Worte mehr Glauben beimaßen.

„Zu allerletzt geriet Lucie noch mit dem Gaſtgeber, bei welchem ſie mehre Monate lang ohne zu bezahlen gewohnt hatte, in eine peinliche Verlegenheit. Dieſelbe endete damit, daß ſie ihm fur einen Theil der Schuld einen Wechſel ausſtellte, der in ihrem Aufenthaltsorte, der Hauptſtadt, zahlbar ſein ſollte, und daß wegen des andern Theiles fur ſie einige junge Polen burgten, die mit ihr das nämliche Hotel bewohnten.

„Dies iſt alles, was ich mich gedrungen fuhlte, Ihnen von Lucien zu ſagen, und es iſt der Eindruck, welchen ihre ſonſtigen liebenswurdigen Eigenſchaften auf mich und meine Freunde, in deren aller Namen ich Ihnen ſchreibe, hervorgebracht haben, in der That der Art, daß wir mit wahrem Verlangen ferneren Nachrichten uber das Schickſal dieſes unglaublichen Mädchens, vielleicht von Ihrer eignen Gefälligkeit, entgegenſehen.“

Indem jetzt der Dichter und der Graf dieſe verſchiedenartigen Nachrichten uber Lucien an einander hielten, konnte in ihrem Urteile von dem Geſammtcharakter dieſer Erſcheinung kein fernerer Zweifel mehr beſtehen und ergab es ſich nebenher von ſelbſt, daß alle ihre aus der Luft gegriffenen Schilderungen von ihrem Leben in Wien im Hauſe der geiſtvollen Gräfin, mit deren perſönlichem Vorhandenſein, in nichts zerfloſſen.

Lucie war, mit einem Worte, die großartigſte, durchgebildetſte Schwindlerin, wie ſie in ihrer Art jemals vorgekommen ſein konnte. Dieſe Verbindung der äußerſten Lügenhaftigkeit, welche ihr bis ins Blut gedrungen und als bewußtlos gewiſſermaßen wieder unſchuldig geworden war, mit Anmut, Liebenswürdigkeit und Kunſttalent, machte ſie allerdings zu einem Gegenſtand der Poeſie. Hier war gar kein ſittliches Gefühl der Schuld der Unreinheit mehr vorhanden. Die Lüge war Lucien ſo wie Anderen die Fantaſie zu einem freien Kunſtgebiete geworden, auf welchem ſie umher ſchwärmte. Sie konnte nicht mehr von ihr laſſen. Sie mußte lügen. Es war die höchſte Spitze von Verwahrloſung der Seele, die höchſte Virtuoſität des Leichtſinns. Ja, wer weiß, ob dieſe Lügenſucht nicht ſchon theilweiſer Wahnſinn und Lucie in dieſer Beziehung nicht in der That geiſteskrank zu nennen war?

Gehen derlei überbildete Eigenſchaften doch jederzeit unmerklich in Wahnſinn über! Dazu die Naivetät und Sorgloſigkeit für ihre Lügen, die ſie insgeſammt ſo hoch in die Luft ſtellte, daß der leiſeſte Zufall ſie zu durchkreuzen und umzuwerfen im Stande war. Sie ſetzte Lügen über Lügen in die Welt, wie arme Leute Kinder, ohne ſich um ihr Schickſal zu bekümmern, und der Zufall ſorgte meiſt für jene ſo gut wie der Himmel für dieſe. Ihre Lügen rechtfertigten nicht allein den alten Spruch, daß die gröbſten Lügen in der Regel die glücklichſten ſind, ſondern ſie log eben damit ſo überaus gefährlich, daß ſich ihre Lügen gleichſam alle verzweifelt, nur wie zum Spott, ohne Ernſt, ſpielend hinſtellten.

Ein Kartenhaus von Unwahrheit, das wir als Kinder auch ſo oft höher und immer höher bauen, und es bleibt zu unſerem Erſtaunen wer weiß wie lang! ſtehen.

Daß Lucie dem gegenüber freilich gar keinen Zweck mit all den Lügen habe verfolgen ſollen, ließ ſich keinen Augenblick ernſthafterweiſe vertheidigen. Es lag auf der Hand, daß ſie den Dichter von allen Seiten zu umſpinnen und als Pflegetochter in ſein Haus zu gelangen getrachtet hatte. Die Ironie, mit welcher ſie unaufhörlich darauf gefaßt war, dieſen Plan ſcheitern zu ſehen, machten ihn doppelt und dreifach gefährlich, weil ſie demnach mit der vollſten Klarheit des Bewußtſeins und Freiheit ihrer Geiſteskräfte handelte.

Der einzige Punkt der ganzen Intrigue, welcher dem Grafen und dem Dichter eine Weile unklar blieb, war nur: wie ſie grade dazu gekommen ſei, mit dem letzteren ihr ſeiltanzendverwegenes Spiel zu unternehmen? Es ging zwar aus dem Umſtande, daß ſie ſich in Wien mit ſeinem Namen eingeführt und mit ſeiner Freundſchaft geprahlt hatte, ohne daß ſie ihm je perſönlich vor Augen gekommen, klar genug hervor, daß ſie von ſeinen Schriften etwas Näheres kennen und wiſſen mußte. Daß ſie jedoch tiefer in ſeinen Geiſt eingedrungen wäre, hatte der geſellige Umgang mit ihr durch zehn- und zwanzigfache Beweiſe widerlegt.

Die beiden Männer ſannen lange vergeblich über dieſes Räthſel nach, deſſen Löſung dem Dichter endlich gleichwie eingegeben in die Augen ſprang.

Er ſah ſeinen Freund mit einem ſcharfen, ſchalkhaften Blick an und ſagte auf des Grafen verwundertes: Nun?

Ich hab's! Vergeſſen Sie nicht, daß Lucie nach der Angabe des Präſidenten in ihrer früheſten Jugend bei einer Frau von Arnim gedient hat. Der Präſident nannte auch eine kleine Stadt, in welcher ſie ſich nach dem Tode ihres Vaters eine Zeitlang mit ihrer Mutter aufgehalten. In der Nähe derſelben, weiß ich zufällig, liegen Güter der Bettina'ſchen Familie. Mehr als wahrſcheinlich, zuverläſſig, daß jene Frau von Arnim Bettina war.

Der Umgang mit einer ſo außerordentlichen Perſönlichkeit hatte alſo wol dem Geiſte des Häkchens, welches ſich früh zu krümmen ſtrebte, ſeine Richtung verliehen.

Lucie war gewiſſermaßen in Bettina's poetiſche Schule gegangen und hatte vielleicht auch den Briefwechſel eines Kindes wiederholt geleſen, der auf ihr Gemüt einen tiefen Eindruck hinterlaſſen.

Ihre Theater- und anderweite Laufbahn hatte denſelben nicht zu ſchwächen vermocht. Ihre ſpätere Bücherbildung, vielleicht durch ihre neunmonatliche unfreiwillige Muſe veranlaßt, friſchten ihn wieder an. Ihren poetiſchen Lehrjahren folgten endlich die Wanderjahre und ſie verſuchte den nämlichen Weg zu gehen, das heißt die poetiſche Empfängniß des Genuſſes mit der Gebärung oder Productivität zu verbinden. Der kühne Gedanke bildete den Uebergang, in Wien, wohin ſie ihren Wanderſtab zuerſt richtete, meine Bettina vorzuſtellen. Schelten Sie mich nicht der Anmaßung, mich mit Göthe zu vergleichen. Ich halte mich allein an Thatſachen, ohne daraus Folgerungen zu ziehen. Eine Thatſache aber iſt es, daß die Scenen, welche ſie mit mir geſpielt haben will, beinahe wörtliche Plagiate aus Bettina's Tagebuch ſind. Ich kam darauf, indem ich die Wiener Mittheilungen noch einmal durchlas.

Nun hören Sie weiter, was mein Scharfſinn alles noch herausdeuteln will. Während Lucie in Wien war, vereinſamte mein Hausſtand.

Nichts natürlicher, als daß dies in den literariſchen Kreiſen, welche ſie beſuchte und in welchen ich ſo manchen Freund habe, beſprochen ward. Sie hatte dort die Rolle meiner Vertrauten geſpielt und wie wäre es zu verwundern geweſen, hätte ſonach der eine oder andere geſagt: ſie ſolle doch hieher gehen, mir meine Einſamkeit zu erleichtern. Ein ſolcher Gedanke mußte für ihr Schwindelgenie wie geſchaffen ſein. Indeſſen war es nicht ſo leicht gethan wie gedacht und hatte ſie in Wien vielleicht vorerſt noch ſichrere Ausſichten auf abenteuernde Erfolge. Da ereilte ſie die ſchwere Krankheit, in welcher ihre Pläne zu Grunde gingen. Als ſie genas, fühlte ſie, ihre Rolle in Wien ſei ausgeſpielt. Sie mußte froh ſein, ſich den Rückzug zu erkämpfen. Sie wußte, hier angekommen, nicht wo aus. Der eingeſchlummerte Bettinagedanke erwachte aufs Neue und ſie ging an die Ausführung, deren erſte Erfolge Zufall, Talent, Anmut, Leichtgläubigkeit gleich ſehr begünſtigten.

Mein Freund, Sie ſprechen wie ein Seher! rief der Graf in Eifer aus. Dem kann nicht anders ſein. Es fügen ſich dem Gedanken alle Einzelheiten allzuwol von ſelbſt und das Erraten macht Ihnen wahrlich keine geringere Ehre als der Gedanke Lucien.

Indem beide die Perſönlichkeit des abenteuerlichen Geſchöpfes noch ferner mit einander beredeten, walteten darüber zwiſchen ihnen wol verſchiedene Stimmungen und Gefühle ob; das ſtärkſte von allen blieb indeſſen das des Grauſens über ein ſolches Leben, bei deſſen Vorſtellung gleichſam alle Wahrheit und Wirklichkeit um uns ſchwankend werden und uns am Ende nahezu dem Wahnſinn in die Arme führen können.

Aller Schmerz und Ekel vermochten nur auch andererſeits nicht, die poetiſche Theilnahme an dem Mädchen zu vermindern, und ließen ihnen ſogar ein gewiſſes Lächeln bei Erwägung mancher Einzelheiten wie z. B. derjenigen zu, daß

Lucie mit der Erzählung von der verlornen Dichterin offenbar ihr eigenes Schickſal vor Augen gehabt hatte, über deſſen Beurteilung ſie die beiden Männer gelegentlich ſondiren wollen.

Das ganze einigermaßen unerhörte Ereigniß hatte in der Stadt natürlich ein öffentliches Gerede und Aufſehen hervorgebracht. Die Strickſtrumpfswelt läſterte nach ihrem harmloſen Lebensberuf und ſelbſt viele ſogenannte gute Freunde der beiden Männer ermangelten hinter ihrem Rücken nicht, ihre Leichtgläubigkeit zu belächeln. Ein Virtuos in der Tactloſigkeit war ſogar ſo weit gegangen, den Polizeipräſidenten mit der Andeutung, daß es ſich hier um eine Heirat handle, dahin zu bewegen, die Sache perſönlich in die Hand zu nehmen.

Das leichte Blut des Grafen ließ dies alles unberührt und ſeinen Freund, welcher es noch ſchärfer als er durchzufühlen im Stande war, ſocht es eben darum noch weniger an.

Schelten mich, ſagte er dereinſt zu dem Grafen, die Leute immerhin, daß ich in meinem Alter ſo leichtgläubig war. Ich geſtehe Ihnen, ich freue mich, daß ich vor ſo manchem geſcheidten Mann oder dummem Weibe voraus von dem Mädchen bis zu einem ſolchen Grade betrogen werden konnte. Möchte ich doch nimmer dieſer Täuſchungsfähigkeit, die mich zu meinem Stolze durch mein ganzes Leben begleitet hat, verluſtig gehen! Möchte ich nimmer jenes harmloſe offene Vertrauen zum Talente, wo es mir entgegentritt, verlieren und von der Vorausſetzung ablaſſen, daß das einfach Menſchliche eher Wahrheit als Lüge ſei! Zehnmal lieber, nicht wahr, mein Freund, alſo getäuſcht zu werden, als in jedem Fremden, der uns vertrauend entgegentritt, den verſteckten Betrüger wittern?

Es galt jetzt in Betreff Luciens vor allen Dingen zwiſchen den beiden Männern die Frage: ob man ſie ferner fallen laſſen oder von dem

Verderben, welchem ſie geradesweges entgegenging, zu retten ſuchen ſolle?

Die Antwort war im Sinn des Dichters wie des Grafen alsbald für das letztere entſchieden. Es gab nur der Mittel und Wege zu wenige, dies auszuführen, und gehörte zu dem Erfolge das Zutreffen von Vorausſetzungen, deren erſte bereits fehlſchlug. Es war nämlich von nichts weniger als einem Inſichgehen, einer Beſſerung, Reue, Erkenntniß ihres Seelenzuſtandes in Lucien die Rede. Bei den verſchiedenen Beſuchen, welche ihr der Graf fortan, um ſie zu beobachten, noch machte, fand er ſie ſtets heiter und unbefangen und dachte ſie nur daran, ihr Lug- und Truggewebe weiter zu ſpinnen, indem ſie die verſchwiegene, humane Zartheit, mit der man ſie geſchont, nicht im entfernteſten begriff.

Die treuherzige Menſchenfreundlichkeit des Grafen, welche nur leider! auf den ſchwächſten Füßen der Menſchenkenntniß ſtand, hatte ſich einen wunderſamen Bekehrungsplan mit ihr ausgedacht. Derſelbe fußte auf der Thatſache, daß alles, was in dem Kreiſe ihrer jungſten Vergangenheit Luciens Ruf belaſtete, fur das Publikum nur auf Geruchten beruhe, deren Wahrheit nicht leicht jemand zu beweiſen im Stande ſei, und wollte dann darauf ausgehen, ihren Ruf ſo wie mit deſſen Hulfe ihr Ehrgefuhl neu zu heben.

Der Graf wollte dies ſelbſt mit einemmal bewirken und ſie etwas Gutes thun laſſen. Ja, er dachte alles Ernſtes daran, ihr in die neuerrichtete Diakoniſſinnenanſtalt als Krankenpflegerin Aufnahme zu verſchaffen, und war ſeiner Sache ſchon im Voraus gewiß, durch einige einflußreiche Frauen ſeiner Bekanntſchaft zum Ziele zu gelangen. Gluckte es ihm zuletzt, auch Lucien von der Wolthat eines ſolchen Schrittes fur ihre Zukunft zu uberzeugen, ſo war es außer Frage, daß ſie durch den Eintritt in die Anſtalt ihren Ruf vollkommen rechtfertigte und alle von ihr umlaufenden Klatſchereien niederſchlug.

Was ihre Perſon anlangte, ſo lebte der Graf der zuverſichtlichen Hoffnung, daß der Lauf eines Jahres hinreiche, ſie durch die Geſellſchaft ehrenwerter Frauen und die Gewohnheit eines ſolchen Lebensberufes von ihren ärgſten Fehlern zu reinigen. War mit der Zeit dieſes Hauptziel erreicht und die Beſchäftigung als Diakoniſſin ſagte auf die Dauer Luciens Neigungen nicht zu, ſo hatte man doch dafür den Wendepunkt ihres Lebens eingetauſcht, um ihr eine ſichere und ſchönere Zukunft zu erbauen.

Der gutmütige Schwärmer mußte jedoch kaum, daß er an die Verwirklichung ſeiner Träume gegangen war, erkennen, daß ſich die nackte Wirklichkeit nicht ſo fantaſtiſch einkleiden ließ, und hatte wenigſtens das gute Glück, noch vor der Mittheilung der Sache an Lucien wieder zur Beſinnung zu kommen. Er belächelte ſeinen Irrtum dann, innerlichſt über ſich beſchämt, und begrub ihn in ſein und ſeines Freundes Schweigen, indem er von Stunde an allen weiteren Verkehr zwiſchen ihnen und dem Mädchen abbrach.

Nachdem Lucie ein Paar Tage lang vergebens darauf gewartet hatte, daß der Graf wieder zu ihr käme, begriff ſie mit einem raſchen Entſchluſſe den Umſchwung der Dinge, welcher die Brücke hinter ihr abgebrochen habe. Sie konnte in keinem Falle mehr zurück. Das Vergangene war unwiederbringlich verloren, die alten Fäden ihrer Intriguen waren zerriſſen; ſie mußte neue anzuſpinnen ſuchen. Sie ſchlug die Erinnerung an den Dichter und den Grafen lachend in den Wind.

Ob ihr zu dieſer Zeit Andre an der Seite ſtanden oder nicht, mit welchen ſie ſich über das erlebte großartige Abenteuer und deſſen Helden luſtig machte, iſt gleichviel. Genug, ſie hegte darüber in ſich weder ein Gefühl der Scham und Entwürdigung, noch verlor ſie ihren jugendlich leichtſinnigen Uebermut. Sie wandelte auf der breiten Straße der Lugen rüſtig und wolgemut weiter.

Die Zeit war mittlerweile ernſt und groß geworden und die unteren Stände forderten mit einem ſtärkeren moraliſchen und phyſiſchen Selbſtgefühl als ehedem die ihnen vorenthaltenen Menſchenrechte. Durch ihre Geburt gehörte Lucie zu ihnen, als Emancipirte glaubte ſie desgleichen Demokratin zu ſein. Sie bildete die erwachenden Gefühle ihrer Seele um ſo lebendiger aus, als deren Neuheit ſie reizte und ihr ſelbſt unwiſſentlich eine gewiſſe neu entſtandene Lücke ihres Innern ausfüllte, die vielleicht inſofern ein edleres Theil in ihr verkündete, als ſie die Folge der großen Erſcheinung des Dichters war, welche nicht aus ihrer Vorſtellung wanken und weichen wollte und ihr in ſchweigſamer Entrüſtung die ihr angethane Unehre vorwarf. Je mehr ſich Lucie auf alle Weiſe gegen dieſe Mahnung zu betäuben ſtrebte, deſto heftiger und leidenſchaftlicher warf ſie ſich auf politiſche Händel und Zeitungen.

So kam die blutige Ueberraſchung der Barrikadentage heran. Die ganze Stadt war in Aufruhr.

Allenthalben Kampf, Kanonen- und Musketendonner, Gebrüll, Geheul des Volkes; Barrikaden über Barrikaden ſtiegen auch nicht weit von Luciens Wohnung in die Höhe.

Lucie war, ohne Furcht und nähere Theilnahme an dem Blutvergießen, allein zu Hauſe.

Es trat in dem Kampfe eine längere waffenſtillſtändige Pauſe ein. Die Einwohner wetteiferten unter einander, den Barrikadenkämpfern Lebensmittel und Erfriſchungen zuzutragen. Auch

Lucie nahm einen Korb an den Arm, welchen ſie mit Brod und andern Eßwaaren gefüllt hatte; ihr Wirt, der Krämer, fügte Branntwein hinzu und ſie begab ſich damit zu der nächſten Barrikade, auf die ſie ſelbſt ſtieg, um an die ermatteten Kämpfer und Arbeiter heiter und rüſtig zu vertheilen, was ſie beſaß.

Als ihre Vorräte zu Ende waren, wandelte ſie die Neugierde an, weiter zu gehen, ſo weit es die Barrikaden erlaubten, zwei, drei Straßen entlang.

Sie that es durchaus furchtlos, war jedoch am Ende, von der Neugier verlockt, viel weiter gekommen, als ſie ahnete.

Mit einemmal, als ſie eben aus einem Nebengäßchen in eine breite Straße einbiegen wollte, donnerten ihr Kanonen entgegen, welche am obern Ende derſelben aufgeſtellt waren und mit Kartätſchen in eine haushohe Barrikade einſchlugen.

Der Kampf zwiſchen dem Volk und der bewaffneten Macht hatte aufs Neue mit noch wilderer Heftigkeit begonnen. Lucie ſtarrte vor der unverſehenen Gefahr entſetzt zurück. Die Salven wiederholten ſich. Das hinter den Geſchützen aufgeſtellte Fußvolk drang hervor, um die durchſchoſſene Barrikade wegzunehmen. Es wurde von der Barrikade und aus den Häuſern herab mit einem Hagel von Büchſen- und Musketenſchüſſen empfangen. Die anſtürmenden Soldaten blieben den Verteidigern die Antwort nicht ſchuldig.

Die ärgſte Verwirrung knäuelte ſich auf der Stelle zuſammen. Luciens kecker Mut brach. Sie floh in ſtürmiſcher Haſt auf dem Weg, wie ſie gekommen war, von dannen, hatte aber nicht ſobald die nächſte Hauptſtraße erreicht, als ihr auch von dieſer Seite die Gefahr entgegendrang.

Nahe Schüſſe auf Schüſſe fielen.

Unter wütendem Geſchrei flüchtete ein dichter

Volkshaufen vor einer im Galopp gegen ſie anſprengenden Schwadron Kuraſſiere.

Todesangſt ergriff Lucien. Sie beflügelte ihre Schritte, um nicht von der Gefahr ereilt, in den Menſchenknäuel verwickelt zu werden.

Es half ihr nichts. Sie befand ſich ſchon inmitten des Gewirrs und wurde von der ſich überſtürzenden Menge halb todt gedrückt und geſtoßen. Einzelne der Schwadron vorgedrungene Reiter hieben ſchon dicht hinter ihrem Rücken ſcharf in die Menge ein. Zeter- und Wutgeſchrei ertönte ringsum. Lucie war nicht mehr bei Sinnen und wußte nicht wohin ſich retten.

Die Willenloſe ward auf der Stelle umgerannt. Sie hielt ſich für verloren. Das Pferdegetrappel der in geſchloſſener Reihe anſprengenden Schwadron erklang in nächſter Nähe und mußte grade über ſie hingehen. Sie kreiſchte in Todesangſt vor den nahenden Hufen auf.

Die ihr zunächſt Fliehenden ſtießen ſie mit den Füßen aus dem Wege. Sie ſank plötzlich in eine Vertiefung und wußte nicht, welch neue Gefahr über ſie komme. Sie war gerettet. Sie war eine kleine offene Treppe in den Hals eines Kellers hinabgeworfen worden und keinem Menſchen mehr ſichtbar.

Die Reiterei ſtürmte an ihr vorüber, den nach verſchiedenen Richtungen ſich zerſtreuenden Volkshaufen nach und die geſäuberte Straße ward ſofort wieder ſtill und menſchenleer. Nur in der Ferne tobte noch der Aufruhr.

Lucie erholte ſich nach und nach einigermaßen von ihrem Schreck und raffte ſich zu neuer Flucht auf. Sie mußte indeſſen bald die Erfahrung machen, daß an ein Entkommmen nicht mehr zu denken ſei, und als ſie nach kurzem Laufe auf einem Straßenkreuz ankam, ſah ſie, daß ihr der Ausweg von allen Seiten abgeſchnitten war.

Es waren vor und hinter ihr nichts als angegriffene und vertheidigte Barrikaden. Von oben und unten pfiffen ihr die Kugeln um den Kopf. Der Tod ſah ihr unverholen in das Angeſicht und ſie wußte ſich nicht anders zu retten, als indem ſie in die offene Thüre eines Hauſes ſtürzte, deſſen Fenſter mit Schützen beſetzt waren, welche im ununterbrochenſten Verkehr mit den Barrikadenkämpfern ſtanden.

Sie war in der Flur des Hauſes nicht ſobald in Sicherheit, als mit einemmal das Feuern aufhörte. Sie vernahm ein dumpfes Geraſſel. Sie ſteckte den Kopf zur Thüre hinaus.

Es erfolgten zwei Blitze.

Zwei Kanonen waren aufgefahren und ein Kartätſchenhagel entlud ſich auf die Barrikade. Die Kämpfer verließen dieſelbe in wenigen Augenblicken, um nicht nutzlos zu fallen, und ſtürzten ſämmtlich in das Haus, welches Lucien ſchützte.

Sie ward von dem Gedränge mit in die oberen Räume geriſſen und flüchtete in einen finſteren Verſchlag des Dachgeſchoſſes.

Die lezten eingedrungenen Männer verrammelten die Thure des Hauſes und drangen zu ihren Kameraden in den oberen Geſchoſſen und auf das Dach.

Lucie verbrachte in ihrem Verſteck eine qual- und erwartungsvolle Viertelſtunde, in welcher ſie aus ihrer nächſten Nähe nur Schuß auf Schuß vernahm.

Auf einmal geſellten ſich dazu dröhnende Artſchläge.

Die Barrikade war erſtiegen und zum Theil hinweggeräumt worden und die Zimmerleute der angreifenden Truppe begannen die Thure des Hauſes einzuſchlagen.

Bald war das Werk vollbracht und ſtürmte eine halbe Compagnie Soldaten in die Flur durch die unteren Gemächer nach den oberen Stockwerken empor.

Schuſſe, Wut- und Klagegeſchrei, Gepolter, Gekrach drangen in Luciens Ohr. Zehn bis zwölf Fuſiliere ſtürzten an ihr voruber, ohne ſie wahrzunehmen, in die vorderen Dachſtuben.

Lucie hörte, wie ſie die Thuren zerſchlugen. Ein erbittertes Handgemenge erfolgte. Heulen, Fluchen, Stöhnen, verzweifeltes Geſchrei, Weibergekreiſch erklangen zwiſchen dem Kampf durch, bis er nach einigen Minuten beendigt war. Alsdann traten die Soldaten unter gräßlichem Gelächter ihren Ruckweg an und ſchienen dieſelben Scenen nur noch in den andern Geſtöcken von längerer Dauer zu ſein.

In Luciens unmittelbarer Nähe herrſchte jetzt gegen das vorige Toben Stille vor und erſcholl einzig und allein noch ein leiſes Wimmern und Stöhnen ſchwacher dunner Stimmen, auf welches ſie mit einer gleichſam unbewußten Theilnahme hinhörte.

Auf der Straße horte das Schießen und Brullen keineswegs auf und ward es eher vielſtimmiger und heftiger, weil man daſelbſt Gefangene zuſammenbringen mochte.

Das leiſe Wimmern kam Lucien vor wie die einzelnen aufglimmenden letzten Funken in der Aſche oder dem Zunder einer ausgebrannten Flamme.

Sie wagte ſich endlich ſchüchtern aus ihrem Schlupfwinkel hervor. Es überkam ſie ein ſeltſames Gefühl, als ſie dem Gewimmer entgegen über den Vorſaal der kleinen Dachwohnung ging. Trotz der Dunkelheit wußte ſie gleich Beſcheid, wo die Stubenthüre zu finden ſei. Sie dachte nicht nach, warum ſie das wußte und warum ſie hier ſo bekannt war.

Sie trat in die Stube und fuhr vor dem grauenhaften Anblick zurück. Hier lagen, halb unter dem Tiſche, halb hinter dem Ofen, zwei tödtlich verwundete, in ihrem Blute ſchwimmende, ſterbende Männer. Die Waffen in ihren Händen bezeugten, daß ſie kämpfend, Feind gegen Feind, gefallen waren. Sie ſtöhnten oder röchelten nur noch ſchwach.

Lucie ſtarrte regungslos bald auf die Leichen, bald auf das Hausgerät und die Wände umher. Sie rang mit einer Erinnerung, welche ſich ihr aufdrängte und ſich doch nicht von ihr faſſen laſſen wollte.

Indem erſchollen aus der Kammer nebenan die lauten Klagetöne eines Kindes. Lucie meinte ſogleich die Stimme zu erkennen. Es tagte furchterlich in ihrer Seele: der unerhörteſte Zufall hatte ſie, ohne daß ſie eine Ahnung davon gehabt, in die Wohnung der Frau geführt, bei welcher der Vater ihres Kindes daſſelbe erziehen ließ. Die entartete Mutter hatte ſeit ſo vielen Monaten nicht nach ihm gefragt. Sie ſtand mit zwei Schritten am Eingang der Kammer.

Da lag der holde Knabe in ſeinem Blute am Boden, ſeine Wärterin oder Pflegemutter ebenfalls verwundet neben ihm. Die blinde Wut der Soldaten hatte mit dem Bajonette nach dem Weibe geſtochen, weil aus der Wohnung nicht blos geſchoſſen, ſondern auch mit Steinen geworfen, mit ſiedendem Waſſer auf die Straße gegoſſen worden und das Weib alſo wahrſcheinlich dabei mitthätig geweſen war. Das Kind war nur aus Zufall auf dem Arme der Frau verwundet worden.

Lucie ſturzte mit einem Aufſchrei zu ihrem Kinde nieder, riß es weinend, jammernd in ihre Arme, druckte es in Verzweiflung an ihre Bruſt, bedeckte es mit Küſſen.

Der Knabe kannte ſie nicht und wandte ſich ängſtlich von ihr zu ſeiner Pflegerin. Dieſe mochte zwar, da ſie ſich des Kindes noch nicht angenommen hatte, anſcheinend ſchmerzhaft, immerhin aber nicht ſo ſchlimm wie dieſes verwundet ſein, und erkannte Lucien auf der Stelle.

Sie haben ein wenig zu ſpät an Ihr Kind gedacht! ſagte ſie zu ihr, und als der Knabe vor Furcht weinen und ſich ihren Armen entwinden wollte, zu dieſem: Sei ruhig, Kind, es iſt deine Mutter; ſie wird dir nicht wehe thun, wenn ſie dir auch noch niemals wol gethan hat.

Lucie ſah die Frau mit dem beredten Blicke des wildeſten Schmerzes, der tiefſten Erſchütterung an und erwiderte kein Wort. Ihr Blick wie ihre Sorge wendete ſich zu dem Kinde zurück und forſchte nach der Wunde. Es war ihm die linke Seite dicht beim Herzen durchbohrt.

Lucie holte aus der Küche Waſſer, reine Tücher aus einem Schranke, wuſch, verband die Wunde, ſuchte den Kleinen, der über die Schmerzen der Berührung in herzdurchſchneidendes Weinen ausbrach, zu tröſten und zu beruhigen. Er ward endlich vor Ermattung ſtill und ſie legte ihn in ſein Bett, um auch der Pflegerin die unerläßliche Hülfe des Verbandes zu leiſten.

Sie that dies alles in bebender höchſter Aufregung, faſt ohne Bewußtſein.

Von Zeit zu Zeit hörte man noch in den entfernteren Theilen des Hauſes toben, laufen und ſchreien, ja ſelbſt ſchießen. Man ſchien mehre Barrikadenkämpfer, die ſich vielleicht auf die Dächer der Hinterhäuſer verkrochen hatten, zu jagen, einen nach dem andern gefangen zu nehmen oder zu tödten. Man konnte keinen Augenblick davor ſicher ſein, daß die fanatiſirten Krieger zu dem oder jenem Ende zurückkehrten.

Endlich ward es ſtiller. Man hörte deutlich, wie ſich auch die letzten entfernten und was nicht todt oder entronnen war, mit ſich fortſchleppten. In die Dachwohnung kam kein einziger, wol in der Ueberzeugung wieder, daß darin alles gemordet worden ſei.

Lucie wagte jetzt zum Fenſter hinauszuſehen.

Draußen dauerte Kampf, Verfolgung, Aufruhr näher oder ferner fort, und es war fürs Erſte an ein Entfliehen aus dem Hauſe des Todes, an ein Herbeiſchaffen von Hülfe für die Verwundeten nicht zu denken.

Es war mittlerweile Nacht geworden. Lucie glaubte nun ohne Gefahr eine Lampe anzünden zu durfen. Sie that es. Die an ihrer Wunde erſchöpfte Frau mußte ſich ebenfalls angekleidet niederlegen. Lucie ſtellte ein Brett vor die Lampe, ſo daß ihr Licht die Verwundeten nicht ſtöre, und ſetzte ſich an das Bett des Kindes.

Die Frau entſchlief ſogleich, oder verlor das Bewußtſein. Das kranke Kind ächzte und ſtöhnte bald vor den mit der Abnahme ſeiner Kräfte ſich ſteigernden Schmerzen, bald lag es betäubt in Fieberglut.

Die beiden Leichen nebenan verbreiteten wahrhafte Todtenſtille um ſich, die nur das ſchaurige Picken der alten Wanduhr unterbrach.

Alſo verging Lucien die langſte entſetzlichſte Nacht ihres ſeitherigen Daſeins.

Wie verwahrloſt auch ihr Seelenleben, wie aufgelöſt gleichſam in Unwahrheit und Frevel es war, hier hatte es der Moment der Vorſehung zugleich ſymboliſch an ſeinen Quell und Ausgang geführt und nichts anderm mehr als den geringen Ueberreſten von Natur in ihm Geltung gelaſſen.

Ihre Vergangenheit gemahnte Lucien wie die beiden Leichname, welche ihre aufgeregten Nerven ihr immer vor Augen ſtellten, ihre erwachende Verachtung vor ſich ſelbſt, der heiße Schmerz um ihr Kind kamen ihr wie Wolluſt und Balſam gegen ihre bisherige Gefühlloſigkeit vor. Wie beneidete ſie die Todten um ihr Geſchick, das ſie hatte, gleichviel ob edel gemeint oder nicht, für eine große Sache ſterben laſſen! Dies Bewußtſein mußte die entflohene Seele, wo ſie jetzt auch war, adeln. In ihrem eignen Körper war ſo wenig Seele wie in jenen todten, und ſie hatte nicht einmal den Troſt, daß ihr dieſelbe ſo edel wie ihnen entflohen, ihr irgend etwas im Leben lieb und heilig geweſen ſei.

So rüttelte dieſe Nacht in Lucien gewaltſam die Natur aus ihrem Schlummer und ſpiegelte ſie ihr eignes unſchönes Bild in dem Knaben von ihr ab. Lucie druckte das Kind inbrünſtig an ihr Herz, erinnerte ſich mit Entſetzen daran, wie lange ſie es vergeſſen habe, wie unnatürlich es von ihr geweſen ſei, ihr eignes Blut zu verleugnen.

Ihre Gedanken trugen ſie zu den erſten Eindrücken ihrer Jugend zurück, wie zärtlich ihr Vater und ihre Mutter ſie damals geliebt und gepflegt haben.

Wie ausgeartet, wie verworfen erſchien ſie ſich dagegen ſelbſt!

Das Gefühl der Schmerzesluſt, welches ſie erſt einzeln überkommen, geſtaltete ſich jetzt wie zu ihrem ſteten Daſein. Sie vermochte den ſtarren Blick nicht mehr von dem Kinde abzuwenden. Es lag ein unabläſſiger Ankläger und Richter, dem ſie Rede ſtehen mußte, vor ihr. Sie begriff nicht, wie ſie zuvor geweſen war.

Sah ſie von dem Kinde weg, ſo war ſie ohne Empfindung. In ſeinem Anblick fand ſie ſich erſt wieder. Die bitterſte Reue, die vernichtendſte Auflöſung lagen darin und dennoch konnte und wollte ſie nicht davon laſſen. Sie mußte dahindurch!

Es war ihr ſogar der ſtarre, gläſerne, fremde, theilnahmloſe, lieblos auf ſie gerichtete Blick des Kindes unentbehrlich, gleichſam der Glockenſchlag ihrer Stunde.

Zuweilen vergaß ſich Lucie mit ihrem Zuſtande und bog ſich mit den zärtlichſten Worten und Liebkoſungen zu dem Knaben nieder. Da verlangte er nach ſeiner Mutter.

Sie ſprach: ich bin es, Robert!

Er ſchüttelte den Kopf. Ich kenne dich nicht, ſagte er; ich will zu meiner Mutter.

Um ihn zu beruhigen, mußte ſie ſich ſelbſt ihr Verdammungsurteil ſprechen. Sie zeigte ihm ſeine Mutter, die krank und verwundet, wie er ſelbſt, neben ihm ruhe, und er ergab ſich darein.

Lucie lag dieſe Nacht hindurch in dem Hauſe des Todes wie auf ihrem eignen Todbette. Es war ihr nur das nackte phyſiſche Leben übrig geblieben, alle Täuſchung der verderbten Gewohnheit benommen. Es war die urſprünglichſte Reinigung.

Erſt der Morgen des nächſtkommenden Tages brachte das Ende dieſer Zuſtände.

Der blutige Straßenkampf war ſiegreich für die Sache des Volkes ausgegangen. Der Frieden ward zwiſchen den beiden Parteien geſchloſſen. Wo vorher Angſt oder Wut, herrſchten jetzt Freude und Jubel.

Es konnte nicht lange ausbleiben, daß man auch der Opfer der blutigen Nacht gedachte, und ſo gelangte die Hülfe nicht minder in das Haus, worin ſich Lucie befand.

Man brachte die beiden Verwundeten in das Hoſpital, verband und verſorgte ſie mit ärztlichen Heilmitteln.

Lucie blieb bei ihnen und verpflegte ſie getreulich.

Der Zuſtand des Knaben ward ſogleich für bedenklich erklärt. Er verſchlimmerte ſich je mehr und mehr, und der Knabe ſtarb bereits nach wenigen Tagen, ohne daß ſeine Entfremdung gegen ſeine Mutter von ihm gewichen wäre.

Luciens Augen näßte wegen ſeines Todes keine Thräne. Es war ihr ſo zu Mute, als habe ſie kein Recht, Angeſichts der Natur ihren Schmerz zu äußern. Ihre ganze Seele war nur eine Wunde, und es hatte ſich alles eigne Leben ſo vollkommen in ihr aufgelöſt, daß ſie auch nicht einen wohlthätigen Gedanken oder ein lebendiges Gefühl in ſich hegte. Sie blieb auch nach dem Tode ihres Kindes an dem Orte, wo ſie war.

Die Vorſtellung, wieder in ihre Wohnung zu gehen, war ihr unerträglich. Sie hatte ihre Wirtsleute davon benachrichtigt, was aus ihr geworden ſei, und blieb, da es an Wärterinnen der Hunderte von Kranken und Verwundeten fehlte, nach wie vor als ſolche im Lazaret.

Die immerwährende Beſchäftigung mit Anderen, die Sorge für Notleidende gereichten ihr bei dieſem moraliſchen Umſturz ihrer Gegenwart zur unermeßlichen Wolthat.

Luciens Aufmerkſamkeit und Pflege ward zu allermeiſt von einem noch jungen Manne in Anſpruch genommen, der nicht eigentlich mit auf den Barrikaden gefochten hatte, ſondern, nur zufällig über die Straße gehend, von der Brutalität der Soldaten als vermeinter Aufrührer mißhandelt worden war. Sein ganzer Körper war mit Wunden und Verletzungen überſäet, und wenn auch keine einzige derſelben an und für ſich gefährlich genannt werden konnte, hatten ſie doch alle zuſammen ſein Leben an der Wurzel erſchüttert.

Den irren Fantaſien des Kranken nach zu urteilen mochte er ſich ſchon vor ſeiner Kataſtrophe in einem durch bedrängte Lebensumſtände und Seelenleiden tief niedergedrückten Zuſtande befunden haben, welcher ihn vermittelſt der hinzutretenden Folgen ſeiner Wunden einem heftigen Nervenfieber in die Arme geworfen hatte.

Für gewöhnlich war der Fremde allerdings ohne Bewußtſein, welches er nur auf Augenblicke wiederfand, und da er einer unausgeſetzten Aufſicht bedurfte, wich auch Lucie kaum mehr von ſeinem Lager.

Der Anblick ſeiner edlen, abgehärmten Geſichtszüge konnte ihre Seele ſtundenlang an ſich feſſeln, und ſie fühlte ſich gedrungen, mit der lebendigſten Theilnahme auf ſeine wunderſamen Worte zu lauſchen.

Ein unerklärliches Etwas in ſeinen Geſichtszügen wie in ſeinem Weſen begrüßte ſie wie eine alte liebe Erinnerung. Seinem Accente nach zu urteilen ſchien er ſogar aus einer und derſelben Gegend mit ihr gebürtig.

Eines Tages unter andern fantaſirte der Fremde von ſeiner Kindheit. Mit einmal nannte er Luciens Geburtsdorf als das ſeinige.

Sie horchte ſtarr vor Ueberraſchung auf. Sie bebte, ſie wußte noch nicht warum, an allen Gliedern.

Ja, Lucie! fuhr der junge Mann fort: was ich in meinem troſtloſen, unerquicklichen Leben auch alles für Erfahrungen habe machen, für Enttäuſchungen durchgehen müſſen, du warſt doch der einzige fremde Menſch, welchen ich je wahrhaft geliebt. Dir allein gehörte mein Herz damals in der ſchönen Zeit der Kindheit, und dir möchte es, wenn ich dich je wiederfände, um der entſühnenden Erinnerungen jener Kindheit willen, noch immer mit ihnen angehören. Wer weiß, ob du nicht vielleicht auch Niemand in der Welt gefunden haſt, der dir treuer wäre als ich! Als ich noch ein Knabe war, wollteſt du von dem armen Franz und ſeiner Anhäng=

lichkeit an dich nichts wiſſen. Würde es jetzt anders ſein, wenn wir uns wiederſähen?

Franz, der arme Schulmeiſtersſohn aus Luciens Dorf, ihr Schatten aus der Kindheit, denn er war es ſelbſt, ſprach dieſe Worte in abgebrochenen Sätzen, zwiſchen irren Reden, und ſie würden einem Dritten unverſtändlich geweſen ſein.

Lucie verſtand ſie freilich ſo gut wie kein Anderer, da ſie, als die zweite, eben keine dritte war! Es fiel ihr wie Schuppen von den Augen, wie ein Stein vom Herzen. Sie hatte jetzt mit einemmal einen Anker für ihr Lebensſchiff, eine Heimat für ihr Herz, einen Halt für ihr zerſtörtes Daſein gefunden.

Ein Strom glückſeliger Thränen entſtürzte ihren Augen.

Das alſo war der Knabe, der ſie ſchon ſo früh geliebt, geſchützt, ſich für ſie aufgeopfert hatte! Wie wunderbar, daß er ſie nicht vergeſſen hatte, ſondern ihr ſelbſt noch als Mann in wahrhafter Liebe treu war! Es liebte ſie alſo doch ein Weſen auf der Welt, und zwar das nämliche, deſſen Angedenken aus ihrer Kindheit auch ihr das liebſte geblieben!

Was Lucien gegenwärtig errettete und erhob, war das unbewußte Gefühl, daß ein Menſch, welchen ein anderer noch wahrhaft lieben könne, unmöglich ganz verächtlich oder verworfen ſei. Der Inſtinct ſagte es ihr. Auf das Warum kommt es bei der Art der Thatſachen niemals an.

Sie hatte die Liebe ihres Kindes zu ihr damit verſcherzt, daß ſie an ihm wider die Natur gehandelt, und der Himmel ſtrafte ſie in dieſer Erkenntniß dafür mit dem Verluſte ihres Kindes ſelbſt.

Er ſtrafte ſie gewiß; ſeine Gnade ließ ſie aber nicht für alle Zeit in ſich zu Schanden werden. Sie gab ihr faſt zu derſelben Stunde auch das Mittel, ſich zu erretten, in die Hand.

Lucie ergriff die Rettung mit gereinigtem Herzen und wandte dem Pfuhl ihrer früheren Lügenhaftigkeit mit Ekel und Abſcheu den Rücken.

Sie pflegte ihren kranken Franz von Stunde an je mehr und mehr mit der liebevollſten Sorgfalt, und hatte die Freude, in eben dem Grade immer tiefer zu erkennen, daß ihr die Erinnerungen an ihre beiderſeitige Jugend noch eben ſo theuer, als nach dem überzeugenden Beweiſe dieſes wunderſamen Wiederfindens ihm geblieben waren.

Der Himmel ließ auch den geneſenden Franz ſchon wenige Tage ſpäter wieder zur Beſinnung kommen, und als Lucie ſich ihm nannte, ſie mit Entzücken wieder erkennen. Die Freude darüber beförderte mit Rieſenſchritten ſeine völlige Wiederherſtellung.

Es bedarf wol kaum noch einer Erwähnung, daß dieſer Franz eine und die nämliche Perſon mit jenem Dr. Hubertus war, deſſen ſich der Graf vordem ſo väterlich angenommen hatte.

Als Franz geneſen, verließ er eben ſo wie Lucie das Lazaret und beide Liebende hatten ſich nun ſchon verſtändigt, daß ſie ihr Leben nicht mehr eines von dem andern trennen, ſondern ſobald ihre Verbindung feiern wollten, als ſie ein nur einigermaßen ſicheres Auskommen gefunden hätten.

Es verſtand ſich bei dieſem Uebereinkommen von ſelbſt, daß Lucie ihrem Franz den gültigſten Beweis ihrer Beſſerung damit gegeben, daß ſie ihm ihre früheren Vergehungen an ſich gebeichtet und dafür von ſeiner Ueberzeugung Vergebung erlangt hatte, ſeine treue Liebe zu ihr werde in Zukunft ſtark genug ſein, ihr Leben zu läutern und zu erheben. War er ja doch auf das Innigſte darin beglückt, daß ihm die Geſpielin und Geliebte ſeiner Jugend nun dennoch angehören und mit der Erfüllung ſeiner früheſten

Wunſche gewiſſermaßen die Stimme ſeiner Natur beantworten ſollte.

Für die nächſte Zeit erwarb ſich Hubertus ſeinen Unterhalt auf eben die Art, wie er ſich ſchon vor der politiſchen Kataſtrophe der Hauptſtadt beſchäftigt hatte, indem er der Regie eines kleinen Vorſtadttheaters vorſtand.

Bei ihren Planen für die Zukunft bauten beide auf ihren gemeinſamen Gönner und Freund nicht weniger als auf des Dichters Großmut, und Lucie war nicht ſobald in ihre Wohnung zurückgekehrt, als ſie ſich hinſetzte, um für beide eine Generalbeichte ihrer ſchwindleriſchen Vergangenheit niederzuſchreiben. Sie beſchloß dieſelbe mit der Erzählung des wunderbaren Wiederfindens ihres Jugendgeſpielen, und bat den Dichter zumal mit der aufrichtigſten Demut um Vergebung, daß ſie ihn mit ſo unerhörter Frechheit habe hintergehen wollen.

Wie erſtaunten der Dichter und ſein Freund uber die Eröffnungen dieſer Zuſchrift, und wie waren ſie von dem Poetiſchen einer ſolchen Wendung der Dinge erbaut.

Der Graf belächelte, daß Lucie nun nichts deſto weniger ſo ganz anders, als er es gemeint, ins Hospital gekommen ſei, und daß ſein ungeratener Schützling Hubertus in ſo innigem Zuſammenhang mit der Lügnerin ſtehe.

Der Dichter wie der Graf hielten dafür, daß die Verbindung der beiden jungen Leute mit einander gut ausſchlagen würde, und der leztere begab ſich auf der Stelle zu Lucien, um ihr dies ſelbſt auszuſprechen und die Vergebung des Dichters zu uberbringen, welcher ſie in der Folge wol wiederſehen möge. Aus ſeinen Unterredungen mit Hubertus und Lucien uber beider Zukunft entnahm der Graf mit Beſtimmtheit, daß ihre innerſten Neigungen doch einzig dem Theater zugewandt ſeien, und dieſes die alleinige Grundlage derſelben zu bilden im Stande. Alles genau erwogen, ſtimmte er ihnen am Ende ſelbſt bei, und ſo vermittelte er nach kurzer Zeit durch die Empfehlungen des Dichters und mit einer Summe, welche er ihnen lieh, die Gelegenheit, daß Hubertus eben jenes auf Actien errichtete Vorſtadttheater als Directer übernahm. Als ſolcher befand ſich derſelbe bald in ſeinem eigenſten Wirkungskreiſe, und machte er, heiter, thätig, fähig und erfahren, immer beſſere Geſchäfte.

Lucie ſpielte zweite Liebhaberinnen und Subrettenrollen, und war in dieſer Sphäre eben ſo zufrieden als ſie das Publikum befriedigte.

Sie war und blieb ihrem Manne getreu und log in der Folge auch nicht mehr. Das unbefriedigte, ſich ſelbſt nicht bewußte Talent, der unerfüllte Beruf zu der Schauſpielkunſt hatte ſie vorher zu lügen gezwungen. Jetzt log ſie ſich in die verſchiedenſten Charaktere amtlich oder ihrer Kunſt gemäß hinein, und brauchte es nicht mehr im Leben zu thun, das ihre Perſönlichkeit nur noch als eine wahrheitliebende auf ſeiner Bühne auftreten ſah. In dieſem Vergleich iſt zugleich die Begrenzung ihrer Kunſt angedeutet. Sie ahmte immer als anmutige, routinirte, tüchtige Schauſpielerin nach. Eine höhere Stufe der Kunſtausbildung vermochte ſie nicht zu erklimmen. Sie übte ferner auch auf ähnliche Weiſe ihr Talent als Schriftſtellerin aus, indem ſie nach fremden, meiſt franzöſiſchen Vorbildern niedliche kleine Singſpiele und Localſtücke für ihre Bühne bearbeitete.

Das wunderſame Ehepaar iſt alſo glücklich geworden und hat ſeine Beſtimmung im Leben gefunden.

Die jüngſten Erlebniſſe Luciens und ihre abenteuerliche Erſcheinung in der Hauptſtadt hatte dort notwendig Aufſehen gemacht und die verſchiedenſten, verdrehteſten Gerüchte über ſie hervorgerufen.

Sie ſollte ſeit der Revolution bald die wütendſte Republikanerin geworden ſein, Barrikaden mitbauen geholfen, demokratiſche Parteiführer bekränzt und beſungen, demokratiſchen Frauenclubs vorgeſtanden haben, bald auch wieder als Polizeiſpionin oder Denunziantin der Gegenpartei dienen.

Wir können uns, da wir es hier nur mit der poetiſchen Durchführung eines Charakters oder einer Novelle zu thun haben, um alles das nicht weiter kümmern, und haben verſucht, allerlei eigne Erlebniſſe mit unſerer Fantaſie zu erklären, zu ergänzen und zu beendigen.

◆

Ein Fürſtenſpiegel.

Erſter Band.

Ein Fürſtenſpiegel.

Denkwürdigkeiten
des
Pfalzgrafen-Kurfürſten Friedrich II. beim Rhein.

Nach der lateiniſchen Urſchrift und alten deutſchen
Ueberſetzung
neu herausgegeben
von
Eduard von Bülow.

Erſter Band.

Breslau,
im Verlage bei Joſef Max und Komp.
1849.

BIBL.

Vorwort des Herausgebers.

Der Verfaſſer dieſes Buches hieß Hubert Thomas, war, aus Lüttich gebürtig, Geheimſchreiber und Rath des Pfalzgrafen-Kurfürſten, und widmete daſſelbe handſchriftlich ſeinem Gebieter.

Die Urſchrift wurde im Jahre 1624 in Frankfurt a. M. unter dem Titel: Annalium de vita et rebus gestis illustrissimi principis Friderici II., electoris palatini libri XIV. gedruckt, und kurze Zeit darauf, im Jahre 1629 erſchien in Leipzig die deutſche Ueberſetzung: „Spiggel des Humors groſſer Potentaten“ u. ſ. w.

Der Verfaſſer hatte auch unter anderem eine Geſchichte Franzens von Sickingen und des Bauernkrieges geſchrieben, welche beiden Werke in der M. Freherſchen Quellenſammlung enthalten ſind. Dieſe Denkwürdigkeiten ſeines Gebieters ſcheinen aber ſein bedeutendſtes Werk geweſen zu ſein.

Hubert Thomas gehört unſtreitig zu den beſſeren Geſchichtſchreibern ſeiner Zeit und iſt als ſolcher ſeither zu wenig beachtet worden.

Von den neueren Geſchichtsforſchern erwähnt ſeiner, ſo viel ich weiß, nur Leopold Ranke rühmlichſt in ſeinem Werkchen: „Zur Kritik neuerer Geſchichtſchreiber“ 1824.

Viele, die über die Reformation und Karl V. geſchrieben, haben dieſes Leben des Pfalzgrafen ſchwerlich gekannt. Ernſt Münch beſpricht es in ſeiner Geſchichte Franzens von Sicking und wünſcht eine Geſammtausgabe der lateiniſchen Schriften des Verfaſſers.

Die gegenwärtige iſt ein eben ſo unterhaltendes als für die Kultur- und politiſche Geſchichte wichtiges Quellenwerk. Hubert Thomas war in die geheimen Verhältniſſe ſeines Fürſten, ſeines Vaterlandes und ſeiner Zeit vielfach eingeweiht und der Pfalzgraf ſelbſt ein eben ſo tüchtiger wie hochbegabter und hochgeſtellter Mann, der in die damaligen Welthändel bedeutſam eingriff. Seine Schickſale nehmen hie und da beinahe den Charakter des Romans an und erregen immer unſere Theilnahme. Sein Leben umfaßt jenen allerwichtigſten Wendepunkt der deutſchen Geſchichte, aus dem Mittelalter in die neue Zeit herüber, und mag wohl in ſofern als eine Art Fürſten- oder Zeitſpiegel angeſehen werden, als es in der Geſchichte eines deutſchen Fürſten Lehren und Aufſchlüſſe giebt, die beiſpielsweiſe für alle Zeiten und Verhältniſſe paſſen.

Ich habe mir darum, wie ich glaube mit Recht, erlaubt, an dem Gedanken des alten Ueberſetzers feſtzuhalten und dem Werke den Doppeltitel: Ein Fürſtenſpiegel, zu geben.

Der Leſer wird in dieſem denkwürdigen Buche nicht ſelten wahrhaft tragiſch geſtimmt, wenn er alles Unglück unſers deutſchen Vaterlandes in den letzten Jahrhunderten, gleichwie im Keime aus den hier im Einzelnen geſchilderten Zuſtänden herauswachſen ſieht und gewiſſermaßen dafür halten muß, daß manche politiſchen Unfälle und Vergehungen Hoher und Niederer, in einem ſcheinbar ewigen Kreislaufe in Deutſchland wiederkehrend, einem von ihm nimmer abzubüßenden weltgeſchichtlichen Fluche gleich zu erachten ſind.

Ich habe, bei der Erneuung dieſer Denkwürdigkeiten, die Urſchrift neben der alten deutſchen Ueberſetzung vor mir liegen gehabt, um letztere, wegen der ſehr weſentlichen alterthümlichen Sprache dem neuen Texte zum Grunde zu legen, erſtere aber zu Berichtigung der mancherlei Fehler der Ueberſetzung und Abkürzung ihrer geſchmackloſen Breite zu benutzen.

Das erſte von den vierzehn Büchern, welches nur allerlei übergelehrten, aus anderen Autoren zuſammengetragenen Schwulſt und Fabeleien über den Urſprung der Pfalzgrafen enthält, habe ich mich nicht nur für berechtigt, ſondern ſelbſt für verpflichtet gehalten, ganz auszuſcheiden. In den übrigen Büchern habe ich nur manche ganz unbedeutende Stellen und nicht zur Sache gehörige Mittheilungen weggelaſſen. Was verblieben, ſind hiſtoriſch beachtenswürdige oder unterhaltende Begebenheiten, die, von einem mitlebenden, gut denkenden Manne oder Augenzeugen erzählt, nicht leicht einen Leſer unbefriedigt laſſen dürften.

Meine erſte Bekanntſchaft mit dieſem Buche, wie mit ſo vielen anderen werthvollen literariſchen Seltenheiten verdankte ich ſchon vor Jahren Ludwig Tieck. Derſelbe hatte früher die Abſicht gehegt, es ſelbſt neu zu bearbeiten und bereits Hand an die Ausführung gelegt. Etwa um das Jahr 1822 ſagte er davon ſeinem Freunde Friedrich Schlegel, der ihn in Dresden beſuchte und dabei ergab ſich nicht nur, daß auch dieſer das Buch kannte, ehrte und liebte, ſondern machte Schlegel es Tieck ſogar zur Pflicht, die längſt beſchloſſene Arbeit ihm zu überlaſſen. Tieck ſtand davon zurück; Schlegel aber ereilte vor deren eigenem Beginnen der Tod.

Es kann niemand aufrichtiger bedauern als ich ſelbſt, daß der treffliche Hubert Thomas nicht dazu beſtimmt war, unter der Hand eines dieſer beiden Meiſter wieder zu erſtehen.

Inhalt.

Erſtes Buch.

(1483 — 1508.)

Pfalzgraf Friedrichs Eltern, Geburt und Auferziehung. — Er wird von ſeinem Vater in die Niederlande, an Erzherzog Philipps des Schönen Hof geſchickt. — Reiſe nach Spanien. — Beſuch beim Könige von Frankreich. — Franzöſiſche Art zu jagen. — Pfalzgraf Friedrichs Unfall mit einem Gaule. — Prächtiger Empfang in Fuentarabia. — Freiheiten der Biscayer. — Erzherzog Philipp zu Toledo bei Ferdinand und Iſabellen. — Ferdinands des katholiſchen Waidwerk mit dem Falken. — Des Erzherzogs Rückreiſe nach Deutſchland. — Er ſieht zu Saragoſſa herrliche Luſt- und Freudenſpiele. — Reitet mit dem Pfalzgrafen bei Nacht zuſammen auf Einem Mauleſel. — In Perpignan widerfährt ihnen noch größere Ehre. — Der Erzherzog erkrankt zu Lyon. — Pfalzgraf Ludwig am franzöſiſchen Hofe. — Der Pfalzgraf Friedrich giebt in Heidelberg eine Probe ſeiner Reiterkünſte. — Er reiſt mit dem Erzherzoge wieder nach den Niederlanden. — Sein Geſpräch mit dem Kurfürſten, ſeinem Vater. — Er geräth im bairiſchen Kriege in große Noth. — Hält beim Kaiſer um Frieden an. — Der Geldriſche Krieg. — Ein Aufzug der deutſchen Fürſten und Herrn, dem Kaiſer zu Ehren. — Erzherzog Philipp ſtirbt in Spanien. — Der Pfalzgraf dient dem Kaiſer wider Venedig. — Die Italiener erſuchen ihn, ſich zu ihnen zu halten. — Der Kaiſer widerrath es.

Zweites Buch.

(1508 — 1516.)

Pfalzgraf Friedrich verliert ſeinen Vater. — Der Kaiſer trägt ihm eine Beſtallung des Königs von England auf. — Verdeckte Rede des Kaiſers mit dem Pfalzgrafen, wegen ſeines Nachfolgers im Reiche. — Pfalzgraf Friedrich im engliſchen Lager. — Er erlangt das erledigte Biſthum Speier für ſeinen Bruder Georg. — Erzherzog Karls Erziehung in den Niederlanden. — Pfalzgraf Friedrich an Karls Hofe ſehr angeſehen. — Des Erzherzogs Schweſter Leonore liebt ihn. — Er trägt große Liebe zur Muſik. — Ein Kampf mit den Verächtern der Kunſt. — Leonorens Liebe nimmt zu. — Der Pfalzgraf liebt ſie wieder. — Die Niederlande huldigen dem Erzherzoge Karl, der ſich des Pfalzgrafen dazu bedient. — Neid und Mißgunſt wider ihn thätig. — Ein ſcharfes Rennen mit dem Herrn von Glajon. — Erzherzog Karl rüſtet ſich zur Reiſe nach Spanien. — Der Pfalzgraf ſchreibt heimlich an Fräulein Leonore. — Der Erzherzog erzürnt ſich über den Pfalzgrafen. — Derſelbe kommt am Hofe in Gefahr und Verachtung. — Die fürſtliche Wittwe von Oranien redet das Beſte für ihn. — Es bleibt dabei, daß Leonore den alten König von Portugal heirathe. — Der Pfalzgraf wird ſeines Hofdienſtes in Gnaden entlaſſen. — Er geht nach Deutſchland zu den Seinen.

Drittes Buch.

(1516 — 1519.)

Die Gebrüder Pfalzgrafen gehen vergeblich mit einer Landestheilung um. — Pfalzgraf Friedrich wird auf dem Reichstage zu Augsburg von den Kaiſerlichen in hohen Ehren gehalten. — Der kaiſerliche Geheimſchreiber hat etwas bei ihm anzubringen. — Kaiſer Maximilians Sorge, wer ihm im Reiche nachfolge. — Der König von Frankreich bewirbt ſich um die Freundſchaft der deutſchen Fürſten.

— Der Kurfürſt-Pfalzgraf folgt ſeinem Bruder Friedrich nach Augsburg. — Des Kaiſers Brauch, Kurfürſten zu empfangen. — Der Herzöge von Baiern widerſinnige Gedanken. — Was auf dem Reichstage vornehmlich ausgerichtet werden. — Kaiſer Maximilians Tod.

Viertes Buch.

(1519 — 1522.)

Der Herzog von Würtemberg nimmt die Stadt Reutlingen ein. — Er kömmt darüber um ſein Land und Leute. — Gute Lehre für Fürſten und Herren. — Auf dem Wahltage zu Frankfurt finden ſich zwei Bewerber um das Kaiſerthum. — König Karl hält ſich an den Pfalzgrafen Friedrich und läßt ihm große Verſprechungen thun. — Pfalzgraf Friedrich wird nach geſchehener Wahl von den Kurfürſten nach Spanien geſchickt, ſie dem Kaiſer zu verkündigen. — Der Herr von Chièvres läßt ſeine alte Tücke nicht; der Pfalzgraf fertigt ihn aber tüchtig ab. — Kaiſer Karls Reiſe nach Deutſchland. — Reichstag zu Worms. — Des Pfalzgrafen harte Rede mit dem Erzbiſchofe zu Mainz. — Der Herr von Chièvres ſtirbt zur großen Trauer des Pfalzgrafen. — Der Pfalzgraf kann nicht Vicekönig von Neapel werden. — Die ihm vorgeſchlagene Heirath mit einem ſpaniſchen Fräulein geht zurück. — Er wird zum kaiſerlichen Statthalter vorgeſchlagen und zum Theil dazu gebraucht. — Kaiſer Karl begiebt ſich nach den Niederlanden. — Der Pfalzgraf geht nach Nürnberg zu der kaiſerlichen Regierung. — Er geräth in Schulden und andere Ungelegenheiten. — Kurfürſt Ludwig kommt nach Nürnberg und läßt auch zu viel aufgehen. — Die Nürnberger gebrauchen die ungetreuen pfalzgräflichen Räthe zu ihrem Vortheile. — Löblicher Gebrauch der alten deutſchen Fürſten, deren Diener keine Geſchenke nehmen durften. — Reichstag zu Nürnberg. — Die vertriebene Königin von Dänemark, Kaiſer Karls Schweſter, kommt dahin. — Königin Leonore, die unterdeß Wittwe geworden, liegt dem Pfalzgrafen Friedrich wieder im Sinn. — Hubertus Thomas, der Autor dieſer Lebensbeſchreibung, kommt an den Hof des Pfalzgrafen. — Stattliche Faſtnachten zu Nürnberg.

Fünftes Buch.

(1522 — 1526.)

Franz von Sickingen bekriegt den Erzbiſchof von Trier. — Pfalzgraf Friedrich giebt die Regimentsbeſtallung auf. — Der Adel geht mit Neuerung um. — Der pfalzgräfliche Kanzler iſt ihm zugethan. — Reichstag zu Nürnberg. — Der Herzoge von Baiern Begehren bei den Pfalzgrafen. — Sie ſind ſchlecht öſtreichiſch geſinnt. — Bairiſche Liſt in Erlangung eines Rechts zur Kurwürde. — Vogelſchießen unter den Fürſten zu Heidelberg. — Heilſame Ordnung wegen des großen Trinkens. — Biſchof Philipps von Freiſingen Vorſorge für die Wohlfahrt der Pfalzgrafen. — Der Erbfolgevertrag unter denſelben. — Vogelſchießen zu Amberg. — Die Empörung der deutſchen Bauern. — Pfalzgraf Friedrich zieht wider ſie in das Biſthum Eichſtedt. — Verhandlungen mit ihnen. — Sie fliehen bei Nacht. — Werden zum Gehorſam gebracht. — König Franz wird in der Schlacht bei Pavia gefangen. — Ein Herzog von Baiern beſchwert ſich über des Kaiſers Regierung. — Er ſchlägt die Wahl eines römiſchen Königs vor. — Er bemüht ſich ſelbſt darum. — Pfalzgraf Friedrich zieht zum Kaiſer nach Spanien. — Wunderliches Fiſchwaſſer bei Angouleme. — König Franz zu Cognac. — Er läßt Pfalzgraf Friedrich einen gewiſſen Tag zu ſich laden. — Gebrauch der Könige von Frankreich, die Kröpfe zu heilen. — Feindſchaft der Engländer gegen die Franzoſen. — Die Könige von England wollen auch etwas heilen. — König Franz klagt über Spanien. — Er bezeigt ſich ſehr freundlich gegen den Pfalzgrafen. — Des großen Roland Grab wird eröffnet. — Geſpräch über das Farrnkraut. — Schlechte Bewirthung der Reiſenden in Spanien. — In Cervera fürchtet man, die Deutſchen möchten eine Hungersnoth machen. — Sich ſelbſt geißeln und peitſchen, ſoll Regen hervorbringen. — Der Pfalzgraf läßt nach friſcher Butter fragen und wird ſeltſam berichtet. — Mangel an Holz und Brod. — Ein Spanier frißt ſo viel, daß er darüber berſten will. — Ein Spanier will die Deutſchen um einen ſilbernen Becher betrügen. — Der Pfalzgraf erkrankt am Steine und kann mit Noth ein Bad

erlangen. — Bericht von der Inquiſition. — Seltſam Wildpret an einem Orte und eine wunderliche Art, den Wein zu friſchen. — Die Hitze verurſacht große Ermattung bei den Reiſenden. — Giftige Wolfsbeeren hätten ſie bald zu Schaden gebracht. — Große Unfreundlichkeit der Spanier im Aufnehmen aller Fremden.

Sechſtes Buch.

(1526 — 1530.)

Beſchreibung der Stadt Granada. — Das Feſt Johannis des Täufers. — Gefährliche Luſtgefechte. — Der Pfalzgraf hat Audienz beim Kaiſer. — Er beſucht vor ſeiner Abreiſe Granada. — Ein pfälziſcher Unterthan iſt allda Büchſenmeiſter. — Der Pfalzgraf kommt unverſehens auf einem Karrn zu Speier angefahren. — Grobheit eines Abtes. — Reichstag zu Eßlingen. — Ferdinand, König von Ungarn und Böhmen. — Pfalzgraf Friedrich wird wieder Präſident des Reichstages zu Speier. — Er wird zum General-Obriſt des Reichs ernannt. — Rüſtung wider die Türken. — Der Autor wird zum Kaiſer nach Italien geſchickt. — Pfalzgraf Friedrich zieht nach Oeſtreich. — Die Türken belagern Wien. — Große Noth des Landvolks. — In Wien rüſtet man ſich zur Gegenwehr. — Einer von Zedlitz wird durch die Türken gefangen und vor den Sultan gebracht. — Die Türken laufen vergebens Sturm. — Ihr Abzug. — Scharmützel mit den Türken. — Ein Tumult unter dem chriſtlichen Kriegsvolke. — Der Autor kömmt übel zu Venedig an. — Gefahr wegen Räuber. — Audienz bei dem Kaiſer. — Der von Granvella erbietet ſich zu allem Guten gegen den Pfalzgrafen. — Peſt. — In der Herberge wird Einer anſtatt des Autors ermordet. — Die Geſandten der proteſtirenden Stände vor dem Kaiſer. — Des Herrn von Granvella Wort über ſie. — Der Autor gelangt wieder zu ſeinem Herrn. — Er erkrankt an der Seuche: der engliſche Schweiß. — Der Pfalzgraf zieht nach Italien zum Kaiſer. — Gnädiger Empfang des Autors bei demſelben. — Audienz des Pfalzgrafen. — Ungleiche Belehnung. — Der Pfalzgraf in Ferrara. — Er wird in

Venedig fürſtlich gehalten. — Der Pfalzgraf ſoll dem König Ferdinand zur römiſchen Königskrone verhelfen. — Er erzürnt ſich über die Mittel, die man ihm zur Heirath verſchlägt. — Es mangelt ihm an Geld. — Er wird Präſident des kaiſerlichen Rathes. — Seine Gerechtigkeit. — Er bemüht ſich ſehr, daß Ferdinand römiſcher König werde. — Sein Begehren um die Statthalterſchaft in den Niederlanden. — Der Kaiſer vertröſtet ihn auf eine andere Heirath. — Betrug des Granvella. — Geſpräch des Pfalzgrafen mit dem Geheimſchreiber Renner über den Religionsſtreit. — Der Reichstag nimmt ein Ende.

Erſtes Buch.

1483—1508.

Aus dem alten, vortrefflichen Stamme der Pfalzgrafen beim Rhein iſt der Durchlauchtige Fürſt Friedrich von ſeiner Mutter Margaretha, einer Schweſter des Herzogs Georg zu Baiern, am 9. December 1483, um 4 Uhr Morgens, als der Wind ſtark vom Mittage herging und ſehr dunkles neblicht Wetter war, ſeinem Vater, dem Kurfürſten Philipp, geboren worden.

Der Ort ſeiner Geburt war das Schloß Winzingen bei Neuſtadt an der Speier, welches Waſſer zum Theil an der Stadtmauer von Speier, zum Theil unweit der alten Stadt Altripen, die nunmehr ein Dorf geworden iſt, in den Rhein fließt, und ſeine Mutter hatte ſich wegen der Peſt dahin begeben, die in Heidelberg und der Umgegend zu der Zeit verſpürt worden war. Der Name Friedrich war dem Kinde vielleicht dem Bruder ſeines Vaters, Friedrich dem Sieghaften, zu Ehren gegeben worden, der ſich dieſen Beinamen durch ſeine glücklichen Kriegsthaten verdient hatte; vielleicht auch, weil ihn drei edle Ritter aus der Taufe gehoben; deren Einer Friedrich von Dalburg, ſowie die Anderen Otto von Hirſchhorn und Engelhardt von Neuburg genannt wurden. Oder auch meſſen wir lieber dem Plato Glauben bei, der da meint, daß tapfere Helden ihre Namen nicht zufälliger Weiſe, ſondern von Gott beigelegt werden, um damit ihre Natur zu entdecken. Unſerm Friedrich ſtand ſein Name in der That nicht übel an, da er ſich jederzeit friedfertig bezeigt und den Frieden angerathen hat.

Aus dem Umſtande, daß in der Stunde ſeiner Geburt der Hundsſtern aufgegangen war, hatten die Sterndeuter verkündigt: er werde in ſeiner Jugend einem großen Herrn treu dienen und von ihm ſehr hoch gehalten werden; trotz dem aber, daß ihm mehr Ehren und ein höheres Alter als allen ſeinen Brüdern zufiele, ſein übriges Leben mühſelig und voller Unglück befinden.

In der Kindheit hat ſein Hofmeiſter bald eine gute Art und einen ſinnreichen Verſtand an ihm befunden und faßte er, was ihm zu lernen aufgetragen war, entweder von ſelbſt, oder, mit guten Worten dazu ermahnt, viel eher und lieber als ſeine Brüder. Nur wenn man mit Drohworten oder Schlägen in ihn drang, widerſetzte er ſich, was ich für ein Zeichen ſeines tapferen Gemüthes erachte, auf das heftigſte. Ich kann auch die Art der damaligen Schulmeiſter nicht billigen, die ſich als Tyrannen gegen die Knaben bezeigten, ſie mit Ruthen und Geiſeln ſchreckten und mit grauſamer Stimme Alles, auch was ihr Alter weder faſſen noch ergründen konnte, von ihnen erzwingen wollten. Sie wollten die jungen Leute nur antreiben und nicht beſſern, und Pfalzgraf Friedrich beklagte dies nicht ſelten, als er ſpäter zu Jahren kam, und bezweifelte nicht, daß, wenn er in ſeiner Jugend einen Lehrer gehabt hätte, wie ihn Horaz und Quinctilian beſchreiben, die Erlernung der Wiſſenſchaften und zumal der lateiniſchen Sprache ſeinem guten Kopfe leicht geworden ſein würde. So ſehr er die Letztere liebte, kannte er ſie doch faſt gar nicht und hatte ſie gleichſam nur obenhin angeſehen. Gelehrte Leute ſchätzte er ſonderlich und ging, was wohl einigermaßen zur Weisheit dienen kann, gern mit ihnen um.

Als er ſein achtzehntes Jahr erreicht hatte, in welchem er ſeine Mutter verloren, ſchickte ihn ſein Vater nach den Niederlanden zu dem Prinzen Philipp von Spanien, dem Sohne des Kaiſers Maximilian, um bei demſelben fremde Sprachen und Sitten zu erlernen und ſich etwas in der Welt umzuſehen.

Zu ſeinen Begleitern wurden, damit ſein Hofſtaat dem Sohne eines Kurfürſten angemeſſen ſei, drei edle, ehrenfeſte und verſtändige Männer, als Silberberger, Domherr zu Worms, Ritter Stephan von Venningen und Friedrich von Eltz auserſehen.

Als dieſe den Erzherzog zu Middelburg, der vornehmſten Stadt in Seeland angetroffen und ihm den jungen Fürſten befohlen hatten, nahm er denſelben ſofort wohlwollend an ſeinem Hofe auf, und ließ ihn, da es gerade die Mittwoch nach Pfingſten war, des folgenden Tages an ſeiner Tafel eſſen, wodann er ſeine Blicke fleißig auf ihn richtete, ihm oft und freundlich zuſprach und ihn von Stunde an aufrichtig lieb behielt.

Seine angenehme äußere Bildung und ſein liebenswürdiges Weſen verdienten ihm Jedermanns Gunſt und wiewohl er nicht ſonderlich lang war, ſondern einen etwas unterſetzten Körper, mit ſtarken, nervigen Gliedmaßen hatte, gab er doch einen trefflichen Reiter ab und bezeigte ſich zu ritterlichen Uebungen in Schimpf und Ernſt gleich geſchickt und fähig.

Die Urſache, warum unter ſo vielen Brüdern Friedrich von ſeinem Vater auserwählt worden war, an den erzherzoglichen Hof zu gehen, ſoll geweſen ſein, weil derſelbe von der Unzufriedenheit Maximilians mit der Sendung ſeines älteſten Sohnes Ludwig an den franzöſiſchen Hof gehört hatte und den Grund zu den kaiſerlichen Beſchwerden mit dem zweiten Sohne ausgleichen wollte, deſſen natürliche Anlagen nach immer höheren Dingen ſtrebten und ihn beſonders zu der Erlernung fremder Sprachen und dem Umgange mit Ausländern befähigten, die er, dem faſt allgemeinem deutſchen Brauche zuwider, liebte und mit denen er ſich gern erluſtigte.

Mittlerweile wurden große Zurüſtungen zu der Abreiſe des Erzherzogs Philipp nach ſeinem Erbtheile, dem Königreiche Spanien, getroffen und brach derſelbe, den wir künftig König nennen werden, mit ſeiner Gemahlin Johanna und ihrem zahlreichen Hofſtaate aus den Niederlanden auf.

In Paris, der größten und berühmteſten Stadt Frankreichs, wo König Philipp vom Parlamente auf das ehrenvollſte empfangen wurde und in all' den langen Gaſſen, durch die er zog, die koſtbarſten Feſt- und Schauſpiele ſtattfinden ſah, war dabei ein ſolcher Volkszudrang, daß man hätte glauben mögen, es ſeien mehr als 300,000 Menſchen gegenwärtig geweſen.

Der König lag zu Paris zwei Tage ſtill und ging des anderen Tages mit zu Rath ins Parlament, wo er von dem oberſten Präſidenten und ſeinen hundert Beiſitzern, alle in Purpur gekleidet, abermals ſtattlich empfangen ward. Man ließ ihn ſogar als Grafen von Flandern und Pair von Frankreich mit zu Gericht ſitzen und geſtattete auch dem Pfalzgrafen, als höchſte Ehre, an einem gewiſſen Orte niederzuſitzen.

Ueber Orleans gelangten ſie gen Blois, wo damals Ludwig XII. ſeine Hofhaltung hatte und dem Könige einige fürſtliche Perſonen entgegen ſandte, die ihn in das mit prächtigen Tapeten von Gold und Silber ausgehangene Schloß führten. Unter denſelben befand ſich der Herzog von Bourbon, welcher König Philipp zur Rechten ging.

Der König erwartete ihn in einem herrlichen Stuhle ſitzend und hatte eine Leibwache von vierhundert Schweizern oder Schotten um ſich, die in Schuppenröcke von vergoldetem Silber gekleidet waren und von der äußerſten Pforte an bis zum königlichen Throne ſtanden. Sobald er König Philipp nahen ſah, ſtand er auf und ging ihm einige Schritte, die ihm ſein Podagra beſchwerlich machte, entgegen. Nach ihren gegenſeitigen Begrüßungen ward König Philipp von denen, die ihn nach Hofe begleitet hatten, in ſeine Herberge geführt.

Als es Nacht geworden war, kamen die Könige zur Tafel wieder zu einander und während die Anderen ſpäter tanzten und ſprangen, oder zuſahen, ſpielte König Ludwig um einige tauſend Kronen Karte, welches damals beliebte Spiel noch heutiges Tages Fluere genannt wird.

Des nächſten Tages zog man auf die Jagd, wo man nicht auf deutſche Art mit Netzen die Gehölze umzog.

ſondern die Hirſche mit vielen Hunden in den Wäldern und auf dem Gefilde auftrieb und ſo lange verfolgte, bis ſie fielen, oder von Hunden ereilt und niedergelegt wurden, was die Franzoſen ſcharf jagen nennen.

Meinem Bedünken nach iſt ſolch Gejage viel luſtiger als das unſrige, wiewohl es mühſamer ſein mag, entweder aus einem Vortheile auf das Wild zu ſchießen, oder, wenn es ins Garn gekommen, es mit Schweinsſpießen oder ſcharfen Wehren zu fällen.

Weil an dieſem Tage Regenwetter war, gab es nicht ſonderlich viel auf der Jagd und ſtellte man ſich wieder zu Blois ein, um Ball zu ſpielen, was beide Könige ſehr wohl verſtanden.

Die franzöſiſchen Könige haben vier Marſchälle im Lande, deren einer dem Pfalzgrafen Friedrich zugeordnet war, ſo daß er ihm aufwarten und ihn nach Nothdurft mit allem verſehen ſollte.

Als Pfalzgraf Friedrich von ohngefähr über einen Graben ſetzen ſollte, ſtürzte ſein Gaul und warf ihn ab. Der Prinz ſprang alsbald auf ſeine Füße, ergriff mit der linken Hand den Sattel und kam alſo von der Erde, ohne Hülfe der Steigriemen auf das Pferd zu ſitzen.

Der über ſeine Behendigkeit verwunderte Marſchall rühmte ihn höchlich und zeigte es ſeinem Könige an, der zur Stunde ſeinem Befinden nachfragen ließ und ihm im

Schloſſe ein beſonderes Gemach zu ſeiner Heilung anweiſen wollte. Der Pfalzgraf ſchlug es aber beſtändig aus und ward dieſerhalb noch ſonderlich geehrt.

Des dritten Tages kamen viele Fürſten und vornehme Edelleute in Gold und Silber gekleidet und mit koſtbarem Pferdeſchmuck zu Turnier und Ritterſpielen herbei, und die folgende Nacht ward faſt ganz mit Tanzen und anderen Ergötzungen ſowohl nach deutſchem als franzöſiſchem Brauche zugebracht.

Am vierten Tage beurlaubte ſich Philipp bei dem Könige und den Anderen und zog über Tours, Poitiers, und Luſignan nach Bayonne, auf welcher ganzen Reiſe kein Mangel war, weil allerwärts die Rathsherren herbeikamen und den Fremden Ehre anthaten.

Die erſte ſpaniſche Stadt Fuentarabia iſt zwar klein, aber feſt und ſolchergeſtalt an das Meer gebaut, daß man zur Zeit der Ebbe trocknen Fußes hineingelangt. Sobald die Fluth wieder kommt, liegt ſie allenthalben im Waſſer.

Hierher hatten der König und die Königin zu Philipps Empfang den großen Comendador von St. Jacob, einen Herrn von faſt ſiebenzig Jahren, mit einem zahlreichen Gefolge von prächtig ausgeſtatteten ſpaniſchen Edelleuten nach der Landesſitte abgeſandt, die es nicht jedem frei ſtellt, nach Gefallen von Gold oder Silber gewirkte, oder ganz ſeidene Kleider zu tragen, indem dieſe von Natur hoffärtigen Leute es einander in der Kleiderpracht gern zuvorthun und darüber entweder in die äußerſte Armuth gerathen, oder die Uebung in den Waffen vernachläſſigen, die ihnen in den vielen Kriegen mit den einen Theil von Spanien innen habenden Mauren ſo nothwendig iſt.

Die Stegreife, der Zaum und ganze Pferdeſchmuck des Comendadors, ſo wie ſeine Sporen waren von lauterem Golde und ein ſolcher Aufwand ſtand jedem frei, deſſen Vermögen ſich ſo hoch erſtreckte. Der Verluſt am Goldſchmiedslohne, den man dabei erleidet, iſt nicht groß, da das edle Metall ſich nicht wie geſponnenes oder gewirktes Gold und Silber und ſeidene Zeuge abträgt.

Der Comendador empfing den König mit einer ſchönen Rede, darin die Spanier, vermöge ihrer dem Lateiniſchen verwandten Sprache ein Sonderliches thun, und begleitete ihn durch das Land Biscaya, das zwiſchen dem Pyrenäiſchen Gebirge liegt und ſehr ungeſchlacht iſt, auch von groben und harten Leuten bewohnt wird, die man vor Zeiten Chalybes nannte. An ihren Städten Toloſetta, Arnanium, Villa franca und Segura fließt das Waſſer Chalybs hin, das ein groß Geräuſch zwiſchen den Bergen macht, und da ſie aus ihren vielen Eiſenbergwerken gute

Schwertklingen fertigen, hat Virgil nicht unbillig von ihnen geſagt:

At Chalybes crudi mittunt ferrum.

Dem Könige Philipp war es eine überaus große Luſt, daß ihm in den Dörfern und Flecken hin und wieder Mädchen und Jungfrauen mit abgeſchnittenen Haaren begegneten, die in ihrer gar beſonderen Sprache ſangen:

„Wir ſind ebenſo wohl als der König von Adel und ſo du ſelbſt ein ehrlicher und edler Herr biſt, gib uns etwas, wofür wir einen Tanz halten und einen guten Tag haben.“

Das ſtreitbare Volk der Biscayer hat dies daher, weil ſie ſich zu Waſſer und Lande gegen die benachbarten Franzoſen, ſowie gegen die Mauren, die ſie vollends aus Spanien vertreiben helfen, allezeit wohl gehalten haben. Sie ſind deswegen von dem Könige von Spanien befreit und ihre Weiber damit begnadigt worden, daß ſie ſich kleiden und ihren Kopf bedecken dürfen, wie ſie wollen, anſtatt daß ſonſt alle Spanier und Spanierinnen mit einer einzigen Tracht zufrieden ſein müſſen. Man findet ſonach unter den Biscayern unzählige Kleidertrachten und es iſt faſt kein Dorf ſo klein, darinnen nicht etwas Abſonderliches erdacht würde.

Es war damals großer Mangel an Futter und Lebensmitteln, weil außer den Bettlern und Wallbrüdern gen

St. Jacob von Compoſtell wenig Fremde in Spanien reiſten. Die Spanier ſelbſt behalfen ſich ſchlecht und gering und kamen ſelten zu anderen Leuten, ließen auch den Ackerbau anſtehen und verſorgten ſich mit nicht mehr Vorrath, als ſie der Menſchenanzahl nach bedurften. Doch hat ſich unter der gegenwärtigen Regierung Kaiſer Karls das Land an Menſchen wie an Feldwirthſchaft gebeſſert.

Das Land bei Burgos und Toledo iſt ſo unfruchtbar, oder wird vielmehr ſo übel beſtellt, daß es weder Heu noch Stroh, den Pferden unterzuſtreuen, gibt; doch achten es die ſpaniſchen Pferde nicht und bleiben dabei viel ſchneller, leibiger und dauerhafter als die unſrigen. Wie doch eben die Gewohnheit zur anderen Natur werden kann und ſich an Wenigem begnügen läßt! Wir Deutſchen denken, es ſei um uns geſchehen, wenn wir uns nicht täglich vier oder fünfmal mit Speiſe und Trank überfüllen und ſonderlich unſere Pferde mit Haber, Heu und Spreu mäſten, daß ſie davon kaum ſchnauben können.

König Philipp ward aller Orten von den Großen, dem Adel und den Biſchöfen mit Pauken und Pfeifen empfangen und es pflegten dabei die Trompeter und Heerpauker voranzugehen, die Edelleute und Grafen folgten und zuletzt kam der Fürſt zwiſchen zweien Grafen oder Herzögen; wobei gemeiniglich ein Poſſenreißer ſich befindet, der herausſtreicht, wie reich der Prinz ſei, was für Thaten er voll bracht habe, wie viele Unterthanen er beſitze und was man ſonſt zu ſeinem Ruhme dienlich erachtet.

Ein ſolcher Prinz geht, nachdem er vom Gaule geſtiegen, allein vor den König und küßt ihm die Hand, welches dem, der dazu gelangt, als große Ehre angerechnet wird.

Einige haben ſehr hurtige und leichte Pferde, die theilen ſich in zwei Haufen und werfen ſich mit kleinen Rohrſpießen, alſo daß einer den andern trifft, und es zuweilen wohl anzuſehen iſt, wie fertig ſie die Roſſe tummeln und wie erſtaunlich hoch ſie die dazu beſonders geeigneten Rohrſpieße im Rennen über ſich bringen.

Wer den andern am meiſten getroffen und das Pferd im Auf- und Niederrennen und Wenden am beſten gebraucht hat, wird von den Frauen geehrt und trägt den Preis davon, als worauf die Spanier, die viel von Weibern halten, hohen Werth legen.

In Toledo gewärtigten König Ferdinand und Iſabella der Ankunft ihres Eidams und ihrer Tochter mit Verlangen und hatten an den fünfzehn hundert Fürſten, Herren und vornehme Edelleute zu Roß um ſich verſammelt, die König Philipp mit großer Ehrerbietung empfingen und mit Trompeten und Heertrommeln nach der Stadt begleiteten, worin er für mehrere Monate ſeinen Aufenthalt nahm.

Unter dem königlichen Hofgeſinde waren über hundert Weidleute, worunter zehn Beſondere, die dem Könige zur Seite ritten, und es hatten tägliche Spiele mit dem Rohrſpieß werfen, oder Stiergefechte ſtatt, an denen die Spanier beſonderes Vergnügen finden.

Wegen der Uebergabe der Stadt Granada, die gerade am Feſttage Johannes des Täufers erfolgt iſt, begehen die katholiſchen Könige dieſen mit Freude und Herrlichkeit und kommen an ihm die Fürſten und der Adel, zu Zeiten an die drei oder viertauſend Pferde ſtark zuſammen, die den König mit großer Pracht auf das Feld hinaus begleiten und zu ſeiner Beluſtigung allerlei Ritterſpiele, ſonderlich mit dem Rohrwerfen halten, die tragen dabei an den Armen köſtliche Bänder und laſſen ſich mit reich geſteppten und goldgeſtickten Pferdedecken ſehen.

Zu ſolcher Art hatte ſich auch der Pfalzgraf Friedrich gewöhnt und mit Fleiß die Kunſt erlernt, auf ſpaniſche Art zu reiten, welche man a la geneta nennt, weil genet ein ſpaniſches Pferd heißt. Da ihm aber die Kleinodien des Armſchmucks mangelten, lieh ihm ein reicher Edelmann am Hofe deren von ſo hohem Werthe, daß keiner köſtlichere aufzuweiſen hatte. Als ſich dann der Pfalzgraf wieder vor den Anderen mit Reiten und Rohrwerfen ſehen ließ, erhoben ihn die Spanier bis zu den Sternen und prieſen ihn als den Reichſten und Gewandteſten von Allen. Er erlangte dadurch auch bei dem Könige und bei Philipp große Gunſt.

Mittlerweile kam die Zeit heran, in der Philipps Abreiſe, um der dringendſten Geſchäfte willen, nicht mehr zu verſchieben war, und lud er ſeinen Schwiegervater und ſeine Schwiegermutter noch zuletzt zu einem ſtattlichen Bankett ein, bei dem Niemand als dieſe beiden, er und ſeine Gemahlin, an der Tafel ſaßen. Dem Pfalzgrafen Friedrich war, zu ſeiner großen Ehre, das Schenkenamt befohlen, Markgraf Bernhard zu Baden zum Credenzen ernannt, und andere vornehme Herren aus König Philipps Gefolge warteten bei der Tafel mit ihren Dienſten oder trugen die Speiſen auf.

Nachdem Philipp vom Könige und der Königin Abſchied genommen hatte, um zu ſeinem Vater nach Deutſchland heimzukehren, ließ er ſeine Gemahlin ſchwangeren Leibes hinter ſich und machte ſich durch Aragonien auf den Weg. Er hatte aber nur erſt die ſchöne und volkreiche Stadt Saragoſſa erreicht, wo er einige Tage ſtill lag, als ihm dahin die Poſt nachkam, daß ſeine Schwiegermutter krank geworden ſei.

Er entſchloß ſich ohne Zögern umzukehren, und nahm nur Pfalzgraf Friedrich nebſt vier Pferden und einem Vorreiter mit.

Er fand ſeine Schwiegermutter und den König in

Madrid, das er ſchon am vierten Tage erreichte, wiewohl es funfzig ſpaniſche Meilen, die nicht viel kleiner als die deutſchen ſind, von Saragoſſa entfernt liegt und blieb allda noch einen Monat.

In der Zwiſchenzeit ließ er ſich alle Wochen dreimal bei der Vogelbaize finden, mit der der alte König ſich beluſtigte. Er machte ſich zu dem Ende in der Frühe auf, ließ ſich auf Eſeln kalte Küche nachtragen und blieb den ganzen Tag auf dem Felde, um ſich, ſo oft er, gemach und allein vor ſich hinreitend, einen Kranich gewahrte, einen Falken auf die linke Fauſt ſetzen zu laſſen und in Begleitung ſeines Stallmeiſters und Raimunds von Cardona, auf einem fertigen Zelter dem Vogel nachzueilen.

Er konnte alſo, wenn er die Falken fliegen ließ, mit beſonderer Luſt und Geſchwindigkeit viele Kraniche fangen, weil die losgelaſſenen Falken dieſelben nicht in die Höhe, und dazu abgerichtete ſchnelle Hunde ſie nicht auf die Erde kommen ließen, ſo daß die Kraniche immer in der Luft bleiben und ſich von den Falken treiben laſſen mußten. Es war auch unter ſo vielen und mancherlei Vögeln, denen man nachſtellte, keine Art, auf die nicht der eine oder andere Falke abgerichtet geweſen wäre und ſo fing man, wenn man ſich bisweilen zu dem Weidwerk hinausmachte, mehr als hundert Vögel.

Sobald Pfalzgraf Friedrich merkte, daß König Philipp an der Vogelbaize Gefallen fand, begleitete er ihn dazu regelmäßig und wich unterdeſſen nicht von ſeiner Seite.

Als es ſich mit der Königin nach einem Monat etwas beſſer anließ, machte ſich Philipp wieder zu der Reiſe fertig und gelangte mit den Seinigen, die er in Saragoſſa abholte, nach Barcelona. Unterwegs beſtieg er den Berg Serrate, der ſo weit geſehen wird und wegen der Kapelle unſerer lieben Frau ſo wie der vielen Mönchsklöſter berühmt iſt, die auf ſeinem ſchwer zu erreichenden Gipfel liegen.

Bei ſeiner Ankunft in Barcelona ward König Philipp gleich wie im Triumph empfangen und veranſtaltete man ihm zu Ehren allerlei Spiele, von denen dasjenige, welches ich beſchreiben will, das luſtigſte zu nennen war.

Der Ort, wo man ſie hielt, war mit herrlichen Teppichen von gewirktem Gold und Silber, ſo wie mit Tüchern von ſeriſchem Zeuge ausgehangen, welche Kleidung auch die Mitſpielenden ſelbſt anhatten, da die Katalonier unter der Kleiderordnung des Königs nicht mit begriffen ſind. Man ſah darin einen glänzenden Himmel und eine grauſame Hölle als den Schauplatz von allerlei Hiſtorien vorgeſtellt, die, ehe man ſich zur Abendmahlzeit verfügte, an die vier Stunden dauerten.

Mittlerweile waren auch auf dem Meere, das die Mauern der Stadt Barcelona beſpült, die großen Stücke der Schiffe fertig gemacht, ſo wie in der Stadt ein künſtliches Feuerwerk angerichtet worden, und ſtand zu oberſt auf dem Markte ein großer Stern voll von Schüſſen und Raketen, welche, von Papier bereitet, mit Büchſenpulver gefüllt werden, angezündet in die Höhe gehen, und ſo lange in der Luft hin und wieder ſchweben, bis ſie, faſt verbrannt, einen Klapf oder Laut von ſich geben. Dieſes Alles und daneben die ſchönen Weiber, deren es in Barcelona viele giebt, hätte König Philipp gern alſo geſehen, daß man ihn nicht gekannt. Er vertraute den Handel Einigen und man beſchloß, daß er niemand als den Pfalzgrafen Friedrich, den Stallmeiſter des Königs Ferdinand, den Großhofmeiſter, einen Rhodiſer Herrn und den Herrn von Carbaran, welchen er beſonders liebte, mitnähme.

Es ward allen angeſagt, daß ſie zu einer gewiſſen Stunde zugegen wären. Sie verweilten aber etwas lange, und es kam allein Pfalzgraf Friedrich auf einem Mauleſel an. Da nun auch des Königs Mauleſel noch nicht zugegen war, ging er unwillig wegen des Verzugs im Hofe auf und nieder.

Der Pfalzgraf ſprach zu ihm: Sitzt auf mein Maulthier, Herr, ich will warten bis das eure kommt. Der

König aber gab zur Antwort: Das thue ich nicht: und damit man mich nicht kenne, ſollt ihr der Herr ſein. Um nun dem Könige den Verdruß, des Verzugs wegen, zu benehmen, ſagte der Pfalzgraf ferner: So wollen wir uns beide aufſetzen, einer vorn, der andere hinten.

Dieſer Vorſchlag gefiel dem Könige und ſo ritten ſie hin und wieder durch die Gaſſen und großen Höfe, und ſahen ſich allenthalben, wo ſchöne Frauen an den Fenſtern waren, um. Zuletzt drangen ſie mit vieler Mühe durch die Volksmenge auf den Markt.

Unweit des Meeres iſt eine Fläche, bei der die Galeeren ſtanden, deren große Stücke mit ſolchem Krachen losgebrannt wurden, daß man meinte, das Meer brenne von lauterem Feuer und werde ſich gar verkehren. Als daſſelbe aufhörte, zündete man eine Rakete an, die an einer Schnur bis zu dem vorgedachten Sterne lief, den ſie anſteckte und nun flogen daraus unzählige Schüſſe hervor, die ſich, brennend und platzend, als ob es donnerte, weiter als auf hundert Schritte austheilten.

Hierher war der König, zu dem ſich unterdeß auch ſeine übrigen Diener gefunden hatten, mit dem Pfalzgrafen gekommen, und da die Mauleſel ſeiner Begleiter das Krachen der Raketen und das Feuer nicht vertragen konnten, liefen ſie, wider den Willen ihrer Herren, mit ihnen über Stock und Stein von dannen.

Nur der Mauleſel des Pfalzgrafen blieb ſo lange unbeweglich ſtehen, bis ihm eine Rakete an den Kopf flog. Darauf wandte auch er ſich um und lief im Kreiſe hin und wieder. Pfalzgraf Friedrich, der zu hinterſt ſaß, fiel herunter und zog den König mit ſich zur Erde, wo beide eine Weile liegen blieben, ohne vor großem Gelächter wieder aufſtehen zu können.

Es fragte endlich Einer den Anderen, ob ihn etwas ſchmerze und da keiner einen Schaden an ſich fühlte, ſtanden ſie auf und ſahen ſich, wiewohl vergebens, nach den Ihrigen um, die nicht mehr in der Nähe zu ſpüren waren. Da die Nacht angebrochen war und ſie die Wege durch die fernen Stadttheile nicht kannten, wußten ſie nicht, wohin ſie ſich nach einer Herberge wenden ſollten.

Sie ſchwebten noch im Zweifel, als der Pfalzgraf in einiger Entfernung ein Gebäude mit Erkern gewahrte.

Er ſprach: Ich will ſehen, ob uns jemand einläßt, und fand alsbald Leute, die ihnen die Thüre aufmachten und ſie eintreten ließen.

Es waren da einige ſchöne Frauen, die ſie fragten, wer ſie ſeien, und der Pfalzgraf antwortete, er ſei einer von den geheimen Dienern des Königs, der Andere ſein Geſelle. Die herrliche Geſtalt und das majeſtätiſche Anſehen des Königs wollten nun nicht zugeben, daß die Frauen ſich deſſen bereden ließen und ſie erachteten leicht, es müſſe darunter etwas Anderes verborgen ſein.

Nachdem ſie an dem Orte faſt zwei Stunden gewartet hatten, kam einer der Herren nach dem anderen an und erzählte, Gott und allen Heiligen für die Rettung dankend, wie es ihnen mit den Mauleſeln ergangen ſei. Sie berichteten auch, daß die Thiere gleichwie kollernd noch in der Stadt herumliefen und ſich nicht fangen ließen. Der König erzählte ſein und des Pfalzgrafen Abenteuer, worüber ſie herzlich lachten und da die Mauleſel nicht wieder kamen, ſondern erſt des andern Tages gefunden wurden, mußte jeder zu Fuße nach ſeiner Herberge gehen. Ueberdies ward dem Könige zu Ehren ein ſtattlicher Tanz von etwa ſechszig adlichen und Bürgerfrauen aufgeführt, die ſo ſchön in Goldſtoff, Sammet und Seide gekleidet waren, daß man ſie hätte für Göttinnen halten können. Der Tanz war ein mauriſcher, wobei die Frauen mit den Fingern Schnippchen ſchlagen und an den entblößten Armen ſo köſtliches Geſchmeide tragen, daß ſie Steine zur Liebe bewegen könnten. Als es nun Mitternacht zu Ende war, ging jeder heim und legte ſich ſchlafen.

Nachdem der König etliche Tage zu Barcelona verweilt hatte, reiſte er über das Gebirge, wo noch etwas von den Siegeszeichen des Pompejus zu ſehen iſt, und am Meere der Ort Aphrodiſium, der Tempel der Venus geſtanden haben ſoll, nach der Rouſſiloner Hauptſtadt Perpignan. Die herrlichen vierſtündigen Spektakel, welche ihm hier zu Ehren gegeben wurden, übertrafen die von Barcelona an Pracht bei weitem.

Es wurden viele Hiſtorien aus dem neuen und alten Teſtamente, als die Paſſion Chriſti und andere geſpielt und durch Kunſt das Paradies und die Hölle dargeſtellt, worin große Geſchütze ſo artig von Papier gemacht waren, daß die Zuſchauer nicht anders meinten, als es wären rechte Büchſen. Das Paradies und die Engel ſtritten und ſtürmten wider die Hölle. Die Engel waren mit weißen Kleidern, die Teufel mit güldenen und ſilbernen Stücken, Sammet und Seide angethan.

Wenn die gemachten Büchſen angezündet wurden, gaben ſie ein groß Gepraſſel und Krachen von ſich und flogen zugleich viele Raketen, deren an die zehntauſend geweſen ſein ſollen, heraus. Es war auch darunter keine, die nicht einen Knall und Feuerblitz von ſich gegeben, alſo daß man hätte glauben können, es ſtünde Alles in Feuer und bewegten ſich Himmel und Erde, wo ſie nicht am Ende gar über den Haufen fallen würden.

Als das Krachen aufgehört hatte und der Rauch in die Luft vergangen war, ſah man mit Beſtürzung, wie von dem vorher zugerichteten Gebäude und den großen

Stücken weder Rader noch Behältniß mehr vorhanden, ſondern alles mit aufgegangen war. Der Verräther Judas, der dabei geweſen, erhing ſich an einem Fenſter und ward von einem Feuerſtrahl getroffen, mit dem er verſchwand. —

Das ſchlecht beſtellte Land zwiſchen Perpignan und Narbonne iſt nur von armen Leuten bewohnt, da es in den zwiſchen beiden Königreichen ausbrechenden Kriegen immer zuerſt angegriffen wird. Beide Könige haben die Bewohner deswegen damit begnadigt, daß, wer von ihnen in einem ſolchen Jahre die Wallfahrt zu unſerer lieben Frau von Monſerrat oder nach Compoſtell zu Sankt Jakob macht und ein Weib nimmt, von allen Gefährdungen und Beſchwerungen des Krieges befreit ſei. Kommt alſo ein Geſchrei vom Kriege aus, ſo ſieht man die meiſten ſich auf ſolche Wallfahrten gefaßt machen, oder zuweilen an die dreihundert an Einem Tage heirathen und andere ſich durch die Flucht, die ihnen indeß ſchwer wird, entziehen, da man ſie an Sprache und Kleidung leicht als Gavachen erkennt, vor die Richter zurückbringt und hart, nicht ſelten mit lebenslänglichem Galeerendienſte beſtraft.

Nachdem der König, um der ſchönen Frauen und Jungfrauen willen, die ſich haufenweiſe vermummt ſehen ließen, drei Tage in Montpellier verweilt hatte, kam er über Avignon nach Lyon, wo König Philipp den König und die Königin von Frankreich, ſo wie den Pfalzgrafen Ludwig, den Bruder Pfalzgraf Friedrichs, antraf, der hernach Kurfürſt ward und von ihrem Vater an den Hof des Königs geſchickt worden war.

Allda ward König Philipp herrlich empfangen und weil er den Brauch beibehielt, auf ſpaniſche Art zu reiten, bat ihn König Ludwig eines Tages, das Ritterſpiel mit dem Rohrwerfen zur Kurzweil anzuſtellen. Philipp gab den Seinigen Befehl, ſich dazu zu rüſten und vor allen dem Pfalzgrafen Friedrich, der es am fertigſten gelernt hatte. Sie machten ſich vor die Stadt hinaus auf die nächſte Wieſe und als der Pfalzgraf vom Könige wiederholt ermahnt ward, ſich wohl zu halten, warf er die Rohrſpieße ſo hoch, daß König Ludwig, darob verwundert, zu den umſtehenden Kardinälen, Herren und Prinzen ſagte: Seht, was ein Teutſcher kann! als ob ein ſolcher zu der Kunſt am wenigſten geſchickt ſei.

Zu Lyon befiel den König Philipp eine Krankheit, die er zwei Monate lang in einem Kloſter an der Seine außerhalb der Stadt abwarten mußte, und es geſchah derweil nichts Denkwürdiges, als daß König Ludwig zwei- oder dreimal in der Woche ſich auf die luſtige Wieſe begab, wo die jungen Hofleute allerlei Uebungen und Kurzweil anſtellten.

Einige ſchoſſen mit dem Bogen, andere tanzten oder liefen um die Wette, einige trieben oder warfen große Steine von ſich und unterließen nichts, was zur Leibesübung oder zu Erlangung von Frauengunſt diente.

Die Königin mit ihren Frauen war allezeit und auch Pfalzgraf Friedrich deſto unbehinderter zugegen, als er ſeinem kranken Herrn nicht aufzuwarten brauchte.

Pfalzgraf Ludwig that dem Willen ſeines Vaters, an dieſem Hofe die franzöſiſche Sprache zu erlernen, ſo wenig Genüge, daß er vielmehr den Umgang mit Anderen floh und unter denen, die er aus Deutſchland mitgebracht hatte, wie ein Einſiedler lebte.

Als der König und die Königin gewahrten, wie ganz anders Pfalzgraf Friedrich an Sitten und Geberden ſei, heiter, geſprächig, einſchmeichelnd, geſellig und in allen jugendlichen Ritterſpielen der vornehmlichſte, baten ſie ihn, er wolle den Bruder vermögen, es ihm in ſeinem Weſen nachzuthun.

Pfalzgraf Friedrich war dazu alsbald bereit und bewog Ludwig, der immer ſeine Unkenntniß der Sprache vorſchützte, unter dem Verſprechen, ſein Dolmetſcher zu ſein, mit ihm zu den Frauen zu gehen. Sie waren aber kaum bei denſelben angelangt, ſo ſchlich er ſich weg und mußte Ludwig, er mochte wollen oder nicht, zur großen Beluſtigung der Königin, mit ihnen allein ſchwatzen.

Denſelben Streich ſpielte er ihm auch eines Tages mit der Königin ſelbſt und die kurzweiligen Aufzüge, mit denen er ſich alle Stunden ſehen ließ, gefielen der Königin ſo wohl, daß ſie zuletzt König Philipp bat, den Pfalzgrafen Ludwig zu ſich zu nehmen und an deſſen Statt Friedrich bei ihr zu laſſen.

Als Philipp, nach ſeiner Geneſung, den dankbarſten Abſchied von dem Könige und der Königin genommen hatte, reiſte er zu dem Herzoge Philibert von Savoyen, der ſeine Schweſter Margaretha zur Ehe hatte, und ihn mit Pracht und Ehren in Burgund bewirthete, ſo wie von dannen durch das Sundgau und Hegau nach Innsbruck, wo er ſeinen Vater, den Kaiſer und ſeine Gemahlin Marie fand, und der erſtere ihn väterlich und mit Freuden und Herrlichkeit einholte.

Es trug ſich zu, daß in den Tagen die Schweſter des Kardinals von Salzburg dem Grafen von Ladrona war zur Ehe verſprochen worden und man mit Beſtellung des Beilagers umging, dem die Gegenwart des ihr früher in Liebe zugethanen Königs Philipp ein höheres Anſehen lieh.

Dabei wurden mit Rennen, Tanzen und Jagen allerlei Schauſpiele angeſtellt, und unterließ man nichts, was dem Könige Philipp als einem Reiſenden angenehm ſein konnte.

Nach drei oder vier Tagen machte ſich der König abermals auf die Reiſe und eilte den Niederlanden zu.

Unterweges beſuchte er in Stuttgart den Herzog Ulrich von Würtemberg und kehrte in Heidelberg bei dem alten Pfalzgrafen Kurfürſten ein, der ihn beſonders ſtattlich empfing und auf ſeinem Schloſſe drei Tage lang mit Ritterſpielen und Jagden ergötzte.

Eines Tages wollte der König den Kurfürſten ſehen laſſen, was ſein Sohn gelernt hätte und befahl er dieſem, ſeinen eigends für ihn mit Sattel und Zeug belegten Zelter zu beſteigen.

Nun war vor dem Schloſſe zu Heidelberg unweit des Berges ein, mit einer Mauer umgebener, erhöhter Ort, genannt der Haſengarten, wo gegenwärtig ein breiter Platz und Hof, wie ein Haus iſt, in dem Weinfäſſer gebunden werden.

Von dem Orte an begleitete der König den Pfalzgrafen Friedrich zu Roſſe bis an das Schloßthor.

Hier gab dieſer dem Pferde die Sporen und fing an zu rennen, als ob er flöge; hielt aber plötzlich vor dem großen Hofe ſtill, regierte und lenkte das Roß und warf, ſo ſtark er konnte, mit den Armen ein Rohr in die Höhe, das in den jetzt abgetragenen, hohen Thurm des Schloßthores zum Fenſter hineinfiel. Jedermann, und vor allen die Frauen, wunderten ſich höchlich, daß das Pferd nicht gefallen war und ſich in einem mit glatten und breiten Steinen gepflaſterten Hofe hatte halten laſſen. Der Pfalzgraf Kurfürſt lachte dazu und der König fragte ihn, ob er ſeinen Sohn nach ſeinem Gefallen habe unterrichten laſſen?

Der Kurfürſt bedankte ſich und verſprach, wenn er es nicht für ſeine Perſon thun könne, daß ſein Sohn Friedrich es ihm mit getreuen Dienſten entgelten ſolle.

Hierauf ſagte ihm auch der König für die ehrenvolle Bewirthung Dank, die er dem pfälziſchen Hauſe und zunächſt dem Pfalzgrafen Friedrich immer eingedenk ſein werde und ſchied von Heidelberg, indem ihn der Kurfürſt bis zu dem alten Schloſſe Mannheim am Rhein begleitete, wo, ehe ſie ſich trennten, eine große Schweinsjagd angeſtellt wurde.

König Philipp begab ſich in die Niederlande und Friedrich folgte ihm von Heidelberg in wenigen Tagen dahin, wo er bis in das vierte Jahr, in dem der baieriſche Krieg anhub, bei ihm blieb. Als dann der Kurfürſt ihn zu ſich berief, folgte er als ein gehorſamer Sohn und ward vom Grafen Wilhelm von Renneberg durch unwegſame Orte begleitet, in denen ſich, dem Kaiſer zu gefallen, jedermann dem Pfalzgrafen feindlich bezeigte. Der Graf war vom Kurfürſten in Beſtallung genommen worden, eine große Ritterſchaar zu werben, von der er aber nur dreihundert zuſammenbrachte. Sobald Pfalzgraf Friedrich in Heidelberg angekommen war, ließ ihn ſein Vater vor ſich fordern und redete ihn mit den Worten an: „Du ſiehſt, lieber Sohn, wie es um mich ſteht und ich von allen Seiten mit ſchwerem Kriege überzogen werde. Herzog Albrecht zu Baiern, der ſich auf die Schwägerſchaft des Kaiſers verläßt, hat alle Blutsfreundſchaft zu mir bei Seite geſetzt und beträgt ſich, ſeinen Begierden zu fröhnen, als mein Feind. Der Kaiſer hält es mit dem Manne ſeiner Schweſter, um unſer Haus nicht zu hoch ſteigen zu laſſen und hat uns unverhört in die Acht erklärt, auch jedwedem erlaubt, unſere Güter einzunehmen und zu plündern. Der Herzog von Würtemberg belagert raubgierig, des Bündniſſes zwiſchen uns uneingedenk, unſere Städte, von denen er mehre eingenommen hat. Der Landgraf von Heſſen verwüſtet mit Feuer und Schwert den beſten Theil der Pfalz, weil er bei dieſer Gelegenheit den uns als Lehen zugefallenen Theil der Grafſchaft Katzenellenbogen an ſich bringen will und liegt zur Zeit vor unſerer Stadt Kaub am Rheine. Herzog Alexander von Zweibrücken ſammt dem Grafen von Leiningen thut uns mit Heeresmacht an vielen Orten Schaden. Die Reichsſtädte ſogar, die wir nie beleidigt haben, ſtehen in Rüſtung wider uns und die Stadt Nürnberg hat neulich unſere Stadt Neumarkt belagern laſſen. Der Markgraf von Brandenburg befehdet uns auch in der Oberpfalz und es iſt faſt Niemand im Reiche, der nicht wider uns Partei nähme.

Ueber alles dies iſt dein Bruder Ludwig in Frankreich, deſſen König weder Glauben noch Zuſage hält und die Hülfe von einer Zeit zur andern aufſchiebt und dein Bruder, Herzog Rupprecht mit ſeiner Gemahlin durch Gift getödtet worden, der, wenn er noch lebte, der ganzen Pfalz als eine Mauer dienen könnte und uns vor aller Noth bewahrte. Er hat vielmehr drei kleine Söhne hinterlaſſen, deren Jugend man beſchützen muß und, da ich als ihr Großvater, wie du ſiehſt, durch eine beſchwerliche Krankheit daran behindert bin, habe ich dich, mein Sohn Friedrich, zu mir kommen laſſen, auf daß du für das Vaterland und die Deinen das Unheil bekämpfeſt und dich zum Vormund der jungen Prinzen machen läſſeſt. Du wirſt dich nicht weigern, unſere Wünſche zu erfüllen und unſer Troſt und Stab zu ſein. Auch iſt unſere Sache, wenn wir den Muth nicht ſinken laſſen, nicht ſogar verloren und haben wir an dem Biſchofe von Würzburg einen beſtändigen Freund, der dir mit Rath und That beiſpringen wird. Dein anderer Bruder Philipp, Biſchof von Freiſing, iſt ebenfalls vorhanden, und in Baiern manches Fähnlein

Kriegsvolk und getreue Hauptleute, mit deren Beiſtand du unſerer Sache wieder aufhelfen kannſt.“

Der Kurfürſt richtete ſolche und noch mehrere Worte an ſeinen Sohn, weil er bereits von ſeinen Räthen wußte, daß derſelbe nicht für ſeine Pläne geſtimmt ſei. Ob ihn Friedrich aber auch zu bereden ſuchte, von ſeinen acht Söhnen einen andern, der es eben ſowohl als er verſtehe, zu dem Amte zu erwählen und vornehmlich die große Gunſt des Königs Philipp für ſich anführte, der ihn beim Abſchiede faſt mit Thränen gebeten habe, nicht von ihm zu laſſen und dereinſt dem ganzen pfälziſchen Hauſe zu großem Nutzen gereichen könne; blieb der Kurfürſt, nachdem er mit ſeinen Hofräthen eine Weile zweifelhaft geweſen war, doch der Anſicht, daß man auf die königlichen Worte Philipps nicht viel bauen dürfe, deſſen Vater, der Kaiſer, dem pfälziſchen Hauſe allzu abhold ſei. Und wie kann, ſagten Einige, der König unſerm Pfalgrafen ſonderlich gewogen ſein, derweil er, um uns zu verderben, dem Kaiſer etliche Geſchwader Reiter zugeſchickt hat. Er mag ſich dagegen vertheidigen, wie er will und vorgeben, er habe ſeinen Vater nicht laſſen können, der einen unrechtmäßigen Krieg wider uns angefangen hat. Wie wird er dem Pfalzgrafen dereinſt groß Geld und Gut geben, da er ſich jetzt nicht einmal des Krieges gegen ihn entſchlagen mag.

Der Pfalzgraf ſah alſo ein, daß er ſeinem Vater Folge leiſten müſſe und fügte ſich mit guter Art in ſeinen Willen.

Er hatte bisher ein vergnügliches Leben geführt und gerieth nun in Sorgen und Bekümmerniſſe.

Als Vormund der unmündigen Söhne ſeines Bruders ward er zuerſt nach Landshut in Baiern geſchickt, wo deutſche und böhmiſche Kriegsvölker ſeines Vaters verſammelt waren. Die ſollte man, ohne daß man wußte wie, bezahlen.

Die vielgerühmten Schätze, die Herzog Heinrich der Reiche, der mütterliche Großvater der beiden jungen Fürſten Otto Heinrich und Philipp, geſammelt und in der Stadt Burghauſen in einem Thurm aufbewahrt hatte, waren faſt erſchöpft. Bei den Obriſten und Hauptleuten des Kriegsvolks ſuchte Friedrich vergebens Rath und erſeufzte von Herzen bei dem Gedanken, in was für Noth er nach ſeinem vorigen guten Stande beim Könige Philipp gerathen ſei. Was indeſſen einmal angefangen war, mußte durchgeführt werden, und indem er Alles weislich erwog, befand er, daß man dem Drange weichen und Kaiſer Maximilian wo nicht um Frieden, doch um einen Waffenſtillſtand erſuchen müſſe. Er vertraute dies Vorhaben ſeinem Bruder, dem Biſchofe von Freiſingen, der es billigte und ſich mit ihm zu reiſen erbot.

Sie begaben ſich zum Kaiſer nach dem Etſchlande, wo ſie ihn, ſobald er hörte, wovon die Rede ſei, ziemlich verſtockt antrafen.

Wie jung aber auch der Pfalzgraf war, wußte er den Kaiſer ſo geſchickt an die Dienſtergebenheit zu erinnern, die das pfälziſche Haus dem ſeinen von je bewieſen hatte, ſo wie in das Licht zu ſtellen, wie die baieriſchen Fürſten von jeher den öſterreichiſchen Abbruch zu thun und ihnen die Kaiſerwürde zu entreißen geſucht hätten, daß er nach mehrtägiger Bedenkzeit, die der Kaiſer nahm, ſeinen Zweck erreichte.

Ja, da Maximilian, ohne daß er es Wort haben wollte, des Krieges überdrüſſig war, erlangte Biſchof Lorenz von Würzburg, während der Unterhandlung des Stillſtandes ſo viel von ihm, daß er das Schiedsrichteramt übernahm und einen Reichstag nach Köln ausſchrieb, wohin er im Jahre 1505 Herzog Albrecht von Baiern und Pfalzgraf Friedrich als Vormund beſchied. Er that allda nach langem Zanken und Verhandeln einen Ausſpruch, den es nicht nöthig iſt, hier herzuſetzen, da dieſer Krieg bei Richard Bartolino in ſchönen lateiniſchen Verſen, zu denen Dr. Spiegel eine Erklärung gegeben hat, beſchrieben worden iſt.

Während des Reichstages gerieth König Philipp in einen Krieg wider den Herzog Karl von Geldern und belagerte die Stadt Arnheim: ſchrieb auch wegen voriger Freundſchaft an den Pfalzgrafen Friedrich, ihm ungeſäumt Kriegsvölker zuzuführen.

Der Pfalzgraf hielt die Gelegenheit für günſtig, dem Könige ſein geneigtes Gemüth zu erkennen zu geben und vermochte nicht allein ſeinen Bruder Ludwig, ſondern auch, wen er ſonſt an Fürſten, Grafen, Freiherren und vornehmen Edlen aufbringen konnte, ſich mit ihm zu Fuße, da die Zeit zu größerer Ausrüſtung zu kurz war, vor Arnheim zu begeben.

Sie fuhren zu Schiffe den Rhein hinunter und kamen bis Emmerich, wo ſie erfuhren, daß die Belagerung ein Ende genommen hatte und mit dem Herzoge von Geldern Frieden gemacht werden war.

Als ſie wieder nach Köln zu aufwärts ſchifften, vernahm man von den Schiffsleuten, daß man, wegen der vielen Krümmen des Stromes bis zum Städtchen Santen, kaum in einem Tage dahin käme.

Es beliebte ihnen dann, als Kriegsleute zu Fuß, jeder einen langen Spieß auf der Achſel, nach der Stadt zu reiſen und als ſie nicht weit davon waren, vernahmen ſie, daß Kaiſer Maximilian zu Schiffe daſelbſt angekommen ſei.

Sie ſtellten bereits aus Ehrfurcht vor der Majeſtät ihren Dienern ihre Spieße zu und fragten nach ihren

Kleidern, als der Kaiſer ihnen ſagen ließ, ſie ſollten in die Stadt ziehen, wie ſie es Willens geweſen wären. Er ſoll auch an dieſem Spektakel ſolch Gefallen gefunden haben, daß er zehn Tage ſpäter mit ihnen auf dieſelbe Art in Köln eingezogen.

Es waren ihrer daſelbſt zuſammen über Neunhundert und durfte Niemand mitgehen, der nicht von hohem adlichen Stamme befunden worden wäre. Zu oberſt befanden ſich in der Geſellſchaft Kaiſer Maximilian, die beiden Pfalzgrafen beim Rhein, die Herzöge Friedrich und Johann von Sachſen, die Markgrafen Joachim und Friedrich von Brandenburg, die Herzöge Albrecht und Heinrich von Mecklenburg, der Herzog Heinrich von Braunſchweig, Herzog Ulrich von Würtemberg und ein Landgraf von Leuchtenberg.

Die Urſache der aufgehobenen Belagerung war, daß König Philipp nach Spanien zu reiſen genöthigt wurde, wo ſeine Schwiegermutter plötzlich erkrankt ſein ſollte. Er war aber nicht ſobald daſelbſt angelangt, ſo ging er ſelbſt unverſehens im Jahre 1506 mit Tode ab, weil er ſich in der Stadt Burgos beim Ballſpiele erhitzt hatte und mit einem Trunke Waſſers erquicken wollte.

Pfalzgraf Friedrich fiel aus Beſtürzung über ſeinen Tod in eine ſchwere und langwierige Krankheit und begab ſich, als er von derſelben geneſen war, in die Dienſte Kaiſer Maximilians. Bei demſelben erlernte er auch die Kriegskunſt ſolchermaßen, daß er, wie die Folge erwieſen hat, für einen trefflichen Kriegshelden gelten konnte.

Er ließ ſich das erſtemal zum Kriege gebrauchen, als der Kaiſer und König Ludwig von Frankreich ſich, während des Coſtnitzer Reichstages, 1507 verbunden hatten, die Venediger zu überziehen und rüſtete, der kaiſerlichen Huld zu Liebe, auf eigene Koſten eine Schar Reiter zu dem Zuge aus. Nun beurlaubte Maximilian nicht lange darauf ſein Kriegsvolk und zog ſeines Weges heim, weil ihn die Hoffnung trog, die Stadt Padua wieder zu erobern, die er zuvor beſeſſen und durch ſchändliche Nachläſſigkeit verloren hatte.

In dem nach kurzer Zeit abermals ausbrechenden Kriege bezwang Pfalzgraf Friedrich zuvörderſt im harten Winter das Schloß Buldenſtein im Alpgebirge und nahm das ganze Thal bis nach Venedig ein.

Er kam ſogar ſo weit, daß er die Stadt Venedig ſah, die ſehr in Aengſten war und, wenn es nicht an Schiffen gemangelt hätte, leicht einzunehmen geweſen wäre. Da ſich alſo nichts weiter thun ließ, befahl er, etliche große Stücke nach der Stadt loszuſchießen und ſteckte den Wachtthurm am Meere an, und nachdem auch die benachbarten Orte geplündert worden waren, ward mit den Venedigern Frieden gemacht, damit man die Franzoſen aus Italien brächte.

Zu den Verhandlungen über dieſen Frieden war vom Papſte ein Kardinal und ein anderer vornehmer Mann abgefertigt worden, die, als ſie ſahen, daß Pfalzgraf Friedrich beim Kaiſer hoch angeſehen war, und mit zu Rathe gezogen wurde, ihm einen guten Theil Welſchlands zu verwalten anboten, wenn er ſich bei ihnen niederlaſſe. Der Pfalzgraf berichtete dies dem Kaiſer und bat um ſeinen Rath.

Die Antwort des Kaiſers lautete: Ihr mögt mir kühnlich glauben, lieber Pfalzgraf, daß ich euch zu jeder Zeit mit Rath und That helfen will, wo ich euch nützlich ſein kann. Hierin merke ich aber, daß ihr die verſchlagenen welſchen Köpfe noch nicht kennt und nicht wiſſet, wo ſie hinaus wollen. Sie haben noch neulich allen Fleiß angewendet, den Papſt, mich und den König von Frankreich zum Kriege gegen die Venediger zu bewegen, deren Gewalt ihnen verhaßt war. Jetzt kehren ſie es um, da die Franzoſen bei ihnen in Verdacht kommen, das Königreich Neapel an ſich bringen zu wollen, und thun ſie mir die ſtattlichſten Verheißungen, daß ich mich dawider ſetze. Sobald er zurückgetrieben iſt, können ſie mich auch nicht länger dulden. Indeſſen will ich mich nach der Noth richten, da mir und dem römiſchen Reiche daran liegt, daß der König innerhalb der Grenzen ſeines Landes bleibe. Sie verheißen euch jetzt nur darum großen Reichthum, um wieder einen zu haben, den ſie ins Gras ſchlagen, wenn es ihnen beliebt und ſie eures Dienſtes gebrauchen können, oder auch ſie helfen ihm mit Gift ab, wogegen wir Deutſchen, die ſie für Beſtien erachten, weil wir ſo wenig auf Betrug gefaßt ſind, uns nicht zu ſchützen wiſſen. Ich vermahne euch alſo, ihnen keine Treue und Glauben zu ſchenken und, ſo mir Gott das Leben friſtet! will ich euch mit der Zeit den Schaden einbringen, der eurem Hauſe zugefügt worden iſt.

Es iſt dem Kaiſer Maximilian nach dem baieriſchen Kriege in der That oft leid geweſen, daß er das ihm jederzeit treugeſinnte pfälziſche Haus niederdrücken laſſen und dies hat ihm, wie er ſelbſt bezeugt, nicht ſelten das Gewiſſen beſchwert.

Zweites Buch.

1508—1516.

Bis zum Jahre 1512 verrichtete Pfalzgraf Friedrich wenig oder nichts und ſtand nur den unmündigen jungen Pfalzgrafen getreulich vor.

Im Jahre 1508 hatte er vorher zu ſeiner tiefen Betrübniß ſeinen Vater, den Kurfürſten Philipp, durch den Tod verloren, der ihn ſehr liebte und ihm an ſanften Sitten glich. In demſelben Jahre hatte er auch den Reichstag, den Kaiſer Maximilian zu Köln anfing und zu Trier endete, beſucht.

Im Jahre 1513 kam König Heinrich VIII. von England mit gewaltiger Kriegsrüſtung über das Meer nach Calais, um den König von Frankreich anzugreifen, und da er einen großen Schatz an barem Gelde mit ſich führte, begab ſich nicht allein der Adel von Brabant, Hennegau und Flandern, ſondern auch Kaiſer Maximilian, was da vorher nicht erhört worden war, bei ihm in Dienſt und Kriegsbeſtallung.

Als der Kaiſer in Folge deſſen an den Rhein kam, um ſich zum Könige nach den Niederlanden zu begeben, ſchrieb er an Pfalzgraf Friedrich, der damals zu Neumarkt krank lag, daß er nach Worms kommen möge, wo er mit ihm wegen einer ihm ſehr vortheilhaften Sache zu reden habe.

Der Pfalzgraf ward durch dieſe Botſchaft aus ſeiner Abſpannung erweckt und machte ſich, ſeiner Krankheit uneingedenk, mit wenigen auserleſenen Reitern auf den Weg zum Kaiſer, der zu ihm ſagte: Er trage wegen ſeines Zuſtandes Mitleiden mit ihm; halte aber für die vornehmſte Urſache ſeines Siechthums ſeine lange Unthätigkeit, die dem Leibe ausgezeichneter Menſchen eben ſo ſchädlich als der Roſt dem Eiſen ſei. Der Pfalzgraf werde von dem Kriege vernommen haben, der zwiſchen den Königen von Frankreich und England ausgebrochen ſei, welcher letztere an Reichthum und Freigiebigkeit nicht ſeines Gleichen auf der Welt habe. Wolle er dieſem auf ſeine Koſten einige Fahnen Volks werben, ſo werde er Ehren und Vortheile davon haben und eines ſolchen Königs Gnade finden. —

Der Pfalzgraf bezeigte ſich auch bereit, Seiner kaiſerlichen Majeſtät und dem Könige zu dienen; meinte aber nur, die Reiter würden die Bezahlung von ihm verbürgt haben wollen. Deſſen weigerte ſich der Kaiſer mit der Entſchuldigung, daß er dem Könige ebenfalls perſönlich vertrauen müſſe, der ohne Zweifel Alles wiederzahle.

Es wollte dem Pfalzgrafen bei alledem nicht rathſam ſcheinen, eine ungewiſſe Hoffnung ſo theuer zu erkaufen und er fertigte einen Petrus Tazius aus Spanien als Geſandten an den König ab, der den Beſcheid erhielt: der König bedürfe vor der Hand kein Kriegsvolk mehr und werde, wenn dies wieder geſchehe, es ihm vor Anderen wiſſen laſſen.

Pfalzgraf Friedrich zog nun mit dem Kaiſer bis zu der am Rheine gelegenen Reichsſtadt Weſel, wo das verſtändige Weib Mammea, die Mutter des Kaiſers Alexander Severus, begraben liegt, und als man hier eines Tages bei der Tafel, an der der Pfalzgraf mit dem Kaiſer aß, von allerlei Dingen redete, der Kaiſer auch ſchon heimlich mit dem Gedanken umging, ſeinen Enkel zu der kaiſerlichen Würde zu erheben, wurde von ihm unter anderem erwogen, wie nahe ſein Alter bereits dem Tode und wie arm genug er durch die für das Reich geführten Kriege geworden ſei, um aufrichtig zu wünſchen, man möge einen neuen römiſchen König und Kaiſer wählen, der beſſer als er eine ſolche Laſt auf ſeine Schultern nehme. Der Pfalzgraf erwiederte, daß der Himmel ihm gewiß ein langes Leben ſchenken und ſie der Sorge um einen anderen Kaiſer überheben werde.

Ja, ja! ſagte der Kaiſer, damit ich vollends zu Schanden gehe. Da ich indeſſen einmal ſterben muß und wenn ich ſelbſt noch zehen Jahre übrig hätte, als wie lange das gemeine Ziel des menſchlichen Lebens währen kann, ſo ſagt mir, Lieber, gleich als ob es ſchon zu Ende wäre: welchen deutſchen Fürſten würdet ihr an meiner Statt erwählen, der aus eignen Mitteln die Unkoſten des Reichs beſtritte? Auf eine Beiſteuer von deſſen Seite kann man, wie ihr wißt, nicht zählen. Ich wüßte keinen als den Kurfürſten Friedrich von Sachſen oder den Herzog Wilhelm von Baiern anzugeben.

Der Pfalzgraf ſah, wohin die Rede ging und erwiederte: Er wiſſe dennoch einen, ſtark und würdig genug, eine ſchwere Laſt auf ſich zu nehmen.

Wer iſt das? fragte der Kaiſer und wiederholte ſeine Worte, wie er zu thun gewohnt war, wenn er etwas eifrig wiſſen wollte.

Der Erzherzog Karl, ſagte der Pfalzgraf, Eurer Majeſtät Enkel, König Philipps Sohn, der nicht nur die Herrſchaft über dieſes deutſche Reich, ſondern über die ganze Welt verdient. Er hätte auch gewiß mehr zu Karls Lobe hinzugefügt, wenn ihn der Kaiſer nicht ſo hart und unfreundlich angeſehen, daß ihm die Adern am Halſe aufgelaufen wären und er geſagt hätte: Wenn es anders euer Ernſt iſt, was ihr geredet habt, ſo ſpüre ich, daß ihr weder mir noch meinem Hauſe, oder meinem Enkel Gutes gönnt, und uns lieber alleſammt zu Grunde richtetet. Wie wollt ihr, daß mein Enkel eine Bürde auf ſich nehme, unter der ich faſt erlegen bin und um deretwillen meine Vorfahren ihr fürſtlich Haus in ſolche Schulden geſteckt haben, daß wir uns kaum davon befreien können? Man achtet die kaiſerliche Würde für eine große Herrlichkeit, die doch nur der Schatten eines Reiches iſt, von dem man weder Nutzen noch Ehre und nur der Leute Spott zu gewarten hat. Wie viel beſſer würde es an Reichthum und Lande um uns ſtehen, wenn ſich meine Vorfahren hätten an ihren väterlichen Erbgütern genügen laſſen, ohne ihr Auge auf dies vergängliche kaiſerliche Thun zu richten! Was hat uns allein der Krieg gekoſtet, den wir unlängſt, des Reiches halb, in Italien und ſonderlich wider die Venediger geführt haben und wer hat uns einen Heller dafür zurück erſtattet!?

Derweil der Kaiſer dieſe Worte wie mit großem Unwillen ſprach, ſchwieg der Pfalzgraf ſtill, weil er merkte, es geſchehe nicht darum, daß er den Erzherzog Karl nicht auf den Thron erhoben haben wolle, ſondern daß er ſich von ihm errathen ſehe.

Kaiſer Maximilian hielt überhaupt jeder Zeit dafür, daß ſeine Anſchläge vereitelt ſeien, wenn ein Anderer mit ihm gleicher Meinung war. Nach der Mahlzeit kamen einige vornehme Herren zum Pfalzgrafen, die hießen ihn gutes Muthes ſein und daß er ſich an des Kaiſers Unwillen, den er alsbald geſtillt ſehen werde, nicht kehre.

Der König von England hatte zwar Teroanne und Tournay oder Tornach gezwungen ſich zu ergeben; begann aber des Krieges und der darauf gewandten Koſten müde zu werden, die täglich mehr als 70,000 Kronen betrugen. Er ließ durch ſeinen Almoſenier, der hernach Cardinal ward und alle Geſchäfte in Händen hatte, mit dem Könige von Frankreich um Frieden unterhandeln.

Wie das der Kaiſer, der mit dem Pfalzgrafen zuletzt im engliſchen Lager geweſen war, vernahm, entfernte er ſich in aller Heimlichkeit und kehrte nach Deutſchland zurück. Nach geſchloſſenem Frieden dankte der König ſein Volk ab und entließ viele mit ſtattlichen Belohnungen. Pfalzgraf Friedrich blieb, wahrſcheinlich aus Verſehen, unbeſchenkt, da doch der König kurz vorher auf ſein Begehren eine ſchöne Rüſtung von ihm verehrt erhalten hatte und, als ein ſo freigiebiger Herr, gewiß nur von ſeinen unzähligen Geſchäften abgehalten werden konnte, es ihm wieder zu erſtatten.

Der König gab mir dies auch lange hernach zu verſtehen, als er mir einen Pokal von lauterem ungariſchen Golde, über achthundert Dukaten an Werth, deſſen kunſtreiche Arbeit faſt noch mehr koſtete, für den Pfalzgrafen übergab. Der Fürſt verehrte dies Trinkgeſchirr auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahre 1548 dem Herrn von Granvella, dem geheimſten und vornehmſten Rathe des Kaiſers, und hätte ihm auch etwas noch Beſſeres geſchenkt, wenn es vorhanden geweſen wäre.

Der Kaiſer war unterdeß nach Landau, vier Meilen von Speier gekommen, wo ihn der Pfalzgraf und ſein Bruder Kurfürſt Ludwig erwarteten. Während des ſtarb der Biſchof Philipp von Roſenberg daſelbſt, an deſſen Statt die Fürſten gern ihren Bruder den Pfalzgrafen Georg gewählt geſehen hätten, der Domherr des hohen Stiftes und ein frommer, leutſeliger Fürſt war. Da ſie aber ſahen, daß ſie mit ihren Bitten nichts gegen die Beſorgniß der Domherren ausrichteten, wenn ſie einen Fürſten wählten, würde ihnen derſelbe zu beſchwerlich ſein, und weil der Cantor des Stiftes, Philipp von Flersheim, bei ihnen ſo hoch angeſehen war, daß jedermann ihn zum Biſchofe befördert wiſſen wollte, beſchloſſen ſie eine Sendung an den Kaiſer Maximilian zu thun und ihn um ſeine Vermittelung zu erſuchen.

Sie erkoren dazu den Pfalzgrafen Friedrich, der ſeinem Bruder gern zu Willen war, und damit ſich das Kapitel deſſen nicht verſehe und ihnen mit der Wahl zuvorkomme, machte er ſich am zwölften Tage des Hernungs, Morgens ſechs Uhr, mit vier Pferden und bei tiefem Schnee eilig auf und hatte ſchon um acht Uhr Landau erreicht, wo er den Kaiſer noch beim Frühſtück, wiewohl ſchon geſtiefelt und geſpornt, antraf, um zur Vogelbaize auf das Feld zu reiten.

Sobald der Kaiſer hörte, daß Pfalzgraf Friedrich zugegen ſei, ließ er ihn zu ſich kommen und fragte ihm die Urſache ſeiner Ankunft ab, verſprach ihm auch freundlich, daß er ſich bei Zeiten zu der Wahl einſtellen wolle. Wer war nach dieſem froher als der Pfalzgraf, der nach kurzem Frühſtück wieder gen Speyer ritt und ſeine Brüder noch bei der Mittagstafel fand. Es kam ihnen verdächtig vor, daß ihr Bruder ſo geſchwind wieder zugegen war, und ſie hielten dafür, der Kaiſer ſei wo anders hingereiſt und Friedrich habe es unterwegs erfahren. Als ſie aber hörten, wie alles richtig ſei, blieben ſie in ihrer Herzensfreude nach der Tafel längere Zeit beiſammen, wo ſie eben davon ſprachen, daß nur den Kaiſer nichts behindere, als man ihnen ſeine Ankunft meldete.

Sie ſtunden auf, ihn zu empfahen und der Kaiſer redete bei dem Kapitel nächſten Tages dem Pfalzgrafen Georg ſo gut das Wort, daß er mit einhelliger Stimme zum Biſchof erwählt ward. —

Der junge Erzherzog Karl, König Philipps Sohn, wurde in den Niederlanden vom Prinzen von Chimai erzogen, derweil der Herr von Chièvres Alles verwaltete. Dieſer fragte eines Tages den Pfalzgrafen Friedrich, der in der Folge dahin gekommen war, was wohl mit dem jungen Herrn vorzunehmen ſei, damit er nicht zu wenig eſſe, und nicht zu beſorgen ſtehe, er werde klein und ſchwaches Leibes bleiben?

Es iſt allerdings kein Wunder, daß es ſich mit ihm ſo verhält, erwiederte der Pfalzgraf, da er immer zu Hauſe bleibt und nicht das Geringſte hat, was ihm Luſt zum eſſen mache. Geſtattete man ihm zuweilen auszugehen und dürfte er mit Andern Mittags oder Abends tafeln, ſo würde es ihm in Geſellſchaft beſſer ſchmecken.

Wer wird aber einen ſolchen Herrn bei ſich bewirthen wollen? ſagte der von Chièvres. Sonſt beſuchte auch der Prinz von Chimai den Pfalzgrafen oft, der ihn an ſeiner Tafel die deutſche Küche zu erproben bat, und die lobte der Prinz ſo lange vor dem Erzherzoge, bis derſelbe ebenfalls danach Verlangen trug.

Nun verging faſt keine Woche, in der er ſich nicht vier, fünf Trachten aus Pfalzgraf Friedrichs Küche bringen ließ, von denen er mit Vergnügen aß und da ihm nach dieſem etwas beſſer ward und er ein wenig wuchs, nannte man den Pfalzgrafen nicht unbillig den Ernährer des Erzherzogs.

Sobald Karl in das Jünglingsalter getreten war, in dem er noch der Pfleger und Aufſeher bedurfte, und es Vielen nicht für gut erſcheinen wollte, die Auferziehung eines ſolchen Fürſten einem einzigen Mann anzuvertrauen, ward ihm vom Kaiſer Maximilian Pfalzgraf Friedrich beigegeben, der ihm unzweifelhaft dieſelbe Treue wie ſeinem Vater Philipp halten werde.

Der König von England ordnete dazu den Grafen Floris von Büren an und der Aragoniſche König Ferdinand Johann de Lour.

Zu Anfang dieſes neuen Amtes betrug ſich Pfalzgraf Friedrich ſo wohl und beſcheiden, daß männiglich ihn ehrte, liebte und viel von ihm hielt. Es freute ſich auch Jedermann von Herzen, daß die Aufſicht des jungen Prinzen, der faſt ein Herr der ganzen Chriſtenheit werden ſollte, einem ſolchen Fürſten übertragen worden war, deſſen Vorfahren ſelbſt Kaiſer und Könige geweſen. Wohin der Pfalzgraf reiſte, lieſen die Leute nicht anders, als ob ein Gott angekommen wäre, um ihn zu ſehen, herbei.

Eines Tages wurden Ritterſpiele gehalten, bei denen ſich Friedrich vor allen Anderen wohl hielt. Es war auch keiner unter den Zuſchauern, der nicht wünſchte, daß er den Preis davon trüge und iſt nicht zu glauben, wie ihn die vornehmen Matronen und Jungfrauen rühmten, deren Aller Gunſt er beſaß.

Der Erzherzog Karl hatte eine Schweſter Namens Eleonore, die etwas älter als er war, und ſich an dem blühenden Alter des Pfalzgrafen, ſeiner ſchönen Geſtalt, ſeinem krauſen gelben Haare, ſeiner breiten Bruſt und ſeinem tapferen Anſehen eben ſo wenig ſatt ſehen als genugſam zuhören konnte, was ihre Geſpielinnen zu ſeinem Lobe redeten.

Am meiſten gefiel ihr von ihm eine Sache, die ſich zu derſelben Zeit zutrug.

Der Pfalzgraf war ein beſonderer Liebhaber der Muſik, als welche Kunſt des Menſchen innern Sinn ergötze und eben ſo wohl demjenigen anſtehe, der dabei ein rechter Kriegsmann ſei.

Dagegen behaupteten Andere, die es ärgerte, daß man ihn auch dieſerhalb lobpries, daß die Kunſt die Menſchen weich und weibiſch mache und nicht leicht Einer ihr ergeben und zugleich männlich und herzhaft ſein werde.

Sobald Pfalzgraf Friedrich, der Markgraf Johann von Brandenburg, die Herren von Correrie, Fiennis, Monjardin und andere Muſikliebhaber hörten, daß man ſie damit verachte, beklagten ſie ſich beim Erzherzoge und betheuerten, ſie würden ihre Ehre mit dem Degen retten.

Sie hätten es auch wohl gethan, wenn der Erzherzog nicht für rathſamer erkannt hätte, den Handel durch ein offenes Turnier zu entſcheiden.

Es wurde ein Tag anberaumt, an dem ſie zu Fuße miteinander fechten ſollten, und ſie wurden über den ganzen Leib bis an die Knie mit Rüſtungen verſehen, und ihnen an Wehren eine Lanze, vorn mit einer Krone, ſo wie ein Schwert gegeben, das zwar nicht ſcharf und ſchneidend, aber ziemlich ſchwer war. Mitten auf dem Platze ward ein Unterſchied, vier oder fünf Schuh hoch gemacht, damit ſie, nach dem Kampfrechte, mit den Leibern nicht zuſammen kämen und einander nur oben, nicht unten träfen, und es durfte Niemand über das Gehege ſpringen; ſo wie anderſeits das Turnierrecht verbot, daß Keiner vor den Stichen oder Schlägen wiche. Wer es that, galt für verzagt und überwunden und wer an ſeinem Widerpart die meiſten Lanzen oder Schwerter brach und vor ihm nicht wich, ward als Ueberwinder von den Frauen mit einem Kranze oder ſonſt womit geehrt.

Auf dieſe Weiſe begaben ſich von jeder Seite drei zum Kampfe, unter denen der vornehmſte der Herr von Moncada war, der ſpäter Vicekönig von Neapel wurde; die Muſikverächter wurden aber bald überwunden, da Niemand des Pfalzgrafen Streiche aushielt und jedermann, zurücktretend, dem Streich entwich, den er nach ihm that. Dem Herrn von Moncada ſchlug der Pfalzgraf einmal ein Stück vom linken Aermel, worüber er ſich laut beſchwerte, daß es wider das Turnierrecht ſei und der Gegner nach dem Kopfe ſchlagen müſſe.

Der Pfalzgraf ſah ihn darauf ſcheel an und ſprach: Warum hälſt du den Kopf nicht zum treffen her, ſondern weichſt jedesmal zurück? und gab ihm einen ſolchen Schlag vor den Schlaf, daß es ihm dunkel vor den Augen ward und er ziemlich weit zurücktaumelte. Der Pfalzgraf wollte zugleich über die Schranke ſpringen und hatte ſchon einen Fuß angeſetzt. Erzherzog Karl kam aber dazwiſchen und trennte den Kampf, der ſonſt wohl ohne beſondere Gefahr nicht aufgehört hätte. Es war ſpaßhaft mit anzuſehen, wie ſaure Mienen Moncada und ſeine Geſellen machten, als ſie die Rüſtung ablegten und wie ihnen vor Zorn dermaßen die Lippen und Backen aufgelaufen waren, daß ſie mehr Ungeheuer als Menſchen zu ſein ſchienen, und von jedermann ausgelacht wurden.

Von der Zeit an durfte Niemand am Hofe mehr die Muſik oder deren Liebhaber verzagt ſchelten, und blieb doch Pfalzgraf Friedrich ſo freundlich und ſanftmüthig wie vorher gegen jedermann, ſogar gegen die ihm zuwider geweſen waren; wenn ihm auch der Herr von Moncada, ſo lange er lebte, nicht wieder rechtſchaffen gut ward.

Fräulein Leonore ward von dem Pfalzgrafen täglich mehr entzückt und ließ ihre Liebe, wie gern ſie ſie auch verheimlicht hätte, allen Leuten merken. Bald hieß es bei ihr: Jetzt nimmt Pfalzgraf Friedrich die Lanze, jetzt legt er ſie hin, jetzt iſt ihm etwas gemeldet worden; bald, er hat etwas am Helm zerbrochen, ſie reichen ihm eine ſtärkere Lanze, ſeht! wie tapfer er ſie führt, wiewohl er ſeinen Widerpart getroffen hat, wie die Splitter vom Speer in die Höhe fahren; und ihre Geſpielinnen brachten ihr täglich mehr von ihm zu Ohren und erdichteten auch wohl etwas, wenn ſie von ſeinem Thun nichts wußten, da ſie ſahen, wie gnädig ihnen die Prinzeſſin wurde, wenn ſie von dem Pfalzgrafen das Beſte redeten.

Das blieb dem Pfalzgrafen nicht lange verſchwiegen und da er gleichfalls von dem Strahl der Liebe getroffen war, that er, was er wußte und konnte, dem Fräulein Leonore angenehm zu ſein und ſprach wo er war und ſtand von nichts als ihrem Lobe.

Wo ſie bei Tänzen, Spaziergängen oder Jagden zuſammenkamen, ſprachen ſie ſich mit Worten und Zeichen ihre Liebe aus, oder ſandten ſich Grüße und Blumen durch Diener und Dienerinnen zu, und wiewohl dies mit größter Heimlichkeit gethan wurde, kam doch hier wie allenthalben die Liebe deſto weiter aus, jemehr ſie verborgen bleiben ſollte. Auch ſprach man bei Hofe und im Volke faſt von nichts als der Liebe des Pfalzgrafen und des Fräulein Leonore und verlieh ihm ſchon als ihrem Gemahle die Statthalterſchaft in den Niederlanden, wann Erzherzog Karl abweſend ſei; pries auch das Fräulein glücklich, daß es als eine rechte Fürſtin im Vaterlande bleiben dürfe, ohne ſich weit weg in die Fremde zu verheirathen. Kurz, es bezweifelte kaum jemand die dereinſtige Ehe zwiſchen Beiden.

Leonorens Schweſter, die Königin von Dänemark, ſchrieb ihr deswegen einen Brief, in dem ſie ihr zu ihrer Liebe Glück wünſchte und ſie ermahnte, dem Pfalzgrafen treu zu ſein. Mit Königen und großen Potentaten vermählt zu werden, ſagte ſie, mache niemals glücklich, da man gemeiniglich zuſammenkomme, ohne einander geſehen zu haben und ohne Liebe zu einander zu tragen. Der Name einer Königin klinge recht ſchön, ihre Schweſter ſolle aber davor keinen geringeren Abſcheu hegen, als daß ſie mit bloßen Füßen auf eine Schlange trete. Sie ſelbſt wäre einem Herrn zugeführt worden, der weder ſie noch ſie ihn in der Sprache verſtehe. Was für Liebe könne daraus entſtehen, wenn die Eheleute nicht anders als durch Dolmetſcher mit einander redeten? Auch ſolle ihre Schweſter es ſich nicht anfechten laſſen, daß Friedrich nur ein Pfalzgraf ſei, deſſen Würde die nächſte nach der Königlichen und der überdies als Sohn eines Kurfürſten, der Kaiſer und Könige wähle, ein Herzog heiße. —

Solche und ähnliche Ermahnungen entzündeten Leonorens Liebesflamme immer heftiger und bewogen ſie, ihm ſo große Hoffnungen zu machen, daß er zuletzt nicht anders glaubte, als Leonore werde ihm zu Theil. Er hielt es auch nicht mehr für nöthig, ſeine Liebe zu verheimlichen und nahm alle Glückwünſche mit Freuden unter dem Zuſatze an, daß er allerdings erkenne, ſolcher hohen Dinge unwürdig zu ſein.

Die Herren von Chievres und Moncada ließen es ſich unter ſolchen Umſtänden ſelbſt nicht merken, daß ſie ihm ſein Glück mißgönnten und ſtellten ſich an, als ſähen ſie es ſo gern wie alle Anderen. Der Letztere konnte ihm aber nimmermehr die Streiche vergeſſen, die er von ihm empfangen hatte und Erſterer war ihm ſpinnenfeind, weil er ihm in der Curatel des jungen Erzherzogs war zugeordnet worden.

Inzwiſchen war das Jahr 1515 herangekommen, in dem die Spanier mit dem Erzherzoge wieder einen König in ihrem Lande beſitzen wollten und ſollten ihm nur noch die Niederlande, als die rechten Erblande, huldigen, von denen erſt die zu Löwen und danach die anderen Stände in der Ordnung den Eid leiſteten.

Nach dem etwas entlegneren Fürſtenthume Lützelburg trug man dem Pfalzgrafen auf, anſtatt des Erzherzogs zu ziehen und da man dort irrigerweiſe ſchon den künftigen Statthalter in ihm ſah, empfing man ihn wie einen regierenden Herrn. Er war aber kaum nach Brabant zurückgekehrt, als Neidhart am Hofe, der ihn in Gefahr zu bringen oder zu verderben trachtete, ihn beredete, einen Herrn von Glajon, einen Edelmann von großem Anſehen, und eben ſo ſtark an Leibeskräften als geübt in Ritterſpielen, zu einem ſcharfen Rennen heraus zu fordern, das als ein gefährlich Thun ſehr ſelten getrieben wird.

Man wählt dabei die beſten und ſtärkſten Pferde aus, auf die man hohe, große Sättel legt, und in die man ſich mit einem Harniſch und Rüſtung bis an den Gürtel ſetzt, deren Schwere verhindern ſoll, daß der Reiter nicht ſo leicht vom Pferde geworfen werde. Deſſen Lanze oder Stange, die Planſone heißt, iſt von dickem Holze und unglaublich ſchwer; damit rennt der Eine auf den Anderen zu und treffen ſie zuſammen, wie ſie können. Wenn Einer den Andern nicht fehlt oder ihm ausweicht, auch nicht die Zügel verliert, woran zumeiſt gelegen iſt, oder mit dem Rücken nachgibt, muß nothwendigerweiſe und nicht ohne ſtarke Gefährdung des Reiters das Pferd über den Haufen fallen.

Der Herr von Glajon, der kein Arg dabei hatte, bewilligte des Pfalzgrafen Geſuch und ſo beſprachen beide, wie ſie es halten wollten, indem ſie deshalb auch dem Erzherzoge Karl ein Wort gönnten, der ſo etwas mit

Freuden zum erſtenmale ſah und dazu einen Tag anberaumte.

Unterdeſſen kamen die Freunde des Pfalzgrafen zu ihm und warnten ihn vor der Gefahr, der er ſich ausſetzte. Ein Alter von Adel, den ihm ſein Vater als einen Hofmeiſter zugeordnet hatte, verbot es ihm ſogar von Rechtswegen, weil ſein Bruder, wenn es übel abliefe, alle Schuld ihm beimeſſen werde und ſchützte, um ihn auf jede Weiſe davon abzuhalten, die großen Koſten des Unterhaltes und der Bekleidung der Beiläufer vor, die ihren Gebieter, wenn er zu fallen drohte, auf dem Pferde wieder zurechtzubringen hatten; indem er meinte, daß die in dem pfälziſchen Kriege hart angegriffenen väterlichen Güter zu ſchonen ſeien.

Es halfen aber alle Gegengründe bei dem Pfalzgrafen nichts, der über den Alten zornig ward und an ein ſo prächtiges Ausrüſten ging, daß er weder Gold noch Silber ſchonte. Auch ritt er in einer ſtattlichen Geſellſchaft zu Fuß und Roß mit Freuden auf den Platz, und wußte ſeinen Gaul zu regieren, als ob er tanze oder fliege, ſo daß man noch heutiges Tages von einem guten Reiter ſprichwörtlich ſagt: Er ſitzt wie ein Pfalzgraf zu Pferde!

Zuletzt nahm er die Lanze oder Planſon unter den Arm, und rannten beide Herren, unter lautem Trompetenſchalle, wie der Wind auf einander!

Pfalzgraf Friedrich hatte ſeinen Speer ſtracks auf den Herrn von Glaſon gerichtet, der, um nicht getroffen zu werden, ſich ein wenig zur Seite neigte, wiewohl er hernach vorgab, das Pferd wäre daran Schuld geweſen. Pfalzgraf Friedrich fehlte ihn aber nicht, ſondern traf ihn von der Seite ſo kräftig auf den Schild, daß Roß und Reiter mit einander zu Boden fielen.

Die Zuſchauer erhoben über dieſen Sieg des Pfalzgrafen ein groß Geſchrei; in dem Augenblicke aber ließ ſich deſſen Pferd, entweder von dem erlittenen Stoße erſchreckt, oder weil es ſich der Laſt des Speeres ledig fühlte, den der Pfalzgraf ſogleich hingeworfen hatte, auf die Vorderbeine nieder und fiel ſogar ganz hin, indem es ihn in dem hohen Sattel ſo heftig drückte, daß ihm ein Theil des Rückgrads verletzt ward.

Fräulein Leonore, die bei ihrem Bruder Karl am Fenſter ſtand, erblaßte darüber ſo ſehr, daß ſie, wenn ſie ſich nicht vor ihm geſcheut hätte, gewiß in Ohnmacht gefallen wäre. Es erfriſchte aber von neuem ihren Muth, daß Pfalzgraf Friedrich, ſobald er wieder auf das Pferd kam, ſeinen Arm in die Höhe ſchwang und damit zu verſtehen gab, daß ihm nichts mangele. Er ſtellte ſich freilich nur ſo an und mußte den Schmerz am Rücken ſo gut verbergen, als er es vermochte.

Es wurden darauf beide Herren nach Hauſe gebracht und ſie verſahen ſich erſt deſſen, was Planſonen im Stande ſind, nachdem man ihnen die Rüſtung abgenommen hatte und der hitzige Eifer erloſchen war. Der Herr von Glajon klagte, daß er am ganzen Körper wie zerſchlagen ſei und fühlte den Schmerz nicht allein von Stunde an immerfort, ſondern betheuerte noch, ſo wie ſeine Aerzte, als er zu ſterben kam, daß er dies Turnier für die Urſache ſeines Todes halte.

Pfalzgraf Friedrich lag eine gute Zeit wegen des Schmerzes im Rücken zu Bett, den er bis heute noch nicht verwinden kann und für eine große Beſchwerung ſeines Alters anſieht.

Es kam nunmehr die Zeit, daß Karl nach Spanien ſchiffen wollte und er hatte ſich nach Middelburg in Seeland begeben, wo auch ſeine Schweſtern mit einem großen weiblichen Hofſtaate waren und die Armada auf ihn wartete. Pfalzgraf Friedrich hatte ſich desgleichen ein Schiff ausrüſten laſſen und ahnete nicht, mit welcher Hinterliſt die von Chièvres und von Moncada ihn von der Reiſe auszuſchließen und die Gelegenheit dazu aus ſeiner Liebe zu Fräulein Leonoren zu erſpähen trachteten.

Leonore hatte eine Frau von Therabis zur Kammerfrau, der ſie ihr Vertrauen geſchenkt und die ſie in das Geheimniß ihrer Liebe zum Pfalzgrafen gezogen hatte. Dieſelbe beſtachen jene mit Geſchenken und Verheißungen, daß ſie ihnen verriethe, wann ein Schreiben oder eine mündliche Botſchaft vom Pfalzgrafen an das Fräulein käme, dem an ihrem Mitwiſſen nicht minder als dem Erzherzoge gelegen ſei.

Man wartete nur auf guten Nordwind, damit die Schiffsleute die Segel lichteten und vom Lande ſtießen, und Friedrichs Liebe ließ ihn mittlerweile in dem Bedenken nicht feiern, eine wie weite Reiſe man zu überſtehen habe, auf der man ſo vielerlei Gefahren des Meeres ausgeſetzt ſei und er, in einem anderen Schiffe, der Geliebten keinen Beiſtand gewähren könne. Auch machte ihn das umgehende Gerücht beſorgt, daß Fräulein Leonore dem Könige von Portugal zur Ehe beſtimmt ſei, und ſchrieb er ihr in ſolchen Aengſten einen Brief, in dem er ſie ermahnte, ſein nicht zu vergeſſen, ſondern gutes Muthes zu bleiben, da er ſie in wenigen Tagen nach überſtandener Gefahr, im Hafen wieder ſehen und ſprechen werde.

Indem er dieſe Worte ſchrieb, beſann er ſich auf den König von Portugal und fügte hinzu:

„Bedenkt aber, liebſte Leonore, ob wir nicht beſſer thäten, hier zu bleiben und uns nach Deutſchland zu begeben. Begehrt das von eurer Baſe Margaretha, wie ich euch ſo oft gerathen habe. Sie weiß um unſre Liebe und ich habe auch noch ein Mittel ausgefunden, daß wir uns nicht in dieſe Gefahr begeben dürfen. Wagt es getroſt, damit ihr mich und euch erhaltet; es iſt ſonſt um uns geſchehen!"

Er ließ dieſen Brief durch einen Leibjungen Leonoren hinterbringen, die ihn nahm und in ihren Buſen, hinter Gold und Edelgeſtein barg, wo ſie ihn auch ſo lange anſtatt des Pfalzgrafen an ſich drückte, bis ſie ihn an einem gelegenen Orte leſe.

Die Kunde von dem Briefe gelangte durch Frau von Iherabis an Herrn von Chièvres, der ſie ungeſäumt dem Erzherzoge zutrug und bei der Gelegenheit das Verhältniß des jungen Paares nicht allein in das übelſte Licht ſtellte, ſondern ihrer Liebe auch dadurch ſchadete, daß er die großen politiſchen Vortheile einer Vermählung Leonorens mit dem Könige von Portugal hervorhob.

Karl ging zu ſeiner Schweſter, die in Gedanken vertieft in ihrem Gemache war und noch nicht die Zeit gefunden hatte, Friedrichs Brief zu leſen, und wußte ſich deſſelben, indem er ihr, nach ihrer Geſundheit fragend, an den Buſen fühlte, zu bemächtigen.

Sie mochte ſich ſträuben wie ſie wollte, er trug ihn zu Herrn von Chièvres davon, wo er ihn mit dieſem und anderen Mißgünſtigen las, deren übertriebene Einflüſterungen ihn immer mehr auf die Liebenden erbitterten.

König Karl hörte, blaß vor Zorn, was ſie ſprachen mit an und verhehlte ſeine Geſinnungen ſo viel als möglich, damit er nichts zur Ungebühr vornehme. Nachdem er aber mit denen von Chièvres und von Moncada in ein geheimes Zimmer gegangen war, um ihren Rath zu hören, ſoll er mit der Hand an den Degen gegriffen, den er ſeiner Jugend halb noch nicht recht führen konnte und geſchworen haben, den Pfalzgrafen zu erſtechen, wenn er ihn in der Kammer ſeiner Schweſter ergreife.

Wiewohl Pfalzgraf Friedrich von allem dem verſtändigt worden war, ging er, von der Liebe angetrieben, doch an den Hof, wo er alles ſtill fand und kaum von dem Thürhüter eingelaſſen wurde. Als er an das gewöhnliche Fenſter kam, ſah Fräulein Leonore heraus und forderte ihn auf, einzutreten, es wäre keine Gefahr. Er ſagte aber, daß der Weg diesmal nicht ſicher ſei, wünſchte ihr gute Nacht und ging, ſein Schwert in der Hand, nach Hauſe, indem er jeden, der ihm begegnete, für einen ihm von Karl nachgeſchickten Mörder hielt.

Unterdeß ging das Geſchrei am Hofe und ward noch größer gemacht als es war: man werde den Pfalzgrafen binnen Kurzem zum Tode führen, da man bei Leonoren einen Brief von ihm als Zeugniß gefunden habe, daß ſie ſich gegenſeitig die Ehe verſprochen und eine heimliche Flucht vom Bruder zu Waſſer oder zu Lande verabredet. Es waren nur wenige ehrliche Leute am Hofe, die den Pfalzgrafen aufrichtigen Herzens bemitleideten und denen von Chièvres und von Moncada um ihres Neides willen zürnten, alle Anderen ſchalten und ſchmähten auf ihn, oder haßten und verachteten ihn, den ſie noch im Augenblicke zuvor ſo hoch geehrt, gerühmt und geliebt hatten.

Seine Wohnung, zu der ſich die Leute um die Mittags- und Abendmahlzeit haufenweiſe wie ein Bienenſchwarm eingefunden hatten, ſah fortan wie ausgeſtorben oder wüſt aus, und ſeine Diener wurden von Niemand mehr angeſprochen, ſondern von Jedermann gemieden. Er ſelbſt ſaß zu Hauſe rath- und muthlos und vor Liebe faſt verzückt, indem er bald auf Flucht ſann, bald wieder von dem Bewußtſein ſeiner Unſchuld zurückgehalten wurde. Seine jungen Diener, die zum Theil die Anſtifter der Liebe geweſen waren, wußten zu dem allen weniger als nichts zu ſagen und dachten nur an die gegenwärtige Gefahr. Sein ehrlicher alter Hofmeiſter tröſtete und beruhigte ihn allein in ſo weit, daß er ſich entſchloß, den Ausgang des ſchlimmen Spiels geduldig abzuwarten und ſich ſo unbefangen als möglich gegen fremde Anſchuldigungen zu vertheidigen, die man ihm keineswegs beweiſen konnte.

Fräulein Leonore vergoß in ihrem Gemache bittere Thränen und hörte in ihrer tiefen Bekümmerniß nicht auf die Worte ihrer Jungfrauen, die ſie zu tröſten ſuchten. Der Herr von Chièvres beſuchte ſie, um von ihr zu erforſchen, ob ſich der Pfalzgraf nicht in der That mit ihr verlobt habe oder ſie entführen wollen. Da ſie ſtandhaft alles läugnete, ließ er ſie hoffen, daß ihr Bruder ihr Vergehen mit ihrer großen Jugend zu entſchuldigen geneigt ſein werde.

Zu dem Pfalzgrafen begab er ſich, um ihm mit hochmüthigen Worten vorzuhalten, wie er ſich habe unterſtehen können, ſeine Augen bis zu einer ſolchen Fürſtin zu erheben, der kein Anderer als ein großer König werth zu nennen ſei, und brachte ihm von König Karl den Beſcheid, daß er fortan ſeines Dienſtes bei ihm entlaſſen ſei und ihn nicht nach Spanien begleiten dürfe.

Nach dieſem verließ er ihn mit einem höhniſchen Lächeln und nahm nicht einmal einen rechten Abſchied.

Es war damals an König Karls Hofe die Prinzeſſin von Oranien, eine verſtändige Frau, die in großem Anſehen ſtand und der zu Zeiten geheime Sachen anvertraut wurden. Dieſelbe begab ſich, als ſie erfuhr, welchen Schimpf ſeine Neider dem Pfalzgrafen vom Könige zuziehen wollten, perſönlich zu dieſem, bei dem ſie die von Chièvres und von Moncada fand, die ſich zwar ein trauriges Anſehen gaben, im innerſten Herzen aber vor

Freuden über den guten Fortgang ihrer Sache hüpften, und redete ſolchergeſtalt zu ihm:

Ich höre mit Verwunderung, daß Eure Majeſtät, blos wegen ſeiner Liebe zu eurer Schweſter, den Pfalzgrafen Friedrich zu Schaden bringen will, obwohl er um euch und eure Eltern ein Anderes verdient hat. Habt ihr nicht wie Jedermann an eurem Hofe zwei Jahre lang um dieſe Liebe gewußt und haben nicht die Kinder auf der Gaſſe davon geſungen?

Warum habt ihr euch nicht gleich anfangs dawider aufgelehnt? Worin liegt ſein großes Verbrechen, daß er als ein junger Fürſt eines ſo edlen Stammes Fräulein Leonoren in Ehren lieb gewann? Wißt ihr nicht, in welchem Garne ihr euch ſelbſt fangen werdet, wenn ihr den Pfalzgrafen Friedrich in der That, ſo wie die Rede geht, gefangen gen Willword führen laßt?

Die Macht der Pfalzgrafen iſt noch nicht ſo erſchöpft, daß ſie ſich nicht ſollten rächen können. Auch wäre es unerhört, einem Fürſten, der euch, eurem Vater und Großvater ſo vielfach getreu gedient hat, um ſeiner Liebe zu einem hohen Fräulein willen alſo zu gefährden. Was werden ſich die deutſchen Fürſten zu euch getröſten, der ſein Alter noch nicht über das fünfzehnte Jahr gebracht hat und gleichwohl wegen ſo geringer Vergehungen ſo grauſame Strafen verhängt? Werdet ihr damit nicht alle Pläne eures Großvaters Maximilian zu nichte machen, der ſich ſchon ſo lange in der Stille bedenkt, wie ihr nach ſeinem Tode zur königlichen und kaiſerlichen Hoheit befördert werdet? Sehet zu, daß ihr dadurch dem Könige von Frankreich die Thüre zum Kaiſerthum nicht allzuweit öffnet. Er ſtrebt ſchon ſeit lange danach, und ſoweit ich es verſtehe, ſcheint ihr mir in dieſer Sache nicht weislich zu handeln. Ich will dies dem Könige aus Pflicht und guter Meinung geſagt haben; er wird ſelbſt wiſſen, was er dabei zu thun hat.

Der König ſagte nach dieſen Worten dem Herrn von Chièvres etwas heimlich in das Ohr und entfernte ſich. Dieſer nahm die Frau von Oranien bei der Hand, führte ſie abſeits und fing mit geneigtem Haupte an alſo zu ihr zu reden:

Der König hat nicht ungern vernommen, was ihr Pfalzgraf Friedrichs wegen angebracht habt, dankt euch den guten Rath und will euch nicht bergen, was er vorhat, da ihr, was euch vordem vertraut werden war, ſo wohl verſchwiegen habt. Die Liebe zwiſchen Pfalzgraf Friedrich und Fräulein Leonoren muß um zweier Urſachen willen getrennt werden.

Wir ziehen mit dem erſten Winde nach Spanien, wo uns die Freundſchaft der Könige von Portugal, des Vaters und des Sohnes, vonnöthen iſt, und wollen dieſelbe durch Heirathen befeſtigen. Wir gehen alſo damit um, wie wir Fräulein Leonore an den Vater, Fräulein Eliſabeth an den Sohn bringen.

Der Vater iſt ein alter Herr, höckerig, mit krummen Beinen, faſt einem Monſtrum gleich. Den würde Fräulein Leonore nimmermehr zur Ehe nehmen, ſo lange Pfalzgraf Friedrich, ein ſo ſchöner und grader Herr zugegen wäre. Auch würde der König ſich weigern, ſie zu ehelichen, erführe er, was für Liebe ſie zu ſolchem jungen Prinzen trüge. Darum müſſen Beide und zwar ſo weit aus einander, daß Keines Hoffnung habe, wieder zu dem Anderen zu gelangen, auch Jedermann erfahre, wie ſie nimmer zur Ehe zuſammenkommen ſollen.

Die andere Urſache iſt dieſe. Der Kaiſer Maximilian geht allerdings, wie ihr geſagt habt, damit um, den König Karl zur kaiſerlichen Hoheit zu befördern, die von den deutſchen Fürſten für Geld zu erwerben iſt. Sie wird aber, zumal bei dem Pfalzgrafen, große Summen koſten, der ſich wegen des zuletzt geführten Krieges wird entſchädigt wiſſen wollen. Muß er nun gedenken, ſeine Gutthaten ſeien durch die letzte Vergehung verſcherzt, ſo wird er allerlei vornehmen, um bei König Karl wieder zu Gnaden zu kommen.

Die Prinzeſſin von Oranien ſagte darauf nichts, ſondern ſtieß einen ſchweren Seufzer aus ihrer Bruſt hervor.

Einige Tage ſpäter ließ ſie den Pfalzgrafen zu ſich kommen und redete ihn mit den Worten an:

Ich ſehe, daß ihr euch, wider euren Brauch, betrübt und weiß die Urſache wohl. Ich bitte, daß ihr euch das nicht anfechten laſſet und will euch, wenn ihr meinem Rathe folgt, in Frankreich ein reiches Gemahl aus königlichem Geblüte verſchaffen. Sobald ihr es wollt, ſollt ihr vom Könige dazu eine ehrenvolle Beſtallung haben. Hier werdet ihr nicht das Mindeſte erlangen. —

Der Pfalzgraf erwiederte, daß er ſich für jetzt nicht erklären könne, weil er nicht wiſſe, was er zu thun und zu laſſen habe. Doch wolle er in der Folge weiter davon mit ihr reden.

Unterdeß hub der Nordwind an zu wehen und meldeten die Schiffsleute, daß man ſich übermorgen zu Schiffe machen ſolle.

König Karl hatte vielleicht von der Unterredung der Prinzeſſin von Oranien mit dem Pfalzgrafen gehört, oder meinte, daß er bei einem anderen großen Potentaten werde Dienſte nehmen müſſen. Er ſandte alſo nochmals den Herrn von Chièvres mit dem Beſcheide an ihn ab: daß er ihn zwar ſeiner Beſtallung entlaſſen habe, es ihm jedoch als Pflicht auferlege, vor Ablauf eines Jahres in keines andern Herrn Dienſt zu treten.

Der Pfalzgraf ſagte dies auf der Stelle zu, damit er wieder auf freie Füße komme und nicht ohne Hoffnung bleibe, mit der Zeit an den Hof zurückzukehren und ſeine vielgeliebte Leonore einmal wieder zu ſehen. Doch traute er den höfiſchen Poſſen nicht und beſorgte, es möge ihm auf dem Wege nachgeſtellt werden.

Er ſandte heimlich ſein Geſinde und Gepäck nach Köln am Rhein voraus, wo ſie ſein warten ſollten, und fuhr den dritten Tag darauf in einem Schifflein bei Nacht gen Bergen ob Zoom, von wannen er auf beſonders dazu beſtellten Pferden ungeſäumt und blos mit zweien Dienern durch Antwerpen, Dieſt, Haſſelt und Stockheim, bis zu einem dem Grafen von Renneberg zuſtändigen Schloſſe, dieſſeit der Maaß, im Fürſtenthume Jülich eilte.

Von hinnen begab er ſich nach Bonn, wo er einige ihm bekannte deutſche Grafen fand, und dieſelben ſich ſeiner Ankunft deſto mehr erfreuten, als ihm das Gerücht vorangeeilt war, daß er als Gefangener wer weiß wohin geführt worden ſei.

Sie brachten eine fröhliche Nacht mit einander zu, und er reiſte des folgenden Tages über Köln, wo er die Seinigen abholte, nach Heidelberg zu ſeinem Bruder weiter.

König Karl verließ mit dem guten Winde Middelburg und kam nach wenigen Tagen in Spanien an, wo Fräulein Leonore dem Könige von Portugal beigelegt wurde und über deſſen gewaltigen Reichthum den Pfalzgrafen ganz und gar vergaß.

Einen ſolchen traurigen Ausgang ſollte die Liebe zwiſchen Beiden nehmen.

Drittes Buch.

1516 — 1519.

Nachdem ſich Pfalzgraf Friedrich eine Zeitlang bei ſeinem Bruder, dem Kurfürſten, in Heidelberg aufgehalten hatte, hielt er denſelben dazu an, die ihnen von ihrem Vater hinterlaſſenen Länder mit ihm zu theilen, weil er fortan ohne Beſtallung war, die ihn und ſein Hofgeſinde ernährte und ſeine König Karl ertheilte Zuſage ihn hinderte, ſich mit einem anderen Könige oder Fürſten einzulaſſen.

Je fleißiger ſie aber den Handel mit ihren Räthen erwogen, für deſto rathſamer hielten ſie es, ſo lange ſie Beide ohne Gemahlinnen und die Pfälziſchen Lande mit großen Schulden beſchwert wären, ſie mit einander ungetheilt zu regieren.

Der Kurfürſt ſollte am Rhein die Herrſchaft führen, Pfalzgraf Friedrich in der Oberpfalz oder im Nordgau, wie man ſie nennt, und er ſchlug ſeine Hofhaltung in der Stadt Amberg auf, wo er der Regierung und Vormundſchaft ſeiner jungen Vettern vorſtand. Er führte allda ſein ſtilles, ruhiges Leben, bis Kaiſer Maximilian im Jahre 1518 einen Reichstag nach Augsburg ausſchrieb, zu dem alle Kurfürſten, außer Pfalzgraf Ludwig, kamen, der zwar oft vorgefordert wurde, ſich verſchiedener Urſachen halb aber immer zu erſcheinen weigerte.

Es fielen ihm erſtens, wegen des unlängſt geführten Kriegs die Koſten beſchwerlich. Dann hatte Franz von Sickingen, unweit Mainz, einige Reichsſtädtiſche Kaufmannswaaren, die auf die Frankfurter Meſſe geführt werden ſollten und unter des Kurfürſten-Pfalzgrafen Geleit gehörten, geplündert und war aufgefordert worden, ſie wieder zu erſtatten, oder man werde ihn mit Krieg überziehen. Endlich wollte er auch nicht dabei ſein, wo über die Wahl des Königs Karl zum römiſchen Kaiſer verhandelt werden könnte, weil er ſchon damals ahnete, daß die große Macht des Königs dem Reiche allzuſchwer werden würde. Die Deutſchen nennen hier in dem Sinne ſchwer, wenn ſie gezwungen werden, dem Kaiſer und den Satzungen des Reichs Gehorſam zu leiſten und die Freiheit, zu thun was ſie gelüſtet, ihnen entzogen wird.

Pfalzgraf Friedrich gab auf die an ihn ergehende Einladung zur Antwort, er werde nicht kommen, weil der Herr von Chièvres unter anderen Drohworten zu ihm geſagt habe, der Kaiſer werde ihn ſchon zu finden wiſſen, wenn er wieder nach Deutſchland komme. Da der Kaiſer ihm aber darauf ſagen ließ, er ſolle nicht fürchten, daß man wider ihn etwas vorhabe, und es irgend zu gedenken verbot, ſtellte ſich Pfalzgraf Friedrich gehorſam ein. Der Kaiſer empfing ihn ſehr gnädig mit den Worten: Wir ſind Brüder Eines Ordens (des goldenen Vließes) und es iſt mein Wille, daß wir einander noch näher in Freundſchaft kommen, ja, einen unzertrennlichen Liebesbund zuſammen ſtiften. Der Pfalzgraf verſicherte, daß er ihm ganz zu eigen angehöre und der Kaiſer wiederholte, wie angenehm ihm ſeine Ankunft ſei.

Der Pfalzgraf konnte ſich nicht genug über die große Freundlichkeit der kaiſerlichen Hofleute wundern, deren ihm zu allen Tageszeiten wenigſtens einige aufwarteten und ihm ihre Dienſte anboten. Wenn er vom Tiſche aufſtand, oder ehe er ſchlafen ging, war ſtets ein großer Haufen davon bei ihm vorhanden, die mit den Anſchlägen des Kaiſers am vertrauteſten waren, und von denen er ſich gerade befahren hatte, ſie würden ihm, wie jene in den Niederlanden, in Allem entgegen ſein. Jetzt trachteten ſie nur darnach, ihm Ehren und Freundſchaft zu erweiſen.

Nachdem er eines Abends mit dem Kaiſer zuſammen tafeln müſſen, ließ ihn derſelbe durch ſeinen geheimſten Secretair, Johann Renner, folgendermaßen anreden:

Es ſei Seiner Kaiſerlichen Majeſtät nicht verborgen, was Seiner Fürſtlichen Gnaden in den Niederlanden zugeſtoßen und er habe nicht nur keinen Antheil daran gehabt, ſondern ſich über das Geſchehene betrübt, was leider nicht mehr ungeſchehen zu machen ſei. In dieſer Hinſicht freue ſich der Kaiſer ungemein, daß dem Pfalzgrafen gegenwärtig die Gelegenheit geboten ſei, das Vergangene bei ſeinem Enkel, König Karl, in Vergeſſenheit zu bringen und ſich deſſen Gnade für alle Folge mit Ehren und Belohnungen zu verſichern.

Der Pfalzgraf werde wohl noch deſſen eingedenk ſein, was der Kaiſer einſt zu Weſel mit ihm geſprochen habe, als er ihn gefragt, wer nach ſeinem Tode Kaiſer werden ſolle? und mit des Pfalzgrafen Antwort, zu Gunſten König Karls, aus dem Grunde nicht zufrieden geweſen, weil er ſich erinnert habe, in welches Unvermögen das Haus Oeſtreich wegen des Kaiſerthums gerathen ſei.

Sobald der Kaiſer aber darauf nach Oeſtreich zurückgekehrt war und euren Worten beſſer nachgedacht hatte, ſprach der Geheimſchreiber weiter, meinte er bei ſich: Pfalzgraf Friedrich iſt zwar ein junger, aber verſtändiger Fürſt, der mir und den Meinigen nichts Böſes gönnen kann und da er nicht gewohnt iſt, Jemand zu Gefallen zu reden, dies gewiß auch nicht ohne beſondere Urſache geſagt haben wird. Ich, der Kaiſer, bin allerdings alt und ſollte durch Erfahrung klug geworden ſein; wie? wenn es mir aber nach dem gemeinen Sprichwort ginge: daß in ſeinen eignen Sachen Keiner klug genug, ſondern eher blind ſei? Was könnte den Pfalzgrafen Friedrich ſonſt zu dem Wunſche bewogen haben, König Karl nach meinem Tode auf dem Throne zu ſehen, als was ich ſchon ſo erwogen: daß er, wenn gleich von dem deutſchen Reiche nicht vielmehr als der Kaiſertitel übrig iſt, als ein deutſcher Reichsfürſt der Pflicht nachzukommen hat, dem Vaterlande Geld, Gut und Leben aufzuopfern? Wird alſo der Franzoſe anſtatt Karl gewählt, ſo bringt er mit ſeiner Macht das Land um ſeine Freiheit und in dieſelbe Dienſtbarkeit, in der bereits die Völker Frankreichs ſtecken. Die Wahl eines anderen armen deutſchen Fürſten würde bei ſeiner Ohnmacht dem Reiche vielmehr eine Schande als Ehre ſein. Und wem ſonſt als mir, Maximilian, gibt man hernach die Schuld, daß ich, um meines eigenen Nutzens willen, unterlaſſen habe, was zum gemeinen Beſten hätte dienen können? Ich werde auch nicht mehr für einen frommen Kaiſer erachtet werden, weil ich das Unglück des Vaterlandes zuvor geſehen und demſelben nicht habe zuvor kommen wollen. Aus ſolchen Gründen werde ich lieber die Meinung des

Pfalzgrafen Friedrich annehmen, daß Karl der Einzige iſt, der als Kaiſer das Reich zu retten vermag und das gute Werk mit Gottes und des Pfalzgrafen Hülfe beginnen. Alles dies, Durchlauchtiger Fürſt, hat der Kaiſer oft bei ſich erwogen, und wenn ihr alſo noch derſelben Meinung ſeid wie ſonſt, und ihm in dem Handel getreu zur Seite ſtehen wollt, gedenkt er, ſich eures Rathes zu bedienen und euch dafür jederzeit in Gnaden zugethan zu bleiben.

Der Pfalzgraf gab hierauf den Beſcheid: wie er zuverläſſig noch derſelben Meinung, wie in Weſel und erbötig ſei, alles Mögliche zur Ehre und Erhöhung des Hauſes Oeſtreich, ſowie inſonderheit zur Erlangung der kaiſerlichen Würde für König Karl zu thun, und daß Niemand wider ihn den Argwohn hegen möge, als ſei er ihm wegen der Vorfälle zu Middelburg nicht zum Beſten geſinnt. Er wiſſe ſelbſt, daß er die Schuld davon nicht König Karl, ſondern den Neidharten und Mißgönnern am Hofe aufzubürden habe.

Ungeſäumt nachdem der Geheimſchreiber dem Kaiſer dieſe Antwort kund gegeben hatte, beſchied dieſer den Pfalzgrafen Friedrich zu ſich, ging ihm bis vor das Gemach entgegen, nahm ihn bei der rechten Hand und führte ihn mit ſich hinein, wo er ihm höchlich für ſeinen gegen Renner ausgeſprochenen guten Willen, an dem er auch nicht im mindeſten gezweifelt habe, dankte. Er freue ſich darüber innigſt und wolle ihn hinfort für ſeinen erſten und vornehmſten Freund gehalten haben. Er fragte den Pfalzgrafen desgleichen, ob ſein Bruder, Kurfürſt Ludwig, nicht zu bereden ſein werde, auf den Reichstag zu kommen?

Das möchte wohl geſchehen, ſagte Friedrich, wenn er ſein Land vor den ſchwäbiſchen Bundesverwandten geſichert verlaſſen könnte.

Was! wollen ſie ihrer Kaufmannswaaren halb meinem Vorhaben hinderlich ſein? rief der Kaiſer und befahl alsbald ſeinem Geheimſchreiber, der nicht weit von denen ſtand: ſtracks und ſo ſcharf er könne, den Bundesverwandten zu ſchreiben, daß ſie ſich weder mit Worten noch Werken an dem Pfalzgrafen Kurfürſten vergreifen, ſondern ihn in ſicherem Geleite ziehen laſſen und ſeine Lande unterdeß, bei Vermeidung kaiſerlicher Ungnade, nicht gefährden ſollten. Pfalzgraf Friedrich wollte ſich auch gleich ſelbſt aufmachen, ſeinen Bruder aus Heidelberg herbeizuſchaffen und der Kaiſer willigte, nach einigen Weigerungen, ihn zu bemühen, mit den Worten darein: Es könne weder ſein Bruder noch er ihm einen größeren Gefallen thun, als wenn er beide bald zuſammen ankommen ſehe. Dann gab er ihm die Hand und ließ ihm die

Credenzſchreiben an ſeinen Bruder, den Kurfürſten, zuſtellen.

Pfalzgraf Friedrich reiſte ohne Säumniß mit wenigen Gefährten ab, unter denen einer der Getreueſten, Ritter Reinhard von Neuneck war und kam den erſten Tag bis Schwäbiſch Gmünd, den anderen bis Reichheim, vier Meilen von Heidelberg, und den dritten ziemlich früh gen Heidelberg, doch fand er hier ſeinen Bruder, den Kurfürſten, nicht vor, der ſich auf dem Schloſſe Dillßberg mit Reiherfangen erluſtigte, deren alle Jahre eine große Anzahl im nächſten Walde niſten und Junge bringen, und da Friedrich wußte, daß Ludwig beim Weidwerk nicht gern Jemand um ſich habe, der mit ihm von wichtigen Dingen ſpreche, ließ er ihm von Heidelberg aus ſeine Ankunft melden.

Dahin verfügte ſich der Kurfürſt ſchon des andern Tages, wo ihn ſein Bruder kaum mit vielen Worten und lang gepflogener Unterhaltung dazu bewegen konnte, daß er an das ſichere kaiſerliche Geleite glaubte und als er ſich endlich überreden laſſen, ſagte er, er wolle nicht ſeines Bruders Worten, ſondern Reinhards Treu und Glauben halb mit nach Augsburg ziehen. Auf dieſe unfreundliche Antwort hielt der Pfalzgraf blos in Beachtung des harten Gemüthes ſeines Bruders an ſich und erinnerte ihn, daß nicht

Reinhard, ſondern er im kaiſerlichen Auftrage bei ihm ſei.

Der Kurfürſt nahm ihn hiernach beim Rock, führte ihn abſeits und ſagte: Ihr dürft euch nicht über mich erzürnen, da diesmal Allerlei zuſammen kommt, mich beſtürzt zu machen. Ihr geht allein damit um, die Erzherzöge von Oeſtreich zu erhöhen, obwohl ihr wißt, was von ihnen, ſonderlich vom Kaiſer Maximilian, unſer Vater hat erdulden müſſen. Er hat daſſelbe ſo wenig verſchuldet, als ihr, was euch in den Niederlanden begegnet iſt und trotzdem, daß unſere Voreltern ihrethalb in Unglück und Noth gekommen ſind, haben ſie uns das niemals mit Dank vergolten. Ich gönne ihnen deswegen zwar immer alles Gute; möchte aber auch, daß das nicht unſer Schaden wäre, da mir das Hemde näher als der Rock iſt. Es ſind überdies vor wenigen Tagen Doctor Lucas Hugonis, unſer Rath und unſer vornehmſter Schreiber, Johannes Kaſtner aus Frankreich zurückgekehret, durch die uns der König die größten Zuſagen machen läßt, wenn wir uns mit ihm in Freundſchaft einlaſſen wollen. Er erbeut ſich nicht allein, uns Alles zu erſtatten, was König Ludwig unſerem Vater verſprochen und nicht gehalten hat, ſondern will uns auch den erlittenen Schaden ſo vollſtändig erſetzen, daß wir uns nicht mehr zu beklagen haben. Ich ſage euch dies, lieber Bruder, ganz allein, da außer meinen genannten zwei geheimen Räthen kein Menſch ein Wort davon weiß.

Darauf entgegnete Pfalzgraf Friedrich: Hättet ihr mir davon zuvor geſagt, lieber Bruder, ſo würde ich euch zu eurem großen Nutzen gezeigt haben, wie den Franzoſen in allen Dingen zu trauen ſei. Die Franzoſen ſind nur unbeſtändige Freunde der Zeit nach, und halten, wie es ihr gemeines Sprichwort beſagt, nicht länger, als es ihrer Krone Nutzen bringt, Wort. Die Fürſten von Oeſtreich mögen ſein, wie ſie wollen, mehr Treu und Glauben verdienen ſie denn doch und da ſie uns immer näher als die Franzoſen liegen, müſſen wir uns in die Zeit ſchicken. Das Glück will dem Oeſtereichiſchen Hauſe gegenwärtig wohl und darum halten wir es ebenfalls mit ihm. Kaiſer Maximilian iſt ein guter Herr, den es reut, daß er wider unſeren Vater Krieg geführt hat, und der uns die Ungebühr, die uns angethan worden, wieder einbringen will. Auch würde Karl ohne Zweifel, wenn er allezeit vor böſen Leuten dürfte, ein eben ſo gütiger als ſanftmüthiger König ſein, und ich beſchuldige ihn gewiß nicht ſelbſt, ſondern die um ihn ſind, und denen, als Franzoſen, meiſt nicht zu trauen iſt. Er würde, wenn er Kaiſer und Herr über Deutſchland wäre, ſich auch deutſcher Räthe befleißigen und ſich mehr nach unſeren Sitten und Gebräuchen richten. Darum laßt uns immer dem Gewiſſen folgen und das Ungewiſſe hintanſetzen.

Nach dieſen Wechſelreden gab ſich der Kurfürſt zufrieden und ließ dem Kaiſer durch den Pfalzgrafen Friedich zu wiſſen thun, daß er nach Augsburg kommen werde.

Der Pfalzgraf blieb bei ihm ſo lange, bis er zur Reiſe fertig war, und machte ſich mit ihm und faſt zweihundert gerüſteten Pferden nach Augsburg auf den Weg.

Vor der Stadt kam ihnen der Kaiſer mit den anderen Kurfürſten, Herren und Grafen, und einer großen Anzahl Edelleute entgegen und als ſie einander zu Geſicht bekamen, ſtiegen ſie Alle von den Pferden, auch der Kaiſer ſelbſt, der den Kurfürſten mit beſonderen Freuden empfing unt hernach mit ihm zur Stadt hinein ritt.

Dieſer Brauch iſt auch von Anfang her von den Kaiſern gehalten worden, daß ſie, wenn die Kurfürſten ankommen, ihnen entgegen ziehen und vom Pferde ſteigen, ſie zu empfangen, und hat bis auf die Zeit des jetzigen Kaiſers Karl V. gewährt, der ſich darnach noch auf ſeinem erſten Reichstage zu Worms richtete. Er fing erſt ſpäter, auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahre 1530 an, ſich deſſen zu weigern, weil es ihm die ſpaniſche Hoffart widerrathen hatte, und als ihm, wenn ich mich recht entſinne, angezeigt ward, der Erzbiſchof von Köln komme an, und man ſich darüber beredete, ob ihm der Kaiſer entgegen ziehen müſſe oder nicht, ließ mich der Herr von Granvella zu ſich fordern und trug mir auf, die Sache vor Pfalzgraf Friedrich zu bringen. Der Pfalzgraf war der Meinung, da es bisher der Brauch geweſen und aus der langen Gewohnheit ein Recht geworden ſei, würde der Kurfürſt von Köln auch verlangen, daß man ihm ſolche Ehre widerfahren laſſe. Der von Granvella hatte zwar eingewendet, es ſei ſeit Einſetzung der Kurfürſten kein ſo gewaltiger Kaiſer und König über ſo viele Länder, die man nicht in Einem Athem nenne, vorhanden geweſen; der Pfalzgraf ließ ihm aber wieder zu bedenken geben, wie ihr Herr hier nicht als König von Spanien, ſondern als römiſcher Kaiſer zugegen ſei, von dem den Kurfürſten ſolche Ehre gebühre. Für den Fall, daß es der Kaiſer nicht gern thue, brauche er ſich ja nur krank anzuſtellen, und es einem Andern zu übertragen: was er denn auch ſo gethan hat und wie es fernerhin gehalten worden iſt.

Die folgende Zeit über, in der der Kurfürſt Pfalzgraf und ſein Bruder Friedrich vom Kaiſer und ſeinem Hofe in ſo beſonderen Ehren gehalten wurden, iſt es nicht zu glauben, mit welcher Mißgunſt die Herzöge von Baiern dies anſahen, deren Verlangen ſchon damals nach der kurfürſtlichen Würde ſtand. Sie mochten ſich ſogar mit der Hoffnung geſchmeichelt haben, der Kaiſer werde wegen jener Kaufmannsgüter der Reichsſtädte eine beſondere Ungnade auf den Kurfürſten werfen und ihn mit Krieg überziehen, wozu ſie die kaiſerliche Majeſtät und Reichsſtädte nach Möglichkeit anreizten. Der Kaiſer war aber zu verſtändig, um nicht einzuſehen, daß die Herzöge von Baiern, einmal im Beſitze der Kurwürde, nicht eher ruhen würden, als bis ſie auch das Kaiſerthum erlangt und das Haus Oeſtreich verdorben hätten, und ſchlug ſich lieber auf die Seite der Pfalzgrafen, durch die ſein Geſchlecht emporgekommen war.

Auf dieſem Reichstage ward nur zum Scheine von einem Zuge wider die Türken verhandelt, da es in Wahrheit, wie der Ausgang lehrte, darum zu thun war, daß Karl zum römiſchen König erwählt würde. Derweil jenes öffentlich abgethan ward, beſchloß man dieſes insgeheim, und der Kaiſer hatte nicht ſobald ſeinen Willen bei den Kurfürſten durchgeſetzt, als er den anderen Fürſten Vollmacht hinterließ, zu beſchließen, was dem Reiche zu Nutz und Frommen gereiche, und zur Reiſe nach Oeſtreich aufbrach.

Da ihm in ſeinem Herzen nun auch die Gewißheit aufgegangen war, daß er dem Tode nahe ſei, nahm er noch, ehe er von dannen zog, von den Fürſten des Reiches und inſonderheit den Kurfürſten Abſchied und bedachte ſie meiſt mit hohen Gnaden. Dem zu Mainz brachte er vom Pabſte den Cardinalshut zu Wege. Dem Pfalzgrafen, gegen den er aufrichtig bekannte, er habe der Sachen gegen ſeinen Vater Philipp zu viel gethan, erlaubte er den neuen Zoll, den die Pfalzgrafen noch heut zu Tage unter dem Namen des güldenen Zolls erheben. Den Pfalzgrafen Friedrich vertröſtete er, er ſolle wegen König Karl ein Jahrgehalt von fünftauſend Gülden haben, und Anderen ſchenkte er noch Anderes.

Nicht lange hernach, zu Anfange des nächſten Jahres, ſtarb der fromme Kaiſer in der That, und ich vermöchte nicht zu ſagen, wie ſehr ſich Pfalzgraf Friedrich darum betrübte, der fortan, nachdem ihm das Glück wieder ſeine ſchönſten Hoffnungen im Erblühen gebrochen hatte, ſein ganzes Vertrauen auf König Karl ſetzte, ohne dabei recht zu bedenken: daß nicht der ein tapferer Mann zu nennen, wer in der Hoffnung ſtark ſei, ſondern wer das gegenwärtige Uebel ermeſſe und ertrage.

Viertes Buch.

1519—1522.

Geſetzt, daß ſich Niemand wundere, warum ich in dem vorliegenden Büchlein ſobald zu Ende geeilt bin, ſoll derſelbe wiſſen, daß es mir gleichwie den Wandersleuten geht, die es für eine große Erleichterung ihrer Reiſe erachten, wenn ſie zuweilen kleine Meilen vor ſich haben, deren ſie in einer Stunde etliche zurücklegen. Nicht daß dieſerhalb von der Entfernung des Ortes, wohin ſie wollen, etwas abginge, die Meilen ſeien lang oder kurz, ſondern weil die Natur Luſt zum Ende zu kommen hat und oft und gern daran gedenkt. Alſo iſt es mir auch eine Freude, in dem großen Meere vor mir, worauf ich ſchiffen ſoll, die Ufer hinter mir zurückweichen und wie in Nebel vergehen zu ſehen.

Der tödtliche Abgang des Kaiſers war kaum kund geworden, ſo that ſich der Herzog von Würtemberg hervor, gleich als ob er aus einem verſchloſſenen Orte losgelaſſen worden wäre, und rückte, nachdem er ſchon längſt Kriegsvölker geſammelt hatte, und es nur ſo lange der Kaiſer lebte, nicht Wort haben wollte, zur ungelegenen Zeit des Jahres vor die Stadt Reutlingen, die er nach mehrtägiger Belagerung durch Uebergabe einnahm.

Darauf griffen die ſchwäbiſchen Bundesverwandten, ſo eilig als ſie konnten, zur Wehr und zogen, da die Stadt Reutlingen in ihrem Bunde war, angehendes Frühlings wider den Herzog zu Felde, vor dem ſich ſonſt jedermann fürchtete und der nun, wider alles Erwarten, dermaßen verzagte, daß er ſtracks entwich und binnen zwei Monaten all ſeiner Lande vertrieben ward. Der Adel fiel von ihm ab, weil er ſie härter, als ihre Freiheiten leiden wollten, hielt, und das gemeine Volk ergab ſich deſto lieber, als ihr Herr mehr von ihnen gefürchtet als geliebt worden war.

Die Fürſten mögen ſich daraus ein Beiſpiel nehmen und zuſehen, auf wie ſchwachen Füßen die Herrſchaft oder das Reich ſteht, des Unterthanen mit ihrem Herrn unzufrieden und mehr aus Furcht als aus Liebe gehorſam ſind.

Ein Fürſt ſoll, wie Architas Pythagoräus ſagt, nicht allein recht zu herrſchen verſtehen, ſondern auch leutſelig ſein. Es iſt dem Hirten eine Schande, wenn er den Schafen oder dem Vieh aufſäſſig iſt. Er ſoll die Geſetze mit Ernſt aufrecht erhalten und nichts um ſein ſelbſt willen, ſondern alles für die Unterthanen thun, die dagegen auch bereit ſein werden, um ſeinetwillen das Aeußerſte zuzuſetzen, und gewiß nicht leicht einen andern Herrn annehmen, ſondern lieber Gut und Leben einbüßen, als daß ſie ihm Gewalt anthun ließen. Es iſt ohne Zweifel, wie Xenophon geſagt hat, ein großes Beiſpiel der Tugend eines Fürſten, wenn ihm die Unterthanen gern gehorſam und in Gefahren treu ſind.

Der Herzog von Würtemberg hatte ſeine Unterthanen mit ſchweren Schatzungen belegt und hielt und hegte auch das Wild ſo ſehr, daß ſie vor demſelben weder auf dem Felde, noch in Weinbergen etwas behalten konnten. Der arme Mann durfte ſich nicht einmal einen Hund halten, es von ſeinem Grund und Boden zu verſcheuchen, und wie konnten ihm darum die Unterthanen hold ſein?

Die Fürſten mögen ſich durch dieſes Beiſpiel vermahnen laſſen, daß ſie nach eines Andern Gut kein Gelüſte tragen und nicht dafür halten, es gehöre Alles ihnen und ihren Wollüſten, was ihre Unterthanen mit großer Arbeit und ſaurem Fleiße an ſich gebracht haben. Gottes Rache kommt zwar langſam; fällt aber gemeiniglich deſto ſchwerer aus, je mehr ſie gezögert hat.

Nachdem der Herzog von Würtemberg ſeines Landes war vertrieben worden, ging es etwas ruhiger in Deutſchland her, und ſchrieb der Erzbiſchof von Mainz, dem Brauche nach, den anderen Kurfürſten zur Wahl eines neuen römiſchen Königs einen Tag nach Frankfurt aus.

Unterdeß verſuchten die beiden Könige Karl von Spanien und Franz von Frankreich allerlei, jener, daß er zum Kaiſer erwählt wurde, dieſer, daß er es verhindere, weil er ſchon im Voraus ahnete, zu welcher großen und für ihn und alle übrigen Könige und Fürſten fürchterlichen Macht Karl gelangen werde, bekomme er auch dazu die Kaiſerliche Hoheit.

Er ließ deshalb die Kurfürſten ermahnen, daß ſie ſich vor ihm hüteten und erinnerte ſie daran, dies nicht um ſeinet-, ſondern um der deutſchen Freiheit willen zu begehren. Wenn ſie ihn nicht haben wollten, möchten ſie den erſten beſten deutſchen Fürſten aus ihrer Mitte wählen, den er alſo mit Geld unterſtützen wolle, daß ihm niemals etwas zur Erhaltung der Kaiſerlichen Würde mangele.

Er brachte auf dieſe Weiſe den Kurfürſten von Trier auf ſeine Seite, wie hinterdrein die Rede auswies, die er vor den Kurfürſten zu Frankfurt hielt. Dem Kurfürſten Pfalzgrafen verſprach er jährlich zweimalhunderttauſend Kronen ſicher anzuweiſen, wenn er römiſcher König werde. Dem Kurfürſten von Sachſen und dem Markgrafen von Brandenburg bot er nicht weniger. Die Erzbiſchöfe von Mainz und Köln, die deſſen bedürftig waren, ſuchte er auch mit großen Summen zu beſtechen, und es ſollte ebenſo wenig einer der Räthe oder angeſehenen Leute unbeſchenkt bleiben, die die Sache fördern helfen.

Ueber alles dies, was König Karl verrathen ward, gerieth derſelbe in keine geringen Beſorgniſſe, die Kurfürſten müßten ſich verführen laſſen, ihren Zuſagen an Maximilian uneingedenk zu werden, und verſuchte er alles nur Erdenkliche zur Unterſtützung ſeiner Hoffnungen.

Das Zweckdienſtlichſte vor Allem ſchien ihm bei dem Handel, den Pfalzgrafen Friedrich wieder zum Freunde zu haben und zu Gnaden anzunehmen, der ſich mit den Kurfürſten ſehr wohl ſtand und von ihnen erlangen konnte, was er wollte. Er fertigte deshalb einen ſeiner getreueſten Diener an ihn ab, von dem er dafür hielt, daß er dem Pfalzgrafen angenehm genug ſei, ihn nach ſeinen Wünſchen zu bereden, und ſchrieb ihm einen eigenhändigen Brief, in dem er ihn ja nicht von ihm abzufallen bat und ihm ſagte: Friedrich ſolle überzeugt ſein, daß der König keinen Unwillen gegen ihn hege, und ihn ſeiner Gnaden in Zukunft mehr als früher genießen laſſen werde; und ſolle kein Geld ſchonen, ſondern auf vollſtändige Wiedererſtattung hin ſchenken und austheilen.

Der Herr von Chièvres gab ihm ſelbſt ſchriftlich zu verſtehen, daß, wenn er noch wie früher Vizekönig von Neapel werden wolle, König Karl es ihm jetzt mit aller Treue unter ſeiner eignen Bürgſchaft zuſichern wolle, und was der Verheißungen alle, wenn nur Karl Kaiſer würde, ſonſt noch waren.

Pfalzgraf Friedrich, der König Karl allzulieb hatte und dem Hauſe Oeſtreich aufrichtig zugethan war, nahm dieſe Sache nach beſtem Vermögen auf ſich und ermangelte bei den Kurfürſten ſo wenig wie bei ſeinem Bruder Ludwig fleißig darum anzuhalten. Als dieſelben aber zu Frankfurt angekommen waren und die Thore geſchloſſen worden, weil man während der Berathſchlagungen zur römiſchen Königswahl Niemand einließ, auf die Rede des Kurfürſten von Trier auch ſchon mehrere gegen Karl und vielmehr dafür geſtimmt waren, daß der Pfalzgraf Kurfürſt oder der Herzog von Sachſen die Königliche Würde annähmen; erfuhr dies nicht ſobald Pfalzgraf Friedrich, der ſich damals zu Höchſt, zwei Meilen von Frankfurt, nebſt anderen Bevollmächtigten aufhielt, die König Karl ihm zugeordnet hatte, als er ſich eines Handels unterfing, der faſt Leibes- und Lebensgefahren mit ſich führte. Er ſchlich ſich unter einer Verkleidung zu ſeinem Bruder und den anderen Kurfürſten in die Stadt Frankfurt ein und vermahnte, bat und flehte ſo lange, bis ſie Karl unter der Bedingung zum Kaiſer erwählten, daß der Pfalzgraf zuvor an deſſen Statt auf einige Artikel einen Eid ablegte, dem König Karl auch Folgendes billigte und mit ſeinem Eid beſtätigte: daß er nämlich den Kurfürſten ihre Freiheiten erhalten, ohne ihre Einwilligung keine neuen Zölle aufrichten, keinen römiſchen König neben ſich erwählen laſſen, auch nicht fremde Kriegsvölker nach Deutſchland bringen wolle, und was dergleichen mehr war.

Nachdem Karl von Spanien zum römiſchen Könige erwählt und in der Stiftskirche St. Bartholomäi öffentlich ausgerufen worden war, baten die Kurfürſten den Pfalzgrafen Friedrich, den Schluß der Wahl in ihrem Namen König Karl in Spanien anzukündigen und verordneten ihm zur Zehrung auf der Reiſe vierundzwanzigtauſend Goldgulden. Der Pfalzgraf nahm den Auftrag an und ſäumte nicht lange, ſondern machte ſich, mit dem Nöthigen zur Reiſe verſehen, über Lyon und Narbonne gen Barcelona auf den Weg, wo der König ſich aufhalten ſollte. Da er aber gewarnt ward, die Stadt zu meiden, in der die Peſt wäre, wandte er ſich nach dem Orte Molin del Rey, oder der Königsmühle, wohin König Karl mit ſeinem Hofe geflüchtet war.

Er ſprach hier Karl als römiſchen König und fünftigen Kaiſer an, und es ward ihm dafür, daß er ihm zu der Würde verholfen hatte, von ihm und ſeinem ganzen Hofe großer Dank geſagt und alle Ehren erwieſen. Man hielt auch öffentlich dafür, daß er bald als ein Licht am königlichen Hofe aufgehen und Vicekönig von Neapel werden würde und freute ſich, daß die Fremden nunmehr einen Schutzherrn beim Könige haben ſollten.

Der Pfalzgraf gerieth jedoch dadurch abermals in Mißgunſt, und es konnte auch der Herr von Chièvres ſeine vorige Unart nicht laſſen, indem er zu ihm ſprach: Ihr habt uns einen Schluß gebracht, lieber Pfalzgraf, der uns unſer gutes Geld koſtet, und wir würden es beſſer anders wohin gewendet haben. Euer deutſches Kaiſerthum iſt nichts mehr als der Name einer vergänglichen Ehre und was behält einer zuletzt davon, nachdem er unzählige Unkoſten und die größten Mühen darauf gewendet hat?

Hierauf antwortete Pfalzgraf Friedrich mit zornigerem und ſtolzerem Geſicht, als er es ſonſt in der Art hatte: Achtet ihr, mein Herr von Chièvres, das heilige römiſche Reich für ſo gar nichts, warum ſchriebt, erinnertet und batet ihr ſo viel, kein Geld zu ſchonen, bis man erlangt habe, wonach ihr ſo ſehnlich ſtrebtet, und was euch nun, nachdem es erlangt iſt, nicht mehr gut genug erſcheinen will? wenn euch, was ihr daran gewendet habt, gereut, ſo laßt uns getroſt den Namen der vergänglichen Ehre, wie ihr ſie nennt, wieder zukommen, und ich will bewirken, daß euch euer Geld mit Zinſen zurückerſtattet werde.

Auf dieſe Rede ward der Herr von Chièvres ſtumm und bedachte, daß er mit ſeinen Worten übel angekommen wäre. Er erinnerte ſich auch, daß König Karl in Kurzem werde nach Deutſchland reiſen müſſen, um die Kaiſerkrone zu empfangen und die Reichsſachen zu beſtellen, was er alles nicht ohne Pfalzgraf Friedrichs Rath, Hülfe und Zuthun zu verrichten im Stande ſei, und betrug ſich deshalb von Stunde an freundlicher gegen ihn, indem er ihm zu verſtehen gab, daß er beim Könige verbleiben und ihn auf ſeiner Reiſe nach Deutſchland begleiten ſolle.

Er gewann den Pfalzgrafen ſogar bei näherem Umgange lieb und ward ſein beſter Freund, dem er alles Böſe, was er ihm vorher zugefügt hatte und jetzt bereute, mit Gutem zu vergelten trachtete.

Im folgenden Jahre 1520 ordnete König Karl ſeine Angelegenheiten in Spanien und zog durch die Königreiche Aragonien und Kaſtilien nach Compoſtella, wo er dem heiligen Jakob ſeine Ehre anthat, und ſodann mit günſtigem Winde vom beltiſchen Vorgebirge nach England abſtieß, das er binnen wenigen Tagen erreichte.

Der König von England begegnete ihm bei ſeiner Ankunft mit den höchſten Ehren; er hielt ſich indeſſen nicht lange bei ihm auf, ſondern ſchiffte nach Flandern hinüber, von wannen er ſich, ſtattlich ausgerüſtet, nach Aachen begab, um ſich vor den allda verſammelten Kurfürſten und anderen Fürſten des Reichs zum Kaiſer krönen zu laſſen. Die Krönung ward mit den gewöhnlichen Gebräuchen um das Michaelisfeſt prächtig vollzogen, und Karl reiſte ſodann über Köln, den Rhein hinauf bis Worms, wo ein Reichstag angeſtellt war, der zwar nach der Verordnung der goldenen Bulle hätte zu Nürnberg gehalten werden ſollen, wegen der Entfernung dieſes Ortes von den Niederlanden aber dahin verlegt worden war. Dieſer Reichstag zu Worms begann am St. Katharinenfeſte und es waren die Reichsſtände darauf in großer Anzahl zugegen, weil ſie den neuen König und ſonderlich gern die ſpaniſche Pracht ſehen wollten. Pfalzgraf Friedrich nahm daran nur als ein Vormund Theil, ward aber von dem Könige oft zu Rathe gezogen und förderte deſſen Sachen, dieweil er mit im Fürſtenrathe ſaß, ſo gut es ihm ohne Verletzung der Reichspflicht möglich war.

Wie nun, nach deutſchem Brauche, die Sachen ziemlich langſam gingen, fand der Kurfürſt von Mainz, Markgraf Albrecht zu Brandenburg, der ihm nicht gönnte, daß er beim Könige ſowohl und, wie man zu ſagen pflegt, in hohen Gnaden ſtand, eine Gelegenheit, den Pfalzgrafen zu verläumden.

Er ging zum Könige und betheuerte ihm, der Pfalzgraf Friedrich hintertriebe alle ſeine Vorſchläge und brächte die Bewilligung der Stände zum Verzug. Der Herr von Chièvres verrieth dem Pfalzgrafen dieſe Einflüſterung und gab ihm den freundſchaftlichen Rath, ſich dagegen beim Könige zu verantworten, was derſelbe auch am beſten damit that, daß er dem Kaiſer den ganzen Geſchäftsgang des Reichstages auseinander ſetzte.

Zuerſt ſagte er, laſſen Seiner Majeſtät vorſchlagen, was berathen werden ſoll — und das ziehen von den Ständen erſtlich die Kurfürſten in ihrem beſondern Rathe in Erwägung, hernach die Fürſten und Prälaten, ſammt zweien aus dem Grafenſtande; und endlich halten die Reichsſtädte ihren Rath, denen aber nicht das Recht zuſteht, ihre Stimme abzugeben. Sobald ſich die Kurfürſten und anderen Fürſten genug berathen haben, theilen ſie es ſich untereinander mit und laſſen es in dem ſelten eintretenden Falle, daß ſie mit einander einig ſeien, vor die Städte kommen. Sie werden, wenn ſie etwas einzuwenden haben, gehört und die Fürſten ändern es, wenn es ihnen gefällig iſt; im anderen Falle müſſen es die Städte auch zufrieden ſein. Am Ende wird dieſes Alles Seiner Majeſtät vorgetragen, die es zu beſtätigen oder abzuſchlagen hat. So viele Weitläufigkeiten, Mühe und Hinderniſſe ſind vorhanden, ehe man zum Schluſſe kommt und es iſt noch immer ungerechnet, was für ein großer Zulauf dabei iſt und wieviele Zeit darüber hingeht, ehe alle Stimmen gefallen und zuſammen gebracht ſind, oder verglichen werden.

Unter ſo vielen Köpfen und Sinnen, ſchloß der Pfalzgraf ſeine Mittheilung, habe ich nur Eine Stimme und Ihre Majeſtät mögen ſelbſt urtheilen und nachforſchen laſſen, ob mir der von Mainz mit ſeiner Beſchuldigung Unrecht gethan hat. Der Kaiſer verſetzte gar ſanft und freundlich: So etwas zu glauben, und ſagten es auch Tauſende, ſei fern von ihm und er habe ſeinen guten Willen und Befliſſenheit, ihm zu dienen, erkannt. Er möge mit ſeinem beſten Verſtande dazu thun, daß die Sachen, an denen ſo viel gelegen, bald zum Schluſſe kämen.

Eine Zeit hernach ſprach der Pfalzgraf den von Mainz auch ſelbſt, als ſie bei einem andern Fürſten Abends zur Tafel zuſammen kamen und verwies es ihm mit großem Ernſte.

Der Kurfürſt verneinte es beinahe zitternd, und wollte dem Kaiſer auf ſeine Frage, warum die Sachen ſo langſam gingen, nichts anderes geſagt haben, als: Pfalzgraf Friedrich habe ein groß Anſehen im Fürſtenrathe und könne wohl dazu thun, ſie zu beſchleunigen. Der Pfalzgraf merkte wohl, daß er ſich ein andermal vor ihm hüten müſſe.

Der Herr von Chièvres hielt mittlerweile an der vertraulichen Freundſchaft, in die er mit dem Pfalzgrafen gerathen war, ſo feſt, daß dieſer einſah, er meine ſie nicht blos zum Scheine und könne ihm mit der Zeit zu den größten Würden helfen. Der leidige Tod, der ihm ſchon ſo vieles Uebel angethan, vereitelte ihm aber auch dieſe Wohlthaten, die nun erſt angehen ſollten und ließ den Herrn von Chièvres ſowohl wie ſeines Bruders Sohn, der Cardinal und Erzbiſchof von Toledo war, bald nach einander ſterben.

Wer war darüber betrübter als Pfalzgraf Friedrich, der durch dieſen Fall, der den Hof ſo ſehr veränderte, als ob der König ſelbſt geſtorben wäre, und neue Räthe, neue Anſchläge zu einem ganz neuen Zuſtande der Dinge nach ſich zog, mit einemmale in das Elend verſetzt zu ſein meinte.

Der Herr von Chièvres hatte ihm, wie ſchon geſagt, auf das Vicekönigthum in Neapel Vertröſtung gethan, und würde es ohne Zweifel gehalten haben, wenn er am Leben geblieben wäre. Nach ſeinem Tode aber hatten die ihm nicht gut waren, deſto mehr Spielraum beim Könige und widerſprach ihnen Niemand, wenn ſie vorgaben, daß es nicht rathſam ſei, einen deutſchen Fürſten zur Verwaltung eines ſolchen Königreichs gelangen zu laſſen, bei der er die geheimſten Anſchläge des Königs und ſeiner Reiche erfahre. Man thäte beſſer, ihn in Deutſchland zu laſſen, in deſſen Händeln er geübt ſei, wohingegen er in dem Neapolitaniſchen erſt mit Schaden werde lernen müſſen, und man habe ſich auch zu befahren, daß er, als ein frommer und leutſeliger Herr, nicht lange leben und ſich vor den heimlichen Nachſtellungen, Betrug und Giſt der Italiener werde hüten können.

Dies Alles kam nicht allein dem Kaiſer Karl glaubwürdig vor, ſondern bewog den Pfalzgrafen ſelbſt, ſein Verlangen, beſonders aus dem Grunde nicht mehr ſo eifrig, wie früher, darauf zu ſetzen, weil die Heirath mit der Tochter eines überaus reichen Herrn, unter deſſen Anführung das Königreich Neapel an die Könige von Aragonien gekommen und die ihm der Herr von Chièvres hatte vor ſeiner Liebe zu Fräulein Leonoren zu Wege bringen wollen, nicht ins Werk zu ſetzen geweſen war. Wenn es dazu kommen können, hätte der Pfalzgraf nicht allein großen Reichthum, ſondern auch ein Anſehn bei den Neapolitanern und der großen Herren Gunſt erlangt, und würde er der Herrſchaft über das Königreich nicht übel haben vorſtehen können.

So ging man mit einer anderen Ehre oder Wohlthat um, die dem Kaiſer nichts koſte und durch die man dem Pfalzgrafen Dankbarkeit bethätige. Einem alten Herkommen gemäß, iſt der Kurfürſt Pfalzgraf zugleich dergeſtalt der Verweſer des Reichs, daß er, wenn ein Kaiſer ſtirbt, alle Verwaltung am Rhein, in Schwaben und an allen Orten und Enden hat, wo das Fränkiſche Recht gilt. Desgleichen gebührt ihm alle Machtvollkommenheit des Reiches in dem Falle, daß ein römiſcher König oder Kaiſer die Alpen oder Pyrenäen überſteigt und ſich außerhalb der Grenzen Deutſchlands aufhält. Es war wohl gewiß, daß Kaiſer Karl, um ſeiner vielen Königreiche willen, nicht lange Zeit in Deutſchland bleiben, ſondern wieder nach Spanien und Italien reiſen mußte. Daß man aber dem Pfalzgrafen Kurfürſten darum eine ſolche Gewalt einräumen und dem Kaiſer entziehen, wollte den Meiſten nicht gefallen und es trug der Pfalzgraf Kurfürſt danach ſelbſt kein Verlangen, da er weit lieber baute und ſich ſchöne Pferde hielt.

Man beſchloß alſo, eine kaiſerliche Verwaltung mit einem Statthalter einzuſetzen, vor welchem die Reichsſachen in Abweſenheit des Kaiſers erörtert würden und es bezweifelte Niemand, daß eine ſolche Ehre dem Pfalzgrafen Friedrich deſto eher gegönnt und gegeben werde, als der Kaiſer es billigte und wünſchte. Nichts deſtoweniger ward, als es dazu kam, des Kaiſers Bruder, Ferdinand, mit eingeſchoben, dem in der väterlichen Erb- und Landestheilung Oeſterreich zugefallen und der damals zugegen war, um die Huldigung ſeiner Unterthanen anzunehmen. Viele Fürſten hielten es auch für billig, daß er die Stelle ſeines Bruders verträte und Statthalter des Reiches würde: da er aber noch zu jung und in der deutſchen Sprache unerfahren, auch ein Herr über Länder war, die täglich von den Türken überfallen wurden, verſuchte man ſich dahin zu einigen, daß Erzherzog Ferdinand zwar den Namen eines kaiſerlichen Statthalters führe, Pfalzgraf Friedrich aber demnächſt Ferdinands Statthalter ſei. Der Pfalzgraf weigerte ſich deſſen auf das Eifrigſte und ſetzte am Ende ſo viel durch, daß beide einen und denſelben Titel führen und dem kaiſerlichen Regimente vorſtehen ſollten.

Dem Kurfürſten Pfalzgrafen ward ein Revers ausgeſtellt, daß dieſes Vornehmen ihn und ſeine Nachkommen nicht benachtheilige oder ſeine Vikariatsrechte verkleinere und dem Pfalzgrafen Friedrich wurden vierzigtauſend Gulden verheißen, die ihm Don Raimund von Cardona, der neu ernannte Vicekönig von Neapel, auszuzahlen hatte, der dieſer Verpflichtung indeſſen nur ein langſames und böswilliges Genüge that.

So bald dieſe Angelegenheit zu Stande gebracht und der Reichstag zu Worms beendigt war, mußte Kaiſer

Karl nach den Niederlanden eilen, wo ihn der König von Frankreich mit Krieg überzog. Derſelbe währte lange Zeit, und nachdem das Städtchen Mezières an der Maas von vielem kaiſerlichen Volke vergebens belagert und geſtürmt worden war, weil ſich die Franzoſen darin tapfer wehrten, zog er ſich nach Italien, wo er mit großem Ernſte geführt ward.

Pfalzgraf Friedrich begab ſich nach Nürnberg, in welchem Orte das kaiſerliche Regiment ſeine Reſidenz haben ſollte und ſtund ihm mit Fleiß und hohem Anſehen vor, wiewohl er ſich daneben auch freundlich genug bezeigte, um von Jedermann geliebt und geehrt zu werden und die Leutſeligkeit ſogar ſo weit trieb, daß er nicht einmal den weiblichen Verführungen widerſtand.

Die Nürnberger ſind darin ſowohl erfahren und geübt, daß ſie würden Felſen bewegen können, und er ward von ihnen bald zum Mittags-, bald zum Abendeſſen, zum Tanze, wie zu anderen Erluſtigungen eingeladen, die die Nürnberger Mädchen und Frauen, ohne Arbeit und im Ueberfluſſe lebend, artig genug zu erdenken wiſſen.

Es kamen auch zuweilen einige Frauen mit ſchönen Jungfrauen unter dem Vorgeben nach ſeiner Wohnung, etwas aus ſeiner Küche zu koſten, deren Speiſen ſchmackhafter als für irgend einen andern Fürſten zubereitet würden, und dankten Gott laut, daß er einen ſolchen Fürſten in ihrer Stadt Hof halten laſſe, die ſeither wie in einem Schlafe gelegen und ſich nur kaufmänniſchen Wuchers befliſſen habe, anſtatt daß ſie jetzt durch ſeine Gegenwart aufgewacht ſei und anfange, fröhlich zu werden.

Sobald die Faſtnachttage nahten, an denen es jedem freiſtand, zu Kurzweil zuſammen zu kommen oder Tänze zu halten, redete man ihm vor, wie große Gunſt er ſich bei Jedermann erwecken würde, wenn er ſich, obſchon nicht gebeten, ebenfalls bei einer Mummerei einfände, und ſchmeichelte ihm mit ſo viel glatten Worten, daß er ſein Gemüth fortan allen wichtigen Gedanken entzog und ſich, wie Hannibal in Capua, den Wollüſten ergab. Es ging darüber bei der Theurung, die in Nürnberg herrſcht, ein Großes auf, denn obwohl dieſe Stadt an nichts Mangel hat, muß man doch, da ſie in einer magern, ſandigen Gegend liegt, alle Lebensmittel, die je koſtbarer, deſto angenehmer werden, theueren Kaufes von weit her kommen laſſen.

Pfalzgraf Friedrich ließ ſich dazu auch kein Geld reuen und war jederzeit gaſtfreier als ſeine Güter es vertrugen. Er fing an, in Schulden zu gerathen und es ward ihm von den Bürgern, die ohnedies dem Wucher ergeben ſind, liederlicherweiſe gegen Bürgſchaft und Verpfändung ſeiner Landeseinkünfte geliehen. Zu dieſem Uebel kam überdies, daß er inmitten ſeiner Freude, ſo wie er wähnte, von Anderen geliebt zu werden, unverſehens ſelbſt von dem Pfeil der Liebe zu einer ſchönen Jungfrau verwundet ward, und es ſteht mir nicht zu, zu ſagen, wie viel ſie ihm gekoſtet hat, ehe ſie ſich ihm ergab, was für Bankete er bei Tag und Nacht gehalten, was er ihr hat ſchenken und daneben dem und jenem geben müſſen.

Um das neue Jahr 1522 kam auch der Kurfürſt, Pfalzgraf Ludwig, nach Nürnberg, um, der kaiſerlichen Verordnung nach, dem Regimente drei Monat beizuwohnen und hatte jetzt zwar keine Gemahlin, da er dieſelbe, die Schweſter der Herzoge zu Baiern, Wilhelm und Ludwig, das Jahr zuvor durch den Tod verloren, ward aber durch die Verführungen ebenfalls dahin gebracht, ſo große Summen auszugeben, daß die Brüder gleichſam mit einander an Verſchwendung wetteiferten.

Die auf alles abgerichteten klugen Nürnberger ſahen dies ziemlich gern, weil ſie ſchon zum Voraus wußten, wie es ablaufen werde und daß mit den Fürſten, wenn es an Geld mangele, wegen einiger Städte und Schlöſſer gut handeln ſei, derenthalb ſie mit einander in Streit waren, und die die Nürnberger, als Verbündete des Kaiſers Maximilian, im letzteren Kriege den Pfalzgrafen, die ſie zurückforderten, abgenommen hatten.

Der Pfalzgraf Kurfürſt hatte einen in den Rechten wohlerfahrnen Kanzler, Namens Florentin von Venningen und hielt auch den Landgrafen Johann von Leuchtenberg in hohem Anſehen, der unlängſt mit ihm ausgeſöhnt worden und ſich ſehr dienſtfertig anſtellte, wenn er gleich daneben äußerſt geizig war. Des Pfalzgrafen Friedrich Kanzler, Doctor Johann Fuchsſtein, war ein Mann von vielen Fähigkeiten und hatte nur ein ſo verderbt Gemüth, als der öffentlichen Wohlfahrt zuweilen großen Schaden bringt. Bei demſelben war Recht und Gerechtigkeit für Geld zu haben und er drehte ſie nach ſeinem Vortheil, wie er ſie haben wollte. Auch ſtand er in nicht minder üblem Rufe wegen Unzucht und Ehebruchs und ward gleichwohl von dem Fürſten werth gehalten, weil er die Laſter ſo meiſterlich mit der Zunge zu vertreten wußte, daß ſich ihrer Viele betrügen ließen und ihn für einen ehrlicheren Mann hielten, als er war.

Zu dieſen Männern verfügten ſich einige vom Nürnberger Rathe Abgeordnete, die mit abſonderlichen Worten bei ihnen anbrachten, wie viel die Nürnberger von dem Pfalzgrafen hielten und wie ſie nichts ſo ſehr begehrten, als mit ihnen darüber, ſelbſt zu ihrem Schaden, einig zu werden, was bisher eine Streitſache zwiſchen ihnen geweſen ſei. Sie möchten ſich ſo gern in Worten und Werken als gute Nachbarn bezeigen und erwarteten auch von ihnen, zum Nutzen und Frommen ihrer beiderſeitigen Unterthanen, nichts Anderes. In dieſer Sache könnten ſie als Betraute der Pfalzgrafen viel ausrichten und ſollten, wenn es geſchehe, nicht bezweifeln, daß die Stadt Nürnberg ſich mit einer ſtattlichen Verehrung dankbar erweiſen werde.

Die Herren ſpitzten zu dem Vorſchlage, den ſie ſich wohl gefallen ließen, die Ohren und wanderten, nachdem ſie ſich unter einander verglichen hatten, mit der Erklärung vor beide Fürſten, daß ſie ihnen, vorerſt außer Beiſein der anderen Räthe, einen wichtigen Handel zu entdecken hätten. —

Es iſt eben nicht zu bezweifeln, durchlauchtigſte Fürſten, ſagten ſie, daß euch jetzt eine beſondere Schikkung Gottes hat in dieſer Stadt zuſammen kommen laſſen, die ihr euch mit eurer Gegenwart ſo ſehr verpflichtet. Es iſt keiner von der Obrigkeit, kein Bürger, kein Weib, kein Kind, das euch nicht faſt bis zur Anbetung hoch hielte und liebte und wenn ihr zum Theile das gemeine Volk hören ſolltet, wie es von euch ſpricht, ihr würdet euch darüber wundern. Ihr habt keinen Freund, keinen Fürſten, keine Stadt in der Nähe, die nöthigenfalls ſo viel für euch thäte als die unter allen deutſchen Städten an Gütern, Menſchen und Weisheit vornehmſte Stadt Nürnberg. Wir ertheilen euch deshalb, unſerer Pflicht getreu, den Rath, daß ihr nicht unterlaſſet, euch die Stadt je mehr und mehr zu verbinden und ſagen euch, wie ihr dazu ein Mittel in Händen habt, was, unſerem Bedünken nach, eben ſo gelegen iſt auch euch wohlzuthun. Ihr ſeid zu den täglichen Ausgaben je länger je mehr einer großen Geldſumme bedürftig, da ein Reichstag nach dieſer Stadt ausgeſchrieben iſt und ihr dann binnen eines halben Jahres Friſt wieder nach Hauſe kommt. Es werden dazu viele Fürſten erſcheinen, um derer willen ihr euch, nach eurem Brauche, werdet prächtiger und ſtattlicher halten wollen. In eurer Schatzkammer iſt zur Zeit gar nichts vorhanden, und um es auf wucheriſchen Zins aufzunehmen, ſeid ihr nicht nur ſchon zu ſehr damit beſchwert, ſondern begreifen wir auch nicht, woher ihr die Wiedererſtattung nehmen wolltet. Es wäre alſo rathſamer, man verkaufte zu Zeiten ein Städtlein oder Stück Landes, als daß man mit hohen Schulden überladen bliebe, die ſelten abnehmen und ebenſo von Tag zu Tage anwachſen, als die Raupe, die den Stengel frißt, zuletzt alles, was damit zuſammenhängt, benagt und hinterſchluckt. Es wären deſſen als Beiſpiel unzählige Fürſten und, wollte Gott! nicht auch dereinſt ihr angeführt werden. Wir ſagen dies nicht, um euch zu rathen, daß ihr von euren eignen Land und Leuten losſchlagt; ſondern wollen euch ſonſt aus dieſen Nöthen helfen und haben bedacht, ein wie nützliches Werk es wäre, wenn man ſich bei der Gelegenheit mit den Nürnbergern wegen der Städte zu vergleichen ſuchte, diß ſie eurem Herrn Vater im vorigen Kriege weggenommen haben. Wir hegen nicht die mindeſten Zweifel, daß dieſelben, ſo wie jetzt geſinnt, entweder Einiges davon wiedergeben, oder eine große Summe Geld dafür erlegen werden. Bei ſo geſtalteten Sachen haben ſie Alles in Händen und nutzen es allein.

Es bedurfte unter ſolchen Umſtänden nicht gar lange Zeit, um die geldbedürftigen Fürſten dem Vorſchlage geneigt zu machen und ſie gaben dem Kanzler von Benningen Vollmacht, zur That zu ſchreiten und die Nürnberger, gleichwie erſt für ſich, in der Sache anzugehen.

Der Kanzler war nicht faul, ſondern that, was ihm befohlen war und die Nürnberger bewilligten gern, was ſie ſelbſt zuerſt gewünſcht hatten, indem die Unterhandlungen zu dem Schluſſe führten: daß die Nürnberger zuvörderſt dem Pfalzgrafen Friedrich das auf einem hohen Berge unweit Neumarkt gelegene Schloß Hinſiberg mit dem Männer- und Jungfrauen-Kloſter, das der Gnadenberg genannt wird, wieder einräumen und den Fürſten zwei und dreißig tauſend Gulden baar auszahlen ſollten; wofür dieſe ſich zu ewigen Zeiten aller Rechte und Anſprüche auf die ihnen abgenommenen Oerter, die der feinen Städtchen Lauffen, Altdorff und Heersbrugk mit einigen Schlöſſern und vielen Dörfern, begaben. Die drei Perſonen, die dies hatten zu Wege bringen helfen, trugen ſtattliche Verehrungen davon.

Es fällt mir darüber ein, wie gut und nützlich doch vor Zeiten von den deutſchen Fürſten verordnet war, daß keiner derer, die ihre getreuen Diener ſein wollten, ſonderlich die hohe Aemter bekleideten, andere als zur Speiſe dienliche Geſchenke und auch ſolche nur zu Zeiten, damit ſie nicht verführt würden, annehmen durften. Wenn dies bis auf unſere Zeit gehalten worden wäre, hätte der Vertrag nicht ſtattgehabt und würden die Nürnberger, wie hernach in Erfahrung gebracht worden iſt, die Städte den Pfalzgrafen lieber wieder gegeben haben, als in Ungnade geblieben ſein; zumal da ſie mit ihrem Nachbar, dem Markgrafen von Brandenburg, mit dem ſie faſt immer in Hader lagen, eben ſo übel wie ſchon vorher mit dem Biſchof zu Bamberg wegen veränderter Kirchengebräuche ſtanden.

Ich werde vielleicht noch einmal darthun, wieviel aus dem Grunde, daß man den Räthen ordnungswidrig zugelaſſen hat, Geſchenke anzunehmen, von der Pfalz weggekommen iſt. Genug, das Geld ward zu Nürnberg erlegt und verthan und die Stadt behielt die Güter bis auf den heutigen Tag, derweil die Pfalzgrafen das Zuſehen haben.

Im Verlaufe dieſer Angelegenheiten hatte der Reichstag ſeinen Anfang genommen, zu dem der Erzherzog Ferdinand von Oeſterreich, der Bruder Kaiſer Karls, ſich eingefunden, und demſelben wich der Pfalzgraf Friedrich inſofern, als er ſich jedesmal, wenn Ferdinand die oberſte Stelle einnahm, nach dem fünf Stunden Wegs von Nürnberg gelegnen Neumarkt begab, damit kein Streit wegen des Vorſitzens an des Kaiſers Statt entſtände, die jeder von ihnen mit gleichem Rechte behaupten konnte.

Es kam dahin auch das heilige Weib Iſabella, die Schweſter Kaiſer Karls und Erzherzog Ferdinands, die ihrem Manne, dem geweſenen Könige Chriſtiern von Dänemark und Schweden, der von dem Bruder ſeines Vaters, dem Herzoge Friedrich von Holſtein, ſeiner Länder und Güter beraubt war, und von dem ſie nicht laſſen wollte, in das Elend nachzog.

Sie ſuchte hier bei ihrem Bruder, dem Erzherzoge Ferdinand, deſſen Vermögen zu klein dazu war, vergebens Hülfe und begab ſich, als ſie einſah, daß auch von den Reichsſtänden nichts zu erhalten war, nach den Niederlanden, wo ſie, wie man dafür hält, aus Traurigkeit zu Gent ſtarb und in dem Kloſter St. Peter ſtattlich begraben ward. —

Pfalzgraf Friedrich verkehrte zu Nürnberg mit dieſer Königin, ohne daß er ahnete, er werde mit der Zeit ihre älteſte Tochter zur Gemahlin erhalten, und fand ſeine größte Ergötzlichkeit in dem Liebesumgange mit Nürnberger Jungfrauen. Da er auch noch eben ſo wenig Leonoren vergeſſen hatte, von deren Gemahl, dem Könige von Portugal, ſich zu der Zeit das Gerücht ſeines Todes verbreitete, beſtärkten ihn manche Leute und vorab der Cardinal von Lüttich in der Meinung, daß es Gottes Schickung ſei, ihm in Leonoren, der ihr Bruder nicht viel mitgegeben, keine arme, ſondern eine mit königlicher Ausſteuer verſehene Gemahlin zuzuführen und daß nun, wo man mit ihr nicht mehr ſo hoch wie früher als Jungfrau hinaus könne, bald alles richtig werden dürfe.

Leonore habe ihren Brüdern einmal gefolgt und einen alten ungeſtalteten Herrn zur Ehe genommen. Dafür ſtehe es ihr jetzt wohl frei, zu heirathen, wen ſie wolle und würde ſie unzweifelhaft den Pfalzgrafen Friedrich wählen, den ſie ſo inbrünſtig geliebt habe, daß ihre Glut gewiß noch nicht erloſchen ſei.

Alles dies und mehr dergleichen entzündete in Friedrichs Bruſt ſein noch fortglimmendes früheres Verlangen nach Leonoren wieder und brachte ihn zu dem Entſchluſſe, zu Erforſchung ihres Gemüthes eine Botſchaft an ſie abzuſenden.

Da er keinen Secretair hatte, der der franzöſiſchen Sprache mächtig war, belangte er dieſerhalb den vortrefflichen Mann Tetanias Friſius zu ſich, der beider Rechte Doktor und des kaiſerlichen Kammergerichts Beiſitzer war, und bat ihn, ihm in dieſer Sache einige Schreiben franzöſiſch zu verfertigen. Deſſen Antwort war, er könne zwar franzöſiſch reden, aber nicht ſchreiben. Er habe jedoch einen Diener, Hubertus Thomas aus Lüttich, gehabt, der ſich die ſieben Jahre, daß das Kammergericht zu Worms geweſen, treu und fleißig bei ihm gehalten. Derſelbe habe ein Weib genommen, ſei in das andere Jahr Kanzleiſchreiber bei ſeinem Bruder dem Pfalzgrafen Kurfürſten, und könne thun, was er von ihm begehre.

Hierauf begab ſich Pfalzgraf Friedrich zu ſeinem Bruder und erlangte von ihm, daß ich verſchrieben ward.

Ich eilte ſtracks nach Nürnberg und hinterließ mein Weib im härteſten und kälteſten Winter, im Kindbett, unter lauter Unbekannten, ohne was ſie die zwei Jahre her in der Nachbarſchaft für Bekanntſchaften gemacht hatte, und mit einem Dienſtmädchen von kaum zwölf Jahren. Sie war eben einer Tochter geneſen, welche Anna Camilla hieß und hatte auch einen Sohn, Adrian Pallantes, nur eines Jahres alt, den die Großmutter, ein Weib, das Alters halb nicht mehr fort konnte, an der Hand führte. Wir wohnten in einem kleinen Häuschen zu Heidelberg, in der Leiergaſſe, mit geringem Vermögen, wie es damals meine Gelegenheit gab, jedoch ſauber und reinlich und es ging dabei fröhlicher als jetzt zu. An Gelde hinterließ ich ſo viel, daß mein Häuſlein kaum genug daran hatte, ſich zu behelfen, bis ich wieder käme, und ich zog traurig von dannen, wiewohl ich immer gutes Muthes ſein konnte, weil es in meinem Berufe war und wenn ich von derſelben Zeit an in viel Mühe, Sorge und Bekümmerniß geſteckt worden bin, hat mich doch Gott bis gegenwärtig, wo ich dieſes ſchreibe, erhalten und wird mich auch ferner, ſo lange es ſein heiliger Wille iſt, erhalten.

Als ich zu Nürnberg ankam, waren gerade die Faſtnachttage, an denen der Rath, den anweſenden Fürſten zur Luſt, dem gemeinen Volk erlaubt hatte, ihres Gefallens auf den Gaſſen umher zu ſchwärmen. Man konnte ſehen, wie die Fleiſchhauer, Gerber, Würzkrämer, Köche und andere Handwerksleute, in ſeidenen Kleidern und mit güldenen Ketten behängt, öffentlich umhergingen, Tänze hielten, ſangen, ſprangen, Gaſtereien anſtellten und mancherlei wunderbare Händel erdachten und vornahmen, um die Fürſten fröhlich zu machen, die doch nicht merkten, daß dieſelben mit dieſen Griffen ihr Geld an ſich brachten, und ſie alles deſto theurer kaufen mußten, je herrlicher und prächtiger ſie ſich mit den Ihrigen hielten.

Sobald mich der Fürſt anſichtig ward, bot er mir die Hand, hieß mich willkommen und ſagte, er wolle über etliche Tage meines Dienſtes brauchen und mich wieder fordern laſſen, wenn es nöthig wäre; bis dahin ſolle ich bei ihm oder ſeinem Bruder guter Dinge ſein.

Nach einigen Tagen ward mir die Sache vertraut und verfertigte ich mein Schreiben, das aber umſonſt nach Spanien an Leonoren verſchickt ward, weil ſie lieber den König Franz von Frankreich, nachdem er zu Pavia war gefangen worden, zur Ehe nahm, um ſich nach wie vor eine Königin nennen zu laſſen, als zu dem Pfälziſchen und Baieriſchen Titel hinabzuſteigen. Ich werde weiter unten mit Mehrerem erzählen, wie dieſe Heirath abgelaufen iſt.

Fünftes Buch.

1522—1526.

Das Jahr 1522 brachte nicht allein dem Pfalzgrafen Friedrich, ſondern dem ganzen deutſchen Lande Unruhe. Im Wasgau, einem Berge und Strich Landes, der die Pfalz vom Herzogthume Lothringen ſcheidet, lebte ein vornehmer und reicher Edelmann, der auch bei dem anderen Adel großen Anhang hatte, voller Muth war und, wenn er ſich darein zu ſchicken gewußt hätte, ein ſonderliches Glück beſaß, Namens Franz von Sickingen.

Er hatte ſchon mit der Stadt Worms, dem Herzoge von Lothringen, der Stadt Metz und dem Landgrafen von Heſſen zu thun gehabt, und es war ihm geglückt, daß ſie ſich nach ſeinem Gefallen fügen müſſen. Er war nur, wie es wohl zu geſchehen pflegt, dadurch ſo hochmüthig geworden, daß er ſich wegen eines glücklichen Fortganges zu viel zutraute und den Schmeichlern, die ihn auf höhere Dinge vertröſteten, mehr als gut war, glaubte. Er unterfing ſich alſo auch dem Kurfürſten von Trier den Krieg anzukündigen und zog mit geſammeltem Volke nahe zu der Stadt, die er belagerte und zu bezwingen ſuchte. Er hätte in ſeiner Abſicht auch etwas ausrichten dürfen, wenn nicht der Pfalzgraf Kurfürſt, der vorher ſah, wo hinaus der Adel wollte, etliches ſchon in Bereitſchaft gehaltene Volk dem Erzbiſchofe zu Hülfe geſchickt hätte, der von Natur langſam war und nicht eher glauben wollte, daß Franz von Sickingen etwas wider ihn vorhabe, bis er ſah, wie bereits einige Städtchen eingenommen waren und Trier belagert wurde.

Sobald dann auch vom Landgrafen Hülfe gekommen war, ward der von Trier muthiger, begab ſich in die Stadt und verſuchte einen Ausfall wider den Feind zu thun.

Derſelbe merkte, was geſchehe, brach die Belagerung ab und eilte zu den Seinigen zurück. Darum wollten aber die drei Fürſten nicht vom Kriege laſſen, ſondern berathſchlagten, wie ſie ihn mit vereintem Volke weiter führten und Franz zum Gehorſam brächten.

Dies würde auch ohne Aufenthalt geſchehen ſein, wenn nicht ſeine unbezwinglich ſtarken Schlöſſer geweſen wären, um deretwillen ſie es bis zum nächſtfolgenden Jahre verſchoben. Sie beſchloſſen allein Cronberg, unweit Frankfurt, anzugreifen, das ſie zur Uebergabe zwangen und zogen mit ihren Kriegsvölkern heim.

Ich habe nicht mehr als ſo viel im Allgemeinen von dem Kriege ſagen wollen, über den ich ein beſonderes Buch geſchrieben, da es hier nur mein Vorhaben iſt, vom Pfalzgrafen Friedrich zu erzählen. Wie derſelbe die Läſſigkeit derer, die ihm im Regimente beigegeben waren, dem Beginnen Franzens von Sickingen zu wehren, und ſie es zum Theil öffentlich mit ihm hielten, ſah, auch bedachte, daß die großen Koſten ſeines Aufenthaltes in einer ſo herrlichen Stadt durch die ihm vom Reiche bewilligte Beſoldung nicht zu decken ſeien, gab er ſeine Beſtallung als kaiſerlicher Statthalter auf und wandte ſich wieder nach Neumarkt, allda ſeinem eignen Thun bis zum nächſten Jahre 1523 vorzuſtehen, mit deſſen Frühlinge die drei verbundenen Fürſten, der Pfalzgraf Kurfürſt, der Erzbiſchof von Trier und der Landgraf von Heſſen den Krieg erneuten, den ſie den Winter hindurch nur mit Streifereien und Ueberfällen hatten führen können. Pfalzgraf Friedrich ſchickte ſeinem Bruder einige Reiter und blieb ſelbſt zu Hauſe, um die alte Pfalz im Nordgau vor den Feinden, inſonders dem fränkiſchen Adel zu ſchützen, von dem es hieß, er werde wegen Franz von Sickingen etwas Großes unternehmen.

Er hatte hier bevor ſeinen Kanzler Johann Fuchsſteiner zum Regimentsbeiſitzer gemacht und derſelbe nahm ſich als Einer vom Adel, wie er ſich achtete, deſſen, wofür Franz von Sickingen den Krieg begonnen hatte, dergeſtalt an, daß er ſich auf vielerlei verſchlagenen Wegen bemühte, den Pfalzgrafen Friedrich auf ihre Seite zu bringen. Da dem Pfalzgrafen der Handel nicht gefallen wollte, begann er ihm untreu zu werden, und zumal in Vormundſchaftsſachen der jungen Herren zu rathen, was nicht recht war, und weſſen er hernach den Pfalzgrafen, als käme es von ihm, gegen ſie beſchuldigte.

Als der Pfalzgraf dies vernommen hatte, beſchied er ihn vor ſich und verwies ihm ſeine Lügen, die er aber aus Frechheit in der Meinung, der von Sickingen behielte gegen die Fürſten die Oberhand, nicht eingeſtund. Darüber ward Pfalzgraf Friedrich ſo ſchellig, daß er ihn gefangen gen Amberg führen und in einen Thurm beim Schloſſe werfen ließ, der noch heutiges Tages der Fuchsſteiner heißt, und in dem er ſo lange blieb, bis er den Betrug bekannte und auf die Fürbitten ſeiner Freunde mit ſeiner Freiheit begnadigt wurde.

Vier Tage nach ſeiner Loslaſſung kamen vom Pfalzgrafen Kurfürſten Schreiben mit der Nachricht an, daß der von Sickingen von einem Schuß aus einem groben Stücke todt geblieben und ſeine Schlöſſer eingenommen und in der Fürſtenhände geliefert ſeien. Allda hätte man Briefe von des Fuchsſteiner eigner Hand an Franz gefunden, in denen er ihn ermahne, getroſt zu ſein, das ganze kaiſerliche Regiment wolle ihm wohl, und es komme die Zeit, daß durch ſein Vornehmen die Hoffart der Fürſten gedämpft und der ihnen zu Häupten gewachſene deutſche Adel ſeines unerträglichen Joches erledigt werde.

Der Kurfürſt bat demnach ſeinen Bruder, ihn nicht los zu geben, damit Urtheil und Recht über ihn geſprochen und er nach Verdienſt beſtraft werde. Er war aber bereits, im Bewußtſein dieſes Handels von Pfalzgraf Friedrichs Gebiet entronnen und hatte ſich an einem ſicheren Orte des Auslandes niedergelaſſen, wo er lange Zeit darauf, als er gegen andere und ſelbſt gegen ſein eigenes Weib ſo übel, als es nicht zu ſagen ſteht, gehandelt hatte, in Armuth und Elend ſtarb. Im Jahre 1524 ward zu Nürnberg ein Reichstag gehalten, auf dem Pfalzgraf Friedrich als Vormund der unmündigen Herren erſchien.

Es kamen auch die drei vereinigten Fürſten dahin, um Rechenſchaft wegen des Krieges gegen Franz von Sickingen abzulegen und beſchwerten ſich heftig über das Regiment, daß es ſein Anſehen nicht gebraucht und ſeinem Amte genügt, ſondern dem von Sickingen zuviel nachgeſehen habe.

Es wurden auch Einige aus ihm entfernt und am Ende der Beſchluß gefaßt, daß ſich ſowohl das kaiſerliche Regiment als das Reichskammergericht, wie es geſchah, nach Eßlingen begebe. Zu dieſem Reichstage kamen nach Nürnberg die beiden Herzöge Wilhelm und Ludwig von Baiern, die ſchon damals im Sinne hatten, die kaiſerliche Würde an ſich zu bringen und dem Hauſe Oeſtreich zu entziehen, und unter ihren Räthen war einer von Adel Dr. Eck, ein auf alle Sättel abgerichteter Mann, der nur darauf dachte, wie er ſeinen Herren, beſonders dem Herzoge Wilhelm, der von hohem Geiſte war, dereinſt einen gewünſchten Weg finde. Eines Tages hatte er die Fürſten überredet um ſeiner Abſichten willen, den Kurfürſten und ſeinen Bruder Friedrich zu Mittag einzuladen und ſprach er über Tiſche ein langes und breites von dem Alterthume und der Hoheit des Pfälziſchen Geſchlechts, deſſen Unglück von der nämlichen Zeit an entſtanden ſei, als Pfalzgraf Rudolph bei der Kaiſerwahl ſeine Stimme lieber dem Herzoge Friedrich von Oeſtreich als ſeinem Bruder Herzog Ludwig geben wollen, und alſo das vorher geringe öſtereichiſche Geſchlecht zu Anſehen und Vermögen erhoben habe. Er erwähnte auch, wie noch neulich zu hoffen geweſen ſei, man werde die Kaiſerwürde dem Kurfürſten Ludwig zufallen ſehen; es habe aber leider verlautet, daß Seine Gnaden ſie ſtandhaft von ſich abgelehnt. Was dem Reiche und den Pfalzgrafen aus der erfolgten Wahl eines Kaiſers für Nutzen erwachſe, der ſich niemals lange dieſſeit des Gebirges aufzuhalten im Stande ſei, gehe aus dem Kriege mit Franz von Sickingen hervor und habe der Kanzler Florentin von Benningen noch vor wenigen Tagen in einer Rede den Ständen kund gethan. Aus Nachläſſigkeit ſei es dahin gekommen, daß der Kaiſer des deutſchen Landes und Reiches Sachen durch Ausländer und unſerer Sprache unerfahrene Perſonen verrichten laſſe, und ſeine Unterthanen nöthige, ſich durch Dolmetſcher mit ihm zu verſtändigen, oder ihre Heimlichkeiten Unwürdigen, blos weil ſie der Sprache kundig, zu vertrauen.

Alſo mögen die Pfalzgrafen bei Zeiten auf Rath bedacht ſein und was ſeither durch Unfrieden verdorben worden, fortan durch Eintracht wieder einzubringen ſuchen. Ja, ſo beſchloß er ſeine Worte, laßt die Namen zwar verſchieden bleiben, aber nur Ein Baieriſch und Pfälziſch Haus, gleich wie Ein Herz und Gemüth ſein, und es wird mit euch allen in Zukunft keine Noth haben.

Es war danach Niemand, der nicht ſeine Ermahnung zur Freundſchaft zwiſchen den beiden Häuſern gebilligt hätte und was ihnen aus deren Gegentheile für Schaden erwachſen, daran hatte wenigſtens die pfälziſche Seite keine Schuld.

Der Kurfürſt vertheidigte nur die Handlungsweiſe des Pfalzgrafen Rudolph, dem ſein Vater Urban der vergänglichen Herrlichkeit der Kur nicht viel von den Erblanden zugelegt habe und meinte, die Pfalz ſei damals ſchlechten und geringen Vermögens geweſen und wenn ſie durch die Pfalzgrafen neuerdings verbeſſert worden, wiſſe man wohl, was ihm der nächſte baieriſche Krieg wieder entzogen habe, zu dem der Vater der Herzöge den Anfang gemacht.

Damit der vom Wein Erhitzte nicht ſo zu reden fortführe, fiel ihm Herzog Wilhelm in das Wort und ſagte: Sie wollten ihre Vorfahren nicht mehr deſſen anſchuldigen, was die Zeiten mit ſich gebracht, und an ihnen nur lernen, die alten Schäden einzubringen. Er und ſein Bruder ſeien in allen Dingen bereit, ihr Leben für die Pfalzgrafen einzuſetzen und dieſelben ſollten befinden, daß ſie ſich nicht anders ſtellten, als es ihnen um das Herz ſei.

Der Kurfürſt und ſein Bruder Friedrich verhießen den Herzögen das Nämliche, und ſo gaben ſie einander die Hände, um zu Jedermanns Freude die neue Freundſchaft zu bekräftigen.

Eines, ſagte Dr. Eck, als man die Punkte, wodurch aller vorige Unwille aufgehoben wurde, auch ſchriftlich erörterte, ſollte man dem noch hinzufügen, daß alle alten Verträge der Vorfahren, ſammt Bündniſſen und Verpflichtungen in Kraft erhalten blieben; und es geſchah ohne Widerſpruch nach ſeinem Willen.

Aus dieſem Umſtande nahm in der folgenden Zeit

Herzog Wilhelm den Anlaß, nach Kurfürſt Ludwigs Tode die Kurwürde für ſich zu begehren und, ſo wie ich ſpäter berichten werde, dem Pfalzgrafen Friedrich ſtreitig zu machen.

Nach dieſer Vereinigung lud ein Fürſt den andern Tag für Tag zu Gaſte und weil ſie dafür hielten, daß die Freundſchaft bauſällig werde, unterredeten ſie ſich nicht ohne Unterlaß von ihren Sachen und erſannen, zu gewiſſer Zeit und nach der Reihe bei dem Einen oder Anderen, ein Armbruſtſchießen anzuſtellen. Das erſtemal fand es bei dem Kurfürſten Ludwig zu Heidelberg ſtatt, wohin er, nach dem Schluſſe des Reichstags, wieder gezogen und, was zu dem anzuſtellenden Luſtſpiele vonnöthen war, beſorgen ließ.

Hinter der Stadtmauer zu Heidelberg, nicht weit vom Thore nach Speier, iſt eine ſchöne, große Wieſe, auf der, nach dem Berge zu, die Wand und das Ziel angebracht war, nach dem man ſchießen ſollte. Oben auf der Höhe war künſtlicherweiſe ein Springbrunnen, der Waſſer von ſich gab, und wo die Schützen ſaßen, hatte man, damit ihnen die Sonne am Sehen und Zielen nicht ſchädlich wäre oder der Regen ſie behinderte, in ſelber Stunde Gezelte und Hütten aufgeſchlagen.

Dabei kamen als gebetene Gäſte, zwanzig Fürſten, viele Grafen und Freiherren, ſo wie eine große Anzahl

Bürger aus der Umgegend zuſammen und hatte man denen, die das Beſte im Schießen thaten, gewiſſe Gewinnſte beſtimmt. Damit nicht geſagt werde, man wende nur wegen des Spieles ſo große Koſten auf, und zu Verhütung der ſchon ergehenden Rede, es wäre unglaublich, daß ſo viele Fürſten um keines anderen Zweckes willen als der Kurzweil zuſammen kämen, verordnete man, daß hinfort das gleiche Volltrinken nicht mehr gelten und keiner es dem anderen mit ganzen oder halben Zutrinken, ſo wenig wie mit Worten oder Winken oder ſonſt einem Zeichen zumuthen ſolle; es vielmehr jedem freiſtehe, ſo viel, als ſeine Natur vertrage, zu ſich zu nehmen.

Das war gewiß eine heilige Satzung zu nennen; es iſt aber eine Schande, daß man es ſchreiben ſoll, wie lange daran feſtgehalten wurde. Dieſes böſe Laſter des Trinkens iſt bei den Deutſchen ſo tief eingewurzelt, daß ihm niemals abzuhelfen geweſen. Ja, es iſt damit ſo weit gekommen, daß es nicht mehr für ein Laſter, ſondern für eine Ehre gehalten wird, wenn Einer recht wohl trinken kann und wer es nicht begeht, wird bei Gaſtereien durchgehechelt und ausgelacht, ſowie vor Zeiten bei den Mileſiern derjenige nichts galt, der rechtſchaffen handelte.

Dieſer fürſtlichen Luſt zuzuſehen, war auch der treffliche und wahrhaft heilige Biſchof von Freiſingen, Philipp, von Geſchlecht ein Pfalzgraf, angekommen, dem es allerdings mehr darum zu thun war, unter den Brüdern und Bruders Kindern Einigkeit zu ſtiften, als ſich zu kurzweilen. Desgleichen drängte ihn ſein Herz, wo möglich noch bei Zeiten den großen Angelegenheiten vorzubeugen, die er kommen ſah, wenn ſein Bruder, der Kurfürſt, der ohne Gemahlin und Erben war, mit Tode abging. Sein Vater, Kurfürſt Philipp, hatte zwar in ſeinem Teſtamente beſtimmt, daß für dieſen Fall die Kurwürde ſammt der Pfalz dem Pfalzgrafen Friedrich zufalle; es waren aber Einige, die dem Herzoge Otto Heinrich und deſſen Bruder Pfalzgraf Philipp einredeten, daß beides wegen des Rechtes der Erſtgeburt ihnen gehöre. Die goldne Bulle ſchlägt nach Abſterben der Kinder den nächſten Erben zur Erbfolge vor, und da ihr Vater, Herzog Georg, älter als ſein Bruder Friedrich geweſen, hätten die Kinder auch in ſolchen Rechten dem Vater nachfolgen ſollen, und hatten mehrere deutſche und welſche Rechtsgelehrten ihr gleiches Dafürhalten aufgeſetzt. In der Beſorgniß, es möge dieſer Handel dereinſt zu einem böſen Streite gedeihen, ließ der fromme Biſchof nicht ab, den Brüdern und Bruders Kindern einen gütlichen Vergleich anzurathen und erlangte er nach vielen Mühen ſoviel von den Betheiligten, daß Pfalzgraf Friedrich zwar dem Bruder in der Kur folgen, darauf aber Herzog

Otto Heinrich, Philipp und Wolfgang, einer nach dem andern, unter gewiſſen Bedingungen erben ſollten. Nach dem dieſes gute Werk vollbracht worden, außer dem der Pfalz nichts heilſameres hätte widerfahren können, und ſobald Spiel und Kurzweil zu Ende war, zog jeder mit Freuden zu den Seinen heim.

Nicht viele Tage ſpäter ſtellte Pfalzgraf Friedrich, an den nun die Reihe war, zu Amberg, faſt mit derſelben Ausrüſtung, ein Armbruſtſchießen an, und es waren nur nicht ſo viele Fürſten gegenwärtig, weil die meiſten derer, die zu Heidelberg geweſen waren, mit ihren Landen und Herrſchaften etwas weit ablagen.

Herzog Ludwig von Baiern und die anderen Fürſten verſchoben es bis auf das künftige Jahr 1525; es brach darüber aber das große Unglück ein, das faſt ganz Deutſchland in Trauer verſetzte und es leicht hätte ganz zu Trümmern gehen laſſen.

Daſſelbe nahm ſeinen Anfang vom Aufruhr der Bauern, die ſich zuerſt im Hegau über den allzuharten Druck ihrer Herrſchaften beſchwerten, und damit ſich der gemeine Mann der unbilligen Laſt entbräche, griff er zu den Waffen. Auch brachten ſie, da ihrer Viele waren, die benachbarten Algauer mit auf, dieſe wieder andere und ſo fort, bis das ganze Oberdeutſchland von der Unſinnigkeit zu allerlei Unthaten angeſteckt war. Die Unterthanen unterſtanden ſich, ihre Herren und Vorgeſetzten, wie ſie ſie nannten, an unbillige Verträge zu binden, vertrieben ſie, damit nicht zufrieden, aus ihren Herrſchaften, drohten ihnen den Tod, brachten Einige um, beraubten Schlöſſer, Klöſter, Kirchen, riſſen ſie ein, brannten ſie ab und thaten nicht anders, als wie es der ärgſte Feind in grauſamen Kriegen zu machen pflegt. Sie brachten es mit ihrem Wüthen und Toben auch ſo weit, daß die meiſten, ſonſt herzhaften Fürſten, Grafen und der ganze Adel, ſowie inſonderheit die Geiſtlichen vermeinten, es wäre gar um ſie geſchehen.

Nichts deſtoweniger erweckte Gott, der ſo etwas wider die von ihm eingeſetzte Obrigkeit nicht ungeſtraft geſchehen läßt, einige Fürſten, die die vom Adel und ſo viele Bürger ſich noch nicht hatten verführen laſſen, zu Hülfe nahmen, und mit denſelben die aufrühreriſchen Bauern angriffen, in die Flucht trieben, unzählige erſchlugen und ſie alſo dämpften.

Einer darunter war Kurfürſt Ludwig, zu dem ſich eine Menge Fürſten, Grafen und Vornehme nach Heidelberg gerettet hatten, und der dabei, was einem frommen Landesfürſten zukommt, that. Ich habe dieſen traurigen Handel in einem beſonderen Buche beſchrieben und brauche ſein alſo nur inſofern zu gedenken, als es Pfalzgraf Friedrich angeht. Wie hoch der Pfalzgraf auch im

Nordgau oder der alten Pfalz von den Seinigen gehalten wurde, hatte er doch gemerkt, daß ſie nicht allerwegs ſtill ſitzen würden, da die Bauern des nächſtgelegenen Bisthums Eichſtedt ſie aufwiegelten. Er erkannte alſo, wie viel daran gelegen ſei, ihnen zuvorzukommen, ſammelte ſchnell ſo viele Reiter als zu haben waren, nebſt einigen Rotten Fußvolkes, auf die er ſich verlaſſen durfte und denen er etliche Feldſtücke anvertraute und zog mit ihnen wider die Bauern aus, die, wie es hieß, in großer Anzahl in dem Stifte verſammelt waren. Er ſchlug ſein Lager nicht weit von ihrem Lager, neben dem Städtchen Freiſtedt auf, ſteckte abſichtlich einen größeren Raum ab, als nöthig war und wollte ſich erſt des anderen Tages mit ihnen ſchlagen. Angeſehen indeſſen, daß Einige der Seinen, wegen ihrer geringen und der großen Anzahl der Bauern zu keinem Angriffe rathen wollten, und er ſelbſt von Natur ein frommer, gütiger Herr war, beſchloß er, ehe er zum Blutvergießen ſchreite, Alles zu verſuchen.

Er fertigte einige der Seinen an die Bauern ab und ließ ihnen ſagen, er wäre des Sinnes und Vermögens in ihrer Nähe, ihrer keinen mit dem Leben entrinnen zu laſſen, legten ſie nicht ſofort die Waffen nieder und kehrte nicht jeder zu den Seinen heim, in welchem Falle er ſie aus angeborner Milde verſchonen wolle.

Die Bauern begehrten darauf eine Unterredung mit dem Pfalzgrafen und antworteten ihm durch ihre Abgeſandten, ſie ſeien zwar bereit, ihm zu gehorchen und von den Waffen abzuſtehen; bedüngen ſich aber aus, daß ſie wegen des Geſchehenen von ihren Herren nicht zur Strafe gezogen würden. Der Pfalzgraf ſagte hinwieder, daß er für einen Anderen nichts geloben könne und verſpreche ihnen nur auf Treue und Glauben, ihretwegen das Seinige zu thun, daß ſie wieder zu Gnaden angenommen und ihre Verbrechen verziehen würden. Doch gaben die Abgeſandten vor, ſie dürften den Halsſtarrigen ſolche Zeitung nicht zurückbringen, da ſie wüßten, ſie würden ſich nicht eher aus der Rüſtung begeben, als bis man ſie der Erfüllung ihres Geſuchs verſichere.

So hebt euch von dannen, ſprach der Fürſt und meldet ihnen, daß der morgende Tag der Sache Richter ſein ſoll.

Die Bauern kehrten traurig heim: und ſobald ihm dieſe Hoffnung fehlgeſchlagen war, ſchwankte der Pfalzgraf nicht länger, ſein Glück mit ihnen zu verſuchen, obwohl es ihm die Meiſten aus dem Grunde widerriethen, daß der Bauern mehr als achttauſend ſein mochten und er nur dritthalbhundert Pferde mit ſo wenigem Fußvolk bei ſich hatte, daß es zuſammen kaum ein Fähnlein war. Er befahl jedoch ſeiner kleinen Schar, ſich um die andere Nachtwache bereit zu halten, daß ſie die Feinde im Dunkeln überfielen.

In Erwartung deſſen ſchickte er noch mehrere Leute aus, um zu erſpähen, was die Bauern machten, und deren Einer kam bald nach Mitternacht wieder, wo er den Pfalzgrafen, als einen rechten Feldherrn oder Kriegsfürſten, nicht wie die Anderen ſchlafend, ſondern ſich mit den Gedanken ſchlagend antraf, wie er den Feind ohne großes Blutvergießen und Schaden der Seinen zu Paaren triebe.

Ich komme mit der guten Neuigkeit, ſprach der Bote zu dem Fürſten, daß die Bauern ihr Lager und Gepäck verlaſſen und ſich durch die Flucht gerettet haben. Der Fürſt, der das nicht glauben konnte, erwiderte im Zorn: Du Verräther lügſt und ſollſt mich nicht betrügen; ich will dich hängen laſſen. Der Bote erwiderte, das möge er, wenn er ihn auf einer Unwahrheit betreffe, er habe es mit ſeinen eigenen Augen geſehen.

Ueber dieſe Antwort ward der Pfalzgraf äußerſt froh, als er ſie nach weiteren Nachforſchungen für die Wahrheit halten durfte, und da auch andere mit derſelben Botſchaft kamen, verhieß er jenem einen guten Botenlohn, und ließ die Seinen aufwecken, denen er die Sache verkündigte. Sie wurden ebenfalls etwas beherzter, gaben den Rath, den Flüchtigen nachzuſetzen, begaben ſich in die Wehr und zu Roſſe und zogen fort. Vor dem Schloſſe Meſſingen, das die Bauern eingenommen, befanden ſie wirklich, ſo wie es von den Kundſchaftern angegeben war, daß die Bauern die Waffen weggeworfen und ſich aus dem Staube gemacht hatten. Nichtsdeſtoweniger zog der Fürſt noch weiter, um die Städte wieder einzunehmen, die von dem Biſchofe abgefallen waren und als ſie, ſich ergebend, um Gnade baten, ließ er ihnen ſagen, daß er ſich nur gnädigſt für ſie verwenden könne. Er räumte auch dem Biſchofe trotzdem Alles wieder ein, daß ihn Einige ermahnten, die zunächſt Neumarkt gelegenen Städte Berchingen und Beilngrieſe für ſich zu behalten.

Damit hatte die Empörung im Nordgau ihr Ende erreicht.

Die übrige Zeit des Jahres brachten Pfalzgraf Friedrich und die anderen deutſchen Fürſten zu Hauſe damit zu, den Aufruhr vollends zu ſtillen oder ihm vorzubeugen: derweil auf dem Kriegsſchauplatze in Italien das kaiſerliche Heer bei Pavia den König Franz von Frankreich ſchlug und gefangen nahm, und derſelbe nach Spanien geſendet ward, wo man ihn bis zum nächſtfolgenden Jahre 1526 in Gewahrſam hielt.

Im Anfange deſſelben ſchrieb Erzherzog Ferdinand einen Reichstag nach Augsburg aus und bewog den

Pfalzgrafen Friedrich darauf wegen Oeſtreichs zu erſcheinen. Inſofern ihn ſo viel wie gar keine Fürſten beſuchten, konnte man nichts weiter thun, als den Beſchluß faſſen, auf einem anderen Reichstage zu Speier zuſammen zu kommen.

Mittlerweile hatte Herzog Wilhelm von Baiern erfahren, daß der Kurfürſt Pfalzgraf nicht ſelten ſeinen Bruder Heinrich in Ellwangen beſuchte und kam nun eines Tages auch dahin, um ihm zu vertrauen, was er auf dem Herzen hatte.

Er ſetzte ihm auseinander, wie gegenwärtig das Reich ohne Kaiſer ſei, da Karl in Spanien verweile und ſich ſo wenig um Deutſchland kümmere, daß ſeine Abweſenheit im vergangenen Jahre ſelbſt den Bauern-Aufſtand möglich gemacht habe, zu deſſen Stillung er ſich weder mit Worten noch Werken bereit finden laſſen. Auch habe Ferdinand dabei nichts gethan, dem doch wegen ſeines hohen Statthalteramtes ganz Deutſchland unterthänig ſein und deſſen Fürſten ſich nach ihm richten müßten, wiewohl er gar nicht von ſo altem Stamme. Nach ſeiner Meinung, fuhr er fort, wäre die Zeit genaht, das Reich mit einem Haupte zu verſehen, da man ſich von Karl nichts zu getröſten habe, der wenn er ſelbſt wolle, das Kaiſerthum den ſpaniſchen Landen nicht vorziehen dürfe oder könne, und man müſſe die Gelegenheit nicht verabſäumen, Ferdinand ſeiner Würde zu entſetzen und das pfälziſche wie baieriſche Haus empor zu bringen.

Der Kurfürſt fragte, wie das geſchehen könne, und der Herzog verſetzte, indem ſie einen römiſchen König wählten, wie zuvor oft geſchehen und weſſen ſich der Kaiſer nicht zu beſchweren habe, da es ſein Anſehen nicht verringere, ſondern blos das derzeitige Regiment und Statthalteramt abſchaffe.

Der Pfalzgraf Kurfürſt fragte weiter, wen er zu einem ſolchen Amte für tüchtig halte?

Euch oder euren Bruder Pfalzgraf Friedrich, ſprach der Herzog.

Wer wollte uns dazu die Koſten geben, fragte der Kurfürſt nochmals, da wir bei einer ſchon ſo weit geringeren Würde kaum unſern fürſtlichen Stand behaupten?

Die Koſten herbei zu ſchaffen, erwiederte Herzog Wilhelm, laſſen ſich tauſend Mittel und Wege finden und ich werde euch meinerſeits den Rücken halten.

Der Kurfürſt wandte beharrlich ein, wie eine ſolche Sache weder für ihn noch für ſeinen Bruder tauge, und lehnte ſie für ſeine Perſon gleich entſchieden ab, und nun drückte der Herzog los und ſagte, wie es ihm zu Sinne war: Wenn ſich alſo der Kurfürſt deſſen weigere, ſolle er aus Freundſchaft ihm dazu behülflich ſein. Wiewohl an Stand und Vermögen der Geringere, wolle er ſchon zuſehen, das hohe Amt zu vertreten, und damit es der Kurfürſt nicht umſonſt thue, verpflichte er ſich, ihm für ſeinen Beiſtand hunderttauſend Gulden auszuzahlen, bis zu deren Entrichtung er ihm ein fürſtliches Amt — deſſen Namen mir entfallen iſt — verpfände.

Der Kurfürſt ſuchte ihn zwar durch allerlei Vorſtellungen von ſeinem Vorhaben abzubringen. Als aber der Herzog nicht mit anhalten und überreden aufhörte, ihn erinnerte, wie zuträglich es den Häuſern Pfalz und Baiern, ja dem ganzen Reiche ſei und auch ſeine Zuverſicht ausſprach, von den anderen Kurfürſten die Gewährung ſeines Wunſches zu erlangen, erklärte ihm der Kurfürſt, daß wenn es alſo, wie er hoffe, komme, er auf ſeiner Seite nichts unterlaſſen werde, wozu ihm ihre gegenſeitige Freundſchaft auffordere und was er bei ſeiner dem Reiche ſchuldigen Treue zu verantworten im Stande ſei.

Herzog Wilhelm dankte ihm auf das freundlichſte und meinte nicht anders, als ob er ſchon am Ziele ſtehe, indem er ſeine Worte auch bei den anderen Kurfürſten anzubringen wußte und deren einige nach ſeinem Willen überreden mochte.

Gleich wie aber nichts ſo heimlich geſchieht, daß es nicht mit der Zeit offenbar werde, waren auch Kaiſer

Karl ſowohl die Spiele und Verſammlungen der Fürſten mit der Vermuthung, daß dahinter etwas ſtecke, als Herzog Wilhelms Vorhaben mit dem Zuſatze zu Ohren gekommen, daß Pfalzgraf Friedrich der Anſtifter von Allem ſei.

Der Pfalzgraf beſchloß eine Reiſe nach Spanien zu thun, um ſich bei dem Kaiſer zu entſchuldigen, von dem er zugleich die Geldſummen zu erlangen hoffte, die man ihm noch ſchuldete und fand ſich dazu auch durch Frau Leonoren bewogen, die noch bei ihrem Bruder im Wittwenſtande lebte, und von der er hörte, daß ihrethalb einige Hoffnung für ihn übrig ſei.

Der Unfall des Königs von Frankreich bei Pavia und ſein Aufenthalt als Gefangener in Madrid, hatten aber leider alles das zerſtört.

Der Pfalzgraf reiſte am Oſterfeſte von Heidelberg ab und ſein Bruder Heinrich, Biſchof zu Worms, begleitete ihn den erſten Tag bis nach dem Städtchen Oggersheim, das auf dem halben Wege zwiſchen Worms und Speier liegt. Daſelbſt zählten wir uns und fanden, daß wir zuſammen zwanzig Perſonen waren, deren vornehmſte Georg Freiherr von Heideck, Marſchall Wolf von Mühlheim, der Arzt Doktor Johannes Langius, ſowohl ein gelehrter Mann als kurzweiliger Gefährte und ich, als Sekretair und Rechnungsführer.

x Nanstall

Des anderen Tages, nachdem die Brüder von einander geſchieden waren, kamen wir über Kaiſerslautern nach dem Dorfe Kibelberg, wo wir deſto lieber übernachteten, als ſich die Bauern voriges Jahr nicht allein treu bewährt, ſondern auch ihrer Wenige eine Anzahl Aufrühriſche in die Flucht getrieben und zur Ergebung gebracht hatten. Jedoch hatten wir uns vor einigen Anhängern Franz von Sickingens zu fürchten, deſſen geſchleiſtes und eingeriſſenes Schloß x Marſtall nur zwei Meilen von hier lag. Es ward deshalb für gut gefunden, die Bauern die Nachtwacht halten zu laſſen, wozu ihnen der Fürſt Wein reichen ließ.

Im Städtchen St. Wendel wartete der Erzbiſchof von Trier auf den Pfalzgrafen, und nachdem ſie ſich über viele Dinge beſprochen hatten, gab er uns ſeinen Rath Dr. Ulrich zum Gefährten, den er, damit er dem Fürſten nicht beſchwerlich falle, nur mit Einem Pferde an den Kaiſer abfertigte. Derſelbe war zwar ein guter Mann; auf eines ſolchen Herrn Beutel aber etwas zu karg, und daß er nichts anderes als Obſt und Baumfrüchte aß, bekam ihm, wie ich hernach berichten werde, übel genug. Es hatte auch Peter Scherer von dem Fürſten erlangt, daß ein junger Geſelle, der Bruder ſeiner Frau, mit Namen Wendelin, der eben ſo wenig heim kam, mit unter die Geſellſchaft aufgenommen wurde.

Von dem wegen des ſchönen weißen Brodes, das allda gebacken und der Laſurfarbe, die allda gegraben wird, berühmten lotharingiſchen Städtchen Walderfingen, kamen wir über Metz gen Vitrich, das Kaiſer Karl unlängſt hatte ſchleifen laſſen und endlich nach Paris, wo wir die Pferde einige Tage ruhen ließen. Wir erwarteten auch den Johann Maria, einen Italiener, den der Fürſt ſchon lange mit der Anfrage, ob er ſeine Ankunft gern ſehe, an den Kaiſer abgefertigt hatte, und als der eben ſo wenig wiederkam, als ſchrieb, auch die Rede ging, daß König Franz los ſei und Frau Leonoren zur Gemahlin bekomme, ſchickte er ſeinen Mundſchenk Georg nach Johann Maria aus, um ihm von Allem zu berichten. Wir begaben uns unterdeſſen vom rechten Wege ab, gen Orleans, Blois und Amboiſe, da wir gehört hatten, der König komme nach dieſen Städten, um ſeine Andacht gegen die Heiligen an dem Orte zu verrichten, wo er geboren und erzogen war.

Derſelbe liegt auf einem hohen Berge, an deſſen Fuße ein Waſſer von wunderbarer Natur fließt, das, nachdem es kaum eine Meile Weges davon entſprungen iſt, im Monat Mai, auf die Dauer von vierzehn Tagen oder längſtens drei Wochen, eine unglaubliche Menge Fiſche, ſo groß als Bärſe, hervorbringt, die ſo ſchmackhaft ſind, daß ich ſchwören kann, mein Lebtage keine beſſeren gegeſſen zu haben. Es darf nach Gefallen jeder bis auf etliche Schritte zunächſt dem Urſprunge des Waſſers darin fiſchen, welchen Ort man für des Königs Küche und Speiſung vorbehalten hat. Das Waſſer fließt nicht viel weiter als eine deutſche Meile, worauf es in die Charente fällt, die ihren Lauf durch das Land Saintonges nimmt.

Nachdem wir etliche Tage zu Angoulesme verweilt hatten, erhielten wir die Nachricht, daß der König noch nicht ſobald eintreffen werde, weil er ein paar Tage bei ſeiner Mutter, die ihm entgegengezogen war, in Cognac zubringe, in deſſen ſchönem Schloſſe er geboren iſt. Pfalzgraf Friedrich hatte dahin ſeine Fouriers geſchickt, um eine Herberge zu beſtellen. Als ſie aber vor der Menge Volks, das den König zu ſeiner Wiederkunft begrüßen wollte, keine haben konnten, mußte die Ankunft des Fürſten dem Könige angezeigt werden. Dieſer ließ ſie ſich ſehr lieb ſein und ſagte, daß er zu jeder anderen Zeit eines Unterkommens eher ſelbſt entbehren, als den Pfalzgrafen in ſolcher Verlegenheit ſehen wolle. Da er aber ſo lange außer Landes geweſen und eine ſo große Anzahl kranker Leute vorhanden ſei, die von ihm geheilt ſein wollten, müſſe er zu deren Abwartung drei, vier Tage hier verweilen. Komme der Fürſt jetzt zu ihm, ſo werde er ihn, wie er ſagte, nicht ſo herzlich, als er es begehre und nach Würden halten können, und er laſſe ihn erſuchen, ſeine Ankunft ſo lange aufzuſchieben, bis er ſeine Obliegenheiten verrichtet habe, und ſich in Erwartung deſſen auf ein Schloß unfern davon zu begeben.

Das that der Fürſt wie billig mit Willfährigkeit, und wir wurden von dem Edelmanne, dem das Schloß gehörte, auf das Fürſtlichſte bewirthet. Es beſuchten den Pfalzgrafen alle Stunden vornehme Edelleute, die der König abgeſandt hatte, ſich nach ſeinem Befinden zu erkundigen und ihm mit Schwatzen und Spielen die Zeit zu vertreiben.

Mit der gedachten Heilungskraft des Königs verhält es ſich, wie mir einige hohe Perſonen geſagt haben, alſo, daß die Leute mit der Krankheit behaftet ſind, die die Griechen χοιρας, die Lateiner struma oder scrophula, zu Deutſch der Kropf, oder das Schwellen unter dem Halſe nennen, und das von Niemand als von den Königen von Frankreich zu heilen ſein ſoll, denen ein Heiliger dieſe Gabe Gottes verliehen hat.

Zu einer beſtimmten Zeit des Jahres, wann die Krankheit recht gemein, beichtet der König, reinigt ſich ſo viel wie möglich von aller ſündlichen Befleckung, nimmt vier Tage hinter einander das heilige Abendmahl mit Andacht zu ſich, und heilt die vor ihm knieenden Kranken ohne Weiteres damit, daß er ihnen in Geſtalt eines Kreuzes an die Hälſe greift, was ich wohl oder übel für unwiderſprechlich halten muß, da ſich eben die königliche Majeſtät der Sache nicht unterziehen würde, verhielte es ſich damit nicht ſo.

Indem ich dieſes ſchreibe, fällt mir ein, wie es die Könige von England immer denen von Frankreich nachthun wollen und ſich nur ausnahmsweiſe einmal eine kurze Zeit mit ihnen vertragen haben, indem für gewöhnlich eine ſo bittere Feindſchaft zwiſchen beiden Ländern beſtand, daß die Engländer als gute Bogenſchützen anſtatt des Zieles einen gemachten Franzoſen hinzuſtellen pflegen und die Knaben mit den Worten: lerne die Franzoſen recht treffen! mit den Pfeilen danach ſchießen lehren. So feiern ſie unter Anderem nur darum nicht St. Martinstag, weil es die Franzoſen thun und etwa auch der heilige Thomas von Canterbury an dieſem Tage mit der Märtyrerkrone belegt worden iſt.

Der König von England nennt ſich ſogar einen König von Frankreich und damit es nicht das Anſehen habe, als thue es ihm dieſer in etwas zuvor, behauptet er von Gott eine abſonderliche Gabe empfangen zu haben, den Krampf und das Spannen der Sennader zu heilen. Zu deſto höherem Anſehen demüthigt er ſich auch nicht ſo weit, die Leute mit den Fingern anzurühren, ſondern weiht und ſegnet blos mit beſonderen Umſchweifen gol dene und ſilberne Ringe, die er entweder verſchenkt, oder die die Goldſchmiede verkaufen. König Heinrich VIII. verehrte mir, als ich von meinem fürſtlichen Herrn einmal an ihn abgeſandt worden war, deren an die ſechzig Stück, und ich muß von der Wirkung, die ſie gehabt haben, diejenigen urtheilen laſſen, denen ich ſie wieder geſchenkt habe. Ich wundere mich bei der Sache nur, warum die Könige von England, die ſich doch auch für Könige von Frankreich ausgaben, nicht auch die Kröpfe ſelbſt heilen und ihr Recht zur franzöſiſchen Krone damit bethätigen?

Sobald König Franz mit ſeinem Heilen zu Ende war, ließ er den Pfalzgrafen durch die vornehmſten Herren ſeines Hofes, darunter einige Cardinäle, nach ſeinem Schloſſe holen, wo er ihm aus ſeinem Gemache entgegen kam und ihn freundlichſt bewillkommte. Bei Gelegenheit ſeiner vorhabenden Reiſe nach Spanien ſagte er, wie er ſich von Herzen freue, wieder aus dem Lande gekommen zu ſein und nicht glauben könne, daß ein noch unfreundlicheres Volk unter der Sonne ſei. Sie haben ihm nicht einen Augenblick frei gelaſſen, ohne nachzuſehen, was er mache und ihn bei Tag und Nacht mit Luchsaugen bewacht, damit ihm ja nichts mangele oder zu viel ſei. Spanien habe ihm deshalb ſo wohl gefallen, daß er künftig lieber des Todes ſein, als den Leuten noch einmal in die Hände fallen wolle, und es ſei ihm nicht wenig leid um ſeine jungen Herren, die er habe müſſen zu Geißeln ſtellen.

Er hoffe, der Kaiſer werde ſie ihm mit ſeiner Gemahlin Leonore, die vielmehr die des Pfalzgrafen hätte ſein ſollen, bald nachſchicken, und bitte ſeinen Vetter, dies, ſo wie er zu ihm komme, nach beſten Kräften zu befördern.

Er ſprach darauf noch viel von ſeiner Haft und Erledigung, befahl den Fürſten in die Gemächer zu bringen, die er ihm auf dem Schloſſe hatte zubereiten laſſen und erluſtigte ihn ein paar Tage mit Jagden und Geſprächen. Als der Fürſt ihn endlich um ſeine Entlaſſung bat, bewilligte er ſie ihm nur unter der Bedingung, daß er auf der Rückkehr wieder bei ihm zuſpreche und gab ihm einen Edelmann zur Begleitung mit, der uns an allen Orten, wohin wir unterweges kamen, Herbergen beſtellte und den Obrigkeiten befahl, uns nicht anders als ob es der König ſelbſt wäre, zu empfangen.

Am Tage nach unſerem Aufbruche von Cognac kamen wir zu dem Santoingiſchen Vorgebirge, an dem die etwas weit ins Meer hinausragende Stadt Blave liegt.

In dieſer Stadt befindet ſich das Grab des tapfern Roland, der Kaiſer Karls des Großen Schweſter Sohn und der erſte Pfalzgraf geweſen ſein ſoll, und wie wir vernahmen, war König Franz, der ein Freund von Alterthümern iſt, bei ſeiner jetzigen Rückkehr aus der Gefangenſchaft in Blaye in das Gewölbe hinunter geſtiegen, wo Roland und Oliver, ſowie zwiſchen beiden der heilige Romanus, in nicht allzugroßen Grüften ruhen, um zu erfahren, ob Roland wirklich von ſo großer Körperlänge, als ihn die Sage macht, geweſen ſei. Er befahl, von ſeinem Leichenſteine ein Stück abzuſchlagen, ſah hinein und ließ es alſobald mit Kalk wieder zuſtreichen, ohne ein Wort zu äußern, damit es nicht ſcheine, als habe er ſich dieſes Dinges vergeblich unterfangen.

Da der Pfalzgraf bei ſeinem gegenwärtigen Aufenthalte ebenfalls Verlangen trug, das Grabmal zu beſichtigen, ging er mit mir und Dr. Johann Langius dahin. Dieſer, der ſowohl als ich alles gern recht gewußt hätte, fragte den Mönch, der uns führte: ob Rolands Gebeine noch zuſammen in dem Grabe und von einer ſolchen Größe wären, als er geweſen ſein ſolle? Der Mönch antwortete: es ſei allerdings der Fall und wir ſollten uns nicht anfechten laſſen, daß der Leichenſtein ſo kurz. Die Gebeine ſeien erſt viele Jahre nach der Niederlage bei Roncesvalles an den Ort geſchafft worden, als bereits Fleiſch und Adern verweſt, nichts mehr zuſammen gehangen habe, und alles nur zuſammen gebunden geweſen. Die noch unverſehrten Schienbeine ſeien gerade ſo lang als das ganze Grab.

Wie hätten wir uns nun nicht auf das Aeußerſte über Rolands Größe wundern ſollen, da alſo, nach der Ausmeſſung des Grabſteines, ein Schienbein wenigſtens drei Schuhe lang geweſen war! Auch hegten wir noch deshalb unſere Gedanken, als der Fürſt mit dem Mönche davon ging und uns allein ſtehen ließ. Wir fragten einander zu gleicher Zeit: ob wir nicht das Stück des Grabſteines wieder aufreißen ſollten, deſſen friſcher Kalk noch nicht hart und feſt geworden war? Geſagt, gethan! wir griffen es an und das Geſtein ließ ſich bald ſoweit gewinnen, daß wir in das Grab ſehen konnten. Es war darin nichts weiter als ein Häuflein Gebeine oder Knochen, kaum zwei Fäuſte groß, vorhanden und als wir dieſelben von einander thaten, fand ſich kaum ein Bein, das ſo lang wie ein Finger war, vor. Wir legten ſie wieder zuſammen, wie ſie zuvor geweſen waren und belachten die Unwiſſenheit oder unverſchämte Lügenhaftigkeit des Mönchs.

Von Blaye fuhren wir zu Schiffe nach Bordeaux, der ſchönen Hauptſtadt des Landes Aquitanien, wo wir den Johann Maria und Georg zuſammen antrafen, welcher letztere uns berichtete, daß der Kaiſer aus dem dieſſeitigen Spanien nach Granada unterweges ſei und

Frau Leonore mit den königlichen jungen Herren ſich bereits Frankreich nähere.

Darüber ward der Fürſt zweifelhaft und ſtellte er, um ihr nicht zu begegnen, ſeine fernere Reiſe durch die Gascogniſche Wüſte an.

Als wir uns den Mauern der Stadt Bazas näherten, ſchwatzte ich mit Dr. Langius zum Zeitvertreibe von dem Paſtor Anſonius und ſang und rezitirte einige ſeiner Verſe. Das vernahm Jemand, der uns aus Bordeaux gefolgt war und ſich allezeit mit Fleiß nahe zu uns gehalten hatte. Der ſprach: Ich merke, daß ihr ein beſonderes Gefallen an den luſtigen Verſen unſeres Poeten tragt, deſſen Vorfahren dieſes Städtchen bewohnten, das ihr vor euch ſeht. Er ſelbſt iſt, wie er in dem artigen Verſe:

Vasates patria, sed Lare Burdigala

zu verſtehen giebt, in Bordeaux geboren.

Ich antwortete: Es ſollten alle Franzoſen dieſe Stadt in Ehren halten, weil eines ſo trefflichen Poeten Vorfahren darin gewohnt haben. Man muß es aber den Muſen danken, die ihn lieber haben in der herrlichen Stadt Bordeaux geboren werden laſſen, als an dem wüſten unfruchtbaren Orte Bazas. Indem wir von Bordeaux hierher kommen, will es uns nicht anders bedünken, als habe ſich jene luſtige Landesart wie mit einem

Zauberſchlag in die kimmeriſche Wildniß dieſer Heide verwandelt, in der man weder Bäume noch Kräuter, weder Laub noch Gras, erblickt. Nur das Farrenkraut iſt in Menge vorhanden und faſt alles damit bedeckt.

Wächſt das Farrenkraut auch in Deutſchland? fragte er.

Ja, freilich, ſagte ich, zu Zeiten ſelbſt in großer Menge, beſonders an den Orten, wo man Gehölz niedergehauen oder weggebrannt hat.

Und wozu braucht man es? fuhr er fort. Zu ganz und gar nichts, meinte ich, wozu ſollte man ein ſo geringes, verachtetes Kraut brauchen, von dem der unverdroſſene Naturkündiger Plinius ſchreibt, daß es weder Blumen noch Samen bringe.

Darüber lachte der Mann freundlich und ſagte: Es iſt hier nicht der Ort, mein lieber Freund, des Weiteren von Plinius zu reden, ſonſt wollte ich euch darthun, daß er nicht viel verſtanden, oder, gelind ausgedrückt, nicht den gebührenden Fleiß an die Sache gewendet hat. Er meint, ihr genug gethan zu haben, wenn er von allen Orten zuſammenträgt, was Andere geſchrieben haben und ein geſtücktes Werk daraus verfertigt, derweil er nicht einmal weiß, daß die Erdbeeren, ſowie das Farrenkraut, allerdings Samen tragen.

Er nahm einen Stengel des Krautes, das haufenweiſe um uns ſtand und wies uns an allen Blättern kleine Blattern, die die Blüthe ſeien und aus denen zu Anfang des Herbſtes Körner würden, die man, wenn man ein Tuch oder Becken unterlege, mit leichter Mühe ſammle. Er ſagte auch: das Farrenkraut giebt uns Brennſtoff, wir decken Hütten und Häuſer damit und aus der Aſche macht man das Glas, das wir in Frankreich gebrauchen und aus dem der König große Einkünfte zieht. Es hat überdies noch eine verborgene Kraft, die ich euch nicht entdecken will, weil ihr ſo vorſchnell geweſen ſeid, es als nutzlos zu verdammen. Ich ging ihn zwar dringend an, es mir zu vertrauen und erbot mich zum Widerruf, da ich mich ſelbſt erinnere, von alten Weibern gehört zu haben, wie gut es zu Zaubereien zu gebrauchen ſei. Er weigerte ſich aber ſtandhaft, bis wir nach der Stadt kamen, wo er unter dem Vorwande, bei einem guten Freunde vorzuſprechen, von uns Abſchied nahm. Wir kehrten in einem Wirthshauſe ein, und bald hernach, als es Zeit zur Abendmahlzeit war, kam er wieder und brachte Wein, großen Staudenſalat, Melonen und Pfeben mit, was er alles dem Fürſten verehrte, der ihn zur Tafel bat und behielt.

Ich freute mich darüber und ſagte meinem Herrn ins Ohr, was er uns auf dem Wege vom Farrenkraute vorgeſchwatzt, indem ich ihn bat, das Geheimniß, das er uns nicht wolle wiſſen laſſen, zu erforſchen. Der Fürſt erfüllte auf der Stelle meinen Wunſch; der Fremde ſagte aber wieder mit Lachen: Wer das Farrenkraut ſo verachte, ſei des Geheimniſſes nicht werth, ich ſolle mir nur geſagt ſein laſſen, daß hinter dem Farrenkraute eine ſolche Kraft und Tugend ſtecke, derenthalb, wenn es die Weiber in Deutſchland und die Männer in Spanien wüßten, ſie es höher als Gold achten würden. Er bat uns, das Farrenkraut zu laſſen, wie es ſei und begann allerlei zu fragen, wie es um die Religion und ſonſt in Deutſchland ſtehe. Ich gab ihm einigen Bericht und als die Nacht angebrochen war, nahm er von uns Abſchied und verfügte ſich nach Hauſe.

Frühmorgens ſtellte er ſich unverſehens nochmals ein, als wir uns ſchon zum Fortziehen fertig gemacht hatten und hätte gern weiter von Religion geſprochen, ſowie er auch zu Gott wünſchte, uns nach Spanien begleiten zu dürfen.

Da ſagte ich zu ihm: Wir haben euch nichts vorenthalten, was ihr von uns zu wiſſen begehrt und wir in der Kürze der Zeit thun können. Ihr bezeigt euch aber nicht dankbar, daß ihr uns die Heimlichkeit des Farrenkrautes nicht vertraut.

Ihr thut recht daran, mich zu erinnern, ſagte er, ſonſt hätte ich es vergeſſen und ihr wärt ohne Bericht von dannen gezogen. Und er umfing mich freundlich und entdeckte mir den Handel mit wenigen Worten, worauf er uns faſt mit weinenden Augen verließ und eine glückliche Reiſe wünſchte.

Wir zogen fort und kamen durch einige geringe Städtchen gen Bayonne, wo wir mehrere Tage verweilten und allerlei Küchengeſchirr, Tiſche, Bänke, Töpfe, Tiegel, Bratſpieße, Pfannen, und was ſonſt zum Kochen gehörte, einkauften.

Spanien iſt ein ſo unfreundliches Land, daß, wenn man dergleichen nicht mit ſich führt, man nur mit Salat, den man auch nicht allerwegs haben kann, vorlieb nehmen muß. Kömmt man in die Herberge, deren blos Eine in jeder Stadt iſt, ſo findet man ein Bockshorn an die Wand genagelt, woran man das Pferd bindet. Fordert und begehrt einer etwas, ſo heißt es: Geht auf den Markt. Bittet man eine Magd oder einen Knecht mitzugeben, oder es durch dieſelben holen zu laſſen, ſo erhält man die Antwort: Gehe ſelbſt, ich habe mein Geſinde nöthig.

Es darf auch Niemand nach Hafer, Häckerling und Heu fragen, was in Spanien nicht zu finden iſt. Gerſte kann man haben und damit die Pferde füttern; ſie müſſen aber mit der bloßen Erde ohne Streu vorlieb nehmen. Statt des Bettes oder Kiſſens muß man ſich bei den Nachbarn für Geld eine Matratze leihen und ebenſo ſein eigener Koch und Diener ſein, da man vom Wirthe nichts als Eſſig und Baumöl erlangen kann.

Dies iſt die Weiſe der ſpaniſchen Bewirthung. Als unſer Fürſt zu Bayonne vernahm, daß Frau Leonore unweit der Stadt Vittoria mit den königlichen jungen Herren angekommen ſei, wollte er ihr mit Fleiß nicht begegnen und beſchloß, ſeine Reiſe durch das Königreich Navarra zu nehmen.

Die erſte Nacht kamen wir in ein kleines Dorf, Anjou genannt, am Fuße der Pyrenäen, und hätten uns ungegeſſen müſſen ſchlafen legen, wenn wir nicht Speiſen bei uns gehabt hätten.

Ich hatte zu Bayonne für fünf Batzen einen Karpfen von ſechsunddreißig Pfund gekauft, den ich auf einem Mauleſel zerſtückt nachtragen ließ und habe mein Lebtage keinen wohlſchmeckenderen Fiſch gegeſſen.

Des anderen Tages erreichten wir die Höhe des Gebirges, das ſo hoch und jähling zu erſteigen war, daß wir von den Roſſen abſitzen mußten, wollten wir nicht Gefahr laufen, rücklings herunter zu fallen. Wir wunderten uns, wie vor zwei Jahren das franzöſiſche Kriegsvolk habe hier durchkommen und großes Geſchütz fortbringen können und ſahen auf der Höhe noch einige zerbrochene und geſprungene Stücke liegen. Hinter der Hauptſtadt des Königreichs Navarra, Pampelona, zogen wir über ein Feld, auf dem noch viele Gebeine von Franzoſen lagen, die hier in vorigen Jahren erſchlagen worden waren.

In dem Städtchen Cervera wollte der Fürſt am Frohnleichnamstage ſtill liegen, damit die durch die Hitze abgematteten Pferde wieder zu Kräften kämen. Da ſich aber die Obrigkeit befahrte, wir möchten zu lange bleiben, kamen ſie zum Fürſten und baten ihn wieder aufzubrechen, damit durch unſer Zehren Brod und Wein, wie auch andere Speiſen nicht vertheuert würden. Ich glaube, ſie fürchteten, ſobald es uns an Speiſe mangele, fräßen wir ſie ſelbſt auf, denn als ſie ſahen, wie viel und mancherlei Speiſen für ſo wenig Leute angerichtet wurden, liefen ſie von allen Seiten zuſammen und drangen faſt mit Gewalt ins Haus, um uns zu Mittag und Abend eſſen zu ſehen.

Als wir das Städtchen wieder verlaſſen hatten, erreichten wir vier Meilen davon ein Dorf, Matalebres, wo die Bauern, gleich wie Weiber, Jungfrauen und Knaben ſich nackend geißelten, auf den Rücken hieben, als ob es vom Scharfrichter geſchehe, und auf dem Felde ſchreiend herumliefen: Barmherziger Gott! gieb uns Segen! was gar erbärmlich anzuſehen war. Sie ſagten, es habe in ſieben Monaten nicht geregnet und die Saat verdorre allerwegs.

Spanien pflegt überhaupt nicht fruchtbar zu ſein, wenn im April und Mai kein Regen fällt. Geſchieht dies, ſo erhalten ſie für's ganze Jahr Früchte genug. Wo nicht, haben ſie Theurung.

Sobald unſer Fürſt in das Dorf kam, bedeckte ſich der Himmel mit Wolken und es erfolgte Regen. Darüber riefen die Bauern, der Fürſt bringe ihnen die Gabe Gottes mit, rühmten ihn höchlich und verehrten ihm Kirſchen, Rebhühner, Hennen und dergleichen.

Frühmorgens brachen wir wieder auf und kamen in das reinliche Städtchen Gomorra, das dem Cardinal von Toledo zuſteht, wo uns die Hitze alle Luſt zum eſſen benahm und wir nur immer trinken mußten.

Der Fürſt dachte auf mancherlei Mittel, wieder Luſt zum eſſen zu bekommen und fragte unter anderem den Wirth, ob keine Butter zu kaufen ſei?

Der ſagte: allerdings! und wandte ſich mit den Worten zu mir: wenn ich geſagt habe, daß in Spanien keine Butter zu haben, möge ich nur hingehen und ſo viele kaufen, als man auf einem Mauleſel fortbringen könne, auch dafür ſorgen, daß er alle Tage weich geſottne Eier habe.

Ich gehe mit dem Manne, der mich zu einem Würzkrämer bringt, und als ich nach Butter frage, antwortet dieſer: er habe ein wenig; wie viel ich ihrer wohl bedürfe? Ich ſage, zwei- oder dreihundert Pfund, und er fragt verwundert, wozu die dienen ſollen? Zur Speiſe und in die Küche, ſage ich und erhalte den Beſcheid, ganz Caſtilien habe nicht ſo vielen Buttervorrath. Wenn man deren haben wolle, müſſe man nach Eſtremadura gehen, da ſei Viehes genug. Hier zu Lande wachſe weder Gras noch Kraut und müſſe man an anderen Orten Butter kaufen, die man hier zu weiter nichts als dazu gebrauche, die Pflaſter zu Schwären damit zu beſtreichen.

Er brachte eine Ziegenblaſe mit Butter herbei, die mehr wie Salbe ausſah und betheuerte, daß dies ſein ganzer Vorrath ſei. Ich lachte darüber wie der Fürſt, als ich mit meinem Berichte zu ihm kam.

Eines anderen Tages war in einem anderen Städtchen der hier zu Lande auch vorherrſchende Holzmangel ſo groß, daß wir deſſen nicht einmal zum Kochen haben konnten, und ging der Koch mit mir von ungefähr auf einen hohen Berg, wo wir in eine Kapelle traten. Das Dach derſelben war geſtützt und als der Koch ein Holz wegnehmen wollte, fiel es ganz und gar ein, ſo daß nicht wenig fehlte, es hätte mich getroffen, und wir uns ohne Holz aus dem Staube machen mußten. In dieſem Städtchen fanden wir auch kein Brod.

In einem großen Dorfe bat ich den Wirth mit uns zu eſſen und bei der Gelegenheit überfüllte er ſich mit dem, was wir ihm vorlegten, dergeſtalt den Magen, daß er hätte berſten mögen und immerfort ſchrie: der Leib wolle ihm zerſpringen! Das Weib lief vor die Obrigkeit und klagte uns an, wir hätten ihren Mann mit Gift vergeben. Sie traten zu ihm und befragten ihn; er entſchuldigte uns aber und ſagte, er trage ſelbſt die Schuld, weil er zu viel gegeſſen habe. Sie lachten über ihn und gingen von dannen.

Bisher hatten wir im Reiſen den Brauch gehalten, früh aufzubrechen und im Durchſchnitt vier Meilen Vormittags zurück zu legen; während wir, zu Vermeidung der Hitze, die übrige Tageszeit in den Herbergen zubrachten. Als aber der Fürſt bedachte, eine wie große Reiſe er noch vor ſich habe und wie langſam es fortgehe, beſchloß er, eine Aenderung zu veranſtalten, der zufolge wir um die vierte Stunde des Nachmittags wieder zu Pferde ſtiegen und, bis es Nacht wurde, drei bis vier Meilen weiter ritten. Dies führte die Ungelegenheit mit ſich, daß das Küchenzeug nicht mit fortzubringen war und die Mauleſel uns nicht zu rechter Zeit folgten, wogegen der Fürſt anordnete, daß Abends zuvor einige Hühner und anderes Fleiſch gebraten wurde, das die Mauleſel die Nacht über an den zur Mittagsmahlzeit beſtimmten Ort brachten und allda hinterließen, um ihren Weg ununterbrochen bis zum nächſten Nachtlager fortzuſetzen, wo ſie den Tag über ruhten. Konnten wir über dies noch etwas in den Wirthshäuſern haben, ſo waren wir zufrieden.

So kamen wir des erſten Tages zu einem großen Dorfe, Maron genannt, und wurden von den Alguacilen oder Amtsdienern in dem Hauſe eines reichen Mannes untergebracht, der uns freundlich aufnahm und einlud, ſein Eigenthum zu gebrauchen, als ob es unſer wäre. Unter anderem brachte er einen ſilbernen Becher hervor, woraus wir trinken ſollten. Wir wunderten uns über ſolche Gutwilligkeit, und als er mit dem Fürſten zu Mittag gegeſſen hatte und ſah, daß wir unſere Sachen wieder aufluden, nahm er den Becher und ſchloß ihn in ſeinen Kaſten. Das nahm Einer der Unſrigen wahr, der dazu ſchwieg, weil er nichts Arges vermuthete. Als der Abend kam und wir uns zur Weiterreiſe anſchickten, forderte der Wirth ſeinen Becher wieder.

Wir ſagten, er habe ihn bekommen, er läugnete es aber ſtandhaft und rief die Obrigkeit an, uns nicht eher fortziehen zu laſſen, bis wir den Becher bezahlt hätten. Was ließ ſich dabei thun? Der Fürſt war zwar unwillig genug, wußte aber faſt nicht, was er antworten ſollte. Er fragte bald den Einen, bald den Anderen, ob er nicht wiſſe, wo der Becher hingerathen? bis der dazu kam, der geſehen hatte, daß der Wirth ihn eingeſchloſſen. Er ſagte dies ſogleich aus und deutete mit den Fingern auf den Kaſten, in dem der Becher ſich befinde.

Der Wirth kreuzte und ſegnete ſich und ſchwur bei allen Heiligen und den vier Evangelien, der Menſch lüge: er ſei viel zu ehrlich, ſo etwas zu thun und wenn man ihm ganz Spanien dafür biete.

Der Fürſt ſchwieg ſtill, weil er ſich vor dem Anſehen des Mannes ſcheute und hatte ſich ſchon darein ergeben, den Becher zu bezahlen. Da rief Georg, der Schenke, der nach ſeiner Gewohnheit betrunken war: man ſolle den Kaſten öffnen, ſo werde es ſich zeigen, wie es um den Diebſtahl beſchaffen ſei.

Das wollte der Wirth durchaus nicht, indem er vorgab, er habe allezeit mehr Glauben bei den Seinigen verdient, um eines Bechers halb in Streit zu gerathen. Er ſtelle es dem guten Willen des Fürſten anheim, den Becher zu bezahlen oder nicht, und fordere ſo wenig mehr etwas, als er den Kaſten öffnen werde, damit er nicht den Anſchein habe, an einer ſo ſicheren Sache zu zweifeln.

Darauf überlief ihn der Schenke wie raſend mit dem Dolche und ſchwur, er werde den Kaſten in kleine Stücke zerſchlagen, öffne er ihn nicht alſobald.

Er zauderte noch immer, und nun rief der Alguacil ſein Weib herbei, und befahl ihr, den Kaſten aufzuſchließen. Sie gehorchte und der Becher fand ſich vor.

Wir ſetzten uns, darüber froh, zu Pferde und ließen den Wirth mit ſeinen vielen Entſchuldigungen ſtehen, indem uns der Fürſt befahl, in Zukunft keine ſilbernen Becher mehr zu leihen.

Wir reiſten durch einige Dörfer des Grafen Heinrich von Naſſau und erreichten über den wegen ſeines rothen Weines berühmten Flecken Santorquato, die Stadt Ocana, in der köſtliche Handſchuh gemacht werden und die faſt ſo groß wie Nürnberg iſt. Wir mußten hier wegen des Fürſten, der am Stein litt, einen Tag ſtill liegen und da gegen ſolche Gebrechen nichts leichter als ein Bad hilft, in der ganzen Stadt aber wegen des Holzmangels keine Wanne zu finden war, mußte man ein großes thönernes Gefäß kaufen, das man in der Mitte aufſchlug und worinnen erſt der Fürſt, nach ihm unſer ſieben zugleich badeten.

Solche thönerne Gefäße werden zu Santorquato und zwar ſo weit gemacht, daß ſie zuweilen ein Fuder Wein halten.

Die folgende Nacht blieben wir in dem großen Dorfe Templeque bei einer Wittwe, deren Mann von der Inquiſition unlängſt, als der Maroniſchen Sekte verdächtig, verbrannt worden war. Es verhält ſich mit dieſer Inquiſition dergeſtalt, daß wenn jemand von dem oder jenem vor den Richter angeklagt wird, man ihn ſofort gefänglich einzieht und zuweilen bis in den dritten Monat ſeiner Freiheit beraubt hält, ohne ihm einen Grund dafür anzugeben. Nachher ſagt man ihm, weil er dies oder das gethan oder geſagt, ſei er von der heiligen Inquiſition eingekerkert worden. Läugnet er, ſo wird er verbrannt und behalten die Seinen ſein Vermögen. Bekennt er und bittet um Gnade, ſo verliert er ſeine Güter und behält zwar ſein Leben, muß es aber auf den Galeeren oder in ewigem Gefängniß zubringen. Nur ſehr wenige kommen durch Bitten guter Freunde davon, und was das Allerunbilligſte, es wird kein Ankläger dem Beklagten genannt oder vorgeſtellt. Das einzige Mittel ſich zu retten iſt, daß der Gefangene ſagt, er habe Feinde, von denen die falſche Anklage herkomme, und wenn unter denen, die er als ſolche nennt, die Ankläger ſich befinden, werden die Nachbarn über ſein Leben befragt. Steht es damit recht und iſt er von dem Verdachte der Ketzerei frei, ſo läßt man ihn wieder los. Wer alſo verdammt worden iſt, deſſen Handel wird zur ewigen Schande ſeiner Familie mit großen Buchſtaben in ein leinen Tuch gewirkt, oder gezeichnet und an der Decke der Kirche aufgehangen und deſſen Güter fallen den Richtern zu. Dem Biſchof eines Ortes iſt es die größte Ehre, wenn man von ihm ſagen kann, daß darin zu ſeiner Zeit viele Menſchen verbrannt worden ſeien.

Die erwähnte Wittwe bewirthete uns nach ihren Kräften wohl und ehrlich und ſchickte dem Fürſten ſpäter ihren Sohn gen Granada nach, damit er durch Fürbitte bei dem Kaiſer bewirke, daß das Tuch ihres Mannes wegen weggenommen werde, welche Vergünſtigung aber nicht zu erlangen war.

Des folgenden Tages war unterwegs eine ſolche Hitze, daß unſere Eſelführer vor Mattigkeit auf der Stelle umfielen, und da auch der Koch, der Schenke und einige Diener heftig erkrankten, mußte der Fürſt, bis ſie ſich mit Hülfe unſeres Aeskulaps, Dr. Johann Langius, wieder erholten, einen Tag im Dorfe Villa Harta ſtill liegen.

Als wir noch eine Weile weiter gezogen waren, erinnerte man uns, uns mit Lebensmitteln und Fütterung zu verſehen, weil wir einen weiten Weg vor uns hätten, auf dem weder Dörfer noch Flecken und nur einige von den Königen erbaute Häuſer zu finden wären, in denen ſich die Reiſenden bei Regenwetter aufhielten. Dieſelben nennen die Spanier Venten, und es wird zuweilen ein Wirth, zuweilen auch keiner darin angetroffen.

Unter ſolchen Umſtänden ward ich vorausgeſchickt und nachdem ich viele unbewohnte Oerter durchzogen war, kam ich zu einer Venta, die Evoëlla hieß und in der mir ein Mann, der zugegen war, ſagte, er habe ſowohl Raum und Futter genug für unſere Pferde, als auch guten friſchen Wein, ſoviel wir begehrten, und wolle uns alsbald geſalzen, geräuchert und gekochtes Wildpret auftragen. Ich bat ihn, mir vorerſt etwas zu geben, was er that und ſetzte mich, als er fortging, um zu eſſen hin. Es ſchmeckte mir ſehr wohl und als der Wirth wieder kam, brachte er eine Pfeife oder irdenen Topf voll rothen nur wenig gefärbten Wein, der ſo kalt wie Eis war und den ich begierig trank.

Unterdeſſen meldeten mir die Vorreiter die Nähe des Fürſten und ging ich ihm mit meiner guten Zeitung von Wein und Wildpret entgegen. Müde, hungrig und durſtig wie er war, befahl er ihm, alsbald aufzutragen und aß und trank mit großer Luſt, konnte auch eben ſo wenig wie ſein Geſinde mit dem Lobe des Wildprets endigen. Als die Zeit des Abendeſſens nahte, berichteten die Diener, welche mit zu dem Brunnen, an dem man den Wein anfriſchte, gegangen waren, daß es eine kleine Pfütze voller Waſſerſchlangen ſei, die den Wein mit ihrer natürlichen Kälte ſo erfriſchten.

Auf dieſe Meldung zog der Fürſt vor, den Wein lieber warm zu trinken, befahl mir des Wildprets ſo viel zu kaufen und mitzunehmen, als ein Mauleſel trage, und ſetzte mit uns um Mitternacht die Reiſe fort.

Als ich meine Rechnung mit dem Wirthe machte, ſagte derſelbe unter anderem: So viel gebührt mir für das Eſelfleiſch.

Was ſagſt du von Eſelfleiſch? fragte ich.

Ich meine das Wildpret, verſetzte er, das ihr geſtern gegeſſen habt und mit euch führt.

Daß dir das ein anderer lohne! rief ich. Du haſt uns von einem Eſel zu eſſen gegeben?

Ja wohl, ſagte er, wie könnte man an dieſen wüſten Oertern anderes Wildpret haben!

Bei dieſen Worten machte er die Speiſekammer auf, in der ein Viertel von einem friſchgeſchlachteten Eſel hing und fuhr zu reden fort: Es iſt unſere Jagd, daß wir die Eſel, nicht anders als man mit dem Wilde umgeht, mit Hunden hetzen und das däucht uns hernach gutes Wildpret zu ſein.

Ich entſetzte mich nicht wenig, bezahlte was ich ſchuldig war und ritt dem Fürſten nach, den ich auf einem Berge bei einer anderen Venta, die de los palatios heißt, einholte, als er, um trinken zu können, eben von dem Wildpret eſſen wollte. Sobald er erfuhr, was es für Wildpret war, ſtand er auf und begab ſich nach dem nächſten Flecken, wo wir über Nacht blieben. Was noch von dem vermeinten Wildpret vorhanden war, ließ er wegwerfen und es wollte auch weiter niemand davon haben.

Bei alledem gibt es in dieſen Bergen Wild und ſteht es durch ganz Spanien jedem frei, danach zu jagen. Auch haben die Bauern ein ſo ſtarkes Gift, mit dem ſie die Pfeile beſtreichen, daß jedes Wildpret oder anderes Thier, das damit verletzt wird, auf der Stelle niederfällt und ſtirbt. Der Kaiſer hat uns dies vor unſeren Augen öfter bewährt.

Von dannen gelangten wir in ein großes Thal, durch das der nicht allzugroße Fluß Ana läuft, der heut zu Tage auf Mauriſch auch Guadiana, der Fluß Ana, genannt wird. Sobald wir auf einer ſchmalen Brücke über dies Waſſer gekommen waren, wurde die Hitze ſo übermäßig, daß der Fürſt, um ſie zu meiden, in dem Wirthshauſe zunächſt der Brücke liegen blieb und mich ſammt dem Schenken nach der Stadt Ubeda voraus ſchickte, die Herbergen zu beſtellen. Wir führten eine Flaſche oder einen Lägel mit Wein bei uns, den wir durch fleißiges Zuſprechen bald ausgetrunken hatten. Da aber der Weg länger währte, als wir gemeint hatten, fingen wir an ſehr matt zu werden und ſahen weder Pflanzen noch Bäume vor uns, an deren Blätterſaft wir uns hätten erfriſchen mögen.

Der Schenk wollte alle Augenblicke vom Pferde fallen und darüber ward ich gewahr, daß hinter einer alten Mauer ein grüner Baumaſt hervorragte.

Ich ſagte: wir wollen hin und ſehen was es gibt: er aber betheuerte, er wolle lieber an der Stelle des Weges ſterben, damit der Fürſt, wenn er vorbeikomme, ihn begraben laſſe.

Ich ſtach mein Pferd, ritt nach der Mauer und ſand einen Baum voll reifer Maulbeeren. Ich rief dem Schenken, er ſolle herbeikommen, Gott wolle uns helfen, und er that es, wenn er gleich vor Mattigkeit vergehen wollte. Sobald wir erſt einige Maulbeeren gegeſſen hatten, wurden wir wieder ſtark und luſtig und dankten Gott und dem Maulbeerbaume.

Von der Zeit an habe ich immer viel von Maulbeeren gehalten und ihnen die Rettung meines Lebens verdankt.

Ich ſchrieb auf einen Zettel, daß zwiſchen den Mauern ſolche Beeren wären und legte ihn zwiſchen zwei Steine mitten in den Weg, damit der Fürſt ihn fände und ſich daran, wie es in der That geſchah, erquickte.

Ich muß hier noch erzählen, daß ehe wir zu dem Waſſer Ana kamen, hin und wieder in dem Thale viele Sträuche und Dornbüſche, ſowie unter ihnen ſchöne rothe Blumen ſtanden, deren wir einige abbrachen und, deutſchem Brauche nach, auf unſere Hüte ſteckten.

Als dies die Bauern von weiten ſahen, kamen ſie gelaufen und riefen uns zu, wir ſollten ſie wegwerfen, es wären Blüthen von den giftigen Wolfsbeeren, und wenn wir nicht gleich von den Pferden ſtiegen und die Hüte mit Erde rieben, würden wir in Lebensgefahr gerathen.

Wir thaten dies mit Fleiß und danach ward uns geſagt, wie vor Alters Herkules den Höllenhund Cerberus durch dieſe Gegend geſchleift habe; wo derſelbe ſeinen Schaum fallen laſſen, ſei das giftige Geſträuch gewachſen.

Sie zeigten uns auch die Höhle, worin er die dem Geryon entführten Ochſen geſtallt habe. Ich ſuche aber den Urſprung der Fabel darin, daß die Poeten, weil Spanien außer Eſtremadura kein Rindvieh hat, woran Italien reich iſt, zu ſagen beliebt haben, Herkules habe die Ochſen aus Italien nach Spanien entführt.

Als mein Pferd unter dem Gebüſche ſich vor Durſt nach ſolchen Blumen wandte und einige mit dem Maule ergriff, ſie zu verſchlucken, nahm ich ſie ihm zwar eilig weg; es wollte aber von dem Tage an, bis wir nach Granada kamen, faſt nichts mehr freſſen.

Nicht weit hinter Ubeda gelangten wir an den Boetis oder Guadalquivir, der hier noch nicht von ſolcher Größe, als zu der er berufen und noch nicht ſchiffbar iſt, und nachdem wir ihn überſchritten hatten, fingen die hohen Berge an, die ſich bis Granada ziehen und auf denen noch viele von den Mauren erbaute Warten ſtehen, die dazu dienten, je von einer zur anderen, die Kunde von dem Nahen der Feinde nach Granada zu bringen.

Nachdem wir auf dieſem Gebirge ſehr übel bewirthet worden waren, verweilten wir drei Tage lang in dem vier Meilen von Granada gelegnen Dorfe Aſanalios, um die Rückkehr des Marſchalls zu erwarten, den der Fürſt von Ubeda aus nach Granada vorausgeſchickt hatte, um Wohnungen für uns zu beſtellen.

Als der Marſchall kam, erfuhren wir, daß uns auf keine andere Art eine Herberge zu verſchaffen geweſen ſei, als indem der Kaiſer ſelbſt einen Bürger darum erſuchen müſſe, der uns nicht einmal gern in das Haus aufnehme, in dem weder Bett noch Stroh zu finden ſei.

Er berichtete auch, wie der Kaiſer befohlen habe, wir ſollten der Stadt Granada etwas näher kommen, damit er in der Frühe des folgenden Tages dem Fürſten entgegen ziehe und ihn empfange, was ſonſt wegen der großen Hitze an dem Tage nicht möglich ſei.

Wir begaben uns alſo in ein Dorf Allabalath, eine halbe Meile von der Stadt, wo uns die kaiſerlichen Fouriere eine Herberge angewieſen hatten. Um die Zeit des Abendeſſens kam aber der Herr des Hauſes, gerüſtet und bewehrt mit dreien Dienern und wollte uns unter dem Vorgeben mit Gewalt hinaus treiben, das Haus wäre ſein und nicht des Kaiſers. Die Fouriere konnten nichts beim ihm durchſetzen, und nur erſt als der Fürſt hervortrat und er deſſen tapferes Anſehen wahrnahm, ſchwieg er ſtill und ließ uns drin.

Früh Morgens, als es noch dunkel war, wollte der Fürſt dem Kaiſer zuvorkommen, und machten wir uns auf den Weg nach der Stadt, die wir erreichten, ehe uns jemand entgegenzog.

Damit hatten wir dieſe lange und verdrießliche Reiſe beſchloſſen, auf der wir eine Hitze ausſtehen müſſen, die ſelbſt für das heiße Spanien, in dem es dieſes Jahr in zehen Monaten nicht geregnet hatte, faſt unerhört zu nennen war.

Sechſtes Buch.

1526 — 1530.

Man weiß nicht, wer die Stadt Granada erbaut hat und woher ihr Name entſtanden iſt. Einige heißen ſie lieber Garnath, was auf Mauriſch die Höhle der Waſſergöttin Nata bedeutet, die an dieſen Orten gewohnt haben ſoll. Andere geben vor, ſie habe den Namen von den Scharlachbeeren, die in dieſer Provinz geſammelt und von den Spaniern Granen genannt werden. Ich glaube vielmehr, ſie heißt ſo, weil ihre Lage einem Granatapfel gleicht und ſie eben ſo voller Häuſer als er voller Körner ſteckt.

Sie übertrifft an Größe alle anderen Städte Spaniens und begreift zwei anſehnliche Hügel in ſich, die der ſtarke Bach Darro ſcheidet.

Der eine Berg heißt Alcazana, der andere Alhambra, und deſſen Gipfel krönt das königliche Schloß, das an Größe, Stärke und Zierde eher für eine Stadt als bloße Wohnung zu erachten iſt, und innerhalb ſeiner hohen Mauern, die mit dreißig Thürmen verwahrt ſind, an vierzig tauſend Menſchen faſſen kann. Es ſind auch noch andere, niedrigere Berge da, um die die Stadt dermaßen herum liegt, daß man ſie faſt von keinem Orte ganz überſieht. Sie hat wegen der großen Menge Häuſer, die ſo dicht in einander gebaut ſind, ſehr enge Gaſſen, Plätze und Höfe, doch iſt ſelten ein Haus, das nicht einen Springbrunnen und wenigſtens Einen Citronenbaum habe.

Unweit der Stadt liegen hohe Berge, die allezeit mit Schnee bedeckt ſind und an deren Anblick mitten in den Hundstagen ſich die Einwohner von ihren Fenſtern aus erquicken. Doch leiden ſie im Winter deshalb wunderbarerweiſe nicht von Kälte. Wer mehr davon wiſſen will, leſe den Marinäus Siculus vom Granatenſiſchen Kriege.

Schon am Tage unſerer Ankunft zu Granada fand ſich eine Menge vornehmer Herren zum Beſuche beim Fürſten ein, mit dem ſie eine Weile über ſeine Reiſe ſchwatzten, um ſich dann wieder auf das Schloß zu begeben.

Als danächſt der Feſttag Johannes des Täufers herankam, an dem ſich die Stadt Granada nach einer ſiebenjährigen Belagerung dem Könige Ferdinand und ſeiner Gemahlin Iſabella ergeben hatte, machte ſich Adel und Bürgerſchaft, auf mauriſche Art mit Schild und

Lanze gerüſtet, auf und begab ſich zur Pforte Elivira hinaus, um allda in einem Scheingefechte zuſammen zu rennen.

Darauf hatte der Kaiſer, dem Fürſten zu Ehren, die Spiele anzuſtellen befohlen, bei denen am Nachmittage ſieben ſtarke Ochſen mit überaus großen Hörnern dem Volke vorgeſtellt wurden, die man durch Stechen und Hundeanlaufen wüthend machte und, nachdem ſie drei oder vier Menſchen umgebracht hatten, ebenfalls tödtete.

Hinterdrein kam der Kaiſer perſönlich mit vielen Fürſten und Edlen zu Roſſe. Sie theilten ſich in zwei Trupps, rannten auf einander und warfen ſich von weitem mit den Rennſpießen von Rohr, flüchteten auch zu Zeiten zum Scheine und kamen wieder zum Treffen Angeſichts der Kaiſerin und ihrer portugieſiſchen Frauen, die an den Fenſtern zuſahen.

Die Kaiſerin liebte ihren Herrn den Kaiſer, dem ſie unlängſt vermählt worden war, ſehr, und als unter ihrem Fenſter ein Edelmann, vom Rohre des Anderen getroffen, ſtracks todt blieb, ward ſie darüber ſo beſtürzt, daß ſie auch, weil die Sonne allzu heiß ſchien, zum Kaiſer ſchickte und ihn bewog, für diesmal von der Kurzweil abzulaſſen.

In der Stunde, die ihm vom Kaiſer genannt worden, kam der Pfalzgraf und zeigte ihm als Urſachen ſeiner Reiſe an, daß er ſeinen Herrn, den er mehrere Jahre lang nicht geſprochen, als jungen Ehemann habe wiederſehen wollen. Vom Stahlſchießen ſchwieg er vor der Hand ſtill; als aber der Kaiſer der ſpaniſchen Ritterſpiele und Uebungen gedachte, ſagte er, wie in vorigen Zeiten in Deutſchland das Turnieren und Scharfrennen am gebräuchlichſten geweſen wäre. Nunmehr ließe man davon ab und legte ſich auf das Armbruſtſchießen, womit ſich Fürſten, Bürger und Edelleute erluſtigten.

Er ſah dabei den Kaiſer mit Fleiß an, ob er ſich bewege, und als er deſſen gedachte, was man ihm ſchulde, ward er an den Geheimſchreiber Johann Aleman verwieſen, der von dem Fürſten die Rechnungen und Briefe begehrte, in denen man ihm ſolche Geldſummen verſchrieben habe. Damit war der Pfalzgraf übel zufrieden und als er ſah, daß Aleman ſeinen Worten nicht glaubte, fing er an des Hofes überdrüßig zu werden, dachte, des herannahenden Reichstages zu Speier halb, an ſeine Heimreiſe und hielt bei dem Kaiſer um ſeine Abfertigung an. Dieſelbe ward ihm mit dem Zuſatze vergönnt, daß er ſich die deutſchen Angelegenheiten ſollte anbefohlen ſein laſſen.

Des folgenden Tages, am dreizehnten nach unſerer Ankunft, führte ihn der Kaiſer in einen Garten, unweit des Schloſſes, worin mauriſche, wie die zur Meſſe dienenden Diakonen gekleidete Weiber waren. Dieſelben tanzten nach einer Laute, Leier und Pauke, die drei alte Betteln ſchlugen, indem ſie zuweilen, nicht wohlklingend, ſondern ziemlich bäuriſch und ungereimt dazu ſangen. Einige hingen ſich an ein Seil und ſchwangen ſich daran auf und nieder, riefen oder ſchrien auch auf Mauriſch: Wer in dieſer Welt recht lebt, kommt ſolchermaßen in den Himmel. Nach geendigtem Tanze ward ihnen Waſſer zu trinken gegeben, was ſie für eine große Ehre anſehen.

Nach der Mittagsmahlzeit ging der Fürſt ſpazieren, um von einigen Großen Abſchied und die übrige Herrlichkeit der Stadt in Augenſchein zu nehmen, die ſiebenerlei Merkwürdigkeiten aufzuweiſen hat. Die drei erſten ſind die drei ſchönen königlichen Häuſer, Alhambra, Gonaralipha und Alirares, das etwa eine welſche Meile von der Stadt entfernt liegt und mit Recht eine königliche Luſt zu nennen iſt. Die vierte eine ſehr große Straße, die die Mauren Biuaranblam heißen und in der ein ſchöner hoher Brunnen ſteht. Die fünfte ein großes Haus, Alcateria, in dem ſich an die zweihundert Krämerladen befinden, wo täglich ſeidene Tücher und andere Waaren verkauft werden und das man wohl eine kleine Stadt nennen kann, da es viele Gäßchen und zehen mit Ketten geſperrte Thore hat, zu denen wegen ihrer großen Enge und der Menge Volkes drinnen Niemand zu Roſſe eingelaſſen wird. Der darüber geſetzte Hauptmann ſchließt des Nachts die Thore zu, hält neben der Wache mehrere Hunde und erhebt im Namen des Königs einen Tribut von jedem Laden. Die ſechſte iſt der Bach Darro, der vier deutſche Meilen von der Stadt aus einem hohen Berge entſpringt und faſt allen Bürgern Waſſer in die Häuſer gibt, das ſie für ſehr geſund halten, wir aber anders befanden, da der uns vom Erzbiſchofe von Trier mitgegebene Dr. Ulrich von übrigem Trinken dieſes Waſſers einen Bauchfluß bekam, an dem er ſtarb. Die ſiebente iſt das große Feld um die Stadt, auf dem allerlei Früchte in ſolchem Ueberfluß wachſen, daß nur allein für die Blätter der Bäume, aus denen man die ſeidenen Zeuche macht, dem Könige jährlich dreißigtauſend Goldgülden Zoll entrichtet werden, außer dem, was ihm an Seide zufällt.

In der Stadt Granada fanden wir einen Befehlshaber über das Schloß, der aus dem, dem Pfalzgrafen gehörenden Städtchen Eppingen gebürtig war, und in der ſiebenjährigen Belagerung den katholiſchen Königen als Büchſenmeiſter getreu gedient hatte. Dieſelben hatten ihn mit einem Hauſe auf dem Schloſſe, einer jährlichen Beſoldung und anderen Gütern beſchenkt und ſein Weib, das er in Granada geheirathet, ihm zwei ſchöne Töchter geboren und zwei Meilen von der Stadt herrliche Feldgüter, ſowie mehr als viertauſend Stück Schafe eingebracht.

Die Letzteren wollte er zur Ausſteuer Einem von uns geben, der eine ſeiner Töchter zur Ehe nähme und bei ihm bliebe, und es iſt nicht zu ſagen, mit welcher Freude er täglich ſeinen Landesfürſten beſuchte und gleich wie einen irdiſchen Gott ehrte. Seinen Vorſchlag nahm keiner von den Unſeren an.

Am folgenden Tage, den 7. Juli, zogen wir mit Freuden wieder von dannen. Ich allein ward krank und ſchwach wegen des Bauchgrimmens zurückgelaſſen und hatte nicht einmal Herberge und Bett, da die groben Leute bereits ihre Decken und Matratzen zu ſich genommen hatten; auch trieb mich der Wirth an, die Wohnung zu räumen. Ich lag in der Kammer des Fürſten auf dem bloßen Boden und beweinte mein Unglück, gedachte auch nicht, mein Weib und Kinder jemals wieder zu ſehen.

Da trug es ſich von ungefähr zu, daß des Fürſten Hofbarbier Sebaſtian etwas vergeſſen hatte und von der Reiſe wiederkam. Der erbarmte ſich mein und war übel mit denen zufrieden, die mich ſo dahinten gelaſſen hatten, ſagte mir auch zu, die Nacht bei mir zu bleiben und gab mir einige Pillen zu verſchlucken.

Nachdem ich dieſelben zu mir genommen hatte, gab ich mit Brechen alles Böſe von mir, das in meinem Leibe war, und ließen die Schmerzen nach, ſo daß mir anfing beſſer zu werden. Er führte mich in das nächſte Wirthshaus, wo er einen Kapaunen auf ſpaniſche Art braten ließ, den wir zuſammen mit Eſſig und Pomeranzen aufaßen und ſobald wir den Durſt mit einem ſtarken Weine vertrieben hatten, ward ich kräftiger. Wir ſetzten uns auf die Pferde und ereilten vier Meilen von Granada die Unſeren, die darüber froh waren und uns ſagten, daß der Fürſt, auf Bitte und unter dem Geleite des Grafen Heinrich von Naſſau, eines anderen Weges über die Berge, nach deſſen Schloß Calohorra gereiſt ſei und in Ubeda wieder zu uns ſtoßen werde.

Bei unſerer Ankunft war er bereits da und nahmen wir wieder den Weg, den wir gekommen waren, bis zur Venta Eruella. Allda wendeten wir uns nach gehaltenem Rathe links auf die Landſtraße gen Toledo, weil es uns ſonſt an Waſſer und Lebensmitteln hätte mangeln können, und gelangten den zweiten Tag darauf nach dem Städtchen Almagra, wo uns die Factoren der Herren Fugger aufnahmen, denen daſſelbe vom Kaiſer verpfändet war und uns mit Herberge und allem Nothdürftigen verſorgten. Bei der Venta Sutanda, einem einzigen Hauſe an einem wüſten Orte, wollten wir des anderen Tages unſer Nachtlager nehmen: weil aber Niemand drin wohnte, wir auch weder Stroh noch Futter ſanden, aßen wir zu Abend unter freiem Himmel und ritten dieſelbe Nacht noch vier Meilen bis zum Dorfe Lenenes.

Auf dieſem Wege kamen wir an eine Waſſerleitung, die vor Alters bis gen Toledo, an die zehn Meilen über tiefe Thäler und hohe Berge, entweder durch die Römer, oder wer ſonſt Toledo erbaut hat, geführt worden iſt.

Toledo, welches wir des anderen Tages erreichten, hat ſehr enge Gaſſen, wiewohl die Häuſer inwendig ſchöner und bequemer ſind, als man von außen dafür hält. Ueber zehn Tauſend ſeiner Einwohner ernähren ſich vom Seideſpinnen und wirken, und an die ſechs Tauſend bringen das Waſſer des Tajo auf Eſeln zum Verkaufe in die Stadt, die vor Zeiten eine Schule hatte, wo man die ſchwarze Kunſt öffentlich lehrte.

Die Domherren der Hauptkirchen gingen dem Fürſten entgegen, den ſie ſchon kannten und führten ihn in den Dom, um ihm ihre gewaltigen Schätze zu zeigen. Auch geleiteten ſie ihn in einen ſtattlichen Pallaſt zur Herberge und bezeigten ſich ſehr freundlich. Der Fürſt verweilte nichtsdeſtoweniger nur einen Tag; trennte ſich darauf von uns, denen er in leidlichen Tagereiſen nachzukommen befahl und ritt mit nur vier Gefährten, dem Herrn von Heideck, Brandtner, Johann Maria und dem Hofbarbier, auf Poſtpferden weiter, um deſto eher in Speier auf dem Reichstage anzulangen. Er reiſte ſo ſchnell, daß er faſt weder Tag noch Nacht ſtille lag, bis er gen Ambeiſe kam, wo ihn der König von Frankreich einige Tage bei ſich behielt, und mit mehreren vergoldeten Schalen und Trinkgeſchirren, ſo viel auf eine königliche Tafel gehörten, an Werth ſechs tauſend Kronen, beſchenkte.

Als er ſich weiter auf den Weg machte, kam er des zwölften Tages, nachdem er von uns geſchieden war, von Neuſtadt nach Speier auf einem Karren gefahren, weil es an Pferden mangelte, und ward von ſeinem Bruder, dem Kurfürſten, ſo wie von den anderen anweſenden Herren mit Freuden empfangen.

Deſſelben Tages befand ſich von ungefähr ein Bürger von Heidelberg, mein Nachbar, in Speier, der, als er den Fürſten ſo ſchlecht, auf einem Karren und voller Staub heimkehren ſah, ſich alſobald nach Heidelberg zu meinem Weibe aufmachte, und ſie ausforſchte, ob ſie etwas von meiner Wiederkehr wiſſe.

Sie ſagte, ſie verſehe ſich deſſelben in Kürze, und er ſprach: O, liebes Weib, das hofft ihr vergeblich! Der Pfalzgraf iſt geſtern, armſelig und zerriſſen in Speier angekommen, hat viele Nächte in den Wäldern Wurzeln eſſen müſſen und iſt den Händen des Königs von Frankreich kaum entgangen: die Seinigen ſind alle gefangen, in böſe Kerker geworfen und mögen meiſt ſchon geſtorben ſein. Ich habe nur ihn allein mit meinen Augen geſehen.

Mein Weib wurde alſo auf das Aeußerſte erſchreckt, wußte nicht, an wen ſie ſich in der Noth wenden ſollte und beweinte mit ihren Kindern als verlaſſene Wittwe ihr Unglück. Indem ſie ſich aber ſo gar nicht tröſten kann, kommt Brandtner, vom Fürſten abgeſchickt, mit meinem Schreiben, worin ich ihr zu wiſſen thue, daß ich friſch und geſund auf dem Heimwege bin und aus welchen Gründen uns der Fürſt vorausgeeilt iſt, und erquickt ihr das Herz von Neuem.

Der Bube hatte ſeine Geſchichte nichtsdeſtoweniger zu Heidelberg und Speier ſo wohl ausgebreitet, daß ihm Viele glaubten und Einige ſogar zum Fürſten kamen, um ihm zu den ausgeſtandnen Widerwärtigkeiten und Gefahren Glück zu wünſchen.

Er gab ihnen zur Antwort, er habe gar nichts ausgeſtanden und verlangte zu wiſſen, von wem die Rede käme, deren Urheber alsbald ausgemittelt ward.

Derſelbe wußte zu ſeiner Entſchuldigung nichts vorzubringen, als daß, ſo wie er ſie ausgeſprochen, ſeine Gedanken geweſen ſeien, als er den Fürſten habe auf dem geringen Karren ankommen ſehen. Der Fürſt wollte ihn deswegen zu gebührender Strafe ziehen; verſchonte ihn aber auf Verbitten ſeines jungen Weibes bei Dietrich Schwarz.

Erſt eine ziemliche Weile nach dem Pfalzgrafen langten wir in Amboiſe an, und als unſere Ankunft dem Könige gemeldet ward, ließ er uns die ſilbernen Geſchirre, die er dem Fürſten verehrt hatte, übergeben.

Der königliche Diener, durch den wir ſie empfingen, theilte uns auch, als ob er es ſelbſt thue, mit, wie übel es der König aufgenommen habe, daß der Pfalzgraf ſein eignes, mit Zobel gefüttertes und zwei tauſend Kronen werth erachtetes Kleid, das er ihm einſt, als er ziemlich naß von der Jagd heimgekehrt ſei, verehrt, gleich darauf an ſeinen Unterthan, den Abt von Knöringen, geſchenkt habe, der es Tages darauf, als der Fürſt abgereiſt, auf öffentlichem Markte zum Verkaufe aushängen laſſen.

Der Fürſt erluſtigte ſich zu Heidelberg vierzehn Tage mit der Jagd und ging über Neumarkt in Geſchäften nach Eßlingen, wohin, nach König Ferdinands Willen, die Reichsſachen von Speier verlegt worden waren.

Auf dieſem Reichstage ward faſt nur von einem Zuge wider die Türken gehandelt, die das Königreich Ungarn mit ſteten Einfällen angriffen und den König Ludwig dieſes Jahr in einem Treffen erſchlagen hatten. Da man zu keinem Beſchluſſe kam, ward die Zuſammenkunft von Eßlingen auf das folgende Jahr 1527 nach Regensburg verlegt, wohin Pfalzgraf Friedrich eben ſo wenig wie die anderen Fürſten gingen, und die angekommenen Räthe unverrichteter Sache heimzogen. Das Jahr zuvor war Ferdinand von den Böhmen anſtatt ihres verſtorbenen Königs gewählt und gekrönt worden und nun wurde er es auch zum Könige von Ungarn, zum großen Neide der baieriſchen Herzöge, die allerlei vorgenommen hatten, einen aus ihrer Mitte zu dieſer Würde zu erheben.

Da Ferdinand als König von Ungarn und Böhmen mit ſchweren Geſchäften beladen war und ſogar einen Krieg mit Johann dem Woywoden führen mußte, der ſich ebenfalls König von Ungarn nannte und die Türken auf ſeiner Seite hatte, beredete er den Pfalzgrafen, daß er ſich am St. Gallustage 1528 aufs Neue als Präſident zu dem nach Speier verlegten Regimentsrathe begab.

Um dieſe Zeit lief die Nachricht ein, daß die Türken ſich mit Heeresmacht zu einem Einfalle in Ungarn und Oeſtreich rüſteten und pflogen die Fürſten alſogleich Rath, wie ihnen zu widerſtehen ſei. Darüber einig, hatten ſie noch einen Generalobriſten zu ernennen.

Bei desfallſiger Umfrage ſtimmte der größte Theil für den Pfalzgrafen Friedrich, der doch nicht darum anhielt, ein geringerer begehrte den Herzog Ludwig von Baiern, dem der Pfalzgraf ſelbſt ſeine Stimme gab. Man erſuchte ſie, ſich beide aus der Rathsverſammlung zu entfernen und des Schluſſes zu gewärtigen, und Herzog Ludwig ſagte zum Pfalzgrafen: Ich bitte und rathe euch, lieber Vetter, daß ihr die Beſtallung annehmt, die uns aufgetragen wird. Ich vermag es aus vielen Gründen nicht zu thun.

Ihr ſolltet mir dazu nicht rathen, antwortete der Pfalzgraf, da ich mich auf eure und meine Angelegenheiten beſſer verſtehe und wohl ſpüre, welches Verlangen ihr nach dem tragt, was ihr ſo weit von euch werft. Eure Lande ſind gelegner als die meinen für ein ſolches Amt und indem ich euch hiermit meine Stimme gebe, wünſche ich, daß ihr ſie mit dem beſten Glücke gebraucht.

Sie wechſelten noch ſolche Reden, als man ſie wieder in den Rath rief und dem Pfalzgrafen Friedrich ankündigte: es ſei von den Reichsſtänden einmüthig beſchloſſen und von ſeiner königlichen Majeſtät begehrt worden, daß er dieſes chriſtliche Werk übernehme, zu dem ſie ihm mit dringenden Bitten wollten angehalten haben.

Pfalzgraf Friedrich wandte dagegen vieles ein und gab vor, daß er zu einer ſolchen Beſtallung nicht tüchtig ſei. Als er jedoch eine Friſt, ſich zu bedenken erlangt hatte, ſprach ihm der damalige Hofmeiſter des Königs, Graf von Reggendorf, mit dieſen Worten zu:

Eure Säumniß und Zweifel in dieſer Sache machen mich beſorgt, ihr werdet das Sprichwort bewähren, das man in Deutſchland von den Pfalzgrafen hat. Es habe das Glück ſchon oft freiwillig in euer Haus einziehen wollen, und ihr habet ihm jedesmal in der Thür den Weg vertreten. Man trägt euch die höchſte Ehre an, die ihr euch wünſchen könnt, indem man euch zum Generalobriſten des chriſtlichen Heeres gegen unſeren Erbfeind ernennt, den wir unabläſſig bekriegen und verfolgen ſollten. Und ihr weicht ſcheu zurück, ehe ihr ſein anſichtig geworden ſeid? Wird man nicht alſo von euch ſagen, daß ihr vor ihm verzagt? Und was eure Entſchuldigung angeht, ihr ſeiet für eine ſolche Würde nicht tüchtig genug — müſſen die Stände des Reichs und der König nicht reiflich erwogen haben, wem ſie die allgemeine Wohlfahrt anvertrauen? Wollet doch bedenken, was für Ehre und Lohn euch daraus erwachſen muß, wie verdient ihr euch um einen ſo großmüthigen Potentaten macht, der euch ohnedies wohlwill und eure guten Dienſte in der Sache reichlich vergelten wird.

Zudem führt ihr dieſen Krieg für eine junge Wittwe, die euch inzwiſchen immer vor Augen hat und ſich euch mit ihrer Perſon und ihrem Eigenthume gewiß gern ergiebt. Ja, damit ich euch alle meine Gedanken nicht verhehle, wem würde der König wohl die Verwaltung des Königreichs Ungarn lieber als euch und ſeiner Schweſter, und dies um ſo eher anvertrauen, als ſie eine

Gemahlin wäre und euch die Gunſt des Volkes mitbrächte? Ich ſage euch davon nicht mehr und bitte euch nur überzeugt zu ſein, daß es der König hierbei nicht anders als gut mit euch meinen kann.

Nach dieſen Worten des von Roggendorf, von denen ich nicht weiß, ob er ſie für ſich oder in eines Anderen Auftrag ſprach, ſchwieg Pfalzgraf Friedrich eine Weile ſtill und bedachte, wie viel Wahres darin enthalten und die gute Gelegenheit nicht aus der Hand zu laſſen ſei. Es fiel ihm ein, wie es ihm zuvor mit dem Herzoge von Jülich ergangen war, der eine einzige Tochter hatte, die er ihm zur Ehe antragen ließ und wie mit beſonderer Gunſt des Kaiſers Maximilian der Herzog von Cleve dazwiſchen kam, der ihm die Braut vor den Augen wegnahm, derweil er ſich mit ſeinem Bruder berieth, ob er ſie haben wolle oder nicht.

Der Pfalzgraf erwiederte dem Grafen von Roggendorf, er wolle dem Könige in Allem zu Willen ſein und erklärte den Reichsſtänden, er nehme ihren Antrag unter der Bedingung an, daß man ihm in Anſehung der allzugroßen Dinge, die er zu vertreten habe, einige Kriegsräthe beiordne.

Man billigte ſeinen Wunſch, wiewohl es etwas Neues war und übertrug ihm ſelbſt die Wahl, die er auf den Grafen Wilhelm von Rennenberg, den Freiherrn Georg von Heidegk und die Vornehmen von Adel, Reinhard von Neueneck, Wolf von Affenſtein, Siegmund von Hersberg und Ulrich von Schellenberg fallen ließ.

Danach machte er ſich um das Pfingſtfeſt wieder gen Neumarkt und von dannen gen Regensburg auf, wohin er einige abgeordnete Fürſten, ſowie die Kriegsräthe verſchrieben hatte. Sie konnten in keiner Sache miteinander einig werden, als daß man ihrer zwei nach Ungarn abfertigte, um ſich genau zu erkundigen, ob die Ankunft der Türken erfolgen werde.

Dies waren zwei vornehme, der ungariſchen Sprache kundige Männer, der Rechtsgelehrte und Ritter Sebaſtian Schilling und Chriſtoph Beßnitter, Amtmann des Städtchens Braunau in Baiern. Sie kamen bis Ofen und erfuhren, daß die Türken mit einem großen Heere von Adrianopel aufgebrochen wären und dem Ungarlande zuzögen.

Sie eilten mit dieſer Botſchaft zu dem Pfalzgrafen zurück und derſelbe ließ ungeſäumt Kriegsvolk zu Roß und Fuß anwerben. Weil dies nicht in ſolcher Eile, als nöthig war, geſchehen konnte, und damit der Feind nicht Gelegenheit hätte, weit zu ſtreifen, befand man für gut, mit den bereits vorhandenen, wenn auch nicht zahlreichen Truppen zu Roß und Fuß den Bruders Sohn des Pfalzgrafen, Philipp, einen tapfern Fürſten, dem aber das Glück in der Folge nicht günſtig war, voraus zu ſchicken. Er ſelbſt wollte ihm bald mit mehrerem Volke folgen, ſobald es angekommen und gemuſtert wäre.

Mittlerweile ward er oft von denen, die durch ihn von dem Handel mit der königlichen Wittwe von Ungarn wußten, ermahnt, die Hand nach der Gelegenheit auszuſtrecken, ſo lange er ſie bei den Haaren faſſen könne. Die Fürſten gäben ihm zwar gute Worte, ſo lange ſie ſein bedürften; wenn er aber das Seinige gethan habe, würden ſie ihm bald unter dem, bald unter jenem Vorwande ſeinen Lohn zu entziehen ſuchen.

König Ferdinand vertröſtete ihn zwar beſtens; da der Pfalzgraf aber wußte, wie unentbehrlich ihm auch Kaiſer Karls Willen ſei, entſchloß er ſich, mich nach Italien an ihn abzufertigen, wohin er, wie man ſagte, zu Waſſer mit vielem Volke gekommen ſei. Er war nur um des Weges willen beſorgt, da in dem Kriege des Kaiſers mit den Venedigern, Schweizern und einigen welſchen Fürſten die Straßen geſchloſſen waren und ſandte mich nach Augsburg zu Anton Fugger, mit deſſen Hülfe ich die Reiſe zum Kaiſer unternehmen ſolle. Der wußte keinen andern Weg als auf Venedig und rieth mir, mich dahin in Kaufmannskleidung zu begeben.

Der Fürſt eilte nach Regensburg, wo er ſich auf ſchon beſtellte Schiffe ſetzte und fuhr mit ſeinen Brüdern, dem Biſchofe Heinrich zu Utrecht, dem Biſchofe Johann von Regensburg und dem Herzoge Wolfgang die Donau hinunter.

Als er am dritten Tage zu Linz ankam, wurde er von dem dort verweilenden Könige Ferdinand ſehr freundlich empfangen und zu der mit königlicher Pracht veranſtalteten Abendtafel gezogen. Ueber Tiſche redeten ſie viel davon, wie der Krieg anzugreifen und miſchten auch der Luſt halb fröhliche Dinge ein, und darauf wollte der Pfalzgraf den König um Urlaub erſuchen, weil er des anderen Tages mit dem Früheſten weiter reiſen müſſe. Der König wollte ihn aber ohne weitere Berathſchlagung nicht von dannen laſſen und brachte den ganzen Tag mit ihm in Erdenkung von allerlei Kriegsliſten zu. Bei ſeinem Aufbruche am anderen Tage begleitete der König mit den beiden Königinnen Anna, ſeiner Gemahlin und Maria, ſeiner Schweſter, den Pfalzgrafen aus beſonderer Freundſchaft bis ans Schiff. Auch hatte er ihm zu Bezeigung ſeines guten Willens zwei ſchöne Roſſe, das eine mit einer güldenen, das andere mit einer ſcharlachnen Decke verehrt.

Der Pfalzgraf empfahl ſich dem Könige zu ferneren Gnaden und ließ die Schiffe bis nach dem Städtchen Grein fahren, das wegen ſeines Strudels berufen iſt. Hier war er nicht ſobald aus dem Schiffe geſtiegen, als ihm wie ſchnaubend Melchior von Harſtall begegnete, den er zuvor, auf daß durch ſeinen Aufenthalt beim Könige nichts verſäumt würde, mit der Meldung an den Pfalzgrafen Philipp abgefertigt hatte: die Stadt Wien, als die Hauptſtadt des Landes Oeſtreich, ja mit genugſamer Beſatzung zu verſehen und die Kriegsräthe hier zu Kloſter Neuburg am Kahlenberge warten zu laſſen.

Der von Harſtall brachte die Zeitung, daß Kaiſer Soliman mit unzähligem Volke vor Wien angekommen ſei, das er rings umlagere, und bald nach ihm kam ein Trompeter von den Kriegsräthen mit derſelben Nachricht und Warnung, daß der Pfalzgraf ja nicht weiter rücke.

Deſſenungeachtet befahl derſelbe uneingeſchüchtert, die Schiffe fertig zu machen, die Waffen bereit zu halten, ſich in Ordnung zu ſtellen und die großen Stücke an den rechten Ort zu bringen, um alsbald nach Krems aufzubrechen.

Auf der andern Seite des Waſſers handelte das grauſame türkiſche Geſindel ſehr übel mit Feuer und Schwert, und die armen Leute wußten halb todt vor Angſt nicht, wohin ſie ſich retten ſollten. Männer und Frauen ſchleppten ihre Kinder und was ſie von Habſeligkeiten fortbrachten, mit ſich in der Irre umher.

Der fromme Fürſt ward durch dieſes klägliche Schauſpiel ſehr gerührt, konnte aber nicht retten, da er von dem Heere kaum ſechshundert Mann bei ſich behalten hatte, und ſuchte mit freundlichen Worten zu tröſten, daß Gott ſie um dieſer Trübſal willen zu finden wiſſen werde. Er erhielt ſchon die dritte Poſt vom Ritter Siegmund von Weichſelberg und dem Griechen Bagiß Paul, die beide über die leichten Reiter geſetzt waren und die Brücke über die Donau zu vertheidigen hatten, und es kam ein Bote nach dem andern, um den Fürſten vom Vorrücken abzuhalten. Es blieb aber deſſen feſter Vorſatz, mit dem nächſten Morgen zu Schiffe weiter zu fahren und den lieben Gott walten zu laſſen, ob er ihn ſicher durch die Feinde führe; bis mit einemmale bei hellem Himmel ein dicker Nebel entſtand, vor dem man weder ſehen, noch die Ruder gebrauchen, und wegen der Steine und Felſen nicht auf der Donau ſchiffen konnte.

Die Kriegsräthe kamen mit dem baieriſchen Volke zu Roß und Fuß an und berichteten, wie der Feind alle Brücken über die Donau verbrannt und alle Zugänge zur Stadt zu Waſſer und Lande dermaßen verlegt habe, daß ihre Verſuche hinein zu gelangen vereitelt worden ſeien. Es befänden ſich in ſeinem Lager über dreimalhundert tauſend Mann, die die ganze Gegend erfüllten und ſie hätten nichts anderes thun, als zurück weichen können, um ſich mit ihm über die unter ſo ſchlimmen Umſtänden zu ergreifenden Maßregeln zu berathen.

Pfalzgraf Friedrich blieb bei alledem des Entſchluſſes, entweder ehrlicherweiſe zu ſterben, oder mit Durchbrechung der Feinde in die Stadt zu dringem. Die Kriegsräthe ſtellten ihm aber wiederholt vor, er möge keine unmöglichen Dinge unternehmen, da es jetzt nicht mehr um die einzelne Stadt und deren Beſatzung, ſondern um das ganze Reich und die Chriſtenheit zu thun ſei. Auf ſeinem Haupte beruhe die Wohlfahrt des deutſchen Volkes und geſetzt, er habe ſelbſt in die Stadt dringen können, der er mit ſo wenigem Volke keinen Nutzen bringe, wäre alsdann Niemand da, dem Könige Ferdinand und den deutſchen Fürſten die Gefahr kund zu thun, in der das Reich ſchwebe und ihnen mit Rath und That zu ihrer Errettung beizuſtehen.

Es ſei demnach erſichtlich Gottes Schickung, die ihn nicht eher, als bis die Stadt ſchon belagert worden, ankommen laſſen und man dürfe dieſelbe nicht verachten, ſondern müſſe ſich an einem wohl verſchanztem Orte ſo lange verweilen, bis mehr Kriegsvolk komme, und man die Stadt, mit einem Angriffe auf die Feinde, zu entſetzen im Stande ſei.

Auf dieſe Gründe beſchied ſich der Fürſt zuletzt, in den drei Städten Krems, Stein und Mautern, die gleichſam nur eine durch die Donau getrennte Stadt ſind, in Erwartung günſtigerer Umſtände ſtill zu liegen und that dies dem Könige Ferdinand und den Fürſten des Reichs durch Boten mit der Weiſung kund, daß, wenn ſie Freiheit und Leben ihres Vaterlandes und der Ihrigen erretten wollten, ſie ihm mit aller jungen Mannſchaft alsbald zu Hülfe eilten. Die Chriſtenheit ſei noch niemals härter als jetzt von ihren Erbfeinden angegriffen worden und ſtünde im Begriff, ganz und gar zu Grunde zu gehen.

Da daſſelbe Schickſal auch den Böhmen, Mähren und angrenzenden Völkern drohte, ward um ſo mehr für rathſam befunden, ſie um Hülfe anzugehen, als man bereits wußte, daß ſie gerüſtet waren, und der Pfalzgraf ſchrieb an König Ferdinands ſtatt ihrem Oberſten, dem Freiherrn Johann von Bernſtein, daß er mit ſeinem Volke zu Bekämpfung des gemeinſamen Erzfeindes zu ihm ſtoße. In gleicher Meinung erinnerte er die Landherren in Oberöſtreich, ihre armen Unterthanen nicht verzagt umherflüchten zu laſſen, ſondern zu ermahnen, daß ſie ſich ſchaarten und dem Feinde herzhaft widerſtünden.

Es war damals beſchloſſen, ſobald das Kriegsvolk beiſammen wäre, die Schiffe des Feindes, mit denen er die Brücke eingenommen hatte, unverſehens zu überfallen und zu verderben, damit man den Belagerten von der Donau aus Hülfe brächte. Auch wollte der Pfalzgraf noch mit Gewalt in die Stadt brechen, um die Belagerten mit Lebensmitteln und Kriegsbedarf zu verſehen und ließ dies dem Pfalzgrafen Philipp heimlich durch einen Boten melden, damit er ſeinen Soldaten Muth und Hoffnung einſpräche, die Belagerung auszuhalten, ſich auch gefaßt halte, wenn man die Türken von außen angreiſe, durch alle Thore einen Ausfall zu thun und ſich ſo viel als möglich ſelbſt in ſeiner Bedrängniß Luft zu machen.

Während deſſen ſaß der Sultan ſeinerſeits nicht ſtill, ſondern ließ nach ſeinem Brauche alle umliegenden Orte von den Seinen durchſtreifen und verwüſten. Er ſchickte einige Haufen leichter Reiter nebſt dem Schiffsvolke und anderem loſen Geſindel zu Fuß nach dem Landſtriche aus, der vor Alters Juliobona genannt ward und dem Marchfelde zuliegt, wo ſie mit bewehrter Hand alles bewältigten, einriſſen, die alten Leute niederhieben, die jungen gefangen nahmen, die Weiber vor den Augen der Männer ſchändeten und ſammt den Kindern umbrachten. Die jungen Kinder wurden theils aus dem Mutterleibe gehauen, theils den Müttern von den Brüſten, den Vätern aus den Armen geriſſen, hin und wieder auf den Gaſſen auf ſpitze Pfähle geſteckt und elendiglich des Lebens beraubt, das ſie nur erſt empfangen hatten.

Es läßt ſich ohne Verletzung der Gottſeligkeit nicht beſchreiben, was der böſe Feind für Unbilden an dem chriſtlichen Volk verübte, und es flehte alles um Rettung oder Hülfe den Fürſten an, der, wie ſie gehört hatten, mit einigem Kriegsvolke zu Krems angekommen ſei. Auch ſtellten die Geſandten der Prälaten zu Kloſter Neuburg, Kettwig und Mölk vor, daß es um ihre Klöſter und Städte geſchehen ſei, wenn man ſie nicht mit guten Beſatzungen verſehe, da ſie, als des Krieges unkundig, ſich nicht lange würden gegen die türkiſchen Streifrotten vertheidigen können.

Unterdeſſen hatte auf Befehl des Fürſten Wilhelm von Buchheim von dem umherflüchtenden Landvolke an die tauſend Mann zuſammengebracht, für die ihm einige Befehlshaber von Adel, ſo wie einige alte Soldaten aus dem baierſchen Regimente zugeordnet wurden und mit denen er die genannten Orte männlich vor feindlichen Einfällen wahrte. In ähnlicher Weiſe wurde auch das adelige Kloſter Achsbach bei dem Städtchen Spitz unbeſchädigt erhalten, und die Ueberfahrt an der Donau bei Stockerau beſchützten mit einigen Einwohnern und Landleuten zwei tapfere Brüder des Geſchlechts von Scheringen. In Haimburg lagen ſechshundert zu Fuß, die ſich nicht getrauten, einer ſo großen Menge des Feindes zu widerſtehen, aus Furcht das Schloß verließen und ſich nach Korn-Neuburg begaben, wo ſie aus Kriegsmuthwillen den Bürgern Vieles zu leid thaten und denen, als ſie dem Befehle des Fürſten, davon abzuſtehen, keinen Gehorſam leiſteten, die Wehren und Fähnlein genommen und bei harter Strafe geboten wurde das Land zu räumen.

In der nächſtfolgenden Nacht entſtand im Krems ein großes Feuer, von dem Niemand wußte, wie es ausgekommen. Viele gaben es den mit Unehren davon gejagten Landsknechten ſchuld, einige den nicht weit davon ſtehenden Feinden. Der Oberſt Conrad Gottsmann verlor dabei einige Pferde, und es kamen auch einige geringe Leute mit um.

Zu der nehmlichen Zeit ritten die türkiſchen leichten Pferde nach Kriegsbrauch zwei ganze Tage um die Stadt Wien und ſahen Alles wohl ab. Die Unſrigen verhielten ſich unerſchrocknen Muthes hinter den Mauern und bereiteten das Nöthige zur Gegenwehr vor. Die weitſchichtigen, unbewehrten Vorſtädte, die den Türken ein Schutz werden konnten, wurden abgebrochen und niedergebrannt, und die großen Stücke, ſo wie anderen Kriegswehren ordentlich auf die Thürme und Höhen gebracht, von denen man das feindliche Lager deſto beſſer beſchießen konnte. Die Schiffe, die lange am Anker gelegen hatten und für die man umſonſt italieniſches Kriegsvolk erwartet, wurden verſenkt. Man warf auch

Gräben hinter den Mauern auf, machte Bruſtwehren, ſtellte in der Stadt an gewiſſe Orte Wachen aus und vertheilte an alle Plätze eine Anzahl Volkes. Eben ſo vermauerte man faſt alle Stadtthore mit Ziegelſteinen und ließ nur wenige offen, durch die man an den Feind komme.

Einige kleine Ausfälle auf den Feind, der noch mit Verſchanzung ſeines Lagers zu thun hatte, glückten mehrentheils, und die Unſrigen kamen, nachdem ſie der Türken viele erlegt hatten, immer wieder ohne beſonderen Schaden in die Stadt. Einesmals hätten ſie beinahe ſelbſt den Paſcha Ibrahim, den geheimſten Rath des Sultans, gefangen, als er ſich bei Beſichtigung der Stadt etwas zu nahe hinan gewagt hatte, und dann wäre es mit dem Kriege zu Ende geweſen, da auf dieſem Manne alles beruhte. Gott ließ ihn aber damals den Händen der Unſrigen entgehen, um ihn zu noch ärgeren Dingen aufzuheben.

Zweimal fochten die Chriſten bei ſolchen Ausfällen mit ſchlechtem Glück: das einemal bei Nacht, da Wolf Hager, Hauptmann über ein Fähnlein, zur unglücklichen Stunde ausgefallen war, und neben anderen ehrlichen und vornehmen Leuten und einigen alten ſpaniſchen Soldaten, mehr aus Ungeſchick der Seinen als durch des Feindes Mannheit, nach tapferer Gegenwehr beim Burgthore erlegt ward.

Das andere Mal als der Fähndrich Chriſtoph von Zedlitz mit fünfhundert Pferden bis an das Lager der Feinde gerannt und, von einer großen Menge hintergangen, zum Gefangenen gemacht worden war, als welcher er mit einigen Kameraden die Köpfe der im Treffen gebliebenen Chriſten und die von vier armen Ausſätzigen tragen mußte, die die Türken aus Bosheit niedergehauen hatten, und vor den Sultan geführt, demſelben auf ſeine Kriegsfragen ſehr geſchickt antwortete, daß König Ferdinand in dem nahen Linz ſo lange warte, bis alles Kriegsvolk zuſammen gekommen ſei. Er fügte dem noch hinzu, daß man ſich in Deutſchland, Böhmen und Mähren zu einem gemeinſamen Beſchluſſe vereint habe, dem Könige die ſtattlichſte Hülfe zu thun, und es würde ſich um eine kleine Weile zeigen, wer in dieſem Kriege am ſtärkſten ſei. Wenn das geſchehen, werde der König nicht länger außen bleiben, ohne eine Schlacht zu wagen. Was er und die Fürſten weiter vorzunehmen geſonnen, wiſſe er nicht, und von der Stadt nur ſo viel, daß alle darin anweſenden Kriegsleute, vom Oberſten bis zum Unterſten, ſich verſchworen haben, ſie bis zum letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Es befänden ſich darin, außer dem Pfalzgrafen Philipp, der Graf Nicolaus von Salm, Graf Wilhelm von Roggendorf, Herr Eronhard vom Felß, Eckard von Reiſchach, lauter tapfere, ihres früheren Verhaltens wegen berühmte Helden, die ihre Hoffnung nicht auf Mauern und Wälle, ſondern auf ihre Wehren und Tugend geſetzt hätten.

Ob Soliman dadurch wohl einigermaßen bewegt werden mochte, ließ er es ſich doch nicht merken, ſondern gab zur Antwort: er habe ſchon mit vielen Völkern Krieg gehabt und allezeit den Sieg behalten, alſo werde er auch diesmal nicht vergebens ausgezogen ſein und vertraue auf ſein gutes Glück. Sein und der anderen Gefangenen Leben ſtünde zwar in ſeiner Gewalt; damit ſie aber ſähen, daß er auch Feinden zu verzeihen wiſſe, wolle er es ihnen ſchenken, ſie ſollten nur, wenn ſie nach Wien zurückkehrten, der Beſatzung vorſtellen, wie unmöglich es ihnen am Ende fiele, ſich gegen eine Macht zu vertheidigen, der griechiſch Weißenburg und Rhodus weichen müſſen und ihm die Stadt gegen freien Abzug mit Leib und Gut übergeben, den er ihnen ehrlich zugeſtehe. Sie könnten nichts beſſeres thun, als ehe der Kriegseifer weiter um ſich griffe, zu ſeiner Gnade ihre Zuflucht zu nehmen. Bliebe ihm der Sieg, ſo hätten ſie zu lange gewartet, und würde ihnen der gewiſſe Tod zu Theil. Er gedenke ſich nicht eher nach ſeiner Hauptſtadt Conſtantinopel zurück zu begeben, als bis er das ganze Reich erobert habe.

Nach dieſen Worten behielt er nur den Fähndrich zurück und befahl, die Uebrigen loszugeben, deren jedem er drei vollwichtige ungariſche Dukaten ſchenkte. Dieſelben berichteten, als ſie wieder in die Stadt kamen, getreulich, was ihnen vom Kaiſer eingeſchärft worden war, predigten aber tauben Ohren, die es nicht einmal der Mühe werth hielten, den Türken zu antworten.

Darüber gerieth der Sultan in einen ſolchen Zorn, daß er vollſtändige Rache zu nehmen ſchwur und alle Vorbereitungen traf, die Stadt mit Sturm zu nehmen.

Die Stadt liegt fünfviertel Meilen vom Kahlenberge in einer Ebene und ward vor Zeiten vom Geſchlecht der Flavianer erbaut, die allda die Grenzen des römiſchen Landes Pannonien gegen die Einfälle der barbariſchen Völker ſchützten, und zu deren Angedenken die Stadt Flavianum genannt worden iſt. Die wird jetzt mit Hinweglaſſung der beiden erſten Silben Vienna genannt, oder heißt nach dem Waſſer dieſes Namens ſo, das, wenn es von Regen angeſchwollen, an ihrer Mittagsſeite hinfließt. Obwohl Wien der Donau wegen nach Mitternacht ſehr feſt iſt, hat es doch auf den anderen Seiten weder von Natur noch Kunſt ſonderliche Vertheidigungswerke, da ſelbſt wo Graben vor der Mauer ſind, ſie kein Waſſer haben und von den Feinden leicht überſchritten werden können. Die Mauern ſind zwar von gebacknen Steinen, aber nicht ſtark und hoch genug, ſo wie auch ohne Thürme und Bollwerke, um den Feind abzuhalten.

Die Türken ſetzten der Stadt an fünfzehn Orten mit Schanzen und Untergraben zu, um das Fundament der Mauern einzuwerfen: indem der Sultan es mit Holz unterſtützen und mit Schwefel, Pech und Büchſenpulver ausfüllen ließ. Sobald das Feuer daran käme, ſollte ſein zuvor geordnetes Kriegsvolk von dem aufgehenden Rauche wie mit einem Nebel bedeckt werden und, wenn die Mauern umgefallen, durch die entſtandene Lücke mit aller Gewalt Sturm laufen.

Der Herr erbarmte ſich aber der Seinen und ließ zu eben der Zeit drei gefangene, durch die Folter ſcharf befragte Ueberläufer bekennen, daß ſie einen Verrätherlohn auf die Fauſt genommen und ſich verpflichtet hätten, heimlich Feuer in der Stadt anzulegen, damit, wenn die Beſatzung zum Löſchen liefe, der Sultan die ihrer Vertheidiger entblößten Mauern mit glücklichem Erfolge ſtürme. Das Nämliche zeigten die Türken an, die die Unſeren gefangen nahmen und ließ der von Zedlitz heimlich durch einen Boten melden.

Seit dem Tage wurden die Unſeren viel freudiger, ließen ſich keine Mühe verdrießen, die Wachen noch eifriger als ſonſt zu verſehen, verſtärkten die Haufen vor den Thoren und hatten auf die Mauern große Acht.

Da man auch den Ort entdeckte, den der Sultan ſich zu untergraben vorgenommen hatte, vereitelte man ihm ſelbſt dieſe Liſt, indem unſer Kriegsvolk ihm mit tieferen Gegengraben begegnete; oder heimlich entführte, was er dazu gebrauchen wollte und die dabei angeſtellten Feinde übel beſchädigte.

Der Sultan erkannte, daß ihm alles nichts half, theilte ſein Heer in vier Haufen, deren einer den andern alle ſechs Stunden entſetze und befahl, die Stadt ohne Aufhören bei Tag und Nacht zu ſtürmen, derweil die Schanzgräber an einem abgelegenen Orte mehr Stollen trieben. Damit wollte er unſer Kriegsvolk durch immerwährende Arbeit ermüden, den Seinigen deſto leichteres Spiel machen, ſie zurücktreiben und durch den ſteten Lärm des Stürmens und der Gegenwehr verhindern, daß man in der Stadt der neuen Untergrabungen innen werde.

Die Hoffnung der Feinde ſollte auch nicht aller Dinge vergebens bleiben, denn ſobald ihnen die Loſung gegeben war, Sturm zu laufen und die Unſrigen ſich zur Wehr ſtellten, ward die Mauer nach langer Mühe ſo viel untergraben, daß ſie an drei Orten einfiel und große Lücken gab. Ueber dieſelben fielen die Türken mit Geſchrei her, um mit Gewalt in die Stadt zu dringen, hielten ſich dabei mannlich und unerſchrocken genug und warfen und ſchoſſen auf die Unſrigen, womit ſie konnten.

Dagegen blieben dieſe auf ihrem Stande unbeweglich, in guter Ordnung, hielten den Feind auf und trieben ihn mit den langen Spießen und dem ſteten Schießen aus den Röhren zurück, bis er dem herzhaften Gemüthe und zornigen Angeſicht der Deutſchen und Spanier nicht mehr Stand hielt und, von dannen weichend, noch tapfer verfolgt wurde. Die Unverzagteſten, die höher als die Anderen auf die Wehren und Mauern gekommen waren, wurden von den Unſeren wieder hinuntergeſtürzt.

Deſſen ungeachtet ließ der Sultan nicht nach, die Beherzten an ihre vorige Tapferkeit und erlangte Ehre zu erinnern, die Ermüdeten und Verwundeten fortzuführen, friſche und geruhte Truppen an ihrer Statt herbeizuziehen, die Verzagten zu ſchelten und alleſammt zu einem neuen Anfalle anzufeuern. Es ging ihnen aber nicht beſſer als zuvor und ſie kamen wieder ſo übel an, daß ſie zuletzt Zucht und Ordnung vergaßen und ſich in die Flucht begaben.

Dem Sultan that die Schande ohne Zweifel weh, die er ſich alſo zugefügt ſah und er ahnte vielleicht ſchon, daß es nicht allein um die Eroberung dieſer Stadt, ſondern um die des ganzen Landes werde geſchehen ſein.

Doch ließ er nach wenigen Tagen, als ſein Volk ſich erholt hatte, neue Anſtalten treffen, die Stadt noch einmal anzufallen.

Das türkiſche Heer ward an den gelegenſten Orten aufgeſtellt; ſobald es aber ſah, daß unſer Volk ſich fröhlich hinter den Mauern und Wehren in Bereitſchaft hielt, ließ es das Herz fallen.

Man mochte, wie man wollte, zum Sturme blaſen und die Türken ermahnen, friſch und getroſt daran zu gehen, ſie waren vor Furcht ſo verzagt, daß ſie wie Stöcke und Steine ſtehen blieben und trotz dem nicht vorwärts rückten, daß ſie von ihren Befehlshabern mit Drohungen und blanken Wehren angetrieben wurden.

Damit brachte man drei Tage zu, in denen die Türken eben ſo oft aus dem Lager geführt und in Ordnung geſtellt wurden, allezeit aber wie erſtarrt ſtehen blieben.

Der Sultan merkte dabei nicht allein, daß die für Geld gedungenen gemeinen Aſaben, ſondern ſeine beſten Janitſcharen furchtſam und entmuthigt waren, und in der Ausſicht, daß ihm der König Ferdinand und der Pfalzgraf mit einem ſtarken Kriegsheere von Deutſchen und Böhmen auf den Hals kommen könne, begann er an Abzug und Aufhebung der Belagerung zu denken, ehe ihn der Winter überfiele, deſſen Kälte ſeine weichlichen Aſiaten nicht ertragen würden. Er ließ ſeine Veziere, Beglerbege, Baſchen, und Sanzachen Subbaſchen insgeheim verſammeln, that ihnen ſeinen Willen kund und berieth ſich mit ihnen, wie der Rückzug am beſten zu bewirken ſei.

In Folge deſſen wurde in der dritten Nacht darauf das Zeichen gegeben, daß ſich das Heer zu einem neuen Kampfe ordne. Es geſchah und ſie konnten jenſeit des Grabens vor Zittern kaum die Wehren halten, derweil die Chriſten, die unterdeß alles Zerſchoſſene und Eingefallene ausgebeſſert hatten, die Ankunft der Feinde erwarteten und geiſtliche Lieder, dem Herrn Chriſtus zu Ehren, ſangen, der ihnen vielleicht ſchon in ihren Herzen weiſſagte, was geſchehen werde.

Es kam auch keineswegs dazu, daß ſie in der Nähe mit der Fauſt kämpften, ſondern es ward nur mit dem groben Geſchütze und aus den Röhren dermaßen gegen einander geſchoſſen, daß der Himmel wie mit einer Wolke von Kugeln bedeckt ſchien und Unzählige verwundet oder getödtet wurden.

Unter den letzteren befand ſich zur großen Betrübniß der Türken, der Beglerbeg von Natolien, der von einer groben Stückkugel vom Thurm am Kärnthnerthore zerſchmettert ward.

In der erſten Nachtwache darauf befahl der Kaiſer ſein Lager anzuzünden, trat den beſchloſſenen Abzug an und ließ noch zuvor, wider alles Völkerrecht, die meiſten gefangenen Chriſten niederhauen.

Den Rücken deckte ihm und dem Heere Ibrahim Paſcha mit einem großen Haufen leichter Pferde, und er ſchied mit ſolcher Eile wieder aus Deutſchland, daß er die Städte und Oerter, die ſich ihm ergeben müſſen, nicht einmal mit Brandſchatzung belegte, und ſchon am fünften Tage mit ſeinem Heere in dem zwei und dreißig deutſche Meilen von Wien entfernten Ofen war.

Die Türken verloren auf dieſem Wege viele Menſchen, Kameele und Zugvieh, die hin und wieder durch Kälte und Hunger hinfällig aufgefunden wurden.

Die Unſrigen trugen jetzt, wider die alten Krigsgeſetze, nach denen es, wie Tryphonius ſagt, verboten war, ſich mit dem Feinde wegen Löſung der Gefangenen einzulaſſen, weniger aus Barmherzigkeit gegen die Chriſten, als auf Anhalten der Türken auf einen Austauſch an, und Ibrahim Paſcha gab dem Boten den Beſcheid, daß man Geſandte zu der Unterhandlung ſchicke. Er ſchenkte demſelben auch ein ſeidenes Kleid, ſo wie dem von Zedlitz ein güldenes Stück und ließ den Unſrigen durch Beide ſagen, daß man ihm nur vertraue, er werde ehrlich mit uns handeln, und glaube, daß die Beſatzung von Ofen ſo kläglich umgekommen, ſei nicht ſeine, ſondern der Deutſchen Schuld. Die Krieger waren indeſſen, da der Sultan die Artikel der Uebergabe ſelbſt unterſchrieben hatte, wider alle Treu und Glauben, ſobald ſie mit ihren Hauptleuten Chriſtoph Beſſerer und Johann Traubing die Wehren geſtreckt hatten, von den Janitſcharen niedergeſäbelt worden.

Die ganze Zeit der Belagerung über ließ ſich die Tugend der beiden Fürſten Pfalzgraf Friedrichs und ſeines Vetters Philipp herrlich ſehen, als die ſich ſelbſt unter ſo vielen wohlverſuchten Leuten glänzend hervorthaten. Wiewohl ſie von Allen die größte Mühe, Arbeit und Sorge hatten, ließen ſie ſich niemals davon überwältigen, ſondern wachten über Alles und waren eben ſo tapfere Krieger als treffliche Obriſten, von denen Jedermann mit Freuden anerkannte, daß ſie zur Beendigung des Krieges und Befreiung der Stadt das Beſte gethan hatten. So hatten ſich unter anderem noch vor aufgehobener Belagerung bei Stockerau in die zwanzig tauſend Türken in dreißig Schiffen über die Donau gemacht, die das Marchfeld durchſtreiften und, was ihnen vorkam, raubten und niederbrannten. Denen ward Graf Julius von Hardeck mit zweihundert Pferden entgegengeſchickt, und da ſie noch vor ſeinen Augen das Schloß und Städtchen Schmidt angeſteckt hatten, entbrannte er in ſo billigem Zorn, daß er mit ſeinen wenigen Reitern ſtracks in ſie ſetzte und ſie faſt bis auf das Haupt ſchlug, ehe ſie noch recht innen geworden waren, daß er in ihre Nähe gekommen ſei. Er verlor in dieſem Treffen nicht mehr als einen Mann, Namens Köberlein, der, ſobald er der Feinde anſichtig geworden, ſein Pferd mitten unter ſie geſpornt und ſie bis zu den Schiffen in die Flucht geſchlagen hatte, wo er ſein Leben in der Art mit daran gegeben, daß er auf das eine mit Feinden überladene Schiff geſprengt war und es in den Grund des Waſſers verſenkt hatte.

Nahe bei der Treiſel Maurer Mühle, die die Türken plünderten und anſtecken wollten, erlegte, fing und ſchlug Kaspar Erlebeck von Traußnitz über dreihundert derſelben, da er ſie unverſehens angriff, mit nicht mehr als zehn Reitern und ſechs Fußgängern. Viele Feinde wurden auch von den leichten Reitern, die man mit einem fremden barbariſchen Namen Huſaren nennt, hin und wieder nieder gemacht, oder gefangen vor Pfalzgraf Friedrich gebracht.

Als ihrer Viele einmal in eine Kirche geflüchtet waren, um ihr Leben zu friſten und ſich auf den Thurm begeben hatten, wurden ſie von Georg von Leuchtenberg, dem Landhauptmanne Siegmund von Welberg, Vagitz Paul und dem baieriſchen Rittmeiſter Wolf von Weiz unweit Korn-Neuburg, wohin Pfalzgraf Friedrich ſie geordnet hatte, im Angeſichte des Sultans und ſeines am Ufer der Donau ſtehenden Heeres, theils nieder gehauen, theils mit Feuer und Rauch getödtet.

Nach der Befreiung von Wien eilte Pfalzgraf Friedrich, ſo ſchnell er konnte, dahin, um alles Kriegsvolk zuſammen zu nehmen und dem Feinde eine Schlacht zu liefern, oder ſeiner Nachhut wenigſtens allen möglichen Schaden zuzufügen.

Er hatte bei ſeiner Ankunft aber kaum angefangen, das Kriegsvolk durch ſeine Befehlshaber muſtern zu laſſen, als die gemeinen Soldaten eine Meuterei anſtellten und für ihre ritterliche Vertheidigung nicht nur fünf Monat Sold begehrten, ſondern alles, was ſie während der Belagerung verzehrt hatten, geſchenkt erhalten wollten.

Der Fürſt verſuchte zwar, ſie mit Güte dahin zu bewegen, daß ſie den nur erſt erworbenen Ruhm nicht mit einem ſolchen Schandflecke beſudelten und bat ſie, ihm durch keine Meuterei an dem Werke hinderlich zu ſein, das er vorhabe. Sie hätten durch ihr Verhalten eine beſondere Belohnung verdient, und er wolle ſie ihnen mit allem Fleiße bewirken, jetzt aber, wo es den Feind nicht entrinnen zu laſſen gelte, träten ſie mit ihrer Forderung zur Unzeit auf.

Nichtsdeſtoweniger ſteigerten ſie noch ihre Heftigkeit, als er ihnen einige Hauptleute zuſendete, ſie zu begütigen, fällten ihre Spieße, ſchloſſen einen Kreis um die Hauptleute, gegen die ſie ſich wie raſend geberdeten und droheten ihnen den Tod, wenn ſie nicht alsbald ihr Geld empfingen. Mit ſolchem Unweſen brachten ſie den Tag zu, bis ſie am Abende aus einander gingen und als ſie mit dem Anbruche des nächſten Tages wieder zuſammen kamen, wollte man ſogar ſagen, ſie hätten beſchloſſen, die Stadt zu plündern. Der Pfalzgraf erkannte darum, daß unter ihnen keine Zucht zu erhalten ſei, ſondern er und andere mit der Stadt in höchſter Noth ſchwebten, und hielt es für gerathen, ihrem raſenden Frevel Einhalt zu thun, ehe er noch weiter führe. Er ſagte ihnen einen dreimonatlichen Sold zu und hatte doch damit nicht ſchnell genug verfahren können, um den Feind zu rechter Zeit zu erreichen. Die Schuld des ganzen Muthwillens mochte zumeiſt daran liegen, daß man dem Kriegsvolke zu viel nachgegeben und wegen des gewaltigen Feindes von außen nicht die ſcharfe Zucht aufrecht erhalten hatte. Der Frevel blieb bei alledem nicht ungeſtraft, wenn er auch nicht nach der ganzen Strenge der Geſetze wie vor Alters gerichtet ward, wo man entweder den Zehnten aus dem Haufen genommen, oder ſie hätte loſen laſſen, wer am Leben geſtraft werden ſolle, da einige Rädelsführer öffentlich mit dem Schwerte gerichtet wurden.

Um dieſelbe Zeit gab es viel ungeſtüme Winde und böſe Wetter, ſowie mancherlei Krankheiten, deren ein Theil in Deutſchland unbekannt war. Es herrſchte ein peſtilenziſch Sterben, und hielt mehrere Jahre hinter einander eine große Theurung an. Auch geſellten ſich dazu, als Verboten des göttlichen Zornes verſchiedene Wunder und Zeichen. Zu Wien waren eine Zeitlang vorher am Himmel drei Sonnen in einem Kreiſe den Tag über geſehen worden; der Mond hatte eine blutige Geſtalt und gleichwie ein Kreuz darin gezeigt, und in der Kirche des heiligen Stephans, des Schutzpatrons der Stadt, wurde um 1 Uhr Nachmittags ein großer feuriger Balken, faſt dreihundert Schritte lang, geſehen, der auf und nieder fuhr. Alles dies bewog die Menſchen aus Furcht, ſich etwas andächtiger zu Gott zu wenden, Betfahrten und Proceſſionen anzuſtellen und trug vielleicht mit dazu bei, ſie vor dem Verderben zu erretten.

Während ſolcher Vorfälle in Oeſtreich kam ich in Geſtalt eines Kaufmanns nach Venedig, wo ich in der Herberge zum deutſchen Hauſe beim Factor der Fugger einkehrte, und hatte meinen Diener im Hafen zu Meſtre mit den Pferden gelaſſen. Der Factor war meinetwegen bekümmert, weil er wußte, daß alle Wege zum Kaiſer, der ſich damals zu Placenz aufhielt, voller Kriegsleute und Räuber waren. Er erfuhr endlich, daß ein Kaufmann aus Ulm, Namens Marcus Semmler, nach Mantua ziehe und ſich nach einem Begleiter umthue. Zu dem geſellte ich mich und wir fuhren eines Morgens auf einem Schifflein von dannen. Dies hatte nun dem klugen Rathe und der Herrſchaft von Venedig nicht verborgen bleiben können, und ſo waren wir nicht ſobald bei einem Kanale, der die Brenta heißt, und auf dem man nach Padua kommt, ans Land geſtiegen, wo wir gern eine andere Barke gehabt hätten, als wir von Dienern und Schergen des Raths ergriffen und in ein Schiff geworfen wurden, auf dem ſie uns nach Venedig zurückführten. Bei unſerer Ankunft auf dem St. Marcus Platze waren einige Rathsherren zugegen, die führten Semmlern aus dem Schiffe und nahmen, was unſer war, mit. Ich blieb allein unter ſechszehn Bütteln, die mich bewachten und alle Stunden von einer gleichen Anzahl Anderer abgelöſt wurden. Zuweilen führten ſie mich, wie mit Fleiß, bis zu den Galeeren, wo die armen Gefangenen grauſam geplagt wurden, und ich mußte faſt gewärtig zuſehen, daß ſie mich eben ſo behandeln würden. Danach zeigten ſie mir die Schnellgalgen, deren des Ortes am Meere viele aufgerichtet ſind und verſuchten, ob ich die Strape di Corda aushalte. Mit ſolchen Spektakeln verbrachte ich die Zeit von ſieben Uhr Morgens bis um die vierte Nachmittagsſtunde, ohne zu wiſſen, was man mit mir vorhabe. Semmler ward gleich wieder losgegeben, da man ihn beim Rathe kannte und berichtete meinen Unfall dem Fuggerſchen Factor, der ſich ungeſäumt vor die Herrſchaft begab und verlangte, daß man mich als einen Diener ſeines Herrn entließe. Sie brachten allerlei Einwürfe in der Hoffnung vor, daß ich aus Furcht inzwiſchen etwas ausſage.

Um die vierte Stunde kamen vier anſehnliche Männer, ohne Schergen, zu mir in die Barke, die mir ſagten, wenn ich eſſen wolle, ſolle man mir mein Geld bringen. Ich antwortete, ich wolle lieber von ſo unverſchuldeter Verhaftung erledigt werden. Behandelten ſie die Kaufleute alſo, ohne ihnen vorher Fehde anzukündigen, werde keiner mehr hierher kommen. Als ſie mich ſo beherzt reden hörten, ſagten ſie, wir wollten vor die Herrſchaft gehen. Um der großen Menge Volkes halb, das vor dem Palaſte ſtand und mich ſehen wollte, ließen ſie die Schiffer nach einem Gäßchen lenken, aus dem wir auf das Rathhaus kamen.

Hier ſah ich meinen Wanderſack eröffnet vor mir liegen und oben darauf unverſehrt das Bündlein Briefe, auf das ich von ungefähr das Fuggerſche Schreiben an ſeinen Factoren, für den Fall, daß es mir an Geld mangele, gebunden hatte, und wartete nun getroſter ab, was daraus werde. Sie geboten mir, mich auszuziehen, was ich that und ich ſtund ſo nackend vor ihnen, als ich auf die Welt gekommen bin.

Sie ſteckten die Köpfe zuſammen, gingen fort und ließen nur den Kanzler bei mir, der mich meine Kleider wieder anziehen und getroſten Muthes ſein hieß: es werde mir nichts Böſes widerfahren.

Er fragte mich, in welchem Theile Deutſchlands ich zu Hauſe ſei? und als ich ſagte, nicht weit von Heidelberg, auf dem Gebiete des Pfalzgrafen Kurfürſten, erzählte er, daß er dereinſt als Geſandter der Herrſchaft zu Heidelberg geweſen ſei, wo ihn der Kurfürſt ſo wohl gehalten habe, daß er ſeitdem allen Pfälzern hold geworden. Ich ſchwieg ſtill, weil mir Herr Fugger widerrathen hatte, aus dem Grunde, daß Pfalzgraf Friedrich Generalobriſter gegen die Türken ſei, denen die Venediger 4000 Mann Hülfstruppen zugeſandt haben ſollten, zu ſagen, er habe mich abgeſchickt, und weil ſie um meiner Credenzſchreiben an den Kaiſer willen, die keine Inſtruktion enthielten, mehr, als ich gewußt, von mir begehrt haben würden.

Der Kanzler fragte mich weiter: ob der Kurfürſt nicht viele Lutheraner auf ſeinem Gebiete habe, da er dem Landgrafen und den lutheriſchen Städten ſo nahe liege? und ſagte bei der Gelegenheit: wir bedürften hier in Wahrheit ebenfalls eines Luthers, der unſere Stadt reinigte und von der überflüſſigen Cleriſei erledigte.

Die Rathsherren kamen mit dem Beſcheide zurück, ſie hätten dem Herzoge eröffnet, was bei mir gefunden worden und er laſſe mich bitten, was mir begegnet ſei, nicht übel aufzunehmen. Sie ſtünden zur Zeit mit dem Kaiſer im Kriege und es ſei ihnen von mir gemeldet worden, ich brächte ihm Wechſelbriefe. Sie müßten unter ſolchen Umſtänden Manches thun, deſſen ſie gern erübrigt wären. Wenn ſie mir in etwas dienen könnten, ſolle es geſchehen. Ich begehrte einen Paßzettel, mit dem ich unbehindert aus ihrem Gebiet käme und ſie verſetzten, daß dies nicht nöthig ſei, ich könne ſicher ziehen, wohin ich wolle.

Als ich wieder zu den Deutſchen kam, ward ich mit großen Freuden aufgenommen. Sie hatten, als ich zur Hinterthür des Palaſtes eingeführt worden war, bereits beſorgt, ich möge an einem heimlichen Orte zur Marter gebracht werden. Marcus Semmler war auch zugegen und ſtritt mit uns, welchen Weg wir einſchlagen und wie wir uns kleiden ſollten. Der Fuggerſche Factor war der Meinung, daß wir in unſeren Kleidern blieben, weil ſie doch allenthalben, wohin wir kämen, Acht auf uns haben würden. Mir rieth er, die Briefe, die ich bei mir trug, einem Boten anzuvertrauen, den er mir verſchaffen wolle, und der ſie in Mantua an einen Mann abliefere, den er mir nannte und der ſie mir dort wieder zuſtelle. Ich folgte ſeinem Rathe und ward mit dem Boten eins, ihm für jede Meile, deren zwölfe waren, eine Goldkrone auszuzahlen.

Ich machte mich mit Semmler auf den Weg und als wir an das Stadtthor zu Padua kamen, wurden wir vom Kapitain, der mehr als fünfhundert Soldaten bei ſich hatte, ehrenhaft bewillkommt. Er bot mir mit den Worten die Hand: Es iſt mir lieb, daß du geſtern in die Hände der Herrſchaft zu Venedig gefallen biſt, da ich, wenn du hierher gelangt wärſt, Befehl gehabt hätte, nicht ſo gelinde mit dir umzugehen.

Er befahl, uns in ein Wirthshaus zu führen und ließ dem Wirthe ſagen, daß er uns wohl bewirthe. Er ſchickte uns auch einen Trunk Malvaſier, deſſen ich ein gutes Theil zu mir nahm, wiewohl es Semmler nicht billigte, der immer das Verslein des Virgil anführte:

Metuo Danaos et dona ferentes.

Als wir den Wirth fragten, ob wir eine Barke nach Montechielio und der Stadt Legnago haben könnten, ſagte er, der Kapitain werde alles beſtellen laſſen, was und wann wir es bedürften. Wir ſtanden früh auf und wollten mit dem Wirthe rechnen; er ſagte aber, er dürfe es nicht thun, da die Herrſchaft zu Venedig für uns bezahle. Er führte uns zur Barke, in der ein Frühſtück und ein Trunk angerichtet war und dabei ſtand der Kapitain, der uns ſagte, daß er es auf Befehl der Herrſchaft thue. Wir baten ihn, ihr in unſerem Namen zu danken, ſegneten ihn und zogen von dannen.

Zu Montechielio ging es uns eben ſo. Zu Legnago ſagten uns die Soldaten, die am Thore Wache hielten, wir müßten, ehe wir in die Herberge einkehrten, zum Kapitain. Wir gingen zu ihm und fanden ihn ſehr geſchäftig bei der Tortur eines armen Fleiſchhauers aus Trident, den er bei der Scham hoch von der Erde emporziehen ließ, um, ich weiß nicht was, von ihm zu erfahren. Am Ende, da der arme Menſch nichts zu ſagen hatte und der Kapitain ſich bedünken ließ, wir hätten des Schauſpiels genug, ſtellte er ſich, als habe er nichts von uns gewußt, wandte ſich um und gebot, uns in ein Wirthshaus zu führen, wo man uns gütlich thun ſolle, und dies mit beſonderer Freundlichkeit geſchah.

Des folgenden Tages reiſten wir auf gemietheten Poſtpferden weiter, die ſie Märtyrer heißen, und beſtätigte ſich durchaus nicht Semmlers Befürchtung, daß wir auf der Grenze des Venetianiſchen und dem Gebiete des Herzogs von Mantua noch etwas zu erleiden haben würden. Wir konnten uns auch auf der Reiſe nicht genug über die Gutthätigkeit der Venediger wundern und Semmler hielt dafür, ſie hätten mich gekannt und dem Fürſten zu Ehren verdeckterweiſe ſolche Wohlthaten an uns ausüben laſſen. Dagegen ſagte ich, es wäre geſchehen, damit wir nicht in Deutſchland ausſprengten, die Kaufleute könnten nicht ſicher nach Venedig kommen.

Unter ſolchem Geſpräche erreichten wir die Stadt Mantua, wo ich alsbald vergebens nach dem Manne fragte, der mir die Briefe zuſtellen ſollte, und da ſich auch nach einigen Tagen niemand fand, ſchrieb ich mit der Poſt an den Fuggeriſchen Factor, ob er nichts von dem Boten wiſſe? Der antwortete, der Bote ſei mit den Briefen ergriffen und aufgehenkt worden und ich ſolle mich vorſehen.

Da wußte ich nicht, was ich thun und wie ich es anfangen ſollte. Ohne Schreiben mich dem Kaiſer vorzuſtellen, der mich noch nie geſehen hatte, wollte nicht rathſam ſein, und unverrichteter Sache umzukehren, ſchien auf eine Schande hinauszulaufen. Ich beſchloß alſo, wieder fortzureiſen, dem Kaiſer aber wenigſtens, wie es mir ergangen ſei, zu klagen und dingte einen Juden, der deutſch ſprach und mich mit ſeinen Pferden bis Parma brächte.

Damals war von ungefähr Herr Kaspar von Fronsberg, Herrn Georgens Sohn, zugegen, der zum Kaiſer ziehen wollte. Dieſem entdeckte ich, von wannen ich wäre und bat ihn, mich mit ſeiner Geſellſchaft nach Parma zu nehmen. Er ſagte, er wolle es gern thun, dürfe mir aber nicht verhalten, daß die Straßen voll Räuber wären, die ihn für ſich ſelbſt fürchten ließen und ihm nicht geſtatteten, mir volle Sicherheit zuzuſagen.

Auch waren noch zwanzig Kaufleute vorhanden, denen er auf ihre Bitte dieſelbe Antwort gab.

Wir machten uns auf den Weg und als wir etwa zwei Meilen von Parma waren, fielen aus einem Röhricht viele Schüſſe auf uns und riß Herr von Fronsberg mit den Seinen aus. Wir Anderen konnten mit unſeren ſchwachen Pferden kaum aus dem tiefen Kothe und Schlamme kommen. Einer der Kaufleute ward durch einen Schuß getroffen und fiel, und es wollte ihm Niemand helfen. Herr von Fronsberg zog zu mehrerer Sicherheit dieſelbe Nacht fort.

Des folgenden Tages wollte mein Geleitsmann, der Jude, nicht weiter mit mir reiſen, weil 200 Pferde gen Mantua zögen, mit denen er ſicherer zurück zu kommen hoffe. Doch ließ er mir ſein Pferd, das ich ſo lange brauchen ſolle, als es mir beliebe.

Ich trat allein den Weg nach Placenz an und war deſto getroſter, als mir mein Wirth ſagte, daß der Kaiſer daſelbſt angekommen ſei und viele Straßenräuber habe aufhenken laſſen. Mit der anbrechenden Dunkelheit erreichte ich die Stadt, fand darin aber keinen Menſchen, der mich beherberge. Endlich ſtand ich vor einem Wirthshauſe, das einen Engel zum Zeichen hatte, und als ich nicht wußte, was ich anfangen ſollte, wünſchte ich auf Deutſch der Stadt alles Böſe, die, ſo groß und geräumig, nicht einmal einen Menſchen beherbergen könne.

Das hörte der Wirth, der mich fragte, ob ich ein Deutſcher ſei? Ich bejahte es und er ſagte, ich ſolle hin eingehen, er wolle uns aufnehmen, und wenn es meiner zehn wären; er ſei nur den ſpaniſchen und welſchen Straßenräubern feind.

Indem wir mit einander redeten, ſtanden einige von den Trabanten des Kaiſers, die man Hellebardierer nennt, dabei und unter ihnen ein Deutſcher, der mich fragte, ob ich aus Deutſchland käme? Ich antwortete: ja, freilich und ſonderlich vom Pfalzgrafen Friedrich, und er meinte, das werde dem Kaiſer lieb zu erfahren ſein, der ſchon ſeit einigen Tagen keine Poſt aus Deutſchland habe, da die Straßen von den Feinden geſperrt ſeien.

Der Trabant ging fort und hatte dem Kaiſer anzeigen laſſen, daß Einer vom Pfalzgrafen Friedrich angekommen ſei, der genaue Kunde habe, wie es um Deutſchland ſtehe.

Der Kaiſer ſchickte ihn alſobald zurück, daß ich zu ihm käme, wo mich Graf Heinrich von Naſſau mit allerlei Fragen empfing. Ich klagte, wie es mir und den Briefen ergangen ſei und er ſagte:

Der Kaiſer hat deine Gefangennahme vor drei Tagen erfahren und du biſt noch glücklich geweſen, ſo davon gekommen zu ſein, da die Venediger erſt vor acht Tagen einen Boten Seiner Majeſtät haben in Oel ſieden laſſen. Er ging zum Kaiſer, um ihm zu berichten, was er von mir gehört habe und ſagte, ich ſolle gutes Muthes in meine Herberge gehen, des anderen Tages werde mich der Kaiſer ſelbſt hören und ſo lange ich mich am Hofe aufhalte, ſolle ich, was ich begehre, von ſeinem Hofmeiſter erhalten. Er gab mir auch zwei Hellebardierer in das Wirthshaus mit, durch die ich vergeblich um eine eigene Schlafkammer anhielt, da der Wirth vorgab, ſie ſeien alle verſagt.

Nach gehaltener Abendmahlzeit ward ich in eine Kammer geführt, in der ſechs Betten ſtanden: von denen ſollte eines unter der Bedingung mein ſein, daß ich alle Nächte einen Schlafgeſellen zu mir nehme.

Sobald alle ſchliefen, kam derſelbe ohne Licht und legte ſich zu mir: früh morgens, ehe es Tag ward, ſtand er auf und ging davon.

Um neun Uhr trat ich meinen Weg nach Hofe an und ließ mich durch den Thürhüter beim Kaiſer melden. Ich ward bald eingelaſſen und gnädigſt empfangen, und der Kaiſer fragte mich zuvörderſt, ob der Fürſt wohl auf ſei, alsdann belachte er meine gefängliche Einziehung und ſagte, ich möge mein Anbringen thun.

Der Graf von Naſſau hatte mich ſchon daran erinnert, daß ich mit keiner deutſchen, das iſt langen und wegen der vielen Titel verdrüßlichen Rede angezogen käme, und ſo brachte ich meine Sache mit kurzen Worten an: wie der Fürſt Willens ſei, eine Gemahlin zu nehmen und ſeine Gedanken auf die Schweſter Ihrer Majeſtät gerichtet habe, wenn er deren würdig erachtet werde, ſo wie andere Dinge mehr, die zur Ueberredung dienen konnten.

Der Kaiſer antwortete, als ich zu Ende war: Der Fürſt thue weislich daran, zu heirathen, da ſeiner Jahre immer mehrere würden und er nicht länger anſtehen dürfe, wolle er einmal Kindes Kinder ſehen. Seine Majeſtät bedankten ſich, daß er ſein Gemüth lieber auf ſeine Schweſter als auf eine Andere richte und ich ſolle mit Herrn von Granvella ſprechen, der mir an ſeiner Statt antworten werde. Herr von Granvella war alsbald zugegen und gab mir mit wenigen Worten zu verſtehen, daß ich vor dem Gemach ſeiner warte. Ich hatte ihn vorher noch nicht gekannt und ſein Anſehen war damals nicht ſo groß bei Hofe, da das Meiſte und Vornehmſte dem Kanzler zukam. Er empfing mich, als er herauskam, auf das Freundlichſte und hieß mich mit ihm ſpeiſen.

Derweil die Tafel gedeckt worden, mußte ich ihm ſagen, was ich beim Kaiſer vorgebracht habe. Er hörte mich an und ſagte nach einigen Fragen: Lieber Hubertus! eure Ankunft iſt dem Kaiſer lieb geweſen, der vor allen Prinzen, die ich kenne, dem euren gewogen iſt: da ihre Majeſtät aber mit unzähligen Geſchäften beladen ſind, müßt ihr euch nicht verdrießen laſſen, einige Tage zu warten, auf daß ihr des Pfalzgrafen Begehren wohl ausrichtet. Was mich betrifft, ſo hoffe ich ihm in dieſem und allen ſeinen Geſchäften darzuthun, einen wie treuwilligen Diener er an mir habe.

Hiernach begab ich mich wieder in meine Herberge und ging nicht aus, da damals in Placenz viele Menſchen an der Peſt und Hungers ſtarben. Es verging faſt kein Tag, daß nicht an dem kaiſerlichen Hofe zehn, zwanzig oder mehr, meiſt junge Leute trotzdem geſtorben wären, daß der Kaiſer alle möglichen Vorkehrungen hatte treffen laſſen. Zu der Mittags- und Abendmahlzeit lud ich allezeit einen oder den andern Trabanten des Kaiſers ein, mit deren Geſprächen ich mir die Zeit vertrieb. Mein Schlafgeſell kam alle Nächte und ging mit dem früheſten wieder davon, ſo daß ich ihn kaum ein- oder zweimal ſah.

Um dieſelbe Zeit zog der Geſandte des Herzogs Wilhelm von Baiern von dannen und erlangte ich vom Wirthe mit vielem Gelde, daß ich ſeine erledigte Wohnung für mich allein erhielt.

Der ſehr gelehrte und vieler Sprachen kundige damals noch junge Mann, Johann Lucretius, der gegenwärtig Kanzler des Cardinals von Augsburg iſt, blieb die Nacht bei mir und aß mit mir; reiſte aber mit dem frühen Morgen ab, weil ihn ſein Herr, der Markgraf von Monferat, zu ſich entboten hatte. Ueber eine Stunde, oder etwas mehr hernach, höre ich, daß ein Tumult im Hauſe entſteht. Ich gehe hin, um zu ſchauen, was es ſei und finde den Schultheißen mit einer Menge Schergen. Der Wirth hatte das erledigte Bette, in dem ich bisher geſchlafen, einem Andern eingeräumt, der alsbald todt gefunden worden war. Der Schultheiß wollte den Thäter haben und die Anderen ſagten: ich habe bei dem Entleibten geſchlafen, was der Wirth und ich läugneten. Lucretius, der bei mir die Nacht gelegen und meine Unſchuld hätte darthun können, war weg und ich wußte nicht, wie ich mich von dem Verdachte loswirken ſollte.

Endlich ſagte der Schultheiß: Ich will den Mörder wiſſen, oder ihr ſollt mir, ſo viel ihrer im Hauſe geſchlafen haben, auf die Marterbank. Mein geweſener Schlafgeſell ſtand bleich und erſchrocken weit dahinten; den zeigte ich dem Schultheißen und ſagte, daß er einige Nächte in meinem Bett geſchlafen habe.

Er hub an noch ärger zu zittern und es zu verneinen.

Der Beamte fragte: warum er ſo zittere? und er verſetzte: weil ich bei dieſem geſchlafen habe, fürchte ich, man werde mich des Todſchlags zeihen. Da rief der Schultheiß: Stockmeiſter, verrichte dein Amt, das iſt der rechte Thäter! Er fiel auf die Knie und bat, ihn mit den Martern zu verſchonen; er wolle die Wahrheit eingeſtehen.

So thut es bald, ſagte der Schultheiß.

Er ſprach: Ich armer Schelm, der viel hungernde Kinder zu ernähren hat, hatte geſehen, daß dieſer Mann, indem er auf mich zeigte, milde und gaſtfrei an ſeinem Tiſche Gäſte bewirthete und meinte, er müſſe viel Geld bei ſich führen, das ich ihm, wiewohl umſonſt, ſchon die vorige Nacht zu rauben ſuchte, weil er die Taſche feſt an den Leib gebunden und ſo wohl verwahrt hat, daß er, ſo oft ich daran fühlte, erwachte. Ich habe alſo auf Eingebung des böſen Geiſtes die That verrichtet und nur vier Dukaten bei dem Manne gefunden.

Er ward durch die Schergen von dannen geführt, und ich ging nach Hofe, wohin ich gefordert worden war. Um elf Uhr Mittags, als ich wieder nach der Herberge ging, brachten ſie mir auf einem Eſel den armen Menſchen entgegen, der, nachdem er auf der Tortur noch andere böſe Stücke bekannt hatte, auf dem Markte gehenkt ward.

In dieſen Tagen hatten die Geſandten der Reichsſtände, die man die proteſtirenden nennt, bei der kaiſerlichen Majeſtät Gehör und wurden gnädig abgefertigt. Unter ihnen war Einer, Michael von Kaden, der verehrte vor ſeinem Abzuge, im Namen des Landgrafen von Heſſen, dem Kaiſer ein Büchlein in franzöſiſcher Sprache, darin etwas der lutheriſchen Religion Gleichſtimmendes enthalten war. Sobald dies die Spanier erfuhren, die derſelben allzeit heftig zuwider waren, wurden ſie außermaßen über die Geſandten zornig, die an den nächſten Baum aufgehenkt zu werden verdienten, daß ſie den jungen Kaiſer betrügeriſcher Weiſe vom rechten chriſtlichen Glauben abzulenken ſich unterſtanden hätten.

Die Geſandten wurden durch Herrn von Granvella zurückberufen und ihnen durch mich als Dolmetſcher gemeldet: Kaiſerliche Majeſtät wären ſehr erzürnt und beföhlen ihnen nicht fortzuziehen, ſondern ihr bei Leibesſtrafe gen Bologna zu folgen, wo über ſie auf Rath und Gutachten des Papſtes geurtheilt werden würde.

Ihrer zwei, Johann von Ehingen und Alexander Frauentraut, entſchuldigten ſich damit, daß ſie von nichts wüßten und als Michael gefragt wurde, ob er des Büchleins halb vom Landgrafen Schreiben oder Verhaltungsbefehle und Credenzbriefe habe, verneinte er es und antwortete, daß es ihm der Landgraf beim Abſchiede mündlich aufgetragen.

Da ſagte der von Granvella: entweder du haſt es von dir ſelbſt und aus Bosheit oder dein Herr, der Landgraf, aus Unverſtand und Tollkühnheit gethan, und fuhr zu mir gewendet fort: Hubertus, dieſer Handel hat den Kaiſer ſo beſtürzt gemacht, daß er dich hier nicht abfertigen kann: zieh morgen mit uns nach Parma, dort ſoll es geſchehen.

Ich war zufrieden und begleitete unterwegs die Geſandten, die ſich nicht wenig über Michael von Kaden beklagten und ſich mit ihm zankten, daß er ſie beim Kaiſer in dieſe Ungelegenheit gebracht habe.

Als wir nach Parma kamen, erſuchten ſie mich, bei dem von Granvella für ſie zu bitten und verhießen mir hoch und theuer, mich ohne Schaden und Gefahr durch das Venediger Gebiet nach Deutſchland zurückzubringen.

Ich eröffnete dies dem Grafen zu Naſſau und dem Herrn von Granvella, von denen ich wußte, daß ſie meiner Abfertigung wegen bemüht wären, und ſie behaupteten, es würde der Venediger wegen nicht mehr ſo gefährlich ſein, da zwiſchen dem Kaiſer und ihnen ein Frieden unterhandelt würde.

Ich wurde vorgefordert und ihrethalb beſchieden, die Kaiſerliche Majeſtät wolle um meinetwillen Johann und Alexander loslaſſen: dem Michael ſolle befohlen ſein, nach Bologna zu folgen und allda ſein Buch von Papſt und Cardinälen unterſuchen zu laſſen. Ich ſollte binnen einer Stunde wieder zu dem von Granvella kommen, da der Kaiſer an den Fürſten ſchreiben wollte.

Ich begab mich mit der guten Botſchaft zu den Geſandten, die darüber herzlich froh wurden und ſich alsbald die verheißene Treue gereuen ließen, indem ſie beſchloſſen, ſich auf und davon zu machen und mich baten, ihnen dies nicht zu verdenken, da der Kaiſer ſeine Meinung ihretwegen ändern könne. Sie wollten mein zu Venedig warten und ſich, wenn es nöthig wäre, für mich beim Rathe verwenden. Es war ſchon des Abends ſpät, in der Dämmerung, da der Mond nicht ſchien, und der Weg des tiefen Kothes halb ſo böſe, daß man ſelbſt bei Tage kaum fort kam; gleichwohl ſetzten ſie ſich auf die Pferde und ritten davon.

Ich ſtellte mich um die beſtimmte Zeit bei Herrn von Granvella ein und berichtete ihm von dem Vorhaben der Geſandten, denen er darüber alles Unglück wünſchte. Zu mir ſprach er: Ich will dir, Hubert, wegen der Lutheraner prophezeihen, daß ſobald einmal über die, mit ihrer Glaubensvereinigung der ganzen Welt Trotzenden, ein Sturmwind kommt, ſie ſich, ihres Glaubens uneingedenk, wie Tauben von dem Adler aus einander ſcheuchen laſſen werden. Ich dachte an dieſe Vorausſage, als der Kaiſer die Proteſtirenden neuerlich mit Krieg angriff.

Sobald ich mit der Antwort und allerlei Schreiben vom Kaiſer wie vom Grafen von Naſſau an den Herzog von Mantua abgefertigt war, der mich ſicher und unverletzt nach Venedig bringen laſſen ſolle, kam ich wieder in die Herberge und fand allda Michael von Kaden ſehr traurig, daß ihn ſeine Gefährten dahinten gelaſſen hatten.

Als er mich fragte, was er thun ſolle, antwortete ich, in einer ſolchen Sache ſei ſchwer rathen, ich wiſſe ſelbſt nicht, wie ich ohne Gefahr wieder nach Deutſchland kommen werde.

Er ſagte: Ich will Gott walten laſſen, deſſen Sache ich habe beim Kaiſer befördern wollen und mit nach Bologna ziehen. Nimm du meinen Paßzettel, den ich von den Venedigern habe, und ſage den Hauptleuten in ihren Städten, du heißeſt Michael von Kaden, um allenthalben wohl durch zu kommen.

Des Morgens früh reiſte er nach Rezzo und ich nach Mantua, wo ich mein Schreiben an den Herzog überantwortete, der mir einen Juden mit dem Bedeuten zum Begleiter gab, daß ich mit ihm auf das Beſte verſorgt ſei.

Wir erreichten Venedig, ohne daß uns jemand ge fragt hätte und als ich in die Herberge trat, fand ich Michael von Kaden, der ſich eben zu Mittag ſetzen wollte. Ich ſetzte mich zu ihm und hörte, als ich nach ſeiner Reiſe fragte, daß er zu Bologna Niemand angetroffen, der in ſeiner Sache einen Befehl gehabt habe, und alſo weiter gezogen ſei, um, wenn es mir gefalle, in meiner Geſellſchaft nach Deutſchland heimzukehren.

Wir unterredeten uns noch mit einander, als die beiden anderen Geſandten dazu kamen, die ſich verwunderten, uns ſobald des Ortes zu ſehen. Wir berathſchlagten, welchen Abzug wir von Venedig nähmen, und die beiden wollten durchaus nicht mit Michael durch die Grafſchaft Tyrol ziehen, weil ſie beſorgten, der Kaiſer möge, ſobald man ihn vermiſſe, mit der Poſt nachſchreiben laſſen, daß man auf ihn fahnde und ſie aufs neue angehalten werden. Sie machten ſich ohne Weiteres davon und wir blieben den ganzen Tag da.

Um Mitternacht fuhren wir auf einer Barke fort und gelangten in den Hafen von Meſtre, wo mein Diener vor Kummer über mein ſechs Wochen langes Ausbleiben faſt vergangen war. Sobald er mein gewahr worden, ſprang er, wie von den Todten erweckt, auf, und nach dem Frühſtück ſetzten wir uns auf die Pferde und eilten nach Innſpruck, wo ich erfuhr, daß Pfalzgraf Friedrich zu Wien mit Abdankung des Kriegsvolkes beſchäftigt ſei.

Ich nahm meinen Abſchied von Michael, der ſeines Weges zog und fuhr in einem Schiffe den Inn hinunter.

In der Stadt Scherdingen ging ich aus, um Lebensmittel zu kaufen und in das Schiff zu bringen. Da ſagte mir die Wirthin, ſie habe nichts mehr, weil Pfalzgraf Friedrich mit ſeinen hungrigen Kriegsleuten vorige Nacht alles aufgezehrt, oder mitgenommen. Ich forſchte fleißiger nach und erfuhr, daß die Wirthin wahr geſprochen und Pfalzgraf Friedrich kaum vier Meilen davon liege. Ich ließ mir die Pferde aus dem Schiffe holen, nahm Einen zum Wegweiſer mit und eilte ſo raſch zu ihm, daß ich den Fürſten noch vor Schlafengehen erreichte.

Er freute ſich meiner Ankunft und fragte mich, was ich ausgerichtet habe. Ich wiederholte ihm die Antwort, die man mir gegeben, und ſtellte ihm das kaiſerliche Schreiben zu, worin desgleichen ſtand, daß Seiner Majeſtät mein Anbringen lieb geweſen ſei und er dafür alle mögliche Sorge tragen wolle. Er gehe nach Bologna, um die kaiſerliche Krone zu empfahen und komme gleich darauf nach Deutſchland, wo dieſe Sache nicht beſſer als im Beiſein ſeiner Schweſter der Königin vorgenommen werden könne und er mit ſeinem Worte mehr als mit vielen Briefen zu erlangen hoffe.

Dem Fürſten mißfiel dieſe Antwort nicht und er ſchwatzte unterwegs mit mir davon, bis wir nach einigen Tagen gen Neumarkt kamen.

Damals wüthete die böſe Krankheit im Lande, die man den engliſchen Schweiß nannte, weil ſie zuerſt in England aufgekommen war und dieſe Seuche war durch ganz Italien gegangen. Ich freute mich, daß ich damit verſchont geblieben war; da ich aber hörte, daß in Heidelberg ihrer Viele daran geſtorben ſeien und ſelbſt mein Weib ſchwer darnieder gelegen habe, erbat ich mir ſchon beim Fürſten Urlaub, als ich, unverſehens von der Krankheit befallen, in einen überaus ſtarken Schweiß gerieth.

Es hatten ſich faſt alle Leute von der Anſicht eines betrüglichen und ungelehrten Arztes einnehmen laſſen, der darauf drang, man ſolle einen vier und zwanzig Stunden, warm zugedeckt, ſchwitzen laſſen und ihm nichts zu trinken geben. Ich ward ebenfalls ſo zugedeckt, daß ich zwiſchen den Betten faſt erſtickt wäre und wenn ich bat, man möge mir zu trinken geben, oder ich verſchmachte, wollte es niemand thun, ſo daß ich ſchon auf das Sterben gefaßt war. Da reichte mir ein altes Weib, als ſie ſahe, daß niemand zugegen war, eine Kanne Bier und rieth mir einen guten Trunk zu thun. Ich folgte, trank die Kanne aus und ward alsbald wieder ſo ſtark, daß ich, als ob mir nichts fehle, aus dem Bett ſprang.

Zu Neumarkt blieb der Fürſt bis zum fünften Januar des folgenden Jahres 1530. Dann begab er ſich zum Regimente nach Speier, wo man beſchloß, ihn nach Italien zu ſchicken, damit er dem Kaiſer zu ſeiner Krönung Glück wünſche, die auf den 22. des Hornungs anberaumt war, und ihn zu Schlichtung der ſtreitigen Sachen nach Deutſchland einlade. Zu Gefährten waren ihm ein Edelmann Conrad von der Schulenburg und ein Rechtsgelehrter Hartmannus Hoffmann aus Eppingen, der ſonſt ſein Kanzler geweſen, zugeordnet. Dieſe zogen mit ihm nach Neumarkt, wohin ich, um ihn zu begleiten, nach Heidelberg gefordert ward.

Daſelbſt brachen wir den 5. März auf, reiſten gerades Wegs nach Innſpruck und Trient und kamen den 23. deſſelben Monats zu Villafranca, drei Meilen von Mantua an. Hier ſchickte mich der Fürſt mit der Poſt voraus, dem Kaiſer ſeine Ankunft zu melden, und wollte er bis zu meiner Rückkehr bleiben. Ich traf den Kaiſer in einem Dorfe unweit des Schloſſes Gonzaga an, als er gerade zu Mittag ſpeiſte und er erfreute ſich meiner Ankunft, indem er dem Fürſten ſagen ließ, er werde des anderen Tages zu Mantua ſein, wo er ihn zur guten Stunde ſehen wolle.

Ich verfügte mich ſchon wieder zu den Pferden, als mich der Kaiſer durch den Grafen von Naſſau fragen ließ, ob ich gegeſſen habe? ich ſchüttelte das Haupt und ſagte nein, und er ließ mir von ſeiner Tafel einen Kalbsnierenbraten auf einen Schemel nicht weit von ſeinem Tiſche geben, weil es ein gar enger Ort war. Den hub ich nicht zu eſſen, ſondern wie ein hungriger Wolf zu verſchlingen an. Der Kaiſer gewahrte es und ſagte dem Grafen von Naſſau etwas heimlich in das Ohr. Der kam zu mir und ſagte: Der Kaiſer wünſcht ſich einen eben ſo guten Magen als du haſt. Ich ſagte: Es iſt kein Wunder, daß ich ſo hungrig bin, ich habe in vierundzwanzig Stunden nichts gegeſſen.

Wie, ißt du aber Fleiſch in der verbotenen Zeit, ſagte er, jetzt in den Faſten?

Das iſt mir in Wahrheit nicht eingefallen, verſetzte ich, da ich ſo hungrig war, und erſchrak ſo ſehr, daß ich nicht weiter eſſen wollte.

Als das der Kaiſer ſah, lachte er, winkte mir mit dem Haupte, ich ſolle weiter eſſen und ließ mir eine große Schale Malvaſier bringen, die ich auf einen Schluck austrank.

Nach genommenem Abſchied kehrte ich zu meinem Prinzen zurück und berichtete, was mir der Kaiſer befohlen hatte, auch daß Seine Majeſtät nicht wolle, daß er ihm entgegen ziehe. Er ſolle in ſeiner Herberge ausruhen und der Ankunft des Kaiſers gewärtigen.

Als der Kaiſer Nachmittags in die Stadt zog, ſah der Fürſt von einem Fenſter herab zu und hatte viele Leute um ſich ſtehen, damit man ihn nicht kenne. Gleichwohl konnte er dem ſcharfſichtigen Kaiſer nicht verborgen bleiben, ſondern lachte ihn derſelbe an und grüßte ihn mehr wie einmal mit geneigtem Haupte. Es wunderten ſich nicht wenige, wen er ſo freundlich anlache; da er aber bei ſeiner Ankunft auf dem Schloſſe von allzu vielen Leuten angeſprochen ward, ließ er dem Fürſten erſt eine gewiſſe Stunde des anderen Tages zur Audienz anſagen, in der er ihn unglaublich gnädig, leutſelig und freundlich empfing.

Zu der Zeit, als es ihm befohlen worden war, hielt Doktor Hartmannus die Anrede, die ich ihm unterweges angefertiget hatte, denn obwohl er unter den Rechtsgelehrten keiner der geringſten war, hatte er doch nie Zeit gehabt, ſich groß auf die Rednerkunſt zu legen. Sobald er zu reden aufgehört, befahl der Kaiſer dem von Granvella, der allein zugegen und in lateiniſchen Reden nicht beſſer als jener beſchlagen war, die Antwort zu ertheilen, in der er ſagte, wie lieb dem Kaiſer die Sendung und Ankunft des Pfalzgrafen ſei, den er um ſeines Verſtandes und ſeiner hohen Geſchicklichkeit in Verrichtung wichtiger Dinge willen vor allen Fürſten ehre, und wie er ſchon auf dem Wege ſei, nach Deutſchland zu ziehen, wo er Alles nach der Anleitung und der Anſicht des Fürſten behandeln werde, und nicht zweifle, es mit ſeiner Hülſe zu einem guten Ende zu führen.

Bald darauf nahm der Kaiſer den Pfalzgrafen beim Mantel und führte ihn in das nächſte Fenſter, wo er mit ihm von dem Zuſtande von Italien redete, deſſen Frieden und Eintracht er über Verhoffen hergeſtellt habe und daß er ſich deſſen auch von Deutſchland gewärtige. Er befahl die deutſchen Reichshändel dem Pfalzgrafen dringend an, und ſagte, daß er ihn ohnedies habe nach Innspruck berufen wollen, wenn der Fürſt ihm nicht zuvorgekommen wäre; jedoch werde ſein Bruder, der König, mit ſeiner Schweſter, der königlichen Wittwe, aus Ungarn dahin kommen.

Nachdem er das geſagt und geſehen hatte, daß der Fürſt darüber erröthet war, hub er zu lachen an und fügte hinzu: Sobald wir dort angekommen ſind, wollen wir weiter reden, und ihr ſollt an mir nicht blos einen gnädigen Kaiſer, ſondern auch einen lieben Blutsfreund haben.

Mittlerweile konnte uns der von Granvella nicht genug die Rede rühmen, die Doktor Hartmann gehalten und zog ſie ſo vielen, die er in Welſchland gehört hatte, darum vor, daß ſie kurz und wohl gefaßt, viel enthalten und äußerſt ſchicklich geweſen ſei. Die Welſchen wüßten nie zu Ende zu kommen, ſondern meinten es recht wohl getroffen zu haben, wenn ſie eine Menge Worte gemacht und allerlei nicht dazu gehörige Sachen hineingemiſcht hätten, die zumal den mit Geſchäften Ueberladenen verdrießlich anzuhören wären. Der Kaiſer ſchiebe die Audienzen ſolcher Geſandten oft nur deshalb auf, weil ihn vor der Zeit graue, die er daran wenden müſſe.

Granvella wiederholte dieſes Lob ſelbſt bei dem Fürſten und bat um eine Abſchrift der Rede, durch die Doktor Hartmann große Gunſt erlangte. Es wurde ihm dafür ein ſeidenes Kleid verehrt und ich, der ſie gemacht hatte, ging mit leeren Händen aus.

Da der Kaiſer etwas lange zu Mantua verweilte und ſich mit der Jagd erluſtigte, bekam der Fürſt Luſt, die ſchöne und feſte Stadt Ferrara zu ſehen. Er beſtellte ein Schiff, auf dem wir den Po befuhren, und nachdem wir zu Andes, welcher Ort jetzt Pietello genannt wird, die Vaterſtadt Virgils mit Vergnügen beſehen hatten, langten wir in Ferrara an, wo uns der Herzog ſehr wohl hielt. Mit dem Fürſten tafelte er nicht zuſammen, weil er damals Fleiſch aß und unſer Fürſt ſich deſſen während der Faſtenzeit enthielt. Auch wurden weder ſilberne noch güldene Gefäße zu Tiſch gebracht, ſondern alles in irdenen Schüſſeln aufgetragen, wiewohl es ſonſt prächtig zuging. Es geſchah vielleicht nach Landesbrauch, oder um der Rede willen, daß man ſich ſeines Glückes nicht überheben ſolle, wenn man unverſehens aus niedrigem Stande erhöht worden ſei.

Es ward dem Fürſten unter anderem der herrliche Luſtgarten auf der Poinſel, ſo wie ſonſt alle Merkwürdigkeiten der Stadt gezeigt, von der wir nach einigen Tagen gen Mantua zurückkehrten. Da uns des Kaiſers Stillliegen gar zu lang ward und bereits der funfzehnte Tag ſeit unſerer Ankunſt vergangen war, der unlängſt aus einem Markgrafen zu ſeiner Würde erhöhte Herzog von Mantua uns auch keine große Freundſchaft erwies, bat ſich der Pfalzgraf von ſeiner Majeſtät Urlaub nach Venedig aus.

Der Kaiſer bewilligte denſelben und beſtimmte einen Tag, an dem er zu Trient mit ihm zuſammen treffe.

Wir zogen von Mantua nach Legnago, Montignana und Eſte, ſowie nach Montelaſſe, zu Lande und zu Waſſer, über Padua auf der Brenta in das Meer, bis wir nach Venedig kamen. Hier bezogen wir ein gemeines Wirthshaus, in dem nur unſer Wenige bei dem Fürſten blieben, damit man ihn nicht kenne; ſein tapferes Anſehen gab aber bald zu erkennen, daß er kein Mann aus dem gemeinen Haufen war, und ſo ſchickte die Herrſchaft mit der Bitte zu ihm, daß er ſich nicht weiter berge.

Er weigerte ſich deſſen zwar noch immer; ſie ließen aber nicht mit Bitten nach und ſobald ſie erfuhren, wer er ſei, brachten ſie ihn in einer ſtattlichen Wohnung, nahe beim Palaſte, unter, in die er durch einige Rathsherren eingeführt ward. Es wurden auch aus ihrer Mitte drei vornehme Männer ernannt, die dem Fürſten die Stadt zeigten und uns mit Futter und Lebensmitteln verſorgten, und ich habe niemals geſehen, daß ein Fürſt ſtattlicher behandelt worden wäre. Wir hatten uns nur über das Eine zu beklagen, daß wir nichts als Malvaſier zu trinken bekamen. Den ſandten ſie uns deſto reichlicher mit der Ermahnung zu, ihn, was der Fürſt verboten hatte, auf gut Deutſch zu trinken.

Am Mittwoch vor Oſtern, in der ſogenannten Charwoche, kamen wir zu Venedig an. Am Montage nach Oſtern, ich weiß nicht, ob es wegen des Gottesdienſtes oder aus Herkommen geſchah, holten der Herzog und der ganze Rath den Fürſten aus der St. Marcuskirche ab und führten ihn mit Gepränge in eine andere nahe gelegene Kirche, aus der ſie ihn auch wieder wegbrachten.

Nach Tiſche ward großer Rath gehalten, zu dem man den Fürſten gleichfalls kommen und ſeine Wehr tragen ließ, was ſonſt Niemand verſtattet wird. Es ward ihm eine Stelle zu ſitzen neben dem Herzoge angewieſen und wir Andern durften, wiewohl ohne Wehren, mit dabei ſein. Kurz, ſie thaten alles Erdenkliche, was den Fürſten ehren und erfreuen konnte.

Des anderen Tages bedankten wir uns und zogen fröhlich von dannen, um zu rechter Zeit zu Trient zu ſein.

Unterwegs redete der Fürſt mit mir von allerlei Sachen und ſagte: Graf Heinrich von Naſſau, der ſein guter Freund ſei und dem er als Deutſchen traue, habe ihm zu Mantua wegen der Heirath mit der königlichen Wittwe von Ungarn guten Muth gemacht, da ſich ſowohl der Kaiſer wie der von Granvella des Handels mit Ernſt annähmen. Sie haben ſogar geſagt, ſie könnten, ſobald er ihnen verſchwägert ſei, nichts Beſſeres thun, als ihn zum römiſchen Könige krönen zu laſſen. Der Kaiſer könne nicht lange in Deutſchland weilen, da ihn die vielen Geſchäfte ſeiner anderen Königreiche und Lande abriefen, und König Ferdinand, der ſchon zwei Kronen beſitze, habe mit ſeinem gewaltigen Feinde, dem Türken, mehr als genug zu thun. Beide Brüder ſeien der ſchweren Händel Deutſchlands nicht genug kundig und würden ihnen ohnedies nicht vorſtehen können. Er ſei im Lande geboren und werde Alles mit leichter Mühe verrichten, ja, könne dem Kaiſer als ſein Schwager in Deutſchland mehr frommen, als wenn er es ſelbſt verwalte.

Dies Alles kam dem guten Fürſten, wie es ſein Brauch war, glaublich und behaglich vor, und es gereichte ihm zum großen Schaden, daß er ſo gern auf alle Dinge ſeine Hoffnung ſtellte. Die Hofleute wußten das wohl, und wenn ſie ihn betrügen wollten, kamen ſie jedesmal mit hohen zu erlangenden Dingen angezogen.

Ich gab, ſolcher Hofgebräuche noch nicht gewohnt, zur Antwort: Wir würden in wenigen Tagen den Ausgang des Spieles entweder zum Guten oder zum Böſen ſehen.

Von Trient reiſten wir mit dem Kaiſer nach Innſpruck, wo bald hernach die beiden Königinnen von Ungarn ankamen, Frau Anna, die Gemahlin König Ferdinands, und die Wittwe Frau Maria. Wir blieben daſelbſt bis zum fünften Juni.

Mittlerweile ſtarb der hochweiſe kaiſerliche Kanzler, nach deſſen Tode alle Sorgen und Sachen des Reichs an den von Granvella und den großen Comendador der Königreiche Leon und Caſtilien fielen. Dieſe Beiden verfügten ſich dieſer Tage mit dem Grafen von Naſſau zum Fürſten, ſprachen viel von dem Zuſtande Deutſchlands und dem zu haltenden Reichstage und erwähnten der Geſandten des Herzogs Wilhelm von Baiern, die den Kaiſer nach München eingeladen hätten. Seine kaiſerliche Maieſtät, meinten ſie, könne es wegen der Beſchaffenheit der Reiſe nicht abſchlagen; ſei aber dazu auch nicht geneigt, da er wohl wiſſe, was der Herzog beim Könige von Frankreich und den Kurfürſten, ſonderlich bei ſeinem Bruder, Kurfürſt Ludwig, wider das Haus Oeſtreich vorgehabt habe. Es gebe dem Kaiſer ſogar zu denken, was der Herzog iſt ſeiner Abweſenheit wider ſein

Haus und das Reich, ja wider den Pfalzgrafen vornehmen möge, dem er ſpinnefeind ſei, und den der Kaiſer als ſeinen getreueſten Diener kenne. Er habe darum, wenn es dem Pfalzgrafen rathſam und für das Reich erſprießlich dünke, zu verſuchen beſchloſſen: ob die Kurfürſten wohl ſeinen Bruder Ferdinand zur Würde eines römiſchen Königs erwählen möchten. Pfalzgraf Friedrich könne das Beſte dazu thun, und beide Brüder würden mit gemeinſamer Macht dem Reiche deſto ſicherer helfen.

Darauf entgegnete der Pfalzgraf mit freundlichen Worten, er wiſſe die Bedenken des Kaiſers nicht zu tadeln; da er aber keiner aus der Kurfürſten Zahl und ſein Anſehen nicht ſo groß ſei, würde man ſich ſeiner nicht zu getröſten haben. Er habe von Jugend auf nichts unterlaſſen, das Haus Oeſtreich zu erhöhen und zur Gewalt zu bringen, und wolle auch in dieſer Sache König Ferdinand zu Dienſten ſein, wenn ſie nur hinwieder ſeiner Heirath gegen den Kaiſer gedenken möchten.

Sie dankten ihm, verhießen die Gewährung ſeines Wunſches und nach wenigen Tagen kam der von Granvella mit dem Berichte wieder: der Kaiſer und der König hätten mit ihrer Schweſter ernſtlich wegen der Heirath geſprochen, und ſie anfangs nicht dazu beredet, da ſie ausdrücklich geſagt, ſie könne es nicht über ihr Herz bringen, wieder zu heirathen, oder ihres Herrn zu vergeſſen, der ſo erbärmlich umgekommen und ihre erſte und letzte Liebe geweſen ſei. Auf ihre Vorſtellungen hätte ſie aber die Sache noch einmal erwägen wollen und dabei die Worte gebraucht: wenn ſie jemals wieder zur Ehe ſchreite, wiſſe ſie Keinen, den ſie lieber als Herzog Friedrich wählen möge, deſſen Sitten, Sanftmuth und Frömmigkeit ſie längſt in Acht genommen habe. Als Bedingung wolle ſie nur zuvor wiſſen, ob er ihrem Bruder Ferdinand zur römiſchen Königskrone helfen werde, auch begehre ſie, von ihren Brüdern ihrer Würde nach verſorgt zu werden, damit ſie mit ihrem Gemahl ein ehrenvolles Leben führe, und wünſche ſie, einmal eine Königin, in keinen geringeren Stand zurückzugehen, ſo daß ſie ihre Brüder nebſt dem Pfalzgrafen bitte, den Kurfürſten Ludwig zu Abtretung ſeiner Würde an jenen zu bewegen.

Nachdem Pfalzgraf Friedrich dies vernommen hatte, merkte er, was man gegen ihn im Schilde führe, und erwiederte: auf den erſten Punkt habe er ſeine Antwort ſchon ertheilt, wegen des anderen zweifle er nicht, daß ihre Brüder ihre Wünſche erfüllen und die von Land und Gütern Vertriebene würdig ausſtatten würden, da er ſelbſt dem Hauſe Oeſtreich jederzeit nach Vermögen gedient habe, ohne zu bedenken, wie es ihm wieder vergolten werde. Ueber den dritten Punkt aber ward er ſehr ſchollig, indem er zu dem Herrn von Granvella ſprach:

Ich hätte nicht geglaubt, daß mein Bruder, der nun ziemlich alt iſt, ſich ſo übel ſollte um euch und die Anderen verdient gemacht haben, daß ihr ihn ſeiner Ehren und kurfürſtlichen Würde beraubt ſehen wollt, und rufe Gott zum Zeugen deſſen an, daß wenn Einer dieſes Handels noch mit Einem Worte gedenkt, ich von der Zeit an gänzlich müßig gehe. Ja, wenn mein Bruder ſogar einwilligte, wollte ich lieber bis an der Welt Ende fliehen, als mich dazu gebrauchen laſſen.

Der von Granvella erſchrak und lenkte, da er ſah, daß er mit ſeinen Worten übel angekommen war, ein.

Der Herr Pfalzgraf, fuhr er fort, darf ſich nicht ſo hoch erzürnen, denn die Weiber erdenken zu Zeiten mancherlei. Die Wahrheit zu geſtehen, weiß ich nicht einmal, ob die Königin dies geſagt hat, und ob die es recht berichtet haben, die dabei geweſen ſind. Euer Bruder, der Kurfürſt, iſt ein ehrenwerther Herr, der nicht nur ſeine jetzige, ſondern ſelbſt eine höhere Würde verdient, und ich rühme und preiſe das Gemüth, ſo ihr gegen ihn habt und deſſen Gleichen ſelten gefunden wird. Gott, der nach ſeinem Wohlgefallen die Heirathen ſtiftet, und ohne den man, wenn ſchon man Alles verſucht, nichts ausrichtet, wird euch um dieſer chriſtlichen Tugend willen nicht verlaſſen. Was ihr mir ſonſt geſagt habt, werde ich berichten und was darauf beſchloſſen wird, euch hinterbringen.

Hierauf konnte ſich Pfalzgraf Friedrich wohl beſcheiden, daß ihm ſeine Hoffnung guten Theils abgeſchnitten ſei: als Einer, der ſich mit allen Kräften bemüht, was er liebt, zu erlangen, ließ er ſich aber von den Hofdienern überreden, die Königin habe nicht üble Luſt zu dieſer Heirath und ihre Antwort ſei nur ihrer Noth und Schamhaftigkeit anzurechnen. Er müſſe das Beſte hoffen und ſich nicht daran kehren, falle nicht auf den erſten Wurf etwas vom Baume. Sie trage Scheu vor ihren Brüdern, von denen ſie den Kaiſer einige Jahre nicht geſehen habe, und ſei ſie ihrer erſt gewohnt geworden, werde ſie ihr Gemüth deſto kühner offenbaren.

Derweil ob ſolcher Verhandlungen der Pfalzgraf mit großen Unkoſten bei dem Kaiſer blieb, ſtellte ſich allmälig Geldmangel bei ihm ein und ließ er dem von Granvella ſagen, er müſſe, um Geld zu holen, nach Hauſe eilen.

Der von Granvella ließ ihn wieder fragen, wie lange er werde außen bleiben, und als er hörte, man wiſſe das nicht gewiß, gab er zur Antwort, der Kaiſer könne ſein auf dem Wege nach Augsburg nicht entbehren, weil er ſich mit ihm wegen des bevorſtehenden Reichstags zu berathen habe.

Der Fürſt erklärte, das könne ohne Geld nicht geſchehen, und ſo brachte Granvella ihm vom Kaiſer viertauſend Kronen, um ſie von der ihm ſchuldigen Hauptſumme abzuziehen, mit der Vertröſtung, daß ihm dieſe zu Augsburg ausgezahlt und eine ſchließliche Antwort wegen der Königin Wittwe gegeben werden ſolle.

Dadurch ließ ſich der Pfalzgraf bereden, mit dem Kaiſer zu ziehen, der ſich unterwegs mit herrlichen Jagden der Herzöge von Baiern und zu München mit prachtvollen Schauſpielen ergötzte, die ich mich die Mühe nicht verdrießen laſſen würde, zu beſchreiben, wenn nicht Einer davon ein eigen Buch verfertigt hätte.

Am Tage vor dem Frohnleichnamsfeſt zogen wir ſtattlich mit dem Kaiſer in die Stadt Augsburg ein, wo derſelbe den Pfalzgrafen alsbald zum Präſidenten ſeines Raths ernannte. Der Pfalzgraf wandte zwar ein, dies Amt gebühre dem Grafen Heinrich von Naſſau, als dem oberſten Kämmerer; da der Kaiſer aber auf ſeinem Willen beſtand, nahm er es, trotz der großen Mühe und Arbeit, an, die es erforderte und die ihm bei anderen Reichstagen nicht zu Theil geworden war. Er that der kaiſerlichen Majeſtät zu Gefallen, was er konnte, ſah beſonders darauf, daß dieſelbe nicht durch Schmeicheleien und Geſchenke hintergangen ward und erinnerte die Räthe des öfteren an ihre Pflicht.

Bei alledem wollte ihm dies nicht immer fruchten und es war Einer am kaiſerlichen Hofe, der Reichs-Vice-Kanzler, ſonſt ein guter Mann, dem mangelte es hin und wieder, weil er zu gaſtfrei und kein Haushalter war, ſo daß er darüber in Schulden gerieth und Geſchenke nahm, wo er ſie haben konnte.

Er hatte ſich auch vom Herzoge Wilhelm zu Baiern dergeſtalt einnehmen laſſen, daß er einen Edelmann, Namens Turlingen, nicht hören wollte, dem der Herzog zur Strafe für das leichte Vergehen, einen ſeiner Bauern geſchlagen zu haben, mit Gewalt tauſend Goldgulden abnehmen wollte. Daß derſelbe ſich beim Kaiſer beſchwerte, half ihm nichts, weil dem Vice-Kanzler zweihundert Goldgulden von der Strafe verheißen worden waren und er erhielt den Beſcheid, der Kaiſer habe die Sache an den Herzog verwieſen.

Dies erfuhr Pfalzgraf Friedrich, der den Vice-Kanzler beim Kaiſer verklagte, es ohne den Rath der Anderen gethan zu haben, und der Kaiſer war damit ſehr unzufrieden, indem er den Turlingen des Anſpruchs zu erledigen und dem Vice-Kanzler einen ſtarken Verweis zu geben befahl.

Das that dem Herzog von Baiern, der ein ſehr hochmüthiger Herr war, weh und er zankte ſich mit dem Pfalzgrafen, den er faſt heimlich beſchuldigte, ſich mit Geſchenken beſtechen zu laſſen.

Der Pfalzgraf verſetzte ohne Bedenken: Ich will euch den Kaiſer ſelbſt zum Zeugen ſtellen, ob er mich in Verdacht hat, daß ich alſo handle. Ihr aber werdet nicht läugnen können, daß ihr ſeine vornehmſten Räthe mit Geſchenken gewonnen habt und ſollt eben ſo wenig wie der Andere von dem Turlingen einen Heller erpreſſen.

Der Herzog von Baiern ging hierauf beſtürzt hinweg.

Demnächſt hatten die Augsburger ſowohl in Privatſachen als Reichstagsangelegenheiten allſtündlich etwas beim Fürſten zu thun und wollten ihm, damit ſie deſto eher Alles erlangten, ich weiß nicht, was für eine Verehrung thun. Er weigerte ſich deſſen aber ſtandhaft und ließ ſich nur durch Seine Majeſtät, dem es der Adminiſtrator von Preußen geſagt hatte, bewegen, einen Wolfspelz anzunehmen, welche Kleidung ſonſt nicht zu erlangen war und in der man, da der Winter vor der Thür, am beſten durch Schnee und Regen kommen konnte.

Auf dem Reichstage ward insbeſondere die Religionsſache von beiden Seiten mit Eifer betrieben und blieb das Vorhaben nicht unerörtert, Ferdinand zum römiſchen Könige zu erheben. Dieſe Sache ward ganz und gar auf den Pfalzgrafen gewälzt, bei dem ſie, wie ſie vorgaben, in den beſten Händen ruhe. Um der auf ihn geſetzten Hoffnung zu genügen, wandte er ſo lange allen Fleiß bei ſeinem Bruder, der nicht ſelbſt zugegen war, und durch die Räthe bei den anderen Kurfürſten an, bis er es, außer bei dem Kurfürſten von Sachſen, durchſetzte, und es iſt ſonach nicht unbillig, auszuſagen, daß die Brüder Karl und Ferdinand ihre kaiſerliche und königliche Würde zu meiſt dem Pfalzgrafen Friedrich zu verdanken hatten.

Unterdeß ſtarb die Tochter Kaiſer Maximilians, Frau Margaretha, der der Kaiſer die Niederlande zu beherrſchen gegeben hatte, und da meinte der Fürſt, das Glück lächle ihm wieder, indem er ſich, von Anderen dazu ermahnt, zu dem von Granvella begab, dem er vorſtellte, wie er nun Alles gethan, was man von ihm verlangt habe, und nichts mehr mangele, als daß die Kurfürſten zuſammen kämen und den König Ferdinand krönten. So ſolle man die neue Gelegenheit nicht verſtreichen laſſen, ſeine Wünſche zu befriedigen und ihm mit der erledigten Statthalterſchaft der Niederlande die Königin Maria zur Gemahlin geben. Der Kaiſer könne nicht zweifeln, daß er ſeine Lande einem Manne anvertraue, der es redlich mit ihm meine.

Der von Granvella erwiederte, der Pfalzgraf begehre nichts Unbilliges und er wolle mit dem Kaiſer reden. Nach einigen Tagen ſagte dieſer ſelbſt zu ihm, er und ſein Bruder haben abermals alles Mögliche umſonſt verſucht, ihre Schweſter der Ehe wegen umzuſtimmen und es bleibe ihnen nichts übrig, als auf eine andere Frau für ihn zu denken. Da der Fürſt hierauf verſtummte, fuhr der

Kaiſer fort, ſich zu entſchuldigen und brachte zuletzt einen neuen Antrag vor.

Es ſei ihm nämlich geſchrieben worden, ſagte er, daß der junge unvermählte Markgraf von Montferrat eines plötzlichen Todes geſtorben und außer einem alten Oheim ſeines Vaters Bruder, der zur Regierung untüchtig, nur eine Mutter und zwei Schweſtern hinterlaſſen habe. Das Mannsleben, das ihm die ſiebenzigtauſend Dukaten jährliches Einkommen bringe, ſei deswegen ihm anheim gefallen und er wiſſe keinen Anderen, dem er es lieber als dem Pfalzgrafen gönne und dem es deſto leichter werde zu übertragen ſein, als er ſich entſchließe, die älteſte Schweſter zu heirathen, deren Mutter ſich mit den Ihrigen ohnedies in den kaiſerlichen Schutz begeben habe.

Es iſt nicht zu glauben, in was für Gedanken der Fürſt hierüber gerathen war, der ſo ſicher gewähnt hatte, daß ihm die Heirath nicht fehlen könne und noch durch mündliche Botſchaften bald dies bald jenes mit ihr verſuchte. Die Königin ließ ihn auch, da die Weiber Liebe, die man für ſie fühlt, wohl leiden mögen, zuweilen zur Tafel, zuweilen zum Spiel bitten und war freundlich und geſprächig gegen ihn: je länger es aber währte, deſto mehr Anzeichen gab ſie, bei ihrer Abneigung gegen eine zweite Ehe beſtändig zu bleiben.

Aus dieſem Grunde fing der Fürſt an, ſeinen Sinn und Gemüth von ihr abzuwenden und da der von Granvella, wenn er zu Zeiten zu ihm kam, ihm erzählte, was er von der Schönheit, dem Verſtande und der Anmuth des markgräflichen Fräuleins gehört hatte, und den Rath hinzufügte, ſich eine ſolche Perſon ohne langes Bedenken anzueignen, gab er ſeinen Willen darein und erklärte ſich bereit, nach dem Gefallen des Kaiſers zu handeln.

Der Kaiſer fertigte ſeine Geſandten an die Mutter des Fräuleins ab, die auf ſeine Vorſtellungen ihr Jawort gab und es fehlte nur noch, daß der Fürſt durch ſeine eignen Geſandten die übrigen Förmlichkeiten verrichten ließ, als mit einmal die traurige Botſchaft anlangte, daß das Fräulein, es iſt nicht zu ſagen, ob an Gift oder in Folge eines Unfalls, mit Tode abgegangen ſei.

Da waren wir von Neuem in großer Bekümmerniß und wußten nicht, was wir thun und laſſen ſollten. Doch vertrieb der von Granvella dem Fürſten einen Theil ſeiner Traurigkeit, indem er ſagte, es ſtünde deſto beſſer um den Ehehandel, indem nur noch eine einzige Erbin vorhanden und alle Streitigkeiten wegen der Theilung beſeitigt ſeien. Es ward alſo für gut angeſehen, daß Johannes von Löwenſtein, Domherr zu Speyer, den man ſchon wegen der erſten Tochter hatte abſenden wollen, der Mutter das herzliche Beileid des Pfalzgrafen überbringe, und der kaiſerliche Geſandte Louis Sarmiento ſich zu ihm geſelle, um zu ſagen: es gebe keinen beſtändigeren Troſt, als wenn man, was mit dem älteſten Fräulein nicht habe geſchehen ſollen, die begehrte Freundſchaft mit dem anderen vollziehe. Daß dies geſchehe, ſei des Kaiſers Wille und darum laſſe auch der Pfalzgraf von Herzen erſuchen.

Die Markgräfin gab zur Antwort, ſie könne ſich in ihrer Trauer über ihre Tochter nicht erklären, und wolle ſehen, was die Zeit bringe, wiewohl ſie ſich in allem nach dem Gutachten Seiner Majeſtät richten werde.

Unterdeſſen fanden ſich viele Freier in Frankreich und Italien, von denen zumal der Herzog von Mantua eifrig bemüht war, mit Geſchenken und Verheißungen bald den bald jenen und vor allen den von Granvella auf ſeine Seite zu bringen, der zuletzt dem Fürſten meldete, die Markgräfin behaupte, ſie habe den Pfalzgrafen Friedrich einmal für ihrer Tochter Mann angeſehen und darum könne er es nicht zum andern Male werden.

Alſo verdiente, wie man ſagte, der von Granvella zwanzigtauſend Dukaten und half dem Herzoge von Mantua zur Heirath und Markgrafſchaft.

Der Pfalzgraf konnte darauf nichts thun, als um die Summe von ſiebzigtauſend Gulden anhalten, die ihm der Kaiſer ſchuldete. Derſelbe hatte ihm auch den Vorſchlag gethan, wenn er die Markgrafſchaft Montferrat einem Anderen zukommen laſſe, dieſer ihm eine Summe dafür zahlen müſſe. Davon wollte aber zuerſt Niemand hören, weil der Kaiſer, wie es hieß, ſelbſt hunderttauſend Kronen bekommen habe, und am Ende ſchlug er zwei Fliegen mit einer Klappe todt, indem er dem Herzoge die Markgrafſchaft, dem Pfalzgrafen 30,000 Gulden für ſeine Mühe und Arbeit auf dem Reichstage gab. Ueberdies ſollten ihm, was auch geſchah, die 70,000 Gulden, innerhalb ſechs oder ſieben Jahren terminsweiſe von Welſern ausgezahlt werden.

Dabei wurden die Religionshändel von beiden Seiten heftig betrieben, ohne daß eine Hoffnung zur Einigkeit aufging, und betrübte ſich der mit ſo vielen Geſchäften überladene Kaiſer eben ſo wie der Pfalzgraf Friedrich des von Herzen.

Eines Nachts, als dieſer darüber ſeine Gedanken hatte, ließ er Johannes Renner zu ſich holen, der Kaiſer Maximilians Geheimſchreiber geweſen war und dem Kaiſer jetzt als Rath diente und fragte ihn, ob er, als ein in ſo wichtigen Reichshändeln erfahrener Mann, gar keine Hülfe zur Schlichtung oder wenigſtens zur Hemmung des Religionsſtreites wiſſe, bis man ihn auf einem Nationalconcil berathe?

Darauf gab Renner zur Antwort: In weltlichen Dingen laſſe ſich nicht unſchwer etwas finden, die verletzten Gemüther der Menſchen zu beruhigen; in Religionsſachen vertrete Niemand ſeine eigene Sache, ſondern Gottes Ehre und laſſe ſich kein Ziel und Maß verſchreiben. Er wolle aber glauben, daß wenn man die ſo klar und deutlich eingeſetzte Communion des Leibes Chriſti unter beiderlei Geſtalt frei laſſe, und mit dem Verbote der Prieſterehe nicht ſo hart verfahre, zur Einigkeit vielleicht zu gelangen ſei.

Der Pfalzgraf ſprach, er höre faſt täglich dergleichen und es ſei wohl gut, daß er ſich mit dem Vorſchlage zum Kaiſer verfüge, der um der Sache willen viele Nächte auch nicht ſchlafe? — Renner verſetzte, das möge er in Gottes Namen thun, und ſo machte ſich der Pfalzgraf noch vor Tage mit zwei Dienern nach Hofe auf und wartete vor dem Gemache des Kaiſers, bis ein Kammerdiener herauskam. Den fragte er, ob der Kaiſer wache? und der Kammerdiener ließ ihn hineingehen.

Der Kaiſer fragte: Woher ſo früh, lieber Pfalzgraf? Was bringt ihr gutes Neues?

Der Pfalzgraf berichtete umſtändlich, was er mit Renner beſprochen hatte, und der Kaiſer hub ſeine Hände mit den Worten gen Himmel: Dazu gebe Gott Glück und Segen! Rufet den von Granvella und meine anderen Räthe zuſammen und tragt es ihnen vor.

Ich will meine Kleider anziehen und alsbald bei euch ſein.

Es war auch keiner unter den Räthen, der bei Anhörung des Vorſchlags ihn nicht hätte billigen ſollen, und der von Granvella meinte nur, daß man ihn dem päbſtlichen Nuntius mittheilen und ihm alſo ein größeres Anſehen geben müſſe.

Der Nuntius verwarf aber Alles, ſobald er es vernahm, und veranlaßte damit, daß der Religionsſtreit, den man noch mit leichter Mühe hätte vertragen können, unerörtert blieb und in der Folge ſo viel Unheil gebar.

Da fortan tägliche Berichte einliefen, die Türken rüſteten ſich zu einem neuen Einfalle in Ungarn und Oeſtreich, ward nach vielen Verhandlungen Pfalzgraf Friedrich, obſchon er ſich deſſen weigerte, von den Reichsſtänden einhellig abermals zum Generalobriſten erwählt.

Der Reichstag erreichte ein Ende und von den Ständen zog Jeder ſeines Weges heim, nachdem die Kurfürſten einen Tag beſtimmt hatten, an dem ſie zu Köln, weil zu Frankfurt die Peſt herrſchte, zur Wahl eines römiſchen Königs wieder zuſammen kämen.

Pfalzgraf Friedrich hatte ſich vorgenommen, da ihn dies nichts anging, nach Hauſe zu gehen. Der von Granvella weigerte ſich jedoch, daß er den Kaiſer jetzt verlaſſen wolle, wo er ſein erſt recht bedürfe, und nachdem man ſich mit ihm wegen einer Summe vereinigt hatte, die ihm zu Beſtreitung der Unkoſten einer ſolchen Reiſe monatlich zu entrichten ſei, machte er ſich mit dem Kaiſer auf den Weg.

Druck von C. H. Storch und Comp. in Breslau.

Druckfehler

Seite 14, Zeile 6 von unten lies die ſtatt den.
„ 15, „ 13 von unten lies Sie ſtatt die.
„ 83, „ 13 von unten lies dannen ſtatt denen.
„ 93, „ 1 von oben lies Jemand ſtatt Niemand
„ 99, „ 3 von oben lies den ſtatt dem.
„ 99, „ 4 von oben lies folgends ſtatt folgendes.
„ 107, „ 11 von unten lies einräume ſtatt einräumen.
„ 107, „ 11 von unten lies entziehe ſtatt entziehen.
„ 114, „ 6 von unten lies werden ſtatt wären.
„ 147, „ 9 von unten lies den ſtatt die.
„ 155, „ 8 von oben lies Poeten Auſonius ſtatt Paſtor Auſonius
„ 161, „ 4 von unten lies Regen ſtatt Segen.
„ 253, „ 8 von oben lies es falle ſtatt falle.

Ein Fürſtenſpiegel.

Zweiter Band.

Ein Fürſtenſpiegel.

Denkwürdigkeiten
des
Pfalzgrafen-Kurfürſten Friedrich II. beim Rhein.

Nach der lateiniſchen Urſchrift und alten deutſchen
Ueberſetzung
neu herausgegeben
von
Eduard von Bülow.

Zweiter Band.

Breslau,
im Verlage bei Joſef Max und Komp.
1849.

BIBLIO[illegible]
[illegible]
MO[illegible]

Inhalt.

Siebentes Buch.

(1531—1532.)

Ankunft des Kaiſers zu Köln. — Dem Pfalzgrafen wird eine neue Heirath mit einem königlichen Fräulein aus Polen vorgeſchlagen. — Er bekömmt mit einer Bürgſchaft für den Kaiſer zu thun. — Geht als Geſandter zum Kaiſer nach Brüſſel. — Vertrag zwiſchen dem Kaiſer und den proteſtirenden Ständen. — Abermalige vergebliche Hoffnung zu einer Heirath. — Stattliche Verheißungen des Königs von Frankreich. — Der Fürſt ſchickt ihm Geſandte. — Berathungen wegen des Anzugs der Türken. — Der Pfalzgraf wird abermals Generalobriſter. — Wunderbare Erhaltung des Städtchens Güns, in dem ſich der Hauptmann Juriſchitz tapfer gegen die Türken wehrt. — Das Kriegsvolk ſammelt ſich bei Wien. — Die ſpaniſche Hülfe. — Der türkiſche Kaiſer denkt auf den Rückweg. — Die böhmiſche Hülfe. — Es wird dem Pfalzgrafen verboten, mit dem Feinde zu ſchlagen. — Flucht der Türken. — Paul Bagiz der Grieche. — Eine ſtarke türkiſche Streifrotte thut großen Schaden. — Man umzieht ſie wie mit einem Garne. — Die Spanier wollen ſich nicht wider ſie brauchen laſſen. — Die Türken werden bei Nacht angegriffen und erleiden eine große Niederlage. — Gran ſoll entſetzt werden. — Man dankt das Kriegsvolk ab. — Der Kaiſer nimmt ſeinen Abſchied vom Pfalzgrafen.

Achtes Buch.

(1532 — 1534.)

Die Reiſe nach Frankreich wegen der Heirath des Pfalzgrafen wird von den kurfürſtlichen Räthen aufgehalten. — Der Autor geht zum Fürſten nach Oeſtreich. — Die Geſandten halten umſonſt um ein guiſiſch Fräulein an. — Ein anderer Vorſchlag des Königs mit ſeiner Schweſter Tochter. — Der Pfalzgraf ergiebt ſich in Alles. — Ein franzöſiſcher Geſandter in der Pfalz. — Der Autor wird von ſeinem Herrn nach England geſchickt. — Geſpräch und Vorhaben des Königs mit ihm. — Franzöſiſcher Betrug. — Ankunft des Autors beim Pfalzgrafen. — Hubert reiſt wieder nach Frankreich und England. — Heinrichs VIII. Aeußerung über ſeine und Katharinens von Aragonien Tochter.

Neuntes Buch.

(1534 — 1535.)

Der Pfalzgraf plagt ſich mit beſchwerlichen Gedanken über den Undank des Hauſes Oeſtreich. — König Ferdinand ſchreibt es dem Kaiſer. — Dem Pfalzgrafen wird eine neue Heirath vorgeſchlagen. — Zuſtand von Dänemark. — Dem Pfalzgrafen wird zu deſſen Krone Hoffnung gemacht. — Geſandte nach Dänemark. — Herzog Chriſtian von Holſtein wird König. — König Ferdinand drängt den Pfalzgrafen, in dem Handel fortzufahren. — Der Autor wird wieder nach Spanien geſchickt. — Des Kaiſers Geſpräch mit dem Geſandten. — Vorſchlage des von Granvella wegen der Mitgift der Braut. — Geſpräch mit dem Geſandten im Gemache des Kaiſers wegen der deutſchen Jagden. — Ein bairiſcher Geſandter kommt vor den Kaiſer als der pfälziſche. — Tiefer Schnee im ſpaniſchen Gebirge. — Der Autor kehrt mit guter Botſchaft zu dem Fürſten zurück. — Der Fürſt zieht der Heirath wegen ſelbſt nach Spanien. — Bericht von der Stadt Saragoſſa. — Der pfälziſche Kanzler macht ſich zu Montſerrat wegen der lutheriſchen Lehre verdächtig. — König Franz muſtert, dem Pfalzgrafen zu Ehren, franzöſiſches Kriegsvolk. — Des Pfalzgrafen Urtheil über daſſelbe. — Der Pfalzgraf wird vor einem deutſchen Edlen Thomas von Roſenberg gewarnt. — Sein Geſpräch mit der Königin. — Seine Hoffnung auf die däniſche Krone. — Die beiden Königinnen und Schweſtern kommen zuſammen. — Beilager zu Heidelberg.

Zehntes Buch.

(1535 — 1539.)

Die Mahnung der Königin Marie an den Pfalzgrafen. — Hubert wird nach Italien zum Kaiſer abgefertigt. — Seine Geſpräche mit dem von Granvella wegen Mailand. — Geſandte werden vergebens nach Hamburg geſchickt. — Die Erbfolge in Dänemark. — Vertrag zwiſchen dem Könige von Dänemark und dem Herzoge von Holſtein. — Unfreundlichkeit des däniſchen Adels gegen ſeine Unterthanen. — Derſelbe vertreibt König Chriſtiern. — Herzogs Friedrichs Treubruch gegen Chriſtiern, als er wieder in ſein Königreich kommt. — Des Grafen von Oldenburg und Herzogs von Mecklenburg Unternehmen. — Der Kaiſer ſchickt Geſandte nach Dänemark. — Hubert muß wieder nach Niederland reiſen. — Betrug des Grafen von Hochſtraaten. — Eine ſpaniſche Flotte. — Die Anſchläge der Kaiſerlichen gehen wegen des däniſchen Einfalls in Friesland zurück. — Des Kaiſers Zug nach Marſeille. — Roſenbergs Umtriebe in Deutſchland. — Sieg der Kaiſerlichen über die Geldriſchen. — Copenhagen muß ſich ergeben und aus dem Vorhaben des Pfalzgrafen wird nichts. — Belagerung von Peronne und Uebergabe von Damm. — Die Kaiſerlichen im Niederlande ſtiften mit Dänemark Frieden. — Hintanſetzung der pfälziſchen Geſandten bei dem Vertrage. — Scharfe Worte des Einen gegen die Königin. — Des Pfalzgrafen Reiſe nach Paſſau. — Poſſen mit dem Biſchof von Eichſtedt. — Des Pfalzgrafen Krankheit. — Ein Geſandter König Ferdinands. — Die Erneuung des ſchwäbiſchen Bundes abgeſchlagen. — Schuldennoth des Pfalzgrafen. — Seine Reiſe nach Frankreich und Spanien. — Ein grober

Scherz unterwegs. — Ankunſt beim Könige von Frankreich. — Gefahr, mit dem Schiffe umzuſchlagen. — Der Schnee verhindert ſie in Spanien am Reiſen. — Sie werden in Segura vom Pöbel verſpottet. — Große Gefahr auf dem St. Adriansberge. — Man ſpeiſt auf Schnee-Tiſchen und Bänken. — Dankbarkeit eines Spaniers. — Stattlicher Empfang des Pfalzgrafen in Toledo. — Verdruß der Spanier, daß ihn der Kaiſer ſo hoch ehrt. — Die Aufpaſſer der Inquiſition. — Das Geſinde des Fürſten hat Händel mit den Pfaffen. — Der Kaiſer klagt über die Spanier. — Sein Geſpräch mit Hubert wegen der Zehrung. — Der Fürſt kommt krank nach Paris. — Seliges Ende des Jakob Faber. — Die Fürſtin verſchwendet eben ſo ſehr als ihr Herr. — Der Fürſt wird vom König von England eingeladen. — Er verabſchiedet ſich beim Könige von Frankreich. — Ein plumper Kloſterprobſt lädt den Fürſten zu Mittag. — Sein Schelmenſtreich gegen einen frieſiſchen Edelmann. — Zuſammenkunft der Fürſtin mit ihrer Schweſter in Holland. — Der Pfalzgraf wird in England königlich gehalten. — Luſtige Jagd. — Der Pfalzgraf ſcheidet vom Könige. — Cromwell hat etwas im Sinn.

Elftes Buch.

(1539 — 1544.)

Der Fürſt wird vom Kanzler nach Hauſe erfordert. — Der Kanzler und Hubert reden des Geldmangels halb deutlich mit einander. — Gemeiner Brauch der ungetreuen Hofdiener. — Großes Sterben in Deutſchland. — Ankunft des Fürſten in Heidelberg. — Colloquium in Worms wegen der Religion. — Der Kaiſer und der König von Frankreich gerathen in Krieg. — Der Pfalzgraf begehrt vom Kaiſer wieder Hülfe gegen Dänemark. — Die Verhandlungen des Fürſten zu Schmalkalden. — Pfalzgraf Philipp ſucht vergebens in England zu heirathen. — Verhandlung mit dem holſteiniſchen Geſandten im Niederlande. — Der Fürſt zieht ſelbſt zum Kaiſer dahin. — Verhandlung mit dem Herzog von Jülich wegen des Fürſtenthums Geldern. — Des Kaiſers Reiſe nach Heidelberg und Regensburg. — Der Pfalzgraf wird wieder Präſident des kaiſerlichen Raths.

— Die Baiern verderben auf dem Colloquium zu Regensburg Alles. — Die däniſchen Geſandten werden zur Verantwortung vorgefordert. — Des von Granvella falſches Geſpräch mit dem Pfalzgrafen. — Es wird ihm ein wenig Troſt und Hülfe. — Streitigkeiten wegen des Religionsabſchiedes. — Schlechtes Glück wider die Türken. — Abermals ein Reichstag zu Speyer. — Der Kurfürſt von Brandenburg Generalobriſter wider die Türken. — Er kann mit mäßigem Eſſen nicht vorlieb nehmen. — Der Pfalzgraf fertigt den Autor wieder an die Königin ab. — Reichstag zu Nürnberg. — Herzog Heinrichs von Braunſchweig Unruhe. — Martin von Roßheim fällt in Brabant ein und will Antwerpen erſchnappen. — Neuer Unwille der Kaiſerlichen wider die Holſteiner. — Der Pfalzgraf ſoll eine königliche Braut nach Polen führen. — Einfall der Franzoſen in das Lützelburger Land. — Des Herzogs von Jülich Krieg mit der Königin Maria. — Der Fürſt reiſt nach den Niederlanden. — Er findet am königlichen Hofe ſeine Widerſacher. — Der Kaiſer führt fremde Kriegsvölker in Deutſchland ein. — Einige muthwillige Landsknechte gerathen in's Bad. — Des Kaiſers Glück wider den Herzog von Jülich. — Der hülfloſe Pfalzgraf begiebt ſich nach Hauſe und lebt eine Weile einſam. — Er wird des Lebens überdrüſſig. — Geſandte beim Kaiſer in Hennegau. — Der Kaiſer vor Landrecies. — Er nimmt Camerich ein. — Die däniſche Sache wird wieder auf einen Reichstag verſchoben. — Der Pfalzgraf zürnt dem von Granvella. — Der Kurfürſt Pfalzgraf erkrankt tödtlich. — Er ſtirbt und ſein Bruder wird Kurfürſt.

Zwölftes Buch.

(1544—1551.)

Hubert hat bei ſeinem Herrn kein Glück und Anſehen mehr. — Die anderen Räthe haben ihm ein Hofſtühlchen geſetzt — Der Herzog von Baiern macht Anſprüche an die Kur. — Pfalzgraf Friedrich wird vom Kaiſer damit belehnt und mit einem neuen Wappen begabt. — Einige ungetreue Räthe wollen den Kurfürſten überreden, Kur-Mainz die Bergſtraße wieder zu überlaſſen. — Die Stadt Maſtricht kommt vom Reiche. — Des Kaiſers Zug nach Frankreich. — Der Kurfürſt läßt ſich in der Oberpfalz huldigen. — Er findet zu Heidelberg allerlei Schulden. — Der von Granvella ſpielt ihm in den Friedensverhandlungen mit Frankreich wieder einen Streich. — Krieg zwiſchen Frankreich und England. — König Franz ſucht Freundſchaft bei den deutſchen Fürſten. — Reichstag zu Worms. — Des Kurfürſten Geſandtſchaft nach Sachſen und Heſſen wegen Dänemark. — Niklaus von Hattſtadts Anſchlag. — Ein ſchwediſcher Edelmann wird aufgefangen. — Der Kaiſer wird dem Kurfürſten Pfalzgrafen aufſäſſig. — Derſelbe läßt zu Heidelberg das Evangelium predigen. — Der Kaiſer ſtellt ſich gegen ihn freundlich. — Der Kurfürſt wird wieder in der däniſchen Sache getäuſcht. — Der Kaiſer kommt nach Speyer. — Geſpräch des Landgrafen mit dem von Granvella. — Der Kurfürſt ſchickt dem Herzoge von Würtemberg Reiter zu Hülfe. — Das pfälziſche Volk zieht zu den Proteſtirenden vor Ingolſtadt. — Der Kurfürſt entſchuldigt ſich beim Kaiſer in Schwäbiſch Hall und wird von ihm nicht groß geachtet. — Das Schloß Borberg wird ihm durch den Grafen von Büren genommen. — Er hilft den Herzog von Würtemberg mit dem Kaiſer ausſöhnen. — Des Biſchofs zu Arras Geſpräch mit dem Kurfürſten Pfalzgrafen. — Eine Komödie wider die Großen. — Der Kurfürſt beſucht den Kaiſer zu Speyer. — Er kann wegen Krankheit nicht auf den Reichstag nach Augsburg kommen. — Er widerräth, die Stadt Magdeburg mit Gewalt zu zwingen. — Der Kurfürſt erhält zu Heidelberg viele Beſuche. — Seine Reiſe den Rhein hinunter. — Die vier Kurfürſten zu Weſel. — Reiſe nach Lothringen. — Gevatterſchaft beim Fürſten von Vaudemont. — Aufenthalt in Nancy. — Schönes Spektakel in einem Luſtgarten. — Die Herzogin begleitet ihre Schweſter und den Kurfürſten. — Rückkehr nach Heidelberg.

Dreizehntes Buch.

(1551—1555.)

Heirath des Grafen von Leiningen am pfälziſchen Hofe. — Beilager des Grafen von Hanau zu Heidelberg. — Concil zu

Trient. — Der Krieg wider den Kaiſer geht an. — Ausreißen der Biſchöfe. — Die deutſchen Fürſten nehmen einige Städte ein. — Des Königs von Frankreich Zug nach Deutſchland. — Geſandte der Reichsfürſten bei demſelben. — Markgraf Albrechts Händel. — Er nimmt das Stift Mainz ein. — Belagerung von Frankfurt. — Herzog Moritz erzwingt vom Kurfürſten Pfalzgrafen einige Stücke grobes Geſchütz. — Frieden. — Herzog Moritz entflieht den Soldaten. — Markgraf Albrechts Verhandlungen mit dem Könige von Frankreich. — Des Kaiſers Zug durch die Pfalz. — Sein Kriegsvolk thut großen Schaden. — Markgraf Albrecht ſchlägt ſich vor Metz zu dem Kaiſer. — Er nimmt den Herzog von Aumale gefangen. — Verhandlung mit den Biſchöfen. — Der Kurfürſt fällt wegen eines Hundes im Zimmer um. — Es wird zu Heidelberg eine Verſöhnung zwiſchen den Biſchöfen und dem Markgrafen verſucht. — Abermals viele Fürſten beim Kurfürſten Pfalzgrafen. — Klagen des Herzogs von Jülich über den Erzbiſchof von Köln. — Der Krieg zwiſchen dem Markgrafen und den Biſchöfen geht fort. — Schweinfurt belagert. — Der Markgraf wird in Sachſen geſchlagen. — Kurfürſt Moritz todt. — Ein neuer Fürſtentag zu Heilbronn. — Markgraf Albrecht wieder geſchlagen. — Schweinfurt kommt in großen Schaden. — Beſchluß der Denkwürdigkeiten des Kurfürſten Pfalzgrafen.

Siebentes Buch.

1531—1532.

Den ſechzehnten Tag des Chriſtmonats kamen wir nach Köln, der Fürſt mit dem Kaiſer zu Waſſer, wir auf dem Lande. Wir lagen da wegen der Wahl bis zum 8. Jänner 1531. Die Urſache des langen Verzugs war der Kurfürſt von Köln, der ſich weigerte, in die Stadt zu kommen, ehe er und ſeine Räthe wegen des Jahrgeldes und der zugeſagten Geſchenke von der Kaiſerwahl her befriedigt ſeien.

Der Kaiſer verpflichtete ſich, er ſolle bezahlt werden, ſobald er nach Brabant komme. Der Kurfürſt glaubte ihm aber nicht, da der Kaiſer ſein Wort bisher nicht gehalten habe, und beſtand ſo lange darauf, bis Pfalzgraf Friedrich und der Kardinal zu Lüttich für die kaiſerliche Majeſtät bürgten und ſich zur Zahlung verpflichteten, wenn die Zuſage nicht gehalten würde. Die Sache kam dem Pfalzgrafen hinterdrein noch theuer zu ſtehen und erweckte dem Erzbiſchofe nicht geringen Unwillen.

Nachdem Ferdinand zu Köln zum römiſchen Könige gewählt und zu Aachen gekrönt worden war, ließ der Kaiſer den Fürſten in Gnaden nach Hauſe ziehen. Kaum zu Neumarkt angekommen, ward er aber vom Könige nach Regensburg beſchieden, wohin er alsbald aufbrach, um zwei Tage lang den Berathungen wegen des neuen Türkenkrieges beizuwohnen. Es wurde dann ein anderer Tag anberaumt, an dem der Fürſt zu Prag erſcheine, um für ſich und den Kurfürſten dem Könige den Eid zu leiſten und von ihm die Lehen wegen der Güter zu empfangen, die die Pfalzgrafen von Alters her von den Königen von Böhmen haben.

Der Fürſt zog wieder nach Hauſe und kam den 2. Mai nach Prag, wo er, königlich und gnädig gehalten, bis zum 12. blieb, und ihm der König, um ihn deſto fröhlicher abzufertigen, durch den Grafen von Ortenburg ſagen ließ: der König Siegismund von Polen habe eine mannbare Tochter, von der er nicht zweifle, ſie dem Pfalzgrafen wegen ihrer Freundſchaft und Verwandtſchaft zur Gemahlin verſchaffen zu können.

Der Fürſt erwiederte, er wolle dem Könige zu Willen ſein; da er ſich aber in ſchlechten Vermögensumſtänden befinde, könne er kein Fräulein ohne vornehme Ausſteuer heirathen, weil ſie ſonſt in noch größere Noth, als er allein erleide, gerathen würden.

Der König wollte ſich genau erkundigen, was Siegismund für ſeine Tochter thue, und dieſer antwortete ſchriftlich, wie er zwar von Herzen wünſche, daß Pfalzgraf Friedrich ſein Eidam werde und ſeine Tochter dem nicht zuwider ſei; nach dem Brauche der Könige von Polen müſſe man aber, bevor von der Ausſteuer die Rede, ihre Freundſchaft nachſuchen.

Das verſtand der Fürſt, wie es gemeint war, und da ihm ſein Geſandter Dietrich Schwarz daneben zu wiſſen that, daß der König ſeine Meinung nicht ändern werde, und die Könige von Polen ihre Töchter niemals ſtattlich zu verſorgen pflegten, wollte er es mit dem Handel nicht weiter wagen. Der Herzog Georg von Baiern, mit dem Zunamen der Reiche, der auch eine Gemahlin aus Polen gehabt, hatte ihre Mitgift im Leben nicht bekommen, und das polniſche Fräulein ehelichte in der Folge Markgraf Joachim zu Brandenburg.

Der Pfalzgraf zog wieder nach Neumarkt, und da ihn der Stein plagte, von dannen nach Wildbad.

Vorher ſchickte er Dr. Hartmann und mich zum Kaiſer nach Brüſſel, weil man den Erzbiſchof von Köln nicht bezahlte und derſelbe nicht feierte, den Fürſten und den Kardinal zu Lüttich als Bürgen zu belangen.

Der Kardinal achtete des nicht und ſchlug es lachend mit der Rede in den Wind, daß Halten bäuriſch ſei; Pfalzgraf Friedrich ließ ſich Treu und Glauben aber beſſer angelegen ſein, wollte entweder Schaden leiden, oder halten, was er zugeſagt hatte, und ſchickte uns mit großen Koſten fort. Der Kardinal, ob er ſchon zugegen war, hatte den Kaiſer niemals darum angeſprochen.

Wir kamen an und brachten einen ganzen Monat mit vergeblichem Anhalten zu, worauf ſich Dr. Hartmann wieder zu dem Fürſten begab und mich als Mahner bis in den ſiebenten Monat zurückließ.

Inzwiſchen ruhte der Fürſt nicht, ſondern wurde, von Wildbad heimgekehrt, vom Könige nach Innspruck verſchrieben, wohin er den 27. October kam und bis zum 4. November wegen des Türkenkriegs mit ihm rathſchlagte.

Auf dem Rückwege hielt er ſich einige Tage in Freiſingen bei ſeinem Bruder auf und folgte dann einer Aufforderung des Kurfürſten nach Heidelberg, auf deſſen Bitte und die des Kardinals zu Mainz er ſich als Geſandten zum Kaiſer ſchicken ließ. Die Urſache dazu gaben die proteſtirenden Stände, von denen man ſagte, ſie hätten allerlei wider die Geiſtlichkeit vor, und man wollte die kaiſerliche Majeſtät bitten, mit ihnen zum Frieden zu unterhandeln.

Als wir nach Brüſſel kamen, ließ der Pfalzgraf dem Kaiſer ſeine Ankunft durch mich melden und ihn um baldige Audienz erſuchen.

Der Kaiſer hätte gern gewußt, was er Neues brächte und fragte mich auf Treu und Glauben danach aus. Ich ſagte: ich wüßte es nicht, und er antwortete: Der Pfalzgraf iſt unſer beſter Freund und mag kommen, wann es ihm beliebt; da er mich aber um eine Stunde bittet, und es jetzt zu ſpät iſt — es war bereits ſieben Uhr Nachts — ſoll er ſich morgen nicht zu früh bei uns einſtellen, er iſt mit der Zeit bekannt, wann wir aufſtehen.

Er war gleichwohl ſo begierig zu wiſſen, was die Ankunft des Pfalzgrafen zu bedeuten habe, daß er noch bei eitler Nacht verdeckterweiſe den Herrn von Boſſou an ihn abfertigte, der ſich ſtellte, als komme er von ſich ſelbſt, und da er auch durch dieſen nichts erfuhr, ſtand der Kaiſer des Morgens früher, als ſeit langer Zeit, auf. Sobald der Pfalzgraf vor ſeinem Gemache war, ließ er ihn herein kommen und hörte ihm mit Fleiß zu. Er pflog darüber Rath und man beſchloß, die Sache bis auf den Reichstag zu verſchieben, der bald nach Regensburg anberaumt war.

Der Kaiſer behielt den Fürſten bei ſich, bis er auf den Reichstag zog, und der Kurfürſt von Sachſen, ſo wie der Landgraf von Heſſen waren mit zugegen.

Der Kardinal zu Mainz und der Pfalzgraf Kurfürſt begaben ſich nach Schweinfurt, wo ſie ſich als Unterhändler gebrauchen ließen und ſchlichteten die Sache zwiſchen dem Kaiſer und den Fürſten beider Parteien ſolchermaßen, daß Alles in dem Zuſtand bleibe, wie es damals ſei, und die Anhänger des alten wie des neuen Glaubens keinen Eingriff darein thun ſollten, bis die Sache durch ein Generalconcil ſchließlich vertragen worden.

Dagegen ſollten die Proteſtirenden dem Reiche gegen den gemeinſamen Feind, die Türken, Hülfe leiſten und der Kaiſer beim Papſte um ein Concil anhalten, oder einen Tag zur Beilegung des Streites beſtimmen.

Dieſe Friedensmittel waren Allen angemeſſen und man dankte dem Kurfürſten, daß die Unruhen, die bisher Niemand hatte ſtillen können, durch ſie und die Vermittlung des Pfalzgrafen Friedrich als Reichsrathspräſidenten zu Ende geführt worden. Damit ich mich auch an meinen Ehren nicht verkürze, war ich damals des Kaiſers Dolmetſcher und hatte als ſolcher mit den Händeln mehr als zu viel zu thun.

In dieſer Zeit kam der Geſandte des Herzogs von Mailand, Antonius Begandus, oft zum Pfalzgrafen und trug ihm die Schweſter des Herzogs von Calabrien zur Ehe an, mit der er ſechzigtauſend Dukaten zur Ausſteuer erhalten ſollte. Der Pfalzgraf wies den Antrag nicht von der Hand, ohne doch mit Eifer darauf einzugehen, und hielt den Geſandten ſo lange auf, bis König Franz von Frankreich es durch ſeinen Geſandten, den Herrn von Beli, erfuhr und ihm ſchrieb: Wenn er ſich mit einem

Fräulein aus ſeinem Königreiche zu vermählen wünſche, ſolle er die Wahl haben, und wolle er, die er ſich ausleſe, wie ſeine eigene Tochter begaben. Er ſelbſt ſchlage ihm drei ſchöne Fräulein vom königlichen Stamme vor, die Schweſter des Königs von Navarra, die Tochter des Herzogs von Vendôme und die Tochter des Herzogs von Guiſe.

In dem Briefe ward ferner geſagt: der König wiſſe, wie ſich der Pfalzgraf und ſein Bruder, der Kurfürſt, um das Haus Oeſtreich verdient gemacht, das ihnen nur mit dem äußerſten Undanke vergolten und im baieriſchen Kriege vielen Schaden zugefügt habe, und verſpreche, ihnen das Alles, gleich als ob es ihm geſchehen wäre, wieder einzubringen. Er habe niemals Denen zuwider ſein können, die Anderen getreu gedient hätten, ſondern ſie geliebt und gelobt. Den Undankbaren, die genoſſene Gutthaten vergäßen, ſei er von Herzen feind, und um ihnen alle Zweifel an ſeinem Worte zu benehmen, ſollten beide Fürſten Geſandten nach Frankreich ſchicken, denen er ein Mehreres erklären werde.

Durch dieſe Verheißung des Königs ward der Fürſt ſolchermaßen eingenommen, daß er unter einem Vorwande zu ſeinem Bruder, dem Kurfürſten, nach Nürnberg reiſte, wohin derſelbe zu völliger Vertragung des Handels mit dem von Mainz gekommen war, und ihm die Sache entdeckte.

Der Kurfürſt wünſchte ihm zu der Gewogenheit des Königs Glück und rieth, die angebotene Gelegenheit nicht auszuſchlagen, ſondern alsbald, da er Niemand habe, der Franzöſiſch verſtehe, Dr. Hartmann und mich, in ihrer Beider Namen, zum Könige zu ſchicken, bei dem wir um die Tochter des Herzogs von Guiſe anhalten ſollten, weil derſelbe vom Hauſe Lothringen und vom Stamme der Reichsfürſten ſei. Sobald man die Beglaubigungsſchreiben und die Inſtruction ausgefertigt habe, ſolle man ſie ihm nach Heidelberg ſenden, wo er ſich des eheſten hin begeben und ſie unterſchreiben und beſiegeln werde.

Pfalzgraf Friedrich reiſte nach Regensburg zurück und theilte dem königlichen Geſandten die Antwort ſeines Bruders mit. Wir erhielten den Befehl, in Bereitſchaft zu halten, was zur Reiſe nöthig ſei.

Die Fürſten waren noch nicht von Regensburg aufgebrochen, als eine Nachricht nach der andern kam, daß der türkiſche Kaiſer Soliman einen neuen, mächtigeren Zug, als der erſte geweſen, wider Oeſtreich vorhabe. Der Kaiſer und der Pfalzgraf hielten für rathſam, den Reichstag eilends zu ſchließen, damit nicht, wenn die Gegenrüſtung wieder langſam von ſtatten ginge, der Feind auf ſeine ſchnelle Art das Land abermals einnehme und großen Schaden thue, oder der Chriſtenheit unverſehens einen unheilbaren Streich verſetze.

Die Fürſten ſäumten nicht, ſobald ſie vom Reichstage nach Hauſe gekommen waren, die bewilligte Hülfe zum Türkenzuge aufzutreiben und zu rechter Zeit an den rechten Ort zu ſenden, und Pfalzgraf Friedrich fand ſelbſt für nöthig, mit ſeinem Aufbruch zu eilen, damit er nicht langſamer als die Anderen komme.

Er rüſtete uns zu der franzöſiſchen Reiſe aus, beſtellte ſeine Sachen in ſeinem Gebiete und begab ſich nach wenigen Tagen gen Abbach, einem Flecken, anderthalb Meilen über Regensburg, an der Donau, der wegen ſeines warmen Bades und weil ihn die alten Autoren erwähnen nicht unbekannt iſt.

Er traf hier den Kaiſer und den König Ferdinand, mit denen er bei der Kürze der Zeit nur wenig beredete, und erhielt den Befehl, ſein Lager an dem Orte, das Wolfsfeld genannt, der Stadt Wien gegenüber, jenſeit der Brücke, an der Donau aufzuſchlagen, der durch ſeine Lage dazu geeignet iſt, die Brücke, das Waſſer und den freien Zugang zur Stadt zu vertheidigen, ſowie den Vortheil bietet, daß die Lebensmittel nicht erſt in die Stadt gebracht und von den Soldaten theuer bezahlt werden müſſen. Es ward dem Pfalzgrafen zugleich geſagt, daß er mit Gutachten der Kriegsräthe und ſonderlich Peters de Longanova, der das Lager zu ſchlagen und die Quartiere auszutheilen verſtehe, an Ort und Stelle Alles am beſten anzuordnen wiſſen werde, und verſprochen, daß Kaiſer und König mit ihren Kriegsvölkern, die ſie in Italien und Spanien werben ließen, bald bei ihm ſein würden. Das einmal geſchlagene Lager oder Hauptquartier ſolle er, ehe ſie kämen oder ihnen unbewußt, nicht wieder verlaſſen, ſondern es, dem alten römiſchen Brauche nach, mit einem Walle und Graben und, wie bei den Deutſchen auch ſchon lange im Brauche ſei, mit einer Wagenburg umſchließen, weil man das noch unerfahrene und aus mancherlei Völkern zuſammengeleſene Kriegsvolk zuvor abrichten müſſe.

Der Pfalzgraf eilte gen Paſſau zu Herzog Ernſt von Baiern, dem Biſchofe des Ortes, den er als den verordneten Proviantmeiſter freundlichſt erinnerte, ſich des Amtes mit Eifer anzunehmen, da er wohl wiſſe, was für Unheil ſonſt dem Heere daraus entſtehen könne. Von dannen begab er ſich nach Kornneuburg und ließ das Volk das erſte Quartier am Peiſſenberge bei Schloß Greizenſtein nehmen.

Dem Biſchofe zu Laubach, Johannes Contz und Peter de Longanova, die in Wien lagen und die Stadt verwahrten, that er ſeine Ankunft kund und erſuchte ſie, des anderen Tages zu ihm nach Kornneuburg zu kommen, um des Kaiſers und des Königs Befehle zu vernehmen.

Sie erſchienen um die beſtimmte Zeit, und in dem

Kriegsrathe waren Einige der Meinung, das Lager nächſt den Mauern der Stadt Wien beim Stubenthore aufzuſchlagen, wo es die Mauern und das Wäſſerchen, die Wien, zu beiden Seiten hätte; die Mehrſten aber, deren Anſicht durchdrang, wollten ſchon aus dem Grunde nicht von der kaiſerlichen Vorſchrift abweichen, weil noch wenig Kriegsvolk vorhanden ſei.

Es war der Bericht eingegangen, der türkiſche Kaiſer habe ſich von Conſtantinopel mit ſechsmal hunderttauſend Mann aufgemacht und ſei bis zum Städtchen Güns gekommen, das, nicht wohl verwahrt und befeſtigt, von ihm bei Tag und Nacht mit ganzer Macht geſtürmt werde.

Es war an dieſem Orte Einer, Namens Niklas Juriſchitz, nur mit hundert Soldaten; aber ein ſowohl gegen ſein Vaterland als gegen Gott getreuer und redlicher Mann. Der hielt, wiewohl ihm Alles mangelte, was nöthig war, eine ſolche Belagerung, mit der ihn die Türken übereilt hatten, zu beſtehen, fünf und zwanzig Tage lang die Gewalt des Feindes ſo ſtandhaft auf, daß man wohl merkte, die göttliche Hülfe habe dabei das Beſte gethan.

Die Türken hatten vor der Stadtmauer in der Ebene zwei Schanzen aufgeführt, die über die Mauern gingen und auf denen ſie die Vertheidiger während des Sturmes mit dem Geſchütz im Rücken angriffen. Es wäre auch ſchon einmal beinahe um die Unſeren geſchehen geweſen, wenn ſich Gott nicht erſichtlich ihrer erbarmt hätte, da die Türken die Mauern und Wälle erklommen, acht Fahnen darauf gepflanzt und die Unſeren vertrieben hatten, ja, das Städtchen ſo gut wie genommen ſchien, Jedermann matt, müde und verwundet in Kellern und Gewölben ſtak und Niemand mehr vorhanden war, der hätte können und wollen Widerſtand leiſten. Siehe! da hub aber der unwehrhafte Haufen von alten Leuten, Kindern und Weibern, die ſich in Häuſern und Hinterwänden aufgehalten hatten, mit lauten Stimmen und aus tiefſtem Herzen Gottes Hülfe zu begehren an, und wurden die Feinde durch das Geſchrei und Heulen ſo erſchreckt, daß ſie, ungeachtet ſie ſchon haufenweiſe im Städtchen waren, nicht anders meinten, als daß der Ort noch voller Krieger wäre, vom Weiterdringen abließen und, von den Mauern hinunter ſpringend, in ihr Lager zurückeilten, wohin ihnen Niemand im Stande war nachzuſetzen.

Nach dieſem verſuchte man vergebens, Niklas von Juriſchitz mit guten Worten zur Uebergabe zu bewegen, und das that dem Sultan gar weh, da er nicht wußte, daß es von Gott kam. Er nahm ſich in ſeinem Zorn vor, ſobald er das Städtchen erobert habe, es ganz und gar zu ſchleifen und umzukehren. Sein geheimer Rath Ibrahim Paſcha war aber längſt anderes Sinnes geweſen und redete ihm, als ſich ſein Grimm etwas gelegt hatte, ein, daß keine Ehre und Vortheile damit zu gewinnen ſeien, ſolch kleinen Ort zu bezwingen. Man habe mit dem Volke, das man davor verloren, einen weit feſteren erobern können und verderbe hier Zeit und Kräfte. Sobald ſie die größten Dinge ausgerichtet, fielen ihnen ſo kleine von ſelbſt zu und da man jetzt noch mit geringer Schande abziehen könne, ſolle man lieber nicht das Aeußerſte an einen ſo zweifelhaften Erfolg ſetzen, ſondern Niklas herausfordern und ihm das Städtchen ſchenken.

Ibrahim machte dieſe Meinung beim Sultan gelten und erlangte die Erlaubniß, Niklas durch einen Herold in das Lager vor ſich beſcheiden zu laſſen.

Wiewohl Niklas bis auf den Tod verwundet war und faſt keine Hoffnung hatte, ſich weiter zu wehren, ſchlug er es doch ab, und wollte nicht eher vor den türkiſchen Paſcha kommen, bis man ihm ſchriftlich und mit Geißeln ein ſicheres Geleite zuſpräche. Da man aus dieſer mannlichen Antwort dafür hielt, es ſtehe mit ihm noch nicht ſo verzweifelt, daß er nicht vielleicht einen abermaligen Sturm aushalten könne, ſchlug man ſein Begehren nicht ab, ſondern ſandte ihm den Geleitsbrief mit zwei vornehmen Türken zu. Niklas ward von Ibrahim Paſcha draußen ehrenvoll empfangen und, nachdem man ihm geheißen niederſitzen, vornehmlich um Dreierlei befragt. Erſtlich, ob er wieder von der Krankheit geneſen ſei, die ihm zu Conſtantinopel, als Geſandten bei Soliman, zugeſtoßen? Zweitens, ob ſeine jetzt empfangenen Wunden tödtlich? Und drittens, warum er ſo allein von Allen, die ſich ihm ergeben, dem Kaiſer Soliman trotze und worauf er noch zu hoffen wage, da König Ferdinand bekanntermaßen in allen Dingen laß und langſam ſei?

Auf die beiden erſten Fragen antwortete Niklas, wie er es mit Gottes Hülfe könne: ja und nein! Auf die dritte: daß er ſeine Hoffnung einzig auf Gott geſetzt, der ihm zu rechter Zeit den König Ferdinand oder wen ſonſt zu Hülfe ſenden und ihn dafür ſtrafen werde, wenn ſein Trotz gegen die Erbfeinde ſeines Volkes Unrecht ſei.

Ibrahim Paſcha wunderte ſich noch mehr über Niklas unverzagtes Gemüth und verehrte ihm in Solimans Namen das Städtchen, in dem er ſich ſo wohl gehalten habe, mit den Worten, daß der Kaiſer ihn und die Seinen zwar mit leichter Mühe verderben könne; da er aber als ein gütiger und frommer Herr tapferen Leuten hold ſei, wolle er Gnade für Recht ergehen laſſen und ſeine Tugend belohnen.

Niklas nahm dieſen Lohn freudig an und bedung ſich nur aus, daß das tückiſche Kriegsvolk nicht an ihm frevele und ihn des Geſchenks in Ruhe und Frieden genießen laſſe und Ibrahim ſagte es ihm gegen ſein Verſprechen zu, den kranken Türken und wer ſonſt beim Abzuge des Heeres nicht folge, keinen Schaden zu thun.

Alſo kam die Belagerung zu einem wunderbaren Ende und zog der Feind des folgenden Tages vom Städtchen ab.

Auf die Nachricht, daß es belagert werde, hielt der Pfalzgraf Rath, ob man es entſetzen ſolle, und da ſeine Macht noch nicht darnach war, den Feind im freien Felde anzugreifen, erachtete man für ſicherer, den Belagerten bei Nacht einiges Volk und Lebensmittel zuzuſenden, bis der Kaiſer ſie mit Mehrerem entſetze.

Man beſah die groben Stücke und das Geſchütz und machte einen Ueberſchlag wegen des Futters und der Lebensmittel, bei denen man hin und wieder Betrug ſpürte. Die darüber zu befehlen hatten, wurden angewieſen, die Mängel zu verbeſſern und bei Zeiten dem Schaden zuvor zu kommen, der daraus erwachſen möchte.

Nach geendeter Berathſchlagung begaben ſie ſich nach der Stadt zu dem Bankett, das der Biſchof von Laubach für den Pfalzgrafen und die anderen Herren hatte fürſtlich zurichten laſſen. Als ſie bei den drei Brücken über die Donau kamen, wurden die Kriegsleute in Glieder und Haufen geſtellt, ließen ſich, den Herren zu Ehren, weithin mit Schießen hören und bewährten ſich als wohl gerüſtet. Die erſte Brücke verwahrte der Obriſt Kaspar Rütſchan mit einigen Fähnlein aus Oeſtreich. Ueber die andere war Siegismund Brandis, Hauptmann des Schiffsvolks und anderer Rotten, beſtellt. Ueber die dritte und die ganze Stadt hatte der Graf von Lodron zu gebieten. Dies Volk führte man in Haufen gegen einander und ließ es zu Waſſer wie zu Lande ſcharmuziren. In der Stadt wurden die Herren mit Freuden und Frohlocken empfangen. Bei der Gaſterei hielten ſie ſich nicht lange auf, ſondern begaben ſich, weil es die Noth erforderte, bald wieder zu Rathe, wo ſie beſchloſſen, dem Kaiſer und dem Könige zu berichten, wie es mit der Stadt Güns und der Proviantzufuhr ſtehe, wie die großen Stücke beſſer anzurichten, wo das Lager hinzuſchlagen ſei, und wie noch einige Obriſten und Hauptleute mangelten, vor deren Ankunft man den türkiſchen Streifereien nicht begegnen könne. Schließlich baten ſie die Majeſtäten, mit ihrem Aufbruche zu eilen.

Fortan ließ man auch die Stadtmauern ausbeſſern, ſchüttete ſie von hinten zu, richtete Baſteien und Streichwehren an, baute mehrere Thürme und beſchloß wegen des Wiener Waldes, der von der Stadt den Namen hat, und deſſen Bäume man niederhieb, damit ſich der Feind nicht darin aufhalte.

Am Abende dieſes Tages beſuchte der Fürſt Bagitz Paul, der krank lag und dem er freundlich zuſprach. Daſſelbe that er auch mit dem Obriſten Louis de Longanova, der ſeine 1500 Spanier vor ihm zuſammen kommen und in der Stadt gleichergeſtalt, wie draußen geſchehen war, ſcharmuziren ließ. Der Fürſt rühmte die Soldaten in ſpaniſcher Sprache, die er in der Jugend, als er mit König Philipp nach Spanien gezogen war, gelernt hatte. Zur Nachtzeit gelangte er wieder nach Kornneuburg, wo er unermüdet die Berichte an die Herrſcher abfertigte und am folgenden Morgen gab er den Befehl, der pünktlich vollzogen ward, daß die an verſchiedene Orte verſtreute Hülfe der Reichsfürſten auf das Wolfsfeld zuſammenrücke und das Lager aufſchlage. Dabei ward wieder mancher Betrug der gemeinen Wohlfahrt entdeckt, ſo kam der Bericht an, daß die Spanier zu Krems das Provianthaus erbrochen und das Getreide preisgegeben hätten und erwies es ſich, daß in Wien nicht Vorräthe genug ſeien, worauf der Fürſt alle Lebensmittel abzuſchätzen befahl, damit ſie der Soldat billig und doch ohne Nachtheil der Bauern haben könne. Er ſchrieb desgleichen an den König Ferdinand, daß er große Stücke Geſchützes zur Verwahrung des Lagers anſchaffe, was aber nicht geſchah, da der König es den zu Wien reſidirenden Räthen auftrug, und dieſe nur 22 verroſtete und untüchtige Karnbüchſen nebſt einigen Schanzgräbern und 100 Pferden abſendeten.

Als der türkiſche Kaiſer ſah, mit welchem Ernſte dieſe

Vorbereitungen getroffen wurden und wie vieles Volk bei uns zuſammen kam, wollte er Mahomet und ſeinem Gotte nicht zu viel zutrauen, ſondern fing wie im vorigen Zuge an, auf Flucht zu denken und ſeinen eiligen Weg nach dem engen Gebirge in Croatien zu nehmen. Als dieſe Kunde zu dem Fürſten drang, hielt er es für eine Schande, den Feind zum andernmale unbeſchädigt entkommen zu laſſen, der ſo vielen Schaden zugefügt hatte, und befahl alle Wege und Päſſe zu beſetzen und die Brücken abzuwerfen, indem er Karl und Ferdinand meldete, wenn ſie ſelbſt verhindert ſeien, mit ihren Völkern zu ihm zu ziehen, möchten ſie ihm doch dieſe eilends zur Verfolgung der Feinde zugehen laſſen, und ihm erlauben, mit denſelben zuſammen zu treffen.

Unterdeß kamen zu Wien Briefe von Herrn Niklas und Longin von Buchheim an, die mit einander im Städtchen Güns lagen und Hülfe und Entſetzung begehrten. Dieſelben wurden dem Fürſten durch die Hauptleute, Ritter Helfrich von Meckau und Felician von Peſchau, mit der Meldung gebracht, daß man denen zu Güns, ob ſie ſchon verloren ſchienen, etwas Büchſenpulver, Proviant und Lebensmittel zugeſchickt, ſo wie die Städte Neuſtadt, Eiſenſtadt und Oedenburg, die einem feindlichen Ueberfall am nächſten lägen, mit einer Anzahl Pferde verſehen habe, womit ſie ſich vertheidigten und durch ſtete Einfälle die Türken von der Belagerung von Güns abtrieben. Aus dieſem Grund ſcheine es ihnen auch rathſam, ſich mit dem Lager alsbald an die Stadt zu begeben, von wannen man den fliehenden Feind beſſer verfolgen könne, als wenn man das Volk mit Zeitverluſt erſt über die enge Brücke bringe. Der Fürſt lobte in ſeiner Antwort was gethan; mißbilligte aber den Rath, da man im Kriege nicht wider den ausdrücklichen Willen der Feldherren handeln dürfe und die kaiſerliche Antwort abwarten müſſe.

Es waren unterdeß die Ritter. Graf Leonhard von Nagorolla und Joſeph von Cornberg, die der Kaiſer und der König als Geſandte nach Conſtantinopel geſchickt hatten, aus dem türkiſchen Lager mit dem Berichte zurück gekehrt, daß die Feinde von Güns aus mit ihrem ganzen ſchlagfertigen Heere gen Wien zögen.

Dies hatte dem Pfalzgrafen auch der Obriſt Contz geſchrieben, der die Türken bei ihrer Ankunft mit allerlei Anfällen aus dem Gehölze und verborgenen Orten zu empfangen dachte und ſich dazu einige leichte, wohlberittene Reiter, zumal deutſches Volk erbat, das freudig und unverzagt und zu ſolchem Handel am tüchtigſten ſei. Der Pfalzgraf fertigte an ihn ſiebenhundert Pferde, faſt lauter junge Edelleute unter dem Befehle des Grafen Ernſt von Gleichen ab, der nach Art der Griechen durchs Loos erwählt worden war. Sie kamen um die Nachtzeit, wann die Hähne krähen, zu Wien an; mußten ſich aber wieder zum Lager einſtellen, da ein anderer Bote von Contz in dieſer Nacht zum Fürſten kam und ihm meldete, daß die Türken ihr Vorhaben geändert haben.

Es war jetzt aller Fürſten und Reichsſtände Hülfe beiſammen und der Fürſt trug Sorge, um nicht unverſehens vom Feinde überfallen zu werden, nach dem Kriegsbrauche die Wahl der Kriegsämter von den Obriſten, Hauptleuten und Befehlshabern, die er zu ſich berief, beſtimmen zu laſſen.

Er ſchlug ihnen zum Oberſten über die Reiterei den Grafen Wilhelm von Renneberg, zum Feldmarſchall Dietrich Specht, zum Muſterherrn Ulrich von Schellenberg, zum oberſten Wachtmeiſter Johann Hillich mit ſeinen beiden Lieutenanten Melchior von Harſtall und Wolf von Hertzberg vor, und ſie nahmen dieſelben, nachdem ſie abgeſtimmt hatten, ohne Bedenken an, indem ſie ihm den Eid der Treue und des Gehorſams leiſteten.

Inzwiſchen waren über den Wald in Mähren an achttauſend Böhmen mit ihrem Obriſten Heinrich Treuſch, einem Heſſen, und Ernſt von Brandis angekommen, die der Fürſt auffordern ließ, da ſie noch ferner, als es frommte, vom Lager ſtanden, näher zu rücken, um einem Anfalle des Feindes deſto beſſer gemeinſam begegnen zu können.

Der Kaiſer ließ dem Pfalzgrafen nochmals befehlen, ſich mit dem Feinde auf keine Schlacht einzulaſſen und nicht aus dem Lager auf dem Wolfsfelde zu weichen. Er ſelbſt hoffe in Kürze mit dem übrigen Kriegsvolke bei ihm zu ſein und werde wegen des Proviantes und der anderen Dinge ſeine Anordnungen treffen. Zum Oberſten über das Kriegsvolk des Oberſächſiſchen Kreiſes habe er den Sohn des Kurfürſten von Brandenburg, Markgraf Joachim den jüngeren beſtallt, bei deſſen Wahl er es laſſen ſolle.

Als dieſes Schreiben verleſen ward, entſtand große Freude im Lager, wo jedermann hoffte, es werde, wie damals die Rede ging, nun mit dem türkiſchen Reich zu Ende kommen. Da ſich auch das Gerücht immer mehr verbreitete, der Kaiſer habe ſich aufgemacht und ziehe in großen Tagereiſen der Stadt Wien zu, muſterte man, um alles bereit zu halten, das Kriegsvolk und leiſteten alle anderen Haufen dem Fürſten den Eid. Er ermahnte ſie bei dieſer Gelegenheit fleißig aneinander zu halten, nicht zum Vortheil der Feinde zwieſpältige Meinungen wegen ungleicher Sitten und Gebräuche, von denen er gehört habe, unter ſich aufkommen zu laſſen und bewirkte mit dieſer Erinnerung ſo viel, daß während des ganzen Zuges keine Empörung im Lager ſtatt fand.

Deſſelben Tages ſchrieb Conß abermals an den Fürſten, wie er von ſieben gen Neuſtadt in Oeſtreich entflohenen Türken gehört, der Kaiſer Soliman habe ſein Lager an der Leutha angezündet und flüchte nach Steyermark und Croatien, um, wenn er wieder über die Sau gelangt ſei, bis nach Conſtantinopel zurück zu gehen. Unter ſolchen Umſtänden habe er die ihm bevor verſprochenen Reiter ſehr nöthig, um den Feind zu verfolgen. Derſelbe finde auf ſeinem Rückzuge die drei großen Waſſerſtröme, die Drau, Raab und Rabenitz vor ſich, über die er mit ſeinem Volk nicht an einem Tage ſetzen könne, und müſſe ſeine Macht jedesmal eine Weile theilen, die zu günſtigen Angriffen zu benutzen ſein werde. Er beabſichtige, ihm in der Stille der Nacht nachzuſetzen und die engen Klauſen gen Croatien, durch die nur ein Mann nach dem anderen gelange, mit den Seinen einzunehmen.

Der Fürſt beſorgte nur von der Verſchlagenheit der Feinde, daß dieſelben nicht ſobald merken würden, mit wie wenigem Volk man ihnen nachzöge, als ſie ſich ohne Zweifel unverſehens wendeten, um die Unſrigen ſchneller, als man ihnen zu Hülfe eile, niederzuhauen. Da aber die Geſandten mit Contz ſelbſt ankamen und daſſelbe berichteten und begehrten, bewilligte er dieſem mehr, als er gefordert hatte und ließ ihm unter zwei Obriſten, dem Grafen Wolf von Montfort und dem Freiherrn Georg von Loſenſtein, ſechzehnhundert Reiter zukommen, die mit dem Anbruche des nächſten Tages über Wien nach der Neuſtadt ritten und ſich allda zu den von Contz hingeſchickten Reitern ſchlugen.

Von dannen begaben ſie ſich in die ſechs und zwanzig deutſche Meilen große Ebene, und folgten dem Feinde auf dem Fuße über Bruck an der Mur bis nach Grätz in Steyermark, welcher Stadt ſie auch ohne Wagen oder Troß vorüber zogen, da ſie ſich nur wenige kleine ungariſche Wagen mit etwas Proviant von weitem nachkommen ließen.

Die Deutſchen lernten damals eine neue, zuvor ungekannte Weiſe, geſchwind fortzukommen, denn wer würde vorher geglaubt haben, daß die deutſchen Reiter mit ihrer ſchweren Rüſtung und vielem Eiſen in ſo kurzer Zeit und ohne allen Aufenthalt einen ſo weiten Weg zurücklegen könnten! Luſt und Liebe zum Dinge macht aber alle Arbeit geringe, und es ward weder bei Tag noch bei Nacht viel von den Pferden geſtiegen, oder die Zeit genommen, ein Lager zu ſchlagen, viel weniger lange zu ſchlafen oder zu ruhen, ehe man den Feind anträfe.

Der Kaiſer Soliman nahm zwar aus Furcht vor der Ankunft des Kaiſers und des Königs ſeinen Abzug über die Waſſer und Berge; fühlte ſich jedoch gedrungen, einiges Volk hinter ſich zu laſſen und ſtarke Streifrotten auszuſchicken, damit die Unſeren aufgehalten und die Seinigen nicht im Rücken überfallen würden.

Deren eine, die ſonſt dem Sultan zunächſt nachzog, und von einem Paſcha befehligt wurde, ſtieß mit unſeren Reitern zuſammen. Zuerſt erſchrack man darüber; alsbald aber griff man zu den Waffen und rückte mit Ernſt drauf zu. Die Türken wurden getrennt und in die Flucht geſchlagen und verloren ihren Obriſten, deſſen Paul Bagitz nicht ſo bald anſichtig ward, als er ihn mit der Lanze vom Pferde rannte und auf der Erde vollends mit dem Säbel tödtete. Sein Kopf ward lange auf einem Spieße herumgetragen; der mit Gold beſchlagene Sattel aber vom Pferde genommen und nebſt dem übrigen Zeuge, das mit Perlen und Edelgeſtein verziert war, dem Ueberwinder von Rechtswegen zum Zeichen ſeiner Tapferkeit gelaſſen.

Es mißgönnten Paul dieſe Ehre Viele, unter denen aber kein Vornehmer war; und welcher ehrbare Mann ſollte ſie dem unverzagten Helden nicht gegönnt haben, der, als ein aus ſeinem Vaterlande entwichener Thracier, für uns und unſere Religion ſo mannlich wieder ſeine Landsleute, die Türken, ſtritt!

Eine andere Streifrotte, faſt eben ſo groß als ein Heer, war durch die unverſehene Ankunft unſerer Reiter von den Anderen ſo weit abgetrieben worden, oder hatte ſich aus eigener Luſt zu plündern bis nach Linz verirrt, um Angeſichts des Königs Ferdinand mit Brennen und Rauben Alles zu verderben. Der König ſchrieb derenthalb zwei Mal an den Pfalzgrafen, die Räuber nicht zu ſo großem Schaden der Unſrigen unangegriffen umherſtreifen zu laſſen, und machte ihn an dem Befehle des Kaiſers zweifelhaft, mit dem Feinde vor ſeiner perſönlichen Ankunft nicht handgemein zu werden. Er beſtellte die Kriegsräthe auf einen gewiſſen Tag nach Wien, wo jetzt nur die Lieutenante der Obriſten über die Beſatzung waren, und dieſe zeigten ihm an, daß ſich die Streifrotten des Feindes zwiſchen Krems und Wien herumtrieben und nur auf zwei Wegen entkommen könnten, die man ihnen am beſten mit Volk verlege.

Der Fürſt hatte kurz vorher drei Kriegsräthe mit Nachrichten an den Biſchof von Laubach abgefertigt, den ſie nicht in Wien trafen, weil er mit dem Grafen von Lodron und einigen Truppen dem Feinde bis Baden entgegen gezogen war. Doch ſchrieb der Biſchof dem Fürſten bald darauf, daß der Feind ſeinen Zug nach Neuſtadt nehme, und bat ihn um etliche Geſchwader Reiter, die ihm aber nicht geſendet wurden, weil es ungewiß ſei, wohin ſich die Türken gewendet und des Fürſten Hauſe durch die Contz verliehene Hülfe ſchon abgenommen habe. Der Fürſt ſchrieb dem Biſchof vielmehr zurück, es ſei rathſamer, man komme auf den angeſtellten Tag zu Wien zuſammen, wo, wie er hoffe, der Marquis von Guaſto anſtatt Seiner Majeſtät erſcheinen werde, und die Sachen mündlich beſſer als durch Schreiben zu verhandeln ſei.

Der feſtgeſtellte Tag nahte und der Fürſt begab ſich früh nach Wien, wo er meinte, daß ſich die Herren um des gemeinen Beſtens willen eingeſtellt haben würden. Es verging aber ein guter Theil des Tags und erſchien weder der Biſchof noch Marquis, obwohl die Anderen alle zugegen waren, bis ſie ſich, nachdem man lange Zeit gewartet hatte, mit einem Schreiben entſchuldigten, nicht kommen zu können: der Eine, weil der Feind bei Baden durchzubrechen gedächte, der Andere, weil er nicht ohne Urlaub Kaiſer Karls erſcheinen dürfe; was beide jedoch zum Scheine vorwendeten. Auf dieſe Weiſe mußte man, ohne etwas entſchieden zu haben, auseinander gehen, und es erboten ſich nur die böhmiſchen und mähriſchen Oberſten Zidislaus von der Loipa und Johann von Bernſtein mit ihrem Volke zu erſcheinen, wo man ihrer bedürfe, und wurden von dem Fürſten in Pflicht genommen.

Es liefen Nachrichten um, die Türken lägen im Wiener Walde verborgen, oder ſuchten gelegene Orte, bei Baden oder bei dem Flecken Traiskirch durchzubrechen, und da der Fürſt nicht gern den Anſchein haben wollte, die gute Gelegenheit durch ſeine Läſſigkeit verſtreichen zu laſſen, ſandte er einige Fähnlein Fußvolk mit einer ſtarken Anzahl Bauern aus, die die Bäume des Waldes niederhieben und ließ dem Pemplinger und Turke Wala, die die Hauptleute der Beſatzung zu Baden mit den Soldaten des Grafen von Lodron und ihren eignen Reitern gegen den Feind gelegt hatten, auf Gutachten des Kriegsraths, 900 auserleſene Pferde von Deutſchen und Böhmen nebſt acht Fähnlein Fußvolk zukommen. Darüber ſetzte er den jungen Markgrafen zu Brandenburg, den Grafen Hoier von Mansfeld und Ritter Conrad von Bemelberg, der Pabſt Clemens VII. in ſeinem Sitze, der Engelsburg, zu Rom ſo hart und unfreundlich gehalten hatte.

Der Fürſt ſelbſt nahm einen Theil des Kriegsvolks, worunter Zidislaus von der Leipa, der, anſtatt der geforderten 600 Pferde, 1200 brachte, und belegte mit ihnen den Berg zwiſchen der Stadt und dem Wiener Walde, in der Hoffnung etwas auszurichten. Er harrte des Feindes aber vergeblich die ganze Nacht hindurch, wiewohl harter Reif fiel, und gebrauchte weder Feuer noch Licht, damit der Feind nicht merke, daß Jemand vorhanden wäre. Um das Kriegsvolk durch ſolch unnöthige Arbeit nicht zu ſehr abzumatten, begab er ſich darauf in das Lager zurück und ſandte eine Botſchaft an den Kaiſer mit dem dringenden Geſuche, daß er es gnädigſt geſchehen laſſen möge, wenn in ſeiner Abweſenheit etwas wider den Feind vorgenommen werde. Der Zuſtand des Krieges leide nicht allezeit langes Bedenken, ſondern erfordere oft raſches Thun und Ergreifen der Gelegenheit, und man müſſe ſich zuweilen mit dem Feinde ſchlagen, man möge wollen oder nicht.

Nicht lange hierauf kam der kaiſerliche Hofmeiſter Graf Adrian von Croy mit einigen Mandaten, wie man es im Allgemeinen mit dem Zuge halten ſolle, und hatte eine geheime Unterredung mit dem Pfalzgrafen, in der er ihm ungefähr ſo viel vorgetragen haben mochte, daß es am gerathenſten ſei, in dieſer Sache dem alten deutſchen Brauche zu folgen, nach dem die Fürſten und Stände die gemeinen Angelegenheiten des Reichs mit beriethen, und die Herren, welche mit ihrer Hülfe erſchienen wären, in allen Fällen zu Rathe zu ziehen, damit man ihnen durch die Erhaltung ihrer alten Rechte guten Willen mache.

Zu derſelben Zeit langte ein Schreiben vom Markgrafen Joachim aus Baden mit der gewiſſen Nachricht an, die Türken hätten ſich auf einen Scheideweg gelegt, um von dannen entweder durch Steyermark auf die alte Stadt Tergeſte oder Trieſt, oder über den Kienberg und durch das tiefe Waſſer, die Schwarzau, zu entkommen.

Es ſei der Weg zu beiden Seiten des Berges, der ſchon von Natur ſo ſchmal, daß kaum ein Wagen durchgelange, vom Landvolk mit gefällten Bäumen und großen Steinhauſen verwahrt und mitten innen liege Volk zur Beſatzung, alſo daß durch dieſe Orte Niemand flüchten könne, und man mit der ganzen Kriegsmacht auf ihn zurücken müſſe, ehe er anderwärts entrinne.

Sowie der Fürſt dies vernommen hatte, verwahrte er das Lager, indem er einiges Volk zur Vertheidigung ließ und machte ſich nächſten Tages mit dem beſten Theile ſeiner Truppen zu Roß und Fuß gen Larenburg auf, das den ſtattlichen Viehmarkt hat. Er ließ zugleich dem Marquis von Guaſto ſagen, der zu St. Pölten mit ſeinen Spaniern lag, daß er den ſoweit ins Land gekommenen Feinden, die wegen der von allen Seiten geſchloſſenen Päſſe nicht zurück könnten, auch zuſetzen und ihnen nicht geſtatten ſolle, mit Unehren des ſpaniſchen Namens, ſo lange ihren Muthwillen an den armen Chriſten zu üben.

Deſſen ungeachtet ließ der Marquis nichts thun, ich weiß noch heute nicht warum, und ſahe doch, daß allerorts mit Rauben, Plündern und Brennen grauſamer Schaden geſchah. Ihrer Viele gaben vor, wie denn die Soldaten nicht ſchweigen können, es wäre aus Furcht geſchehen; Einige hielten dafür, er habe es aus Haß und

Neid gegen die Deutſchen gethan. Es iſt aber ungewiß, ob es wahr ſei.

Sobald die Feinde merkten, daß ihnen der Ausgang verrannt, ſtreiften ſie wie die Raſenden auf und nieder und ſuchten aller Orten ein Loch zu ihrer Rettung zu finden. Sie begaben ſich zuerſt gen Glocknitz, dann gen Biſtorf, wohin ſie der Markgraf verfolgte. Letztlich kamen ſie durch Leipersdorf, wohin ihnen der Fürſt um Mitternacht mit ſeinem Kriegsvolke nachzog. Man hatte kaum angefangen die Gezelte aufzuſchlagen und Hütten zu machen, ſo hieß es, der Feind komme mit aller Macht daher. Es ward von den Unſrigen Lärm gemacht; war aber ein falſcher Schrecken.

Um die Wahrheit zu erkunden, wurden vier der verſuchteſten Reiter ausgeſchickt, die bis an das Schloß Starkenburg kamen, wo ſie erfuhren, die Feinde raſteten mit großem Raube in einem Thale zwiſchen dem Städtchen Altenmarkt und dem Dorfe Bodenſtein. Andere berichteten, ſie haben ſich in die Berge verſteckt, wohin man mit der Reiterei nicht dringen könne. Endlich kam mit ſeinen tauſend Pferden der Oberſt Turke Wala, der dieſelbe Nachricht brachte und, wegen der gleichen Kleider und Rüſtung, zuerſt für den Feind angeſehen wurde. Hernach erkannte man ihn am Fähnlein und legte das beim erſten Anblick zur Hand genommene Gewehr wieder hin.

Nachdem man ſich alſo vergewiſſert hatte, welchen Orts der Feind lagere, ward vorerſt Graf Philipp von Eberſtein mit einigen auserleſenen Fähnlein auf Kundſchaft geſchickt, ob in der Eile etwas auszurichten ſei? Auch wurde ihm Baſtian Schärtlin, Hauptman über ein Fähnlein der Stadt Augsburg und Johann Seiler, ein pfälziſcher Kapitain mit 300 alten Soldaten nachgeſchickt, die ihn nöthigenfalls erſetzten. Sie zogen geſchwind fort, erreichten bei eitler Nacht den Grafen Philipp und nahmen, ſobald ſie merkten, daß der Feind nicht weit von ihnen ſtehe, ſeine Lage in Augenſchein. Sie mußten durch Dornen und Hecken und finſtere Orte des Gehölzes wie die wilden Thiere kriechen, ehe ſie an die Wache kamen, deren Einen ſie zu ihrem Glücke gefangen nahmen, derweil die Anderen ausriſſen. Von dieſem hörten ſie, daß im nächſten Grunde 15,000 Türken beiſammen lägen. Sie rückten näher und kamen bis an die Schaarwache, von dannen ſie über die Schanzen ins Lager ſehen konnten, griffen die zunächſt hinter der Schanze Liegenden an und ließen die Hakenſchützen weidlich auf ſie feuern.

Durch das häufige Schießen, da die Kugeln ſo dick aus den Röhren flogen, wurden die ſchlafenden oder übereilten Türken zum Theil niedergelegt, zum Theil in die Waffen gebracht.

Sie ſetzten ſich auf die Pferde, eilten auf die Höhe des Berges, wo ſie ſich in Schlachtordnung ſtellten, und rückten auf die Unſrigen los, die bereits muthig und getroſt geworden waren. Dieſe wichen mit Fleiß und lockten ſie aus dem Gehölze bis an den Ort, wo Graf Philipp von Eberſtein hielt, und ihnen beſtellt war, was ſie haben ſollten. Bisweilen geſchah ihnen auf Schärtlins und Seilers Befehl, die alles angeordnet hatten, Widerſtand, und dies währte ſo lange, bis man ſie den Hakenſchützen nahe genug gebracht hatte, um von ihnen erreicht zu werden.

In dieſem nächtlichen Treffen, und ehe ſie bis an das Eberſteinſche Quartier kamen, ſind der Türken über 1000, von den Unſeren aber nur wenige geblieben. Sie drangen zwar öfter aus Verachtung der geringen Zahl derſelben mit hellem Haufen auf ſie zu, wurden aber immer durch das tapfere Schießen der Hakenſchützen zu ihrem großen Schaden zurückgetrieben.

Der finſtern Nacht halb mußte man ſich ein wenig zurückbegeben; man blieb aber von beiden Theilen in Schlachtordnung, und dies wurde abgeredetermaßen von Schärtlin an den Fürſten gemeldet, der ſogleich befahl, daß ſich alles Volk zu Roß und Fuß in der Stille des früheſten Morgens auf dem breiten Felde gerüſtet zuſammenfände, damit er ſie an die Orte lege, wo man dem Feinde am beſten aufpaſſe. Es ward in dieſer Nacht den Pferden weder Sattel noch Zaum abgenommen oder die Rüſtung abgelegt, und der Fürſt blieb ohne allen Schlaf.

Nach Ablauf der dritten Nachtwache, als der Morgen faſt anbrechen wollte, ward den Kriegsleuten in aller Stille die Loſung gegeben und ſtellten ſie ſich, wie ihnen befohlen worden, auf. Dieſer Ort hatte gegen Mittag eine Gebirgshöhe, auf der ſowohl unſer Volk, als das des Feindes in Schlachtordnung hielt. Gegen Mitternacht war ein fließendes Waſſer und viel undurchgängliche Sümpfe. Auf der Abendſeite war unſer Lager und unſere Verſchanzung. Nach Morgen lag ein dickes Gehölz, nicht uneben, unſer Fußvolk darein zu verſtecken, und der Pfalzgraf befahl Dietrich Specht mit den leichten Reitern jenſeit des Waſſers und der Sümpfe zu halten, wo der Feind allein durchbrechen könne. Die Hakenſchützen und andere Fußgänger ſollten ſich in das Gebüſch verſtecken. Der Fürſt blieb mit dem übrigen Kriegsvolke in der Mitte zwiſchen dem Waſſer und den Bergen, auf daß, wenn der Feind an einen oder den andern Ort flüchte, man ihn deſto gewiſſer auffange.

Nach dieſen Vorkehrungen ſchickte er dem Grafen von Eberſtein und dem Hauptmann Schärtlin einen Boten mit dem Befehle, den von dem nächtlichen Ueberfall ermüdeten Feind wieder anzugreifen.

Beide hatten während der Nacht ihre Haufen hinter den Feind geführt, um ihn deſto eher in den Hinterhalt und von den engen Schluchten zurückzutreiben, wenn er ſich durch ſie zu retten verſuche, und fingen nun an, ihn von rückwärts mit einem Kugelregen zu begrüßen, der ihn auf die Höhe des Berges unweit unſers Lagers trieb, von wannen er das weite Feld voll bewehrten Volkes vor ſich ſehen konnte. Er verſtummte zuerſt in Entſetzen über den unerwarteten Anblick; faßte ſich aber bald, um ein barbariſches Geſchrei und Geheul zu erheben, in geſchloſſene Glieder zuſammenzurücken und ſich nach einem Orte, durch den er bräche, umzuſehen.

In dieſem Augenblicke ließ der Fürſt ein Feldſtück unter ſie abfeuern und mit Aufblaſen und Trommeln das Zeichen zum Treffen geben.

Den erſten Anfall thaten die böhmiſchen und ſchleſiſchen Reiter, die zuvörderſt neben der Rennfahne hielten und dicht vor dem Fürſten ihren Stand hatten.

Dann traf auf ſie der Fürſt mit ſeinem Geſchwader von Küriſſern und trieb ſie nach einiger Gegenwehr in die Flucht. Sie rannten hin und wieder durch das Feld und konnten nun erſt erkennen, wie ihnen alle Oerter zum Entrinnen verſperrt waren. Es entfiel ihnen der Muth ganz und gar und ſie eilten blind den engen Weg über Stock und Stein nach dem Waſſer, wo ſie in die Sümpfe geriethen. Daſelbſt erſoff ihrer ein Theil in den Lachen und Pfützen, ein Theil ſprang von den Pferden, warf Kleider und Bündel weg und behielt nur die Wehren, mit denen ſie durchs Waſſer ſchwammen. Doch blieben ihrer Viele im Schlamme ſtecken, und wurden die Anderen, die ſich losmachten, von unſern Reitern und Fußvolke, jenſeit des Waſſers, unter dem Befehle Dietrich Spechts, todt geſchlagen.

Da der Fürſt ſahe, daß ſie mit Hintanſetzung aller Lebensgefahr durch das Waſſer ſetzten und ſich in Haufen wieder zuſammenfanden, folgte er ihnen eben ſo nach und trieb ſie ein paar deutſche Meilen weiter, indem er ſie bald von hinten bald ſeitwärts angriff. Er ruhte nicht eher in ſeiner Verfolgung, bis ſie des Schlagens und Verwundens genug hatten und denen in die Hände fielen, die der Markgraf von Brandenburg führte.

Derſelbe kam unverſehener Weiſe mit zum Spiele, bei dem er der Tugend ſeiner Vorfahren redlich nachfolgte und ihrer eine große Anzahl auf dem Platze tödtete, auf dem er immer unter den Vorderſten kämpfte.

Die Wenigen, die mit Hülfe ihrer guten Pferde den Unſrigen entgangen waren, führte ein Nebel, der unverſehens das Gehölz und Feld bedeckte, gerade auf die

Obriſten Conz, Graf Wolf von Montfort und Georg von Loſenſtein, die von der Verfolgung des Sultans wiederkehrten. Da kamen ſie nun recht zum Schlachtopfer an den Ort, wo ſie ihr Leben einbüßten, und wurden theils von den Reitern, theils von dem Landvolke dermaßen aufgerieben, daß nicht Einer von den funfzehn Tauſenden übrig blieb, den Anderen von ihrem Ende Kunde zu bringen, und aus Haß nicht einer als Gefangener am Leben gelaſſen wurde!

Eine purpurfarbene türkiſche Fahne wurde Kaiſer Karl zum Wahrzeichen des Sieges zugeſchickt und er ſchlug viele beſonders derer zu Rittern und verehrte ihnen die güldenen Sporen, die ſich am meiſten gegen den Feind hervorgethan hatten. Es wurden auch viele Gefangene erledigt, die die Türken nicht nach ihrer gewöhnlichen Grauſamkeit getödtet hatten. Die Beute, deren nicht viel war, wurde dem Kriegsvolke gelaſſen.

Den Unſrigen koſtete der Sieg ein Geringes, da von dem ganzen Heere nur ein Reiter, Namens Lämmlein, vermißt worden, und es war, als ob der Fürſt es geahnet habe, indem er, zum Generalobriſten ernannt, in ſeine Hauptfahne das Bild eines Engels malen und ſticken laſſen, der in der rechten Hand ein Schwert, in der linken eine Schrift mit den Worten hielt: E coelo victoria! Die Leichen der Türken wurden aus Geiz, als ob ſie

Gold verſchluckt hätten, meiſt aufgeſchnitten; in ihren Magen aber nichts als die Hülſen und Körner von Weinbeeren gefunden.

Dies wurde natürlich allein von gemeinen Leuten gethan, und zum Beweis, wie ſich der Adel hielt, will ich nur die eine Geſchichte erzählen, daß in dieſem Treffen ein Türke einem wohlverſuchten Kriegsmann, Sebaſtian von Fleckenſtein, einen Seckel Goldgülden vorhielt, um ſich zu ranzioniren. Er ſtieß ihn aber zornig vom Sattel, worauf er ihm geworfen worden war, hielt es für eine Verhinderung des Siegs und ſagte zum Türken: er ſolle mit ſeinem Gelde zum Teufel fahren.

Bei den Türken hat man damals viel in arabiſcher und ſarazeniſcher Sprache geſchriebene Sachen gefunden, und darunter auch ihre letzten Willen.

Unter das Volk des türkiſchen Kaiſers kam im Abzuge ein großes Sterben, das ihm mehr Leute als im letzten Zuge, und, wie es heißt, über hundert funfzig Tauſend Mann koſtete.

Um dieſelbe Zeit waren hin und wieder große Klumpen Feuer vom Himmel gefallen. Auch hatte man drei Jahre vor dieſem Zuge mitternachtwärts einen Kometen geſehen, und flogen feurige Drachen von verſchiedenen Farben durch die Luft meiſt nach Böhmen, von denen die Philoſophen dafür hielten, es ſeien böſe Geiſter, die zu Zeiten von einem Orte zum andern wanderten.

Nach vollkommen erlangtem Siege zog man dem Lager zu, das unterdeß die Spießer und Doppelſöldner verwahrt hatten, ließ das Volk einen Tag ausruhen und rückte mit dem ganzen Haufen nach Larenburg. Daſelbſt kam des Pfalzgrafen Vetter und Brudersſohn mit Ritter Eckart von Raiſchach an, die ihm in König Ferdinands Namen zu dem erfochtenen Siege Glück wünſchten und ihn erſuchten, mit einem Theile des Kriegsvolkes die Stadt Gran zu entſetzen, die der Graf aus Zipß mit großer Macht und Ernſt ſtürmte. Er gab den Legaten kurze Antwort, weil er wußte, daß der Kaiſer in eigner Perſon mit ſeinem Bruder Ferdinand zu Wien angekommen war und erklärte ſich hier mit Zuſtimmung der anderen Heerführer vor ihren Majeſtäten folgendergeſtalt: die anweſenden Fürſten und Herren des Reichs ſeien alleſammt die unterthänigſten Diener Ihrer Majeſtäten und wollten auch hierin mit Freuden Ihren Wünſchen begegnen, wiewohl der neue Zug zu der Zeit, wann die alten Römer ihre Völker in die Winterquartiere geführt haben, ein wenig zu ſpät gefordert werde. Jedoch müſſe ihnen geſtattet ſein, das ganze Kriegsheer beizubehalten, und ſei, was zu einem ſolchen Zuge vonnöthen, mit beſſerem Fleiße als bisher anzuſchaffen, da man ſich ſonſt einem ſo mächtigen und unverdroſſenen Feinde als gewiſſe Beute in die Hände liefere. Wenn ſich Gran übrigens ſo lange halte, bis ihm ein Erſatz zukomme, ſchloß der Pfalzgraf ſein Bedenken, werde es hernach auch unbezwungen bleiben, weil der allem Stürmen ein Ende ſetzende Winter einfalle.

Damit blieb das Verlangen des Königs Ferdinands beſeitigt und darauf ſagte der Kaiſer dem Pfalzgrafen wegen ſeines trefflichen Verrichtens allen Dank. Die Oberſten, Hauptleute, Befehlshaber und Kriegsräthe wurden mit ſammt dem Kriegsvolke öffentlich belobt, das Vaterland ſo ehrlich vertreten zu haben, und nachdem man alle abgedankt hatte, durften ſie ziehen, wohin ſie wollten. An eine billige Belohnung des gemeinen Volkes dachte Niemand.

Der Kaiſer eilte, was er konnte, nach Spanien und ſtellte ſeine Reiſe über Kärnthen und Italien an. Vorher ließ er noch einmal den Pfalzgrafen vor ſich beſcheiden, dem er die Reichsſachen in ſeiner Abweſenheit an das Herz legte und zuſicherte, daß er jederzeit ſein gnädiger Kaiſer und lieber Vetter bleiben werde.

Darauf erwiederte der Pfalzgraf: er müſſe Seine Majeſtät erſuchen, die Reichsſachen künftig einem Anderen aufzutragen. Er habe ſich fortan nicht mehr um derer Sachen zu bemühen, die nicht allein gedächten, ihn zu verderben, ſondern ſich auch unterſtänden, ſeine Ehre und ſeinen guten Namen in Gefahr zu bringen.

Darüber erblaßte der Kaiſer und fragte wie das zuginge.

Der Fürſt ſagte: Ihre Majeſtät ziehen jetzt davon und gedenken nicht mehr der Mühe und des Fleißes, geſchweige der Gutthaten, die ich Ihnen und den Ihrigen bewieſen habe. Meine Treue und mein Glauben, die ich für Ihre Majeſtät beim Erzbiſchofe von Köln verbürgt, werden hintangeſetzt und ich komme darüber in die äußerſte Verachtung. Ich muß mich, von ihm gemahnt, ſtellen, um die Bedingungen einzugehen, die er mir vorſchlägt, bis ich den letzten Heller bezahlt habe, und ihm, deſſen unfähig, mit Gefahr meines Leibes dafür haften.

Das ſei ferne, mein lieber Pfalzgraf, ſprach der Kaiſer: ich will eher mein Hemd von der Haut nehmen und verkaufen, als euch meinetwegen in ſolchen Schimpf und Noth kommen zu laſſen.

Nach dieſen Worten zogen ſie traurig und mit bleichem Geſicht von einander: der Kaiſer darum, daß er hatte die rechte Wahrheit hören müſſen, der Pfalzgraf, da er ſich erinnerte, wie oft ſeine Hoffnungen und die ihm gethanen Zuſagen getäuſcht worden waren.

Achtes Buch.

1532 — 1534.

Ich habe im vorigen Buche geſagt, wie zwiſchen dem Kurfürſten-Pfalzgrafen und ſeinem Bruder Friedrich beſchloſſen worden war, den Kanzler Dr. Hartmann und mich nach Frankreich zu ſenden, um die Tochter des Herzogs von Guiſe zur Gemahlin für den letzteren zu begehren. Es war auch ſchon der Tag beſtimmt, an dem wir vor dem Könige erſcheinen ſollten, und unterdeß der Kanzler nach Neumark zog und ſein Haus beſtellte, begab ich mich nach Heidelberg, um nach den Meinigen zu ſehen und das Beglaubigungsſchreiben, ſo wie die Inſtruktion vom Kurfürſten beſiegeln zu laſſen, damit wir gleich nach der Rückkehr des Kanzlers abreiſten.

Der Handel lief indeſſen völlig anders ab, da der Kurfürſt ihn mittlerweile ſeinen Räthen entdeckt hatte, die ihn mißbilligten und mir und dem Kanzler alles Böſe wünſchten, ihn mit angeſtiftet zu haben. Auch blieb der Kurfürſt darnach keineswegs ſeiner vorigen Meinung, ſondern ließ mir Pferd und Diener wieder abfordern, damit die Reiſe ja nicht vor ſich ginge. Ich wußte nicht mehr, was ich thun ſollte und wartete die Rückkehr des Kanzlers ab, mit dem ich dahin einig wurde, auf einem gemietheten Pferde und mit dem Boten des Fürſten nach Oeſtreich zu eilen, und ihm das Geſchehene zu berichten.

Nach großen Tagereiſen auf der Donau und zu Lande erreichte ich die Stadt Ips, wo das Geſchrei erſcholl, daß die Türken geſchlagen und vertrieben, und unſer Kriegsvolk abgedankt wäre. Wir brachen um Mitternacht wieder auf und ſahen, als es Morgen ward, einige Haufen Soldaten auf dem Waſſer kommen; von denen wir ein Mehreres hörten, ſo wie, daß der Fürſt noch mit Abdankung des Kriegsvolks zu Wien beſchäftigt ſei.

Wir fuhren ſtracks dahin, und als ich ihn in ſeiner Herberge aufſuchte, ward mir geſagt, er ſei auf ſechs Stunden weggezogen und wolle über Nacht in dem Dorfe Stockerau bleiben. Die Nacht war da, der Weg nicht ſicher und obwohl es mir in meiner Herberge nicht gefiel, wo an die hundert Soldaten krank lagen, mußte ich nothgedrungen bleiben.

Ich machte mich mit dem früheſten wieder auf und kam durch dicke Haufen Kriegsvolk, die zu Roß und Fuß abzogen, nach Stockerau, wo an der böſen Seuche viele Leute ſtarben. Die armen Einwohner des Dorfes ſagten, der Fürſt ſei eilends fortgezogen, ſie wüßten nicht wohin und hätten weder Futter noch Mahl für mich.

Ich wußte nicht, was ich thun ſollte und hielt ein wenig ſtill, indem ich meinen Gefährten um Rath fragte, der auch nichts wußte. Da ſtieß mir unverſehens ein Diener des Fürſten auf, der mir ein Bauerhäuschen zeigte, in dem der Fürſt am Steine krank liege. Ich ging mit Freuden zu ihm, fand ihn ſehr übel auf, ſo wie über meinen unvermutheten Anblick verwundert, und erzählte ihm, was geſchehen ſei.

Er ſeufzte und ſprach: O Heidelberg, wann wirſt du klug werden und verſtändige Leute haben, die ſich in das Glück ſchicken, das ihnen aufſtößt!

Des nächſten Tages war ihm beſſer, und traten wir die Reiſe durch das Königreich Böhmen und die Oerter an, wo nicht ſo viel Kriegsvolk auf der Straße wäre, wiewohl die Peſt faſt allenthalben herrſchte und erreichten ziemlich müde Neumarkt.

Daſelbſt erwartete uns der kurfürſtliche Marſchall Wilhelm von Habern, der ſeinen Herrn beſtens entſchuldigte und es auf ſich nahm, ihm ſeine Einwilligung zu einer Botſchaft nach Frankreich abzugewinnen, die den Sinn des Königs erforſche und nach der man weitere Beſchlüſſe faſſen möge. Er zog darauf voran und ich folgte ihm nach Heidelberg, wo mir vom Kurfürſten gemeldet ward, wir möchten uns wegen des Pfalzgrafen Friedrich in Gottes Namen auf die Reiſe machen, des Kurfürſten aber mit keinem Worte gedenken, da es dem Kaiſer und dem Könige, denen er diene, nicht gefallen könne, wenn ſich die deutſchen Fürſten mit den Franzoſen befreundeten oder verbündeten. Wir ſollten uns auch wohl hüten, das kurpfälziſche Haus mit unſerer Geſandtſchaft nicht ins Unglück zu bringen.

Ich machte mich nicht ſo gar gern auf die Reiſe nach Strasburg, wo mich der Kanzler erwartete, und wir zogen durch Lothringen über Chalons, Rheims nach Soiſſons, wohin ſich der König zur Jagd begeben haben ſollte.

Bei unſerer Ankunft vernahmen wir, er ſei unweit Compiegne, und es wiſſe Niemand, wohin er gehen werde. Wir ſchrieben an den Connetable und baten, uns zu ſagen, wie wir uns zu verhalten hätten. Er befahl uns nach Senlis, zehn Meilen von Paris, zu gehen, wohin der königliche Geſandte Herr von Vely ſeinen uns wohlbekannten Sekretair Florius ſenden werde, um uns zum Könige zu bringen.

Florius fand ſich ein, und einige Tage darauf kam der König nach Cantel, einem eine Meile davon gelegenen Schloſſe des Connetable, wo ſich Florius täglich nach ſeinem Willen unſerthalb erkundigte und immer neue Entſchuldigungen zur Antwort erhielt, daß der König mit dem und jenem Geſandten zu verkehren habe. Er ließ uns ſagen, es thue ihm ſelbſt leid, daß wir zu einer Zeit gekommen ſeien, wo er uns noch nicht empfangen könne und ſchickte uns Wildpret und Paſteten zu, um uns bei Gutem zu erhalten; was uns aber einigermaßen verdächtig vorkam. Wir wurden erſt nach ſieben Tagen vor ihn gebracht, wo er uns auf das Gnädigſte empfing und unſere Credenzſchreiben las. Er ſtutzte, indem er für ſich ſprach, ſie ſeien nur vom Fürſten unterſchrieben; kam aber unſerer Rede mit den Worten zuvor: Ich weiß, weshalb ihr von meinem Verwandten, dem Pfalzgrafen Friedrich, kommt und eure Ankunft iſt mir lieb. Um leichter zu verhandeln, bitte ich euch mit Flory nach Paris zu gehen, der euch dort wohl bewirthen laſſen wird. Ich werde von hier aus ſorgen, daß es euch nicht an Wildpret gebreche, wiewohl wir keine ſo reichen Jagden haben, als die eurigen um Heidelberg ſein mögen, die ich wohl gern ſähe.

Wir zogen mit Freuden gen Paris, wohin der König den zweiten Dezember gleichfalls kam, und wurden den nächſtfolgenden Tag vor den Connetable und den Biſchof von Paris gefordert, die die Urſache unſerer Sendung wiſſen wollten. Wir berichteten, wir ſeien der Abrede des königlichen Geſandten mit dem Fürſten gemäß gekommen, um das älteſte Fräulein des Herzogs von Guiſe zur Gemahlin für denſelben anzuhalten. Der Connetable ſagte: Als der König in Bretagne geweſen, habe er ihn einen gewiſſen Tag im Monate September mit Vollmacht zur Unterhandlung nach Orleans geſandt, wo er zwölf Tage auf uns gewartet und aus keinem Schreiben die Urſache unſeres Verzugs erſehen habe. Wenn wir damals erſchienen wären, würden wir das Werk längſt nach Wunſch verrichtet geſehen haben. Bei alledem hätte ſich der Sinn des Königs nicht geändert und mangele nur noch, daß wir uns über die Mitgabe erklärten, die wir forderten.

Unſere Antwort war: der Fürſt begehre nichts, als was ihm der König angeboten habe: eine der drei Fräulein, die er wähle, gleichwie ſeine eigne Tochter auszuſtatten und ſei überzeugt, daß dies nicht anders als auf königliche Weiſe geſchehe.

Sie fingen ſolche Worte zu erklären an, indem ſie ſagten, daß der König der Tochter des Herzogs von Guiſe 30,000 Kronen zur Ausſteuer mitgebe und dieſelbe noch dadurch verbeſſern wolle, daß er dem Pfalzgrafen in Gnaden gewogen bleibe, was höher als eine Summe Geldes zu ſchätzen ſei und wie der König auch ſeine eigenen Fräulein zu begaben pflege. Wer bei ihm Freundſchaft und Schwägerſchaft ſucht, bemerkten ſie, ſieht mehr auf den Nutzen, den er daraus zieht, als auf Geld, und es wird in Frankreich ſchon für glückſelig erachtet, wem der König gnädig zugethan, geſchweige wer durch Blutsfreundſchaft mit ihm verwandt iſt.

Wir ſagten, unſer Fürſt habe eben mit Hintanſetzung Anderer ſeinen Willen darum auf die Heirath gerichtet, brachten aber mehrere Tage mit vergeblichen Verhandlungen über das, was dem Fräulein zum Gegenvermächtniß und Brautgeſchenke verordnet werden ſollte, zu, und ſahen am Ende ein, daß ſie nichts als Ausflüchte und die Sache in die Länge zu ziehen ſuchten.

Wir baten den Connetable zum Schluſſe zu kommen und er ſagte zu dem Biſchofe: Was halten wir ſie auch länger auf und geſtehen nicht, welches Hinderniß dazwiſchen gekommen iſt? Sodann wandte er ſich mit den Worten zu uns: Da der König ob eures Ausbleibens nicht gewußt hat, was der Fürſt zu thun Willens, hat er dem Herzog von Guiſe auch nichts davon ſagen können und dieſer ſeine Tochter, ohne bei ihm anzufragen, dem jungen, reichen Herzog von Longueville vermählt. Der König iſt zwar damit äußerſt unzufrieden und könnte die Heirath umſtoßen; da aber der Herzog von Guiſe einer aus dem Hauſe Lothringen und Reichsfürſt iſt, will er ſeine Macht nicht ſo wie gegen die Seinigen gebrauchen, ſondern es mit der Gerechtigkeitsliebe ſeiner Vorfahren geſchehen laſſen, die die zum römiſchen Reiche gehörigen Fürſten höher als ihre Kinder halten.

Ihr ſollt gleichwohl nicht denken, fuhr er fort, als wolle der König von ſeiner Geneigtheit gegen euren Fürſten in etwas ablaſſen; er iſt vielmehr erbötig, da es mit dieſem Fräulein nichts geworden, ſich wegen ſeiner Schweſter Tochter, einem Fräulein des Königs von Navarra, für ihn zu bemühen, die ihm in ihrem Alter von dreißig Jahren weit gemäßer iſt und zur Mitgift nicht nur 60,000 Kronen erhalten ſoll, ſondern auch, da ihr Bruder nur eine einzige Tochter und Erbin beſitzt, für deren Ableben die Anwartſchaft auf die ganze Erbſchaft und das Königreich Navarra hat. Ihr Bruder iſt desgleichen darum, daß der Kaiſer ſein Königreich eingenommen, nicht verarmt, ſondern findet in Frankreich immer noch hunderttauſend Kronen einzunehmen und hat unlängſt, als er mit dem Könige in Italien gefangen war, eine gleiche Summe zu ſeiner Ranzion erlegt. Die Gemahlin des Herzogs von Ferrara, die Schweſter der vorigen Königin, hat ihrem Herrn nicht ſo viel Geld zur Eheſteuer eingebracht.

Wir gaben zur Antwort, daß wir uns unterthänigſt für den gnädigen Willen des Königs bedankten und nur bedauerten, da unſere Inſtruktion allein auf die Tochter des Herzogs von Guiſe laute, denſelben zuvor unſerem

Herrn berichten zu müſſen, der dem Könige ohne Zweifel Folge leiſten werde.

Der König billigte dies und erlaubte uns heimzuziehen, indem er jedem von uns eine güldene, auf drittehalbhundert Kronen geſchätzte Kette ſchenkte. Er verhieß wegen dieſes Handels einen beſondern Geſandten zum Fürſten abzufertigen und verordnete, nachdem wir des Abends beim Biſchofe herrlich bewirthet worden waren, daß wir mit zum Tanze kamen, wo das Fräulein Iſabella von Navarra koſtbar geſchmückt zugegen war. Damit wir dann nicht im mindeſten an ihrer Schönheit zweifelten, war es beſtellt, daß Einer von Adel ihr den Halsſchmuck abnahm und wir ihre runden wohlgebildeten Brüſte, ſo wie den weißen Hals ſchauten. Des folgenden Tages zogen wir gutes Muths davon und kamen den 1. Jänner 1533 in Neumarkt an.

Der Fürſt war ein Herr, der ſich über alles zufrieden gab, wenn ihm nur eine Hoffnung blieb, auf die er ſeine Gedanken richtete, und nahm alſo unſere Botſchaft nicht ungut auf. Wir erinnerten ihn zwar wiederholt, wie gern die Franzoſen mit Betrug umgingen und welch böſes Lob ſelbſt ihre vornehmſten Frauen hätten. Er wußte ſie aber ſtets zu entſchuldigen und meinte, daß ihnen dies nur Leute andichteten, die nicht mit fremden Völkern umgingen. Die Deutſchen wären, wie das Sprichwort ſage, den Franzoſen ſo günſtig, wie der Hund dem Wolfe, und er habe geſehen, daß ſich franzöſiſche Frauen auf das leichtfertigſte vor Männern blos geſtellt, die ihre Ehre und Keuſchheit ſtandhaft zu vertheidigen gewußt hätten. Von Fräulein Iſabellen wollte er eben ſo wenig Arges denken, da ſie einen Bruder habe, der ein König ſei und deſſen Gemahlin eine gottesfürchtige Zierde aller Matronen, die ohne Zweifel auf ſie achten und ihr nichts von dem geſtatten werde, was der gemeine Mann murmele. Entſchloſſen, ſein Glück auch in dieſem Falle zu verſuchen, ſchickte er mich nach Speyer, dem franzöſiſchen Geſandten entgegen und ſchrieb an den Kurfürſten, mir mit einem Pferde und Diener behülflich zu ſein. Weit gefehlt jedoch, daß dieſes geſchehen wäre, nahmen mir die Räthe ſogar meinen Diener ab, verboten, daß der Geſandte nach Heidelberg käme und hätten lieber geſehen, er wäre gar nicht durch die Pfalz gezogen.

Ich wartete auf ihn in Speyer, bis die Faſtenzeit beinahe vorüber war und führte ihn, als er ankam, durch krumme Wege und ungebräuchliche Straßen bis zum Fürſten. Er war einer der Kammerjunker des Königs, Namens Wilhelm von Iſernay, und hatte von beiden Königen Befehl, wegen der Heirath zwiſchen dem Fürſten und Fräulein Iſabella von Navarra zu unterhandeln. Sobald aber die Rede darauf kam, wer die Mitgift auszuzahlen habe und wie es mit der Erbfolge für den Todesfall zu halten, bekannte er, daß dies von den Königen noch aus dem Grunde nicht bedacht worden ſei, weil ſie nicht gewußt haben, ob der Pfalzgraf in die Heirath willige. Er erbot ſich nach Frankreich zurück zu eilen und hierüber Beſcheid zu bringen. Der Fürſt verehrte ihm beim Abſchiede ein ſchönes Schwert, deſſen Gefäß von lauterem Golde gemacht und auf zwei hundert Dukaten geſchätzt war, und ließ ihn ziehen.

Der König war inzwiſchen in den entfernten Theil des Reichs gereiſt, den man die Provinz um Narbonne oder Occitanien nennt, und hatte den Papſt Clemens nach Marſeille zu kommen vermocht, wo er ſich heimlich in ein Bündniß mit ihm eingelaſſen, und ſeinem Sohne, dem Herzoge von Orleans, ſpäterem Könige, die nächſte Anverwandte des Papſtes vermählt hatte. Desgleichen war der König von England, nachdem er die Muhme des Kaiſers aus ſeinem Ehebett verſtoßen, dergeſtalt in ein Bündniß mit ihm getreten, daß keiner ohne den Rath des andern etwas vornehme, und ermahnte dieſer den König von Frankreich durch ſeine Geſandten, die Heirath des Fürſten zu betreiben.

Der Geſandte Wilhelm von Iſernay verzögerte ſeine Rückkehr von einer Zeit zur anderen und antwortete, durch Schreiben erinnert, daß noch gute Hoffnung vorhanden ſei, wiewohl der König ſeither durch die neuen Bündniſſe verhindert worden, die Sache zu befördern.

Unter dieſen Umſtänden beſchloß der Fürſt, mich unter dem Vorwande nach England zu ſenden, daß ich ſage: er habe dem Könige in einem früheren Kriege ohne Sold gedient und, derweil alle anderen beſchenkt entlaſſen worden, kaum einen Dank mit Worten erhalten. Da dies nun gewiß aus Verſehen geſchehen ſei und er auch ſonſt hohen Potentaten gedient habe, von denen er ein Angedenken für ſeine Rüſtkammer verehrt erhalten, das er Fremden zeige, ſo ergehe ſeine Bitte an Seine königliche Majeſtät, ihm zu dem Behufe desgleichen ein geringes Geſchenk zum Zeichen deſſen zu beſtimmen, daß ihm ſeine Kriegsdienſte lieb geweſen ſeien. Wenn hernach der König frage, ſo lautete meine Inſtruktion, wie es um ſeine Angelegenheiten in Frankreich ſtehe, ſoll ich ihm alles melden und darüber ſeine Meinung hören.

Ich kam gerade den 26. Oktober nach Calais, das vor Zeiten Portus Iccius geheißen hat, als ſich ein grauſames Unwetter und gewaltiger Sturm von Abend erhob, daß binnen acht Tagen Niemand gefunden ward, der ſich hätte wollen, zumal um das Feſt des heiligen Simon und Judas, auf das Waſſer wagen. Es ſollten die acht Tage her acht Schiffe auf der Nebenfahrt nach England untergegangen ſein, und ich ſah mit eignen Augen die Trümmer von dreien zwiſchen Calais und Grävelingen liegen. Nichts deſto weniger miethete ich, des Stillliegens müde, ein Schiff und zu demſelben junge ſtarke Schiffsleute, die die Gefahr getroſt wagen wollten. Ein junger Engländer, den ich bei mir hatte und der zum Könige eilte, hieß mich auf gut franzöſiſch gutes Muthes ſein, es werde, da der Vollmond eingetreten, mit dem Meere keine Noth haben. Um die zehnte Stunde der Nacht, als es am Himmel ſtill und hell ward, verließen wir den Hafen; wir waren aber kaum eine deutſche Meile fortgefahren, als das Meer ſich erhob und uns ſo hoch empor trieb, daß ich beim Anblicke der aufgelaufenen Wellen zwiſchen Bergen zu ſein meinte. Die Schiffsleute thaten, was ſie konnten, ſobald indeſſen eine große Waſſerwoge in das Hintertheil des Schiffes ſchlug und uns faſt bedeckte, begannen ſie mit lauter Stimme Gottes Barmherzigkeit und St. Jakob um Hülfe anzurufen, ſich die Haare auszuraufen und zu ſchreien, wir ſeien verloren. Auch hätte es wohl gerade ſo ergehen dürfen, wenn der junge Engländer nicht ein Stück Seil in die Hand genommen, ſie damit geſchlagen, Schelmen und Buben geheißen und ihnen gedroht hätte, ſie umzubringen, thäten ſie nicht, wie er ihnen ſage, ihre Schuldigkeit. Mich, der ich ziemlich ſeekrank war, lehrte er das Waſſer auspumpen, und ich verrichtete es mit Fleiß, wiewohl ich nicht recht bei mir war, die ganze Nacht durch, bis mit dem anbrechenden Morgen die Winde nachließen, und wir die Berge von England vor uns liegen ſahen.

Wir warfen die Anker aus und begaben uns zur Ruhe, und als es Tag geworden war, ſahen wir, daß wir weit von Dover ab, wohin wir gewollt hatten, gekommen und bei einer Inſel waren, die Feuer hieß. Sie ſagten, wir hätten den Ort Sandwich vor uns und machten ſich etwas näher zum Lande, um den Leuten, da England hier keine Anfahrt hat, zu verſtehen zu geben, uns in kleinen Boten abzuholen. Sie trugen uns aus dieſen auf dem Halſe oder Rücken vollends zum Lande, und wir eilten bei eitler Nacht zu Pferde nach London.

Tages darauf war Allerheiligen-Feſt und berichtete mein Gefährte dem Könige meine Ankunft, der dem Ritter Thomas Cromwell, ſeinem geheimen Siegelbewahrer, vornehmſten Rath und Statthalter in der oberſten Verwaltung der engliſchen Kirche, befahl, mich gut beherbergen und mit aller Nothdurft verſorgen zu laſſen. Derſelbe that es ſo wohl, als ob ich ein großer Herr geweſen wäre, und bald luden mich die Herren vom Hofe zu Mittag und zu Abend ein, wo Alles auf das Stattlichſte angerichtet war, bald die Frauen zum Frühſtück oder Imbiß, indem ſie es an nichts zu meiner Ergötzung mangeln ließen. Entſchuldigte ich mich, für ſolche Ehren zu gering zu ſein, ſo hieß es: der mich geſandt habe, ſei noch größerer Ehren werth und der König wolle es alſo haben. Ich hörte von den Kaufleuten, daß ſich der König vor dem Kaiſer fürchte, weil er deſſen Muhme verſtoßen habe, dem Könige von Frankreich wegen ſeines Bündniſſes mit dem Papſte nicht traue, vor dem er aus demſelben Grunde und der Religion halber Scheu trug, und in Deutſchland Freundſchaft ſuche.

In dieſem Vertrauen ward ich denn auch ſo getroſt, daß ich mit dem Könige, der mich oft zu ſich forderte und ſich, zuweilen ſitzend, zuweilen auf- und niedergehend, mit mir unterredete, ohne Rückhalt ſprach. Er wußte, wie man in Frankreich mit uns umgegangen war, und ſchilderte den König als ſehr wankelmüthig. Indem er des Kaiſers, und wie ſehr ſich der Pfalzgraf um ihn verdient gemacht, gedachte, ſagte er, der Pfalzgraf dürfe ſich ſein nicht hoch getröſten, da Karl nicht gewohnt ſei, Freunden Gutes zu thun und Alles nur in ſeinen Sack zu ſtecken gedenke.

Eines Tages, als er eine gute Weile mit mir auf und nieder gewandelt war, durſtete ihn und ließ er zwei große Pokale, den einen mit Wein, den andern mit Bier gefüllt, bringen. Ich ſollte den einen wählen, er wollte mir den andern zutrinken, damit ich erführe, wie die Engländer, ja, der König ſelbſt auf deutſche Manier trinken könnten, und meinem Fürſten verſichere, daß er in England, wo er ihn einmal zu ſehen wünſche, Leute fände, die ihm im Trinken Geſellſchaft leiſteten.

Ich erwiederte, das ſei ſo wenig mein als meines Herrn Gebrauch, der ſogar Ringe darauf ausgetheilt habe, deren einen ich ihm zeigte, und verboten habe, zu Ganzem zu trinken.

Der König ſprach: Euer Fürſt hat keine Botmäßigkeit in meinem Königreiche, wo ich allein Herr und Kaiſer bin, und als er ſah, daß ich mich noch weigerte, weil mir der große Pokal zuwider war, fragte er, was für eine Strafe auf das Verbrechen geſetzt ſei. Ich ſagte, man müſſe den Ring wiedergeben und armen Leuten einen Gulden verehren. — Ich gebe Beides für dich, den Ring und den Gulden, rief er aus, nahm den Becher mit Bier und leerte ihn auf einen Trunk, derweil ich meinem Wein kaum auf viermaliges Trinken Beſcheid thun konnte.

Er ſchwatzte mit mir noch viel von hohen Dingen und begehrte, daß ich den Rückweg durch Frankreich nehme, was mir vom Fürſten ohnedies befohlen war, um vom Könige zu erfahren, warum der von Iſernay nicht wieder gekommen ſei. Er wollte auch ſeinem eigenen Geſandten ſchreiben, der Urſache nachzuforſchen.

Beim Abſchiede verehrte er mir zweihundert Kronen, ſechözig goldene Ringe wider den Krampf und ein ſeidenes Zeug zum Mantel. Dem Fürſten ſchickte er einen Pokal von lauterem Golde, den er, wie ich ſchon geſagt habe, hernach dem von Granvella ſchenkte.

Es war die Tage in England, um den König zu begrüßen, ein junger Pole aus dem Stande derer, die man Pan oder Herr nennt, angekommen und wollte mich bewegen, da er Willens war, durch Frankreich nach Rom zu reiſen, ihn mit zu nehmen. Ich weigerte mich deſſen, weil ich ſchon erfahren hatte, daß dies Volk ſo wie das Böhmiſche ſehr diebiſch iſt. Sobald es aber der König erfuhr, ließ er mir ſagen, ich ſolle den jungen Geſellen mit nehmen: wenn mir etwas widerführe, habe er noch andere Pokale.

Wir traten unſere Reiſe an und hatten eine gute Ueberfahrt von Dover nach Calais, wo wir nicht lange bei dem groben Schiffsvolke und betrügeriſchen Wirthen warteten, ſondern alsbald nach Boulogne ritten.

Am Abende erhob ſich ein ſolcher Wind, daß wir meinten, das Meer werde ſich von unterſt zu oberſt kehren und mit ſeinen Wellen die Berge umwerfen, und mußten wir oft von den Pferden ſteigen, um uns auf die Erde zu werfen und an etwas feſtzuhalten.

Ließ der Sturm nach, ſo richteten wir uns auf und liefen ein Stück Weges; bei jedem neuen Stoße fielen wir aber wieder nieder und konnten ſich die Pferde kaum auf den Füßen erhalten.

Bei finſterer Nacht alſo weiter kriechend, erreichten wir endlich die Vorſtadt von Boulogne ſo abgemattet und geängſtet, daß unſer keiner mehr gehen konnte, ſondern wir uns von dem Diener des Wirths zu Bett führen ließen. Den folgenden Tag warteten wir, bis ſich der Wind gelegt und wir unſere Leiber erquickt hatten.

Darnach kamen wir über Amiens und andere Oerter nach Paris, wo ſich, wie ich erfuhr, der König von Navarra aufhielt. Ich verfügte mich zu ihm, um mich zu erkundigen, warum der königliche Geſandte nicht wieder gekommen ſei, und es ward mir geſagt, ich werde von dem Bruder ſeiner Gemahlin, dem Könige von Frankreich, Antwort erhalten, der nach Lyon komme und auf dem das ganze Werk, ſo wie er ſelbſt, beruhe. Wie weit die Reiſe nach dem hundert Meilen von Paris entfernten Lyon auch war, mußte ich ſie doch zurücklegen und kam mit meinem polniſchen Herrn allda an, wo mich der König nicht annehmen wollte, weil er den nächſten Tag verreiſe, und mich an den Connetable wies.

Der entſchuldigte Iſernay's Ausbleiben zuerſt mit der Zuſammenkunft des Königs und des Papſtes oder anderen Geſchäften und erklärte am Ende geradezu, der Fürſt wäre ſelbſt Schuld, da er bis jetzt des heimlichen

Einverſtändniſſes noch nicht gedacht hätte, zu dem man gelangen müſſe, und die Schwägerſchaft des Fürſten ohne Bündniſſe der Krone Frankreich keinen Nutzen bringe. Er ſetzte wegen dieſer Sachen ein Schreiben an den Pfalzgrafen auf, zog mit dem Könige von Lyon weg und überließ mir die lange, beſchwerliche Reiſe nach Deutſchland, über das Savoyiſche und Schweizeriſche Gebirge, ſo wie die ſchneebedeckten Alpen und andere, der Ausſage von Kaufleuten nach, unwegſame Oerter zurückzulegen.

Ich trat ſie mit meinem Diener, der ein rechter Dieb war, an und als wir Coſtnitz am Bodenſee erreichten, war es mir, als komme ich aus der Hölle in den Himmel.

Ich begab mich in ein altes wurmſtichiges Schiff, deſſen Fugen an vielen Stellen von einander getrennt, und wir waren noch nicht den halben Weg bis Mörsburg gekommen, als es ſich mit Waſſer füllte und faſt aus einander gefallen wäre. Es war auch nicht das Geringſte vorhanden, womit wir das Waſſer hätten anders als mit Hüten und Händen, die uns vor Froſt ſtarrten, ausſchöpfen können.

Als wir den Schiffer hart anließen, warum er unſer mehr als funfzig aufgenommen, antwortete er, er wolle das Schiff künftig nicht mehr brauchen und beſchwor uns, wir ſollten nur bis zur Anfahrt rudern helfen.

Wir erreichten dieſelbe auch mit höchſter Noth, und ſobald wir an's Land geſtiegen waren, ging das Schiff im Waſſer unter. Es wollte dem Schiffer Niemand etwas geben, ſondern wünſchten ihm Alle alles Ueble, obwohl er um Verzeihung bat und, ganz durchnäßt und voller Eiszapfen da ſtehend, über ſeine vielen Kinder klagte, bis ich mich des armen Menſchen erbarmte und ihm einen halben Gulden gab.

Ich zog auf Ulm, Donauwörth und andere Städtchen und kam des nächſten Tages vor dem neuen Jahre nach Neumarkt, wo ich dem Fürſten den güldenen Pokal des Königs von England zum neuen Jahr verehrte und erzählte, wie es mir ergangen ſei. Er ſchenkte mir ein Damaskenzeug zum Unterkleide und als er zu Nacht die Geſellſchaft des güldenen Ringes zuſammen kommen ließ, ſagte ich ihnen, was mir mit dem Könige von England begegnet ſei. Sie ſprachen mich insgeſammt los und mußten nach einander den Pokal des Königs austrinken, wobei ich jedem einen güldenen Ring wider den Krampf verehrte.

Am anderen Morgen ließ der Fürſt die Räthe kommen und ſagte ihnen, was ich aus Frankreich und England mitgebracht habe. Man berathſchlagte deshalb und der Fürſt beſchloß, daß der Kanzler und ich, die wir es jedoch zumeiſt widerriethen, nicht der Heirath wegen noch einmal nach Frankreich ziehen ſollten, ſondern um uns bei dem Könige darüber zu beſchweren, daß er nicht hielte, was er aus freien Stücken verſprochen hatte.

Damit ich mich auch ja nicht erholte, ſollte ich ſofort nach erhaltener Antwort des Königs nach England reiſen und ſie Heinrich VIII. hinterbringen.

Wir brachen von Neumarkt den 14. Jänner 1534 auf und kamen mit großen Tagereiſen gen Barri, wo wir den Herzog von Lothringen begrüßten, der uns erklärte, wie es weder an ihm noch ſeinem Bruder, dem Herzoge von Guiſe, gelegen, daß die Heirath zwiſchen deſſen Fräulein und dem Fürſten nicht zu Stande gekommen ſei und uns zu Förderung unſerer Sache ein Empfehlungsſchreiben an ſeinen Bruder, den Kardinal, mitgab.

In Paris erlangten wir bald beim Connetable Gehör und wurden von dem Könige gnädigſt in ſeinem Gemach empfangen. Wir ſtellten ihm den Verlauf der Sache, von deren durch ſeine Geſandten von Bely und Claudius Dodrus bewirktem Anfange an, vor und äußerten unſere Verwunderung darüber, daß man vom Fürſten den Antrag eines geheimen Bündniſſes erwartet habe, von dem zwiſchen ihnen nie die Rede geweſen ſei und ſein könne, da der Pfalzgraf als ein Fürſt des Reichs dabei nur ſeine Ehre und ſeinen guten Namen verlieren und dem Könige viel weniger Nutzen als Schaden bringen würde.

Wir bäten alſo, ſchloſſen wir unſere Rede, Seine königliche Majeſtät unterthänigſt, uns ſeine eigentlichen Geſinnungen gegen unſern Fürſten wegen ſeiner Verheirathung zu offenbaren.

Der König lächelte ſehr freundlich, indem er ſagte: der Fürſt ſei ihm ſo ſehr an's Herz gewachſen, daß er ihn lieben müſſe, habe er ihm gleich ſeinen Vater ermordet, und er werde uns ſeinethalb mit einer guten Antwort abfertigen, um die wir bei ſeinem Obriſthofmeiſter, dem Connetable, anhalten ſollten.

Wir begaben uns nach einigen Tagen zu dem Connetable, erhielten aber kein Gehör, ſondern wurden erſt an den Biſchof von Soiſſons verwieſen, der von nichts als einem Bündniſſe reden wollte, und nur nach langem Verzuge vor den Connetable gefordert, der uns diesmal als die eigentliche Urſache, warum der Handel mit der Prinzeſſin von Navarra zurückgegangen ſei, eröffnete, daß dieſelbe ſich ohne Vorwiſſen ihres Bruders und ihrer Schweſter den jungen Bretagneſchen Prinzen von Rohan zum Gemahl erwählt habe. Der König ſei durch dieſe Willkür ſo beſtürzt geworden, daß er ſie nicht mehr vor ſeinem Angeſichte dulde und ſich mit uns von ihr zu reden ſchäme, die Verbindung auch nicht durch ſeine Macht trennen möchte, da er das Fräulein eines Gemahles wie der Pfalzgraf nicht für würdig halte.

Nichts deſto weniger, fuhr der Connetable fort, verlangt der König ſo eifrig, die Freundſchaft mit eurem Fürſten zu erhalten, daß er euch erſucht, euch unter den Frauen dieſes Hofes umzuſehen, ob deren eine, wie etwa das Fräulein des Herzogs von Vendôme, oder eine andere, Namens Lugi, zur Gemahlin eures Fürſten paſſe, und verpflichtet ſich, die ihr erwählt, gerade ſo wie die Fräulein von Guiſe oder Navarra auszuſtatten.

Unſere Antwort lautete, wir haben wegen einer anderen Heirath keinen Befehl, und er beſchied uns mit dem früheſten des nächſten Tages vor den König in den Wald von Vincennes, woſelbſt er offen mit uns reden wolle.

Nachdem der König hier die Meſſe gehört hatte, führte er uns bei Seite und ſchien ſehr traurig zu ſein, indem er uns in Bezug auf die Eröffnungen des Connetables ſein Bedauern ausſprach, dem Fürſten in dieſer Sache ſein Wort nicht halten zu können. Er wiederholte nochmals, was der Connetable ſelbſt geſagt, und erbot ſich zu allem Lieben und Guten gegen das pfälziſche Haus. Den Bruder des Fürſten, den Pfalzgrafen Wolfgang, von dem wir ihm geſagt, wolle er, ſobald er zu ihm komme, aufnehmen und ſeinem Stande gemäß halten, und wir ſollten, was an uns ſei, dazu thun, die Freundſchaft zwiſchen ihm und unſerm Herrn zu befeſtigen.

Wir verſprachen, dem Pfalzgrafen Alles getreu zu berichten, wurden jeder mit 200 Kronen beſchenkt und zögen, der Kanzler wieder nach Deutſchland zu dem Fürſten, ich nach England.

Ich langte bei gutem Wetter und ſtillem Meer daſelbſt an, wo ich dem Könige ein lieber Gaſt war, und als er vernahm, wie es uns in Frankreich ergangen ſei, ſeufzte er tief und klagte über die Unbeſtändigkeit der Franzoſen: Wollte Gott! ſagte er, der Pfalzgraf hätte Luſt, eine aus meinem Königreiche zu heirathen. Ich würde ſie ihm nicht allein ehrenvoll ausſtatten, ſondern noch ein Mehreres dazu thun.

Ich fragte: Ob nicht eben fürſtliche Fräulein in England ſeien? und er antwortete, wenn ich es anders recht behalten habe: der Herzog von Norfolk habe ein einziges. Ich ſagte weiter: Eure Majeſtät haben ſelbſt eine Tochter! und er erröthete über und über, indem er in Bezug auf ſeine vermeinten Gewiſſensſkrupel über ſeine Ehe mit Katharina von Aragonien verſetzte: Das ſei ferne von mir, daß ich meinem Vetter, dem Pfalzgrafen, nicht beſſer als mit einer unehelich Gebornen diente!

Er ſprach ſonſt noch Vielerlei mit mir, beſchenkte mich abermals königlich und ließ mich zu meinem Herrn nach Deutſchland heimziehen, der nun wohl einſah, daß ihm alle Hoffnungen fehlgeſchlagen waren und es, wie immer, mit gutem und ſtillem Herzen aufnahm.

Neuntes Buch.

1534 — 1535.

Wie geduldig Pfalzgraf Friedrich auch den Schimpf und Spott des Glückes ertragen und ſeine Sache Gott befehlen mochte, um in's Künftige nur ſeinen Unterthanen vorzuſtehen, gedachte er doch immer wieder all' der Opfer, die er dem Hauſe Oeſtreich gebracht und für die er keinen anderen Lohn als Worte davon getragen hatte. Er konnte eben ſo wenig umhin, zuweilen gegen Freunde laut zu klagen, und ſo kamen ſeine Geſinnungen König Ferdinand zu Ohren, der ſie mit der Warnung nach Spanien berichtete, der Kaiſer ſolle bei dem Anſehen des Pfalzgrafen im deutſchen Reiche ſeine Bewerbungen um fremde Schwägerſchaften doch nicht ſo geſchehen laſſen.

Seine Majeſtät, ſchrieb er, habe von ihrer Schweſter, der Königin von Dänemark, zwei Baſen, deren jüngere dem Herzoge von Mailand verheirathet, und die ältere ſei, nach ſeinem Bedünken, für Niemand tauglicher, als den Pfalzgrafen Friedrich. Gebe man ihm dieſe zur Gemahlin, ſo dürfe er ſeine Dienſte für belohnt erachten, und das Fräulein durch ihn und ſeine Freunde in die Länder ihres Vaters wieder eingeſetzt werden. Auch würden ſich die Niederlande, als des Kaiſers Erbländer, keinen beſſeren und getreueren Nachbar als den Pfalzgrafen wünſchen können.

Der Kaiſer ließ ſich durch dieſe Gründe für den Plan ſeines Bruders ſtimmen und ſandte ihm Vollmacht, mit dem Pfalzgrafen zu verhandeln, zu. Der König wollte ſich den Dank dafür in Perſon verdienen und ließ den Pfalzgrafen in einer vertraulichen Angelegenheit, die er keinem Anderen anvertrauen könne, zu ſich nach Prag entbieten.

Der Pfalzgraf ſchob ſeine Ankunft aber lange Zeit in der Beſorgniß hinaus, man gedenke ihn wieder mit Worten abzuſpeiſen und entſchloß ſich nur auf Schreiben des Kardinals und des Herrn von Roggendorf, die am königlichen Hofe ſeine guten Freunde waren, von Neumarkt nach Prag aufzubrechen.

Er ward vom Könige und den Seinen ehrenvoll empfangen, und nachdem Beide eine Weile von den Türken und dem Reiche geſprochen hatten, führte Ferdinand den Fürſten in ein beſonderes Gemach, wo er ihm, nach einigen Umſchweifen von ſeinen großen Dienſten und ihrer aufrichtigen Dankbarkeit, die der Fürſt um der Langſamkeit des Kaiſers willen nicht verkennen dürfe, den

Handel entdeckte, den er vorgeſchlagen und ſein Bruder gut geheißen habe.

Der Fürſt wiſſe, fügte Ferdinand hinzu: daß König Chriſtiern von Dänemark von ſeines Vaters Bruder Friedrich ſeiner Länder und Güter beraubt und durch ein Dekret des Königsreichs in lebenslängliche Haft genommen worden ſei. Der Tod des Uſurpators hätte die Krone neu erledigt und die Reichsräthe gedächten, ihrem uralten Rechte gemäß, in Kurzem zuſammen zu kommen, um einen neuen König zu erwählen. König Chriſtiern habe ſeine Rechte ſeiner älteſten, funfzehnjährigen Tochter Dorothea übertragen, die die Königin Maria, ihre Schweſter, erziehe, und indem der Kaiſer deren Hand dem Pfalzgrafen beſtimme, erkläre er, daß er in Dänemark keinen anderen König als ihn dulden werde. Der Pfalzgraf dürfe nicht zweifeln, ſeine Rechte im Lande ſobald geltend zu machen, als die Herren und Reichsräthe vernähmen, ſie ſollten ihn zum Könige haben, der ſich in Kriegs- und Friedenszeiten ſo rühmlich in der Chriſtenheit bekannt gemacht und deſſen Vorfahren, noch bei Menſchengedenken, die allgemein geliebten Beherrſcher Dänemarks geweſen wären. Ja, dazu käme, daß ſeine Gemahlin nicht aus fremdem Geblüte, ſondern die Tochter ihres früheren Königs, durch deren Anerkennung in ihrem Rechte dem Lande Frieden und Ruhe deſto ſicherer zurückgegeben würden, als die Schwägerſchaft mit dem Kaiſer, Könige und anderen vornehmen Fürſten im Rückhalte liege.

Der Pfalzgraf ward durch den Antrag des Königs ganz beſtürzt und konnte nicht den Muth faſſen, darauf einzugehen, wenn er ſich all' der getäuſchten Hoffnungen und Mühen ſeines Lebens erinnerte. Er ſprach dem Könige ſein dringendes Verlangen nach Ruhe aus und wie er, ſchon über funfzig Jahre alt, derweil ſein Haar und Bart ergraue und ſeine Leibeskräfte abnähmen, ſo wenig zum Gatten eines jungen Fräuleins und Beherrſcher unbändiger Völker tauge, die nicht einmal einen jungen König haben dulden wollen.

Der König fiel ihm aber, ſeinem Brauche nach, in's Wort und ſagte: Es iſt jetzt nicht an der Zeit und an dem Orte, lieber Pfalzgraf, ſich zu weigern, oder das Glück anzuklagen. Der Kaiſer und ich wollen euch und keinen Anderen zum Könige von Dänemark, Schweden und Norwegen und zu unſerem Schwager haben.

Er widerlegte auch alle Einreden ſo wohl und bündig, und forderte den Fürſten ſo ernſtlich auf, dem Glücke, das ihm der Himmel ſende, vertrauensvoll die Hand zu bieten, daß er ihn am Ende zu ſeinem Willen überredete.

Der Pfalzgraf reiſte, nachdem ſie in allen Punkten einig geworden waren, wieder heim, um ſich mit ſeinem Bruder zu bereden, und bald nachher unterrichteten auch königliche Schreiben den Pfalzgrafen Kurfürſten von dem Beſchloſſenen.

Derſelbe behauptete zwar vom Anfange herein, es werde Alles vergebens ſein, auf die Bitte des Königs, die er für ein Gebot anſah, ernannte er aber Dr. Wolf von Thurn zu ſeinem Geſandten, der mich, als von dem Pfalzgrafen dazu erwählt, nach Dänemark begleite.

Wir zogen im Monat Juli, bei großer Hitze, von Heidelberg aus, und nahmen unſeren Weg durch Frankfurt und Heſſen, wo man die Leute nicht gern beherbergt, durch das Stift Hildesheim, das Braunſchweigiſche und Lüneburgiſche Gebiet, bis wir zu Hamburg ankamen, wo ein Tag zur Wahl eines Königs von Dänemark angeſtellt war.

Hier lagen wir drei oder vier Tage, ohne daß Jemand erſchien, hörten auch von der Geſandtſchaft des Kaiſers und des Königs nichts, deren Abfertigung dem Fürſten zugeſagt worden war, und erhielten endlich die Zeitung, daß Graf Chriſtoph von Oldenburg mit einigem Kriegsvolke in Dänemark und Holſtein einen Aufſtand erregt habe, wodurch er den gefangenen König Chriſtiern mit Gewalt wieder losmachen und einſetzen wollte. Wir wußten nicht, wie uns würde zu rathen ſein, und da wir in der Stadt Hamburg, die dem Fürſtenthume

Holſtein zuſtand, nicht ſicher waren, beſchloſſen wir, wieder davon zu ziehen. Wir fuhren zu Schiffe nach dem vier Meilen entlegenen Städtchen Winſen, in dem wir unſere Pferde gelaſſen hatten, und fanden hier einen Boten vom königlichen Geſandten Andreas Ungnad, der uns ſagen ließ, daß er ſich auf die Nachricht von dem entſtandenen Tumulte nicht getraut habe, weiter zu reiſen, ſondern in dem Städtchen Lauenburg an der Elbe, auf dem Gebiete des Herzogs Magnus, verweile, wohin wir, um Rath zu pflegen, ebenfalls kommen ſollten.

Wir machten uns ſchnell auf, da der Herzog von Lüneburg, als Herr des Städtchens Winſen, wiſſen wollte, wer und woher wir wären und was wir vor hätten, und von dem Herzoge von Holſtein in Beſtallung genommen war, ihm einige hundert Reiter zuzuführen.

Zu Lauenburg fanden wir eben ſo wenig Sicherheit, da Herzog Magnus zu Niederſachſen des Herzogs von Holſtein Schwager war, und gingen nach der unfernen Reichsſtadt Lüneburg, wo wir einige Tage warteten, und als von Seiten des Kaiſers Niemand erſchien, lieber nach Hauſe zurückkehrten, als daß wir die Zeit unnütz verbracht hätten: der Freiherr Andreas Ungnad auf der Elbe, wir auf dem Wege, wie wir gekommen waren.

Die kaiſerlichen Geſandten hatten ſich unterdeſſen heimlich in der dem Biſchofe von Bremen gehörigen

Stadt Burtehude aufgehalten und ſo lange vergeblich nach uns umgethan, bis ſie, der Biſchof von Brixen, der Graf Gottſchalk von Montfort, Erich Däne und Stephan Hoppenmeiſter, desgleichen wieder heimzogen.

Der Kurfürſt Pfalzgraf ſprach, als er von unſerer vergeblichen Reiſe hörte, er habe Alles vorher geſehen und auch Pfalzgraf Friedrich wollte geahnet haben, daß es ſo kommen werde. König Ferdinand war übel mit uns Allen zufrieden, daß wir zu nachläſſig geweſen ſeien und nicht ein Mehreres verſucht haben.

Mittlerweile ſaß Chriſtian, der Sohn des Herzogs Friedrich von Holſtein, nicht ſtill, ſondern bewirkte ſeine Erwählung zum Könige von Dänemark und führte wider den Grafen von Oldenburg den Krieg, der mit Hülfe der Unterthanen faſt ganz Dänemark eingenommen hatte und dem nur der Adel, aus Anhänglichkeit an Chriſtian, feind war.

Pfalzgraf Friedrich nahm ſich nichts mehr zu verſuchen vor, und obwohl der römiſche König, ſeines Raths bedürftig, ihm wiederholt Muth einflößen und einen neu einzuſchlagenden Weg entdecken wollte, hielt er doch ſtandhaft an ſeinem Entſchluſſe feſt und fertigte zuletzt nur ſeinen Kanzler an den ihn verlangenden König ab.

Der Wille deſſelben lief im Allgemeinen darauf hinaus, daß der Pfalzgraf das aufgenommene däniſche

Werk nicht wieder fallen laſſe, weil die Dänen über die Königswahl uneinig geweſen wären und ein großer Theil des Volkes dagegen geſtimmt hätte. Nach vollzogener Heirath würden ihrer ohne Zweifel Mehrere werden, die die Wahl für ungültig erklärten und den Pfalzgrafen um ſeiner Gemahlin willen zum Könige nähmen.

Der Kanzler wollte zwar den Pfalzgrafen mit der Bitte entſchuldigen, dem Sohne ſeines Bruders, dem Herzoge Philipp, als einem jungen, dazu tüchtigeren Herrn, die Prinzeſſin zur Ehe zu geben. Der König ging aber nicht auf den Vorſchlag ein, wiewohl ihm Herzog Philipp wegen ſeiner getreuen Dienſte lieb ſei, und meinte, der Pfalzgraf müſſe, wie billig, vor ihm bedacht werden.

Der Kanzler wollte nun blos wegen der Heirath unterhandeln, ohne des Königreiches eingedenk zu ſein; der König erwiederte jedoch, der Kaiſer wolle einmal die däniſche Krone auf ſeinem Haupte ſehen und keinen anderen däniſchen König leiden, ſo daß der Pfalzgraf nichts thun als Jemand zu ihm ſenden könne, der um ſeiner Schweſter Tochter anhalte und wegen der Mitgift unterhandle.

Der Kanzler erkannte alſo nach vielem ſolchen Unterreden, daß der König nicht von ſeinem Willen abging und reiſte mit ſeinem Berichte zu dem Fürſten heim.

Derſelbe beſchloß, in Heidelberg die Meinung ſeines Bruders anzuhören, und in den Berathungen, die man hier deswegen pflog, fanden ſich ſo viele Köpfe, ſo viele Sinne vor, bis am Ende die Anſicht Aller für die Heirath war. Der Kurfürſt ſelbſt ſprach ſich nicht dafür und nicht dagegen aus und ſagte, Gott, als des Eheſtandes Stifter, werde müſſen dabei das Beſte thun.

Zum Geſandten, der die Werbung bei dem Kaiſer thäte, ward ich allein auserſehen, und nachdem ich, auf ſeine beſondere Bitte, an Dietrich Schwarz dem Jüngern einen Gefährten zu mir genommen hatte, trat ich den 5. November 1534 die Reiſe an.

Ich begab mich zuerſt nach Binche in den Niederlanden zu der Königin Marie, und dieſe ſchrieb, damit ich deſto eher abgefertigt würde, wegen alles Nöthigen an den Kaiſer. Den neunten Tag, nachdem ich ſie verlaſſen hatte, langte ich zu Madrid an und begab mich auf der Stelle zu Herrn von Granvella, der ſich mir ſehr freundlich bezeigte, und gleich Dreierlei anempfahl: Erſtens, daß ich zu ihm komme, um mit ihm zu ſprechen, wann es mir beliebe. Zweitens, daß ich nicht viel Ceremonien mit ihm mache, weil er des Fürſten Diener und mein guter Freund ſei; und drittens, daß ich mich bei Nachtzeit nicht auf der Gaſſe finden laſſe.

Als ich des folgenden Tages zum Kaiſer kam, redete er mich eher, als ich ein Wort vorbrachte, an und ſprach: Ich weiß die Urſachen deiner Ankunft, Hubert, und habe dein Geſuch gewährt.

Darauf fragte er mich, ob der Fürſt noch bei guter Geſundheit ſei, was ich bejahte, und berichtete ich mit kurzen Worten ſeine Hoffnung, wenn auch der Erwerb der Krone Dänemarks nicht vorwärts rücke, die Vermählung mit dem königlichen Fräulein Dorothea vollzogen zu ſehen.

Der Kaiſer erwiederte: Er könne das Königreich Dänemark nicht fahren laſſen, weil ihm zu viel daran gelegen, daß der Fürſt dort König werde, und es ſei niemals ſeine Abſicht geweſen, deſſen Dienſte, wie er es ihm bei ihrem Scheiden in Wien zugetraut habe, unbelohnt zu laſſen, ſondern er wolle jetzt aus Dankbarkeit in die nachgeſuchte Heirath willigen. Wofern ich mit genugſamen Vollmachten verſehen ſei, ſolle mit mir in Allem abgeſchloſſen werden.

Danächſt erwähnte er, wie ſein Schweſtermann, der König von Frankreich, ihn unverſchuldeterweiſe bekriege und er ſeinen guten Freunden vertraue, daß ſie nicht von ihm laſſen würden. Er wiſſe, daß ich in Frankreich geweſen ſei und ich ſolle ſagen, was ich dort begehrt und ausgerichtet habe.

Ich erwiederte, es ſtünde zu glauben, daß Seine

Majeſtät davon ſo gute Wiſſenſchaft habe als ich ſelbſt, und er ſagte: Man muß es geſchehen laſſen, daß die Franzoſen viel zuſagen; unſer Brauch iſt aber, zu halten, was wir zugeſagt haben, und darum verſprechen wir nicht eher etwas, als wir es zu leiſten gewiß ſind.

Und warum, fuhr er fort, iſt dein Fürſt in Wien alſo von uns gegangen? Berichte es uns treu und redlich. Wen haben ſie ihm in Frankreich zur Ehe geben wollen? Hat es nicht das Fräulein von Navarra, die ſchöne Iſabella ſein ſollen? Ich will ihn mit einem frommen, züchtigen und wohlerzogenen Fräulein begaben.

Er befahl mir, zu dem von Granvella zu gehen, weil er dafür hielt, ich werde ein Mehreres in meiner Inſtruktion mitgebracht haben, die jedoch nur lautete, daß der Fürſt in Allem nach des Kaiſers Belieben thun wolle. Der von Granvella ſagte: Der Kaiſer iſt zufrieden, daß der Pfalzgraf ſeiner Schweſter Tochter, das Fräulein von Dänemark, zur Gemahlin erhalte, die auch ihren Willen dazu gegeben hat.

Und ich bedankte mich dafür, indem ich lachend fragte: Und was weiter?

Er fuhr fort: Seine Majeſtät will dem Pfalzgrafen, ſowie ſeinem Bruder und dem ganzen pfälziſchen Hauſe mit kaiſerlicher Gnade gewogen bleiben, ſie fördern, ſchützen und erhöhen.

Ei, lieber Herr von Granvella, ſagte ich: Und was weiter?

Er fuhr fort: Der Kaiſer verleiht ihm das Erbe Norwegen, will, daß ihm das Recht und der Anſpruch an das Königreich Dänemark verbleibt, und verheißt, ihm aus den Niederlanden alle nur mögliche Hülfe zu leiſten.

Ich verſetzte: Der Kaiſer ſchenkt uns einen Vogel, der noch unter dem freien Himmel fliegt und nicht leicht oder gar nicht zu fangen iſt, und wird dabei ein Uebriges thun müſſen.

Er begann nun aufzuzählen, was die däniſche Sache Seiner Majeſtät bereits mit Ausſtattung der Schweſter des Fräuleins Dorothea, der Herzogin von Mailand, gekoſtet, bei der bedungen worden, daß wer dereinſt das Erbe Dänemark erlange, ihr 100,000 Kronen auszuzahlen habe, und verſicherte, wie es des Kaiſers Abſicht geweſen, ſie dem Fürſten zu vermählen, obwohl dieſer andere Vorſchlag von ihm noch nützlicher erachtet worden ſei. Als Zubuße zu der Mitgift verleihe Seine Majeſtät ſeiner Schweſter Tochter die Summe von 50,000 Goldgülden, die dem Fürſten innerhalb dreier Jahre entweder durch die Fugger oder Welſer auszuzahlen ſeien, und daran möge er ſich in Beachtung der großen Summe genügen laſſen, die dem Kaiſer der jetzige Zug nach Afrika koſte. Es laſſe ſich wohl auch ein Mittel ausfinden, vermöge deſſen der Herzog von Mailand, an dem der Fürſt einen guten Schwager haben werde, ihm einen Jahrgehalt bewillige, und müſſe er bei dieſer Heirath mehr auf den zukünftigen als gegenwärtigen Nutzen ſehen. Die fürſtliche Braut ſolle ihm auf kaiſerliche Koſten bis nach ſeinem Schloſſe zugeführt werden und zu ihrem Schmucke, ſo gut wie die Herzogin von Mailand, 20,000 Goldgülden erhalten.

Dagegen verlange der Kaiſer, daß der Fürſt baldmöglichſt Einen mit Vollmacht zurückſende, mit dem man wegen des Gegenvermächtniſſes, Leibgedinges und dergleichen ſchlüſſig werde.

Sobald ich dies bewilligt hatte, erlaubte man mir, meinen Abſchied zu nehmen und wartete ich nur noch einige Tage auf die Ausfertigung der Schreiben an den Fürſten.

Eines Tages, als ich in Geſprächen vor dem kaiſerlichen Gemache aufwartete, rief mich der Kämmerling des Kaiſers, der Herr von Prato, hinein und fragte mich, ſo daß es der Kaiſer hören konnte, ob es wahr ſei, daß die Bauern und Unterthanen in Deutſchland keine Rebhühner und andere Vögel fangen dürften, weil ſie unter das Waidwerk gehörten?

Ich antwortete: Dies iſt nur allzu wahr, und nicht nur die Bauern, ſondern ſelbſt die Edelleute dürfen es nicht thun, es ſei denn, ſie haben aus beſonderer Gunſt des Fürſten das Recht erlangt. Ja, nicht allein die Rebhühner, ſogar die Ziemer, Lerchen und andere Vögel werden ihnen zu fangen verboten.

Und warum das? fragte er.

In Betreff der Bauern, ſagte ich, iſt die Urſache leicht zu errathen; damit ſie ſich nicht an den Müßiggang gewöhnen und den Ackerbau liegen laſſen. Wegen der Edelleute weiß ich nicht, warum es geſchieht.

Der von Prato ſagte ferner: Die Vögel bleiben aber doch nicht an einem Orte, oder in dem nehmlichen Gebiete, ſondern ſind alle Augenblicke anderswo?

Der Kaiſer lachte, indem er mit dem Haupte winkte, daß man mich gehen laſſe, und ich erfuhr, er habe es nicht glauben wollen, daß in Deutſchland das Vogelfangen verboten ſei und eine Wette gethan, derethalb die Wahrheit zu erfahren.

Um unſern Handel zu beſchleunigen, hatte der Kaiſer inzwiſchen befohlen, als beſonderen Agenten an den Pfalzgrafen einen burgundiſchen Edlen, Namens von Marnold, abzufertigen, der viele Jahre lang Seiner Majeſtät Geſandter bei den Schweizern geweſen war, und mit dem ich mich wegen des Tages unſerer Abreiſe verſtändigte, vor der ich, um meinen Abſchied zu nehmen, noch einmal zu dem Kaiſer gefordert ward.

Es war damals am kaiſerlichen Hofe ein Geſandter des Herzogs Wilhelm von Baiern, der ſich von ſeinen Dienern gegen Fremde gern, mit Umgehung des herzoglichen Titels, einen Pfalzgrafen nennen ließ, ſo wie mein Herr dagegen nie anders als der Pfalzgraf genannt ward.

Wir ſtanden eines Morgens um die Weihnachtszeit, als es noch dunkel war, beide vor dem Gemache des Kaiſers, als ein Kammerdiener heraustrat und ſagte: Der Geſandte des Pfalzgrafen trete ein!

Er war nicht faul, dem Rufe zu folgen, und als er in das noch nicht ganz helle Gemach trat, ſaß der Kaiſer beim Kamine und ſprach, in der Meinung, daß ich es ſei: Du haſt gehört, wie ich Deinem Herrn Alles bewilligt habe, was er bei mir nachſucht. Er traue mir zu, daß ich immer den guten Willen gehabt, ſeine getreuen Dienſte zu belohnen und nur der Gelegenheit ermangelt habe, die ſich jetzt eingeſtellt hat. Er ſoll dieſelbe getroſt ergreifen und verſichert ſein, daß ich, ſo wie du von dem von Granvella ausführlich hören wirſt, immerdar ſein gnädiger Kaiſer bleiben werde.

Dafür bedankte er ſich auf das Unterthänigſte, und als bei ſeinem Fortgehen die Thür aufgemacht ward, verſah ſich der Kaiſer erſt, daß ich es nicht geweſen ſei.

Er ſchrieb ſeinen Irrthum ſtracks an den von Granvella, mit dem Hinzufügen, daß er glücklicherweiſe nichts geſagt habe, was meine Sache den Herzögen von Baiern, mit denen die Pfalzgrafen nicht zum Beſten ſtünden, verrathe, und der von Granvella zeigte mir unter lautem Lachen den Zettel, indem er alsbald einen Rank erſann, um den Geſandten wieder zu bethören.

Derſelbe kam und erzählte mir, einen wie gnädigen Beſcheid er vom Kaiſer erhalten habe, den er ſeinem Fürſten ſchon des nächſten Tages überbringen wolle. Wenn ich etwas nach Deutſchland zu berichten habe, werde er es gern mitnehmen.

Ich ſagte, ich wolle mich bedenken, und als ich zu Mittag mit meinen Sachen abgefertigt war, ſprach ich ihm zu und erzählte ihm ſpottweiſe, daß ich mit ihm aufzubrechen gedenke.

Er erwiederte betrübt, der Kaiſer habe ihn zwar in Gnaden gehört; der von Granvella ſage aber, es ſei, er wiſſe nicht, was dazwiſchen gekommen. Sein Anſchlag gehe aller Dinge zurück und möge er es einem Anderen danken.

Ich lachte, nahm von ihm Abſchied und ließ ihn hinter mir, wo er noch drei ganzer Monate am Hofe des Kaiſers warten mußte. Wiewohl er Füchsle hieß, an Kaiſer Maximilians Hofe faſt erzogen und deſſen Sekretair geweſen war, hatte er ſich gegen des von Granvella Schlauheit doch nicht vorgeſehen.

Den 22. Dezember brach ich mit dem von Marnold auf Poſtpferden von Madrid auf und ließ Dietrich Schwarz zurück, weil wir wußten, daß nicht genug Poſtklepper vorhanden wären und deren ſelten mehr als vier bei einer Poſt zu haben ſind, auch Marnold einen Diener bei ſich hatte. Ich befahl meinen Gefährten den Welſern, die auf ihren eigenen Pferden nach Deutſchland reiſen wollten.

Beim Herunterſteigen von einem Berge, der Perdü genannt wird, ſtieß uns eines Abends ein Mönch in einem dunkelblauen Gewande auf. Sobald ihn Marnold erblickte, ward er bleich wie Buchs, ſagte: Ich muß den Mönch umbringen, oder wir kommen, nach ſeinem Anblick, in die äußerſte Noth; — und griff auch gleich, um es zu thun, nach ſeinem Schwerte. So wie der Mönch aber ſah, daß es ihm gelte, flüchtete er den Berg empor, wohin ihm Marnold auf ſeinem matten Roſſe nicht folgen konnte.

Ich ergriff ihn beim Mantel und ſchrie, was er mit dem Mönche zu ſchaffen habe, und ob wir um ſeinetwillen um unſer Leben kommen ſollten?

Ja, ja, ſagte er, wir brechen ſeinetwegen bald den Hals.

Mittlerweile war der Mönch ſo weit entkommen, daß man ihn nicht mehr erlangen konnte, und ſetzten wir, Marnold ſehr unzufrieden, unſere Reiſe bergab fort. Auf meine Frage nach der Urſache ſeines Beginnens, antwortete er, er ſei kein einziges Mal einem Mönche begegnet, ohne gleich in Unglück zu gerathen.

Als wir uns der franzöſiſchen Grenze nahten, wo es viele Räuber giebt, fürchtete er ſich vor dieſen und meinte, das werde die Ankunft des Mönchs mit ſich bringen.

Ich verlachte ſeine Blutgier und widerlegte ſie ihm mit Worten und Beiſpielen.

Am Fuße des Gebirges kamen wir noch bei hellem Wetter, indem ſich die Sonne hinter ſchwarzen Wolken verkroch, in ein Dorf. Wir verlangten Pferde, um nach Perpignan weiter zu reiten, das wir in anderthalb Stunden zu erreichen hofften. Der Poſtmeiſter ſchwur hoch und theuer, es könne dieſe Nacht nicht geſchehen, da ein ſo hoher Schnee gefallen ſei, daß man weder nach Perpignan hinein, noch von dort heraus gelange. Wir meinten, er ſpreche nur ſo, damit wir bei ihm zehren ſollten, da wir nicht das Mindeſte von Schnee geſehen hatten und drohten ſo lange, ihn beim Kaiſer zu verklagen, bis er ſagte: Er wolle uns die Pferde geben; wenn es uns aber nicht gereue, noch ehe eine Stunde vergangen ſei, ſollen ſie ganz und gar unſer ſein.

Wir ſetzten uns auf und waren kaum eine ſpaniſche Meile geritten, als wir in einen ſo tiefen Schnee geriethen, daß wir es in dem warmen Lande, wo es faſt gar nicht ſchneit, für ein Wunder anſahen. Der Poſtillon, der vor den Pferden herreitet, fing an zu weinen und ſagte, er finde keine Spur des Weges mehr, ſo daß er uns, auch wenn wir es verlangten, nicht wieder zurückbringen könne. Wir erkannten nun wohl, daß wir unrecht gethan hatten, dem Wirthe nicht zu glauben, und ergaben uns darein, die Nacht im Schnee zuzubringen. Da er noch unaufhörlich ſo dick niederfiel, daß wir beſorgen mußten, er werde uns ganz und gar überdecken, gab ich den Rath, zu verſuchen, ob wir zu Fuße durchkämen und ließen wir uns vom Poſtillon, der die Pferde am Zügel führte, den Weg nach Gutdünken weiter zeigen.

Zu unſerem Glück ſchien der Mond, wiewohl ihn uns die Schneewolken, die uns die Augen blendeten, oft verfinſterten. Auf ſolche Weiſe gelangten wir immer langſam weiter, indem wir bei jedem Schritte über die Haufen fielen. Endlich hörten wir den Seiger die Mitternachtsſtunde ſchlagen und vernahmen alſo, daß wir nahe bei der Stadt waren, die wir todtmüde erreichten. Wir konnten nicht mehr ſtehen, ſondern nur noch auf die Betten niederfallen, und wurden von dem Wirthe nicht wenig geſcholten, eine ſo gefahrvolle Reiſe unternommen zu haben. Marnold legte alle Schuld auf mich, weil ich ihn abgehalten habe, den Vorboten und die Urſache unſeres Unglücks umzubringen.

In Perpignan verweilten wir den folgenden Tag, weil uns der Wirth das Reiſen widerrieth und der erlebte Unfall uns gewitzigt hatte. Da uns aber bei herannahender Nacht das Stillliegen allzu verdrießlich war, machten wir uns auf und gelangten auf einer Art von gebahntem Wege bis Salces, wo wir an die dreißig Menſchen fanden, die weder vorwärts noch zurück gelangen konnten. Als wir vom Wirthe Speiſe und Trank forderten, antwortete er, er habe kaum ſelbſt ſo viel, daß er, bei anhaltendem Schneewetter, ſich mit Weib und Kind davon erhalte. Nachdem wir jedoch ein wenig Brod und Wein bekommen hatten, gingen wir vier franzöſiſche Meilen weit zu Fuße bis Narbonne.

In Lyon verließ mich Marnold, um ſeine Reiſe über Mailand nach Wien fortzuſetzen. Ich zog allein durch das Schweizerland und kam über Coſtnitz, Nachts zehn Uhr vor dem neuen Jahre, nach Neumarkt, wo ich das Schloß noch offen fand und unbeachtet bis in des Fürſten Schlafgemach gelangte.

Der Fürſt lag ſchon zu Bett, ſchwatzte noch mit ſeinen Kammerdienern von meiner Wiederkehr und verhieß dem, der mich zuerſt anmelde, einen guten Botenlohn. Ich blieb zurück und gab mich dem Hofbarbier zu erkennen, der alsbald ſchrie: Er iſt da, gebt mir das Botenbrod!

Der Fürſt empfing mich mit Freuden, und als ich ſagte, daß ich ſehr müde ſei und nur einen Biſſen eſſen wolle, um darnach auszuſchlafen und ihm am Morgen von meiner Reiſe zu berichten, ſprach er: Sage mir es jetzt mit drei Worten!

Ich antwortete: Ich bringe meinem Herrn eine Gemahlin, einen gnädigſten Kaiſer und eine billige Ausſteuer; und er dankte dafür Gott mit aufgehobenen Händen, indem er ferner ſprach: Gehe in Gottes Namen! Meine Küche und mein Keller ſtehen dir, wie du weißt, offen.

Ich lachte und ſagte, das ſei für Schmarotzer, wünſchte ihm eine gute Nacht und ging.

Früh Morgens war ich kaum erwacht, als er mich zu ſich rufen ließ, um meinen vom Kaiſer mitgebrachten Beſcheid zu vernehmen, der ihn ſehr erfreute, auf den er aber vor der Ankunft Marnold's nichts weiter thun wollte.

Marnold brachte vom Könige und Herzoge von Mailand die Bekräftigung alles Verheißenen, und nun war es an der Zeit, daß der Fürſt auch alles Nöthige vollzog.

Da dies nicht ohne ſeinen Bruder, den Kurfürſten, geſchehen konnte, reiſte er mit Marnold nach Heidelberg, wo Alles in Richtigkeit gebracht ward, und man nur für nothwendig erachtete, eine größere Mitgift vom Kaiſer zu verlangen, die Marnold keinen Auftrag hatte, zu bewilligen. Man ſprach ſchon davon, ob ich nicht abermals nach Spanien reiſen ſolle, als der Fürſt erklärte: Er habe um Anderer willen ſchon ſo viele Mühe und Arbeit gehabt, daß es wohl billig ſei, wenn er einmal etwas für ſich thue. Er wolle alſo verſuchen, ob er vielleicht beim Kaiſer mehr als ein Anderer erlange, und die Reiſe unternehmen.

Man ſtimmte ſeinem Vorſchlage bei und wir brachen, unſer nicht mehr als fünf, den 21. Februar 1535 nach Brüſſel auf, wo wir drei Tage bei der Königin Maria verweilten und von dannen mit Poſtpferden in zwei Tagen nach Paris kamen.

Wir erfuhren, daß der König in dem zwölf Meilen entfernten Mantes ſei, begrüßten ihn dort und reiſten mit einem Gefährten, den er uns bis zur franzöſiſchen Grenze gab, weiter.

In Annavie, im Biscayiſchen Gebirge, wo wir die Nacht beim Poſtmeiſter ruhten, ſagte uns derſelbe, daß ſich der Kaiſer nach Saragoſſa begeben habe, wo wir über Pampelona und viele Berge den 18. März anlangten, herrlich und in Ehren empfangen wurden und bis zum 22. dieſes Monats blieben. Wir wohnten bei einem gelehrten Edelmanne, der vieler Menſchen Sitten und Länder kannte, und uns von dieſer Hauptſtadt des Königreichs Catalonien Mancherlei erläuterte. Nach ihrem erſten Erbauer, dem Könige Juba, war die Stadt Saldiba, in mauriſcher Sprache ſo viel als des Jubahaus, genannt und hernach dem Kaiſer Auguſtus zu Ehren Caesar augusta umgetauft worden. Ihre Lage wird mit der Sohle eines Schuhes verglichen und ſie hat in die ſiebentauſend Häuſer, worunter etwa tauſend, in denen man ſich ſilberner Geſchirre zum Hausrathe bedient. Viertauſend ſind mit ſchönen Teppichen ausgeſchmückt und an fünfhundert haben ſo große Räume, daß man einen Kaiſer darin bewirthen könnte. Die Einwohner genießen allerlei Vorrechte und ſind von bürgerlichen Abgaben frei, dürfen auch nicht mit der ſcharfen Frage oder Tortur belegt, ſondern können zu Uebelthaten nur durch Zeugen überführt werden. In dieſer Stadt befindet ſich ein Hospital, das allen anderen in der Chriſtenheit vorgezogen wird. Es regnet bisweilen in zwei bis drei Jahren nicht, und die Saat wird durch Röhren und Waſſerleitungen dermaßen in den Furchen hin und her bewäſſert, daß das Land viel Frucht und Oel hervorbringt.

Wir ſahen ſelbſt ein großes Werk, vermittelſt deſſen der Kaiſer durch Gräben und Fortleitung des Waſſers über die Berge den Ebro von Tudela an über das ganze Thal zu bringen und es fruchtbar zu machen verſucht, und das ihm, wie es heißt, jährlich an die vierzigtauſend Dukaten einbringen wird.

Zu Saragoſſa wollte der Kaiſer wegen des Oſterfeſtes nichts mit dem Fürſten vornehmen, ſondern verſchob Alles bis Barcelona. Wir reiſten dahin und nachdem wir am 24. März in Herda zu Mittag geſpeiſt hatten, erreichten wir das Städtchen Belpuch, wo der Kaiſer, ſeinem Brauche nach, am grünen Donnerſtage den Armen die Füße wuſch.

Den folgenden Tag, den Charfreitag, begaben ſich der Kanzler Dr. Hartmann und ich nach Montſerrat, wo wir über Nacht blieben und mein Begleiter uns beinahe in großes Unheil gebracht hätte. Es wird nämlich jedem im dortigen Kloſter Ankommenden Brod, Eſſig, Wein und Oel gegeben, und iſt Salat jederzeit zu kaufen; uns gaben es die Kloſterbrüder nicht gern, weil ſie ſagten, man müſſe den Abend und die Nacht durch faſten.

Deſſenungeachtet war der Kanzler damit nicht zufrieden und wollte, was ich ihm getreulich widerrieth, mit aller Gewalt Eier haben.

Da die Brüder ſeine Halsſtarrigkeit ſahen, fingen ſie an zu rufen, daß er ein Lutheraner ſei und der Inquiſition angezeigt werden müſſe, bis ich ſie mit guten Worten möglichſt beruhigte und ihn für eine flämiſche Sau ausgab, die weder an Gott noch etwas Anderes glaube.

Am anderen Morgen ritten wir weiter, ließen auf den Rath unſeres Poſtillons Molin zur Seite liegen und wunderten uns, daß die Bäume am Wege ſchon reiſe

Kirſchen hatten und das Getreide auf dem Felde weiß zu werden anfing.

Zu Barcelona waren der Kaiſer und der Fürſt ſchon angekommen und wurde ſo lange von dem verhandelt, was zum Abſchluſſe der Heirath noth that, bis Andreas Doria mit zwei und dreißig Galeeren ankam, um den Kaiſer nach Afrika abzuholen, und dieſer den Fürſten mit beſonderen Gnaden entließ.

Der Fürſt ſandte mich und ſeinen Hofbarbier voraus, damit wir auf der Loire, wo dieſelbe der Stadt Lyon am nächſten iſt, ein Schiff mietheten, auf dem er einige Tage von dem ermüdenden Ritte auf Poſtpferden ausruhe, und that, nachdem wir ihn verlaſſen hatten, zwiſchen Montpellier und Nismes mit dem Pferde einen Fall, durch den er ſich das Rückgrat, das er ſich, wie früher ſchon gemeldet worden, im Turniere verletzt hatte, abermals zerſchellette, und ſich genöthigt ſah, in Nismes zu bleiben.

Den 17. April kam der Fürſt ſehr müde nach dem zwölf Meilen von Lyon gelegenen Städtchen Roanne, wo er froh war, ein Schiff zu finden.

Wir fuhren darin die Loire hinunter, vielen Städten vorbei und mußten endlich in dem Dorfe Priare bis zur Stadt Corbiel wieder Poſtpferde nehmen, wiewohl ſich der Fürſt wegen des Lendenſteins dabei ſehr übel befand.

Von Corbiel aus reiſten wir abermals zu Waſſer gen

Paris, wo der Fürſt ein Schreiben des Königs fand, der ihn erſuchte, ihn, ſeiner Zuſage gemäß, in Rouen in der Normandie zu beſuchen. Dazu gebrauchten wir theils Poſtpferde, theils das Waſſer, bis wir den 25. April die Stadt erreichten, in der wir bis zum 4. Mai verweilen mußten.

Die Urſache des langen Wartens war der König ſelbſt, der, um ein andermal im Kriege keiner fremden Hülfe zu bedürfen, in Frankreich ſechs Regimenter ſtarker Männer hatte werben laſſen, deren jedes den Namen der Provinz führte, aus der es ſtammte, und die im Lande hin und wieder vertheilt worden waren.

Das Regiment der Normandie hielt man für das beſte, weil die Bewohner derſelben, die ihren Urſprung von den mitternächtigen Deutſchen haben, größere und ſtärkere Leute, als die übrigen Franzoſen ſind, und der König wandte beſonderen Fleiß an, daſſelbe beſtens ausgeſchmückt zuſammen zu bringen, und es vor dem Fürſten aufziehen zu laſſen.

Man meinte auch, er halte den Fürſten theils zum Scherz ſo lange auf, um ihn nicht zu der Braut gelangen zu laſſen, nach der ſein Herz ſtand, und er entſchuldigte ſich bald mit Unwohlſein, bald mit der Jagd oder Geſchäften, um ihn nicht eher vor ſich gelangen zu laſſen, als bis der Fürſt zuletzt ungeduldig zu werden anhub, und er mit der Bitte nach Rouen kam, noch ein paar Tage bei ihm zu bleiben. Er führte ihn zu dem Ende auf der Seine nach einem neun Meilen entfernten Schloſſe, wo er ihm zu Ehren allerlei Jagden und Herrenluſt mit dem Falken anſtellte und ihm ſogar ſein eigenes Bett zum Schlafen überließ, das der Fürſt wieder mir einräumte, der ich ſonſt hätte müſſen auf der Bank vorlieb nehmen. Mein Herr ward desgleichen aus der königlichen Küche geſpeiſt, und die drei jungen Söhne des Königs waren allezeit bei ihm, hielten mit ihm Tafel und ſtellten allerlei an, was ihn erfreue.

Nach Verlauf von zwei Tagen, die wir daſelbſt zugebracht hatten, fuhren wir auf der Seine zu Berg wieder nach Rouen und laſen, dem Brauche nach, etwas unterwegs, wozu damals der um des Königs willen in's Franzöſiſche überſetzte Thucydides zur Hand war, den der König mit anderen gelehrten Leuten, die umher ſtanden, ſo wohl auslegte, daß die Reiſe mir nicht lang gedäucht haben würde, hätte ſie ſchon bis zum Abende gewährt.

Es lobte ſonſt auch Jedermann dieſen König als einen Freund der Wiſſenſchaften und gelehrten Leute, die er eben ſo ſehr gefördert, als die hohen Schulen gebeſſert hat, und wenn man ihn dagegen ſchalt, den Weibern allzu ſehr ergeben geweſen zu ſein und nicht auf Treue und Glauben gehalten zu haben, ſo muß ich gleichwohl ſagen, daß ich, der des öfteren vor Tafeln geſtanden bin, an denen Könige oder der Pabſt, Kardinäle und Biſchöfe ihre Mahlzeiten gehalten, mich keines gelehrteren Tiſches, um mich ſo auszudrücken, als deſſen des Königs von Frankreich erinnere. Dabei ward ſtets geleſen, geſtritten und Geſpräche gehalten, und es war Keiner ſo gelehrt, er lernete nicht mehr davon, Keiner ſo erfahren, er erführe hier nicht noch mehr, Keiner ein ſo tapferer Kriegsmann, er hätte nicht ein Beſſeres dabei gemerkt. Ja, wenn ſich ein Schmied, Gärtner oder Ackersmann in der Geſellſchaft hätte befinden können, er würde, zumal wenn der König ſelbſt von den Sachen redete, nicht ohne Belehrung hinweg gegangen ſein. Bei alledem hatte derſelbe einen ziemlichen Mangel an der Sprache, weil ihm der Zapfen im Halſe durch eine Krankheit verletzt war, und nur die ſein gewohnt waren, ihn leicht verſtanden.

Des folgenden Tages kam die Zeit, auf die wir hatten warten müſſen und lud der König den Fürſten, nachdem er das Frühſtück mit ihm eingenommen hatte, zu einem Spaziergange auf das Feld ein. Daſelbſt waren ſchöne Gezelte und erhöhte Orte zum Schauen eingerichtet, auf denen man das erleſene Regiment von weitem in ſeiner Ordnung anrücken ſah. Es waren auch einige Stücke großes Geſchütz dabei, die auf ein vom Könige gegebenes Zeichen losgebrannt werden ſollten.

Das Regiment ward herumgeführt, daß es ſich bald hier- bald dorthin ſchwenkte, und man ließ die Trommeln ſammt dem Feldſpiele gehen, oder blies dazu auf, daß es in die Luft ſchallte. Sie fingen an, gegen einander zu ſcharmuziren und die Stücke mit einem ſolchen Krachen los zu laſſen, daß die Erde erzitterte. Ihrer Viele, die dergleichen nicht geſehen hatten, meinten, es wäre Ernſt, und fürchteten, weil die großen Geſchütze etwas niedrig gerichtet waren, ſie möchten damit an die Köpfe getroffen werden. Einige wendeten die Köpfe weg und duckten ſich, der Gefahr zu entgehen, worüber ſie weidlich ausgelacht wurden, der König aber, der da meinte, daß es eine Schande ſei, unwillig ausſah.

Unweit des Geſchützes ſtanden Einige, die das Büchſenpulver in den Säcken hatten. Das ging unverſehens los und verurſachte ein klägliches Schauſpiel, ſo übel verbrannt waren ſie im Geſicht und an den Gliedmaßen. Hinterdrein mußte ſich das Volk in eine Ordnung ſtellen, in der der König es eine gute Weile beſchaute und ſo wie er damit fertig war, bat er den Fürſten, ſich zwiſchen ihn und den Kardinal von Lothringen zu ſetzen und erklärte ihm ſeine Abſicht mit Errichtung der ſechs Regimenter, die zuſammen an funfzigtauſend erleſene Soldaten enthielten, und von denen ſich der Fürſt nach dem gegenwärtigen eine Vorſtellung machen dürfe. Der König ſagte auch, er habe damit den Mangel an Fußvolk durch ſeine eigenen Leute erſetzen wollen, die man ſonſt nur zum Ackerbau verwende, und behalte, einer ſolchen Einrichtung gemäß, überdies große Summen im Lande, die man früher für die ausländiſchen Miethvölker ausgegeben habe. Schließlich ſollte ihm der Fürſt, als ein ſo erfahrner und berühmter Kriegsmann, ſeine Meinung ſagen, ob er, was er vor ſich geſehen und von ihm gehört habe, billige.

Der Fürſt erwiederte: Eure Majeſtät verlangen zwar mit Unrecht von mir ein Urtheil in einer Sache, in der ich nur von euch lernen kann; da ich denn aber einmal hierüber reden ſoll, ſo bezeugt die Geſchichte ſelbſt, ein wie tapferes Volk die Franzoſen im Kriege ſind. Ihr edles Gemüth hat nicht eher ruhen können, als bis ſie die Gewalt und Hoheit erlangt haben, auf der ſie ſich faſt eines Falles befahren müſſen. Jedoch haben die Könige dieſer Krone ſeitdem keinen ſtarken äußeren Feind zu bekämpfen gehabt, und vielmehr nur dahin geſehen, ſich innerer Aufſtände zu erwehren. Sie haben zu dem Ende das Volk von der Luſt zu kriegen auf den Ackerbau und die Feldwirthſchaft gebracht, und lieber das Geld zu Werbung fremder Kriegsvölker ausgegeben, als ſich dazu der Einheimiſchen mit Gefährdung ihres inneren Friedens zu bedienen. Die Großen dieſes Reiches pflichten nicht immer der Meinung ihres Gebieters bei, und es will, ſobald ein Krieg zu führen iſt, jeder ſeines Kopfes leben. Folgt man dem einen oder andern nicht, ſo verläßt er ſich wohl auf ſeine ſtreitbaren Unterthanen und ſtellt ſich zum großen Schaden des Königs widerſpenſtig auf des Feindes Seite. Ihr habt deſſen genugſame Beiſpiele und wißt beſſer als ich, wie es euch noch neulich ergangen iſt. Eure allgemeinen Gründe, warum ihr dieſe alte Einrichtung gegenwärtig ändern wollt, vermag ich nicht zu tadeln. Ich ſehe dieſe Soldaten groß und ſtark vor mir und bezweifle nicht, daß ſie, beſſer geübt, auch Herz bekommen werden. Stark ſein und nichts erfahren haben, iſt oft ſchädlich, und wo man nichts weiß und verſteht, hilft die Stärke nichts. Kommt die Erfahrung dazu, ſo wird mit der Zeit eine rechte Mannhaftigkeit daraus, die ſich nicht vor dem Tode fürchtet, ſtandhaft im Unglück iſt und lieber mit Daranſetzung des Lebens den Sieg erfechten, als mit Unehren entkommen will. Der Muth, das Herz und die Standhaftigkeit müſſen ihnen nur zuvor durch Geſchick und Ordnung, durch den Willen etwas zu leiden, Mäßigkeit, wie Furcht vor den Oberen beigebracht werden. Darin iſt der deutſche Soldat unverbeſſerlich, der, zwar mit vielen Laſtern beladen, doch eine ſonderliche Scheu an ſich hat. Wird er einmal feldflüchtig, ſo bleibt er ſtets traurig und allein, weil ihn Jedermann für einen Schelm anſieht und Niemand mit ihm eſſen oder umgehen will, und das macht die Verzagten ſo beſorgt, daß ſie lieber auf dem Platze todt blieben, als von der Fahne wegliefen. Solche Geſinnung bildet allenthalben die beſten Soldaten, und ihr müßt ſelbſt wiſſen, ob ſie unter den Euren aufkommen kann, oder dieſelben nicht viel eher halsſtarrig werden, ſich der Völlerei ergeben, zanken, ſchlagen, bei dem geringſten Worte zu Zorn entbrennen möchten.

Der König, der den Worten des Pfalzgrafen mit beſonderer Aufmerkſamkeit zugehört, hatte zu Zeiten mit geneigtem Haupte zu verſtehen gegeben, daß er ſie billige und kehrte bei herangenahtem Abend mit ſeinem Gaſte nach der Stadt zurück.

Indem der Fürſt am andern Morgen weiter reiſen wollte, ließ ihn der König erſuchen, noch einen Tag zu bleiben, und vernahmen wir, er habe über deſſen Rede mit Anderen einen langen Streit gehabt, weil er ſie gebilligt und Manche, wie der Admiral, ſie übel gedeutet habe, als ob der Fürſt den Franzoſen damit zu nahe getreten ſei. Ob nun aus dieſer oder einer andern Urſache, hat der König die ſechs Regimenter bald nachher wieder abgedankt und ſie nicht gebrauchen wollen.

Er ſandte dem Fürſten ein Geſchenk von 6000 Kronen zu und als er ſich mit ihm letzte, ſagte er: Ich weiß wohl, lieber Pfalzgraf, ob ihr es mir gleich nicht eingeſteht, was ihr in Spanien gemacht habt. Ihr bringt euch die Tochter des Königs von Dänemark zur Gemahlin mit, zu der ich euch alles Glück und Heil wünſche. Es hätte dergleichen zwar in meinem Königreiche geſchehen ſollen; damit ihr aber nicht dafür haltet, die Schuld ſei mein geweſen, ſage ich euch nur, daß Herzog Wilhelm von Baiern, deſſen ich mich damals bedienen wollte, aus was für Urſachen werdet ihr ſelbſt wiſſen, durchaus nicht dazu ſtimmte. Ihr ſollt auch noch aus dieſem Umſtande erſehen, wie wenig ich euch ſchaden will, daß unlängſt ein Deutſcher von Adel, Hans Thomas von Roſenberg, zu mir kam, der euer Todfeind wegen des Schwäbiſchen Bundes und des Schloſſes Borberg iſt, das, wie er behauptet, ſein Eigenthum und von euch eingenommen worden ſei. Der wollte mich mit ſtattlichen Verheißungen bereden, euch auf den Grenzen meines Königreichs niederwerfen und, ich weiß nicht wohin, gefangen führen zu dürfen. Ich habe es ihm aber beſtändig abgeſchlagen und gedroht, nichts gegen euch zu unternehmen. Er hält ſich heimlich bei Robert von der Marck auf dem Schloſſe Sedan auf. In meinen Landen ſollt ihr vor ihm ſicher ſein; ſobald ihr aber hinaus kommt, ſeht euch vor.

Der Pfalzgraf bedankte ſich unterthänigſt und ging zu der Königin, mit der er lange von ſeiner alten Liebe ſprach. Sie wollte es nicht eingeſtehen, daß ſie jemals daran gedacht habe, ihn zur Ehe zu nehmen, und nannte es nur Scherz und Spiel der Jugend. Die portugieſiſche Heirath und wie lieb und werth ſie der alte König gehalten habe, rühmte ſie höchlich und ſagte, daſſelbe widerführe ihr beim Könige von Frankreich nicht, von dem ſie gering geachtet würde. Der Fürſt hörte das wohl nicht ungern an, obſchon er ſich ſtellte, als trüge er mit ihr Mitleiden. Von ihrer Baſe, ſeiner künftigen Gemahlin, ſagte ſie: ſie ſei ihr lieb und wenn ſie nicht ſelbſt eine Tochter habe, werde ſie dieſelbe zu ihrer Erbin einſetzen.

Wir zogen unſeres Weges gen Brüſſel, derweil ſich der Kanzler heftig fürchtete, und bei jedem kommenden Reiter meinte, der Roſenberg ſei da. Die Königin Maria empfing den Fürſten mit fröhlichem Gemüthe, ehrte ihn hoch und bemitleidete ihn wegen des Falles, den er bei Nismes gethan hatte. Sie ließ ihm den 18. deſſelben Monats in der Schloßkapelle Dorotheen, die ältere Tochter des Königs Chriſtiern von Dänemark, Norwegen und Schweden, öffentlich vermählen und erklärte ihm danächſt, wie man jetzt des Königreichs mit geringem Volke mächtig werden könne, da der Graf von Oldenburg es faſt ganz eingenommen habe und bereit ſei, es ſeiner Braut zu übergeben. Man halte aus dieſem

Grunde für gerathen, daß er ſein Beilager ohne ſonderliches Gepränge anſtelle und vor allen Dingen die Eroberung des Königreiches erwäge, zu der man in den Niederlanden bereit ſei, ihm nach Kräften beizuſtehen.

Ich rieth dem Fürſten auch in dieſem Sinne, die Gelegenheit nicht zu verſäumen; der Kanzler ward aber ungeduldig, ſo lange von ſeinem Weibe bleiben zu ſollen, und zog ſeine häusliche Bequemlichkeit der Ehre und Herrlichkeit ſeines Fürſten vor. Er ſah recht wohl, wie große Luſt der Fürſt zu prangen hatte und fragte ihn, ob er ſich nicht, nach ſo viel ausgeſtandener Mühe und Arbeit, endlich den fröhlichen Tag machen wolle, den man nur einmal im Leben habe? Sein Bruder, ſeine Verwandten, Freunde, Unterthanen und Diener, ja ſeine Gemahlin ſelbſt wünſchte es, die ſich ſo herzlich danach ſehnen müſſe, ſein Land und ſeine Leute zu ſehen, und deren Liebe ſich danach gewiß vermehre. Warum er ſich nicht daran halten wolle, was er in Deutſchland ſchon in Händen habe, derweil er die Krone Dänemarks den Feinden erſt mit Krieg entreißen müſſe? Ja, wenn er ſie auch in der That, was höchſt zweifelhaft, gewinne, würden Jahre darüber hingehen, ehe er das Land in Ordnung bringe — und was dergleichen mehr war, womit er das Gemüth des Fürſten nach ſeinem Willen zu ſtimmen ſuchte.

Die Königin Maria mochte ſagen, wie ſie wollte, er dürfe als ein ſchon betagter Herr die Freudenſpiele einſtellen, nach denen auch die Braut nicht frage, da ſie das Fieber habe; er ließ ſich keines Anderen bereden und gab vor, ſein Bruder, der Kurfürſt, verlange es alſo, ohne deſſen Rath er nichts ändern dürfe. Von dieſer Zeit an ward mir der Kanzler feind, weil ich der anderen Meinung war, und er mir noch von der Reiſe her darüber grollte, daß ich mit beſſeren Poſtpferden als er verſehen worden ſei, und rieth dem Fürſten, an meiner Statt, den er dem Kurfürſten zurückſchicken möge, einen andern Sekretair zu nehmen. Er war ſonſt ëin guter, ehrlicher Mann und wohlerfahrner Rechtsgelehrter. Gleichwie aber Niemand ohne Gebrechen gefunden wird, hatte er die Unart an ſich, ſehr neidiſch zu ſein und einen einmal gefaßten Groll nicht leicht wieder fahren zu laſſen, ja, ſich deſto freundlicher gegen Jemand zu bezeigen, je ernſtlicher er damit umging, ſich an ihm zu rächen.

Sobald der Pfalzgraf von der Königin Abſchied genommen und ſich über einen Tag mit ihr verglichen hatte, an dem ihm die Braut nach Neumarkt zuzuführen ſei, eilte er von dannen, um ſich zum rechten Beilager zuzuſchicken und beſchloß mit dem Kurfürſten, daſſelbe nicht in Neumarkt, ſondern in Heidelberg zu halten, wo man Wein, Wildpret, Getreide und dergleichen bequemer haben kann. In Neumarkt, deſſen dürres Land nichts trägt, wird Alles zu theurem Preiſe erkauft und von auswärts hingeholt.

Da die Niederländer in dem Rufe ſtehen, faul und läſſig zu ſein, ward ich inzwiſchen zu der Königin nach Brüſſel geſchickt, wo ich darauf achten ſollte, daß die Braut zu rechter Zeit abreiſe, um an dem beſtimmten Tage in Heidelberg zu ſein. Ich war dort nicht ſobald eingetroffen, als man mir ſagte, daß die Königin Leonore von Frankreich Verlangen trage, die Braut des Pfalzgrafen vor der Hochzeit in Camerich zu ſehen und zu ſprechen, wo ſie ihr, wenn es der Fürſt geſchehen laſſe, ohne Zweifel ein großes Geſchenk mache. Der Fürſt mußte wohl, wenn auch ungern, den beiden Königinnen willfahren und befahl mir, es in Brüſſel abzuwarten, derweil er ſich, bis es Zeit ſei, nach der Oberpfalz begab.

Die Königin Leonore verſchob unter allerlei Vorwänden ihre Reiſe nach Camerich bis Ende Juli. Die Königin Maria wollte ihre Herrlichkeit vor den Franzoſen ſehen laſſen und nahm fünfzehnhundert Pferde auf die Reiſe mit, von denen wenigſtens vierzig und einige Reiter in Sammet gekleidet und mit güldenen Ketten geſchmückt waren. Ich zog mit unter ihnen, in einem Kleide, das mir die Königin geſchenkt hatte, in die Stadt ein. Nicht lange darauf kam die Königin Leonore faſt ebenſo ſtark an, und hielt man, franzöſiſchem Brauche nach, beim Einzuge keine Ordnung. Sie ſelbſt ward in einer Sänfte getragen und ſollte, wie man ſagte, darum viel prächtiger ſein, weil ſie ein Kleinod am Halſe habe, das mehr als unſer ganzer Schmuck an Pferden, Ketten und Kleidern zuſammen werth ſei. An demſelben Halſe ſoll unter anderem ein Demant geweſen ſein, den der König unlängſt für ſiebenzig tauſend Kronen gekauft hatte.

Nachdem wir ein paar Tage zu Camerich geblieben waren, wo wir wegen des ſtündlichen Zanks zwiſchen den Franzoſen und Burgundern nicht länger aushalten konnten, kehrten wir nach Brüſſel zurück, und hier beſchloß man nach manchem neuem Verzuge, daß der Biſchof von Brixen und der Markgraf von Bergen die Braut den achten September in Heidelberg ablieferten.

Die Königin Maria gab der Braut, als ob es ihre Tochter wäre, das Geleit bis Löwen, und demnach zogen wir in kleinen Tagereiſen bis Köln, weil die Braut am Quartanfieber krank war. Von dannen über Mainz und Worms nach Ladenburg, wo wir die Nacht blieben und am folgenden Tage brachen wir nach dem Frühſtücke gen Heidelberg auf.

Auf dem halben Wege liegt unweit der Straße ein nicht gar großes Gehölz, das die Schwaben vor Zeiten dem Abgotte Mars gewidmet und in dem ſie ein Schloß erbaut haben ſollen, deſſen eingefallenes Mauerwerk am Neckar noch ein Zeugniß von ihm giebt. Bis zu dieſem Orte kam Pfalzgraf Friedrich mit einer ſtattlichen Anzahl Edelleute ſeiner Braut entgegen. Er empfing ſie wie eines Königs Tochter, führte ſie in die Stadt und das Schloß Heidelberg, wo ſie auch vom Kurfürſten, der nicht wohl auf war, mit großen Ehren empfangen und des folgenden Tages durch Biſchof Philipp zu Speyer, dem Pfalzgrafen Friedrich, nach chriſtlichem Brauche, zur Ehe gegeben ward. Die übrige Zeit dieſes Tages brachte man mit Tafeln und Tanzen zu.

An Gäſten und Fremden zählte man an die viertauſend Perſonen, die alle ſowohl auf dem Schloſſe wie in der Stadt mit Futter und Mahl verſehen wurden. Am folgenden Morgen brachten die Brüder des Fürſten und die Geſandten der Städte Braut und Bräutigam ihre Verehrungen. Hernach hielt man einige Tage hinter einander auf dem Markte Turnier und Ritterſpiele, indem man nichts unterließ, die Braut und Gäſte, deren einige vor ihrer Wegreiſe noch beſchenkt wurden, froh und zufrieden zu machen, und zog der Pfalzgraf mit ſeiner Gemahlin gutes Muthes nach der Oberpfalz. Was ihm unterweges, beſonders von den Nürnbergern für Ehren angethan wurden, die ſich mit großen Unkoſten angriffen, übergehe ich, damit man nicht von mir ſage, ich ſetze dieſem wichtigere Dinge hinten nach.

Der Fürſt hatte zwar gemeint, durch die Heirath zu einem gewünſchten Ende ſeiner Mühen und Kümmerniſſe zu gelangen; erkannte aber alſobald, daß er jetzt erſt recht auf das weite Meer mit ſeinen wilden Stürmen getrieben worden ſei.

Zehntes Buch.

1535 — 1539.

Nachdem ich das eheloſe Leben meines Herrn auf die gemeine Art beſchrieben habe, muß ich mich unterfangen, was ihm ſeit ſeiner Vermählung geſchehen iſt, mit etwas mehr Bedacht zu erzählen, weil ich dabei, der Wahrheit zu Liebe, die Bosheit mancher Leute entdecken muß, deren Namen es gefährlich iſt anzugreifen. Sie werden mir zu gut halten, daß ich mich nicht ſcheue aufzuſchreiben, was ſie ſich nicht geſchämt haben zu thun.

Mein Herr war kaum wieder nach Neumarkt gelangt, als er von der Königin Maria und König Chriſterns Geſinde, das ſich zahlreich in den Niederlanden aufhielt, in vielen Schreiben ermahnt ward, die däniſche Sache und Eroberung des Königreiches nicht zu vergeſſen, zu der ſich ſpäter keine ſo gute Gelegenheit als jetzt finden werde. Graf Chriſtoph von Oldenburg nehme einen Ort nach dem andern ein und Kaiſer Karl ſei aus Afrika nach Sizilien zurückgekehrt und werde, wenn der Pfalzgraf nicht ſäume, durch Schreiben an die Stände leicht alle ſeine Wünſche erlangen.

Damit der Fürſt ſich nicht ſelbſt im Licht zu ſtehen ſchiene, ſandte er mich, wiewohl ich damals krank war, auf der Poſt zu ſeiner kaiſerlichen Majeſtät. Ich durchzog im Monat November faſt ganz Italien und als ich gen Neapel kam, ward mir geſagt, daß der Kaiſer daſelbſt in Kürze eintreffen werde. Ich nahm mir vor, ihn zu erwarten, beſuchte unterdeß die Umgegend und hatte, gleich nachdem er wie im Triumphe eingezogen war, Audienz. Ich erhielt den gnädigen Beſcheid, daß er ſich den Fürſten, ſeine Gemahlin und die ganze Sache auf das Getreuſte wolle anbefohlen ſein laſſen und ich mich wegen des Weiteren an den von Granvella wenden ſolle. Später ſchickte er noch ſeinen Hofmeiſter zu mir und ließ mich fragen, ob mir etwas mangele. Ich erwiederte, mir mangele nichts als ein guter Trunk Wein, da mir die Falerniſchen und Setiſchen allzu ſauer und nicht von der Güte zu ſein ſchienen, die die Alten rühmten.

Während meines Aufenthaltes zu Neapel erfuhr ich von Herrn von Granvella, daß der Herzog von Mailand mit Tode abgegangen ſei, und bedeutete ihm, wenn meinem Herrn mit der Hoffnung, die Königreiche zu erwerben, ein Großes abgegangen ſei, könne doch der Kaiſer keinen getreueren neuen Statthalter über Mailand als in ihm gewinnen.

Der von Granvella ſagte: O nein, das ſoll nicht geſchehen. Wir wollen in ihm bald einen König mit drei Kronen haben.

Wo bleibt aber unterdeß das Jahrgeld, das man ihm in Spanien verheißen hat? fragte ich.

Das wollen wir ſchon ſehen, ſagte er.

Mittlerweile hatten der Graf von Oldenburg und Herzog Albrecht von Mecklenburg dem Herzoge von Holſtein, der ſich König von Dänemark nannte, ein unglückliches Treffen geliefert und ſich nach Kopenhagen geflüchtet, wo ſie belagert wurden. Mit dem Holſteiner war der König von Schweden verbunden, der die Kopenhagen gegenüber gelegene Stadt Hellebeck belagerte. Die vier Hanſeſtädte Lübeck, Stralſund, Roſtock und Wismar hielten es mit dem Grafen von Oldenburg und ſchickten ihm Lebensmittel zu, die nur für die Stadt nicht hinreichten. Auch hatte er ſich zu beklagen, daß dem Kriegsvolke kein Sold gegeben wurde, und ließ ohne Unterlaß an die Königin Maria und den Fürſten ſchreiben, man ſolle ihnen zu Hülfe kommen, oder ſie müßten die Stadt und das ganze Königreich dem Holſteiner überlaſſen.

Vorgenannte vier Städte hatten den anderen Hanſeſtädten in Hamburg einen Tag zur Berathung angeſetzt, wie man entweder mit dem Holſteiner Frieden ſchließen oder ihn insgeſammt bekriegen müſſe; und auf den Antrag der Königin Maria hatte der Fürſt dazu den Grafen von Renneberg und den Ritter Wolf von Affenſtein, einen Rath des Pfalzgrafen Kurfürſten, als Geſandte abgeſchickt. Die Königin ließ Gottſchalk Erich und Cornelius Scepperus hinziehen. Man wartete in Bremen lange auf ſie, und als ſie endlich kamen, war es zu ſpät, da die Geſandten der Städte unverrichteter Sache wieder abgezogen waren und einen anderen Tag angeſetzt hatten. Jedoch ſagten Gottſchalk und Cornelius auf die inſtändigen Bitten des Grafen von Oldenburg zu, für die Königin zwölftauſend und für den Fürſten ſechstauſend Gulden herbeizuſchaffen, womit man das Kriegsvolk bezahle und Kopenhagen mit Lebensmitteln verſorge. Des Fürſten Zahlung ward gleich geleiſtet, die der Königin verzog ſich lange Zeit.

Den Anfang und die Urſache dieſes Krieges will ich hiermit in der Kürze erzählen. Es galt in Dänemark von jeher das Recht der unmittelbaren Erbfolge des königlichen Geblütes, gleichviel ob männlichen oder weiblichen Geſchlechts, und man hielt ſo feſt daran, daß als dereinſt ein König keine Manneserben, ſondern nur eine Tochter hinterließ, die ſich mit einem geringen Unterthan verehelicht hatte und nach Schweden geflohen war, man das Weib lieber dort aufſuchte, den Bauer, ihren Mann, umbrachte, und ſie auf den königlichen Thron ſetzte, als daß man hätte einem Anderen, der nicht aus königlichem Geblüte, wenn auch noch ſo edel und ſtattlich geweſen wäre, die Verwaltung des Landes überlaſſen wollen. Da geſchah es, daß als König Erich ohne Erben ſtarb, die Stände ſeiner Schweſter Sohn, den Pfalzgrafen und Herzog von Baiern Chriſtoph, deſſen Land Fürſt Friedrich noch heute innen hat, im Jahre 1439 zum Nachfolger im Königreiche berieſen. Derſelbe geſegnete dieſe Welt gleichfalls ohne Erben, und ſie übergaben die Krone Chriſtiern I., einem Grafen von Oldenburg, der des Herzogs Adolf von Schleswig Schweſterſohn war und ſeine Abkunſt auch von königlichem Stamme hatte. Dieſer zeugte hernach mit Dorotheen, der Tochter des Markgrafen Johann von Brandenburg und früheren Gemahlin Herzog Chriſtophs von Baiern, die er erſt als König ehelichte, zwei Söhne, Johann, der nach ihm König ward und Friedrich, der ſich mit der Hälfte der Fürſtenthümer Holſtein, Schleswig und Stormar und einer Summe Geldes vom Bruder abfinden ließ.

König Johann hinterließ in der Folge einen Sohn, Chriſtiern, der die väterlichen Verträge mit ſeinem Vetter Friedrich erneuerte, die in aller Richtigkeit abgefaßt und von ihm beſiegelt bei meinem Herrn, dem Pfalzgrafen Friedrich verwahrt werden, und in denen Herzog Friedrich von Holſtein ſich verpflichtet, weder für ſich noch ſeine Erben Anſprüche an die Krone Dänemark zu erheben, ſondern dieſelbe König Chriſtiern, den Sohn ſeines Bruders, ſicher beſitzen zu laſſen, ja, ihn ſelbſt vertreten zu helfen, wenn er von jemand angegriffen werde.

Nach König Johanns Tode, als ſein Sohn Chriſtiern an ſeinerſtatt herrſchte, hub der unruhige däniſche Adel, ſowie er ſchon mit König Erich und deſſen Verfahren umgegangen war, ſich auch wider Chriſtiern aufzulehnen an. Der König ſollte nichts aus eigner Macht, ſondern nur nach ihrem Willen, wie ihr Leibeigner thun und laſſen, und ihre armen Unterthanen drückten ſie mit ſolcher Dienſtbarkeit, daß ſie kein Stück Vieh oder ſonſt etwas losſchlagen durften, ſondern alles dem Edelmann bringen mußten, der ihnen dafür gab, was er wollte, und wenn es für einen Ochſen, zwei Gulden an Werth, drei ſächſiſche Groſchen geweſen wären. Er behauptete auch wohl, daß er ſie nach Belieben züchtigen und todtſchlagen dürfe, ohne daß jemand danach zu fragen habe.

Der König wollte dieſe Tyrannei des Adels nicht ertragen, und ſie warfen deswegen ſolchen Haß auf ihn, daß ſie ſich mit der Geiſtlichkeit verſchworen und wider ihn zu den Waffen griffen. Er wußte ſich in der Wirrſal nicht zu rathen, flüchtete mit ſeiner Gemahlin und ſeinen Kindern zu Schiffe nach Holland und Brabant und hoffte dort von ſeinem Schwager, dem Kaiſer, Hülfe zu erlangen. Er wartete lange Zeit vergebens, warb am Ende in Friesland einige hundert Fußknechte, erlangte von den Holländern mit Drohungen Schiffe, in denen er mit ihnen zur ungelegenen Zeit abfuhr und ward durch Stürme nach Norwegen verſchlagen. Unterdeß ernannte der aufrühriſche Adel den vorgedachten Herzog Friedrich von Holſtein, einen frommen und einfältigen Fürſten, unter dem Vorwande und der Bedingung zum Könige, ihr Land ſei ein Wahlreich, in dem ſie nach Gefallen einen König entthronen und den andern krönen dürften, und wenn er es nicht annehme, ſolle der Herzog von Geldern oder ein Anderer zum Throne berufen werden.

Sobald Chriſtiern an den Grenzen des Königreichs angekommen war, verſammelte der neue König die Vornehmſten des Adels mit einigen Fähnlein Kriegsvolk und ſandte Canut Güldenſtern, den erwählten Biſchof von Odenſe, ſowie den Ritter Nikolaus Lock mit Vollmacht zu gütlichen Unterhandlungen an ihn ab. Chriſtiern ging mit den Edelleuten zu ſeinem Vetter, die ihm mit Brief und Siegel und den heiligſten Schwüren verbürgten, ihn ſeiner Freiheit unbeſchadet wieder zu den Seinen zu bringen, wenn die verſuchte Vereinbarung nicht zu Stande käme; er war aber noch nicht an Ort und Stelle gelangt, als ſie ihn treubrüchig ſeiner Freiheit beraubten und gefangen nach Schloß Sonderburg abführten, wo er noch gegenwärtig verhaftet liegt. Die Briefe des ſicheren Geleites bewahrt Pfalzgraf Friedrich auf und hat ſie zur Beſchämung der däniſchen Geſandten dem Reichstage zu Worms vorleſen laſſen.

Graf Chriſtoph von Oldenburg, König Chriſtierns Vetter, wollte die an dieſem begangene Unbill nicht dulden und warb Kriegsvolk, mit dem er zuerſt Holſtein und alsdann Seeland überzog, weil die mit den Holſteinern unzufriedene Stadt Kopenhagen ſich zu ihm ſchlug, ſowie auch der Herzog Albrecht von Mecklenburg that, der allerdings lieber ſelbſt König geworden wäre.

Dies iſt nach meinem beſten Wiſſen der Hergang der Sache, bei dem ich den König Chriſtiern keineswegs von Laſtern freiſpreche, und nur anderen Hiſtorienſchreibern dieſer Zeit nicht beiſtimme, die den jetzigen Beherrſcher von Dänemark, uneingedenk deſſen, daß er ſein heiliges Wort gebrochen hat, bis in den Himmel erheben, oder den Pfalzgrafen Friedrich deshalb ſchelten, daß er ſeinen Schwiegervater hat befreien wollen.

Ich blieb vierzehn Tage bei ſchönem Wetter in Neapel, bis der Kaiſer an die Königin ſchrieb, in ſeinem Namen unverzüglich einige vornehme Männer nach Dänemark zu ſenden, die den Herzögen von Holſtein und Mecklenburg, ſowie dem Grafen von Oldenburg beföhlen, dem Fürſten das Königreich einzuräumen und den Ständen des

Reichs ſagten, ſie ſollten ihn zu ihrem Herrn und König annehmen, damit die Chriſtenheit das Land endlich wieder in Ruhe und Frieden ſehe, oder er werde alle, die es hinderten, mit ernſter Strafe zu finden wiſſen. Die Geſandten waren die beiden Grafen Johannes von Montford und Wilhelm von Rennenberg und der Däne Gottſchalk Erich, der Chriſtierns Rath geweſen war.

Ich eilte mit dem kaiſerlichen Schreiben nach Neumarkt, wo ich abermals, wie ſchon nach mehreren Reiſen, am Tage vor dem neuen Jahre ankam und nicht lange ruhte, da mich der Fürſt an die Königin Maria weiter ſchickte. Dieſelbe war mehr als willig, dem kaiſerlichen Befehle nachzukommen, entbot den Grafen von Montford und bereitete alles Nöthige zur Geſandtſchaft vor, mit der indeß ſo viel Zeit verlief, daß ich mich einſtweilen nach Heidelberg begab.

Dorthin ließ mir die Königin durch Cornelius Scepper ſagen, daß die Geſandtſchaft vergebens unternommen worden, weil der Herzog von Holſtein die Zuſammenkunft der Städte zu Hamburg verhindert habe und die Stadt Kopenhagen zu Waſſer und zu Lande ſo hart belagere, daß kein Zugang zu derſelben übrig ſei. Der Mangel an Lebensmitteln ſei darin ſo groß, daß ſie ſich bald werde ergeben müſſen, wenn man keinen Rath ſchaffe, und ſie laſſe dies dem Fürſten ſagen, auf daß er noch einmal erwäge, ob er den Belagerten nicht helfen könne?

Cornelius erſuchte mich, ihn zu begleiten, weil man ihm geſagt habe, der Fürſt ſei von König Ferdinand nach Innsbruck gefordert worden und man wiſſe nicht, wann er wiederkommen werde, und ich that es auf den Befehl des Kurfürſten. Als wir nach Neumarkt kamen, ſagte uns die Fürſtin, der Herr ſei ſpäter nach Innsbruck gereiſt, als er beabſichtigt habe, und ſie wiſſe uns nicht zu rathen, da die Zeit ſeiner Heimkehr ungewiß und Eines das Andere auf einer ſo weiten Reiſe leicht verfehle. Cornelius fertigte auf's Gerathewohl einen Boten an den Fürſten ab, und ward von ihm und dem Könige nach Innsbruck beordert.

Wir ritten nach Augsburg und gelangten von dannen mit Poſtpferden nach Innsbruck, wo nach vielem Hin- und Widerreden beſchloſſen ward, der Stadt Kopenhagen womöglich zu Hülfe zu kommen. Die Königin verhieß dazu Schiffe und zwei Drittheile der Koſten, und der Fürſt ſollte den dritten Theil bezahlen, ſo wie perſönlich nach den Niederlanden kommen. Der Graf von Hochſtraaten war beauftragt, die Schiffe auszurüſten und verpflichtete ſich dazu in einem Schreiben an den Fürſten auf das theuerſte, um ihn, wie wir ſpäter inne wurden, unter dem Scheine der Freundſchaft deſto beſſer zu betrügen.

Der Fürſt brach im Mai mit ſeiner Gemahlin, ſeinem Bruder Wolfgang, dem Pfalzgrafen Friedrich vom Hundsrück, vielen Grafen, Freiherren und Edelleuten, ſo wie großen Geldſummen aus der Pfalz auf und mußte zu ſeinem Erſtaunen in Brüſſel hören, daß der Graf von Hochſtraaten und die Halländer noch nichts zu dem Zuge nach Dänemark fertig hatten.

Der Vorwände, unter denen ſie ſich entſchuldigten, waren hunderte; der eigentliche Grund aber, daß der Graf von Hochſtraaten, wie wir hernach erfuhren, 18000 Karlsgulden vom Herzoge von Holſtein erhalten hatte, und auch die Vornehmſten der Stadt Amſterdam mit Geld beſtochen worden waren. Damit wir nun nicht verzweifelten, begab es ſich, daß eine Anzahl wohlgerüſteter Schiffe von ungefähr aus Spanien kam, die ſich freiwillig zum Dienſte des Fürſten erboten und über die der Herr von Büren zum Oberſten geſetzt wurde. Man verſorgte ſie mit Pulver, Munition, Proviant und Bootsgeſellen, und der Fürſt ſchickte ſeinen Bruder und wen er ſonſt an Herren und Edlen mitgebracht hatte, nach Seeland voraus, wo ſie ſich einſchiffen ſollten. Es mangelte nur, daß die im Frieslande geworbenen Soldaten dazu kämen.

Das Alles jagte dem Herzoge von Holſtein und dem Könige von Schweden ſo großen Schrecken ein, daß ſie an die Königin und den Fürſten Geſandte ſchickten, um Friedensunterhandlungen anzuknüpfen. Man vermeinte aber die Sache ſchon ſo ſicher in Händen zu haben, daß man ſie nicht allein nicht zuließ, ſondern ſelbſt gefangen nahm. Unterdeſſen hatten der Graf von Büren und Andere, die dem Fürſten nicht hold waren, mit dem Fortſchicken des Kriegsvolkes allerlei Verhinderungen eintreten laſſen, und verbreitete ſich das Gerücht, es habe einer der Oberſten, die für Geld bald dem, bald jenem dienen, Namens Meinhard von der Hamme, für den Herzog von Holſtein das Städtchen Damm in Friesland eingenommen.

Sogleich hieß es, man müſſe, ehe man das Volk nach Dänemark ſchicke, den Ort bewältigen, weil es ein unbeſonnenes Werk ſei, anderswohin zu ziehen, derweil man den geſuchten Feind vor der Thür habe.

Der Fürſt behauptete zwar, das Kriegsvolk gehöre ihm und er habe es für Geld gedungen, man könne, um Damm zu belagern, leicht anderes haben; ſie ſchützten aber vor, die Werbung ſei von gemeinſamem Gelde geſchehen, und der Kaiſer werde es übel empfinden, wenn man ſie, bevor man das Städtchen entſetze, anderswohin führe. Die erſt neuerlich zum Gehorſam zurückgebrachten Frieſen dürften auch wieder abfallen, wenn man das Kriegsvolk aus dem Lande ziehe, und zumal die unzuverläßigen Gröninger die Gelegenheit unter dem Vorgeben benutzen, daß ſie, dem raubluſtigen Kriegsvolke preis gegeben, ihr Wohl bedenken müßten. Das Städtchen Damm ſei nur zwei Meilen von Gröningen abgelegen und dieſer mit einem Walle, Waſſergraben und vielen Sümpfen verwahrte Ort werde ohne Zweifel verhindern, daß man dem Städtchen von der Seeſeite zu Hülfe komme und daſſelbe eine lange Belagerung aushalte. Man müſſe die Entſetzung der Stadt Kopenhagen alſo auf eine Zeitlang verſchieben und wenn man hernach das Kriegsvolk zuſammen gebracht habe, den Zug nach Dänemark deſto kräftiger vornehmen.

In ſolchem zweideutigen Vorgeben war der Fürſt gleichwie verſtrickt und wußte nicht, was er thun ſollte. Er ging endlich zu der Königin, bei der er ihre Herren verklagte, und dieſe beſchuldigte ſie ebenfalls, ſie gingen nicht treulich mit ihren Sachen um, hatte auch für den Fürſten keinen andern Rath, als daß er, wie er wirklich that, nach Friesland zu dem Kriegsvolke ziehe.

Inzwiſchen hatte der König von Frankreich den Kaiſer in Italien mit Krieg überzogen, und rüſtete dieſer ein großes Heer aus, mit dem er in die Provinz Narbonne fiel, Marſeille erfolglos belagerte und andere Städte, ſonderlich Avignon angreifen wollte, um ſich durch Frankreich einen Weg nach Spanien zu bahnen.

Die Sachen in Deutſchland waren eben ſo wenig ruhig, da der vorgedachte Edelmann Hans Thomas von Roſenberg von den Häuptern des ſchwäbiſchen Bundes das Schloß Borberg wieder forderte, das der Kurfürſt Pfalzgraf, nachdem es war erobert worden, an ſich gelöſt hatte, und dieſe, von ſeinen kriegeriſchen Drohungen erſchreckt, den Kurfürſten aufforderten, ſich mit ihm zu vergleichen.

Der Kurfürſt beſchloß in dieſer Sache jemand zum Kaiſer nach der Provinz zu ſenden, und da er keinen tüchtigen Mann dazu auffand, berief er mich zurück. Der Pfalzgraf Friedrich wollte und konnte mich ſeinem Bruder nicht verſagen, wiewohl er mich nicht gern entbehrte, und alſo kam ich in drei Tagen auf der Poſt von Brüſſel nach Heidelberg, wo mir gemeldet ward, der Kurfürſt wäre anderes Sinnes geworden und ich ſollte wieder zu meinem Herrn ziehen.

Ich blieb ein Paar Tage bei meinem Weibe und ritt auf denſelben Poſtpferden nach Brüſſel zurück, von wannen der Fürſt unterdeß nach Friesland gezogen war. Ich eilte ihm auf Poſtpferden nach und erreichte ihn in der Stadt Herzogenbuſch in Tarandria, wo er vieles Volk muſterte, das der Graf von Büren ihm aber nicht folgen laſſen wollte, weil er es wider den Herzog von Geldern nöthig habe, und das, des Waſſers nicht gewohnt, ohnedies nicht mit ihm ziehen werde. Es wurden unter dem Volke ſogar öffentlich derlei Reden getrieben, daß ihrer nicht viele davon kommen würden, die ſich in die Gefahr der Klippen und Krümmen der baltiſchen See begäben.

Es blieb dem Fürſten kein anderer Weg nach Friesland als über Holland übrig, weil der Herzog von Geldern es mit dem Könige von Frankreich und dem Herzoge von Holſtein hielt, ſich ihm allenthalben feindſelig bewies und vieles Kriegsvolk zu Roß und Fuß verſammelt hatte, um Damm zu verproviantiren.

Dieſen Umſtand erfuhr der Statthalter von Friesland, Georg Schenk von Tautenberg, der Damm belagerte, und lauerte ihm unterwegs mit einem Theile der Seinen in einem Gehölze auf, von wannen er ſo unverſehens über die Feinde herfiel, die ohne ſonderliche Ordnung gezogen kamen, daß er ſie in die Flucht ſchlug und ihrer viele auf dem Platze tödtete oder gefangen nahm; auch mit großem Raube beladen wieder in ſein Lager kam, ehe ihn der Gegenpart vermißt hatte.

Nachdem der Fürſt auf einem langen Umwege Holland und Friesland durchreiſt war, fand er es aller Orten auf das übelſte beſtellt, und die Belagerung gleich wie zum Scherze, und um ſie muthwillig in die Länge zu ziehen, angefangen. Die Kriegsleute waren darüber ſelbſt ſo unmuthig, daß ſie ihn faſt ſtündlich ermahnten, ſich davon zu machen, ſie wollten gern in Seeland mit ihm zu Schiffe gehen, und nur der Schenk von Tautenberg bat ihn, es nicht zu thun, weil er, zum unerſetzlichen Schaden des Kaiſers, ganz Friesland gefährde. Auch habe die Königin die zu Kopenhagen durch einen Augsburger, Namens Leonhard Funk, der in die Stadt gedrungen, vertröſten laſſen, und ſie würden alſo die Belagerung ſo lange aushalten, bis Damm genommen ſei, deſſen Beſatzung nichts mehr zu eſſen habe und ſich bald ergeben müſſe.

Damit ließ ſich der Fürſt noch einige Tage hinhalten, bis die von den Misgünſtigen längſt erwartete Nachricht eintraf, daß Kopenhagen ſich ergeben habe, nachdem ſie darin aus Noth die Hunde und das Riemenwerk der Geſchirre eſſen müſſen, und keine Hoffnung übrig bleibe, das Königreich zu erobern.

Der Fürſt zog traurig deſſelben Weges, den wir gekommen waren, über Gröningen, Leewarden und Harlingen zurück, wo wir zu Schiffe nach dem gegenübergelegenen Enkhuizen fuhren. Danach reiſten wir durch Holland und Brabant zu der Königin nach Brüſſel, die Dänemark vergaß und an einen andern Heerzug zu Lande nach Frankreich dachte, indem ſie mit den Schiffen des Fürſten zugleich in die Normandie einfallen wollte.

Da es mit beiden Plänen keinen Fortgang hatte, fertigte ſie wenigſtens den Herrn von Naſſau mit großem Kriegsvolke ab, die Stadt Peronne zu belagern, und er bediente ſich des Krauts und Loths, ſowie der Mundvorräthe des Fürſten, wenn er gleich kein Glück hatte, ſondern mit Schanden wieder abziehen mußte.

Der Fürſt forderte die Seinen wieder aus Seeland ab, wo ſie von dem ungewohnten Ebben und Fluthen des Meeres am Fieber krank lagen und zog mit ſeiner Gemahlin nach Neumarkt. Es darf auch nicht vergeſſen werden, daß ſich gleich nach der Abreiſe des Fürſten Damm ergab, deſſen Beſatzung freier Abzug verſtattet ward, und daß ihr Obriſter, Meinhard von der Hamme, mit ſicherm Geleite nach Brüſſel ging, wo er ſich bei der Königin ſtellte und, uns zu Hohn und Spott, ein gaſtliches Leben führte, ohne daß er irgend etwas Schlimmes auszuſtehen hatte.

Nach dem Verluſte Kopenhagens kam das Königreich Dänemark und Norwegen mit geringer Mühe unter die Gewalt des Herzogs von Holſtein. Die Brabanter fingen ſchon an, ſich vor ihm zu fürchten, und die Holländer ſchrieen abgeredetermaßen und ohne Noth, daß ſie Hungers ſterben müßten, wenn ihnen nicht eilends aus Dänemark Getreide zugeführt würde.

Die Königin ließ unter dieſen Umſtänden durch einige heimlich Abgeordnete den Herzog von Holſtein vermögen, um einen Frieden oder Waffenſtillſtand anzuſuchen, und da er des Krieges müde war, hielt er für rathſam, ſich Zeit zur Erholung und Ordnung der ſtreitigen Sachen ſeines Königreichs zu gönnen. Seine Geſandten erſchienen einen gewiſſen Tag zu Brüſſel, und allda ſchloß man einen dreijährigen Waffenſtillſtand ab, während deſſen nichts wider die Königreiche Dänemark, Norwegen und Schweden vorgenommen werden und der Herzog von Holſtein den Namen eines erwählten Königs führen ſollte. Für den Fürſten ward nichts weiter gethan, als daß ihn die Königin bat, auf den anberaumten Tag einige der Seinen zu ſchicken, die ihre Wünſche vorbrächten.

Der Fürſt fertigte den Ritter Walther von Haßberg, einen trotzigen Kriegsmann, und mich dazu ab.

Wir ſahen bei unſerer Ankunft bald, wie die Brabanter Herren, und ſonderlich die dem Fürſten nicht gut waren, mit den Holſteinern umgingen, Geſpräche hielten, Handlung pflogen und, ungeachtet wir uns darüber beſchwerten, allein rathſchlagten. Sie verglichen ſich auch, ohne uns etwas zu ſagen, aller Punkte halb, und erſt nachdem Alles geordnet war, kam der brabantiſche Kanzler, mit dem Zunamen Riger, eilig in den Rath und ſagte, als er uns ſah: Man ſchließt jetzt den Waffenſtillſtand mit den Holſteinern ab; wenn ihr euren Fürſten mit darin begriffen haben wollt, ſagt es mir bald. Mit dieſen Worten ging er wieder von dannen.

Wir beklagten uns bei der Königin heftig, daß ſie uns aus Baiern holen laſſen, ſo lange mit ſchweren Unkoſten aufgehalten habe, ohne uns das Mindeſte von dem, was man verhandle, mitzutheilen, und wir nun mit Spott unſeres Weges ziehen müßten.

Sie entſchuldigte ſich mit dem Vorgeben, ſie habe es aus Noth wegen der Unfruchtbarkeit der Niederländiſchen Provinzen gethan, deren Bewohner ihren Unterhalt entbehrten, ſobald die See, wie jetzt, von Seiten des Holſteiners geſchloſſen worden. Der Kaiſer könne, wenn es ihm gefalle, in der Sache andere Anordnungen treffen, und binnen drei Jahren falle Manches zu Gunſten des Fürſten vor, der ſich für jetzt zufrieden geben müſſe. Sie werde keine Gelegenheit vorüberlaſſen, ihm wie ihrem Sohne zu helfen und ſeiner Gemahlin eingedenk bleiben. Sie ſtellte uns auch ein Schreiben zu, in dem ſie ſich verpflichtete, das Geld, das der Fürſt für Proviant der Schiffe, Kraut und Loth ausgelegt hatte, in zwei Jahren wieder zu erſtatten. Ueber dieſe unbilligen Händel entrüſtete ſich Walther dergeſtalt, daß er mit den Worten herausfuhr:

Ihr, allerdurchlauchtigſte Königin, deren geneigten Willen gegen unſern Fürſten wir genugſam ſpüren, dürft euch bei uns nicht entſchuldigen. Die Herren Brabanter haben dies Alles angeſtellt, zuvörderſt das Kriegsvolk vor dem Damm ſo lange aufgehalten, bis ſich Kopenhagen hat ergeben müſſen, dann den Rath gegeben, des Fürſten Armada anderwärts als nach Dänemark zu führen, und euch gegenwärtig gar beredet, euch unter ſchändlichen Bedingungen wegen eines Waffenſtillſtands zu vergleichen, ſowie das Bündniß mit unſerm Fürſten hintenan zu ſetzen und die Blutsfreundſchaft zu trennen. Das Sprichwort wird in Zukunft nicht anders heißen, als daß die Brabanter ſo wenig Treue und Glauben halten als die Geldriſchen.

Dieſe harten Worte, wider die ich mich mit Winken und Geberden legte, verdroſſen die Königin ſehr; da ſie aber einmal heraus waren, und damit er nicht noch mehr herausſtieße, bewirkte ich unſere ſofortige Abreiſe.

Der Fürſt ließ, nach ſeinem Brauche, wegen alles Deſſen den lieben Gott walten und verlangte fortan nach weiter nichts als Ruhe, die er auch gewiß gefunden haben würde, wenn ihn König Ferdinand nicht dringend nach Paſſau eingeladen hätte, wohin demnächſt noch andere Fürſten, wie die Herzöge von Baiern und der Biſchof von Eichſtädt, zur Berathung eines neuen Zuges wider die Türken berufen waren, von denen man ſagte, daß ſie den künftigen Sommer ins Feld rücken würden.

Der Fürſt verließ Neumarkt und ſeine Gemahlin den 8. Februar 1537 in ſtarker Begleitung und ſetzte ſich zu Regensburg mit uns auf ein Schiff, in dem wir die

Donau hinunter fuhren und bald nachher das des Biſchofs von Eichſtädt erreichten, den der Fürſt mit in ſeines nahm.

Dieſer Biſchof ſtammte aus dem alten Geſchlechte der Marſchälle von Pappenheim ab und war darum zu loben, daß er ſeine Unterthanen noch nie mit Schatzungen beſchwert hatte, ſondern in Ruhe und Frieden beherrſchte. Er war nur ſo karg und filzig, daß er ſelbſt nach der Mahlzeit an der Thür auf ſeine Diener wartete und ſie befühlte, ob ſie ein Stück Brod oder andere Speiſen heimlich mitnähmen. Des Fürſten Bitte, zum Zeitvertreibe um ein geringes Geld mit ihm zu ſpielen, ſchlug er beſtändig ab, und als ihn ſein Hofmeiſter ermahnte, ihm mit einigen Kreuzern zu Willen zu ſein, antwortete er mit zornigem Geſichte: Achteſt du einen Kreuzer ſo gering?

Wir fuhren einem Schloſſe vorüber, das der Herzog von Baiern kürzlich einem ſeiner Schreiber geſchenkt hatte, und der Fürſt fragte mich, ob ich mir nicht auch eines wünſche. Ich erwiederte, der Biſchof habe ein kleines an der Altmühl, Kupfenberg genannt, das möchte ich mir, und dem Biſchofe dagegen den Werth eines Königreichs wünſchen. Darüber ward er außermaßen ſchellig und ſchrie: Du loſer Bube willſt das Schloß St. Wilibalds, des erſten Biſchofs von Eichſtädt haben?! Er beſchwerte ſich auch beim Fürſten über meinen Wunſch und ſprach von dem Tage an kein Wort mit mir, bis wir nach Paſſau zum Könige kamen.

Der ließ mich eines Tages in den Rath fordern, wo ich ihm einige Schreiben zu verdolmetſchen hatte. Ich ſaß neben dem Biſchofe und Herzog Ludwig von Baiern, und ſobald mich jener ſah, rief er dem Könige zu: Der Menſch, allerdurchlauchtigſter König, iſt voll böſer Gedanken und thäte beſſer, er fräße am Oſterfeiertage Fleiſch. Er begehrt ein Schloß, das St. Wilibalds Eigenthum iſt. Der König wollte wiſſen, wie es damit beſchaffen ſei, und als der Fürſt es ihm erzählte, belachte er es mit den Anderen, außer dem Biſchofe, der das Schloß Kupfenberg ſogar über die ſchweren Sachen mit den Türken nicht vergeſſen konnte, ſondern des öftern vorbrachte.

Der König bat den Fürſten fleißig, ſich noch einmal zum Generalobriſten wider die Türken brauchen zu laſſen, denen ſchon ſein Name von den erſten Malen her Furcht einflöße; der Fürſt weigerte ſich aber ſtandhaft und wandte ſein Alter, ſeine Schwäche und die däniſche Sache vor, in der er den König dringend um Hilfe anging. Der König erwiederte, er habe jetzt mehr zu thun, als an Dänemark zu denken, und das Hemde ſei ihm näher als der Rock; ohne alſo der vormaligen ſtattlichen Verheißungen zu gedenken.

Darauf ſchlug der Fürſt das angetragene Generalat entſchieden ab und nannte als den dazu Tüchtigſten den Herzog Ludwig von Baiern, der nichts ſehnlicher als es zu erlangen wünſchte.

Der König beſtand zwar noch auf ſeinem Willen; als aber der Fürſt in große Hinfälligkeit gerieth, zerſchlug ſich faſt nur darum die ganze Zuſammenkunft. Der Fürſt ward nach Regensburg und von dannen zu ſeiner Gemahlin zurückgebracht, die ihn beſtens pflegte, und kam endlich wieder, mit Hülfe des Hofarztes Dr. Lang, zu Geſundheit und Kräften.

Der Fürſt hatte ſchon oft von mir begehrt, daß ich mich ganz von Heidelberg wegwende und mit meiner Haushaltung nach Neumarkt ziehe, und ich war es endlich zufrieden, weil ſich meine Geſellen in der Kanzlei über mich beſchwerten, daß ich mit Luſt und Kurzweil in der Chriſtenheit auf- und niederreiſe und ihnen die Arbeit auf dem Halſe laſſe, ſtets in der Kanzlei und zu Hauſe ſitzen zu müſſen. Da mich der Kurfürſt aber nicht anders loslaſſen wollte, als daß ich zu ihm käme, wenn er meiner bedürfte, ward ich mit aller Treue und Redlichkeit zweier Herren wohlbeſtallter Diener. Mein Weib und Geſinde nahm ich bei alledem nicht von Heidelberg weg, weil ſie dort lieber unter bekannten Leuten blieben und meine meiſte Arbeit in Geſandtſchaften beſtand.

Bis zu dem folgenden Jahre 1538 blieb der Fürſt daheim und ſuchte ſeine Schulden zu bezahlen.

Darauf kam ein Geſandter des römiſchen Königs, ein Herr Gaudentius von Madrutz an, um ihm etwas insgeheim zu entdecken, und erſuchte den Fürſten, mit ihm nach Heidelberg zu gehen, um es deſto gewiſſer beim Kurfürſten durchzuſetzen. Das ſchlug ihm der Pfalzgraf, weil er nicht wohlauf ſei, gänzlich ab, und die Sache mußte dem Kanzler Hartmann vertraut werden, der den Geſandten begleitete.

Der Kurfürſt wandte als ein weiſer und verſtändiger Herr vor, er könne ohne die Gegenwart ſeines Bruders, des Pfalzgrafen Friedrich, in der Sache wenig rathen, und ſo verzog ſie ſich bis in den September, an deſſen neuntem Tage der Fürſt mit ſeiner Gemahlin nach Heidelberg kam. Hier ward dem Kaiſer und dem römiſchen Könige ihr Begehren abgeſchlagen, daß der ſchwäbiſche Bund, ſo wie er ſeither geweſen, wiederhergeſtellt werden ſolle. Er hatte faſt Niemand als den Fürſten ſelbſt geſchadet, wie des der Herzog von Würtemberg Zeugniß genug ablegen konnte.

Um der Größe ſeiner Schulden willen beſchloß der Fürſt, einen Theil ſeines Geſindes abzuſchaffen, befand aber, daß dies wenig oder nichts fromme, weil das auf der einen Seite Erſparte auf der anderen deſto mehr Koſten verurſachte. In einer deshalb noch in Neumarkt angeſtellten Berathung ging die Meinung Aller dahinaus, daß er mit ſeiner Gemahlin mit geringer Begleitung nach Compiegne in Frankreich zöge, wo die Könige von Frankreich und England, ſowie die Königin Marie zuſammenkämen, um ihrer Aller Hülfe wider Dänemark anzuſprechen. Die der beiden Könige zwar darum, weil ſie mit dem Könige Chriſtiern verbündet geweſen und die der Königin wegen der nahen Blutsfreundſchaft und ihrer Verheißungen.

Erlange der Fürſt auch hier von Allen nichts, ſo ſolle er zum Kaiſer nach Spanien ziehen und von ihm Hülfe oder ein Amt begehren, das ihn und ſeine Gemahlin nothdürftig ernähre, da die Sachen daheim ſo ſchlecht beſtellt ſeien, daß er ſich nicht mehr halten könne.

In Heidelberg wollte auch der Kurfürſt den Beſchluß nicht tadeln, da ihm der Fürſt zumal ſagte, er gedächte nicht eher wiederzukommen, als bis er ſeinen Zweck erreicht hätte.

Der Fürſt hatte vernommen, daß die Königreiche Valencia, Navarra und Aragonien ohne Statthalter waren, und ſich eingebildet, der Kaiſer werde ihm, vielleicht auf Fürbitte der Kaiſerin, eines anvertrauen.

Er gab mir dies zu verſtehen, indem er mir meldete, daß ich mitreiſe, und als ich fragte, wer ihn weiter begleite, antwortete der Kanzler, Niemand als Dr. Lang, da die anderen Räthe zu Hauſe des Landes Sachen zu beſtellen haben. Er erklärte mir auch, daß nicht viel Geld zur Zehrung vorhanden ſei, und man hoffe, die Königin Leonore von Frankreich werde um ihrer alten Liebe zu dem Pfalzgrafen willen das Beſte dabei thun.

Ich erkannte alſo, daß alle Sorgen und Mühen, das Geld zu verſchaffen, auf mich fallen würden, und ward darüber ſehr zweifelhaft, bis der Fürſt mich mit den Worten anſprach: Ich ſolle ihn doch nicht wie Jedermann verlaſſen und nicht zweifeln, daß ich dereinſt alles Glück, was ihm noch vorbehalten, ebenſo mit ihm theilen werde, als ich ihm in Unglück und Trübſal getreu zur Seite geſtanden habe. Er werde es mir Zeit ſeines Lebens nicht vergeſſen und mit Dank vergelten.

Das rührte mich nun eben nicht ſo ſehr, vielmehr aber wohl das Elend, worein der fromme Herr mit ſeiner Gemahlin gleichſam geſtoßen ward, und ich nahm mir vor, mit ihnen zu ziehen, wäre es gleich bis an das Ende der Welt. Ich bangte freilich auch wegen Weib und Kind, von denen ich nicht wußte, ob ich ſie vor zwei Jahren oder vielleicht Zeit meines Lebens wieder ſähe, und es ging nur die ſchuldige Treue gegen meinen Herrn vor, mit dem ich mich trotz ihres Heulens und Schreiens auf die Reiſe machte.

Der Kurfürſt, der jetzt ein alter Herr war, begleitete uns bis Strasburg und Lützelſtein, wo er uns tauſend Glück zur Reiſe wünſchte. Zu Germersheim ſchied von uns der Kanzler, zu dem ich ſagte: Ich muß mit dem Fürſten ziehen, Herr Kanzler, und ihr kommt wieder heim zu Weib und Kindern.

Ja, ſprach er, ihr werdet dieſer Reiſe einmal zu genießen haben.

Ich weiß, ſagte ich, daß fürſtliche Gutthaten ſelten an die kommen, die ſie verdient haben. Gemeiniglich nehmen ſie die hinweg, denen das Glück eine Zeitlang wohl will. Ihr wißt ſelbſt, was ich für Dank für meine Mühe und Arbeit davongetragen habe. Ich laſſe die Meinen als arme Waiſen hinter mir, und ſollte ich darüber mit Tode abgehen, werden ſie bald das Bettelbrod eſſen. Er antwortete, ich ſolle zufrieden ſein, er wolle mich und ſie nicht laſſen. Ich werde aber vielleicht noch einmal zu melden haben, wie er ſpäter an uns gehandelt hat.

Wir nahmen unſern Weg durch Lothringen und erfuhren zu Nancy, die Herzogin ſei zu der Verſammlung nach Compiegne gereiſt und der Herzog warte unſer zu Barri. Unweit von der Stadt begegnete uns ein alter Edelmann mit etwa dreißig Pferden und ſagte, als ihm der Fürſt die Hand bot, er komme vom Herzoge von Lothringen nicht um des Fürſten willen, ſondern damit er deſſen Gemahlin aus königlichem Geblüte entführe.

Ob ihm dies alſo befohlen war, oder er es im Scherz geredet hatte, weiß ich nicht. Der Fürſt war mit ſeiner Unbeſcheidenheit nicht ſehr zufrieden. Die Lothringer überheben ſich, weil einer ihrer Vorfahren zum Könige von Sizilien gekrönt worden iſt; er hat aber das Land weder geſehen noch beſeſſen, derweil unter den Vorfahren des Fürſten viele Kaiſer und Könige geweſen ſind.

Der Herzog nahm uns auf das freundlichſte in ſein Schloß auf, wo er uns einen Tag herrlich bewirthete, und berichtete uns, daß zwar die Königin Maria beim Könige in Compiegne ſei, der von England ſich aber nicht eingeſtellt habe, und die Verſammlung alſo bald zu Ende ſein werde, zu der wir uns eilen müßten. Er gab uns das Geleit eine Meile Weges bei naſſem Regenwetter und befahl uns Gott.

Wir zogen über die Städte Vitry, Chalons, Rheims und Soiſſons, wo wir hörten, daß die Königin Maria ſchon nach Brabant zurückgekehrt ſei.

Vom Könige und der Königin von Frankreich wurden wir wie im Triumphe empfangen und mußten mit ihnen nach Paris gehen. Unterweges hatten wir allerlei Kurzweil mit Jagd und Vogelwaidwerk und litten an Speiſe und Trank keinen Mangel. Bei unſerem Abſchiede ſchenkte uns die Königin 2000 Kronen zur Zehrung, und gab uns der König einen Geleitsmann bis an die Grenzen des Königreichs mit. Wir hatten an die ſiebenzig Pferde und viel unnützes Geſinde bei uns, das nur zehren konnte und alles wie in Deutſchland vollauf haben wollte. Ich rieth alſo dem Fürſten, zumal da die Pferde ſo viel Heu, Hafer und Stroh bedurften, das in Spanien oft eben ſo wenig wie Herbergen zu finden iſt, einen Theil davon zur Verringerung der Unkoſten zurück zu ſchicken; konnte aber mit meinen Worten nichts erlangen. Die Fürſtin hatte nicht mehr als zwei Jungfrauen zu ihrer Bedienung und noch eine Närrin, Namens Chriſtine, mit der ſie ſich die Zeit vertrieb.

Wo wir in Städte kamen, wurden wir ehrenvoll empfangen und gleich wie ſonſt der König beſchenkt. Als wir aber bei finſtrer Nacht zu Schiffe in Bayonne anlangten, wären wir durch das Ungeſchick der Schiffer beinahe ums Leben gekommen, und erhob ſich ein Wind, der das ſteuerloſe Schiff in die Quere trieb, indem eine Menge Volks, das uns von der hölzernen Brücke mit Fackeln zuſah, uns entgegen rief: wir ſollten das Schiff entweder gerade auf ſie richten, oder uns Gott befehlen, weil wir ſonſt in großer Gefahr ſchwebten. Es war nichts zur Hand, womit wir es hätten lenken können, und es gerieth nur von ungefähr auf einen Baumſtumpf, an dem es ſich umwendete. Alſo kam es mit dem Vordertheile an die Brücke, wo das Waſſer es mit Gewalt ergriff und zur Anfahrt brachte.

In Bayonne warteten wir drei Tage, um allerlei Küchengeſchirr einzukaufen.

Wir arbeiteten uns über das Pyrenäiſche Gebirge und durch die engen Wege und Städtlein der groben Biscayer, und erreichten Tages vor dem Weihnachtsfeſte den Flecken Segura an dem hohen St. Adriansberge. Des folgenden Tages wollte der Fürſt nicht weiter ziehen, ſondern, chriſtlichem Brauche nach, das Feſt begehen; man ermahnte ihn aber über den Berg zu eilen, ehe der Schnee zu tief werde, der ſchon zu fallen anhub. Der Fürſt miethete Leute, die den Schnee aus dem Wege ſchaufelten, und wir verſuchten auf die Höhe des Berges zu gelangen. Da erhub ſich ein ſo ſtarker Wind, der uns die Augen voll Schnee warf, daß unſere Wegweiſer erklärten, ſie kämen bei ſolchem Wetter nicht fort, wenn ſie gleich ganz Spanien verdienten.

Wir kehrten nothgedrungen nach Segura um, wo uns die bübiſchen Biscayer verhöhnten und verſpotteten, ja uns kaum wieder aufnehmen wollten und aus den Fenſtern mit Schneebällen bewarfen. Wir mußten auch das alles dulden, weil keine Obrigkeit, dem Unfuge zu ſteuern, da war, und der Alcade bei dem ungezogenen Volke nichts galt.

Des nächſten Tages brachten wir durch Bitten und Geſchenke wieder Volk zuſammen, das ſich erbot, wenn der Alcade voran ginge, uns den Weg zu räumen. Wir waren ſchon nicht mehr weit von dem Orte, wo der Felſen faſt auf der Höhe des Bergs durchbrochen iſt, als ſich wieder ein ſolcher Drehwind erhob, daß er uns und unſere Roſſe beinahe in einem Augenblicke zuſchneite und wir davor nicht ſtehen bleiben konnten. Die biscayſchen Schelme liefen von dannen und riefen, wir müßten verderben; ich hatte aber ein gutes Roß, das mit Gewalt durchdrang und mich an ſeinem Schwanze bis an das Loch des Berges zog, wo ich viele Leute fand, die von der anderen Seite dazu beſtellt waren, uns Bahn zu brechen. Ich wollte ſie mit Bitten und Verheißungen bewegen, dem Fürſten und der Fürſtin aus dem Schnee zu helfen. Es blieb aber ſo lange vergebens, bis ein anderer Alcade ſie mit bloßer Wehr aus dem Loche trieb, das er hinter ihnen zuſchloß. Wollten ſie nun nicht umkommen, ſo mußten ſie daran gehen, und ſo wurde der Fürſt und die Fürſtin mit Mühe errettet und in die Höhle gebracht, wo ſie nichts zu eſſen und nur ein wenig Wein zu trinken fanden.

Wir hatten auch zu beſorgen, wenn wir nicht bald weiter zögen, daß der andere Ausgang ganz zuſchneie und wir weder rückwärts noch vorwärts entkommen könnten und in der Höhle völlig verſchmachten müßten.

Ein Bauer, der aus dem nächſten Dorfe Galaretá kam, ſagte uns, daß auf der anderen Seite des Berges Gehölz ſei und der Wind nicht ſo ſtark wehe; wir würden dort vor den Drehwinden, die uns beim Erſteigen des Berges hinderlich geworden, ſicher ſein. Wir folgten ihm, drangen durch den tiefen Schnee wieder aus der Höhle und befanden, daß der Bauer die Wahrheit geſagt habe, indem wir einen dichten Wald erreichten, durch den der ſtarke Wind nicht drang. Wir hatten von dannen noch ein gut Feld Weges bis auf die oberſte Bergſpitze zurückzulegen, und weil der Schnee gar zu tief war, getrauete ſich der Fürſt nicht fortzukommen. Da nahm ich einen Stecken aus dem Gehölze, den er an einem Ende faßte, und zog ihn mir nach, bis er faſt außer Athem war. Oben ſahen wir weit hinein nach Spanien, über lauter ſchneebedeckte Berge und Thäler. Es graute uns vor dem Herabſteigen, weil der Berg ſo ſteil und jähling wie zu Treppen ausgehauen war, und um dem Uebel abzuhelfen, nahm der Fürſt meinen Stecken zwiſchen die Beine, auf dem er wie die Knaben ritt und zu Zeiten auch über den Haufen fiel. Die Fürſtin ließ ſich von ihren zwei Hofjungfrauen leiten und fiel von den Stufen ebenfalls oft in den tiefen Schnee, worüber ſie aber, um den Fürſten zu erheitern, nur lachte. Unten am Fuße des Berges fanden wir den Schnee noch tiefer und den Weg zwar nicht mehr ſteil, aber ſo rauh und ſteinig, daß wir zuweilen ganz ſtill halten mußten. Gleichwohl hatten wir noch eine deutſche Meile vor uns, und kam keiner der Unſrigen, die wir den vergangenen Tag nach Galareta vorausgeſchickt hatten, uns entgegen. Auch ſahen wir unſere Pferde uns nicht nachkommen, die wir in der Höhle gelaſſen hatten, weil ſie wegen der Hinderniſſe nicht weiter konnten. Zuletzt ward der Fürſt ſo müde, daß er ſich in den Schnee niederſetzte und ſagte, er könne nicht mehr gehen.

Siehe! Da hatte mein Pferd ſich im Loche des Berges losgeriſſen und nicht länger bleiben wollen. Das brachte ein Bauer, der es aufgefangen, geführt, und darauf ſetzte ſich der Fürſt, dem gleich war, als ob er in den Himmel gekommen. In dem Augenblicke kam auch mein Diener und brachte ſein Pferd für die Fürſtin, die es annahm. Wir blieben bei ihren Frauen und ſchritten in unſern Stiefeln, ſo gut wir konnten, weiter.

Von Segura bis Galareta ſind drei deutſche Meilen. Daſelbſt kamen wir am ſpäten Abende ſo müde an, daß die Jungfrauen und einige der Unſeren gleich in Ohnmacht fielen und ich ſie beim Feuer mit dem ausgedrückten Safte von Pomeranzen wieder erquickte, deren ich aus Erfahrung zu dem Ende immer bei mir führe. In der Höhle des Berges war Dr. Lang mit einigen

Dienern zurück geblieben, damit ſie die Roſſe und was wir mit uns führten, aus dem Schnee zuſammenbrächten. Ich wußte, daß ſie weder Wein noch Brod hatten und miethete für ſchweres Geld ſechs Bauern, denen ich einige Krüge Wein und zwanzig Brode in die Höhle zu tragen gab. Ich betraute ſie an Eides ſtatt, daß ſie davon nichts äßen oder tränken, ließ ſie, auf daß ſie es deſto feſter hielten, zuvor des Weins ſoviel trinken, als ſie wollten und ſoviel eſſen, daß ſie hätten berſten mögen, und ſchrieb an Dr. Lang, um allen Betrug zu verhüten, wie viele Krüge und Brode ich ſende. Nichtsdeſtoweniger hatten die Buben ſo gar nicht an ihre Zuſage und Redlichkeit gedacht, daß ſie nur zwei Krüge und ſechs Brode in die Höhle gebracht, von denen alſo jeder Mann nur ein Stück und einen Schluck erhalten konnte. Sobald die Unſeren am andern Morgen zu uns kamen, nahmen wir ſie mit ſolchen Freuden auf, als ob ſie aus einem Schiffbruch errettet worden wären, und als ich die böſen Buben ob ihres Treubruches unnützerweiſe ſchalt, kam noch eine andere Ungelegenheit dazu.

Ich fragte den Alcalden, was er dafür begehre, daß er uns den Weg gezeigt und uns forthelfen laſſen, und er antwortete, er begehre nichts, da er eben ſo gut wie der Fürſt von Adel ſei.

Der Fürſt befahl, zum Danke dafür ſeinem Weibe einen Ring, an zwanzig Kronen werth, zu verehren, und er ſchlug ihn hartnäckig mit dem Bedeuten aus, ſein Weib bedürfe keines Ringes.

Der Fürſt bedankte ſich alſo bei ihm mit dem Erbieten, es ihm wieder vergelten zu wollen, wo er ſein bedürfe, und ſein vor dem Kaiſer rühmlich zu erwähnen.

Da fing er aber nicht nur ſich zu beſchweren und zu ſagen an, er habe gemeint, der Fürſt werde freigebiger ſein und ihm eine ſo große Mühe nicht ſo gering vergelten, ſondern ließ auch, ich weiß nicht was für Drohworte mit unterlaufen. Ueber dies gerieth der Fürſt in großen Zorn und befahl, ihm ſiebenzig Kronen zuzuſtellen.

Der Alcalde hatte ſie kaum weg, ſo erbot er ſich zu allen Dienſten, puſtete vielfältig die Hände und bedankte ſich höchlichſt. Der Fürſt ſagte: Du Bube, ich bedarf deiner Schmeichelworte nicht und wann ich zum Kaiſer komme, will ich der Schmach nicht vergeſſen, welche du und die Leute zu Segura mir angethan haben. Was du mir jetzt abgetrotzt, ſollſt du eines Tags mit deinem Halſe bezahlen.

Die Anderen waren alle wohl zufrieden und ſchalten den Alcalden, der zwar viel zu ſeiner Entſchuldigung vorbrachte und ſich anſtellte, als ob er das Geld wiedergeben wolle, den wir aber mit Verachtung ſtehen ließen. Der Weg über den Berg koſtete dem Fürſten fünfhundert Kronen.

Wir blieben dieſen Tag zu Galareta und es fiel noch immer ſo viel Schnee, daß die Meiſten ſagten, wir würden nicht fortkommen, und wenn es weiter ſchneie, Gefahr laufen, der Lebensmittel zu ermangeln, die wir uns ſchon von den umliegenden Orten holen mußten.

Wir machten uns deshalb den nächſten Tag wieder auf den Weg und nahmen den Poſtillon, der den Weg wußte, ſowie einige Bauern mit uns, die den Schnee auswürfen, wo er allzu tief liege; konnten aber den Tag kaum zwei Meilen zurücklegen und mußten in einem kleinen Dorfe übernachten, in dem wir mit Mühe ſo viel Holz zuſammen brachten, um dabei ein wenig Fleiſch zu kochen und einige Hühner zu braten.

Eben ſo wenig waren Bänke und Tiſche vorhanden, und wir mußten dazu gebrauchen, was uns die Natur gab, indem wir Tiſch und Bänke aus zuſammengeſchaufeltem Schnee machten. Der Herr erluſtigte ſich an dem Spektakel, uns an einem Tiſche von Schnee Mahlzeit halten zu ſehen und meinte, wie es doch faſt ein Wunder zu nennen ſei, daß es bei ſolchem Schneefall nicht kälter und daß der Schnee nicht zerginge.

Wir fürchteten uns nur vor der Nacht, die uns kalt und langweilig vorkommen werde, weil nur wenig Betten und Decken vorhanden waren, und ſtellten über dem Eſſen dieſe Frage unter uns auf. Da kommt unverſehens ein ſpaniſcher Edelmann, der mich kennt, wird meiner gewahr und ſpricht: Seid ihr nicht der Sekretair Hubertus, der, als ich mit dem Kaiſer in Heidelberg war, keine Herberge finden konnte, und als Alles wie jetzt mit Schnee bedeckt lag, den Nachbar vermochte, mich bei ſich aufzunehmen?

Er umarmte mich bei dieſen Worten und ſprach weiter: Jetzt iſt die Gelegenheit da, euch das zu vergelten. Nehmt drei oder vier gute Geſellen zu euch und kommt mit in mein Haus; da werde ich euch ein wenig beſſer bewirthen, als ihr es hier im Schnee haben könnt.

Ich ſagte: Es iſt mir lieb, wenn ich euch etwas zu gut gethan habe, deſſen ihr noch eingedenk ſeid. Ich weiß mich eurer nicht zu erinnern; weigere mich aber nicht, euren Dank anzunehmen. Zuvor bitte ich euch nur, euch hier in den Schnee zu uns zu ſetzen und unſere geringe Mahlzeit mit zu verſuchen.

Ei, nicht doch, ſprach er, laßt uns vielmehr zu meinem Weibe gehen, das mein mit dem Eſſen wartet.

Er zog mich empor und hieß die Andern, unſerer ſechs, ihm in ein Haus des Dorfes folgen, das zwar nicht groß und tief in der Erde war, darinnen aber Schafe, Ziegen, Hühner und viel feiner, reinlicher Hausrath ſich befanden. Mitten innen brannte auf dem Heerde ein Feuer, wie es ſchien, unſertwegen angezündet, und daran hing ein Bratſpieß, etwas länger, als es ſonſt der ſpaniſche Brauch iſt, an dem ein Haſe, zwei Rebhühner und ein Kapaun gebraten wurden.

Das betagte Weib des Mannes ging uns, ſobald ſie uns gewahrte, freundlich entgegen, hieß uns bei dem Feuer niederſitzen und ſprach zu ihm: Ihr habt recht gethan, ſo gute Leute, wie die Deutſchen alle ſind, mit zu nehmen. Wenn nur unſer Sohn bald wieder kommt und etwas Gutes bringt, damit ich ihnen wohlthue. Sie ſehen unſeren geringen Zuſtand und werden, wie ich hoffe, mit uns vorlieb nehmen; auch will ich ihnen wohl ein warmes, reinliches Lager zu Stande bringen.

Es iſt ſchon genug, wenn ihr das thut, liebe Frau, ſagte ich, und ihr müßt es uns zu gut halten, daß wir Unbekannte euch in eurem Hauſe Mühe machen.

Gute Menſchen, verſetzte ſie, machen einem niemals Mühe. Ich bin mit meinem Manne einen Theil von Europa durchreiſt und habe dabei gelernt, daß man gegen Fremde dienſtwillig ſein ſoll.

Unter ſolchen Reden brachte ſie einen reinlich gedeckten Tiſch herbei und trug Eſſen darauf. Zuerſt einen Salat mit Eſſig, den ſie, wie ſie ſagte, unter dem Schnee hervorgeholt hatte, danach zur Genüge geſottenes Fleiſch und endlich den Haſen, die Rebhühner und den Kapaunen.

Sie ſah oft nach der Thür und ſeufzte nach dem Sohne, und als ſie ſein in der Helligkeit der Nacht gewahr ward, rief ſie mit Freuden: Da kommt er, ich dachte ſchon, er ſei im Schnee ſtecken geblieben.

Der Sohn brachte Pomeranzen, Oliven und Kapern, die er im nächſten Dorfe gekauft hatte, und als er ſich zu uns niedergeſetzt, fing er an, von dem unerhörten Schnee zu reden, der fort und fort bis gen Toledo wehe. Auch erzählte er, daß Bauern in der Stadt Vittoria gehört haben, es ſei ein vom Kaiſer abgeſandter Alguazil dort angekommen, der den Fürſten nach Toledo bringe.

Wir berichteten dies demſelben ſofort, damit er die Nacht ruhiger ſchlafe, und danach erging ſich der Wirth mit uns in allerlei freundlichen Reden und eröffnete uns unter Anderem, wie wir bis Toledo noch eine weite Reiſe durch den Schnee zu machen hätten, auf der wir uns mit unſeren Augen und Füßen vorſehen möchten. Durch den immerwährenden Anblick des Schnees litten die Augen bald Schaden, wenn man ſie nicht mit etwas Schwarzem zudecke, und die Zehen an den Füßen erſtarrten, bewege man nicht ſtets den Leib. Wir ſollten uns auch niemals ſchlafen legen, ohne die Schuhe oder Stiefeln ausgezogen zu haben, ſonſt ſchwöllen die Füße und fräßen ſich die Riemen in das Fleiſch. Aus dieſen Reden nahm ich ab, daß unſer Wirth nicht ungelehrt war und dies vielleicht aus dem Xenophon gelernt habe.

Wir brachten mit ſolchen Geſprächen einen Theil der Nacht hin, legten uns ſchlafen und bedankten uns am anderen Morgen bei unſeren Wirthen.

Das Wetter wollte ſich noch nicht ändern und das Schneien währte fort, bis wir nach Vittoria, der Hauptſtadt der Provinz Alava, kamen, wo wir von dem kaiſerlichen Alguazil gleichfalls hörten, welch beſchwerlichen Weg wir noch haben würden. Wir mußten nichts deſto weniger weiter ziehen, weil unſer Geld auszugehen drohte. In Burgos in Caſtilien hielten wir uns zwei Tage um der kranken Jungfrauen willen auf, von denen wir zwei zurückließen. Mittlerweile genas das Eheweib des Alguazils von einem Sohne, den der Fürſt aus der Taufe hob und dem er ſeinen Namen Friedrich gab.

Sobald die Stadt hinter uns lag, fanden wir, daß die Sonne den Schnee zum Theil weggefreſſen hatte, der Boden aber ſehr ſchlüpfrig geworden war. Mein durch die zweitägige Ruhe muthiger gewordenes Pferd ging, als ob es tanze, und als wir einen Berg hinunter ritten, fiel es über den Haufen, wobei ich mir beinah den Schenkel gebrochen hätte, der wenigſtens ſo derb gedrückt ward, daß ich noch lange nachher hinkte. Nichts deſto weniger wollte der Fürſt, daß ich von dem Städtchen Budrago aus auf der Poſt voran ritt, dem Kaiſer ſeine Ankunft meldete und Herberge beſtellte.

So wie er mich ſah, fragte mich der Kaiſer, was die Urſache unſerer Ankunft ſei? und obwohl ich erwiederte, er erfahre das am beſten von dem Fürſten, der in wenigen Tagen da ſein werde, ließ er nicht nach, ſondern ſagte: Es geſchieht wegen der Armuth, worein er durch die däniſche Sache gerathen iſt.

Darauf fragte er nichts weiter, ſondern fertigte mich zu den Fourieren ab, daß ſie uns Wohnung beſtellten. Dem Fürſten ward eine zunächſt dem Hofe des Kaiſers gegeben und ein Gang durchgebrochen, über den er, ohne daß ihn Jemand ſah, wann es ihm beliebte, zu der Majeſtät ging.

Endlich kam der Fürſt in Toledo an, wo ſein Einzug deſto ſtattlicher war, als der Kaiſer befohlen hatte, daß ihm alle ſpaniſchen Fürſten, die eines Reichstags wegen beiſammen waren, entgegen zögen.

Es geſchah alſo und der Fürſt ritt prächtig unter ihnen daher, ward auch alsbald nach Hofe begleitet, wo ihn erſt der Kaiſer, dann die Kaiſerin und endlich die jungen Herren mit Freuden empfingen. Nach dieſem brachte man ihn durch den Gang in ſeine Wohnung, und kam der Kaiſer oft zu ihnen hinüber, wo er auch zu Zeiten mit ihnen tafelte.

Dies verdroß die Spanier ſo ſehr, daß ſie ſich zu ſagen unterſtanden, der Kaiſer mache ſich zu gemein, indem er es nicht dabei bewenden laſſe, einen ihm unterthänigen Fürſten an ſeine Tafel zu ziehen, ſondern ſelbſt bei ihm ſpeiſe, welcher Ehre er noch keinen und wenn auch den größten ſpaniſchen Fürſten gewürdigt habe. An der Kaiſerin tadelten ſie auch heftig, daß ſie die Gemahlin des Pfalzgrafen alle Tage bei ſich habe und neben ſich ſitzen laſſe.

Sie erdachten Mancherlei, uns dieſe Gnade zu verderben, inſonders die Inquiſitoren und Ketzermeiſter, die in unſeren Herbergen ihre Verräther hielten und wegen der Religion oder gar lutheriſchen Sache auf uns achten ließen. Der von Granvella hatte uns bereits davor gewarnt und da ſie eben nichts von uns erſchnappten, einige gute Freunde uns auch mit ihnen bekannt machten und wir ſie zu Zeiten Mittags und Abends mit uns eſſen ließen, ſagten ſie ſelbſt, wir hätten nichts von ihnen zu befahren. Wir ſollten uns nur vor den Meßprieſtern hüten, deren boshafte Gemüther keine Wohlthaten ſtillten. Auf dieſe Weiſe lebten wir eine Weile ruhig und zufrieden.

Unterdeſſen fing die Kaiſerin, die ſchwanger war, zu kränkeln an, und befahl demnach der Kaiſer, da die Aerzte riethen, ſie in eine Wohnung zu bringen, wo ſie mehr des warmen Sonnenſcheins genöſſe, ihr zunächſt die an die Gemächer des Fürſten ſtoßende einzuräumen.

Das verdroß die Spanier noch mehr und ſie wurden uns je länger deſto heftiger feind, ohne etwas aufzufinden, deſſen ſie uns beſchuldigen konnten.

Da trug es ſich einſt im Schloſſe bei einem großen Volksgedränge zu, daß ein grober Prieſter von einem kaiſerlichen Trabanten eine Maulſchelle empfing.

Der lief alsbald zu den Inquiſitoren, machte nach Landesbrauch ein Kreuz und ſchwur hoch und theuer, ein Diener des Fürſten habe es gethan. Er wies auch mit Fingern auf denſelben, daß man ihn griffe, und der Diener wäre in's Gefängniß geführt worden, wenn nicht andere ehrlichere Leute, welche die That geſehen, betheuert hätten, daß der Diener unſchuldig ſei und der Pfaffe falſch geſchworen habe, worauf die Alguazilen ihn aus Furcht wieder los ließen.

Dieſelben haben zwar eine große Macht und dürfen die Leute in's Gefängniß führen; ſobald ſie ſich aber an einem Unſchuldigen vergreifen, verlieren ſie ihr einträgliches und in Spanien hochgehaltenes Amt.

Der Fürſt war über dieſen Vorfall ſehr ungehalten und ſandte mich zu den Inquiſitoren, um nicht allein Beſchwerde wegen ſeines bezüchtigten Dieners zu führen, ſondern auch auf Beſtrafung des meineidigen Prieſters anzutragen; ſie erwiederten aber, es könne, wenn man ſchon wider ihn verfahre, Niemand Ankläger ſein, weil das bei ihnen nicht gelte.

In einem Dorfe, Olias genannt, zwei Meilen von Toledo, ſtanden unſere Pferde, weil ſie in der Stadt keinen Raum hatten, und hielten ſich unſere Diener auf. Die gingen bisweilen in die Meſſe, bisweilen, wenn ſie nicht zu rechter Zeit gehalten wurde, blieben ſie daheim und warteten ihrer Pferde. Zu Zeiten, wann das Evangelium geſungen und gepredigt ward, verließen ſie die Kirche und kamen ſpäter wieder.

Darüber erhuben die Meßpfaffen ein Geſchrei, ſie wären Lutheraner und gaben ſie bei den Inquiſitoren an. Es kam vor den Kaiſer und den Erzbiſchof von Toledo, und da dieſer ſonſt ein guter Herr und ſonderlicher Freund des Fürſten war, erinnerte er ihn, daß ſich ſein Geſinde vorſehen und er lieber einen Meßprieſter für Geld beſtellen möge, der ihnen täglich zu einer gewiſſen Stunde Meſſe hielte.

Sobald dies geſchah und unſer Geſinde fleißig dabei erſchien, wurden ſie wieder angeklagt, daß ſie der Meſſe nicht von Anfang bis zu Ende knieend zuhörten und vorher in der Kirche auf- und niedergingen.

Wir ſagten, die Spanier thäten es ebenfalls. Ihre Antwort war aber: mit den Spaniern ſei es ein Anderes;

wir kämen aus den der Ketzerei anrüchigen Landen und müßten uns alſo verhalten, um außer Verdacht zu bleiben.

Wir erſuchten wieder den Cardinal von Toledo um Rath, und er meinte, die Unſrigen ſollten lieber gar nicht zur Meſſe kommen oder überhaupt in die Kirche gehen; bat uns aber, nicht zu ſagen, daß dieſer Rath von ihm ausgehe, weil er eben ſo wenig wie wir vor den Inquiſitoren und Ketzermeiſtern ſicher ſei.

Jetzt hatten wir abermals ein wenig Ruhe, bis einer unſerer Diener bei Regenwetter Gerſte zum Pferdefutter holen wollte, den leeren Sack zuſammen gewickelt unter dem Arme trug, und damit durch die Kirche ging, in der er vor einem zwiefachen Kreuze, das er zuvor geküßt hatte, knieend betete. Darüber kam ein Meßpfaffe zu ihm, der ihn mit Füßen trat, mit den Fäuſten tüchtig durchprügelte und ſchrie: er habe ein großes Aergerniß begangen, ſein Gebet mit dem Sacke unter dem Arme zu verrichten.

An der Aſchermittwoche, dem erſten Tage der Faſten, klagten ſie abermals erſchrecklich über die Unſeren und wollten ſie zur Strafe gezogen ſehen, weil ſie das vom vorigen Tag überbliebene Fleiſch gegeſſen haben. Man rief die Wirthe und Nachbarn zu Zeugen und ſie ſagten, es ſei nicht wahr.

Solche Verläumdungen konnte der Fürſt auf die

Länge nicht mehr leiden und beſchwerte ſich darob beim Kaiſer. Der ſagte, ſie plagten ihn ſelbſt nicht weniger; er habe aber vorgekehrt, daß ſie keinen Pfälziſchen ohne ſein Geheiß gefangen nähmen oder beleidigten, und wenn ihm Gott noch einige Jahre das Leben friſte, wolle er ſie lehren, ihren König etwas beſſer als ſeither zu halten, wo ſie ihn nur das flämiſche Schwein genannt haben. Er ſagte das, wie Einige meinten, in Bezug auf ſeine Mutter, die damals noch lebte und wegen der die Spanier dafür hielten, der Kaiſer habe noch nicht volle Macht zu herrſchen.

Als ich nach Toledo kam und dem Kaiſer auf ſeine Fragen nach meinem Herrn Beſcheid geben mußte, ſagte ich unter anderem, der Fürſt habe auf dieſer weiten Reiſe ſo viel verzehrt, daß wir nicht mehr bei Gelde ſeien. Der Kaiſer hieß mich die Rechnung machen, wie viel wir monatlich bedürften und wunderte ſich, warum wir ſo viel Geſinde in ein Land mitgebracht haben, von dem bekannt ſei, daß es nicht viel Leute ernähre. Ich ſagte: Wir haben es Ehren halber thun müſſen, um nicht ſo ſchlecht durch Frankreich zu ziehen, und er antwortete lachend, indem er mich entließ: Aha! es iſt alſo meiner Baſe halb geſchehen.

Nachdem wir unſern Ueberſchlag gemacht hatten, ſagte ich dem Kaiſer, ſeine Majeſtät kenne die Deutſchen, die des Tages über fünfmal eſſen wollten, und wir würden darum alle Monat 1300 Dukaten bedürfen, die er uns denn unweigerlich auszuzahlen befahl.

Im vierten Monate unſeres Aufenthaltes bei ſeiner Majeſtät fingen die zur Rechenkammer Verordneten an, davon zu reden, daß viel aufginge, und da auch die fromme Kaiſerin, unſere beſte Hoffnung, ſtarb, die Königreiche mit Statthaltern verſehen wurden, und der Fürſt den Kaiſer wiederholt vergebens wegen der däniſchen Sache anſprach, wurden ſeine Ausſichten immer trüber. Ueberdies zankten ſich die wenigen Edelleute, die er bei ſich hatte, täglich unter einander, der Verdruß mit den Inquiſitoren hörte nicht auf und ward der Fürſt zuletzt gar krank, ſo daß er ſich vornahm, in einer Sänfte abzureiſen.

Er erhielt ſeinen Abſchied vom Kaiſer ohne große Schwierigkeit und obenein ſiebentauſend Dukaten zur Zehrung. Als ich dieſelben auf den Tiſch vor ihm ausgeſchüttet hatte, meinte ich, die ſchönen Doppel-Goldſtücke würden ihn einigermaßen rühren; er ſagte aber, er begreiſe nicht, wie Einer Geld lieben könne. Er erfreue ſich daran nur, um es auszugeben, wie er es auch bald in der That bewies.

Er hatte ſich vorgeſetzt, wenn es ſeine Kaſſe erlaube, ganz Spanien zu bereiſen und nach St. Jakob zu Compoſtell zu gehen. Wir machten die Rechnung und befanden, er werde dreimal ſo viel verzehren, als wenn er bei uns bleibe; desungeachtet wich er nicht von ſeiner Meinung ab.

Eben ſo wohl ergab es ſich, als wir nach Bayonne kamen und unſer Gepäck zuſammen ſuchten, daß es fünfmal ſo viel als vordem geworden war, weil der Fürſt Jedem geſtattet hatte, was er gekauft, den Mauleſeln aufzubürden.

Mit ſechſen waren wir angekommen und bei unſerer Abreiſe reichten kaum dreißig hin. Die Kaiſerin hatte unſerer Fürſtin allerdings viel geſchenkt und der Fürſt ſelbſt allerlei gekauft, ſowie das Geſinde zweimal gekleidet. Man hätte aber nicht mit ſo großen Koſten die alten Kleider nach Deutſchland zurücknehmen und lieber in Spanien verkaufen ſollen. Es wurden mir Viele aufſäſſig, daß ich damit nicht zufrieden war und ich rieth nur, um dem Uebel abzuhelfen, das Gepäck zu Waſſer nach Antwerpen zu ſchicken.

Der Fürſt ward am Ende des vielen Geſindes ſelbſt überdrüſſig und fertigte Einiges nach Hauſe ab. Darunter befand ſich auch der Dr. Lang, der gern daheim ſein wollte, wennſchon er den Fürſten nicht wohlauf ſah. Desgleichen ward der Kapellan, der den Fürſten überredet hatte, in Neumarkt eine neue Küche bauen zu laſſen, mit einem guten Theile des Geldes vorausgeſchickt, und beſeitigte der Fürſt meine Einwendung, was es der Küche bedürfe, ſo lange wir nichts zu kochen hätten, mit den Worten: Gott werde deſſen ſchon beſcheren. Er hatte jetzt alle Sorgen auf mich allein gewälzt, und ich konnte ſie nur, weil unſerer Wenige waren, etwas beſſer tragen.

Mit der Schwäche des Fürſten ward es je länger deſto gefährlicher und machte es auch große Koſten, da wir uns an ſo vielen Orten länger aufhalten und den Rath der Aerzte hören mußten. Wir kamen endlich nach Paris, wohin ich der Wohnung wegen vorausging, und hier klagte ich dem Könige den Zuſtand des Fürſten und ſeines Geldbeutels.

Er antwortete, den Zuſtand des Fürſten bemitleide er, wegen ſeines Geldbeutels ſollten wir unbeſorgt ſein, da er als König von Frankreich Geld genug habe. Ich ſolle ihm nur ſagen, wie viel wir bedürften. Er ließ uns auch auf der Stelle zweitauſend Kronen auszahlen und eine Wohnung unweit des Schloſſes zurichten, in der König und Königin den Fürſten oft beſuchten. Daſſelbe that auch der König und die Königin von Navarra, deren hochverſtändige Reden von theologiſchen Sachen mich über die Maßen erquickten.

Ich kann an dieſer Stelle nicht verſchweigen, was die Königin ſelbſt von dem gelehrten Manne Jakob Fabre von St. Etaples ſagte, der ſich durch die Flucht davongemacht hatte, als in Frankreich die Lehrer und Bekenner der evangeliſchen Wahrheit verfolgt wurden, und nach Gascogne zu der Königin von Navarra, aus dem Geſchlechte der Albrets, gekommen war.

Die Königin ließ ihm eines Tages ſagen, ſie wolle bei ihm mit einigen gelehrten Leuten zu Mittag eſſen, an deren Geſprächen ſie ein ſonderliches Gefallen trage.

Während des Eſſens hub Fabre an ſehr traurig zu werden und mitunter zu weinen. Die Königin fragte, warum er das thue, da ſie zu ihm gekommen ſei, um fröhlich zu werden, und er erwiederte: Wie ſoll ich fröhlich ſein, allerdurchlauchtigſte Königin, oder Andere fröhlich machen, da ich der größte Sünder und ärgſte Bube auf Erden bin?

Lieber Herr Jakob, ſagte ſie, was habt ihr für eine ſo große Sünde gethan, da ihr von Jugend auf, wie mich däucht, ein unſträfliches Leben geführt?

Ich bin meines Alters, fuhr er fort, hundert und ein Jahr und von aller weiblichen Befleckung rein, kann mich auch nicht erinnern, mein Gewiſſen jemals mit etwas beſchwert zu haben, um deſſetwillen ich mich zu ſterben fürchtete, außer einem, von dem ich hoffe, es werde mir vergeben werden.

Die Königin drang darauf, daß er es ſage, und er brachte vor Weinen kaum die Worte hervor: Wie ſoll ich vor Gottes Richterſtuhl beſtehen, der ich das heilige Evangelium ſo Vielen rein und lauter gelehrt habe, die, meiner Lehre folgend, derethalb tauſend Plagen und Martern, ja den Tod gelitten haben, und doch ſelbſt heimlich geflohen bin, da ich Unbeſtändiger in meinem Alter nicht hätte den Tod fliehen, ſondern ſuchen ſollen?

Die beredte und in der heiligen Schrift erfahrene Königin wandte ihm mit Gründen und Beiſpielen Vieles ein, indem ſie ihm bewies, wie es ſo manchem heiligen Manne nicht anders ergangen ſei, um deſſetwillen er an Gottes Gnade und Barmherzigkeit nicht verzagen dürfe, und da auch die anderen Anweſenden beiſtimmten, ward er erſichtlich geſtärkt.

Zuletzt ſagte er: So mangelt mir denn nichts, als daß ich mich zu Gott dem Herrn auf die Reiſe begebe, wann es ihm gefällig iſt, und mein Teſtament mache, das ich nicht länger aufſchieben will, da ich meine, daß mich Gott abruft.

Dann ſah er die Königin an und fuhr fort: Ich verordne und ſetze euch zu meiner Erbin ein und vermache eurem Prediger, Magiſter Gerhard, alle meine Bücher. Die Kleider und was ich ſonſt habe, ſoll für die Armen ſein; das Andere befehle ich Gott.

Die Königin lachte ein wenig und ſprach: Herr Jakob, was ſoll mir denn zum Erbtheil bleiben?

Die Mühe, antwortete er, dies Alles unter die Armen zu vertheilen.

Wohlan, ſagte ſie, ſo bleibe es, und ich betheure, daß mir das lieber ſein ſoll, als wenn mich mein Bruder, der König von Frankreich, zur Erbin eingeſetzt hätte.

Hierauf ſchien er fröhlicher zu werden, ſagte aber wieder: Ich muß ein wenig ruhen, liebe Frau Königin, ſeid unterdeß guter Dinge und Gott befohlen.

Er legte ſich auf das nächſte Bett nieder, und derweil man meinte, er ſchliefe, war er verſchieden, ohne daß Jemand vorher eine Schwäche an ihm vermerkt hätte. Man wunderte ſich ſehr darüber, als man ihn aufwecken wollte, und die Königin ließ den heiligen Mann ehrenvoll zur Erde beſtatten und ſein Grab mit dem Leichenſteine belegen, den ſie hatte für ſich brauchen wollen.

Mit dem Zuſtande des Fürſten wollte es ſich nicht beſſern, und der Schmerz an der linken Hüſte nahm von Tag zu Tage zu.

Als ihn der König dereinſt beſuchte, ſagte er, er müſſe eine Zeitlang verreiſen, bat ihn aber, Paris nicht eher zu verlaſſen, als bis er geneſen ſei. Er befahl ihn auch ſeinen ſechs Aerzten dringend an, und dieſe riethen, da die Wohnung des Fürſten eng und nicht wohl gelegen war, den Ort Turnelles am obern Ende der Stadt wegen ſeines ſchönen Platzes und Gartens zu beziehen, der vor Franz I. die Wohnung der Königin geweſen war.

Die Königin hatte vor ihrer Abreiſe unſerer Fürſtin 2000 Kronen geſchenkt, von denen ſie täglich allerlei kaufte. Ich ſtellte ihr eines Tages freundlich vor, wie hart und feſt der Fürſt noch darnieder liege, und wir zu unſerer Zehrung in Paris und auf der weiten Reiſe nichts Anderes haben, als was uns der König geſchenkt; ſie erwiederte aber, ich ſolle ſtill ſchweigen und nichts weiter ſagen, ſie könne nicht eher ruhen, als bis der letzte Heller ausgegeben ſei. Ich mußte darüber lachen und ſagte nur: Ihre Excellenz ſei gerade ſo wie mein Herr geartet.

In der Krankheit des Fürſten beſuchte ihn auch oft der Geſandte des Königs von England und bat ihn, da er ſo viele Länder durchzogen und Mühen ausgeſtanden habe, gute Freunde zu beſuchen, auch einmal nach England zu gehen, deſſen König er ſo gaſtfrei und freundſchaftlich wie keinen gegen ihn befinden werde. Der König lud ihn ſelbſt in einem Schreiben ein, da doch ſein Land Frankreich ſo nahe liege und nur durch einen Arm des Meers davon geſchieden ſei. Er wolle ihn beſtens empfangen und bewirthen und beim Abſchiede königlich zu bedenken wiſſen. Daraus entnahm der Fürſt die Hoffnung, der mächtige und freigebige König werde ihm, wenn er nach England komme, vielleicht Hülfe an Geld oder Volk gegen den Holſteiner leihen.

Er beſchloß nach England zu reiſen, wenn gleich ſeine Krankheit noch nicht nachgelaſſen hatte, und befahl mir, es dem Könige von Frankreich anzuzeigen.

Der ertheilte die Antwort, er wolle es für ſeine Perſon dem Fürſten freigeſtellt ſein laſſen, hielte aber für rathſamer, daß er bis zu ſeiner Wiederherſtellung in Frankreich bleibe. Könne das nicht ſein, ſo möge er gerades Weges zur Königin Marie über Senlis ziehen, wo er einige Tage auf ihn warten und ihn mit ſo vielem Reiſegelde verſehen werde, als er wünſchen könne.

Wir verließen Paris und kehrten beim Connetable auf ſeinem Schloſſe Chantelü, unweit der Stadt Senlis, ein. Hier empfing der König den Fürſten abermals ſehr freundlich, erluſtigte ſich einige Tage mit ihm auf der Jagd, zu der ſich der Fürſt in einer Sänfte tragen ließ, und nahm ihn, ehe er ihn ſeines Weges ziehen ließ, mit ſich auf ein ſchönes Schloß, Villa Cotorella genannt. Bis an die Grenze des Königreichs gab uns der fromme, ehrliche Herzog Chriſtoph von Würtemberg das Geleit, der mit ſeinem Vater nicht gut ſtand und deshalb beim

Könige lebte. Nachdem er von uns geſchieden war, gelangten wir nach Camerich, wo der Fürſt von einem Geiſtlichen, der uns aufſtieß, vielfältig eingeladen ward, bei ihm in ſeinem vier Meilen entfernten Kloſter im Vorüberziehen einzuſprechen und, wenn er nicht länger bleiben könne, die Mittagsmahlzeit zu verzehren. Er ſolle gute Weine und wohlſchmeckende Fiſche finden und könne zugleich ſeine Andacht bei unſerer lieben Frau verrichten, die noch täglich in der Kapelle Wunder thue.

Der Fürſt ließ ſich überreden und ſagte ſich zu Mittag bei ihm an, ſchickte auch weder den Koch, noch ſonſt Jemand vorher, weil er meinte, der Probſt werde Alles beſorgen.

Der Probſt zog voraus und wir folgten; ſowie wir aber hinkamen und nichts zubereitet fanden, fragten wir, wo und was wir eſſen ſollten. Er ſagte: Einen Ort, wo ihr ruhen könnt, will ich euch wohl zeigen; was aber das Eſſen anlangt, habe ich gedacht, ihr werdet es mitbringen oder aus dem Wirthshauſe holen.

Ich ſprach: Warum haſt du, unverſchämter Geſelle, aber meinen Herrn zur Mittagsmahlzeit eingeladen?

Ich habe gedacht, verſetzte er, ihr würdet klüger ſein, als euch einzubilden, daß ich den Fürſten auf meinen und nicht ſeinen Beutel zu zehren gebeten habe. Meine Kirche iſt viel zu arm, um einen ſolchen Fürſten zu Mittag zu bewirthen.

Was war alſo zu thun? Wollten wir eſſen, ſo mußten wir es aus dem Wirthshauſe kommen laſſen.

Mittlerweile man hier Eier ſott und zurichtete, was zu bekommen war, ging ich in die Kirche und beſchaute das mit unzähligen Wachslichtern beſteckte und mit herrlichen Verehrungen begabte Marienbild. Darauf ſtieg ich in die unterſte Kapelle und ward eines Menſchen in Ketten gewahr, der bei meinem Anblicke aufſtand und mich mit dem Geraſſel ſo erſchreckte, daß ich von dannen ſprang.

Er rief mich mit freundlichen Worten zurück und meinte, ich dürfe mich nicht vor ihm fürchten. Inzwiſchen ſah mich der Fürſt, der, um ſich die Zeit bis zum Eſſen zu vertreiben, ebenfalls in die Kirche gekommen war, und fragte, warum ich ſo bleich und erſchrocken ausſehe und wo ich herkomme?

Ich zeigte ihm das erſchreckliche Loch, und der arme Mann darin ſchrie und bat ſo lange, wir möchten ihn hören, es habe keine Gefahr, bis wir hineingingen und er uns auf den Knien berichtete, er ſei ein oſtfrieſiſcher Edelmann des und des Geſchlechts und auf ſeiner Heimkehr von Paris in dieſes Dorf gekommen, wo er die Nacht im Gaſthauſe habe zubringen wollen. Indem er hier mit dem Probſte zu Abend gegeſſen, habe er etwas zu viel getrunken und auf frieſiſche Art geſungen und, da ihn der Probſt wiederholt gebeten, ihm ſein gutes Pferd abzulaſſen, das er um ſo weniger entbehren mögen, als er noch genug mit Geld verſehen geweſen, wohl nach Art der Deutſchen, wenn ſie voll ſind, die Hand in die Höhe gereckt und geſchrieen. Unter dieſem Vorwande jedoch habe der Probſt heimlich zwölf Bauern aufgebracht, die ihn gefangen genommen, als einen Unſinnigen an Ketten geſchloſſen und, um ihn zu beſchwören, zu unſerer lieben Frau geführt, wo er ſchon einige Tage lang gebunden liege, damit der Probſt ſein Pferd und Geld bekomme.

Wir fragten den Mann, wie viel Geld er bei ſich gehabt, und er ſagte, es ſeien an die achtzig Kronen geweſen. Da wir nun ſo gar kein Zeichen der Raſerei an ihm befanden, ließ der Fürſt den Probſt vor ſich fordern und befahl ihm, den Fremden loszugeben. Er wollte es durchaus nicht thun, ſondern ſagte, wir wüßten nicht, was es mit raſenden Leuten für ein Bewandniß habe. Man müſſe ſich deſto mehr vorſehen, je mehr ſie gute Worte gäben, und es würde keiner von uns ſicher ſein, wenn man ihn losließe.

Der Fürſt ſchwieg dazu ſtill, und wir gingen mit dem Probſte zum Eſſen, der aus ſeinem Keller einige Kannen guten Wein brachte und gleich das Geld dafür haben wollte.

Das verdroß den Mundſchenk Georg und er fluchte dem Probſte, dem er ins Geſicht ſagte, es ſei ein Betrug, daß der arme Mann für unſinnig gelte. Wenn man die Dinge an die Königin berichte, werde ſie ohne Zweifel befehlen, den Probſt und die Bauern an die Bäume zu henken. So wie das Einer hörte, ſagte er, in ſolcher Gefahr wolle er nicht ſein und warf die Schlüſſel von ſich.

Die nahm der Schenk, ging damit ins Loch, wo er den Gefangenen losmachte und führte ihn in die Küche, um ihm zu eſſen zu geben. Dabei benahm ſich derſelbe ſehr ſittſam und beſcheiden und aß nur übermäßig viel, weil er über drei Tage keine Speiſe erhalten hatte. Der Fürſt befahl, ihm auch ſein Pferd und Geld wiederzugeben und drohte dem Probſte, ihn von der Königin deshalb beſtrafen zu laſſen.

Unterweges zu der Königin hörten wir, daß ſie ſich mit der Herzogin von Mailand, der Schweſter unſerer Fürſtin, nach Holland begeben habe. Wir zogen alſo dahin, ſetzten uns zu Dortrecht in ein Schiff und fuhren mit ſtarkem Mittagswinde weiter. Als wir die Stadt Rotterdam noch weit vor uns liegen ſahen, erblickten wir ein Schifflein voller Leute, das uns entgegenkommen wollte und vor dem Winde nicht konnte, und da es wegen des Windes und Waſſers ſelbſt gefährlich mit ihm zu ſtehen ſchien, richtete unſer Schiffer die Segel danach, um ihm zu Hülfe zu kommen.

Indem wir uns näherten, ſahen wir, daß es die Herzogin von Mailand war, die aus beſonderem Verlangen nach ihrer Schweſter den Schiffer faſt mit Drohungen gezwungen hatte, ihr trotz der Gefahr entgegenzufahren. Sie empfing dafür, als ſie zu uns gekommen war, anſtatt eines freundlichen Willkommens, einen ziemlich harten Verweis.

Wir kamen nach Gravenhaag zu der Königin, die dort nur zwei Tage bleiben wollte, und da der Fürſt wußte, ſie werde ſeine Reiſe nach England nicht gern ſehen, ſtellte er ſich, als wolle er nur nach Antwerpen vorausgehen, um Geld zu erheben und die Königin zur Reiſe nach Deutſchland zu erwarten.

In Antwerpen ließ er aber ſofort Wagen beſtellen, in denen wir über Gent, Brügge, Nieuwport, Dünkirchen, Grävelingen nach Calais fuhren.

Hier wurden wir von dem Statthalter des Königs, einem unächten Bruder ſeines Vaters, ehrenvoll empfangen und ganzer acht Tage aufgehalten, indem er bald ſagte, das Meer ſei zu ungeſtüm, bald, wir ſollten den vollen Mond erwarten, in Wahrheit aber, damit er zuvor über uns an den König berichte. Nachdem er von dieſem Beſcheid erlangt hatte, gab er uns einen Gefährten auf das Schiff mit, in dem wir bei ganz ſtillem Meer hinüber fuhren.

Wir waren kaum im Hafen zu Dover eingelaufen, als ein ſolches Schießen aus den großen Stücken erfolgte, die oben am Berge in den Höhlen und Löchern ſtanden, daß Himmel und Meer ſich darüber zu bewegen ſchienen und wir vor dem Rauche, aus dem uns nur die Blitze in die Augen ſchlugen, die ganze Inſel nicht mehr ſahen.

Vorzeiten iſt Dover nichts als ein altes Schloß mit einer Beſatzung geweſen, von dem aus man den Schiffen das nur hier mögliche Anfahren gewehrt hat. König Heinrich VIII. hat, um England beſſer zu verwahren, große Löcher und Höhlen in die Felſen hauen laſſen und Soldaten hinein gelegt. Auch ſind noch mehrere nahe Oerter von ihm befeſtigt worden, von dannen gleichfalls ein gewaltiges Schießen erging.

Nach unſerer Landung ſetzten wir uns zu Pferde und ritten durch die Städte Canterbury, Rocheſter und andere nach London, wo uns einige vom Könige abgeſandte vornehme Herren empfingen und bei einem reichen Bürger unterbrachten, der uns beſtens bewirthete und unſern Einkäuſer nicht das Mindeſte ausgeben ließ. Erfuhr er, daß derſelbe etwas bezahlt hatte, ſo erſtattete er es ihm gleich wieder und ſagte, der König habe ihm bei

Lebensſtrafe verboten, von uns einen Heller anzunehmen.

Die paar Tage über, die wir in London verweilten, ward der Fürſt an den ſehenswürdigſten Orten der Stadt umhergeführt, und ſah er die königliche Burg, den unglaublich großen königlichen Schatz, ſo wie den Ort Weſtminſter, wo ſich vieler Könige Begräbniß und Bildniſſe befinden. Doch täuſchte ihn die Hoffnung, das weitberufne Hirſchgeweih von acht und zwanzig Enden zu ſehen, das in Frankreich erbeutet worden war und in dieſem Kloſter verwahrt werden ſollte. Es geht von ihm die Sage, der Frankenkönig Dagobert habe es einem Hirſche abgenommen, den er im Walde bei Senlis auf der Jagd gefangen und der am Halſe ein gülden Band mit der Inſchrift gehabt: Julius Cäſar hat mich laufen laſſen. Der König hatte befohlen, ſolche Geweihe vom Gewölbe der Kirche wegzunehmen, weil er beſorgte, die Mönche möchten ſie bei Seite bringen und ging ſchon damals mit dem Gedanken um, ſie aus dem Lande zu treiben. Aus dieſem Grunde konnte es dem Fürſten nicht ſo gut werden, das Geweih zu ſehen, obwohl er ſolches Verlangen darnach trug, daß er ſagte, er ſei meiſt deſſentwegen nach England gekommen.

Wir ſahen auch in einer alten Kirche die Begräbniſſe der alten Sachſen, die vor Zeiten die Inſel erobert und

England anſtatt Britannien genannt hatten, und wunderten uns über die herrlichen Paläſte, in denen Decken von Gold und Silber ſchimmerten. Am Ende wurden wir zum Könige nach Windſor berufen.

Unterweges beſahen wir auch das ſchöne Schloß Richmond und wurden noch auf ein anderes geführt, das einem von Adel zuſtand und wo wir abermals, wie wohl nicht zur Zufriedenheit des Fürſten, einige Tage warten mußten. Der König that es darum, daß er inzwiſchen ſeinen Adel zu ſich entbieten und den Fürſten deſto prächtiger empfangen konnte. Es waren auch Geſandte vom Herzoge von Jülich angekommen, um die Heirath des Königs mit der Schweſter ihres Fürſten zu verhandeln, die derſelbe, ſobald er ſie genommen hatte, wieder verſtieß.

Nicht weit von Windſor kam uns der Herzog von Suffolk mit hundert Pferden entgegen, deren Reiter insgeſammt in Sammet gekleidet waren, empfing den Fürſten ſehr freundlich und führte uns über einen Hügel durch ein Dorf nach einem alten Schloſſe, das nahe bei dem Orte liegen mag, wo Julius Cäſar eine Furt durch die Themſe gefunden und das Kriegsheer des Caſſivelanus geſchlagen haben ſoll. Der Fluß fließt am Berge hin, oben, nicht allzu hoch, liegt das Schloß Windſor, und unten ein großes Dorf deſſelben Namens.

Für den Fürſten war ein Haus eingerichtet, das unweit der königlichen Wohnung lag, und in dieſe ward er des nächſten Tages zur Mittagstafel abgeholt, bei dem er dem Könige gegenüber oberhalb der jülichſchen Geſandten ſaß. Es iſt faſt nicht zu glauben, wie prachtvoll hier alles angeordnet war und wie mancherlei Trachten und Gerichte in goldenen Schüſſeln aufgetragen wurden. Auch waren nicht allein die Wände, ſondern der Saal unten gleichergeſtalt mit Teppichen von gewirktem Golde bedeckt, und ließ ſich eine herrliche Muſik von allerlei Inſtrumenten hören.

Nach gehaltener Tafel fingen ſie mit einander die Reiſen zu beſprechen an, die der Fürſt durch Spanien, Frankreich und England gethan hatte, und ließ der König den Fürſten durch den Herzog von Suffolk und viele engliſche Edelleute wieder in ſeine Wohnung geleiten. Auch in dieſer ging alles königlich zu, es aßen täglich die vornehmſten engliſchen Herren zu ſeiner Unterhaltung mit dem Fürſten, und war nach jeder Mahlzeit auf den nächſten Wieſen eine Jagd nach Damhirſchen angeſtellt.

Als der Fürſt wieder ſcheiden wollte, ließ der König unweit des Schloſſes, auf einer ſchönen Aue, an der Themſe, ein Haus von grünem Geſträuche und Lorbeerzweigen errichten, deren es in England viele giebt. Daſelbſt ward für den Fürſten wieder ein ſtattliches Gaſtmahl gehalten, und ſobald daſſelbe beendet war, hörte man im nächſten Gehölze die Jäger aufblaſen und ſah die Hirſche, von den Hunden verfolgt, auf und nieder laufen.

Da wollte Niemand mehr an der Tafel bleiben, ſondern ſtand Alles auf, um nach der Jagd zu ſehen.

Es waren hin und wieder Edelleute angeſtellt, die die Hunde hielten, ein Theil derſelben an der Themſe, damit das Wild nicht hineinſetze, ein Theil beim Gehölze, daß es ſich nicht darein berge, und es ward nur auf einem engen Wege, der einem Vogelbauer glich, ein Stück nach dem andern ausgelaſſen und mußte zur Luſt der Zuſchauer, ſo lang die Wieſe war, laufen, wenn es ſich nicht durch die Hunde fällen laſſen wollte. Am Ende der Stallung gerieth es entweder in die Netze, kam denen in die Hände, welche darauf hielten, oder ward von den großen Doggen niedergelegt.

Dieſe Jagd währte über drei Stunden und es wurden vier und dreißig Hirſche gefangen, die man alle vor das gedachte Sommerhaus legte. Der König verehrte ſie theils dem Fürſten, theils den Geſandten und ſeinen Großen.

Hierauf begaben wir uns wieder nach London, wo der König den Fürſten mit 6000 Kronen beſchenkte.

Mir wurden unzählige ſilberne Trinkgeſchirre und Gefäße gezeigt, aber keines geſchenkt, und der Fürſt war der Meinung, Cromwell habe ſie behalten, der Gold und Silber übermäßig liebte. Cromwell traute ſchon damals nicht mehr der großen Gunſt, die er beim Könige genoß, ging wohl heimlich mit dem Gedanken um, aus dem Lande zu entfliehen, und würde mir ihn ſelbſt, wie ich glaube, entdeckt haben, wenn es hätte ſein ſollen. Er ließ mich, während wir in London waren, mehrmals zu ſich fordern, führte mich bei der Hand in den Garten oder in eine Gallerie und ging meiſt in tiefen Gedanken, oder ſtand zu Zeiten ſtill, als ob er etwas ſagen wolle und nicht könne. Manchmal brachte er gebrochene Worte hervor und fragte, ob der Fürſt nicht einige Schlöſſer oder Aemter habe, die er gern verkaufe oder verſetze. Zuletzt bat er mich inſtändigſt, zum nächſten Weihnachtsfeſte wieder nach England zu kommen, und ſagte, dies ſolle meines Herrn und mein eigner größter Nutzen ſein. Er ſchenkte mir auch einen ſilbernen Becher für mein Weib, an dem daſſelbe ihn erkenne, wenn er einmal nach Deutſchland komme. In der Wirklichkeit trug es ſich aber anders mit ihm zu, da er nicht lange nach unſerer Abreiſe gefänglich eingezogen und hingerichtet ward.

Wir kamen auf dem Wege, den wir erſt gezogen waren, nach Brabant zurück und traſen die Königin Maria ſehr unzufrieden damit an, daß der Fürſt die Reiſe heimlich vorgenommen hatte, deren ganze Schuld ſie mir aufbürden wollte. Mein Herr widerlegte ſie aber dergeſtalt, daß ſie über mich zu klagen aufhörte.

Elftes Buch.

1539—1544.

12*

Einige Tage nach unſerer Ankunft in Brüſſel langte dort der dahin beſchiedene Kanzler Dr. Hartmann von Neumarkt an und ermahnte uns heftig, nach Hauſe zu kehren, da die Schulden in unſerer Abweſenheit zugenommen hätten und das Fürſtenthum, wenn man nicht Rath ſchaffe, verloren ſei.

Wie ſollen wir helfen, lieber Kanzler, ſagte ich, die wir von der langen Reiſe ermattet und, ſo zu ſagen, blutarm wiederkommen? Habt ihr uns nicht verheißen, wer weiß wie viel zu thun, würdet ihr nur den Fürſten mit ſeiner Gemahlin aus dem Lande los und könntet alles nach eurem Willen einrichten?

Ja, ſagte er, der Fürſt ſagte uns aber, als er von dannen ging, zu, nicht eher wieder zu kommen, bis er von den Königen Geld erlangt hätte, und das würde leicht genug geſchehen ſein, wenn er unſerem Rathe folgen wollen. Statt deſſen, Hubert, bringt ihr, wie ich höre, nichts als ſchöne Worte mit. Ich verſetzte ihm mit einem ſcheelen Blicke: Warum habt ihr euch denn nicht ſelbſt mit zu der Reiſe aufgemacht, wenn ihr den Leuten das Geld ſo wohl abzunehmen verſteht, ſie mögen wollen oder nicht? Vielleicht würde ich in eurer Abweſenheit mehr als ihr für das Fürſtenthum ausgerichtet haben. Es iſt mir aber lieb, daß mein Herr und ſeine Gemahlin wieder in ihrem Hauſe ſchalten; und ihr mögt zuſehen, wie ihr es mit ihnen macht.

Darüber lachte er und ſagte: Gebt euch zufrieden, Hubert, es iſt nicht eure, ſondern der böſen Haushalter Schuld, die faſt alle reich heim gekommen ſind und dem Fürſten ſo viel koſtbare ausländiſche Waaren nur aus dem Grunde zu kaufen gebracht haben, daß ſie ihre Häuſer und Weiber damit ſchmückten. Ihr könnt mir gar nicht glauben, was ſie, derweil ihr bei den Königen um die Zehrung des Fürſten habt anhalten müſſen, zu Waſſer und zu Lande nach Neumarkt und Amberg geſchickt haben. Ihr werdet, wenn ihr nach Hauſe kommt, es von den Weibern ſelbſt am beſten hören.

Ich ſagte: Ich weiß nicht, was ſie nach Hauſe geſchickt haben; ihr ſeht, was für ein altes zerriſſenes Kleid ich mit mir bringe. Das hat mir der Fürſt nach dem tödtlichen Hintritt der Kaiſerin verehrt, und es durften damals in Spanien ſelbſt die Hirten keine andere als ſchwarze Kleider tragen. Als wir zu Toledo noch von dem Zehrpfennige des Kaiſers etwas hatten, riethen Einige dem Fürſten, ſeinen Dienern nach Vorſchrift unten mit Sammet verbrämte neue Kleider machen zu laſſen, derweil ich ſagte, man ſolle ſich noch eine zeitlang mit den alten behelfen, bis man wiſſe, was der Kaiſer an dem Fürſten thue. Dazu ſprach der Fürſt: Wenn dir die alten Kleider wohl gefallen, ſo behalte ſie, und laß mich die Anderen in den neuen ſehen. Auf gleiche Weiſe erging es mir in England. Wir warteten noch im Hafen von Calais auf guten Wind, als einer Namens Gundelfinger aus England kam, den Herzog Philipp, unſeres Fürſten Bruders Sohn, dahin geſchickt hatte, und ein ſeidenes, unten eine Hand breit mit Sammet verbrämtes Kleid trug. So wie er das ſah, ließ unſer Einkäufer oder Hofmeiſter, Reinhard Zingel, ſein Kleid, das noch ſo gut war, wie ich keins habe, bei Seite ſchaffen und ſich eines danach machen, und wir waren kaum in London angekommen, als ich die Unſeren alle ſo gekleidet fand. Ich fragte ſie, wo ſie das Geld hergenommen haben und ſie ſagten, ſie haben ſich, dem Fürſten zu Ehren, die Kleider für ihr eigenes angeſchafft. Ich merkte den Betrug und ſagte, ſie hätten beſſer gethan, das Geld zur Zehrung auf dem Heimwege zu behalten. Sie trugen es dem Fürſten zu Ohren und der ſprach: So ſoll er nun auch keins haben und mich mit dem Gelde wieder nach Hauſe ſchaffen, das er nicht ausgeben will, um ſich einen neuen Mantel zu kaufen.

Als aber nach wenigen Tagen die Gläubiger kamen und die ſeidenen Waaren von uns bezahlt haben wollten, die kein Geld übrig hatten, mußte er eingeſtehen, daß ich die Wahrheit geſagt habe und bat mich etwas zu erdenken, wie man vom Könige oder von Cromwell Geld auftriebe.

Der Kanzler antwortete: Ich glaube, lieber Hubert, was ihr mir da ſagt, und es geht bei uns nicht anders her. Mein Herr hat einen Rentmeiſter und einige Schreiber, die ihm das Blut auspreſſen würden, wenn ſie könnten, ein luſtiges liederliches Leben führen, ſaufen, ſich auf ſeine Koſten ſtattlich kleiden und hinterdrein diejenigen ſind, die man liebt, ehrt und beſchenkt, und die allerweges mit an der Tafel ſein, Jedermann gebieten und alles ausrichten müſſen. Man wird bald ſehen, wen man vor ſich hat, und ſie ſchämen ſich nicht einmal zu ſagen, wenn man ſie zur Rede ſtellt: Das ginge Einen nichts an. Sie ſeien des Fürſten Diener, ſo lange er was habe. Wenn er nichts mehr geben könne, möge er hinfahren und müſſen ſie zuſehen, wo ſie bleiben.

Da der Fürſt beſonders begierig war, die neue Küche zu ſehen, die er ſeinem Kaplan zu bauen befohlen hatte, brachen wir den 28. October 1539 von Brüſſel auf und waren nur des Weges halb in Verlegenheit, da der Kurfürſt ſeinem Bruder hatte ſagen laſſen, er wiſſe in der ganzen Pfalz am Rheine keinen Ort, wo man ſicher übernachten könne, und ihm rieth, ſein Lager lieber im Schiffe aufzuſchlagen. Wir thaten dies, bis wir nach Bacharach gelangten, wo uns der Pfalzgraf zum Kurfürſten vorausſchickte und wir nur ein Dorf auffanden, das nicht von der Peſt angeſteckt war. Daſſelbe lag zwei Meilen von Bingen, war nicht groß und hieß Volzheim, und wir konnten darin kaum auf vieles Bitten bei einem Bauer unterkommen, weil er ſich ſeiner Kinder wegen fürchtete, wir langten von einem verpeſteten Orte an. Den folgenden Tag kamen wir zu meiner großen Freude nach Heidelberg, wo ich nach fünfzehnmonatlicher Abweſenheit mein Weib und meine Kinder wiederſah, deren drei mich nicht kennen wollten, weil zwei bei meiner Abreiſe ziemlich klein waren und mich unterdeß vergeſſen hatten, und das dritte erſt anderthalb Monat ſpäter zur Welt gekommen war.

Der Fürſt kam nach uns auf dem Rheine gen Heidelberg und verweilte allda ziemlich lange wegen der Zuſammenkunft, die der Kaiſer in den Religionshändeln zu Worms angeſtellt hatte. Auch kam Herr von Granvella als Geſandter des Kaiſers dahin und vermochte ihn mit vielen Bitten ſo lange zu warten, bis er ſah, daß das Colloquium nichts fruchte. Mit dem Herannahen des Frühlings zog der Fürſt mit ſeiner Gemahlin gen Wildbad, wo er, ſeiner Geſundheit pflegend, erfuhr, daß der Kaiſer durch Frankreich nach den Niederlanden gekommen ſei und die evangeliſchen Reichsſtände, die man die proteſtirenden nannte, ſich zu Schmalkalden verſammelten. Er beſchloß ſelbſt dahin zu ziehen, derweil er ſeine Gemahlin zum Kaiſer ſende; und damit ich ſeine Beweggründe dazu erkläre, hole ich ein wenig weiter aus.

Als der Kaiſer nämlich nach dem Tode des Herzogs von Mailand in Neapel war, wollte König Franz ſein vermeintes Anrecht an das Fürſtenthum mit Gewalt geltend machen und überzog den Bruder ſeiner Mutter, den Herzog von Savoyen, der der Schwager und Bundesgenoſſe des Kaiſers war, mit Krieg.

Der Kaiſer ſchickte ſich ebenfalls zum Kampfe an; zog aber vorerſt nach Rom, wo er vergebens über die Unbilligkeit des Königs von Frankreich klagte, und rückte dann auf Anrathen des tapfern Antonio de Leyva mit ſtarker Kriegsmacht in den an Savoyen ſtoßenden Theil von Frankreich, indem er meinte, nach der Eroberung von Marſeille den ganzen Küſtenſtrich von Genua bis Rouſſillon in ſeine Gewalt zu bekommen. Wegen der dazwiſchen liegenden hohen Berge, deren Wege und Päſſe die Franzoſen beſetzt hatten, erachtete man für gut, das Kriegsvolk von Genua nach Nizza überzuführen, welche Stadt die Savoyer innen hatten, und ging der Kaiſer ebenfalls dahin. Sobald dies der Fürſt erfuhr, fertigte er mich in der däniſchen Sache noch einmal an den nämlichen Ort ab. Die Hoffnung des Kaiſers war aber inzwiſchen ſoweit fehlgeſchlagen, daß er ſein Kriegsvolk abgedankt und nur einen Theil deſſelben nebſt den Kranken mit nach Genua genommen hatte.

Ich erhielt kaum einen anderen Beſcheid, als daß er des eheſten wieder nach Spanien ziehen und ſeinen Kanzler Matthias Held mit Vollmacht in der Sache an den römiſchen König ſenden werde. Der Kurfürſt von Sachſen war bereits bei Ferdinand in Wien geweſen und hatte ihm einen gütlichen Vergleich mit dem Könige von Dänemark für den Fall in Ausſicht geſtellt, daß der Pfalzgraf ſich entſchließe, Geld zu nehmen. Sowie nun Dr. Held ſeinen Auftrag erhalten hatte, zog er zum Könige, und trat ich meinen Rückweg über Mailand, Como und den Schlägerberg in den Alpen zum Fürſten an, der mich gleich weiter gen Wien ſandte. Hier fand ich weder vom Könige von Dänemark, noch vom Kurfürſten von Sachſen jemand vor und reiſte mit Dr. Held unverrichteter Sache nach Neumarkt. Dr. Held hatte noch den beſonderen Auftrag von König Ferdinand erhalten, eilends auf den Tag zu Schmalkalden zu gehen und dort vorzubringen, was zu Wien habe geſchehen ſollen. Er trug aber trotzdem nichts als gute Worte davon, und dies machte den Pfalzgrafen an der däniſchen Sache ganz verzweifeln, bis Papſt Paul III. den Kaiſer und den König von Frankreich, die des Krieges müde waren, 1538 zu Nizza zuſammen brachte und mit einander ausſöhnte.

Dorthin mußte ich wieder mit dem an alle drei geſtellten Geſuche reiſen, des gefangenen Königs Chriſtiern eingedenk zu ſein. Der Papſt gab mir zur Antwort, er wolle ſich der Sache beim Kaiſer angelegen ſein laſſen, wiewohl er weniger als nichts dafür that. Den König von Frankreich konnte ich nicht ſprechen, weil er ſchon in ſein Königreich zurückgekehrt war. Der Kaiſer verwies den Handel ganz an ſeine Schweſter und wollte ihr deswegen ernſtlich ſchreiben. Es waren auch die Geſandten des Königs von England zugegen, die für ihn um die verwittwete Herzogin von Mailand anhielten und dafür die Befreiung König Chriſtierns zuſicherten. Nachdem der Kaiſer ihnen aber anfangs ein günſtiges Gehör geſchenkt hatte, gab er in Folge ſeiner Verſöhnung mit dem franzöſiſchen Könige aus zwei Urſachen nicht mehr ſo viel auf ſie, weil erſtens ſeine Diener den gefangenen König nicht gern wieder in Freiheit ſahen und Andere es nicht für gut hielten, daß der Fürſt die däniſche Krone trüge. Eben ſo wenig konnte den Franzoſen und Niederländern daran gelegen ſein, daß die

Könige von England und Dänemark ſich verſchwägerten. Ich richtete alſo mit allem Fleiße nichts für den Fürſten aus und kehrte, da der Kaiſer nach Spanien eilte, zu ihm zurück. Er trat nun ſeine Reiſe nach Spanien, Frankreich und England, die ich ausführlich beſchrieben habe, an und kam von ihr im Jahre 1540 zurückkehrend nach Wildbad, wo ich ihn Anfangs dieſer Abſchweifung verlaſſen habe.

Von dieſem Bade aus entſchloß ſich der Fürſt, auf vieles Zureden des Landgrafen von Heſſen, ihn in Schmalkalden zu beſuchen und zog über Neumarkt, nachdem er den 22. März zurückgekehrt war, dahin. Seine Gemahlin verweilte inzwiſchen beim Kaiſer, der über Frankreich nach dem empörten Gent gegangen war und es zu Paaren getrieben hatte, in Geſellſchaft des Königs Ferdinand und der Königin Maria, in dieſer Stadt.

In Schmalkalden verhöhnte man den Pfalzgrafen eher, als daß man ihm gerathen hätte, weil es die proteſtirenden Stände allzu ſehr mit dem Holſteiner hielten und wollte man die Anſprüche ſeiner Gemahlin an die Krone mit 50,000 Gulden abfinden, derweil König Chriſtiern nur eine Inſel erhalten ſollte, wo er unter leidlicher Aufſicht jage und fiſche.

Der Fürſt ertheilte auf dieſe, von den Holſteinern oft vorgeſchlagenen Bedingungen, die Antwort, daß er nicht mehr und weniger als die Freigebung und Wiedereinſetzung ſeines Schwiegervaters verlange und zog unverrichteter Sache wieder heim. Mir trug er ſchriftlich auf, ihn beim Kaiſer wegen ſeiner Reiſe nach Schmalkalden mit ſeinem Schwiegervater zu entſchuldigen, dem er gern geholfen habe, und Seiner Majeſtät zu ſagen, daß die heimliche Reiſe ſeines Neffen, des Herzogs Philipp, nach England, wo er die Tochter des Königs freien wolle, ohne ſein Vorwiſſen unternommen worden ſei.

Der Kaiſer ſagte mir darauf, daß er die Reiſe nach Schmalkalden nicht mißbillige und ſich nur wundere, wie ſich der Fürſt habe Gutes von den proteſtirenden Ständen verſprechen können, die weder nach Gott noch Menſchen fragten und, wie er ſelbſt erfahren werde, ſeine ärgſten Feinde ſeien.

Die Zeit bewährte dieſen Ausſpruch bald mehr als zu ſehr und die Proteſtirenden mußten erfahren, als ſie mit dem Kaiſer zum Kriege kamen, daß der König von Dänemark, auf den ſie ihre höchſte Hoffnung geſetzt hatten, der Erſte war, der ſie verließ.

Wegen des Herzogs Philipp erklärte ſich der Kaiſer, daß er zwar wider deſſen Verbindung mit ſeiner Baſe, die er mit 60,000 Kronen ausſteuern wolle, nichts habe; jedoch der Ueberzeugung lebe, daß der König ſie weder ihm, noch irgend Jemand, der, wenn gleich noch ſo reich und mächtig ſei, zur Ehe geben werde.

Es kamen auch zu Gent holſteiniſche Geſandte an, mit denen der Kaiſer wegen eines verlängerten Waffenſtillſtandes unterhandeln ließ, und gegen die man auf die Bitte unſerer Fürſtin und ihrer Schweſter umſonſt die Angelegenheit ihres Vaters zur Sprache brachte. Nach langem Verzuge ſtellte man ſich an, damit ſie nicht über ihr erfolgloſes Kommen zu klagen hätten, als wolle man ſich eines Tages zu Köln vergleichen, auf den alle Parteien Geſandte zu ſchicken haben. Daß dies aber nur ein eitles Vorgeben war, merkten wir, nachdem es uns die Fürſtin bei ihrer Heimkehr berichtet hatte und wir Geſandte nach Köln ſchickten, die dort weder vom Kaiſer noch vom Könige von Dänemark Jemand antrafen.

Wegen des verlängerten Aufenthaltes des Kaiſers in Brabant reiſte der Fürſt am 15. Auguſt 1540 nochmals dahin, wo ich ſchon vergebens weilte, und ſetzte nicht mehr als ich durch. Nur daß der König auf den 20. October deſſelben Jahres ein wiederholtes Colloquium nach Worms ausſchrieb, und danächſt zu Anfang 1541 einen Reichstag in Regensburg halten wollte, wo auch Dänemark ſich vertreten laſſe und man das in Köln Unterbliebene verſuche. Es geſchah aber alles nur zum Scheine, damit man des Fürſten zu Worms verſichert bliebe und ihn nach Regensburg lockte. Er willigte auch deſto eher darein, als der Kaiſer verſprach, in Neumarkt auf der Durchreiſe zuzuſehen, wie die Fürſtin ſich in die Haus- und Hofhaltung ſchickte.

Um unſere Abreiſe zu beſchleunigen, erſuchte die Königin Maria den Fürſten, im Vorüberziehen den Herzog Wilhelm von Jülich zu begrüßen und wo möglich zu bereden, daß er dem Kaiſer das Herzogthum Geldern wieder abtrete, das er unter dem Anſcheine, als ob es ihm der Erbfolge nach gebühre, eingenommen habe, während der Kaiſer ſelbſt begründete Anſprüche daran erhebe.

Wir ſchieden von ihr den 6. October und trafen den Herzog in ſeinem Schloſſe Hambach an, wo wir von ihm nichts Weiteres erlangten, als daß er ſich erbot, vor dem Geſammtrathe der Kurfürſten und Reichsfürſten zu Recht zu ſtehen und erklärte, wie ihm dies die kaiſerliche Majeſtät vermöge des Eides zu bewilligen ſchuldig ſei, den ſie nach der Wahl geleiſtet habe: keinen Fürſten wider Recht und Billigkeit zu beſchweren.

Nachdem der Fürſt dieſe Antwort dem Kaiſer geſchrieben hatte, fuhren wir auf dem Rheine nach Heidelberg, wo der Kurfürſt meinen Herrn erſuchte, bis zu der verheißenen Ankunft des Kaiſers zu verweilen. Es verzog ſich damit länger, als man der Meinung geweſen war, da der Kaiſer durch eine Krankheit in den Niederlanden aufgehalten und zu Speyer wieder von dem Podagra befallen ward. Er blieb auch blos zwei Tage bei dem Kurfürſten und war derweil beſorgt, wie er ſeine Reiſe nehme, ohne dem Uebelſtande ſich zu unterziehen, in lutheriſchen Städten einkehren zu müſſen. Es gaben danach Viele die Hoffnung auf, in der Religion eine Einigung getroffen zu ſehen, inſofern man ſich von einem Fürſten nichts Gutes zu verſehen hatte, der diejenigen, mit denen er ſich ſeinem Vorgeben nach verſöhnen wollte, wie Verdammte und Ausgeſtoßene mied.

Im Fortziehen ließ der Kaiſer die Stadt Nürnberg links liegen und kam den 20. Februar nach Neumarkt, das er den folgenden Tag wieder verließ, um den 23ſten ſeinen Einzug in Regensburg zu halten, wo der Fürſt mit ſeiner Gemahlin nach wenigen Togen ebenfalls eintraf und die ihm vom Kaiſer zunächſt der Seinen beſtellte Wohnung bezog. Der Kaiſer ließ ihn auch bald nach ſeiner Ankunft erſuchen, ſowie ſchon ſonſt der Fall geweſen, an Ihrer Majeſtät Statt das Präſidentenamt im Reichsrathe zu übernehmen.

Der Fürſt unterzog ſich dieſer und jeder anderen Arbeit, die ihm der von Granvella reichlich aufbürdete, bereitwillig, indem er hoffte, ſich dadurch der Dankbarkeit des Kaiſers zu verſichern.

Wiewohl die däniſchen Geſandten ſchon lange angekommen waren, fruchteten doch alle desfallſigen Mahnungen des Fürſten nichts, und antwortete ihm der von Granvella beſtändig, es würde die Religion und der Türkenkrieg zu ſeinem eigenen Vortheile der däniſchen Sache vorangeſtellt, damit der Kaiſer nach Beſeitigung der anderen Geſchäfte dem Werke mit allem Fleiß obliege.

Der Pfalzgraf ward nicht minder zum Präſidenten des Colloquiums verordnet, das aus ſechs Perſonen beſtand und mit einhelligem Gemüth und Stimmen darauf ſehen ſollte, wie, zur Ehre Chriſti und Wiederherſtellung der kirchlichen Ruhe und Einigkeit, die Religionsirrthümer abgeſchafft und die von den Sturmwinden hin und hergetriebene Kirche Gottes auf's Neue in den ſicheren Hafen gebracht werde.

Der Fürſt hielt zur Eröffnung dieſes Raths und Ermuthigung der Mitglieder eine gute Rede, die ich gern vorlegte, wenn eine Abſchrift davon zu erlangen geweſen wäre, und es war im Anfange Hoffnung zur Vereinbarung, bis es auf die Herzöge von Baiern und Dr. Eck ankam, die eher des Todes ſein, als in den geringſten Artikel willigen wollten, der, wenn auch nur einen Finger breit, vom alten Brauche der Religion abweiche.

Dies geſchah, wie man dafür hielt, aus keinem andern Eifer, als weil man die Stände unter ſich uneins erhalten und das eigne Anſehen bei den Prälaten erhöhen wollte: und es ſollte eben dem Fürſten wie dem

Hauſe Oeſtreich nichts zu Ehren kommen, dem Herzog Wilhelm immer aufſäſſig blieb.

Nach vielem Wortwechſeln ſah der Kaiſer ein, daß er in dieſer Sache nichts erlangen und der Kardinal Gaspar Contarini den Streit nur durch Schriften größer mache, und vermittelte der König Ferdinand, daß er die vorigen Religionsedikte einigermaßen linderte und den proteſtirenden Ständen eine beſcheidene Antwort gab, um ſie zu verſichern, ſie würden des Glaubens wegen ungefährdet bleiben.

Sobald dies geſchehen war, beſchloß man einhellig, einen allgemeinen Zug wider die Türken vorzunehmen und die Koſten mit einander zu tragen.

Danächſt hatte der Fürſt durch tägliches Bittſtellen ſo viel bewirkt, daß der Kaiſer die däniſchen Geſandten vor ſich forderte und ihnen darzuthun befahl, wodurch König Chriſtiern ſeine Königreiche und ſeine Freiheit verwirkt habe. Er verlange das als Schwager des Königs zu wiſſen, dem er als Ritter des goldnen Bließes und in anderen Dingen verpflichtet ſei und ermahne den Herzog von Holſtein, ſein Abſehen auf den Frieden zu richten, zu dem er das Seinige beitragen werde.

Die Geſandten ſuchten Ausflüchte, weil ſie wußten, daß der Kaiſer nicht mehr lange warten könne, und erklärten, daß ſie weder gekommen, den König Chriſtiern als den Neffen ihres Herrn zu ſchänden, noch den Befehl hätten, nachdem er von Rechtswegen für todt zu erachten, über ſeine Erledigung und Wiedereinſetzung zu unterhandeln. Sie ſollten nur vernehmen, ob Mittel zu erfinden, ihren König mit dem Pfalzgrafen und deſſen Gemahlin, ſo wie mit der Herzogin von Mailand zu verſöhnen.

Der Pfalzgraf erwiederte, er wundere ſich, daß der Herzog und ſeine Geſandten König Chriſtierns Uebelthaten jetzt verſchweigen wollen, die ſie vorher für ſo unglaublich groß erachtet, daß ſie ihn darum nicht nur ſeiner Gemahlin, Kinder, Königreiche und Fürſtenthümer beraubt, ſondern ihn auch zu ewiger Haft und Vergeſſenheit verdammt haben. Sie ſollen nur geradezu erklären, was den Herzog von Holſtein berechtigt habe, ſeinem Neffen Treu und Glauben und ſeinen heiligen Eid zu brechen und den Töchtern des Königs widerrechtlich das Erbe ihres Vaters vorzuenthalten.

Der Kaiſer ſtimmte dieſen Worten bei und die Geſandten konnten nicht länger umhin, mit ihrer Erklärung hervorzutreten.

Sie beſchuldigten den König, er habe im Königreiche Schweden einige Biſchöfe umbringen laſſen und andere in's Elend aus dem Lande vertrieben. Einige habe er zur Tafel gebeten, um, wenn ſie gekommen wären, ſie mit

Pulver in die Luft zu ſprengen. Einen Edelmann habe er aus keinem anderen Grunde enthaupten laſſen, als weil er in Schweden ein Treffen verloren. Auch habe er neben ſeiner Gemahlin einen Balg gehalten, deren Mutter die Reichsſachen verwaltet, und ſo viele unkönigliche Dinge verübt, daß er des Throns wie billig entſetzt worden ſei.

Der Pfalzgraf gab zur Antwort, er habe von ihnen, was ſein Schwiegervater in Dänemark, Norwegen, Schleswig, Holſtein und Stormarn verbrochen, um dieſer Königreiche und Fürſtenthümer verluſtig erklärt zu werden und nicht die ſchwediſchen Dinge zu hören erwartet, die ſie ganz und gar nichts kümmerten. Wenn die Schweden in der Art über König Chriſtiern klagten, könne man ihnen erwidern, daß derſelbe an den Biſchöfen nichts verübt, als was die Rechte und Satzungen erforderten, da der Biſchof von Upſala ſie ſelbſt angeklagt, ihn wegen ſeiner Treue gegen den König in ein hartes Gefängniß geworfen zu haben. Ueberdies ſollten ſie einen Biſchof, Abt oder Prälaten in Dänemark und Norwegen nennen, den die Herzöge von Holſtein, Vater und Sohn, nicht ſeiner Schlöſſer, Güter und Kirchen beraubt, aus dem Lande vertrieben oder in den Kerker geworfen haben und zum Theil elend darin umkommen laſſen. Der enthauptete Edelmann ſei nicht darum geſtraft worden, daß er ein Treffen verloren habe, ſondern weil er ſein Volk im Stiche gelaſſen und ſich ſchmählich geflüchtet. Was den Beiſchlaf anlange, ſei das nichts Beſonderes, weil die Könige faſt nichts Anderes mehr thäten, und die kaiſerliche Majeſtät an ihren nächſten Verwandten erfahren habe, wie ſie ſich ſelbſt nicht an einer genügen ließen, ſondern ganze Haufen mit ſich führten, nach deren Willen ſie das Land beherrſchten.

Ueber dieſe Worte lachte der Kaiſer, weil er wußte, wen der Fürſt damit im Sinne habe und ſagte zu den Geſandten, ſie ſollten von den kahlen Ausreden zur Sache kommen und erklären, in welcher Weiſe König Chriſtiern der Anklagen überführt und nach Rechtens verurtheilt worden ſei?

Ihre Antwort lautete abermals, ſie haben darauf nichts zu erwidern, ſondern ſeien nur befugt, Friedensbedingungen anzuhören, bei denen weder König Chriſtiern jemals zu erledigen, noch ihr König an den Pfalzgrafen einen Fußbreit Landes abzutreten habe. Den beiden Töchtern Chriſtierns wolle der König für die Verzichtleiſtung auf ihre vermeinten Anſprüche an die Krone eine Eheſteuer von vierzigtauſend Gulden geben.

Da ſagte der von Granvella, die beiden Fräulein ſeien vom Kaiſer dermaßen ausgeſtattet worden, daß ſie der ſpöttiſchen Worte des Herzogs von Holſtein nicht bedürften, und wenn ſie ſonſt nichts vorzubringen haben, ſollen ſie wieder nach Hauſe ziehen.

Ein paar Tage nach der Abreiſe der Geſandten kam der von Granvella zum Fürſten, über den er von mir gehört hatte, er ſitze tief betrübt und entmuthigt zu Hauſe und wolle von den gemeinen Reichsſachen kein Wort weiter hören. Er ſuchte ihn mit dürren Worten auf's Neue zu tröſten und hinzuhalten und vertraute ihm im tiefſten Geheimniſſe an, daß der Kaiſer, ſobald er von hinnen gehe, abermals einen großen Zug nach Afrika wider die Mohren in der Stadt Algier vorhabe, um dem Unweſen zu ſteuern, das ſie gegen die Spanier trieben; habe er aber erſt die Feinde von ſeinen Grenzen vertrieben, ſo werde er auch im Stande ſein, ſich um ſeine Freunde verdient zu machen.

Der Pfalzgraf erinnerte ihn in ſeiner Antwort daran, daß ihm die Verheißung auf das Königreich als Vergeltung ſeiner dem Hauſe Oeſterreich geleiſteten Dienſte angerechnet worden und fragte ihn, ob es etwas Anderes als eine völlige Vereitelung ſeiner Hoffnungen ſei, wenn man ihn auf die Eroberung von Afrika vertröſte? Der Himmel wiſſe, ob man ſich durch dieſen Zug nicht in einen ſchweren Krieg mit den Türken verwickeln und aus einem in den andern jemals Zeit gewinne ihm zu helfen. Unterdeſſen beſitze er nicht ſo viel, daß er mit ſeiner Gemahlin ihrem Stande gemäß leben könne, ſo tief habe er ſich auf ihren Rath mit ſeinem Vermögen in die däniſche Sache eingelaſſen und vermöge alſo nichts zu thun, als ſich in ſeiner höchſten Noth Seiner Majeſtät zu Gnaden anzubefehlen.

Durch ſolche Klagen zum Mitleiden bewegt, ſprach der von Granvella mit König Ferdinand, der eine Fürbitte bei dem Kaiſer einlegte, und da ich auch bald dem einen, bald dem andern unſere Dürftigkeit vorſtellte, verordnete der Kaiſer dem Pfalzgrafen ein Jahrgeld von 8000 Karlsgulden, die ihm die Königin Maria ſo lange auszuzahlen habe, bis ihm das Königreich oder eine Erbſchaft zufalle, durch die er ſich erhalten könne.

Sie wußten eben wohl, daß der Kurfürſt immer mehr von Kräften kam und nicht lange leben könne, und bezeigten ſich darum ein wenig freigebiger.

Die Reichsabſchiede in den Religionsſachen waren ſo geſtellt, daß die proteſtirenden Stände ſie keineswegs annehmen wollten, und der Kaiſer nothgedrungen in der Stille ſie gelinder und gnädiger ausſchreiben ließ, damit ſie zum Türkenzuge willigten. Nachdem dies geſchehen war, zog er auf der Stelle nach Italien.

Die geiſtlichen Stände ſchrien Zeter, ſobald ſie erfuhren, wie es ſich damit verhielt und führten bei dem von Granvella bittere Klagen, der Kaiſer verriethe auf unchriſtliche Weiſe die Religion. Er ſagte ihnen, er wiſſe nichts davon und verwies ſie an den Fürſten, und da der nicht daran gedacht hatte, mußte Alles bleiben, wie es geſchrieben war.

Zum Reichs-Obriſten wider die Türken hatte man den Grafen Friedrich von Fürſtenberg ernannt und ihm vier Kriegsräthe beigegeben, denen der Pfalzgraf ihr Verhalten vorſchrieb. Dieſelben machten ſich zuſammen nach Wien auf den Weg, erfuhren aber, noch ehe ſie hinkamen, daß die zwei vornehmſten Städte des Ungarlandes, Ofen und Peſth, von den Türken eingenommen worden waren und aus ihrem Zug nichts weiter werden ſollte.

Der Kaiſer hatte in Afrika kein beſſeres Glück, da er durch das Ungeſtüm des Meeres faſt ſein ganzes Kriegsvolk verlor und, ohne etwas ausgerichtet zu haben, nur mit Wenigen nach Spanien entkam.

Durch dieſe Niederlage noch mehr ermuthigt, fielen die Türken immer häufiger in Ungarn ein und drohten, ſelbſt die öſtreichiſchen Lande heimzuſuchen. Aus Furcht davor beſchloſſen König Ferdinand und die deutſchen Fürſten, den 14. Januar 1542 zu Speyer zuſammen zu kommen, wohin auch Pfalzgraf Friedrich den 7. Februar von Neumarkt aufbrach und den funfzehnten Tag darauf gelangte.

Auf dieſem Reichstage ward nicht von der Religion, ſondern nur mit rechtem Ernſte und einhelligem Beſchluſſe davon gehandelt, wie man den Türken in einem beharrlichen Kriege widerſtehen könne. Zum General-Obriſten über das ganze Heer ſetzte man den Kurfürſten Joachim von Brandenburg und gab ihm zehn Kriegsräthe, einen aus jedem Kreiſe des Reiches, bei. Er kam zu unſerem Fürſten, um ſich zu dieſem Zuge Rathes zu erholen, und ward von ihm bei der Gelegenheit des guten Beiſpiels halb auch zur Mäßigkeit ermahnt, indem der Fürſt ſagte, er habe ſich mit vier Trachten und Gängen gemeinen Eſſens und nur mit einer Sorte Weines, ſelbſt wenn er Gäſte gehabt, begnügt.

Bei dieſen Worten fiel ihm der Markgraf erſchrocken in die Rede und ſprach: mit ſo Wenigem könne er ſich nicht zufrieden ſtellen.

So laſſet euch meinetwegen ſechs auftragen, ſagte der Pfalzgraf.

Wir wollen ſehen, verſetzte der Markgraf, doch glaube ich nicht, daß das genügen wird.

Darüber erſeufzte der Fürſt und ſagte nichts mehr, weil er bei ſich das unnütze Vorhaben des Feldherrn erwog und den nachmaligen unglücklichen Ausgang des Krieges zu muthmaßen anhub, in dem man ſich nur mit Bankettiren und Wohlleben ſehen ließ.

Den 27. März kehrte der Fürſt vom Reichstage zu Speyer nach Neumarkt zurück, wo er bis zum 10. Juni verweilte.

Um dieſe Zeit meldeten ihm Schreiben die ſchwere Erkrankung des Kurfürſten, mit dem Hinzufügen, daß er nach Heidelberg eile, wenn er ihn noch am Leben finden wolle. Er brach auf der Stelle dahin auf, fand ihn bei ſeiner Ankunft etwas beſſer und verweilte nur fünf Tage, um ihm nicht den Argwohn einzuflößen, als komme er, ihm die Augen zuzudrücken.

Vor ſeiner Rückkehr nach Neumarkt ſchickte er mich zu der Königin nach Niederland, um dem Verdachte zu begegnen, den ihm der Kaiſer in Regensburg ausgeſprochen hatte, als ließe er ſich die Geldernſche Sache nicht angelegen ſein, und das neue Jahrgeld nicht zu verwirken, und ließ ihr ſagen: er höre, daß der König von Frankreich und der Herzog von Jülich allerlei wider den Kaiſer und deſſen von ihm beherrſchte Lande vorhaben und wolle, wenn es ihr gefalle, zu ihr kommen, um ihr mit Rath beizuſtehen und den Kaiſer von ſeiner Dienſtbefliſſenheit zu überzeugen.

Sein Antrag war der Königin ſehr lieb und ſie ſchrieb ihm alsbald wieder, er könne dem Kaiſer zu Zeiten keinen größeren Dienſt thun, als indem er zu ihr komme, die es Seiner Majeſtät zu rühmen wiſſen werde.

Nichts deſto weniger konnte der Fürſt die Reiſe nicht bewirken, weil der Kaiſer ihn bitten ließ, an ſeiner Statt mit Johann Naves auf den Reichstag zu Nürnberg zu gehen, und König Ferdinand ihn durch den Herrn von Madruß ermahnte, mit ſeiner ſchleunigen Ankunft allda, wohin er ſelbſt folgen werde, den beſchloſſenen Türkenzug zu betreiben, da zumal der Herzog Heinrich von Braunſchweig den Städten Goslar und Braunſchweig den Krieg angekündigt, ſo wie die proteſtirenden Stände vermocht habe, ſich ebenfalls zu rüſten, und es ſich wegen der in ganz Deutſchland erweckten Unruhe beſorgen ließe, man werde die verſprochene Hülfe entweder gar nicht oder zu ſpät ſenden. Damit er alſo das entſtandene Feuer löſchen helfe, machte ſich der Fürſt im Monat Auguſt nach Nürnberg auf den Weg.

Mittlerweile hatte ein tollkühner Kriegsobriſter, Martin von Roßheim, dem Könige von Frankreich und dem Herzoge von Jülich Hoffnung gemacht, mit ſchlechtem Kriegsvolke die Stadt Antwerpen und ganz Brabant in ſeine Gewalt zu bringen. Er verſammelte einen großen Haufen um ſich, mit dem er durch Sengen und Brennen ſchweren Schaden that, rückte vor die Stadt, wo er ein Lager aufſchlug, und würde ſie gewiß genommen haben, wenn er gleich dem Glück gefolgt wäre und nicht ſeiner Wolluſt nachgelebt hätte.

Er verzog aber allzu lange bei dem Schloſſe Hochſtraaten, indem er die Loſung der Verräther abwartete, deren er viele in der Stadt unterhielt, und ließ den Bürgern Zeit, ſich zu erholen und einige hundert Mann zu Roß und zu Fuß aufzunehmen, die die Königin abgeſendet hatte, und mit deren Hülfe man ihn zuletzt mit Spott und Hohn vertrieb. In Löwen auch nur gewiſſermaßen von Weibern und Studenten abgewieſen, mußte er ſich zuletzt verachtet nach Frankreich flüchten.

Er ſoll in ſeinem Heere an die 1200 Mann zu Fuß und faſt ein paar tauſend Reiter gehabt haben, unter denen 400 vom Herzoge von Holſtein geſendete, die man die ſchwarzen Reiter nannte, weil ſie nicht helle, glänzende, ſondern geſchwärzte Rüſtungen trugen und zwei oder drei Röhre bei ſich führten. Sie mochten vor allen Anderen Schaden gethan und ſich darauf berufen haben, daß ſie dem Herzoge von Holſtein dienten, der der Königin durch einen Herold hatte öffentlich abſagen laſſen.

Es ſagte darum Jedermann, daß der Kaiſer jetzt einen rechtmäßigen Grund habe, die Dänen mit Krieg zu überziehen, und redeten mir viele vornehme Herren zu, unverzüglich zum Fürſten zu reiſen und ihn zu bewegen, daß er die gute Gelegenheit nicht aus den Händen laſſe, ſondern der Königin beiſtände, zu ſeinem eigenen Vortheile die ihr zugefügte Schmach zu rächen.

Damit ich an meiner Reiſe nicht behindert würde, ließen ſie mir ſofort das rückſtändige Jahrgehalt auszahlen, das ich bei Brüſſeler Kaufleuten niederlegte, um es dafür in Nürnberg zu empfangen, und trat meinen Weg dahin durch den Ardennen-Wald an, in dem man übel bewirthet wird. Meine Ankunft in Nürnberg war dem Fürſten ſo lieb, als jemals eine, und er entdeckte gleich dem von Granvella, den der Kaiſer dahin geſendet hatte, ſeine beſchloſſene Reiſe zu der Königin.

Der von Granvella wollte ſie nicht ganz billigen, nicht ganz verwerfen und rieth nur, als das Beſte, was zur Zeit geſchehen könne, an die Hanſeſtädte zu ſchreiben, ſowie Jemand abzufertigen, der ſie zum Kriege gegen den Herzog von Holſtein und den König von Schweden reize. Und da dies auch dem Fürſten wohlgefiel, ſetzte Granvella im Namen des Kaiſers, deſſen Siegel er bei ſich führte, ein Schreiben an die Städte auf, das der Fürſt durch zwei Edelleute abſandte.

Der Fürſt rüſtete ſich darauf ſchon ſelbſt zur Abreiſe, als ihm der von Granvella noch wegen König Ferdinand etwas aufbewahrt hatte, um ihn deſto länger zurückzuhalten und inzwiſchen an die Königin zu ſchreiben. Er ſagte ihm nämlich, daß, da der König ſein älteſtes Fräulein dem einzigen Sohne des Königs von Polen verſprochen habe und die Zeit genaht ſei, ſie heimzuführen, der

König den Fürſten und ſeine Gemahlin freundlichſt erſuche, die Begleitung der Braut als Blutsverwandte zu übernehmen.

Der Fürſt bat ſich Bedenkzeit dafür aus und als er es hin und her erwog, ſchien es ihm doch, als ob er darüber die gute Gelegenheit verſäume, ſeine eigene Sache zu berathen. Auch verurſachte ein ſo weiter Weg nach Polen große Koſten, die man ihm ſchwerlich alle aus der königlichen Kammer wieder erſtattete, und beredete er dies eben noch mit dem von Granvella, als ein Bote von der Königin die Nachricht brachte, daß der König von Frankreich mit einem großen Heere in das Herzogthum Lützelburg eingerückt ſei und faſt alle Städte deſſelben eingenommen habe. Aus dieſem Grunde mußte König Ferdinand für's Erſte an ein Anderes denken und war er dem Fürſten nicht mehr an ſeiner Wohlfahrt hinderlich.

Inzwiſchen verzog es ſich mit dem Reichsabſchiede ſo lange Zeit, daß die meiſten Stände ſich, des überdrüſſig, nach Hauſe begaben und zum Anfange des folgenden Jahres wieder einſtellen wollten. Der König kam den 17. Januar mit zwei Söhnen hin, und der Fürſt hielt mit ſeinen Ständen wegen der Bezahlung ſeiner Schulden einen Tag in Neumarkt, ohne daß er etwas ausrichtete.

Mittlerweile ward der Herzog von Cleve und Jülich von der Königin Maria mit Krieg überzogen, ſchlug aber ihr Volk nicht weit von Maſtricht, verfolgte es bis in die Stadt und that dem Lande mit Brennen großen Schaden. Wenn es ihm oder den Seinen nicht an Muth gemangelt und er, trotz ſeiner Jugend, den Sieg zu nutzen verſtanden hätte, würde er wohl auch mehr haben ausrichten und große Ehre davon tragen können. Indem er aber verzog, oder ſich fürchtete und den Feind, in Hoffnung auf den Frieden, zu ſehr ſchonte, ließ er die Gelegenheit, etwas Wichtiges auszuführen, aus den Händen. Die Königin hatte von allen Orten und Enden Hülfe herbeigeſchafft, griff ihn bald mit vielem Volk wieder an, um die ihr zugefügte Schmach zu rächen, und erſuchte auch den Fürſten abermals, zu ihr zu kommen.

Derſelbe begab ſich mit ſeiner Gemahlin nach Heidelberg, wo er ſich eine Zeit lang aufhielt, weil das Reiſen wegen des Kriegsvolkes gefährlich war, und beſchloß endlich, um dem kranken Bruder nicht beſchwerlich zu fallen, durch das Fürſtenthum Lützelburg zu ziehen, in dem uns freilich Boten über Boten mit Warnungen, umzukehren, entgegenkamen.

In der Stadt Simmern, die dem Pfalzgrafen Johann zuſteht, ließ der Fürſt ſeine Gemahlin zurück und befahl ſie dem jungen Pfalzgrafen Friedrich und deſſen Gemahlin an. Hernach nahmen wir faſt eben den Weg, den Auſonius beſchreibt, durch Kirchberg und Neumagen

gen Trier. Von Trier auf Lützelburg und das Städtchen Marche, wo Kaiſer Maximilians unechte Tochter, die den Grafen von Rochefort zur Ehe hatte, zu uns kam und den Fürſten überredete, ſich ſeitwärts vom Wege zu ihrem Herrn zu wenden und das ſchöne Schloß Rochefort zu beſchauen. Wir blieben dort jedoch nur eine Nacht, weil die Nachricht einlief, es wollten uns nicht weit davon franzöſiſche Soldaten den Weg verrennen. Wir eilten nach dem Städtchen Segnor, in dem wir auch nicht ſicher waren, und gelangten über Namür nach Brüſſel, wo der Fürſt von der Königin ehrenvoll empfangen ward und ſie, zumal wenn ſie ihn zu ſich forderte, oft beſuchte, um ſich mit ihr über die Art, den Krieg zu führen, zu unterreden.

Damit waren indeß die ſchon vorgenannten Feinde des Fürſten in der Beſorgniß übel zufrieden, daß er etwas bei der Königin erlange, und brachten die große Gefahr zur Sprache, der ſie entgegenginge, wenn ſie vom Könige von Frankreich, dem Herzoge von Holſtein und dem Herzoge von Jülich zugleich angegriffen werden ſollte. Aus Deutſchland und Frankreich, ſagten ſie, könne kein Proviant nach Brabant kommen, und ſollte die baltiſche See geſchloſſen werden, daß die Hanſeſtädte kein Getreide brächten, ſo würde in Holland und Friesland Hungersnoth eintreten. Es wäre alſo ohne Zweifel das Gerathenſte, bis zur Ankunft des Kaiſers, der ſchon mit einem Heere von Spaniern, Italienern und Deutſchen unterwegs ſei, mit den Holſteinern Frieden oder Waffenſtillſtand einzugehen.

Unterdeß hatte zwar das Volk der Königin unter dem Grafen von Büren die Jülichſchen bei dem Städtchen Sittart in einem Treffen geſchlagen und ihrer Viele auf der Wahlſtatt getödtet. Sie hielt ſich jedoch an jener Meinung und ließ durch gewiſſe Perſonen entweder um einen Frieden oder Waffenſtillſtand bei dem däniſchen Könige anhalten, der, von dem Treffen und dem Nahen des Kaiſers eingeſchüchtert, begehrte, daß man dieſer Sache halb einen Tag in Kampen anſetze. Die Königin war es zufrieden, und nachdem man hin- und hergeſtritten hatte, beraumte man noch einen Tag in Hamburg an. Damit wollten die Holſteiner aber nur Zeit gewinnen, um zuzuſehen, ob der König von Frankreich und der Herzog von Jülich oder der Kaiſer die Oberhand behielten, und ward denn auch in Hamburg nichts daraus.

Mittlerweile forderten die von Granvella und von Naves den Fürſten in vielen Schreiben auf, dem Kaiſer entgegen zu ziehen, der ihn zu hohen Dingen gebrauchen werde. Er beurlaubte ſich bei der Königin, ſchlug, trotz der Unſicherheit, ſeinen erſten Weg nach Simmern zu der Fürſtin ein und ſäumte bei ihr nicht lange, um nach

Heidelberg weiter zu reiſen und allda gewiſſere Kunde vom Kaiſer abzuwarten.

Als er vernahm, daß derſelbe zu Bretten angekommen ſei, begab er ſich zu ihm und ward mit beſonderen Gnaden empfangen. Ueber das fremde Kriegsvolk, das der Kaiſer bei ſich hatte, ſeufzte er von Herzen und beklagte das Unglück, das über Deutſchland kommen werde, wenn man alſo ſeine Satzungen und Rechte mit Füßen trete.

Ueber das Kriegsvolk war der Vicekönig von Sizilien zum General-Obriſtlieutenant ernannt und des Fürſten gedachte dabei kein Menſch. Der von Granvella ſagte deshalb zu ihm, die Kriegsſachen ſeien ſchon lange beſtellt geweſen, als er zum Kaiſer gekommen, und man habe den Fürſten wegen ſeiner Blutsfreundſchaft mit dem Herzog von Jülich nicht in dieſen Krieg verflechten und mit ihm entzweien wollen.

Nichts deſto weniger rathe er dem Fürſten, dem Kaiſer nachzufolgen, da der von Jülich bald bezwungen ſein werde und der Winter vor der Thür ſtehe, wodann er den Kaiſer leicht bewegen möge, von Geldern aus ohne große Koſten die Holſteiner mit Kriegsvolk überfallen zu laſſen und ſeine Wünſche durchzuſetzen.

Es rieth dem Fürſten auch der Kanzler Dr. Hartmann, wegen des üblen Zuſtandes ſeiner eigenen Angelegenheiten, ſich lieber zu der Königin zu begeben und mit ſeiner Gemahlin bei ihr von dem Jahrgelde des Kaiſers zu leben, damit ſeine Aemter bis zu beſſeren Zeiten ruhten. Der Fürſt beſtellte alſo ein Schiff und fuhr darin dem Kaiſer nach.

Unterwegs ſprachen wir beim Cardinal von Mainz ein, der uns wohl bewirthete, und fuhren ſtromab bis Bacharach. Als hier die Fürſtin nach der Abendmahlzeit mit ihren Jungfrauen am Waſſer ſpazieren ging und ſich von der Höhe des Ufers umſah, kam ein Schiff voll bübiſcher Landsknechte gefahren. Die fingen, als ſie die Fürſtin ſahen, an, ſie eine Hure zu ſchelten und, wie ſie meinten, nach Kriegsbrauch, ſo ſchändlich ſie konnten, zu ſchreien. Sie waren darauf noch keinen Armbruſtſchuß weit gekommen, ſo fuhr das Schiff an einen Fels im Waſſer an und brach mitten entzwei. Sie ergriffen zwar die Bretter des Schiffes, konnten ſich aber kaum erhalten und riefen kläglich um Hilfe. Etliche gingen im Waſſer zu Grunde, etliche kamen mit Schwimmen davon, liefen nackend vor den Fürſten und flehten ihn an, ihren nothleidenden Brüdern zu helfen. Er gab ihnen zuerſt wegen ihrer Frechheit eine ſpöttiſche Antwort, erbarmte ſich ihrer aber dennoch, als das Geſchrei größer ward, und ſchickte Einige mit Nachen hin, die ſie aus dem Waſſer fiſchten.

Des nächſten Tages kamen wir nach Coblenz, wo uns der Erzbiſchof von Trier beſtens empfing, und als wir von ihm ſchieden, allerlei verehrte. Zu Andernach erfuhren wir, daß der Herzog von Jülich beide Seiten des Rheins mit Kriegsvolk belegt habe und keine Schiffe vorüber laſſe, ſo daß wir auch nicht ſicher nach Bonn oder Köln gelangen konnten. Wir blieben daſelbſt einige Tage, bis der Kaiſer die Stadt Düren und Jülich ſelbſt erobert hatte und im Lande mit Rauben und Brennen ſo übel haushalten ließ, daß der Herzog bald darauf bei der Stadt Venloo zum Kaiſer kam, um Gnade bat und ſich ihm mit all dem Seinigen unterwarf. Der Kaiſer meldete dies dem Fürſten ſchriftlich und ſtellte ihm anheim, ob er ihm weiter nach dem Hennegau folgen, aus dem er die Franzoſen, mit dem Volke des Herzogs von Jülich, vertragsmäßig vereint, noch vor dem Winter vertreiben wolle.

Der Fürſt erkannte daraus, daß er in ſeinen Hoffnungen mit Dänemark auf's Neue getäuſcht worden war, und obwohl ihm der von Naves immer noch zuredete, dem Kaiſer nachzuziehen, hielt er diesmal an ſeiner beſſeren Erkenntniß feſt und beſchloß mit ſeiner Gemahlin und wenigem Geſinde ein ſchönes Haus zu beziehen, das er in einem Walde unweit Amberg erbaut hatte, derweil ſein Bruder das Fürſtenthum für ihn verwalte, und zogen wir über Heidelberg, wo er ſich mit dem Kurfürſten verglich, nach Neumarkt.

Der Fürſt hatte hier noch nicht lange Zeit ein einſames Leben geführt, als es ihm verdrießlich vorkam, ſo lange vom Hofe entfernt zu ſein und nicht zu wiſſen, wie es in der Welt zugehe.

Er pflegte ſich auch ſonſt der Sprichwörter zu bedienen: Man müſſe hinter vielen Dingen hergehen, nach denen man nicht trachten und die man nicht begehren dürfe, — oder: Wer den Kern einer Nuß eſſen wolle, müſſe zuvor die Schaale aufmachen, und: Auf halbem Wege umzukehren, wo es eine Wette gelte, bringe keine Ehre.

Er beſchloß alſo nochmals ein wenig Geld in die Schanze zu ſchlagen, nachdem er vorher Tauſende daran gegeben habe, und mich und den Kanzler mit dem Geſuche an den Kaiſer zu ſenden, uns nach beendigtem franzöſiſchen Kriege einige Fähnlein Volkes zukommen zu laſſen, mit denen wir einen unverſehenen Schlag, ſonderlich zur Winterzeit, wo wir leicht über die zugefrornen Wäſſer gelangten, gegen die Holſteiner ausführten. Wir zogen den 17. September raſch davon und erreichten den Kaiſer im Hennegau bei dem Städtchen Binche, wo er uns den Beſcheid gab, daß er jetzt erſt im vollen Anzuge auf die Franzoſen ſei und abwarten müſſe, was daraus erfolge.

Einer von uns möge unterdeſſen bei ihm bleiben und der Andere dies dem Fürſten hinterbringen. Der Kanzler ging, ſolcher Antwort froh, von dannen, und ich folgte dem kaiſerlichen Lager.

Im Hennegau iſt das unberühmte Städtchen Landreſies, dem Herzoge von Areſcot gehörig, kaum werth überhaupt eine Stadt zu heißen, doch wegen der Moräſte ziemlich feſt. Daſſelbe hatten die Franzoſen, als ſie im vorigen Sommer vorübergezogen, mit der Erkenntniß wahrgenommen, daß es ihnen, wenn ſie es befeſtigten, ſehr nützlich werden könne. Sie hatten es binnen ſechs Wochen uneinnehmbar gemacht, eine ſtarke Beſatzung hineingelegt und waren wieder nach Frankreich gezogen.

Bei ſeinem Aufbruche von Binche nahm ſich der Kaiſer zuerſt vor, Landreſies zu erobern, ſo lange die Erde zu den Wällen und Wehren noch friſch, das Gemäuer nicht feſt und der Raſen nicht in einander gewurzelt ſei.

Es befand ſich aber in Wahrheit anders, da der Wall von lehmichter Erde aufgeſchüttet war, in die Kugeln leicht gingen, ohne daß ſie deshalb abfiel und ſo, daß ſie deſto mehr zuſammenging.

Als nun die Belagerung viele Tage gewährt hatte, viele Stürme geſchehen waren und die Beſatzung in Gefahr gerieth, ſich aus Mangel an Pulver ergeben zu müſſen, erſann der König die Kriegsliſt, daß er ſich mit einem Heere der Stadt bis auf wenige Meilen näherte und dem Kaiſer durch einen Trompeter melden ließ: Es bringe ihm keine Ehre, daß er ſo lange mit der Belagerung einer kleinen Stadt verliere, von der er, da der Winter vor der Thüre ſei, ohnedies bald ablaſſen müſſe, und es ſei beſſer und ehrlicher, ſie rückten zu einem Treffen gegen einander, in dem ſich binnen wenigen Stunden darthun werde, welche Sache vor Gott die gerechte und billige.

Der Kaiſer hatte dies nicht ſobald vernommen, als er, zum Schlagen begierig, die Fähnlein zu Haufen zu bringen und nach dem Feinde vorzurücken befahl, und ſo wie ſich das Heer ein wenig wegbegeben hatte, brachten die Franzoſen große Vorräthe an Lebensmittel und Schießbedarf in die Stadt. Der König war in der Nacht mit ſeinem Heere heimlich aufgebrochen, und als der Kaiſer am Morgen die leere Lagerſtätte vor ſich ſah, merkte er, daß er tüchtig angeführt worden war.

Damit man nicht ſage, der Zug ſei vergebens unternommen worden, zog er in die Reichsſtadt Camerich, die dagegen nicht auf ihrer Hut war, zwang ſie, ihm zu ſchwören und zu huldigen, und beſtimmte einen Ort, wohin ein Kaſtell gebaut werden ſollte, zu welchem Ende er, das übrige Kriegsvolk abdankend, eine Beſatzung in der Stadt zurückließ.

Es war gerade am 10. November, als dieſe bisher freie bedeutende Stadt das Joch der Dienſtbarkeit auf ſich nehmen mußte, und der Kaiſer erklärte ihrethalb, er erlege es ihr nicht auf, um dem Reiche oder deſſen Rechten etwas zu entziehen, ſondern damit er ſie dem Reiche deſto ſicherer erhalte und die Franzoſen ſie nicht unverſehens einnehmen.

Deſſelben Tages entſtand durch den Nordwind eine ſo große Kälte, daß unzählige Soldaten erfroren, und nun ſchickte mich der Kaiſer von Valenciennes nach Brüſſel, wo ich ſeiner Ankunft gewärtigen ſollte. Hier ward ich wieder einige Tage aufgehalten und zuletzt mit den Worten abgeſpeiſt: Ich habe geſehen, daß der Krieg mit den Franzoſen kaum angefangen, geſchweige zu Ende geführt ſei und wie der Kaiſer alles Kriegsvolk, das nicht zu Beſchützung der Grenzen und der Städte unerläßlich, abgedankt habe, und werde nun danach ſelbſt ſagen, womit man alſo in einem fremden Lande einen Feind angreifen ſolle?

Ich wollte mit dem Beſcheid eben wieder abreiſen, als der vom Fürſten mit der Poſt abgeſandte Erzbiſchof von Lund ankam, der, damit unzufrieden, daß der Fürſt ſeinem Bruder das Fürſtenthum abgetreten, den Kurfürſten bewogen hatte, es ihm wieder einzuräumen, und ſich nun beim Kaiſer beſchwerte, mich ſo lange aufgehalten zu haben. Er richtete eben ſo wenig als ich aus und erhielt nur das Verſprechen, man werde in Kurzem wieder einen Reichstag nach Speyer ausſchreiben, wohin die Holſteiner zu neuen Verhandlungen beſchieden werden ſollten, und es riethen dem Fürſten, ſich eben deshalb darauf einzufinden, Seine Majeſtät, der von Granvella und wer es ſonſt gut mit ihm meine.

Als wir dem Pfalzgrafen dieſe Antwort hinterbrachten, ſagte er, er ſei nun entſchloſſen, ſich nicht mehr von den Lügen des Granvella hintergehen zu laſſen und derſelbe möge ſich eine andere Zielſcheibe ſeines Spottes auserſehen. Wir verſuchten ihn vergebens von dieſer äußerſten Meinung abzubringen; indem wir aber noch davon redeten, liefen von den Brüdern des Fürſten, den Pfalzgrafen Heinrich und Wolfgang, Schreiben ein, die die gefährliche Erkrankung des Kurfürſten meldeten und ihn erſuchten, unter dem Vorwande des bevorſtehenden Reichstages näher nach Heidelberg zu kommen, damit ſich, wenn Gott über ſeinen Bruder gebiete, in ſeiner Abweſenheit kein Unheil ereigne.

Der Fürſt verſtand recht wohl, wohin dies ziele und begab ſich, von ſeinem ſteifen Sinne ablaſſend, nach Speyer, wo er vom Kaiſer alsbald zum Präſidenten des Raths ernannt ward.

Mittlerweile erhielt er alle Tage Nachricht, daß ſich die Krankheit ſeines Bruders verſchlimmere, und ließ er ſeine Gemahlin hinziehen, ihn zu beſuchen und bei ihm zu verweilen, bis es mit ihm beſſer werde. Es ſollte dies aber nicht geſchehen, da ſeine Stunde gekommen war, und nachdem ihn zuvor der Schlag auf einer Seite gerührt hatte, gab er am 14. März 1544 ſeinen Geiſt dem lieben Gott auf.

Als der Fürſt dieſen Unfall dem Kaiſer meldete, ertheilte derſelbe ihm den Rath, nach Heidelberg aufzubrechen, und bei ſeiner Ankunft bewillkommten ihn die Räthe alſobald als Kurfürſten.

Zwölftes Buch.

1544—1551.

Ich habe oft und lange bei mir erwogen, ob ich das Leben meines Herrn als Kurfürſten weiter ſchreibe, da mich davon unter Anderem der Umſtand abhalten will, daß er ſich von der Zeit an meiner Dienſte entäußert und mir ſeine Anſchläge nicht mehr ſo wie ſonſt vertraut hat. Er hielt mich wohl eben für zu gering, die wichtigen Angelegenheiten zu verſehen, die beinahe Tag für Tag beim kurfürſtlichen Regimente zur Berathung kamen, und es waren mir nicht minder die Räthe des verſtorbenen Kurfürſten als einem nicht bei ihrer Sprache Geborenen feind und ſagten, man dürfe die Heimlichkeiten der Kur-Pfalz keinem Fremden anvertrauen, da er vielleicht über lang oder kurz heimziehe und davon ausſage, was er wiſſe. Ja, da ſie nicht gleich alles erhielten, was ſie wollten, der Fürſt mir zu Zeiten etwas in's Ohr ſagte, mich mit auf die Jagd nahm, mich anlachte und freundlich mit mir ſprach, wollten Einige aus der Renterei und Kammerdiener, denen die Fürſten gemeiniglich folgen, mit nichts weiter zu thun haben, was Einem, der nicht reinen Mund hielt, anvertraut würde. Auch mochte der Fürſt, was ſeine Brüder an ihm tadelten, gern immer neue und junge Hofräthe um ſich haben.

Von dieſen und anderen, die ich nicht nennen will, überredet, ſchloß er mich allmälig von den geheimen Verrichtungen aus, und damit ich es nicht merkte oder mißvergnügt werde, vertraute er mir das geheime Siegel mit dem Bedeuten an: er wolle fortan wegen meines Alters und meiner Ermüdung von ſo vielen Geſchäften meine Dienſte nur gebrauchen, wenn lateiniſch oder franzöſiſch an fremde Herren zu ſchreiben ſei. Er ſelbſt gedenke ſich desgleichen nicht mehr um den von Granvella und den Kaiſer zu kümmern und nur den Seinigen vorzuſtehen.

Von der Zeit an ſtopfte ich meine Ohren zu und wollte nichts von öffentlichen Dingen wiſſen, als was, ſo zu ſagen, auf dem Markte und in den Badeſtuben beſprochen ward, ſo daß man es mir billig verdenken dürfte, wenn ich von den während der kurfürſtlichen Regierung meines Herrn vorfallenden Staatshändeln berichtete und es mir nur zu gut halten mag, wenn ich ſein von Jugend an beſchriebenes Leben bis in das Alter fortführe.

Nachdem Pfalzgraf Friedrich von Jedermann als Kurfürſt anerkannt worden war, begab er ſich auf den Antrag des Kaiſers nach Speyer, um die Belehnung und Inveſtitur, wie man es nennt, zu empfangen.

Indem nun der Kaiſer, wie er faſt mit allen Dingen zu thun pflegte, dies verzog, fand ſich der Herzog Wilhelm von Baiern veranlaßt, darauf anzutragen, daß der Fürſt nicht mit der Kur belehnt werde, weil er dazu ein näheres Recht, theils wegen der Verordnung Kaiſer Ludwigs aus dem Hauſe Baiern, theils wegen des jüngſten Vertrags in Nürnberg habe, durch den die alten Bündniſſe und Verträge beider Häuſer neu beſtätigt worden.

Der Kaiſer ſah indeſſen wohl, daß dies nicht mit Recht nachzuſuchen ſei, gab dem neidiſchen Herzoge den Beſcheid: die Thüre der Gerechtigkeit ſtehe jedem offen, der dafür halte, daß ihm zu kurz geſchehen, und ſetzte dem Fürſten einen Tag an, wo er ihm die Lehen, nicht öffentlich, ſondern, weil er nicht wohl auf war, im Gemach ertheile und ihm der Fürſt in dem ſonſt ſeltenen Beiſein aller Kurfürſten den Eid leiſtete.

Damit der Kaiſer dem Fürſten eine Ehre ertheile, für die er kein Gold und Silber auszugeben brauche, ſagte er ihm: Ich ſchenke und vergebe euch hiermit, was nicht mein iſt, die Welt, die ihr und eure Nachkommen als Kurfürſten ebenſo in eurem Wappen führen ſollt, als ihr ſie von altem Rechte her ſonſt in öffentlichen Reichsverſammlungen zu tragen gepflegt habt, und verlieh ihm alſo den Reichsapfel mit einem Kreuze oben auf, den der

Kurfürſt von der Zeit an in rothem Felde ſeinem Wappen einverleibte.

Unterdeſſen ſtellte der Kaiſer eine große Zurüſtung zum Kriege gegen den König von Frankreich an, worein auch die Reichsſtände und ſelbſt die proteſtirenden willigten, um ſich die kaiſerliche Gnade zu verdienen.

Während des Reichstags ſchlugen dem Kurfürſten einige Räthe vor, weil ſie wußten, wie freigebig und leicht zu überreden er zu etwas ſei, wenn er ohne Erben mit Tode abgehe, den Erzbiſchof von Mainz und ſeine Nachfolger zu befugen, daß ſie die an der Bergſtraße von Frankfurt nach Heidelberg belegenen Städte und Güter wieder einlöſten. Sie behaupteten zwar auch, ſie wären als verſetzt ohnedies ſchon einzulöſen; man konnte ihnen aber entgegnen, wie ſie durch Kriegsrecht erlangt, der Pfalz zuſtünden.

Auf dieſem Reichstage belehnte der Kaiſer den deutſchen Ordensmeiſter öffentlich mit den Regalien, wobei der Fürſt mit den Kurkleidern angethan aufwartete.

Die Stadt Maſtricht an der Maas war ſeither eine freie Stadt geweſen, die außer ihren Schutzherren, den Herzögen von Brabant und dem Biſchofe von Lüttich nur das Reich für ihren Herrn erkannt hatte und ward, auf eifriges Anhalten der Brabanter, dem Reichsrechte entzogen, ſo daß man nicht mehr wie zuvor nach Aachen und von dannen an das kaiſerliche Kammergericht appeliren konnte, und die Reichsſtände zu ihrem eigenen Schaden ſtillſchwiegen.

Es waren auch die Geſandten des Königs von Dänemark vorhanden, mit denen der Kaiſer wegen des franzöſiſchen Krieges abermals einen Waffenſtillſtand abſchloß.

Graf Amoral von Egmont nahm Fräulein Sabine, die Tochter des Herzogs Johann zu Simmern, zur Gemahlin und hielt ſein Beilager in des Pfalzgrafen Kurfürſten Wohnung, wobei ſich als Gäſte der Kaiſer, der römiſche König, der Kurfürſt von Sachſen und ſonſt alle Fürſten, die zu Speyer waren, befanden.

Nach geendigtem Reichstage zog der Kaiſer mit einem großen Heere durch Lothringen nach Frankreich, belagerte Saint-Dizier, verbrannte Vitry und that großen Schaden. Zu dieſem Zuge entrichtete der Kurfürſt 18000 Gulden. Danach ſtellte er eine Reiſe in die alte Pfalz an, die im Nordgau um Nürnberg und vor dem Böhmer Walde liegt, und ließ ſich von ſeinen Unterthanen als Kurfürſt huldigen. Er wurde auch dabei ſammt ſeiner Gemahlin nicht allein von den Seinigen, ſondern ſelbſt von den Nürnbergern und Anderen mit Freuden und gutem Willen aufgenommen und kehrte auf dem Rückwege, ſeiner Einladung gemäß, beim Biſchofe von Bamberg ein. Von Heidelberg aus durchzog er, der Huldigung wegen, die anderen Städte der Pfalz am Rhein und darnach ſah er die von ſeinem Bruder hinterlaſſenen Rechnungen durch, die er ſehr unrichtig und von dem er große Schulden gemacht befand.

Kurfürſt Ludwig hatte zur Gemahlin des Herzogs Wilhelm von Baiern Schweſter gehabt, mit der er keine Erben gezeugt, und es mußte nun, da ſie auch geſtorben war, die Eheſteuer von 36,000 Gulden zurückgegeben werden. Herzog Otto Heinrich hatte Schulden halber einen Theil ſeines Fürſtenthums verkauft und bot die Hälfte der Stadt Weiden ſowie Sulzbach, zwei Meilen von Amberg, feil, die der Kurfürſt für vieles Geld kaufte, damit ſie den Nürnbergern nicht in die Hände kämen. Desgleichen verhinderte er mit großen Koſten, daß Lengenfeld dem Markgrafen Albrecht anſtatt eines mütterlichen Anfalles übergeben wurde, und mußte über alles dies den gedachten Herzog Otto Heinrich mit ſeinem Bruder Pfalzgraf Philipp zu ſich an den Hof nehmen und den Herzog Wolfgang unterhalten.

Mittlerweile erſuchte ihn der König von Frankreich ſchriftlich, zwiſchen ihm und dem Kaiſer Frieden zu ſtiften, und er nahm es nicht nur bereitwillig über ſich, ſondern vermochte auch, damit es deſto größeres Anſehen erhalte, den Cardinal von Mainz, mit ihm deshalb an den Kaiſer zu ſchreiben. Der von Granvella hielt aber beide Briefe zurück, bis der Frieden im folgenden Jahre geſchloſſen war, und berichtete den Kurfürſten alsdann, daß ſie mit ihren Anträgen zu ſpät gekommen ſeien, weil er ihnen die Ehre der Vermittelung nicht gönnte und den Ruhm und Gewinn allein davon tragen wollte.

Im Jahre 1545 entſtand ein großer Krieg zwiſchen den Königen von Frankreich und England, da der letztere dem erſteren die Stadt Boulogne am Meere weggenommen hatte und König Franz ſie ſobald wie möglich wieder erobern und mit Heinrich VIII. fertig werden wollte, um ſich an dem Kaiſer wegen ſeines Zuges nach Frankreich zu rächen.

Er befliß ſich deshalb, in Deutſchland Freunde zu erwerben und ſchickte einige Mal mit ſtattlichen Verheißungen Geſandte an den Kurfürſten Pfalzgrafen, denen derſelbe, wie oft auch ſchon getäuſcht, Gehör verlieh.

Der Kurfürſt ließ ihnen zu Gefallen ſogar Kriegsvolk werben, mit dem er denen, die dem Könige von England zu Hülfe den Rhein abwärts fahren wollten, den Weg verſperrte und bewirkte dadurch, daß die Engländer ihr Volk langſamer zuſammenbrachten und viel Geld verloren. König Franz, der davon großen Nutzen zog, dankte es dem Kurfürſten mit allerlei leeren Worten.

Der Kaiſer hatte von den Niederlanden einen Reichstag nach Worms ausgeſchrieben, den er mit einigen benachbarten Fürſten beſuchte. Der Kurfürſt Pfalzgraf begab ſich ebenfalls, wenngleich ungern, aus dem warmen Bade dahin, wo er ſich wegen ſeiner Geſundheit aufgehalten hatte. Zum Verdruſſe des Kaiſers erſchien aber weder der Kurfürſt von Sachſen noch der Landgraf, und er warf deswegen täglich größeren Zorn auf ſie, wenn er ſich gleich äußerlich nichts davon merken ließ.

Der Kurfürſt Pfalzgraf half denſelben ſogar vermehren, indem er durch einige vornehme Männer, die er an ſie abſandte, die genannten Fürſten erſuchte, die unrechtmäßige Sache des Herzogs von Holſtein nicht mehr zu fördern, ſondern ihm als einem Kurfürſten, Blutsverwandten und Nachbarn gegen den Ausländer beizuſtehen, der ſeines eignen Blutes nicht ſchone.

Der Kurfürſt und der Landgraf antworteten, ſie trügen zwar herzliches Mitleiden mit dem gefangenen Könige Chriſtiern und gönnten dem Kurfürſten ſo wie dem pfälziſchen Hauſe alles Heil; da der Herzog von Holſtein aber nicht anders als durch ſchwere Kriege und Unkoſten der däniſchen Krone zu berauben ſei, riethen ſie ihm, Geld zu nehmen, die ungetreuen Dänen in Ruhe zu laſſen, und, mit ſeiner Würde zufrieden, bei ſeiner Gemahlin auf Erben zu denken, an denen es dem pfälziſchen Hauſe mangele.

Der Kurfürſt von Sachſen fügte noch hinzu, er ſelbſt würde ſich bedenken hineinzugehen, wenn ſchon ein Thor in Dänemark für ihn offen ſtünde.

Sie richteten nur mit Allem, was ſie ſagen konnten, ihn von Dänemark abwendig zu machen, nichts aus, als daß er immer mehr darauf erpicht ward.

Anderthalb Jahre zuvor war ein vornehmer kriegskundiger Edelmann, Niklaus von Hattſtadt, zu ihm gekommen, der dem Könige von Schweden einige Jahre gedient hatte und ſich in deſſen Namen gegen ihn erbot, auf ſeine Koſten 14000 Mann zu Fuß und 4000 zu Roß unter gewiſſen Bedingungen, die der Kurfürſt einging, im Felde zu erhalten. Der König wußte jedoch, ſobald es damit Ernſt werden ſollte, allerlei einzuwenden, was die Sache in die Länge zog und vertrug ſich am Ende mit dem Holſteiner, indem er ſich ſelbſt in ein Bündniß wider den Kurfürſten mit ihm einließ.

Der von Hattſtadt ward darüber ſo erzürnt, daß er den König meineidig ſchalt und ihm, nach der Gewohnheit des deutſchen Adels, öffentlich entſagte. Während des Reichstages entdeckte er dem Kurfürſten, wie von Seiten des Königs ein Geſandter aus Schweden gekommen ſei, der um die Freundſchaft des Kaiſers anſuche, und den er, wenn der Kurfürſt es billige, gefangen zu nehmen wiſſe. Der Kurfürſt hatte nichts dawider, und ſo ward der Geſandte vor die Stadt Worms in's Freie gelockt, ergriffen, auf ein Pferd geſetzt und von dannen nach des von Hattſtadt Schloß im Elſaß entführt, wo ihn dieſer zum großen Schaden des Kurfürſten und ſeiner ſelbſt lange gefangen hielt.

Da dem Kaiſer in Spanien ein Enkel geboren worden war, lud der Kurfürſt Pfalzgraf ihn und was ſonſt von Fürſten und Geſandten zugegen, zu einem Banket für den Abend ein, ließ ihm zu Ehren vor ſeiner Wohnung ein Feuerwerk mit vielen Schüſſen ausrichten und ſtellte eine Hirſchjagd an, die dem Kaiſer ſonderlich gefiel. Es hatte aber mit der Freude keinen Beſtand, da vier Tage ſpäter ein Bote mit der Nachricht kam, daß die Gemahlin des Sohnes Seiner Majeſtät an der ſchweren Geburt geſtorben ſei.

Der Kaiſer ward je länger je mehr zum Unwillen wider den Kurfürſten gereizt. Der erſte Grund dazu war die Geſandtſchaft nach Sachſen. Der andere, daß er ihn im Verdacht hatte, er halte es mit den proteſtirenden Fürſten, auf deren Macht er neidiſch war und die er ſchon damals zu ſchwächen ſann, wozu der Kurfürſt durchaus nicht ſtimmen wollte. Derſelbe zürnte vielmehr um anderer Dinge willen dem von Granvella, dem er viele verdrießliche Worte durch mich ſagen ließ, und dieſer ſchob alle Schuld dem Kaiſer zu, der mit ſeinen Freunden allzukarg und filzig umgehe, und wußte als ein verſchlagener Mann Entſchuldigungen genug für ſich vorzubringen.

Auf der anderen Seite warf der von Granvella dem Kurfürſten vor, daß man in der Pfalz deutſche Meſſen leſe und die Prediger Weiber nehmen, mit welcher Neuerung zuerſt Herzog Otto Heinrich, der zu Heidelberg wohnte, theils der evangeliſchen Wahrheit wegen, theils um des gemeinen Mannes Gunſt zu erlangen, umgegangen war, und die der Kurfürſt ausgeführt hatte, um lieber ſelbſt den Namen davon zu haben. Am Ende legte ſich der Cardinal von Augsburg dazwiſchen und vertrug den Unwillen zwiſchen dem Fürſten und dem von Granvella.

Ueber dieſe Vorfälle ward der Fürſt vom Podagra heimgeſucht und beſuchte ihn der Kaiſer oft, um ihn freundlich zu tröſten und über die böſen Zeiten und Untreue der Fürſten zu klagen, die ſeinen guten Willen, die Religionshändel in Deutſchland zum Frieden zu kehren, vereitelten und ſeinem Rufe auf dieſen Reichstag keine Folge leiſteten.

Sobald ſich die Krankheit des Kurfürſten verſchlimmerte, mußte er ſich vom Kaiſer Urlaub erbitten, den er nur mit Mühe erhielt, und nach Heidelberg heimkehren.

Einige Tage ſpäter verließ auch der Kaiſer Worms und reiſte nach den Niederlanden, wo er zu Utrecht für die Ritter des goldnen Vließes ein Feſt anſtellte, die er dazu alle, außer den Fürſten, einlud.

Der Fürſt vertrieb ſich, von ſeiner Krankheit geneſen, die Zeit mit Jagen und Hetzen, ließ ſich derweil von den Proteſtirenden herumführen, als wollten ſie ihm in der däniſchen Sache behülflich ſein, und erſchien ſelbſt unnützerweiſe auf ihrem Tage zu Frankfurt, wo ihm der Landgraf das Werk gleichfalls widerrieth.

Eben ſo wenig ward aus den güldenen Bergen, die ihm allda die Geſandten des Königs von Frankreich und ſeines Sohnes des Dauphins verhießen. Durch alles dies ward er dem Kaiſer von Tag zu Tage verdächtiger und er fertigte darum Wolf von Affenſtein an ihn ab, um ſich wegen Frankfurts zu entſchuldigen.

Der Kaiſer antwortete, ſeinen Sinn verhehlend, daß es gar nichts auf ſich habe, da er ſich zum Fürſten alles Guten verſehe und bald nach Deutſchland kommen werde, um mit ihm zu Heidelberg fröhlich zu ſein.

So kam das Jahr 1546 heran, in dem Deutſchland der Freiheit Güter und des Glückes halber in größere Gefahr als je gerieth, indem der Kaiſer auf die unabläßigen Klagen der Geiſtlichen, ſie werden von den Proteſtirenden vertrieben, beraubt, bedrückt, alles Geiſtliche und Weltliche mit Füßen getreten, endlich zu thun beſchloß, womit er ſchon lange umgegangen war. Er ſtellte einen neuen Reichstag zu Regensburg an, vollbrachte ſeine Reiſe durch das Herzogthum Lützelburg, das er von den Franzoſen wieder erhalten, und kam nach Speyer, wo ihn der Kurfürſt mit ſeiner Gemahlin beſuchte und umſonſt nach Heidelberg einlud.

Landgraf Philipp fand ſich allda gleichfalls auf Zureden des von Granvella ein, der ihm geſagt hatte, es werde Alles gut werden, wenn er zu dem Kaiſer komme, und ward alsbald nach ſeiner Ankunft vom Kurfürſten zur Tafel geladen. Nach derſelben erſchien der von Granvella und unterſtand ſich, ihn mit allerlei Reden ſeiner Religion abwendig zu machen, bis er erkannte, daß er leeres Stroh droſch und mit einem tiefen Seufzer von dannen ging.

Der Kurfürſt Pfalzgraf war keineswegs gekommen, ſich in die Religionsſachen zu miſchen, und der ſpaniſche Geſchichtſchreiber Louis de Avila hat mit Unrecht geſagt, er habe ſich mit den Lutheranern verbündet und gerüſtet. Es iſt davon nur ſo viel wahr, daß er, nachdem er des Kaiſers Vorhaben verſtanden hatte, die Proteſtanten mit Krieg zu überziehen, mit dem Herzog Ulrich von Würtemberg in dem auf der Grenze beider Herrſchaften gelegenen Kloſter Maulbrunn zuſammen kam, wo ſie ſich von dem Deutſchland drohenden Unglück unterredeten, und der Kurfürſt, ſobald ihm der Herzog ſeinen Entſchluß ausſprach, ſich nächſt den anderen Proteſtirenden dem angreifenden Kaiſer zu widerſetzen, nicht länger als einen Tag bei ihm blieb. Es bat ihn der Herzog von Würtemberg damals dringend, ihm vermöge ihres Erbverbündniſſes einige Reiter gegen die ſchon auf ſein Land anziehenden Spanier und Italiener zuzuſenden; und der Kurfürſt that es unter dem Vorbehalte, daß es nicht wider den Kaiſer, ſondern zu dem Ende geſchehe, ſein Land nicht durch das fremde Kriegsvolk verderben zu laſſen. Er ward darum von Vornehm und Gering bis in den Himmel erhoben, daß er ſich um Chriſti und ſeines Evangeliums willen der Gefahr ausſetze, mit der der Kaiſer Jeden bedrohte, der ihm widerſtand, und ſo brachte der Fürſt an die dreihundert Pferde und ſechshundert zu Fuß zuſammen, die er vor Heidelberg muſterte.

Dieſelben langten zu Cannſtadt an, und ſobald ſie ſahen, daß der Herzog ſie nicht fortſchicke, derweil die Proteſtirenden bei Ingolſtadt den Handel ſcharf angriffen, verdroß es ſie, ſtill liegen zu ſollen, und baten ſie den Herzog, ſie aus ihrem ſchändlichen Müßiggange zu dem anderen Volke zu ſchicken, bei dem ſie ſich ſo tapfer hielten, daß es mit dem Kaiſer faſt gefährlich geworden wäre.

Louis de Avila trägt dies, ſo wie die Geſchichte des ganzen Krieges ausführlich vor, und ich halte mich alſo um ſo weniger dabei auf, als man in dieſer Sache leicht die eine oder andere Partei beleidigt. Dem ſiegenden Theile ſtand Gott bei, der überwundene behielt gleichwohl die Gunſt vieler frommen und redlichen Leute.

Es mißfiel dem Kaiſer außermaßen, daß der Kurfürſt dem Herzoge von Würtemberg Volk zugeſchickt hatte, unter dem die Reiter eine rothe, um ſo ſichtbarere Fahne führten, als ſie gemeiniglich vornan lagerten, und nachdem man von beiden Seiten viele Kriegsliſten gebraucht hatte, kam der Winter herbei, von dem an es den Proteſtirenden, die der Kaiſer aushärtete, ſo lange ſchlimm ging, bis der Kurfürſt von Sachſen und der Landgraf von Heſſen das Feld räumten.

Es ward demnach auf Gutachten derer von Granvella und von Naves für rathſam erachtet, daß der Kurfürſt den Kaiſer wegen des Geſchehenen perſönlich um Verzeihung bitte, die er deſto leichter erlangen werde, wenn er ihm in dem beſchwerlichen Kriege, der bevorſtehe, mit gutem Rathe helfe.

Wir machten uns von Heidelberg nicht ſtärker als mit hundert Pferden auf und gelangten bis zum Städtchen Ellwangen, in dem der Bruder des Kurfürſten, Pfalzgraf Heinrich, Hof hielt. Dort fanden ſich auch der von Granvella und von Naves von Seiten des Kaiſers ein und hatten mit dem Kurfürſten einen ziemlich harten Strauß zu beſtehen, bis ſie ſich verglichen, daß derſelbe zum Kaiſer nach Schwäbiſch Hall komme.

Man wußte damals ſchon, daß der Kurfürſt von Sachſen wieder ſein Land erreicht habe und Herzog Moritz's Städte nach einander einnehme. Der Landgraf, der Herzog von Würtemberg und die anderen Proteſtirenden thaten dagegen, wie es hieß, nichts Sonderliches, ſondern bemühten ſich, voller Schrecken, mit der Gnade des Kaiſers wieder ausgeſöhnt zu werden. Durch den Kurfürſten Pfalzgrafen ſuchten ſie um nichts an, da ſie wußten, daß er in gleicher Ungnade ſtehe.

Als wir nach Hall kamen, ward der Kurfürſt in eine ſchlechte Herberge gewieſen und von Niemand empfangen. Der Kaiſer ließ ihn auch in vier Tagen nicht vor ſich, und als wir nach der Urſache fragten, ſagte der von Granvella, Seine Majeſtät ſei krank und könne Niemand die Hand bieten. Am Ende ward der Fürſt nach Hofe gefordert, und da der Kaiſer ſo bleich und ungeſtalt ausſah, daß er eher einem Todten glich, betrübte er ſich aus Anhänglichkeit an den mit ihm von Jugend an Erzogenen ſo ſehr, daß er weinen mußte.

Er ſprach den Kaiſer mit kurzen Worten unverzagt an, ohne um Gnade zu bitten, und derſelbe warf ihm ziemlich hart vor, ſeinen Feinden Hülfe zugeſchickt zu haben.

Der Fürſt ſagte, er habe dies nur aus Bundespflicht gethan, um das würtembergiſche Land gegen den Einfall fremder Kriegsvölker zu vertheidigen und dabei nichts Feindliches gegen Seine Majeſtät im Sinn gehabt, der er ſchuldigen Gehorſam leiſten und, wenn er gefehlt habe, es mit allem Dienſteifer büßen wolle.

Der Kaiſer merkte, daß ihm der Kurfürſt auf gute Art zu verweiſen ſuche, den Krieg in Deutſchland ohne gerechte Urſache angefangen zu haben, und ſagte, er hoffe, der Fürſt werde ſich in Zukunft beſſer vorſehen und wolle ihn darum, ihm verzeihend, wieder in den Stand einſetzen, wie er zuvor bei ihm geweſen ſei.

Damit entließ er ihn, weil er die Geſandten der Stadt Ulm zu vernehmen verlangte, die ihm den Fußfall thun wollten.

Der Kurfürſt war kaum in ſeine Herberge zurückgekehrt, als er die Nachricht erhielt, daß der vom Kaiſer mit ſeinem Volk abgezogene Graf von Büren das Schloß Borberg eingenommen und einem Albrecht von Roſenberg, wegen ſeines Anſpruchs daran, übergeben habe. Der Fürſt beklagte ſich zwar deshalb beim Kaiſer, der von dem Geſchehenen nichts wiſſen und ſich berichten laſſen wollte; es ward aber nicht anders, als daß der genannte Edelmann das Haus behielt und ſammt der Herrſchaft und Nutzung bis zum heutigen Tage innen hat. Derſelbe Graf von Büren handelte auch feindlich auf dem

Gebiete des Grafen von Erbach und brandſchatzte es um 12000 Gulden.

Der Kurfürſt zog mit dem Kaiſer bis Heilbronn und verließ ihn nicht eher, als bis er dem Herzoge von Würtemberg für 300,000 Gulden Strafe Verzeihung erwirkt hatte.

Von dieſer Zeit an hat der Kurfürſt am Kaiſer keinen gnädigen Herrn mehr gehabt, ſondern es geſchehen laſſen müſſen, daß man ihm bald aus der, bald aus jener Urſache zuwider war.

Was ſich ſonſt in dieſem Kriege zugetragen, das man der Wahrheit getreu nicht ungefährdet ſagen kann, wie es im nächſten Jahre auf dem Reichstag zu Augsburg ergangen, wo das ſo Vielen anſtößige Interim aufgerichtet worden iſt, wie man den Oberſten Vogelsberger allda öffentlich enthauptet und dem Kurfürſten Pfalzgrafen Recht und Gerechtigkeit wider den die Kur anſprechenden Herzog Wilhelm von Baiern verſagt hat: mag ich an dieſem Orte nicht beſchreiben.

Vom Jahre 1550 hatte man gehofft, es werde ſtill und friedlich vorüber gehen, weil der ziemlich kranke Kaiſer nichts unternehmen könne, und es hatte ſich die Rede gelegt, daß er ſeinen Sohn, den Prinzen von Spanien, zum Kaiſer vorſchlagen wollte, dem er nur in den Erblanden huldigen ließ; gleichwohl konnte das unſtäte Gemüth des Kaiſers nicht ruhen und ſetzte er wieder einen Reichstag zu Augsburg an, auf dem er allen Reichsſtänden bei großer Strafe und ohne Widerrede zu erſcheinen gebot, es ſei denn, daß man Krankheit halber nicht fort könne, was man auf ſein Gewiſſen und mit ſeinem Siegel darzuthun habe.

Da er deſſenungeachtet erfuhr, daß nicht leicht Einer erſcheinen werde, gedachte er ſie durch ſeine perſönliche Anweſenheit zum Gehorſam zu zwingen, und reiſte, ſobald er ſich beſſer befand, auf dem Rheine gen Worms, von wannen er den Biſchof von Arras, Granvella's Sohn, an den Kurfürſten Friedrich ſchickte, um ihn nach Speyer zu entbieten.

Der Biſchof wollte recht glänzend darthun, mit welchem Fleiß er die Sache betreibe und wie wohl er die Fürſten zu behandeln verſtehe, und begnügte ſich nicht nur mit freundlichen Worten gegen ihn, ſondern ließ ſogar Drohungen wegen der Folgen ſeiner Verbindungen mit Frankreich einfließen.

Darüber fertigte ihn der Kurfürſt aber mit einer ſehr entrüſteten Antwort ab, in der er ſich über alles Unrecht beſchwerte, das ihm nicht ſowohl vom Kaiſer, als von ſeinen Räthen angethan worden, die ihn noch neulich, auf die falſche Anklage ihm feindlich geſinnter Meßpfaffen hin, wegen einer Komödie geplagt hätten, die ohne ſeine

Bewilligung geſpielt worden ſei, und was Frankreich anlange, ſolle man ihm den Verläumder vor Augen ſtellen, der ſich zu behaupten erkühne, er habe binnen drei Jahren Boten oder Briefe von dort gehabt. Auch werde er morgendes Tages, wenn er es begehre, zum Kaiſer gehen und ſich vollkommen rechtfertigen.

Als der Biſchof ihn ſo reden hörte, fing er an, gelindere Saiten aufzuziehen und wollte dies keineswegs auf Befehl des Kaiſers, ſondern aus gutem und getreuem Herzen für ſich geſagt haben, ſo wie es der Kurfürſt gewiß aufnehmen werde, der ſich dagegen nicht beim Kaiſer zu rechtfertigen nöthig habe.

In Betreff der Komödie, meinte er, beſchuldige der Kurfürſt die Räthe mit Unrecht, da die Beſchwerde auf das ausdrückliche Geheiß des Kaiſers erhoben worden, und ihm dies, in Beachtung der anderen an ihn ergangenen ſcharfen Befehle ſelbſt glaublich vorkommen werde.

Da der Kurfürſt hierauf erwiederte, daß er von keinem ſcharfen Befehle Seiner Majeſtät an ihn gehört, ſprach der Biſchof, es müſſe dies in der Kanzlei aus Nachläſſigkeit unterlaſſen worden ſein und er wolle mit den Schreibern davon reden.

Dje erwähnte Komödie hatte Antonius Schorus von Antwerpen, ein Profeſſor der hohen Schule zu Heidelberg, gemacht und von ſeinen Schülern in ſeinem Hauſe und im Beiſein weniger Leute ſpielen laſſen. Darin war die Euſebia oder Religion eingeführt worden, die einen Aufenthalt geſucht und bei großen Herren nicht finden können, weil deren jeder ſie unter dem Vorwande ſeiner Geſchäfte abgewieſen hatte, bis ſie zuletzt zu Bauern und gemeinen Leuten gekommen war, die ſie willig aufgenommen.

Dieſe Sache war alsbald dem Kaiſer als ein Verbrechen vorgeſtellt worden, das nicht zu dulden ſei, ſondern höchlich beſtraft werden müſſe, und derſelbe hatte den Pfalzgrafen veranlaßt, nicht allein wider den Autor, ſondern auch wider alle, die ſich dazu mit Rath und That brauchen laſſen, mit ernſter Strafe zu verfahren, widrigenfalls er ſelbſt, was ſeines Amtes, zu thun wiſſen werde.

Der Kaiſer hatte dem Kurfürſten überdies erklären laſſen, wie ja gar nicht abzuſehen ſei, was man von den großen Herren halten ſolle, wenn man ſie öffentlich bezüchtige, ſie achteten keiner Religion und Gottesfurcht.

Der Kurfürſt Pfalzgraf hatte ſich über dieſe Zuſchrift nicht wenig entſetzt, da er des Handels allerdings unwiſſend geblieben war; auf fleißiges Nachforſchen mußte er die Wahrheit aber entdecken, und wenn ſich auch inzwiſchen Schorus aus dem Staube gemacht hatte, wurden doch die Studenten, ſonderlich die älteſten, vom Rektor mit Gefängnißſtrafe belegt.

Am nächſten Tage zog der Kurfürſt nach Speyer, wiewohl er übel auf und mit dem Stein geplagt war, ward vom Kaiſer ſo freundlich empfangen, daß man ihm keinen Unwillen anmerkte, und mußte verſprechen, wenn er vor Leibesſchwäche fortkönne, auf dem Reichstage in Augsburg zu erſcheinen.

Die Königin kam desgleichen aus den Niederlanden, beſuchte den Kurfürſten und hätte ihn wegen großer Reichsgeſchäfte auch gern nach Augsburg gehabt, wo ſie ſelbſt nicht lange blieb. Auf dem Rückwege nach den Niederlanden beſuchte ſie den Kurfürſten in Heidelberg wieder, da er ſich vor Steinſchmerzen kaum im Bett umwenden und alſo dem kaiſerlichen Wunſche nicht nachkommen konnte.

Auf dem Reichstage ward beſonders davon gehandelt, wie man die Magdeburger mit Gewalt zum Gehorſam brächte, und wiewohl die meiſten Stände zu Anwendung der ganzen Reichsmacht riethen, legte ſich der Pfalzgraf Kurfürſt ſo lange durch ſeine Räthe dawider, bis die andere Meinung durchdrang.

Ende Oktober deſſelben Jahres kam auch von Augsburg die fürſtliche Wittwe von Lothringen, die Schweſter der Gemahlin unſeres Kurfürſten, die er bis Alzei begleitete, wo er ſich acht Tage aufhielt, und der er verſprach, ſie zu Anfange des Frühlings in Lothringen zu beſuchen.

Nach dem Ende des Reichstags um Oſtern 1351 beſuchten den Fürſten auf dem Rückwege die beiden Erzbiſchöfe von Mainz und Trier, und wurden mit ihm einig, altem Brauche nach, den 14. April zu Oberweſel zuſammen zu kommen. Da ſie ihm auch ſagten, daß in Lothringen auf Rhein und Moſel gut reiſen ſei, beſchloß der Fürſt, der Herzogin ſeine Zuſage eines Beſuches zu halten und bereitete ſich dazu vor.

Unſere Abreiſe wurde nur noch einen Tag durch die Königin aufgehalten, die zufrieden von Augsburg heimkehrte, wo ſie wieder längere Zeit geweſen war, und ſich über viele wichtige Dinge mit dem Fürſten unterhielt.

Wir begaben uns zu Schiffe auf den Neckar und Rhein und kamen zuerſt nach Mainz, wo uns der Erzbiſchof wohl bewirthete und den Fürſten wie ſeine Gemahlin ſtattlich beſchenkte. Danach erreichten wir Weſel, wo wir fünf Tage weilten und große Vertraulichkeit und Eintracht zwiſchen den vier Kurfürſten ſtattfand, die mit einander zu Schiffe gen Coblenz fuhren.

Als wir nicht mehr weit von der Stadt waren und von dem Schloſſe, das auf einem Felſen am Rheine liegt, aus großen Stücken geſchoſſen ward, begegneten wir dem Biſchofe von Würzburg, den der von Trier zu ſich eingeladen hatte, und der ſich ſehr freute, die vier Kurfürſten beiſammen zu ſehen.

Wir wurden mit Ehren empfangen, zogen in die Stadt und Jeder in ſeine Herberge ein, wo wir ein wenig ausruhten, und als der Tag ſich zum Abend neigte, holten die Biſchöfe den Kurfürſten ſammt ſeiner Gemahlin zur Mahlzeit nach dem Schloſſe ab, die bis in die Nacht währte und bei der nach deutſchem Brauche die Trinkgeſchirre nicht feierten.

Nachdem man Hunger und Durſt geſtillt und einander gute Nacht gewünſcht hatte, nahm der Erzbiſchof von Köln von den anderen Herren freundlichen Abſchied und fuhr wegen nothwendiger Geſchäfte mit dem Früheſten auf einem Schiffe heim.

Wir ſchifften über den Rhein, ſtiegen zu dem Bergſchloſſe Ehrenbreitſtein empor, wo wir eine fröhliche Mittagsmahlzeit hielten und kamen zu Nacht wieder nach der Stadt. Am anderen Morgen machte ſich gleichergeſtalt der Erzbiſchof von Mainz auf. Die von Trier und von Würzburg gaben dem Fürſten das Geleit bis zum Schiffe, wo ſie ihn noch vor ihrem Scheiden reich beſchenkten.

Wir fuhren der Moſel entgegen und hatten drei Schiffe mit Wein und Lebensmitteln bei uns, die uns der Erzbiſchof von Trier verehrt. Auch ließ uns derſelbe auf der ganzen Reiſe nichts bezahlen, ſondern hatte allenthalben, wo wir hinkamen, oder über Nacht blieben, einige von den Seinen verordnet, die uns begleiteten, uns auslöſten und die Schiffe mit Mundvorräthen verſorgten. Es war keine Stadt und kein Dorf, in dem man dem Fürſten nicht Wein ſchenkte, ſo daß wir nur allzu viel zu trinken hatten, und ebenſo bezeigte ſich uns die uralte Stadt Trier, die es uns an nichts, was uns gütlich thun konnte, mangeln ließ. Wir lagen daſelbſt einen Tag in dem alten Biſchofshauſe ſtill, bis unſer Gepäck auf die Wagen gebracht worden war, die mit der Reiterei des Fürſten daſelbſt ankamen, weil er, des Fahrens auf dem Waſſer und des ſteten Südwindes müde, zu Lande weiter reiſen wollte. Das große, alte Mauerwerk, das man allda von Weitem ſtehen ſieht, iſt, wie Jeder leicht zugeben wird, der zu Rom den Tempel des Friedens oder die Trümmer deſſen des Kriegs geſehen, das Ueberbleibſel eines heidniſchen Tempels.

Von Trier kamen wir zu dem lothringiſchen Städtchen Sierck, wo uns die Herzogin mit wenigen Dienern empfing und nicht zugab, daß der Fürſt den weiten, ſteinigen und bergigen Weg zu Lande fortſetze, ſondern ihn zu Schiffe bis Dietenhofen führen ließ, das vor Zeiten Karls des Großen Wohnung war und jetzt eine ſtarke Feſtung des Herzogthums Lützelburg iſt. Wagen und Reiterei wurden nach der berühmten Stadt Metz vorausgeſchickt. Dahin gelangten wir den nächſten Tag und den 1. Mai nach Pont-à-Mouſſon, wo wir einen Tag blieben, um bei naſſem Regenwetter gen Romeny weiter zu ziehen.

An dieſen Ort hatte der Herr von Baudemont aus dem Hauſe Lothringen den Fürſten ſchon vor einem Monate eingeladen, um von ihm ein Töchterlein aus der Taufe heben zu laſſen, das ihm ſeine Gemahlin, eine Gräfin von Egmont, geboren, und nachdem man ſich mit Ritterſpielen und Turnieren erluſtigt hatte, fand am 5. Mai die Taufe ſtatt, in der das Kind nach der Königin von Frankreich, die auch gebeten war und das Werk durch einen Geſandten verrichten ließ, Katharina genannt ward. Zur Kirche trug das Kind der Herzog Wolfgang, Pfalzgraf am Rhein, Herzog von Baiern und Graf von Veldenz. Die anderen Ehrenſachen trugen die Grafen, deren der Fürſt eine ziemliche Anzahl bei ſich hatte.

Der ſechſte Mai war zum Einzuge in Nancy, der Hauptſtadt des Herzogthums Lothringen, beſtimmt. Auf dem halben Wege dahin haben die Herzöge in einem Walde das ſchöne Luſt- und Jagdſchloß Condé erbaut. Daſelbſt kehrte der Fürſt über Nacht ein und verſuchte ſich des anderen Tages trotz des Regens mit Jagen, bei dem fünf Hirſche gefangen wurden. Nach der Mittagsmahlzeit trat man den Weg nach Nancy, der Fürſt zu Wagen an, weil er das lange Reiten nicht vertrug.

In einem Wagen ſaß auch ſeine Gemahlin mit ihrer Schweſter und Graf Jakob von Bitſch, der ſo ſtark von Leibe war, daß der Wagen gewöhnlich in dem tiefen Wege nach der Seite zu, wo er ſaß, hing. Das gefiel den Fürſtinnen ſo wohl, daß ſie ſich zuweilen auf dieſelbe Seite legten, um dem Grafen vor dem Umwerfen bange zu machen. Am Ende ward aber aus dem Schimpfe Ernſt, indem der Wagen in einem tiefen Gleiſe wirklich mit Allen, die darin ſaßen, umſchlug, und ſie tüchtig mit Koth beſudelt wurden. Dem Grafen geſchah weiter nichts; aber die Gemahlin des Kurfürſten trug einen Stoß davon, daß ſie viele Tage ein mit Blut unterlaufenes Auge hatte. Nichts deſto weniger lachten ſie allzumal und mußte ſich die Fürſtin damit tröſten.

Unweit der Stadt ſtieg Jedermann zu Roß und ritten wir dem Thore zu. Nancy hat zwei große Vorſtädte. In der erſten kam uns der junge zehnjährige Herzog von Lothringen und mit ihm der Herzog Karl von Simmern ſammt Vielen vom Adel entgegen. Er ritt einen kleinen Zelter und ſobald er den Kurfürſten kommen ſah, ſtieg er, wie er unterrichtet worden war, ab, um ihm die Hand zu geben. Der Kurfürſt ſtieg ebenfalls vom Pferde, umfing ihn freundlichſt und redete ziemlich lange mit ihm, indem ſich Jedermann verwunderte, daß ſo gar nichts Kindiſches an dem Herrlein war. Als der Kurfürſt begehrte, daß man ihn wieder auf's Pferd ſollte ſitzen laſſen, wollte er es nicht eher thun, bis er ſelbſt aufgeſtiegen wäre. Darauf hielten ſie ihren Einzug in die Stadt unter ſolchem Donner des groben Geſchützes, daß ſich die Erde bewegte und die Luft vom Rauche verfinſtert ward.

Allen Anderen voran zog Herzog Wolfgang von Zweibrücken mit etwa funfzig Pferden. Dann kamen die Grafen Jakob von Bitſch, die Gebrüder Philipp Franz und Thomas, Rheingrafen von Salm und Finſtingen, ein Graf von Hanau und Bobenhauſen, die Grafen Philipp und Reinhard von Hanau, Graf Adolph von Naſſau, Graf Philipp von Weſterburg, Graf Ludwig von Löwenſtein, Graf Wolf von Barby, mit je vier bis zwanzig Pferden, Chriſtophorus Probus, der Kanzler, der Hofmeiſter der Kurfürſtin, Daniel Knebel von Katzenellenbogen, der Hofarzt Dr. Johann Lang, ich, Hubert von Lüttich und etwa zwanzig Edelleute, jeder mit einigen Pferden. Endlich der Kurfürſt, dem zur Seite der junge Herzog von Lothringen, des Kurfürſten Gemahlin, die lothringiſche Fürſtin, die Herzogin von Arescalien, die Fürſtin von Baudemont, das fürſtliche Fräulein Helena von Simmern und die übrigen Frauen von gräflichen und adligen Geſchlechtern.

Allen dieſen hinterdrein ritt der lothringiſche Adel, faſt allzumal in Seide gekleidet, aber nicht in der Ordnung und zuſammen, über dreihundert Pferde ſtark.

Im Hofe des Schloſſes warteten auf den Kurfürſten, nebſt einer Anzahl Jungfrauen, zwei ſchöne, junge Töchter der Herzogin, von denen die älteſte, Renata, den Kurfürſten und ſeine Gemahlin mit Herzen und Küſſen empfing. Das andere Fräulein, Chriſtierna, hatte böſe Füße und konnte nicht fort kommen, ward aber von ihrer Wärterin herzugetragen und herzte und küßte gleichergeſtalt.

Wir verlebten in Nancy in Freuden und Herrlichkeit an die acht Tage, und es ward nach jeder Mittags- oder Abendmahlzeit entweder zu Roß turniert, Fechtſchule gehalten, oder getanzt, wozu eine große Anzahl Edelfrauen vorhanden waren. Auch fanden ſich viele Edelleute zu der Mummerei und hatten es ſich was Großes koſten laſſen.

Ein Spektakel von allen kann ich nicht unterlaſſen zu beſchreiben, das am Tage vor unſerer Abreiſe gehalten wurde. Die Herzogin hatte vor der Stadt einen ſchönen, rings mit Waſſer umfloſſenen Garten, der in der Ebene, nahe bei dem Felde lag, wo Herzog Karl von Burgund war überwunden und erſchlagen worden, der hieß Bovile, oder zu Deutſch der Ochſenſtall. Da hinaus lud ſie, da es ſchönes, warmes Wetter war, alle anweſenden Fürſten zur Mittagstafel, und zog man des folgenden Tages nach dem nächſten Walde, in dem man alsbald einige Hirſche fing. Die Mittagstafel ward im Garten unter grünen Hütten gehalten und war mit unglaublich vielen Leckerbiſſen beſetzt. Nach derſelben zogen die Jäger den Hirſchen die Häute ab, zerlegten das Fleiſch, warfen den Hunden den ihnen gebührenden Theil vor und blieſen ihnen, derweil ſie es zum großen Ergötzen der Zuſchauer fraßen, auf ihren Hörnern wie zur Tafel vor.

Unterdeſſen ließen ſich zur Stadt heraus einige Trupps Reiter ſehen, die ſich, zum Treffen gerüſtet, in Haufen theilten und, nach franzöſiſchem Brauche, die Lanzen zum Rennen einlegten. Auf einer anderen Seite beim Walde kamen auch Reiter hervor, von denen einige, auf leichte, deutſche Art bewaffnet, ſich mit Röhren anſtellten, die anderen herauszufordern.

Dieſe gingen darauf nicht ein und trieben ihre Pferde nur zuweilen einige Schritte an, damit es nicht ſchiene, als ob ſie ſich fürchteten. Als ſie einander endlich näher gekommen waren, thaten ſie, als ob ſie aus allen Schranken gelaſſen würden, legten die Lanzen ein und ſtürmten auf einander los.

Auch griffen ſie, ſobald die Spieße und Lanzen gebrochen waren, daß die Stücke in die Luft ſprangen, zu den Schwertern und brachten einige Soldaten zu Fuß mit unter die Reiter, die aus langen Röhren Feuer gaben. Dazu ſchoß man unverſehens einige Stücke grobes Geſchütz los, die man nicht weit davon im Garten aufgepflanzt hatte und denen andere aus der Stadt antworteten, und es praſſelten die Rüſtungen, mit denen man ſo dicht auf einander traf, daß der Lärmen, das Blitzen der Schüſſe und der ſtarke Rauch Manchem ein rechter Ernſt ſcheinen mochte.

Als man von beiden Theilen des Kampfes müde war, befahl der Rheingraf, der ſich in Frankreich aufhielt und der Obriſte des Volkes war, daß man zum Abzug blaſe, und zog Jedermann mit Freuden nach der Stadt, wo die Jungfrauen die Kämpfer mit Kränzen ſchmückten und die Nacht hindurch getanzt ward.

Ehe der Kurfürſt am folgenden Tage von dannen zog, beſchenkte er noch die Herzogin und ihre Kinder, ſo wie alle Hofleute, die vornehme Aemter und Würden hatten, und die Hoffrauen und Jungfrauen mit goldenen Ketten, Ringen, Edelgeſteinen und anderen Kleinodien. Die Herzogin that es ihm aber an Freigebigkeit gegen ihn und die Seinigen zuvor und ließ auch mir eine ſilberne Gießkanne mit Becken unter dem Bedeuten in meine Herberge zuſtellen, ich möge meinem Herrn ferner ſo getreu als bisher dienen.

Nach Mittag geſegneten wir den jungen Herzog, ſo wie die beiden Fräulein, und zogen deſſelben Abends bis zu einem großen Dorfe, das eher eine Stadt hätte ſein können und Niklaus Port heißt.

Den nächſten Tag kamen wir bis Lüneville oder Lünſtadt, das vor Alters dem Strabo und Ptolemäus bekannt geweſen iſt, und von dannen nach Blankenburg, dem Leibgedinge der Herzogin. Hier hielten wir das Pfingſtfeſt und den anderen Feiertag und wollten von männiglich den letzten Abſchied nehmen; die Herzogin betheuerte aber, ſie ließe nicht vom Fürſten, ſo lange er auf lothringiſchem Boden wäre, und geleitete uns denſelben Tag bis Saarbrück.

Früh Morgens ſchied mein Herr von ihnen, wobei die jungen Fräulein und die anderen Frauen das Weinen nicht laſſen konnten, und behielt die Herzogin die Schweſter noch zu Mittag bei ſich, um ſie uns nachzuſchicken.

Indem wir nun zwei Meilen von dannen in einem Dorfe des Fürſten, Enartshauſen genannt, zu Mittag aßen, ward uns die Herzogin mit ihrem Geſinde angeſagt. Wir nahmen grüne Reiſer zur Hand, gingen ihr entgegen und empfingen ſie von Neuem, woraus abermals Freude und Luſt entſtand, die nur allzu bald, als wir wirklich ſcheiden mußten, in Trauer endete.

Doch hätte der Kurfürſt die Herzogin bald überredet, mit uns bis Zabern zu kommen, wenn ich es nicht mit der Erinnerung hintertrieben, daß der Biſchof, der den Fürſten eingeladen, ganz neue Einrichtungen treffen müſſe, nachdem die Herzogin ſeine Einladung am Morgen abgeſchlagen habe.

Ich muß noch ſagen, daß die Herzogin von dem Tage an, da wir auf lothringiſchen Boden gekommen waren, uns nicht geſtattete, auch nur das Geringſte auf unſre Koſten anzuſchaffen, ſondern in allen Herbergen für uns bezahlte, und an ihrem Hofe dem Adel immer die Mahlzeit gab, derweil in des Fürſten Küche Brod, Fleiſch und Wein für das gemeine Geſinde zur Genüge geliefert ward.

Trotzdem tadelten einige Klüglinge Alles, die zuvor nicht aus der Pfalz gekommen waren, und zumal, daß man die Speiſen nicht auf deutſch anrichte, nicht zu Halben und Ganzen trinke und die Leute nicht wie die Sauen mäſte, auch das Eſſen nicht in großen, ſondern in kleinen Schüſſeln auftrage. Die Turniere und Ritterſpiele verlachten ſie als Weiber-Kurzweil, hinter der nichts Männliches ſei.

Der Fürſt eilte mit Sehnſucht nach Heidelberg heim und war überdies mit der Krätze geplagt, die er unterwegs aufgeleſen hatte, obſchon er ſich ſonſt wohler als ſeit Jahren befand. Er blieb auch nur eine Nacht beim Biſchofe, der ihn umſonſt länger zurückzuhalten ſuchte.

Den folgenden Tag zogen wir mit dem Grafen Jakob von Bitſch in ſein Städtchen Ingweiler, wo er Hof hielt und uns ſo gut bewirthete, daß wir alle gern länger geblieben wären.

Wir eilten über Strasburg und die Rheinbrücke nach dem Städtchen Lichtenau, wo wir des Grafen von Hanau Gäſte waren, und erreichten Heidelberg am Frohnleichnamsfeſte, den erſten Tag des Brachmonats. Da wurden wir gleich mit dem Geläute der großen Glocke auf dem Schloſſe empfangen, die der Kurfürſt das vorige Jahr hatte gießen laſſen und ſo zum erſten Male hörte.

Dreizehntes Buch.

1551—1555.

Noch ehe der Kurfürſt ſeine Reiſe nach Lothringen angeſtellt hatte, war dem jungen Grafen Philipp von Leiningen, Herrn zu Weſterburg und Schauenberg, das Fräulein Amalie aus dem gräflichen Hauſe Zweibrücken und Bitſch zugeſagt worden, die man mit ihm am Hofe erzogen hatte, und deren Hochzeit allda nach einigen Verzögerungen wegen des Kaiſers gefeiert wurde, der im Begriff ſtand, von Augsburg nach den Niederlanden aufzubrechen und den Kurfürſten entweder ſelbſt beſuchen, oder nach Speyer zu ſich fordern wollte.

Unterdeſſen hatte auch der junge, reiche Graf Philipp von Hanau ſich auf der vorbeſchriebenen Reiſe in das Fräulein Helena, der Tochter des Pfalzgrafen Johann, Herzogs von Baiern und Grafen von Spanheim, verliebt, die ebenfalls im fürſtlichen Hauſe erzogen worden war, und auf ſeine gebührliche Bewerbung um ihre Hand die elterliche Zuſage erhalten.

Man mußte alſo nach dem Brauche des pfälziſchen Hofes, die an ihm erzogenen Fräulein auszuſtatten, dazu thun und beraumte den 23. November zu der Hochzeit an, zu der um ſo ſtattlichere Zurüſtungen getroffen wurden, als der Kurfürſt zugleich ſein Jubiläum, wie es die Hebräer nennen, wegen des 9. Novembers feiern wollte, an dem er ſein neun und ſechzigſtes Lebensjahr antrat. Er lud zu dieſem Feſte ſeine nächſten Freunde, Schwäger und getreuen Unterthanen ein, die ſich zahlreich einſanden.

Gegen den Abend dieſes Tages wurde der Graf von Hanau und das fürſtliche Fräulein Helena in die Schloßkapelle geführt, wozu ſich die Frauen mit Gold, Silber und Edelſteinen herrlich geſchmückt hatten, und geſchah Angeſichts der Kirche die öffentliche Trauung durch den Prieſter, nach der ſich das junge Paar und die Verſammlung unter Trompeten- und Paukenſchall in den großen Saal zur Tafel begaben.

Die Ordnung an derſelben wurde folgendermaßen gehalten. Eine ſechs und dreißig Schuh lange Tafel war, etwas über die anderen erhaben, quer in den Saal geſtellt. Daran ſaßen die Braut und der Bräutigam, der Kurfürſt und ſeine Gemahlin, ſo wie alle anweſenden fürſtlichen Perſonen. Zur rechten Seite der Tafel ſtand eine andere gleich große, in die Länge geſtellte, an der nur Grafen und Freiherren ſaßen. Links eine ähnliche für die Frauen des Grafen- und Herrenſtandes und unterhalb der Grafentafel, ſo wie mitten im Saale, je eine für die Frauen und Jungfrauen, die letzte Tafel am Ende des Saals unweit vom Ofen war für die Vornehmſten vom Adel beſtimmt. Die anderen Edelleute hatten ihre Sitze an vielen Tiſchen im Junkerſaale. Das gemeine Geſinde ſpeiſte man, ſo viel ihrer waren, in den Häuſern und Herbergen ab.

Am Abende vor dem St. Michaelisfeſt im Jahr 1551 fiel die Nacht und den Tag über ſolcher Schnee, daß er den Leuten an einigen Orten über die Knie ging, und es war gleichwohl Weinleſe. Am 16. deſſelben Monats ließ ſich um Heidelberg ein Erdbeben ſpüren.

Den 3. Januar 1552 ſtarb zu Ladenburg Herzog Heinrich, Bruder des Kurfürſten und geweſener Biſchof zu Worms, wo er den 8. Januar begraben ward. An dieſem Tage erhoben ſich große Stürme, die bis zum 14. währten.

Den 12. Januar hörte und ſah man zu Heidelberg ein ſolches Donnern und Blitzen, als ob es im Auguſt geweſen wäre.

Um ein Uhr nach Mitternacht dieſes Tages wurden die Waſſer im Lande Heſſen ſo groß, daß ſie zu Marburg die Brücke und zu Milda einen Theil des Städtchens einriſſen, obwohl das Waſſer ſonſt nicht der Rede werth iſt. Es ließen ſich damals in der Pfalz auch unbekannte Vögel, ſo groß wie Sperlinge, ſehen, die ſo dicht daher flogen, als ob ein Nebel die Luſt verdunkle, und von den Bauern mit angezündeten Feuern gefangen und gegeſſen wurden.

Am 16. Februar früh ſechs Uhr war zu Heidelberg wieder ein ſtarkes Gewitter, ſo wie einige Tage nach einander große Winde, und den 26., Abends zwiſchen fünf und ſechs, ein neues Erdbeben.

Sonſt fand in dieſem Jahre ein ſogenanntes allgemeines Concil ſtatt, auf dem aber aus Frankreich, England, Schottland, Dänemark, Norwegen und Schweden Niemand erſchien. Auch fingen Pabſt und Kaiſer wegen der Städte Parma und Mirandola einen Krieg mit Frankreich an, und bewog der Kaiſer dennoch die drei geiſtlichen Kurfürſten, nach Trient zu ziehen.

Herzog Moritz von Sachſen, Markgraf Albrecht von Brandenburg und der junge Landgraf von Heſſen verbündeten ſich mit Frankreich zu dem Begehren: daß der Kaiſer den Herzog von Sachſen, ſo wie den Landgrafen von Heſſen wieder los laſſe und Deutſchland die vorige Freiheit zurückgebe.

Darüber gerieth der Erzbiſchof von Trier in große Furcht und kam, weil er nicht wohlauf war, den 8. März zum Fürſten, um wieder in ſein Land zu ziehen. In Kaiſerslautern hörte er, daß alle Wege durch das Kriegsvolk verlegt ſeien, und kehrte eilends zu uns nach Heidelberg zurück, wo er noch einige Tage blieb, bis ihn der Fürſt in ſeinem Schiffe nach Coblenz fahren ließ.

Am 28. März trafen die Erzbiſchöfe von Mainz und Köln auf einen Tag bei uns ein, ſuchten beſondere Freundſchaft und unterredeten ſich mit dem Fürſten von Reichsſachen.

Mittlerweile zog Markgraf Albrecht von Brandenburg in die Stadt Dinkelsbühl, deren Bürger ihm die Thore öffneten, und nahm Herzog Moritz Schweinfurt und Rothenburg an der Tauber ein. An Schwäbiſch Hall ſtellten ſie eine Forderung, und Augsburg ergab ſich, indem es die Prediger wieder aufnahm, die der Kaiſer daraus vertrieben hatte. Man ſetzte auch den Rath ab und verordnete andere an ſeine Stelle. Die Stadt Ulm, die dergleichen nicht eingehen wollte, ward einige Tage belagert und faſt alle ihre Dörfer in Aſche gelegt. Die anderen Reichsſtädte ließen ſich ſchrecken und gaben Geld, um unbeſchädigt zu bleiben.

Ueber dieſe Vorgänge nahm König Heinrich II. von Frankreich Lothringen ein, führte den jungen Fürſten von dannen, bemächtigte ſich der Städte Metz, Tull und Verdun und zog über Elſaß-Zabern und Hagenau gen Weißenburg.

Dadurch erſchreckt, ließen die Kurfürſten von Mainz und Trier, ſammt dem Pfalzgrafen und den Herzögen von Jülich und Würtemberg, ihre Geſandten zu Worms zuſammen kommen, und fanden ſich auch die Biſchöfe von Köln und Würzburg ein, wohin ihnen der König wiederholt mit der Bitte ſchrieb, zu ihm nach Speyer zu kommen. Einige riethen zu, Andere ab, und am Ende einigte man ſich dahin, von allen Theilen Geſandte abzufertigen, unter denen ich ſelbſt mit nach Weißenburg in's Lager kam.

Eine Meile davor kam uns der Rheingraf Johann Franz mit hundert leichten Pferden entgegen, empfing uns im Namen des Königs und führte uns zuerſt in ſein Gezelt, wo wir uns des Staubs entledigten und mit einem guten Vesperbrode erquickten.

Bald darauf erſchien der Rittmeiſter des Königs mit der Meldung, daß wir uns zu Seiner Majeſtät verfügten, und führte uns in das königliche Zelt, das nur von gemeiner Leinwand gemacht war. Der König ſelbſt war noch nicht gegenwärtig, ſondern hatte in dem Dorfe Altſtadt ſein Quartier. Wir erwarteten ihn und wurden inzwiſchen von einigen vornehmen Franzoſen mit gutem tournoniſchen Wein bewirthet, der unweit der Stadt Vienne an der Rhone wächſt.

Bei der Ankunft des Königs und ſeiner geheimen

Räthe mußten alle Anderen das Gezelt verlaſſen. Dem König zunächſt ſtand rechts der Connetable, Herzog von Montmorency, links der Cardinal und Erzbiſchof von Rheims, vom Geſchlechte der Herzöge von Lothringen, nebſt Anderen.

Der König winkte uns, näher zu treten, gab Jedem die Hand und hieß uns unſer Anbringen eröffnen, was von Seiten des kurmainziſchen Kanzlers mit der Bitte geſchah, daß der König Deutſchlands ſchone, das ihm nichts zu Leid gethan habe, die Stadt Strasburg nicht beunruhige und die Biſchöfe von Bamberg und Würzburg durch Markgraf Albrecht nicht ganz unter die Füße treten laſſe.

Die Antwort des Königs, die der Erzbiſchof von Rheims in einer zierlichen Rede ertheilte, beſagte, daß er, mit Hintanſetzung ſeines Königreichs, nur auf Bitten einiger Fürſten eine ſo ſtarke Kriegsmacht nach Deutſchland geführt habe, um die gefangenen Herren zu erledigen und dem Reiche ſeine verlorne Freiheit wieder zu verſchaffen. Da dieſes Ziel bereits erreicht ſei, hielten Seine Majeſtät dafür, ihrer Ehre genug gethan zu haben und wollten die Bitte der Kurfürſten und Fürſten erfüllen. Die Stadt Strasburg ſolle wegen ihrer früheren Verdienſte um die Krone troß dem verſchont bleiben, daß ſie ſich diesmal nicht beſonders aufgeführt habe, und dem Markgrafen Albrecht wolle er ſchreiben, die Biſchöfe ungekränkt zu laſſen, ſo wie mit ſeinem Volke abzuziehen und nicht eher, als bis es Noth thue, wiederzukehren. Er ſelbſt wolle nur noch Martin von Roßheim, der in Frankreich raube und brenne, aus dem Lande treiben.

Ueber dieſe Antwort froh, dankten wir dem Könige und zogen wieder heim. Der König kehrte mit ſeinem Kriegsvolke des nächſten Tages über Weißenburg nach Metz und folgends nach Frankreich zurück, fand aber Martin von Roßheim nirgend vor, weil derſelbe ſich bereits nach Flandern geflüchtet hatte. Er nahm nur, theils mit Sturm, theils durch Uebergabe, viele Städte der Königin Marie und darunter das Schloß Bouillon ein, das bisher für unüberwindlich gegolten hatte.

In der Zwiſchenzeit belagerte Markgraf Albrecht die Stadt Nürnberg, der er ſchon auf dem Lande mit Feuer und Plünderung großen Schaden gethan hatte, und beſchoß ſie ſo hart mit grobem Geſchütze, daß ſie zuletzt alle Bedingungen eingehen mußte.

Danach machte er ſich an den alten Biſchof von Bamberg, dem er faſt den größten und beſten Theil ſeines Stifts wegnahm, ſo wie an den von Würzburg, den er um eine Summe Geldes ſtrafte und zog noch weiter, da ihm Graf Chriſtoph von Oldenburg mehr Volk zuführte, um ſein Lager beim Städtchen Lauden aufzuſchlagen. Dahin ſandte Kurfürſt Friedrich den Grafen Ludwig von Löwenſtein, Ritter Wolf von Affenſtein und mich ab, um ihn zu bitten, daß er nichts Feindliches wider den Kurfürſten von Mainz vornehme.

Er behielt uns zur Mittagstafel und erwiederte uns dann: Wie gern er auch ein Uebriges für den Kurfürſten thue, den er wie ſeinen Vater halte, ſei doch jetzt der König von Frankreich ſein Herr, ohne den er nichts vornehmen könne, und habe der Erzbiſchof nicht gehalten, was er bei Weißenburg zugeſagt, ſogar einige ſeiner Hauptleute aus der Stadt Mainz vertrieben. Desgleichen haben ſeine Unterthanen den Grafen von Oldenburg mit verhindert, bei Aſchaffenburg über den Main zu kommen.

Wir leugneten zwar, bei unſerer Bitte bleibend, Alles; er ſchwur aber, er könne ſolche Dinge zur Ehre ſeines Namens nicht ungeſtraft laſſen, und befahl alsbald, die Fähnlein fliegen zu laſſen und mit dem Lager weiter zu rücken. Geſchütz und Troß waren bereits mit einem Theile des Kriegsvolks, das er vor Nürnberg gehabt, vorausgeſchickt, und er folgte ihm mit dem, was ihm der Graf von Oldenburg zugeführt hatte.

Einige Meilen von dannen liegt das zum Stifte Mainz gehörige Städtchen Biſchofsheim; dahin begaben wir uns zu den Räthen des Erzbiſchofs, um ſie über das, was wir ausgerichtet hatten, zu verſtändigen.

Nicht lange, ſo kamen auch einige markgräfliche Reiter an, die verlangten von den Bürgern, daß ſie ihnen huldigten und ſchwuren, binnen acht Tagen fünftauſend Gulden zahlten und Bürgen ſtellten.

Auf dieſe Botſchaft machten ſich die Räthe ſtracks davon; wir aber blieben die Nacht über, und als wir des folgenden Tages gen Heidelberg zogen, vernahmen wir unterwegs allenthalben, daß die mainziſchen Unterthanen dem Markgrafen gehuldigt und ſtarke Brandſchatzungen bewilligt hatten. Es war Jedermann ſo erſchrocken, daß er nicht an Widerſtand dachte und Bürger und Bauern nur dafür ſorgten, ihr Leben und Güter zu ſichern. Alſo kam das mainziſche Gebiet, das ſich weit vor den Odenwald erſtreckt, binnen drei Tagen in des Markgrafen Gewalt, der einige Tage vor Aſchaffenburg ſtill lag und darauf vor Frankfurt rückte, um es mit belagern zu helfen. Darin lag eine ſtarke Beſatzung von funfzehn Fähnlein auserleſener Soldaten, ſo wie einige hundert Reiter, die einer von Hannſtein hinein gebracht hatte, und ſtellten ſie ſich, da es ein ziemlich feſter Ort war, zur Gegenwehr an.

Bald darauf kam Herzog Moritz von Sachſen mit einem ſtarken Heere von Innsbruck dazu, wohin er den

Kaiſer verfolgt hatte, der eilig über die Alpen gen Villach in Kärnthen geflüchtet war und noch nicht darin willigen wollte, daß man ſich zu Paſſau vertrüge, ob ſich ſchon der Kurfürſt Pfalzgraf und einige andere Fürſten dazwiſchen ſchlugen.

Die Stadt Frankfurt beſteht aus zwei Städten, zwiſchen die der Main hin fließt und die durch eine lange, ſtarke, ſteinerne Brücke verbunden ſind. Die größere Stadt, vor der Herzog Moritz und der Landgraf von Heſſen lagerten, liegt gegen Mitternacht und heißt vorzugsweiſe Frankfurt, die kleinere, Namens Sachſenhauſen, gegen Mittag, nach einer Höhe zu. Bei derſelben hatte ſich Markgraf Albrecht verſchanzt und war mit ſeinem Kriegsvolk bis dicht an Wall und Graben vorgerückt. Die Belagerung währte bis zum funfzehnten Tage, und während deſſen wurde Herzog Georg von Mecklenburg durch ein grobes Geſchütz davor getödtet.

Der Kurfürſt Pfalzgraf verſuchte unterdeſſen alle Mittel, die Stadt zu erretten und die erbitterten Gemüther zu verſöhnen, und die Herzöge Wilhelm von Jülich und Chriſtoph von Würtemberg, die deshalb nach Heidelberg kamen, ſtanden ihm aus allen Kräften bei.

Indeß ſetzte der Markgraf mit einigen Fahnen Reiterei und einer ſtarken Anzahl Fußvolks bei der Stadt Oppenheim, die des Kurfürſten war, über den Rhein und ward von den argloſen Bürgern eingelaſſen. Er ſelbſt kam nicht in die Stadt, ſondern ſchickte nur ſein Volk hinein.

Das beſchwerte ſich ſogleich, man habe ihm die Thore nicht zur Stunde aufgethan und fing an, die Stadt, ſonderlich unter dem Vorgeben zu plündern, es haben die benachbarten Mainzer, ihre Feinde, das Ihrige hinein geflüchtet. Sie ließen es nur nicht dabei bewenden, ſondern nahmen auch den Bürgern das Ihrige und ſchonten weder der adligen Frauen, noch des Schloſſes, ja, zogen ſelbſt dem kurfürſtlichen Schreiber oder Kellner die Kleider aus, gleich als ob ſie die Stadt mit Gewalt genommen hätten.

Von Oppenheim rückten ſie gen Worms und Speyer, wo die Bürger ſich ebenfalls ſo hülflos fühlten, daß Worms achttauſend, Speyer ſechstauſend Gulden erlegten und die Geiſtlichen und Juden noch ausgenommen waren. Letztere mußten für ihr Leben und ihre Güter zwanzigtauſend Thaler bezahlen, und Biſchof und Geiſtlichkeit von Worms kamen, da der Kurfürſt Friedrich für ſie bat, mit zwölftauſend Thalern los. Der Biſchof von Speyer verſchuldete durch ſeine Flucht, daß ſein Stift ſehr hoch geſchatzt und übel behandelt, die beiden Schlöſſer Madenburg und Caſtenburg niedergebrannt wurden.

Nicht viel ruhiger hielt ſich Herzog Moritz um Frankfurt und ſchrieb, um auch andere Fürſten mit in's Spiel zu bringen, dem Kurfürſten Pfalzgrafen, daß er ihm unverzüglich ſein grobes Geſchütz nebſt allem Zubehör ſchicke. Thue er es nicht, ſo werde er es durch ſein Kriegsvolk, das ſchon alle Orte um Heidelberg eingenommen hatte, mit Gewalt fortführen laſſen.

Der Kurfürſt bat zwar höchlich, man wolle ihn um ſeines Alters willen in Ruhe laſſen; es half aber nichts, die Fuhrleute waren ſchon mit Kriegsvolk angekommen, das mit Brand und Plünderung drohte, und man mußte ihnen acht der größten Stücke mit vielem Pulver und Kugeln verabfolgen laſſen.

Dieſelben waren kaum im Lager angelangt, als ein Geſandter des römiſchen Königs die vom Kaiſer eingegangenen Friedensbedingungen des Herzogs Moritz überbrachte. Er zog alſo, nachdem er ſie angenommen hatte, von Frankfurt ab und erinnerte ſich ſeiner Zuſage nicht, ſie zurück zu ſchicken; ſie wurden vielmehr von dem herausfallenden Kriegsvolke in die Stadt geſchafft.

Dieſen Frieden wollte der Markgraf von Brandenburg nicht annehmen, ſondern ſtellte ſich noch bis Dienſtag den 9. Auguſt an, die Belagerung fortzuführen, wo er ſich mit dem Früheſten davon machte und die ſechs in Amberg weggenommenen Büchſen, ehrlicher als Herzog Moritz, dem Kurfürſten nach Oppenheim zurückſchickte.

Als dieſer von Frankfurt abziehen wollte, merkte es das Kriegsvolk, dem er noch einige Monate Sold ſchuldig war, umgab ſein Zelt von allen Seiten und ſchrie heftig nach Bezahlung. Er erbot ſich zwar, ſie des anderen Tages zufrieden zu ſtellen, ſie ſollten den Fähnlein nur bis in das nächſte Quartier folgen; es blieb aber Alles umſonſt. Er ſtellte ſich, als wolle er ſo lange im Lager bleiben, bis er ſie bezahlt habe; ſie trauten ihm aber nicht, ſondern merkten, daß er heimlich zu entweichen ſinne, und bewachten ihn noch beſſer, als zuvor. Er gebrauchte die Liſt, daß er den Marketendern befahl, öffentlich, wie zuvor, feil zu haben, und ließ von Einigen ausrufen, ſie ſeien dem Volke preisgegeben.

Die mehrſten Soldaten durchſchauten aber auch dies, wollten nicht daran gehen und dachten nur, wie ſie den Herzog Moritz bei ſich behielten. Inſofern alſo kein Geld vorhanden war und er ſich je länger deſto mehr fürchtete, ließ er das Lager in Brand ſtecken und mit ſeinem Zelte den Anfang machen. Darüber riſſen Alle nach einander aus, und ſollen mehr als vierhundert Kranke umgekommen ſein, derweil der Herzog Moritz ſich aus dem Staube machte.

Es fehlte bei der Gelegenheit wenig, daß Herzog Otto Heinrich, der wegen ſeines dicken, ſchweren Leibes nicht gut entlaufen konnte, vom Feuer ergriffen und beſchädigt wurde. Die Reiterei folgte Moritz nach. Das Fußvolk begab ſich meiſt in des Markgrafen Beſtallung, der es nach Mainz führte, wo er eine Zeit lang wartete.

Nachdem er hier das Schloß angeſteckt und einige Klöſter ausgebrannt hatte, ging er, auf die Nachricht, daß der Kaiſer mit vielem Kriegsvolke im Anzuge ſei, zuerſt nach Trier und von dannen bald nach Metz. Die ſtarke franzöſiſche Beſatzung dieſer Stadt wollte ihn nicht einlaſſen, weil ſie beſorgte, er möge ſie nach ſeinem Willen zwingen. Er begab ſich alſo nach Pont-à-Mouſſon, wo er eine Weile blieb, und unterhandelte inzwiſchen mit dem Könige, ihm entweder freien Paß durch Frankreich zu geſtatten, oder eine Summe Geld zu verſchaffen, womit er ſein Heer bezahle.

Der König beſchloß mit ſeinen Räthen, weder das Eine noch das Andere zu thun: in das Land könne man ihn nicht aufnehmen, weil er auf Herzog Moritzens Seite geſtanden, der ſich vom Könige abgewendet habe, und etwas zum Unterhalte ſeines Volkes dürfe man nicht thun, weil er dem Lande ſo nahe ſtehe, für Geld Alles, gleich viel, ob Recht oder Unrecht, geſchehen laſſe, und es leicht den Anſchein gewinne, als billige man die Plünderung des Biſchofs; wenn er aber einen Zug nach den Niederlanden thun wolle, wie er ſich im Anfange erboten habe, ſolle es ihm an Geld nicht mangeln.

Während deſſen kam der Kaiſer nach Deutſchland und ſagte den Geſandten des Kurfürſten, die ihn zu Bretten anſprachen, ſehr gnädig zu, daß die pfälziſchen Unterthanen nicht beſchädigt würden. Der Kurfürſt möge nur ſorgen, daß man dem Kriegsvolke Lebensmittel zuführe und zu billigen Preiſen verkaufe. Der Kaiſer habe ohnedies beſchloſſen, nicht lange in der Pfalz zu bleiben, weil er höre, daß der Markgraf alle Schiffe auf dem Rheine in's Waſſer verſenkt oder verbrannt habe, und werde lieber durch die Markgrafſchaft Baden ziehen, um bei Strasburg die Rheinbrücke zu paſſiren und alsdann Rath zu halten, wo er den Feind angreiſe.

Wenige Tage nach dieſem guten Beſcheide traf aber die betrübte Nachricht ein, daß der Kaiſer anderes Sinnes geworden ſei und mit ſeinem Heere längs des Rheins durch des Fürſten Land, ſo lang und breit es ſei, ziehe, keine Zucht und Ordnung halte und die armen Unterthanen wie Feinde plündere.

Der Kurfürſt zog deswegen ſelbſt zum Kaiſer, der ihn in Landau freundlich empfing und ihm nicht allein verſprach, ſein Kriegsvolk mit Plündern aufhören, ſondern auch in wenig Tagen die Pfalz räumen zu laſſen. Es geſchah nur auf dieſe Anordnung faſt nichts, und ſie machten den ſchönen Wald zwiſchen Landau und Germersheim, ſo wie den bei Neuſtadt beinahe von Wilde leer, nahmen den Bauersleuten Alles, oder zerſtörten, was ſie nicht fortbrachten. Am ſchlimmſten hauſten die Reiter des Markgrafen Johann von Brandenburg und des Herzogs von Braunſchweig, die ſich für die Söhne des Kurfürſten ausgaben und ihn Vater hießen, und es ließ zumal der Markgraf Johann alle Dinge vor ſeinen Augen geſchehen, die er doch leugnete oder entſchuldigte. Der Herzog von Braunſchweig war noch bei dem Heere, obwohl er zu Hauſe wegen eines Grafen von Mannsfeld und ſeiner eigenen Ritterſchaft, die ihm ſeine Lande genommen, ſelbſt Krieg hatte.

Zu Landau verweilte der Kaiſer einige Tage, weil er entweder nicht wohl war, oder ſein ankommendes Kriegsvolk zu Haufen bringen wollte. Endlich brach er auf und nahm die großen Stücke des Kurfürſten, die zu Frankfurt geblieben waren, mit, um die Stadt Metz zu belagern.

Markgraf Albrecht hatte vom Könige von Frankreich nicht erhalten, was er begehrt, und wäre faſt von ſeinen meuteriſchen Soldaten, denen er kein Geld geben konnte, todtgeſchlagen worden.

So wie dies dem Kaiſer zu Ohren kam, hielt er dafür, man müſſe die Umſtände benutzen, und vertrug ſich mit dem Markgrafen dahin, daß derſelbe mit ſeinem Volke unter der Bedingung zu ihm ſtieß, dafür Verzeihung deſſen, was er und die Seinigen begangen, ſo wie einen Monat Sold ausgezahlt zu erhalten.

Der König von Frankreich wollte dieſer Schwächung ſeiner Kräfte durch den Markgrafen, deſſen Heer 30000 Mann zu Fuß und über 3000 Pferde ſtark ſein ſollte, zuvorkommen, indem er ihn durch den Herzog von Aumale mit 2000 Pferden angreifen ließ; dieſer hatte aber ſo ſchlechtes Glück, daß er gefangen ward und viele Franzoſen auf der Wahlſtatt blieben.

Der Markgraf kam durch dieſe That beim Kaiſer zu großen Gnaden, der nun an ſeiner Treue nicht zweifelte; ſein Abfall half ihm jedoch nicht viel, da er nach zweimonatlicher Belagerung, in der er viel Menſchen und Vieh verloren und die Franzoſen ſich tapfer gewehrt hatten, Anfangs Januar 1553 unverrichteter Sache wieder abziehen mußte.

Damals kam der Herzog von Braunſchweig zum Fürſten, nachdem der Kaiſer ihn nicht vor ſich gelaſſen, geſchweige Hülfe zugeſagt hatte, und aus Frankreich der Sohn des Landgrafen Philipp, ſo wie Herzog Chriſtoph von Mecklenburg, die zu Anfange des Krieges vom Herzoge Moritz dem Landgrafen von Heſſen und dem Markgrafen als Geißel dahin geſchickt worden waren.

Den 15. Januar traf der Biſchof von Speyer, aus dem Geſchlechte derer von Frankenſtein, ein, um mit dem Kurfürſten ein Bündniß zu erneuern, ſo wie den 7. Februar der Biſchof von Würzburg, um von ihm gleichwie von einem Vater für ſich und den Biſchof von Bamberg Rath und Hülfe zu erflehen.

Den 10. Februar langte Markgraf Albrecht an.

Den 23. Februar kamen auf dem Waſſer, ohne alles Zubehör, die großen Stücke nach Heidelberg zurück, die der Kaiſer vor Metz gebraucht hatte.

Der Fürſt hatte mit dem Markgrafen und dem Biſchofe lange Verhandlungen, um ſie zur Verſöhnung zu ſtimmen, und der von Würzburg war zum Frieden geneigt, wenn er die Summe Geld nicht zu erlegen habe, zu deren Bewilligung er gezwungen worden war, und die ihm der Kaiſer ſelbſt bei harter Strafe verboten habe zu bezahlen.

Dagegen war es dem Markgrafen um nichts als Krieg zu thun, und bedurfte er des Geldes zu Bezahlung ſeiner Schulden, die ſo groß waren, daß er alles Seinige verſetzt und verpfändet hatte und ſich an ſeinem Hofe nicht mehr halten konnte. Auch wollte es ihm nicht gefallen, das einmal eingenommene Stift Bamberg wieder abzutreten und war er ſchwerer als der Hund vom Lederfreſſen davon abzubringen. Er drang darauf, daß die ihm gethanen Zuſagen, die der Kaiſer im Lager vor Metz beſtätigt, gehalten werden; ließ es jedoch geſchehen, daß der Kurfürſt eine gütliche Vermittelung übernahm.

Der Kurfürſt ſetzte ihnen zum 8. März 1553 einen

Tag nach Wimpfen an und erwählte ſich, um die Verſöhnung deſto eher zu Stande zu bringen, die Herzöge von Baiern, Würtemberg und Jülich zu Gehülfen.

Mittlerweile hatte er das Unglück, daß ihm, als er von der Abendmahlzeit nach ſeinem Gemach gehen wollte, ſein großer Hund, den er vom Herzoge von Jülich zum Geſchenk erhalten, von ungefähr zwiſchen die Beine kam und ihn über den Haufen warf, ſo daß er mit dem Vorhaupte anſchlug und eine faſt tödtliche Wunde davon trug. Er lag daran, zumal auch andere Beſchwerden wie das Alter und der kalte Winter dazu kamen, lange krank zu Bett und hatte noch den März vor ſich, der alten Leuten ohnedies aufſäſſig iſt.

Dr. Johann Lang ſtellte den Räthen vor, daß man den Kurfürſten unter ſolchen Umſtänden in ſeinem ein und ſiebenzigſten Jahre nicht anders als mit größter Lebensgefahr die beſchwerliche Reiſe nach Wimpfen machen laſſen könne. Zu Lande wegen der Erſchütterung des Fahrens ganz und gar nicht, und zu Waſſer würde die Reiſe vier Tage dauern, und der Kurfürſt nicht allein den ganzen Tag vom Froſt zu leiden, ſondern auch auf dem Wege von und nach den Herbergen zu viele Unbequemlichkeiten zu ertragen haben. Deswegen ſolle man das Gewiſſe für das Ungewiſſe nehmen und lieber einige tauſend Gulden Unkoſten zu Hauſe aufgehen laſſen.

Man befolgte ſeinen Rath und bat die Fürſten ſchriftlich, um der Schwäche des Kurfürſten willen, den Tag in Heidelberg anſtatt in Wimpfen abzuhalten, was ſie auch außer dem Herzog von Cleve, der ausblieb, gern befolgten. Es waren nur an dieſem Tage alle Vermittelungen vergebens, da der Biſchof von Würzburg nichts als lange Reden von ſich gab, und der Markgraf nichts als Geld haben wollte, und ſo zerſchlugen ſich die Verhandlungen, indem der Markgraf unter Drohungen von dannen zog, und der Biſchof auch gleich nach Hauſe eilte, um gegen ihn auf ſeiner Hut zu ſein.

Bald nach ihrem Aufbruch kamen die Kurfürſten von Mainz und Köln, ſo wie der Herzog von Cleve, die ſich mit einander täglich wegen der Wohlfahrt des Reiches beriethen und bis zum 30. März, dem grünen Donnerstage, beiſammen in Heidelberg blieben. An dieſem Tage zogen ſie gen Neuſchloß, vier Meilen von Heidelberg, wie ich glaube, um deſto geheimer über das, worauf es ankam, einig zu werden, und weil ſie die Nachricht erhielten, Kurfürſt Moritz von Sachſen ſei auf dem Wege zu ihnen.

Derſelbe traf am heiligen Oſtertage ein und brachte mit ihnen die nächſtfolgenden Tage fröhlich zu, da auch der Kurfürſt Pfalzgraf um des gemeinen Beſtens willen den gerechten Groll verläugnete, den er gegen ihn wegen der weggenommenen Büchſen haben durfte. Er lud ihn ſogar mit nach Heidelberg ein, wohin ſie zuſammen nebſt den Herzögen von Baiern und Würtemberg den 4. April kamen. Von hier aus zogen die Biſchöfe von Mainz und Köln, ſowie der Herzog von Cleve denſelben Tag den Rhein hinunter und die anderen Fürſten verließen Heidelberg den nächſten Tag.

Damit dem Kurfürſten Friedrich ja keine Ruhe gelaſſen werde, hatte er nebſt dem von Trier die Vermittelung des Streites zwiſchen dem Kurfürſten von Köln und dem Herzoge von Cleve übernommen, zu welchem Ende ſie den 1. Mai zu Ober-Weſel am Rhein zuſammen kommen wollten. Sobald ſie indeß hörten, daß die Peſt in dieſem Orte ausgebrochen ſei, beſchloſſen ſie, das pfälziſche Städtchen Bacharach dafür zu erwählen, das wegen ſeines guten Weins berühmt iſt.

Der Kurfürſt brach dahin den 29. April von Heidelberg auf, und aß zu Mittag in Ladenburg beim Biſchofe von Worms, mit dem wir nach Mannheim zogen, wo wir übernachteten und mein Herr ſeine Gemahlin mit hatte. Den folgenden Tag ging dieſe nach Heidelberg zurück und fuhren wir zu Waſſer nach Mainz, von wannen wir vollends Bacharach erreichten.

Auf meine vielen Erkundigungen, woher Bacharach den Namen habe, iſt mir unter anderm dieſe Nachricht geworden, die mir die beſte zu ſein ſcheint. Danach hätten die alten Römer eine beſondere Vorliebe für den herrlichen Wein dieſer Stadt gehabt, und auf der Seite des Berges, wo Sanct Werner begraben liegt, einen Altar errichtet, aus deſſen Namen Bachi aram in der Folge der des darunter gelegenen Fleckens Bacharach entſtanden.

Während unſeres Dortſeins hub Markgraf Albrecht Krieg und Landesverwüſtung wider die Biſchöfe von Bamberg und Würzburg an, nahm, nachdem er einiges würzburgiſche Volk bei Schlüſſelfeld geſchlagen hatte, die Stadt Bamberg ein und brachte die umliegenden Oerter und Schlöſſer faſt alle in ſeine Gewalt.

Nach dieſem Vorgange des Markgrafen handelte auch Philipp Magnus, Herzog Heinrichs von Braunſchweig Sohn, der die Biſchöfe zu Osnabrück und Paderborn mit Feuer und Schwert angriff und ihm eine große Summe Geld zu erlegen zwang.

Nach Bacharach kam der vornehme Graf Wilhelm von Naſſau; und hatte ſonſt auch der Hofverwandte des Kurfürſten, Graf Engelhard von Leiningen, zu Ladenburg ſo viel Wein getrunken, daß er, von heftigem Seitenſtechen befallen, den fünften Tag darauf ſtarb und ſeine Leiche nach Hauſe geſchafft ward.

Man hatte in Bacharach bereits zehn Tage zugebracht, in denen ſonderlich der Herzog von Jülich über den Erzbiſchof von Köln geklagt, er habe ihn beim Kaiſer zur Ungebühr beſchuldigt, ihn in ſeinem Erzſtift und Sprengel an der Kirchenreformation der böſen Sitten und Abſchaffung der Laſter gehindert und beim Kammergerichte unrechtmäßiger Weiſe verklagt, ihm die Grafſchaft Neuenahr und andere Güter, die ihm nicht gebührt, eingezogen zu haben; bis Kurfürſt Friedrich, da er des Zankens kein Ende ſah, gewiſſe Bedingungen vorſchlug, unter denen ſie ſich begütigen und beſſere Zeiten abwarten ſollten, um die Sache entweder durch ſich und die Ihrigen auszuführen, oder durch Unterhändler vergleichen zu laſſen. Er gab ihnen ſogar ernſtlich zu bedenken, wie gefährlich es ſei, in den gegenwärtigen Drangſalen in Uneinigkeit von einander zu ſcheiden und ſagte, daß er wegen ſeiner Geſchäfte und des zu Frankfurt angeſtellten Tages zum 16. Mai wegzuziehen beſchloſſen habe.

Der von Köln erwiederte, er ſei bereit, von der angeſtellten Beſchwerde abzuſtehen und nur die anderen Sachen auf dem Wege Rechtens auszuführen, und verlange dafür, daß ihm ſeiner Vorfahren Gerechtſame im Fürſtenthume Jülich ungeſchwächt blieben.

Der von Jülich hatte zwar dagegen Vieles einzuwenden; als es aber Abend werden wollte, verglichen ſie ſich auf vieles Bitten dahin, daß man drei Edelleute und einen Doctor niederſetzte, deren einen Kur Trier, den anderen Kur Pfalz und den dritten Graf Wilhelm wähle, um von ihnen die Sache erwägen zu laſſen, deren Entſcheidung ſie wo möglich in eines halben Jahres Friſt zu Stande bringen ſollten. Bis dahin hätten ſie beide friedlich neben einander zu leben, keine Neuerungen vorzunehmen und nur auf freundliche Ausgleichung bedacht zu ſein.

Sie reichten ſich die Hände, dies halten zu wollen, begaben ſich zuſammen in das Schiff des Erzbiſchofs von Trier und ſpeiſten darin, des guten Weins reichlich genießend, zu Mittag.

Nach Tiſche fuhr mein' Herr den Rhein hinauf nach Hauſe und begaben ſich die Anderen das Waſſer hinunter. Wir mußten, da es ſchon ſpät am Tage war, der Stadt Bingen gegenüber die Nacht im Schiffe bleiben; ſobald es aber Morgen geworden, erreichten wir Elfeld, wo uns der Kurfürſt von Mainz den Himmelfahrtstag über herrlich bewirthete. Hernach kamen wir gen Heidelberg, wo wir bloß das Pfingſtfeſt abwarteten, um auf den angeſetzten Tag zu Frankfurt Frieden zu ſtiften.

Allda brachten wir nur zehn Tage zu, weil die Kurfürſten ſahen, daß ihre Mühe vergeblich war und die Biſchöfe, ſowie Markgraf Albrecht mehr Luſt zum Kriege hatten, und kehrte der Kurfürſt Pfalzgraf, ſowie die drei anderen Kurfürſten jeder wieder heim.

Die vorgedachten Biſchöfe hatten mit den Nürnbergern gegen Verheißung großer Geldſummen Herzog Philipp Magnus, Herzog Heinrichs von Braunſchweig Sohn, mit dem Volke, das er wider die weſtphäliſchen Biſchöfe gebraucht, zu ihrer Hülfe aufgebracht. Als dieſer in großen Tagereiſen anrückte, ließ der Markgraf die Stadt Schweinfurt und andere Orte wohlbeſetzt hinter ſich und eilte heimlich nach Sachſen, wo Graf Chriſtoph von Oldenburg mit ſeinem Volke zu ihm ſtieß.

Unterdeß rückte Herzog Philipp Magnus mit den Biſchöfen den 15. Juni vor Schweinfurt, das zwar eine Reichsſtadt iſt, jedoch unter dem Schutze des Kurfürſten Pfalzgrafen ſteht, und begann die Stadt mit Gewalt zu nöthigen.

Dieſelbe liegt am Main, iſt ſchön gebaut, hat viele gute Leute in ſich und führt den Namen wohl, weil vor Zeiten ein Schweinmarkt dort gehalten worden iſt, ſowie unweit davon Ochſenfurt von den Ochſen, Haßfurt von den Heſſen, die da ihren Markt gehabt haben, und andere Städte der Gegend von Kaiſer Karl dem Großen mit dergleichen Märkten begabt worden ſein mögen.

Philipp Magnus erfuhr nicht ſobald, daß ſeines Vaters Städte und Gebiete abermals vom Markgrafen angegriffen worden ſeien, als er die Belagerung von Schweinfurt verließ und mit ſeinem Kriegsvolke nach

Sachſen zog, wo er ſich mit Kurfürſt Moritzens Haufen und der böhmiſchen Hülfe König Ferdinands vereinigte, der ſich auch für den Feind des Markgrafen erklärt hatte.

Sie zogen miteinander dem Markgrafen zu, der ſie bei Hannover mit ſeiner Reiterei unerſchrocken angriff und Anfangs in die Flucht trieb, am Ende aber dennoch weichen mußte und viele der Seinen verlor. Es war dies ein ſehr hartes und blutiges Treffen, in dem Kurfürſt Moritz und zwei Herzöge von Braunſchweig umkamen.

Die unlängſt zu Heidelberg geſtiftete neue Vereinigung erforderte, daß die Herren ſie zu beſtätigen wieder zuſammen kämen, und dazu war kein Ort gelegener, als die Reichsſtadt Heilbronn am Neckar, ſechs Meilen oberhalb Heidelberg, um die großer Weinwuchs iſt. Dahin kamen wir am vierzehnten Tage des Herbſtmonats, nachdem der Kurfürſt nur erſt ſeine Gemahlin nach Hauſe bekommen hatte, die im Baierlande zur Taufe eines jungen Herrleins geweſen war.

Zu Heilbronn fanden wir den Vater deſſelben, Herzog Albrecht von Baiern, und Herzog Chriſtoph von Würtemberg. Auch kam der Erzbiſchof von Mainz, der Biſchof von Paſſau und die Geſandten vieler Herren, die entweder ſchon in der Vereinigung waren, oder darein aufgenommen werden wollten.

Während unſerer Verhandlungen lief die Nachricht ein, daß Markgraf Albrecht von Herzog Heinrichs Reitern abermals geſchlagen, wenn ſchon nicht ſo ſehr geſchwächt worden, daß er nicht bedacht ſein ſolle, neues Volk zu werben. Er brachte auch in kurzer Zeit ſeine zerſtreuten Schnapphähne ſo wohl zuſammen, daß er faſt mit einem ganzen Heere der Beſatzung von Schweinfurt zu Hülfe kam. Er war ſeinen Leuten zwar ein ganzes Jahr Sold ſchuldig, zog jedoch dem Feinde mit ihnen aus der Stadt entgegen, um ein Treffen zu liefern. Sie hatten nur alleſammt wegen der vorigen Niederlagen kein Herz mehr, liefen davon und zwangen ihn, ebenfalls mit auszureißen.

Sobald das braunſchweigiſche Volk das Feld behalten hatte, fiel es in die von der Beſatzung verlaſſene Stadt, die es plünderte und hie und da in Brand ſteckte, und da die Bauern mit zur Plünderung herein kamen, ward ſie am funfzehnten Tage des Brachmonats faſt ganz in Schutt und Aſche gelegt.

Alſo ging die ſchöne alte Stadt des Frankenlandes dahin, die Philipp Melanchthon das franzöſiſche Troja zu nennen pflegte, weil Troja auf galliſch ein Schwein heißt. Es ſind einige gelehrte Leute aus dieſer Stadt gekommen, worunter die beiden Sinapier, deren einer der Leibarzt des Biſchofs von Würzburg, der andere ein

Rechtsgelehrter beim kaiſerlichen Kammergerichte. Der dritte, der meine Tochter zur Ehe hat und Andreas Sylvanus heißt, iſt ein Beiſitzer des Kammergerichts.

Es iſt auch noch ein Dr. Andreas Grundler aus Schweinfurt gebürtig, deſſen Weib Olympia in Wahrheit eine andere Sappho genannt werden darf. Dieſe beiden ſind von unſerem Kurfürſten zur hohen Schule berufen worden, damit Er in der Medizin und Sie in der griechiſchen Sprache öffentlich leſe. Bisher iſt dies wegen ihrer Krankheit unterblieben; ich hoffe aber, ſie werden es mit der Zeit einbringen.

Im Jahre 1555 wollte der Fürſt das drei und ſiebenzigſte ſeines Lebens feiern und lud viele Grafen und Herren mit ihren Frauen zu einem Banket ein, bei dem auch allerlei Turnier und Ritterſpiel gehalten ward.

Gebe Gott, daß er dergleichen Jubelfeſte noch viele begehen möge, da er bei guter Geſundheit iſt!

Auf dem Reichstage, der zu Augsburg gehalten ward, konnte er wegen Altersſchwäche nicht perſönlich erſcheinen, ob ihn König Ferdinand gleich fleißig darum anging.

Nachdem ich dieſe Hiſtorie nun ſo weit mit vieler Mühe geſchrieben habe, will ich dem Leſer gute Nacht ſagen, da ich ebenfalls mein ſechzigſtes Lebensjahr erreichte und mir nicht getraue, ſie weiter zu ſchreiben.

Wenn man auch ſonſt nichts Sonderliches davon gehabt haben ſollte, hat man doch eben darin die Wahrheit erfahren!

(Der Kurfürſt Pfalzgraf Friedrich beim Rhein ſtarb den 26. Februar 1556.)

Druck von C. H. Storch und Comp. in Breslau.

Druckfehler.

Seite 18, Zeile 5 von unten lies daß man deſſen Bäume ſtatt: und deſſen Bäumen.

„ 81, „ 6 von unten lies Ich ſtatt Und ich

„ 89, „ 10 von unten lies den ſtatt die

Schiller's Anthologie.

Anthologie

auf das Jahr 1782

von

Friedrich Schiller.

Mit einer einleitenden Abhandlung über das Dämoniſche
und einem Anhange neu herausgegeben

von

Eduard Bülow.

Heidelberg, 1850.
Verlag von Bangel & Schmitt.
Hoffmeiſter'ſche Univ.-Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Seite
Eintheilung der Anthologie.
Einleitung des Herausgebers.

Anthologie auf das Jahr 1782:

Widmung an den Tod. 1
Vorwort aus Tobolsko. 7
Die Journaliſten und Minos. 11
Fantaſie an Laura. 15
Bachus im Triller. 18
An die Sonne. 20
Laura am Klavier. 22
Die Herrlichkeit der Schöpfung. 24
Elegie auf den Tod eines Jünglings. 26
Der wirthſchaftliche Tod. 30
Rouſſeau. 30
An den Galgen zu ſchreiben. 33
Die ſeligen Augenblicke, an Laura. 34
Spinoza. 36
Die Kindesmörderin. 36
Aufſchrift einer Fürſtengruft. 41
In einer Bataille. 41
Grabſchrift. 44
An die Parzen. 44
Der Triumpf der Liebe. 47

	Seite
Klopſtock und Wieland.	55
Geſpräch.	55
Vergleichung.	56
Die Rache der Muſen.	57
Das Glück und die Weisheit.	59
Räthſel.	60
An einen Moraliſten.	60
Grabſchrift eines gewiſſen Phyſiognomen.	63
Eine Leichenfantaſie.	63
Aeſchylus.	66
Der hypochondriſche Pluto.	66
Die Buße.	74
Aktäon.	74
Zuverſicht der Unſterblichkeit.	75
Vorwurf an Laura.	75
Die Alten und Neuen.	78
Der einfältige Bauer.	78
Edgar an Pſyche.	79
Sitten und Zeiten.	80
Ein Vater an ſeinen Sohn.	80
Die Meſſiade.	81
Oſſians Sonnengeſang.	82
In Fuldas Wurzellexicon.	83
Kaſtraten und Männer.	84
Doktor Pandolff.	88
An den Frühling.	89
Polizeiordnung.	90
Die alten und neuen Helden.	90
Unterſchied der Zeiten.	90
Hymne an den Unendlichen.	91
Auf den Herrn N.	91
Die Größe der Welt.	92
Gegründete Furcht.	93
Paſſantenzettel am Thor der Hölle.	93
Meine Blumen.	94

Seite
Fluch eines Eiferſüchtigen. 95
Das Geheimniß der Reminiscenz an Laura. . . . 97
Gruppe aus dem Tartarus. 102
Die Freundſchaft. 103
An Fanny. 105
Gefühl am 1. Oktober 1781. 108
Peter. 111
Der Wirtemberger. 111
An mein Täubchen. 112
Melancholie an Laura. 113
Die Peſt. 118
Das Muttermal 119
Die Spinne und der Seidenwurm. 119
Monument Moors des Räubers. 120
Auf Chloes Geburtstag. 122
Morgenfantaſie. 124
Lied eines abweſenden Bräutigams. 125
An Minna. 127
Der Unterſchied. 129
Elyſium. 131
Quirl. 133
Semele, eine lyriſche Operette in zwei Scenen. . . 133
Die Büchſe der Pandora. 163
Die ſchlimmen Monarchen. 163
Graf Eberhard der Greiner. 167
Alte Jungfern. 170
An Gott. 171
Bauernſtändchen. 172
Der Satyr und meine Muſe. 173
Die Winternacht. 176

Anhang.

Seite

Aus den Räubern.

1. Monolog des Franz Moor. 181
2. Hektors Abſchied. 185
3. Amalia. 186
4. Räuberlied. 187
5. Brutus und Cäſar. 188
6. Monolog des Karl Moor. 190

Freigeiſterei der Leidenſchaft. 192
Reſignation. 196
Die Götter Griechenlands. 200
Schillers Selbſtkritik der Anthologie. 207
Varianten.

Eintheilung der Anthologie.

I.

Anerkannte Gedichte der erſten Periode, von Schiller.

Fantaſie an Laura,
Laura am Klavier,
Die ſeligen Augenblicke, an Laura,
Das Geheimniß der Reminiscenz an Laura,
Meine Blumen,
Elegie auf den Tod eines Jünglings,
Die Kindesmörderin,
Der Triumf der Liebe,
Eine Leichenfantaſie;
Die Größe der Welt,
Gruppe aus dem Tartarus,
Melancholie an Laura,
Morgenfantaſie,
Semele, eine lyriſche Operette von zwei Szenen,

von Y.

Rouſſeau,
An einen Moraliſten,
An den Frühling, } von M.
An Minna,
Elyſium,
In einer Bataille, von einem Offizier, von v. R.
Das Glück und die Weisheit von Rr.
Graf Eberhard der Greiner von Würtemberg, von W. D.
Die Freundſchaft.
Kaſtraten und Männer, von O.

2.

Gedichte von Schiller, welche er nicht in ſeine Werke aufgenommen hat.

Die Journaliſten und Minos,
An die Parzen,
Vorwurf an Laura,
Hymne an den Unendlichen, } von Y.
Die Peſt,
Die ſchlimmen Monarchen,
Bacchus im Triller,
Bauernſtändchen, } von W. D.
Die Meſſiade,
Das Muttermal, } von Rr.
Monument Moors des Räubers, vom Verfaſſer der Räuber.
Die Rache der Muſen, von *.
Die Winternacht, von ÷.
Spinoza,
Geſpräch,
Vergleichung,
Grabſchrift eines gewiſſen Phyſiognomen, } von O.
Aktäon,
Zuverſicht der Unſterblichkeit,
Der Wirtemberger,
Quirl,

Gefühl am 1. Oktober 1781, von G.
Grabſchrift,
Der hypochondriſche Pluto, von P.
Der einfältige Bauer,
Der Satyr und meine Muſe,
Klopſtock und Wieland, von A.

3.

Gedichte von andern Verfaſſern.

An die Sonne,
Die Herrlichkeit der Schöpfung, von W.
Ein Vater an ſeinen Sohn,
Der wirthſchaftliche Tod,
Paſſanten-Zettel,
Die Büchſe der Pandora, von J.
Alte Jungfern,
An den Galgen zu ſchreiben, von E.
Die Alten und Neuen,
Aufſchrift einer Fürſtengruft,
Räthſel, von T.
Aeſchylus,
Die Buße,
Edgar an Pſyche, von Ha.
Sitten und Zeiten, von Gn.
Oſſian's Sonnengeſang,
Unterſchied der Zeiten,
An den Herrn R., von H . . .
Die Spinne und der Seidenwurm,
In Fuldas Wurzellexicon, von L.
Die alten und neuen Helden,
Doctor Pandolf, von U.
Peter,
Polizeiordnung, von Hr.
Gegründete Furcht,

Fluch eines Eiferſüchtigen, An Fanny, An Gott, An mein Täubchen,	von X.
Auf Chloes Geburtstag, Lied eines abweſenden Bräutigams, Der Unterſchied.	von G.

Einleitung des Herausgebers.

Es iſt bekannt, daß Schiller, bald nach dem Erſcheinen ſeiner Räuber, ſeine bis dahin vollendeten lyriſchen Gedichte unter dem Titel „Anthologie auf das Jahr 1782" herausgab und daß ſeine Freunde dieſe Sammlung durch ihre Beiträge nicht ſowohl bereicherten als ärmer machten.

So großes Glück indeſſen die Kühnheit und Kraft des jungen Dichters, ja ſelbſt die Ueberraſchung und der Schrecken des Publikums den Räubern bei ihrem erſten Erſcheinen vermittelt hatten, ſo wenig vermochte die „Anthologie", aus den bereits abgeſtumpften gleichen Beweggründen, in ähnlichem Maße durchzudringen. Ihre nicht mehr ausnahmsweiſe beurtheilten Gedichte erſchienen der Welt viel zu derb, kräftig und genial, eben ſo unheimlich als unbequem.

Eine Anzahl dieſer Jugendgedichte hat Schiller ſpäterhin zum Theil verändert, als „Gedichte der erſten

Periode“ unter ſeine ſämmtlichen Gedichte aufgenommen; eben ſo viele jedoch, in ſeiner Eigenſchaft als Autor, verläugnet oder trotzdem verworfen, daß die überwiegende Mehrzahl ein ſolches Geſchick durchaus nicht verdient.

Die „Anthologie auf das Jahr 1782“ iſt ſchon ſeit langer Zeit literariſche Seltenheit und nur von wenigen Kennern gekannt und gewürdigt. Kritiſche Ausgaben von Schillers Gedichten hat man noch nicht für gut befunden dem Publikum vorzulegen. Es haben zwar Biographen und literariſche Aehrenleſer dieſem Mangel in einigen Beziehungen abgeholfen, die Varianten älterer Gedichte geſammelt und deren urſprüngliche Geſtalt wieder in Erinnerung gebracht. Jedoch wird niemand läugnen, daß man damit einer ſo wichtigen Aufgabe noch keineswegs genügend entſprochen hat, indem man ſelbſt noch nicht einmal durchgreifend daran ging, die eigentlichen Schillerſchen Beiträge zur Anthologie von denen ſeiner Freunde kritiſch zu ſondern.

Eine neue Herausgabe des merkwürdigen Buches iſt alſo wohl ein von Vielen anerkanntes Bedürfniß, welches ich hiermit, wie mir ſcheint, in einem dazu vorzugsweiſe geeigneten Augenblicke befriedige. Man wundere ſich nicht über dieſen Ausſpruch, zu einer Zeit, in der die Politik jedes andere Intereſſe für immer verſchlungen zu haben ſcheint. Die ächte Poeſie geht ja auch zuweilen, ohne daß ſie ihr diente, mit der Politik Hand in Hand, und die Anthologie iſt in Sprache, Geiſt und Urſprung durch und durch im edelſten Sinne revolutionär. Die großen, friſchen, jugendkühnen Hoffnungen in Schillers Seele trieben aus dem verſchlammten ſocialen Boden des achtzehnten Jahrhunderts den Keim einer neuen, reineren Zeit hervor, und waren alſo, deutſche Vorläufer der Revolution von 1789, der großen Völkerbewegung des neunzehnten Jahrhunderts nahe verwandt. Wenn irgend je, ſo iſt es gegenwärtig an der Stunde, in gleichem Sinne wie Schiller revolutionär zu wirken, ſo urſprüngliche Menſchenkräfte, ſittlich und politiſch, zu der Neugeſtaltung des Daſeins nach unſerer überſättigten Erſchlaffung aufzubieten. Wehe ſelbſt vielleicht dem, an dem der göttliche Hauch einer ſolchen Welterſchütterung ſo ſpurlos ſtumpf abgleitet, daß er ihn nicht, vom Allerinnerſten heraus, wiedergebärend mitzuwirken entflammte! Wer dieſe Seite des Schillerſchen Genius wahrhaft liebt, verehrt, genießt oder ſtudirt, muß den jugendlichen Dichter Schiller eben ſo wie den jugendlichen Göthe über die ſpätere männliche Entwickelung beider hoch empor ſtellen. Sind doch auch in ihrer Jugend der Verfaſſer von Werther, Götz, Stella und dem Fragmente Fauſt, ſo wie der der Räuber, Anthologie, Kabale und Liebe, des Fiesko nichts weniger als Gegenſätze, und vernimmt man in dem einen ſo gut wie in dem anderen den ächten

Flügelſchwung des Genius, gleichviel ob er über Wogen oder Felſen wegrauſcht. Ja, Schillers übermenſchlicher Jugendſchwung wird in der ganzen Geſchichte der Poeſie eine eben ſo einzige und unvergleichliche Erſcheinung als Göthe's weltumfaſſende Selbſtausbildungsverſuche ſein!

Was Schiller in ſeinen erſten Jugenddichtungen ſo überhoch erhebt, iſt das Dämoniſche ſeines Geiſtes.

Das Dämoniſche kann, ſeiner Natur nach, nur von wenigen Menſchen erlebt und verſtanden werden, und es wird den Einſichtigen alſo kaum Wunder nehmen, daß dieſe Jugendgedichte Schillers in der Anthologie erſt ſo wenig oder noch faſt gar nicht gewürdigt worden ſind. Göthe hatte das Dämoniſche in Schiller von früh an wohl herausgefühlt und ſich davon ohne Zweifel mit zu ſeiner Fauſtdichtung begeiſtern laſſen. So vollendet aber auch das erſte Fragment des Fauſt zu nennen iſt, gelang es Göthe doch nicht, die dämoniſche Wirkung zu erzielen, welche allerdings in dem Stoffe der Dichtung lag, weil er als Künſtler zu beſonnen und kühl war, um gleichwie Schiller ſchrankenloſe Kunſtmittel dazu anwenden zu wollen. Hätte Göthe's Fauſt in Wahrheit, ſo wie es uns der Dichter vor Augen ſtellt, den Erdgeiſt mit Augen erblickt, er hätte gewiß nicht, ſo wie er es im Drama that, hintennach in der „kleinen Welt“ weiter leben können. Wo nicht vom ſittlichen

Blitz getroffen und vernichtet, hätte er ſich wohl oder übel mit dämoniſcher Gewalt erheben müſſen.

Das dämoniſche Element in Schiller erkennt man am entſchiedenſten in der Fähigkeit oder dem Bedürfniß ſeiner Laura-Liebe, um welche ſich dieſe ganze Jugendzeit gruppirt. Der höchſte derartige Aufſchwung Göthe's in der Liebe zu Friederike deckt ſonnenklar die Verſchiedenheit des Innern beider Genien auf. Göthe's Liebe-Fähigkeit beſchränkte ſich immer nur auf die Luftſchicht der Seele und rang ſich niemals, wie bei Schiller, zu dem Geiſte empor.

Das dämoniſche Gebiet der Kunſt liegt außerhalb der Schranken der Schönheit. Die Erzeugniſſe deſſelben dürfen eben ſo wenig nach deren ſtrengen Geſetzen gerichtet werden, als man dies etwa in der Muſik mit den herberen Werken Beethovens, oder in der Malerei mit der ganzen Größe Michel Agnolo's zu thun befugt iſt.

Auch Giulio Romano erhob ſich als Frescomaler im Palazzo del T. unmittelbar zu dem Gebiete des Dämoniſchen, und in der politiſchen Poeſie führt die Gedrungenheit des Dante'ſchen Parteihaſſes nicht ſelten dahin.

Von anderen Dichtern hatte der Engländer Marlow eine Ahnung des Dämoniſchen. In Spanien ſtreifte unbewußt der hohe Verfaſſer der Celeſtina daran. Unſeres Novalis voraustaſtender Verſtand muß jedenfalls eben ſo wie Ludwig Tiecks ſchaffender und brütender Naturgeiſt für dämoniſch zuſammengeſetzt gelten.

Mit vollem, klarem Bewußtſein ſchuf im Reiche des Dämons in der neueren Welt nur der Eine Dichter, Shakeſpeare, der uns auch nicht nur das alleinige Mal in Hamlet deſſen Pforten entriegelt.

In der alten Welt ſcheint Aeſchylos' Prometheus das reinſte Kunſtprodukt des Dämons geweſen zu ſein.

In der neueſten Zeit hat man ſeltſamer Weiſe höchſten Orts in der Poeſie dem dämoniſchen Mißbrauche der Talentgröße Byrons dies geiſtige Ritterkreuz verliehen; zum guten Glück iſt aber auch die Kunſtkritik ſo wie die Kunſt ſelbſt noch frei, und dürfte der geſundere Sinn der Mitwelt das Machtwort einer diktatoriſchen Grille wohl unbeachtet verhallen laſſen.

Iſt das Dämoniſche, die Fata Morgana des Jenſeit, vielleicht eben das Gebiet des Gefühls und der Kunſt, welches hinter der Schranke liegt, die dem Menſchen Vernunft, Selbſterhaltung, Natur, Sterblichkeit geſetzt haben? Wer dieſe Schranke dann ohne Beruf, aus bloßer Kraftbegabung überſpringt, verfällt dem Wahnſinn. Wer ohne Kraft hinüberirrt, wird Thor genannt. Dazu jedoch, daß er das Gegebene in dieſem Sinn verneine, iſt immer nur der alſo dämoniſch werdende große Geiſt berufen. Man frage hierbei nicht: Wozu nützt es, daß er es thut?

Iſt es doch, da in der Welt das Große von Rechtswegen nie materiell zu nützen hat, ſchon an ſich ſelbſt ein Ungeheures, der Natur über ſich ſelbſt hinaus getreu zu bleiben. Die Oede umher, welche allerwärts eintritt, wo die Natur aufhört, iſt der dämoniſche Luftraum.

Man mag das Dämoniſche wohl auch in der Weiſe erklären, daß es der Stoff zur überirdiſchen Kunſtſchönheit ſei, der nur ſeine nicht vorhandene Form nicht habe andauernd finden können. Es gilt überhaupt der Satz: Alles und jedes dämoniſche Gefühl, wo es ſich im Individuum nicht zur Kunſtform verläugnet und beſcheidet, iſt todt, und es muß ſich andererſeits jeder Menſch, der fortwährend bis zum Dämoniſchen ſtark und tief fühlt, unwiderruflich ſelbſt zerſtören.

Das Dämoniſche in der Kunſt muß allenthalben, wo es erſcheint, urſprünglich und individuell ſein. Das Schöne läßt ſich ſtudiren und nachahmen; bei dem Dämoniſchen iſt dies unmöglich, da die Individualität in ihrer Unergründlichkeit der einzige Grund und Boden iſt, woraus es erwächſt.

Alſo iſt denn auch das Rieſenhafte in Schillers Jugendgedichten eben darum ſo unerſchöpflich, weil ſein Geiſt es ganz und gar aus dem Nichts erſchuf und ein etwaiges Studium des Dante oder Michel Agnolo dem Dichter damals ſchwerlich in den Sinn kommen konnte.

Zwiſchen Michel Agnolo's und Schillers künſtleriſchem Schaffen beſteht zufälligerweiſe auch die verwunderliche Aehnlichkeit, daß Schiller ſeine Poeſieen niemals anders als unter Stampfen, Schnauben und Brauſen zu Papier brachte und Michel Agnolo beim Bilden ganz denſelben Gefühlswallungen unterworfen geweſen ſein ſoll.

Die höchſte Luſt und der höchſte Schmerz ſtehen ſich zwar in allem erhöhten Leben immer drohend nah; im Dämoniſchen unterſcheiden ſie daſſelbe jedoch zumal dadurch von anderem, daß ſie hier perſönlich mit einander ringen und eins das andere aufreibt. — Dieſes Wühlen im Schmerz aus Wolluſt, Genuß oder überbotener Schönheit iſt alſo dämoniſch und unterſcheidet ſich in dem Bewußtſein und freien Willen, womit es beſteht, auf das ſchärfſte von aller Leidenſchaft. Man weiß, daß der Poet in jedem Augenblick im Stande wäre, ſich zu beſinnen, einzuhalten, umzukehren und gibt ſich ihm und dem bezaubernden Strom ſeiner Klage, gerade weil er es mit beſonnenſtem Willen nicht thut, mit inniger Luſt hin. Um nur Ein Beiſpiel in dieſer Beziehung anzuführen, nenne ich die „Kindesmörderin", deren Schluß, bei aller Schönheit des Ganzen, doch ein verfehlter iſt. Schlöſſe das Gedicht ſtatt mit der matten Phraſe und ſchulmeiſternden „Warnung der Schweſtern vor der Gefahr der Schönheit" mit dem angedeuteten „Verbrennen der falſchen Liebe“ und der entzückten Anſchauung der Blutſühnung im Tode, ſo wäre es eben mit der nothwendigen Hülfe ſeiner vergängigen Gefühlswirren und Auswüchſe, als die Geſchichte der Geburt eines in ſich befriedigten freien Geiſtes, ſo herrlich wie nur irgend ein ähnliches Kunſtwerk vollendet. Vielleicht würde es auch nicht zu kühn phantaſirt ſein, wenn man annähme, daß dem Geiſte des Dichters in der Anlage der Kindesmörderin ſolche dämoniſche Wendung unbewußt vor Augen geſchwebt habe.

Dem Dämoniſchen genügt im Irdiſchen das Irdiſche nicht mehr und es wirkt, zu ſeinem inneren Zwieſpalte, mit irdiſchen Kräften ins Ueberirdiſche. Gewiß geben z. B. meiſt auch die Thaten des reifen, edlen Mannes, ſo wie die Kunſtgebilde des Dichters, aus der höchſten Beſonnenheit und Ueberzeugung hervor; allein nichtsdeſtoweniger gebiert in Einzelfällen die augenblickliche Entzügelung der Leidenſchaft den richtigen Entſchluß.

Auf Kunſt und Schönheit angewandt, vermittelt dieſer Grundſatz uns abermals das Dämoniſche, und eben dadurch wird der Dichter (vates) zum Propheten. Alſo rechtfertigen ſich auch Schillers rieſige Uebertreibungen in der Anthologie vor dem höchſten Richterſtuhle Apolls.

In dieſen lyriſchen Ergüſſen allein ſind Schillers unverwelkliche Lorbeeren zu ſuchen und tritt der göttliche Aufſchwung ſeiner Jugend in das reinſte Licht.

Die edelſte, glühendſte Leidenſchaft der Liebe hat noch in keiner Sprache der Welt einen ſo würdigen Ausdruck als in den Gedichten an Laura gefunden, die uns die ganze Liebeſeligkeit und Liebefähigkeit der Seele Schillers offenbaren, und deren Werth dadurch wahrlich nicht geſchmälert wird, daß man jetzt mit Gewißheit behaupten zu dürfen meint, ihr Gegenſtand ſei ein geiſtig und körperlich unſchöner geweſen.

Schiller hat freilich auch meiſt ſelbſt gefühlt, daß an ſolcher Vollendung nichts zu ändern oder zu beſſern ſei, und wo er dennoch anderer Meinung geworden, hat er nur in den allerſeltenſten Fällen Recht. Wer da der Jugend, welche dieſe Gedichte doch vorzugsweiſe vertreten, den Uebermuth nehmen will, nimmt ihr damit immer auch die Jugend, und es iſt in ihnen, nur ſelten ohne alle Darſtellung, in der Ahnung des Unendlichen der Genius durchſichtbar.

Hoffmeiſter ſtimmt in ſeinem kritiſchen Werke über Schiller zwar mit mir darin überein, daß die Gedichte der Anthologie in ihrem urſprünglichen Zuſtande wenigſtens weit charakteriſtiſcher als in dem beſchnittenen ſeien; er iſt aber allerdings nicht befähigt, ſie nach Verdienſt zu würdigen.

Ich bin weit entfernt, den Werth, welchen man dem Hoffmeiſterſchen Buche zugeſteht, in Abrede zu ſtellen; man wird mir aber auch ſo viel zugeſtehen, daß

Hoffmeiſter ohne alle poetiſche Ader, nur als trockner Philoſoph urtheilt.

Philoſophiſche Kritik im Allgemeinen an Kunſtwerke anzulegen, iſt etwa das Nämliche, als wenn man das Gehirn eines großen Mannes ſeciren wollte, um ſeinen Geiſt zu erkennen. Wo Hoffmeiſter über Schillers Laura-Liebe ſpricht, iſt er trivial, und wer in ihr nur ſogenannte Sinnlichkeit erblicken kann, gemein. Dergleichen Kritiker, darf man wohl ſagen, ſehen in der Poeſie meiſt den Wald vor Bäumen nicht, und den Blinden von der Farbe zu predigen, iſt wenigſtens ein nutzloſes Unternehmen.

Man hat Schiller in den politiſch-ſittlichen Gedichten der Anthologie auch einen Nachahmer Schubarts genannt, und mich dünkt, oberflächlicher als mit einer ſolchen Behauptung könne Kritik nur etwa von demjenigen gehandhabt werden, der ihn darin einen Nachahmer Bürgers nennen möchte. Es habe Schubarts beſtes Gedicht „die Fürſtengruft“ Schiller immerhin die Zunge zu ſeinem „Die ſchlimmen Monarchen“ gelöſt und ſeine ſittliche Entrüſtung über die Schmach des Daſeins jener klein-fürſtlichen Deſpotie geſteigert, deren Opfer er ſelbſt nicht lange darauf werden ſollte. Wo iſt deß ungeachtet in dem an ſich gewiß bedeutenden Talente Schubarts, den man im höheren Sinne doch keinen Dichter nennen darf, die leiſeſte Spur von dem Erhabenen, der Leidenſchaft, dem Dämoniſchen der Anthologie?

Schiller kannte, ehrte, liebte wohl ſelbſt Schubart; Schubart aber glühte in Begeiſterung für den großen Schiller, wie uns ſein allerdings etwas verwunderliches Gedicht an ihn beweiſt, und wie hätte, in ſolchem Verhältniſſe, der zehnmal größere Geweihte dem Ungeweihten bewußt oder unbewußt nachahmen können?

Wie nun zuweilen die Thätigkeit unſeres Geiſtes, um ihrer eigenen Fortdauer willen genöthigt wird, alle moraliſche Kraft, gewiſſermaßen zu einem Aushauche oder Jubelſchrei des Uebermuths, einem Schwenken der Standarte des Lebens, zuſammenzuraffen: alſo kann man auch in der Kunſt nicht umhin, zu einem Wahrzeichen der Stärkeren, wiederholt in Liebe, Preis und Verehrung an ſolche Werke wie die Anthologie zu erinnern.

Die Natur thut im Orkane, die Völker thaten gegenwärtig im Staatsleben das Nämliche, um nach Jahrhunderten der Erſchlaffung ihre Naturkraft neu zu prüfen.

So angeſehen, kann die Zügelloſigkeit Nothwendigkeit und Tugend werden und entſchleiert ſich der Adel des Radikalen, da ein ſolcher Antrieb oder Drang wohl zu ſchaden und zu verletzen, aber nimmermehr zu irren vermag. An dieſer Stelle kommt auch wieder das Wort Geſinnung von Rechtswegen zur Sprache, welches in der neueren Zeit ſo oft verleumdet und gemißbraucht worden iſt und zugleich das recht eigentliche Gebiet abgibt, auf welchem der junge, freiheitdurſtige, dämoniſche Schiller zweifelsohne weit edler und größer als der politiſch gleichgültige Göthe iſt.

Wer das Dämoniſche in Schillers Muſe beſpricht, iſt nicht im Stande, die Räuber unbeachtet zu laſſen. Ueber dieſe Tragödie beſtehen die entgegengeſetzteſten Meinungen. Ein kleiner Theil Kenner erklärt ſie für ſeine genialſte dramatiſche Schöpfung, mit welcher er weit höhere Erwartungen erregt habe, als ſeine ſpäteren Dramen befriedigten. Das große Publikum der höheren Stände ſchmäht, unterſchätzt, ja überſieht das Werk; wogegen die Theaterbeſucher der unteren Klaſſen und die Jugend, ſo oft die Räuber irgendwo geſpielt werden, das Haus aus Freude daran überfüllen.

In Betreff der letzteren Erſcheinung könnte man zwar erwiedern, daß ſie die begreifliche Wirkung alles Wüſten und Anſtößigen auf den großen Haufen ſei. Dem iſt indeſſen nicht durchweg ſo, und man darf zur Ehre jedes Publikums ſagen, daß alles Wüſte an ſich ſelbſt anekelt, ſobald ſein Reiz der Neuheit befriedigt iſt. Ohne den gewaltigen Geiſt, der ihnen innewohnt, würden die Räuber die Gunſt der Menge nicht ſchon ſo lange Zeit genießen.

Es wäre vielleicht nicht unmöglich, die vorerwähnten zwei verſchiedenen Urtheile der Kenner und der höheren

Stände über das Werk im Aufſtellen und Zugeben des Satzes zu vereinigen, daß die Idee deſſelben nichts weniger als eine dramatiſche ſei.

So wie Schiller damals war, konnte er nicht anders als ſeine Geſtalten ſo naturwahr zu zeichnen, daß die Rohheiten des Stücks nothwendig wurden. Einem gebildeten Geſchmack und menſchlichen Gefühl mußte es natürlich ſchwer werden, dergleichen auf der Bühne zu ertragen. Ein feinerer und nicht ſo ſchrankenloſer Geiſt als Schiller würde zwar nicht angeſtanden haben, den Gegenſtand mundrechter für die Welt zu behandeln. Es wäre damit aber auch die Idee ausgefallen, welche Schiller begeiſterte. Dieſelbe ihrem Stoffe angepaßt, hätte daraus nur eine freie, phantaſtiſche Dichtung bilden laſſen, deren Form alles beſeitigt haben würde, was gegenwärtig in den Räubern eben ſowohl verletzt als ermüdet.

Das Dämoniſche in Franz Moor würde, lyriſch behandelt, unvergleichbar größer erſcheinen und ſein Gegenſatz, Karl, darnach mit einer Anſchaulichkeit hervortreten, welcher die höchſte Moral unbedenklich huldigen müßte.

Das Dämoniſche, Uebermenſchliche, kann ſeinem Weſen nach nur lyriſch ſein und beruht, wo es in den Räubern hervortritt, in den lyriſchen Stellen, den Monologen.

Die eigentliche Darſtellung des Lebens, welche den Menſchen handelnd auftreten läßt, muß beides zu Zerrbildern machen. Hier vermag nur die Natur zu walten, in deren Reiche Alles und Jedes ewiges, irdiſches Geſetz iſt.

Die Natur iſt aus ihrem individuellen Weltkörper entſtanden und daran gebunden. Unſer Geiſt gehört aber künftig anderen Weltkörpern an, und hat, wenn er von hinnen muß, alſo ſchon die Bedingungen eines neuen, jenſeitigen Daſeins hienieden in ſich. Das Organ der Kundgebungen deſſelben iſt unſere Seele und kann der Geiſt nicht ſein, da derſelbe nur Gedanken erzeugt, für welche an dieſer Stelle, ohne Anſchauungen, kein Grund und Boden iſt. Wenn nun der Inſtinkt der Weltheimath den Geiſt über die Erde hinauszieht, ſo erfolgt daraus die Nothwendigkeit eines Zwieſpaltes des Geiſtes mit dem Körper. Geiſt und Körper berühren ſich aber in der Seele, und alſo wird die Seele, deren Körper das Herz iſt, die natürliche Wahlſtatt, auf welcher der Kampf mit ihren Organen, den Gefühlen, zu führen.

Dies mein Beweis, daß das Gefühl, die Lyrik, das alleinige Organ des Dämoniſchen, als des menſchlichen Uebergriffes in das Jenſeit iſt.

In dem Anhange zu dieſem Buche gebe ich demnächſt die beiden merkwürdigſten Monologe des Franz und Karl Moor, welcher letztere in ſeiner Größe entſchieden die

Kenntniß des Hamlet verräth, damit ſich die beiden Charaktere in ihren Gegenſätzen ſelbſt erklären, ſo wie Franz durchaus nach unten, Karl ganz nach oben gerichtet daſteht. Die vier Gedichte aus den Räubern gehören ſo gut wie die Monologe zu dem Gebiete der Anthologie, damit ſie kritiſch, wie poetiſch, das dämoniſche Prinzip in Schiller illuſtriren. Der Monolog des Franz gehört mit zu dem Eigenthümlichſten, was Schiller je gedichtet hat, und in dieſem Rütteln an der Natur erkennt man mit Entzücken deutlicher als ſonſtwo den Dämon, den Titan. Was ſonſt als dies wäre denn auch das Siegel des Urſprünglichen im Menſchen, des Genius, der den Keim der göttlichen Kraft, den Muth in ſich hegen muß, mit einemmale den Himmel zu erſtürmen, in welchen wir uns doch nur allmählig, nach vielen wiederholten Stürmen naturgemäß Bahn brechen können.

Ein ſolches Rütteln an der Natur iſt für deren Erkenntniß das höchſte geiſtige Verdienſt und es verhält ſich in Bezug auf die Natur damit wie mit der Religion, dem Chriſtenthume. Noch iſt daſſelbe nur erſt von der verächtlichen Leichtfertigkeit der franzöſiſchen Afterphiloſophen angegriffen werden, und hat über dieſelbe bei allen ernſteren Geiſtern einen leichten Sieg davon getragen. Weit ſchönere und zwar unverwelkliche Kränze würden jedoch für denjenigen aufbewahrt ſein, der das Chriſtenthum auch einmal von dem höchſten Standpunkte der

Humanität, mit dem reinſten ſittlichen Ernſte angriffe, um ſeine Uhr zu juſtiren. Ja, nur erſt nach einem ſolchen Kampfe, dürfte man ſagen, wird das Chriſtenthum dereinſt im Stande ſein, ſeinen innerſten Kern zu enthülſen. Es iſt niemand anderes als der Feind in dem Sinne unſer wahrer Freund, als uns ſeine Angriffe zu dem Gefühle deſſen bringen, was wir ſind.

Nach derſelben Theorie müßte der größte Heilige des Chriſtenthums denn auch wohl derjenige werden, welchem es durch die allerernſtlichſte Befehdung gelänge, die ganze Unerſchütterlichkeit der ſittlichen Naturgeſetze der Welt zu offenbaren. Der entſetzliche Monolog des Franz Moor fällt, möchte man ſagen, ſonach faſt mit Andacht zuſammen und ließe ſich gewiſſermaßen als ein Gebet des Naturgeiſtes auslegen.

„Hektors Abſchied“ iſt nach ſeiner erſten Geſtalt in den Räubern von 1781 nur zu ſeinem Nachtheile verändert unter die Gedichte aufgenommen worden. Noch ſchlimmer iſt der Dichter mit „Amalia“ unter den nämlichen Verhältniſſen verfahren. „Brutus und Cäſar“ und das „Räuberlied“ ſind ſpäter gar nicht mit in die Gedichtſammlungen aufgenommen. Das Räuberlied faßt die ganze Wildheit und Rohheit dieſes Theils der Tragödie in ſich zuſammen. Die andern drei übertreffen in der ſüßen Wehmuth und wunderbaren Innigkeit ihres Pathos beinahe noch die ſchönſten Gedichte der Anthologie.

Das Gedicht „Amalia“ iſt erſichtlich aus dem Lauragefühl herausgeſchrieben. „Brutus und Cäſar“ gehört insbeſondere wegen ſeines jenſeitigen Standpunktes weſentlich mit in den Cyclus der Anthologie. Um die Periode von Schillers Dichterleben, welche die Anthologie charakteriſirt, in ein vollſtändiges Licht zu ſetzen, war es auch nöthig, die drei zwar erſt ſpäter gedruckten, aber ganz dieſelben Gedanken und Gefühle athmenden Gedichte: „Freigeiſterei der Leidenſchaft“, „Reſignation“ und „Die Götter Griechenlands“ in ihrer urſprünglichen Faſſung in den Anhang dieſes Buches mit aufzunehmen.

„Freigeiſterei der Leidenſchaft“, in den Gedichtſammlungen ſpäter „Der Kampf“ genannt, ward zuerſt im zweiten Hefte der „Thalia“ vom Jahre 1787, unter Schillers alter Chiffre aus der Anthologie, Y, abgedruckt, und gehört anſcheinend unbedingt dem Laura-Cyklus an, wiewohl Hoffmeiſter aus der größeren Reife der Form abnimmt, es könne nicht aus jener frühen Zeit herrühren und müſſe ſeinen Urſprung einer anderen unter Laura's Maske verſteckten Leidenſchaft verdanken. Was dieſe Vermuthung angeht, ſo weiß ich nicht, ob ſie nicht ein wenig allzu ſcharfſinnig angelegt iſt; das Gedicht ſelbſt nimmt ſich aber in ſeiner neuen abgekürzten Geſtalt aus wie ein verwachſener Rock am Körper eines jungen Mannes. Es hat einmal ſo kein Geſchick und die vielen verworfenen Strophen ſind unerläßlich, um dieſe den Dichter ſo ſehr charakteriſirende überſtrömende Gefühlsmaſſe und Kraft zu erſchöpfen. Schillers Phantaſie iſt unermüdlich, immer neue Lebensfragen an das Daſein zu ſtellen, welches ſie doch, allzu ohnmächtig ſie zu löſen, mit ſchneidenden Widerſprüchen immer an den Tod verweiſen muß.

„Reſignation“ muß kurz nach „Freigeiſterei der Leidenſchaft“ geſchrieben ſein und gehört ohne Zweifel dem nämlichen Gegenſtande an. Die Anklagen, welche dort die Verſehung treffen, werden hier, wie der Titel ſchon beſagt, zurückgezogen und gewiſſermaßen dem eignen Thun aufgebürdet. An dieſem Gedicht hat Schiller ſo gut wie nichts verändert und nur zwei Strophen ausfallen laſſen. Auch „Die Götter Griechenlands“ wurden wohl nicht viel ſpäter als die zwei ſo eben beſprochenen Gedichte geſchrieben. Ihre Richtung ſtimmt damit vollkommen überein und verdammt „das Entſagen.“ Sie wurden zuerſt im Märzheft des deutſchen Merkurs vom Jahre 1788 abgedruckt. Eine größere Anzahl Strophen ſind ausgelaſſen, wenige dafür hinzugefügt werden. In Bezug auf Klarheit und Zuſammenfaſſung des Ganzen iſt Einiges verbeſſert; entſchieden tritt dies aber nirgend hervor und die Milderungen der Angriffe auf das dogmatiſche Chriſtenthum verſtümmeln das Bild des jugendlichen Genius.

An dieſer Stelle dürfte es vielleicht auch nicht unpaſſend ſein, zwei Worte über den wahrſcheinlichen Ausbildungsgang des Schillerſchen Geiſtes vor 1781 zu ſagen und zu dem Ende an zwei Gedichte zu erinnern, die Hoffmeiſter in ſeinem Buche mittheilt.

Das erſte dieſer Gedichte: „Der Eroberer“ ſtammt aus dem Jahre 1777, in welchem es in Haugs ſchwäbiſchem Magazin abgedruckt war. Die Odenform dieſes Gedichts iſt Klopſtock nachgebildet; Hoffmeiſter erhebt dieſe Behauptung deßgleichen in Bezug auf den Inhalt; kann aber ſomit wohl nur ſo viel ſagen wollen, daß Schiller den Gegenſtand nach Klopſtocks Vorgang auffaßte.

Die Ausführung des Gedichts iſt Schiller ganz eigen und verräth bereits das ſpätere, urſelbſtſtändige Talent.

Ich kann eben ſo wenig darin mit Hoffmeiſter übereinſtimmen, daß ich etwa fände, Schiller habe das Erhabene bei dieſer Gelegenheit roh behandelt. Das Gedicht iſt an ſich ſchön und nur aus dem Grunde nicht eigentlich Schilleriſch, weil es den beſungenen Gegenſtand ungeſchickt, ſo zu ſagen unnatürlicherweiſe auffaßt, um unter der Decke deſſelben etwas ganz Anderes auszuſprechen. Dieſes Andere iſt wohl überhaupt der erſte Sporn oder Anreiz der Schillerſchen Muſe und zwar die ſittliche Entrüſtung über die Knechtſchaft und Tyrannei, welche er in der Karlsſchule von Seiten des Herzogs erduldete.

Das andere Gedicht: „Der Venuswagen" ließ Schiller 1781 ſelbſtſtändig bei Metzler drucken. Es iſt eine ſtrafende Satyre auf die unedle Wolluſt und läßt errathen, daß der junge Schiller ihr ſo lange erſt ſelbſt gehuldigt habe, bis ſich ſein edlerer Theil durch dieſes Gedicht davon losriß und darauf zu der reinen Liebe der Laura-Gedichte erhob.

Dieſe warmen Herzensempfindungen waren alſo der zweite Anreiz, der ihn zum Dichter machte, und ich muß mit Unwillen die Anſchuldigungen einiger Kritiker zurückweiſen, welche auch aus den Laura-Gedichten der Anthologie den Hauch einer unedlen Wolluſt fühlen. „Der Venuswagen" iſt der gültigſte Beweis deſſen, wie ſehr Schiller dieſe verabſcheute und Hoffmeiſter ſagt von der Anthologie ſelbſt, daß deren Gedichte beinahe alle von der Geiſtesfreiheit oder Menſchenwürde in dem Dichter ausgingen.

„Der Venuswagen" iſt kein Kunſtprodukt und ſchwelgt, wenn es gleich ſchon Schillers nachmalige Virtuoſität verkündigt, in breiter, mittelpunktloſer Geſchwätzigkeit. Dies Gedicht ſo wie „Der Eroberer" ſind nur vorzeitige, verunglückte Verſuche, den eigentlichen ächten Dichterweg der Anthologie zu betreten.

Hoffmeiſter theilt in ſeinem Buche auch noch einige Gedichte aus den ſiebziger Jahren mit, deren ich hier aber, als Nachbildungen fremder, nicht weiter zu gedenken habe. Nur ein kleiner, proſaiſcher Aufſatz in Geſprächsform, „Der Spaziergang unter den Linden“, welchen das Würtembergiſche Repertorium von 1782 abgedruckt hatte, iſt als Wahrzeichen der Schiller'ſchen Ausbildung erwähnenswerth. Er dreht ſich um die zwei allgemein-menſchlichen Grundanſichten aller Dinge, der hoffenden oder blühenden, verzweifelnden oder verweſenden und ordnet ſich den Laura-Gebilden unter.

Von den drei und zwanzig Gedichten, welche Schiller aus der Anthologie in ſeine Werke aufgenommen hat, um ſie, verbunden mit den zwei Gedichten aus den Räubern, „Hektor's Abſchied“ und „Amalia“ zu „Gedichte der erſten Periode“ zuſammenzuſtellen, hat er die folgenden: An den Frühling, Gruppe aus dem Tartarus, die Größe der Welt, Melancholie an Laura, der Flüchtling (Morgenphantaſie), an Minna, Elyſium, Laura am Klavier, Graf Eberhard der Greiner, die Schlacht (in einer Bataille u. ſ. w.), an einen Moraliſten, das Glück und die Weisheit, eine Leichenphantaſie, die Kindesmörderin, Phantaſie an Laura, und die Freundſchaft bis auf unbedeutende Kleinigkeiten unverändert gelaſſen. Derſelbe Fall fand auch mit der „Elegie auf den Tod eines

Jünglings“ ſtatt; nur war dieſes Gedicht ſchon Anfangs des Jahres 1781, bei Gelegenheit des Todesfalles, ſelbſtſtändig gedruckt und hernach erſt wieder, mit bedeutenden Verbeſſerungen, die man bei Hoffmeiſter nachleſen kann, in der Anthologie erſchienen. Bei der „Leichenphantaſie“ iſt zum Titel bemerkt: „In Muſik zu haben beim Herausgeber“, und wahrſcheinlich war es Zumſteeg, Schillers Jugendfreund, der ſchon damals mehrere ſeiner Lieder componirte.

„Die ſeligen Augenblicke“ (Entzückung an Laura) haben in den ſpäteren Abdrücken ihre fünf letzten Strophen, welche wohl als zu ſinnlich erſchienen, verloren, und man muß, ſo ſchön ſie ſind, ſich dieſe Auslaſſung um der Allgemeinheit willen gefallen laſſen. Schiller hatte dieſes Gedicht bereits vor dem Abdrucke in der Anthologie, gleichfalls unter dem zuletzt wieder aufgenommenen Titel „Entzückung an Laura“ in Stäudlins ſchwäbiſchem Muſenalmanach aufnehmen laſſen und den zweiten Druck, in Kleinigkeiten, die durchweg Verbeſſerungen ſind, verändert. Man erkennt daraus, wie viel mehr Selbſt-Kritik als der ältere, der junge Schiller beſaß.

Dahingegen iſt in „Das Geheimniß der Reminiszenz“ die Abſchwächung einzelner Worte durchaus unnöthig. Die kräftigeren Ausdrücke ſind immer ſinnbildlich und anſchaulich, die korrekteren unpoetiſch.

Daß die vierte Strophe ganz ausgefallen, muß ich als ein arges Mißverſtändniß bezeichnen, indem ſie gerade in den Verſen:

— — — — — — — Die Gedanken
Ueberwirbeln des Verſtandes Schranken.
Sieh! der Wahnſinn iſt des Räthſels kunder,
Staune Weisheit auf des Wahnſinns Wunder
Neidiſchbleich herunter.

die merkwürdigſte Erklärung des Dämoniſchen in Schillers Jugendpoeſie und Laura-Liebe enthält, und überhaupt auf das engſte in das Ganze eingefügt iſt.

Nicht minder zu tadeln iſt die Entfernung der ſiebenten und achten Strophe, gegen welche die dafür eingeſchobene völlig ungenügend erſcheint. Iſt es wahrſcheinlich, daß der Dichter mit dieſer neuen Strophe dem Gedichte einen korrekten, zuſammenfaſſenden Mittelpunkt verleihen wollte, ſo hat er ſich nur in dem Sinne ungemein geirrt, daß die wahre Größe und Schönheit des Gedichts gerade in der gewiſſen künſtleriſchen Verwilderung beruht, welche das Ungeheure des Stoffes gar nicht anders zuließ.

Wer ſich einmal in dergleichen Gebiete begeben hat, vermag nimmermehr, wofern er nicht nüchtern und abgeſchmackt werden will, klar, korrekt und abgerundet zu ſein.

Der ältere Schiller will den jüngeren verbeſſern und ſpricht es in der eingeſchalteten ſechſten Strophe aus, daß das ehemalige Gottſein die Einheit mit der Geliebten geweſen ſei. Dies erſcheint mir aber nun in ſich ſelbſt als Unſinn, da ſie, wenn ſie einmal ein Gott geweſen waren, nicht wieder Menſchen werden konnten. Der junge Schiller trifft vielmehr das Rechte, wenn er dies blos irrend und phantaſirend andeutet. Das was der Liebe als ein Geheimniß der Reminiscenz der Vergangenheit erſcheint, kann ja nichts anderes als, wenn man will, eine Reminiscenz der Zukunft ſein!

Schiller bewegt ſich in dieſen Gedanken immer der äußerſten Schranke der menſchlichen Gefühlsfähigkeit entlang, die er allaugenblicklich zu überſpringen unternimmt, und daß er dies ſo ausnahmsweiſe will und wollen kann, iſt das Urſchöne und Göttliche ſeines Weſens. Ich frage die höhere Kritik ein für allemal: ob dergleichen nicht ebenſowohl als andererſeits die Beſchränkung und Mäßigung vorhanden ſein muß?

Nicht mehr als die obige iſt die Auslaſſung der zehnten und elften Strophe zu rechtfertigen, inſofern die Prüderie, welche daran Anſtoß nimmt, eben ſo leicht das ganze Gedicht verdammen mag. Die kleinen Anſtöße anderer Art, welche darin enthalten, hätten ſich gewiß in ſich beſeitigen laſſen.

In den weiterhin ausgelaſſenen Strophen, ſechszehn, ſiebenzehn und achtzehn, iſt die Vergleichung zweier Liebenden mit Kriegsſchiffen allerdings keine Schönheit, ſondern eher eine jugendliche Uebereilung; das Rieſenkräftige einer ſolchen Dichtung entſchuldigt aber ſo leicht jede ähnliche Naivetät.

Ich kann von meinem Standpunkte auch nicht umhin, die Auslaſſung der letzten zehn Strophen zu mißbilligen. Ergeben ſie ſich ja ebenfalls nur in dem Gebiete, auf welchem:

Mit den Leibern ſich die Geiſter zanken,
Und der Endlichkeit deſpot'ſche Schranken
Sterbend überſchwanken.

und bleibt doch die unabläſſig wiederkehrende Frage immer: was wohl das höchſte Geheimniß der Erde ſonſt ſei, wo nicht die Urfrage des ewig Männlichen und Weiblichen, welche ſich unabläſſig zu verſchmelzen und zu vervollſtändigen ſtreben, als ein auf eine andere Welt ausgeſtellter irdiſcher Schuldbrief?

Wie könnte alſo das Dämoniſche etwas Anderes als das Ringen der Sterblichen ſein, dieſes Welträthſel „in einander zuckender Naturen" himmelſtürmeriſch ſchon hienieden zu löſen?

Es iſt auf keine Weiſe wegzuläugnen, daß noch nie ein Poet der Erde dieſes titaniſche Ringen über die Natur hinaus ſo überirdiſch ſchön wie Schiller in ſeiner Jugend, und zumal in ſeinen Lauragedichten dargeſtellt hat und ich weiß nicht, ob es nicht geradezu wie ein poetiſches Verbrechen anzuſehen, dieſe beiſpielloſe Erſcheinung irgendwie zu beeinträchtigen. Es wäre an dem hier in Frage ſtehenden Gedichte nichts zu thun geweſen, als einzelne, wie etwa die in der letzten Strophe aus dem Tone fallenden Worte zu ändern.

Das Gedicht „Meine Blumen“ heißt gegenwärtig „Die Blumen“ und verkündigt ſo gewiſſermaßen ſchon durch den Titel, um wie vieles beſſer das ältere, individuellere, war. Hoffmeiſter findet freilich aus demſelben Grunde das neue vorzüglicher, indem er das, was ich individuell nenne, ſubjektiv nennt und dem Objektiven oder Nichterlebten nachſtellt.

Für mich hat das neue Gedicht dieſe jugendwarme Subjektivität zu einer falſch-Götheſchen, kühlen Objektivität umgewandelt, welche die ächt-Götheſche mit nichten je erreichen könnte.

Wie roh fällt z. B. dieſe feinwollende Korrektheit gleich in der erſten Strophe mit den disharmoniſchen Reimen „klaget, verſaget“ aus der Tonart des Ganzen! Es ſind lauter hohle, tönende Phraſen an die Stellen des wahren Gefühls geſetzt und man kann keine einzige derſelben mit der anderen vereinbaren.

Das alte Gedicht gehört ſeinem ganzen Geiſte nach dem Apoll-geſegneten Lauracyklus an, und hier tritt an Laura's Stelle lächerlicherweiſe eine unbekannte Nanny mit ihrer geſtrengen Mama!

Die Umarbeitung dieſes Gedichts iſt bei Schiller ein Aehnliches wie bei Göthe die wunderlich verdrehte des Werther! Wie viel klarer und verſtändlicher als im neuen tritt im alten der ſchöne Grundgedanke hervor, daß der vom Dichter beklagte Mangel der Blumen an Seele und Liebe ihnen durch die Berührung eines liebenden Mädchens erſetzt werde. Komiſch genug ſoll im neuen Gedicht der Mann anſtatt des Mädchens dieſen Zauber hervorbringen!

Der „Triumph der Liebe“ gehörte, wie man ſieht, in der alten Geſtalt ebenfalls dem Lauracyklus an, aus welchem ihn der Dichter ſpäter durch Entfernung des darin ein einzigesmal vorkommenden Namens zu ſcheiden unternahm. Nach meinem Gefühle hat er Recht daran gethan, da die Dichtung, ſo ſchön ſie an ſich iſt, viel weniger aus Begeiſterung erwachſen, als, wie bekannt, aus Kunſtbewußtſein, das heißt, in Antwort auf Bürgers Nachtfeier der Venus hervorgebracht worden. Sie könnte eben ſowohl, ja eigentlich noch eher aus Schillers ſpäterer Zeit, als aus der der vulkaniſchen Produkte der Anthologie herrühren. Große Gedanken oder unbegränzte Gefühle finden ſich durchaus nicht vor und eben weil ihr das dämoniſche Element abgeht, war der Dichter in der Folge ſo leicht im Stande, Verbeſſerungen anzubringen.

Iſt es doch ſogar dem größten Dichter in der Regel nicht gegönnt, ein wenn auch noch ſo meiſterhaftes künſtleriſches Machwerk ſeiner Muſe, von einer jugendlich urſprünglichen Ausſtrömung ſeines Genius kritiſch zu unterſcheiden!

Was Schillers Semele betrifft, ſo geſtehe ich, daß mich deren Aufnahme ſowohl, als die der Virgilſchen Ueberſetzungen unter die Gedichte jederzeit geſtört hat. Beide gehören nicht dahin, ſind weder je populär geweſen, noch werden ſie es werden, und Schiller verdammte in einem Briefe an eine Freundin vom Jahre 1789 dieſe Dichtung, welche weder Gedicht noch Drama iſt, aufrichtig ſelbſt.

Als Schiller die Semele aus der Anthologie unter die Gedichte aufnahm, brachte er in einigen der anfänglichen Reden bedeutende Veränderungen an; weiterhin iſt bis auf einzelne Worte alles geblieben wie es war. Die vorerwähnten Abänderungen ſind allerdings Verbeſſerungen, indem ſie die plumpſten Kennzeichen der Parodie verwiſchen. Das innerſte Weſen des Gedichts bleibt aber darum freilich nicht weniger Parodie als zuvor.

Es iſt kaum zu verantworten, daß das ſchöne Gedicht an Rouſſeau ſo weit verſtümmelt werden durfte, um von den vierzehn Strophen in der Anthologie nur zwei übrig zu behalten. Daß Rouſſeau darin überſchätzt worden, hätte ja wohl unſerer Zeit nicht mehr geſchadet, die gewiß nicht fähig geweſen wäre, in denſelben Fehler mit zu verfallen. Die vergangene Zeit hat Rouſſeau dafür zur Genüge unterſchätzt und ſein Verdienſt für die

Nachwelt liegt wie das ſo mancher anderer großer Autoren weit weniger in dem poſitiven Werthe ſeiner Schriften, als in ihrem die Welt ſo überreich befruchtenden Elemente und der Ausnahms-Stellung, welche er mit ihnen nicht blos in der Literatur, ſondern ſogar in der Weltgeſchichte einnimmt.

Man denke nur allein an Rouſſeaus Einfluß auf Göthe und deſſen klaſſiſche Jugendzeit und wie ſich ohne Rouſſeau und Lawrence Sterne die Grundlage unſerer Literatur unmöglich gerade ſo, wie es der Fall war, hätte geſtalten können! Wer kann bezweifeln, daß Rouſſeau nicht überhaupt auch auf Schillers Jugendbildung den größten Einfluß gehabt habe? Dies Gedicht an Rouſſeau iſt wenigſtens von der edelſten und reinſten Jugendbegeiſterung durchglüht und jedenfalls eine der bezeichnendſten Kundgebungen des Geiſtes, welcher die Anthologie ſo bedeutend macht.

Ich wende mich nun zu denjenigen Gedichten Schillers in der Anthologie, deren Aechtheit ſoweit noch nicht allgemein anerkannt worden iſt. Die theilweiſe bereits anerkannten hat er, wie man aus dem zweiten Inhaltsverzeichniſſe erſieht, welches ich dieſem Buche beigegeben habe, in der Anthologie mit den Chiffren Y. M., v. R., Rr. und W. D. bezeichnet und es liegt kein

Grund vor, anzunehmen, daß er dieſe etwa mit ſeinen Freunden gewechſelt habe. Im Gegentheile, wir dürfen kritiſch überzeugt ſein, daß die verſchiedenen Chiffren, inſofern nicht mehrere derſelben einer Perſon gehören, auch wirklich verſchiedene Verfaſſer bezeichnen.

Hiernach ſind nun zuerſt alle mit Y. unterzeichneten Gedichte, welche nicht in die ſpäteren Ausgaben von Schillers Gedichten aufgenommen wurden, zweifelsohne von ihm ſelbſt. Es verkündet gleich das erſte: „Die Journaliſten und Minos“ durch ſeine ſchrankenloſe, ſchwunghafte Keckheit unwiderleglich die Autorſchaft des jugendlichen Schiller; abgeſehen ſchon davon, daß er als Herausgeber keinem anderen die Eröffnung des Gedichtreigens überlaſſen haben würde. Das Gedicht iſt ebenſo wie Widmung und Vorrede der Anthologie mit Y. unterzeichnet.

Döring und Boas nennen zwar in ihren Schriften über Schiller Ferd. Fried. Pfeiffer aus Pfullingen als Verfaſſer, vermögen jedoch dieſe Behauptung, welche auch Schillers Biograph, Hoffmeiſter, bezweifelt, mit nichts zu belegen. Boas irrt ſchon darin, daß er dem Gedicht die Chiffre G. beimißt.

Das andere Y. Gedicht: „Die Parzen“ iſt eben ſo unzweifelhaft von Schiller, wimmelt von Anklängen an manche ſeiner ſpäteren Erzeugniſſe und verräth allenthalben ſeine ſprachlichen Wendungen und Uebergänge.

Es kann freilich nicht zu denjenigen Gedichten Schillers gezählt werden, die wir vorzugsweiſe lieben und verehren, und man findet darin weder urſprüngliche Gedanken noch Gefühle; nichtsdeſtoweniger lag aber nicht der geringſte Grund vor, es der Vergeſſenheit zu übergeben. Es iſt ſehr lehrreich, aus dieſem Gedichte zu erkennen, wie frühe ſchon jene gewiſſe poetiſche Verſtimmung in Schillers Geiſt Eingang fand, welche ihn dieſen kühlen parodirenden, den Franzoſen abgelernten Ton des Spottes anſchlagen ließ.

Der „Vorwurf an Laura", ebenfalls von Y., iſt Schillers vollkommen würdig und athmet von Anfang bis zu Ende jene göttliche Trunkenheit der Lauragedichte, welche, immer auf der höchſten Höhe der Menſchheit ſchwebend, das Uebermenſchliche als das Alltägliche handhabt.

Die „Hymne an den Unendlichen" von Y. iſt freilich ein für den Gegenſtand überkurzes Bruchſtück, auf welches aber mit dem vollſten Rechte das ex ungue leonem! anzuwenden iſt. „Die Peſt" von Y. iſt die Skizze eines Michelagnolo-Poeten, wahre Metallſteine, in den Orkan geſchleudert!

„Die ſchlimmen Monarchen" von Y. wurden offenbar durch die Tyrannei des Herzogs Karl gegen Schiller hervorgerufen, und daß dieſes edle Kind in der Folge von ſeinem Vater verſtoßen werden konnte, liefert einen neuen zu den tauſend und aber tauſend Beweiſen von dem politiſchen Unweſen und der ſtaatsbürgerlichen Unfreiheit der Deutſchen.

„Bachus im Triller“ mit W. D., ebenſo wie „Graf Eberhard der Greiner“ bezeichnet, würde ſich ſchon allein durch dieſen Umſtand als Schillers Eigenthum erweiſen, wenn man den genialen Uebermuth des Humors, die Meiſterſchaft in Handhabung der Sprache ſonſt Jemand zutrauen könnte.

Das „Bauernſtändchen“ trägt die nämliche Chiffre und wird wohl auch von Niemand als ein ächt Schillerſches Gedicht in Zweifel gezogen. Es iſt mir gewiſſermaßen unbegreiflich, daß dieſes ſo durchaus volksthümlich-ſchwäbiſche Gedicht, welches als Bauernſtändchen in hohem Grade eigenthümlich, wo nicht einzig zu nennen iſt, nicht ungleich bekannter geworden. Seinen unvergleichlichen Humor, der immer derb und bäuriſch, doch niemals plump oder roh wird, dürfte man geradezu für klaſſiſch erklären.

Das „Monument Moors, des Räubers“ hat Schiller durch die Unterſchrift: „Vom Verfaſſer der Räuber“ ebenfalls als ſein Werk anerkannt. Wie hätte er auch verſuchen können, ſeinen in dieſem kleinen Gedichte ſo ganz ausgeſtrahlten jugendlichen Genius zu verläugnen! Es iſt in ihm der ganze Dämon der Räubertragödie zuſammengefaßt, über welche ſich zu keiner Zeit wird aburtheilen laſſen und deren Tiefſinn, trotz alles Forſchens, nimmer zu erſchöpfen iſt. Oder hat etwa dieſes wunderbare Werk durch die neueſte Zeit nicht eine noch wunderbarere Bedeutung erlangt? Iſt es eine abläugbare Thatſache, daß, wenn wir nicht wollen, daß alles zu Grunde gehe, eine ſo durchgreifende Berufung auf die Urkräfte des Volkes eintreten muß, daß dieſelbe alles Urſprüngliche und Dämoniſche des ganzen Stammes wie mit Geiſtergewalt aufrütteln und denſelben von dem Alp der alten Zeit-Leiche, der ihn mit Moder und Fäulniß darnieder drückt, befreie? Gerade je geſünder der Menſchenverſtand, deſto augenfälliger muß es ihm hier werden, daß ein ſolcher Umſturz Recht und Unrecht nicht mehr haarſcharf unterſcheiden läßt. Das Volk iſt der um das Daſein kämpfende Verzweifelnde, der zu allem das Recht hat, was der Inſtinkt der Selbſterhaltung ihn zu thun ermahnt. Es hatte ſich im ſechszehnten Jahrhunderte in Italien, als die Italiener vollends zu Grunde gingen, die letzte edle Kraft des Volkes in die ſogenannten Banditi geflüchtet oder geborgen, welche, ſobald ſie einen höheren Aufſchwung hätten nehmen können, das Vaterland gerettet haben würden. Kommt doch im Leben alles auf den inneren Adel oder Aufſchwung einer Sache an und ſind die Dinge eben nicht immer ſo als ſie äußerlich erſcheinen! In der nämlichen Art und Weiſe iſt am „Monument Moors des Räubers“ die Zuverſicht des

Genius, der ſittliche Uebermuth wahrhaft groß zu nennen.

Das „Gefühl am 1. October 1781“, mit der Unterſchrift B. iſt, ſo wie alle Commentatoren übereinſtimmend annehmen, ebenfalls und zwar trotz dem von Schiller, daß dieſer in einer darunter ſtehenden Note das Gegentheil anzudeuten ſcheint. Das Gedicht iſt an den durch ſein bewegtes Leben vielbekannten General Rieger gerichtet, deſſen Tod Schiller (bei Hoffmeiſter und Boas) im Jahre 1783 ebenfalls beſungen hat und deſſen Schickſale er in der Novelle „Spiel des Zufalls“ ſchildert. Es iſt gewiß von keiner Bedeutung und hat noch viel mehr der ſchwachen Stellen als ſolche, aus denen man des Dichters Autorſchaft erklärt.

Unter der Chiffre O. befinden ſich in der Anthologie die Epigramme: Spinoza, Geſpräch, Vergleichung, Grabſchrift eines gewiſſen Phyſiognomiſten, Aktäon, Zuverſicht der Unſterblichkeit, der Wirtemberger und Quirl, ſowie das Gedicht: „Kaſtraten und Männer.“

Die Schwäche der meiſten Epigramme machte mich lange zweifelhaft, ob dabei Schillers Autorſchaft anzuerkennen ſei. Indeſſen widerſprechen dieſe unbedeutenden Verſe, auf deren Werth oder Unwerth man in Betracht der Zeit und Verhältniſſe ihres Entſtehens kein allzugroßes Gewicht legen darf, nicht geradezu ſeinem Geiſte und iſt jedenfalls das Gedicht: „Kaſtraten und

Männer“ durch ſeine Aufnahme in die Ausgabe der Schillerſchen Gedichte vom Jahre 1800 als „Männerwürde“ zur Genüge anerkannt. Die ſpäteren Aenderungen deſſelben ſind, wie man aus den Varianten abnimmt, unbedeutend. Acht Strophen ſind, um das Anſtößige zu mindern, ausgelaſſen. Boas und Andere, die über Schiller ſchrieben, erkennen die Chiffre O. gleichfalls als ächt an und Hoffmeiſter thut dies noch insbeſondere an dem Epigramme auf einen Phyſiognomiſten dar, unter dem natürlich Lavater zu verſtehen, indem er nachweiſt, daß Schiller an einer Stelle ſeiner proſaiſchen Schriften genau den nämlichen Gedanken ausgeſprochen hat. Boas entgegen will Hoffmeiſter zwar auch behaupten, „Spinoza“ ſei als zu gering eben ſo wenig wie noch manche andere dieſer Epigramme von Schiller. Ich muß ihm aber, was „Spinoza“ betrifft, widerſprechen und denke, daß eine ſo ganz beweisloſe Behauptung, wie die Vertheilung Einer Chiffre an mehrere Autoren allzu keck in die Luft geſtellt ſei.

In der Chiffre P. Schiller anzuerkennen, habe ich mich lange Zeit geſträubt, da in „Der hypochondriſche Pluto“, dem größten alſo unterſchriebenen Gedichte, das Widerwärtige, Unpoetiſche, Mediziniſche allzu grell vorherrſcht, als daß man den Lauraſänger darin gern wieder erkennt. Nichtsdeſtoweniger kann man aber am Ende nicht umhin, die große Virtuoſität in der Verſifikation dieſes Produktes nur allein dem Schillerſchen Talente zuzuerkennen. Mehrere Ausleger Schillers, vor allen G. Schwab, erkennen ſeine Autorſchaft daran unbedingt an und reden alſo unwillkührlich auch den übrigen drei Gedichten von P. das Wort.

Das eine, „Der Satyr und meine Muſe“ muß nothwendig vom Verfaſſer des hypochondren Pluto ſein, da es durchweg in deſſen Tone abgefaßt iſt. Ueberdies iſt das Gedicht das vorletzte der Anthologie und ſcheint der Herausgeber damit eine Art Epilog haben geben zu wollen.

Die „Grabſchrift“ von P. iſt ein unbedeutendes Epigramm.

„Der einfältige Bauer“ von P. iſt ein abermaliger Ausfall auf Klopſtock, den Schiller in jener Zeit, nachdem er ihn zuerſt ſehr verehrt hatte, in eben dem Grade innerlich anfeindete. Warum ſollte die Kleinigkeit nicht ebenfalls von Schiller ſein können?

Hoffmeiſter hält es für wahrſcheinlich, daß auch ein dritter Hieb auf Klopſtock, das Epigramm: „Klopſtock und Wieland“ von A. von Schiller herrühre, und ich nehme keinen Anſtand, ihm darin beizupflichten, da es ungefähr denſelben Ton anſchlägt.

„Die Rache der Muſen“ von * kann inſofern keinen Anderen als Schiller zum Verfaſſer haben, als die draſtiſche Wirkſamkeit des Gedichts vollkommen dem entſpricht, was den Schiller von 1781 auszeichnete. Nach einer Nachricht des Morgenblattes No. 56 vom Jahre 1837 iſt daſſelbe eine Satyre auf den ſchwäbiſchen Muſenalmanach für 1782 von G. G. Stäudlin, mit welchem ſich Schiller, nachdem er ihm in „Die Entzückung an Laura“ ſelbſt einen Beitrag geliefert hatte, perſönlich entzweite. Die Anthologie ſollte dann eben dazu dienen, den Muſenalmanach „zu zermalmen“.

Im Allgemeinen paßt hierher auch wohl die Bemerkung, daß wenn ſo geniale Gedichte wie „die Rache der Muſen“ nicht Schiller zum Verfaſſer gehabt hätten, wem ſie denn irgend ſonſt zuzuſchreiben ſeien? Ein großes Talent, von dem die Welt deßungeachtet nichts erfahren, müßte ja in dem unbekannten Verfaſſer geſteckt haben, da Kunſtprodukte nimmermehr einzelne Phänomene, ſondern Kundgebungen eines fortlaufenden Lebensorganismus ſind.

Da Schiller ſein von ihm anerkanntes Gedicht: „Das Glück und die Weisheit“ in der Anthologie mit Rr. bezeichnet hat, ſo muß man ihm auch ohne Zweifel die beiden eben ſo bezeichneten Epigramme: „Die Meſſiade“ und „Das Muttermal“ und zwar deſto eher zuſchreiben, als ſie in der That für die beſten der Anthologie gelten dürfen.

„Die Winternacht“ endlich, das mit † bezeichnete Schlußgedicht kann eben ſo wenig als das einleitende von einem anderen als dem Herausgeber verfaßt ſein. Es enthält gleich im Eingange muſterhafte Schilderungen und läßt im weiteren Verlaufe mehr als einmal Schillers Stimme heraustönen. Das Ganze macht keine höheren Anſprüche als die eines Gelegenheitsgedichtes und wer über Schiller geſchrieben hat, ſtimmt mir in der Anerkennung der Aechtheit bei.

Was die Gedichte anbelangt, welche nach meinem Ermeſſen nicht wohl von Schiller herrühren können, ſo will ich verſuchen, dieſe Anſicht mit ein paar Worten zu erläutern.

Zuerſt könnten unmöglich etwa die drei Gedichte mit W. unterzeichnet ſein Eigenthum ſein: „An die Sonne,“ „Die Herrlichkeit der Schöpfung,“ und „Ein Vater an ſeinen Sohn“. Das Letztere iſt nichts als trockne, ſchulmeiſterliche Leierei. Die beiden erſteren verrathen weder Uebung in der Form, noch poetiſche Anſchauung und ſie ſtammen wahrſcheinlich insgeſammt von einem jungen erregbaren Freunde Schillers her, der ſich von dem Schwunge des Dichters mit in die Höhe reißen ließ und nur oben nicht auf eignen Füßen ſtehen konnte, ſondern platt hinfiel.

Die Epigramme von J. C. T. Bn. L. U. Hr. und H... ſind eines wie das andere ſo gering und nichtig, daß man nicht daran denken kann, damit Schillers Namen in Verbindung zu bringen.

„Edgar an Pſyche“ von Ha. könnte vielleicht durch eine gewiſſe innere Wärme an Schiller erinnern. Die nüchterne Spielerei in dem Gedichte iſt ſeiner aber gar zu unwürdig.

„Oſſians Sonnengeſang“ von H... iſt nicht ohne Geſchick aus Oſſians Dichtungen herausgefühlt; ich halte aber dafür, daß Schiller im Jahre 1781 unfähig geweſen ſein dürfte, ſich ſo tief in eine fremde Eigenthümlichkeit hinein zu verſenken.

Das andere Gedicht von H... „Die Spinne und der Seidenwurm“ iſt völlig talentlos. Eben ſo der ekelhafte „Fluch eines Eiferſüchtigen“ von X., das nicht minder wie: „An Fanny“ und „An mein Täubchen“ von demſelben, keinen Dichter zum Verfaſſer haben konnte. Das letzte Gedicht von X.: „An Gott“ wird geradezu albern. Was noch hie und da darin gelungen, iſt angedichtet oder angeleſen.

Wer endlich die drei Gedichte von G.: „Auf Chloes Geburtstag,“ „Lied eines abweſenden Bräutigams“ und „Der Unterſchied“ geleſen hat, wird wenigſtens nicht unſerm Schiller das Leid anthun, ihn für den Verfaſſer zu halten. Zu den Mitarbeitern Schillers an der Anthologie gehörten wahrſcheinlich ſeine Freunde

Peterſen, Pfeiffer, Zuccato, v. Hoven, Haug und Scharffenſtein.

Der Inhalt der alten und dieſer neuen Ausgabe der Anthologie ſoweit durchgeſprochen, bleibt mir nur noch übrig, der witzelnden Widmung des Buches „An den Tod“ zu gedenken, welcher eben ſo wenig literariſcher Werth beizumeſſen, als dem darauf folgenden in demſelben Geiſte geſchriebenen Vorworte.

Zum Schluſſe des Anhangs, vor den Varianten, findet man die Selbſtkritik der Anthologie, aus dem Würtembergiſchen Repertorium der Literatur (von 1782) abgedruckt. Schillers Autorſchaft an derſelben wird mit Recht als unbezweifelt angenommen. Er gab die Zeitſchrift, von welcher nur einige Hefte erſchienen, mit ſeinen Freunden heraus. Die Selbſtkritik iſt an ſich denkwürdig genug und ich überlaſſe es jedem Leſer, ſelbſt zu unterſcheiden, an welchen Stellen er ernſthaft ſpricht und wann er ſcherzt. Das eine wie das andere liegt am Tage und ich bin darum der Meinung, daß ſchwerlich eine einzelne Stelle des Aufſatzes, ſo wie es freilich verſucht worden iſt, als ein Selbſtverdammungsurtheil des Dichters ausgelegt werden könnte.

Ich habe die Anthologie wortgetreu wieder abdrucken laſſen, und es fehlt nur das alte Inhaltsverzeichniß nach dem Vorworte, welches das neue vor meiner Einleitung erſetzt.

Zum Schluſſe dieſer Einleitung ſei es mir erlaubt noch zu bemerken, daß, ſo viel ich weiß, mit meiner darin aufgeſtellten Anſicht von Schillers Jugendpoeſie auch Ludwig Tieck von jeher übereingeſtimmt hat. Tieck ſtellt eben dieſe erſten vulkaniſchen Ausbrüche der Schillerſchen Feuerkraft in den Räubern und der Anthologie ſo hoch, daß ihm in ſeiner Art nichts anderes daran reicht, und er trug ſich ſchon ſeit Jahren mit dem Plane, dieſe ſeine Verehrung der Schillerſchen Muſe in einer Dithyrambe auszuſprechen. Nur Schade, daß er es nicht gethan, da dieſe Arbeit wohl allein hingereicht haben würde, ihn von dem ungerechten Vorwurfe ſeiner Gegner zu befreien, als unterſchätze, haſſe und verfolge er Schiller! Die vielen Afterbewunderer des großen Mannes, welche ſich weit lieber an ſeinen anerkannten Mängeln und Schwächen erbauen, als daß ſie von ſeinem wahren Genius eine Ahnung hätten, würden Schiller jetzt in ſeinem geläuterten Auge ſelbſt ſehr gering erſcheinen.

Anthologie

auf das Jahr

1782.

Gedrukt in der Buchdrukerei
zu Tobolsko.

Meinem Principal

dem Tod

zugeſchrieben.

Großmächtigſter Czar alles Fleiſches,

Allezeit Vermindrer des Reichs,

Unergründlicher Nimmerſatt in der ganzen Natur!

Mit unterthänigſtem Hautſchauern unterfange ich mich deiner gefräßigen Majeſtät klappernde Phalanges zu küſſen, und dieſes Büchlein vor deinem dürren Kalkaneus in Demut niederzulegen. Meine Vorgänger haben immer die Weiſe gehabt ihre Sächlein und Päklein, dir gleichſam recht vorſezlich zum Aerger, hart an deiner Naſe vorbei, ins Archiv der Ewigkeit transportiren zu laſſen, und nicht gedacht, daß ſie dir eben dadurch um ſo mehr das Maul darnach wäſſern machten, denn auch an dir wird das Sprüchwort nicht zum Lügner: Geſtohlen Brod ſchmeckt gut. Nein! dedizіren will ich dir's lieber, ſo bin ich doch gewiß, daß du's — weit weglegen werdeſt.

Doch Spaß beiſeite! — Ich denke, wir zween kennen uns genauer, denn nur vom Hörenſagen. Einverleibt dem äſkulapiſchen Orden, dem Erſtgebornen aus der Büchſe der Pandora, der ſo alt iſt als der Sündenfall, bin ich geſtanden an deinem Altare, habe, wie der Sohn Hamilkars den ſieben Hügeln, geſchworen unſterbliche Fehde deiner Erbfeindin Natur, ſie zu belagern mit Medikamenten Heereskraft, eine Wagenburg zu ſchlagen um die Stahliſche Seele, aus dem Feld zu ſchlagen mit Sturm die Trozige, die deine Sporteln ſchmälert und deine Finanzen ſchwächt, und auf dem Wahlplaz des Archaeus hoch zu bäumen deine mitternächtliche Kreuzſtandarte. — Dafür nun (denn eine Ehre iſt werth der andern) wirſt du mir auswürken den köſtlichen Talisman, der mich mit heiler Haut und ganzer Wolle an Galgen und Rade vorübergeleitet —

Jusque datum ſceleri —

Ey ja doch! Thue das goldiger Maezenas; denn ſiehſt du, ich möchte doch nicht gern, daß mirs gienge wie meinen tollkühnen Kollegen und Vettern, die mit Stilet und Sakpuffer bewaffnet in finſtern Hohlwegen Hof halten, oder im unterirdiſchen Laboratorium das Wunderpolychreſt miſchen, das, wenns hübſch fleißig genommen wird, unſere politiſche Naſen, über kurz oder lang, mit Thronvakaturen und Staatsfiebern kizelt. — D'Amiens und Ravaillac! — Hu! hu! hu! — Es iſt ein gut Ding um gerade Glieder!

Ob du auch deinen Zahn auf Oſtern und Michaelis gewezt haſt? — Die große Bücherepidemie in Leipzig und Frankfurt! — Juch heiſa Dürrer! — wird ein königlich Freſſen geben. Deine fertigen Mäkler, Völlerey und Brunſt, liefern dir ganze Frachten aus dem Jahrmarkt des Lebens. — Selbſt der Ehrgeiz, dein Großpapa, Krieg, Hunger, Feuer und Peſt, deine gewaltigen Jäger, haben dir ſchon ſo manche fette Menſchenklopfjagd gehalten — Geiz und Golddurſt, deine mächtigen Kellermeiſter, trinken dir ganze ſchwimmende Städte im ſprudelnden Kelch des Weltmeers zu. — Ich weiß in Europa eine Küche, wo man dir die rareſten Gerichte mit Feſttagsgepränge auf die Tafel geſezt hat — Und doch — wer hat dich je ſatt geſehen, oder über Indigeſtionen klagen gehört? — Eiſern iſt deine Verdauung; grundlos deine Gedärme!

Puh — Ich hätte dir noch ſo manches zu ſagen, aber ich tummle mich, daß ich wegkomme — Du biſt ein garſtiger Schwager — Geh — Du machſt dir Rechnung, höre ich, eine Generalcollazion zu erleben, wo dir Groß und Klein, Weltkugeln und Lexika, Philoſophieen und Puzwerk in Rachen fliegen ſollen — Guten Appetit, wenns ſo weit kommt! — Doch, Hungerwolf der du biſt! ſiehe zu, daß du dich da nicht übereſſeſt, und deinen ganzen Fraß haarklein wiedergeben müſſeſt, wie dir's ein gewiſſer Athenienſer, der dir gar nicht wohl will, prophezeyht hat.

D.

Tobolsko, den 2. Februar.

— Tum primum radiis gelidi incaluere Triones. —

Blumen in Sibirien? — Dahinter ſteckt eine Schelmerey, oder die Sonne muß Front gegen Mitternacht machen. — „Und doch — wenn ihr euch auf den Kopf ſtelltet! Es iſt nicht anders; — Wir haben lange genug Zobel gefangen, laßt's uns einmal auch mit Blumen verſuchen. Sind nicht ſchon Europäer genug zu uns Stiefſöhnen der Sonne gekommen, und durch unſern hundertjährigen Schnee gewatet, irgend ein beſcheidenes Blümchen zu pflücken? Schande unſern Ahnen — wir wollen ſie ſelbſt ſammeln, und einen ganzen Korb voll nach Europa frankiren. — Zertretet ſie nicht, ihr Söhne des milderen Himmels!

Aber im Ernſt zu reden — Das eiſerne Gewicht des widrigen Vorurtheils, das ſchwer über dem Norden brütet, von der Stelle zu räumen, foderte einen ſtärkeren Hebel als den Enthuſiasmus einiger wenigen, und auch ein feſteres Hypomochlion, als die Schultern von zween oder drei Patrioten. Doch wenn ſchon auch dieſe Anthologie euch lekerhafte Europäer, ſo wenig, als — wenn ich den Fall ſeze — unſer Muſenalmanach, den wir — wenn ich ja den Fall ſezen wollte — hätten können geſchrieben haben, mit uns Schneemännern verſöhnen wird, ſo bleibt ihr doch mindeſtens das Verdienſt, Hand in Hand mit ihren Kamerädinnen im weitentlegenen Teutſchland dem ausröchelnden Geſchmack den G'nikfang geben zu helfen, wie wir Tobolskianer zu ſprechen belieben.

Wenn eure Homere im Schlaf reden, und eure Herkules Müken mit ihren Keulen erſchlagen — Wenn jeder, der ſeinen bezahlten Schmerz in Leichenalexandriner auszutropfen verſteht, das für eine Vokazion auf den Helikon auslegt — wird man uns Nordländern verdenken mitunter auch in den Leyerklang der Muſen zu klimpern? — Eure Matadore wollen Silbergeld gemünzt haben, wenn ſie ihr Bruſtbild auf elendes Meſſing prägten; — und zu Tobolsko werden die Falſchmünzer aufgehangen. Zwar möcht ihr oft auch bei uns

Papiergeld ſtatt rußiſchen Rubels finden, aber Krieg und theure Zeit entſchuldigen alles.

So geh dann hin, Sibiriſche Anthologie — Geh — du wirſt manchen Süßling beſeeligen, wirſt von ihm auf den Nachttiſch ſeiner Herzeinzigen gelegt werden, und zum Dank ihre alabaſterne Lilienſchneehand ſeinem zärtlichem Kuß verrathen. — Geh — du wirſt in den Aſſembleen und Stadtviſiten manchen gähnenden Schlund der Langenweile ausfüllen, und vielleicht eine **Circaſſienne** ablöſen, die ſich im Plazregen der Läſterung müde geſtanden hat. — Geh — du wirſt die Küche mancher Kritiker berathen; ſie werden dein Licht fliehen, und ſich gleich den Käuzlein in deinen Schatten zurückziehen. — Hu hu hu! — Schon hör ich das ohrzerſezende Geheule im unwirthbaren Forſt, und hülle mich angſtvoll in meinen Zobel.

Y.

Die Journaliſten und Minos.

1781.

Mir kam vor wenig Tagen
    Wie? fragt mich eben nicht,
Vom Reich der ewgen Plagen
    Die Zeitung zu Geſicht.

Sonſt frag ich dieſem Eſſen
    Wo noch kein Kopf zerbrach,
Dem Freykorps unſrer Preſſen
    Wie billig, wenig nach.

Doch eine Randgloß lokte
    Jzt meinen Fürwiz an,
Denkt! wie das Blut mir ſtokte,
    Als ich das Blatt begann:

„Seit zwanzig herben Jahren"
(Die Poſt, verſteht ſich, muß
Ihr ſaures Stündchen fahren
Hieher vom Erebus)

„Verſchmachteten wir Arme
„In bittrer Waſſersnoth,
„Die Höll kam in Allarme
„Und foderte den Tod.

„Den Styx kann man durchwaten,
„Im Lethe krebſet man,
„Freund Charon mag ſich rathen,
„Im Schlamme liegt ſein Kahn.

„Kek ſpringen ſchon die Tode
„Hinüber, jung und alt,
„Der Schiffer kommt vom Brode
„Und flucht die Hölle kalt.

„Fürſt Minos ſchickt Spionen
„Nach allen Gränzen hin,
„Die Teufel müſſen frohnen
„Ihm Kundſchaft einzuziehn.

„Juhe! Nun iſts am Tage!
„Erwiſcht das Räuberneſt!
„Heraus zum Freudgelage!
„Komm Hölle komm zum Feſt!

„Ein Schwarm Autoren ſpükte
„Um des Kozytus Rand,
„Ein Dintenfäßgen ſchmükte
„Die ritterliche Hand,

„Hier ſchöpften ſie, zum Wunder
„Wie Buben ſüſſen Wein
„In Röhren von Hollunder,
„Den Strom in Tonnen ein.

„Huſch! Eh ſie ſich's verſahen!
„Die Schlingen über ſie! —
„Man wird euch ſchön empfahen
„Kommt nur nach Sansſouci.

„Schon wittert ſie der König,
„Und wezte ſeinen Zahn,
„Und ſchnauzte drauf nicht wenig
„Die Delinquenten an.

„Aha! ſieht man die Räuber?
„Weß Handwerks? Welches Lands?
„„Sind teutſche Zeitungsſchreiber!““
„Da haben wir den Tanz!

„Schon hätt ich Luſt gleichbalden
„Euch, wie ihr geht und ſteht,
„Bei'm Eſſen zu behalten,
„Eh euch mein Schwager mäht.

„Doch ſchwör' ichs hier bei'm Styre,
„Den eure Brut beſtahl!
„Euch Marder und euch Füchſe
„Erwartet Schand und Qual!

„So lange bis er ſplittert
„Spaziert zum Born der Krug!
„Was nur nach Dinten wittert
„Entgelte den Betrug!

„Herab mit ihren Daumen!
„Laßt meinen Hund heraus!
„Schon wäſſert ihm der Gaumen
„Nach einem ſolchen Schmaus.

„Wie zukten ihre Waden
„Vor dieſes Bullen Zahn!
„Es ſchnalzen Seine Gnaden,
„Und Joli pakte an.

„Man ſchwört, daß noch der Stumpen
„Sich krampfigt eingedrukt,
„Den Lethe auszupumpen
„Noch gichteriſch gezukt.

Und nun ihr guten Chriſten
Beherziget den Traum!
Fragt ihr nach Journaliſten,
So ſucht nur ihren Daum!

Sie bergen oft die Lüken,
Wie Jauner ohne Ohr
Sich helfen mit Perüken, —
Probatum! Gut davor!

Y.

Fantaſie an Laura.

Meine Laura! Nenne mir den Wirbel
Der an Körper Körper mächtig reißt,
Nenne, meine Laura, mir den Zauber,
Der zum Geiſt monarchiſch[1] zwingt den Geiſt.

Sieh! er lehrt die ſchwebenden Planeten
Ewgen Ringgangs um die Sonne fliehn,
Und gleich Kindern um die Mutter hüpfend
Bunte Zirkel um die Fürſtin ziehn;

Durſtig trinkt den goldnen Stralenregen
Jedes rollende Geſtirn,
Trinkt aus ihrem Feuerkelch Erquikung
Wie die Glieder Geiſter[2] vom Gehirn.

Sonnenſtäubchen paart mit Sonnenſtäubchen
Sich in trauter Harmonie,
Sphären in einander lenkt die Liebe,
Weltſyſteme dauren nur durch ſie.

Tilge ſie vom Uhrwerk der Naturen —
Trümmernd auseinander ſpringt das All,
In das Chaos donnern eure Welten,
Weint, Newtone, ihren Rieſenfall!

Tilg die Göttin aus der Geiſter Orden,
Sie erſtarren in der Körper Tod,
Ohne Liebe kehrt kein Frühling wieder,
Ohne Liebe preißt kein Weſen Gott!

Und was iſts, das, wenn mich Laura küſſet,
Purpurflammen auf die Wangen geußt,
Meinem Herzen raſchern Schwung gebietet,
Fiebriſch wild mein Blut von binnen reißt?

Aus den Schranken ſchwellen alle Sehnen,
Seine Ufer überwallt das Blut,
Körper will in Körper über ſtürzen,
Lodern Seelen in vereinter Glut;

Gleich allmächtig, wie dort in der todten
Schöpfung ewgen Federtrieb,
Herrſcht im arachneiſchen Gewebe
Der empfindenden Natur die Lieb'.

Siehe Laura, Frölichkeit umarmet
Wilder Schmerzen Ueberſchwung,
An der Hoffnung Liebesbruſt erwarmet
Starrende Verzweifelung.

Schweſterliche Wolluſt mildert
    Düſtrer Schwermuth Schauernacht,
Und entbunden von den goldnen Kindern,
    Stralt das Auge Sonnenpracht.

Waltet nicht auch durch des Uebels Reiche
    Fürchterliche Sympathie?
Mit der Hölle bulen unſre Laſter,
    Mit dem Himmel grollen ſie.

Um die Sünde flechten Schlangenwirbel
    Scham und Reu', das Eumenidenpaar,
Um der Gröſe Adlerflügel windet
    Sich verräth'riſch die Gefahr.

Mit dem Stolze pflegt der Sturz zu tändeln,
    Um das Glük zu klammern ſich der Neid,
Ihrem Bruder Tode zuzuſpringen
    Offnen Armes, Schweſter Lüſternheit.

Mit der Liebe Flügel eilt die Zukunft
    In die Arme der Vergangenheit,
Lange ſucht der fliehende Saturnus
    Seine Braut — die Ewigkeit.

Einſt — ſo hör ich das Orakel ſprechen, —
    Einſten haſcht Saturn die Braut,
Weltenbrand wird Hochzeitfakel werden,
    Wenn mit Ewigkeit die Zeit ſich traut.

Eine ſchönere Aurora röthet,
Laura, dann auch unſrer Liebe ſich,
Die ſo lang als jene Brautnacht dauert,
Laura! Laura! freue dich!

Y.

Bacchus im Triller.

Trille! Trille! blind und dumm,
Taub und dumm,
Trillt den ſaubern Kerl herum!
Manches Stük von altem Adel,
Vetter, haſt du auf der Nabel.
Vetter, übel kommſt du weg,
Manchen Kopf mit Dampf gefüllet,
Manchen haſt du umgetrillet,
Manchen klugen Kopf berülpet,
Manchen Magen umgeſtülpet.
Umgewälzt in ſeinem Spek,
Manchen Hut krumm aufgeſezet,
Manches Lamm in Wut gehezet,
Bäume, Heken, Häuſer, Gaſſen,
Um uns Narren tanzen laſſen.
Darum kommſt du übel weg,
Darum wirſt auch du getrillet,
Wirſt auch du mit Dampf gefüllet,
Darum wirſt auch du berülpet,
Wird dein Magen umgeſtülpet,
Umgewälzt in ſeinem Spek,
Darum kommſt du übel weg.

Trille! Trille! blind und dumm,
Taub und dumm,
Trillt den ſaubern Kerl herum!
Siehſt, wie du mit unſern Jungen,
Unſerm Witz biſt umgeſprungen,
Siehſt du jetzt, du lockrer Specht?
Wie du uns am Seil gezwirbelt,
Uns im Ring herumgewirbelt,
Daß uns Nacht um's Auge grauſte,
Daß 's uns in den Ohren ſauſte.
Lern's in Deinem Käfich recht;
Daß wir vor dem Ohrgebrümmel
Nimmer Gottes blauen Himmel,
Nimmer ſahen Stock und Steine,
Kackten auf die lieben Beine.
Siehſt du jetzt, du lockrer Specht?
Daß wir Gottes gelbe Sonne
Für die Heidelberger Tonne
Berge, Bäume, Thürme, Schlöſſer,
Angeſeh'n für Schoppengläſer,
Lernſt du's jetzt, du lockrer Specht?
Lern's in deinem Käficht recht.

Trille! Trille! blind und dumm,
Taub und dumm,
Trillt den ſaubern Kerl herum!
Schwager, warſt auch ſonſt voll Ränke,
Schwager, wo nun deine Schwänke,
Deine Pfiffe, ſchlauer Kopf?

Ausgepumpt ſind deine Pfiffe,
Und zum Teufel ſind die Kniffe!
Albern, wie ein Stutzer plaudern,
Wie ein Waſchweib wirſt du kaudern.
Junker iſt ein ſeichter Tropf.
Nun, ſo weißt du's, — magſt dich ſchämen,
Magſt meintwegen Reißaus nehmen,
Den Hallunken Amor rühmen,
Dran er ſoll Exempel nehmen.
Fort, Bärnhäuter! tummle dich!
Unſer Witz aus Glas gekerbet,
Wie der Blitz iſt er zerſcherbet;
Soll dich nicht der Triller treiben,
Laß die Narrenspoſſen bleiben!
Haſt's verſtanden? denk an mich!
Wüſter Vogel! packe dich.

W. D.

An die Sonne.

Preis dir, die du dorten heraufſtralſt, Tochter des Himmels!
Preis dem lieblichen Glanz
Deines Lächelns, der alles begrüßet und alles erfreuet!
Trüb in Schauern und Nacht
Stand begraben die prächtige Schöpfung: todt war die Schönheit
Lang dem lechzenden Blick:
Aber liebevoll ſtiegſt du früh aus dem roſigen Schooße
Deiner Wolken empor,

Weckteſt uns auf die Morgenröthe; und freundlich ſchimmert dieſe herfür
Ueber die Berg' und verkündete deine ſüße Hervorkunft.
Schnell begann nun das Graun
Sich zu wälzen dahin in ungeheuren Gebirgen.
Dann erſchieneſt du ſelbſt,
Herrliche du; und verſchwunden waren die neblichten Rieſen!
Ach! wie Liebende nun,
Lange getrennt, liebäugelt der Himmel zur Erden, und dieſe
Lächelt zum Liebling empor;
Und es küſſen die Wolken am Saume der Höhe die Hügel;
Süßer athmet die Luft;
Alle Fluren baden in deines Angeſichts Abglanz
Sich; und es wirbelt der Chor
Des Gevögels aus der vergoldeten Grüne der Wälder
Freudenlieder hinauf;
Alle Weſen taumeln wie am Buſen der Wonne:
Selig die ganze Natur!
Und dies alles, o Sonn'! entquoll deiner himmliſchen Liebe.
Vater der Heil'gen vergieb,
O vergieb mir, daß ich auf mein Angeſicht falle
Und anbete dein Werk! —
Aber nun ſchwebet ſie fort im Zug der Purpurgewölke
Ueber der Könige Reich,
Ueber die unabſehbaren Waſſer, über das Weltall:
Unter ihr werden zu Staub
Alle Throne, Moder die himmelaufſchimmernden Städte;
Ach! die Erde iſt ſelbſt
Grabeshügel geworden. Sie aber bleibt in der Höhe,
Lächelt der Mörderin Zeit

Und erfüllet ihr großes Geſchäft, erleuchtet die Sphären.
O, beſuche noch lang
Herrlichſtes Fürbild der Edlen! mit mildem, freundlichem Blicke
Unſere Wohnung, bis einſt
Vor dem Schalten des Ewigen ſinken die Sterne
Und du ſelbſten erbleichſt.

W.

Laura am Klavier.

Wenn dein Finger durch die Saiten meiſtert —
Laura, itzt zur Statue entgeiſtert,
Izt entkörpert ſteh ich da.
Du gebieteſt über Tod und Leben,
Mächtig, wie von tauſend Nervgeweben
Seelen fordert Philadelphia. —

Ehrerbietig leiſer rauſchen
Dann die Lüfte, dir zu lauſchen.
Hingeſchmiedet zum Geſang
Stehn, im ewgen Wirbelgang,
Einzuziehn die Wonnefülle,
Lauſchende Naturen ſtille.
Zauberin! mit Tönen, wie
Mich mit Blicken, zwingſt du ſie.

Seelenvolle Harmonieen wimmeln,
Ein wollüſtig Ungeſtüm,
Aus den Saiten, wie aus ihren Himmeln
Neugebohrne Serafim.

Wie, des Chaos Rieſenarm entronnen,
Aufgejagt vom Schöpfungsſturm, die Sonnen
Funkelnd fuhren aus der Finſternuß,
Strömt der goldne Saitenguß. [3]

Lieblich izt wie über bunten [4] Kieſeln
Silberhelle Fluten rieſeln, —
Majeſtätiſch prächtig nun
Wie des Donners Orgelton,
Stürmend von hinnen izt, wie ſich von Felſen
Rauſchende ſchäumende Gießbäche wälzen,
Holdes Geſäuſel bald,
Schmeichleriſch linde,
Wie durch den Eſpenwald
Buhlende Winde,
Schwerer nun und melankoliſch düſter
Wie durch todter Wüſten Schauernachtgeflüſter,
Wo verlornes Heulen ſchweift,
Thränenwellen der Kozytus ſchleift.

Mädchen ſprich! Ich frage, gieb mir Kunde:
Stehſt mit höhern Geiſtern du im Bunde?
Iſts die Sprache, lüg mir nicht,
Die man in Elyſen ſpricht? [5]

Von dem Auge weg der Schleyer!
Starre Riegel von dem Ohr!
Mädchen! Ha! ſchon athm' ich freier,
Läutert mich ätheriſch Feuer?
Tragen Wirbel mich empor? — —

Neuer Geiſter Sonnenſize
Winken durch zerrißner Himmel Rize, —
Ueberm Grabe Morgenroth!
Weg, ihr Spötter, mit Inſektenwize!
Weg! Es iſt ein Gott — — — —

Y.

Die Herrlichkeit der Schöpfung.

Eine Fantaſie.

Vorüber war der Sturm, der Donner Rollen
Das hallende Gebirg hinein verſchollen,
Geflohn die Dunkelheit;
In junger Schöne lächelten die Himmel wieder
Auf ihre Schweſter, Gottes Erde, nieder
Voll Zärtlichkeit.
Es lagen luſtig da, die Auen und die Thale,
Aus Maigewölken von der Sonnen Strahle
Holdſeelig angelacht:
Die Ströme ſchimmerten, die Büſch' und Wäldchen alle
Bewegten freudig ſich im thauigen Cryſtalle
In funkelndlichter Pracht.
Und ſieh! da hebt von Berg zu Berg ſich prächtig ausgeſpannt
Ein Regenbogen über's Land. —
In dieſer Anſicht ſchwamm, vom Brocken oben
Mein Auge trunken, als ich aufgehoben

Mich plötzlich fühlte.... heilig heil'ge Lüfte kamen,
Und wehten zärtlich mich, indeſſen über mir
Stolztragend über's All den Ewigen daher
Die innren Himmel majeſtätiſch ſchwammen.

Und jezt trieb ein Wind
Fort die Wolken, mich auf ihrem Zuge,
Unter mir wichen im Fluge
Schimmernde Königsſtädte zurück,
Schnell wie ein Blick,
Länderbeſchattende Berge zurück,
Und das ſchönſte Gemiſch von blühenden Feldern,
Goldenen Saaten und grünenden Wäldern,
Himmel und Erde im lachenden Glanz
Wiegten ſich um mich im ſanfteſten Tanz.
Da ſchweb' ich nun in den ſaphyrnen Höhen
Bald über'm unabſehlich weiten Meer;
Bald ſeh ich unter mir ein langes Klippenheer,
Jezt grauſenvolle Felſenwüſten ſtehen,
Und dort den Frühling mir entgegenwehen;
Und hier die Lichteskönigin
Auf roſig goldnen Wolken hingetragen,
Zu ihrer Himmelsruhe zieh'n.

O, welch Geſicht! Mein Lied! wie könnteſt du es ſagen
Was dieſes Auge trank vom weltumwandelnden Wagen?
Der Schöpfung ganze Pracht, die Herrlichkeit,
Die in dem Einſamen der dunklen Ewigkeit
Der Allerhöchſte ausgedacht,
Und ſich zur Augenluſt, und euch, o Menſchen!
Zur Wohnung hat gemacht,

Lag vor mir da! . . . Und welche Melodien
Dringen herauf? welch unausſprechlicher Klang
Schlägt mein entzücktes Ohr? . . Der große Lobgeſang
Tönt auf der Laute der Natur! . . In Harmonien,
Wie einen ſüßen Tod verloren, preißt
Den Herrn des Alls mein Geiſt!

W.

Elegie auf den Tod eines Jünglings.

Banges Stöhnen, wie vor'm nahen Sturme,
Hallet her vom öden Trauerhaus,
Todentöne fallen[6] von des Münſters Thurme,
Einen Jüngling trägt man hier heraus:
Einen Jüngling — noch nicht reif zum Sarge,
In des Lebens Mai gepflükt,
Pochend mit der Jugend Nervenmarke,
Mit der Flamme, die im Auge zükt;
Einen Sohn, die Wonne ſeiner Mutter,
(O das lehrt ihr jammernd Ach)
Meinen Buſenfreund, Ach! meinen Bruder —
Auf! was Menſch heißt, folge nach!
Prahlt ihr Fichten, die ihr hoch veraltet
Stürmen ſtehet und den Donner nekt?
Und ihr Berge, die ihr Himmel haltet,
Und ihr Himmel, die ihr Sonnen hegt?
Prahlt der Greis noch, der auf ſtolzen Werken
Wie auf Wogen zur Vollendung ſteigt?
Prahlt der Held noch, der auf aufgewälzten Thatenbergen
In des Nachruhms Sonnentempel fleugt?

Wenn der Wurm ſchon naget in den Blüthen:
Wer iſt Thor zu wähnen, daß er nie verdirbt?
Wer dort oben hofft noch und hienieden
Auszudauren, — wenn der Jüngling ſtirbt?

Lieblich hüpften, voll der Jugendfreude,
Seine Tage hin im Roſenkleide
Und die Welt, die Welt war ihm ſo ſüß —
Und ſo freundlich, ſo bezaubernd winkte
Ihm die Zukunft, und ſo golden blinkte
Ihm des Lebens Paradies;
Noch als ſchon das Mutterauge thränte,
Unter ihm das Todtenreich ſchon gähnte,
Ueber ihm der Parzen Faden riß,
Erd und Himmel ſeinem Blik entſanken,
Floh er ängſtlich vor dem Grabgedanken —
Ach die Welt iſt Sterbenden ſo ſüß.

Stumm und taub iſts in dem engen Hauſe,
Tief der Schlummer der Begrabenen;
Bruder! Ach in ewig tiefer Pauſe
Feiern alle deine Hoffnungen;
Oft erwärmt die Sonne deinen Hügel,
Ihre Glut empfindeſt du nicht mehr;
Seine Blumen wiegt des Weſtwinds Flügel,
Sein Geliſpel höreſt du nicht mehr;
Liebe wird dein Auge nie vergolden,
Nie umhalſen deine Braut wirſt du,
Nie, wenn unſre Thränen ſtromweis rollten, —
Ewig, ewig ſinkt dein Auge zu.

Aber wohl dir! — köſtlich iſt dein Schlummer,
Ruhig ſchläft ſichs in dem engen Haus;
Mit der Freude ſtirbt hier auch der Kummer,
Röcheln auch der Menſchen Qualen aus.
Ueber dir mag die Verläumdung geifern,
Die Verführung ihre Gifte ſpein,
Ueber dich der Phariſäer eifern,
Fromme Mordſucht dich der Hölle weihn,
Gauner durch Apoſtel Masken ſchielen
Und die Baſtarttochter der Gerechtigkeit,
Wie mit Würfeln, ſo mit Menſchen ſpielen,
Und ſo fort bis hin zur Ewigkeit.

Ueber dir mag auch Fortuna gaukeln,
Blind herum nach ihren Buhlen ſpähn,
Menſchen bald auf ſchwanken Thronen ſchaukeln,
Bald herum in wüſten Pfüzen drehn;
Wohl dir, wohl in deiner ſchmalen Zelle;
Dieſem komiſchtragiſchem Gewühl,
Dieſer ungeſtümmen Glückeswelle,
Dieſem poſſenhaften Lottoſpiel,
Dieſem faulen fleißigen Gewimmel,
Dieſer arbeitsvollen Ruh,
Bruder! — dieſem teufelvollen Himmel
Schloß dein Auge ſich auf ewig zu.

Fahr denn wohl, du Trauter unſrer Seele,
Eingewiegt von unſern Segnungen,
Schlummre ruhig in der Grabeshöle
Schlummre ruhig bis auf Wiederſehn!

Bis auf dieſen leichenvollen Hügeln
Die allmächtige Poſaune klingt,
Und nach aufgerißnen Todesriegeln
Gottes Sturmwind dieſe Leichen in Bewegung ſchwingt —
Bis befruchtet von Jehovas Hauche
Gräber kreiſen — auf ſein mächtig Dräun
In zerſchmelzender Planeten Rauche
Ihren Raub die Grüfte wiederkäun —
Nicht in Welten, wie die Weiſen träumen,
Auch nicht in des Pöbels Paradies,
Nicht in Himmeln, wie die Dichter reimen,
Aber wir ereilen dich gewiß.
Daß es wahr ſey, was den Pilger freute?
Daß noch jenſeits ein Gedanke ſey?
Daß die Tugend über's Grab geleite?
Daß es mehr denn eitle Fantaſey? — —
Schon enthüllt ſind dir die Räthſel alle!
Wahrheit ſchlürft dein hochentzükter Geiſt,
Wahrheit, die in tauſendfachem Strale
Von des groſen Vaters Kelche fleußt —

Zieht denn hin, ihr ſchwarzen ſtummen Träger!
Tiſcht auch den dem großen Würger auf!
Höret auf, geheulergoßne Kläger!
Thürmet auf ihm Staub auf Staub zu Hauf.
Wo der Menſch, der Gottes Rathſchluß prüfte?
Wo das Aug, den Abgrund durchzuſchaun?
Heilig! Heilig! Heilig! Biſt du Gott der Grüfte,
Wir verehren dich mit Graun!

Erde mag zurük in Erde ſtäuben,
Fliegt der Geiſt doch aus dem morſchen Haus!
Seine Aſche mag der Sturmwind treiben,
Seine Liebe dauert ewig aus!

Y.

Der wirthſchaftliche Tod.

Will denn Markolf der Doktor ewig leben?
Was ſäumt der Tod ihm ſeinen Reſt zu geben?
Gemach! ihm fällt Aeſopus Fabel bei
Vom goldnen Ey.

Z.

Rouſſeau.[7]

Monument von unſrer Zeiten Schande!
Ew'ge Schandſchrift[8] deiner Mutterlande!
Rouſſeaus Grab! Gegrüßet ſeyſt du mir.
Fried und Ruh den Trümmern deines Lebens!
Fried und Ruhe ſuchteſt du vergebens,
Fried und Ruhe fandſt du hier.

Kaum ein Grabmal iſt ihm überblieben,
Den von Reich zu Reich der Neid getrieben,
Frommer Eifer umgeſtrudelt hat.
Ha! Um den einſt Ströme Bluts zerfließen,
Wem's gebühr' ihn pralend Sohn zu grüßen,
Fand im Leben keine Vaterſtadt.

Und wer ſind ſie die den Weiſen richten?
Geiſterſchlaken die zur Tiefe flüchten
Vor dem Silberblike des Genies;
Abgeſplittert von dem Schöpfungswerke
Gegen Rieſen Rouſſeau kind'ſche Zwerge,
Denen nie Prometheus Feuer blies.

Brüken vom Inſtinkte zum Gedanken,
Angeflikt an der Menſchheit Schranken,
Wo ſchon gröbre Lüfte wehn.
In die Kluft der Weſen eingekeilet,
Wo der Affe aus dem Thierreich geilet,
Und die Menſchheit anhebt abzuſtehn.

Neu und einzig — eine Irreſonne
Standeſt du am Ufer der Garonne
Meteoriſch für Franzoſenhirn.
Schwelgerei und Hunger brüten Seuchen,
Tollheit raßt mavortiſch in den Reichen
Wer iſt ſchuld — das arme Irrgeſtirn.

Deine Parze — hat ſie gar geträumet?
Hat in Fieberhize ſie gereimet
Die dich an der Seine Strand geſäugt?
Ha! ſchon ſeh ich unſre Enkel ſtaunen,
Wann beim Klang belebender Poſaunen
Aus Franzoſengräbern — Rouſſeau ſteigt!

Wann wird doch die alte Wunde narben?
Einſt wars finſter — und die Weiſen ſtarben,
Nun iſts lichter, — und der Weiſe ſtirbt.

Sokrates ging unter durch Sofiſten,
Rouſſeau leidet — Rouſſeau fällt durch Chriſten,
Rouſſeau — der aus Chriſten Menſchen wirbt.

Ha! mit Jubel, die ſich feurig gießen
Sey, Religion, von mir geprieſen,
Himmelstochter ſey geküßt!
Welten werden durch dich zu Geſchwiſtern,
Und der Liebe ſanfte Odem fliſtern
Um die Fluren, die dein Flug begrüßt.

Aber wehe — Baſiliskenpfeile
Deine Blike — Krokodilgeheule
Deiner Stimme ſanfte Melodien;
Menſchen bluten unter deinem Zahne;
Wenn verderbengeifernde Imane
Zur Erinnys dich verziehn.

Ja! im acht und zehnten Jubeljahre,
Seit das Weib den Himmelſohn gebare,
(Kroniker vergeßt es nie)
Hier erfanden ſchlauere Perille
Ein noch muſikaliſcher Gebrülle,
Als dort aus dem ehrnen Ochſen ſchrie.

Mag es Rouſſeau! mag das Ungeheuer
Vorurtheil, ein thürmendes Gemäuer
Gegen kühne Reformanten ſtehn,
Nacht und Dummheit boshaft ſich verſammeln,
Deinem Licht die Pfade zu verrammeln,
Himmelſtürmend dir entgegen gehn.

Mag die hundertrachige Hyäne
Eigennuz die gelben Zackenzähne
Hungerglühend in die Armuth hau'n,
Erzumpanzert gegen Waiſenthräne,
Thurmumrammelt gegen Jammertöne,
Goldne Schlöſſer auf Ruinen bau'n.

Geh du Opfer dieſes Trillingsdrachen,
Hüpfe freudig in den Todesnachen,
Großer Dulder! frank und frei.
Geh erzähl dort in der Geiſter Kreiſe
Dieſen Traum vom Krieg der Frösch' und Mäuſe,
Dieſes Lebens Jahrmarktsdudelei.

Nicht für dieſe Welt warſt du — zu bider
Warſt du ihr, zu hoch — vielleicht zu nieder —
Rouſſeau, doch du warſt ein Chriſt.
Mag der Wahnwiz dieſe Erde gängeln!
Geh du heim zu deinen Brüdern Engeln,
Denen du entlaufen biſt.

M.

An den Galgen zu ſchreiben.

Wer zu mir kömmt, paſſirt durch manche Grade,
Venus, Merkur und — Fürſtengnade.

C.

Die ſeeligen Augenblike

an Laura.[9]

Laura, über dieſe Welt zu flüchten
Wähn ich — mich in Himmelmaienglanz zu lichten
Wenn dein Blik in meine Blike flimmt,
Aetherlüfte träum' ich einzuſaugen,
Wenn mein Bild in deiner ſanften Augen
Himmelblauem Spiegel ſchwimmt; —

Leyerklang aus Paradieſes Fernen,
Harfenſchwung aus angenehmern Sternen
Raſ' ich in mein trunken Ohr zu ziehn,
Meine Muſe fühlt die Schäferſtunde,
Wenn von deinem wolluſtheißen Munde
Silbertöne ungern flieh'n; —

Amoretten ſeh ich Flügel ſchwingen,
Hinter dir die trunknen Fichten ſpringen
Wie von Orpheus Saitenruf belebt,
Raſcher rollen um mich her die Pole,
Wenn im Wirbeltanze deine Sole
Flüchtig wie die Welle ſchwebt; —

Deine Blike — wenn ſie Liebe lächeln,
Könnten Leben durch den Marmor fächeln,
Felſenadern Pulſe leih'n,
Träume werden um mich her zu Weſen,
Kann ich nur in deinen Augen leſen:
Laura, Laura mein! — [10]

Wenn dann, wie gehoben aus den Achſen
Zwei Geſtirn, in Körper Körper wachſen,
Mund an Mund gewurzelt brennt,
Wolluſtfunken aus den Augen regnen,
Seelen wie entbunden ſich begegnen
In des Athems Flammenwind, — — —

Qualentzüken — — Paradieſesſchmerzen! — —
Wilder flutet zum beklommnen Herzen,
Wie Gewappnete zur Schlacht, das Blut,
Die Natur, der Endlichkeit vergeſſen,
Wagts mit höhern Weſen ſich zu meſſen,
Schwindelt ob der acherontſchen Fluth.

Eine Pauſe drohet hier den Sinnen,
Schwarzes Dunkel jagt den Tag von hinnen,
Nacht verſchlingt den Quell des Lichts —
Leiſes . . Murmeln . . . dumpfer . . hin . . verloren . .
Stirbt . . . allmälig . . in den trunknen . . . Ohren . . .
Und die Welt iſt . . . . Nichts . . . .

Ach vielleicht verpraßte tauſend Monde
Laura, die Eliſiumsſekunde,
All begraben in dem ſchmalen Raum;
Weggewirbelt von der Todeswonne,
Landen wir an einer andern Sonne,
Laura! und es war ein Traum.

O daß doch der Flügel Chronos harrte,
Hingebannt ob dieſer Gruppe ſtarrte
Wie ein Marmorbild die — — Zeit!

Aber ach! ins Meer des Todes jagen
Wellen Wellen — über dieſer Wonne ſchlagen
Schon die Strudel der Vergeſſenheit.

Y.

Spinoza.

Hier liegt ein Eichbaum umgeriſſen,
Sein Wipfel thät die Wolken küſſen,
Er liegt am Grund — warum?
Die Bauren hatten, hör ich reden,
Sein ſchönes Holz zum Bau'n vonnöthen,
Und riſſen ihn deßwegen um.

D.

Die Kindsmörderin.

Horch — die Gloken weinen [11] dumpf zuſammen,
Und der Zeiger hat vollbracht den Lauf,
Nun, ſo ſey's denn! — Nun, in Gottes Namen!
Grabgefährten brecht zum Richtplaz auf.
Nimm o Welt die lezten Abſchiedsküſſe,
Dieſe Thränen nimm o Welt noch hin.
Deine Gifte — o ſie ſchmekten ſüße! —
Wir ſind quitt du Herzvergifterin.

Fahret wohl ihr Freuden dieſer Sonne
Gegen ſchwarzen Moder umgetauſcht!
Fahre wohl du Roſenzeit voll Wonne,
Die ſo oft das Mädchen luſtberauſcht;

Fahret wohl ihr goldgewebten Träume,
Paradieſeskinder Fantaſie'n! —
Weh! ſie ſtarben ſchon im Morgenkeime,
Ewig nimmer an das Licht zu blühn.

Schön geſchmükt mit roſenrothen Schlaifen
Dekte mich der Unſchuld Schwanenkleid,
In der blonden Loken loſes Schweifen
Waren junge Roſen eingeſtreut: —
Wehe! — Die Geopferte der Hölle
Schmükt noch izt das weißlichte Gewand,
Aber ach! — der Roſenſchlaifen Stelle
Nahm ein ſchwarzes Todenband.

Weinet um mich, die ihr nie gefallen,
Denen noch der Unſchuld Liljen blüh'n,
Denen zu dem weichen Buſenwallen
Heldenſtärke die Natur verlieh'n!
Wehe! menſchlich hat dies Herz empfunden! —
Und Empfindung ſoll mein Richtſchwert ſeyn! —
Weh! vom Arm des falſchen Manns umwunden
Schlief Louiſens Tugend ein.

Ach vielleicht umflattert eine andre
Mein vergeſſen dieſes Schlangenherz,
Ueberfließt, wenn ich zum Grabe wandre,
An dem Puztiſch in verliebten Scherz?
Spielt vielleicht mit ſeines Mädchens Loke?
Schlingt den Kuß, den ſie entgegenbringt?
Wenn verſprizt auf dieſem Todesbloke
Hoch mein Blut vom Rumpfe ſpringt.

Joſeph! Joſeph! auf entfernte Meilen
Folge dir Louiſens Todenchor,
Und des Glokenthurmes dumpfes Heulen
Schlage ſchröklichmahnend an dein Ohr —
Wenn von eines Mädchens weichem Munde
Dir der Liebe ſanft Geliſpel quillt,
Bohr es plözlich eine Höllenwunde
In der Wolluſt Roſenbild!

Ha Verräther! Nicht Louiſens Schmerzen?
Nicht des Weibes Schande harter Mann?
Nicht das Knäblein unter meinem Herzen?
Nicht was Löw' und Tiger milden [12] kann?
Seine Seegel fliegen ſtolz vom Lande,
Meine Augen zittern dunkel nach,
Um die Mädchen an der Seine Strande
Winſelt er ſein [13] falſches Ach! — —

Und das Kindlein — in der Mutter Schooße
Lag es da in ſüßer goldner Ruh,
In dem Reiz der jungen Morgenroſe
Lachte mir der holde Kleine zu,
Tödlichlieblich ſprang [14] aus allen Zügen
Des geliebten Schelmen Konterfey; [15]
Den beklommnen Mutterbuſen wiegen
Liebe und — Verrätherey. [16]

Weib, wo iſt mein Vater? lallte
Seiner Unſchuld ſtumme Donnerſprach,
Weib, wo iſt dein Gatte? hallte
Jeder Winkel meines Herzens nach —

Weh, umſonſt wirſt Waiſe du ihn ſuchen,
Der vielleicht ſchon andre Kinder herzt,
Wirſt der Stunde unſrer Wolluſt [17] fluchen,
Wenn dich einſt der Name Baſtard ſchwärzt.

Deine Mutter — o im Buſen Hölle! —
Einſam ſizt ſie in dem All der Welt,
Durſtet ewig an der Freudenquelle,
Die dein Anblick fürchterlich vergällt,
Ach, in jedem Laut von dir erwachet,
Todter Wonne Qualerinnerung,
Jeder deiner holden Blike fachet
Die unſterbliche Verzweifelung. [18]

Hölle, Hölle wo ich dich vermiſſe,
Hölle wo mein Auge dich erblikt,
Eumenidenruthen deine Küſſe,
Die von ſeinen Lippen mich entzükt,
Seine Eide donnern aus dem Grabe wieder,
Ewig, ewig würgt ſein Meineid fort,
Ewig — hier umſtrikte mich die Hyder; —
Und vollendet war der Mord —

Joſeph! Joſeph! auf entfernte Meilen
Jage dir der grimme Schatten nach,
Mög mit kalten Armen dich ereilen,
Donnre dich aus Wonneträumen wach,
Im Geflimmer ſanfter Sterne zuke
Dir des Kindes graſſer Sterbeblik,
Es begegne dir im blutgen Schmuke,
Geißle dich vom Paradies zurük.

Seht! da lag es — lag im warmen Blute,
Das noch kurz im Mutterherzen ſprang,
Hingemezelt mit Erinnysmuthe,
Wie ein Veilchen unter Senſenklang; — — 19
Schröklich pocht ſchon des Gerichtes Bote,
Schröklicher mein Herz!
Freudig eilt' ich in dem kalten Tode
Auszulöſchen meinen Flammenſchmerz.

Joſeph! Gott im Himmel kann verzeihen,
Dir verzeiht die Sünderin.
Meinen Groll will ich der Erde weihen,
Schlage Flamme durch den Holzſtoß hin —
Glüklich! Glüklich! Seine Briefe lodern,
Seine Eide frißt ein ſiegend Feu'r,
Seine Küſſe! — wie ſie hochan flodern! —
Was auf Erden war mir einſt ſo theu'r?

Trauet nicht den Roſen eurer Jugend,
Trauet, Schweſtern, Männerſchwüren nie!
Schönheit war die Falle meiner Tugend,
Auf der Richtſtatt hier verfluch ich ſie! —
Zähren? Zähren in den Würgers Bliken?
Schnell die Binde um mein Angeſicht!
Henker kannſt du keine Lilje kniken?
Bleicher Henker zittre nicht! — — —

Y.

Aufſchrift einer Fürſtengruft.

Zurük! Hier ruhn die Erdenrieſen,
Fern von dem Volk in ihrer Gruft —
Um mit dem Volk nicht auferſtehn zu müſſen,
Wenn einſtens die Trompete ruft.

T.

In einer Bataille.

Von einem Offizier.[20]

Schwer und dumpfig
Eine Wetterwolke
Durch die grüne Ebne ſchwankt der Marſch.
Zum wilden eiſernen Würfelſpiel
Strekt ſich unabſehlich das Gefilde,
Blike kriechen niederwärts,
An die Rippen pocht das Männerherz,
Vorüber an hohlen Todengeſichtern
Niederjagt die Front der Major,
Halt!
Und Regimenter feſſelt das ſtarre Kommando.
Lautlos ſteht die Front.

Prächtig im glühenden Morgenroth
Was blizt dorther vom Gebürge?
Seht ihr des Feindes Fahnen weh'n?
Wir ſeh'n des Feindes Fahnen weh'n,

Gott mit euch Weib und Kinder.
Luſtig! hört ihr den Geſang?
Trommelwirbel, Pfeiffenklang
Schmettert durch die Glieder
Wie braußt es fort im ſchönen wilden Takt!
Und braußt durch Mark und Bein.

Gott befohlen Brüder!
In einer andern Welt wieder.

Schon fleugt es fort wie Wetterleucht,
Dumpf brüllt der Donner ſchon dort
Die Wimper zukt, hier kracht er laut,
Die Loſung braußt von Heer zu Heer,
Laß brauſen in Gottes Namen fort,
Freier ſchon athmet die Bruſt.

Der Tod iſt los — ſchon woogt
ſich [21] der Kampf
Eiſern im wolkigten Pulverdampf
Eiſern fallen die Würfel.

Nah umarmen die Heere ſich,
Fertig! heults von Ploton zu Ploton!
Auf die Kniee geworfen
Feur'n die Vordern, viele ſtehen nicht mehr auf,
Lücken reißt die ſtreifende Kartätſche,
Auf Vormanns Rumpfe ſpringt der Hintermann,
Verwüſtung rechts und links und um und um,
Bataillone niederwälzt der Tod.

Die Sonn löſcht aus — heiß brennt die Schlacht,
Schwarz brütet auf dem Heer die Nacht.
Gott befohlen Brüder!
In einer andern Welt wieder.

Hoch ſprizt an den Nacken das Blut,
Lebende wechſeln mit Toden, der Fuß
Strauchelt über den Leichnamen —
„Und auch du Franz?“ — „„Grüße mein Lottchen Freund;““
Wilder immer wüthet der Streit,
„Grüßen will ich“ — Gott! Kameraden! ſeht
Hinter uns wie die Kartätſche ſpringt!
„Grüßen will ich dein Lottchen, Freund
„Schlummre ſanft, wo die Kanone ſich
„Heiſcher ſpeit ſtürz ich Verlaßner hinein. [22]

Hieher, dorthin ſchwankt die Schlacht,
Finſt're brütet auf dem Heer die Nacht,
Gott befohlen Brüder!
In einer andern Welt wieder.

Horch! was ſtrampft im Galopp vorbei?
Die Adjutanten fliegen:
Dragoner raſſeln in den Feind
Und ſeine Donner ruhen.

Victoria, Brüder,
Schrecken reißt die faigen Glieder!
Und ſeine Fahne ſinkt.

Entſchieden iſt die ſcharfe Schlacht,
Der Tag blikt ſiegend durch die Nacht!
Horch! Trommelwirbel, Pfeiffenklang
Stimmen ſchon Triumfgeſang!
Lebt wohl ihr gebliebenen Brüder
In einer andern Welt wieder.

v. R.

Grabſchrift.

Hier liegt ein Mann, er ſtarb zu früh
Für alle gute Chriſten;
Für Todengräber ſtarb er ſpät
Zu ſpät für — Journaliſten.

P.

An die Parzen.

Nicht ins Gewühl der rauſchenden Redouten,
Wo Stuzerwiz ſich wunderherrlich ſpreißt,
Und leichter als das Nez der ſliegenden Bajouten,
Die Tugend junger Schönen reißt; —

Nicht vor die ſchmeichleriſche Toilette,
Wovor die Eitelkeit, als ihrem Gözen kniet,
Und oft in wärmere Gebete,
Als zu dem Himmel ſelbſt entglüht;

Nicht hinter der Gardinen liſt'gen Schleyer
Wo heuchleriſche Nacht das Aug' der Welt betrügt,
Und Herzen, kalt im Sonnenfeuer,
In glühende Begierden wiegt,

Wo wir die Weisheit ſchaamroth überraſchen,
Die kühnlich Föbus Stralen trinkt,
Wo Männer gleich den Knaben diebiſch naſchen,
Und Plato von den Sfären ſinkt —

Zu dir — zu dir, du einſames Geſchwiſter,
Euch Töchtern des Geſchikes, flieht
Bei meiner Laute leiſerem Geſliſter
Schwermüthig ſüß mein Minnelied.

Ihr einzigen für die noch kein Sonnet gegirret,
Um deren Geld kein Wucherer noch warb,
Kein Stuzer noch Klagarien-geſchwirret,
Kein Schäfer noch arkadiſch ſtarb.

Die ihr den Nervenfaden unſers Lebens
Durch weiche Finger ſorgſam treibt,
Bis unterm Klang der Scheere ſich vergebens
Die zarte Spinnewebe ſträubt.

Daß du auch mir den Lebensfaden ſpinnteſt,
Küß ich o Klotho deine Hand; —
Daß du noch nicht den jungen Faden trennteſt,
Nimm Lacheſis dies Blumenband.

Oft haſt du Dornen an den Faden
Noch öfter Roſen d'ran gereiht,
Für Dorn' und Roſen an dem Faden
Sey Klotho dir dies Lied geweiht;

Oft haben ſtürmende Affekte
Den weichen Zwirn herumgezerrt,
Oft rieſenmäßige Projekte
Des Fadens freien Schwung geſperrt;

Oft in wollüſtig ſüßer Stunde
War mir der Faden faſt zu fein,
Noch öfter an der Schwermut Schauerſchlunde
Mußt' er zu feſt geſponnen ſeyn:

Dies Klotho und noch andre Lügen
Bitt ich dir itzt mit Thränen ab,
Nun ſoll mir auch fortan genügen
Was mir die weiſe Klotho gab.

Nur laß an Roſen nie die Scheere klirren
An Dornen nur — doch wie du willſt.
Laß wenn du willſt die Todenſcheere klirren
Wenn du dies eine nur erfüllſt.

Wenn Göttin itzt an Laurens Mund beſchweren
Mein Geiſt aus ſeiner Hülſe ſpringt,
Verrathen, ob des Todenreiches Thoren
Mein junges Leben ſchwindelnd hängt,

Laß ins Unendliche den Faden wallen,
Er wallet durch ein Paradies,
Dann, Göttin, laß die böſe Scheere fallen!
O laß ſie fallen Lacheſis!

Y.

Der Triumf der Liebe,

eine Hymne.

Seelig durch die Liebe
Götter — durch die Liebe
Menſchen Göttern gleich!
Liebe macht den Himmel
Himmliſcher — die Erde
Zu dem Himmelreich.

Einſtens hinter Pyrrhas Rüken,
Stimmen Dichter ein,
Sprang die Welt aus Felſenſtüken,
Menſchen aus dem Stein.

Stein und Felſen ihre Herzen
Ihre Seelen Nacht,
Von des Himmels Flammenkerzen
Nie in Glut gefacht.

Noch mit ſanften Roſenketten
Banden junge Amoretten
Ihre Seelen nie —
Noch mit Liedern ihren Buſen
Huben nicht die weichen Muſen
Nie mit Saitenharmonie.

Ach! noch wanden keine Kränze
Liebende ſich um!
Traurig flüchteten die Lenze
Nach Eliſium.

Ungegrüßet ſtieg Aurora
Aus dem Schoos' Ozeanus.
Ungeküſſet ſank die Sonne
In die Arme Heſperus.[23]

Wild umirrten ſie die Hayne,
Unter Lunas Nebelſcheine,
Trugen eiſern Joch.
Sehnend an der Sternenbühne
Suchte die geheime Thräne
Keine Götter noch.

Und ſieh! der blauen Flut entquillt
Die Himmelstochter ſanft und mild,
Getragen von Najaden
Zu trunkenen Geſtaden.

Ein jugendlicher Mayenſchwung
Durchwebt wie Morgendämmerung
Auf das allmächtge Werde
Luft, Himmel, Meer, und Erde.

Schon ſchmilzt der wütende Orkan,
(Einſt züchtigt' er den Ozean
Mit raſſelndem Gegeiſſel)
In liſpelndes Geſäuſel. [24]

Des holden Tages Auge lacht
In düſtrer Wälder Winternacht,
Balſamiſche Narziſſen
Blühn unter ihren Füßen.

Schon flötete die Nachtigall
Den erſten Sang der Liebe.
Schon murmelte der Quellen Fall
In weiche Buſen Liebe.

Glükſeeliger Pygmalion!
Es ſchmilzt! es glüht dein Marmor ſchon!
Gott Amor Ueberwinder!
Glükſeeliger Deukalion,
Wie hüpfen deine Felſen ſchon!
Und äugeln ſchon gelinder!
Glükſeeliger Deukalion, [25]
Umarme deine Kinder!

Seelig durch die Liebe
Götter — durch die Liebe
Menſchen Göttern gleich.
Liebe macht den Himmel
Himmliſcher — die Erde
Zu dem Himmelreich.

Unter goldnem Nektarſchaum
Ein wollüſtger Morgentraum
Ewig Luſtgelage
Fliehn der Götter Tage.

Prächtig ſpricht Chronions Donnerhorn,
Der Olympus ſchwankt erſchroken
Wallen zürnend ſeine Loken
Sfärenwirbeln gibt ſein Athem Sporn, 26
Göttern läßt er ſeine Throne,
Niedert ſich zum Erdenſohne,
Seufzt arkadiſch durch den Hayn,
Zahme Donner untern Füſſen,
Schläft, gewiegt von Ledas Küſſen,
Schläft der Rieſentöder ein.

Majeſtätſche Sonnenroſſe
Durch des Lichtes weiten Raum
Leitet Föbus goldner Zaum,
Völker ſtürzt ſein raſſelndes Geſchoſſe.

Seine weiſſen Sonnenroſſe
Seine raſſelnden Geſchoſſe
Unter Lieb und Harmonie
Ha! wie gern vergaß er ſie!

Zitternd vor der Götterfürſtin
Krümmen ſich die Götter, dürſten
Nach der Gnade goldnem Thau.
Sonnenglanz iſt ihre Schminke
Myriaden jagen ihrem Winke
Stolz vor ihrem Wagen prahlt der Pfau.[27]

Schöne Fürſtin! ach die Liebe
Zittert mit dem ſüßen Triebe
Deiner Majeſtät zu nahn.
Seht ihr Chronos Tochter weinen?
Geiſter kann ihr Wink verneinen,
Herzen weiß ſie nicht zu fahn.[28]

Seelig durch die Liebe
Götter — durch die Liebe
Menſchen Göttern gleich.
Liebe macht den Himmel
Himmliſcher — die Erde
Zu dem Himmelreich.

Liebe ſonnt das Reich der Nacht,
Amors ſüßer Zaubermacht
Iſt der Orkus unterthänig,
Freundlich ſchmollt der ſchwarze König
Wenn ihm Zeres Tochter lacht;
Liebe ſonnt das Reich der Nacht.

Himmliſch in die Hölle klangen
Und den wilden Beller [29] zwangen
    Deine Lieder, Thrazier —
Minos, Thränen im Geſichte,
Mildete die Qualgerichte,
Zärtlich um Megärens Wangen
Küßten ſich die wilden Schlangen,
    Keine Geiſſel klatſchte mehr,
Aufgejagt von Orfeus Leyer
Flog von Tityon der Geyer.
Leiſer hin am Ufer rauſchten
Lethe und Kozytus, lauſchten
    Deinen Liedern Thrazier,
    Liebe ſangſt du Thrazier.

Seelig durch die Liebe
Götter — durch die Liebe
    Menſchen Göttern gleich.
Liebe macht den Himmel
Himmliſcher — die Erde
    Zu dem Himmelreich.

Durch die ewige Natur
Düftet ihre Blumenſpur,
Weht ihr goldner Flügel.
Winkte mir vom Mondenlicht
Afroditens Auge nicht
Nicht vom Sonnenhügel?
Lächelte vom Sternenmeer
Nicht die Göttin zu mir her,
Wehte nicht ihr Flügel
In des Frühlings Balſamhauch
Liebe nicht im Roſenſtrauch
Nicht im Kuß der Weſte,
Stern, und Sonn und Mondenlicht,
Frühling, Roſen, Weſte nicht
Lüden mich zum Feſte.[30]
Liebe Liebe lächelt nur
Aus dem Auge der Natur
Wie aus ihrem Spiegel!

Liebe rauſcht der Silberbach,
Liebe lehrt ihn ſanfter wallen;
Seele haucht ſie in das Ach
Klagenreicher Nachtigallen, —
Unnachahmliches Gefühl
In der Saiten Wonneſpiel
Wenn ſie Laura! hallen.[31]
Liebe Liebe liſpelt nur
Auf der Laute der Natur.
Weisheit mit dem Sonnenblik,
Große Göttin tritt zurük,
Weiche vor der Liebe.

Nie Erobrern, Fürſten nie
Beugteſt du ein Sklavenknie
Beug es izt der Liebe.
Wer die ſteile Sternenbahn
Gieng dir Heldenkühn voran
Zu der Gottheit Size?
Wer zerriß das Heiligthum
Zeigte dir Eliſium
Durch des Grabes Rize?
Lokte ſie uns nicht hinein,
Möchten wir unſterblich ſeyn?
Suchten auch die Geiſter
Ohne ſie den Meiſter?
Liebe Liebe leitet nur
Zu dem Vater der Natur
Liebe nur die Geiſter.

Seelig durch die Liebe
Götter — durch die Liebe
Menſchen Göttern gleich.
Liebe macht den Himmel
Himmliſcher — die Erde
Zu dem Himmelreich.

Y.

Klopſtock und Wieland

(als ihre Silhouette neben einander hiengen.)

Gewiß! bin ich nur überm Strome drüben
Gewiß will ich den Mann zur Rechten lieben,
Dann erſt ſchrieb dieſer Mann für mich.
Für Menſchen hat der linke Mann geſchrieben,
Ihn darf auch unſer einer lieben,
Komm linker Mann! Ich küſſe dich.

A.

Geſpräch.

A. Hört, Nachbar, muß euch närriſch fragen,
Herr Doktor Sänftel, hör' ich ſagen,
Iſt euch noch friſch und ganz
Wenn zu Paris gar herben Tanz
Herr Onkel that am Pferdeſchwanz
Und hat doch 'n Kurfürſten todtg'ſchlagen?

B. Drum ſeid auch nicht ſo bretterdumm,
Das macht, er hat euch 'n Diplom
Das thät jener nicht haben.

A. Ei! 'n Diplom!
Kauft ſich das auch in Schwaben?

D.

Vergleichung.

Frau Ramlerin befiehlt, ich ſoll ſie wem vergleichen,
Ich ſinne nach und weiß nicht wem und wie,
Nichts unterm Mond will mir ein Bildnis reichen,
Wol! Mit dem Mond vergleich ich ſie.

Der Mond ſchminkt ſich und ſtiehlt der Sonne Stralen
Thut auf geſtohlen Brod ſich wunderviel zu gut,
Auch ſie gewohnt, ihr Nachtgeſicht zu malen
Und kokettirt mit einer Büchſe Blut.

Der Mond, — und das mag ihm Herodes danken!
Verſpart ſein Beſtes auf die liebe Nacht.
Frau Ramlerin verzehrt bei Tag die Franken,
Die ſie zu Nachtzeit eingebracht.

Der Mond ſchwillt an und wird dann wieder mager,
Wenn eben halt ein Monat über iſt:
Auch dieſes hat Frau Ramlerin vom Schwager,
Doch, ſagt man, braucht ſie läng're Friſt!

Der Mond prunktirt auf ſein Paar Silberhörner,
Und dieſes macht er ſchlecht,
Sie ſieht ſie an Herrn Rammler gerner,
Und darin hat ſie Recht.

D.

Die Rache der Muſen,

eine Anekdote vom Helikon.

Weinend kamen einſt die Neune
Zu dem Liedergott.
Hör' Papachen, rief die Kleine,
Wie man uns bedroht!

Junge Dintenlecker ſchwärmen
Um den Helikon.
Rauſen ſich, hantiren, lärmen
Bis zu deinem Thron.

Galoppiren auf dem Springer,
Reiten ihn zur Tränk',
Nennen ſich gar hohe Sänger,
Barden ein'ge, denk!

Wollen uns — wie garſtig! — nöthen,
Ei! die Grobian!
Was ich, ohne Schamerröthen,
Nicht erzälen kann;

Einer brüllt heraus vor allen,
Schreit: Ich führ' das Heer!
Schlägt mit beiden Fäuſt' und Ballen
Um ſich wie ein Bär.

Pfeift wol gar — wie ungeſchliffen!
Andre Schläfer wach.
Zweimal hat er ſchon gepfiffen,
Doch kommt keiner nach.

Droht, er kömmt noch öfter wieder;
Da ſei Zeus dafür!
Vater, liebſt du Sang und Lieder,
Weiſ' ihm doch die Thür!

„Vater Phöbus hört mit Lachen
Ihren Klagbericht;
Wollen's kurz mit ihnen machen,
Kinder, zittert nicht!

Eine muß in's höll'ſche Feuer,
Geh, Melpomene!
Leihe Kleider, Noten, Leier
Einer Furie.

Sie begegn' in dem Gewande,
Als wär' ſie verirrt
Einem dieſer Gaunerbande,
Wenn es dunkel wird.

Mögen dann in finſtern Küſſen,
An dem art'gen Kind,
Ihre wilden Lüſte büßen,
Wie ſie würdig ſind.“

Red' und That! — die Höllengöttin
War ſchon aufgeſchmückt,
Man erzält, die Herren hätten
Kaum den Raub erblickt,

Wären wie die Gei'r auf Tauben
Losgeſtürzt auf ſie —
Etwas will ich daran glauben,
Alles glaub' ich nie.

Waren hübſche Jungens drunter,
Wie geriethen ſie,
Dieſes, Brüder, nimmt mich Wunder,
In die Kompagnie?

Die Göttin abortirt hernach:
Kam 'raus ein neuer Almanach.

Das Glück und die Weisheit.

Entzweit mit einem Favoriten,
Flog einſt Fortun' der Weisheit zu.
„Ich will dir meine Schätze bieten,
„Sei meine Freundin du!

„Mein Füllhorn goß ich dem Verſchwender
„In ſeinen Schooß, ſo mütterlich!
„Und ſieh! Er fordert drum nicht minder,
„Und nennt noch geizig mich.

„Komm, Schweſter, laß uns Freundſchaft ſchließen,
„Du keuchſt ſo ſchwer an deinem Pflug.
„In deinen Schooß will ich ſie gießen,
„Auf, folge mir! — du haſt genug.“

Die Weisheit läßt die Schaufel ſinken
Und wiſcht den Schweiß vom Angeſicht.
Dort eilt dein Freund — ſich zu erdenken,
Verſöhnet euch — ich brauch dich nicht.“

Rr.

Räthſel.

Ich weiß ein Ding — für Götter
Iſt's nicht gemacht — für Engel
Iſt's überlei — für Thiere
Unbrauchbar; unentbehrlich
Iſt dieſes Ding dem Menſchen,
Und wandelt unter Menſchen,
Und lacht und weint mit ihnen,
Und liebt ſo ſehr die Menſchen:
Es heißt — Religion.

T.

An einen Moraliſten.

Fragment.

Betagter Renegat der lächelnden Dione!
Du lehrſt, daß Lieben Tändeln ſei,
Blickſt von des Alters Winterwolkenthrone
Und ſchmäleſt auf den goldnen Mai.

Erkennt Natur auch Schreibepultgeſetze?
  Für eine warme Welt — taugt ein erfrorener Sinn?
Die Armut iſt, nach dem Aeſop, der Schätze
  Verdächtige Verächterin.

Einſt als du noch das Nymphenvolk bekriegteſt,
  Ein Fürſt des Karnevals den deutſchen Wirbel flogſt,
Ein Himmelreich in beiden Armen wiegteſt,
  Und Nektarduſt von Mädchenlippen zogſt?

Ha, Seladon! wenn damals aus den Achſen
  Gewichen wär' ſo Erd als Sonnenball,
In Wirbelſchwung mit Julien verwachſen,
  Du hätteſt überhört den Fall.

Und wenn nach manchen fehlgeſprengten Minen
  Ihr eignes Blut, von wilder Luſt geglüht,
Die ſtolze Tugend deiner Schönen
  Zulezt an deine Bruſt verrieth?

Wie? oder wenn romantiſch im Gehölze
  Ein leiſer Laut zu deinen Ohren drang,
Und in der Wellen ſilbernem Gewälze
  Ein Mädchen Sammetglieder' ſchwang?

Wie ſchlug dein Herz! wie ſtürmete! wie kochte
  Aufrühreriſch das ſcharf gejagte Blut!
Zuckt jede Senn' — und jeder Muskel pochte
  Wollüſtig in die Flut!

Wenn dann gewahr des Diebs, der ſie belauſchte,
Purpuriſch angehaucht von jüngferlicher Scham,
In's blaue Bett die Schöne niederrauſchte,
Und hintennach mein ſtrenger Zeno — ſchwamm.

Ja, hintennach — und ſei's auch nur zu baden!
Mit Rock und Kamiſol und Strumpf —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
Leis flöteten die lüſternen Najaden
Der Grazien Triumph!

O, denk zurück nach deinen Roſentagen,
Und lerne, die Philoſophie
Schlägt um, wie unſre Pulſe anders ſchlagen,
Zu Göttern ſchaffſt du Menſchen nie.

Wol! wenn in's Eis des klügelnden Verſtandes
Das warme Blut ein Bischen muntrer ſpringt,
Laß den Bewohnern eines beſſern Landes
Was ewig nie dem Erdenſohn gelingt.

Zwingt doch der thieriſche Gefährte
Den gottgebornen Geiſt in Sklavenmauren ein —
Er wehrt mir, daß ich Engel werde;
Ich will ihm folgen Menſch zu ſeyn.

M.

Grabſchrift
eines gewiſſen — Phyſiognomen.

Weß Geiſtes Kind im Kopf geſeſſen,
Konnt' er auf jeder Naſe leſen:
Und doch — daß er es nicht geweſen,
Den Gott zu dieſem Werk erleſen,
Konnt' er nicht auf der ſeinen leſen.

O.

Eine Leichenfantaſie.
1780.
(In Muſik zu haben beim Herausgeber.)

Mit erſtorbnem Scheinen
Steht der Mond auf todenſtillen Haynen
Seufzend ſtreicht der Nachtgeiſt durch die Luft —
Nebelwolken ſchauern
Sterne trauern
Bleich herab, wie Lampen in der Gruft.
Gleich Geſpenſtern, ſtumm und hohl und hager
Zieht in ſchwarzem Todenpompe dort
Ein Gewimmel nach dem Leichenlager
Unterm Schauerflor der Grabnacht fort.

Zitternd an der Krüke
Wer mit düſterm rükgeſunknem Blike
Ausgegoſſen in ein heulend Ach,
Schwer genekt vom eiſernen Geſchike
Schwankt dem ſtummgetragnen Sarge nach?

Floß es, Vater, von des Jünglings Lippe?
Naſſe Schauer ſchauern fürchterlich
Durch ſein gramgeſchmolzenes Gerippe,
Seine Silberhaare bäumen ſich. —

Aufgeriſſen ſeine Feuerwunde!
Durch die Seele Höllenſchmerz!
Vater floß es von des Jünglings Munde,
Sohn geliſpelt hat das Vaterherz.
Eißkalt, eißkalt liegt er hier im Tuche,
Und dein Traum ſo golden einſt ſo ſüß!
Süß und golden Vater dir zum Fluche!
Eißkalt, eißkalt liegt er hier im Tuche!
Deine Wonne und dein Paradis. —

Mild, wie umweht von Eliſiumslüften,
Wie aus Auroras Umarmung geſchlüpft,
Himmliſch umgürtet mit roſigten Düften,
Florens Sohn über das Blumenfeld hüpft,
Flog er einher auf den lachenden Wieſen
Nachgeſpiegelt von ſilberner Flut,
Wolluſtflammen entſprühten den Küſſen,
Jagten die Mädchen in liebende Glut.

Mutig ſprang er im Gewüle der Menſchen,
Wie auf Gebirgen ein jugendlich Reh,
Himmelum flog er in ſchweifenden Wünſchen,
Hoch wie die Adler in wolkigter Höh,
Stolz wie die Roſſe ſich ſträuben und ſchäumen,
Werfen im Sturme die Mähnen umher,
Königlich wider den Zügel ſich bäumen,
Trat er vor Sklaven und Fürſten daher.

Heiter wie Frühlingstag ſchwand ihm das Leben,
    Floh ihm vorüber in Heſperus Glanz,
Klagen ertränkt' er im Golde der Reben,
    Schmerzen verhüpft' er im wirbelnden Tanz.
Welten ſchliefen im herrlichen Jungen,
    Ha! wenn er einſten zum Mann gereiſt —
Freue dich Vater! — im herrlichen Jungen
    Wenn einſt die ſchlafenden Keime gereiſt.

Nein doch Vater — Horch! die Kirchhofthüre brauſet,
    Und die eh'rnen Angel klirren auf —
Wie's hinein ins Grabgewölbe grauſet! —
    Nein doch laß den Thränen ihren Lauf. —
Geh du holder, geh im Pfad der Sonne
    Freudig weiter der Vollendung zu,
Löſche nun den edeln Durſt nach Wonne
    Gramentbundner, in Walhallas Ruh —

Wiederſehen — himmliſcher Gedanke! —
    Wiederſehen dort an Edens Thor!
Horch! der Sarg verſinkt mit dumpfigem Geſchwanke,
    Wimmernd ſchnurrt das Todenſeil empor!
Da wir trunken um einander rollten,
    Lippen ſchwiegen, und das Auge ſprach —
Haltet! haltet! da wir boshaft grollten —
    Aber Thränen ſtürzten wärmer nach — —

Mit erſtorbnem Scheinen
Steht der Mond auf todenſtillen Haynen,
    Seufzend ſtreicht der Nachtgeiſt durch die Luft.

Nebelwolken ſchauern,
Sterne trauern,
Bleich herab wie Lampen in der Gruſt.
Dumpfig ſchollerts über'm Sarg zum Hügel,
O um Erdballs Schäze nur noch einen Blik!
Starr und ewig ſchließt des Grabes Riegel,
Dumpfer — dumpfer ſchollerts über'm Sarg zum Hügel,
Nimmer gibt das Grab zurük.

Y.

Aeſchylus.

In Griechenland ſind, wie die Sagen gehn,
Bei Aeſchylus Tragödien
Die ſchwangern Weiber — welche Scene!
Entbunden worden auf der Bühne.
Gott ſteh uns armen Chriſten bei!
Schrieb dieſer Kezer wieder,
Izt kämen gar — die Jungfern nieder.

T.

Der hypochondriſche Pluto.

Romanze.

Erſtes Buch.

Der grobe Schulz im Tartarus,
Marks Pluto zubenamſet,
Der mit Abſchied und Morgengruß,
Monarchiſch in dem Erebus,
Die Züchtlinge durchwamſet,
Verlor zum Fluchen ſeine Bruſt,
Und faſt zum Peitſchen den Geluſt.

Sein Vita ſedentaria
    Auf ſeinem ehr'nen Seſſel
Erhizte ſeine Poſtera,
Und hin und her und dort und da
    Stach's ihn wie Salz und Neſſel,
Das heiße Wetter obendrein
Kocht ſein Geblüt zu Sulzen ein.

Zwar ward ihm mancher Sauerbronn
    Vom Phlegeton geſchöpfet,
Und durch Sacrification,
Blutigel, Venäſekzion
    Viel Blut ihm abgezäpfet.
Auch manch Klyſtier ward applizirt
Auch offner Leib effectuirt.

Sein Leibarzt, ein ſtudirter Herr,
    Mit knotiger Perrücke,
Argumentirte, ohn' Beſchwer
Aus Hippokrat und Zelſus her,
    Wo 's Ihro Gnaden ſpücke:
„Geſtrenger Schulz im Tartarus
Sind hämorrhoidarius!“

„Und er iſt mir ein dummer Tropf,
    Sammt ſeiner Pillenwaare!
Ein Mann wie ich — wo ſteht ſein Kopf?
Ein junger Mann noch, Sauertopf!
    Im Früling meiner Jahre!
Komm' er mir mit Latwergen nicht:
Der Kolben fliegt ihm in's Geſicht.“

Wol oder übel — wollt er's nicht
Mit ihr Geſtreng' verderben,
(Weh dem der Fürſtengunſt zerbricht!
Huſch! Fleiſchen ihm in's Angeſicht
Die Splitter und die Scherben.)
Er ſchweigt wolweislich — weil er muß,
Das lernte ſich — beim Zerberus.

„Apolln den himmliſchen Barbier
Soll man herunter holen!“
Flugs tummelt ſchon ſein flinkes Thier
Vorbei am Mond, ein Luftkurier,
Vorüber an den Polen;
Punkt vier Uhr flog mit ihm der Rapp,
Schlag fünf Uhr ſtieg er droben ab.

So eben hatt' Apoll — wie froh!
Gar ein Sonnet gedichtet?
O pfui doch! Nein! bei Mamſell Jo,
(Zum mind'ſten ſchwazt die Muſe ſo)
Hebammendienſt verrichtet.
Ein Knäblein, wie in Wachs geprägt,
Ward Vatern Zevs für's Haus gelegt.

Der Gott durchlas den Höllenbrief
Und ſtutzte drob nicht wenig;
Der Weg iſt weit, die Hölle tief,
Und ihre Felſen ſteil und ſchief — —
Doch zalt mich ja ein König!
Friſch nimmt er Pelz und Nebelkapp, —
Und durch die Lüſte ſtrampft der Rapp.

Die Locken à la mode gerollt,
    Geglättet die Manſchetten,
Im Gallakleid von Spiegelgold
(Ein Schmuck, den ihm Aurora zollt')
    Mit koſtbar'n Uhrenketten,
Die Zehen auswärts, chapeau bas —
So ſtand er vor dem König da.

Zweites Buch.

Der alte Murrkopf wie bekannt,
    Bewillkommt ihn mit Flüchen:
Ei, pack' er ſich ins Pommerland!
Wie ſtinkt er doch nach eau d'Lavande?
    Eh' möcht' ich Schwefel riechen.
Puh! Scher' er ſich doch himmelan,
Er ſteckt mir ja die Hölle an.

Betroffen wich, wie angeblitzt,
    Der Pillengott zurücke. — — —
„Sind Seine Hoheit ſtets wie izt?
Im Cerebello, merk' ich, ſitzt
    Das Uebel — welche Blicke!
Wie rollen ſie! Wie flammt ihr Feu'r!
Der Fall iſt ſchlimm! der Rath iſt theu'r!

Ein Reischen nach Elyſium
    Wird die Infacktus ſchmelzen,
Und freier in dem Zirkel um
Durch Bauch und Kapitolium
    Die zähen Säfte wälzen.
Drum dächt' ich unmasgeblich ſo:
Sie reis'ten, — doch, incognito!“ —

„Ja, ſchöner Herr! ich glaub's ihm gern!
Und wär' nur hier zu Lande,
Wie bei euch balſamirten Herrn,
Euch niedlichen Olympiern
Faullenzen keine Schande.
Und brauchte nur — ich folgte gleich!
Kein Oberhaupt das Höllenreich.

Ha! wär die Katz' zum Loch hinaus,
Die Mäuſe möcht' ich ſehen!
Sie liefen mir von Hof zu Haus
Und jagten meinen Mufti 'naus!
Würd' drauf und drunter gehen!
Potz alle Donner! geh' er mir!
Gewitzigt bin ich für und für.

Was war's nicht ſchon für ein Tumult,
Der Thürme eingeſchmiſſen!
Und war's denn damals meine Schuld,
Daß meine Philoſophen Pult
Und Ketten losgeriſſen?
Wie? riſſen erſt Poeten los?
Hilf, Himmel! welch ein Ohrenſtoß!

Bei langem Tage ſchwatzt ſich viel!
Mag wol auf euren Bänken
Euch träg' genug beim Lhomberſpiel
Und Dudeldum und Federkiel
Die Zeit vorüber hinken.
Der Müßiggang beißt wie ein Floh
Auf Sammetpolſtern — wie auf Stroh.

Da weiß vor ew'ger Langeweil'
Mein Bruder nichts zu treiben,
Und zündelt mit dem Donnerkeil,
Und ſchießt, ich hör's ja am Geheul,
Mit Wettern nach der Scheiben,
Daß Rheas arme Schulter ſchwankt,
Und mir für meine Hölle bangt.

Großvater Coelus ſollt' ich ſein!
Ich wollt' mir Ruhe ſchaffen.
Ihr müßtet mir in Leiber 'nein,
Und in den Windeln ei, ei! ſchrei'n,
Und durch fünf Fenſter gaffen!
Vorerſt noch über meinen Strom,
Und dann erſt nach Elyſium! —

Nun, denk' ich, ſetzt er ſich zu Pferd,
Hoff's, er wird mich begreifen;
Auch iſt's vielleicht der Mühe werth,
Er ſagt was er jetzt angehört,
Dem Zeus, beim Barteinſeifen.
Er mache was er wolle draus!
Das jückt mich nicht in meinem Haus.

Und damit kehrt der Herr zurück!
Sein Servus! Gott befohlen!
Man kann ihm — halt 'n Augenblick! —
Für ſeine Müh' ein hübſches Stück
Rothgüldenerz herholen.
Mag droben doch was Rares ſein,
Wir Tartarer hofiren drein.“ —

Drittes Buch.

Somit beurlaubt ſich der Gott
Mit kurzen Reverenzen,
Als plötzlich durch die Höllenrott
Hindurch ſich riß ein Flügelbot'.
(Er kam von Tellus Grenzen.)
Monarch! ein Arzt, ein Wundermann
Kommt hinterdrein! — Ich ritt voran.

Platz für den fremden Praktikus!
Er kommt mit Peitſch' und Sporen:
Nickt freundlich jedem ſeinen Gruß,
Als wär' er hier im Tartarus
Erzogen und geboren;
Freimüthig, ohne Furcht und Graus,
Wie Britten in dem Unterhaus.

„Gott grüß die Herren alleſammt!
So trifft man hier zu Lande,
Wohin, wer von Prometheus ſtammt,
Jedweden das Geſchick verdammt,
Noch treffliche Bekannte!
Wer weiſt mich nach Elyſen hin!
Möcht' gern die Brunnen ſpringen ſehn.“

Gemach! der Fürwitz wird den Herrn
Doch nicht ſo haſtig treiben,
Er muß mir jetzt, beim Siebenſtern!
Er muß mir, ungern oder gern
Noch ein Rezept verſchreiben.
Die Höll' iſt mein, Pluto mein Nam!
Heraus 'n mal mit ſeinem Kram!“

Mit einem ſcharfen Blicke mißt
Der Arzt den ſchwarzen Kaiſer.
Zwar riecht er nicht am gnäd'gen Miſt,
Beäugelt nicht was er gepißt,
(Auch würd' er des nicht weiſer.)
Durchdringend wie elektriſch Feu'r
Erſpäht ſein Blick — das Ungeheu'r.

Monarch! Ich ſchenke dir die Beicht'
Der ſchlimmen Siebenſachen.
So desperat der Rath dich däucht,
So iſt doch auch der Fall nicht leicht —
Und Kinder fürchten Drachen.
Ein Teufel frißt den andern! — kurz!
Ein Weibchen — oder Rieſewurz!

Sie tändle oder keiſe nun,
(Ich weiß von keinem Dritten)
So jagt ſie doch den Alp davon,
Der dich auf deinem Eiſenthron
Erbärmlich zugeritten.
Jagt frei und flink bergab zum Fuß,
Bergauf zum Kopf die Spiritus.

Vivat der Doktor hochgelehrt,
Der dieſen Spruch thät fällen!
Ein ewig Denkmal iſt er werth,
Darauf in Marmor, hoch zu Pferd,
Von Phidias zu ſtellen.
Ein Monument, das nie verdirbt,
Wenn Hippokrat und Boerhave ſtirbt.

Keck nahen jetzt die Todten ſich
    Zum hölliſchen Monarchen —
Der Frau Plutonin in die Küch
Ein Laberdan — macht gute Sprüch',
    Und fromme Ariſtarchen.
Hieroben frommte der Gebrauch!
Juchhe! jetzt gilt er drunten auch.

P.

Die Buße.

Jung bulte ſie mit Groß und Klein
So recht ein epikuriſch Schwein,
Jetzt weidet ſie an fremdem Glücke
Platoniſch die bekehrten Blicke,
Thut Buße und wird — Kupplerin.

T.

Aktäon.

Wart'! deine Frau ſoll dich betrügen,
Ein Andrer ſoll in ihren Armen liegen,
Und Hörner dir hervor zum Kopfe blüh'n!
Entſetzlich! mich im Bad zu überraſchen,
(Die Schande kann kein Aetherbad verwaſchen)
Und, mir nichts, dir nichts — fortzuflieh'n.

D.

Zuverſicht der Unſterblichkeit.

Zum neuen Leben iſt der Todte hier erſtanden,
  Das weiß und glaub ich feſtiglich.
Mich lehren's ſchon die Weiſen ahnden,
  Und Schurken überzeugen mich.

O.

Vorwurf, an Laura.

Mädchen halt — wohin mit dir du Loſe?
Bin ich noch der ſtolze Mann? der Groſe?
  Mädchen, war das ſchön?
Sieh! der Rieſe ſchrumpft durch dich zum Zwerge,
Weggehaucht die aufgewälzten Berge
  Zu des Ruhmes Sonnenhöhn.

Abgepflücket haſt du meine Blume,
Haſt verblaſen all die Glanzfantome
  Narrentheidigſt in des Helden Raub.
Meiner Plane ſtolze Pyramiden
Trippelſt du mit leichten Zefyrtritten
  Schäkernd in den Staub.

Zu der Gottheit flog ich Adlerpfade,
Lächelte Fortunens Gaukelrade,
  Unbeſorgt wie ihre Kugel fiel.
Jenſeits dem Kozytus wollt' ich ſchweben,
Und empfange ſklaviſch Tod und Leben,
  Leben, Tod von einem Augenſpiel.

Siegern gleich, die wach ven Donnerlanzen
In des Ruhmes Eiſenfluren tanzen
Losgeriſſen von der Frynen Bruſt,
Wallet aus Aurorens Roſenbette
Gottes Sonne über Fürſtenſtädte
Lacht die junge Welt in Luſt!

Hüpft der Heldin noch dis Herz entgegen?
Trink ich, Adler, noch den Flammenregen
Ihres Auges das vernichtend brennt?
In den Bliken die vernichtend blinken
Seh ich meine Laura Liebe winken,
Seh's, und weine wie ein Kind.

Meine Ruhe, gleich dem Sonnenbilde
In der Welle, wolkenlos und milde,
Mädchen haſt du hingemordt.
Schwindelnd ſchwank ich auf der gähen Höhe,
Laura? — wenn mich — wenn mich Laura flöhe?
Und hinunterſtrudelt mich das Wort.

Hell ertönt das Evoe der Zecher,
Freuden winken vom bekränzten Becher,
Scherze ſpringen aus dem goldnen Wein.
Seit das Mädchen meinen Sinn beſchworen,
Haben mich die Jünglinge verloren,
Freundlos irr ich und allein.

Lauſch ich noch des Ruhmes Donnergloken?
Reizt mich noch der Lorbeer in den Loken?
Deine Leyr Apollo Zynthius?

Nimmer, nimmer wiederhallt mein Buſen,
Traurig fliehen die beſchämten Muſen,
Flieht Apollo Zynthius?

Will ich gar zum Weibe noch erlahmen?
Hüpfen noch bei Vaterlandes Namen
Meine Pulſe lebend aus der Gruft?
Will ich noch nach Varus Adler ringen?
Wünſch ich noch in Römerblut zu ſpringen,
Wenn mein Hermann ruft? —

Köſtlich iſts — der Schwindel ſtarrer Augen,
Seiner Tempel Weihrauchduft zu ſaugen,
Stolzer, kühner ſchwillt die Bruſt. —
Kaum erbettelt izt ein halbes Lächeln
Was in Flammen jeden Sinn zu fächeln
Zu empören jede Kraft gewußt. —

Daß mein Ruhm ſich zum Orion ſchmiegte,
Hoch erhoben ſich mein Name wiegte
In des Zeitſtroms woogendem Gewühl.
Daß dereinſt an meinem Monumente
Stolzer thürmend nach dem Firmamente
Chronos Senſe ſplitternd niederfiel —

Lächelſt du? — Nein! nichts hab ich verloren!
Stern und Lorbeer neid ich nicht den Thoren,
Leichen ihre Marmor nie —
Alles hat die Liebe mir errungen,
Ueber Menſchen hätt' ich mich geſchwungen,
Izo lieb ich ſie!

Y.

Die Alten und Neuen.

Am Pfluge, wie die Chronik lehrt,
Philoſophirten unſre Väter —
Nun hat der Fall ſich umgekehrt,
Izt pflügt man am Katheder!

C.

Der einfältige Bauer.

Matthes.

Gevatter! hört 'nmal die Späße!
Bliz! hab euch da ein hochg'ſtudirt Geleſe,
Meßias ſchreibt ſich 's Buch, der Mann
Hat Reiſen durch die Luft gethan
Und auf den ſonngepflaſterten Gaſſen
Manch Solenleder ſizen laſſen,
Hat geſehen den Himmel offen,
Iſt hautganz durch die Höll geloffen,
Da hab ich nun ſo bei mir ſelbſt gedacht,
Ein Herr, der ſolch Stück Wegs gemacht
Sagt unſer ein'm, wie Flachs und Waizen wachſe.
Wie meint ihr? — 's käm aufs Fragen-an? —

Lukas.

Narr meinſt, ein ſo fürnehmer Mann
Der frag nach unſer eines Korn und Flachſe?

P.

Edgar an Pſyche.

Welch ein Leben, kleine Pſyche,
Wenn ich Nachtigallen gliche?
O, ich lockte dich
Flötend zu willkommnen Thränen,
Klagte dir in Silbertönen
Und du liebteſt mich!

Welch ein Leben, fromme Pſyche,
Wenn ich Turteltäubchen gliche?
Ich umhüpfte dich,
Spielte dir im Schoos mit Freuden,
Girrte ſchmachtend Zärtlichkeiten,
Und du liebteſt mich.

Welch ein Leben, ſchöne Pſyche,
Wenn ich Frülingsroſen gliche?
Ich umgöſſe dich
Rings mit Wolgerüchen, blühte
Froh in deines Buſens Mitte:
Und du liebteſt mich.

Welch ein Leben, ſanfte Pſyche,
Wenn ich leiſen Zèphirn gliche?
Ich umwehte dich,
Tränke deines Athems Schwüle,
Hauchte dir in's Antliz Kühle:
Und du liebteſt mich.

Welch ein Leben, holde Pſyche,
Wenn dein Edgar allen gliche?
Ich umſchwebe dich,
Opfre Blumen alle Tage,
Girre, ſinge, flöte, klage;
Und du flieheſt mich?

Pſyche bleib — warum denn Roſen,
Nachtigallen, Täubchen koſen?
Mehr, o mehr kann ich!
Lieben kann ich, fühlen, küſſen,
Heiß umarmen, Nächte ſüßen! —
Pſyche, liebe mich!

Ha.

Sitten und Zeiten.

Vor Alters zankten ſich, die Wahrheit aufzuklären,
Gelehrten, ob die Weiber Menſchen wären:
Jüngſt fragten Gecken und gelehrte Bengel:
„Sind ſie nicht Engel?"

Bn.

Ein Vater an ſeinen Sohn.

Wie die Himmelslüfte mit den Roſen
An den Frülingsmorgen zärtlich koſen;
Kind, ſo ſchmeichelt dir
Jetzt das äußre Glück in deinen Jugendtagen,
Thränen ſahſt du nur; noch rangen keine Klagen,
Sich aus deiner Bruſt herfür.

Aber ſieh! der Hain, der kaum entzücket,
Neigt ſich, plötzlich raßt der Sturm, zerknicket
Liegt die Roſenblum'!
O, ſo iſt es, Sohn, mit unſern Sinnesfreuden,
Unſerm Golde, unſern lichten Herrlichkeiten,
So mit unſerm Flitterruhm.

Nur des Höchſten Abglanz, der Gerechte,
Welcher in dem ſchrecklichen Gefechte
Zwiſchen Luſt und Pflicht
Jener ſich entringt, der höh'ren Weisheit Stimme
Folget, troz der Selbſtſucht heißem Grimme,
Die ſein Herz mit Schwertern ſticht.

Deſſen Wolluſt trägt von hier die Bahre
Nicht, es löſcht ſie nicht der Strom der Jahre,
Nicht die Ewigkeit:
Angeleuchtet könnt' er in den letzten Blitzen,
Und vom Weltenumſturz angeſchwungen ſitzen,
Ohne Menſchenbangigkeit.

W.

Die Meſſiade.

Religion beſchenkte dies Gedicht,
Auch umgekehrt? — das fragt mich nicht.

Nr.

Oſſians Sonnengeſang

aus dem Gedichte Karthon.

(In Muſik zu haben beim Herausgeber.)

O, die du, rund wie meiner Väter Schild,
Wandelſt, Sonne, dort oben!
Woher dein ewig Licht? Von wannen quillt
Dein Stralenſtrom? Mit Majeſtät erhoben
Trittſt du herfür! — da zittern zurück
Die dunklen Geſtirne vom tagenden Himmel:
Froſtig bleich fliehet der Mond ins Abendwellengewimmel,
Finſter vor deinem allherrſchenden Blick'.

Einſam geh'ſt du, angethan mit Lichte! —
Wer in deinem Lauf gibt dir Geleit?
Von den Bergen ſtürzt die ſtolze Fichte;
Berge ſelbſt zerſtäuben für der Zeit!
Gen Himmel ſteigt und niederfällt das Meer:
Aber du jauchzeſt unwandelbar herrlich daher.

Wenn durch's Dunkel zucken die Blitze;
Wenn Orkane heulen durch der Felſen Ritze;
Hagel regnet, wenn der Donner kracht,
Und die Welt der Sturm begräbt in Nacht; —
Schaueſt du aus deiner Wolkenwiege,
Lächelſt du der Elemente Kriege!

Aber ach! für Oſſian vergebens
Lächelſt du, du Quelle alles Lebens,

Nimmer ſieht er deinen gold'nen Strahl
Niederfließen in das Morgenthal,
Nimmer dich, umrauſcht vom Wellenſchwarme,
Niederwiegen in des Abends Arme!

Doch, o Sonne, wirſt auch du vielleicht —
Sonne, ach, wie Oſſian verſchwinden?
Daß auch deine Jugendkraft entweicht,
Daß auch einſtens deine Tage enden,
Daß du ſchläfſt, in deiner Wolkengruft,
Höreſt nimmer, wenn der Morgen ruft!

O, ſo freu' dich deiner Jugendſchöne!
Bleich und unhold iſt des Alters Miene,
Düſter, wie wenn Mondenlicht
Durch zerrißne Winterwolken bricht,
Wenn hinauf der Nebel ſtrömt am Hügel,
Durch die Eb'ne raſſelt Nordwinds Flügel,
Und in Mitte ſeiner Fahrt
Der Wanderer erſtarrt!

H...

In Fuldas Wurzellexicon.

Woher mag wol das Wörtchen Hochzeit ſtammen?
Nur eine kleine Pauſ'!
Setzt hohe — Zeit zuſammen,
So kommt Hochzeit heraus.

L.

Kaſtraten und Männer.

Ich bin ein Mann! — wer iſt es mehr?
Wer's ſagen kann, der ſpringe
Frei unter Gottes Sonn' einher
Und hüpfe hoch und ſinge!

Zu Gottes ſchönem Ebenbild
Kann ich den Stempel zeigen,
Zum Born, woraus der Himmel quillt
Darf ich hinunter ſteigen.

Und wol mir daß ichs darf und kann!
Geht 's Mädchen mir vorüber,
Ruft's laut in mir, du biſt ein Mann!
Und küſſe ſie ſo lieber.

Und röther wird das Mädchen dann,
Und 's Mieder wird ihr enge —
Das Mädchen weiß, ich bin ein Mann,
Drum wird ihr 's Mieder enge.

Wie wird ſie erſt um Gnade ſchrei'n,
Ertapp' ich ſie im Bade?
Ich bin ein Mann, das fällt ihr ein,
Wie ſchrie ſie ſonſt um Gnade?

Ich bin ein Mann, mit dieſem Wort
Begegn' ich ihr alleine,
Jag' ich des Kaiſers Tochter fort,
So lumpicht ich erſcheine.

Und dieſes goldne Wörtchen macht
Mir manche Fürſtin holde,
Mich ruft ſie — habt indeſſen Wacht,
Ihr Buben dort im Golde!

Ich bin ein Mann, das könnt ihr ſchon
An meiner Leier riechen,
Sie donnert wie im Sturm davon,[32]
Sonſt würde ſie ja kriechen.

Zum Feuergeiſt im Rückenmark
Sagt meine Mannheit: Bruder!
Und herrſchen beide löwenſtark,
Umarmend an dem Ruder.[33]

Aus eben dieſem Schöpferfluß,
Woraus wir Menſchen ſprudeln,[34]
Quillt Götterkraft und Genius,
Nur leere Pfeifen dudeln.[35]

Tyrannen haßt mein Talisman
Und ſchmettert ſie zu Boden,
Und kann er's nicht, führt er die Bahn
Freiwillig zu den Todten.

Pompejen hat mein Talisman
Bei Pharſalus bezwungen,[36]
Roms Wollüſtlinge Mann für Mann
Auf deutſchen Sand gerungen.

Saht ihr den Römer ſtolz und kraus
In Afrika dort ſitzen?
Sein Aug' ſpeit Feuerflammen aus,
Als ſäht ihr Hekla blitzen.

Da kommt ein Bube wolgemuth,
Gibt Manches zu verſtehen,
„Sprich, du hätt'ſt auf Karthago's Schutt
Den Marius geſehen!"

So ſpricht der ſtolze Römersmann,
Der Bub' thät fürbas eilen;
Das dankt der ſtolze Römersmann,
Das dankt er ſeinen Pfeilen![37]

Drauf thäten ſeine Enkel ſich
Ihr Erbtheil gar abdrehen,
Und buben jedermänniglich
Anmuthig an zu krähen. —

O Pfui, und pfui und wieder pfui[38]
Den Elenden! — ſie haben
Verlüderlicht in einem Hui[39]
Des Himmels beſte Gaben.

Dem lieben Herrgott ſündiglich
Sein Konterfei verhunzet,
Und in die Menſchheit ſchweiniglich
Von dieſem Nu gegrunzet.[40]

Und ſchlendern elend durch die Welt,
Wie Kürbiſſe, von Buben
Zu Menſchenköpfen ausgehölt,
Die Schädel leere Stuben!

Wie Wein von einem Chemikus
Durch die Retort' getrieben,
Zum Teufel iſt der Spiritus,
Das Phlegma iſt geblieben.

Und fliehen jedes Weibsgeſicht,
Und zittern, es zu ſehen, —
Und dürſten ſie — und können nicht!
Da möchten ſie vergehen! —

Und wenn das blonde Seidenhaar,
Und wenn die Kugelwaden,
Wenn lüſtern Mund und Augenpaar
Zum Luſtgenuſſe laden,

Und zehenmal das Halstuch fällt,
Und aus den loſen Schlingen,
Halbkugeln einer beſſern Welt,
Die vollen Brüſte ſpringen, —

Führt gar der höllſche Schadenfroh
Sie hin, wo Nymphen baden,
Daß ihre Herzen lichterloh
Von dieb'ſchen Flammen braten,

Wo ihrem Blick der Spiegelfluß
    Elyſium entziffert,
Arkana, die kein Genius
    Dem Aug' je blos geliefert,

Und Ja! die tollen Wünſche ſchrei'n,
    Und Nein! die Sinne brummen —
O Tantal! ſtell dein Murren ein!
    Du biſt noch gut durchkommen! —

Kein kühler Tropfen in den Brand!
    Das heiß' ich auch beteufeln!
Gefühl iſt ihnen Konterband,
    Sonſt müſſen ſie verzweifeln![41]

Drum flieh'n ſie jeden Ehrenmann,
    Sein Glück wird ſie betrüben —
Wer keinen Menſchen machen kann,
    Der kann auch keinen lieben.

Drum tret ich frei und ſtolz einher,
    Und brüſte mich und ſinge:
Ich bin ein Mann! — Wer iſt es mehr?
    Der hüpfe hoch und ſpringe.

O.

Doktor Pandolff.

Glück zur Geneſung! Herr Pandolff,
Frißt doch kein Wolf den andern Wolf.

U.

An den Frühling.

Willkommen, ſchöner Jüngling!
Du Wonne der Natur!
Mit deinem Blumenkörbchen
Willkommen auf der Flur!

Ei, ei, da biſt ja wieder!
Und biſt ſo lieb und ſchön!
Und freu'n wir uns ſo herzlich
Entgegen dir zu gehn.

Denkſt auch noch an mein Mädchen?
Ei, Lieber, denke doch!
Dort liebte mich das Mädchen
Und 's Mädchen liebt mich noch!

Für's Mädchen manches Blümchen
Erbettelt' ich von dir —
Ich komm' und bettle [42] wieder,
Und du? — du gibſt es mir!

Willkommen, ſchöner Jüngling!
Du Wonne der Natur!
Mit deinem Blumenkörbchen
Willkommen auf der Flur.

M.

Polizeiordnung.

Getroſt! Jezt würgt das Pfuſcherheer
Mit Henkershand das Volk nicht mehr,
Das Mittel iſt jezt ausgedacht,
Daß man ſie all — zu Doktors macht.

Hr.

Die alten und neuen Helden.

Wie tief ſank unſer Sekulum herunter!
Da rühm ich mir die alte Welt!
Giengs in die Schlacht, war jeder Held,
That aus dem Stegreif blaue Wunder,
Und wo liegt denn der Grund? — gemach!
Man trug die Baarſchaft dort im Kopfe,
Und Weisheit wohnte unterm Schopfe,
Jezt kommt ſie mit Bagage nach.

L.

Unterſchied der Zeiten.

Wer frey'te, kauft' ſein Weib ſich ſonſt —
Jezt kriegt man eine Frau — umſonſt.

H...

Hymne an den Unendlichen.

Zwiſchen Himmel und Erd, hoch in der Lüfte Meer,
In der Wiege des Sturms trägt mich ein Zakenfels,
Wolken thürmen
Unter mir ſich zu Stürmen,
Schwindelnd gaukelt der Blik umher
Und ich denke dich, Ewiger.

Deinen ſchauernden Pomp borge dem Endlichen
Ungeheure Natur! Du der Unendlichkeit
Rieſentochter!
Sei mir Spiegel Jehovahs!
Seinen Gott dem vernünftgen Wurm
Orgle prächtig, Gewitterſturm!

Horch! er orgelt — Den Fels wie er herunterdrönt!
Brüllend ſpricht der Orkan Zebaoths Namen aus.
Hingeſchrieben
Mit dem Griffel des Blizes:
Kreaturen erkennt ihr mich?
Schone, Herr! wir erkennen dich.

Y.

Auf den Hrn. N.

Der kupferreiche N. — (denn was vermag der Wein!)
Wünſcht Janus mit dem Doppelkopf zu ſeyn,
Den er im Wappen führt — dann erſt ſollt's ihm behagen,
Könnt' er zumal *zwey* Gläſer niederjagen.

H...

Die Gröſe der Welt.

Die der ſchaffende Geiſt einſt aus dem Chaos ſchlug,
Durch die ſchwebende Welt flieg ich des Windes Flug,
Bis am Strande
Ihrer Wogen ich lande.
Anker werf', wo kein Hauch mehr weht
Und der Markſtein der Schöpfung ſteht.

Sterne ſah ich bereits jugendlich auferſtehn,
Tauſendjährigen Gangs durchs Firmament zu gehn,
Sah ſie ſpielen
Nach den lokenden Zielen,
Irrend ſuchte mein Blik umher,
Sah die Räume ſchon — ſternenleer.

Anzufeuren den Flug weiter zum Reich des Nichts,
Steur' ich muthiger fort, nehme den Flug des Lichts
Neblicht trüber
Himmel an mir vorüber
Weltſyſteme, Fluten im Bach
Strudeln dem Sonnenwandrer nach.

Sieh, den einſamen Pfad wandelt ein Pilger mir
Raſch entgegen — „Halt an! Waller, was ſuchſt du hier?“
„„Zum Geſtade
Seiner Welt meine Pfade!
Seegle hin wo kein Hauch mehr weht,
Und der Markſtein der Schöpfung ſteht!““

„Steh! du ſeegelſt umſonſt — vor dir Unendlichkeit!“
„„Steh! du ſeegelſt umſonſt — Pilger auch hinter mir! —
Senke nieder
Adlergedank dein Geſieder,
Kühne Seeglerin, Fantaſie,
Wirf ein muthloſes Anker hie.““

Y.

Gegründete Furcht.

Wohl nicht ums ganze Erdenrund
Möcht ich, ſpricht Fräulein Kunigund,
Des Nachts mehr in den Spiegel ſchauen —
Des Satans ſcheußlich Angeſicht
Sah ich daraus leibhaftig ſchauen —
Bei Gott! ſpricht Veit, ich zweifle nicht,
Man ſiehts ja ſelbſt beim Tageslicht.

Hr.

Paſſanten-Zettel am Thor der Hölle.

Früh morgends zehen Advokaten
Zu Pferd, acht Schreiber hinterdrein,
Darauf ein Herr mit runden Waden,
Soll gar ein Hum! geweſen ſeyn.
Mittags ein Jud, drei Rezenſenten,
Drauf acht beſoffene Studenten,
Ein gar fürnehmer Herr hopp hopp
Im majeſtätiſchen Galopp,

Nach Mittag mit zerzauſten Haaren
Ein Heer verloſſener Huſaren,
Voran En Gnaden Herr Major —
Zulezt — doch nur gemach ihr Herren!
Wills denn zum jüngſten Tage währen?
Und plözlich ſiel der Schlagbaum vor.

Item am Thor des Himmels.

Vor Mittag nichts — Mittags ein Heid, zwei Kinder;
Spät Abends noch — ein armer Sünder.

3.

Meine Blumen.

Schöne Frühlingskinder lächelt,
Jauchzet Veilchen auf der Au!
Süſer Balſamathem fächelt
Aus des Kelches Himmelblau.
Schön das Kleid mit Licht geſtiket,
Schön hat Flora euch geſchmüket
Mit des Buſens Perlenthau!
Holde Frühlingskinder weinet!
Seelen hat ſie euch verneinet,
Trauert Blümchen auf der Au!

Nachtigall und Lerche flöten
Minnelieder über euch,
Und in euren Balſambeeten
Gattet ſich das Fliegenreich.

Schuf nicht für die ſüſen Triebe
Euren Kelch zum Thron der Liebe
So wollüſtig die Natur.
Sanfte Frühlingskinder weinet,
Liebe hat ſie euch verneinet,
Trauert Blümchen auf der Flur!

Aber wenn, vom Dom umzingelt,
Meine Laura euch zerknikt,
Und in einen Kranz geringelt
Thränend ihrem Dichter ſchikt —
Leben, Sprache, Seelen, Herzen
Flügelboten ſüſer Schmerzen!
Goß euch diß Berühren ein.
Von Dionen angefächelt,
Schöne Frühlingskinder lächelt,
Jauchzet Blumen in dem Hayn![43]

Y.

Fluch eines Eiferſüchtigen.

So flieh mich dann, verruchte falſche Seele,
So flieh mich dann, geh, wälze dich
In wilder geiler Luſt, und lachend quäle
Jüngſt deinen Liebling mich!

Sag, athmet unter Erdenſöhnen einer,
Der feurig liebt und gränzenlos wie ich?
Brennt Gottes unbeflekte Sonne reiner
Als dieſes Herz — für dich?

Der Himmel ſah's, wie ich oft wolluſttrunken
Mich wälzte wild zu ihren Füßen hier,
Wie ich oft in Entzükung hingeſunken
Ohnmächtig rang an ihr.

Flog nicht, wenn ich vor Gott voll heißer Reue
Gekniet, ſchnell mein Gedanke weg von Gott?
Sie ſtand vor mir, Sie — Heiliger verzeihe!
Ward mein Gebet, mein Gott.

Und nun, wer iſt's? — o, laßt mich ihn nicht nennen,
Ihr Furien, daß nicht von Fieberwuth
Empört, entfeſſelt meine Geiſter rennen,
Zur Flamme wird das Blut.

Doch, Narr! was winſl' ich denn der Ungetreuen?
Sie fleht mein ſterbend rauchend Blut umſonſt,
Frohn', frohn' nur ſtinkend geilen Bulereien,
Frohn' ewig wilder Brunſt.

Bis dich — ach, mir zu hölliſch ſüßer Freude!
Ein freſſend, peinigendes Gift durchnagt,
Und Mark und Bein und alle Eingeweide
In frühe Moder jagt.

Bis dann, beſä't von Peſt und Eiterbeulen,
Dich ſelbſt der Tod mit falſcher Hoffnung höhnt,
Die qualzermalmten Lungen in dir heulen,
Der Nerv Zernichtung ſtöhnt.

Dann ſeh' ich jauchzend die verweſten Glieder,
Wollüſtig ſaugt den Jammerton mein Ohr,
Seh, ſtürze ſelbſt von Schrecken ſtarrend nieder,
Und lache laut empor.

X.

Das Geheimniß der Reminiſzenz.

An Laura.

Ewig ſtarr an Deinem Mund zu hangen,
Wer enträzelt dieſes Wutverlangen? [44]
Wer die Wolluſt, Deinen Hauch zu trinken,
In Dein Weſen, wenn ſich Blike winken,
Sterbend zu verſinken?

Fliehen nicht verrätheriſch, — wie Sklaven,
Weggeworfen faigen Muths die Waffen, — [45]
Meine Geiſter, hin im Augenblike!
Stürmend über meines Lebens Brüke,
Wenn ich Dich erblike?

Sprich, warum entlaufen ſie dem Meiſter?
Suchen dort die Heimat meiner Geiſter?
Oder küſſen die getrennten Brüder,
Losgeraſt vom Kettenband der Glieder, [46]
Dort bei Dir ſich wieder? —

Laura? träum' ich? raſ' ich? — die Gedanken
Ueberwirbeln des Verſtandes Schranken —
Sieh! der Wahnſinn iſt des Räzels kunder,
Staune Weisheit auf des Wahnſinns Wunder
Neidiſchbleich herunter. [47]

Waren unſre Weſen ſchon verflochten?
War es darum, daß die Herzen pochten?
Waren wir im Stral erloſchner Sonnen
In den Tagen lang begrabner [46] Wonnen
Schon in Eins zeronnen?

Ja wir warens — Eins mit Deinem Dichter
Warſt du Laura — warſt ein Weltzernichter! — [49]
Meine Muſe ſah es auf der trüben
Tafel der Vergangenheit geſchrieben:
Eins mit deinem Lieben!

Aber ach! die ſel'gen Augenblike
Weinen leiſer in mein Ohr zurüke —
Könnten Grolls die Gottheit Sünder ſchelten,
Laura — den Monarchen aller Welten
Würd' ich Neides ſchelten.

Aus den Angeln drehten wir Planeten,
Badeten in lichten Morgenröthen,
In den Loken ſpielten Edens Düfte
Und den Silbergürtel unſrer Hüfte
Wiegten Mayenlüfte.[50]

Uns entgegen goſſen Nektarquellen
Tauſendrörigt ihre Wolluſtwellen,
Unſerm Winke ſprangen Chaosriegel,[51]
Zu der Wahrheit lichtem Sonnenhügel
Schwang ſich unſer Flügel.

Unſern Augen riſſ' der Dinge Schleyer,
Unſre Blike, flammender und freier,

Sahen in der Schöpfung Labyrinthen,
Wo die Augen Lyonets verblinden,
Sich noch Räder winden —

Tief o Laura unter jener Wonne
Wälzte ſich des Glükes Rietentonne,
Schweifend durch der Wolluſt weite Lande
Warfen wir der Sätt'gung Ankerbande
Ewig nie am Strande —[52]

Weine Laura — dieſer Gott iſt nimmer,
Du und ich des Gottes ſchöne Trümmer,
Und in uns ein unerſättlich Drängen[53]
Das verlorne Weſen einzuſchlingen,
Gottheit zu erſchwingen.

Darum Laura dieſes Wutverlangen,[54]
Ewig ſtarr an deinem Mund zu hangen,
Und die Wolluſt, deinen Hauch zu trinken,
In dein Weſen, wenn ſich Blike winken,
Sterbend zu verſinken.

Darum fliehn, verrätheriſch, wie Sklaven,
Weggeworfen faigen Muts die Waffen[55]
Meine Geiſter, hin im Augenblike!
Stürmend über meines Lebens Brüke,
Wenn ich Dich erblike!

Darum nur entlaufen ſie dem Meiſter,
Ihre Heimat ſuchen meine Geiſter,
Losgeraft vom Kettenband der Glieder,
Küſſen ſich die langgetrennten Brüder
Wiederkennend wieder.

Töne! Flammen! zitterndes Entzüken!
Weſen lechzt an Weſen anzurüken —
Wie, beim Anblik einer Freundsgaleere,
Friedensflaggen im Oſtindermeere
Wehen laſſen Heere;

Aufgejagt von froher Pulverweke,
Springt das Schiffsvolk freudig auf's Verdeke,
Hoch im Winde ſchwingen ſie die Hüte,
Poſidaons woogendes Gebiete
Drönt von ihrem Liede. —

War es nicht dis freudige Entſezen,
Als mir's ward an Lauren mich zu lezen?
Ha! das Blut, voll wütendem Verlangen,
Drängte ſich muthwillig zu den Wangen
Lauren zu empfangen —[56]

Und auch Du — da mich dein Auge ſpähte,
Was verrieth der Wangen Morgenröthe? — —[57]
Floh'n wir nicht als wären wir verwandter,
Freudig, wie zur Heimat ein Verbannter,
Brennend[58] an einander? —

[59] Sieh, o Laura, deinen Dichter weinen! —
Wie verlor'ne Sterne wieder ſcheinen,
Flimmen öfters, flüchtig, gleich dem Blize,
Traurigmahnend an die Götterſize,
Stralen durch die Rize —

Oftmals liſpeln der Empfindung Saiten
Leiſe Ahndung jener goldnen Zeiten —

Wenn ſich ſchüchtern unſre Augen grüſen,
Seh ich träumend in den Paradieſen
Nektarſtröme flieſen. —

Ach zu oft nur waffn' ich meine Mächte,
Zu erobern die verlornen Rechte —
Klimme kühner bis zur Nektarquelle,
Poche ſiegend an des Himmels Schwelle,
Taumle rük zur Hölle!

Wenn dein Dichter ſich an deine ſüſen
Lippen klammert mit berauſchten Küſſen,
Fremde Töne um die Ohren ſchwirren,
Unſre Weſen aus den Fugen irren
Strudelnd ſich verwirren,

Und verkauft vom Meineid der Vaſallen
Unſre Seelen ihrer Welt entfallen,
Mit des Staubs Tyrannenſteuer pralen,
Tod und Leben zu wollüſtgen Qualen
Gaukeln in den Schaalen.

Und wir beide — näher ſchon den Göttern —
Auf der Wonne gähe Spize klettern,
Mit den Leibern ſich die Geiſter zanken,
Und der Endlichkeit deſpotſche Schranken —
Sterbend — überſchwanken —

Waren, Laura, dieſe Luſtſekunden
Nicht ein Diebſtal jener Götterſtunden?
Nicht Entzüken, die uns einſt durchfuhren?
Ineinanderzukender Naturen,
Ach! nur matte Spuren?

Hat dir nicht ein Stral zurükgegloſtet?
Haſt du nicht den Göttertrank gekoſtet? —
Ach! ich ſah den Purpur deiner Wangen! —
War es doch der Weſen die ſich ſchlangen
Eitles Unterfangen! — —

Laura — majeſtätiſch anzuſchauen
Stand ein Baum in Edens Blumenauen;
„Seine Frucht vernein' ich eurem Gaume,
„Wißt! der Apfel an dem Wunderbaume
„Labt — mit Göttertraume.“

Laura — weine unſers Glükes Wunde! —
Saftig war der Apfel ihrem Munde — — —
Bald — als ſie ſich Unſchuldsvoll umrollten —
Sieh! — wie Flammen ihr Geſicht vergoldten! —
— Und die Teufel ſchmollten.

Y.

Gruppe aus dem Tatarus.

Herch — wie Murmeln des empörten Meeres,
Wie durch holer Felſen Beken weint ein Bach,
Stöhnt dort dumpfigtief ein ſchweres — leeres
Qualerpreßtes Ach!

Schmerz verzerret
Ihr Geſicht — Verzweiflung ſperret
Ihren Rachen fluchend auf.
Hohl ſind ihre Augen — ihre Blike
Spähen bang nach des Kozytus Brüke
Folgen tränend ſeinem Trauerlauf. —

Fragen ſich einander ängſtlich leiſe:
Ob noch nicht Vollendung ſey? —
Ewigkeit ſchwingt über ihnen Kraiſe
Bricht die Senſe des Saturns entzwey.

Y.

Die Freundſchaft.

(Aus den Briefen Julius an Raphael; einem noch ungedruckten Roman.)

Freund! genügſam iſt der Weſenlenker —
Schämen ſich kleinmeiſteriſche Denker,
Die ſo ängſtlich nach Geſezen ſpähn —
Geiſterreich und Körperweltgewüle
Wälzet Eines Rades Schwung zum Ziele,
Hier ſah es mein Newton gehn.

Sfären lehrt es Sklaven eines Zaumes
Um das Herz des groſen Weltenraumes
Labyrinthenbahnen ziehn —
Geiſter in umarmenden Syſtemen
Nach der groſen Geiſterſonne ſtrömen,
Wie zum Meere Bäche fliehn.

War's nicht diß allmächtige Getriebe,
Das zum ew'gen Jubelbund der Liebe
Unſre Herzen aneinander zwang?
Raphael, an deinem Arm — o Wonne!
Wag auch ich zur groſen Geiſterſonne
Freudigmutig den Vollendungsgang.

Glüklich! glüklich! Dich hab ich gefunden,
Hab aus Millionen Dich umwunden,
Und aus Millionen mein biſt Du —
Laß das Chaos dieſe Welt umrütteln,
Durcheinander die Atomen ſchütteln;
Ewig fliehn ſich unſre Herzen zu.

Muß ich nicht aus Deinen Flammenaugen
Meiner Wolluſt Wiederſtralen ſaugen?
Nur in Dir beſtaun ich mich —
Schöner malt ſich mir die ſchöne Erde,
Heller ſpiegelt in des Freunds Gebärde
Reizender der Himmel ſich.

Schwermut wirft die bange Thränenlaſten,
Süßer von des Leidens Sturm zu raſten,
In der Liebe Buſen ab; —
Sucht nicht ſelbſt das folternde Entzüken
In des Freunds beredten Stralenbliken
Ungeduldig ein wollüſtges Grab? —

Stünd im All der Schöpfung ich alleine,
Seelen träumt' ich in die Felſenſteine,
Und umarmend küßt' ich ſie —
Meine Klagen ſtöhnt' ich in die Lüfte,
Freute mich, antworteten die Klüfte,
Thor genug! der ſüßen Sympathie.

Tode Gruppen ſind wir — wenn wir haſſen,
Götter — wenn wir liebend uns umfaſſen!
Lechzen nach dem ſüßen Feſſelzwang —

Aufwärts durch die tauſendfache Stufen
Zalenloſer Geiſter die nicht ſchufen
    Waltet göttlich dieſer Drang.

Arm in Arme, höher ſtets und höher,
Vom Mogolen bis zum griechſchen Seher,
    Der ſich an den lezten Seraf reyht,
Wallen wir, einmüth'gen Ringeltanzes,
Bis ſich dort im Meer des ew'gen Glanzes
    Sterbend untertauchen Maaß und Zeit —

Freundlos war der groſe Weltenmeiſter,
Fühlte Mangel — darum ſchuf er Geiſter,
    Sel'ge Spiegel ſeiner Seligkeit! —
Fand das höchſte Weſen ſchon kein Gleiches,
Aus dem Kelch des ganzen Seelenreiches
    Schäumt ihm — die Unendlichkeit.

An Fanny.

Mit müdem Schritte ſteigt vom fernen Hügel
    Einſam die Nacht,
Und ſchwingt um mich die ſorgenſchwere Flügel
    In ernſter Pracht;

Schwermütig hängt ihr ſchwarzer düſtrer Schleyer
    Schon über mir,
Kaum bricht ein zitternd todenblaſſes Feuer
    Vom Mond herfür.

In tiefen Schatten ſchlummern eingehüllet
Berg, Thal und Flur
Und grauenvolle Todtenſtille füllet
Bang die Natur.

Nur weichgeſchaffne, ſanftempörte Herzen,
Voll theurer Qual,
Beſeufzen jezt des jungen Lebens Schmerzen
Am Mondenſtral.

Jezt irrſt du, Trauteſter, mit bangem Sehnen
Im Todtenhaus,
An Julchens Grab und hauchſt in tauſend Thränen
Die Seele aus.

Du eileſt, junge Roſen abzupflücken
Vom heil'gen Grab,
Und blätterſt ſie mit traurigem Entzücken
Zu ihr hinab.

In dieſer Nacht ſaß Stella (Thränen trübten
Den ſchönen Blick)
Und rufte laut den fliehenden Geliebten
Vom Meer zurück.

Nun weinet einſam in verſchloßnen Mauern,
Am Lampenlicht,
Das heil'ge Mädchen, dem vom ſtillen Trauern
Die Seele bricht.

Ihr Buſen brennt von zärtlichem Verlangen,
Ihr ſchmachtend Herz
Verzehret ſich, ſchon ſterben ihre Wangen
Vom ew'gen Schmerz.

So welkt die Roſe, in dem fernen Thale,
Früh abgeknickt,
Eh' ſie, gelockt vom milden Frülingsſtrale,
Die Hirtin pflückt.

O, Mädchen, die voll unſchuldvoller Triebe
Das Laſter höhnt,
Und ſich nach edlen Freuden reiner Liebe
Unwiſſend ſehnt.

O du, die ſtets geheimen ernſten Kummer
Im Buſen nährt,
Du, deren Klagen oft im tiefſten Schlummer
Die Nacht gehört.

Wer du auch biſt, du biſt für mich geboren,
Uns unerkannt
Hat dir mein Herz, hat mir dein Herz geſchworen,
Zum ſüßen Band.

Längſt, längſt, o, du Geliebteſte von allen!
Fleh' ich nach dir,
Und alle Seufzer dieſes Herzens wallen
Entgegen dir.

Ein Engel lisple, ſchlummerſt du auf Roſen
In holder Ruh,
Dir meinen Namen, und mir Ruheloſen
Den deinen zu.

X.

Gefühl am erſten Oktober 1781. *)

Woher das Jauchzen dort auf jenen Traubenhügeln?
Woher das Evan Evoe?
Wem glüht die Wang? Wer iſt's, den ich in bunten Flügeln
Den hohen Thyrſus ſchwingen ſeh?

Iſt es der Genius des freudigen Getümmels,
Und zalreich ſein Gefolg umher? —
Im offnen Füllhorn trägt er das Geſchenk des Himmels,
Und vor Entzücken taumelt er! —

Wie prächtig glänzt ſie dort hervor die goldne Traube:
Vom erſten Morgenſtral begrüßt!

---

*) Der würdige Mann, den dieſe Ode feiert, möge mir die Kühnheit vergeben, daß ich meine Sammlung mit ſeinem Namen und Lobe kröne. Ob ich mich ſchon nicht für den Verfaſſer davon bekennen darf, ſo glaubte ich doch durch Aufnahme derſelben in meine Anthologie ihr den Stempel des Gleichgefühls aufgedrückt zu haben, und ich freute mich dieſes Anlaſſes, meine wärmſte Hochachtung gegen denſelben vor der ganzen Welt entblößen zu können.

Der Herausgeber.

Wie freundlich winkt er nicht, der Schatten jener Laube,
Die voll von Segen überfließt!

Ha! ſei willkommen mir du feſtlicher Oktober!
Sei, Erſtling, ganz willkommen mir!
Mit reinerm Dank bring' ich, als alle deine Lober,
Bring ihn mit mehr Empfindung dir.

Denn du biſt es, der mir Ihn, den ich theuer ſchätze,
Und zärtlich liebe bis zum Grab,
Ihn, der verdient, daß ihm mein Herz ein Denkmal ſetze,
Den beſten Freund in Rieger gab.

Zwar wiegt dein Hauch — kömmſt du — den letzten Schmuck der Bäume,
Die Blätter in Melancholie:
Still ſinken ſie herab: und ſchnell, — wie Morgenträume
Bei dem Erwachen — fliehen ſie.

Zwar folgt dir auf dem Fuß der flockige Zerſtörer,
Den jede Saite der Natur
In dumpfen Mißklang ſtimmt, daß öder dann und leerer
Rings um ſie trauern Hain und Flur.

Doch ſieh! wie ſchwindet es bei jedem frohen Male,
Des Alters, ach! ſo düſtres Bild:
Wann in gehobner Hand, aus ſchäumendem Pokale
Der Freude edler Purpur quillt!

Wie ſchwindet es, wann bei vertraulichen Geſprächen,
Der Freund von ſeinem Freund umarmt,

Um an dem kalten Nord des Winters ſich zu rächen,
An ſeines Buſens Glut erwarmt!

Und lächeln ſie uns einſt, des Frülings Kinder wieder,
Wann all die jugendliche Pracht,
Wann jede Melodie der wonnevollen Lieder,
Mit ihnen jede Luſt erwacht:

Wie heiter ſtrömt's alsdann durch unſre ganze Seele:
Welch Leben ſtralt in unſerm Blick!
Ruft uns nicht der Akzent der ſanften Philomele
Und jugendliche Kraft zurück!

So lisple, — denkt ſich heut' auch Rieger den Gedanken
Des Sturms, der uns im Alter beugt: —
Leis' ihm ſein Schutzgeiſt zu, wann von den blauen Schranken
Herab der Abendſtern ſich neigt.

Still führ' er ihn hinaus auf jene Donnerhöhe,
Lenk' ihm ſein Aug, daß er im Thal, —
Auf dem Gefild umher, — all ſeine Freunde ſehe,
Und daß ihm hoch bei ihrer Zahl,

Und höher ihm alsdann auf jener heil'gen Stelle
Deckt er ihm die Geſinnungen
Der wahren Freundſchaft auf, — gedrängt, — die Bruſt ihm ſchwelle,
Fühlt er: ſie alle lieben ihn!

Laut wird ſie dann — hinauf, die ferne Stimme, ſchallen:
„Auch G . . . iſt ein Freund von dir!
Wann Silberlocken ihm nicht mehr die Schläf' umwallen,
Iſt G . . . noch ein Freund von dir!

Auch jenſeits", — und nun glänz' ihm die kryſtallne Zähre
Im Aug': — „auch dorten liebt er dann,
Dich einſt noch, wann ſein Herz in jener Frühlingsſphäre
Sich an das deine ſchließen kann."

B.

Peter.

Wenn's wahr iſt, wie der Paſtor ſchrie,
Und wahr iſt's ohne Zweifel,
Ein jeder führ' in Kompagnie
So Engel mit als Teufel,
So dauert mich nur Peters Paar,
Denn das muß, ohne zu verſchnaufen,
Nur dreimal hundert fünf und ſechzig mal im Jahr
Mit ihm zur Schenke laufen.

U.

Der Wirtemberger.

Der Name Wirtemberg
Schreibt ſich von Wirth am Berg —
Ein Wirtemberger ohne Wein
Kann der ein Wirtemberger ſein?

D.

An mein Täubchen.

Geh trautes liebes Täubchen du
Zu Minna, meiner kleinen,
Und was ich ſag', das thu, das thu
Bei Minna meiner kleinen.

Siehſt du zwei Augen himmelblau,
Die ſanft von Sehnſucht glühen,
Und Wangen, die gleich Roſenthau
In Frülingsanmuth blühen;

Lacht aus den Blicken Himmelsruh
Und holde Engelsreine,
O Täubchen, trautes Täubchen du,
'S iſt Minna, meine kleine!

Und fliehe zärtlich ſchmeichelnd hin,
Der Kleinen lieb zu koſen,
Und lisple ſanft in Seufzerchen
Durch Düfte junger Roſen.

„Ich bin ein Täubchen jung und zart,
Aus Cypris Myrthenhaine,
Bin auch gar freundlich, frommer Art,
Heiß' die verliebte Kleine.

„Ein Täubchen liebt mich, ſchöner iſt
Kein Täubchen in dem Haine,
Scherzt, tändelt, nickt und pickt und küßt,
Heißt der verliebte Kleine.

„So fließet unſer Daſein hin,
Wie Wonnethränchen ſüße,
Süß wie ein Wolluſtſeufzerchen,
Im Taumel trunkner Küſſe.“

Dann flattre zärtlich um ſie her
Wie Roſenblüthchen ſchwirre
In bangem ſüßen Krais umher
Und liebeſeufzend girre,

Bis ſich die liebetrunkne Bruſt
Von ſanfter Ahnung hebet,
Und ſchon geheimer Liebe Luſt
Im bangen Buſen bebet.

Dann flieh ich, zitternd fliehe ich
Zur kleinen Liebewarmen,
Ach Minna, Minna höre mich!
Ich ſterb in deinen Armen.

X.

Melancholie.

An Laura.

Laura — Sonnenaufgangsglut
Brennt in deinen goldnen Bliken,
In den Wangen ſpringt purpuriſch Blut,
Deiner Thränen Perlenflut
Nennt noch Mutter das Entzücken —
Dem[60] der ſchöne Tropfe thaut,
Der[61] darinn Vergöttrung ſchaut,

Ach dem Jüngling der belohnet wimmert,
Sonnen ſind ihm aufgedämmert!

Deine Seele gleich der Spiegelwelle
Silberklar und Sonnenhelle
Mayet noch den trüben Herbſt um dich,
Wüſten öd und ſchauerlich
Lichten ſich in deiner Stralenquelle,
Düſtrer Zukunft Nebelferne
Goldet ſich in deinem Sterne;
Lächelſt du der Reizeharmonie?
Und ich weine über ſie. —

Untergrub denn nicht der Erde Veſte
Lange ſchon das Reich der Nacht?
Unſre ſtolz aufthürmenden Palläſte,
Unſrer Städte majeſtätſche Pracht
Ruhen all auf modernden Gebeinen,
Deine Nelken ſaugen ſüßen Duft
Aus Verweſung, deine Quellen weinen
Aus dem Beken einer — Menſchengruft.

Blik empor — die ſchwimmenden Planeten,
Laß dir Laura ſeine Welten reden!
Unter ihrem Zirkel flohn
Tauſend bunte Lenze ſchon,
Thürmten tauſend Throne ſich
Heulten tauſend Schlachten fürchterlich
In den eiſernen Fluren,
Suche ihre Spuren.

Früher ſpäter reif zum Grab
Laufen ach die Räder ab
   An Planetenuhren.

   Blinze dreimal — und der Sonnen Pracht
   Löſcht im Meer der Todennacht!
Frage mich von wannen Deine Stralen lodern!
   Pralſt du mit des Auges Glut?
   Mit der Wangen friſchem Purpurblut?
Abgeborgt von mürben Modern?
   Wuchernd fürs geliehne Roth,
   Wuchernd Mädchen wird der Tod
Schwere Zinſen fodern!

Rede Mädchen nicht dem Starken Hohn!
   Eine ſchönre Wangenröthe
Iſt doch nur des Todes ſchönrer Thron,
   Hinter dieſer blumigten Tapete
Spannt den Bogen der Verderber ſchon —
Glaub es — glaub es Laura deinem Schwärmer,
   Nur der Tod iſt's dem dein ſchmachtend Auge winkt,
   Jeder deiner Stralenblike trinkt
Deines Lebens karges Lämpchen ärmer;
   Meine Pulſe, praleſt Du,
Hüpfen noch ſo jugendlich von dannen —
Ach! die Kreaturen des Tyrannen
   Schlagen tükiſch der Verweſung zu.

   Aus einander bläßt der Tod geſchwind
   Dieſes Lächeln, wie der Wind
Regenbogenfarbigtes Geſchäume,

Ewig fruchtlos ſuchſt du ſeine Spur,
Aus dem Frühling der Natur
Aus dem Leben, wie aus ſeinem Keime,
Wächſt der ew'ge Würger nur.

Weh! entblättert ſeh ich deine Roſen liegen,
Bleich erſtorben deinen ſüßen Mund,
Deiner Wangen wallendes Rund
Werden raube Winterſtürme pflügen,
Düſtrer Jahre Nebelſchein
Wird der Jugend Silberquelle trüben,
Dann wird Laura — Laura nicht mehr lieben
Laura nicht mehr liebenswürdig ſeyn.

Mädchen — ſtark wie Eiche ſtehet noch dein Dichter,
Stumpf an meiner Jugend Felſenkraft
Niederfällt des Todenſpeeres Schaft,
Meine Blike brennend wie die Lichter
Seines Himmels — feuriger mein Geiſt,
Denn die Lichter ſeines ew'gen Himmels,
Der im Meere eignen Weltgewimmels
Felſen thürmt und niederreißt.
Kühn durchs Weltall ſteuern die Gedanken,
Fürchten nichts — als ſeine Schranken.

Glühſt du Laura? Schwillt die ſtolze Bruſt?
Lern' es Mädchen, dieſer Trank der Luſt,
Dieſer Kelch, woraus mir Gottheit düftet —
Laura — iſt vergiftet!
Unglükſelig! Unglükſelig! die es wagen
Götterfunken aus dem Staub zu ſchlagen.

Ach die kühnſte Harmonie
Wirft das Saitenſpiel zu Trümmer,
Und der lohe Aetherſtral Genie
Nährt ſich nur vom Lebenslampenſchimmer —
Wegbetrogen von des Lebens Thron
Frohnt ihm jeder Wächter ſchon!
Ach! ſchon ſchwören ſich mißbraucht zu frechen Flammen
Meine Geiſter wider mich zuſammen!
Laß — ich fühls — laß Laura noch zween kurze
Lenze fliegen — und diß Moderhaus
Wiegt ſich ſchwankend über mir zum Sturze,
Und in eignem Strale löſch ich aus. — —

Weinſt du Laura? — Thräne ſei verneinet,
Die des Alters Strafloos mir erweinet,
Weg! Verſiege Thräne Sünderin!
Laura will, daß meine Kraft entweiche,
Daß ich zitternd unter dieſer Sonne ſchleiche,
Die des Jünglings Adlergang geſehn? —
Daß des Buſens lichte Himmelsflamme
Mit erfrornem Herzen ich verdamme,
Daß die Augen meines Geiſts verblinden,
Daß ich fluche meinen ſchönſten Sünden?
Nein! verſiege Thräne Sünderin! —
Brich die Blume in der ſchönſten Schöne,
Löſch, o Jüngling mit der Trauermiene!
Meine Fakel weinend aus,
Wie der Vorhang an der Trauerbühne
Niederrauſchet bei der ſchönſten Scene,
Fliehn die Schatten — und noch ſchweigend horcht
das Haus. —

Y.

Die Peſt.

Eine Fantaſie.

Gräßlich preiſen Gottes Kraft
Peſtilenzen würgende Seuchen,
Die mit der grauſen Brüderſchaft
Durchs öde Thal der Grabnacht ſchleichen.

Bang ergreifts das klopfende Herz,
Gichtriſch zuckt die ſtarre Sehne,
Gräßlich lacht der Wahnſinn in das Angſtgeſtöhne,
Jn heulende Triller ergeußt ſich der Schmerz.

Raſerei wälzt tobend ſich im Bette —
Gift'ger Nebel wallt um ausgeſtorbne Städte
Menſchen — hager — hohl und bleich —
Wimmeln in das finſtre Reich.
Brütend liegt der Tod auf dumpfen Lüften,
Häuft ſich Schäze in geſtopften Grüften
Peſtilenz ſein Jubelfeſt.
Leichenſchweigen — Kirchhofſtille
Wechſeln mit dem Luſtgebrülle,
Schröklich preiſet Gott die Peſt.

Y.

Das Muttermal.

Mann.

Sieh Schäzchen wie der Bub mir gleicht,
Selbſt meine Narbe von den Poken!

Frau.

Mein Engel, das begreif ich leicht,
Bin auch 'nmal recht an dir erſchroken.

Rr.

Die Spinne und der Seidenwurm.

In ein gewiſſes Haus kam einmal eine Spinne,
Und hub allda zu ſpinnen an,
Und ſprach zum Seidenwurm: „Sieh da, was ich beginne!
Ein Beitrag ſtünde mir von dir nicht übel an.“ —
Der Seidenwurm ließ ſonder Zwang
Sich ſogleich dazu willig finden,
Und fängt wol an, ihr ellenlang-
Gedrehte Fäden einzuſenden;
Die legt ſie dann in ihr Gemächt
Jetzt hier, jetzt anderwärts zurecht. —
Da ſitzt ſie nun entzückt in ſich verloren
Ob ihrem Wunderding, das ſie zur Welt geboren;
Als plötzlich aufgemacht
Die Stubenthüre kracht. —
Wer tritt herein? — die Magd, den Beſen in der Hand, —
Gerüſtet ſteht ſie da, die Stube auszufegen;

Da glänzt und ſchimmert von der Wand
Das Spinngewebe ihr entgegen. —
„Herunter du!“ — Sie ſagt es kaum, ſo riß
Der Beſen ſchon ſich in die Höh und ſtieß,
Wie ein Komet mit ſeinem Flammenſchwanze,
Den eine Welt der Herr zertrümmern hieß,
Das Spinngeweb, nach hundertfachem Riß,
Zu Boden in den Staub, troz ſeinem Seidenglanze;
Fragt ihr, wie ließ ſich drob der Seidenwurm vernehmen? —
Er ſchlich gelaſſen fort und ſprach: —
„Wer ſollt' ſich wol ob ſolchem Unſtern grämen?
„Ich ſchrieb an einem Almanach!!“ —

3 . . .

Monument Moors des Räubers.

Vollendet!
Heil dir! Vollendet!
Majeſtätiſcher Sünder!
Deine furchtbare Rolle vollbracht.

Hoher Gefallener!
Deines Geſchlechts Beginner und Ender!
Seltner Sohn ihrer ſchröklichſten Laune,
Erhabner Verſtoß der Mutter Natur!

Durch wolkigte Nacht ein prächtiger Bliz!
Hui! hinter ihm ſchlagen die Pforten zuſammen!

Geizig ſchlingt ihn der Rachen der Nacht!
Zuken die Völker
Unter ſeiner verderbenden Pracht!
Aber Heil dir! vollendet!
Majeſtätiſcher Sünder!
Deine furchtbare Rolle vollbracht!

Mohre — verſtieb
In der Wiege des offnen Himmels!
Fürchterlich jedem Sünder zur Schau,
Wo dem Thron gegenüber
Heißer Ruhmſucht furchtbare Schranke ſteigt!
Siehe! der Ewigkeit übergibt dich die Schande!
Zu den Sternen des Ruhms
Klimmſt du auf den Schultern der Schande!
Einſt wird unter dir auch die Schande zerſtieben,
Und dich reicht — die Bewunderung.

Naſſen Auges an deinem ſchauernten Grabe
Männer vorüber —
Freue dich der Thräne der Männer,
Des Gerichteten Geiſt!
Naſſen Auges an deinem ſchauernden Grabe
Jüngſt ein Mädchen vorüber,
Hörte die furchtbare Kunde
Deiner Thaten vom ſteinernen Herold,
Und das Mädchen — freue dich! freue dich!
Wiſchte die Thräne nicht ab.
Ferne ſtand ich —. ſah die Perle fallen,
Und ich rief ihr: Amalia!

Jünglinge! Jünglinge!
Mit des Genies gefährlichem Aetherſtral
Lernt behutſamer ſpielen.
Störrig knirſcht in den Zügel das Sonnenroß,
Wie's am Seile des Meiſters
Erd und Himmel in ſanfterem Schwunge wiegt,
Flammts am kindiſchen Zaume
Erd und Himmel in lodernden Brand!
Unterging in den Trümmern
Der muthwillige Phaeton.

Kind des himmliſchen Genius,
Glüendes thatenlechzendes Herz,
Reizet dich das Mal meines Räubers?
War wie du glüenden thatenlechzenden Herzens,
War wie du des himmliſchen Genius Kind.
Aber du lächelſt und gehſt —
Dein Blik durchfliegt den Raum der Weltgeſchichte,
Moorn den Räuber findeſt du nicht —
Steh und lächle nicht Jüngling!
Seine Sünde lebt — lebt ſeine Schande,
Räuber Moor nur — ihr Name nicht.

Vom Verfaſſer der Räuber.

Auf Chloes Geburtstag.

Den 4. Januar.

Ein ſchöner Tag entſteigt dem Meere!
Zwar kalt und trüb und überſchneit
Schreckt uns ſein Anblick ſchon: doch heut
Behaupt' ich, was du willſt, behaupt' ich dir zur Ehre,

Der allerſchönſte Tag im Mai
Kommt lange nicht dem Wintertage bei!

Mai war's, als einſt dem blauen Meere
Frau Venus lobeſam entſtieg!
Schön blieb der Tag zu ihrer Ehre
Und Monat Mai behielt den Sieg.
Die Götter pralten mit dem Weibe,
Das ihre Macht vereint erſchuf:
Da zürnte die Natur und ſprach: zum Zeitvertreibe
Schaff' ich ein ſchönres Ding, und nur aus Schnee —
Seht zu,
Ihr Herren insgeſammt! — Sie ſchuf, und da wardſt du!

Doch, liebes Mädchen! komm und laß die Narren ſtehen,
Du biſt zu ſchön zur Schmeichelei!
Man mag ſie, wie man will, auf alle Seiten drehen,
So iſt ſie, leider! nicht mehr neu!
Mein Herz verlangt noch mehr als nur dich ſchön zu ſehen,
Wenn dieſe Schönheit gleich mein ſchwächres Aug' entzückt:
Die Freundſchaft wünſcht dir: Sei beglückt!

Der Mädchen Glück — darf ich es wagen,
Worin ihr Glück beſteht, dir nur in's Ohr zu ſagen?
Du weißt's doch ſelbſt! — bald ſey es dein!
Ihm folgen Jahre voll von Freuden
Ihm folg ein Leben zum beneiden,
Und ewig ſoll diß Leben ſeyn.
Dann müſſe ſich ein Freund bei deiner Freude freu'n,
Und dieſer Plaz bei dir — ſey mein!

G.

Morgenfantaſie.[62]

Friſch athmet des Morgens lebendiger Hauch,
Purpuriſch zukt durch düſtre Tannenrizen
Das junge Licht, und äugelt aus dem Strauch,
In goldnen Flammen blizen
Der Berge Wolkenſpizen,
Mit freudig melodiſch gewirbeltem Lied
Begrüßen erwachende Lerchen die Sonne,
Die ſchon in lachender Wonne
Jugendlichſchön in Auroras Umarmungen glüht.

Sei Licht mir geſegnet!
Dein Stralenguß regnet
Erwärmend hernieder auf Anger und Au.
Wie ſilberfarb flittern
Die Wieſen, wie zittern
Tauſend Sonnen in perlendem Thau!

In ſäuſelnder Kühle
Beginnen die Spiele
Der jungen Natur,
Die Zephyre koſen
Und ſchmeicheln um Roſen,
Und Düſte beſtrömen die lachende Flur.

Wie hoch aus den Städten die Rauchwolken dampfen,
Laut wiehern, und ſchnauben und knirſchen und ſtrampfen
Die Roſſe, die Farren,
Die Wagen erknarren
Ins ächzende Thal.

Die Waldungen leben
Und Adler, und Falken und Habichte ſchweben,
Und wiegen die Flügel im blendenden Stral.

Den Frieden zu finden,
Wohin ſoll ich wenden
Am elenden Stab?
Die lachende Erde
Mit Jünglingsgebärde
Für mich nur ein Grab!

Steig empor, o Morgenroth, und röthe
Mit purpurnem Kuſſe Hain und Feld,
Säuſle nieder Abendroth und flöte
Sanft in Schlummer die erſtorbne Welt.
Morgen — ach! du rötheſt
Eine Todenflur,
Ach! und du o Abendroth umflöteſt
Meinen langen Schlummer nur.

Y.

Lied eines abweſenden Bräutigams.

Verfliegen noch zwei Jahre, dann
Nenn' ich mein Mädchen mein!
Und ging es noch ſo ſchlimm, es kann
Kein Ganzes drüber ſein!
Und die verfliegen wie der Wind —
Zwar eine hübſche Zeit!
Doch die zwei längſten Jahre ſind
Lang keine Ewigkeit!

Und iſt nicht dieſe ganze Zeit
Auch ſchon mein Mädchen mein?
Sie wird's gewiß nicht mehr als heut'
In zehen Jahren ſein!
Zwar dann in meinen Armen mein,
Und das iſt freilich viel!
Doch ſich im Voraus drauf zu freun,
Iſt auch kein Kinderſpiel.

Der Freude wird die Zeit nicht lang,
Und mir iſt bis dahin
Deßwegen nicht für Freuden bang
Weil ich nicht bei ihr bin:
Dann bin ich's nur, ſo giebt ſie mir
Solch' einen Vorrath mit,
Der mich mit guter Laune ſchier
Ein Vierteljahr verſieht.

Ein Kuß in einem Vierteljahr!
Das macht das Jahr durch vier!
Das ſind nur wenig — denkt ihr zwar
Doch ſchmeck' ich die dafür,
Die ich bekomme, mehr als ihr!
Bei euch iſt's bloſes Spiel
Und erſt vier Wochen drauf wird mir
Die Wange wieder kühl!

Zwei hab' ich noch für heuer gut,
Zwei hab' ich ſchon geſchmeckt,
Das fühlt ihr nie, wie's einem thut
Die ihr euch ewig leckt!

Zwei hab' ich jetzt noch gut, die zwei
Nicht einen gäb' ich euch
Um tauſend Andre, meiner Treu!
Nicht um ein Königreich.

Den Dritten hol' ich bald bei ihr!
Wie fliegt die Zeit vorbei?
O, Mädchen! Mädchen! bleibe mir
Nur noch zwei Jahre treu.
Zwar die verfliegen wie der Wind,
Doch zur Beſtändigkeit,
Du lieber Gott! — zwei Jahre ſind
Gar eine lange Zeit!

G.

An Minna.

Träum' ich? Iſt mein Auge trüber?
Nebelt's mir um's Angeſicht?
Meine Minna geht vorüber?
Meine Minna kennt mich nicht?
Die am Arme ſeichter Laſſen [63]
Blähend mit dem Fächer ficht,
Nimmer ſatt ſich zu begaffen? — [64]
Meine Minna iſt es nicht.

Von dem Sonnenhute [65] nicken
Stolze Federn, mein Geſchenk,
Schleifen, die den Buſen ſchmücken,
Rufen: Minna, ſei gedenk!

Blumen, die ich ſelbſt erzogen,
Zieren Bruſt und Locken noch —
Ach, die Bruſt, die mir gelogen! —
Und die Blumen blühen doch!

Geh! umhüpft von leeren Schmeichlern!
Geh! vergiß auf ewig mich.
Ueberliefert feilen Heuchlern,
Eitles Weib, veracht' ich dich:
Geh! dir hat ein Herz geſchlagen,
Dir ein Herz, das edel ſchlug,
Groß genug, den Schmerz zu tragen,
Daß es einer Hure [66] ſchlug.

Schönheit hat dein Herz verdorben,
Dein Geſichtchen! ſchäme dich!
Morgen iſt ſein Glanz erſtorben,
Seine Roſe blättert ſich. [67]
Schwalben, die im Lenze minnen,
Fliehen, wenn der Nordwind [68] weht,
Buler ſcheucht dein Herbſt von hinnen,
Einen Freund haſt du verſchmäht.

In den Trümmern deiner Schöne
Seh' ich dich verlaſſen gehn,
Weinend in die Blumenſzene
Deines Mai's zurücke ſeh'n.
Die mit heißem Liebesgeize
Deinem Kuß entgegen floh'n,
Ziſchen dem erloſchnen Reize,
Lachen deinem Winter Hohn.

Schönheit hat dein Herz verdorben,
Dein Geſicht'chen! — ſchäme dich.
Morgen iſt ſein Glanz erſtorben,
Seine Roſe blättert ſich —[69]
Ha! wie will ich dann dich höhnen!
Höhnen? Gott bewahre mich!
Weinen will ich bitt're Thränen,
Weinen Minna über dich.

M.

Der Unterſchied.

Nein, Liebe, nein! du kannſt's nicht ſein!
Dich kenn' ich! Freundſchaft iſt's allein,
Was mich zu Daphnen zieht!
Bei ihr wird jetzt mein Herz kaum warm,
Doch glüht' es einſt in Chloens Arm!
Es iſt — ein Unterſchied!

Wann Chloe mir entgegen ging,
Wie klopfte zitternd mein Herz? wie hing
Der Himmel um mich her?
Sie kam und gab mir ihre Hand,
Ich ſah ihr Aug' auf mich gewandt,
Und ſah den Himmel nicht mehr!

Wenn Daphne mir in Gaſſen winkt,
So oft ſie ihre Blumen tränkt,
Eil' ich wol auch herbei!

Doch klopft nur vom Gefühl der Luſt
Und nicht von Liebe meine Bruſt,
Doch fühl' ich nur den Mai!

Wann ich an Chloens Buſen lag,
Wie riß im Flug die Sonne den Tag
Ob unſren Häuptern fort!
Der Stern des Morgens kam zurück
Als Stern des Abends, da fand ſein Blick
Uns noch am nehmlichen Ort.

Für Daphnen und die Frölichkeit
Iſt jezt mein Abend nur geweiht,
Der uns zum Scherz vereint.
Und komm' ich jemals ungefragt,
So werd' ich lachend fortgejagt,
Bis meine Zeit erſcheint.

Wann Chloe bebend mich umfing,
Ihr Mund untrennbar an meinem hing,
Wann aufgelöſt im Kuß,
Ganz ihre Seele ſich ergoß,
Ganz in die meine hinüberfloß,
Da hing mein Leben am Kuß!

Wann Daphne mich zuweilen küßt,
So ſelten auch der Zufall iſt,
Brennt auch die Wange mir.
Doch wann mein Herz zu ſichtbar wallt,
So fühlt ihr Herz die Flamme bald,
Und Waſſer hilft dafür.

Nein, Mädchen! Liebe kann's nicht ſein,
Sie kenn' ich! Freundſchaft iſt's allein,
Was jezt zu dir mich zieht.
Zwar machſt du mir oft ziemlich warm,
Doch glüht' ich nur in Chloens Arm!
Es iſt — ein Unterſchied!

G.

Elyſium.

Eine Kantate.

Chor.

Vorüber die ſtönende Klage,
Elyſiums Freudengelage
Erſäufen jedwedes Ach —
Elyſiums Leben
Ewige Wonne, ewiges Schweben
Durch lachende Fluren ein flötender Bach.

Erſte Stimme.

Jugendlich milde
Beſchwebt die Gefilde
Ewiger Mai,
Die Stunden entfliehen in goldenen Träumen,
Die Seele ſchwillt aus in unendlichen Räumen,
Wahrheit reißt hier den Schleier entzwei.

Zweite Stimme.

Unendliche Freude
Durchwallet das Herz.

Hier mangelt der Name dem trauernden Leide,
Sanfter Entzücken nur heißet hier Schmerz.

Dritte Stimme.

Hier ſtrecket der wallende Pilger die matten
Brennenden Glieder im ſäuſelnden Schatten,
Leget die Bürde auf ewig dahin —
Seine Sichel entfällt hier dem Schnitter,
Eingeſungen von Harfengezitter,
Träumt er, geſchnittene Halme zu ſeh'n.

Vierte Stimme.

Deſſen Fahne Donnerſtürme wallte
Deſſen Ohren Mordgebrüll umhallte,
Berge bebten unter deſſen Donnergang,
Schläft hier linde bei des Baches Rieſeln,
Der wie Silber ſpielet über Kieſeln,
Ihm verhallet wilder Speere Klang.

Fünfte Stimme.

Hier umarmen ſich getreue Gatten,
Küſſen ſich auf grünen, ſammtnen Matten,
Liebgekoſt vom Balſamweſt,
Ihre Krone findet hier die Liebe,
Sicher vor des Todes ſtrengem Hiebe,
Feiert ſie ein ewig Hochzeitfeſt.

M.

Quirl.

Euch wundert, daß Quirls Wochenblatt
Heut um ein Heft gewonnen hat,
Und hörtet doch die Stadtausrufer ſagen,
Daß Brod und Rindfleiſch aufgeſchlagen.

D.

Semele,

eine lyriſche Operette von zwo Scenen.[70]

Perſonen.

Juno. Zevs.[71]
Semele. Prinzeſſin zu Thebe. Merkur.

Der Schauplaz iſt zu Thebe im Palaſt der Semele.[72]

Erſte Scene.

Saal im königlichen Palaſt zu Thebe.[73]

Juno
(aus einer hellen niederfließenden Wolke, der Pfauenwagen halb ſichtbar.)[74]

Hinweg den geflügelten Wagen
Pfauen Junos! Erwartet mich[75]
Auf Zythärons wolkichtem Gipfel!
(Wagen und Wolken verſchwinden.)
Ha! ſey gegrüßt Haus meines grauen Zornes!
Sey grimmig mir gegrüßt, feindſeliger Pallaſt![76]
Verhaßtes Pflaſter! — Hier alſo die Stätte,
Wo wider meinen Torus Jupiter

Im Angeſicht des keuſchen Tages frevelt?
Hier — wo ein Weib, ein ſterblich ſchwaches Weib
Ein Weib aus Thon gewoben, ſich erfrecht,[77]
Den Donnerer aus meinem Arm zu ſchmeicheln,
An ihren Lippen ihn gefangen hält? —

Juno! Juno! traurig
Stehſt du, tief verachtet
Auf des Himmels Throne,
Zevs liebt dich nicht mehr![78]

Arie.

Götterbrod und Nektarpunſch
Ueberflügeln meinen Wunſch,
Reichlich dampfen mir Altäre —
Sklaviſch frohnt mir jedes Knie.
Was iſt, ohne Liebe, Ehre?
Was Zytherens Gürtel ohne ſie?[79]

Weh mir! meinen Stolz zu beugen,
Mußt' ſchon Venus aus dem Schaume ſteigen —
Götter geſtrudelt der Zauberin zu —
Weh mir! meinen Gram zu mehren,
Mußt Hermiene gebähren
Und dahin auf ewig meine Ruh! — —

(heftig entſchloſſen.)

Nein, im Staube will ich nicht mehr trauern,
Länger nicht der Stolzen Siegeswagen ziehn!
Bin ich nicht Fürſtin der Götter?
Nicht Schweſter des Donnerers?

Nicht des Flammenſchleuderers Frau?
Aechzen nicht die Aren des Himmels
Meinem Gebot? Umrauſcht nicht mein Haupt die olympiſche
Krone?
Ha! ich fühle mich! — Kronos Blut in den unſterblichen
Adern!
Königlich ſchwillt mein göttliches Herz! — Rache! — Rache!
Soll ſie mich ungeſtraft ſchmähen?
Ungeſtraft mit des Donnrers Umarmungen pralen,
Ungeſtraft die Erinnys hinauf in den Götterſiz rufen? —
Ha! der Würmerfraß! — Auf ein lakirtes Geſichtgen
Aufgebläht, wagt's — das Ding von geſtern und heute
Wagt's um den Rang zu buhlen mit Göttern?
Staub will mit Aether wetteifern? — Stolze! Vergeſſene!

(mit Würde.)

Trägt es auch wohl den groſen Stempel Uranos?
Oder frohlockt nicht Verweſung ſchon
Durch die Larve der welkenden Pracht? —
Stirb! Lern am ſtygiſchen Strom von Unſterblichkeit Staub
Unterſcheiden! — Deine Rieſenrüſtung mag dich erdrücken,
dich
Niederſchmettern deine Götterſucht! — —[80]

Rachegepanzert
Steig ich vom hohen Olympus herab!
Zunge, vergiftende[81]
Schmeichelnde Reden
Hab ich erſonnen,
Tod und Verderben lauren darinn.

Horch
Ihre Tritte!
Sie naht!
Naht dem Sturz dem Verderben! [82]
Verhülle dich Gottheit in ſterblich Gewand!
Tief iſt der Sturz
Von Göttern in Würmer der Sturz!
Doch! Doch!
Kann die Liebe mit dem Stiere graſen,
Was darf die Rache nicht? [83]
(Sie entfernt ſich.) [84]

Semele (tritt auf.) [85]

(In die Scene.) Die Sonne neigt ſich ſchon — Auf Zoſen, eilt!
Durchbalſamet den Saal mit Weihrauchdüften, [86]
Streut Roſen und Narciſſen rings umher,
Vergeßt auch nicht das goldgewebte Polſter —
(vor ſich.) [87] Er kommt noch nicht — die Sonne neigt ſich ſchon —
(in die Scene.) Und haltet köſtliche Früchte
Bereit. — [88]

Juno (ſtürzt in Geſtalt einer Alten herein.) [89]

Gelobet ſeyen die Götter! Meine Tochter!

Semele.

Ha! wach ich? träum ich? Götter! Beroe?

Juno (an ihrem Hals.) [90]

Sollt ihre alte Amme Semele
Vergeſſen haben?

Semele.

Beroe! beim Zevs.

Juno. [91]

Ich bins!

Semele (umarmt ſie.) [92]

Laß an mein Herz dich drücken — deine Tochter —
Du lebſt? Was führt von Epidaurum [93] dich
Zu mir? Wie lebſt du? Du biſt doch noch immer
Meine Mutter? [94]

Juno.

Mutter? [95]
Eh nannteſt du mich ſo.

Semele.

Du biſt es noch,
Wirſt's bleiben, bis von Lethes Taumeltrank
Ich trunken bin —

Juno.

Bald wird wohl Beroe
Vergeſſenheit aus Lethes Kelche [96] trinken,
Die Tochter Kadmus trinkt vom Lethe nicht.

Semele.

Wie das? den doch mein Eltervater Agenor
Gekoſtet hat? —

Juno.

Wird Semele nicht koſten.[97]

Semele.

Wie meine Gute? räzelhaft war ſonſt
Nie deine Rede, nie geheimnißvoll,
Der Geiſt der grauen Haare ſpricht aus dir —
Ich werde, ſagſt du, Lethes Trank nicht koſten?

Juno.

So ſagt' ich, ja! was[98] ſpotteſt du
Der grauen Haare? — Freilich haben ſie
Noch keinen Gott beſtriket wie die blonden —

Semele.

Verzeih der Unbeſonnenen — wie wollt' ich
Der grauen Haare ſpotten, werden wohl
Die meinen ewig blond vom Nacken flieſen? —
Was aber wars, das zwiſchen deinen Zähnen
Du murmelteſt? — Ein Gott? —

Juno (raſch.)[99]

Sagt' ich, ein Gott?
Nun ja, die Götter wohnen überall:
Sie anzuflehn, ſteht ſchwachen Menſchen ſchön.

Die Götter ſind wo du biſt — Semele!
Was fragſt du mich?

Semele.

Wie? meine Beroe?
So fremd? warum diß Herz vor mir verſchloſſen,
Das einſt ſo froh in mein Herz überwallte?
Das wollteſt du nicht ſagen? —

Juno.

Wollt ich mehr
Die Götter ſind wo du biſt — konnt' ich mehr noch ſagen
Die Götter wohnen gern um Semele? [100]

Semele.

Boshaftes Herz! — doch ſprich was führte dich
Den weiten Weg von Epidaurum her, [101]
Das doch wohl nicht, daß gern die Götter wohnen
Um Semele?

Juno.

Beim Jupiter nur das!
Welch Feuer fuhr in deinen Wangen auf,
Als ich das Jupiter ausſprach? — nichts anders
Als jenes, meine Tochter — ſchröklich raſt
Die Peſt zu Epidaurum, [102] tödtend Gift
Iſt jeder Hauch, und jeder Athem würget,
Den Sohn verbrennt die Mutter, ſeine Braut
Der Bräutigam, die feuerflammenden
Holzſtöße machen Tag aus Mitternacht,
Und Klagen heulen raſtlos in die Luft,

Unüberſchwenglich iſt das Weh! — entrüſtet
Blikt Zevs auf unſer armes Volk herab,
Vergebens ſtrömt ihm Opferblut, vergebens
Zermartert am Altare ſeine Knie
Der Prieſter, unſerm Flehen iſt ſein Ohr verriegelt — 103
Drum ſandt' zu Kadmus groſer Königstochter mich 104
Mein wehbelaſtet Vaterland, ob ich
Von ihr erbitten könnte ſeinen Grimm
Von uns zu wenden — Beroe die Amme
Gilt viel, gedachten ſie, bey Semele — bei Zevs
Gilt Semele ſo viel — mehr weiß ich nicht,
Verſteh noch weniger, was ſie damit
Bedeuten: Semele vermag bey Zevs ſo viel.

Semele (heftig, und vergeſſen.)

Die Peſt wird morgen weichen — ſags dem Volk,
Zevs liebt mich! ſags! heut muß die Peſt noch weichen!

Juno (auffahrend mit Staunen.)

Ha! iſt es wahr? was tauſendzüngiges Gerücht
Vom Ida bis zum Hämus hat geplaudert?
Zevs liebt dich? Zevs grüßt dich in aller Pracht,
Worinn des Himmels Bürger ihn beſtaunen,
Wenn in Saturnia's Umarmungen er ſinkt? —
Laßt Götter! laßt die grauen Haare nun
Zum' Orkus fahren — ſatt hab ich gelebt —
In ſeiner Götterpracht ſteigt Kronos groſer Sohn
Zu ihr, zu ihr, die einſt an dieſer Bruſt
Getrunken hat — zu ihr —

Semele.

O Beroe, er kam.
Ein ſchöner Jüngling reizender als keiner
Auroras Schooß entfloſſen, paradiſiſch reiner
Als Heſperus, wenn er balſamiſch haucht,
In Aetherflut die Glieder eingetaucht,
Die Haare ſeidenweich und ſäuſelnd aufgehoben,
Den Schwanenhals in Lockennacht verſchoben,
Das reizendſte Gemiſch von Finſterniß und Licht —
Elyſium ſein Blik, ſein ſchimmernd Angeſicht
Mit Roſenroth purpuriſch durchgewoben,[105]
Voll Ernſt ſein Gang, und majeſtätiſch, wie
Hyperions, wenn Köcher, Pfeil und Bogen
Die Schultern niederſchwirren, wie
Vom Ozean ſich heben Silberwoogen
Auf Mayenlüften hintennach geflogen
Sein Lichtgewand, die Stimme Melodie
Ein Ohrenmahl wie Sphärenharmonie![106]
Wie Silberklang aus flieſſenden Kryſtallen —
Entzükender als Orpheus Saiten ſchallen —
Ein Zauberbild wie noch vor keinem Auge ſchwam,
Das Statuen belebt, und Lebende verſteinert,
Diß, tauſendfach erhöht, und tauſendfach verfeinert,
Erreicht den Schatten nicht von meinem Bräutigam.[107]

Juno.

Ha! meine Tochter! — die Begeiſterung
Erhebt dein Herz zum helikonſchen Schwung!
Wie muß das Hören ſeyn! wie himmelvoll das Bliken!
Wenn ſchon die ſterbende Erinnerung

Von hinnen rükt in delfiſchem Entzüken? —
Wie aber? warum ſchweigſt du mir [108]
Das koſtbarſte? Kronions höchſte Zier,
Die Majeſtät auf rothen Donnerkeilen
Die durch zerriſſene Wolken eilen,
Willſt du mir geizig ſchweigen? — Liebenswürdigkeit [109]
Mag auch Prometheus und Deukalion
Verliehen haben — Donner wirft nur Zevs!
Die Donner die zu deinen Füßen
Er niederwarf, die Donner ſind es nur
Die zu der Herrlichſten auf Erden dich gemacht. —

Semele (ſtuzt.) [110]

Wie, was ſagſt du? hier iſt von keinen Donnern
Die Rede. —

Juno (lächelnd.)

Semele! [111] auch Scherzen ſteht dir ſchön!

Semele.

So himmliſch, wie mein Jupiter, war noch
Kein Sohn Deukalions — von Donnern weiß ich nichts!

Juno.

Ey! Eiferſucht!

Semele.

Nein Beroe! beim Zevs!

Juno.

Du ſchwörſt?

Semele.

Beim Zevs! Bei meinem Zevs!

Juno (dringend.)

Du ſchwörſt?[112]

Semele.

Wie wird dir? — Keine Spur von Donnern![113]

Juno (erſchrocken.)

Keine Spur

Unglückliche?

Semele.

Wahrhaftig, kein Gedanke!

Juno.

Entſezlich! was nicht ein Gedanke?

Semele (ängſtlich.)

Beroe![114]

Juno.

Sprichs noch einmal das Wort, das zur Elendeſten
Auf Tellus ganzem großem Rund dich macht! —
Nicht eine Spur von Donnern, kein Gedanke?[115]

Semele.

Ihr Götter! kann ich anders ſagen?

Juno (mit verzweifeltem Geſchrey.)

Ha!
Vernahmt ihrs auch ihr der Olympus Mächte!
Du Feuerrad des Titans! — Nordiſche Trionen!
Du Trillingsſtirn der Gräber Pilgerin!
Ihr des Neptunus Schrecken! Ihr des Orkus Nächte!
Vernahmt ihrs auch? — Sie kann nichts anders ſagen — [116]
Verlohrene! das war nicht Zevs!

Semele.

Nicht Zevs
Abſcheuliche?

Juno.

Ein lockerer Geſelle [117]
Aus Attika, der unter Gottes Larve
Die Ehre, Schaam und Unſchuld wegbetrog —
(Semele ſinkt um.)

Ja ſtürz nur hin! Steh ewig niemals auf!
Laß ew'ge Nacht dein Licht verſchlingen, laß
Um dein Gehör ſich lagern ew'ge Stille!
Bleib ewig hier ein Felſenzaken kleben! —
O Schande! Schande! die den keuſchen Tag
Zurük in Hekates Umarmung ſchleudert!
So Götter! Götter! ſo muß Beroe
Nach ſechzehn ſchwer durchlebten Trennungsjahren
Die Tochter Kadmus wiederſehn! — Frohlockend
Zog ich von Epidaurum [118] her, mit Schaam
Muß ich zurük nach Epidaurum [119] kehren!
Verzweiflung bring ich mit! O Jammer! O mein Volk!

Die Peſt mag ruhig bis zur zweten Ueberſchwemmung
Fortwüten, mag mit aufgebäumten Leichen
Den Oeta übergipfeln, mag
Ganz Griechenland in ein Gebeinhaus wandeln,
Ob Semele den Grimm der Götter beugt.
Betrogen ich und du und Griechenland und alles!

Semele
(richtet ſich zitternd auf, und ſtreckt einen Arm nach ihr aus.)
O meine Beroe!

Juno.
Ermuntre dich mein Herz!
Vielleicht iſts Zevs! Wahrſcheinlich doch wohl nicht!
Vielleicht iſts dennoch Zevs! Izt müſſen wir's erfahren!
Izt muß er ſich enthüllen oder du
Fliehſt ewig ſeine Spur, gibſt den Abſcheulichen
Der ganzen Todesrache Thebens Preiß. —
Schau, theure Tochter auf — ſchau deiner Beroe
Ins Angeſicht, das ſympathetiſch dir
Sich öffnet — wollen wir ihn nicht
Verſuchen Semele?

Semele.
Nein bei den Göttern!
Ich würd ihn dann nicht finden —

Juno.
Würdeſt du
Wohl minder elend ſeyn, wenn du in bangen Zweifeln
Fortſchmachteteſt — und wenn ers dennoch wäre?

Semele
(verbirgt das Haupt in Junos Schoos.)
Ach! Er iſts nicht!

Juno.
Und ſich in allem Glanz
Worinn er je die ſchimmernden Geſtirne
Verdunkelte, er je ein endlich Aug
Verblendete, vor deſſen ſcharfem Schauen
(Dir iſt es Abenddämmerung)
Die Sonnen ſchwarz vorüber ſchwanden,
Im Tanz die Sphären ſtille ſtanden, —[120]
Dir ſichtbar ſtellte? — Semele! wie nun?
Dann ſollte dichs gereuen ihn verſucht
Zu haben?

Semele (auffahrend.)
Ha! Enthüllen muß er ſich!

Juno (ſchnell.)
Eh darf er nicht in deine Arme ſinken —
Enthüllen muß er ſich — drum höre gutes Kind
Was dir die redliche getreue[121] Amme räth,
Was Liebe mir izt eben zugeliſpelt,
Vollbringen Liebe wird — ſprich, wird er bald erſcheinen?[122]

Semele.
Eh noch Hyperion in Thetis Bette ſteigt,
Verſprach er zu erſcheinen —

Juno (vergeſſen, heftig.)
Wirklich? Ha!
Verſprach er? heut ſchon wieder? (faßt ſich.) Laß ihn kommen
Und wenn er eben liebestrunken nun
Die Arme auseinander ſchlingt nach dir,
So trittſt du — Merk dirs — wie vom Bliz
Gerührt zurück. Ha! wie er ſtuzen wird,

Nicht lange läſſeſt du mein Kind ihn ſtuzen,
Du fährſt ſo fort, mit froſtgen Minen die
Die Seele merden, (liebenden Megären!)[123]
Ihn wegzuſtoßen — wilder, feuriger
Beſtürmt er dich, die Sprödigkeit der Schönen
Iſt nur ein Damm der einen Regenſtrom
Zurükepreßt, und ungeſtümer prallen
Die Fluten an — Jzt hebſt du an zu weinen —
Giganten mocht er ſtehn, mocht ruhig niederſchaun
Wenn Typheus hundertarmiger Grimm
Den Oßa und Olymp nach ſeinem Erbthron jagte —
Die Thränen einer Schönen fällen Zevs —
Du lächelſt? — Gelt? die Schülerin
Iſt weiſer hier als ihre Meiſterin? —
Nun bitteſt du den Gott, dir eine kleine kleine
Unſchuld'ge Bitte zu gewähren, die
Dir ſeine Lieb und Gottheit ſiegeln ſollte —
Er ſchwörts beim Styx! — Der Styx hat ihn gebannt!
Entſchlüpfen darf er nimmermehr! Du ſprichſt:
„Eh ſollſt du dieſen Leib nicht koſten, bis
„In aller Kraft, worinn dich Kronos Tochter
„Umarmt, du zu der Tochter Kadmus ſteigeſt!
Laß dichs nicht ſchröken, Semele, wenn er
Die Grauen ſeiner Gegenwart, die Feuer
Die um ihn krachen, dir die Donner die
Den Kommenden umknallen,[124] zu Popanzen
Aufſtellen wird, den Wunſch dir zu entleiden,
Das ſind nur leere Schreken Semele,
Die Götter thun mit dieſer herrlichſten
Der Herrlichkeiten gegen Menſchen karg —

Beharre du nur ſtarr auf deiner erſten Bitte,
Und Juno ſelbſt wird neidiſch auf dich ſchielen.

Semele.

Die Häßliche mit ihren Ochſenaugen!
Er hat mirs oft im Augenblik der Liebe
Geklagt, wie ſie mit ihrer ſchwarzen Galle
Ihn martere —

Juno (ergrimmt, verlegen bey Seite.)

Ha! Wurm! den Tod für dieſen Hohn!

Semele.

Wie meine Beroe? — Was haſt du da gemurmelt?

Juno (verlegen.)

Nichts — meine Semele. Die ſchwarze Galle quält
Auch mich — Ein ſcharfer ſtrafender Blik
Muß oft bey Buhlenden für ſchwarze Galle gelten —
Und Ochſenaugen ſind ſo wüſte Augen nicht.

Semele.

O pfui doch! Beroe! die garſtigſten
Die je in einem Kopfe ſteken können! —
Und noch dazu die Wangen gelb und grün,
Des gift'gen Neides ſichtbarliche Strafe —
Mich jammert Zevs, daß ihn die Keiferin
Mit ihrer ekelhaften Liebe keine Nacht
Verſchont und ihren eiferſücht'gen Grillen,
Das muß Irions Rad im Himmel ſeyn.

Juno

(in der äuſſerſten Verwirrung und Wuth auf und ab raſend)

Nichts mehr davon!

Semele.
Wie Beroe? ſo bitter?
Hab ich wohl mehr geſagt, als wahr iſt, mehr
Als klug iſt? —

Juno.
Mehr haſt du geſagt
Als wahr iſt, mehr als klug iſt junges Weib!
Preiß dich beglükt, wenn deine blauen Augen
Dich nicht zu früh in Charons Nachen lächeln!
Saturnia hat auch Altär' und Tempel,
Und wandelt unter Sterblichen — die Göttinn
Rächt nichts ſo ſehr als höhniſch Naſenrümpfen.

Semele.
Sie wandle hier, und ſey des Hohnes Zeugin!
Was kümmerts mich? — Mein Jupiter beſchüzt
Mir jedes Haar, was kann mir Juno leiden? —
Doch laß uns davon ſchweigen Beroe,
Zevs muß mir heute noch in ſeiner Pracht erſcheinen,
Und wenn Saturnia darob den Pfad
Zum Orkus finden ſollte —

Juno (beiſeit.)
Dieſen Pfad
Wird eine andre wohl noch vor ihr finden,
Wenn je ein Bliz Chronions trift! — (zu Semele.)
Ja Semele, ſie mag vor Neid zerberſten
Wenn Kadmus Tochter, Griechenland zur Schau
Hoch im Triumfe zum Olympus ſteigt! —

Semele (leichtfertig lächelnd.)
Meinſt du?
Man werd' in Griechenland von Kadmus Tochter hören?

Juno.

Ha! ob man auch von Sidon bis Athen
Von einem andern höret! Semele!
Götter, Götter, werden ſich vom Himmel neigen,
Götter vor dir niederknien,
Sterbliche in demuthsvollem Schweigen
Vor des Rieſentöders Braut ſich beugen
Und in zitternder Entfernung — —

Semele
(friſch aufhüpfend ihr um den Hals fallend.)
Beroe!

Juno.

Ewigkeiten — grauen Welten
Wirds ein weißer Marmor melden:
Hier verehrt' man Semele!
Semele der Frauen Schönſte
Die den Donnerſchleuderer
Vom Olymp zu ihren Küſſen
In den Staub herunter zwang,
Und auf Famas tauſendfach rauſchenden Flügeln
Wirds von Meeren ſchallen, und brauſen von Hügeln —

Semele (außer ſich.)

Pythia! Apollo! — Wenn er doch
Nur erſchiene!

Juno.

Und auf dampfenden Altären
Werden ſie dich göttlich ehren —

Semele (begeiſtert.)

Und erhören will ich ſie!
Seinen Grimm mit Bitten ſöhnen,

Löſchen ſeinen Bliz in Thränen!
Glüklich glüklich machen will ich ſie!

Juno (vor ſich.)

Armes Ding! das wirſt du nie. —
(nachdenkend.)
Bald zerſchmilzt — — — doch — garſtig mich zu beißen? —
Nein! Das Mitleid in den Tartarus! (zu Semele.)
Flieh nur! Flieh nur meine Liebe,
Daß dich Zevs nicht merke, laß ihn lang
Deiner harren, daß er feuriger
Nach dir ſchmachte —

Semele.

Beroe! der Himmel
Hat erkohren dich zu ſeiner Stimme!
Ich Glükſel'ge! vom Olympus neigen
Werden ſich die Götter, vor mir niederknien
Sterbliche in demuthsvollem Schweigen — —
Laß nur — laß — ich muß von hinnen fliehn!
(eilig ab.)

Juno (ſiegjauchzend ihr nachblikend.)

Schwaches! ſtolzes! leichtbetrognes Weib!
Freſſendes Feuer ſeine ſchmachtenden Blike,
Seine Küſſe Zermalmung, Gewitterſturm
Seine Umarmung dir! — Menſchliche Leiber
Mögen nicht ertragen die Gegenwart
Deß der die Donner wirſt — Ha! (in raſender Entzükung.)
Wenn nun ihr wächſerner ſterblicher Leib
Unter des Feuertriefenden Armen
Niederſchmilzt, wie vor der Sonne Glut
Flokigter Schnee, — der Meineidige

Statt der ſanften, weicharmigten Braut,
Seine eig'nen Schrecken umhalßt, — wie frohlokend dann
Will ich herüber vom Zythaeren waiden mein Auge!
Rufen herüber, daß in der Hand ihm der Donnerkeil
Niederbebt! — Pfui doch! umarme
Nicht ſo unſanft Saturnius.

(ſie eilt davon.)

(Simfonie.)

Zweite Scene.

(Der vorige Saal.)

Plözliche Klarheit.

Zevs (in Jünglings Geſtalt) **Merkur** (in Entfernung.)

Zevs.

Sohn Maja!

Merkur (kniend mit geſenktem Haupt.)

Zevs!

Zevs.

Auf! Eile! Schwing
Die Flügel fort nach des Skamanders Ufer,
Dort weint am Grabe ſeiner Schäferin
Ein Schäfer — Niemand ſoll weinen
Wenn Saturnius liebet —
Ruf die Tode ins Leben zurük.

Merkur (aufſtehend.)

Deines Hauptes ein allmächtiger Wink
Führt mich in einem Huy dahin, zurük
In einem Huy.

Zevs.

Verzeuch! Als ich ob Argos flog,
Kam wallend mir ein Opferdampf entgegen
Aus meinen Tempeln — das ergözte mich,
Daß mich das Volk ſo ehrt — Erhebe deinen Flug
Zu Zeres meiner Schweſter — ſo ſpricht Zevs, —
Zehntauſendfach ſoll ſie auf fünfzig Jahr
Den Argiern die Halmen wiedergeben —

Merkur.

Mit zitternder Eile
Vollſtrek ich deinen Zorn — mit jauchzender
Allvater deine Huld; denn Wolluſt iſts
Den Göttern Menſchen zu beglüken, zu verderben
Die Menſchen iſt den Göttern Schmerz — Gebeut!
Wo ſoll ich ihren Dank vor deine Ohren bringen,
Nieden im Staub, oder droben im Götterſitz?

Zevs.

Nieden im Götterſiz! — Im Pallaſte
Meiner Semele! Fleuch! (Merkur geht ab.)
— — — — — — — Sie kommt mir nicht entgegen
Wie ſonſt, an ihre wolluſtſchwellende Bruſt
Den König des Olympus zu empfangen?
Warum kommt meine Semele mir nicht
Entgegen? — Oedes — todes — grauenvolles Schweigen
Herrſcht rings umher im einſamen Pallaſt,
Der ſonſt ſo wild und ſo bachantiſch lermte —
Kein Lüftchen regt ſich — auf Zythärons Gipfel
Stand ſiegfrohlokend Juno — ihrem Zevs
Will Semele nicht mehr entgegen eilen — — —

(Pauſe. Er fährt auf.)

Ha! ſollte wohl die Frevlerin gewagt
In meiner Liebe Heiligthum ſich haben? —
Saturnia — Zythäron — ihr Triumf —
Entſezen Ahndung! — Semele — — Getroſt! —
Getroſt! Ich bin dein Zevs! Der weggehauchte Himmel
Solls lernen: Semele! Ich bin dein Zevs!
Wo iſt die Luſt, die ſich erfrechen wollte
Raub anzuwehn, die Zevs die ſeine nennt? —
Der Ränke ſpott ich — Semele, wo biſt du? —
Lang ſchmachtet' ich mein weltbelaſtet Haupt
An deinem Buſen zu begraben, meine Sinnen
Vom wilden Sturm der Weltregierung eingelullt,
Und Zügel, Steur, und Wagen weggeträumt,
Und im Genuß der Seligkeit vergangen!
O Wonnerauſch! Selbſt Göttern ſüßer Taumel!
Glükſelige Trunkenheit! — Was iſt Uranos Blut,
Was Nektar und Ambroſia, was iſt
Der Thron Olymps, des Himmels goldenes Zepter,
Was Allmacht, Ewigkeit, Unſterblichkeit, ein Gott?
Ohne Liebe?
Der Schäfer, der an ſeines Stroms Gemurmel
Der Lämmer an der Gattinn Bruſt vergißt,
Beneidete mir meine Keule nicht.

Sie naht — Sie kommt — O Perle meiner Werke
Weib! — Anzubeten iſt der Künſtler, der
Dich ſchuf — — Ich ſchuf dich — bet mich an,
Zevs betet an vor Zevs, der dich erſchuf!
Ha! wer im ganzen Weſenreiche, wer
Verdammet mich? — Wie unbemerkt, verächtlich

Verſchwinden meine Welten, meine ſtralenquillenden
Geſtirne, meine tanzenden Syſteme,
Mein ganzes großes Saitenſpiel, wie es
Die Weiſen nennen, wie das alles tod
Gegen eine Seele?

Semele (kommt naher ohne aufzuſchauen.)

Zevs.

Mein Stolz! Mein Thron ein Staub! O Semele!
(fliegt ihr entgegen, ſie will fliehen.)
Du fliehſt? — Du ſchweigſt? — Ha! Semele! du fliehſt?

Semele (ihn wegſtoßend.)

Hinweg!

Zevs (nach einer Pauſe des Erſtaunens.)

Träumt Jupiter? Will die Natur
Zu Grunde ſtürzen? — ſo ſpricht Semele? —
Wie, keine Antwort — Gierig ſtrekt mein Arm
Nach dir ſich aus — ſo pochte nie mein Herz
Der Tochter Agenors entgegen, ſo
Schlugs nie an Ledas Bruſt, ſo brannten meine Lippen
Nach Danaes verſchloßnen Küſſen nie
Als jezo —

Semele.

Schweig Verräther!

Zevs (unwillig zärtlich.)

Semele!

Semele.

Fleuch!

Zevs (mit Majeſtät ſie anſehend.)

Ich bin Zevs!

Semele.

Du Zevs?
Erzittre Salmoneus, mit Schreken wird
Er wiederfodern den geſtohl'nen Schmuck
Den du geläſtert haſt — Du biſt nicht Zevs!

Zevs (groß.)

Der Weltbau dreht im Wirbel ſich um mich
Und nennt mich ſo —

Semele.

Ha! Gottesläſterung!

Zevs (ſanfter.)

Wie, meine Göttliche? Von wannen dieſer Ton?
Wer iſt der Wurm der mir dein Herz entwendet?

Semele.

Mein Herz war dem gewenht, deß Aff du biſt —
Oft kommen Menſchen unter Götterlarve
Ein Weib zu fangen — Fort! Du biſt nicht Zevs!

Zevs.

Du zweifelſt? Kann an meiner Gottheit Semele
Noch zweifeln?

Semele (wehmüthig.)

Wärſt du Zevs! Kein Sohn
Des Morgennimmerſeyns ſoll dieſen Mund berühren,
Zevs iſt diß Herz geweiht — — — O wär'ſt du Zevs!

Zevs.

Du weineſt? Zevs iſt da, und Semele ſoll weinen?
(niederfallend.) Sprich, fodre und die knechtiſche Natur
Soll zitternd vor der Tochter Kadmus liegen!

Gebeut! und Ströme machen gählings Halt!
Und Helikon, und Kaukaſus und Cynthus
Und Athos, Mykale, und Rhodope und Pindus,
Von meines Winkes Allgewalt
Entfeſſelt, küſſen Thal und Triften
Und tanzen Floken gleich in den verfinſterten Lüften.
Gebeut, und Nord und Oſt und Wirbelwind
Belagern den Allmächtigen Trident,
Durchrütteln Poſidaons Throne,
Empöret ſteigt das Meer Geſtad und Damm zu Hohne,
Der Bliz prahlt mit der Nacht, und Pol und Himmel krachen,
Der Donner brüllt aus tauſendfachem Rachen,
Der Ocean lauft gegen den Olympus Sturm,
Dir flötet der Orkan ein Siegeslied entgegen,
Gebeut —

Semele.

Ich bin ein Weib, ein ſterblich Weib,
Wie kann vor ſeinem Topf der Töpfer liegen,
Der Künſtler knien vor ſeiner Statue?

Zevs.

Pygmalion beugt ſich vor ſeinem Meiſterſtücke —
Zevs betet an vor ſeiner Semele!

Semele (heftiger weinend.)

Steh auf — Steh auf — O weh! mir armen Mädchen!
Zevs hat mein Herz, nur Götter kann ich lieben,
Und Götter lachen mein, und Zevs verachtet mich!

Zevs.

Zevs der zu deinen Füßen liegt —

Semele.

Steh auf!
Zevs thronet über hohren Donnerkeulen,
Und ſpottet eines Wurms in Junos Armen.

Zevs (mit Heftigkeit.)

Ha! — Semele und Juno! — Wer
Ein Wurm?

Semele.

O unausſprechlich glüklich wär
Die Tochter Kadmus — wärſt du Zevs — O weh
Du biſt nicht Zevs!

Zevs (ſteht auf.)

Ich bins! (rekt die Hand aus, ein Regenbogen ſteht im Saal.)
(Die Muſik begleitet die Erſcheinung.)
Kennſt du mich nun?

Semele.

Stark iſt des Menſchen Arm, wenn ihn die Götter ſtüzen,
Dich liebt Saturnius — Nur Götter kann
Ich lieben —

Zevs.

Noch! Noch zweifelſt du
Ob meine Kraft nur Göttern abgeborget
Nicht Gottgebohren ſey? — Die Götter, Semele,
Verleih'n den Menſchen oft wohlthätige Kräfte,
Doch ihre Schreken leihen Götter nie —
Tod und Verderben iſt der Gottheit Siegel,
Tödend enthüllt ſich Jupiter dir!
(er rekt die Hand aus. Knall, Feuer, Rauch und Erdbeben.
Muſik begleitet hier und in Zukunft den Zauber.)

Semele.

Zieh deine Hand zurük! — O Gnade! Gnade!
Dem armen Volk! — Dich hat Saturnius
Gezeuget —

Zeus.

Ha! Leichtfertige!
Soll Zeus dem Starrſinn eines Weibes wohl
Planeten drehn, und Sonnen ſtillſteh'n heißen?
Zeus wird es thun! — Oft hat ein Götterſohn
Den feuerſchwangern Bauch der Felſen aufgerizt,
Doch ſeine Kraft erlahmt in Tellus Schranken;
Das kann nur Zeus! (er rekt die Hand aus, die Sonne verſchwindet, es wird plözlich Nacht.)

Semele (ſtürzt vor ihm nieder.)

Allmächtiger! — O wenn
Du lieben könnteſt! (es wird wiederum Tag.)

Zeus.

Ha! die Tochter Kadmus fragt
Chronion, ob Chronion lieben könnte?
Ein Wort, und er wirſt ſeine Gottheit ab,
Wird Fleiſch und Blut, und ſtirbt und wird geliebt.

Semele.

Das thäte Zeus?

Zeus.

Sprich, Semele, was mehr?
Apollo ſelbſt geſtand, es ſey Entzüken
Menſch unter Menſchen ſeyn — Ein Wink von dir!
Ich bins!

Semele (fällt ihm um den Hals.)

O Jupiter, die Weiber Epidaurum [126] ſchelten
Ein thöricht Mädchen deine Semele
Die von dem Donnerer geliebet, nichts
Von ihm erbitten kann —

Zevs (heftig.)

Erröthen ſollen
Die Weiber Epidaurum [127] — Bitte! Bitte nur!
Und bei dem Styx, deß ſchrankenloſe Macht
Selbſt Götter ſklaviſch beugt — Wenn Zevs dir zaudert,
So ſoll der Gott in einem einz'gen Nu
Hinunter mich in die Vernichtung donnern!

Semele (froh aufſpringend)

Daran erkenn ich meinen Jupiter!
Du ſchwureſt mir — der Styx hat es gehört!
So laß mich dann nie anders dich umarmen
Als wie —

Zevs (erſchroken ſchreiend.)

Unglükliche halt ein!

Semele.

Saturnia —

Zevs (will ihr den Mund zuhalten.)

Verſtumme!

Semele.

Dich umarmt!

Zevs (bleich, von ihr weggewandt.)

Zu ſpät! Der Laut entrann! Der Styx! Du haſt den Tod
Erbeten Semele! —

Semele.
Ha! ſo liebt Jupiter!

Zevs.
Den Himmel gäb' ich drum, hätt' ich dich minder nur
Geliebt! (mit kaltem Entſezen ſie anſtarrend.) du biſt verloren —

Semele.
Jupiter!

Zevs (grimmig vor ſich hinredend.)
Ha! merk ich nun dein Siegfrohlocken, Juno?
Verwünſchte Eiferſucht! — O dieſe Roſe ſtirbt!
Zu ſchön — O weh! Zu koſtbar für den Acheron!

Semele.
Du geizeſt nur mit deiner Herrlichkeit!

Zevs.
Fluch über meine Herrlichkeit, die dich
Verblendete! Fluch über meine Größe,
Die dich zerſchmettert! Fluch! Fluch über mich!
Daß ich mein Glük auf morſchen Staub gebaut!

Semele.
Das ſind nur leere Schrecken, Zevs, mir bangt
Vor deinem Drohen nicht!

Zevs.
Bethörtes Kind!
Geh — nimm das lezte Lebewohl auf ewig
Von deinen Freundinnen — nichts — nichts vermag
Dich mehr zu retten — Semele! ich bin dein Zevs!
Auch das nicht mehr — Geh —

Semele.

Neidiſcher! der Styx!
Du wirſt mir nicht entſchlüpfen.

(ſie geht ab.)

Zevs.

Nein! triumfiren ſoll ſie nicht — Erzittern
Soll ſie — und kraft der tödenden Gewalt,
Die Erd und Himmel mir zum Schemel macht,
Will an den ſchroffſten Felſen Thraziens
Mit diamantnen Ketten ich die Arge ſchmieden,
Auch dieſen Schwur —

(**Merkur** erſcheint in Entfernung.)

Was will dein raſcher Flug?

Merkur.

Feurigen geflügelten weinenden Dank
Der Glüklichen —

Zevs.

Verderbe ſie wieder!

Merkur (erſtaunt.)

Zevs!

Zevs.

Glüklich ſoll niemand ſeyn!
Sie ſtirbt —

(Der Vorhang fällt.)

Y.

Die Büchſe der Pandora.

Als aus Pandora's Jammerbüchſe
Das Weh auf unſre Kugel lief,
Verſezten ein'ge ſchlaue Füchſe:
„Du gabſt was nur die Büchſ' begriff,
„So gib uns lieber auch — die Büchſe.

Z.

Die ſchlimmen Monarchen.

Euren Preiß erklimme meine Leyer —
Erdengötter — die der ſüſen Feyer
Anadyomenens ſanft nur klang;
Leiſer um das pompende Getöſe,
Schüchtern um die Purpurflammen eurer Gröſe
Zittert der Geſang.

Redet! ſoll ich goldne Saiten ſchlagen,
Wenn vom Jubelruf empor getragen
Euer Wagen durch den Wahlplaz rauſcht?
Wenn Ihr, ſchlapp vom eiſernen Umarmen,
Schwere Panzer mit den weichen Roſenarmen
Eurer Phrynen tauſcht? —

Soll vielleicht im Schimmer goldner Raifen,
Götter, euch die kühne Hymne greifen
Wo in myſtiſch Dunkel eingemummt
Euer Spleen mit Donnerkeilen tändelt,
Mit Verbrechen eine Menſchlichkeit bemäntelt
Bis — das Grab verſtummt?

Sing ich Ruhe unter Diademen?
Soll ich, Fürſten, eure Träume rühmen? —
    Wenn der Wurm am Königsherzen zehrt
Weht der goldne Schlummer um den Mohren,
Der den Schatz bewacht an des Pallaſtes Thoren,
    Und — ihn nicht begehrt.

Zeig o Muſe, wie mit Ruderſklaven
Könige auf einem Polſter ſchlafen,
    Die gelöſchten Blize freundlich thun,
Wo nun nimmer ihre Launen foltern,
Nimmer die Theaterminotaure poltern,
    Und — die Löwen ruhn.

Auf! Betaſte mit dem Zauberſiegel,
Hekate, des Gruftgewölbes Riegel!
    Horch! die Flügel donnern jach zurük!
Wo des Todes Odem dumpfig ſäuſelt,
Schauerluft die ſtarren Loken aufwärts kräuſelt,
    Sing ich — Fürſtenglük. — —

Hier das Ufer? — Hier in dieſen Grotten
Stranden eurer Wünſche ſtolze Flotten?
    Hier — wo eurer Gröſe Flut ſich ſtößt?
Ewig nie dem Ruhme zu erwarmen,
Schmiedet hier die Nacht mit ſchwarzen Schauerarmen
    Potentaten feſt.

Traurig funkelt auf dem Todenkaſten
Eurer Kronen, der umperlten Laſten,
    Eurer Szepter undankbare Pracht.

Wie ſo ſchön man Moder übergoldet!
Doch nur Würmer werden mit dem Leib beſoldet,
Dem — die Welt gewacht.

Stolze Pflanzen in ſo niedern Beeten!
Seht doch! wie mit welken Majeſtäten
Garſtig ſpaßt der unverſchämte Tod!
Die durch Nord und Oſt und Weſt geboten —
Dulden ſie des Unholds ekelhafte Zoten,
Und — kein Sultan droht?

Springt doch auf, ihr ſtörrige Verſtummer,
Schüttelt ab den tauſendpfundgen Schlummer,
Siegespauken trommeln aus der Schlacht,
Höret doch, wie hell die Zinken ſchmettern!
Wie des Volkes wilde Vivat euch vergöttern!
Könige erwacht!

Siebenſchläfer! — o ſo hört die hellen
Hörner klingen und die Doggen bellen!
Tauſendrörigt knallt das Jagdenfeu'r;
Muntre Roſſe wiehern nach dem Forſte,
Blutig wälzt der Eber ſeine Stachelborſte,
Und — der Sieg iſt eu'r!

Was iſt das? — Auch Fürſten ſchweigen ſelber?
Neunfach durch die heulenden Gewölber
Spottet mir ein ſchleifend Echo nach —
Hört doch nur den Kammerjunker düßeln:
Euch beehrt Madonna mit geheimen Schlüſſeln
In — ihr Schlafgemach.

Keine Antwort — Ernſtlich iſt die Stille —
Fällt denn auch auf Könige die Hülle,
Die die Augen des Trabanten dekt? —
Und ihr fodert Anbetung in Aſche,
Daß die blinde Meze Glük in eure Taſche
Eine — Welt geſtekt?

Und ihr raſſelt, Gottes Rieſenpuppen,
Hoch daher in kindiſchſtolzen Gruppen,
Gleich dem Gaukler in dem Opernhaus? —
Pöbelteufel klatſchen dem Geklimper,
Aber weinend ziſchen den erhabnen Stümper
Seine Engel aus.

Ins Gebiet der leiſeren Gedanken,
Würden — überwänden ſie die Schranken —
Schlangenwirbel eure Mäkler drehn;
Lernt doch, daß die euren zu entfalten,
Blike, die auch Phariſäerlarven ſpalten,
Von dem Himmel ſehn.

Prägt ihr zwar — Hohn ihrem falſchen Schalle! —
Euer Bild auf lügende Metalle,
Schnödes Kupfer adelt ihr zu Gold —
Eure Juden ſchachern mit der Münze, —
Doch wie anders klingt ſie über jener Gränze,
Wo die Waage rollt!

Deken euch Seraile dann und Schlöſſer,
Wann des Himmels fürchterlicher Preſſer
An des groſen Pfundes Zinſen mahnt?

Ihr bezahlt den Bankerott der Jugend
Mit Gelübden, und mit lächerlicher Tugend,
Die — Hanswurſt erfand.

Berget immer die erhabne Schande
Mit des Majeſtätsrechts Nachtgewande,
Bübelt aus des Thrones Hinterhalt.
Aber zittert für des Liedes Sprache,
Kühnlich durch den Purpur bohrt der Pfeil der Rache
Fürſtenherzen kalt.

Y.

Graf Eberhard, der Greiner, von Wirtemberg.

Kriegslied.

Ihr — ihr dort außen in der Welt,
Die Naſen eingeſpannt!
Auch manchen Mann, auch manchen Held,
Im Frieden gut und ſtark im Feld
Gebar das Schwabenland.

Pralt nur mit Karl und Eduard,
Mit Friedrich, Ludewig.
Karl, Friedrich, Ludwig, Eduard,
Iſt uns der Graf, der Eberhard,
Ein Wetterſturm im Krieg.

Und auch ſein Bub', der Ulerich,
War gern, wo's eiſern klang;
Des Grafen Bub', der Ulerich,
Kein Fuß breit rükwärts zog er ſich,
Wenn's drauf und drunter ſprang.

Die Reutlinger, auf unſern Glanz
Erbittert, kochten Giſt,
Und bulten um den Siegeskranz,
Und wagten manchen Schwertertanz,
Und gürteten die Hüſt —

Er griff ſie an — und ſiegte nicht,
Und kam gepantſcht nach Haus,
Der Vater ſchnitt ein falſch Geſicht,
Der junge Kriegsmann floh das Licht,
Und Thränen drangen 'raus.

Das wurmt ihn — Ha! Ihr Schurken, wart!
Und trug's in ſeinem Kopf.
Auswetzen, bei des Vaters Bart!
Auswetzen wollt' er dieſe Schart'
Mit manchem Städtlerſchopf.

Und Fehd' entbrannte bald darauf,
Und zogen Roß und Mann
Bei Döffingen mit hellem Hauf,
Und heller ging's dem Junker auf,
Und hurrah! heiß ging's an.

Und unſers Heeres Loſungswort
War die verlorne Schlacht;
Das riß uns wie die Windsbraut fort,
Und ſchmiß uns tief in Blut und Mord,
Und in die Lanzennacht.

Der junge Graf, voll Löwengrimm
Schwung ſeinen Heldenſtab,
Wild vor ihm ging das Ungeſtüm,
Geheul und Winſeln hinter ihm,
Und um ihn her das Grab.

Doch weh! ach weh! ein Säbelhieb
Sunk ſchwer auf ſein Genick,
Schnell um ihn her der Helden Trieb,
Umſonſt! Umſonſt! erſtarret blieb
Und ſterbend brach ſein Blick.

Beſtürzung hemmt des Sieges Bahn,
Laut weinte Feind und Freund —
Hoch führt der Graf die Reuter an:
Mein Sohn iſt wie ein andrer Mann!
Marſch, Kinder! in den Feind!

Und Lanzen ſauſen feuriger,
Die Rache ſpornt ſie all,
Raſch über Leichen ging's daher,
Die Städtler laufen kreuz und quer,
Durch Wald und Berg und Thal.

Und zogen wir, mit Hörnerklang,
In's Lager froh zurück,
Und Weib und Kind im Rundgeſang,
Beim Walzer und beim Becherklang,
Luſtfeiren unſer Glück.

Doch unſer Graf — was thät er izt? —
Vor ihm der todte Sohn. —

Allein in ſeinem Zelte ſitzt
Der Graf, und eine Thräne blitzt
Im Aug' auf ſeinen Sohn.

Drum hangen wir ſo treu und warm
Am Grafen, unſrem Herrn,
Allein iſt er ein Heldenſchwarm,
Der Donner raſt in ſeinem Arm,
Er iſt des Landes Stern.

Drum ihr dort außen in der Welt,
Die Naſen eingeſpannt;
Auch manchen Mann, auch manchen Held,
Im Frieden gut und ſtark im Feld,
Gebar das Schwabenland.

W. D.

Alte Jungfern.

Schon freuen ſich auf's Paradies
Die Reichen und die Armen.
Nur alter Jungfern ſoll gewiß
Auch das ſich nicht erbarmen.

Au weh! ſie kamen ſchon zu ſpät
In dieſem Jammerleben,
Und werden, wie die Sage geht,
Auch dort nicht viel erheben.

Sie haben's Maul umſonſt geſpitzt!
Dort freiet man nicht wieder,
Und zwiſchen beiden Stühlen ſitzt
Das arme Korpus nieder.

Z.

An Gott.

Du, der du Erd' und Himmel riefſt,
Und Erd' und Himmel kam,
Der Welten ſpricht, und Welten ſteh'n,
Wer biſt du, großes Ding?

Des Morgens, wann den Berg herauf,
In ſtiller Majeſtät,
Die königliche Sonne ſteigt,
Ruf' ich: du großes Ding!

Des Nachts, wann über meinem Haupt
Die hohen Sterne geh'n,
Und Welt auf Welt vorüberrollt,
Ruf' ich: du großes Ding!

Wann groß und feſt, gleich Gottes Berg,
Der Leviathan ſteht,
Und wenn im Gras das Würmchen ſpielt,
Ruf ich: du großes Ding!

O großes, wundergroßes Ding!
Mir ſchwindelt, dich zu ſeh'n.
Ich ſchaudere erſtarrt zurück,
Und fall' und bete an.

X.

Bauernſtändchen.

Menſch! Ich bitte, guk' heraus!
Klecken nicht zwo Stunden,
Steh' ich ſo vor deinem Haus,
Stehe mit den Hunden.
'S regnet, was' vom Himmel mag,
'S g'wittert wie zum jüngſten Tag,
Pudelnaß die Hoſen!
Platſchnaß Rock und Mantel, ei!
Rock und Mantel nagelneu,
Alles dieſer Loſen.
Draußen, draußen Saus und Braus!
Menſch! ich bitte, guk' heraus.

Ei, zum Henker, guk' heraus!
Löſcht mir die Laterne, —
Weit am Himmel Nacht und Graus!
Weder Mond noch Sterne.
Stoß ich ſchier an Stein und Stok,
Reiße Wams und Ueberrok,
Ach! daß Gott erbarme!
Hecken, Stauden rings umher,
Gräben, Hügel, kreuz und quer,
Breche Bein' und Arme.
Draußen, draußen Nacht und Graus!
Ei, zum Henker, guk' heraus!

Ei, zum Teufel, guk' heraus!
Höre mein Geſuche!
Beten, Singen geht mir aus,
Willſt du, daß ich fluche?

Muß ich doch ein Hans Dampf ſein,
Frör' ich nicht zu Stein und Bein,
Wenn ich länger bliebe?
Liebe, das verdank' ich dir,
Winterbeulen machſt du mir,
Du vertrackte Liebe!
Draußen, draußen Kalt und Graus!
Ei, zum Teufel, guk' heraus!

Donner alle! was iſt das,
Das vom Fenſter regnet?
Garſt'ge Hexe! Kothignaß
Haſt mich eingeſegnet.
Regen, Hunger, Froſt und Wind
Leid' ich für das Teufelskind,
Werde noch gehudelt!
Wetter auch! Ich packe mich.
Böſer Dämon! tummle dich,
Habe ſatt gedudelt.
Draußen, draußen Saus und Braus!
Fahre wohl! — Ich geh' nach Haus.

M. D.

Der Satyr und meine Muſe.

Ein alter Satyr ſpukte
Um meine Muſe, die
Umherzog und begukte
Durch eine Brille lüſtern ſie.

Bei Phöbus gold'ner Fackel,
Bei Lunas bleichem Licht,
Schlich um ihr Tabernakel
Der arme ſpitzgeöhrte Wicht.

Und trillte manches Liedel
Zu ihrer Schöne Preis,
Und ſtrich auf ſeiner Fiedel
Wol manche fürchterliche Weiſ'.

Und ſeine Augen ſchwollen
Von Thränen, Nüſſe groß,
Und ſeine Seufzer ſchwollen,
Wie Lieder von Silenus Roß.

Die Muſe ſaß und ſpielte
In ihrer Grotte drin,
Sah grämlich aus und ſchielte
Auf Herrn Adonis Bocksfuß hin.

Dich garſtigen Pedanten!
Wer dich auch küſſen ſoll!
Spielſt du nicht den Galanten,
Wie Meiſter Midas den Apoll?

Sprich, alter Hörnerträger!
Was iſt charmant an dir?
Schwarz biſt du wie ein Neger,
Rauch biſt du wie ein Zottenthier.

Mich liebt ein junger Sänger,
Fern im Teutonenland,
An ihn, den Saitenſchwinger,
Knüpft mich ein ewig Liebesband.

Sie ſprach's und huſch! und wiſchet
Dem Räuber aus, er nach,
Von Amor'n angefriſchet,
Und haſchte ſie und plärrt' und ſprach:

Halt' an, halt' an, du Spröde!
Halt' an, und höre mich!
Dein Dichterchen, ich wette!
Bedenkt ſich noch gar ſäuberlich.

Schau dieſes hübſche Dingel,
Zu melden ohne Ruhm,
Auf manchem breiten Bengel
Flog weiblich friſch das Dingel 'rum.

Das pfeffert ſein Geſchwätze,
Und würzet ſeine Lehr',
Und macht dir derbe Sätze
Auf Kapp' und Steckengäulen her.

Das beſte Lied gewinnet
Durch dieſer Geiſel Wut,
Was von der Geiſel rinnet,
Iſt doch nichts mehr als — Narrenblut.

Die Geiſel ſoll er haben,
Gibſt du mir einen Schmatz,
Und du kannſt weiter traben
Mamſell, zu deinem deutſchen Schatz.

Die Muſe, ſchlau beſonnen,
Ging den Vertrag bald ein —
Der Satyr iſt entronnen,
Die Geiſel iſt nun mein!

Und ſoll auch hier nicht feiern,
Das glaubt mir keck!
Die Küſſe ſeiner Theuren
Schenkt man doch in den Tag nicht weg.

Sie werden Flammen ſprühen,
Doch Narren zünden nie!
Vor Würden ſoll die fromme Muſe knien;
Doch Würdenſchänder geiſelt ſie.

P.

Die Winternacht.

Ade! die liebe Herrgottsſonne gehet,
Grad über tritt der Mond!
Ade! Mit ſchwarzem Rabenflügel wehet
Die ſtumme Nacht um's Erdenrund.

Nichts hör' ich mehr durch's winternde Gefilde,
Als, tief im Felſenloch,
Die Murmelquell, und aus dem Wald das wilde
Geheul des Uhus hör' ich noch.

Im Waſſerbette ruhen alle Fiſche,
Die Schneke kriecht in's Dach,
Das Hündchen ſchlummert ſicher unter'm Tiſche,
Mein Weibchen nikt im Schlafgemach.

Euch, Brüderchen, von meinen Bubentagen
Mein herzliches Willkomm!
Ihr ſizt vielleicht mit traulichem Behagen
Um einen deutſchen Krug herum.

Im hochgefüllten Deckelglaſe malet
Sich purpurfarb die Welt,
Und aus dem gold'nen Traubenſchaume ſtralet
Vergnügen, das kein Neid vergällt.

Im Hintergrund vergang'ner Jahre findet
Nur Roſen euer Blik,
Leicht, wie die blaue Knaſterwolke, ſchwindet
Der trübe Gram von euch zurük.

Vom Schaukelgaul bis gar zum Doktorhute
Stört ihr im Zeitbuch um,
Und zält nunmehr, mit federleichtem Muthe,
Schweißtropfen im Gymnaſium.

Wie manchen Fluch — noch mögen unterm Boden
Sich ſeine Knochen drehn —
Terenz erpreßt, troz Herrn Minellis Noten,
Wie manch verzogen Maul geſeh'n.

Wie ungeſtüm dem grimmen Landeramen
Des Buben Herz geklopſt;
Wie ihm, ſprach jetzt der Rektor ſeinen Namen,
Der helle Schweiß auf's Buch getropſt —

Wol redt man auch von einer — e — Gewiſſen —
Die ſich als Frau nun ſpreißt,
Und Manches will der Leſer baß nun wiſſen,
Was doch ihr Mann baß — gar nicht weiß —

Nun liegt dies all im Nebel hinterm Rüken,
Und Bube heißt nun Mann,
Und Friedrich ſchweigt der weiſeren Perüken,
Was einſt der kleine Fritz gethan —

Man iſt — Potz gar! — zum Doktor ausgeſprochen,
Wol gar — beim Regiment!
Und hat vielleicht — doch nicht zu früh, gerochen,
Daß Plane Seifenblaſen ſind.

Hauch immer zu — und laß die Blaſen ſpringen;
Bleibt nur dies Herz noch ganz!
Und bleibt mir nur — errungen mit Geſängen —
Zum Lohn ein deutſcher Lorbeerkranz.

†

* * *

Anhang.

Aus den Räubern.

1.

Monolog des Franz Moor.

Akt 1. Szene 1.

Franz (dem alten Moor mit Lachen nachſehend.)

Tröſte dich, Alter, du wirſt ihn nimmer an dieſe Bruſt drücken, der Weg dazu iſt ihm verrammelt, wie der Himmel der Hölle. — Er war aus deinen Armen geriſſen, ehe du wußteſt, daß du es wollen könnteſt — Da müßt' ich ein erbärmlicher Stümper ſein, wenn ich's nicht einmal ſo weit gebracht hätte, einen Sohn vom Herzen des Vaters los zu löſen und wenn er mit ehernen Banden daran geklammert wäre. — Ich hab' einen magiſchen Kreis von Flüchen um dich gezogen, den er nicht überſpringen ſoll — Glück zu, Franz! Weg iſt das Schooßkind — der Wald iſt heller. Ich muß dieſe Papiere vollends aufheben, wie leicht könnte Jemand meine Handſchrift kennen? (er lieſt die zerriſſenen Briefſtücke zuſammen.) Und Gram wird auch den Alten bald fortſchaffen, — und ihr muß ich dieſen Karl aus dem Herzen reißen, wenn auch ihr halbes Leben dran hängen bleiben ſollte.

Ich habe große Rechte, über die Natur ungehalten zu ſein, und bei meiner Ehre! ich will ſie geltend machen. — Warum bin ich nicht der Erſte aus Mutterleib gekrochen?

Warum nicht der Einzige? Warum mußte ſie mir dieſe Bürde von Häßlichkeit aufladen? Gerade mir? Nicht anders, als ob ſie bei meiner Geburt einen Reſt geſezt hätte? Warum gerade mir die Lappländers-Naſe? Gerade mir dieſes Mohrenmaul? Dieſe Hottentotten-Augen? Wirklich! ich glaube, ſie hat von allen Menſchenſorten das Scheußlichſte auf einen Haufen geworfen und mich daraus gebacken. Mord und Tod! Wer hat ihr die Vollmacht gegeben, jenem dieſes zu verleihen und mir vorzuenthalten? Konnte ihr Jemand darum hofiren, eh er entſtund? Oder ſie beleidigen, eh er ſelbſt wurde? Warum ging ſie ſo parteilich zu Werke?

Nein! Nein! Ich thu ihr Unrecht. Gab ſie uns doch Erfindungsgeiſt mit, ſetzte uns nackt und armſelig an's Ufer dieſes großen Ozeans, Welt. — Schwimme, wer ſchwimmen kann, und wer zu plump iſt, geh unter! Sie gab mir nichts mit. Wozu ich mich machen will, das iſt nun meine Sache. Jeder hat gleiches Recht zum Größten und Kleinſten, Anſpruch wird an Anſpruch, Trieb an Trieb und Kraft an Kraft zernichtet. Das Recht wohnt beim Ueberwältiger und die Schranken unſerer Kraft ſind unſere Geſetze.

Wol gibt es gewiſſe gemeinſchaftliche Pakta, die man geſchloſſen hat, die Pulſe des Weltzirkels zu treiben. Ehrlicher Name! — Wahrhaftig! eine reichhaltige Münze, mit der ſich meiſterlich ſchachern läßt, wer's verſteht, ſie gut auszugeben. Gewiſſen! — O, ja freilich, ein tüchtiger Lumpenmann, Sperlinge von Kirſchbäumen wegzuſchrecken. — Auch das ein gut geſchriebener Wechſelbrief, mit dem auch der Bankerottirer zur Noth noch hinauslangt.

In der That! Sehr lobenswürdige Anſtalten, die Narren im Reſpekt, und den Pöbel unter dem Pantoffel zu halten, damit die Geſcheiten es deſto bequemer haben. Ohne Anſtand, recht ſchnakiſche Anſtalten! Kommen mir vor, wie die Hecken, die meine Bauern gar ſchlau um ihre Felder herumführen, daß ja kein Haſe drüber ſetzt, ja beileibe kein Haſe! — Aber der gnädige Herr gibt ſeinem Rappen den Sporn und galoppirt weich über die weiland Erndte.

Armer Haſe! Es iſt doch eine jämmerliche Rolle, der Haſe ſein müſſen auf dieſer Welt — Aber der gnädige Herr braucht Haſen!

Alſo friſch drüber hinweg! Wer nichts fürchtet, iſt nicht weniger mächtig als der, den alles fürchtet. Es iſt jetzo die Mode, Schnallen an den Beinkleidern zu tragen, womit man ſie nach Belieben weiter und enger ſchnürt. Wir wollen uns ein Gewiſſen nach der neueſten Façon anmeſſen laſſen, um es hübſch weiter aufzuſchnallen, wie wir zulegen. Was können wir dafür? Geht zum Schneider! Ich habe Langes und Breites von einer ſogenannten Blutliebe ſchwazen gehört, das einem ordentlichen Hausmann den Kopf heiß machen könnte. — Das iſt dein Bruder! — Das iſt verdollmetſcht; er iſt aus eben dem Ofen geſchoſſen worden, aus dem du geſchoſſen biſt — alſo ſei er dir heilig! — Merkt doch einmal dieſe verzwickte Conſequenz, dieſen poſſierlichen Schluß von der Nachbarſchaft der Leiber auf die Harmonie der Geiſter; von eben derſelben Heimat zu eben derſelben Empfindung; von einerlei Koſt zu einerlei Neigung. Aber weiter — es iſt dein Vater! Er hat dir das Leben gegeben, du biſt ſein Fleiſch, ſein Blut — alſo ſei er dir heilig. Wiederum eine ſchlaue Conſequenz! Ich möchte doch fragen, warum hat er mich gemacht? Doch wohl nicht gar aus Liebe zu mir, der erſt ein Ich werden ſollte? Hat er mich gekannt, ehe er mich machte? Oder hat er mich gewünſcht, da er mich machte? Wußte er, was ich werden würde? Das wollt' ich ihm nicht rathen, ſonſt möcht' ich ihn dafür ſtrafen, daß er mich doch gemacht hat. Kann ich's ihm Dank wiſſen, daß ich ein Mann wurde? So wenig, als ich ihn verklagen könnte, wenn er ein Weib aus mir gemacht hätte. Kann ich eine Liebe erkennen, die ſich nicht auf Achtung gegen mein Selbſt gründet? Konnte Achtung gegen mein Selbſt vorhanden ſein, das erſt dadurch entſtehen ſollte, wovon es die Vorausſetzung ſein muß? Wo ſteckt denn nun das Heilige? Etwa im Aktus ſelber, durch den ich entſtund? — Als wenn dieſer etwas mehr wäre, als viehiſcher Prozeß zur Stillung viehiſcher Begierden. Oder ſteckt es vielleicht im Reſultat dieſes Aktus, der doch nichts iſt, als eiſerne Notwendigkeit, die man ſo gern wegwünſchte, wenn's nicht auf Unkoſten von Fleiſch und Blut geſchehen müßte. Soll ich ihm etwa darum gute Worte geben, daß er mich liebt? Das iſt eine Eitelkeit von ihm, die Schooßſünde aller Künſtler, die ſich in ihrem Werk kokettiren, wär' es auch noch ſo häßlich. — Seht alſo, das iſt die ganze Hexerei, die ihr in einen heiligen Nebel verſchleiert, unſere Furchtſamkeit zu mißbrauchen. Soll auch ich mich dadurch gängeln laſſen, wie ein Knabe?

Friſch alſo! mutig an's Werk! — Ich will alles um mich her ausroden, was mich einſchränkt, daß ich nicht Herr bin. Herr muß ich ſein, daß ich das mit Gewalt ertrotze, wozu mir die Liebenswürdigkeit gebricht. (ab.)

2.

Hektors Abſchied.

„Willſt dich, Hektor, ewig mir entreißen,
Wo des Aeaciden mordend Eiſen [128]
Dem Patroklus ſchrecklich Opfer bringt?
Wer wird künftig deinen Kleinen lehren
Speere werfen und die Götter ehren,
Wenn hinunter dich der Xanthus ſchlingt?“ [129]

Theures Weib, geh, hol' die Todeslanze,
Laß mich fort zum wilden Kriegestanze,
Meine Schultern tragen Ilium;
Ueber Aſtyanax unſre Götter!
Hektor fällt, ein Vaterlands-Erretter
Und wir ſeh'n uns wieder in Elyſium. [130]

„Nimmer lauſch' ich deiner Waffen Schalle,
Einſam liegt dein Eiſen in der Halle,
Priams großer Heldenſtamm verdirbt!
Du wirſt hingeh'n, wo kein Tag mehr ſcheinet,
Der Cocytus durch die Wüſten weinet,
Deine Liebe in dem Lethe ſtirbt.“

All' mein Sehnen, all' mein Denken
Soll der ſchwarze Lethefluß ertränken, [131]
Aber meine Liebe nicht!
Horch! der Wilde rast [132] ſchon an den Mauern —
Gürte mir das Schwert um, laß das Trauern,
Hektors Liebe ſtirbt im Lethe nicht!

3.

Amalia.

Schön wie Engel, voll Walhallas Wonne,
Schön vor allen Jünglingen war er,
Himmliſch mild ſein Blick, wie Maienſonne,
Rückgeſtralt vom blauen Spiegelmeer.

Sein Umarmen — wütendes Entzücken! —
Mächtig feurig klopfte Herz an Herz,
Mund und Ohr gefeſſelt — Nacht vor unſern Blicken —
Und der Geiſt gewirbelt himmelwärts.[133]

Seine Küſſe — paradieſiſch Fühlen! —
Wie zwo Flammen ſich ergreifen, wie
Harfentöne in einander ſpielen,
Zu der himmelvollen Harmonie,

Stürzten, flogen, raſten[134] Geiſt und Geiſt zuſammen,
Lippen, Wangen brannten, zitterten —
Seele rann in Seele — Erd' und Himmel ſchwammen
Wie zerronnen, um die Liebenden.

Er iſt hin — vergebens, ach! vergebens
Stöhnet ihm der bange Seufzer nach.
Er iſt hin — und alle Luſt des Lebens
Wimmert hin in ein verlornes Ach! —

4.

Räuberlied.

Stehlen, morden, huren, balgen,
  Heißt bei uns nur die Zeit zerſtreun,
Morgen hangen wir am Galgen,
  Drum laßt uns heute luſtig ſein.

Ein freies Leben führen wir,
  Ein Leben voller Wonne.
Der Wald iſt unſer Nachtquartier,
Bei Sturm und Wind hantiren wir,
  Der Mond iſt unſre Sonne,
Merkurius iſt unſer Mann,
Der's Praktiziren trefflich kann.

Heut laden wir bei Pfaffen uns ein,
  Bei maſten Pächtern morgen,
Was drüber iſt, da laſſen wir fein
  Den lieben Herrgott ſorgen.

Und haben wir im Traubenſaft
  Die Gurgel ausgebadet,
So machen wir uns Mut und Kraft,
Und mit dem Schwarzen Brüderſchaft,
  Der in der Hölle bratet.

Das Wehgeheul erſchlagner Väter,
Der bangen Mütter Klaggezeter,
Das Winſeln der verlaßnen Braut,
Iſt Schmauß für unſre Trommelhaut!

Ha! wenn ſie euch unter dem Beile ſo zucken,
Ausbrüllen wie Kälber, umfallen wie Mucken,
Das kizelt unſern Augenſtern,
Das ſchmeichelt unſ'ren Ohren gern.

Und wenn mein Stündlein kommen nun,
Der Henker ſoll es holen,
So haben wir halt unſren Lohn,
Und ſchmieren unſre Sohlen.
Ein Schlückchen auf den Weg, vom heißen Traubenſohn,
Und Hurah, rar, dar! geht's, als flögen wir davon.

5.

Brutus und Cäſar.

Brutus.

Sei willkommen, friedliches Gefilde,
Nimm den letzten aller Römer auf;
Von Philippi, wo die Mordſchlacht brüllte,
Schleicht mein gramgebeugter Lauf.
Kaſſius, wo biſt du? — Rom verloren!
Hingewürgt mein brüderliches Heer,
Meine Zuflucht zu des Todes Thoren!
Keine Welt für Brutus mehr.

Cäſar.

Wer, mit Schritten eines Niebeſiegten,
Wandert dort vom Felſenhang? —
Ha! wenn meine Augen mir nicht lügten?
Das iſt eines Römers Gang. —

Tiberſohn — von wannen deine Reiſe?
Dauert noch die Siebenhügelſtadt?
Oft geweinet hab' ich um die Waiſe,
Daß ſie nimmer einen Cäſar hat.

Brutus.

Ha! du mit der drei und zwanzigfachen Wunde!
Wer rief, Todter, dich an's Licht?
Schaudre rückwärts zu des Orkus Schlunde,
Stolzer Weiner! — Triumfire nicht!
Auf Philippi's eiſernem Altare
Raucht der Freiheit letztes Opferblut;
Rom verröchelt über Brutus Bahre,
Brutus geht zu Minos — Kreuch in deine Flut!

Cäſar.

O, ein Todesſtoß von Brutus Schwerte!
Auch du — Brutus — du?
Sohn — es war dein Vater — Sohn — die Erde
Wär gefallen dir als Erbe zu.
Geh — du biſt der größte Römer worden,
Da in Vaters Bruſt dein Eiſen drang;
Geh — du weißt's nun, was an Lethes Strande
Mich noch bannte —
Schwarzer Schiffer, ſtoß vom Lande!

Brutus.

Vater halt! — Im ganzen Sonnenreiche
Hab ich Einen nur gekannt,
Der dem großen Cäſar gleiche,
Dieſen Einen haſt du Sohn genannt.

Nur ein Cäſar mochte Rom verderben,
Nur nicht Brutus mochte Cäſar ſteh'n,
Wo ein Brutus lebt, muß Cäſar ſterben, —
Geh du linkswärts, laß mich rechtswärts gehn

6.

Monolog des Karl Moor.

Akt 4. Szene 5.

Wer mir Bürge wäre — — Es iſt alles ſo finſter — verworrene Labyrinthe — kein Ausgang — kein leitendes Geſtirn! — Wenn's aus wäre mit dieſem letzten Odemzug, aus, wie ein ſchales Marionettenſpiel? — Aber wofür der heiſe Hunger nach Glückſeligkeit? Wofür das Ideal einer unerreichten Vollkommenheit? Das Hinausſchieben unvollendeter Plane? — Wenn der armſelige Druck dieſes armſeligen Dings (die Piſtole vor's Geſicht haltend) den Weiſen dem Thoren, — den Feigen dem Tapfern, — den Edlen dem Schelmen gleich macht? — Es iſt doch eine ſo göttliche Harmonie in der ſeelenloſen Natur, warum ſollte dieſer Mißklang in der vernünftigen ſein? — Nein! Nein! Es iſt etwas mehr, denn ich bin noch nicht glücklich geweſen.

Glaubt ihr, ich werde zittern? Geiſter meiner Erwürgten! ich werde nicht zittern. (heftig zitternd) Euer banges Sterbegewinſel — euer ſchwarzgewürgtes Geſicht — eure fürchterlich klaffenden Wunden ſind ja nur Glieder einer unzerbrechlichen Kette des Schickſals und hangen zuletzt an meinen Feierabenden, an den Launen meiner Ammen und Hofmeiſter, am Temperament meines Vaters, am Blut meiner Mutter. — (von Schauer geſchüttelt) Warum hat mein Perillus einen Ochſen aus mir gemacht, daß die Menſchheit in meinem glühenden Bauche bratet?

(Er ſezt die Piſtole an.) Zeit und Ewigkeit — gekettet aneinander durch einen einzigen Moment! — Grauſer Schlüſſel, der das Gefängniß des Lebens hinter mir ſchließt, und vor mir aufriegelt die Behauſung der ewigen Nacht — ſage mir, o, ſage mir — wohin — wohin wirſt du mich führen? — Fremdes, nie umſegeltes Land! — Siehe, die Menſchheit erſchlappt unter deinem Bilde, die Spannkraft des Endlichen läßt nach, und die Phantaſie, der mutwillige Affe der Sinne, gaukelt unſrer Leichtgläubigkeit ſeltſame Schatten vor. — Nein! nein! Ein Mann muß nicht ſtraucheln. Sei wie du wilt, namenloſes Jenſeits — bleibt mir nur dieſes mein Selbſt getreu. — Sei wie du wilt, wenn ich nur mich ſelbſt mit hinübernehme. — Außendinge ſind nur der Anſtrich des Manns — Ich bin mein Himmel und meine Hölle.

Wenn du mir irgend einen eingeäſcherten Weltkreis allein ließeſt, den du aus deinen Augen verbannt haſt, wo die einſame Nacht und die ewige Wüſte meine Ausſichten ſind — ich würde dann die ſchweigende Oede mit meinen Phantaſien bevölkern und hätte die Ewigkeit zur Muſe, das verworrene Bild des allgemeinen Elends zu zergliedern. — Oder willſt du mich durch immer neue Geburten und immer neue Schaupläze des Elends, von Stufe zu Stufe — zur Vernichtung führen? Kann ich nicht die Lebensfäden, die mir jenſeits gewoben ſind, ſo leicht zerreißen wie dieſen? — Du kannſt mich zu nichts machen — dieſe Freiheit kannſt du mir nicht nehmen. (Er lädt die Piſtole; plözlich hält er innen.)

Und ſoll ich vor Furcht eines qualvollen Lebens ſterben? — Soll ich dem Elend den Sieg über mich einräumen? — Nein! ich will's dulden. (Er wirft die Piſtole weg.) Die Qual erlahme an meinem Stolz! Ich will's vollenden.

Freigeiſterei der Leidenſchaft.*)

Als Laura vermält war i. J. 1782.

Nein — länger werd' ich dieſen Kampf nicht kämpfen,
    Den Rieſenkampf der Pflicht.
Kannſt du des Herzens Flammentrieb nicht dämpfen,
    So fordre, Tugend, dieſes Opfer nicht.

Geſchworen hab' ich's, ja, ich hab's geſchworen,
    Mich ſelbſt zu bändigen.
Hier iſt dein Kranz. Er ſei auf ewig mir verloren,
    Nimm ihn zurück und laß mich ſündigen.

135 Sieh, Göttin, mich zu deines Thrones Stufen,
    Wo ich noch jüngſt, ein frecher Beter, lag,
Mein übereilter Eid ſei widerrufen,
    Vernichtet ſei der ſchreckliche Vertrag,

---

*) Ich habe um ſo weniger Anſtand genommen, die zwei folgenden Gedichte hier aufzunehmen, da ich von jedem Leſer erwarten kann, er werde ſo billig ſein, eine Aufwallung der Leidenſchaft nicht für ein philoſophiſches Syſtem und die Verzweiflung eines erdichteten Liebhabers nicht für das Glaubensbekenntniß des Dichters anzuſehen. Widrigenfalls möchte es übel um den dramatiſchen Dichter ausſehen, deſſen Intrigue ſelten ohne einen Böſewicht fortgeführt werden kann! und Milton und Klopſtock müßten um ſo ſchlechtere Menſchen ſein, je beſſer ihnen ihre Teufel glückten. S.

Den du im ſüßen Taumel einer warmen Stunde
Vom Träumenden erzwangſt,
Mit meinem heißen Blut im unerlaubten Bunde,
Betrügeriſch aus meinem Buſen rangſt.

Wo ſind die Feuer, die elektriſch mich durchwallten,
Und wo der ſtarke, kühne Talismann?
In jenem Wahnwiz will ich meinen Schwur dir halten,
Worin ich unbeſonnen ihn gethan.

Zerriſſen ſei, was du und ich bedungen haben,[136]
Sie liebt mich — deine Krone ſei verſcherzt.
Glückſelig, wer in Wonnetrunkenheit begraben,
So leicht wie ich den tiefen Fall verſchmerzt.

Sie ſieht den Wurm an meiner Jugend Blume nagen,
Und meinen Lenz entfloh'n,
Bewundert ſtill mein heldenmütiges Entſagen,
Und großmutsvoll beſchließt ſie meinen Lohn.

Mißtraue, ſchöne Seele, dieſer Engelgüte!
Dein Mitleid waffnet zum Verbrecher mich,
Giebt's in des Lebens unermeßlichem Gebiete,
Giebt's einen andern, ſchönern Lohn — als dich?

Als das Verbrechen, das ich ewig fliehen wollte?
Entſetzliches Geſchick![137]
Der einz'ge Lohn, der meine Tugend krönen ſollte,
Iſt meiner Tugend letzter Augenblick.[138]

Des wolluſtreichen Giftes voll — vergeſſen,
    Vor wem ich zittern muß,
Wag' ich es ſtumm, an meinen Buſen ſie zu preſſen,
    Auf ihren Lippen brennt mein erſter Kuß.

Wie ſchnell, auf ſein allmächtig glühendes Berühren,
    Wie ſchnell, o Laura, floß
Das dünne Siegel ab von übereilten Schwüren,
    Sprang deiner Pflicht Tyrannenkette los.

Jetzt ſchlug ſie laut, die heiß erflehte Schäferſtunde,
    Jetzt dämmerte mein Glück —
Erhörung zitterte auf deinem brennenden Munde,
    Erhörung ſchwamm in deinem feuchten Blick.

Mir ſchauderte vor dem ſo nahen Glücke,
    Und ich errang es nicht.
Vor deiner Gottheit taumelte mein Muth zurücke,
    Ich Raſender, und ich errang es nicht!

Woher dies Zittern, dies unnennbare Entſetzen,
    Wenn mich dein liebevoller Arm umſchlang? —
Weil dich ein Eid, den auch ſchon Wallungen verletzen,
    In fremde Feſſeln zwang?

Weil ein Gebrauch, den die Geſetze heilig prägen,
    Des Zufalls ſchwere Miſſethat geweiht?
Nein — unerſchrocken trotz' ich einem Bund entgegen,
    Den die erröthende Natur bereut.

O, zittre nicht — du haſt als Sünderin geſchworen,
Ein Meineid iſt der Reue fromme Pflicht.
Das Herz war mein, das du vor dem Altar verloren,
Mit Menſchenfreuden ſpielt der Himmel nicht.

Zum Kampf auf die Vernichtung ſei er vorgeladen,
An den der feierliche Spruch dich band.
Die Vorſicht kann den überflüſſ'gen Geiſt entrathen,
Für den ſie keine Seligkeit erfand.

Getrennt von dir — warum bin ich geworden?
Weil du biſt, ſchuf mich Gott!
Er widerrufe, oder lerne Geiſter morden,
Und flüchte mich vor ſeines Wurmes Spott.

Sanftmütigſter der fühlenden Dämonen,
Zum Wüterich verzerrt dich Menſchenwahn?
Dich ſollten meine Qualen nur belohnen
Und dieſen Nero beten Geiſter an?

Dich hätten ſie als den Allguten mir geprieſen,
Als Vater mir gemalt?
So wucherſt du mit deinen Paradieſen?
Mit meinen Thränen machſt du dich bezahlt?

Beſticht man dich mit blutendem Entſagen?
Durch eine Hölle nur
Kannſt du zu deinem Himmel eine Brücke ſchlagen?
Nur auf der Folter merkt dich die Natur?

O, dieſem Gott laßt unſre Tempel uns verſchließen,
Kein Loblied feire ihn,
Und keine Freudenthräne ſoll ihm weiter fließen.
Er hat auf immer ſeinen Lohn dahin!

Reſignation.

Eine Phantaſie.

Auch ich war in Arkadien geboren,
Auch mir hat die Natur
An meiner Wiege Freude zugeſchworen,
Auch ich war in Arkadien geboren,
Doch Thränen gab der kurze Lenz mir nur.

Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder,
Mir hat er abgeblüht.
Der ſtille Gott — o, weinet meine Brüder —
Der ſtille Gott taucht meine Fackel nieder,
Und die Erſcheinung flieht.

Da ſteh ich ſchon auf deiner Schauerbrücke,
Ehrwürd'ge Geiſtermutter — Ewigkeit. [139]
Empfange meinen Vollmachtbrief zum Glücke,
Ich bring' ihn unerbrochen dir zurücke,
Mein Lauf iſt aus. Ich weiß von keiner Seligkeit. [140]

Vor deinem Thron erheb' ich meine Klage,
Verhüllte Richterin.

Auf jenem Stern, ging eine frohe Sage,
Du throneſt hier mit des Gerichtes Wage
Und nenneſt dich Vergelterin.

Hier — ſpricht man — warten Schrecken auf den Böſen,
Und Freuden auf den Redlichen.
Des Herzens Krümmen werdeſt du entblößen,
Der Vorſicht Räthſel werdeſt du mir löſen,
Und Rechnung halten mit den Leidenden.

Hier öffne ſich die Heimat dem Verbannten,
Hier endige des Dulders Dornenbahn.
Ein Götterkind, das ſie mir Wahrheit nannten,
Die Meiſten flohen, Wenige nur kannten,
Hielt meines Lebens raſchen Zügel an.

„Ich zahle dir in einem andern Leben,
Gib deine Jugend mir,
Nichts kann ich dir als dieſe Weiſung geben.“
Ich nahm die Weiſung auf das andre Leben
Und meiner Jugend Freuden gab ich ihr.

„Gib mir das Weib, ſo theuer deinem Herzen,
Gib deine Laura mir.
Jenſeits der Gräber wuchern deine Schmerzen.“ —
Ich riß ſie blutend aus dem wunden Herzen,
Und weinte laut und gab ſie ihr.

„Du ſiehſt die Zeit nach jenen Ufern fliegen,
Die blühende Natur

Bleibt hinter ihr — ein welker Leichnam — liegen,
Wenn Erd' und Himmel trümmernd auseinanderfliegen,
    Daran erkenne den erfüllten Schwur." [141]

„„Die Schuldverſchreibung lautet an die Todten,""
    Hohnlächelte die Welt,
„„Die Lügnerin, gedungen von Deſpoten,
Hat für die Wahrheit Schatten dir geboten,
    Du biſt nicht mehr, wenn dieſer Schein verfällt.""

Frech witzelte das Schlangenheer der Spötter:
    „„Vor einem Wahn, den nur Verjährung weiht,
Erzitterſt du? Was ſollen deine Götter,
Des kranken Weltplans ſchlau erdachte Retter,
    Die Menſchenwitz des Menſchen Nothdurft leiht?""

„„Ein Gaukelſpiel, ohnmächtigen Gewürmen
    Vom Mächtigen gegönnt,
Schreckfeuer, angeſteckt auf hohen Thürmen,
Die Phantaſie des Träumers zu beſtürmen,
    Wo des Geſetzes Fackel dunkel brennt."" [142]

„„Was heißt die Zukunft, die uns Gräber decken?
    Die Ewigkeit, mit der du eitel prangſt?
Ehrwürdig nur, weil ſchlaue Hüllen ſie verſtecken,
Der Rieſenſchatten unſrer eignen Schrecken
    Im hohlen Spiegel der Gewiſſensangſt;""

„„Ein Lügenbild lebendiger Geſtalten,
    Die Mumie der Zeit

Vom Balſamgeiſt der Hoffnung in den kalten
Behauſungen des Grabes hingehalten,
Das nennt dein Fieberwahn — Unſterblichkeit?""

„„Für Hoffnungen — Verweſung ſtraft ſie Lügen —
Gabſt du gewiſſe Güter hin?
Sechstauſend Jahre hat der Tod geſchwiegen,
Kam je ein Leichnam aus der Gruft geſtiegen,
Der Meldung that von der Vergelterin?""

Ich ſah die Zeit nach deinen Ufern fliegen,
Die blühende Natur
Blieb hinter ihr, ein welker Leichnam, liegen,
Kein Todter kam aus ſeiner Gruft geſtiegen,
Und feſt vertraut' ich auf den Götterſchwur.

All meine Freuden hab ich dir geſchlachtet,
Jetzt werf' ich mich vor deinen Richterthron,
Der Menge Spott hab' ich beherzt verachtet,
Nur deine Güter hab' ich groß geachtet,
Vergelterin, ich fodre meinen Lohn.

„Mit gleicher Liebe lieb' ich meine Kinder,
Rief unſichtbar ein Genius,
Zwei Blumen, rief er — hört es, Menſchenkinder —
Zwei Blumen blühen für den weiſen Finder,
Sie heißen Hoffnung und Genuß.

Wer dieſer Blumen Eine brach, begehre
Die andre Schweſter nicht.

Genieße, wer nicht glauben kann. Die Lehre
Iſt ewig wie die Welt. Wer glauben kann, entbehre.
Die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht.

„Du haſt gehofft, dein Lohn iſt abgetragen,
Dein Glaube war dein zugewognes Glück.
Du konnteſt deine Weiſen fragen,
Was man von der Minute ausgeſchlagen,
Gibt keine Ewigkeit zurück.

Die Götter Griechenlands.

Da ihr noch die ſchöne Welt regiertet,[143]
An der Freude leichtem Gängelband
Glücklichere Menſchenalter führtet,[144]
Schöne Weſen aus dem Fabelland.
Ach da euer Wonnedienſt noch glänzte,
Wie ganz anders, anders war es da!
Da man deine Tempel noch bekränzte,
Venus Amathuſia!

Da der Dichtkunſt maleriſche[145] Hülle
Sich noch lieblich um die Wahrheit wand —
Durch die Schöpfung floß da Lebensfülle,
Und was nie empfinden wird, empfand.
An der Liebe Buſen ſie zu drücken,
Gab man höhern Adel der Natur;
Alles wies den eingeweihten Blicken,
Alles eines Gottes Spur.

Wo jetzt nur, wie unſre Weiſen ſagen,
Seelenlos ein Feuerball ſich dreht,
Lenkte damals ſeinen goldnen Wagen
Helios in ſtiller Majeſtät.
Dieſe Höhen füllten Oreaden,
Eine Dryas ſtarb mit jenem Baum,[146]
Aus den Urnen lieblicher Najaden
Sprang der Ströme Silberſchaum.

Jener Lorbeer wand ſich einſt um Hülfe,
Tantals Tochter ſchweigt in dieſem Stein,
Syrinx Klage tönt aus jenem Schilfe,
Philomelens Schmerz in[147] dieſem Hain.
Jener Bach empfing Demeters Zähre,
Die ſie um Perſephonen geweint,
Und von dieſem Hügel rief Cythere,
Ach, vergebens! ihrem ſchönen Freund.[148]

Zu Deukaleons Geſchlechte ſtiegen
Damals noch die Himmliſchen herab;
Pyrrha's ſchöne Tochter zu beſiegen
Nahm Hyperion den Hirtenſtab.[149]
Zwiſchen Menſchen, Göttern und Heroen
Knüpfte Amor einen ſchönen Bund;
Sterbliche mit Göttern und Heroen
Huldigten in Amathunt.

[150] Betend an der Grazien Altären
Kniete da die holde Prieſterin,
Sandte ſtille Wünſche an Cytheren
Und Gelübde an die Charitin.

Hoher Stolz, auch droben zu gebieten,
Lehrte ſie den göttergleichen Rang
Und des Reizes heil'gen Gürtel hüten,
Der den Donn'rer ſelbſt bezwang.

Himmliſch und unſterblich war das Feuer,
Das in Pindars ſtolzen Hymnen floß,
Niederſtrömte in Arions Leier,
In den Stein des Phidias ſich goß.
Beſſ're Weſen, edlere Geſtalten
Kündigten die hohe Abkunft an,
Götter, die vom Himmel niederwallten,
Sahen hier ihn wieder aufgethan.

Werther war von eines Gottes Güte,
Theurer jede Gabe der Natur:
Unter Iris ſchönem Bogen blühte
Reizender die perlenvolle Flur,
Prangender erſchien die Morgenröthe
In Himerens roſigtem Gewand,
Schmelzender erklang die Flöte
In des Hirtengottes Hand.

Liebenswerther malte ſich die Jugend,
Blühender in Ganymedes Bild,
Heldenkühner, göttlicher die Tugend
Mit Tritoniens Meduſenſchild.
Sanfter war, da Hymen es noch knüpfte,
Heiliger der Herzen ew'ges Band,
Selbſt des Lebens zarter Faden ſchlüpfte
Weicher durch der Parzen Hand.

Das Evoe muntrer Thyrſusſchwinger
Und der Panther prächtiges Geſpann
Meldeten den großen Freudebringer;
Faun und Satyr taumeln ihm voran,
Um ihn ſpringen raſende Mänaden,
Ihre Tänze loben ſeinen Wein,
Und die Wangen des Bewirthers laden 151
Luſtig zu dem Becher ein.

152 Höher war der Gabe Werth geſtiegen,
Die der Geber freundlich mitgenoß,
Näher war der Schöpfer dem Vergnügen,
Das im Buſen des Geſchöpfes floß.
Nennt der meinige ſich dem Verſtande?
Birgt ihn etwa der Gewölke Zelt?
Mühſam ſpäh' ich im Ideenlande,
Fruchtlos in der Sinnenwelt.

Eure Tempel lachten gleich Paläſten,
Euch verherrlichte das Heldenſpiel
An des Iſthmus kronenreichen Feſten,
Und die Wagen donnerten zum Ziel.
Schön geſchlung'ne, ſeelenvolle Tänze
Kreisten um den prangenden Altar,
Eure Schläfe ſchmückten Siegeskränze,
Kronen euer duftend Haar.

Seiner Güter ſchenkte man das beſte,
Seiner Lämmer liebſtes gab der Hirt,
Und der Freudetaumel ſeiner Gäſte
Lohnte dem erhab'nen Wirth.

Wohin tret' ich? dieſe traur'ge Stille
Kündigt ſie mir meinen Schöpfer an?
Finſter, wie er ſelbſt, iſt ſeine Hülle,
Mein Entſagen — was ihn feiern kann.

Damals trat kein gräßliches Gerippe
Vor das Bett des Sterbenden; ein Kuß
Nahm das letzte Leben von der Lippe,
Still und traurig ſenkt' ein Genius [153]
Seine Fackel. Schöne, lichte Bilder
Scherzten auch um die Nothwendigkeit,
Und das ernſte Schickſal blickte milder
Durch den Schleier ſanfter Menſchlichkeit.

Nach der Geiſter ſchrecklichen Geſetzen
Richtete kein heiliger Barbar,
Deſſen Augen Thränen nie benetzen,
Zarte Weſen, die ein Weib gebar.
Selbſt des Orkus ſtrenge Richterwage
Hielt der Enkel einer Sterblichen,
Und des Thrakers ſeelenvolle Klage
Rührte die Erinnyen.

Seine Freuden traf der frohe Schatten
In Elyſiens Hainen wieder an;
Treue Liebe fand den treuen Gatten,
Und der Wagenlenker ſeine Bahn;
Orpheus' [154] Spiel tönt die gewohnten Lieder,
In Alceſtens Arme ſinkt Admet,
Seinen Freund erkennt Oreſtes wieder,
Seine Waffen [155] Philoktet.

[156] Aber ohne Wiederkehr verloren
Bleibt, was ich auf dieſer Welt verließ;
Jede Wonne hab' ich abgeſchworen,
Alle Bande, die ich ſelig pries.
Fremde, nie verſtandene Entzücken
Schaudern mich aus jenen Welten an,
Und für Freuden, die mich jetzt beglücken,
Tauſch' ich neue, die ich miſſen kann.

Höh're Preiſe ſtärkten da den Ringer
Auf der Tugend arbeitvoller Bahn:
Großer Thaten herrliche Vollbringer
Klimmten zu den Seligen hinan;
Vor dem Wiederforderer der Todten
Neigte ſich der Götter ſtille Schaar,
Durch die Fluten leuchtet' dem Piloten
Vom Olymp das Zwillingspaar.

Schöne Welt, wo biſt du? — Kehre wieder,
Holdes Blüthenalter der Natur!
Ach, nur in dem Feenland der Lieder
Lebt noch deine gold'ne [157] Spur!
Ausgeſtorben trauert das Gefilde,
Keine Gottheit zeigt ſich meinem Blick,
Ach! von jenem lebenwarmen Bilde
Blieb nur das Gerippe mir zurück! [158]

Alle jene Blüthen ſind gefallen
Von des Nordes winterlichem Weh'n;
Einen zu bereichern unter allen,
Mußte dieſe Götterwelt vergeh'n.

Traurig ſuch' ich an dem Sternenbogen:
Dich, Selene, find' ich dort nicht mehr;
Durch die Wälder ruf' ich, durch die Wogen,
Ach, ſie wiederhallen leer!

Unbewußt der Freuden, die ſie ſchenket,
Nie entzückt von ihrer Trefflichkeit,[159]
Nie gewahr des Armes,[160] der ſie lenket,
Reicher nie durch meine Dankbarkeit,[161]
Fühllos ſelbſt für ihres Künſtlers Ehre,
Gleich dem todten Schlag der Pendeluhr,
Dient ſie knechtiſch dem Geſetz der Schwere,
Die entgötterte Natur.

Morgen wieder neu ſich zu entbinden,
Wühlt ſie heute ſich ihr eignes Grab,
Und an ewig gleicher Spindel winden
Sich von ſelbſt die Monde auf und ab.
Müßig kehrten zu dem Dichterlande
Heim die Götter, unnütz einer Welt,
Die, entwachſen ihrem Gängelbande,
Sich durch eignes Schweben hält.

[162]Freundlos, ohne Bruder, ohne Gleichen,
Keiner Göttin, keiner Ird'ſchen Sohn,
Herrſcht ein Andrer in des Aethers Reichen,
Auf Saturnus' umgeſtürztem Thron.
Selig, eh' ſich Weſen um ihn freuten,
Selig im entvölkerten Gefild,
Sieht er in dem langen Strom der Zeiten
Ewig nur — ſein eignes Bild.

Bürger des Olymps konnt' ich erreichen:
Jenem Gotte, den ſein Marmor preiſt,
Konnte einſt der hohe Bildner gleichen; —
Was iſt neben dir der höchſte Geiſt
Derer, welche Sterbliche gebaren?
Nur der Würmer erſter, edelſter.
Da die Götter menſchlicher noch waren,
Waren Menſchen göttlicher.

Deſſen Stralen mich darnieder ſchlagen,
Werk und Schöpfer des Verſtandes, dir
Nachzuringen, gib mir Flügel, Wagen,
Dich zu wägen — oder nimm von mir,
Nimm die ernſte, ſtrenge Göttin wieder,
Die den Spiegel blendend vor mir hält!
Ihre ſanftre Schweſter ſende nieder,
Spare jene für die andre Welt.

Schillers Selbſtkritik der „Anthologie."

Schon wieder eine würtembergiſche Blumenleſe? — Sie wachſen nach wie die Köpfe der Hydra! Kaum haben wir einen Kopf von den Schultern geſpielt, huſch! ſpringt ſchon ein zweiter, größer und troziger, aus dem Rumpfe. — Und eine Anthologie aus Tobolsko! Auf was doch die Herren Entrepreneurs nicht alles verfallen! Auch den Norden verſchonen ſie nicht und beſchmuzen das ſchuldloſe Sibirien mit ihrer poetiſchen Dinte. Warum der Anthologiſt ſein Vaterland verläugnet, mag er wiſſen. Sonſt trompetet er ſich mit einem ziemlich brutalen Motto voraus, wenn es anders nicht Anſpielung iſt: Tum primum radiis gelidi incaluere triones. In der Vorrede wird verhoffentlich über die anderen Muſenſammlungen (doch hie und da nicht mit Unrecht) geſchimpft und auf den ſchwäbiſchen Almanach, als den Amtsbruder, ſpöttiſch geſchielt. Der Herausgeber mag dem Herrn Stäudlin nicht hold ſein und zupft ihn, wo er kann; mag er Recht haben oder nicht, uns mißfällt dieſe beiderſeits läppiſche Zänkerei. Das Buch wird dem Tod zugeſchrieben und der Autor verräth ſich, daß er ein Arzt iſt.

Die Gedichte ſelbſt ſind nicht alle von den gewöhnlichen; acht an Laura gerichtet, in einem eigenen Tone, mit brennender Phantaſie und tiefem Gefühl geſchrieben, unterſcheiden ſich vortheilhaft von den übrigen. Aber überſpannt ſind ſie alle und verrathen eine allzu unbändige Imagination; hie und da bemerke ich auch eine ſchlüpfrige, ſinnliche Stelle in platoniſchen Schwulſt verſchleiert. Das Gedicht an Rouſſeau, die Elegie auf einen Jüngling, an die Sonne, an Gott, Größe der Welt, in einer Bataille, die Freundſchaft, Fluch eines Eiferſüchtigen, die ſchlimmen Monarchen u. ſ. f. enthalten ſtarke, kühne und wahr poetiſche Züge. Zärtlich, weich und gefühlvoll ſind die Kindesmörderin, der Triumph der Liebe (wahrſcheinlich auf .... Veranlaſſung der Nachtfeier der Venus von Bürger geſchrieben), an mein Täubchen, an Minna, Morgenphantaſie, der Unterſchied, an Fanny, an den Frühling. In einigen anderen als z. B. dem Fragment an einen Moraliſten, vorzüglich den Kaſtraten und Männern, der Vergleichung, und einigen Sinngedichten fällt ein ſchlüpfriger Wiz und petroniſche Unart auf. Einige darunter ſind launiſch und ſatyriſch, als Bachus im Triller, der hypochondriſche Pluto, die Rache der Muſen, Bauernſtändchen u. ſ. f. Doch ſehr oft iſt der Wiz auch gezwungen und ungeheuer. Im Ganzen ſind faſt alle Gedichte zu lang und der Kern des Gedankens wird von langweiligen Verzierungen überladen und erſtickt. Die meiſten der Sinngedichte ſcheinen mehr da zu ſein, die Lücken zwiſchen größeren auszufüllen und ſagen nichts. Der wirthſchaftliche Tod, an den Galgen zu ſchreiben, Spinoza, die Alten und Neuen und einige wenige ſind treffend und gut. Auch merke ich, daß ſich ein Verfaſſer hinter mehrere Anfangsbuchſtaben verſchanzt hat. Er hat bei manchen Gedichten wol gethan, aber ſo gar fein iſt dieſes Stratagem eben nicht ausgefallen. Viele Stellen ſind von edlem Freiheitsgeiſte belebt und feile Lobreden findet man hier nicht. Eine ſtrengere Feile wäre indeß durchaus nöthig geweſen und überhaupt unter den Gedichten ſelbſt eine ſtrengere Wahl, — aber das Buch mußte eben dick werden und ſeine achtzehn Bogen haben; was kümmert es den Anthologiſten, ob er unter die Narziſſen und Nelken auch hie und da Stinkroſen und Gänſeblumen bindet? Deſſenungeachtet hat dieſe Sammlung manche ihrer Schweſtern in Schatten geſtellt und zu wünſchen wäre es immer, daß Deutſchland mit keiner ſchlechteren heimgeſucht würde. Möchten ſich doch unſere jungen Dichter überzeugen, daß Ueberſpannung nicht Stärke, daß Verlezung der Regeln des Geſchmacks und des Wohlſtandes nicht Kühnheit und Originalität, daß Phantaſie nicht Empfindung und eine hochtrabende Ruhmredigkeit der Talisman nicht ſei, von welchem die Pfeile der Kritik ſplitternd zurückprallen; — möchten ſie zu den alten Griechen und Römern wieder in die Schule gehen und ihren beſcheidenen Kleiſt, Uz und Gellert wieder zur Hand nehmen —

möchten ſie — doch was ſollen ſie nicht alles mögen! Unſere modiſchen Skribenten wiſſen gar zu gut, was ſie dem gegenwärtigen Geſchmack auftiſchen müſſen, um Entree zu bekommen. — Dieſe Anthologie ſcheint ſich jedoch, wenn ſie die Abſicht hätte, jedermänniglich zu gefallen, ſchlimm betrogen zu finden, denn der darin herrſchende Ton iſt durchaus zu eigen, zu tief und zu männlich, als daß er unſeren zuckerſüßen Schwäzern und Schwäzerinnen behagen könnte.

* * *

Varianten.

1. Der zum Geiſt gewaltig
2. Wie die Glieder Leben
3. Funkelnd fuhren aus der Nacht,
Strömt der Töne Zaubermacht.
4. Lieblich jetzt wie über glatten
5. Die zwei folgenden Strophen fehlen.
6. Todtentöne hallen
7. Von dieſem Gedicht ſind blos die erſte und ſiebente Strophe beibehalten.
8. Ewge Schmachſchrift
9. Die Entzückung, an Laura.
10. Die fünf folgenden Strophen fehlen.
11. Horch — die Glocken hallen
12. Nicht was Löw' und Tiger ſchmelzen
13. Winſelt er ſein
14. Tödtlichlieblich ſprach
15. Sein geliebtes, theures Bild mich an.
16. Liebe und Verzweiflungswahn
17. Wirſt der Stunde unſres Glückes
18. Ach, mit jedem Laut von dir erklingen
Schmerzgefühle des vergangnen Glücks,
Und des Todes bittre Pfeile dringen
Aus dem Lächeln deines Kinderblicks.
19. Seht! da lag's entſeelt zu meinen Füßen, —
Kalt hinſtarrend, mit verworrnem Sinn
Sah ich ſeines Blutes Ströme fließen,
Und mein Leben floß mit ihm dahin! —
20. Die Schlacht.
21. Der Tod iſt los — ſchon wogt

22. Schlummre ſanft, wo die Kugelſaat
Regnet, ſtürz' ich Verlaßner hinein.
23. Aus dem Schooß des Meers,
Ungegrüßet ſank die Sonne
In den Schooß des Meers.
24. Dieſe Strophe fehlt.
25. Die vier vorletzten Verſe dieſer Strophe fehlen.
26. Thronend auf erhabnem Sitz,
Schwingt Kronion ſeinen Blitz;
Der Olympos ſchwankt erſchrocken,
Wallen zürnend ſeine Locken.
27. Vor der Gattin des Kroniden
Beugen ſich die Uraniden.
Stolz vor ihrem Wagenthrone
Brüſtet ſich das Pfauenpaar;
Mit der goldnen Herrſcherkrone
Schmückt ſie ihr ambroſiſch Haar.
28. Für die drei letzten Verſe dieſer Strophe ſind dieſe vier eingefügt:
Und von ihren ſtolzen Höhen
Muß die Götterkönigin
Um des Reizes Gürtel flehen
Bei der Herzenfeßlerin.
29. Und den wilden Hüter
30. Anſtatt der ſieben vorſtehenden Verſe ſind dieſe zwei eingeſchaltet:
Stern' und Sonn' und Mondenlicht
Regten mir die Seele nicht.
31. Die drei letzten Verſe fehlen.
32. Sie brauſt dahin im Siegeston,
33. Dieſe Strophe fehlt.
34. Woraus wir Menſchen werden.
35. Was mächtig iſt auf Erden.
36. Den Perſer hat mein Talisman
Am Granikus bezwungen.
37. Noch groß in ſeinem Falle,
Er iſt nichts weiter als ein Mann,
Und vor ihm zittern alle.

38. Schmach dem kombabiſchen Geſchlecht
39. Verſcherzt ihr hohes Männerrecht,
40. Dieſe Strophe fehlt.
41. Die vorſtehenden ſechs Strophen fehlen.
42. Ich komm' und bitte
43.

Die Blumen.

Kinder der verjüngten Sonne,
  Blumen der geſchmückten Flur,
Euch erzog zu Luſt und Wonne,
  Ja, euch liebte die Natur.
Schön das Kleid mit Licht geſticket,
Schön hat Flora euch geſchmücket
  Mit der Farben Götterpracht.
Holde Frühlingskinder klaget!
Seele hat ſie euch verſaget,
  Und ihr ſelber wohnt in Nacht.

Nachtigall und Lerche ſingen
  Euch der Liebe ſelig Loos,
Gaukelnde Sylphiden ſchwingen
  Buhlend ſich auf euren Schooß.
Wölbte eures Kelches Krone
Nicht die Tochter der Dione
  Schwellend zu der Liebe Pfühl?
Zarte Frühlingskinder, weinet!
Liebe hat ſie euch verneinet,
  Euch das ſelige Gefühl.

Aber hat aus Nannys Blicken
  Mich der Mutter Spruch verbannt,
Wenn euch meine Hände pflücken
  Ihr zum zarten Liebespfand?
Leben, Sprache, Seelen, Herzen,
Stumme Boten ſüßer Schmerzen,
  Goß euch dies Berühren ein,
Und der mächtigſte der Götter
Schließt in eure ſtillen Blätter
  Seine hohe Gottheit ein.

44. Wer enthüllt mir dieſes Glutverlangen?
45. Fliehen nicht, wie ohne Widerſtreben
Sklaven an den Sieger ſich ergeben,
46. Oder finden die getrennten Brüder,
Losgeriſſen von dem Band der Glieder
47. Dieſe Strophe fehlt.
48. In den Tagen lang verrauſchter
49. Ja, wir waren's! — Innig mir verbunden
Warſt du in Aeonen, die verſchwunden,
50. Für die zwei vorgehenden Strophen iſt dieſe eingefügt
Und in ewig feſtverbundnem Weſen,
Alſo hab' ich's ſtaunend dort geleſen,
Waren wir ein Gott, ein ſchaffend Leben,
Und uns ward, ſie herrſchend zu durchweben,
Frei die Welt gegeben.
51. Ewig ſtrömend ihre Wolluſtwellen;
Mächtig löſten wir der Dinge Siegel,
52. Die zwei vorſtehenden Strophen fehlen.
53. Und in uns ein unerſättlich Dringen
54. Darum, Laura, dieſes Glutverlangen,
55. Darum flieh'n, wie ohne Widerſtreben
Sklaven an den Sieger ſich ergeben,
56. Die drei vorſtehenden Strophen fehlen.
57. Was verrieth der Wangen Morgenröthe?
58. glühend.
59. Hier ſchließt das Gedicht. Alle nachfolgenden Strophen fehlen.
60. Wem.
61. Wer.
62. Der Flüchtling.
63. Die am Arme ſeichter Thoren
64. Eitel in ſich ſelbſt verloren, —
65. Von dem Sommerhute
66. Daß es einer Thörin
67. Seine Roſ' entblättert ſich.
68. Fliehen, wenn der Nordſturm
69. Seine Roſ' entblättert ſich —
70. Semele, in zwei Szenen.

71. Jupiter.
72. Die Handlung iſt im Palaſte des Cadmus in Theben.
73. Dieſe Zeile fehlt.
74. (ſteigt aus ihrem Wagen, von einer Wolke umgeben)
75. Pfauen Juno's! Erwartet mein
76. Sei grimmig mir gegrüßt, feindſelig Dach!
77. Hier wo ein Weib ſich, eine Sterbliche,
Erfrecht, ein ſtaubgebildetes Geſchöpf,
78. Anſtatt der vier vorſtehenden Verſe ſind die nachſtehenden aufgenommen:

Juno! Juno! einſam
Stehſt du, ſtehſt verlaſſen
Auf des Himmels Thron!
Reichlich dampfen dir Altäre
Und dir beugt ſich jedes Knie.
Was iſt ohne Liebe Ehre?
Was der Himmel ohne ſie?

79. Die vorſtehende Arie fehlt.
80. Für die ausgelaſſenen vorſtehenden 28 Verſe ſind folgende aufgenommen:

Wehe, deinen Stolz zu beugen,
Mußte Venus aus dem Schaume ſteigen!
Götter bethörte,
Menſchen und Götter ihr zaubriſcher Blick!
Wehe, deinen Gram zu mehren,
Mußt' Hermione gebären,
Und vernichtet iſt dein Glück!

Bin ich nicht Fürſtin der Götter?
Nicht Schweſter des Donnerers,
Nicht die Gattin des herrſchenden Zeus?
Aechzen nicht die Achſen des Himmels
Meinem Gebot? Umrauſcht nicht mein Haupt die olympiſche Krone?
Ha, ich fühle mich!
Kronos' Blut in den unſterblichen Adern,
Königlich ſchwillet mein göttliches Herz.

Rache! Rache!
Soll ſie mich ungeſtraft ſchmähen?
Ungeſtraft unter die ewigen Götter
Werfen den Streit und die Eris rufen
In den fröhlichen, himmliſchen Saal?
Eitle! Vergeſſene!
Stirb und lerne am ſtygiſchen Strom
Göttliches unterſcheiden vom irdiſchen Staub
Deine Rieſenrüſtung mag dich erdrücken,
Nieder dich ſchmettern
Deine Götterſucht!
81. Süße, verſtrickende
82. Naht dem Sturz dem gewiſſen Verderben!
83. Die vorſtehenden fünf Verſe fehlen.
84. (Sie geht ab.)
85. (ruft in die Szene)
86. Die Sonne neigt ſich ſchon! Jungfrauen, eilt,
Durchwürzt den Saal mit ſüßen Ambradüften
87. fehlt.
88. Dieſer Vers fehlt.
89. Juno (in Geſtalt einer Alten hereinſtürzend)
90. fehlt.
91. fehlt.
92. fehlt.
93. Du lebſt? was führt von Epidaurus
94. Hieher zu mir? wie lebſt du? du biſt doch
Noch immer meine Mutter?
95. Deine Mutter!
96. Wellen
97. Die lezte vorſtehende Rede der Semele und die der Juno fehlen.
98. was aber
99. fehlt.
100. Die lezte vorſtehende Rede der Semele und die der Juno fehlen.
101. Boshaftes Herz! doch ſprich:
Was führte dich von Epidaurus her?

102. Die Peſt zu Epidaurus
103. Der Prieſter, taub iſt unſerm Flehn ſein Ohr —
104. Drum ſandt' zu Kadmus Königstochter mich
105. Die vorſtehenden fünf Verſe fehlen.
106. Dieſer Vers fehlt.
107. Die vorſtehenden vier Verſe fehlen.
108. Wie aber? ſchweigſt du mir
109. Willſt du mir geizig ſchweigen? Liebereiz
110. fehlt.
111. fehlt.
112. Du ſchwörſt? Unglückliche!
113. Semele (ängſtlich)
Wie wird dir? Beroe!
114. Die vorſtehenden zwei Reden der Juno und zwei der Semele fehlen.
115. Dieſer Vers fehlt.
116. Die vorige Rede der Semele und dieſe der Juno bis hierher ſind weggelaſſen.
117. Ein liſtiger Betrüger
118. Zog ich von Epidaurus
119. Muß ich zurück nach Epidaurus
120. Die vorſtehenden ſechs Verſe fehlen. Dafür ſteht der eine:
Worin ihn der Olympus je geſehn,
121. Was dir die redlich treue
122. Was Liebe mir jetzt zugeliſpelt, Liebe
Vollbringen wird — ſprich, wird er bald erſcheinen?
123. Statt der vorſtehenden vier Verſe ſind dieſe drei aufgenommen:
Gerührt zurück. Ha! wie er ſtaunen wird!
Nicht lange, läſſeſt du, mein Kind, ihn ſtaunen
Du fährſt ſie fort mit froſtigen Eiſesblicken
124. Den Kommenden umrollen
125. Beharre du nur ſtarr auf deiner Bitte
126. O Jupiter, die Weiber Epidaurus
127. Die Weiber Epidaurus
128. Will ſich Hektor ewig von mir wenden,
Wo Achill mit den unnahbarn Händen,
129. Wenn der finſtre Orkus dich verſchlingt?

130. Theures Weib, gebiete deinen Thränen!
Nach der Feldſchlacht iſt mein feurig Sehnen,
Dieſe Arme ſchüzen Pergamus.
Kämpfend für den heil'gen Heerd der Götter
Fall' ich, und des Vaterlandes Retter
Steig' ich nieder zu dem ſtyg'ſchen Fluß.
131. All' mein Sehnen will ich, all mein Denken
In des Lethe ſtillen Strom verſenken,
132. Horch! der Wilde tobt
133. Dieſe Strophe fehlt.
134. Stürzten, flogen, ſchmelzen
135. Die drei folgenden Strophen fehlen.
136. Zerriſſen sei, was wir bedungen haben.
137. Tyranniſches Geſchick
138. Mit dieſer Strophe ſchließt das ganze Gedicht.
139. Da ſteh' ich ſchon auf deiner finſtren Brücke,
Furchtbare Ewigkeit
140. Mein Lauf iſt aus. Ich weiß nichts von Glückſeligkeit.
141. Dieſe Strophe fehlt.
142. Deßgleichen.
143. Da ihr noch die ſchöne Welt regiertet
144. Selige Geſchlechter noch geführet,
145. Da der Dichtkunſt zauberiſche
146. Eine Dryas lebt in jenem Baum,
147. Philomelens Schmerz aus
148. Ach, umſonſt dem ſchönen Freund.
149. Nahm der Leto Sohn den Hirtenſtab.
150. Die hier folgenden vier Strophen fehlen und es ſind dafür dieſe zwei aufgenommen:

Finſtrer Ernſt und trauriges Entſagen
War aus eurem heitren Dienſt verbannt;
Glücklich ſollten alle Herzen ſchlagen,
Denn euch war der Glückliche verwandt.
Damals war nichts heilig als das Schöne;
    Keiner Freude ſchämte ſich der Gott,
Wo die keuſch erröthende Kamöne,
    Wo die Grazie gebot.

Eure Tempel lachten gleich Paläſten,
Euch verherrlichte das Heldenſpiel
An des Iſthmus kronenreichen Feſten,
Und die Wagen donnerten zum Ziel.
Schön geſchlungne, ſeelenvolle Tänze
Kreiſten um den prangenden Altar.
Eure Schläfe ſchmückten Siegeskränze
Kronen euer duftend Haar.

151. Und des Wirthes braune Wangen kränzte

152. Die drei folgenden Strophen fehlen. Die zweite iſt, wie man ſieht, die zweite der eben eingeſchobenen.

153. Seine Fackel ſenkt ein Genius
Die nun folgenden acht Verſe fallen aus und die vier lezten Verſe der folgenden Strophe werden dann hier angefügt.

154. Linus

155. Seine Pfeile

156. Die nachſtehende Strophe fehlt.

157. Lebt noch deine fabelhafte

158. Blieb der Schatten nur zurück.

159. Nie entzückt von ihrer Herrlichkeit,

160. Nie gewahr des Geiſtes

161. Sel'ger nie durch meine Seligkeit

162. Die hier folgenden drei lezten Strophen des Gedichts fehlen und dafür iſt die nachſtehende als Schluß angefügt:

Ja, ſie kehrten heim und alles Schöne,
Alles Hohe nahmen ſie mit fort,
Alle Farben, alle Lebenstöne,
Und uns blieb nur das entſeelte Wort.
Aus der Zeitflut weggeriſſen, ſchweben
Sie gerettet auf des Pindus Höh'n:
Was unſterblich im Geſang ſoll leben,
Muß im Leben untergehn.

Der arme Mann im Toggenburg

Der

arme Mann im Tockenburg.

Nach den Originalhandſchriften

herausgegeben

von

Eduard Bülow.

Mit einem Bilde von L. Richter.

Leipzig, 1852.
Georg Wigand's Verlag.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort des Herausgebers.

In den Jahren 1789/92 erſchienen in zwei Theilen, deren erſter die Lebensgeſchichte, der andere das Tagebuch enthält, „Sämmtliche Schriften des armen Mannes im Tockenburg.“ Der ungenannte Verfaſſer war ein armer Weber des Dorfes Wattweil bei Lichtenſteig, Namens Ulrich Bräker, der meiſt erſt in der Nacht, nach vollbrachtem Tagewerke, die Feder zur Hand nehmen konnte. Von anderen dazu aufgefordert, theilte Bräker, was er geſchrieben hatte, dem damaligen Inhaber der Buchhandlung Orell Geßner Füßli und Comp. in Zürich, H. H. Füßli, mit.

Füßli ließ zuerſt Bruchſtücke der Handſchrift in dem Schweizeriſchen Muſeum abdrucken und gab, nachdem ſie im Publikum beifällig waren aufgenommen werden, das von ihm revidirte Ganze mit Kupfern heraus, die ein ſchweizer Schüler Chodowieckis gezeichnet hatte.

Das Buch erwarb Bräker in der Schweiz einen Ruf, Füßli beſuchte ihn wiederholt, und viele andere literariſch gebildete Schweizer jener Zeit wollten ihm wohl.

Ich lernte die Schriften dieſes höchſt denkwürdigen

Autodidakten oder beſſer Naturdichters im Jahre 1838 zufällig kennen, als ſie ſchon wieder von der Welt vergeſſen waren, und gewann ſie troß der ungeſchickten Redaktion innerlichſt lieb. Immerhin müſſen wir Füßli dankbar ſein, das Angedenken Bräkers der Nachwelt erhalten zu haben; allein er ſtand literariſch nicht auf der eigentlichen Höhe des Bräkerſchen Werthes, und hat ſo vieles wahrhaft Schöne, Naive, Poetiſche der Handſchrift von ihrer ungehörigen und proſaiſchen Wortfülle gleichſam erſticken laſſen. Hie und da „verbeſſert“ er ſie wohl auch durch eigene Wohlredenheit und Bildung und ſteht ſelbſt nicht an, wo es ihm gutdünkt, Füßliſche Anſichten und Urtheile Bräker unterzuſchieben.

Ich bearbeitete Bräkers Jugendgeſchichte 1841 als Idyll für eine Sammlung Novellen und Erzählungen, die ich damals in Braunſchweig drucken ließ.

Dieſe Wiederbelebung des armen Mannes ward in der Leſewelt von allen Seiten freudig begrüßt und veranlaßte vielleicht auch den verſtorbenen Profeſſor Scheitlin in St. Gallen, Bräkers Schriften, nach meinem Vorgange, als Volksbuch herauszugeben.

Scheitlins Redaktion weicht nicht weſentlich von der Füßlis ab.

Nachdem ich mich 1849 in der Schweiz niedergelaſſen hatte, erkundigte ich mich näher nach dem armen Mann im Tockenburg und erfuhr, daß ſeine hinterlaſſenen Manuſcripte noch großentheils vorhanden ſeien. Einige beſitze Herr Stiftsarchivar Wegelin in St. Gallen, andere Bräkers Nachkommen, bei weitem die Mehrzahl Herr Pfarrer Rietmann in Lichtenſteig.

Der Letztere, auch als Dichter rühmlich bekannt, hatte damals ſelbſt die Abſicht, Bräkers Schriften neu herauszugeben. Durch andere Arbeiten aber davon abgehalten, war er ſo freundlich mich zu Uebernahme der Sache aufzufordern. Ich ſtand nicht lange an darauf einzugehen und er überließ mir nebſt den Mitbeſitzern ſämmtliche Manuſcripte zu freier literariſcher Benutzung.

Ulrich Bräkers älteſte Handſchriften beginnen mit dem Jahre 1768 und ſind zuerſt mit ſchönen bunten Anfangsbuchſtaben verziert, die er wahrſcheinlich alten Büchern nachmalte.

Sie enthalten nur an ſich werthloſe geiſtliche und moraliſche Ermahnungen und Betrachtungen in Verſen oder Proſa, auch wohl in Geſprächsform, die er hie und da Luſtſpiele benannte. Alle dieſe Schreibereien können für nichts als Bildungsſtudien angeſehen werden.

Bräkers ältere Tagebücher von 1770—74 verliehen mir nur wenig Stoff zur Mittheilung.

Das Meiſte, was er damals ſchrieb, trägt das Gewand einer handwerksmäßigen Frömmigkeit, die ſeine urſprüngliche Natur ſpäter mit Bewußtſein abſtreifte. Der edle Bräker erkennt die Gottheit in Natur und Menſchheit allzutief, als daß er hätte ein ſogenannter Beter werden können. Wo man noch dergleichen Jugendſpuren an ihm findet, ſind ſie wirklich nur unſchädliche Redensart.

Füßli hat zu ſeiner Ausgabe auch die mir fehlenden Tagebücher von 1775 bis 78 vor Augen gehabt, ohne darin Stoff zu finden.

Die ſpäteren Tagebücher kannte er nur bis 1782, während ich ſie von 1779 bis zu Bräkers Tode 1798 in ununterbrochener Folge benutzen konnte.

So wie die Noth zu aller Zeit die unſterbliche Mutter des Talentes bleibt, habe ich aus den Tagebüchern der Jahre, welche dem armen Mann die ſchwerſte Noth bereiteten, den reichſten Stoff entnehmen können. Hinzugefügt oder vermeintlich verbeſſert habe ich in den Bräkerſchen Handſchriften nicht das Mindeſte; um die Eigenthümlichkeit des Verfaſſers aber deſto beſſer hervorzuheben, vieles Störende, Geſchwätzige entfernt.

Von der Zeit an, in welcher es Bräker äußerlich wohl erging, verſiecht auch ſeine geiſtige Fähigkeit und als er 1792 wiederum in Noth und Schulden geräth, war er zu einem abermaligen Aufſchwunge ſeines Lebens leider zu alt geworden.

Bräker ſagt 1794 ſelbſt, daß er nicht allein durch die ungünſtigen Zeitverhältniſſe, ſondern auch zum Theil durch ſeine eigene Sorgloſigkeit und übergroße Gutmüthigkeit in dieſe neue Bedrängniß gerathen ſei. Als ſie älter wurden und ſich verheiratheten, koſteten ihm auch ſeine Kinder allzuviel, da er ihnen über

Vermögen gab. Desgleichen nahm ſein häuslicher Kummer zu, und als er zuletzt gar ſo thöricht war, mit einem unerfahrenen Tochtermanne eine kleine Indiandruckerei anzulegen, verfielen ſeine Angelegenheiten ſolchermaßen, daß er im Frühjahre 1798 ſeinen Gläubigern ſeine Zahlungsunfähigkeit erklären und ſeine Geſchäfte einſtellen mußte.

Es erhellt aus Bräkers Tagebüchern, wie hart ihm dieſer Schritt und das Aufgeben alles Hab' und Gutes ankam; auch waren ſeine Gläubiger gerecht und billig genug, ihm ferner Haus und Hausgeräth zu belaſſen.

Sein Unglück führte in jedem Falle raſcher ſeinen Tod herbei, da ihn Kräfte, Geſundheit, Lebensmuth und- luſt von jetzt an verließen. Er ſah ſeine irdiſche Auflöſung bald heiter und getroſt herannahen und ſtarb am eilften September 1798, bettelarm ſo wie er geboren war, als Vater von ſieben Kindern, von denen drei vor ihm geſtorben waren, und vier ihn mit neun Enkeln überlebten.

Sein im Jahre 1780 zuſammengeſtelltes „Etwas über Shakeſpeare“ bildet ein beſonderes Büchlein, und dürfte, in dem vorliegenden Auszuge, das merkwürdigſte ſein, was uns, außer Leben und Tagebuch, von Bräker überblieben iſt. In Hinſicht auf ſeine Erziehung und ſeinen Beruf im Leben, verdienen dieſe Aufſätze vielleicht einzig in ihrer Art genannt zu werden.

Alles, was ich hier von Bräker drucken laſſe, theile ich, bis auf das verlorene Manuſcript der Lebensgeſchichte, nach ſeinen Originalhandſchriften mit.

Ein günſtiger Umſtand hat uns das Verzeichniß ausgeliehener Bücher der Lichtenſteiger moraliſchen Geſellſchaft aufbewahrt, deren Mitglied Bräker war und aus deren Bibliothek ſeine durch Leſen erlangte Bildung faſt einzig und allein ſtammt. Da Bräker außerdem nur wenige Bücher ſelbſt beſaß und wohl auch ſonſt nicht viel von anderen leihen konnte, wiſſen wir alſo genau, welche Bücher er von 1776 bis 1792 geleſen hat.

Die deutſchen Dichter ſeiner Zeit, Gellert, Hagedorn, Geßner, Rabener ſcheint er mir wenig und ohne Nutzen angeſehen zu haben. Nicht viel mehr Eindruck können ihm Leſſings Luſtſpiele, Klopſtocks Schauſpiele, Göthes Götz und Clavigo hinterlaſſen haben. Romane kannte er außer Sofiens Reiſen, die er lange bei ſich hatte, nicht. Goldoni, Molière, Holberg waren ihm ſchon fruchtbringender. Eben ſo Stilling und noch mehr Lavater, der ihn wohl auch als Landsmann eine Weile ganz erfüllte. Sonſt las er die große Weltgeſchichte von Guthrie und Gray, Joſephus, Plutarch und einige andere Geſchichtswerke, Mendelsſohn, Zimmermann, Peſtalozzi, Juſtus Möſer und den engliſchen Zuſchauer. Den Koran und Linné entlehnte er öfter.

Kein anderes Buch auf der Welt hat aber ſo tief in Bräkers geiſtiges Leben eingegriffen als Shakeſpeares Werke. Der Lichtenſteiger Katalog beweiſt, daß er von 1776 bis 1792 faſt ununterbrochen mehrere Bände Shakeſpeare, wo nicht alle zwölf zuſammen, in ſeiner Hütte liegen hatte. Shakeſpeares Werke ſelbſt zu beſitzen, war einer ſeiner höchſten, unerfüllt gebliebenen Lebenswünſche.

Faſſen wir das Ergebniß deſſen, was wir von Ulrich Bräker, dem armen Manne, man dürfte jetzt ſagen, dem Proletarier im Tockenburg wiſſen, ins Eins zuſammen, ſo hat die ganze neuere Literatur bis auf Hans Sachs nirgend ſeines Gleichen aufzuweiſen.

Allerdings ſchätzen wir an ihm nicht etwa ſeine eigentlichen Gedichte hoch.

Sollen wir aber eine ſo tiefe Lebensweisheit und Welterkenntniß, als ſein „Etwas über Shakeſpeare“ beurkundet, ſollen wir ſeine Jugendfriſche, kerngeſunde Eigenthümlichkeit, ſein wunderbares Talent zur Darſtellung von Erlebtem, ſein begeiſtertes Verſtändniß der Natur und ſeine darin ganz aufgehende Seligkeit nicht ſo hochpoetiſch nennen dürfen, daß ihn dieß alles unbedingt zum Dichter macht? — — —

Ich war im Sommer 1851 nur zu dem Ende in dem freundlichen Lichtenſteig, dem Hauptorte des rauhen aber an Naturſchönheit reichen Tockenburg, um die Heimath und Hütte Ulrich Bräkers, oder Näbis Ulis, wie man ihn noch dort nach ſeiner Geburtſtätte nennt, zu beſuchen.

Das Dorf Wattweil, wo er lebte, hängt mit dem Städtchen Lichtenſteig zuſammen, und liegt über dem von der wildreizenden Thur durchſtrömten Thale, welches er beſchrieben hat. Bräkers Hütte iſt nicht mehr dieſelbe, die er aufgebaut und nachmals für ſeinen verheiratheten Sohn erweitert hatte.

Die Nachbarſchaft hat hingegen keine Veränderung erlitten. Eben ſo wenig wie die Felswand hinter Bräkers Hauſe mit dem Tobel und den Habichten, die Bräkers Nachtruhe ſo oft ſtörten. Die nahe prachtvolle Ausſicht von der Höhe, die ihn ſo oft begeiſterte und in ſeiner ſelbſtgenügſamen Armuth ſtärkte und erbaute, entzückt noch jeden heimiſchen Wanderer.

Das in Bern erſchienene Werk „Costumes suisses“ enthält in ganzer Figur die Bilder Bräkers, ſeiner Frau und ſeiner erwachſenen Kinder.

Zum Schluſſe habe ich hier noch ehrend den Namen des edlen Menſchenfreundes zu nennen, der unſerem armen Manne in der letzten Zeit ſeines Lebens bis an ſeinen Tod ein ſo treuer Helfer in der Noth war. Es war der 1844, ſieben und achtzig Jahr alt, in St. Gallen verſtorbene Banquier Girtanner, deſſen äußere Lage ſpäter nicht ſo behaglich geblieben zu ſein ſcheint, wie es ſeine hochherzige Handlungsweiſe gegen Bräker verdient hätte. Was Bräkers Tagebuch von Girtanner mittheilt, zeugt von gleichem Adel des Herzens wie des Geiſtes.

Schloß Oetlishauſen in Thurgau im April 1852.

Eduard Bülow.

Inhalt.

Vorwort des Herausgebers. Seite

I. Selbſtbiographie.

1. Kindheit 5
2. Bubenjahre 20
3. Erſte Liebe 57
4. Wanderſchaft 86
5. Heimkehr 155
6. Ehe-Weheſtand 176
7. Schluß 214

II. Tagebuch 221

III. Etwas über Shakeſpeare 337

I.

Selbſtbiographie.

1.

Kindheit.

Meiner Voreltern wegen bin ich ſo unwiſſend als es Wenige ſein mögen. Daß ich Vater und Mutter gehabt, weiß ich. Meinen ſeligen Vater kannt' ich viele Jahre und meine Mutter lebt noch. Daß dieſe auch ihre Eltern gehabt, kann ich mir einbilden. Aber ich kannte ſie nicht und habe auch nichts von ihnen vernommen, außer daß mein Großvater aus dem Käbisboden gebürtig geweſen, und meine Großmutter, deren Namen und Heimat ich niemals vernommen, an meines Vaters Geburt geſtorben ſei. Meinen Vater nahm daher ein kinderloſer Vetter im Näbis, der Gemeind Wattweil, an Kindesſtatt an, und den hielt und liebte ich, nebſt ſeiner Frau, für meine rechten Großeltern, ſo wie ſie mich hinwieder auch als Großkind behandelten. Meine mütterlichen Großeltern ab der Laad kannte ich noch wol.

Mein Vater war ſein Tage ein armer Mann; auch meine ganze Freundſchaft hatte keinen reichen Mann aufzuweiſen. Unſer Geſchlecht gehört zu dem

Stipendiant. Wenn ich oder meine Nachkommen einen Sohn wollten ſtudiren laſſen, hätte er ſechshundert Gulden zu beziehen. Ich weiß aber noch von keinem Bräker der ſtudiert hätte. Mein Vater hat viele Jahre das Hofjüngergeld bekommen, iſt aber bei einer vorgenommenen Reform, nebſt andern Geſchlechtern, welche, wie das ſeinige, nicht genugſame Urkunden darbringen mochten, ausgemerzt worden. Mit der Genoſſame des Stipendi hingegen hat es ſeine Richtigkeit, obſchon ich nicht recht weiß, wie es geſtiftet worden und wer von meinen Voreltern dazu geholfen hat.

Ich habe alſo nicht Urſach, ahnenſtolz zu ſein. Alle meine Freunde und Blutsverwandte ſind unbemittelte Leute, und von allen meinen Vorfahren hab' ich nichts anderes gehört. Faſt von keinem, der das geringſte Aemtli bekleidete. Meines Großvaters Bruder war Mesmer zu Kapel, und ſein Sohn Stipendipfleger. Das iſt alles aus der ganzen weitläuftigen Verwandtſchaft. Da können wir wohl vor dem Hochmuth geſichert ſein, der ſo viele arme Narren anwandelt, wenn ſie reiche und angeſehene Vettern haben, obgleich ihnen dieſe keinen Pfifferling geben. Nein! Von uns Bräkers quält dieſe Sucht, ſo viel ich weiß, keinen einzigen; und daß ſie auch mich nicht plagt ſieht man; — ſonſt hätt' ich wenigſtens unſerm Stammbaum genauer nachgeforſcht. Ich weiß, daß mein Großvater und deſſen Vater arme Leute waren, die ſich kümmerlich nähren mußten, daß mein Vater keinen Pfennig erbte, daß ihn die Noth ſein Lebenlang drückte und er nicht ſelten über ſeine kleine Schuldenlaſt ſeufzte. Aber deswegen ſchäm' ich mich meiner Eltern und Voreltern bei weitem nicht. Vielmehr bin ich noch eher ein bischen ſtolz auf ſie. Denn ihrer Armut ungeachtet hab' ich von keinem Dieb, oder ſonſt einem Verbrecher, den die Juſtiz hätte ſtrafen müſſen, von keinem Laſterbuben, Schwelger, Flucher oder Verläumder unter ihnen gehört, von keinem, den man nicht als einen Biedermann mußte gelten laſſen, der ſich nicht ehrlich und redlich in der Welt nährte, von keinem der betteln ging. Dagegen kannt' ich manchen wackern, frommen Mann mit zartem Gewiſſen. Das iſt's allein, worauf ich ſtolz bin und wünſche, daß auch meine Kinder ſtolz werden, daß wir dieſen Ruhm nicht beſudeln, ſondern denſelben fortzupflanzen ſuchen.

Der für mich wichtige Tag meiner Geburt iſt der zwei und zwanzigſte Dezember 1735. Ich ſei ein bischen zu früh auf der Welt erſchienen, ſagte man mir. Meine Eltern mußten ſich dafür verantworten. Mag ſein, daß ich mich ſchon in Mutterleibe nach dem Tageslicht geſehnt habe, und dieß nach dem Licht Sehnen geht mir all mein Tage nach! Daneben war ich die erſte Kraft meines Vaters, und Dank ſei ihm unter der Erde von mir auch dafür geſagt! Er war ein hitziger Mann, voll warmen Blutes. O, ich habe ſchon tauſendmal drüber nachgedacht, und mir bisweilen einen andern Urſprung gewünſcht, wenn flammende Leidenſchaften in meinem Buſen tobten, und ich den heftigſten Kampf mit ihnen beſtehen mußte. Aber ſobald Sturm und Wetter vorbei war, dankt' ich ihm doch wieder, daß er mir ſein feuriges Temperament mitgetheilt hat, womit ich unzählige ſchuldloſe Freuden lebhafter als ſo viele andere Leute genießen kann. Genug, an dieſem zwei und zwanzigſten Dezember kam ich ans Tageslicht. Mein Vater ſagte mir oft, er habe ſich gar nicht über mich gefreut, ich ſei ein armes elendes Geſchöpf geweſen; nichts als kleine Beinerchen, mit einem verſchrumpften Häutchen überzogen; und doch hätt' ich Tag und Nacht ein Zetergeſchrei erhoben, das man bis ins Holz hören können. Er hat mich oft recht bös gemacht. Dachte: Ha, ich werd's auch gemacht haben, wie andre neugeborne Kinder! Aber die Mutter gab ihm allemal Beifall. Nun, es kann ſein.

Am heiligen Weihnachtstag ward ich in Wattweil getauft und ich freute mich ſchon oft, daß es gerad an dieſem Tage geſchah, da wir die Geburt unſers Erlöſers feiern. Wenn's eine einfältige Freude iſt, was macht's? gibt's doch gewiß noch viel kindiſchere! Meine Taufpathen waren ein feuriger reicher Junggeſell von Kapel aus der Au und eine bemittelte hübſche Jungfer aus der Schamatten. Er ſtarb ledig; ſie lebt noch im Wittwenſtand.

In meinen erſten Lebensjahren mag ich wohl ein wenig verzärtelt worden ſein, wie's gewöhnlich mit erſten Kindern geht. Doch wollte mein Vater ſchon früh genug mit der Ruthe auf mich dar; nur die Mutter und Großmutter nahmen mich in Schutz. Mein Vater war wenig daheim; er brennte hie und da im Land und an benachbarten Orten Salpeter. Wenn er dann wieder nach Hauſe kam, war er mir fremd. Ich floh ihn. Dies verdroß den guten Mann ſo ſehr, daß er mich mit der Ruthe zahm machen wollte.

Ich kann mich beinah bis auf mein zweites Lebensjahr zurückerinnern. Ganz deutlich beſinn' ich mich, wie ich auf allen Vieren einen ſteinigen Fußweg hinabkroch, und einer alten Baſe durch Geberden Aepfel abbettelte. — Ich weiß gewiß, daß ich wenig Schlaf hatte und daß meine Mutter, um hinter den Großeltern einen geheimen Pfennig zu verdienen, des Nachts verſtohlner Weiſe beim Licht geſponnen hat. Wenn ich dann nicht in der Kammer allein bleiben wollte, mußte ſie eine Schürze auf den Boden ſpreiten worauf ſie mich nackt ſetzte und ich mit dem Schatten und ihrer Spindel ſpielte. Ich weiß, daß ſie mich oft durch die Wieſe auf dem Arm dem Vater entgegentrug und daß ich ein Mordiogeſchrei anfing, ſobald ich ihn erblickte, weil er mich immer rauh anfuhr, wenn ich nicht zu ihm wollte. Seine Figur und Geberden die er machte, ſeh' ich jetzt noch lebendig vor mir.

Um dieſe Zeit waren alle Lebensmittel wohlfeil, aber wenig Verdienſt im Lande. Die Theurung und der Zwölferkrieg waren noch in friſchem Angedenken. Ich hörte meine Mutter viel davon erzählen, das mich zittern und beben machte. Erſt zu End der Dreißigerjahre ward das Baumwollenſpinnen in unſerm Dorf eingeführt, und meine Mutter mag eine von den erſten geweſen ſein, die Löthligarn geſponnen. Unſer Nachbar trug das erſte um einen Schilling Lohn an den Zürcherſee, bis er eine eigne Dublone vermochte. Dann fing er ſelber an zu kaufen, und verdiente nach und nach etlich tauſend Gulden. Da hörte er auf, ſetzte ſich zur Ruhe, und ſtarb. In meinen Kinderjahren ſind auch die erſten Erdäpfel in unſerm Ort gepflanzt worden.

Sobald ich die erſten Hoſen trug, war ich meinem Vater ſchon lieber. Er nahm mich hie und da mit ſich. Im Herbſt des Jahres 1739 brannte er im Gandten, eine halbe Stunde von Näbis entfernt, Salpeter. Eines Tages nahm er mich mit, und da Wind und Wetter einfiel, behielt er mich zu Nacht bei ſich. Die Salpeterhütte war vor dem Tenn, und ſein Bett im Tenn. Er legte mich darein und ſagte liebkoſend, er wolle bald auch zu mir liegen. Unterdeſſen fuhr er fort zu feuern und ich ſchlief ein. Nach einem Weilchen erwacht' ich wieder und rief ihm. Keine Antwort. Ich ſtand auf, trippelte im Hemdli nach der Hütte und um den Gaden überall herum, rief, ſchrie, nirgends kein Vater. Nun glaubt' ich gewiß, er wäre heim zu der Mutter gegangen. Ich alſo hurtig, legte die Höſli an, nahm das Bruſttüchli übern Kopf, und rannte in der ſtockfinſtern Regennacht zuerſt über die nächſtanſtoßende lange Wieſe. Am End derſelben rauſchte ein wildangelaufener Bach durch ein Tobel. Den Steg konnt' ich nicht finden, und wollte darum ohne weiters gerade hinüber, dem Näbis zu, glitſchte aber über eine Rieſe zum Bach hinab, wo mich das Waſſer beinahe ergriffen hätte. Die äußerſte Anſtrengung meiner jugendlichen Kräfte half mir noch glücklich davon. Ich kroch wieder auf allen Vieren durch Stauden und Dörn' hinauf, der Wieſe zu, auf welcher ich überall herumirrte, und den Gaden nicht mehr finden konnte. Gegen eine Windhelle ward ich zwei Kerls, Birn- oder Aepfeldiebe, auf einem Baum anſichtig. Dieſen ruft' ich zu, ſie ſollten mir auf den Weg helfen. Aber da war kein Beſcheid; vielleicht daß ſie mich für ein Ungeheuer hielten und oben im Gipfel noch ärger zittern mochten, als ich armer Bube unten im Koth. Inzwiſchen war mein Vater, der während meinem Schlummer nach einem ziemlich entfernten Haus etwas zu holen gegangen, zurückgekehrt. Da er mich vermißte, ſuchte er in allen Winkeln nach, wo ich mich möchte verkrochen haben. Er zündete bis in die ſiedenden Keſſel hinein, hörte endlich mein Geſchrei, dem er nachging, und machte mich nun bald ausfündig. O, wie er mich da herzte und küßte, mit

Freudenthränen Gott dankte, und mich, ſobald wir zum Gaden zurückkamen, ſauber und trocken machte. Ich war mausnaß, dreckig bis über die Ohren, und hatte aus Angſt noch in die Hoſen .... Morndeß am Morgen führte er mich an der Hand durch die Wieſe: ich ſollt' ihm den Ort zeigen, wo ich heruntergerurzelt. Ich konnt' ihn nicht finden. Zuletzt fand er ihn an dem Geſchlirpe, das ich beim Hinabrutſchen gemacht hatte, und ſchlug die Händ' überm Kopf zuſammen, vor Entſetzen über die Gefahren worin ich geſchwebt, und vor Lob und Preis der Wunderhand Gottes, die mich allein erretten können. „Siehſt du, ſprach er, nur noch wenige Schritte, ſo „ſtürzt der Bach über den Felſen hinab. Hätt' dich „das Waſſer faſſen können, ſo lägſt du dort unten „todt und zermürſet!“ Von allem dieſem begriff ich damals kein Wort; ich wußte nur von meiner Angſt, nichts von Gefahr. Beſonders aber ſchwebten die Kerle auf dem Baum mir viele Jahre vor Augen, ſobald mich nur ein Wort an die Geſchichte erinnerte.

Der Näbis liegt im Berg, ob Scheftenau. Von Kapel hört man die Glocke läuten und ſchlagen. Es ſind nur zwei Häuſer. Die aufgehende Sonne ſtrahlt beiden gerad in die Fenſter. Meine Großmutter und die Frau im andern Haus waren Schweſtern; fromme alte Mütterli, welche von andern gottſeligen Weibern in der Nachbarſchaft fleißig beſucht wurden. Damals gab es viel fromme Leute daherum. Mein Vater, Großvater, und andre Männer, ſahen's zwar ungern, durften aber nichts ſagen, aus Furcht, ſie könnten ſich verſündigen. Der Betbeele (ſeinem Bruder ſagte man Schwörbeele) war ihr Lehrer, ein großer langer Mann, der ſich vom Kuderſpinnen und etwas Almoſen nährte. In Scheſtenau war faſt in jedem Haus eins, das ihm anhing. Meine Großmutter nahm mich oft mit zu dieſen Zuſammenkünften. Was eigentlich da verhandelt wurde, weiß ich nicht mehr, nur ſo viel, daß mir dabei die Weil verzweifelt lang ward. Ich mußte mäuschenſtill ſitzen, oder gar knien. Dann gab's unaufhörliche Ermahnungen und Beſtrafungen von den Baſen allen, die ich ſo wenig verſtund als eine Katze. Dann und wañ ſtahl mich mein Großvater zum voraus weg, und mußt' ich mit ihm in den Berg, wo unſre Kühe weideten. Da zeigte er mir allerlei Vögel, Käfer und Würmchen, dieweil er die Matten ſäuberte, oder junge Tännchen, den wilden Seevi und anderes ausraufte. Wenn er alles an einen Haufen warf und's bei einbrechendem Abend anzündete, war's mir erſt recht gekocht. Anderer Buben, die etwa dabei ſein mochten, erinnere ich mich nicht mehr, wohl aber etlicher halberwachſener Maidlinen, die mit mir ſpielten. Ich ging damals in mein ſechstes Jahr und hatte ſchon zwei Brüder und eine Schweſter, von denen es hieß, daß eine alte Frau ſie in einer Butte gebracht.

Mein Vater hatte einen Wandergeiſt, der zum Theil auch auf mich gekommen iſt. Im Jahr 1741 kaufte er ein groß Gut, für acht Kühe Sömmer- und Winterung, Dreyſchlatt genannt, in der Gemeind Krynau, zu hinterſt in einer Wildniß, nahe an den Alpen. Das nicht halb ſo große Gütchen im Näbis verkaufte er dafür, weil er, wie er ſagte, ſah, daß ihn eine große Haushaltung anfallen wolle, und damit er für viele Kinder Platz und Arbeit genug habe, die er in dieſer Einöde nach ſeinem Willen erziehen könne, wo ſie vor der Verführung der Welt ſicher ſeien. Auch rieth der Großvater, der von Jugend an ein ſtarker Viehmann geweſen, ſehr dazu. Aber mein guter Aetti verband ſich den unrechten Finger, und watete ſich, da er an das Gut nichts zu geben hatte, in eine Schuldenlaſt hinein, unter welcher er nachwärts dreizehn Jahre lang genug ſeufzen mußte. Alſo im Herbſt 1741 zügelten wir mit Sack und Pack ins Dreyſchlatt. Mein Großätti war Senn, ich jagte die Kühe nach, mein kleiner nur zwanzig Wochen alter Bruder ward in einem Korb getragen. Mutter und Großmutter mit den zwei andern Kindern kamen hinten nach, und der Vater mit dem übrigen Plunder beſchloß den Zug.

Mein Vater wollte das Salpeterſieden nicht aufgeben, und dachte damit wenigſtens etwas zu Abherrſchung der Zinſe zu verdienen. Aber ſo ein Gut, wie das Dreyſchlatt, braucht Händ' und Armſchmalz. Wir Kinder waren noch für nichts zu rechnen; der Großätti hatte mit dem Vieh, und die Mutter genug im

Haus zu thun. Es mußten alſo ein Knecht und eine Magd gedungen werden. Im folgenden Frühjahr ging der Vater wieder dem Salpeterwerk nach. Inzwiſchen hatte man mehr Küh' und Geiſſen angeſchafft. Der Großätti zog jungem Faſel nach. Das war mir eine Tauſendsluſt, mit den Gitzen ſo im Gras herumzulaufen, und ich wußte nicht, ob der Alte eine größere Freud an mir oder an ihnen hatte, wenn er ſich, nachdem das Vieh beſorgt war, an unſern Sprüngen ergötzte. So oft er vom Melken kam, nahm er mich mit ſich in den Milchkeller, zog dann ein Stück Brod aus dem Futterhemd, brockt' es in eine kleine Mutte, und machte ein kühwarmes Milchſüppli. Das aßen ich und er alle Tage. So verging mir meine Zeit unter Spiel und Herumtrillern, ich wußt' nicht wie? Dem Großätti gings eben ſo. Aber, aber, — Knecht und Magd thaten inzwiſchen was ſie gern wollten. Die Mutter war ein gutherziges Weib, nicht gewohnt jemand mit Strenge zur Arbeit anzuhalten. Es mußte allerhand Milch- und Werkgeſchirr gekauft werden, und da man viel Weide zu Wieſen einſchlug, auch Heu und Stroh, um mehr Miſt zu machen. Im Winter hatten wir allemal zu wenig Futter, oder zu viel freſſende Waar. Man mußt' immer mehr Geld entlehnen, die Zinſe häuften ſich, und die Kinder wurden größer, Knecht und Magd feiſt, der Vater mager.

Da er endlich merkte, daß ſo die Wirthſchaft nicht geben könne, änderte er ſie. Er gab das Salpeterſieden auf, blieb daheim, führte das Geſind ſelber zur Arbeit an, und war allenthalben der erſte. Ich weiß nicht, ob er auf einmal gar zu ſtreng angefangen, oder ob Knecht und Magd, wie oben geſagt, ſonſt zu meiſterlos geworden; kurz, ſie jahrten aus, und liefen davon. Um die gleiche Zeit wurde der Großätti krank. Erſt ſtach er ſich nur an einem Dorn in den Daumen; der wurde geſchwollen. Er band friſchwarmen Kühmiſt drauf; da ſchwoll die ganze Hand. Er empfand entſetzliche Hitz', ging zum Brunnen, und wuſch den Miſt unter der Röhre wieder ab. Aber das hatte nun gar böſe Folgen. Er mußte ſich bald zu Bett legen und bekam die Waſſerſucht. Er ließ ſich abzapfen; das Waſſer rann in den Keller hinab. Nachdem er ſo fünf Monate gelegen, ſtarb er zum Leidweſen des ganzen Hauſes; denn alle liebten ihn, vom Kleinſten bis zum Größten. Er war ein angenehmer, Freud' und Friede liebender Mann. Er hatte an meinem Vater und mir ungemein viel gethan, und ich habe nie einen Menſchen Böſes über ihn ſagen gehört. Mein Vater und Mutter erzählten noch viele Jahre allerhand Löbliches und Schönes von ihm. Als ich ein wenig zu Verſtand kam, erinnerte ich mich ſeiner erſt recht, und verehrt' ihn im Staub und Moder. Er liegt im Kirchhof zu Krynau begraben.

Nun wurde wieder eine Magd angeſchafft; die war dem Vater recht, weil ſie brav arbeitete. Aber Mutter und Großmutter konnten ſie nicht leiden, weil ſie glaubten, ſie ſchmeichle dem Vater, und trag' ihm alles zu Ohren. Auch war ſie krätzig, ſo daß wir alle die Raud von ihr erbten. Und kurz, die Mütter ruhten nicht; ſie mußte fort, und eine andre zu. Die war nun ihnen recht, aber dem Vater nicht, weil ſie nur das Haus- aber nicht das Feldwerk verſtand. Auch meinte er, ſie helfe den Weibern allerhand verſchmauchen. Jetzt gab's bald alle Tag Zank. Die Weibervölker ſtunden zuſammen, der Mann hinwieder glaubte, er ſei einmal Meiſter, und kurz, es ſchien als wenn der alte Näbis-Joggeli einen guten Theil vom Hausfrieden mit ſich unter den Boden genommen hätte. Aus Verdruß ging der Vater einſtweilig wieder dem Salpeterſieden nach, übergab die Wirthſchaft ſeinem Bruder, als Knecht, und glaubte mit einem ſo nahen Blutsfreunde wohl verſorgt zu ſein. Er betrog ſich. Er konnt' ihn nur ein Jahr behalten und ſah noch zu rechter Zeit die Wahrheit des Sprüchworts ein: Wer will, daß es ihm ling, ſchau ſelber zu ſeinem Ding! Nun ging er nicht mehr fort, trat auf's neue an die Spitze der Haushaltung, arbeitete über Kopf und Hals, und hirtete die Kühe ſelber; ich war ſein Handbub, und mußte mich brav tummeln. Die Magd ſchaffte er ab und dingte dafür einen Geißenknab, da er jetzt einen Faſel Geißen gekauft, mit deren Miſt er viel Weid und Wieſen machte. Inzwiſchen wollten ihn die Weiber noch immer meiſtern; das konnt' er nicht leiden; 's gab wieder allerlei Händel. Endlich, da er einmal der Großmutter in der Hitz' ein Habermußbecken nachgeſchmiſſen, lief ſie davon, und ging wieder zu ihren Freunden in den Näbis. Die Sach' kam vor die Amtsleut. Der Vater mußt' ihr alle Wochen ſechs Batzen und etwas Schmalz geben. Sie war ein kleines buckliches Fraulein, mir eine liebe Großmutter, die hinwieder auch mich hielt wie ihr rechtes Großkind, aber, die Wahrheit zu ſagen, ein wenig wunderlich, wetterwendiſch, ging immer den ſogenannten Frommen nach und fand doch niemand recht nach ihrem Sinn. Ich mußt' ihr alle Jahr die Metzgeten bringen, und blieb dann ein Paar Tage bei ihr. Da war gut Leben, ich ließ mir's ſchmecken, ihre wohlgemeinten Ermahnungen hingegen zum einen Ohr ein und zum andern wieder aus. Gewiß kein Ruhm für mich. Aber dergleichen Buben machen's, leider Gott erbarm! ſo. Zuletzt war ſie einige Jahre blind, und ſtarb endlich in der Feuerſchwand in hohem Alter. Sie vermachte mir ein Buch, Arndts wahres Chriſtenthum, apart. Sie war gewiß ein gottſeliges Weib, in der Schamaten hoch eſtimirt, und die Leut dort ſind mir noch beſonders lieb um ihretwillen. Auch glaub' ich gewiß noch Glück von ihr her zu haben; denn Elternſegen ruht auf Kindern und Kindeskindern.

Unſre Haushaltung vermehrte ſich. Es kam alle zwei Jahr gefliſſentlich ein Kind; Tiſchgänger genug, aber darum keine Arbeiter. Wir mußten immer viel Taglöhner haben. Mit dem Vieh war mein Vater nie recht glücklich, es gab immer etwas krankes. Er meinte, die ſtarken Kräuter auf unſrer Weid ſeien nicht wenig Schuld daran. Der Zins überſtieg alle Jahr die Loſung. Wir reuteten viel Wald aus, um mehr Mattland, und Geld von dem Holz zu bekommen; und doch kamen wir je länger je tiefer in die Schulden, und mußten immer aus einem Sack in den andern ſchleufen. Im Winter ſollten ich, und die älteſten, welche auf mich folgten, in die Schule; aber die dauerte zu Krynau nur zehn Wochen, und davon gingen uns wegen tiefem Schnee noch etliche ab. Dabei konnte man mich ſchon zu allerlei Nützlichem brauchen. Wir ſollten anfangen, Winterszeit etwas zu verdienen. Mein Vater probierte aller Gattung Geſpunſt: Flachs, Hanf, Seiden, Wollen, Baumwollen; auch lehrte er uns letztre kämbeln, Strümpfſtricken, und dergleichen. Aber keins warf damals viel Lohn ab. Man ſchmälerte uns den Tiſch, meiſt Milch und Milch, ließ uns lumpen und lempen, um zu ſparen. Bis in mein ſechszehntes Jahr ging ich ſelten, und im Sommer baarfuß in meinem Zwilchröckli, zur Kirche. Alle Frühjahr mußte der Vater mit dem Vieh oft weit nach Heu fahren und es theuer bezahlen.

2.

Bubenjahre.

Indeſſen kümmerte mich alle dieß kein Haar. Auch wußt' ich eigentlich nichts davon, und war überhaupt ein leichtſinniger Bube, wie's je einen gab. Alle Tag dacht ich dreimal ans Eſſen, und damit aus. Wenn mich der Vater nur mit langanhaltender oder ſtrenger Arbeit verſchonte, oder ich eine Weile davonlaufen konnte, war mir alles recht. Im Sommer ſprang ich in der Wieſe und an den Bächen herum, riß Kräuter und Blumen ab, und machte Sträuße wie Beſen; dann durch alles Gebüſch, den Vögeln nach, kletterte auf die Bäume, und ſuchte Neſter. Oder ich las ganze Haufen Schneckenhäuslein oder hübſche Steine zuſammen. War ich müd', ſo ſetzt' ich mich an die Sonne, und ſchnitzte zuerſt Hagſtecken, dann Vögel, und zuletzt gar Kühe; denen gab ich Namen, zäunt' ihnen eine Weid ein, baut' ihnen Ställe, und fütterte ſie, verhandelte dann bald dies bald jenes Stück, und machte immer wieder ſchönere. Ein andermal richtete ich Oefen und Feuerheerd auf, und kochte aus Sand und Lett einen ſaubern Brei. Im Winter wälzt ich mich im Schnee herum, und rutſchte bald in einer Scherbe von einem zerbrochenen Napf, bald auf dem bloßen Hintern, die Gähen hinunter. Das trieb ich alles ſo, wie's die Jahrszeit mitbrachte, bis mir der Vater durch den Finger pfiff, oder ich ſonſt merkte, daß es Zeit über Zeit war. Noch hatt' ich keine Kameraden; doch wurd' ich in der Schule mit einem Buben bekannt, der oft zu mir kam, und mir allerhand Lappereien um Geld anbot, weil er wußte, daß ich von Zeit zu Zeit einen halben Batzen zu Trinkgeld erhielt. Einſt gab er mir ein Vogelneſt in einem Mausloch zu kaufen. Ich ſah täglich darnach. Aber eines Tages waren die Jungen fort; das verdroß mich mehr als wenn man dem Vater alle Küh geſtohlen hätte. Ein andermal, an einem Sonntag, bracht' er Pulver mit — bisher kannt' ich dieſen Höllenſaamen nicht — und lehrte mich Feuerteufel machen. Eines Abends hatt' ich den Einfall: Wenn ich auch ſchießen könnte! Zu dem End' nahm ich eine alte eiſerne Brunnröhre, verklebte ſie hinten mit Lehm, und machte eine Zündpfanne, auch von Lehm; in dieſe that ich das Pulver, und legte brennenden Zunder daran. Da's nicht losgehen wollte, blies ich . . . Puh! mir Feuer und Lehm alles ins Geſicht. Dieß geſchah hinterm Haus; ich merkte wohl, daß ich was Unrechtes gethan. Inzwiſchen kam meine Mutter, die den Klapf gehört hatte, herunter. Ich war elend bleſſirt. Sie jammerte und half mir hinauf. Auch der Vater hatte oben in der Weide die Flamm geſehen, weil's faſt Nacht war. Als er heimkam, mich im Bett antraf, und die Urſache vernahm, ward er grimmig böſe. Aber ſein Zorn ſtillte ſich bald, als er mein verbranntes Geſicht erblickte. Ich litt große Schmerzen. Aber ich verbiß ſie, weil ich ſonſt fürchtete, noch Schläge oben drein zu bekommen, und wußte, daß ich ſolche verdient hätte. Doch mein Vater empfand, daß ich Schläge genug habe Vierzehn Tage ſah' ich keinen Stich; an den Augen hatt' ich kein Häärlein mehr. Man hatte große Sorgen wegen dem Geſicht. Endlich ward's allmälig und von Tag zu Tag wieder beſſer. Jetzt ſobald ich vollkommen hergeſtellt war, machte der Vater es mit mir, wie Pharao mit den Iſraeliten, ließ mich tüchtig arbeiten, und dachte: So würden mir die Poſſen am beſten vergehen. Er hatte Recht. Aber damals konnt' ich's nicht einſehen, und hielt ihn für einen Tyrann, wenn er mich ſo des Morgens früh aus dem Schlaf nahm, und an das Werk muſterte. Ich meinte, das wär' eben nicht nöthig; die Kühe geben ja die Milch von ſich ſelber.

Dreyſchlatt iſt ein wildes einödes Ort, zuhinderſt an den Alpen Schwämle, Kreutzegg und Aueralp; vorzeiten war's eine Sennweid. Hier giebt's immer kurzen Sommer und langen Winter, während letzterm meiſt ungeheuern Schnee, der oft noch im Mai ein Paar Klaftern tief liegt. Einſt mußten wir noch am heiligen Pfingſtabend einer neuangelangten Kuh mit der Schaufel zum Haus pfaden. In den kürzeſten Tagen hatten wir die Sonne nur fünf Viertelſtunden. Dort entſteht unſer Rotenbach, der dem Fäſi in ſeiner Erdbeſchreibung und dem Waſſer in ſeiner Karte entwiſchte, ungeachtet er zweimal größer als der Schwendi- oder Lederbach iſt, der viele Mühlen, Sägen, Walken, Stampfen und Pulvermühlen treibt. Doch beim Dreyſchlatt hat es das herrlichſte Quellwaſſer; und wir in unſerm Haus und Scheur aneinander hatten einen Brunnen, der nie gefror, unterm Dach, ſo daß das Vieh den ganzen Winter über nie den Himmel ſah. — Wenn's im Dreyſchlatt ſtürmt, ſo ſtürmt's recht. Wir hatten eine gute, nicht gäbe Wieſe von vierzig bis fünfzig Klafter Heu und eine grasreiche Weide. Auf der Sommerſeite im Altiſchweil iſt's ſchon früher, aber auch gäher und rauher. Holz und Stroh gibt's genug. Hinter'm Haus iſt ein Sonnenrain, wo's den Schnee wegbläst, der hingegen an einem Schattenrain vor dem Haus im Frühjahr oft noch liegen bleibt, wenn's an jenem ſchon Gras und Schmalzblumen hat. Am früheſten und am ſpäteſten Ort auf dem Gut trifft's wohl vier Wochen an.

Ja! Ja! ſagte jetzt eines Tags mein Vater, der Bub wächſt, wenn er nur nicht ſo ein Narr wäre, ein verzweifelter Lappi; auch gar kein Hirn. Sobald er an die Arbeit muß, weiß er nicht mehr was er thut. Aber von nun an muß er mir die Geißen hüten, ſo kann ich den Geißbub abſchaffen. Ach! ſagte meine Mutter, ſo kommſt du um Geißen und Bub. Nein! Nein! Er iſt noch zu jung. Was jung?

ſagte der Vater, ich will es drauf wagen, er lernt's nie jünger, die Geißen werden ihn ſchon lehren, ſie ſind oft witziger als die Buben, ich weiß ſonſt nichts mit ihm anzufangen.

Mutter. Ach! was wird mir das für Sorg' und Kummer machen. Sinn' ihm auch nach! Einen ſo jungen Bub mit einem Faſel Geißen in den wilden einöden Kohlwald ſchicken, wo ihm weder Steg noch Weg bekannt ſind, und's ſo gräßliche Töbler hat. Und wer weiß, was für Thier' ſich dort aufhalten, und was für ſchreckliches Wetter einfallen kann! Denk doch, eine ganze Stund' weit! und bei Donner und Hagel, oder wenn die Nacht einfällt, nie wiſſen, wo er iſt. Das iſt mein Tod, und du mußt's verantworten.

Ich. Nein, nein, Mutter! Ich will ſchon Sorge haben, und kann ja drein ſchlagen, wenn ein Thier kommt, und vor'm Wetter untern Felſen kreuchen, und wenn's nachtet, heimfahren, und die Geißen will ich, was gilt's, ſchon paſchgen.

Vater. Hörſt jetzt! Eine Woche mußt' mir erſt mit dem Geißbub gehen. Dann gieb Achtung wie er's macht, wie er die Geißen alle heißt und ihnen lockt und pfeift, wo er durchfahrt, und wo ſie die beſte Weid finden.

Ja, ja! ſagt' ich, ſprang hoch auf, und dacht': Im Kohlwald biſt du frei; da wird dir der Vater nicht immer pfeifen und dich von einer Arbeit zur andern jagen. Ich ging alſo etliche Tag mit unſerm Beckle hin, ſo hieß der Bub, ein rauher, wilder, aber ehrlicher Burſche. Denkt doch! Er ſtund eines Tags wegen einer Mordthat im Verdacht, da man eine alte Frau, welche wahrſcheinlich über einen Felſen hinunterſtürzte, auf der Kreutzegg todt gefunden. Der Amtsdiener holte ihn aus dem Bett nach Lichtenſteig. Man merkte aber bald, daß er ganz unſchuldig war, und er kam zu meiner großen Freud noch denſelben Abend wieder heim. — Nun trat ich mein neues Ehrenamt an. Der Vater wollte zwar den Beckle als Knecht behalten; aber die Arbeit war ihm zu ſtreng, und er nahm im Frieden ſeinen Abſchied. Anfangs wollten mir die Geißen, deren ich bis dreißig Stück hatte, kein gut thun; das machte mich wild, und ich verſucht' es, ihnen mit Steinen und Prügeln den Meiſter zu zeigen, aber ſie zeigten ihn mir, ich mußte alſo die glatten Wort' und das Streicheln und Schmeicheln zur Hand nehmen. Da thaten ſie was ich wollte. Auf die vorige Art hingegen verſcheucht' ich ſie ſo, daß ich oft nicht mehr wußte, was anfangen, wenn ſie alle ins Holz und Geſträuch liefen, und ich meiſt rundum keine einzige mehr erblicken konnte, halbe Tage herumlaufen, pfeifen und jolen, ſie an den Galgen verwünſchen, brüllen und lamentiren mußte, bis ich ſie wieder bei einander hatte.

Drei Jahre hatte ich ſo meine Heerde gehütet; ſie ward immer größer, zuletzt über hundert Köpf, mir immer lieber, und ich ihnen. Im Herbſt und Frühling fuhren wir auf die benachbarten Berge, oft bis zwei Stunden weit. Im Sommer hingegen durft' ich nirgends hüten als im Kohlwald, eine mehr als Stund weite Wüſtenei, wo kein recht Stück Vieh weiden kann. Dann ging's zur Aueralp, zum Kloſter Sct. Maria gehörig, lauter Wald, oder Kohlplätz und Geſträuch, manches dunkle Tobel und ſteile Felswand, an denen noch die beſte Geißweid zu finden war. Von unſerm Dreyſchlatt weg hatt' ich alle Morgen eine Stunde Wegs zu fahren, eh' ich nur ein Thier durfte anbeißen laſſen; erſt durch unſre Viehweid, dann durch einen großen Wald, in die Kreutz und Quer, bald durch dieſe, bald durch jene Abtheilung der Gegend, deren jede ich mit einem eigenen Namen taufte. Da hieß es im vordern Boden; dort, zwiſchen den Felſen; hier, in der Weißlaube; dort im Köllermelch, auf der Platten, im Keſſel. Alle Tag hütete ich an einem andern Ort, bald ſonnen- bald ſchattenhalb. Zu Mittag aß ich mein Brötlein, und was mir ſonſt die Mutter verſtohlen mitgab. Auch hatt' ich meine eigne Geiß an der ich ſog. Die Geißaugen waren meine Uhr. Gegen Abend fuhr ich immer wieder den nämlichen Weg nach Haus, auf dem ich gekommen war.

Welche Luſt, bei angenehmen Sommertagen über die Hügel fahren, durch Schattenwälder ſtreichen, durch's Gebüſch Einhörnchen jagen und Vogelneſter ausnehmen! Alle Mittag lagerten wir uns am Bach; da ruhten meine Geißen zwei bis drei Stunden aus, wann es heiß war noch mehr. Ich aß mein Mittagsbrod, ſog mein Geißchen, badete im ſpiegelhellen Waſſer, und ſpielte mit den jungen Gitzen. Immer hatt' ich einen Gertel oder eine kleine Axt bei mir, und fällte junge Tännchen. Weiden oder Ilmen. Dann kamen meine Geißen haufenweis und kafelten das Laub ab. Wenn ich ihnen Leck, Leck rufte, ging's gar im Galopp, und wurd' ich von ihnen wie eingemauert. Alles Laub und Kräuter, die ſie fraßen, koſtete auch ich; und einige ſchmeckten mir ſehr gut. So lang der Sommer währte, florirten die Erd-Im-Heidel- und Brombeeren; deren hatt' ich immer vollauf, und konnte noch der Mutter am Abend mehr als genug nach Haus bringen. Das war ein herrliches Labſal, bis ich mich einſt daran zum Ekel überfraß. Und welch' Vergnügen machte mir jeder Tag, jeder neue Morgen! wenn jetzt die Sonne die Hügel vergoldete, denen ich mit meiner Heerde entgegenſtieg, dann jenen haldigen Buchenwald, und endlich die Wieſen und Weidplätze beſchien. Tauſendmal denk' ich dran, und oft dünkt's mich, die Sonne ſcheine jetzt nicht mehr ſo ſchön. Wenn dann alle anliegenden Gebüſche von jubilirenden Vögeln ertönten, und dieſelben um mich her hüpften, o! was fühlt' ich da! Ha, ich weiß es nicht! Halt ſüße, ſüße Luſt! Da ſang' und trillerte ich mit, bis ich heiſer ward.

Ein andermal ſpürte ich den muntern Waldbürgern durch alle Stauden nach, ergötzte mich an ihrem hübſchen Gefieder, und wünſchte, daß ſie nur halb ſo zahm wären wie meine Geißen, beguckte ihre Jungen und ihre Eier, und erſtaunte über den wundervollen Bau ihrer Neſter. Oft fand ich deren in der Erde, im Moos, im Farrn, unter alten Stöcken, in den dickſten Dörnern, in Felsritzen, in hohlen Tannen oder Buchen; oft hoch im Gipfel, in der Mitte, zu äußerſt auf einem Aſt. Meiſt wußt' ich ihrer etliche. Das war mir eine Wonne, und faſt mein einziges Sinnen und Denken, alle Tage gewiß einmal nach allen zu ſehn, wie die Jungen wuchſen, wie das Gefieder zunahm, wie die Alten ſie fütterten. Anfangs trug ich einige mit mir nach Haus oder brachte ſie ſonſt an ein bequemeres Ort. Aber dann waren ſie dahin. Nun ließ ich's bleiben und ſie lieber groß werden. Da flogen ſie mir aus. Eben ſo viel Freuden brachten mir meiſt meine Geißen. Ich hatte von allen Farben, große und kleine, kurz- und langhaarige, bös- und gutgeartete. Alle Tage ruft' ich ſie zwei bis dreimal zuſammen, und überzählte ſie, ob ich's voll habe? Ich hatte ſie gewöhnt, daß ſie auf mein Zub, Zub! Leck, Leck! aus allen Büſchen hergeſprungen kamen. Einige liebten mich ſonderbar, und gingen den ganzen Tag nie einen Büchſenſchuß weit von mir; wenn ich mich verbarg, fingen ſie alle ein Zetergeſchrei an. Von meinem Duglöörle, ſo hieß ich meine Mittagsgeiß, konnt' ich mich nur mit Liſt entfernen. Das war ganz mein Eigen. Wo ich mich ſetzte oder legte, ſtellte es ſich über mich hin, und war gleich bereit zum Saugen oder Melken; und doch mußt' ich's in der beſten Sommerszeit oft noch ganz voll heimführen. Andremal melkt' ich es einem Köhler, bei dem ich manche liebe Stund zubrachte, wenn er Holz ſchrotete, oder Kohlhaufen brannte.

Welch' Vergnügen dann am Abend meiner Heerde auf meinem Horn zur Heimreiſe zu blaſen! zuzuſchauen, wie ſie alle mit runden Bäuchen und vollen Eutern daſtunden, und zu hören wie munter ſie ſich heimblökten. Wie ſtolz war ich, wann mich der Vater lobte, daß ich gut gehütet habe! Nun gings an ein Melken, bei gutem Wetter unter freiem Himmel. Da wollte jede zuerſt über dem Eimer von der drückenden Laſt ihrer Milch los ſein, und beleckte dankbar ihren Befreier.

Nicht daß lauter Luſt beim Hirtenleben wäre! Potz Tauſend, nein! Da gibt's Beſchwerden genug. Für mich war's lang die empfindlichſte, des Morgens ſo früh mein warmes Bettlein zu verlaſſen, und bloß und barfuß ins kalte Feld zu marſchiren, wenn's zumal einen baumſtarken Reif hatte, oder ein dicker Nebel über die Berge herabging. Wenn dann dieſer gar ſo hoch ging, daß ich ihm mit meiner berganſteigenden Heerde das Feld nicht abgewinnen und keine Sonn' erreichen konnte, verwünſcht' ich ihn in Aegerten hinein, und eilte was ich eilen konnte, aus der Finſterniß wieder in ein Thälchen hinab. Erhielt ich hingegen den Sieg, und gewann die Sonne und den hellen Himmel über mir, das große Weltmeer von Nebeln, und hie und da einen hervorragenden Berg, wie eine Inſel, unter meine Füße, was das dann für ein Stolz und eine Luſt war! Da verließ ich den ganzen Tag die Berge nicht, und mein Aug' konnt' ſich nie ſatt ſchauen, wie die Sonnenſtrahlen auf dieſem Ocean ſpielten, und Wogen von Dünſten in den ſeltſamſten Figuren ſich drauf herumtaumelten, bis ſie gegen Abend mich wieder zu überſteigen drohten. Dann wünſcht ich mir Jacobs Leiter; aber umſonſt, ich mußte fort. Ich ward traurig, und alles ſtimmte in meine Trauer ein. Einſame Vögel flatterten matt und mißmüthig über mir her, und die großen Herbſtfliegen ſumſten mir ſo melancholiſch um die Ohren, daß ich weinen mußte. Dann fror ich faſt noch mehr als am frühen Morgen, und empfand Schmerzen an den Füßen, obgleich dieſe ſo hart als Sohlleder waren. Auch hatt' ich die meiſte Zeit Wunden oder Beulen an ein paar Gliedern, und wenn eine Bleſſur heil war, macht' ich mir richtig wieder eine andre, ſprang entweder auf einen ſpitzen Stein auf, verlor einen Nagel oder ein Stück Haut an einem Zehen, oder hieb mir mit meinen Inſtrumenten eins in die Finger. An's Verbinden war ſelten zu gedenken; und doch ging's meiſt bald vorüber. Die Geißen hiernächſt machten mir, wie ſchon geſagt, Anfangs großen Verdruß, wenn ſie mir nicht gehorchen wollten, weil ich ihnen nicht recht zu befehlen verſtund. Ferner prügelte mich der Vater nicht ſelten, wenn ich nicht hütete, wo er mir befohlen hatte, und nur hinfuhr, wo ich gerne ſein mochte, und die Geißen nicht das rechte Bauchmaß heimbrachten, oder er ſonſt ein loſes Stücklein von mir erfuhr. Dann hat ein Geißbub überhaupt viel von andern Leuten zu leiden. Wer will einen Faſel Geißen immer ſo in Schranken halten, daß ſie nicht einem Nachbar in die Wieſen oder Weid gucken? Wer mit ſo viel lüſternen Thieren zwiſchen Korn- und Haberbrachen, Räb- und Kabisäckern durchfahren, daß keins ein Maulvoll verſuchte? Da ging's an ein Fluchen und Lamentiren: Bärenhäuter! Galgenvogel! waren meine gewöhnlichen Ehrentitel. Man ſprang mir mit Aexten, Prügeln und Hagſtöcken, einſt gar einer mit einer Senſe nach, der ſchwur, mir ein Bein vom Leibe wegzuhauen. Aber ich war leicht genug auf den Füßen, und nie hat mich einer erwiſchen mögen. Die ſchuldigen Geißen wohl haben ſie mir oft ertappt und mit Arreſt belegt; dann mußte mein Vater hin und ſie löſen. Fand er mich ſchuldig, ſo gab's Schläge. Etliche unſrer Nachbarn waren mir ganz beſonders widerwärtig, und richteten mir manchen Streich auf den Rücken. Dann dacht' ich freilich: Wartet nur, ihr Kerls, bis mir eure Schuh' recht ſind, ſo will ich euch auch die Buckel ſalben. Aber man vergißt's, und das iſt gut. Und dann hat das Sprichwort doch auch ſeinen wahren Sinn. „Wer will ein Biedermann ſein und heißen, der hüt' ſich vor Tauben „und Geißen.“ — So gibt es freilich dieſer und anderer Widerwärtigkeiten genug in dem Hirtenſtand. Aber die böſen Tage werden reichlich von den guten erſetzt, wo's gewiß keinem König ſo wohl iſt.

Im Kohlwald war eine Buche gerad über einem mehr als thurmhohen Fels herausgewachſen, ſo daß ich über ihren Stamm wie über einen Steg ſpazieren und in eine gräßlich finſtre Tiefe hinabgucken konnte; wo die Aeſte angingen, ſtund ſie wieder geradeauf. In dieſes ſeltſame Neſt bin ich oft geſtiegen, und hatte meine größte Luſt daran, ſo in den fürchterlichen Abgrund zu ſchauen, um zu ſehn, wie ein Bächlein neben mir herunterſtürzte, und ſich in Staub zermalmte. Einſt ſchwebte mir dieſe Gegend im Traume ſo ſchauderhaft vor, daß ich von da an nicht mehr hinging. Ein andermal befand ich mich mit meinen Geißen jenſeits der Aueralp, auf der Dürrwälder-Seite gegen den Rotenſtein. Ein Junges hatte ſich zwiſchen zween Felſen verſtiegen, und ließ eine jämmerliche Melodie von ſich hören. Ich kletterte nach, um ihm zu helfen. Es ging ſo eng und jäh, und zick zack zwiſchen Klippen durch, daß ich weder obſich noch niedſich ſehen konnte, und oft auf allen Vieren kriechen mußte. Endlich verſtieg ich mich gänzlich. Ueber mir ſtund ein unerklimmbarer Fels; unter mir ſchien's faſt ſenkrecht, ich weiß ſelbſt nicht wie weit hinab. Ich fing an zu rufen und zu beten, ſo laut ich konnte. In einer kleinen Entfernung ſah ich zwei Menſchen durch eine Wieſe marſchiren. Ich gewahrt' es gar wohl, ſie hörten mich; aber ſie ſpotteten meiner und gingen ihre Straße. Endlich entſchloß ich mich, das Aeußerſte zu wagen, und lieber mit Eins des Todes zu ſein, als noch weiter in dieſer peinlichen Lage zu verharren, und doch nicht lange mehr ausharren zu können. Ich ſchrie zu Gott in Angſt und Noth, ließ mich auf den Bauch nieder, meine Händ' ob ſich verſpreitet, daß ich mich an den kahlen Fels ſo gut als möglich anklammern könne. Aber ich war todmüd, fuhr wie ein Pfeil hinunter, zum Glück war's nicht ſo hoch als ich im Schrecken geglaubt hatte, und blieb ebenrecht in einem Schlund ſtecken, wo ich mich wieder halten konnte. Freilich hatt' ich Haut und Kleider zerriſſen, und blutete an Händen und Füßen. Aber wie glücklich ſchätzt' ich mich nicht, daß ich nur mit dem Leben und unzerbrochnen Gliedern davonkam! Mein Geißchen mag ſich auch durch einen Sprung gerettet haben; einmal, ich fand's ſchon wieder bei den übrigen. Ein andermal, da ich an einem ſchönen Sommertag mit meiner Heerde herum getrillert, überzog ſich der Himmel gegen Abend mit ſchwarzen Wolken; es fing gewaltig an zu blitzen und zu donnern. Ich eilte nach einer Felshöhle, dieſe oder eine große Wettertann waren in ſolchen Fällen immer mein Zufluchtsort, und rief meine Geißen zuſammen. Die, weil's ſonſt bald Zeit war, meinten, es gelte zur Heimfahrt, und ſprangen über Kopf und Hals mir vor, daß ich bald keinen Schwanz mehr ſah. Ich eilte ihnen nach. Es fing entſetzlich an zu hageln, daß mir Kopf und Rücken von den Püffen ſauſten. Der Boden war dicht mit Steinen bedeckt; ich rannte in vollem Galopp drüber fort, fiel aber oft auf den Hintern, und fuhr große Stück weit wie auf einem Schlitten. Endlich, in einem Wald, wo's jäh' zwiſchen Felſen hinunterging, konnt' ich vollends nicht anhalten, und glitſchte bis zu äußerſt auf einen Rand, von dem ich, wenn mich nicht Gott und ſeine guten Engel behütet hätten, viele Klafter tief herabgeſtürzt und zermürſt worden wäre. Jetzt ließ das Wetter allmälig nach, und als ich nach Haus kam, waren meine Geißen ſchon eine halbe Stund daheim. Etliche Tage lang fühlt' ich von dieſer Partie keinerlei Ungemach; aber mit Eins fingen meine Füß zu ſieden an, als wenn man ſie in einem Keſſel kochte. Dann kamen die Schmerzen. Mein Vater ſah' nach, und fand mitten an der einen Fußſohle ein groß Loch, und Moos und Gras darin. Nun erinnert' ich mich erſt, daß ich an einem ſpitzen Weißtann-Aſt aufgeſprungen war: Moos und Gras war mit hineingegangen. Der Aetti grub mir's mit einem Meſſer heraus und verband mir den Fuß. Nun mußt' ich freilich ein Paar Tage meinen Geißen langſam nachhinken, dann verlor ich die Binde, Koth und Dreck füllten das Loch, und es war bald wieder beſſer. Viel andre Mal, wenn's durch die Felſen ging, lieſen die Thiere ob mir weg und rollten große Steine herab, die mir hart an den Ohren vorbeipfiffen. Oft ſtieg ich einem Wälſchtraubenknöpfli, Frauenſchühli, oder andern Blümchen über Klippen nach, daß es eine halsbrechende Arbeit war. Wieder zündete ich große, halbverdorrte Tannen von unten an, die bisweilen acht bis zehen Tage an einander fortbrannten, bis ſie fielen. Alle Morgen und Abend ſah ich nach, wie's mit ihnen ſtund. Einſt hätte mich eine maustodt ſchlagen können: denn indem ich meine Geißen forttrieb, daß ſie nicht getroffen würden, krachte ſie hart an mir in Stücken zuſammen. So viele Gefahren drohten mir während meinem Hirtenſtand mehrmal, Leibs und Lebens verluſtig zu werden, ohne daß ich's viel achtete, oder doch alles bald wieder vergaß, und leider damals nie daran dachte, daß du allein es warſt, mein himmliſcher Vater und Erhalter! der in den Winkeln einöder Wüſte die Raben nährt, und auch Sorge für mein junges Leben trug.

Mein Vater hatte bisweilen aus der Geismilch Käſe gemacht, bisweilen Kälber geſäugt, und ſeine Wieſen mit dem Miſt geäufnet. Dieß reizte unſre Nachbarn, daß ihrer vier auch Geißen anſchafften, und beim Kloſter um Erlaubniß baten, ebenfalls im Kohlwald hüten zu dürfen. Da gab's nun Kameradſchaft. Unſer drei oder vier Geißbuben kamen alle Tag zuſammen. Ich will nicht ſagen, ob ich der beſte oder ſchlimmſte unter ihnen geweſen, aber gewiß ein purer Narr gegen die andern, bis auf einen, der ein gutes Bürſchchen war. Einmal, die übrigen alle gaben uns leider kein gutes Exempel. Ich wurde ein Bißlein witziger, aber deſto ſchlimmer. Auch ſah's mein Vater gar nicht gern, daß ich mit ihnen laichte, und ſagte mir, ich ſollte lieber allein hüten und alle Tage auf eine andere Gegend treiben. Aber Geſellſchaft war mir zu neu und zu angenehm; und wenn ich auch etwa einen Tag den Rath befolgte, und hörte die andern hüpfen und jolen, ſo war's, als wenn mich ein Paar beim Rock zerrten, bis ich ſie erreicht hatte. Bisweilen gab's Zänkereien, dann fuhr ich wieder einen Morgen allein, oder mit dem guten Jacobli, von dem hab' ich ſelten ein unnützes Wort gehört, aber die andern waren mir kurzweiliger. Ich hätte noch viele Jahre für mich können Geißen hüten, eh' ich den Zehntheil von dem allem inne worden wäre, was ich da in Kurzem vernahm. Sie waren alle größer und älter als ich, faſt aufgeſchoſſene Bengel, bei denen ſchon alle argen Leidenſchaften aufgewacht. Schmutzige Zoten waren alle ihre Reden, und unzüchtig alle ihre Lieder, bei deren Anhören ich oft Maul und Augen aufthat, oft aber auch aus Schamröthe niederſchlug. Ueber meinen bisherigen Zeitvertreib lachten ſie ſich die Haut voll. Späne und junge Vögel galten ihnen gleich viel, außer wenn ſie glaubten, Geld aus einem zu löſen; ſonſt ſchmiſſen ſie dieſelben ſammt den Neſtern fort. Das that mir Anfangs weh; doch macht' ich's bald mit. So geſchwind konnten ſie mich hingegen nicht überreden, ſchamlos zu baden wie ſie. Einer beſonders war ein rechter Unflat, aber ſonſt weder ſtreit- noch zankſüchtig, und darum nur deſto verführeriſcher. Ein anderer war auf alles verpicht, womit er einen Batzen verdienen konnte, der liebte darum die Vögel mehr als die andern, die nämlich, welche man ißt; ſuchte allerlei Waldkräuter, Harz, Zündſchwamm und dergleichen. Von dem lernt' ich manche Pflanze kennen, aber auch, was der Geiz iſt. Noch einer war etwas beſſer als die ſchlimmern; er machte mit, aber furchtſam. Jedem ging ſein Hang ſein Lebenlang nach. Jacobli iſt noch ein guter Mann, der andre blieb immer ein geiler Schwätzer und ward zuletzt ein miſerabler hinkender Tropf; der dritte hatte mit Liſt und Ränken etwas erworben, aber nie Glück dabei. Vom vierten weiß ich nicht, wo er hingekommen iſt.

Daheim durft' ich mir von dem, was ich bei dieſen Cameraden ſah' und hörte, nichts merken laſſen. Ich genoß aber nicht mehr meine vorige Fröhlichkeit und Gemüthsruhe. Die Kerls hatten

Leidenſchaften in mir rege gemacht, die ich noch ſelbſt nicht kannte, doch merkte ich, daß es nicht richtig ſtund. Im Herbſt, wo die Fahrt frei war, hütete ich meiſt allein. Ein Büchlein, das mir bloß darum jetzt noch lieb iſt, trug ich bei mir, und las oft darin. Noch weiß ich verſchiedene ſonderbare Stellen auswendig, die mich damals bis zu Thränen rührten. Jetzt kamen mir die böſen Neigungen in meinem Buſen abſcheulich vor, und ſie machten mir angſt und bang. Ich betete, rang die Hände, ſah zum Himmel, bis mir die hellen Thränen über die Backen rollten, faßte einen Vorſatz über den andern und machte mir ſo ſtrenge Pläne für ein künftiges frommes Leben, daß ich darüber allen Frohmuth verlor. Ich verſagte mir alle Arten von Freude, und hatte zum Beiſpiel lang einen ernſtlichen Kampf mit mir ſelber wegen eines Diſtelfinken, der mir ſehr lieb war, ob ich ihn weggeben oder behalten ſollte? Ueber dieſen einzigen Vogel dacht' ich oft weit und breit herum. Bald kam mir die Frommkeit, wie ich mir ſolche damals vorſtellte, als ein unerſteiglicher Berg, bald wieder federleicht vor. Meine Geſchwiſter mocht' ich herzlich lieben, aber je mehr ich's wollte, je mehr ſah ich Widriges an ihnen. In Kurzem wußt' ich weder Anfang noch End, und es war niemand mehr, der mir heraushelfen konnte, da ich meine Lage keiner Menſchenſeele entdeckte. Ich machte mir alles zur Sünde: Lachen, Jauchzen und

Pfeifen. Meine Geißen ſollten mich nicht mehr erzürnen, und ich ward eher böſer auf ſie. Eines Tags bracht' ich einen todten Vogel nach Haus, den ein Mann geſchoſſen und auf einem Stecken in die Wieſe aufgeſteckt hatte. Ich nahm ihn, wie ich in dem Augenblick wähnte, mit' gutem Gewiſſen weg, ohne Zweifel, weil mir ſeine zierlichen Federn vorzüglich gefielen. Aber ſobald mir der Vater ſagte, das heiße auch geſtohlen, weint' ich bitterlich — ich hatte dießmal recht — und trug das Aeschen Morgens darauf in aller Frühe wieder an ſein Ort. Doch behielt ich etliche von den ſchönſten Federn; aber auch dieſes koſtete mich ziemliche Ueberwindung. Doch dacht' ich: Die Federn ſind nun ausgerupft, wenn du ſie ſchon auch hinträgſt, verblaſt ſie der Wind, und dem Mann nützen ſie ſo nichts. Bisweilen fing ich wieder an zu jauchzen und zu jolen, und trollte aufs neue ſorglos über alle Berge. Dann dacht' ich: So Alles Alles verläugnen, bis auf meine ſelbſtgeſchnitzelten hölzernen Kühe — wie ich mir damals den rechten Chriſtenſinn buchſtäblich vorſtellte — ſei doch ein traurig elend Ding. Indeſſen wurde der Kohlwald von den immer zunehmenden Geißen übertrieben, die Roſſe, die man auf den fettern Grasplätzen weiden ließ, bisweilen von den Geisbuben verfolgt oder geſprengt. Einmal legten die Burſche ihnen Neſſeln unter die Schwänze; ein Paar ſtürzten ſich im Lauf über einen Felſen zu todt. Es gab ſchwere Händel, und das Hüten im Kohlwalde wurde gänzlich verboten. Ich hütete darauf noch eine Weile auf unſerm eignen Gut. Dann löſte mich mein Bruder ab. Und ſo nahm mein Hirtenſtand ein Ende.

Nun hieß es: Eingeſpannt in den Karrn mit dem Buben, in's Joch. Er iſt groß genug! Wirklich tummelte mich mein Vater meiſterlich herum; in Holz und Feld ſollt ich ihm ſtatt eines vollkommenen Knechtes dienen. Die mehrern Mal überlud er mich, ich hatte die Kräfte noch nicht, die er mir nach meiner Größe zutraute, und doch wollt' ich ſtark ſein und keine ſchwere Bürde liegen laſſen. In Geſellſchaft von ihm oder mit den Taglöhnern arbeitete ich gern; aber ſobald er mich allein an ein Geſchäft ſchickte, war ich faul und läßig, ſtaunte Himmel und Erde an und hing ich weiß ſelbſt nicht was für Gedanken und Grillen nach; das freie Geißbubenleben hatte mich bald verwöhnt. Das zog mir Scheltwort oder gar Streiche zu, und dieſe Strenge war nöthig, obſchon ich's damals nicht faſſen konnte. Im Heuet beſonders gab's bisweilen faſt unerträgliche Bürden. Oft ſtreckt' ich mich vor Mattigkeit, und faſt zerſchmolzen von Schweiß, der Länge nach auf den Boden und dachte: Ob's wohl auch in der Welt überall ſo mühſelig zugehe? Ob ich mich grad' jetzt aus dem Staub machen ſollte? Es werde doch an andern Orten auch Brod geben, und nicht gleich Henken gelten. Ich hätte auf der Kreutzegg beim Geißhüten mehrere ſolche Burſche geſehen, denen's außer ihrem Vaterland, wie ſie mir erzählten, recht wohl gegangen, und was des Zeugs mehr war. Dann aber fand ich: Nein! es wäre doch Sünd, von Vater und Mutter wegzulaufen; wie? wenn ich ihnen ein Stück Boden abhandeln, es bauen, brav Geld daraus ziehen, dann aus der Loſung ein Häuschen drauf ſtellen, und ſo für mich leben würde? Huſch! ſagt' ich eines Tags, das muß jetzt ſein! Aber, wenn mir's der Aetti abſchlägt? Ei! friſch gewagt iſt halb gewonnen. Ich nahm alſo das Herz in beide Händ', und bat den Vater noch deſſelben Abends, daß er mir ein gewiſſes Stücklein Lands abtrete. Nun ſah er freilich meine Narrheit ein, aber er ließ mich's nicht merken, und fragte nur, was ich damit anfangen wolle? „Ha! ſagt' ich, es in Ehren legen, Mattland daraus machen und den Gewinn beiſeiten thun.“ Ohne ein mehreres Wort zu verlieren, ſprach er: „So nimm eben die Zipfelweid, ich gebe ſie dir um fünf Gulden.“ Das war nun ſpottwohlfeil; hier zu Wattwyl wär' ſo ein Grundſtück mehr als hundert Gulden werth. Ich ſprang darum vor Freuden hoch auf und fing ſogleich die neue Wirthſchaft an. Den Tag über arbeitete ich für den Vater; ſobald der Feierabend kam, für mich, ſogar bei Mondſchein. Da macht' ich aus dem noch vor Nacht gehauenen Holz und Stauden kleine Bürden von

Brennholz zum Verkaufen. Eines Abends dacht' ich ſo meiner jetzigen Lage nach; mir fiel ein: Deine Zirſelweid iſt gar wohlfeil! Es könnte den Vater reuen, und er's wieder an ſich ziehen, wenn ich ihm den Kaufſchilling nicht baar erlege. Ich muß um Geld ſchauen, ſo kann er mir nicht mehr ab der Hand gehn. Ich ging alſo zum Nachbar Görg, erzählt' ihm den ganzen Handel, und bat ihn, mir die fünf Gulden zu leihen, ich woll' ihm bis auf Wiederbezahlung mein Land zum Pfand einſetzen. Er gab mir's ohne Bedenken. Ganz entzückt lief ich damit zum Vater und wollt' ihn ausbezahlen. Potz hundert! wie der mich abſchnautzte: „Wo haſt du das Geld her?“ Es fehlte wenig, ſo hätt' es noch Ohrfeigen obendrein geſetzt. Im erſten Augenblick begriff ich nicht, was ihn ſo entſetzlich bös mache. Aber er erklärte mir's bald, da er fortfuhr: „Du Bärenhäuter! Mir mein Gut zu verpfänden!“ riß mir die fünf Gulden aus der Hand, rannte im Augenblick zu Görg, und gab ſie ihm wieder, mit Bedeuten, daß er, ſo lieb ihm Gott ſei! dem Buben kein Geld mehr leihe, er woll' ihm ſchon geben was er brauche. So war meine Freude kurz. Der Aetti, nachdem er bald wieder beſänftigt war, mocht' mir lang ſagen, ich brauch' ihm das Ding gar nicht zu zahlen, ich könn' ihm ja ein billiges Zinslein geben, der Schlempen Weid werde die Sach nicht ausmachen, ich ſoll damit ſchalten und walten wie mit meinem Eigenthum. Ich konnt' es ihm nicht glauben, denn er lachte dabei immer hinten im Maul. Das war mir verdächtig. Aber er hatte guten Grund dafür. Endlich fing ich einfältiger Tölpel an, mich wieder zu beruhigen, und machte auf's neue die Rechnung hinterm Wirth, was ich aus dem Bletz mit der Zeit für Nutzen ziehen wollte; als eines Tags mir die Kühe in mein Aeckerlein brachen, den jungen Saamen abfraßen, auch mein Holz eben keine Käufer fand, und mir faſt alles liegen blieb. Solche gehäufte Unglücksſtreiche nahmen mir mit Eins den Muth, ich überließ den ganzen Plunder wieder dem Vater und bekam von ihm zur Entſchädigung ein flanellenes Bruſttuch.

Ich bin in meinen Kinderjahren nur wenige Wochen in die Schule gegangen; bei Haus hingegen mangelte es mir gar nicht an Luſt, mich in mancherlei unterweiſen zu laſſen. Das Auswendiglernen gab mir wenig Müh', beſonders übt' ich mich fleißig in der Bibel, konnte viele darin enthaltene Geſchichten aus dem Stegreif erzählen, und gab überhaupt auf alles Achtung, was mein Wiſſen vermehren konnte. Mein Vater las auch gern etwas Hiſtoriſches oder Myſtiſches. Gerad um dieſe Zeit ging ein Buch aus, der flüchtige Vater genannt. Er und unſer Nachbar Hans vertrieben ſich manche liebe Stunde damit, und glaubten an den darin prophezeiten Fall des Antichriſts und die dem End der Welt vorgebunden nahen Strafgerichte, wie an's Evangelium. Auch ich las viel darin, predigte etlichen unſrer Nachbarn mit ängſtlich andächtiger Miene, die Hand vor die Stirn geſtemmt, halbe Abende aus dem Vater vor und gab ihnen alles für baare Münz aus; dieß nach meiner eignen völligſten Ueberzeugung. Mir ſtieg kein Gedanke auf, daß ein Menſch ein Buch ſchreiben könnte, worin nicht alles lautere Wahrheit wäre; und da mein Vater und der Hans nicht daran zweifelten, ſchien mir alles vollends Ja und Amen zu ſein. Aber das brachte mich eben auf allerlei jammerhafte Vorſtellungen. Ich wollte mich gern auf den bevorſtehenden Jüngſten Tag recht zubereiten; allein da fand ich entſetzliche Schwierigkeiten, nicht ſo faſt in einem böſen Thun und Laſſen, als in meinem oft argen Sinn und Denken. Dann wollt' ich mir wieder Alles aus dem Kopf ſchlagen, aber vergebens. Wenn ich zumal bisweilen in der Offenbarung Johannis oder im Propheten Daniel las, ſchien mir alles, was der Vater ſchrieb, vollends gewiß und unfehlbar. Und was das Schlimmſte war, ſo verlor ich ob dieſer Ueberzeugung alle Freud' und Muth. Wenn ich im Gegentheil den Aetti und den Nachbar faſt noch fröhlicher ſah als zuvor, machte mich ſolches gar confus, und kann ich mir's noch jetzund nicht erklären, wie das zuging. So viel weiß ich wohl, ſie ſteckten damals beide in ſchweren Schulden, und hofften vielleicht durch das Ende der Welt davon befreit zu werden: wenigſtens hört' ich ſie oft vom Neufunden Land, Carolina, Penſylvani und Virgini ſprechen, ein andermal überhaupt von einer Flucht, vom Auszug aus Babel, von den Reiſekoſten und dergleichen. Da ſpitzt' ich die Ohren wie ein Haas. Einmal, erinnr' ich mich, fiel mir wirklich ein gedrucktes Blatt in die Hände, das einer von ihnen auf dem Tiſch liegen gelaſſen, und welches Nachrichten von jenen Gegenden enthielt. Das las ich wohl hundertmal; mein Herz hüpfte mir im Leib bei dem Gedanken an dies herrliche Canaan, wie ich mirs vorſtellte. Ach! wenn wir nur alle ſchon da wären, dacht' ich. Aber die guten Männer, denk' ich, wußten eben ſo wenig als ich Steg und Weg und wahrſcheinlich noch minder, wo das Geld herzunehmen. Alſo blieb das ſchöne Abenteuer ſtecken, und entſchlief nach und nach von ſelbſt. Indeſſen las ich immer fleißig in der Bibel, doch noch mehr in meinem Vater und andern Büchern, unter anderm in dem ſogenannten „Pantli Karrer“, und in dem weltlichen Liederbuch, deſſen Titel mir entfallen iſt. Sonſt vergaß ich, was ich geleſen, nicht ſo bald. Allein mein unruhiges Weſen nahm dabei ſichtbarlich zu, ſo ſehr ich mich auf mancherlei Weiſe zu zerſtreuen ſuchte; und, was das Schlimmſte war, hatt' ich das Herz nie, dem Pfarrer, oder auch nur dem Vater hievon das Mindeſte zu offenbaren.

Indeſſen wundert' es mich doch bisweilen, wie mein Vater und der Pfarrer von dieſem und jenem Spruch in der Bibel, von dieſem und jenem Büchli denke. Letztrer kam oft zu uns, ſelbſt zu Winterszeit, wenn er ſchier im Schnee ſtecken blieb. Da war ich ſehr aufmerkſam auf alle Discurſe und merkte bald, daß ſie meiſt bei weitem nicht einerlei Meinung waren. Anfangs kam's mir unbegreiflich vor, wie der Aetti ſo frech ſein und dem Pfarrer widerſprechen dürfe. Dann dacht' ich auf der andern Seite: Aber mein Vater und der flüchtige Vater zuſammen ſind doch auch keine Narren, und ſchöpfen ihre Gründe wie jener aus der gleichen Bibel. Das ging in meinem Sinn ſo hin und her, bis ich's etwa wieder vergaß, und andern Fantaſeyen nachhing. Inzwiſchen kam ich im Jahre 1752 zu dieſem Pfarrer Heinrich Näf von Zürich in die Unterweiſung zum heiligen Abendmal. Er unterrichtete mich ſehr gut und gründlich und war mir in der Seele lieb. Oft erzählt' ich meinem Vater ganze Stunden lang, was er mit mir geredet hatte, und meinte, er ſollte davon ſo gerührt werden wie ich. Bisweilen that er, mir zu Gefallen, dergleichen; aber ich merkte wohl, daß es ihm nicht recht zu Herzen ging. Doch ſah ich auch, daß er überhaupt Wohlgefallen an meinen Empfindungen und an meiner Aufmerkſamkeit hatte. Nachwärts ward dieſer Heinrich Näf Pfarrer gen Humbrechtikon am Zürichſee; und ſeither, glaub' ich, kam er noch näher an die Stadt. Noch auf den heutigen Tag iſt meine Liebe zu ihm nicht erloſchen. Viel hundertmal denk' ich mit gerührter Seele an des redlichen Manns Treu und Eifer, an den liebevollen Unterricht, welchen ich von ſeinen holdſeligen Lippen ſog, und den mein damals gewiß für das Gute weiches und empfängliches Herz begierig aufnahm. O der redlichen Vorſätze und heiligen Entſchlüſſe, die ich ſo oft in dieſen unvergeßlichen Stunden faßte! Wo ſeid ihr geblieben? Welchen Weg ſeid ihr gegangen? Ach! wie oft ſeid ihr von mir zurückgerufen, und leider wieder verabſchiedet worden! Wie freudig ging ich ſtets aus dem Pfarrhauſe heim, nahm gleich das Buch wieder zur Hand, und erfriſchte damit das Angedenken an die empfangenen heilſamen Lehren. Aber dann war bald alles wieder verflogen. Selbſt in ſpätern Tagen, in Augenblicken, wo Lockungen von allen Seiten mir die ſüßeſten Mienen machten und mich bereden wollten, Schwarz ſei wo nicht Weiß, doch Grau, ſtiegen mir meines ehemaligen Seelſorgers treugemeinte Warnungen noch oft zu Sinn und halfen mir in manchem Scharmützel mit meinen Leidenſchaften den Sieg erringen. Was ich mir aber noch zu dieſer Stunde nicht vergeben kann, iſt mein damaliges öfteres Heucheln, und daß ich, ſelbſt wenn ich mir keines eigentlichen Böſen bewußt war, immer beſſer ſcheinen wollte, als ich zu ſein mich fühlte. Endlich — ich weiß nicht, war vielleicht auch das ein Zuck des armen Herzens? — ſang ich, und zwar wenn ich ganz allein bei der Arbeit war, wirklich mit größerer Luſt etliche geiſtliche Lieder, die ich von meiner Mutter gelernt, als meine weltlichen Quodlibets, und wünſchte nur freilich allemal, daß mich mein Vater auch hören möchte, wie er mich ſonſt meiſt über meinem loſen Lirum Larum ertappt hatte.

Uebrigens hatte der Pfarrer in ſeinem kleinen Krynau neben mir nur einen einzigen Buben in der Unterweiſung. Dieſer war ein fuchsrother Erzſtockfiſch. Wenn ihn der Herr was fragte, hielt der Burſch' immer ſein Ohr an mich, daß ich's ihm einblaſen ſollte. Was man ihm hundertmal ſagte, vergaß er hundertmal wieder. Am heiligen Abend, da man uns der Gemeind vorſtellte, war er vollends verſtummt. Ich mußte darum faſt aneinander antworten, von zwei bis fünf Uhr. Im Jahr zuvor ward hingegen ein anderer Knabe unterwieſen, ein gar geſchicktes Bürſchlein, der die Bibel und den Catecist vollkommen inne hatte. Mit dem macht' ich um dieſe Zeit Bekanntſchaft. Von Angeſicht war er häßlich, die Kinderblattern hatten ihn jämmerlich zugerichtet, aber ſonſt ein Kind wie die liebe Stunde. Er hatte einen geſprächigen Vater, von dem er viel lernte, der aber daneben nicht der beſte, und beſonders als ein Erzlügner berühmt war. Der konnt' euch Stunden lang die abenteuerlichſten Dinge erzählen, die weder geſtoben noch geflogen waren. Wenn er redete, rutſchte er auf dem Hintern beſtändig hin und her. Von ſeinen

Fehlern hatte ſein kleiner Bube keinen geerbt, das Lügen am allerwenigſten. Jedermann liebte ihn. Mir war er die Kron in Augen. Wir fingen an über allerlei Sachen Brieflein zu wechſeln, gaben einander Räthſel auf, oder ſchrieben uns Verſe aus der Bibel zu, ohne Specification, wo ſie ſtünden; da mußte ein jeder ſelbſt nachſchlagen. Oft hielt es ſchwer oder gar unmöglich, in den Pſalmen und Propheten zumal, wo die Verslein meiſt erſtaunlich kurz und viele faſt gleichlautend ſind. Bisweilen ſchrieben wir einander von allen Thieren, welche uns die liebſten ſeien; dann von allerhand Speiſen, welche uns die beſten dünkten; dann wieder von Kleidungsſtücken, Zeug und Farben, welche uns die angenehmſten wären, und ſo fort. Da bemühte ſich je einer den andern an Anmuth zu übertreffen. Oft mocht' ich's kaum erwarten, bis wieder ſo ein Brieflein von meinem Freunde kam. Er war mir darin noch viel lieber als in ſeinem perſönlichen Umgang. So dauerte es lange, bis einſt ein unverſchämter Nachbar allerlei wüſte Sachen über ihn ausſprengte. Obſchon ich's nicht glaubte, verringerte ſich doch nun, es iſt wunderbar, meine Zuneigung zu ihm augenblicklich. Ein Paar Jahre nachher, es war vielleicht ein Glück für uns beide, fiel er in eine Krankheit und ſtarb. Ein andrer unſrer Nachbarn hatte auch Kinder von meinem Alter. Aber mit denen konnt' ich nichts; ſie waren mir zu wißnaſig, arge

Förſchler und Frägler. Um dieſe Zeit gab mir Nachbar Joggli heimlich für drei Kreuzer eine Tabakspfeife zu kaufen, und lehrte mich ſchmauchen. Lange mußt' ich's im Geheim thun, bis einſt ein Zahnweh mir den Vorwand verſchaffte, es fortan öffentlich zu treiben. Und, o der Thorheit! darauf bildete ich mir nicht wenig ein.

Unterdeſſen war unſre Familie bis auf acht Kinder angewachſen. Mein Vater ſteckte ſich je länger je tiefer in Schulden, ſo daß er oft nicht wußte, wo aus noch ein. Mir ſagte er nichts: aber mit der Mutter hielt er heimlich Rath. Davon hört' ich eines Tags ein Paar Worte, und merkte nun die Sache halb und halb. Allein es focht mich wenig an, ich ging leichtſinnig meinen kindiſchen Gang, und ließ meine armen Eltern inzwiſchen über hundert unausführbaren Projekten ſich den Kopf zerbrechen. Unter dieſen war auch der einer Wanderung ins Gelobte Land, zu meinem größten Verdruſſe, zu Waſſer worden. Endlich entſchloß ſich mein Vater, all' ſeine Habe ſeinen Gläubigern auf Gnad und Ungnad zu übergeben. Er berief ſie eines Tags zuſammen, entdeckte ihnen mit Wehmuth aber redlich ſeine ganze Lage, und bat ſie: In Gottes Namen Haus und Hof, Vieh, Schiff und Geſchirr zu ihren Handen zu nehmen, und ſeinetwegen ihn, nebſt Weib und Kindern, bis aufs Hemd auszuziehen; er wolle ihnen noch dafür danken, wenn ſie ihn nur einmal der unerträglichen Laſt entledigten. Die meiſten von ihnen, und ſelbſt die, welche ihm mit Treiben am unerbittlichſten zugeſetzt hatten, erſtaunten über dieſen Vortrag. Sie unterſuchten Soll und Haben; und das Facit war, daß ſie die Sachen bei weitem nicht ſo ſchlimm fanden, als ſie ſich's vorgeſtellt hatten. Sie baten ihn alſo alle wie aus Einem Munde, er ſolle doch nicht ſo kläglich thun, guten Muths ſein, ſich tapfer wehren, und ſeine Wirthſchaft emſig treiben wie bisher; ſie wollten gern Geduld mit ihm tragen und ihm noch aus Kräften berathen und beholfen ſein, er habe eine Stube voll braver Kinder, die werden ja alle Tag' größer, und können ihm an die Hand gehn. Was er mit dieſen armen Schaafen draußen in der weiten Welt anfangen wolle? Allein mein Vater unterbrach ſie in dieſen liebreichen Aeußerungen ihres Mitleids alle Augenblick': „Nein, „um Gottes Willen, Nein! Nehmt mir die entſetz„liche Bürde ab. Das Leben iſt mir ſo ganz verleidet! „Auf's Beſſerwerden hofft' ich ſchon dreizehn Jahr „vergebens. Und kurz, bei unſerm Gut hab' ich ein„mal weder Glück noch Stern. Mit ſauerm Schweiß „und ſo vielen ſchlafloſen Nächten grub ich mich nur „immer tiefer in die Schulden hinein. Ob wie ich's „machte, da half Hauſen und Sparen, Hunger und „Mangel leiden, bis auf's Blut arbeiten, kurz Alles „und Alles nichts. Beſonders mit dem Vieh wollt's „mir nie gelingen. Verkauft' ich die Küh' um das

„Futter verſilbern zu können, und daraus meine „Zinſe zu beſtreiten, ſo hatt' ich mit meiner Haus„haltung, die außer dem Güterarbeiten keinen Kreu„zer verdienen konnte, nichts zu eſſen, wenn ich gleich „die halbe Loſung wieder in andre Speiſen ſteckte. „Schon von Anfang an mußt' ich immer Taglöhner „halten, Geld entlehnen, und aus einem Sack in den „andern ſchleufen, bis ich mich nicht mehr zu kehren „wußte. Noch einmal, um Gottes Willen! Da iſt „all mein Vermögen. Nehmt, was Ihr findet, und „laßt mich ruhig meine Straße ziehn. Mit meinen „ältern Kindern wird's mir auch möglich werden, „uns allen ein ſchmales Stücklein Brod zu erwerben. „Wer weiß was der liebe Gott uns noch für die Zu„kunft beſcheert hat!" Als nun endlich unſere Gläubiger ſahen, daß mit meinem Vater anders nichts anzufangen wäre, nahmen ſie das Dreyſchlatt mit aller Zubehör gemeinſchaftlich zu ihren Handen, ſetzten einen Gildenvogt, ließen einen neuen Ueberſchlag machen, und fanden wieder, daß einmal da kein großer Verluſt herauskommen könne Sie ſchenkten darum dem armen Aetti nicht allein allen Hausrat, Schiff und Geſchirr, ſondern baten ihn auch, bis ſich ein Käufer fände, weiter auf dem Gut zu bleiben und es um billigen Lohn zu bearbeiten. Dieſer beſtund, nebſt freier Behauſung und Holzes genug, in der Sömmerung für acht Kühe, und Grund und Boden zu pflanzen, was und wie viel wir konnten und mochten. Jetzt war meinem Vater wieder ſo wohl, als wenn er im Himmel wäre; und was ihm am meiſten Freud' machte, ſeine alten Schuldherren waren faſt noch zufriedner als er, ſo daß von dem erſten Augenblick an keiner ihm nur eine ſaure Miene gemacht hatte. Wir hatten ein recht gutes Jahr, und konnten, neben unſrer Güterarbeit, noch eine ziemliche Zeit für's Salpeterſieden erübrigen. Ich lernte dieſes ebenfalls, als mein Vater einſt an einem Bein Ungelegenheit hatte und hernach wirklich bettliegerig ward. Die Schmerzen nahmen täglich ſo ſehr überhand, daß er eines Abends von uns allen Abſchied nahm. Endlich gelang es dem Herrn Doktor Müller aus der Schamatten ihn wieder zu curiren. Derſelbe that ſolches nicht nur unentgeldlich, ſondern gab uns noch Geld dazu. Der Himmel wird es ihm reichlich vergelten. — Inzwiſchen zeigte ſich ein Käufer zum Dreyſchlatt. Wir waren im Grund alle froh, dieſe Einöde zu verlaſſen, aber niemand ſo wie ich, da ich hoffte, das ſtrenge Arbeiten ſollt' nun ein End nehmen. Wie ich mich betrog, wird die Folge lehren.

Mitten im März des Jahres 1754 zogen wir mit Sack und Pack aus dem Dreyſchlatt weg, und ſagten dem wilden Ort auf ewig gute Nacht! Noch lag dort klaftertiefer Schnee. Von Ochs oder Pferd war keine Rede. Wir mußten unſern Hausrath und die jüngern Geſchwiſter auf Schlitten ſelbſt fortzügeln. Ich zog an dem meinigen wie ein Pferd, ſo daß ich am End faſt athemlos hinſank. Doch die Luſt, unſre Wohnung zu verändern, und einmal auch im Thal, in einem Dorf, und unter Menſchen zu leben, machten mir die ſaure Arbeit lieb. Wir langten an. Das muß ein rechtes Canaan ſein, dacht' ich; denn hier guckten die Grasſpitzen ſchon unterm Schnee hervor. Unſer Gütli, das wir zu Lehen empfangen hatten, ſtund voll großer Bäume, und ein Bach rollte angenehm mitten durch. Im Gärtlein bemerkt' ich einen Zipartenbaum. Im Haus hatten wir eine ſchöne Ausſicht das Thal hinauf. Aber übrigens, was das für eine dunkle, ſchwarze, wurmſtichige Rauchhütte war! Lauter faule Fußboden und Stiegen; ein unerhörter Unflat und Geſtank in allen Gemächern. Aber das alles war noch nichts gegen den lebendigen Einſiedel, den wir im Haus haben mußten: ein abſcheuliches Bettelmenſch, das ſich beſoff, ſo oft es ein Kirchenalmoſen erhielt und auf dieſe Art zu Wein kam, dann in der Trunkenheit ſich mutternackt auszog, und ſo im Haus herumſprang und pfiff, auch, wenn man ihm das geringſte einreden wollte, ein Fluchen und Lamentiren erhob wie eine Beſeſſene. Es bekam zwar deshalb oft den Rinderriemen, der aber leider meiſt das Uebel ärger machte. Das Ungeheuer war überdies auf junge Mannsperſonen erpicht, — Puh! mir ſchaudert noch die Haut davor — und hätte gern auch mich angepackt. Das war mir eine völlig neue Erſcheinung und ich redete davon mit meinem Vater, ohne der Verſuchung ſelbſt zu erwähnen. Der ſagte mir dann, was eine Katze ſei, und nun bekam ich einen ſolchen Ekel vor dem Thier, daß mir ein Stich durch alle Adern ging, wenn es mir nur vor die Augen trat.

Wenige Tage nach unſrer Ankunft ward ich mit einem heftigen Froſt und Fieber befallen. Ob mir das plötzliche Vertauſchen der friſchen Bergluft mit der im Thal, oder die unreinliche Wohnung, oder ein ſchon mitgebrachter Stoff dazu im Körper, oder endlich gar der Abſcheu vor dem entſetzlichen Geſchöpfe, das Uebel zugezogen, weiß ich nicht. Einmal zuvor war, außer leichten Kopf- und Zahnſchmerzen, jedes andre Uebelbehagen mir ganz unbekannt. Man ließ den lieben Herrn Doctor Müller kommen; er verordnete mir doppelte Aderläſſe, zweifelte aber gleich beim erſten Anblick an meinem Aufkommen. Am dritten Tag glaubt' ich, nun ſei's gewiß mit mir aus, da mein armer Kopf beinah zerſpringen wollte. Ich rang, wimmerte, krümmte mich wie ein Wurm, und ſtund Höllenangſt aus: Tod und Ewigkeit kamen mir ſchrecklich vor. Meinem Vater, der ſich faſt nie von mir entfernte und oft ganz allein um mich war, beichtete ich in einem ſolchen Augenblick alles was mir auf dem Herzen lag, ſonderlich auch wegen der Verfolgungen des vorerwähnten Unholds, der mir viel zu ſchaffen machte. Der gute Aetti erſchrak entſetzlich und fragte mich, ob ich mit dem Thier etwas

Böſes gethan? „Nein, gewiß nicht, Vater! antwortete ich ſchluchzend, aber das Ungeheuer wollt' „mich dazu bereden; und ich hab's dir verſchwiegen. „Das nun, fürcht' ich, ſei eine große Sünd'." „Sei „nur ruhig, mein Sohn! verſetzte mein Vater, „halt dich im Stillen zu Gott. Er iſt gütig, und „wird dir deine Sünden vergeben." Dieß einzige Wort des Troſtes machte mich gleichſam wieder auflebend. O wie eifrig gelobt' ich in dieſem Augenblick, ein ganz andrer Menſch zu werden, wenn ich's länger auf Erden treiben ſollte. Indeſſen gab's noch verſchiedene Rückfälle: Einmal wußt' ich vier und zwanzig Stunden lang nichts mehr von mir; aber dieß war die Criſis. Beim Erwachen fühlt' ich zwar meine Schmerzen wieder, doch in weit geringerm Grade; und was für mich viel wichtiger war, die bangen angſthaften Gedanken blieben aus. Der Dokter fing an, Hoffnung zu ſchöpfen, und ich nicht minder; und kurz, es ließ ſich täglich mehr zur Beſſerung an, bis ich, freilich erſt nach etlichen Wochen, wieder ganz auf die Beine kam. Aber das Thiermenſch, das wir im Haus hatten, und dulden mußten, war mir unausſtehlicher als jemals. Mich und alle meine Geſchwiſter überhäufte es mit den unfläthigſten Schimpfworten. Während meiner Krankheit ſagte es mir oft ins Geſicht, ich ſei ein muthwilliger Bankert, es fehle mir nichts, man ſollte mir ſtatt Arzneien die Ruthe geben, und dergleichen. Ich bat meinen Vater, ſo hoch ich konnte, er ſolle uns die Creatur vom Hals ſchaffen, ſonſt könnt' ich in Ewigkeit nicht vollkommen geſund werden. Aber es war unmöglich, für einmal wollt' ſie uns niemand abnehmen. Wenn ſie's gar zu ſchlimm machte, ließen wir ſie, wie geſagt, karbatſchen. Aber zuletzt wollt' uns auch dieſen Dienſt niemand mehr leiſten, denn jedermann fürchtete ſich vor ihr, wie vor dem böſen Geiſt. Mit guten Worten kam man ihr gewiſſermaßen noch am leichteſten bei. Was mir indeſſen als die allerherbſte Prüfung vorkam, war, daß ich und meine Geſchwiſter in ihrer Geſellſchaft mit Baumwollen-Kämmen und Spinnen unſern Feierabend machen mußten. Sobald aber der Sommer anrückte, half ich mir damit, daß ich meine Arbeit, ſo viel's immer die Witterung zuließ, außer dem Haus verrichtete.

3.

Die erſte Liebe.

„Danke deinem Schöpfer! ſagte inzwiſchen eines Tags mein Vater zu mir, er hat dein Flehen erhört und dir von Neuem das Leben geſchenkt. Ich „zwar, ich will dir's nur geſtehen, dachte nicht, „wie du, Uli, und hätt' dich und mich nicht unglücklich geſchätzt, wenn du dahingefahren wärſt.

„Denn, ach! große Kinder, große Sorgen! Unſre „Haushaltung iſt überladen. Ich hab' kein Vermögen, keins von Euch kann noch ſicher ſein Brod „gewinnen. Du biſt das Aelteſte. Was willſt du nun „anfangen? In der Stube hocken und mit der „Baumwolle hantieren, ſeh ich wohl, magſt du „nicht. Du wirſt müſſen tagwen.“ — „Was du willſt, „mein Vater! antwortet' ich, nur ja nicht ofen„bruten!“ Wir waren bald einig. Der damalige Schloßbauer und Weibel nahm mich zum Knecht an. Von meiner überſtandenen Krankheit war ich noch ziemlich abgemattet, aber mein Meiſter, als ein vernünftiger und ſtets aufgeräumter Mann, trug alle Geduld mit mir, um ſo viel mehr, da er eigne Buben von gleichem Schrot hatte. Die meiſte Zeit mußt' er ſeinen Amtsgeſchäften nach, dann ging's freilich oft bunt über Eck. Indeſſen gab er mir auch blutwenig Lohn, und die Frau Bäurin ließ uns manchmal bis um zehn Uhr nüchtern. Bei ſtrenger Arbeit erhielten wir auch immer beſſere Koſt. Bisweilen brachten wir ihm etwas Wildpret, einen Vogel oder Fiſch nach Haus; das ließ er ſich vortrefflich ſchmecken. Eines Tags erbeuteten wir ein ganzes Neſt voll junger Krähen, die mußt' ihm ſeine Hausehre wunderbar präpariren. Er verſchlang mit ungeheurer Luſt alle bis auf die letzte. Aber mit Eins gab's eine Rebellion im Magen. Er ſprang vom Stuhl und rannte todtblaß und ſchnellen Schrittes den Saal auf und nieder, wo die Füß' und Federn noch überall zerſtreut am Boden lagen! Endlich ſchnautzt er uns Buben mit lächerlichem Grimm an: „Thut mir „das Schinderszeug da weg, oder ich kotze Euch „hunderttauſend Dutzend von Euern Beſtien heraus. „Einmal in meinem Leben ſolche ſchwarze Teufel gefreſſen, und nimmermehr!“ Dann legte ſich der launige Mann zu Bett, und mit einem tüchtigen Schweiß ging alles vorbei.

Auch mein Bruder Jacob verrichtete um die nämliche Zeit ähnliche Knechtdienſt'. Die Kleinern mußten in den Stunden neben der Schule ſpinnen. Unter dieſen war Georg ein beſonders luſtiger Erzvogel. Wenn man ihn an ſeinem Rädchen glaubte, ſaß er auf einem Baum oder auf dem Dach, und ſchrie Guckuck! „Du fauler Lecker!“ hieß es dann etwa von Seite der Mutter, wenn ſie ihn ſo in den Lüften erblickte, und von ſeiner: „Ich will kommen, wenn du mich nicht ſchlagen willſt, ſonſt ſteig ich dir bis in Himmel auf!“ Was war da zu thun? Man mußte meiſt des Elends lachen.

Als ich mich nun meinem zwanzigſten Jahr näherte, fing ich auch an zu ahnden, es gebe zweierlei Geſchlechter in der Welt. Mein Herr hatte ein bluthübſches Töchterchen, aber ſcheu' wie ein Haſe. Es war mir eine Freud' wenn ich ſie ſah', ohne zu wiſſen warum? Nach etlichen Jahren heirathete ſie einen Schlingel, der ihr ein Häufchen Jungens auflud, und ſich endlich als ein Schelm aus dem Land machte. Das gute Kind!

Dann hatte unſer Nachbar Ulli eine Stieftochter, Aennchen; die konnt' ich alle Sonntage ſehen. Allemal winſelt' es mir ein wenig um's Herzgrübchen. Ich wußte wieder nicht warum, denk' aber wohl, weils mich ſo hübſch dünkte, etwas anderes kam mir gewiß nicht in den Sinn. An den gedachten Sonntagen zu Abend machten wir jungen Leute mit einander Buntreiben, Kettenſchleuffen, Haberſieden, Stüble verbergen und dergleichen. Ich war wie in einer neuen Welt, nicht mehr ein Eremit wie im Dreyſchlatt. Nun merkt' ich zwar, daß mich Aennchen wohl leiden mocht', dacht' indeſſen, ſie würd' ſonſt ſchon ihren Liebſten haben. Einſt aber hatte meine Mutter die Schwachheit, mir, und zwar als wenn ſie ſtolz drauf wäre, zu ſagen, Aennchen ſehe mich gern. Dieſer Bericht rannte mir wie Feuer durch alle Glieder. Bisher hielt ich dafür, meine Eltern würden's nicht zugeben, daß ich, noch ſo jung, nur die geringſte Bekanntſchaft mit einem fremden Mädchen hätte. Jetzt aber — ſo wichtig iſt es, die Menſchen in nützlichen Meinungen durch kein unvorſichtiges Wort irre zu machen — merkt' ich's meiner Mutter deutlich an, daß ich ſo etwas ſchon wagen dürfte. Indeſſen that ich nicht dergleichen, aber meine innre Freud' war deſto größer, daß man mir ſelbſt die Thür aufgethan, unter das junge luſtige Volk zu wandeln. Von dieſer Zeit an, verſteht ſich's, ſchnitt' ich bei allen Anläſſen Aennchen ein entſchieden freundlich Geſicht; aber daß ich ihr mit Worten etwas von Liebe ſagen durfte, o um aller Welt Gut willen hätt' ich dazu nicht Herz gehabt. Einſt erhielt ich Erlaubniß, auf den Pfingſt-Jahrmarkt zu gehn. Da ſann ich lang hin und her, ob ich ſie auf's Rathhaus zum Wein führen dürfe? Aber das ſchien mir zu viel gewagt. Dort ſah ich ſie eins herumſchlängeln. Herodes mag das Herz nicht ſo gepocht haben, als er Herodias Tochter tänzeln ſah. Ach! ſo ein ſchönes, ſchlankes, nettes Kind, in der allerliebſten Zürchbietler-Tracht! Wie ihm die goldfarbnen Zöpf' ſo fein herunterhingen! Ich ſtellte mich in einen Winkel, um meine Augen im Verborgenen an ihr weiden zu können. Da ſagt' ich zu mir ſelbſt: Ah! in deinem Leben wirſt du Lümmel nie das Glück haben, ein ſolch Kind zu bekommen, ſie iſt viel, viel zu gut für dich! Hundert andre weit beſſre Kerls werden ſie lang vor dir erhaſchen. So dacht' ich, als Aennchen, die mich und meine Schüchternheit ſchon geraume Zeit mochte bemerkt haben, auf mich zukam, mich freundlich bei der Hand nahm, und ſagte: „Uli! führ' du mich auch Eins herum!“ Ich feuerroth erwiederte: „Ich kann's nicht, Aennchen! „gewiß ich kann's nicht!“ — „So zahl' mir eine Halbe,“ verſetzte ſie, ich wußt' nicht ob im Schimpf oder Ernſt. „Es iſt dir nicht Ernſt, Schlerpſack,“ erwiedert' ich darum. Und ſie: „Mi See, 's iſt mir „Ernſt!" Ich todtblaß: „Mi See, Aennchen, ich „darf heut' nicht! Ein andermal. Gwüß ich möcht' „gern, aber ich darf nicht!" Das mocht ihr ein wenig in den Kopf ſteigen, ſie ließ ſich's aber nicht merken, trat, mir nir dir nir, rückwärts, und machte ihre Sachen wie zuvor. So auch ich, ſtolperte noch eine Weile aus einer Ecke in die andre, und machte mich endlich, wie alle übrigen, auf den Heimweg. Ohne Zweifel, daß Aennchen auf mich Acht gegeben. Nahe beim Dorf kam ſie hinter mir drein: „Uli! Uli! Jetzt ſind wir allein. Komm' noch mit „mir zu des Seppen, und zahl mir eine Halbe!" „Wo du willſt," ſagt' ich, und damit ſetzten wir ein paar Minuten ſtillſchweigend unſre Straße fort. „Aennchen! Aennchen!" hob ich dann wieder an, „ich muß „dir's nur grad ſagen, ich hab kein Geld. Der Aetti „gibt mir keins in Sack, als etwa zu einem Schöppli, „und das hab' ich ſchon im Städtli verputzt. Glaub' „mir's, ich wollt' herzlich gern — und dich dann „heim geleiten! O! Aber da müßt' ich wieder meinen Vater fürchten. Gwüß, Aennchen! 's wär „das erſtemal. Noch nie hätt' ich mich unterſtanden, „ein Mädle zum Wein zu führen, und jetzt, wie gern „ich's möcht', und auf Gottes Welt keine lieber als „dich, bitte, bitte, glaub mir's, kann und darf „ich's nicht. Gwüß ein andermal, wenn du mir nur „wart'ſt, bis ich darf und Geld hab'." — „Ei Poſſen,

„Närrlin! verſetzte Aennchen, dein Vater ſagt „nichts, und bei der Mutter will Ich's verantworten „— weiß ſchon, wo der Has lauft. Geld? Mit „ſamt dem Geld! 's iſt mir nicht um's Trinken und „nicht um's Geld — und damit griff ſie ins Säckli — „hier haſt du, glaub' ich, genug, zu zahlen, wie's „der Brauch iſt. Mir wär's Ein Ding, ich wollt' „lieber für Dich zahlen, wenn's ſo Mode wär'." Paf! jetzt ſtand ich da, wie Butter an der Sonne. Ich gab endlich Aennchen mit Zittern und Beben die Hand, und ſo ging's vollends ins Dorf hinein, zum Engel. Mir ward's blau und ſchwarz vor den Augen, als ich mit ihr in die Stube trat, und da alles von Tiſchen voll Leute wimmelte, die einen Augenblick wenigſtens auf uns ihre Blicke richteten. Indeſſen deucht' es mich auch wieder, Himmel und Erde müſſ' einem gut ſein, der ein ſo holdes Märchen zur Seite hat. Wir tranken unſre Maaß, weder zu langſam noch zu geſchwind; zu Schwatzen gab's, ich denk' durch meine Schuld, eben nicht viel. Entzückt, und ganz durchglüht von Wein und Liebe, aber immer voll Furcht, führt' ich nun das herrliche Kind nach Haus, bis an die Thüre. Keinen Kuß? Keinen Fuß über ihre Schwelle? Ich ſchwöre es: Nein! Auch ich lief ſchnurſtracks heim, ging mausſtill zu Bett', und dachte: Heut wirſt du bald und ſüßer entſchlummern, als ſonſt noch nie in deinem Leben! Aber wie ich mich betrog! Da war von Schlaf keine

Rede. Tauſend wunderbare Grillen gingen mir im Kopf herum und wälzten mich auf meinem Lager hin und her. Hauptſächlich verwünſcht' ich jetzt meine kindiſche Blödigkeit und Furcht: O das himmliſch ſüße Mädchen! dacht' ich, kennt' es wohl mehr thun, und ich weniger? Ach! es weiß nicht, wie's in meinem Buſen brennt, und nur durch meine Schuld. O ich Haſenherz! Solch ein Liebchen nicht zu küſſen, nicht halb zu zerdrücken! Kann Aennchen ſolchen Narrn, ſolchen Lümmel lieben? Nein! Nein! Warum ſpring' ich nicht auf und davon, zu ihrem Haus, klopf an ihre Thür' und rufe: Aennchen, Aennchen, liebſtes Aennchen! Steh' auf, ich will abbitten! Ich war ein Ochs, ein Eſel! verzeih mir's doch! Ich will's künftig beſſer machen, und dir gewiß zeigen, wie lieb mir biſt! Herziger Schatz! ich bitt' dich drum, ſei mir doch weiter gut und gieb mich nicht auf. Ich will mich bekehren, bin noch jung und was ich nicht kann, will ich lernen. — So machte mich, gleich vielen andern, die erſte Liebe zum Narren.

Des Morgens in aller Frühe flog ich nach Aennchens Haus. Ja, das hätt' ich thun ſollen, that's aber nicht. Ich ſchämt' mich vor ihr, daß mir's Herz davon weh that, in die Seel' hinein ſchämt' ich mich, vor den Wänden, vor Sonn' und Mond, vor allen Stauden ſchämt' ich mich, daß ich geſtern ſo erzalbern that. Meine einzige Entſchuldigung vor mir ſelber war, daß ich dachte, es hätte ſo ſeine eigne ſtudirte Art mit den Mädels umzugehn, und ich wüßte dieſe nicht, niemand ſage mir's, und ich hätt' nicht das Herz, jemand zu fragen. Aber ſo, doch's mir dann wieder auf, darfſt du Aennchen nie, nie mehr unter die Augen treten, fliehen mußt du vielmehr das holde Kind, oder kannſt wenigſtens nur im Verborgenen mit ihr deine Freud' haben, nur verſtohlen nach ihr blicken. Inzwiſchen macht' ich eine neue Bekanntſchaft mit ein Paar Nachbarsbuben, die auch ihre Schätz' hatten, um heimlich von ihnen zu erfahren, wie man mit den ſchönen Dingern umgehen und es machen müſſe, ihnen zu gefallen. Einmal nahm ich gar das Herz in beide Händ' und fragte ſie darum, aber ſie lachten mich aus, und ſagten mir ſo närriſches und unglaubliches Zeug, daß ich gar nicht mehr wußte, wo ich zu Haus war.

Inzwiſchen war die Liebesgeſchichte, die ich gern vor mir ſelber verborgen hätte, bald überall laut. Die ganze Nachbarſchaft, und beſonders die Weiber, gafften mir, wo ich ſtund und ging, ins Geſicht, als ob ich ein Eisländer wäre: „Ha ha, Uli! hieß es dann, du haſt die Kindsſchuh' auch verheyt.“ Meine Eltern wurden's ebenfalls inne. Die Mutter lächelte dazu, denn Aennchen war ihr lieb, aber der Vater blickte mich trüb an, doch ließ er kein Wörtchen verlauten, als ob er in meinem Buſen Unrath leſe. Das war nur deſto peinigender für mich. Ich ging überall umher wie der Schatten an der Wand und wünſchte oft, daß ich Aennchen nie mit einem Aug geſehen hätte. Auch meine Bauersleute rochen bald den Braten und ſpotteten meiner.

Eines Abends kam mir Aennchen in den Wurf, daß ich nicht entwiſchen konnte. Ich ſtund wie verſteinert. „Uli! ſagte ſie, komm heut z'Nacht ein „Bißli zu mir, ich hab' mit dir z'reden. Willſt „kommen, ſag'?" — „Ich weiß nicht," ſtotterte ich. „Eh, „komm! Ich muß nothwendig mit dir reden, ſag, „verſprich mir's!" „Ja, ja gewiß, wenn ich kann!" Wir mußten ſcheiden. Ich rannte eilends nach Haus. Himmel! dacht' ich, was mag das ſein? Kann das liebe Aennchen mir noch ſo freundlich begegnen? Soll ich, darf ich? Ja, ich muß, ich will gehn. Nun gerieth ich, ob aus Ehrlichkeit oder Liſt weiß ich ſelbſt nicht, auf den guten Einfall, das Ding der Mutter zu ſagen. „Ja ja, geh' nur, ſprach dieſe, ich will dir nach dem Eſſen ſchon forthelfen, daß kein Hahn darnach krähen ſoll." Das war mir recht gekocht. Alles geſagt, gethan. Ich ging hin und traf Aennchen, ihre Mutter und ihren Stiefätti, ſie hielten ſonſt eine Schenke, ganz allein an. Ich ließ ein Glas Brenz holen, um doch etwas zu thun, bis die Alten im Bett' wären, weil ich nichts zu reden wußte. Aus lauter Furcht ſaß ich weit von Aennchen weg. Aber darum mocht' ich's doch kaum erwarten, bis die Eltern zur Ruh' gingen. Endlich gerieth's. Da fing mein Liebchen an, in Einem fort zu ſchnättern, daß es lieblich und doch betrübt zu hören war, als ſie mir über mein kaltes Bezeigen Vorwürf' über Vorwürf' machte, und alles, was ſie die Zeit her über mich ſchwatzen gehört, mir unter die Naſe rieb. Ich faßte Muth, verantwortete mich ſo gut ich konnte, und ſagt' ihr auch gerad' allen Kram heraus, was die Leut' von ihr redeten und wofür man ſie hielt, von meinen Geſinnungen hingegen kein Wort: „So! ſagte ſie, „was ſchiert mich der Leute Reden! Ich „weiß ſchon, wer ich bin, und hinter dir hätt' ich „ein wenig mehr als ſo viel geſucht. Macht aber „nichts, ſchadt gar nichts!“ Nachdem dieſer Wortwechſel noch ein Weilchen fortgedauert hatte, und mir das Brenz ein wenig in den Kopf ſtieg, wagt' ich's, ihr ein Bißchen näher zu rücken, denn das zwar bösſcheinende, aber verzweifelt artige Raiſoniren gefiel mir in der Seele wohl. Ich erkühnte mich ſogar, ihr einige läppiſche Lehrſtücke von erznärriſchen Liebkoſungen zu machen. Sie wies mich aber froſtig zurück und ſagte: „Kannſt mir warten! Wer hat „dich das gelehrt?“ Dann ſchwieg ſie eine Weile ſtill, guckte ſteif ins Licht, und ich ein gut' Klafter von ihr entfernt, ihr in's Geſicht. O ihre zwei blauen Aeuglein, die gelben Haarlocken, das nette Näschen, das loſe Mäulchen, die ſanft rothen Bäcklein, das feine Ohrläppchen, das gerundelte Kinn, das glänzend weiße Hälschen, in meinem Leben hab' ich ſo nichts geſehn. Kein Maler vom Himmel könnt's ſchöner malen. „Dürft' ich doch, dacht' ich, nur „ein einziges Mal einen Kuß auf ihr holdes Mündlein thun! Aber nun hab' ich's ſchon wieder, und „ach! wohl auf ewig verdorben.“ Ich nahm alſo kurz und gut Abſchied. Ganz froſtig ſagte ſie: „Adie!“ Ich noch einmal: „Leb' wohl, Anne!“ und im Herzen: Leb' ewig wohl, herzallerliebſtes Schätzchen! Aber vergeſſen konnt' ich ſie nun einmal nicht. In der Kirch' ſah ich ſie mehr als den Pfarrer, und wo ich ſie erblickte, war mir wohl ums Herz. Eines Sonntag Abends ſah ich einen Schneiderburſch Aennchen heimführen. Wie da urplötzlich mein Blut ſich empörte, und alle Säfte mir in den Gliedern rebellirten! Halb ſinnlos ſprang ich ihnen auf dem Fuß nach, ich hätte den Schneider erwürgen können, aber ein gebietender Blick von Aennchen hielt mich zurück. Inzwiſchen macht' ich ihr nachwärts bittere Vorwürf' drüber, und eine ganze Litanei von räudigen Schneidern und Schneidereigenſchaften. Dacht' halt: Verloren iſt verloren! — Aber Anne blieb mir nichts ſchuldig.

Aennchens Stiefätti war ein leichtſinniger Brenzwirt; ihm galt's gleichviel, wer kam und ihm ſein Brenz abſoff. Ich war nun in Kurzem bei ſeinem Töchterchen wieder wohl am Brett, und genoß dann und wann ein herrliches Viertelſtündchen bei ihr.

Das lag meinem Vater gar nicht recht. Er ſprach mir ernſtlich zu, es half aber alles nichts, Aennchen war mir viel zu lieb. Fürchterlich ſchimpft' er bisweilen auf das verdammte Brenzneſt, wie er es nannte; und Anne ſah' er für eine liederliche Dirn' an. Aber Gott weiß es! das war ſie nicht; das redlichſte bravſte Mädchen, faſt meiner Länge, ſo ſchlank und hübſch geformt, daß es eine Luſt war. Aber ja, ſchwätzen konnt' ſie wie eine Dohle. Ihre Stimme klang wie ein Orgelpfeifchen. Sie war immer munter und allert; um und um lauter Leben; und das macht' es eben, daß mancher Sauertopf ſchlimm von ihr dachte. Wenn meine Mutter meinen Vater nicht bisweilen eines Beſſern belehrt, er hätt' mit Stock und Stein drein geſchlagen.

So verſtrich der Sommer. Noch in keinem hatten mir die Vögel, die ich alle Morgen mit Entzücken behorchte, ſo lieblich geſungen. Gegen den Herbſt zogen wir in die Pulverſtampfe, wo um dieſe Zeit mein Vater zum Pulvermacher angenommen worden war. Der Meiſter wurde von Bern verſchrieben, und lehrt' uns das Handwerk aus dem Fundament, ſo daß wir auch das Schwerſte in wenig Wochen begreifen konnten. Unter andern war mein Aetti froh, mich ein Stück weit von Aennchen weg zu haben. Auch überwand ich mich ziemlich lang, — als das liebe Kind einſt unverſehns zu uns zu Stubeten kam. Ich erſchrak ſehr, und dacht', da würd' ein Wetter losgehn. So lang' ſie da war, hingen des Vaters Augbrauen tief herunter, er ſchnaubte vor Grimm, redte kein Wort, horchte aber, wie man leicht merken mochte, auf alle Scheltwort'. O, wie dauerte mich das herrliche Schätzchen! Würd's doch mein Vater wie ich kennen, wie ganz anders wär's da empfangen worden. Des Abends geleitete ich ſie nach Haus. Noch war ich immer der alte blöde Junge. Sie neckte mich artlicher als ſonſt, aber doch mußt's geneckt ſein. Morgens drauf erſt ging des Aetti Predigt an. was er an Aennchen ungereimtes bemerkt, oder vielmehr bemerkt haben wollte, was er gehört und nicht gehört, oder nur vermuthet, das alles kam in die Nutzanwendung ſeines Sermons. Allerhand Spottnamen, und kurz, alles was Aennchen in meinen Augen verächtlich machen ſollte, blieb nicht aus. Und wirklich, ſo lieb mir das Mädchen war, nahm ich mir jetzt doch vor von ihr abzuſtehn, weil mir der Vater ſie ſchwerlich jemals laſſen würde, und inzwiſchen noch mancher Ehrenpfennig ihretwegen ſpaziren müßte. Gleichwohl darf ich zu ihrem Preis auch nicht verſchweigen, daß ſie mich nie um Geld bringen wollte, ja, daß ſie ſogar, wenn ich für ſie ein Brenzlein zahlte, nicht ſelten die Uerte mir heimlich wieder zuſteckte. Eines Tags ſagt' ich zum Aetti: „Ich will „nicht mehr zur Anne gehn', ich verſprech dirs." „Das wird mich freuen, ſprach er, und dich nicht „gereuen, Uli! Ich mein's gewiß gut mit dir. Sei

„doch nicht ſo wohlfeil. Du biſt noch jung, und
„kommſt allerweil früh genug zum Schick. Unterdeſſen
„geht's dir ſicher mehr auf als ab. So Eine giebt's
„noch, wann der Markt vorbei iſt. Führ' dich brav
„auf, bet' und arbeite, und bleib fein bei Haus.
„Dann giebſt einen rechten Kerl, einen Mann in's
„Feld, und, ich wette, bekommſt mit der Zeit ein
„braves Bauermädle. Indeſſen will ich immer für
„dich ſorgen."

So ging der Winter vorbei. Aber mein Wort hielt ich wenig, und ſah Aennchen, ſo oft es insgeheim geſchehen konnte.

Von Gallitag bis in März konnten wir kein Pulver machen. Ich verdient' alſo mein Brod mit Baumwollenkämmen, die andern mit Spinnen. Der Vater machte die Hausgeſchäfte, las uns an den Abenden aus David Hollatz, Böhm und Meads „Beinahe-Chriſt" die erbaulichſten Stellen vor, und erklärte uns, was er für unverſtändlich hielt, eben nicht allemal am Verſtändlichſten. Ich las auch für mich. Aber mein Sinn ſtund meiſt nicht im Buch, ſondern in der weiten Welt.

Im folgenden Frühling hieß es: Wohin nun mit ſo viel Buben? Jacob und Jörg wurden zum Pulvermachen beſtimmt, ich zum Salpeterſieden. Bei dieſem Geſchäft gab mir mein Vater den Uli M., einen groben, aber geraden, ehrlichen Menſchen zum Gehülfen, der ehemals Soldat geweſen, und das Handwerk von

ſeinem Vater her verſtund, der in ſeinem Beruf, wenn auch elend genug, verſtorben, da er in einen ſiedenden Salpeterkeſſel gefallen war. Wir beide fingen mit einander im März 1755 in der Schamatten unſern Gewerb an. Da gab's unter der Arbeit allerlei Geſpräche, die mein Kamrad wol durch einen Umweg, und wie ich nachwärts erfuhr, vielleicht gar auf Anſtiften meines Vaters auf Heirathsmaterien zu lenken wußte. Er empfahl mir endlich eine ſchon ziemlich ältliche Tochter zur Frau, die auch meinen Eltern, dem Aetti beſonders, ihres beſtandenen Alters und ſtillen Wandels wegen, wohl gefiel. Ihnen zu gefallen, führt' ich dieſe Urſel ein Paarmal zum Wein. Mein Uli machte viel Rühmens von dem Eſaugeſicht, das er, nach ſeiner eignen Sag', ſchon vor zehn Jahren careſſirt hätte. Daß ich eben wenig Reizendes an ihr entdeckt, verſteht ſich ſchon. Eine Stunde bei ihr dünkte mich eine halbe Nacht, ſo gut ſie mir immer begegnete, ja, je beſſer, deſto ſchlimmer für mich. Uebrigens trug ſie ordentliche Bauerntracht. Aber mit Aennchen verglichen war's halt wie Tag und Nacht. Als mich daher letztre eines Tags an der Straß auffing, ſprach ſie mit bitterm Spott: „Pfui, Uli! So ein Haargeſicht, ſo eine Iltishaut,
„ſo einen Tanzbär! Mir ſollt' keiner mehr auf einen
„Büchſenſchuß nahe kommen, der ſich an einer ſol-
„chen Dreckpatſche beſchmiert hätte! Uhi! wie ſtinkſt!"
Das ging mir durch Mark und Bein. Ich fühlte,

daß Aennchen Recht hatte; aber dennoch verdroß es mich. Ich verbiß meinen Unmuth, ſchlug ein erzwungenes Gelächter auf, und ſagte: „Gut, gut, Aennchen! Nächſtens will ich dir alles erklären!“ und damit gingen wir von einander. Es währte kaum vier und zwanzig Stunden, ſo gab ich meiner grauen Urſel förmlichen Abſchied: Sie ſah mir wehmüthig nach und rief immer hinter drein: „Iſt denn nichts „mehr zu machen? Bin ich dir zu alt, oder nicht „hübſch gnug? Nur noch Einmal.“ Aber ein Wort, ein Mann.

Am nächſten Juheijatag, wo Aennchen auch gegenwärtig war, ſah ſie, daß ich allein trank. Sie kam freundlich zu mir und lud mich auf den Abend ein. Voll Entzücken flog ich zu ihr, und merkte bald, daß ich wieder recht willkomm war, obſchon mir das ſchlaue Mädel über meine Bekanntſchaft mit Urſel aufs neue die bitterſten Vorwürfe machte. Ich erzählte ihr haarklein, wie das Ding zugegangen. Sie ſchien ſich zu beruhigen. Das machte mich herzhafter; ich wagte zum erſtenmal, es zu verſuchen, ſie an meine Bruſt zu drücken, und einen Kuß anzubringen. Aber, Potz Welt! da hieß es: „So! Wer hat „dich das gelehrt? G'wiß die alte Hudlerin. Geh, „geh, ſcheer' dich, und ſitz erſt ins Bad, dir den Un„rat abzuwaſchen.“ — Ich: „Ha! Ich bitt' dich, „Schätzle! ſei mir nicht curios. Hab' dich ja alle„weil geliebt, und lieb dich je länger je ſtärker. Laß

„mich doch — nur eins!“ — Sie: „Abſlut nicht! „Um alles Geld und Gut nicht! Fort, fort, nimm „deine Trallwatſch, die dir das Ding gewieſen!“ — Ich: „Ach! Aennchen! Schätzchen! Laß mich! Hätt' „dich ſchon lang für mein Leben gern — Ach mein „Gott!“ — Sie: „Laß mich gehn — ich bitt' dich! „— Gwiß nicht. — Einmal jezt nicht.“ — Endlich ſagte ſie freundlich lächelnd: „Wenn du wieder„kommſt!“ Aber dreimal, wenn ich wiederkam, fing das verſchmitzte Märchen immer das nämliche Spiel an. So können die ſchlauen Dinger die dummen Buben lehren. Endlich ſchlug die erwünſchte Stunde: „Aennchen, Aennchen! liebſtes Aennchen! Kannſt's „auch über's Herz bringen? Biſt mir doch ſo herz„inniglich lieb! Und ich ſollt' kein einzig Mal dein „holdes Mündchen küſſen? Gelt, du erlaubſt's mir? „Ich kann's länger nicht aushalten. Lieber will ich „dich ganz und gar meiden.“ Jezt drückte ſie mir freundlich die Hand, ſagte aber wieder: „Nun gewiß, „das nächſtemal, wenn du wiederkommſt!“ Hier fing mir an die Geduld auszugehn. Ich ward wild und ſchnippiſch. Sie hinwieder befürchtete, glaub' ich, Unrat; foppte mich zwar, wie es ſcheinen ſollte, noch immer fort, daß es eine Luſt war; aber mit Eins kam ihr ein Thränchen ins Aug', und ſie wurde zahm wie ein Täubchen: „Nun ja!“ ſagte ſie: „'s iſt „wahr, du haſt die Prob' ausgehalten. Du ſollteſt „mir für deine Sünd' büßen. Aber die Straf' hat

„mich mehr gekoſtet, als dich, liebes, herziges Uecheli!“ Dieß ſagte ſie mit einem ſo ſüßen Ton, der mir jetzt noch wie ein fernes Silberglöcklein ins Ohr läutet: Ha! dacht' ich einen Augenblick, jetzt könnt' ich dich wieder ſtrafen, loſes Kind! Aber ich bedacht' mich bald eines Beſſern, riß mein Liebchen in meine Arme, gab ihr wohl tauſend Schmätzchen auf ihr zartes Geſichtlein, überall herum, von einem Ohr bis zum andern, und Aennchen blieb mir kein einziges ſchuldig; nur daß ich ſchwören wollte, daß die ihrigen noch feuriger als die meinigen waren. So gings ohne Unterlaß fort mit herzen und ſchäkern und plaudern bis zur Morgendämmerung. Jetzt kehrt' ich jauchzend nach Haus und glaubte der erſte und glücklichſte Menſch auf Gottes Erdboden zu ſein. Aber bei all' dem fühlt' ich's lebhaft, noch fehle mir, ich wußte doch nicht was? Meiſt kam's, glaub ich, darauf hinaus: O könnt' ich mein Aennchen, könnt' ich dieß holde, holde Kind ganz beſitzen, völlig mein heißen, und ich ſein, ſein Schätzchen, ſein Liebchen. Wo ich darum ſtund und ging, waren meine Gedanken bei ihr. Alle Wochen durft' ich eine Nacht zu ihr wandeln; die ſchien mir eine Minute, die Zwiſchenzeit ſechs Jahre zu ſein. O der ſeligen Stunden! Da ſetzte es tauſend und hunderterlei verliebte Geſpräche, da eiferten wir in die Wette, einander in Honigwörtchen zu übertreffen, und jeder neue oder alte Ausdruck galt einen neuen Kuß. Ich mag nicht ſchwören und ſchwöre nicht, aber das waren gewiß die ſeligſten Nächte meines Lebens! Und doch, ich darf's einmal nicht verbergen, war Aennchens Ruf nicht der beſte. Dieß hatte ſie ohne Zweifel ihrem freien, geſchwätzigen Mäulchen zu verdanken. Ich habe ſtets und immer mehr das redlichſte, beſte, züchtigſte Mädchen an ihr gefunden. Freilich, von jenen eigentlichen Verführer-Künſten braucht' ich und kannt' ich wirklich keine, doch bin ich überzeugt, daß ſie auch dergleichen ſiegreich widerſtanden hätte.

So ging der mir unvergeßliche Sommer des Jahrs 1755 wie eine Woche vorbei, und täglich gewann ich mein Aennchen lieber. Vor allen andern Mädels ekelte mir's, obgleich ich von Zeit zu Zeit Gelegenheit hatte, mit den artlichſten Töchtern des Lands bekannt zu werden. Inzwiſchen war ich ein muntrer Salpeterſieder, bald allein, bald in Geſellſchaft mit jenem andern Uli, der ſich noch immer große Mühe gab, mir die wunderbarſten Dinger anzukuppeln. Aber, Puh! davon war keine Rede mehr, nebendem daß ich noch überall an kein Heirathen denken durfte.

Es war im Herbſt, als ich eines Tags meinem Vater eine hübſche Buche im Wald fällen half. Ein gewiſſer Laurenz Aller von Schwellbrunn, ein Rechen- und Gabelmacher, war uns dabei behülflich und kaufte uns nachwärts das ſchönſte davon ab. Unter allerhand Geſprächen kam's auch auf mich:

„Ei, ei, Hans!“ ſagte Laurenz, „du haſt da einen ganzen Haufen Buben. Was willſt mit allen anfangen? Haſt doch kein Gut, und kann keiner ein Handwerk. Schad', daß du nicht die größten in die Welt 'nausſchickſt. Da könnten ſie ihr Glück machen. Siehſt's ja an des Hans Joggelis ſeinen: Die haben im Welſch-Berngebiet gleich Dienſt gefunden, ſind noch kaum ein Jahr fort, und kommen ſchon wie ganze Herren neumontirt, mit goldbordirten Hüten heim, ſich zu zeigen. Sie würden um kein Geld mehr hie zu Land bleiben.“ „Ha!“ ſagte mein Vater: „Aber meine Buben ſind dazu zu läppiſch und ungeſchickt, des Hans Joggelis hingegen witzig und wohlgeſchult; können leſen, ſchreiben, ſingen und geigen. Meine ſind lauter Narren in Vergleichung; ſie ſtehen wo man's ſtellt, und thun's Maul auf.“ „Behüte Gott!“ verſetzte Laurenz, „muſt das nicht ſagen, Hans! Sie wären gewiß zu brauchen; ſonderlich der große da iſt wohl gewachſen, kann auch leſen und ſchreiben, und iſt ſicher kein Stockfiſch — ſeh's ihm wohl an. Potz Wetter! wenn der recht getummelt wird, das gäb' einen Kerl. Würd'ſt die Augen aufſperren! Hans, ich will dir Mann dafür ſein, daß er nach Jahr und Tag heimkommt geſtiefelt und geſpornt, und Geld hat wie Hünd, daß es dir ein' Ehr' und Freud' ſein ſoll.“ Während dieſem Geſpräch ſperrt' ich Maul und Augen auf und guckte dem Vater in's Geſicht. Er mir desgleichen und ſprach: „Was meinſt, Uli?“ Aber eh' ich antworten konnte, fuhr Laurenz fort: „Potz Hagel! wenn ich noch ſo jung wär', und's Maul voll hübſche Zähn' hätte, wie du, das ganze Tockenburg mit all ſeinen Stricken und Seilern ſollten mich nicht im Land behalten. Ich bin auch in der Welt 'rum kommen. Ha! da giebt's G'lobte Länder, und Geld z'verdienen wie Dreck. Weiß, was ich geſehen hab'. Aber ich war halt ein liederlicher Narr, und nun iſt's zu ſpät, wenn man dem Alter zuruckt, und gar ein Weib hat. O, ich möchte noch darob brieggen! Aber, was iſt zu machen?“ „Alles gut,“ fiel mein Vater ein; „aber da müßt' er Empfehlungsſchreiben oder ſonſt jemand haben, der ihm in den Teich hülfe. Ich wollte freilich gern all meine Kinder verſorgt wiſſen, und keinem vor dem Glück ſtehn. Aber“ — „Aber, was aber?“ unterbrach ihn Laurenz. „Dafür laß mich ſorgen, es ſoll dich nicht einen Heller koſten, Hans! und Bürg will ich dir ſein, dein Bub ſoll verſorgt werden, daß er einen Mann, daß er einen Herrn giebt. Ich kenne weit und breit angeſehene Leut' genug, die ſolche Burſch' glücklich machen können; und da will ich dem Uli g'wiß den beſten ausſuchen, daß er mir's ſein Lebtag danken ſoll.“ — Mein Vater traute gegen ſeine Gewohnheit dießmal geſchwind; denn er war dem Laurenz gut. Und von mir kam's, einige Liebesſcrupel ausgenommen, von denen wir bald reden werden, gar nicht in Frage. Sobald es einmal von des Aetti Seite hieß: „Wie, Uli, hätt'ſt Luſt?“ hieß es von meiner: „Ja!“ Mein Vater mochte um ſo viel zufriedener ſein, da er mich dergeſtalt vollends von Aennchen entfernen konnte. Der Mutter hingegen lag's gar nicht recht. Aber, man weiß es ſchon, wenn der Näbishans einmal einen Entſchluß gefaßt, hätten ihn Himmel und Erde nicht mehr davon abwendig gemacht. Es ward alſo Tag und Stund abgeredt, wo ich mit Laurenz verreiſen ſollte, ohne weiter einem Menſchen ein Wort davon zu ſagen: denn es mache nur unnöthigen Lärm, ſagte mein Führer.

Gute Nacht, Welt! Ich geh' in's Tyrol. So hieß es bei mir. Denn einestheils wenigſtens war ich lauter Freude, meinte, der Himmel hange voll Geigen und Hackbrettlein, und hätt' Siegel und Brief in der Taſche, daß mein Glück gemacht ſei. Anderstheils ging mir's freilich entſetzlich nahe, nicht eben das Vaterland, aber das Land zu meiden, wo mein Liebſtes wohnte. Ach! könnt' ich mein Aennchen mitnehmen, dacht' ich wohl hunderttauſendmal. Aber dann wieder: Fünf, höchſtens ſechs Jahr' ſind doch bald vorbei. Und wie wird's dann mein Schätzchen freuen, wenn ich mit Ehr' und Gut beladen, wie ein Herr nach Haus kehren, oder es zu mir in ein gelobt Land abholen kann.

Alſo, am ſiebenundzwanzigſten des Herbſtmonats, Samſtag Abends, ward's abgeredt, den Weg in Got=

tes Namen unter die Füße zu nehmen. „Wir wollen bei Nacht und Nebel fort,“ ſagte Laurenz; „es giebt ſonſt ein zu wunderfitzig Gelüg, und an einem Werktag hab' ich nicht Zeit. Mach dich alſo reiſ'fertig. Einen guten Rock, damit iſt's gethan.“ Samſtag Morgens macht' ich alles zurecht. Nun ging's an den Abſchied. Mutter und Schweſtern vergoſſen häufige Thränen, und fingen ſchon um Mittag an, mir tauſendmal: Gott behüt', Gott geleit' dich! zu ſagen. Mein Vater, ebenfalls voll Wehmuth, gab mir nebſt etlichen Batzen folgendes auf den Weg: „Uli!“ ſprach er, „du gehſt fort, Uli! Ich weiß nicht wohin, und du weißt's eben ſo wenig. Aber Laurenz iſt ein gereiſter Mann, und ich trau' ihm die Redlichkeit zu, er werd' irgendwo ein gutes Neſt kennen, wo er dich abſetzen kann. Du von deiner Seite halt dich redlich und brav, ſo wird's, will's Gott! nicht übel fehlen. Jetzt biſt du noch wie ein ungebacknes Brödlein. Gieb Achtung und laß dich weiſen, du biſt gelehrig. Uebrigens weißt du, ich hab' dir das Ding nie mit einem Wort weder gerathen noch mißrathen. Es war Laurenzens Einfall und dein Wille; denen fügt' ich mich, und zwar noch mit ziemlich ſchwerem Herzen. Denn am End' konnt' ich dir noch wie bisher Brod geben, wenn du dich weiter willig zu ſaurer und nicht ſaurer Arbeit, wie ſie kommt, bequemt hätteſt. Aber darum werd' ich mich nicht minder freuen, wenn du jetzt Speiſ' und Lohn dazu auf eine leichtere

Art verdienen, oder gar dein Glück machen kannſt. Was mir am meiſten Mühe macht, Uli! iſt deine Jugend und dein Leichtſinn. Glaub mir's, du gehſt in eine verführeriſche Welt hinaus, wo's Hallunken und Schurken genug gibt, die auf die Unſchuld ſolcher Buben lauern. Ich bitt' dich, trau' keinem Geſicht, bis du's kennſt, und laß dich zu nichts bereden, was dich nicht recht dünkt. Bete fleißig, wie Daniel zu Babel, und vergiß nie, daß, wenn ich dich ſchon nicht mehr ſehe und höre, dein beſſrer Vater im Himmel in alle Winkel der Welt ſieht und hört, was du denkeſt und thuſt. Du weißt ja die Bibel, das heißt Gottes Wort, in- und auswendig. Sinn' ihm nach, und vergiß es nie, wie wohl's den frommen Leuten, die Gott liebten, gegangen iſt. Denk! Ein Abraham, Joſeph, David. Und wie hingegen jenen nichtsnutzen gottloſen Buben, wie unglücklich ſie worden ſind. Um deiner Seelen willen, Uli! um deiner zeitlichen und ewigen Wohlfahrt willen, vergiß deines Gottes nicht. Wo der Himmel über dir ſteht, iſt er ſtets bei dir. Ich kann weiter nichts als dich ſeinem allmächtigen Schutz anbefehlen, und das will ich thun, unabläſſig." — — So ging's noch eine kurze Weile fort. Mein Herz ward weich wie Wachs. Vor Schluchzen konnt' ich nichts ſagen, als: „Ja, Vater, ja!" und in meinem Inwendigen hallt' es wieder: „Ja, Vater, ja!" Endlich, nach einer kurzen Stille, ſprach er: „Nun, in Gottes Namen, geh!" und ich:

„Ja, ich will gehen!“ und: „Liebe, liebe Mutter! thu doch nicht ſo, es wird mir nicht gänzlich fehlen. Behüt' Euch Gott! lieber Vater, liebe Mutter! Behüt' Euch Gott alle, liebe Geſchwiſterte! Folgt doch dem Vater und der Mutter! Ich will ihren guten Ermahnungen auch folgen in der weit'ſten weiten Ferne.“ Dann gab mir jedes die Hand. Die Zähren rollten ihnen über die feuerrothen Backen. Ich mußte faſt erſticken. Drauf gab mir die Mutter den Reiſebündel, und ging beiſeit. Mein Vater geleitete mich noch ein Stück Wegs. Es war ſchon Abenddämmerung. In der Schamatten begegnete mir Caſpar Müller. Der gab mir ein artiges Reiſ'geldli, und Gottes Geleit auf die Straße.

Nun flog ich noch zu meinem Aennchen, welcher ich erſt ein Paar Nächte vorher mein Vorhaben entdeckt hatte. Sie ward darüber gewaltig verdrießlich, wollt' ſich's aber Anfangs nicht merken laſſen. „Meinethalben,“ ſagte ſie mit ihrem unnachahmlichen Bitterlächeln, „kannſt gehen, hab' gemeint, wer nur ſo liebt, mag ſich packen wohin er will.“ „Ach! Liebchen,“ ſprach ich, „du weißt wahrlich nicht, wie weh 's mir thut; aber du ſiehſt wohl, mit Ehren könnten wir's ſo nicht mehr lang aushalten. Und an's Heirathen darf ich jetzt nicht denken. Bin noch zu jung; du biſt noch jünger, und beide haben wir keines Kreuzers werth. Unſre Eltern vermöchten nicht uns ein Neſtlein zu ſchaffen, wir gäben ein ausgemachtes Bettelvölkli. Und wer weiß, das Glück iſt kugelrund. Einmal, ich lebe der guten Hoffnung.“ „Nun, wenn's ſo iſt, was liegt mir dran?“ fiel Aennchen ein. „Aber, gelt! du kommſt noch 'nmal zu mir eh' du gehſt?“ „Ja freilich, warum nicht?“ verſetzt' ich: „Das hätt' ich ſonſt gethan!“ Jetzt ging ich, wie geſagt, wirklich, meinem Herzchen das letzte Lebewohl zu ſagen. Sie ſtund an der Thür, ſah mein Reiſepäckchen, hüllte ihr hold geſenktes Köpfchen in ihre Schürze, und ſchluchzte, ohne ein Wort zu ſagen. Das Herz brach mir ſchier. Es machte mich wirklich ſchon wankend in meinem Vorhaben, bis ich mich wieder ein wenig erholt hatte. Da dacht' ich: In Gottes Namen! es muß denn doch ſein, ſo weh' es thut. Sie führt mich in ihr Kämmerlein, ſetzt ſich auf's Bett, zieht mich wild an ihren Buſen, und — ach! ich muß einen Vorhang über dieſe Scene ziehn, ſo rein ſie übrigens war, und ſo honigſüß mir noch heute ihre Vergegenwärtigung iſt. Wer nie geliebt, kann's und ſoll's nicht wiſſen, und wer geliebt hat, kann ſich's vorſtellen. G'nug, wir ließen nicht ab, bis wir beide matt von Drücken, geſchwollen von Küſſen, naß von Thränen waren, und die andächtige Nonne in der Nachbarſchaft Mitternacht läutete. Dann riß ich mich endlich aus Aennchens weichen, holden Armen los. „Muß es denn ſein?“ ſagte ſie: „Iſt auf Himmel und Erde nichts dafür? Nein! Ich laſſ' dich nicht, geh' mit dir ſo weit der Himmel blau iſt. Nein, in Ewigkeit laſſ' ich dich nicht, mein Alles, Alles auf der Welt!“ Und ich: „Sei doch ruhig, liebes, liebes Herzchen! Denk einmal ein wenig hinaus, was für Freude, wenn wir uns wiederſehen und ich glücklich bin!“ Und ſie: „Ach! Ach! dann läßt du mich ſitzen!“ Und ich: „Ha! in alle Ewigkeit nicht und ſollt' ich der größte Herr werden, und bei Tauſenden gewinnen, in alle Ewigkeit laſſ' ich dich nicht aus meinem Herzen. Und wenn ich fünf, ſechs, zehn Jahre wandern müßte, werd' ich dir immer immer getreu ſein. Ich ſchwör' dir's!“ Wir waren jetzt auf der Straße nach dem Dorf, wo Laurenz mich erwartete, feſt umſchlungen, und gaben uns Kuß und Kuß. „Der blaue Himmel da ob uns mit allen ſeinen funkelnden Sternen, dieſe ſtille Mitternacht — dieſe Straße da ſollen Zeugen ſein!“ fuhr ich fort. Und ſie: „Ja! Ja! Hier meine Hand und mein Herz, fühl' meinen klopfenden Buſen, Himmel und Erde ſeien Zeugen, daß du mein biſt, daß ich dein bin; daß ich, dir unveränderlich getreu, ſtill und einſam deiner harren will, und wenn's zehn und zwanzig Jahre dauern, wenn unſre Haare drüber grau werden ſollten; daß mich kein männlicher Finger berühren, mein Herz immer bei dir ſein, mein Mund dich im Schlaf küſſen ſoll, bis“ — — hier erſtickten ihr die Thränen alle Worte. Endlich kamen wir zu Laurenzens Haus. Ich klopfte an. Wir ſetzten uns vor's Haus auf's Bänkchen, bis er herunterkam.

Wir achteten ſeiner kaum. Wirklich fing Aennchen jetzt wieder auf's neue an; die Scheu vor einem lebendigen Zeugen gab uns ſelber den Muth, uns beſſer zu faſſen. Wir waren beide ſo beredt wie Landvögte. Aber freilich übertraf mich mein Schätzchen in der Redekunſt, in Liebkoſungen und Schwüren himmelweit. Bald ging's ein wenig Berg auf. Nun wollte Laurenz Aennchen nicht weiter laſſen. „Genug iſt genug, ihr Bürſchlein!“ ſagte er. „Uchel! ſo kämen wir ewig nicht fort. Ihr klebt aneinander wie Harz. Was hilft das Brieggen? Mädel, es iſt Zeit, mit dir in's Dorf zurück. Es giebt noch der Knaben mehr als genug!“ Endlich, freilich währt' es lange genug, mußt' ich Aennchen ſelber bitten, umzukehren: „Es muß, es muß doch ſein!“ Dann noch einen eineinzigen Kuß, aber einen wie's in meinem Leben der erſte und der letzte war, und ein Paar Dutzend Händedrück', und: Leb', leb wohl! Vergiß mein nicht! Nein gewiß nicht, nie, in Ewigkeit nicht! Wir gingen; ſie ſtand ſtill, verhüllte ihr Geſicht, und weinte überlaut, ich nicht viel minder. So weit wir uns noch ſehen konnten, ſchwenkten wir die Schnupftücher, und warfen einander Küſſe zu. Jetzt war's vorbei. Wir kamen ihr aus dem Geſicht. O wie's mir da zu Muthe war! Laurenz wollte mir Muth einſprechen und fing eine ganze Predigt an: wie's in der Fremde auch ſchöne Engel gebe, gegen welche mein Aennchen nur ein Rotznäschen ſei und dergleichen. Ich ward böſe auf ihn, ſagte aber kein Wort, ging immer ſtumm hinter ihm her, ſah wehmüthig an's Siebengeſtirn hinauf. Zwei kleine Sterne gegen Mittag ſah ich, wie mir's deuchte, ſo nahe beiſammen, als wenn ſie ſich küſſen wollten, und der ganze Himmel ſchien mir voll liebender Wehmuth zu ſein. So ging's fort, ohne meinerſeits zu wiſſen wohin, und ohne den mindeſten Gedanken an Gutes oder Böſes, das mir bevorſtehen könnte. Laurenz plauderte beſtändig; ich hörte wenig und betete in meinem Inwendigen faſt unaufhörlich: Gott behüte meine liebe Anne! Gott ſegne meine lieben Eltern! Gegen Tages Anbruch kamen wir nach Heriſau. Ich ſeufzte noch immer meinem Schätzchen nach: Aennchen, Aennchen, liebſtes Aennchen! Und nun, vielleicht für lange das letztemal, ſchreib' ich's noch mit großen Buchſtaben: Aennchen!

4.

Wanderſchaft.

Es war ein Sonntag. Wir kehrten im Hecht ein, und blieben da den ganzen Tag. Alles gaffte mich an, als wenn ſie nie einen jungen Tockenburger oder Appenzeller geſehen hätten, der in die Fremde ging, nicht wußte wohin, noch viel minder warum. An allen Tiſchen hört' ich viel von Wohlleben und luſtigen Tagen reden. Man ſetzte uns wacker zu trinken vor. Ich war des Weins nicht gewohnt und darum bald aufgeräumt und guter Dinge.

Wir machten uns erſt bei anbrechender Nacht wieder auf den Weg. Ein fuchsrother Heriſauer, und, wie Laurenz, ein Müller, war unſer Gefährte. Es ging auf Goſſau und Flaweil. An letzterm Orte kamen wir bei einem Schopf vorbei, wo etliche Mädel beim Licht Flachs ſchwungen. „Laßt mich einmal," ſagt' ich, „ich muß die Dinger ſehn, ob keine meinem Schatz gleiche?" Damit ſetzt' ich mich unter ſie und ſpaßte ein wenig mit ihnen. Aber da war wenig zu vergleichen. Indeſſen muſterten mich meine Führer fort, ſagten, ich werde derlei Zeug noch genug bekommen, und machten allerlei ſchmutzige Anmerkungen, daß ich roth bis über die Ohren ward. Dann kamen wir auf Rickenbach, Frauenfeld, Nünforn. Hier überfiel mich mit Eins eine entſetzliche Mattigkeit. Es war, des Marſchierens und Trinkens nicht einmal zu gedenken, das erſtemal in meinem Leben, daß ich zwo Nächte nach einander nicht geſchlafen hatte. Allein die Kerls wollten nichts vom Raſten hören, preſſirten gewaltig auf Schaffhauſen zu, und gaben mir endlich, da ich ſchwur, ich könnte keinen Schritt weiter, ein Pferd. Das gefiel mir nicht unfein. Unterwegs ging's an ein Predigen, wie ich mich in Schaffhauſen verhalten, hübſch grad ſtrecken und friſch antworten ſollte. Dann flismeten die zwei mit einander, doch mit Fleiß ſo, daß ich's hören mußte, von galanten Herren, die ſie kennten, deren Diener es ſo gut hätten als die Größten im Tockenburg. „Sonderlich," ſagte Laurenz, „kenn' ich einen Deutſchländer, der ſich dort incognito aufhält, gar ein vornehmer Herr von Adel, der allerlei Bediente braucht, wo's der geringſte beſſer hat als ein Landamman." „Ach!" ſagt' ich, „wenn ich nur nicht zu ungeſchickt wäre, mit ſolchen Herren zu reden!" — „Nur gradzu gered't, wie's kömmt," ſagten ſie, „ſo haben's dergleichen vornehme Leut am liebſten."

Wir kamen noch bei guter Zeit in Schaffhauſen an und kehrten im Schiff ein. Als ich vom Pferd eher ſiel als ſtieg, war ich halb lahm, und ſtund da wie ein Hoſendämpfer. Da ging's von Seite meiner Führer an ein Muſtern, das mich bald wild machte, da ich nicht begreifen konnte, was endlich draus werden ſollte. Als wir die Stiege hinaufkamen, hießen ſie mich ein wenig auf der Laube warten, traten in die Stube und riefen mich nach wenigen Minuten hinein. Da ſah ich einen großen hübſchen Mann, der mich freundlich anlächelte. Sofort hieß man mich die Schuh' ausziehn, ſtellte mich an eine Säul' unter ein Maß und betrachtete mich vom Kopf bis zu'n Füßen. Dann red'ten ſie etwas Heimliches mit einander; und hier ſtieg mir armen Bürſchchen der erſte Verdacht auf, die zwei Kerls möchten's nicht zum Beſten mit mir meinen. Dieſer Argwohn verſtärkte ſich, als ich deutlich die Worte vernahm: „Hier wird nichts draus, wir müſſen weiter gehn.“ „Heut ſetz' ich keinen Fuß mehr aus dieſem Haus,“ ſagt' ich zu mir; „ich hab' noch Geld!“ Meine Führer gingen hinaus. Ich ſaß am Tiſche. Der Herr ſpazierte das Zimmer auf und ab und guckte mich unterweilen an. Neben mir ſchnarchte ein großer Bengel auf der Bank, der wahrſcheinlich im Rauſch in die Hoſen geſchwitzt, daß es kaum zu erleiden war. Als der Herr während der Zeit einmal aus der Stube ging, nahm ich die Gelegenheit wahr, die Wirthsjungfer zu fragen, wer denn wohl dieſer Burſche ſein möchte. „Ein Lumpenkerl,“ ſagte ſie. „Erſt heute hat ihn der Herr zum Bedienten angenommen, und ſchon ſauft er ſich blindſtern voll und macht 'n Geſtank, puh!“ — „Ha!“ ſagt' ich, eben als der Herr wieder hereintrat, „ſo ein Bedienter könnt' ich auch werden.“ Dieß hört' er, wandte ſich gegen mich und ſprach: „Hätt'ſt du zu ſo was Luſt?“ „Nachdem es iſt,“ antwortet' ich. „Alle Tag neun Batzen,“ fuhr er fort, „und Kleider ſo viel du nöthig haſt.“ „Und was dafür thun?“ verſetzt' ich. Er. Mich bedienen. Ich. Ja! wenn ich's könnte. Er. Will dich's ſchon lehren. Burſch, du gefällſt mir. Wir wollen's vierzehn Tag probiren. Ich. Es bleibt dabei. Damit war der Markt richtig. Ich mußt' ihm meinen Namen ſagen. Er ließ mir Eſſen und Trinken vorſetzen und that allerlei gutmüthige Fragen an mich. Unterdeſſen waren meine Gefährten, wie ich nachwärts erfuhr, zu ein Paar andern preußiſchen Werbeoffizieren gegangen, deren ſich damals fünf auf einmal in Schaffhauſen befanden, und machten bei ihrer Zurückkunft große Augen, als ſie mich ſo draufloszechen ſahen. „Was iſt das?“ ſagte Laurenz. „Geſchwind, komm! Jetzt haben wir dir „einen Herrn gefunden.“ „Ich hab' ſchon einen,“ antwortet' ich. Und Er: „Wie, was? ohne Umſtänd“ und wollten ſchon Gewalt brauchen. „Das geht nicht „an, ihr Leute!“ ſagte mein Herr. „Der Burſch' ſoll „bei mir bleiben!“ „Das ſoll er nicht,“ verſetzte Laurenz. „Er iſt uns von ſeinen Eltern anvertraut.“ „Lirum! Larum!“ erwiederte der Herr. „Er hat zu „mir gedungen, und damit auf und Holla!“ Nach einem ziemlich heftigen Wortwechſel gingen ſie mit einander in ein Nebencabinet, wo Laurenz und der Herisauer, wie ich im Verfolg hörte, ſich mit drei Dukaten abſpeiſen ließen, von denen einer meinem Vater werden ſollte, der ſeiner aber nie anſichtig ward. Damit brachen ſie ganz zornig auf, ohne mit einem Wort von mir Abſchied zu nehmen. Anfangs ſollen ſie bis auf zwanzig Louisd'or für mich gefordert haben.

Den folgenden Tag ließ mein Herr einen Schneider kommen und mir das Maaß von einer Montirung nehmen. Alle andern Beithaten folgten in Kurzem. Da ſtand ich geſtiefelt und geſpornt, funkelnagelneu vom Scheitel bis an die Sohlen. Ein hübſcher bordirter Hut, ſammtne Halsbinde, ein grüner Frack, weißtüchene Weſte und Hoſen, neue Stiefel, nebſt zwei Paar Schuhen; alles ſo nett angepaßt. — Sackerlot! Da bildet' ich mir kein kaltes Kraut ein. Mein Herr reizte mich noch dazu ein wenig ſtolz zu thun. „Ollrich!“ ſagte er: Wenn du die Stadt auf- „und abgehſt, mußt du hübſch gravitätiſch marſchiren, „den Kopf recht in die Höhe, den Hut ein wenig „auf's eine Ohr.“ Mit eigner Hand gürtete er mir einen Pallaſch an die Seite. Als ich ſo das erſtemal über die Straße ging, war's mir, als ob ganz Schaffhauſen mein wäre. Auch rückte alles den Hut vor mir. Die Leut' im Haus begegneten mir wie einem Herrn. Wir hatten in unſerm Gaſthof hübſch meublirte Zimmer, und ich ſelber ein ganz artiges. Ich ſah aus meinem Fenſter alle Stunden des Tags das frohe Gewimmel der durch's Schiffthor aus- und eingehenden Menſchen, Pferde, Wagen, Kutſchen und Chaiſen, und, was mir nicht wenig ſchmeichelte, man ſah und bemerkte auch mich. Mein Herr, der mir bald ſo gut war, als ob ich ſein eigner Sohn wäre, lehrte mich friſiren, friſirte mich Anfangs ſelbſt, und flocht mir einen tüchtigen Haarzopf. Ich hatte nichts zu thun als ihm bei Tiſch zu ſerviren, ſeine Kleider auszuklopfen, mit ihm ſpazieren zu fahren, auf die Vögeljagd zu gehn und dergleichen. Ha! das war ein Leben für mich. Die meiſte Zeit durft' ich vollends allein wandeln, wohin es mir beliebte.

Alle Tag' ging ich bald durch alle Gaſſen in dem hübſchen Schaffhauſen; denn außer Lichtenſteig hatt' ich bisher noch keine Stadt geſehn, und kein größer Waſſer als die Thur. Ich ſpazierte alſo bald alle Abend an den Rhein hinaus und konnte mich an dieſem mächtigen Fluß kaum ſatt ſehn. Als ich den Sturz bei Laufen das erſtemal ſah und hörte, ward mir's braun und blau vor den Augen. Ich hatte mir's, wie ſo viele, ganz anders, aber ſo furchtbar majeſtätiſch nie eingebildet. Was ich mir da für ein klein winziges Ding ſchien! Nach einem ſtundenlangen Anſtaunen kehrt' ich ordentlich wie beſchämt nach Haus. Bisweilen ging's auf den Bonenberg, der ſchönen Ausſicht wegen. An der Lände half' ich den Schiffleuten, und fuhr bald ſelbſt mit Plaiſir hin und her.

So ſtund's, und mir war himmelwohl, als, ohne Zweifel durch meine wackern Begleiter, das Gerücht in meine Heimat kam, man hätte mich auf's Meer verkauft; namentlich ſollte dieß ein Mann ausgeſagt haben, der mich mit eignen Augen anſchmieden und den Rhein hinunterführen geſehn. Schon ſtellte man mich allen Kindern zum Exempel vor, daß ſie fein bei Haus bleiben und ſich nicht in die böſe Welt wagen ſollten. Zwar glaubte mein Vater kein Wort hievon; weil aber die Mutter ſo grämlich that, ihm Vorwürf' über Vorwürfe machte und Tag und Nacht keine Ruhe ließ, entſchloß er ſich endlich, auf Schaffhauſen zu kehren, und ſich ſelbſt nach dem Grund oder Ungrund dieſer Mähre zu erkundigen. Alſo an einem Abend, welche Freude für uns beide, als mein innigſtgeliebter Vater ſo ganz unerwartet, daß ich meinen Augen kaum trauen durfte, in meine Kammer trat! Er erzählte mir, was ihn hergeführt, und ich ihm, wie glücklich ich ſei. Ich zeigte ihm meinen Kaſten, die ſcharmanten Kleider darin, alles Stück für Stück bis auf die Hemdknöpfli, und ſtellte ihn meinem guten Herrn vor, der ihn freundlich bewillkommte und beſtens zu traktiren befahl. Nun aber traf's ſich, daß man gerade den Abend nach dem Nachteſſen in unſerm Gaſthof tanzte, und mein Herr als ein Liebhaber von allen Luſtbarkeiten ſich ſolches auch ſchmecken ließ, ſo wie mein Vater und ich uns am Tiſchchen in einem Winkel der großen Gaſtſtube unſern Braten. Ganz unverſehens kam er auf mich zu: „Ollrich! komm, mußt auch Eins mit den jungen Leutchen tanzen." Vergebens entſchuldigt' ich mich und bezeugte auch mein Vater, daß ich mein Lebtag nie getanzt hätte. Da half alles nichts. Er riß mich hinter'm Tiſch hervor und gab mir die Köchin im Haus, ein artiges Schwabenmaidli, an die Hand. Der Schweiß tropfte mir von der Stirn vor Scham, daß ich in Gegenwart meines Vaters tanzen ſollte. Das Mädchen inzwiſchen riß mich ſo vertummelt herum, daß ich in Kurzem ſinnlos von einer Wand zu der andern platſchte, und damit allen Zuſchauern zum Spektakel ward. Mein lieber Aetti red'te zwar bei dieſer ganzen Scene kein Wort; aber von Zeit zu Zeit warf er auf mich einen wehmüthigen Blick, der mir durch die Seele ging. Wir legten uns noch zeitig genug zu Bette. Ich ward nicht müde, ihm nochmals eine ganze Predigt zu machen, wie wohl ich mich befinde, was ich für einen gütigen Herrn habe, wie freundlich und väterlich er mir begegne und ſo fort. Er gab mir nur mit abgebrochenen Worten Beſcheid: Ja, ſo, es iſt gut, und ſchlief, ſo wie ich nicht minder, ziemlich unruhig ein. Des Morgens nahm er Abſchied, ſobald mein Herr erwacht war. Derſelbe zahlte ihm die Reiſekoſten, gab ihm noch einen Thaler auf den Weg, und verſicherte ihn hoch und theuer, ich ſollt' es gewiß gut bei ihm haben und wohl verſorgt ſein, wenn ich mich weiter treu und redlich betragen würde. Mein redlicher Vater, der nun ſchon wieder Muth und Zutrauen faßte, dankte höflich und empfahl mich auf's Beſte. Ich gab ihm das Geleit bis zum Kloſter Paradies. Auf der Straße ſprachen wir ſo herzlich mit einander, als es ſeit jener Krankheit in meiner Jugend nie geſchehn. Er gab mir vortreffliche Erinnerungen: „Vergiß deine Pflichten, deine Eltern und deine Heimath nicht, ſo wird dich Gottes Vaterhand gewiß „auf gute Wege leiten, welche freilich weder ich noch „du vorausſehn." Beim Abſchied zerdrückten wir uns faſt. Ich konnte vor Schluchzen kaum ein: Behüte, behüte Gott! herſtammeln, und dachte immer: Ach!

könnt' ich doch mein gegenwärtiges Glück ungetrennt von meinem guten Aetti genieſſen, jeden Biſſen mit ihm theilen.

Meines Dienſts war ich bald gewohnt. Mein Herr hatte, ohne mein Wiſſen, etlichemal meine Treu auf die Probe geſtellt, und hie und da im Zimmer Geld liegen laſſen. Als bald nachher einem andern Preußiſchen Werboffizier ſein Bedienter mit dem Schelmen davonging und ihm über achtzig Gulden enttrug, ſagte mein Herr zu mir: „Willſt du mir's auch ein„mal ſo machen, Ollrich?“ Ich verſetzte lachend: Wenn er mir ſo etwas zutraue, ſoll er mich lieber fortjagen. Ich hatte aber wirklich ſein Vertrauen ſo ſehr gewonnen, daß er mir den ganzen Winter durch die Schlüſſel zu ſeiner Stube und Kammer ließ, wenn er etwa ohne Bedienten kleine Touren machte. Hinwieder ehrte und liebte ich ihn wie einen Vater. Aber er war auch freundlich und gütig darnach. Nur zu viel konnt' ich ſpazieren und müßig gehn, und fuhr ich, beſonders im Herbſt, über Rhein auf Feuerthalen, denn die alte Brücke war kurz vorher eingefallen, und die neue erſt accordirt, in die Weinleſe. Dort half ich dem jungen Volke Trauben eſſen, bis ans Halszäpfli. Einmal bei einer ſolchen Ueberfahrt ſagte mir jemand: „Nun, wie geht's Ulrich? Weißt du „auch, daß dein Herr ein Preußiſcher Offizier iſt?“ Ich. „Ja! meinetwegen, er iſt ein herzguter Herr.“ „Ja, ja!“ ſagte jener, „wart' nur, bis d'enmal

„in Preußen biſt, da mußt Soldat ſein, und dir „den Buckel braun und blau gerben laſſen. Um tauſend Thaler möcht' ich nicht in deiner Haut ſtecken." Ich ſah dem Burſchen ſtarr ins Geſicht, und dachte bloß, der Kerl rede ſo aus Bosheit oder Neid. Ich ging geſchwind nach Haus und erzählte meinem Herrn alles haarklein, worauf derſelbe verſetzte: „Ollrich, „Ollrich! Du mußt nicht ſo jedem Narren und Flegel dein Ohr geben. Ja! es iſt wahr, Preußiſcher „Offizier bin ich — und was iſt's denn? von Geburt „ein Polniſcher Edelmann, und damit ich dir alles „auf die Naſe binde, heiß' ich Johann Markoni. „Bisher nannteſt du mich Herr Lieutnant. Aber „dieſer Grobiane wegen ſollſt du mich künftig Ihr „Gnaden! ſchelten. Uebrigens ſei nur getroſt und „guten Muths, dir ſoll's, bei Edelmanns Parole! „nie fehlen, wenn du anders ein wackrer Burſche „bleibſt. Soldat ſollteſt werden? Nein! bei meiner „Seel' nicht! Ich konnt' dich ja haben, um ein „Paar ſchlichte Louisd'ors wollten deine beiden ſaubern Landsleut' dich verkaufen. Aber du warſt mir „dazu etwas zu kurz; von deiner Länge nimmt man „noch keinen an, und ich behielt dir was beſſeres vor." Nun, dacht' ich, bin ich Leibs und Guts ſicher. Der gute Herr, er hätt' mich können haben. Die Schurken! Ja wohl, mich verkaufen? Der Henker lohn's ihnen! Aber komm' mir mehr ſo einer, ich will ihm das Maul mit Erde ſtopfen.

Was für ein vornehmer Herr muß nicht Markoni ſein, und dabei ſo gut! Kurz, ich glaubte ihm von nun an alles wie ein Evangelium.

Markoni machte bald hernach eine Reiſe nach Rottweil am Neckar, zwölf Stunden von Schaffhauſen. Ich mußte mit, und zwar in der Chaiſe. In meinem Leben war ich in keinem ſolchen Ding geſeſſen. Der Kutſcher ſprengte die Stadt hinauf bis ans Schwaben-Thor, daß es donnerte. Ich meinte alle Augenblick', es müſſe umſchlagen, und wollt' mich an allen Wänden halten. Markoni lachte ſich die Haut voll: „Du fällſt nicht, Ollrich! Nur hübſch gerade!" Ich war's bald gewohnt, und das Fuhrwerk, ſo wie überhaupt die ganze Tour machte mir viel Vergnügen. Indeſſen begegnete mir während der Zeit ein fataler Streich. Meine Mutter war wenige Tage nach unſerer Abreiſe gen Schaffhauſen gekommen, und mußte, da ihr der Wirth nicht ſagen konnte, wann wir zurückkämen, noch welchen Weg wir genommen, wieder nach Haus kehren, ohne ihr liebes Kind geſehen zu haben. Sie hatte mir mein neues Teſtament und etliche Hemden gebracht, und dem Wirth befohlen, mir's nachzuſchicken, falls ich nicht wieder auf Schaffhauſen käme. O die gute Mutter! Es war eine kleine Buße für ihren Unglauben; ſie wollte dem Vater nicht trauen, daß er mich angetroffen, ſondern mit eignen Augen ſehen und erſt dann glauben. Ganz troſtlos, unter tauſend Thränen ſoll ſie wieder von Schaffhauſen heimgegangen ſein. Dieß ſchrieb mir auf ihr Anſuchen bald darauf Herr Schulmeiſter Am Bühl zu Wattweil, mit dem Beifügen, ſie laſſe mir, da ſie keine Hoffnung habe, mich jemals wieder zu ſehen, hiemit ihr letztes Lebewohl ſagen, und gebe mir ihren Segen. Es war ein ſehr ſchöner Brief, er rührte mich innig. Unter anderm ſtand auch darin: Als das Gerücht in meine Heimath gekommen, ich müſſe über Meer, hätten meine jungen Schweſterchen all' ihr armes Gewändli dahingeben wollen, mich loszukaufen, die Mutter desgleichen. Damals waren ihrer neun Geſchwiſterte bei Hauſe. Man ſollte denken, das wären ihrer genug. Aber eine rechte Mutter will keins verlieren, denn keins iſt das andre. Wirklich war ſie drei Wochen vorher noch im Kindbett gelegen und kaum aufgeſtanden, als ſie meinetwegen auf Schaffhauſen kam.

Da wir uns einſtweilen in Rottweil im Gaſthof zur Armbruſt niederließen, ſchrieb mein Herr auf Schaffhauſen, wo er wäre, damit, wenn ſeine Wachtmeiſter Rekruten machten, man ihm ſolche nachſchicken könnte. Er bekam bald Antwort. Derſelben war auch das Geſchenk meiner Mutter, das Schreiben des Herrn Am Bühl, und — ich ſprang hoch auf! — eines von Aennchen beigebogen; dieſes letztre offen, denn es ſollte ein Zürchgulden zum Grüßchen drin ſtecken, und der war fort. Was ſchierte mich das?

Die ſüßen Fuchswörtlein in dem Briefchen entſchädigten mich reichlich. Meiner unverſchobnen ausführlichen Antworten auf dieſe Zuſchriften will ich nicht gedenken. Die an Aennchen zumal war lang wie ein Neſtelwurm. — Dießmal blieben wir nur kurze Zeit zu Rottweil, gingen wieder nach dem lieben Schaffhauſen zurück, und machten von Zeit zu Zeit kleine Touren auf Dießenhofen, Stein am Rhein und Frauenfeld. Alle Wochen kamen Säumer aus dem Tockenburg herunter. Schon als Landskraft waren ſie mir lieb, und ich freute mich immer, ſobald ich die Schellen ihrer Thiere hörte. Jetzt machte ich nähere Bekanntſchaft mit ihnen, und gab ihnen ein paarmal Briefe und kleine Geſchenke an mein Liebchen und an meine Geſchwiſter mit, erhielt aber keine Antwort. Ich wußte nicht, wo es fehlte. Das drittemal bat ich einen ſolchen Kerl, mir doch alles richtig zu beſtellen. Er guckte das Päckchen an, runzelte die Stirn, und wollte weder Ja noch Nein ſagen. Ich gab ihm einen Batzen. „So, ſo," ſprach jetzt mein Herr Landsmann, „das Ding ſoll richtig beſtellt werden." Und wirklich bekam ich bald ordentliche Empfangſcheine. Meine ältern Briefe und ſchweren Sachen waren natürlich nach Holland geſchwommen.

In Schaffhauſen lagen damals fünf preußiſche Werboffiziers in verſchiedenen Wirthshäuſern. Alle Tag traktirte einer die andern. So kam's auch je den fünften Tag an uns. Das koſtete jedesmal einen

Louisd'or, dafür gab's freilich Burgunder und Champagner gnug zu trinken. Aber bald hernach wurde ihnen ihr Handwerk gelegt, wie die Sag' ging, weil ein junger Schaffhauſer, der in Preußen ſeine Jahre ausgedient, keinen Abſchied kriegen konnte. Kurz, ſie mußten alle fort, und neue Neſter ſuchen. Mein Herr hatte ohnehin ſchlechte Beute gemacht, drei einzige Erzſchurken ausgenommen, die ſich, Verbrechen wegen, auf flüchtigen Fuß ſetzen mußten. Wir begaben uns wieder nach Rottweil. Hier kriegten wir in etlichen Wochen vollends einen einzigen Kerl, einen Deſerteur aus Piemont, der aber Markoni viel Freude machte, weil er ſein Landsmann war, und mit ihm Polniſch parliren konnte. Sonſt war's in Rottweil ein luſtig Leben. Beſonders gingen wir oft mit einem andern Werboffizier, nebſt unſerm braven Wirth und etlichen Geiſtlichen, in die Nachbarſchaft auf's Jagen. Im Hornung 1756 machten wir eine Reiſe nach Straßburg. Auf dem Weg nahmen wir zu Haßlach im Kinzinger-Thal unſer Schlafquartier. In derſelben Nacht war das entſetzliche Erdbeben, welches man durch ganz Europa verſpürte. Ich empfand nichts davon, denn ich hatte mich Tags vorher auf einem Karrngaul todmüd geritten. Am Morgen aber ſah' ich alle Gaſſen voll Schornſteine, und im nächſten Wald war die Straße mit umgeworfenen Bäumen der Kreutz und Quer ſo verhackt, daß wir mehrmals Umwege nehmen mußten. In Straßburg mußt' ich Maul' und Augen aufſperren, denn da ſah' ich erſtens: die erſte große Stadt; zweitens: die erſte Feſtung; drittens: die erſte Garniſon; und viertens: am dortigen Münſter das erſte Kirchengebäud', bei deſſen Anblick ich nicht lächeln mußte, wenn man es einen Tempel nannte. Wir brauchten acht Tag' zu dieſer Tour. Mein Herr hielt mich auch diesmal gaſtfrei und zahlte mir gleich meinen Sold. Da hätt' ich Geld machen können wie Heu, wär' ich nicht ein liederlicher Tropf geweſen. Er ſelbſt hielt nicht viel beſſer Haus. Bei unſrer Rückkehr hatten wir zu Rottweil alle Tag Ball, bald in dieſem, bald in jenem Wirthshauſe. Faſt alle Hochzeiten richtete man, Marconi zu Gefallen, in dem unſrigen an. Der beſchenkte alle Bräute, und trillerte dann eins mit ihnen herum. Auch für mich war dieß ein ganzes Freſſen. Zwar hatt' ich mir's feſt vorgenommen, meinem Aennchen treu zu bleiben, und hielt wirklich mein Wort, gleichwohl aber macht' ich mir kein Gewiſſen daraus, hie und da mit einem hübſchen Kind zu ſchäckern, wie mich denn auch die Dinger recht wohl leiden mochten. Mein Herr war vollends ein Liebhaber des ſchönen Geſchlechts bis zum Entſetzen, und im Nothfall jede Köchin ihm gut genug. Mich bewahre Gott davor, dacht' ich oft, ſo ein armes bisher ehrliches Mädchen zu beſudeln, dann heut oder morgen wegzureiſen und es ſitzen zu laſſen. Eine von den beiden Köchinnen im Wirthshauſe, Mariane, dauerte mich innig. Sie liebte mich heftig, gab und that mir was ſie mir an den Augen anſah. Ich hingegen bezeigte mich immer ſchnurrig, ſie ließ ſich's aber nicht anfechten, und blieb gegen mich ſtets dieſelbe. Schön war ſie nicht, aber herzlich gut. Die andere Köchin, Hanne, machte mir ſchon mehr Anfechtungen. Dieſe war zierlich hübſch, und ich, vermuthlich darum, eine zeitlang ſterblich verliebt in ſie. Hätt' ſie meine Aufwart williger angenommen, wär' ich wirklich an ihr zum Narren worden. Aber ich ſah bald, daß ſie gut mit Markoni ſtund. Ich merkte, daß ſie alle Morgen zu ihm auf's Zimmer ſchlich. Damit that ſie mir einen doppelten Dienſt: Erſtlich verwandelte ſich meine Liebe in Haß, zweitens ſtand nun mein Herr nicht mehr ſo früh als gewöhnlich auf, alſo konnt' auch ich hinwieder um ſo viel länger ſchlafen. Bisweilen kam er ſchon geſtiefelt und geſpornt auf meine Kammer und traf mich noch im Bett' an, ohne mir Vorwürf' zu machen, denn er merkte, daß ich wußte, wo die Katz im Stroh lag. Nichts deſto weniger warnte er mich, nach ſolcher Herren Weiſe, vor ſeinen eignen Sünden mit großem Ernſt. „Ollrich!“ hieß es da, „hörſt, mußt dich mit den Mädels nicht zu weit „einlaſſen, du könnt'ſt die ſchwere Noth kriegen!“ Uebrigens hatt' ich's in allen Dingen bei und mit ihm wie von Anfang, viel Wohlleben für wenig Geſchäfte, und meiſt einen Patron wie die liebe

Stunde, zwei einzige Mal ausgenommen, einmal da ich den Schlüſſel zum Halsband ſeines Pudels nicht auf der Stell' finden konnte, das andremal, da ich einen Spiegel ſollte zerbrochen haben. Beidemal war ich unſchuldig. Aber das hätt' mir wenig geholfen, ſondern nur durch demüthiges Schweigen entging ich der zumal des Schlüſſels wegen ſchon über mir gezogenen Fuchtel. Derlei Geſchichtchen, kurz alles was mir Süßes oder Saures widerfuhr, meine Liebesmücken ausgenommen, ſchrieb ich fleißig nach Haus, und predigte bei ſolchen Anläſſen meinen Geſchwiſtern ganze Litaneien voll, wie ſie Vater, Mutter und andern Vorgeſetzten ja nie wiederbeſſern, ſondern, auch wo ſie Unrecht zu leiden vermeinen, ſich hübſch gewöhnen ſollten, das Maul zu halten, damit ſie's nicht von fremden Leuten erſt zu ſpät lernen müßten. Alle meine Briefe ließ ich meinem Herrn leſen, nicht ſelten klopfte er mir während der Lektur auf die Schulter! Bravo, Bravo! ſagte er dann, verpitſchirte ſie mit ſeinem Siegel, und hielt mich in Anſehung aller an mich eingehenden Depeſchen portofrei.

Mir iſt ſo wohl beim Zurückdenken an dieſe glücklichen Tage! Heute noch ſchreib' ich mit innigem Vergnügen davon, und ich bin jetzt noch ſo wohl zufrieden mit meinem damaligen Ich, ſo geneigt, mich über alles zu rechtfertigen, was ich in dieſem Zeitraum that und ließ. Freilich vor dir nicht, Alwiſſender! aber vor Menſchen darf ich's ſagen: Damals war ich ein guter Burſch' ohne Falſch, vielleicht für die arge Welt nur zu redlich. Harmlos und unbekümmert bracht' ich meine Tage hin, Heut' wie Geſtern, und Morgen wie Heute. Kein Gedanke ſtieg in mir auf, daß es mir jemals anders als gut gehen könnte. In allen Briefen ſchrieb ich meinen Eltern, ſie ſollten zwar für mich beten, aber nicht für mich ſorgen, der Himmel und mein guter Herr ſorgten ſchon für mich. Man glaube mir's oder nicht, der einzige Kummer, der mich bisweilen anfocht, war dieſer: Es dürft' mir noch zu wohl werden, und dann möcht' ich Gottes vergeſſen. Aber nein! beruhigte ich mich bald wieder, das werd' ich nie: War Er's nicht, der mir, durch Mittel die nur ſeine Weisheit zum Beſten lenken konnte, zu meinem jetzigen erwünſchten Loos half? Mein erſter Schritt in die Welt gerieth unter ſeiner leitenden Fürſorge ſo gut; warum ſollten die folgenden nicht noch beſſer gelingen? Auf irgend einem Fleck der Erde werd' ich vollends mein Glück bau'n. Dann hol' ich Aennchen, meine Eltern und Geſchwiſter zu mir, und mache ſie des gleichen Wohlſtands theilhaft. Durch welche Wege? fragt' ich mich nie, und hätt' ich daran gedacht, ſo wär's mir nicht ſchwer geweſen, drauf zu antworten, denn damals war mir Alles leicht. Zudem kam mein Herr tagtäglich mit allerlei Exempeln von Bauern, die zu Herren worden, und andern Fortunaskindern angeſtochen. Der Herren, die zu Bettlern worden, that er keine Meldung. Er verſprach auch, an meinem fernern Fortkommen wie ein treuer Vater zu arbeiten. Was hätt' ich weiter befürchten ſollen, oder vielmehr, was nicht alles hoffen dürfen? Von einem Herrn wie Markoni, einem ſo großen Herrn, dacht' ich Eſel, dem zweit- oder drittnächſten vielleicht auf den König, der Länder und Städte, geſchweige Gelds zu vergeben hat ſo viel er will. Aus ſeiner jetzigen Güte zu ſchließen, was wird er erſt für mich in der Zukunft thun? Oder warum ſollt' er auf mich groben ungeſchliffenen Flegel jetzt ſchon ſo viel wenden, wenn er nicht große Dinge mit mir im Sinn hätte? Konnt' er mich nicht, gleich andern Rekruten, geradezu nach Berlin transportiren laſſen, wenn er je im Sinn hätte, mich zum Soldaten zu machen, wie mirs ehemals ein Paar böſe Mäuler aufbinden wollten? Nein! Das wird in Ewigkeit nicht geſchehn, darauf will ich leben und ſterben. So dacht' ich, wenn ich vor lauter Wohlbehagen je Zeit zu denken hatte. Geſund war ich wie ein Fiſch. Das Traktement konnt' ich nach meinem Geſchmack wählen, und Mariane ließ mir's an guten Biſſen nie fehlen. Tanz und Jagd beförderten die Dauung; denn ohne das hätt's mir freilich an Bewegung gefehlt. Markoni beſuchte, bald hie bald da, alle Edelleute in der Runde. Ich mußte überall mit; und es that mir in der Seele wohl, wenn ich ſah, wie er ordentlich Hoffart mit mir trieb. Sonſt waren ſolche Ausritte zu den meiſt armen Schmalzgrafen ſeinem Geldbeutel wenig nutz. Dann koſtete ihn das Tarockſpiel mit Pfaffen und Laien auch ſchöne Batzen. Einſt mußt' ich darum die Karten vor ſeinen Augen in kleine Stück zerreißen und dem Vulkan zum Opfer bringen, aber Morgens drauf ihm ſchon wieder neue holen. Ein andermal hatt' er auch eine ziemliche Summ' verloren, und kam Abends um neun Uhr mit einem tüchtigen Räuſchchen verdrüßlich nach Haus. „Ollrich!“ ſagte er, „geh, ſchaff mir Spielleut', es „koſte was es will.“ „Ja, Ihr Gnaden! antwortet' ich, wenn ich dergleichen wüßte; und dann iſt's ſchon ſo ſpät und ſtockfinſter.“ „Fort, Racker!“ fuhr er fort, „oder“ und machte ein fürchterlich wildes Geſicht. Ich mußte mich packen, ſtolperte im Dunkeln durch alle Straßen, und ſpitzte die Ohren, ob ich nirgend eine Geige höre? Als ich endlich zu oberſt im Städtchen an die Müller- und Bäckerherberg kam, merkt' ich, daß es da etwas Herumſpringens abſetzen wollte. Ich ſchlich mich hinauf und ließ einen Spielmann herausrufen. Die Burſch' in der Stube ſchmeckten den Braten; ein Paar von ihnen kamen ihm auf dem Fuß nach, und huſch! mit Fäuſten über mich her. Dem Wirth hatt' ich's zu danken, daß ſie mich nicht faſt zutodt geſchlagen. Der Apollosſohn hatte mir zwar ins Ohr geraunt, ſie wollten bald aufwarten. Jetzt aber zweifelt' ich, ob er mir Wort halten könnte. Dennoch war ich Tropfs genug, ſobald ich nach Haus kam, mit den Worten ins Zimmer zu treten: „Ihr Gnaden! innert einer Viertelſtund' werden ſie da ſein!“ — Die Furcht vor neuen Prügeln, eh' noch die alten verſauſt wären, verführte mich zu dieſem Wageſtück. Aber nun ſtand ich Höllenangſt aus, bis ich wußte, ob ich nicht aus Uebel Aerger gemacht. Mittlerweile erzählt' ich Markoni, was ich ſeinetwegen gelitten, um per Avanzo ſein Mitleid rege zu machen, wenn der Guß fehlen ſollte. Die tauſendslieben Leute kamen, eh' wir's uns verſahen. Unſer Wirth hatte inzwiſchen etliche luſtige Brüder und ein Paar Jungfern rufen laſſen. Jetzt kommandirte Markoni Eſſen und Trinken, was Küche und Keller vermochten, warf den Muſikanten zum voraus einen Dukaten hin, und tanzte eine Menuet und einen Polniſchen. Bald aber fing er auf ſeinem Stuhl an zu ſchnarchen; dann erwacht' er wieder, und rief: „Ollrich! mir iſt's ſo hundsföttiſch!“ Ich mußt' ihn alſo zu Bett' bringen. Im Augenblick ſchlief er ein wie ein Stock. Das war uns übrigen recht gekocht. Wir machten uns luſtig wie die Vögel im Hauſe; alles ſo durcheinander, Herren und Dienſtboten. Es währte bis Morgens um vier Uhr. Mein Herr erwachte um fünf. Seine erſten Worte waren: „Ollrich! Sein Tage trau' er keinem Menſchen; 's iſt „alles falſch wie'n Teufel. Wenn der Kujon von „R * * * kömmt, ſo ſag' er, ich ſei nicht zu Hauſe.“

Dieſer von R * * * war einer von Markonis ſaulen Debitoren, wie er deren viel hatte. Nun fürchtete er zwar nicht, daß derſelbe ihm Geld brinkgen, aber wohl, daß er noch mehr bei ihm holen möchte; denn mein Herr konnte keinem Menſchen etwas abſchlagen. Indeſſen wollt' er mich von Zeit zu Zeit dazu brauchen, ihm dergleichen Schulden wieder einzutreiben; dazu aber taugt' ich in Grundsboden nicht: die Kerls gaben mir gute Wort'; und ich ging zufrieden nach Haus. Aber länger mocht' eine ſolche Wirthſchaft nicht dauern. Dazu kam, daß Markoni am End das Aergſte befürchten mußte, wenn er bedachte, wie wenig Burſche er für ſo viel Geldverzehrens ſeinem König geliefert hatte; denn der Große Friedrich, wußt' er wohl, war zugleich der genaueſte Rechenmeiſter ſeiner Zeit. Er ſtrengte darum mich, unſern Wirth, und alle ſeine Bekannten an, uns doch umzuſehn, ob wir ihm nicht noch ein Paar Kerls ins Garn bringen könnten? Aber alles vergebens. Auch die beiden Wachtmeiſter Hevel und Krüger langten um die gleiche Zeit ebenfalls mit leeren Händen wieder zu Rottweil an. Nun mußten wir uns ſämmtlich reiſefertig machen. Vorher aber gab's noch ein Paar luſtige Tägel. Hevel war ein Virtuoſ' auf der Cithar, Krüger eine gute Violine; beide feine Herren, ſo lang ſie auf der Werbung lagen, beim Regiment aber magere Korporals. Ein dritter endlich, Labrot, ein großer handfeſter Kerl, ließ ebenfalls ſeinen Schnurrbart wieder wachſen, den er als Werber geſchoren trug. Dieſe drei Burſche beluſtigten noch zu guter Letzt ganz Rottweil mit ihren Sprüngen. Es war eben Faſtnacht, wo die ſogenannte Narrenzunft, ein ordentliches Inſtitut dieſer Stadt, bei welchem über zweihundert Perſonen von allen Ständen eingeſchrieben ſind, ohnehin ihre Gaukeleien machte, die meinem Herrn ſchwer Geld koſteten. Und kurz, es war hohe Zeit, den Fleck zu räumen. Jetzt gings an ein Abſchiednehmen. Mariane flocht mir einen zierlichen Strauß von koſtbaren künſtlichen Blumen, den ſie mir mit Thränen gab, und den ich eben ſo wenig mit trockenem Aug' abnehmen konnte. Und nun Ade! Rottweil, liebes friedſames Städtchen! liebe, tolerante katholiſche Herren und Bürger! Wie war's mir ſo tauſendswohl bei euerm vertrauten brüderlichen Zechen! Ade! ihr wackern Bauern, die ich an den Markttagen in unſerm Wirthshaus ſo gern von ihren Geſchäften plaudern hörte, und ſo vergnügt auf ihren Eſeln heimreiten ſah! Wie trefflich ſchmeckten mir oft Milch und Eier in euern Strohhütten! Wie manche Luſt genoß ich auf euern ſchönen Fluren, wo Markoni ſo viel Dutzend ſingende Lerchen aus der Luft ſchoß, die mich in die Seele dauerten! Wie entzückt war ich, ſo oft mein Herr mir's vergönnte, in euern topſebnen Wäldern, an des Neckars reizenden Ufern, auf und nieder zu ſchlendern, wo ich ihm Haſen ausſpähen ſollte, aber lieber die Vögel behorchte, und das Schwirren des Weſts in den Wipfeln der Tannen! Nochmal alſo Ade! Rottweil, werthes, theures Neſtchen! Ach! vielleicht auf ewig! Ich hab' ſeit der Zeit ſo viel Städte geſehn, zehnmal größer, und zwanzigmal ſaubrer und netter als du biſt! Aber mit all' deiner Kleinheit, und mit all' deinen Miſtſtöcken, warſt du mir zehn und zwanzigmal lieber als ſie! Adie, Marianchen! Tauſend Dank für deine innige, und doch ſo unverdiente Liebe zu mir! Adie! Sebaſtian Zipfel, lieber guter Armbruſtwirth! und deine zarte Mühle desgleichen! Lebt alle alle wohl!

Den fünfzehnten März 1756 reiſten wir in Gottes Namen, Wachtmeiſter Hevel, Krüger, Labrot, ich und Kaminski, mit Sack und Pack, und, den letztern ausgenommen, alle mit Unter- und Uebergewehr, von Rottweil ab. Marianchen nähete mir den Strauß auf'n Hut und ſchluchzte; ich drückte ihr einen Neunbätzner in die Hand, und konnt's auch kaum vor Wehmuth. Denn ſo entſchloſſen ich zu dieſer Reiſ' war, und ſo wenig Arges ich vermuthete, fiel's mir doch ungewohnt ſchwer auf die Bruſt, ohne daß ich eigentlich wußte, warum? War's Rottweil, oder Marianchen, oder daß ich ohne meinen Herrn reiſen ſollte, oder die immer weitere Entfernung vom Vaterland und Aennchen? — Ich hatte allen zu Hauſe mein letztes Lebewohl geſchrieben. Markoni gab mir zwanzig Gulden auf den Weg; was ich mehr brauche, ſagte er, werde mir Hevel ſchießen. Dann klopfte er mir auf die Schulter: „Gott bewahre dich, mein „Sohn, mein lieber, lieber Ollrich! auf allen deinen „Wegen. In Berlin ſehn wir uns bald wieder.“ Dieß ſprach er ſehr wehmüthig; denn er hatte gewiß ein weiches Herz. Unſre erſte Tagreiſe ging ſieben Stunden weit, bis in's Städtchen Ebingen, meiſt über ſchlechte Wege durch Koth und Schnee. Die zweite bis auf Obermarkt neun Stunden. Auf der erſtgenannten Station logirten wir im Rebe; auf der zweiten weiß ich ſelbſt nicht mehr, was es für ein Thier war. An beiden Orten gab's nur kalte Küche, und ein Geſöff ohne Namen. Den dritten Abend bis Ulm wieder neun Stunden. Dieſen Tag fing ich an, die Beſchwerlichkeiten der Reiſe zu fühlen; ſchon hatt' ich Schwielen an den Füßen, und war mir's ſonſt ſterbensübel. Im Städtchen Egna ſetzten wir uns ein Stück Wegs auf einen Bauernwagen, da denn das gewaltige Schütteln dieſes Fuhrwerks, zumal bei mir, ſeine gewohnte herzbrechende Wirkung that. Als wir unweit Ulm abſtiegen, ward's mir ſchwarz und blau vor den Augen. Ich ſank zu Boden. „Um Gottes „Barmherzigkeit willen,“ ſagt' ich, „weiter kann ich „nicht; lieber laßt mich auf der Gaſſe liegen.“ Ein barmherziger Samariter lud mich endlich auf ſeine nackte Mähre, auf der ich mich vollends bis in's Städtchen ſo lahm ritt, daß ich weder mehr ſtehen noch gehen konnte. Zu Ulm logirten wir im Adler und hatten hier unſern erſten Raſttag. Meine Cameraden beſorgten ihre alten Herzensangelegenheiten. Ich legte mich auf die faule Haut. Nur ſah' ich an dieſem Ort einen Leichenzug, der mir ſehr wohl gefiel. Das Weibsvolk ging ganz weiß bis auf die Füße. Den fünften Tag marſchirten wir bis Gengen, ſieben Stunden. Den ſechſten auf Nördlingen, wieder ſieben Stunden, und hielten da den zweiten Raſttag. Hevel hatte dort beim Wilden Mann ein lieb's Lieſel. Sie ſpielte artig die Cither, er ſang Lieder dazu. Sonſt weiß ich von dieſem und ſo vielen andern Orten, wo wir durchkamen, nichts zu erzählen. Meiſt erſt Nachts langten wir müd' und ſchläfrig an, und Morgens früh mußten wir wieder fort. Wer wollte da etwas recht ſehen und beobachten können? Ach Gott! dacht' ich oft, wenn ich nur einmal an Ort und Stell' wäre, mein Lebtag wollt' ich nicht mehr eine ſo lange Reiſe antreten. Kaminski war, wie ich ſchon einmal angedeutet, ein luſtiger Polack, ein Mann wie ein Baum, ein paar Beine wie zwei Säulen, und lief wie ein Elephant. Labrot hatte auch ſeinen tüchtigen Schritt. Krüger, Hevel und ich hingegen ſchonten ihre Füße, und bald alle ſechs Tage mußte man uns flicken oder verſohlen. Am achten Tage ging's nach Gonzenhauſen, acht Stunden. Gegen Mittag ſahen wir Hevels Lieschen über ein Feld dahertrippeln. Das arme Ding rannte ihm durch andere Wege bis hieher nach, und wollte ſich nicht abweiſen laſſen, ihn wenigſtens bis auf unſre Station zu begleiten. Von hier gingen wir über Nürnberg, Bayreuth und Hof weiter und erreichten in ſechs Tagen Schleiz, wo wir endlich wieder Raſttag hielten. Von Gonzenhauſen an hatten wir in keinen Betten gelegen, ſondern wenn's gut ging, auf elendem Stroh. Und überhaupt, obſchon wir viel Geld verzehrten, war's ein miſerabel Leben, meiſt ſchlecht Wetter, und oft abſcheuliche Wege. Krüger und Labrot fluchten und peſtirten den ganzen Tag; Hevel hingegen war ein feiner ſittlicher Mann, der uns immer Geduld und Muth einſprach. Den neunzehnten Tag gelangten wir über die Elbe bis auf Halle. Als wir den breiten Strom paſſirt hatten, bezeugten die Sergeanten große Freude, denn nun betraten wir Brandenburger Boden. Zu Halle logirten wir bei Hevels Bruder, einem Geiſtlichen, der aber nichts deſto minder den ganzen Abend mit uns ſpielte und haſelirte, ſo daß ich glaube, ſein Bruder Sergeant war frömmer als er. Inzwiſchen war mein Geld alle geworden und Hevel mußte mir noch zehn Gulden herſchießen. Den zwanzigſten bis vier und zwanzigſten Tag ging's über Zerbſt, Deſſau, Spandau und Charlottenburg in vier und vierzig Stunden nach Berlin. An den letztern Orten zumal wimmelte es von Militär aller Gattungen und Farben, ſodaß ich mich nicht ſatt gucken konnte, die Thürme von Berlin zeigte man uns ſchon eh' wir nach Spandau kamen. Ich dachte, wir hätten's in einer Stunde erreicht, wie erſtaunt' ich darum, als es hieß, wir gelangten erſt morgen hin. Und nun, wie war ich herzlich froh, als wir endlich die große herrliche Stadt erreicht. Wir gingen zum Spandauer-Thor ein, dann durch die melancholiſch angenehme Lindenſtraße, und noch ein paar Gaſſen durch. Da, dacht' ich Einfaltspinſel, bringt man dich dein Lebtag nicht mehr weg, da wirſt du dir dein Glück bauen, dann ſchickſt du einen Kerl mit Briefen ins Tockenburg, der muß dir deine Eltern und Aennchen zurückbringen, die werden die Augen aufſperren. Nun bat ich meine Führer, ſie ſollten mich zu meinem Herrn führen. „Ei! erwiderte Krüger, wir wiſſen ja nicht, ob er ſchon angelangt iſt, und noch viel minder, wo er Quartier nimmt!“ „Der Henker!“ ſagt' ich, „hat er denn kein eigen Haus hier?“ Ueber dieſe Frage lachten ſie ſich die Haut voll. Mögen ſie immer lachen, dacht' ich, Markoni wird doch, will's Gott! ein eigen Haus haben.

Es war den achten April, als wir zu Berlin einmarſchirten, und ich vergebens nach meinem Herrn fragte, der doch, wie ich nachwärts erfuhr, ſchon acht Tage vor uns angelangt war. Labrot, denn die andern verloren ſich nach und nach von mir, ohne daß ich wußte wo ſie hinkamen, transportirte mich in die Krauſenſtraße, in Friedrichsſtadt, wies mir ein Quartier an und verließ mich kurz mit den Worten: „Da, Mouſier, bleib' Er, bis auf fernere Ordre!“

Der Henker! dacht' ich, was ſoll das? Iſt ja nicht einmal ein Wirthshaus! Wie ich ſo ſtaunte, kam ein Soldat, Chriſtian Zittemann, und nahm mich mit ſich auf ſeine Stube, wo ſich ſchon zwei andre Martisſöhne befanden. Nun ging's an ein Wundern und Ausfragen: wer ich ſei, woher ich komme und dergleichen. Noch konnt' ich ihre Sprache nicht recht verſtehen. Ich antwortete kurz, ich komme aus der Schweiz, und ſei Sr. Excellenz des Herrn Lieutnant Markoni Lakai, die Sergeanten haben mich hieher gewieſen, ich möge aber lieber wiſſen, ob mein Herr ſchon in Berlin angekommen ſei und wo er wohne. Hier fingen die Kerls ein Gelächter an, daß ich hätte weinen mögen; und keiner wollte das geringſte von einer ſolchen Excellenz wiſſen. Mittlerweile trug man eine ſtockdicke Erbſenkoſt auf. Ich aß mit wenigem Appetit. Wir waren kaum fertig, als ein alter hagerer Kerl ins Zimmer trat, dem ich doch bald anſah, daß er mehr als Gemeiner ſein müſſe. Es war ein Feldweibel. Er hatte eine Soldatenmontur auf dem Arm, die er über den Tiſch ausſpreitete, legte ein Sechsgroſchenſtück dazu und ſagte: „Das iſt für dich, „mein Sohn! Gleich werd' ich dir noch ein Com„mißbrod bringen." „Was? für mich?" verſetzt' ich, „von wem, wozu?" „Ei? Deine Montirung und „Traktement, Burſche! Was gilt's da Fragens? „Biſt ja ein Rekrute." „Wie, was? Rekrute?" erwidert' ich! „Behüte Gott! da iſt mir nie kein Sinn

„daran kommen. Nein, in meinem Leben nicht. Markonis Bedienter bin ich. So hab' ich gedungen, und „anders nicht. Das wird mir kein Menſch anders „ſagen können!“ „Und ich ſag' dir, du biſt Soldat, „Kerl! Ich ſteh' dir dafür. Da hilft jetzt alles „nichts.“ Ich. Ach! wenn nur mein Herr Markoni da wäre. Er. Den wirſt du ſobald nicht zu ſehen kriegen. Wirſt doch lieber wollen unſers Königs Diener ſein als ſeines Lieutnants? Damit ging er weg. „Um Gottes willen, Herr Zittemann! fuhr ich fort, was ſoll das werden?“ „Nichts, Herr!“ antwortete dieſer, als daß Er, wie ich und die andern Herren da, Soldat und wir folglich alle Brüder „ſind, und Ihm alles Widerſetzen nichts hilft, als „daß man Ihn auf Waſſer und Brod nach der Hauptwache führt, kreuzweis ſchließt, und ihn fuchtelt, „daß ihm die Rippen krachen, bis Er content iſt!“ Ich. Das wär', beim Sacker! unverſchämt, gottlos. Er. Glaub' Er mir's auf mein Wort, anders iſt's nicht, und geht's nicht. Ich. So will ich's dem Herrn König klagen. Hier lachten alle hoch auf. Er. Da kömmt Er ſein Tage nicht hin. Ich. Oder wo muß ich mich ſonſt melden? Er. Bei unſerm Major, wenn Er will. Aber das iſt alles umſonſt. Ich. Nun ſo will ich's probieren, ob's ſo gelte? Die Burſche lachten wieder, ich aber entſchloß mich wirklich, Morgens zum Major zu gehn und meinem treuloſen Herrn nachzufragen.

Sobald alſo der Tag an Himmel brach, ließ ich mir deſſen Quartier zeigen. Potz Moſt! das dünkte mich ein königlicher Palaſt und der Major der König ſelbſt zu ſein, ſo majeſtätiſch kam er mir vor, ein gewaltig großer Mann, mit einem Heldengeſicht und ein paar feurigen Augen wie Sternen. Ich zitterte vor ihm, ſtotterte: „Herr . . . Major! Ich bin . . . . Herrn Lieutnant Markonis Be . . . Bedienter. Fü . . . „fü . . . für das bi . . . bi . . . bin ich angewo . . . „worben, und ſonſt wei . . . weiters für ni . . . „ni . . . nichts. Si . . . Si . . . Sie können ihn „ſelbſt fra . . . gen. J . . . Ich weiß nicht wo er „i . . . i . . . iſt. Jetzt ſagen's da, ich müſſe So . . . „s . . . oldat ſei . . . ei . . . ein, ich wolle o . . . „der wolle nicht." — „So! unterbrach er mich, ſo iſt „Er das ſaubre Bürſchchen! Sein feiner Herr hat uns „gewirthſchaftet, daß es eine Luſt iſt, und Er wird „wohl auch ſeinen Theil gezogen haben. Und kurz, „jetzt ſoll Er dem König dienen, da iſt's aus und „vorbei". Ich. Aber Herr Major! Er. Kein Wort, Kerl! oder die Schwernoth! Ich. Aber ich hab' ja weder Kapitulation noch Handgeld! Ach! Könnt' ich doch mit meinem Herrn reden! Er. Den wird Er ſo bald nicht zu ſehen kriegen, und Handgeld hat Er mehr gekoſt't als zehn andre. Sein Leutnant hat eine ſaubere Rechnung, und Er ſteht darin oben an. Eine Kapitulation ſoll Er haben. Ich. Aber — Er. Fort, Er iſt ja ein Zwerg, daß — Ich. Ich bi . . .

bi. . . bitte. — Er: Canaille! ſcheer' Er ſich zum Teufel. Damit zog er die Fuchtel. Ich zum Haus hinaus wie ein Dieb, und nach meinem Quartier, das ich vor Angſt und Noth kaum finden konnte. Da klagt ich Zittemann mein Elend in den allerhöchſten Tönen. Der gute Mann ſprach mir Muth ein. „Geduld mein Sohn! Es wird ſchon alles „beſſer gehn. Jetzt mußt' dich leiden, viel hundert „brave Burſche aus guten Häuſern müſſen das gleiche „thun. Denn geſetzt auch, Markoni könnte und „wollte dich behalten, ſo müßt' er dich doch unter „ſein Regiment abgeben, ſo bald es hieß: ins Feld, „marſch! Aber wirklich, einſtweilen würd' er kaum „einen zu nähren im Stande ſein, da er auf der Werbung ungeheure Summen verzehrt und dafür ſo „wenig Kerls eingeſchickt haben ſoll, wie ich unſern „Oberſt und Major ſchon oft lamentiren gehört, man „wird ihn gewiß nicht mehr ſo geſchwind zu derlei „Geſchäften brauchen.“ So tröſtete mich Zittemann, und ich mußt's wohl annehmen, da mir kein beſſerer Troſt übrig blieb. Nur dacht' ich dabei, die Größern richten ſolche Suppen an, und die Kleinern müſſen ſie aufeſſen.

Des Nachmittags brachte mir der Feldweibel mein Commisbrod nebſt Unter- und Uebergewehr und fragte, ob ich mich nun eines Beſſern bedacht. „Warum nicht? antwortete Zittemann für mich, er iſt der beſte Burſch von der Welt.“ Jetzt führte man mich in die Montirungskammer, paßte mir Hoſen, Schuh' und Stiefeletten an und gab mir einen Hut, Halsbinde und Strümpfe. Dann mußt' ich mit noch etwa zwanzig andern Rekruten zum Herrn Oberſt Laterf. Man führte uns in ein Gemach, ſo groß wie eine Kirche, brachte etliche zerlöcherte Fahnen herbei und befahl jedem, einen Zipfel anzufaſſen. Ein Adjutant, oder wer er war, las uns einen ganzen Sack voll Kriegsartikel her, und ſprach uns einige Worte vor, welche die mehrern nachmurmelten, ich regte mein Maul nicht, dachte dafür was ich gern wollte, ich glaube an Aennchen; er ſchwung dann die Fahne über unſre Köpfe und entließ uns. Hierauf ging ich in eine Garküche und ließ mir ein Mittagseſſen nebſt einem Krug Bier geben. Dafür mußt' ich zwei Groſchen zahlen. Nun blieben mir von jenen ſechſen noch viere übrig; mit dieſen ſollt' ich vier Tage wirthſchaften, und ſie reichten doch bloß für zwei hin. Bei dieſer Ueberrechnung fing ich gegen meine Kameraden ſchrecklich zu lamentiren an. Allein Gran, einer derſelben, ſagte mir mit Lachen: „Es wird dich „ſchon lehren. Jetzt thut es nichts, haſt ja noch allerlei zu verkaufen! Per Exempel deine ganze Dienermontur. Dann biſt du gar doppelt armirt, das „läßt ſich alles verſilbern. Auch kriegen ſolche junge „Burſche oft noch eine Traktements-Zulage, und „kannſt dich deswegen beim Obriſt melden.“ „Oh oh! Da geh' ich mein Tage nicht mehr hin,“ ſagt' ich. „Potz Velten! antwortete Gran, du mußt mal des

„Donners gewohnt werden, ſei's ein wenig früher „oder ſpäter. Und dann der Menage wegen nur fein „aufmerkſam zugeſehn, wie's die andern machen. Da „heben's drei, vier bis fünf mit einander an, kaufen „Dinkel, Erbſen, Erdbirnen und kochen ſelbſt. Des „Morgens für einen Dreier Fuſel und e'n Stück Com„misbrod. Mittags holen ſie in der Garküche für „e'n andern Dreier Suppe, und nehmen wieder e'n „Stück Commis. Des Abends für zwei Pfennig Ko„vent oder Dünnbier und abermals Commis." „Aber das iſt, beim Strehl, ein verdammtes Leben," verſetzt' ich, und Er: Ja! So kommt man aus und anders nicht. Ein Soldat muß das lernen, denn es braucht' noch viel andre Waare: Kreide, Puder, Schuhwachs, Oel, Schmiergel, Seife und was der hundert Siebenſachen mehr ſind. Ich: Und das muß einer alles von den ſechs Groſchen bezahlen? Er: Ja! und noch viel mehr, wie z. B. den Lohn für die Wäſche, für das Gewehr putzen und ſo fort, wenn er ſolche Dinge nicht ſelber kann. Damit gingen wir in unſer Quartier, und ich machte alles zurecht, ſo gut ich konnte und mochte. Die erſte Woche hatt' ich noch Vakanz. Ich ging in der Stadt herum, auf alle Exerzierplätze, ſah, wie die Offiziere ihre Soldaten muſterten und prügelten, daß mir ſchon zum voraus der Angſtſchweiß von der Stirne tropfte. Ich bat daher Zittemann, mir zu Hauſe die Handgriffe zu zeigen. „Die wirſt du wohl lernen", ſagte er, „aber auf die Geſchwindigkeit kömmt's an. Da geht's dir wie e'n Bliz!" Indeſſen war er ſo gut, mir wirklich alles zu weiſen; wie ich das Gewehr rein halten, die Montur anpreſſen, mich auf Soldatenmanier friſiren ſollte. Nach Grans Rath verkaufte ich meine Stiefel und kaufte dafür ein hölzernes Käſtchen für meine Wäſche. Im Quartier übte ich mich ſtets im Exerziren, las im Halliſchen Geſangbuch, oder betete. Dann ſpaziert' ich etwa an die Spree und ſah hundert Soldatenhände ſich mit Aus- und Einladen der Kaufmannswaaren beſchäftigen, oder auf die Zimmerplätze, da ſteckte wieder alles voll arbeitender Kriegsmänner. Ein andermal in die Caſernen, da fand ich überall auch dergleichen, die hunderterlei Hantirungen trieben, von Kunſtwerken an bis zum Spinnrocken. Kam ich auf die Hauptwache, ſo gab's deren, die ſpielten, ſoffen und baſelierten; andre, welche ruhig ihr Pfeifchen ſchmauchten und discurirten; etwa auch einer, der in einem erbaulichen Buch las und's den andern erklärte. In den Garküchen und Bierbrauereien ging's eben ſo her. Kurz, in Berlin hat's unter dem Militair, wie, denk' ich freilich, in großen Staaten überall, Leute aus allen vier Welttheilen, von allen Nationen und Regionen, von allen Charakteren, und von jedem Berufe, womit einer noch nebenzu ſein Stücklein Brod gewinnen kann. Das dachte auch ich zu verdienen, wenn ich nur erſt recht exerziren könnte; etwa an der Spree? Doch nein! da lärmt's zu ſtark, aber z. E. auf einem Zimmerplatz, da ich mich ſo ziemlich auf die Art verſtund. So war ich wieder für und fertig neue Pläne zu machen, ungeachtet ich mit meinem erſtern ſo ſchändlich geſcheitert. Gibt's doch hier, damit ſchläferte ich mich immer ein, ſelbſt unter den gemeinen Soldaten ganze Leute, die ihre hübſchen Kapitalien haben, Wirthſchaft, Kaufmannſchaft treiben, und anders. Aber dann erwog ich nicht, daß man vor Zeiten ganz andere Handgelder gekriegt als heut zu Tag oder dergleichen Burſche bisweilen ein Namhaftes mochten erheirathet haben. Beſonders aber, daß ſie ganz gewiß mit dem Schilling gut hausgehalten, und nur darum den Gulden gewinnen konnten; ich hingegen weder mit dem Schilling noch mit dem Gulden umzugehen wiſſe. Und endlich, wenn alles fehlen ſollte, fand ich auch einen elenden Troſt in dem Gedanken: Gebt's einmal zu Felde, ſo ſchont das Blei jene Glückskinder ſo wenig, als dich armen Hudler! — Alſo biſt du ſo gut wie ſie.

Die zweite Woche mußt' ich mich ſchon alle Tage auf dem Paradeplatz ſtellen, wo ich unvermuthet drei meiner Landsleute, Schärer, Bachmann und Gäſtli fand, die ſich zumal alle mit mir unter gleichem Regimente Itzenblitz, die beiden erſtern vollends unter der nämlichen Compagnie Lüderitz befanden. Da ſollt' ich vor allen Dingen unter einem mürriſchen Korporal mit einer ſchiefen Naſe, Mengke mit Namen, marſchieren lernen. Den Kerl mocht' ich für den Tod nicht vertragen; wenn er mir gar auf die Füße klopfte, ſchoß mir das Blut in den Gipfel. Unter ſeinen Händen hätt' ich mein Tage nichts begreifen können. Dieß bemerkte einſt Hevel, der mit ſeinen Leuten auf dem gleichen Platz manövrirte, tauſchte mich gegen einen andern aus, und nahm mich unter ſein Peloton. Das war mir eine Herzensfreude. Jetzt capiert' ich in einer Stund' mehr als ſonſt in zehn Tagen. Von dieſem guten Manne vernahm ich auch bald, wo Markoni wohne; aber er bat um Gotteswillen, ich ſolle ihn nicht verrathen. Des folgenden Tags, ſobald das Exercitium vorbei war, flog ich nach dem Quartier, das mir Hevel verdeutet hatte, und murmelte immer vor mich her: Ja, ja, Markoni! wart' nur, ich will dir deinen an mir verübten Lumpenſtreich, deine verfluchte Verrätherei ſo unter die Naſe reiben, daß es dich gereuen ſoll! Nun weiß ich ſchon, daß du hier nur Lieutnant und nirgends ihr Gnaden biſt! — Bei geringer Nachfrage fand ich das mir benannte Haus. Es war eins von den geringſten in ganz Berlin. Ich pochte an; ein kleines, magres, fuchsrothes Bürſchchen öffnete mir die Thür, und führte mich eine Treppe hinauf in das Zimmer meines Herrn. So bald er mich erblickte, kam er auf mich zu, drückte mir die Hand, und ſprach zu mir mit einem Engelsgeſicht, das in einem Nu all' meinen Grimm entwaffnete, und mir die

Thränen in die Augen trieb: „Ollrich! mein Ollrich! „mach mir keine Vorwürf'. Du warſt mir lieb, biſt's „noch, und wirſt's immer bleiben. Aber ich mußte „nach meinen Umſtänden handeln. Gieb dich zufrieden. Ich und du dienen nun Einem Herrn.“ — „Ja, Ihr Gnaden“ — — „Nichts Gnaden!“ ſagte er: „Beim Regiment heißt es nur: „Herr Lieutnant!“ Jetzt klagt' ich ihm, nach aller Ausführlichkeit, meine gegenwärtige große Noth. Er bezeugte mir ſein ganzes Mitleid. „Aber,“ fuhr er fort, „haſt ja noch allerlei „Sachen, die du verſilbern kannſt, wie z. E. die „Flinte von mir, die Reiſemütze, die dir Lieutnant „Hofmann in Offenburg verehrt, und dergleichen. „Bring ſie nur mir, ich zahl dir dafür, ſo viel ſie je „werth ſind. Dann könntſt du dich, wie andre Rekruten, um Gehaltserhöhung beim Major“ — „Potz „Wetter!“ fiel ich ein. „Nein, den ſah' ich Einmal „und nimmermehr!“ Drauf erzählt' ich ihm, wie dieſer Herr mir begegnet ſei. „Ha!“ verſetzte er, „die „Lümmels meinen, man könn' auf Werbung von „Luft leben und Kerle im Strick fangen.“ „Ja!“ ſagt' ich, „hätt' ich's gewußt, wollt' ich mir wenigſtens in Rottweil auch einen Nothpfennig erſpart „haben.“ „Alles hat ſeine Zeit, Ollrich!“ erwiederte er, „halt' dich nur brav! Wenn einmal die Exerzitien vorbei ſind, kannſt du was verdienen. Und wer „weiß, vielleicht gehts bald ins Feld, und dann“ — — Weiter ſagte er nichts; ich merkte aber, was er damit wollte, und ging vergnügt, als ob ich mit meinem Vater geredet hätte, nach Haus. Nach etlichen Tagen trug ich Flinte, Pallaſch und die ſammtene Mütze wirklich zu ihm hin; er zahlte mir etwas weniges dafür, aber von Markoni war ich alles zufrieden. Bald darauf verkauft' ich auch meinen Treſſenhut, den grünen Frack, ſo wie alles übrige, und ließ mir nichts mangeln, ſo lang ich was anzugreifen hatte. Schärer war eben ſo arm als ich, allein er bekam ein Paar Groſchen Zulage und doppelte Portion Brod. Der Major hielt ein gut Stück mehr auf ihn als auf mich. Indeſſen waren wir Herzensbrüder, ſo lang einer was zu brechen hatte, konnte der andre mitbeißen. Bachmann hingegen, der ebenfalls mit uns hauſte, war ein filziger Kerl und harmonirte nie mit uns; doch ſchien immer die Stunde ein Tag lang, wo wir nicht beiſammen ſein konnten. Gäſtli mußten wir in ſchlechten Häuſern ſuchen, wenn wir ihn haben wollten; er kam bald hernach ins Lazareth. Ich und Schärer waren auch darin völlig gleichgeſinnt, daß uns das Berliner Weibsvolk ekelhaft und abſcheulich vorkam. Ich wollt' für ihn ſo gut wie für mich einen Eid ſchwören, daß wir keine mit einem Finger berührt haben. So bald das Exerziren vorbei war, flogen wir mit einander in Schottmanns Keller, tranken unſern Krug Rubiner- oder Gottwitzer-Bier, ſchmauchten ein Pfeifchen, und trillerten ein Schweizerlied. Immer horchten uns da die Brandenburger und Pommeraner mit Luſt zu. Etliche Herren ſogar ließen uns oft expreß in eine Garküche rufen, ihnen den Kuhreihen zu ſingen. Meiſt beſtand der Spielerlohn bloß in einer ſchmutzigen Suppe; aber in einer ſolchen Lage nimmt man mit noch weniger vorlieb.

Berlin iſt der größte Ort in der Welt, den ich geſehen; und doch bin ich bei weitem nie ganz darin herumgekommen. Wir drei Schweizer machten zwar oft den Anſchlag zu einer ſolchen Reiſe; aber bald gebrach's uns an Zeit, bald an Geld, oder wir waren von Strapazen ſo marode, daß wir uns lieber der Länge nach hinlegten.

Von der Stadt Berlin ſagen zwar viele, ſie beſtehe aus ſieben Städten; unſer einem hat man aber nur drei genannt: Berlin, Neuſtadt und Friedrichsſtadt. Alle drei ſind in der Bauart verſchieden. In Berlin oder Cöln, wie man auch ſagt, ſind die Häuſer hoch wie in den Reichsſtädten; aber die Gaſſen nicht ſo breit wie in Neu- und Friedrichsſtadt, wo die Häuſer wieder niedriger, aber gleichförmiger gebaut ſind. Da ſehen auch die kleinſten, oft von ſehr armen Leuten bewohnt, wenigſtens ſauber und nett aus. An vielen Orten gibt es ungeheuer viele große leere Plätze, die theils zum Exerciren und zur Parade, theils zu gar nichts gebraucht werden; ferner Aecker, Gärten, Alleen, alles in die Stadt eingeſchloſſen. Vorzüglich oft gingen wir auf die lange Brücke, auf deren Mitte ein alter Markgraf von Brandenburg, zu Pferd in Lebensgröße, von Erz gegoſſen ſteht, und etliche Enacksſöhne mit krauſen Haaren zu ſeinen Füßen gefeſſelt ſitzen, dann der Spree nach, auf den Weidendamm, wo's gar luſtig iſt, dann ins Lazareth, um das traurigſte Spektakel unter der Sonne zu ſehn, bei dem einem, der nicht gar unſinnig iſt, die Luſt an Ausſchweifungen bald vergehen muß. In dieſen Gemächern, ſo geräumig wie Kirchen, ſteht Bett an Bett gereiht, in deren jedem ein elender Menſchenſohn auf ſeine eigene Art den Tod, und nur wenige ihre Geneſung erwarten. Hier ein Dutzend, die unter den Händen der Feldſcheerer ein erbärmliches Zetergeſchrei erheben; dort andre, die ſich unter ihren Decken krümmen, wie ein halb zertretener Wurm; viele mit an- und weggefaulten Gliedern. Meiſt mochten wir's nur wenige Minuten aushalten, gingen wieder an Gottes Luft und ſetzten uns auf einen Raſenplatz. Da führte unſre Einbildungskraft uns faſt immer unwillkührlich in unſer Schweizerland zurück, und erzählten wir einander unſre Lebensart zu Hauſe: wie wohl's uns war, wie frei wir geweſen, und was es hier für ein verwünſchtes Leben ſei. Dann machten wir Plane zu unſrer Entledigung. Bald hatten wir Hoffnung, daß uns heut oder morgen einer gelingen möchte; bald ſahen wir vor jedem einen unüberſteiglichen Berg; am meiſten ſchreckte uns die Vorſtellung der

Folgen eines fehlſchlagenden Verſuches. Faſt alle Wochen hörten wir nämlich neue ängſtigende Geſchichten von eingebrachten Deſerteurs, die, wenn ſie auch noch ſo viele Liſt gebraucht, ſich in Schiffer und andre Handwerksleute oder gar in Weibsbilder verkleidet, in Tonnen und Fäſſer verſteckt, dennoch ertappt wurden. Da mußten wir zuſehen, wie man ſie durch zweihundert Mann achtmal die lange Gaſſe auf und ab Spießruthen laufen ließ, bis ſie athemlos hinſanken, — wie ſie des folgenden Tags aufs neue dran mußten, die Kleider vom zerhackten Rücken heruntergeriſſen, und wie wieder friſch drauf losgehauen wurde, bis Fetzen geronnenen Bluts ihnen über die Hoſen hinabhingen. Dann ſahen Schärer und ich uns zitternd und todtblaß an und flüſterten einander in die Ohren: „Die verdammten Barbaren!“ Was hiernächſt auch auf dem Exerzierplatz vorging, gab uns zu ähnlichen Betrachtungen Anlaß. Auch da war des Fluchens und Karbatſchens von prügelſüchtigen Jünkerleins, und hinwieder des Lamentirens der Geprügelten kein Ende. Wir ſelber zwar waren immer von den erſten auf der Stelle und tummelten uns wacker. Aber es that uns nicht minder in der Seele weh, andre um jeder Kleinigkeit willen ſo unbarmherzig behandelt und uns ſelber Jahr ein Jahr aus ſo coujoniert zu ſehn: oft ganzer fünf Stunden lang, in unſrer Montur eingeſchnürt, wie geſchraubt ſtehn, in die Kreuz und Quer pfahlgerad marſchieren, und ununterbrochen bligſchnelle Handgriffe machen zu müſſen, und das alles auf Geheiß eines Offiziers, der mit furioſem Geſicht und aufgehobnem Stock vor uns ſtund, und alle Augenblick wie unter Kabisköpfe drein zu hauen drohte. Bei einem ſolchen Traktement mußte auch der ſtarknervigſte Kerl halb lahm und der geduldigſte raſend werden. Kamen wir dann todtmüde ins Quartier, ſo gings ſchon wieder über Hals und Kopf, unſre Wäſche zurecht zu machen, und jedes Fleckchen auszumuſtern, denn bis auf den blauen Rock war unſre ganze Uniform weiß. Gewehr, Patrontaſche, Kuppel, jeder Knopf an der Montur, alles mußte ſpiegelblank geputzt ſein. Zeigte ſich an einem dieſer Stücke die geringſte Unthat, oder ſtand ein Haar in der Friſur nicht recht, ſo war, wenn man auf den Platz kam, die erſte Begrüßung eine derbe Tracht Prügel. Das währte ſo den ganzen Mai und Juni fort. Selbſt den Sonntag hatten wir nicht frei; dann mußten wir auf das properſte Kirchenparade machen. Alſo blieben uns zu jenen Spaziergängen nur wenige zerſtreute Stunden übrig, und wir hatten kurz und gut zu nichts Zeit, als zum Hungerleiden. Wahr iſt's, unſre Offiziere erhielten gerade damals die gemeſſenſte Ordre, uns über Kopf und Hals zu muſtern; aber wir Rekruten wußten den Henker davon, und dachten halt, das ſei ſo Kriegsmanier. Alte Soldaten vermutheten wohl ſo etwas, ſchwiegen aber mausſtill.

Indeſſen waren Schärer und ich blutarm geworden; und was uns nicht an den Hintern gewachſen war, hatten wir alles verkauft. Nun mußten wir mit Brod und Waſſer, oder Kovent, das nicht viel beſſer als Waſſer iſt, vorlieb nehmen. Mittlerweile war ich von Zittemann weg, zu Wolfram und Meewis ins Quartier kommen, von denen der erſtre ein Zimmermann, der andre ein Schuſter war, und die beide einen guten Verdienſt hatten. Mit dieſen macht' ich Anfangs ebenfalls Menage. Sie hatten ſo ihren Bauerntiſch: Suppe und Fleiſch, mit Erdäpfeln und Erbſen. Jeder ſchoß zu einem Mittagsmahl zwei Dreier: Abends und zum Frühſtück lebte jeder für ſich. Ich aß beſonders gern eine Ochſenpfote, einen Häring oder einen Dreierkäſe. Nun aber konnt' ich's nicht mehr mit ihnen halten; zu verkaufen hatt' ich nichts, und mein Sold ging meiſt für Wäſche, Puder, Schuhwachs, Kreide, Schmirgel, Oel und anderes Plunderzeug auf. Jetzt fing ich erſt recht an, Trübſal zu blaſen, und keinem Menſchen konnt' ich ſo recht von Herzensgrund meine Noth klagen. Des Tags ging ich umher wie der Schatten an der Wand. Des Nachts legt' ich mich ins Fenſter, guckte weinend in den Mond hinauf, und erzählte dem mein bittres Elend: „Du, der jetzt „auch über'm Tockenburg ſchwebt, ſag' es meinen „Leuten daheim, wie armſelig es um mich ſtehe, meinen „Eltern, meinen Geſchwiſterten, meinem Aennchen „ſag's, wie ich ſchmachte, wie treu ich ihr bin, daß

„ſie alle Gott für mich bitten. Aber du ſchweigſt ſo ſtille, wandelſt ſo harmlos deinen Weg fort? Ach könnt' ich ein Vöglein ſein und dir nach in meine Heimath fliegen! Ich armer, unbeſonnener Menſch! Gott erbarm' ſich mein! Ich wollte mein Glück bauen, und baute mein Elend. Was nützt mir dieſer herrliche Ort, worin ich verſchmachten muß! Ja, wenn ich die Meinigen hier hätte, und ſo ein ſchön Häuschen, wie dort grad gegenüberſteht, und nicht Soldat ſein müßte, dann wär's hier gut wohnen; dann wollt' ich arbeiten, handeln, wirthſchaften, und ewig mein Vaterland meiden! Doch nein! Denn auch ſo müßt' ich den Jammer ſo vieler Elenden täglich vor Augen ſehn! Nein, geliebtes, liebes Tockenburg! Du wirſt mir immer vorzüglich werth bleiben! Aber, ach! Vielleicht ſeh' ich dich in meinem Leben nicht wieder, verliere ſogar den Troſt, von Zeit zu Zeit an die Lieben zu ſchreiben, die in dir wohnen! Jedermann erzählt mir ja von der Unmöglichkeit, wenn's einmal ins Feld gehe, auch nur eine Zeile fortzubringen, worin ich mein Herz ausſchütten könnte. Doch, wer weiß? Noch lebt mein guter Vater im Himmel; dem iſt's bekannt, wie ich nicht aus Vorſatz oder Liederlichkeit dies Sklavenleben gewählt, ſondern böſe Menſchen mich betrogen haben. Ha! Wenn alles fehlen ſollte. Doch, nein! deſertiren will ich nicht. Lieber ſterben, als Spießruthen laufen. Und dann kann ſich's ja auch ändern.

„Sechs Jahre ſind noch auszuhalten. Freilich eine lange, lange Zeit; wenn's zumal wahr ſein ſollte, daß auch dann kein Abſchied zu hoffen wäre! Doch, was? Kein Abſchied? Hab' ich doch eine, und zwar mir aufgedrungene, Capitulation! — He! Dann müßten ſie mich eher tödten! Der König müßte mich hören! Ich wollte ſeiner Kutſche nachrennen, mich anhängen, bis er mir ſein Ohr verleiht. Da wollt' ich ihm alles ſagen, was der Brief ausweiſt. Und der gerechte Friedrich wird nicht gegen mich allein ungerecht ſein." — Das waren ſo damals meine Selbſtgeſpräche.

In dieſen Umſtänden flogen Schärer und ich zuſammen, wo wir konnten; klagten, überlegten, beſchloſſen, verwarfen. Schärer zeigte mehr Standhaftigkeit als ich, hatte aber auch mehr Sold. Ich gab jetzt, wie ſo viele andre, den letzten Dreier um Genever, meinen Kummer zu vertreiben. Ein Mecklenburger, der nahe bei mir im Quartier und mit mir in gleichen Umſtänden war, machte es eben ſo. Aber wenn der ſeinen Brand im Kopf hatte, ſetzte er ſich in der Abenddämmerung vor's Haus, fluchte und haſelirte da mutterſeels allein, ſchimpfte auf ſeine Offiziere, und ſogar auf den König, wünſchte Berlin und allen Brandenburgern tauſend Millionen Schwernoth auf den Hals, und fand, wie der arme Teufel, ſo oft er wieder nüchtern ward, behauptete, in dieſem unvernünftigen Raſen ſeinen einzigen Troſt im

Unglück. Wolfram und Meewis warnten ihn oft; denn ſonſt war er noch vor Kurzem ein recht guter umgänglicher Burſche: „Kerl!“ ſagten ſie zu ihm, „gewiß wirſt du noch ins Tollhaus wandern.“ Dieſes war nicht weit von uns. Oft ſah' ich dort einen Soldat vor dem Gegitter auf einem Bänkchen ſitzen, und fragte einſt Meewis, wer er wäre. Ich hatte ihn nie bei der Compagnie geſehn: „Juſt ſo einer, wie der Mecklenburger,“ antwortete Meewis; „darum hat „man ihn hier verſorgt, wo er Anfangs brüllte wie „ein ungaricher Stier. Aber ſeit etlichen Wochen ſoll „er ſo geſchlacht wie ein Lamm ſein.“ Dieſe Beſchreibung machte mich lüſtern, den Menſchen näher kennen zu lernen. Er war ein Anſpacher. Anfangs ging ich nur wie verſtohlen bei ihm hin und wieder, ſah mit wehmüthigem Vergnügen, wie er, ſeinen Blick bald zum Himmel gerichtet, bald auf den Boden geheftet, melancholiſch da ſaß, bisweilen aber, ganz für ſich, ſanft lächelte, und übrigens meiner nicht zu achten ſchien. Schon aus ſeiner Phyſiognomie war mir ein ſolcher Erdenſohn in ſeiner Lage heilig. Endlich wagt' ich es, mich zu ihm zu ſetzen. Er ſah mich ſtarr und ernſt an, und ſchwatzte zuerſt lange meiſt unverſtändiges Zeug, das ich doch gerne hörte, weil mitunter etwas höchſt vernünftiges zum Vorſchein kam. Was ihm am meiſten Mühe zu machen ſchien, war, ſo viel ich merken mochte, daß er von gutem Haus, und nur durch Verdruß in dieſe Umſtände gekommen ſein mußte, jetzt aber von Nachreu und Heimweh erbärmlich litt. Nun entdeckt' ich ihm durch Umwege auch meine Gemüthsſtimmung, hauptſächlich in der Abſicht zu horchen, was er allenfalls zu meiner Entweichung ſagen würde; denn der Mann ſchien mir ordentlich einen Geiſt der Weisſagung zu haben: „Brüderchen!“ ſprach er, aus Veranlaſſung eines ſolchen Diskurſes, einſt zu mir: „Brüderchen, halt' du ſtill! Deine Schuld iſt's „ſicher, daß du leideſt, und was du leideſt mehr „oder minder verdiente Züchtigung. Durch Zappeln „machſt du's nur ärger. Es wird ſchon noch anders „und immer anders kommen. Der König allein iſt „König; ſeine Generals, Oberſten, Majoren ſind „ſelber ſeine Bedienten und wir, ach! wir, ſo hingeworfene verkaufte Hunde, zum Abſchmieren im „Frieden, zum Todtſtechen und Todtſchießen im Krieg „beſtimmt. Aber all' eins, Brüderchen! Vielleicht „kommſt du nahe an eine Thüre; geht ſie dir auf, ſo „thu' was du willſt. Aber halt ſtill, Brüderchen! „nur nichts erfrettet oder erzwungen, ſonſt iſt's mit „einmal aus!“ Dergleichen und noch viel anderes ſagte er öfter zu mir. Aller Welt Prieſter und Leviten hätten mir nicht ſo gut predigen und mich zugleich ſo gut tröſten können wie er.

Indeſſen murmelte es immer ſtärker vom Kriege. In Berlin kamen von Zeit zu Zeit neue Regimenter an; wir Rekruten wurden auch unter eins geſteckt. Da ging's alle Tag vor die Thore zum Manövriren, links und rechts avanziren, attaquiren, retiriren, pelotons- und diviſionsweiſe ſchargieren, und was der Gott Mars ſonſt alles lehrte. Endlich gedieh es zur Generalrevüe; da ging's zu und her, daß dieß ganze Büchelchen nicht klecken würde, das Ding zu beſchreiben; und wenn ich's wollte, ſo könnt' ich's nicht. Erſtlich wegen der ſchweren Menge aller Arten Kriegsgrümpel, die ich hier großentheils zum erſtenmal ſah. Zweitens hatt' ich immer Kopf und Ohren ſo voll von dem entſetzlichen Lärm der knallenden Büchſen, der Trommeln und Feldmuſik, des Rufens der Commandeurs und dergleichen, daß ich oft hätte berſten mögen. Drittens war mir das Exerciz ſeit einiger Zeit ſo widerlich geworden, daß ich nur nicht mehr bemerken mochte, was all die Corps zu Fuß und zu Pferde für Millionszeug machten. Freilich kam mich hernach manchmal große Reue an, daß ich die Dinge nicht beſſer in Obacht genommen; denn allen meinen Freunden und allen Leuten hier zu Lande wünſcht' ich, daß ſie ſolches nur einen Tag ſehen möchten, es würde ihnen zu hundert und aber hundert vernünftigen Betrachtungen Anlaß geben. Alſo nur dieß Wenige. Da waren unüberſehbare Felder mit Kriegsleuten bedeckt; viele tauſend Zuſchauer an allen Ecken und Enden. Hier ſtehen zwei große Armeen in künſtlicher Schlachtordnung; ſchon brüllt von den Flanken das grobe Geſchütz auf einander los. Sie avanziren, kommen zum Feuer, und machen ein ſo entſetzliches Donnern, daß man ſeinen nächſten Nachbar nicht hören und vor Rauch nicht mehr ſehen kann: Dort verſuchen etliche Bataillons ein Heckenfeuer; hier fallen's einander in die Flanke, da blokiren ſie Batterien, dort formiren ſie ein doppeltes Kreuz. Hier marſchiren ſie über eine Schiffbrücke, dort bauen Küraſſiers und Dragoner ein, und ſprengen etliche Schwadrons Huſaren von allen Farben auf einander los, daß Staubwolken über Roß und Mann emporwallen. Hier überrumpeln's ein Lager; die Avantgarde, unter der ich zu manövriren die Ehre hatte, bricht Zelte ab und flieht. Doch noch einmal: Ich müßte ein Narr ſein, wenn ich glaubte, hier eine Preußiſche Generalrevüe beſchrieben zu haben. Ich hoffe alſo, man nimmt mit dieſem Wenigen vorlieb, oder, vielmehr, verzeiht's mir, um der Freude willen, mein Gewäſch nicht länger anzuhören.

Endlich kam der erwünſchte Zeitpunkt, wo es hieß: Allons ins Feld! Schon im Heumonat marſchierten etliche Regimenter von Berlin ab, und kamen hinwieder andre aus Preußen und Pommern an. Jetzt mußten ſich alle Beurlaubten ſtellen, und in der großen Stadt wimmelte alles von Soldaten. Dennoch wußte noch niemand eigentlich, wohin all die Bewegungen zielten. Ich horchte wie ein Schwein am Gatter. Einige ſagten, wenn's ins Feld gehe, könnten wir neue Rekruten doch nicht mit, ſondern würden unter ein Garniſonsregiment geſteckt. Das hätte mir himmelangſt gemacht; aber ich glaubte es nicht. Indeſſen bot ich alle meine Leibes- und Seelenkräfte auf, mich bei allen Manövers als einen fertigen tapfern Soldaten zu zeigen, denn einige bei der Compagnie, die älter waren als ich, mußten wirklich zurückbleiben. Und nun den ein und zwanzigſten Auguſt Abends ſpät kam die gewünſchte Ordre, uns auf Morgen marſchfertig zu halten. Potz Wetter! wie ging es da her mit Putzen und Packen! Einmal, wenn's mir auch an Geld nicht gebrochen, hätt' ich nicht mehr Zeit gehabt, einem Bäcker zwei geborgte Brode zu bezahlen. Auch hieß es, in dieſem Fall dürfte kein Gläubiger mehr ans Mahnen denken: Doch ich ließ mein Wäſchkiſtchen zurück; und wenn es der Bäcker nicht abgefordert hat, hab' ich heutigen Tages noch einen Creditor in Berlin, nebſt etlichen Debitoren für ein Paar Batzen, mit denen es ungefähr ſo wett aufgeht. Den zwei und zwanzigſten Auguſt Morgens drei Uhr ward Alarm geſchlagen und mit Anbruch des Tages ſtand unſer Regiment Itzenblitz — ein herrlicher Name! — das die Soldaten wegen der gewaltigen Schärfe unſeres Obriſten auch Donner und Blitz nannten, in der Krauſenſtraße ſchon Parade. Jede ſeiner zwölf Compagnien war hundertfünfzig Mann ſtark. Die in Berlin nächſt um uns einquartierten Regimenter, deren ich mich erinnere, waren Bokat, Winterfeld, Meyring und Kalkſtein; dann vier Prinzenregimenter: Prinz von Preußen, Prinz Ferdinand, Prinz Karl und Prinz von Würtemberg, die alle theils vor theils nach uns abmarſchirten, nachwärts aber im Feld meiſt wieder zu uns geſtoßen ſind. Jetzt wurde Marſch geſchlagen, Thränen von Bürgern, Soldatenweibern, Huren und dergleichen floſſen zu Haufen. Auch die Kriegsleute ſelber, die Landskinder nämlich, welche Weiber und Kinder zurückließen, waren ganz niedergeſchlagen, voll Wehmuth und Kummer; die Fremden jauchzten heimlich vor Freuden und rieſen: Endlich iſt unſre Erlöſung da! Jeder war bebündelt wie ein Eſel, erſt mit einem Degengurt umſchnallt, dann die Patrontaſche über der Schulter mit einem fünf Zoll langen Riemen; über die andre Achſel der Torniſter, mit Wäſche und ſo weiter bepackt; item der Haberſack mit Brod und andrer Fourage geſtopft. Hiernächſt mußte jeder noch ein Stück Feldgeräth tragen; Flaſche, Keſſel, Haken, oder ſo was, alles an Riemen; dann erſt noch eine Flinte, auch an einem ſolchen. So waren wir alle fünfmal kreuzweis über die Bruſt geſchloſſen, daß anfangs jeder glaubte, unter ſolcher Laſt erſticken zu müſſen. Dazu kam die enge gepreßte Montur, und eine ſolche Hundstagshitze, daß mir's manchmal däuchte, ich geh' auf glühenden Kohlen. Wenn ich meiner Bruſt ein wenig Luft machte, kam ein Dampf heraus wie aus einem ſiedenden Keſſel. Oft hatt' ich keinen trockenen Faden mehr am Leib, und verſchmachtete bald vor Durſt.

So marſchirten wir den erſten Tag zum Köpeniker Thor aus, und machten noch vier Stunden bis zum Städtchen Köpenik, wo wir zu dreißig bis funfzig bei Bürgern einquartiert waren, die uns für einen Groſchen traktiren mußten. Poß Plunder, wie gings da her! Ha! da wurde gefreſſen. Aber denk' man ſich nur ſo viele große hungrige Kerls! Immer hieß es, ſchaff her, Canaille, was d' im hinterſten Winkel haſt. Des Nachts wurde die Stube mit Stroh gefüllt, da lagen wir alle in Reihen, den Wänden nach. Wahrlich, eine curioſe Wirthſchaft! In jedem Haus befand ſich ein Offizier, welcher auf gute Mannszucht halten ſollte; ſie waren aber oft die Faulſten. Den zweiten Tag gings zehn Stunden weit bis Fürſtenwald, da gab's ſchon Marode, die ſich auf Wagen packen laſſen mußten. Es war auch kein Wunder, da wir dieſen ganzen Tag nur ein einzig Mal haltmachen, und ſtehenden Fußes etwas Erfriſchung zu uns nehmen durften. Am letzgedachten Orte ging es wie an dem erſtern, nur daß hier die meiſten lieber ſoffen als fraßen, und viele ſich bald todt hinlegten. Den dritten Tag ging's ſechs Stunden bis Jacobsdorf, wo wir drei Raſttage hielten, aber deſto ſchlimmer hantirten, und die armen Bauern bis aufs Blut ausſogen. Vom ſiebenten bis vierzehnten Tage kamen wir über Guben, Spremberg und Hoyerswerde bis Camenz, dem letzten Oertchen, wo wir einquartiert wurden. Von da an campirten wir im Felde, und machten Märſche und Contremärſche, ſo daß ich ſelbſt nicht weiß, wo wir all durchkamen, da es oft bei dunkler Nacht geſchah. Nur ſo viel erinnr' ich mich, daß wir am zehnten September Pirna erreichten, wo noch einige Regimenter zu uns ſtießen und wir ein weites faſt unüberſehbares Lager aufſchlugen, ſowie auch das über Pirna gelegene Schloß Königſtein dieſſeit und den Lilienſtein jenſeit der Elbe beſetzten. In der Nähe dieſes letzteren Berges befand ſich die ſächſiſche Armee, in deren Lager wir gerade übers Thal hinüberſehen konnten. Unter uns im Thale an der Elbe lag Pirna, das jetzt ebenfalls von unſerm Volke beſetzt ward.

Bis hieher hatte der Herr geholfen! Dieſe Worte waren der erſte Text unſers Feldpredigers bei Pirna. O ja, dacht' ich, das hat er, er wird auch ferner helfen und zwar hoffentlich mir in mein Vaterland, denn was gehen mich eure Kriege an?

Mittlerweile ging's, wie's bei einer marſchirenden Armee zu gehen pflegt, bunt übereck und kraus, ſo daß ich alles zu beſchreiben nicht im Stande bin, auch ſolches, wie ich denke, zu wenig Dingen nütz wäre. Unſer Major Lüderiz, denn die Offiziere gaben auf jeden Kerl beſonders Achtung, mag mir oft meinen Unmuth aus dem Geſichte geleſen haben. Dann drohte er mir mit dem Finger: „Nimm dich in Acht, Kerl!“ Schärern hingegen klopfte er bei den nämlichen Anläſſen auf die Schulter, und nannte ihn mit lächelnder Miene einen braven Burſchen, denn der war immer luſtig und wohlgemuth, und ſang bald ſeine Maurerlieder bald den Kühreih'n. - Im Herzen dachte er wie ich, obſchon er es beſſer verbergen konnte. Ein andermal freilich faßt' ich wieder Muth und dachte: Gott wird alles wohl machen! Wenn ich vollends Markoni, der doch keine geringe Schuld an meinem Unglücke war, auf dem Marſch oder im Lager erblickte, war's mir immer, ich ſehe meinen Vater oder meinen beſten Freund, wenn er mir zumal vom Pferd herunter ſeine Hand bot, die meinige traulich ſchüttelte, mir mit liebreicher Wehmuth gleichſam in die Seele 'nein guckte: „Wie geht's, Ollrich! „wie geht's? 's wird ſchon beſſer kommen!“ zu mir ſagte, und, ohne meine Antwort zu erwarten, dieſelbe aus meinem thränenſchimmernden Aug' leſen wollte. O! ich wünſche dem Mann, wo er immer todt oder lebendig ſein mag, noch auf den heutigen Tag alles Gute; denn von Pirna weg iſt er mir nie mehr zu Geſicht gekommen. Mittlerweile hatten wir alle Morgen die gemeſſene Ordre erhalten, ſcharf zu laden; dieſes veranlaßte unter den ältern Soldaten ein Gerede: „Heute gibt's was! Heut ſetzt's gewiß was ab!“ Dann ſchwitzten wir Jungen freilich an allen Fingern, wenn wir bei einem Gebüſch' oder Gehölz vorbeimarſchirten und uns verfaßt halten mußten. Da ſpitzte jeder ſtillſchweigend die Ohren, erwartete einen feurigen Hagel und ſeinen Tod, und ſah, ſo bald man wieder ins Freie kam, ſich rechts und links um, wie er am ſchicklichſten entwiſchen konnte, denn wir hatten immer feindliche Küraßiers, Dragoner und Soldaten zu beiden Seiten. Als wir einſt die halbe Nacht durchmarſchirten, verſuchte Bachmann den Reißaus zu nehmen, und irrte etliche Stunden im Wald herum, aber am Morgen war er wieder hart bei uns und kam noch eben recht mit der Ausflucht weg, er habe beim Hoſenkehren in der Dunkelheit ſich von uns verloren. Von da an ſahen wir andern die Schwierigkeit, wegzukommen, alle Tag' deutlicher ein, und doch hatten wir feſt im Sinn, keine Bataille abzuwarten, es koſte was es wolle.

Eine umſtändliche Beſchreibung unſers Lagers zwiſchen Königſtein und Pirna ſowohl als des gerade vor uns überliegenden Sächſiſchen bei Lilienſtein wird man von mir nicht erwarten. Ich ſchreibe nur, was ich geſehen, was allernächſt um mich her vor- und beſonders was mich ſelbſt anging. Von den wichtigſten Dingen wußten wir gemeine Hungerſchlukker am allerwenigſten, auch kümmerten wir uns nicht viel darum. Mein und ſo vieler andrer Sinn war vollends allein auf: Fort, fort! Heim ins Vaterland! gerichtet.

Vom elften bis zwölften September ſaßen wir in unſerm Lager ganz ſtill, und wer gern Soldat war, dem mußt' es damals recht wohl ſein. Da ging's vollkommen wie in einer Stadt zu. Da gab's

Marketenter und Feldſchlächter zu Haufen. Den ganzen Tag, ganze lange Gaſſen durch, nichts als Sieden und Braten. Da konnte jeder haben was er wollte, oder vielmehr was er zu bezahlen vermochte: Fleiſch, Butter, Käs, Brod, aller Gattung Baum- und Erdfrüchte. Die Wachten ausgenommen, mochte jeder machen was ihm beliebte, kegeln, ſpielen, in und außer dem Lager ſpazieren gehen. Nur wenige hockten müſſig in ihren Zelten. Der eine beſchäftigte ſich mit Gewehrputzen, der andre mit Waſchen, der dritte kochte, der vierte flickte Hoſen, der fünfte Schuhe, der ſechſte ſchnizelte was von Holz und verkauft' es den Bauern. Jedes Zelt hatte ſeine ſechs Mann und einen Uebercompleten. Unter dieſen ſieben war immer einer gefreit, dieſer mußte gute Mannszucht halten. Von den ſechs übrigen ging einer auf die Wache, einer mußte kochen, einer Proviant herbeiholen, einer ging nach Holz, einer nach Stroh, und einer machte den Seckelmeiſter, alle zuſammen aber Eine Haushaltung, Einen Tiſch und ein Bett aus. Auf den Märſchen ſtopfte jeder in ſeinen Haberſack, was er, verſteht ſich in Feindesland, erhaſchen konnte. Mehl, Rüben, Erdbirnen, Hühner, Enten. Wer nichts aufzutreiben vermochte, ward von den übrigen ausgeſchimpft, wie denn mir das zum öftern begegnete. Was das für ein Mordiogeſchrei gab, wenn's durch ein Dorf ging, von Weibern, Kindern, Gänſen und Spanferkeln. Da mußte alles mit, was ſich tragen ließ. Huſch! den Hals umgedreht und eingepackt. Da brach man in alle Ställ' und Gärten ein, prügelte auf alle Bäume los und riß die Aeſte mit den Früchten ab. Der Hände ſind viel, hieß es, was einer nicht kann, mag der andere. Da durft keine Seel' Mux machen, wenn's nur der Offizier erlaubte, oder auch bloß halb erlaubte. Da that jeder ſein Devoir zum Ueberfluß. Wir drei Schweizer, Schärer, Bachmann und ich, es gab unſrer Landsleute zwar beim Regiment noch mehr, wir kannten ſie aber nicht, kamen keiner zum andern in's Zelt, auch nie zuſammen auf die Wache. Hingegen ſpazierten wir oft miteinander außer des Lagers bis auf die Vorpoſten, beſonders auf einen gewiſſen Bühel, wo wir eine weite zierliche Ausſicht über das Sächſiſche, unſer ganzes Lager und durchs Thal hinab bis auf Dresden hatten. Da hielten wir unſern Kriegsrath: was wir machen, wo hinaus, welchen Weg wir nehmen, wo wir uns wieder treffen ſollten? Aber zur Hauptſache, zum hinaus fanden wir alle Löcher verſtopft. Zudem wären Schärer und ich lieber in einer ſchönen Nacht allein, ohne Bachmann davon geſchlichen, denn wir trauten ihm nie ganz, und ſahen dabei alle Tag' die Huſaren Deſerteurs einbringen, hörten Spießruthenmarſch ſchlagen, und was es ſolcher Aufmunterungen mehr gab. Jedoch ſahen wir alle Stunden einem Treffen entgegen.

Endlich, den zwei und zwanzigſten September, ward Allarm geſchlagen und erhielten wir Ordre aufzubrechen. Augenblicklich war alles in Bewegung, in etlichen Minuten war ein ſtundenweites Lager, wie die allergrößte Stadt, zerſtört, aufgepackt, und Allons, Marſch! Jetzt zogen wir ins Thal hinab, ſchlugen bei Pirna eine Schiffbrücke und formirten oberhalb dem Städtchen, dem ſächſiſchen Lager en Front, eine Gaſſe wie zum Spießruthenlaufen, deren eines End bis zum Pirnaer-Thor ging, und durch welche viele gefangene Sachſen zu vieren hoch ſpazieren, vorher aber das Gewehr ablegen, und, man kann ſich's einbilden, die ganze lange Straße durch Schimpf- und Stichelreden genug anhören mußten. Einige gingen traurig mit geſenktem Geſicht daher, andre trotzig und wild, und noch andre mit einem Lächeln, das den preußiſchen Spottvögeln gern nichts ſchuldig bleiben wollte. An dem nämlichen Tage marſchirten wir noch ein Stück Wegs fort und ſchlugen unſer Lager bei Lilienſtein auf. Den drei und zwanzigſten mußte unſer Regiment die Proviantwagen decken. Den vier und zwanzigſten machten wir einen Contremarſch, und kamen bei Nacht und Nebel der Henker weiß wohin. Den fünfundzwanzigſten früh ging's ſchon wieder fort, vier Meilen bis Außig. Hier ſchlugen wir ein Lager, blieben da bis auf den neun und zwanzigſten und mußten alle Tag' auf Fourage aus. Bei dieſen Anläſſen wurden wir oft von den kaiſerlichen Panduren attakirt, oder es kam ſonſt aus einem Gebüſch ein Karabinerhagel auf uns los, ſo daß mancher todt auf der Stelle blieb und noch mehrere bleſſirt wurden. Wenn aber unſre Artilleriſten nur etliche Kanonen gegen das Gebüſch richteten, flog der Feind über Kopf und Hals davon. Dieſer Plunder hat mich nie erſchreckt, ich wäre ſein bald gewohnt worden, und dacht' oft: Pah! wenn's nur den Weg hergebt, iſt's ſo übel nicht. Den dreißigſten marſchirten wir wieder den ganzen Tag und kamen erſt des Nachts auf einem Berg an, den ich und meinesgleichen abermals ſo wenig kannten als ein Blinder. Inzwiſchen bekamen wir Ordre, hier kein Gezelt aufzuſchlagen, auch kein Gewehr niederzulegen, ſondern immer mit ſcharfer Ladung bereit zu ſtehn, weil der Feind in der Nähe ſei. Endlich ſahen und hörten wir mit anbrechendem Tag unten im Thal gewaltig blitzen und feuern. In dieſer bangen Nacht deſertirten viele, neben andern auch Bruder Bachmann. Für mich wollt' es ſich noch nicht recht ſchicken, ſo wohl's mir ſonſt behagt hätte.

Früh Morgens mußten wir uns rangiren und durch ein enges Thälchen gegen das große Thal hinuntermarſchiren. Vor dem dicken Nebel konnten wir nicht weit ſehen. Als wir aber vollends in die Plaine kamen und zur großen Armee ſtießen, rückten wir in drei Treffen weiter vor und erblickten von Ferne durch den Nebel, wie durch einen Flor, feindliche

Truppen auf einer Ebene, oberhalb dem Böhmiſchen Städtchen Lowoſitz. Es war Kaiſerliche Kavallerie, denn die Infanterie bekamen wir nie zu Geſicht, da ſich dieſelbe bei gedachtem Städtchen verſchanzt hatte. Um ſechs Uhr ging ſchon das Donnern der Artillerie ſowohl aus unſerm Vordertreffen als aus den Kaiſerlichen Batterien ſo gewaltig an, daß die Kanonenkugeln bis zu unſerm Regiment, das im mittlern Treffen ſtund, durchſchnurrten. Bisher hatt' ich immer noch Hoffnung, vor einer Bataille zu entwiſchen; jetzt ſah' ich keine Ausſicht mehr weder vor noch hinter mir, weder zur Rechten noch zur Linken. Wir rückten inzwiſchen immer vorwärts. Da fiel mir vollends aller Muth in die Hoſen. In den Bauch der Erde hätt' ich mich verkriechen mögen, und eine ähnliche Angſt, ja Todesbläſſe las man bald auf allen Geſichtern, ſelbſt derer, die ſonſt noch ſo viel Herzhaftigkeit gleißneten. Die geleerten Brenzfläſchchen, deren jeder Soldat eines hat, flogen unter den Kugeln durch die Lüfte; die meiſten ſoffen ihren kleinen Vorrath bis auf den Grund aus, denn da hieß es: Heute braucht es Courage und Morgen vielleicht keinen Fuſel mehr! Jetzt avancierten wir bis unter die Kanonen, wo wir mit dem erſten Treffen abwechſeln mußten. Potz Himmel! wie ſauſten da die Eiſenbrocken ob unſern Köpfen weg, fuhren bald vor bald hinter uns in die Erde, daß Stein und Raſen hoch in die Luft ſprangen, bald mitten ein und ſchickten uns die Leute aus den Gliedern weg, als wenn's Strohhälme wären. Dicht vor uns ſahen wir nichts als feindliche Kavallerie, die allerhand Bewegungen machte, ſich bald in die Länge ausdehnte, bald in einen halben Mond, dann in ein Drei- und Viereck wieder zuſammenzog. Nun rückte auch unſre Kavallerie an, wir machten Lücke und ließen ſie vor, auf die feindliche losgalloppiren. Das war ein Gehagel, das knarrte und blinkerte, als ſie einhieben! Allein kaum währte es eine Viertelſtunde, ſo kam unſere Reiterei, von der Oeſterreichiſchen geſchlagen, und bis nahe unter unſre Kanonen verfolgt, zurück. Da hätte man den Spektakel ſehen ſollen, Pferde, die ihren Mann im Steigbügel hängend, andre die ihre Gedärme der Erde nachſchleppten. Inzwiſchen ſtunden wir noch immer im feindlichen Kanonenfeuer bis gegen elf Uhr, ohne daß unſer linker Flügel mit dem kleinen Gewehrfeuer zuſammentraf, obſchon es bereits auf dem rechten ſehr hitzig zuging. Viele meinten, wir müßten noch auf die Kaiſerlichen Schanzen ſturmlaufen. Mir war's ſchon nicht mehr ſo bange wie anfangs, obgleich die Feldſchlangen Mannſchaft zu beiden Seiten neben mir wegrafften und der Wahlplatz mit Todten und Verwundeten überſät war; als mit Eins, ungefähr um zwölf Uhr, die Ordre kam, unſer Regiment nebſt zwei andern, ich glaube Bevern und Kalkſtein, müßten zurückmarſchiren. Nun dachten wir, es gehe dem Lager zu, und alle Gefahr ſei vorbei. Wir eilten darum mit muntern Schritten die gähen Weinberge hinauf, brachen unſre Hüte voll ſchöne rothe Trauben, aßen vor uns her nach Herzensluſt, und mir und denen, welche neben mir ſtunden, kam nichts Arges in Sinn, obgleich wir von der Höhe herunter unſre Brüder noch in Feuer und Rauch ſtehen ſahen, ein fürchterlich donnerndes Gelärm hörten und nicht entſcheiden konnten, auf welcher Seite der Sieg war. Mittlerweile trieben unſre Anführer uns immer höher den Berg hinan, auf deſſen Gipfel ein enger Paß zwiſchen Felſen durchging, der auf der andern Seite wieder hinunter führte. Sobald unſre Avantgarde den erwähnten Gipfel erreicht hatte, ging ein entſetzlicher Muſketenhagel an, und nun merkten wir erſt, wo der Has im Stroh lag. Etliche Tauſend Kaiſerliche Panduren waren nämlich auf der andern Seite den Berg hinauf beordert, um unſrer Armee in den Rücken zu fallen. Dieß muß unſern Anführern verrathen worden ſein und wir mußten ihnen zuvorkommen. Nur etliche Minuten ſpäter, ſo hätten ſie uns die Höhe abgewonnen, und wir wahrſcheinlich den Kürzern gezogen. Nun ſetzte es ein unbeſchreibliches Blutbad ab, ehe man die Panduren aus jenem Gehölz vertreiben konnte. Unſre Vordertruppen litten ſtark, allein die hintern drangen ebenfalls über Hals und Kopf nach, bis zuletzt alle die Höhe gewonnen hatten. Da mußten wir über Hügel von Todten und Verwundeten ſtolpern. Alsdann ging's Hudri, Hudri, mit den Panduren die Weinberge hinunter, ſprungweiſe über eine Mauer nach der andern herab, in die Ebene. Unſre gebornen Preußen und Brandenburger packten die Panduren wie Furien. Ich ſelber war in Jaſt und Hitze wie vertaumelt, und, mir weder Furcht noch Schreckens bewußt, ſchoß ich Eines Schießens faſt alle meine ſechzig Patronen los, bis meine Flinte halb glühend war und ich ſie am Riemen nachſchleppen mußte. Indeſſen glaub' ich nicht, daß ich eine lebendige Seele traf, ſondern alles ging in die freie Luft. Auf der Ebene am Waſſer vor dem Städtchen Lowoſitz poſtirten ſich die Panduren wieder und pülferten ſo tapfer in die Weinberge hinauf, daß noch mancher vor und neben mir ins Gras biß. Preußen und Panduren lagen überall durcheinander, und wo ſich einer von letzteren noch regte, wurde er mit der Kolbe vor den Kopf geſchlagen oder ihm ein Bayonnet durch den Leib geſtoßen. Nun ging in der Ebene das Gefecht von neuem an. Aber wer wird das beſchreiben wollen, wo jetzt Rauch und Dampf von Lowoſitz ausging, wo es krachte und donnerte, als ob Himmel und Erde hätten zergehen wollen; wo das unaufhörliche Rumpeln vieler hundert Trommeln, das herzzerſchneidende und herzerhebende Ertönen aller Art Feldmuſik, das Rufen ſo vieler Commandeurs und das Brüllen ihrer Adjutanten, das

Zeter- und Mordiogeheul ſo vieler tauſend elender, zerquetſchter, halbtodter Opfer dieſes Tages alle Sinnen betäubte! Um dieſe Zeit, es mochte etwa drei Uhr ſein, da Lowoſitz ſchon in Feuer ſtand, viele hundert Panduren, auf welche unſre Vordertruppen wieder wie wilde Löwen einbrachen, ins Waſſer ſprangen, wo es dann auf das Städtchen ſelber losging, um dieſe Zeit war ich freilich nicht der Vorderſte, ſondern unter dem Nachtrapp noch im Weinberg droben, von dem mancher, wie geſagt, weit behender als ich von einer Mauer über die andere hinunterſprang, um ſeinen Brüdern zu Hülf' zu eilen. Da ich alſo noch ein wenig erhöht ſtand, und in die Ebene wie in ein finſteres Donner- und Hagelwetter hineinſah, in dieſem Augenblick deucht' es mich Zeit, oder vielmehr mahnte mich mein Schutzengel, mich mit der Flucht zu retten. Ich ſah mich nach allen Seiten um. Vor mir war alles Feuer, Rauch und Dampf, hinter mir noch viele nachkommende auf die Feinde loseilende Truppen, zur Rechten zwei Hauptarmeen in voller Schlachtordnung. Zur Linken Weinberge, Büſche, Wäldchen, nur hie und da einzelne Menſchen, Preußen, Panduren, Huſaren, und von dieſen mehr Todte und Verwundete als Lebende. Da, da, auf dieſe Seite! dacht' ich, ſonſt iſt's lautere Unmöglichkeit!

Ich ſchlich alſo zuerſt mit langſamem Marſch ein wenig auf die linke Seite, die Reben durch. Noch eilten etliche Preußen bei mir vorbei. „Komm', komm' Bruder!" ſagten ſie, „Viktoria!" Ich ripoſtirte kein Wort, that nur ein wenig bleſſirt, und ging immer allgemach, freilich mit Furcht und Zittern fort. Sobald ich mich indeſſen ſo weit entfernt hatte, daß mich niemand mehr ſehen mochte, verdoppelte, verdrei-vier-fünf-ſechsfachte ich meine Schritte, blickte rechts und links wie ein Jäger, ſah noch von weitem, zum letzten Mal in meinem Leben, morden und todtſchlagen; ſtrich dann in vollem Galopp ein Gehölz vorbei, das voll todter Huſaren, Panduren und Pferde lag, rannte Eines Rennens gerade dem Fluß nach hinunter, und ſtand jetzt an einem Tobel. Jenſeits deſſelben kamen ſo eben etliche Kaiſerliche Soldaten angeſtochen, die ſich gleichfalls aus der Schlacht weggeſtohlen hatten, und ſchlugen, als ſie mich ſo daherlaufen ſahen, zum dritten Mal auf mich an, ungeachtet ich immer das Gewehr ſtreckte, und ihnen mit dem Hut den gewohnten Wink gab. Doch brannten ſie niemals los. Ich faßte alſo den Entſchluß, gerad' auf ſie zuzulaufen. Hätt' ich einen andern Weg genommen, würden ſie, wie ich nachwärts erfuhr, unfehlbar auf mich gefeuert haben. Ihr Hunde, dacht' ich, hättet ihr eure Courage bei Lowoſitz gezeigt! Als ich zu ihnen kam und mich als Deſerteur angab, nahmen ſie mir das Gewehr ab, unterm Verſprechen, mir's nachwärts wieder zuzuſtellen. Aber der, welcher ſich deſſen impatronirt hatte, verlor ſich bald darauf, und nahm das Füſil mit. Nun ſo ſei's! Alsdann führten ſie mich ins nächſte Dorf Schenisek, eine ſtarke Stunde unter Lowoſitz. Hier war eine Fahrt über das Waſſer, aber ein einziger Kahn zum Transport. Da gab's ein Zetermordiogeſchrei von Männern, Weibern und Kindern. Jedes wollte zuerſt in dem Teich ſein, aus Furcht vor den Preußen, denn alles glaubte ſie ſchon auf der Haube zu haben. Auch ich war keiner von den letzten, der mitten unter eine Schaar von Weibern hineinſprang. Wo nicht der Fährmann etliche hinausgeworfen, hätten wir alle erſaufen müſſen. Jenſeits des Fluſſes ſtand eine Panduren-Hauptwache. Meine Begleiter führten mich auf dieſelbe zu, und die rothen Schnurrbärte begegneten mir auf's manierlichſte, gaben mir, ungeachtet ich ſie und ſie mich kein Wort verſtunden, Toback, Branntwein und Geleit auf Leitmeritz, glaub' ich, wo ich unter lauter Stockböhmen übernachtete, und freilich nicht wußte, ob ich da mein Haupt ſicher zur Ruhe legen konnte. Allein ich hatte von dem Tumult des Tags noch einen ſo verdammelten Kopf, daß dieſer Kapitalpunkt mir am mindeſten betrug. Morgens darauf, den zweiten Oktober, ging ich mit einem Transport ins kaiſerliche Hauptlager nach Budin ab. Hier traf ich bei zweihundert andrer Preußiſcher Deſerteurs, von denen, ſo zu reden, jeder ſeinen eignen Weg und ſein Tempo in Obacht genommen hatte, neben andern auch unſern Bachmann. Wie ſprangen wir beide hoch auf vor Entzücken, uns ſo unerwartet wieder in Freiheit zu ſehn! Da ging's an ein Erzählen und Jubiliren, als wenn wir ſchon zu Haus hinterm Ofen ſäßen. Einzig hieß es bisweilen: Ach wäre nur auch der Schärer von Weil bei uns! Wo mag der geblieben ſein? Wir hatten die Erlaubniß, alles im Lager zu beſichtigen. Offiziers und Soldaten ſtunden bei Haufen um uns, denen wir mehr erzählen ſollten als uns bekannt war. Etliche wußten Winds genug zu machen, ihren Wirthen zu ſchmeicheln und zur Verkleinerung der Preußen hundert Lügen auszuhecken. Da gab's auch unter den Kaiſerlichen manchen Erzprahler; und der kleinſte Zwerg rühmte ſich, wer weiß wie manchen langbeinigten Brandenburger auf ſeiner eignen Flucht in die Flucht geſchlagen zu haben. Drauf führte man uns zu etwa funfzig Mann Gefangenen von der Preußiſchen Kavallerie. Ein erbärmlich Spektakel! Da war kaum einer an Wunden oder Beulen leer ausgegangen; etliche über's ganze Geſicht heruntergehauen, andere ins Genick, andre über die Ohren, über die Schultern oder Schenkel. Da war alles ein Aechzen und Wehklagen! Wie prieſen uns die armen Wichte ſelig, einem ähnlichen Schickſal ſo glücklich entronnen zu ſein; und wie dankten wir ſelber Gott dafür! Wir mußten im Lager übernachten und bekamen jeder einen Dukaten Reiſegeld. Dann ſchickte man uns mit einem Kavallerietransport nach einem Böhmiſchen Dorfe, wo wir, nach einem kurzen Schlummer, folgenden Tags auf Prag abgingen. Dort vertheilten wir uns, und bekamen Päſſe, je zu ſechs, zehn und zwölf, welche einen Weg gingen. Wir waren ein wunderſeltſames Gemengſel von Schweizern, Schwaben, Sachſen, Baiern, Tyrolern, Welſchen, Franzoſen, Polacken und Türken. Einen ſolchen Paß bekamen unſer ſechs zuſammen bis Regensburg. In Prag ſelbſt war ein Zittern und Beben vor den Preußen ohne ſeinesgleichen. Man hatte den Ausgang der Schlacht bei Lowoſitz bereits vernommen und glaubte den Sieger ſchon vor den Thoren zu ſehn. Auch da ſtunden ganze Trupps Soldaten und Bürger um uns her, denen wir ſagen ſollten, was der Preuß' im Sinn habe? Einige von uns tröſteten die neugierigen Haaſen; andre hatten noch ihre Freude daran, ſie tapfer zu ſchrecken, und ſagten ihnen, der Feind werde ſpätſtens in vier Tagen anlangen und ſei ergrimmt wie der Teufel. Dann ſchlugen viele die Händ' über'm Kopf zuſammen; Weiber und Kinder wälzten ſich heulend im Koth herum.

3.

Heimkehr.

Den fünften October traten wir unſre wirkliche Heimreiſe an. Es war ſchon Abends, als wir von

Prag ausmarſchirten. Es ging bald über eine Anhöhe, von welcher wir eine unvergleichliche Ausſicht über das ganze ſchöne königliche Prag hatten. Die liebe Sonne vergüldete ſeine mit Blech bedeckten zahlloſen Thurmſpitzen zum Entzücken. Wir ſtunden eine Weile ſtill, unter allerhand Geſprächen und mannigfaltigen Empfindungen dieſes herrlichen Anblicks zu genießen. Einige bedauerten den prächtigen Ort, wenn er ſollte bombardirt werden; andre hätten mögen dabei ſein, wenigſtens während dem Plündern. Ich konnte mich kaum ſatt ſehn; ſonſt aber war mein einziges Sehnen wieder nach Haus, zu den Meinigen, zum Anneli. Wir kamen noch bis auf Schibrack; den ſechsten bis Pilſen. Dort hatte der Wirth eine Tochter, das ſchönſte Mädchen, das ich in meinem Leben geſehn. Mein Herr Bachmann wollte mit ihr hübſch thun, und faſt einzig ihr zu lieb hielten wir da Raſttag. Aber der Wirth verdeutete ihm, ſein Kind ſei keine Berlinerin! Vom achten bis zwölften ging's über Stab, Leniſch, Rätz, Rien auf Regensburg, wo wir zum zweitenmal raſteten. Bisher hatten wir nur kurze Tagreiſen von zwei bis drei Meilen gemacht, aber deſto längere Zechen. Mein Dukaten Reiſegeld war ſchon dünn wie ein Laub worden, ſonſt hatt' ich keinen Heller in der Ficke, und ward alſo genöthigt, auf den Dörfern zu fechten. Da bekam ich oft beide Taſchen voll Brod, aber nie einen Heller baar. Bachmann hingegen hatte noch von ſeinem Handgeld übrig, ging in die Schenke, und ließ ſich's wohl ſchmecken. Nur etwa zu vornehmen Häuſern, Pfarrhöfen und Klöſtern, kam er mit. Da mußten wir oft halbe Stunden ſtehn und den Herren alle Hergangenheit erzählen; deß wurde beſonders Bachmann meiſt überdrüßig, ſonderlich wo für die Geſchichte einer ganzen Schlacht, der er nicht beigewohnt, nur ein Paar Pfennige flogen. Er gab immer vor, daß er bei Lowoſitz geweſen, und ich mußt' ihm die Lüge friſiren helfen; dafür hatt' er mir die ganze Reiſ' über keinen Krug Bier bezahlt. In den Klöſtern gab's Suppen, oft auch Fleiſch. Zu Regensburg, oder vielmehr im Baierſchen Hof vertheilten wir uns wieder. Bachmann und ich erhielten einen Paß nach der Schweiz. Die andern, ein Baier, zween Schwaben und ein Franzoſe, von denen ich nichts weiter zu ſagen weiß, als daß ſie alle vier rüſtige Kerls und uns Tölpeln weit überlegen waren, nahmen jeder ſeine Straße. Die unſrige ging, der kleinen Orte nicht zu gedenken, über Ingolſtadt, Donauwerth, Dillingen, Bregenz, Rheineck, nach Rorſchach. Oberhalb Rheineck begegnete mir bald ein trauriger Spaß. Bisher waren wir unter lauter muntern Geſprächen über unſre glückliche Flucht, über unſre ältern und neuern Schickſale und unſre Ausſichten für die Zukunft ganz brüderlich gereiſt. Bachmann, dem, von vorigen Zeiten her, faſt alle Tag Hund' und Haſen wieder in den Sinn ſtiegen, hatte ſich, ſobald wir von Prag weg waren, eine Jagdflinte gekauft, die er mit ſich trug. Ich war ſeiner ewigen Discurſe von Hetzen und Treiben ſchon längſt müde geworden, als wir, wie geſagt, oberhalb Rheineck in den Weinbergen Hunde jagen hörten. Hier machte mein Urian vor Entzücken ordentliche Purzelſprünge und behauptete, es wären, beim Himmel! ſeine alten Bekannten; er kenne ſie noch am Bellen! Ich lachte ihn aus. Hierüber ward er böſe, befahl mir ſtillzuſtehn, und der ſchönen Muſik zuzuhorchen. Jetzt ſpottete ich vollends ſeiner, und ſtampfte mit den Füßen. Das hätt' ich freilich ſollen bleiben laſſen. Er ward raſend, ſtand ganz ſchäumend mit aufgehobner Flinte vor mir, und ſetzte ſie mir zähnknirſchend vor den Kopf, als wenn er mich den Augenblick tödten wollte. Ich erſchrak. Er war bewaffnet, ich nicht; und auch dieß und ſeine Wuth ungerechnet, glaub' ich kaum, daß ich dem ohnehin verzweifelt wilden, handfeſten Kerle, der beinahe zwei Zoll höher als ich war, hätte gewachſen ſein können. Doch, ich weiß nicht, ob aus Muth oder Furcht, ſtand ich bockſtill, und guckte nach allen Seiten herum, ob ich niemand zu Hilf rufen könnte? Aber, es war an einem einſamen Ort, auf einer Allmend; ich ſah' kein Mäuschen. „Sei kein Narr!" ſagt' ich zu ihm, „wirſt wohl Spaß verſtehn." Damit legte ſich ſeine Wuth ſchon um ein ziemliches. Wir gingen ſtillſchweigend weiter, und ich war froh, als wir unvermerkt ins Städtchen Rheineck traten.

Jetzt flattirte er mir wieder, eines Thalers wegen, den ich auf dem Weg von ihm geborgt hatte; und ich dachte oft, dieß Lumpenſtück Geld hab' mir das Leben gerettet. Aber von dem Augenblick an ſchwand alles Vertrauen unter uns. Doch hab' ich mich nie gerochen, obgleich's der Anläſſe viele gab, und mein Vater zahlte ihm den Thaler willig, als er wenig Tage nach meiner Heimkunſt in unſer Haus kam. Wir kamen noch bis Rorſchach, und des folgenden Tags auf Heriſau, denn mein Herr Bachmann mochte nicht eilen, und ich merkte, daß er ſich nicht recht nach Haus getraute, bis er ſich erkundigt hätte, wie, ſeiner vorigen Frevel wegen, der Wind blies.

Länger konnt' ich dem Burſchen nicht abpaſſen; denn, ſo nahe bei meiner Heimath, brannt' ich vor Begierde, dieſelbe völlig zu erreichen. Alſo den ſechs und zwanzigſten October Morgens früh nahm ich den Weg zum letztenmal unter die Füße, rannte wie ein Reh über Stock und Stein, und die lebhafte Vorſtellung des Wiederſehns von Eltern, Geſchwiſtern und meinem Liebchen ging mir einſtweilen vor Eſſen und Trinken. Als ich nun meinem geliebten Wattweil immer näher und näher, und endlich auf die ſchöne Anhöhe kam, von welcher ich ſeinen Kirchthurm ganz nahe unter mir erblickte, bewegte ſich alles in mir, und rollten große Thränen haufenweis über meine Wangen herab. O du erwünſchter, geſegneter Ort! ſo hab' ich dich wieder, und niemand wird mich weiter von dir nehmen, dacht' ich im Heruntertrollen wohl hundertmal, und dankte dabei Gottes Vorſehung, die mich aus ſo vielen Gefahren wo nicht wunderbar doch höchſtgütig gerettet hat. Auf der Brücke zu Wattweil redete mich ein alter Bekannter an, der vor meinem Weggehn um meine Liebesgeſchichte gewußt hatte, und deſſen erſtes Wort war: „Je gelt! deine Anne iſt auch verplempert; dein Vetter Michel war ſo glückſelig, und ſie hat ſchon ein Kind." Das fuhr mir durch Mark und Bein; indeſſen ließ ich's den Unglücksboten nicht merken: „Eh' nun," ſagt' ich, „hin iſt hin!" Und in der That, zu meinem größten Erſtaunen, faßt' ich mich bald, und dachte wirklich: „Nun freilich, das hätt' ich nicht hinter ihr geſucht! Aber, wenn's ſo ſein muß, ſo ſei's, und hab' ſie eben ihren Michel!" Dann eilt' ich unſerm Wohnort zu. Es war ein ſchöner Herbſtabend. Als ich in die Stube trat, Vater und Mutter waren nicht zu Hauſe, merkt' ich bald, daß auch nicht eines von meinen Geſchwiſtern mich erkannte, und ſie über den ungewohnten Spektakel eines Preußiſchen Soldaten nicht wenig erſchraken, der ſo in ſeiner vollen Montirung, den Torniſter auf dem Rücken, mit 'runter gelaſſnem Zottenhut und einem tüchtigen Schnurrbart ſie anredte. Die Kleinern zitterten; der größte griff nach einer Heugabel, und lief davon. Hinwieder wollt' auch ich mich nicht zu erkennen geben, bis meine Eltern da wären. Endlich kam die Mutter. Ich ſprach ſie um Nachtherberg an. Sie hatte viele Bedenklichkeiten; der Mann ſei nicht da und dergleichen. Länger konnt' ich mich nicht halten. Ich ergriff ihre Hand und ſagte: „Mutter, Mutter! kennſt mich nicht mehr?“ O da ging's zuerſt an ein lärmendes, von Zeit zu Zeit mit Thränen vermengtes Freudengeſchrei von Kleinen und Großen, dann an ein Bewillkommnen, Betaſten und Begucken, Fragen und Antworten, daß es eine Tauſendsluſt war. Jedes ſagte, was es gethan und gerathen, um mich wieder bei ihnen zu haben. So wollte meine älteſte Schweſter ihr Sonntagskleid verkaufen, und mich daraus heimholen laſſen. Mittlerweile langte auch der Vater an, den man ziemlich aus der Ferne rufen mußte. Dem guten Mann rannen auch Tropfen die Backen herunter: „Ach! Willkomm, willkomm, „mein Sohn! Gottlob, daß du geſund da biſt, und „ich einmal alle meine Zehn wieder beiſammen habe. „Obſchon wir arm ſind, gibt's doch alleweil Arbeit „und Brod.“ Jetzt brannte mein Herz lichterloh, und fühlte es tief die Wonne, ſo viele Menſchen auf einmal, und zwar die Meinigen, zu erfreuen. Dann erzählt' ich ihnen noch denſelben und etliche folgende Abende haarklein meine ganze Geſchichte. Da war's mir wieder ſo ungewohnt herzlich wohl! Nach ein Paar Tagen kam Bachmann, holte, wie geſagt, ſeinen Thaler, und beſtätigte all meine Ausſagen. Sonntags früh putzt' ich meine Montur, wie in

Berlin zur Kirchenparade. Alle Bekannten bewillkommten mich; die andern gafften mich an, wie einen Türken. Auch nicht mehr meine, ſondern Vetter Michels Anne that es, und zwar ziemlich frech, ohne zu erröthen. Ich hinwieder dankte ihr hohnlächelnd und trocken. Dennoch beſucht' ich ſie eine Weile hernach, als ſie mir ſagen ließ, ſie wünſchte allein mit mir zu reden. Da machte ſie freilich allerlei kahle Entſchuldigungen. Sie hab' mich auf immer verloren geglaubt, der Michel hab' ſie übertölpelt, und ſo weiter. Dann wollte ſie gar meine Kupplerin abgeben. Aber ich bedankte mich ſchönſtens, und ging.

Und nun, hieß es, was anfangen? Graben mag ich nicht; doch ſchäm' ich mich zu betteln. Nein! für mein Brod war ich nie beſorgt, und jetzt am allerwenigſten; denn, dacht' ich, nun biſt du wieder an deines Vaters Koſt und arbeiten willſt du auch wieder lernen. Doch merkt' ich, daß mein Vater meinetwegen ein Bißchen verlegen war, und vielleicht obige Texteswörte auf mich anwandte, obſchon er nichts davon ſagte. In der That war mir die ſchwarze, gefährliche Kunſt eines Pulvermachers höchſt zuwider; denn dergleichen Spezerei hatt' ich genug gerochen. Jetzt ſollt' ich auch wieder Kleider haben, und der gute Aetti ſtrengte alles an, mir ſolche zu verſchaffen. Den Winter über konnt' ich Holz zügeln und Baumwolle kämmen. Allein im Frühjahr beorderte mich mein Vater zum Salpeterſieden. Da gab's ſchmutzige und zum Theil ſtrenge Arbeit. Doch blieb mir immer ſo viel Zeit übrig, meinen Geiſt wieder in die weite Welt fliegen zu laſſen. Dann dacht' ich: „Warſt doch als Soldat nicht ſo ein Schweinskerl, und hatteſt bei all deiner Angſt und Noth manch luſtiges Tägel!“ Ha! wie veränderlich iſt das Herz des Menſchen. Denn jetzt ging ich wirklich manche Stunde mit mir zu Rath, ob ich nicht auf's neue den Weg unter die Füße nehmen wollte; ſtunden mir doch Frankreich, Holland, Piemont, die ganze Welt, außer Brandenburg offen. Mittlerweile wurde mir ein Herrndienſt im Johanniterhaus Bubickheim, Zürcher-Gebiets, angetragen. Ich ging zwar hin, mich zu erkundigen. Allein, ich gefiel, oder, was weiß ich, man gefiel mir nicht; und ſo blieb ich bei meinem Salpeter, war ein armer Tropf, hatte kein Geld, und mochte gleichwohl gern mit andern Burſchen leichen. Mein Vater gab mir zwar bisweilen, wenn ein Trinktag oder andrer Ehrenanlaß einfiel, etliche Batzen in den Sack; allein die waren bald über die Hand geblaſen. Der ehrliche Kreuztrager hatte ſonſt immer mehr auszugeben als einzunehmen, und Kummer und Sorgen machten ihn lange vor der Zeit grau. Die Wahrheit zu ſagen: Keins von allen ſeinen zehn Kindern wollte ihm recht ans Rad ſtehn. Jedes ſah vor ſich, und doch mochte keines was vor ſich bringen. Die einen waren zu jung. Von den zwei Brüdern, die nächſt auf mich folgten, gab ſich der ältere mit Baumwollen-Kämmen ab, und zahlte dem Aetti das Tiſchgeld; der andre half ihm zwar in der Pulvermühle: Ueberhaupt aber ließ der liebe Mann jedes, ſo zu ſagen, machen was es wollte, ertheilte uns viel gute Lehren und Ermahnungen, und las uns aus gottſeligen Büchern allerlei vor; aber dabei ließ er's bewenden, und brauchte kurz keinen Ernſt. Die Mutter mit den Töchtern machte es eben ſo, und war gar zu gut.

Schon ſeit lange gerieth ich bei meinem Herumpatrulliren hie und da an eine ſogenannte Schöne; und es gab deren nicht wenig die mir herzlich gut waren, aber meiſt ohne Vermögen. Ich nichts Sie nichts, dacht' ich dann, iſt doch zu wenig, denn ſo unbedachtſam war ich nicht mehr, wie im zwanzigſten. Auch ſprach der Vater immer zu uns: „Buben! ſeid „doch nicht ſo wohlfeil. Seht Euch vor. Ich will's „Euch zwar nicht wehren; aber werft den Bengel ein „Bislein hoch, er fällt ſchon von ſelbſt wieder tief; „in dieſem Punkt darf ſich einer alleweil was rechtes „einbilden.“ Nun, das war ſchön und gut; aber es muß einer denn doch durch wo's ihm geſchaufelt iſt. Gleichwohl dacht' ich etwas zu erhaſchen, und glaubte mich eigentlich zum Eheſtand beſtimmt, ſonſt wär' ich um dieſe Zeit ſicher in die weite Welt gegangen. Inzwiſchen war, all meiner obbelobten Bedächtlichkeit ungeachtet, der Geiz wirklich nicht meine Sache. Ein Mädchen, ganz nach meinem Herzen, hätt' ich nackend genommen. Aber da leuchtete mir eben keine vollkommen ein, wie weiland mein Aennchen. Mit einem gewiſſen Lieschen war ich ein Paarmal auf dem Sprung. Erſt machte das Ding Bedenklichkeiten; nachwärts bot es ſich ſelber an. Aber meine Neigung zu ihr war zu ſchwach; und doch glaub' ich nicht, daß ich unglücklich mit ihr gefahren wäre. Aber zu ſtockig iſt zu ſtockig. Bald darauf kam ich faſt ohne mein Wiſſen und Willen mit der Tochter einer katholiſchen Wittwe in einen Handel, welcher ziemliches Aufſehen machte, obſchon ich nur ein Paarmal mit ihr ſpazieren gegangen war und ein Glas Wein mit ihr getrunken hatte, alles ohne ſonderliche Abſicht, und vornehmlich ohne ſonderliche Liebe. Aber da blies man meinem Vater ein, ich wolle katholiſch, und Marianchens Mutter, ſie wolle reformirt werden; und doch hatte keins von uns ſo wenig an den Glauben als an eine Aenderung deſſelben gedacht. Das arme Ding kam wirklich darüber in eine Art geheimer Inquiſition von Geiſt- und Weltlichen, erzählte mir alles haarklein, und ihr ward himmelangſt. Ich hingegen lachte im Herzen des dummen Lärms, um ſo viel mehr, da mein Vater ſolider zu Werk ging, mich zwar freundernſtlich examinierte, aber mir dann auch auf mein Wort glaubte, als ich ihm ſagte, daß ich ſo ſteif und feſt auf mein Bekenntniß leben und ſterben wollte, als Lutherus oder unſre Landskraft Zwingli. Inzwiſchen wurde die Sache auf Marianchens Seite ernſthafter als ich glaubte. Das gute Kind ward ſo vernarrt in mich wie ein Kätzchen, und befeuchtete mich oft mit ſeinen Thränen. Ich glaube, das Närrchen wär' mit mir ans End der Welt gelaufen; und wenn ihm ſchon ſein mütterlicher Glaube ſehr ans Herz gewachſen war, meint' ich faſt, ich hätt' in der Waagſchal' überwogen. Auch ſetzte mir das Mitleid faſt mehr zu, als zuvor die Liebe. Doch mußt' ich, wenn ich alles und alles überdachte, durchaus allmälich abbrechen, und that es wirklich. Hier falle eine mitleidige Thräne auf das Grab des armen Töchterchens! Es zehrte ſich nach und nach ab, und ſtarb nach wenig Monaten im Frühling ſeines zarten Lebens. Gott verzeihe mir meine ſchwere Sünde, wenn ich an dieſem Tod einige Schuld trug. Und wie ſollt' ich mir dieß verbergen wollen?

Indem ich ſo hin und wieder meinen Salpeter brannte, ſah' ich eines Tags ein Mädchen mit einem Amazonengeſicht vorbeigehn, das mir als einem alten Preußen nicht übel gefiel, und das ich bald nachher auch in der Kirche bemerkte. Dieſer fragte ich erſt ganz verſtohlen nach, und was ich von ihr vernahm, behagte mir ziemlich, einen Kapitalpunkt ausgenommen, daß es hieß, ſie ſei verzweifelt böſe, jedoch im beſſern Sinn; und dann glaubten einige, ſie habe ſchon einen Liebhaber. Nun, mit alle dem, dacht' ich, 's muß doch einmal gewagt ſein! Ich ſucht' ihr alſo näher zu kommen und mit ihr bekannt zu werden. Zu dem End' kauft ich in Eggberg, wo mein Schatz daheim war, etwas Salpetererde, und zugleich ihres Vaters Gaden, ihr zu lieb viel zu theuer, denn es war faſt verloren Geld. Schon bei dieſem Handel merkt' ich, daß ſie gern den Herrn und Meiſter ſpiele; aber der Verſtand, womit ſie's that, war mir nicht zuwider. Nun hatt' ich alle Tag Gelegenheit ſie zu ſehen; doch ließ ich ihr lange meine Abſichten unentdeckt, und dachte, du mußt ſie erſt recht ausſtudiren. Die Böſe, wovon man mir ſo viel Weſens gemacht, konnt' ich nicht an ihr finden. Aber der Henker hol' ein lediges Mädchen aus! Meine Beſuche wurden immer häufiger. Endlich leert ich den Kram aus und gewahrte, daß ihr mein Antrag nicht unerwartet fiel. Dennoch hatte ſie viele Bedenken, und ihr Ziel ging offenbar dahin, mich auf eine lange Probe zu ſetzen. Setz' du nur, dacht' ich, wanderte unterdeſſen mit meinem Salpeterplunder von einem Ort zum andern, und machte noch mit verſchiedenen andern Mädchen Bekanntſchaft, welche mir, die Wahrheit zu geſtehen, vielleicht beſſer gefielen, von denen aber keine ſo gut für mich zu taugen ſchien als ſie. Endlich begriff ich, oder vielmehr gab mir mein guter Genius ein, daß ich nicht bloß meiner Sinnlichkeit folgen ſollte. Inzwiſchen ſetzte es jetzt ſchon faſt allemal, wenn ich meine Schöne ſah, irgend einen Strauß oder Wortwechſel, aus denen ich wahrnehmen konnte, daß unſre Seelen eben nicht gleichgeſtimmt waren. Aber ſelbſt dieſe Disharmonie war mir nicht zuwider, und ich beſtärkte mich immer mehr in einer gewiſſen Ueberzeugung. Dieſe Perſon wird dein Nutzen ſein, ſo wie die Arznei der des Kranken. Einſt ließ ſie ſich gegen mich heraus, daß ihr meine dreckige Hantirung mit dem Salpeterſieden gar nicht gefalle, und mir war's ſelber ſo. Sie rieth mir, ein kleines Händelchen mit Baumwollengarn anzufangen, wie's ihr Schwager gethan, dem's auch nicht übel gelungen ſei. Das leuchtete mir ſo ziemlich ein. Aber wo's Geld hernehmen? war meine erſte und letzte Frage. Sie bot mir wohl etwas an, aber das kleckte nicht. Nun ging ich mit meinem Vater zu Rath. Der hatte ebenfalls nichts dawider und verſchaffte mir hundert Gulden, die er noch von der Mutter zu beziehen hatte.

Um dieſe Zeit hatt' ich eine gefährliche Krankheit zu beſtehen, da mir ein Geſchwür, an welchem ich beinahe das Leben verloren hätte, tief im Schlunde wuchs. Endlich ſchnitten's mir die Herren Doktoren Mettler, Vater und Sohn, mit einem krummen Inſtrumente ſo glücklich auf, daß ich gleichſam in einem Nu wieder ſchlucken und reden konnte.

Im März des folgenden Jahres 1759 fing ich wirklich an, Baumwollengarn zu kaufen. Damals mußt' ich noch den Spinnern auf ihr Wort glauben, und den Lehrbletz theuer genug bezahlen. Indeſſen ging ich den fünften April das erſtemal mit meinem Garn nach St. Gallen, und konnt' ich es mit ziemlichem Nutzen abſetzen. Dann ſchaffte ich mir ſechsundſiebenzig Pfund Baumwolle, das Pfund zu zwei Gulden, an, ward alſo in aller Form ein Garnbändler, und bildete mir ſchon mehr ein, als der Pfifferling werth war. Ungefähr ein Jahr lang trieb ich nebenbei noch mein Salpeterſieden fort, und da meine Baarſchaft gering war, mußt' ich ſie um ſo viel öftrer umzuſetzen ſuchen. Ich wanderte deswegen einmal übers andere nach St. Gallen, und befand mich dabei nicht übel; doch betrug mein Vortheil in dieſem Jahr nicht über zwölf Gulden. Aber das deuchte mir damals ſchon ein Großes.

Als ich ſo den Handelsherrn ſpielte, dacht' ich, Liebchen ſollte nun keine Einwendung mehr gegen meine Anträge machen. Aber weit gefehlt! Das verſchmitzte Geſchöpf wollte meine Ergebenheit noch auf andre Weiſe probiren. Nun, was ohnehin in meinen Planen ſtund, mochte hingehn. Als ich ihr daher eines Tags mit großem Ernſt vom Heirathen redete, hieß es: Aber wo hauſen und hoſen? Ich ſchlug ihr verſchiedene Wohnungen vor, die damals eben zu vermiethen ſtunden, „das will ich nicht,“ ſagte ſie, „in meinem Leben nehm' ich keinen, der nicht ſein eigen Haus hat!“ „Ganz recht!“ erwiderte ich; aber hätt's nicht auch in meinem Kopf gelegen, ich wollt's probirt haben. Von der Zeit an fragt' ich jedem feilgebotenen Häuschen nach; aber es wollte ſich nirgend fügen. Endlich entſchloß ich mich, ſelber eins zu bauen, und ſagte es meiner Schönen. Sie war's zufrieden, und bot mir wieder Geld dazu an. Dann eröffnete ich meine Abſicht auch meinem Vater, der verſprach ebenfalls mir mit Rath und That beizuſtehn, wie er's auch redlich hielt. Nun erſt ſah ich mich nach einem Platz um und kaufte einen Boden für ungefähr hundert Thaler, dann hie und da Holz. Einige Tännchen bekam ich zum Geſchenk. Nun bot ich alle meine Kräfte auf, fällte das Holz, das meiſt in einem Bachtobel ſtund, und zügelte es — der gute Aetti half mir wacker — nach der Säge, dann auf den Zimmerplatz. Aber Sägen und Zimmern koſtete Geld. Alle Tag' mußt' ich dem Seckel die Riemen ziehn, und das war doch nur der Schmerzen ein Anfang. Doch bisher ging alles gut von ſtatten; der Garnhandel erſetzte die Lücken. Meinem Schatze rapportirt' ich alles fleißig, und ſie trug an meinem Thun und Laſſen meiſt ein gnädiges Belieben. Den Sommer, Herbſt und Winter durch macht' ich alle nöthigen Zubereitungen mit Holz, Stein, Kalk und Ziegel, um im künftigen Frühjahr mit meinem Bau zeitig genug anfangen und je eher je lieber mit meiner jungen Hausehre einziehen zu können. Nebſt meinem kleinen Handel pfuſcht' ich, zumal im Winter, allerlei Mobilien und Werkgeſchirr. Ich dachte, in ein Haus würde auch Hausrath gehören, von meiner Liebſten würd' ich nicht viel zu erwarten haben, und von meinem Vater, dem ich jetzt ein geringes Koſtgeld bezahlen mußte, noch minder. Ueberhaupt war wohl nichts unüberlegter, als dergeſtalt, blos einem Weibsbild und meiner Eitelkeit zu lieb, um eine eigene Hofſtätte zu haben, mich in ein Labyrinth zu vertiefen, aus welchem nur Gott und Glück wieder herausführen konnten. Auch lächelten mich ein Paar meiner Nachbarn immer ſchalkhaft an, ſo oft ich bei ihnen vorüberging. Andre waren offenherziger und ſagten mir's rund ins Geſicht: „Ulrich, Ulrich! du wirſt's ſchwerlich aushalten." Einige hatten vollends die Gutheit, mir nach dem Maß ihrer Kräfte, bloß auf mein und des Aetti Ehrenwort, thätlich unter die Arme zu greifen.

Uebrigens war dieß Tauſend Siebenhundert und Sechzig ein vom Himmel außerordentlich geſegnetes Wunderjahr, durch ein ſeltenes Gedeihen der Erdfrüchte und namhaften Verdienſt, bei äußerſt geringem Preis aller Arten von Lebensmitteln. Ein Pfund Brod galt zehn Pfennige, ein Pfund Butter zehn Kreuzer. Das Viertel Aepfel, Birnen und Erdäpfel konnt' ich zu Haus um zwölf Kreuzer haben; die Maß Wein um ſechs Kreuzer, und die Maß Brenz um ſieben Batzen. Alles, Reich und Arm, hatte vollauf. Mit meinem Bauelgewerb wär's mir um dieſe Zeit gewiß gut gegangen, wenn ich ihn nur beſſer verſtanden und mehr Geld und Zeit darein zu ſetzen gehabt hätte. So floß mir dieſes Jahr ziemlich ſchnell dahin. Mit meiner Schönen gab's manchmal ein Zerwürfniß, wenn ſie etwa meine Lebensart tadelte, mir Verhaltungsbefehle vorſchreiben wollte, und ich mich, wie noch heut' zu Tag, rebelliſch ſtellte; aber der Faden war allemal bald wieder angeſponnen und bald wieder zerbrochen.

6.

Ehe- und Weheſtand.

Nachdem ich, wie geſagt, den Winter über alle möglichen Anſtalten zu meinem Bau gemacht, das Holz auf den Platz geſchleift und der Frühling nun heranrückte, langten auch meine Zimmerleute auf den Tag an, wie ſie mir's verſprochen hatten. Es waren außer meinem Bruder Georg, den ich ebenfalls gedingt, und für den ich darum meinem Vater jetzt Koſtgeld entrichten mußte, ſieben Mann, deren jedem ich alle Tag für Speis und Lohn ſieben Batzen, dem Meiſter aber neun Batzen bezahlte und darüber noch täglich eine halbe Maß Brenz, Sell-, Beſchluß- und Firſtwein. Es war den ſieben und zwanzigſten März, da die Selle zu meiner Hütte gelegt wurde, bei ſehr ſchönem Wetter, das bis Mitte Aprils dauerte, wo die Arbeit durch eingefallenen großen Schnee einige Tage unterbrochen ward. Bis Mitte Mai, alſo in circa ſieben Wochen, kam alles unter Dach. Noch vorher aber, End Aprils, ſpielte mir das Schickſal etliche fatale Streiche, die mir, ſo unbedachtſam ich ſonſt alles dem Himmel anheimſtellte, der doch nirgends für den Leichtſinn zu ſorgen verſprochen hat, beinahe allen Muth zu Boden warfen. Es hatten ſich nämlich drei oder vier Unſterne mit einander vereinigt, meinen Bau zu hintertreiben. Der eine war, daß ich noch viel zu wenig Holz hatte, ungeachtet der Meiſter mir geſagt, es ſei genug, und daher es erſt jetzt einſah, als er an die oberſte oder Firſtkammer kam. Alſo mußt' ich von neuem in den Wald, Bäum' kaufen, fällen, und ſie in die Säge und auf den Zimmerplatz führen. Der zweite Unſtern war, daß, als bei dem ebengedachten Geſchäft mein Fuhrmann mit einem ſchweren Stück zwiſchen zwei Felſen durch, und ich nebenein gallopiren wollte, mir der Baum im Renken den rechten Fuß erwiſchte, Schuh' und Strümpf' zerriß, und Haut, Fleiſch und Bein zerquetſchte, ſo daß ich ziemlich miſerabel auf dem einen Roß heimreiten, und unter großen Schmerzen viele Tag' inliegen mußte, bis ich wieder zu meinen Leuten konnte. Nebendem vereinigten ſich während dieſer meiner Niederlage noch zwei andere Fatalitäten mit den erſtern. Die eine, einer meiner Landsmänner, dem ich hundert zwanzig Gulden ſchuldig war, ſchickte mir unverſehens den Boten, daß er zur Stund wolle bezahlt ſein. Ich kannte meinen Mann und wußte, daß da Bitten und Beten umſonſt ſei. Alſo dacht' ich hin und her, was anzufangen wäre. Endlich entſchloß ich mich, meinen Vorrath an Garn aus allen Winkeln zuſammenzuleſen, nach St. Gallen zu ſchicken und um jeden Preis loszuſchlagen. Aber, o weh! das vierte Ungeheuer! Mein Abgeſandter kam, ſtatt mit Baarſchaft, mit der entſetzlichen Nachricht, mein Garn liege im Arreſt wegen allzukurzen Häſpeln, ich müſſe ſelber auf St. Gallen gehn und mich vor den Herren Zunftmeiſtern ſtellen. Was ſollt' ich nun anfangen? Jetzt hatt' ich weder Garn noch Geld, ſo zu ſagen keinen Schilling mehr, meine Arbeiter zu bezahlen, die indeſſen drauf loszimmerten, als ob ſie Salomonis Tempel bauen müßten. Und dann mein unerbittlicher Gläubiger! Aufs neue borgen? Gut! Aber wer wird mir armen Buben trauen? Mein Vater ſah meine Angſt, und mein Vater im Himmel ſah ſie noch beſſer. Sonſt fanden der Aetti und ich noch immer Credit. Aber ſollten wir den mißbrauchen? Kurz, er rannte in ſeinem und meinem Namen, und fand endlich Menſchen, die ſich unſer erbarmten, Menſchen und keine Wuchrer! Gott vergelt' es ihnen in Ewigkeit!

Sobald ich wieder ausherren und meinen Sachen nachgehen konnte, war meine Noth, vielleicht nur zu bald, vergeſſen. Mein Schatz beſuchte mich während meiner Krankheit oft. Aber von allen jenen Unſternen ließ ich ihr keinen Schein ſehn; und mein guter Engel verhütete, daß ſie nichts davon erfuhr; denn ich merkte wohl, daß ſie noch unſchlüſſig, nur mein Verhalten, und den Ausgang vieler ungewiſſer Dinge erwarten wollte. Unſer Umgang war daher nie recht vertraut. Zu St. Gallen kam ich mit funfzehn Gulden Buß davon. Als die Zimmerleut' fertig waren, ging's ans Mauern. Dann kam der Hafner, Glaſer, Schloſſer, Schreiner, einer nach dem andern. Dem letzten zumal half ich aus allen Kräften, ſodaß ich dieß Handwerk ziemlich gelernt und mir mit meiner Selbſtarbeit manchen Schilling erſpart habe. Mit meinem Fuß war's indeſſen noch lange nicht recht, und ich mußte bei Jahren daran dauern, ſonſt wäre alles noch viel hurtiger von ſtatten gegangen. Endlich konnt' ich am ſiebenzehnten Juni mit dem Bruder in mein neues Haus einziehn, der nun einzig, nebſt mir, unſern kleinen Rauch führte. Wir beide ſtellten alſo Herr, Frau, Knecht, Magd, Koch und Keller, alles an einem Stiel vor. Aber es fehlte noch an Vielem. Wo ich herumſah, erblickt' ich meiſt heitre und ſonnenreiche, aber leere Winkel. Immer mußt' ich die Hand in Beutel ſtecken, und der war klein und dünn, ſo daß es mich jetzt Wunder nimmt, wie die Kreuzer, Batzen und Gulden alle heraus- oder vielmehr hineingekrochen. Aber freilich, am End erklärte ſich manches durch eine Schuldenlaſt von faſt tauſend Gulden.

Inzwiſchen war ich nun beinahe vier Jahre lang einem ſtettigen Mädchen nachgelaufen, und ſie mir, wenn auch etwas minder. Wenn wir uns nicht ſehen konnten, mußten bald alle Tage gebundene und ungebundene Briefe gewechſelt ſein, wie mich denn über dieſen Punkt mein verſchmitzter Schatz meiſterlich zu betrügen wußte. Sie ſchrieb mir nämlich ihre Briefe meiſt in Verſen, ſo nett, daß ſie mich darin weit übertraf. Ich hatte eine große Freude an dem gelehrten Ding, und glaubte eine vortreffliche Dichterin in ihr zu haben. Aber am End kams heraus, daß ſie weder ſchreiben noch Geſchriebenes leſen konnte, ſondern alles durch einen vertrauten Nachbar verrichten ließ. „Nun, Schatz!“ ſagt' ich eines Tags, „jetzt iſt unſer Haus fertig, und ich muß doch einmal wiſſen, woran ich bin.“ Sie brachte noch einen ganzen Blunder von Entſchuldigungen hervor. Zuletzt wurden wir darüber einig, ich müß' ihr noch Zeit laſſen bis im Herbſt. Endlich ward im Oktober unſre Hochzeit öffentlich verkündet. Jetzt, ſo ſchwer war's kaum Rom zu bauen, ſpielte mir ein niederträchtiger Kerl noch den Streich, daß er im Namen ſeines Bruders, der in piemonteſiſchen Dienſten ſtand, Anſprache auf meine Braut machte, die aber bald für ungültig erkannt wurde. An aller Seelen Tag wurden wir copulirt. Herr Pfarrer Seelmatter hielt uns einen ſchönen Sermon, und knüpfte uns zuſammen. So nahm meine Freiheit ein Ende, und das Streiten gleich den erſten Tag ſeinen Anfang. Ich ſollte mich unterwerfen, wollte nicht, und will's noch nicht. Sie ſollt' es auch, und will's noch viel minder. Auch darf ich einmal nicht verhehlen, daß mich eigentlich bloß politiſche Abſichten zu meiner Heirath bewogen hatten und ich nie jene zärtliche Neigung zu ihr verſpürte, die man Liebe zu nennen gewohnt iſt. Nur das erkannt' ich wohl und erkenne ich noch in der gegenwärtigen Stunde, daß ſie für meine Umſtände unter allen, die ich bekommen hätte, die tauglichſte war. Mein Bruder Jakob hatte ein Jahr vor mir, und meine älteſte Schweſter ein Jahr nach mir ſich verheirathet, und keins von beiden traf's ſo gut wie ich. Nicht zu gedenken, daß die Familie meiner Frau weit beſſer war, als die, worein meine beiden Geſchwiſter ſich hinein gemannet und geweibet hatten, ſind dieſe auch immer ärmer geblieben. Bruder Jakob zumal mußte in den theuern Siebenziger-Jahren von Weib und Kindern weg in den Krieg laufen.

Das Jahr 1762 war mir beſonders um des ſechs und zwanzigſten März und zehnten Septembers willen merkwürdig. An dem erſtern ſtarb mein geliebter Vater eines ſchnellen, gewaltſamen Todes, den ich lange nicht verſchmerzen konnte. Er ging am Morgen in den Wald, etwas Holz zu ſuchen. Gegen Abend kam Schweſter Anne Marie mit Thränen in den Augen zu mir und ſagte, der Aetti ſei in aller Frühe fort und noch nicht heim gekommen, ſie fürchten alle, es ſei ihm was Böſes begegnet, ich ſolle doch fort und ihn ſuchen, ſein Hündlein ſei etlichemal heimgekommen und wieder weggelaufen. Mir ging ein Stich durch Mark und Bein. Ich rannte in aller Eil dem Gehölze zu, das Hündlein trabte vor mir her und führte mich gerade zu dem vermißten Vater. Er ſaß neben ſeinem Schlitten, an ein Tännchen gelehnt, die Lederkappe auf dem Schooß und die Augen ſperroffen. Ich glaubte, er ſehe mich ſtarr an. Ich rief: Vater, Vater! aber keine Antwort. Seine Seele war ausgefahren, geſtabet und kalt waren ſeine lieben Hände, und ein Ermel hing von ſeinem Futterhemd herunter, den er mag ausgeriſſen haben, als er mit dem Tode rang. Voll Angſt und Verwirrung fing ich ein Zetergeſchrei an, welches in Kurzem all meine Geſchwiſterte herbeibrachte. Eins nach dem andern legte ſich auf den erblaßten Leichnam. Unſer Geheul ertönte durch den Wald. Man zog ihn auf ſeinem Schlitten nach Haus, wo die Mutter ſamt den Kleinen ihr Wehklagen mit dem unſrigen vereinte. Ein armer Bube aß die Suppe, die auf den guten Herzensvater gewartet hatte. Zehn Tage vorher hatt' ich das letztemal, o hätt' ich's gewußt, daß es das letztemal! mit ihm geſprochen, und ſagte er mir unter anderm, er möchte ſich die Augen ausweinen, wenn er bedenke, wie oft er den lieben Gott erzürnt habe. O welch einen guten Vater hatten wir, welch einen zärtlichen Ehemann unſre Mutter, welch eine redliche Seele und Biedermann alle, die ihn kannten, an ihm verloren. Gott tröſte ſeine Seele in alle Ewigkeit! Er hatte eine mühſame Pilgrimſchaft. Kummer und Sorgen aller Art, Krankheiten, drückende Schuldenlaſt folgten ihm ſtets auf der Ferſe nach. Sonntags den acht und zwanzigſten März wurde er unter einem zahlreichen Gefolge zu ſeiner Ruheſtatt begleitet, und in unſer aller Mutter Schooß gelegt. Herr Pfarrherr Böſch ab dem Ebnet hielt ihm die Leichenrede, die für ſeine betrübten Hinterlaſſenen ungemein tröſtlich ausfiel. Der Selige mag ſein Alter auf fünf und funfzig Jahre gebracht haben. O wie oft beſucht' ich ſeither das Plätzchen, wo er den letzten Athem ausgehaucht. Die ſicherſte Vermuthung über ſeine eigentliche Todesart gab mir der Ort ſelbſt an die Hand. Es war ſehr gähe, wo er mit ſeinem Füderchen Holz hinunterfuhr. Der Schnee trug den Schlitten, aber mit den Füßen mußte er an einer lockern Stelle, die ich noch wohl wahrnehmen konnte, unter den letztern gekommen, und derſelbe mit ihm gegen eine Tanne geſchoſſen ſein, die ihm den Herzſtoß gab. Doch muß er noch eine Weile gelebt, ſich frei machen gewollt, und über der Bemühung ſein Futterhemd zerriſſen haben.

Nach dieſem traurigen Hinſchied fiel eine ſchwere Laſt auf mich. Da waren noch vier unerzogene Kinder, bei welchen ich Vaterſtelle vertreten ſollte. Unſre Mutter war ſo immer geradezu, und ſagte zu Allem:

Ja, ja! Ich that was ich konnte, wenn ich gleich mit mir ſelbſt ſchon genug zu ſchaffen hatte. Bruder Georg nahm den eigentlichen Haushalt über ſich. Aus den hundert Gulden, die mir der Selige gegeben hatte, tilgte ich ſeine Schulden. In meinem eigenen Häuschen machte ich einen Webkeller zurecht. Ich lernte ſelbſt weben, und lehrte es nach und nach meine Brüder, ſo daß zuletzt alle damit ihr Brod verdienen konnten. Die Schweſtern verſtunden recht gut Löthligarn zu ſpinnen, die jüngſte lernte nähen.

Der zehnte September war wieder der erſte frohe Tag für mich, an welchem meine Frau mir einen Sohn zur Welt brachte, den ich nach meinem und meines Schwähers Namen Uli nannte. Ich hatte eine ſolche Freude über dieſen Jungen, daß ich ihn nicht nur allen Leuten zeigte, die ins Haus kamen, ſondern auch jedem vorübergehenden Bekannten zurief: Ich hab' einen Buben, obgleich ich ſchon voraus wußte, daß mich mancher darüber auslachen und denken werde: Wart' nur, du wirſt noch des Dings genug bekommen, wie's denn auch wirklich geſchah. Inzwiſchen kam mein gutes Weib dieß erſte Mal nicht leicht davon und mußte viele Wochen das Bett hüten. Das Kind wuchs und nahm wunderbar zu.

Bald nachher erzeugten die Angelegenheiten der Meinigen manchen kleinern und größern Eheſtreit zwiſchen mir und meiner Hausehre. Die letztre möchte nämlich nach Gewohnheit die erſtern nie recht leiden, und meinte immer, ich dächt' und gäb' ihnen zu viel. Freilich waren meine Brüder ziemlich ungezogene Burſche, aber immer meine Brüder, und ich alſo verbunden, mich ihrer anzunehmen. Endlich kam einer nach dem andern unter die Fremden, Georg ausgenommen, der ein ziemlich liederliches Weib heirathete. Die andern alle verdienten, meines Wiſſens, ihr Brod mit Gott und mit Ehren.

Die Flitterwochen meines Ehſtands waren nun längſt vorbei, obgleich ich wenig von ihrem Honig zu ſagen weiß. Mein Weib wollte immer gar zu ſcharfe Mannszucht halten; und wo viel Gebote ſind, gibt's mehr Uebertretung. Sobald ich nur ein wenig ausſchweifte, waren gleich alle Teufel los. Das machte mich bitter und launiſch, und verführte mich zu allerlei eiteln Projekten. Mein Handel ging bald gut bald ſchlecht. Bald kam mir ein Nachbar in die Quere und verſtümmelte mir meinen ſchönen Gewerb; bald betrogen mich arge Buben um Baumwolle und Geld, denn ich war gar zu leichtgläubig. Ich hatte mir eines der herrlichſten Luftſchlöſſer gemacht, meine Schulden in wenig Jahren zu tilgen; aber die Ausgaben mehrten ſich von Jahr zu Jahr. Im Winter 1763 gebar mir meine Frau eine Tochter, und 1765 noch eine. Ich bekam wieder das Heimweh nach Geißen; auf der Stelle mußten deren etliche herbeigeſchafft ſein. Die Milch ſtund mir und meinen drei Jungen trefflich an; aber die Thiere gaben mir viel zu ſchaffen. Andremal hielt ich eine Kuh, oft gar zwei und drei. Ich pflanzte Erdäpfel und Gemüſe, und probirte alles, wie ich am leichteſten zurechtkommen möchte. Aber ich blieb immer ſo auf dem alten Fleck ſtehn, ohne weit vor, wenn auch nicht hinterwärts zu rücken.

Ueberhaupt vertrödelte ich dieſe Sechzigerjahre, daß ich nicht recht ſagen kann, wie? und ſo, daß ſie meinem Gedächtniß weit entfernter ſind als die entfernteſten Jugendjahre. Nur etwas Weniges alſo von meiner damaligen Herzens- und Gemüthslage. Schon mehrmals hab' ich bemerkt, wie ich in meiner Bubenhaut ein luſtiger, leichtſinniger, kummer- und ſorgenloſer Junge war, der dann doch von Zeit zu Zeit manch' gute Regungen zur Buße und manche angenehme Empfindung, wenn er in der Beſſerung auch nur einen halben Fortſchritt that, bei ſich verſpürte. Nun war die Zeit längſt da, einmal mit Ernſt ein ganz anderes Leben anzufangen. Gerade von meiner Verheirathung an wollt' ich mit nichts geringerm beginnen, als der Welt völlig abzuſagen, und das Fleiſch mit allen ſeinen Gelüſten zu kreuzigen. Aber, o ich einfältiger Menſch! Was es da für ein Gewirre und für Widerſprüche in meinem Innern abſetzte. Vor meinem Eheſtand bildete ich mir ein, wenn ich nur erſt meine Frau und eigen Haus und Heimath hätte, würden alle andern Begierden und Leidenſchaften wie Schuppen von meinem Herzen ſallen. Aber, potz Tauſend! welch' eine Rebellion gab's da. Lange Zeit wendete ich jeden Augenblick, den ich entbehren, aber auch manchen, den ich nicht entbehren konnte, auf's Leſen an. Ich ſchnappte jedes Buch auf, das mir zu erhaſchen ſtund. Ich hatte acht Foliobände von der Berlenburger Bibel vollendet, nahm dann, wie es ſich gebührt, eine ſcharfe Kinderzucht vor, ging zuweilen in die Verſammlung etlicher Heiligen und Frommen, und ward darüber, wie es mir jetzt vorkommt, ein unerträglicher, eher gottloſer Mann, der alle andern Menſchen um ihn her für bös, ſich ſelber allein für gut hielt, und darum jedes Bein nach ſeiner Pfeife wollte tanzen lehren. Jede auch noch ſo ſchuldloſe Freude des Lebens machte mir Scrupel über Scrupel, ich wollte mir bald ſogar die Befriedigung eigentlich unentbehrlicher Bedürfniſſe verſagen, und mein Buſen ſteckte doch voll ſchnöder Luſt und tauſend abenteuerlicher Begierden, die ich ſo oft ertappte, als ich hineinzugucken Muth genug hatte. Ich gerieth dann freilich faſt in Verzweiflung, faßte aber doch allemal von neuem wieder Poſto und ſuchte meine Sachen mit Beten, Leſen und — o, ich abſcheulicher Kerl! — hauptſächlich damit wieder zu verbeſſern, daß ich meiner Frau und Geſchwiſtern wie ein Pfarrer zuſprach, und die Höll' bis zum Zerſpringen heiß machte. Oft fiel's mir gar ein, ich ſollte, gleich den Herrnhutern und Inſpirirten, in der weiten Welt herumziehn und Buß' predigen. Wenn ich aber ſo nur einem meiner Brüder oder Schweſtern einen Sermon hielt, und ſchon im Text ſteckte, dacht' ich wieder: Du Narr! Haſt ja keine Gaben zu einem Apoſtel, und alſo auch keinen Beruf dazu. Dann fiel ich darauf, ich könnte vielleicht beſſer mit der Feder zurecht kommen, und flugs entſchloß ich mich ein Büchlein zum Troſt und Heil wo nicht ganz Tockenburgs, wenigſtens meiner Gemeinde zu ſchreiben, oder es auch nur meiner Nachkommenſchaft — ſtatt des Erbguts zu hinterlaſſen.

Das Jahr 1767 hatte mir wieder einen Buben beſcheert. Ich nannte ihn nach meinem Vater Johannes. Um die nämliche Zeit fiel mein Bruder Samſon im Laubergaden ab einem Kirſchbaum zu todt. Im Jahre 1768 fing ich dieſe Lebensgeſchichte und mein Tagebuch an.

Sonſt ward ich in dieſen frommen Jahren des Garnhandels bald überdrüßig, weil ich dabei, wie ich wähnte, mit zu viel rohen und gewiſſenloſen Menſchen umzugehen hätte. Aber, o des Tucks! warum überließ ich ihn denn meiner Frau und beſchäftigte mich ſelbſt mit der Baumwollentüchlerei? Ich glaubte halt, für meine Haut und mein Temperament mit den Webern beſſer als mit den Spinnern auskommen zu können. Aber es war für meine Haushaltung ein thöriger Schritt, oder wenigſtens fiel er übel aus. Im Anfang koſtete mich das Webgeſchirr viel, und muſt' ich überhaupt ein hübſches Lehrgeld geben: und als ich die Sachen ein wenig im Gang hatte, ſchlug die Waar' ab. Doch, dacht' ich, es wird ſchon wieder anders kommen.

Das Jahr 1769 beſcheerte mir den dritten Sohn. „Ha!" überlegt' ich eines Tags, „nun muſt du „einmal mit Ernſt ans Sparen denken; biſt immer „noch ſo viel ſchuldig wie im Anfang, und dein „Haushalt wird je länger je ſtärker. Friſch! die „Händ' aus den Hoſen gethan, und die Bären abbe„zahlt. Jetzt kann's ſein. Bisher hatteſt noch ſtets „an deiner Hütte zu flicken, und fehlte immer hie und „da ein Stück; andrer Ausgaben in deinem Gewerb „zu geſchweigen. Dann haſt du unvernünftig viel Zeit „mit Leſen und Schreiben zugebracht. Nein, nein! „Jetzt willſt anders dahinter. Zwar das Reichwerden„wollen ſoll von heut an aufgegeben ſein. Der Faule „ſtirbt über ſeinen Wünſchen, ſagt Salomon. Aber „jenes ewige Studiren zumal, was nützt es dir? Biſt „ja immer der alte Menſch, und kein Haar beſſer als „vor zehn Jahren, da du kaum leſen und ſchreiben „konnteſt. Etwas Geld muſt' freilich noch aufneh„men; aber dann deſto wackerer gearbeitet, und zwar „alles, wie's dir vor die Hand kömmt. Verſtehſt ja, „neben deinem eigentlichen Berufe, noch das Zimmern, „Tiſchlern und anderes wie ein Meiſter; haſt ſchon „Webſtühl, Trög', Käſten und Särg' bei Dutzenden „gemacht. Freilich iſt ſchlechter Lohn dabei, und:

„Neun Handwerk", zehn Bettler, lautet das Sprich„wort, doch wenig iſt beſſer als Nichts." So dacht' ich. Aber es liegt nicht an jemands Wollen oder Laufen, ſondern an Gottes Verhängniß, an Zeit und Glück!

Während dieſem meinem neuen Planmachen und Projektſchmieden rückten die heißhungrigen Siebenzigerjahre heran, und brach das erſte unerwartet wie ein Dieb in der Nacht ein, da jedermann auf ganz andre Zeiten hoffte. Freilich gab's ſeit dem Jahr 1760 in unſern Gegenden kein recht volles Jahr mehr. Die Jahre 1768 und 1769 fehlten gänzlich, hatten naſſe Sommer, kalte und lange Winter, großen Schnee, ſo daß viel Frucht darunter verfaulte und man den Frühling aufs neue pflügen mußte. Das mögen politiſche Kornjuden wohl gemerkt und der nachfolgenden Theurung vollends den Schwung gegeben haben. Dieß konnte man daraus ſchließen, daß für's Geld immer Brod genug vorhanden war; aber eben jenes fehlte, und zwar nicht bloß bei dem Armen, ſondern auch bei dem Mittelmann. Alſo war dieſe Epoche für Händler, Bäcker und Müller eine goldene Zeit, wo ſich viele bereicherten oder wenigſtens ein Hübſches auf die Seite ſchaffen konnten. Hinwieder fiel der Baumwollen-Gewerb faſt gänzlich in den Koth und war aller dießfällige Verdienſt äußerſt klein, ſodaß man Arbeiter genug ums bloße Eſſen haben konnte. Ohne dieß wäre der Preis der Lebensmittel noch viel höher geſtiegen, und hätte die theure Zeit bald gar kein End genommen.

Das Siebenzigerjahr neigte ſich ſchon im Frühling zum Aufſchlagen. Der Schnee lag auf der Saat bis im Mai, ſo daß gar viel darunter erſtickte. Indeſſen tröſtete man ſich den ganzen Sommer auf eine leidliche Erndte, dann auf das Ausdreſchen, aber alles umſonſt. Ich hatte eine gute Portion Erdäpfel im Boden; es wurden mir aber viel geſtohlen. Den Sommer über hatte ich zwo Kühe auf fremder Weide, und ein Paar Geißen, welche mein erſtgeborner Junge hütete; im Herbſt aber mußt' ich aus Mangel an Geld und Futter die Schwänze verkaufen. Der Handel nahm ab, ſo wie die Fruchtpreiſe ſtiegen, und bei den armen Spinnern und Webern war nichts als Borgen und Borgen. Nun tröſtete ich die Meinigen und mich ſelbſt mit meinem: „Es wird ſchon beſſer kommen!“ ſo gut ich konnte; ich mußte aber auch dafür manche bittre Pille verſchlucken, die meine Bettgenoſſin wegen meinem vorigen Verhalten, Sorgloſigkeit und Leichtſinn mir auftiſchte, und die ich nicht allemal geduldig und gleichgültig ertragen mochte. Gleichwohl ſagte mir mein Gewiſſen meiſt: Sie hat recht. Wenn ſie's nur nicht ſo herb' präparirt hätte.

Nun brach der große Winter ein, der ſchaudervollſte den ich erlebt habe. Ich hatte fünf Kinder und keinen Verdienſt, ein Bischen Geſpunſt ausgenommen. Bei meinem Händelchen büßt' ich von Woche zu Woche mehr ein. Ich hatte viel vorräthig Garn, das ich zu hohem Preis eingekauft, und an dem ich verlieren mußte, ich möcht' es wieder roh verkaufen oder zu Tüchern machen. Doch that ich das letztere und hielt mit dem Losſchlagen zurück, mich immer meines Waidſpruchs getröſtend: „Es wird ſchon beſſer werden!“ Aber es ward immer ſchlimmer, den ganzen Winter durch. Inzwiſchen dacht' ich: „dein „kleiner Gewerb hat dich bisher genährt, wenn du „damit gleich nichts beiſeite legen konnteſt. Du magſt „und kannſt's alſo nicht aufgeben. Thäteſt du's, „müßteſt du gleich deine Schulden bezahlen, und das „wär' dir jetzt pur unmöglich.“ Auch in andern Punkten ging's mir nicht beſſer. Mein kleiner Vorrath von Erdäpfeln und anderm Gemüß aus meinem Gärtchen, was mir die Diebe übriggelaſſen, war aufgezehrt, ich mußte mich alſo Tag für Tag aus der Mühle verproviantiren; das koſtete am End der Woche eine hübſche Handvoll Münze, nur für Rothmehl und Rauchbrod. Dennoch war ich noch immer guter Hoffnung, hatte auch nicht Eine ſchlafloſe Nacht, und ſagte alleweil: „der Himmel wird ſchon ſorgen und noch alles zum beſten lenken!“ „Ja!“ ripoſtirte meine Jöbin: „wie du's verdient; ich bin „unſchuldig. Hätt'ſt du die gute Zeit in Obacht genommen, und deine Hände mehr in den Teig geſteckt als deine Naſe in die Bücher!“ „Sie hat Recht!“ dacht' ich dann, „aber der Himmel wird

„doch ſorgen“ und ſchwieg. Freilich konnt' ich meine ſchuldloſen Kinder unmöglich hungerleiden ſehn, ſo lang ich noch Kredit fand. Die Noth ſtieg um dieſe Zeit ſo hoch, daß viele eigentlich blutarme Leute kaum den Frühling erwarten mochten, wo ſie Wurzeln und Kräuter finden konnten. Auch ich kochte allerhand dergleichen, und hätte meine jungen Vögel noch lieber mit friſchem Laub genährt, als es einem meiner erbarmenswürdigen Landsmänner nachgemacht, dem ich mit eignen Augen zuſah, wie er mit ſeinen Kindern von einem verreckten Pferd einen ganzen Sack voll Fleiſch abhackte, woran ſich ſchon mehrere Tage Hunde und Vögel ſatt gefreſſen hatten. Noch jetzt, wenn ich des Anblicks gedenke, durchfährt Schauer und Entſetzen all meine Glieder. Bei alledem ging mir mein eigener Zuſtand nicht ſo ſehr zu nahe, als die Noth meiner Mutter und Geſchwiſterte, welche alle noch ärmer waren als ich, und denen ich ſo wenig helfen konnte. Indeſſen half ich über Vermögen, da ich ſtets noch einigen Kredit fand, und ſie gar keinen. Im Mai 1771 verhalf mir ein gutmüthiger Mann wieder zu einer Kuh und zu ein paar Geißen, da er mir Geld dazu bis auf den Herbſt lieh. Nunmehr hatte ich wenigſtens ein bischen Milch für meine Jungen. Aber verdienen konnt' ich nichts. Was mir noch etwa von meinem Gewerb einging, mußt' ich auf die Atzung von Menſchen und Thieren verwenden. Meine Schuldner bezahlten mich nicht, ich konnte alſo auch meine Gläubiger nicht befriedigen und mußte Geld und Baumwolle auf Borg nehmen wo ich's fand. Endlich ging dem Faß vollends der Boden aus. Zwar kam mir mein gewöhnliches: „Gott lebt noch! 's wird ſchon beſſer werden!" noch immer in den Sinn, aber meine Gläubiger fingen nichts deſto weniger an, mich zu mahnen, und zu drohen. Von Zeit zu Zeit mußt' ich hören, wie dieſer und jener Bankerott machte. Es gab hartherzige Kerls, die alle Tag mit den Schätzern im Feld waren, ihre Schulden einzutreiben. Neben andern traf die Reihe auch meinen Schwager; ich hatte ebenfalls eine Anforderung an ihn, und war ſelber bei dem Auffallsact gegenwärtig; freilich mehr ihm zum Beiſtande, als um meiner Schuld willen. O was das für ein erbärmlicher Spektakel iſt, wenn einer ſo wie ein armer Delinquent daſtehn, ſein Schulden- und Sündenregiſter vorleſen hören, ſo viele bittre, theils laute, theils leiſe Vorwürfe in ſich freſſen, ſein Haus, ſeine Mobilien, alles, bis auf ein armſeliges Bett und Gewand, um einen Spottpreis verganten ſehn, das Geheul von Weib und Kindern hören und zu allem ſchweigen muß wie eine Maus. O wie fuhr's mir da durch Mark und Bein! Und doch konnt' ich weder rathen noch helfen, nichts thun, als für meiner Schweſter Kinder beten und im Herzen denken: „Auch du, auch du ſteckſt eben ſo tief im „Koth! heut oder morgen kann es, muß es dir eben

„ſo gehn, wenn's nicht bald anders wird. Und wie „ſollt' es anders werden? Oder darf ich Thor „auf ein Wunder hoffen? Nach dem natürlichen „Gang der Dinge kann ich mich unmöglich erholen. „Vielleicht harren deine Gläubiger noch eine Weile, „aber alle Augenblick' kann die Geduld ihnen ausgehn. Doch, wer weiß? Der alte Gott lebt noch! „Es wird nicht immer ſo währen. Aber, ach! Und „wenn's auch beſſer würde, braucht' es Jahre, bis „ich mich wieder erholen könnte. So lang werden „meine Schuldherren mir gewiß nicht Zeit laſſen. „Ach mein Gott! Was ſoll ich anfangen? Keiner „Seele darf ich mich vertrauen, muß ich doch vor „meinem eignen Weib meinen Kummer verbergen." Mit ſolchen Gedanken wälzt' ich mich ein paar lange Nächte auf meinem Lager herum, dann faßt' ich, wie mit Eins, wieder Muth, tröſtete mich aufs neue mit der Hilfe von oben, befahl dem Himmel meine Sachen und ging meine Wege wie zuvor. Zwar prüft' ich mich ſelbſt unterweilen, ob und in wie fern ich an meinen gegenwärtigen Umſtänden Schuld trage. Aber, wie geneigt iſt man in ſolcher Lage, ſich ſelbſt zu rechtfertigen! Freilich konnt' ich mir keine eigentliche Verſchwendung oder Liederlichkeit vorwerfen, aber doch ein gewiſſes gleichgültiges, leichtgläubiges, ungeſchicktes Weſen. Erſtlich hatt' ich nie gelernt, recht mit dem Geld umzugehn, auch hatte es nie Reize für mich, als in wie fern ichs alle

Tag' zu brauchen wußte. Hiernächſt traute ich jedem Halunken, wenn er mir nur ein gut Wort gab; und noch jetzt könnte mich ein ehrlich Geſicht um den letzten Heller im Sack betrügen. Endlich und vernämlich verſtunden lange weder ich noch mein Weib den Handel, und kauften und verkauften wir immer zur verkehrten Zeit.

Mittlerweile ware meine Frau ſchwanger, den ganzen Sommer 1771 über kränklich, und ſchämte ſie ſich vor allen Wänden, daß ſie bei dieſen betrübten Zeitläufen ein Kind haben ſollte. Ja, ſie hätte ſelbſt mir bald eine ähnliche Empfindung eingepredigt. Im Herbſtmonate, da die rothe Ruhr allenthalben graſſirte, kehrte ſie auch bei mir ein, und traf zuerſt meinen lieben Erſtgebornen. Von der erſten Stund' an, da er ſich legte, wollt' er, außer lauterm Brunnenwaſſer, nichts, weder Speis noch Trank mehr zu ſich nehmen, und in acht Tagen war er eine Leiche. Nur Gott weiß, was ich bei dieſem Unfall empfunden. Ein ſo gutartiges Kind, das ich wie meine Seele liebte, unter einer ſo ſchmerzhaften Krankheit geduldig wie ein Lamm Tag und Nacht, denn es genoß auch nicht eine Minute Ruh', leiden zu ſehn! Noch war mein Söhnlein nicht begraben, ſo griff die wüthende Seuche meine älteſtes Töchterchen an und es war aller Sorgfalt der Aerzte ungeachtet noch ſchneller hingerafft. Dieſe Krankheit kam mir ſo ekelhaft vor, daß ich's ſogar bei meinen Kindern nie ohne Grauſen aushalten konnte. Als das Mädchen kaum todt, ich von Wachen, Sorgen und Wehmuth wie vertaumelt war, fing's auch mir an im Leibe zu zerren, und hätt' ich in dieſen Tagen tauſendmal gewünſcht zu ſterben und mit meinen Lieben hinzufahren. Doch ging ich, auf dringendes Bitten meiner Frau, ſelbſt zu Herrn Doktor Wirth. Er verordnete mir Rhabarber und ſonſt was. So bald ich nach Haus kam, mußt' ich zu Bett liegen. Ein Grimmen und Durchfall fing mit aller Wuth an, und die Arzenei ſchien die Schmerzen zu verdoppeln. Der Doktor kam ſelbſt zu mir und ſah meine Schwäche, aber nicht meine Angſt. Gott, Zeit und Ewigkeit, meine geiſt- und leiblichen Schulden ſtunden fürchterlich vor und hinter meinem Bett. Keine Minute Schlaf, Tod und Grab, Sterben, und nicht mit Ehren, welche Pein! Ich wälzte mich Tag und Nacht in meinem Bett herum, krümmte mich wie ein Wurm, und durfte, nach meiner alten Leyer, meinen Zuſtand doch keiner Seele entdecken. Ich flehte zum Himmel, aber der Zweifel, ob der mich hören wollte, ging mir jetzt zum erſtenmal durch Mark und Bein, und die Unmöglichkeit, daß mir bei meinem allfälligen Wiederaufkommen noch gründlich zu helfen ſei, ſtellte ſich mir lebhafter als je vor. Indeſſen ward mein Töchterchen begraben, und in wenig Tagen lagen meine drei übrigen Kinder nebſt mir an der nämlichen Krankheit darnieder. Nur mein ehrliches Weib war bis dahin ganz frei ausgegangen. Da ſie nicht allem abwarten konnte, kam ihre ledige Schweſter ihr zu Hülf'; ſonſt übertraf ſie mich an Muth und Standhaftigkeit weit. Ich ſtund, theils meiner leiblichen Schmerzen, theils meiner ſchrecklichen Vorſtellungen wegen, noch ein paar Tage Höllenangſt aus, bis es mir in einer glücklichen Stunde gelang, mich und meine Sachen dem lieben Gott auf Gnad' und Ungnad' zu übergeben. Bisher war ich ein ziemlich mürriſcher Patient. Nun ließ ich mit mir machen, was jeder gern wollte. Meine Frau, ihre Schweſter und Herr Doktor Wirth gaben ſich alle erſinnliche Sorge um mich. Der Höchſte ſegnete ihre Mühe, ſo daß ich inner acht Tagen wieder aufkam und auch meine drei Kleinen ſich wieder allmälig erholten. Als ich noch darniederlag, kam eines Abends meine Schwägerin und eröffnete mir, meine zwei Geißen ſeien auf und davon. „Ei ſo fahre denn alles hin!" ſagt' ich, wenn's ſo ſein muß. Allein des folgenden Morgens rafft' ich mich, ſo ſchwach und blöd ich noch war, auf, meine Thiere zu ſuchen, und fand ſie wieder, zu mein und meiner Kinder großer Freude.

Sonſt war der Jammer, Hunger und Kummer, damals im Lande allgemein. Alle Tag' trug man Leichen zu Grabe, oft drei, vier bis elf miteinander. Nun dankt' ich dem lieben Gott, daß er mir wieder ſo geholfen, und eben ſo ſehr, daß er meine zwei Lieben verſorgt hatte, denen ich nicht helfen konnte. Aber lange ſchwebten mir die anmuthigen Dinger, ihr gutartiges kindliches Weſen, wie leibhaftig vor Augen. „O ihr geliebten Kinder!“ ſtöhnt' ich dann des Tages hundertmal, „wann werd' ich einſt zu Euch hinfahren? Denn ach! zu mir kommt Ihr nicht wieder.“ Viele Wochen lang ging ich umher wie der Schatten an der Wand, ſtaunte Himmel und Erde an, that zwar was ich konnte, konnte aber nicht viel. Zu Bezahlung meiner Gläubiger wurden die Ausſichten immer enger und kürzer. Aus einem Sack in den andern zu ſchleufen und mich ſo lange zu wehren wie möglich, mußt' jetzt mein einziges Dichten und Trachten ſein.

Fünf Jahre lang kroch ich ſo immer zwiſchen Furcht und Hoffnung unter meiner Schuldenlaſt fort, trieb mein Händelchen und arbeitete daneben, was mir vor die Hand kam. Zu Anfang dieſer Epoche ging's vollends den Krebsgang. So viel unnütze Mäuler, denn die Fünfzahl meiner Kinder war jetzt wieder complet, die Ausgaben für Eſſen, Kleider, Holz und die leidigen Zinſe fraſſen meinen kleinen Gewinnſt noch etwas mehr als auf. Meine ſchönſte Hoffnung erſtreckte ſich erſt auf Jahre hinaus, wo meine Jungen mir zur Hülfe gewachſen ſein würden. Aber wenn meine Gläubiger böſ' geweſen, ſie hätten mich lange vorher überrumpelt.

Nein! ſie trugen Geduld mit mir; freilich beſtrebt' ich mich aus allen Kräften Wort zu halten ſo gut wie möglich; aber das beſtund meiſt in neuem Schuldenmachen um die alten zu tilgen. Da waren mir allemal die nächſten Wochen vor der Zurzacher-Meſſe ſehr ſchwarze Tag' im Kalender, wo ich viele Dutzend Stunden verlaufen mußte, um wieder Kredit zu finden. O, wie mir da manch liebes Mal das Herz klopfte, wenn ich ſo an drei, vier Orten ein chriſtliches Helf dir Gott! bekam. Wie rang ich oft meine Hände gen Himmel, und betete zu dem, der die Herzen wendet, wohin er will, auch eines zu meinem Beiſtand zu lenken. Und allemal ward's mir von Stund an leichter um das meinige, und fand ſich zuletzt, freilich nach unermüdetem Suchen und Anklopfen, noch irgend eine gutmüthige Seele, meiſt in einem unverhofften Winkel. Ich hatte ein paar Bekannte, die mir wohl ſchon hundertmal aus der Noth geholfen, aber die Furcht, ſie endlich zu ermüden, machte, daß ich immer zuletzt zu ihnen kehrte, und dann, hätt' ich ihnen ein einzigmal nicht Wort gehalten, ſo wäre mir auch dieſe Hülfsquelle auf immer verſiegt; ich trug darum zu ihr wie zu meinem Leben Sorg'. Uebrigens trauten's mir nur wenige von meinen Nachbarn und nächſten Gefreundten zu, daß ich ſo gar bis an die Ohren in Schulden ſtecke; vielmehr wußt' ich das Ding ziemlich geheim zu halten, meinen Kummer und Unmuth zu verbergen, und mich bei den Leuten allezeit aufgeräumt und wohlauf zu ſtellen. Auch glaub' ich, ohne dieſen ehrlichen Kunſtgriff wär' es längſt mit mir aus geweſen. Freilich hatt' ich, wer ſollte es glauben? auch meine Neider, von denen ich wohl wußte, daß ſie allen Perſonen, die mit mir zu thun hatten, fleißig ins Ohr ziſchelten, was ſie unmöglich mit Sicherheit wiſſen konnten. Da hieß es: „Er ſteckt „verzweifelt im Dreck, lange hält er's nicht mehr „aus. Wenn er nur nicht einpackt, oder Weib „und Kinder im Stich läßt. Ich fürcht', ich fürcht', „will aber nichts geſagt haben; wenn er's nur nicht „inne wird." Zu mir kamen die Kerls als die beſten Freunde, förſchelten und frägelten mich aus, thaten ſo mitleidig, als wenn ſie mir mit Gut und Blut helfen wollten, wenn ich nur Zutrauen zu ihnen hätte, und jammerten über die böſen Zeiten und Stümpler. Wie ich's doch bei meinem kleinen verderbten Händelchen mit meiner großen Haushaltung mache? Einſt, ich weiß nicht mehr, ob aus Schalkheit oder Noth, ſprach ich einen dieſer Uriane um ein halbdutzend Dublonen auf einen Monat an. Mein Herr hatte hundert Ausflüchte, ſchlug mir's am End' rund ab, und raunt' dann in jedes Ohr, das ihn hören wollte: Der Bäcker hat geſtern Geld von mir lehnen wollen. Er machte freilich auch einige meiner Kreditoren mißtrauiſch; andere hingegen ſagten: „Ha! er hat doch immer Wort gehalten,

„und ſo lang er das thut, ſoll er offene Thür bei „mir finden. Er iſt ein ehrlicher Mann.“ Alſo eben jene falſchen Freunde waren es, welche mir die meiſte Mühe machten, und denen ich mich nicht entdecken durfte, wenn ich nicht völlig caput ſein wollte. Ich hatte ſchon im Jahr 1771 oder 1772 meine Weberei, obgleich mit ziemlichem Verluſt, ab mir geladen und das brachte mir auch nicht den beſten Ruf, da mein Baumwollenbrauch dadurch geringer und mein Baumwollenherr unzufrieden und mürriſch wurde. Deſto eher ſollt' ich nun die alten Baumwollenſchulden bezahlen, was ich doch deſto weniger konnte. So verſtrich ein Jahr nach dem andern. Bald flößte mir mein guter Geiſt friſchen Muth und neue Hoffnung ein, daß mir noch einſt durch die Zeit zu helfen ſein werde. Nur allzu oft aber verfiel ich wieder in düſtre Schwermuth, und zwar, die Wahrheit zu geſtehen, meiſt, wenn ich zahlen ſollte und weder aus noch ein wußte. Da ich mich, wie ſchon geſagt, keiner Seele glaubte entdecken zu dürfen, ſo nahm ich in dieſen muthloſen Stunden meine Zuflucht zum Leſen und Schreiben. Ich entlehnte und durchſtänkerte jedes Buch, das ich kriegen konnte, in der Hoffnung, etwas zu finden, das auf meinen Zuſtand paßte, fing halbe Nächte durch weiße und ſchwarze Grillen, und fand allemal Erleichterung, wenn ich meine gedrängte Bruſt aufs Papier ausſchütten konnte. Dann war der Gutſchluß bei mir feſt, die Dinge, die da kommen ſollten, ruhig abzuwarten wie ſie kommen würden; und in ſolcher Gemüthsſtimmung ging ich allemal zufrieden zu Bett und ſchlief wie ein König.

Um dieſe Zeit kam einſt ein Mitglied der moraliſchen Geſellſchaft zu Lichtenſteig in mein Haus, als ich eben die Geſchichte von Brand und Struenſee durchblätterte, und etwas von meinen Schreibereien auf dem Tiſch lag. „Das hätt' ich bei dir nicht geſucht,“ ſagte er, und fragte: Ob ich gern ſo etwas leſe, und oft dergleichen Sächelchen ſchreibe? „Ja!“ ſagt' ich: „Das iſt neben meinen Geſchäften mein einziges Wohlleben.“ Von da an wurden wir Freunde und beſuchten einander zum öfterſten. Er anerbot mir ſeine kleine Bücherſammlung, ließ ſich aber in ökonomiſchen Sachen noch lieber von mir helfen, als daß er mir hätte beiſpringen können, obſchon ich ihm von weitem meine Umſtände merken ließ. In einem dieſer Jahre ſchrieb die erwähnte Geſellſchaft über verſchiedene Gegenſtände Preisfragen aus, welche jeder Landmann beantworten könnte. Mein Freund munterte mich zu einer ſolchen Arbeit auf; ich hatte große Luſt dazu, machte ihm aber die Einwendung: Man würde mich armen Tropf nur auslachen. „Was thut das?“ ſagte er: „Schreib du nur zu, in aller Einfalt, wie's kommt und dich dünkt.“ Da ſchrieb ich denn über den Baumwollengewerb und den Kredit, ſandte mein Geſchmiere zur beſtimmten Zeit neben vielen andern ein, und die Herrn waren ſo gut, mir den Preis von einem Dukaten zuzuerkennen. Oder zum Geſpötte? Nein, wahrlich nicht. Oder vielleicht in Betracht meiner dürftigen Umſtände? Kurz, ich konnt' es nicht begreifen, und noch viel minder, daß man mich jetzt gar von ein Paar Orten her einlud, ein förmliches Mitglied der Geſellſchaft zu werden. „O behüte Gott!“ dacht' und ſagt' ich Anfangs, „das darf ich mir nicht träumen laſſen. Ich würde „einen Korb bekommen. Und wenn auch nicht, ich „mag ſo gelehrten Herren keine Schande machen. „Ueber kurz oder lang würden ſie mich gewiß wieder „ausmuſtern.“ Endlich aber, nach vielem hin- und herwanken, und beſonders aufgemuntert durch einen der Vorſteher, bei dem ich ſehr wohl gelitten war, wagt' ich's, mich zu melden. Ich kann übrigens verſichern, daß mich weniger die Eitelkeit als die Begierde reizte, an der ſchönen Leſecommun der Geſellſchaft um ein geringes Geldlein Antheil zu nehmen. Indeſſen ging es, wie ich vermuthet hatte, und gab's allerlei Schwierigkeiten. Einige Mitglieder widerſetzten ſich, und bemerkten mit Recht, ich ſey von armer Familie, dazu ein ausgeriſſner Soldat, ein Mann von dem man nicht wiſſe wie er ſtehe, von dem wenig erſprießliches zu erwarten ſei. Gleichwohl ward ich durch Mehrheit der Stimmen angenommen. Aber erſt jetzt reute mich mein unbeſonnener Schritt, als ich bedachte: Jene Herren ſagten ja nichts als die lautere Wahrheit und könnten noch einſt damit triumphiren. Inzwiſchen mußt ich's gelten laſſen, und tröſtete ich mich mit dem auch nicht ganz uneigennützigen Gedanken, das ein' und andre Mitglied könnte mir im Verfolg zu manchen wichtigen Dingen nützlich ſein.

Was hatt' ich da für eine kindiſche Freude an der großen Anzahl Bücher, deren ich in meinem Leben nie ſo viele beiſammen geſehn, und an denen allen ich nun Antheil hatte. Ich erröthete zwar noch immer bei dem bloßen Gedanken, ein eigentliches Mitglied einer gelehrten Geſellſchaft zu heißen und zu ſein, und beſuchte ſie darum nur ſelten und verſtohlen. Aber da half alles nichts; es ging mir wie dem Raben, der mit den Enten fliegen wollte. Meine Nachbarn und andre alte Freunde und Bekannte, kurz, Meinesgleichen, ſah mich, wo ich ſtund und ging, überzwerch an. Hier hört' ich ein höhniſches Geziſch', dort erblickt' ich ein verachtendes Lächeln. Denn es ging unſrer moraliſchen Geſellſchaft im Tockenburg Anfangs wie allen ſolchen Inſtituten in noch rohen Ländern. Man nannte ihre Mitglieder Neuherren, Bücherfreſſer, Jeſuiten und dergleichen. Meine Frau vollends ſpie Feuer und Flammen über mich, wollte ſich viele Wochen nicht beſänftigen laſſen, und gewann nun gar Ekel und Widerwillen gegen jedes Buch, wenns zumal aus unſrer Bibliothek kam. Einmal hatt' ich den Argwohn, ſie ſelbſt habe um

dieſe Zeit meinen Kreditoren eingeblaſen, daß ſie mich
nur brav ängſtigen ſollten. Sie läugnet's zwar noch
auf den heutigen Tag, und Gott verzeih' mir's!
wenn ich falſch gemuthmaßt habe, aber damals hätt'
ich mir's nicht nehmen laſſen. Genug, meine Treiber
ſetzten ſtärker in mich als ſonſt. Da hieß es: Haſt
du Geld, dich in die Büchergeſellſchaft einzukaufen,
ſo zahl' auch mich. Wollt' ich etwas borgen, ſo
wies man mich an meine Herren Collegen. „O du
„armer Mann!" dacht' ich, „was haſt du für einen
„hundsdummen Streich gemacht, der dir vollends
„den Reſt geben muß. Hätt'ſt du dich mit deinem
„Morgen- und Abendſegen begnügt, wie ſo viel andre
„deiner redlichen Mitlandsleute. Jetzt haſt du deine
„alten Freund' verloren, von den neuen darfſt und
„magſt du keinen um einen Kreuzer anſprechen. Deine
„Frau hagelt auf dich zu. Du Narr! was nützt dir
„jetzt all' dein Leſen und Schreiben? Kaum wirſt du
„noch dir und deinen Kindern den Bettelſtab dafür
„kaufen können." So macht' ich mir ſelbſt die bitterſten
Vorwürfe und rang oft beinahe mit der Verzweiflung.
Dann ſucht' ich freilich von Zeit zu Zeit
aus einem andern Sack auch meine Entſchuldigungen
hervor, die hießen: „Ha! das Leſen koſtet mich doch
„nur ein geringes, und das hab' ich an Kleidern und
„anderm mehr als erſpart. Auch bracht' ich nur die
„müßigen Stunden damit zu, wo andre ebenfalls
„nicht arbeiten, meiſt bei nächtlicher Weile. Wahr

„iſt's, meine Gedanken beſchäftigten ſich auch in der
„übrigen Zeit nur allzuviel mit dem Geleſenen und
„waren zu meinem Hauptberuf ſelten bei Hauſe. Doch
„hab' ich nichts verludert, und trank höchſtens zuweilen
„eine Flaſche Wein, meinen Unmuth zu erſäufen.
„Das hätt' ich freilich auch ſollen bleiben
„laſſen. Aber was iſt ein Leben ohne Wein, und zumal
„ein Leben wie meines?“ Dann kam's wieder
einmal an's Anklagen: „Aber, wie nachläſſig und
„ungeſchickt warſt du in allem was Handel und Wandel
„heißt. Mit deiner unzeitigen Güte nahmſt du
„alles, wie man's dir gab, gabſt jedem, was er dich
„bat, ohne zu bedenken, daß du nur andrer Leute
„Geld im Säckel hatteſt, oder daß dich ein redlich
„ſcheinendes Geſicht betrügen könnte. Deine Waare
„vertrauteſt du dem erſten Beſten und glaubteſt ihm
„auf ſein Wort, wenn er dir vorlog, er könne dir
„auf ſein Gewiſſen nur ſo und ſo viel bezahlen. O
„könnt'ſt du noch einmal wieder von vorn anfangen.
„Aber, vergeblicher Wunſch! Nun, ſo willſt du doch
„alles verſuchen, willſt denen, die dir ſchuldig ſind,
„eben auch drohen wie man dir droht.“ So dacht'
ich elender Tropf und ſetzte wirklich zween meiner
Debitoren den Tag an; freilich mehr um ſie und
andre zu ſchrecken, als daß es Ernſt gegolten hätte.
Aber ſie verſtunden's nicht ſo. Ich ging auf die beſtimmte
Zeit mit den Schätzern zu ihren Häuſern;
und, Gott weiß! mir war's viel bänger als ihnen

In dem erſten Augenblick, da ich in des einen Wohnung trat, dacht' ich: Wer kann das thun? Die Frau bat, und wies mit den Fingern auf das zerfetzte Bett und die wenigen Scherben in der Küche; die Kinder in ihren Lumpen heulten. O wenn ich nur wieder weg wäre! dacht' ich, bezahlte Schätzer und Weibel, und ſtrich mich unverrichteter Sachen fort, nachdem man mir in beſtimmten Terminen Bezahlung verſprochen, die noch auf den heutigen Tag ausſteht. Auch erfuhr ich nachwärts, daß dieſe Leute, einige Stunden vorher, eh' ich in ihr Haus kam, die beſten Habſeligkeiten geflöhnet, und ihre Kinder expreß ſo zerlöchert angezogen hätten. „Meinetwegen," ſagt' ich da zu mir ſelbſt, „das will ich in meinem „Leben nicht mehr thun. Meine Gläubiger mögen „eines Tags Barbaren gegen mich, ich will's nicht „gegen andre ſein. Es geh' mir wie es geh', dieſe „Schulden müſſen zuletzt doch auch zu meinem Ver„mögen gerechnet werden." Aber jene fragten nichts darnach, und dieſen jagte eine ſolche Denk- und Verfahrungsart gerade keine Scheu ein. Die erſtern trieben mich immer ſtärker und unerbittlicher, ſo daß mich meine überſpannte Einbildung zuletzt wirklich glauben ließ, Gott habe nun einmal beſchloſſen, mich vor aller Welt zu Spott und Schande zu machen und mich die Folgen meiner Unvorſichtigkeit abbüßen zu laſſen. Der Verſucher feiert bei ſolchen Gelegenheiten gewiß nicht und mir war oft, ich fühlte ſeine Eingebungen, wenn ich den ganzen Tag vergeblich nach Menſchenhülfe umhergelaufen war und Abends ſchwermüthig oder halb verrückt der Thür nachſchlich, den ſtarren Blick in den Strom geſenkt, wo er am tiefſten iſt. Dann däuchte es mir, der ſchwarze Engel hauche mich an und flüſtre mir zu: Stürz dich hinein, Thor, du hältſt es doch nicht länger aus. Sieh nur, wie ſanft das Waſſer rollt! Ein Augenblick, und dein ganzes Sein wird ebenſo dahin wellen. Dann ſchläfſt du ſo ruhig und ſo wohl, ſo wohl! Dann wird für dich kein Leid und kein Geſchrei mehr ſein und dein Geiſt und Herz ewig in ſüßem Vergeſſen ſchlummern. — Himmel, wenn ich dürfte! dacht' ich jetzt wohl. Aber welch ein Schauer, Gott, welch ein Grauſen durchfährt all' meine Glieder! Sollt' ich meiner beſſeren Ueberzeugung vergeſſen können? Nein, Satan, packe dich! ich will ausharren und erdulden was ich ſelbſt verſchuldet habe. Ein andermal rieth mir der Böſe wieder, ich ſollt' mein Bündel aufpacken und davon laufen. Mit meiner noch übrigen Baarſchaft könnte ich in einem entfernten Lande etwas neues anfangen und zu Hauſe würden Weib und Kind ſchon gutherzige Seelen finden. — Was! ich davon laufen? Mein zwar unſanftes aber getreues Weib und meine unſchuldigen kleinen Kinder im Stich laſſen? Die Winkelprophezeihungen meiner Feinde zu ihrer größten Freude wahrmachen? In welcher Ecke der Erde könnt' ich eine Stunde Ruhe genießen, wo mich verbergen, daß der Wurm in meinem Buſen mich nicht fände? Und ſtell' ich mir meine Sachen am Ende nicht zu ſchrecklich vor? Wenn mich nun auch meine Sünden ſo wie jetzt nur meine Schulden quälten?

So bekam ich von Zeit zu Zeit wieder guten, feſten Muth, der freilich nicht länger währte, als bis ich mich bei einer neuen Gelegenheit abermals des Gedankens nicht erwehren konnte: Jetzt iſt's aus. Es iſt kein Kraut für ein unheilbares Uebel gewachſen. Aber auch alsdann beſtand es weit mehr in der Einbildung als in der Wirklichkeit.

Eines Tages, als ich eben auch vergebens herumgelaufen um etliche Gulden zu borgen, und einer meiner Gläubiger mir mit entſetzlicher Rohheit begegnet war, ging ich voll trübſinniger Fantaſien zu Bett und wälzte mich bis Mitternacht ſchlaflos auf meinem Kiſſen hin und her.

Da kam mir mit einemmale der menſchenfreundliche Lavater in den Sinn und ich entſchloß mich augenblicklich, ihm zu ſchreiben. Ich ſtund auf und entwarf einen Brief an ihn, den ich gleich des anderen Morgens an ſeine Behörde abzuſenden gedachte. Je öfter ich ihn aber, als die Zeit dazu gekommen war, überlas und überdachte, deſto weniger wollte er mir in dem Bewußtſein deſſen gefallen, wie ſehr der theure Menſchenfreund von Kollektanten, Bettlern und Bettelbriefen beſtürmt werde. Um auch den bloßen Schein zu vermeiden, als beabſichtige ich die Zahl der Unverſchämten zu vermehren, unterdrückte ich mein Geſchreibſel wieder und nahm von dieſer Stunde an meine Zuflucht ganz allein zu Gott. Ich hatte zwar in der Folge noch öftere Anfälle meines eingewurzelten Kummerfiebers, wandte nun aber alle meine Leibes- und Seelenkräfte an, meine kleinen Geſchäfte zu vermehren, und ſah allenthalben ſelbſt zu meinen Sachen.

Gegen meine Bekannten ſtellte ich mich weit weniger muthlos als ich war, und ſchien ich immer munter und guter Dinge. Meinen Gläubigern gab ich die beſten Worte, indem ich die älteren bezahlte und wieder bei anderen borgte. In der benachbarten Gemeinde Ganterſchweil ſah ich mich nach neuen Spinnern, ſoviel ich deren aufzutreiben wußte, um.

Das Jahr 1778 gab mir ganz beſondern Muth und Zuverſicht; mein Händelchen ging damals vortrefflich von ſtatten, und bald konnt' ich glauben, daß ich mit Zeit und Weile mich vollkommen erholen und meiner Schuldenlaſt entledigen würde. Aber die Angſt will ich mein Tage nicht vergeſſen, die mich auch jetzt noch quälte, wenn ich den Geſchäften nach traurig meine Straße ging und mich dem Comptor eines überlegenen Handelsmanns oder der Thür' eines harten Gläubigers nahte. Wie es mir da zu Muthe war! wie ich meine Hände gen Himmel rang: „Herr!

„Du weißt alle Dinge! Alle Herzen ſind in deiner „Hand; du leiteſt ſie wie Waſſerbäche, wohin du „willſt! Ach! gebiete auch dieſem Laban, daß er „nicht anders mit Jacob rede als freundlich.“ Und der Allgütige erhörte meine Bitte; ich bekam mildere Antwort, als ich's hätte erwarten dürfen. O wie köſtlich iſt's, auf den Herrn hoffen und ihm all' ſein Anliegen mit Vertrauen klagen. Dieß hab' ich ſo manchmal und ſo deutlich erfahren, daß mir die felſenfeſte Ueberzeugung davon nichts in der Welt mehr rauben kann.

Zu Anfang des Jahrs 1779 ward mir ohne mein Bewerben und Bemühen der Antrag gemacht, einem auswärtigen Fabrikanten von Glarus Baumwollen-Tücher weben zu laſſen. Anfangs lehnt' ich den Antrag aus dem Grund ab, weil vor mir ein gewiſſer Grob bei der nämlichen Commiſſion Bankerott gemacht. Da man mich aber verſichert, daß die Urſache ſeines Unfalls eine ganz andre geweſen, ließ ich mich endlich bereden, und traf den Accord vollkommen auf den Fuß wie jener. Sofort hob ich dieſen Verkehr an. Man lieferte mir das Garn, und zwar zuerſt ſehr ſchlechtes; aber nach und nach ging's beſſer. Auch hatt' ich Anfangs viel Mühe, genug Spuhler und Weber zu kriegen. Doch merkt' ich bald, daß zwar mit dieſem Geſchäft viel Verdruß und Arbeit verbunden, aber auch etwas zu gewinnen ſei.

Im Jahre 1780 erweitert' ich meine Anſtalt um ein merkliches, fing auch an, für eigne Rechnung Tücher zu machen, und befand mich gut dabei. Mein Kredit wuchs wieder von Tag zu Tage, und meine Gläubiger merkten bald, daß die Sachen eine andere Wendung genommen hatten. Ich hüpfte daher nicht ſelten in meiner Waarenkammer vor Freuden hoch auf und betrachtete meine Errettung als ein Beinahe-Wunder. Und doch ging in der Welt von jeher und geht noch alles ſeinen natürlichen Lauf! Glück und Unglück richteten ſich immer, theils nach meinem Verhalten, das in meiner Macht ſtund, theils nach den Zeitumſtänden, die ich nicht ändern konnte. Auch die folgenden Jahre bis 1785 förderten meinen Wohlſtand je mehr und mehr und änderten in meinem Innern nichts, als daß mir meine Geſchäfte mehr zu denken gaben und meinen Hang zum Schreiben um ein gut Theil minderten. Hätte ich ſchon damals alle meine Waaren und ausſtehende Schulden zu Geld gemacht, ſo würde ich haben meine Gläubiger vollkommen befriedigen können und mein Haus und Garten mit all' meiner Habe mir frei und ledig zueigen verblieben ſein. Es hat zwar ſeitdem den Anſchein gewonnen, als ob der Baumwollentücherverkehr in unſerem Lande nimmer wieder zu ſeinem vorigen Flor gelangen könne. Indeſſen ergibt es mir fortwährend leidlich genug und würde ich, wenn ich mich zu einer ängſtlichen Sparſamkeit bekehren wollen, heutigen Tages gewiß ein ſo genannter bemittelter Mann ſein.

7.

Schluß.

Meine Lebensgeſchichte ſo weit geſchrieben, bleibt mir nur noch Weniges von mir zu ſagen übrig. Ein Häuschen und ein Gärtchen iſt mein ganzes Vermögen. Eine Frau und vier Kinder, alſo ſechs Mäuler und ein Dutzend Hände machen meinen Haushalt aus. Aber das geſunde Speiſen der erſtern, Kleider und anders miteingezählt, zehrt das Produkt einer noch ſo muntern Arbeit der letztern beinahe auf. Meinen Baumwollengewerb hab' ich ſchon beſchrieben. Dieſer iſt wie ein Vogel auf dem Zweig, und wie das Wetter im April. Wer ſein ganzes Studium darauf wendet, und zumal die rechte Zeit abzupaſſen weiß, kann noch ſein Glück damit machen. Aber dieß Talent in gehörigem Maße hatt' ich nie, ich war immer ein Stümper, und werd' es ewig bleiben. Und doch hab' ich dieſe Art Handel und Wandel gleichſam von Jahr zu Jahr lieber gewonnen. Warum? Ich denke, natürlich, weil derſelbe das Mittel war, durch welches mich die gütige Vorſehung, ohne mein ſonderliches

Zuthun, aus meiner drückenden Lage wenigſtens in eine ſehr leidliche emporhub. Freilich wär' ich, ohne die Rolle eines Handelsmanns zu ſpielen, vielleicht auch niemals ſo tief in jene hineingerathen. Doch, wer weiß? Es wäre wohl gleich viel geweſen, mit welchem Berufe ich mich läſſig, unvorſichtig und ungeſchickt beſchäftigt hätte. Und heißt, denk' ich, auch hier: Der Hund, der ihn biß, leckt' ihn wieder, bis er heil war.

Mein Vaterland iſt zwar kein Schlaraffenland, kein glückliches Arabien und kein reizendes Pays de Vaud. Es iſt das Tockenburg, deſſen Einwohner von jeher als unruhige Leute verſchrien waren, ein anmuthiges, zwölf Stunden langes Thal, mit vielen Nebenthälchen und fruchtbaren Bergen umſchloſſen. Das Hauptthal zieht ſich in einer Krümmung von Südoſt nach Nordoſt hinab. Gerade in der Mitte deſſelben, auf einer Anhöhe, ſteht mein Edelſitz, am Fuß eines Berges, von deſſen Spitze man eine treffliche Ausſicht beinahe über das ganze Land genießt, die mir ſchon ſo manchmal das entzückendſte Vergnügen gewährte, bald in das mit Dörfern reich beſetzte Thal hinab, bald auf die mit den fetteſten Weiden, Wieſen und Gehölzen bekleideten und abermals mit zahlloſen Häuſern überſäeten Anhöhen zu beiden Seiten, über welche ſich noch die Gipfel der Alpen hoch in die Wolken erheben, dann wieder hinunter auf die durch viele Krümmungen ſich mitten durch unſer

Hauptthal ſchlängelnde Thur, deren Dämme und mit Erlen und Weiden bepflanzten Ufer die angenehmſten Spaziergänge bilden. Mein hölzernes Häuschen liegt gerade da, wo das Gelände am allerlieblichſten iſt, und beſteht aus einer Stube, drei Kammern, Küche und Keller, potz Tauſend! die Nebenſtube hätt' ich bald vergeſſen, einem Geißſtällchen, Holzſchopf, und dann etwas um's Häuschen ein Gärtchen, mit etlichen kleinen Bäumen beſetzt, und mit einem Dornhag tapfer umzäunt. Aus meinem Fenſter hör' ich von drei bis vier Orten her läuten und ſchlagen. Kaum etliche Schritte vor meiner Thüre liegt ein meinem Nachbar zudienender artiger beſchatteter Raſenplatz. Von da ſeh' ich ſenkrecht in die Thur hinab, auf die Bleichen hinüber, auf das ſchöne Dorf Wattweil, auf das Städtchen Lichtenſteig und hinwieder durch's Thal hinauf. Hinter meinem Haus rinnt ein Bach herab, der Thur zu, der aus einem romantiſchen Tobel kömmt, wo er über Steinſchroſen daherrauſcht. Sein jenſeitiges Ufer iſt ein ſonnenreiches Wäldchen, mit einer hohen Felswand begränzt. In dieſer niſten alle Jahr' etliche Sperber und Habichte in einer unzugänglichen Höhle. Dieſe, und dann noch ein gewiſſer Berg, der mir um die Tag- und Nachtgleiche die liebe Sonne des Morgens eine Stunde zu lang aufhält, ſind mir unter allem, was zu dieſer meiner Lage gehört, allein widerlich. Beide würd' ich gern verkaufen oder gar verſchenken. Die vertrackten Sperber zumal plagen nicht nur von Mitte April bis ſpät in den Herbſt mit ihrem Zetergeſchrei meine Ohren, ſondern, was noch weit ärger iſt, verjagen mir die lieben Singvögelchen, daß bald kein einziges mehr in der Gegend ſich einzuniſten wagt. Meine Nachbarn ſind recht gute ehrliche Leute, die ich aufrichtig ſchätze und liebe. Freilich läuft bisweilen auch ein andrer mitunter, wie überall. Innige Freunde, mit denen man Gedanken wechſeln und Herzen tauſchen kann, hab' ich in der Nähe keine. Dieß erſetzen mir meine platoniſchen Geliebten in meinem Stübchen. Im Frühlinge liegt mir der Schnee auch ein Bischen zu lang in meinem Gärtchen. Aber ich fange einen Krieg mit ihm an, zerſetze ihn zu kleinen Stücken, und werfe ihm Aſche und Koth auf die Naſe; dann verkriecht er ſich in die Erde, ſo daß ich noch mit den Früheſten gärtnen kann. Und überhaupt macht mir dieß kleine Grundſtück viel Vergnügen. Zwar iſt die Erde ziemlich grob und ungeſchlacht, obgleich ich ſie ſchon an die fünf und zwanzig Jahr bearbeitet habe, dem ungeachtet giebt das Ding Kraut, Kohl, Erbſen, und was ich immer auf meinen Tiſch brauche, zur Genüge; mitunter auch Blumenwerk und Roſen die Fülle. Kurz, es freut mich ſo wohl als manchen Fürſten all' ſeine Babyloniſchen Gärten. Sag' alſo, Bub! iſt unſer Wohnort nicht ſo angenehm, als je einer in der Welt? Einſam, und doch nahe bei den Leuten; mitten im Thal, und doch ein wenig erhöht. Oder geh' mir einmal im Maimond auf jenen Raſenhügel vor unſerer Hütte. Schau durch's buntgeſchmückte Thal hinauf; ſieh', wie die Thur ſich mitten durch die ſchönſten Auen ſchlängelt; wie ſie ihre noch trüben Schneewaſſer gerade unter deinen Füßen fortwälzt. Sieh', wie an ihren beiden Ufern unzählige Kühe mit geſchwollenen Eutern im Gras waden. Höre das Jubelgetön von den großen und kleinen Buſchſängern. Ein Weg geht zwar an unſern Fenſtern vorbei; aber der iſt noch nichts. Sieh' erſt jenſeits der Thur jene Landſtraße mitten durch's Thal, die nie leer iſt. Sieh' jene Reihe Häuſer, welche Lichtenſteig und Wattweil wie zuſammenketten. Da haſt du einigermaßen, was man in Städten und auf dem Lande nur haben kann. Ha! ſagſt du vielleicht, aber dieſe Matten und Kühe ſind nicht unſer! Närrchen!. freilich ſind ſie und die ganze Welt iſt unſer. Oder wer wehrt dir, ſie anzuſehn, und Luſt und Freud' an ihnen zu haben? Butter und Milch bekomm' ich ja von dem Vieh, das darauf weidet, ſo viel mir gelüſtet, alſo haben ihre Eigenthümer nur die Mühe zum Vortheil. Was braucht es, jene Alpen mein zu heißen? Oder jene zierlich prangenden Obſtbäume? Bringt man uns ja ihre ſchönſten Früchte in's Haus! Oder jenen großen Garten? Riechen wir ja ſeine Blumen von weitem! Und ſelbſt unſer eigener kleiner, wächſt nicht alles darin, was wir hineinſetzen, pflegen und warten? Alſo, lieber Junge! wünſch' ich dir, daß du bei allen dieſen Gegenſtänden nur das empfinden möchteſt, was ich dabei ſchon empfunden habe und noch täglich empfinde; daß du mit eben dieſer Wonne und Wolluſt den Höchſtgütigen in allem findeſt und fühleſt, wie ich ihn fand und fühlte, ſo nahe bei mir, rings um mich her, und in mir, wie er dieß mein Herz aufſchloß, das er ſo weich und ſo fühlend ſchuf. Lieber Knabe! Beſchreiben kann ich's nicht. Aber mir war ſchon oft, ich ſei verzückt, wenn ich all dieſe Herrlichkeit überſchaute, und ſo, in Gedanken vertieft, den Vollmond über mir, dieſer Wieſe entlang hin- und herging, oder an einem ſchönen Sommerabend dort jenen Hügel beſtieg, die Sonne ſinken, die Schatten ſteigen ſah, mein Häuschen ſchon in blauer Dämmerung ſtand, die ſchwirrenden Weſte mich umſäuſelten, die Vögel ihr ſanftes Abendlied anhuben. Wenn ich dann vollends bedachte: „Und dieß alles für dich, armer, ſchuldiger Mann?“ Und eine göttliche Stimme mir zu antworten ſchien, „Sohn! dir ſind deine Sünden vergeben.“ O! wie da mein Herz in ſüßer

Wehmuth zerſchmolz, wie ich dem Strom meiner Freudenthränen freien Lauf ließ, und alles rings um mich her, Himmel und Erde, hätte umarmen mögen, und noch ſelige Träume der folgenden Nacht mein geſtriges Glück wiederholten.

II.

Tagebuch.

1771.

2. Januar.

Heute ſah ich ein ſchönes Sommervöglein. Ich dachte, wie anmuthig und erquickend ſind doch mitten im Winter die Zeichen des Sommers, und im Sommer werden ſie ſo wenig geachtet.

Ach, wie erquickend ſind auch die Zeichen des ewigen Sommers, und was muß erſt der Sommer ſelbſt ſein! Daß doch die meiſten Menſchen den Winter lieben und die Zeichen des Frühlings, die Zeichen der Zukunft Jeſu nicht achten und kennen! Wer aber von der alles erwärmenden Sonne etwas geſchmeckt, wer den Geſchmack dieſer ſchönen lieblichen wohlriechenden Frühlingsblume ein wenig gerochen hat, der ſeufzet oft: ach! wann iſt endlich der Winter hin! Er freut ſich, wann und wo er ein Sommervöglein herum fliegen ſieht. Wann und wo er ein Zeichen ſieht, das ihm Jeſus vorher geſagt hat, ſo hebt er ſein Haupt empor und glaubt ſeine Erlöſung nahe.

4. Jannar.

Die Unbeſtändigkeit zeigt ſich in allen ſichtbaren Dingen. Was ich um mich und an mir ſehe, iſt der Veränderung unterworfen. Dieſe Veränderlichkeit muß ich heute immer betrachten. Bald ſind wir geſund, bald krank, bald fröhlich und vergnügt, bald traurig und übelzufrieden, bald leidſam, bald mürriſch und ungeduldig. Bald genießen wir ſchöne, liebliche Tage und angemeſſenen Sonnenſchein; unverſehens fällt aber Schnee die Menge auf uns herab, und kaum hat er ſich geſetzt, ſo muß er ſchon wieder weg.

22. März.

Unſer Leben lauft aus und nimmt ein End wie ein Weberſtuhl. Wie froh iſt man, wenn man ein faules Garn auf dem Stuhle hat, wenn man ſieht, daß der Stuhl ſchwindet. Das Schifflein lauft immer hin und wieder, es ruckt ein End nach dem andern, und obſchon der Fäden viele brechen, wird er doch mit Geduld abgewunden und nimmt ein End. Alſo rückt unſer Leben. Das Schifflein geht immer, eine Mühſeligkeit nach der andern wird überwunden; jeder Tag iſt ein Eck; wir müſſen immer binden und ſticken, es iſt eitel Jammer und Elend; jedoch können wir hoffen, daß es ein Ende nehmen werde. Wenn wir darauf nur eben ſo genau Achtung gäben, wie auf das Ende eines Stuhls!

13. September.

Dieſer Tag ſoll mir ein unvergeßlicher ſein, an welchem mein allerliebſtes Söhnlein ſtarb, oder vielmehr in das andere Leben durchging. Vor fünf Tagen iſt er das Letztemal ausgegangen, aber mit einem Froſt wieder nach Hauſe kommen. Darauf zeigten ſich bald Hitze und Schmerzen im Bauch und ging das ſchmerzhafte Laufen an. Die Schmerzen und die Schwäche nahmen ſo zu, daß wir bald ſahen, wie zu ſeiner Geneſung keine Hoffnung vorhanden ſei. Er wollte von dem erſten Abend an nicht das Geringſte mehr eſſen, wohl aber immer trinken, denn die Hitze in ſeinem Innern verurſachte ihm großen Durſt. Er litt all die großen Schmerzen mit einer heldenmüthigen Standhaftigkeit. Er fürchtete ſich zwar vor dem Tode, zeigte aber ein Verlangen nach dem Himmel, bei Gott ein Engelein zu werden. In dieſer ſeiner letzten Nacht focht er ſchon mit kalten erſtorbenen Gliedern von einem Ort zum andern, legte immer ſeine kalten Hände hin und wieder, bis der Tag anbrach und er um ſechs Uhr, ſanft wie ein Schaf in dem Herrn entſchlafen, von allem Uebel, Jammer und Elend erledigt werden. Heute machte ich meinem lieben Sohn ein Ruhebettlein mit vielem Unmuth und Bangigkeit.

15. September.

Johann Ulrich, mein lieber Sohn, nun will ich noch meine letzte Rede an dich thun. Vor neun Jahren, am zehnten dieſes Herbſtmonates wurdeſt du mir geboren. Als mein erſtgeborner Sohn erfreuteſt du mein Herz und in deinem erſten Lebensjahre gingeſt du auf wie eine Roſe, du warſt mir und deiner Mutter eine Herzensluſt. Ein Jahr und ſechs Wochen wareſt du alt, da konnteſt du ſchon gehen. Aber nach Verfluß des erſten Jahres verlor ſich deine blühende Geſtalt. Allerhand Ungemach ſtellte ſich in deinem jungen Leben ein, inſonderheit das Bauchweh, welches dich bis an dein Ende nicht verließ. In dieſen deinen ſchwächlichen Jahren, bis in das ſiebente, machteſt du uns unzählbare Müh', Sorge und Kummer, in dem du zwei- oder dreimal dem Tode nahe wareſt. Deswegen war unſere Liebe zu dir deſto größer. In den letzten zwei Jahren nahmſt du zwar ziemlich zu, jedoch nicht ſo, daß wir hätten hoffen können, aus dir je einen munteren, ſtarken Jüngling werden zu ſehen. Auch in dieſen Jahren hatteſt du wenig Süſſigkeiten. Das Arbeiten ging an und ward dir ſauer, und ich übte dich auch im Leſen und Schreiben. Deine Geſchwindigkeit in allem machte mir viel Vergnügen; aber es ängſtigte mich, wenn du aus Schwäche unwillig dazu warſt.

O, mein Sohn, mein liebſter Sohn! Meine erſte Kraft und meine Luſt! Ueberall erblickte ich in dir mein Bildniß, mehr als in allen meinen Kindern, ſowohl im Guten wie im Böſen. Du mußteſt meine

Sünden und Gebrechen in deinem kurzen Lebenslaufe an dir herumtragen. Erſt in den Tagen, da dich Gott auf das Krankenbett legte, zeigte es ſich, wie nahe du mir an das Herz gewachſen wareſt. Das Herz brach mir, wenn ich aus deinem Mündlein hörte, daß du dich vor dem Tode fürchteteſt, wenn ich ſah, wie dein junges Leben vor dem Grab erzitterte, wie du Gott verſprachſt, du wollteſt rechtthun und Vater und Mutter gehorſam ſein, wenn er dich wieder geſund werden ließe. Ich muß in Thränen zerſchmelzen, wenn ich deine Schmerzen ſehe, wenn du Tag und Nacht keine Stunde Ruhe hatteſt. Wie ſchmerzlich fiel es mir, wenn ich die erblaßten eingefallenen Wangen deines ausgemergelten Todtenkörperleins küßte und du hinwieder mich küßteſt. Mein Herz will mir brechen, wie ich dich immer Aetti rufen hörte und du deine eiskalten Händlein nach mir, nach deiner Mutter und Großmutter, nach deiner Baſe, auch nach deinen zwei kleinen Schweſterlein ausſtreckteſt und wir dir verſprechen mußten, dir alle zu Gott in den Himmel nachzukommen. Wie du mich noch in deinem letzten Todeskampfe friſch anfaßteſt, auf dein kaltes Angeſicht zerrteſt, mir mit deinen Händlein über die Backen ſtrichſt und ſchon mit ſtammelnder Zunge: Ach, mein lieber Aetti! ſagteſt. Wie du nach Waſſer lechzteſt, da du nicht mehr reden konnteſt! O, Schmerz meines Herzens! Ich ſehe deinen Leib nach und nach erkalten, das liebe Herz brechen, dich deine Augen ſtellen, mit dem Tode ringen, deinen Mund ſich krümmen, deine Hände ſich vor der Bitterkeit des Todes winden.

O, mein allerliebſter Sohn! Gott hat deine Seel' auf meine Seele, dein Herz auf mein Herz gebunden. Jetzt ſchneidet er's ab. O, wie gibt es dir und mir Schmerzen! Jetzt fährt dein unſterblicher Geiſt zu ſeinem Urſprung aus und verläßt ſein zerbrechliches Hüttlein.

19. September.

Als mein Sohn zur Erde beſtattet wurde, lag meine älteſte Tochter ſchon auf ihrem Krankenlager, von der ſchmerzhaften Ruhr befallen. Die lag auf die gleiche Art wie mein Sohn da, außer daß ſie nicht ſo große Geduld zeigte. Die Krankheit kann aber auch wohl ſtärker geweſen ſein, weil ſie keinen ſo ausgezehrten Leib hatte, auch weiblichen Geſchlechts und noch jünger war. Am ſiebenzehnten gab ſie ſich zur Ruhe und ächzte nur immer mit kindlichem Geiſt nach einer ſeligen Erlöſung, welche unter herzlichem Gebet von uns allen, die wir ſie umſtanden, Abends fünf Uhr erfolgte. Der Herr hatte ſich ihrer erbarmt, ſie iſt noch viel ſanfter und ſelig entſchlafen, nachdem ſie ihr kurzes Leben auf ſieben Jahre, elf Monat und acht Tage gebracht hatte. Sie konnte ſchon wie ihr Brüderchen ziemlich leſen und auch ein wenig ſchreiben. Auch konnten beide mir ſchon etwas verdienen, wenn ſie beide gleich von Jugend auf innerlich nie recht geſund wurden.

1772.

24. Auguſt.

Der Menſch iſt ein hochmüthig und verzagt Ding; ſobald ſich Tage des Unglücks- und der Widerwärtigkeit einſtellen, will er verzagen und vergehen. Er vermeint, Gott und die Menſchen ſollen ihm auf die Stund' zu Hülf' kommen, da iſt nichts als Jammer und Wehklagen. Sobald ſich aber das Blatt wendet und ſeine Sachen ihm wieder glücklich von Statten gehen, ſobald wird er wieder hochmüthig, will mit Jedermann pochen und ſich nichts einreden laſſen.

20. Dezember.

Gott iſt ein Gott der Ordnung, er hat alle ſeine Werke weislich geordnet. Er will auch, daß wir Menſchen in allen unſeren Verrichtungen berufstreu und fleißig bleiben. Ohne Ordnung, Treue und Fleiß haben wir uns des göttlichen Segens nicht zu gewärtigen und geben unſere Sachen nicht von Statten. Daß dieſes eine Wahrheit iſt, habe ich einige Jahre her in Obacht genommen. Zum Beweiſe deſſen und meinen Kindern zum Unterricht will ich eine kurze Nachricht, von mir ſelbſt genommen, hierher ſchreiben.

Im Jahre 1759 ſtellte ich einen kleinen Handel, einen Gewerb mit Baumwollengarn und Baumwollentüchern an. Das Glück war mir ziemlich günſtig, ſo lang' ich dem treu und fleißig oblag, und wäre ich darin fortgefahren, hätte ich mich nicht durch meinen Hausbau in Schulden geſteckt, ehe ich eigen Geld hatte, ſo hätte ich in kurzen Jahren mit eignem Geld bauen und handeln können. Allein die Unbeſtändigkeit meines Vornehmens iſt mir viel ſchädlich geweſen, der Fleiß im Gewerb verlor ſich nach und nach, er war mir verdrießlich, ich wollte allerlei daneben treiben. Zuletzt übergab ich die Hantirung gar meinem Weib, welche zum Theil, ſoviel ſie verſtund, mehr Fleiß zeigte. Ich aber legte mich mehr aufs Arbeiten, welches, wie ich glaubte und noch glaube, weit geſegneter ſei. Allein meine Arbeit war gering, der Arbeitslohn nicht vermögend, meine Haushaltung zu ernähren. Dennoch blieb ich einige Jahre innen ſtehen, daß meine Sach' gleich ſtund, bis ſie mit der Zeit in Abnahme kam und es an ein Verſpielen ging. Dazu ſtellte ſich noch die Theuerung ein und ſteckte ich ohnedieß in Schulden, hatte auch vielen armen Leuten geborgt, an denen ich verlieren mußte. Da mußte ich zuſehen, wie die Sach' hinter ſich ging. Der Gewinn war nichts, die Arbeit gering, die Lebensmittel theuer, wir waren des Hungers nicht gewohnt, die Schulden wollten mich treiben, und Kredit war nirgend, weil allenthalben Mangel an Geld war. Auch kamen allerhand Krankheiten an uns. Ich war ohne Rath und mußte faſt vom Handel abſtehen oder alle Tage Geld lehnen. Der Kummer war oft ſehr groß bei mir. Ich ging mit ängſtlichen Sorgen auf und nieder, aus und ein. Ich konnte wohl auch bisweilen mein Vertrauen auf Gott werfen, meiſt aber war ich kummerhaft und wollte nicht gern vor der Welt zu Schanden werden. Mein Eheweib konnte ſich viel beſſer in dieſe Umſtände ſchicken, war aber auch weniger Schuld daran. O wie ſehr bereute ich meine vorige Gleichgültigkeit, wie manchen Vorſatz faßte ich, künftig die Zeit beſſer anzuwenden. Quälende Sorgen, wünſchende Gedanken und ein böſes Gewiſſen machten mir bang.

Nun hat Gott wieder andere Zeiten geſchickt, meine Hantirung iſt wieder in Aufnahme gekommen, die Lebensmittel ſind viel wohlfeiler und wir genießen erwünſchter Geſundheit. Ich bin aber auch gewitzigt, habe mir dieſen Sommer durch meine Sach' beſſer angelegen ſein laſſen, und bald Nutzen davon geſpürt, ſo daß mein Hausweſen jetzt wieder viel beſſer ſteht. Gott hat meinem Vornehmen Gedeihen gegeben.

2. September.

Heute ging mein Weib zu ihrem Vater und Geſchwiſterten nach ihrer alten Heimath. Ich dachte bei mir ſelbſt: Wie iſt die alte Heimath doch ſo anziehend! Wie trachtet alles wieder nach Hauſe, zu ſeinem Urſprunge hin. Wie weit Einer auch in die Fremde reiſt, trachtet er doch wieder nach Hauſe. Alle Kreaturen eilen wieder dahin, woher ſie entſproſſen. Alle Wäſſerlein, große und kleine, eilen unverdroſſen, bis ſie in das ſtille Meer kommen. Alles was auf der Erde wächſt, eilt wieder in die Erde, die unſer aller Mutter iſt. Und mein Geiſt, meine Seele, warum ſoll die nicht auch nach ihrem Urſprung, nach ihrer ewigen Heimath eilen? Ich merke in meinen Sinnen wohl, daß ich hier keine bleibende Statt habe, daß dies nicht meine rechte Heimath iſt, denn ſie trachten ſtets von hinnen und finden nur oft das rechte Vaterland nicht. Warum iſt man doch ſo verliebt in dieſe Fremde, warum läßt man den Geiſt ſeinen Schwung nicht in die Höhe, zu ſeinem Urſprung, in das ſtille Meer der Ewigkeit nehmen? Man kann eben leider nicht. Man hat ſich ein Weib genommen, man hat Aecker und Ochſen gekauft, man hat das Herz an dieſe Welt gebettet. Die meiſten Menſchen ſind einem Waſſer gleich, das ſich auf die Seite in einen Sumpf verlaufen hat, wo es nimmer mit dem Strom in's Meer kommen kann, wo es ſich in Schlamm verwandelt und von der Sonne ausgebrannt werden muß. Sie ſind Einem gleich, der ſich weit in die Fremde begeben hat und in ewige Gefangenſchaft gerathen iſt, ſo daß er ſeines Vaters Haus nimmer wiederſehen wird.

5. September.

Ich hatte von Jugend an große Luſt am Schreiben und habe daher alle Schriften, inſonderheit die ſchönen gern geſehen. Ich hatte immer eine herzliche Freude an großen, zierlich gemachten Buchſtaben. Wo ich nur einen haben konnte, machte ich ihn auch in der Einfalt nach. Weil ich aber nie einen Lehrmeiſter dazu hatte, blieb ich beſtändig in dem A B C, ſo daß ich noch jetzt die Thorheit beſitze, dies kindiſche Lallwerk zu machen. Dies erregt mir aber Nachdenken und ich finde, daß ich nicht nur im Schreiben, ſondern wohl überall noch in dem A B C bin. Wie wenig habe ich gelernt, wie kindiſch und ungeſchickt bin ich, wie wenig kenne ich von den großen Buchſtaben der göttlichen Vollkommenheit. Wie wenig kenne ich mein eigen verderbtes Herz. Wie wenig habe ich gegen alle Seelenfeinde wachen und kämpfen gelernt.

24. September.

Als ich heute unter einem Baum voll reifer Aepfel herging und mich ſchier die Luſt ankam, einen abzubrechen, fiel mir ein, was vor wenig Tagen ein Mann vor meinem Hauſe geſagt hatte. Ich hatte reiſe Zwetſchgen vor den Fenſtern an der Straße, und viel Vorübergehende zwackten davon. Zwei gewiſſe Maurer gingen auch vorüber, der eine ſchlug mit dem Stock herunter, der andre wehrte ihm und ſagte, wir ſähen es. Jener aber meinte, es müſſe ihm eine werden, und ſollt' es ſeinen Hut koſten. Da dachte ich: ſollte es mir auch ſo gehen? ſollte ich nicht einen Apfel überwinden können! Wie ſteht doch der Verſuchbaum aller Orten, wo ich gehe und ſtehe. Jedes Bäumlein mit ſeiner Frucht, jedes Stück Land, jedes Thier, jeder Menſch und jeder kleine Gewinn kann mir einen Verſuchbaum abgeben und ich habe nicht nur Einmal wie Adam, ſondern vielemale davon gegeſſen! Wie vielen Menſchen geht es auch wie dieſem Mann; ſie wollen kurzum von dem Verſuchbaum eſſen und ihre Luſt büßen, und ſollt' es ihren Kopf und Leib, ihr Leben, Hab und Gut, ja Seele und Seligkeit koſten.

1774.

12. September.

Dieſe Nacht träumte mir, ich habe zwei Geſpenſter in meinem Haus, meine Schwägerin habe ihnen gerufen, da ſind ſie hervorkommen in Geſtalt zweier häßlicher Knäblein, die ausgeſehen wie die

Füße einer Bettſtelle. Ich ſchrie auf: wie werde ich ſie aus dem Haus bringen! Ich denke nicht anders als durch Weinen, Faſten und Beten. Da erwachte ich. Beim Wiedereinſchlafen träumte mir zum zweitenmal: es war ein Knabe, der unſchuldig übel geſchlagen und verfolgt wurde. Ein Mann wollte mir den Knaben in Verwahrung geben, um ihn zu verbergen; ich weigerte mich aber, aus Furcht, auch verfolgt zu werden. Heute dachte ich dieſen Träumen nach und kann nicht anders, als ſie auf meinen Seelenzuſtand deuten.

18. September.

Ich kann mir ſelbſt wohl vorſtellen, was für zwei häßliche Geſpenſter ich in meines Herzens Hauſe habe: das erſte iſt der unreine Bub, das andere der empfindliche Zorngeſell. Bald läßt ſich einer allein ſehen, bald alle beide. Ach, wann werd' ich dieſer Geſpenſter los werden und dich, du holder Knabe Jeſus, in meines Herzens Haus aufnehmen! Du biſt der allenthalben unſchuldig verfolgte Knabe, und vor dir müſſen dieſe Geſpenſter ſchon entweichen. Wie oft hab' ich mich geſcheut, dich aus Furcht, auch verfolgt oder ausgelacht zu werden, in mir aufzunehmen.

In der Nacht darauf ſah ich im Traume einen böſen Mann in der Luft gerade über meinem Hauſe ein Luſtfeuer abbrennen, willens, mein Haus anzuzünden, welches er aber nicht thun konnte, da die Flamme immer vom Hauſe wegſchlug. Mehr träumte mir, ich lief durch ein großes trübes Waſſer ohne Schaden und errettete aus ihm eine Frau. Das freute mich mehr als das vorige. Du haſt mich ſchon aus vielen Gefahren errettet, mein Gott, und wolleſt mir auch ferner beiſtehen, daß ich wenn auch nur Eine Seele zu dir führen möchte.

1775.

— August.

Beim Leſen von Hottingers eidgenöſſiſcher Reformationsgeſchichte dacht' ich oft: Ach! wenn nur wir Reformirte, gleich unſeren katholiſchen Brüdern, freilich auf eine ſubtilere Art, nicht ebenfalls allein am Aeußerlichen hingen! Aber von jeweilen her ging es ſo. Wenn ein Volk bisweilen auf den rechten Weg geführt worden, iſt es unlang darauf geblieben. Jetzt predigt Alles von den heiteren Zeiten; man meint, alles werde geſitteter und geſcheuter, und unter dieſem äußern Deckel ſchläft das Chriſtenthum ein.

1776.

15. April.

Lange konnt' ich während meines tumultuariſchen Jugendlebens das reine Vergnügen und die hohen Freuden nicht faſſen, welche weiſe Männer und beſonders große Dichter an den Werken der Natur ſo ſchön beſchrieben haben. Jetzt als ein Ausgeraſter ſinn' ich hintennach und ſitze ſo ruhig und heiter zu Hauſe, derweil alles dem Oſterjahrmarkt nachläuft, ſo fröhlich bei den Meinigen, um an dem ſchönen Frühlingstage nach vollbrachter mäßiger Arbeit mit meinen Kindern auf der nahen Wieſe die erſten Blumen zu pflücken.

21. April.

So iſt ſie hin, die angenehme, liebe Woche! Sie wird mir noch lange im Andenken bleiben. Meine Geſundheit war nicht feſt und der Arbeit ziemlich viel. Aber was hinderte es, das Reizende der ſich neuſchaffenden Natur zu empfinden? Die kleinen Pauſen ſind mir deſto ſüßer, deſto lieblicher die Strahlen der belebenden Sonne, die auch zu mir in meinen Webkeller drang. Auch mich haſt du zu neuem Leben erweckt, großes All. Ich höre deine mächtige Stimme in der ganzen Natur. Ich höre ſie in den Wolken mit fürchterlich entzückendem, die todte Erde erſchütternden Rollen all ihre verborgenen Schönheiten hervortreiben. Wenn dann an einem Morgen das Licht des Tages erſcheint, der Thau noch auf den jungen Gräschen ruht, wenn unſer enges Thälchen vom Jauchzen und Singen aller Bürger der Lüfte und Haine erſchallt, wenn die Knospen der Bäume ſich öffnen, ihre holde Blüthe aufgeht, und jedem neuen Tag neue Wunder entſprießen, wem ſollte nicht das Herz vor Wonne hüpfen!

Jetzt geht die ganze Natur an ihr Tagewerk und ich an das meine. Dann ruft mich, nach dem beſcheidenen Mahl, das ſanfte Liſpeln des Mittagslüftchens auf jenen Hügel, ein Weilchen auszuruhen, und mit neuer Munterkeit kehr' ich zu meiner Arbeit bis zu Untergang der Sonne zurück. Dann ſpringe ich hinaus, ihre letzten Blicke zu empfangen. Trauriger Abſchied, wenn es der letzte ſein ſollte! Aber morgen ſeh ich euch wieder, geliebte Strahlen, und immer heller und immer holder. O du Ausfluß des niegeſehenen Lichtes des großen Alls! Noch lange fällt dein Schimmer in unſer Thälchen, bis du gar keine Berge mehr beglänzeſt, die Dämmerung winkt mich immer noch einmal hinaus. — — —

30. September.

Der Schöpfer hat ſeine Gaben gewiß unparteiiſch ausgeſpendet. Dem einen gibt er viel Welt dem andern viel Geld, dem einen viel Gut dem andern viel Muth, dem einen gibt er's auf den Tiſch, dem andern in den Mund, dem einen an einem ſeidenen Bett, dem andern in einem ruhigen Schlummer.

2. October.

Beim Leſen des engliſchen Zuſchauers hatte ich heute folgende Gedanken. Himmel, Erde, Mond und Sonne ſind ja wie Tag und Nacht noch immer was ſie im Anfange waren. Aber von ſo zahlloſen Millionen Menſchen, die in ſo vielen Jahrhunderten vor uns wie wir tumultuirten, regt ſich kein Haar mehr und wir haben von ihnen keinen Bericht. Daß ſie zu Staub vermodert ſind, wiſſen wir; von den Jüngſtverſtorbenen ſehen wir auf unſeren Gottesäckern noch die Knochen. — Aber die Geiſter! könnten wir keine Zeitung von ihnen haben? von den Philoſophen zumal, wenn ſie noch irgendwo vorhanden wären?

Bald werden wir ebenſo ſtill zerfließen wie der vorjährige Schnee. Der iſt zu Waſſer geworden und doch noch etwas. Und wir ſollen zu Erde werden und alſo auch noch etwas ſein.

Aber unſer Geiſt? Iſt der verloſchen, wie man ein Licht auslöſcht? das kann man wieder anzünden. Die Materie dazu iſt immer vorhanden.

So ſteckt denn die Seele in dem Moder des Leibs, wie ein Funke im Feuerſtein? Aber wer lockt ihn wieder hervor? Ich denke, der Odem des Allmächtigen.

Oder iſt ſie in eine andre Welt, in einen andren Körper übergeflogen?

Sagt mir's, ihr Herren Weiſen; aber ſagt nur keine Lügen. Sagt nur, was ihr wißt. Doch nein, ſagt lieber nichts. Eure Muthmaßungen kenn' ich ſchon lange. Ihr wißt ſo viel wie ich und ich weiß ſo viel als ihr. Der Allwiſſende weiß es, und der hat es euch nie anders als mir geſagt.

5. October.

Heut ging ich des Morgens früh bei dickem Nebel aufgeräumt über alle Berge, meinem Berufe nach, der mich ſonſt ſo oft verdrießlich macht. Als ich auf jene Höhe kam, welch' entzückende Ausſicht! Ueber mir ein ſpiegelheller Himmel und die liebliche Sonne. Unter mir ein Dunſtmeer, in welchem unſere Berge die ſchönſten Inſeln bildeten. Hie und da bäumten ſich die Nebel wie ſtolze Wellen. Und wie war mir, als ich, ſo munter wie im Lenz, noch ein Vögelchen ſingen hörte! O, dacht' ich, die Schönheiten dieſes Herbſttages bezaubern auch dich, kleinen Sänger, wie mich ſelbſt. Wie wohlthuend beſtreicht ein ſanfter Weſt ſelbſt dieſe hohen Reviere! Noch ſtehen allerhand Blümchen ſo ſchön wie im Sommer auf der Weide. Selbſt Brombeeren und Erdbeeren pflück' ich nach Herzensluſt. Wie die Alpen noch ſo grün ſind! Kein Flöckchen Schnee darauf. Nur hie und da fängt ein Hügel an roth und gelb zu werden. Wie das entzückend ins Auge ſpielt! Ich kann meine Gedanken nicht ausſprechen. Kein König fühlt auf ſeinem Thron was ich auf dieſem Raſenhügel.

14. October.

Du jetzt noch ſo grünes, anmuthiges Thälchen, wie bald werd' ich mit dir, wie bald wirſt du zu mir eine andere Sprache reden! Wenn jetzt der Schnee von deinen Bergen ſtürmt, und um und um ſtockfinſtre Nebel auf dich herunterhangen, wenn du ausſiehſt wie ein ſcheußlicher alter Mann, der ſeine zürnenden Augenbrauen herunterlizt, und ganze Tag und Nächte durch nichts als ein ſcheltendes Gemurmel von ſich hören läßt!

19. October.

Weiblisecк, du reizende Ausſicht, du wunderſchöne Höhe! Hoch und doch keine Felſen, mühſam und doch nicht wild, entfernt und doch nahe bei Menſchen. Anmuthiger Rücken eines Berges und doch fruchtbare Ebene! Von dir ſeh' ich weit über den Thurgau hinunter und auf all' unſere Alpen hinauf. Weit über den Bodenſee hinaus und abendwärts bis auf die Glarner-, Urner- und Schweizer-Gebürge hinüber. Um eine ſolche Ausſicht zu genießen, beſteigt man oft ſehr hohe Berge, und dieſe kann ich mit ſo kleiner Mühe und ſo großer Luſt ganz in der Nähe haben.

15. December.

Ungeſuchtes Vergnügen überraſchte mich geſtern wieder, da ich auf jenen Hügel nach Holz ging. Der angenehme Stand an einer ſonnenreichen Halde, über mir der blaugewölbte Himmel! Wie die wohlthätigen Strahlen des großen Lichts ſich auf mich zudrängten und der lieblich ſäuſelnde Föhn das Glockengeläut weit her aus dem Oberland vor mein Ohr brachte! Dort das von Licht durchblitzte Wäldchen und die bunt bemalten Gebüſche, in welchen noch Schaaren kleiner Vögel froh herumhüpften und die größeren ſich über meinem Haupte weg in die Höhe ſchwungen. O, daß ich mich nicht mit ihnen in den weichen Blättern herumtaumeln, und meine Stimme in ihre Lieder miſchen konnte!

Dann zogen wieder andere Schönheiten das Aug' in unſer in blauem Dunſte ruhendes, von rauchenden Waſſern durchſchlängeltes Thal hinab. Aber die jenſeit im Schatten frierenden Anhöhen jagten den ſcheuen Blick bald zurück, und machten mir meinen Standpunkt noch heimlicher. Selbſt die Buchen und Fichten rings umher ſchienen das Glück zu empfinden, an dieſer lieblichen Stelle zu ſtehn. Wie die Sonne die Blätter der erſteren ſo hold aufrollte und der liſpelnde Süd ſo ſanft durch die Nadeln der letzteren ſpielte! Wie das leiſe Lüftchen dem Finken ſeine Federchen ſträubte und meinen Athem ſo leicht machte!

1777.

4. Januar.

Wer wollte ſich heut hinauswagen! Die warme

Stube iſt ſo angenehm. Doch nein, friſch auf! deine langen Stelzenbeine werden nicht im Schnee ſtecken bleiben. Arbeite dich durch, daß die Schweißtropfen trotz der Kälte dir über die Naſe rollen. So dauet der Magen wacker und die Ausdünſtung geht beſſer von ſtatten. Der Himmel ſegnet nur die Tapfern. Muß doch jedes Thier jetzt ſo gut wie im Sommer ſeine Nahrung ſuchen! und welches ſich am ſtärkſten umthut, kriegt am meiſten.

Aber ſchreckhaft ſteht er freilich da, der Hügel, der mich noch vor kurzem mit tauſendfacher Luſt entzückte! Seine Stirn, wie kahl! Die Vögelchen in den zu Boden gedrückten Gebüſchen, wie ſie ſchauern! Die Ausſicht wie einförmig! Alles ein kaltes Weiß. Nur du, o Wäſſerchen im Gehölze, ſchmeckſt noch wie im Sommer. Aber du ſtrudelſt aus dem warmen Schooß der mütterlichen Erde hervor und verkriechſt dich wieder, ehe man die Hand wendet. Ja, thu' es nur und verweile nicht auf der Oberfläche, ſonſt verwandelt der Tyrann aus Norden auch dich in einen gräßlichen Klumpen.

Wie wohl ruht es ſich, wenn der Körper ſich müde gemacht hat! Wie gut ſchmeckt das Brod, das man mit Arbeit erworben. Wie ſüß thut's dem Vögelchen, das ſich erſt matt geflogen und gehüpft, ſein Mäglein gefüllt und nun in der Dämmerung ſein Köpfchen in die Federn ſteckt und ſich ſorgenlos dem Schlummer überläßt. Morgens iſt's ihm wieder ein Vergnügen, ſeiner Speiſe nachzuhüpfen, bei der erſten Tagesröthe ſich auf Hecken und Büſche zu ſetzen und die Beerchen zu pflücken, welche ihm die allem fürſorgende Güte für den Winter aufgeſpart.

10. Februar.

Welcher Lärm in dem kleinen Städtchen bei der heutigen Faſtnacht! Heiliger Gott! was muß dein Ohr da alles auf einmal hören. Eine beſonders wunderbare Ergötzlichkeit dünkt mich zumal die Schlittenfahrt: rothe Augen, blaue Naſen und ſchwarze Ohren nach Haus zu bringen, um den Hintern zu befriedigen. Ja, ſagt man, aber es dient dem ganzen Körper zur Geſundheit. Ei, ſo geht zu Fuß, das iſt noch geſünder, und wenn es doch rollen und raſſeln muß, ſo dürft ihr ja nur eine Schnur voll Schellen um die Hüften hängen.

5. Juni.

Geſtern macht' ich theils in Geſchäften, theils zu meinem Vergnügen eine Wanderung über zwei Berge, die unſer Thal umzüngeln, und beſuchte bei der Gelegenheit unſer ehemaliges Gut Dreyſchlatt, wo ich als Knabe ſo glücklich ſchuldloſe Tage verlebt hatte. Ich ſetzte mich wieder unter jene Bäume, die mich ſo oft beſchatteten, und an den Bach, wo ich ſo manchmal mit den kleinen Fiſchchen ſpielte. O, bis zu Thränen rührten mich die Gumpen, die dort mein luſtiges Bad geweſen waren. Noch rollt das ſpiegelhelle Waſſer wie vor dreißig Jahren über die Platte hinab. Junge Bäume, die ich vor acht und zwanzig Jahren gepflanzt, ſind groß geworden, ältere ſind abgehauen, andere haben noch ihr voriges Ausſehen.

O Welt, was biſt du! hätt' ich doch, da ich als Knabe dies Gut baute, mein Glück erkannt! Aber erſt in der weiten Welt mußt' ich es durch ſein Widerſpiel kennen lernen. Wie ſelig lebt der Mann in ſeinen Gebirgen, wo Zufriedenheit wohnt, der nichts weiß, nichts kennt als ſie, wähnt, daß die Sonne hinter ihren Bergen herab, unter ihren Füßen durch, und vorne wieder herauf komme. O Thorheit und Einfalt, du biſt in dieſem Wirrwarr hienieden doch immer am beſten daran!

1778.

1. Januar.

Worin mögen eigentlich die Vorzüge beſtehen, welche der Menſch vor anderen Thieren hat?

Peter lacht ſich halb todt über ſeinen Hund, wenn er auf der Jagd ſeine Luftſprünge macht und ſo hitzig iſt, daß er die Vögel von den Bäumen herunterbellen will. Du dummer Hund, ſagt er, weißt nicht, daß ſie Flügel haben? und doch macht dieſer Peter es ebenſo, wenn er das Glück verfolgt, und es mit ſeinem Lärm wieder verjagt, wenn er es am leichteſten erhaſchen könnte, ſo daß die Gegenſtände ſeiner Wünſche weit höher ob ihm als die Raben über ſeinem Hunde wegfliegen.

Chriſten iſt bitterbös auf eine ſeiner Kühe. Die muß mir fort, ſchreit er, und ſollt' ich ſie dem Schinder geben. Das Teufelsthier will alle anderen freſſen und jeden fetten Grasplatz allein haben. Wenn ſie mir auch mehr Milch abwürfe als dieſe! Aber die Mähr legt alles an ihren Hintern!

Und gerade ſo macht Chriſten es mit ſeinem Nächſten, derweil der Heuchler noch ein Vorbild für die ganze Gemeinde ſein will.

Felix ſchüttelt den Kopf, verwünſcht alle Hühner und wird dir kein Ei eſſen. Die garſtigen Thiere, ſagt er, naſchen in allem Unrath, freſſen Würmer und Ungeziefer. Aber Worte, von denen iſt kein's zu unrein, das da nicht auf ſeine Zunge kröche, und wenn ihre Quelle allenfalls im Magen läge, müßte der viel ſchmutziger ausſehn, als je ein Hühnermagen auf Erden.

Anne kann die Elſtern nicht leiden, ſowenig als Elſe die Katzen. Aber man frage ihre Männer!

14. Juni.

Als ich geſtern hinter einem Gebüſch den Heuleuten zuſah, hörte ich einen Mann nahe bei mir, der mit ſich ſelber ſprach, ſo wie auch ich es oft zu thun pflege, und der mir, ſchon nach ſeiner Miene zu urtheilen, trotz ſeiner Dürftigkeit recht vergnügt ſchien.

Den Vortheil, murmelte er, habe ich doch, wenn ich keinen Fuß breit von dieſem ſchönen Erdball beſitze, daß ich dafür auch nicht ſo zappeln und ſchwitzen muß, wenn ich es nicht will, daß ich da im kühlen Buſche ruhig zuſehen kann, wie ſie ſich um das dürre Heu zanken, wie den Eigenthümern bei jeder vorbeifahrenden Wolke das Herz klopft; wie die armen Taglöhner ſich da zu Sklaven verkaufen und um ein Nichts den ganzen Tag von Schweiß triefen. O auch mir iſt es einſt ſo ſauer geworden, von drei Uhr Morgens an bis zu Nacht, da die Sterne am Himmel funkelten. Jetzt kann ich doch etwas im Schatten verdienen, nicht viel mehr als damals, aber in der Stille.

Freilich hör' ich ſie dort juchheien und jauchzen, aber ich weiß wohl, wie das Ding geht. Man geräth ſo in Hitze, wie die Soldaten in der Schlacht, daß man darüber das Sauſen in den Knochen vergißt. Vater Adam, wie ſauer wird deinen Söhnen das ihnen angeerbte Loos! Wie viel koſtet uns Erdbewohnern das Bischen Leben! Aber nur ein Weilchen, ſo ſind wir nicht mehr da und unſer Denkmal iſt ein auf dem Kirchhof mit dünnem Gras bewachſener Erdhügel!

1779.

1. Januar.

Wie es heute ſtürmt, lärmt, ſchneit, als ob der Himmel in lauter Schnee, in brüllendem Gewirbel auf Erden herunter brauſen wollte. Selten ſind heut' die Geſchöpfe, die ſich draußen ſehen laſſen. Häuſer, Felſen, Bäume und was man irgend ſieht, iſt überkleibt und umwirbelt. Eines ſo entſetzlichen Tobens der Elemente weiß ich mich kaum zu erinnern. Man kann nicht unterſcheiden, ob es Stürme oder Erdbeben ſind.

4. Januar.

Ich halte, wenn ich mich nicht betrüge, ſparſam Haus mit der Zeit, achte die Zeit für verloren, die ich verſchlafe, ohne es zu Erholung meiner Kräfte zu bedürfen; auch die Zeit, welche ich ohne Noth verhocke, und nichts leſe, nichts ſchreibe, nichts denke. Eben ſo die Zeit, in welcher ich ein Buch leſe, ohne darin etwas zu meiner Erbauung zu finden, oder in der Kirche ſitze und Langeweile habe. Die mehrſte Zeit beſtimme ich meinen Berufsgeſchäften. Nächtliche Stunden widme ich meiſt dem Denken, Leſen und Schreiben. Ich kann zwar unter der Arbeit auch denken, aber es iſt oft wider meinen Willen ganz verworren. Etwa drei oder vier Stunden in der Woche beſtimme ich zu Beſuchen, welche mir, wenn ichs wohl treffe, und einen heiteren behaglichen Freund zu Hauſe finde, wahre Erholungsſtunden ſind. Sieben oder acht Stunden beſtimme ich dem Schlaf, da unſer einer doch mehr als einer, der ſich nie ermüdet, Schlaf nöthig hat. Keine Zeit dauert mich mehr, als die ich gezwungenerweiſe mit ekelhaften Dingen verplaudern muß, wenn ein Beſucher mich einen ſchönen halben Tag mit elendem Gewäſche plagt und ich ihm Wohlſtandes halber herhalten muß, ohne ihn fortſchicken zu dürfen.

5. Januar.

Alle Zeit iſt verloren, ſagt meine Frau, wo man nicht betet, arbeitet oder laut einen Morgenſegen, ein Kapitel aus der Bibel oder aus Arnds Chriſtenthum lieſt. Fort mit dem Allerlei Leſen, fort mit dem Beſuchen. Was braucht ein armer Lümmel des Zeugs, welches nur für vornehme Leute taugt, die Geld genug haben und ſonſt nichts zu thun wiſſen. Aber an einem heiligen Abend zwölf Stunden im Bett liegen, hält ſie für einen recht guten Zeitvertreib. Man muß es eben mit einander nicht ſo genau nehmen, ich binde mich auch nicht ſo an Regeln. Bei Tiſch, darin ſind wir einig, eine Viertelſtunde, und wenn man recht wohllebt, eine halbe Stunde; mehr iſt verlorne Zeit, ſagt ſie und ſage ich auch. Mein Weib zeigt ſich doch auch wie ſie iſt. Ich kann viel beſſer ſimuliren.

8. Januar.

„Viel ſchalten, walten, handeln, macht unſeren Wandel ſchwer.' Wie wahr habe ich das oft befunden. Auch heute machen mir Geſchäfte viel Denkens, daß ich, wenn ich nur könnte, lieber was anderes dächte. Wie glücklich wart ihr, ſelige Väter, die ihr nichts vom Handel wußtet. Wie wohl ward es euch Ackerleuten und Viehhirten, die Früchte eurer Hände zu eſſen, wenn ihr gleich auch eure Beſchwerden gehabt haben mögt. Könnte ich nur recht zufrieden ſein, ſo wäre dies gewiß die beſte Welt für mich. Ich hätte, ſowie ich geſchaffen bin, in keine andere Welt als dieſe gepaßt. In die Zeit, wo man mit der einen Hand das Schwert, in der andern den Pflug hielt, hätte ich mich nicht geſchickt, mein Herz wäre darin zu lind geweſen, es graut mir zu ſehr vor blinkenden Schwertern und Säbelhieben. Es hat da frechere herzhaftere Burſchen als ich bin vonnöthen. Ich hätte auch nicht in die Welt gepaßt, wo man nur von Kraut und Rübenſchnitz, Ziegen- und Schottenmilch lebte und für einen Pfennig Wein ſaufen konnte, ſo viel man wollte. In jener hätte ich die Auszehrung bekommen, in dieſer mir den Magen verdorben. Ich hätte eben ſowenig in die Zeiten gepaßt, wo man keine andere Hantirung wußte, als ſich durch die härteſten Handwerke und Feldarbeiten zu nähren. Viel beſſer in dieſe, wo ſo viele tauſend

Menſchen vom Handel und Baumwollengewerb leben, mit dieſer bequemen Arbeit ihr Brod verdienen. Auch wäre jene alte abergläubiſche Welt nicht ſo recht für mich geweſen, man hätte mich mit Ceremonien zu Tode gemartert, oder zum Narren gemacht, der gar nichts geglaubt hätte.

18. Januar.

Vorgeſtern Abend ärgerte ich mich um nichts, bloß weil mein Weib mehr plauderte und anderer Leute Sachen hofmeiſterte. Ich verdarb mir ſelbſt eine vergnügte Stunde, ging verdrießlich zu Bett' und ſtund eben ſo wieder auf. Häufige Geſchäfte, ſcharfe Verweiſe machten mich noch verdrießlicher. Ich ging unter bitterem Wortwechſel für den ganzen Tag fort und ſeufzte über meine Empfindlichkeit. Verrichtungen und hunderterlei Gedanken und Gerede zerſtreuten mich, eine Maß Wein machte mich luſtig, ſodaß ich Abends trotz der großen Kälte und ohne ſonderliche Gewiſſensvorwürfe recht vergnügt nach Hauſe kam. Da waren wir ſo gut als ob wir nie bös geweſen, und heute iſt es, trotz allem tumultiſchen Geläuf, die Stube aus und ein, ein recht ruhiger Sabbath. Die innere Ruhe macht alles aus.

21. Januar.

Geſtern auf Heriſau und heute wieder heim. Auf dem Auswege hatte ich ein Stück weit einen Reiſekameraden, mit dem ich immer von Staatsbegebenheiten raiſonniren mußte, von Schlachten und Scharmützeln, der alles wiſſen wollte, was in Zukunft komme. Hernach vertauſchte ich dieſen Kamerad mit einem Brodträger. Da ging's mir nicht viel beſſer. Das Geſpräch war Brod weiß und ſchwarz. Mußmehl, Korn, Milch und Schmalz. Dann ward ein fuchsrother Jung mein Geſellſchafter, der unterhielt mich von ſeinem Reitſchlittchen, bedauerte ſehr, daß er's nicht mitgenommen, erzählte mir deſſen Eigenſchaften, wie es mit Eiſen beſchlagen, wie groß, wie ſtark, wie wohl er ſchlitten könne, und dieſer Burſch war mir wegen ſeiner wirklichen Freimüthigkeit der liebſte. Ich ſchalt mich nur wegen meines zärtlichen Geſchmacks im Umgange. In Heriſau waren meine Verrichtungen bald gethan. Da zu bleiben war mir zu langweilig, ich eilte noch in der Dämmerung auf den Heimweg und das gefällt mir an mir, daß mir nie recht wohl iſt, als bis ich wieder daheim bei den Meinen bin. Das tückiſche Herz ſagte mir wol, es wäre dort zu langweilig, ich ſollte mein Nachtquartier auf jenem anmuthigen Hügel aufſchlagen, aber es iſt ihm nicht gelungen. Ich bin zwar nicht ſo leicht, aber doch redlich durchkommen.

Ich merke, daß ich an fremden Orten in aller Abſicht ein Narr bin, und daheim, im alten Neſt, am geſcheidteſten, wenn es zuweilen ſchon ſtolperns abſetzt.

23. Januar.

Dies war mir ein recht verdrießlicher Tag, dünkte mir alles conträr, alles widerſpenſtig. Bald wär' ich zu Bette gegangen, ohne das ſelbſt gemachte Geſetz zu beobachten, und meine Rechnung abzuſchließen. Und noch jetzt plaudert mir mein Weib die Ohren voll verdrießliche Sachen. Den ganzen Tag ärgerte mich jede Kleinigkeit. Ich mochte aus allen Kräften poltern und haſelieren, daß es ſchäumte; hatte ziemlich ſtrenge Arbeit mit mir ſelbſt, daß ich nicht nach Herzensluſt auf alles losdonnerte.

24. Januar.

Heute dacht' ich nach, woher es doch komme, daß einem an manchem Tage alles ſo widerlich iſt. Man iſt gewiß recht krank. Lieber wollt' ich ſonſt eine Krankheit; wenn ich dabei gelaſſen und zufrieden ſein könnte. Es nimmt mich nicht Wunder, wenn einen nicht die Gnade Gottes erhält, daß man ſich nicht an ſolchen Tagen erhenkt, ertränkt, oder eine Kugel durch den Kopf jagt. Das müßte gewiß recht wohl thun, wenn einem die ganze Welt ekelhaft und ſein Leben ſelbſt zur Laſt iſt, um ſich wie ein unwirrſcher Hund zu ſchlagen und zu beißen.

Woher das Widerliche komme, weiß ich nicht. Toni ſagt, es rühre daher, wenn es einem nicht gehe wie man es ſich feſt eingebildet habe, wenn man ein Projekt gemacht und einem Alles ſo quer über den Weg komme. Freilich! Aber zu anderer Zeit kann es doch auch ſo kommen, ohne daß es einen ſo ſehr angreift. Zuweilen kann man große Brocken verdauen, zuweilen gar nichts. Ich meinte: der Aerger niſte ſich dann ſo ein, wenn man ſein Herz nicht genug bewacht und ſich auf alle Fälle gefaßt gemacht habe. Aber das iſt's auch nicht all. Es gibt Fälle, wo man nicht daran gedacht hat und nicht daran hat denken können. Mögen es die Moraliſten meinethalb beſtimmen, ich weiß es nicht. Genug, heute iſt mir wieder recht wohl und in Zukunft will ich dem ſchlauen Feind Verhacke machen, ſo viel in meinen Kräften ſteht.

26. Januar.

Alles ſo ſpiegelhell. Glänzende, lange, kalte Nächte. Der halbe Mond mitten am zwizernden Himmel. Unten und oben funkelts. Welcher Anblick dem ſtaunenden Auge. Verliert euch, Gedanken, mitten unter die Millionen blendender Lichter. Wenn der Froſt nicht ſo pfiffe, möcht' ich die halbe Nacht ſtaunen und denken. Bittere Kälte um uns herum, und weiter oben ſcheint es ſo lieblich und angenehm. Rings herum lächelt das blaue Gewölb und gucken die blinkenden Sterne ſo freundlich zu mir herab. Mich dünkt, ſie ſtrahlen mir tief in die Bruſt Leben und Wonne. Ihr majeſtätiſchen Mächte dort oben, wie könnt ihr entzücken! Welch glänzender Regent muß euch beherrſchen. Aber gewiß, dies eine Auge könnte keinen Strahl von ihm vertragen. Und doch entlehnen dieſe glänzenden Lichter ihre Kraft von ihm!

Blendendes Weiß weit und breit auf unſerer Fläche. Tauſend Millionen Sternchen ſchimmern zu den Oberen hinauf, und die kahlen ſchwarzen Bäume ſtehen ſo traurig da, und warten ſo ſchmachtend auf das alles erwärmende Licht, bis es näher rückt und aufs Neue alles belebt.

Ich habe mein Tagewerk redlich vollbracht und es iſt mir in dieſer ſtillen Nacht nun wohl in meinem Stübchen.

29. Januar.

So gehts denn. Ganz marode legt man all' ſeine Glieder hin und ſchläft wie ein Klotz bis es Tag iſt. Dann ſteht man taub auf, hat Kopfweh, iſt ungeſchickt und verſäumt wieder was man vorgemacht. Ungeſchickt zum Beten. Doch vom Beten will ich nichts herheucheln, weil ich kein Langbeter, oder gar kein Beter, nach allgemeinen Begriffen bin. Aber der Himmel iſt Zeuge von dem Stöhnen meiner Bruſt, er kennt die tauſend kleinen Gebete, die keine Seele gewahr wird.

30. Januar.

Nicht mit Drang, wie anderemale, nein, mit Luſt ging ich heute in die friſche Luſt hinaus über Land, wanderte leicht und vergnügt die gebahnte Schlittſtraße fort. Bei hellem Himmel und dicht voller Luſt war es mir ſo wohl. Ich dachte zuerſt meinen Geſchäften nach, dann verwarf ich dieſe Gedanken und baute ſpaniſche Schlöſſer. Hier eins und dort eins. In einem hatte ich eine gekaufte Mohrin, ein herziges, verliebtes Närrchen, in einem andern ſonſt eine allerliebſte Romanheldin, nebſt einem nimmer leeren Seckel voll Louisdor's. In einem dritten war ich ein glücklicher Kaufmann, reiſte in Deutſchland und Wälſchland herum, gewann bei tauſenden und ſah wieder einem zwanzigjährigen Jüngling gleich. Die abgefaulten Zähne fielen mir heraus und es wuchſen wieder ſchneeweiße junge. Die grauen Härchen verlor ich und hatte ein Haar wie der junge Paſtor. Ich bezahlte alle Schulden und denen, die mir ſchuldig waren, ließ ich alles nach. Meine armen Verwandten macht' ich glücklich. Im vierten ſtarb mein Eheweib. Ich baute auf dem anmuthigſten Berg ein ſchönes Gebäude, legte Alleen und Luſtgärten, Springbrunnen und ſchattige Spaziergänge an, heirathete eine deutſche Grazie und lebte in ſtiller Ruh und paradieſiſcher Glückſeligkeit. Im fünften hatt' ich ein herrliches Landgut, fand einen Steinbruch der ſchönſten Steine, kam auf eine warme Waſſerquelle, leitete ſie heraus und da war's einer der beſten Geſundbrunnen Europa's. Da baute ich eine geräumige Badhütte und noch mehr Gebäude, ließ mein Bad kundbar machen und bekam einen Zulauf der vornehmſten Herren und Damen aus Deutſchland und Wälſchland, daß es eine tauſige Luſt war. Im ſechſten avancirte ich ſo von klein an, wie das Weib mit dem Kratten voll Eier, bis ich ſo glücklich war, wie ich immerfort zu ſein wünſchte, daß ich niemand etwas ſchuldete. Durch was für Mittel und Wege meine Phantaſie dahin kam, wäre mir zu weitläufig herzuſagen; nur wie ich es ſonſt auch über's Bein ausmache.

Ha! und patſch war ich am Ziel meiner Wanderung, wußte nicht, wie ich den Weg gemacht hatte. Noch wie ein Halbträumender irrte ich mich an den Stubenthüren und wäre bald in eine Stube getreten, wo ein Weib, unter den Händen anderer Weiber, an einem jungen Weltbürger arbeitete. Da lief ich haſtig von einer Thür zur andern, erwachte endlich, vergnügt mit meinem Stand und nur froh, daß mir ſo ſüß geträumt hat. Ich dachte: Mahomet iſt doch, bei meiner Treu! kein Narr geweſen, unſere Prieſter malen uns armen Tölpeln alleweil einen Himmel vor, von dem wir und vielleicht ſie ſelbſt keinen Begriff haben. Vielleicht gibt es eben ſo viel tugendhafte Jüden wie Chriſten. Jedoch ſchlug ich an meine Bruſt: Vater verzeih deinem tollen Geſchöpf.

Noch eins. Im Wirthshaus hockte eine Menſchengeſtalt, ein Mann, den ich ſchon oft geſehen, der mir aber noch nie ſo widerlich war wie jetzt. Ein Unflath, ein garſtiger Kerl. Sein Geſicht und ſeine Tatzen glichen der Rothtannenrinde, und aus ſeinen Reden merkte man, daß ſeine inneren Theile nicht feiner waren. Blitz, Donner, Hagel, Strahl, dann bei Gott, Teufel und Hexen, alles unter einander, beim zweiten Wort. Dann ſagt' er die Worte und zog ſein Fratzengeſicht in die Länge, um ſich recht bedeutend zu machen, daß es ein Graus iſt. Ich mochte ihm lieber den Hintern kehren, als ein Wort ſagen, packte mich fort und eilte ohne Grillen in allem Wohlſein heim. Jetzt denke ich ſo nach, höre eine Eule jauchzen und merke, daß dem armen Tropf im kalten Walde in ſeinem Gefieder eben ſo wohl iſt als mir zwiſchen meinen vier Wänden.

31. Januar.

Den ganzen Monat über hatten wir zwar beſtändig kaltes Wetter, aber geſunde friſche Luft, hellen Himmel, Tag und Nacht heiter und leicht. Ich hätte mögen ein Bergbewohner ſein, weil es dort beſtändig wärmer, und noch viel heller und glänzender war. Wenn die Abneigung gegen den Winter nicht ſo ſtark wäre, er hätte gewiß eben ſo viel Bewundernswürdiges als der Sommer. Die Winternächte ſind viel glänzender, der Himmel weit heller, die Luft viel reiner und geſünder. Und wenn ſie am grimmigſten iſt, wenn ſie vor Kälte pfeift und ſchwirrt, recht zwizert und ſpiegelt, welch ein wundervoller Anblick. Unſere Erde mit einem blendenden Weiß überdeckt, mit den wunderbarſten Figuren von Sternchen, unzählbaren Sälzchen, Bildern und Laſten, Geburten des Froſts und doch nichts und aber nichts als ein wenig Waſſer. Die Kälte muß ein ſchaffendes Weſen ſein wie die Wärme. Wie wirkend iſt die ganze Natur! Ich möchte ein Vergrößerungsglas haben, um dieſe kurioſen Geſchöpfe des Nords zu betrachten. Welche Gewölbe, Eisthürme, Eisbrücken, gezackte und knollige Eiswände, Eisſchlöſſer!

1. Februar.

Bei genauer Prüfung finde ich doch nur, daß ich von der Welt mehr genieße als ſie von mir; ich denke aber, es müſſe eben genießen wer's kann. Heute ſagte ein Appenzeller: 'S iſt änächts warli immer ſo gſy, die einen ſchütteln Birnen, die andern leſen's auf. — Nein, ſagt ein Anderer, 's iſt noch nie ſo gſy; alles iſt je länger, je ſchlimmer, 's iſt ſchier gar nicht mehr zu leben in der Welt; nimmt mich doch Wunder, was zletzt werden wird. — Ich weiß was, ſagte ein Landmann, zletzt ziehen wir ab und der Nachkömmling iſt, was wir übergelaſſen, ſagt was wir auch geſagt haben und macht ein Ding nach ſeinem Kopf, wie wir jetzt auch. — Ja, ja, ſagte ein altes Väterchen, mein achtzigjähriger Großvater, das iſt mein fernſtes Denken, hat an allewil grüſele baſelirt, daß alles je länger je ſchlimmer ſei; daß man die Bärte abſcheer, die Dözleiſchuh und die Plumphoſen abgeben laſſe. — Hahaha, man hat zu allen Zeiten ſo viel Milch verſchluckt als die Küh gegeben haben, ſagte Hans Luſti, und aufgefreſſen was Gottes Erdboden alle Jahr getragen, und das wird man haben bis ans Ende der Welt, ſo lang man's macht wie's Adam und Eva gemacht haben. — Ketzers Narr, ſagte Trümpi, vor Zeiten gab eine Kuh mehr Milch an einem Strich als jetzt an allen vieren und war eine Hälfte Leute weniger. Muß einer ein dummer Teufel ſein, wenn er nicht wahrnehmen kann, warum jetzt alles ſo theuer iſt. — Nein, die Plumphoſe und die Laſchenſchuh, ſagte mein Väterchen hätte mer nüd ſöllen — Ich ſchmeiß dir in die Pumphoſen, fiel ihm Trümpi ein. Bi Gop, das verdammte Baumwollenſpinnen hat alles Unheil angerichtet. — —

Es ſetzte noch viel hitzige Wortwechſel ab; aber ſie kamen mir zu tief in den Text, ich ſchlich mich davon und machte meine Anmerkungen, daß es von jeher in der Welt müſſe zufriedne und unzufriedne Leute gegeben haben. Ich beobachtete einen angeſehenen Mann, und merkte aus ſeinen Reden und Geſichtsrunzeln, daß ſein Geiſt weit über die kleinen Geiſter erhaben war, daß er aus einer hohen Sphäre wie auf Heuſtöffel mit Verachtung herabguckte. Welch hohe Gedanken, dachte ich, muß dieſer Herr haben! Aber hernach merkte ich, daß er und ſein Ueberzug nebſt artigen Weibsleuten ſeine Gedanken ausmachten. Genug! — Holder Mond, wie ruhig wandelſt du durchs blaue Gefild. Nie iſt mir wohler als nach dem Getümmel, wann ich dich am ruhigen Abend ſehe, ſo ſanft, ſo ſtill, ſo lachend den herrlichen Himmel durchwallen.

2. Februar.

Es ſind mir treffliche Erholungsſtunden, wenn ich mich zuweilen der Arbeit und dem Hausgelärm entziehe, und bei einem guten Freund in Ruhe ein Pfeifchen ſchmauche. Ich mache mir auch eine ſonderliche Ehre daraus, daß ich als ein plumper grober Kerl bei angeſehenen Herrn in großen Häuſern wohlgelitten bin. Ich weiß wohl, daß mir viele Leute ein Verbrechen daraus machen und es mir für Unverſchämtheit, Ehrſucht, und für was weiß ich auslegen. Die einen meines Gelichters verachten mich, ſehen mich mit mißtrauiſchen Blicken überzwerch an und kehren mir den Hintern. Andere ſticheln auf mich, mit verbittertem Lächeln, ſagen ſo Wörtli, die auf Ohrenbläſer, Schmarotzer, Herrenſchmecker und dergleichen zielen. Die es am beſten mit mir meinen, ſagen, ſie bedauern mich, ſie möchten ſich von Größeren nicht zum Narren halten laſſen. Die ſeien falſch, und lachen mich hinterrücks aus.

Es ſei darum. Auch in einer Geſellſchaft von Bettlern würde mir niemand Bürge wider Falſchheit ſein. Ich kann mir nicht helfen: wo ich nichts lernen kann und nicht geſchickt bin, andere zu lehren, oder wenn ich auch geſchickt wäre, nur ein Geſpött daraus machen ſähe, nichts als elendes Geplauder von Alltagsſachen und von nichtsnutzigen Dingen höre, halte ich es nicht aus.

Ei, ſo bleib daheim, ſagt man mir, haſt ja Geſellſchaft genug an deinem Hausgeſinde.

Schmiedet mich doch, um des Himmels willen, nicht ſo kurz ans Schiff! Muß ich doch ſonſt die ganze Woche meinen Kindern für Brod ſorgen und oft bis tief in die Nacht hinein zappeln. Es wird mir die ganze Woche der Kopf toll und voll gelärmt, und ſollte mir nicht auch ein Erholungsſtündchen gegönnt ſein? Ich habe freilich auch noch andere labende Weilchen, wenn ich im Winkel bei einſamer Nacht meinen Gedanken nachhänge und etwas davon auf das Papier herkratze, bald mein Pfeifchen ſchmauche, bald den hellen Himmel, die blinkenden Sterne angucke. Jetzt rücken ja auch ſchon die ſchönſten Weilchen heran, wo ich an einem Sonnenrain ſitze, die Meiſe und Lerche behorche, Mairösli und Veilchen pflücke, Balſamdüfte trinke, mich im Grünen wälze und von Himmel und Erde trunken, von Dank gegen meinen Schöpfer, der mich dafür ſo empfänglich gemacht, überſtröme. Meine größten Freuden genieße ich doch im belaubten Gebüſch, unterm ſchattigen Baum, am Bach, wo die Raben den Mann Gottes ſpeiſten, auf dem Hügel, wo die alten Himmelsſöhne ihre Altäre machten, in der Wüſte, wo es Manna regnete, wo der Hirte David mit ſeinen Schafen herumkletterte, auf den Bergen, auf welche mein Liebſter, der Beſte ſo je auf Erden lebte, ſo oft ſtieg, wo der Thau auf Gideons Fell fiel und Boas des Nachts ſein Korn wannete.

5. Februar.

Ich bin ein verzagter Haſenfuß. Kaum iſt's mir um und wohl, hinten und vorn genug, und mir kommt etwas links, quer in die Rechnung, ſo iſt der vertrackte Unmuth ſchon da. Da kommt Eine und ſagt mir, mein Garn ſei keinen Blutzger werth, kein Menſch könne es weben; ha! ſo denke ich ſchon: jetzt iſt's aus! Eine Spinnerin ſteht von mir ab. Gleich denke ich, nun werden's alle ſo machen. Freilich ſind mir das Stücke vom Brotkorb; allein ich erhole mich doch von den kleinen Anfällen bald und denke, das Schwert frißt heute hier, morgen dort, eines geht, das andre kommt.

Zwei alte ehrliche Dürrwälder traten heute mit einer

Geige und einem Hackebret in meine Stube. Packt euch, ſchnauzte meine Frau; wir brauchen keine Spielleut. Huſch! kamen meine Jungens zu mir. O bitte, Vater, laß ein bischen machen. Ja, macht was her! Wie wohl that das Gekratze den jungen Ohren und mir alten Stock. Da kamen mir auf einmal alle Jugendſprünge in den Kopf, wo ich ehedem in deutſchen Städtchen herumtrillerte. Aber zletzt iſt mir genug gehackbretet worden, und heute hat mir meine Frau drauſen auch gehackbretet. Ei, was thut's! Für zwei Kreuzer den Jungens ein Vergnügen zu machen. Sie haben ſonſt wenig genug.

6. Februar.

Nun doch wieder einmal Tropfen an den Bäumen, nachdem es fünf Wochen faſt immer pfiffige Kälte war. Wie wohl thut's meinen Blumenſtöcken und mir noch beſſer, das Aufthauen, der ſanfte Regen, die ſpiegelhellen Tröpſchen an den kahlen Bäumen, ſtundenlang möchte ich ſie betrachten, wie ſie zuſammenrinnen, ſo dahangen, ſich herabſenken, dann abfallen, und wieder andre und immer andre dahangen. Keine Seele außer mich können dieſe Tröpſchen ſo ergötzen. Und was ergötzt mich nicht von dem was der Schöpfer macht! Jedes andere Wetter, jedes Pflänzchen, jede Wolke.

Ich ſang und ſprang heute Holops während meiner Arbeit, obſchon es ſonſt eine traurige Arbeit war, denn ich machte meinem Todten ein Häuslein. Ha! wie ſanft wird's ruhn, dachte ich, wenn du auch einmal ſo hingeſtreckt daliegſt. Heiße es dann Mann oder Vater ſelig, oder gar: der Lump iſt auch geſtorben. — Doch nein, das wird kein Biedermann ſagen! — Vielmehr: Der ehrliche Mann iſt auch den Weg alles Fleiſches gegangen. Der arme Schelm hat ſein Bündel getragen. 'S iſt ihm wohlgegangen. Gott hab ihn ſelig. Und dann iſt's all. Vielleicht muß ich noch manchen Luſtſprung machen, manche Kummerhölle, dann wieder Luſtſchlöſſer bauen! Ha nun! Unter Hunderten genießt doch kaum Einer mein Glück. Man ſtolpert darüber hin und achtet nichts als was neu oder abenteuerlich iſt. Und ich ſtehe bei etwas, das niemand des Anſchauens würdigt, ſtill, bewundere es, freue mich bis zum Entzücken und bete die wundervolle Weisheit des Schöpfers an. Um und um mich Stoff zur Freude, die kein andrer fühlt: Winde wirbeln, Sterne funkeln, jeder neue Tag, jedes grüne Kräutchen im Blumentopf, mitten im Winter, in meiner Kammer. — Sollt' ich mich ſträuben, dann und wann auch bittere Pillen zu ſchlucken? Das Süße iſt dann nur deſto ſüßer!

7. Februar.

Sei Mann, mein Sohn. Sei Mann oder nicht Mann, du biſt es dir, was du biſt. Aber ich rathe dir's, ſei Mann. Du weißt nicht, wie manches tauſendmal es deinen Vater gereut hat, daß er in ſeiner Jugend nicht Mann war. Dir wird's nicht beſſer gehen, wenn du ein Bub, ein Windbeutel und nicht Mann biſt. Sei Mann in deiner Jugend und rühre dem Teufel ſeine Bockäſer bei Leibe nicht an, fliehe ſeine Leimruthe. Du weißt nicht, wie verflucht tückiſch er jungen Vögeln nachſtellt. Wenn du einmal Leim an deinen Flügeln haſt, mußt du all dein Lebtage ſchwer fliegen. Wenn dich der Schelm einmal beluchſet, ſo wird er dich all dein Lebtage nicht ungeſtupft und ungemupft laſſen. Es iſt kein Teufel, wie du ihn dir einbildeſt, mein Sohn, eine ſchwarze, herumſchleichende, abſcheuliche Geſtalt. Nein, es iſt irgend ein mißgünſtiger Geiſt, der jedem Erdenſohn ſein Glück verderben möchte. Freilich muß er breite Flügel haben, weil er in allen Theilen der Welt ſo viel Wind macht. Wenn ſo ein Kerl da iſt, mag er freilich Lumpenhund genug ſein, alles Untere ob ſich zu kehren, wenn er die Macht hat. Aber die Wahrheit zu ſagen, ich habe von einem ſo großen und mächtigen Teufel keinen Begriff. Nur die kleinen perſönlichen Teufel, die verſchmitzten Geiſterli, iſt es mir, ſollt' ich kennen. Die, mein Sohn, ſchleichen nicht in Wäldern und Höhlen herum, nicht in Wänden und alten Mauerſtücken, nicht unter Galgen und Schindäckern. Nein, ſie ſind uns viel näher. Doch auch nicht im Haar könnte man ſie ausſtrehlen; auch nicht im Blut, die Barbiere würden ſie ſonſt ſchon abzapfen. Nein, noch näher, in einem verborgenen Winkel, den kein Anatom findet. Von dort wirken ſie uns durch alle Adern, alle Glieder. Jeder Menſch hat ſein eignes Teufelchen; aber nicht alle laſſen ſich regieren. Manchen kann ſolch kleiner Teufel zum Erzböſewicht machen und ihn noch bereden, er ſei ein braver Kerl. Sei Mann, mein Sohn. Zittere nicht, wo's nicht noth iſt, wo alle Welt zittert. Aber wo ſie jubilirt, da ſei Mann. Wo dich das Teufelchen beim Aermel zupft, da ſei Mann, und wenn du's nicht biſt, zittre und ſei wieder Mann. Ich mache dir keine Lebensregeln, mein Kind, deren ſind ſchon genug gemacht, man könnte von dem Papier babyloniſche Thürme bauen, das mit lauter Lebensregeln beſchrieben iſt. Nur ſei Mann und ſuche Verſtand. Wir haben zwei große Bücher, die ſtudire. Eins ſteht hinter'm Tiſch, das andere iſt dir überall offen wo du ſtehſt und gehſt. Denke, o denke! Bin ich ein gerader, ehrlicher Mann, der es gut mit allen Geſchöpfen meint, dann geh' ich meiner Wege und bebe nie, durch's ſchwarze Thal in der düſtern Nacht und fürchte nichts. Nur ein lumpichtes Gewiſſen macht zittern. Sei ein Mann, ein Nathanael, in welchem kein Betrug iſt. Ich ſchmäle mich und ſchäme mich, wo ich nicht Mann war. Man iſt hunderterlei und doch nichts, wenn man nicht Mann iſt. Ein armer Mann muß gar oft ein Schurk heißen und wenn er die ehrlichſte Seele iſt, die mehr Ehre im Leib hat als mancher

Fürſt oder hochberühmter Doktor. Laß dich das nicht anfechten, mein Sohn, ſei Mann für die Ewigkeit, Mann vor den Augen des Himmels; für dein Gewiſſen wie für deine Ruhe. Du wirſt zu keiner dauerhaften Ruhe kommen, wenn du nicht Mann, ein braver, ehrlicher Mann biſt. Große Heldenthaten können wir nicht thun, die aller Welt in die Augen leuchten. Aber im Kleinen können wir ebenſowohl Mann ſein, Mann über unſere kleinen Teufel, unſere Leidenſchaften. Oft ſcheint etwas ein Bagatell und fordert doch einen Mann. Einem größeren Mann, von dem man Genuß hat, nicht ſchmeicheln, fordert einen Mann. Oft einem widrigen Geſchöpf ein freundlich Geſicht machen, fordert einen Mann. Nicht in ſeinen Sack zu lügen, wo man's könnte, braucht's einen Mann. Falſche Beſchuldigungen, giftige Worte lachend abzuweiſen, braucht's auch einen Mann. Seinen Beruf treu und redlich abzuwarten, fordert's einen Mann in allen Ecken. O ſei ein Mann, mein Sohn! Hundsfötter hat es ſonſt noch genug auf der Welt.

10. Februar.

Heute iſt es draußen heller Sonnenſchein, ein allerliebſter Frühlingstag und doch mir im Buſen blöde, wenn auch leidſam blöde. Geſtern hätt' ich mögen poltern, und heute möcht ich lieber ſchlafen. Die geſtrige Leidenſchaft, ja, das war ſo etwas, das ich nicht beſchreiben kann. Ich wollte lieber, ſie wäre wo der Pfeffer wächſt. Ich weiß ſelbſt nicht recht, war es Neid, die unnöthige Sorge, ich möge zu kurz kommen! Es heißt, das Handwerk haſſe ſich. Freilich, wenn man neben einem andern auf gleiche Art ſein Brod ſucht, immer meint, er komme einem quer über den Weg, und es ſich ſchlimmer einbildet als es iſt, weil man etwa ſagen hörte, er ſei ein Schelm, habe ſchon in der Jugend geſtohlen, und nur erſt gezeigt, wie lumpig ſein Gewiſſen ſei, ſo daß wohl zu beſorgen ſtehe, er werde einem ſein Stück Brod ſoviel als möglich ſchmälern: da möchte man aus allen Kräften mit Schurken und Lumpenhunden um ſich werfen, die diebiſchen Abſichten, welche man ſchon gemerkt zu haben meint, aller Welt auspoſaunen und den Kerl gar beim Kopf nehmen.

Doch wie? dachte ich, der Mann muß ja auch leben, hat in dieſem Handwerk ein älteres Anrecht als du, vielleicht mag er eben ſo böſe auf dich ſein als du auf ihn, und eben ſo von dir denken! Vielleicht haben ihn die Leute belogen: Wer weiß was ſie von dir ſagen! Vielleicht ſagt man von mir etwas woran ich gar nicht denke. Würde ich es an ſeiner Stelle nicht eben ſo machen, und wohl gar mit noch gröberen Bengeln darein werfen! Wir haben ja alle beide Arbeits genug.

Ich fing an mich zu ſchelten, daß ich dieſe Anfechtung mit aller Welt gemein haben müſſe, bin ja aber auch ein Narr, daß ich zu gut für's Anfechten ſein ſollte. Warum müſſen wir doch nur ſo unduldſam und unverträglich ſein und uns immer das ſchlimmere von einander einbilden? Freilich mag es Uebervortheiler genug auf der Welt geben, aber noch viel mehr ſolche, die ſich Gegnern zur Gegenwehr ſtellen, wo keine ſind, und ſich erſt auf dieſe Art Gegner machen. Wie genug Arbeit und Brod hätten wir alle zuſammen, wenn wir ſie friedlich theilen könnten. Heute könnte ich es und nähme, was man mir übrig ließe.

14. März.

In dieſer Woche kam ich zu einer kranken Perſon, die bald aus dem Lande der Lebendigen verreiſen muß. Der Pfarrer ſaß neben ihrem Bett und redete mit ihr — amtmäßige Sachen. Ich beobachtete unterdeß die beiden Geſichter. Welcher Unterſchied! dachte ich, hier der Engel des Todes mit ſeiner Senſe, der ihr ſchon auf Stirn, Auge, Mund und Wangen ſitzt. Wie das arme Geſchöpf zittert und zagt. Wie es jedes Troſtwort ſchmachtend aufſchnappt und nach Hülfe ächzt! O wo iſt innige Mittheilung? Ich möchte gern heiße Seelenliebe auf dem Geſicht eines Seelenhirten leſen. Aber ich bin ein ſchlechter Phyſiognom. Er hat ihr ſchön vorgebetet und geſagt, daß ſie ihm alle Worte nachſprechen ſoll. Sie that es auch, aber doch merkte ich, daß ſie ſoviel lieber eigene Worte gebraucht hätte. O ihr hochgelehrten Herren, dachte ich, ihr Autoren, Geſetz- und Predigtmacher, Formularſchreiber, die ihr ewig verlangt, daß alle Welt euch nachbete. Seht doch, wie jedes arme Geſchöpf ſo gut wie ihr ſeine eigene Zunge liebt, bis zum Thron der Ewigkeit liebt!

Zu gleicher Zeit kam mir noch ein anderer Gegenſtand vor die Hand, eine Perſon, die verrückt war und noch verrückt ſein ſoll, wenn ſie ſchon ungehindert ihre Wege geht, ihre Arbeit verrichtet und nur alles lachend thut. Lachend, wo andere ernſthaft ſind, lachend, wo man meint ſie ſollte weinen, lachend, wo ganz und gar nichts zu lachen iſt. Ich weiß nicht wie es kommt, daß uns oft etwas rührt, worauf wir zu anderen Zeiten gar nicht achten. Dir iſt doch recht wohl, dachte ich jetzt dabei und alles Mitleid iſt hier nicht am Orte. Wer alleweil ſo alles belachen, ſo in die Welt hineinlachen kann, der hat es gut. Der Menſch lacht, wenn man ihn lobt; lacht, wenn man ihn ſchilt; ich glaube er würde lachen, wenn man ihn prügelte. Ja, wer zu allem in dem Gewimmel der Welt lachen könnte, was ihm lächerlich vorkommt! Ich für mein Theil will es wenigſtens lieber mit denen halten, die über Alles lachen, als die über Alles ächzen und ſchimpfen; wiewohl mir die Mittelſtraße darin immer am beſten gefällt.

10. April.

Zum erſten Mal in meinem Leben nach Glarus, in Geſchäften zwar, aber dieſe waren nicht mein Hauptaugenmerk. Wie manchesmal ſtund ich ſchon auf unſeren Bergen, ſah auf jene ſteilen, ungeheuren Felshügel hinüber, in das enge Thälchen, wie in eine düſtere Klippe hinein, und fühlte allemal Luſt, das kurioſe Ländchen zu ſehen! Nun hab ichs geſehen und ſchlich ſo die netten Straßen fort, ohne zu den Füßen zu blicken. Bald nahm mich Schauder und Entſetzen, bald ſtaunende Bewunderung ein. Ein enges Thal, zu beiden Seiten von himmelhohen Felſen eingemauert, Schicht auf Schicht, bald grade bald ſchief, bald über-, bald gar himmelhoch herabhängende Felsklumpen. Oft ungeheure Felsſtücke, die an die anderen in allen Formen und Stellungen wie angeleimt, wo die Sonnenſtrahlen faſt ſenkrecht über abfallen. Bis in die Mitte herauf ſieht man noch Tannen, Buchen, Geſträuche, aus Klippen und Schrunden hervor ſprudelnde Waſſer, alles durcheinander und über einander. Dann von der Mitte bis über die Wolken hinauf nichts als Schnee und kahle Felswände. Ich hörte ein Brauſen, ein Gemurmel in den Geſträuchen und Schrannen, ging an einem Orte hart an einer Felswand vorbei, wo mein Auge nicht bis auf die oberſten Gipfel zu dringen vermochte. Abgebrochene Felſen jagten mir Schauder und Schrecken ein, indem ſie himmelhoch ob meinem Kopfe mit entſetzlichem Gepraſſel herab rumpelten. Jedoch ehe ſie herabkamen, verloren ſie ſich in den wer weiß wie tieſen Höhlen mit dumpf widerhallendem Getön.

Ein Mann hackte Stauden nahe bei der Felswand und ich wunderte mich, daß er nicht floh, aber er muß das Dings mehr gehört haben als ich. Mir war es ziemlich bange, das Gepolter möchte auf meinen Kopf herabſtürzen, und es kam mich keine Luſt an, ſo gar nahe bei dieſem Nachbar zu wohnen. Sonſt iſt das Thal anmuthig und die Lage der Dörfer gefiel mir, aber die meiſten Leute, die ich ſah, dünkten mich gehudelt. Die ſchönen mit Obſtbäumen beſetzten Wieſen, die artigen Gärten, die das Thal ſo ſacht durchſchleichenden hellen Flüſſe, deren einer ſich am Fuße eines hohen Felſen aus Geſtein hervorwälzt und Waſſer für etliche Mühlen hat, alles rührte mich auf Tritt und Schritt.

15. Mai.

Heilige Natur, all' ihr jungen Schönheiten, ihr ſeid mir alle Morgen neu! Das Jubelgetön der kleinen Buſchſänger erweckte mich heute, wo ich abermals ein Reischen über meine Lieblingsberge vorhatte. Gott, welch ein Morgen! wenn die Sonne hinter den Bergen hervorblickt und ihr ſo alle Schönheit entgegen lacht, alle Büſche und Haine voll Sänger ſie um die Wette begrüßen, Wieſen und Fluren voll tauſendfarbiger Blumen ſich ihr öffnen und entgegen neigen und ihre goldnen Strahlen auf jedem Thautröpfchen ſpielen. Alle Vögel, jedes Thierchen, jedes Käferlein jubilirt. Jedes Bäumchen, jedes Stäudlein flittert Freude. Ich ging erſt über einſame Haiden hinauf, dann durch den dunkelen Wald. Berg und Thal erklang von den anmuthigſten Tönen. Auf den Gipfeln der Tannen ſangen die gelbſchnablichte Amſel und der Staar muthig den Himmel an. Dort durchhüpfte die Nachtigall dichte Gebüſche und trillerte ihre hochhellen Lieder vor ſich hin. Dort wimmelt die Luft von Lerchen, welche himmelhoch aufflattern, um die Wette ſingend, in den Lüften ſchweben, dann ſich, immer ſingend, ſanft herablaſſen. Dort tönt der Fink hintennach. Die Grasmück' und der Emmerling ſtimmen auch was ſie können darein. Dann zwitſchert der kleine Zaunkönig über alles ſchön und das Waldröthelchen entzückt Leib und Seele.

Und hier der große Waldhengſthaufen! Welch ein Volk, welch eine Kolonie ſind dieſe Ameiſen! Wie ſie gemeinſchaftlich über Hals und Kopf, der Kreuz und Quer durch einander arbeiten! Jedes weiß ſeine Pflicht, ſo friedlich und einig. Welch ſchöne Geſellſchaft von Millionen Gliedern! Ich möchte deine Gewölbe mitten in dem Gebäu ſehen, du mühſames, friedliches Volk. Aber nein, ich will es dir nicht zerſtören, du haſt ſo ſchon Feinde genug, die dein Fleiß doch alle beſiegt.

Hier, hier, nein hier eine ganze Geſellſchaft Frauenſchühli. Hier am wilden, einöden Ort die Wunderblume! warum wächſt du nicht in Fürſtengärten, warum hier im einſamen Walde, in der ſtillen Wüſte, ſo vertraut und geſellig mit deines Gleichen? Welche Geſellſchaft von Wundergeſchöpfen! Kommt doch in mein Gärtchen, ich will euch pflegen und warten. Aber nein, ihr liebt die Einſamkeit. Alle Jahr auf dieſem Plätzchen prangt ihr etliche Tage, warum nicht länger? Du Wunderblume entzückſt mich mehr als güldene Pokale. Welch' harmoniſche Bildung! Ein Stengel hinan, ein grün länglicht Blatt ob dem andern, zu oberſt ſenkt ſich eine braun rothe Krone von vier Blättern demüthig herab. Mitten in dieſer Krone ſitzt der goldne Pokal, ein hübſchgelbes Schühlein, inwendig roth geſpritzt, zwei artige Zünglein im Hals, wunderbar geformt. So einſam und niedrig hängt das Frauenſchühli wunderſchön da.

Weiter hinauf, welch' labende Ausſicht über die neue Welt, und hier ſtehen ſchon holde Erdbeeren am geſchmückten Sonnenhügel!

19. Mai.

Auf Heriſau hinaus hatte ich heute vier Reiſegefährten: ein artiger Junge, zwei Züribieter, die ſo

Schleichhändler waren, der eine ein ordentlicher Menſch, der andere ein Careſſirlümmel, der alle Weibsleute attaquirte, und dann ein Glarner, ein verlogener Großhans, der beſtändig abgeſchmacktes Zeug plauderte und uns allen mit ſeinem Geſchick und ſeinen Heldenthaten die Ohren vollquälte. Ich konnte nicht vor und nicht hinter ihm gehen, und mußt' ihm abſolut zuhören. Er hielt mich beim Arm und ſprach ganz gebieteriſch, daß wir ihm fleißig aufhorchen ſollten. Weil wir andere ihm keinen Titel gaben, ſagte er uns alleweil, wie ihn die Leute, wo er bekannt ſei, Herr Wachtmeiſter nennten und er mit dem und jenem großen Herrn Dutzbruder ſei. Wir ſollten ihm nur recht ins Geſicht ſehen, ob er ſchon einen geflickten Kittel trage, ſtehe er Gottlob! auf guten Füßen.

Die zwei andern ruften Wind herbei, der Junge pfiff hinten nach. Ich ſah Tannen und Buchen an, horchte auf die Vögel, wie ſie ſangen, und pfiff zuletzt auch. In Schwellbrunn verlor ſich unſer Romanſchneider, ich denk' aus Aerger über ſeine unachtſamen Zuhörer.

Ich traf überall aufgeräumte Leute an, mein Geſchäft war ſo gut ich mir's eingebildet, und einen Abend hatt' ich . . . . ! Die Wirthin, wo ich mein Quartier genommen, war vor zwei und zwanzig Jahren meine Liebſte geweſen. Ich hatte ihrer in der ganzen Zeit nicht gedacht, ungeachtet ich mich derweil manchmal Tagelang in Heriſau aufgehalten. Jetzt hatte ich der Begebenheit, die mich mit dem lieben Kinde bekannt gemacht, erſt vor kurzem einmal lange und ernſthaft nachgedacht und war die Begierde, zu erfahren ob es noch lebe und was aus ihm geworden, ſo ſehr in mir erſtarkt, daß ich heute faſt eigens darum hierher gegangen war. Als ich nach ihrer Wohnung gefragt, hatte ich erfahren, daß ſie ſchon Mutter von zehn Kindern und in dieſem Wirthshaus ſei. Der Mann war eben nicht zu Hauſe, als ich zu ihr kam. Ich ſprach ſie um eine Nachtherberge an, ſetzte mich zu Tiſch und beguckte mein nun nicht mehr mein Käthchen. Himmel, wie das arme Ding verlottert war und doch erkannte ich ihre ehevorigen jugendlichen Geſichtszüge deutlich wieder. Ich konnte mich der Thränen kaum erwehren. Sie war von einer böſen Stiefmutter gezwungen worden, einen brutalen, liederlichen Mann zu heirathen, der nachwärts wirklich bankerottirte und ſie vier Jahre nach dieſem unſerem erſten Wiederſehen in's Grab brachte. Sie war ſchon damals in ſehr ärmlichen Umſtänden. Sie kannte mich nicht mehr. Ich fragte ſie allerlei nach ihrer Herkunft aus und zuletzt auch: ob ſie ſich nicht mehr eines gewiſſen Ulrich Bracker erinnere, den ſie vor zwanzig Jahren etliche Tage hintereinander im Schwanen angetroffen. Hier ſah ſie mir ſtarr ins Geſicht und fiel mir an die Hand: Ja er iſt's, er iſt's! und große Tropfen rollten über ihre blaſſen Wangen. Nun ließ ſie alles ſtehen, ſetzte ſich zu mir, und erzählte mir der Länge und Breite nach ihre Schickſale, ſo wie ich ihr die meinigen, bis ſpät in die Nacht hinein. Beim Schlafengehen konnten wir uns nicht erwehren, jene ſeligen Stunden durch ein paar Küſſe zu erneuern. Weiter ſtieg mir kein arger Gedanke auf.

Die Geſchichte unſeres erſten Begegnens iſt dieſe: Ich ging eines Tages nach Heriſau in eine Landgemeinde. Meine Mutter ſteckte mir all' ihr kleines Spargeldlein von etwa ſechs Gulden zu. Einer meiner Bekannten im Appenzeller Land trachtete mir zu Trogen, in einer großen Geſellſchaft, einen gewiſſen Schatz aufzuſalzen, der mir aber gar nicht behagte. Ich ward ſein auf dem Rückweg nach Heriſau glücklich wieder los, wo er ſich, oder vielmehr ich mich unter den großen Haufen verlor. Es war eine Menge jungen Volks. Bei einbrechender Abenddämmerung näherte man ſich einander und formirte Paar und Paar. Mit Eins erblickte ich ein wunderſchönes Mädel, ſauber wie Milch und Blut, das mit zwei anderen davon ſchlenderte. Ich ſtreckte ihr die Hand entgegen, es ergriff ſie mit den beiden ſeinigen, und wir marſchirten Arm an Arm, unter Schäkern und Singen unſere Straße. Als wir zu Heriſau ankamen, wollte ich ſie nach Haus begleiten; das beileibe nicht, ſagte ſie, ich dürft's um alles in der Welt nicht. Nach dem Nachteſſen kann ich vielleicht eher noch ein Weilchen zum Schwan kommen. Mit einem ſolchen Erſatz war ich natürlich ſehr zufrieden. Damals wußt' ich noch nicht, wer mein Schätzchen war, und ich erfuhr erſt jetzt im Wirthshaus, daß ſie eine Tochter aus einem guten Kaufmannshaus und ungefähr ſechszehn Jahre alt ſei. Nach einer Stunde kam das liebe Geſchöpf, Käthchen hieß es, mit einem jungen Kind auf dem Arm, das ſein Schweſterlein war, denn anders hätt' es nicht entrinnen können. Der Wirth gab uns ein eigen Zimmer. Käthchen hinein, und ich nach, geſchwind wie der Wind. Ich hatte ein artiges Eſſen beſtellt. Nun waren ich und das herrliche Mädchen allein. O was dieſes einzige Wort: Allein! in ſich faßt! Tage hätt' es währen ſollen und nicht zwei oder drei wie Augenblicke verfloſſene Stunden. Und doch, die Wände unſeres Stübchens, das Kind auf Käthchens Schooß, die Sterne am Himmel ſollen Zeugen unſerer ſüßen, zärtlichen und doch ſchuldloſen Vertraulichkeit ſein. Ich blieb noch die halbe Woche dort. Mein Engel kam mit ihrer kleinen Schweſter alle Tage vier- bis fünfmal zu mir. Endlich ging mir die Baarſchaft aus und mußte ich fort. Käthchen gab mir, trotz aller Furcht vor ihren Eltern, immer mit dem Kinde auf dem Arm, das Geleit weit vor den Flecken hinaus. Wie der Abſchied war, läßt ſich denken. Thränen von Liebchen trug ich auf meinen Wangen genug nach Haus. Wir winkten einander mit Schürze und

Schnupftüchern, ſo weit wir uns ſehen konnten, unſer Lebewohl hundertmal zu. Mein guter Engel hatte mir gegen dieſes Mädchen ebenſoviel Ehrfurcht als Liebe eingeflößt, ſo daß ich ſie wie ein Vater ſein Kind und ſie mich hinwieder wie eine Tochter ihren Erzeuger ſanft an ihren reinen Buſen gedrückt und mein Geſicht mit ihren Küſſen bedeckt hatte. Jetzt war ich dem Leibe nach wieder zu Haus, im Geiſte aber immer mit dem herzigen Schätzchen beſchäftigt, dem weiland Aennchen ſogar weit nachſtund. Indeſſen kam mir kein Gedanke daran, daß ich je zu ihrem Beſitz gelangen könnte. Vielmehr ſucht' ich mir mit Erfolg alles Vorgegangene vollkommen aus dem Sinn zu ſchlagen. Dies war von jeher meine Art, was einen ſchnellen Eindruck auf mich machte, war auch bald wieder vergeſſen und von neuen Gegenſtänden verdrängt. Allein wer hätte das gedacht! An einem ſchönen Abend brachte mir der Heriſauer Bote einen Brief von meinem Käthchen, worin ſie mir in zärtlich verliebten und dabei recht kindlich naiven Ausdrücken ſagte, wie es ihr ſeit unſerem Abſchied ſei, wie gern ſie mich wieder ſehen, noch einmal mit mir reden möchte und, wenn das nicht möglich, mich wenigſtens zu einem ſchriftlichen Verkehr auffordere. Ich küßte das Papier, las es hundertmal, und trug es immer in der Taſche, bis es ganz verſchmutzt und zerfetzt war. Alſo — ich flog eilends nach Heriſau? — Nein, ich antwortete auf der

Stelle! — Nein, kein Wort! Ich ging nicht und ſchrieb nicht. Warum? daß ich gerade damals kein Geld hatte, deſſen erinnere ich mich. Daß ſonſt noch etwas dazwiſchen kam, weiß ich auch, die eigentliche Urſach' aber iſt mir aus dem Gedächtniß entfallen. Genug, ich vergaß mein Heriſauer-Liebchen, worüber ich mir nachmals manchen bitteren Vorwurf gemacht habe.

23. Mai.

Säuſle herab, Odem des Allmächtigen, ewig belebender Geiſt, ſäuſle durch alle Sphären und vergiß auch mich, dein armes Würmchen, nicht. Du Ausfluß des Höchſten, der du jetzt alles ſo ſichtbar durchwebſt, ich bin beklemmt, wehe die Binden, die Klammern weg, die meinen Buſen ſo eng machen, und belebe mich, du ſanfter, lauter Liebe ſäuſelnder Südwind, durchwebe die kalte Wüſte meiner Bruſt!

Recht brüderlich gingen unſer drei über die anmuthige Höhe auf Krinau, um nach altem Gebrauch und Herkommen dort das heilige Abendmahl zu genießen. Es iſt der Ort, wo ich in der Religion unterrichtet worden und das erſte Mal communicirt habe. Es war ein allerliebſter Tag und heut' iſt's auch ſo einer. O wie heimelte mich alles an, jede Gegend, jedes Plätzchen, jeder Baum, den ich noch ſeit dreißig Jahren her kannte, wo es mir ſo wohl war, wo ich die Jugendjahre vertändelte, wo ich wie ein junges Füllen auf der Weide ſpielte. Gott, Zeit, Ewigkeit, alles wirbelt in meinem Buſen durcheinander. Wie neu iſt mir wieder das einſame Bergthälchen, das eigne Völklein, eigne Andacht, alles ſo ſtill und einſam und ein Blick vom Mädchen, die mich als Knaben herzte. Alles durchdrang mich und ſtellte mir jene Wonnetage als gegenwärtig her. In der Kirche war ich zum Weinen weich, gerührt von lauter eigenen Vorſtellungen, daß mir das Waſſer in die Augen ſchoß.

Wie der Pfarrer den einfältigen ehrlichen Pflegern das Brod bot, und dann je einer dem andern, ſtellte ich mir jene Mahlzeit vor, wie Jeſus mit ſeinen Jüngern daſaß, das Brod bot, das Geſicht des Gottesmenſchen und all' die Nathanaelgeſichter gegen einander. All' die ungeſchriebenen Tiſchreden, dann das freundliche Fußwaſchen, der innige Umgang. O ihr Jünger, es nimmt mich nicht Wunder, daß lange hernach euer Herz brannte, wann ihr ſo zurückdachtet, euch dieſe feſtlichen Tage zurück rieft. Es nimmt mich nicht Wunder, ihr Gottesmänner, wie ihr ſo froh und freudig durch all das Ungemach hinwandeln konntet, ihr, die ihr den Beſten und Schönſten, der je auf Erden gelebt, von Perſon gekannt hattet; die ihr ihn auf einer glanzvollen Wolke hinauffahren ſaht und deſſen Abſchied euch ſchmerzte, bis jener Pfingſtwind euch umrauſchte, euch in alle Adern neues Leben goß und mit Muth und Kraft durchwirkte.

Goldene Tage, ich bin es nicht werth. Nun iſt alles beſiegt, hell und leicht im Buſen, muthig und ſtark. Die ſchöne Sonne ſinkt ſo golden hinab, wirft ihren Schimmer noch auf die Gipfel der Berge!

24. Mai.

Heute will nun mein Weib communiciren, ſie kollert jetzt im Haus herum. Alles ſteht ihr am unrechten Ort. Kann ſie doch nicht anders! Ach, der böſe Engel ſetzt ihr doch ſo heftig zu.

Gott verzeihe mir, ich thue ihr auch vielleicht Unrecht und es iſt zuletzt mehr Tugend in ihr als in mir. Sie wollte mich gerne beſſern und ich ſie. Da iſt's gleich. Jedes glaubt Recht zu haben, da iſt's auch gleich. Ich fehle und ſie fehlt. Wir rücken uns unſere Fehler vor und keines geſteht ſeine ein.

Ich will mich zu beſſern ſuchen. Das habe ich zwar ſchon lange gewollt. Aber das Ueberraſchen, ehe man darauf gefaßt iſt! Nun, ich will's von neuem probiren. Wehe uns an, heiliger Pfingſtwind!

30. Mai.

Der Donner rollte geſtern den ganzen Nachmittag über unſeren Bergen und Alpſpitzen herum.

Es war herzerquickend, die Stimme des Höchſten ſo anmuthig zu hören. Endlich träufelte ein ſanfter Gottesregen wohlthuend herab und tränkte die durſtige Erde. Die angenehmſte Nacht folgte. Der helle Mond ſpielte auf den beträufelten Bäumen, die Erde duftete Wohlgeruch.

Heute rochen die Berge, ein Nebel ſchleicht aus den Wäldern und jedem Gebüſch herauf. Die holde Sonne blinkerte hinter den Bergen hervor und bemalte all' die Wunderſchönheiten mit Glanz. Mein Herz wallte beim Auftritt der herrlichen Scenen.

Als ich ſo herzvergnügt die ſchöne Welt beguckte, ſchlich ein Weib mit finſterem Geſicht daher und ächzte. Was iſt's? ſagte ich. Ach, ach! ſagte ſie, ich fürchte mich heut faſt zu Tode. Wie das gefährlich Wetter iſt! Welch ein ſchülicher Nebel! Der bedeutet gewiß nichts Gutes, wenn er am Morgen ſo herumkreucht. Gott! wie wirds heute wettern. Wie wohl iſt dem Härchle, den man heut begräbt! Der hat nun, Gott hab ihn ſelig! nichts mehr zu fürchten. Wenn doch nur einmal der Sommer vorbei wäre! Ich wollte gern um ſo viel älter ſein! — Ich: Und ich will gern den Sommer mit allen ſeinen Donnern noch vor mir haben, die Sommerfreuden mit Herzensluſt genießen und froh ſein. — Sie: Ach, du Elender! Ja, ja, wenn man engelrein wäre. Aber ach! O es iſt eine gottloſe Welt. Schauder, Zittern und Beben befällt einen, wenn man nur dran denkt, und billig bebt einer, der nur noch einen rechten Blutstropfen im Leibe hat, bei jeder Wetterwolke. Denk, Elender, Gott iſt gerecht. Wenn dich der Donner erſchlüge? wie ging's? Gerechter Gott! — Ich: O das iſt er, der Ewiggütige. Ich erfreue mich all' ſeiner Werke. Ich habe ihm die Wege, durch die er mich zum Daſein gerufen, nicht vorgeſchrieben und will ihm auch die Wege, durch die er mich abruft, nicht vorſchreiben. — Sie: O du Blinder, Frecher, Verwegener. Gott erbarme ſich! Biſt du ein Engel? Und wenn auch, dieſe bedecken noch ihre Angeſichter und zittern. Und du biſt ein ſo ſündiger Menſch. Glaub's doch um Gotteswillen. Eben ſo ſündig als ein Anderer. Und noch ſo blind und verſtockt. Und bei des Himmels Zornzeichen ſo ſorglos in den Tag hineinleben, mit einem verfluchten Eigenſinn noch immer recht haben wollen, ſich nichts ſagen laſſen. Gott öffne deine Augen, Armer, Elender! — Ich: O das bin ich, Frau, das bin ich, und das Wort Barmherzig hat mich ſchon tauſendmal entzückt, tauſendmal erfreut. Ich dachte, wie gut Gott wäre, und dachte, er wäre noch tauſendmal beſſer als ich denken könnte. —

So ſprachen wir noch weiter, bis das Weib ſich mit einer drohenden Miene fortſchlich und grundtiefe Seufzer holte. Ich dachte: wie verderben wir Menſchen uns doch die wenigen Tage, welche wir zu leben haben, mit unnöthigem Kummer und Sorgen!

13. Juni.

An der Erde hangen! Freilich, woran ſonſt, wir armen Erdenwürmer! Ja, aber den Geiſt zum Himmel erheben. Kommt er doch bald zurück und hat ſo ſchwache Begriffe von dem Himmel. Er flattert wohl oft bis in das blaue Gewölb hinauf, wo die holde Sonne ſtrahlt und des Nachts Millionen Sterne funkeln, dringt zuweilen auch ein Stück weit durch; aber er verirrt ſich in öden Gegenden und ſinkt ermüdet wieder auf die Erde herab. Da flattert er vergnügt wie die Schwalben auf der Fläche herum und wagt ſich nicht ſo leicht weiter als die Augen tragen.

24. Juni.

Fritz fährt mit einem Fuder Heu die Wieſe her, und hält aus allen Leibeskräften auf ebenem Boden, daß es nicht umwerfe. O verlorene Arbeit, dachte ich, der Wagen ginge eben ſo richtig daher, wenn er ruhig hintennach ſtampte. Aber ich dachte weiter nach und das gute Fuder Heu konnte mich mein ganzes Leben durchführen. Ich dachte, wie oft war ich ein eben ſolcher Narr, habe mich an dem Schickſalsfuder faſt zu Tod gehalten, daß ich keuchte, gröchzte und marode hinſank; und ſah zuletzt im Zurückſchielen, daß der Boden eben war. Das vergebne Heben dauerte mich, da ich ſah, daß der Wagen ſeinen Gang geht, wie ihn das Pferd Natur zieht.

1780.

4. Januar.

Ich bin kein gemeiner Träumer, freilich ſo ein Tagträumer; aber um nächtliche Träume geb ich nicht viel, und doch wär mir dieſer vornächtige Traum um kein Mütt Kernen feil.

Ich ging entzückt durch die reizendſte Allee von lauter Roſenhägen und wußte vor lauter Wonne nicht, welche ich pflücken ſollte. Da hingen ganze Trauben von offnen, halboffnen und Knospen. Nie hab ich ſolche Mienen geſehen, wie die ſich öffnenden Roſen einander machten! O wäre doch auch mein Weib hier," ſagte ich, und ſähe dieſe Millionen Roſen ſo lächelnd herabhängen!

Mein Nachbar träumte dieſe Nacht auch. Er hatte ſein Lisçhen, dem er ſo lange vergebens nachgeſchlichen, in den Armen, ſog an ihren Lippen, — heute kratzt er ſich faſt die Haare aus, daß Lisçhen ihm ein ſaures Geſicht macht. Das thut mein Traum nicht, er läßt mich hoffen.

6. Januar.

Ulrich Scherer träumte letzten Sametag Nachts auch. Er erzählte ſeiner Frau beim Morgenbrod ſeinen Traum: ſie ſei geſtorben, aber keines gewöhnlichen Todes. Er ging hierauf nach Brunnadern zur Kirche, während der Predigt fiel er plötzlich hin, und man trug ihn todt zur Kirche hinaus.

Tod, du eigenſinniger Menſchenräuber, wenn es bei dir ſteht, mich abzurufen, ſo rufe mich doch im Herbſte ab, ehe der unhöfliche Winter einbricht, und nicht dem holden Lenz vor der Naſe weg.

13. Februar.

Menſch, o Menſch, du wetterähnliches Ding: launig wie der Winter, ſchleckerig wie der Lenz, ſchwül wie der Sommer, windig wie der Herbſt. Kaum haſt du ein heitres Weilchen, einen hellen, luſtigen Tag, wo dir alle Geſchöpfe, Himmel und Erde ſchön ſind, um dich her alles vergnügt; — ſchnell hockt ein ſchwarzer Nebel auf deine Bruſt; alles iſt mißgeſchaffen, ärgert, verdrießt dich, die ganze Welt hat für dich nichts Anziehendes mehr. Und was dir deine Einbildung erſchafft, iſt dir hinter zwanzig Schlöſſern verſperrt, um und um mit Diſteln und Dornen verhackt, jenſeit des großen Weltmeers hinter dunklen Vorhängen verhüllt. Du Armer, elender als ein Wurm. Dich kann ein Wind ſo aufblaſen wie einen Darm, ein Geſchick ſo ſchwül machen wie einen Julitag, dann ſo flugs wieder platzen wie eine Seifenblaſe; ſo unluſtig wie einen Apriltag, ſo ängſtlich wie einen Wurm machen, der ſich halb zertreten durch den Koth über die Straße windet. Und der Gelehrte erhebt dich bis zu den Göttern. Und du, armſeliges Geſchöpf, dünkſt dich oft größer als die Welt!

19. März.

Nach dem müden Getümmel des Tags, in der holden Abenddämmerung, ging ich in die Wieſe hinaus, um zu verſchnaufen, und lehnte mich an einen Baum. Ein Trank erwärmte meine Bruſt, mein Geiſt flog wie lichterloh in der Luft herum. Die Sonne hatte ſich ſchon nach der Abendſeite unſeres Weltballs hinabgewälzt und färbte zu guter Letzt das graue Gewölk mit zierlichem Purpur. Das Rothkehlchen und das Zaunſchlüpferli ſangen um die Wette ihre Abendliedchen in die blaue Dämmerung hinein, ertönten es im dunkeln Wäldchen. Der einſame ſtille Mond guckte zwiſchen goldenen Flocken herab, hie und da zwizerte ein Stern zwiſchen durch und der holde Tag lächelte noch ſo lieblich aus den Spalten der Berge hervor.

11. Juni.

Kein Autor in der jetzigen Welt kommt mir ſo innig nahe, ſo ſanft ans Herz als mein lieber Lavater in allen ſeinen Schriften. Auch wo er für mich undeutlich, räthſelhaft ſchreibt, wo er mich überplaudert, daß ich nicht mehr weiß, wo ich zu Hauſe bin, wo mich ein anderer bös machen würde, daß ich ſein Buch weglegte, Lavater verzeih' ich alles. Das Schlimmſte, das ich ſage, iſt: Lieber Lavater, deine große Kunſt macht mich raſend, dein Geiſt iſt wie eine reine Quelle, die mit Gewalt hervorſtrudelt, ſo daß man nicht Zeit hat, jeden Tropfen zu beobachten. Oft ſag' ich: Du biſt ein Kind, Lavater, gewiß ein Kind, aber ein allerliebſtes Kind, ein Gotteskind, wie Johannes der an Jeſu Bruſt lag. Nicht nimmts mich Wunder, wenn ſchon die Welt dieſen großen Mann durch die Fäuſte jagt. —

Ob es eine Phyſiognomik gebe? Das, hätte ich gemeint, würde kein Menſch läugnen. Jeder Bauer, auch der dümmſte, iſt in ſeiner Art ein Phyſiognomiſt. Er kennt doch Weiß- und Rothtannen, Birn- und Aepfelbäume an Laub und Rinde, weiß, welche wachsmündig oder nicht, und kann ſchier ſagen, wenn er es auch nicht aus der Erfahrung hat, welche gute oder verzwergte, gern oder ungern Früchte tragen.

Und wie gut weiß er Pferde, Ochſen, Kühe zu phyſiognomiren. Am Kopf, Rücken, Schwanz, Fuß, Haar und aus dem ganzen Körperbau kann er ſagen, was das Thier für Eigenſchaften hat. Und wenn er zum vierten- fünftenmal betrogen wird, ſo betrügt ihn mehr der Verkäufer und der Preis als die Geſtalt des Thiers. Freilich iſt er in der Menſchenphyſiognomie weit ſchwächer. Und doch weiß ich gewiß, daß mancher Bauer ſeine Art zu phyſiognomiren mit Herrn Lavaters um keine Aufgabe vertauſchen würde, weil er in Handel und Wandel ſo wohl dabei fährt, und ihn jeder Fehlſchlag ſo gut wie den größten Gelehrten klüger macht. Aber wenn er ſich gleich nicht auszudrücken und all' die Geſichtszüge zu ſpezifiziren weiß, betrügt er ſich im Ganzen, glaub' ich, nicht mehr als der größte Anatom. Bei ihm heißt es nur: der und der iſt mein Mann, der gefällt mir, ſpricht nicht zu viel und nicht zu wenig, oder, der iſt nicht nach meinem Geſchmack, der hat zu große Augen, trägt den Kopf zu hoch, verbeißt immer den Mund, ich traue ſeinem Lächeln nicht, und ſo weiter. — Ei, das iſt Sympathie oder Antipathie! — Es kann ſein, aber mich dünkt es wirkliche Phyſiognomik, wenn ein Bauer die Harmonie eines anderen mit ſeinem Charakter blos aus ſeinem Geſicht, ſeiner Stellung und dem Ton ſeiner Worte errathen kann.

27. Juli.

Meine Frau iſt die bravſte von der Welt. Mancher gäbe bei Tauſenden drum, wenn ſein Weib ſolche Eigenſchaften hätte wie die meinige. Was für ein Thor bin ich, daß ich ihr zuweilen weibliche Schwächen, üble Launen, aufbrauſende Hitze, herrſchſüchtiges Necken nicht verzeihen, und dagegen ihre vortrefflichen Eigenſchaften, das beſte redlichſte Herz nicht abwägen kann. Sind nicht die gewiſſenhafteſte Treue, die herzlichſte, verſchloſſene Zuneigung und Liebe, die keine Hudeleien vermögen zu verdrängen, die Hauptſache? Bin ich deren werth und übertrifft ſie mich darin nicht hundertmal?

Wir ſind einander freilich oft ſo ungleich wie der Tag der Nacht; allein ich kannte ſie bereits vier Jahre, bevor ich ſie zum Weibe nahm, und was ich damals an ihr ſchätzte, ſchätze ich noch immerdar je länger je mehr an ihr. Ihre ſchlimme Seite habe ich ſchon damals wahrgenommen und ſie zeigte ſich ebenſowohl in noch ſtärkerem Grade wie jetzt, als ſich hingegen ihr Gutes gegenwärtig ſtärker hervorthut. Was ſie vom Anfange an an mir gehaßt und geliebt hat, haßt und liebt ſie noch jetzt nach wie vor. Was es aber im Grunde iſt, das ſie liebt, wußte ich bis auf heutigen Tag nicht zu ſagen. Ich bin überzeugt, daß ſie mich im Lieben weit übertrifft, und wenn ſie mich hinwieder kränkt, iſt das ſo ein Gewächs, das nicht von ihr wegzuſchneiden, ohne ſie dem Tode zu überliefern. Sie hat eben nicht die Gabe, ihre Liebe, von der ich doch weiß, zu äußern und ſo iſt unſere Ehe in der That keine böſe zu nennen. Wo es zehn beſſere gibt, hat es deren hundert ſchlechtere. Ich habe in meinem ganzen Eheſtande kaum jemals gewünſcht, eine andere Frau zu haben, und darf dies auch gewiß von meinem Weibe ſagen.

2. Auguſt.

Die rührendſten Scenen ſeit Mannesgedenken in unſerer Gemeinde. Der Herr Pfarrer Rudolph Seelenmatter, welcher ſie vor dieſem mit guten Predigten verſehen, nun aber ſeit dreizehn Jahren zu Oberpip im Berngebiete Pfarrer iſt, langte vor vier Tagen in Geſchäften hier unverhofft wieder an. Da hätte man die herzlichen Bewillkommungen von allen Seiten ſehen ſollen! Männer, Weiber, Jünglinge und Jungfrauen vergoſſen häufige Freudenthränen, und der gute Seelmatter zerfloß ſchier in wehmüthigen Empfindungen. Das Gedränge von allen Seiten, das Händedrücken, die freudigen Zurufungen! hier ruft Einer: Nun iſt mein Wunſch erfüllt, daß ich in meinen alten Tagen euer Angeſicht noch einmal ſähe. Alle Männer ſchluchzten, Weiber zerfloſſen in Thränen, und ich konnte mich derſelben nicht erwehren. Man hätte den lieben Hirten zerdrückt und geküßt, wenn es ſich hätte thun laſſen. Welch' reine Liebe des Hirten zu der Heerde und der Heerde zu dem Hirten!

5. Auguſt.

O des verhaßten, endloſen Henkers Plapperns! Muß man denn einem, der's nicht leiden kann, immer um die Ohren ſchellen? ihn mit dem verhaßten Mißklang zu Tode martern? Sollte man nicht die Kinder lehren wie ſie von Jugend an dies ihr edles Glied der Zunge wohl zu tönen gewöhnten? Hat doch der Schöpfer jedem Vogel eine anmuthige Stimme gegeben oder die Natur ſie geheißen das Maul zu halten. Und der Menſch, das edelſte Geſchöpf, ſoll mit dem ekelhafteſten Klang ſeiner Zunge ſeine Nebengeſchöpfe quälen dürfen! Gott verzeihe es mir, allein ich fliehe als wenn mich der Teufel jagte, wo ich in

Gefahr komme, ſolchen Quakfröſchen in die Hände zu fallen. Der Himmel weiß, wie mich all meine Tage dieſe Dickdenkers Plaudertaſchen abgebabbert haben. Ich ſchlage mich aufs Maul, ſo oft ich einer ſolchen Geſellſchaft entronnen bin, und laß du es dir zur Warnung dienen, plauderhaftes Loch, daß du keine Seele mit deinem Ton plageſt. O ich wollte meinem Knaben einen eiſernen Ring an ſein Maul legen, bis es ſich zur Stille gewöhnte. Ich verſtehe die artige Redekunſt nicht; aber das weiß ich, daß ich ſchweigen kann, wo man mich nicht hören mag. Wo nur etwas Menſchenſinn, ein bischen Vernunft dabei iſt, bin ich ſchon zufrieden. Aber auf der lieben Welt nichts und wieder nichts, vernunftloſe Spötteleien, nackte Lüge, lahme Späße, Scherze, die Erbrechen machen, dann ſolch ein ungeſalzenes Gelächter dabei, daß Ochſen und Eſel darüber böſe würden. Lieber mit allen Wölfen in der Wüſte heulen, als in der Geſellſchaft ſolcher Plapperhanſe leben!

16. Auguſt.

Vorgeſtern Abend ging ich mit zwei Kameraden noch bis Schwellbrunn. Dort war eine Geſellſchaft von Weibern und Männern, Maidlen und Buben, lauter luſtige Appenzeller, die von Urnäſch ab der Kirchweih kamen. Die Männer waren ziemlich artige Spaßvögel und die Weibchen ſchöne Dinger; aber die Buben und Maidle übertrafen ſie weit, von einer feinen, ganz eigenen Art. Die Buben zaurten um die Wette und ſangen den Kuhreihen auf die beſte Weiſe. Man mußte ein gefühlloſer Menſch ſein, wenn es einem nicht durch Mark und Bein wohl that, gar nicht plump oder flegelhaft, mit den feinſten Stimmen, in einem unnachahmlich wohlthuenden Tone. Ich hörte ihnen mit innigem Vergnügen zu; meine Kameraden beguckten aber lieber die ſchönen Appenzeller Maidel. Es war ein Geſichtchen darunter! — Lavater hat unter all' ſeinem phyſiognomiſchen Kram kein einziges vergleichen. Ich konnte mich nicht enthalten, mit ihr zu ſprechen, und glaubte, daß die Seele dieſes wunderſchönen Dinges mit ihrem zierlichen Köpfchen völlig harmonire. Sie gab mir mit der verdachtloſeſten, freimüthigſten, reinſten Engelsmiene Beſcheid, als ob ich ihr Vater wäre. Sie hatte eine glänzende, zarte Stirn, mit kohlſchwarzen, zirkelförmigen Augenbraunen, zwei ſchwarzbraune Aeugelchen, zwei Backen, nicht weiß nicht roth, die ſchönſte Seelenfarbe. Zwei Reihen Zähne, wie friſchgefallner Schnee. Ein Näschen, das ich nicht beſchreiben könnte. Vorn ein wenig ſpitz, und doch breit genug; gegen die Augen zu dünne. Ein Näschen, dachte ich, Lavater würde Wunder daraus ſchließen. Augen, Augenbraunen und Näschen übertrafen alle dichteriſchen Ideen. Und ſo rothe, dünne Lippen, eine ſo reine anmuthige Stimme! So ein Mäulchen! —

ja, ich ſagte es ihr ins Geſicht: Wenn das nicht ein beredtes Weibermaul gibt, ſo! — — — Das freut mich nicht, ſagte ſie lächelnd; doch die Auslegung! — In ein paar Jahren wird die Auslegung ſchon folgen, erwiederte ich, und ſie verſtand es und lachte.

Mein Geſchäft in Heriſau war am Morgen bald abgemacht und ich eilte mit einem guten Landsmann bis auf die Landsſcheide auf den Rückweg. Zwei Kerls kamen uns nach, der eine ging mit dem Landsmanne ſeinen Weg und der andere, ein Bürſtenmacher, mit einer Bürde Bürſten nach Lichtenſteig.

Ich auch, ſagte ich und beguckte den Kerl. Auf den erſten Blick dachte ich: ein Spitzbub! Auf den andern: ein armer Schöps! Wir gingen unſeren Weg. Er war maultheuer, redete nur ſo mit Drang ein wenig von ökonomiſchen Sachen; doch merkte ich, daß er kein Narr war. In Diggen ſagte ich, ich habe Durſt, müſſe einen Schoppen trinken. Ich nicht, ſagte er, gehe bis Lichtenſteig, habe in Heriſau und Schwellbrunn eines getrunken, und in Lichtenſteig hat's der Wirth auch nicht gern, wenn ich nicht zwei trinke. Mein Handel mag's nicht leiden. Doch ich will dir außen warten. -- Nein, ſagt' ich, komm 'rein, ich hab eine Halbe, ein Glas Wein reut mich nicht. Er wehrte ſich, ich nöthigte ihn und zahlte die Halbe. Wir gingen wieder unſeren Weg. Der Wein hatte ihn treuherzig gemacht. Ich hatte ſein Zutrauen gewonnen als ob ich ſein Bruder wäre.

Er erzählte mir ſeinen ganzen Lebenslauf ſo kindlich und einfältig ſchön, daß es mir wahre Erbauung und Vergnügen machte.

Mein Vater, er war vom Speicher, ſprach er, hatte vier Weiber. Wie er die letzte nahm, waren ich und meine Frau zuſammengebrachte Kinder. Die Stiefmutter haßte mich und wir Kinder waren einander von der erſten Stunde an lieb und je länger deſto lieber. Die Mutter that mir zu Leid was ſie konnte, und mochte mich gern vertreiben. Einſt hatte ſie mich beim Pfarrer verlogen. Der beſchickte mich. Ich ſagte ihm die klare Wahrheit und er rieth mir, daß ich ihr aus dem Wege ginge. — Ich hätt' es ſchon lange gern gethan, Herr Pfarrer; aber ich habe es mir nie dürfen in den Sinn kommen laſſen. Es hat mich immer nicht recht dünkt, wenn die Buben ihre Väter in den alten Tagen ſo ſchändlich verlaſſen haben, ſagte ich. Er antwortete: er wolle mir die Sünde abtragen, ich ſolle nur dem Weibe aus den Füßen; der Vater wolle es zufrieden ſein. — Ich fragte den Vater. — Ja, ſagte er, du ſiehſt, Hans, daß es ſo kein Gut thut. — Da ſagt' ich's der Anne. Die fing an zu brieggen und ſagte: ich geh' mit dir. — Willſt du, Anne? Das hätt' ich nie dürfen hoffen. — Ja, Hans, ſagte ſie, durch die ganze Welt will ich mit dir, weder Hunger noch Durſt, Froſt noch Hitze ſoll mich ſchrecken. Wenn du betteln willſt, geh ich mit, was auch die Mutter ſagt. — Ha, guter Freund, da war's mir, Gotts wahrli, als wenn die ganze Welt mein wär. Ich hätte mich auf Gottes Welt nicht reicher gewünſcht. Iſt's dir Ernſt, Anna? ſagte ich und hielt ihr die Hand vor. Sie ſchlug waidli zu und wir einander an Hals, daß ich und mi Anna vor freudigen Brieggtropfen bachnaß wurden. Ich waidli zum Pfarrer hin, ſagt' ihm die klare Wahrheit. Er hatte nichts dawider als, ich ſollt's dem Vater ſagen. Der hatt' auch nichts als die Armuth. Aber die Mutter ſpräzelte Feuer und Hagel. Ich ſagte alles meiner lieben Anna wieder. Sie ſagte: nichts als die Armuth. Ne, das iſt Gotts wahrli nichts. Wir wollen uns waidli wehren, Hans. — Gottsnamen, ſagte ich. Durch dich, Anna, bin ich reich genug, mir iſt nur für dich. — Und mir für dich, Hans, ſagte ſie, ich will alles fröhlich annehmen. — Nun, der Pfarrer hat uns zuſammen gegeben. Wir beide hatten nichts als das Hemd auf dem Leibe und bis auf den heutigen Tag hat's mich und die Anna noch keine Stunde gereut. Sie hat mir ſchon zehen Kinder gebracht; ſieben leben noch. Sie iſt mir und ich ihr ſo lieb als die erſte Stunde. Ich weiß die ganze Zeit keine Stunde, daß wir mit einander bös geweſen wären oder gezankt hätten. Ich hatte Bürſtenmachen gelernt. Wir haben waidli gearbeitet und gehauſt, ſparſam gelebt, Milch und Erdäpfel kauft, und, Gott ſei's gelobt, 's iſt allewil wohl gangen, wir haben Frieden und Liebe gehabt. Wenn ich mit meinen Bürſten fort muß, brieggt meine Anna und meine Kinder allemal, dann muß ich auch brieggen. Sie küſſen mir die Hände. Gott erhalt' meinen Hans, ſagt Anna. Gott bhüt' dich, Vater, die Kinder.

Hier eine Pauſe. Ich hört' ihn hinter mir ſchluchzen, ſah mich um, und die hellen Tropfen liefen über ſeine Backen herab. Er wiſchte ſich, wehmüthig zurückdenkend, die Augen aus und fing wieder an, von ſeiner lieben Haushaltung zu reden. Ja, ich hab Gott zu danken, wenn ich ſo in der Welt herumſtreife und ſo üppige Weiber ſehe, ſagte er; die ihren Männern untreu oder nicht zugethan ſind, ſie mit Hoffart um Sack und Pack bringen und dann noch wie Katzen mit ihnen mauzen. Gott ſei für mein treues Weib gelobt, denke ich dann und denke an alles zurück, was mir meine Anna ſchon wohlgethan hat, wie gut ſie mir iſt, wie lieb ich ihr bin. Mit den Gedanken bin ich wahrlich mehr daheim als bei meinem Kram. Und wenn ich ſo an den Abſchied, an das Händeküſſen, drücken, fortſegnen, nachſchauen denke, muß ich gleich mutterallein anfangen zu brieggen und iſt mir nicht eher wohl als bis ich wieder auf dem Heimwege bin. Wenn ſie mich dann kommen ſehen, ſo ſollteſt du Frau und Kind ſehen, wie ſie mir entgegen laufen, an den Hals fallen, mich küſſen, drücken und vor Freude wieder weinen. Willkommen, mein lieber Hans, das Wort hör' ich manchen Tag ſchon vorher und es freut mich, daß mir das Herz zappelt. Dann iſt uns wieder ſo wohl, meine Anne erzählt mir, wie es ihr mit den Kindern und ſonſt gangen iſt. Dann ſagt mir jedes ſeines und ich erzähl' ihnen auch, was mir begegnet, was ich für Leute angetroffen, was ich gelöſt. Ich und meine Anne zählen dann das Bürſtengeld, überlegen, was wir zu zahlen haben und was wir etwa wieder kaufen ſollten. Dann bin ich wieder manche Wochen daheim, ſchaffe waidlich und meine Anne thut alles herzu, ſo daß ich für nichts als für meine Arbeit zu ſorgen habe, bis ich wieder hauſiren gehe.

Ich fragte ihn, ob ſeine Kinder auch alle ſo gutartig ſeien als ſeine Frau? Ja, ſagte er, ja, ſie ſagt, wenn ich nicht daheim ſei, wollten ſie ihr wohl auch oft über die Hand wachſen. Ich ſage dann: weißt wohl, Anne, wir ſind zu unſrer Zeit zuweilen ſchon auch meiſterlos geweſen! Aber wenn ich daheim bin, folgen mir alle aufs Wort. Na, ich habe Gott zu danken, es iſt uns wohl. Ich denke manchmal, es ſei den reichſten Leuten nicht wohler. Jetzt ſind ſchon gute Zeiten. Man hat überall zu verdienen, zu eſſen und zu trinken. Doch auch in der theuern Zeit, in der ich ſchon fünf Kinder hatte, haben wir nie gehungert. Ich habe Schoten und Milch und manchen Centner Erdäpfel kauft, und wir haben manchen Tag zehn Pfund, das Pfund für einen Groſchen aufgeſſen. Hätten wir nicht, Gott ſei's gedankt, etwas vorgehauſt, ſo wär' es uns ſchlimm ergangen.

Mein guter Bürſtenbinder beſchämte mich in die Seele hinein. „Gott ſei es gedankt!“ iſt nun ſein Lieblingswort. Ich dachte: bei dem haſt du deine halbe Wein wohl angebracht, wenn ihn ſchon nichts glücklicher machen könnte, als er in Wahrheit iſt.

Er hatte ein ſchweres Pack Bürſten, ich auch einen Bündel. Wir ruhten hier und da eine Weile und als uns der Tag lächelnd hinter die Berge ſank, ſprach er voll Entzücken von dem ſchönen Himmel. Es war Nacht, als wir nach Lichtenſteig kamen. Meine Kinder waren mir entgegen gekommen. Sie hüpften auf mich zu, umringten mich, nahmen mich bei der Hand. Biſt du's, Vater? ſagten ſie voll Freude.

Mein Hans erſtaunte. Was ſind das für Kindlein? ſagte er. Meine, ſagte ich. Er wiſchte ſich die Augen und konnte lange nichts ſagen. Nun ihr lieben Kinder, ſagt' er endlich, danket Gott, ihr habt einen guten Vater. Folgt ihm hübſch. Und wir ſchieden von einander.

21. Dezember.

Den ganzen Herbſt durch hatten wir ſehr naſſes und rauhes Wetter und der Winter ſtellte ſich mit allem ſeinem Schauder und Graus ſchon vor ſieben Wochen ein. Mir war gleichwohl von außen und innen meiſt wohl, zufrieden und froh. Einige Tage her und geſtern noch war es grimmig kalt. Heute vor Tag betrachtete ich den ſpiegelhellen Himmel, den halben Mond. Ihm nach funkelten große helle Sterne, auf unſern Bergen und in den Wäldern murmelte und toſte ein Wind. Gott kam mit ſeinem ſanften Bergſäuſeln von Mittag her. Mein Herz hüpfte am frühen Morgen von ſüßen Empfindungen, voll inniger Anbetung. Schnell jagte der liebliche Süd den blauen Nord durch's Thal hinab. Die goldene Sonne kam auf ihrem niedrigſten Standpunkte hinter dem Berge hervor und machte den kürzeſten im Jahre zu einem hellen, warmen lieblichen Gottestage, der Menſchen und Thier erquickte. Ich ſtellte meine Blumentöpfe an die Sonne und tränkte ſie mit tauſend Vergnügen. Halb erfrorne Vögelein hüpften freudig herum.

1782.

1. Januar.

Geſtern, es war Markt, hatt' ich bis Abend kaum Zeit zum eſſen und trinken. In allen Wirthshäuſern, an allen Ecken und Enden redete man von nichts als von Schelmen und Diebsſtreichen, von Räuberbanden, die im Land herumſtreichen.

Geſtern Morgens drei Uhr iſt einigen ſolchen Kerls auch das Gelüſt ankommen, in mein Haus einzubrechen. Bis zehn Uhr hatte ich Licht, las und ſchrieb, dann ging ich zu Bett. Aber mein guter Engel ließ mir keinen ruhigen Schlaf. An ſo etwas kam mir zwar kein Gedanke, dennoch konnte ich nicht ſchlafen. Es war mir immer als höre ich etwas um das Haus herum flüſtern. Ein paarmal ſtund ich auf, guckte hinten und vorn heraus. Es war Vollmond und ſpiegelhell. Ich ſah kein Mäuschen, als die ſpiegelhelle Nacht, legte mich wieder hin und ſchlummerte. Um drei Uhr hört' ich wieder etwas klirren. Ich ſtund wieder auf und meint' es wären meine Buben. Da ich ſie aber im Schlaf fand, ging ich mutternackt in der Stube umher und ſah einen Fenſterladen ſchon halb herunter hängen. Ich ſprang zurück, zog Hoſe und Hemd an, nahm einen tüchtigen Sparren in die Hand und ging hinaus. Weder Staub noch Laub ſehend, ging ich wieder in die Stube, machte Licht und nahm am Laden wahr, daß Gewalt gebraucht worden. Er war mit Sparren oder Hebeiſen heruntergezwängt, der eiſerne Riegel verkrümmt und tief in's Holz gedrückt. Durch das Geräuſch, welches ich beim Aufſtehen gemacht, mochten die Spitzbuben verſcheucht worden ſein. Etwas ſpäter hatten Nachbars Branders Leute ihrer fünf große, baumſtarke Kerls mit Stöcken, Hebeiſen und bloßen Degen bei ihrem Hauſe vorbei gehen ſehen, und ſo ſind ſie bis nach Gonzenbach vier- oder fünfmal wahrgenommen worden. In der nämlichen Nacht haben ſie auch in der Feldmühle einbrechen wollen. Im Vorübergehen muß ihnen denn wohl mein armes Häuschen werth geſchienen haben, es zu bemauſen. Mich kam weder Furcht noch Schrecken an, jedoch ging ich nicht mehr zu Bette, und nachdem ich bis zur Morgendämmerung Zeit gehabt hatte, nachzudenken, dankte ich der Vorſehung von Herzen. Hätte ich nur eine halbe Stunde lang einen ſtarken Schlaf gehabt, ſo wären die Diebsgeſellen in meiner Stube geweſen und hätten darin ſo wie in der Nebenſtube für vierhundert Gulden Geld und Waare ertappt. Wäre ich darüber erwacht, ſo hätte ich mit den Kerls es aufnehmen oder ſie ihres Weges ziehen laſſen müſſen. Das letztere würde ich ſchwerlich gethan haben, beim Fechten hätte es aber leicht fehlen können. Der Verluſt hätte mich faſt ruinirt.

Ein Weilchen ſpäter ſtand auch mein Weib auf und fragte mich, ob ich etwas gehört hätte. — Ja, Diebe hab' ich gehört. Guck' da den Laden. Es ging ihr wie mir. Anfangs zeigte ſie weder Furcht noch Schrecken, hernach aber kam ihr die Sache erſchrecklich vor, als ſie darüber nachdachte, was hätte geſchehen können.

20. October.

Zu Ende des vorigen und Anfang dieſes Monats war ein Komödiant in Lichtenſteig, Namens Grimmer, Grimal oder Krimer, der ſpielte auf dem Rathhauſe die artigſten Stückchen nur mit zwei Kindern von zwölf bis vierzehn Jahren, Franz und Thereſele, und drei Muſikanten auf. Grimmer, ein Mann von mittlerem Alter und Größe, ſpielte ſeine Rollen gut. In komiſchen, als Harlekin, Rüpel oder Hanswurſt war er Meiſter. Der Bube Franz ſchien zu ernſthaften Rollen beſtimmt. Aber das Thereſele war für ſeine Jahre ein Zauberpüppchen, zog auf dem Theater aller Augen auf ſich und gewann in allen Rollen allgemeinen Beifall. Die meiſten Stücke wurden in Verſen geſpielt und geſungen. Das wußte das kleine Ding mit ſoviel Reiz, Anmuth und Zierlichkeit zu thun, daß man ſich kaum ſatt ſehen und hören konnte, und faſt allen Zuſchauern die Zeit lang ward, bis ſie wieder auftrat.

Auf dem Theater waren die Kinder ihren Rollen gemäß zierlich geputzt, aber außer demſelben ſahen ſie wie ein paar Bettelkinder aus. Der Mann ſpielte zwölf bis vierzehn Stücke, aus Gellert und dem Kinderfreunde und andere mir bekannte und unbekannte Komödien, als: die verunglückten Komödianten, der Pfannenflicker, der luſtige Scheerenſchleifer, das Milchmädchen, die Kunſt zu ſchweigen und andere. Die zwei letzten gefielen mir am allerbeſten; ich habe aber nicht alle geſehen.

Zweimal hab' ich einen meiner Jungen mitgenommen. Mein Weib ſpie Feuer und Flamme und ich mußte das Vergnügen wieder bezahlen, ſowie genug bittere Vorwürfe in mich freſſen und ſauere Geſichter ſehen. Ich kehrte mich aber nicht daran, denn ein Vergnügen war mir's, und je mehr ſie es mir verbieten wollte und auf die Komödie lärmte und ſchmälte, deſto mehr zwängte es mich, ſie alle Abend zu ſehen. Was einem herrlich Vergnügen macht, das entſchuldigt man, allein ich konnte doch gar nichts ſündliches, ärgerliches oder ungebührliches darin ſehen. Lächerliches wohl, aber welcher Menſch ſieht und hört nicht lieber etwas Lächerliches als Trauriges. In Lichtenſteig liefen alle angeſehenen Leute in die Komödie.

Der Landvogt mit ſeiner ganzen Familie verſäumte keine. Grimmer bezeugte bei ſeinem Abſchied große Zufriedenheit mit dem Publikum. Er mag alle Abende, wenn er ſpielte, zehn bis zwanzig Gulden bekommen, ſoll aber doch nicht viel davon getragen haben, da er auch viele Abgaben hatte. Es waren drei Logen oder Plätze. In der erſten zahlte man nach Belieben, gewöhnlich funfzehn Kreuzer; in der zweiten acht, in der dritten vier Kreuzer. Viele, die es betteln mußten, blieben keinen Abend aus, obſchon ſie wenig davon verſtanden. Sonſt ging es wie bei allen Sachen. Viele lobten, viele tadelten und alle gingen hin.

25. October.

Mit dir, Menſch, muß ich jezt ein Wörtlein reden! Und hörſt du, was ich mit dir reden will? Du biſt ſo voll und ſatt, wälzeſt dich in allerlei Früchten herum, ſo daß du kaum alle unter Dach bringen kannſt. Aber weißt du noch dein Grinſen und Klagen? Beſinne dich nur auf ein Jahr. Voriges Jahr um dieſe Zeit und immer faſt hat's geregnet und geſchneit. Weißt du, wie du da die Hände rangſt und ſeufzteſt. Ach welch ſchlimme Aſpecten! im Herbſt ſchlecht Wetter, künftig ſchlechte Ernt', den ganzen Winter durch ging's nie nach deinem Willen; du rufteſt: Schnee, Schnee! wann es regnete. War es kalt, ſo wollteſt du warm haben. Im Lenz entrann dir ein Ach nach dem andern. Ach, ach! heuer will es gar nicht Sommer werden! Im März iſt alles erfroren, alle Baumfrüchte ſind hin. O weh, der Märzenſchnee iſt der Saat ſchädlich. Die Frucht iſt erſtickt. Ich fürcht', ich fürcht', die alte Theure iſt uns wieder auf'm Hals. Hu, der liebe Gott gönnt uns doch gar nichts Gutes! Nun, und mit dem Mai alten Stils kam der liebe Frühling doch heran. Aber ach! er iſt auch nicht in der Ordnung, ſagteſt du, er iſt zu kalt und ſchlackricht. Und doch blühten die Bäume, wider dein Vermuthen, außerordentlich ſchön. Das Heu auf deinen Wieſen wuchs zum Erſtaunen hoch und dicht wie eine Mauer aneinander.

Es ſtund ſtolz auf deiner Matte, bog ſich ſo willig über deine Senſe, und die herrlichen Heutage konnten zum Einſammeln nicht beſſer ſein. Aber da ſollte es dir geſchwind auf deine Stoppeln regnen und wollte nicht. O weh! es muß alles verdorren und verbrennen. Aembd gibt's gar keines. Die Früchte im Felde welken ohne Keim hin. Die Bäume laſſen die junge Frucht fallen. Erdbirnen verdorren in der Erde. Die Müller können nicht mehr mahlen, ſie haben kein Waſſer. Au weh! nun fangen die Lebensmittel zu ſteigen an. Nun hört man gar von Peſt und Seuche unter dem Vieh. Ach! wer weiß, was unter die Menſchen kommt. Endlich fing's zu donnern und zu regnen an Schon bebteſt du wieder. Jede Wetterwolke ob deinem Kopf preßte dir oh und ach und tauſend Seufzer aus. Und zwiſchen innen wieder: hin iſt hin, verdorrt iſt doch verdorrt. Da flogſt du mit Malterſäcken ängſtlich auf den Markt, um dich auf Jahr und Tag zu verproviantiren, damit du in der Theuerung deine Klugheit genöſſeſt.

O du Haſenherz, Menſch, du unkluges Geſchöpf! Nun ſiehſt du mit deinen Augen wie der Ritter zu Samaria, nein, beſſer, du iſſeſt mit deinem Munde, was du nicht geglaubt haſt. Nun iſts Herbſt und einer der geſegnetſten Herbſte. Und doch kannſt du dein Sorgen nicht laſſen, da du ſo klar ſiehſt, daß es vergeblich iſt! Schon mitten im Ueberfluß, da deine Felder ſchon mit zierlich grünem Teppich überzogen, fängt dein Grinſen wieder an. Ach, ach! das Wetter hat gar keine Regeln mehr: Freilich, du Thor, wirkt der Himmel immer nach Regeln, aber du verſtehſt ſie nicht.

28. October.

Wie mir das Ding im Kopfe rollt, mich zerquält und plagt, Widerſprüche über Widerſprüche und, nun iſt's angezettelt; die Kriegsliſt iſt erſonnen. Ach, dürft' ich frei handeln!

Ei nun, daß ich's grad herſetze, wie es iſt. Schon lange und dieſen ganzen Sommer hindurch ging es bei mir um. Ich hatte große Luſt, noch einmal, vielleicht das letztemal in meinem Leben nach Zürich und dann nach Schaffhauſen ein Luſtreischen zu machen. Nach Schaffhauſen, wo ich in der Jugend auch war. Aber bewahre der Himmel, daß ich das bei meiner Herrſchaft hätte dürfen blicken laſſen! Muß ich nur meinen Berufsgeſchäften nach, ſo ſollt' ich ſchon wieder da ſein, ehe ich recht fort bin. Nun, vorigen Abend fiel mir eine Liſt ein, und dieſer Betrug macht mir ſo viel Skrupel. Aber „Muß iſt nicht Suppen," entweder die Luſt unterdrückt, oder Liſt gebraucht. Ich ſchrieb geſtern ein Briefchen und machte meiner Frau weiß, es ſei von einem Herrn, mit dem ich zu thun habe, ich ſolle zu ihm nach Schmeriken kommen. Nun iſt's gut. Morgen, in Gottesnamen! Gott verzeihe mir den Betrug! Ich muß doch die Koſten ſelbſt wieder einbringen, wenn ſie noch nicht eingebracht wären. Mein jüngerer Bube geht mit. Bin ſicherer vor Verſuchungen. O dürſt' ich frei gehen!

3. November.

Am neun und zwanzigſten Oktober machte ich mich mit meinem Söhnchen Jakobli in Gottesnamen auf die Reiſe, ohne eine unwillige Miene von meiner Frau zu ſehen. Anfangs war mir gar nicht wohl auf dem Wege. Es dünkte mir immer, widrige Ahndungen im Buſen, dieſe Luſt oder Vorwitz möchte beſtraft werden.

Nun, ich ſuchte die verzweifelten Grillen ſo viel möglich zu vertreiben, das mir vorgebildete Vergnügen mit frohem Herzen zu genießen. Ich ſchwatzte mit meinem Buben, pfiff, ſang und jauchzte, dachte: helf was helfen mag! 'S iſt nun eingefädelt, Du wärſt eine feige Memme, wenn du jetzt nicht genöſſeſt. Deine Frau und Kinder ſind Gott befohlen, verſorgt und ruhig. Aber das Lügen, der verzweifelte Betrug, das wollte gar nicht heraus. Ei, ei, habe doch nur zweideutige Reden gebraucht, die auf der einen Seite wahr ſind. Aber 's iſt doch Betrug. Ei nun, welcher Mann wird ſeiner Frau grad alles an die Naſe ſchreiben! 'S iſt doch ſonſt nichts Böſes.

Mit dergleichen Gedanken ging ich fort, bis in's Schwarzholz, wo man ſonſt die herrlichſte Ausſicht über den See hinunter hat. Aber ach! die war uns mit einem dicken Nebel verhüllt. Ha! dacht' ich, ſchon etwas von meinen Ahndungen! Was ſoll ich in dem eisgrauen Nebel, in der ägyptiſchen Finſterniß machen! Das wird eine ſchöne Luſtreiſe werden, mitten durch den kalten, dunklen Nachbar durchzuwaden. Desungeachtet war die Ausſicht trefflich ſchön, wenn ich nicht hätte hinunter ſchauen wollen. Ob mir heller Himmel und die hohen Gebirge, unter mir der glatte Nebel wie ein Weltmeer. Hie und da empörte Wellen, ein hervorragender Hügel, wie eine Inſel formirt.

Ich ſchalt den grauen Nachbar, gebot ihm, ſich zu packen, wir wadeten hindurch bis nach Schmerikon. Da bildete er ein Gewölk ob unſeren Köpfen und über den See hinab. Der See war mausſtill. Die beiderſeitigen Ufer hatten wir frei. Ich ſchickte meiner Frau ein Briefchen heim, meldete ihr dies und das, zweideutige Sachen, wie, daß ich mit meinem jungen Herrn nach Zürich müſſe und vorm Montag nicht heim komme.

Endlich ſpazierte mein unwerther Gaſt, der Nebel, um Mittag über die Berge weg, auf und davon. Wir hatten das angenehmſte Wetter, die ſchönſten Straßen und herrlichſte Ausſicht. In Rapperswyl aßen wir zu Mittag. Hernach gingen wir bis zum Abend nach Stäfa, immer dem See entlang, und durchguckten alles der Kreuz und Quer. Die ſchönſten Weinberge ſtehen vom Ufer ab ſtolz über einander und bilden ein zierliches Amphitheater. Mein Jakob hatte die Reiſe gut gemacht, richtete aber ſeine Aufmerkſamkeit wie ein Kind immer auf nichtsbedeutende Dinge, als auf den großen Bauch des Rapperswyler Wirths, eine Meiſe und dergleichen. Den dreißigſten Oktober gingen wir von Stäfa über Küßnacht nach Zürich, immer dem See nach. In Küßnacht ſahen wir noch Trümmer des wüthenden Bachs von 1778. Man trifft überall herrliche Landſitze mit zierlichen Gärten an, welche Herren von Zürich gehören. Gegen Zürich hin ſchienen mir die Häuſer älter und nicht ſo nett zu ſein. Mein Bube ſtolperte hinter mir drein und hatte Thränen in den Augen, denn er war noch von geſtern her ganz marode. Ach Vater! ſagte er, meine Beine, ach meine Beine, ich kann ſie nicht mehr fortſchleppen. Wir ruhten ein Weilchen aus, dann ging's weiter bis nach Zürich. Wir ſtolperten noch eine Weile in der Stadt herum und nahmen unſer Nachtquartier im Schwert. Da ward uns aber die Zeit lang bis acht Uhr, um welche Zeit die Eßglocke geläutet ward, weil hier alles ſteif und geſchraubt zur geſetzten Stunde zugeht. Herr Ott, der Hauswirth, fällt wie ein feiner Staatsmann in die Augen. Sein Gaſthof iſt der vornehmſte in Zürich, wo immer viele fremde Herren und Damen wohnen, und zwanzig und einige Bediente, Knechte und Mägde genug zu thun haben.

Den ein und dreißigſten Oktober mochte ich auch gern einige berühmte Männer in Zürich ſehen, weil dies der Hauptzweck meiner Reiſe dahin geweſen war. Der erſte, bei dem ich zuſprach, war Herr Rathsherr Hirzel. Er nahm mich beſonders freundlich auf und ich ſand an ihm, was ich mir vorgeſtellt hatte, einen gelehrten, guten, ehrwürdigen Herrn. Er gab mir die Magd mit einem Billet mit zu einem Herrn Zunftſchreiber Hofmeiſter. Der Mann war kränklich, aber ich fühlte vom erſten Augenblick an Geiſtesverwandtſchaft zu ihm: Mittheilung, Ueberfließen, Liebe war all eins. Ich konnte ihm ſo nahe kommen, daß wir einander Denkungsart, Umſtände, Grillen und Phantaſien mittheilten. Lange, lange werd' ich den lieben Mann im Angedenken behalten.

Nun ging ich mit meinem Buben auch in die Geßnerſche Buchdruckerei und ſahe Rathsherr Geßner, ein kleines Männchen, wenn ich ihn nicht aus ſeinen Idyllen gekannt, ſo hätte ich ihn nicht dafür angeſehn.

Von Geßner weg ging ich zu Herrn Pfarrer Lavater, denn es hätte mir herzlich wehgethan, von Zürich wegzugehen, ohne den großen, weltberühmten Mann zu ſehen. Ich traf ihn in ſeiner Studirſtube an. Was wollt ihr? fragte er. Den großen Lavater ſehen, ſagte ich. O ihr ſeht nichts als einen armen Sünder, ſagte er. Das ſind wir alle, verſetzte ich, und dies waren die Eintrittsreden. Wir ſprachen noch über verſchiedene Gegenſtände. Er klagte, daß er jetzt weder mit geiſtlichem noch irdiſchem Geld verſehen wäre, und ich merkte wohl, daß er mich für einen Bettelmann anſah, denn der gute Mann muß von dergleichen Kerls entſetzlich überlaufen werden. Ich entſchuldigte mich, daß ich nicht um zu betteln hier wäre. Darauf beſchenkte er mich aber mit ſeiner Silhuette, einem Laufzettel und ſechs Geſängen. Wir wurden in unſeren Geſprächen durch eine Kiſte voll Kupferſtiche, Umriſſe und Zeichnungen unterbrochen, die ihm von einem Lips in Berlin geſandt worden war. Er hatte darüber eine herzliche Freude und genug daran zu begucken. Ich nahm meinen Abſchied und dachte, nun bin ich befriedigt.

Ich ſchätze den großen Mann noch jetzt hoch; aber doch habe ich mich vorher ein bischen verrechnet. Ich fand nicht was ich erwartet hatte, und es ſind eben nur lauter Menſchen in der Welt. Man ſucht vergebens Engel.

Ich ward noch einmal zum jungen Dr. Hirzel eingeladen. Der hatte, als ich kam, ein Stübchen voll junger Herren bei ſich. Die guckten mich durch und durch und fragten mich mehr als ich beantworten konnte. Ich nahm aber balde den Reißaus, da ich das Henkers Frägeln nicht leiden kann. Ich dachte, die Kerls müſſen mich eben nicht ſo durchgucken und wie 'nen Bären herumführen, denn ich ſollte noch zu einem Bodmer und zu einem Füßli geben. Ich habe nun der Männer genug geſehen. Adies. Den erſten November ſtolperten wir noch hie und da in der Stadt herum und auf den Münſterthurm. Nachmittags machten wir uns bis auf Winterthur fort. Den zweiten November nahmen wir den Weg über Elgg, Däniken, Aeſchlikon, Sirnach, Rikenbach bis nach Hauſe und es ging uns wie das Sprichwort vom Pilger ſagt: Einſiedler, was trägſt du heim? leere Säck und müde Bein.

Dies iſt gewiß nicht das erſte und nicht das letzte Narrenſtückli, das doch allweg gut abgelaufen. Wir ſind geſund und wohl und der Betrug wird ſobald nicht an den Tag kommen. Die guten lieben Herren in Zürich hatten wol etwas rechtes aus mir herausgucken wollen. Die armen Thoren! Wo nichts innen iſt! — — Genug, wir ſind beiderſeits bezahlt.

1798.

1. Juni.

So eilt die edle Frühlingszeit uns abermals mit ſtarken Schritten unaufhaltſam unter den Füßen weg! Der holde Mai, der uns ſo freundlich angelächelt, iſt wieder für ein Jahr verlebt und hat dem Juni Platz gemacht, der uns den längſten Tag bringt. Schon rüſtet er an den Senſen, die unſere Wieſen ſcheeren ſollen, wenn die Strahlen der Sonne das Heu dörren, das unſerem Vieh für die langen Winter zur Nahrung dient und uns armen Bergbewohnern die köſtlichſte und vornehmſte Nahrung verſchafft.

2. Juni.

Alſo geſchieht es auch mit unſrer Lebenszeit. So flüchtig und unbemerkt wird der Frühling unſerer Jugend vertändelt, daß man ſich ihrer in dem Alter, in den grauen Wintertagen kaum mehr zu erinnern weiß. Doch nein! Flüchtig vertändeln wir freilich unſere Jugendjahre; aber im Alter ſchweben ſie uns viel näher im Gedächtniß als die Tage des hohen Sommers der männlichen Jahre. Einmal, mir geht es ſo und das Nämliche habe ich von vielen meines Alters und von noch älteren Greiſen gehört, wie ſie ſtundenlang von ihren Jugendſprüngen und Bubenſtreichen zu erzählen wiſſen und von ihrer männlichen Lebenszeit kein Wort. Freilich, was etwa ſo alte Romanhelden ſind, die erzählen einem tagelang von ihren Streichen und Heldenthaten aus den männlichen Jahren; ſonſt aber geht das Andenken nur bis zur Verheirathung, höchſtens ein oder zwei Jahr darüber. Die übrige Zeit der Mannesjahre verträumt man, weil man anfängt einzuſehen, daß in dieſer Welt alles nur Täuſchung iſt.

3. Juni.

Alles nur Täuſchung? Wie ſo? Wir haben doch gelebt, haben für uns und andere gelebt und gewirkt, haben genoſſen und genießen laſſen, haben unſeres Gleichen in die Welt geſetzt, die unſere angefangenen Werke fortführen und ſich darüber freuen. Wem etwa ſein Ziel verrückt wird, der iſt ſelber Schuld, wenn er es ſich ſelber nah oder fern geſteckt hat, und wer in dieſer Welt vollkommene Glückſeligkeit erwartet hat, wird freilich über Täuſchung klagen müſſen. Wer aber weiß, daß er ein gebrechlicher Menſch und weſſen er fähig oder nicht fähig iſt, und wer den Werth der Dinge um ſich her kennt, der wird ſelten über Täuſchung klagen, ſondern alles finden wie und was es iſt. Alſo muß ich denn auch die Täuſchung bei mir ſelbſt aufſuchen und nicht in den Sachen außer mir.

5. Juni.

Alle Tage lieblicher Sonnenſchein, gegen Abend fruchtbarer Regen, erderſchütternder Donner. Alles was Leben und Athem hat, freut ſich der Güte des Himmels und erhofft geſegnete Ernten, denn auf Feldern und Fluren ſteht alles zum Erſtaunen ſchön.

6. Juni.

Heute ward mein letzter Oheim, meiner Mutter Bruder, zur Erde beſtattet, ein mehr als achtzigjähriger Mann, der ſein Leben recht und ſchlecht, in aller Einfalt, auf ſeinem auf einem hohen Berge gelegenen Gütchen verbracht hat, und ſeinen zwei Söhnen einiges Vermögen hinterläßt. Schon ſeit einigen Jahren war er harthörend und kindiſch.

Zu ſeinem Leichenbegängniß war ich auch eingeladen und hätte meiner Pflicht gemäß dabei ſein ſollen. Aber eine ſtarke Stunde hin und eine her! — Weiß Gott, ich durfte meinen ſchwachen Schenkeln nicht trauen. Ich überließ es alſo meinen Leuten, dieſe altübliche Zeremonie zu beobachten, die bei uns noch heilig gehalten wird. Den Verſtorbenen wird es zwar weder wohl noch weh, weder kalt noch warm machen; aber den Verwandten iſt es doch immer lieb, bei ihren Verſtorbenen einen ſtarken Leichenzug zu ſehen. Zudem kann bei einer ſolchen Gelegenheit auch dem Allerroheſten etwa ein Gedanke an ſeine eigne Sterblichkeit beifallen.

7. Juni.

Bin gar nicht aufgelegt zum Schreiben und kommt auch nichts Merkwürdiges zu meinem Ohr. Ich lebe ſo einſam und verborgen als möglich, ſehe niemand als meine geſchäftigen Leute, die herrliche Gottesnatur um mich her, den blauen Himmel über mir, mit majeſtätiſchen Wolken wie Berge zwiſchendurch, die Göttin der Erde, die alles erwärmende und belebende Sonne, im höchſten ſtehn.

10. Juni.

Wenn ich nur Glauben hätte, nur Glauben wie ein Senfkorn groß, würde ich oft zu dieſem oder jenem Berge ſagen: hebe dich dahin, und du dorthin. Ob ich aber mit meinem Bergeverſetzen ihre rechte Diſtanz treffen würde? — O da hegte ich ſtarkes Mißtrauen in meine Einſichten. Alſo beſſer, ich habe weder Glauben noch Macht, Berge zu verſetzen. Aber um Aufſchluß möchte ich gern bitten, wenn mir nicht Glauben an Erhörung fehlte. Du allunbegreiflicher Schöpfer zahlloſer Welten! Haſt du unſern Planeten in deinem Schöpfungsraume wohl nur ſo auf's ungefähr hingeworfen? Er muß darin freilich höchſt unbedeutend, wie klein müſſen wir alſo gar ſelbſt ſein. Aber nichts deſto weniger ſind wir lebendige Weſen, die als dein Schöpferwerk zum Ganzen gehören und von dir wahrgenommen werden, wenn es uns gleich oft nicht ſo erſcheint.

Ich beſtehe aus zwei Theilen, Körper und Geiſt, und weiß aus Erfahrung, daß der Körper ohne den Geiſt todt iſt, zerfällt und verfault. Nur das weiß ich nicht aus Erfahrung, ob der Geiſt auch außer ſeinem Gehäuſe, dem Körper, beſtehen kann. — — —

12. Juni.

Mein Wunſch wäre freilich, daß mein Geiſt auch bei der Trennung von dem Körper fortlebe, und dieſer Wunſch iſt, ſoviel ich weiß, keinem andern Thiere eingepflanzt, ſondern wird nur von mir und ſo vielen meiner Mitbrüder als Gewißheit genährt und geglaubt. Oder ſind es nicht eben ſo kleine unwiſſende Menſchlein wie wir geweſen, welche ſich einer Offenbarung von dir gerühmt haben? Und biſt du, Unbegreiflicher, ein ſo parteiiſches Weſen, daß du nur einigen deiner Geſchöpfe Geheimniſſe anvertraut haſt, und der forſchenden Menge dieſe Offenbarung verſagteſt? Und wilt du, Allweiſer, daß wir dieſen wenigen im Hirn verrückten Thierchen auf ihr bloßes Wort alles glauben, was ſie uns vorgeben? Das wilt du gewiß nicht. Hat ja ſchon ein alter David geſagt: Alle Menſchen ſeien Lügner. Oder waren dieſe Wunderthierchen keine Menſchen? —

13. Juni.

Der Wunſch, das Verlangen, das nun einmal ſo ſtark in meinem Buſen glimmt, daß mein unſichtbares Ich unzerſtörbar fortdauere, iſt mir ein ſtärkerer Beweis von der Unſterblichkeit meiner Seele als alle Offenbarungen; das heftige Verlangen, dir, Unbegreiflicher, näher zu kommen, tiefer in deine Geheimniſſe einzudringen. Und welche Freude müßte das Wiederſehen all der in dieſem Leben Geliebten ſein, die mein anderes Ich waren!

14. Juni.

Die Vernunft, die Natur, der Augenſchein täglicher Erfahrung ſagen mir es freilich anders, beugen mich in den Staub zurück, aus dem ich hervorgekrochen bin. Sie ſagen mir: Du kleine Ameiſe, du armes Würmchen, dieſer Erdball hat dich hervorgebracht und nimmt dich wieder in ſeinen Schooß auf; nur für ihn war dein Daſein beſtimmt. Nicht den millionſten Theil der Naturwunder dieſes kleinſten Planeten haſt du erforſcht, nicht den tauſendſten Theil derer unter deinen Füßen und in dem Luftkreis über deinem Haupte würdeſt du erforſchen, wenn dir die Natur auch tauſend Jahr zu leben beſtimmt hätte. Und deine Wünſche, deine Neugier ſtiegen doch ſo hoch in ferne Welten, deren Natur du nicht kennſt, die dich nicht hervorgebracht haben, die du nicht erfaſſen würdeſt! Siehſt du nicht alles, was Leben und Athem hat, wieder in ſein voriges Nichts zurü[illegible]kriechen? Iſt dein Körperlein und dein kleiner ſtolzer Geiſt nicht mit einander aus nichts hervorgekrochen, in einander gewickelt aufgewachſen bis zu deiner eingebildeten Größe und Kraft? Nahſt du nicht abwärts wieder eben ſo deinem vorigen Nichts in der Mutter Erde?

15. Juni.

O ich fühle mein Nichts; fühle, daß ich nur ein Sonnenſtäubchen in dem unermeßlichen Weltall, zu nichtig und unwürdig bin, über ein auch den weiſeſten Sterblichen unbegreifliches höchſtes Weſen ein Wort zu verlieren, und lege meine Hand auf den Mund, anbetend in den mir von der Natur angewieſenen Staub zurückkriechend, zufrieden mit dem allgemeinen Looſe der Sterblichen, von dem keine Ausnahme ſtattfindet.

16. Juni.

Und doch erhebt ſich, bei allem Bewußtſein meiner unendlichen Kleinheit, mein ſtolzer Geiſt über alle Geſchöpfe unſeres Erdballs als Herr und König, dünkt ſich, ihm ſei alles zu Gebot, meint nicht nur dieſen Planeten zu erforſchen, ſondern auch himmelweit entfernte ſtrahlende Weltkörper zu ermeſſen, und genießt alles um ihn her, deſſen er zu genießen fähig iſt. Und wenn er mit dem zufrieden iſt, was die Erde vermag, iſt ihm ſo wohl als wenn er im Himmel wäre. Wenn ich gut bin, kann ich hier ebenſo wie dort auch Engel um mich haben, da es auf dieſer Erde eben ſo wenig wie im Himmel an guten Menſchen, das heißt an Geſchöpfen fehlt, die alle Eigenſchaften beſitzen, welche wir den Engeln beilegen.

Dichten wir den Engeln doch nur darum, weil wir ſie nicht kennen und ſchwärmeriſchen Beſchreibungen von ihnen glauben, überirdiſche Eigenſchaften an und haben wir dagegen auf Erden wirkliche Engel von Fleiſch und Bein, die unſer Schutz und unſere Freude ſind, die uns helfen und rathen und uns bis an unſer Ende aus allen Kräften beiſtehn. —

17. Juni.

Freilich haben wir auch zur Genüge unſere Teufel, und ohne dieſe ſchwarze Rotte wüßten wir ja nicht einmal, welche Seligkeit es iſt, in Geſellſchaft von Engeln oder guten Menſchen zu leben. Kurios, daß man immer Himmel und Hölle, Engel und Teufel nur in anderen Welten ſucht, derweil man doch beides gegenwärtig um und neben ſich findet. Der größte Haufen der Ameiſen, welche auf dieſem Erdhügel herum kriechen, iſt wohl weder bös noch gut, im Grunde aber doch mehr gut, da es die arbeitende Menſchenklaſſe iſt, welche ganz von ſich lebet, nur daß ſie es ſich muß gefallen laſſen, ſich zu Zeiten die Früchte ihres Fleißes von den müſſigen Hummeln rauben zu laſſen.

20. Juni.

Das allerköſtlichſte Gut, welches wir in dieſem Leben beſitzen und leider! nicht früher ſchätzen lernen, als bis wir es verlieren, iſt denn doch die Geſundheit wie ich ſie ſeit einem halben Jahre in meiner gegenwärtigen Krankheit ſchmerzlich vermiſſe.

Es iſt mir in dieſem Zuſtande faſt alles um mich her gleichgültig und nur zwei Dinge in der Welt ſind mir es nicht und werden es nie werden, ſo lange mir ein Tropfen Blut in den Adern rollt. Erſtens die wunderbare herrlich ſchöne Gottesnatur, und zweitens mein ſeltener einziger Freund, den meine Seele bis zur Anbetung liebt und verehrt. In ihm iſt alles harmoniſch, und wenn ich auch all' ſeine Gutthaten gegen mich abrechnete, bliebe er doch allein der Mann nach meinem Wunſch und Herzen.

26. Juni.

Ich mußte heute abermals einer alten drei und achtzigjährigen Verwandtin das Leichengeleit zu ihrer Ruheſtätte geben. Nun iſt, dachte ich, auch deine Rolle ausgeſpielt, und bald, bald wird meine eben ſo zu Ende ſein. Dann wird man mich eben ſo begleiten und dem Sarge nachtrampeln. Allein ich werde nichts davon wiſſen, ſondern ruhig ſchlafen. Mein Traum wird ausgeträumt ſein.

27. Juni.

Man möchte ſehr gern heuen, und es liegt viel Heu auf den Wieſen, aber man kann es nicht dürr machen; widerwärtiges Gewölk hindert die kräftigen Sonnenſtrahlen durchzudringen. Da ſtehen die armen Bäuerlein und gucken in den Himmel, ob es nicht bald brechen und das Gewölk ſich zertheilen wolle. Welch' ohnmächtige Made iſt doch der Menſch, der nicht einen Halm hervorbringen kann, der das ganze Jahr nur darauf paſſen muß, was ihm die Erde hervorbringe, und dann wieder, ob es dem Himmel gefalle, Wetter zu ſchenken, um die Gewächſe einzuſammeln!

28. Juni.

Heute mache ich meinem Herzen Luft, indem ich meinen dankbaren Gefühlen in einem Schreiben an meinen einzigen Freund freien Lauf laſſe, und doch darf ich nicht ſchreiben wie es mir mein Herz eingibt, aus Furcht, ſeine Beſcheidenheit zu beleidigen. Jedermann würde mir aber meine unermüdeten Lobeserhebungen gegen ihn verzeihen, der ſich nur eine Stunde in meine Lage verſetzen und unſere Verhältniſſe gegen einander abwägen könnte.

Unſere Bekanntſchaft ſchreibt ſich nur von wenigen Jahren her, vorher wußten wir nichts von einander. Er iſt aus einer der angeſehenſten Familien, einer der blühendſten Städte Helvetiens, und genoß als der Sohn reicher Eltern einer guten Erziehung. Er iſt gereiſt, hat die Handlung, Sprachen und Wiſſenſchaften erlernt und ſich eine Gehülfin erwählt, wie Sarah und Rebekka. So iſt er ſelbſt einer der angeſehenſten und reichſten Bürger, Vater von hoffnungsvollen Kindern und wohl zwanzig und mehr Jahre jünger als ich.

Ich bin von armen Eltern in einen wilden Erdwinkel hingeworfen worden, ohne alle Erziehung aufgewachſen, hatte nie weder Vermögen noch Gelegenheit, ein Handwerk oder ſonſt Etwas zu erlernen. Was ich aus mir ſelbſt gelernt habe iſt Pfuſchwerk, und ich hatte weder von meinen Eltern noch von der ganzen Verwandtſchaft je einen Heller zu erwarten. Ich bin wohl auch etwas gereiſt, oder vielmehr in der Welt herumgeworfen worden, und wenn ich ein wenig mehr Bildung als andere meines Standes erlangte, iſt es nur vom Leſen nützlicher Bücher, und dem Umgange mit beſſeren Menſchen, welche mir meine unmündige Autorſchaft verſchafft hat, ſo wie vom eigenen Nachdenken gekommen. Sonſt war ich all' meine Tage ein blutarmer, alſo verachteter Mann, von widrigen Begegniſſen, zum Theil auch Unglücksfällen betroffen, der aus Urſache unüberlegter Handlungen beſtändig in Schulden ſtak. Von einer geldfreſſenden Familie gedrückt, hatte ich ſo ſehr mit Brod- und Nahrungsſorgen zu kämpfen, daß ich oft weder wo aus- noch ein wußte.

Da beſcheerte mir die allgütige Vorſehung mitten in meinen verzweifeltſten Umſtänden den edlen Mann zum Freunde, ja, zum Freunde ohne Gleichen und wie konnte dies, bei einem ſolchen Kontraſte an Geburt, Alter, Bildung, Anſehen und Vermögen nur irgend möglich ſein!

Wir hatten uns kaum kennen lernen, ſo beſchenkte er meine Frau. Durch ſeine Großmuth dreiſt gemacht, ſprach ich ihn in einer verzweifelten Lage um Geld an, Gott weiß! um es ihm dereinſt wieder zu zahlen, und er gab mir ohne Unwillen, bloß auf Treu und Glauben und meine Handſchrift zwei hundert Gulden. Kaum ein halbes Jahr hernach, als er merkte, daß meine Sachen den Krebsgang gingen, und meine häuslichen Umſtände nicht gut ſtanden, ſchenkte er es mir aus freien Stücken und zerriß die Handſchrift vor meinen Augen. Nicht anders ging es mit ſieben Louisd'ors, die ich ebenfalls gewiß im Sinn hatte ihm zurückzuzahlen, ohne es dann im Stande zu ſein. Ich hatte gemeint all das Geld gut anzulegen, aber der Erfolg bewies das Gegentheil. Es wurde meiſt in meine und meines Tochtermanns kleine Fabrik geſteckt und war für mich ſo gut wie verloren.

30. Juni.

O wie mir das am Herzen nagte, daß ich mir hätte die Haare ausraufen mögen, dieſen edlen Herzensfreund um ſo viel Geld geprellt zu haben! Ich hatte es ſo zu ſagen in den Dreck geworfen und ſtand doch in dem Wahne, es mit Wucher wieder zu erhalten. Ich kannte die Leute noch nicht, mit denen ich zu thun hatte, und dachte, wie all mein Tage, jeder müſſe es ſo ehrlich und redlich mit mir meinen, wie ich es mit Jedermann meinte. Aber ich betrog mich diesmal wie ſo viele Male und das Geld wurde Lumpen angehängt.

Bei alledem hat mir der großmüthige Menſchenfreund deshalb kein krummes Maul, keine ſaure Miene gemacht, mir vielmehr fernerweit mit manchem Thaler und Louisd'or aus der Noth geholfen und mich ſogar neu gekleidet.

Er iſt mir alles und ich kann ihm gar nichts, nichts als mit Leib und Seele Zeitlebens ergeben ſein, ihn über alles ehren und lieben, wie er deſſen würdig iſt.

Man wird mir einwerfen, das ſei keine echte Freundſchaft, einen Menſchen um Gutthaten willen zu lieben: und das iſt freilich wahr; aber Gott weiß es, ob er auch ohne dies ein Mann nach meinem Herzen iſt. Unſere Denkungsart iſt ſich ſo gleich wie ein Ei dem andern.

1. Juli.

Ich bin fortwährend ſo voll von dem Gedanken an meinen einzigen Freund, daß ich mich noch immer nicht von ihm trennen kann. Es iſt ſo göttlich wahr, wenn es heißt, wo euer Schatz iſt, da iſt auch euer Herz. Und es iſt doch wahrlich nichts Geringes für einen armen Erdenbürger, der ſechzig Jahre, meiſt unter Müh und Arbeit, Brod- und Nahrungsſorgen zurückgelegt hat, der immer vergebens getrachtet, auf einen grünen Zweig zu kommen, immer von Widerwärtigkeiten und eignen unüberlegten Handlungen daran verhindert worden iſt, den das Schickſal in ſeinen alten Tagen damit zu Boden drückt, daß er mit ſeinen Gläubigern kapituliren mußte, kränklich und ſchwach nicht wußte, wie er ſein übriges Leben friſten ſollte, und nichts anderes mehr vor ſich ſah als den Bettelſtab, an dem er, von allen Menſchen verlaſſen, von einer Thür zur andern hinkt und keucht! — — Es iſt wahrlich kein Kleines, ſage ich, wenn ihn ein Menſchenfreund aufrichtet, ſeine Thränen trocknet und zu ihm ſagt: Sei getroſt, mein Sohn, dir ſoll geholfen werden. Ja, wenn derſelbe wirklich Anſtalten trifft, ihm ſeine Tage zu verſüßen und ſeinem Mangel abzuhelfen.

Verdient ein ſolcher Menſchenfreund, der mir mehr als das Leben gerettet hat, nicht den Namen eines Engels, ſo kenne ich keinen Engel. Welche ſeligen Stunden hat mir das Andenken, die liebreiche Tröſtung, der herzige Umgang dieſes Edeln ſchon gemacht! Sie würzen mir meine letzten Lebenstage, ſo daß ich darüber all meine körperlichen Beſchwerden vergeſſe, und er iſt alle Morgen mein erſter, alle Abend mein letzter Gedanke. Alle ſeine Nachkommen müſſen noch den Segen ſeiner Werke genießen.

11. Juli.

Ich wünſchte mir immer ein ſo allmäliges Abſterben aller Kräfte, ein Reifwerden zum Sterben, wo man ſich weltſatt, matt und müde hinlegt und ſeinen Geiſt mit dem letzten Athem ausbläſt.

Der große Friedrich ſagte: der geſchwindeſte Tod ſei der glücklichſte. Das laſſe ich gelten; aber unter allen langſamen Todesarten dünkt mich dieſe die glücklichſte, daß man ſo nach und nach mit dem Tode bekannt wird und ohne ſonderliche Schmerzen ſo ruhig und gelaſſen ſein Lebensende erwartet. Ich habe das Zutrauen zu meinem guten Genius, daß er auch darin meine Wünſche erfüllen wird, mein Lebensende nicht in den ſchönen Frühling oder in die herrlichen Sommertage zu ſtellen, ſondern mich lieber dem grauen Winter vor der Naſe wegzuraffen.

12. Juli.

Es iſt immer mehr Gutes als Böſes in der Welt! Wie ich das in meinem ganzen Leben behauptet habe, ſo behaupte ich es noch in meinen letzten Lebenstagen, ja, ich rechne dieſelben gewiſſermaßen zu meinen glücklichſten. Obſchon mein Fleiſch von den Knochen geſchwunden iſt, meine Kräfte mich verlaſſen, ein zuckender Schmerz ſich bald hie bald da in meinem Knochengehäuſe äußert; ſo iſt mein Geiſt doch immer munter, getroſt und wohlauf und weiß ſich über alle Körperleiden zu tröſten und zu beruhigen. Warum ſollte er dies auch nicht! Krümmt ſich mir doch ſonſt kein Haar, floſſen mir doch in meinem ganzen Leben meine Bedürfniſſe nie ſorgenloſer zu und aß ich niemals einen Biſſen unbekümmerter. Obſchon mir eigentlich der Appetit fehlt, gibt es doch noch hier und da einen Biſſen, der meinem Gaumen trefflich ſchmeckt und mich für alles andre ſchadlos hält.

Nie in meinem Leben genoß ich vollkommnerer Freiheit als jetzt. Ich kann meinen mürben Körper pflegen wie ich will, mir Bewegung machen, ruhen, ſchlafen wenn ich will, und ſteht mir der Schlaf gleich ſelten zu Gebot, ſo gibt es doch noch alle Nächte ein ſüßes Weilchen.

Das Glück, einen ſolchen Freund ohne Gleichen zu haben, wie ihn mir die Vorſehung noch in meinen letzten Lebenstagen beſcheerte, war mir mein Leben lang unbekannt geblieben, und er iſt der Troſt, der mich bis an mein Ende nicht verlaſſen wird.

Meine Familie, meine Leute begegneten mir in meinem Leben auch nie ſchonender und gefälliger, ſie würden mir, ſo zu ſagen, die Hände unter die Füße legen. Auch die Nachbarn ſind mir gefälliger als ſonſt, geben mir, um Geld und gute Worte, was ſie mir ſonſt nicht gegeben hätten, Geißmilch und dergleichen.

13. Juli.

Nie in meinem Leben genoß ich der ſchönen Frühlings- und Sommertage mit mehr Muße und Aufmerkſamkeit und betrachtete alle Schönheiten der Natur genauer und fleißiger als jetzt, weil ich dachte, ſie böten ſich mir zum letztenmale dar. Nie blühte mir die neubelebte Erde reizender, nie dufteten mir die Blüthen der Bäume und die Blumen des Feldes mehr Wohlgerüche zu, nie ſangen mir die Vögel lieblicher und anmuthiger. Ihr lieben Waldbürger und Buſchſänger, ſagte ich, trillert mir nun zum letzten Male; eure angenehmen Liederchen werde ich nächſten Sommer nicht mehr hören; ſonderlich ihr Nachbarn meiner Wohnung, du Nachtigall, Amſel, Rothbrüſtel, Königlein. Ich höre eure Stimme Morgens früh und Abends ſpat. Ich höre ſie in meiner Kammer im Bett und danke dafür eurem Schöpfer. Nie blüheten und rochen mir auch die Roſen lieblicher, ich brach ſie zu ganzen Körben voll mit wehmüthig angenehmen Empfindungen und werde trauern wenn ſie verblüht, mir auf ewig verblüht haben.

Gottes-Stimme in den Wolken, der rollende Donner rüttelt noch die Erde unter meinen Füßen; in der Ruhekammer meines Grabes werde ich ſein Rütteln nicht mehr fühlen. Mit mehr Luſt als ſonſt genieße ich die erſten Früchte meines Gärtchens, und ich werde alle folgenden mit Luſt genießen. Nun, all dies Gute überwiegt einmal bis jetzt weit alle körperlichen Leiden und Beſchwerden.

O hätte ich meine vorigen Lebenstage ebenſo wie dieſe letzten benutzt, ſo ganz in und mit der Natur gelebt und ihre Vorſchriften befolgt, gewiß wäre mein Lebensende noch weit entfernter. Doch iſt es einmal ſo und würde nicht anders werden, wenn ich mich noch ſo ſehr darüber grämte. Alſo nicht grämen, nur die noch übrigen recht benützen. Ja, es freut mich nach überſtandenen Nachtbeſchwerden jeder anbrechende Morgen, jeder neu geſchenkte Tag.

14. Juli.

Siehe, da folgt aber der Gegenſatz und ſagt mein ehelicher Hofmeiſter zu mir: O du verblendeter Mann, daß du immer ſo wohlgemuth und fröhlich ſein kannſt, und ſiehſt doch dein Lebensende mit ſtarken Schritten herannahen! Ach ſterben, glaub's mir, iſt kein Kinderſpiel, und dann deine Leiden, deine Schmerzen, und weißt nicht, welche noch größere deiner warten! Und dann das Allerwichtigſte, wovon deine ganze künftige Glückſeligkeit abhängt. Ach! die Buße, die Verſöhnung mit Gott iſt nicht ſo leicht als man meint. Man muß ſeinen ganzen Lebenslauf durchgehen, alle Vergehungen der Jugend, alle Sünden des ſpäteren Alters Gott bekennen, re- und wehmüthig bereuen und tagtäglich abbitten und Buße thun wie David, im Sack und in der Aſchen. Ach wenn du wüßteſt, wie viel dir noch fehlt! Wir ſind alle ſchwere Sünder, du nicht ausgenommen. Denke doch, ſo nahe am Grabe und noch keinen verſöhnten Gott zu haben, — noch kein Oertli in der Ewigkeit zu wiſſen. — — —

Ich muß dir ſagen, es iſt meine Pflicht, ich meine es gut und habe Mitleiden mit dir. Du weißt des Herrn Willen. Wer ihn aber weiß und nicht thut, der wird mit doppelten Streichen geſchlagen werden. Du warſt all dein Tage ſo ein Gleichgelt, haſt dich immer wenig um das Zeitliche bekümmert, wer aber für ſeinen Leib nicht Sorge trägt, wird auch ſeine Seele verwahrloſen. Ach, bete doch ohne Unterlaß, weil du noch Kräfte haſt. In den letzten angſtvollen Stunden mag man nicht mehr beten. Es iſt gewiß hohe Zeit. Denke doch, welch ein gewichtiger Schritt es iſt, aus der Zeit in die Ewigkeit wandern. Ich ſähe dich lieber weinen als lachen, es würde dir heilſamer ſein!

13. Juli.

Herzlichen Dank, mein lieber Hofmeiſter, für deine gut gemeinten Wünſche, mich auch in einer anderen Welt glücklich zu machen. Du ſollteſt mir aber doch vergönnen, meine letzten Lebenstage ſo froh zu verleben, als es meine Umſtände erlauben. Wir denken nicht überall gleich, und was das Beten betrifft, ſo glaube ich nicht, daß ſo viel Plaudern und nachdrückliches Rufen ſo vielen Werth habe. Der liebe Gott hat gar ein leiſes Ohr, wenn das Herz betet. Die Bibel ſagt ja ſelbſt, daß dies die rechten Beter ſind, die im Geiſt und in der Wahrheit anbeten. Alſo laß mich in Ruhe, und ſei meinetwegen für ein Oertchen jenſeits des Grabes ohne Sorgen. Ich bin ſchon im Reinen mit mir, meine ſchlimmen Handlungen werden mir vergeben und vergeſſen werden, und die guten mögen uns immer überleben.

17. Juli.

Das Leben iſt ein Traum! Das wird, das muß am Ende jeder Sterbliche bekennen, ſo wenig er es vorher auch geglaubt hat. Es iſt unter der Sonne alles eitel, ſprach der weiſe Salomo, der ſelbſt alle möglichen Wollüſte unter der Sonne verſucht und genoſſen hat. Es braucht das aber kein Salomo, jeder Andere von gemeinem Verſtande kann das ſagen, er mag nun blos einige oder alle Wollüſte der Welt genoſſen haben.

20. Juli.

Meine Correſpondenten haben mich alle verlaſſen, bis auf einen einzigen, den mir Gott erhalte bis an's Ende. Zum Theil habe ich ſie auch verlaſſen aus Bewußtſein meines Unvermögens, gelehrte Männer mit meinen Briefen zu unterhalten, die ihnen doch nur läſtig fallen können. Sie aber haben mich verlaſſen, weil es anfangs nur Neugierde war, mit mir anzubinden, um zu erfahren, was hinter mir ſtecke. Sie ſahen bald ein, daß ich ein armer Tropf war!

6. Auguſt.

Ich vertreibe mir die Zeit mit ſchreiben an meinen geliebteſten Girtaner. Aber ach! die Hand iſt ſchwach und langſam und kann die Gedanken nicht nachſchreiben, und auch die ſtumpfen ſich nach und nach ab, ſo wie ſich die Lebensgeiſter in allen Gliedern, in allen Nerven abſtumpfen, abſchwächen, um ſich in den Hauptgeiſt und dieſer zuletzt wieder in den Unendlichen zu verlieren.

III.

Etwas über Shakespeare.

1. Der Sturm.

Wie konnteſt du, großer William, ſolch' Meiſterſtück machen, ohne eine ähnliche Geſchichte dazu zu wiſſen? Freilich, an Erfahrung wird es dir nicht gefehlt haben! In den erſten Auftritten das wüthende Meer, die brauſenden Wellen, die ſtürmenden Winde, dann das deſperate Verhalten der Matroſen, mag dir bekannt genug worden ſein. Aber wie konnteſt du Menſchen, Luft und Elemente einem Geiſt unterthan, wie können Menſchen Geiſter ſich gehorchen machen? Wir haben wohl noch heutzutage Beiſpiele unter uns, daß es Geiſterbeſchwörer gibt; das Wettermachen wird dem weiblichen Geſchlecht zugeſchrieben, und wozu ſonſt all die prieſterlichen Segnungen der Felder und Aecker? Wir wiſſen ja doch auch, daß es Fürſten der Luft gibt! Aber wiſſen wir, ob ſie einige Macht über die Elemente haben? Freilich iſt es geſchrieben; aber geſchrieben iſt nicht gedruckt und gedruckt iſt nicht erwieſen; wenn wir gleich noch alleweil Leute haben, die bannen, und geſtohlne Sachen herum ſchwören können. Solche ſind nur, wenn ich es auch glaubte, nicht meine Leute, und wenn ſie ſo glatt wie Butter, ſo fromm wie Proſpero wären. Auf ſeiner Inſel iſt alles ſo reizend. Um ſeine Hütte herum das ſchönſte Grün, die zierlichſten Bäume, mit lieblich duftender Blüthe prangend, der holde Geſang der prächtigſten Vögel; dann die herrlichſte Lage; Ariels Muſik in der Luft wiegt einen in ſo melancholiſche Träume, daß man ein gutes Weilchen da zu Hauſe iſt, die ſchönſten Blumen pflückt und ſchier halb Ferdinand wird, als welcher man ſich nach Miranda gelüſten ließe, wenn einen das Ungeheuer Caliban und der beſoffne Kellermeiſter nicht weckte.

Wer muß dich nicht als einen wunderthätigen Theatergott ehren! Erſt läßt du in Sturm, Wind und Wetter, in Feuer und Flammen alles zu Grund und Trümmer gehen; wirfſt alles in ein Chaos durcheinander, daß jeder alles außer ſich verloren glaubt und endlich bringſt du wieder alles ſo herrlich zuſammen, wie der Küfer die Dauben zu ſeinem Faß. Was würde die Zauberkunſt ſchaden, wenn ſie alles ſo gut machte und der Gerechtigkeit auf den Thron hülfe?

Genug, lieber William, dein Sturm hat mich oft in ein Labyrinth geführt, in welchem ich mit Freuden herumirrte und aus welchem ich nicht heraus begehrte. All deine ſpielenden Perſonen, ſelbſt das Ungeheuer Caliban, ſind ſchön.

2. Ein Sommernachtstraum.

Ich laſſe deinen Traum ungeſcholten, lieber großer Mann; aber ich verſteh' ihn nicht. Er ſchmeckt deinen Engländern vielleicht eben ſo gut als mir dein Sturm, und wenn je ein Mann für allerhand Leute geſchrieben, haſt du es gewiß gethan. Das Gereim hat mir einen ekeln Ton; träumt es mir je in meinem Leben, daß ich im Schlaf in eine Geſellſchaft komme, wo es in dieſem Ton hergeht, ſo werd' ich gewiß ſchlafend über's Bett hinausſpringen.

Da kommt ein Theſeus, Liſander, jede Fee mit ihren hölzernen Verſen daher. Ich weiß nicht, was die Feen für Dinger ſind, und wenn ich's auch wüßte, möcht' ich nicht mit ihnen umgehen, ſie ſind mir zu geſchwind.

Die Perſonen des Zwiſchenſpiels ſind in dieſem Traume meine Leute: Squenz, Schnock, Zettel, Schnauz, Flaut, Schlucker. Wenn ſie auch nichts redeten, ſchon die bloſen Namen ſagen mir, daß ſie närriſche Leute ſind. Ich möchte am liebſten mit ihnen in der grünen Flur, zwiſchen Zaun und Hecken ſpielen.

3. Die beiden Veroneſer.

Ich zähle dies Stück zwar nicht unter die beſten, aber unter die mittleren. Den Proteus hätte ich beim Kopf genommen, wenn er mir bei einer ſolchen Silvia ins Gehege kommen wär. Doch dünkt mich Valentin auch ein Thor, daß er ſein größtes Geheimniß ſeinem Freund offenbart, der in dieſem Fall noch keine Probe beſtanden hat. Ich meine, wenn einer von Jugend auf mit einem Freund umgeht, ſollte er beſſer wiſſen, ob er im Stande wäre, alſo zum Verräther zu werden. Was thut freilich die Liebe nicht! Schon vor manch hundert Jahren hat's geheißen: Wein und Weiber bethören die Weiſen. Der Herzog hat recht gehandelt, ich ließe mir meine Tochter auch um alle Welt nicht ſo leicht wegſtehlen; wenn ich es als Valentin gleich ſelbſt gethan hätte.

Aber Julie, die arme Julie! Nein, Valentins Verbannung hat mein Mitleid nicht ſo erregt, als Juliens Schickſal. Das iſt zu viel für ein Weib! Ihres Gleichen gibt es in der Welt nicht mehr, und wenn es wäre, ſollte man ſie zu Rittern ſchlagen und ihnen ein Ordenszeichen umhängen. Lucette iſt viel mehr Weib als Julie und hat doch Männerverſtand, faſt gar die Gabe zu weiſſagen.

Ja, meine zwei Hauptperſonen ſind aber noch dahinter: Speed und Lanz, und ich wundere mich, wie der Dichter hat zwei ſolche Kerls ſo meiſterhaft zeichnen können. Nimm mir's nicht übel, lieber William, wenn ich auf den Grund komme. Es heißt, je faulere Studenten, je beſſere Herren. Du mußt mir auch ein rechter Bube geweſen ſein und man ſollte dich nur vom zehnten Jahre an bis in die zwanzig gekannt haben! Ich weiß es gar zu wohl. Die Sprünge gehn einem nicht ſo leicht vom Hirn weg. Ja, ja, Speed, ja, ja, Lanz, ihr ſeid wackere Kerls und ich wette zehn gegen eins, daß ihr auf der Bühne mehr Beifall als eure Herrn gefunden habt. Ich will Hans heißen, wenn ihr nicht geſcheiter wart als ſie. Du magſt immerhin ein etwas ungehobelter Burſche ſein, lieber Lanz; ich weiß wohl, daß du feiner ſein könnteſt, ſäheſt du nicht, daß du ſo deine Zuſchauer beluſtigſt. Wenn dein und Speeds Herr auch nichts verſchuldeten, als daß ſie euch prügelten, haben ſie doch ihre Widerwärtigkeiten verdient. Speeds Geſpräch mit ſeinem Herrn wegen Silvia und Lanzens mit ſeinem Schuh und ſeinem Hunde Crab ſind Meiſterſtücke, die kein Gelehrter hätte ohne Erfahrung machen können. Ich habe mich oft verwundert, wie dieſe Kerls ſich nur ihren Herren zu Gefallen närriſch ſtellten und Tag und Nacht auf die Wortſpielerei ſtudirten. Zuletzt gewöhnten ſie ſich ſo, daß ſie gar nicht mehr vernünftig und nur vertrüllt reden konnten. Wenn ſie ſelbſt zu Herren würden, wäre gar nicht mit ihnen umzugehen.

4. Gleiches mit Gleichem.

Dieſes Stück ergötzt mich ſonderbar: das Unternehmen des Herzogs, um ſeinen Staat zu beobachten, der Heuchler Angelo, wie ſtreng er äußerlich auf ſich und die Geſetze halten und doch ein Böſewicht ſein konnte, der ſo ſtufenweis, wie es in der Welt zu geſchehen pflegt, in ſeiner Bosheit weiter ging.

Man findet hier Stoff genug zu moraliſchen Betrachtungen, wie Angelo die Menſchheit zu vertheidigen und das Laſter zu beſchönigen weiß. Wie muſterhaft iſt ein Lucio geſchildert, der gewohnt iſt, nur Böſes von ſeinen Nebenmenſchen zu reden, und wie ſonderbar ſchön die Reden Iſabellens. Die ſtrenge Schweſter! Wenn dein unglücklicher Bruder vor dem Tode zittert, nennſt du ihn einen Unmenſchen, feigen Elenden, wollteſt ihn nicht einmal durch einen Fußfall vom Tode retten. Ich denke, du hartherzige, dein Bruder iſt menſchlicher als du, wiewohl du ein Engel ſein willſt. Er ſagt: Ja, aber ſterben und hingehn, ohne zu wiſſen, wohin, in kalter Erſtarrung daliegen und verfaulen; ſtatt dieſer warmen Gefühle voll Bewegung ein ſtarrer Erdklumpen zu werden, indeß der wolluſtgewohnte Geiſt ſich in feurigen Fluthen badet, oder in Gegenden von aufgehäuftem Eiſe zittert, oder, in unſichtbare Winde eineingekerkert, mit raſtloſer Gewalt rund um die ſchwebende Welt getrieben wird, oder noch unſeliger iſt als das unſeligſte was zügelloſe und ſchwärmende Gedanken ſich heulend vorbilden. Das iſt entſetzlich. Das jämmerlichſte armſeligſte Leben, mit allem Ungemach belaſtet, welches Alter, Krankheit, Dürftigkeit und Gefangenſchaft der Natur auflegen können, iſt ein Paradies gegen das was wir von dem Tode fürchten.

Dann das ängſtliche, wehmüthige Wort: liebſte Schweſter, laß mich leben! O Claudio, wie menſchlich! Und, Iſabella, wie kannſt du zu einem lebenden Bruder ſagen: Stirb, Elender! Welch' ein Sprung, Claudio, von der ſtrengen Tugend deiner Schweſter zu deiner Menſchlichkeit hernieder und welch ein Abſtand zwiſchen deiner fühlenden Bruſt und einem verſteinerten Bernardino! Dem richterlichen Ruf deiner Schweſter: Stirb, Elender! und dem Geſchrei eines ſpottenden Rüpels: Wach auf, Meiſter Bernardino, du mußt dich hängen laſſen! Du biſt eine ausgeſuchte Jungfrau, Iſabella, ich glaube nicht, daß es all zum andern Haus eine gebe. Allein es iſt kein Spiel: Böſewichter müſſen fallen und die Unſchuld muß über kurz oder lang an den Tag. Angelo, der Betrüger, den alle Welt für einen Heiligen hält, muß vor aller Welt Augen zu Spott und Schanden gemacht werden.

Der gefallene Sohn, der arme Claudio muß in Noth, aber zuletzt wieder zu Ehren kommen, und dir Iſabella gebührt ein Herzog. Es ſoll mich nur Wunder nehmen, ob du von hier abſegelſt, ohne einen Flecken zu bekommen. Wie wohl, o Herzog, that dir dein Verſtecken, da du hören konnteſt, was die Leute von dir ſprachen. Lucios Reden ſind die trefflichſten Lehren und du wußteſt ſie auch gut anzuwenden. Dir, Marianne, wünſch ich Glück zu deinem Manne. Du brauchſt des wohl!

5. Der Kaufmann von Venedig.

Ungemein ſchön weiß der Dichter hier zwei Geſchichten, die Grauſamkeit des Juden und den Liebeshandel des Baſſanio zu vermiſchen als ob es Eine Handlung wäre. Aber verzeih', lieber William, ſolch' eine weiſe Portia iſt nirgend zu Hauſe als in dir. Du theilſt dem jungen Dinge gar zu viel von deinen Gaben mit. Doch wer weiß, was für Geſchöpfe du gekannt haben magſt.

Wenn thun ſo leicht wäre, ſagt Portia zu Neriſſa, als wiſſen was man thun ſollte, ſo würden alle Kapellen Kirchen und armer Leute Hütten Palläſte ſein. Das iſt ein guter Prediger, der ſeinen eignen Lehren folgt. Ich will lieber zwanzig Leuten ſagen was gut zu thun wäre, als eine von den zwanzigen ſein, die meinen Vorſchriften folgen ſollen. Das Gehirn kann wohl Geſetze für das Blut ausſinnen; aber ein warmes Temperament ſpringt über ein kaltes Verbot hinweg. Der Jüngling Unſinn iſt ein ſolcher Haſe, daß er über das Netz des Krüpels Vorbedacht hinwegſetzt. Genug, ich glaube ſchwerlich, daß Salomo unter ſeinen tauſend Weibern eine weiſere gehabt habe.

Antonio iſt, ſonderlich unter Kaufleuten, ein ſeltener Charakter und doch zweiſle ich nicht, daß es deren gebe. Ob ſie aber ihre Bruſt ſo ruhig und gelaſſen, für einen anderen, dem grauſamen Meſſer eines Juden darböten? . . . . Shylocks Grauſamkeit iſt entſetzlich; wahrhaft reizend die Freundſchaft Antonios und Baſſanios. Kein Wunder, daß du arm warſt, edler Antonio! Aber ich denke, nicht Sturm und Wellen, ſondern dein freundſchaftliches Herz haben dich wie Timon arm gemacht. Sei nur immerhin arm, du triffſt mehr arme als reiche Freunde an, die nur Freund ſind, wo ſie nichts geben dürfen, wo man ihren Geldſäcken und ihrer Ehrfurcht ſchmeichelt und fröhnt, und ſo lange als der Schall ihre Ohren füllt.

Lancelot, der junge Gobbo gefällt mir ſowohl in ſeinem Selbſtgeſpräche, wie der ehrliche Burſche aus ihm ſpricht und er mit ſeinem Gewiſſen zu Rathe geht, ob er aus des Juden Dienſt fortlaufen ſolle oder nicht. Und dann das Geſpräch mit ſeinem Vater, dem blinden alten Gobbo, dem ehrlichen Landskind, der nicht wie der Sohn allerlei Stadtmanieren aufgeſchnappt hat, die nicht mit ſeiner ländlichen Einfalt harmoniren. Mich däucht, Shakeſpear müſſe in der Schweiz geweſen ſein und in Baſel irgend einen

Bauerjungen geſehen haben, den ſein Vater beſuchte, indem er ſeinem Herrn ein Präſent mitbrachte.

6. Wie es euch gefällt.

Mir gefällts, in der That, mir gefällt's recht wohl. Freilich iſt nichts daran gelegen, ob's mir gefalle, oder nicht; mir aber iſt's genug, wenn's mir gefällt. Da kommt ein Orlando, gewiß liebenswerth gezeichnet, vor, der von ſeinem älteren Bruder, Oliver, einem Bärenhäuter, einem rechten Cain geneidet, unterdrückt wird, der ihn gar mit Manier aus dem Wege räumen wollte, indem Oliver ihn zu einem Wettkampfe mit einem handfeſten verwegenen Ringer aufhetzte, und dieſem winkte, Orlando den Hals zu brechen, der aber herrlich über den Kerl ſiegte. Dann Adam, ein ehrlicher Bedienter, der in ſeinen alten Tagen dem Orlando ſo treu aus der Schlinge hilft, die ihm nach dem Siege von dem böſen Herzoge und ſeinem verrätheriſchen Bruder gelegt ward. Man möchte den redlichen Adam auf ſeinen Rücken nehmen und in eine beſſere Welt tragen. O Redlichkeit! Du mußt dich oft müd und matt unter einen Baum hinlegen. Verfolgt von deiner verrätheriſchen Feinin Falſchheit, mußt du im Elend darben, derweil ſie ſich in Wolluſt badet und auf Thronen ſchwelgt.

Dann kommen auch zwei weibliche David und Jonathan, ſo liebenswürdig, o ſo reizend, daß man von Stund an ihr Packträger werden möchte, Celia und Roſalinde, des vertriebenen und des regierenden Herzogs Töchter, die mit einander die Flucht nach dem Ardenner Wald nehmen, um den alten Herzog aufzuſuchen. Ich möchte dieſe poſſirliche Reiſe mitmachen, Hunger und Durſt, Froſt und Hitze und alles Ungemach ausſtehn. Der Rüpel iſt auch nirgend ſo aufgeräumt, als bei dieſen zwei allerliebſten Geſchöpfen. Und dann der alte verbannte Herzog Friedrich. Wie edel in der reizend beſchriebenen Einöde. Wie ſchön ſchildert er da ein freies Leben gegen das falſche Hofleben über. Dann ſeine Gefährten, Amiens und Jaques, die ihm in die Verbannung folgten. Jaques, wie er über einen angeſchoſſenen, ächzenden Hirſch moraliſirt, der in den doch keines Waſſers bedürftigen Bach weint; der arme verlaſſene, haarige Tropf! Edler Jaques, du haſt Recht, ſo treibt das Unglück die Fluth der Geſellſchaft zurück. Wie eine ſorgloſe Heerde vorbeiſtrich, wohlgefüttert und ſtolz, ſagſt du: Ja, ſchwärmt nur vorbei, ihr feiſten, aufgefütterten Bürger! Das iſt eben die Mode. Du haſt Recht, die Menſchen ſind alle Räuber, Mörder und Tyrannen. Die Thiere ſind in ihren, ihnen von der Natur angewieſenen Wohnplätzen nicht ſicher; ſie ſchrecken ſie heraus und tödten ſie. Sie machen dir Vorwürfe, guter Jaques, daß du ſelbſt ein ausſchweifender, ſinnlicher Bube geweſen ſeieſt und nun deine Sünden der Welt aufbürden wolleſt. Ach ja, ſie machen es ſo und es iſt beſſer, wir halten das Maul. Wer je in ſeinem Leben einen Fehltritt gethan hat, den läßt man gar kein Wort mehr über die Sitte ſagen, anders die Farbe des Rocks begünſtige ihn, das heißt des Harlekinsrockes. Gewiß, man hätte große Luſt ein Narr zu werden.

Wie der gute Orlando auf Wildpret ausgeht, und ſeinem treuen Adam zu leben befiehlt, den alten Herzog und ſeine Leute unterm Baum beim Eſſen überraſcht, das iſt alles ſo anmuthig beſchrieben! Wie er die Mahlzeit der Noth heiſcht, wie ſie darüber philoſophieren und im freien Felde ſo patriarchaliſch als Freunde mit einander frühſtücken, dann die ländliche Gegend, die Schäfer und Schäferinnen! O William, du biſt wohl oft wonnetrunken von dem ſtillen Schäferleben nach der lärmenden Stadt zurückgekehrt; ein verliebter Silvius und eine ſpröde Phöbe mögen oft dein Herz gerührt haben, daß du deine Roſalinde ſelbſt zur Schäferin gewünſcht haſt! Ihre Hoſen und ihr Wamms ſtehen ihr ſo trefflich wohl, ſie mag ſich noch ſo abenteuerlich betragen, oder gar zur Zauberin werden.

Der Rüpel und Andrew, ſo zierlich und doch ungeſchliffen ſie ſind, ſtellen den größten Haufen der Menſchen vor. Man lache über dieſe Heirath, ſoviel man will; es würden ſich, wenn ſie ſich ſelbſt kennten, viele tauſend hier gezeichnet finden.

Ja, du haſt Himmelsmacht, göttlicher Mann! Einen tyranniſchen Herzog, einen barbariſchen Bruder bekehrſt du plötzlich, wie jener Blitz einen Saul. Du machſt Helden wie David, der Löwen beſiegt; du machſt die wunderbarſten glücklichſten Ehen, hilfſt der verſtoßenen Unſchuld auf den Thron, und ſtürzeſt hohnſprechende Goliaths zu Boden. Wem ſollte deine Arbeit nicht gefallen, du Wundermann? Vielleicht einem ſtolzen Städtler, einem brutalen Höfling nicht, der nur Gefühl für rauſchende Luſt oder verzärtelte Nerven hat!

7. Der Liebe Mühe umſonſt.

Nein, ſie iſt nicht umſonſt, wer nur auf geſcheite Art zu Werk' ginge. Freilich, ſo alberne Kerls können lang herumgehen, wie die Katz' um's heiße Mus, ohne es zu koſten.

Verzeihe mir, großer Mann, ich dachte allerlei über dieſes Stück, oft, dein Lehrjung habe es gemacht und ſo einige Strophen von dir geborgt, oft, du habeſt es etwa in müſſigen Stunden, bei übler Laune, irgend in einem Bierhauſe in dein Taſchenbuch niedergeſchrieben, indem du eine ſpitzfündige Liebeszänkerei behorcht. Hernach ſei es, weil von dir, aufgeſchabt worden, wie von jenem Könige der Abgang zu Schnupftaback. Oft dacht' ich wieder, irgend ein Papagei, ein Nachſchwätzer hab' es irgend in deinem Namen gemacht. Ich laſſe es dahin geſtellt ſein.

Wenn ich gewiß wüßte, daß du es gemacht und als etwas Erhebliches für die Nachwelt geſchrieben habeſt, ſo würd' ich es dir zu Gefallen verehren. Ich will aber glauben, du habeſt es nicht gemacht, und wenn du es doch gemacht, ſei es dir nicht in den Sinn kommen, daß alle Welt Freude daran haben möge.

Ha nu! zum Andenken, daß ich es geleſen habe, will ich herſetzen, was ich daraus behalten. Erſt kommt da ein König von Navarra mit einigen dummen Hofleuten, unter welchen ein närriſcher Biron der geſcheiteſte iſt, die ſich auf einen tölpiſchen Eid auf drei Jahre zum ſtudiren, kaſteien und faſten verſchwören. Hernach kommen einige Witznarren mit ganzen Säcken voll unnützer Worte. Ein Armado, Dull, Coſtard und andere. Dann kommt eine Prinzeſſin aus Frankreich mit ihren Hofdamen, Roſaline, Maria, Catharina und anderen Burſchen. Aber ich weiß nicht was ſie machen, außer daß dieſe und jene einander beſuchen und jene eidbrüchig werden, worüber dieſe ſie höhniſch aufziehn. Das ſind aber Weibsleute, die keinen ehrlichen Burſchen anfechten können. Es iſt wüſt, wenn die Dinger thun, als hätten ſie allen Witz allein gefreſſen und ſich ſo brutal und ſpröde ſtellen. Freilich verdienten jene Gecken es nicht beſſer, es iſt aber doch nicht hübſch.

Ich habe im ganzen Stück keinen ſonderlichen Charakter bemerkt. Alltagsmenſchen genug, Geſchwätz, Zänkereien, Spitzfindigkeiten, aber ich wüßte nicht, wie das lehrreich ſein ſollte, wo nicht Birons Raiſonnement vom Studiren.

Dies Stück ſtellt die halbe Welt vor, die mit ewigem Geplauder von lauter nichts die Zeit vertreibt, es ſtellt Millionen Autoren vor, die mit ewigem Geſchwätz ganze Folianten füllen, mit lauter Worten ganze Bogen Papier überſalben, die Alle zuſammen kaum ſo viel ſagen als ja oder nein. Haſt du es gemacht, William, ſo freut es mich, daß dein Geiſt auch ſo niedrig fliegen konnte.

Ich weiß, dies Stück hat dir mehr Mühe gekoſtet, als all' deine ſchönſten Werke, die wie eine reiche Quelle daherfloſſen, ſo lange dein Geiſt munter war und eine ganze Welt in ſich hatte. Aber warum ſollte er nicht auch einmal ſchlummern? So kommt es, wenn man etwas erzwingen will!

8. Ein Wintermährchen.

Ein recht artiges Mährchen. Der große Geiſt iſt ſchon älter, fliegt höher, über Stauden und Hecken, über Meer, über Zeiten hinweg! Wenn etwas gefällt oder nicht gefällt: Himmel, welche Kleinigkeit bedingt es! Ein Menſch gefällt, der andere nicht, und ſie ſind doch beide gleich. Ein paar Augen, gewiſſe Züge, ein Ton, eine Miene, man kann oft nicht ſagen warum, nur, er gefällt mir, der Andere iſt mir widerlich, weiß nicht warum, genug, er gefällt mir nicht. Es muß eben eine unſichtbare Geiſterharmonie geben, die ſich aus gewiſſen Zügen, einem Ton, einem Blick erkennen läßt. O wer das Geiſterreich in dieſer Körperwelt verſtünde!

Wenn ſolch ein Stück Arbeit nicht auch Luſt und Freude macht, bald zu innigem Mitleid bewegt, bald in Zorn bringt und Rache im Buſen anfacht, ſo taugt es nicht viel. Wer muß hier nicht den edlen Polixenes, die gute Hermione, den jungen Mamillius bedauern, wer nicht ſich über einen rechtſchaffenen Antigonus, Kamillo und eine Paulina freuen, wer nicht über einen Leontes ergrimmen!

Wie innig rührte mich die Scene, wo Antigonus mit einem Kind auf dem Arm, in einer Wildniß, am Rande des Meers, in Sturm und Wetter das Kind hinlegt und ſegnet, wie ſein Herz blutet, und ſein Auge thränt. Mein Herz möchte mitbluten, ſich bei der jungen Perdita hinſetzen und ſie bewachen wie ein Vogel ſeine Jungen. Ich möchte dem guten Antigonus zu Hülfe eilen, den Bären umbringen, zerſetzen und zerhacken und das Kind in die Hütte des Schäfers führen.

Welch einen Sprung machſt du da über ſechszehn Jahre weg William! Und dann ſetzeſt du dich zu einer Schafſchur hin, ſo lieb ſind dir ländliche Freuden! Wie gewiß mir auch! — und ſchaffſt alles her, was zu einem luſtigen Feſte gehört. Wie bald zeigſt du mir aber den Unbeſtand zeitlicher Freuden! Armer Florizel, ſchöne Perdita, alter ehrlicher Schäfer, wie bebte das Herz für euch, eh' ich das Ende wußte! Aber wie freute es mich, da ſich alles ſo herrlich endigte! Ich wünſchte Florizel, Perdita, Leontes und der auferſtandenen Hermione tauſend Glück, dankte dem wunderthätigen Kamillo und Paulinen und — erwachte von meinem Traum, denn ich war ganz dabei geweſen.

9. Was ihr wollt.

Iſt auch ein ſchönes Stück von vielen bündigen Reden, worin es an den Küſten von Illyrien der Kreuz und Quer durcheinander geht.

Da kommt ein Herzog, der in ein ſchönes reiches Fräulein Olivia verliebt, und ſpricht recht artig von der Liebe! Hernach kommt Viola, die in den Herzog verliebt iſt und in Mannskleidern ſein Bedienter wird. Da gibt's einen ganzen Haufen Irrungen, ſo daß einem zuletzt ganz ſchnurrig wird. Der weibliche

Wankelmuth iſt in Olivien nett gezeichnet: erſt verſchwört ſie ſich, ſieben Jahr um einen Bruder zu trauern, ihr Geſicht ſoll nur die Luft nicht küſſen, und kurz darauf entſchleiert ſie ſich einem Bedienten, wird ſie in ein Weibergeſicht verliebt und will ſie was ſie nicht will.

Narren, Saufbrüder und Spaßmacher hat's genug in dieſer Komödie. Am beſten gefällt mir der Streich, den Maria, Olivias Kammermädchen, und die anderen Kerls dem närriſchen Malvolio ſpielten, indem ſie den eingebildeten Lümmel glauben machten, er werde ſeine Herrſchaft Olivia bekommen. Sein Charakter iſt nicht ſelten und von den übrigen Spaßmachern und Schmarozern iſt die Welt voll.

10. Die luſtigen Weiber zu Windſor.

Dies Stück müßte mir der dickwanſtige Falſtaff heißen, denn er iſt die Hauptperſon. Sonderlich luſtige Weiber habe ich darin keine angetroffen. Freilich hatten ſie den Kerl zum beſten, aber das würden einem ſolchen Koloß faſt alle nicht beſſer machen. Falſtaff iſt ein poſſirlicher Kerl, aber ich finde ihn an einem andern Orte weit ſchöner gezeichnet und ſein Charakter fällt bei König Heinrich IV. beſſer in die Augen. Hier kommt wieder ſolch Gemengſel von Saufbrüdern, Wortſpielern, Spitzbuben und dergleichen vor. Falſtaff verſteht ſich beſſer auf Schelmenſtreiche und Windmachen, als auf Liebespoſſen. Der Beſchreibung nach konnte ſein Körper den Frauensleuten keine großen Anfechtungen machen. Er ward von einer Frau Ford und einer Frau Page etlichemal hintergangen und mußte ſich allemale verkriechen, wenn Herr Ford dazu kam, ins Ofenloch, unter die Wäſche, mit der ſie ihn heraustrugen und ins Waſſer ſchmiſſen. Es iſt aber nicht natürlich, daß ein ſo verſchmitzter Kerl wie Falſtaff ſich von dergleichen Weibern ſo oft betrügen laſſe und ſich noch außerdem allemal ſelbſt bei dem Mann angebe. Freilich iſt er ein offenherziger Kerl, der ſeine Schelmſtreiche gar nicht geheim hält. Ich fand hier viel gut gezeichnete Charaktere, aber doch keinen, der mir recht ſchön vorkam. Luſtig muß es laſſen, wenn Falſtaff bei Herne's Eichbaum mit einem Rehkopf erſcheint und die Feen um ihn hertanzen, ihn kneipen und brennen. Aber die Weiber mit ihrem Hohngelächter möchte ich nicht ſehen, ſie gefallen mir zum Voraus nicht. Die drei Freier der Anna Page, Fenton, Slender und der Doktor Cajus, der ſo deutſch daher ſtolpert, möcht' ich ſehen, wenn ſo jeder nach ſeinem Merkzeichen zielt, Slender nach dem weißen, Cajus nach dem grünen Kleid, wie jeder mit der vermeinten Braut entzückt davonſchlüpft und Slender einen Poſtjungen, Cajus einen Bauerjungen und nur Fenton die rechte Anne hat. Die

Kerls würden große Augen machen. Kein Wunder, wenn ſie ſie ſchon wacker abgeprügelt hätten. Unſers H. Wälly Braut möchte ich auf dieſe Weiſe nicht ſein.

Ich meine doch, es gehören eigne Leute, oder wenigſtens beſondere Gemüthbeſtimmungen dazu, wenn dies Stück recht gefallen ſoll. Freilich geht man nicht in die Komödie, um zu beten und den Kopf zu hängen, aber es kommt ſo gar keine Perſon vor, die einem die Seele bewegt. Shakeſpears großes Genie ſcheint zwar überall hervor, es ſcheint mir aber desungeachtet darin ein Bischen aus dem Geleiſe zu ſein. Vielleicht hat er es nur, um luſtige Damen zu ergötzen, gemacht? Nun, meinetwegen. Es iſt nicht nach meinem Humor. Gute Nacht, Falſtaff!

11. Die Kunſt, eine Widerbellerin zu zähmen.

Lieber Petruchio! Mache einen Beſuch in unſerem Lande, ich kann dir Kunden zuweiſen, daß du davor erbeben ſollſt, ganze ungleich montirte Legionen, die von ihren Käthen auf das jämmerlichſte mishandelt werden. Nur rathe ich dir, gute Atteſte mitzubringen, wenn du kommen willſt, denn es ſind Einige unter uns gar zu kleingläubig geworden, weil ſie bereits all ihren Witz abgeſtumpft und all' ihre Mittel umſonſt verſchwendet haben, ſich ſelbſt zu helfen. Sie ſind ſo verzagt, daß ſie eher glauben, das Meer auszuſchöpfen und Berge zu verſetzen, als eine ſolche Zunge ſtill zu machen. Ich würde ſchier ſelbſt an deiner Methode zweifeln, wenn ich dein Käthchen nicht in ein Schäfchen verwandelt ſähe. Und dennoch ſteigen oft Zweifel in mir auf, ob dein Käthchen auch vom rechten Leder, und von zähem Schlage ſei. Einer von uns hatte ein Käthchen, welches alleweil Lausknicker zu ihm ſagte. Dies regte ihn ſo ſehr auf, daß er alles mögliche dagegen anwendete. Allein das ſtörte ſie ganz und gar nicht. Lausknicker blieb alleweil auf ihrer Zunge und als ſie dereinſt gar nicht zu Lausknickern aufhören wollte, gerieth er in einen ſo heftigen Zorn, daß er ſein Käthchen in einen tiefen Brunnen ſchmiß. Aber auch noch tief im Waſſer, als ſie Maul und Naſe zuhalten mußte, fuhr ſie mit den Nägeln ihrer Daumen beſtändig fort zu knicken. Das iſt eine, die Probe hielt. Shakeſpears Käthchen verdient gar nicht den Namen Widerbellerin, da ſie zuletzt das allerſchönſte Weiberherz entdeckt, vielmehr ſein Petruchio den eines groben ungeſchliffenen Flegels.

12. Die Irrungen.

Am Ende wohl ein Luſtſpiel, aber anfangs mitleidbewegend genug. Man möchte mit dem armen geſangenen Aegeon zum Tode geben und die unbarmherzigen Geſetze von Epheſus in die Hölle verdammen. Dann möchte man den irrenden Burſchen zurecht helfen und den armen luſtigen Sklaven Dromio die Prügel vom Halſe halten. Warum nur macht der Dichter die ſonſt guten Herren immer ſo prügelſüchtig? Iſt's denn in allem Ernſt in der Welt ſo Mode? Mich dünkt's eine verzweifelt unwirrſche Mode. Mir ſchmeckt keine Suppe weniger als die Prügelſuppe, und meinem Herzen hat's all mein Tage Ueberwindung gekoſtet, ſie anzurichten.

Antipholis von Epheſus und Antipholis von Syrakus, zwei Zwillingsbrüder und deren Bediente, zwei Dromio, die ebenfalls Zwillinge, machen das ganze Stück aus. Sie ſollen einander ſo ähnlich geſehen haben, daß man den einen gar nicht vor dem andern kannte. Nun, es iſt hier zwar alles harmoniſch und zierlich durcheinandergewebt, aber das glaub' ich in Ewigkeit nicht, daß man auf Gottes Erdboden zwei Menſchen fände, die in keinem Stück von einander zu unterſcheiden wären, ſo wenig als unter hundert Millionen Steinen am Bach zwei einander vollkommen gleichen, die in Form, Farbe, Gewicht und anderem nichts Eignes hätten.

13. Viel Lärmen um nichts.

Boshafte Schelmenſtreiche machen in dieſer Komödie freilich großen Lärm. Da ſie aber, glücklich entdeckt, ein luſtiges Ende nehmen, können die Leute darüber lachen.

Zwei recht artige Geſchöpfe ſind Benedikt, ein luſtiger junger Edelmann aus Padua, der das Heirathen verſchwört, und ein Jüngferchen Beatrix, die die Mannsbilder auslacht und ſonderlich den Benedikt nicht leiden kann. Am allerpoſſirlichſten nehmen ſich die beiden Gerichtsdiener aus, die wie die albernen Kerls daherſchwatzen. Ich kannte Richter und Beamte, die desgleichen thaten und doch angeſehene Leute waren.

Der Prinz und Klaudio handeln, zu dem, daß ſie ſo geſetzte und weiſe Männer ſein wollen, ein bischen bubenmäßig.

14. Ende gut, alles gut.

Das wird allerdings Niemand in Abrede ſein, allein dergleichen zeitliche Sachen ſo zu lenken, daß ſie ein ſolches Ende nehmen, dazu brauchts einen guten Fuhrmann.

Du biſt der Ball des Schickſals, Helena! Für dich mußte der junge Graf Bertram ſo ſchön und reizend geſchaffen werden. Dir zu lieb mußte dein Vater dir ein geheimnißreiches Rezept hinterlaſſen und das Herz der Gräfin von Rouſſillon an dich gefeſſelt werden. Um deinetwillen mußte ein König von Frankreich erkranken, damit ſich dein Rezept bewähre. Für dich mußte eine alte Wittwe in Florenz ſowie ihr Haus bereit ſtehen, und ihre Tochter Diana deinem widerſpenſtigen Bertram ſo reizend in die Augen ſtechen, daß du deine Weiberliſt gegen ihn anwenden und einen Mann fangen könnteſt. Dir zu Gefallen mußte ſich auch der florentiniſche Krieg in Frieden verwandeln und dein gefangener Vogel nach Frankreich fliegen, um dort dein Kind und deinen Ring zu empfangen. Um deinetwillen mußte endlich ein nichtswürdiger Parolles zu Schanden gemacht werden, damit er dir aus dem Wege komme und deinen Vogel nicht mehr verlocke.

Der Halunke mußte gewiß eine harte Tortur ausſtehen und es will für einen ſolchen Schurken etwas heißen, mit verbundenen Augen in Todesangſt alleweil ſein Urtheil anzuhören. Für Parolles war es noch eine gelinde Strafe, und ſoviel die Andren von ihm ſagen, war er ein Erzverführer.

Wenn ich Helena wär', ich möchte Bertram um alle Welt nicht haben, lieber den Rüpel, der hier doch nur ein gemeiner, alltäglicher Rüpel iſt. Es giebt aber ſo kurioſe Weibsbilder, von ſo wunderlichem Geſchmack, und dazu ſo ſtandhaft in ihrer

Liebe, daß ſie ſich einen vom Galgen herabſchneiden würden. Gewiß, der Dichter hat das größte Recht, man ſage dagegen was man wolle. Eine Frau liebt heftiger und ſtandhafter als der verliebteſte Mann.

Dies Stück dünkt mich ſehr beluſtigend, hervorſtechende Charaktere habe ich darin nicht viele bemerkt. Die Gräfin von Rouſſillon und Lafeu ſind die ſchönſten.

15. Macbeth.

Ein Trauerſpiel, daß einem alle Haare zu Berge ſtehen. Macbeth, du Mördergrube, du Schandfleck des menſchlichen Geſchlechts, eingefleiſchtes Ehepaar vom Teufel und ſeiner Großmutter, die Ausdünſtung der Hölle! Und dennoch, hätteſt du, Macbeth, vielleicht ein ſolches Trauerſpiel geleſen, wärſt du vor den Greuelthaten zurückgebebt. Nein, jener Mann Gottes ſagt: Wer fromm iſt, ſei immerhin fromm, und wer böſe iſt, ſei immerhin böſe. Ich fürchte ſchier, der Erdboden trage noch heut' zu Tage ſolche Menſchen, die, wenn ſie bei Macbeths Reizungen ſeine Gewalt in Händen hätten, auch Macbeths Thaten begingen. Welche Ueberwindung koſtete es dem elenden Macbeth, bis der Teufel ſein Herz und ſeine Hand hatte, wie bebte er vor dem Dolch zurück! Welcher Muth und welch' ſchwarze Entſchloſſenheit dagegen in ſeiner Lady! Ei, wenn die liſtige Schlange erſt die Eva hat, dann wehe dir Adam!

Die Ermordung Banquos rührte mich nicht ſo wie die des ſanften huldreichen Königs. Banquo mag auch mit Unheil ſchwanger gangen ſein und Spitzbuben-Freundſchaft endigt leicht ſo. Aber wer kann ohne Schauder und Entſetzen Macduffs Schloß überrumpeln, den edeln Jungen, ſeine Mutter und alles niedermetzeln ſehen! Und die Söhne des Königs Malcolm und Donalbain wandeln ſo ſchuldlos, mit der Schuld eines Vatermordes auf ſich, in der Irre herum! O Macbeth, wie lange magſt du in der langen Nacht ſchon vor dem Dolch gezittert haben, vor Banquos Geiſt geflohen ſein, vor Birnams Wald gebebt haben! Und du, unglückliche Lady, wie lange magſt du ſchon eine ängſtliche Nachtwandlerin ſein und deine Finger gewiſcht, gewiſcht und doch nicht abgewiſcht haben! Und mußte der Mörder Macbeth am Ende noch den jungen Siward in der Schlacht bei Dunſinan ermorden? O ich habe, auf der Seite Malcolms, greulich um mich gehauen! Aber das greulichſte hab' ich auf die Letzt verſpart. Warum bringeſt du, William, in den drei Hexen die halbe Hölle auf die Welt? Wollteſt du den Aberglauben deiner Zeit damit in der ungeheuerſten Geſtalt zeigen. Pfui, pfui! fort mit den unſauberen Hexen und ihrem grauſigen Gekoch! Wegen der Geiſtererſcheinungen will ich ein andermal mit dir reden. Dein Genie iſt in dieſem Stück ſehr groß.

16. König Johann.

Noch habe ich kein Stück geleſen, worin mir alles ſo wohl gefallen hätte. Ich möchte es immer und immer wieder leſen, wenn auch ſonſt nichts darin vorkäme als die Reden Faulconbridges und Arthurs. König Johann und Leonore ſind ehrſüchtige, gewaltthätige Herodes. Pembroke, Eſſex, Salisbury wären brave Lords, wenn ſie nicht durchlieſen. Philipp von Frankreich und all ſein Anhang Erzlumpenpack. Der päpſtliche Geſandte Pandulpho ein erzdummer, giftiger Pfaffe, dem die Worte viel zu gut in den Mund gelegt ſind. Gewiß konnte der Kerl nicht ſo ſprechen. Konſtantia iſt raſend ſchön. Blanka ſteht ſo auf dem Kreuzweg. Zuletzt weiß man nicht, wo ſie hinkommen iſt. Herzbrechend iſt der Auftrit zwiſchen Hubert und Arthur. Gewiß, lieber William, wärſt du ſelber Arthur geweſen und Hubert wäre mit dem glühenden Eiſen auf deine Augen losgeſchnurrt, in dieſer Höllenangſt hätteſt du nicht rührender und natürlicher ſprechen können; aber wärſt du Hubert geweſen, du hätteſt den holden Knaben nicht ſo lange um ſeine Augen wimmern laſſen.

Was die Kriege und all die Metzeleien betrifft, davon bin ich kein Liebhaber. Aber du biſt ein Mann, William, wenn du die Feldherren redend gegen einander aufführſt. Ich glaube nicht, daß Goliath und all die enakiſchen Hohnſprecher ihre kriegeriſchen Worte ſo hätten formen können.

17. Richard II.

Allererſt tritt eine ſchimpfende Partei auf, Bolingbroke und Mowbray, die einander dergeſtalt des Hochverraths anklagen, daß einem alle Finger ſchwitzen. Es iſt ein brutales Ding um die Menſchen! Oft um nichts, nur weil ſie ein einziges Wort nicht widerrufen wollen, koſtets Leib und Leben. Hier war ein König nicht vermögend, die ergrimmten Lords zu beſänftigen, bis er ſie verbannte. Mowbray mag in der Verbannung geſtorben ſein. Bolingbrokes Güter wurden eingezogen. Dieſe und andere Ungerechtigkeiten erregten in England große Gährung.

Bolingbroke fand bald einen gewaltigen Anhang. Richard ging wider den Walliſer zu Felde. Unterdies bemächtigte ſich Bolingbroke des Königreichs. Dem König wurden allerweil Botſchaften gebracht, deren eine ihn immer ſtärker als die andre angriff. Richards Reden und Verhalten vom erſten Gerücht an bis zu ſeiner Verhaftung und ſeinem Tode dünken mich ſehr ſchön, und gaben mir viel zu denken. Freilich iſt der

Fall von einem Throne herab in den Koth groß! Ein nichts bedeutender Weltbürger kann nicht ſo tief fallen, und je tiefer einer fällt, deſto weher wirds thun. Doch iſt ſchon Mancher nur aus dem Koth in den Dreck fallen und hat jämmerlich geheult. Du, Richard, hatteſt in deinem Elend noch den Troſt, tauſend Beiſpiele ähnlich gefallener Fürſten vor dir zu ſehen. Mancher ſich krümmende Wurm gäbe alles was er hätte darum, wenn er ſo viele Vorgänger abgemalt vor ſich ſähe. Eben das iſt ſein größtes Leiden, daß er vom Anfang her der einzige zu ſein glaubt, der in ſeinem Elend ſo unbedauert allein zappeln müſſe. Richard konnte, was ein armer Tropf nicht kann, ſehr ſchön über ſeinen Fall moraliſiren, aber doch das Wehethun nicht hindern, er mochte ſich Pomp und Pracht des menſchlichen Lebens ſo eitel vorpredigen als er wollte. Stolzer Bolingbroke, wie himmelweit mögen deine und Richards Gedanken von einander ſein; aber dein Hinaufſteigen iſt gefährlicher als ſein Herabſteigen.

18. Heinrich IV.

Erſter Theil.

Hier ſitzt Bolingbroke auf dem Thron. Ich bin ihm nicht mehr gut wie in ſeiner Verbannung. Ich möchte wieder lieber Richard als dieſen. Großer Menſchenmacher! mußt du deine Menſchen immer wieder umbilden? oder thun ſie es? Ja, der Stand bildet alle um. Wie genau folgſt du der Natur; und wenns auch Bolingbroke nicht gethan hätte. Das iſt der Menſchen Art. Veränderung des Standes zeigt der Welt was ſie ſind. Wie manches Glückskind predigt aller Welt Ruhe und Zufriedenheit; laß es aber ein Unglück überrumpeln, ſo wird ſich der Hiob zeigen, wie er in der Aſche heult. Wie mancher Bettler klagt über den Stolz und Hochmuth der Großen! Laß ihn groß werden, und er wird der ärgſte unter allen.

Hier waren des Dichters Tage recht heiter, hier hat er Charaktere gezeichnet, die ihm ſchwerlich einer nachmacht. Recht ſonderlich bin ich in einen Hotſpur verliebt, wie ich es in einen Falconbridge war. So ſehr ich ſonſt blutdurſtige Leute haſſe, muß ich dieſe wegen ihrer beliebten Launen lieben. So einem Helden, der nur Unterdrückung nicht leiden kann, verzeih ichs gern. Hotſpur iſt ein Mann, dem ich Geſellſchaft leiſten möchte und wenn es in die andre Welt ginge. Sein Käthchen iſt ſo nett gezeichnet, daß man ſchwören möchte, man ſähe das Original vor ſich. O Hotſpur! ich verfolgte dich überall mit meinen Glückwünſchen und doch halfen ſie nichts. Nun konnt ich nichts als dir auf dem Schlachtfeld eine Thräne weinen und denken: Das iſt allemal das Ende rechtſchaffener Helden, wo feige Memmen trocken hinterm Ofen ſitzen. Glück! deine Lieblinge ſind dumme Gecken, falſche Spitzbuben, feige Memmen, häßliche Geſichter, Ueberbeine, Höcker und Kröpfe, die weder Sonne noch Mond kennen, denen Diſteln und Roſen einerlei ſind. Ihr davidiſchen Helden, Hotſpur, Douglas, Mortimer, Worceſter, Glendower, man muß euch gut ſein. Obſchon Rebellen, ſeid ihr doch wahre Helden. Ihr allein wißt, wie ſchwer es iſt, den Hals unter ein ſklaviſches Joch zu biegen, ihr allein, denen keine Sklavenſeele gegeben iſt. Und, ihr Fürſten, wie unſicher iſt euer Thron, wenn ihm ein einziger mit Blut beſpritzter Stein zum Grund liegt.

In dieſem Stücke hat Shakespear das Ernſthafte und Luſtige auf eine angenehme Art zu vermiſchen gewußt und Falſtaff, Gadshill, Poins, Bardolph, Peto, die Wirthin Quickly ſind luſtige Brüder, in deren Geſellſchaft man nie müde wird. Ich dachte oft, es ſei eine Schande, daß ich in dieſe Spitzbubenrotte ſo verliebt. Je nun, ich kann mir nicht helfen. Wenn ein Dichter einmal ſo den luſtigen Weltrank zu ſpielen weiß, müßte ihn der kälteſte Pietiſt lieben.

Falſtaff iſt ein Mann, man kann ihn unmöglich haſſen. So ſehr er auch Schurke iſt, hat er alleweil ſo viel Vernunft, Witz und Liſt, daß er ſich beliebt machen kann. Seine Laſter ſcheinen an ihm bei weitem nicht ſo häßlich als an jedem andern. Seine Bildung, ſein ſchneller Witz, der ihm ſo flugs aus allen Verlegenheiten hilft, machen ſeine Lügen zu lauter angenehmen Schwänken. Der Himmel verzeihe dir, Falſtaff. Du biſt ein Erzlumpenkerl; aber doch haſt du weit mehr Menſchen beluſtigt als beleidigt. Wenn ich ſchon zehen unſerer luſtigen Brüder zuſammenſchmiedete, könnt' ich ſchwerlich ſolch adlichen, dicken Hans mit allen ſeinen Eigenſchaften und Formen daraus machen.

19. Heinrich IV.

Zweiter Theil.

Bolingbroke hat das Feld gewonnen. Ich gönn' es ihm nicht. Dem Prinzen von Wales wurde ein edler Charakter beigelegt; aber ich fürchte, er iſt geſchmeichelt, und traue ihm nur halb. Von den Feinden des Königs hatte Held Douglas allein das Glück, davonzukommen. Worceſter und Vernon erlebten das ſchmachvolle Schickſal, in die Hände eines ergrimmten Königs zu fallen. O ihr mordſüchtigen Fürſten! Auf, alter braver Northumberland, auf! zur Rache, ſie haben deinen edlen Hotſpur erſchlagen. Aber, du heiliger Vater York. Ich weiß nicht, wenn du mit deiner Religion drein kommſt, ſo wird's hapern. Nein, die Religion iſt nicht blutdürſtig. Beſſer, du bliebſt davon. Aber das thuſt du nicht. Ja, meinetwegen, das hab' ich wohl gedacht. O du hatteſt mehr vertrauende Ehrlichkeit als ich einem Pfaffen zugetraut hätte. Du haſt Weſtmorelands und Lancaſters Herzen eben ſo viel getraut. Hätteſt du nur Mowbray Gehör gegeben. Du wollteſt die kleinen Welten beſſer kennen und es koſtete dich deinen Kopf. Ja, was thut das! Einmal muß es doch ſein. Nein, ich weiß, daß du ihn lieber länger auf dieſer Welt getragen hätteſt, daß du nicht recht gewiß warſt, ob du in jener auch wieder dieſen Rang bekleiden werdeſt. Ei, fahre nur friſch zu. Man wird ſchon wiſſen wer du biſt.

Nun fort mit den ernſthaften kriegeriſchen Auftritten. Bolingbroke iſt todt. Komme du noch ein Weilchen her, Falſtaff. Nun erſcheinſt du zum letztenmal auf der Bühne und ſie wird hernach nur halb ſo gut beſtellt ſein, du immer munterer Geiſt. Wenn ich Proteus wäre, wollt' ich verſuchen, ob ich mich nicht ſelbſt zu ſolch' poſſirlichem Ritter machen könnte. Ich kenne ein halbdutzend Leute, von deren jedem ich die tauglichſten Eigenſchaften annehme. Von einem Doktor die Windmühle, von einem Schneider die Blähungen, von einem dritten den guten Magen, von einem Lumpenhändler die Figur, von einem Beckenträger die luſtigen Schwänke, von einem Advokaten die Tapferkeit, den Witz und die Geſchicklichkeit. Das thäte ich allzuſammen in einen Brenntopf, ein Biſchen eignen Pfeffer dazu, und ließ' es gähren. Es ſollte mich Wunder nehmen, wenn nicht etwas Falſtaffiſches heraus käme. Nicht doch! ich glaube nicht, daß ich juſt ſolch ein Geſchöpf zur Welt brächte. Dir allein, William, gebührt das Lob. Eine ſo wohlgemäſtete Figur, ein ſo dickes Gebäuß, ausgeſtopft mit lauter Witz, vermengt mit Laſter, das alle Welt verblenden und das Niemand haſſen kann, hat Keiner vor dir gebildet und wird Keiner nach dir bilden. Falſtaff, dein königlicher Heinz thut Unrecht, daß er dich nicht mehr kennen will. Wenn ſeine Eigenſchaften ſo gut ſind als ſie ihm der Dichter andichtet, iſt es freilich auf dein Beſtes abgeſehen. Doch dünkt es mich kurios, daß Leute ſo geſchwind einander nicht mehr kennen, wenn der eine ſich nur in einen anderen Kittel ſteckt. Fahre wohl, Falſtaff! Ich wünſche dir in jener Welt keine ſo brutalen Könige.

20. Heinrich V.

Dieſem Stück hab' ich keinen Willen; mag es meinethalb alle Welt bis in den Himmel erheben. Warum? O fordert doch nicht Rechenſchaft, ich kann ſie nicht geben. Ich überrede mich, der Dichter habe die Geſchichte getreu kopirt, und wo er partheiiſch iſt, oder ſchmeichelt, geb ich dem Geſchichtſchreiber die Schuld. War ſie dennoch ſein, ſo wäre ein anderer Schriftſteller an ſeiner Stelle noch viel ſchuldiger geworden. Ich kann mir vorſtellen, was es auf ſich hat, den ſchlimmen Charakter der Vorfahren von Monarchen publik zu machen. Ich möchte um keinen

Preis in die Welt hineinſchreiben, was für Leute oft die Voreltern gemeiner Privatleute waren, wüßt' ich es auch ſo gewiß wie Tag und Nacht; aber zu ihrem Lobe ſchriebe ich darum doch auch nicht.

Gegen den Heinrich eingenommen, bin ich nun einmal von Anfang her, ſo ſehr er immer gehoben und ſo auffallend ſein Karakter iſt. Ich glaube ihm kein Wort und traue ihm kein Haar, weil er mir nur wie ein Abbild ohne lebendiges Vorbild erſcheint. Erſt in Geſellſchaft der liederlichſten Buben die Tage vertrillern, und nur ſo windige Gründe dafür angeben; hernach plötzlich ſo majeſtätiſch thun; ein Weltweiſer, ein Moraliſt, ein ſo feiner gehorſamer Sohn und bei alledem ein Held. Es gibt ſo ehrſüchtige Buben in der Welt, die, wenn ſie nicht zu oberſt ſitzen können, lieber zu der unterſten Klaſſe gehen, als, vor lauter Unwillen, ſich in die Mitte zu ſetzen. So was hab' ich von Heinrich ſchon in dem vorigen Stück gemerkt, als er ſeinem Vater die Krone vom Bett nahm; wenn ſchon ihm der Dichter eine ſo feine Entſchuldigung in den Mund legt, damit man den Fuchs nicht ſpüre.

Lieber William, du ſcheinſt mir in deinen Harry gar verliebt zu ſein. Mit ſeiner Freiwerbung weiß ich gar nicht, wie du es meinſt. Siehſt du denn nicht ſelbſt, daß dein Heinrich in ſeinen verliebten Anwandlungen bei ſeinem Käthchen, und der vorige beim Antritt ſeiner Regierung, auf den Schlachtfeldern, bei all ſeinen Entſchlüſſen und Aufforderungen zwei ungleiche Heinriche ſind?

Was die übrigen Perſonen anlangt, ſo kommen erſt ein paar Erzbiſchöfe auf die Bühne, welche die guten Eigenſchaften des Königs auf übertriebene Art herausſtreichen und ihn dann zum Krieg mit Frankreich anfeuern. Sie mögen ſo polizirt daherſchwätzen als ſie wollen, man merkt doch wes Geiſtes Kinder ſie ſind. Hernach entdeckt der König eine Bande Verſchworne; Cambridge, Scroop und Grey waren die Rädelsführer, denen es die Köpfe koſtete. Nym, Bardolph, Piſtol kommen auch wieder auf die Bühne und man wünſchte, Falſtaff käme mit. Aber eine Quickly redet mit ſeinen Kameraden nur ſo von ſeinem Ende, daß es Heinrichs Verfahren rechtfertigt.

Heinrich muß eben ein für allemal ein verdienſtvoller König ſein, und ſo reden und handeln bis ans Ende. Nur Schade, daß er bei ſeinen Weibern ſo unköniglich thut! Und, William, waren die Franzoſen wirklich ſolche Großſprecher? oder mußteſt du ſie nur deiner Nation zu gefallen ſo thun laſſen? Ich will den Engländern ihre Tapferkeit nicht abſprechen; aber deinem Heinrich gönne ich einmal all die großen Siege nicht. Es iſt von Anfang her ſo geweſen; der prahlende Theil hat verſpielt! Und dein Heinrich ſpricht erſtaunlich hoch herab. Kann ſein, ich kenne die Geſchichte nicht und die Schlacht von Agincourt mochte ein Wunder ſein. Wenn dein

Heinrich alſo dem Himmel allein die Ehre gegeben hat, ſo bitt ich ab.

Dem Falſtaff hätt' ich's aber doch nicht ſo gemacht.

21. Heinrich VI.

Erſter Theil.

Hier kommt erſt ein ſchwarzes Trauergeheul aufs Theater, das den Himmel ſchilt, weil er in des Königs Tod gewilligt hat, deſſen Lob mir vorher ſo verdächtig ſchien. Nun muß ich's glauben, weil es erſt nach ſeinem Tode geſagt wird, ſeine Thaten ſeien unausſprechlich. Das iſt mehr als viel! Getroſt, großer Friedrich Preußens! Wie wird es einſt nach deinem Tode heißen? Vielleicht noch mehr.

Hier war der junge Heinrich, Sohn des vorigen, noch unmündig. Seine Vettern und die geiſtlichen Väter kommen einander in die Haare. Die Kerls haben der weltlichen Herrſchaft doch immer Sprünge gemacht. Das gedemüthigte Frankreich hebt ſein Haupt wieder empor und macht den engliſchen Helden viel zu ſchaffen. Sonderlich aufmerkſam wird man auf einen Helden Talbot, deſſen Schickſal man Fuß für Fuß folgt. Ein Held Salisbury und Hargrave werden in Orleans auf einem Thurm erſchoſſen und man bedauert ſie herzlich. Talbot hält ihnen eine heldenmäßige Rede, muß aber zuletzt ſelbſt als ein

Held ſterben, über den man weint. Es gibt mehr blutige als luſtige Auftritte. Auf der franzöſiſchen Seite hat's wieder viel Prahlhänſe. Vor allen macht ein Bauermädchen, Johanna d'Arc, eines Schäfers Tochter Aufſehen. Sie erſcheint oft in Kriegsrüſtung und erhält den Sieg. Von den Franzoſen wird ſie als eine Göttin verehrt, von den Engliſchen für eine Hexe gehalten. Zuletzt wird ſie doch gefangen und ich glaube gar unſchuldig verbrannt. Sie mag ſich als Amazone von Genie den damaligen Aberglauben zu Nutz gemacht haben.

In London entſtund unter den Lords ein närriſches Gezänk wegen der rothen und weißen Roſe, als Zeichen der Häuſer York und Lancaſter, das in der Folge elende Zwietracht ſtiftete. Mortimer aus langer Gefangenſchaft! Da ſitzt der Knoten meines Unwillens gegen die Heinriche! O wie vielen Antheil nahm mein Herz an dem Schickſal des alten Mannes! In dieſem Spiel wird der junge Heinrich gekrönt. Seine Vettern gaben ihm eines Grafen Tochter. Der Knab läßt mit ſich machen, was man will. Aber ein Suffolk machte in Frankreich eine Gefangene, — Margaretha, des Königs von Neapel Tochter, — und wirbt um ſie für den König, der ſie nimmt und der andern Abſchied gibt.

22. Heinrich VI.

Zweiter Theil.

Nun bewillkommt der junge Heinrich ſeine Braut, ſeine ſchöne Margarethe. Ach, du armer Sklave! Das hab' ich gedacht, daß das franzöſiſche Blut das engliſche Heldenblut dämpfen werde. Welch ein abſcheulich rares Stück wird das nun! Raſch und hitzig hab ich's geleſen und wieder geleſen und dreimal geleſen, immer in Wuth und Ungeduld, bis die Rache befriedigt war. Hier kommt die ganze Höllenbrut auf die Bühne und entſchleiert ſich der teufliſche Wuſt des menſchlichen Herzens, mehr als eine Schlange in Weibergeſtalt, mehr als ein Teufel in Kardinals- und Lordskittel. Konnteſt du's ohne Thränen ſchreiben, William, ohne Zittern dein Vaterland, deinen königlichen Hof zur Mördergrube machen? Nein! ich ſpüre wie dein Herz bewegt war, wie feurig du einen König, einen Warwick über Gloſters Tod reden ließeſt, wie geſchwind du die Rache des Himmels über die verdammten Mörder Suffolk und den ſchwarzen Kardinal verhängteſt! O Heinrich, du unköniglicher König! welch eine Brut hat Suffolk in der ſauberen gefangenen Margarethe dahergebracht, welch eine Peſt für deinen Thron. Möchte man die Vettel nicht ins Feuer ſchleudern, wie Paulus ſeine Schlange? Dann ein Hume, ein Bolingbroke, und das Hexengezücht alles zuſammen obendrauf und die fantaſirenden Pfaffen auf ſeinem Krankenbette. Thut's einem nicht in der Seele wohl, denſelben in den letzten Zügen zu ſehen? Aber dem edlen Glouceſter, dem redlichen, unſchuldigen Vetter des Königs, einen ſchwarzen Schwarm, der ihm den Tod geſchworen, ſo Fuß für Fuß folgen, ihn gefangen nehmen und dem teufliſchen Pfaffen, ſeinem ärgſten Feind, übergeben zu ſehen, das bricht ſchier das Herz, ſo daß man wie Petrus nach dem Schwerte greift, um auf die hölliſche Rotte einzuhauen. Der Abſchied Suffolks von ſeiner Königin. — Da ſieht man den ſauberen Kuppler und das treue Gretchen! — und ihre herzbrechenden Worte zeigen einem das Pack deutlich genug, ohne daß das Mitleid rege wird. Man nähme den Böſewicht gern ſelbſt als Seeräuber beim Kopf. Des Simpcor und ſeiner Frau, als Betrüger, die ein Wunder vorgeben, achtet man gar nicht, ſo ſehr glimmt Mitleid und Rache im Buſen.

Hans Cade mit ſeinem Corps Rebellen iſt ein treffliches Stück. Wer je in ſeinem Leben empörte Bauern prahlen gehört hat, der muß dem Dichter zurufen: O wie gut kannteſt du ſie! Doch muß man den heldenmäßigen Rebellen dort im Garten noch bedauern. Hätte der ehrſüchtige York dies Kalb nicht geſäugt, ſo wäre es kein brüllender Stier worden. Es haben von jeher immer große Aufwiegler unterm Tüchli geſteckt, wo ſolche Wühlereien entſtanden. O Heinrich, du Sklavenſeele! Es ſteht mißlich um deinen Thron. Vorher mocht' ich's deinen Vorfahren nicht gönnen; aber nun ſäh' ich's gern, wenn er dem tyranniſchen Hauſe Yorks nicht in die Hände fiele. Des edlen Glouceſters Tod muß gerächt ſein und deine feige Seele, dein ſtolzes Gretchen verdient keinen Thron.

Unter allen Heinrichen hat Shakeſpeare kaum ein beſſeres Stück gemacht.

23. Heinrich VI.

Dritter Theil.

Nun muß ich mir's gefallen laſſen, den mir verhaßten York ſiegen zu ſehen. Ich kann mir kaum vorſtellen, wie die Grafen und Herzoge, Norfolk, Montague, Warwik, Salisbury, Pembroke, Haſtings, Stafford und andere Edelleute ſo blind ſein konnten, einem ſo ehrſüchtigen Zweig, einem ſo blutdürſtigen Verräther anzuhangen. Er müßte ſich ihnen denn nicht wie auf der Bühne gezeigt haben. Kaum habe ich ein Schauſpiel geleſen, das mehr rührende Auftritte hat. Ich wußte oft nicht, welcher mich am meiſten rührte. Bald ſah ich einen lieben Helden fallen, bald den Tyrannen triumphiren und das Recht unterdrücken und bald darauf den Unterdrückten ſelbſt wieder zum Tyrannen werden. Ich dachte, Shakeſpeare habe Heinrich V. mit Gold überzogen, aber da ſich dieſer ſo natürlich in ſeiner

Schwäche zeigt, muß ich jenen für einen edlen Helden gelten laſſen. Was ſind doch Throne! Lieber ein Seifenſieder, ein Schuhflicker, als König mit einer ſolchen Seele ſein. O du armer Tropf! Welch eine rührende Scene, wo du York, deinen Feind, auf dem Thron ſehen mußt, von ihm das Königreich auf Lebenszeit erbitteſt und darüber all' deine Freunde verlierſt! Wie weh that's den redlichen alten Clifford durch's Schwert fallen zu ſehen, und wieder weh, den jungen Clifford Rache üben! O du biſt härter als Marmor, Clifford, daß du dich des Knaben Rutland nicht erbarmſt! Wie konnteſt du ſo grauſam ſein, die ſchöne Seele von ihrem zarten Körper zu trennen, da er dich doch ſo innig um ſein junges Leben bat? Du biſt härter als das härteſte.

Aber was übertrifft die Scene, wo York gefangen in den Händen Cliffords und der Königin? Zwar hat er etwas verdient, aber welche Spottreden muß er ſchlucken und mit dem Schnupftuch, roth von ſeines Sohnes Blut, die Thränen abwiſchen. O du Grete, Weib über alle Weiber! Welcher Prophet hat ſeine Iſabel ſo gezeichnet! Welcher hatte das Herz, eine Weiberzunge in dem Mund einer Königin ſo ſprechen zu laſſen? Edler Gloſter, du biſt gerächt! wenn dich auch nichts gerächt hätte als die Zunge dieſes Weibes. Du häßliches Ungeheuer! Du babyloniſche Hure! unſtät und flüchtig ſollt du ſein wie Cain. Ein Unhold mag dich gezeugt haben, und deine Mutter hat Menſchenblut gelüſtet, da du ihr unterm Herzen lagſt, und dich von einer Wölfin ſäugen laſſen.

Mordet immer ihr britiſchen Helden und bringt ein Ungeheuer nach dem andern auf den Thron! Ich will meine Bruſt hart machen, vor keinem mehr zu ſchmelzen. Der edle Gloſter, Rutland und dieſer Heinrich haben mein Herz geſtählt, ſo daß es für euch andre nichts mehr fühlt. Es mag dir, Warwik, Sommerſet und dir Margaretha noch ſo bunt ergeben, ſie mögen deinen Sohn an deiner Seite morden, dich ſchmälen und verſpotten, meinetwegen! Den Edward haß' ich und es wundert mich, wie ihm das Schickſal zweimal auf den Thron half. Von dem wollüſtigen Weibernarren mag's mit Recht heißen, was vordem ein Malcolm, ein Macbeth mit Unrecht von ſich ſagte. Der ſinnliche Narr ſchickt eine Geſandtſchaft nach Frankreich und läßt um die Prinzeſſin Bona anhalten. Während der Zeit fängt er eine Wittwe Grey auf und macht ſie zur Königin. Zwar mochte ſie beſſer als Margaretha ſein! — Gute Nacht, Edward! dein bucklichter Bruder wacht für dich.

24. Richard III.

Noch das grauſamſte und verhaßteſte Stück! Man wird es, ſo Gott will! auf keiner Bühne ſpielen und das Ungeheuer Richard gutartigen Menſchen vorführen. Dank dir, Ueberſetzer, daß du es nicht wie die anderen in Proſa geſchrieben, nicht in der mir ſonſt ſo rührenden lieben Schreibart, ſonſt hätten mich manche Scenen ſo angegriffen, daß ſie meiner Geſundheit nachtheilig geworden wären.

Du Bluthund, Richard! Kein Wunder, daß ſie dich immer Krummbuckel geheißen haben. Ich glaube, deine Seele war eben ſo krumm und bucklicht wie dein Körper, wo du nicht ſchon im Mutterleibe vom Teufel bezeichnet warſt. Oder zeigſt du nicht in allen deinen Reden Geſinnungen, die ſonſt nur dem Teufel zugeſchrieben werden? Nirgend graute dir, Unglückskind, vor einer That, wo du ſie nur mit Manier vollbringen konnteſt. Aber du mußteſt doch die für dich viel zu gute Welt ſcheuen, wiewohl du das mörderiſche Handwerk von deinem Meiſter vollkommen gelernt hatteſt. Du konnteſt mit kaltem Blute deine Brüder, Bruderskinder, Weib, Vettern und beſten Freunde morden. Und welch ein Meiſter im Heucheln! Da, zwiſchen zwei Prieſtern, in der Andacht, dich vom Volk zum König erbitten zu laſſen, ſo demüthig zu thun, ſo herzlich abzubitten, wo du dir den Weg zum Throne ſchon durch die greulichſten Morde gebahnt hatteſt!

O William, ich glaubte nicht, daß ein Menſch auf Erden ſei, der ein ſolches Ungeheuer mit ſolchen Zügen malen könne! daß man einen Nero, einen

Domitian ſo reden, ſolche Geſinnungen ſelbſt an den Tag geben laſſen könne! Und doch müſſen ſie eben ſo gedacht haben! Richard mag ein teufliſches Muſter aller Böſewichter ſein. König Edward war noch zehnmal mehr Menſch als dieſer angebrannte Richard! Welch ein rührender Auftritt, wo Clarence, Richards Bruder, in der Gefangenſchaft und ſein Bewacher, Brakenbury, erſcheinen und Clarence ſeine ſchreckbaren Träume erzählt! Wo die zwei Mörder kommen und mit einander wie mit ihrem Gewiſſen moraliſiren! Anders, treffender konnt' es nicht ſein, dergleichen Kerle müſſen ſo denken. Welch ein Herzſtoß! den edlen Clarence vor dem Tode zittern und endlich durchbohren zu ſehen! Hernach ſeine Gemahlin und ſeine Kinder über ſeinen Tod ſprechen und heulen zu hören! Davon muß das Herz wie Wachs ſchmelzen und danach ging es immer an's Morden! Wie bedauert man den guten Haſtings, der dem Teufel Richard erſt Erdbeeren aus ſeinem Garten holen ließ und dafür ſchnell ſeinen Kopf hergeben mußte! Ratcliff, Rivers, Vaughan, Gray wurden geſchlachtet. Buckingham war des Teufels vornehmſtes Werkzeug, damit der Tyrann König wurde; erhielt aber ſeinen Lohn gut: es ward ihm die Grafſchaft Hereford verſprochen und er mußte zuletzt ſeinen Kopf als Verräther hergeben. Wieder eine erbärmliche Scene, wie der Mörder Tyrrel die zwei zarten jungen Prinzen auf des Königs Befehl im Tower ermordet! O man möchte dieſe Bande Lotterbuben, ſammt ihrem Haupt, auf der Stelle in tauſend Stücke zerhauen und das Gehäck wilden Sauen vorwerfen! Genug von dieſem eingefleiſchten Teufel Richard! Es brauchte einen Mann, die Beſtie zu ſchildern. Noch auf dem Schlachtfelde erſcheinen Nachts die Geiſter aller Ermordeten Richard und ſeinem Gegenpart, dem edlen Richmond. Dieſem ſingen ſie Glück und Sieg, jenem Rache, Tod und Untergang. Es war gewiß natürlich, daß die Träume nicht ausbleiben konnten! Zuletzt wird man faſt böſe, daß Richard ſo gut von der Welt kommt. Margaretha und andere Weiber, Anna, Gray, kommen wieder auf's Theater, fluchen und ſchmälen nach der meiſten Weiber Art.

25. Heinrich VIII.

Wie froh bin ich, daß die hiſtoriſchen Schauſpiele zu Ende ſind; wünſcht' ich gleich mehrere zu leſen und dieſe wieder zu leſen.

Froh bin ich, weil ſie ſo viel traurige Wahrheiten enthalten und ich weiß, daß es Wahrheiten ſind. In grauſamen Trauerſpielſcenen kann ich doch immer denken, der Dichter habe es ſich nur ſo ausgedacht. Aber das iſt hier nicht der Fall, da mir alle gelehrten Männer, die die Geſchichte inne haben, ſagen, daß ihr

Shakeſpeare treu geblieben ſei. Die erſchrecklichen Ungerechtigkeiten greifen einem darum ſo viel mehr an's Herz und man erſtaunt über die göttliche Vorſehung, die ihnen die Wiedervergeltung auf dem Fuße folgen läßt. Die Geſchichte rechtfertigt auch den göttlichen Dichter, daß er in allen ſeinen eignen Erfindungen ſo geſchwind mit Rache iſt. So natürlich wie die Zeiten auf einander, müſſen Strafen auf Laſter folgen. Das könnte jeder Laſterbube, wenn er nicht beſtändig berauſcht wäre, an ſich ſelbſt bewährt finden.

In dieſem wohlausgearbeiteten Stück kommen beſonders vier Perſonen auf's Theater, die meine ganze Aufmerkſamkeit erregen. König Heinrich, ſeine Gemahlin Katharina, Herzog Buckingham und Kardinal Wolſey. Der König dünkt mich nach der Zeichnung ein Mann zu ſein, der wie die meiſten Menſchen eine gute wie eine ſchlimme Seite hat. Aber in ſeine Katharina bin ich mehr als in ſeine nachherige Anna (Bullen) verliebt. Buckinghams Charakter gefällt mir wohl, wenn er gleich ein ziemlich wilder, leichtgläubiger Edelmann ſcheint. Mit Unwillen hörte ich Wolſey's Neid ihn anklagen. Mit Wehmuth folgt' ich ihm in den Tower, vor Gericht und nach ſeiner, wie ich faſt glaube, unſchuldigen Hinrichtung.

Der vertrakte, ehrſüchtige, neidiſche Wolſey zog meinen ganzen Zorn auf ſich. Einen verſchmitzteren Pfaffen habe ich kaum angetroffen. Er trug an Bukkinghams Hinrichtung und Katharinens Verſtoßung die meiſte Schuld. Es that mir in der Seele wohl, ihn fallen zu ſehen und ihm all' ſeine Schuld unter die Freſſe ſagen zu hören: Kardinalſünde, ſcharlachne Sünde, und was die ihn haſſenden Lords immer auf ihn wußten. Wenn ich dort geweſen wäre, hätte ich meinen Theil auch redlich beigetragen. William, du gabſt dem Kerl ein viel zu gutes Ende und einen ſo ſtandhaften Muth! — — Ich kann's kaum glauben, daß ſein Geſtirn ſo gütig geweſen ſei wie du. Wenn ſolch ein Pfaffe kein Fegefeuer verdient, verdient es keiner. Der Königin bin ich in ihre Verbannung gefolgt und habe die guten Geiſter für ſie herbeigerufen. Sie hat das Fegefeuer ſchon paſſirt und kann in jener Welt ſchon lange Königin ſein, wenn die ſchöne Anna Bullen tief unter ihr ſteht. Es kommen auch noch bittere Religioſen auf's Tapet, die man haßt, und die einen redlichen Cranmer, dem der König beiſteht, fälſchlich anklagen.

Luſtiges gibt es nichts, als daß zuerſt von einer unbeſchreiblichen Pracht bei der Zuſammenkunft der engliſchen und franzöſiſchen Könige geſprochen wird und zuletzt bei der Taufhandlung Eliſabeths Thürſteher und Knechte auf drollige Art Prügel austheilen. Zum Beſchluß hält der Dichter dieſem Kinde eine ſchmeichleriſch prophetiſche Lobrede.

26. Coriolan.

Hier erſcheint mir das Genie des göttlichen Dichters ganz ausgeruht, im Mittagsglanze einer neuen Schönheit. Hier iſt er gar nicht mehr Britte, ſondern Römer, ein Held jener Zeit. Ich glaube, wenn er in Rom oder unter den Volskern gelebt, er hätte jene Sprache nicht beſſer geredet, jenen kriegeriſchen Charakter nicht beſſer getroffen. Welchen Heldenſtolz mit Menſchlichkeit vermiſcht hatte Coriolan, und ſelbſt Aufidius, der ihm faſt gleich kommt, obſchon Coriolan beſſer gezeichnet iſt. Welch ein launiger Charakter iſt Menenius! Dieſer iſt mir, meiner Treu', der Liebſte von allen. Wenn es in einem Weltalter je ſolche Köpfe gegeben hat, war es dort, und ich wünſchte wir hätten deren heute noch die halbe Welt voll. O William, hätteſt du dir dieſe flüſſige Zunge in der Folge doch nicht ſo vertrocknen und Brutus und Sicinius mehr das Maul halten laſſen. Dieſe Hundekerls, — doch nein, du haſt Recht! es hat von jeher ſolche Neidharte unter den Menſchen gehabt, und dieſe wollen ihr Maul freilich niemals halten, müſſen überall, in allen Geſellſchaften, in allen Winkeln beißen und bellen. Wenn du lebteſt, William, müßte mir dein Menenius noch zehn Akte durch raiſonniren. Doch du verſtehſt es wohl beſſer als ich und es würden dann gewiß Einige davonlaufen, das ewige Einerlei im Stich laſſen. Ich höre alle gern ſprechen, ſogar die neidiſchen Hunde haben ein ſchönes Gebell. Und wie ſtolz ſchwatzt deine Volumnia in einer Heldenſprache daher, daß ſie einen Helden geſäugt, einen vaterländiſchen Krieger erzogen hat! Heutzutage geht es anders her und die Weiber ſind ſtolz darauf, wenn ſie ein galantes Mutterſöhnchen, einen gelehrten, ſchwatzhaften Witznarren, einen verſchmitzten Kaufherrn oder ſo was abgeſäugt. Ich denke freilich, es iſt alles eitel, und ſolch ein Held iſt auch ein rauhes Ding.

27. Julius Cäſar.

Dies iſt mir unter den Trauerſpielen das liebſte ohne zwei; aber es ſollte nicht Julius Cäſar, ſondern Brutus, Markus Brutus heißen.

Cäſar kommt ja nur ein paarmal vor, und Brutus iſt durch das ganze Stück die Hauptperſon. Ich weiß das Stück auswendig wie das Vater Unſer. Ich dachte oft, warum müſſen wir hier die Mörder lieben und den Ermordeten nicht halb ſo ſehr bedauern als einen anderen Unglücklichen? Nein, ich bedauere dich doch, edler Cäſar, und denke, jene patriotiſchen Geſchichtſchreiber haben dich vernachläſſigt, ihr Patriotiſmus habe mit dem des Brutus in Verhältniß geſtanden. O Brutus! wenn du ein ſo ſeltner Mann warſt, als welcher du hier auftrittſt, wie konnten die Götter zugeben, daß du dich in blindem Eifer in ſo gefährliche Klippen verſtiegſt? Konnte dein edler umſichtiger Geiſt kein ander Mittel finden, Rom ohne König zu erhalten, als Cäſars Blut und Leben? War es denn im Rath der Götter beſchloſſen: Brutus, den edlen Brutus, der ſtolz auf ſeine edle Sache und redlichen Geſinnungen, ſtolz darauf, daß er ein Mann war, der ſich nichts vorzuwerfen hatte, ſoll ſeine eigne Gerechtigkeit fällen, auf die er trotzt? O Brutus, wärſt du mehr Zweifler geweſen, argwöhniſcher gegen deine biedere Bruſt, du hätteſt tiefer in den Rath der Götter geſchaut. Aber ſo war derſelbe deinen Augen verborgen! Es muß wahr bleiben: der Mann, der ſich auf ſein eigen Herz verläßt, iſt ein Narr. Die Klugheit der Welt muß zur Narrheit werden. Du mußteſt wie ein blinder Pfaffe Märtyrer machen und zuletzt ſelbſt einer werden. Wer kann in die Labyrinthe des menſchlichen Herzens oder in die Geheimniſſe des Himmels ſchauen! Ich will nicht grübeln. Vielleicht hat Cain auch gedacht, es ſei nicht gut, daß Abel die unbewohnte Erde mit ſeinen frohen Geſichtern bevölkere, und Caiphas mag desgleichen patriotiſche Geſinnungen gehabt haben, als er ſeinen Juden ſagte, es ſei gut, daß ein Menſch für das Volk ſterbe. Immerhin, mein Theil ſei nicht mit dieſen Blutſchuldnern!

Nein, Brutus, ſo wie du gezeichnet biſt, warſt du nicht neidiſch, nicht blutdürſtig, und doch iſt der Menſch von Natur ein fleiſchfreſſendes Thier! Eine Seele in die Hölle zu ſchicken für die zeitliche Freiheit tauſender von Seelen, dünkt dich ein Geringes, und du meinſt, wer hier ein redlicher Mann ſei, dem könne es nicht fehlen.

Getroſt, ihr Tockenburger! Wenn Brutus, der edle Brutus, den beſten größten Römer um des allgemeinen Wohls willen morden durfte, ſo durften eure Väter auch Rüdlinger und Keller als Verräther todtſchlagen, wenn ſie gewiß wußten, daß ſie ſolche waren. Und ich glaube, ihre Gewißheit ſei ſo ſtark geweſen, als die des Brutus, daß Cäſar ſie zu Sklaven machen werde. Sie haben es allerdings als aufgewiegelte Rebellen in dummer, rachſüchtiger Wuth gethan, hingegen Brutus konnte zugleich lieben und morden, ohne den geringſten Neid ſeinen Freund morden. Daß man ohne andere Abſicht, als weil man von ihm für das gemeine Weſen Böſes fürchtet, ſeinen Freund morden könne, glaube ich in Ewigkeit nicht. Gewiß, Brutus hatte Abſichten, und ſollten ſie keine anderen als die jenes Mordbrenners geweſen ſein, der den Tempel zu Epheſus in Brand ſteckte.

Ich liebe dich, Brutus, aber du hatteſt noch andere Abſichten, man zeichne dich wie man wolle und gebe ſich noch ſo viel Mühe, die geheimen Falten deiner Bruſt zu verſtecken. Hat Caſſius Brutus verführt? Doch dünkt mich Caſſius faſt eben ſo gut als Brutus. Freilich hat Caſſius einen Funken ſeines Neides in den hier namenloſen Zunder von Brutus Bruſt gelegt.

Der Dichter führt lauter ſeltene Menſchen auf, deren keinen man ſonderlich haſſen und die man vielmehr lieben muß. Was iſt ein Casca, ein Trebonius, ſelbſt Lucilius, Dardanius! und welch zärtliche Gattinnen ſind Calpurnia und Portia! Auch Antonius iſt man ſo herzlich gut wie ſeinem Bruder, wenn man nicht einen verdächtigen Blick in ſeinen Buſen thut.

Welch zierliche politiſche Rede hält Antonius auf ſeinem Rednerſtuhl bei Cäſars Leiche!

Aber Brutus, der ſeltene Brutus läßt kaum Zeit, einen andern zu bemerken! O Brutus! wie konnteſt du ſo argwöhniſch gegen Cäſar ſein und von dieſem gefährlichen Antonius ſo leichtgläubig gut denken? Du biſt der wunderbarſte Menſch von der Welt, der zärtlichſte Gatte, der mildeſte Herr, der herzlichſte Freund, der beſte Bürger, und doch, doch ein verrätheriſcher Meuchelmörder!

Dies Stück hat mir mehr Denkens gemacht als ich ſagen kann. Oft hat es mich, vielleicht ohne des Dichters Willen, in das Heiligthum Gottes geführt, und ich habe es mit Herzensluſt geleſen und wieder geleſen. Es ſoll mir Einer kommen, der ſolch einen Cäſar, Brutus, Caſſius und Antonius mache!

28. Antonius und Cleopatra.

Hier kommſt du mir wieder wacker in den Wurf, Antonius. Man hat mir ſchon im vorigen Stück einen Wink von deiner Gemüthsart gegeben; hier erſcheinſt du mit all deinen guten und böſen Theilen ganz zergliedert. Ich habe Mitleiden mit dir, armer Glücksball! Dich haben deine Leidenſchaften umhergewirbelt wie eine Windsbraut die Wellen des Meeres. Du warſt ein trefflicher Held, aber Helden ſollen ſich nicht in den Armen der Wolluſt einwiegen laſſen. Simſon war auch ein Held, aber hätteſt du gewußt, wie ſeine Delila mit ihm gehauſt, du wäreſt von deiner Cleopatra weit weggeblieben. Nein, das wäreſt du nicht. Dieſe Reize ſind zu ſtark für Leute, ſo geſtimmt wie du. Und wenn ſie zwanzigen die Augen ausſtechen ſähen und es böte ſich eine Cleopatra, eine Delila an, ſie ſprängen zu wie der Stier unter ſeine Schlächter. Doch deine Cleopatra war keine verrätheriſche Delila, ſondern eine getreue, allerliebſte Buhlerin. Hier zu ſiegen, braucht es Joſephs. In deinen nüchternen Stunden warſt du wohl klug genug, alles zu überſehen, und verlangteſt du von einem Boten zu hören, was das Gerücht von dir ſage. O, ſagteſt du weislich, wir bringen lauter Unkraut hervor, wenn uns keine Winde des Tadels durchwehen; und unſer Böſes ſagen, iſt eben ſo gut als uns umpflügen.

Und weiter, welche Wahrheiten! als er hörte, ſeine Fulvia ſei todt: In ihr verließ eine große Seele die Welt. Das hab' ich gewollt. Was wir mit Verachtung von uns ſtoßen, das wünſchen wir oft wieder in unſern Beſitz zurück. Das gegenwärtige Vergnügen wird durch beſtändige Wiederkehr das Gegentheil von ſich ſelbſt. Nun iſt ſie gut, nun ſie dahin iſt. Eben die Hand, die ſie zurückſtieß, möchte ſie wieder zurückziehen.

Man muß dieſem unglücklichen Liebespaar vom Anfang bis zum Ende folgen, wenn Antonius in ſein Schwert rennt und Cleopatra am Schlangenbiß entſchlummert, ohne daß man Zeit hat, auf die anderen zu achten. Oktavius Cäſar, Lepidus, Sextus Pompejus ſind ſchön gezeichnet, intereſſirten aber nicht ſonderlich. Enobarbus iſt ein luſtiger Vogel, Eros ein redlicher Freund, Alexas ein Schöps, Charmian und Iras auch luſtige, getreue Creaturen. Ein Weilchen erſcheint Oktavia, Cäſar's Schweſter, in reizender Geſtalt; aber ſie iſt nur ein Schatten gegen Cleopatra. O die Meiſterhand Shakeſpeares hat hier ein Paar geformt, daß man ihnen auch in jener Welt die Fortſetzung ihres Glückes wünſcht.

29. Timon von Athen.

Großer Genius, göttlicher Dichter! Du übertriffſt all deines Gleichen. Alle Dichter, alle Schriftſteller, Menſchenkenner und gelehrte Schwätzer müſſen vor dir verſtummen, alle Phyſiognomiker mit ihren läppiſchen Schlüſſen erblinden. Kein Härchen entgeht deinem durchdringenden Blick, nie wird man müde, deine Gemälde zu beſchauen, und bei jedem ſagt man: Das iſt das Schönſte! Unter Tauſenden wollt' ich deine Züge und, wenn ich blind wäre, deine Geſchöpfe unter Tauſenden am Ton erkennen. Tauſend Menſchenmacher machen ſolche, die nirgend unter der Sonne da ſind: mißgeborne, verſtümmelte, geblezte Creaturen, von zuſammengerafftem Stoffe. Du ahmſt der Natur nach und wer trifft ſie wie du! Wo iſt der Anatom, der ſo zergliedert und ſo weiß, in welchem Winkel die Krankheit ſteckt, jedes Fieber am rechten Orte findet und ihm den rechten Namen gibt? Unſterblicher William! Du haſt mir mehr geſagt, als alle Bücher der Welt mir ſagen konnten, du haſt mich in Geſellſchaft deiner Geſchöpfe geführt, wo ich mehr hörte als in allen Geſellſchaften der halben Welt. Deine Perſonen haben die zierlichſte Sprache, alle Ausdrücke von dir gelernt und reden doch der Natur gemäß, verfehlen ihres Standes und ihrer Lage nie. Du haſt mich böſe, zornig, ergrimmt, oft faſt raſend gemacht, du haſt meine Bruſt aufgeriſſen, in Mitleid ſchmelzen laſſen, haſt mich traurig, betrübt, melancholiſch gemacht und alles wieder geheilt. Du haſt mich ergötzt, luſtig und fröhlich geſtimmt, ſo daß mir tauſend Stunden wie der angenehmſte Traum verſchwanden. Du biſt mein Arzt. Wann Sorgen und Unmuth meinen Geiſt umhüllten, traf ich in deiner Geſellſchaft Leute an, die mir ſo treffend ans Herz redten und allen Gram wegpredigten, Leute, die den geheimſten Schmerz von der Bruſt wegſcherzten und mich geſund und muthig machten. Haſtig beſorgte ich meine Arbeit, dann flog ich wie ein Pfeil auf die Bühne, um auf die ruhevollſte Art den lehrreichſten Scenen zuzuſchauen. Halbe Nächte verſchwanden wie Minuten und kein Schlaf kam in meine Augen. Jakobs Dienſt um Rahel konnte nicht ſo geſchwind und anmuthiger vorbeifließen, als mir die Zeit bei deinen Spielen, wenn deren auch noch tauſende wären. Andere Schwätzer, die neu und gelehrt ſein wollten, ſchläferten mich ein. Das haſt du nie gethan, du immer munterer Geiſt, du läßt immer erwarten und betrügſt nie. Nie wird man müde, dich reden zu hören.

Hier bringſt du unter ſo vielen Wundergeſchöpfen die allerhervorragendſten aufs Theater. Man muß erſtaunen, ſolch einen Schwarm Schmeichler und Schmarotzfreunde beiſammen zu ſehen, erſtaunen ob einem Timon auf der höchſten Stufe der menſchenfreundlichen Wohlthätigkeit, der ſich wie ein Gott mit lauter geben beſchäftigt. Dann muß man erſtaunen, ſo natürlich es iſt, daß man dieſen Gott fallen, einen Gott in einen Teufel verwandelt ſieht und ihn die ganze Menſchheit verfluchen hört. O Timon, du vergaßeſt, daß du ein Menſch warſt, daß deine Schätze erſchöpflich ſind. Du vergaßeſt, daß deine Vergötterer, deine Anbeter Menſchen von einem trügeriſchen Geſchlechte ſind, die das Heucheln allzu gut gelernt haben. Hätteſt du dich, deine Schätze und all deine Nebengeſchöpfe beſſer kennen gelernt, ſo wärſt du nie zum Gott, aber auch in keinen Teufel verwandelt worden. Hätteſt du doch gewußt, daß dieſe niedrigen, freß- und habſüchtigen Geſchöpfe es dem lieben Gott nicht beſſer machen, daß ſie ihn anbeten, ihm vorheucheln, ſo lang er Korn, Moſt und Oel gibt, ihn aber verächtlich von ſich weiſen, ſobald ein dürftiger Abgeſandter in ſeinem Namen nur ein Kleines begehrt. O Timon! Das Lobgetön falſcher Freunde hat dich bezaubert, dein Ohr und all deine Sinne verrückt, du haſt dir eine ganz andere Welt, viel beſſere Menſchen vorgeſtellt, du haſt in deiner guten Meinung von den Menſchen die höchſte Stufe beſtiegen. Was Wunder, wenn du in dieſer Meinung tief herunter purzelſt? So gut man erſt von einem Menſchen denkt, ſo ſchlimm denkt man hernach, wenn man ſich betrogen findet, und des Gegentheils überzeugt wird. Bedauernswerther Timon! Mir geht kaum ein Schickſal ſo nahe wie deines, und doch hatteſt du gewiß Vorgänger genug und tauſend Nachfolger, die lieber mit dir in deine Höhle gingen als unter einen Schwarm Schmeichler, deren heuchleriſches Lobgetön alle Ohren verhert, mit einem König einen Thron beſtiegen! O hätteſt du deinem rauhen Freund Apemantus und deinen redlichen Hausmeiſter Flavius zum Vorbauungsmittel dein Ohr geliehen! Aber nun iſt deine Krankheit unheilbar, deine Raſerei auf's Höchſte geſtiegen. Alle Elemente mit ihren verderblichen Seuchen über die Menſchen zuſammen zu fluchen, iſt Linderung für den Brand deiner Bruſt.

Nun iſt deine Ruheſtätte nicht ſicher vor den tobenden Wellen. Wie wird dein Geiſt in den ungeſtümen Fluthen umherraſen und mit den Ungeheuern der See kämpfen, daß die Elemente zittern und beben! Dann wird dich ein Wetter mit Sturm, Donner und Blitzen durch die Luft führen und es dir Labung ſein, wenn es dir vergönnt iſt die Menſchen zu zerſchmettern. Aber die wirbelnden Stürme führen dich in die Fluth zurück. Die Götter verzeihen dir, edler Timon; du haſt nicht ohne Grund geflucht: Die ganze Schöpfung hat kein falſcheres tyranniſcheres Unthier als den Menſchen. Alle Elemente ſind zwar mit tödtlichen Waffen bereit, die Menſchen umzubringen. Wilde Beſtien zerreißen ſie in Stücken; aber dieſe tödten auf wohlthätige Art. Nur die Menſchen martern, nach Art der Teufel, langſam zu Tode; ihr verfluchtes Genie erſindet unerhörte peinliche Folterinſtrumente, ſo daß alle Elemente zu arm ſind, Stoff zu leihen, um nach ihren Erfindungen ſchmählich zu tödten. Wenig Beſtien tödten ihres Gleichen und freſſen ihr eignes Fleiſch. Der Menſch allein wüthet gegen ſeines Gleichen. Gegen kein Thier, gegen kein Ungeheuer iſt er ſo grauſam wie gegen ſein Geſchlecht. Ja, er dichtet noch ſelbſt dem Höchſten ſeine Grauſamkeiten an, welche er von dem hölliſchen Bluthund, dem Vater der Teufel gelernt hat. Dem beſten, liebreichſten Vater, der ſo wüthende Ungeheuer ſo lange unter ſeiner huldreichen Sonne duldet.

O ihr Dichter, dichtet ſolche Stücke, von denen der Erdboden wimmelt, zu denen er alle Tage nahen und fernen Stoff genug an die Hand gibt, um dieſem Geſchlecht ſeine Schande vorzuhalten.

30. Titus Andronikus.

Ein ungeheures, grauſames, teufliſches Stück. Wer die Menſchen, die neuen und alten Geſchichten nicht kennt, wird zu dem Dichter ſagen: du lügſt! Ich ſage das aber nicht, und weiß, daß es von jeher Menſchen gegeben hat, die dergleichen barbariſche Thaten zu verüben fähig waren. Nur das wüßte ich nicht zu ſagen, was für eine Klaſſe Menſchen dergleichen barbariſche Spiele mit Vergnügen anſehen könnten. Die beſten Zuſchauer müßten verjagt werden, wenn ein ganzer Trupp eingefleiſchter Teufel kommt, gleich Anfangs die Bühne mit Blut beſpritzt und in einem fort mordet, ſchändet und die abſcheulichſten Thaten verrichtet. Es kommen hier faſt gar keine guten Menſchen aufs Theater, und wenn ſie auch gut reden, handeln ſie konträr.

Baſſian, des Kaiſer Saturninus Bruder, und Livinia, Andronikus Tochter, ſind die einzigen, deren Schickſal mir zu Herzen ging. Aaron, ein Mohr, Sklave oder Bedienter, übertrifft alle die anderen ſchlechten Karaktere, als ein gräßliches Meiſterſtück. Ich denke, wer den Teufel ſelbſt von Perſon gekannt, hätte ihn nicht anders zeichnen können. Die meiſten Mord- und Schandthaten des Stücks waren Erfindungen ſeines teufliſchen Kopfes.

31. Troilus und Creſſida.

Es fehlt dieſem Stück zwar nicht an Schönheit, überall ſieht man des Dichters großen Geiſt: jedoch iſt es für unſer eines ein Bischen langweilig. Das griechiſche Lager vor Troja, voll griechiſcher Helden mit ihrer über- und unterirdiſchen Weisheit, ſo in einem Götterton, iſt nicht nach meinem Humor. Sie plaudern viel, aber handeln wenig. Therſites iſt die luſtigſte von allen Perſonen, obſchon er ein boshafter, ſchmähſüchtiger Flegel. Ohne ihn und

Pandarus, den Kuppler zwiſchen Troilus und Creſſida, wäre die Bühne ſehr trocken. Creſſida ſcheint ein gutes Mädchen, witzig genug, ſpröde zu thun, aber auch leicht genug, ſich bald zu ergeben. Den Trojanern bin ich allen günſtiger als den Griechen. Weiß nicht warum. Mich dünkt, ſie reden allgemeiner, nicht ſo ſchwulſtig als die Griechen. Die Hauptgeſchichte ſoll eine Belagerung von Troja wegen einer geraubten Helena ſein. Ein Hektor fordert einen Griechen zum Zweikampf. Seine Andromache und ſeine Schweſter Caſſandra wollen ihn abſolut nicht gehen laſſen; aber ſein Heldenmuth will nicht eher als mit ſeinem Tode befriedigt ſein. Ein Achill erlegt ihn. Troilus verlier ich zuletzt auf dem Schlachtfelde und Creſſidas wird nicht mehr gedacht. Hätte man mir ihr Schickſal geſagt, ſo würde ich Mitleid mit ihnen gehabt haben; ſo frage ich aber nicht viel nach Troilus und Creſſida. Dein Geiſt, lieber William, bläbete ſich in dieſem Stücke ſtark.

32. Cymbeline.

Dein Geiſt ſagt mir, großer Dichter, daß du zuweilen dein Pferd Genie geſpornt haſt, zuweilen gings von ſelbſt einen guten Trab; zuweilen galoppirt es ſo hitzig und feurig daher, daß man lieber wollte, es ginge ſanfter, damit man die Zeit fände, ſeine Geſtalt und ſeinen Gang zu beobachten. Hier haſt du mir wieder ein Stück an die Seele gemacht. Hier floß dein Geiſt wie eine ſanfte Quelle und fühlte er all das Schöne, Menſchliche der mittleren Sphäre; ſo anmuthig, rührend, beweglich iſt Cymbeline. Ich leſe die herrlichen Scenen, ſeien ſie Geſchichte, Roman oder was ſie wollen, mit Vergnügen und trinke ſie wie einen Labetrunk in die Seele hinein. Troilus und Creſſidas Liebe habe ich nur von weitem geſehen; aber Poſthumus und Imogens geht mir innig nah. Cymbeline wird von dem Dichter geſchont; doch ſieht man den Weibernarren deutlich genug vor ſich. Die Königin iſt ſo wacker gebrandmarkt, daß man die falſche boshafte Canaille mit der Peitſche eben ſo wacker abhabern möchte.

Die Einſiedelei, wo ſich Belarius, ein vor zwanzig Jahren verbannter Lord, mit ſeinen zwei geſtohlnen Königskindern aufhält, iſt reizend ſchön; aber hier iſt der Dichter ein Fürſtenſchmeichler geworden. Ei! daß doch Fürſtenkinder Extrablut haben ſollen, das ſich in der kalten Wüſte nicht verändert hätte! Cymbeline war mir auch der Rechte. Du hätteſt ihm eine andere Kappe aufſetzen müſſen, wie Heinrich V. Warum ſollte Kloten — doch nein! dieſen haſt du meiſterhaft gezeichnet. Solch ein Königin-Söhnchen, einen ſo vornehmen ochſenmäßigen Flegel haſt du nicht ſchöner malen können und man wird luſtig darüber, daß Guiderius ihm den Kopf abhackt, den er per

Spaß die Chemie hinunterſchickt. Solche Köpfe nützen nicht viel auf ihren Rümpfen und wenn ſie hundert Jahr drauf ſtehen.

33. König Lear.

Dies iſt mir eines der allerſchönſten Stücke. Es ſetzte alle meine Lebensgeiſter in Bewegung. Ich las und konnte nicht aufhören, und wenn ich auch wüßte, daß es eine Fabel wäre, könnt' ich mich doch nicht erwehren an jeder Scene theilzunehmen. Ich war ganz in jenen Zeiten, in allen Gegenden. Ich verfolgte die heuchleriſchen Hexen Goneril und Regan und zupfte den eigenliebigen, leichtgläubigen Lear aus allen Kräften gleich Anfangs beim Aermel. Ich begleitete mit tauſend Segenswünſchen die gute Cordelia und den ehrlichen Kent, ich folgte dem Teufel Edmund mit Flüchen auf dem Fuße und möchte ſeinem redlichen Vater und Bruder ſeine Bruſt enthüllen, ihn über Berge und Hügel laut als einen teufliſchen Verräther ausrufen. Ich lief mit dem edlen Edgar in der Irre umher und verlor ihn im Gebüſch; ich fand den armſeligen Lear und ſeinen Narren in Sturm und Wetter. Auch der gute Kent ſtieß zu uns. Wir fanden dich, armer Edgar, in einem elenden Schopfe wieder. Der arme Thoms friert! Wer konnte mich in der Stube in ſo gräßliches Sturm- und Donnerwetter verwickeln, wer kann ſo die Sprache eines Ungeheuers oder Kobolds reden als du, großer

Shakeſpear? O ihr aufgeklärten Zeiten, die ihr die Sprache verfeinert, alle Künſte aufs Höchſte gebracht, und ſo viel hochfliegende Geiſter zeugt! Warum zeugt ihr keinen Shakeſpear mehr? Warum ſo langweilige Schwätzer, die halbe Tage von einem gelben oder braunen Haar, von einer bogigen Naſe ſchwätzen, die ganze Bogen von dem Hauch eines Fürſten füllen und in ganzen Ländern nichts als die Meinung eines andern von einem Holzapfel zergliedern! Schreibt doch lieber, wie man Flöhe und Wanzen vertilge und den Schneevogel ſtumm mache!

Gloſter, dein Schickſal geht mir am nächſten von allen. Konnteſt du nicht wie Arthur um deine Augen wimmern? O dieſer Kornwall ließe ſich nicht wie Hubert erweichen. Aber ich hab dem Hiebe des redlichen Dieners einen wackern Nachdruck gegeben, ſo daß er ſich verbluten mußte. Armer Gloſter, du haſt's erfahren was es iſt, ein paar Augen zu verlieren, ſich einen boshaften Teufel, den man noch ſo gut bewirthen wollte, aufs Geſicht ſtampfen zu laſſen! Erſt nachdem du dein Geſicht verloren haſt, ſiehſt du, blinder Mann, ſiehſt wie du betrogen wurdeſt, daß dein Sohn Edgar edel und dein Edmund ein unnatürlicher Böſewicht ſei. Immer noch ein Glück für dich, daß du wieder deinem Edgar in die Hände fielſt! Welch eine Scene, wo er dich auf eine Höhe führt, und einen fürchterlichen Abgrund, eine ſchauderhafte Tiefe beſchreibt, in die du ſo gern hinabſprängeſt.

Kein Wunder, du armer Elender, bemeiſtert ſich ja unſer die Ungeduld, wenn wir nur Zahnweh haben! Aber auf dieſe Art in der Welt zu leben! Dem denkt man nicht nach. Eines Augenpaars auf dieſe Art beraubt zu werden, deren Löcher noch ſchmerzen, ſo ſtockfinſter in der mit ſolchen Tyrannen erfüllten Welt, die uns ſtündlich ein Aergeres drohen, herum zu irren, da muß uns wohl die gräßlichſte Tiefe ein ſanftes Bett dünken.

34. Romeo und Julie.

Dies iſt gewiß ein treffliches, aber doch immer nur ein Spiel. Die zwei Liebenden kommen mir ſo ſtätig und melancholiſch, ſo finſter und eigenſinnig vor, daß mir ihr Schickſal nicht ſonderlich nahe geht. Julie hat Romeo kaum geſehen, ſo ſagt ſie ſchon, das Grab ſei ihr Brautbett, wenn dieſer Menſch verheirathet, und Romeo, der vorher ſo ſterblich verliebt war, ſchwärmt nun ſo unbedacht hitzig daher wie ein Wahnwitziger, ich hätte bald geſagt, wie ein Narr! Juſt zwei ſolcher Geſchöpfe braucht es zum Selbſtmord.

Die Perſonen ſind ſonſt trefflich charakteriſirt; doch reden die meiſten ſo ſchwül und feurig, hoch und ſchwärmeriſch, wenn ſie gleich die kaltblütigſten Kerls ſind.

Nur die Bedienten reden ihre ungekünſtelte Sprache. Juliens Wärterin iſt vortrefflich gezeichnet. Mir iſt, ich höre all die Plaudertaſchen vor mir. Wahrhaftig, ich war oft genug in derlei Dudelſäcke verliebt, die ſo in Einem Athem losſchwätzen, der Kreuz und Quer ſpringen und jede alte Narrheit zu einem Heiligthume machen.

Merkutio gefällt mir am beſten von allen. Das iſt ein aufgeräumter Humor, der den allerſchwermüthigſten Stockfiſch heilen könnte. Den Pater Lorenzo höre ich gern ſo von Morgen und Abend und anderen natürlichen Sachen dahermoraliſiren. Aber der ſtürmiſche Junge Romeo will den guten Pater nie zu Worte kommen laſſen. Er ſchreit immer über Hals und Kopf von Tod und Hölle, will von Anfang her alleweil mit Gewalt ſterben und Julie redet die nämliche Sprache. Ich wär müde geworden, guter Pater, einen ſo ſtarrköpfigen Heuler zurecht zu weiſen.

Der alte Kapulet iſt ein choleriſcher Grobian.

Daß doch die Ungeduld nie harren kann! Aber darum iſt ja auch ein ſolcher Ausgang ihr Loos.

35. Hamlet.

Hamlet, du König unter allen Spielen, du Kern aller Werke, die je ein großer Dichter machen konnte, du Edelſtein in der Krone, du Zierde aller Bühnen, du Herz im Herzen! Ich habe keine Worte, um auszudrücken, wie ſehr du mein Liebling biſt. Ich werde nicht ruhen, bis du wenigſtens meinen armſeligen Bücherſchrank zierſt. Du nützeſt mir mehr als tauſend Habermann und zehn tauſend Wetterglocken, mehr als alle Schmolken und Zollikofer, machſt mich wirkſamer und thätiger als alle Bogazkiſchen Sporen.

Hamlet, du biſt mir, was ich will, durch dich ſehe ich deinem Meiſter ins Innerſte. Komm, großer William, hier will ich mit dir ins Allerheiligſte eindringen. Stoße mich nicht zurück. Beſorge nichts, ich will nichts ausſchwätzen, dir nur wie dein Hündchen hintennachſchleichen. Du haſt noch nichts deutſch herausgeſagt; aber ich errathe dich. Vielleicht konnteſt du dich nicht deutlicher erklären. Recht! Ich auch nicht. Schweige nur, ich will auch ſchweigen: Die Geheimniſſe vom Innern des Tempels wollen wir bei uns behalten. Halt, du gehſt zu weit, Fantaſei! Wenn ich nur das Einlenken verſtünde.

Ich wollte hier den Hauptinhalt des Trauerſpiels in kurze Züge zuſammenfaſſen. Aber, es wäre himmelſchad. Ich würde den ganzen Bau jämmerlich verhunzen. Ich will lieber frei wie eine Hummel auf einer buntgeſchmückten blumenreichen Flur darauf herumflattern, mich voll Entzücken auf jede Blume ſetzen und Labung ſaugen.

Da finde ich in dieſem Leben all die innigſte herrlichſte Anmuth: Leidenſchaften, zärtliche, wehmüthige Handlungen, überzuckerte Sünden, alles durcheinander gewebt und ſo zierlich wie ein fürſtliches Schloß gebaut, das Gefängniſſe, Roßſtälle und auch goldene Zimmer hat. Der reizendſte Irrgarten, wo es die ſchönſten Blumen neben ſtolzen Stinkroſen und überguldeten Sodomsäpfeln hat. Bald hat man wonnige begeiſternde Träume, bald ſchmilzt man in liebevoller Wehmuth zu Boden, ein heiliger Feuereifer ſtrengt uns wieder empor, dann kommt ein ſanftes eliſäiſches Sauſen mit feuchten Dünſten und webt alles zuſammen in ein neubelebendes Element, aus dem man keinen Ausgang wünſcht. Die Handlungen ſind ſo mannichfalt, der Stoff ſo auserleſen, daß tauſend Romeo ſich davor verbergen. Hier geht alles ſo ſacht und ordentlich ſeinen Weg wie die ganze Natur. Vorher kann man's nicht errathen und nachher ſagt man: Das hab ich wohl gedacht, oder, ich hätt' es doch errathen ſollen. Da gibt es Soldaten auf ihren Poſten, die in der einſamen Nacht ſo brüderlich Gedanken wechſeln und gerade ſo denken wie einer der in der mausſtillen Mitternacht denkt, wann alle Schönheiten des Himmels ſo ruhig und majeſtätiſch ob unſeren Köpfen hinſchweben. Die heilige Stille, ein ſanftes Schwirren um uns her, das dumpfe Getöſe immerfortrollender Bäche und dann der ſchwarze Flor, das all die Geiſter ſo belebende Todesbild! Kein Wunder, wenn Geiſter ſich in ſolche

Nächte verliehen! Kein Wunder, Hamlet, daß deines Vaters Geiſt dieſe holden Schatten auserwählt, um dir aus jener Welt Bericht zu ſagen! Doch ich will nichts von Geiſtern bis dies Gehäuß zerfällt. Dann, dann, o dann, all ihr Schaaren guter Geiſter nehmt meinen nackten Geiſt in eure Geſellſchaft auf!

Hamlet, Hamlet, o dein Grilliſiren und Fantaſiren über Gegenwart und Zukunft, Leben und Tod, Schlafen und Träumen und all die räthſelhaften Dinge macht einen ſo voll Gedanken, nicht unruhig, nein, ſanft träumend, dir in der anmuthigſten Sphäre nachſpürend. Und dein Wahnwitz! Nein, man ſollte glauben, die anderen, nicht du ſeien wahnwitzig; Polonius, Roſenkranz, Güldenſtern, Oſrick ſind es. Dein Leſen da und deine Antwort: Ha, der ſatiriſche Bube ſchreibt: alte Männer haben graue Bärte!

Opheliens Scenen ſind höchſt rührend, ihre wahnſinnigen Liederchen ſo ſanft eindringend, Mark und Bein mit Wehmuth füllend. Wenn die Königin Gertrud auch ſonſt nichts Gutes gethan, hat ſie ihren Tod doch ſo herzdurchdringend beſchrieben. Aber alles übertrifft die Scene, wie die Todtengräber Opheliens Grab machen. Gewiß, der Dichter hat dieſe Scene auf einem Kirchhof erfunden! Ich weiß, wie einem da die Gedanken im Kopf herumwirbeln, wenn das Todtengebrumm der Glocken durch die Ohren fährt und das Klaggeheul der Weiber, all die Trauerfeierlichkeiten ſo eindringen. Ja, ja, da hat man Gedanken, die man ſonſt ſelten denkt.

Ich möchte dies Stück auf der Bühne ſpielen ſehen. Und doch dünkt's mich, man müſſe es verderben, es könne nicht ſo lebhaft vorgeſtellt werden, als man es ſich vorſtellt, wenn man es lieſt.

36. Othello.

Du biſt zwar nicht ſo ſchwarz wie Aaron, ſchwarzer Henker! aber denn doch ſchwarz genug, um von einem ſchlauen Teufel verführt zu werden. Der Dichter hat dich erſt viel zu gut gezeichnet, allzuviel Rühmens von dir gemacht, als daß man das Geſpenſt je hinter dir ſuchen ſollte, und läßt dann zuletzt auf einmal dich Ungeheuer los. Es wird einem ſchwindlich zuzuſehen, wie eine ganze Schaar gutmüthiger Menſchen den feinen Teufel Jago zu ihrem Rathgeber macht, wie gottlos unverſchämt er ſie hinter einander hetzt, und wie ſie in der letzten Noth noch ihre Zuflucht zu dem Böſewicht nehmen, der ihnen Troſt zuſpricht und doch faſt allen den Hals bricht! Der Feuerdrache Jago allein regiert das Spiel, in dem die anderen alle wie ſchwatzhafte alberne Kinder daſtehn.

Wie es auf das äußerſte kommt, muß ſich Desdemona wie ein Kalb, das zittert und ſchlottert, aber kein Wort ſagt, an die Schlachtbank ſtellen. Muß einem nicht das Herz klopfen, wenn man den wüthenden Mohren ſein ſchuldloſes Lämmchen zu Bett ſchicken ſieht und ſein Vorhaben kennt? Wenn man ihr in ihr Schlafzimmer folgt, ihre ängſtlichen Ahndungen, ihre Worte, Gebete und Geberden ſieht und hört? möchte einem das Herz nicht zerſpringen, wenn man den Tieger zur Thür hereinkommen und den ſchlafenden Engel küſſen ſieht? Und das alles ginge noch hin, wenn der Mohr in ſeiner Wuth zuführe. Aber er muß noch ſo lange zaudern, man muß ihn noch dem Engel den Tod ankündigen, ſie wimmern, beben und bitten hören: Nur bis morgen! tödte mich morgen! nur noch eine halbe Stunde, nur noch ein Gebet laß mich thun! — Es iſt zu ſpät! ſagt er.

O das geht über alle Faſſung hinaus!

Schluß.

Nun, mein geliebter theurer William, hab' ich all deine Werke durchgegangen, in denen ich dich als einen Liebling des Himmels und großen Hofmann des größten Königs verehre. Ja, ich zähle dich, ohne Abgötterei, unter meine Heiligen! Ich beneide dich nicht darum, daß der Himmel dich ſo beſonderer Gnade würdigte. Du haſt der Welt deine Gaben mitgetheilt. Wenn die grobe Welt deine Arbeiten verſtünde, ſo müſſteſt du mehr Nutzen ſchaffen als Millionen ſchwätzhafter Theologen mit all ihrem Kram. Aber ſie verſteht ſie nicht!

Ich verehre deine Gemälde. Sie ſollen in meinem Zimmer und überall vor meinen Augen hangen. Ich habe immer Stoff zu denken, meinen Gang zwiſchen allen Klippen hindurch zu richten, die ich vor meinen Augen ſehe.

Ich habe oft weniger geſchrieben als ich hätte ſchreiben mögen, weil ich gegen meine Gedanken mißtrauiſch war und nicht Mißtrauen gegen mich erregen mochte. Man verzeihe mir, wenn ich das Schönſte oder Beſte verfehlt habe. Ich gebe mich für keinen Kenner des Schönen aus, wenn ich doch gleichwie ein anderer freier Weltbürger meinem eignen Geſchmack werde folgen dürfen. Ich bin nicht ſo dumm, daß ich dieſen Geſchmack für delikat und gut halte; wenn ich ihn aber auch dafür hielte, hätte ich dieſe Thorheit doch mit anderen, — großen Weltbürgern gemein.

Berichtigung.

In der Aufeinanderfolge der Seitenzahlen iſt durch ein Verſehen des Setzers ein Sprung von 160 auf 165 gemacht worden. Um nicht einen zweiten Sprung zurück zu machen, iſt mit der falſchen Paginirung fortgefahren worden.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.